image
not
available

Digitized by Google

Digitized by Google

7° Per. 7 fk 120.

Didaskalia

Digitized by Google

<36621190990015

<36621190990015

Bayer. Staatsbibliothek S

Digitized by Google

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Herausgegeben
von
J. L. Heller.

BIBLIOTECA REGIA MONACENSIS

Zwanzigster Jahrgang.
Januar — Juni 1842.

Frankfurt am Main,
Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß der Didaskalia.

Januar bis Ende Juni 1842.

Gedichte.

Prolog 5.
Spanien 7.
Das Vaterland 9.
Kreislauf 10.
Beim Champagner 12.
Toast 13.
Der Renegat 15.
Meine Wünsche 16.
Trinklied 18.
Toaste 19.
Die Rückkehr ins Vaterland 23.
Gruß an die Heimath 26.
Räthsel 30.
Das neue Haus auf dem Feldberg 32.
Die Wittwe Hernan-Gonzales 51.
Mädchen und Frau 54.
Zum Gutenbergs-Denkmal 55.
Die Tafelrunde 58.
Deutschland vor und nach der Völkerschlacht 60.
Eisenbahn-Lied 68.
Gruß an Ferd. Freiligrath 73.
An die Frühlingssonne 79.
Auf dem Rhein 82.
Franz Liszt 86.
Der Staatsmann 90.
Richard Löwenherz auf dem Trifels 98.
Der erste Strohhut 100.
Die Klosterruine zu Seebach 102.
Sonett an Teutonia 102.
Sickingens Würfel 105.
Die Schuhe 107.
Was ist die Liebe 111.
Luftschlösser 113.
Der Kritiker 117.
Trinkers Apologie 118.
Scherzhafte Epistel an Professor Grün 126.
Mit einer Gabe für das unglückliche Hamburg 130.
An Hamburg 131.
Hamburg 132.
Bundeslied 138.
Lied der Deutschen in Paris 143.
Doppelte Rechtsbegründung 149.
Hamburgs Dank 150.
Was gibt's Neues 154.
Nur Lieder 166.
Trinklied 172.

Erzählungen.

Das Kreuz auf dem Anstand 1—14.
Donna Luisa 18—45.
Wie es Euch gefällt 49—53.
Das unsichtbare Mädchen 54—57.
Die Waise von San Lucar 58—97.
Abenteuer und Mißgeschicke eines Schneiders 99—103.
Peter der Grausame 104—115.
Die Rache 116—121.
Cabrera 122—160.
Die Himmelspringer 161.
Das nächtliche Ungeheuer 163—167.
Theodor's Beruf 167—176.

Vermischte Aufsätze.

Die Christnacht in Altengland 1.
Einige Worte über die Aufgabe der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft 2—4.
Die Spätherbst-Deputation 3.
J. H. von Dannecker 5.
Ein Pariser Prozeß 6.
Ein Neujahrswunsch 6.
Mittheilungen über die im Local der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft zu haltenden öffentlichen naturgeschichtlichen Vorlesungen 7.
Schreckbilder der Pariser 8.
Belgische Frauen 10—12.
Geschichtliche Erinnerungen 13.
Ueber die Fortschritte des Ackerbaues in Europa 14—18.
Der wissenschaftliche Verein in Berlin 15.
Die Ermordung Wilhelms von Oranien 16. 17.
Concert zum Besten der Mozartstiftung in Frankfurt a. M. 17.
Industrielle Fragen 19.
Ein Wartthurm auf dem Feldberg 20. 147.
Humane Bestrebungen des Gewerbvereins in Mainz 20.
Neue Aufklärung über Göthe's Friederike 21. 22.
Freiherr von Manteuffel 21.
Ein Wirthschaftsgebäude auf dem Feldberg 22. 24.
Hamburg 23.
Der Prinz von Capua und seine Ansprüche 24.
Ein altes Regiment 24.
Die zweite Belagerung Saragossas 25. 26.
Erinnerungen aus der Kindheit 26.
Historisches Gemälde von Carl Trost 26.
Pfälzische Zustände 27—32.
Konzertmeister Heinrich Anton Hoffmann 27.
Das Sprachenfest der Propaganda 28.
Friderike Brion 29.
Ueber das projectirte Wirthschaftsgebäude auf dem Feldberge 29. 30.
Ein Charakterzug von Friedrich Wilhelm III., König von Preußen 31.
Herr Cullmann und das Rochus-Hospital zu Mainz 31. 32.
Ein merkwürdiges Duell 32.
Picklesea über Deutschland 33—37.
Der Düsseldorfer Kunstverein 35.
Noch ein Wort über Göthe's Friederike 37.
Marschall Brune und die Wäscherin, seine Frau 38. 39.
Karneval in Mainz 40—43.
Rede, gehalten bei der Versammlung der Taunusfreunde 40.
Das Haus des Cervantes 41.
Aus dem Leben der Kaiserin Josephine 43—46.
Das Konzert in der Landstadt 46—48.
Zwei Nächte auf dem Feldberg im Winter 1828 47. 51.
Anzeige einer musikalischen Akademie 47.
Besteigung des Feldbergs im Februar 1842 47.
Stiftungsfest des Frankfurter Orpheus 51.
Göthe's Trennung von Friederiken 52.
Die Kunst in Amerika 53.
Schiller in Amerika 54.
Ein Sonnenaufgang auf dem Feldberg 54.
F. Lachner und der Chevalier von St. Georges 55.
Auch ein Wort über Gutenberg und Göthe 55.
Franz Liszt in Berlin 56.
Victor Hugo's Reisewerk 56.
Köln und die Rheinstädte 57.

Digitized by Google

Eigentlicher Ursprung des Papiergeldes 57.
Ein Brief Zschokke's ꝛc. 57.
Deutschland seit zehn Jahren 58. 59.
Noch ein Wort in Monument-Angelegenheiten 59.
Assisengericht in Mainz 59. 60. 165. 166.
Gefängniß-Literatur 61.
Ueber Georg Rapp und die Harmoniten zu Economy in Pennsylvanien 62—67.
Maskalisch-dramatische Akademie im Saale des Weidenbusches 63.
Festmahl zu Ehren des Malers Rustige 64.
Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste ꝛc. Ueber Vorträge 65.
Merkwürdiger Fall einer Aushungerung 66.
Ueber die Preisaufgabe von dem rheinischen Kunstvereine für die Historienmaler 68—71.
Erörterung der Frage: Kann und wie kann dem Duelle oder Zweikampf in civilisirten Staaten gründlich und dauerhaft vorgebeugt werden? 72.
Herrn Dr. Thomas Vorlesungen betr. 72.
Gedanken eines Dreißigers 73.
Arndt über das Turnwesen 74—77.
Der Dom und der Dombau zu Köln 78. 79. 87. 88. 155.
Ansicht über die Taunusbahn 79.
Das Stabat mater von Rossini 80. 85.
Feuerungs-Hülfskasse für Israeliten 80.
Mohammed II. erobert Konstantinopel 83—93.
Konzert des Flötisten Friebe aus Breslau 84.
Erklärung 84.
Gallerie berühmter Tonkünstler von Lully bis Cherubini 86. 87.
Musik in Frankfurt a. M. 89.
Blumen- und Pflanzenausstellung in Frankfurt 90.
Die Sage der Pfalz 94.
Das Sklavenschiff 95.
Die Frankfurter Blumenausstellung 95.
Französische Deputirtenschaft 96.
Bericht an den Verwaltungsrath der Taunus-Eisenbahn-Gesellschaft 96. 97.
Aufforderung zu freiwilligen Beiträgen für die Erbauung eines Hauses auf dem Feldberg 96.
Das Torfschiff von Breda 98. 99.
Ueber Volksschulwesen in England 98.
Die Ehre 100.
Ueber die Beaufsichtigung der Leihbibliotheken 101.
Eine Audienz bei Sr. päbstl. Heiligkeit 102.
Nekrolog. Joh. Anton André zu Offenbach 103.
Frankfurt. Beitrag der Aachner- und Münchner Feuer-Versicherungs-Gesellschaft zur Wittwen- und Waisenkasse hiesiger Volksschullehrer 103.
Boz (Dickens) 104.
Aphorismen über Welt und Menschen 105.
Wanderung durch das Arve- und Chamounythal und Besteigung des Col de Balme und des großen St. Bernhard 106—112.
Gefängniß-Literatur 108. 109.
Frankfurter Oper 108.
Das Soolen-Baad zu Wimpfen am Neckar 112. 113.
Ueber die öffentlichen Prüfungen der hiesigen Volks- und Mittelschulen 113.
Mission des Herrn Altaras aus Marseille in Algerien 114.
Ueber die Verbreitung der Deutschen im russ. Reiche 114.
Die Frohnleichnams-Prozession auf Chiemsee 115.
Bescheidener Edelsinn 116.
Römische Alterthümer zu Mainz 116.
Bilder aus der Moldau 117. 178.
Die nächtlichen Feuer an dem Brunhildisstein und das projectirte Haus auf dem Feldberge 118.
Die Ermordung des Dr. Forbes 119.
Marschall Moncey 119.
Atlantische Dampfschifffahrt 120.
Götz von Berlichingen 120. 121.
Ein Salto mortale 121. 122.
Marschall Moncey 122.
Die Unannehmlichkeiten der Berühmtheit 123—125.
Die Lesevereine in Deutschland 123.
Schiffbruch der Oceana 126.
Die Walhalla 127.
Geschichte des Frankfurter Waisenhauses 128—132.
Eine Begegnung 130.
Benares 133.
Hamburg 133.
Nachträgliche Berichte über Hamburgs Feuersbrunst 134.
Fernere Nachrichten über das Unglück auf der Versailler Eisenbahn 134.
Hamburgs zerstörte Kirchen 135.
Zum Andenken an Arnold von Mieg 135. 137.
Dr. Siebenpfeifer 136.
Der große Brand in London 137.
Die neueste Ausstellung des rheinischen Kunstvereins 138.
Dumont d'Urville 139.
Eisenbahn bis zur belgischen Gränze 140.
Die deutschen Städte 142.
Hamburgs Schreckenstage 142—144.
Soden 143.
Die Stunden der Andacht und Zschokke's Selbstschau 145.
Erklärung des Herrn Hassel 145.
Die deutsche Oper in Paris 146.
Das niederrheinische Musikfest 146.
Das Sängerfest vom Zürichsee 146.
Das Gymnasie Castelli 146.
Wanderungen durch die Brandruinen Hamburgs 147.
Erdbeben und Brand von Lissabon 148. 149.
Ein Roman im wirklichen Leben 150.
Herr von Rochow 150. 151.
Der Mörder auf hoher See 152.
Eine merkwürdige Vergiftungsprocedur 152. 153.
Physiognomien deutscher in Paris lebender Klaviervirtuosen und Tondichter 153.
Jubelfeier 153.
Ein merkwürdiges Ehebindniß 155.
Lady Henriette Auffeland 156.
Die Mineralbrunnen und Heilquellen am Taunus 157. 161. 167.
Victor Hugo in Frankfurt a. M. 158—160.
Treue Liebe 162.
Auflösung eines linguistischen Räthsels 162.
Zustand der Musik in Italien 163.
Schelling in Berlin 164.
Das Tabakschnupfen 167.
Das siebente Gebot im Koffer 168.
Frankfurter Bazar für Hamburgs Nothleidende 168.
An die Wetterauer Sängerbünde 169.
Madrid 170. 171.
Mozart's Sonaten für Pianoforte allein und zu vier Händen 170.
Adresse der engl. und deutschen israel. Gemeinde der Stadt Klingston auf Jamaica 171.
Die Insel Hayti 172. 173.
Vom Taunus 172.
Vom Rhein im April 173.
Die erste Vorstellung eines neuen Stückes 174.
Ein Vertheidiger Deutschlands in Manchester 174.
Die Raucher und die Schnupfer 175.
Das vereinigte norddeutsche Liederfest in Preuß. Minden 176.
Das Grab der Lady Stanhope 177.
Anfrage aus Mainz bezüglich eines Fremdenblattes 178.
Guido und Ginevra 178.

Correspondenz aus

Darmstadt 3. 34. 44. 60. 78. 81. 82. 94. 101. 110. 114. 118. 120. 128. 130. 135. 137. 140. 142. 145. 150. 151. 156. 157. 159. 164. 170.
Düsseldorf 5. 11. 37. 108. 118. 167.
Kassel 6. 37. 38. 40. 41—45. 67. 124. 153. 163. 166.
Mainz 6. 8. 10. 13. 14. 16. 18. 19. 24. 25. 27. 29. 31. 34. 38. 39. 67. 75. 80. 81. 84. 90. 91. 94. 95. 96. 100. 101. 104. 105. 110. 111. 116. 117. 119. 121. 126. 131. 135. 137. 138. 141. 142. 145. 148. 150. 158. 159. 162. 165. 167. 175. 178.
Bingen 6. 28. 161.
Oberdiebach 7.
dem Amte Langenschwalbach 8.
Hamburg 9. 15. 19. 25. 26. 35. 39. 45. 47. 48. 52. 58. 69. 74. 91. 104. 106. 127. 138. 139. 148. 158. 159. 173. 178.
Kastell 9 63. 73. 161.
Langenschwalbach 10.
London 14. 112. 138.
Vom Rhein 13. 21. 73. 105. 107. 137. 157.
Vom Wupperthal 14.
Weimar 16. 39. 53. 70. 83. 102. 114. 137. 148. 167. 169.
dem Großherzogthum Hessen 17. 30. 56. 156. 166.
Bibrich 22. 24.
Speyer 22.
Gießen 24. 46. 130.
Vom Taunus 27. 41. 164.
München 27. 85. 89. 145.
Offenbach 28. 67. 76. 125. 136. 138.
Ussingen 30. 62. 77. 137.
Neustadt a. d. H. 33.
Schweinfurt 36. 53.
dem Kreise Worms 38.
Friedberg 40. 174.
Würzburg 43.
Brüssel 45. 49.
der Provinz Rheinhessen 50. 70. 139.

Digitized by Google

Wiesbaden 54. 69. 77. 105. 169. 176.
Oberhessen 68.
Jena 69. 101.
Meiningen 73.
Vom Main 74
Rheinbayern 76.
Marburg 78. 132. 147. 151.
Heidelberg 79. 136.
Köln 80. 103. 128. 135. 137.
Breslau 90.
Herzogthum Nassau 91.
Berlin 99. 127. 159.
Paris 100.
Gernsheim 102. 125.
Mannheim 107.
Worms 119. 146. 176.
Amenau 120.
Bornheim 126.
Fulda 135. 140. 153. 160.
der Pfalz 136.
dem Moselthale 137.
Bern 139. 170. 173.
Lüttich 139.
Dresden 140.
Rudolstadt 140.
Butzbach 144.
dem Murthale 144.
Weilburg 146.
Erbach am Neckar 152.
Preußen 152.
Alzei 154. 170.
Bockenheim 154.
Dürkheim a. d. H. 155.
Königswinter 156.
Rheingau 156.
Vom Neckar 158.
dem Kreise Biedenkopf 160.
Stuttgart 173.
Rheinhessen 178.

Bunte Blätter.

82.

Literatur.

Die Nothwendigkeit einer Reform der Kirche 10.
Der Main von seinem Ursprung bis zur Mündung 22.
Stunden christlicher Andacht 64.
Pierre's Universal-Lexikon 71.
Ueber die Bildung der Humanität 75.
Die Schule und das Leben 115.
Deutsche Liederhalle 118.
Bibliothek für moderne Politik und Staatswissenschaft 122
Legislative Fragen, betreffend die Juden im preuß. Staate 124.
Cäcilie 129.
Atlas in 28 Blättern, nach den Werken von Berghaus ꝛc. 144.
Fahrten und Wanderungen in Castilien ꝛc. 162.
Galileo Galilei 169.

Frankfurter Theater, Concerte.

1. 2. 9. 12. 21. 23. 33. 42. 48. 49. 61. 65. 66. 75. 83. 99. 115. 121. 131. 144. 149. 142. 163. 164

Mannichfaltigkeiten

durch fast alle Nummern gehend.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

No. 1. Samstag den 1. Januar 1842.

Das Kreuz auf dem Anstand.

Von Elias Berthet. (Aus dem Musée français 1841.)

Zweite Abtheilung.

III.

Mehrere Wochen waren schon seit der Ankunft des Barons von Mérignac auf der Domaine verstrichen, und noch verkündete nichts, daß er die Familie Rupert bald verlassen werde. Das abstoßende stolze Benehmen, von dem der Waldschütze einen Beweis erhalten, war gänzlich verschwunden; ja es schien, als habe es sich der Fremde zur Aufgabe gemacht, sich die Neigung aller Hausgenossen zu erwerben, indem er Jedem nur das sagte, was er gerne hörte, nachsichtig gegen ihre Unwissenheit war, sich zuvorkommend, fein und einschmeichelnd zeigte, Vorurtheile des Kastengeistes, die ihnen hätten anstößig seyn können, geschickt bei Seite ließ, und stets gewandt über solche Gegenstände hinwegglitt, die Verstimmungen zwischen ihnen hätten herbeiführen können. Er unterhielt sich erfahren, verständig mit dem Greis; aufmerksam und voll Achtung mit der alten Mutter; herzlich und zwanglos mit dem Capitain, höflich und dienstfertig mit dem jungen Mädchen; es war unmöglich, mehr Eigenschaften in einer einzigen Person vereinigt zu wünschen, um so vielen Leuten zu gefallen. Der Baron hatte daher sein Vorhaben, sich bei der ganzen Familie beliebt zu machen, welcher er schon bereits zum Bedürfniß geworden war, vollkommen erlangt. Jeden Tag wollte er abreisen, oder that wenigstens dergleichen, allein jeden Tag errangen die Bitten seiner neuen Freunde eine erneute Zusage, seinen Aufenthalt auf der Domaine um einige Zeit zu verlängern.

Bald war es jedoch nicht schwer, zu bemerken, daß der Baron seinerseits auch einen mächtigen Beweggrund hatte, zu bleiben. Mademoiselle Rupert hatte einen lebhaften Eindruck auf ihn gemacht. Zuweilen verließ er Octavio während des Jagens, gerade wenn auf den Hasen getrieben werden sollte, nur um zu ihr zurückzukehren; um oberflächliche Fragen dieses Kindes zu beantworten, schien er Momente lang Fragen des Greises oder Erzählungen der armen Blinden zu überhören. Eine solche fortwährende Reihenfolge zarter Aufmerksamkeiten und Galanterien von Seiten eines schönen Cavaliers, der geschaffen schien, um in der Welt zu glänzen, ohne Zweifel Vermögen besaß, und dessen vornehmer Name, wenn er damals auch nicht in Ansehen stand, dennoch keinen unbedeutenden geheimen Reiz für eine Plebejerin hatte, war ganz dazu geschaffen, die Eitelkeit eines jungen Landmädchens zu erwecken. Die kleine Person schien auch ganz stolz auf die Auszeichnungen, die ihr der Baron zu Theil werden ließ, und verhehlte in ihrer gewöhnlichen Einfachheit und Unschuld eben so wenig ihren Eltern, wie ihrem Bruder, in welchem Grade sie solche Huldigungen beglückten; sie, für welche das Wort Liebe keine andere Bedeutung hatte, als das Wort Heirath, und in deren reine jungfräuliche Seele der Gedanke eines Hindernisses, eines Rückhalts oder eines Vergehens keinen Eingang fand.

Der hellsehende Blick Herrn Ruperts bemerkte aber nicht nur von Anfang an die Mühe, die sich der Ausgewanderte gab, um seine Tochter zu erobern, sondern auch die zarte Erwiederung, die ihm von dem naiven Kinde zu Theil ward; was aber seltsam bei einem Manne von so vieler Erfahrung erscheint, ist das, daß er in dieser gegenseitigen Neigung beider jungen Leute nichts erblickte, was seine väterliche Sorge rege machte. Herr Rupert war einer jener vertrauensvollen Männer, welche, nachdem sie als Zuschauer, ja selbst zuweilen auch als handelnde Personen dem revolutionären Umsturz angewohnt hatten, zu Anfang dieses Jahrhunderts aufrichtig an die Unmöglichkeit einer Reaktion, noch einer Auferstehung gewisser verpönter hingeopferter Dinge jemals glaubten. Die Auszeichnung des Adels schien ihm, ohne Hoffnung auf Wiederkehr, dahin; deswegen wähnte er, seine Tochter sey, weil er Maire seiner Gemeinde, ein einflußreicher Mann in der Provinz heiße, der sein Kind gut erzogen habe, das auch Reichthum besitze, eines ehemals vornehmen Mannes würdig, seine jetzige Stellung, oder seine persönlichen glänzenden Eigenschaften möchten seyn, welche sie wollten. Eine Verbindung zwischen Caroline und dem Baron von Mérignac schien ihm daher nicht so unpassend, daß er genöthigt gewesen wäre, mit seiner Autorität dazwischen zu treten; er begnügte sich, stillschweigend die Fortschritte einer Leidenschaft zu beobachten, die bis jetzt die Gränzen des Anstandes nicht überschritten hatte, und die gute Meinung, die er von seinem Gaste hegte, ließ ihn vermuthen, bald Eröffnungen von ihm zu erhalten, nach welchen es immer Zeit seyn würde, eine Partie zu ergreifen.

Doch zu derselben Epoche, als das Oberhaupt der Familie in dieser Weise stillschweigend eine unschuldige Verbindung duldete, hatte sich eine andere, nicht dazu berufene Person unterzogen, die Schritte des Barons von Mérignac zu bewachen.

Digitized by Google

So sehr sich auch das Benehmen und die Sprache des Edelmanns verändert hatten, so konnte der Waldschütze, als ein aufrichtiger Anhänger der Familie Rupert, deren Genosse er beinahe genannt werden konnte, nicht umhin, unbegränzten Argwohn zu schöpfen, den zu ergründen er sich gelobt hatte, ohne Jemand etwas davon zu sagen. Ueberdies waren auch die geheimen Beweggründe, die er hatte, sich über die eigentliche Stellung des Fremden in's Reine zu setzen, ohne Zweifel noch immer vorhanden. Er wandte daher auch jede List an, ein Geheimniß zu entdecken, das man ihm zu verbergen schien. Den andern Morgen, nachdem der Baron auf der Domaine angekommen war, hatte er durch einen eigenen Boten einen Brief in die benachbarte Stadt geschickt, der an Jemand von seiner Dienerschaft übergeben werden mußte. Guichard fragte hierüber den Bauern, der beauftragt gewesen, jenen Brief wegzutragen; dieser wußte jedoch nichts zu sagen, als daß die Aufschrift desselben, die nichts als den Vornamen enthalten, an einen Fremden gerichtet gewesen, der ihm als ein vertrauter Diener erschienen sey. Guichard untersuchte die Adresse des Briefs, welchen der Mann aus der Stadt dem Emigranten mit dessen Effekten geschickt hatte, dieser war überschrieben: an den Baron von Mérignac. Alles schien daher einfach und natürlich.

Nun begann aber die Anwendung eines geheimen Polizei-Systems, das nur ein Mann von so festem Willen auszuführen fähig war. Der Waldschütze prägte alle Erkundigungen, die er über den Baron von Mérignac einzuziehen vermochte, sorgfältig seinem Gedächtnisse ein. Der Ausgewanderte schrieb keinen Brief, erhielt keine Antwort, deren Aufschrift Guichard nicht untersucht, und deren Ueberbringer er nicht ausgefragt hätte. Selbst den Gast der Familie Rupert suchte er auszuholen, und ließ keine Gelegenheit entschlüpfen, ihn einen Augenblick zu sehen.

War mit dem Capitain eine Jagd verabredet, so konnte der Baron gewiß seyn, auf dreißig Schritte vom Hause entfernt den Waldschützen zu finden, der darauf beharrte, sie in die wildreichsten Orte der Umgegend zu führen; reichte Mérignac Carolinen den Arm, und blieb einige Schritte mit ihr zurück, indeß die ganze Familie in der Allee spazieren ging, so war er gewiß, wenn er den Kopf umdrehte, Guichard zu erblicken, der scheinbar einen Baum betrachtete, den der Wind oder Holzdiebe beschädigt hatten. Eine derartige Inquisition mußte den Waldschützen nothwendig zur Kenntniß der Wahrheit führen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Christnacht in Altengland.

Die Zeit von Christnacht bis zum heiligen Dreikönigsabend war den alten Engländern die Zeit der Freude und der Freiheit, woran sogar die Gespenster und Kobolde ihren Antheil nahmen. Wenn die Christnacht anbrach, wandten sich die Hausbewohner aus Stadt und Dorf von der kirchlichen Andacht zur häuslichen Freudenfeier. Große Lichter wurden angezündet und ein ungeheurer Holzkloben (christmas-block) mit dem aufgesparten Reste des vorjährigen unter Musik und Jubel in Brand gesteckt, anzudeuten das Licht der Welt, das an diesem Abend entsprungen sey. Dann wurden Kuchen verabreicht, welche die Form des Christkinds trugen, und mit Bändern gezierte Krüge mit gewürztem Bier. Alle Fenster der Kirchen und Wohnhäuser waren im Innern sowohl als äußerlich mit Epheu, Lorbeer und Immergrün bekleidet, was sich häufig auch auf die Dörfer erstreckte. Vom folgenden Morgen an sangen die Chorschüler 12 Tage hindurch in allen Gassen geistliche Lieder (die sogenannten christmas- oder pious carols, die nicht mit den convivial carols, welche man zu eben dieser Zeit bei den Gastmählern sang, verwechselt werden dürfen), denn diese 12 Tage waren die Tage höchster Gastlichkeit, worin Ritter und Stadtbewohner mit einander wetteiferten. Als Hauptgericht auf der Tafel des Landmanns erschien am ersten Weihnachtstage der Eberskopf, der in Procession, unter Trompetenklang herumgetragen ward. Auf dieses Hauptgericht folgten dann eine Anzahl anderer Gerichte, die nach strenger Nationalsitte zubereitet waren. Nicht minder reichlich war der Tisch des Pächters besetzt, wie wir aus einer, von Natanael Drake mitgetheilten Liste ersehen können. Besagte Liste erheischt für das Fest: „Gutes Getränk, ein lustiges Kaminfeuer, Hals und Nacken vom Eber, Pudding und Sauce und Senf dazu, Ochsenbraten, Kalbfleisch, Gänse, Kapaunen, Truthühner, Käse, Aepfel u. s. w., und dies alles gewürzt mit lustigen Trinkliedern." Mit einem Worte, wer es vermochte, bot Alles auf, um in der unwirthlichen Jahreszeit sich und seinen guten Freunden ein Gütliches zu thun und auch der Armuth eine Freude zu bereiten. Nach dem Essen reihte man sich um das Kamin und erzählte sich alte Sagen und Gespenstergeschichten, oder man tanzte frisch nach den Tönen herumstreifender Musikanten, auch fanden allerhand possirliche Verkleidungen statt, welche mit unverwüstlichem harmlosem Gelächter endigten. Fremde Gaukler und Taschenspieler sprachen ungehindert an dem Orte der lauten Fröhlichkit ein und ergötzten die Zuschauer durch ihre kühnen Luftsprünge. So vergingen, zwischen harmlos überschwängliche Lust und Andachtsgefühl getheilt, die 12 letzten und ersten Tage des Jahres, welche nicht blos in dem Leben des einzelnen Vorvaters vom „heiteren Albion", sondern in der Geschichte dieses gemüthlichen Landes selbst die entsprechendste Episode bilden.

Mannichfaltigkeiten.

Wir machen Gesangsfreunde auf vier neue allerliebste Lieder von Wilh. Speier aufmerksam, denn sie sind melodienreich, einfach, voll innerem Gehalt, und können in Bezug auf Umfang leicht vorgetragen werden. Nur erfordern sie Gemüth, und wer dies nicht besitzt, mag diese beiden Hefte bei Seite legen. Das erste enthält „der Liebeskampf" (E dur) und „der Liebesfrieden" (F dur) und es herrscht zwischen beiden eine geistige Verwandtschaft. Sie werden dadurch besonders interessant, daß der Text erst nach der Musik gedichtet wurde, also umgekehrt. Hr. Dr. Heinrich Weismann hat da ein gelungenes Kunststück gemacht. Das 2. Heft enthält: „die sieben Schwestern" von Ludwig Wihl und „Winter-Phantasie" von Felix Bamberg. Vielleicht ist das erste (F moll), was originelle Auffassung betrifft, Speiers gelungenstes Lied. Da ist Poesie und tragischer Schwung. Die oft besungene Loreley ist auch hier die Heldin des Gedichts. Die „Winter-Phantasie", ab-

Digitized by Google

wechselnd in G moll und Es dur, haucht unglückliche Liebe. Das Gedicht hat ein Klopstock'sches Metrum, und dem armen Liebhaber mag es übel ergangen seyn. Wer gerne schwärmt, kann es hier mit wenig Stimmenaufwand thun. Die Composition ist ganz ohne Schwulst, und ihre Melodie sehr edel. Es sind nur kleine Lieder, aber jedes erschöpft seinen Gegenstand, und darum sind sie in unserer lieder- und sängerreichen Zeit bestens zu empfehlen. Das erste Heft erschien bei André in Offenbach, das zweite bei Schott in Mainz, wohl ausgestattet und korrekt. C. G.

(Grätz, 9. Dez.) Ueber die Anwendung des Elektromagnetismus als Triebkraft hielt bei der donnerstägigen Versammlung der Mitglieder des Inner-Oestern. Industrie-Vereins am 3. d. M. Hr Prof. Schrötter einen Vortrag, worin derselbe im Gegensatze zu den sanguinischen Hoffnungen, die ein großer Theil des Publikums nach dem bisher Bekanntgewordenen gegenwärtig von dieser Erfindung hegen dürfte, — die Schwierigkeiten auseinander setzte, welche der praktischen Ausführung von Rotations-Apparaten solcher Größe, wie sie für Lokomotive und zur Fortbewegung bedeutender Lasten erforderlich sind, sich in den Weg legen, wobei nämlich nächst der nothwendigen Anwendung großer und schwerer Elektromotoren und dem bedeutenden Consum an Zink und Säuren, sich noch andere, bis jetzt nicht überwältigte Uebelstände, wie z. B. jene der secundären Strömung, wodurch die Bewegkraft zum Theil wieder aufgehoben wird u. s w., als wesentliche Hindernisse zeigten, welche zu besiegen allem Anscheine nach kaum gelingen dürfte. Dagegen redet Hr. Prof. Schrötter der Anwendung des Elektromagnetismus als Druckkraft, und zwar in jenem Fall das Wort, wo nach dem, die größte Aufmerksamkeit verdienenden Vorschlage des genialen Prof. Weber aus Göttingen, von derselben bei Lokomotiv-Rädern an gewöhnlichen Eisenbahnen Gebrauch gemacht werden könne, indem man nämlich mittelst elektro-magnetisch gemachter Räder, welche auf die Bahn eine bedeutende Anziehungskraft ausüben, und daher wegen des auf diese Weise sehr vermehrten Druckes die Reibung so zu vergrößern im Stande sey, daß die Fortbewegung der Lokomotive auch über bergaufwärts führende Eisenbahnstrecken dadurch möglich zu machen wäre, was für die Anlage der Eisenbahnen durch gebirgige Gegenden von der höchsten Wichtigkeit seyn dürfte.

Das eidgenössische Freischießen pro 1842, diesmal in Chur, verspricht ein großartiges Fest zu werden. Man hofft, mit Hülfe der Ehrengaben, den Plan auf 40,000 Schw. Franken zu bringen und hat, in Erwartung zahlreicher Gäste, bereits 120 Zuber des besten Landweins eingekauft. Eben so steht dasselbe in Unterhandlung mit zwei Musikcorps, der Regimentsmusik in Bregenz und der Musikgesellschaft in Rorschach. Als Ehrengabe gibt die Stadt Chur 1200 Franken.

(Pesth.) In der schönen Gasse ist ein Skandal ausgeübt worden. An den äußern Wänden des Hauses, wo Herr von Kossuth wohnt, fand man oft Schimpfworte und Pasquills gegen denselben aufgeschrieben; man konnte sie des Morgens nicht zeitlich genug verwischen, ohne daß sie die Vorübergehenden lasen. Der Bediente des Hrn. v. Kossuth und der Hausmeister stellten sich auf die Lauer, um den Schreiber zu attaquiren. Der Hausmeister glaubte gegründeten Verdacht auf Jemand zu haben, der im Hause wohnte, und zwei Abende in der Woche immer später als sonst nach Hause kam, an welchen Abenden die Schreibereien geschahen. Dieser Verdacht hatte um so mehr Grund, da derselbe der Expeditor der Zeitschrift Nemzeti Ujság, Hr. H. ist. Als der Verdächtige am 4. Dezember spät Abends nach Hause kam, und vor dem Thor, einige sagen, eines menschlichen Bedürfnisses halber, verweilte; andere, um zu schreiben, fielen die Beiden über ihn her, er stürzte zu Boden, und theils vom Falle, theils durch die Schläge erhielt er mehrere Kopfwunden, und ist in Gefahr. — Ich hätte sehr gewünscht, daß der Name des von Humanität und Philantropie so sehr beseelten Redakteurs des Pesti Hirlap auch nicht im entferntesten bei dieser Affaire betheiligt wäre. Nach den Details, mit welchen der Pesti Hirlap diesen Vorfall erzählt, und wonach der Thäter auf der That ertappt worden seyn soll, und erst dann, als er entlaufen wollte, geschlagen wurde, und bei'm Fallen sich das Gesicht und die Stirne zerschlug — zu urtheilen, scheint der Redakteur dieses Blattes hiebei gänzlich aus dem Spiele zu seyn; denn, obschon seit längerer Zeit die Wände des Hauses, in welchem Hr. v. Kossuth wohnt, mit skandalösen Aufschriften, z. B.: der Redakteur des Pesti Hirlap soll aufgehängt werden ꝛc., besudelt waren, und obschon die Eigenthümerin dieses Hauses anonyme Drohbriefe erhielt, daß ihr Haus niedergerissen und nicht ein Stein auf dem andern bleiben solle, so hat Hr. v. Kossuth doch, seine Person betreffend, hievon keine Notiz genommen, und ungeachtet er im selben Hause mit dem Thäter wohnt, so wußte Hr. v. Kossuth doch nichts von seiner Existenz. Uebrigens verspricht Hr. v. Kossuth, das Resultat der gerichtlichen Erhebungen in seinem Blatte mitzutheilen.

(Schwarzburg-Sondershausen.) Bei einer Untersuchung des Finanzzustandes der Stadtgemeinde Sondershausen ergab sich, daß die „Besoldeten" und die „Partikuliers" zu den Gemeindelasten, mit Ausnahme des Vicinalbaues, nichts beitrugen, wenn sie keine Grundstücke in der Stadt und Gemarkung besitzen. Dem ist nun durch eine Verordnung vom 1. Juni d. J. abgeholfen.

Der hochw. Hr. Erzbischof von München-Freising hat dem Mutterhause der armen Schulschwestern zu München die Summe von 12,000 fl. als Dotationsbeitrag zugewendet.

(Hanau.) Die Société des Naufragés hat dem Thorschreiber Becker hierselbst, welcher am 8. August d. J. ein Kind rettete, die silberne Ehren-Medaille zuerkannt, welche Hr. E. E. Hoffmann, Ehren-Präsident dieser Gesellschaft für Deutschland, dem Hrn. Ober-Bürgermeister von Hanau, mit einer auf Pergament ausgefertigten Urkunde übersandt hat und von letzterem auf dem Rathhause Hrn. Becker zugleich mit der ihm vom Stadtrathe bewilligten Prämie von 50 Fl. und einem während der Versammlung eingegangenen Ehrenkranz mit der Aufschrift: „Dem Hanauer Bürger Hrn. Becker die Frauen seiner Vaterstadt", übergeben worden ist. (H. Z.)

Manchmal möchte ich doch auch geigen können. Der große Geiger Ole Bull lebt ganz still in seinem Vaterland Norwegen auf seinem Gute; nur neulich machte er einen Ausflug nach der Stadt Bergen, gab ein Conzert und ergeigte der

Digitized by Google

Kleinkinderschule in Einem Abend glücklich 500 Speciesthaler, dann setzte er sich wieder in Ruhe. (Dorfz.)

Der König von Preußen (sagt die Dorfzeitung) hatte die Reise nach London zur Gevatterschaft schon einmal abgelehnt; da ihm aber die Königin Victoria eigenhändig schrieb, es sey schon Alles zum Kindtaufsschmaus bereit, so sagte er zu. — Den Franzosen ist die Gevatterschaft und besonders die Reise gar nicht recht und sie suchen darin politische und namentlich kirchliche Absichten, — als ob's nicht genug wäre, daß man einen recht braven Mann zum Pathen für sein Kind haben will. Bekanntlich bindet jeder Pathe ein Neuntel seiner Gaben ein, und darum hat die Königin Recht.

Die russischen Pelzhändler sind außer sich; Niemand kauft Handschuhe und Pelzkappen, geschweige einen Pelz. In Petersburg ist's so mild wie im Frühling; die Newa wird nicht von Schlittschuhläufern, sondern von Böten befahren.

Wenn in der nächsten Sylvesternacht Schlag 12 Uhr ein großer Schlag geschieht, so braucht der Leser nicht zu erschrekken; es sind sämmtliche braunschweigische und lippische Schlagbäume, die, wie die Zeitungen melden, da fallen sollen, weil Braunschweig und Lippe um 12 Uhr in den Zollverein übergehen.

Frankfurter Theater.

Fidelio, Oper von Beethoven.

Die am 29. Dez. v. J. stattgehabte Aufführung der genannten Oper hatte ein zahlreiches Auditorium von Kennern und Verehrern der Tonkunst versammelt und da sie eine gelungene war, so wurde ihnen ein sehr genußreicher Abend bereitet. In der Oper Fidelio, welche mit Recht als eins der ersten Meisterwerke der dramatischen Composition gepriesen wird, findet sich Alles vereinigt, was erforderlich ist, um ein edles Kunstgebilde zu gestalten und zu vollenden. Dichter und Tonsetzer stehen würdig neben einander. Jener entfaltet uns eine Handlung, deren Motive in edler Einfachheit und Natur, in sittlicher Größe und in seelenvoller Wahrheit gehalten sind und die warm und eindringlich zu jedem Herzen sprechen. Während so viele, namentlich der neuern Operntexte auf leichtfertige Unterhaltung, auf unnatürliche Verhältnisse oder auf Frivolitäten berechnet sind, treten uns hier ächt humane Interessen und hohe Ideale von Tugend und Sittlichkeit entgegen. Eine Gattin, die ihrem unglücklichen und im Gefängniß schmachtenden Gemahl mit treuer Ergebenheit und herzinniger Liebe jedes Opfer bringt, die ihm folgt in Noth und Gefahr, die ihm als rettender Engel zur Seite steht, ist hier die Heldin, und was sie Edles will und erstrebt, das findet im Gemüthe aller guten Menschen seinen Anklang In Leonoren (Fidelio) feiert die bis zum Tode treu ergebene Liebe ihren schönsten Triumph. Neben ihr erblicken wir einen solcher Ergebenheit würdigen Gatten, den in der Nacht seines Kerkers der Glaube an die ihm verwandte Seele und die Hoffnung auf die ewigen Sterne der Liebe aufrecht erhalten, dem ein feindliches Geschick Alles geraubt hat, nur nicht das Vertrauen und die fromme Ergebenheit. In dem Gouverneur Pizarro, welcher den schönen Seelenfrieden der beiden Gatten feindlich gestört hat, tritt uns das Leben mit seinen Stürmen und mit seiner rauhen Wirklichkeit erschütternd entgegen; wir erzittern und erbangen und nehmen innigen Antheil an den uns theuer gewordenen, vom Schicksal Verfolgten. Nach allen Stürmen siegt die Liebe und ihre Sonne tritt in ungetrübtem Glanze wieder hervor. Ein Bild ruhiger und besonnener Mannskraft und Klarheit, erfreut uns die Gestalt des Rocco, welche uns in milden Farben entgegen tritt; kindlich-unbefangen und gemüthlich begrüßt uns seiner Tochter (Marzelline) freundliche Erscheinung. Auch die Personen des Jacquino und des Don Fernando sind in ansprechenden und wohlthuenden Umrissen so behandelt, daß sie unserer Theilnahme nahe stehen und sich dem Ganzen zur gehörigen Abrundung anschließen. Diese auf die reinsten Prinzipien der Natur gestützten Charaktere sind die Träger einer einfach-großen, aber rührenden und durchaus poetisch gehaltenen Handlung, die weder blendet, noch überrascht, aber durch ihre Wahrheit auf jedes fühlende Herz mächtig wirkt.

Auf solchen Grundlagen hat der geniale Beethoven das wundervolle Gebäude einer Composition erbaut, deren Würdigung eine lange Abhandlung erfordern würde. Das Edle und Schöne der Dichtung wird hier durch den Zauber der Musik verklärt und die beiden Schwestern Melodie und Harmonie gehen Hand in Hand. Allen Empfindungen der Seele hat Beethoven eine Sprache geliehen, von der weichen, elegischen Klage des Herzens bis zum stürmischen Ausbruch der Leidenschaft, von der wehmüthigen Sehnsucht der Liebe bis zum Schrei der Verzweiflung, von der stillen Trauer des gebeugten Herzens bis zum Jubelruf des wieder aufgerichteten, ja von den dunklen Tiefen bis zu den lichten Höhen hat er alle Pfade durchwandelt und uns an allen Dornen des Schmerzes, wie an allen Rosen der Freude vorüber geführt und er, der Günstling der Musen, spendet uns seine reichen Gaben mit geweihter Hand. Da ist nichts Gemeines, nichts auf unedlen Effekt Berechnetes, nichts der Musen und Grazien Unwürdiges. Wir wandern durch eine mondbeglänzte Sommernacht und wann wir uns dem Ziele unseres Weges nahen, wann Mond und Sterne untergehen, steigt im Osten die Sonne strahlend empor. Dies ist der Totaleindruck dieser herrlichen Tonschöpfung.

(Schluß folgt.)

Literatur.

Napoleons-Album, herausgegeben von Dr. Eduard Brinckmeier, mit Illustrationen nach H. Vernet u. A. Braunschweig 1842, Verlag von Oehme und Müller.

Unter den vielen Werken, die in neuerer Zeit in fast allen lebenden Sprachen über den großen Todten erschienen, möchte vorliegendes einen nicht unwürdigen Platz einnehmen; denn wenn es wahr ist, daß nur die Poesie dem hehren Strahlenkranze, welcher das Andenken großer Männer umgibt, erst die rechte Weihe geben kann, so ist die Begeisterung der Dichter aller Nationen eine sichere Bürgschaft der Größe Napoleon's. Wir finden in diesem Album eine chronologische Zusammenstellung aller werthvollen Dichtungen, die über den Helden des Krieges erschienen, und wir erkennen, unter Andern, Dichternamen, denen die Nationen jetzt schon den Lorbeer der Poesie zuerkannten, wie Zedlitz, Gaudy, Heine, Rückert, Freiligrath, Platen ꝛc. — Das erste, wahrhaft prächtig ausgestattete Heftchen dieses Werkes liegt vor uns; es umfaßt das Jahr 1772 bis 1798 und enthält viele sehr gediegene Poesieen voll Begeisterung und tiefen Gefühls. Als besonders gediegen heben wir hervor: Den Abschied, von Edgar Quinet, — Brienne, von Gaudy — Napoleon, von Silesius — Auf dem Schlachtfelde, von Heine — Die Revolution, von Brinckmeier — Bonaparte's Dachkammer, von Großkreutz — Vor Kairo, von Wilh. Wagner — Das Schlummerlied, von Dr. E. Zimdorfer, bereits in dessen »Dichtungen« (Frankfurt, bei Küchler 1841) abgedruckt — Die Dattel, von Drobisch und andere sehr werthvolle Dichtungen. Schöne Lithographieen zieren das freundliche Werkchen, das wir allen Liebhabern der Poesie empfehlen können. ††

Theater-Anzeige.

Samstag, 1. Jan. Prolog, von Wilh. Wagner, mit Darstellung von vier lebenden Bildern, gesprochen von Mad. Frühauf. Hierauf folgt (neu einstudirt): Die Unvermählte, Schauspiel in 4 Abth., von Kotzebue.

Redakteur: J. L. Heller. Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 2. Sonntag, den 2. Januar 1842.

Das Kreuz auf dem Anstand.

Von Elisa Berthet. (Aus dem Musée français 1841.)

(Fortsetzung.)

Ungefähr zwanzig Tage nach der Ankunft des Barons auf der Domaine war der Capitain schon mit Sonnenaufgang weggeritten, um sich in die Stadt zu verfügen, wohin ihn ein wichtiges Geschäft rief; Herr Rupert war ausgegangen, mit dem Stock in der Hand, um seinen gewöhnlichen Gang durch seine Besitzungen zu machen, und die Arbeiter durch seine Gegenwart anzufeuern, und der Baron daher mit den Damen allein zu Hause geblieben.

Das Wetter war schön, und deswegen wurde das Frühstück in den Garten, unter eine Sommerlaube von Reben, gebracht, deren dichter Schatten Schutz gegen die Hitze der Mittagssonne verhieß. Ueberdieß erhielt man hier den erfrischenden, duftenden Luftzug vom benachbarten See her, der sich hinter seiner Weißdorn-Hecke, die als Umzäunung diente, bis zum Horizont hin erstreckte. Der Garten selbst war ganz mit Bäumen bepflanzt, zwischen denen die reinste Luft fächelte, und in deren Zweigen einige Kohlmeisen sangen, die an den bereits goldenen Früchten pickten; und von Zeit zu Zeit hemmten leichte weiße Wolken, die am azurblauen Himmel vorüber schwebten, die längst schon brennenden Sonnenstrahlen.

Das Frühstück war längst beendigt, doch hatte keines von denen, die daran Theil genommen, daran gedacht, diesen köstlichen Ort zu verlassen. Die alte Blinde hatte sich, nachdem man den Guéridon hinweggenommen, auf welchem ein einfaches, mäßiges Mahl aufgesetzt gewesen, mit einer Art von Seligkeit in ihren Armstuhl gedrückt, und das Gesicht nach der reichen Landschaft, die sich vor ihr ausbreitete, hingewendet, als wäre sie fähig gewesen, diese noch zu bewundern. Caroline saß auf einem niedrigen Schemel zu ihren Füßen, und stickte an ein Paar Manschetten für ihren Vater. Der Baron hatte sich bescheiden, ungefähr auf zwanzig Schritte am entgegengesetzten Ende der Laube, von dieser kleinen Gruppe entfernt gehalten, indem man glauben konnte, daß er gänzlich in die Lektüre eines erst diesen Morgen angekommenen Tagblatts versunken sey, wenn nicht ein trauriger und unruhiger Blick, den er von Zeit zu Zeit nach den Damen hinwarf, hätte errathen lassen, daß sie der einzige Gegenstand seiner Betrachtungen gewesen.

Die Hitze war von Moment zu Moment gestiegen, und die Wirkung dieser warmen Temperatur, in Verbindung mit der eintönigen Melodie einer alten Ballade, die das junge Mädchen trillerte, trug dazu bei, die gute Mutter Rupert, deren Haupt sich bereits auf bedeutsame Weise auf ihre Schulter gesenkt hatte, noch tiefer in den Schlaf zu lullen. Doch dieses lag nicht in der Berechnung der hübschen Unbesonnenen, die, sich von dem Baron verlassen erblickend, in diesem Augenblick ein unüberwindliches Bedürfniß fühlte, mit ihrer Mutter zu plaudern. Auch hörte sie plötzlich auf zu singen, und griff mit einigem Geräusch nach ihrer Scheere, indem sie mit schmeichelnder Stimme, die mit der augenscheinlichen Absicht ihrer Bewegung einigen Kontrast bildete, fragte:

„Liebe Mutter, schlafen Sie denn?"

Die blinde Alte schrak zusammen, richtete sich auf, und antwortete mit einem leisen Seufzer, der das, was sie sagte, lügen strafte:

„Nicht doch, meine Kleine, ich höre Dich . . ."

Das Kind wurde schonungslos; es richtete sein hübsches störrisches Gesichtchen empor, umarmte seine Mutter, was eigentlich zum Zweck hatte, die Neigung zum Schlafe vollends zu verscheuchen, von welcher die gute Dame nur allzu leicht wieder hätte ergriffen werden können, und nochmals zur Arbeit greifend, fuhr sie, einen verstohlenen Blick seitwärts nach dem Baron hinwerfend, mit etwas ernstem Gesichte fort:

„Liebe Mutter, ich möchte Ihre Ansicht über eine neue Thorheit vernehmen, die sich mein Bruder in den Kopf gesetzt, und von welcher er mir gestern Abend gesprochen."

„Willst Du Dich jetzt mit allen Thorheiten Deines Bruders befassen," fragte die alte Blinde, ein leichtes Gähnen voll Resignation unterdrückend; „so hast Du viel zu thun . . ."

„Diese ist aber so sonderbar, so ungewöhnlich! . . . Sollten Sie glauben, daß mir Octavio gestern Abend sehr ernstlich sagte, er sey gesonnen, mich noch vor seiner Abreise zu verheirathen! . . ."

Hier wurde ein wiederholter, doch noch verstohlenerer Blick, als der erstere, nach der Seite des Auszewanderten hingeschleudert, und die unermeßliche Neugierde, die das junge Mädchen durch dieses Verfahren verrieth, genügte, sie erröthen zu machen, und die Augen auf die Arbeit niederzusenken.

„Dich verheirathen!" rief die Mutter dieses Mal bewegt; „Du kannst mich aber nicht verlassen, Caroline; ich will nicht, daß Du mich verlässest; ich habe ja nur noch so kurze Zeit zu leben . . ."

Digitized by Google

„Nun wohl, Mama, machen Sie sich nicht so viele Sorgen," sagte das junge Mädchen, sie dieses Mal aus freien Stücken und ohne Rückhalt umarmend; „Sie wußten wohl, daß ich Sie niemals verlassen würde. Allein mein Bruder, dieser Rollkopf, schien sich dieses Vorhaben in den Kopf gesetzt zu haben: „Siehst Du, Schwester," sagte er zu mir mit seiner vollen Stimme, die Sie ja wohl kennen, „ich gehe in zwei Monaten zum Regiment ab, und alles verheißt, daß der Krieg bald ausbricht; daher würde es mir nicht unangenehm seyn, Dich noch vor meiner Abreise verheirathet zu sehen, denn wenn eine Kanonenkugel . . ."

Caroline hielt hier plötzlich inne; sie schauderte zusammen, und ihre Mutter war blässer als gewöhnlich worden.

„Nein! nein!" versetzte die arme Blinde voll Schrecken, „Ihr könnt mich nicht so verlassen, mich so mit einem Mal meiner beiden Kinder berauben!"

(Fortsetzung folgt.)

Einige Worte über die Aufgabe der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft.

Von med. Dr. Kretschmer.

Ein Samum hat sich neuerdings erhoben, angefacht von einem unberufenen und falsch unterrichteten Korrespondenten, der entweder aus Unkenntniß der Dinge, wovon er berichtet, oder absichtlich auch meine durch große Opfer erlangte Ruhe zu stören sich unterfangen hat. Die von dem unbekannten Korrespondenten in der Augsburger Allg. Ztg. vom 5. Dez. a. c. angekündigte Eröffnung meiner Vorlesungen über Zoologie enthält offenbar eine Unrichtigkeit, wenn jener angibt, daß ich trotz der heftigen Opposition des Hrn. Dr. Rüppell dieselben wieder begonnen habe. Denn von einer solchen Opposition ist mir Nichts bekannt geworden, da nur von Bedingungen die Rede gewesen, welche Letzterer an seine Zustimmung geknüpft hat. — Auch scheint mir die geäußerte Besorgniß des Korrespondenten: „daß durch Hrn. Dr. Rüppell der kaum in der Senckenbergischen Gesellschaft hergestellte Friede auf's neue ernstlich gestört werden könne", eine ganz unstatthafte zu seyn, indem die von diesem beantragten Bedingungen aus guten Gründen unbeachtet geblieben sind.

Indem ich hiermit meine Mißbilligung der in dem erwähnten Korrespondenzbericht enthaltenen Darstellung einer Angelegenheit, die nicht vor das Forum des großen Publikums gehört, auf das entschiedenste ausspreche, erkläre ich zugleich, daß ich an demselben keinen Antheil habe.

Allein in der öffentlichen Erklärung, welche Hr. Dr. R. zur Widerlegung des unwahren Inhaltes jenes Korrespondenzartikels in der Oberpostamts-Zeitung vom 16 Dez. bekannt gemacht hat, spricht derselbe auf offizielle Weise die Grundsätze aus, welche ihn bestimmt haben, Bedingungen aufzustellen, ohne deren Beachtung er gegen die von der Gesellschaftskasse zu bestreitenden Kosten für Heizung und Beleuchtung des Hörsaales, in dem meine Vorlesungen publice und gratis gehalten werden, protestirt. Diese Grundsätze sind von solcher Beschaffenheit, daß ihre Veröffentlichung mich in die Nothwendigkeit versetzt hat, sie nicht weniger öffentlich zu besprechen, und in ihrer Beziehung zu der wissenschaftlichen Aufgabe der Senck. naturf. Gesellschaft zu beleuchten.

Da mein naturwissenschaftliches Streben und Wirken mit der Aufgabe der von mir gestifteten Senck. naturf. Gesellschaft auf das innigste verwebt ist, so kann ich nicht umhin, einige einleitende Worte über den Inhalt meiner Lehrvorträge, sowie die Ereignisse, welche mit diesen im Zusammenhange stehen, zur Verständigung der jetzigen Sachlage in Kurzem anzudeuten.

Bekannt ist es, daß ich seit dem Herbste 1818 unausgesetzt Vorlesungen über alle Fächer der Lehre von den Thieren halte. Ueber alle diese Vorträge habe ich entweder ausführliche Hefte oder Skizzen niedergeschrieben und bin dadurch im Stande, nachzuweisen, daß ich zu keiner Zeit andere Gegenstände gelehrt habe. Eben so bekannt ist es, daß ich, um die Einseitigkeit der Darstellung meines Gegenstandes zu vermeiden, fast mit jedem neu eröffneten Cursus — bald einen besonderen Zweig der vielumfassenden Lehre hervorgehoben und mit besonderer Ausführlichkeit behandelt, — bald die Thierwelt in ihrer Beziehung zu dem Planeten sowohl in Betreff ihres Entstehens nach seinen verschiedenen Entwickelungsepochen, als auch ihrer geographischen Verbreitung auf demselben aufgefaßt — bald diese Lebensträger in eine Vergleichung mit den thierischen Lebensäußerungen des Menschen gesetzt und dessen Einfluß auf ihre Domestikation erörtert habe. Hieraus ergiebt sich, daß ich für meine Vorträge über das Thierleben, dem Schöpfer unserer Wissenschaft folgend, im Aristotelischen Sinne περὶ τῶν ζώων, d. h. von den lebenden thierischen Wesen gehandelt und also das in unseren Zeiten um so vielfs erweiterte Gebiet für meine Arbeiten und Lehren erwählt habe. Es folgt aber auch weiter aus diesen Angaben, daß ich die Systematik der Thierlehre nie aus den Augen verloren, daß ich vielmehr ihre Beschreibung nach äußeren Merkmalen und somit ihre Bestimmung nach Arten, Gattungen, Ordnungen, Classen, vermittelst des künstlichen Systems der Betrachtungsweise — also nach der klassifizirenden Methode — stets meinen Vorträgen zu Grunde gelegt habe. Da jedoch diese Auffassung des Materiales nur als eine nothwendige Vorbereitung für das wahrhaft Wissenschaftliche der Thierlehre erachtet werden kann, so habe ich stets dahin gestrebt, mit der methodischen Bestimmungsweise (die ohnedies von jedem einigermaßen geübten Dilettanten nach Belieben modifizirt werden kann) das Wesentliche der Thierkunde, die Lehre von der Organik der Thiere — wie sie nach den reichhaltigen Entdeckungen der vergleichenden Anatomen als ein Triumph der Forschungen unseres Zeitalters vorliegt — in Verbindung zu bringen. Somit sind also auch die Verrichtungen der Organe der Thiere — um die Stufen näher zu bezeichnen, auf denen sie nach der sich steigernden organischen Vollkommenheit aufgestellt werden, — in den Bereich der Betrachtungen gezogen worden, damit das wissenschaftliche System der Thierlehre in seiner Vollständigkeit den Zuhörern zur Kenntniß gebracht werde. Allein das Thier hat auch ein Seelenleben, wodurch es Erscheinungen offenbaret, die unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen müssen, da es durch dieselben mit dem Menschen in die vielfältigste Wechselwirkung gesetzt ist. Der psychische Zustand der Thiere ist aber noch so sehr im Dunkeln, daß er jedem Forscher nach dem innersten Grund ihres Lebens eine dringende Aufforderung zu Beobachtungen und Untersuchungen darbietet, insofern er die Wesen, welche ihm in so vieler Hinsicht nahe stehen, mit allen sie belebenden Seeleneigenschaften kennen ler-

Digitized by Google

nen will. Der Lehrer der Zoologie kann und darf daher diesen wichtigen Zweig des Unterrichtes und der Mittheilungen nicht unberücksichtigt lassen, wenn er seiner Aufgabe genügen will, da er zumal die Lebensweise und Sitten der Thiere, welche Aeußerungen ihrer Psyche sind, in seinen Vorträgen schildern muß. — Auch in diesem Fache habe ich das Meinige gethan, und bin daher berechtigt, von meinen Vorträgen die Ansicht haben zu dürfen, daß sie in einer das Ganze des Gegenstandes erschöpfenden Weise angeordnet und gehalten worden sind.

Die Resultate, zu denen ich — docendo discimus — gelangt bin, sind in meinen, dem Druck übergebenen Büchern enthalten. Der erste Theil meiner „Beiträge zu der Lehre von dem Leben" ist bereits erschienen, der zweite folgt in Kurzem, und in einigen Jahren wird das gelehrte Publikum durch die Aufgabe des ganzen Werkes in den Stand gesetzt seyn, ein Urtheil zu fällen, ob ich mit meinen Arbeiten dem Berufe eines Lehrers der Naturwissenschaften am Sitze einer gelehrten Gesellschaft entsprochen habe.

So verhält es sich mit den wissenschaftlichen Bestrebungen, durch welche ich die Aufgabe eines Lehrers der Zoologie (des Faches der Naturkunde, welches ich vorzugsweise bearbeite) am Senck. Museum zu lösen gesucht habe.

Unaufgefordert habe ich mir diese Aufgabe selbst gestellt, von der Ueberzeugung geleitet, daß eine Gesellschaft wie die Senckenbergische, welche gleich bei ihrer Gründung sich eine rein wissenschaftliche Tendenz zum Ziele vorgesetzt hatte, dieses verfehlen würde, wenn sie ihre Thätigkeit auf das Einsammeln von Naturkörpern beschränken wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

In Paris stürzte sich vor einigen Tagen ein junger Mensch in einer belebten Straße plötzlich unter die Räder einer vorüberfahrenden Karosse, und wurde von den augenblicklich zur Rettung Herbeigeeilten jämmerlich zerquetscht und leblos hervorgezogen. Zum großen Staunen aller Anwesenden fand man in seiner Tasche 7000 Frcs. in Papieren. Sein Name und Stand sind noch nicht ausfindig gemacht worden.

(Stuttgart.) Seit einer Reihe von Jahren wirkt eine Künstlerin mit begeistertem, nie ermüdendem Eifer und anspruchsloser, uneigennütziger Bescheidenheit für Veredlung und Ausbreitung des Sinnes für Musik unter uns — des frühe geschiedenen Zumsteeg talentvolle Tochter Emilie. Wie sie im engeren Kreise vieler Schüler und Schülerinnen die Liebe für Musik weckt und nährt, durch eigene gelungene Kompositionen die Freunde der Tonkunst erfreut, so danken wir auch ihrer rastlosen Thätigkeit und Liebe für die Kunst Vieles bei dem Gelingen so mancher größerer musikalischer Aufführungen in den letzten Jahren, wie bei den Produktionen des Messias, Makkabäus, des Alexanderfestes, des Paulus, der Schöpfung und anderer Meisterwerke. Wohl findet das Verdienst seine schönste Belohnung in sich selbst; und seine öffentliche Anerkennung durch die Vorsteher unserer Stadt ehrt diese Behörde eben so sehr als die bescheidene Künstlerin; denn sie giebt Zeugniß, daß in dem Rathsaale nicht nur materielle, sondern auch geistige Leistungen gerechte Würdigung finden. Vor wenigen Tagen ward die Künstlerin zur Feier ihres Geburtstages von einem kleineren Kreise von Freunden der Musik mit Aufführung mehrerer ihrer Kompositionen überrascht, und ihr nach Absingung eines für diesen Tag gedichteten Liedes von einer Abordnung unseres Stadtraths und Bürger-Ausschusses, die Vorsteher an der Spitze, eine werthvolle Brosche mit einer Leier in Brillanten geziert, als Zeichen des Dankes überreicht. Ein schöner Band, Beethovens Werke, beurkundete den Dank zahlreicher Schülerinnen für die als Freundin, wie als Lehrerin gleich Hochgeachtete.

(Maulbronn, 27. Dezbr.) Als Beweis der Toleranz, welche die würtembergischen Protestanten gegen die Katholiken in bürgerlichen Verhältnissen üben, darf die Thatsache angeführt werden, daß der hiesige Ort von etwa 700 Seelen, Sitz aller Bezirksbeamten des Oberamts (mit Ausnahme des Dekans) und eines evangelisch-theologischen Seminars, vor drei Jahren den einzigen Katholiken, den er in seiner Mitte hat, mit großem Stimmenmehr zu seinem Ortsvorsteher gewählt und bis jetzt seine Wahl nicht bereut hat.

Aus Breslau meldet man, daß die zu Maselwitz bei Nimptsch gefänglich eingezogene Dienstmagd, welche am 6. Nov. ihr Kind gleich nach der Geburt erstickt und in den brennenden Backofen geworfen hatte, woraus es halb verbrannt hervorgezogen wurde; dieses schändliche Unternehmen kürzlich eingestanden hat, sie wird, vom Gericht als Kindesmörderin verurtheilt, unstreitig den Tod als solche zu erleiden haben. Eine Schandthat der Art ist in Schlesien seit langen Jahren nicht vorgekommen.

(Stuttgart, 27. Dez.) Unserm Kunstmuseum ist durch das Vermächtniß der plastischen Werke, welche der verstorbene Dannecker besaß, ein reicher Gewinn zugefallen. Es sind darunter vortreffliche Abgüsse der besten Schätze aus der Münchner Glyptothek, an welchen die Antike in reinster Form zu studiren ist. Die Schillersbüste hat der König erhalten. Der Meister hat sie in den letzten Jahren seines Wirkens sehr durch den barocken Einfall entstellt, den vollen Lockenschmuck des Kopfes in kurzes, dünnes Haar umzumeißeln. Doppelt Schade darum, denn vor allen Bildnissen des großen Dichters war dasjenige von Dannecker das in Geist und Gemüth getroffenste, wogegen das Thorwaldsen'sche Standbild weit zurücktritt. Weniger günstig sind die Aussichten für eine Gemäldegallerie.

In Spanien soll künftig eine deutsche Zeitung, die deutsche Revue, erscheinen, und die Spanier beschäftigen sich viel und gern mit der deutschen Sprache. Dagegen will den Engländern das Deutsche gar nicht in den Kopf; es habe so unangenehme Laute und Worte, z. B. Zollverein, auch sähen sie nicht ein, warum es nicht beim Alten bleiben solle, daß die Deutschen englisch lernten.

Bei den hessen-darmstädtischen Landständen sind von 50 Deputirten 37 Staatsdiener. In Würtemberg sind ebenfalls viele und tüchtige Staatsdiener unter den Landständen. Wahr ist's, man fährt schneller, da die Staatsdiener die Sachen ken-

nen und mit Wort und Feder umzugehen wissen; es fragt sich, wohin man fährt.

Die vornehmste englische Zeitung, die Times, droht, wenn die Deutschen nicht aufhörten, mit ihrem fatalen Zollverein, so werde England und Holland seine Kapitalien in Deutschland einziehen. Nun hat man nachgerechnet und gefunden, daß wohl viel deutsches Geld in eng'ischen Fabriken steckt, aber die englischen Kapitalien wollen sich nirgends vorfinden.

(Der Winter in St. Petersburg.) Man schreibt aus St. Petersburg vom 19. Dez.: Unser diesjähriger Winter ist einer der merkwürdigsten, den wir seit langer Zeit gehabt. Während wir im Dezember vorigen Jahres um diese Zeit schon die strengste Kälte und den schärfsten Frost hatten, der den ganzen Winter hindurch anhielt, lesen wir jetzt in dem Journal Postrednik (der Vermittler) über den gegenwärtigen Dezember-Lenz Folgendes: „In unseren Stadt-Gärten ist an Schnee nicht zu denken, alle Rasenplätze sind noch grün, und überall sprossen Blümchen, so daß ich heute, am 1. (13. Dez.), in einem Gärtchen aus Wassili Ostrow ein Sträußchen blühender Gänseblümchen, schon halb aufgeblühter Primeln, Aurikeln nebst dazugehörigen grünen Ablegern von Malven, Krausemünze, Melisse, Geißfuß und Artemisia abrotanum gepflückt und dasselbe in einem Nachen, wie im Mai, über die vom Eise noch ganz freie Newa einer kranken Dame auf dem englischen Quai zugesandt habe."

In Philadelphia hielt einst eine Quäckerin folgende Anrede an die Gemeinde: „Lieben Freunde! Es gibt drei Dinge, über welche ich mich sehr wundere. Erstens, daß Kinder das Obst von den Bäumen werfen, statt zu warten, bis es abfällt. Zweitens, daß sich Männer im Kriege oder im Duelle tödten, statt zu warten, bis sie von selbst sterben. Drittens, daß die Jünglinge den Mädchen nachlaufen, denn, wenn sie zu Hause blieben, würden die Mädchen gerne zu ihnen kommen."

Von den sächsischen Städten scheint doch jede ihre eigenen Verdienste zu haben. Nach amtlichen Nachrichten ist in Dresden am meisten gebraut und in Leipzig am meisten getrunken worden. Die Frage ist nicht so leicht zu beantworten, ob der Leser sich lieber in Dresden oder Leipzig niederläßt. Für Durstige ist jedenfalls Dresden vorzüglicher.

Da sich neuerdings die Selbstmorde in London in hohem Grade vermehrt haben, so ist auch von dem Friedensrichter der City, mit Beistimmung der Richter, beschlossen worden, den Selbstmordversuch als Verbrechen zu bestrafen.

(Berlin, 23. Dez.) Gegenwärtig weilen hier drei Kunstheroen in der Musik, nämlich Liszt, Ernst und Haumann, die bei uns Konzerte geben, und nach Petersburg gehen wollen.

Frankfurter Theater.

Fidelio, Oper von Beethoven.

(Schluß.)

Wie sich nun Beethoven im Fluge der ebelsten Begeisterung und in sittlicher Größe hier erhebt und seinem Werke überall das Gepräge der erlauchten Weihe mitgegeben hat, so müssen wir eben so sehr die Schöpferkraft, den Schwung der Phantasie und die Tiefe der Kunstvollendung seines Genius bewundern. Tritt man zur nähern Beschauung dieses herrlichen Kunstwerkes heran, so muß man erstaunen über die Einfachheit bei aller Fülle der Ideen, über die Klarheit bei aller Tiefe, über die Besonnenheit bei aller Gluth, über die Stetigkeit und den ungehinderten Erguß bei allem Wechsel der Modulationen, und zu diesem Erstaunen gesellt sich die Verehrung für einen Meister, welcher Alles zu vereinigen wußte, Zartheit und Kraft, hohen Ernst und freudige Liebe, den Ausdruck des tiefsten Schmerzes und der beseligenden Wonnen. Im kleinsten Punkte entfaltet Beethoven die größte Kraft; die wunderbarsten Verschlingungen lösen sich leicht und gefällig wieder auf; für jede Empfindung wird der rechte Ausdruck getroffen; Ein Gedanke reiht sich an den andern und in dieser Beziehung ist der Componist nie in Verlegenheit; das dramatische Element waltet überall vor und wird von einer Instrumentation unterstützt, die von keiner andern übertroffen wird. Neben den Meisterwerken von Gluck, Mozart, Cherubini hat Beethoven's Fidelio den Vergleich nicht zu fürchten, und während andere Tonwerke bei wiederholter, aufmerksamerer Anhörung an Interesse verlieren, gewinnen diese, je mehr man sich mit ihnen befreundet. Darum gehe man sie oft und sie seyen die Sonn- und Feiertage in den Bühnenkalendern, welche freilich auch ohne Werktage nicht bestehen können.

Die Aufführung gab ein schönes Zeugniß von der freudigen Liebe aller Mitwirkenden und wer keine übertriebenen Forderungen stellt, wird gewiß Befriedigung gefunden haben. Das Publikum war sichtlich gerührt und ergriffen und wem auch sollte Beethoven's Fidelio nicht imponiren? Dem. Capitain sang und spielte den Fidelio mit Empfindung und hielt den Charakter in milder, elegischer Färbung. Diese Auffassung läßt sich sehr wohl rechtfertigen, denn Leonore ist kein weiblicher Herkules, sondern eine edle Frauengestalt, einzig stark und kühn durch ihre Liebe. Mögen andere Sängerinnen in dieser Partie mehr imponiren, ihre Auffassung ist darum nicht richtiger. Dem. Capitain wußte die Sympathieen der Herzen zu gewinnen und dabei den Componisten in Ehren zu halten. Sie wurde gerufen. — Hr. Gaspari debütirte als Florestan und fand freundliche und verdiente Aufmunterung. Er scheint musikalische Kenntnisse zu besitzen, wie auch sein Gesang von richtigem Gefühl zeigt. Die Stimme hat die rechte Tenorlage, ist aber mehr lieblich als groß. Der Vortrag der ersten Arie war das Gelungenste der Leistung, welche gegen den Schluß hin etwas nachließ. Ein bestimmteres Urtheil über diesen Kunstjünger müssen wir uns vorbehalten.

Hr. Pischeck als Pizarro brillirte durch kräftigen, energischen und geduldeten Gesangsvortrag. Spiel und Darstellung waren gut, ohne gerade bedeutend zu seyn. — Hr. Dettmer gab uns als Rocco ein schönes und gemüthliches Charakterbild und sang den Part ausgezeichnet. Hr. Dettmer gesellt zu seinem reichen Stimmenfond eine so fortschreitende Kunstbildung, daß wir seinen baldigen Verlust um so mehr bedauern. — Chor und Orchester waren gut. M.

Theater-Anzeige.

Montag, 2. Jan. Robert der Teufel, große Oper in 5 Haupt- und einer Zwischen-Abth., Musik von Meyerbeer. (Letzte Gastrolle) Bertram: Hr. v. Kaler, vom Königstädter Theater zu Berlin.

Lundi le 3. Janvier. Dernière Représentation de la compagnie française et au Benefice particulier de Mr. Chambery: Le bon moyen, vaudeville nouveau en un acte de Mr. Bayard. Suivi de: Elle est folle, drame-vaudeville en deux actes par Mr. Melesville. Suivi de: Indiana et Charlemagne, folie vaudeville en un acte par Mrs. Duvert et Lauzanne. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 2. Montag, den 3. Januar 1842.

Das Kreuz auf dem Anstand.

Von G. Berthet. (Aus dem Musée français 1841.)

(Fortsetzung.)

„Ich, ich bin eben so thörigt, als Octavio," sagte das junge Mädchen aufstehend, um diesem traurigen Gedanken eine andere Richtung zu geben. „Wir sind gegenwärtig alle so glücklich, warum an die Zukunft denken?"

„Du hast Recht, liebe Tochter," sagte die Mutter beinahe lächelnd; dann fuhr sie fort: „Hat er Dir aber doch auch gesagt, wen er Dir bestimmte?"

„Ach! ich weiß ich nicht," antwortete scheinbar gleichgültig das Mädchen, nebenbei die Arbeit zusammen legend; „es ist ohne Zweifel irgend ein Offizier, gleich ihm, einer seiner Waffenbrüder, wie er sie nennt, oder vielleicht Herr Lemaitre, der Maire der Gemeinde von Gravignac, oder vielleicht jener junge Herr von Stainville, der stets à la victime frisirt ist, daß man ihn für einen Ausgewanderten halte . . . Wer weiß, welche dumme Idee sich in Octavio's Kopf festgesetzt hat! Doch liebe Mutter," unterbrach sie sich hier, „ich bemerke, daß Ihr mein Geplauder am Schlafen verhindert, zu dem Sie Lust zu zeigen hatten; ich will die Blumen ein wenig begießen, so lange die Hitze noch nicht so stark ist; versuchen Sie ein wenig zu schlafen . . ."

„Bleibe bei mir, liebe Kleine," seufzte die Mutter.

Doch Caroline hörte sie nicht, sie drückte einen flüchtigen Kuß auf die Stirne Rupert's und rannte in das Haus. Im Vorübergehen warf sie einen Blick auf den Baron, welchem ohne Zweifel ein Theil der Mittheilungen bestimmt war, welche der kleine Schlaukopf seiner alten Mutter gemacht; doch Mérignac grüßte sie kalt, als hätte er nichts gehört.

Caroline kam bald mit einer kleinen Gießkanne zurück, und richtete ihre Schritte nach einem hübschen, am Ende des Gartens gelegenen Beete. Sie fing an, den ausgeborrten Pflanzen an ihrem Fuße ein wenig Wasser zu geben; allein nach kurzer Zeit war es augenscheinlich, daß ihr diese Beschäftigung schon nicht mehr gefiel. Einige leichte Runzeln falteten ihre weiße Stirne, und ihre sonst so feinen Bewegungen hatten etwas Ungeduldiges, was innere Unzufriedenheit verrieth. Sie erfüllte schon seit einigen Minuten den Beruf der Gärtnerin, als eine falsche Bewegung ihrer Gießkanne einen Tropfen Wasser auf ihren zarten Fuß fallen ließ. Dieses Mal vermochte sie ihre Ungeduld nicht zu mäßigen, sondern stieß einen Schrei aus, gleich einem zornigen Colibri, und ließ ihre Gießkanne auf eine der Buchseinfassungen fallen, die die Rabatten umgaben.

Doch in demselben Augenblick veranlaßte sie ein leises Geräusch umzukehren. Der Baron von Mérignac stand nur wenige Schritte von ihr entfernt, an den grün angestrichenen hölzernen Zaun gelehnt, der dieses Blumenbeet vom Küchengarten trennte, und beobachtete sie stillschweigend. Caroline überrascht, machte eine Bewegung, zu entfliehen; doch Mérignac trat ihr einige Schritte entgegen, indem er ernsthaft fragte:

„Mademoiselle, wollten Sie mir wohl einen Augenblick Gehör schenken?"

Das junge Mädchen wollte lächeln, und mit ihrer gewöhnlichen Heiterkeit antworten, doch das feierliche Aussehen des Ausgewanderten flößte ihr Ehrfurcht ein. Der Baron hatte zum ersten Mal vor ihr jene anmuthige, lächelnde Maske abgelegt, mit welcher er sie sonst immer anredete; zum ersten Mal zeigte er sich mit jenem düstern und nachdenklichen Ausdruck, der der eigentliche Charakter seiner Züge war. Caroline, über die Veränderung betroffen, vermochte nur zu stammeln:

„Eine Unterredung! Mit mir, Herr Baron?"

Ohne zu antworten, ergriff Mérignac ihre Hand, und führte sie in eine Laube von Waldreben und Geißblatt, wo sie von Niemand gehört werden konnten. Dann wies er ihr mit der Hand einen Platz auf einer Rasenbank an, und versetzte in leisem, melancholischem Tone:

„Ich hätte mich vielleicht für immer entfernen sollen, Mademoiselle, ohne Ihnen etwas von einem schrecklichen Geheimniß zu enthüllen, das Sie niemals geargwohnt haben; aber bald wird vielleicht die Wahrheit zu Tage kommen, und daher wollte ich mich doch wenigstens Ihrer versichern, deren Seele so voll Großmuth ist; Sie werden mich dann entschuldigen, wenn mich die Andern verdammen werden."

Caroline betrachtete den Ausgewanderten wieder erschrocken, ohne auf seine Worte zu antworten.

„Caroline," versetzte er, „so einfach und unschuldig auch ein junges Mädchen seyn mag, so kann sie sich doch über die Gefühle, die sie einflößt, nicht täuschen; Sie wissen, daß ich Sie liebe; seit einigen Tagen haben Ihnen ohne Zweifel das meine Blicke, meine Handlungen, meine Worte verrathen, und diese Liebe wird nur mit meinem Leben enden . . ."

Der Baron machte eine neue Pause, als suche er sich zu sammeln. Mademoiselle Rupert senkte die Augen, spielte zer-

Digitized by Google

streut mit einer Falte ihrer Taffetschürze, und sagte schüchtern, als sie sah, daß sich das Stillschweigen verlängerte:

„Herr Baron, vielleicht hätte dieses Geständniß einer andern Person gemacht werden sollen, ehe es zu mir gelangte; ich weiß nicht . . .“

„Ja, ich hätte mich zuvor an Ihren vortrefflichen Bruder wenden sollen, nicht wahr? An diesen guten, biedern jungen Mann, der sich für mich aufgeopfert hat, der mich, den er nicht kannte, voll großmüthiger Unklugheit seinen Freund genannt hat, weil er mich eben so gut, eben so bieder glaubte, wie er! Ich hätte mich an Ihre so wohlwollende Mutter wenden sollen, oder an Ihren Vater . . . Doch sprechen wir hier nicht von Ihrem Vater; denn ich will ihm nicht mehr fluchen, ich will ihm verzeihen, wegen Ihnen. Ja, dieser gerade offene Weg ist mir versagt; um ihn einschlagen zu können, hätte sich zwischen Ihnen und mir nicht eine unübersteigliche Schranke erheben müssen, ein unumstößliches Hinderniß; ja, ich muß mich sogar erkühnen, zu sagen, daß ich mich in Ihren häuslichen Kreis als Freund unter einem Titel eingeschlichen habe, der mir nicht gehört.“

(Fortsetzung folgt.)

Einige Worte über die Aufgabe der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft.

Von med. Dr. Gretschmar.

(Fortsetzung.)

Ueber die Ereignisse, welche sich in einen Zusammenhang mit meinem 23jährigen Lehramt bringen lassen, habe ich nur weniges anzuführen; sie sind in den, von unserer Gesellschaft, am Schlusse des vorigen Jahres, veröffentlichten Aktenstücken größtentheils enthalten und müssen als geschehene Dinge betrachtet werden. Die Geschichte unserer an Ereignissen reichen Anstalt mag früher oder später über die sie begleitenden Vorfälle richten. Nur einiger Ergebnisse der Aufregung, welche die dermaligen Verhältnisse, in denen ich als Lehrer der Zoologie zu der Senckenbergischen Gesellschaft stehe, herbeigeführt hat, soll hier noch Erwähnung geschehen, damit meine jetzige Aufgabe und die von Hrn. Dr. R. für sie ausgesprochenen Bedingungen ihrer wahren Bedeutung gemäß gewürdigt und beurtheilt werden können, zumal da diese Zeilen für ein größeres Publikum als jene Aktenstücke bestimmt sind.

So habe ich in den ersten acht Jahren (von 1818 — 1826) die Zoologie unentgeldlich gelehrt; denn nur für den Winterkursus wurde von den Zuhörern in jener Zeit ein geringes Honorar zur Bestreitung der Beleuchtung und Heizung des Lokales ꝛc. entrichtet. Im Jahr 1826 votirte Hoher Senat die Summe von 1500 fl. zur Beförderung der Gesellschaftszwecke mit der Bedingung, daß ein Lehrer der Naturgeschichte (wie die Gesellschaft solches beantragt hatte) besoldet werde. Von dieser Zeit an habe ich eine jährliche Besoldung von 1000 fl. bezogen, womit die Gesellschaft nächst der mir ertheilten Verpflichtung für die zu haltenden Vorträge meinen uneigennützigen Bemühungen und dargebrachten Opfern zugleich eine dankbare Anerkennung widerfahren lassen wollte. Obgleich diese Würdigung meiner Verdienste im Jahr 1835 — 1836 von Hrn. Dr. R. in den hiesigen Jahrbüchern angefochten wurde, fand sein damaliger Antrag zur Vertheilung der Besoldung an drei Lehrer keinen Anklang. Die Staatsbehörden erneuerten die frühere Bewilligung auf weitere fünf Jahre, und die Gesellschaft sicherte mir den vertragsmäßigen Besitz der Besoldung zu. Die vom Staate mit dem Ende des verflossenen Jahres abermals erneuerte Dotation wurde nun Veranlassung zu Streitigkeiten, welche, mit den gehässigsten Leidenschaften geführt, ihr Ende erreichten, als Herr Dr. R. die gegen meine Ehre aufgebrachten Beschuldigungen öffentlich widerrief, und mir die geforderte Genugthuung gab. — Mögen diese Tage nie wiederkehren! Ich habe die Leiden, die sie mir gebracht, mit versöhnlichem Gemüthe getragen, und weder Rachegefühle empfunden noch geäußert; denn es galt dem friedlichen Bestand unserer Gesellschaft. Ich habe mehr gethan, indem ich den mir von Seiten eines aus mehreren Ehrenmitgliedern gebildeten und mit einer Deputation der wirklichen Mitglieder zusammengetretenen Comité's und in dessen Namen gemachten Antrag ablehnte. Mit diesem wurde mir mündlich durch die dazu bevollmächtigten Herren Doctoren Neeff und Mappes eröffnet, daß das Comité der Ehrenmitglieder mir eine jährliche Besoldung von 500 fl. für meine zu haltenden Vorlesungen zuzusichern bereit sey, wenn ich das Lehramt für diese Summe übernehmen wolle ꝛc. — Ich habe auch nicht ein Wort verloren, als die Staatsbehörden späterhin den Beschluß faßten, meine seit 15 Jahren bezogene Besoldung aufzuheben und die so lang dazu verwendete Summe nun zur Tilgung der auf den Gebäulichkeiten der Gesellschaft lastenden Kapitalschuld zu bestimmen. — — Und als mir dieser Beschluß von Seiten der Gesellschaft mitgetheilt wurde, war meine freundliche Erwiederung auf ihr Schreiben: „daß ich entschlossen sey, ohne irgend „eine Vergütung von unserer Gesellschaft oder dem Publikum „zu fordern oder anzunehmen, meine Vorträge über Zoologie, „wie bisher, auch in der Zukunft fortzusetzen. Die „Gesellschaft habe demnach zu bestimmen, ob sie mein Unternehmen gut heißen wolle, in welchem Falle es wohl der Billigkeit angemessen seyn dürfte, daß die Gesellschaft die Kosten „für Heizung, Beleuchtung ꝛc. trage.“

Die Antwort fiel bejahend und ermunternd aus, meine Wünsche wurden beifällig aufgenommen und ich hörte nur obenhin, daß Hr. Dr. R. Bedingungen an diesen, außerdem einmüthigen, Beschluß geknüpft habe, wobei ihm in der betreffenden Erörterung jedoch zu erkennen gegeben wurde, daß die Lehrfreiheit das Palladium unserer Wissenschaft sey und daß mir im vorliegenden Falle keine Vorschriften gemacht werden könnten. — In einer darauf folgenden Sitzung, der ich beiwohnte, erklärte Hr. Dr. R. zu Protokoll seine in der Oberpostamts-Zeitung veröffentlichte Protestation. Diskussionen fanden über dieses Verfahren nicht weiter statt; auch ich erwiederte Nichts auf solches Ansinnen, da ich schon die Zustimmung der Gesellschaft in Händen hatte und es besser fand, die Sache abzuwarten, als Streitigkeiten hervorzurufen.

Allein mit der gedachten öffentlichen Erklärung des Hrn. Dr. R. hat die ganze Angelegenheit eine andere Richtung erhalten. Nun bin ich mit meinem Bestreben — die wichtigste Aufgabe der Senckenbergischen Gesellschaft durch wissenschaftliche Vorträge zu befördern — im Angesicht der gelehrten Welt und des gesammten Publikums beschuldigt worden, dieser Aufgabe entgegen zu handeln, und sehe mich hierdurch gemüßiget,

Digitized by Google

ebenfalls auf dem Wege der Oeffentlichkeit meine Erklärung in Folgendem abzugeben:

I. Hr. Dr. R., Direktor der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft, protestirt auf das entschiedenste und wird protestiren gegen jede Bewilligung der Kasten für Heizung ꝛc., die nicht für Vorlesungen in Anspruch genommen würden, welche ganz speziell und allein die Ertheilung eines regelmäßigen Unterrichtes der Elementar-Zoologie beabsichtigen.

Wie häufig kommt es vor, daß in einer Gesellschaft, die aus vielen Mitgliedern zusammengesetzt ist, abweichende Ansichten bei einer Beschlußnahme sich geltend machen. In dem gegebenen Falle haben alle anwesenden wirklichen Mitglieder beschlossen, das fragliche Unternehmen gut zu heißen. Ein Mitglied verwahrt sich oder vielmehr protestirt gegen den Beschluß, und dieses Mitglied ist der Direktor der Gesellschaft! Gut, dagegen ist nichts einzuwenden; die Stimmfreiheit ist gesetzlich, und die Verwahrung jedes Einzelnen gegen Beschlüsse der Allgemeinheit muß in das Protokoll aufgenommen werden. — Wer berechtigt aber dieses Mitglied zur Veröffentlichung seiner Protestation in einer der gelesensten Zeitungen? — Was hat Dr. R. mit dieser Handlungsweise beabsichtigt? — Appellirt er damit an das große, an das europäische Publikum, um dieses zu überzeugen, daß seinem Eigenwillen ein großes Unrecht angethan worden sey? Fordert er von diesem eine Entscheidung? — In unserm Falle tritt er öffentlich gegen die Gesellschaft auf, deren Direktor er ist, gegen eine Gesellschaft, in der die Mehrheit der Stimmen entscheidet. Was hat also die Welt mit unsern Angelegenheiten zu schaffen? Werden Urtheile gefällt, so müssen sie dahin ausfallen, daß entweder die Gesellschaft oder ihr Direktor im Unrecht sey. Trifft das Urtheil die erstere, dann erscheint sie vor der Welt in einem gedrückten Zustande; wird dagegen der Direktor im Unrecht gefunden, dann kann das Urtheil kein schonendes seyn. — — In jedem Falle wird aber durch die Veröffentlichung einer solchen dissentirenden Abstimmung die Animosität unter allen an der Sache Betheiligten angeregt, und was noch schlimmer ist: jetzt erst, nach der geschehenen Veröffentlichung, hat der Aussteller derselben Jedem, der die Feder führt, sey er Correspondent einer Zeitung oder an unserm Gesellschaftsleben noch so unbetheiligt, das Recht eingeräumt, sein Urtheil über Personen und Sachen nach seinem beliebigen Dafürhalten ebenfalls öffentlich auszusprechen.

(Schluß folgt.)

Die Spätherbst-Deputation.

(Aus der Dorfzeitung.)

Während die Zeitungen das schöne Frühlingswetter des Dezembers loben, vom Schwärmen der Bienen reden und die Knospen und Blüthen zählen, die dem alternden Jahre noch geboren werden, können wir unserer Dorfgemeinde einen Bericht nicht vorenthalten, der sie selbst gar sehr mit angeht und nebenbei dem alten Satze zum neuen Belege dient, daß jedes Ding zwei Seiten hat. Es erschien nämlich in diesen Tagen vor Sr. Maj. dem Könige der Thiere eine ansehnliche und stattliche Deputation. Es waren die Abgeordneten des vaterländischen Zugviehes, des deutschen Ochsenstandes. Als der Hofmarschall die Pforten hatte öffnen lassen, bat der Sprecher um's Wort, ließ sich auf ein Knie nieder und brachte Beschwerde führend Folgendes vor: „Eurer Majestät ist wohl wissend und bekannt, wie daß wir der gedrückteste Stand im ganzen Reiche sind. Wir ziehen am Strange und harten Joche, ackern den ganzen Sommer und müssen die sauere Kopfarbeit thun vom Frühlinge an, sobald die erste Lerche aus der Furche steigt. Geduldig von Natur sind wir die ruhigsten Unterthanen und Eurer Majestät noch nicht beschwerlich gefallen. Wenn die Noblesse unter dem Zugvieh, die stolzen Pferde, mit Fuhrmann und Postillon auf der Straße vor jedem Schilde halten und nach einem Maule voll Heu einen frischen Trunk auf die Zunge nehmen, wandeln wir unterdessen im Felde auf und ab und haben noch niemals laut darüber gebrummt, daß unsere Bahn dort zwar Einkehren genug, aber kein einziges Wirthshaus hat. So haben wir die Last der Jahre bis daher immerdar still und beharrlich getragen. In diesem Jahre 1841 jedoch ist's gar zu arg für uns und überall kein Ende. Sonst, wenn die Kirmes kam, zog der Bauer den Pflug ins Trockne und wir hatten endlich die verdiente Ruhe. Jetzt aber ist November vorbei und wir werden immer noch getrieben, Advent angegangen, und wir müssen immer noch ziehen, Weihnachten vor der Thüre, und unsere Herren sinnen sich immer wieder Neues aus, was noch zu ackern wäre, zur Falge die Ruhre und zur Sömmerung den Neubruch. Von selbst hören unsere Bauern nicht auf. Sire, wir bitten nunmehr um die Wohlthat des Winters, und um einen baldigen gnädigen Frost." — Dem Vernehmen nach soll der König in seiner Weisheit die Klage als gerecht befunden haben, und wenn der Thüringer Wald nun seine Winterkappe ordentlich aufsetzt, wenn Schnee und Eis in Menge kommt und vielleicht gar ein langer Auswärts und Nachwinter dem Osterfeste 1842 die Hand reicht, so wissen wir, wie wir uns das zu erklären haben. Die Ochsen schieben getröstet vom Throne.

Mannichfaltigkeiten.

(Boppard, 29. Dez.) Die Zahl der Badegäste in der Kaltwasserheilanstalt auf Marienberg bei Boppard hat auch dieses Jahr wieder zugenommen. Gegen 200, von denen einige noch gegenwärtig die Kur fortsetzen, haben sich auf kürzere oder längere Zeit dort aufgehalten, und recht viele nicht nur Linderung ihrer Leiden, sondern auch gänzliche Wiederherstellung ihrer Gesundheit gefunden. Hr. Doktor Schmitz, der schon seit zwei Monaten alle bedeutenden Wasserheil-Anstalten in Deutschland, Oesterreich, Preußen u. s. w. bereiset, wird nun bald zurückkehren, und darauf eine zweite Reise nach Belgien, Frankreich, England u. s. w. zu gleichem Zwecke antreten.

Die Arbeiten von Aachen nach der belgischen Gränze schreiten, ungeachtet sie große Schwierigkeiten darbieten, bei der milden Witterung rüstig fort. Da auch die Bahn von Lüttich nach der preuß. Gränze, welche wahre Riesenarbeiten im Vesdrethale darbietet, von der belgischen Regierung eifrig befördert wird, so hofft man mit Sicherheit, im künftigen Spätsommer (etwa im August) die ganze Linie Köln-Aachen-Lüttich-Mecheln und von da nach

Digitized by Google

Brüssel-Mons, Ostende und Antwerpen befahren zu können. In England aber eröffnet sich die Aussicht auf baldige Befahrung der South-Eastern-Bahn (zwischen London und Dover) und durch eine Dampfboot-Verbindung Dover's mit Ostende wird man eine ununterbrochene Dampfkommunikation zwischen Köln und London erhalten. Nehmen wir annäherungsweise die Dauer der Fahrten wie folgt an: London-Dover 4 1/2, Dover-Ostende (Dampfbootlinie) 8, Ostende-Gent 2 1/2, Gent-Mecheln 2, Mecheln-Lüttich 3 1/2, Lüttich-Aachen 2 und Aachen-Köln 2 1/2 Stunden (letzteres ist durchaus nicht zu viel) und ferner die Zeit des Aufenthaltes in Dover 1/2, Ostende 1/2, Gent, Mecheln, Lüttich und Aachen, jedes Mal 1/4 Stunden an, so erhalten wir nur eine Zeit von 27 Stunden, in welcher die ganze Strecke London-Köln zurückgelegt werden kann, wenn die Fahrten ohne Unterbrechung genau in einander greifen. Jedenfalls aber können die Abends von London abgesandten Briefe und Zeitungen am zweiten darauf folgenden Tage Morgens in Köln (und, mit der Nachtpost befördert, um dieselbe Zeit in Koblenz) ausgegeben werden.

(Chur.) Wie an vielen Orten so erfreuen wir uns auch hier einer äußerst gelinden Winterwitterung. Rosen und Pfirsiche beginnen hie und da bereits wieder zu blühen; auch Märzenblümchen und andere Frühlingspflanzen entfalten sich.

(Zürich, 29. Dez.) Den Festen der Tonkunst, womit seit einigen Wochen in Deutschland das Andenken an den vor 50 Jahren gestorbenen Mozart geehrt worden ist, hat sich gestern auch hier im festlich geschmückten Kasinosaale ein Konzert unserer Musikgesellschaft angereiht, in welchem eine Symphonie des großen Klassikers, die Ouverture aus der Zauberflöte, Don Juans Finale mit kleineren Tonstücken, alle von Mozart, abwechselten. Vor dem in seltener Zahl versammelten Publikum wetteiferten die Künstler in reinem und schönem Vortrag der klassischen Musik.

Einer der bedeutendsten Sclavenhändler in Angola hat den portugiesischen Christusorden mit der Umschrift: „Was ihr gethan habt dieser Geringsten Einem, das habt ihr mir gethan," erhalten.

Die Lage der Feldarbeiter auf den Gütern des Herzogs von Buckingham, des großen Vertreters des Ackerbaues, und des Herzogs von Marlborough, wird als im höchsten Grade elend geschildert; eine große Zahl dieser körperlich kräftigen Leute sind, weil es ihnen an Beschäftigung, so wie an aller Unterstützung fehlt, mit Weib und Kindern dem Hunger preisgegeben, so daß sie von Thür zu Thür betteln müssen. Beide Herzoge halten es unter ihrer Würde, von der Noth ihrer verhungernden Bauern Notiz zu nehmen.

Am 22. ereignete sich auf der Eisenbahn zwischen Chersteld und Leeds der Unfall, daß eins der Lokomotivräder brach, die Schiene entzweigeschnitten wurde und die Maschine sich zwei Mal überschlug. Der Lokomotivführer ist an den erhaltenen schweren Verletzungen gestorben; der Heizer, welcher sich an dem Tender festhielt, kam mit leichten Wunden davon. Der Passagierwagen hinter dem Tender wurde durch den gewaltigen Stoß übergestürzt; wie durch ein Wunder blieben jedoch die Passagiere unbeschädigt.

Korrespondenz.

Darmstadt, 31. Dez.

Gestern Abend wurde die schöne Oper »Belisar« auf unserer Bühne dargestellt. Keine andere als eine vorzügliche Darstellung konnte man erwarten, wenn man die Kunsttalente überblickte, welche uns diese Oper veranschaulichen sollten. Und so war es auch in der That. Mad. Pirscher trat, nach langer Abwesenheit, als Antonina mit neuer Lebensfrische zum Erstenmale wieder auf und steigerte in verschiedenen interessanten Situationen ihre Darstellungen bis zu einer Höhe, daß ihr hinreißender Gesang in allen Herzen wiederhallte und die Gefühle des Beifalles und der Bewunderung erregte, welche sich zu wiederholten Malen laut genug kund gaben. Hr. v. Kaler vom Königsstädter Theater zu Berlin fand als Belisar die wohlverdiente Schätzung, die er als ausgezeichneter Sänger mit Recht in Anspruch nehmen kann. Ein anderes fremdes Talent lernten wir in Hrn. Steiner vom Mainzer Theater kennen, der in seiner heutigen Rolle als Alamir sich von einer sehr vortheilhaften Seite zeigte. Hr. Döring sang den Justinian recht brav, wie auch Fräul. Fischer die Irene, die in den ergreifendsten Situationen das Interesse des Publikums lebhaft zu erregen vermochte. Die übrigen Rollen, wie z. B. die des Eutropius (Hr. v. Westen), des Cusepius (Hr. Michel sen.), waren verhältnißmäßig gut besetzt. So wirkten alle Kräfte vereint zusammen, um den innersten Kern der Oper, das Trefflichste des Gesanges und das Schönste der Musik zur lebendigsten und genußreichsten Anschauung zu bringen. Donizetti, der liebliche Tondichter, dessen leicht dahin schwebende Musik einen unbeschreiblichen Reiz hat, würde, wenn er persönlich zugegen gewesen wäre, weder dem Sängerpersonal, noch dem Orchester das verdiente Lob versagt haben. Bei allen Vorzügen in der Darstellung einer Oper kann doch der äußere Glanz von ihr nie getrennt werden, ohne ihrem Totaleindruck wesentlich zu schaden. Allein auch darin war den Anforderungen der Kunst Genüge geleistet worden, da die Anordnung und Kostümirung der Züge und Chöre, wie auch die Schönheit und der Wechsel der Decorationen kaum irgend etwas von Belang vermissen ließen. Das Zusammentreffen aller dieser günstigen Umstände sicherte den Erfolg des Belisar vollkommen, und das Theaterpublikum widmete der schönen Oper von Anfang bis zu Ende die regste Aufmerksamkeit. Die Wiederkehr einer solchen Darstellung darf stets auf dieselbe Anerkennung von Seite unseres Publikums zählen.

Berichtigung. In mehreren der zuerst gedruckten Exemplare der gestrigen Didaskalia lese man statt „docendo diecimus" — docendo discimus.

Theater-Anzeige.

Lundi le 3. Janvier. Dernière Représentation de la compagnie française et au Benefice particulier de Mr. Chambery: Le bon moyen, vaudeville nouveau en un acte de Mr. Bayard. Suivi de: Elle est folle, drame-vaudeville en deux actes par Mr. Melesville. Suivi de: Indiana et Charlemagne, folie vaudeville en un acte par Mrs. Duvert et Lauzanne. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 2. Dienstag, den 4. Januar 1842.

Einige Worte über die Aufgabe der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft.

Von med. Dr. Creizschmer.

(Schluß.)

II. Das Objekt, um welches es sich in der fürchterlichen, für die Gegenwart und Zukunft ausgesprochenen Protestation des Herrn Dr. R. handelt, ist eigentlich als eine Ausgabe für die Beleuchtung und Heizung des Hörsaales bei meinen unentgeldlich zu haltenden Vorlesungen angegeben. Da der Herr Director von seiner obwaltenden Berücksichtigung der finanziellen Mittel der Gesellschaft spricht, so könnte Mancher, der dieses liest, versucht werden, die dabei in Anspruch genommenen Kosten sehr hoch anzuschlagen. Ich kann aber erweislich darthun, daß der ganze Kostenbetrag für Holz und Licht während des Winterkursus (im Sommer fallen diese Bedürfnisse von selbst weg) nicht über 36 fl. ausmacht. Man urtheile, in welchem Verhältnisse die Ausgabe dieser geringen Summe zu den Vorträgen steht, welche von dem Monat November bis Ostern wöchentlich 3 — 4 Mal gehalten werden! Verdiente wohl unsere Gesellschaft noch die Senckenbergische naturforschende genannt zu werden, wenn ihre finanziellen Mittel so weit gesunken wären, daß ihr Direktor zur Ersparniß von 36 fl. Protestationen gegen solche Ausgaben zu machen genöthigt wäre? — Wie stimmt dieses Benehmen mit der erst kürzlich der Gesellschaftskasse vom Staate verliehenen Dotation eines jährlichen Einkommens von 1500 fl. zusammen? — Wie verhielt sich gegen ein unentgeldliches, wissenschaftliches Unternehmen diese, im Angesichte unserer verehrten Mitbürger öffentlich ausgesprochene, karge Sparsamkeit, wenn man bedenkt, daß die Wohlhabenheit unserer Einwohnerschaft nach dem 100,000 fl. Fuße berechnet zu werden pflegt; und wie läßt sich Alles dieses mit den preiswürdigen Gesinnungen der Bewohner unseres Weichbildes vereinigen, welche nie beanstandet haben, alle unsere Gesellschaftszwecke auf das reichlichste zu unterstützen? — Hat der Herr Direktor, indem er seine Protestation drucken ließ, nicht daran gedacht, daß er mit seiner ängstlichen Berücksichtigung der finanziellen Mittel der Gesellschaft die Wissenschaft herabwürdigte, deren allseitige Beförderung er als Vorstand der Gesellschaft pflichtmäßig übernommen? — Doch auf alle diese Fragen läßt sich eine sie erklärende Auskunft geben, welche offenbar in der passivischen Stellung des Hrn. Dr. R. zu der Wissenschaft und zu der Gesellschaft gründet; er ist, so weit ich ihn kennen gelernt habe, ein Kaufmann unter den Gelehrten, wenn er auch unter Kaufleuten für einen Gelehrten gehalten werden mag. Er selbst hat mich zu diesem Ausspruch verleitet; denn als er im Herbste 1827, von seiner großen Reise in Afrika zurückgekehrt, kaum den europäischen Boden betreten hatte, überhäufte mich in einem Schreiben aus Livorno mit den bittersten Vorwürfen, weil er, ich weiß nicht warum, der Meinung geworden war, daß ich ihn während seiner Abwesenheit bei dem europäischen Gelehrtenstande als einen Gelehrten eingeführt hätte. In diesem Schreiben spricht er seine Ueberzeugung auf das entschiedenste aus, daß er kein Gelehrter sey, und nie für einen solchen angesehen seyn wolle. — Ich hatte mir zuverlässig einen solchen Irrthum zu keiner Zeit zu Schulden kommen lassen; aber späterhin würde es um so weniger geschehen seyn, da Herr Dr. R. mir so viel Gelegenheit zur Hand gab, seine Befähigung zu einem Gelehrten genauer kennen zu lernen, indem er sich meines Beistandes bediente, um seine in dem zoologischen Atlas abgedruckten Hefte über Fische ꝛc. von den, vielleicht nur ihm eigenen, stylistischen, grammatikalischen und orthographischen Fehlern zu reinigen. *) Muß es daher nicht sehr auffallend erscheinen, wenn Hr. Dr. R. als dermaliger Direktor unserer Gesellschaft dem Manne, der von seinem nicht Gelehrtseyn die vollkommenste Ueberzeugung haben darf, Schranken für seine wissenschaftlichen Bestrebungen zu setzen, ja selbst, Vorschriften für seine Vorträge in öffentlichen Blättern zu machen, sich anmaßt?! Eine andere Deutung kann in keinem Falle aus dem Inhalte seiner veröffentlichten Protestation gezogen werden, wie sich aus Folgendem ergiebt.

III. Hr. Dr. R. hat sich sehr bestimmt ausgedrückt, indem er die alleinige Bedingung angibt, unter welcher er die geringfügige Belästigung der Gesellschaftskasse für meine Vorlesungen zugestehen will. Er verweigert sie nämlich, „wenn die Vorträge nicht wirklich speciell naturhistorischen Inhaltes (wie er „besorgt, und wie sich dieses auch nach seinem Dafürhalten „durch den Erfolg bestätigt hat) seyn sollten." Diese Bedingung ist eine Vorschrift oder soll eine seyn. Nun möchte ich mich aber belehren lassen, wie ein Vortrag über Zoologie ohne

*) Beweise für diese Angabe kann ich nicht nur durch den erwähnten Brief, sondern mehr denn hundert von Hrn. Dr. R. an mich gerichtete Schreiben Jedem, der sich darüber unterrichten will, vorlegen.

Digitized by Google

ganz spezielle Erörterungen gehalten werden sollte! Das ist eine Sache der Unmöglichkeit, denn der Gegenstand ist und bleibt das Thierreich, und der Vortrag über denselben ist Lehre von den Thieren. Die Thiere müssen also auch ihrer Besonderheit nach dargestellt, die einzelnen nach den Merkmalen, wodurch sie sich von andern unterscheiden lassen, speziell bezeichnet werden ꝛc. ꝛc. Es ist aber auch eben so unmöglich, eine wissenschaftliche Lehre von Einzelwesen aufzustellen und in Vorträgen auseinander zu setzen, ohne dieselben zuerst durch Allgemeinbegriffe, also zu einem Ganzen vereinigt und zusammengestellt der Betrachtung unterzogen zu haben. — So habe ich seit 23 Jahren gelehrt und selbst in den 15 Jahren meines besoldeten Lehramtes hat mir unsere Gesellschaft keine andere Verbindlichkeiten auferlegt, als in Jahresfrist einen vollständigen, über alle Fächer der Zoologie sich verbreitenden Kursus einzuhalten, was genau befolgt worden ist, und auch in Zukunft geschehen wird. Ich würde deßwegen auch außer Stand seyn, obgedachte Bedingung des Hrn. Dr. R. verstehen zu können, wenn er nicht selbst in seiner Protestation das Mittel zur Verständigung seines Wollens geboten hätte. Am Ende derselben verlangt er Vorlesungen, „welche ganz spe„ziell und allein die Ertheilung eines regelmäßigen Unterrichts „der Elementar-Zoologie beabsichtigen." — — Um Alles! was ist das für eine Lehre, die Elementar-Zoologie? So viel Bücher über Zoologie geschrieben und von mir gelesen worden sind: keins ist mir bekannt, das einen solchen Titel führt. Oder hat Hr. Dr. R. vielleicht solche Bücher im Auge, die für den Unterricht der Schulkinder in der Naturgeschichte geschrieben sind! Ist er vielleicht der Meinung, daß ich Kinder (man entschuldige den Ausdruck) zoologisch buchstabiren und lesen lehren soll? Er bedenke doch, daß die Lehre von den Thieren eine Wissenschaft ist, welche von dem Leben derselben handelt, und daß die Kenntniß ihrer ausgebalgten Leiber, sowie deren Bestimmung nach unterscheidenden Merkmalen im Vergleich mit dem Wissen von ihrem Leben als ein eben so unbedeutendes Hülfsmittel betrachtet werden muß, wie die Feder, womit ein Gedicht niedergeschrieben, — wie der Stein, der von den Taglöhnern zum Baue getragen wird.

Allerdings kann und darf die descriptive Methode, die künstliche Eintheilung des Thierreiches von einer Vorlesung über das Leben der Thiere nicht ausgeschlossen werden, und ich habe nie unterlassen, davon bestmöglichst zu handeln; allein wenn der Verf. der oft erwähnten Protestation mir öffentlich zumuthen will, daß ich meine Vorträge auf die Systematik meiner Wissenschaft oder gar auf die materielle Kenntniß einer noch so großen Sammlung von Thierkörpern reduziren soll, dann ersehe ich in solchem Ansinnen eine dringliche Aufforderung, mich gegen dasselbe auf dem Wege der Oeffentlichkeit zu verwahren und meinen geehrten Freunden die Versicherung zu ertheilen, daß die unschickliche und vorgreifliche Protestation des Hrn Dr. R. auf meine wissenschaftliche Thätigkeit nicht den geringsten Einfluß haben wird.

IV. Wenn Hr. Dr. R. sich bis dahin nur über die mir zugedachte Aufgabe äußert, so geht er in der öffentlichen Erklärung noch einen bedeutenden Schritt weiter, als es in der Protestation geschehen ist. Hierbei muß noch bemerkt werden, daß zwar die Protestation in einer Sitzung der Gesellschaft von ihm verlesen und zu Protokoll gegeben, daß aber seine öffentliche Erklärung den wirklichen Mitgliedern nur durch die Oberpostamts-Zeitung bekannt geworden ist. — Um so sonderbarer ist es, daß er hier von der Aufgabe der naturforschenden Gesellschaft handelt, wovon vorher nicht die Rede gewesen und worüber niemals Beschlüsse gefaßt worden sind, und in der Bedeutung, wie die Aufgabe unserer Gesellschaft dem Publikum vorgelegt wird. Hr. Dr. R. sagt daselbst, daß er Ursache zu besorgen hätte, meine Vorlesungen würden nur philosophische Speculationen über allgemeine Fragen der Weltschöpfung, über Grundursachen des Lebens und dergleichen betreffen, lauter Forschungen, die Nichts mit der Aufgabe der naturforschenden Gesellschaft zu thun haben ꝛc. ꝛc. —

In welchem Lande, in welcher Zeit, und unter welchem Menschenstamm leben wir denn, um solche Dinge vernehmen zu müssen? Unerhörteres der Art ist gewiß, so lange die Wissenschaften auf deutschem Boden wurzeln und blühen und Früchte tragen, noch nicht vorgekommen. Ich habe mir die Augen ausgerieben, um besser zuzusehen, und als ich den Satz wiederholt gelesen, mußte ich mich erst überreden, daß der Herr Direktor der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft wirklich den Machtspruch gethan und öffentlich erklärt habe, daß Forschungen über die Grundursachen des Lebens nichts mit der Aufgabe unserer Gesellschaft zu thun haben sollen. Wie! die Gesellschaft, welche schon bei ihrem Entstehen (1817) den Zweck ihrer Gründung in dem ersten § ihrer Statuten so weit ausgedehnt hatte, daß sie festsetzen konnte: „Es haben sich mehrere Freunde der Naturwissenschaften in Frankfurt a. M. vereinigt zu gegenseitiger Belehrung, zur Beförderung der Naturkunde im Allgemeinen und besonders in hiesiger Stadt, auch zur Sammlung hierzu dienlicher Gegenstände" ꝛc. ꝛc. — diese Gesellschaft sollte im Jahr 1841, wo sie noch viele ihrer stiftenden Mitglieder an ihren Arbeiten Theil nehmen sieht, dahin gekommen seyn, still und bescheiden in öffentlichen Blättern lesen zu müssen, daß Forschungen über allgemeine Fragen der Weltschöpfung und über Grundursachen des Lebens mit ihrer Aufgabe nichts zu thun haben! Hätte der Beherrscher des himmlischen Reiches ein solches Edikt erlassen, dann würde die Welt wissen, woran sie ist und was davon zu halten sey; allein hier spricht der Direktor einer Gesellschaft, welche gerade die Beförderung der Naturkunde im Allgemeinen und insbesondere in unserer Vaterstadt sich zum Zwecke erkoren, — die also jede Beschränkung der wissenschaftlichen Bestrebungen ihrer Mitarbeiter schon mit ihrem ersten Auftreten wohlweislich von sich abgewiesen hat — und dieser wichtigen, die Würde unseres Vereines herabsetzenden und tief verletzenden Erklärung des Hrn. Dr. R. öffentlich zu widersprechen, finde ich mich um so mehr veranlaßt, da sie zugleich meine Arbeiten und meine Vorträge als mit der Aufgabe der Gesellschaft unvereinbar darzustellen beabsichtiget.

Giebt es wohl im unermeßlichen Gebiete der Naturforschung einen andern Zweck, als die Ergründung der Ursachen, der Bedingungen des Lebens in Allem, was da ist, im Allgemeinen wie im Besondern? Das ist die einzige und wesentliche Aufgabe jedes Einzelnen, den der Geist antreibt, die Fragen sich zu beantworten, welche die Natur an den Fühlenden, den Sehenden, den Hörenden, den Erkennenden in jedem Momente seines Daseyns richtet. Wer sich mit dieser Aufgabe beschäftiget, der wird bald erfahren, daß er selbst und allein dem Ganzen nicht genügen kann; er wird ein Fach für seine Thä-

Digitized by Google

tigkeit wählen; er wird sich an Andere, die andere Fächer bearbeiten, anschließen und die Lücken seines Wissens durch die Kenntnisse jener zu ergänzen suchen. So sind alle gelehrte Gesellschaften entstanden; so sind in weiser Absicht Akademien ꝛc. in das Leben gerufen worden. Darum theilen sich auch die Mitglieder solcher Gesellschaften in die besonderen Fächer der Wissenschaft und die meisten müssen, bei dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaften, dem erwählten Fache die Thätigkeit des ganzen Lebens widmen, wenn sie den Anforderungen der Zeit entsprechen wollen. — Was würde aber aus unserer erhabenen Wissenschaft werden, wenn jeder, an derselben in seiner besondern Weise Betheiligte, fordern wollte, daß alle seine Mitarbeiter sich seiner vorgesetzten Aufgabe unterordnen, diese auch zu ihrem Zweck machen sollten! Unbezweifelt würde der wesentliche Zweck des, aus vielen Arbeitern zusammengesetzten, Vereines durch solche Anmaßung vereitelt werden. — So verhält es sich aber mit der Aufgabe unserer Gesellschaft. Diese hat mir es (wie sich von selbst versteht) frei gegeben, die Vorträge, welche ich über Zoologie halte, nach meinen Grundansichten über das Leben der Thiere einzukleiden und ist dabei wohl von der Erfahrung ausgegangen, nach welcher jeder Lehrer, der nicht das Handbuch eines Andern vor den Zuhörern abzulesen genöthigt ist, Herr seiner Wissenschaft seyn muß, um eigene Ansichten entwickeln zu können.

Damit ist aber Hr. Dr. R. nicht zufrieden, wenn er der Welt verkündigt, daß meine Lehren mit der Aufgabe der naturforschenden Gesellschaft nichts zu thun haben. Woher ist ihm diese Meinung geworden? — Weil er seine Meinung an die Stelle derjenigen des ganzen Vereins setzt. — Er ist ein ausgezeichneter Reisender, hat für Erd- und Völkerkunde erhebliche Beiträge geliefert, hat Reise- und Thierbeschreibungen herausgegeben, hat in unserm Museum großartige Sammlungen von Mineralien, Pflanzen und Thieren angelegt, ordnet die letztern mit ausdauerndem Fleiße nach Büchern, die er in Menge angeschafft, stiftet Dotationen zur Erhaltung dieses kostbaren Materials und weiß, wie der erfahrenste Kaufmann, die Finanzen der Gesellschaft zu berechnen — noch mehr, er hat diesen Zwecken ein bedeutendes Vermögen geopfert. Wer wird solchen Verdiensten nicht die vollkommenste Anerkennung widerfahren lassen? Ich meiner Seits halte ihn gern für einen uneigennützigen Patrioten, für einen der größten Sammler unserer Zeit. — Wenn aber Hr. Dr. R. der Welt aufbinden will, daß meine Arbeiten und Vorträge mit der Aufgabe unserer Gesellschaft Nichts zu thun hätten, dann muß ich ihn im Angesicht der ganzen Welt und um die ehrenvolle Stellung, welche unsere Gesellschaft in derselben behauptet, so wie meine eigene literarische Ehre vor dieser Anmaßung zu schützen, des Irrthumes, der selbstsüchtigen Ueberschätzung und wohl gar der Unkenntniß unserer Gesellschaftsaufgabe zeihen. Die Aufgabe des Hrn. Dr. R. ist in Obigem angegeben; er löst sie mit großer Energie und glänzendem Erfolg, aber sie ist ursprünglich der letzte Zweck unseres Vereins gewesen, wie er in den Statuten desselben festgesetzt und oben angeführt worden ist. Die Aufgabe, Naturaliensammlungen anzulegen und sie nach künstlichen Systemen zu klassifiziren, ist und kann nur der zufällige Zweck einer Gesellschaft seyn, die die Beförderung der Naturkunde im Allgemeinen sich vorgesetzt hat. Sollte unsere Gesellschaft jemals die Aufgabe des Hrn. Dr. R. zu ihrer vorherschenden, zu ihrer eigenen machen wollen, dann mag sie zuvor die Zwecke ihrer Gründung löschen und ihr Museum als eine Seba'sche Schatzkammer zur Schau stellen; aber sie hat die Naturwissenschaften in jeder Bedeutung des Wortes befördern wollen, als sie denselben einen Tempel erbaute, als sie meinen, freiwillig unternommenen Vorträgen, ihren Beifall schenkte — — und so viel ich weiß, darf ich hoffen, daß sie alles dieses noch will und beabsichtigt. Das ist im Ganzen und im Einzelnen die Aufgabe der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft.

Wie könnte übrigens hierüber nur der leiseste Zweifel erhoben werden! Unsere Gesellschaft hat sich für ihre, in den Statuten ausgesprochene, Aufgabe die allgemeine Anerkennung des naturwissenschaftlichen Deutschlands erworben. Als unser berühmtes Mitglied, Samuel Thomas von Sömmering, sein 50jähriges Doktor-Jubiläum feierte, empfing die Senckenbergische Gesellschaft die Beiträge und Gaben, welche von den Verehrern desselben, meistens Aerzten, eingesendet wurden, um seinem Andenken ein Stipendium zu stiften. Dieses Stipendium wird in dem Betrage von fl. 300 alle 3 — 4 Jahre dem deutschen Forscher zuerkannt, der sich durch seine Entdeckungen im Gebiete der Anatomie und Physiologie vorzügliche Verdienste erworben hat. Das entscheidende Urtheil über diese Preisvertheilung geht von dem Gremium der wirklichen Mitglieder der Gesellschaft aus, und bereits ist von diesem der erste fällige Preis dem Hrn. Dr. Ehrenberg zu Berlin, der zweite in diesem Jahre dem Hrn. Dr. Schwann zugesprochen und überliefert worden. Beide geehrte Forscher haben sich mit mikroskopischen Untersuchungen über die Grundursachen des Thierlebens beschäftiget und ihre darüber gemachten Entdeckungen beschrieben. Wäre es denn möglich, daß unsere Gesellschaft im Angesicht der vaterländischen gelehrten Welt sich einer entscheidenden Stimme in so wichtiger Angelegenheit anmaßen dürfte, wenn Forschungen über die Grundursachen des Lebens mit ihrer Aufgabe nichts zu thun hätten? Im Gegentheil, gerade hierin besteht ihre Aufgabe, das erweiset sich von selbst aus den Verhandlungen der wirklichen Mitglieder, die der Preisvertheilung vorangegangen sind; denn bei diesen Gelegenheiten hat es sich zur Genüge herausgestellt, daß die rein wissenschaftliche Tendenz bei uns wesentliche Aufgabe ist und bleiben wird.

Im Anfang meines diesjährigen Winterkursus habe ich meinen Zuhörern von diesen, für die Lehre von dem Leben der Thiere so wichtigen, Entdeckungen der oben genannten Forscher Mittheilungen gemacht, und dabei erörtert, um wie vieles wir durch dieselben der faktischen Kenntniß der Grundursachen des Lebens näher gebracht worden sind, zu welchen Folgerungen diese Entdeckungen führen können, und habe sie mit den früher darüber aufgestellten Theorien in eine vergleichende Parallele gesetzt ꝛc. — Das ist nun, was Hr. Dr. R. zu besorgen Ursache hatte, und was somit durch den Erfolg Bestätigung gefunden. Ich kann Hrn. Dr. R. nur danken für diese öffentliche Anzeige meiner Bestrebungen, und bemerke noch, daß ich stets im Anfange des Winters solche Vorträge über allumfassende Gegenstände der Zoologie gehalten habe, weil die Darstellung der Wirbelthiere, welche immer von Neujahr bis Ostern vorgetragen werden, mir nicht hinreichenden Stoff für den ganzen Winter geboten haben.

V. Wenn Hr. Dr. R. in seiner öffentlichen Erklärung mir noch zugestanden hätte, daß ich in meinen Vorträgen die For-

Digitized by Google

schungen über allgemeine Fragen der Weltschöpfung und der Grundursachen des Lebens als ein Lieblingsthema behandle und vorzugsweise begünstige, so würde ich eine derartige öffentliche Anzeige mit wahrem Vergnügen gelesen haben. Ich müßte mir sehr geschmeichelt fühlen, wenn ich es erleben sollte, daß meinem unbedeutenden Wissen und meinem Anstreben eine Stelle neben Buffon, Laplace und so vielen andern glänzenden Namen, deren Besitzer über Weltschöpfung Ansichten zu Tag gefördert haben, angewiesen würde — wenn ich hoffen dürfte, auch nur einen kleinen Beitrag zur Förderung der Lehre von den Grundursachen des Lebens liefern zu können! Allein meine Vorträge sollen nach seiner Beurtheilung nur philosophische Spekulationen über diese Fragen seyn! Also weg damit, so meint Hr. Dr. R., indem er mir nur diese einräumt. Was ich selbst von philosophischen Spekulationen halte, und in welche Beziehung ich sie zu den naturwissenschaftlichen Doktrinen setze, darüber habe ich mich im ersten Theile meiner Beiträge §. 30 erklärt und kann hier ohne weiteres darauf hinweisen. Wie aber Hr. Dr. R. dazu kommt, auch das Thema der Philosophie und der philosophischen Spekulationen mit meinen Vorträgen und mit der Aufgabe unserer Gesellschaft, so wie mit den Forschungen über Weltschöpfung und Grundursachen des Lebens zu vermischen oder zu verbinden, ist mir deßwegen unbegreiflich, weil ich (Irrthum vorbehalten) der Ansicht bin, daß das höhere geistige Wissen, die Philosophie, niemals ein Gegenstand seines Studiums gewesen sey, weil ich weiß, daß er die Wissenschaft des Geistes als ein für die Betrachtung der Erscheinungswelt überflüssiges, ungeeignetes Mittel ansieht. Um so unbegreiflicher ist es mir daher vorgekommen, warum Hr. Dr. R. sich ein öffentliches Urtheil über einen ihm ganz fremdartigen Gegenstand zu fällen erlaubt, und somit gleichsam die Betheiligung der Philosophie an den Naturwissenschaften geringschätzend behandelt. — Ohne mich weiter über diesen, wenn gleich höchst interessanten, schon zu viel besprochenen Gegenstand zu verbreiten, habe ich Hrn. Dr. R. nur noch bemerken wollen, daß alles Wissen von den Dingen erst durch Philosophie Wissenschaft wird und daß ihre vollendete Erkenntniß nur durch die Mitwirkung geistiger Kräfte erzielt werden kann.

Auch glaubt Hr. Dr. R., daß die Erörterung der Gegenstände, welche er bezeichnet hat, für das Auditorium, das meine Vorlesungen besucht, ungeeignet sey. Warum? — — Das sagt er nicht, sonst würde ich ihm auch darauf antworten.

Schließlich wollte ich mich noch bei den Lesern dieser Blätter entschuldigen wegen der langen Rede, die ich um einen Gegenstand, der an sich so unbedeutend zu seyn scheint, geführt habe. — Obgleich mir jeder Streit zuwider und Nachgeben meine Gewohnheit ist, so habe ich es dennoch für Pflicht gehalten, der öffentlichen an mich ergangenen Herausforderung des Hrn. Dr. R. mit den Waffen entgegenzutreten, deren die beleidigte Wissenschaft sich bedient, um unbefugte Eingriffe der nicht kompetenten Kritik von sich abzuweisen. Nach dem, was zwischen Hrn. Dr. Rüppell und mir vorgefallen ist, hätte derselbe sich nie mehr erlauben sollen, meinen Namen oder meine wissenschaftliche Tendenz mit öffentlichem Tadel belasten zu wollen. Ich bin ihm niemals auf seiner Bahn hinderlich gewesen und habe das Härteste, das er mir aufgebürdet, ruhig und geduldig ertragen. Aber mir steht auch unbestreitbar das Recht zu, ein Gleiches zu fordern für die Unabhängigkeit meines Wirkens, und werde sie zu behaupten wissen.

Geschrieben Frankfurt im Dezember 1841.

Med. Dr. Cretzschmar.

Mannichfaltigkeiten.

Neujahrs-Entschuldigungs-Karten, welche bereits in der Beilage zu Nro. 10 der Frankf. gem. Chronik zur Nachahmung empfohlen wurden, — diese schöne Sitte wird, statt des lästigen Neujahrgratulirens, immer allgemeiner: In Darmstadt, Mainz, Mannheim, Aschaffenburg ꝛc. hat man für nächstes Jahr diesen Gebrauch ebenfalls angenommen. Ueberall werden die Einzeichnungen der geringen Geld-Gaben den Armenverwaltungen, den Kleinkinderschulen ꝛc. angewiesen.

Das „Amsterdamer Handelsblad" berichtet ein beklagenswerthes Unglück, welches am 23. d. die Diligence von Rotterdam nach Zwolle traf. Bei ihrer Einfahrt in diese letztere Stadt zerbrach die Brücke, als sie eben über dieselbe fuhr, und die Diligence stürzte in's Wasser. Man zählt 5 Opfer dieses Unglücks, unter Andern zwei Frauen und ein Kind, welche von Amsterdam nach Utrecht gereis't waren, wo sie diese Diligence zur Fortsetzung ihrer Reise nahmen.

Die Zeitungen melden, daß sowohl die Austern- als auch die Champagnerernte dies Jahr sehr gut gerathen ist, eben so auch die der Sardellen. Ein einziger Fischer hat in einer Stunde gegen 60,000 gefangen. Mit dem Caviar soll's auch gut stehen. — Das ist alles recht gut, wenn's nur auch mit dem Gelde besser stände!

Am 24. Dec., zur selbigen Abendstunde, wo das Christkindchen die wonneerfüllte Jugend mit seinen Geschenken und Beleuchtungen entzückte, wollte in dem Orte Zeitlofs (Unterfranken) auch der Himmel mit seinem Glanze nicht zurückbleiben, sondern vor den erstaunten Bewohnern seine ergötzende Pracht entfalten. Bei geringem Regen zeigte sich ein, wie in der „Abendzeitung" erst unlängst von einem andern Orte erwähnte, Mondregenbogen, der mit denselben herrlichen Farben der Iris die Luna während einer Viertelstunde in Cirkeln umwand. — Ein seltener, köstlicher Anblick!

Die dritte Vorlesung des Hrn. Ch. Fournel wird in dieser Woche nicht stattfinden, sondern ist auf nächsten Dienstag, den 11. d., verlegt.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 4. Jan. Das Portrait der Mutter, oder: Die Privatcomödie, Lustspiel in 4 Abth., von Schröder.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 5. Mittwoch, den 5. Januar 1842.

Prolog

zum neuen Jahre 1842, gesprochen auf der Frankfurter Bühne von Mad. Frühauf, mit Darstellung von vier lebenden Bildern.

Im raschen Lauf enteilt der Zeiten Welle
Und unaufhaltsam zieh'n die Tage fort.
— An eines neuen Jahres Tempelschwelle
Vernehmet unsers Grußes ernstes Wort.
Es schmückt die Kunst, die Pflegerin alles Schönen,
Mit neuen Blumen ihren Festaltar,
Und reicht, umwoget von harmon'schen Tönen,
Euch freundlich ihre ersten Blüthen dar.

Die Kunst verklärt mit ihren milden Strahlen
Der Wirklichkeit so engbegränzten Raum.
Sie webt aus ihren gold'nen Idealen
In's ernste Leben manchen holden Traum;
Sie tröstet uns in gramerfüllter Stunde
Und gibt der heitern einen höhern Glanz;
Von Glaub' und Hoffnung bringt sie Himmelskunde
Und reicht der Liebe ihren Myrthenkranz.

Die wahre Kunst, sie waltet im Vereine
Mit ihrer treuen Freundin, der Natur,
Und fern von jedem trügerischen Scheine
Folgt sie der Wahrheit sonnenglänzter Spur.
Wo beide liebend sich umschlungen halten,
Das Schöne pflegend mit geweihtem Sinn,
Da sieht man Edles herrlich sich gestalten,
Da wird die Kunst der Menschen Führerin.

Kunst und Natur, verweilet stets beisammen
Und schwesterlich geht immer Hand in Hand!
— Der Frühling kommt. Die neuen Lebensflammen
Erwärmen mild das frisch begrünte Land.
Hier singt's umher im Thal und auf den Bergen
Des Lenzes Freiheitsfahnen siegreich weh'n
Und wie die Blumen aus gesprengten Särgen
Im bunten Kleide fröhlich auferstehn!

Die Kunst vernimmt die österlichen Klänge
Und eilt hinaus in die verjüngte Welt.
Im Hain erwachen jubelnde Gesänge;
Die Knospe winkt, von süßem Duft geschwellt,
Und was der Frühling Herrliches gestaltet
In Farben hier, in Duft und Klängen dort,
Vom Dichter wird's im heitern Lied entfaltet,
Der Künstler stellt es dar im Bild und Wort.

(Erstes Tableau, darstellend die Aufpflanzung eines Maienbaumes, nebst einer ländlichen Frühlingsgruppe.)

Der Priesterjüngling Sommer ist gekommen.
Er opfert früh schon, eh' der Tag erwacht.
Die Sonne steigt; von Licht ist er umschwommen
Und Alles prangt in üpp'ger Lebenspracht.
Es zieht der Kahn dahin auf ruh'gem Strome
Und führet dich an's liebliche Gestad';
Du wandelst gern im schatt'gen Waldesdome
Und auf des Thales ländlich stillem Pfad.

Wie jetzt zum Licht die Wärme sich gesellet,
Wie Alles lebensvoll und kräftig strebt,
So sey des Künstlers Werk vom Geist erhellet
Und von des Herzens warmem Puls belebt!
Ein reiches Leben wogt auf den Gefilden
Und überall ist Lust und Freudigkeit.
Den Dichter drängt's, zu formen und zu bilden,
Und durch Natur sey stets die Kunst geweiht.

(Zweites Tableau, darstellend ein wogendes Aehrenfeld. Schnitter- und Schnitterinnen sind theils mit ländlichen Arbeiten beschäftigt, theils pflegen sie der Ruhe.)

Der Herbst erscheint, und ob die Blätter fallen,
Ob auch die Blume neigt ihr welkes Haupt,
Hört man doch Sang und Jubel rings erschallen;
Freund Bachus naht, von Rebengrün umlaubt.
Pomona spendet ihre reichen Gaben
Und leert das Füllhorn ihrer Früchte aus;
Diana ruft, durch Jagdlust uns zu laben,
In's Waldrevier und auf die Flur hinaus.

Digitized by Google

Es soll die Kunst uns lehren, zu genießen,
Was uns die Huld der Götter freundlich beut.
Wir seh'n die Tage schnell vorüberfließen
Und die verlor'nen werden nicht erneut.
Die Gegenwart gehört uns an; was morgen
Das Schicksal bringt, ist Allen unbekannt;
Drum seyen auch die Zweifel und die Sorgen
Oft durch den Zauber heit'rer Kunst verbannt!

(Drittes Tableau, Winzer und Winzerinnen bringen die Gaben des Bachus heim, welcher selber auf seinem Fasse erscheint, während Andere die Gaben Pomona's einsammeln; fröhliches Herbstleben.)

Wie schön, wann draußen vor verschloss'nen Thüren
Der rauhe Nord die Straßen überweht,
Die traute Flamme im Kamin zu schüren,
In deren Gluth ihr mit Behagen seht!
Wie schön, wann an geschmückten Weihnachtsbäumen
Ein holder Lenz von Lieb' und Freundschaft hängt,
Wann in des Saales festlich hellen Räumen
Ein buntes Maskenspiel sich wogend drängt!

Gern weilet ihr dann in Thaliens Hallen
Und seht manch' Dichterwerk, manch' Kunstgebild'
In edlen Zügen euch vorüber wallen,
Hier ernst und streng, anmuthig dort und mild;
Es schlägt die Tonkunst mit melod'schen Wogen
An des entzückten Hörers lauschend Ohr;
Die Muse kommt, von Grazien umzogen,
Und hebet euch zu lichten Höh'n empor.

(Viertes Tableau, eine Eisfläche, von Waldung begränzt, darstellend; man erblickt Schlitten und Schlittschuhläufer und eine Bäuerin, die ein Bündel Holz aus dem Walde bringt. Winterlandschaft.) Jedes dieser Tableau's wird durch Harmonie-Musik eingeleitet und begleitet.

Die Kunst verklärt uns mit mildem Strahlen
Der Wirklichkeit so eng begränzten Raum;
Sie webt uns aus ihren Idealen
In's ernste Leben manchen holden Traum;
Und immer mit Natur im schönen Bunde,
Soll sie die Pfleg'rin alles Edlen seyn!
Auf! laßt uns ihr in dieser Festesstunde
Die Huldigungen unsrer Liebe weih'n!

Wilh. Wagner.

Das Kreuz auf dem Anstand.

Von Elias Berthet. (Aus dem Musée français 1841.)

(Fortsetzung.)

Das junge Mädchen stand zitternd auf und sagte:

„Wie, Sie sind nicht . . .“

„Ich bin nicht der Baron von Mérignac; dieser Name und Titel gehören einem armen jungen Manne an, einem meiner ehemaligen Freunde, der vor einigen Monaten in Wien in der Verbannung gestorben. Bei meiner Rückkehr nach Frankreich wurde ich beauftragt, seine Papiere seiner Familie zu überliefern, und unter diesen fand ich einen Paß, den der Unglückliche kurz vor seinem Tode erhalten hatte, um endlich in sein Vaterland zurückzukehren. Vor meiner Ankunft hegte ich schon längst jene schrecklichen Vorhaben von Rache, die ich bald auszuführen gesonnen war. Ich stellte mir vor, daß, wenn ich den Namen und Titel meines alten Gefährten annehmen würde, ich mich der Mittel versicherte, nicht entdeckt zu werden, ehe meine Rache vorbereitet war . . . Caroline, dieser erste Betrug hat in meiner sonst ehrlichen, freimüthigen Seele schon viele bittere Reue erweckt, und ich habe endlich eingesehen, wie tief mich der Haß sinken ließ . . .“

Das junge Mädchen schauderte zusammen; und von Allem, was ihr der Ausgewanderte gesagte hatte, begriff sie nur eine Sache, denn sie rief erschüttert aus:

„Sie sind also nicht der Baron von Mérignac! aber wer um Gotteswillen sind Sie denn?“

„Was thut mein Stand zur Sache? Ich bin für Sie von nun an nichts mehr, als ein Unglücklicher, der Sie liebt, ohne jemals mit Ihnen vereinigt werden zu können.“

„Niemals!“ wiederholte Caroline.

Dieses arme, von den Verführungen der Welt entfernte Mädchen hatte bei dem Anblick des jungen glänzenden Mannes einen tiefen Enthusiasmus empfunden, eine innige, reine Zuneigung, würdig einer ersten Liebe; sie hatte vielleicht Hoffnungen für Zukunft und Glück genährt; man denke sich daher die schreckliche Empfindung, die dieses Geständniß bei ihr erwecken mußte. Wo sie einige Augenblicke zuvor nur Blumen sah, öffnete sich ihr plötzlich ein Abgrund, dessen Tiefe das Auge nicht zu ermessen vermochte; wo sie bisher nur einen breiten, ebenen Weg erblickte, erhob sich plötzlich eine unübersteigliche Felsenmauer. Ihr Haupt sank auf ihre Brust herab, und sie verharrte in Stillschweigen, ohne weinen zu können. Der Ausgewanderte wollte ihre Hand ergreifen, doch sie zog diese schnell zurück.

„Sie verachten mich, Mademoiselle,“ sagte er bitter, „und dennoch wissen Sie noch nicht, in welch hohem Grade ich Ihre Verachtung verdient habe; Sie ahnen nicht, welche schreckliche Vorhaben ich hegte, als ich dieses Haus betrat. Caroline,“ fügte er mit herzzerreißendem Ausdruck hinzu, indem er sich ihr näherte, „man muß einem durch das Unglück erbitterten jungen Waisen viel verzeihen, dessen schon alte Wunde man fortwährend blutend erhalten hatte, um ihn, zum Manne herangereift, hinausstoßen zu können, eine Beschimpfung zu rächen, die ihm als Kind zu Theil geworden. Wohlan denn! Ihre Gegenwart und das unschuldvolle, reine Wesen, das Sie um sich her verbreiten, haben einen neuen Menschen aus mir gemacht. Jene angenommene Rolle erschien mir unwürdig, entehrend und niederträchtig, sobald ich dieselbe vor Ihnen spielen sollte; mein Zorn erlosch in meinem Herzen, als ich Sie so großmüthig fand; ich habe Allen, selbst einem höchst Straffälligen, wegen Ihnen vergeben, wegen Ihnen allein, die mich veredelt hat . . .“

„Mein Herr, Ihre Worte sind dunkel, und doch zittere ich davor, deren Sinn zu verstehen . . . Sie sprechen von Rache gegen meine Familie, Sie sind also . . .“

„Sprechen Sie meinen Namen hier nicht aus,“ sagte der Ausgewanderte mit einer schnellen Bewegung der Hand, als suche er die Worte auf den Lippen des jungen Mädchens zurückzudrängen; „mein Name würde Erinnerungen in mir heraufbeschwören, die ich ersticken wollte. Ich habe es Ihnen gesagt, Caroline, ich entferne mich heute von Ihnen, und Sie wer-

Digitized by Google

den wohl vielleicht niemals wiedersehen. Was meine Worte jetzt noch Dunkles für Sie haben, wird Ihnen nur allzubald klar werden; und dann, Caroline, wann man mir fluchen wird, wann mir die entehrendsten Beschimpfungen zu Theil werden, dann sagen Sie, daß dieser Mann, den man schmäht, böse war, und daß Sie ihn gut gemacht haben; sagen Sie ferner, daß dieser Mann gelobt hatte, das Blut seines ermordeten Vaters zu rächen, und daß er nur wegen Ihnen vermied, Blut zu vergießen; sagen Sie endlich noch, daß dieser Mann Sie von ganzer Seele lieben werde, in welchem Winkel der Erde er auch genöthigt seyn würde, seinen Kummer zu verstecken."

„Ach! genug! genug!" seufzte das junge Mädchen wankend, als sey sie im Begriff, ohnmächtig zu werden.

Der Baron eilte herbei, um sie zu unterstützen, doch wurde in diesem Augenblick die Stimme des Waldschützen in der Nähe vernehmbar. Der Ausgewanderte erhob sich schnell und ging dem Ueberlästigen entgegen, damit er nicht sah, in welchem Zustande der Verwirrung sich Mademoiselle Rupert befand. Guichard seinerseits verdoppelte jedoch seine Schritte, trat auf den jungen Mann zu, als hätte er ihn gesucht, und sagte mit ironischem Lächeln:

„Herr Rupert läßt Herrn Armand von Blangy einen Augenblick um Gehör bitten . . ."

(Fortsetzung folgt.)

J. H. von Dannecker.

Der „Schw. Merkur" enthält einen gutgeschriebenen Nekrolog Dannecker's, dem wir über die erste Entwickelung seines Kunsttalentes folgende interessante Stellen entnehmen:

„Johann Heinrich von Dannecker, der Sohn unbemittelter, aber rechtschaffener und zärtlicher Eltern, ward am 15. Oktober 1758 zu Stuttgart, wo der Vater im herzoglichen Stalle diente, geboren und als Kind von 6 Jahren mit seiner Familie nach der Stadt Ludwigsburg verpflanzt, die der Herzog Karl von Würtemberg mit seinem Hofe im Okt. 1764 als zweite Residenz bezog. Hier äußerten sich in dem Knaben die ersten Regungen des Kunsttriebes; nicht nur schuf er sich bemalte stehende Papierheere, sondern der künftige Bildhauer verband sich mit seinem Nachbar, einem Steinhauer, manchen schön gemaserten Stein, in welchen er mit angeschliffenen Nägeln Blumen und andere Figuren eingrub, auf die Niemand, selbst die Verschwägerung nicht, zu achten schien, bis unerwartet von dieser über das Geschick seines Lebens entschieden wurde. In's dreizehnte Lebensjahr hatte der Knabe die deutsche Schule, je nach dem Aufenthalte des Vaters bald in Ludwigsburg, bald in Stuttgart, besucht und das schmale Brod der Armuth im Schweiße seines Angesichts gegessen, wie er denn, im behaglichen Verweilen bei seiner harten Jugend, dem Verfasser dieser Zeilen wiederholt erzählte, daß er mehr als einmal den mit Krügen gefüllten Korb vom Canstatter Sauerbrunnen heimgetragen. Da kommt einmal — es war der Ostertag des Hungerjahres 1771 — Dannecker der Vater aus dem Stall nach Hause und erzählt, daß der Landesvater, das Loos armer Diener zu lindern bemüht, die Militär- und Kunstpflanzschule auf dem Lustschlosse Solitude auch Kindern seiner Bedienten zu öffnen beschlossen und ihm selbst den Antrag gemacht habe, eines seiner Kinder zu versorgen. Der Vater, im Mißtrauen der Armuth, sah im Hintergrunde dieses Anerbietens nur die Muskete auf der Schulter seines Sohnes, und schien entschlossen, es abzulehnen; der Sohn aber ergriff die Gnade des Herzogs mit solcher Begeisterung, daß die Eltern für nöthig fanden, ihm Hausarrest zu geben. In eine Kammer zu ebener Erde eingesperrt, begeisterte der Knabe vom Fenster aus seine Spielkameraden mit gleicher Neigung, sprang aus dem Fenster, und nun gingen sie zu neune auf das Schloß zu, wo eben das Eierlesen, ein Volksfest, den ganzen Hof im Freien versammelt hatte. Hier trugen sie ihr Anliegen einem aus der Dienerschaft vor. Der Herzog, davon unterrichtet, trat selbst heraus, die kleine Schaar zu mustern, zog einen und den andern aus dem Haufen hervor und stellte ihn sich zur Rechten. Am Ende blieb nur Dannecker mit zwei andern übrig. Sie glaubten sich verworfen und waren gerade die Auserwählten. Schon am andern Tage, vom Vater unmuthig entlassen, von der Mutter unter wehmüthigen Sorgen begleitet, zog er auf die Solitude. Wenn man dort eine Ahnung von seinem Kunstberufe hatte, so war sie wenigstens noch sehr unklar; denn Anfangs wurde der Knabe zum Tänzer bestimmt, wie denn überhaupt die Zöglinge von rohen Aufsehern hart gehalten und nebenher zu gemeinen Verrichtungen gebraucht wurden. Nach einjährigem Aufenthalt auf dem gedachten Schlosse, wo er bald auch den Unterricht im Zeichnen genoß, wurde er zu Stuttgart in der Hospitalkirche confirmirt und kniete, unfern von der Stelle, wo jetzt das Modell seines Christus steht, am Altare neben seinem Altersgenossen Joh. Friedr. Flatt, der, als Gottesgelehrter, auch eine berühmte Zierde seines Vaterlandes geworden ist. Jetzt wurde auf der Solitude das Talent des Jünglings erkannt und er der Abtheilung der Bildhauer zugetheilt. Er genoß den Unterricht des Hofbildhauers Bauer und des Hofstukkators Sonnenschein, später Professors in Bern, insbesondere aber der verdienstvollen Künstler Le Jeune, Harper und Guibal, und, im 17. Jahre mit der Akademie nach Stuttgart gewandert, machte er so glänzende Fortschritte in seiner Kunst, daß schon im folgenden Jahre bei der Concursprüfung sein Modell eines Milon von Kroton, die Hände im Baumspalt und vom Löwen angefallen, den Preis erhielt, den ihm der Neid aus den Händen gerungen hätte, wenn nicht von Guibal dem Herzog die Selbstständigkeit der Arbeit in einer damals im Druck erschienenen Auseinandersetzung gerechtfertigt worden wäre. Diese Composition verwarf der Künstler noch in seinem Alter nicht, und sie ist in der fleißigen Skizze noch jetzt vorhanden. Auf der Karls-Akademie schloß Dannecker mit seinem Kunstgenossen, dem früh verstorbenen Scheffauer, mit Zumsteeg und besonders mit Schiller, der nur ein Jahr jünger war, als er, einen Freundschaftsbund, der fördernd auf sein geistiges Leben einwirkte. Seine Künstlerkräfte widmete er dem Schmucke der herzoglichen Schlösser; Genien, Kinder, Karyatiden sind in Stuttgart und Hohenheim noch jetzt von ihm zu sehen. Im Jahre 1780, nach neunjährigem Aufenthalte darin, trat Dannecker aus der Akademie und verdankte der Gnade seines Herzogs eine Hofbildhauerstelle mit 300 fl. jährlichem Gehalt, und von dieser Zeit konnte sein Ruhm wie sein äußeres Glück als begründet angesehen werden."

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Nächsten Montag, den 10. d. M., wird zum Vortheil der Dem. Capitain, deren schönem Gesangstalent wir fortwährend manchen genußreichen Abend verdanken, die seit langer Zeit vom Repertoir verschwunden gewesene Oper von Marschner „Templer und Jüdin" gegeben, worauf wir die Kunstfreunde aufmerksam machen.

(Schlegel's Name in Nord-Amerika.) Friedrich Schlegel's Vorlesungen über die Geschichte der alten und neuen Literatur, von denen bereits vor mehreren Jahren eine englische Uebersetzung erschien, sind jetzt in Neu-York mit einer amerikanischen (d. h. von einem Yankee herrührenden) Einleitung herausgegeben worden. Die dramatischen Vorlesungen von Aug. Wilhelm v. Schlegel, übersetzt von Black, und Friedrich Schlegel's Vorlesungen über Geschichte, übersetzt von Robinson, genießen sowohl in England als in Nord-Amerika großes Ansehen. In der Einleitung zu der eben erschienenen Literaturgeschichte sagt der Herausgeber, erst durch die beiden Schlegel habe man in Amerika und England erfahren, was eigentlich unter philosophischer Kritik zu verstehen sey. Interessant ist, daß dieses Werk im fernen Westen solche Anerkennung in demselben Augenblicke findet, in welchem auch in Deutschland eine neue Ausgabe desselben, bis auf unsere Zeit fortgeführt von Dr. Theodor Mundt, als eine willkommene Erscheinung begrüßt wird.

(Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

(Frankfurt a. M.) Mit Vergnügen vernehmen wir, daß unser geschätzter Baritonist, Herr Pischeck, uns nicht verlassen wird, sondern einen neuen Contrakt abgeschlossen hat, nach welchem er vom 1. Mai dieses Jahres ab auf zwei weitere Jahre der hiesigen Bühne angehört.

Korrespondenz.

(Düsseldorf, 30. Dez.

Die Düsseldorfer Malerschule.

Auswärtige Zeitungen haben schon zur Genüge von den unglücklichen Zerwürfnissen gesprochen, welche die hiesige Malerwelt wie die ganzen gesellschaftlichen Verhältnisse, vor Jahren noch so angenehm, gesprengt haben und verschiedenartige Ursachen sind denselben bald da, bald dort unterlegt worden. Der Kölnischen Zeitung blieb es indeß vorbehalten, darzuthun: daß religiöse Richtungen der Grund aller Zwistigkeiten gewesen und noch sind. Die Kölnische Zeitung hat diese Offenbarung einer Pariser Revüe entnommen (s. Feuilleton vom 29. d.), hat aber auch schon einmal in einem früheren Berichte darauf angespielt. Sie mag dabei ohne Arg seyn; wenn diese Naivität aber von einer hiesigen gewissen Partei herkommen sollte, auf Einflüsterungen derselben beruhte, wäre dieses eine der perfidesten Intriguen, die noch hier geschmiedet worden. Es hat bisher noch gefehlt, zu den verschiedenen Streitpunkten auch die Religion herabzuziehen, und den Glaubenshaß der aufgeregten Rheinländer aufs neue anzufachen, auf die Kunst zu hetzen und alle Geselligkeit, die in derselben liegt, zu zerstören. Die hiesige Malerschule war zuerst in Zwiespalt gerathen, weil die rheinländischen Künstler sich vor den norddeutschen eingewanderten zurückgesetzt glaubten, (mit Recht oder Unrecht), weil sie auf Dieselben Vergünstigungen von Seiten der Akademie wie des Kunstvereins rechnen zu dürfen glaubten. Vor Jahren schieden so schon bewährte Künstler aus Düsseldorf, katholische wie evangelische, die später als tüchtig von Düsseldorf Anerkennung erzwangen. Die neuesten Streitigkeiten gingen größtentheils wegen derselben Klagen aus dem Kunstvereine hervor, von dem wieder ein Theil der Künstler, meistens Rheinländer, von einem als Kunstkenner sehr achtbaren, aber auch sehr einseitigen, von seinem Urtheile eingenommenen Manne, dem Factotum des Vereines zum Vortheile seiner Günstlinge hintangesetzt zu seyn glaubte. Ob mit Recht oder Unrecht, wollen wir nicht entscheiden, die wir uns darüber etwas befremdet sind: daß dieser Herr nach allen Klagen sich noch so sehr angelegen seyn ließ, sich an der Direktion zu erhalten, statt jenes mißliche Amt einmal nach allgemeinem Verlangen auf andere Schultern zu bürden. Unter den Begünstigten wie unter den Unbegünstigten gibt es Maler beider Konfessionen, und Keinem ist es bisher eingefallen, den Streit zu einem konfessionellen zu erheben. Hr. Direktor Schadow ist ein eifriger Katholik, aber obengenannter einflußgewaltiger Herr ein ebenso entschiedener Protestant, und durch beide sind die Angelegenheiten besorgt worden, können also wohl keine konfessionellen Triebfedern zum Grunde haben; an diese denkt nur der Böse, um noch mehr Unkraut in den hier seltenen Weizen zu säen. Lessing, von dem so viel die Rede im Köln. Feuilleton ist, vor dessen Genius wir uns ebenfalls beugen, ist evangelisch. Er malt jetzt Huß vor dem Konzil; nichts desto weniger ist seine Kunst evangelisch, oder katholisch; höchstens ist sie christlich. Sie ist aber Kunst, und faßt den Gegenstand ganz, wie sie ergreift. Wie der Künstler jetzt seinen Huß darstellt, so bildete er in verwichenem Jahr seinen Pabst Paschalis, wie einen Heiden vor den Zornwagen des deutschen Kaisers, ohne deshalb katholisch gewesen zu seyn. Der Künstler nimmt das Große, wo er es findet, und Raphael war kein Heide oder Heide, weil er die Sage der Psyche darstellte, Rubens kein Römer, weil er aus der betreffenden Mythologie oft zu schöpfen beliebte. Das fehlte noch, daß wir Katholiken bei jedem Bilde schreien sollten: »das ist ein lutherisches!« und daß die Andersgläubigen es mit den unsern ebenso machen sollten. Nein, laßt uns verständiger seyn und die Ueberklugen auslachen, die uns gerne dahin verleiten möchten. Es sind hier in Düsseldorf Beschwerden geführt worden gegen Heiligenbilder und ihre Maler, aber nur gegen die schlechten, die nichts Neues auffassen und wiedergeben, sondern nur schlechte Plagiate der Alten, hundertmal Dagewesenen sind, wie man sich ebenmäßig gegen die Falknerin u. s. f. beklagte. Auch gegen Schadow's thörichte und kluge Jungfrauen sind Reden geführt worden, doch nur deshalb, weil der Meister einen Mißgriff gethan, eine Allegorie, eine Trope malen zu wollen, wie Overbeck es gleichfalls mit dem Samariter machte. Allegorien wieder zu malen, die Gemälde des Redners wieder abspiegeln zu wollen, geht einmal nicht; könnte zu nichts, höchstens nur zu etwas Komischem, führen. Schadow's frommer Sinn ist trotz des Mißgriffs zu achten; aber die Kunst reicht da so wenig aus, als ob sie ein Räthsel oder eine Charade auf die Leinwand bringen sollte. Heiligenbilder sind übrigens viele und recht schöne dazu unter dem Pinsel von Protestanten und Katholiken hervorgegangen, ohne daß dieses je Aufsehen gemacht; Schadow hat die älteren Meister, meistens evangelische, mit derselben Liebe, ja mit höherer als die katholischen behandelt, und denselben Einfluß auf ihre Kunstleistungen, ihre Darstellungen gehabt, weswegen wir den Meister nicht hassen, sondern lieben und hochschätzen. Drum noch einmal weg hier mit dem Schisma. Laßt das Düstere überall wüthen, nur nicht den heiteren Himmel der Kunst überwölken und betet dem Franzosin sein Gutes, aber nicht seinen Unsinn nach!

Ein katholischer Maler.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 5. Jan. Der Barbier von Sevilla, komische Oper in 2 Abth. Musik von Rossini.

Redakteur: J. J. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 6. Donnerstag, den 6. Januar 1842.

Das Kreuz auf dem Anstand.

Von Elise Berthet. (Aus dem Musée français 1841.)

(Fortsetzung.)

Der Ausgewanderte packte schnell den Arm des Waldschützen, und drückte ihn heftig, indem er wiederholte:

„Den Grafen von Blangy! was sagten Sie, Unglücklicher?"

Guichard machte sich durch eine ungestüme, nicht allzu höfliche Bewegung los; dann sprach er, sich seinem Gegner stolz entgegenstellend:

„Ja, Herr Graf, nun bin ich meiner Sache gewiß . . . und Sie werden ohne Zweifel diesem Brief, den ein unvorsichtiger Bote mir für Sie einhändigte, nicht widersprechen wollen . . ."

Zugleich reichte er ihm einen Brief dar, dessen Aufschrift lautete: „An den Herrn Grafen von Blangy, gegenwärtig bei Herrn Rupert auf der Domaine." Der Graf, denn das war er, biß sich in die Lippen, und blickte starr auf den Waldschützen.

„Was habe ich Dir gethan?" sagte er drohend. „Was willst Du von mir? Was geht Dich mein wahrer Name an?"

„Sie werden morgen erfahren, mein Herr, wie ich gegen den Grafen von Blangy zu verfahren habe. Bis dahin vergessen Sie wenigstens nicht, daß Ihnen Herr Rupert sogleich sehr Wichtiges zu sagen hat."

„Weiß er, wer ich bin?"

„Das wird er Ihnen selbst sagen," versetzte der Waldschütz, zu Gartenthüre hinaus eilend.

Der Ausgewanderte kehrte sich nach der grünen Laube hin; Caroline war aber schon verschwunden, und hatte sich ohne Zweifel in irgend einen einsamen Winkel zurückgezogen, um den seltsamen Entdeckungen nachzusinnen, die sie so eben gehört. Er zauderte einen Augenblick, dann schlug er seinen Weg nach dem Salon ein, in welchem ihn Herr Rupert erwartete.

IV.

Der kleine Salon, den wir bereits kennen, und in welchem sich gewöhnlich die Bewohner der Domaine versammelten, diente Herrn Rupert, als Maire der Gemeinde, welcher seine Besitzungen angehörten, auch als Gerichtszimmer. Es bedurfte in diesem unbekannten, von der Hauptstraße abgelegenen Dorfe keines glänzenden richterlichen Gepränges; die ganze Fahrniß der Mairie bestand auch aus nichts, als einem Schreibtisch von Nußbaumholz, mehr reinlich als neu, den man den Tag hindurch pomphaft mitten im Saale aufstellte, des Abends jedoch in den dunkelsten Winkel des Gemachs zurückschob, und einer verschlossenen Aufsatzkommode, die alle Papiere enthielt, welche Gemeinde-Angelegenheiten betrafen. Es gab nichts Einfacheres, und doch pries man Herrn Rupert's richterlichen Luxus auf mehrern Stunden in der Runde, nämlich zu einer Zeit, in welcher die Mairien auf dem Lande oft nur auf Pachthöfen waren, und in welcher die Maire in Holzschuhen kamen, um die Pässe zu untersuchen, die sie nicht lesen konnten.

Im Augenblick, als der ehemalige Graf Armand von Blangy, denn wir geben ihm von nun an seinen wahren Namen, in den Salon trat, saß Herr Rupert hinter seinem Schreibtisch, als wenn er in diesem Moment irgend eine seiner Pflichten zu erfüllen hätte, die ihm seine Funktionen als öffentlicher Beamter auferlegten, und die Hand an die Stirne gelegt, schien er von den schmerzlichsten Betrachtungen ergriffen. Nach der kalten und ernsten Weise, mit der er den Ausgewanderten begrüßte, durfte jener sogleich vermuthen, daß Guichard geplaudert hatte, und in der That war auch das erste Wort, was Herr Rupert aussprach, der wahre Name seines Gastes.

„Herr Armand von Blangy," sagte er in strengem Tone, „der Maire der Gemeinde berief Sie hierher, um Rechenschaft wegen einer Fälschung von Ihnen zu verlangen, die Sie sich zu schulden kommen ließen wegen Vorzeigung eines Passes, der nicht der Ihrige war. Wissen Sie, mein Herr, wie streng die Gesetze über Vergehen der Art lauten, und welche Strafen über solche verhängt sind, die sich deren zu schulden kommen lassen?"

Der Graf antwortete nur durch ein verächtliches Lächeln, und zuckte die Achseln. Doch der Greis blickte ihn mit Achtung erweckender Miene an, und fuhr fort:

„Die Zeiten sind vorüber, mein Herr, in welchen privilegirte Stände über die Landesgesetze lachen, und jenen ungestraft trotzen dürfen, die mit der landesherrlichen Gewalt bekleidet sind. Bedenken Sie, Herr von Blangy, daß hier nicht Herr Rupert mit Ihnen spricht, sondern der Maire dieser Gemeinde, und die Funktionen desselben mögen auch noch so untergeordnet seyn, so räumen sie ihm doch das Recht ein, Gehorsam zu verlangen. Ich fordere Sie daher auf, mir zu sagen, warum Sie vor einigen Tagen den Waldschützen Guichard hintergin-

Digitized by Google

gen, indem Sie ihm Papiere vorzeigten, die nicht die Ihrigen waren?"

„Wenn es mir aber nun nicht behagte, dem Herrn Maire zu antworten?"

„Sie verweigern es?" versetzte der Greis mit besänftigter Stimme, der, wie alle Beamten, sie mögen angesehen oder untergeordnet seyn, einen Widerstand lieber jeder andern Ursache, als der Verachtung seines Ansehens zuschrieb. „Sie weigern sich, mir zu antworten, weil Sie wohl wissen, daß es mir unmöglich ist, gegen meinen Gast streng zu verfahren, gegen einen Mann, der an meinem Tische gesessen, der mein Brod getheilt. Aber dennoch gerade bei dem Namen dieser Gastfreundschaft frage ich Sie, und dieses Mal ist es der Familienvater, der Sie bittet, mein Herr, bei dem Namen der Ehre, die Ihnen theuer seyn muß, in welchen Absichten haben Sie sich bei mir eingeführt, indem Sie mich hintergingen?"

Diese hitzige Aufforderung konnte bei dem, an den sie gerichtet war, nicht ohne Wirkung bleiben; die Blicke des Grafen entflammten sich, und seine Lippen zitterten, als sey er im Begriff, irgend einen Gedanken des Unwillens oder des Zorns kräftig auszusprechen; er hielt sich aber zurück, und, jenen feinen, kalten, vornehmen Ton annehmend, der seit einigen Augenblicken die gefällige und einschmeichelnde Höflichkeit von früher ersetzt hatte, antwortete er mit Festigkeit:

„Wenn meine Anwesenheit in diesem Hause Herrn Rupert mißfällt, dann habe ich die Ehre, ihm zu sagen, daß ich dasselbe zur Stunde und für immer verlassen werde; die Gründe, die mich veranlaßten, mich unter einem angenommenen Namen in demselben aufzuhalten, sind nicht mehr vorhanden, und ich will diese von nun an vergessen; es sey daher Alles zwischen uns abgemacht, mein Herr; fragen Sie mich nicht weiter."

Er machte eine Bewegung, wegzugehen, doch der Greis versetzte kräftiger, indem er ihm entgegen trat:

„Sie können mich nicht so verlassen, Herr Graf; Sie können die Schwelle dieses Hauses nicht überschreiten, ehe Sie mir die Beweggründe Ihres hiesiger Aufenthaltes mitgetheilt haben. Ich muß wissen, warum ein Mann, den ich so viele Ursache habe, als meinen Feind zu betrachten, sich als mein Tischgenosse, als mein Gast bei mir eingefunden, warum er sich zum Gefährten meines Sohnes aufgeworfen, warum er wollte, daß ihn meine Tochter lieben sollte, das unschuldige, arglose Kind . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Pariser Prozeß.

Die Pariser Gerichte sind eine immer wechselnde Galerie bunter Gemälde, bald komischer, bald höchst tragischer. Ein Gemälde ersterer Art war der Civilprozeß, welcher in letzter Woche vor dem Gerichte erster Instanz vorkam. Unter den Fremden, welche der Speculationsgeist nach Frankreich geführt hat, befand sich vor mehreren Jahren ein Schottländer, Namens Irving, ich glaube gar, Washington Irving; außer dem Namen und dem Aufenthalt in Frankreich hat er aber mit dem bekannten amerikanischen Schriftsteller nichts gemein. Der Schottländer betheiligte sich bei Fabrikanstalten im Departement der Obermarne, also in derselben Gegend, wo auch der Herzog von Ragusa vor vielen Jahren große Fabriken angelegt hatte, und wurde der Schuldner des Generaleinnehmers in jenem Departement. Die Speculationen Irvings schlugen fehl, wie die des Herzogs von Ragusa fehlgeschlagen hatten; Irving konnte seinen Gläubiger nicht befriedigen, und dieser ließ ihn auf seine Kosten in die Schuldnerhaft einsperren. Nach Verlauf von drei Jahren wurde Irving krank und suchte um die Erlaubniß nach, sich in eine sogenannte maison de santé, das heißt in eine der vielen hier bestehenden, von Aerzten gehaltenen Privatkrankenanstalten begeben und sich daselbst pflegen lassen zu dürfen. Der Gläubiger willigte ein, unter der Bedingung, daß der Vorsteher der Anstalt für seinen Kranken hafte, wie es in dergleichen Fällen üblich ist, das heißt, daß er ihn nicht entwischen lasse.

Irving lebte in der Anstalt des Doktors vollauf, seine Frau und seine Nichte mietheten sich in demselben Hause ein, er empfing Gesellschaft und machte trotz seiner Eigenschaft als Schuldner ziemlichen Aufwand. Unter den Besuchen, die er empfing, war eine Dame, welche sich Lady Granville nannte und die Frau des englischen Gesandten zu seyn schien Es kann aber leicht eine Namensverwechslung stattgefunden haben. Vor einiger Zeit kam die wahre oder angebliche Lady Granville in ihrer Kutsche wieder angefahren, besuchte den gefangenen schottischen Schuldner und ließ sich beim Fortgehen von ihm bis an die Thüre begleiten. Anstatt aber daselbst umzukehren, war Irving in die Kutsche mit hineingeschlüpft, und diese fuhr von dannen mit der Besucherin und dem Besuchten. Der Gläubiger erhob nun eine Klage gegen den Doktor, welcher wahrscheinlich mit seinem Patienten heimlich einverstanden gewesen sey. Dieser behauptete zwar seine Unschuld; trotz dem verurtheilte ihn das Gericht zu einer Entschädigung von 10,000 Francs, die er dem Gläubiger des aus seiner Haft und Kur entwischten Patienten zu zahlen habe. Künftighin werden also die Vorsteher der maisons de santé emsiger über ihre Hausgenossen wachen müssen. In solchen maisons de santé findet sich zuweilen eine wunderliche Gesellschaft beisammen. Es sind daselbst gemüthskranke Personen aus begüterten Familien, kranke Junggesellen, welche hier bessere Pflege für ihr Geld bekommen als zu Hause, allein wohnende Damen, welche ihre Niederkunft abwarten, politische Gefangene, welchen die Polizei erlaubt, hier den Rest ihrer Haft zuzubringen, dann Schuldner, welche Krankheit vorgeben, um sich unter die Pflege eines verantwortlichen Doktors zu begeben. In ein solches Gesundheitshaus war unter Napoleons Herrschaft der General Mallet gebracht worden. Bekanntlich entkam er aber aus demselben und warf einige Stunden nachher beinahe die kaiserliche Regierung über den Haufen. Die Herzogin von Abrantes zog sich in eine maison de santé zurück, als sie von ihren Gläubigern zu hart gedrängt und aller ihrer Habe beraubt wurde.

(Morgenbl.)

Ein Neujahrswunsch.

(Dargereicht vom »Allgem. Anzeiger« in Gotha.)

Frieden, wünsche ich vor Allem dem deutschen Vaterlande, in seinem Innern wie nach außen; dauernde Eintracht

Digitized by Google

für wahrhaft deutsche Zwecke dem Bunde seiner Staaten, und freundliches Vernehmen mit den Nachbarn; aber auch Wachsamkeit und Waffenrüstigkeit, wenn es gelten sollte, fremdem Uebermuthe kräftig zu begegnen.

Gute Fürsten wünsche ich ihm, die in Demuth erkennen, daß die Gnade Gottes sie zu höherer Stellung in der Menschenwelt berufen hat, und beherzigen, daß von Demjenigen einst viel gefordert wird, dem hier viel anvertraut ward; die nicht das Ihre suchen, sondern des Volkes Glück und Heil, und ihm vorleuchten als Muster jeder Tugend in irdischer Hoheit.

Treue Beamten und Obrigkeiten mögen ihnen zur Seite stehen, wahrhafte Diener des öffentlichen Wohls, sorgsam in der Sicherung des Rechts, sparsam im Haushalte der Staaten, streng in eigner Pflichterfüllung und in Handhabung gesetzlicher Ordnung, aber liebevoll und mild gegen die Regierten, deren Wohlfahrt der Zweck ihrer Berufsthätigkeit in der bürgerlichen Gesellschaft ist.

Wahrhaft christliche Lehrer in Kirchen und Schulen wünsche ich dem deutschen Volke, von der Heiligkeit des Berufs der Menschenerziehung für die Erde wie für den Himmel durchdrungen; welche die Keime des Guten in der Menschenbrust zu entwickeln und zu pflegen, die steigende Klarheit der Erkenntniß zu fördern verstehen; die, nicht hangend an den Worten des Gesetzes allein, sondern mehr an seiner Erfüllung im Leben, uns Gott lieben lehren über Alles und den Nächsten als uns selbst; unduldsam nur gegen das Schlechte und Unwürdige, nicht gegen Andersmeinende; fleißig in Forschung der Wahrheit in allen Zweigen menschlichen Wissens, eifrig in deren Verbreitung unter Jung und Alt. Möchten die Pfleger aller Wissenschaft und Menschenbildung auf die Form der Erkenntniß stets weniger Werth legen, als auf diese selbst und auf deren Früchte für Geist, Herz und Willen des Menschen.

Ehrenwerther Bürger erfreue sich unser Vaterland in allen seinen Gemeinden und Staaten. Fleißig im eigenen Berufe, sey es der Landbau, Gewerbe, Kunst oder Handel, pflichttreu gegen die Seinen im häuslichen Kreise, reiche aus diesem heraus Jeder dem Nächsten die freundliche Hand zu Förderung gemeinsamen Strebens nach gleichem Ziele. Nur in der Liebe und Treue aller ihrer Glieder gegen einander ruht das Wohl einer Gemeinde, und aus den Gemeinden erwächst der Staat. Nur wenn der Hohe wie der Niedere in unserm Volke an seinem Ort und nach Kräften sein Scherflein freudig beiträgt zur Wohlfahrt des großen Ganzen, kann des Vaterlandes Ziel volksthümlicher Entwickelung in jeder Hinsicht, sittlicher Veredlung, geistiger und bürgerlicher Freiheit bei äußerer Wohlfahrt fortschreitend erreicht werden.

Den Lesern d. Bl. wünsche ich Gesundheit und frohen Lebensmuth zum neuen Jahre, Glück und Zufriedenheit im häuslichen Kreise, der Arbeit rechtes Maß und Freude am Gelingen. Mögen sie dem allg. Anzeiger der Deutschen freundlich gesinnt bleiben, die Bruchstücke seines täglichen Inhalts nachsichtig beurtheilen und dessen gute Zwecke wohlwollend fördern helfen. Mit dankbarer Freude hat derselbe das Jubeljahr seines Bestehens beschlossen: die Zahl der Freunde seiner Bestrebungen ist im Laufe desselben gestiegen und der Rückblick auf den mannichfaltigen Inhalt des abermals vollendeten Jahrganges seiner Blätter berechtigt wohl zu der Hoffnung, daß dadurch wieder manches Samenkorn des Guten gelegt, manche Erkenntniß des Rechten und Wahren gefördert, manch' Nützliches verbreitet worden sey. Möge es nicht nur so bleiben, sondern mehr noch und immer Besseres durch d. Bl. geleistet werden! Das ist des Herausgebers eigner, redlicher Wunsch beim Beginn des neuen Jahres.*)

Mannichfaltigkeiten.

Der von dem Frankfurter Opern-Soufleur, Hrn. C. Oettinger redigirte Frankfurter Theater-Almanach auf das Jahr 1842 ist so eben ausgegeben worden. Er enthält, gleich den früheren, die Statistik unserer Bühne und das Verzeichniß der neuen oder neu einstudirten Opern und Schauspiele, der Gäste, der Conzerte u. s. w. Wir lesen hier: Vom 1. Dez. 1840 bis den 30. Nov. 1841 wurden auf hiesigem Theater an 284 Spieltagen gegeben: 146 Opern-Vorstellungen, worunter 7 neu aufgeführte und 19 neu einstudirte. 147 Schauspiel-Vorstellungen, worunter 19 neu aufgeführte und 17 neu einstudirte. 7 Conzerte. 12 Ballete. 1 Tableau. 10 verschiedene Gesang- und Conzert-Pieçen zwischen Stücken vorgetragen. 1 Schattenpantomime. 6 Vorstellungen scheinbarer Zauberei. 2 Herkulisch-Athletische-Vorstellungen. 1 Vorstellung der Gebrüder Tourniaire. — Außer diesen und andern Notizen bringt Oettingers Almanach auch einen wirklich unterhaltenden Lesestoff, bestehend aus Genrebildern, Humoresken, Anekdoten, Gedichten u. A., sämmtlich aus dem Theater- und Künstlerleben genommen. Die Auswahl ist gut getroffen und mannichfaltig. Somit dürfen wir diesen gefällig ausgestatteten Theater-Almanach in doppelter Beziehung der Beachtung hiesiger und auswärtiger Bühnenfreunde empfehlen.

(Königsberg, 24. Dezbr.) Ein unbekannter Pole, der in der Stadt Stallupönen spät Abends, wahrscheinlich um zu stehlen, sich in ein Gehöft eingeschlichen, ergriffen und zur Bürgerwache abgeführt war, fand seinen Tod dadurch, daß er sich durch ein in die Decke der Kammer, in welche er gebracht war, von ihm gebrochenes Loch zu zwängen und auf diese Weise zu entfliehen versucht hatte. Fest eingeklemmt, so daß er sich weder weiter, noch oben, noch unterwärts hatte bewegen können, fand man ihn des Morgens in dieser Stellung todt hängen.

Früher war auch im Kirchenstaat die Impfung der Schutzblattern gesetzlich; später aber meinte man, wie die Unterflachsenfinger, man müsse dem lieben Gott nicht vorgreifen und ließ jedem Vater seinen freien Willen, sein Kind sterben zu lassen. Da aber im vorigen Jahre in Rom allein über 2000 Kinder an den natürlichen Blattern starben, so ist jetzt die Impfung wieder befohlen worden. (Dorfz.)

*) Der »Allgemeine Anzeigere ist und bleibt wohl unter seiner jetzigen Redaktion eines der gemeinnützigsten Organe für unsere verschiedenen Vaterlandsinteressen.

Digitized by Google

Korrespondenz

Kassel, im Dez.

Ueber hiesige Literaturzustände zu reden, ist unmöglich; außer einigen angezeigten neuen Schulbüchern, einer Geographie, auch einer Geschichte von Hessen ist nichts weiter zur öffentlichen Kenntniß gekommen. Der nicht begonnene Musenalmanach ist widerholt ausgeblieben; der patriotische Verleger hat Alles dafür gethan, aber den evidentesten Beweis geliefert, daß Kassel für bedeutende Literaturpersönlichkeiten kein gedeihlicher Boden ist. — Der Salon (Dingelstedt) will mit dem neuen Jahre neue Opfer bringen; eine allgemeine Theilnahme war aber trotz aller Namensbekanntschaft noch nicht zu erlangen, und je länger dies dauert, desto schwieriger wird es. — Der Proceß zwischen dem Redacteur des Beobachters gegen den Staat ist noch pendant; ersterer verlangt Entschädigung wegen Suspension des Erscheinens und bringt auf Bestellung eines Censors zur möglichen Wiederfortsetzung, was insofern gewißlich wünschenswerth wäre, weil in einer Stadt von circa 35,000 Menschen täglich Dinge vorfallen, zu deren Aufnahme weder der Salon, noch unser Allgemeine — wohl aber der Beobachter seine Spalten bereit hält. Auch für unser Theaterpersonale ist angeblich der Mangel eines solchen Blattes sehr drückend; von unten bis oben hört man jeden Tag die Klage: »wir versumpfen hier, da weder für noch gegen uns etwas geschieht!« So ist es aber in Ernst nicht, denn im letzteren Falle ist Alles in Aufregung, und Ungerechtigkeit, Neid, Bosheit und Verläumdung haben das Urtheil geleitet. Immermann schrieb dieserhalb an Varnhagen: »Glücklich, der nie in Versuchung gerieth, seine Bestrebungen dem Nichts unserer Bretter zuzuwenden!« Der hatte die Sache aus bittern Erfahrungen kennen gelernt. Bei all dem Lamento befinden sich aber die Mitglieder sehr wohl und es ist eine wahre Freude, wie man das intellectuelle und materielle Vorwärtsschreiten derselben wahrnimmt! — Jeder weiß es selbst am besten. Außerdem ist Kassel gerade der Ort, wo bei der soliden Intelligenz aus allen diesen Leuten etwas wird. Beim Abgehen sind solche aber so arrogant, zu glauben, daß sie eben so gekommen seyen. Exempla sunt odiosa! Dem ist aber nicht so. Talent, selbst ohne tägliches Ausposaunen, findet hier hohe Geltung. Wie verließ uns zuletzt Fräul. Naumann? Die Huldigungen und Ehrenbezeigungen nahmen kein Ende; sie schied hochgeachtet von allen Ständen der ganzen Stadt, denn ihr Privatleben war eben so musterhaft, als ihr künstlerisches Wirken; es war, als ob nie ein Ersatz uns wieder werden konnte, und schon tönt unter derselben Verehrung und Anerkennung der Name Herbold von Mund zu Munde. Es ist allerdings wahr, Fräul. Herbold ist eine reizende, ganz allerliebste jugendliche Erscheinung, und sie kann wahrlich sagen: veni, vidi, vici. In den bis jetzt gespielten Rollen: Preciosa, Sabine, Walpurgis ꝛc., namentlich aber als Fanchon im »Muttersegens, hatte sie durch lebendiges Gefühl und melodisches Organ alle Herzen gerührt. Sie ward am Schlusse gerufen. Bei fleißigem Studium fehlt derselben kein Attribut zu einer bedeutenden Künstlerin. Ihre sanften, weichen Züge, die edle Haltung ihrer Gestalt, die Grazie und Anmuth ihrer Bewegungen bevorzugen sie vor vielen andern Künstlerinnen ihres Alters. Unsere Oper laborirt immer noch an einer ähnlichen Sängerin für Fräul. Pistor. Fräul. Unald aus (?) sang einmal die Adalgise, vor ihr sechsmal Mad. Methfessel, mit getheiltem Beifall. Sollte es denn für beinahe 4000 fl. jährliche Gage keine uns entsprechende Sängerin mehr geben? Doch ist die Sache nicht zu übereilen; Fräul. Löw ist so einstudirt und so bereitwillig, daß wir nicht gerade in Verlegenheit kommen; es ist dies die einzige Vakanz in Oper und Schauspiel, aber ein Fall, an den wir nie geglaubt hätten.

Bingen, 3. Jan.

Gestern, als den zweiten Neujahrstag, wurde bei versammeltem Vorstande der Stadt Bingen und unter Anwesenheit mehrerer Bürger auf dem Gemeindehause dahier eine Feierlichkeit begangen, die ihrer Natur nach der Oeffentlichkeit zu übergeben wir uns verpflichtet zu halten glauben. In der Beilage zum Frankf. Journal Nro. 144 von vorigem Jahre wurde Ihnen von hier aus die Mittheilung gemacht, daß der zwölfjährige Sohn des hiesigen Kaufmanns Joh. Friedr. Pfaffenberger beim Fischen das Unglück hatte, in's Wasser zu stürzen und unter ein Floßholz getrieben zu werden, — und daß dieser Knabe ohnfehlbar von den Fluthen des Rheines verschlungen worden wäre, wenn ihm nicht durch die edle Selbstaufopferung Seitens eines hiesigen Schiffersohns, Peter Kappes, welcher ihm in die Fluthen nachgesprungen, die Rettung geworden wäre. Wenn gleich das Bewußtseyn bei diesem jungen Manne dadurch den süßen Lohn schon geerntet, seinem Nebenmenschen, und namentlich einem unschuldigen, hoffnungsvollen Jünglinge, einem Retter in der größten Lebensgefahr abgegeben zu haben, so sollte doch diese edle Handlung auch noch weiteres von der Welt anerkannt und — sogar belohnt werden. — Die Société des Naufrages zu Paris hat nämlich, auf den Antrag unseres geehrten Landsmannes, des Hrn. C. C. Hoffmann zu Darmstadt, dem jungen Schiffer Peter Kappes — in Anbetracht seiner edlen Selbstaufopferung bei Rettung des kleinen Pfaffenberger aus dem Rheine — die silberne Ehrenmedaille zuerkannt. Diese Medaille mit dem dreifarbigen Bande und dem darauf bezüglichen Diplome wurde sofort am gestrigen Tage dem genannten Peter Kappes durch den Bürgermeisterei-Verwalter Namens der Gesellschaft feierlichst übergeben, und von demselben freudevoll und dankend angenommen. Wir hoffen, daß unsere Staatsregierung auf pflichtschuldiges Nachsuchen die Erlaubniß zum Tragen dieser Decoration gnädigst ertheilen werde, und glauben hier nur noch einmal diese edle Handlung des mehrgenannten Peter Kappes hervorheben und sie als Muster nebenmenschlicher Pflicht bezeichnen zu müssen, — zugleich aber auch unsern wärmsten Dank dem Hrn. C. C. Hoffmann sowohl, als der genannten Gesellschaft zu Paris, für die so sehr gefällige Aufmerksamkeit auf diese schöne That darbringen zu sollen.

Mainz, 1. Januar.

Die verflossene Neujahrsnacht ist hier gegen früher sehr ruhig vorüber gegangen; es ist den Bemühungen der Polizei gelungen, dem übermäßigen Schießen und Lärmen ein Ziel zu setzen, ohne dem Vergnügen störend entgegen zu treten. Der Casinoball im Hofe zum Gutenberg war glänzend und belebt; so viele Privatbälle auch die verflossene Woche darbot, so findet man doch auf dem Casino immer die zahlreichste und ausgesuchteste Gesellschaft. Die bedeutenden Mittel, die das Casino besitzt, die Thätigkeit der Direktion und besonders des Präsidenten, und die große Anzahl der Mitglieder setzen es in den Stand, zu leisten, was man in einer Stadt wie Mainz nur immer erwarten kann, und noch bei weitem mehr. Den Jahreswechsel in Mitte dieser schönen Welt zu feiern, ist nicht allein höchst angenehm, sondern er läßt auch Erinnerungen zurück, die auf Geist und Gemüth gleich wohlthuend wirken. — Heute Abend brachten die Schüler der drei höhern Klassen des hiesigen Gymnasiums dem Gymnasialdirektor Hrn. Steinmetz, dem Regierungspräsidenten Freiherr. v. Lichtenberg und dem Hrn. Professor Baur mit Fackelmusik ihre Wünsche zum Wechsel des Jahres dar. Diese öffentliche Manifestation wurde von Seite dieser drei Herren sehr wohlgefällig aufgenommen und Hr. Direktor Steinmetz sollte in einer Anrede an die jungen Leute dem guten Geiste, der sie beseele und ihrem sittlichen Betragen vorzügliches Lob. Die Feierlichkeit sollte schon am Sylvesterabende statt finden; sie wurde jedoch auf Anregung einiger Gymnasiallehrer damals untersagt. Man spricht über die Motive dieser Lehrer sich so verschiedenartig aus, daß es nicht wohl thunlich ist, ohne Jemand zu nahe zu treten, diesen Gegenstand vor das Forum der Oeffentlichkeit zu bringen.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 6. Jan. Gavrik in Bristol, Lustspiel in 4 Abth., von Deinhardstein. Hierauf folgt: Erste Liebelei und erste Liebe, Lustsp. in 1 Act, von Th. Hell.

Redakteur: J. J. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rehm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 7. Freitag, den 7. Januar 1842.

Spanien.

Von Isidor Mamma.

Hispania, dein schönes Staatenschiff,
Es scheint zu bersten ob der Stürme Wüthen,
Rasch treibt's dahin von Riff zu Riff. —
Die Zukunft scheint erst Ruhe dir zu bieten.
Was du bedarfst: — es ist kein Matador, *)
Der dich erwürgt in seinem wilden Grimme,
Nein, du hast nöthig einen Männerchor,
Fest, stark und einig, der dem Ungethüme
Des Bürgerkrieges — eine Mauer — steht
Und nimmer von dem Pfad der Ehre geht.

Du hehres Land des hochgepriesnen Cid,
Du schönes Land der alten Ritterehre,
Von dessen Bergen tönt ein freies Lied,
Wo kühne Männer zieh'n im Schmuck der Wehre,
Ja, du verdienst es, daß ein Kriegesheld
Die Starken führt zum Kampf für deine Rechte.
Was schert es ihn, ob's Jedem recht gefällt!
Für die Idee durchwacht er seine Nächte.
An höh'rer Zweck' Erreichen denkt ein Mann
Vielleicht, der selbst die Freunde opfern kann.

Gleich wie im Kampf der Elemente Macht
Die Lüfte reiniget von faulen Theilen
Und später erst die gold'ne Sonne lacht,
So wird die Friedenssonn' Hispanien heilen.
Habt nur Geduld! Wenn eine feste Hand
Das Staatenruder lenket mit Geschicke,
Dann jubelt; denn gerettet ist das Land
Aus bösem Sturm zu seinem größten Glücke,
Und schon glaub' ich zu seh'n den Kraft-Pilot,
Der das vollbringt, was thut am meisten Noth.

Ein solcher Mann muß unermüdlich seyn,
Wenn er dem Riesenkampf nicht will erliegen;
Er muß dem Tod die Hochverräther weih'n,
Will er die Hyder Bürgerkrieg besiegen.
Nicht darf durch Einzelne des Vaterlands
Interesse jemals leiden ein Gefährde.
Die Regel ist dem Bürgerfreund bekannt;
Man sorge, daß sie's auch dem Feinde werde.
Die, Spanien, thut Einigkeit sehr Noth:
Drum Freunden Heil! Doch den Verräthern Tod

Und du, o Sänger, der am deutschen Herd
Dumpfklagend schrei'st nach einem Todtenrächer,
Sag', ist's der Rock, der einen Menschen ehrt?
Schützt Körperschönheit wohl vor Seelenschwäche?
Bedarf Hispania nicht ein and'res Schwert
Als das der Arglist, die für Frauenblicke
Das Vaterland verkauft, verräth, verheert
Vielleicht mit eines Tigers grimmer Tücke?! —
Steh' fest, o Spanien, du Land des Cid,
Und die ertönt des deutschen Sängers Lied!

Düsseldorf, im Jan. 1842.

*) S. das Gedicht: Aus Spanien, von Freiligrath im Morgenblatt.

Das Kreuz auf dem Anstand.

Von Elias Berthet. (Aus dem Musée français 1841.)

(Fortsetzung.)

„Sie sollten das nicht errathen haben, mein Herr?" sagte der Graf. „Reichte denn mein Name allein, wenn er vor Ihnen genannt wurde, nicht hin, Sie mit Schrecken zu erfüllen? Sie haben ein schlechtes Gedächtniß, Herr Maire, wenn ich genöthigt seyn sollte, Ihnen die Vergangenheit zurückzurufen. Nun wohl denn, so will ich mich dazu entschließen. Der Engel, der dieses Haus bewohnt, hatte mich zur Großmuth, zum Mitleiden gestimmt; ich wollte mich entfernen, ohne Jemand anzuklagen, ohne dem Mörder die Leiden des Opfers vorzuwerfen, und Sie zwingen mich nun dazu, sie mir zurückzurufen. Nun wohl denn, mein Herr, hören Sie mich, und erfahren Sie die schreckliche Wahrheit."

Der Ausgewanderte ging einen Augenblick nachdenklich im

Digitized by Google

Saale auf und ab, als suche er alle seine Kräfte zu sammeln, ehe er seine Erzählung begann. Dann blieb er plötzlich vor Herrn Rupert stehen, der sein ruhiges, ehrwürdiges Aussehen beibehalten hatte, ungeachtet der Verwünschungen, die der Graf ohne Zweifel auf ihn herabregnen zu lassen im Begriffe stand.

„Sie erinnern sich vielleicht, mein Herr, daß sich vor ungefähr fünfzehn Jahren ein Streit zwischen zwei Gutsbesitzern in der Nachbarschaft entspann, der anfänglich nur unbedeutend war. In Folge dieses Streites wurde der eine von Ihnen einst Nachts, in einer Ecke des Waldes, todt und ermordet gefunden, ohne daß die Gerechtigkeit je im Stande gewesen wäre, gegen den Urheber des Verbrechens mit der erforderlichen Strenge zu verfahren."

„Sie meinen damit den Tod des Herrn von Blangy, Ihres Vaters?" sagte Herr Rupert kaltblütig; „ich habe viele Beweggründe, mich dieses traurigen Ereignisses zu erinnern; allein ich begreife nicht . . ."

„Und Sie begreifen nicht, daß Sie der Mörder sind?"

Herrn Rupert entschlüpfte kein Merkmal des Zorns noch der Ungeduld. Seine Haltung blieb ruhig und sicher; seine Augen, starr auf seinen Gegner gerichtet, senkten sich nicht zur Erde.

„Herr von Blangy, ich weise die furchtbare Anklage mit allen Kräften von mir ab; ich bin gegen dieselbe nicht nur durch einen Befehl des Parlaments von Bordeaux, das meine Unschuld anerkannt hat, gesichert, sondern vor Allem bürgt mein ehrlicher Ruf . . ."

„Läugnen Sie es nicht, mein Herr, läugnen Sie es nicht," unterbrach ihn ungestüm der junge Mann; „indem ich Ihnen versichert, daß ich der Rache entsagt, indem ich Sie wegen eines schönen und unschuldigen jungen Mädchens begnadigte, das einen andern Vater als Sie verdiente . . ."

„Mein Herr . . ."

„Sie haben meinen Vater getödtet," fuhr der Graf in dem Tone eines Mannes fort, der fest überzeugt ist, und gegen den alle Widersprüche vergebens seyn würden; „Sie allein waren fähig, ihn zu tödten, denn Sie allein, im ganzen Land, waren sein Feind; denn Sie allein konnten sich für berechtigt halten, in jener Epoche, eine vermeintliche Beleidigung zu rächen; Sie haben ihn niederträchtig, durch das Dunkel verborgen, getödtet . . . Ach! ich war damals sehr jung, doch diese schreckliche Nacht wird sich aus meinem Gedächtniß niemals verwischen! Nur zu gut erinnere ich mich noch, wie man die Leiche in das Schloß brachte, wie man mich weckte, mich armes Kind, das so ruhig schlief, um mir meinen Vater, blaß, leblos, blutend zu zeigen, ihn, den ich wenige Stunden zuvor noch so schön, so edel und so kräftig umarmt hatte! Ich warf mich mit herzzerreißendem Geschrei über ihn hin, schloß ihn in meine kleinen Arme, und benetzte ihn mit Thränen . . .; man mußte mich mit Gewalt von dem Körper meines Vaters losreißen, und als ich mich allein befand, erblickte ich mich von seinem Blute bedeckt . . . Ach! und dieses Blut forderte Rache!"

Der junge Graf sank in einen Armstuhl, und indem er sich das Gesicht mit beiden Händen bedeckte, vermochte er sein Schluchzen nicht mehr zu unterdrücken. Herr Rupert betrachtete ihn voll tiefen Mitleidens, und zugleich mit jener Zurückhaltung, die jeder kluge und gesetzte Mann an einem bis zum Wahnsinn erhitzten Menschen geltend macht. Der Ausgewanderte versetzte jedoch bald nachher:

„Ich war damals noch zu jung, um jene Rache zu ersinnen, doch Andere dachten für mich. Mein Oheim, der Chevalier, der mein Vormund, mein zweiter Vater wurde, holte mich Morgens aus meinem Zimmer, wo ich die ganze Nacht hindurch geweint, und führte mich in den untern Saal, in welchem der Körper des Grafen lag; hier befahl er mir, meine Hand auf das Herz der Leiche zu legen, und sagte in feierlichem Tone zu mir: „Armand, Dein Vater ist durch die Hand eines gemeinen Mannes gefallen; die Unterthanen erklären ihren Herrn den Krieg, und bis sie so weit sind, sie offen angreifen zu dürfen, ermorden sie dieselben meuchlings. Ohne Zweifel, ich sehe es voraus, werden die Gerichte den Schuldigen freisprechen, denn die Zeiten sind für den Adel nicht mehr günstig, und der Rang verschwindet vor dem Schrecken, den das Bürgerthum einflößt. Schwöre bei diesem Leichnam, Deinen Vater zu rächen, sobald Du alt genug dazu bist, und den Mörder bis in seine Familie, bis in seine Kinder zu verfolgen!" Ich legte den mir von meinem Oheim vorgeschriebenen Schwur ab, und hegte keinen andern Gedanken, als denselben auszuführen."

(Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen über die im Local der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft zu haltenden öffentlichen naturgeschichtlichen Vorlesungen.

Von med. Dr. Eduard Rüppell.

Als am 26. April 1826 die wirklichen Mitglieder der Dr. Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft sich wegen der Instructionsertheilung berieth, die dem naturgeschichtlichen Lehrer gegeben wurde, welcher in Folge Beschlusses hohen Senats mit einem Theil der jener Gesellschaft bewilligten Geldunterstützung salarirt werden sollte, genehmigte man laut Protokoll für diese Instruction Folgendes:

a) Die Gesellschaft ernennt einen Lehrer der Naturgeschichte (Hrn. Dr. Cretzschmar), welcher mit Ausnahme der Botanik die gesammte Naturgeschichte in fortlaufenden Halbjahres-Cursen vorzutragen hat.

b) Der Zweck dieser Anstalt ist, Jünglingen reiferen Alters, welche die hiesigen Schulen besuchen, einen in diesen nicht ertheilten wissenschaftlich geordneten, gründlichen, mit Vorzeigung der betreffenden Naturkörper unseres Museums verbundenen naturgeschichtlichen Unterricht, zu ertheilen.

c) Diese Vorlesungen können auf geschehene Anmeldung bei dem Lehrer unentgeldlich besuchen: sämmtliche wirkliche und Ehren-Mitglieder der Gesellschaft; die Schüler von Selecta und Prima des Gymnasiums, und ausnahmsweise auch aus den obersten Classen anderer öffentlichen Schulen, wenn sie die erforderliche Reife des Alters haben; letztere wäre nicht unter 15 Jahren festzusetzen; von jedem anderen Zuhörer kann der Lehrer ein Honorar annehmen, welches für einen halbjährigen Cours 2 Rthlr. nicht übersteigt. ꝛc. ꝛc.

In den von der naturforschenden Gesellschaft im Anfang

Digitized by Google

vorigen Jahres veröffentlichten Actenstücken stehet auf Pag. 16 (unten) ganz ausdrücklich, daß Hoher Senat bei Beplanung einer salarirten naturhistorischen Lehrstelle ausdrücklich in Aussicht gestellt habe, daß für die Schüler der obern Classen des Gymnasiums ein specieller naturgeschichtlicher Unterricht ertheilt werde. Es steht in der Mitte der folgenden Seite (P. 17) dieser Actenstücke die ausdrückliche Erklärung des Hrn. Dr. Cretzschmar: Die naturforschende Gesellschaft müsse berechtigt seyn, den fraglichen Lehrer der Naturgeschichte zur pünktlichen Erledigung seiner Aufgabe anzuhalten.

Als die hohen Staatsbehörden in neuerer Zeit die Verfügung ertheilten, daß mit Anbeginn des Jahres 1840 die der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft von dem Aerar gnädigst gespendete jährliche Geldunterstützung nicht mehr zur Salarirung naturgeschichtlicher Vorlesungen verwendet werde, sondern zu andern bestimmten Zwecken der Gesellschaft, wurde diese Verfügung dem Hrn. Dr. Cretzschmar im Laufe des verflossenen August's in gehöriger Form schriftlich mitgetheilt. Dieser Herr schrieb hierauf, wie er selbst in der Didaskalia d. J. Nro. 3 anzeigt, an die naturforschende Gesellschaft: „Daß er entschlossen sey, ohne irgend eine Vergütung von der naturforschenden Gesellschaft oder dem Publikum zu fordern oder anzunehmen, seine Vorträge über Zoologie **wie bisher, auch in der Zukunft** fortzusetzen. Die Gesellschaft habe demnach zu bestimmen, ob sie dieses Unternehmen **gutheißen** wolle, in welchem Falle es wohl der Billigkeit angemessen seyn dürfte, daß die Gesellschaft die Kosten für Heizung, Beleuchtung ꝛc. trage."

Die Erklärung, welche ich bei der deßfalls entsponnenen Besprechung in der Sitzung vom 30. Okt. 1841 zu Protokoll gab, ward ich genöthigt, in der hiesigen Ober-Post-Amts-Zeitung vom 16. Dez. zu veröffentlichen; es mußte dieses geschehen in Folge des Inserats eines oberflächlichen und böswilligen Zeitungscorrespondenten der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Diese Erklärung lautete wörtlich:

Auszug Protokolls der Sitzung der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft am 30. Oktober 1841.

1. 2. Wird ein Brief des Hrn. Dr. Cretzschmar verlesen, worin derselbe anzeigt, daß er auch ohne Gehalt seine naturhistorischen Vorlesungen fortzusetzen gesonnen sey und die Gesellschaft ersucht, die Unkosten für die dabei nöthige Heizung und Beleuchtung des Hörsaales tragen zu wollen. Da dies in der Ordnung gefunden wird ꝛc. ꝛc.

Bei der Besprechung über den vorliegenden Gegenstand erklärt Hr. Dr. Rüppell ausdrücklich zu Protokoll:

>daß, wenn Hr. Dr. Cretzschmar die von der Gesellschaft beplante Vorlesungen über Elementar-Zoologie gerade jetzt unentgeldlich übernehmen wolle, dieses allerdings um so dankenswerther sey, da er (Dr. Rüppell) diese unentgeldlichen Vorlesungen, zu deren Uebernahme er sich freiwillig angetragen habe, ansetzt nicht füglich verwirklichen könne, indem die weit wichtigere und nothwendige Arbeit der Fertigung eines genauen wissenschaftlichen Katalogs der ganzen Naturaliensammlung der Gesellschaft vorerst und auch für mehrere Jahre noch seine ganze Thätigkeit in Anspruch nehme. Daher bittige Dr. Rüppell unbedingt, daß die fraglichen Kosten zum Behuf der von der Gesellschaft gewünschten speciell bezeichneten Vorlesungen ohne weiteres aus der Gesellschaftskasse bestritten würden: gleichzeitig erklärt er aber, daß er in Berücksichtigung der finanziellen Mittel der Gesellschaft auf das Entschiedenste gegen jede Bewilligung der Kosten für Heizung u. s. w. protestire und protestiren werde, die nicht für Vorlesungen in Anspruch genommen würden, welche ganz speciell und allein die Ertheilung eines regelmäßigen Unterrichts der Elementar-Zoologie beabsichtigen.<

Zur Beglaubigung
Dr. Lorey, erster Sekretär.

Man ersieht aus vorstehender Erklärung des Hrn. Dr. Cretzschmar, daß er beantragte, den von der naturforschenden Gesellschaft und den hohen Staatsbehörden beabsichtigten bisherigen speciellen naturgeschichtlichen Unterricht für die Schüler der obern Classen des Gymnasiums ꝛc. auch in der Zukunft fortzusetzen. Daß er aber diesem speciell bezeichneten Unterricht philosophische Speculationen über allgemeine Fragen der Weltschöpfung ꝛc. anreiht, ja gewissermaßen zum Hauptzweck gemacht hat und machen will, dieses erklärt Herr Dr. Cretzschmar ganz ausdrücklich in der Didaskalia Nro. 2. Solches ist aber sicher nicht eine Aufgabe, welche die naturforschende Gesellschaft oder die hohen Staatsbehörden für den Unterricht der heranwachsenden Gymnasial-Jugend wünschen oder billigen. Wenn die naturforschende Gesellschaft nun gerade für diese mit solcher bestimmt ausgesprochenen Tendenz angekündigte Vorlesungen irgend eine pecuniäre Unterstützung bewilligt, nachdem sogar von dem Lehrer derselben ausdrücklich angefragt wurde, „ob sie dieses Unternehmen gut heißen wolle", so erklärt die Gesellschaft, daß sie, meines Erachtens, durch irgend eine Bewilligung im Einverständnisse mit dem Abfassungsplane dieser Vorlesungen sey, gegen welches ich wenigstens, freilich immer nur individuell und nie in irgend einer anderen Beziehung, meine persönliche Mißbilligung frei aussprechen werde. Denn philosophische speculative Theorien über Materien, wovon der Lehrer selbst bekennt, „daß solche noch so sehr im Dunkel seyen", erachte ich für höchst ungeeignete Vorträge für Gymnasial- oder andere Schuljugend; obgleich ich deßhalb nicht im mindesten die unbeschränkteste Freiheit von Lehrvorträgen, die freiwillig und unentgeldlich, ohne Belästigungen gehalten werden, anfechte oder mißbillige. Das, worauf ich poche, ist, daß die fraglichen Theorien jener Jugend zu docirren, für welche Hr. Dr. Cretzschmar Vorlesungen zu halten beabsichtiget, mir höchst ungeeignet erscheinen, und daß, wenn für dieselben eine Vergütung für Heizung und Beleuchtung bewilligt wird, man dieselben als zweckmäßig erachtet und anerkennt. Uebrigens hat ja über die Bewilligung dieser Vergütung einzig und allein die General-Versammlung sämmtlicher Mitglieder der Dr. Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft zu entscheiden.

Auf die übrigen Bemerkungen, welche Hr. Dr. Cretzschmar in seinem langen Aufsatze über mich persönlich gemacht hat, finde ich nicht für angemessen, eine Erwiederung zu geben.

Frankfurt a. M., 4. Januar 1842.

Med. Dr. Eduard Rüppell.

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

* Der in Dresden schon längst mit Erfolg sehr wirksam bestehende Verein gegen das Quälen der Thiere, dessen Direktorium gegenwärtig die geachteten Herren Dr. v. Ammon und Dr. v. Langenn bilden, hat unterm 30. Dec. eine Bekanntmachung in der Leipziger Allg. Zeitung erlassen, nach welcher der Verein einen Preis von zehn Dukaten für diejenige Schrift aussetzt, durch welche am zweckmäßigsten die Jugend bei'm ersten Unterrichte darauf hingewiesen werden kann, wie sehr alles absichtliche und gleichwohl unnöthige Quälen der Thiere mit den Vorschriften der Religion und Sittenlehre und demnach mit der eigenen Würde des Menschen im Widerspruche stehe. Ein solcher Leitfaden für Lehrer, klar und allgemein faßlich abgefaßt, um das kindliche Gemüth anzusprechen, fehle bis jetzt. Die Schrift bleibt Eigenthum des Verfassers. Concurrenzschriften werden längstens bis Johannis 1842, mit einem Motto und dem versiegelten Namen des Verfassers versehen, von dem Direktorium des Dresdener Vereins angenommen, und dürfen den Umfang von ungefähr zwei bis höchstens sechs Druckbogen nicht übersteigen.

(Neue Erziehungsmethode.) Ueber eine solche läßt sich der Schweizerbote aus Thiengen also schreiben: „Die neue Erziehungsmethode gefällt hier ungemein wohl. Wir hatten geglaubt, durch die Entreißung unserer vier ausgezeichnet guten und geliebten Schullehrer habe der hohe Erziehungsrath unserer Gemeinde ein schweres Unglück bereitet, allein die Herren des Raths sind braver und weiser als noch Mancher, und wir fühlen dies handgreiflich in Bestellung anderer Lehrer bei uns. Was die Alten mit Liebe über die Kinder vermochten, das und noch mehr richtet der eine der Neuen mit Schrecken aus. Will ein Kind nicht folgen oder lernen, so stellt er es auf die vorderste Bank rückwärts, und gibt ihm einen Knebel in's Maul, oder bindet es mit Stricken an die Wand. Kürzlich schlug er einem Kinde das Händchen lahm."

Der bekannte Bursche Jones, welcher wiederholt in den Buckinghampallast eindrang, ist von einer Seereise als Schiffsjunge nach Westindien zerlumpt und hungrig bei seinem Vater, einem armen Schneider, in London wieder angekommen. Ein spekulativer Theaterunternehmer erbot sich gegen den Vater, 50 Pfd. St. zu zahlen und seinen Sohn in Kost und Wohnung zu nehmen, wenn er ihn zuerst in London und dann im Lande herum sehen lassen dürfe; der Schneider aber, ein achtbarer Mann, lehnte diesen und ähnliche menschenfreundliche Anträge ab.

Die vortrefflichen Jugendschriften von Christoph Schmid, dem Verfasser der „Ostereier", sind für den Grafen von Paris ins Französische übersetzt und von Jules Janin mit einer Vorrede eingeleitet worden.

Die Sängerin Stöckl-Heinefetter hat München verlassen, ohne daß ihr beabsichtigtes Engagement zu Stande käme. Man hatte ihr für 5 1/2 Spielmonat nur 8000 Fl. geboten, und sie schlug das Spottgeld aus. Wie weit werden unsere renommirten Sängerinnen ihre „bescheidenen" Forderungen wohl noch steigern?

Die französischen Oekonomen Brunet und Cajonie wollen die wichtige Erfahrung gemacht haben, daß ebene, ungehäufelte und ungehackte Kartoffelfelder weit ergiebigere Ernten liefern, als die mit Mühe und Zeitaufwand behackten, weil die Erhöhungen um die Kartoffelstauden Regen und Befeuchtung ableiten. Was denken deutsche Landwirthe davon?

In einem Genter Blatte zeigt eine Frau sehr naiv selbst an, sie bitte alle Kaufleute und Schenkwirthe, ihr nichts mehr zu borgen, da sie dem Trunke ergeben sey und ihr Mann nichts mehr für sie zahlen werde.

Korrespondenz.

Oberdiebach, 1. Jan.

Am 28. Dez. v. J. wurde zu Oberdiebach bei Bacharach eine vollständige Kornähre gefunden, welche sehr schön gedihet hat; desgleichen auch blühende und reife Erdbeeren, was doch, besonders in dieser Jahreszeit, als eine große Seltenheit angesehen werden muß. Viele Leute wollen behaupten, daß dies eine Vorbedeutung auf ein gutes Weinjahr sey, was gewiß jeder Winzer mit Freuden und Dank nehmen würde.

Programm des Museums.

Freitag, den 7. Januar 1842.

Symphonie von Beethoven (B dur.)
Deutsche Dichtung im Jahr 1841, von Hrn. Dr. Creizenach.
Arie von Donizetti; gesungen von Hrn. Basse.
Violinvariationen; gespielt von Hrn. Hausser aus Pressburg.
Psaumis und Puras, Gedicht von Kopisch; gesprochen von Hrn. Lußberger.
Arie aus Idomeneo; gesungen von Fräul. Capitain.
Monologe aus Schillers Wallenstein; gesprochen von Fräul. Arnold.
Rondo für das Clavier, von Hummel; gespielt von Hrn. Lutz.
Das Ständchen von Schubert; gesungen von Hrn. Basse.
Der Carneval von Venedig, Fantasie für die Violine; gespielt von Hrn. Hausser.

Theater-Anzeige.

Samstag, 8. Jan. (Zum Erstenmale): Die Gunst des Augenblicks, Originallustspiel in 3 Abth., von Eduard Devrient. Vorher geht (neu einstudirt): Das Räthsel, Lustspiel in einem Act, von Contessa.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 8. Samstag den 8. Januar 1842.

Das Kreuz auf dem Anstand.

Von Elias Berthet. (Aus dem Musée français 1841.)

(Fortsetzung.)

Herr Rupert erblaßte bei Armand's letzten Worten, ungeachtet seiner Festigkeit. Der Graf wurde lebhafter, je länger er sprach, und der Greis ermaß mit Schrecken, welche übermenschliche Kraft dieser feurige, aufbrausende junge Mann in Anwendung gebracht, um in seiner Gegenwart so lange einen so tiefen, so eingewurzelten Haß unter einem feinen, zutrauensvollen Benehmen verborgen zu haben. Armand fuhr fort, ohne die Erschütterung seines Zuhörers wahrzunehmen:

„Jedermann weiß, wie mich der revolutionäre Sturm diesem Lande in einem Alter entriß, in welchem man noch nichts selbst zu unternehmen vermag. Mein Oheim führte mich in einem Augenblick aus Frankreich hinweg, in welchem es unmöglich gewesen wäre, für ihn, vielleicht auch für mich, ohne Gefahr dort zu bleiben. Als wir das Schloß verließen, wo ich geboren war, und die Güter, die meinen Voreltern gehört hatten, sagte er zu mir: „Wir werden zurückkehren, Armand, um Deinen Vater zu rächen." Und ich entfernte mich mit ihm, indem ich wiederholte: „Ich werde zurückkehren." Wir gelangten nach Deutschland, wo mein Oheim in der Verbannung starb; seine letzten Worte erinnerten mich an meinen geleisteten Schwur. Endlich, vor einigen Monaten vernahm ich, daß die so sehnlich erwartete Stunde schlagen sollte; ich durfte nach Frankreich zurückkehren, ich konnte meine Vorhaben erfüllen. Man berichtete mir nun, daß mein Schloß, wenn auch der Ausgemauern beraubt, doch nicht verkauft geworden, daß mir beinahe alle meine Güter zurückgegeben würden, und daß ich selbst, wegen meiner außerordentlichen Jugend, nicht ein Mal auf der Liste der Ausgewanderten aufgezeichnet gewesen."

„Wohl mir, der dieser Gemeinde vorzustehen hatte," sagte schüchtern Herr Rupert, „wohl mir, der Ihre Besitzungen vertheidigte, als hätten sie einem meiner Kinder angehört."

Armand von Blangy schien diese Unterbrechung nicht gehört zu haben.

„Welchen Werth hat das Schloß noch für mich, da ich es von nun an allein bewohnen soll! Nachdem ich in das Land zurückgekehrt, war meine erste Frage, ob der Mörder meines Vaters noch am Leben sey; hierauf erfuhr ich, er sey reich, in Ehren, mächtig, lebe im Kreise einer zahlreichen Familie, und sey angebetet, indeß ich, arm und verbannt, zu Fuß ankam unbekannt in dem Geburtslande meiner Väter, noch der Einzige meines Namens und meines Standes! Von diesem Augenblicke an dachte ich nur darauf, den Mörder in jenen Kindern zu verwunden, die er so sehr liebte; und mein Haß sagte mir, daß meine Rache nur um so sicherer treffen würde."

Der Greis machte eine Bewegung des Abscheues.

„Ich war anfangs darauf bedacht, seinen Sohn zu tödten, der die Hoffnung seiner Familie ausmachte, und der Zufall bot mir eine Gelegenheit, die ich vergebens gesucht hätte. Der junge Mann jagte Nachts in der Nähe dieses verhängnißvollen Kreuzes auf dem Anstande, das auf der Stelle errichtet wurde, auf welcher mein Vater gefallen war; ich hatte mehrere Stunden mit Weinen und Beten bei diesem Kreuze hingebracht; die Hand Gottes führte den Sohn zu dieser Stunde an jenen Ort, auf wenige Schritte von mir, um ein Sühnopfer aus ihm zu machen . . . Während einiger Sekunden machte ich eine meiner Pistolen zurecht; mein Auge und meine Hand waren gewiß . . . Doch diese Rache schien mir nicht vollkommen, nicht schrecklich genug."

„Unglücklicher! was bedurfte es denn mehr?"

„Es war mir eben so sehr um die Ehre Ihrer Tochter, als um das Leben Ihres Sohnes zu thun. Wenn Sie nur eines Ihrer Kinder verloren hätten, würde Sie das andere noch getröstet haben."

Dieses letzte Geständniß brachte den Schauder des Greises auf das äußerste.

„Ach! das ist niederträchtig! welch wildes, unversöhnliches Gemüth! Allein, Unglücklicher, dachten Sie denn niemals daran, als Sie diese schrecklichen Entschlüsse faßten, daß der Mann, den Sie beschuldigten, vielleicht unschuldig seyn könnte?"

„Niemals."

„Man hat Sie getäuscht, ich schwöre es bei dem Heiligsten, was es giebt! Sie haben zu viel auf den Haß Ihres Vormunds gehört, der mir nicht verzeihen konnte, als ein Bürgerlicher eben so strenge auf meinen Gerechtsamen zu beharren, als wäre ich, gleich ihm, von hohem Adel. Er hat Ihr Herz verdorben, Ihre Vernunft irre geleitet, er hat Sie getäuscht, ich versichere Sie: denn ich bin unschuldig an dem Verbrechen, das Sie mir aufbürden, ich bezeuge es bei dem Andenken Ihres Vaters, ich bezeuge es bei Gott, der alles weiß."

Der Graf von Blangy senkte das Haupt mit einem Ausdruck von Hartnäckigkeit. Seit er fähig war, zu begreifen,

Digitized by Google

hatte man niemals den Gedanken der Möglichkeit in ihm aufkeimen lassen, daß Herr Rupert unschuldig seyn könne; und eine so lange genährte Ueberzeugung vermochten solche Betheuerungen und Schwüre nicht zu vernichten; doch versetzte er ruhiger:

„Ich hatte so eben Ihrer Tochter, von welcher ich Abschied nahm, versprochen, daß ich ihren alten Vater nicht mit der Verachtung strafen werde, die er verdiene; doch Sie haben mich nun gezwungen, das Stillschweigen zu brechen. Sie wollten die Wahrheit wissen, ich habe Sie Ihnen gesagt, nun reise ich ab; nur Ihrer Tochter verdanken Sie sämmtlich Ihre Rettung. Im Augenblick, als ich die von mir ersonnene schreckliche Rache zu erfüllen dachte, fühlte ich mich in meiner eigenen Schlinge gefangen; ich liebte, ja ich liebe das vortreffliche Kind noch, das ich verderben wollte, und diese Liebe hat mein ganzes Wesen verändert. Ich war grausam, unbarmherzig, und sie hat mich großmüthig gemacht; sie hat mich des Muthes beraubt, Böses zu thun . . . Urtheilen Sie nun, mein Herr, in welchem Grade ich Ihre Tochter lieben mußte, daß sie mich vermochte, in so wenigen Tagen jenen Vernichtungsplanen zu entsagen, die ich mir mein ganzes Leben hindurch zum Ziele gemacht hatte! Doch vielleicht liebt sie mich auch, vielleicht . . .“

„Mein Herr . . .“

„Ich weiß, daß sich zwischen sie und mich der Leichnam meines Vaters stellt,“ sagte der Graf in dumpfem Tone.

(Fortsezung folgt.)

Schreckbilder der Pariser.

Man liest in einem Correspondenzberichte aus Paris im Morgenblatt: Die guten Pariser verlangen nichts, als daß man sie ihres Lebens und ihrer Belustigungen ruhig genießen lasse; aber der neckende Zufall führt immer etwas herbei, was sie darin stört. Von Zeit zu Zeit stellt man ihnen in den Zeitungen vor, daß es mit den Katakomben oder ehemaligen Steinbrüchen, deren Gänge sich unter einem beträchtlichen Theile der Vorstadt St. Germain hin erstrecken, nicht geheuer sey, und daß leicht einmal Häuser, ja Straßen versinken könnten. Ein andermal beunruhigt man ihre geschäftige Phantasie, indem man ihnen hundert Verfälschungen vormalt, welche mit der Milch, die sie trinken, vorgehen sollen; man beredet sie sogar, sie haben seit Jahren alle Morgen mit ihrer Milch getrocknetes und zerriebenes Schafgehirn und sogar Pferdegehirn vom Schindanger zu Montfaucon eingeschlürft, ohne Arges zu ahnen. Seitdem dieser Schindanger eingegangen ist, werden sie mit dem Einfall und Angriff eines Rattenheeres bedroht, und man gibt in den Tageblättern beinahe regelmäßige Bülletins über die Fortschritte dieses Heers und seine Eroberungen im Innern der Stadt. Zu allem diesem kommt noch der Greneliebrunnen, und dieser früher so hochgepriesene, so kostbare, zu so erhabenen Erwartungen berechtigende Brunnen muß auch noch das Seinige beitragen, die Pariser zu ängstigen. Mülot, der Erdbohrer, und Arago, der akademische Verkündiger aller neuer Erfindungen, hatten so schöne Dinge von ihrem artesischen Brunnen versprochen, daß es den Parisern gar nicht zu verdenken war, wenn sie im Geiste schon einen Fluß mitten in Paris hervorsprudeln sahen. Man hatte das Geheimniß gefunden, die Natur zu zwingen, den Parisern aus den Abgründen der Erde gutes warmes Wasser zum Baden zu liefern, so wie zu jedem anderen beliebigen Gebrauche. Das Wasser sprudelte ja kräftig und in Menge hervor; es schien nur noch darauf anzukommen, zu was man das viele Wasser verwenden sollte, welches die Natur der Pariser Stadtbehörde zur Verfügung stellte. Zwar konnte man anfangs nicht läugnen, daß das Wasser entsetzlich trübe war, daß der gerühmte artesische Brunnen eben so viel Sand und Schmutz, als Wasser lieferte. Mülot verlangte aber nur zwei Monate Geduld, um Alles ins Reine zu bringen. Aus den zwei Monaten wurden vier, sogar sechs, ohne daß sich das Wasser im geringsten aufklärte. Arago schwieg nun still; Mülot, der verantwortliche Herausgeber des Brunnenwassers, meinte aber, wenn er erst mit dem Einstecken einer kupfernen Röhre fertig sey, werde sich kein Schlamm mehr mit dem Wasser vermischen. Man ließ ihn also gewähren, obgleich es eine bedenkliche Sache schien, 1600 Fuß tief Röhren in die Erde zu schieben. Mülot war noch nicht sehr weit damit gekommen, als sich bereits starke Schwierigkeiten dem Unternehmen entgegenstellten. Die Röhren wollten nicht mehr in- oder durcheinander gleiten; sie krümmten und bogen sich, und der Unternehmer mußte gestehen, daß es viele Zeit und Mühe kosten würde, dieselben nur wieder herauszuziehen. Das Wasser drang aber schwärzer und schlammiger hervor und lieferte weit mehr groben Sand als je. Damit erschien ein neues Schreckbild für die Pariser. Woher kommt dieser Sand? bemerkten die Gelehrten; doch wohl nur daher, daß das Wasser die unterirdischen Schichten, zwischen welchen es fließt, ausspült und auflöst. Dauert dies so fort, so ist der südliche Theil von Paris, wo der artesische Brunnen gebohrt worden ist, offenbar bedroht; die ausgehöhlten Erdschichten werden einstürzen und können leicht den Fall einer Menge von Häusern nach sich ziehen.

Nun gibt es in Paris sehr viele Kapitalisten, welche Häuser zu 1 — 400,000 Francs bauen, darin so viele Wohnungen anbringen, als nur möglich ist, und diese dann so theuer vermiethen, als sie können. Sie sichern sich dadurch ein bedeutendes Einkommen, oder legen doch ihre Kapitalien zu guten Zinsen an; und da die Häuser hier ganz von Stein erbaut werden, also von Feuersgefahr wenig zu fürchten ist, da im Nothfall auch Versicherungsanstalten genug vorhanden sind, so ist diese Art, seine Kapitalien anzulegen, oft weit sicherer, als Staatspapiere dafür zu kaufen. Diese Leute lebten also bisher in der größten Sicherheit und hatten keine andere Sorge, als ihre Häuser stets mit pünktlich zahlenden Miethsleuten zu füllen. Nun heißt es aber auf einmal, der südliche Theil der Stadt werde vom Wasser des erst gepriesenen, dann verwünschten Greneller Brunnens unterhöhlt; die Häuserbesitzer müssen fürchten, ihre vier bis fünf Stockwerke hohen Gebäude möchten einstürzen und ihre Kapitalien unter die Erde begraben werden, was eben so arg wäre, als wenn dieser oder jener Staat bekannt machte, er könne die Staatsgläubiger nicht mehr befriedigen, oder sie müßten „arrosiren“, wenn sie das bereits Geliehene retten wollten. Man schlägt daher bereits ernstlich vor, den gefürchteten Brunnen wieder zu verschütten, obschon man beinahe eine Million darauf verwendet hat.

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

(München, 1. Jan.) Wie alljährlich am Neujahrstag, erhielten auch diesen Vormittag mehrere verdiente Männer aus den Händen Sr. Maj. des Königs Ordensdecorationen. — Diesen Abend wird dem Publikum die Freude, Ihre Maj. die Königin nach sieben Wochen wieder zum ersten Mal im Theater zu sehen, wo auf allerhöchsten Befehl Lachners Oper: Katharina Cornaro aufgeführt wird. Kapellmeister Lachner hat für das Buch dieser Oper dem Pariser Librettisten St. George das Honorar von 1600 Fr. bezahlt, und sich natürlich ausbedungen, daß der Dichter nicht zu Gunsten eines andern Componisten davon Gebrauch mache. Es muß daher befremden, wenn man liest, daß in der Académie royale de Musique zu Paris am 22. Dezbr. zum ersten Mal aufgeführt wurde: „La reine de Chypre", Text von St. George, Musik von Halevy, eine Oper, die nach der Inhaltsanzeige in den Feuilletons Scene für Scene Katharina Cornaro ist.

(Mannheim, 2. Jan.) Veranlaßt durch den einstimmigen Beschluß der Gemeindebehörde, sprach heute eine Deputation, bestehend aus dem ersten Bürgermeister, zwei Mitgliedern des Gemeinderathes und zwei Mitgliedern des kleinen Bürgerausschusses, dem Comité des hiesigen Hoftheaters den Dank für die eben so umsichtige als eifrige, musterhafte Verwaltung dieses mit den Interessen unserer Stadt so eng verbundenen Institutes aus. Diese Anerkennung war um so begründeter, oder entsprach um so sicherer einem allgemeinen Gefühle, als die verehrlichen Mitglieder des Comité's vor einiger Zeit dem Entschlusse nahe standen, sich des mühevollen Berufes zu entledigen, und, wie man vernimmt, nur die Rücksicht sie bewog, auch ferner im Amte zu bleiben, um das Gedeihen der Anstalt nicht dem ungewissen Erfolg einer neuen Administration auszusetzen, eine Unsicherheit, die sich deutlich genug bei den mehrseitigen Combinations-Versuchen eines neuen Comité's zu erkennen gab. (M. J.)

Wien ist jetzt von Concerten überfluthet. Treffend witzig ruft der „Humorist": „Man muß sich jetzt sehr kurz über unsere Akademieen zu fassen anfangen, sonst läuft jedes noch so unmusikalische Journal Gefahr, ein stehender Concertzettel zu werden. Concerte hier, Concerte dort, Concerte zu jeder Stunde des Morgens, Mittags, Abends und Nachts; so viel Concerte, daß jeder Redakteur in aller Schnelligkeit 5 bis 10 seiner musikalisch-unschuldigsten Mitarbeiter zu Musik-Kritikern schlagen muß!"

Das preußische Ministerium hat die Legung von Fußangeln auch in Privatgärten für unerlaubt erklärt.

In Berlin hat sich am Sylvesterabend ein Verein gegen die Thierquälerei constituirt und wird in den ersten Tagen zu einer Generalversammlung zusammen treten.

Hr. M. Mutschlechner, der kürzlich von einer größeren Kunstreise nach Mannheim zurückgekehrt ist, hat in einigen geschätzten Zeitschriften interessante italienische Reiseskizzen mitgetheilt. Dem Vernehmen nach ist dieser tüchtige, praktisch gebildete Architekt, der als städtischer Baumeister zu Mannheim fungirt, mit dem Bau des neuen Museums in Innsbruck beauftragt.

Das in unsern Blättern oft besprochene „Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk, Leipzig bei F. A. Brockhaus 1841", ist nun vollendet und liegt in vier starken Quart-Bänden, mit vielen Hunderten von Abbildungen, Ansichten und Karten versehen, vor uns. Was das bekannte Brockhausische Conversations-Lexikon in 12 Bänden für die gebildeten Stände, das ist das gegenwärtige Werk für das Volk. Es entspricht vollkommen seinem Zweck, indem es über alles Wissenswürdige aus allen Gebieten kurze und theilweise auch längere Mittheilungen bringt, je nach der Wichtigkeit des Gegenstandes, und indem es zu Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Vermehrung der Aufklärung viel beitragen wird. Da die Artikel dieses Lexikons außer ihrem belehrenden Inhalte auch den Vorzug besitzen, anziehend und unterhaltend geschrieben zu seyn, so dürfte ihm eine weite Verbreitung wohl nicht fehlen, und wir machen namentlich Volksschulen und Lesevereine für das Volk auf dies Buch aufmerksam.

Am 31. Dez. wurde in Leipzig die Oper „Casanova", Text nach dem Französischen, Musik von G. A. Lorzing, mit vielem Beifall zum ersten Male gegeben.

In der Versammlung des wissenschaftlichen Kunstvereins zu Berlin wurde am 15. Dezember durch Professor Rauch eine von dem Bildhauer Hasenberger in Petersburg auf galvanoplastischem Wege gemachte Büste des verewigten Königs vorgezeigt. Diese Büste ist nach der lebensgroßen von Rauch gemacht und die erste galvanoplastische Arbeit eines runden Körpers von so großer Dimension aus Einem Stück. Der Beweis ist nun geliefert, daß es möglich seyn würde, auf galvanoplastischem Wege lebensgroße Figuren, ja, selbst kolossale Reiterstatuen herzustellen, und zwar mit beträchtlicher Ersparniß an Kosten und Zeit. Würde dann das Oxydiren des Kupfers im Freien durch einen Bronzefirniß oder durch Vergoldung, welche ebenfalls auf galvanoplastischem Wege zu machen wäre, verhütet, so wäre den Arbeiten dieser Art eine gleiche Dauer wie denen von Bronze verbürgt.

In öffentlichen Blättern liest man folgenden, etwas sonderbar abgefaßten Aufruf an Deutschlands lyrische Dichter: „Deutschland entbehrt in gegenwärtigen Augenblicken eines Musenalmanachs. (?) Wer sollte nicht die Gründung eines solchen Instituts, gleichsam eines Vereinssalons der deutschen Dichterwelt, wünschen? — Jeder, „dem Gesang gegeben in dem deutschen Dichterwald", wird gern einige Scherflein beisteuern, einige Brosamen von seiner poetischen Tafel. Er sende sie durch Buchhändlergelegenheit an die Buchhandlung des Hrn. Friedrich Fleischer zu Leipzig, und bemerke dabei, welchen deutschen Dichterhänden er die eingehenden Beisteuern zur Redaction des Almanachs anvertraut wünscht. Stimmenmehrheit soll entscheiden, und gewiß wird das Mitglied der deutschen Dichterzunft, welches die Mehrzahl seiner Standesgenossen würdig erklärt, nicht säumen, sich diesem Dienste der Muse des Vaterlandes zu unterziehen. Von

den eingehenden Beiträgen wird in den öffentlichen Blättern Nachricht gegeben. Man bittet alle, die sich dafür interessiren, um baldige Uebersendung der dem Unternehmen zugedachten Beiträge, da der Musenalmanach am 1. Juli 1842 ausgegeben werden soll."

Zufolge Einverständnisses zwischen den preußischen und sächsischen Postbehörden wird, wie bisher auf der Leipzig-Magdeburger, so auch vom 1. Januar an auf der Leipzig-Berliner Eisenbahn das Porto für Päckereien auf die Hälfte, und das Passagiergeld auf 7 Neugroschen pr. Postmeile herabgesetzt, so daß letzteres von Leipzig bis Berlin nur 5 Thlr. 11 Ngr. beträgt.

Korrespondenz.

Aus dem Amte L. Schwalbach im Herzogth. Nassau.

(Verspätet.)

Unweit des wildromantischen Wisperthales liegt auf lichter Berghöhe ein freundliches Dörfchen, mit Namen Hilgenroth. Wenn gleich seine Gemarkung von der Natur nicht besonders begabt ist, so hat doch der Fleiß der Voreltern den steinigten Boden schon so sehr gelockert und veredelt, daß das Feld im Ganzen eine mittlere Güte erhalten hat. Mehr jedoch als die Thätigkeit und Sparsamkeit seiner Bewohner wußte die tüchtigste, mehr als zwanzigjährige Gemeindeverwaltung des jetzigen Schultheißen das Dorf zu einem verhältnißmäßig gesteigerten Wohlstand zu bringen. Ja diese Gemeinde kann ihrer Umgebung zum Muster dienen, wenn man erfährt, daß sie keinen einzigen Bewohner in sich faßt, der vom Armenfonds unterstützt zu werden braucht; daß selten ein Prozeß in ihr aufkommt und noch seltener ein Bewohner wegen Forderung vor Amt belangt wird. Unter diesen Umständen war es vorauszusehen, daß das wohlthätige Werk der Consolidation der Güter, das von unserem derzeitigen Herrn Beamten besonders eifrig betrieben wird, bei den meisten Einwohnern von Hilgenroth eine dankbare Aufnahme finden werde. Zwar war auch hier, wie überall, der Anfang schwer, zwar mußte noch manches Vorurtheil beschwichtigt und der zumal ungegründete Eigennutz Einzelner überwunden werden. Vor Allem hält es dem Landmann gar zu schwer, den Geldbeutel herauszurücken, wenn gleich die Kosten nur die Vorlagen für einen unverhältnißmäßigen Gewinn bilden. Ferner wird das von den Voreltern Ererbte nicht minder von einer ungehörigen Ueberschätzung festgehalten. Endlich hält sich der Mensch lieber an das, was er mit Augen sieht, während er geneigt ist, die Vorzüge, die ihm erst aus der Zukunft vorgehalten werden, zurückzuweisen. Hat er es einmal überstanden, sich von dem Ererbten und der Gewohnheit, die auch ihre Macht hat, zu trennen, rücken ihm die Wohlthaten der Veränderung mit jedem Jahre näher heran, dann erst lernt er dankbar seinen wahren Vortheil erkennen. So war es auch in Hilgenroth. Nach der Kornernte des Jahres 1838 wurde daselbst das erste Feld classifizirt, Wege und Gewannen gebildet, im Frühjahre 1839 einem jeden Eigenthümer, dessen auf dem früheren Besitzstande gegründeten Forderung gemäß, sein neues Eigenthum zugemessen. So entstanden aus 480 Parzellen nur 150. Nach der Kornernte des Jahres 1839 wurde das zweite Feld aufgenommen und im Frühjahre 1840 eine Anzahl von 520 Parzellen auf ungefähr 200 beschränkt; zu gleicher Zeit auch im Wiesengrunde von 900 Parzellen auf 154 Item vertheilt. Mit den allgemeinen Vortheilen, welche insbesondere die Consolidirung dieser Wiesen darbot, ward auch noch eine ersprießliche Bewässerung derselben hergestellt, wie auch ein breiter Weg zwischen Wald und Wiesen, der die Abfuhr des Futters und des Holzes erleichtert, das früher Alles über die Wiesen selbst mühsam gefahren werden mußte. Ja am Ende blieb noch ein den frühern Besitzstand übersteigendes Stück Wüse übrig, das, als gemeinsames Gut betrachtet, demnächst versteigert und zum Theil die Kosten der Consolidirung decken wird. Im Jahr 1840 wurde das dritte Feld, so wie 3 Wiesengründe abgesteckt, deren Parzellen in diesem Frühjahre zugetheilt wurden. Für 1841 und 1842 sind noch die Gärtchen am Ort und noch 5 kleinere Wiesengründe zur Vollendung des ganzen Werkes in Aussicht genommen. Halten wir uns nun dies an das erste und zweite Feld, welche bis jetzt consolidirt sind, und rechnen wir nach, daß aus 1900 Parzellen 504 geworden sind, dann bedarf es wahrlich nur einer geringe Beurtheilungsfähigkeit, um zu erkennen, daß der Gewinn ein dreifacher ist: 1. An Ertragsfeld durch Ersparung so mancher Furchen und Gewannen, während das Eigenthum durch die wenigen kräftigeren nun auch geschützter als früher daliegt. 2. An Zeit, die durch das öftere Hin- und Herfahren des Ackergeräthes von einer Parzelle zu einem Parzellchen unnütz verschleudert wurde. 3. An Ackergeräthe und Vieh, welches beides durch eine langwierigere wie auch schwierigere Bebauung und Heimfuhr weit mehr ruinirt wurde. Was indessen mehr als alle diese Gründe sagen will und auch beim Landmann, nach Math. 7, 16: »An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen«, den Herren Geometern, die neben ihrem sauern Lohn noch manche Verwünschungen in die Tasche stecken mußten, eine christliche Genugthuung verschaffen wird, ist der Erfolg, der schon jetzt die Unzufriedenheit Einzelner beschämt hat, indem eben nach ihrem eigenen Geständniß auf einem und demselben Ruthenmaaß mehr als früher geerntet wird. Schließlich bemerken wir noch, daß der oben angeführte Wiesengrund derzeit in Arbeit begriffen ist, eine ganz neue Wiesenwelt verspricht und zur Preisbewerbung eingegeben ist. Möchte dabei auch der Mann nicht übersehen werden, der mit so vieler Bereitwilligkeit den segensreichen Wünschen seiner Vorgesetzten entgegen kam und mit Bemühungen aller Art, ohne sich durch Verdruß und Undank entmuthigen zu lassen, seine ihm untergebenen Mitbürger zu ihrem nachhaltigen und wahren Vortheil überführt hat. Eine solche Anerkennung des landwirthschaftlichen Vereins könnte das gute Werk der Consolidation auch anderwärts nur fördern.

Mainz, 5. Jan.

Auf die Bewegung, welche sich während der Bürgermeisterwahl hier kund that, ist eine Stille gefolgt, die nur durch zwei Ereignisse, die schnell nacheinander vorfielen und deshalb einiges Gerede veranlaßten, unterbrochen worden. Ein Kampf mit blanken Waffen auf offener Straße, wobei jedoch glücklicherweise nur ein Hund, aber ein werthvoller Hund, das Leben verlor, und ein Sturz mit einem Schlitten, der einem Menschen den Arm und dem Pferde eines armen Mannes das Leben kostete, waren diese beiden Begebenheiten. Wegen der ersten ist hohen Orts eine Klage anhängig gemacht, deren Resultat, wie verlautet, für den Thäter nicht erwünscht ausfallen könnte.

Logogryph.

In Schwaben ist's ein nöthig Hausgeräth,
Was ihr in einem kleinen Worte seht;
In Deutschland überall ist es dasselbe dann,
Wenn man das letzte Glied setzt vorne an.

E. Buck.

Theater-Anzeige.

Samstag, 8. Jan. (Zum Erstenmale): **Die Gunst des Augenblicks**, Originallustspiel in 3 Abth., von Eduard Devrient. Vorher geht (neu einstudirt): **Das Räthsel**, Lustspiel in einem Act, von Contessa.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 9. Sonntag, den 9. Januar 1842.

Das Vaterland.*)

Wie schön geschmückt, gleich einer Jungfrau weiß!
Der Strom erstarrt und die Luft voll Eis,
Blutroth die Sonne, früh, am Himmelsrand; —
Wie schön geschmückt bist du, mein Vaterland!

Wie schön geschmückt, gleich einem Jüngling stark!
Die Blume blüht, der Baum treibt Saft und Mark;
Es bricht der Strom die Fessel, die ihn band; —
Wie schön geschmückt bist du, mein Vaterland!

Wie schön geschmückt, gleich einem Manne fest!
Hoch auf dem Felsen prangt das Adlernest;
Es wallt der Strom, ein blau gewässert Band; —
Wie schön geschmückt bist du, mein Vaterland!

Wie schön geschmückt, gleich einem edlen Greis!
Längst fuhr ins Korn die Sichel scharf und heiß;
Die Traube reift an gelber Saaten Rand; —
Wie schön geschmückt bist du, mein Vaterland!

Und schmückst so dich jede Jahreszeit schön,
Magst du bald so, bald so im Schmucke steh'n, —
Vergebens wär's und armer, eitler Tand,
Schmückt's nicht auch innen dich, mein Vaterland!

Von Jungfrau'nart, was sittig, rein und mild;
Von Jünglingsart, was stark und kühn und wild;
Von Mannesart, was fest und auf der Wacht;
Von Greisenart, was ruhig und bedacht.

Viel hast du schon, mein Vaterland, gelebt,
Gewollt, gelitten und gestrebt;
Viel hast du noch zu leben, Vaterland,
Doch seyen stets die Söhne dir zur Hand!

Und was du willst, umstehn' ihr Wollen auch;
Neigst du zum Irrthum, flieg' er hin in Rauch;
Drängt Leiden dich, dann leiden sie auch mit;
Und was du strebst, d'ran schließen sie den Schritt.

O daß es tüchtig, markig, männlich, frei,
Daß es voll Zucht und auch voll Weisheit sey,
Daß wie das Jahr, so hundert, tausend Jahr'
Dich groß und stattlich sehen immerdar!

Karl Buchner.

*) Nachstehendes Gedicht ist der ersten Nummer der bei G. Jonghaus in Darmstadt erscheinenden und von Dr. Duller redigirten Wochenschrift, »Das Vaterland« entnommen, und von Wilh. Speyer in Musik gesetzt.

Das Kreuz auf dem Anstand.

Von Elias Berthet. (Aus dem Musée français 1841.)

(Fortsetzung.)

Dieses Gespräch war jedoch so lebhaft und so erschütternd für beide Theilnehmer gewesen, daß sie nichts von dem Geräusche eines Pferdes vernahmen, das an der Thüre still hielt, in Folge dessen der Capitain in den Salon trat. Herr Rupert und der Graf schwiegen plötzlich; doch der junge Offizier bemerkte ihre Verlegenheit nicht sogleich, denn er schien von einer wichtigen Neuigkeit so sehr erfüllt, daß er im Hereintreten, ohne den Ausgewanderten wahrzunehmen, bereits seinem Vater entgegenrief:

„Ich hörte seltsame Dinge in der Stadt, zuerst fand ich einen Befehl des Kriegsministers vor, der mich auffordert, in vier und zwanzig Stunden zu meinem Regiment zurückzukehren; der erste Consul scheint dieses Mal Eile zu haben . . .“

„Das wäre! Octavio! Deine Mutter und Deine Schwester werden in Verzweiflung darüber gerathen . . .“

„Es muß seyn, lieber Vater. Der General Bonaparte versteht keinen Scherz, und übermorgen muß ich von Euch Allen Abschied nehmen; der Krieg bricht aus, das liegt außer Zweifel. Dann habe ich auch noch andere Dinge in der Stadt vernommen; man hat mich versichert, der junge Graf Armand von Blangy, den wir alle todt geglaubt, befinde sich im Lande, und werde von Augenblick zu Augenblick im Schlosse erwartet. Diese Kunde erfüllte mich mit Freude . . .“

„Und warum sollte sie für Dich Interesse haben, mein Sohn?“ sagte der Greis, seitwärts nach Armand hinblickend, „welches Interesse hat die Rückkehr eines jungen Mannes für

Digitized by Google

Dich, den Jedermann als den Feind Deines Vaters und Deiner Familie kennt? . . .“

„Gerade deswegen wünsche ich ihn so sehnlich zu sehen; mein lieber Freund Mérignac weiß, wie ich über diesen Punkt denke . . .“

„Der Graf von Blangy ist Ihnen sehr verbunden für die gute Meinung, die Sie von ihm hegen, Capitain Rupert,“ äußerte Armand bewegt, sich emporhebend, „und er kann Sie zugleich versichern, daß er noch selten einen so biedern Mann gefunden, als Sie. Warum muß uns die Vergangenheit für immer so feindlich einander gegenüber stellen?“

Als der Capitain diese Worte vernahm, blieb er einen Augenblick betroffen. Dann verfinsterte sich seine Stirne, und sein schwarzes Auge auf den Grafen geheftet, erwiederte er in kaltem Tone:

„Was soll das heißen, Herr Baron?“

Armand sagte ihm nun seinen wahren Namen.

„Sie,“ rief der Capitain voll Entrüstung, einen Schritt zurückweichend, „Sie der Graf von Blangy, der letzte Sprößling einer edeln, großmüthigen Familie, die niemals die Ehre beleidigt! Sie, unter einem falschen Namen in dem Hause meines Vaters, ohne Zweifel wegen irgend einer niedrigen und schändlichen Rache . . . Ach! Sie haben gelogen, mein Herr! Der Graf von Blangy wäre nicht so niederträchtig, nicht so ehrlos . . .“

„Capitain!“

„Octavio, ich bitte Dich . . .“

„Ich habe gesagt niederträchtig und ehrlos,“ wiederholte der junge Rupert, jedes Wort besonders betonend.

Der Graf wurde roth vor Zorn, und in seinem Innern war ein heftiger Kampf. Jene auf einen Augenblick erstickte Rache erwachte wieder vollkommen bei der rohen Beschimpfung, die ihm zugefügt ward. Carolinens Andenken war zu ohnmächtig, um der löwenartigen Reaktion Einhalt zu thun, die sich in diesem Augenblick seines ganzen Wesens bemächtigte, denn diese Reaktion war schrecklich. Armand machte einige Schritte gegen die Thüre, dann sagte er, sich zu dem jungen Offizier wendend:

„Ich hatte mir selbst gelobt, nichts gegen die Familie Rupert zu unternehmen, und besonders gegen Sie, Capitain; doch nun muß ich auch den Namen vertheidigen, den ich führe, und der mir makellos zu Theil wurde; Sie wünschten mich zu sprechen, mein Herr, ich hoffe, daß Sie diesen Besuch nicht aufheben, sondern daß Sie vor Ihrer Abreise noch von mir Abschied nehmen werden.“

„Unglückliche Kinder! was wollt ihr beginnen?“ rief Herr Rupert, sich zwischen beide junge Leute stürzend.

„Wo werde ich Sie finden, mein Herr?“ rief Octavio.

„Im Schlosse, wo ich Ihrer warten werde,“ erwiederte der Graf, und stürzte schnell aus dem Hause.

„Nun, lieber Vater,“ sagte der Capitain, „Sie wissen Alles, sagen Sie mir, wie verhält sich die Sache? Was wollte er, was machte er hier?“

„Das weiß ich nicht, mein Sohn.“

„Sie wissen es; sagen Sie mir die Wahrheit! . . .“

Hier stürzte Guichard blaß und außer Athem in den Salon, und fragte mit bebender Stimme:

„Ist der Herr Graf von Blangy noch hier?“

„Er ist abgereist,“ sagte Herr Rupert, „allein, Guichard, was wollen Sie von Herrn Armand von Blangy?“

Ohne zu antworten, trocknete der Waldschütze sein in Thränen und Schweiß gebadetes Gesicht. Der Capitain zog ihn aber nach der entgegengesetzten Seite des Saales und sagte:

„Sie wünschen den Grafen zu sprechen, Guichard; ich gebe Ihnen einen Auftrag an ihn.“

„Er soll bestellt werden, Capitain.“

„Das ist gut.“

Als der Waldschütze allein war, murmelte er vor sich hin:

„Ein Duell! . . . Ich komme zu rechter Zeit.“

Den folgenden Morgen ging der Graf von Blangy schon mit Sonnenaufgang in einem der geräumigen Gemächer jenes alten Schlosses auf und ab, das sich im Hintergrunde des Thales erhob, und wo er, wie wir bereits wissen, seine Jugend bis zu seiner Auswanderung hingebracht. Armand's Anzug war unordentlich, und noch derselbe, den er Tags zuvor getragen, was vermuthen ließ, daß er sich in der verflossenen Nacht nicht zur Ruhe gelegt hatte, eine Meinung, die zwei Wachskerzen, welche in den Leuchtern ausbrannten, obgleich es heller Tag war, völlig zu bestätigen schienen.

Ueberdieß trug der Saal, in dem sich der Graf in diesem Augenblick befand, ein sehr düsteres Gepränge, und war daher vorzugsweise ganz dazu geeignet, dem jungen Gebieter des Schlosses den Schlaf zu rauben. Es war das Zimmer des seligen Grafen Arsène, dasselbe, in das noch Nachts, als der schreckliche Vorfall bei dem Kreuz auf dem Anstand statt hatte, die Leiche gebracht worden war. Der Chevalier von Blangy hatte dieses Gemach in der Absicht, die Einbildungskraft seines Mündels dadurch aufzuregen, ganz schwarz ausschlagen lassen, und die Behänge, so alt und abgenutzt sie auch waren, hatten nach so vielen Jahren dennoch ihre düstere Erstlingsfarbe behalten. Wenige Meubels, doch diese alle schwarz behangen, gleich den Wänden, schmückten dieses kahle und zerfallene Zimmer. Ein alter, des Gemäldes beraubter Rahmen, der auf dem Bette lag, bezeichnete den Ort, wo sich sonst das Portrait des Grafen Arsène befunden. In einer Ecke stand das Ruhebett, auf welchem der Leichnam bis zu seiner Einbalsamirung gelegen hatte, und ein aufmerksamer Beobachter hätte auf dem Stoff, mit dem dieses Bett bedeckt war, einige nur wenig durch die Zeit verwischte Blutspuren gefunden. Der unbarmherzige Haß von Armand's Vormund hatte nichts gespart, das Andenken an den Mörder lebendig und unauslöschlich dem Herzen des jungen Blangy einzuprägen.

In diesem traurigen Zimmer hatte Armand die ganze Nacht hingebracht, und ohne Zweifel war dieselbe reich an feierlichen und schmerzlichen Betrachtungen gewesen. Er ging in langsamen und gemessenen Schritten auf und nieder, die Arme waren auf der Brust gekreuzt, die Stirne blaß und die Haare in Unordnung. Von Zeit zu Zeit verweilte er an einem Fenster, das die Aussicht auf die in diesem Augenblick im Morgenroth prangende Landschaft hatte; dann schritt er wieder weiter und sprach einzelne, abgerissene Worte vor sich hin.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

Der eben erschienene 16. Jahresbericht über den Bestand und Fortgang des hiesigen Vereins zur Beförderung der Handwerke unter den israelitischen Glaubensgenossen beschränkt sich diesmal, da die Bestimmungen und die sehr lobenswerthen Grundsätze dieses Vereins durch die früheren Jahresberichte zu sehr bekannt sind, auf die Mittheilung der thatsächlichsten Verhältnisse. Die Gesammtzahl der Unterstützten ist in diesem Jahre (1840 — 41) von 487 auf 513 gestiegen. Von diesen gehören 248 dem Großherzogthume und 86 dem Kurfürstenthume Hessen, 73 dem Herzogthume Nassau, 36 der Landgrafschaft Hessen, 19 dem Königreiche Baiern und 51 der freien Stadt Frankfurt an. Die Zahl der neu aufgenommenen Lehrlinge betrug 25; nach vollendeter Lehrzeit entlassen wurden 17; Kleidungsstücke erhielten 57, Werkzeug 24. Außerdem wurden 21 Individuen zur Wanderschaft ausgerüstet, für 19 wurden Unterrichtskosten bezahlt und 7 (Waisen) erhielten monatliche Geldunterstützungen. Endlich wurden 5 junge Männer bei ihrer Niederlassung als Meister unterstützt. — Aus der Verwaltung traten beim Beginne dieses Geschäftsjahres statutenmäßig die Herren Siegmund Stiebel und Theodor Bamberger aus. An die Stelle dieser verdienstvollen Beamten wurden die Herren Dr. H. Weil und Adolph Reinach gewählt und widmen seitdem dem Vereine ihre Thätigkeit als Inspectoren. (Frankf. g. Chronik.)

(Eine Falle eigener Art.) In Ispahan lebte ein Dichter davon, allen Hohen des Reichs täglich die schmeichelhaftesten Dinge zusammen zu reimen. Eines Tages ward er vor den Kadi geladen, indem ein Kläger gegen ihn aufgetreten, der hundert Goldstücke von ihm verlange. Der Dichter, überzeugt, er sey Niemand Etwas schuldig, erschien vor dem Richter. Der Gegner zog ein Gedicht hervor, das der poetische Lobredner an den Großvezier gerichtet hatte, und las die Stelle:

Die Großmuth ist der Athem des Vezier;
Begehre Wohlthat nur von seiner Hand,
Verbürgen will ich es mit Unterpfand:-
Er weigert nichts, gewähret huldvoll dir!

„Durch Eure Bürgschaft ermuthigt," sprach der Kläger, „ging ich eilends zum Großvezier und bat ihn um hundert Goldstücke; er hat mir nicht eins, wohl aber viele Scheltreden gegeben; er hat mir gesagt: er lasse mir hundert Stockstreiche auf die Fußsohlen geben, wenn ich nicht augenblicklich mich entfernte; und da Ihr in Eurer Schrift Bürge geworden seyd für ihn, so verlange ich die hundert Goldstücke von Euch!" Der Dichter entwortete: Der Großvezier hat dir versagt, Etwas zu geben. Wohl wußte er, daß hundert Stockstreiche für dich eine Wohlthat wären; dem Indiskreten ist die Züchtigung ein Heil. Ich bin dir nichts schuldig. Der Großvezier schickte dem Dichter die hundert Goldstücke.

Gleich anderen Städten hat nun auch Mainz seinen Topographen und Schilderer gefunden, indem der geachtete Literat, Hr. Dr. Eduard Reis ein Panorama des heutigen Mainz unter dem Titel — Mainzer Silhouetten und Genrebilder — herausgegeben hat. Wir finden in diesem Buche in klarer, kurzgefaßter und lebendiger Schilderung alles enthalten, was zur Kenntniß des materiellen, artistischen, geistigen und sittlichen Lebens von Mainz gehört, und haben die Artikel über das Gutenbergs-Monument, über Charaktere der Gegenwart und Vergangenheit, den Rhein und seine Bewohner, das Leben in Mainz, den Dom in Mainz, verschiedene Institute, Handel und Verkehr, Dampfschiffe, Eisenbahn, Fruchthalle u. s. w. mit Interesse und Belehrung gelesen. Der Verfasser ist durch langjährigen Aufenthalt in der Rheinstadt mit seinem Terrain genau bekannt geworden, und hat dasselbe mit Ruhe und Unbefangenheit betrachtet. Dies Panorama trifft den Ton einer würdigen Vermittelung. Die günstige Aufnahme, welche sein Buch in Mainz gefunden, spricht am besten für dessen Werth.

Frankfurter Theater.

Am 1. Jan. wurde die Bühne durch einen Prolog eröffnet, welchen Mad. Frühauf in sehr würdiger Haltung und feiner Nüancirung so schön vortrug, daß sie hervorgerufen wurde. Die Tableaux, die vier Jahreszeiten darstellend, waren nicht nur poetisch gedacht, sondern auch höchst geschmackvoll arrangirt, wofür wir den Anordnern Dank zu sagen haben. Der Aufführung des Kotzebue'schen Lustspieles — die Unvermählte — waren wir abgehalten, beizuwohnen. Am 2. Jan. machte Robert der Teufel ein überfülltes Haus. Diese Oper, wenn sie auch theilweise an Ueberhäufung allzu starker Tonmassen leidet, enthält doch des Treffliche und Genialen so viel, daß man sie immer wieder mit neuem Vergnügen hört. Hr. v. Kaler sang den Bertram. Diese Rolle war die am wenigsten glänzende seines Gastspieles und obwohl er sich als gebildeten Sänger zeigte, so hob er doch die dramatischen Momente und das Imposante des Charakters nicht genugsam hervor. Uebrigens besitzt Hr. v. Kaler anerkennungswerthe Vorzüge, eine gute Gesangsschule und ein sehr abgerundetes, angemessenes Spiel. Seine Baritonstimme ist biegsam, nicht von bedeutendem Umfang, aber in den mittleren Tönen angenehm. Der Gast darf den verdienstlichen Repräsentanten seines Faches beigezählt werden. Die Aufnahme war günstig. Am 3. Jan. beschloß die französische Schauspielergesellschaft einen Cyklus von Darstellungen, denen von Seiten unseres Publikums die freundlichste Aufnahme geworden. Ohne in Details ihrer Leistungen einzugehen, müssen wir des präzisen Zusammenspiels, der feinen Dialogisirung, der ruhigen Plastik und der stets natürlichen und gewandten Repräsentation rühmend gedenken. Die Auswahl der aufgeführten Pieces bot Abwechselung und Interesse und war den Freunden französischer Sprache und Literatur eine willkommene Erscheinung. Am 4. gab man — das Portrait der Mutter. Hr. Meck spielte die Rolle des Hofrath Wacker und stand nach dem Ausspruch achtbarer Kunstkenner in derselben der neuerlichen Leistung des hier gastirenden Hrn. Th. Döring keineswegs nach. Bei dieser Veranlassung haben wir nachträglich in Bezug auf den uns gemachten Vorwurf einer absichtlichen Uebergehung des jüngsten Gastspiels von Th. Döring zu bemerken, daß uns häusliche Krankheitsverhältnisse vom Besuch der Bühne während dieser Zeit abhielten und daß daher gedässige Insinuationen zerfallen müssen. Uebrigens haben wir unlängst erst bei einer andern Gelegenheit Hrn. Th. Döring's Kunstleistung bestens anerkannt. Ob sein letztes hiesiges Gastspiel, in welchem er des Neuen nur wenig brachte, großes Aufsehen gemacht, oder ob es in dieser Hinsicht seinen früheren nachgestanden, darüber zu streiten, wäre unnütz, indem man hier in loco darüber nicht in Ungewißheit ist. — Das Portrait der Mutter, von L. Schröder, ist zwar ein gutes Stück, jedoch veraltet. Diese Väter, die ihre leichtsinnigen, aber gutmüthigen Söhne entehren, diese zärtlichen vermittelnden Schwestern, diese Spitzbuben von Verwaltern und Domestiken, die sich zwischen Eltern und Kinder drängen, diese geprellten Gerichtsdiener und diese gewöhnlichen Lie-

Digitized by Google

bestrigues, das Alles ist gar zu oft dagewesen. Die Herren Balson (Reckau), Grahn (Sir Barrington), Lutzberger (Gebhard) und Mad. J. Hoffmann (Johanna) führten ihre Rollen mit bekannter Kunstfähigkeit aus. B.

Korrespondenz.

△ Hamburg, 3. Jan.

In Berlin hat sich bekanntlich ein Verein gebildet, um während der Wintermonate wechselnde Vorträge von verschiedenen Gelehrten für ein aus Herren und Damen bestehendes Publikum zu veranlassen. Dieser Vorgang wird auch in Hamburg Nachahmung finden. Im engern Kreise, in der Mitte unsers »Jugendvereins«, werden schon diesen Winter Vorträge von hiesigen Gelehrten, die sich freundlich dazu bereit gefunden, gehalten werden. Von einzelnen öffentlichen Vorlesungen haben wir in diesem Winter mehrere zu erwarten. Dr. Stuhlmann will über geographische Gegenstände gratis lesen. Außerdem beabsichtigt ein junger Gelehrter, Dr. Fuchs, der erst vor Kurzem durch eine die Rechte des philosophischen Denkens mit Schärfe behandelnde Schrift die Aufmerksamkeit auf sich zog, philosophische Vorlesungen zu halten. Von allgemeinem lebhaften Interesse dürften endlich die Vorträge seyn, welche Dr. L. Wienbarg der gebildeten Welt Hamburg-Altona's darbieten wird. Der Verfasser der »ästhetischen Feldzüge« und der »Dramatiker der Jetztzeit« wird sich über die moderne deutsche Literatur, vorzüglich die dramatische, auslassen. — Die sogenannten »philharmonischen Konzerte«, die unsere musikalisch gebildete vornehme Welt jährlich zu vereinigen pflegt, werden nun nach Beseitigung mannigfacher Hindernisse doch zu Stande kommen und Mitte Januars ihren Anfang nehmen. — Drei neue Stücke sind uns in diesen Tagen vorgeführt vom Stadttheater, dem zweiten und dem Uraniatheater, und jeder dieser Directionen ist, in weiser Berücksichtigung ihres Publikums ein glücklicher Wurf gelungen. Das Stadttheater brachte: »Treue Liebe«, von Eduard Devrient. Devrient zeigt in diesem Schauspiel viel weiche und zarte Empfindung, eine sich gemüthlich ergehende Phantasie, ein leicht reizbares Gefühl für natürliche Schönheit, einen klaren offenen Blick für die heitersten und angenehmsten Zustände des Lebens, eine löbliche Besonnenheit für Zweck und Willen, Sinn für die Laune und Geschmack für eine anständige, ja mitunter sogar Geist genug, um auch einen Blick in die Tiefe zu werfen und uns plötzlich einen überraschenden Gedanken zu enthüllen. Auf dem zweiten Theater (dem Hoftheater) sahen wir am Neujahrstage zuerst: »die schöne Holländerin«, von Schikh, ein interessantes und für das dortige Publikum trefflich geeignetes Stück, in dem besonders Hr. Wilke als Schuster excellirt. Dem. Ostermeyer ist eine angenehme Erscheinung, der nur etwas mehr Lebendigkeit und Regsamkeit in ihrem Spiele zu wünschen wäre. »Die neue Aline, oder: Vierlanden in einem andern Welttheile«, nach einer Wiener Posse lokalisirt von Meder (der Verf. hat sich nicht genannt), ist ein Lieblingsstück im Urania-Theater geworden und verdient den Beifall; die Witze sind mitunter etwas derb und handgreiflich, allein für die Lachmuskeln dieses Vorstadt-Publikums vortrefflich berechnet. (Vierlanden, ganz nahe bei Bergedorf, dem Orte, wohin die Eisenbahn gebaut wird, ist übrigens der große Obst- und Gemüsegarten für Hamburg und die Vierländerinnen sind als schöne Blumenmädchen hier berühmt und berüchtigt). — Dr. Saß hat im Kreise seiner Freunde hier die Festtage zugebracht, um sich zu neuen Productionen anzuregen, wozu der sterile Lübecker Boden wenig Gelegenheit bietet. Er arbeitet an einem größern Werke: »Schleswig-Holstein und Dänemark, Reisestudien und Reisebilder«, das demnächst erscheinen wird. — Der Schriftsetzer Mendelssohn hat einen Ausflug nach Braunschweig und Oldenburg gemacht, um für sein »Panorama« Mitarbeiter und besonders — Subscribenten anzuwerben.

Vom Main, 2. Jan.

Es geht das Gerücht bei uns, ein englischer israelitischer Handelsmann beabsichtige die Erwerbung der Alterthümer-Sammlungen zu Erbach im Odenwalde. Wenn diese Sammlungen ein Gegenstand des Verkaufs sind, dann wäre sehr zu bedauern, wenn solche Deutschland entfremdet würden, und jeder deutsche Geschichtsfreund wird wünschen, daß diese Schätze dem Vaterland erhalten werden.

Kassel, bei Mainz, 29. Dez.

Obschon es nichts mehr Außergewöhnliches ist, wenn Gemeinden Opfer bringen, welche das Wohl ihrer kommenden Generationen befördern, so ist doch das Opfer, welches unsere Stadt dem Wohl ihrer Nachkommen brachte, den edelsten und großmüthigsten, welche in dieser Beziehung gebracht werden, beizuzählen. Denn wenn man in neuester Zeit anderwärts das Hauptstreben dahin richtet, Anlagen, schöne Straßen, Monumente ꝛc. ins Leben zu rufen, so hat man hier damit angefangen, ein Monument zu errichten, das der Nachwelt zeigt, wie sehr unsere jetzigen Vertreter ihre Stellung begriffen, und das Edelste ihres Berufs zuerst bedachten. Der hiesige Stadtrath bewilligte im vorigen Jahre 16,000 fl. für den Bau eines neuen Schulhauses; eine Summe, die im Vergleich mit unserem Gemeindevermögen gewiß die größeste ist, die je zu gleichem Zweck von irgend einer Gemeinde geleistet worden ist. Das stattliche Haus ziert bereits unsere Stadt. Dasselbe besteht aus zwei nur durch einen Hof getrennte Gebäude. In dem einen ganz frei stehenden Haus befinden sich sechs Schulsäle, wie wenige anderwärts zu treffen sind; in dem andern Haus befinden sich die eben so freundlichen als bequemen Lehrerwohnungen. Nur schade, daß dieses so herrliche Haus nicht vor Winter noch bezogen werden konnte. Wünschenswerth wäre es, daß der Tag des Einzuges in das neue Schulhaus in loco ein allgemeiner Weih- und Festtag würde, um so auch den Beweis abzulegen, daß man nach gebrachtem Opfer sich seiner Handlungsweise erfreut!

Konzert der Mozartstiftung.

Nächsten Freitag den 14. Januar findet im Schauspielhause das vierte statutenmäßige Conzert der Mozartstiftung statt, und wird durch dasselbe den Musikfreunden ein schöner Kunstgenuß geboten. J. J. Bott aus Kassel, der erste Zögling der Stiftung, wird sich auf der Violine hören lassen, und der 2. Akt aus dem Wasserträger von Cherubini wird vom Liederkranz vorgetragen. Man freut sich auf die imposante Wirkung jener großartigen, von so vielen Stimmen vorgetragenen Chöre, wie auf vieles Andere, was dies Conzert in schöner Auswahl bringt. Der Pensionsfond des Theaters erhält einen Theil der Einnahme.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 8.

Ampel. Lampe.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 9. Jan. Fidelio, große Oper in 2 Abth., Musik von Beethoven.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 10. Montag, den 10. Januar 1842.

Das Kreuz auf dem Anstand.

Von Elias Berthet. (Aus dem Musée français 1841.)

(Fortsetzung.)

In dieser Aufregung war Armand schon lange, als sich im Hintergrund langsam eine Thüre öffnete, durch welche ein alter Diener mit weißen Haaren und ohne Livrée, welcher schon zur Zeit des seligen Grafen im Schlosse war, auf den Zehenspitzen, voll jener Achtung hereintrat, die fromme Leute an den Tag legen, wenn sie einen Tempel betreten.

„Was giebt es, Mairet?" fragte Armand ungeduldig.

„Herr Graf," sagte der Greis unterthänig, „es ist ein Mann unten, der von der Domaine kömmt, und . . ."

„Endlich! Man ließ lange auf sich warten! Laßt diesen Mann hereinkommen!"

„Hier herein?" fragte der Greis schüchtern.

„Hierher."

Nun murmelte der Graf, als spräche er mit sich selbst:

„Hier bin ich wenigstens sicher, daß sich meine Rache nicht durch diese unselige Liebe besänftigen lassen wird."

Einige Minuten nachher führte der alte Diener Guichard herein, zeigte diesem den Grafen, und zog sich dann zurück.

Mit dem Grafen allein geblieben, schaute der Waldschütze erstaunt umher, und schauderte plötzlich zusammen, als er die Dekoration dieses Zimmers wahrnahm. Er blieb einen Augenblick regungslos, und von den drückendsten, innern Gefühlen ergriffen. Als er endlich bemerkte, daß Blangy, vor einem Tisch stehend, ihn betrachtete und seiner zu harren schien, nahm er sich zusammen und trat vor ihn, doch nicht mit aufrechtem Haupte, und der stolzen, unabhängigen Haltung, die ihm sonst eigenthümlich war, sondern schüchtern und hochachtungsvoll, gleich einem Schuldigen, der vor seinem Richter erscheint.

Armand war zu gespannt auf die Neuigkeiten, die er erwartete, um die tiefe Rührung des Boten zu beachten.

„Ihr habt einen Brief für mich?" fragte er ungestüm.

„Ja, Herr Graf."

„Vom Capitain Rupert?"

„Hier ist er."

Damit reichte Guichard Armand ein sorgfältig gesiegeltes Billet, dessen Inhalt lautete:

„Der Waldschütze Guichard besitzt mein ganzes Vertrauen; verabreden Sie mit ihm Tag und Stunde; es bedarf nur keiner Verzögerung und der Verschwiegenheit; doch ich hoffe, Herr von Blangy wird mir beides gewähren. Uebrigens nehme ich jede Bedingung an, die er gesonnen, mir zu machen.

Capitain Rupert."

Nachdem der Graf dieses Billet flüchtig durchlesen, heftete er das Auge auf Guichard, der noch nicht Zeit gehabt, sich von seiner Erschütterung zu erholen, und sagte leise zu ihm:

„Sie wissen, denke ich, von was es sich zwischen dem Capitain und mir handelt. Es ist ihm so sehr, wie mir, darum zu thun, der Sache ein Ende zu machen. Er muß morgen zu seinem Regiment abgehen, und ich habe noch heiligere Pflichten zu erfüllen. Er sagt mir im voraus zu, alle meine Bedingungen anzunehmen; daher will ich Ihnen diese mittheilen, damit Sie sie ihm ohne Zögern überbringen können: wir werden uns diesen Abend mit Sonnenuntergang schlagen; das ist, denke ich, die Stunde, in welcher sich der Capitain am unbemerktesten entfernen kann. Ich meinerseits werde ihn zu Fuß bei dem Kreuz auf dem Anstande erwarten . . ."

„Bei dem Kreuz auf dem Anstande!" sagte der Waldschütze seufzend.

„Jeder wird als Waffen seine Pistolen mit sich nehmen; auch bedarf ein solches Duell keiner Zeugen. Wir werden uns auf drei Schritte Entfernung aufstellen und zu gleicher Zeit feuern . . ."

„Auf diese Weise werden Sie aber beide zu Grunde gehen! Diese Bedingungen sind schrecklich . . ."

„Haben Sie den Auftrag, mildere in Vorschlag zu bringen?" fragte Armand verächtlich; „es handelt sich hier nicht um ein Duell wegen irgend einer Posse im Punkte der Ehre. Einer von uns beiden muß heute Abend bleiben . . . Sagen Sie das dem Capitain in meinem Namen. Haben Sie mich verstanden? Nun, dann gehen Sie . . . Diesen Abend bei Sonnenuntergang."

Der Graf gab zugleich demjenigen, mit dem er sprach, durch eine Bewegung zu verstehen, daß er sich entfernen solle; doch Guichard blieb auf derselben Stelle bescheiden und nachdenklich stehen. Armand faßte ihn fest in's Auge, und fragte:

„Nun denn, haben Sie gegen meine Vorschläge irgend eine Einwendung zu machen? Haben Sie noch etwas zu sagen?"

Guichard gelang es endlich, die schmerzlichen Gefühle, die ihn drückten, zu bemeistern, denn er rief aus:

„Ich muß Ihnen sagen, daß dieses Duell unmöglich ist; ja ich muß Ihnen sagen, Herr Graf, daß Sie sich mit einem

ed by Google

so großmüthigen jungen Manne, dessen Freund, dessen Bruder Sie beinahe gewesen, nicht schlagen können, daß Sie es nicht wagen dürfen, eine so friedliche Familie, die Sie so zutraulich, so freundlich aufgenommen, in so tiefe Trauer zu versenken."

„Und wer sind Sie?" fragte der Graf, den Waldschützen verächtlich mit dem Blicke messend, „Sie, der sich erkühnt, mir Rathschläge zu ertheilen, ohne daß man dieselben von ihm verlangt? Ich weiß, daß der Capitain, den ich nur als biedern kenne, Ihnen keine solche Sendung aufgetragen hat. Wer sind Sie denn, daß Sie es wagen, in eigener Machtvollkommenheit sich als Richter in einem Streite aufzuwerfen, dessen Kämpfer nicht Ihres Gleichen sind, noch je seyn können?..."

Guichard nahm diese Beleidigung mit einer Resignation auf, die seinem Charakter nicht eigenthümlich war, und erwiederte:

„Sie haben Recht, Herr Graf, ich bin ein unbedeutender Mann, und dennoch, meine Stellung mag in diesem Lande auch noch so untergeordnet seyn, so glaubte ich bis daher doch das Recht zu besitzen, geradeaus gehen zu dürfen, weil ich ein ehrlicher Mann bin, und ein reines Gewissen habe; allein seit kurzer Zeit habe ich mich belehrt, daß dieses nicht hinreicht, um das Recht einzuräumen, stolz zu seyn. Und dennoch, Herr Armand von Blangy, können Sie meinen Worten nicht genug Gewicht beilegen, wenn ich Ihnen sage, daß Ihr Duell mit dem Capitain Rupert unmöglich ist! Sie können nicht wissen, welche geheime Gewalt mir unerwartete Offenbarungen eingeräumt haben..."

„Sie sprechen mir jetzt, wie immer, in Räthseln," unterbrach ihn Armand; „hören Sie, Herr Waldschütze, seit ich Sie zum ersten Mal sah, haben Sie sich, ich weiß nicht in welcher geheimen Absicht, an mich gekettet, indem Sie in meiner Gegenwart unaufhörlich Worte fallen ließen, die auf Enthüllung oder Geheimniß deuteten... Es wäre an der Zeit, mir endlich zu sagen, was wir gemein mit einander haben. Wenn Sie, wie Sie behaupten, seit kurzem ein Geheimniß entdeckt haben, das mich betrifft, so sprechen Sie furchtlos und ohne Umschweife. Was? wollen Sie etwas von mir? Was wissen Sie?..."

„Ich weiß," murmelte Guichard schwach und abgerissen, „ich weiß, daß der, den Sie anklagen, Ihren Vater getödtet zu haben, dieses Verbrechen nicht begangen hat..."

„Und welche Beweise haben Sie hierüber?"

„Beweise!" wiederholte der Waldschütze, tief aufathmend, als wenn seinen Lippen ein großes Geheimniß entschlüpfen sollte; „Beweise..."

Doch die Kraft fehlte ihm, oder vielleicht kehrte auch seine Geistesgegenwart noch zu rechter Zeit zurück, denn er fügte ängstlich hinzu:

„Ich habe keine, doch kann ich schwören..."

„Schwüre! immer nur Schwüre!" rief der Graf bitter, „sie wissen allen meinen Vorwürfen und Drohungen nur diese entgegenzusetzen. Doch Sie, der durch Schwüre beglaubigen will, daß jener Mann nicht schuldig ist," fuhr er, den Waldschützen konvulsivisch am Arme packend, fort, „wissen Sie, wo Sie sich befinden? Wissen Sie, daß dieses Gemach das Leichenzimmer meines unglücklichen Vaters ist? Wissen Sie, daß ich hier oft geweint habe, bis ich zu dem Alter der Rache herangereift? Wissen Sie, daß ich in der vergangenen Nacht geweint und gebetet habe wie sonst, allein, vor dem Bette kniend, auf welchem noch von dem Blute..."

„Blut des Grafen Arsene!" rief der Waldschütze, einige Schritte voll Schrecken zurückweichend. „Ach! mein Gott, verzeihe dem Mörder!"

„Sie kennen also den Mörder?..."

„Ich kenne ihn nicht."

(Fortsetzung folgt.)

Belgische Frauen.

I.

Johanna von Flandern.

Ludwig der Erste von Nevers hinterließ eine Tochter, deren die meisten Geschichtschreiber Belgiens geschweigen, und die dennoch der Stolz ihres Jahrhunderts war — Johanna von Flandern, die Schwester des in der Schlacht bei Crecy gefallenen Grafen Ludwig, die Gattin des Grafen von Montfort, Bruders Johannes III., Grafen der Bretagne.

In dem Erbfolgestreite, der sich um 1340 zwischen dem Grafen Carl de Blois und dem eben erwähnten Grafen von Montfort entspann, hatte sich Frankreich für die Sache des Ersteren erklärt, während die Städte Rennes, Vannes, Auray, Brest und Hennebon auf Montforts Seite standen und außerdem England ihm Unterstützung bot.

Philipp de Valois berief beide Parteien an seinen Hof, um ihren Streit auf gütlichem Wege beizulegen, und Montfort eilte, gefolgt von vierhundert Rittern, auf den Ruf des Königs nach Paris. Aber er erkannte bald die Gesinnungen desselben und sah wohl ein, daß seinem Gegner, Charles de Blois, das Herzogthum der Bretagne zugesprochen werden würde, deßhalb wollte er sich weiter nicht den Launen des leidenschaftlichen Fürsten aussetzen und verließ als Kaufmann verkleidet heimlich Paris, nachdem er noch einem Freunde daselbst die Besorgung seiner Sache empfohlen. Wie er geahnt, so geschah es: die Bretagne wurde seinem Gegner zugesprochen. Aber Montfort erklärte alsbald die Ungerechtigkeit dieses Urtheils, und Philipp sagte ihm hinwieder den Krieg an.

Bei der Belagerung von Nantes jedoch wurde Montfort verrätherischer Weise in des Königs Hände geliefert, als Gefangener nach Paris geführt und in dem Louvre eingesperrt. Philipp und Charles de Blois frohlockten und der Letztere träumte sich schon am Ende seiner Kämpfe, doch — Montforts Frau war noch übrig, Johanna von Flandern trat in die Fußstapfen ihres Mannes und behauptete dessen Recht auf die muthigste Weise. Sie stieg alsbald zu Pferde, nahm ihr dreijähriges Söhnchen, den kleinen Johann, auf den Arm und durchritt also die ganze Bretagne. Ueberall in den Städten versammelte sie Soldaten und Volk und rief ihnen zu: „Unseren lieben Herrn, meinen Gemahl, haben wir verloren; aber es ist nur ein Mann weniger, ihr Alle bleibet mir. Hier sehet ihr mein Kindlein, seinen rechtmäßigen Erben, der einst eure Stütze und euer Stolz seyn soll, wie ihr seine Stütze jetzt seyn werdet." Beifall jauchzte von allen Seiten ihr entgegen, wenn sie also sprach, eine begeisterte Armee stand in der Bretagne für sie bereit. Sie legte eine starke Garnison

Digitized by Google

in Rennes und eilte selbst nach Hennebon, um dort einen festen Standpunkt sich zu bilden.

Bald belagerte Charles de Blois, der noch nichts von ihrem Unternehmen erfahren, die Stadt mit seiner ganzen Macht. Johanna blieb ruhig, denn sie konnte auf die Treue ihrer Bürger zählen und der Platz war wohlweislich mit Lebensmitteln reichlich versehen. Da gewahrte sie eines Tages, wie das französische Lager der Wacht der Knechte allein überlassen war, indem die Ritter sich in einiger Entfernung zu einem Mahle versammelt hatten. Alsbald zog sie eine Rüstung an, verließ die Stadt durch ein geheimes Thörchen und stürzte an der Spitze von dreihundert Rittern auf die feindlichen Zelte los, plünderte sie und lieferte das ganze Lager den Flammen. Eben wollte sie mit reicher Beute sich wieder dem Thore zuwenden, als Charles de Blois mit seinen Rittern heranstürmte. Sie ließ die Stadt und wandte sich mit ihrem Häuflein in schnellster Eile nach Auray, sammelte dort noch sechhundert Mann Verstärkung, kehrte zurück, drang durch die Mitte der feindlichen Armee und zog im Triumphe unter dem Geläute aller Glocken in Hennebon ein. Dort war bald alles in Bewegung; Männer und Greise, Frauen und Mädchen besserten die Mauern, trugen Steine und glühenden Kalk auf die Zinnen der Mauern und Thürme, und schleuderten es auf den Feind.

Aber ungeachtet aller Bestrebungen wäre die heldenmüthige Frau doch zur Unterhandlung gezwungen gewesen, hätte sie nicht eine schon längst erwartete Hülfe gerettet. Eine Escadre englischer und belgischer Schiffe unter dem Befehle des frommen Ritters Gauthier de Maulay lief in demselben Augenblicke in den Hafen von Hennebon ein, wo Charles de Blois durch einen wüthenden Sturm die Stadt schon in seinen Händen glaubte. Ohne Ruhe sich zu gönnen, fiel Gauthier auf die Feinde los, zerstreute das Heer, verbrannte die Zelte und alle Belagerungsmaschinen, und zwang sie, von der Stadt zu weichen.

Johanna zog ihren Freunden entgegen und umarmte Gauthier und seine Gesellen mit Thränen der Freude und des Dankes. Charles de Blois zog sich eilends zurück, um neue Truppen zu werben, und ließ den Oberbefehl über den Rest seines Heeres dem Genossen seines Unglücks, Ludwig de la Cerda, Prinzen von Castilien, der in seiner Armee mit einer Abtheilung Genueser diente. Dieser, ein heißes Südblut, wollte auf der Stelle Rache nehmen für den Unfall, schiffte sich mit 600 Soldaten ein und versuchte eine Landung bei Quimperle; doch waren seine Bewegungen dem wachsamen Maulay nicht verborgen, Johanna von Flandern folgte ihm mit der Escadre ihres Retters, und schlug ihn so vollständig, daß er mit kaum 300 Mann sich retten konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Kiel, 30. Dez.) Gestern hat sich auf der Wilhelminenhöhe, einem Wirthshause jenseits des Hafens, ein Verein von Bürgern und Bauern gebildet, dessen Tendenz Verbreitung allgemeiner Volksbildung ist. Der Verein wird sich im Winter alle 14 Tage, im Sommer alle 4 Wochen versammeln. Es sollen in diesen Versammlungen freie Vorträge oder Vorlesungen gehalten werden über Gegenstände von allgemeinem Interesse, aus dem Bereiche der Staatswirthschaft, der Commune-Verwaltung, der Statistik, der Oeconomie, der Politik u. d. gl., natürlich möglichst populär, da, wie gesagt, Verbreitung volksthümlicher Bildung der Hauptzweck des Vereins ist, der sein Ziel auch durch ein Leseinstitut zu erreichen suchen will, für das jedes Mitglied ein kleines Geldopfer bringen muß. Mit Rücksicht darauf, daß die größte Zahl der Mitglieder aus Landleuten bestehen wird, werden auch einige landwirthschaftliche Zeitschriften und Bücher mit circuliren.

In Prag hatte am 26. Dez. die Athletin Elise Serafin in ihrer zweiten Produktion das Unglück, daß ihr, als sie in horizontaler Stellung, mit mehren Zentnergewichten behängt, an der Säule schaukelte und eben einen Zentnerstein mit den Zähnen fassen wollte, der Riemen riß, womit der linke Fuß befestigt war, so daß sie, den Kopf vorwärts, aus ziemlicher Höhe hinabstürzte. Sie wurde schwer verletzt weggebracht, ihr Zustand ist jedoch nicht lebensgefährlich.

(Geographische Kunstarbeit.) Hr. Jomard, conservateur administrateur des dépot géographique der königl. Bibliothek in Paris, hat während seiner jüngsten Anwesenheit in unserer Stadt ein Fac-Simile des in hiesiger Bibliothek aufbewahrten merkwürdigen, aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts datirenden Globus bei dem geographischen Kunstinstitute des Herrn Ravenstein für die Pariser Sammlungen in Bestellung gegeben. Dieses mit dem Originale in jeder Hinsicht übereinstimmende Fac-Simile wurde in der Sitzung des geographischen Vereins vom 15. Dec. vorgezeigt und erregte das lebhafte Interesse der Anwesenden. Aber auch noch in anderer Beziehung stellt sich dieser Vorgang beachtenswerth dar, indem nämlich durch die bei der Ausführung von einem ehemaligen Zöglinge des Kosel'schen Taubstummen-Institutes, Ed. Folz-Eberle, bewiesene Sachkenntniß und Geschicklichkeit der sprechende Beweis geführt wird, wie dieses Institut seinem Zwecke — brauchbare Mitglieder für Gesellschaft und Staat zu erziehen — rühmlichst entspricht.

(Frankf. gem. Chronik.)

(Runkelrübenzuckerfabrikation in Frankreich.) Das Journal des Debats theilte dieser Tage statistische Angaben über die Runkelrübenzuckerfabrikation in Frankreich mit. Nach amtlichen Erhebungen belief sich die in den 3 Monaten September bis November erzeugte Zuckermasse auf 8,366,000 Kilogr., d. h. den dritten Theil dessen, was in dem letzten, mit dem Monat August abgeschlossenen Fabrikationsjahre erzielt wurde. Die Rübenzuckerfabrikation hat demnach trotz der legislativen Maßregeln, welche sie bedrohen, keineswegs nachgelassen, und die Regsamkeit, die sie entfaltet, sowie die Hülfsquellen, welche sie besitzt, verdienen jedenfalls eine genaue Beachtung. Im Jahr 1838 bis 1839 betrug die einheimische Zuckerfabrikation 89,199,000 Kilogr.; im Jahr 1839 bis 1840: 22,749,000 K.; im Jahr 1840 bis 1841: 26,940,000 K.; endlich im ersten Quartal 1841 bis 1842: 8,366,000 K., zusammen 97 Millionen Kilogramme. Da nun der Verbrauch an Colonialzucker während derselben Zeit auf 240 Mil-

Digitized by Google

lionen Kilogramme sich belief, so ergibt sich, daß die Rübenzuckerfabriken während dieser Periode den dritten Theil des ganzen Bedarfs geliefert haben. Nach vorstehenden Betrachtungen beträgt in Frankreich die jährliche Zuckerconsumtion 3 1/2 Kilogr. für den Kopf, d. h. nur etwa ein Drittel so viel als in England.

Kreislauf.

(Wiener Theaterzig.)

Aus den Trauben in die Tonne,
Aus den Tonnen in das Faß;
Aus dem Faße d'rauf, o Wonne,
In die Flasche und in's Glas.
Aus dem Glase in die Kehle,
In den Magen durch den Schlund,
Aus dem Blute in die Seele,
Und als Wort dann in den Mund.
Aus dem Worte etwas später
Formt sich ein begeistert Lied,
Das durch Wolken in den Aether
Mit dem Menschenjubel zieht.
Und im nächsten Frühling wieder
Senken sich die Lieder frin
Auf die lieben Reben nieder,
Und sie werden wieder Wein!

Literatur.

Die Nothwendigkeit einer Reform der Kirche, auf dem Standpunkte der frommen Politik, biblisch und kirchengeschichtlich begründet von Dr. Robert Haas. 1ter Bd. Stuttgart, bei Krabbe, 1841. 8.

Daß auch im Gebiete der Religion eine neue Epoche einzutreten beginnt, davon hat manche Erscheinung der letzten Jahre Kunde gegeben; auch die vorbemerkte Schrift, deren erster Theil vorliegt, liefert den Beweis davon. — Obgleich Förderung des thätigen Christenthums des Verfassers höchster Zweck ist; — obgleich er sich bei seiner mühevollen Forschung (so weit wir bis jetzt darüber urtheilen können) überall auch nicht Einen Schritt von der Grundlage seiner Untersuchungen, der heiligen Schrift, entfernt; — obgleich die treffliche Persönlichkeit und das redliche Streben des Verf. in seinem Buche selbst unverkennbar sind: so wird es doch nicht an frommen Gemüthern fehlen, welche an dem vom Verf. eingeschlagenen Wege großes Aergerniß nehmen. Indessen scheint Verf. vorbereitet auf das Anathema von jener Seite, und ausgerüstet mit jenem besonnenen und unerschütterlichen Muthe, wie ihn nur das Bewußtseyn eines guten Werkes verleihen kann. Ob und wiefern jene Reform, worüber wir im zweiten Bande weitern Aufschluß erwarten, in's Leben treten werde, — darüber mag die nahe oder ferne Zukunft entscheiden. Der Raum dieser Blätter erlaubt uns eine ausführlichere Beleuchtung dieses Buches nicht; aber wir dürfen offen bekennen, daß uns die klare Darstellung und die edle Schreibart des Verf. mit Hochachtung gegen denselben erfüllt haben, und daß wir den Fleiß, wodurch er den mühevollen Theil seiner Aufgabe überwand, bewundern. Möge ihm der Himmel ausdauernde Kraft verleihen, alle Widerwärtigkeiten und Drangsale, die ihm aus seiner Arbeit erwachsen dürften, zu ertragen! Möge ihm die Einsamkeit seines Wohnsitzes ein providentielles Mittel seyn, das Begonnene mit gleicher Tüchtigkeit und Ausdauer zu vollenden! —

Korrespondenz.

Mainz, 7. Jan.

Das vorgestern erschienene Wochenblatt enthält eine interessante Zusammenstellung aller Civilstandsakten, die im Laufe des Jahres 1841 auf der hiesigen Bürgermeisterei bei einer Bevölkerung von 32,142 Seelen, das Militär nicht mitbegriffen, sind aufgenommen worden. Die Zahl der Geborenen belief sich in diesem Jahre auf 1269, worunter 631 männlichen und 638 weiblichen Geschlechts. Unter diesen Geburten waren 917 eheliche und 342 (also mehr als 1/4) uneheliche. Im Jahre 1840 waren es noch mehr, also sind wir, was Sittlichkeit angeht, im Fortschreiten begriffen. 94 Kinder kamen todt zur Welt. Hievon waren 66 eheliche und 28 uneheliche, ungefähr dasselbe Verhältniß wie die ehelichen und unehelichen Geburten; es befanden sich 10 Zwillinge darunter. Im Laufe des Jahres wurden 234 Ehen geschlossen; hievon 165 zwischen ledigen Personen, 10 zwischen ledigen Männern und Wittwen, 38 zwischen Wittwern und ledigen Frauenzimmern und 11 zwischen Wittwern und Wittwen. Es wurden nur 2 Ehescheidungen ausgesprochen, eine Frucht der heilsamen Strenge unserer Gesetzgebung in diesem Punkte. Gestorben sind 1186 Individuen, also 73 weniger, als zur Welt kamen. Hievon waren 601 Personen männlichen und 585 weiblichen Geschlechts; nämlich unter einem Jahre 201 männliche und 172 weibliche; von 1 Jahre zu 5 Jahren 91 männliche und 100 weibliche; von 6 bis 20 Jahren 36 männliche und 40 weibliche. Bis hieher war demnach die größere Sterblichkeit auf Seiten der weiblichen Individuen. Von 21 bis zu 40 Jahren starben aber 91 männlichen und 81 weiblichen Geschlechts, von 41 bis 60 Jahren 85 Männer und 69 Frauen; von 61 bis 70: 46 Männer und 57 Frauen; von 71 bis 80: 37 Männer und 41 Frauen; von 81 bis 90 Jahren 13 Männer und 19 Frauen; von 91 bis 100 Jahren 1 Mann und 1 Frau. Nach zurückgelegtem 60. Jahre starben wieder mehr Frauen. — Nach der Aufnahme der Bevölkerung am Ende des Jahrs 1840 befanden sich hier 1381 Personen im Alter von 61 bis 70 Jahren, 547 von 71 bis 80, 97 von 81 bis 90 Jahren und 10 von 91 bis 100 Jahren. Alte Leute von mehr als 100 Jahren sind hier selten; jedoch starb vor nicht gar langer Zeit eine Frau von 108 Jahren.

Langenschwalbach, im Jan.

Diesen Winter trat bei uns ein Gesangverein in's Leben, der, wenn auch noch im Entstehen, doch schon recht schöne Früchte liefert. Am ersten Weihnachtstage ließ sich »Apollo«, welchen Namen der aus sechzig Sängern bestehende Verein führt, zum Erstenmale in aller Frühe zum Lobe des Herrn in der katholischen, am zweiten beim Todtenfeste in der evangelischen Kirche und einige Tage später an dem Grabe der allgemein geehrten Frau Lehrer Becker öffentlich hören, wobei er sich jedesmal der ihm gebührenden Anerkennung zu erfreuen hatte. Apollo's erstes Statut, »Eintracht und Liebe«, herrscht bei uns nicht nur zwischen den verschiedenen Confessionen, sondern auch zwischen seinen Mitgliedern, welche den Kern der hiesigen jüngern Bürger ausmachen. Aber auch nur dem theoretisch und praktisch gebildeten Musiker Hrn. Maurer, welcher sich durch seine frühere Stellung als Lehrer die Achtung und Liebe bei Alt und Jung erwarb, war es möglich, in so kurzer Zeit solche herrliche Resultate aufzuweisen!

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 11. Dienstag, den 11. Januar 1842.

Das Kreuz auf dem Anstand.

Von Elias Berthet. (Aus dem Musée français 1841.)

(Fortsetzung.)

Es schien, als habe Guichard alle seine Kräfte erschöpft, um seine letzten Worte auszusprechen, denn er hielt sich am Tische, um nicht niederzusinken. Der Graf erforschte einen Augenblick mit der größten Aufmerksamkeit jede Falte seines Gesichtes, und versetzte dann:

„Wohlan denn, es ist alles besprochen; kehren Sie nun zur Domaine zurück, und theilen Sie dem Capitain mit, was zwischen uns verabredet wurde; ich will wenigstens nicht der Vermuthung Raum geben, daß Sie es wagen sollten, ihn von diesem Rendezvous abzuhalten. Sie wissen wohl, wie weit die Sache gediehen ist, sie würde daher nur in die Länge gezogen werden, und es wäre an Ihnen, dem Capitain und mir von Ihrem Vergehen Rechenschaft abzulegen . . .“

Bei dieser neuen Verabschiedung wich Guichard nicht mehr als das erste Mal, doch er griff mit der Hand in seine Westentasche, und sagte schüchtern:

„Herr Graf, ich habe noch nicht alle Kommissionen ausgerichtet, die mir aufgetragen waren. Ich habe Ihnen noch einen Brief zu übergeben . . .“

„Einen Brief! und von wem den?“

„Von Mademoiselle Caroline Rupert.“

„Von Caroline! Sie schreibt mir . . . Sie weiß also . . .“

„Das Gerücht, daß Sie der Capitain herausgefordert habe, und daß Sie sich heute sogar schlagen würden, hat sich noch gestern Abend in der ganzen Familie Rupert verbreitet. Herr Rupert bewacht seinen Sohn mit der äußersten Sorgfalt, daß er ihm nicht entwischen soll, und die armen Damen sterben fast vor Angst und Schrecken. Herr Octavio ist von den Seinigen angebetet; die blinde Alte behauptet, den Tod ihres Sohnes nicht zu überleben; und die bestürzte, blasse Mademoiselle Caroline trug mir auf, Ihnen dies Billet heimlich und sobald als möglich zuzustellen; sie weinte so sehr, daß ich es nicht zurückzuweisen vermochte, sondern mich der Botschaft des Bruders, wie der von der Schwester, unterzogen, ohne daß das Eine etwas von dem Andern wußte.“

„Jenen Brief! Ach! um der Barmherzigkeit willen, geben Sie mir jenen Brief . . .“

Guichard hatte ohne Zweifel noch geheime Beweggründe, um bei diesem Umstande nicht bei der reinen Wahrheit zu bleiben. Er war es, der den Muth gehabt, Carolinen von der Gefahr zu unterrichten, die ihren Bruder bedrohte; er war es, der das mit der Verzweiflung ringende junge Mädchen veranlaßte, das Billet zu schreiben, das der Graf in diesem Augenblick in der Hand hatte.

Ohne Zweifel waren die Ausdrücke des jungen Mädchens sehr rührend, weil der exaltirte Haß des Grafen, der so vielen Vernunftgründen und Bitten widerstanden hatte, sobald er zu lesen anfing, nach und nach zu weichen begann. Seine Augen füllten sich mit großen Thränen, die Epistel entsank seinen Händen, und er murmelte schluchzend:

„Arme Kinder! er so freimüthig, so muthvoll, so bieder; sie so gut, so sanft, so unschuldig! Sie erinnert mich an mein Versprechen, sie bittet mich, wegen ihrer armen Mutter, wegen sich, wegen ihres Bruders . . . Ach! lieber Vater, vergieb mir die Thränen, die ich der Familie Deines Mörders erpresse! . . .“

Schluchzen erstickte seine Worte. Guichard, der ihn beobachtete, stürzte zu seinen Füßen, indem er flehend zu ihm sagte:

„Herr Graf, ich bitte Sie, ersticken Sie das Gefühl von Mitleiden nicht, das Gott endlich in Ihrem Herzen aufkeimen läßt! Glauben Sie einem niedrig gebornen Manne, wie mir, der niemals die Unwahrheit gesagt hat! Ich sage es Ihnen noch ein Mal, man hat Sie getäuscht, indem man aus Ihnen das Werkzeug eines ungerechten, strafbaren Hasses gemacht hat. Herr Rupert, dem sie ein so schwarzes Verbrechen aufbürden, vermochte seine Rechte gegen Ihre Familie zu vertheidigen, als diese mächtig und angesehen war; seit sie aber gestürzt ist, hat er jene Achtung gegen sie beobachtet, die dem Unglück gebührt. Er war es, ich habe das selbst gesehen, der mit Gefahr seines Lebens das Schloß, in dem wir uns jetzt befinden, mehrere Mal gegen den Fanatismus einiger armen Leute, die es niederbrennen wollten, vertheidigt hat . . .“

„Er empfand Gewissensbisse, die er zu beschwichtigen glaubte, indem er unsere Besitzungen vertheidigte.“

„Allein was that Ihnen seine Familie, was thaten Ihnen seine Kinder, die Sie vielleicht in Trauer stürzen? Was that Ihnen jene arme alte Frau, die damals zur Zeit der Hungersnoth zu Fuß und allein die Hütten in der Nachbarschaft besuchte, um den Bedürftigen Brod und Hülfe zu bringen? Was hat Ihnen jener junge Mann gethan, der, so freimüthig, wie er denkt, nichts zu bedürfen glaubte, als nur den Gra-

Digitized by Google

sen Armand von Blangy ein einziges Mal zu sehen, um für immer einen Freund an ihm zu erwerben? Was that Ihnen jenes reizende, schöne Kind, das wegen den Seinigen zu Ihnen fleht? Sie wissen also nicht, Herr Graf, daß sie Sie liebt . . .“

„Sie liebt mich! Sie glauben, daß auch sie mich liebt?“ rief Armand ganz rasend.

„Sie liebt Sie eben so, wie Sie in sie verliebt sind! Wenn Sie ihren Schrecken, ihr Flehen gesehen hätten, als sie Kunde von der Gefahr erhielt, welcher ihr Bruder und Sie ausgesetzt seyn sollen! Wer weiß, wegen wem sie am heftigsten weinte, wegen wem sie am heißesten bat? . . . Ach! Bedenken Sie, Herr Graf, Sie brechen durch diese schreckliche Rache noch ein schwaches, reines Daseyn, und wenn Sie an Gott glauben, so bedenken Sie, daß Sie schon von allem Bösen, was Sie Unschuldigen zugefügt, Rechenschaft ablegen müssen.“

Der Waldschütze hielt inne; in diesem Augenblick hatte sein sonst gemeines und friedliches Gesicht einen erhabenen, festen, edeln Ausdruck gewonnen. Der Graf war von der schrecklichsten Angst ergriffen; sein Blick irrte verwirrt umher; er zauderte . . . Doch plötzlich verweilten seine Augen auf dem Ruhebette, auf dem der Körper seines Vaters gelegen hatte; und dieser Anblick gab ihm alle Kraft zum Widerstande.

„Gehen Sie! gehen Sie!“ rief er, den Waldschützen zurückweisend.

„Herr Graf! . . .“

„Gehen Sie! sage ich Ihnen, ich will nichts mehr von Ihnen hören.“

Der Waldschütze stand auf und entfernte sich schwankend.

„Sagen Sie dem Capitain, daß ich ihn diesen Abend erwarte!“ rief Armand, seinen ganzen Muth zusammenraffend.

„Und was soll ich Carolinen sagen?“

„Teufel!“ stampfte der Graf mit dem Fuße. „Sie werden ihr sagen . . . Sie werden ihr sagen, daß ich todt und gerächt seyn will.“

(Fortsetzung folgt.)

Belgische Frauen.

(Fortsetzung.)

Im folgenden Jahre belagerte Charles de Blois mit Ludwig de la Cerda auf's neue die Stadt Hennebon; aber die Einwohner, stolz auf den frühern Sieg und vertrauend auf die heldenmüthige Johanna, spotteten der Feinde. Ihr seyd nicht stark genug, riefen sie ihnen von den Mauern herab zu, darum gehet und rufet eure Kameraden, die in Quimperlé schlafen.

Wüthend über diesen Spott, ersuchte Ludwig de la Cerda den Feldherrn, Charles de Blois, um nur eine Gnade, und als er dieselbe zugesagt bekommen, sagte er: „Gebt mir die Häupter zweier von unseren Gefangenen; es sind Ritter Johanna's und sie haben mich in der Schlacht schwer verwundet.“ Obwohl ungern, mußte Charles doch das unvorsichtig schnell gegebene Wort halten und der Castilier ließ alsbald öffentlich verkünden, daß er am folgenden Tage zwei von den gefangenen Rittern im Angesichte der Stadt hinrichten lassen werde.

Das Schaffot war geschlagen; der Henker wartete der Opfer, das Beil lag bereit. Doch Johanna wachte über die Ihrigen; sie befahl einen doppelten Ausfall; während eine Abtheilung ihres Heeres auf Charles de Blois stürzte und das Schaffot zusammenbrach, fiel Gauthier de Maulay durch eine Wendung in den Rücken der Feinde, brach durch bis zum Zelte des Prinzen von Castilien, befreite die beiden Ritter, brach ihre Ketten und zog, nachdem er mit ihnen die Franzosen zerstreut, triumphirend in Hennebon ein, welches also zum zweitenmale von einer Belagerung befreit war.

Charles de Blois sah nun wohl ein, daß er zu Lande der Heldin nicht beikommen könne, darum wollte er sein Glück auf dem Ocean versuchen und schiffte sich mit zweiundzwanzig großen Schiffen ein. Johanna aber war unter der Zeit in England gewesen, um neue schleunige Hülfe zu holen, und sie erschien bald mit einer kleinen Flotte. Ein wüthendes Seegefecht entbrannte. Johanna, in glänzender Rüstung, umgeben von ihren tapfersten Rittern, die alle stolz schienen, ihr zu gehorchen, kämpfte den ganzen Tag. Mehrere Male wurden ihre Schiffe geentert, und nahmen, da sie schwächer gebaut waren, als die der Gegner, bedeutenden Schaden. Aber allen Pfeilen, Steinen und Eisenbarren, welche die Genueser auf sie zuschleuderten, trotzend, verließ Johanna nicht einen Augenblick ihre Stelle, wo sie, das Waffenbeil in der Hand, wie angezaubert stand. Die Nacht machte dem Kampfe ein Ende, ohne daß der Sieg entschieden gewesen wäre; am anderen Morgen waren beide Geschwader durch einen plötzlichen Sturm zerstreut.

Da kam Eduard III. selbst Johannen zu Hülfe und belagerte Vannes; doch stand er bald von der Belagerung ab, indem die beiden Parteien einen Waffenstillstand für drei Jahre schlossen, und zwar mit der Bedingung von Johanna's Seite, daß ihr Gemahl aus dem Gefängnisse entlassen würde. Montfort aber brach den Vertrag und der Krieg begann von neuem und mit vergrößerter Wuth von Charles geführt, der gleich im Anfange, nachdem er Quimperlé genommen, alle Einwohner erwürgen ließ, und also sich den schrecklichsten Haß zuzog.

Montfort starb gleich darauf zu Hennebon (1345) und ließ die Beendigung des Streites in den Händen seiner Frau. Diese empfing alsbald wieder eine kleine Hülfe von England; außerdem aber sah sie ihr Heer durch eine gleichgesinnte wackere Frau verstärkt; es war Johanna von Belleville, die, durch den Heldenmuth der stammändischen Namensverwandten begeistert, auch die Waffen zur Hand genommen hatte. Auch diese trug heißen Zorn in der Brust: Philipp hatte ihren Gatten, Clisson, feiger Weise ermorden lassen; ihn zu rächen, hatte sie das Schwert um ihre Lenden gegürtet und den Harnisch mit dem Frauenkleide getauscht. Ehe sie zu Johanna stieß, waren schon mehrere Städte eingenommen und die Küsten von Frankreich von ihr geplündert worden; die geraubten Schiffe und Schätze brachte sie nebst ihrem siebenjährigen Sohne Johannen von Flandern. Der Letztere wurde auf Befehl der Gräfin von Montfort mit dem jungen Herzog der Bretagne erzogen; er wurde in der Folge berühmt unter dem Namen Olivier von Clisson.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

Bei Wels trug sich vor einigen Tagen das Ungewöhnliche zu, daß ein weißer Fuchs, nur mit wenigen schwarzen Haaren überm Rücken, geschossen wurde.

Unsere Zeitgenossen sind so eitel, unser Jahrhundert ist so jubelsüchtig, daß es überall statt goldener silberne Jubiläen gibt. Fünf und zwanzig Jahre seine Pflicht gethan haben, gilt für ein denkwürdiges Verdienst! Claus Harms in Kiel hat denn auch sein 25jähriges Doktorjubiläum feiern lassen: Gesang der Armenkinder, Musik des Jägercorps, Mittagstafel im Saale der Harmoniegesellschaft, Abends Fackelzug. Unpassend war, daß die Studenten dem Dr. Harms ihre Absicht, ihm einen Fackelzug und Hoch zu bringen, in einer Zuschrift angezeigt hatten, worin sie ihn „den Reformator der Kirche und den Wiederhersteller des Glaubens" nennen! Unverzeihlich ist es den Studenten, daß sie's schrieben, dem Doktor, daß er's annimmt! Thorheit ist's, daß der Etatsrath Hegewisch bei der Mittagstafel in einem Toaste erklärt: vor Harms sey Heidenthum zu Kiel gewesen, er habe erst seine Gemeinde zu einer christlichen gemacht.

(Telegraph.

Ein in einer chemischen Fabrik in Charlottenburg beschäftigter Knabe beging am 30. v. Mts. die Unvorsichtigkeit, ein Stück Phosphor sich in die Beinkleider-Tasche zu stecken. Das Beinkleid gerieth bald darauf in Brand und der Knabe erlitt so erhebliche Verletzungen, daß der Arzt seinen Zustand für lebensgefährlich erklärt.

Das Liverpool Journal meldet: Ein Schiff von Quebec hat am 1. Januar 3 Indianer vom Micmac-Stamme aus Kanada hierher gebracht. Sie begeben sich nach London zum Kolonialminister, und haben Briefe des Obersten Halloran vom 68. Regiment bei sich, welcher unlängst zum obersten weißen Häuptlinge der Micmacs gewählt wurde. Diese drei Indianer sind, die vielen Bänder an Rock und Beinkleidern abgerechnet, ganz ordentlich gekleidet, sehen recht achtbar aus und haben stark markirte Nationalzüge; der eine ist Häuptling des Stammes, und die zwei andern sind zu seinen Begleitern erlesen worden. Der Häuptling spricht und schreibt das Englische recht gut, seinen Begleitern aber fällt es schwer, sich darin auszudrücken, obgleich sie die Sprache verstehen. Ein Hauptzweck der Sendung dieser Indianer soll dahin gehen, die Unterstützung der Regierung für den Bau einer katholischen Kapelle nachzusuchen, welche ihr Stamm begonnen hat, aber wegen ungenügender Mittel nicht vollenden kann.

Ein astronomisches Journal, Dick's Celestral Scenery, enthält folgende Berechnung: Der Umfang der Bahn, auf welcher sich der Planet Uranus um die Sonne bewegt, beträgt 11,314,600,000 englische Meilen, welche dieser Himmelskörper in 30,686 Tagen, oder ungefähr 84 Jahren zurücklegt; es ist der Planet, der sich am langsamsten bewegt und dennoch 15,000 Meilen in einer Stunde zurücklegt. Wenn ein Dampfwagen mit der anhaltenden Geschwindigkeit von 30 Meilen auf die Stunde jene Bahn zurücklegen sollte, würde er nicht weniger als 64,570 Jahre dazu brauchen, und doch wird diese weite Reise von einem Himmelskörper, der achtzigmal größer ist als die Erde, in 84 Jahren vollendet!

(Amsterdam, 2. Jan.) Heute Morgen ist die Frau des Salomon Snyders von vier todten Kindern männlichen Geschlechts entbunden worden. Die Wöchnerin befindet sich sehr wohl.

Der „Pilger" erzählt, daß in einer Provinzstadt das mit dem Preise von 100 Dukaten honorirte Stück, welches im Theater an der Wien so jämmerlich ausgepocht wurde, gegeben wurde. Auf dem Theaterzettel prangten die Worte: Das durchgefallene Preisstück. Das Haus war ungeheuer voll, und die Posse hat sehr gefallen.

(Berlin.) Der königl. Schauspieler Hr. Seydelmann wird, wie im vorigen Jahre, so auch in diesem, im Lauf des Januar drei dramatisch-declamatorische Vorlesungen im Saale des „Hotel de Russie" halten, deren Ertrag für die Holzarmen Berlins bestimmt ist.

Ueber Sir Walter Scott's Familie heißt es in einem englischen Journal: Wie eitel sind oft unsere theuersten Hoffnungen und Bestrebungen! Sir Walter Scott dachte, arbeitete und starb, um einen Landsitz zu begründen. Seine Familie war damals zahlreich, und die Scott's von Abbotsford sollten nach seiner Idee keinem der ehemaligen Gränzhäuptlinge nachstehen. Eine lange Reihe von Nachkommen werde mit Stolz und Ehrfurcht auf ihn blicken als den Dichter-Ahnherrn der Familie. Jetzt aber scheint es schon gewiß, daß seine direkte Nachkommenschaft nicht über die jetzige Generation hinausreichen wird. Sein ältester Sohn hat keine Kinder; der zweite ist im fernen Land ohne Nachkommen gestorben; seine beiden Töchter sind todt. Unglück und Tod haben Abbotsfords Helmbusch gebeugt und die Hallen, auf deren Erbauung Sir Walter so stolz war, wird schwerlich je wieder eins seiner Kinder betreten. Der einzige noch lebende Sohn befindet sich jetzt in Ostindien.

In London wurde kürzlich ein berühmtes Pferd, Ballinkeele, für zweitausend Guineen verkauft.

Neulich hat in einem Kaffeehause Jemand einen Andern gefragt: „Ich bitte Sie, mir zu sagen, wer denn eigentlich der O'Connel ist, über den so Vieles in den Zeitungen gesprochen wird." — „„Ei, wissen Sie denn das nicht"", erwiederte der Andere — „„O'Connel ist ja der irländische Alligator."" (Er wollte „Agitator" sagen. Diese Anekdote ist buchstäblich wahr.)

(Köln, 6. Jan.) Seine erzbischöfliche Gnaden der hochwürdigste Herr Erzbischof von Posen und Gnesen hat sein Bildniß dem hiesigen Wachslichterfabrikanten C. Weber zum Geschenk übersandt. Das Bild ist in einen vergoldeten Rocailerahmen eingefaßt und auf Verlangen mehrerer Freunde im Museum aufgestellt.

Eine schon vor längerer Zeit von der Petersburger Akademie beabsichtigte wissenschaftliche Expedition, die geographische, naturwissenschaftliche und völkerkundliche Erforschung des nördlichsten Theils von Sibirien betreffend, dürfte bald zur bestimm-

Digitized by Google

ten Ausführung kommen. Sibiriens nördlichster Distrikt, zwischen den Flüssen Pjäsida und Chatanga gelegen, wurde bis jetzt noch von keinem unserer Etynographen und Naturforscher gehörig erkundet. Dieser Landstrich gilt selbst uns Russen noch als eine förmliche terra incognita.

(Nürnberg, 28. Dez.) Das Comité für die zu begründende Mozartstiftung in Nürnberg gab am Weihnachtsfeste, den 25. Dez., unter der trefflichen Leitung des wackern Theatermusikdirektors Grobe, die erste große musikalische Akademie im großen Saale des Bamberger Hofes daselbst.

Ein Arbeiter in einer Londoner Glasfabrik hat sich aus weißem Glase einen Sarg verfertigt. Die Wände sind 1/4 Zoll stark; den Deckel ziert ein Todtenkopf von blauem Glase und am Fuße des Sarges steht der Name des Verfertigers.

Der ausgezeichnete Componist Felix Blangini ist gestorben.

Die Allg. Preßzeitung — redigirt von Dr. Julius Eduard Hitzig, eröffnet ihren dritten Jahrgang und fährt fort, über verworrene Zustände der Literatur Licht zu verbreiten, schlummernde Keime zu wecken, Mangelhaftes anzudeuten und zur Aufrechthaltung von Gesetz und Recht auf dem Gebiete des Buchhandels mitzuwirken. Dies Journal darf mit Recht den werthvollen deutschen Blättern beigezählt werden.

Korrespondenz.

Düsseldorf, 3. Jan.

Vereine und Wohlthätigkeit. — Malerschule. — Gesellige Vergnügungen.

Vereine für Künste und Wissenschaften, Vereine für Vergnügen und Geselligkeit haben wir genug in unserer Stadt; darum ist es erfreulich, einmal zu hören, daß auch mildthätige Vereine (zur Abschaffung der Thierquälerei, zur Verbesserung des sittlichen Zustandes der Dienstboten u. s. w.), die hier durch die rastlose Thätigkeit des Regierungs-Assessoren Quentin gestiftet wurden, zu Stande kommen. — Diesen Vereinen schließt sich nun würdig jener Verein edler Frauen an, welche letztverflossenen Christtag in dem feierlichst geschmückten Rathhaussaale, unter Anleitung der Freifrau v. Spiegel-Borlinghausen und der Damen Schadow und Henoumont die rastlos eingesammelten und zahlreich eingeflossenen mildthätigen Gaben an 120 arme Kinder als Christbescherung vertheilten. Es war eine belohnende Freude für jeden Anwesenden, zu sehen, wie dankbar-fromm die Kleinen ihren Antheil, bestehend in Kleidungsstücken, niedlichen Sächelchen und Backwerk aus den Händen der holdseligen Frauen in Empfang nahmen, welche wohl des Spruchs eingedenk waren: »Was ihr einem von diesen thut, werde ich euch vergelten im Himmelreich.« Am Tage der unschuldigen Kinder, 28. Dez., haben andere edle Frauen und Jungfrauen 74 armen Kindern im Lokale des Hrn. Becker hier ein ähnliches Vergnügen verschafft, welches christliche Bestreben lobende Anerkennung verdient. — In unserer Malerwelt regt es sich immer. Der wackere Schadow arbeitet seit einiger Zeit an einem Bilde, welches die Auferstehung Mariens vorstellt und welches große Fortschritte macht. — Lessing's Huß vor dem Concil schreitet immer mehr voran. Dieser geniale Maler weiß seinen Gestalten eine solche Kraft und Charakteristik zu geben, die wunderbar scharf und poetisch ist, und in dem Grade, als er männlicher wird, gewinnen seine Bilder immer mehr an Objectivität, obgleich dieselben stets das größte Interesse erregten, und wenn derselbe dereinst noch treuer und großartiger in der Auffassung historischer Ideen und Darstellungen einzelner Charaktere zu Werke geht, so werden sie höchst vollendet und wir gewinnen an ihm einen herrlichen Vertreter nationeller Kunst. — Sohn arbeitet an verschiedenen weiblichen Portraits, wovon einige beendet und vollendet sind. An diesem Maler bewundert man besonders sein Talent für Form und Farbe, und derselbe verdient völlige Anerkennung, weil ihm nun auch die Individualisirung immer schärfer gelingt. — Andere in Arbeit befindliche Bilder sind: Köhler's Jakob und Rachel, woran man die Vereinigung von gesundem Sinn, herrlichen Formen und prächtigen Farben rühmt; — Plüddemann's Einzug des Columbus in Madrid, welcher voll energischen Lebens ist; — Hildebrandt's Eintritt des Cardinals Wolsey in die Abtei von Leicester; — Fay's zierliche Thysbe und Stilke's Jungfrau von Orleans in drei zusammenhängenden Bildern, welche Momente ihres Lebens darstellen. — Schrödter hat seinen Münchhausen angefangen, dessen bekannte geistreiche Skizze sehr interessirt. — Der Amerikaner Leutze, dessen Columbus vor der Versammlung zu Salamanka großes Lob einerntet, ist jetzt mit einem andern Bilde aus dem Leben des großen Seefahrers beschäftigt, welches seinen Empfang in Cadix nach der Rückkehr aus Amerika darstellt und vortrefflich zu werden verspricht. — In unsern geselligen Kreisen ist schon die Rede von dem Musikfeste gewesen, welches künftiges Jahr hier stattfinden soll. Es heißt, man wolle Felix Mendelssohn-Bartholdy bitten, die Direktion zu übernehmen; jedoch weiß man noch nichts Bestimmtes über die aufzuführenden Musikstücke. — Unsere diesjährigen Konzerte, unter Leitung des Musikdirektors Riet, dürfen an Auswahl und Aufführung klassisch genannt werden. — Unsere Wintervergnügungen nehmen einen lebhaften Gang und mehrere Karneval-Societäten haben sich bereits constituirt. Es verlautet, daß der rheinische Adel bei dieser und vielen andern Gelegenheiten ein bedeutendes Isolirungsprinzip bekunde und deßhalb die Gesellschaft des Lesevereins, worunter viele adelige Mitglieder sind, keine Bälle zu geben beschlossen habe. Wann wird endlich die gute Zeit kommen, wo sich die einzelnen Glieder des Staates zu einem schönen und harmonischen Ganzen abrunden werden?! M.

Konzert des Liederkranzes zum Besten der Mozartstiftung im Schauspielhause.

Freitag, den 14. Jan.

Erste Abtheilung.

1) Ouverture aus der Oper »Leonore«, von Beethoven. 2) Quartett aus Idomeneo, von Mozart, gesungen von Dem. Capitain, Dem. Kratky, Dem. Neukäufler und Hrn. Pischeck. 3) Sonst und Jetzt, Concertino für Violine, von Spohr, gespielt von J. J. Bott aus Kassel (erster Zögling der Mozartstiftung.) 4) Der zweite Act aus dem Wasserträger, von Cherubini, vorgetragen von dem Liederkranz. (Die Solopartie der Constanze hat Dem. Capitain zu übernehmen die Gefälligkeit gehabt.)

Zweite Abtheilung.

5) Ouverture zur Oper: der Schauspieldirektor, von Mozart. 6) Potpourri für Violine aus Jessonda, von Spohr, gespielt von J. J. Bott. 7) Männerchöre, vorgetragen von dem Liederkranz. a) Hallet Frau Musica in Ehren, Doppelchor von Rochlitz. b) Festmarsch, von Speyer. c) Festmarsch, von Stunz, mit Orchesterbegleitung. Preise der Plätze: Loge fl. 1. 30 kr.; Parterre fl. 1.; Gallerie 30 kr. Anfang: 6 Uhr.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 12. Mittwoch, den 12. Januar 1842.

Beim Champagner.

Von

Wilh. Wagner.

Jüngst war ich froh im heitern Kreise;
Noch klingt die Stunde freundlich nach.
Man feierte nach alter Weise
Des Männerbundes Stiftungstag.
Ein trefflich Mahl und munt're Gäste,
Wer sollte da nicht fröhlich seyn?
Von allem Guten war das Beste
Ein köstlicher Champagnerwein.

Als hoch empor die Pfropfen sprangen,
Da schwand der Etikette Zwang
Und inhaltreiche Toaste klangen,
Geflossen aus des Herzens Drang.
Ein Jeder schwur, die reinsten Triebe
Dem Wohl des Vaterlands zu weih'n,
Und höher stieg die Menschenliebe
Beim perlenden Champagnerwein.

Ja, unser Vaterland soll leben,
Mit seinem Jungfrau'n hold und zart,
Mit seinem edeln Saft der Reben,
Mit seiner biedern Sinnesart,
Mit seiner Sprache, reich und kräftig,
Mit seiner Dichtung Edelstein,
Mit seinem Volke frei und mächtig!
— Noch eine Flasch' Champagnerwein!

Und wer dem Licht und seinem Segen
Den Eingang freventlich verwehrt,
Den wollen wir auf Weg' und Stegen
Verfolgen mit dem blanken Schwert!
Der Finsterling soll unterliegen,
Schlagt ihm den hohlen Schädel ein!
Zur Sonne laßt den Adler fliegen!
— He, Kellner, bringt Champagnerwein!

Die Armuth weint in düst'rer Zelle;
Auf hartem Lager Siechthum wacht;
Kein milder Sonnenstrahl bringt Helle
In des Gefang'nen Kerkernacht.
Wie viel der Thränen giebt's und Leiden,
Wie mancher Dulder steht allein!
O, laßt uns Hülf' und Trost bereiten!
Laßt des Champagners werth uns seyn!

Noch eine Flasch'! — Den edlen Frauen,
Dem stillen Glück der Häuslichkeit,
An Liebe reich und an Vertrauen,
Sey dieses volle Glas geweiht,
Und nimmer, Brüder, laßt uns trüben
Der Freundschaft heil'gen Götterschein,
Stets laßt uns alte Treue üben!
Gelobt es beim Champagnerwein!

Wohl hört man in unsern Tagen
Viel über arg verdorbne Zeit,
Viel über schnöde Selbstsucht klagen
Und den Verfall der Sittlichkeit.
Mit ungerecht! — Noch gibt es viele
Der edlen Männer, unverwandt
Hinstrebend nach der Menschheit Ziele,
Verknüpft durch ein gemeinsam Band,

Und wenn man auch im Alltagsleben
An ihnen manchen Fehler sieht,
Wenn sie auch knechtisch sich ergeben
Der Selbstsucht, die zu Boden zieht,
Wenn Glauben und Vertrau'n auch schwinden,
So laßt uns drum nicht muthlos seyn,
Der Glaube wird sich wiederfinden
Beim perlenden Champagnerwein!

Digitized by Google

Das Kreuz auf dem Anstand.

Von Elias Berthet. (Aus dem Musée français 1841.)

(Fortsetzung.)

V.

Als der Graf Abends das Schloß von Blangy allein und zu Fuß verließ, um sich nach dem von ihm selbst zu dem Rendezvous bezeichneten Orte zu verfügen, war die Luft schwül und gewitterverheißend. Der ganze Himmel rings umher von einem grauen, dichten Nebel umzogen, war nur da, wo die Sonne unterging, etwas geröthet; über die ganze Natur schien tiefe Ruhe verbreitet. Nicht ein Vogel zwitscherte in den alten Bäumen der Allee, nicht ein Insekt summte auf den Blumen, keine Bewegung kräuselte die glatte, bleifarbene Oberfläche des See's. Nur die silbernen Blätter der Zitterespen und Pappeln bewegten sich hier und da, doch ohne, daß man den Lufthauch wahrnahm, der sie in Bewegung setzte.

So schön aber auch die Gegend war, ungeachtet der Trauer, die in ihr herrschte, so blieb der Graf in diesem feierlichen Augenblick, der sein Schicksal entscheiden sollte, für die erhabene, stille Schönheit der sich vor ihm enthüllenden Landschaft doch völlig unempfindlich. Nur im Augenblick, als die alten Thürme vom Schlosse seiner Väter vollends gänzlich verschwanden, verweilte er auf einer kleinen Anhöhe, über die der Weg hinführte, und stieß, einen Abschiedsblick rückwärts sendend, einen tiefen Seufzer aus, doch gleich darauf, als mache er sich diese Anwandlung von Rührung zum Vorwurfe, drückte er beide Pistolenknäufe, die aus seiner Rocktasche hervorschauten, an seine Brust, und ging mit eiligen Schritten vorwärts.

Er erreichte so eben den Ort, wo vor kurzem erst jene nächtliche Jagd stattgefunden, als er sich plötzlich beim Biegen um die Allee einem Manne gegenüber erblickte, der, ein kleines Paket unter dem Arme haltend, seitwärts am Wege stand, und etwas zu erwarten schien. Auf den ersten Anblick erkannte der Graf den alten Rupert, doch machte er eine Bewegung des Abscheues, als wäre ihm irgend ein giftiges Thier in den Weg getreten; allein der Greis, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, sprach kalt und gemessen, nach seiner eigenthümlichen Weise, zu ihm:

„Ich erwartete Sie, Herr Graf . . .“

„Sie, mein Herr! Ihnen diesen Abend hier zu begegnen, lag außer meiner Berechnung . . .“

„Ich weiß, wohin Sie gehen wollten, und wen Sie suchten, junger Mann; doch derjenige, den Sie bei dem Kreuz auf dem Anstande erwarteten, wird sich nicht dort einfinden, sondern ich komme statt seiner . . .“

Armand zuckte mitleidsvoll die Achseln.

„Ich verstehe,“ versetzte er, „der tapfere Capitain will sich diesen Abend hinter einer Unmöglichkeit verstecken, denn morgen früh, das weiß ich ja wohl, muß er abreisen . . .“

„Klagen Sie ihn nicht an, mein Herr, klagen Sie meinen Sohn nicht an, denn es war sein glühendstes Verlangen, die durch Sie so ungerecht angegriffene Ehre seines Vaters zu vertheidigen. Im Augenblick, als ich mit Ihnen spreche, ist er in sein Zimmer eingeschlossen, vor welchem Guichard Wache steht, um sein Entweichen zu verhindern; von ihm erfuhr ich nichts von dem von Ihnen für diesen Abend beabsichtigten Rendezvous; er hätte nur zu richtig befürchtet, daß ich ihm nicht erlaubt hätte, die Verantwortlichkeit einer Angelegenheit zu übernehmen, die nur mich betrifft.“

„Nun, was wollen aber Sie?“

„Herr von Blangy,“ erwiederte der Greis ernst, „nicht wahr, Sie haben keinen Grund zum Haß gegen meinen Sohn, und dieser ganze Streit hat keine andere Veranlassung, als das vor fünfzehn Jahren an der Person Ihres Vaters, des Grafen Arsène begangene Verbrechen? Ist es nicht eben so die reine Wahrheit, daß Sie mir, mir allein, ungeachtet meiner Betheuerungen und Schwüre, das entsetzliche Unglück zuschreiben, wegen dessen Sie meinen Sohn gefordert?“

„Das ist wahr. Ohne Ihre niederträchtige Verrätherei . . .“

„Wir vermögen übereinzukommen, Herr Graf; ich bin es daher nun, der wegen des schändlichen Argwohns, den Sie gegen mich hegen, und den Sie meinen Angehörigen nachtragen wollten, Genugthuung von Ihnen verlangt, und zwar auf dieser Stelle; ich bin es, der Genugthuung verlangt, weil Sie sich unter erborgtem Namen, und in schmählichen und verbrecherischen Absichten in mein Haus eingeschlichen haben! Auch für mich ist es Pflicht, mein Herr, wenn ich auch nicht von Adel bin, obgleich die letzte Revolution alle Stände gleich gestellt hat, meinen Kindern einen fleckenlosen Namen zu hinterlassen. Mit mir haben Sie sich daher zu schlagen, mit mir allein; auch denke ich mir, daß es Ihnen bei Ihrem Bedürfniß nach Rache selbst angenehmer seyn wird, sich mit dem zu schlagen, den Sie des Verbrechens anklagen, als mit meinem Sohne, von dessen Unschuld an demselben Sie wenigstens überzeugt sind . . .“

Großes Staunen, aus welchem Freude hervorleuchtete, zeigte sich auf dem Gesichte des Grafen.

„Sie!“ rief er aus, „Sie wollen das Duell annehmen! Sie wagen sich in einen Kampf, in welchem, bedenken Sie es wohl, Gott richtet?“

„Ich nehme ihn nicht nur an,“ sagte der Greis, „sondern ich schlage ihn sogar vor. Sie sehen,“ fügte er, seine noch kräftige Figur aufrichtend, hinzu, „ich besitze noch Stärke genug, um ein Pistol loszudrücken, und meine Augen sind auch nicht so schwach, daß ich meinen Feind auf drei Schritte Entfernung nicht sehen sollte . . . O! ich kenne Ihre Bedingungen recht gut, Herr Graf! . . . Obgleich mein Leben bis hierher nur untergeordnet und unbekannt war, so gebrach es demselben doch keineswegs an Gelegenheiten, bei denen ich Seelenstärke und Festigkeit bedurfte, ja wäre es selbst nur an jenem Tage gewesen, an welchem ich ohne alle andere Waffe, als meine Schärpe, die ich als Maire trage, das Schloß Ihrer Väter vertheidigte, das eine Horde Bauern zerstören wollte . . . Sie sehen daher, daß wir uns gleich stehen, und daß dieses Duell möglich ist; Stärke, Gewandtheit, Muth, Zorn, entbrannt zur Rache, habe ich dieselben Vertheidigungsmittel, und entfalte dieselben Leidenschaften, wie Sie. Schieße ich schlecht, nun wohl denn, so wird mir Gott verzeihen, mich aufgeopfert zu haben, um meinen Sohn zu retten. Ich, für meine Person habe meine Aufgabe vollbracht; er hat nöthig, für diejenigen zu leben, die zurück bleiben, und zu deren Stütze und Vertheidiger er durch das Gesetz der Natur bestimmt ist! . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Belgische Frauen.

(Fortsetzung und Schluß.)

Im Jahr 1346 lieferte Johanna bei Laroche-Derieu eine blutige Schlacht; Charles de Blois, dreimal gefangen und dreimal wieder ausgelöst, war am Ende gezwungen, sich, mit achtzehn Wunden bedeckt, in Johanna's Hände zu geben. Diese sandte ihn alsbald nach England. Von nun an wurde der ganze Krieg von zwei Frauen geführt, denn die Gattin Charles' de Blois, die Gräfin von Penthièvre, stellte sich gleich der Gegnerin an die Spitze ihres Heeres. Mehrere Gefechte hatten noch statt, in denen der Erfolg bald auf dieser, bald auf jener Seite war, bis endlich um 1350 der berühmte Kampf der Dreißig dem so langen und blutigen Kriege ein Ende zu machen schien. Charles de Blois hatte nämlich durch eine ungeheure Summe sich seine Freiheit erkauft und er machte den folgenden Vorschlag. Von Johanna's Seite sollten dreißig Ritter sich zur Eiche von Mi-Voie begeben, welche zwischen Josselin und Ploermel stand, und wo dreißig andere von Seiten Charles' de Blois unter Anführung des muthigen Jean de Beaumanoir sie erwarteten. In ihre Hände sollte die Entscheidung des Streites gelegt seyn; beide Armeen mußten die Waffen niederlegen. Obwohl Johanna's Ritter Wunder der Tapferkeit thaten, unterlagen sie doch und Beaumanoir behielt den Sieg, dessen Folgen jedoch zu keinem Ziele führten, denn Johanna hatte zwar in dieses Turnier eingewilligt, aber auf seinen Ausgang kein Gewicht gelegt. Darum setzte sie den Krieg fort.

Nach mehreren Unterbrechungen durch Verträge und im Ganzen dreiundzwanzig Jahren des Kampfes kam endlich um 1363 eine Theilung zwischen beiden Parteien zu Stande, nach der die Grafschaft von Rennes Charles de Blois zufiel und Jean de Montfort die Grafschaft von Nantes erhielt. Doch blieb der Erstere dem Vertrage nicht treu und griff abermals zu den Waffen. Die beiden Heere trafen am 29. September 1364 in den Ebenen von Auray zu einem letzten entscheidenden Kampfe zusammen. Johanna hatte ihren Sohn zur Seite, der eben die Tochter des Königs von England geheirathet; unter ihren Anführern stand der gewaltige Jean Chandos. Dafür hatte Charles de Blois Duguesclin auf seiner Seite.

Nachdem beide Armeen gebetet, stürzten sie aufeinander los. Sie hatten dieselben Waffen, dieselben Fahnen, dasselbe Schlachtgeschrei: Bretagne au riche duc! Die Bretagne dem reichen Herzoge! Das Getümmel war fürchterlich. Johanna hatte die Rüstung ihres Sohnes in mütterlicher Besorgniß einem ihrer Ritter gegeben. Charles bemerkte denselben, eilte auf ihn zu, tödtete ihn nach einem heftigen Kampfe und schrie dann im Jubel: „Mein ist die Bretagne, mein! Montfort ist todt! Doch im selben Augenblicke stand Johann von Montfort mit seinen Rittern vor ihm; die Genossen Charles' wurden zusammengehauen, ihn selbst ergriff ein Engländer und tödtete ihn mit einem Dolchstiche. Sein Sohn Johann fiel zu seiner Seite; die Bretagne war Johanna's.

II.

Die drei Frauen von Bouvignes.

Es war im Jahr 1554, daß das Städtlein Bouvignes von Heinrich II. belagert und hart bedrängt wurde. Die äußerste Noth trat langsam ein und der ganze Ort zeigte nur hungerbleiche, eingefallene Gestalten, aus deren Augen nur ein Gefühl schaute — Verzweiflung. Da wagten die Einwohner endlich, als gar keine Rettung anders für sie blieb, einen Ausfall auf die Belagerer, aber allem Muthe, den ihre gräßliche Lage ihnen nur geben konnte, zum Trotze wurden sie zurückgeworfen, die Sieger drangen ihnen nach in die Stadt und alles Lebende sank unter ihren wüthenden Streichen. Drei Ritter mit einem kleinen Gefolge standen einzig noch fest und wehrten sich wacker gegen eine Truppe der Feinde; doch nicht lange und sie mußten sich zurückziehen und flohen auf einen einzelnen festen Thurm, Creve-Coeur genannt, wo sie beschlossen, sich bis zum Tode zu vertheidigen. Ihre Frauen wollten ihr Schicksal theilen und waren ihnen, wie in die Schlacht, so auch in den Thurm gefolgt.

Bald stürzten die Feinde mit ganzer Macht auf diese letzte Zuflucht der braven Kämpen an, aber sie konnten ihnen nicht nahe kommen, denn diese hielten sich gar wacker, und die Frauen waren nicht weniger beschäftigt für die Abwehr der Gegner; sie trugen Steine herbei, die, von der Höhe geworfen, zerschmetternd auf die Heranstürmenden sanken, pflegten sorglich der Verwundeten und besserten in der Nacht die Schäden am Mauerwerke aus.

Bei einem neuen Angriffe auf den Thurm sanken die drei Ritter, die schon längst an schweren Wunden gelitten. Ihr Tod fachte die glühendste Rache in dem Herzen der zurückgebliebenen Frauen an, die, an die Stelle der Gefallenen tretend, die Vertheidigung mit dem größten Muthe fortsetzten. Aber immer mehr schmolzen ihre Gehülfen zusammen, und bald sahen sie, daß eine längere Abwehr unmöglich war. Von allen Seiten legten die Franzosen die Sturmleitern an, der Wall war erstiegen, die wenigen übriggebliebenen Diener ermordet, und schon stürzten die Feinde in den Thurm, um die drei Heldinnen gefangen zu nehmen und im Triumphe sie zu dem Könige zu bringen. Da eilten die Frauen auf die Höhe des Thurmes, umarmten sich schweigend, gaben einander die Hand und stürzten sich in die gräßliche Tiefe, in die Wellen der Maas, die ihre Leichen, vereint denjenigen ihrer Schicksalsgenossen, leise fortwälzten.

Die Namen dieser braven Frauen hat die Geschichte uns nicht bewahrt, aber ihr Andenken lebt noch im Munde der Bewohner von Bouvignes, und Alt und Jung weiß die Geschichte von den drei Frauen vom Thurme Creve-Coeur. W.

Mannichfaltigkeiten.

Madara, ein Dorf, etwa vierzehn Meilen von Rustschuk in der Walachei, hat sich dadurch eine große ethnologische Berühmtheit erworben, daß es seit ein paar Dezennien nur allein von Weibern bewohnt war, und in seiner Blüthezeit über 2000 zählte. Sie lebten zwar nicht kriegerisch, wie die Amazonen, hatten sich aber doch von aller Gemeinschaft mit Männern gänzlich abgeschlossen, und zogen feindlich gegen jeden zu Felde, der sich unberufen ihrem Gebiete näherte. Ihr kleiner republikanischer Staat soll, den jüngsten Nachrichten zu Folge, seiner allmähligen Auflösung nahe seyn; wenigstens verspürt man nicht mehr viel von ihren Umtrieben, welche hauptsächlich darin bestanden, in den Umgebungen der Art

Digitized by Google

zu rekrutiren, daß sie unzufriedene Weiber von ihren Männern, wankelmüthige Mädchen von ihren Liebhabern abredeten, und diese mit verlassenen Bräuten, alten Jungfern und mißhandelten oder verstoßenen Sklavinnen in ihre Gemeinschaft aufnahmen, wo sie dann Feldbau, Viehzucht und einige Gewerbe treiben, und mitunter auch jagen, fischen und die Gränzwache versehen mußten. Sie waren fast durchgehends Muhamedanerinnen.

(Frankfurt.) Am 2. Januar 1842 starb Hr. Carl August Herour in einem Alter von 57 Jahren. Er war 36 Jahre lang Violinist und Vorgeiger der zweiten Stimme bei dem Frankfurter Orchester, eines der ersten Mitglieder und Stütze desselben; dabei ein tüchtiger Musiker, und in früherer Zeit, als die tändelnde Musik noch nicht dominirte, auch in seinen Compositionen geschätzt. Strenge Rechtlichkeit und gemüthlicher Humor waren die Grundzüge seines Charakters. Leider war er, wie Tausende seiner deutschen Collegen, nicht glücklich. Er hinterläßt nach schwerer Krankheit eine Wittwe und acht zum Theil noch unerzogene Kinder!

(Deutsche Bäckerei in Paris, mit Dampfmaschine, ohne Zuthun von Menschenhänden.) Das Journal des Debats vom 7. Jan. 1842 enthält folgende Anzeige: „Neues Brod; neue Form, lediglich mechanisches Verfahren, durch Maschinen geknetet und geformt, mittels Dampf gebacken, brevetirt vom König. Wiener Bäckerei von Zang, Rue Richelieu, Nro. 92. Von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends. Alle halbe Stunden frische Lieferung. Auf dem Brode, in Backstein-Form, steht erhaben das Merkzeichen: Zang. Die Hand des Menschen hat nicht d'ran gerühret (la main de l'homme n'y a pas touché)."

(Leipzig, 5. Jan.) Unser Stadttheater unter der Direktion Hrn. F. S. Ringelhardt's zählte am Schlusse des Jahres 17 darstellende Künstler und 13 darstellende Künstlerinnen; zum Chor gehören 31 Sänger und Sängerinnen, zum Ballet 15 Tänzerinnen und 16 Eleven; das Orchester besteht aus 30 Mitgliedern; das gesammte Theaterpersonal umfaßt gegen 180 Personen. In der Zeit vom 20. Okt. 1840 bis 17. Okt. 1841 wurden überhaupt 261 Vorstellungen, davon 203 im Abonnement, gegeben. Die Zahl der gegebenen Stücke betrug 166, darunter 20 zum ersten Mal. Es wurden aufgeführt 32 Opern, darunter 4 neue, 16 Trauerspiele und Dramen, 22 Schauspiele, 66 Lustspiele, 30 Possen, Vaudevilles, Liederspiele ꝛc. Neu engagirt wurden Mad. Schmidtgen aus Schwerin, Dlle. Kreutzer aus Köln, Mad. Koffka aus Posen und neuerdings Hr. Hese aus Mainz. Als Gäste traten 18 Künstler und Künstlerinnen auf, darunter Mad. Crelinger, Dlles. Bertha und Clara Stich, und die HH. E. Devrient, Döring, Breiting, Räder und Pauli. — Der rühmlich bekannte Violinist Uhlrich hat einen Ruf als Konzertmeister nach Magdeburg angenommen.

(Naive Antwort.) Am Vorabende des Neujahrtages beschloß eine Lehrerin die Schule mit der Rede an ihre Schulmädchen: „So, ich wünsche Euch Glück zum neuen Jahr und daß ihr fleißiger und braver werdet, als im vergangenen Jahre." — „„Ich danke"", erwiederte eines der kleinen Mädchen ganz schüchtern, „„wünsch' ebenfalls."

Das Londoner Riesenjournal „Atlas" nennt die Botschaft des Präsidenten Tyler wegen ihrer Ausführlichkeit eine Mammuth-Botschaft.

(Leipzig, 6. Jan.) Das erste Beispiel, daß ein Gelehrter unsere Messe besucht, um mit „Vorträgen" Geschäfte zu machen, liefert jetzt Hr. Dr. W. Ritter aus Dresden. Derselbe hält in dieser Neujahrsmesse Vorlesungen über deutsches Handels-, Gewerbs- und Geldwesen.

Frankfurter Theater.

Die Gunst des Augenblicks, Lustspiel in 3 Abtheilungen, von Eduard Devrient.

Am 8. d. M. wurde dies Lustspiel zum Erstenmale auf unserer Bühne gegeben und zwar mit dem entschiedensten Beifall, welchen wir jedoch mehr dem Werthe der Darstellung als dem des Stückes zuschreiben müssen. Letzteres fesselt zwar die Aufmerksamkeit durch einige anziehende Momente und besonders durch einen fließenden, geschmackvollen und stellenweise feinen Dialog; im Uebrigen vermögen weder Handlung, noch Charaktere besonderes Interesse zu erwecken. Jene ruht auf Motiven, welche mehr der Posse, als dem Lustspiel angehören und sich um so gehaltloser herausstellen, als die Charaktere jeder tieferen Begründung ermangeln. Der Landrath Brückner, ein verfehltes Seitenstück des bekannten Landwirth, ist eine wirklich lächerliche Figur, da ein solcher Grad von dummer Blödigkeit vor seiner Geliebten mit seiner übrigen Geistesbildung und amtlichen Stellung sich nicht vereinigen läßt. Der Schluß des Stückes ist sehr gezwungen und rechtfertigt den Titel des Lustspiels auf keinerlei Weise. Der Charakter Elisens ist etwas besser gehalten, verlangt aber eine vorzügliche Ausführung, um nicht abstoßend zu werden. Die übrigen Personen bewegen sich innerhalb gewöhnlicher Coulissen-Dimensionen und erhalten nur durch den Dialog einige Würze. Wie die Aufführung ein unbedeutendes Stück oft zu heben vermag, dies trat uns heute wieder klar vor Augen. Mad. Frühauf als Elise wußte nicht nur die Klippe dieser schwierigen Rolle geschickt zu vermeiden und jeden abstoßenden Miston ferne zu halten, sondern stattete auch den Charakter mit so viel Liebenswürdigkeit und geistiger Anmuth aus, hob den Dialog in so schöner Nüancirung hervor, daß ihr unbedingte Huldigung gebührt. Unsere Bühne besitzt wirklich in Mad. Frühauf ein schönes und vielbegabtes Talent und sie ist mit vollem Recht ein Liebling des Publikums. Auch Hr. Balson als Landrath bewährte sich als gediegenen Darsteller und wußte eine Rolle, die vom Dichter so stark verzeichnet ist, wenigstens aufrecht zu erhalten. In den Extremen einer so sonderbaren Figur nach Möglichkeit vermittelnd, löste er mit Beifall eine Aufgabe, welcher nur ein erfahrner Künstler gewachsen ist. Die Herren Grahn (von Kiel). Meck (Waal), Mad. J. Hoffmann (Ernestine) und Hr. Welb (Martin) schlossen das Ganze zu einer gelungenen und das Publikum anziehenden Vorstellung ab. W.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 12. Jan. Die Puritaner, große Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. (Gastrolle) Elvire: Dem. Rudersdorf.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 13. Donnerstag, den 13. Januar 1842.

Das Kreuz auf dem Anstand.

Von Elliot Berthet. (Aus dem Musée français 1841.)

(Fortsetzung.)

Der Greis verrieth bei seinen letzten Worten Rührung, doch ohne ein Zeichen von Schwäche merken zu lassen. Es war in diesem Duell mit einem Greise etwas, das Armand zuwider war, doch, nachdem er einige Sekunden nachgedacht, antwortete er endlich:

„Nun wohl! So sey es denn, ich bin jung, ich bin reich, ich besitze alles, was man Glück nennt, und zudem liegt noch eine Reihe von Jahren vor mir; indem ich mich mit Ihnen schlage, wage ich mehr als Sie. Sie wollen das Blut verabscheuen, das Sie vergossen haben; so sey es denn, mein Herr. Sie haben ohne Zweifel Waffen?"

„Ich habe die Pistolen meines Sohns," sagte Herr Rupert, das kleine Paket zeigend, das er unter dem Arme trug.

„So wollen wir dann gehen; Sie wissen, daß wir uns bei dem Kreuz auf dem Anstande schlagen sollten; ich wünschte, daß der Ort, auf welchem mein Vater gefallen, durch das Blut eines Rupert oder durch das meinige gereinigt würde."

Damit setzte er seinen Weg fort, und der Greis folgte ihm Schritt vor Schritt. Beide gingen stillschweigend vorwärts, der Graf blaß, aufgeregt, mit zerstörten Blicken und geballten Fäusten, Herr Rupert ruhig, ergeben, ernst, ohne schwerzuhaben zu scheinen. Als sie an dem Orte vorüber kamen, wo der Graf bei der nächtlichen Jagd verborgen gewesen, und im Begriffe, auf den Capitain zu schießen, richtete er die Augen gegen den Himmel und murmelte vor sich hin:

„Gott hat mir ohne Zweifel eine Rache vorbehalten, die meiner würdiger war."

Der Greis, der diese Rührung bemerkte, ohne deren Ursache zu begreifen, näherte sich Armand, der fortwährend in seinem wilden Stillschweigen verharrte, und sagte voll Gemüthlichkeit zu ihm:

„Herr von Blangy, wer weiß, welchen von uns beiden dieser Gott, zu dem Sie jetzt flehen, in einigen Augenblicken strenger richten wird, wenn einer von uns beiden, oder vielleicht beide zugleich vor ihm erscheinen werden; Sie, junger Mann, edel und muthvoll, den er mit den schönsten Eigenschaften ausgestattet, mit den herrlichsten Gaben beschenkt, und der so viele Vorzüge einer blinden, ungerechten Rache opfert; oder mich, den friedlichen, leidenschaftlosen Greis, der nach so vieljährigen Erfahrungen darein willigt, den Rest eines stets thätigen Lebens den Zufälligkeiten dieses abgeschmackten, unsinnigen Kampfes preiszugeben, den man Duell nennt . . ."

„Bereuen Sie Ihre gemachten Vorschläge?" fragte der Graf, stehen bleibend.

„Vorwärts, mein Herr, Gott ist nachsichtig mit Vätern."

Sie gingen den eigensinnigen Krümmungen des Wegs entlang; doch je weiter sie vorwärts kamen, um so zerstreuter und nachdenklicher wurde der Graf, indem Zweifel in seinem Innern rege wurden. Die Haltung des Greises flößte ihm Achtung ein, sie war nicht die eines Schuldbewußten.

Wie bereits schon öfters gesagt wurde, war dieser Theil des Thals, in welchem sich in diesem Augenblick beide befanden, mit Holz und Gebüsche bewachsen, so daß auf eine weitere Entfernung keine Gegenstände wahrzunehmen waren; überdieß begränzte gleich zwei Mauern hohes Gesträuch zu beiden Seiten den Weg, so daß sie, als sie auf der kleinen Lichtung anlangten, auf welcher sich das Kreuz auf dem Anstande erhob, nichts von der Scene argwöhnen konnten, die sie an jenem Orte erwartete.

Die Sonne hatte vor ihrem Untergang, wie das öfters geschieht, den gleichmäßigen Wolkenschleier zertheilt, der sie den ganzen Tag verhüllt hatte, und ein glühender Sonnenstrahl, der durch den grünen Vorhang von Zweigen, der die Ufer des See's bedeckte, hindurch brach, umfloß das dem Grafen Arsène errichtete Trauerdenkmal mit hellem Lichte, so daß die rings umherstehenden Bäume, auf die sich jene Wirkung der Sonne nicht erstreckte, den dunkeln Hintergrund des Gemäldes bildeten. Auf dem Platze angekommen, machten die beiden Männer sich zum Duell bereit, als ganz unerwartet Octavio vor ihnen erschien.

„Was machst Du hier, mein Herr?" fragte strenge der Vater. „Ich hatte Dir verboten . . ."

„Die Schwelle meines Zimmers zu überschreiten," erwiederte der junge Mann lächelnd, „doch keineswegs, mir eine Leiter von meinen Betttüchern zu fabriciren und durch das Fenster zu entfliehen. Das that ich, und ich hoffe, daß, wenn ich mich auch verspätet haben sollte, mir der Herr Graf doch Gelegenheit geben wird, meinen unfreiwilligen Fehler wieder gut zu machen."

„Ich hatte aber Guichard beauftragt, Dich nicht aus dem Auge zu lassen . . ."

Digitized by Google

„Guichard," sagte der Capitain sorglos, „hat mich fast zu gleicher Zeit, wie Sie, verlassen; doch darum handelt es sich jetzt nicht. Lieber Vater, ich sehe an meinen eigenen Pistolen, die Sie hier unter Ihrem Kleide verbergen, was Sie zu thun beabsichtigten, so lange Sie mich eingeschlossen hielten; Sie werden mir erlauben, meine Stelle wieder einzunehmen . . ."

(Schluß folgt.)

Geschichtliche Erinnerungen.

(Berlin, 3. Januar.) Bei den Anstalten, die zu der Reise unseres Monarchen nach London gemacht werden, erinnert man sich hier unwillkürlich an die merkwürdige Zeit, wo zum ersten Male ein König von Preußen als Gast das Gestade Englands betrat. Die vier ersten unserer Monarchen, alle mehr oder minder in enger persönlicher oder politischer Beziehung zum großen Inselreiche stehend, waren in die Gruft gesunken, ohne das Continent jemals verlassen zu haben. Des prachtliebenden Friedrichs I. Blicke richteten sich zu verschiedenen Malen auf das glanzerfüllte London. Das Kriegsheer dieses ersten Königs von Preußen theilte schon die Lorbeern, welche das englische Heer unter dem großen Marlborough bei Hochstedt und Malplaquet erfocht. Friedrich Wilhelm I., unter dessen Regierung sich die merkwürdige historische Thatsache zutrug, daß die ältere Linie des Hauses Braunschweig den Kurhut mit der englischen Königskrone, die Löwen Braunschweigs und das Roß der Ghibellinen mit der englischen Rose, der schottischen Distel und dem irischen Klee, unter dem Wahlspruche: „Gott und mein Recht", vereinigte, lebte mit seinem Schwager, Georg II. in Zwist, der schon in der Jugend entstanden und beide Fürsten durch ihr ganzes Leben begleitete. Nicht minder ist es bekannt, daß Friedrich II. sich England zum Zufluchts-Orte gewählt hatte, wenn dem jugendlichen Flüchtling es gelungen wäre, sich dem Bereiche der Aufsicht eines strengen Vaters zu entziehen. England war und blieb sein wichtigster und auch fast einziger Bundesgenosse in dem schweren Kampfe, den die Größe dieses unsterblichen Monarchen siegreich mit dem vereinigten Europa bestand. Seit jener Zeit blieben, mit wenigen Unterbrechungen, auch unter den beiden folgenden Monarchen England und Preußen Bundesgenossen in den Stürmen der Revolution, in der Glanzperiode des Kaiserreichs bis zu seinem Falle nach dem von Preußen und England gemeinschaftlich erfochtenen Siege bei Waterloo oder mit andern, die Sache noch besser bezeichnenden Worten, bei Belle-Alliance. Was den ersten Besuch eines Königs von Preußen in London anbetrifft, so war derselbe gewissermaßen der letzte Akt des Triumphzuges nach dem Waffenstillstande von den mit Blut gedüngten Schlachtfeldern vom Kampfe an der Katzbach an bis nach Paris. Denn Friedrich Wilhelm III. und sein kaiserlicher Freund Alexander gönnten sich die Reise nach London als eine Erholung nach den Sorgen und Beschwerden des beendigten Feldzuges. Die Beschreibung ihres Empfanges und ihr Aufenthalt daselbst erfüllte damals ausschließlich alle Zeitungen Europa's. Erschienen doch diese Monarchen nicht bloß als mächtige Herrscher, sondern auch als die Repräsentanten eines gemeinschaftlich ergriffenen und durchgeführten Princips zur Befreiung Europas von der Herrschaft Frankreichs. Sie waren aber auch umgeben von den Heroen *) des glorreichen Kampfes und diesen galt nicht minder, als den Monarchen selbst, der Ausbruch der Begeisterung des Volkes, der sich bei allen Gelegenheiten während dieses merkwürdigsten Besuches, den London jemals erlebte, kund that. Der jetzt regierende König begleitete damals als neunzehnjähriger Jüngling seinen von uns Allen so aufrichtig betrauerten Vater auf dieser interessanten Reise, wie derselbe ihm auf den Schlachtfeldern zur Seite gestanden hatte. Sehr bekannt ist es ferner, wie namentlich der verewigte Feldmarschall Blücher, begleitet von seinem ihm schon vor dem Feldzuge innig befreundeten ersten Adjutanten, dem heutigen Generallieutenant Grafen v. Nostitz, ein Gegenstand der ununterbrochenen Aufmerksamkeit und, man kann wohl sagen, der schwärmerischsten Verehrung und Liebe des englischen Volkes war und bis zum letzten Augenblicke seines Aufenthaltes daselbst blieb. Bekanntlich dehnte sich derselbe noch aus, als die Monarchen bereits abgereiset waren und der greise Held blieb nun noch vierzehn Tage der fast ausschließliche Gegenstand der Aufmerksamkeit des Prinzen Regenten und des Volkes. Leider sind mit dem Monarchen selbst schon alle Personen, an welche sich geschichtliche Erinnerungen knüpfen, in die Gruft gesunken und das Andenken an ihren Aufenthalt in England verhallt nach und nach unter den leisen heiligen Klängen des Nachruhms, die ihren Grabeshügel umtönen. Wie der Fürst Blücher, sind auch seine Unterfeldherren, York und Bülow, die damals zugleich mit ihm in London waren, vom Schauplatz des Lebens getreten und auch von den übrigen mit ihnen damals nach England gegangenen Offizieren sind nur noch sehr wenige vorhanden. Von den noch lebenden wollen wir nur den treuen Begleiter unseres Heldenfürsten, den Grafen von Nostitz, nennen. Ihm war es vorbehalten, noch einmal in einem hochwichtigen Augenblicke an der Seite des Fürsten-Feldmarschalls zu stehen und sein Retter aus einer unvermeidlichen Gefangenschaft, vielleicht auch der seines Lebens zu werden. **) Zwei Tage später brachte Fürst Blücher, Hand in Hand mit dem Führer des großbritannischen Heeres, die Angelegenheiten Europa's zum zweiten Male zur Entscheidung, und somit wurde derselbe von neuem auch wieder der Gegenstand der Bewunderung Englands. Es erging auch nach dem zweiten Pariser Frieden an den Fürsten und seinen im Glücke und Sturme bewährten Begleiter nochmals eine Einladung zu einem wiederholten Besuche in London, der aber durch später eingetretene anderweitige Verhältnisse zuerst hinausgeschoben und sodann ganz aufgegeben wurde. Nach den uns vorliegenden schriftlichen Memoiren eines Augenzeugen, der sich damals am Hofe Georgs IV. befand, führte der Prinz-Regent den Fürsten Blücher einige Tage nach der Abreise der Monarchen in die Waffenkammer seines Palastes. Hier ersuchte derselbe den Feldmarschall, sich dasjenige auszuwählen, was ihm am besten gefiele. Dieser wählte ein Brustbild des Prinzen-Regenten in Husaren-Uniform. Der Prinz aber fügte dem Bilde ein werthvolles Jagdgewehr hinzu, und der Graf von Nostitz erhielt aus demselben Waffensaale einen goldenen Säbel. Das erwähnte Bildniß hängt noch heute im Wohnzimmer der Frau Fürstin

*) Die Grafen Kleist von Nollendorf und von Gneisenau, wie der General von Müffling waren nicht unter den Begleitern.

**) Das edle Roß, welches am 16. Juni 1815 unter dem Feldmarschall getödtet wurde, war demselben bei dem Besuche in England von dem Prinzen-Regenten verehrt worden.

Digitized by Google

Wohl verdient es auch angeführt zu werden, daß sich eines Tages unter den vielen, den Fürsten Blücher besuchenden ausgezeichneten Engländern auch der, als hochherziger Vertheidiger der Menschenrechte durch seine Bemühung, die Abschaffung der Sclaverei zu bewirken, bekannte, im Jahre 1826 verstorbene Menschenfreund William Wilberforce befand. Er fragte den Fürsten Blücher, ob auch seine Güter bei den Stürmen des Krieges gelitten hätten. Der Fürst hatte damals noch keine Güter und bemerkte, daß die am Schlußpunkte bei der Schlacht an der Katzbach gelegenen Dörfer durch Feuer und Schwert fast mitgenommen wären. Am andern Morgen sandte Wilberforce dem Grafen v. Nostiz 700 Pf., die er in einer Abendgesellschaft gesammelt hatte, mit der Bitte, sie unter die Bewohner jener unglücklichen Ortschaften vertheilen zu lassen. — Nach der Schlacht von Belle-Alliance sandte der Feldmarschall, Fürst Blücher, den bei der nächtlichen Verfolgung in dem erbeuteten Wagen Napoleons vorgefundenen Mantel, der in vielen Schlachten um die Schultern jenes unendlich merkwürdigen Mannes geschlagen war, an den Prinzen-Regenten. Das Geschenk wurde auf die freundlichste Weise aufgenommen und in der Antwort an den Fürsten hieß es: „Ich habe den Mantel Napoleons neben dem von Tippo Saib aufgehängt." — So verschmelzen sich vor den Augen des aufmerksamen Beobachters überall interessante Erinnerungen der Vergangenheit mit den Ereignissen der Gegenwart, um uns einen Spiegel für die Zukunft vorzuhalten. Wir aber vereinigen diese Erinnerungen mit den innigsten Wünschen, daß auch diese Reise eine Veranlassung zu neuen Freundschaftsbanden der gegenwärtigen Herrscher und zu neuen Anlehnungspunkten für die Wohlfahrt beider Reiche sey. Mögen die schönen Bilder, welche aus der Zeit des ersten Besuches in England wie aus dem Jugendtraume dem hohen Reisenden auftauchen, sich ihm in Frische und Heiterkeit von neuem darstellen, und somit die Reise zu einer wahren Zeit der Erholung in dem von Ruhm, Macht und Freuden, aber auch von Mühen und Anforderungen erfüllten Herrscherleben werden. (H. C.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt.) Das neue Jahr ist in der Entschiedenheit des winterlichen Charakters aufgetreten, und macht seine ersten Wanderungen über beschneite Felder und breit'te Bäche und Flüsse; auch jetzt bietet die Natur ihren Freunden anziehende Tableaux, und mit Vergnügen schweift der Blick über das Schneegefilde, dessen Hintergrund von den weiß überschleierten Bergen begrenzt wird; aus der Ferne ertönt dörfliches Glockengeläute und winken Thurmspitzen ländlicher Kirchen; eilende Wanderer ziehen vorüber und schwerbeladene Wagen knarren auf den gefrornen Wegen. Zu jeder Jahreszeit sucht der Frankfurter gerne das Freie, und wer sich nicht weit hinaus wagen will, der umwandelt die Stadt in unserer auch im Winter noch schönen Promenade, an deren westlichem Ende seit mehreren Wochen ein neues Etablissement zur gastlichen Einkehr ladet. Wir meinen das dicht am Bahnhof eröffnete Restaurationslokal des Herrn Pitsch, zum West-End-Hall genannt. Die Benennung ist etwas sonderbar, und eine deutsche, etwa Taunushalle, wäre jedenfalls passender gewesen. Man wird sich an diesen englischen Namen, wie an vieles Verkehrte in der Welt, nach und nach gewöhnen. Die Zeit gleicht alles aus und versöhnt mit Allem. Die neue Lokalität besteht aus einer Reihe von ineinander gehenden Salons, die, nach den Anforderungen des Tags geschmackvoll eingerichtet, einen angenehmen Aufenthalt bieten, in welchem den Besuchern Erfrischungen der verschiedensten Art zu Gebote stehen. Herr Pitsch scheint nichts versäumen zu wollen, um sein West-End-Hall dem Publikum auf's beste zu empfehlen. Die Befürchtung einer Gefährdung der Mainlust durch diese Concurrenz halten wir für wenig begründet, da beide Anstalten ihre eigenthümlichen Annehmlichkeiten besitzen, da man gern Abwechselung in sein Vergnügen bringt, und da im Verhältniß zur hiesigen Einwohnerzahl und zu den vielen uns besuchenden Fremden an dergleichen Lokalitäten in der Nähe der Stadt bis jetzt noch kein Ueberfluß ist. Mögen daher Mainlust und West-End-Hall freundlich neben einander bestehen und der Beachtung bestens und gleichmäßig empfohlen seyn!

(Gießen.) Der 13jährige Sohn eines hiesigen Apothekers ist am 9. d. M., beim Schlittschuhlaufen in ein Loch auf der Eisfläche gerathend, in der Lahn ertrunken. Nur umgeben von einigen gleichalterlichen Genossen, welche nicht helfen konnten, als guter Schwimmer 5 Minuten lang ohngefähr mit dem Elemente kämpfend, sank er mit den Worten: „jetzt kann ich nicht mehr" unter. Der Schmerz der tiefgebeugten Eltern ist kaum zu ermessen.

In Lemburg wurden dieser Tage im Beiseyn der Erzherzöge und angesehener Personen von Theaterliebhabern 2 Vorstellungen in französischer und Vorstellung in polnischer Sprache zum Besten der Armen gegeben. Die Hauptrollen hatten die Gräfinnen O'zarowska, Fredrowa und Krasicka, so wie die Grafen Stadnicki und Fredro, das Souffleur-Amt aber der Graf Siemiński übernommen. Allgemeine Zufriedenheit der Zuhörer, so wie eine bedeutende Einnahme krönten die löbliche Absicht und das Talent dieser angesehenen Theaterfreunde. (Schles. Ztg.)

(Berlin, 7. Jan.) In sonst wohlunterrichteten Kreisen weiß man hier gar nichts von dem, was einige Zeitungen über das fernere Verbleiben des Grafen v. Redern als General-Intendant der königl. Schauspiele meldeten. Wahrscheinlich ist diese Nachricht von solchen Personen ausgegangen, denen das Wohl der Bühne nicht sehr am Herzen liegt. So viel bis jetzt bestimmt ist, kommt Herr von Küstner im Mai her, und begiebt sich zuvörderst noch auf Reisen, um tüchtige Subjekte für die Oper und das Schauspiel aufzusuchen.

Korrespondenz.

** London, im Jan.

Wir sehen nicht ohne große Freude die vielen Fortschritte, welche beim Covent-garden-Theater gemacht werden. Endlich wird man auf gutem Grunde eine dauernde Oper befestigen. Der rühmlichst bekannte J. Benedikt hat die Musikdirektorstelle an diesem Theater übernommen und Alles hat bereits ein ganz anderes glänzenderes Ansehen bekommen, welches uns einen bleibenden reichen Genuß für die Zukunft sichert. Die Sängerin Adelaide Kemble, die Tochter des verdienstvollen Schau-

Digitized by Google

spielers, ist kürzlich unter Benedikt's Leitung zum Erstenmale, und zwar als Norma, auf dieser englischen Bühne aufgetreten. Diese neue reizende Erscheinung erregte eine außerordentliche Sensation. Wir enthalten uns alles Lobes, da nicht Neuheit, sondern die gediegene, umfangreiche Stimme und das natürliche Spiel den Ruhm dieser jungen Künstlerin begründeten. Das Publikum ist in gespannter Erwartung auf Benedikt's neue Oper, in welcher die Primadonna-Partie für Miß Kemble geschrieben ist. Ein Künstler wie Benedikt berechtigt zu den schönsten Erwartungen. In der Folge werden wir die Zusammenstellung dieser Bühne näher berühren. — Die Musarb-Konzerte haben den Reiz der Neuheit verloren, werden deßhalb wenig besucht und sehen ihrem Ende entgegen. Wer will auch immerfort mit Wiederholungen traktirt werden? Eine andere neue Oper, componirt von dem Künstler und Musikhändler Lavenu, wird in Drurylane aufgeführt werden. Wir wünschen dem durch frühere Compositionen schon rühmlichst bekannten Künstler Glück mit seinem letzten Werke, welches ihm nur neue Lorbeeren bringen wird. Die einzelnen Stücke, welche wir aus dieser Oper kennen lernten, stellen die Talente des fleißigen Mannes, der bei den sehr ausgebreiteten Geschäften seines Musikhandels die Kunst selbst nicht vernachlässigt, in ein glänzendes Licht. Das Sujet dieser Oper ist vom beliebten Dichter August Wade, der selbst hübsche Balladen componirt hat.

L. v. K.

Vom Rhein, im Jan.

Der großh. Kreisrath des Kreises Worms hat letzthin eine sehr scharfe Verordnung in Betreff der Maßregeln gegen Verbreitung der Hundswuth erlassen. Im Eingange derselben wird als Thatsache angeführt, daß neuerlich (im Monat Dez.) wiederholt Hunde bemerkt worden seyen, die, der Wuth verdächtig, Menschen und Thiere in großer Anzahl gebissen hätten. In Folge dieser Wahrnehmung werden die Hunde aller jener Gemeinden (26 an der Zahl), in welchen im Laufe des vorigen Sommers ähnliche traurige Erfahrungen gemacht worden oder durch welche solche Hunde gekommen sind, der sicheren Verwahrung ihrer Eigenthümer auf die Dauer von drei Monaten, unter Androhung einer entsprechenden Strafe, dringend empfohlen. Man bezweifelt zwar einerseits sehr, ob je eine polizeiliche Verfügung von diesem Umfange und dieser Dauer in Anwendung gekommen, so lange es tolle Hunde auf der Welt gegeben hat, glaubt aber anderseits die ergriffene strenge Maßregel durch die im Eingange der Verordnung berührtem Motive gerechtfertigt zu sehen, wenn auch, wie man wissen will, bei der gebissenen großen Anzahl von Menschen und Thieren des Kreises Worms bis jetzt noch keine Wutherscheinungen beobachtet worden seyn sollen. Vielleicht war man auch in der Beobachtung der tollen Hunde nicht immer sehr glücklich und hat daher in manchen Gemeinden des Kreises dergleichen Bestien wahrnehmen wollen, wo ihre Erscheinung mindestens zweifelhaft war. Gewiß aber würde es für Worms und die Gegend ein großes Uebel seyn, wenn jene große Zahl von verdächtigen Anzeichen sich durch nachfolgende traurige Erfahrungen bestätigen sollten. Unterdessen sind alle Besitzer von Hunden im Kreise an die erlassenen strengen polizeilichen Vorschriften gebunden und können den ganzen Winter hindurch von diesen ihren Hausthieren nur einen sehr eingeschränkten Gebrauch machen. Verhüte übrigens der Himmel das Aergste, damit die großen Besorgnisse, welche die desfallsige polizeiliche Verfügung fast allerwärts erregt, sich als ungegründet erweisen. Dies wäre ohne Zweifel der beste Trost für die kleingläubigen und geängsteten Gemüther.

Mainz, 9. Jan.

Unter den Festlichkeiten, zu denen der Jahreswechsel bahier Veranlassung gab, zeichnete sich das in der Sylvesternacht im Gasthause zum »Europäischen Hofe« veranstaltete Picknick sehr vortheilhaft aus. Eine zahlreiche, ausgesuchte Gesellschaft, die Theil daran nahm, fand alle Anordnungen so gut getroffen, daß jeder höchlich befriedigt wurde. Billigkeit, Anstand und eine gewisse, bei solchen Gelegenheiten hier seltene Pracht wurden dabei bemerkt und die Ausstattung der Tafeln, an denen gespeis't wurde, war so brillant, als man sie nur in den größten Gasthöfen von Hauptstädten findet. Alle diese Anordnungen verdankte man dem Geschmacke und der Einsicht der trefflichen Gastwirthin dieses Hauses, der Mad. Reis.

Toast,

Hrn. Franz Liszt am 1. Jan. zu Berlin in einem künstlerischen Kreise dargebracht.

Muth und Freude zu gewinnen
An des Jahres erstem Tag,
Laßt uns dieses Fest beginnen
Mit der Töne Zauberschlag.
Sey es uns ein frohes Zeichen,
Daß uns heut' mit schönstem Gruß
Aus des Klanges Wunderreichen
Grüßt der reichste Genius.

Ihm vor allen Heldensöhnen
Flechtet grünen Lorbeerkranz,
Denn er webt in sel'gen Tönen
Um uns Frühlings Duft und Glanz.
Uns vom Ird'schen zu befreien,
Von der trüben Erdennacht,
Allem Edlen uns zu weihen,
Ward verliehen ihm die Kraft.

Gleich dem Monde, silberhelle,
Strahlt er Frieden um sich her,
Gleich der Sturmfluth Donnerwelle
Braust er, ein empörtes Meer.
Flammen seine Fingerspitzen,
Freier noch, als Geist und Licht,
Noch zuvor den schnellsten Blitzen
Kennt er Stoff und Schwere nicht.

Keiner von den Weltbezwingern,
Hat den Erdball so umspannt,
Wie mit zehn Eroberungsfingern
Er mit unbesiegter Hand.
Mögen sich die Götter rüsten,
Wenn er in den Himmel dringt,
Diesen List zu überlisten
Schwerlich einem Gott gelingt.

Jubeln müßt ihr, ihr müßt zittern,
Sey's in Wonne, sey's in Schmerz,
Freudenschauer euch umwittern,
Er gebietet jedem Herz.
Zu der Harmonie der Sphären
Trägt sein Flügel uns empor;
Auf! es töne ihm zu Ehren
Dreimal Hoch! im vollen Chor.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 13. Januar. Egmont, Schauspiel in 5 Abtheilungen von Goethe.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 14. Freitag, den 14. Januar 1842.

Das Kreuz auf dem Anstand.

Von Elias Berthet. (Aus dem Musée français 1841.)

(Schluß.)

Plötzlich schien ein Mann, gleichsam wie aus der Erde hervor, inmitten aufzutauchen; es war Guichard, noch blasser, noch niedergeschlagener, als er es Morgens gewesen, die Kleider und Hände vom Gesträuch zerrissen, als wäre er zu diesem Orte hergekrochen. Bei seinem Anblick hielt Jedermann stille, doch gleich darauf erhoben sich drei Stimmen gegen den Waldschützen. Lebhafte und nicht sehr gemessene Vorwürfe wurden von drei Personen, die sich zu beklagen hatten, daß er sie verrathen, zugleich an ihn gerichtet. Der Waldschütze hörte sie mit stummer Ergebung an, und sagte dann kleinmüthig, mit zum Himmel gerichteten Blicken:

„Um der Barmherzigkeit willen! meine Herren, schonen Sie mich in einem Augenblick, in welchem ich Sie Alle durch das größte, schmerzlichste Opfer, das ich zu bringen vermag, zu retten Willens bin! . . .“

Die Zuhörenden blickten sich hier erstaunt an.

Doch Herr Rupert fragte endlich etwas gemäßigter:

„Wo waren Sie denn, was thaten Sie, als ich Sie beauftragte, meinen Sohn zu bewachen? . . .“

„Was ich that, mein Herr,“ sagte der Waldschütze, etwas lebhafter werdend; „o, ich wußte wohl, daß Ihr Sohn in diesem Augenblick nichts zu fürchten hatte, sondern daß nur Sie Gefahr liefen . . . Ich sah Sie nach den Pistolen des Capitains greifen, und begriff wohl, was Sie mit diesen zu thun gesonnen waren . . .“

„Nun,“ fuhr der Waldschütze fort, „folgte ich Ihnen hinter dem Gebüsche Schritt vor Schritt; ich sah, wie Sie mit Herrn von Blangy zusammentrafen, wie sie ihn reizten . . . Ich hörte seine Drohungen, Ihre Herausforderung . . . ich war nur zwei Schritte von Ihnen, und habe Sie nicht einen Augenblick aus dem Gesichte verloren, und wenn einer von Ihnen geschossen hätte, wäre die Kugel in meine Brust gedrungen! . . .“

„In Ihre Brust! . . .“

„Guichard, was soll das heißen? . . .“

„Ach! Gott ist mein Zeuge,“ versetzte Guichard verzweiflungsvoll, „daß ich alle menschlichen Kräfte versucht, um dieses schreckliche Duell zu verhindern! Ich habe bei dem Sohne des gefallenen Opfers die mächtigsten, die feierlichsten Betrachtungen zu erwecken gesucht! Ich nahm, um ihn zu rühren, Vernunftgründe, Religiosität, Mitleiden, eine Liebe, deren Daseyn ich in seinem Herzen errieth, kurz, alles in Anspruch . . . und als ich endlich sah, daß alle meine Versuche vergebens waren, stürzte ich mich ihm zu Füßen, ich, der noch vor Niemand gekniet hatte! Ueberzeugt von der Beharrlichkeit seines Hasses gegen den Mörder seines Vaters, wandte ich mich nun an den andern Theil; ich habe die Schrecknisse einer zärtlichen, furchtsamen Familie erweckt, habe Ort und Stunde des Rendezvous kund gemacht; ich glaubte, daß dieses Duell, wenn es diesen Abend hintertrieben würde, wegen der Abreise des Capitains, später nicht mehr stattfinden könne . . . doch ein unseliger Zufall hat nun alle meine Vorsichtsmaßregeln, alle meine Hoffnungen vernichtet . . .“

„Doch welches Interesse haben Sie?“

„Das will ich Ihnen sagen, Herr Armand von Blangy. Sie wollten mir gestern früh nicht glauben, als ich Ihnen sagte, er sey an dem Verbrechen, dessen Sie ihn anklagen, unschuldig; diesen Abend nun, weil es unumgänglich seyn muß, bringe ich Ihnen den Beweis.“

„Der Schuldige! wer ist der Schuldige? . . . Ach! nennen Sie ihn schnell, um Gotteswillen! . . .“

„Der Schuldige war mein Vater!“ sagte der Waldschütze in herzzerreißendem Tone, sich die Augen mit der Hand bedeckend.

„Sein Vater! . . .“

Tiefes Schweigen begleitete diese Worte.

„Und jener Beweis, mein Herr, jener Beweis, wo ist er?“

„Hören Sie mich. Sie wissen, daß mein Vater auf Herrn Rupert's Besitzungen die Stelle eines Waldschützen bekleidete, die sich seit jener Zeit nun auch auf mich vererbte.“

„Mein Vater hatte gegen den Grafen Arsène, der ihn einst auf der Jagd sehr mißhandelt hatte, einen tiefen Haß genährt; und da er keine Gerechtigkeit finden konnte, sich gelobt, diese selbst zu nehmen. Er war es, der in einer Anwandlung von Zorn, bei sinkender Nacht, den Grafen traf, ohne daß Herr Rupert, der nur wenig Schritte entfernt war, die Ueberzeugung seiner Straffälligkeit erhalten konnte, wenn er sie vielleicht auch geargwohnt hatte . . .“

Herr Rupert senkte beifällig das Haupt, und sagte, einen vorwurfsvollen Blick auf den Grafen werfend:

„Ich wagte nicht, ihn anzuklagen, noch meinen Argwohn

Digitized by Google

zu äußern, ohne seines Verbrechens gewiß zu seyn; denn ich hätte dadurch vergebens den Ruf eines ehrlichen Mannes angetastet."

„Ja, Ihr Benehmen war edel und großmüthig!" sagte der Waldschütze voll Enthusiasmus; „Sie zogen es vor, die Verantwortlichkeit des Argwohns allein zu tragen, als einen Mann anzuklagen, der unschuldig seyn konnte! Herr Rupert, Gott wird Ihnen diese schöne Handlung lohnen."

„Wie aber erfuhren Sie die Sache? . . ."

„Mein Vater starb, wie das Jedermann bekannt ist, während der Zeit der Graf von Blangy ausgewandert war; und das Andenken an seine schlechte Handlung vergiftete seine letzten Augenblicke. Doch hatte er nichts destoweniger die Kraft, ein ausführliches Geständniß seines Verbrechens niederzuschreiben, und dasselbe in einem festversiegelten Paket niederzulegen, das er mir heimlich mit der Weisung übergab, es nur im Augenblicke zu eröffnen, wenn ich der Rückkehr des Grafen Armand von Blangy in sein Vaterland ganz gewiß seyn würde. Zu dieser Gewißheit gelangte ich erst gestern Abend, und dann öffnete ich jenes unselige Papier . . . Urtheilen Sie nun über meinen Schmerz, als ich die schreckliche Wahrheit erfuhr! Mein ganzer Reichthum hatte in dem Namen bestanden, den ich führe, und den ich für makellos hielt, nun aber gelangte ich zur Erkenntniß, daß er der Name eines Mörders sey! . . . (nur solche, die Aehnliches erlebt, werden mir diesen Egoismus verzeihen!) Ich nahm mir vor, dieses Papier nur dann vorzuzeigen, wenn mich die äußerste Nothwendigkeit zu dieser Entehrung zwingen würde . . . Wenn sich dieses schreckliche Duell aufgehoben hätte, vielleicht . . . ja, dann wäre ich vielleicht mit dem Geheimniß meines Vaters, so wie mit dem meinigen, aus der Welt geschieden . . ."

„Und dieses Papier! Zeigen Sie mir dieses Papier!" sagte der Graf mit einem Ausdruck, aus welchem zugleich Angst und Freude sprach . . .

Guichard zog einen ganz zerknitterten Brief aus seiner Brusttasche hervor, welchen er Armand zitternd darreichte. Der junge Blangy warf einen flüchtigen Blick über denselben hin, und stürzte dann Herrn Rupert zu Füßen, mit dem Ausrufe:

„Können Sie mir vergeben, mein Herr?"

„Ich bemitleidete Sie," sagte der Greis, „als Sie mein Leben bedrohten . . ."

Nun schloß er ihn in seine Arme. Der Capitain vermochte der ergreifenden Wirkung dieser Scene nicht zu widerstehen, und Alle waren gerührt und vergaben sich wechselseitig. Guichard allein blieb zitternd und niedergeschlagen, ohne daß man seiner achtete.

„Und mir! mir!" murmelte er.

Der Graf wandte sich von ihm ab, und machte ihm ein Zeichen mit der Hand, als wolle er sagen: niemals.

Den folgenden Morgen reis'te Capitain Rupert zu seinem Regiment ab; Guichard begleitete ihn, und trat in seine Compagnie. Kurze Zeit darauf wurde er in der Schlacht von Marengo getödtet, indem er einem Säbelhieb entgegenstürzte, der dem Capitain bestimmt war.

Der Graf von Blangy heirathete Caroline.

Ueber die Fortschritte des Ackerbaues in Europa.

(Von Dr. Wilhelm Dieffenbach.)

Wenn man die gesellschaftlichen Zustände der unterschiedlichen Völker des Erdkreises betrachtet; wenn man sieht, wie die einen fast den Gipfel der Kultur erreicht zu haben scheinen, während die anderen kaum aus dem rohen Naturstande hervorgetreten sind, und beinahe an Allem Mangel leiden, was das menschliche Leben verschönert und angenehm macht; wenn man ferner bemerkt, daß ganze Nationen, wie einzelne Individuen, dem ewigen Kreislaufe der Dinge unterworfen sind, mithin das Gesetz der Bewegung in der physischen wie in der moralischen Welt überall seine Rechte geltend macht, was auch menschliche Weisheit dagegen unternehmen mag: so kann man sich des Gedankens nicht entschlagen, daß die bürgerlichen Gesellschaften ein Erzeugniß der Nothwendigkeit und des Bedürfnisses sind, und daß alles Andere, was man von dem übernatürlichen Ursprunge der Staaten fabelt, höchstens nur den Hang des menschlichen Gemüthes zum Wunderbaren beurkundet, in keinem Falle aber geeignet ist, dem besonnenen Forscher, der in dem Wechsel der Erscheinungen der Vergangenheit und Gegenwart klar sehen will, brauchbaren Stoff zur näheren Untersuchung darzubieten.

Davon ausgegangen, erscheinen diejenigen als die größten Wohlthäter des menschlichen Geschlechts, welche, anstatt die Menge zu täuschen und ihren Aberglauben zu nähren, ihr Augenmerk hauptsächlich darauf richteten, den Menschen in seinen vielfachen Beziehungen zur wirklichen Welt aufzufassen und den Forderungen eines sorgenloseren und behaglicheren Daseyns, der Grundbedingung aller höheren Kultur, durch ihre Arbeiten und Erfindungen möglichst Genüge zu leisten. Denn der Mensch will vor Allem leben und seine physischen Bedürfnisse befriedigen, ehe er an die Erstrebung höherer Zwecke denken kann. Sine alimentis nulla vita terrestris, sagt Seneca, und in diesem Ausspruch des alten Philosophen liegt zugleich das ganze Geheimniß der Menschenbildung, mit allen ihren Abstufungen, von den ersten Anfängen der bürgerlichen Vereine bis zur hochcultivirten Staatsgesellschaft, in welcher Künste und Wissenschaften blühen und das gesellige Zusammenleben der Menschen durch weise Gesetze und gute moralische Institutionen veredelt und verschönert wird.

Die stets wiederkehrenden täglichen Bedürfnisse, welche in der Kindheit der Völker leicht zu erhalten sind, weil die Schätze der Natur nur von Wenigen in Anspruch genommen werden, steigen in ihrem Werthe bei der fortschreitenden Zunahme der Bevölkerung und bewirken allmählig Revolutionen in der gesellschaftlichen Verfassung der Menschen, welche außerdem wohl schwerlich die größte Macht auf Erden hervorzubringen im Stande seyn würde. Volksstämme, welche vielleicht lange Zeit hindurch sich durch Jagd und Fischfang ernährten, konnten, aus der vorhin erwähnten Ursache, zuletzt nicht länger mehr subsistiren. Von der Macht der Umstände gedrängt, mußten sie entweder neue Erwerbswege aufsuchen, oder sich der Gefahr aussetzen, ihr Leben unter steten Entbehrungen hinzubringen. Sie wählten das Erstere und griffen nach einer Beschäftigung, welche dem Jägerleben zunächst zu liegen scheint. Sie vertauschten die Jagd mit der Viehzucht und fanden in letzterer den gesuchten größeren Lohn ihrer Thätigkeit. Allein selbst diese,

Digitized by Google

so nützlich sie sonst auch ist, kann bei der fortschreitenden Entwickelung des Gemeinwesens nicht ausreichend gefunden werden. Der Mensch in seiner Eigenschaft als Jäger oder Hirt hat noch keinen festen Wohnsitz, keine höheren Interessen, mithin auch keine dringende Veranlassung zur Gründung eines festen bürgerlichen Vereines, ohne welchen das menschliche Daseyn immer höchst elend, arm in der Gegenwart und folgenleer für die Zukunft ist. Sein Zelt, seine Familie und seine Heerde scheinen ihn ausschließlich zu beschäftigen, und in diesem beschränkten Kreise seiner täglichen Mühen und Sorgen lebt er nach seiner Weise roh und zufrieden.

Bei dieser Art von Beschäftigung eines Volksstammes ist aber an eine Ausbildung seiner gesellschaftlichen Verhältnisse nicht zu denken. Näher dem Mangel als dem Ueberflusse stehend, sind seine gesellschaftlichen Zustände so wandelbar wie sein Wanderleben, ohne Festigkeit und bleibenden Nutzen für die Gesammtheit.

Glücklicherweise sind die Bande, welche den Menschen an die Sinnenwelt fesseln, von der Natur so enge geknüpft, daß die Wechselwirkung zwischen beiden früh oder spät zu ihrer Vollendung gelangen muß. Wenn das Jäger- oder Hirtenleben ihm nur einen unsicheren Lebensunterhalt verschafft und ihm wegen der Zukunft keine Bürgschaft gewährt; so ist eine Verbesserung seiner äußeren Lage nur für den Fall möglich, wenn er sich zur Wahl eines festen Wohnsitzes und zum Anbau der Erde, zur Gewinnung nutzbarer Produkte entschließt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Die Chatham-Inseln, welche die Hamburger zum Besten Deutschlands und zum eigenen Frommen für eine deutsche Colonie erwerben wollen, soll die Neuseeland-Gesellschaft den Wilden abgekauft haben. Der Kaufpreis bestand, englischen Blättern zufolge, in einigen alten Decken, einigen Feuergewehren und Spielwaaren. Jetzt soll die Insel 120,000 fl. kosten.

In der Neujahrsnacht fand im Haag ein festlicher Aufzug der Lastträger statt, zu dem der König ihnen 500 fl. geschenkt hatte, und dem derselbe auch mit seiner Familie vom Schloß aus zusah. Masken, Fackeln, patriotische Lieder und Musik wirkten mit zu diesem freudigen Beginne des neuen Jahres.

Um die Aufnahme alles bedeutungslosen Schmuckes in den protestantischen Kirchen zu verhindern, hat das Consistorium zu Baireuth eine besondere Verordnung erlassen, und namentlich das Aufstellen von Vasen mit künstlichen Blumen auf dem Altar gemißbilligt, da sich dafür weder eine historische noch symbolische Beziehung auffinden lasse. Die Pfarrer werden angehalten, darauf zu sehen, daß geschmacklose Zierrathen aus den Kirchen entfernt und als Schenkungen nicht angenommen werden.

(Frankfurt, 12. Januar.) Am 8. d. Monats fand die erste Museumssoirée dieses Jahres statt, und konnte nicht würdiger eröffnet werden, als durch eine der herrlichen Symphonien von Beethoven. Herr Dr. Th. Creizenach sprach gehaltvolle Worte über den Charakter der neuesten deutschen Dichtung, und stellte uns eine Fortsetzung dieser interessanten Besprechung in Aussicht. — Der Violinvirtuose Hauser aus Preßburg überraschte durch einen hohen Grad von technischer Fertigkeit und seltene Reinheit des Tons. Bei seinem demnächstigen Konzert werden wir diesen Künstler weiter besprechen. Die Leistungen des Herrn Basse und der Dem. Arnold waren freundlich aufgenommene Erstlingsversuche. Hrn. Lußbergers gediegener Vortrag einer schönen Dichtung von Kopisch verdient hervorgehoben zu werden. — Herr Luz spielte ein Rondo für das Klavier, von Hummel. Wie die Wahl einer so gehaltvollen und auf ästhetischer Grundlage gestützten, man darf sagen poetischen Composition unseres trefflichen, nie veraltenden Hummel dem Geschmacke des Spielers Ehre machte, so erwarb er solche nicht minder durch einen ausdrucksvollen, wohl überdachten Vortrag, durch schönen Anschlag und korrektes, technisch abgerundetes Spiel. Es ist löblich, daß Herr Luz, obwohl als Musiklehrer viel beschäftigt, deswegen das höhere Interesse der Kunst und das Fortstudium nicht aus den Augen verliert. Der neue Streicher'sche, von dem Conzertanten gespielte Flügel war eines jener trefflichen Instrumente, deren Ruf so begründet steht, daß sie der herausfordernden Anpreisung so wenig bedürfen, als sie ein ihre Vorzüge verkennender Tadel gefährden kann. Was Lieblichkeit und Wohlklang des Tones betrifft, haben sie keine Parallele zu fürchten.

(Wallis.) Zwölf Männer aus dem Thal Herens wollten den Markt der sardinischen Stadt Aosta besuchen. Der Weg dahin geht über den Arola-Gletscher, der sich auf den Höhen zwischen Herens und dem sardinischen Thal Bionaz wie ein Meer hinzieht. Kaum hatten die Wanderer das letzte Walliserdorf, Hauderen, verlassen, als der Berg allgemach in eine Schneewolke sich hüllte. Trotz dieses bösen Vorzeichens ließen sie sich nicht abschrecken, den Gletschner hinanzusteigen. Nur zwei, denen die Kälte zu grimmig durch die Glieder schnitt, traten den Rückzug an. Die andern kamen bald auf der Höhenebene des Gletschers an. — Weit und breit lag das dicke trübe Dunkel und stürmte der Wind durch den frischen Schnee, den er zu Strudeln aufwühlte, in denen die Wanderer alle Augenblicke zu ersticken glaubten; doch rangen sie sich fort und immer weiter fort, bis endlich Einer und bald darauf ein Zweiter zurückblieb und allein in dem wilden Chaos dahin irrte. Die andern kamen endlich an das anderseitige Ende des Gletschers, wo es hinuntergeht jäh und steil in das Aosterthal und ein eisernes auf einem Felsen aufgepflanztes Kreuz seit Jahrhunderten die Gränze zwischen Wallis und Piemont und zugleich die Gräber von hundert und hundert verunglückten Wanderern bezeichnet. Hier aber konnten sie in dem wirren Dunkel den einzigen Weg, der hinunterführt, nicht finden; erstarrt von der schneidenden Kälte, bis ins Herz hinein, irrten sie lange hin und her, um den Rettungsweg aus der Todesangst und der Todesgefahr zu finden — umsonst — der Tag ging gegen die Neige. — So mußten sie sich zum Rückzug entschließen. Kaum einige Schritte zurück trafen sie auf ihren Kameraden, der sie zuletzt verlassen, der ihnen nachschwankte, wieder nicht folgen konnte und für immer zurückblieb. Ebenso konnten sie auch noch dem Andern das allerletzte Lebewohl sagen, aber nicht

Digitized by Google

ihm helfen. Leider waren die Beiden nicht die einzigen Opfer; schon sahen sie den Rand des Gletschers, wie der Schiffbrüchige das Land, als ein Dritter, von Müde und Kälte gelähmt, nicht mehr Schritt halten konnte. „Lauf, lauf, oder du stirbst", riefen ihm die Kameraden zu. „Hätte ich nur etwas Nahrung, so käme ich wieder vorwärts", antwortete der Arme; er hatte früher seinen Sack mit Lebensmitteln von sich geworfen, weil er ihn am Gehen hinderte. Einer seiner Landsleute setzte ihm die Branntweinflasche an den Mund, die er mit großen Zügen leerte, Muth faßte, noch einige Schritte und dann wieder Halt, für immer Halt machte. Seine Gefährten flohen den eigenen Tod; sein Hülferuf verklang in der Windsbraut, die ihn mit einem Leichentuch von Schnee bedeckte.

(Berlin.) Am 5. d. M., Abends gegen 6 Uhr, bestieg ein unbekannter Mann in den dreißiger Jahren, in der Zimmerstraße, Ecke der Markgrafenstraße, eine Droschke, und verlangte nach dem Potsdamer Eisenbahnhofe gefahren zu werden. Allein die Fahrt war nur kurz, nur ein schneller trauriger Uebergang und eine bedauernswerthe Vorbedeutung zu der großen Reise in's unbekannte Jenseits — denn schon in der Friedrichsstraße, Ecke der Schützenstraße, erschoß sich der Passagier vermittelst eines Terzerols, und nur einen Leichnam hätte sonach der Kutscher seinem Bestimmungsorte zuführen können.

Zu Greenock in Schottland ereignete sich am 3. Jan. das Unglück, daß ein neues Schiff, das vom Stapel gelassen ward und auf dessen Verdeck etwa 150 Zuschauer, meist Knaben, sich befanden, im Wasser durch Umlegung des Ballastes plötzlich auf die eine Seite stürzte; die darauf befindlichen Personen wurden nach allen Richtungen in die Fluthen geschleudert, und mehrere ertranken, obwohl sogleich Boote zur Hülfe herbei eilten.

Die Annalen der Chemie und Pharmacie warnen vor der von Friseurs ꝛc. vielfach angepriesenen und um einen Thaler feilgebotenen röthlich gefärbten Salbe, Löwenpomade genannt, welche das Wachsthum der Haare befördern soll, weil dieselbe eine nicht unbedeutende Quantität Calomel (Quecksilber-Präparat) enthalte und also der Gesundheit sehr gefährlich sey. Die sachsen-altenburgische Regierung hat den Verkauf dieser Pomade bereits bei Strafe verboten.

(Anekdote.) Ein Offizier, immer gut gelaunt, sagte zu seinen Kameraden: Gebt Obacht, welch präzises Manöver ich meinen Rekruten gelernt habe. Diese waren darauf sehr neugierig. Als der Offizier seinen Zug früh 4 Uhr im Hochsommer auf den Exerzierplatz geführt hatte, ließ er denselben nach einigen Bewegungen endlich „ruhen." Dies ist, wie bekannt, ein Kommando, wo der Rekrut sich noch nicht ganz der Ruhe ergeben darf. Jetzt kam der Zeitpunkt des erwarteten Manövers, diesen gab er den hinter sich stehenden Kameraden still zu verstehen. Er stellte sich vor den Zug und gähnte. Plötzlich und unwillkürlich riß der ganze Zug, wie auf ein Kommando, — das Maul auf.

Korrespondenz.

Mainz, 11. Jan.

Eine achtbare Familie des eine halbe Stunde von hier entlegenen Ortes Bretzenheim erfuhr vor wenigen Tagen einen Trauerfall, an dem Jeder, der diese Familie kennt, den wärmsten Antheil nimmt. Vor vier Wochen verließ an einem Sonntag Nachmittag der 24jährige Sohn dieser Familie, ein braver, wohlgebildeter junger Mann, das väterliche Haus, schlug den Weg nach Mainz ein und kam seitdem nicht mehr zum Vorscheine. Alle Nachforschungen, die hier und in der Umgebung nach ihm angestellt wurden, blieben ohne Erfolg; man konnte nichts von ihm ausfindig machen und seine Eltern trösteten sich in den ersten Tagen seiner Abwesenheit mit der Hoffnung, daß er einen in einem oberhessischen Städtchen wohnenden Verwandten habe besuchen wollen und dieses Vorhaben vielleicht ausgeführt hätte. Sie schrieben deßhalb auch an diesen Verwandten, erfuhren aber nur zu bald, daß auch diese Hoffnung sie betrogen habe. Der Vater ließ nun in einem öffentlichen Blatte nach dem Verschwundenen forschen und erfuhr darauf durch die herzogl. nassauischen Behörden, daß am Tage nach der Entfernung seines Sohnes man bei Neuhof jenseits der Platte den entfernten Leichnam eines jungen Mannes, dessen Personalbeschreibung und Kleidung mit jener des Vermißten übereinkamen, an einem Baume erhängt gefunden habe, und daß derselbe nach geschehener Untersuchung beerdigt worden sey. Der Vater begab sich unverweilt nach Wehen, dem Sitze des herzogl. Amtes, und gelangte dort zur Gewißheit, daß der Entfernte sein unglücklicher Sohn gewesen. An einen Selbstmord ist bei dem religiös-sittlichen Charakter des jungen Mannes beinahe nicht zu denken; es durchkreuzen sich daher vielfältige Muthmaßungen an ein gegen ihn begangenes schweres Verbrechen, zu denen jedoch bis heute jeder Beweis fehlt. An einen Raubmord ist gleichfalls nicht zu denken; denn der Verstorbene hatte noch 4 fl. baares Geld und seine Sackuhr in der Tasche; seine Kleider sollen in vollkommener Ordnung und seine Stiefel nicht beschmutzt gewesen seyn, obgleich es damals jeden Tag regnete und es allenthalben an Koth und Schmutz nicht fehlte. Möchte die genaueste Nachforschung der herzogl. nassauischen Gerichtsbehörden das Dunkel, welches über diesem Vorgange liegt, lösen.

Vom Wupperthal, 3. Jan.

In Elberfeld wird ein Theater gebaut. Trotz aller Opposition dortiger Pietisten, welche sich zum Theil in den Elberfelder Blättern kund that, und welche nur dazu diente, zu zeigen, wie sehr der gesunde Sinn der meisten Wupperthaler über egoistisch-fanatische Bestrebungen einiger Wenigen, nicht sowohl durch Polemik, als durch thatkräftiges Handeln, den Sieg davon trägt. Das Theater wird erbaut an der Stelle des alten Lagerhauses, und sind die Kosten vorab auf 40 000 Thlr veranschlagt, welche beinahe schon alle durch Actien gedeckt sind, mithin werden die Elberfelder bald um ein Institut reicher seyn, das, wenn man dessen eigentlichen Zweck im Auge behält, nur wohlthätig für Verbreitung edler deutscher Gesinnung und wahrer Aufklärung wirken kann. Unser weiser Monarch protegirt Künste und Wissenschaften und dieses Faktum läßt uns eine schöne Zukunft erblicken, wo namentlich die Bühne, als ein volksthümliches Institut, welches einen großen Einfluß auf Sitten und Civilisation hat, sich einer immer größeren Aufmunterung zu erfreuen haben wird.

Theater-Anzeige.

Freitag, 14. Jan. Großes Vocal- und Instrumental-Konzert des Liederkranzes zum Besten der Mozartstiftung. — Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 15. Samstag den 15. Januar 1842.

Der Renegat. *)

Horch die Cithern, horch die Cymbeln, wie sie locken, wie sie klingen!
Und die Weiber schau, die süßen, wie sie wild im Tanz sich schwingen!
So am kühlen Meeresstrande, unter purpurnem Gezelt,
Saß der Renegat, der alte, hochgepries'ne Fürst und Held.

Denn von Allen, welche meerwärts aus dem Land der Christen kamen,
Und den Koran statt der Bibel, für das Kreuz den Turban nahmen,
Lachte Keinem, Segen spendend, je des Glückes Sonne mehr,
Wurde Keiner je so mächtig, je so reich und groß wie er.

Und die Sklavin, lüstern lächelnd, klirrte mit dem gold'nen Becher:
„Der Prophet zwar hat's verboten, Mahomet, der arge Zecher;
Doch die Sklavin, deine Liebste, Sulima gebeut es dir."
— „Laß das Klirren, laß das Klingen; denn wie Glocken klingt es mir." —

„Herr! was ist dir? Laß mich's wissen! Will das Spiel dir nicht behagen?
Sehnst dich, draußen in der Wüste Leu und Tiegerthier zu jagen?
Oder willst den Säbel prüfen an des Christen feilem Haupt?"
— „Nenn', o nenne nicht den Namen Eines, der an Christus glaubt!" —

Sprach's und schwieg und schloß die Augen: denn, als würd' er fortgetragen
Auf des Sturmwinds Adlerschwingen, eine Kirche sieht er ragen:
Hoch vom Thurm, ein Stern des Friedens, lacht des Kreuzes goldner Schein,
Und die Orgel hört er brausen und Gebet und Litanei'n;

Sieht sich selbst, wie er gewesen in der Jugend goldnen Tagen,
Eh' ihn Meer und Schicksalsstürme in das Mohrenland verschlagen,
Einen blondgelockten Knaben, Weihrauchbecken in der Hand,
Wie er dienend und geschäftig dem Altar zur Seite stand;

Sieht die Schwestern, die geliebten, mit den langgeflochtnen Zöpfen,
Lauschend gegenüber knien mit geneigten Engelsköpfen;
Sieht der Mutter holdes Auge, gleich wie Mutteraugen thun,
Hoffnungsvoll und doch voll Sorge, sanft auf seiner Stirne ruhn;

Sieht im Meßgewand den Priester, der die Hand erhebt zum Segen
Und sein Herz im tiefsten Busen, stürmisch pocht's mit tausend Schlägen! —
Aber ach! mit Heroldstimme tönt es donnernd ihm in's Ohr:
„Sey verflucht in alle Zeiten, wer von Christus sich verlor."

— Hört's und schlug empor die Augen: „Herr! die Flotte kommt gefahren,
Deine Diener sind's, die treuen, lustig muthigen Korsaren,
Die mit Beute wiederkehren aus dem fernen Christenland,
Und von Sklaven und Gefangnen, sieh, wie wimmelt schon der Strand!"

Durch die Reihen schritt der Alte: 's war ein Anblick zum Erbarmen!
Furchtentstellt, mit bleichem Antlitz, standen dichtgedrängt die Armen,
Knab' und Mägdlein, zarte Kleine, Greise selbst im Silberhaar;
Ach! denn Keinen, den er findet, schont der grimmige Korsar.

Nur ein Knäblein, zart von Jahren, schien getrost und ohne Zagen:
In dem Sand sah man ihn knieen, himmelwärts den Blick geschlagen;
Oft geküßt von seinen Lippen, an den Busen dicht gepreßt,
Hielt ein Kreuzchen, ein geschnitztes, er mit beiden Händen fest.

*) Aus den Gedichten von R. E. Prutz. Leipzig. Otto Wigand. 1841.

Digitized by Google

Um sein rosig Kinderantlitz floß das Haar in goldnen Wogen,
Ruhig, wie zum Todesstreiche, hielt den Nacken er gebogen,
Sah mit freundlich stolzen Augen dreist dem Fürsten in's Gesicht,
Und die Wangen blieben rosig und sein Auge zuckte nicht. —

Und der Renegat mit Schweigen sah das Kreuz und sah den Knaben;
Eine Thräne schien verborgen in den Wimpern er zu haben,
Ging zurück dann zum Palaste, Keiner wußte, was ihm sey: —
Aber noch am selben Tage ließ er alle Christen frei.

Ueber die Fortschritte des Ackerbaues in Europa.

(Von Dr. Wilhelm Dieffenbach.)

(Fortsetzung.)

Dieser Wechsel in der äußeren Lebensbestimmung des Menschen ist aber so wichtig, und in seinen Wirkungen so höchst folgenreich für die Gesammtheit, daß eigentlich erst damit der Grund zu einer bleibenden bürgerlichen Gesellschaft und allen ihren Consequenzen gelegt wird. Reichthum, Macht und Kultur stehen damit in einer solchen unzertrennlichen Verbindung, daß uns die Geschichte kein Volk aufbewahrt hat, welches, ohne Ackerbau getrieben zu haben, groß, mächtig und gebildet war. Auch verschafft ein blühender Ackerbau einem Volke eine National-Unabhängigkeit, wie sie andere Zweige des menschlichen Gewerbfleißes nimmer gewähren können. Ueberdies ist der Ackerbau für den Menschen die naturgemäßeste Beschäftigung, er gewinnt dabei an Leib und Seele, und bewahrt sich stets eine Kraft des Körpers und Tüchtigkeit der Gesinnung, welche beide als die unerläßlichsten Eigenschaften eines für das Gemeinwesen wie für seinen Privathaushalt gleich brauchbaren Bürgers angesehen werden müssen. Mit der Entstehung des unbeweglichen Eigenthumes, eine nothwendige Folge des Ackerbaues, erhält der Mensch zugleich eine wichtigere Stellung und höhere gesellschaftliche Bestimmung auf Erden. Er will erwerben und erhalten, zwei Zwecke, die ohne gute Gesetze und deren kräftige Vollziehung nur unvollständig erreicht werden können. Die politische Verfassung des Staates, in dem er lebt, interessirt ihn daher zunächst, er verlangt vor allem Andern die Herrschaft des Gesetzes, welche ohne Stabilität der Regierung nicht denkbar ist, mit einem Worte, äußere und innere Sicherheit mit allen ihren Consequenzen. Kurz, die Beschäftigungen des Ackerbauers, seine Lebensansichten, seine Sitten und bürgerlichen Strebnisse fördern und unterstützen die allgemeinen Staatszwecke so sehr, daß er nicht nur dieser seiner moralischen Stellung nach, sondern auch durch die Zahl seiner Gewerbsgenossen dem denkenden Politiker als höchst beachtenswerth erscheint.

Der Ackerbau, als Ernährer der Staatsgesellschaft, ohne welchen die Mehrzahl in Entbehrung und Dürftigkeit leben müßte, bedingt alle übrigen menschlichen Beschäftigungen und macht ihre Ausübung auf die Dauer möglich. Er ist, wie schon bemerkt, der Anfang aller Kultur, und wenn die Gesetzgeber und Religionsstifter des Alterthumes ihn ihres besonderen Schutzes würdigten, so beweist dies, daß sie seinen großen Einfluß auf alle menschliche Verhältnisse richtig zu schätzen wußten. In Persien wurde der Ackerbau durch besondere Feste verherrlicht, wie noch heutzutage in China, wo der mächtige Beherrscher des himmlischen Reichs, umgeben von seinem Hofstaat und den Mandarinen, alljährlich mit großem Gepränge ein Stück Land umpflügt. Im alten Rom erhielten schon unter Romulus die landwirthschaftlichen Beschäftigungen eine Art religiöser Weihe und wurden unter den nachfolgenden Regierungen zum öftern der Gegenstand der besonderen Vorsorge des Gesetzgebers. Die zum Betrieb des Feldbaues erforderlichen Sclaven, Thiere und Werkzeuge waren bei den Römern keinerlei Art von Pfändung unterworfen, und schon früher hatte Kaiser Constantin der Große den Steuereinnehmern bei schwerer Strafe verboten, die Gegenstände der erwähnten Gattung zum Behufe der Tilgung rückständiger Steuern wegzunehmen. Andere Gesetze Rom's kündigten nicht weniger die hohe Achtung an, welche der Gesetzgeber für den Beruf und das Eigenthum des Landmannes hegte. Die vorsätzliche Beschädigung fremder Erndten oder die Verrückung von Grenzsteinen wurde mit den schwersten Strafen belegt. Niemand durfte seine Heerden auf fremdem Eigenthume weiden lassen. Für gute fahrbare Straßen war gesorgt. Aus der Theilung des Grundeigenthumes entsprang eine bessere Kultur und ein reicherer Ertrag des Bodens. Während der Landbau auf diese Weise mehr Hände beschäftigte, konnte er auch mehr Menschen ernähren, und der Staat gewann dadurch an Bevölkerung und Reichthum, die beiden Haupthebel seiner politischen Macht. — Mit dem Verfalle des römischen Reichs sank auch der Ackerbau und erlag der allgemeinen Erschlaffung der damaligen Zeit. Freie betrachteten ihn als eine ihrer unwürdige Beschäftigung; nur Sclaven bestellten das Feld, und die Herren der Welt konnten ohne Getreide, welches sie von fremden Nationen bezogen, nicht subsistiren.

(Fortsetzung folgt.)

Der wissenschaftliche Verein in Berlin.

(Berlin, 9. Januar.) Gestern Abend wurden die Vorträge des wissenschaftlichen Vereins vor einer zahlreichen und glänzenden Versammlung, unter welcher auch der Protektor des Vereins, der Prinz von Preußen, eröffnet. Hr. v. Raumer bestieg die Rednerbühne mit dem Bemerken, daß er darum zuerst das Wort nehme, nicht weil er einer der Tüchtigsten, sondern weil die Idee zur Gründung des Ganzen von ihm ausgegangen wäre; er sey so glücklich gewesen, mehrere Gelehrte für seinen Gedanken zu gewinnen, wobei er die Hoffnung aussprach, daß sich wohl noch Mehrere anschließen würden. Der constituirte Verein habe demnächst aber auch einer obersten Leitung bedurft und diese in dem Prinzen von Preußen gefunden, welcher sie in einem höchst gnädigen Schreiben angenommen. Hierauf ging der Redner zunächst auf eine Widerlegung der von Freunden des Vereins gegen denselben erhobenen Einwände ein; Böswillige zurückzuweisen, könne nicht die Rede seyn. Indem Verbreitung der Wissenschaft und des wissenschaftlichen Sinnes unter die Menge als letzter Zweck des Vereins hingestellt worden, bezog sich der Redner auf die ermunternden Worte des hochberühmten Mannes, der vor Jahren in denselben Räumen gesagt: „Wissen bewirkt Denken,

Digitized by Google

und Denken bringt Ernst und Kraft in die Menge"; gleichzeitig daran knüpfend, wie man das wahre von dem falschen Wissen zu unterscheiden habe. Nur wissende Völker hätten in der Weltgeschichte gelebt und gewebt, dem Wissen verdankte Europa seine Suprematie, Preußen seine Stelle als Großmacht, während Rußland durch seine Ausdehnung, Oesterreich durch seine Verbindung des Mannichfaltigen, Frankreich durch seine Abrundung, England durch seinen Reichthum und seine Macht zur See diesen Rang erlangten. Preußen, das somit auf Wissen gegründet, würde „einen Selbstmord" begehen, wenn es die wissenschaftliche Richtung je verließe, eine Richtung, die man indeß keineswegs überschätzen dürfe. Bei aller Vortrefflichkeit der Schulen, Akademien und Universitäten bliebe noch Manches zu wünschen übrig. Alle Knaben lernten zwar lesen, aber sie wüßten nach beendigtem Unterrichte nicht, was sie lesen sollten. Der zur Universität übergehende junge Mann beschränke sich dort auf sein Fachstudium, und denke nur selten daran, die erhaltene Schulbildung zu erweitern, denn gehöre es nicht zu den Seltenheiten, den Sophokles oder Tacitus in die Hand zu nehmen? Eben so vernachlässige wiederum der in den Staatsprüfungen Bestandene die Universitätsstudien und hülle sich nur in Das ein, was man gewöhnlich die Praxis nenne. Es solle hier nicht untersucht werden, woran dies läge, aber es könnte wohl angenommen werden, daß jene Uebelstände sich grade durch solche Vorlesungen beseitigen ließen; freilich seyen in zwölf Vorlesungen nicht alle Wissenschaften zu erschöpfen, doch würden sie jedenfalls eine gute Anregung geben, indem sie Verständlichkeit mit Gründlichkeit verbänden; wobei der Redner den Irrthum widerlegte, daß Popularität immer mit Oberflächlichkeit verbunden sey. Man könne aus den in England üblichen ähnlichen Vorträgen entnehmen, daß gründliche Wissenschaft auf populärem Wege verbreitet würde; man möge dies ferner aus vielen Schriften aller Zeiten, aus keiner aber so sehr wie aus dem Neuen Testament erkennen. Demnach setzten auch gegenwärtige Vorlesungen durchaus keine gelehrten Vorkenntnisse voraus, und zwar sey diese Tendenz ausdrücklich durch die Statuten vorgeschrieben. (Hier wurde der betreffende Paragraph mitgetheilt.) Uebrigens könne es auch wohl keinem Gelehrten schwer seyn, irgend einen Zweig seiner Fachwissenschaft auf solche Weise zum Gemeingut aller Gebildeten zu machen; warum sollte ein Jurist nicht über peinliche Prozeßordnung, ein Arzt über Homöopathie, ein Theolog über die heutige Auffassung der Evangelien vor einem solchen Publikum sprechen können? Zum Schlusse sprach der Redner noch über die von Manchen angefeindete Zulassung von Frauen zu wissenschaftlichen Vorträgen. Er beseitigte den dagegen gemachten Einwand: daß sie aus Eitelkeit oder sonstigen Nebengründen kämen, damit, daß ja auch ganz Dasselbe von Männern gesagt werden könnte, und grade die Anwesenheit der Damen würde dem Redner zur Ermunterung dienen, sich alles gelehrten Krames zu enthalten. Es wäre schon im Interesse der Sache sehr zu wünschen, daß dieser Einleitungsvortrag durch den Druck in seiner Vollständigkeit ganz allgemein würde. Nach Herrn v. Raumer sprach der Geheimerath Lichtenstein über die, durch ihn vorher vertheilten Plan erläuterte Säugethierfauna von Südafrika, wobei er einige vergleichende Bemerkungen über die Gestaltung des Bodens, seine Flora und die Temperaturverhältnisse des Landes anstellte. Gleichzeitig theilte Hr. Lichtenstein zum Schlusse die Nachricht von der bevorstehenden Bereicherung und Verbesserung des hiesigen zoologischen Museums, namentlich in Bezug auf Säugethiere, mit, woran er die von der Anlegung einer Menagerie im Thiergarten knüpfte, die aber nur durch Erlegung eines Eintrittsgeldes dem Publikum, nach Art wie in London, geöffnet seyn wird, da es unbillig sey (?), ein Institut, das ausschließlich der Stadt zu gute käme, ausschließlich auf Staatskosten zu erhalten. (L. A. Z.)

Mannichfaltigkeiten.

Mit der steigenden Kälte steigen auch die Klagen über Holzmangel und die enormen Preise des Holzes. Im Allg. Anz. schlägt Kerst vor, der Noth einmal von einer andern Seite beizukommen, durch Abhärtung, warme Kleidung, Benutzung der Wärme der Thiere und Verminderung der warmen Speisen.

(Der stotternde Provisor.) Ein Apotheker gab Kindtaufschmaus. In der besten Freude wurde jener zu seinem Provisor hinaus gerufen, welcher, noch athemlos vom schnellen Treppensteigen, ihm mit einem kreideweißen Antlitze, das auf nichts Gutes schließen ließ, entgegen kam. Der arme Mensch hatte den Fehler an sich, daß er stark stotterte, besonders wenn er in der Eile oder Angst war. Daher fing er auch jetzt also an: „He—He—He—Herr Ap—Ap—Ap—Ap—Ap—" Der erschrockene Apotheker unterbrach ihn, indem er ungeduldig ausrief: „So sagen Sie doch, um Gotteswillen, nur schnell, was es gibt, und lassen Sie den Herrn einstweilen weg!" Doch dadurch wurde das Zungenband des Provisors noch keineswegs gelöst. Das Stammeln begann von neuem und ärger als zuvor. „Singen Sie, Herr!" schrie der Apotheker zornig — „wenn Sie nicht reden können." Es ist nämlich eine allgemein begründete Erfahrung, daß die stammelnden Personen beim Singen nichts vom Stottern hören lassen. Dem gemäß stellte sich hierauf der Provisor in Positur; das Antlitz nahm eine ruhige — der ganze Körper eine aufrechte Haltung an; die Lippen öffneten sich und sangen nach der Melodie des Brautjungfernliedes aus dem Freischützen mit voller, ungehinderter Stimme:

»Der Spiritus im Keller brennt
Und Alles steht in Flammen.«

Um das Komische dieses Auftrittes ganz wiederzugeben, muß man beim Erzählen desselben auch wirklich die beiden Strophen nach der angegebenen Melodie absingen.

(Mailand.) Dem. Sophie Löwe ist in der Scala aufgetreten, und zwar in einer neuen Oper von Donizetti, Maria Padilla betitelt, die nicht sonderlichen Beifall gefunden hat. Es heißt in der Beurtheilung derselben: „Man applaudirte eine Cavatine, welche die stets mit Zuruf begrüßte Abbadia sehr schön sang, und eine andere im Verfolg der Oper, welche Dem. Sophie Löwe, die unsere Scene zum ersten Mal betritt, mit großer Kunst und Leichtigkeit ausführte. Diese junge Sängerin zeigt seltene Gaben in Betreff ihrer sonoren Stimme und der außerordentlichen Leichtigkeit in der Handha-

Digitized by Google

bung derselben. Sie hat jetzt die Aufgabe, sich nach unsern berühmtesten Mustern zu bilden, und zu lernen, wie, und bis zu welchem Grade, der theatralische Ausdruck der verschiedenen Leidenschaften durch Stimme und plastisches Spiel erreicht wird."

(Stuttgart.) Bei der Oper wurde angestellt Tenorist Seyler, vormaliges Mitglied des Theaters zu Breslau.

Der Verein für Gewerbefleiß in Preußen hat in seiner Jahressitzung vom 3. Jan. dem königl. würtemb. Bergrath und Direktor des Hüttenwerkes zu Wasseralfingen, Hrn. Faber du faur, die goldene Denkmünze und außerdem 1000 Rthlr. für seine verdienstvollen Leistungen im Gebiete der Metallurgie verliehen. Zu der Geld-Prämie hat das hohe Finanz-Ministerium die Hälfte mit 500 Rthlrn. beigetragen.

(Strasburg, 8. Jan.) Die Vorarbeiten für den wissenschaftlichen Congreß Frankreichs, welcher nach den Bestimmungen der jüngsten Versammlung zu Lyon im Herbste dieses Jahrs dahier stattfinden wird, beschäftigen schon gegenwärtig eine zu diesem Behuf ernannte Commission. Wie es scheint, rechnet man auf einen bedeutenden Besuch von Gelehrten aus der Schweiz und Deutschland, wozu von Seite der Akademie sowohl als auch von der Stadt überhaupt mit vieler Zuvorkommenheit alles aufgeboten werden wird. Ich hoffe, auf die nähern Bestimmungen und die vorläufig anberaumten literarischen Sectionen demnächst zurückkommen zu dürfen. (A. Z.)

Korrespondenz.

Hamburg, 10. Jan.

Lohse's Institut. — Volksbibliothek. — Theaterkritik.

Lohse's »Lehrinstitut für mechanische Gewerke«, das nunmehr seit anderthalb Jahren sich eines guten Fortgangs erfreut, stellt sich in seinem Bestehen als völlig zweckmäßig eingerichtet und fortgeführt heraus und verdient wohl, daß auch dem Auslande einige Worte über dasselbe mitgetheilt werden. Die Anstalt bietet ihren Zöglingen Gelegenheit dar, sich binnen der auf drei Jahre festgesetzten Studienzeit so weit theoretisch und praktisch auszubilden, daß sie nach wohlbenutzter Lehrzeit im Stande sind, in jeder mechanischen Werkstatt als Gehülfen zu arbeiten. Die Unterweisung, die mit Ausnahme der Sonn- und Festtage und einer kurzen Sommerferienfrist täglich von 8 — 12 und von 2 — 7 Uhr stattfindet, widmet sich Vormittags der Theorie und Nachmittags der Praxis. Der theoretische Theil des Unterrichts verbreitet sich nicht blos über umfassende Kenntniß der Mechanik und Maschinenlehre, sondern berücksichtigt ebenfalls genaue Kunde von den zu verarbeitenden Materialien, so wie gründliches Studium der Physik und auch der Chemie, insofern letztere Einfluß auf die genannten Materialien hat und bei der Construction von Maschinen in Betracht kommt. Da reine Mathematik unerläßliche Basis aller dieser Studien ist, so wird diese natürlich der Ausbildung der Zöglinge des Instituts zum Grunde gelegt und ist mit ihr das nothwendige Zeichnen, besonders das geometrische, oder die descriptive Geometrie, in Verbindung gebracht. Der praktische Theil des Unterrichtes umfaßt gründliche Unterweisung im Feilen, Drechseln und Tischlern, in Bezug auf Anfertigung von Modellen, und, so weit es nöthig ist, im Schmieden und im Messinggießen; also die Erwerbung von Fertigkeiten, die späterhin in Construction von Modellen, Werkzeugen und Gegenständen der feineren Mechanik, als physikalischen und mechanischen Apparaten ꝛc. ihre Anwendung zu finden haben. Aller Unterricht wird theils von dem Inhaber des Instituts, theils durch von demselben angestellte wohlbefähigte Lehrer ertheilt, durchweg aber von Ersterem persönlich beaufsichtigt. Bei der Eröffnung um Johannis 1840 zählte Lohse's Institut acht Zöglinge, eine Zahl, die sich schon seit Ostern v. J. auf neunzehn gesteigert hatte und von dem allmähligen, aber sichern Gedeihen der Anstalt einen erfreulichen Beweis gibt. *) — Die thätige Verlagshandlung von Berendsohn hat einen neuen Cyclus der »Volksbibliothek« begonnen, ein zeitgemäßes Unternehmen, das für die Bildung des Volkes in hohem Grade wohlthätig wirkt und fortwährend nah und fern mehr Anklang findet. Zur Ausarbeitung der nächstfolgenden Bändchen sind die Doctoren Döring und Günther und Louise Marezoll (sämmtlich in Jena wohnhaft) gewonnen. Die Geschichte der Juli-Revolution wird von Ludolphi, die Geschichte der Juden wahrscheinlich von Dr. Jost in Frankfurt und eine Geschichte von Hamburg von Dr. Bärmann bearbeitet werden. Auch beabsichtigt der Verleger eine kurze übersichtliche Geschichte der vorzüglichsten europäischen Staaten in populärer Weise bearbeiten zu lassen; Dr. Frankfurter's Predigten werden bei demselben demnächst erscheinen. — »Die Zeite, ein weniger als mittelmäßiges Journal, das fast gar keine Abonnenten hat und doch nicht eingehen will, ein Blatt, dessen ganzes Verdienst darin besteht, daß es aus allen Blättern compilirt und nichts Eigenes gibt (außer etwa hämische und ordinäre Ausfälle gegen Gutzkow und dessen Stücke), das mit ängstlicher Sorgfalt alles Feindselige, was gegen Gutzkow geschrieben und von der Neuen Zeitung übersehen worden, nachdruckt, diese Zeit wurde bisher von Wille redigirt; da dieser nun aber eingesehen haben wird, daß es ihm an allem Redactionstalent mangelt, so hat er W. Lückers als Mitredacteur hinzugenommen, um nochmals einen letzten Versuch mit dieser »Zeite« zu machen. Du liebe Zeit! ich glaube, die Literatur und die Lesewelt würden durchaus nichts verlieren, wenn diese Zeit auch einginge. — Mit unserer Theaterkritik ist's leider jetzt schlimm bestellt. Der Direktor Cornet ist der Hauptrecensent oder inspirirt die Kritik mehr oder weniger. PN in den »Nachrichten« war Cornet's Organ, FF (Christern) ist von Cornet abhängig; mitunter ist er auch so bombastisch und enthusiastisch, daß er förmlichen Nonsense schreibt. Einer der selbstständigsten und befähigtsten Referenten ist Elkamp im Correspondenten, der gegenwärtig nach Kopenhagen verreist ist und für den eine sonst unbekannte Größe, H. Meyer, als offizieller Lobposaunist vikarirt. Leider schweigt auch der »Telegraphe über's Theater gänzlich. Von unserer Theaterkritik kann man also wohl mit Recht sagen: Jeder Zoll die Direktion.

---

*) Eine ähnliche Anstalt, worin die hiesigen Gewerbtreibenden aller verschiedenen Branchen Gelegenheit fänden, sich die in der jetzigen, so regen Zeitperiode nothwendige höhere Ausbildung verschaffen zu können, fehlt bis jetzt in Frankfurt gänzlich. Dieser Mangel ist jetzt sehr fühlbar geworden. Die Errichtung einer höhern Gewerbschule ist deshalb gegenwärtig von verschiedenen Seiten hier angeregt und wird zum Theil recht lebhaft besprochen. Ist man nur einmal über das Wie, über die eigentlichen nothwendigsten Bedürfnisse, welche sich zur Errichtung einer solchen Anstalt für den hiesigen Gewerbstand besonders herausstellen, im Klaren, so wird es an einem raschen Entschluß und an den Mitteln zur Ausführung derselben sicher nicht fehlen. D. Red.

Theater-Anzeige.

Samstag, 15. Jan. Liebe kann Alles, oder: die bezähmte Widerspenstige, Lustspiel in 4 Acten, nach Shakespeare und Schink, von Holbein. Hierauf folgt: Nach Sonnenuntergang, Lustspiel in 2 Acten, von Kotz.

Montag, 17. Jan. (Zum Vortheil der Dem. Capitain und neu einstudirt): Der Templer und die Jüdin, große romantische Oper in 3 Abth., von Wohlbrück, Musik von Marschner. — Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 16. Sonntag, den 16. Januar 1842.

Meine Wünsche.

(Von Isidor Komma.)

Ich wünsch' mir irgend eine Maid,
Als Ehgenoß im Leben,
Die mir der Zeiten Rosen beut
Durch sinniges Bestreben,
Erheiternd meinen Lebenspfad,
Trotz wilder Stürme Brausen,
Die wahre Lust und Liebe hat,
Mit mir vergnügt zu hausen.

Ich wünsch' mir irgend einen Freund,
Der Klugheit ziert mit Güte,
Der mit mir lacht, der mit mir weint,
Der mich vor'm Fall behüte,
Der mir die reine Wahrheit sagt
Und jeden Fehler rügt,
Der Freude theilt und Leiden klagt
Und nimmer mich belügt.

Ich wünsch' mir irgendwo ein Haus,
Nahe dem Rheinesstrande,
Ein frohes Lied erschallend d'raus
Beim Spiel der Musikbande;
Ein schönes Gärtchen und ein Hain
Zum Nutzen und Vergnügen,
Ein guter Tisch, ein Lager Wein,
Die Stunden zu besiegen —

Das wünsch' ich mir auf dieser Welt
Und sind' es sehr bescheiden;
Ein solcher frommer Wunsch gefällt
Den Juden und den Heiden,
Und wen Natur mit Sinn begabt,
Der findet ihn natürlich;
Denn nur, was gut und schön ist, labt
Den Edlen recht gebührlich.

Düsseldorf, im Jan. 1842.

Die Ermordung Wilhelms von Oranien. *)

Es war zu Anfang Aprils 1584, als sich in Delft ein Mann von 26 — 27 Jahren, kurz von Gestalt und finster von Aussehen, zeigte, welcher sich Franz Guion nannte, und vorgab, sein Vater, aus Lyon gebürtig und in Besançon verehlicht, habe in der letzteren Stadt für den Kalvinismus das Leben eingebüßt. Guion selbst legte zu Delft einen auffallenden Eifer für den reformirten Glauben an den Tag, versäumte die Predigten weder des Morgens, noch des Nachmittags, und trug stets die Bibel oder ein Psalmenbuch bei sich. Nachdem es ihm dadurch gelungen war, sich bei dem Hofstaat des Prinzen von Oranien bekannt zu machen, wußte er sich endlich bei dem Letzteren selbst Zutritt zu verschaffen. Er erzählte demselben, daß er Besançon verlassen hätte, um bei dem Prinzen Dienste zu suchen; in Luxemburg hätte ihn jedoch sein Verwandter du Pré, Sekretär des Grafen Mansfeld, längere Zeit aufgehalten und als Schreiber beschäftigt, bei welcher Gelegenheit er (Guion) öfter Mansfeld's Siegel in die Hände bekommen und sich davon Abdrücke verschafft habe. Diese Siegelabdrücke bot er nun dem Prinzen von Oranien an, damit Letzterer sie zu irgend einem Anschlag auf die eine oder andere Stadt im Luxemburgischen gebrauchen könne. Oranien war Anfangs unschlüssig, was er mit diesen Siegeln machen sollte; endlich fiel es ihm bei, sie dem Marschall Biron zu schicken, damit sie dieser bei Pässen für Boten zwischen Cambray, wo er das Kommando erhalten sollte, und Brüssel verwenden könne. Er behielt hierauf einige Abdrücke zurück und schickte Guion mit den übrigen nach Frankreich, in Begleitung des Herrn von Karon, welcher sich damals zu Anjou begeben und diesem den jüngsten Beschluß der Staaten mittheilen sollte. Karon schickte Guion mit Briefen, worin er Anjou's Tod meldete, nach Holland zurück. Als Guion nach Delft kam, war Oranien bettlägerig, und ließ ihn zu sich rufen, um mündlich Näheres über Anjou's Tod zu erfahren. Hierauf bedeutete Oranien dem zudringlich-dienstfertigen Menschen, er möge Delft verlassen. Guion zeigte auf seine zerrissenen Schuhe und Strümpfe, und bat um einen Zehrpfennig. Oranien schenkte ihm etwas Geld, und der angebliche Guion kaufte sich davon

*) Aus Dr. Eduard Duller's Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande. Köln, 1841. Verlag von W. Du Mont-Schauberg.

Digitized by Google

am andern Tage (dem 9. Juli) zwei Pistolen. Am 10. Juli wartete er den Augenblick ab, als sich Oranien mit seiner Gemahlin in seiner Wohnung (dem Agathenkloster) zum Mittagstische begab, und bat ihn um einen Reisepaß. Er sah fürchterlich verstört aus, und seine Stimme bebte. Der Prinzessin von Oranien fiel das unheimliche Wesen des fremden Mannes auf, und ängstlich fragte sie ihren Gemahl, wer dieser Mensch sey. „Er bat um seinen Paß, der schon ausgefertigt wird," versetzte Oranien, und begab sich hierauf arglos zu Tische. Als er gegen zwei Uhr von der Tafel aufgestanden war und aus dem Speisesaale auf die erste neue Treppe trat, stand jener Guion wieder da, den Mantel umgeschlagen, und näherte sich dem Prinzen, als wolle er den Reisepaß in Empfang nehmen. Aber in dem Augenblick zog er eine mit drei Kugeln geladene Pistole hervor und drückte sie auf Oranien ab. Dieser wankte und sprach, zusammensinkend, noch mit brechender Stimme: „Mein Gott, mein Gott! Erbarme dich meiner und deines armen Volkes!"

Als man den Knall hörte, sprangen Oraniens Stallmeister, so wie die Prinzessin und die Gräfin von Schwarzburg, Oraniens Schwägerin, herbei; der Stallmeister fing den Sterbenden auf und ließ ihn auf eine Stufe nieder. Man brachte ihn in das nächste Gemach, und nach wenigen Augenblicken hauchte der Retter und Held der niederländischen Freiheit, der „Vater Wilhelm, im 52. Jahre seines Alters den letzten Athemzug aus, schlossen sich jene ausdrucksvollen braunen Augen, die so lang, so treu in allen Stürmen und Nöthen für's Vaterland gewacht hatten. Jammernd kniete seine edle Gemahlin, die ihm erst am 29. Januar dieses Jahres einen Sohn, Friedrich Heinrich, geschenkt, die schon ihren edlen Vater und ihren ersten Gatten durch Mord verloren hatte, an der Leiche, und rief zu Gott empor: „Gieb mir Kraft, du Unerforschlicher, gieb mir Demuth, um dies zu ertragen!" —

Der Mörder wollte sich durch die Flucht retten; er hatte das zweite Pistol, womit er versehen war, fallen lassen, den Hut verloren und rannte durch die Stallungen gegen den Wall. Ein Lakai und ein Hellbardierer Oraniens ergriffen ihn, da er eben in den Graben hinabspringen wollte. „Verräther!" rief ihm der eine jener beiden Diener zu. „Ich bin kein Verräther," erwiederte der Mörder; „ich that nur, was mir der König befahl." „Welcher König?" fragte man ihn. „Mein Herr und Gebieter, der König von Spanien," versetzte der Mörder kaltblütig. Erst als er aus der Gegenrede zu entnehmen glaubte, daß Oranien nicht todt sey, rief er ingrimmig: „Verflucht sey mein Entschluß!" Während man ihn in strenge Haft brachte, hatte die Schreckenskunde schon ganz Delft durchflogen, und jedes Herz war furchtbar erschüttert; jedes hatte den Vater verloren! Im Verhör entdeckte der Mörder bereitwillig seinen wahren Namen und den ganzen Zusammenhang des ruchlosen Unternehmens. „Ich heiße nicht Franz Guion, sondern Balthasar Gerards," gab er an, „und bin zu Villefranche in Beaujolais (Franche-Comté) geboren. Schon seit sechs Jahren hatte ich die Absicht, den Prinzen zu ermorden." Der weitere Verlauf war folgender: Als der König in seinem Manifest gebot, jenen zu tödten, verließ Gerards zu diesem Zwecke im Februar 1582 die Freigrafschaft Burgund, und kam nach Luxemburg, wo er hörte, daß ihm Jauregui zuvorgekommen sey, und nun verweilte er bei jenem du Pré. Die Nachricht, daß Oranien wieder genesen sey, erfüllte ihn mit neuer Freude, darüber nämlich: daß es ihm vorbehalten sey, durch die Ermordung des Ketzers sich ewigen Lohn zu verdienen. Er beichtete (im März) sein Vorhaben einem Jesuiten in Trier, der ihm rieth, sich an Alexander Farnese zu wenden, und der ihm übrigens die Märtyrerkrone verhieß.

(Schluß folgt.)

Ueber die Fortschritte des Ackerbaues in Europa.

(Von Dr. Wilhelm Dieffenbach.)

(Fortsetzung.)

Indeß ging der römische Ackerbau für die Welt nicht verloren. In Gallien, Deutschland und Britannien heimisch, setzte er die Völker dieser Länder in den Stand, durch einen sorgfältigeren Anbau des Bodens ihre Produkte zu vermehren und auf der bereits betretenen Bahn der Verbesserungen weiter fortzuschreiten.

Frankreich, durch seine Lage und seinen Boden von der Natur zu einem ackerbautreibenden Staate bestimmt, hat seine Befähigung zur Erfüllung dieses seines Berufs, selbst bei dem Andrange der größten politischen Widerwärtigkeiten, vollkommen bewährt. Man kannte dort schon im 17. Jahrhundert die geläuterten Grundsätze einer besseren Landwirthschaft. Die von Olivier de Serres im Jahr 1600 herausgegebene, dem König Heinrich IV. gewidmete Schrift gibt nicht nur einen vortheilhaften Begriff von dem Talente ihres Verfassers, sondern auch von dem Betrieb der damaligen Landwirthschaft in Frankreich. Heinrich IV. nahm ein unmittelbares Interesse an dem Gedeihen des Landbaus, er ermunterte den Ackerbaufleiß durch Prämien, welche er namentlich zum Behufe der Anpflanzung von Maulbeerbäumen aussetzte. Unter Ludwigs XIV. Regierung wurde der Ackerbau dem von seinem Minister Colbert streng befolgten Merkantilsystem aufgeopfert. Wurde dem französischen Ackerbau schon dadurch viel geschadet, so litt er vielleicht noch mehr durch die zahlreichen und kostspieligen Kriege, welche dieser ehrgeizige Monarch während seiner langen Regierung führte. Auch unter der Regentschaft befand sich der Ackerbau noch in einer gedrückten Lage. Law's Finanzsystem und die Agiotage, welche die natürliche Folge davon war, machten das Grundübel, woran der Staat litt, nur noch schlimmer. Erst gegen die Mitte der Regierung Ludwigs XV. nahm der Landbau einen wohlthätigen Aufschwung. Durch das Edikt von 1754 erhielt Frankreich den großen Vortheil der Freiheit des inneren Getreidehandels. Zugleich regelte dieses Edikt den Ausfuhrhandel mit Getreide nach Normen, welche der Natur des Gegenstandes angemessen zu seyn schienen. Dieser wichtige Akt der Gesetzgebung hatte auf das Emporblühen der französischen Landwirthschaft den unmittelbarsten Einfluß. Hauptsächlich waren es die Schriften der Oekonomisten, welche, obgleich ihr System an großen Fehlern und inneren Widersprüchen litt, zu diesem heilsamen Umschwunge der Dinge beigetragen hatten. Den so lange vernachlässigten und mitunter auch verachteten Ackerbau hatten sie durch ihre zahlreichen Schriften wieder zu Ehren und Ansehen gebracht. Unter Ludwig's XV. Regierung traten bereits Ackerbaugesellschaften ins Leben, nützliche Institute wurden errichtet, wie z. B. die Veterinärschulen von Lyon und Alfort, und Prämien und Preise für den von besserer Einsicht geleiteten Landbaufleiß ausgesetzt.

Digitized by Google

Unter der Regierung Ludwig's XVI. wurden die Frohnen aufgehoben (1776), die Gestüte vermehrt und die spanischen Schafe eingeführt.

Erst durch die Revolution von 1789 erhielt Frankreich, freilich nicht ohne große Rechtsverletzungen, den Vortheil einer freien Bewirthschaftung des Bodens. Die Lehnsherrlichkeit und die Zehnten wurden für immer abgeschafft, und durch den Verkauf der Nationalgüter, wie durch die größere Theilung des Grundeigenthums erhielt der Ackerbau einen vorher nie gekannten Aufschwung.

Napoleon's Regierung war dem steigenden Gedeihen des Landbaues wenig günstig: die Söhne der Ackerbauer führte er in den Krieg und mit ihren Steuern machte er seine zahlreichen Heere mobil. An eine direkte Einwirkung von oben auf eine der nothwendigsten und nützlichsten Thätigkeiten des menschlichen Fleißes war nicht zu denken, oder — wenn es etwa geschah — so erkannte man in Napoleon mehr den militärischen Befehlshaber, als den weisen Gesetzgeber. Wollte er die Runkelrübenzuckerfabrication aufmuntern, so nöthigte er die Grundbesitzer, eine gewisse Anzahl Morgen mit Runkelrüben zu bepflanzen, ohne Rücksicht auf den Bedarf der bereits etablirten Fabriken; fiel es ihm ein, die spanische Schafzucht zu befördern, so ernannte er Beamten unter dem Titel von Inspectoren, welche diesen Zweig der ländlichen Industrie unmittelbar beaufsichtigten und durch ihre Mitwirkung den Besitzer von Merinos in seinen Eigenthumsrechten sehr beschränkten. Gleichwohl ließ sich Napoleon nicht abhalten, tausende von Ballen spanischer Wolle, welche seine siegreichen Truppen in Spanien erbeutet hatten, in Frankreich zu niedrigen Preisen verkaufen zu lassen. In Folge dieser fiscalischen Maßregel sahen sich die Landleute außer Stande, die Erträgnisse ihrer Heerden mit Vortheil veräußern zu können.

Unter der Restauration war Frankreich, was den Ackerbau betrifft, noch viel schlimmer daran, als unter Napoleons Regierung. Für das Interesse der reichen Forst- und Gutsbesitzer war wohl gesorgt, allein weder die ackerbautreibende Mittelklasse, noch die Arbeiter in Gewerben und Fabriken konnten einem Auflagesystem Beifall schenken, welches auf ihren Ruin berechnet zu seyn schien.

Daß für den Ackerbau in Frankreich von Seiten der Gesetzgebung auch jetzt noch viel zu thun übrig bleibt, dies beweisen die unterschiedlichen Reclamationen, welche in dieser Beziehung später an die Deputirtenkammer gelangten. Die Reduction der 5procentigen Rente, welche an dem Widerstande der Pairskammer scheiterte, würde für die ackerbautreibende Klasse eine große Erleichterung gewesen seyn.

Sowohl die Société royal et centrale d'agriculture, als auch die Société d'encouragement pour l'industrie national, haben durch ihre bisherige Wirksamkeit zur Vervollkommnung des Ackerbaues und der National-Industrie überhaupt viel beigetragen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Der Schiffer Karl Hartig in Mütenberg erhielt, in Anerkennung seiner rühmlichen und wirksamen Bestrebungen für die Mainschifffahrt, insbesondere bei Herstellung einer directen Schifffahrt nach Köln, die goldene Ehrenmünze des Verdienst-Ordens der bayer. Krone.

„Deutscher Sänger-Saal. Auswahl von Gedichten zum Componiren. Gesammelt und geordnet von Carl Gollmick. Darmstadt, 1842, bei G. Jonghaus." — Es ist nicht zu verkennen, daß der deutsche Gesang in letzterer Zeit eine eifrige Pflege gefunden, wozu besonders die sich stets mehrenden Sängervereine und Musikfeste beitrugen. Somit ist auch die Lust und Veranlassung zum Componiren gesteigert worden. Häufig aber geschieht es, daß die Tonsetzer wegen der Wahl geeigneter Dichtungen in Verlegenheit gerathen; nur Wenigen stehen die Quellen, aus welchen sie schöpfen können, zu Gebot; Andern ermangelt die dazu erforderliche Zeit. Herr C. Gollmick, dies Bedürfniß kennend, hat zu solchem Behufe einen deutschen Sänger-Saal herausgegeben, in welchem Componisten eine reiche Auswahl von schönen Gedichten aller Art und von meist anerkannten Dichtern vereinigt und aufgestellt finden. Die hier gesammelten Poesien sind sämmtlich nach Inhalt und Form zur Composition geeignet, und können ohne weitere Aenderung benutzt werden. Herr Gollmick, in diesem Fach theoretisch und praktisch erfahren, hat bei seiner ebenso mühevollen als verdienstlichen Sammlung alles Nöthige berücksichtiget. Eine planmäßige und schön geordnete Eintheilung des Materials erleichtert den Tonsetzern die Uebersicht und Auswahl. Der Sänger-Saal zerfällt in drei Abtheilungen: 1) Lieder und Gesänge. 2) Romanzen, Balladen, Sagen und Legenden. 3) Volkslieder und Gesänge, in welchen alle Empfindungen und poetischen Momente vorliegen, die sich ein Tonsetzer nur wünschen kann. Ueber manches der Berücksichtigung würdige Einzelne spricht sich der Herausgeber in einem inhaltvollen, kurzen Vorworte aus. Dieser Sänger-Saal wird gewiß von vielen Tonsetzern auf's freundlichste begrüßt und als ein willkommenes Hand- und Hülfsbuch acquirirt werden.

Zu New-York wird jetzt ein Dampfschiff gebaut, welches nach Meldung dortiger Blätter in der Welt nicht seines Gleichen haben soll. Nach der Berechnung des Baumeisters wird dasselbe 30 engl. Meilen in einer Stunde zurücklegen. Es wird Raum für 1000 Passagiere haben; die Länge beträgt 325 Fuß. Dieses Fahrzeug wird nach einem neuen System gebaut; statt der Schaufelräder wird es durch eine neu erfundene Triebkraft fortbewegt werden. Es wird zwischen New-York und Albany fahren.

Man liest in Stuttgarter Blättern die schmeichelhaftesten Berichte über die Kunstleistungen des Pianisten Conrad Baldenecker aus Frankfurt a. M., in welchen ganz besonders seine außerordentliche Fertigkeit, womit er Oktavengänge und Sprünge macht, rühmend hervorgehoben und er den bedeutendsten Pianisten beigezählt wird. Der Stuttgarter „Bazar" sagt: Vorgestern, am 9. d. M., fand im Saale der Bürgergesellschaft das Conzert des Hrn. Conrad Baldenecker statt. Wir haben hier in neuester Zeit so viel Virtuosen auf dem Piano vernommen, daß einer schon unter die Ausgezeichneteren gehören muß, wenn er Glück machen will, und allerdings glauben wir Hrn. Baldenecker eine Stelle unter diesen einräumen zu können. Er besitzt außerordentlich viel Fertigkeit, Ge-

wandtheit und Sicherheit und einen geschmackvollen, gesunden und kräftigen Vortrag. Sein Triller ist wirklich bewundernswerth.

Im Weimarischen will man den Nachtheil, der durch Reibungen entsteht, vermeiden, und hat deßhalb die Streichfeuerzeuge verboten.!

Korrespondenz.

Weimar, Ende Dez.

Ein gedrängter Ueberblick der Kunstleistungen und Darstellungen der Weimarer Hofbühne dürfte für Theaterfreunde nicht ohne Interesse seyn und wir lassen solchen, die letzten vier Monate des Jahres umfassend, folgen. Am 4. Sept. wurde unsere Hofbühne mit Shakespeare's »Hamlet« eröffnet, eine nicht ganz gelungene Vorstellung; Hamlet war ein verfehlter Versuch des Darstellers. Wir rathen ihm freundlichst, vor der Hand an eine solche Partie sich noch nicht zu wagen. Dem »Hamlet« folgte »der Wasserträger«, seit mehreren Jahren nicht gegeben und darum mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Die Titelrolle gehört zu den besten Partieen unseres wackern Genast. »Jacke«, pensionirtes Lustspiel in einem Akt, von Braunau, ist eine anspruchslose Kleinigkeit. »Der Dorfarzt«, Drama in zwei Akten, nach dem Französischen, von Theodor Hell, hat sich nach mehrmaligen Wiederholungen im Beifalle des Publikums zu erhalten gewußt und verdient deshalb, andern Bühnen empfohlen zu werden. Es wurde von allen Darstellern, insbesondere Genast in der Titelrolle, Mad. Dürand in der Marquise Villeblanche und Mad. Stör als Marie, gut executirt. »Die letzte weiße Rose«, Trauerspiel in 5 Aufzügen, von Kuranda, ist schon von anderen Seiten her besprochen worden. »Die Heimkehr des Sohnes«, Schauspiel in vier Akten, von der Prinzessin Amalie von Sachsen, welche das Repertoir stets mit vortrefflichen Konversationsstücken bereichert hat, erwarb sich ebenfalls ungetheilten Beifall, doch dürfte es zu den minder Gelungenen gehören. Indeß überwiegt es doch in vieler Hinsicht die zur Mode gewordenen ausländischen Fadaisen. »Ernst, Herzog von Schwabene, historisches Drama in fünf Akten, von Uhland, ist gewiß jedem Gebildeten, der dieses wackern deutschen Sängers Gedichte kennt, hinlänglich bekannt. Es will dargestellt und gesprochen seyn. Die Bemühungen der dermaligen Koryphäen unserer Bühne: Dürand, Genast und Gattin, so wie auch die andern Akteurs, wurden mit Beifall belohnt. »Leichtsinn und seine Folgen«, Schauspiel in fünf Akten, nach dem Französischen, von Römer, trägt eine sehr moralische Tendenz in sich und wurde deshalb auch mit verdientem Beifall aufgenommen. — Angenehm unterhielt uns die seit langer Zeit in Ruhestand versetzt gewesene vortreffliche Oper: »Richard Löwenherz.« Die Vorstellung wurde mit vielem Applaus belohnt. Der Oper ging voran eine Novität: »die Brieftasche«, von A. v. Sternberg, Lustspiel in einem Akt, welche gefiel. »Wer die Liebe hat, führt die Braut heim«, Schauspiel in fünf Akten, von Braunau, ist eine Art von Wunderlichkeit, mit deren Inhalt wir uns nicht einigen konnten. Mehreres ist etwas zu fabelhaft oder vielmehr uns Deutschen zu dettisch. Nächst diesen Novitäten erfreuten wir uns an »Armida«, »Schweizerfamilie«, »Romeo und Julie«, »Norma«, »Barbier von Sevilla«, »Othello«, im Fache der Oper; in den vier zuletzt genannten sahen wir Fräul. Sabine Heinefetter, die rühmlichst bekannte Sängerin und Künstlerin, welche dieselben als Gastrollen gab. Wir erwähnen, daß sie in jeder Partie, wie überall, Ruhm und Gold eingeerntet hat. Eine Dem. Lang gastirte mit ihr zugleich als Sinaletta, eine mit vortrefflicher Stimme und lobenswerthem Vortrag begabte Sängerin. Als früheren Gast sahen wir Hrn. Häser vom Hoftheater zu Oldenburg in Müllner's »Vertrauten« (Reitknecht Schnell), »reisenden Student« (Titelrolle), »Don Carlos« (Marquis Posa). Im ersttitirenden Schauspiele wurden bevorzugt: „Stille Wasser sind tief", „die beiden Sergeanten" (ganz neu besetzt), „die beiden Galerensclaven", Hutt's immer mit und beliebt bleibendes Lustspiel: „Das war ich", und Raupach's „Zeitgeist." — Das zum Besten des Fonds für Wittwen und Waisen der Hofkapelle im Theater gegebene Konzert war sehr besucht, ingleichen die von Eduard Röckel hier entreprenirte, im Stadthause aufgeführte Soirée musicale, worin Fräul. Heinefetter einige Solopartieen übernommen hatte. Es scheint dieser Künstlerin hier überhaupt sehr wohl gefallen zu haben und aus Gefälligkeit für sie hatte denn auch das Sängerpersonal unseres Hoftheaters und die Hofkapelle Hrn. Röckel bei seiner Soirée, was sehr zu loben ist, unterstützt und dem Publikum dadurch eine genußreiche Abendunterhaltung bereitet. — Der tausendkünstlerische List hat sich endlich auch in Weimar hören und wie überall den Tribut des Beifalls zollen lassen.

Mainz, 13. Jan.

Seitdem das Rheineis oberhalb Worms sich gestellt hat, haben wir hier reines Wasser und die Ueberfahrten nach dem jenseitigen Ufer gehen ohne Schwierigkeiten und ohne Aufenthalt von statten. Wenn nicht strenge Kälte eintritt, so wird es auch so bleiben. Es ist dieses ein bedeutender Vortheil für unsere Stadt, den wir den Regulirungen des Rheinbettes verdanken und dessen sich keine andere Stadt am Rhein erfreut. Mit Zufriedenheit bemerkt man, daß die Rheinbrücke nicht abgedeckt und die Schiffe nicht in den Winterhafen gebracht worden, was in früheren Jahren sogleich geschah, wenn Kälte eintrat und Eis im Rheine war. Es gingen daher damals Wochen hin, ehe die Brücke wieder aufgestellt werden konnte, während dem dieses jetzt, wenn Thauwetter eintritt, in einigen Tagen geschehen kann. — Das im gestrigen Wochenblatte erschienene Verzeichniß der Personen, welche, um den Neujahrgratulationen zu entgehen, Entschuldigungskarten zu Gunsten der Armen gelöst haben, enthält nicht mehr als 230 Namen; viel zu wenig für die Stadt, der die wohlthätige Einrichtung, die eben auf ihrer Reise um die Welt begriffen ist, ihre Entstehung verdankt. Diese geringe Theilnahme mag wohl daher rühren, daß Viele gern gäben, aber viel zu geben, nicht die Mittel haben und mit wenig aufzutreten nicht wagen. Würde man, wie in Mannheim, die Entschuldigungskarten zu einem bestimmten mäßigen Preise ablassen, die Zahl der Abnehmer würde vielleicht Tausende betragen; die Vereine könnten hier sehr wohlthätig wirken. Dasselbe Blatt enthält auch eine summarische Bekanntmachung der Strafen, welche von dem hiesigen einfachen Polizeigerichte während des 4ten Quartals v. J. ausgesprochen wurden. Es wurden in Allem 160 Personen verurtheilt. Der stärkste Posten von 46 Verurtheilten ist der gegen solche, welche ohne polizeiliche Erlaubniß Dienstboten hielten (soll wahrscheinlich heißen: ohne vorherige Anzeige auf der Polizei) und gegen Dienstboten, welche ohne Anzeige in Dienst traten. 20 wurden wegen ruhestörenden oder beschimpfenden Lärmens, 5 wegen Schießens in den Straßen (die Neujahrsnacht aufgenommen), 2 wegen Verübung von Thätlichkeiten gegen Personen, 4 wegen Nichtbeachtung der Sonntagsfeier, 1 wegen Wahrsagens, 1 wegen Wirthschaft nach der Polizeistunde, 1 wegen Verkaufs zu leichten Brods u. s. w. verurtheilt. Diese Bekanntmachung zeigt, daß wir uns nicht viel zerren und schlagen, daß wir zu rechter Zeit Abends nach Hause gehen, daß wir Niemand betrügen, daß wir den Sabbath feiern, genug, daß wir ordentliche, brave Leute sind, da von 33.000 nur 160 in 3 Monaten leichter Vergehen schuldig befunden wurden.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 16. Jan. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. (Gastrolle) Amine: Dem. Rudersdorf aus Mailand. Hierauf folgt: Die Landpartie nach Königstein, local-Skizze in 1 Act und 4 Tableaux.

Montag, 17. Jan. (Zum Vortheil der Dem. Capitain und neu einstudirt): Der Templer und die Jüdin, große romantische Oper in 3 Abth., von Wohlbrück, Musik von Marschner. — Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 17. Montag, den 17. Januar 1842.

Die Ermordung Wilhelms von Oranien.

(Schluß.)

Zu Tournay theilte Gerards dem Guardian der Franziskaner, Pater Gery, seinen Plan mit, und erhielt von demselben nicht blos Ermunterung zur Ausführung, sondern auch den Segen. Alexander Farnese wies ihn (wie Gerards selbst, und zwar vor der Folter, bekannte) an den Rath Assonville. Dieser stellte ihm alle Schwierigkeiten vor, die der Ausführung des Attentats im Wege stünden, fügte jedoch bei, daß er dadurch dem König einen wichtigen Dienst erweisen würde, und ermahnte ihn dringend, Farneses Namen in keinem Falle zu verrathen. Und leider besitzen wir für die Mitwissenschaft Farneses um den Mordplan ein noch gewisseres Zeugniß, als das Bekenntniß des Mörders, nämlich einen Brief Farneses selbst (vom 12. August 1584) an Philipp II., worin er ausdrücklich sagt: „der genannte junge Mann (Balthasar Gerards) hat mir vor 3 bis 4 Monaten seinen Entschluß mitgetheilt, worauf ich jedoch, um die Wahrheit zu gestehen, wenig rechnete .... Indessen, ich ließ ihn gehen, nachdem ich ihn durch Einige, die hier in Diensten stehen, hatte ermahnen lassen ....“ Nachdem er nun das Loos des Mörders bedauert, fährt Farnese fort: „Die That ist von der Art, daß sie großes Lob verdient; und da ich höre, daß die Aeltern des Thäters noch am Leben sind, so bitte ich Ew. Majestät, dieselben zu belohnen, wie eine so hochsinnige Entschließung es verdient.“ Dewez theilt diesen Brief Farneses mit, dessen Original sich in den Brüsseler Archiven befand. Dasselbe ist gegenwärtig nicht mehr daselbst vorhanden, sondern wahrscheinlich in Wien, wohin es nach der Evacuation Belgiens durch die Oesterreicher (zu Ende des vorigen Jahrhunderts), nebst vielen andern Documenten, gekommen seyn mag. Der Mörder zeigte auch während der Untersuchung eine merkwürdige Charakterstärke. Weit entfernt, seine That zu bereuen, versicherte er, er würde sie gern noch ein Mal verüben und tausend Leben d'ran setzen. Er war von dem unseligen Wahne verblendet, daß er durch die Ermordung Oraniens, den er blos als Ketzer und wichtigsten Beförderer der Ketzerei betrachtete, durch dessen Tod er die Erstickung der letzteren zu bewirken glaubte, dem römisch-katholischen Glauben einen hochwichtigen Dienst erwiesen und sich selbst die ewige Seligkeit verdient habe. Als er mit Ruthen gestrichen wurde, wandte er, von seiner ungeheuern Verblendung zur Blasphemie hingerissen, die Worte des Heilands: „Ecce homo,“ auf sich an.

Das Urtheil, welches über den Mörder erging, war schauderhaft. Es wurde ihm (am 14. Juli) die rechte Hand, womit er die That vollbracht, mit einem glühenden Wasseleisen, dann das Fleisch an sechs Stellen des Körpers mit glühenden Zangen abgerissen; der Körper lebendig geviertheilt, das Herz aus der Brust gerissen und in's Gesicht geworfen; das abgehauene Haupt auf dem Schulthurm hinter Oraniens Wohnung aufgesteckt, die vier Stücke des Rumpfes auf vier Stadtthoren. Mit außerordentlicher Standhaftigkeit hatte Gerards alle Qualen bis zum letzten Athemzuge ausgehalten. Viele Geistliche sprachen von ihm als von einem Märtyrer, und zu Herzogenbusch sang man bei der Nachricht von der Ermordung Oraniens ein „Tedeum laudamus.“ Alexander Farnese hingegen schien, wenigstens den öffentlichen Ausdruck der Freude über Oraniens Ermordung mit dessen Feinden nicht theilen zu wollen!

König Philipp II. konnte den Mörder selbst nicht belohnen, aber er vergalt dessen gräßliches Verdienst, ihn von der Furcht befreit zu haben, dadurch, daß er dessen Verwandte später in den Adelstand erhob. So zart war Philipps Gewissen!

Prachtvoll war Oraniens Leichenbegängniß am 4. Aug. Zuerst gingen die Bürger von Delft, gerüstet und in Trauerkleidern, dann folgten Trompeter, hierauf wurden acht mit schwarzen Tüchern behangene Pferde geführt, und zwischen jedem ein Feldbanner getragen, Philipp de Gruter trug das Banner der Herrschaft Breda, Johann von Egmont das von Veere und Vliessingen, Junker Rosne das von Chalons, Junker Kaspar von Polgeest das der Herrschaft Diest, Junker Gerhard von der Aa das der Grafschaft Vianden, Junker Lanzelot das der Grafschaft Katzenellenbogen, Junker Kornelius von Sweten das der Grafschaft Nassau, der Herr von Marquette das des Fürstenthums Oranien. Dann folgten der Herr von Mansart, Oraniens Kornette, Herr v. Ryhoven, sein Guydon, und Herr v. Naelwyk, sein Banner tragend, jedes mit einer Devise des Prinzen geziert. Hierauf sah man die vier Schilde mit den vier Quartieren Oraniens, als Nassau, Stolberg, Hessen und Königstein, getragen von den Bannerherren von Petersheim, Deure, Junker Wenzel von Bozelar und Johann van Assendelft. Dann kam Herr Jakob von Egmont mit dem ganzen Wappen, als Schild und Helm nebst allem Zubehör. Junker Daniel von Bozelar trug den Helm, Junker Duyts das Schwert, Herr Wolfhart von Brederode den Wappenrock. Brecht und von

Digitized by Google

Malderode leiteten das mit einer schwarzen Sammtdecke behangene Trauerpferd. Der Graf von Oberstein trug das Schwert und der Freiherr von Kriechingen die goldene Krone. Nun kamen drei Hofmeister mit weißen Stäben. Hierauf trugen 12 Männer die mit Schildern und Wappen geschmückte Bahre, neben welcher Herr Johann v. Burgund, Herr v. Fromont, Herr Walrave von Brederode, Herr v. Merode und Herr von Soeterwoude gingen. Der Leiche und dem Herolde folgte Oraniens Sohn Moritz, dem der Kurfürst Gebhard Truchseß von Köln und der Graf von Hohenlohe zur Seite gingen. Nun kamen die Grafen Wilhelm und Philipp von Nassau und der Graf v. Solms. Hinter ihnen schritten die Generalstaaten, als Vertreter des souverainen Volkes, der Staatsrath und der hohe Provinzialrath, der Präsident in Holland, die anderen Räthe und Sekretäre, Bürgermeister und Räthe von Delft, die Prediger, der Kapitain der Leibwache und die übrigen Hauptleute und Befehlshaber; zahlloses Volk machte den Schluß. — Wilhelm von Oranien ließ seine Söhne Moritz und Friedrich Heinrich der Nation als Vollender des großen Werkes, für das er lebte und starb. Im Chor der neuen Kirche zu Delft wurden Oraniens irdische Reste bestattet. Sein ächtes Mausoläum aber ist die Existenz der holländischen Nationalität bis auf den heutigen Tag, und so lange als diese wird sein Andenken leben.

Ueber die Fortschritte des Ackerbaues in Europa.

(Von Dr. Wilhelm Dieffenbach.)

(Fortsetzung.)

Die Eroberung von Großbritannien durch die Normänner blieb nicht ohne wohlthätige Folgen für den Ackerbau dieses Landes. Die Sieger führten bedeutende Verbesserungen dabei ein, und viele flandrische Familien ließen sich auf dem Lande nieder. Die Engländer jener Zeit kannten und gebrauchten schon die wichtigsten Ackerbauwerkzeuge und die Behandlung ihrer Felder bei der Ausstellung und den Erndten zeigte, daß sie nach richtigen Grundsätzen verfuhren.

Gleichwohl hob sich der Ackerbau nur langsam in England, und noch im sechszehnten und zum Theil auch im siebenzehnten Jahrhundert war derselbe, wie wir aus Hume's Geschichte ersehen, von keiner großen Bedeutung. Der die jährliche Production übersteigende Mehrbedarf der Consumtion mußte von dem Auslande bezogen werden. Die Parlamentsakte von 1689, welche Prämien auf die Ausfuhr von Getreide setzte, war von großer Wichtigkeit für den englischen Ackerbau. Die landwirthschaftliche Production wuchs in schnell steigender Progression, und wenn England sonst von dem Auslande Getreide bezog, so sah es sich später in den Stand gesetzt, bedeutende Quantitäten ausführen zu können. Die von der Regierung in den Jahren 1748 und 1749 bezahlten Ausfuhrprämien überstiegen die Summe von 200,000 Pf. Sterling. Obgleich das Verhältniß späterhin sich wieder umkehrte, weil das Bedürfniß einer vermehrten Bevölkerung den Ertrag der jährlichen Production überstieg, so blieb nichts desto weniger der Ackerbau stets Gegenstand der schützenden Vorsorge der Regierung und der Parlamente. Allein man scheint dabei das rechte Ziel verfehlt zu haben. Die englischen Korngesetze begünstigen den ackerbautreibenden Stand zum Nachtheil der übrigen gewerbtreibenden Klassen, welche jenem für seine Erzeugnisse wahre Monopolpreise bezahlen müssen. Gleichwohl wacht das Parlament, worin viele Grundeigenthümer sitzen, die in ihrer eigenen Sache mitvotiren, mit Eifersucht über die Aufrechthaltung jener Korngesetze, welche bei dem jetzigen Zustande der Volksrepräsentation in England die Grundbedingung einer dauernden Regierung zu seyn scheinen, wie wir erst bei dem letzten Ministerwechsel dieses Staats erlebten, welcher, wie bekannt, durch die von dem patriotisch gesinnten Ministerium Melburn beantragte Herabsetzung der Getraidezölle herbeigeführt wurde.

Neben England und Frankreich behauptet Deutschland schon seit undenklichen Zeiten einen ehrenvollen Rang unter den ackerbautreibenden Staaten. Theorie und Praxis machten unverkennbare Fortschritte. Die klassische Schrift von Heresbach (geb. 1509, gest. 1576), welche unter dem Titel: De re rustica, erschien, verdient hier erwähnt zu werden. Aber erst in neuerer Zeit hat der deutsche Ackerbau sich bedeutend gehoben, eine Erscheinung, wovon wir den Grund theils in der fortgeschrittenen Kultur im Allgemeinen, theils in der verbesserten Gesetzgebung über den Grundbesitz, theils aber auch in andern öffentlichen Einrichtungen zum Nutzen der Landwirthe suchen zu müssen glauben. Unter den größeren Staaten Deutschlands war es besonders der preußische, welcher durch mehrere der wichtigsten Gesetze die Interessen des ackerbautreibenden Standes außerordentlich förderte und begünstigte.

Das merkwürdige Edikt vom 14. September 1811 griff das Uebel bei der Wurzel an, indem es die Bedingungen festsetzte, unter welchen der Eigenhörige und Dienstbauer sich zu dem Range eines freien Eigenthümers emporschwingen konnte. Denn der Stand der freien Landeigenthümer ist das erste und wesentlichste Erforderniß zum Gedeihen des Ackerbaues. Für den Ankauf adlicher Güter in den Regierungsbezirken Posen und Bromberg hat die preußische Regierung bedeutende Summen ausgesetzt, damit der Bildung eines freien Bauernstandes immer wirksamer vorgearbeitet werde.

Schwerlich dürfte ein deutscher Bundesstaat angeführt werden können, in welchem der Ackerbau von der Regierung unbeachtet geblieben sey. Blicken wir auf die Königreiche Bayern, Würtemberg, Hannover und Sachsen, auf das Kurfürstenthum Hessen, auf die Großherzogthümer Baden und Hessen, und auf das Herzogthum Nassau; so bemerken wir, daß die respectiven Regierungen dieser Staaten die Pflege des Ackerbaues sich zur besonderen Aufgabe machten, an deren befriedigender Lösung, wie die bisherigen Erfolge zeigen, dieselben mit Glück gearbeitet haben.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 10. Jan.) In dem gestrigen Concert, welches Franz Liszt zum Besten des Dombaues zu Cöln hier gab, war unser ganzer Hof zugegen. Der Saal konnte die Menge der Zuhörer kaum fassen. Am ersten Tage der Ankündigung waren die Billete schon vergriffen. Se. Maj. der König und Se. königl. Hoh. der Prinz von Preußen sandten dem Concertgeber eine sehr ansehnliche Beisteuer für dieses National-

Digitized by Google

Denkmal. Die Einnahme soll gegen 1200 Thlr. betragen. Liszt gedenkt noch sechs solche Conzerte für den Cölner Dom in andern deutschen Städten zu geben.

Während Leipzig im Jahr 1840 an 120 Pressen 614 Setzer und Drucker beschäftigte, hatte Stuttgart an 124 Pressen ihrer 605. Unter den Leipziger Pressen waren 10 Schnellpressen, unter denen zu Stuttgart 15 (jetzt über 20); wohl die größte Zahl, die in Deutschland an Einem Orte beisammen sind. Die Zahl der Buchhandlungen in Stuttgart ist 28, der Druckereien 25; an sie reihen sich als verwandte Zweige 5 Schriftgießereien, 3 Stereotypengießereien, mehrere Kunst- und Musikalienhandlungen ꝛc. Groß ist auch die Zahl der Schriftsteller, die mit diesen Gewerben im Verhältniß einer fruchtbaren Wechselwirkung steht. Noch 1772 zählte man ihrer in Stuttgart nur 30; 1815 betrug ihre Zahl 84; 1840 war sie auf 249 gestiegen, darunter 3 Frauen.

(Weimar, 9. Jan.) Zeitungsleser werden sich des Knaben aus Ilgier, Käsemann, erinnern, von welchem vor einigen Jahren öffentliche Blätter mehrfach berichteten. Derselbe ist gegenwärtig aus dem Falk'schen Institut hieselbst entlassen und, in Eisenach heimathsberechtigt, dahin zurückgegangen. In Bezug auf den Burschen wollen wir noch Folgendes bemerken. Durch die menschenfreundliche Vermittelung eines gewissen Hrn. v. Wolbeck zu Paris, der, Weimar dankbar zugethan, von dem Schicksale des Knaben durch die Zeitungen unterrichtet worden war, ist von dem Wohlthätigkeitsverein daselbst eine Summe von 500 Frcs. für Käsemann erwerbend angelegt worden, und werden die Interessen so lange zum Kapital geschlagen, bis Käsemann dasselbe bei einer besonderen Gelegenheit, z. E. bei dem Meisterwerden bedürfen sollte, vorausgesetzt jedoch, daß derselbe sich durch gutes Verhalten der Wohlthat stets würdig zeigt, während entgegengesetzten Falls die Summe demselben sofort entzogen und auf einen andern übertragen werden soll. Ferner hat auch Hauptmann D. Batsch in Eisenach von den ihm anvertrauten Spenden einer fürstlichen Armenfreundin für Käsemann ein kleines Kapital bei der dortigen Sparkasse angelegt, welches späterhin unter gleichen Bedingungen an denselben ausgezahlt werden soll.

Wenn in früheren Zeiten bei minderer Verbreitung künstlerischen Fertigkeiten nur die Portraite hoher Potentaten und berühmter Personen durch den Kupferstich vervielfältigt wurden, so denkt man es nun der Lithographie, daß nun auch Privaten die Annehmlichkeit geboten ist, um mäßigen Preis sich das Portrait geliebter Personen vervielfältigen lassen zu können; es geschieht dies jetzt häufig; Kinder lassen das Portrait ihrer Eltern, Freunde das des Freundes, Schüler das des Lehrers, Gemeinden das Portrait ihres Geistlichen anfertigen; wir sahen unter andern viele gelungene derartige Portraite aus der lithographischen Anstalt von F. C. Vogel hervorgehen, die nur einem kleineren Kreis bekannt wurden, während viele Portraite derselben durch den Kunsthandel einem größeren Publikum bekannt geworden sind; wir dürfen nur an die Portraite v. Sömmerring's, Wenzel's, Pfarrer Stein's, Dr. Böhler's, Schnyder's von Wartensee, Ph. Veit's und Dr. Liebig's erinnern.

Die Tabakskonsumtion in Frankreich betrug im Jahre 1841 etwas über 150 Millionen Francs, wovon die Regie einen reinen Gewinn von 70 Millionen hatte; also beinahe die Hälfte der gesammten Verbrauchskosten! Die große Nation ist auch in ihren Monopolen groß!

Pferde werden vor dem Angriffe der Fliegen am sichersten bewahrt, wenn man sie mit einem Absude von Wallnußblättern wäscht. (Pol. Arch.)

Von Dr. E. Duller's mit so vielem Beifall aufgenommener „Geschichte des deutschen Volkes" ist eine zweite Auflage und zwar in dem beliebten Schillerformat erschienen, in zwei starken Klein-Octavbänden mit besonders sorgfältig gearbeiteten und sauber abgedruckten Holzschnitten. Da der frühere etwas hohe Preis nun sehr ermäßigt und auf fl. 3 herabgesetzt ist, so wird dies durch seine populäre Behandlung und patriotische Gesinnung ausgezeichnete Volksbuch eine immer größere Verbreitung gewinnen.

(Erfindungen betreffend.) In Nro. 304 v. J. Ihres vielgelesenen geschätzten Blattes ist auf einen neuen Mörtel von Hrn. Rang vom Lorenziberge bei Bingen aufmerksam gemacht, welcher wirklich seiner vielen Vorzüge wegen eine allgemeinere Benützung und Anerkennung verdient. In Nro. 307 war diese Erfindung, als von den Engländern und Holländern schon seit Jahren benützt, angegeben und weiter bemerkt, daß man recht bald ein neues Produkt dieser Art werde kennen lernen, welches besonders wegen seiner Güte und Wohlfeilheit tauglich und hinsichtlich seines Materials in viel mehr Quantität als die Steinkohlenasche bei uns vorhanden sey. Da nun seit jener Zeit keine, letzteren Kitt betreffende Mittheilung in Ihrem Blatte gemacht wurde, so erlaubt man sich die bescheidene Anfrage, ob eine solche wohl durch Ihre Spalten im allgemeinen Interesse zu gewärtigen sey oder nicht? R.

Bei einer im vorigen Herbste abgehaltenen Jagd ereignete sich folgendes, gewiß seltene Ereigniß. Hr. v. P..... befand sich auf der Jagd an einem regnerischen Tage. Da das Wetter nicht günstig war, so kehrte er bald nach Hause zurück und übergab sein noch geladenes Percussionsgewehr seinem Jäger, der dasselbe, sorgfältig abgetrocknet, in die Ecke eines geheizten Zimmers stellte. Hr. v. P., der zur Tafel gegangen war, kehrt in das unterdessen stärker geheizte Zimmer zurück, und setzt sich auf eine Ottomane, um, bei Mangel an Schlaf, etwas zu lesen. Plötzlich, ohne die geringste Berührung, entladet sich das Gewehr, welches einen Schritt von ihm, doch aber 8 — 10 Schritte vom Ofen entfernt stand. Sachkundige mögen die Ursache dieser plötzlichen Entladung erforschen, die ein warnendes Beispiel abgibt, wie bei Schießgewehren Alles zur Gefährdung von Menschenleben zu fürchten ist. Jedenfalls wäre in ähnlichen Fällen das Herabnehmen der Zündkapsel vor Allem anzuempfehlen. B.....r.

Dem Interesse der Zeit gemäß übergibt G. Kaut ein Schriftchen, einfach und anspruchslos, in welchem Historisches aus der Türkei geboten wird und zwar vom Anfange an bis zum Verfall derselben; es ist namentlich für Zeitungsleser von Interesse und führt den Titel: „Historisches aus der Türkei,

Digitized by Google

im Zusammenhange dargestellt von C. Kaut. Offenbach, in der Krähe'schen Buchdruckerei, 1841."

Die Geistlichkeit in Frankreich besteht aus zwei Kardinälen, 15 Erzbischöfen, 68 Bischöfen, 482 Generalvikaren, 687 Titular-Domherren, 1789 Honorar-Domherren, 3083 Kantonspfarrern, 508 Pfarrern der zweiten Klasse (mit 1200 Franken Gehalt), 24,633 Sukkursalen, 6743 Vikaren, 439 Kaplanen, 1049 geistlichen Professoren in den Seminarien, 233 geistlichen Angestellten in den Collegien und andern Lehranstalten, 3031 gewöhnlichen Priestern in den Kirchspielen, und 2409 fremden Priestern, die jedoch durch längern Aufenthalt in der französischen Kirche nationalisirt worden sind.

(Frankfurt a. M., 14. Jan.) Die Vorlesungen von Hrn. Ch. Fournel finden wieder an den Montagen und zu der bereits bekannten Stunde statt.

Conzert zum Besten der Mozartstiftung in Frankfurt a. M.

Am 14. d. M. fand im Schauspielhause das genannte Conzert, von dem Liederkranz veranstaltet und unter Mitwirkung unseres Orchesters und mehrerer Bühnenmitglieder, statt. Vor Allem war es der erste Zögling der Mozartstiftung, welcher die Aufmerksamkeit des Publikums in Anspruch nahm. Die Stiftung spielt in diesem Zögling ein Loos in der großen Lotterie des Schicksals. Es steht nicht zu befürchten, daß eine Niete darauf fallen, aber es ist auch nicht gewiß, daß es einen hohen Preis treffen werde. Erst dann wird die Wirksamkeit der jungen Anstalt sicheren Erfolg versprechen, wann ihre Mittel so viel Ausdehnung gewonnen haben, um sich in der Lotterie Fortuna's durch eine Anzahl von Loosen betheiligen zu können. Zwischen der Blüthe und Frucht, zwischen den Hoffnungen und Erfüllungen eines Talentes liegen weite Räume, und gestaltet sich so viel von Außen und Innen, was menschliche Voraussicht nicht zu berechnen vermag. Jedes Talent geht seinen eigenen Entwickelungsgang, und dieser ist in den meisten Fällen ebenso sonderbar, als in seinen Wendungen unerwartet. Wir knüpfen an den kaum aus dem Knabenalter herausgetretenen Jean Bott freudige Hoffnungen, da er unverkennbare Beweise seines Berufes zur Kunst bereits abgelegt hat, sowohl durch Compositionen, in denen man produktive Kraft erkennt, wie auch durch Leistungen einer hervorragenden Virtuosität und eines für sein Alter gewiß seltenen Studiums. Er zeigte heute in seinem Violinspiel nicht nur eine gediegene Schule, einen schönen markigen Ton und eine überraschende technische Fertigkeit, sondern auch eine Frische der Auffassung und ein geistiges Element, welche ihm die allgemeinste Anerkennung gewannen. Hier läßt sich also ein günstiges Prognostikon stellen, und wir wünschen, daß reiche Früchte diesen schönen Blüthen entsprechen möchten. — Das Conzert bot eine Auswahl der gediegensten Musikstücke anerkannter Tonsetzer, und war in dieser Beziehung seiner Aufgabe würdig. Die Gesangsvorträge des Liederkranzes waren da vorzüglich, wo sie sich im Gebiet des vierstimmigen Männergesanges und unabhängig vom Orchester selbstständig bewegten. Allen Mitwirkenden war es Ernst um die gute Sache. Es wird seiner Zeit weiter berichtet werden über den finanziellen Ertrag eines Conzertes, welchem auch diesmal die wohlwollende Beachtung der Kunstfreunde nicht fehlte, und für dessen Veranstaltung wir dem Liederkranz den besten Dank andurch ausdrücken. W.

Korrespondenz.

Aus dem Großherzogthum Hessen, 10. Jan.

Wie leicht und in der Regel wohl nur aus allzu großer Neigung zum Lobe und selten zu Gunsten der Sache selbst das Kind nicht mit dem richtigen Namen genannt wird oder werden kann, beweist der in der Nummer 9 der Didaskalia enthaltene Korrespondenzartikel, datirt: Kastel, bei Mainz, 29 Dez. Es ist allerdings anzuerkennen, wenn eine Gemeinde bezüglich ihrer Schule überhaupt kein Opfer scheut, und auch wir müssen mit Vergnügen dem Stadtrathe zu Kastel dafür unsern herzlichen Dank sagen, daß er zu dem Zwecke eines Schulhauses die für die ökonomischen Verhältnisse K's. vielleicht außerordentliche Summe von 16,000 fl. bewilligt hat. Dem Korrespondenten besagten Artikels können wir indeß darin nicht beistimmen, daß er diese Bewilligung in einer Weise dargestellt hat, daß man gemeint seyn dürfte, dieselbe als etwas noch nie Geschehenes anzusehen, während man bekanntlich von gar mancher Gemeinde unseres Großherzogthums wenigstens in gleichem Maße dasselbe sagen könnte, wobei wir zugleich nur dankend unserer Oberschulbehörde gedenken müssen. War in Kastel ein neues Schulhaus nothwendig, so hat der Stadtrath daselbst durch die in Rede stehende Bewilligung ein Kapital angelegt, welches zwar nach Ablauf des nächsten Jahres noch keine Procente tragen kann, das aber, wie wir hoffen wollen und dürfen, bald reichlichere Zinsen bringen wird, als durch jede andere Anlegung desselben, mit einem Wort: der Stadtvorstand Kastel's hat hier eben nur eine Pflicht humaner Art erfüllt. Der fragliche Korrespondent scheint somit ganz übersehen zu haben, daß im Allgemeinen nach den heutigen Verhältnissen weder der Staat, noch die Kirche, noch sonst Jemand außer der Gemeinde ein Schulhaus bauen zu lassen hat, für welches Uebersehen wir ihm jedoch insofern freundlichst Dank wissen, als er uns dadurch Veranlassung gegeben, hier den innigen Wunsch auszusprechen: daß man von Seiten der betreffenden Gemeindevorstände nicht so engherzig seyn möchte, wenn überhaupt Kapitalien mehr für die Zukunft, als für die Gegenwart angelegt, wenn insbesondere Ausgaben für die Volksschule, für welche zwar in der neuesten Zeit Viel geschehen, welcher aber immer noch gar Viel Noth thut, gemacht werden sollen. Möchte das in Ihrer Didaskalia zur Sprache gebrachte Beispiel Kastels überall, in- und außerhalb unseres Großherzogthums, recht viel Nachahmung finden!

Theater-Anzeige.

Montag, 17. Januar. Egmont, Trauerspiel in 5 Abtheilungen, von Goethe, Musik von Beethoven.

Dienstag, 18. Jan. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. (Gastrolle) Amine: Dem. Rudersdorf aus Mailand.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 18. Dienstag, den 18. Januar 1842.

Trinklied.

Will man sich an edlem Wein
Recht nach Lust erlaben,
Darf man nicht alleine seyn:
Einen trauten Ortsverein
Treuerwährter Knaben
Muß man um sich haben.

Drei und Einer machen Vier,
Weltbekannter Maßen:
Drum, ihr Drei, so wollen wir,
Zwei da und Zwei hier,
Still uns niederlassen
Und die Gläser fassen.

Aufgeschaut und angeschaut,
Aug' in Aug', ihr Brüder!
Wer dem Freunde frei und laut
Nicht sein ganzes Herz vertraut
Brüderlich und bieder,
Kehre niemals wieder!

Voll die Herzen, voll das Glas —
Brüder, angestoßen!
Brüder, welch ein Klang ist das!
Lauter Liebe, keinen Haß
Trinken wir aus großen
Kelchen — angestoßen!

Einen Zug, und Alles leer —
Harmonie der Seelen!
Bruder, lang' die Flasche her,
Wächst am Rheine doch noch mehr:
Solchen tapfern Kehlen
Kann es niemals fehlen!

Brüder, mit dem Pfropfen laßt
Fliegen auch die Zungen!
Wär' uns Einer hier zu Gast,
Dem ein freies Wort verhaßt, —
Wenn er angeklungen,
Wär' sein Glas zersprungen!

Unberufenes Geschrei
Soll uns nicht verführen:
Der allein mag heißen frei,
Der da zeiget, daß er sey
Auch beim Poculiren
Stark, sich zu regieren!

Wanken darf kein rechter Mann,
Aufrecht soll er stehen!
Und wen's nicht alleine kann,
Lehnt sich an den Andern an;
Denn der Wind wird wehen
Beim Nachhausegehen!

Brüder! nun noch einen Klang,
Eh' wir wieder scheiden:
Hoch die Freiheit! hoch der Trank!
Noch ein halb Jahrhundert lang!
Keinen Krösus neiden
Wir bei diesen Beiden!

Adolf Schults.

Donna Luisa.

Nach Madame Charles Reybaud, von Kathinka Zitz.

„Halt!" rief Don Sancho von Avilla, indem er sein Pferd anhielt. „Wißt Ihr, wo wir sind, Hauptmann Rodriguez?"

„Auf der Gränze, einige Meilen von Badajoz, wenn man dem Hirten glauben darf, auf den Euer Gnaden vielleicht wohl gethan hätten sich nicht so sehr zu verlassen. Wenn er die Wahrheit sprach, so sind wir auf dem rechten Wege, und können morgen die erste Messe in Spanien hören."

„Nein, wir werden heute Nacht noch auf portugiesischem Boden zubringen. Ich schwöre bei Sanct Jago, daß ich mich nicht mehr so ohne Fähren durch ein feindliches Land hindurch wagen will. Ordnet Eure Leute am Saume des Waldes, und stellt Schildwachen aus, Hauptmann Rodriguez; es ist hier so dunkel wie vor dem Höllenthore."

Die Nacht war dunkel, die Landschaft verödet; auf der einen Seite des Weges dehnte sich ein kleiner Eschenwald aus; auf der andern rollte der Guadiana seine ungestümen Fluthen über Felsengerölle hin; die tiefe Stille der Luft ward nur durch

Digitized by Google

das Brausen des Stroms und das wirre Geräusch des Windes, der in dem Laube spielte, unterbrochen. Die Soldaten, welche nur mühsam auf diesem kaum gebahnten Wege fort kamen, auf dem man nicht zwei Schritte weit sehen konnte, standen still auf das Kommando des Hauptmanns Rodriguez; es waren etwa zwanzig Mann, alle beritten, mit ihren Fähnlein am Arme und zwei Pistolen in den Halftern. Diese Eskorte umgab zwei Frauen, welche auf starken Kleppern saßen, die sie mit vieler Kühnheit leiteten. Große Mäntel mit Kapuzen hüllten sie von Kopf bis zu Füßen ein, so daß man nichts von ihnen sehen konnte als ihre gestickten Handschuhe und die Spitze ihrer Stiefelchen von falbem Leder; von ihrem Gesichte war nichts sichtbar als ihre glänzenden Augen, die unter der Kapuze hervorblitzten. Unter diesen finstern Gewändern, welche die Reisenden allen Blicken verbargen, errieth man jedoch an jeder ihrer Bewegungen, daß sie jung und schön waren. Don Sancho war vom Pferde gestiegen.

„Madonna," sagte er, indem er mit entblößtem Haupte herbei kam, „Ihr müßt die Nacht hier zubringen. Nur eine unabänderliche Nothwendigkeit kann entschuldigen, daß ich Euch im freien Felde schlafen lasse."

Die Dame sprang leichtfüßig auf die Erde, ohne die Hand anzunehmen, welche ihr der Ritter bot, der ihr als Knappe dienen wollte, und sie erwiederte ihm mit stolzer Betrübniß: „Wozu Entschuldigungen, Don Sancho? sie kommen mir nicht zu; Ihr mögt mich nach Gefallen behandeln, denn ich bin ja Eure Gefangene . . . ."

„Donna," fiel er ihr schnell in die Rede, „war ich unglücklich genug, Euch das empfinden zu lassen? Jedenfalls ist es die Schuld der gebietenden Umstände, worin wir uns befinden; aber in allem, was nicht Euere Bewachung und die Sicherheit Euerer Person betrifft, habt Ihr zu befehlen, und nicht ich."

„Das hab' ich noch nicht wahrgenommen," murmelte sie, sich zu ihrer Gefährtin wendend. „Komm, Isabella, wir müssen uns in das Recht des Krieges fügen, in das Recht des Stärkeren; laß uns unter freiem Himmel schlafen."

Sie setzten sich beide niedergebeugt an ein stilles Plätzchen, und stützten sich schweigend eine auf die andere, während man eine Art Zelt für sie aufschlug. Die Soldaten hatten ein Reisigfeuer angezündet; die aufprasselnden Flammen erleuchteten von Zeit zu Zeit diese unbewegliche Gruppe und das sonnverbrannte Gesicht Don Sancho's. Die beiden Frauen hatten ihre Kapuzen abgeworfen, und der feuchte Nachtwind entkraus'te ihre langen Haarlocken. Die eine war braun und schön; ihre hohe Stirne, ihre von langen Wimpern beschatteten Augen hatten einen unsäglichen Ausdruck von Ruhe und Stolz. Sie schien nicht über zwanzig Jahre zu haben; aber diese Blume der Jugend und Schönheit war schon abgeblaßt. Die andere Dame war eine hübsche Blondine, aber es fehlte ihr jener Strahlenschimmer von Größe, welcher um ihre Gefährtin erglänzte.

„Mein Gott, welche lange Reise!" sagte sie mit klagender Stimme, indem sie ihr müdes Haupt erhob. „Wann werden wir nur anlangen?"

„Ach! und wohin gehen wir?" sagte die andere Dame. Gott stehe uns bei! Don Sancho," fügte sie hinzu, indem sie sich mit einer zugleich gebieterischen und bittenden Gebärde an den alten Ritter wandte, „ich gestehe Euch, daß ich große Besorgniß hege; Ihr könnt sie mit einem Worte verscheuchen, und ich sehe nicht ein, wozu dieses geheimnißvolle Wesen dienen soll. Laßt mich wenigstens wissen, welches Kloster mir als Gefängniß dienen soll?"

„Donna", erwiederte er, „Ihr begebt Euch zu den Benediktinerinnen."

„Und in welches Land? Etwa in eine spanische Stadt?"

„Nach Badajoz."

„Nach Badajoz!" rief sie mit einer heftigen Bewegung, „nach Badajoz! Der spanische Hof hält sich dort schon seit dem Beginne des Krieges auf; also zu Philipp II. bringt Ihr mich, mich, Donna Luisa von Portugal! Ha! Ihr hättet uns besser unter den Mauern von Beja begraben. Ihr hättet mich ermorden sollen, Don Sancho! Bei Christus schwöre ich, ich fühle, daß ich eher meinem Mörder als meinem Kerkermeister vergeben haben würde."

„Senora, ich gehorche den Befehlen des Königs, meines Herrn und dem Euern," erwiederte der alte Edelmann stolz.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Fortschritte des Ackerbaues in Europa.

(Von Dr. Wilhelm Dieffenbach.)

(Schluß.)

Mit der Gründung des deutschen Handelsvereines, welcher zwischen Preußen und dem Großherzogthum Hessen zuerst zu Stande kam, beginnt eine neue Epoche des deutschen Landbaues. Das rasche Wachsthum dieses Vereines, welchem sich die blühendsten Staaten Deutschlands anschlossen, war ein neuer sprechender Beweis seiner Zweckmäßigkeit. In weniger als zehn Jahren verschaffte er einer Bevölkerung von 22 Millionen das unschätzbare Gut der inneren Handelsfreiheit, welche, wie unzweifelhafte statistische Angaben beweisen, auf den steigenden Flor des landwirthschaftlichen Produktenhandels den wohlthätigsten Einfluß äußerte.

In andern europäischen Großstaaten hat man die Bahn der Verbesserungen im landwirthschaftlichen Fache mit eben so viel Eifer als Einsicht beschritten. Die Regierung des österreichischen Staates hat mehrere Institute in's Leben gerufen, welche sämmtlich auf den steigenden Flor des Ackerbaues berechnet sind. In Rußland macht der Ackerbau in dem Maße größere Fortschritte als sich die Fesseln der Leibeigenschaft lösen und die Gutsherren dem schon unter der Regierung des Kaisers Alexander gegebenen Beispiele nachahmen. Zugleich dient die zweckmäßige Bewirthschaftung der Krongüter dem russischen Landmanne zum Vorbilde und Muster. Die zahlreichen Kolonien des südlichen Rußlands blühen unter dem Schutze der Regierung, welche der Landwirthschaft in allen ihren Zweigen die größte Sorgfalt widmet.

Schweden, wenig begünstigt durch Klima und Boden, besitzt gleichwohl mehrere Institutionen, welche dem thätigen Interesse der Regierung an den Fortschritten der ländlichen Industrie ihr Daseyn verdanken. Wir zählen hierher die landwirthschaftliche Akademie und die Ackerbaugesellschaften in den Provinzen. Den Landeigenthümern ist aber dadurch ein großer Vortheil dargeboten, daß sie zum Behufe landwirthschaftlicher Verbesserungen, z. B. zu neuen Anrodungen, Austrocknung

Digitized by Google

von Sümpfen u. dgl., Anlehen bei der Bank zu mäßigen Zinsen machen können. Vielleicht das wirksamste Verbesserungsmittel, welches man in Schweden, wo kein Ueberfluß an Kapitalien ist, zum Emporkommen des Landbaues anwenden konnte.

Dänemark ist hinter den landwirthschaftlichen Anstrengungen anderer Länder nicht zurückgeblieben. Die Freilassung der Leibeigenen der Krone, und die Nachahmung, welche dieses Beispiel von Seiten der Mehrzahl der großen Grundbesitzer fand, trugen zum rascheren Emporblühen des Ackerbaues der dänischen Staaten wirksam bei. Der Ausfuhrhandel mit Getreide hat daher in neuerer Zeit bedeutend zugenommen.

Bei der dermaligen Lage der pyrenäischen Halbinsel läßt sich von dem Zustande ihres Ackerbaues wenig Günstiges sagen. Die spanischen Cortes haben zwar durch die Aufhebung der Klöster und der Zehnten den landwirthschaftlichen Interessen einen großen Dienst geleistet; allein bei dem noch wenig beruhigten Zustande von Spanien ist wohl schwerlich daran zu denken, daß der Ackerbau dieses Landes sich aus seiner langjährigen Lethargie so bald erholen werde. Blieben doch in Mitte des tiefsten Friedens die rühmlichen Bemühungen des einsichtsvollen und kenntnißreichen Grafen Campomanes (Minister unter der Regierung Karls III.) um die Emporbringung der Industrie ohne großen Erfolg; wie könnte man jetzt von Spanien mehr erwarten?

Portugal befindet sich kaum in einer besseren Lage; und wenn einst das Ministerium Pombal diesen Staat zu einer vorher nie gekannten inneren Kraftwickelung anspornte und ihm die Aussicht auf glücklichere Zeiten eröffnete, so ging doch durch die Schlaffheit der nachfolgenden Regierungen und durch die politischen Stürme, denen Portugal ausgesetzt war, all' das Gute meist wieder verloren, welches Pombal's schöpferische Hand sowohl diesseits als jenseits des Oceans geschaffen hatte. In letzterer Beziehung stehe hier nur noch die Bemerkung, daß dieser große Staatsmann sich auch um die Verbesserung und Vervielfältigung der landwirthschaftlichen Industriezweige in Brasilien höchst verdient machte.

Die staatswirthschaftlichen Grundsätze, welche die heutigen europäischen Regierungen bei der Leitung des Ackerbaues befolgen, scheinen sogar bis zu den Ufern des Bosporus gedrungen zu seyn; wenigstens ist man zu dieser Annahme durch die Thatsache berechtiget, daß die ottomanische Pforte bereits im Juli 1837 den Ausfuhrhandel mit Getreide frei gegeben hat. Späteren Nachrichten zufolge, soll das Pfortenconseil sich sogar mit Abfassung eines Agriculturgesetzes beschäftiget haben.

Weit entfernt, dem Gedanken Raum zu geben, durch vorstehende historisch-statistische Bemerkungen unsere Aufgabe vollständig gelöst zu haben, was bei einem so viel umfassenden Gegenstande nur schwer zu erreichen ist, schätzen wir uns schon glücklich, wenn es uns gelungen seyn sollte, durch unzweifelhafte Thatsachen die fortschreitende Entwickelung des Ackerbaues in den meisten europäischen Staaten nachgewiesen zu haben. Diese Erscheinung ist zugleich von hoher politischer Bedeutung, weil in ihr eine der wichtigsten Bürgschaften für Europa's Zukunft liegt, die — wir hoffen es mit Zuversicht — die unerschöpflichen materiellen und moralischen Hülfsquellen dieses Welttheils in steigendem Maße offenbaren wird.

Mannichfaltigkeiten.

(Aus dem Hannoverschen, 27. Dez.) Als neulich der Chef des Ober-Kammerherren-Departements, C. L. v. Bar, in Hannover beerdigt wurde, begleitete die Leiche kein Geistlicher, auch wurde am Grabe keine Rede gehalten. Da es nun kaum denkbar ist, daß sich unter den Predigern der Residenz keiner gefunden hätte, der auf Verlangen bei dem Leichenbegängniß fungirt haben würde, so erregte dies in Hannover allgemeines Befremden, und der König selbst äußerte darüber sein entschiedenes Mißfallen. Der Spezialfall veranlaßte sodann ein Generale, demzufolge angeordnet ward, daß in Zukunft jeder Beerdigung ein Prediger beiwohnen, und die Einsenkung des Sarges mit einer Grabrede begleiten solle. Man ehrt allgemein den richtigen Takt und das christliche Motiv, welche den Gesetzgeber hiebei leiteten. Wird doch der hülflose Neugeborne alsbald von der Kirche empfangen und der Gnade Gottes vermittelst des Sakramentes theilhaftig gemacht, warum soll denn der hingeschiedene erwachsene Christ kalt und theilnahmlos, von der Kirche unberücksichtigt, der Erde zurückgegeben werden, sey es, weil er vielleicht der niedrigsten ärmsten Klasse angehört, sey es, weil die Hinterlassenen in stumpfer Gleichgültigkeit an weiter nichts denken? In beiden Fällen ist es Pflicht der christlichen Gesetzgebung, daß sie in's Mittel trete und das Fehlende ergänze. Es steht nun zu erwarten, ob man den Geistlichen dieses Officium ohne Weiteres zu ihrem bisherigen Dienst auflegt, oder, falls ihre Kräfte nicht reichen, etwa eigene Leichen- und Begräbnißgeistliche anstellt. Das Letzte scheint das Natürlichste und hat auch die Sitte des Alterthums für sich. (Man lese über diesen Gegenstand die neueste Nummer der „Frankfurter Gemeinnützigen Chronik", die das Unwürdige bei den hiesigen protestantischen Begräbnissen anführt und den Wunsch ausdrückt, daß die löbl. Friedhofskommission diesen wirklich gegründeten Klagen auf die angeführte Weise abhelfen möchte.)

Vom Hrn. Geh. Rath. ꝛc. Dr. Bessel befindet sich folgende interessante Mittheilung in der Königsberger Zeitung: „Als gestern Abend (1. Januar) eine helle Feuersbrunst den hier sehr dunstigen Himmel erleuchtete, zog ein heller Flecken desselben die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Er hatte das Ansehen, welches ein sehr heller, durch den Nebel durchschimmernder Komet gezeigt haben würde; und wirklich war die Aehnlichkeit so täuschend, daß man die Erscheinung, ohne nähere Untersuchung, durch die unerwartete Ankunft eines großen Kometen zu erklären geneigt seyn mußte. Indessen hatte Herr Schlüter, von der Sternwarte, Gelegenheit, sie genügend kennen zu lernen. Neben dem Feuer war sie ganz rund und befand sich im Scheitelpunkte; in einiger Entfernung wurde sie in der auf das Feuer zugehenden Richtung und verlängert gesehen, so daß eine Bewegung des Beobachters um das Feuer herum sie in einem Kreise um den Scheitelpunkt bewegte. Auf der, etwa 400 Ruthen entfernten Sternwarte befand die Mitte der Erscheinung sich vor dem Sterne Capella, welcher damals 30 Grad vom Scheitelpunkt entfernt war. Durch diese Wahrnehmungen wird unzweifelhaft, daß die Erscheinung ein Lichtreflex in der Luft war, zu der Art der Erscheinungen der Nebensonnen gehörend, welche von Wassertheilchen erzeugt werden, von denen die Luft angefüllt ist. Eine Art dieser Er-

scheinungen rührt von Eiskrystallen her, und solche Krystalle müssen auch die von der Feuersbrunst hervorgebrachte zur Folge gehabt haben. Man wird übrigens etwas Aehnliches wohl selten sehen, da das Zusammentreffen der zu seinem Hervortreten erforderlichen Umstände selten vorkommen wird. Die Wahrnehmung scheint auch nicht ohne einiges Interesse zu seyn, indem sie auf eine parallele Lage der Axen der Krystalle, von welchen das Licht zurückgeworfen wurde, deutet."

Das Zeugniß eines Dienstmädchens, wie es wirklich von Jemanden ausgestellt wurde, lautete folgendermaßen: „Anna Klementine Aurelie, gebürtig aus Tanzhausen, hat ein Jahr — weniger 10 Monate bei mir in Diensten gestanden, und sich in dieser Zeit fleißig — an der Hausthüre — genügsam — in der Arbeit — sorgsam — für sich selbst — geschwind — im Ausreden — freundlich — gegen Mannspersonen — treu — ihren Liebhabern — und ehrlich — wenn Alles verschlossen war — bezeuget."

Der König der Niederlande hat bekanntlich als Großherzog von Luxemburg für dieses deutsche Bundesland einen Orden gestiftet. Er heißt „Orden des Eichenkranzes". Der erste zum Ritter desselben ernannte Mann ist der französische Musikus Batta, der außerdem ein Geschenk von 500 Gulden erhalten hat.

„Ich wünschte, die Mäßigkeits-Gesellschaft wäre, wo der Pfeffer wächst", sagte die Frau eines Arbeiters in Irland, „seit mein Mann dazu gehört, ist er alle Tage unwohl." (Die Mitglieder verpflichten sich, den Branntwein nur als Medizin zu gebrauchen.)

In Paris allein sind zu Weihnachten und am Neujahrstage für 5 Millionen Frcs. Bonbons verschenkt und verzehrt worden.

(Gräfrath, 5. Jan.) In einer hiesigen bedeutenden Landwirthschaft wurde der zum Brauen in Gährung gesetzte Stoff aus Versehen in die Tröge des Rindviehes geschüttet, welches denselben begierig hinunterfraß, aber in Verlauf weniger Stunden daran starb. Zwölf Kühe wurden auf diese Weise absichtslos vergiftet, deren Werth sich auf 600 Thaler belaufen haben soll.

(London, 7. Jan.) Herr Lumbey, der neue Pächter der italienischen Oper, hat die Sängerin Molteni und die Sänger Santi, Guasco und Ronconi, welche hier noch nicht gehört worden sind, engagirt. Die Grisi, Persiani, Mario und Lablache werden auch hierher zurückkehren; Tamburini geht nach Italien. Unter den neuen Werken, die zur Aufführung kommen sollen, nennt man die „Vestalin" von Mercadante und „Maria Padilla" von Donizetti. Das Theater wird am 26. Febr. eröffnet werden. Auf dem Prinzen-Theater wird in dieser Saison eine französische Gesellschaft spielen, unter der sich einige der ersten Pariser Schauspieler befinden.

(Danzig, 8. Jan.) Auf dem Casinoballe am letzten Sylvester-Abende erschien eine junge Dame mit einem Bouquet, das sie sich selbst aus dem Garten ihres Vaters aus dem Freien gepflückt hatte. Es bestand aus Goldlack, Levkoje, Marienblatt, Stiefmütterchen, Aurikeln. Den Tag darauf aber dürften alle diese Blumen im Garten erfroren seyn, denn die in so später Zeit wunderbar milde, aber auch unausstehlich feuchte Witterung war mit dem 1. Jan. verschwunden und es traten gleich 7 Grad Kälte ein.

(Frankfurt a. M., 17. Jan.) Die Musikfreunde sehen wieder mehreren Konzerten entgegen. Außer dem des auf seiner Kunstreise sich hier befindlichen Violinisten Hrn. Hauser aus Preßburg, den wir im letzten Museum mit Vergnügen gehört haben, wird auch Hr. Heeser, erster Oboist unseres Orchesters, ein solches demnächst veranstalten und sich dabei der Beachtung des Publikums zu erfreuen haben, da er als ein wackerer Künstler bekannt ist und als Mitglied eines Vereines von Musikern, dem wir so manchen Kunstgenuß verdanken, uns auch in dieser Beziehung freundlich nahe steht.

Korrespondenz.

Mainz, im Jan. (Eingef.)

Im nächsten Frühjahre wird in der Nähe des Raimundithores an der Stelle, wo gegenwärtig die Proviantmagazine stehen, ein neues Hospital erbaut werden. Wenn man aus Gründen der Wissenschaft und der Erfahrung hauptsächlich für Hospitäler solche Orte zu wählen pflegt, welche ziemlich hoch gelegen und von stehendem Wasser und sumpfigen Ausdünstungen möglichst entfernt sind, so muß es Staunen erregen, daß man einer Gegend der Stadt den Vorzug gegeben hat, welche grade die entgegengesetzten Eigenschaften darbietet. Der für das Hospital abgesteckte Raum liegt zwar in der Art ziemlich frei, daß er nicht von bewohnten Gebäulichkeiten eingeschlossen ist; allein er befindet sich in der tiefsten Gegend der Stadt, unterhalb derselben, in der Nähe des Rheines. Etwas über hundert Schritte davon ist der Winterhafen, welcher größtentheils stehendes Wasser enthält und mit dem Hospitale beinahe seiner ganzen Länge nach parallel läuft. Noch einige hundert Schritte weiter befindet sich der fast stets feuchte Linsengraben, der untere Theil des Gartenfeldes und der sumpfige Bruch, welche fast jährlich überschwemmt werden. Aus diesem weiten Bezirke werden durch die so häufig wehenden West- und Nordwestwinde die ungesunden Dünste grade dem Hospitale zugeweht werden. Aus diesen Ursachen sind auch die Bewohner des untern Gartenfeldes und der hintern Bleiche fast in jedem Frühjahre von kalten Fiebern heimgesucht. Diejenigen zwar, welche sich gegen äußere Einflüsse mehr zu schützen vermögen, bleiben davon frei, nicht aber die ärmern Volksklassen, und auf Hospitalkranke gar kann eine solche Luft nicht anders als höchst verderblich einwirken. In Kriegszeiten können in einem so übel gelegenen Hospitale sich pestartige Krankheiten entwickeln und sich von da über die ganze Stadt und das Land weit hin verbreiten. Es wäre daher von höchstem Interesse für alle Bewohner der Stadt, wenn eine Veränderung dieses Planes bewirkt werden könnte, was doch um so eher geschehen kann, da grade in der gesundesten Gegend der Stadt Ueberfluß an Raum ist. In Betreff der schädlichen Ausdünstungen des Linsengrabens und des Gartenfeldes verweise ich auf das im Mainzer Gedenkbuche S. 148 Gesagte.

Redakteur: J. B. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 19. Mittwoch, den 19. Januar 1842.

Toaste.

Beim Wein vom Rhein
Deutsches Land vor Allen lebe,
Wo erblüht die gold'ne Rebe!
Was so lange schon es war,
Sey es jetzt und immerdar:
Hort dem Licht, dem guten Winke,
Eintracht auch für Geistesstücke!

Beim Wein vom Rhein
Hoch Britannia! Hoch und Ehre,
Königin der weiten Meere!
Klagt nicht, wie es selbstisch sey, —
England gab die Ketten frei;
Und es wird auf Erin's Hügeln
Auch der Eintracht Bund besiegeln.

Beim Wein vom Rhein
Sey der Franzmann unvergessen,
Der sich Unrechts oft vermessen,
Doch auch gern das Gute sah!
Wisse es, Lutetia,
Wer den Pfad der Ehre wandelt,
Immer gleich nur rechtlich handelt!

Beim Wein vom Rhein
Lasst laut — Hispania! rauschen,
Dessen Thaten wir jetzt lauschen.
Wo noch Kraft im Volke ruht,
Wird es endlich wieder gut;
Wo sie freies Wort gebrauchen,
Wird kein Ketzerblut mehr rauchen.

Beim Wein vom Rhein
Liebe Hellas, kaum geboren,
Doch zur Freiheit auserkoren!
Schöner Zeiten Wissenschaft,
Wär sie auch dahin gerafft,
Langsam wird sie wiederkehren:
Hellas hallt stets in Ehren!

Beim Wein vom Rhein
Hoch dem Lande der Magyaren,
Die um Ferdinand sich schaaren!
Hoch den Edlen, denn von dort
Klang ein ernstes Männerwort:
Leben soll auch der Verbrecher,
Einzig Gott allein sey Rächer.

Beim Wein vom Rhein
Fort die Sorge! Fort Beschwerde!
Dreimal Hoch! dem Raum der Erde,
Wo ein muthiges Geschlecht,
Gleicher Sinn für gleiches Recht,
Wo sie dauern an dem Einen,
Das uns Alle soll vereinen!

Ludewig.

Donna Luisa.

Nach Madame Charles Reybaud, von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Donna Luisa wich einen Schritt zurück, und hob Augen und Hände gegen Himmel, gleichsam als wolle sie seinen Beistand anrufen.

„Madonna," hob Don Sancho wieder an, „an dem spanischen Hofe wird man gewiß die Rücksichten nicht vergessen, welche man Eurem Unglück schuldig ist; aus den Befehlen, welche mir der König hinsichtlich Eurer überschickt hat, darf ich auf seinen guten Willen und auf sein Wohlwollen für Euch schließen; er beruft Euch zu der Königin."

„Um ihm als Geisel zu dienen," sagte Donna Luisa bitter. „Gebe der Himmel, daß mein Vater bald mein Lösegeld mit der Klinge seines guten Schwertes bezahlt."

Bei diesen Worten ergriff sie Isabellens Arm und begab sich langsam in das Zelt, welches man ihr für die Nacht aufgeschlagen hatte. Zwei Bärenhäute waren auf der Erde ausgebreitet worden, und auf eine Art Kiste, die als Tisch diente, hatte man einige Speisen gestellt; eine Fackel von harzigem Holze erleuchtete mit ihrem flackernden Lichte dieses Eremitenmahl und dieses Soldatenlager. Donna Luisa setzte sich nieder, und plötzlich ihre stolze Haltung verlierend, brach sie in Thrä-

Digitized by Google

nen aus; die stumme bestürzte Isabella kniete nieder und drückte die kalten Hände der Prinzessin in den ihrigen.

„Jesus Maria, wer wird uns befreien?“ sagte sie, ganz in Thränen aufgelöst. „Der spanische Hof wird ein hartes Gefängniß seyn. Eure Hoheit wird von so viel Spionen umgeben seyn, als diensthuende Damen da sind; auch mich wird man in den Augen behalten; wir werden in Ungewißheit über alles, was sich ereignet, bleiben, und in der Furcht vor größerem Unglück leben. Wenn wir diese Nacht den Versuch machten, zu entfliehen! Noch sind wir in Portugal, und kein Kloster, kein Haus, ja selbst nicht die ärmste Hütte wird uns eine Zufluchtstätte verweigern; Ihr braucht Euch nur zu zeigen und zu sagen: „Ich bin Donna Luisa, die Tochter Don Antonio's, eures Königs, den die Spanier entthront haben!“ und alle guten Portugiesen werden einen Wall mit ihren Körpern um Euch bilden, wie zu Beja.“

„Ach! wie zu Beja würden sie sich tödten lassen, und mich nicht retten. Ich bin es müde, den schrecklichen Wechselfällen des Krieges meine Freiheit und mein Leben streitig zu machen; Gottes Wille geschehe. Isabella, ich danke es dem Stolze meines Ranges, daß ich mich nicht vor unsern Feinden beuge, und mitten unter diesen Drangsalen eine feste Seele zeige. Aber was liegt mir jetzt an der Stelle, die ich in dieser Welt einnehmen soll! Sind nicht alle meine Hoffnungen im Himmel, ist nicht alles, was ich geliebt habe, im Grabe? Isabella, laß uns für die Todten beten!“

Sie knieten beide nieder, und blieben lange so liegen, ihr Gebet mit Seufzern und Thränen vermischend. Nach und nach schloß ihnen Ermüdung die Augen zu; sie verfielen in jenen Schlummer, der die Mitte hält zwischen Schlaf und Wachen; sie weinten nicht mehr, sie dachten nicht mehr, aber es blieb ihnen noch ein wirrer Begriff der Außendinge, und wie im Traume hörten sie den Lärmen außerhalb, das Gewieher der Pferde und den Ruf der Schildwachen, die von Stunde zu Stunde abgelöst wurden.

Eine bereits im Unglück erprobte Zuneigung verband diese beiden jungen Mädchen, wovon die eine nahe dem Throne geboren worden, und die andere der vornehmsten Familie Portugals angehörte. Donna Luisa war die Urenkelin Manuels des Großen; erst für das Kloster bestimmt, verbrachte sie ihre ersten Jahren in dem Kloster der heiligen Clara, wo schon andere Infantinnen vor ihr in der Blüthe ihrer Jugend den Stolz ihres Ranges und die Hoffnung auf eine königliche Verbindung begraben hatten. Sie war im Begriffe, der Welt zu entsagen, deren Geräusch kaum bis zu ihr gedrungen war; schon machte man Vorbereitungen zu der Feier ihrer Einkleidung, als ihr Vater, der Herzog von Beja, sie zu sich berief. König Sebastian herrschte damals; er war ein junger tapferer Fürst, der sich eine Gemahlin in allen königlichen Häusern Europa's hätte wählen können; aber er liebte Donna Luisa, und wollte sie auf den Thron erheben. Die Novize von Santa Clara war nahe daran, ihren Schleier mit der Königskrone zu vertauschen, aber Bande der Verwandtschaft widersetzten sich dieser Verbindung, und man mußte erst Dispens vom römischen Hofe verlangen. Politische Intriguen, welche der spanische Hof erregte, der gehofft hatte, die älteste Tochter Philipps II. würde Königin von Portugal werden, zogen die Unterhandlungen in die Länge. Während sein Gesandter diese Sache bei dem heiligen Vater betrieb, zog Don Sebastian in den Krieg nach Afrika. Der Anfang dieses Kreuzzuges war glücklich gewesen; der König war im Begriff, sein Heer siegreich zurück zu führen; schon traf man zu Lissabon Vorbereitungen zu seiner Rückkehr und zu seiner Vermählung, als die Nachricht seines Todes eintraf. Er war in einer blutigen Schlacht unter den Mauern von Alcazar-Quivir gefallen, und die Elite seines Adels war an seiner Seite geblieben. Die vornehmsten Familien Portugals wurden durch dieses große Unglück decimirt, welches auf ewig die christliche Macht jenseits der Meerenge von Gibraltar vernichtete. Die ganze Nation legte Trauer an; sie liebte den Monarchen, dem eine so lange Zukunft voll Ruhm versprochen zu seyn schien, und die Thronbesteigung des alten Kardinals Henriquez ward von der Trauer des Volkes begrüßt.

Donna Luisa kehrte nicht in das Clarenkloster zurück, sondern sie stiftete zu Beja das Kloster der Benediktinerinnen, um ihr Leben darin zuzubringen. Das Schicksal hatte ihr neue Größe und neue Widerwärtigkeiten aufbehalten. Ihr Vater erbte die Krone von Don Henriquez, dem der Tod nicht Zeit gelassen hatte, den römischen Purpur abzulegen und sich zu vermählen, und die Infantin stand einen Augenblick auf der ersten Stufe des Thrones, den sie als Königin hatte besteigen sollen. Aber ihr Glück war nur von kurzem Bestand. Philipp II., der durch seine Mutter auch von Philipp dem Großen abstammte, nahm sein Erbe in Anspruch. Ein Jahrhundert früher waren Ferdinand und Isabella die Katholische mit dem Gedanken umgegangen, die ganze Halbinsel unter einen Scepter zu vereinigen, und um dieses zu erreichen, wollten sie ihre älteste Tochter mit dem König Don Manuel vermählen. Aber der Tod hatte einen Strich durch diese politische Rechnung gemacht; die junge Königin von Portugal stieg in das Grab, ohne Kinder zu hinterlassen; und ihre Schwester, Johanna die Wahnsinnige, hatte das Erbe der katholischen Könige an das Haus Oestreich gebracht. Philipp II. sollte erreichen, was Ferdinand und Isabella vergebens erstrebt hatten. Der Tod Don Sebastians hatte ihm das einzige Hinderniß aus dem Wege geräumt, dessen er sich nicht gewaltsamer Weise hätte entledigen dürfen, und seit der Schlacht von Alcazar-Quivir war er darauf bedacht, sich Portugals durch das Recht der Erbfolge und das Recht der Eroberung zu bemächtigen. Dennoch ließ er Don Henriquez regieren; aber an dem Tage, wo Don Antonio als König zu Lissabon ausgerufen ward, erschien das spanische Heer, von dem Herzog von Alba befehligt, auf den Gränzen, und bald war der Krieg erklärt.

(Fortsetzung folgt.)

Industrielle Fragen.

Die Reden, welche Dr. J. E. Herberger und Dr. C. Meuth in der Festsitzung der technischen Lokalsection der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik und deren Grundwissenschaften zu Kaiserslautern am 14. Nov. v. J. hielten, sind nun auch im Drucke erschienen. Dieselben enthalten manches Beachtenswerthe, manchen beherzigenswürdigen „Stoff zum Nachdenken.“ Wir beschränken uns darauf, aus der Rede des Hrn. Dr Herberger einige Auszüge mitzutheilen:

„Die Mittel, wodurch der Verarmung der Handwerkerklasse

Digitized by Google

entgegengewirkt zu werden vermag, ruhen weniger in einer, wenn auch — was bisher noch fast ausschließlich zur Legion der frommen Wünsche gehört — weise und organisch geleiteten Aufsuchung neuer Vaterlandsstätten, als in der Steigerung der Volks- und Jugendbildung. . . . In Deutschland hat, in einer kaum entschwundenen Epoche, die ideale und streng gelehrte Richtung der Geistesbildung diese zum fast exclusiven Eigenthume der Eingeweihten, als einer Kaste, gestaltet. Für die so hochwichtige elementare Bildung des Volkes geschah in langen Jahren — Nichts. Freilich barg auch jene Zeit ihre Blüthen, deren Früchte in unsern Tagen gereift sind. Standen wir auch hinter manchen andern Völkern zurück an praktischer Auffassung des Lebens, so hat uns jene Blüthenepoche doch einen unverwelklichen Dichterstrauß gezeigt, und uns, bei aller jungfräulichen Absperrung der Philosophie in Schulen, den Ruf nicht nur, sondern auch das wissenschaftliche und praktische Verdienst des ächten, tief gehenden Forschens errungen, — was immer auch neuere Schriftsteller dagegen einwenden mögen, die hierin blos eine „dialectische Verschlingung logischer Formen" erblicken. Aber auf der Woge der Zeit kam ein anderer Genius herangerauscht. Unter seinem Flügelschlage hat die Wissenschaft Gemeingut, die Bildung populär zu werden begonnen. — Jenem Schlafe des intellectuellen Vermögens in der Volksmasse einerseits, und der politischen Beschaffenheit, sowie den Nachwirkungen griechischer und römischer Bildung anderseits, ist übrigens die noch in unsern Tagen all' zu tief eingewurzelte Vorliebe unserer Stamm- und Sprachgenossen für ausländische Erzeugnisse größtentheils zuzuschreiben. Noch immer bestechen Londoner und Pariser Fabrikate unsere Sinne, und deutsches Werkstück ist noch oft genöthigt, sich im Auslande, — zur Schande sey es gesagt, — ein Taufzeugniß zu holen. Wenn nun aber auch das große Band des Zollvereins jede vaterländische Brust schwellen macht im Hochgefühle wieder erstandener Nationalität, so wäre damit doch nur dem Zeitbedürfnisse vorangeeilt, falls nicht zugleich auf Vervollständigung aller Elemente der Bildung die größte Sorgfalt verwendet und dadurch erst jenem großartigen Emancipationsacte eine völlig haltbare Grundlage untergebreitet würde. Ein richtiges Gefühl dieses wesentlichsten aller schwebenden Bedürfnisse rief, außer den Bemühungen für Vervollkommnung des Elementarschulwesens, zunächst die Real- und gewerblichen Schulen ins Daseyn, auf daß dem heranreifenden Geschlechte die Keime künftigen Wohlstandes eingeimpft, das Gefühl gehobener Menschenwürde in ihm angefacht, und damit ihm die Kraft werde zur Entwicklung jenes beharrlichen Unternehmungsgeistes, jener weise berechnenden Voraussicht, jener siegenden Kunstfertigkeit, die allein, wenn nicht zur Uebermacht, doch zum Gleichgewichte zu führen vermag. Die umfangreiche Bedeutung technischer Bildungsanstalten kann in unserer Zeit kaum hinreichend gewürdigt werden, woraus sich die ungetheilte und hervorragende Aufmerksamkeit erklärt, welche fast in allen civilisirten Staaten diesem wichtigen Zweige der Volkserziehung und Volksbildung gewidmet wird. Wohl macht man dem Realunterrichte den Vorwurf, daß er des adelnden Hauches klassischer Bildung ermangele, daß er die Sinnlichkeit übermäßig reize, daß er materielle Genüsse zum modernen Götzen erhebe, und daß — was im ersten Augenblicke befremdend erscheinen mag, — mit der Absperrung antiker Tiefe und Gründlichkeit zugleich das religiöse Prinzip unterzugehen Gefahr laufe. Aber man verwechselt, wie mich dünkt, das materielle, oder besser: das industrielle Streben mit dem roheren, sinnlicheren Materialismus; mit nichten ist jene Bildungsweise in den technischen Schulen dahin gerichtet, zu zeigen, wie es gelingen möge, sich in den Genuß von Glücksgütern zu versenken und im Rausche der Sinnlichkeit zu schwelgen; ein solcher Materialismus wirkt entnervend; das ist's ja überhaupt nicht, was Deutschland erstrebt: Deutschland will durch Intelligenz und Fleiß zum Reichthum, durch den Reichthum zur Macht, durch die Macht zum Gleichgewichte, durch das Gleichgewicht zum Höhenpunkte der Gesittung! „Ja, wir fühlen", sagt irgendwo ein würdiger Vertreter der öffentlichen Interessen, „daß es etwa des Thieres, der Rohheit und Unkultur, würdig ist, zu mechanischer, oder selbst zu Genauigkeit, Kraft und Anstrengung erfordernder Arbeit abgerichtet zu werden, daß aber des Menschen irdische und ewige Bestimmung den edleren Gebrauch des seiner Natur eingeborenen freien Willens und der ihr zugetheilten Geisteskräfte bedingt", und es mag, den Gegnern und Zweiflern gegenüber, erlaubt seyn, auszusprechen, daß aus der erstrebten Errungenschaft ächter, gediegener, realer Bildung des Volkes Wohlstand und reine Seelenwärme dereinst unbezweifelt hervorgehen müsse. Mit Einem Worte: die in der industriellen Gravitation ruhende Zukunft des deutschen Landes und Volkes ist unzertrennlich von realistischer Volks- und Schulbildung, und damit Nichts den Glanz des aufgehenden „Gestirns der Deutschen" zu verdunkeln im Stande seyn möge, ist es erforderlich, daß letztere in ein progressives Wechselverhältniß zu den Fortschritten unsers öffentlichen Lebens gebracht und darin befestigt werde. — Was nun aber die Schule in allen Künsten des Friedens für die heranwachsende Generation zu leisten berufen ist, das sollen, in gesteigerter Richtung, die industriellen Vereine dem reiferen Volke bieten. Wenn jene für die Ausbildung der Jugend . . . ihre Räume öffnet . . . so besteht dafür die Bestimmung industrieller Vereine darin, eben jenen Schulunterricht nach allen Kräften zu fördern, und zu diesem Behufe in den Aeltern den Sinn für die sachgemäße Erziehung der Kinder zu befestigen, etwaige Mängel der Gesetzgebung durch vereintes Wirken zu verbessern, sich Hülfe und Stütze zu seyn bei industriellen Unternehmungen, welche eine Summe von Intelligenz und Capitalien erheischen, den Aermern eine Spende, dem Gebrechlichen eine Krücke zu reichen, sich selbst, da, wo es mangelt, die Grundlage allgemeiner, Geist und Gemüth veredelnder Bildung anzueignen, die Fortschritte der Zeit aufzufassen, und auf die eigene Thätigkeit überzutragen, sich kampfbereit zu rüsten für den großen Wettlauf, der vom Schleier der Zukunft nur mehr dürftig verhüllt ist, und somit in reichem Umfange beizutragen zum Glücke und zum Ruhme des Vaterlandes und seiner Fürsten. Auch der Kleinste hat das Recht, und ein Jeder hat wohl die moralische Verpflichtung, sich ein Glied der großen Kette zu dünken und zu ächten. Und ist es denn nicht erhärtete Wahrheit, daß es den Handwerkern noch häufig an jenen Kenntnissen gebricht, welche vorzugsweise ein Fortschreiten in ihren Gewerben bedingen, an Kenntnissen also in Mechanik, Physik und Chemie? Um so wichtiger ist es daher, daß Aeltern, Vormünder und Meister ihre Söhne, Mündel und Lehrlinge dem Schulunterrichte nicht, wie es aus übel berechneter Oeconomie nur zu häufig geschieht, **vor Vollendung desselben wieder entreißen**; der am meisten praktische, und somit gewissermaßen **nützlichste Theil des Unterrichts**

Digitized by Google

ist gerade jener der spätern Jahre, und es ist dies um so mehr zu beachten, als im künftigen Berufsleben die Gelegenheit zur Fortbildung gar sehr mangelt."

„Unsere Gewerbsmeister sehen recht wohl ein, daß heut zu Tage die Art, ein Handwerk zu betreiben, ihre rein mechanische, aber auch ihre wissenschaftliche, ihre intellectuelle Seite hat, daß die rastlos sich folgenden Entdeckungen und Verbesserungen in allen Fächern eine bloße Handverrichtung fast immer als ungenügend erscheinen lassen, — daß also Alles mit Kopf und Hand geschehen muß. Viele fragen vorkommenden Falles nach dem Grunde vorgeschlagener Verbesserungen, — und in Wahrheit, es ist schon ein gutes Zeichen, wenn man sich nur ein Mal berufen fühlt, nach Kenntniß der Wahrheit zu forschen. Das Bewußtseyn eigener Schwäche ist Goldes werth. Der Wunsch, demselben zu Hülfe zu kommen, hat an mehreren Sitzen technischer Vereine öffentliche Lehrvorträge hervorgerufen . . . ."

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Heute, Mittwoch den 19. d. M., wird Herr Hauser aus Preßburg ein Konzert im Saale des Weidenbusches geben. Da derselbe bereits im letzten Museum lebhaften Beifall gefunden, und sich als einen Violinvirtuosen von Bedeutung beurkundet hat, so dürfte seinem Konzerte die Beachtung hiesiger Musikfreunde nicht fehlen. Wie wir aus öffentlichen Blättern ersehen, hat Herr Hauser in Nürnberg und Würzburg, wo er sich jüngsthin hören ließ, vielseitige Anerkennung gewonnen.

Korrespondenz.

Hamburg, 13. Jan.

Philharmonische Konzerte. — Neue Modezeitung. — Theater.

Die Direktion der philharmonischen Konzerte, welche sich stets bemüht hat, dem Publikum würdige Gegenstände vorzuführen, wird dieses Jahr, wie wir aus ziemlich sicherer Quelle wissen, einige ganz neue Sachen zur Aufführung bringen und außer denselben Meisterwerke, welche man noch einmal zu hören wünschte. Zu diesen letzteren wird im ersten philharmonischen Konzerte die C dur Symphonie von F. Schubert zu zählen seyn. Der ausgezeichnete Violinist, Konzertmeister Müller, aus Braunschweig, welcher sich gegenwärtig in Hamburg befindet, wird hoffentlich durch sein Spiel dieses Konzert verschönern. Für das zweite Konzert ist etwas Neues in Aussicht, nämlich Mendelssohn-Bartholdy's Symphonie mit Chor, welche er für das Buchdruckerfest in Leipzig componirte. Es soll außer derselben die 8te (F dur) Symphonie von Beethoven gemacht werden, welche zuletzt vor zwei Jahren in diesen Konzerten mit so großem Beifall aufgenommen wurde. An dieselbe schließt sich die Erinnerung von Clara Schumann, geb. Wieck, welche an demselben Abend spielte. Auch sie werden wir wieder sehen mit ihrem Gemahl, Hrn. Robert Schumann, welcher die von ihm componirte und in Leipzig mit glänzendem Erfolg aufgeführte Symphonie vielleicht selbst im dritten philharmonischen Konzerte dirigiren wird — Vor uns liegt das erste Heft der »Neuen Hamburger Modezeitung, Revue für Theater, Literatur, Musik und Mode, redigirt von Ludwig Lenz.« Die typographische Ausstattung ist in der That ein Meisterstück in Hamburg und so Elegantes bis jetzt noch nicht geliefert worden und wir kennen kein Journal, das in dieser Beziehung mit der Modezeitung wetteifern könnte. Auch der Inhalt ist reich und mannichfaltig und der Herausgeber zählt mehrere so treffliche Mitarbeiter, daß sein Journal vielleicht allmählig ein nicht unbedeutender Rival der »Europa« werden könnte. Die Brüder, Novelle von Georg Schirges, literarische Frauencharaktere der Gegenwart (von Gutzkow), I. Therese, die Harrende, Gedicht von Wolfgang Müller, außerdem ein reichhaltiges Feuilleton, Korrespondenzen, Kritiken und Mittheilungen über Theater, Musik und Literatur bilden den Inhalt des ersten Heftes, sodann ein neuester Pariser Modebericht und zwei artistische Beilagen. Wir hoffen, daß auch die Aufmerksamkeit und Theilnahme eines auswärtigen Publikums sich diesem neuen zeitgemäßen Unternehmen, das von bedeutenden Mitteln unterstützt wird, zuwenden möge. — Von unserm Theater ist diesmal wenig zu melden. Sabine Heinefetter gastirt und H. Meyer lobt sie in reichem Maße. Uns dagegen erschien als »Romeo« ihr Spiel vortrefflich und meisterhaft, ihr Gesang nur mittelmäßig; die jugendliche Frische der Stimme fehlt, allein sie weiß noch immer vortrefflich damit hauszuhalten. Als »Norma« genügte Sabine weit mehr und fand allgemeinen Beifall. Morgen werden wir sie als Desdemona im Othello sehen. Ein neues Stück von Heinrich Smidt wird zur Aufführung vorbereitet. Hr. Hendrichs hat die Hauptrolle. Im nächsten Juli wird auch, wie es heißt, eine französische Schauspielertruppe auf unserem Stadttheater eine Reihe Vorstellungen geben.

Mainz, 16. Jan.

Gestern wurde hier das Gerücht verbreitet, die Bürgermeisterwahl sey wegen Beseitigung des zweiten Kandidaten, Hrn. Friedensrichters Schalk, von dem Administrativ-Justizhofe in Darmstadt als ungültig verworfen worden und es werde eine neue Wahl statt finden. — Die Herstellung des ehemaligen kurfürstlichen Residenzschlosses dahier wird, einer Aufnahme des Hrn. Provinzialbaumeisters Opfermann zufolge, einen Kostenaufwand von ohngefähr 30,000 fl verursachen. Sollte man jedoch zur Versammlung der Naturforscher und Aerzte im kommenden Sommer nur den Flügel dieses Gebäudes in Stand setzen wollen, wo der Marmorsaal sich befindet, so würden 3000 fl dazu genügen. Da das Schloß Eigenthum der Stadt ist, so würde die große Ausgabe, in so kurzer Zeit gemacht, wohl zu stark seyn; man wird daher nur für den Augenblick die kleinere Summe verwenden, die zu dem vorgesteckten Ziele auch zureicht. — Eine sogenannte Zurechtweisung in Nro. 14 der Mainzer Unterhaltungsblätter, die einem der vielen Korrespondenten der hier so allgemein verbreiteten Didaskalia wurde, mag dem Verfasser große Mühe und Anstrengung verursacht haben. Ist er für diese Mühe nun vollauf belohnt? Hat er seinen Zweck, beim Beginn eines neuen Abonnements durch fortdauernde Bevorzugungen und Herausforderungen dieses Blattes einige Leser zu gewinnen, dadurch erreicht?..... Was den Gegenstand der Zurechtweisung betrifft, so muß man mit den hiesigen Verhältnissen ganz unbekannt seyn, wenn man noch zu erinnern für nöthig finden sollte, was seit Jahren zum Ueberflusse hier angedeutet und geschrieben wurde: daß hier eine zahlreiche Garnison sey, daß viele auswärtige Weibspersonen hier dienten und daß fremde Personen zu ihrer Niederkunft in die Entbindungs-Anstalt aufgenommen würden; daß also ein kleiner, ein ganz kleiner Theil der hier geborenen unehelichen Kinder auf die ansässigen Bewohner der Stadt kommen. Dasselbe Verhältniß besteht aber auch in den meisten großen Städten, wo man über die starke Zunahme unehelicher Geburten Klage führt, und unter diesem Gesichtspunkte muß es als ein erfreuliches Resultat angesehen werden, wenn sich die unehelichen Geburten des verflossenen Jahres gegen ein früheres Jahr vermindert haben. Soviel zur Belehrung des Zurechtweisers, dem wir übrigens zu dem guten Einfalle, wieder einmal an die so mittelmäßigen Korrespondenten der Didaskalia gedacht zu haben, Glück wünschen.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 20. Jan. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. (Gastrolle) Amine: Dem. Rudersdorff aus Mailand.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Korn.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

No. 20. Donnerstag, den 20. Januar 1842.

Donna Luisa.

Nach Madame Charles Reybaud, von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Donna Luisa hatte sich in Beja eingeschlossen, wo sie von den Truppen des katholischen Königs belagert ward. Die Einwohner vertheidigten ihre Stadt und ihre junge Prinzessin auf das äußerste, aber die Spanier nahmen den Platz mit Sturm ein, und Don Sancho von Avila konnte zwei Tage lang dem Feuer und der Plünderung keinen Einhalt thun, doch gelang es ihm, Kirchen und Klöster zu schützen. Da Donna Luisa auf diese Weise in seine Gewalt gekommen war, so erhielt er Befehl, sie an den Hof des Königs, seines Herrn, zu geleiten, und die betrübte Gefangene mußte abreisen, ohne zu wissen, welch ein Loos ihr aufbehalten war; Don Sancho theilte es ihr erst auf der Gränze mit. Von allen denen, die sie in der Zeit ihrer Größe umringt hatten, blieb der Infantin nur eine Freundin, dieses war Isabella, deren Ergebenheit so vielen Wechselfällen des Glücks widerstanden hatte. Dieses junge, ebenfalls verbannte Mädchen besaß ein Vermögen, welches mehr als eine königliche Prinzessin hätte beneiden können; sie war der einzige Sprößling der Herzoge von Avero, und alle Titel und Reichthümer, welche sich seit Jahrhunderten in diesem mächtigen Hause aufgehäuft hatten, waren in ihr vereinigt.

Isabella war endlich fest eingeschlafen. Mit wirren Haaren, bleich, und mit halb offenen Augen, schien die Prinzessin mit einem peinlichen Traume zu ringen; zuweilen horchte sie instinktartig, den Kopf nach dem Eingang des Spaltes vorgebeugt. Ein entfernter Gesang tönte durch die Stille der ruhigen Sommernacht; bald schienen diese Töne, von dem Winde verweht, zu ersterben; bald hallten sie voll und wohllautend wieder. Die Prinzessin horchte noch immer, und wie in einem Traume, flüsterten ihre Lippen die Töne nach, die an ihr Ohr schlugen. Nach und nach erwachte Donna Luisa völlig, und indem sie sich ungestüm erhob, rief sie: „Isabella, hörst Du? wer singt so? O mein Gott!"

„Wohl irgend ein Soldat, ohne Zweifel."

„Nein, nein; höre! Erkennst Du diese Melodie nicht?"

Von Erstaunen ergriffen, nickte Isabella bejahend, und legte einen Finger auf den Mund, indem sie dabei auf die Schildwache zeigte, welche unbeweglich wenig Schritte von ihnen entfernt stand.

Dieselbe Stimme sang zum zweiten Male denselben langsamen klagenden Gesang.

„Es ist Don Sebastian's Abschied!" rief die Infantin, indem sie ihr in Thränen schwimmendes Gesicht auf Isabellens Schulter legte; „es ist das Lied, das er in Musik setzte, bevor er fortzog. Derjenige, der es hier singt, kann es nur aus seinem Munde gelernt haben. Es ist wohl einer von den Kriegern, die ihn begleitet haben, und dem es gelang, sich aus dem ungläubigen verfluchten Lande zu retten, worin er gestorben ist. Es ist ein Freund, ein Helfer, den uns der Himmel schickt."

Sie wagten sich zitternd vor unter den Blicken der Schildwache, die sich nicht rührte. Alles schwieg jetzt; man hörte nur noch das dumpfe Geräusch des Wassers und den Schrei der Lerche, die durch die Lüfte schwebte. Schon erbleichten die Sterne, und in Osten verkündigte ein schwacher Schein den Tag. Das beschattete Ufer des Guadiana war von einem leichten Nebel verschleiert, zwischen welchem hindurch einige ferne Feuer glänzten. Die Mannschaft des Hauptmanns Rodriguez schlief, auf der bloßen Erde gelagert, in ihre Capas eingehüllt. Einige wärmten sich an einem Haufen angezündetem Reisigholz an der Seite des Wegs.

„Ich höre nichts mehr," sagte Isabella; „Eure Hoheit hat sich geirrt; irgend ein spanischer Soldat hat dort am Ufer des Flusses gesungen, indem er sein Pferd zur Tränke ritt. Da kommt schon der Tag; man wird zum Aufbruch blasen."

Die Infantin senkte den Kopf und sagte mit finsterer Resignation: „Wohlan! wir ziehen weiter, und in einigen Stunden wird die Tochter des Königs von Portugal die Befehle des Königs von Spanien vernehmen. Möge ihm Gott eingeben, mich in irgend ein Kloster zu verbannen, fern von dem Hofe. Isabella, das war das Loos nicht, das Du an meiner Seite haben solltest . . . ."

„Hoheit," fiel ihr das junge Mädchen in die Rede, „meine Hoffnungen sind todt, wie die Eurigen; mein Vater fiel, indem er neben Don Sebastian kämpfte, und ungläubige Hände haben sie in dieselbe Grube geworfen. Nein, nichts fesselt mich mehr an diese Welt; ich werde in dem von Eurer Hoheit gegründeten Kloster Nonne werden."

Die Infantin schüttelte den Kopf, indem sie mit traurigem Wohlwollen ihre Hand über Isabellens Stirne gleiten ließ, und sagte: „Nein, Frau Herzogin von Avero, ich nehme dieses Opfer nicht an. Die edelste, die reichste Erbin von Por-

Digitized by Google

tugal darf den Rang nicht aufgeben, in welchen Gott sie eingesetzt hat, um sich in einem Kloster zu verbergen. Ich will, daß Du heirathest, Isabella, und zwar einen guten, redlichen Portugiesen, einen von jenen, die unser Unglück getheilt haben. Welch schönern Lohn könnten wir ihm für seinen Muth und seine Treue geben? Du zahlst dadurch eine Schuld, welche die Könige in unglücklichen Zeiten eingehen, eine von jenen Schulden der Dankbarkeit, welche weder Titel noch Schätze bezahlen können. Auf diese Weise wirst Du glücklich seyn, glücklicher als in einem Kloster. Ich kenne Dich, Du würdest eine schlechte Nonne geben."

„Eure Hoheit denkt also, ich würde die Eitelkeiten der Welt bedauern? Ach! habe ich nicht schon genug schreckliche Beispiele ihrer Unbeständigkeit und Nichtigkeit gesehen?"

„Nein, nicht den Glanz einer hohen Stellung wirst Du vermissen, Deine Seele ist ohne Stolz, und Du besitzest alle Tugenden eines geringeren Standes; aber, armes Kind, es giebt Güter in dieser Welt, von welchen Du Dich nicht wirst losreißen können. Du bedarfst ein lachenderes und milderes Leben, als Du es in einem Kloster finden wirst; Du bedarfst der Freiheit und der weichlichen Gewohnheiten, in welchen Du erzogen worden bist."

„Ach! und Ihr, Hoheit, bedauert Ihr nicht dasselbe? Werdet Ihr mitten in Euern Kasteiungen und langen Gebeten nicht einen Blick zurückwerfen, und wird Euch dann Euer Opfer nicht zu groß erscheinen?"

Donna Luisa faltete die Hände und schlug die Augen begeistert gegen den Himmel. — „Nein," sagte sie, „nein, da derjenige, den ich geliebt habe, nicht mehr auf Erden ist."

Die beiden jungen Mädchen setzten sich an den Fuß einer Eiche, deren starkes Gezweige einen dichten Laubdom über ihren Köpfen bildete; die Vögel sangen in diesem kühlen Verstecke; der Morgenwind trieb das Gewölke vor sich her, und die Sonne stieg strahlend im Hintergrund des Thales auf, wo der Fluß seine raschen Wogen rollte. Der schmale Weg, der von spitzigen Felsen beherrscht ward, folgte den Krümmungen des Ufers; hin und wieder tauchten eine Gruppe Weiden ihre langen Zweige in die Fluthen, und bildeten eine undurchdringliche Schutzwehr, hinter welcher der Reiher seinen einförmigen Schrei ertönen ließ. Am Ende des Thales erhob sich einer jener alten Thürme, welche den maurischen Namen Atalayas behalten haben; er beherrschte noch diese einsame Landschaft, und bekrönte mit seinen Zinnen eine Anhöhe, an deren Fuße der Weg vorüber ging.

„Ich weiß nicht, wo wir sind," sagte Donna Luisa, „welche Einsamkeit! so weit das Auge reicht, ist kein Dorf, keine Wohnung zu schauen; es scheint, daß der Weg nur zu jenem verfallenen Thurme führt, um dessen Giebel eine Menge Schwalben fliegen."

„Bevor es Tag ward, sah ich doch durch den Nebel hindurch Feuer dort schimmern," bemerkte Isabella; „und vorhin war es mir, als hätte ich dort zwischen den Weiden einen Mann gesehen, der anders gekleidet war, als die Soldaten des Hauptmanns Rodriguez."

Die Wachen waren eingezogen worden, alles war zur Abreise bereit. Don Sancho näherte sich.

„Madonna, ich bin zu Euren Befehlen," sagte er, indem er den Hut so ceremonienhaft abnahm, als hätte er Donna Luisa in den Sälen zu Buen Retiro begrüßt. „Ich hoffe, Ihr habt diese Nacht ein wenig ausgeruht von der Ermüdung einer so peinlichen Reise."

Sie antwortete ihm nur durch eine stolze Gebärde, und Isabella sagte mit einem gewissen Spotte: „Ihre Hoheit wird Euch nicht warten lassen, Cavallero; sie ist bereit, abzureisen."

Der alte Hofmann verbeugte sich mit jener ernsten Höflichkeit, welche er am Hofe Carls V. erlernt hatte, und wiederholte nochmals, indem er sich an die Prinzessin wandte: „Madonna, ich stehe zu Euern Befehlen."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Wartthurm auf dem Feldberg.

Schon vor einigen Jahren ist in diesen vielgelesenen Blättern wiederholt die schöne Idee ausgesprochen worden, den stolzen Scheitel des Feldbergs im Taunus mit einem weithinschauenden 80 bis 100 Fuß hohen Wartthurme zu zieren, in derselben Weise, wie der Schönheitssinn und die Naturliebe unseres Volks andere Berghäupter Deutschlands mit solchen versehen hat, die sehr dazu beigetragen haben, die schönen Aussichten zu erhöhen und die Reisenden aus entfernterer Gegend herbeizuführen.

Damals wurde leider nicht zur Ausführung geschritten, aber dem Verfasser dieser Zeilen ist dennoch bekannt, daß der Vorschlag weithin bedeutenden Anklang gefunden hat. — Kann indeß eine Zeit geeigneter seyn, diese Idee nochmals den Freunden unserer herrlichen Taunusgegenden zu empfehlen, als die unserige? Haben wir jemals in Deutschland eine Zeit gesehen, wo in so kurzer Zeit so vieles Große und Schöne begonnen und ausgeführt worden wäre?

Der Thurm auf dem Königstuhl bei Heidelberg kostet nur 6000 Gulden, und er ist so schön und seinem Zwecke so entsprechend, daß ich keinen Augenblick Bedenken trage, ihn in seiner ganzen Form als Muster des auf dem Feldberg zu erbauenden zu empfehlen. Die Kosten für den Thurm auf dem Königstuhl haben die Bürger von Heidelberg allein aus eigenen Mitteln ohne fremde Beisteuer zusammengebracht und sollte eine so unbedeutende Summe für einen so schönen Zweck zu geben, bei den in der Nähe unseres Gebirges liegenden wohlhabenden und reichen kleineren und größeren Städten Bedenken erregen?

Bei den riesenhaften Unternehmungen unserer Tage, wo das Hermanns-Denkmal seiner Vollendung so rasch entgegentritt, und wo man alles Ernstes an den Ausbau des Kölner Domes, als des erhabensten Denkmals deutscher Baukunst, denkt, kann von so kleinlichem Bedenken, 6000 Gulden zusammenzubringen für die Verwirklichung einer Idee, die nicht weniger großartig ist als jene beiden, nicht die Rede seyn.

Der Feldberg ist von Straßburg bis Nymwegen der höchste Berg in der Nähe des Rheins. Die Aussicht vom Königstuhl, vom Malchen, vom Donnersberg ꝛc. muß der unendlich reichen und in mannichfaltigster Schönheit prangenden Fernsicht weichen, die uns der Feldberg darbietet. Fast alle anderen Bergeshäupter sind verschönert durch irgend ein Bauwerk, aber wie keiner unserer großen Dichter unser Taunusgebirge besungen hat, wie die Sagen unseres Volkes allmählig untergehen, so

Digitized by Google

versinken und verfallen auch die Ritterburgen von Reiffenberg und Falkenstein.

Durch das begeisterte Erfassen gegenwärtiger Idee könnte unsere ganze Gegend eine solche Verschönerung erhalten, die im Stande wäre, alle frühere Nachlässigkeit zu sühnen. — Der Hesse, der Taunusbewohner, der Bewohner der Maingegenden, wenn er, nach langer Abwesenheit in der Fremde, auf den Dampfbooten des Ober- oder des Niederrheins endlich zurückkehrt ins liebe Vaterland, wird mit freudigem Herzen in weiter Ferne diesen hochragenden Wartthum erblicken, als einen Verkünder der Heimath und des häuslichen Heerdes.

Ich bin überzeugt, daß das Unternehmen dann am besten gelingt, wenn sich das betreffende Comité in Frankfurt bildet. Schiene mir die Herbeischaffung des Geldes eine große Schwierigkeit, so würde ich fragen: wo ist mehr Reichthum als in dieser Stadt? Da aber nur die Empfänglichkeit für die Sache nöthig ist, so frage ich: Wo sind mehr Freunde der Natur, wo ist mehr Sinn und Begeisterung für das Große und Schöne als eben dort?

Wohlan denn, ihr Freunde der Natur, ihr Freunde des Großen und Schönen, die ihr so oft in den sonnigen Thälern und auf den heiteren Höhen unseres Taunus glücklich gewesen seyd, betrachtet meine Idee, zu deren Ausführung ich allein zu schwach bin, als die eurige! bildet ein Comité von tüchtigen, der Sache würdigen Männern! Die Beiträge werden euch ergiebig zufließen, und in einem halben Jahrzehend habt ihr Deutschland mit einem neuen Denkmal bereichert, welches in Jahrhunderten noch glänzendes Zeugniß geben wird von deutschem Schönheitssinne, von der Vaterlandsliebe und dem Unternehmungsgeiste unserer Tage!! △

Mannichfaltigkeiten.

Bei seinem Aufenthalt in Dresden wurde Jean Paul in einer Gesellschaft gefragt, welchem Sinne, dem Geschmacke oder dem Geruche er den Vorzug gebe. „Lieber abgeschmackt, als geruchlos," war seine lakonische Antwort.

Ein Hr. Methfalk in Nürnberg besingt Fräul. Agnese Schebest in folgenden erbaulichen Versen:

Daß Du unübertrefflich spielst, ist gewiß,
Selbst Nürnberger-Lebkuchen schmeckt nicht so süß!
Bleibe lange bei uns, um Dich zu ehren,
Bleibe ewig; es kann so lang nicht währen!

(Das ist ein ächter Nürnberger-Lebkuchen-Gesang).

(Berlin, 8. Jn.) Die Geschwister Bertha und Clara Stich verlassen zu Ostern die königl. Bühne, weil sie sich nicht genug beschäftigt glauben. Erstere wird nach Breslau und Letztere nach Hannover gehen. Die aus Dresden gegenwärtig hier anwesende Sängerin Mad. Machinka Schubert wird bei der königl. Oper zunächst im „Liebestrank" und in den „Puritanern" auftreten.

(Leipzig.) Das Comité für das Gustav-Adolphs-Denkmal legt jetzt Rechenschaft ab. Es hat 5441 Thlr. 5 Sgr. 8 Pf. Einnahme, 5120 Thlr. 3 Sgr. 7 Pf. Ausgabe aufzuweisen. Der Kassenbestand, 321 Thlr. 2 Sgr. 1 Pf., bleibt zur Erhaltung des Denkmals. Der hochselige König von Preußen hat 1100 Thlr. bewilligt. Aus dem Regierungsbezirke Düsseldorf sind 97 Thlr. 11 Sgr. 9 Pf. eingekommen.

Die im Verlage von W. G. Korn erscheinende „Schlesische Zeitung" feierte am 3. Jan. ihr hundertjähriges Jubiläum. Am 3. Januar 1742 wurde sie, bei der damaligen Anwesenheit Friedrichs des Großen in Breslau, als „Schlesische Staats-, Kriegs- und Friedenszeitung" privilegirt, wobei die „allerunterthänigste Devotion und Eyffer Johann Jakob Korn's vor den königl. Dienst durch Publizirung und Distribuirung der emanirten königl. Befehle" ꝛc. besonders hervorgehoben wird. Ein Gedicht, „Verjüngtes Schlesien" überschrieben, beginnt die erste Nummer, welche zur Erinnerung jetzt wieder mit abgedruckt ist, dem ein anagrammatisches Distichon aus den Namensbuchstaben des Königs folgt. Die Capitulation der Stadt Olmütz, die sich am 27. Dez. 1741 den Preußen ergab, bildet in ihren 23 Punkten ein interessantes Aktenstück und ist unterschrieben preußischerseits vom Grafen v. Schwerin, österreichischerseits vom Generalfeld-Wachtmeister Baron de Terzii. Nach einigen andern Publicationen findet sich auch noch die Anzeige „von der dritten Rheynschen Lotterie", deren Loose erster Klasse mit 18. Sgr. bezahlt werden, und die aus 12,000 Loosen mit 72,000 Gulden Capital besteht.

(Frankfurt.) Es ist erfreulich, tüchtige junge Männer, ausgerüstet mit ausgezeichneten Kenntnissen in ihren Fächern, in unsere Vaterstadt zurückkehren zu sehen. Dieses ist der Fall bei dem jungen talentvollen chirurgischen Instrumentenmacher, Hrn. Büchsel in Bornheim, der nicht allein seinen Instrumenten die vorzüglichste innere Güte gibt, und besonders in Anfertigung von orthopädischen Maschinen sehr zu empfehlen ist, sondern auch bei deren äußerer Ausstattung einen fein gebildeten Geschmack verräth. Dr. S.

Zu Arolsen wurde am 6. Januar eine Freimaurerloge unter dem Namen: „Georg zur wachsenden Palme" eröffnet, wobei ein Abgeordneter der großen National-Mutterloge zu den drei Weltkugeln in Berlin die Weihe verrichtete. Deputationen naher und ferner Logen hatten sich eingefunden.

Die Witterung der letzten zehn Jahre ist für kein Gewächs gedeihlicher, als für die Städte. Die Riesenstadt London hat jetzt fast 2 Mill. Einwohner, nämlich 1,870,000. Berlin ist von 180,000 nach der neuesten Zählung zu Aller Erstaunen auf 352,000 Bewohner angewachsen und wächst zusehends, am meisten nach der Anhalter und der Hamburger Eisenbahn hin. Unvermuthet hat man aber noch eine Menge unterirdischer Bewohner entdeckt, kleine mikroskopische Thiere in unzählbaren Schaaren, deren Wohnungen man bisher für Torf gehalten hatte. Sie sind gesonnen, Berlin zu unterminiren. Einige behaupten, sie sprächen französisch. (Dorfz.)

Digitized by Google

Humane Bestrebungen des Gewerbvereins in Mainz.

Endlich soll auch in Mainz, dieser alten ehrwürdigen Kurfürstenstadt am Rhein, das wohlthätigste aller Institute neuerer Zeit in's Leben gerufen werden, ein Institut, dessen Segnungen alle öffentliche Blätter, Blätter von den verschiedensten Farben und Tendenzen, mit Begeisterung schon lange verkündigen; ein Institut, das der Neger in Afrika und Amerika, wie der finstere Moslem preist und nur noch in gewissen deutschen Ländern und Städten verkannt werden kann, weil Vorurtheil oder Unwissenheit eine nähere Würdigung nicht zuläßt. Was ist das für ein Institut? Das Institut der barmherzigen Schwestern; denn bei seiner letzten Versammlung hat der Mainzer Gewerbverein beschlossen, ein geeignetes Lokal für die erkrankten Handwerksgehülfen einrichten zu lassen und die Krankenpflege jenen edlen Wärterinnen zu übertragen. Einer der heißesten Wünsche aller Menschenfreunde in Mainz ist also erfüllt, und darum Ehre und Dank jenen wackern Männern, welche, als diese Angelegenheit zur Sprache kam, sich derselben so warm und kräftig im Interesse der Kranken annahmen und, ohne sich beirren zu lassen, offen ohne Rückhalt ihre besseren Ueberzeugungen aussprachen. Wer da weiß, was zum Krankendienste erfordert wird, die Leistungen der gewöhnlichen Wärter mit jenen dieser Schwestern der Liebe und Barmherzigkeit zu vergleichen versteht, unter deren Aegide die Hospitäler aller Orten so herrlich aufblühen, und nur einigermaßen mit dem Zustande des Mainzer Hospitals bekannt ist, wird die Nothwendigkeit und Nützlichkeit dieses schönen Unternehmens nicht in Abrede stellen. Schon jahrelang ertönte der Ruf: Die Erweiterung des Krankenhauses ist ein dringendes Bedürfniß! — Viele schwererkrankte Handwerksgehülfen konnten oft wegen Mangel an Raum nicht aufgenommen und mußten bei Privaten untergebracht werden, bis der Tod Platz gemacht hatte. Fanden sie endlich nach langem Warten Unterkunft, so verlangten sie bei der schlechten Verpflegung und Bedienung von Seiten der Wärter bei der wenigen Hoffnung auf gänzliche Wiederherstellung ihrer Gesundheit, weil ein Reconvalescentenzimmer fehlt und Kranke aller Art oft in einem Zimmer beisammen seyn müssen, bei dem natürlichen Abscheu vor diesem Aufenthaltsorte, dem Sammelplatze so vielen Elends, so vieler unmoralischer, an Geist und Körper zerrütteter Subjekte nichts sehnlicher, als ihre baldige Entfernung. — Abhülfe war und ist hier nöthig, um so mehr, da die Hospizien-Verwaltungs-Commission bei der Menge allerdings zu großartiger Baupläne und unter den jetzigen obwaltenden Umständen sobald nicht zu einem festen Entschlusse gelangen wird und dürfte. Doch gegen die Nothwendigkeit der Einrichtung eines zweckmäßigen Lokals oder der spätern Erbauung eines Krankenhauses geschah keine Einsprache. Nur gegen die Einführung der barmherzigen Schwestern erhoben sich mehrere Stimmen, deren Gutachten dahin lautete: »daß die Krankenpflege Lohnwärtern eben so gut anvertraut werden könnte.« Ein Urtheil, das aller Gründe entbehrt, aller Erfahrung und Ueberzeugung Hohn spricht. Die barmherzigen Schwestern allein leisten uns die besten und sichersten Garantien für eine gute Krankenpflege. Das ist wahr, unabweisbar wahr. Wie kann es auch anders seyn? Der Krankendienst ist wohl der beschwerlichste von allen. Dazu ist nicht Jedermann geeignet; dazu gehört Beruf, Uebung, Geduld, Gehorsam, Selbstverläugnung. Kranke verlangen noch etwas mehr, als Arznei; sie verlangen auch mit Recht eine freundliche Behandlung, und weil denn auch gar oft die Krankheiten des Körpers Resultate eines kranken Geistes sind, so bedürfen sie nicht selten des Trostes der Erheiterung und liebevoller Theilnahme. Wer meldet sich aber zu diesem Dienste, und wer hat sich, wenn wir die Erfahrung zu Rathe ziehen, nach diesem Dienste mit Liebe gewidmet, so lange ihm noch irgend eine Aussicht auf eine andere Erwerbsquelle offen stand? Wer von den gewöhnlichen Mietlingen ist geblieben und hat nicht schnell gekündigt, als sich ihm ein anderer Ausweg zu seinem Fortkommen zeigte? — Fast immer waren es Leute, welche durch Noth oder Mangel an den nöthigen Existenzmitteln dazu getrieben wurden, die da kamen und gingen, Leute, die nur das Geld in Bewegung setzen konnte und, fehlte dieser Hebel, die Kranken versäumten und liegen ließen, ohne sich im geringsten um sie zu bekümmern; dazu waren es oft noch höchst verderbte Subjekte, Menschen ohne Erziehung, ohne Pietät, beinahe ohne alles menschliche Gefühl. Doch ich will schweigen. Ihr Kranke aber in den verschiedenen Spitälern, die ihr das Leben und Treiben dieser Wärter kennen gelernt habt, sollt reden und wenn ihr nicht dürft, so laßt eure Freunde und Verwandte reden, denen ihr oft mit Thränen in den Augen von der rohen Behandlung erzähltet, die ihr erfuhret, von den Ungezogenheiten, die da vorfielen, von den Flüchen und Verwünschungen oder Mißhandlungen, wenn ihr ihre Hülfe begehrtet ꝛc. Genug, um zu beweisen, welcher Pflege sich die kranken Handwerksgehülfen zu erfreuen hätten, wenn der Antrag nicht durchgegangen wäre. Gewöhnliche Menschen taugen nicht zu diesem Dienste, der so große Beschwerden mit sich führet, so große Opfer fordert und so große Liebe, Geduld und Selbstverläugnung voraussetzt, wie Jeder weiß, der mit Kranken umzugehen hat. Der Verfall so vieler Armeninstitute, aber hauptsächlich diese Wahrheit war auch der Grund, warum man überall nach den barmherzigen Schwestern verlangte und sie einführte. Diese hochherzigen Jungfrauen haben auch bis jetzt das Vertrauen, das man auf sie setzte, gerechtfertigt. Denn wo sie walten, da blühen die Hospitäler neu auf, da ist für das materielle Interesse am besten gesorgt, da herrscht unermüdliche Thätigkeit und strenge Wirthschaftlichkeit, da ist Ordnung und Reinlichkeit, da ist für eine glänzende Leinwandkammer gesorgt, die in vielen Hospitälern in so dürftigem und kläglichem Zustande aus leichtbegreiflichen Gründen sich befindet, weil nämlich Männer an der Spitze der Haushaltung stehen, die sie nicht verstehen, und endlich ist auch von ihnen nur eine gute, verständige Krankenpflege zu erwarten, weil sie, in allen Erfordernissen zu diesem Dienste unterrichtet, von höhern Motiven geleitet, es für ihren Beruf, für ihre Pflicht, ja für Ruhm und Ehre halten, ihren kranken Mitmenschen zu dienen, und Allen Trost, gleichviel, wer es ist, Christ oder Jude, mag er sich zu einer Confession bekennen, zu welcher er will, gewähren, ohne Erwartung eines andern Lohnes, als den der Herr einst den Menschenfreunden geben wird, oder der Dankbare darbringt. — Gelingt es dem Gewerbverein, seinen hochherzigen Plan auszuführen, so hat er Großes geleistet und zu dem vielen Schönen und Nützlichen das Edelste hinzugefügt. Die Industriehalle in Thalens Tempel ist ein herrliches Werk, eine treffliche Anstalt; sie verläßt kein Fremder ohne Gefühl der Achtung für den Mainzer Gewerbfleiß, Talent und Kunstsinn; aber seiner schönen und nützlichen Werke Schönstes und Bestes wird die Einführung der barmherzigen Schwestern seyn. — Bei den großen Erfolgen dieser Stiftung, welche mit allem Recht erwartet werden, dürfen wir uns auch der angenehmen Hoffnung hingeben, daß die Hospizien-Verwaltungscommission nachfolgen und die Hausverwaltung nebst der Krankenpflege diesem edlen Vereine der Liebe übergeben werde. Die hohe Staatsregierung wird und kann nur diesen Antrag mit Beifall aufnehmen. Die barmherzigen Schwestern, auch die zwei edlen Mainzerinnen, die in fremden Hospitälern als Wärterinnen der Liebe sich befinden, werden kommen; sie werden kommen auf den ersten Ruf und dahin gehen, wo man ihrer Hülfe bedarf, wo der sinnliche verweichlichte Mensch entflieht, an die Stätte der Armuth, an das Schmerzenslager unserer Mitbürger, und der leidenden Menschheit als tröstende und helfende Engel zur Seite stehen. — Und darum, Mainzer Bürger, seyd zur Hand!

Das Werk wird seinen Meister loben,
Doch der Segen kommt von oben.

Gullmann.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 20. Jan. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. (Gastrolle) Amina: Dem. Rudersdorff aus Mailand.

Redakteur: J. B. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rodm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

No. 21. Freitag, den 21. Januar 1842.

Donna Luisa.

Nach Madame Charles Reybaud, von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Die Affektation, ihr den Titel Hoheit nicht zu geben, ihr, der Herzogin von Beja, Infantin von Portugal, verletzte sie tief; es war das erste Mal, daß man so mit ihr sprach, und sie begriff, daß unter dieser Verletzung der Etikette irgend ein großer politischer Grund verborgen war.

„Mein Gott," dachte sie, „will man uns denn so tief herabstellen, daß uns nicht ein Mal die unserm Namen zukommenden Ehren bleiben?"

Don Sancho ging dem Hauptmann Rodriguez entgegen, und beide suchten sich zu orientiren, bevor sie ihren Weg fortsetzten; sie bewegten sich nur mit Furcht vorwärts in diesem Lande, das sie sich durch Gewalt unterworfen hatten, das aber stets zur Empörung bereit war, und wo sie nur Feinden begegnen konnten. Don Sancho betrachtete den Fluß, der zwischen Felsen eingeengt in einem breiten Falle dahin strömte.

„Wir müssen in der Gegend von Jurumenna seyn," sagte er; „der Guadiana ist auf der Gränze, und das jenseitige Ufer ist spanischer Boden; bei dem heiligen Schweißtuche! ich würde williger jenseits vorwärts gehen, als diesseits. Kann man nicht hinüber kommen?"

Der Hauptmann schüttelte den Kopf und erwiederte ruhig: „Ja, wenn eine Brücke da wäre."

„Weiter oben finden wir vielleicht eine Furth?"

„Ich glaube nicht. Euer Gnaden wird erst vor Badajoz spanische Erde betreten."

„Ihr meint, wir hätten noch drei bis vier Stunden Weg, Hauptmann Rodriguez?"

„So ist es! ich habe Euer Gnaden für gar nichts gestanden. Es drängt mich, aus diesen Engpässen hinaus zu kommen, wo wenig Menschen ein ganzes Heer aufhalten könnten. Bei unserer Frau von Guadalupe! es bedürfte nur eines kleinen Hinterhaltes bei jener alten Feste, und wir würden nicht weiter kommen. Der Hirt, den Euer Gnaden gestern ausgefragt hat, hatte dieses Passes nicht erwähnt."

Don Sancho drehte sich besorgt um, und betrachtete den Atalaya einen Augenblick, dessen zerstörte Ringmauern sich scharf auf dem klaren Azur des schönen Himmels abzeichneten. „Es horsten nur Eulen dort," sagte er. „Hauptmann Rodriguez, schickt einige von Euern Leuten auf Kundschaft aus, nehmt alle Vorsichtsmaßregeln, welche unsern Marsch sicher stellen können; und dann in der Hut Gottes vorwärts."

Als er diese Worte gesprochen hatte, kamen zwei Soldaten des Weges zurück, einen jungen Menschen vor sich hertreibend, der, in einen Schäferkittel gekleidet, keine andere Waffe als einen dicken Knotenstock hatte; er ging mit entschlossenen Schritten vorwärts, wie Jemand, der sich nicht viel bitten läßt.

„Bei Sankt Jago!" rief der Hauptmann Rodriguez, „das ist ja der Lümmel, den Euer Gnaden gestern ausfragten. Mich däucht, er führte seine Ziegen ein wenig weit auf die Weide."

„Holla!" rief Don Sancho, indem er winkte, diesen Menschen vor sich zu bringen, „ich dachte nicht, Dich zwei Mal auf meinem Wege zu finden, Geselle. Sage doch, wo wir sind. Du hast Dich gestern gerühmt, das Land zu kennen; wenn Du Dich geirrt hast, und wir uns verirrt haben, so lasse ich Dich am ersten Kreuzwege aufhängen, um jenen, die nach uns kommen, als Wegweiser zu dienen."

Der Hirte schien durch diese Drohung keineswegs bestürzt, und erwiederte in portugiesischer Sprache:

„Euer Gnaden mag nach Gefallen mit mir verfahren; ich habe mich in keinem Falle geirrt; Mousaras liegt weit hinter uns, und dort unten muß man die Thürme von Jurumenna sehen. In der Nacht hätte ich jedoch einen Weg für den andern halten können."

„Erkennst Du ihn denn jetzt?"

„Wir sind auf der Gränze, noch vier Stunden von Badajoz entfernt."

„Wie kommt es, daß Du uns nachgefolgt bist?"

„Ich bin die ganze Nacht gelaufen, um Gerechtigkeit von Euer Gnaden zu verlangen; als Ihr mir gestern begegnetet, hatte ich eine Heerde von zwölf Ziegen; heute bleibt mir keine einzige übrig. Ich ward von Spaniern verfolgt, Gott lasse sie Hungers sterben! sie haben alle die armen Thiere geschlachtet, um sie an einem Freitage zu verzehren."

Diese einfache Erklärung verscheuchte Don Sancho's Verdacht; er wußte, daß die Garnison von Beja oft in dem Felde herum strich und das eroberte Land plünderte.

„Hat man Dir alles genommen," sagte er, „wohl, so magst Du Soldat werden; und vorerst gehst Du mit uns nach Badajoz."

Man setzte sich in Bewegung. Donna Luisa und Isabella waren wieder in der Mitte der Truppe, die immer reiten mußte

Digitized by Google

auf diesem steinigten Wege, der überall von Hohlwegen durchschnitten war. Hauptmann Rodriguez bemerkte, daß der Hirte sich den Gefangenen zu nähern suchte, und sein Pferd antreibend, rief er rauh:

„Schreite vor uns her, Schurke, da Du uns als Führer dienst, und nimm Dich in Acht! Seine Gnaden Don Sancho hat versprochen, Dich am ersten Kreuzwege hängen zu lassen, wenn Du uns nicht auf den rechten Weg bringst, und ich werde das Urtheil ausführen."

Der Hirt drängte sich stolz durch die Pferde, und stellte sich an die Spitze des Zuges. Niemand sprach mehr, man hörte nur das Geräusch der Hufe auf den rollenden Steinen, und von Zeit zu Zeit irgend einen energischen Ausruf des Hauptmanns. Plötzlich hob der Hirte an das Lied zu singen, welches in der vergangenen Nacht Donna Luisa erweckt hatte; kaum hatte er die ersten Takte gesungen, als man ihm Stille gebot; aber ein einziges Wort hatte genügt, um die Aufmerksamkeit der Infantin zu erregen; sie neigte sich außer sich zu Isabellen und flüsterte ihr zu: „Dieser Mann ist nicht, was er zu seyn scheint; betrachte ihn, hast Du ihn schon gesehen?"

Isabella gab ein verneinendes Zeichen.

„Wir erkennen ihn vielleicht nicht unter dieser Verkleidung, aber Du hast ihn gehört, Isabella! o, ich hatte mich diese Nacht nicht getäuscht."

Sie beobachteten den Hirten aufmerksam. Er ging Allen vor dem Zuge voran; der Hirtenkittel verbarg seine edle Gestalt nicht; er trug den Kopf hoch unter seinem groben Hute, und langes braunes Haar quoll zwischen den weiten Maschen seines Netzes hervor. Ein Mal drehte er sich um, und zeigte ein Profil von einer strengen Schönheit.

„Nein, ich habe ihn niemals gesehen, und Eure Hoheit auch nicht," sagte Isabella mit einem Seufzer; „das ist ein unbegreiflicher Zufall . . . ."

Sie hatte diese Worte nicht vollendet, als zwei Büchsenschüsse sich kreuzten. Man war an dem Fuße des alten Thurmes, und es herrschte einen Augenblick große Verwirrung. Don Sancho versammelte einige Mann, und stellte sich vor seine Gefangenen; die Uebrigen folgten dem Hauptmann, welcher seinem Pferde die Sporen einsetzte und rief: „Bei dem Leibe Christi, vorwärts, und säubert den Weg!"

Es herrschte eine Minute lang Stille, dann ertönten zwanzig Büchsenschüsse, gleich einem langen Donner, der von den Echo's wiederholt ward, und ein weißlicher Rauch stieg zwischen den Felsen zu beiden Seiten des Wegs empor.

„Wir müssen fechten," sagte Don Sancho kalt; „wir sind in einen Hinterhalt gefallen." Und mit der Pistole in der Hand, stellte er sich an die Spitze der Reiter, und strebte um eine Gruppe Weiden herum zu kommen, an welchen der Weg einen Winkel bildete, und die zugleich die Angreifenden beschützten; aber das Wasser war tief, das Ufer steil, und man verlor einige Minuten hier vergebens, einen Durchgang zu suchen.

Der Hirt eilte auf Donna Luisa zu, die allein mit ihrer Gefährtin mitten im Wege geblieben war, und den Zügel ihres Pferdes ergreifend, sagte er rasch: „Fürchtet Euch nicht, Senora, einige Männer, die entschlossen sind, Eure Hoheit zu retten, halten diesen Paß besetzt . . . . Steigt ab, und während man sich hier schlägt, flieht nach dem Thurme."

Sie sprang kühn zwischen die Felsen, und Isabella folgte ihr nach; der Hirt ging vor ihnen her. Zwanzig Schritte hinter ihnen kämpfte man; einige an der Windung des Weges postirte Männer hielten den Hauptmann Rodriguez zwischen zwei Feuer; mehrere Spanier waren gefallen, und es schien, daß nicht einer zwischen diesen unbesiegbaren Feinden durchkommen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Aufklärung über Göthe's Friederike.

In Lewald's „Europa" theilt A. Weill „Elsässer Briefe" mit, von welchen wir den nachstehenden Brief aus Sesenheim mittheilen wollen, da dessen Inhalt (sind die darin aufgefaßten Aeußerungen Anderer original und der Wahrheit getreu) mit dazu beitragen dürfte, einige Aufklärungen zu geben über das interessante und vielbesprochene Thema: „Göthe und seine Friederike."

Sesenheim.

Sesenheim ist ganz im Aufruhr, seitdem die Sesenheimer erfahren, daß ihr Dorf so berühmt ist worden, ohne etwas davon gewußt zu haben. Sie, die beständig im Dorfe sind, möchten doch auch den Göthe lesen, um zu wissen, wie es aussieht. Es könnte ihnen leicht ergehen wie Berlichingens Knaben: aus lauter Gelehrsamkeit erkannten sie ihren eigenen Vater nicht mehr.

Ich stand ruhig an der Jasminshecke, die Göthe beschreibt, und die jetzt auf einen andern Platz versetzt ist, als der junge Maire, der gegenüber wohnt, seinem Nachbar zurief: Da isch au wieder so ä ditscher Narr, der sehe will, wo der Göthe die Rickel gedrückt hat." — „Halt's Maul, Jaköble", rief ich ihm zu, „Du hast Deine auch gedrückt." — „Ei der Teufel", rief er, indem er zu mir heraussprang, „Du bischs, willsch halt au a Gedicht drauf mache." — „Was war denn der Göthe?" fragte der Nachbar. — „Der", versetzte Jaköbel, „war ein großer Büchermacher, der des alte Pfarrers Rickel gern gesehen hat, und weil er halt verliebt war, hat er eine schöne Beschreibung von Sesenheim gemacht. Wenn man liebt, ist Alles schön. Wenn ich Stattmatten hätte schildern wollen, ich bin sieben Jahre zu meiner Beatrix gangen. Es war halt auch schön damals, jetzt aber" — „Jetzt", unterbrach ich ihn, „hast Du sie geheirathet, und da ist eben Stattmatten Stattmatter, ein häßliches Nest." — „Ja, und so eben ist auch Sesenheim für den, der nicht verliebt ist." Ich hatte gleich gesehen, daß der Baum, worunter die Laube stand, ebenfalls abgehauen ist, Jaköble sagte mir, auch der Baum im Walde, wo die Friederikensruh war, ist abgehauen und in acht Tagen wird sogar der Wurzelstumpf ausgegraben.

„Was aber war denn der Göthe?" wiederholte der Nachbar beständig. „Ein Poet", versetzte der Maire. „Weißt Du, was ein Poet ist, da frage Den da", indem er auf mich deutete; „meine Mutter sagte mir immer, es sey ein Narr, der beständig sich und Andere quält für ein paar Worte, die man ihm auf den Grabstein setzt. Sie hat immer Furcht gehabt, ich möchte auch ein Poet werden, und deßwegen that sie mich so früh aus der Schule. Es reut mich aber doch", fügte er hinzu, als sey er sicher, er wäre ein Poet geworden.

Fragt man einen Sesenheimer alten Bauer, was aus Brions Rickel geworden ist, so zuckt er eben die Achseln und lächelt,

Digitized by Google

indem er später hinzufügt: „I wäß halt nicht.“ Es sind nur noch Drei da, die die Familie kannten: die alte Amei (Annemarie), die Alles ausführlich weiß, und die meiner Schwester erzählte, was sie wußte, liegt eben jetzt am Sterben. Auch der alte Schöpfling ist todt, der sonst so Manches zu erzählen wußte. Ich kehrte bei dem alten wackern Schwerzenhauser ein, der so tüchtig in Sesenheim während seines Lebens zur Aufklärung der Protestanten und Katholiken beitrug, dergestalt, daß es fast kein junger Pfarrer wagt, ihm nachzuarbeiten. Schwerzenhauser sagte mir, daß er persönlich durchaus Herrn Professor Näke nichts über die Friederike erzählte, er sagte ihm blos, er solle sich an den Wächter wenden, und von jenem Wächter habe Näke erfahren das, was er später aussagte. Ja, er ermächtigte mich, dieß zu erklären. Vor einigen Jahren war Herr v. Müller, Kanzler von Weimar, bei ihm, schenkte ihm ein Porträt Göthe's, und erzählte ihm, daß er von Göthe noch Manuscripte besäße, die erst nach seinem Tode erscheinen werden. Es kommen zwar jetzt alle paar Tage Deutsche wegen dieser Geschichte, sie werden aber wenig erfahren, denn die Sesenheimer Bauern wissen sehr wohl jetzt, warum sie kommen und um welchen Streit es sich handelt. Im Wirthshaus zum Kreuz erzählte man mir, daß vor einigen Tagen ein junger Schriftsteller da war, der sich ebenfalls vom Wächter herumführen und sich sogar den Hügel zeigen ließ zwischen Sesenheim und Dengelsheim, wo der Göthe oft hinging mit der Rickel. Er soll beständig geschrieben haben, sagte mir die ausgezeichnet schöne Wirthstochter, „und hat einen gar nit a mol agelugt“, fügte sie naiv hinzu. Das eben that ihr weh. Ich muß gestehen, daß sie sich über mich nicht beklagte, ich schrieb gar nicht und lugte sie fast zu viel an. Wer nicht auf dem Dorfe geboren ist, der weiß ein schönes Bauernmädel gar nicht zu schätzen.

(Schluß folgt.)

Freiherr von Manteuffel.

(Nekrolog.)

Der am 8. Januar 1842 im 76. Altersjahre in Dresden verstorbene Conferenzminister Freiherr von Manteuffel gehörte zu den nur noch sparsam vorhandenen ehrwürdigen Veteranen des sächsischen Staatsdienstes, der unter drei Königen nach und nach in allen Zweigen der Staatsverwaltung thätig wirkte, überall Kraft und Einsicht, Treue und Ergebenheit beurkundete und bis zum Greisenalter für seines Fürsten, für seines Vaterlandes Wohlfahrt unermüdet strebte. Er begann seine vielfach bewegte und beschäftigte Laufbahn im Jahre 1788 als Assessor im Appellationsgerichte, wurde im Jahre 1793 von den niederlausitzer Ständen zum Landsyndicus erwählt, während dieser landschaftlichen Wirksamkeit zum Consistorialrath in Lübben, 1797 aber zum ordentlichen Appellationsrath ernannt. Mit dieser Function schließt sich seine juristische Laufbahn, indem ihm im Jahre 1799 die Stelle eines Geheimen Finanzrathes und 1812 die eines Directors im 1. Departement übertragen wurde. Geehrt und beglückt durch das königliche Vertrauen, aber gedrängt und bekümmert durch die Drangsale des Landes, durchlebte er in diesem Wirkungskreis die verhängnißvolle Zeit der letzten Kriegsjahre. Als im Frühjahr und Herbst 1813 König Friedrich August auf kürzere und längere Zeit Sachsen verließ, wurde der Verstorbene beide Mal den Behörden beigesellt, denen der abwesende Monarch die Verwaltung seiner Lande anvertraute. Wie in seinem ganzen Leben, so auch in diesem wichtigen und schwierigen Beruf, wirkte er sprechend und handelnd mit treuer rücksichtsloser Ergebenheit für das sächsische Königshaus, zog sich das Mißtrauen der fremden Behörde, und dadurch Entfernung aus Sachsen, erst in eine schlesische Festung und dann nach Guben, zu. Was der bewährte Diener in dieser schwer prüfenden Zeit erduldete, das suchte der rückkehrende Monarch durch Vertrauen, Huld und Gnade zu vergüten. Zuerst zum Vorsitzenden der Commission für die neue Organisation des Finanz-Collegiums ernannt, ging der Freiherr von Manteuffel in den Jahren 1820 — 28 zu den ersten Aemtern und Würden des Staates, als Mitglied des Geheimen Rathes, Präsident des Finanz-Collegiums und Conferenzminister, über. Und um keinem Wirkungskreis des öffentlichen Lebens fremd zu bleiben, wurde ihm im Jahre 1830, bei der Umgestaltung der innern sächsischen Verhältnisse, die wichtige Stelle der sächsischen Gesandtschaft am Bundestag übertragen. Trotz seines vorgerückten Alters, wußte er auch in dieser neuen Laufbahn bald einheimisch zu werden, Achtung und Vertrauen seiner Collegen zu gewinnen, die Stimme seiner Regierung würdig zu vertreten und auf den Dank seiner Mitbürger durch ein streng verfassungsmäßiges Handeln erhöhte Ansprüche zu erwerben. Erst nach zurückgelegtem 50. Dienst- und 75. Lebensjahr verließ er den Staatsdienst, um in seine frühere Heimath zurückzukehren, wo er geliebt, geehrt und geachtet von allen, die ihn kannten, umringt von den Seinigen, sanft zu einem bessern Leben überging. (Leipz. Z.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt.) Der ausgezeichnete Violinvirtuose Herrmann Ballin ist für unser Orchester engagirt worden, welches zu erfahren den Musikfreunden gewiß sehr angenehm ist.

(Frankfurter Gewerbverein.) In der am 21. Januar, Abends 7½ Uhr im Locale der Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste ꝛc. stattfindenden Versammlung der Gewerbtreibenden, wozu alle Gewerbtreibende eingeladen sind, kommt vor: 1. Beantwortung einer Frage wegen Messung und Theilung gegebener Längen. 2. Vortrag, das hiesige Gewerbewesen im Allgemeinen betreffend. 3. Vorzeigung und Erläuterung eines englischen Modells einer Geräthmange. 4. Vorzeigung von guillochirten Holzleisten zur Möbelverzierung, von Hrn. J. Sufenbeth. 5. Vorzeigung von Schlittschuhen mit der Verbesserung des Hrn. Dr. Mohr. 6. Vorzeigung einer in der F. C. Vogel'schen Offizin von Hrn. C. A. Gerlach galvanoplastisch in einem Stücke dargestellten Kupferbüste, Portraitbüste des k. k. Generallieutenants v. Sablonkoff nach dem Modell des Hrn. von der Launitz. — Die Verwaltung des Gewerbvereins hat die Einrichtung getroffen, daß im Locale der Versammlungen ein Kasten aufgestellt ist, in den Anfragen über specielle und allgemeine gewerbliche Angelegenheiten, technische Verfahrungsarten ꝛc. niedergelegt werden können, um dadurch solchen, welche sich nicht gerne nennen, Gelegen-

Digitized by Google

heit zu geben, Aufſchlüſſe zu erhalten. Die eingelegten Fragen werden in der Regel an demſelben Abend, wo ſie eingelegt wurden, verleſen und von den Anweſenden oder in einer der nächſten Verſammlungen beſprochen.

In der „Leipziger Zeitung“ ſteht folgende Trauungs-Anzeige: Ich habe ſie geheirathet, daß Ihr es wißt, die ich im Roſenthal im Juni geküßt; ſie iſt mein Weib, Ihr mögt mich beneiden, nur der Tod kann uns einſtens ſcheiden. Karl Bömbrak, Caſſen-Rendant; Amalie Bömbrak, unverehelichte (?) Guhr, ſeine Gattin. P. S. Die Verlobung war am Neujahrstage. NB. ohne Schmaus und Tanz, einſam unter guten Freunden!

(Gervinus.) Mancher unſerer Leſer wird ſich vielleicht wundern, wenn er erfährt, daß Gervinus, der Verfaſſer der Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur, erſt 34 Jahre zählt. Er iſt ein großer, hagerer Mann, von etwas finſterm Ausſehen, den aber Alle, die ihn näher kennen, als einen vortrefflichen Menſchen ſchildern. Seitdem er mit ſeinen ſechs Kollegen die Göttinger Univerſität verließ, lebt er in Heidelberg auf einem reizenden Landgute, ſeinem Eigenthume, an der Seite einer Frau, die als eine Dame von ſeltener Schönheit gerühmt wird. (G. B.)

Frankfurter Theater.

Seit dem Beginne dieſes Jahres hat das Repertoir in Schauſpiel und Oper ſo viel Abwechſelung geboten, daß wir damit wohl zufrieden ſeyn dürfen. In ſolcher Weiſe wird den verſchiedenen Anforderungen des Publikums genügt. Der Eine will Ernſtes und Klaſſiſches, der Andere Heiteres und Neues. Dieſer ſucht gediegene ältere, Jener tändelnde und moderne Muſik. Wo nun Vieles gebracht wird, da findet Jeder etwas für ſich. Einem ausſchließlichen Kunſtgeſchmack kann und darf die Bühne nicht huldigen, jedoch ſoll ſie aus allen Gattungen des Aelteren und Neuen das Beſte in möglichſt ſorgfältiger Auswahl bieten, wodurch alsdann zugleich den verſchiedenen Kräften der Bühnenmitglieder angemeſſene Beſchäftigung bereitet wird. Für Letzteres ſtets zu ſorgen, ſcheint uns eine Verpflichtung der Direktion, damit der Eifer und die Talente der Künſtler in gehöriger Anregung erhalten werden.

Eine Wiederholung des Fidelio fand verdiente Anerkennung. Wir verweiſen auf unſern letzten Bericht über dies herrliche Tonwerk. Zampa war neu und fleißig einſtudirt und gefiel ſehr. Obwohl dieſe Oper denen erſten Ranges nicht beizuzählen iſt, ſo feſſelt ſie doch den Hörer durch gefälligen Melodienfluß und effektvoll gehaltene dramatiſche Momente. Die Rolle des Zampa wurde von Hrn. Piſchek mit Auszeichnung gegeben. Er machte nicht nur die bekannte Energie und Friſche ſeines Vortrages in vollem Maße geltend, ſondern ſetzte auch die Rezitative und cantabilen Geſangsſtellen mit vorzüglicher Klarheit und künſtleriſcher Einſicht auseinander. Dem. Capitain war in Geſang und Spiel ſehr anſprechend und Hr. Caspari, welcher die Partie des Alphonſo aus Gefälligkeit ſchnell einſtudirt hatte, bekundete dadurch, daß es ihm nicht an muſikaliſcher Bildung fehlt; jedoch iſt zu wünſchen, daß ſolche ſchnelle Einſtudirungen, die für den Sänger immer nachtheilig bleiben, nur ſelten vorkommen mögen. — In den Puritanern debütirte Dem. Rudersdorff, welche für die hieſige Oper engagirt iſt. Ihr Auftreten ward von unſerm Publikum höchſt freundlich begrüßt. Dem. Rudersdorff, von einer anziehenden Perſönlichkeit unterſtützt, zeigte viel natürlichen Anſtand und Grazie und jene Lebendigkeit der Auffaſſung, welche dramatiſches Darſtellungstalent vorausſetzt. Die Stimme beſitzt Umfang und Lieblichkeit und iſt in Micheroux's Schule vielſeitig ausgebildet worden, ſo daß ſie den heutigen Anforderungen an einen colorirten und modernen Geſang entſpricht. Sie wußte die brillanten Stellen der Geſangspartie nicht nur ſchön und effektvoll hervorzuheben ſondern that in dieſer Beziehung vielleicht des Guten zu viel und wir hätten den Vortrag ſtellenweiſe einfacher behandelt gewünſcht. Den beifälligen Aeußerungen des Publikums beiſtimmend, behalten wir uns eine nähere Beſprechung der Sängerin auf weiteres Auftreten vor, da ſich ein beſtimmtes Urtheil nach Einer Rolle nicht feſtſtellen läßt. Uebrigens war der erſte Eindruck jedenfalls ein ſehr günſtiger.

Im Schauſpiel ſahen wir Wiederholungen von Patkul, der gezähmten Widerſpenſtigen und Egmont, welcher mit der von Beethoven dazu componirten Muſik und bei gelungener Darſtellung den Freunden des Schönen einen wahren Kunſtgenuß bereitet. M.

Korreſpondenz.

Vom Rhein, im Jan.

Die gerühmte Vielſeitigkeit unſeres Zeitalters iſt nicht bloß in den Städten, ſondern auch auf dem platten Lande zu finden. Auf meiner Reiſe durch die Provinz R** lernte ich einen Mann kennen, den man mir als das Factotum des Dorfes vorſtellte; denn er vereinigte die wichtigen Stellen eines Ortseinnehmers, fiscaliſchen Salzauswiegers, Geburtshelfers und Leichenbeſchauers in ſeiner Perſon. Nun zweifle man noch an den Fortſchritten unſerer Zeit und den Ausſichten auf eine beſſere Zukunft!

Programm des Muſeums.

Freitag, den 21. Januar 1842.

Symphonie von Beethoven (D minor); die drei erſten Sätze.
Frauenherz und Eiſenbahn, Gedicht von Saphir; geſprochen von Mad. Frühauf.
Cavatine von Meyerbeer; geſungen von Fräul. Lina Schuſter.
Violinconcertino von Mayſeder; geſpielt von Hrn. Hauſer aus Wien.
Kaſſandra, Gedicht von Schiller; geſprochen von Fräul. Arnold.
Die drei Liebchen, Gedicht von Hofmann; geſungen von Hrn. Piſchek.
Lied aus Tiedge's Urania, componirt von Hummel; geſungen von Fräul. Lina Schuſter.
Violinvariationen von Vieuxtemps; geſpielt von Hrn. Hauſer.
Blumenſagen: 1. die Kaiſerkrone; 2. das Vergißmeinnicht; geſprochen von Hrn. Wenzel.
Ballade, componirt von Hrn. Baldenecker; geſungen von Hrn. Piſchek.
Ouvertüre aus Cherubini's Waſſerträger.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 22. Jan. Griſeldis, dramatiſches Gedicht in 5 Abth., von Fr. Halm.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 22. Samstag den 22. Januar 1842.

Donna Luisa.

Nach Madame Charles Reybaud, von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Donna Luisa hatte bereits den Fußpfad erreicht, der sich zwischen den unfruchtbaren Felsen hinschlängelte; durch den Hirten geleitet, floh sie nach dem Thurme zu, über diesen durchschnittenen Boden, wo es unmöglich schien, ihr zu folgen. Als Don Sancho wieder längs des Ufers zurück kam, nachdem er vergebens gesucht hatte, die Stellung der Angreifenden zu umgehen; da bemerkte er, daß seine Gefangene im Begriff war, ihm zu entgehen. Der kühne Reiter trieb sein Pferd zwischen die Felsen und schnitt der Infantin plötzlich den Weg ab. Sie wich zurück, und der Hirte, der sie leitete, sagte ihr, indem er sie fort zog: „Fürchtet Euch nicht, Sennora .... Gewinnt die andere Seite des Hohlwegs, und Ihr seyd gerettet."

Aber Don Sancho ließ ihr nicht Zeit dazu; er stürzte auf sie zu, und sie mit der einen Hand ergreifend, feuerte er mit der andern eine Pistole ab, die den Hirten, der sie zu vertheidigen suchte, in die Brust traf; der Unglückliche stürzte mit einem dumpfen Schrei zu Boden. Don Sancho hob die Infantin auf, trotz ihres Widerstandes, und sie vor sich auf das Pferd setzend, rief er: „Jetzt erzwingen wir den Durchgang, oder sie werden sie tödten."

Bei diesem Anblick erhoben die Angreifenden ein Geschrei, das Feuer hörte auf, und Don Sancho konnte seinen Weg ungefährdet fortsetzen. Donna Luisa lag wie zusammengebrochen in dem eisernen Arme, der sie hielt, sie roch einen Geruch von Blut und Pulver, und wie von einem Wirbelwinde dahingetragen, erblickte sie die Erde, die unter ihren Füßen zu fliehen schien, Isabella, die die Arme flehend gegen den Himmel hob, und hie und da einen Todten, der im Staube lag. Plötzlich zeigten sich die Männer, welche den Hauptmann Rodriguez aufgehalten hatten, am Rande des Weges, und unter ihnen bemerkte Donna Luisa deutlich einen Reiter, der nach der Sitte der Araber in einen weißen Burnus gekleidet war, und den Kopf mit einem eisernen Helm bedeckt hatte. Er war jung, schön von Antlitz, und hellblondes Haar fiel auf seine Schultern; ein dichter Schnurbart fiel auf seine Lippe, welche von einer tiefen Narbe bezeichnet war. Bei seinem Anblick stieß Donna Luisa einen Schrei aus, breitete die Arme von einander und verlor die Besinnung: es war das Gespenst des Königs Sebastian, es war ein aus dem Grabe aufgestandener Todter, ein Gesicht aus der andern Welt, das ihr erschienen war.

„Vorwärts!" rief der Hauptmann Rodriguez, „Castilla y Portugal por el rey! Vorwärts."

Don Sancho umfaßte die Infantin mit beiden Armen und hielt sie unbeweglich wie eine Todte an seine Brust gedrückt; seine Mannschaft schloß sich um ihn, und so zogen sie keck unter den Augen des Feindes vorüber, der nicht mehr auf sie zu feuern wagte.

II.

Philipp II. harrte zu Badajoz, bis der Herzog Alba das Königreich Portugal erobert haben würde, dann wollte er die Gränze nur überschreiten, um sich zu Lissabon krönen zu lassen; in dieser Stellung beherrschte er den Schauplatz des Krieges, und kommandirte sein Heer. Die Königin, die Infantinnen, der ganze spanische Hof hatte den prunkvollen Pallast Buen Retiro, die düstere Pracht des Eskurial verlassen, um dem König in diese kleine Stadt zu folgen, welche für den Augenblick der Mittelpunkt geworden war, von wo die allerhöchsten Befehle ausgingen, welche man bis an den Enden der Erde gehorchte. Philipp II. hätte den alten Alcazar bewohnen können, welcher die obere Stadt beherrschte, aber er zog das Kloster der Benediktinerinnen der maurischen Feste vor, auf deren Giebel der heilige Ferdinand das Kreuz gepflanzt hatte. Die Nonnen hatten ihre Pforten geöffnet, um den königlichen Gast und sein Gefolge aufzunehmen; man ging jetzt frei an diesem Orte ein und aus, in welchen früher niemals ein profaner Blick gedrungen war; aber nach dem am spanischen Hofe üblichen Gebrauch schlief kein anderer Mann als der König mit der Königin unter demselben Dache. Die Thüren des Klosters standen den ganzen Tag den Großen offen, welche ihr Dienst in diese Mauern rief; aber am Abend, sobald sich der König niedergelegt hatte, entließ er seine Kammerherren, Edelleute, und bis auf die Kammerdiener; nur die Damen vom Hofstaate der Königin durften bleiben. Es ist wahr, daß auf der Schwelle des Klosters die spanische und deutsche Leibgarde wachte, und daß die diensthuenden Edelleute alle Schlüssel hatten, um sich am Morgen zu dem König verfügen zu können. Die Aebtissin der Benediktinerinnen hatte sich mit ihrer Heerde in einen abgesonderten Theil des Hauses zurückgezogen, und Philipp II. bewohnte ihre Zelle.

Digitized by Google

Hier, wie im Eskurial und zu Madrid, lebte er als gekrönter Mönch, mitten unter aller Größe und aller Strenge, welche die menſchliche Schwäche ſtolz machen oder demüthigen kann. Das Kabinet, in welchem er die Befehle diktirte, welche über das Schickſal ganzer Nationen entſchieden, war ein Betſtübchen; man erblickte darin neben dem königlichen Siegel und dem Schwerte Carls V. einen Todtenkopf und einen Roſenkranz.

Der Zug des Hauptmanns Rodriguez langte gegen Abend zu Badajoz an. Nachdem Don Sancho von Avila vorausgeeilt war, um dem König Bericht ſeines Auftrags zu erſtatten, erwartete er ſeine Gefangene vor dem Kloſterthore. Auf einer Art Trage liegend, welche in der Eile aus Baumzweigen gemacht worden war, hatte Donna Luiſa dieſe peinliche Reiſe vollends zurückgelegt; ein Soldatenmantel, der über ſie geworfen worden war, bedeckte ſie gleich einem Bahrtuch; ſeit dem Augenblick, wo Don Sancho ſie ſo keck vor den Blicken derjenigen entführt hatte, die ſie zu retten ſtrebten, war ſie in eine Art Vernichtung gefallen. Sie hatte nicht ein Wort mehr geſprochen, und die Bläſſe, die Unbeweglichkeit ihrer Züge konnte zweifeln laſſen, ob ſie wirklich noch lebe oder nicht. Doch als ſich die Pforten des Kloſters vor ihr aufthaten, als die Bahre vor der großen Treppe niedergeſetzt ward, wo zwei Damen von dem Hofſtaate der Königin ihr entgegen kamen, da erhob ſie ſich fröſtelnd, und warf einen raſchen, finſtern Blick um ſich; dann mit den Händen über die Stirne fahrend, ſuchte ſie ſich mehr Feſtigkeit anzueignen, und ſtieg allein von der Bahre herab. Don Sancho verbeugte ſich ehrerbietig vor ihr, bevor er ſie den Damen übergab, welche näher getreten waren, um ſie in Empfang zu nehmen.

„Sennora," ſagte er, „mein Auftrag iſt zu Ende; geruht mir zu verzeihen, was er Peinliches für Euch hatte."

„Don Sancho," erwiederte die Prinzeſſin ſtolz, „Ihr habt es gewagt, Hand an mich zu legen, an mich, Donna Luiſa, Infantin von Portugal, dieſes iſt ein Verbrechen, welches Ihr mit Euerm Kopf bezahlen würdet, wenn das Glück der Waffen Euch an unſere Gerechtigkeit ausliefern würde; aber ich verzeihe Euch dieſe Schmach, welche ein Weib, eine Prinzeſſin, von einem Manne wie Ihr nicht hätte fürchten ſollen. Geht, und Gott behüte Euch!"

Dieſes ging in dem Kloſter vor, bei dem Scheine der Fackeln, welche zwei Männer in königlicher Livrée trugen. Donna Luiſa folgte langſam den Damen, welche beſtimmt ſchienen, ſie zu bewachen. Es waren zwei ehrwürdige Frauen, ganz ſchwarz gekleidet, mit nonnenartigen, ſteifen herabwallenden Schleiern auf dem Kopfe. Alles war finſter und ſchweigſam in dieſem weitläufigen Gebäude; man hätte denken können, es würde nur allein von Nonnen bewohnt. Frauen in Schleppkleidern, Kavaliere mit Hüten auf dem Kopfe, welche ſie das Recht hatten ſelbſt in Gegenwart des Königs aufzubehalten, zogen wie Schatten durch die Kloſtergänge, welche nur ſchlecht durch einige Lampen erleuchtet wurden, die vor Heiligenbildern brannten; dieſe vornehmen Herren und Damen grüßten ſich, ohne ein Wort zu ſprechen, und ſetzten ihren Weg fort unter dieſen gewölbten Hallen, worin der leiſeſte Schritt ein Echo erweckte.

An die reiche Pracht des portugieſiſchen Hofes gewöhnt, glaubte Donna Luiſa, Don Sancho habe ſie getäuſcht, als er ſagte, daß ſie vor dem König von Spanien erſcheinen ſollte; einen Augenblick glaubte ſie in einem zu einem Staatsgefängniſſe umgewandelten Kloſter zu ſeyn; aber ſie erkannte die Wohnung eines Monarchen, als ſie das für ſie beſtimmte Gemach betrat. Eine flanderiſche Tapete bekleidete die Mauern der Zelle; zu Füßen des elfenbeinernen Kruzifixes an dem Bette war ein Weihwaſſerkeſſel angebracht in Geſtalt einer Muſchel von Perlmutter, und auf dem gleich einem Altare geſchmückten Putztiſche befand ſich ein venetianiſcher Spiegel in einem jener Rahmen eingefügt, deren wunderbare Arbeit oft das ganze Leben eines Künſtlers beſchäftigt hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Neue Aufklärung über Göthe's Friederike.

(Schluß.)

Ich will dieſe Geſchichte ein- für allemal kurzweg erzählen. Sie iſt das Ergebniß vieler Erkundigungen. Was die Hauptſache betrifft, ſo verbürge ich ſie nach dem Ausſagen eines unparteiiſchen Zeugen von Seſenheim, deſſen Adreſſe diejenigen, die ſich ernſt um dieſe Sache bekümmern, bei mir haben können. Der Pfarrer Brion hatte vier Töchter: Lehnel, Rickel, Selmel und Sophie. Rickel war nichts weniger als ſchön, aber heute nach ſechszig Jahren erinnert man ſich noch in Seſenheim ihrer Lieblichkeit. Sophie hinkte an einem Bein. Die Lehnel heirathete einen Pfarrer im Oberelſaß, der aber bald ſtarb. Ihr Kind nahmen die Schweſtern zu ſich, daher jene Vertauſchung; die Selmel heirathete nach Emmendingen bei Freiburg, wenn ich nicht irre. Nun laſſe ich meinen Bauern erzählen. „Ich habe den Göthe oft hier geſehen, es war ein blaſſer Geiſtlicher, er nannte ſich Herr von Göthe." Dieß iſt charakteriſtiſch. „Lange nachher, ich glaube in den Neunundachtzigen, holte ich Wein in Weſthofen, und kam des Nachts um zehn Uhr nach Inle, einem Dorfe ungefähr zwei Stunden über Straßburg. Der Wirth fragte mich, wo ich her ſey. „Von Seſenheim" antwortete ich. „Ei," flüſterte mir die Wirthin in's Ohr: „Wir haben auch Gäſte von Seſenheim, es iſt eine Kindbetterin, des Pfarrers Tochter, ſie heißt Friederike, es darf aber Niemand zu ihr, als der Briefbote." Ich machte mir nichts draus und ging den andern Morgen früh fort. Der alte Brion war ſchon todt, es wurmte mich aber doch, und als ich nach Seſenheim kam, erzählte ich es meiner Frau. — Die Frau war zugegen. — „Jo," verſetzte die, „ſo iſt es." Dieß war genug, fuhr der Alte fort, um es dem ganzen Dorfe bekannt zu machen. „Halt's Maul," antwortete die, „die han ſchon mehr gewußt, als Du. Das ganze Dorf weiß ja, daß der Rheinbold die Rickel geliebt hat, und daß er ſie auch verführt hat. Es war halt au ſo a Duckmauſer."

„Der Rheinbold war damals emigrirt in Steinbach, ſpäter ward er Pfarrer in Weißenburg, dann in Selz. Wo die Rickel hinkam, weiß kein Menſch. Sie kam freilich wieder nach Seſenheim, aber ſie blieb nicht lang, weil halt immer a Gwiſper war." — „Aber der Göthe war ja wieder hier," ſagte ich. — „Das iſt es ja eben," ſagte der kluge Mann, „der Göthe hat ſie holen wollen, er hätte ſie geheirathet, aber wie er halt hörte, daß etwas vorging mit ihr, denn gewiß durfte es Keiner ausſagen, ſo hat er ſich bald wieder aus dem Staub gemacht, und die Rickel auch." Nun erſt verſtand ich die paar

Digitized by Google

sollen stillen Worte, die Göthe über die Friederike bei seinem zweiten Besuch in Sesenheim fallen läßt. Wie groß muß seine Täuschung gewesen seyn! Dieser zweite Besuch söhnt mich ganz mit Göthe aus. Ich fragte meinen alten Freund, ob er Rheinbold kannte. „Ja wohl," versetzte er, „ich habe ihn oft gesehen, es war ein kleines Männel, ich habe aber halt nie mit dem katholischen Pfarrer etwas zu thun haben wollen. Die sind allerweil gefährlich, und wir Elsässer haben ein Sprichwort, das da sagt: „Wem er im a Kapuziner den Bart zopft, so lottle alle Bärt bis nach Rom." (Wenn man einem Kapuziner den Bart zupft, so zittern alle Bärte bis nach Rom.) Ein kräftigeres, bildlicheres Sprichwort ist mir nicht bekannt. Ich danke ihm herzlich, und somit ließen wir die Friederike. **Sie ruhe sanft in Frieden!**

Ein Wirthschaftsgebäude auf dem Feldberg.

Der gutgemeinte Vorschlag in der Didaskalia vom 20. Januar 1842 „Ein Wartthurm auf dem Feldberg" erinnert mich an einen Wunsch, der 1827 — 28, als ich noch Vorsteher des damaligen bei Herrn Albert sich befindenden physikalischen Vereins war, im Schooße der Gesellschaft vielfach genährt wurde, nämlich, nach Art des **Brockenhauses**, ein einfaches Wirthshaus auf dem Gipfel des Feldbergs zu errichten.

Wenn ich mich nicht irre, so finden sich noch in den Beilagen zu den damaligen Protokollen mehrere Abschriften von Briefen, die ich für den genannten Zweck an Sr. Durchl. den verstorbenen Landgrafen **Friedrich Joseph** von Hessen-Homburg abgehen ließ. Der genannte verehrte Fürst interessirte sich damals sehr für die meteorologischen Beobachtungen, welche auf der Spitze des Feldbergs gehalten wurden, und zeigte sich gar nicht abgeneigt, zu einem Wirthschaftsgebäude nach Art des Brockenhauses, wie ich es damals vorschlug, das Seinige geneigtest beizutragen. Es käme nur auf einen Entschluß der beiden andern hier betheiligten Regierungen an, ein solches wahrhaft nützliche Projekt ins Leben treten zu lassen.

Es wäre ein solches Wirthschaftsgebäude zwar kein eigentlicher Wartthurm, doch ließe sich auch von der Zinne desselben eine der herrlichsten Fernsichten in die gesegneten Fluren unseres Vaterlandes gewinnen. Den Sonnenaufgang könnten selbst zartere Constitutionen, ohne Furcht vor Erkältung, behaglicher **erwarten**. Die Chocolade, auf dem Herde besser als auf feuchtem Moose bereitet, ließe sich auf einem feinen Tische zierlicher **aufwarten**. Botaniker, Mineralogen, Geognosten könnten ihren Excursionen besser **abwarten**, winkte ihnen nach überstandener Mühe ein freundliches, behagliches Obdach.

Zwar liegt das Wörtchen „**warten**" außer dem Bereiche unserer Eisenbahnenzeit. Aber sehr gern würde ich, würden Viele mit mir, noch einige Jahre Geduld haben, wenn ihnen dann ein nettes, wohnliches, warmes Häuschen, als endliches Ziel einer beschwerlichen Pilgerfahrt, von der Höhe unseres heimathlichen Feldbergs entgegen blinkte.

Dr. A. Clemens.

Mannichfaltigkeiten.

Ueber ein Erdbeben zu Carthago in Mittel-Amerika enthalten die newyorker Blätter vom 25. Dez. folgenden Bericht: Das Unglück hatte am 2. Sept. Morgens 6 Uhr statt. In einem Augenblicke war das Departement von Carthago eine gänzliche Ruine geworden. Die Zerstörung ist so groß, daß die Lage einzelner Gebäude kaum unter den Trümmern herauszufinden ist. In der Stadt wurden die Häuser sammt dem Steinwerk durch den Stoß in die Luft geschleudert und fielen als Schutthaufen nieder. Die Bewohner der Oberst, welche am wenigsten gelitten haben, sind emsig mit Ausgrabung der Leichen beschäftigt. Auf den Straßen und Plätzen, wie in den Kirchen kamen Menschen um. In Carthago und fünf andern Orten ist auch keine Hütte stehen geblieben; alle Lebensmittel sind vernichtet, und es herrscht furchtbarer Mangel. In der Stadt Jose stürzte nur ein Theil der Häuser ganz zusammen; die stehen gebliebenen sind aber so stark beschädigt, daß Niemand darin wohnen kann. Die Zahl der Verunglückten ist sehr bedeutend; die bereits ausgegrabenen Leichen zeigen formlose Massen und Rümpfe ohne Kopf. Eine Menge Menschen sind zu Krüppeln geworden, oder mehr oder minder schwer verwundet. Bis jetzt ist noch kein Ausbruch des nahen Vulkans erfolgt; die Erdstöße dauern aber fort, und Niemand kann das Ende voraussagen.

In der Anzeige von dem Tode ihres Gatten, des Prof. Dr. Wilh. Traugott Krug, zeigt die hinterlassene Wittwe, eine geb. von Zenge, zugleich im Namen ihrer Kinder und der übrigen Hinterlassenen an, daß sie äußere Zeichen der Trauer dem ausdrücklichen Willen des Entschlafenen gemäß nicht anlegen werden.

Bei B. S. Berendsohn in Hamburg erscheint eine Geschichte des Schiffbruches des Dampfbootes „Präsident", verfaßt nach dem kurzen Tagbuche des Geistlichen, Hrn. Cookmann, eines der unglücklichen Passagiere, welche bei jenem traurigen Ereignisse ihr Leben verloren. Das Manuscript wurde in einer Flasche verwahrt, von einem indianischen Knaben in den letzten Tagen des Novembers an der Küste der südlich von Neufoundland liegenden Insel Cap Breton gefunden. Die genannte Buchhandlung bekam eine Copie desselben aus Montreal zugesendet.

Eine aus dem Odenwalde datirte Korrespondenz der „Hess. Ztg." gibt angeblich aus der zuverlässigsten Quelle den Freunden der Geschichte und Alterthümer die beruhigende Versicherung, daß die in diesen Blättern blos als umlaufendes Gerücht mitgetheilte Nachricht: „ein englischer israelitischer Handelsmann beabsichtige die Erwerbung der Alterthümer-Sammlungen zu Erbach im Odenwalde", ganz grundlos sey. Ist dieses wahr, so freuen wir uns gleichfalls dessen.

(**Frankfurt a. M.**) In der Versammlung des physikalischen Vereins dahier am 15. d. zeigte ein Mitglied desselben, Hr. C. A. **Gerlach**, die von ihm in der Officin des Hrn. F. C. Vogel galvanoplastisch in einem Stück dargestellte, circa 6 Zoll hohe Kupferbüste Sr. Exc. des k. k. russischen Generallieutenants Hrn. Alex. v. Sabloukoff vor, welche all-

Digitized by Google

gemein als vollkommen gelungen anerkannt wurde. Die Aehnlichkeit iſt überraſchend und das Reſultat des Verſuchs um ſo erfreulicher, als gerade mit der Verkleinerung des Durchmeſſers hohler Gegenſtände die Schwierigkeiten unverhältnißmäßig wachſen, weil das Kupfer in weit vorſpringenden engen Räumen ſich nur ſchwierig und höchſt ſpärlich ablagert, was verurſacht, daß bei Abnahme der Form leicht Beſchädigungen entſtehen. Das Original-Modell zu dieſer Büſte war von Hrn. **von der Launitz** nach der Natur ausgeführt und die nach einem Wachsabguſſe gefertigte Kupferbüſte ſelbſt iſt nach St. Petersburg beſtimmt. J. P. W....r.

Dem. **Rudersdorff** iſt von der Direktion des Frankfurter Theaters unter Bedingungen engagirt worden, welche den bedeutenden Anlagen dieſer jungen Sängerin entſprechen. Ihr Kontrakt lautet auf zwei Jahre und beginnt im März. Vorerſt wird ſie noch einige Gaſtrollen in Frankfurt geben.

(Lew. Europa.)

(**Berlin**, 17. Januar.) Geſtern fand die zweite Vorleſung des Gelehrten-Vereins in dem Saal der Singakademie ſtatt, von einem eben ſo zahlreichen und glänzenden Publikum beſucht, als die erſte. Hr. Prof. **Steffens** hielt einen, die Theilnahme ungemein feſſelnden Vortrag über die nordiſche Mythologie, den er durch eine Skizze der Geographie und älteren Geſchichte Islands einleitete.

In **Salzungen** hat man einen wichtigen Fund gethan. Bisher hatte man eine 5- bis 7grädige Sole und war ſchon damit zufrieden. Jetzt hat man durch glückliche Bohrverſuche 34½grädige Sole gefunden und eine Deputation hat eine Probe Sr. Durchlaucht dem Herzog überreicht. Dadurch werden alle Gradierhäuſer u. ſ. w. überflüſſig und viele Koſten erſpart. Für Salzungen und hoffentlich für das Land ein erfreuliches Ereigniß.

Literatur.

Der Main von ſeinem Urſprung bis zur Mündung, mit Städten, Ortſchaften, Ritterburgen und Sagen, hiſtoriſch, topographiſch, maleriſch von F. Menk-Dittmarſch.

Bereits mehreremal ward in dieſen Blättern auf das obige literariſche Unternehmen aufmerkſam gemacht. Wir widmen unſern Leſern die freundliche Anzeige, daß das Werk wacker vorwärts ſchreitet. Zwei Lieferungen in einem Doppelheft liegen wieder vor uns; ſie ſind geziert mit den ſaubern, von unſerm rühmlichſt bekannten **Tanner** geſtochenen Anſichten von Baireuth und Culmbach. Kunſt und Wiſſenſchaft gehen Hand in Hand, um dieſe Monographie unſeres ſchönen Stromes zu einer der ausgezeichnetſten literariſchen Erſcheinungen in dieſem Fach zu erheben. Wir erfahren durch den Umſchlag dieſer Hefte, daß die ganze Gelehrtenwelt der Maingegend das ſpeciellſte Intereſſe an dieſer zeitgemäßen Beſchreibung nimmt. F. **Menk-Dittmarſch** bewährt auch in dieſen Heften wiederum ſein Talent in der Bearbeitung hiſtoriſch-romantiſcher Beſchreibungen unſeres deutſchen Vaterlands. Die Sprache iſt edel und kräftig und von der Sachkenntniß und dem Fleiß des Herausgebers zeugen die hiſtoriſchen Forſchungen, welche vieles Neue bringen. Die beiden vorliegenden Hefte enthalten den Lauf des Stromes von Culmbach bis Schmachtenberg (unterhalb Bamberg). Die Beſchreibung Baireuths und der alten Biſchofsſtadt Bamberg iſt vortrefflich und wir zweifeln, daß bei ſo beſchränktem Raume Umfaſſenderes und Ausführlicheres über dieſe für die Culturgeſchichte Deutſchlands ſo wichtige Stadt mitgetheilt worden iſt. Der Verf. hat bei ſolchen Monographien ſtets das Reſumé der Entwicklungsgeſchichte im Auge; er bürdet uns keinen Wuſt von Jahreszahlen auf, die eben ſo ſchnell vergeſſen als geleſen werden, und dadurch, daß er bis auf die neueſte Zeit fortgeht und eine ſpecielle Charakteriſtik der Bewohner mittheilt, gewinnt das ganze Werk an Friſche und Lebendigkeit. Bei ſolchen Mitteln, der ſchönen Ausſtattung und dem billigen Preis (36 kr. per Heft) läßt ſich erwarten, daß dem Unternehmen eine außergewöhnliche Aufnahme nicht fehlen wird. Wir ſehen den folgenden Heften geſpannt entgegen.

Korreſpondenz.

Biebrich, im Jan.

Unſer Biebrich erhebt ſich zuſehends und wird, da mit dem Baue unſeres Freihafens mit Frühjahr begonnen werden ſoll, bedeutend werden. — Auf einen Artikel der Didaskalia vom 19. Jan. d. J., in welchem eine Anfrage in Beziehung eines früher beſprochenen **Cementes** geſtellt iſt, ſieht ſich Inhaber des Geheimniſſes veranlaßt, zu erwiedern, daß er daſſelbe ſeit Kurzem von dem Architekten Hrn. Fritz **Barbieur** in Wiesbaden käuflich an ſich gebracht hat, und gegen Frühjahr jeder Forderung wird Genüge leiſten können. Proben in Staubform und Verputzſtücke, welche letzteren bereits allen Einwirkungen ausgeſetzt werden und beſonders derjenigen des Wiesbadener Badwaſſers, ſind ſowohl bei dem Erfinder, wie bei dem Unterzeichneten einzuſehen und Gebrauchsanweiſungen zu haben. Der Preis des hieſigen Malters iſt auf fl. 1 10 kr. oder ⅔ Thlr. pr. Cour. feſtgeſetzt. Bis auf weitere öffentliche Bekanntmachung beliebe man ſich in frankirten Briefen an P. N. Poste restante in Biebrich a. Rh. zu wenden.

Speier, im Jan.

Es iſt ein Vorzug unſeres vielbeſchäftigten und projektenreichen Zeitalters, daß neue Erfindungen, wenn ſie kaum das Licht der Welt erblickt haben, durch das Organ der öffentlichen Blätter und durch die vermittelnde Betriebſamkeit von Reiſenden raſch zur Kenntniß des Publikums gelangen. So wurde Daguerre's berühmte Erfindung durch reiſende Künſtler ſchnell weiter verbreitet, und ſo hatten wir auch letzthin hier das Vergnügen, theils in unſerer Geſellſchaft »Harmonie«, theils an andern öffentlichen Orten, den Electro-Magnetismus als mechaniſche Triebkraft durch das Modell einer Oelſamen-Walze, deren Drehung mehrere Stunden dauert, recht lebhaft veranſchaulicht zu ſehen. Dieſes intereſſante Stück bildet den neueſten Beſtandtheil des phyſikaliſchen Apparats des reiſenden Hrn. B — a, den er überall, wo es gewünſcht wird, vorzuzeigen und damit vor Alt und Jung zu experimentiren bemüht iſt.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 22. Jan. **Griſeldis**, dramatiſches Gedicht in 5 Abth., von Fr. Halm.

Sonntag, 23. Jan. **Norma**, große Oper in 3 Abtheilungen, Muſik von Bellini. (Gaſtrolle) Norma: Dem. **Rudersdorff** aus Mailand.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 23. Sonntag, den 23. Januar 1842.

Die Rückkehr in's Vaterland.

Frei nach dem Spanischen des Fr. Martinez de la Rosa.

Theurer Boden meiner Väter, dem ich weihte Schwert und Lieder,
Ach, so seh' ich endlich, endlich deine klare Sonne wieder,
Deiner Fluren gold'nen Segen, deiner Matten prangend Grün
Und umwölbt in lichter Bläue deines Himmels Baldachin!

Ja, schon seh' ich, stolz gelagert an den beiden Hügellehnen,
Die berühmte Stadt der Mauren prachtvoll in die Ebne dehnen
Ihrer Häuser bunte Masse; hunderte von Thürmen blank
Aus dem Laubschmuck ewig grüner Gärten sich erheben schlank;

Blinkende Krystallgewässer seh' ich ihrer Mauern Füße
Küssen; holze Berg' umgürten ihrer Vega Paradiese
Und herüber, in des Himmels Gluth getaucht, die Gletscherzinken
Ihres Schneegebürgs, wetteifernd mit dem Glanz der Sonne, blinken.

Und wohl nicht vergebens folgte mir, ich mochte einsam lenken
Meinen Schritt nach Süd und Norden, dein so süßes Angedenken,
Goß mir in den Freudenbecher Schirlingssaft, stahl Ruh' und Frieden
Aus dem Herzen und versengte meines Ruhmes Lorbeerblüthen!

An der Seine und Themsestrande, die von Kält' und Nebel thauen,
Dacht' ich an des Douro, an des Tejus duft'ge Blumenauen,
Traurig seufzend — und wenn manchmal ich ein Lied glückselger Tage
Anhob, ach! so hieß die Stimme schweigen die gedämpfte Klage.

Der mit Villen reichbekränzte, sanggepries'ne Arnostrom
Bot umsonst mir seine Reize, bot umsonst mit dem Arom
Ungezählten Blumenkelche, die sein lachend Thalgelände
Schmücken, ein Asyl der Liebe und ein ruhgekrönt's Ende.

»Blühender und anmuthreicher lacht mir jene Götterschwelle —
»Die geliebten Vegafluren, die des Tejus sanfte Welle
»Tränket; schöner fließt das Leben in Granada hin, der schönen.«
Solche wehmuthsvolle Laute murmelnd, schlich ein heißes Sehnen

Nach dem fernen Elternhause in die Brust sich, gramgebeugt,
Und gen Himmel, trostersiehend, hob das Aug' ich thränenfeucht.
Das Gewühl der Städte floh ich, nur daß manchmal eine wilde
Zufluchtsstätte, eine öde Villa, künftigend den Schmerz mir stillte;

Rauher Alpen Höh'n erklomm' ich, doch ihr eis'ger Mauernbraus
Warf so lebhaft nicht, so glänzend rein zurück den Sonnenglast
Als das Schneegebürg Granada's, wann das Taggestirn, das hehre,
Seines Lichtstroms flüss'ge Wogen ausgießt über Land und Meere.

Die der Aschennacht entstieg'ne Römerstadt, von blut'ger Leuchte
Ihres schrecklichen Verderbers überstrahlt; das staubgebleichte
Düst're Antlitz ihrer Häuser; ihre Straßen schweigsam, enge;
Ihre hie und da mit Graswuchs überzog'ne Säulengänge:

Schmeichelten dem tiefen Kummer meiner Seele und erregten
Ernste, trauernde Gedanken in dem Geist, dem tiefbewegten.
Schwacher Mensch! was frommt's dir, daß du so auf deine Macht und Stärke
Trotzig pochest? das Geschick beugt deinen Stolz, und deine Werke,

Die du in bethörtem Wahne für unsterblich hältst, zernichtet
Es mit einem Hauch zu Staube. Durch Ruinen, aufgeschichtet
Riesgen Knäuels, sucht der Wand'rer, schreitend über Tempel, über
Gräberschutt, die jovishohe, siegesprang'nde Stadt der Alder.

Es zertheilt die lock're Erde, drinnen, wie in finst'rer Bahr',
Herculanums Reste schlummern, die gekrümmte Pflugesschar;
Und wenn einst am Fuß Pompeji die enthüllten Mauern schaut,
Haben die Jahrhunderte' ihren Kitt zernagt und nur ein Laut,

Nur ein Windhauch — und es zittern ihre morschen Fundamente.
So in meiner Jugend Tagen sah ich auf der Felsenblende
Der Alhambra stolze Thürme dem Einsturz nah' und unter ihnen
Furchtsam hin den Douro schleichen ob der drauenden Ruinen.

Jeder Abschnitt meines Lebens, eilend mit dem Strom der Zeiten,
Bringt sie näher ihrem Falle und von den prachthohen, weiten
Königshallen des Alcazar, wo geherrscht die Macht der Mauren,
Wird nach Jahren kaum noch eine Spur derselben Größe trauren.

Bei so düst'ren Bildern preßte sich die Brust mir und — ein Bäder,
Warf ich, aufgelöst in Thränen, mich am Fuß der Gräber nieder. —
Vaterland, o süßer Name, jedem Herzen Euphonie,
Was geht über deines Zaubers unaussprechliche Magie!

Der versengte Asiate seufzt an fremder Westlandsküste,
Bei dem Anblick sammt'ner Matten, nach der heim'schen Sandeswüste;
Selbst der rohe Samojede, wenn aus seinem Schneegebiet
Er in unglückselger Stunde sich hinweggerissen sieht,

Digitized by Google

Wünscht zurück sich nach den ew'gen Nächten, nach den naß'gen Hütten
Seiner unfruchtbaren Steppen und den leichten Rennthierschlitten.
Ach! und ich, dem mild der Himmel gönnte, daß an deinem Busen,
Segenstriefendes Granada, er erstarkte und der Musen

Zögling ward — ich sollte traurig, weggebannt vom Vaterland, dich
Je vergessen lernen? An den rauhen Berberküsten nannt' ich
Deinen theu'ren, heil'gen Namen und die aufgerogten Wogen
Trugen ihn nach Spanien über; unter Pingals Riesenbogen

Hörte ihn von meinen Lippen das erzürnte Wettmeer beben;
Es vernahm ihn der gewalt'ge Ister, der im Saft der Reben
Schwelgende und durggeschmückte Rhein, der schäum'ge Rhodankrom,
Ihn der Apennin, der hohe wolkennahe Puy de Dome;

Und zum erstenmale hallte, von dem Klange seines Rufes,
Wider der zerriss'ne Krater des hohl donnernden Vesuves.

Fried. Rulenbach.

Donna Luisa.

Nach Madame Charles Reybaud, von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Donna Luisa war an Leib und Seele zerschlagen durch die Ermüdung und die schrecklichen Eindrücke dieses Tages; aber ein fester Wille hielt sie aufrecht; selbst die Größe ihres Unglücks erhob ihren Muth. Ihre schwarzen Augen hatten einen unaussprechlichen Ausdruck von leidender Heiterkeit; eine flüchtige Röthe färbte ihre bleichen Wangen; sie war von seltsamer Schönheit unter diesem langen Gewande, dessen dunkele Falten ihre schlanke Gestalt bezeichneten. In ihrer Haltung sowohl, als in ihrem Blicke voll Sanftmuth und Trauer, war die Majestät einer Königin mit dem schüchternen Stolze eines jungen Mädchens vermischt.

Eine der beiden Damen hatte indessen ein seidenes Kleid auseinander gebreitet; die andere, die einen Sessel vor die Toilette gerückt hatte, machte der Infantin eine tiefe Verbeugung, und sagte:

„Gefällt es Euch, Madonna, die Kleider zu wechseln? Ihr habt nur einen Augenblick Zeit; der König will Euch sogleich sprechen."

Sie schauderte, und erwiederte mit langsamer Stimme:

„Ich bin bereit; so wie ich bin, will ich vor ihm erscheinen."

Die beiden Duegnen sahen sich einander an mit dumm bestürzter Miene. Donna Luisa zog ihren Mantel in die Höhe, und strich ihre langen Haare aus dem Gesichte.

„Ich bin bereit," wiederholte sie in einem Tone, der jede Einwendung abschnitt.

Die Duegnen machten ihr eine zweite Verbeugung und schritten vor ihr her. Donna Luisa folgte ihnen mit festem Schritte; aber in dem Maße, als sie vorwärts schritt, unterschied ihr versinsterter Blick nur noch flatternde Scheine durch die großen Schattenmassen hindurch; es schien ihr, als flöhen die Steinplatten der Gallerie unter ihren Tritten, und als öffne sich ein tiefer Abgrund unter ihr; ein langes Gesause tönte an ihr Ohr, als wie wenn alle Glocken des Klosters auf ein Mal zusammen geläutet hätten. Sie schloß die Augen, ihr Herz schlug mit ungleicher Heftigkeit, und sie fühlte ihre Knie brechen, als die Damen in einem Zimmer, worin sich keine menschliche Seele befand, stille standen. Eine derselben deutete auf eine kleine Thüre, und sagte mit leiser Stimme:

„Geht allein hinein, Sennora, so ist es der Befehl des Königs."

Donna Luisa schritt instinktartig über die Schwelle; die Thüre fiel hinter ihr zu, indem sie ihre Haare streifte; sie blieb gerade und unbeweglich vor Philipp II. stehen. Er warf einen raschen Blick nach der Thüre hin, und ohne den Kopf aufzuheben, sagte er dann:

„Setzt Euch, Donna Luisa."

Bei dieser Stimme erwachte sie plötzlich aus ihrer Niedergeschlagenheit; das Gefühl ihrer Lage ward lebendig in ihr; die Schläge ihres Herzens wurden ruhiger, und nach einigen Minuten blickte sie mit sicheren Blicken um sich. Sie war allein mit dem König. Er las, mit dem Ellenbogen auf einen kleinen Tisch gestützt, der ganz mit Depeschen bedeckt war; ein silberner Armleuchter warf sein helles Licht auf seine Hände, die so weiß waren wie Frauenhände; sein Gesicht aber blieb halb versteckt in dem Schatten eines Lichtschirmes, der den Glanz der Kerzen milderte. Philipp II. zählte damals drei und fünfzig Jahre; er war stumpf geworden durch Arbeit, durch die ungeheuere Last der Gewalt; dennoch hatte er noch einige Vorzüge der Jugend bewahrt. Seine Gestalt war noch behend und biegsam, seine Züge, von frühzeitigen Runzeln durchfurcht, waren blaß, seine Haare spärlich; aber trotz des Alters behielten sie, wie die seines Vaters Carl V., ihre Farbe von einem zweideutigen Blond. Seine Physiognomie trug den Stempel ruhiger, Ehrfurcht gebietender Majestät, sein Blick war kalt, trübe, durchdringend, und der, auf den er fiel, hielt ihn nur schwer aus. In diesem Augenblick schien er mit dem Lesen wichtiger Briefschaften beschäftigt zu seyn, die offen vor ihm da lagen. Donna Luisa hatte Zeit, dieses ruhige Gesicht zu betrachten, auf welchem, wie es schien, sich kein Eindruck der Seele spiegeln konnte; denn gleichsam vor seiner Unbeweglichkeit erschreckend, wandte sie den Blick ab, betrachtete den Betschemel, das lebensgroße Christusbild und andere Ausschmückungen, welche das königliche Zimmer einer Kapelle ähnlich machten; mehrere Gemälde, Gegenstände aus der Legende der Heiligen vorstellend, bedeckten die Wände; unter diesen heiligen Einsiedlern und Märtyrern erkannte Donna Luisa mit Erstaunen drei weibliche Portraits von auffallender Schönheit; diese Köpfe, wovon zwei Königskronen trugen, schienen aus ihren Rahmen herauszutreten und die Blicke auf Philipp II. zu heften.

Nichts unterbrach die Stille dieses sonderbaren Zusammenseyns; das Geräusch von außen drang nicht bis an diesen entlegenen Ort, durch die Einsamkeit der Gemächer, die ihm voran gingen, und die dichten Behänge, womit die Thüren verhangen waren; lange Zeit hörte Donna Luisa nichts anders als die regelmäßige Bewegung der Pendeluhr und das Knistern der Papiere, welche der König durchlief und vor sich aufhäufte. Endlich erhob er den Kopf, und indem er mit dem Blick in dem durch den Lichtschirm verursachten Schatten suchte, sagte er:

„Tretet näher, Donna Luisa."

Sie erhob sich langsam, und blieb einige Schritte von ihm entfernt an dem Tische stehen.

Digitized by Google

„Seyd Ihr mit aller Rücksicht behandelt worden, die Euch zukömmt, wie ich es befohlen hatte?“ hob der König an.

„Don Sancho von Avila hat die Befehle Eurer Majestät nicht überschritten“ erwiederte sie, „er hat mich wachsam behütet, und sich als ein Mann benommen, der entschlossen war, mich todt oder lebend hierher zu bringen.“

„In der That, so lautete mein Befehl,“ sagte Philipp kalt. Gleichzeitig betrachtete er Donna Luisa mit einigem Erstaunen; man hatte vielleicht noch niemals so mit ihm gesprochen; in dem Tone und der Haltung dieses jungen Mädchens lag ein leiser Vorwurf, den er nicht erwartete.

(Fortsetzung folgt.)

Hamburg.

(Geschildert in Marmier's „Lettres sur le Nord.“)

Hamburg, 18. Jan.

So eben lese ich in Marmier's Lettres sur le Nord (Paris 1841) den Artikel über Hamburg. Derselbe enthält, nach Art der bekannten modernen Reiseliteratur, neben vielen Ungenauigkeiten, Unrichtigkeiten und vagem Geschwätze, auch manche pikante und treffende Bemerkungen über hiesige Zustände, die den fein beobachtenden Franzosen hinlänglich beurkunden. „Wie viele berühmte Städte“ — schreibt der Franzose unter Anderm — „sind seit den Zeiten des Mittelalters ihres Ruhmes und ihrer Krone beraubt! Wie viele einstige Republiken haben ihr stolzes Haupt unter den monarchischen Scepter gebeugt! Allein Hamburg hat alle Grundzüge seiner alten Verfassung und alle Privilegien der freien Stadt selbstständig bewahrt. Selbst bei Festlichkeiten und feierlichen Gelegenheiten hat es die alten Gebräuche und in seinen Urkunden die alten Formeln beibehalten. Der Bürgermeister wird „Magnificenz“ und die Senatoren „Wohlweisheit“ titulirt. Die Stadt ist durch manche verhängnißvolle Phasen glücklich hindurchgeschritten, sie hat Rivalitäten bekämpfen, Kriege ausdauern müssen, und immer hat sie die Gefahren, welche sie bedrohten, siegreich überstanden; immer haben sich die drei Thürme der alten Stadt auf der Nationalfahne in einem neuen Glanze gezeigt. Ihr Reichthum ist mit jedem Jahrhundert gewachsen, und ihr Handel ist unablässig bemüht, sich immer weiter und weiter auszudehnen. Aber auch welcher Eifer in den Speculationen und welche Hast und freudige Liebe zur Arbeit! Man muß es sehen, wie alle Häuser von früh Morgens geöffnet sind, wie alle Kaufleute sich beeilen, auf's Comptoir zu kommen, und wie die Menge hastet und sich drängt in den Straßen! Es gibt dort eine besondere Sprache, die man den ganzen Tag wiederhallen hört, eine Sprache, die vom einen Ende der Stadt bis zum andern läuft; es ist die Sprache des Handels, es ist das Wort Geld! Die Hamburger lernen sie sprechen, indem sie auf die Welt kommen, und die Greise erinnern sich derselben noch, bevor sie in den letzten Schlummer versinken. Alles trägt hier den Stempel des kaufmännischen Charakters, Alles wird auf numerischen Werth reducirt....“

„Wenn man einige Tage unter den Hamburgern gelebt hat, so sieht man ein, daß man mit ihnen weder über Kunst, noch Poesie sprechen darf. Ihr Gedichtbuch ist das Contobuch über Einnahme und Ausgabe, das beständig aufgeschlagen auf dem Pulte liegt; ihre schönste Musik ist das Klingen der Thaler, die in die Geldkiste fallen, und kein Gemälde des größten Meisters kommt bei ihnen dem Gepräge eines Speciesthalers gleich. Dennoch ist ihnen nicht ganz unbekannt, was das Wort Literatur bedeutet; man hört es sogar bisweilen in ihrem Munde. Allein man sieht, daß die Literatur für sie ein Luxusartikel ist, wie eine schöne ausländische Pflanze, die sie in ihr Zimmer setzen. Sie haben eine zahlreiche Bibliothek, aber kein Mensch besucht sie; sie gründen Schulen, allein wenn sie einmal in den Zahlen-Magnetismus eingeweiht sind, so studiren sie nicht mehr. Sie haben ein großes Etablissement, wo sie sich täglich versammeln, es ist die Börsenhalle des Herrn von Hoßtrup. Man sieht dort eine große Anzahl politischer, industrieller und literarischer Journale und die bedeutendsten neuern Bücher. Die literarischen Journale bleiben den Novizen der Gesellschaft überlassen, die noch nicht gänzlich den Irrthümern dieser Welt entsagt haben, die Industrie-Journale dagegen, gerade die trockensten und am meisten praktischen, werden von den großen Denkern der Bank hastig angerafft. Hier wiegt das geistreichste und interessanteste Feuilleton nicht eine halbe Zeile des Zolltarifs auf, und die wissenschaftlichen Jahrbücher Deutschlands, die Revues von London oder Paris, stehen nach der Schätzung der Besucher der Börsenhalle weit hinter dem Anzeigeblatt eines der kleinsten holländischen oder norwegischen Hafenplätze.

Wenig Poeten sind hier geboren, wenige haben hier gelebt: Hagedorn, Lessing, Klopstock und neuerdings Veit Weber. Noch jetzt zeichnen sich einige Männer durch ihre Liebe zur Gelehrsamkeit und ihre schriftstellerischen Arbeiten aus. Es ist ein wahres Vergnügen für mich, hier die Namen Sieveking (eines der Syndici) und Lappenberg, eines der ausgezeichnetsten jüngern Gelehrten in Deutschland, nennen, zu dürfen. Allein es sind dort eigentlich nur Ausnahmen und der ganze übrige Theil der Stadt beobachtet ein tiefes literarisches Stillschweigen. Bei einer solchen Lage der Dinge haben einige junge Leute dennoch literarische und kritische Journale zu gründen gewagt. Ich weiß nicht, ob das commercielle Leben in Hamburg seinen Einfluß auf sie geäußert, ob die Luft, die man dort einathmet, ihre jugendliche Gluth gedämpft hat; allein in der That, das, was sie geleistet, hat keineswegs ihren kühnen Verheißungen entsprochen.“....

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Quirin Müller, der sich schon durch seine herkulischen Darstellungen, welche er auf hiesiger Bühne gab, den Beifall des Publikums errang, und der wohl schwerlich in diesem Fache übertroffen wird, gab im Saale des Weidenbusches vor einem zahlreichen Auditorium von Künstlern und Kunstfreunden eine mimisch-plastische Vorstellung, wodurch er alle Anwesenden auf das freudigste überraschte, und in einzelnen Fällen zu wahrhafter Bewunderung zwang, indem seine Gestalt, verbunden mit der Auffassung und dem lebendigen Ausdrucke des darzustellenden Gegenstandes so vortheilhaft zusammenwirkten, daß in vielen Darstellungen selbst den strengsten Kunstrichtern oft nichts zu wünschen übrig blieb. Es wäre überflüssig, einzelne Leistungen besonders hervorzuheben, da die ganze Abtheilung seiner Produktionen, welche für die

Digitized by Google

Künſtler berechnet war, ausgezeichnet genannt werden muß. — Wir halten es für unſere Pflicht, uns öffentlich darüber auszuſprechen, und ihn allen auswärtigen Künſtlern auf das beſte zu empfehlen. Indem wir dem Herrn Quirin Müller unſern Dank für ſeine Kunſtleiſtungen und dem daraus erwachſenen Vergnügen zollen, bezeugen wir das oben Erwähnte mit dem Bemerken, daß Herr Quirin Müller unſeres Wiſſens der Erſte iſt, der in dieſem Fache allen Anforderungen auf das beſtimmteſte entſpricht.

(Frankfurt.) Es iſt die Zahl der öffentlichen Maskenbälle für dieſen Winter auf 2 reduzirt worden, deren erſter Donnerſtag den 27. d. M., und deren zweiter am Montage vor Faſtnacht im Schauſpielhauſe ſtattfinden wird. Von Seiten der Theater-Direktion wird nichts verſäumt, um dieſe Vergnügungen dem Publikum ſo angenehm als möglich zu machen, und ſie innerhalb der Gränzen einer anſtändigen Fröhlichkeit zu erhalten.

Wer noch kurheſſiſche Groſchen und Albusſtücke, auch 6- und 3-Kr.-Stücke hat und ſie nicht in den Schatz legen will, ſchaffe ſie bald fort; mit Walpurgis gelten ſie nichts mehr.

(Heilbronn, 18. Jan.) Unſere Nachbarn am badiſchen Neckar, die Schiffer von Haßmersheim, gaben uns geſtern, als Symbol einer ununterbrochenen Dampfſchifffahrt, in einer großen Schlittenpartie, angeführt von dem Brudermeiſter mit einem von ſechs ſtämmigen Schiffspferden gezogenen Schlitten, unſer Dampfſchiff, mit ſtarker Mannſchaft beſetzt, darſtellend, einen freundnachbarlichen Beſuch zurück, welch' letzterem mehrere andere Schlitten, jeder mit den aufgeſteckten großen Flaggen des Schiffsherrn verſehen, folgten, die in der Ferne einer anſehnlichen Neckar-Flotte glichen. Dem eifrigen Beförderer unſerer Dampfſchifffahrt, Hrn. Kaufmann Reuß, ſtellte ſich die Schiffer- und Schlittengeſellſchaft vor, welcher ſodann von dem Verwaltungsrath ein Beſuch erwiedert wurde. Durch eine innige und bleibende Vereinigung mit unſern Nachbarn am Neckar, beſonders aber mit denen unſerer wichtigſten Station, wird das Unternehmen und die Wohlfahrt der Neckar-Dampfſchifffahrt immer feſter begründet werden.

(Italieniſche Theaterſitten.) Die Kleiderpracht, in welcher auf den größern Theatern Schauſpieler und Schauſpielerinnen auftreten, gränzt an das Unglaubliche. Eine Sängerin in Neapel hatte an ihrem Kleide zu einem Balle für mehr als 7000 Thaler Gold und Edelſteine. Alle Choriſten und Schauſpieler untern Ranges gehen uniformirt wie Soldaten. Dabei muß auch bei ihnen die Kleidung ſo reich wie möglich ſeyn, und wenn dieſelbe Kleidung in andern Opern und Balleten wieder gebraucht wird, gibt das Publikum ſein Mißfallen durch Ziſchen zu erkennen, und oft fällt das Ballet blos wegen ſchon bekannter Kleidung durch. Wir haben für unſere Bühnen alſo immer noch einige Fortſchritte zur Unnatur übrig.

Frankfurter Theater.

Man pflegt zu ſagen, daß Einer viel zu erzählen wiſſe, wenn er eine Reiſe gethan. Aber auch der, welcher lang an Einem Ort verweilt, weiß viel zu berichten; denn während er ruhig ſtehen bleibt, ändern und verwandeln ſich die Dinge um ihn her, gehen und kommen andere Menſchen. Wer, wie der Verfaſſer dieſer Zeilen, zwölf Jahre lang von den Freuden und Leiden einer und derſelben Bühne den Leſern Kunde gebracht, wer all' dies bunte Theaterleben und dieſen häufigen Wechſel der Erſcheinungen aufmerkſam betrachtet hat, der weiß auch Etwas zu erzählen, und am intereſſanteſten dürfte wohl das Kapitel der Primadonnen werden, dieſer eben ſo liebenswürdigen, als launenvollen, eben ſo gefeierten, als angefeindeten, eben ſo ſtrahlenden, als oft ſchnell wieder verſinkenden Sterne und Lieblinge der Götter. Eine Bühne mag noch ſo reich ſeyn, noch ſo viel ſchöne Talente beſitzen, ſie wäre doch arm ohne eine Primadonna. Nur für dieſe gehen Viele einzig und allein in's Theater und wer kennt die Triumphe nicht, die eine Sontag, Malibran, Löwe, Haſſelt überall feierten und noch feiern. Seit etwas länger als einem Dezennium haben auf unſerer Frankfurter Bühne geglänzt: die Damen Sabine Heinefetter, Backofen, Lampmann, Fiſcher-Achten, Sneb, Ernſt, Jazedé u. A., ſo wie die uns noch angehörige Dem. Capitain. Wie viel Erinnerungen reihen ſich daran und wie viel hat ſich ſeit zehn Jahren in Bezug auf unſern Geſchmack und unſere Neigungen geändert.

In der als Amine zum zweitenmale bei uns aufgetretenen Sängerin Hermine Rudersdorff iſt nun wieder eine jugendliche Primadonna engagirt worden. Die Auſpicien für dieſelben ſind ſehr günſtig und das Publikum überhäufte ſie heute mit ſtürmiſchen Beifallsbezeigungen und rief ſie dreimal hervor. Mögen die ferneren Kunſtleiſtungen der Sängerin und die Anerkennung der Theaterfreunde in Einklang bleiben! Dem. Rudersdorff zeigte ſich in doppelter Beziehung des ihr gewordenen Beifalls würdig, ſowohl durch Geſangsvirtuoſität, als durch dramatiſchen und ſeelenvollen Vortrag. Hinſichtlich jener gehört ſie der neueſten italieniſchen Schule an und entſpricht den Anforderungen des modernen Styles, der nun einmal, ob mit Recht oder Unrecht, wollen wir hier nicht entſcheiden, der beliebte und einer erſten Sängerin unerläßliche iſt. Mit der größten Sicherheit, Leichtigkeit und Eleganz bewegt ſich Dem. R. in allen Paſſagen, Coloraturen, Fiorituren, Trillern und Cadenzen und zeigt darin eine Fertigkeit, welche nur durch anhaltendes Studium und durch eine gute Geſangsſchule erworben werden konnte. Doch zum Techniſchen iſt auch das Geiſtige geſellt und durch einen jugendlich lebendigen, wirklich gefühlvollen Vortrag ſtellt ſie die dramatiſchen Momente in die richtige äſthetiſche Beleuchtung und erweckt die Mitempfindung des Hörers. Daß ſie in dieſer Doppelbeziehung ihre heutige Aufgabe gelöſ't und uns die ſchöne Rolle der Amine in den freudigen, wie in den ſchmerzlichen Gefühlsmodulationen auf anziehende Weiſe vorgeführt habe, muß ihr die Kritik in Uebereinſtimmung mit dem Publikum nach Verdienſt zugeſtehen, und wir ſehen ſomit dem ferneren Auftreten dieſer für unſere Bühne gewonnenen Sängerin mit wahrem Vergnügen entgegen.

Auch der heute ganz vorzüglichen Geſangsleiſtungen der Herren Chrudimsky (Elwin) und Piſchek (Rudolph), welche mit ungetheiltem Beifall aufgenommen wurden, müſſen wir rühmend gedenken. Die ganze Vorſtellung war der Art, daß ſie uns einen genußreichen Abend bereitete.

W.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 23. Jan. Norma, große Oper in 3 Abtheilungen, Muſik von Bellini. (Gaſtrolle) Norma: Dem. Rudersdorff aus Mailand.

Mittwoch, 26. Jan. (Zum Vortheil der Dem. Lindner und zum Erſtenmale): Die Fremde, Schauſpiel in 5 Aufzügen, von Johanna v. Weiſſenthurn. Hierauf folgt (zum Erſtenmale): Die Kartenſchlägerin, oder: die beſtärkte Eiferſucht, Lokalluſtſpiel in 2 Akten. — Abonnement suspendu.

Donnerſtag, 27. Jan. Erſter Maskenball im Schauſpielhauſe.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 24. Montag, den 24. Januar 1842.

Donna Luisa.

Nach Madame Charles Reybaud, von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

„Indem ich Euch nach Spanien kommen ließ, wollte ich Euch sicher stellen vor den Gefahren, welchen Ihr in einem von dem Kriege verheerten Lande ausgesetzt gewesen wäret. Eure Platz ist bei der Königin, und wenn sie Badajoz verläßt, so begleitet Ihr sie nach Madrid," hob nach einer Pause der König sanfter an.

„Sire," erwiederte Donna Luisa mit trauriger Würde, „Ihr seyd der Gebieter meines Schicksals, ich werde gehorchen; aber indem ich hier Euere Befehle empfange, erkläre ich, daß ich nur der Gewalt nachgebe. Mein Platz ist nicht an dem spanischen Hofe, sondern bei dem König, meinem Vater, oder in einer von der Welt vergessenen Einsamkeit; ich hatte gehofft, es würde Eurer Majestät gefallen, mich bei den Benediktinerinnen einzuschließen."

„Wir wollen nicht, daß unsere portugiesischen Unterthanen sagen, wir hätten Euch der Freiheit beraubt, Donna Luisa."

„Warum nicht, Sire, da Ihr das Recht dazu habt? Behandelt mich nicht als Prinzessin, Eure Verwandte, behandelt mich als die Tochter Eures Feindes; das ist die einzige Gnade, die ich von Euch erbitte."

„Nehmt Euch in Acht, daß wir sie Euch gewähren," sagte der König mit einer Art Lächeln; „wir haben noch niemals einen Feind getroffen, der nicht auf den Knieen um Gnade gebeten hätte. Gott und seine heilige Mutter mögen Euch vor unserm Zorn bewahren; er ist schrecklich."

„Nur Gottes Zorn ist zu fürchten, Sire."

Philipp II. betrachtete Donna Luisa, deren Augen niedergeschlagen blieben; es lag abermals mehr Erstaunen als Zorn in der Gebärde, die er machte, und fast allsogleich sagte er kalt:

„Der Herzog von Alba ist vor den Thoren von Lissabon, er hat Villaviciosa, Evora, Setubar und mehrere andere Städte eingenommen; überall unterwerfen sich meine empörten Unterthanen, und schon bin ich Herr von Portugal."

„Durch das Recht des Eroberers, Sire, seyd Ihr der mächtigste Fürst in der Christenheit, und Eure Heere könnten noch andere Staaten erobern."

„Gott behüte mich, jemals durch einen ungerechten Krieg das Geringste beizufügen. Ich habe mein Recht behauptet mit den Waffen in der Hand, weil es legitim ist; die geistliche und weltliche Gerechtigkeit hat . . . ."

„Die Absetzung meines Vaters ausgesprochen? Dann hat sie eine Usurpation geheiligt; der Tod allein, Sire, kann denjenigen vom Throne heben, den seine Geburt darauf gesetzt hat."

Philipp II. nickte mit dem Kopf und antwortete:

„Aber Euer Vater, Don Antonio, ist nur der Bastard eines Infanten von Spanien."

Bei diesen Worten trat Donna Luisa einen Schritt zurück; ihre Stirne ward von flammender Röthe überzogen, und sie rief:

„Eure Majestät weiß, daß Donna Violanta, meine Großmutter, die rechtmäßige Gemahlin des Infanten Don Luis war. Niemand hat bis jetzt daran gezweifelt, und mein Vater hat den Titel Herzog von Braganza bis zu dem Augenblick geführt, wo er die Krone von Portugal annahm."

„Aber die Beweise, die Zeugen dieser Vermählung! Es sind keine da."

„Die Beweise!" wiederholte Donna Luisa mit einem Erstaunen, welches ihre andern Eindrücke beherrschte, „die Beweise! Aber, Sire, sie sind vorhanden; hört nur auf die öffentliche Stimme, sie wird sie Euch geben. Welcher Zweifel kann sich vor einer Thatsache erheben, die vor einer ganzen Nation vorgegangen ist? Mein Großvater, Don Luis, liebte Donna Violanta von Gomez wegen ihrer seltenen Schönheit; er vermählte sich mit ihr, und bald darauf starb sie, ihm ein einziges Kind hinterlassend, Don Antonio von Portugal, meinen Vater. Gewiß giebt es keine Genealogie, die klarer, und keine Abstammung, die leichter zu bewahrheiten ist."

Philipp schüttelte den Kopf und sagte mit kalter Entschlossenheit:

„Die Beweise dieser Heirath fehlen. Der heilige Vater, der mit Schmerz das Aergerniß seiner Prätensionen sieht, hatte sie gefordert, Don Antonio konnte sie nicht geben; es existirt durchaus kein Aktenstück, kein Trauschein, nichts."

„Dann sind die Beweise, welche Eure Majestät verlangt, vernichtet worden; derjenige, der diese Unredlichkeit beging, wird sie an seinem Todestage einst schwer vor Gott bereuen."

Es trat eine Pause ein; den Blick gesenkt, schien Donna Luisa nach Kraft zu suchen, um diese Schmach zu ertragen.

„Also," hob sie an, „also wird künftig der ältere Zweig des königlichen Hauses von Portugal den Querbalken der Bastarde in seinem Wappen führen, und Rang, Titel und

Digitized by Google

Erbe verlieren! Jetzt verstehe ich, warum Don Sancho von Avila, wenn er mit mir sprach, zu vergessen schien, daß er sich an eine Infantin wandte; Eure Majestät hatte ihm den Verlust unserer Rechte mitgetheilt."

„Wir haben eine so ernste Frage nicht leichtsinnig behandelt; Casuisten haben sie geprüft, und unser Recht erkannt, indem sie erklärten, daß Antonio's Geburt ungesetzlich sey."

„Euer Recht, Sire?" unterbrach ihn Donna Luisa; „so haben sie denn vergessen, daß nach dem Herzog von Beja die Rechte des Herzogs von Braganza vor denen Eurer Majestät gehen?"

Der König suchte unter den Papieren, die zerstreut vor ihm lagen, ein Blatt Velin, an welchem ein Siegel hing, das Donna Luisa erkannte.

„Dieses," sagte er, „ist ein Brief, von der Hand Don Juans von Braganza geschrieben; er versichert uns seiner Treue und Ergebenheit, und verkündigt seine Unterwerfung."

„Verräther!" sagte Donna Luisa mit der tiefsten Verachtung.

Der König betrachtete sie mit demselben Ausdruck von Erstaunen; aber dieses Mal war nicht der geringste Schein von Zorn darunter gemischt. Er warf den Brief des Herzogs von Braganza zu dem Haufen Papiere, die er mit zerstreuter Miene untereinander mischte, und die Ellenbogen auf den Tisch stützend, sagte er: „Setzt Euch, Donna Luisa, ich entlasse Euch noch nicht."

Sie verbeugte sich, und blieb, auf den Rücken des Sessels gelehnt, stehen, den er ihr zeigte. Er entfernte den Lichtschirm, der seinen Schatten rings um den Tisch warf, und der bis dahin gedämpfte Schein der Lichter fiel jetzt mit vollem Glanze auf Donna Luisa. Philipp betrachtete einen Augenblick mit geheimer Bewunderung dieses schöne Gesicht, diese Physiognomie, welche so vielen Schmerz und Stolz ausdrückte; er verfiel in tiefe Zerstreuung; man hätte denken können, daß ihn eine traurig süße Erinnerung beschäftige; dann fuhr er mit der Hand über die Augen, und sagte rauh:

„Ein seltsames Gerücht hat sich in Portugal verbreitet; seit einiger Zeit heißt es, Don Sebastian sey nicht todt, und meine Feinde suchen dieser Sage Glauben zu verschaffen. Habt Ihr davon sprechen hören, Donna Luisa?"

Sie ward sehr blaß, und erwiederte mit bewegter Stimme: „Nein, Sire; aber es kann wahr seyn."

„Gott läßt diejenigen, die er in seine Glorie aufgenommen, nicht in die Welt zurück kehren."

„Seine Barmherzigkeit kann Don Sebastian das Leben erhalten haben. Während der Schlacht von Alcazar-Quivir verschwand der König im Gedränge, aber Niemand hat ihn todt gesehen."

„Zwei Jahre sind seitdem vergangen, und Niemand hat ihn auch wieder lebend gesehen. Jetzt sucht ein Rebelle, ein Betrüger das Volk zu täuschen, und nimmt keck Don Sebastian's Namen an; wäre es wirklich er, den ein Wunder, der Wille Gottes in seine Staaten zurück brächte, so würdet Ihr schon davon unterrichtet seyn, Donna Luisa."

Er sah sie an, als hätte er in den Grund ihrer Gedanken eindringen wollen; aber sie hielt diese stumme Frage aus, und antwortete nur durch eine verneinende Bewegung.

„Man spürt diesem Abenteurer nach," hob Philipp II. wieder an; „er wird diesen Betrug mit seinem Leben zahlen; ich habe befohlen, daß, wie man ihn trifft, man ihn sogleich ohne weiteren Prozeß niedermachen soll."

„O, Sire!" unterbrach ihn Donna Luisa entsetzt, „wenn es nun wirklich Don Sebastian wäre? Die Wege der Vorsehung sind unergründlich, sie kann ihn uns zurück geben.... Ihr seyd gerecht, Sire, Ihr seyd ein großer Fürst, Ihr fürchtet Gott; Ihr würdet nicht vor ihm erscheinen wollen mit solch einer Missethat beladen; Ihr werdet nicht, um Euer Recht an die Krone Portugals zu behalten, das Blut eines Euch verwandten Königs vergießen wollen?"

(Fortsetzung folgt.)

Der Prinz von Capua und seine Ansprüche.

(Paris, 11. Jan.) Man berichtete kürzlich, der Prinz von Capua habe die Vermittlung des Lord Aberdeen nachgesucht, um mit seinem Bruder, dem König von Neapel, sich auszusöhnen. Diese Angabe ist richtig. Als nach der Septemberrevolution die Königin Marie Christine aus Spanien nach Paris sich zurückzog, eilte der Prinz von Capua, ihr Bruder, der schon damals von seinen Gläubigern hart gedrängt ward, ebenfalls nach Paris aus London, in der Hoffnung, von der Ex-Regentin aus dieser beängstigenden Geldnoth befreit zu werden. Die Königin Marie Christine gewährte ihm zwar einige Unterstützung, aber die Schuldenlast des Prinzen war so bedeutend, daß seine königliche Schwester, dadurch abgeschreckt, nichts weiter für ihn thun wollte, sondern darauf bestand, der Prinz von Capua solle in den Willen des Königs von Neapel sich fügen und auf die Ansprüche der Prinzessin-Vorrechte für Miß Penelope Smith verzichten. Der Prinz von Capua, anstatt diesem wohlgemeinten Rath Gehör zu leihen, wandte sich an mehrere hiesige Rechtsgelehrte, die, mit den Statuten des königlichen Hauses von Neapel wenig vertraut, dem Prinzen ein Gutachten bereiteten, dem zufolge er berechtigt gewesen wäre, den König beider Sicilien nach dem bestehenden gemeinen Civilgesetz vor den neapolitanischen Gerichten zu verklagen, um von Sr. Majestät den unmittelbaren vollen Genuß des vom gemeinsamen Vater König Franz dem Prinzen von Capua vermachten Erbtheils zu verlangen. Als Marie Christine vernahm, der Prinz von Capua beharre auf seiner Forderung, wollte sie mit ihm nichts Weiteres zu thun haben, besonders da sie selbst mit dem König von Neapel nicht auf dem besten Fuß steht, und die Reise, die sie damals nach Italien unternahm, ihr gebot, alles zu vermeiden, was den König beider Sicilien noch mehr gegen sie eingenommen hätte. Aus ähnlichen Gründen versagte auch die königliche Familie in Frankreich dem Prinzen von Capua die verlangte Unterstützung. Der Prinz verließ Paris, um nach London, wo die Königin Victoria ihm schon öfters zu Hülfe geeilt war, zurückzukehren. Es scheint jedoch, daß auch der Hof von St. James müde wurde, den Prinzen von Capua mit seiner zahlreichen Familie zu erhalten. Die Gläubiger drohen nun, ihre Rechte durch jedes gesetzliche Mittel geltend zu machen. Dies bewog den Prinzen, an Lord Aberdeen sich zu wenden, und dessen Vermittlung beim neapolitanischen Hof in Anspruch zu nehmen. Dieser Schritt wird nur, wenn der Prinz für seine Gemahlin und Kinder auf das Recht der Ebenbürtigkeit förmlich verzichtet,

Digitized by Google

wirkſam ſeyn. Der hieſige neapolitaniſche Botſchafter beſitzt in dieſer Beziehung die beſtimmteſten Verhaltungsbefehle. Er darf dem Prinzen nur dann Päſſe und Reiſegelder nach Neapel ausfolgen, wenn dieſer die Gültigkeit jenes Reverſes, welchen der Prinz in dem Augenblick, als er zum letzten Mal die neapolitaniſche Gränze überſchritt, dem dazu vom König beorderten Capitän der Gendarmerie unterzeichnet einhändigte, neuerdings wird anerkannt haben. Der König von Neapel, der an ſeinem Hof eine Erzherzogin von Oeſterreich, die Prinzeſſin von Salerno, und eine Prinzeſſin von Sardinien, die Gräſin von Syrakus, beſitzt, will nicht die Ebenbürtigkeit der Miß Penelope Smith anerkennen, weil ſonſt dieſe den eben genannten Prinzeſſinnen im Rang voranginge. (Allg. Z.)

Ein altes Regiment.

Wohl eins der älteſten Regimenter aller europäiſchen Armeen iſt das achte Kuiraſſierregiment des öſterreichiſchen Heeres; es wurde 1618 von Dampier errichtet. Als Ferdinand II. kurz vor ſeiner Krönung zum römiſchen Kaiſer von den zu den Böhmen haltenden Proteſtanten in Wien hart bedrängt wurde, als auch im Innern der Stadt ſeine Feinde ſich erhoben, als 16 Herren von Adel in die Hofburg drangen und ſeine Einwilligung zu Frieden und Vereinigung mit den Böhmen erzwingen wollten — da ertönte plötzlich Trompetenſchall und Dampiers Kuiraſſiere zogen in die Hauptſtadt ein. Der Muth der katholiſchen Bürgerſchaft ward durch die Ankunft der Reiſigen wieder belebt, die Studenten griffen zu den Waffen und der Erzherzog war gerettet und konnte bald darauf zu Frankfurt den Herzogshut mit der Kaiſerkrone vertauſchen. *) Seit dieſer Zeit hat das Kuiraſſierregiment eigenthümliche Vorrechte; es heißt darüber in offiziellen Berichten: „Dieſes Regiment hat von weiland Seiner Majeſtät dem Kaiſer Ferdinand II. für im Jahre 1619 bewieſene beſondere Treue und Tapferkeit nachſtehende Privilegien erhalten: Das Regiment darf in Dienſtesfällen unter Trompetenſchall und mit fliegenden Standarten durch die k. k. Hofburg und in die Reſidenzſtadt Wien marſchiren, auch auf dem kaiſerlichen Hofburgplatze ſich aufſtellen und durch drei Tage allda für freie Werbung den Werbtiſch aufſchlagen. Von dem Regimente wird dann vor der dem Regimentskommandanten in der Hofburg pro Forma einzuräumenden Wohnung, wohin die Regimentsſtandarten zu bringen ſind, die Wache bezogen, und dem Regimentskommandanten iſt bei ſolcher Gelegenheit geſtattet, unangemeldet in voller Rüſtung vor Seiner Majeſtät dem Kaiſer zu erſcheinen. Das Regiment hat auch die Verſicherung, niemals reducirt oder aufgelöſ't zu werden und endlich die Auszeichnung, daß kein Mann des Regimentes wegen Verbrechen, worauf Todesſtrafe geſetzt iſt, in demſelben hingerichtet, ſondern in ſolchen Fällen der Schuldige zur Vollziehung ſolcher Strafe jederzeit zu einem andern Regimente abgegeben werde. In den Jahren nach 1730 war Prinz Eugen von Savoyen Inhaber dieſes Eliteregimentes, von 1813 — 1831 Großfürſt Konſtantin von Rußland; der Stab deſſelben ſteht in Podiebrad in Böhmen und der jetzige Oberſt iſt aus dem berühmten Geſchlechte der Grafen Clam-Gallas.

(Europa.)

Noch einige Worte über ein auf dem Feldberge zu erbauendes Wirthſchaftsgebäude.

Die in Nro. 20 dieſer Blätter in Wiederanregung gebrachte, in Nro. 22. durch Hrn. Dr. A. Clemens weiter ausgeführte Idee, auf dem Gipfel des Feldberges einen Thurm oder ein Wirthſchaftsgebäude zu errichten, dürfte, ſo wie dem Unterzeichneten insbeſondere, welcher mit ſeinen jungen Turnern nicht ſelten den Gipfel des Feldberges als Ausflugspunkt wählt, ſo auch dem Publikum überhaupt nur eine willkommene Erſcheinung ſeyn. Jedenfalls möchte indeß die Herſtellung eines Hauſes mit einem ſogenannten Belvedere, nach dem Muſter des Brockenhauſes, wie ſolche Hr. Dr. A. Clemens beantragt, dem Baue eines nackten Thurmes vorzuziehen ſeyn, der auf dem Feldberge, wo die Ausſicht durch Baumwuchs in keiner Weiſe beſchränkt iſt, ohnehin nicht als nächſtes Bedürfniß erſcheint, wie ſolches auf dem Malchen und Königsſtuhl der Fall war. Ich bin überzeugt, daß die Redaktion dieſer Blätter gerne bereit ſeyn wird, weitere Mittheilungen und Anſichten über den vorliegenden Gegenſtand entgegen zu nehmen, *) nach Befinden zu veröffentlichen und auf dieſe Weiſe zur Verwirklichung des ſchönen Projectes beizutragen. A. Ravenſtein.

Mannichfaltigkeiten.

Die „Rheiniſche Zeitung“ ſchreibt: Köln, 19. Januar. Die Narren haben immer das Vorrecht gehabt, neben der großen Heerſtraße des Lebens Nebenwege einzuſchlagen, wenn auch vielleicht ein verbietendes Schild das Betreten derſelben dem „Publikum“ verwehrt. Von dieſem Vorrecht haben heute auch die Kölner Narren Gebrauch gemacht, indem ſich die Mitglieder des „großen Raths“ vor ihrem, bei hellem Tage illuminirten und feſtlich dekorirten Rathhauſe in der Komödienſtraße verſammelten, um Se. Maj. den König zu bewillkommen, obgleich „alle Empfangsfeierlichkeiten“ verboten waren. Bei dem Gedränge der Menſchenmaſſe konnten die Beſtrebungen, dieſem Verbot gemäß die Fahrt nach dem Regierungsgebäude, dem Abſteigequartier Sr. Maj., zu beſchleunigen, den Vorſtand des großen Raths nicht verhindern, dem Könige eine Karnevalskappe nebſt einer Adreſſe zu überreichen, worin die Narren ſich darſtellten als Bürger „eines Reiches in dem Reiche Sr. Maj.“, des Reichs nämlich des „Frohſinns und des Scherzes“ im Nebenſatz zu dem der „Wahrheit und des Rechts.“ Se. Majeſtät nahm die Kappe wie die Adreſſe ſehr huldvoll an. Leider verhinderte die Eile den König, auch den Bewillkommungstrunk anzunehmen, welcher in dem, zu dieſem Zweck beſonders begehrten Becher kredenzt war, den dem Sänger des „freien deutſchen Rheins“, einem Ehrenmitgliede

---

*) Vergleiche Schiller's Geſchichte des dreißigjährigen Krieges, Geſammtausgabe S. 922.

*) Wir ſind erbötig, weitere Mittheilungen über dieſen Gegenſtand anzunehmen. Die Red.

Digitized by Google

des kleinen Raths, die Städte Mainz und Karlsruhe verehrt haben. Nachdem Se. Maj. im Regierungsgebäude abgestiegen war, begab sich sofort eine Deputation des kleinen Raths dorthin, um ihren hohen Gast zur Theilnahme an dem diesjährigen Karneval einzuladen. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß dieselbe mit einer zu gleichem Zweck abgesandten Deputation des „festordnenden Parlaments" zusammentraf und mit ihr gemeinschaftlich die Einladung an Se. Maj. richten konnte. Die Einladung wurde huldvollst angenommen, mit der Bemerkung, „daß Se. Maj. am 4. k. M. nach Köln zurückzukehren und, wenn die Umstände es irgend gestatteten, alsdann wenigstens an dem Hauptfest des Karnevals, jenem auf dem Gürzenich, Theil zu nehmen gedenke."

(Calw, in Würtemberg, 20. Jan.) Unser Wochenblatt enthält eine Einladung zur Veranstaltung eines Pferdefleisch-Essens. Vorgänge in Norddeutschland, namentlich in Hamburg und Breslau, haben auch hier eine Anzahl Personen zur Vornahme eines Versuches aufgemuntert, den Genuß des Fleisches von gesunden Pferden in unserer Stadt und Umgegend einzuführen. Das Einzige, was dieser Absicht hindernd im Wege steht, ist — wie wir glauben — das bloße Vorurtheil, daß das Pferdefleisch ungenießbar sey. Demselben kann nach unserem Dafürhalten nur dadurch abgeholfen werden, daß mehrere vorurtheilsfreie Leute einmal Pferdefleisch genießen und den Erfund über dessen Schmackhaftigkeit oder Unschmackhaftigkeit öffentlich bekannt machen. Wir beabsichtigen nun, bald eine solche Probe zu machen, und laden Alle, welche dem Essen anwohnen wollen, das auf jede Art zubereitetes Pferdefleisch darbieten muß, höflich ein. Das Pferd, das geschlachtet werden soll, darf freilich keine alte Mähre, sondern es muß ein junges, wohlgenährtes Pferd seyn, das aber sonstige, der Güte des Fleisches nicht hinderliche, Fehler haben darf. Daß uns alte Krieger oft erzählen, sie haben Pferdefleisch gegessen und nicht besonders gut gefunden, das darf uns nicht abschrecken, denn für's erste war dieses von schon gefallenen Pferden, und zweitens kam die Zubereitung gewiß nicht in die Hand einer gewandten Köchin ꝛc. ꝛc. (S. M.)

(Nutzen des übermäßigen Biertrinkens.) Derselbe ist statistisch erwiesen worden. Die Kosten der Isarbrücke in München, im Belauf von anderthalb Millionen, hat man nämlich dadurch gedeckt, daß der Preis des Bieres, das Maß um einen Heller, erhöht wurde. In 18 Monaten war die ganze Summe zusammengetrunken. — In Fürth sind mit den Bierkellern innerhalb 15 Jahren zwei Kirchen, eine Brücke mit sechszehn Bogen, ein Schul- und ein Rathhaus (letzteres zu 30,000 Fl. veranschlagt) und die sämmtlichen Cloaken der Stadt erbaut worden. Würde man wohl — frägt der „Salon" — durch freiwillige Beiträge ein gleiches Ziel erreicht haben? —

„Wie kommt's", wurde ein Berliner Lampenputzer gefragt, „daß die Laternen so düster brennen?" — „Meent ihr denn", war die Antwort, „der Ussehen der Straßenbeleuchtung will keenen Salat essen?"

Korrespondenz

Biebrich a. Rh., 19. Jan.

So wie sich andere kleine Städte im Herzogthum Nassau durch Gesang-Vereine im frostigen Winter manche angenehme Abendunterhaltung verschaffen, so geschieht es auch hier. Verflossenen Sonntag gab der Gesang-Verein zu Mosbach und Biebrich in dem sehr gut dazu passenden Saale des »Rheinischen Hofes« hierselbst ein Konzert, welches bewies, daß der Dirigent, Hr. Lehrer Menk, sich keine Mühe verdrießen läßt und dahin zu streben sucht, jedem andern solcher Gesang-Vereine immer die Spitze bieten zu können. Unter Anderm trug Fräul. Chr. Holzhäuser Variationen für Pianoforte von Herz vor, worin diese junge Dame große Fingerfertigkeit und viel Talent verrieth; auch Hr. Alvenz erfreute uns durch sein gediegenes Spiel auf dem Pianoforte sehr. Hr. Salz sang ein Lied von K. Kreutzer recht schön und es wäre zu wünschen, wenn er uns öfter bei solchen Gelegenheiten unterstützte.

Gießen. —

Seit einiger Zeit cirkuliren hier verschiedene Heliographieen, von den Herren Lehr und Rest, gegenwärtig in Augsburg, angefertigt, die mit Recht unter die vollkommensten Resultate, die in dieser Kunst gemacht wurden, gezählt werden können. Dieselben zeichnen sich durch Deutlichkeit, Schärfe, Sichtbarkeit und schönen Ton vor den meisten bis jetzt gesehenen Bildern bedeutend aus. Unter den hier cirkulirenden Portraits dieser Herren befinden sich auch Tableaux mit 10 — 12 Personen, die durch sinnreiche und geschmackvolle Gruppirung als Familien- und Genrebilder alles Lob verdienen und es ist durch diese Methode jede noch so zahlreiche Familie in den Stand gesetzt, sich ein vollkommen ähnliches Bild mit wenigen Kosten zu verschaffen. Die überraschende Schnelligkeit, womit jene Herren ihre Portraits anfertigen, macht es möglich, selbst Kinder von 2 — 3 Jahren zu portraitiren, indem nur 2 bis höchstens 8 Secunden ruhiges Sitzen erforderlich sind. Da bei dem Eintritt des Frühjahres jene Herren Augsburg verlassen werden, so hoffen wir, dieselben auch hier zu sehen, besonders da Hr. Lehr aus Gießen ist, und freuen uns im Voraus auf den Genuß, den sie uns verschaffen werden.

Mainz, im Jan. — Eingef.

Die Anfertigung eines massiven Geländers zwischen der sogenannten Jungenfelder Aue und Weißenau, längs des Rheines, ist eine der wichtigsten Anforderungen im Interesse des reisenden Publikums. Wahrhaft grausenhaft ist es, bei hohem Wasser, bei Nebel, oder wenn Chaussee und Ufer mit Schnee und Eis bedeckt sind, bei Nacht diese Strecke zu passiren, wo der Kutscher Land und Wasser kaum zu unterscheiden vermag. Unwillkürlich drängt sich der Gedanke auf, wie die Vorsehung väterlich gewacht, daß nicht schon häufige Unglücksfälle durch Scheuwerden der Pferde oder Trunkenheit der Kutscher sich hier ereigneten. Schon vor Jahren ging das Gerücht, daß unsere Landstände für die Anfertigung eines Geländers längs des Rheines die nöthigen Summen bewilligt hätten. Recht sehr wünschenswerth wäre es, daß diesem gefährlichen Umstande in kürzester Frist gesteuert und überhaupt in Betreff der Reinlichkeit der Chaussee noch Manches gethan werden möge. B.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 25. Jan. Norma, große Oper in 3 Abtheilungen, Musik von Bellini. (Gastrolle) Norma: Dem. Rudersdorff aus Mailand.

Mittwoch, 26. Jan. (Zum Vortheil der Dem. Lindner und zum Erstenmale): Die Fremde, Schauspiel in 5 Aufzügen, von Johanna v. Weissenthurn. Hierauf folgt (zum Erstenmale): Die Kartenschlägerin, oder: die bestärkte Eifersucht, Lokalluftspiel in 2 Akten. — Abonnement suspendu.

Donnerstag, 27. Jan. Erster Maskenball im Schauspielhause.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 25. Dienstag, den 25. Januar 1842.

Donna Luisa.

Nach Madame Charles Reybaud, von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Philipp machte eine ungeduldige Bewegung, seine unbewegliche Physiognomie belebte sich, und er sagte im Tone bittern Spottes: „So glaubt Ihr also an die Auferstehung Sebastians. Bei der heiligen Messe! ich dachte nicht, daß Ihr auf diesen frechen Betrug eingehen würdet. Wir werden ohne Uebereilung handeln, Donna Luisa. Sollen wir diesem sogenannten König nicht ein sicheres Geleite schicken, damit er vor uns erscheine und sich zu erkennen gebe?"

„Er wird kommen, Sire, wenn er lebt, wie ich hoffe und wie ich glaube."

„So, Ihr seyd dessen gewiß," fiel ihr Philipp ein, „und doch habt Ihr mir gesagt, Ihr hättet keine Nachricht, keine Botschaft erhalten."

„Das habe ich auch nicht, Sire. Seitdem ich in die Gewalt Don Sancho's gefallen bin, hat er meine Person gut bewacht; weder Freund noch Feind durfte mir nahen, und während unserer peinlichen Reise habe ich mit Niemand, als mit einer meiner Damen gesprochen, die gleich mir Gefangene war."

„Die Herzogin von Avero? Ihr werdet sie bald wieder sehen; Hauptmann Rodriguez kehrt wieder auf die Gränze zurück, mit neuer Mannschaft versehen, und wird nicht zögern, diese Handvoll Rebellen zu umzingeln, und ihnen kein Quartier geben; nur die junge Herzogin wird lebend aus dem Atalaya hervor gehen."

„Gott schütze den König!" flüsterte Donna Luisa so leise, daß Philipp sie nicht hören konnte.

Bis jetzt hatte sie alles beherrscht, was sich von Furcht und Schmerz in ihr erhoben hatte, aber endlich brach sie zusammen, denn sie hatte übermenschlich gelitten. Ein Nebel zog sich über ihre Augen, und ihre zitternden Knie brachen. Einen Augenblick rang sie noch mit ihrer Angst, aber ihre Sinne verließen sie, und sie fiel leblos vor Philipp's Füßen nieder.

„Jesus Maria!" rief er mit einer Art Rührung, „Donna Luisa, was ist das? Was fehlt Euch?"

Er griff nach einer silbernen Schelle, die auf dem Tische stand, aber er hielt wieder ein, als er eben im Begriffe war zu schellen; er rief Niemand, und hob selbst die Infantin auf. Sie athmete nicht mehr, der Schlag ihres Herzens hatte aufgehört, sie war wie todt. Der König fuhr mit seinen Händen über diesen unbeweglichen Kopf, er neigte sich über diesen bleichen, stummen Mund, um eine Klage, einen Hauch zu erspähen, aber er vernahm nichts, er fühlte die Berührung eines Gesichtes, das kalt wie Marmor war; da erhob er sich mit einer seltsamen Rührung, und legte Donna Luisa in einen Sessel nieder, blieb vor ihr stehen, und verwandte seinen finstern Blick nicht mehr von ihr. Schnelle, durcheinander wogende Gedanken erhoben sich in ihm; er fand in seinem Herzen die Leidenschaften wieder, die er erstorben glaubte; seit langer Zeit war er nicht so allein mit einem schönen, jungen weiblichen Wesen gewesen, und täglich sah er nur das blasse krankhafte Gesicht der Königin vor sich. Bei Donna Luisa's Anblick fühlte er plötzlich, daß er noch lieben könne wie ehemals, mit glühender, eifersüchtiger, unerbittlicher Liebe. Diese Lage dauerte einige Minuten; endlich schlug das junge Mädchen die Augen wieder auf und seufzte tief, wie Jemand, der mitten in einem schweren, peinlichen Traume aufwacht.

„Donna Luisa," sagte der König, dessen Gesicht schon seine unbewegliche Larve vorgenommen hatte, „Ihr besitzt mehr Stärke der Seele als Kraft des Körpers. Ist Euch jetzt besser?"

„Ich glaubte zu sterben," erwiederte sie mit schwacher Stimme, indem sie aufzustehen versuchte.

„Kommt," sagte der König, sie unterstützend, „Eure Frauen erwarten Euch im Vorzimmer; eine Nacht Ruhe wird Euch heilen. Morgen werde ich selbst Euch der Königin vorstellen."

Er hielt ein, und Donna Luisa's Gewand mit einer Art wohlwollenden Vorwurfs berührend, fügte er mit einem Lächeln hinzu:

„Meine Gefangene wollte in ihrem Schlachtgewande vor mir erscheinen. Armes junges Mädchen, das nicht an den Krieg gewöhnt ist, und ohnmächtig wird, wenn vor ihr gesagt wird, daß einige Menschen niedergemetzelt werden sollen."

Er begleitete sie bis an die Thüre, und als sie die Schwelle überschritten hatte, trat er an das Fenster, und hinter die Scheiben versteckt, sah er sie, auf die beiden Duegnen gestützt, durch das Kloster gehen; schon war sie zwischen den Pfeilern verschwunden, als ihr seine Augen noch immer nachsahen, und lange blieb er so stehen, in sonderbare Gedanken verloren. Seine Seele war verwirrt; er suchte seine Gedanken durch das Gebet zu verbannen; aber der Mann, dessen Gewalt über alle so unumschränkt war, hatte keine Gewalt über sich selbst, er hatte nur die Gewohnheit der Verstellung. Seine Frömmigkeit war

Digitized by Google

aufrichtig, aber er hatte Glauben an seine eigene Gerechtigkeit, wie an die Gerechtigkeit Gottes, und in seinem Stolze glaubte er stets ohne Sünde zu seyn. Kein Scrupel regte sein Gewissen auf; er setzte sich auf den Platz, den Donna Luisa eingenommen hatte, und sagte zu sich selbst: „Die Gesundheit der Königin läßt wenig Hoffnung zu ihrem Wiederaufkommen . . . Gott sey ihr gnädig und barmherzig . . . Wir können sie verlieren . . . Ich habe nur einen Sohn . . . Das Wohl des Staates erheischt, daß ich mich wieder vermähle."

III.

Eine düstere prunkvolle Etikette beherrschte den Hof Philipps II.; die Königin, Donna Anna von Oestreich, hatte nie einen Schritt gethan, der nicht durch diese geheime Macht geleitet ward; zu Badajoz, wie zu Madrid, ließ sie sich, von ihren Damen gefolgt, nur in einer Sänfte austragen, um die Klöster zu besuchen und neuntägige Andachten in den Kirchen zu halten. Wenn sie ausflieg, so schritt sie nur unter einem Thronhimmel einher, und es waren nur zwei Männer auf der Welt, mit welchen sie ohne Zeugen sprechen konnte, der König und ihr Beichtvater. Dennoch schrieb ihr die Etikette gegen ihre Untergebenen, das heißt gegen den ganzen Hofstaat ohne Unterschied, eine Vertraulichkeit vor, deren Beispiel man noch in keinem andern Lande gesehen hatte; sie mußte alle Welt Du nennen, ausgenommen die Großwürdenträger der Kirche und die Gesandten. Ihre Damen bedienten sie mit einem Knie auf der Erde, welches auch ihre Geburt seyn mochte; wenn sie dann wieder aufstanden, hatten die Grandinnen von Spanien das Recht, sich vor ihr nieder zu setzen. Aber vor Langeweile, vielleicht auch von jenem Kummer zernagt, der nur im Grabe endigt, starb sie mitten in ihrer Größe dahin. Sie hatte aus ihrem deutschen Vaterlande eine Erinnerung mitgebracht, welche der Stolz des hohen Ranges, zu dem sie empor gestiegen war, niemals auslöschen konnte, und oft beweinte die Königin von Spanien vor Gott die Zeit, wo sie gehofft hatte, Herzogin von Steiermark zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die zweite Belagerung Saragossa's.

Das spanische Volk war in Massen aufgestanden. Der Sommer des Jahres 1808 rief Alles in Waffen; der Erfolg krönte die Anstrengungen, belohnte die Opfer. — Palafox hatte Saragossa von der Mitte des Junius bis zur Mitte des August's vertheidigt; das Beispiel seines unerschütterten Muthes und das Vertrauen in den Schutz der wunderthätigen Mutter Gottes del Pilar hatte das Volk zur höchsten Kühnheit, zu den heldenmüthigsten Entsagungen und Opfern entflammt. Die Wälle waren erstürmt worden, der Feind in die Mauern eingedrungen; man kämpfte mit ihm, Haus für Haus, und begrub sich zuletzt mit dem Gegner unter den einstürzenden Trümmern, ehe man ihm den Raum als Sieger überließ. Zehn Tage kämpften die Krieger des Marschalls Lefévre um vier Häuser! Nicht länger hatte Joseph Buonaparte seine Hauptstadt als König behaupten können! — Er war geflüchtet! In ganz Spanien wehten die heiligen Banner des Unabhängigkeitskrieges, welche die Inschrift führten: „Vencer o morir por patria y por Fernando VII." Unter diesen Bannern hatte das Volk die Schlacht bei Baylen am 19. und 20. Junius gewonnen; die Franzosen mußten — es waren die ersten Rückzüge des Kaisers — das Heldenland der alten Iberier räumen. Wo Sagunt und Numantia durch Zerstörung Unvergänglichkeit gewannen, sollte ein dritter heiliger Name tönen: Saragossa. So tapfer wie beide, war es glücklicher; denn Grimm und Kraft der Feinde zerschellten sich an seinen Mauern. Am 14. August, nach sechszig Tage blutiger Kämpfe, unermeßlicher Anstrengungen und Entbehrungen, schlug der Stadt die Stunde der Erlösung. Das französische Heer brach auf, fast in schmachvoller Eile, denn es vermochte nicht einmal alle seine Mund- und Waffenvorräthe fortzuschaffen, sondern sie fielen zu Tudela nebst vielen Gefangenen in die Hände der Spanier. Doppelt muthig durch Erfolg und Bewußtseyn der Tapferkeit, sammelten sich die entschlossenen Söhne des Vaterlandes in großen Schaaren, um den Heeren, welche der französische Kaiser rüstete, einen unbesiegbaren Damm entgegenzustellen. Doch jener erste, mit Recht als riesenmäßig angestaunte Kampf der Helden in Saragossa war nur das Vorspiel des zweiten, größeren, furchtbareren gewesen, wo alle Mühen und Opfer vergeblich blieben und düsterer Fall das Loos der kühnsten Stadt auf spanischem Boden wurde. Zwar hatte Aragonien ein Heer von 35,000 Mann gesandt, und der eherne Held Castannos führte fast eben so viele Tapfere aus dem Herzen Castiliens heran. Dennoch wurden beide große Heere in den letzten Novembertagen durch den Marschall Lannes besiegt und zerstreut. Nach Saragossa, seiner Hauptstadt, noch strahlend in der Glorie ihres vor wenigen Monden in Blut, Asche und Flammen erkämpften Ruhms, flüchtete der Aragonier. Die Mutter Gottes vom Pfeiler, deren wunderthätiges Bild, in der Kirche Nuestra Sennora del Pilar auf einer edlen Jaspissäule stehend, Tausenden von Betern und Pilgern schon Trost und Hülfe verliehen, und der Held Palafox waren die Schutzgötter, denen er sich freudig und zuversichtlich anvertraute. Aus allen Städten und Dörfern strömte auf die Nachricht von dem anrückenden Feinde das Volk dahin; bald füllten mehr als Hunderttausend das Innere der Stadt, die sonst nicht vierzigtausend Bewohner zählte. Alle waren sie bereit, den letzten Tropfen aragonischen Blutes an die Vertheidigung der heiligen Stadt — heilig, weil sich die Gnade der Mutter Gottes so sichtlich an ihr bewiesen hatte — zu setzen. Am 24. Tage des Christmonats, wo sonst die Zeit alle Gemüther mit Frieden und Stille erfüllt, zeigten sich die französischen Belagerungsheere vor der Stadt und sperrten die Zugänge. Kein spanisches Herz erbebte bei dieser Nachricht, sondern es glühte und flammte auf in kriegerischem Ungestüm. Doch die Tapferkeit hatte der Vorsicht nicht vergessen. Palafox war am ersten Tage des Rückzugs der Franzosen nach der ersten, vergeblichen Belagerung darauf bedacht gewesen, die Festungswerke der Stadt aus allen Kräften zu verstärken und zu vermehren. Der königliche Ebro, gegen 500 Schritte breit, scheidet die Hauptstadt Saragossa von der Vorstadt. Beide Theile waren nach Möglichkeit der Umstände durch Verschanzungen gedeckt. Vor dem oberen Ebrothor, das Sanchothor genannt, liegt (dem Portillothor noch näher) das Schloß von Aljaferia, eine feste Citadelle für sich; an diese zunächst stößt das Kloster der barfüßigen Kapuziner. Es war in eine Veste umgewandelt und die Mönche selbst hatten ihre Schanzen aufgeworfen und schlossen sich bewaffnet den Vertheidigern auf den

Digitized by Google

Wällen an. Von dort bis zum nächsten Kapuziner-Kloster zog sich ein langer Wall und tiefer Graben, zu dem dieses zweite Kloster ein festes Bollwerk bildete. Hier krümmt sich der Fluß hierauf bis dicht an die Stadt und umfließt dann ihre Mauern, bis er sich unterhalb derselben in den Ebro ergießt. Alle seine Brücken waren eben so viele Vesten geworden und durch Mauern und Gräben zu einer Linie verbunden. Ueberall bildeten die Klöster mit ihren starken Mauern, und unter ihnen besonders das mächtige Gebäude des Klosters Santa Engracia, die Basteien der langen Befestigungslinie. — Jenseit des Ebro war die Vorstadt ähnlich geschützt, und außerdem lag noch auf dem rechten Ufer das Fort Monte Torrero, welches, wenngleich es nur einer kurzen Vertheidigung fähig war, die sich von der entfernten Stadt nicht unterstützen ließ, doch dem Feinde ansehnliche Opfer kosten mußte und wirklich kostete. Das waren die dem Auge sichtbaren Schutzmittel; doch unter der Erde bargen sich in zahllosen Minengängen furchtbarere Zerstörungskräfte. Außerdem war Alles, was dem Feinde Schutz gewähren konnte, vernichtet. Der ganze Süden Saragossa's, in unmerklich sanften Wellenformen aufsteigend, ist mit Olivenbäumen bedeckt. Diese schönen, schattigen Räume waren unerbittlich zerstört und nur nackte, kurz über der Erde weggehauene Stumpfe ragten, ein unübersehbares Palisadenfeld, aus dem Boden hervor. Denn der Krieg ist rauh und unerbittlich gegen die Schönheit wie gegen Recht und Schwäche. Dennoch zagte kein aragonisches Herz; alle schlugen sie voll Kampflust. Das erste blutige Gefecht fiel am Monte Torrero vor, der durch Sturm gewonnen, aber auf's tapferste vertheidigt, in die Hände des Feindes fiel. Am folgenden Tage hatte er mit dem jenseitigen Ufer in der Vorstadt mit dem hartnäckigen Muth der Aragonier und Schweizer zu kämpfen. Von beiden Seiten wurde mit äußerster Erbitterung gefochten; der Kampf kostete den Angreifern große Opfer und sie kamen doch nicht näher zum Ziel. Belehrt, daß gewaltsame Angriffe, Erstürmungsversuche, den gewöhnlichen Zweck, die Belagerten in Schrecken zu setzen, so ganz verfehlten, daß diese vielmehr um so entschlossener zum Widerstand wurden, begannen die Franzosen jetzt die Belagerung auf regelmäßige Weise durch Eröffnung von Laufgräben und Anlegung von Batterien. Sie hatten eine furchtbare Masse von Geschütz zusammengebracht und verfuhren bei der Anlegung ihrer Belagerungsarbeiten eben so sorgfältig als sachverständig. Die erfahrensten Ingenieure, unter ihnen der berühmte Oberst Rogniat, die Artilleriegenerale Dedon und Lacoste, boten Alles auf, was Kriegskunst und Wissenschaft bei den reichsten Mitteln vermochten. Jeder Tag war Zeuge heldenmüthiger Kämpfe. Die Belagerten machten unermüdlich Ausfälle. Mehrmals drangen sie bis in die feindlichen Batterien ein und vernagelten dort die Geschütze; aber jeder Sieg wurde auch mit edeln Heldenhäuptern aufgewogen und zahllose Leichen bedeckten das Schlachtfeld, und die Krankenhäuser in der Stadt füllten sich mit Verwundeten. Hier begann die Thätigkeit der Frauen, indem sowohl die Bürgerinnen als die Klosterjungfrauen sich der unermüdlichen Pflege widmeten.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Dieser Tage fand zu Paris ein Duell auf Säbel zwischen zwei schönen, geistreichen, fashionablen Pariser Damen statt. Der Anlaß war ein Liebeshandel. Eine der Duellantinnen wurde verwundet, doch nicht gefährlich.

In dem Aarauer Schweizerboten liest man folgende Anzeige: „Vater Pestalozzi schläft den ewigen Schlaf unter der Dachtraufe des Schulhauses von Birr; Nichts schützt seine Grabstätte vor naher Verschwemmung. Durch eine Dachrinne könnte solcher Zerstörung vorgebeugt werden. Der Unterschriebene wird die Sorge für deren Anschaffung und Herrichtung gern übernehmen, wenn die Freunde des Seligen ihm ihre Beiträge anvertrauen wollen. Schloß Lenzburg, den 16. Januar 1842. Christian Lippe, Erzieher."

Obwohl die Zahl der Andachtsbücher und Erbauungsschriften aller Art Legion ist, so werden sie doch fortwährend noch vermehrt, und da diese Schriften ihre Käufer finden, so geht daraus hervor, daß der religiöse Sinn nicht so ganz erstorben seyn muß, wie uns Viele glauben machen wollen. Unter dem Titel — Christliche Harfenklänge für Herz und Leben, von W. D. Brose. Einbeck, in H. Ehlers Buchhandlung. 1841. — liegt eine Sammlung von Gesängen und Liedern religiösen Inhaltes vor uns, welche man den besseren in diesem Fach beizählen darf, und die nicht nur viel fromme und gläubige Gesinnung ausspricht, sondern auch theilweise auf poetischen Werth Anspruch machen darf. Den Freunden religiöser Erbauung sind diese Harfenklänge zu empfehlen.

(München, 19. Januar.) Wie es heißt, stünde dem Mittelpunkte unserer Hauptstadt, der Umgebung der Frauenkirche, eine wesentliche Verschönerung bevor. Was schon lange sehnlichst gewünscht worden, soll im heurigen Baujahre in Erfüllung gehen, nämlich die Demolirung der alten, baufälligen Domdechanei, wodurch endlich einmal unsere Metropolitankirche den so dringend nöthigen freien Platz gewinnen würde, von wo aus gesehen der erhabene Bau mit vollem Effecte auf den Beschauer wirken könnte.

Als Liszt in Halle war, glaubte ein Kunstgenosse Anlaß zu einer gerichtlichen Klage gegen ihn zu haben. Der von ihm beauftragte Advokat stellte dieselbe gegen den vagabundirenden Musikus Liszt an, damit das betreffende Gericht in Sachen Liszt's als Ausländers zu erkennen sich für befugt ansähe. Liszt's Freunde und hauptsächlich die Haller Musensöhne nahmen aber die Bezeichnung Liszt's als eines Vagabunden so übel auf, daß sie dem Advokaten, der noch dazu das Unglück hatte, den Prozeß zu verlieren, eine Katzenmusik brachten.

(Schles. Ztg.)

(Eine Wette für den künftigen Winter.) Herr Jarois aus Holland, ein Tänzer, der gegenwärtig in Petersburg lebt und Tanzlektionen giebt, kündigt an, daß er einen Ball im Schnee geben werde. Er will hierzu den ersten Schnee benutzen, der in kurzem fallen werde. Bei diesem Balle mache er sich anheischig, mit jedem Cavaliere oder jeder Dame zu wetten, daß er ihre Namen und die ihrer Angehörigen buch-

Digitized by Google

ſtäblich und gut leſerlich, nach dem Takte der Muſik in den Schnee hineintanzen werde, ohne das bereits kalligraphiſch Getanzte durch nachfolgende Schritte zu verderben. Eintritts-Billets im Kaſanevskyſchen Garten, die Perſon einen Papier-Rubel; im geheizten Glashauſe auf der Terraſſe zwei Silber-Rubel. Ein Schnee-Tänzer und Schnee-Kalligraph, wieder etwas Neues!

(Berlin, 19. Jan.) Wie bereits erwähnt, war am Morgen des Ordensfeſtes Feuer im Schloſſe ausgebrochen. Bei den Lösch- und Ausbeſſerungsanſtalten war der Bauſchreiber des Hofbaumeiſters Langerhals thätig, und wurde dabei von Sr. Maj. dem König angetroffen. Die zweckmäßige Geſchäftigkeit, und zugleich die Bündigkeit, mit welcher der junge Mann zu antworten wußte, gefielen dem König ſo ſehr, daß er demſelben noch am Morgen den rothen Adler-Orden vierter Klaſſe zu verleihen beſchloß. Nun fehlte aber der Kompetent, denn ſeine Arbeit war gethan. Vergebens ſuchten ihn Boten aller Orten, bis endlich eine k. Ordonnanz ihn erreichte, und, nachdem er ſich umgekleidet, nach dem Schloß führte. Man ging eben zur Tafel, ein Couvert war noch leer, da trat der junge Mann, der nicht wohl wußte, was mit ihm geſchehen ſolle, ein, der König ſchritt ſogleich auf ihn zu, und übergab ihm den Orden, mit den Worten: „Heute Morgen ließen Sie nicht ſo lange nach ſich ſuchen. Empfangen Sie Meinen Dank für Ihren Eifer!"

Aus Mainz wird über die überhandnehmende ſ. g. Weinſchmiererei geklagt, die dem ſeit einem Jahr neuaufblühenden Weinhandel großen Nachtheil zufügt. (Dieſer Unfug iſt leider auch an andern Orten im Schwung, und neben den andern beklemmenden Hemmniſſen ein Hauptgrund des Ruins des deutſchen Weinhandels.)

Im vorigen Jahre wurden in Paris 404 Perſonen von Wagen umgefahren; 14 davon ſtarben an den erhaltenen Verletzungen.

Korreſpondenz.

Mainz, 22. Jan.

Das Programm zu einem Lehr-Curs in Handelsgeſchäften, Geſetzen und auf Handel und Gewerbe bezüglichen Einrichtungen, der mit dem künftigen Frühjahre dahier beginnen ſoll, iſt mit Genehmigung der obern Schulbehörde von Hrn. P. Momma, dem Gründer dieſer Anſtalt, in dieſen Tagen ausgegeben worden. Männer vom Fach äußern ſich ſehr günſtig über dieſes Unternehmen. Hr. Momma erbietet ſich auch, junge Leute, welche nicht hier wohnen, als Penſionaire aufzunehmen und für andere, welche ſchon in das wirkliche Geſchäftsleben als Handelsleute oder Gewerbtreibende eingetreten ſind, einen Curſus von Vorträgen über Handelsgeſetzgebung zu eröffnen. — Geſtern Abend fand in der hieſigen Narrhalla die erſte große Verſammlung mit Zuziehung von Damen und Ball ſtatt. Die Zahl der Theilnehmer und Theilnehmerinnen mag, einer oberflächlichen Schätzung zufolge, 1800 bis 2000 geweſen ſeyn. Alle Anſtalten waren ſo gut getroffen, daß eine wahrhaft muſterhafte Ordnung herrſchte und Niemand in dem Genuſſe des Vergnügens, was bei Beobachtung von Sitte und Anſtand hier in Menge geboten wurde, eine Störung erlitt. Die Würde und Feſtigkeit, mit der das geſammte Comité, ſeinen Präſidenten, Hrn. Pitſch, an der Spitze, die Feſtlichkeit leitete, fanden volle Anerkennung. Die Vorträge waren angenehm, kurz und launig; jene der Herren Börnſtein, Tome, Wieſt und Heckler erhielten den meiſten Beifall. Der Ball war glänzend und die große Menge der Tanzenden, die ſich in dem von Zuſchauern eingeengten Kreiſe bewegten, hinderte die Aufrechthaltung der Tanzordnung nicht. Die Reſtauration wurde vielfach belobt; die Zweckmäßigkeit des unter dem Saale gelegenen Reſtaurationslokals, das zum Erſtenmale eröffnet wurde, bewährte ſich ſo gut, daß Niemand unbefriedigt von dannen ging. Es war ein ſchönes Feſt, dem in wenigen Tagen bald andere folgen werden.

Hamburg, 21. Jan.

Hamburg hat einen ſeiner älteſten Literaten, den Herausgeber der bekannten und weitverbreiteten »Leſefrüchte«, verloren. Ich bin ſo glücklich, Ihnen ein paar kurze Data aus guter Quelle mittheilen zu können. Dr. J. J. C. Pappe, am 14. Jan. in ſeinem 75ſten Lebensjahre verſtorben, ward im J. 1767 im Orte Alte-Burg im Mansfeldiſchen, als Sohn eines braven Landpredigers geboren. Frühzeitig verwaiſet, hatte er der Schwierigkeiten viele zu überwinden, ehe es ihm gelang, die erforderlichen äußern Mittel zu erſchwingen, ſeinem Hange zu den Wiſſenſchaften dahin zu genügen, daß er endlich die Univerſität Halle bezog, wo er im J. 1798 ad gradum Doctoris philos. gelangte, und dann ſich nach Hamburg wendete. Hier ließ er ſich als Privatgelehrter nieder und begann ſeine eigentliche literariſche Laufbahn als Theilnehmer an der Redaction der damaligen, unter der Oberleitung Victor Klopſtocks ſtehenden »Adreß-Comptoir-Nachrichten.« Während des verhängnißvollen Jahres 1813 führte er eine Zeit lang die Redaction des »Hamb. unpart. Correſpondenten« und beſorgte von 1814 bis 1815 die politiſchen Artikel für die »Hamb. wöchentl. gemeinn. Nachrichten«, bis er im J. 1815 ſeine weitverbreitete, vielgeleſene Zeitſchrift: »Leſefrüchte, geſammelt auf dem Felde der Literatur« begründete und dieſelbe faſt bis zum Tage ſeines Todes, alſo während fünf und zwanzig Jahren, fortführte. Die vielen, damals mit Heißhunger verſchlungenen hiſtoriſchen Abhandlungen, Notizen, Anekdoten ꝛc. über Napoleon, die Dr. P. in ſeine »Leſefrüchte« zu ziehen wußte, mögen beſonders dazu gewirkt haben, dieſer Zeitſchrift gleich anfangs einen großen Leſerkreis zuzuwenden. Gleichwohl war es eigentlich nur ein großartiges Nachdruckorgan, mit geringer Mühe compilirt; freilich lieferte er, und ſpäter namentlich, auch Ueberſetzungen aus den beſten franzöſiſchen, engliſchen und amerikaniſchen Journalen. In den letztern Jahren leiſtete Pappe nur wenig mehr für ſein Blatt, obgleich ſeine »Mitwirkung« noch immer auf dem Titel prangte. Die Ueberſetzungen wurden von Werner, dann bis zu Ende dieſes Jahrs von Dr. Wollheim beſorgt. Längere Zeit ſchon bemühte ſich der Verleger (die Heroldſche Buchhandlung), einen paſſenden Fortſetzer des Blattes zu gewinnen und beinahe ſchon ſeit einem halben Jahre wurde deßwegen mit Dr. Henning unterhandelt; allein da dieſer ſich nicht geneigt zeigte, hat nunmehr Dr. J. Müller die Redaction übernommen. Er nennt ſich nicht, ſondern Pappe's Namen wird unſterblich auf dem Blatte fortleben.

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 25. Jan. Norma, große Oper in 3 Abtheilungen, Muſik von Bellini. (Gaſtrolle) Norma: Dem. Rudersdorff aus Mailand.

Mittwoch, 26. Jan. (Zum Vortheil der Dem. Lindner und zum Erſtenmale): Die Fremde, Schauſpiel in 5 Aufzügen, von Johanna v. Weiſſenthurn. Hierauf folgt (zum Erſtenmale): Die Kartenſchlägerin, oder: die beſtärkte Eiferſucht, Lokalluſtſpiel in 2 Akten. — Abonnement suspendu.

Donnerſtag, 27. Jan. Erſter Maskenball im Schauſpielhauſe.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nr. 26. Mittwoch, den 26. Januar 1842.

Donna Luisa.

Nach dem Französischen von Charles Reybaud, von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Niemand bestimmte den Rang nicht, den Donna Luisa bei Hofe einnehmen sollte; sie ward der Königin ganz einfach vorgestellt; sie hatte außer dem Titel Hoheit, den man ihr nicht gab, alle denselben Vorrechte und Ehren, wie die Infantinnen. Sie hörte die Messe in dem Stuhle der Königin, sie konnte bei jeder König eintreten, ohne gerufen zu seyn, und überall hatte sie den Vortritt vor der Camera-Major; gleich den Infantinnen war sie Tag und Nacht von ihren Frauen umgeben und bewacht. Sie fand sich auf diese Weise noch mehr von der Welt geschieden, als wenn das Gitter eines Klosters sie davon geschieden hätte, und so blieb sie den Qualen einer Ungewißheit preisgegeben, die nichts zu erhellen vermochte. Sie versuchte vergebens zu erforschen, welchen Erfolg das Unternehmen des Hauptmanns Rodriguez gehabt, und welches Isabellens Schicksal sey. Die, welche sie darum befragte, stellten sich, als wüßten sie nicht zu wissen, oder wußten es vielleicht auch wirklich nicht. Endlich wagte sie es, sich direkt an den König zu wenden, der ihr zerstreut antwortete, und als wenn er vergessen hätte, was vorgegangen war:

„Die Rebellen sind zerstreut, es liegen jetzt spanische Truppen in dem Alentejo; die Herzogin von Avero wird in irgend einem Kloster in Sicherheit seyn, wohin sie Hauptmann Rodriguez gebracht hat. Der alte Reiter ist im Stande, Lösegeld für sie zu verlangen, wie für einige Cavaliere, welche während dieses Krieges in seine Hände gefallen sind."

Bei der Königin bekümmerte man sich nicht um Staatsangelegenheiten; der König litt kaum, daß man dort von den Ereignissen in Portugal sprach, und sich über seine Siege freute; die Zeit verstrich in der Langweiligkeit eines indolenten Lebens, eintönig, wie in einem Kloster, und ohne andere Zerstreuung, als die Ausübung einer kleinlichen Frömmigkeit. Diese festen Gewohnheiten sagten Donna Luisa's Stimmung zu; sie behielt die stolze resignirende Haltung, welche ihrem Unglücke ziemte. Die Königin empfand eine mitleidige Theilnahme für dieses junge Mädchen, das, gleich ihr, fremd und vereinzelt an diesem Hofe stand; sie behandelte sie mit aller wohlwollenden Vertraulichkeit, welche die Etikette verstattete, und deren sie sich nicht immer gegen die Infantinnen, Töchter Philipps III., befleißigte.

Der König sprach selten mit Donna Luisa, aber sein matter stechender Blick wandte sich nicht von ihr ab, und sein gekrönter Lehnstuhl berührte stets das Kissen, auf welchem sie saß. Mit eifersüchtigem Interesse beobachtete er ihre Traurigkeit, die Niedergeschlagenheit, gegen welche sie ankämpfte, und die schmerzliche Aufregung, welche sie zu verbergen suchte, so oft die Nachricht irgend eines Ereignisses, das außerhalb des Hofes vorging, bis zu ihr drang.

Das schleichende Fieber, das seit längerer Zeit das Leben der Königin untergrub, machte Fortschritte, welche der sie umringende Hof nicht bemerkte. Sterbend mußte sie dieselben Verbindlichkeiten und kleinlichen Pflichtleistungen erfüllen, welche ihr Leben ausgefüllt hatten. Sie fühlte allein ihr nahes Ende, und verhehlte diesen langen Todeskampf, wie sie den tiefen Schmerz verhehlt hatte, der ihren Tod verursachte. Dennoch betrachtete sie den furchtbaren Uebergang von dieser Welt in die Ewigkeit nicht ohne Furcht; und oftmals, von Angst erfaßt, bat sie Gott, sie zu retten; sie beweinte ihre Jugend, die in den traurigen Ehren der höchsten Macht dahin geschwunden war, so wie das frühzeitige Ende ihrer Tage, die die Sorge ihrer Größe zernagt hatte.

Eines Abends befand sich Donna Luisa allein an dem Bette der Königin, die schwach und gedrückt, mit gefalteten Händen und die Blicke auf das Kruzifix gewendet, da lag und still betete. Die Camera-Major und einige Damen saßen an dem offenen Fenster, das eine schwere laue Luft herein ließ. Lange Blitze erleuchteten die weißen Arcaden des Klosters; ein Gewitter grollte in der Ferne, und das zerrissene Gewölke flatterte wie schwarze Fetzen an dem Himmel, an dem noch einige Sterne erglänzten. Tiefe Stille herrschte in dem großen Gemache, welches ehedem zu den Kapitelversammlungen gedient hatte; zwei große Armleuchter, worauf wohlriechende Kerzen brannten, warfen ihren hellen Schein bis in den königlichen Alkoven, dessen weiß damastene Bettvorhänge halb offen waren. Wie ein Thron auf drei Stufen erhöht, stand neben dem Bette ein kleines Tischchen, worauf einige Bücher lagen. Auf der ersten Stufe sitzend, las Donna Luisa aus einem Buche, das auf ihren Knieen ruhte; es waren die Werke des Fray Luis de Leon.

Seit einem Augenblick hörte die Königin nicht mehr auf diese poetischen Laute voll lebendigen Glaubens und lieblicher Trauer; sie hatte ihren Kopf in die Atlaskissen zurückfallen lassen, und bedeckte sich das Gesicht mit ihrem Spitzentaschen-

Digitized by Google

tuch, als wolle ſie den Glanz des Lichtes meiden, den die Spiegel und die Vergoldungen dieſes prachtvollen Gemachs zurückwarfen. Donna Luiſa unterbrach ihre Lektüre, und ſagte, indem ſie den Vorhang zuzog:

„Jeſus Maria! man iſt hier wie in einer brennenden Kapelle; Eure Majeſtät iſt von dieſer großen Helle angegriffen.“

„Ja,“ erwiederte die Königin mit kurzer Stimme; „aber die Stunde des Zubettegehens hat noch nicht geſchlagen, und die Camera-Major wird die Kerzen nicht um eine Minute früher auslöſchen laſſen, ſollte ich auch den Tod davon tragen. Fahre fort zu leſen, Luiſa, die Verſe ſind ſchön.“

(Fortſetzung folgt.)

Gruß an die Heimath.

Sey mir, o Heimath! mit Liebe gegrüßt!
Wo mir die Tage der Kindheit verfloſſen,
Wo ich den Frühling des Lebens genoſſen,
Wo mich die Liebe der Eltern beglückt,
Liebe der Schweſter unendlich entzückt!
Sey mir, o Heimath, mit Liebe gegrüßt!

Sey mir, o Heimath! mit Ehrfurcht gegrüßt!
Wo mir zuerſt einſt an heiliger Stelle
Wahrheit gelehrt ward, als einzige Quelle,
Aus der die Weisheit, die höchſte, entfließt,
Die uns den Wermuth des Lebens verſüßt.
Sey mir, o Heimath! mit Ehrfurcht gegrüßt!

Sey mir, o Heimath! du theu're, gegrüßt!
Wo ich die treu'ſten der Freunde gefunden,
Als ich in freien, in fröhlichen Stunden
Mich noch am Spiele des Knaben erfreut,
Wo uns kein Rangſtreit des Lebens entzweit.
Sey mir, o Heimath! du theu're, gegrüßt!

Sey mir, o Heimath! von Herzen gegrüßt!
Täglich ertönt dir mein Gruß aus der Ferne,
Ewig weilt's Herz bei dir, Heimath, noch gerne;
Nie bot die Welt mir, die größere, dar,
Was mir die Heimath, die ländliche, war!
Sey mir drum, Heimath, von Herzen gegrüßt!

Sey mir, o Heimath! mit Wehmuth gegrüßt!
Tage der Kindheit ſind längſt mir zerronnen,
Winter des Lebens hat mir nun begonnen!
Liebe der Eltern? — die Thräne entquillt!
Liebe der Schweſter? — das Grab ſchon umhüllt!
Sey mir drum, Heimath, mit Wehmuth gegrüßt!

Heppenheim, 8. Jan. 1842. Joſeph X. Kunkel.

Die zweite Belagerung Saragoſſa's.

(Schluß.)

Am 10. Jan., früh um 7 Uhr, wurden die Belagerten durch ein donnerndes Krachen erweckt, als ob der feſte Grund des Erdbodens unter ihnen zuſammenbräche. Der Feind hatte acht Batterien mit zwei und dreißig Geſchützen vom ſchwerſten Kaliber errichtet und ſchleuderte ihre zermalmenden Eiſenmaſſen gegen die Stadt. Er wollte in das Kloſter St. Joſeph, den feſten Brückenkopf an der Huerba, und in die Batterie Palafox Breſche legen. Zugleich trachtete er, die Einwohner durch andere Schrecken zu bezwingen, indem er eine große Maſſe ſo gewaltiger Bomben in die Stadt warf, daß oft die ſtärkſten Gewölbe von ihnen zerſchmettert wurden, und die in dieſen ſo beſchützten Zufluchtsorten Verborgenen unter Schutt und Trümmern begruben oder durch die Stücke der ſpringenden Bomben zerriſſen. Das Kloſter St. Joſeph, nur von Backſteinen erbaut, vermochte einer ſolchen Gewalt des Angriffs nicht zu trotzen. — Bald ſtürzten die Mauern deſſelben zuſammen; die Vertheidiger konnten den Poſten nicht halten, ſchlugen ſich aber mit unbeſiegbarer Erbitterung noch in den zuſammenbrechenden Trümmern. Ja, ſie verſuchten noch um Mitternacht einen Ausfall. Im gedeckten Wege verſammelte ſich eine Schaar von zweihundert Tapfern; urplötzlich ſtürzte ſich dieſelbe auf die erſte Batterie, um ſie mit dem Säbel in der Fauſt zu nehmen. Doch ſie wußten nicht, daß eine Seitenbatterie dieſelbe beſtreichen konnte; unvermuthet brach daher ein Kartätſchenſtrom in ihre Reihen ein, und in wenigen Minuten lagen zwei Drittheile dieſer Kühnen zerſchmettert am Boden; der Ueberreſt mußte weichen. — Jetzt erſt wurde das Kloſter St. Joſeph geräumt; der Feind rückte der Stadt näher und preßte ſie in enger Umſchließung ein. Von nun an verlor der Krieg ſein ſtolzes, triumphirendes Antlitz; er furchte die eherne Stirn jeden Tag finſterer, und bald bot er nur den Anblick einer entſetzenden Schreckensgeſtalt dar. Der Feind hatte die Beſetzung der Wälle mit zahlloſen Opfern ſeiner tapferſten Krieger erkauft. Der ungebeugte Muth der Belagerten verlangte denſelben Preis von ihm für jedes einzelne Haus. In allen Geſtalten tobten die Furien des Verderbens. Sie ſchmetterten koloſſale Eiſenmaſſen herab, durchſtürmten die Gaſſen mit flammender Brandfackel, ja ſie durchwühlten den Boden der heiligen Erde, würgten in unterirdiſcher Finſterniß, und brachen ſich dann mit der zerſprengenden Gewalt der Minen die Bahn wieder aufwärts. — Zu dieſen tobenden Ungethümen geſellten ſich die entſetzlichen der Noth, des Hungers, der Seuchen. Wohin du blickteſt, grinſte dir ihr bleiches Antlitz verzerrt entgegen. Aus den hohlen Augen der Verwundeten, die ſich ohne Hülle, ohne Lagerſtroh, in Froſt und Hitze liegend, am Boden krümmten, ſo verwahrloſ't, daß die leichteſten Wunden, am dritten Tage vom Brand ergriffen, zu tödlichen wurden; aus den geſpenſtiſchen, wankenden Geſtalten der hungernden Armen, aus dem matten Todesblick der hingewelkten Kranken, die das giftige Fieber ergriffen hatte, welches mit den ungeſunden, ekeln Dünſten die Luft verpeſtete und durch ſie Tauſende dahin raffte! Alle dieſe laſtenden Drangſale beugten den aragoniſchen Muth, den Stolz des Spaniers, ſein glühendes Gefühl für Vaterland und König nicht. Gleich edeln Flammen brachen dieſe hochherzigen Gefühle durch die niederdrückenden Dunſtgewölke hindurch und leuchteten ſtolz empor in den Himmel des Vaterlandes. Und an der Spitze Aller ſtand Palafox der Unerſchrockene, Unbeſiegbare, deſſen Muth unter jeder neuen Prüfung nur wuchs. Wer verzagte, war verachtet, war ein Verräther; das Volk zerriß den Feigen, der den ſpaniſchen Namen entehrte. Trotz aller Drangſale,

Digitized by Google

obgleich ſchon vierzigtauſend Leichen flüchtig verſcharrt waren, und der Boden für die Todten zu mangeln begann, durfte Niemand von Uebergabe ſprechen. Auf alle Aufforderungen des Marſchalls Lannes hatte der heldenmüthige Palafox nur eine Antwort: „Hasta la ultima tapia“ — bis auf die letzte Lehmwand vertheidige ich den mir anvertrauten Poſten. — Doch, war auch die Seele des Helden unbezwinglich, ſein Körper war es nicht; der großmüthige offene Kampf verſchonte ihn zwar und keine Kugel wagte ſich an ſein verehrtes, geheiligtes Leben, aber die meuchelmörderiſche Giftmiſcherin, die Seuche, ſchlich ſich in ſeine Adern und warf ihn zu Boden. Seit Wochen lag er hinſterbend in einem engen Kellergewölbe; und doch wie er mit der Größe der That Allen vorangegangen war, ſo gab er jetzt auch das Vorbild ſtandhafteſten Duldens, und ſein edler, ſtolzer Geiſt wurde durch keine Härte des Geſchicks bezwungen. — Den Oberbefehl hatte er ſeinem Freunde, dem General St. Marc, übertragen müſſen; doch galt ſein Wollen, ſein Rath, der aus der tiefen, dunkeln Krankengruft herauf überall gefordert wurde, wie eine göttliche, eine Orakelſtimme, und legte ſtets das mächtige Gewicht der Entſcheidung in die Wagſchaale. — Die tauſendfältigen kleinen Pflichten der Aufmerkſamkeit, Einſicht, Führung war er nicht mehr im Stande zu erfüllen; die eine, große aber, in welcher ſich alle in einer Spitze vereinigten, wo das Lebensmark ſeines Thuns und Wollens ſich zuſammendrängte — dieſe eine hielt er feſt, und ſelbſt die bleiche erſterbende — Lippe ſprach nur ein unerſchütterliches „Nein“ zu jedem Vorſchlag eines ſinkenden Muthes. So ſtand es jetzt um das heldenmüthige, unglückſelige, aber das preiswürdige Saragoſſa.

(Aus: »Sommerblumenſträuße, Leipzig, bei F. Köhler.«)

Erinnerungen aus der Kindheit.

(Ein Fragment aus Victor Hugo.)

[illegible] Zeit [illegible] blondgelockten, glücklichen, aber flüchtigen [illegible] ich drei Lehrer: Einen Garten, einen alten [illegible] Mutter. Der Garten war groß, tief und [illegible], durch hohe Mauern neugierigen Blicken verſteckt, [illegible], die ſich öffneten gleich ſchönen Augen, und [illegible] Inſecten, die über die Steine hinliefen, voll [illegible] Stimmen, von brummendem und ſummendem [illegible] ein Feld, und im Hindergrunde ein Wald. [illegible] genährt von Tacitus und Homer, war ein ſanf[illegible] Mutter — war meine Mutter! Unter dieſen [illegible] empor und war glücklich. Eines Tages — o, wenn [illegible] doch ſeinen Griffel liehe, um zu zeichnen wie er — [illegible] Mutter eine Geſtalt, die mir Schlimmes zu be[illegible], ein Doktor mit gelber, runzlichter Stirne und [illegible] Miene. Bei ſeinem Eintreten lief ich im Garten [illegible] aber ſtehen, als ich ihn gewahrte. Er war der [illegible] lateiniſchen Schule, und alle Häßlichkeit, welche [illegible] Dichter und Maler ihren Gebilden beigelegt haben, [illegible] ihm vereinigt. Dieſer kahlköpfige und für mich [illegible] Mann, deſſen erſter Anblick ſelbſt meine Mutter ein [illegible] erſchrecken ſchien, machte viel ungeſchickte Verbeugun[illegible] hatte darauf viel zu ſagen und vorzubringen, daß [illegible] nicht gut geleitet werde, daß es oft mit ſeinem [illegible] im Park umherlaufe, daß es wild in der [illegible] heranwachſe, und daß es Zeit ſey, an ſeinen Unterricht zu denken; daß das Studium eine Tochter des engen Kloſters und der düſteren Zelle wäre, wo die Lampe ſeinen Geiſt erleuchte, und wo Horaz und Virgil ihn mehr erwärmten als die Sonne, die auf den Blumen glänzt; endlich, daß dies Kind, fern von ſeiner Mutter, des harten Joches der Arbeit und auch manch' bitterer Thränen bedürfe. Er bot nun für das liebe Kind mit ſtolzem Selbſtgefühl die ſchwarzen Bänke von Eichenholz und die unfreundlichen Schlafgemächer der Schule an, weil es genug ſey mit den Spielen, den Roſen und der freien Luft, und weil auch in den Höfen des Kloſters, in den langen Säulengängen und hochgewölbten Sälen des Raumes genug für Spiel und Bewegung ſey. — Nach einer langen und ſalbungsreichen Rede verließ uns der finſtere Mann. Meine Mutter war nachdenklich geworden, und die Ermahnungen des Doktors hatten einen ſtarken Eindruck bei ihr hinterlaſſen. Was ſollte ſie thun, wozu ſich entſchließen, und wer hatte recht, das ernſte, ſtille Kloſter, oder das fröhliche, laute Haus? Wo konnte die Aufgabe des jungen Lebens beſſer erreicht werden? Sie ſchwankte hin und her und überlegte viel, denn die Frage war wichtig, und meine Mutter hatte ihr Wiſſen nur aus dem Leben, nicht aus den Büchern geſchöpft. Mein Prieſter war zwar ein weiſer Mann, aber er konnte in der Art ſeines Unterrichts einen falſchen Weg eingeſchlagen haben, während jener Doktor mit ſo großer Zuverſicht ſprach und aus langer Erfahrung beſſer wiſſen mußte, was hier das Rechte ſey. Arme Mutter, für welchen Weg ſollteſt du dich entſcheiden! Sie glaubte das Schickſal ihres geliebten Kindes in den Händen zu halten und die ſchwere Waage ſchwankte hin und her. Sie dachte lange und prüfte immer wieder. Schon ſenkte ſich der Tag und die ſilberne Scheibe des Mondes ſtieg am Himmel empor; es war einer jener ſchönen Abende, die weniger Licht haben, als der Tag, aber mehr Frieden und mehr Liebe. Im Park, wo der laue Wind mit den Blättern ſpielte und die Dämmerung herabgeſunken war, wandelte meine Mutter traurig und unentſchieden umher, ganz leiſe, den Himmel, den Hain und die Quelle um Rath fragend und auf alle Stimmen lauſchend, als ob eine kommen müßte, ihr Entſcheidung zu bringen. In dieſer Stunde lag der Garten ſtill und friedlich, und leiſe nur regten ſich die kleinen, unſichtbaren Bewohner der Gebüſche, die Käfer, die Freunde der Blätter, die Eidechſen, die im Mondſcheine um ein altes Senkloch tanzten, und die vom Abendwind bewegten Zweige des Kaſtanienbaums, deſſen Blüthen ſüße Düfte aushauchten.

Alles ſprach zu meiner Mutter, die Luft, der Baum und die Welle, und Alles ſagte: „O laß uns dieſes Kind! Wir wollen es behalten, du arme, geängſtigte Mutter. Sein Aug' iſt glühend und glänzend wie ein Stern, ſeine Stirne rein und noch von keiner Wolke des Kummers getrübt, ſeine Seele noch jung und unentweiht! O laß ſie uns! Wirf ſie nicht auf's ungewiſſe hinaus in das Gewoge der Welt, in dieſen Strom, der ungeſtüm toſet und brandet. Die Kinder ſind ſcheu wie die Vöglein des Waldes. Gute Mutter, o laß unſerer klaren Luft, unſerem freundlichen Lichte, unſerem leiſen Hauche, der lieblich iſt, wie ein Traum, uns laß dies Kind mit ſeinem Munde, über deſſen Lippen noch keine Lüge gegangen, mit ſeinem Lächeln, das noch voll Unſchuld und Liebe iſt. Wir werden ihm nur gute Gedanken einflößen, und die erſten Strahlen ſeiner Morgenträume zum helleren Licht des Tages hinüberführen; wir werden ihm die erſte Ahnung der Gottheit enthüllen,

Digitized by Google

denn wir ſind die ewige Natur, aus deren Quelle jeder Durſt geſtillt wird und in der jeder Flügel ſich badet. Wald und Flur, von der jungen Seele verſtanden, ſind ihre beſten Lehrer, und bei ihnen wächſt ſie und wird ſtark. Wir werden ſeine Seele mit allem Edlen erfüllen, und werden das Kind zum Mann, den Mann zum Dichter bilden; wir werden ihm zeigen, wie vom Morgen bis zum Abend, von der Eiche bis zum Roſenſtrauch, vom Strome bis zum Waſſertropfen, Alles Licht, Farbe, Glanz und Leben iſt. Laß uns dies Kind, daß es die Liebe und den Glauben von uns lerne, und daß unſere Sonne alle Winkel ſeines ſtillen Herzens erleuchte."

So ſprachen zur Stunde, wo das Geräuſch der Städte verſtummt, die Pflanzen, die Sterne und die Lüfte zu meiner Mutter, die ihren Tönen lauſchte. Haben ſie ihr Verſprechen gehalten? Ich weiß es nicht. Aber meine geliebte Mutter nahm den Rath an und glaubte, ließ mich in dieſer glücklichen, heiteren Schule und bewahrte meine zarte Kindheit vor jenem harten Zwang der pedantiſchen Lehre. Ich durfte in meinem lieben Garten bleiben, ſein Feld und ſeinen Wald träumeriſch durchirren, die goldenen Früchte betrachten, die klaren Quellen, die aufkeimenden Blumen und die ewigen Sterne der Nacht, was ich Alles in meinem Horaz und Virgil, wie in einem treuen Spiegel, wiederſah.

Meine Kinder, bleibt immer, wie ich es gethan, der Natur treu, durchwandelt die Fluren und geſellet euch zu denen, welche die Garben binden, und wenn ihr einen Vogel ſingen hört, ſo vernehmt daraus die Stimme Gottes. Das Leben mit den Stürmen der Leidenſchaft und den unruhigen Gedanken erwartet euch; aus ihm heraus flüchtet euch oft in die Arme der immer liebevollen, immer freundlichen und guten Mutter Natur.

M.

Mannichfaltigkeiten.

Aus **Karlsruhe** wird uns gemeldet, daß im dortigen Schauſpielhauſe Hr. **Konrad Baldenecker**, Pianiſt aus Frankfurt a. M., ein Conzert gegeben und ſich zahlreichen Beſuches, wie auch allgemeiner Anerkennung zu erfreuen gehabt hat. Er trug die ſchwierigſten Compoſitionen von Lißt, Thalberg und Döhler mit ſeltener Kunſtfertigkeit, Kraft und Präziſion vor und bewährte ſich als einen bedeutenden Virtuoſen.

(**Frankfurt** a. M.) Wir halten es für Pflicht, auf das in dieſen Tagen ſtattfindende Benefiz der Demoiſelle **Lindner** vorläufig aufmerkſam zu machen, da wir den ſchönen Kunſtleiſtungen derſelben fortwährend genußreiche Abende verdanken, und es daher an uns iſt, der bevorſtehenden Aufführung zweier Novitäten die freundlichſte Beachtung zu zollen.

Korreſpondenz.

Hamburg, 21. Jan.

Es iſt jetzt die ſogenannte Maskeradenzeit, der Faſching, und auch bei uns, wie in allen großen Städten, lieſ't man täglich beinahe die Anzeigen und Einladungen zu Maskeraden oder bal masqués, einige Anzeigen ſuchen ſogar **witzig** zu ſeyn, weil auf den Maskeraden ſelbſt der Witz nun einmal nicht mehr ſprudelt. Ach, die »gute, alte Zeit« iſt auch für die Maskeraden dahin. Früher waren im ganzen Winter zwei, drei im Stadttheater für die haute volée ausſchließlich, excluſiv und althamburgiſch. Sie ſollen mitunter intereſſant geweſen ſeyn, ich weiß es nicht. Jetzt ſind während der Saiſon die Woche mindeſtens zwei Maskenbälle, bei Ahrens, bei Fuchs, im Coloſſeum und was weiß ich's, kurz in allen Lokalen, wo die — Griſetten dominiren und wo honette Damen nicht hingehen. Masken — wenig oder gar nicht — der Saal dichtgedrängt und überfüllt — die Muſik rauſchender und bachantiſcher als gewöhnlich, das ſind die Hamburger Maskeraden. Die Maskenbälle im Apolloſaal gelten noch für die feinſten und glänzendſten, doch auch hier — Griſetten, Dandy's und Flaneurs und wenig vom alten Hamburger Schlage. Geſtern hatte der unternehmende Director des Uraniatheaters in der Vorſtadt St. Pauli einen bal masqué im ſchönen Theaterlokale veranſtaltet, der im Ganzen ſehr zur Zufriedenheit ausfiel, nur, wie mir ſchien, noch zahlreicher hätte beſucht ſeyn können. Mit den Maskenbällen iſt's nun einmal in Hamburg nichts, es ſind exoteriſche Pflanzen, die auf unſerm Boden nicht gedeihen.

Frankfurt, 24. Jan.

Durch die Vermittlung des hieſigen Kunſtvereins wird dem Publikum öfters die Möglichkeit gegeben, ſich mit den Schöpfungen auswärtiger und vorzugsweiſe Düſſeldorfer Künſtler bekannt zu machen; aber daß auch hier in Frankfurt ſelbſt die Malerei mit Erfolg gepflegt und an dem Städelſchen Inſtitute von dem hochverdienten Direktor **Veit**, nicht ohne Treffliches zu Tage zu fördern, gelehrt wird, haben wir uns bei vielfältigen Gelegenheiten auf das erfreulichſte ſchon überzeugen können. So hat auch jetzt **Carl Troſt** ein hiſtoriſches Gemälde ausgeſtellt, welches von tüchtigem Talente Zeugniß gibt und auf welches wir mit allem Rechte die Aufmerkſamkeit des Publikums lenken möchten. Das Bild ſtellt den Tod Franz von Sickingens dar. Franz von Sickingen wurde im Frühjahr 1523 von ſeinen Gegnern Philipp dem Großmüthigen, Landgrafen von Heſſen, Richard von Greiffenklau, Kurfürſt von Trier und dem Pfalzgraf Ludwig in ſeiner Burg bei Landſtuhl eingeſchloſſen und belagert. Er vertheidigte ſich, obgleich er gerade von heftigen Gichtanfällen gequält wurde, auf's hartnäckigſte; allein, nachdem er durch eine Stückkugel ſehr gefährlich in der Seite verwundet worden war, mußte er kapituliren, und die Burg gegen ritterliches Gefängniß übergeben. Seine Feinde zogen ſiegreich ein und fanden ihn in einem hoffnungsloſen Zuſtande in einem dunklen Gewölbe gelagert. Als ſie eintraten, zog Franz grüßend ſein Käppchen vom Haupte, und die Sieger und der Beſiegte ſprachen noch Manches über ihre Fehde. Der Kaplan Sickingens nahm demſelben, als er zuſehends ſchwächer wurde, die Beichte ab, und ſo verſchied er vor den Augen ſeiner glücklicheren Gegner. Sie beteten ſtill ein Vaterunſer. Dieſen letzten Moment nun hat der Künſtler zur Darſtellung gewählt und ſeine Aufgabe auf ausgezeichnete Weiſe gelöſ't. Die Geſtalten ſind charakteriſtiſch, der jugendliche Philipp, der kräftige Pfalzgraf und der unverſöhnliche Kurfürſt ſprechen ſich in ihrer Auffaſſung deutlich aus. Zu loben iſt namentlich die techniſche Ausführung des Eiſenwerkes der Waffenſtücke. Schön in Compoſition und Zeichnung iſt die Figur des ſterbenden Sickingen; es ſcheint aber der Künſtler Unrecht gehabt zu haben, denſelben mit einem ſo hartrothen Gewande zu bekleiden, wozu ihn ohne Zweifel Albrecht Dürer's Porträt des Sickingen in München veranlaßt haben muß.

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 27. Jan. **Erſter Maskenball im Schauſpielhauſe.**

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 27. Donnerstag, den 27. Januar 1842.

Donna Luisa.

Nach Madame Charles Reybaud, von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Das junge Mädchen vollendete die Uebersetzung des Miserere mei; dann, nachdem sie das Blatt umgewendet hatte, schwieg sie plötzlich still.

„Nun, ich höre," sagte die Königin sanft; und als Donna Luisa nicht fortfuhr, ergriff sie das Buch, warf einen Blick hinein, und sagte mit bebender Stimme: „Ha! ein Sonett auf den Tod des Don Carlos." Sie schloß die Augen und hielt die Hand fest, welche Donna Luisa ausstreckte, um das Buch wieder zu ergreifen. Es trat eine lange Stille ein. Der Name des Don Carlos erweckte Erinnerungen voll Schrecken und Mitleid in der Seele dieser beiden Frauen; der Tod des ältesten Sohnes Philipps II. war eines jener schrecklichen Ereignisse, deren wahre Gründe nie zur allgemeinen Kunde gelangen, und ein Geheimniß der königlichen Familien bleiben. Donna Luisa war neben dem Bette nieder gekniet; sie bemerkte, daß die Königin weinte, und wagte, ihr ganz leise zu sagen:

„Herr, mein Gott! eure Majestät leidet."

„Ja, ich leide sehr," erwiederte die Königin schluchzend, „ich werde bald sterben."

„Madame, man muß nicht an der Güte Gottes verzweifeln; er wird das Leben Eurer Majestät zum Glücke des Königs, zum Wohl des Volkes erhalten."

„Gott hat mich verurtheilt; die Glocke von Belilla hat geläutet."

„Die Glocke von Belilla!" wiederholte Donna Luisa, ohne zu begreifen, warum eine so einfach scheinende Sache die Königin in solche Angst versetzen konnte.

„Du weißt nicht, was das bedeutet? Die silberne Glocke von Belilla hat die Gabe der Prophezeihung; sie läutet nur dann, wenn eine hohe Person im Begriff ist, die Welt zu verlassen. Sie hat bei Don Carlos Tod geläutet, bei dem der jungen spanischen Königin Elisabeth von Frankreich .... Jetzt kündigt sie mein nahes Ende an ...."

„Wer hat dieses Eurer Majestät hinterbringen können?" sagte Donna Luisa; „wer durfte Euch von jenen finsteren Vorbedeutungen sprechen, die man nie sicher ist, richtig gedeutet zu haben? Man täuscht Euch, Madame."

„Der König! der König selbst!" flüsterte sie in unaussprechlicher Angst, indem sie sich hochaufathmend, mit regem belebtem Blicke und farblosem Munde aufrecht setzte.

Donna Luisa bebte; sie bemerkte, daß in dieser gewöhnlich leidenden, aber ruhigen Physiognomie eine plötzliche schreckliche Veränderung vorgegangen war; schien es doch, als hätte der Hauch des Todes sie schon berührt.

„Seit gestern ist meine Seele mit Furcht erfüllt," hob die Königin mit Anstrengung wieder an. „Mein Gott, ich habe den König wohl verstanden! ich zittere vor ihm, ich darf ihn nicht fragen .... Ich fühle, wie mir das Leben schwinden will, wenn sein Blick auf mir ruht .... Höre, Luisa, Du mußt ihn aufsuchen, ... er wird Dir sagen, ob Gott wirklich seinen Willen offenbart hat."

„Heilige Mutter Gottes, ich werde alles thun, um Eurer Majestät zu gefallen; aber wie kann ich so, ohne gerufen zu seyn, in sein Cabinet eindringen?"

„Du kannst es, die Infantinnen haben das Recht, und Du genießest hier alle Vorrechte ihres Ranges; so hat es der König gewollt. Gehe, sage ich, und fürchte nichts, denn die Zeit drängt."

Donna Luisa eilte mit einer Art Angst durch den langen Gang, der das Kabinet des Königs von dem Zimmer der Königin trennte. Als sie sich nahte, machte der König eine Gebärde des Erstaunens, und ein Lächeln erhellte sein Gesicht.

„Donna Luisa," sagte er; „Ihr seyd es! zu dieser Stunde!"

„Ja, Sire," erwiederte sie furchtsamer, als sie das erste Mal gewesen war, da sie diesen verbotenen Ort betrat; „ich konnte nur aus einem ernsten Beweggrund kommen."

„Wohl! und was habt Ihr von mir zu fordern? Sprecht ohne Furcht!"

„Sire, ich komme, von der Königin geschickt. Einig Worte von Eurer Majestät haben sie mit Furcht erfüllt .... Ihr müßt sie beruhigen ...."

„Ich habe Gebete für sie angeordnet," sagte der König kalt; „heute hat in allen Kirchen Spaniens eine neuntägige Andacht für sie begonnen, auf daß Gott sie in Gnaden aufnehme, wenn es ihm beliebt, sie abzurufen."

„Sire, so ist sie denn so schlecht, daß man nur noch an das Heil ihrer Seele denken muß? Seht dennoch die Sicherheit ihrer Umgebung; es scheint, daß man ihre Gefahr nicht kennt; alles geht zu wie gewöhnlich; heute ist sie sogar aufgestanden, um die Messe zu hören. Nein, Sire, sie ist dem Tode nicht so nahe, aber ein Wort von Eurer Majestät ha-

Digitized by Google

ihr sonderbare Angst eingeflößt; sie glaubt, daß Gott sie abruft, und daß er seinen Willen durch ein Wunder offenbart hat; sie glaubt, daß die Glocke von Belilla geläutet hat, um ihr nahes Ende zu verkünden."

„Das ist wahr," sagte der König, indem er sich bekreuzte; dieses Wunder ereignete sich am Tage der Himmelfahrt der allerseligsten Jungfrau."

Donna Luisa war durch die Nonnen von Santa Clara in der abergläubigen Frömmigkeit jener Zeit auferzogen worden. Ihr Glaube war einfach und gründlich; sie glaubte fest an Wunder; dennoch wagte sie einigen Zweifel über das Wunder der Glocke von Belilla auszusprechen.

„Eure Majestät kann getäuscht worden seyn," sagte sie; „wer hat diese wunderbare Glocke gehört? wer kann mit Gewißheit sagen, daß Gott ihr die Gabe der Prophezeihung verliehen hat?"

„Diese Gabe dankt sie ihrem Ursprunge," antwortete der König ernst: „denn sie ward aus den dreißig Silberlingen geschmolzen, für welche der Verräther Judas unsern Herrn verkaufte."

Bestürzt, bekreuzigte sich nun Donna Luisa auch; trotz ihrem eigenen Kummer, war sie tief gerührt von den Leiden der Königin.

„Sire," sagte sie, mit Thränen in den Augen, „ich gehe, um an dem Bette der Königin zu beten."

Sie wollte sich entfernen, als Philipp sie durch eine zugleich gebietende und wohlwollende Gebärde zurück hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Pfälzische Zustände.

† (Aus der bayerischen Pfalz.) Der Pfälzer ist lebensfroh und heiter, spricht lieber, als er schreibt, gehört mehr der Gegenwart als der Vergangenheit an, ist sogar durch seine Institutionen, die eben aus einer das Langbestandene umstürzenden Zeit hervorgegangen sind, von der Vergangenheit gewissermaßen losgerissen. Keine alten Corporationen und Gebräuche, keine Privilegien erinnern ihn an die frühere Zeit; er fühlt sich glücklich im Besitze dieser seiner Institutionen. Aber man würde dem Pfälzer sehr großes Unrecht thun, wenn man ihm deßhalb den Sinn für die Vergangenheit absprechen, wenn man ihn auf eine Linie mit dem beweglichen Nachbar stellen wollte, der sich nur in der stets bewegten Gegenwart wohl fühlt und in den wechselnden Tagesgeschichten so ganz und gar untergeht und befangen ist, daß er kein Auge mehr hat, keine Lust in sich verspürt, rückwärts in die entschwundene Zeit zu blicken, der dies nur thut, um seiner Eitelkeit zu fröhnen, indem er sich nicht wenig damit brüsten zu dürfen glaubt, daß er die Barbarei der Vergangenheit überwunden und die Segnungen der Civilisation in der Jetztzeit begründet habe. Dabei wird denn nur zu leicht von demselben vergessen, daß mit dem Veralteten und Ueberlebten manches früher bestandene Gute im Strudel der Umwälzungsperiode fortgerissen wurde. — Den Pfälzer müssen aber schon die vielen herrlichen Denkmale der Baukunst, seine Dome und Kirchen, die Kloster- und Burgruinen, die alten Gerechtsame mancher Gemeinde ꝛc. mit seinen Fragen und Erinnerungen an die Ueberlieferungen der Vergangenheit weisen; daß ihm aber von seinem Könige wieder der alte, geschichtlich bedeutsame Namen gegeben ist, daß er in seinem Könige wiederum den alten Pfalzgrafen schaut, der auf's Wohl seiner treuen Pfälzer trank, — das hat eine Masse der wohlthuendsten Erinnerungen aufgeregt.

Schon früher zwar war auch bei uns der Sinn für historische Studien erwacht und hatte bereits manche Früchte getragen; mit dem wiedererhaltenen Namen Pfälzer scheint aber eine eigene Regsamkeit, eine eigene Frische der Erinnerung an frühere Zustände die Gemüther belebt zu haben. — Die französische Gesetzgebung hat das Leben total individualisirt und fast völlig in Einzelbestrebungen aufgelöst; sie räumte die veralteten Corporationen, Zünfte und Innungen weg, und ist überhaupt dem Corporationsgeiste nicht hold, wie sehr sie auch auf der andern Seite zu centralisiren sucht. — Von einem unbewußten Drange getrieben, sucht jedoch unsere Zeit in freien Vereinen der mannichfachsten Art wieder Ersatz zu finden. Man fühlt, daß Viele, zu einer Einheit verbunden, für ihre Zwecke und Bedürfnisse das mit größerer Sicherheit erreichen können, was vereinzeltem Streben nicht möglich ist. So entstanden denn auch bei uns Taglöhner-, Handwerker-, napoleonische und bayerische Veteranen-Vereine, die sich zusammenfanden zur geselligen Erheiterung an manchen frohen, zur gegenseitigen Unterstützung in trüben Tagen der Noth. Aber auch für höhere Beziehungen ist man nicht unthätig. Es hat sich für die Pfalz ein pharmazeutischer Verein gebildet, dessen eifriges Bestreben neben seinem speciellen Zwecke darauf gerichtet ist, wenigstens in allen Städten technische Vereine zu constituiren, ein Bestreben, das, unter der umsichtigen Direktion des als Chemiker rühmlichst bekannten Dr. Herberger in Kaiserslautern, — so erfolgreich bis jetzt gelang, daß diese technische Richtung des Vereins den speciellen Zweck fast überflügelt hat. Dieser Verein hat in kurzer Zeit, mit geringen Mitteln, namentlich durch die erfreuliche Bereitwilligkeit der Bewohner von Kaiserslautern zu Geldbeiträgen unterstützt, durch Geschenke seiner Mitglieder und mittelst Ankaufs, eine für den ganzen Kreis bedeutsame Naturaliensammlung begründet, deren Benützung der Kreisgewerbs- und Landwirthschaftsschule in Kaiserslautern freisteht, eine Sammlung, die in ihren mineralogischen, entomologischen und ornithologischen Abtheilungen einen Reichthum darbietet, der überraschend ist. — Wie sehr diese gemeinnützigen Bestrebungen die allerhöchste Anerkennung finden, geht auch daraus hervor, daß Se. Maj. der König ohnlängst das Protectorat des pharmazeutisch-technischen Vereins zu übernehmen geruhten. Unter solchen Auspicien können wir nur seiner gedeihlichsten und folgereichsten Entwickelung entgegensehen. Jedenfalls ist durch die Bemühungen dieses Vereins jetzt schon für die Pfalz überhaupt und für die Kreisgewerbs- und die projectirte polytechnische Schule in Kaiserslautern in specie ein Schatz erworben, dessen Besitz vor noch nicht langer Zeit zu den frommen Wünschen gehörte.

Andere Vereine sind: der Verein pfälzischer Aerzte, der den Zweck hat, seine Mitglieder eben sowohl zu einem ächt wissenschaftlichen und praktischen Streben, als zur Erweckung und Unterhaltung eines collegialischen Verhältnisses zu verbinden; der pfälzische Gartenbauverein, der, erst im vorigen Jahre gestiftet, im verflossenen Herbste bereits den Anfang mit einer Blumenausstellung gemacht hat, und hoffentlich auch ferner nicht ohne Blüthen und

Digitized by Google

Früchte bleiben wird. Auch begann man in dieſem Jahre mit einer Induſtrieausſtellung, vorerſt in Kaiſerslautern. — Sehr zweckmäßig und wünſchenswerth wäre, eine ſolche auf den ganzen Kreis ausgedehnte Induſtrieausſtellung, die für künftige Jahre beabſichtigt ſeyn ſoll, wenn auch nur darum, um uns von der induſtriellen Unbedeutenheit der Pfalz, gegenüber anderen rheiniſchen Gegenden und anderen bayeriſchen Kreiſen, zu überzeugen, zugleich aber, um dem löblichen Wetteifer, ſich in den Künſten des Friedens auszuzeichnen, eine belebende Anregung zu geben.

(Fortſetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Alles war in N. bereit, als im Jahre 1813 die freiwilligen Jäger zu Fuß ins Feld rücken wollten, nur die Feldapotheke fehlte noch. Endlich kam ein kleiner, niedlicher Wagen, funkelnagelneu angeſtrichen und darauf ſtand mit mächtigen Buchſtaben: „Freiwillige Medizin zu Fuß.“

Die muhamedaniſchen Prieſter in Aſien haben beſchloſſen, Miſſionäre nach Europa zu ſchicken, um uns zu bekehren.

(Dorfz)

Wir machen unſere Leſer auf die heute (26. Jan.) eintretende Mondfinſterniß aufmerkſam. Der Anfang iſt um 4 Uhr 56 Minuten, das Ende 6 Uhr 48 Minuten.

(Köln, 23. Jan.) Nichts hätte unſerm Freudenfeſte erſprießlicher ſeyn können, als die in dieſem Jahre zu Stande gekommene Trennung der großen Karnevalsgeſellſchaft in ein „Parlament“ und in einen „großen Rath.“ Der Grund dieſer Trennung liegt vielleicht tiefer, als Mancher glaubt. Derſelbe Kampf, der unſer Jahrhundert in zwei große Feldlager trennt, ſpiegelt ſich auch in unſerm Narrenreiche ab: auch hier haben ſich die ariſtokratiſchen und demokratiſchen Elemente von einander geſchieden. Dieſe Scheidung aber iſt, wie geſagt, unſerm Karneval ſo wenig ſchädlich, daß vielmehr von nun an ein neuer Aufſchwung für ihn beginnen wird. Ohne geiſtiges Leben kann ſich nun ein Mal in unſerm Jahrhundert kein Reich erhalten, nicht ein Mal das Narrenreich, und ſo war es denn ein Glück für unſern Karneval, daß er Männer in ſeiner Mitte zählte, die von dem Geiſte unſeres Jahrhunderts nicht zurückweichen, ſondern ihn bei ſich einkehren ließen. Ihnen haben wir es zu verdanken, daß unſer Feſt nicht altern und endlich das Loos alles Sterblichen theilen wird. Der kölniſche Karneval, nachdem er ſeine naive, natürliche Unſchuld längſt verloren hat, feiert in dieſem Jahre ſeine geiſtige Wiedergeburt. Zwei Geſellſchaften, die jedoch beide Ein feſtordnendes Comitée aus ihren reſp. Vorſtänden wählen, repräſentiren von nun an den kölniſchen Karneval. Sie halten die berühmten Züge und den Gürzenich-Ball zuſammen, ihre Sitzungen aber in verſchiedenen Lokalen. Das feſtordnende Comitée wird jedes Jahr dafür ſorgen, daß die Maskenzüge der beiden Geſellſchaften in ihren Ideen ſich gewiſſermaßen ergänzen und an einander anſchließen. So wird dieſes Jahr die eine Geſellſchaft die olympiſchen Spiele, die Götter der Oberwelt, die andere dagegen die Götter der Unterwelt darſtellen. Das diesjährige Feſt wird ſeine Vorgänger ſchon deshalb an Friſche und Glanz überbieten, weil jede Geſellſchaft natürlich einen Ehrgeiz darein ſetzen muß, ihrer Schweſter nicht nachzuſtehen, und weil außerdem, wie es heißt, Se. Maj. der König unſern Karneval mit Seiner Allerhöchſten Gegenwart verherrlichen wird.

(Rheiniſche Ztg.)

(Elberfeld, im Jan.) Aus Magdeburg ſchreibt man vom 22. Dez. v. J., daß der ſo allgemein beliebte Dichter und Gelehrte Heinrich Zſchokke ſich als Verfaſſer der „Stunden der Andacht“ genannt habe. Hierdurch iſt nun zur Gewißheit worden, was von einer Menge Leſer ſeiner Schriften, die ſich in den „Stunden der Andacht“ erbauten, vermuthet worden iſt. In Deutſchland verehrt man dieſen tiefdenkenden und gemüthlichen Schriftſteller als Liebling des deutſchen Volks, und das Verfahren eines löbl. Magiſtrats von Magdeburg, ihm das Ehrenbürgerrecht dort verliehen zu haben, hat ohne Zweifel allgemeine Anerkennung gefunden. Aber nicht allein in Deutſchland verehrt und liebt man unſern würdigen Zſchokke, ſondern über's atlantiſche Meer hinüber, außer Europa ehrt man ihn, und ſucht ſein Andenken zu erhalten. In Amerika hat man im Staate Illinois, in der County Madiſon eine neue Stadt „Highland“ gegründet, und einer Straße den Namen „Zſchokke-Straße“ gegeben und einen Platz in derſelben zum Bau eines Etabliſſements für ihn ausgelegt. So ſchön und fruchtbar dieſe Gegend auch iſt, wo zwei große Eiſenbahnen zuſammen treffen, und die Bevölkerung unglaublich ſchnell zunimmt, ſo wird unſer Veteran Zſchokke ſeinen herrlichen Wohnſitz in Aarau wohl nicht verlaſſen, und hinüberſiedeln.

(Elberf. Z.)

(München.) Auch der in Nürnberg etablirte Verein gegen Thierquälerei operirt hier fleißig, und hat durch ſeine Einladungen viele Mitglieder gefunden. Bereits gehört es zum guten Ton, Thierquälereien zum Gegenſtand allgemeiner Jagd zu machen, und die Polizei, mit alleiniger Ausnahme der Dultzeit, hilft redlich mit, das Uebel zu bekämpfen. (E. Z.)

Korreſpondenz.

Vom Taunus, 23. Jan.

Neuerdings wird der Wunſch zu Errichtung eines Wartthurms oder eines Wirthſchaftsgebäudes auf dem Feldberg rege, und in dieſen Blättern (Nro. 20 und 22) kund gegeben. Wer möchte nun nicht wünſchen, daß dieſe ſchöne Idee, — die einſtens ſchon der hochherzige Menſchen- und milde Naturfreund Landgraf Friedrich Ludwig von Heſſen-Homburg hegte, (vergl. Gerning's Lahn- und Maingegenden, Wiesbaden 1821, S. 136) — realiſirt würde? — Aber Frankfurt, als der bedeutendſten Stadt der ganzen Taunusgegend, gebührte die Ehre, an der Spitze des Unternehmens zu ſtehen und daſſelbe in's Daſeyn zu rufen. An anderſeitiger Mithülfe fehlt es vorausſichtlich nicht; denn alle benachbarten Städte und Dörfer werden ſich beeifern, ihr Scherflein zu Erbauung dieſes Schutzgebäudes beizutragen und an Baumaterialien hierzu zu ſpenden, was ihnen die Natur geſchenkt. Deßhalb wolle Frankfurt muthig Hand an's Werk legen, und Homburg, Friedberg, Uſingen, Königſtein, Oberurſel, und wie die Städte und Dörfer alle heißen, werden nicht zurückbleiben, und ſich ſonach noch den Dank der Nachwelt erwerben.

Digitized by Google

München, 20. Jan.

Vor wenigen Wochen noch war unsere Stadt in dichten Flor gehüllt, und das Andenken an die gute Königin, die jetzt neben dem Vater Max bei den Theatinern ruhet, erfüllte noch Aller Herzen mit Wehmuth. Aber schon hat die Trauer den munterſten Reigen Platz gemacht, die von allen Tanzböden her ertönen. Momus schaltet und waltet an allen Ecken und Enden dieser sinnlichen Stadt, und Strauß, den man mit Unrecht den Münchener Strauß nennt, trägt nicht wenig dazu bei, die Füße in rhythmischer Bewegung zu halten. Wohl nie hat es einen Ort gegeben, von dem man mit mehr Recht sagen konnte: »Immer ist Sonntag, immer brennt am Herd sich der Spieß.« — Auch unsere Oult hat begonnen und mit ihr die Klagen der zahllosen Handelsleute und Krämer, die sie alljährlich beziehen. Die vorgerückte Jahreszeit, dringende Ausgaben für die Karnevalszeit und eine eisige Kälte, die selbst den Kauflustigen das Ausgehen erschwert, mögen wohl zunächst die Ursachen des geringen Verkehrs seyn. Die Bretterstadt auf dem Maximiliansplatz ist daher verödet und dieselben Reihen, die im Hochsommer von liebenswürdigen Münchener Käuferinnen in silbernen Ringelhäubchen und Miedern so gern und häufig besucht werden, stehen verwaist; nur die langen Gesichter der frierenden Verkäufer bieten ein komisches Interesse. — Unter die Meßfiranten, die in geheizten Lokalen verkaufen und deshalb lieber vom Publikum aufgesucht werden, gehört ein Hr. Langenbach aus Worms, der mit seinem großartigen Lager von Herrenkleidern und allen möglichen Herrengarderobe-Artikeln eine wahre Revolution unter den hiesigen Dandy's hervorgebracht hat. Tagtäglich strömen die Priester der Modegöttin in Schaaren nach ihrem Tempel, den eleganten Salons des ehemaligen von Castell'schen Gebäudes, wo alle die Herrlichkeiten entfaltet sind, die im Geiste auf den Boulevard der Italiener oder in die Passage des Panorama's versetzen. Wir gratuliren dem rheinischen Speculanten zu seinen Erfolgen. Der Mann versteht seine Zeit und erwirbt sich, da »Kleider Leute machen«, die größten Verdienste. Zum Lohne dafür und für den Vortheil, daß man mit seinen Kleidern in alle Lebenslagen paßt, da sie nach den Einen »gut stehen«, nach Andern »gut sitzen« und nach Dritten wieder »gut gehen« sollen, wird ihm mit Recht viel klingender Weihrauch gestreut. *)

Mainz, 25. Jan.

Durch gefällige Mittheilung sind wir in Stand gesetzt, über die bevorstehende Feier der drei Karnevalstage dahier Ihnen das Nähere zu berichten, uns vorbehaltend, später noch in einige Details einzugehen. Der Hauptgegenstand der diesjährigen Darstellungen ist eine Persiflage des übertriebenen Associationswesens gegenwärtiger Zeit; ein weites Feld, wo der Witz der Karnevalslenker sich in seiner vollen Kraft zeigen wird. Mäßigkeits- und Verschwiegenheits-Vereine und was der Art Auffallendes ausgedacht wurde und seinen Zweck nur zu oft verfehlte, werden vor das Forum der Lächerlichkeit gezogen und zum Gegenstande passender Scherze gemacht werden. Die Theilnahme an den Zügen und Gruppen ist in diesem Jahre zahlreicher wie früher; die Zahl der activen Mitglieder wird 200 übersteigen. Prinz Jocus und sein Hofstaat nebst der Garde werden die vorzüglichsten Gegenstände der öffentlichen Aufmerksamkeit bilden. Von dieser allgemeinen Anschauung absehend, werden Sie wohl Einiges zu erfahren wünschen, was an den drei Tagen vorkommt. Vorläufig nun Folgendes: Am Sonntag mit dem frühesten Morgen Reveille des Ranzenbataillons auf den Straßen an der Wohnung des Prinzen, des Präsidenten des Vereins, des Generalis und vor jenen der Großwürdenträger; nach 8 Uhr Versammlung des Ranzenbataillons und Beziehung der Wache; Proklamation an die Einwohner von zu erwartender Einquartirung, nebst Bestimmung der den Quartierträgern zu verabreichenden Rationen; die Parole wird auf dem Gutenbergsplatze auf ächt närrische Weise ausgegeben und dann ein Gabelfrühstück eingenommen, zu dem Personen von Auszeichnung und Fremde zugezogen werden. Um 11 Uhr Narrentheater zum Besten der Armen, Nachmittags Kappenfahrt nach der Anlage, Abends Maskenball im Schauspielhause. Am Montag um 9 Uhr Morgens Versammlung aller activen Mitglieder und Züge über die große Bleiche, den Thiermarkt, die Ludwigsstraße und den Gutenbergsplatz nach dem Markte, wo die Tribüne aufgeschlagen ist, auf der Prinz Jocus seinen Sitz nimmt und wo die verschiedenen gymnastischen Uebungen, Spiele und Darstellungen stattfinden. Mittagessen in allen Gasthöfen, das Comité und die vorzüglicheren Mitglieder speisen im Hofe von Holland; Abends Maskenball im Theater. Am Dienstag Morgens großer Jahrmarkt mit Musik und Spielen in der Fruchthalle; die Restauration wird brillant seyn; activen Antheil an diesem Jahrmarkte, an den Spielen und sonstigen Vergnügungen darf Jeder nehmen, der zuvor dem Comité die Anzeige macht, einen Scherz mit seinem Verkaufe verbindet und eine wohlthätige Gabe zum Besten der Armen reicht. Nach beendigtem Jahrmarkt Narrentheater, aufgeführt von einer zweiten Gesellschaft unter dem Schutze des Karnevalvereins zum Besten der Kleinkinderbewahr-Anstalt und Abends Maskenball im Theater. Hier haben Sie die Hauptzüge dessen, was an den drei Tagen vorkommt. Ueber Aenderungen im Programme und die aufzuführenden Theaterstücke werde ich später Gelegenheit haben, zu berichten. Scherze und Unterhaltung werden gewiß nicht fehlen!

*) Wir nehmen die gütige Offerte des Hrn. Einsenders wegen fernerer Mittheilungen bereitwillig an.

Frankfurt, 25. Jan.

Am 19. Jan. ist nach kurzem Krankenlager, im 72sten Lebensjahre dahier verschieden der vormals großherzogl. Frankfurtische Konzertmeister Heinrich Anton Hoffmann, ein geborner Mainzer. In sehr jugendlichem Alter als kurfürstl. Mainzischer Hofmusikus angestellt und damals schon durch seine Kunstfertigkeit auf der Violine rühmlich ausgezeichnet, folgte er einem Rufe nach Frankfurt a. M., wo derselbe in einer langen Reihe von Jahren als erster Violinist und darunter auch während mehrerer Jahre als Director der Oper sich die allgemeine Anerkennung seiner musikalischen Verdienste und, seines offenen, freundlichbiedern Charakters wegen, auch die allgemeine Achtung erworben hatte. Seine letzten Lebensjahre verlebte er in dem wohlverdienten Pensionsstande. Als Violinspieler hatte man seinem seelenvollen Vortrage ungetheilten Beifall gezollt und als Tonsetzer ist ihm durch seine, Einfachheit mit tiefem Gefühl verbindende Lieder, so wie durch die für Violine und Violoncello erschienenen, Kunstreichthum mit Anmuth einenden Duetten in der Reihe ausgezeichneter Componisten eine dauernde Stelle gesichert.

Homonyme.

Was klagst du mich der Härte an,
Der ich dich unermüdet trage?
Bin ich allein denn Schuld daran,
Wenn ich die Arm und Bein zerschlage?
Bin ich doch auch ein Retter dir;
Zum Trost kann ich dir's sagen:
Du bist blessirt, vertrau dich mir;
Doch dann, ja dann mußt du mich tragen.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 27. Jan. Erster Maskenball im Schauspielhause.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 25. Freitag, den 28. Januar 1842.

Donna Luisa.

Nach Madame Charles Reybaud, von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

„Setzt Euch, Donna Luisa," sagte der König nach einem augenblicklichen Schweigen; „ich werde Euch nachher zur Königin begleiten. Wie schwer die Luft ist. Bei Gewitterzeit leidet Geist und Körper, und man kann sich mit nichts beschäftigen. Ich habe die Depeschen nicht geöffnet, die mir der Herzog von Alba geschickt hat."

Er stieß ein noch versiegeltes Paket zurück und stützte sich auf den Tisch. Donna Luisa betrachtete mit träumerischer Miene die drei weiblichen Portraits, welche dem König gegenüber hingen; er schlug die Augen gen Himmel, und als hätte er den Gedanken der Prinzessin geantwortet, sagte er mit einem Seufzer:

„Sie sind jung gestorben."

Dann heftete er abwechselnd seinen Blick auf Donna Luisa und auf das erste Portrait, welches eine schöne junge Frau mit gelockten Haaren vorstellte, die frei um ihre feinen Schultern flatterten.

„Maria von Portugal sah Euch ähnlich," hob er an; „sie war in Euerm Alter, als ich sie verlor. Jetzt ist sie eine Heilige, die in dem Himmel für mich betet."

„Sie war die Mutter des Don Carlos," sagte die Prinzessin mit einer Ruhe, welche das schreckliche Gewicht ihrer Worte Lügen zu strafen schien.

Philipp II. bebte innerlich; ein finsterer Blitz schien aus seinen blauen Augen zu glühen, und er sagte heftig:

„Don Carlos, mein Sohn! . . . . Das ist das erste Mal seit zwölf Jahren, daß man diesen Namen vor mir auszusprechen wagt! . . . . Doch ist kein Tag vergangen, an dem ich nicht seiner gedacht hätte. Wer weiß, wie der gemeine Mensch sein Ende beurtheilt hat? Wer weiß, mit welchen Beschuldigungen mich meine Feinde angeschwärzt haben? Ich kenne die Gerüchte, welche der französische Hof ausgebreitet hat; sie sind eine Beschimpfung für Elisabeths Andenken. Ich eifersüchtig auf Don Carlos! Ich den Liebhaber der Königin in ihn bestrafend? Nur blinder Haß konnte so nichtswürdige Beschuldigungen ersinnen. Don Carlos war ein wüthender Narr; er starb als ein Opfer seiner selbst, von seinen eigenen Händen gemordet, und ohne diese unerhörte Missethat bereut zu haben. Die Königin, seine Stiefmutter, haßte und fürchtete ihn, denn sie wußte, was sie von ihm zu erwarten hatte, wenn er mich überlebt hätte. So war der Sohn, den die Nachwelt mich vielleicht beschuldigen wird ermordet zu haben."

Während dieser Art von Rechtfertigung, welche im schnellen und sehr ergriffenen Tone ausgesprochen ward, offenbarte die bleiche, bewegte Prinzessin ihr Erstaunen nur durch dumpfe Ausrufungen.

„So ist das menschliche Urtheil!" sagte Philipp mit Bitterkeit; „sie deuten blind die Dinge, die doch Gott allein nur kennt, und wagen es, das Gewissen der Könige zu erforschen."

Er hielt an, und schien sich gewaltsam diesen Betrachtungen entreißen zu wollen, die ihn vielleicht oft beschäftigt hatten, die er aber nie vor Jemand ausgesprochen hatte.

„Donna Luisa," hob er abermals an, indem er auf die übrigen Portraits zeigte, „erkennt Ihr auch die beiden andern Königinnen?"

„Die erste ist Maria von England; die andere Elisabeth von Frankreich."

„Ja, Maria, die zur Ehre unserer heiligen Religion und zum Glücke des ketzerischen Landes zu früh starb, wo jetzt die Bastardtochter Heinrichs VIII. herrscht; und Elisabeth, welche mein Volk in seiner Verehrung die heilige Königin genannt hat. Nie trug eine edlere Stirne eine schönere Krone. Die eine schläft in der Gruft von Westminster, die andere erwartet mich in der unterirdischen Kapelle des Eskurials. Drei Frauen sind schon von meinem Throne herabgestiegen, und vielleicht wird bald . . . ."

„Nein, Sire," sagte Donna Luisa, von mitleidiger Furcht ergriffen; „setzt mehr Vertrauen in die Güte, in die Gerechtigkeit Gottes."

Jetzt hörte man eilige Schritte durch den Gang herkommen, und es schien, als antworteten sich erschrockene Stimmen in dem Zimmer der Königin. Fast zugleich erschien auch die Camera-Mayor.

„Sire," sagte sie, „die Königin ist plötzlich sehr schlecht geworden; sie verlangt nach den Aerzten und ihrem Beichtvater."

„Kommt, Sire," rief Donna Luisa; „die Gegenwart Eurer Majestät wird die Krisis heben. Einige Worte der Hoffnung und des Trostes können die Königin retten."

Philipp II. gab der Camera-Mayor ein Zeichen, voran zu schreiten, und sich gegen Donna Luisa wendend, sagte er mit gleichgültiger Resignation:

Digitized by Google

„Fort denn, und der Wille des Herrn geſchehe."

Die Königin lag in den Armen ihrer Frauen; eine lange Ohnmacht folgte auf die Krämpfe, die ſie ergriffen hatten. Philipp II. ſetzte ſich an ihr Bett, und ertheilte der Camera-Mayor ſeine Befehle. Es mochte nahe an Mitternacht ſeyn. In einer Minute hatte ſich die Nachricht von der Gefahr der Königin in dem ganzen Kloſter verbreitet; alle Damen, welche durch ihre Aemter Zutritt in das Gemach der Königin hatten, eilten herbei. Die Aerzte umringten das Bett; der Beichtvater nahm den Platz ein, den er Niemand, nicht ein Mal dem König überlaſſen ſollte. Ein Altar ward dem Bette gegenüber errichtet. Man holte die Reliquien aus allen Kirchen von Badajoz herbei, und die Nonnen ſtanden, um ein vierzigſtündiges Gebet zu halten.

Die Königin erwachte endlich aus dieſer langen Ohnmacht, welche dem Tode glich; aber das Leben in ihr offenbarte ſich nur durch ſchwache Herzſchläge und durch kaum artikulirte Klagen. Ihre Augen blieben geſchloſſen; ihr Geſicht und ihre Hände behielten eine erdfahle Bläſſe. In dieſem Zuſtand erhielt ſie den letzten Beiſtand der Religion, und der Biſchof von Badajoz reichte ihr ſelbſt mitten in der Nacht das heilige Abendmahl.

(Fortſetzung folgt.)

Pfälziſche Zuſtände.

(Fortſetzung.)

Für die Künſte aber iſt bisher noch am wenigſten geſchehen. Unſere Neubauten ſind, mit wenigen Ausnahmen, noch keine Kunſtwerke. Provinzielle Kräfte, wie die der Pfalz, ſind nicht großartig genug, um Großartiges zu leiſten oder künſtleriſche Beſtrebungen hervorzurufen und zu unterſtützen. Maler von bedeutendem Namen beſitzen wir keine, wenn wir auch den in München weilenden Maler Bürkel mit Stolz unſern Landsmann nennen. Noch iſt der Kunſtſinn im Publikum nicht erwacht, und wo bei Einzelnen einiger Geſchmack ſich vorfindet, da ſucht er Befriedigung im Anſchluß an den rheiniſchen Kunſtverein, und Genuß in den Ausſtellungen zu Mainz, Mannheim und Karlsruhe; denn von der Pflegſtätte deutſcher Kunſt, von München, iſt die Pfalz allzu weit entfernt. Der Sinn für Kunſt wird aber nur durch tägliche Anſchauung von Kunſtwerken in rechter Weiſe erweckt, belebt und belehrt. Einheimiſche Bildhauer haben wir gar nicht. Einige Kaiſerſtatuen im Speyerer Dome ſind Alles, was wir in dieſer Beziehung beſitzen, und dieſe ſind nicht von pfälziſchen Meiſtern. — Von pfälziſchen Dichtern läßt ſich ebenfalls nicht Vieles ſagen. Wohl finden ſich hie und da dichteriſche Adern. Schuler hat Kleiſt mit Glück zu verjüngen geſucht und ſchildert die Natur auf liebliche Weiſe. Geib erzählt pfälziſche und rheiniſche Sagen — nicht immer im rechten Tone. Blaul hat Geiſtreiches und ächt Dichteriſches, leichten Humor in einzelnen Blättern niedergelegt; aber es ſind vorerſt eben nur fliegende Blätter. Maler Fried hat ſich auch als Sänger bekannt gemacht. Gegen unſere Nachbarn, die tiefgemüthlichen, ſinnigen Alemannen, die poetiſch reichen Schwaben, ſtehen wir da in bettelhafter Dichterarmuth. Und doch ſollte man glauben, daß ein Blick auf unſere Reben umgürteten, mit Burgen gekrönten Berge, unſern Vater Rhein, unſere lieblichen Thäler, ſchönen Wälder und reichen Fluren, dichteriſche Gemüther entflammen, des Malers Pinſel in Bewegung ſetzen müßten. Oder verklebt uns wirklich der Moſt die Finger? — Literariſche Notabilitäten beſitzen wir ſehr wenige. Der Rechtsgeſchichtskundige Maurer in München, der Botaniker W. Koch, deſſen Schüler Biſchoff in Heidelberg, der Entomolog und Ornitholog Koch in Regensburg ſind zwar Pfälzer, aber ſie wirken nicht zunächſt unter uns. Der fleißige Inſektenbeobachter Müller in Odenbach hat ſchon längſt ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit eingeſtellt. Der vielerfahrene, zwar nicht eingeborene, aber längſt eingebürgerte Butenſchön, ein Mann, dem unſer Schulweſen Vieles zu danken hat, iſt alt geworden und leider ſchon lange verſtummt. Oder dürfen wir von ihm vielleicht Erinnerungen aus ſeinem vielbewegten Leben erwarten?

Am beſten gedeiht noch unter uns die Muſik. Der pfälziſche Central-Muſik-Verein zeugt von frohem Eifer dafür; die beiden Schullehrerſeminarien werden mehr und mehr auch darin ihre Aufgabe zu löſen ſuchen, daß durch ihre Zöglinge dieſe, der allgemeinſten Verbreitung fähige, Kunſt immer mehr Eingang finde in Kirche, Schule und im Leben. In manchen Städten beſtehen Muſik- und Geſangvereine; neue bilden ſich; unſere Bergleute in St. Ingbert und Bexbach haben ſeit einigen Jahren ihre eigene Knappſchaftsmuſik.

Ueber den Beſtrebungen für den Genuß der Gegenwart hat man jedoch nicht die Vergangenheit vergeſſen. Der hiſtoriſche Verein, der ſeit einigen Jahren geſchlummert hat, ſcheint zu neuem Leben erwachen zu wollen. An noch unverarbeitetem Stoffe fehlt es nicht. Zweibrücken hat vorgearbeitet in früherer Zeit. Seit dem Ableben des um die pfälziſche Geſchichte verdienten Oberconſiſtorialraths Heintz kamen von da nur zwei Werke hiſtoriſchen Inhalts: „Der Bliesgau" von Schulz und „Pirminius" von Görringer. Biſchof Geiſel, die Pfarrer Lehmann, Remling und Frey zeigen in ihren Schriften, daß des hiſtoriſchen Stoffes noch eine große Maſſe zu verarbeiten iſt. — Gewiß iſt die pfälziſche Geſchichte nicht weniger reich an Thatſachen, nicht weniger anziehend und lehrreich in ihren Details als die anderer deutſcher Gauen. Es ſind Weisthümer alter Städte vorhanden, die eben ſo würdig wären, im Drucke zu erſcheinen, als die von Grimm herausgegebenen.

(Fortſetzung folgt.)

Das Sprachenfeſt der Propaganda.

(Rom, 11. Jan.) Vorgeſtern war das große Sprachenfeſt, welches jährlich von Zöglingen der Propaganda Fide am Sonntage nach dem Dreikönigsfeſte gehalten wird. Fremden und Einheimiſchen bietet daſſelbe das größte Intereſſe dar, und iſt beſonders darum merkwürdig, weil es dem Publikum einen lebendigen Beweis liefert von der Allgemeinheit des katholiſchen Glaubens. Nachdem die zahlreich verſammelten Zuhörer eine Weile gewartet hatten, traten, von der Schweizer Garde begleitet, Se. k. Hoh. der Prinz Friedrich von Preußen und die Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz mit Gefolge in den feſtlich gezierten Saal ein, kurz darauf vier Cardinäle, mehr

Digitized by Google

als zwölf Biſchöfe und Prälaten, und andere hohe Perſonen, unter denen man den Generallieutenant aller päbſtlichen Truppen, Reſſa, erkennen konnte. Ein aus Philadelphia gebürtiger Propagandiſt eröffnete den akademiſchen Act mit einer lateiniſchen Einleitungsrede, in welcher er namentlich über den Zweck des ſeltenen Feſtes ſprach. Jetzt erhob ſich ein Redner nach dem andern auf der im Hintergrunde des Saales angebrachten Tribune. Zuerſt trug ein Holländer ein hebräiſches Gedicht vor, nach ihm ein Zögling aus Cypern ein rabbiniſches, und nach dieſem Abdallah Aſſemani, ein Maronite, eine ſyriſche Rede. Nun folgten ein von einem Bethlemiten declamirtes Gedicht in ſamaritaniſcher Sprache, und das Altchaldäiſche voll Gutturaltönen. Ein anderer Chaldäer redete in der Volksſprache ſeiner Landsleute; ein Amerikaner aus Charleston deklamirte eine lateiniſche Elegie; ein Zögling aus Aleppo ein Gedicht in ſeiner arabiſchen Mutterſprache, das wegen ſeines Wohlklanges gewaltig applaudirt wurde. Nach ihm ließ ſich ein Konſtantinopolitaner in der türkiſchen Sprache vernehmen; die Schrift- und Volksſprache der Armenier reihte ſich an. Perſiſch ſprach ein geborner Perſe, Habbas Dahdah vom Libanon gab eine Probe von der Mundart der Sabäer (Feueranbeter), deren, wie man mir ſagte, verſchiedene auf dem Libanon leben. Demnächſt trug ein Irländer ein italieniſches Sonett vor; Gedichte in alt- und neugriechiſcher Sprache folgten. Zwei junge Indier aus Pegu erhoben ſich jetzt, um einen Dialog in ihrer Mutterſprache zu halten. Tamuliſche Verſe trug ein Zögling aus Madras, Mac Aniffe, vor. Er wurde abgelöſ't von einem Chaldäer aus Diarbekir, der ſich in der kurdiſchen Sprache, und dieſer wieder von einem Georgier, der ſich in ſeiner Mutterſprache hören ließ. Ein Ancyraner recitirte unter allgemeinem Beifall der anweſenden Italier ein italieniſches Gedicht. Die folgenden Sprachen waren die celtiſche, von einem Amerikaner aus Neuſchottland repräſentirt, die irländiſche, die ſchottländiſche, illyriſche, bulgariſche und polniſche. Nach dem Polen trat ein junger Deutſcher aus Paderborn auf mit einem lateiniſchen Epigramm, und nach dieſem kam unſere deutſche Sprache an die Reihe. Hr. Albert Nicola von Coblenz, nicht ſein [illegible]der Franz, wie auf dem an alle Anweſenden vor dem akad[illegible]chen Akte ausgetheilten Programm ſtand, deklamirte ein [illegible]liches Gedicht über die Geburt des Erlöſers, und ward we[illegible]eines guten Vortrags von allen anweſenden Deutſchen, be[illegible] vom Prinzen Friedrich von Preußen, mit Beifallklat[illegible] begrüßt. Ein Dubliner machte ſich nicht ſo viele Ehre mit [illegible] engliſchen Gedichte. Nach dieſem redete ein Holländ[illegible] ſeiner Mutterſprache, und ein Eingeborner aus Goa, deſſe[illegible]arzbraune Geſichtsfarbe ſeine indiſche Abſtammung verr[illegible], ließ ſich in der konkaniſchen Sprache, d. h. der um Goa [illegible]hnenden Hindus, Johann Scandella aus Gibraltar mit [illegible] ſpaniſchen Madrigal vernehmen. Das Portugieſiſche folgt[illegible] und nach dieſem ein ſehr gelungenes franzöſiſches Gedicht, [illegible] Hrn. Peter Mamie aus der franzöſiſchen Schweiz. Nach[illegible] die anweſenden Franzoſen den jungen Schweizer ſehr app[illegible]t hatten, wurde ein Sonett in cataloniſcher Mundart vorg[illegible]en, darauf von einem Amerikaner aus Waſhington eine [illegible]eniſche Canzone und von einem Albaneſen etwas Alban[illegible]es. Jetzt richteten alle Zuhörer ihren Blick auf einen [illegible] aus Schoa, der in der amhariſchen oder Volksſprache der [illegible]ſſiner redete, und nachdem ein Aegyptier ein koptiſches Gedi[illegible] geſprochen hatte, erhob ſich ein anderer Abyſſiner von ganz ſchwarzer Phyſiognomie mit einem Vortrag in der äthiopiſchen Sprache. Aber allgemeiner Jubel verbreitete ſich, als drei Chineſen aufſtanden, und nachdem ſie ſich tief vor dem Publikum verbeugt, eine chineſiſche Ekloge hielten, die ſie mit einem Nationalgeſange der Provinz Schanſi, ihrer Heimath, ſchloſſen. Der Applaus, den dieſe drei jungen Chineſen ernteten, war unbeſchreiblich und wurde zwei Mal wiederholt. Ein vierter Chineſe aus Canton, der in der Mundart ſeiner Provinz ſich vernehmen laſſen wollte, mußte lange warten, bis er ſein harmoniſches Singen beginnen konnte, und als er zu Ende war, wurde er, wie ſeine drei Landsleute, faſt unaufhörlich beklatſcht. Ein kleiner Albaneſe, ein Konſtantinopolitaner und ein Birmane entließen mit einem italieniſchen Ringraziamento das Auditorium. Gerührt ſchieden alle Anweſenden aus dem großen Weltſeminar. Der Prinz Friedrich von Preußen, die Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz, die Eminenzen und andere hohe Perſonen wurden durch die prachtvollen Gänge bis ans Thor des Collegiums, weil es bereits Abend war, mit Fackeln begleitet. Geſtern wurde dieſelbe Feierlichkeit wiederholt. Der Erzbiſchof von Salzburg, verſchiedene Geſandten der fremden Höfe und viele gelehrte Männer wohnten bei.

(A. Z.)

Mannichfaltigkeiten.

In einer Zeitung war vor Kurzem folgende Ankündigung zu leſen: „In dieſes Haus iſt ein gut eingerichtetes Zimmer für ein, oder für zwei löthige Herren zu vermiethen.“

Vor den Porzellain-Pfeifenköpfen, welche ſich durch das Rauchen verändern und gewöhnlich eine graugrüne Farbe haben, wird jetzt im Königreiche Baiern von Polizeiwegen gewarnt, da ſie Arſenik und conzentrirte Salzſäure enthalten ſollen.

Ein Candidat der Medizin wurde im Examen von einem überaus ſtrengen Examinatoren gefragt: „Welches ſind die ſchweißtreibenden Mittel?“ Der Candidat nannte die ihm bekannten nach einander her. „Aber wenn dieſe alle nicht helfen?“ fragte der Examinator weiter, „was werden Sie dann anwenden?“ — „Ich werde den Patienten zu Ihnen in's Examen ſchicken!“ erwiederte der Gefragte.

Im ſüdlichen Frankreich war unlängſt die Kälte ſo heftig, daß mehrere Galeerenſclaven im Bagno von Toulon während der Arbeit erfroren ſind.

(Frankfurt a. M.) Der Violiniſt Hauſer aus Preßburg hat unſere Stadt verlaſſen, um ſeine Kunſtreiſe weiter fortzuſetzen. Nachdem wir denſelben in einem Konzerte und im Muſeum mehrmals gehört haben, müſſen wir deſſen bedeutende techniſche Fertigkeit und Reinheit des Spieles anerkennen. Was Ton und Vortrag betrifft, ſo konnten dieſe uns weniger anſprechen, da Hr. Hauſer ſich vorherrſchend in ſolchen Piecen gefällt, die nur auf techniſche Schwierigkeiten berechnet ſind, durch deren Beſeitigung er zu brilliren ſuchte. Solche Virtuoſität macht aber wenig Effect mehr, da man in ihr des Ausgezeichneten ſchon allzu viel gehört hat und da in derſelben ſelbſt ein Ole Bull bei uns nur getheilten Beifall erwerben

Digitized by Google

konnte. Es iſt an der Zeit, daß die Virtuoſen wieder zu größerer Einfachheit und zum ſeelenvollen Vortrag gediegener Compoſitionen zurückkehren; mit den auf ſogenannte Bravour faſt ausſchließlich berechneten Kunſtſtücken will es nicht mehr gehen. Alles erreicht ſeinen Culminationspunkt. In zehn Jahren werden wir vielleicht weniger Virtuoſen und Tauſendkünſtler, aber mehr gediegene Muſiker und eine beſſere Geſchmacksrichtung beſitzen.

Im „Allgemeinen Anzeiger“, der ſtets auf die praktiſchen Intereſſen des deutſchen Volkes eingeht, wird dringend empfohlen, auch auf Dörfern für das Landvolk geeignete öffentliche Bibliotheken anzulegen, damit der Bauer und Landmann überhaupt aus ſeiner geiſtigen Verdumpfung und Verbauerung aufgerüttelt werde. In Folge dieſer Aufforderung fanden ſich zehn Dörfer, denen für die nächſten 10 Monate 53 der neueſten und beſten Volksſchriften, im Ladenpreiſe 38 Thaler werth, mitgetheilt wurden. Jedes Dorf erhält von Monat zu Monat ein Buch religiöſen, eins landwirthſchaftlichen, eins geographiſchen, eins unterhaltenden und eins vermiſchten Inhalts. Dieſe ſo begründete Gemeindebibliothek ſoll ſich jetzt noch durch den Beitritt mehrerer Dörfer vermehrt haben und den beſten Erfolg in Ausſicht ſtellen.

Korreſpondenz.

Bingen, 24. Jan.

Geſtern feierte man hier die Eröffnung des von Hrn. J. B. Müller, Gaſtwirth zum engliſchen Hofe, neu erbauten Feſtlokals. Schon am frühen Morgen ſtrömten aus Nah und Ferne die fröhlichen Gäſte herbei, bis eine Böller-Salve das Mittagsmahl ankündete, an welchem mehr als 200 hieſige Bürger und Einwohner des Kreiſes Bingen, unter dem Vorſitze des Regierungs- und Kreisrathes Hrn. Wieger, dem erſten Adjunkten der Stadt und noch vielen anderen Notabilitäten, theilnahmen; hieran reihete ſich denn am Abende ein Ball, auf welchem die Schönen Bingens und der Umgegend dem geſchmückten Saale erſt ſeine wahre Weihe gaben. Bei dieſen Feſtlichkeiten entfaltete ſich frohe Herzlichkeit in Trinkſprüchen und Scherzreden, wie ſie den Bewohnern des Rheines eigen. Der ſchöne neue Saal entſpricht hinſichtlich ſeiner Räumlichkeit und Dekorationen jeder Anforderung. 4 große Reſtaurationsſalons, je 2 über einander, offen gegen den großen Saal, wovon die beiden oberen durch eine Gallerie mit einander verbunden ſind, gaben während des Balles einen eigenen Genuß durch den vortheilhaften Aufenthalt der Zuſchauer; unten bewegten ſich die Blumenreihen der geſchmückten Tänzer im Takte der Muſik und von jener Gallerie herab lächelten die frohen Alten, umgeben von den mit Sehnſucht auf den nächſten Tanz wartenden und ruhenden Töchtern und Söhnen. Das Bedürfniß einer ſolchen Lokalität iſt für unſere Stadt nun beſtens beſeitigt und mit froher Erwartung ſieht man den künftigen Feſtgelegenheiten entgegen.

Offenbach, 23. Jan.

Der Sängerverein, welcher ſchon ſeit längerer Zeit unter der umſichtigen Leitung des Hrn. Muſiklehrers Dillenberger hier beſteht, hat zwar auch in früheren Jahren ſchon zuweilen mit verdienter Anerkennung aufgenommene Productionen vor einem größern Publikum ausgeführt, aber ſeit dieſem Winter iſt eine neue Einrichtung in's Leben getreten, welche dieſen Genuß dem Publikum häufiger ſichert und zugleich den Eifer der activen Mitglieder des Sängervereins noch zu erhöhen geeignet ſcheint. Es hat ſich nämlich dem Vereine eine ſehr große Anzahl gebildeter Familien angeſchloſſen, die gegen einen kleinen jährlichen Beitrag die Berechtigung genießen, den von Zeit zu Zeit von den Sängern veranſtalteten muſikaliſch-deklamatoriſchen Abendunterhaltungen beizuwohnen, eine Einrichtung, die uns manche geſellige Freude und manchen herrlichen Genuß verſpricht. Geſtern Abend fand im hieſigen Theaterlokal die zweite Abendunterhaltung dieſer Art ſtatt und diesmal nahmen auch die Damen daran Antheil. Das Arrangement machte dem Vorſtande des Vereins alle Ehre; denn nicht allein war für angemeſſenen Platz für die außerordentlich zahlreiche Geſellſchaft beſtmöglich geſorgt, ſondern auch die Auswahl der einzelnen Vorträge und ihre Aufeinanderfolge zeugte von geläutertem Geſchmack und feinem Gefühle. In den beiden Abtheilungen des Konzerts kamen nach einem paſſenden Prolog drei Männerchöre, drei Lieder für Sopran (vorgetragen von Fräul. Juſt), ein Lied von W. Speyer (geſungen von Hrn. Petri), ein Trio für Flöte, Oboe und Pianoforte, ein Terzett für zwei Tenor und Baß, in jeder Abtheilung ein Duo für Harfe und Violoncelle (vorgetragen von Fräul. Arnold und Hrn. Baconius), zwei Declamationen, ein Duo für Violine und Pianoforte (vorgetragen von Hrn. Wolff). Die ausgezeichnete Virtuoſität des Hrn. Wolff aus Frankfurt iſt bekannt; über ihn bedarf es daher keines lobenden Wortes weiter. Fräul. Arnold erfreute uns durch ihre meiſterhafte und gefühlvolle Behandlung der Harfe, eines Inſtrumentes, das man leider zu ſelten auf eine befriedigende Art ſpielen hört und deſſen Töne hier noch durch die gelungene Begleitung des Hrn. Baconius auf dem Violoncelle ſehr gewannen. Der Geſang des Fräul. Juſt aus Frankfurt fand Aufmunterung; Hr. Daniel Petri von hier ſang Speyer's Lied: »die drei Liebchen« mit ſchöner Empfindung. Die Männerchöre, ſo wie das Terzett für zwei Tenor und Baß — nun, daß dieſe Geſänge anſprechen, brauche ich kaum ausdrücklich zu erwähnen, da die Vorzüge eines ſchönen Männergeſanges heutiges Tages ohnehin überall Anerkennung zu finden pflegen. Hr. Pirazzi und Hr. Wagner von hier ſprachen: »das Unglück der Weiber«, Gedicht von Gellert, und: »die polniſche Königswahl«, Gedicht von Caſtelli. Jenes erweckte durch den launigen und dem Gedichte ſo ganz entſprechenden, den geübten Redner verrathenden Vortrag allgemeine Heiterkeit, und man ſah dadurch beſtätigt, was ein guter Vortrag aus einem auch nicht gerade ganz vollkommenen Gedichte zu machen verſteht; dieſes ſprach durch ſeine lebendige Darſtellung Jedermann an. — Die junge Welt vergnügte ſich nach Beendigung des Konzertes noch einige Stunden mit Tanz, und man hofft, noch recht oft ähnliche ausgezeichnete Abendunterhaltungen zu genießen, und die Unternehmer wollen in dem allgemeinen Beifall, welcher ihnen geſpendet wird, für ihre großen Bemühungen einige Belohnung finden!

In neuerer Zeit ſind über das Weſen und Wirken des Gewerbvereins, reſp. der hieſigen Section des großh. heſſiſchen, in verſchiedenen Blättern Aufſätze erſchienen, welche alle mehr oder weniger Unrichtigkeiten enthalten. Auf alle zu antworten, kann mir nicht zugemuthet werden. Der neueſte derartige Artikel in dieſem Blatte, unter dem 18. d. Mts. mit »Gullmann« unterzeichnet erſchienen, ſpricht ſich indeſſen in ſo beſtimmten Ausdrücken über einen Beſchluß hinſichtlich der Errichtung eines Hoſpitals für kranke Handwerker aus, daß ich nicht umhin kann, hierdurch öffentlich zu erklären: »daß weder in einer der letzten, noch der früheren Verſammlungen ein derartiger Beſchluß gefaßt worden iſt« und ſonach Alles, was jener Artikel als vom Gewerbverein ausgegangen erwähnt (das nicht in ſein Reſſort Gehörende unberührt laſſend), als unrichtig bezeichnet werden muß.

Mainz, 22. Jan. 1842.

Der Vorſtand hieſiger Section großh. heſſ. Gewerbvereins.
Carl Deninger.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 29. Samstag den 29. Januar 1842.

Donna Luisa.

Nach Madame Charles Reybaud, von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Eine dumpfe Stille herrschte in dem Gemache der Königin, in welchem sich mehr als hundert stehende Personen befanden. Das Kerzenlicht erbleichte in der glühenden Luft, welche so viele hochaufathmende Lungen aushauchten. Außerhalb brach das Gewitter mit entsetzlicher Wuth aus; der Donner grollte, und der Blitz warf unaufhörlich seinen matten Schimmer durch die Fensterscheiben. Es war ein ergreifender Anblick, diese sterbende Königin und alle diese bestürzten Gesichter zu sehen, welche ihrem Todeskampfe zusahen. Sie war seit langer Zeit so schwach und leidend, daß das Ende ihrer langen Krankheit alle Gemüther wie das unerwartetste Ereigniß traf. Es hatte Allen geschienen, als müsse sich diese leidende Existenz bis zu dem gewöhnlichen Lebensziele hinausdehnen. Der König hatte sich in dem Oratorium auf die Knie niedergeworfen; er betete unter dem Beistande seines Almosniers, und durch die Thüre, welche zu Häupten des Bettes war, sah er von Zeit zu Zeit auf die Königin hin. Mitten in der Nacht zog er sich zurück.

Gegen Morgen erhob sich die Sterbende plötzlich, und warf noch einen lebendigen Blick um sich. Der Beichtvater hielt ihr das Kruzifix hin; sie drückte es an die Lippen und sagte mit fester Stimme:

„Die Glocke von Belilla tönt .... Gott ruft mich .... Ich will in dem Kleide des dritten Ordens des heiligen Franziskus sterben."

Die Camera-Mayor eilte sich, ihr über ihre Spitzen das graue wollene Gewand anzuziehen, und ihr den Strick um den Leib zu schlingen, das sie beides schon ein Mal getragen hatte, um ein Gelübde zu erfüllen. Von diesem Augenblick schien sie schnell schwächer zu werden. Doch rang ihre Jugend noch mit dem Tode; sie schien sich wieder zu beleben, aber jedes Mal folgte eine stärkere Ohnmacht auf diese Versuche zum Leben. Donna Luisa, die neben dem Bette saß, folgte mit stiller Angst den Fortschritten dieses grausamen Todeskampfes; nie hatte sie die Nichtigkeit menschlicher Größe so sehr ergriffen, als in diesem Augenblick. Wie mitleidswerth erschien sie ihr im Angesichte dieser großen Lehre. Die Camera-Mayor hatte sich einen Augenblick von dem Kopfkissen entfernt. Donna Luisa kniete an dieser Stelle nieder, und die feuchten Hände der Königin ergreifend, drückte sie sie an ihre Lippen. Die Sterbende bewegte sich, und ihr erlöschender Blick blieb auf diesem Auge voll Schmerz hängen, das über sie weinte. Ein letzter Schimmer von Wille, Verstand und Leben belebte sie; ein letzter Gedanke glitt über ihre Lippen.

„Luisa," flüsterte sie; „Du siehst, ich sterbe .... Hüte Dich, Königin von Spanien zu werden."

Wenige Augenblicke darauf verschied sie.

IV.

Die prunkvollen Leichenfeierlichkeiten der Königin beschäftigten den Hof länger als die Krankheit, die sie in das Grab gebracht hatte. Eine ganze Woche lang ward ihre Leiche in einer Kapelle ausgesetzt, und von ihrem ganzen Hofstaate bewacht. Vier Damen aus den vornehmsten Familien der spanischen Monarchie standen oben an dem Paradebette, dessen düstere Verzierungen von dem Scheine von tausend Kerzen beglänzt wurden. Tag und Nacht wurden Todtenmessen in der Kirche der Benediktinerinnen gehalten, wo sich zahlloses Volk drängte, um unter dem schwarzsammtnen Bahrtuche diesen erbfahlen Kopf zu sehen, auf welchem eine Krone schimmerte; der Tod der Großen ist ein Schauspiel, das die Menge der Elenden tröstet; nur auf diese Weise begreifen sie die Gleichheit der Menschen vor Gott.

Philipp II. offenbarte seinen Schmerz durch den Luxus der Leichenceremonien und der allgemeinen Trauer, die er anordnete. Von da an ward sein Leben noch einsamer, noch unzugänglicher. Das Benediktinerinnenkloster ward eine so undurchdringliche Zufluchtstätte, als wenn die Klausur nicht geöffnet worden wäre. Die Nonnen, welche sich in den Theil des Klosters zurückgezogen hatten, den man das alte Kloster nannte, lebten nicht abgeschiedener von der Welt als die Hofdamen.

Der König gefiel sich in diesem abgesonderten Leben, das dem Leben eines Carthäusers glich; er hatte eine jener starken Seelen, welche der Langenweile einer gänzlichen Einsamkeit widerstehen. Das Gefühl seiner Größe, vielleicht auch die Berechnung hoher Klugheit, hatten ihn stets mitten in seinem Hofe und selbst in seiner Familie isolirt gehalten. Er war selbst gegen seine eifrigsten Diener weder wohlwollend noch vertraulich; sein vertrauter Rath, der unerbittliche Vollzieher seiner Rache, der Herzog von Alba selbst, nahte sich ihm nicht

Digitized by Google

ohne Furcht. Als er es ein einziges Mal wagte, unangemeldet in ſein Kabinet zu treten, ſagte ihm der König mit kaltem Zorne:

„Dieſe Keckheit verdient das Beil!“

Doch wußte er zur rechten Zeit ſein Vertrauen zu ſchenken; er erhob diejenigen, die ihm gut dienten; belohnte die Ergebenheit, politiſche Talente, militäriſchen Muth und ſelbſt Künſte und Wiſſenſchaften auf würdige Weiſe: aber er hatte keine Günſtlinge, und beglückte niemals einen ſeiner Unterthanen aus dem einfachen Grund der Zuneigung oder des guten Willens; niemals war eine Gewalt unbeſchränkter und gefürchteter, als die ſeinige; die Vornehmſten zitterten vor einem Zeichen ſeines Willens; aber Niemand liebte ihn, nicht ein Mal die, die er mit Ehren und Reichthum überhäufte.

(Fortſetzung folgt.)

Die Abſchaffung der Todesſtrafe in Ungarn.

(Von J. Pirazzi.)

Immer klarer tritt die Sonne aus der Wolken Dämmernacht,
Immer mehr verkünden Strahlen, daß ein milder Tag erwacht,
Und die Nebel, welche trübe einſt die Geiſter eingehüllt,
Schwinden bei des Lichtes Schimmer, welches jetzt die Räume füllt.

Und es flieh'n die Schreckgeſtalten, die der feuchte Moder barg,
Welche in Ruinen wohnten, in der Vorzeit morſchem Sarg;
Mögen ſie nun ſchweigend ruhen in der Ahnen dumpfer Gruft —
Schön're Blüthen keimen duftend in der reinen Frühlingsluft.

Lang genug hat Haß gewüthet und der Rache blinde Wuth,
Alle Blätter der Geſchichte ſind gefärbt mit Menſchenblut.
Die Vergangenheit berichtet wilde Kämpfe nur und Mord
Und es pflanzten ſolche Saaten gierig wuchernd ſtets ſich fort.

Rauh und finſter wie die Zeiten waren die Geſetze auch,
Menſchenleben ſchnöd' zu opfern, ein geheiligter Gebrauch,
Nicht der Beſſerung hat Liebe ſchonend einen Pfad gebahnt,
Gräßlicher als das Vergehen ward es ſtrafend oft geahnt.

Und wie Viele büßten ſchuldlos, von der Wahrheit Licht entflammt,
Angefeindet nur vom Wahne und vom Blödſinn nur verdammt.
Selbſt das Heiligſte entweihend, trieb man damit feilen Spott
Und im Feuertod der Brüder diente man noch ſeinem Gott.

Die Jahrhunderte entſchwanden, doch nicht ihre herbe Spur,
Weiter ſchreitet ſtets die Bildung, aber langſam wächſt ſie nur;
Manchen Keim und manche Blüthe trieb und reifte unſ're Zeit,
Doch manch' dürre Zweige hemmen noch des Baumes Fruchtbarkeit.

Jeder Sieg ſey froh begrüßet, den Humanität errang,
Und ſo preiſen wir als ſolchen, folgend unſers Herzens Drang:
Jene Milde, die den Menſchen ſelbſt noch im Verbrecher ehrt,
Die, was Gott allein gegeben, ihm zu rauben nicht begehrt.

Pfälziſche Zuſtände.

(Fortſetzung.)

Alles Geſagte zuſammen genommen, berechtigt uns zu dem allerdings nicht ſehr ſchmeichelhaften Urtheile, daß wir in Künſten und Wiſſenſchaften einen keineswegs hohen Rang einnehmen in der Reihe deutſcher Landſchaften. Woher dieſe, wenn nicht geiſtige, ſo doch gewiß literariſche und künſtleriſche Armuth in einer Provinz, deren Bewohnern man eine lebendige Regſamkeit des Geiſtes nicht abſprechen kann? Der Grund dieſer Erſcheinung liegt nahe. Denn einmal ſind diejenigen, die einen ſtrebſamen Sinn für Kunſt und Wiſſenſchaft beſitzen, ſo ganz und gar von ihrem Amte und ihrer Stellung im bürgerlichen Leben in Anſpruch genommen, daß ſie ſich genügen laſſen müſſen, ihrem nächſten Berufe ihre Kraft zuzuwenden, anderntheils haben wir keinen geiſtigen, keinen literariſchen Centralpunkt in unſerm Kreiſe, in welchem ſich die zerſtreuten Kräfte, die ſich etwa vorfinden, ſammeln könnten. — Wir hatten nur wenige höhere Lehranſtalten während der franzöſiſchen Herrſchaft. Das Volksſchulweſen lag faſt ganz und gar im Todesſchlaf. Zwar ſuchte Frankreich die höheren Studien wieder zu befördern, in Folge der centraliſirenden Adminiſtration, die jenes Land damals wie heute befolgte, konnten die an der Peripherie gelegenen Provinzen wenig Nutzen aus jenem an und für ſich nicht unlöblichen Streben, die höheren Studien wieder in Aufnahme zu bringen, ziehen. Die pfälziſchen Gymnasia illustria wollten nicht ſo wie früher freudig gedeihen; das zu Grünſtadt ging ein, die zu Speyer und Zweibrücken kränkelten. Die wenigen Secundärſchulen wollten nicht viel ſagen. Es iſt natürlich, daß dem Schulweſen, das man in ſeiner Entwickelung gewaltſam geſtört hatte, ſich nicht ſo leicht ein friſcher, lebendiger Geiſt einhauchen ließ in einer Zeit fortwährenden Kriegsgetümmels, — als die Uniform und die Trommel bis ins ſtille Heiligthum der Muſen eingedrungen war.

Unſeren angeſtammten Herrſchern, die ſich der Pfalz, als des Landes, wo ihre Wiege ſtand, mit Liebe annahmen, blieb er vorbehalten, wiederum deutſchen Sinn und deutſchen Ernſt ins Schulweſen einzuführen. Unter ſolcher Pflege mußte das Studien- und Volksſchulweſen bald fröhlich gedeihen, wie eine Pflanze, die man aus einem ihr fremden Beete wieder in ihren heimathlichen Boden zurückverſetzt. Das altehrwürdige Casimirianum zu Neuſtadt a. d. H. wurde wieder ſeinem urſprünglichen Zwecke zurückgegeben; in Dürkheim, Landau, Germersheim entſtanden lateiniſche Schulen. Was unter der kriegeriſchen Fremdherrſchaft zerſtört und verſäumt worden war, wurde wieder neuaufgebaut und gepflegt. Die Pfalz beſaß ehedem viele, ſehr viele lateiniſche Schulen, wenigſtens eine an jedem Oberamtsſitze. Dieſe ſogenannten Präceptorate waren während der franzöſiſchen Herrſchaft faſt alle untergegangen. Erſt ſeit 1835 traten auch da, wo ſolche früher beſtanden hatten, lateiniſche Schulen, mit Realcurſen verbunden, ins Leben, ſo zu Bergzabern, Annweiler, Cuſel, Homburg, ferner in Kirchheimbolanden, Pirmaſens, Blieskaſtel, zuletzt in Edenkoben. Sind dieſe Anſtalten vorerſt auch noch (und zwar aus dem Grunde, weil deren ſo viele zu gleicher Zeit gegründet wurden) mehrentheils mit ſehr beſchränkten Dotationsmitteln verſehen; mögen auch die an denſelben wirkenden Lehrkräfte noch nicht ausreichend erſcheinen, inſofern nämlich nur zwei, höchſtens drei ordentliche Lehrer an denſelben verwendet ſind: ſo viel iſt un-

Digitized by Google

unstößlich gewiß, daß dadurch die humanistischen und realistischen Studien eine Ausdehnung gewonnen haben, wie nie vorher. Das pfälzische Schulwesen fand diese seine Regeneration und zeitgemäße Erweiterung durch seinen hohen Pfalzgrafen. — Es dürfte daher die Behauptung auffallen, wenn wir sagen, die frühere Pfalz besaß verhältnißmäßig mehr Studienanstalten, als die jetzige. Und doch ist dieselbe nicht ganz unbegründet. Hat sich nämlich unläugbar eine höchst heilsame und zeitgemäße Erweiterung unseres Unterrichtswesens ergeben durch Begründung des Schullehrerseminariums — gegenwärtig zweier confessionell getrennten, — ferner durch die Begründung der Kreis-Gewerbs- und Landwirths-Schule, der technischen Anstalten zweiten Ranges und der Realcurse, deren kürzlich erfolgte theilweise Aufhebung hoffentlich nicht andauern wird; haben sich also zwei neue Richtungen, die mehr pädagogische und die technische, im Unterrichtswesen hervorgebildet: so waren dagegen zur frühern Zeit im Umfang unserer heutigen Pfalz drei Gymnasien vorhanden, während jetzt nur noch zwei bestehen, und in Kaiserslautern blühte eine Cameral-Hochschule bis in die achtziger Jahre, an der der Botaniker Succow, der bekannte Jung-Stilling und Andere wirkten. Zugleich aber fand die Pfalz damals in der Universität Heidelberg ihren geistigen und literarischen Centralpunkt, während Mannheim die Künste pflegte, in Zweibrücken die classischen und historischen Studien erfreuliche Blüthen und Früchte trugen.

(Fortsetzung folgt.)

Friederike Brion.

(Vom Neckar.) Da in Ihren Blättern die Goethe'sche Friederike und die Apokrypha, die mehrfach über sie und ihre Schicksale verbreitet worden sind, früher besprochen wurden, so gönnen Sie wohl einen Platz auch den folgenden Notizen, die mir so eben von verehrten Händen zukommen. Sie mögen dem müßigen Forschen der eitlen Neugierde, den schmählichen Verläumdungen eines Wesens, das, in den häuslichsten Verhältnissen erwachsen, auch später nie aus diesen Gränzen herausgetreten ist, und darum wohl dem schmutzigen Munde der Oeffentlichkeit hätte entzogen bleiben sollen — sie mögen endlich der Thorheit jener Reisenden ein Ende machen, die in den Jahren der Werther'schen Sentimentalität nach Sesenheim und Drusenheim wallfahrten, um sich von einem Volke, das dem gemeinen Vortheil nachgeht, mystificiren zu lassen. Friederike Brion ruht auf dem Kirchhofe zu Meißenheim (Oberamts Lahr im Großherzogthum Baden), wo sie im November 1813 in dem ihr verschwägerten Fischer'schen Hause starb. Nach dem Tode ihrer Eltern hatte sie ihre Heimath verlassen und in Paris Zuflucht gesucht bei einer Freundin, die sich vor der Revolution an den dänischen Gesandten in Paris, Rosenstiel, verheirathet hatte. In diesem Hause fand sie Schutz und Aufenthalt bis zu Robespierre's Blutherrschaft, und sie war in den höheren Gesellschaften in Versailles und Paris eine freundliche Erscheinung. Nachher kehrte sie zu ihrem Schwager, Pfarrer Marx in Dießburg (Oberamts Offenburg) zurück, mit dem sie später nach Meißenheim versetzt ward. Hier lebte sie bis zu ihrem Ende, allgemein geliebt, und als eine bereite Helferin und Wohlthäterin verehrt. Ihr Lebenslauf bietet keine andere Denkwürdigkeit dar, am wenigsten die Scandale, die man ihm aufgebürdet hat. Ueber Goethe sprach sie nur mit Verehrung; auf bittere Anspielungen über ihr Verhältniß zu ihm äußerte sie sich mit weiblicher Bescheidung: er sey zu groß, seine Laufbahn zu hoch gewesen, als daß er sie habe heimführen können. Der in Meißenheim noch lebende Pfarrer Fischer, ihr Neffe, der auch Briefe von ihr in Händen hat, hat sie 1813 zu Grabe begleitet. Diese Notizen können, wenn es nöthig werden, oder von Interesse scheinen sollte, mit urkundlichen Belegen erhärtet werden. Ein unverbürgtes Gerücht sagt, Friederike habe von Goethe noch später Briefe erhalten. Dies ist schon darum unwahrscheinlich, weil er, im Falle er mit ihr in Verbindung geblieben wäre, schwerlich seine Lebensgeschichte schon vor ihrem Tode angefangen hätte zu veröffentlichen. (A. Z.)

Ueber das projectirte Wirthschaftsgebäude auf dem Feldberge.

Dem Einsender des Aufsatzes, die Erbauung eines Wartthurms auf dem Feldberge betreffend, ist gewiß Jedermann wegen Anregung dieser Idee zu Dank verpflichtet; jedoch stimmen auch wir der Ansicht des Hrn. Dr. Clemens bei, daß ein Wirthschaftsgebäude weit zweckmäßiger seyn würde. Auch hier in Wiesbaden wurde die letztere Idee schon früher besprochen, und man muß sich in der That wundern, daß sie bei dem allgemein gefühlten Bedürfniß noch kein Spekulant in Ausführung gebracht hat. Denn es liegt außer allem Zweifel, daß ein Wirthshaus, wo man bequem übernachten könnte, um den Sonnenaufgang zu sehen, sich eines zahlreichen Besuches erfreuen und sehr gute Geschäfte machen würde. Die Kurgäste der Taunusbäder und vornehmlich die reisenden Engländer versäumten es gewiß nicht, den Gipfel des Feldberges zu besteigen, wenn sie eines guten Unterkommens daselbst versichert wären. Für erstere würde sich insbesondere die Annehmlichkeit ergeben, einen schönen Ausflug mehr unternehmen zu können, der Platz würde ein Rendezvous für die ganze Umgegend abgeben; für die Wiesbadener Gäste aber hätte diese Partie um so größern Werth, als der Weg durch die schönsten Thäler des Gebirges über Eppstein und Königstein führte, und dieser Weg in neuerer Zeit chaussirt worden und beinahe fertig ist. Der Feldberg würde so häufig besucht werden als der Rigi in der Schweiz.

Für das Haus selbst nun wäre wohl eine Bauart, wie sie in den Gebirgen der Schweiz und des Schwarzwaldes üblich ist, am angenehmsten. Jene Häuser bestehen aus aufeinander gelegten gutgefügten Balken, die Zimmer sind getäfelt, das Dach springt weit vor und schützt die darunter herumlaufende Galerie. Das Material fände sich wohl in der Nähe, näher als Kalk und Mörtel; jedenfalls wäre ein hölzernes Haus wärmer als ein steinernes, vielleicht auch wohlfeiler. Sollte man aber ein steinernes Gebäude vorziehen, so müßte darauf geachtet werden, daß der Felsen auf dem Feldberg, der Brunehildestein genannt, an den sich so viele Sagen knüpfen, als Zeuge der Vorzeit respectirt und nicht in einen Steinbruch verwandelt würde. Der Feldberg genoß in alten Zeiten einer hohen Verehrung, die sich bis tief in die christliche Zeit heraberstreckte. Die berühmte Se-

Digitized by Google

herin Hildegardis, das Orakel der Fürſten und Biſchöfe ihrer Zeit, flehte auf dem Brunehildeſtein um einen glücklichen Erfolg des Kreuzzuges unter Kaiſer Konrad, und hob ſo lange die Hände gegen den Himmel, bis ſie ermattet niederſanken. Die berühmte Prophezeiung dieſer tiefblickenden Frau über den Verfall der Kirche und des Reichs empfehlen wir den Leſern nachzuſchlagen in Vogt's Rheiniſchen Geſchichten und Sagen, B. 1. S. 367.

Wiesbaden, 24. Januar. Dr. Z.

Mannichfaltigkeiten.

Die Köln. Ztg. ſchreibt: Die von Freiligrath und Dr. Künzel beabſichtigte Herausgabe einer neuen Zeitſchrift „Britannia“ iſt bekanntlich an der Unſchlüſſigkeit der Verleger geſcheitert. Die Idee dieſes Unternehmens hatte bei mehreren engliſchen Schriftſtellern erſten Ranges die lebhafteſte Theilnahme erweckt, wie unter Anderm anerkennende Schreiben von Charles Dickens (Boz) und Thomas Carlyle an die Herausgeber beweiſen. Dem Schreiben des Hrn. Dickens entnehmen wir nachſtehende Stelle wegen des darin über Deutſchland ausgeſprochenen Urtheils: „Glauben Sie mir, geehrter Herr, — und ich äußere Ihnen das ganz unumwunden — daß ich nächſt der Gunſt und guten Meinung meiner eigenen Landsleute über Alles die Achtung der deutſchen Nation hochſchätze. Ich ehre und bewundere ſie mehr, als ich es auszudrücken vermag. Ich weiß, daß die Deutſchen bei ihren großen geiſtigen Gaben und deren Ausbildung das erwählte Volk der Erde ſind; ich war nie ſtolzer und glücklicher, als damals, wo ich zuerſt erfuhr, daß meine Schriften von ihnen günſtig aufgenommen wurden.“

(Würzburg, 27. Jan.) In der geſtrigen Vorſtellung „Fra Diavolo“ wurde während der Schlußſcene der erſte hieſige Tenoriſt Hr. Stoffregen durch einen ungeſchickten Schuß nicht unbedeutend verwundet.

(Augsburg, 24. Jan.) Nach den von den Thierärzten Badens, Hannovers, Preußens und Würtembergs gegebenen Beiſpielen wird ſich auch in Bayern ein thierärztlicher Verein conſtituiren, der es ſich zur Aufgabe macht, die einzelnen Fachgenoſſen einander näher zu führen, um ſich gegenſeitig zu erheben, und im gemeinſamen Streben, die Thier-Arznei-Wiſſenſchaft allſeitig zu fördern, dem thierärztlichen Stande eine würdigere Stellung zu verſchaffen und das gemeinſchaftliche Intereſſe zu wahren, kräftig zu unterſtützen.

Nicht nur Frankreich hat jetzt ſeine Armee auf den Friedensfuß geſetzt, ſondern auch das Augsburger Theater hat daſſelbe gethan, denn bei der neulichen Aufführung der „Jungfrau von Orleans“ waren die dabei vorkommenden Heere jedesmal nicht mehr als vier Mann ſtark. (Münchn. Tagbl.)

Die Neckar-Dampfſchifffahrts-Geſellſchaft hat die Anſchaffung eines zweiten Bootes zu dem bereits ſeit zwei Monaten von Heidelberg nach Heilbronn fahrenden Dampfboote aus der Fabrik von Gache in Nantes, welches allen Anſprüchen entſpricht, und ſchon oft mit 80 — 100 Paſſagieren beſetzt war, beſchloſſen, ſo daß im Frühjahre ein regelmäßiger Dienſt beider Boote beginnen wird.

(München, 17. Jan.) In der königl. Erzgießerei beginnt nächſtens der Guß der koloſſalen Statue des verſtorbenen Großherzogs von Heſſen-Darmſtadt, zu der über 100 Ctr. Erz verwendet werden.

Korreſpondenz.

Mainz, im Jan.

Das am Anfange dieſes Jahrs ausgegebene Theater-Journal des hieſigen Stadttheaters führt als darſtellende Mitglieder 20 Herren und 10 Damen auf. Der Chor begreift 11 Herren und 15 Damen. Unter den darſtellenden Perſonen ſind 5 Herren und 2 Damen zugleich verbunden, im Chore mitzuwirken. Das Orcheſter-Perſonal begreift, außer dem Orcheſter- und Chor-Direktor und einem Konzertmeiſter, 32 Individuen, die bei großen Opern noch mit 6 verſtärkt werden. Abgegangen ſind während des abgelaufenen Jahrs an darſtellenden Mitgliedern 10 Herren und 8 Damen, vom Chor 11 Herren und 8 Damen, vom Orcheſter einer. Gaſtirt haben im verfloſſenen Jahre 28 Herren und 22 Damen; es befanden ſich darunter die Herren Balſon, Cornelius, Em. Devrient, Haſſel, Geſſelmann und die Damen v. Hagn, Haizinger, Hammermeiſter, Kemble, Neumann, Stöckl-Heinefetter und Wittmann. Es fanden vom 1. Jan. bis zum 15. Dez. 185 Aufführungen ſtatt, wovon im Monat Januar 21, darunter der Czaar und Zimmermann 4mal bei ſtets überfülltem Hauſe; im Februar 19 nebſt 3 großen Maskenbällen, im März 11, (am 6. März verließ uns die Operngeſellſchaft und reiſ'te nach London), im April 11 im Mai 8, im Juni 11, im Juli 7, im Auguſt 13, im September 18, im Oktober 26, im November 28 und im Dezember 12. — Am 6. März reiſ'te die Operngeſellſchaft, 145 Perſonen ſtark, von hier nach London und kam am 10. dort an. Am 15. begannen die Vorſtellungen auf dem königl. Theater Drury-Lane mit der Oper »der Freiſchütz«, der von dieſem Tage bis zum 9. Juli 14mal gegeben wurde. Jeſſonda wurde 2mal, Fidelio 8mal, die Stumme von Portici 2mal, Titus 1mal, Joſeph als Oratorium 1mal, Oberon 4mal, die Zauberflöte 14mal, das Nachtlager 3mal, Figaro's Hochzeit 6mal, der Templer und die Jüdin 1mal, Euryanthe 4mal, Robert der Teufel 6mal und die Entführung aus dem Serail 1mal aufgeführt. Am 9. Juli reiſ'te die Geſellſchaft nach Mancheſter und gab dort den Freiſchütz 2mal, den Fidelio 1mal, Robert der Teufel 1mal, Figaro 1mal und das Nachtlager 1mal. Hierauf ging ſie nach Liverpool und führte 2mal den Freiſchütz, 1mal Figaro's Hochzeit, 1mal Robert und einmal das Nachtlager auf, kehrte dann nach Mancheſter zurück und gab den Fidelio 1mal, die Zauberflöte 2mal, Don Juan 2mal und den Freiſchütz 1mal; am 7. Auguſt verließ ſie Mancheſter und kam am 13. wieder hier an. — Unſere Jugend, die in allen Straßen Eisbahnen anlegt, hat in den letzten Tagen, außer mehreren unbedeutenden Verletzungen, welche größeren Perſonen, die auf den platten Boden hinfielen, begegneten, drei Beinbrüche von einem Frauenzimmer und zwei Mannsperſonen veranlaßt; das Verbot, auf dem Münſterweiher zu ſchleifen und Schlittſchuhe zu laufen, reicht, wie man ſieht, nicht hin, um Unfälle der Art zu verhindern.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 30. Sonntag, den 30. Januar 1842.

Räthsel.

Von

Ludwig Hub.

Die ihr so gerne euch versenkt
In Räthsel und Charaden,
Ein frischer Kranz sey euch geschenkt!
Kommt, ihr seyd eingeladen!
Gewiß nicht kleinen Ruhm erringt
Der, dem zu rathen eins gelingt,
Ja, wer sie aufzulösen weiß,
Dem spend' ich einen Ehrenpreis.

Den Vater, der sich lange schon
Dem Müssiggang ergeben,
Sieht man den wohlgerath'nen Sohn,
Den fleiß'gen, überleben.
Warum sank er so früh in's Grab,
Der treulich war der Seinen Stab? —
Der Räthselfund'gen große Schaar
Macht mir vielleicht die Lösung klar.

Beim Anblick tausend schöner Frau'n
Ist Jener kalt geblieben;
Da muß er plötzlich Eine schaun
Und muß sie innig lieben.
Was übt auf ihn, der sonst so kalt,
Jetzt aus die magische Gewalt?
Wie ward die Lieb' ihm eingeflößt?
Wer ist, der mir dies Räthsel löst?

Der Mann, der sich von Kindheit an
Der Tugend hat befliffen,
Sieht plötzlich sich auf finst're Bahn,
Zur Unthat hingerissen.
Wie nennet sich die dunkle Macht,
Die ihn dem Abgrund nah gebracht?
Wer ist, der Lösung mir gewährt
Und seinen tiefen Fall erklärt?

Das finst're Werk des Bösewichts
Gelingt, ihn sieht man siegen;
Doch der bewährte Freund des Lichts
Muß schmählich unterliegen.
Warum sein Loos so traurig fiel?
Warum er nicht erreicht sein Ziel?
Ihr glücklichen Errather, seyd
Doch säumig nicht mit dem Bescheid!

Der declamirt dort ein Gedicht;
Man wird nicht angeregt.
Wie kömmt's, daß wenn's ein And'rer spricht,
Es mächtig uns beweget?
Daß er mit Einem Ton und Wort
Uns unwillkürlich reißet fort?
Wer ist es, der mir sagen kann,
Wodurch er wohl den Sieg gewann?

In einem Nu hat insgesammt
Der Jüngste von den Jungen,
Der stolz sich bläht im hohen Amt,
Die Aeltern übersprungen;
Noch viel Verdient're waren da.
Wer sagt mir an, wie dies geschah?
Was förderte so sehr den Lauf?
Errather, löst es mir doch auf!

Doch halt' ich mit den Räthseln ein,
Ihr möcht' mir's sonst verübeln;
Ein froher Sinn kann nicht gedeih'n
Bei allzu langem Grübeln;
Kein neidenswerthes Leben lebt,
Wer Alles zu entziffern strebt;
Drum werden auch die Räthsel jetzt
Von mir nicht weiter fortgesetzt.

Digitized by Google

Donna Luisa.

Nach Madame Charles Reybaud, von Ruthinka Zitz.

(Fortsetzung.)

In den ersten Tagen, die auf das Begräbniß der Königin folgten, sah Philipp II. Donna Luisa nicht; es schien selbst, als hätte er vergessen, daß sie an seinem Hofe weile. Doch hatte sich nichts für sie verändert, man erzeigte ihr dieselbe Ehrfurcht; sie war mit einem Gefolge von Duegnen umgeben, die unter dem Vorwande, sie zu bedienen, sie Tag und Nacht bewachten. Sie verließ ihr Gemach nur, um jeden Morgen mit der königlichen Familie die Messe zu hören. Sie bot den beiden Infantinnen das Weihwasser, welche ihr eine ernste Verbeugung machten, aber nicht mit ihr zu sprechen wagten, denn sie waren stolz und schüchtern zugleich; alle drei nahmen, ohne Unterschied des Ranges, ihre Plätze ein; hinter ihnen nahmen die Ehrendamen und vor ihnen die Meninen Platz, das sind junge Mädchen aus den vornehmsten Häusern, welche die Prinzessinnen vom königlichen Geblüte bedienten. Der in der Mitte der Tribüne auf zwei Stufen erhöhte Betstuhl war mit einem schwarzen Tuche bedeckt worden, worauf ein Meßbuch mit dem Wappen von Oestreich und von Castilien lag. Neben dieser leeren Stelle knieend, dachte Donna Luisa oft über die letzten Worte der Königin nach. Diese Art Warnung hatte sie zuerst mit einem von Entsetzen gemischten Erstaunen erfüllt, aber sie fing nach und nach an, sie als den düstern Traum eines erlöschenden Geistes zu betrachten. Eine lebhaftere Sorge, als die um ihre eigene Zukunft, beschäftigte ihre Seele. Gefangene, mitten unter so viel Größe, wußte sie nicht, was in der übrigen Welt vorging, gleichsam, als hätten die Mauern eines Kerkers weder einen Sonnenstrahl, noch den Ton einer menschlichen Stimme bis zu ihr dringen lassen. Ihre Tage entschwanden unter einem fürchterlichen Zwang, unter den Blicken von zwanzig zu ihrem Dienstpersonale gehörigen Frauen, deren Wachsamkeit jeden ihrer Schritte belauschte.

Donna Luisa erhielt nur dann einen Augenblick der Einsamkeit, wenn sie sich in ein kleines Oratorium zurückzog, das in einer tiefen Fensternische ihres Gemachs angebracht war, und welchem ein seidener Vorhang als Thüre diente. Ihre Damen folgten ihr nicht dahin, da dieser Winkel keinen Ausgang hatte und sein vergittertes Fenster auf das große Kloster ging. Eine Nonne hatte diese Art Kapelle in ihrer Zelle eingerichtet, die jetzt von Donna Luisa bewohnt ward. Ein schmales, mit einem gestickten Tuche überdecktes Brett diente einem Bilde unserer lieben Frau von Guadaloupe zum Altar; zu beiden Seiten standen zwei irdene Gefäße, welche mit Wiesenblumen geschmückt waren; ein schmaler Sitz, so hart wie eine Kirchenbank, und eine Strohmatte bildeten das übrige Geräthe. Diese Armuth bildete einen grellen Abstich gegen die reichen Behänge mit Goldfransen, womit die weißgetünchten Mauern überkleidet waren. Donna Luisa brachte ganze Stunden an dem Gitterfenster zu, um dessen Stäbe sich Jasminzweige rankten; sie schaute den Himmel an, horchte auf das wirre Geräusch, das sich jenseits der hohen Klostermauern erhob, und von finsterer Entmuthigung ergriffen, murmelte sie vor sich hin: „Mein Gott, welch ein hartes Gefängniß! hier ist Leib und Seele eingekerkert; die schrecklichste Einsamkeit wäre nicht schlimmer als diese Vereinzelung mitten unter so viel Menschen, die mich mehr bewachen als bedienen. Mein Gott! welches ist das Loos der Meinigen? weiß ich doch nicht ein Mal, ob diejenigen, für welche ich Tag und Nacht bete, im Himmel oder auf Erden sind."

Eines Morgens ward Donna Luisa durch den Ton der Glocken aufgeweckt, welche aus aller Macht läuteten; man hörte Musketensalven, und von Minute zu Minute wurden die Kanonen der Festung gelöst. Fernes Geschrei übertönte noch den Donner des Geschützes und den Glockenklang aller Kirchenthürme von Badajoz.

Donna Luisa erhob sich bleich und bestürzt.

„Was ist das?" rief sie; „man kämpft in der Stadt oder man löst die Kanonen als Zeichen der Freude; hört Ihr, Donna Barbara?"

„Ich höre, Sennora," erwiederte die Duegna, indem sie die Bettvorhänge zurückzog.

„Und wißt, was dieses Getöse bedeutet?"

„Nein, in der That, Sennora."

„Ich denke, das ist doch wohl kein Staatsgeheimniß. Ein ganzes Volk stößt Freudengeschrei aus; ich dächte, man könnte mir wohl ohne Gefahr, sich zu compromittiren, sagen warum."

Die Duegna schüttelte den Kopf und kniete nieder, indem sie sagte:

„Eben läutet man den Engel des Herrn. Ave Maria."

Donna Luisa war aufgestanden, und man kleidete sie an; als sie fertig war, statt sich an ihren Betschemel zu begeben, um ihr Morgengebet zu verrichten, ging sie gerade auf die Thüre zu.

„Sennora, wo wollt Ihr hin?" schrieen die Frauen, indem sie ihr mit bestürzter Miene den Weg vertraten.

„Zu dem König," erwiederte sie, indem sie sie gebieterisch auf die Seite schob; „folgt mir, Donna Barbara."

Es war ungefähr sechs Uhr Morgens; Niemand war in den großen schattendunkeln Gängen; die Sonne begann auf die Bäume zu scheinen, die auf dem Rasenplatz im Hofe standen. Die tiefe Stille, welche in dem Kloster herrschte, verwunderte Donna Luisa; während außerhalb alles freudig jauchzte, schien alles stumm und trostlos in dieser finstern Wohnung. Die Pagen des Königs und einige Edelleute befanden sich bereits in dem Vorzimmer; alle standen vor Donna Luisa auf. Sie trat ohne Hinderniß allein bei dem König ein.

Es war Niemand in dem Kabinet; sie blieb allein vor dem Tische stehen, und ihre Augen verweilten auf einem vierten Bildnisse, welches den andern angereiht worden war; es war das der verstorbenen Königin. Donna Luisa ward von einer Art Entsetzen ergriffen beim Anblick dieser düstern Serie; es schien ihr, als wären die Blicke dieser jungen Frauen auf sie gerichtet, und als sagten sie ihr: „Hüte Dich, Königin von Spanien zu werden!"

„Donna Luisa!" flüsterte eine Stimme hinter ihr, und der schwere seidene Vorhang, der die Thüre verhüllte, fiel geräuschlos nieder, es war der König, der langsam eingetreten war. Bei dem Anblick der Prinzessin hatte er einen Ausruf des Erstaunens und der Zufriedenheit nicht gänzlich unterdrücken können.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Pfälzische Zustände.

(Fortsetzung.)

Von der Hochschule Heidelberg losgetrennt, durch die französische Herrschaft von dem geschichtlichen Boden ihrer früheren geistigen Bestrebungen abgerissen und in ihr ganz fremde Verhältnisse und Beziehungen hineingezwängt, in ihrem Studien- und Schulwesen fast gänzlich versäumt und vernachlässigt, später und jetzt noch von den bayerischen Hochschulen zu weit entfernt, als daß ein unmittelbarer, stetiger, literarisch anregender Impuls von dort aus sich wirksam erweisen konnte, in solche Mißverhältnisse eingeklemmt, war die Pfalz in Gefahr, geistig zu verkümmern, namentlich aber in der Generation, deren Bildungs- und erste Jugendzeit in die französische Periode fällt. Mit welcher Liebe auch immerhin der Pfälzer an den aus dieser Zeit ihm gebliebenen Institutionen festhält; das steht nicht zu läugnen, Frankreich hat die unter seiner Herrschaft herangewachsene Jugend geistig vernachlässigt, und wer sich vorurtheilsfrei umschaut unter uns, der wird bekennen müssen, daß die durch geistige Bildung hervorragendsten Männer, welche die Pfalz jetzt noch besitzt, entweder aus der Zeit vor oder nach der Fremdherrschaft hervorgegangen sind. — Allein auch jetzt stehen wir gewissermaßen noch isolirt da. Man fühlt das; man sucht einen Mittelpunkt, wie ihn die frühere Pfalz in Heidelberg gefunden hatte, einen provinziellen Einigungspunkt. Eine größere Stadt von bedeutenden Verhältnissen, die schon durch sich selbst überwiegenden Einfluß und Anziehungskraft auf die übrigen Theile des Kreises äußern könnte, eine Stadt, wo Kunst und Wissenschaft blühten, Gewerbe und Handel großartig und schwunghaft betrieben würden, wie fast jeder der jenseitigen Kreise eine solche besitzt, eine in dieser Weise prädominirende Stadt ist in unserer Pfalz nicht vorhanden. Speyer, der Sitz der Kreisregierung, Zweibrücken, der des Appellationshofes, ersteres mit einem königl. Lyceum, letzteres mit einem Gymnasium, liegen an den entgegengesetzten Gränzen, und man kann nicht wohl behaupten, daß die eine oder andere dieser Städte tonangebende Autorität ausübe. Dagegen scheint Kaiserslautern, wenn auch die Kreiscollegien ihren Sitz nicht da haben, nicht blos der geographische Mittelpunkt bleiben, sondern ein solcher auch in anderer Beziehung werden zu wollen. Diese seine Hoffnung und Aufgabe, der provinzielle Mittelpunkt des Kreises zu werden, ist ihm zunächst durch seine geographische Lage angedeutet, sie ist von seinen Einwohnern erkannt, und wird mit Stolz, aber mit Ruhe und ohne sanguinische Uebereilung erstrebt. Eifersüchteleien von Seiten anderer Städte werden und können kaum ausbleiben. Der daraus entstehende Wetteifer wird aber hoffentlich nur zum Vortheile Aller ausschlagen. Kaiserslautern liegt im Knotenpunkte der bedeutendsten Straßenzüge des Kreises, die für alle Folgezeit ihre Richtung beibehalten werden, weil sie nach natürlichen, also nothwendigen und bleibenden Rücksichten, nicht etwa zur Begünstigung einer einzelnen oder einiger Städte angelegt sind. Schon hieraus ist erklärlich, daß daselbst auch ein reger Verkehr sich gestalten mußte. Ein nachhaltiger Handelsverkehr ist aber immer basirt auf gegenseitigen Ueberfluß und Bedarf, auf gegenseitigen Austausch der Erzeugnisse. Nun finden sich aber gerade im Westen des Kreises diejenigen Produkte im Ueberfluß vor, die im Osten desselben fehlen, und umgekehrt. Dieses natürliche, nicht erkünstelte Wechselverhältniß bildet aber in Kaiserslautern, in Verbindung mit den nach allen Seiten ziehenden Straßen, einen sehr belebten Handelsverkehr, wie man ihn bei einer Binnenstadt von ihrem Umfange nicht leicht erwartet. Eine unabsehbare Masse von Brenn-, Bau- und Nutzholz, theils zur Axe, theils auf flößbaren Bächen, ferner Torf, Steinkohlen, nehmen ihren Weg durch oder von Kaiserslautern nach dem Osten und Norden des Kreises. Dagegen bringt der östliche und nördliche Theil desselben Getreide, Kalk, Kaufmannsgüter vom Rhein, Wein ꝛc. in und durch diese Stadt für den Westen. Kaiserslautern besitzt deßhalb auch den bedeutendsten Getreidemarkt im Kreise. Kein Wunder, daß gerade diese Stadt mehr als irgend eine andere über ihre alten Stadtmauern hinauswuchs, daß ihre Ausdehnung jedes Jahr zunimmt, daß sich ihre Einwohnerzahl seit fünfzig Jahren verdreifacht hat! Die Baulust scheint daher mehr im Zu- als im Abnehmen begriffen zu seyn; in keiner Stadt ist aber auch das Bauen mehr erleichtert. Die unerschöpfliche Menge sehr guter Sandsteine und die bedeutenden Holzberechtigungen haben schon längst auch unter den ärmsten Bewohnern, die sich in Menge daselbst ansiedeln, die um wohlfeilen Preis zu befriedigende Baulust angeregt und erhalten. Man halte das ja nicht für eine Schattenseite dieser Stadt. Der daselbst mit vielem Fleiß und Geschick betriebene Ackerbau, so wie die wenigstens begonnene Fabrikthätigkeit bedürfen vieler Arbeitskräfte, und wird man dieselben erst so gut zu benutzen wissen, als Ulrich, Georg und Jakob Fugger in Augsburg es verstanden, den Fleiß ihrer armen Mitbürger sich nutzbar zu machen; so wird, was Manchem als dunkler Schlagschatten, der den künftigen Glanz verdüstern könnte, erscheinen mag, eben nur dazu dienen, die Grundlage einer mehr gehobenen Industrie zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Das Wirthschaftsgebäude auf dem Feldberge.

Die in Nro. 20. dieser Blätter wieder in Anregung gebrachte, in Nro. 22. und 24. durch die Unterzeichneten weiter ausgeführte Idee, den Gipfel des Feldbergs mit einem gastlichen Obdach zu schmücken, hat in unserer, alles Schöne und Gute freundlich pflegenden Vaterstadt, wie in allen von gleichem Sinne beseelten Nachbarorten, einen so freundlichen Anklang gefunden, daß die Unterzeichneten sich ermuthigt finden, alle Freunde der Naturschönheiten unseres Taunus hiermit aufzufordern, zu einer vorläufigen Besprechung, **Samstag, den 5. Febr., Abends 6 Uhr, in dem uns zu diesem Zwecke, von der Redaction dieser Blätter zuvorkommend eingeräumten Lokale ihres Geschäftsbureaus, sich freundlichst einfinden zu wollen.** — Wir setzen den Termin absichtlich etwas entfernter, hoffend, daß auch von den benachbarten Bezirken Viele unserem Vorhaben Günstige, sich einstellen möchten. Insbesondere ergeht unsere Einladung an den bereits am 6. Juli 1838 mit der Zusicherung eines Kostenbeitrags von fl. 100 in diesen Blättern anonym aufgetretenen Taunusfreund, dieser ersten Versammlung seine Gegenwart, sowie dem Plane selbst seine Mitwirkung nicht verweigern zu wollen.

Dr. A. Clemens. A. Ravenstein.

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

Im „Independant" liest man: Georg I., König von England, wurde für geizig gehalten. Wir haben irgendwo gelesen, daß er auf einer Reise nach Dänemark in einem Wirthshause einkehrte, wo er ein frisches Ei zum Frühstück nahm. Als er die Rechnung begehrte, berechnete der Wirth ihm 200 fl. für dieses Ei. Der König ließ ihn rufen und sagte zu ihm: „Sagen Sie, Freund, die Eier sind wohl sehr selten in Eurem Lande?" „Nein", antwortete der Wirth, „aber die Könige sind es." — Der Wirth des „Hotel des Bains" zu Ostende muß wohl ebenfalls finden, daß die Könige selten bei ihm einkehren, und er war wahrscheinlich entschlossen, die erste sich ihm darbietende Gelegenheit zu benutzen, um sie zu brandschatzen. So handelte er gegen den König von Preußen. Für eine Nacht, welche der König mit seinem Gefolge, das sich nicht auf 20 Personen belief, dort zubrachte und für ein genossenes Frühstück mußte Se. preuß. Maj. fünftausend Francs zahlen. Der König konnte begreiflicher Weise nicht dingen; allein es wäre gut gewesen, wenn er die Aufstellung der Rechnung gefordert hätte, um diese Habgier, wie sie es verdiente, zu beschämen. Es gibt gewiß keinen Richter in der Welt, der eine solche Erpressung gebilligt haben würde. Es steht der Presse zu, sie zu brandmarken, damit keiner versucht werde, sie nachzuahmen.

Korrespondenz.

Aus dem Großherzogthum Hessen.

Da jetzt in mehreren deutschen Staaten die Kammern versammelt sind, so dürfte vielleicht ihnen folgender Vorschlag, der ein neues Band um die gemeinsamen Interessen Deutschlands ziehen könnte, zur Berücksichtigung vorgetragen werden. Es sind in Deutschland 2 Mill. Arme, welche zu ihrer Ernährung wenigstens 60 Mill. Gulden kosten, weil an vielen Orten für Wohnung schon gesorgt ist. Könnte man ein Mittel finden, auf Kosten des Auslandes diese Armen zu beschäftigen, so würde den Armen wie Deutschland ein bedeutender Vortheil zukommen. Dieses Mittel scheint in der Zucht des Seidenwurms zu liegen und in der Bereitung der Rohseide. Beides ist leichte, auch von Schwachen und Alten zu verrichtende Arbeit. Viele Armenanstalten haben bedeutende Räume, Grundstücke, welche dazu dienen können, und es fehlt — sobald an einem einträglichen Verzinsen der darauf gewendeten Capitalien nicht gezweifelt werden kann — auch nicht an Vorschüssen dazu. Da nun die Seideproduktion in Deutschland gar wenig Hände beschäftigt und trotz aller Mühe und Geld schwerlich in Aufnahme kömmt, da sie mehr im Großen getrieben werden muß, wegen der gleichen Temperatur für den Wurm und nöthigen trockenen Nahrung; so würde ihre Begünstigung durchaus nicht fleißigen Händen schaden, die bis jetzt und auf lange hinaus noch sich eher der Wolle- und Baumwollenfabrikation zuwenden dürften und sollten. Die Seideproduktion wäre daher eine wahre Eroberung im Gebiete der Oekonomie auf Kosten des Auslandes, und gäbe eine Beschäftigung für Arme ab, die bisher keine hatten, und sie gäbe ihnen bessere Nahrung, Kleidung und der Luxus ernährte also die Armuth, wie denn eigentlich allein auch der Luxus sie erzeugt. Das Monopol der Produktion wäre zugleich ein Monopol für den Fleiß, der noch nicht bestand, und für die Wohlthätigkeit und den Nationalsinn ein Sporn. Dieser Vorschlag, den wir schon vor drei Jahren einmal machten, hat bei einigen Männern, welche ihn prüften, Beifall gefunden, und sie haben blos den Einwand gemacht, daß sich schwerlich ganz Deutschland zu den Vorkehrungen verstände, und daß er hauptsächlich bei den höhern Ständen scheitern müsse, weil diese die ausländische Seide nicht entbehren würden. Dieser Einwurf schien uns keiner, denn was dem Ganzen und den Armen nützt, muß um so eher bei höhern Ständen Beifall finden. Was wären aber die Vorkehrungen? 1. Verbot aller fremden Rohseide im Zollgebiete. 2. Erlaubniß für jene Fabriken, welche Rohseide verarbeiten, so lange ein bestimmtes Quantum Rohseide aus dem Auslande zu beziehen, bis unsere deutschen Anstalten das Quantum liefern könnten. 3. Aehnliche Verbote für gezwirnte Seide u. dgl. 4. Monopol der Armenanstalten des Zollvereins für die Seidebereitung; ausgenommen davon blieben aber jene zu begränzenden Bezirke, wo solche schon betrieben würde. 5. Gemeinschaftliches Handanlegen aller Armenanstalten zu Pflanzung von Maulbeerbäumen und Unterricht in der Bereitung. 6. Beispiel der Führer, Leiter, Obenstehenden des Volks, hauptsächlich hoher Frauen — (Frauenvereine) — um blos inländische Seide zu kaufen. 7. Anregung des christlichen Sinns und des Nationalsinns dazu. Es ist keine Frage, daß die Seide anfangs im Preise stiege, aber in 5 — 6 Jahren gliche sich das aus. Wer nicht so viel Sinn für das Gute und Volksthümliche hätte, den nöthigte das Verbot dazu, und welcher Stolz und Glanz läge auf einer Seide, welche das Produkt der Wohlthätigkeit und des Gemeinsinns wäre. Das wäre das erste Produkt eines wahren deutschen Nationalvereins. Der Maulbeerbaum verfriert nie ganz bei einer Kälte von 20 Graden, wenn er aus Saamen gezogen und 5 — 6 Jahre alt ist, wohl aber Schößlinge von ihm und Zweige. Er gedeiht also bis Königsberg. Uebrigens könnte man noch nicht in 20 Jahren für 60 Mill. Gulden Seide erziehen, man brauchte also nicht zu bangen, daß die Seide allein alle Armuth wegtilgte, obwohl dies das Beste wäre, was geschehen könnte. Frankreich erzeugt über 150 Mill. Gulden Seidenwaaren, wovon es für 60 Mill. Gulden ausführt, davon Deutschland wenigstens für 15 Mill. Gulden verbraucht. Uebrigens würde sich bei Beschäftigung der Armen damit, welche doch ernährt werden müssen, die Seide wohlfeiler stellen, somit das rohe Produkt sich wohl verdoppeln für den Verbrauch.

Uffingen, Ende Jan.

Der Vorschlag, der neulich in Ihrem vielgelesenem Blatte gemacht wurde, auf dem Feldberg einen Wartthurm zu bauen, der die Gegend weithin beherrschte, wie der Thurm auf dem Königstuhl bei Heidelberg und der auf dem Melibocus, hat in den Taunusgegenden vielfachen Anklang gefunden. Ob dieser Gedanke, nachdem er vor einigen Jahren mehrmals angeregt worden, in dieser glücklichen Zeit schöner und nützlicher Unternehmungen endlich seine Ausführung erhalte, hängt nur davon ab, ob sich in Frankfurt zu diesem Zwecke ein Verein von tüchtigen und thätigen Männern bildet. — Ich zweifle nicht daran, denn von einem Jahr zum andern wird unser herrliches Gebirge von Reisenden und Naturfreunden häufiger besucht. Auch das wildromantische Weilthal auf der Nordseite mit seinen Burgen und Schlössern Alt- und Neuweilnau, mit der Riesenbuche und der prachtvollen Fernsicht, die es auf der Anhöhe zwischen Treisberg und Schmitten gestattet auf die Felsen und Burgen, Wälder und Wiesen nach Westen hin und nach Osten bis tief hinein in die goldene Wetterau, ist dem Taunusreisendem nicht mehr so fremd, wie ehedem.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 30. Jan. (Auf vieles Verlangen): Norma, große Oper in 3 Abtheilungen, Musik von Bellini. (Gastrolle) Norma: Dem. Rudersdorff aus Mailand.

Montag, 31. Jan. (Zum Vortheil der Dem. Lindner und zum Erstenmale): Die Fremde, Schauspiel in 5 Aufzügen, von Johanna v. Weissenthurn. Hierauf folgt (zum Erstenmale): Die Kartenschlägerin, oder: die bestärkte Eifersucht, Lokalluftspiel in 2 Akten. — Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 31. Montag, den 31. Januar 1842.

Donna Luisa.

Nach Madame Charles Reybaud, von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

„Ihr seyds, Senhora?“ hob der König an, „wir danken Euch für diesen Besuch. Der heutige Tag muß glücklich für mich seyn, da er mit Eurer Gegenwart beginnt.“

Diese Worte einer geschäftigen Galanterie klangen sonderbar in Philipps Mund. Donna Luisa antwortete nur durch eine betrübte Gebärde darauf; sie fühlte sich von einer vagen Furcht erfüllt. In diesem Augenblick würde sie der Zorn des Königs weniger erschreckt haben, als diese Zeichen eines seltsamen Wohlwollens; aber der mächtige Beweggrund, der sie hergeführt hatte, beherrschte bald jeden andern Eindruck in ihr.

„Sire,“ sagte sie, „die meisten Eurer Tage sind durch neue Glücksfälle bezeichnet; wenn Gott Euch schlägt, so tröstet er Euch auch. Habt Mitleid mit denen, welche sein Zorn in der Trübsal läßt. Ich komme, um mein Schicksal von Euch zu erfahren. Was bedeuten diese Kanonensalven, dieses Geschrei, das mich aufgeweckt hat? O, Sire, welch ein neues Unglück hab' ich zu bejammern?“

„Gott, der Euch betrübt, wird Euch trösten. Hofft auf ihn und meinen guten Willen für Euch, Donna Luisa.“

„Sire, Ihr antwortet mir nicht,“ rief sie trostlos.

In diesem Augenblick ertönte Trompetengeschmetter und lärmendes Geschrei vor den Thoren des Klosters; der Ruf: Viva Espanna y Portugal! widerhallte bis in den Klostergewölben. Philipp II. kehrte sich gegen das Fenster und sagte: „Das Volk erfreut sich einer jener Siege, welche über das Loos der Staaten entscheiden.“

Donna Luisa bebte. „Das portugiesische Heer wird Lissabon nicht übergeben,“ sagte sie ungestüm. „Sire, Ihr seyd Herr einiger Städte, welche Euch der Verrath überliefert hat; aber nicht alle werden die Feigheit des Herzogs von Braganza nachahmen. Dieser Krieg wird lange dauern, und wer weiß, wann er endigen wird.“

„Er ist zu Ende,“ antwortete Philipp kalt; „wir haben Lissabon eingenommen; ich bin König von Portugal.“

„Dann ist mein Vater todt!“ rief Donna Luisa mit einem langen Jammertone.

„Er lebt noch.“

„So ist er Euer Gefangener, Sire.“

Der König antwortete Donna Luisa nicht; in seine Gedanken von Glück und Ehrgeiz verloren, betrachtete er das schöne Mädchen, dessen Schicksal in seinen Händen lag, das er durch ein einziges Wort in ein Kloster vergraben oder auf den ersten Thron der Welt erheben konnte.

„Sire,“ hob Donna Luisa wieder an, „schickt mich zu meinem Vater; gebietet, daß man uns in denselben Kerker bringe. Ihr habt mich eben Eures guten Willens versichert; gewährt mir diese Gnade, die einzige, die ich von Euch fordere, die einzige, die ich von Euch annehmen will.“

„Das ist ein sehr stolzes Wort,“ sagte der König mit einigem Spotte, aber ohne jede Unzufriedenheit. „Die Gnade, welche Ihr von mir verlangt, liegt wirklich außer dem Bereiche unserer Macht: Don Antonio ist nicht unser Gefangener; er hat sich nicht unter Lissabons Mauern tödten lassen; er ist entflohen . . . .“

„Wer Eurer Majestät das gesagt hat, der hat gelogen!“ fiel ihm Donna Luisa in die Rede. „Ihr konntet an eine solche Feigheit nicht glauben, Sire. Es handelt sich hier nicht um die Rechte, die Ihr angreift, noch um den Rang desjenigen, den man beschimpft; es handelt sich um die Ehre eines Soldaten, und portugiesische Soldaten fliehen nicht, und verlangen niemals Quartier.“

„Don Antonio ist während der Schlacht verschwunden, und man fand ihn nicht unter den Todten.“

„Ist sein Schicksal denn dem Don Sebastian's gleich!“ flüsterte Donna Luisa vor sich hin; und die Frage, die sie gerne an den König gerichtet hätte, ging nicht über ihre Lippen. Er verstand sie dennoch, und gleichsam ihre Gedanken benutzend, sagte er: „Der Betrüger, der es gewagt hatte, unter dem Namen Don Sebastian's zu erscheinen, ist den Leuten entwischt, die ich ausgesendet hatte, um schnelle Gerechtigkeit an ihm auszuüben; welche Sorgfalt man auch angewendet hat, so konnte man weder entdecken, wer er war, noch was aus ihm geworden ist.“

Donna Luisa's Herz hörte einen Augenblick auf zu schlagen; sie fühlte, wie Furcht und Hoffnung zugleich in ihr erloschen; sie glaubte, daß eine Täuschung ihrer Sinne sie betrogen hätte; das Grab, das sie offen gesehen, hatte sich wieder vor ihr zugeschlossen. Die andern Neigungen, die ihr noch in dieser Welt blieben, konnten sie nicht trösten, und doch wachten sie lebhafter wieder auf mitten in dieser tiefen Betrübniß. Mit finstern gegen Himmel gerichteten Blicken, schien

Digitized by Google

Donna Luisa die Gegenwart des Königs völlig vergessen zu haben; ihr Geist hatte den Raum überschritten, der sie von ihren Lieben trennte, und sie flüsterte in der Bitterkeit ihres Schmerzes und ihrer Vereinzelung:

„Ach! Isabella!"

„Ihr sprecht von der jungen Herzogin von Avero?" fragte Philipp.

„Ach Sire, ich würde minder zu beklagen seyn, wenn sie bei mir wäre," rief Donna Luisa, plötzlich in die schreckliche Wirklichkeit ihrer Lage zurück versetzt, und nahe daran, sich zu einer Bitte herabzulassen, um den einzigen Trost zu erhalten, den sie in ihrem Unglücke erwarten konnte.

Der König antwortete nicht; er nahm die Feder, schrieb eine Zeile, schellte einem Pagen, und übergab ihm das Papier, nachdem er es versiegelt hatte. Donna Luisa folgte seinen Bewegungen mit Angst; sie harrte, daß er ihr sagen würde, die von ihr gewünschte Gnade sey ihr gewährt. Aber Philipp II. warf gedankenlos die Feder weg, und sich an die Prinzessin wendend, sagte er: „Eure Vermittlung, Sennora, wird vielleicht von Nutzen seyn, um dieses bereits unterworfene Königreich völlig friedfertig zu machen. Don Antonio kann sich in eines der festen Schlösser geworfen haben, welche auf der Küste stehen; es wäre eine kecke Narrheit, zu glauben, daß er sich lange halten könnte, und Euer Rath könnte ihn davon abbringen. An welchen Ort er sich auch geflüchtet haben mag, so ist ihm Widerstand unmöglich. Er unterwerfe sich, und ich werde ihn gnädig aufnehmen, wo nicht . . . ."

„Und was vermöchte Euer Zorn noch mehr, Sire?" unterbrach ihn Donna Luisa. „Ihr habt ihm die Tochter und seine Staaten genommen; Ihr macht ihm sogar die Ehre einer rechtmäßigen Geburt streitig; was laßt Ihr ihm dann, wann Ihr ihn zu Gnaden aufnehmt?"

„Das Leben," erwiederte Philipp II.

Donna Luisa besaß jenen festen überlegenden Muth, welcher in außergewöhnlichen Lagen zunimmt; sie wandte sich gegen das Cruzifix, und indem sie dem König das göttliche Bild zeigte, vor welchem er sich täglich niederwarf, sagte sie: „Die Mächtigen der Erde haben vor Gott eine schrecklichere Rechenschaft abzulegen, als die gemeinen Menschen; ihre Thaten werden von dem gerichtet, der allein groß ist, und vor dem Ihr selbst elend und klein seyd. Seine Gerechtigkeit ist unerbittlich; sie wird Euch verdammen, wenn Ihr das Blut meines Vaters vergießt; es handelt sich um Euer Seelenheil und um Euern Ruhm hienieden! Sire, ein König überliefert nicht dem Henker einen Feind, den er auf dem Schlachtfelde besiegt hat."

„Er überliefert ihm die Verräther und Rebellen," erwiederte Philipp II., ohne daß es schien, als hätten diese kühnen, mit thränenweicher Stimme ausgesprochenen Worte Mitleid oder Zorn in ihm erregt. „Aber Eure Furcht geht zu weit, Donna Luisa; wir haben keinen Preis auf Don Antonio's Kopf gesetzt, und wir versprechen Euch, uns zu erinnern, daß er Euer Vater ist; dieser Titel wird ihm eine sichere Schutzwehr gegen unsern Groll seyn. Beruhigt Euch, Sennora, und baut auf die Zukunft, welche Euch Gott aufbewahrt; vielleicht wart Ihr nie in Euerm Leben dem glänzendsten Loose so nah, als heute; glaubt an meinen guten Willen für Euch."

(Fortsetzung folgt.)

Pfälzische Zustände.

(Fortsetzung.)

Durch alle die angedeuteten Verhältnisse eignet sich Kaiserslautern nicht nur dazu, eine Stadt von bedeutenderm Umfange, sondern namentlich auch dazu, ein Fabrikort zu werden. Holz und Torf sind in der Nähe, Steinkohlen nicht fern, Arbeitskräfte völlig hinreichend in der Stadt und deren Umgebung, ein stets gleicher Bach mit reinem Quellwasser, der vorerst nur Schneid- und Mahlmühlen treibt, Absatzwege nach allen Richtungen, schon jetzt belebter Verkehr, die Nähe bedeutender Eisenwerke ꝛc., alles dieses muß die Bewohner dieser Stadt zu der Hoffnung auf eine künftige gedeihliche Industrie berechtigen, auf das Bestreben hinweisen, die vorhandenen günstigen Verhältnisse zur Anlage von Fabriken mit Umsicht zu benützen, so wie sie bisher mit praktischem Sinn und löblichem Fleiße ihren Ackerbau, trotz eines rauhen Klima's, emporzubringen wußten. Bis jetzt zwar bestehen daselbst nur eine Tabaks-, eine Cattun-, eine Zuckerfabrik; mechanische Werkstätten etablirten sich erst in neuester Zeit; das dortige untergährige Bier hat sich seit kurzem guten Ruf und großen Absatz in dem ganze Kreise verschafft.

Eins aber fehlt noch in Kaiserslautern wie überhaupt in der Pfalz, — nämlich wissenschaftlich und praktisch gebildete Techniker. Auf dem Wege der Empirie scheint nun einmal Deutschland nicht bestimmt zu seyn, eine so hohe Stufe der Industrie zu erreichen als England und Nordamerika. Es scheint vielmehr gewiß, daß wir auf dem bereits gelegten Grunde deutscher Wissenschaftlichkeit und deutschen Fleißes auch unsere Industrie aufbauen müssen. Sehr richtig bemerkt der scharfsinnige Techniker Prof. Oetberger bei Gelegenheit des 25jährigen Jubiläums des polytechnischen Vereins für Bayern in einer Rede über den Standpunkt der Technik seit dem letzten Frieden: „In England und Amerika, welche Länder uns mit ihren Erfolgen blenden, ist nicht die Wissenschaft ins Leben hinabgestiegen, sondern da haust nur Empirie. Sind aber die Deutschen einmal auf dem Felde der Industrie gelagert, so benützen sie das Licht der Wissenschaft unmittelbar, und sind dann jeden Erfolges sicherer als die andern bei dem reflectirten Schein des Empirismus. Wir dürfen daher mit froher Zuversicht in die Zukunft blicken, der Stern der Deutschen ist aufgegangen, und Nichts kann seinen Glanz verdunkeln." Wir wünschen und hoffen, daß auch für uns diese Worte durch die Zukunft bewahrheitet werden möchten; unser Stern kann aber auch nur dann aufgehen, wenn wir theilnehmen an der Entwickelung der technischen Wissenschaften.

Die mit den lateinischen Schulen verbundenen Realcurse, so wie die Kreis-Landwirthschafts- und Gewerbsschule wirken noch nicht lange genug, als daß schon sichtbare Resultate für's Leben von ihnen verlangt werden könnten. Zudem fehlt unserm gewerblichen Unterrichte in der Pfalz der Ausbau, es fehlt ihm eine polytechnische Schule. Die humanistischen Studien haben einen solchen Ausbau, so weit eine Provinz denselben verlangen kann, durch die Errichtung eines Lyceums zu Speyer erhalten; nicht so die technischen. Wenn nun Kaiserslautern, anknüpfend an die früheren pfälzischen Zustände in der Erinnerung an die ehemalige Cameralhochschule, seine reichen städtischen Mittel dazu verwenden will, wenn es durch Bewilligung von 15,000 fl. für die Jahre 1841 — 42 und 1842 — 43,

gitized by Google

also bis zum Beginne einer neuen Finanzperiode, eine polytechnische Schule, ein technisches Lyceum zu begründen beabsichtigt, so dürfte ihm eben so wenig der Dank der ganzen Pfalz entgehen, als die allerhöchste Genehmigung für dieses Projet sicher zu erwarten steht. Dafür aber bürgt schon der umsichtige Eifer unseres thätigen Regierungspräsidenten, des Fürsten Wrede, welcher bei der Berathung und Beschlußnahme über diesen wichtigen Gegenstand den Stadtrath von Kaiserslautern persönlich präsidirte und die erfreulichsten Versicherungen gegeben haben soll. Hier gilt es aber, das, was die Zeit zerstört hat, in einer für die Gegenwart geeigneten Gestaltung wieder neu aufzubauen. Einem solchen Streben, das lehrt uns die Regeneration unseres ganzen Schulwesens, fehlte nimmer die allerhöchste Genehmigung und Aufmunterung. Nur unbegründete Aengstlichkeit mag befürchten, daß deßhalb diese Genehmigung Schwierigkeiten finden dürfte, weil bereits schon drei polytechnische Anstalten in Bayern bestehen, die Errichtung einer vierten also nicht dringendes Bedürfniß sey. Es folgt aus diesem Umstande nur so viel, daß vielleicht für die nächsten Jahre die Staatskasse keine bedeutende Zuschüsse für die neu zu errichtende Anstalt zu verabreichen vermag. Da aber die isolirte Lage der Pfalz nur Wenigen, in der Regel nur Solchen, die sich dem Staatsdienste zu widmen gedenken, verstattet, auf den jenseitigen polytechnischen Schulen ihre weitere Ausbildung zu suchen; da wir namentlich für industrielle Zwecke wissenschaftliche und praktische Techniker bedürfen: so ist die dringliche Nothwendigkeit einer eignen pfälzischen polytechnischen Schule nicht abzuläugnen, und die Kreisregierung wird künftig um so mehr die noch mangelnden Dotationsmittel aus Kreisfonds zuweisen, weil eine solche Anstalt nicht Sache einer einzelnen Gemeinde, sondern vielmehr des ganzen Kreises ist.

(Schluß folgt.)

Ein Charakterzug von Friedrich Wilhelm III., König von Preußen.

In dem von der Rettungsanstalt zu Düsseldorf verlegten „Christlichen Volkskalender" für 1842 befindet sich Seite 36 eine Anekdote in Betreff des unvergeßlichen Königs Friedrich Wilhelm III., welche allgemein bekannt zu seyn verdient, und hoffentlich wird sein Andenken nicht blos für Preußen, sondern für ganz Deutschland ein Segen bleiben. Er war ja der erste deutsche Fürst, welcher ritterlich das Schwert für Deutschlands Freiheit und die gerechte Sache ergriff, zu einer Zeit, wo wahrlich das Resultat noch sehr zweifelhaft schien, und beinahe ganz Deutschland in der Gewalt des Eroberers war. Außerdem verdankt ihm ja Deutschland noch so vielfacher Wohlthaten, wie den Zollverein u. s. w.

Einst — es war in seinen ersten Regierungsjahren — stand der König mit seiner Gemahlin, der lieben Königin Luise, im Schlosse am Marmorsee vor einem Fenster. Die Königin hatte den Kronprinzen selbst im Arme, und ließ ihn mit einigen Goldstücken spielen. Indessen näherte sich ein 60jähriger, dürftig, aber reinlich gekleideter Mann dem Fenster, verbeugte sich, und, ohne das königl. Paar zu kennen, sagte er zum König: „Gewähren Sie, mein Herr, einem alten, von undankbaren Töchtern verstoßenen Manne ein Almosen; mein einziger Sohn ist Soldat, und steht jetzt bei der Demarcationslinie." Der König öffnete beide Flügel des Fensters, und antwortete, ohne sich weiter auf Fragen und Erkundigungen einzulassen, huldreich dem Bittenden: „Wende Er sich an dieses Frauenzimmer, mein Freund! Er sieht, sie läßt Kinder mit Goldstücken spielen, und wird für einen armen, von Kindern verstoßenen Vater gern etwas übrig haben; ich habe meine Börse nicht bei der Hand." Die Königin gab dem kleinen Kronprinzen 4 Friedrichsd'or in die Hand, und sagte zu ihm: „Lieber Fritz! gieb sie dort dem Manne." Der Prinz warf sie erfreut in den Hut des Greises, der über diese unerwartete reiche Gabe ganz bestürzt wurde, und von Rührung und Dank hingerissen, mit Thränen das Fenster verließ. Kaum war er 10 Schritte gegangen, als die Königin ihm nachrief: „Freund, komme Er doch noch ein Mal hieher." Der Alte wankte zurück. „Wie heißt Er, mein Freund?" fragte die Königin. „Ich heiße Berghoff," erwiederte dieser, „bin ehemals Sattler in Brandenburg gewesen, habe Friedrich dem Großen 23 Jahre treu gedient, und meinen ehrlichen Abschied als Sergeant." „Ohne Pension?" fragte die Königin, und seine Antwort war: „Ja, Madame." „Dieser Herr hier," sagte sie nun, indem sie auf den König hinwies, „sagt zwar, er hätte seine Börse nicht bei sich; aber er hat Feder, Dinte und Papier. An ihn wende Er sich; seine Handschrift ist so gut wie Geld." Der König, gerührt über diesen eben so gutmüthigen als naiven Einfall seiner liebenswürdigen Gemahlin, ging vom Fenster zurück, setzte sich an seinen Schreibtisch, und kam mit einem Zettel zurück, worauf die Worte standen:

„Dem alten Berghoff aus Brandenburg sind 12 Thlr. monatliche Pension aus der außerordentlichen Kriegskasse zu reichen.

An Friedrich Wilhelm.

das Kriegszahlamt zu Berlin."

Nun wurde Berghoff, der lesen konnte, erst gewahr, daß es das königl. Paar war. Eben wollte sich sein ganzes Herz in den stärksten Ausdrücken des Danks und in den heißesten Segenswünschen ergießen, aber der König wartete diese Scene nicht ab, sondern schloß die Fenster wieder, entfernte sich schnell, und überließ den grauen Krieger den Eindrücken einer eben so frohen als außerordentlichen Ueberraschung.

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 24. Jan.) Zu erwähnen ist des Vortrags unseres berühmten Geographen Karl Ritter in dem wissenschaftlichen Verein für Vorlesungen an das Publikum. Er betraf die durch die neuere Kolonisation berühmt und wichtig gewordene Insel Neuseeland, nach authentischen Mittheilungen, welche der Vortragende in England gesammelt hat. Es wurde dazu eine kleine Karte ausgegeben, und obgleich der Vortrag statt einer fast zwei Stunden währte, so fand er doch ausdauernd das größte Interesse.

(Frankfurt a. M., 23. Jan.) Der Capitalfonds der Mozartstiftung ist bereits auf 14,000 fl. angewachsen. Als Beispiel der Theilnahme, welche diese schöne Stiftung auch außerhalb Frankfurt findet, erwähnen wir eine Gabe von 150 fl.,

die derſelben kürzlich von der Mannheimer Theaterdirection zugeſendet wurde.

In Peſth wurde dieſer Tage ein gemeiner Soldat beerdigt, der dem Türkenkrieg beigewohnt hatte, und ſeit 1809 ſich im Penſionsſtande befand. Er war älter als 100 Jahre und hieß Johann Tóth. Sein Leichenbegängniß war ſo prachtvoll, wie es nur bei einem der höchſten Offiziere üblich iſt.

Im Bade Oberlavis in Tyrol wächſt jährlich der Zufluß der Fremden, namentlich jener, deren Leben bisher eine lange Unverdaulichkeit war. Dagegen machen die umwohnenden Bauern und Pächter ihren Taglöhnern und Dienſtboten die feſte Bedingung, kein Waſſer zu trinken; ſie können ſie dann nicht erſättigen, denn der Brunnen macht ungeheuren Appetit.

(Rheinzabern, 21. Jan.) In der Nacht vom 18. auf den 19. dieſes erſtickten zu Rheinzabern zwei Kinder im Kohlendampf. Die Aeltern gingen des Abends aus und ließen ihre Kleinen von 1 und 3 Jahren allein zu Hauſe, die im Bette ſchliefen. Auf dem Ofen hatten ſie Torf, um ihn zum Gebrauch auf den folgenden Tag auszutrocknen, der Feuer fing und den tödtlichen Dampf hervorbrachte.

Hr. Cullmann und das Rochus-Hoſpital zu Mainz.

Zur Würdigung jenes Aufſatzes in Nro. 20 der Didaskalia vom 20. Jan. letzthin über die humanen Beſtrebungen des Mainzer Gewerbvereins, insbeſondere aber über die Beſtrebungen des Hrn. Cullmann, dem geiſtlichen Inſtitute der barmherzigen Schweſtern das Wort zu reden und zur größeren Verherrlichung dieſer frommen Verſchwiſterung eine Anſtalt, welche ſeit Jahrhunderten in Mainz ſich die Achtung all' ihrer Behörden erworben hat, in den Schatten zu ſtellen — hier einige ganz einfache Mittheilungen. Während der drei Jahre, ſeit welcher Zeit ich Inſpector des Mainzer Krankenhauſes bin, habe ich einen andern Hrn. Cullmann, als unſern alten ehrlichen Pfründner Cullmann mit keinem Auge in dieſer Anſtalt geſehen; jener in Nro 20 der Didaskalia unterzeichnete Cullmann ſcheint mir deshalb ein homo peregrinus in patria zu ſeyn, denn ſonſt hätte er nicht wie der Blinde von den Farben geſprochen und Fraubaſereien ſein Ohr geliehen, die einem Manne, der ſeinen Verſtand zur gründlichen Erforſchung von Thatſachen und geſchichtlichen Wahrheiten benutzen ſoll, übel anſtehen. Zufolge der poetiſchen Ausmalerei des Hrn. Cullmann liegt die Mainzer Krankenwartſchaft an dem gräßlichſten Krebsübel darnieder, nach ſeiner Darſtellung ſind da nur rohe Menſchen als Wärter angeſtellt und alles Gefühl aus dem Hoſpitale verbannt; nach ihm iſt kein Heil zu erwarten für arme Kranke, außer in der Heranziehung der frommen Schweſtern von Nancy in die Krankenanſtalt, zugleich aber auch in alle Krankenhäuſer jenſeits des Rheins, die nach ihm ja meiſt auch noch in der Barbarei der Miethkrankenwärterſchaft liegen. Wenn ſich indeſſen Hr. Cullmann in das hieſige Krankenhaus bemühen wollte, ſo ſollte er baldigſt eines Beſſern belehrt ſeyn. Denn ich wollte ihm beweiſen, daß der Zudrang zum Krankenhauſe niemals ſo bedeutend war, als er in den drei letzten Jahren geweſen, indem der Patientenſtand in dieſer Zeit, gegen faſt alle früheren Jahre gehalten, auf das Doppelte geſtiegen iſt, und das Hoſpital in jedem der drei Jahre durchſchnittlich 1100 Patienten zu verpflegen hatte, während die Zahl der Erkrankten im Jahre 1816 kaum etwas über 200, im Jahre 1826 etliche Nummern über 500, im Jahre 1836 aber erſt 545 betrug; ich wollte ihm durch das Krankenperſonal ſelbſt nachweiſen, daß daſſelbe durchgängig mit der Wartung zufrieden iſt und viele Geneſene die Anſtalt mit dem wärmſten Dank im Herzen verlaſſen; noch mehr, ich würde ihm nachweiſen, daß man in der Regel die größte Mühe hat, die Leute nach ihrer Herſtellung zum Austritte aus dem Hoſpital zu bewegen, und der Hoſpitalarzt ſich öfters genöthigt ſieht, die bevorſtehende Entlaſſung eines Reconvaleſcenten ſchon acht Tage vorher bei ihm einzuleiten und innerhalb dieſer acht Tage wiederholt darauf zurückkommen muß, bis er endlich beſtimmt und entſchieden erklären kann: Heute treten Sie aus. Da kann doch wahrlich von einer gefühlloſen Behandlung nicht die Rede ſeyn und Hr. Cullmann, wenn er die Sache in der Nähe betrachtete, würde ſich vielleicht zu beſſeren Einſichten und milderen Anſichten beſtimmen laſſen, er würde dann nicht mehr als ein Fremder oder Uebelwollender unter uns daſtehen. Dies zur Rettung des in ſeinen Dienſtverrichtungen ſo frivol angetaſteten beſoldeten Wartperſonals, unter welchem unter andern eine Wärterin ſich befindet, die ſchon ſeit mehr als 20 Jahren zur größten Zufriedenheit ihrer Vorgeſetzten dieſem beſchwerlichen Dienſte der Art obliegt, daß ihr die vollſte Anerkennung gebührt.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz.

Mainz, 28. Jan.

Geſtern erſchoß ſich in dem zu dem Römerthale bei Bretzenheim gehörigen Garten ein junger Mann von Hamburg, der ſich ſeit ohngefähr vierzehn Tagen hier aufhielt und beinahe jeden Nachmittag nach den römiſchen Waſſerleitungen und dem dortigen Wirthshauſe einen Spaziergang machte. Man weiß wenig von ſeinen Verhältniſſen; nur ſo viel erfährt man, daß er einer wohlhabenden Hamburger Familie angehörte und große Reiſen gemacht hat. Er hinterließ weder Papiere, noch konnte man aus ſeinem Benehmen auf den ſchrecklichen Gedanken ſchließen, daß er durch Selbſtmord ſeinem Leben ein Ende machen wolle. Die gerichtliche Unterſuchung, die heute ſtatt findet, wird vielleicht einige Aufklärung liefern. — Die an den drei Karnevalstagen hier ſtatt findenden Maskenbälle werden wahrſcheinlich in der Fruchthalle gegeben werden. Es wird hierdurch ein Plan verwirklicht, der bei der Erbauung dieſes Feſtlokals ausgeſprochen wurde, aber damals vielfachen Widerſpruch fand. Mehrere in dem Innern des großen Gebäudes aufgeſtellte Oefen werden eine angenehme Wärme verbreiten und dadurch auch der am Dienſtag daſelbſt abzuhaltende Jahrmarkt ſehr an Annehmlichkeit gewinnen. Berückſichtigt man die große Menge Menſchen, die dieſes Lokal faſt und wie viele Mühe und Koſten geſpart werden, wenn man das Schauſpielhaus nicht immer zu einem Ballſaale einrichten muß, ſo kann man der Idee, die Maskenbälle in der Fruchthalle zu halten, ſeine Zuſtimmung nicht verſagen. — Alles läßt ſich auf's beſte zu unſerer Karnevalsfeier an; nur eins fehlt noch — die Rheinbrücke. Dieſe muß bis zum 4. Febr. aufgeſtellt und die Communication nach dem jenſeitigen Ufer ganz leicht ſeyn, damit unſere vielen Freunde und Bekannte von Frankfurt, Wiesbaden und allen den lieblichen Städten und Orten von jenſeits ungehindert hieher kommen können, ohne ſich der Schneckenpoſt der Nachen zu bedienen, nachdem ſie wie im Sturme auf der Eiſenbahn zu Kaſtel eingetroffen ſind.

Theater-Anzeige.

Montag, 31. Jan. (Zum Vortheil der Dem. Lindner und zum Erſtenmale): Die Fremde, Schauſpiel in 5 Aufzügen, von Johanna v. Weiſſenthurn. Hierauf folgt (zum Erſtenmale): Die Kartenſchlägerin, oder: die beſtärkte Eiferſucht, Lokalluſtſpiel in 2 Akten. — Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 32. Dienstag, den 1. Februar 1842.

Das neue Haus auf dem Feldberg.

Wohl zu einem hohen Bauwerk ist der Grundstein nun gelegt
Im Gedanken, der verwandte weithin freudig angeregt,
In dem Samenkorn des Wortes, das auf guten Boden fiel,
In dem Aufblüh'n der Gemeinschaft, die da strebt nach gleichem Ziel,

Und auf jenen Bergeshöhen wird es prangend sich erheben,
Um dem Wanderer ein Obdach über'm Wolkensitz zu geben,
Ein erhab'nes Belvedere, um in's glüh'nde Angesicht
Jener Königin zu schauen, deren Glanz die Nacht durchbricht.

Wann der Sommer seinen kühlen Waldesschatten ausgebreitet,
Wann er durch die grünen Thäler ein geschmückter Jüngling schreitet,
Dann entfalten freiheitsdurstig wir der Städte engem Raum
Und verweilen gern im Haine, an der Quellen Blumensaum.

Dann auch wenden wir die Schritte nach den wald'gen Bergesgipfeln,
Nach den wilden Thälern mit den wogenden Kastanienwipfeln,
Nach den einsam stillen Pfaden im verschlung'nen Waldrevier,
Nach bemoos'ten Burgruinen, nach dem Taunus pilgern wir.

Manches Thal wird froh durchzogen, mancher Wald voll alter Eichen,
Bis wir dann empor zu deinen Höhen, stolzer Feldberg, steigen,
Bis wir dann auf deinem breiten, lichtumfloss'nen Gipfel steh'n
Und hinab auf Strom und Fluren und auf Thürm' und Städte seh'n.

Welch ein Anblick! und wohin wir uns're freud'gen Augen wenden,
Sind es vaterländ'sche Gauen, denen unsern Gruß wir senden,
Sind es Wohnungen von Menschen, durch Gesinnung uns verwandt,
Durch ein gleiches Ziel und Streben, durch der Sprache geistig Band.

Oft in langen Sommertagen werden wir der Stadt entfliehen,
Um vom Druck der Lebenssorgen unsern müden Geist zu heilen,
Um Erquickung zu gewinnen unter Blüth' und Blumenduft,
Um uns neugestärkt zu baden in der frischen Bergesluft.

Darum möge es gelingen, was ihr freudig angeregt,
Und es wurde bald an's hohe Bauwerk rüst'ge Hand gelegt,
Auf des Feldbergs Belvedere, um in's glüh'nde Angesicht
Jener Königin zu schauen, deren Glanz die Nacht durchbricht!

W.

Donna Luisa.

Nach Madame Charles Reybaud, von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Philipp's Worte hatten einen so deutlichen Sinn, daß sie Donna Luisa nicht mißverstehen konnte; sie wußte dennoch ihre Ueberraschung und ihren Schrecken zu verbergen; ihr Gesicht behielt denselben Ausdruck ergebenen Schmerzes, nur daß ihre Wangen noch blässer wurden, und sie wandte die Blicke von ihm ab, indem sie sich verbeugte, gleichsam als wolle sie dem König für sein Versprechen danken.

Es trat eine Pause ein. Philipp II., Donna Luisa gegenüber sitzend, schien gänzlich in seine Gedanken verloren. Er schien sehr ruhig zu seyn, aber eine geheime Freude, der Stolz auf die neuen Erfolge seiner Waffen, entrunzelte seine Stirne; er dachte an die großen Pläne, die er bereits verwirklicht hatte, und an die Zukunft, welche sich noch so weit vor ihm ausdehnte. Der alte Monarch, der ein neues Reich erobert hatte, und dessen neubelebtes Herz in Liebe schlug, war voll Willenskraft und unerbittlicher Leidenschaften, wie dreißig Jahre früher, als er in jugendlichem Stolze den Thron Maria's von England theilte; wie zu der näher liegenden Zeit, wo ihm die älteste Tochter des Königs von Frankreich zugeführt ward, um die Krone zu erhalten, welche für Alle so verhängnißvoll ward, deren Stirne sie berührte. Aber diese ungestümen Leidenschaften sprudelten niemals über; sie glichen der verborgenen Flamme der Vulkane, deren dumpfe Gewalt die Erde erheben macht und Abgründe aushöhlt, ohne daß ein Ausbruch ihre Existenz verräth. Niemals hatte Philipp II. in solcher Fülle das stolze Glück der höchsten Gewalt gefühlt; sein Blick umfaßte die Welt, ohne daß er seines Gleichen fand, und vielleicht schwebte in diesem Augenblick seinem Geist der Plan seines Vaters, Carls V., zu einer Universalmonarchie vor.

„Gott hat uns gesegnet," sagte er, seine Gedanken laut vollendend; „er hat uns erhöht unter allen Königen der Erde; er hat uns die Widerwärtigkeiten und Trübsale erspart, welchen die menschlichen Schicksale unterworfen sind; seine Güte wird uns ohne Zweifel Zeit lassen hienieden, um das zu vollenden, was wir so glücklich begonnen haben."

Donna Luisa seufzte tief. Diese Verläugnung aller Gefühle, die dem Herzen des Menschen so natürlich sind, der Anblick dieser einsamen Größe berührten sie schmerzlich. Dieser Monarch, dessen stolze Dankbarkeit Gott für so viel Glück

Digitized by Google

dankte, hatte den unerbittlichen Tod den größten Theil seiner Familie wegmähen sehen, und trug Trauer für seine vierte Gemahlin.

„Eine große Sorge beschäftigt mich dennoch," hob der König wieder an: „die Erbfolge des Thrones ist nicht hinreichend gesichert; der Prinz von Asturien ist schwach und kränklich. Gott erhalte ihn uns! aber wenn wir ihn verlören? Ich weiß, daß meine älteste Tochter, die Infantin Donna Clara Eugenia, des Ranges würdig ist, zu welchem sie alsdann berufen werden würde; sie ist fromm, klug und von festem Willen; ich setze Vertrauen in sie, trotz ihrer Jugend, und glaube, daß sie den Scepter unserer Ahnfrau, Isabella der Katholischen, auf eine würdige Weise tragen würde; aber wer würde die Herrschaft ihrer weitläufigen Staaten mit ihr theilen? Wen würde sie zum König von Spanien, Portugal, der Niederlande, Neapel, Sizilien und Indien machen? Ich habe in allen Regentenfamilien der Christenheit gesucht, ohne einen Prinzen zu finden, welchem ich mit der Hand der Infantin die Hoffnung, mir nachzufolgen, geben möchte. Ich muß andere Erben haben, und das Wohl des Staates erheischt es, daß ich mich wieder vermähle."

Donna Luisa antwortete auf diese unerwartete Offenbarung nur durch ein beistimmendes Nicken.

„Die Prinzessinnen aus dem Hause Frankreich sind alle vermählt," fuhr der König fort; „zudem hatte ich schon genug mit der Königin Mutter zu schaffen. Es ist eine Prinzessin in dem Hause Lothringen, aber sie ist noch sehr jung, und die Lothringer würden mir auch zu thun geben, denn sie besitzen einen unersättlichen Ehrgeiz, und sind zu unruhig. Ich habe ohne mehr Erfolg die Augen auf das Haus Oestreich geworfen. Die verwittwete Königin von Frankreich, Gemahlin Carls IX., ist eine große, fromme Fürstin, aber wir sind zu nah verwandt. Keine dieser Verbindungen könnte mir anstehen. Ich habe anderwärts gesucht, und meine getroffene Wahl wird die ganze Welt in Erstaunen setzen. Ihr werdet sie erfahren, Donna Luisa, sobald die Trauer um die selige Königin zu Ende ist. Indessen behaltet, was ich Euch gesagt habe, für Euch allein. Bald werde ich Euch wieder sehen. Geht, Gott sey bei Euch, Madonna."

Sie verbeugte sich vor der Hand, welche er ihr hinreichte, und die sie nach den Vorschriften der Etikette hätte küssen sollen; aber ihre ganze Seele empörte sich gegen diese Art Huldigung, und sie berührte nur mit der Stirne seine langen weißen Finger, die ihr das Haar streichelten, als er die Hand zurückzog. Sie entfernte sich mit verwirrter Seele, denn was sie gehört hatte, erfüllte sie mit Furcht und Staunen. Der Ehrgeiz, ihren verlorenen Rang wieder einzunehmen, die Hoffnung, die Ihrigen wieder zu erheben, berührte sie durchaus nicht; sie hatte das Loos der verstorbenen Königin zu nahe gesehen, um Erbin ihrer schrecklichen Größe werden zu wollen. In dem Augenblick, als sie die Schwelle ihres Gemachs überschritt, eilte ihr Jemand hastig entgegen und warf sich vor ihr nieder. Es war die junge Herzogin von Avero.

Donna Luisa stieß einen Schrei aus.

„Du bist es! Du!" sagte sie; „ich hatte so oft zu Gott gebetet, uns wieder zu vereinigen! Ich hatte den König darum gebeten, wagte aber nicht, es zu hoffen."

Und sie umschlang sie fest und küßte sie; dann einen raschen Blick auf die sie umgebenden Frauen werfend, hielt sie überströmendes Gefühl von Freude und Rührung zurück.

„Wo warst Du? wo kommst Du her?" sagte sie ruhig.

„Ach, Hoheit, schon seit einem Monat bin ich hier, und sah Euch täglich in der Kirche durch das vergitterte Chor, wo ich die Messe mit den Nonnen hörte."

„Und der König wußte, daß Du da warst?"

„Auf seinen Befehl hat mich Hauptmann Rodriguez hergebracht. So kannte denn Eure Hoheit mein Schicksal nicht? O welch ein schreckliches Gefängniß! Diejenigen, welche darin leben, gleichen den armen Seelen, die schon in die andere Welt übergegangen sind."

(Fortsetzung folgt.)

Pfälzische Zustände.

(Schluß.)

Im Baufache wird unser künftiges technisches Lyceum zwar nie mit dem in der Hauptstadt concurriren können. Mögen unsere künftigen Architekten dann ihre erste Vorbildung im Kreise finden, und ihre höhere Ausbildung in München suchen und dort die herrlichen Gebilde der Baukunst studiren. Zum Studium des Berg- und Forstwesens dürften aber wohl nicht leicht irgendwo in Bayern die Verhältnisse günstiger seyn als bei uns. — Allein es ist ein ernst gefühltes Bedürfniß, daß nicht nur für die künftigen technischen Staatsdiener, sondern namentlich auch für die Fabricanten, Werkführer, für diejenigen, die in mechanischen Werkstätten sich für das practische Leben heranbilden wollen, für diejenigen, deren Gewerbe Kenntniß in der Chemie erfordert, kurz für die Industriellen, die Wissenschaft ihr Licht leuchten lasse in unserer Nähe, ihre belebenden Strahlen ausgieße über unsern Kreis. Wir bedürfen einer Handelsschule um so dringender, da unsere jungen Handelsleute bis jetzt häufig ihre Vorbildung in Frankreich zu suchen genöthigt waren, und eine solche schließt sich leicht an eine Gewerbs- und polytechnische Anstalt an.

Bedenkt man, wie arm unsere Pfalz bis jetzt noch an Manufacturen und Fabriken ist, die die einheimischen und fremde Rohprodukte für den eignen, wo möglich auch für den ausländischen Bedarf zu verarbeiten im Stande wären; wie einladend dagegen die sonstigen Verhältnisse zum Betriebe einer höhern Industrie sind; wie mächtig dieselbe sich in anderen deutschen Provinzen zu heben beginnt, seitdem der Zollverein Schutz nach Außen, Freiheit nach Innen mehr und mehr gewährt: so steht zu befürchten, daß unsere gesegnete Provinz trotz ihres natürlichen Reichthums vergleichungsweise verarmen müßte, wenn man nicht mit allem Ernste darauf Bedacht nimmt, einen Theil unserer Jugend in den technischen Wissenschaften heranzubilden, daß wir bei dem regen Wettkampfe auf dem Felde der Industrie mit größerer Beruhigung in die Zukunft blicken können.

Unsere Papierfabriken im Neustadter, Dürkheimer, Annweiler Thale sind vielleicht der einzige Industriezweig, in welchem wir mit dem Ausland glücklich concurriren. Die meisten anderen Manufacturen sind mit ihrem Absatz auf die Pfalz selbst beschränkt; die Tabaksfabriken gedeihen an mehreren Orten, eben so die (so viel wir wissen, einzige) Cattunfabrik, die Runkelrübenzucker-Fabrikation hat unter nicht sehr begünstigenden

Digitized by Google

Zollverhältnissen begonnen und scheint, auch trotz diesen, einen guten Fortgang gewinnen zu wollen. Freilich produzirt dieselbe vorerst noch einen sehr kleinen Theil des allgemeinen Zuckerverbrauchs, der in Europa jährlich nach approximativer Berechnung über 10 Millionen Centner beträgt. Die Tuchmanufakturen haben wenigstens in St. Lambrecht seit einem Jahrzehnt eine sehr erfreuliche Ausdehnung gewonnen, wenn sie auch in den feinsten Sorten noch nicht den niederländischen Tüchern gleich kommen. Dagegen haben an einigen andern Orten die Tuchfabrikanten geringe Fortschritte gemacht, ja an einzelnen sogar Rückschritte, weil sie sich nicht in die Zeit zu finden wußten. Leder fabriziren wir mehr, als für den eigenen Bedarf nöthig ist, und es fällt durch den Absatz ins Ausland die Bilanz zu unserm Vortheile aus. — Unsere Eisenwerke finden gesicherten Absatz, mit Quecksilber versehen unsere Bergwerke einen großen Theil von Deutschland. Muß es aber nicht höchst auffallend erscheinen, daß in einer Provinz, die bedeutende Kohlenbergwerke besitzt, die Dampfkraft, die die Industrie unserer Zeit umgestaltet hat, so wenig, ja fast gar noch nicht in Anwendung gebracht ist? Denn daß einige Dampfkessel in Branntweinbrennereien, in Papiermühlen, in der Zuckerfabrik, zur Förderung der Steinkohlen bei St. Ingbert aufgestellt sind, will wenig bedeuten. Noch eilt kein Dampfwagen über die schon Jahre lang projektirte, aber nicht begonnene, wohl gar ganz aufgegebene Eisenbahn; noch befährt kein pfälzisches Dampfschiff unseren Rhein; noch strömt die Steinkohle nirgends in der Pfalz ihr Leuchtgas aus, weder auf Straßen, noch in den inneren Räumen eines Hauses oder eines Fabrikgebäudes; noch setzt keine Dampfmaschine Mühlen, Wollspinnereien und Webestühle in Bewegung. Die Pfalz muß sich gestehen, daß sie in literarischer und industrieller Beziehung gegen manche Gauen des deutschen, gegen einzelne des bayerischen Vaterlandes zurücksteht, nicht durch eigene Schuld, wohl aber durch Verhältnisse, die sie nicht herbeigeführt hat, und die umzugestalten oder zu bewältigen nicht das Werk eines Augenblicks ist. Sie hat übrigens ihre Lage erkannt und strebt mit löblichem Eifer nach dem Bessern. Wenn sie in ihre Vergangenheit zurückblickt, so hat sie namentlich den Verlust und die Vernachlässigung ihrer höheren Bildungsanstalten zu beklagen; Manches ist wieder und zwar zweckmäßiger aufgebaut worden. So wie nun unter Schutz und Schirm seiner Herrscher die weitere Ausbildung der verschiedenen Richtungen des Unterrichtswesens zu erwarten steht; so wird auch eine erhöhte Thätigkeit auf dem weiten Felde der Industrie der Pfalz in Zukunft jenen Rang anweisen unter den deutschen Provinzen, zu dem sie durch ihren Produktenreichthum und ihre sonstigen Verhältnisse vollkommen befähigt erscheint.

X. zu C.

Mannichfaltigkeiten.

Für Auswanderungslustige theilen wir folgendes Schreiben aus Neu-Orleans (in Nordamerika) vom 28. Nov. mit: „Unsere Blätter enthalten lange Reihen von Einwanderern, die, in den Sommermonaten hier angekommen, alsbald die Beute des gelben Fiebers wurden, und deren Gebeine nun auf den Todtenäckern unserer Stadt faulen. Selbst die meisten Eingebornen unserer Stadt ziehen sich in dieser Jahreszeit auf das Land zurück, während jene furchtbare Seuche alljährlich die in den Sümpfen an der Mündung des Mississippi gelegene, höchst ungesunde Stadt heimsucht. Fremde, die in den Sommer-Monaten hier ankommen, werden, da sie noch nicht an das Clima gewöhnt sind, fast unfehlbar eine Beute dieser Krankheit. Nach amtlichen Berichten starben im Ganzen von Anfang Augusts bis Ende Oktobers, in welcher Zeit die Seuche hier wüthete, an derselben nicht weniger als 2231 Personen, während die Zahl der Einwohner, welche nicht an das Clima gewöhnt, also der Krankheit ausgesetzt sind, im Ganzen blos 15,000 Personen beträgt. In den Todtenlisten liest man besonders viele Namen von Deutschen, welche unvorsichtiger Weise ihr Vaterland zu einer solchen Zeit verlassen hatten, daß ihre Ankunft hier in die heißen Monate fiel. Nicht selten kömmt es vor, daß ankommende Schiffe die Hälfte von ihren Passagieren schon bei der Annäherung an das von der giftigen Seuche heimgesuchte Land durch dieselbe verlieren. In solchen Zeiten hat man hier nur zu häufig den Anblick, daß elternlose Kinder, hülf- und freundlose Wittwen plötzlich in dem fremden Lande allein stehen, durch den Tod ihres Ernährers allem Elend preisgegeben. Wer daher nach Nordamerika auswandern will, möge sich, wenn das Schiff, auf welchem er die Ueberfahrt macht, nach New-Orleans bestimmt ist, hüten, zu einer solchen Zeit die Reise aus der Heimath anzutreten, daß seine Ankunft hier in die Monate Juni bis Oktober einschließlich fällt, denn in dieser Zeit trifft ihn fast unvermeidlich der Tod am gelben Fieber."

Im vorigen Jahre wurden auf den Pariser Theatern neue Stücke von 204 lebenden Dichtern aufgeführt.

(Berlin, 26. Jan.) Das gestern auf den Wunsch der Studirenden in der Aula der Universität von Fr. Liszt gegebene Conzert hatte über 800 Studenten versammelt. Der Ertrag ist nicht, wie wir jüngst gemeldet, für arme Studirende, sondern für den Geburtsort des Virtuosen, das Dorf Reiding in Ungarn, bestimmt. Da der Raum der Aula nicht alle Studenten, deren Anzahl wohl jetzt 2000 ungefähr betragen mag, fassen konnte, so sicherte ihnen Liszt in einer sinnreichen Anrede noch ein zweites Conzert zu, das mit Jubel aufgenommen wurde. Gestern Abend brachten die Studirenden dem gefeierten Künstler eine solenne Serenade, worauf Liszt sich auf einige Tage nach Mecklenburg-Strelitz begab. Die Prinzessin von Preußen soll zu dem gestrigen Conzerte 50 Dukaten gesendet haben.

(München, 27. Jan.) Im „Münchener Tagblatt" wird das ungeziemende Betragen verschiedener Individuen gegen anständige Masken auf dem jüngsten Hoftheater-Maskenball gerügt. Aehnliches sollen sich gestern zwei Franzosen gegen eine Maske in einer Privatgesellschaft erlaubt, sich aber auch aus dieser alsbald zu entfernen genöthigt gesehen haben. Sollten sich dergleichen Vorkommnisse öfter ereignen, dann dürfen sie als sichere Vorboten des nahen Aufhörens aller Maskenbälle in anderen als ganz engen Kreisen angesehen werden.

(A. Abendz.)

Man liest im Londoner Courier vom 7. Januar den nachfolgenden charakteristischen Zug: „Ein wohlbekannter alter Kriegsgeselle, welcher an dem denkwürdigen Tage von Water-

Digitized by Google

loo dem Generalmajor, Sir William Gomme, die weſentlichſten Dienſte leiſtete, iſt am 30. Dezember in Stokepark, dem Landſitze des Hrn. Granvill-Penn Eſq., eines warmen Bewunderers des Helden von Waterloo, geſtorben. Nachdem am Sonnabend der Todte in Gegenwart vieler Zuſchauer und mit militäriſchen Ehren in eine mitten im Park bereitete Grube hinabgelaſſen worden, hörte man auf das Commandowort eines alten Kriegers, welcher bei Belle-Alliance gleichfalls gefochten, eine dreimalige Gewehrſalve darüber abfeuern. Der Begrabene war das Leibroß Sir W. Gomme's, 16 Fauſt hoch, von nußbrauner Farbe, und hatte, Dank der Pflege ſeines Wohlthäters, das außerordentlich hohe Alter von 40 Jahren erreicht. Bemerkenswerth bleibt es, daß das Thier am heißen Tage vom 17. Juni 1815 eine Gewehrkugel in den Schenkel erhielt, die erſt jetzt aus dem vernarbten Theile herausgeſchnitten wurde." (N. C.)

(Stuttgart, 26. Januar.) Die Stelle des vor einigen Monaten geſtorbenen Baſſiſten Dobler iſt durch das Engagement des Hrn. v. Kaler, früher am Königsſtädter Theater in Berlin, ausgefüllt worden. Seine Stimme hat vielen Wohlklang, allein es fehlt ihr an Umfang, und ſeine Methode zu ſingen, wenn ſie gleich von guten Studien zeugt, iſt nicht ganz frei von ſtörenden Manieren. (N. C.)

Den 26. d. M. wollte die Ehefrau des Ortsbürgers Joh. Amend zu Lohrhaupten, kurheſſ. Amt Bieber, eine der daſigen Gemeindemühlen, auf welcher zu mahlen ſie denſelben Tag das Recht hatte, ſchmieren, kam dem Getrieb zu nahe und das Kammrad ergriff ſie. Ihr Bruder ging nebſt mehreren andern Männern vorüber. Sie hörten einen herzzerreißenden Jammerſchrei; in demſelben Augenblick blieb das Waſſerrad der nahen Mühle ſtehen. Ahnungsvoll liefen ſie zu derſelben hin. Welch' ein Anblick! die Unglückliche ſteckte mit dem ganzen Oberkörper in dem Mühlwerke. Als man ſie herausbrachte, fand man ihren linken Arm zerſchmettert, den Kopf ſtark beſchädigt und die Bruſt zuſammengedrückt. Nach wenigen qualvollen Stunden gab ſie ihren Geiſt auf.

(Gaslichter und Wachslichter.) Bei dem Feſte, welches die Stadt London dem Lord-Mayor gab, war die Guildhall auf folgende Weiſe erleuchtet. Drei große Leuchter hatten 6000 Gasflammen, 16 gothiſche 6600, das öſtliche Fenſter 1200 und das weſtliche eben ſo viele Flammen, ein großer Stern mit 2000 Flammen, der Sitz der Königin mit 250, die Vorzimmer mit 150, der Luſtre in dem Rathszimmer mit 5180, und die verſchiedenen Gänge mit 800 Flammen. Es brannten alſo zuſammen: 23,880 Gasflammen. Da jede der Gasflammen ſo viel Licht gibt als drei Wachslichter, ſo war hier das Licht von 71,640 Wachslichtern, im Gewicht von 11,940 Pfund, verbreitet. Man hat berechnet, daß dieſe Wachsmaſſe höchſtens fünf bis ſechs Stunden brennen konnte, während die Gasbeleuchtung der Guildhall von Nachmittags halb drei Uhr bis Morgens drei Uhr brannte. Es wurde hier der erſte Verſuch mit Lowe's Patent-Gas gemacht, welches der Erfinder Gas des Prinzen von Wales nennt, zur Erinnerung an den Geburtstag des Thronerben.

Hr. Cullmann und das Rochus-Hospital zu Mainz.

(Schluß.)

Inzwiſchen glaube ich, daß wir alle Miethlinge ſind im Dienſte des Herrn, und ich glaube dies um ſo mehr annehmen zu dürfen, da ja auch die geiſtlichen Herren ſich eben ſo ſehr, wie die Laien, zu beſſeren, einträglicheren Pfründen hinzu drängen. — Was die barmherzigen Schweſtern und ihr Wirken, das ich ſelbſt nach den mir durch ihre Lobſprecher gewordenen Mittheilungen nur achten kann, betrifft, ſo meine ich, daß es wohl gut ſeyn möchte, da ſo viel zu ihrem Vortheil in die Lärmtrompete geſtoßen wird, auch die gegen das Inſtitut derſelben ſprechenden Stimmen zu hören, um ſo mehr, da es die Stimmen von Außen ſind, welche über die Beſchaffenheit der Wartung und Pflege der barmherzigen Schweſtern in neueſter Zeit Erfahrungen gemacht haben. Jedenfalls ſind dieſe gegentheiligen Stimmen und ihre Erklärungen wichtig genug, um, da im hieſigen Gewerbverein der Vorſchlag, die Schweſtern zur Krankenpflege heran zu ziehen, laut geworden ſeyn ſoll, bei dieſem Vorhaben alle Umſicht und Beſonnenheit zu empfehlen, und, falls dieſe Verpflanzung nach Mainz ſich realiſirte, denſelben ihren eigentlichen Pflicht- und Wirkungskreis gehörig vorzuzeichnen. Hören wir aber, was jene Stimmen beſagen: »Ich bin zufrieden mit den Leiſtungen der barmherzigen Schweſtern, aber man muß ihnen den Daumen auf's Auge ſetzen!« ſo ſagte uns der Inſpector eines deutſchen Hoſpitals bei ſeiner neuerlichen Anweſenheit in Mainz. Dieſer Mann ſprach nicht einmal von den Schweſtern von Nancy, ſondern hatte die in ſeiner Vaterſtadt ſchon längſt beſtehende, weniger anſpruchsvolle Schweſterſchaft vor Augen. Und daß eine ſo ſtrenge Ueberwachung dieſer frommen Verſchweſterung nothwendig ſeyn mag, geht aus den Klagen hervor, denen man begegnet, wenn man mit Aerzten ſpricht, welche Anſtalten vorgeſetzt ſind, worin die Schweſtern walten. Unter andern erzählte uns ein Hoſpitalarzt von ſeinen barmherzigen Schweſtern: »Verordne ich den Kranken Waſſerſuppe, ſo ſind ſie öfters im Stande und geben Fleiſchſuppe, oder umgekehrt; verordne ich Fleiſchbrühe, ſo geben ſie Waſſerkoſt, und frage ich: Warum habt ihr das gethan? ſo antworten ſie: Wir haben es ſo beſſer gefunden. Weiſe ich ſie am Krankenbette und in Gegenwart des Kranken, wie es ſich gebühret, zurecht, ſo nehmen ſie eine beleidigte Miene an und ſagen, ich hätte ihnen nichts zu befehlen, dafür ſey die Oberin da, bei dieſer ſollte ich meine Beſchwerden anbringen u. ſ. w.« Daß ſolche Controlle nothwendig ſeyn wird, geht ferner daraus hervor, daß noch vor Kurzem ein mediziniſches Journal aus Paris, einem Hauptſitze der frommen Verſchweſterung, unter andern Anmaßungen auch die Thatſache mittheilt, daß eine der Schweſtern, welche den Schlüſſel zum Inſtrumentenkaſten führte, denſelben dem Operateur nicht aushändigen wollte, weil ſie der Meinung war, die vom Arzte beabſichtigte Operation ſey nicht angezeigt. Solche und viele andere, größtentheils aus mündlichen Angaben deutſcher Hoſpitalärzte herrührende Thatſachen finden darin eine weitere Begründung, daß Dr. Varrentrapp jun. in Frankfurt in ſeinem vor drei Jahren erſchienenen mediziniſchen Reiſewerke über die barmherzigen Schweſtern in Straßburg, welche er dort während zwei Jahren beobachtet hatte, ganz ähnliche Anſichten aufſtellt. Jeder Menſchenfreund, und ich halte mich auch für einen ſolchen, iſt gewiß ſehr geneigt, die über die zarte, wohlthuende Krankenpflege der barmherzigen Schweſtern herrſchende und allgemein verbreitete Meinung zu theilen, und ich ſelbſt hege trotz der mir von manchen Seiten gewordenen Verdächtigungen dieſer Inſtitute noch fortwährend eine ſolche Ehrfurcht vor der Humanität derſelben, daß mir nichts erwünſchter ſeyn könnte, als wenn Hr. Cullmann ſeinen Einfluß dahin verwendete, daß die beiden Mainzerinnen, welche im Auslande wirken, nach der Heimath kehrten und ihre Kräfte einem Inſtitute widmeten, das, ſeiner Meinung nach, ſo ſehr im Argen liegt. — Was die weiteren Bemerkungen des Hrn. Cullmann über die Lokalitäten der Mainzer Krankenanſtalt betrifft, ſo glaube ich mich darauf nicht weiter einlaſſen zu müſſen, da die Gebrechen derſelben längſt ſchon theils in der Hoſpizien-Verwaltungs-Commiſſion, theils in dem hieſigen Gemeinderathe ſelbſt vielſeitig beſprochen ſind, und einer baldigen Abhülfe aller Uebelſtände entgegen zu ſehen iſt. *)

Dr. Frick, Inſpektor des Mainzer Krankenhauſes.

---

*) Eine weitere Polemik über dieſen Gegenſtand iſt in unſern Blättern nicht zuläſſig. Die Red.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 33. Mittwoch, den 2. Februar 1842.

Donna Luisa.

Nach Madame Charles Reybaud, von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Donna Luisa stützte sich auf Isabella und begab sich in ihr Oratorium. Sie setzte sich; Isabella kniete neben ihr nieder, und da die Prinzessin nicht die Kraft zum Sprechen hatte, so befragte sie sie durch einen starren trostlosen Blick. Isabella erhob die Hände gegen Himmel, und sagte mit begeisterter Hoffnung und Freude: „Don Sebastian lebt. Gott, der ihn uns wieder gegeben hat, wird ihn aus den Händen seiner Feinde erretten."

Erbleichend legte Donna Luisa ihre beiden Hände auf Isabellens Mund, und ängstlich den seidenen Vorhang betrachtend, dessen Falten durch eine flüchtig ausgestreckte Hand bewegt zu werden schienen, sagte sie sehr leise: „Schweige, schweige! man behorcht uns!" Und ihr Haupt auf die Schulter des jungen Mädchens sinken lassend, weinte sie lange, indem sie in ihrem Herzen sagte: „Er war es! er lebt! Mein Gott! sey auf immer gesegnet! Auf Deine Stimme erstehen die Todten wieder! Du offenbarst Dich den Völkern durch ein so großes Wunder, um sie in ihrem Elend zu trösten, und um den Hochmuth der Großen dieser Erde zu beugen. Ruhm und Ehre sey Dir, mein Gott, der Du dem Schwachen und Unterdrückten zu Hülfe kommst!"

„Ist's doch hier gerade so wie bei den Benediktinerinnen," flüsterte Isabella; „man ist nie allein, als um zu beten und zu schlafen, das ist die Regel."

„Wohl," sagte Donna Luisa sehr leise und mit glühender Ungeduld; „aber diesen Abend gehen wir hinab auf den Rasenplatz; dort werden wir zwar auch unter den Augen dieser Frauen seyn, aber sie können uns doch nicht hören."

Sie kehrte sich besorgt nach dem Vorhange, und sagte mit lauter Stimme: „Erzähle mir doch, Isabella, wie Du wieder in die Hände des Hauptmann Rodriguez gefallen bist, und was bei der Belagerung des Atalaya's vorgefallen ist."

„Ach, Hoheit," sagte das junge Mädchen naiv, „das würde eine schöne Beschreibung geben, die wohl würdig wäre, in den besten Ritterbüchern zu prangen. Schöne Waffenthaten sind geschehen; einige brave Ritter haben sich in einem offenen Platze gegen fünf hundert Mann vertheidigt, und die meisten ließen sich vor der Bresche tödten."

„Und die andern?"

„Die andern wurden vom Hauptmann Rodriguez zu Gefangenen gemacht, der nach seiner Gewohnheit ein Lösegeld auf sie gesetzt haben wird. Ohne Zweifel werden sie jetzt frei seyn."

„Welche entsetzliche Ungewißheit!" flüsterte Donna Luisa. „Vollende, Isabella, sage mir, wie alles sich ereignet hat."

„Ihr erinnert Euch, Hoheit, an den fürchterlichen Engpaß vor dem Atalaya, und wie ich unten am Wege blieb, während Don Sancho von Avilla Euch fort trug. Er dachte meiner nicht in diesem Augenblick, und es war ihm wenig daran gelegen, was aus mir werden würde. Sobald die Mannschaft des Capitains fort war, kamen mehrere Ritter aus einem Verstecke hervor. Sie fanden mich mitten im Wege, wo ich aus Schrecken und Ermüdung liegen geblieben war, als ich Eurer Hoheit nachlaufen wollte. Sie brachten mich nach dem Atalaya, wohin man auch den Verwundeten brachte, der uns vertheidigt hatte."

„Der arme Hirt!"

Isabella schüttelte den Kopf und sagte mit ernstem Lächeln: „Dieser arme Hirt nennt sich Don Juan von Matha; er ist der Sohn eines reichen Kaufmanns aus Lissabon. Zu Zeiten des Königs Sebastian schiffte er nach Afrika, um sich einen Adelsbrief zu verdienen. Eure Hoheit weiß, daß jeder portugiesische Unterthan von ehrbarer Familie geadelt wird, wenn er mit einer gewissen Anzahl auf seine Kosten ausgerüsteter Krieger auszieht, um die Ungläubigen zu bekämpfen, und sie werden gewöhnlich neue afrikanische Edelleute genannt. Don Juan von Matha befehligte in der Schlacht von Alcazar-Quivir eine Kompagnie von fünfzig Mann, und blieb auf dem Schlachtfelde unter den Todten."

Die große Klosterglocke unterbrach Isabella plötzlich, und die näselnde Stimme der Donna Barbara sagte hinter dem Vorhang: „Sennora, es läutet in die Messe; Ihre Hoheiten werden sich in die Kirche begeben; wir erwarten Euch."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein merkwürdiges Duell.

(Marſeille, 21. Jan.) Das allgemeine Tagsgeſpräch bildet gegenwärtig ein vorgeſtern ſtattgehabtes Duell zwiſchen dem General Levaſſeur und dem verabſchiedeten Bataillonschef Arrighi. Levaſſeur, erſt ſeit einem Jahre zum General ernannt, war früher Obriſt des vor zwei Jahren dahier garniſonirenden 22ſten Linien-Infanterieregiments und ſchiffte ſich mit demſelben nach Philippeville ein. Arrighi, ein Corſe, ſtand bei demſelben Regiment als Bataillonschef, und lebte mit ſeinem Obern auf dem freundſchaftlichſten Fuße. Das Regiment unter dem Commando Levaſſeurs, eines tüchtigen Soldaten, zeichnete ſich auf den verſchiedenen Streifzügen oft und mit der größten Tapferkeit aus. Im Lager von Setif war es, wo die bisherige gute Eintracht des Obriſten mit ſeinem Bataillonschef ſich auflöſ'te. Arrighi, der Nachläſſigkeit im Dienſte beſchuldigt, wurde von Levaſſeur mit Zimmerarreſt beſtraft; durch einen öffentlichen im Angeſicht des ganzen Regiments ausgeſprochenen Tadel gereizt, brach der Groll des Corſen in eine gränzenloſe Wuth aus. Arrighi nahm freiwillig ſeinen Abſchied, blos um ſich mit Levaſſeur duelliren zu können, und derſelbe gab ihm auch das Verſprechen, bei der erſten Gelegenheit einen Urlaub auf einen Monat zu nehmen und nach Marſeille zu eilen, wo ſie ihre Händel mit den Waffen in der Hand ausmachen würden. Einige Zeit darauf wurde Levaſſeur zum General befördert, erhielt einen kurzen Urlaub, ſchiffte ſich ſogleich nach Toulon ein, und begab ſich nach Orleans, ſeiner Vaterſtadt, wo er die kurzen ihm gegönnten Ruhetage im Kreiſe ſeiner Familie verlebte. Bei der im verfloſſenen Herbſte bevorſtehenden Campagne von Oran nach Mascara erhielt er das Commando einer Diviſion, und eilte daher, ſich dahin zu begeben. Als er auf ſeiner Rückreiſe nach Afrika Marſeille berührte, glaubte er Arrighi da anzutreffen, dieſer war jedoch von Corſica noch nicht angekommen. Der General hatte keine Minute weiter zu verlieren; er begab ſich daher nach zweitägigem Warten nach Toulon, wo er ſich nach Oran einſchiffte. Arrighi, einige Tage darauf angekommen, glaubte ſich von ſeinem Gegner gefoppt. Auch er eilte nach Oran, und dort dem General auf der Straße begegnend, gab er ihm mit der Reitpeitſche zwei Hiebe. Er wurde zwar von den Gendarmen ergriffen und auf Befehl des Generals Lamoriciere wieder nach Europa eingeſchifft, aber die erlittene Schmach ließ nun dem General keinen andern Ausweg, als dieſelbe durch einen Zweikampf auf Tod und Leben abzuwaſchen. Nach vollbrachtem Feldzug, in welchem er ſich mit Ruhm bedeckt hatte, verlangte und erhielt er einen neuen Urlaub, ſchrieb ſogleich an Arrighi von ſeiner bevorſtehenden Ankunft in Marſeille, und beide Gegner trafen vor acht Tagen hier ein. Die Formalitäten des Duells wurden ſogleich durch die Zeugen beſprochen. Arrighi wollte ſich blos auf eine Barriere von 6 zu 10 Schritten Entfernung ſchießen. Die drei Zeugen des Generals konnten in dieſe Bedingungen nicht eingehen, indem ſie dieſelben nicht mehr als ein Duell, ſondern als eine offenbare Mordthat betrachteten. Arrighi und ſein Sekundant, der verabſchiedete Hauptmann Caſabianca, auch ein Corſe, und eben ſo erbitterter Feind des Generals, wie ſein Landsmann, gingen aber von ihren Forderungen nicht einen Schritt ab, und drohten mit neuen Inſulten. Die Zeugen des Generals (ſonderbar genug, lauter Civiliſten) zogen ſich zurück, aber der General, dieſer Händel überdrüſſig, nahm den Vorſchlag an, wählte zwei neue Zeugen unter den Oberoffizieren der Garniſon, und vorgeſtern Nachmittags begaben ſich die beiden Gegner, von ihren Zeugen begleitet, nach Septeme, einem drei Stunden von hier gelegenen Dorfe, und wählten in den einſamen Bergklüften in der Nähe dieſes Ortes einen ſchicklichen Platz. Das Loos mußte entſcheiden, wer zuerſt ſchießen ſollte. Das Schickſal begünſtigte Levaſſeur. Auf ſieben Schritte Entfernung war man übereingekommen. Levaſſeur, ein trefflicher Schütze, ſchlug noch ein Mal vor, ſich auf 25 Schritte zu ſchießen. Arrighi, von Wuth wie betäubt, nahm es nicht an. Die Zeugen kamen (obwohl zum größten Mißvergnügen Caſabianca's) überein, daß nur demjenigen, der zuerſt ſchießen ſollte, die Waffen überreicht würden, dem andern erſt nach erfolgtem Schuſſe. Man ſchritt nun zur Vollziehung des Kampfes. Arrighi, tödtlich verwundet, fiel ſogleich, und gab wenige Minuten darauf den Geiſt auf. Wie der Schuß erfolgt war, und Caſabianca ſeinen Freund taumeln ſah, drückte er ihm noch ſchnell die Piſtole in die Hand und ſchrie ihm wüthend in die Ohren: „Drücke los!" Aber die Kräfte verließen den Sinkenden; trotz einer übernatürlichen Anſtrengung, ließ er die Piſtole fallen und ſtürzte bewußtlos zur Erde. Obwohl nun, wie man allgemein ſagt, General Levaſſeur die Erlaubniß zu dieſem Duell vom Kriegsminiſter erhalten hatte, wurde doch derſelbe dieſen Morgen von dem aus Aix herbeigeeilten Procureur du Roi nebſt allen Zeugen in Verhaft genommen, und wird ſich vor den nächſten Aſſiſen über den Ausgang dieſes Kampfes zu verantworten haben — wohl nur pro forma, denn kein Menſch glaubt hier, daß eine Verurtheilung erfolgen könne. Der Zeuge Caſabianca ſoll, als er ſeinen Freund fallen geſehen, grimmige Wolfsblicke auf Levaſſeur geworfen haben. Die Verwandten Arrighi's, weit entfernt, denſelben zur Verſöhnung zu bewegen, ſollen ihn in ſeinem gehäſſigen Vorhaben nur noch beſtärkt haben. Als die ſieben Schritte gemeſſen waren, nahm ſie Arrighi nicht an, weil der Zeuge, der ſie ausmaß, zu große Füße hatte, und man mußte einen andern Zeugen mit kleinern Füßen dazu wählen. Kein Wort wurde gewechſelt; ein in die Luft geworfener Fünffrankenthaler entſchied, wer zuerſt ſchießen ſollte. Der Bruder Levaſſeurs, von Orleans hieher geeilt, um ſeinen Bruder vor dem zweifelhaften Ausgang noch ein Mal zu umarmen, erwartete in einer nahen Bauernhütte mit bangem Herzklopfen das Reſultat. Nach erfolgtem Schuſſe eilte er an den Ort und ſtürzte bewußtlos dem geretteten Bruder in die Arme. (A. Z.)

Pickleſea über Deutſchland.

(Vergl. Didaskalia Nro. 228 u. f. v. Jahrg. 1841.)

Bonn und die Moſel.

Die Fahrt auf dem Dampfboote von Köln ſtromaufwärts bis Bonn drängt mehr des Angenehmen in ſich als die ganze Fahrt von Rotterdam bis Köln, weil die Ufer ſich immer mehr beleben, mit ihren Hügelwellen immer mehr dem Fluſſe nahen; weil die Stadt lange ſichtbar bleibt, und die Ebene Schlöſſer und Dörfer in reicher Zahl verſammelt, und ferne Gebirge blau auftauchen und, mit Burgen und Zinnen gekrönt, zum Rheine niederrücken. Schon auf halbem Wege von Bonn ward mir

Digitized by Google

die erſte Weinpflanzung gezeigt, die aber auf der Fläche ſich unmaleriſch ausnimmt und keinen Dichter begeiſtern würde, da ein Bohnenfeld mit ſeiner Blüthenpracht wenigſtens mehr des Reizes geboten hätte. Zuletzt wurde ich von einer ſchönen Dorfkirche im ſächſiſchen (byzantiniſchen) Style in Anſpruch genommen, welche mir die Gründe ihrer Bauart klar vor Augen legte, welche mich überzeugten, daß die Gallerien alle um Thurm und Sims wohl zu anders keinem Zwecke angelegt wurden, als um in einer wilden Zeit zur Vertheidigung dienen zu können, in einer Zeit, wo die armen Landbewohner eine feſte Kirche gründeten, drinnen ihre Habe bei Feindesüberfall zu bergen, und ihr Leben zu vertheidigen. So erwuchſen dann die Tempel zu feſten Burgen, und ſind noch heute von einem Geiſt der Würde und Feſtigkeit umgeben, daß ich keine paſſendere Form für ein Haus des Ewigen anzugeben wüßte. Wenige Ruderſchläge führten uns von hier gen Bonn. Anfangs bereute ich, mich dahin gewandt zu haben, ſo ſchmutzig und unangenehm ſchwamm mir die Stadt entgegen, da ich mir aber feſt vorgenommen hatte, einmal eine deutſche Hochſchule zu beſuchen, ſo hielt ich dennoch inne, und entſagte den Gebirgen und Weinhügeln mit allen ihren Genüſſen auf eine Weile. Von innen zeigte die Stadt, trotz manchen engen baufälligen Gaſſen, mir manches Sehenswürdige, wie dann ſchon die herrliche Kirche mir für den Aufſchub allein gelohnt hätte, wenn auch Bonn nicht die Stadt der „Burſchen", wie man hier die Schüler nennt, geweſen wäre. Letztere Jünglinge, die mir eher als ein fremdes Volk, oder als der Ausbund, als ein Kreuzzug aus mehreren Völkern erleſen, vorkamen, feſſelten mich mehrere Tage, und gaben mir vollkommen Gelegenheit, das Seltſame und Widerſprechende, das im deutſchen Charakter liegt, bis an ſeine Quelle zu verfolgen. Es gehört in der That ſchon eine Art Scharfblick dazu, in den wilden Schwärmen die Auswahl des Beſten und Unterrichteten aus den gebildeten Ständen zu erkennen, und den Mann von Erziehung (gentleman) in dem tollen Treiben ausfindig zu machen. Ich beſuchte die Wirthshäuſer, die Hörſäle, die Lehrer, die Plätze, die ringsumher zerſtreuten Vergnügungsorte, und machte auf dieſen Fahrten Entdeckungen überraſchend und neu, wie ſie mancher Kreuzer kaum auf den Südſeeinſeln machen kann.

In der Kleidung, in der Haltung, in den Sitten, ja in der Sprache ſtechen die jungen Leute ſo von der übrigen Bevölkerung ab, wie nur Bergſchotten, oder gar Türken und Oſtindier vor dem eingeborenen John Bull in unſerem London abſtechen können. Als ob die Verſchiedenheit vom Staate anerkannt würde, ſtehen die Hochſchüler auch unter anderen Geſetzen, werden durch einen beſondern Richter (sherif) nach beſonderen Formen gerichtet, und haben ein eigenes Gefängniß, das, beiläufig geſagt, von mir der Neugierde wegen beſucht ward, von dem ich eine der ſchönſten Ausſichten auf die ſchöne Gegend genoß. Aufwand in den Kleidern fand ich weniger als bei unſeren Schülern, dafür aber auch eine um ſo größere Verſchiedenheit, indem eine zufällig verſammelte Zahl gleich einen Aufzug ſo bunt und luſtig ſchafft, wie unſere Shakespeares Prozeſſion zu Stratford. Die meiſten kommen darin überein, daß ſie ein geſticktes Säckchen auf der Bruſt tragen, woher ich ſie anfangs alle für gute römiſche Katholiken mit einem Reliquienfutterale behangen hielt, das ich ſpäter, als ich ihre frivolen Gebärdungen damit bemerkte, für irgend ein Rangabzeichen anſah, das aber, wie ich zuletzt erfuhr, nichts iſt, als ein Tabaksbehälter, als ein alle Zeit volles Magazin, die langen Pfeifen zu füllen, mit denen die Leute in ihrer frühſten Jugend ſich ſchon ſyſtematiſch vergiften (intoxicate). Die Rangbeſtimmung findet aber wirklich bei den Pfeifen ſtatt, weshalb auch alle ſtets dieſe Maſchinen mit ſich führen, und bei jedem Unfalle zuerſt mit ängſtlicher Sorgfalt in Sicherheit bringen, ſo daß Cäſar wohl nicht treuer über ſeine Kommentarien gewacht haben mag. Den eigentlichen Ausſchlag bei der Sache gibt die Farbe, und die Dicke der Quaſten und Schnüre, welche um die Röhre baumeln, die bei jedem unbefugt Tragenden abgeriſſen werden. Jetzt wird indeß nicht mehr ſo viel Gewicht auf dieſe Kleinigkeiten wie ehedem gelegt, wo man, wie in Konſtantinopel zur Zeit der Blauen und Grünen, für den Staat zu fürchten begann, wo die kleinliche Eitelkeit ſo in die bürgerliche Ordnung überzugreifen drohte, daß die höchſten Gerichtshöfe einſchreiten mußten, und mehrere Familien durch den Ehrgeiz ihrer Söhne in Sorge und Kummer verſetzt wurden.

(Fortſetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) In dem Atelier des Hrn. v. Launitz ſieht man bereits die Modelle einiger für das Monument auf dem Roßmarkte beſtimmten Figuren fertig hergeſtellt. In dem Augenblicke iſt ein Zeichner damit beſchäftigt, von der ganzen ſchönen Gruppe eine Abbildung auf das Papier zu bringen, die ſodann in der Naumannſchen Offizin durch Steindruck vervielfältigt werden ſoll. Man hofft auf dieſem Wege dem großartigen Unternehmen noch mehr Beförderer zu gewinnen und ſomit die Koſtenſumme bald zu vervollſtändigen, die zu deſſen Ausführung veranſchlagt wurde.

Die Engländer wandern in immer größern Schaaren aus, jedoch nicht nach Nordamerika, ſondern nach der Schweiz, Frankreich, Deutſchland und Italien. In England ſind die Preiſe ſo hoch, daß auch der Reiche ſparſam leben muß; auswärts legen ſie noch zurück.

In dem Haag wurde ein Kind geboren, das zwei Köpfe, zwei Hälſe und vier Arme hatte; es ſtarb bald nach der Geburt.

(München, 27. Jan.) Im „Bayer. Landboten" lieſt man folgende Theaternachricht: An neuen Stücken ſind vorbereitet: Feſſeln, das bekannte Gegenſtück zum Glas Waſſer, mit gleichem Glück wie das letztere aufgenommen, das Originaldrama: Kain, von Schmid, deſſen Darſtellung durch Hrn. Wagners Krankheit früher behindert wurde, Jadeſt, Originalluſtſpiel von Franz v. Braunau, ferner an Opern: Beliſar und Lucian von Lammermoor, von Donizetti, und der Guitarreſpieler, komiſche Oper von Halevy, welche ſich durch ein unterhaltendes und in keiner Hinſicht anſtößiges Opernbuch, ſo wie durch heitere Muſik vor mehreren der neuen franzöſiſchen Opern auszeichnet; desgleichen ſind noch an neuen Opern: Die Genueſerin, von Lindpaintner, des Falkners Braut, von Marſchner, die Jüdin, von Halevy, die Botſchafterin, von Auber, und die Opernprobe, von Guecco vorhanden.

igitized by Google

(Detmold, 18. Jan.) Hr. v. Bandel iſt während des Winters, wo die Arbeiten am Hermannsdenkmal einſtweilen ruhen, in ſeinem Atelier auf hieſiger Burg fortwährend ſehr beſchäftigt. Außer der Büſte von Grabbe und dem Standbilde der Thusnelde hat er das Bruſtbild der verſtorbenen Fürſtin Pauline in Gyps ausgeführt, was nach Aller Verſicherung ſehr gelungen iſt. Dann arbeitet er an einem ſehr reichen Taufbecken, das, wie ich höre, für eine Kirche in Hannover beſtimmt iſt. In Arbeit iſt ferner ein kleiner Hercules, wie er mit der Schlange ringt.

(Paris.) Der Concurs für Napoleons-Denkmal hat ein ſchlechtes Ende genommen. Die Jury hat keines der Projekte der Annahme würdig gefunden und mithin ſämmtliche verworfen, wenigſtens wird dies in den Tageblättern verſichert; etwas Offizielles iſt jedoch darüber bisher nicht bekannt gemacht worden. Es heißt nun, die Jury wolle ein neues Programm erlaſſen und einen neuen Konkurs ausſchreiben. Wahrſcheinlich wird man diesmal dem Programm eine beſtimmtere Faſſung geben, damit die Konkurrenten wiſſen, was man von ihnen verlangt. Man glaubte das erſte Mal weiſe zu verfahren, wenn man den Künſtlern freie Hand, ihrer Phantaſie freien Spielraum ließ; da dies aber zu den abenteuerlichſten Projekten Anlaß gegeben hat, ſo wird man jetzt einlenken und den Konkurrenten ſagen, was ſie zu leiſten haben.

H. Girſchner, der bekannte Komponiſt verſchiedener Meſſen und Direktor der Aachener Liedertafel, hat ſich in Brüſſel niedergelaſſen und die Direktion des dortigen Geſangvereines, der den Namen Echo de l'Allemagne führt, übernommen.

(Frankfurt a. M., 28. Jan.) Der Maler Jakob Becker aus Worms, der viele Jahre in Düſſeldorf lebte, hat dieſer Tage eine ſeines großen Talentes würdige Anerkennung erhalten: er iſt zum wirklichen Profeſſor der Malerei am Städel'ſchen Inſtitut ernannt worden.

Frankfurter Theater.

Am 30. d. M. wiederholte Dem. Rudersdorf die Norma. Unſer über dieſe Sängerin bereits ausgeſprochenes Urtheil haben wir beſtätigt gefunden. Mit einer vorzüglichen Geſangsvirtuoſität, welche den Anforderungen der neueſten italieniſchen Schule in vollem Maße entſpricht, vereinigt ſie einen ausdrucksvollen und declamatoriſchen Vortrag, wodurch ſie in doppelter Beziehung unſere Anerkennung verdient. Als Norma hatte Dem. Rudersdorf Gelegenheit, ihre Geſangsfertigkeit und Kunſtbildung nicht minder, als ihr Eindringen in das poetiſche Element und die wechſelnden Gefühlsgradationen der Rollen zu bethätigen, und das Publikum ließ es an Beifallsbezeugungen und Hervorrufungen nicht fehlen. Sängerinnen, wie die Haſſelt, Löwe, Kemble haben kaum größere Erfolge bei uns gehabt, und ſomit wäre dies nach dem Votum der Theaterfreunde abgeſchloſſene Engagement wohl ein erwünſchtes zu nennen, wofür wir der Direction unſern beſten Dank ſagen müſſen. Wir beſitzen gegenwärtig ein Opernperſonal, das wenig zu wünſchen übrig läßt und dem der bedeutendern Hofbühnen wohl zur Seite geſtellt werden dürfte. Billige Beurtheiler werden dies nicht in Abrede ſtellen und die Namen Piſchek, Dettmer, Chrudimsky, Rudersdorf, Capitain, Kratky nach Verdienſt würdigen. Daß auf das Engagement dieſer und anderer Bühnenmitglieder ſo anſehnliche Summen verwendet werden, als es die finanziellen Mittel des Inſtituts nur verſtatten, iſt wohlbekannt, wie nicht minder, daß unter dem heutigen Tages ſo hochgeſteigerten Gagenetat der Oper das Perſonal des Schauſpiels ſich beeinträchtigt ſehen muß. Dies Mißverhältniß iſt in mancherlei Umſtänden begründet und wird vorläufig wohl nicht abgeändert werden können. In früheren Zeiten waren die Anforderungen von Künſtlern und vom Publikum beſcheidener; jene begnügten ſich mit mäßigem Gehalte und hatten noch nicht ſolche dictatoriſche Prätenſionen, wie jetzt; dieſes war weniger wandelbar in ſeiner Gunſt und genügſamer in ſeinen Wünſchen, weniger Kritik, aber mehr Illuſion beſitzend. Früher waren befähigte Künſtler legitime Beherrſcher, deren Thron für lange Jahre feſt und geſichert ſtand; jetzt ſind ſie ſchwankende Prätendenten und Eroberer, welche die launige Volksgunſt eben ſo ſchnell und ſo hoch emporträgt, als ſie dieſelben ſchnell und tief wieder herabſtürzt. Darum möge Keiner den Tag vor dem Abend loben.

W.

Korreſpondenz.

Neuſtadt a. d. Haardt, 26. Jan.

Wenn Beluſtigungen je die Aufmerkſamkeit der Bewohner Neuſtadts und deren Umgegend in Anſpruch genommen, ſo ſind es gewiß die des diesjährigen Carnevals. Auch bei uns iſt Jocus erwacht und feiert gleichſam ſeine Geburt. Die Aufgabe, die ſich das Comité zur Pflicht gemacht, wird trefflich gelöſ't werden und die Feſtivitäten des hieſigen Carnevals ſich durch Pracht und Humor allen andern großartigen der Art würdig zur Seite ſtellen können. Sigfried's und Chriemhildens Hochzeitfeſt bildet die Grundidee zu dem Maskenzuge; das Programm, nach den Nibelungen voll ächten Humors bearbeitet, mit Parodieen des Rheinliedes, iſt bereits erſchienen und mit jedem Tage ſteigert ſich die Luſt, ſo wie die Sehnſucht nach dieſen Ergötzungen. Die Feierlichkeiten beginnen Sonntags den 6. Febr. mit einer ungeheuern Kappenfahrt (deren bis jetzt ſchon drei gemacht wurden, wovon beſonders die nach Edenkoben ihres Glanzes wegen als Maskenzug hätte gelten können), wobei alle projektirten Eiſenbahnen in Bewegung geſetzt werden. Abends findet in der Fruchthalle eine Theatervorſtellung ſtatt, in der ſich die bekappten Redner durch luſtige Streiche und Schwänke den Beifall ihres Auditoriums erwerben und dieſe auf die pompöſen Feierlichkeiten vorbereiten werden, von denen ſie am folgenden Tage Zeuge ſeyn ſollen. Montags wird nun Sigfried mit Chriemhilden, in Begleitung von zahlreichen Rittern, Geſandten, Knappen, Minneſängern, Harlequins ꝛc., in ſeine mit Ruhm gekrönte Stadt einziehen, ſich durch die Hauptſtraßen auf den Marktplatz begeben, woſelbſt Prinz Carneval, unter Aſſiſtenz des Bachus, die Trauung unter den intereſſanteſten Ceremonieen vollziehen wird; nach dieſer Handlung bewegt ſich der Zug durch einige andere Straßen wieder zurück auf das Schießhaus; man ſagt ſich Adieu bis zu den Bällen, welche Abends in den Sälen der Herren Kaltenthaler und Köhler ſtattfinden. Hierauf folgt der tolle Dienſtag, wie das Programm ſagt, mit ſeinen herzbezaubernden Begebniſſen, welche zu beſchreiben keine Feder ſpitz genug iſt. Abends Bälle in allen Sälen und am folgenden Aſchermittwoch allgemeiner Katzenjammer und große Lumperei, wobei es Jedem erlaubt iſt, ſo viel Geld zu verthun, als ihm noch übrig geblieben iſt. Mögen dieſe Feſte nur mit einem heitern Himmel gekrönt werden!

C . . . .

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 3. Febr. Zampa, oder: die Marmorbraut, romantiſche Oper in 3 Abth., Muſik von Herold.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 34. Donnerstag, den 3. Februar 1842.

Donna Luisa.

Nach Madame Charles Reybaud, von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

V.

Das große Kloster der Benediktinerinnen ward durch vier große Bogengänge gebildet, welche einen im Hofe befindlichen Rasenplatz umgaben. Leichte gepaarte Säulen stützten die gewölbten Bogen, deren Verzierungen eine ältere Epoche verkündigten, als die der gothischen Architektur; ihre schlanken Säulenschafte trugen Capitäle, die mit Bildhauerarbeit von einem wunderlichen Geschmacke verziert waren, meistens waren es dem heidnischen Alterthume entlehnte Mythen; der Hof und die Gallerien waren mit breiten Steinplatten gepflastert, deren Buchstaben von dem Zahn der Zeit zernagt waren, und zwischen diesen Gräbern, welche, wie man sagte, die Gebeine von hundert durch die Ungläubigen gemarterten Nonnen enthielten, wuchsen große weiße Rosenstöcke und Agleypflanzen mit violetten Blumen empor. In der Mitte des Wiesenplätzchens befand sich ein Brunnen, der von herrlichen Lorbeerbäumen beschattet ward. Dieser traurige Garten diente früher den Benediktinerinnen zum Spazierplatze; sie pflegten Blumen darin, welche bleich und schmachtend in dem Schatten der hohen Mauern empor wuchsen. Donna Luisa liebte es, des Abends auf dem Rasenplatz sich zu ergehen, und oft blieb sie bis zur späten Nacht dort, zum großen Aergerniß ihrer Damen, die sich nach Sonnenuntergang in dem Kloster fürchteten, und, indem sie ihr nachfolgten, aus Angst ihren Rosenkranz abbeteten. Man wunderte sich daher nicht, daß sie, sobald die Hitze nachgelassen hatte, Isabella dahin führte, und Donna Barbara ließ ein wenig in ihrer Wachsamkeit nach, indem sie mit den andern Damen an dem Eingange des Klosters zurück blieb.

Donna Luisa setzte sich auf das steinerne Brunnengeländer, und Isabella zu ihre Seite niederziehend, sagte sie:

„Endlich können wir frei sprechen! Niemand hört uns zu. Es ist also wahr, er war es, und kein Gespenst; Du hast ihn auch gesehen; . . . er hat mit Dir gesprochen . . . .“

„Ja, Hoheit, Don Sebastian lebt. Es ist eine wunderbare Geschichte. Nach der Schlacht von Alcazar-Quivir, als die Ungläubigen kamen, um die Todten zu plündern, fanden sie ihn ohne Helm und Rüstung, mit einer tiefen Wunde in dem Gesichte; aber er athmete noch. Niemand erkannte ihn. Ein Marabut, das heißt ein Priester, ein Heiliger unter jenen Heiden, suchte christliche Sklaven zu machen, um sie zu seinem abscheulichen Glauben zu bekehren. Er bemächtigte sich dieses armen, fast leblosen Körpers, und, sey es durch Zauberei oder auf andere Weise, es gelang ihm, ihm einige Kräfte zu geben; aber der Geist des Königs war verwirrt, er erinnerte sich an nichts, und wußte nicht, welches sein Schicksal war. Don Juan von Matha, der auch verwundet und gefangen war, wie er, bemühte sich, ihn zu pflegen und zu bedienen, wie dieses die Pflicht eines jeden treuen Unterthans ist. Der Marabut führte sie weit, weit in das Land hinein, in Gebirge, wo viele wilde Stämme hausten. Diese Ungläubigen hatten niemals Christen gesehen, und sie behandelten die Gefangenen, wie die Soldaten des Caiphas Jesus behandelten; aber der König war so krank an Geist und Körper, daß er alle diese Beschimpfungen nicht fühlte, und Don Juan glaubte jeden Augenblick, daß Gott ihn nach so langer Marter zu sich berufen würde. Auf diese Weise sind zwei Jahre vergangen, und man glaubte in der ganzen Christenheit, daß Don Sebastian todt sey. Endlich erlangte er seine Vernunft wieder und genas von seinen Wunden. Da bemächtigte sich seiner die Verzweiflung, wenn er bedachte, was aus ihm geworden sey. Es wäre um sein Leben geschehen gewesen, wenn man entdeckt hätte, daß er der König von Portugal war, und er hatte nicht die geringste Hoffnung, seine Freiheit durch ein Lösegeld zu erhalten; er entschloß sich also, mit Don Juan von Matha zu entfliehen. Nach tausend Gefahren gelang es ihnen, die Küste zu erreichen, und eine Barke brachte sie nach Portugal zurück. Der König glaubte sich gerettet, aber er fand in seinem eigenen Reiche einen mächtigeren und grausameren Feind als die Ungläubigen, welchen er entronnen war. Philipp II., von seiner Rückkehr in Kenntniß gesetzt, hat in allen Städten und Dörfern bekannt machen und an allen Kirchenthüren eine Verordnung anschlagen lassen, worin es heißt:

„Wir versprechen auf das Wort eines Königs, demjenigen „zwanzig tausend Goldthaler zu geben, welcher uns todt oder „lebendig den Betrüger ausliefern wird, welcher es gewagt „hat, in dem Königreiche Portugal unter dem Namen unsers „vielgeliebten Vetters, des Königs Don Sebastian, zu erscheinen, der in der Schlacht von Alcazar-Quivir geblieben ist, „(Gott habe ihn in seiner Glorie!); hat derjenige, der besag-

Digitized by Google

„tes Individuum ausliefern wird, ein Verbrechen begangen, „welches es auch seyn mag, so soll es ihm vergeben seyn, „und wenn er nicht adelig ist, so werden wir ihn zum Edel„manne machen . . . .

„In der Geschichte der Könige giebt es kein Beispiel solcher Grausamkeit und solch einer verabscheuungswürdigen Heuchelei," rief Donna Luisa. „Denjenigen ermorden, für den man betet! Strenge Gerechtigkeit zu heucheln, indem man ein Verbrechen begeht! . . . Aber der katholische König glaubt wohl nicht an Gott?"

„Geächtet, und gezwungen, sich in seinen eigenen Staaten zu verbergen, kam Don Sebastian in die Nähe von Beja. Eure Hoheit war gefangen, und er versuchte Euch zu befreien. Don Juan von Matha wußte es zu machen, daß er Don Sancho von Avilla den Weg andeutete, der an dem Atalaya vorüber führete . . . .

„Dahin hatte sich also Don Sebastian geflüchtet?" unterbrach sie die Prinzessin, welche kaum athmete während dieser Erzählung.

„Ja, Hoheit; es sind noch einige Gemächer in dieser alten Feste, wo man vor dem Regen geschützt schlafen kann. Das Land ist öde in der Umgegend, und man glaubte, daß sich die Spanier nicht zum zweiten Male in diese gefährlichen Engpässe wagen würden. Nie, nie werden die Tage, die ich in dem Atalaya zugebracht habe, aus meinem Gedächtnisse schwinden. Ich schlief in einem großen Zimmer, dessen einziges Fenster weder Läden noch Scheiben hatte. Schwalben hatten ihre Nester an die Balken vor der Decke angebaut und flatterten über meinem Kopfe, so wie der Tag zu grauen begann. Erst fürchtete ich mich, so wie ich zwischen diesen vier nackten schwärzlichen Mauern allein war; aber man gewöhnt sich bald an die Entbehrungen eines solchen Lebens. Welche Entblößung, welche heroische Armuth umringte diesen König, den ich früher so mächtig gesehen hatte. Seine Kammerherren, Stallmeister und Mayor-Domos waren alle in der Person Don Juans von Matha vereinigt. Ein armer Mönch diente ihm als Kaplan; er las die Messe in einem Gemache des Erdgeschosses, welches einem Keller sehr ähnlich sah, denn in dieser von den Mauren erbauten Feste befand sich keine Kapelle. Man hätte glauben mögen, die Ungläubigen hätten es erst gestern verlassen, so sehr fand man noch überall ihre Spuren. Die Cypressen, welche den innern Hof beschatteten, waren von ihren Händen gepflanzt, und Stellen aus dem Koran standen allenthalben auf den Mauern angeschrieben. Einige portugiesische Edelleute hatten sich um Don Sebastian versammelt; aber dieses ihm ergebene Häuflein konnte nichts thun, als sich für ihn tödten lassen; es war nicht zahlreich genug, um das Reich zu durchziehen und zu dem portugiesischen Heere vor Lissabon zu stoßen, wie es die Absicht des Königs war. Eines Morgens ward ich durch großes Geschrei und durch Büchsenschüsse erweckt. Ich lief an das Fenster, aber es war so hoch über den Fußboden erhaben, daß ich nichts sehen konnte; doch roch ich das Pulver, und es war mir, als ob jenseits des Walles eine Rauchwolke empor stiege. Es war einen Augenblick still, dann knallten wieder Büchsenschüsse. Es war kaum Tag. Ich glaubte, irgend ein Verrath hätte Don Sebastian ausgeliefert, und unsere Todesstunde wäre gekommen. Da überfiel mich große Angst, ich kniete in einen Winkel des Zimmers nieder und betete zu Gott. Einige Zeit darauf klopfte Jemand an die Thüre; es war Don Juan von Matha. Er hielt seinen Degen in der linken Hand, denn die Wunde, die er durch Don Sancho von Avilla in die rechte Schulter erhalten hatte, war noch nicht geheilt. — „Kommt, Sennora," rief er, „die Spanier sind vor dem Atalaya; wir werden gefangen oder getödtet werden, denn es ist unmöglich, daß wir so überlegenen Kräften widerstehen können. Ich will Euch an einen sichern Ort bringen."

„Hat man entdeckt, daß der König hier ist?" rief ich.

„Nein," erwiederte Don Juan; „denn dann würde man uns schon aufgefordert haben, ihn auszuliefern, indem man allen Uebrigen Gnade und Verzeihung zugesichert hätte."

(Fortsetzung folgt.)

Pickleſea über Deutſchland.

(Fortſetzung.)

In der Sprache weichen die Leute, wie ich gesagt, weit ab, und dies beinahe mehr noch als in allen übrigen Dingen, so daß ich mehrere Mal in die peinlichste Verlegenheit kam, wenn ich mich mit den Leuten in ein Gespräch eingelassen, obschon ich des Deutschen ziemlich kundig zu seyn glaubte, und immer ein Wörterbuch mit mir umherführte. Die Schwierigkeit besteht darin, daß sie keine neuen Wörter, keine veralteten Redensarten und Formeln haben, als ob wir etwa mit Chaucer sprechen wollten, sondern daß sie den üblichen Wörtern eine ganz andere Bedeutung unterlegen. So bezeichnen sie z. B. Fräulein durch den Ausdruck Besen (broom), Glück durch Schwein (hog), Unglück durch Pech (pitch), Bürger durch Philister (much eating). Vermuthlich ist die Jugend, die überall nach dem Fremdartigen hascht, durch das Studium der Hieroglyphen, das, wie jenes des Sanskrites, in Deutschland immer weiter um sich greift, obgleich der ehrsame Bund keine Spanne Landes außer Europa besitzt, zu diesen dunkeln symbolischen Beziehungen gelangt, die ein Fremder, Uneingeweihter, sich schwerlich entziffern mag. In Benehmen und Sitten zeichnen sich die Leute gleichfalls aus, indem sie anders grüßen, anders bewillkommnen und Abschied nehmen, als es in den übrigen Gesellschaften Brauch ist, und sich dabei vielfach eines russischen Wortes prosto bedienen, welches, wie man mich glauben machte, „gerade aus", bedeutet. Rußland habe ich zwar noch nicht bereiset, denke mir aber jetzt Bonn ziemlich als eine russische Kolonie, die es für die ehemals übersandten Wäringer Deutschland zurückerstattet. Am meisten Nachdruck legen die jungen Leute auf das Trinken und Tabakrauchen, und rechnen dem, der darin mit ihnen gleichen Schritt halten kann, schon alle anderen Schwächen nicht zu hoch an. Von glaubhaften Leuten habe ich mir versichern lassen, daß sie darüber ausführliche Gesetzbücher hätten, die zwar nur Gewohnheitsrecht seyen, aber doch mit peinlicher Gewissenhaftigkeit befolgt und in Ehren gehalten würden, und kann an dieser Aussage nach dem, was ich gesehen, keinen Zweifel mehr hegen. Ich wohnte einer ihrer Zusammenkünfte (meeting) bei, den sie Handel (comerce) oder vielleicht besser Gevatterinnenklub (commère) nennen, in welcher sie Gericht hielten, und allerlei Zeremonien vornahmen, die unsern alten Gerichtsgebräuchen nicht unähnlich sind, welche mit feierlichem Gesange begleitet werden, der besser in einander greift, als der Chor der Oper in Drurylane. Am auffallendsten war mir der

Digitized by Google

Umstand, daß bei einem gewissen Liede alle Mützen und Hüte auf einen Degen gespießt werden mußten, so daß ich auch meinen Hut dem Experiment nicht entziehen konnte, obgleich ich vorschützte, daß er noch ganz neu sey. Als ich den Schaden gelitten, wollte ich wenigstens den Gewinn davon ziehen, zu wissen, weßhalb er so schmählich zugerichtet worden, konnte aber in dem weiten Kreise der Gelehrten keine erkleckliche Antwort bekommen. Dieß sey ein alter Gebrauch, hieß es, bei dem man sich Vieles denken könne, bei dem aber, wie ich erfuhr, nichts gedacht wurde, als Hüte auf eine barbarische Weise zu verschleißen. Getrunken und geraucht wurde entsetzlich; jeder, der in dieser wahrhaftigen Frohne ermüdete, wurde von seinen Nachbarn aufgemuntert und durch das Beispiel angefeuert, daß sie: „Jemanden vortrinken" nennen; derjenige, an welchen eine solche Anmahnung ergangen, ist gehalten, innerhalb einer kurzen gesetzlichen Frist eine bestimmte Quantität hinunterzuwürgen, und wird, wenn er sich weigert, durch Sachverständige beaugenscheinigt und gezwungen, wie eine auf das Fettwerden eingesperrte Gans gezwungen wird, die Futterbrocken hinunter zu schlucken. Ich vermuthe, daß mir nicht mancher meiner Landsleute dieses auf's Wort glauben möchte; er mag nur herkommen und einen Hut d'ran wagen, so schaut n't.

Die jungen Leute werden von ihren Lehrern, die weiter nichts zu thun haben, als Vorlesungen zu halten, mit einer Courtoisie behandelt, wie sie bei uns kaum den Herren vom Oberhause gegenüber beobachtet wird; nie soll es einem Vorleser einfallen, einem oder dem andern jungen Manne, wenn er auch noch so weit auf Abwege gerathen, guten Rath geben zu wollen oder Vorwürfe zu machen; alle bleiben sich selber überlassen und werden höchstens nur wegen allgemeiner bürgerlicher Vergehen vor den akademischen Senat geladen, und auch wegen dieser, statt strenger, viel milder behandelt als andere Christenmenschen. Auf den unteren Schulen sind die Knaben sehr strenge gehalten, werden mehr, als es ihrer Gesundheit dienlich ist, zum Sitzen gezwungen, und mit einer Rumpelkammer von Wissen vollgepfropft, das ihnen später zu nichts dienen kann; darauf kommen sie auf einmal in das Leben der Hochschule, in diese ungebundene Freiheit, unter die eigenen Gesetze und mittelalterlichen Sitten, wo sie ganz verwildern, ihre Zeit wie apathische Türken mit Rauchen zubringen, oder, wenn sie sich einmal aus der Apathie durch einen Rausch aufgerissen, sich unter sich duelliren wie Seelöwen, was von ihrem Sherif beinahe gar nicht geahndet wird, wohingegen ein Duell nach Landesgesetzen auf das strengste bestraft werden muß.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Haag, im Jan.) Ein schreckliches Beispiel von Selbstverbrennung hat unlängst zu Gröningen stattgefunden. Eine Frau von 50 Jahren, welche seit langer Zeit sich dem Genusse starker Liqueure hingegeben hatte, kaufte sich, um ihren Gelüsten vollkommen nachhängen zu können, einen Hafen voll Genever und schloß sich damit in ihr Zimmer ein. Bald darauf wurden die Hausbewohner von einem schrecklichen Lärm überrascht, eilten zum Gemache, sprengten die Thüre ein und fanden die Unglückliche bereits halbverbrannt sich auf dem Boden wälzen. Sie hatte sich ohne Zweifel dem Kamine genähert und ihr Athem Feuer gefangen. (W. Z.)

Unter den unverheiratheten Damen im Großherzogthum Hessen herrscht große Aufregung. Obgleich amtlich nachgewiesen ist, daß in diesem Lande das weibliche Geschlecht bei weitem das männliche an Zahl übersteigt, so haben doch drei verheirathete Männer auf dem Landtag auf Beschränkung der Heirathserlaubniß angetragen.

(London.) Unter die schrecklichsten Erscheinungen, welche der Mangel an Lebensmitteln hervorbringt, gehört die Vermehrung der Zahl der Kindermorde und die Untersuchung der Leichen von Kindern, die vor Hunger gestorben sind. In 12 Monaten starben in England 7,888 Kinder unter einem Jahre alt und der größte Theil gehörte der armen Volksklasse an.

(Münchner Lokal-Anekdote.) Bei der letzten Aufführung der Oper „Guido und Ginevra" hörte ein Zuschauer von seinem neben ihm Sitzenden: daß der zweite Akt zwei Monate nach dem ersten Akte spiele. „So", sagte derselbe voll Erstaunen, „da gehe ich fort, denn ich bleibe nicht so lange in München.

Da sich die Passagiere auf der Leipzig-Dresdner Eisenbahn sehr häufig darüber beklagen, daß Funken aus der Lokomotive auf ihre Kleider fliegen und diese verderben und oft ganz unbrauchbar machen, so hat ein Kleidermacher in Dresden unverbrennbare feuerdichte Leipzig-Dresdner-Eisenbahn-Assekuranz-Kleider-Ueberwürfe angekündigt.

Die Aufhebung des Thorsperrgeldes in Braunschweig mit Neujahr hat zu einem artigen Liedchen Gelegenheit gegeben, das gleich gedruckt wurde und so schließt:

Du liebes freies Vaterland,
Laß uns noch Eins dir danken!
Heb' auf, was freie Geister bannt;
Dem Geiste keine Schranken!
Gib auch Gedanken freien Lauf
Und heb' auch hier die Sperre auf
Zum Heil des Vaterlandes.

In der Provinz Sachsen sind seit Weihnachten vorigen Jahres viele Mordthaten verübt worden. Bei Kalbe ermordete ein Dienstknecht den andern, um zehn Thaler zu rauben. Der Wirth vom Luftschiff bei Naumburg erschlug in der Nothwehr einen Vagabunden. Der Thürmer zu Weißenfels erschoß sich in der Weihnachtsnacht. Zu Dorndorf (Kreis Querfurt) hatte man einen alten Auszügler erschlagen und dann in den Brunnen im Hofe geworfen. Bei Halle ermordete Mitte Januar ein Handwerksbursche den andern auf der Landstraße, dicht bei der Stadt. — Mit diesen Thatsachen sind die Leute aber noch nicht zufrieden und ersinnen noch falsche Gerüchte von Mordthaten. (Dorfz.)

Da Journale dem Hrn. Doussaint, Besitzer des „Hotel des Bains" zu Ostende, vorgeworfen haben, er habe dem Kö-

Digitized by Google

nig von Preußen eine Rechnung von 5000 Frs. (Andere ſagten 7000 Frs.) gemacht, ſo antwortet Hr. Douſſaint in einem an den „Precurſeur d'Anvers" gerichteten Schreiben darauf Folgendes: „Man beginnt damit, zu behaupten, daß das Gefolge des Königs von Preußen nur eine Nacht in meinem Hotel zugebracht habe; nun aber hielt ich, nach den Aufträgen des preußiſchen Hrn. Conſuls, vom Mittwoch bis Freitag einſchließlich 33 Appartements zur Verfügung. Es mußten nothwendig außerordentliche Vorbereitungen getroffen werden, um den erlauchten Reiſenden geziemend zu empfangen. Ein Theil des Gefolges war vom Mittwoch an im Hotel, Se. Maj. kam Donnerſtag an und verließ mein Hotel erſt am Freitag Abends. Dies ſind die Thatſachen."

Ein ſchreckliches Ereigniß hat am 25. Jan. zu Ancenis ſtattgehabt. Es zerplatzte der Keſſel des von Nantes nach Angers abgegangenen Dampfſchiffes, während es zu Ancenis angelegt hatte. Das ganze Verdeck vor dem Vordertheil des Schiffs wurde weggeriſſen, und alle (25) Perſonen, welche ſich in dieſem Theile befanden, ſo wie die Heizer und Maſchinenmeiſter wurden Schlachtopfer dieſes Unglücks; mehrere derſelben ſind bereits geſtorben. Die Paſſagiere des Zimmers im Hintertheile haben nichts gelitten.

Wie eine amerikaniſche Zeitſchrift behauptet, gibt es auf der Erde 4500 verſchiedene Sprachen, die Augenſprache ungerechnet.

Nach einer neuerlichen Zählung gab es in England 13,000 Irre, ſo daß Einer von 500 Engländern nicht recht bei Verſtande iſt.

Korreſpondenz.

Mainz, 30. Jan.

Ueber die Theatervorſtellungen, die am künftigen Faſchings-Sonntag, Vormittags, zu Gunſten der Armen und am Dienſtag Nachmittag zu Gunſten der Kleinkinderbewahr-Anſtalt und zur Entſchädigung des Theater-Direktors im hieſigen Schauſpielhauſe gegeben werden, bin ich nun in Stand geſetzt, Ihnen Folgendes zu berichten. Die Aufführungen geſchehen einzig und allein durch Dilettanten. Am Sonntag wird »Roderich und Kunigunde« gegeben, ein Stück, das zwar nach dem Franzöſiſchen bearbeitet iſt, aber ſich zu einer Faſchings-Aufführung nichtsdeſtoweniger ganz vorzüglich eignet. Die bisher abgehaltenen Proben laſſen über das Gelingen und das Scherzhafte dieſer Vorſtellung kaum einen Zweifel zu. Die Auswahl der den Dienſtag vorkommenden Stücke geht von competenten Richtern aus und wird gewiß die allgemeine Zuſtimmung erhalten. Zuerſt wird gegeben: »Wer weiß, wozu es gut iſt«, ein Schwank in einem Aufzuge, von Kotzebue; dann: »das Feſt der Geſellen«, ein Seitenſtück zu dem Feſte der Handwerker, ein lokales komiſches Gemälde aus dem Volksleben, als Vaudeville bearbeitet von dem durch ſeine ſcherzhaften Compoſitionen und Vorträge rühmlich bekannten Hrn. Thielmann; endlich »Kleopatra«, Traveſtie in einem Akte, von Kotzebue, nebſt Prolog und ächt carnevaliſtiſchem Schlußtableau, letzteres von Börnſtein. — Zu beiden Vorſtellungen ſind ſchon jetzt Eintrittskarten zu haben; lange iſt mit der Beſtellung nicht zu ſäumen, denn nur zu bald ſind alle Plätze genommen.

Darmſtadt, 24. Jan.

Mehr als ein Jahrzehnt war vorübergegangen, ſeitdem wir das herrliche Ritterſchauſpiel »Götz von Berlichingen« auf unſerer Bühne nicht geſehen hatten. Geſtern wurde uns dieſer lang entbehrte Kunſtgenuß zu Theil, und zwar in einer Weiſe, daß wir dieſen Theaterabend als einen der ſchönſten dieſer Saiſon betrachten zu dürfen glauben. Nicht leicht hätte Hr. Regiſſeur **Becker** eine glücklichere Wahl zu ſeinem Benefiz treffen können, und daß dieſelbe Billigung und Beifall von Seite unſeres Theaterpublikums finden würde, dafür bürgte einestheils der innere Gehalt der ſchönen Göthe'ſchen Dichtung, anderntheils aber auch das zweckmäßige Arrangement, welches Hr. **Becker** zum Behufe der Darſtellung derſelben getroffen hatte. Waren wir von jeher daran gewöhnt, Hrn. B. nie hinter ſeiner Rolle zurückbleiben zu ſehen, ſo erblickten wir ihn heute auf dem Höhenpunkte ſeines darſtellenden Talentes und folgten ſeinem anziehenden Spiele durch alle Scenen hindurch mit dem lebhafteſten Intereſſe. Wahrlich, er war ganz vorzüglich berufen, den biedern, mannhaften und entſchloſſenen Götz darzuſtellen, und die Art und Weiſe, wie er es that, erweckte die regſten Sympathieen des Publikums, von welchem er am Schluß der Vorſtellung gerufen wurde, eine hierorts ſehr ſeltene Auszeichnung eines mit der öffentlichen Gunſt beehrten Schauſpielers. An Götz, als den eigentlichen Kern und Mittelpunkt des Stücks, lehnten ſich viele der übrigen Mitſpielenden würdig an, ſo daß die große Darſtellung im Ganzen, wie auch in der großen Maſſe ihrer Einzelnheiten, wenige Ausnahmen abgerechnet, als eine ſehr gelungene zu betrachten war. Von letzteren wollen wir hier nicht reden, da ſie dem Totaleffekt des Ganzen nur unbedeutend ſchadeten. Hr. **Sieck** in ſeiner Rolle als Kaiſer Maximilian, Mad. **Kronfeld** als Eliſabeth, Dem. **Sieck** als Maria, Hr. **Peters** als Weislingen, Mad. **Köhler** als Adelheid und mehrere Andere ſpielten eben ſo brav als lebendig, was auch allgemeine Anerkennung fand. So viel nur in rhapſodiſcher Weiſe über die heutige Aufführung des Götz, deren detaillirte Beurtheilung, wenn ſie von einem Berichterſtatter verlangt werden ſollte, wir ſehr gerne Andern überlaſſen wollen. — Wenige Tage zuvor wurde zum Erſtenmale gegeben: »Michel Perin, oder: der Spion wider Willen«. Die Verpflanzung dieſes neueren franzöſiſchen Luſtſpiels durch Th. Hell auf die deutſche Bühne iſt gewiß eine recht dankenswerthe Arbeit, und wenn man auch im Anfange der Entwickelung einige Zeit hindurch ziemlich theilnahmlos gelaſſen wird, weil die Handlung nicht von der Stelle rückt, ſo wird man doch im Verfolg für die anfänglich ausgeſtandene Langeweile durch die raſche Aufeinanderfolge intereſſanter Begebenheiten reichlich entſchädigt und zuletzt ſehr zu Gunſten eines Stücks geſtimmt, welches Anfangs nur wenig zu verſprechen ſchien. Unter den neuen Stücken, welche wir der jetzigen Regie zu verdanken haben, iſt aber »Michel Perin« keineswegs zu den ſchlechteren zu zählen, im Gegentheil hat dieſes artige Luſtſpiel viele innere Vorzüge, welche es auf der Bühne immer zu einer angenehmen Erſcheinung machen werden. Hr. **Jahrt** als Michel Perin war darin eben ſo wahr und natürlich, wie in ſeiner Rolle von geſtern, in welcher er den Mönch (Bruder Martin) darzuſtellen hatte. Die Wiederholung dieſes wahrhaft ergötzlichen Schauſpiels könnte das Urtheil der Theaterfreunde nur noch mehr zu ſeinen Gunſten ſtimmen. Uebrigens verdanken wir die faſt durchgängig exacte Aufführung der Stücke ſeit dem Beginne dieſer Saiſon theils dem unverdroſſenen Kunſteifer unſeres Schauſpielerperſonals, theils den fortgeſetzt thätigen Bemühungen unſerer jetzigen Theaterregie, welche weder Zeit noch Mühe bei dem Einſtudieren der Stücke ſpart, um ihnen bei der Aufführung einen möglichſt günſtigen Erfolg zu ſichern.

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 3. Jan. **Das Nachtlager in Granada**, Oper in 2 Abth., Muſik von Kreutzer. Hierauf folgt: **Der Brautſchleier**, Luſtſpiel in 1 Akt.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 33. Freitag, den 4. Februar 1842.

Donna Luisa.

Nach Madame Charles Reybaud, von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

„Er zog mich durch Durchgänge, die mir unbekannt waren," sprach Isabella weiter. „Bald entfernte sich das Geräusch, bald schien es, als ob man sich hinter uns schlüge. In manchen Augenblicken hörte das Feuer auf, und es trat eine tiefe Stille ein; dann erhob sich neues Geschrei mit einem dem Donner ähnlichen Getöse. Don Juan führte mich eine Wendeltreppe hinab, welche in einen Abgrund auszugehen schien. In dem Maße, als wir hinab stiegen, nahm die Dunkelheit zu; endlich fühlte ich ebenen Boden unter meinen Füßen. — „Bleibt hier, Sennora," sagte Don Juan, „hier seyd Ihr in Sicherheit. Wenn oben alles vorüber ist, dann komme ich wieder, wenn ich noch lebe; werde ich getödtet . . . ."

„Nein, nein," unterbrach ich ihn; „ich fürchte mich weniger vor den Büchsenschüssen als vor dieser abscheulichen Dunkelheit; ich will wieder mit Euch hinauf. Müssen wir heute sterben, so laßt uns hoffen, daß uns Gott barmherzig seyn werde." Er versuchte nochmals, mich zu bereden, in dieser Art Brunnen zu bleiben; aber ich empfand gleichzeitig eine Furcht und einen Muth, welche nur der begreifen kann, der sich in ähnlicher Lage befunden hat. Wir begaben uns wieder in das Gemach des Erdgeschosses, und Don Juan verließ mich."

Isabella schwieg; Thränen überkamen sie bei dieser Erinnerung.

„Fahre fort," sagte Donna Luisa mit einem schwachen Lächeln, indem sie ihr die Hände drückte. „Dieser Don Juan von Matha ist ein wackerer Cavalier; keine Edeldame würde sich herabwürdigen, wenn sie ihr Wappenschild mit dem dieses neugeschaffenen Edelmannes verbände, der seine Pflicht besser erfüllt hat, als viele hochgeborene Herren, deren Ursprung sich aus den Zeiten des Königs Don Palayo herleiten läßt."

„Ich blieb allein," hob Isabella wieder an; „ich versuchte zu beten, aber es war mir unmöglich. Ich horchte mit tödtlicher Angst auf das Knallen der Büchsen und das entsetzliche Geschrei, welches in regelmäßigen Zwischenräumen aufeinander folgte. Endlich war das Feuern schwächer, und dann vernahm ich nichts mehr als einen wirren Lärmen. Da stand ich auf, öffnete die Thüre und ging dem Feinde entgegen; denn es war mir klar geworden, daß er in den Atalayo eingedrungen sey. Es war Niemand in den Gemächern, noch in dem innern Hofe; da eilte ich an die Ringmauern. Die Spanier waren durch die Bresche gedrungen; eine Wolke von Staub und Rauch verhinderte mich am Sehen; ich hörte nur Aechzen, verwirrte Stimmen, einen dumpfen, entsetzlichen Tumult; es war Niemand um mich; man schlug sich mit blanken Waffen in der ersten Ringmauer. Ich drang noch weiter vor. Plötzlich hörte ich über meinem Kopfe ein mir fremdes Geräusch, als ob unsichtbare Dämonen in der Luft gezischt hätten; es waren Kugeln, die über mir wegflogen. In demselben Augenblick ertönte eine Explosion in dem Gewölbe, in welches ich mich geflüchtet hatte; ich stürzte zu Boden . . ."

„O Himmel! Du warst verwundet?"

„Nein, Hoheit; aber ich hatte Don Juan von Matha blutend an dem Fallgitter liegen sehen. Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich im großen Hofe, an die Mauer angelehnt. Der König und Don Juan saßen etwas weiter von mir, in ihre zerfetzten blutigen Capas gehüllt. Wir waren von Spaniern umringt. Hauptmann Rodriguez war bleich wie der Tod; zwei von seinen Soldaten hielten ihn aufrecht, während er seine Gefangenen besah, denn er hatte eine Hand verloren. Er gebärdete sich ganz wüthend, bald klagend, bald in laute Lästerungen ausbrechend. Sein Alfarez folgte ihm, um seine Befehle zu empfangen. Er wandte sich an mich, um zu erfahren, wie viele Männer sich in dem Atalayo befänden; und als ich ihm erwiederte, daß es zehn oder zwölf seyen, da blickte er ganz verdutzt um sich und sagte: „So wenig Leute! . . . und haben sich vier Stunden lang gehalten! . . . . Ich will nicht sagen, daß Ihr lügt, Sennora, aber der Schrecken hat Euch die Sinne verwirrt." — Sennor Don Rodriguez, sagte ich zu ihm, zum zweiten Male bin ich Eure Gefangene; ich hoffe, Ihr werdet Euch nicht weigern, mich gegen ein Lösegeld auszuliefern? Er schüttelte den Kopf und erwiederte: „Wenn es der König erlaubt, nachdem ich Euch nach Badajoz gebracht haben werde." — Diese beiden Cavaliere, sagte ich, indem ich ihm den König und Don Juan von Matha zeigte, können Euch auch eine gute Ranzion geben. Er schielte seitwärts nach ihnen hin und murmelte: „Wer sind die Leute? Sind wir hier auf ihrem Gebiete? Wie heißen sie?" — Es sind gute Edelleute, erwiederte ich, über seine Fragen erschrocken; sie haben mir Beistand geleistet, als ich allein auf dem einsamen Wege zurück geblieben war. Behandelt sie gut, ich bitte Euch darum, Sennor Don Rodriguez.

Digitized by Google

Da versprach er mir, ihnen die Freiheit zu geben, wenn sie ihm nur einige hundert Pistolen bezahlen könnten; und ich sah wohl aus dem geringen Gewichte, das er auf sie legte, daß nicht der geringste Verdacht in seiner Seele war. Er entfernte sich; ich näherte mich den Gefangenen. Der König, dem man seine Waffen genommen hatte, stand aufrecht. Er war in einen schlechten Capas gehüllt; aber ich zitterte dennoch, daß man ihn an der Majestät seines Wesens erkennen möge. — „Sennora," sagte Don Juan von Matha flüchtig zu mir, „habt guten Muth und gute Hoffnung für uns. Bald werden wir frei seyn, denn wenn Hauptmann Rodriguez Lösegeld erhält, so wird er sich nicht weigern, uns einen Geleitsbrief zu geben, um durch das spanische Heer zu kommen." Der König war am Arm verwundet. — „Eine Kugel hat mich gestreift," sagte er. „Es war zum ersten Mal, daß ich mich gegen Spanier schlug, aber, bei der heiligen Messe! ich hoffe, es wird nicht das letzte Mal gewesen seyn. Begebt Euch zu Donna Luisa, und sagt ihr, was Ihr gesehen habt. Sie soll für uns beten."

(Fortsetzung folgt.)

Der Düsseldorfer Kunstverein.

(Düsseldorf, Ende Januar.) Durch die am 15. Jan. gehaltene Versammlung des Verwaltungsrathes und Ausschusses des Kunstvereins für die Rheinlande und Westphalen wurde das Publikum von neuem auf die Thätigkeit dieses Institutes hingelenkt, indem sich zum ersten Male seit der General-Versammlung am 30. Oct. v. J. die Activität des Vereins dem Publikum und den Künstlern gegenüber offen zeigte. Es wurde in dieser Sitzung außerdem, daß eine Anzahl Bilder zur diesjährigen Verloosung, im Betrag von ungefähr 1700 Thlr., angekauft, hauptsächlich über die (bereits kurz in Ihrem Blatte erwähnte) Ausschmückung des Rathhauses zu Elberfeld verhandelt. Die Stadt Elberfeld wünscht ihren Rathhaussaal durch Frescogemälde ausgeschmückt zu sehen, und wandte sich deshalb an den hiesigen Kunstverein, dieses Vorhaben zu unterstützen. Da dem Statut des Kunstvereins gemäß der Fonds für öffentliche Kunstwerke zur Unterstützung öffentlicher Arbeiten, im Gebiete der Kunst, vorhanden ist, so sind vorläufig folgende Bestimmungen gefaßt worden. Der Plan des Malers Mücke zur Ausschmückung des Saales ist von der Stadt Elberfeld aus mehreren Planen gewählt worden. Er besteht in einem fortlaufenden Friese in Frescomalerei, Momente aus der Geschichte des bergischen Landes darstellend. Ganz bestimmt hat der Kostenanschlag nicht gemacht werden können, indem jetzt erst eine Concurrenz zur Ausführung dieses Planes ausgeschrieben wird. — Ein zweites Werk, das dem Kunstvereine zur größten Ehre gereicht, ist die Ausmalung des Aachener Rathhaussaales. Mit der Ausführung der Frescobilder ist der Maler Alfred Rethel in Frankfurt, ein Schüler unseres Meisters Schadow, ein geborener Aachener, beauftragt worden. Rethel verließ vor mehreren Jahren Düsseldorf, um sich in Frankfurt niederzulassen, und ward dort der Kunst eine bedeutende Stütze. Wenigen Malern ist gewiß in ihren Jugendjahren ein so ehrenvoller Auftrag zu Theil geworden, und alles Glück und Gedeihen muß man dem jungen Manne zurufen. Möge er mit eben so großer Liebe und Energie die Compositionen aus der Geschichte Kaiser Karl's des Großen ausführen, als sie mit großem Talente entworfen sind! Beide Werke werden circa 30,000 Thlr. kosten. — Wo in Deutschland, wo in Europa steht wohl ein Kunstverein so hoch, daß er, indem er die Hälfte des Betrages zahlt, solche Werke zur Ausführung bringen kann, und dann doch noch jährlich 10,000 Thlr. zum Ankauf von Bildern zur Verloosung unter die Actionäre verausgabt? Wem sollten die Actionäre diese Blüthe des Vereins zu danken haben? — Wem anders, als einer trefflichen Verwaltung desselben! Denn wo Männer wie Schnaase, Schadow, Wiegmann, Sohn und Andere an der Spitze stehen, wo ist da wohl zu zweifeln, daß sie nicht das Beste für die Kunst wirken und schaffen werden? — In den nächsten Jahren sehen wir den besten Nachbildungen bedeutender Gemälde in Kupfer- oder Stahlstich entgegen. An die Actionäre sind kürzlich die vortrefflichen Blätter: Madonna mit dem Christuskinde von Deeger gestochen von Keller, und die Poesie nach Köhler's Gemälde gleichen Namens, gestochen von Felsing in Darmstadt, ausgegeben worden. Für das Jahr 1842 ist ein Stahlstich nach Becker's Bilde: Schnitter, von einem Gewitter überrascht, in Arbeit, und mit Gewißheit können wir hoffen, daß Steifensand, einer der ersten Stahlstecher Deutschlands, dem diese Arbeit übertragen ist, ein sehr gelungenes Werk den Actionären darbieten wird. — Deeger, der diesen Herbst von Italien, nach einer Abwesenheit von beinahe vier Jahren, zu uns zurückgekehrt ist, arbeitet an einem der großen Cartons behufs der Ausmalung der neuen Kirche auf dem Apollinarisberge. Der Carton, welchen Deeger bald vollendet haben wird, stellt die Kreuzigung des Heilandes in Mitte der beiden Schächer dar. Sowohl diese als die übrigen Compositionen, welche ihm auszuführen anvertraut sind, zugleich mit den hierzu erforderlichen Studien, hat der Künstler während seines Aufenthalts in Italien gemacht. Alle sprechen die religiös-fromme Richtung, welche zu einem solchen Werke nothwendig ist, aus und stellen sich manchen berühmten Bildern älterer Meister in dieser Richtung an die Seite.

Bei der bereits erwähnten Ausschuß-Versammlung des Kunstvereins am 15. Jan. bot Achenbach demselben ein Bild zum Ankauf an, — ein vollendetes Werk, darstellend einsame Waldgegend mit Sumpf. Sehr erfreut ist man, auch diese Richtung der Landschaftsmalerei von Achenbach vertreten zu sehen, da man seit vielen Jahren nur Marinen und Winterlandschaften von ihm zu sehen gewohnt war. Eine grüne, frische, saftige Waldeinsamkeit ruht in dem Bilde, und eine Durchführung ersieht man im Ganzen, die man sonst von Achenbach zu sehen nicht gewohnt ist. Der Verein war nicht im Stande, das Bild zu dem enormen Preise anzukaufen. Der Künstler hat einen so bedeutenden Ruf, daß seine Bilder durch Liebhaber mit Gold aufgewogen werden, dahingegen ein Verein, der doch eine bestimmte Anzahl Bilder zur Verloosung unter die Actionäre erstehen muß, einzelne kleine Bilder nicht mit so enormen Summen bezahlen kann. Für den Augenblick ist Achenbach beschäftigt, für die Carnevals-Belustigungen ein großes Maskenspiel auf einem der hiesigen öffentlichen Marktplätze zu arrangiren, wo er dem großen Publikum seinen sprudelnden Humor gewiß noch glänzender als im vorigen Jahre zeigen wird. (Köl. Z.)

Digitized by Google

Pückleser über Deutschland.

(Fortsetzung.)

Die Folgen einer solchen Lebensweise sind nicht sehr glänzend, wie sich denken läßt; die Leute, welche allen Geschmack an der Wissenschaft, ja am geselligen Leben verloren haben, die sich nur in einer Kneipe daheim fühlen, müssen, eine bürgerliche Versorgung, daß heißt, ein Amt zu bekommen, eine Prüfung, oder mehrere bestehen, für die sie sich dann nach einem solchen Lotterleben hinsetzen und sich nachträglich zu trockenen Amtsmenschen eindrillen; wortlosen Menschen, ohne öffentlichen Geist, ohne Theilnahme an allgemeinen Interessen, die wie Karrengäule eingeschirrt sind, und außer ihren Deichseln reine Nullen bleiben, welche die Gelehrsamkeit ihrer Knabenjahre längst vergessen, oder doch fruchtlos aufgespeichert mit sich durch's Leben tragen.

Wie lange dieses tolle Leben, gegen welches auch deutsche Staatsmänner und Erzieher schon ein Feldgeschrei erhoben, noch fortdauern soll, wird von den Fortschritten des öffentlichen Lebens in Deutschland abhängen; so lange dieses noch auf seiner gegenwärtigen Stufe bleibt, besteht auch die Gelehrsamkeit als Handwerk fort, dem man seine Zunftgebräuche, sein Hänseln und Kielholen nicht verwehren kann; sobald aber die Oeffentlichkeit sich besser entfaltet, wird sich das Leben der Hochschulen von selber beschränken, wird die Jugend, ohne kopfhängerisch zu seyn, die Jahre, welche zur Bildung bestimmt sind, vernünftiger durchleben, damit sie später vor ihrem höheren Richter, dem Volksgeiste, mit Ehre bestehen könne.

Geognostische Studien bestimmten mich zu dem Entschlusse, in Bonn den Rhein zu verlassen und durch das Gebirge quer nach der Ar zu pilgern, einen Abstecher zu machen, der sich in wissenschaftlicher, wie in jeder andern Rücksicht in reichem Maße belohnte. Nicht häufig sind mir in Schottland gewaltigere Felsschichtungen vorgekommen, die hier dazu das schönste frischeste Grün entfalteten, nichts von dem kahlen, öden Charakter unseres Hochlandes hatten. Ueberall traf ich auf Buchen und Eichen, welche mich an ihre Riesenbrüder im Windsorparke erinnerten. Ueber die Waldabhänge gelangte ich in kurzer Frist an das Flüßchen Ar, ein Nebenflüßchen des Rheines, das in seiner Art das schönste ist, was man nur sehen kann.

Ich vertraute mich ganz und gar der Leitung des Flusses an, und folgte seinem Laufe bis zur Quelle, bald enge, alterthümliche Städtchen, bedeutungsvolle Reliquien des Mittelalters, bald kühne Burgen auf schroffen Felsabhängen begrüßend; bald wandelte ich in paradiesischen Weingärten, die eben in der Blüthe standen, welche die Gegend mit einem Aroma füllen, daß der Wanderer davon vom Schlage gerührt werden kann; bald wandelte ich in einer wilden gigantischen Natur, wo nur die Straße unter mir, durch den Felsen gesprengt, Zeugniß von der waltenden Menschenhand gab. In einer dieser Felsenöden durchwallte ich einen Tunnel, der älter ist als alle jene, welche durch die Eisenbahnen an die Tagesordnung gekommen. So sah ich Aarweiler, Aldenaar und Aldenau, und traf in ersterem Städtchen wieder auf Schüler, welche mir in der wilden Natur eine rechte Salvator-Rosa-Staffage darboten. Man berichtete mir, es seyen Edelleute aus Westphalen. Ich muß gestehen, daß ich seit dieser Zeit vor dem westphälischen Adel eine sonderbare Achtung bekommen habe, weil diese Leute mir roher als alle übrigen Genossen „hienen, besser rauchten, mehr Wein hinunter schluckten und in dem Wirthshause verfuhren, wie in erobertem Lande. Die Barone, welche Wilhelm der Eroberer mit nach Altengland gebracht hat, konnten fürwahr keine Rittertugend mehr aufweisen, weniger Bildung verrathen als die Leute, welche ich einen denkwürdigen Nachmittag als Studien vor mir hatte. Sogar ihre Hunde hatten sie zum Weintrinken abgerichtet, die in der That edelmännischer (more gentlemanlike) sich bei dem Glase zu benehmen wußten, als ihre Herren. — Bei Blankenheim sah ich die Wiege des niedlichen Flüßchens, und streifte von dorten über die Hügel, die mich lebhaft an unser schottisches Hochland erinnerten, und stand bald an der Eifelsee (hiegfield seas?) ausgebrannten Kratern, die mit dem klarsten durchsichtigsten Wasser angefüllt sind. Obgleich diese Wasserbecken eher Weiher (ponds) als Seen genannt werden können, so sind sie doch in der That reizend, und gerade durch den Umstand, daß die meisten (es gibt deren wenigstens ein Dutzend, die auf keiner Karte zu treffen sind), entfernt von allen menschlichen Wohnungen und Kultur, nur von der rohesten ursprünglichsten Natur umgeben sind, so pikant als etwa in Mitteleuropa. Zwischen zwei Seen zog ich an einer melancholischen Kapelle nach Daun (Down), und von dorten nach Gerolstein in das Killthal, das an kühnen Basaltfelsen und Lavamassen, wie an malerischen Burgen einen Reichthum entfaltet, den ich mir nicht geträumt hatte. Durch das Killthal, welches mit dem Aarthal sich vollkommen gleich stellen kann, wenn ich die reizenden Rebenhänge und den labenden Wein des letztern ausnehme, kam ich bis nach Bittburg, einer Stadt, die an sich nichts Reizendes und Denkwürdiges hat, in deren Nähe aber bei dem Dorfe Fließem (Fleezham) eine bedeutende römische Villa ausgegraben worden, die einem in den Urzeiten in Trier wohnenden römischen Großen zum Sommer- oder zum Jagdsitze gedient haben mag. Bäder, Heizungsvorrichtungen und Mustoböden sind noch gut erhalten, und letztere sogar durch des regierenden Königs Sorgfalt neu überbaut, so daß diese Sehenswürdigkeiten noch lange für die Wissenschaft, für den Kenner erhalten werden können. Die Mosaikböden sind vor allem sehr fein und geschmackvoll, und erinnerten mich an die besten Arbeiten, die ich in Pompeji gesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Von Berlin wird geschrieben, daß dort in der jüngsten Zeit eine interessante Charakterisirung der Gebäude durch plastische Arbeiten, welche sich auf den Beruf des Besitzers beziehen, üblich geworden sey. Erläuternde Beispiele der Art finden sich in den vom Bildhauer Gerhard komponirten Reliefs der von Stäler gezeichneten Façade eines Hauses in der Friedrichsstraße, welches einem Maurer gehört, ferner am Hause des Bildhauers Drake, welches sich durch Karyatiden am vorgebauten Balkon und ein Relief im Giebel auszeichnet: „Kunst und Wissenschaft blühend unter dem Schutze des preußischen Adlers." Auch der Bildhauer Kiß ist für einen solchen bezeichnenden Häuserschmuck in Anspruch genommen worden; an dem Kühn'schen Hause rührt das auf die Gartenkunst bezügliche Relief von ihm her.

Digitized by Google

(Hochberg, würtemb. Oberamt Waiblingen, 29. Jan.) Ein hiesiger Bürger, Namens Lang, und seine Ehefrau, welche in Einem Jahr und an Einem Tage geboren, starben kürzlich ebenfalls an Einem Tage und wurden mit einander beerdigt.

(Frankfurter Gewerbverein.) In der Freitag den 4. Februar stattfindenden Versammlung der Gewerbtreibenden kommt vor: Mittheilung einer einfachen Vorrichtung zum accuraten Ausbohren metallener Wagenräder-Büchsen oder ähnlicher Metallröhren, nebst Vorzeigung des betreffenden Apparats. Vorzeigung: 1. Mehrerer Werkzeuge für Schreiner- und Drecherarbeiten. 2. Einer kleinen Handbohrmaschine zum Holz- und Metallbohren. 3. Eines Hebers mit einer Vorrichtung zum Ansaugen ohne Anwendung des Mundes, von Hrn. Liebmann in Mainz. 4. Eines Ovalzirkels.

Korrespondenz.

Hamburg, 26. Jan.

Theater. — Literaten.

Heinrich Smidt's »Kaufmann und Seefahrer« (am 24. zum Erstenmal gegeben) hat etwas seemännisch Imponirendes und Charakteristisches, nämlich daß ein Schiff mit jubelnder Besatzung darin förmlich vom Stapel läuft; etwas Patriotisches, nämlich die Costüme der Vierländer, Helgoländer, Blankeneser, Hamburger ꝛc.; ja sogar etwas für den Nationalgeist, nämlich ein Handlungscomptoir aus dem Jahre 1783, welches gerade so, wie Heinrich Smidt es originell aufgefaßt und dargestellt hat, in einem früheren Jahrgange unserer Pappe'schen Lesefrüchte beschrieben und verzeichnet stand, so daß der Poet also nach den besten Quellen gearbeitet hat; — und noch mehr, Heinrich Smidt gibt uns in einem sogenannten Projektenmacher eine Hindeutung auf des trefflichen Herwegh treffliches Gedicht: »die deutsche Flotte«, oder, wie man prosaisch sagt: »den deutschen Zollverein.« Diese Smidt'sche Idee ist offenbar das Größte von Allem: Herwegh's, des herrlichen Dichters, pompöse Anschauung durch den Mund eines albernen Menschen zu travestiren, und den Hamburgern, die bekanntlich so sehr für den deutschen Zollverein sind, dieß durch die laterna magica zu zeigen. Doch wird es bei alle dem nicht klar, ob der Poet Smidt eigentlich für oder gegen den Zollverein enthusiasmiren will. Das Stück erhebt sich nicht über die Mittelmäßigkeit, allein es ist ein patriotisches, merkantilisches, ächt Hamburgisches Sujet, und das wird und muß noch oft ziehen; „floreat commercium" schloß eine große, vorbereitende, vorher lobposaunende Anzeige in unsern »Nachrichten« und so etwas weckt den schlummernden Patriotismus unserer Handelssöhne. Auch hat das Stück vielen dramatischen Effekt; es zeigt den bühnenkundigen Verfasser. Nur der vierte Act ist durchaus überflüssig und spannt den Zuschauer ohne alle Noth auf die Folter. Alles ist glücklich abgelaufen, die beiden Liebenden sind vereinigt, der Vater hat sie gesegnet. Was will man mehr? Heinrich Smidt, früher bekanntlich Seemann, lebt jetzt als Poet und Journalist in Berlin. — Gespielt wurde im Ganzen recht gut und die Aufnahme war beifällig. Hr. Hendrichs und Hr. Hoppé, die Träger der Hauptrollen, waren sehr wacker, Dem. Weißbach, die immer seufzende, unglücklich liebende, verlassene, so wie Hr. Lenz (der alte Moorfeld) fleißig und tüchtig, wie immer, in ihren Partien. Das Theater war sehr hübsch scenirt; das Ablaufen des Schiffes ging, bis auf eine Kleinigkeit, gut von Statten. Die neu gemalte Decoration, eine Hinterwand mit Blankenese, ist perspectivisch gut, aber im Lufttone auf jeden Fall zu hell, zu südlich rein gehalten; das glänzt beinahe wie ein Panorama! — Immer schon war es meine Absicht, Sie einmal in aller Kürze über die sogenannten hier lebenden Literaten und Schriftsteller der Tagespresse zu orientiren, deren Zahl nicht unbedeutend ist. Würdig mögt den Zug eröffnen Bärmann, Georg Nicolaus, philosophiae Doctor und der freien Künste Magister, Verfasser der »Schaustellungen und Gegenwärtigkeiten« in unsern »Nachrichten«, als Uebersetzer und dramatischer Dichter (jetzt für unser Hoftheater) nicht unbekannt, früher Vorsteher einer Lehranstalt. — Dr. C. Buek, ein ächtes Lokaltalent, das sich auch fast nur auf vaterstädtischem Gebiete bewegt, ist Redacteur der »Vaterstädtischen Blätter«, einer Zudelt unserer »Nachrichten« und Verfasser eines sehr langweiligen, philisterhaften Textes zu dem Kupferwerke: »Hamburg und seine Umgebungen.« — Blom, Künstler und Literat, Literat und Künstler, hat sich in der letzten Zeit besonders mit Daguerreotypie beschäftigt. — Christern, unter der Firma FF, Theaterreferent in den »Nachrichten«, namentlich auch Musikenthusiast und musikalischer Referent des genannten Lokalblatts und einiger auswärtigen. — Clemens (Gerke), beim Hamburg-Altonaer Telegraphen angestellt, unter der Kappe C. G. D. Theaterrezensent in der »Neuen Zeitung« und Gegner Gutzkow's. — Ed. Cohn, Mitarbeiter an der »Zeit« und am »Panorama.« — Elkamp, Theaterreferent des »Hamb. Correspondenten«, bald als *, bald als §, für den kurze Zeit H. Meyer vicarirte. — Dr. Gutzkow, wohlbekannter Redacteur des »Telegraphen«, als welcher er jetzt auch unterzeichnet. — Dr. Henning, Gymnasiallehrer, Mitredacteur am gelehrten und literarischen Theil des Korrespondenten. — B. A. Herrmann, Uebersetzer französischer Theaterstücke und Freund Gorset's. — L. Lenz, Redacteur der neuen »Modezeitung« und des »Freischützen.« — Loh, Redacteur der »Originalien.« — Rath Ludwig, Dr., redigirt den politischen Theil der »Nachrichten.« — Mendelssohn, Herausgeber des »Panorama«, H. Meyer, Mitarbeiter an den »Nachrichten«, Dr. Runkel, Redacteur des »Correspondenten«, Schirges, Mitarbeiter am »Telegraphen« und der »Modezeitung«, Schoppe, Korrespondentin des Morgenblatts, die bekanntlich zum Sommer nach Jena übersiedeln will, und Dr. Töpfer, Theaterdichter und Kritiker in einer Person, Herausgeber der »Thalia« und Inhaber eines literarischen Bureau's; sein Freund ist Dr. Wolfheim, Verfasser des »Don Sebastiano« und Inhaber eines portugiesischen Ordens.

Programm des Museums.

Freitag, den 4. Februar 1842.

Symphonie von Schädl.
Antigone zu Berlin, von Hrn. Dr. Ludwig Braunfels; gelesen von Hrn. C. Schneider.
Aria von Pacini; gesungen von Fräul. Rudersdorff.
Monolog aus Goethe's Iphigenie; gesprochen von Mad. Johanna Hoffmann.
Violinconcertante von Mayseder; gespielt von Hrn. Rudersdorff.
Cavatine von Weber; gesungen von Fräul. Kramer.
Amor als Lehrmeister, Gedicht von Ludw. Liber; gesprochen von Hrn. Wenzel.
Lied von Krebs; gesungen von Hrn. Caspari.
Lieder, vorgetragen von Fräul. Rudersdorff.
Symphonie von Mozart. (Es dur.)

Theater-Anzeige.

Samstag, 5. Febr. Die Stiefstochter, Lustsp. in 4 Abtheil., vom Verfasser „der Oheim." Hierauf folgt: Die Großmama, Lustspiel in 1 Akt, von Kotzebue.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 38. Samstag den 5. Februar 1842.

Donna Luisa.

Nach Madame Charles Reybaud, von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

„Man führte die Gefangenen fort, und der Hauptmann Rodriguez ließ mich in das Lager bringen, welches man für die Nacht am Ufer des Flusses aufgeschlagen hatte. Die Spanier, welche nicht in dem Atalaya zu bleiben wagten, steckten ihn in Brand. Die Thüren und Balken brannten, aber die Mauern blieben stehen mit ihren von den Flammen geschwärzten gähnenden Fensteröffnungen. Bei diesem Anblicke konnte ich meine Thränen nicht zurückhalten; ich hatte diesen Ort liebgewonnen, an welchem ich so viele Entbehrungen und Aengste erduldet hatte. Den andern Tag brachen wir auf. Ich befand mich zu Pferde bei dem Nachzuge, und niemals konnte ich den Gefangenen nahen. Als wir ankamen, befand sich der Hauptmann in einem sehr schlimmen Zustande wegen seiner Wunde. Ich ward hieher zu den Benediktinerinnen gebracht. Die guten Schwestern wußten nichts von allem, was jenseits des Gitters ihres Sprachzimmers vorgeht; vielleicht stellten sie sich mir gegenüber auch nur, als wüßten sie es nicht. Ich hätte glauben können, ich sey hundert Stunden von dem spanischen Hofe entfernt, hätte ich nicht täglich der königlichen Tribüne gegenüber die Messe angehört, und Eure Hoheit an der Seite der beiden Infantinnen gesehen."

Mit einem Herzen, das vor Freude und Verwunderung klopfte, hatte Donna Luisa diese Erzählung angehört; aber die Ungewißheit, worin sie blieb, erweckte bald in ihr eine glühende schmerzliche Ungeduld. — „Herr, mein Gott," sagte sie inbrünstig, „Deine Hand lasse mich nicht lange über diesem Abgrund schweben! Habe Mitleid mit meiner Angst, und gieb mir endlich Tod oder Leben."

Ihr thränengefüllter Blick maß mit Entsetzen die fürchterlichen Mauern, welche sie von der Welt trennten; sie blieb in tiefe, ängstigende Gedanken verloren, nicht wissend, zu was sie sich entschließen, noch welches Mittel sie ergreifen sollte, um aus dieser Lage heraus zu kommen.

„Der König!" sagte Isabella plötzlich, indem sie zusammen fuhr; „Hoheit, ist es nicht der König, der dort her kommt? Ah, ich erkenne ihn, ohne ihn jemals gesehen zu haben."

Donna Barbara und die andern Damen standen neben einander gereiht wie Soldaten unter den Waffen. Philipp II. schritt an ihnen vorüber, nur von seinem Camerero-Mayor, dem Grafen von Mora, begleitet. Indem er den Wiesenplatz betrat, blieb er einen Augenblick stehen, und warf einen langsamen finstern Blick um sich; man hätte glauben können, er scheue sich, diesen geweihten Boden zu betreten; dann ging er vorsichtig durch die gekrümmten Alleen, welche zwischen Gräbern weg führen. Alle Augenblicke bezeichnete er sich mit dem Zeichen des Kreuzes und blieb stehen, um die Grabsteine zu lesen, welche in dem feuchten Rasen zerstreut waren. Der Graf von Mora war am Eingange des Klosters bei den Duegnen zurück geblieben, welche die Etikette wie versteinert in den respektvollsten Stellungen hielt.

„Noch nie ist der König herab gekommen," sagte Donna Luisa. „Man versichert, seine Frömmigkeit mache es ihm zum Gewissensskrupel, über die Reliquien zu wandeln, welche in diesen Gräbern verborgen sind; ich glaube vielmehr, daß er sich scheut, Dinge in der Nähe zu sehen, die so laut von dem Tode sprechen. Jesus Maria! er kommt auf uns zu."

Sie waren aufgestanden. Der König, der sie erst nicht zu bemerken geschienen hatte, näherte sich und grüßte Donna Luisa, indem er die Hand an seinen Hut legte. Die bestürzten jungen Mädchen verbeugten sich; er lud sie durch einen Wink ein, wieder Platz zu nehmen, und sagte, indem er auf Isabella zeigte:

„Donna Luisa, wer ist diese Dame?"

„Sire, es ist die Herzogin von Avero," erwiederte sie, über diese Frage erstaunt; „ich war im Begriffe, Euch zu danken, daß Ihr mir sie wieder gegeben habt."

„Sie ist sehr jung, um allein einen so großen Titel zu führen und so schöne Besitzungen zu verwalten," bemerkte er, indem er sie starr ansah; „wir werden sie in Spanien verheirathen."

Isabella ward blaß und wandte den Blick ab mit einer versagenden Gebärde, welche der König nicht zu bemerken schien.

„Das ist ein trauriger Ort zum Spazierengehen," hob er wieder an; „Ihr kommt täglich hierher, Donna Luisa?"

„Ja, Sire; ich liebe den Schatten dieser Bäume, ich liebe es, den blauen Himmel über meinem Haupte zu sehen, und die Vögel, die über diese hohen Mauern hinweg so frei in der Luft flattern."

„So! Ihr habt Euch noch nicht an diese Einsperrung gewöhnt," sagte der König mit einer gewissen Ironie; „dieser

Digitized by Google

Aufenthalt scheint Euch trauriger als der bei den Benediktinerinnen von Beja; ich hatte das Gegentheil geglaubt. Was vermißt Ihr denn hier?"

„Ach, Sire!" erwiederte sie traurig, „Ihr wißt es, denn ich habe Euch gebeten, ich habe vor Euch geweint."

„Nun, habe ich Eure Bitte nicht günstig angehört? habt Ihr die verlangte Gnade nicht erhalten?"

Donna Luisa nickte bestätigend und drückte Isabellens Hand an ihre Brust, indem sie sagte: „Sire, ich habe diesen Beweis Eurer Güte tief gefühlt."

„Ich dachte, Ihr wäret an Zurückgezogenheit gewöhnt," hob der König wieder an; „Ihr habt die ersten Jahre Eures Lebens in dem Kloster der Clarissinnen zugebracht, und habt sogar den Schleier bei ihnen nehmen sollen?"

„Es ist wahr," sagte sie, durch diese Erinnerungen verwirrt; „indem die Hand Gottes mich aus dieser heiligen Zufluchtstätte gezogen, warf sie mich in eine Welt voll Unbestand, in welcher ich mich oft nach den Tagen meiner ersten Jugend zurück gesehnt habe. Ja, damals war ich glücklich! Aber das Kloster der heiligen Clara glich diesem hier nicht. Wie lieblich war es des Abends unter den großen Orangenbäumen des Gartens! Wie lachend waren die Ufer des Mondego bei Sonnenuntergang! Wie oft habe ich an dem Fenster meiner Zelle diesen schönen Himmel, diese klaren Fluthen, diese kühlen Schatten betrachtet."

„Und jetzt sehnt Ihr Euch aus mädchenhafter Laune nach dem Anblick dieser Felder; Ihr möchtet Euer Geburtsland wieder sehen? Dieser Wunsch kann erfüllt werden."

„Eure Majestät will erlauben .... Ich darf diese Pforte überschreiten, darf fort von hier?" rief Donna Luisa.

Der König schüttelte den Kopf, und deutete mit dem Finger auf einen viereckigen Thurm, der sich über die Klostermauern erhob. Dieser Thurm von sarazenischer Bauart war mit in das Kloster eingeschlossen worden, und diente der Kirche der Benediktinerinnen als Glockenthurm. Ein leichtes Geländer war an die Stelle der alten maurischen Zinnen getreten, und ein großes eisernes Kreuz erhob sich triumphirend über diesen Ueberbleibseln des Islamismus.

„Kommt, Senhora," sagte Philipp II.; „ohne diese Mauern zu verlassen, kann ich Euch zwei Königreiche zeigen."

Ein Zeichen benachrichtigte den Camerero-Mayor, der voran ging und die Thurmpforte aufschließen ließ. Oft bestieg der König diese Art Belvedere, dessen Treppe, gleich Jakobs Leiter, bis in den Himmel zu führen schien. Donna Luisa stieß einen schwachen Schrei aus, als sie auf der Plateforme ankam. Die frische Luft, die Fluthen von Licht, die ungeheure Landschaft, die sie umringte, erregte ihr eine Art Schwindel. Sie stützte sich auf Isabella und athmete tief, als fühle sie sich neubelebt in dieser ungewohnten Atmosphäre.

Von diesem erhöhten Punkte aus übersah das Auge einen ungeheuern Horizont, der von dem Feuer der untergehenden Sonne überfluthet war; aber der Blick strengte sich vergebens an, mitten in diesem lebhaften Widerstreiten von Licht und Schatten irgend eine Einzelheit zu entdecken. Nur der Guadiana erhob sich, gleich einer weißen auseinander gebreiteten Schärpe, auf diesem Grunde, der von einem leichten Nebel verschleiert war. Unten an dem Thurme bildeten die Straßen von Badajoz ein Labyrinth, welches von den crenelirten Mauern der Festung, die die Stadt beherrschte, überragt ward.

„Wohlan! Donna Luisa, ist dieses nicht ein herrliches Bild?" sagte der König, sich auf das Geländer lehnend. „Ihr könnt mit dem Blicke die Gränze übersliegen und wieder nach Portugal zurück kehren. Aber dieses ganze Land ist jetzt Spanien. Die Linie, welche diese beiden Staaten schied, existirt nicht mehr; sie bilden jetzt ein einziges Reich, das demselben Scepter unterworfen ist. Ihr seyd jetzt Spanierin, Donna Luisa."

(Fortsetzung folgt.)

Pickleſea über Deutſchland.

(Fortſetzung.)

Von Bittburg fuhr ich thalwärts nach Trier, und hatte während der mehrſtündigen Fahrt das Vergnügen, mein Auge in der Verfolgung der ſchönſten Gebirgumriſſe üben zu können, die hier einen wahrhaft hetperiſchen Charakter annahmen. Vom Koklesberge überblickte ich endlich das ſchöne Thal, in welchem Trier an der Moſella liegt, eine der merkwürdigſten und ſehenswürdigſten deutſchen Städte, obgleich bis jetzt kaum ihr Name in unſerem Vaterlande genannt worden. Das Thal iſt wirklich reizender als eine Gegend des ſo geprieſenen Tweed; ich hätte mich wie ein Vogel mit gebreiteten Schwingen in daſſelbe hinabſtürzen mögen; wirklich koſtete es mir Mühe, ruhigen, gemeſſenen Ganges niederzuſchreiten, obwohl bei jedem Schritte neue Schönheiten Aug' und Fuß feſſelten, mir das uns ſonſt ſo geläufige „nil admirari" feſtzuhalten. Ganz am Fuße des Berges ſah ich noch einen Waſſerfall, die Napoleonsbrücke, und die Mühlen von Pallein, die ein wahrhaft italieniſches Bildchen vorzaubern, und ſtand nun an der Moſel, gegenüber der alten Stadt Trier, der älteſten Stadt des deutſchen Landes, die ihren Urſprung von dem Sohne der Semiramis herleitet. Ich ging über die von den Römern erbaute Brücke, und herbergte in einem gothiſchen Thurme, Steeple genannt (vermuthlich im rothen Hauſe, Steipe genannt), der nun in einen Gaſthof umgewandelt iſt, verträumte dann einige Tage recht angenehm über Ruinen, die hier, wie in Italien, von blühendem Leben umrankt ſind. Die Kathedrale von Trier iſt im ſächſiſchen Style gefügt, ein ſchönes, impoſantes Gebäude, an dem achthundert Jahre wenigſtens vorübergegangen, dem beinahe jedes Jahrhundert mit einer Bauzuthat, viele derſelben auf eine entſtellende Weiſe, ſein Siegel aufgedrückt hat. Nur durch tüchtiges Abreißen, beſonders durch Abtragung der wahrhaft widerlichen Silberkopelle, wie der Rokokothurme vor derſelben, über der öſtlichen Rundung, könnte dem Baue ſeine frühere Würde zurückerſtattet werden. In der Frauenkirche, die dicht neben dem Dome liegt, hat die Stadt ein ſchönes Gebäude aus der mittelalterlichen, und zwar der Uebergangszeit (norman art), das, beſonders von dem Eingange aus betrachtet, wo alle zwölf mächtigen Säulen, die den Bau tragen, ſichtbar ſind, eine zauberiſche Wirkung äußert. Als eines der ſonderbarſten Denkmale Triers muß ich das ſchwarze Thor nennen, das unten zu ebener Erde einem Feſtungswerke, oberhalb einem Palaſte gleicht, aus gewaltigen Quadern, ohne Mörtelverbindung, gefügt iſt, und nach einigen Alterthümlern für vorrömiſch, nach andern für römiſch aus der letzten Kaiſerzeit, nach einer dritten Partei endlich für ein Bauwerk aus der älteſten fränk-

Google

kischen Zeit geachtet wird. Ebenso zeigte man mir mehrere sogenannte Propugnakula, die ich für anders nichts halten konnte, als eben für Schlupflöcher im sächsischen Style, in denen wohl grimme Barone der Franken gehauset haben. Trier ist trotz dem nicht arm an Bauten der Römerzeit, welche unbezweifelt Spuren von der Kunst und Gewalt dieser Welteroberer an den Tag legen. So ist hier ein prächtiges Amphitheater ausgegraben, sind herrliche Bäder vom Schutte geräumt, und ein Flügel des Kaiserpalastes sogar noch als Kaserne in baulichem Zustande erhalten. Im Dorfe Igel, unweit Trier, steht ein wunderschöner Obelisk römischen Ursprunges, wie denn Münzen, Urnen und Waffen, bald hier, bald dort ausgegraben, in einem Museum vereinigt, unter der Aufsicht des freundlichen Hrn. Dr. Schnowmann jedem Wißbegierigen zugänglich sind. Zufällig hörte ich viel von den Trierer Schoppenstechern erzählen, die ihre Sitzungen (meetings) eben auch in dem alten gothischen Thurme zu halten pflegen, deren Versammlung ich dann auch neugierig besuchte. Das Wort kömmt her von Chopper (Hackmesser) und dem Zeitworte stechen, und muß eine Verbrüderung rüstiger Leute bedeuten, die so gefürchtet mit dem kurzen Schwerte dastanden, wie unsere Yeomanry einst mit dem Bogen. Jetzt fand ich weiter nichts mehr an diesen Herren zu bewundern, als ihre Fertigkeit im Weintrinken, als ihre Kunst, sich einander Tabakswolken ins Angesicht zu blasen, in der sie beinahe so groß dastanden wie die Studenten Bonn's.

Im Allgemeinen scheint mir die Stadt Trier merkwürdig wegen des Charakters der Abgeschlossenheit und Zurückgezogenheit, der die Bewohner sich wenig um die Zeitinteressen und Beziehungen bekümmern läßt, die sich in einem gemüthlichen Wohlleben vergraben, und alte Sitte und Zucht mehr bewahrt haben als die andern Rheinländer. Ein lebhafterer Verkehr mit der Außenwelt, der jetzt durch die Dampfboote eingeleitet ist, die täglich stromab, wie stroman gleiten, wird die Stadt wohl aus dem traumähnlichen Zustande reißen, den Blick für die Höhe und Ferne schärfen, und die allgemeinen Interessen auch hier erwecken. — Ich verschmähte, da ich von Trier abreiste, die Hülfe der Dampfboote, und legte meinen Weg längs der Mosel zu Fuße zurück. Da der Name Mäander längst in der Sprache abgenutzt ist, sollte man die Mosel zu dem bekannten Vergleiche gebrauchen, da sie sich wirklich kühner und häufiger wie der griechische Strom schlängelt. Ich war genöthigt, am Stromlaufe Tagereisen zu machen, die ich in ein paar Stunden in gerader Linie zurücklegen konnte, wenn ich den oder jenen Felsengrat überschritt. Der Reisende, welcher eben keine Eile hat, wird aber diese Schlängelungen (mozelings), diesen verlornen Weg nicht bereuen, da ihm jeder Schritt hier eine neue landschaftliche Schönheit vorführt, ihm eine traumhafte Mannichfaltigkeit der Lagen nacheinander entwickelt.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

In Boston hat man neulich einen gewissen Arthur Lowell vom Trau-Altare weg, wo er sich eben zum elften Male im wissenschaftlichen Interesse wollte trauen lassen, verhaftet, weil seine zehn früheren Weiber, sämmtlich mit Kindern, allzumal noch lebten. Diese zehn und respective elf Frauen bestanden aus allen möglichen Menschenracen und Farben: Weiße, Mohrinnen, Mulatinnen, Mestizen, Braune, Rothe, Gelbe, und auch die Sprößlinge dieser verschiedenen Ehen trugen alle möglichen Farben und Physiognomien. In gerichtlicher Untersuchung bekannte der Mann, er habe diese verschiedenartigen Frauen nur genommen, um zu sehen, was aus diesen verschiedenen Mischungen für Resultate an Kindern hervorgingen. Nachdem er genug solche physicalisch-genetisch-anthropologische Experimente würde gemacht haben, habe er dies in einem wissenschaftlichen Werke der Welt zum Besten geben wollen. — Um dieses wissenschaftliche Werk werden wir nun wohl kommen, denn der verdienstvolle Mann soll in Boston auf öffentlichem Markte gehängt werden, wenn's nicht schon geschehen ist.

Die Zeitung für die elegante Welt nennt Lortzing den Leipziger Dittersdorf, weil er wie dieser alte Meister nicht nur komische Musik schafft, sondern auch seinen Text selbst arrangirt. Die neueste Oper Lortzing's: „Casanova", gewährte bei vollem Hause einen genußvoll heitern Abend.

(Aus Rheinhessen, 31. Jan.) Dem Vernehmen nach will der landwirthschaftliche Verein des Großherzogthums Hessen einen großen Preis auf die Entdeckung eines Mittels zur Heilung der Knochenbrüchigkeit des Rindviehs aussetzen. Diese schlimme Krankheit kommt in unserer Provinz leider nur zu häufig vor, während sie in den beiden jenseitigen Provinzen eine ganz unbekannte Erscheinung ist.

Von Stuttgart schreibt man: „Hr. Döring wird, wie wir bestimmt erfahren, nun seinen Kontrakt in Stuttgart fest verlängern und diese Hofbühne nicht verlassen." Hr. Döring hatte schon früher einen zehnjährigen Kontrakt abgeschlossen, wollte aber dennoch die Stuttgarter Bühne verlassen. Wir wären wohl begierig, zu erfahren, was „lose" abgeschlossene Verträge sind, die erst der „festen" Verlängerung bedürfen? — Hr. Döring fängt auch an, berühmt zu werden!

(Lew. Europa.)

Wie bereits Gutzkow auf dem Telegraphen, so ist nun auch Mundt auf dem Piloten als Redakteur genannt. Er hat nun wieder seinen Wohnsitz in Berlin genommen.

In der Kölner Zeitung liest man folgendes Dienstgesuch: „Ein auswärtiges Frauenzimmer wünscht als gesetzte Person in einen Dienst zu treten. Sie steht nicht auf hohe Besoldung an, wünscht aber, daß mit ihr freundlich umgegangen werde. Sie ist auf dem Sprunge augenblicklich abzureisen, da sie ohne eigene Mittel in dieser Stadt nicht länger mehr auf großem Fuße zu leben gedenkt; daher die Verhandlung mit ihr schnell in Gang zu setzen wäre."

Der Graf v. Munster ist ein ausgezeichneter Kenner der orientalischen Literatur. Ganz kürzlich ist er von einer vierjährigen Reise durch das Morgenland zurückgekommen, und hat eine aus mehr als viertausend Handschriften in arabischer, persischer und türkischer Sprache bestehende Büchersammlung mitgebracht. Merkwürdig sind darunter namentlich die durch Zeichnungen erläuterten Werke über die Kriegskunst der mohammedanischen Völker, ein Gegenstand von Wichtigkeit und

Digitized by

Intereſſe, den Graf Munſter in einem eigenen Werke erläutern will. Er iſt gegenwärtig damit beſchäftigt, einen Plan zu ſeiner Arbeit zu entwerfen, den er vielen Akademien und den berühmteſten Orientaliſten mittheilen will, um das Gutachten derſelben einzuholen.

(Michelbach, im Kreiſe Nidda, 29. Jan.) Zu den vielen traurigen Beiſpielen, welche warnend die ſchlimmen Folgen des übermäßigen Genuſſes des Branntweins darſtellen, haben wir hier leider auch ein neues zu geben. Am 17. Jan. hatte ſich der Schmied Lynker von hier, wie gewöhnlich, ſtark in Branntwein berauſcht. In dieſem Zuſtande begibt er ſich zu ſeinem Nachbar, einem Wirthe, und verlangt nach Branntwein, der ihm mit Recht verweigert und er, wegen ſeines ungebührlichen Betragens, vor die Thüre transportirt wird, die er nun einzuſchlagen verſucht. In dieſem Augenblicke kommt der Vater des Wirths, ein Mann von 60 Jahren, noch rüſtiger Veteran, der erſt am 22. Septbr. v. J zu Nidda mit dem Felddienſtzeichen geſchmückt worden war, hinzu und will den Trunkenen an dieſem Exceſſe verhindern. Dieſer aber beginnt eine Rauferei mit dem alten Manne und beißt ihm einen Finger ab, ſo daß er ihn, mit den nicht abgebiſſenen Sehnen (Flechſen) herausgeriſſen, im Munde ſtecken hat. In Folge hiervon erkrankte der Verwundete tödtlich und ſtarb, trotz aller ärztlichen Hülfe, am 25. Januar am kalten Brande des Armes. Der Thäter iſt in Verhaft und gerichtlicher Unterſuchung. (Heſſ. Z.)

Letzter Tage wurde auf einem Berge bei Courtelary (Kantons Bern) ein vermeintlich erfrorner Mann gefunden. Nach kurzer Bewachung wurde die Leiche eingeſargt und in das Grab geſenkt. Eben als der Todtengräber im Begriff war, das Grab zuzudecken, hörte man einen dumpfen Schrei im Sarge: der Mann war noch lebendig. Zwei Tage ſpäter entſchlummerte ſanft der Wiedererwachte für immer, und kehrte zur ſtillen Stätte zurück, die er kaum zum Abſchied von dieſer Welt verlaſſen hatte.

Man hat nun genaue Nachrichten über die Opfer der zu Ancenis in Frankreich ſtattgefundenen Exploſion des Dampfſchiffes „le Riverain.“ Am 27. Jan. zählte man 13 Todte. Unter den (26) Verwundeten im Hoſpitale hatte man nur für einen einzigen Hoffnung, ſein Leben zu retten.

Das Jordanwaſſer, mit welchem am 25. Jan. zu London der Prinz von Wales getauft wurde, war von Hrn. Scoles, welcher im Jahre 1825 den Orient bereiſ'te, nach England gebracht worden. Nach der Taufe drängte man ſich an das Taufbecken, um in die Reſte des Jordanwaſſers die Sacktücher zu tauchen und ſo ein bald unſichtbares Andenken davon zu tragen.

(Dresden, 30. Jan.) In dieſer Woche ſieht man der Anherkunft der Sängerin Pixis ſowie einer franzöſiſchen Schauſpielergeſellſchaft entgegen. Seit einigen Tagen gaſtirt auch wieder Hr. Quanter aus Kaſſel in den frühern Rollen Pauli's mit Beifall, und es wird deſſen Engagement um ſo mehr gewünſcht, als man der Anſicht eines bei der Theateradminiſtration Stimmführenden, als würde ein jüngeres Mitglied hieſiger Bühne jenen Verluſt bald erſetzen, auch nicht im entfernteſten beiſtimmen kann. Das Repertoire bot übrigens in letzter Zeit wieder zwei Neuigkeiten, „Die Findlinge“ und „Kain“, erſteres Stück als minder vortheilhafte, letzteres als recht angenehme Erſcheinung. (L. A. Z.)

Die wahrhaft bewundernswerthe Unerſchöpflichkeit Scribe's, über die nur Unverſtand ſpotten kann, hat ſchon wieder eine allerliebſte einaktige Oper für den jungen Komponiſten Boulanger geliefert, die den allgemeinſten Beifall davon trug. Sie heißt: „Der Teufel in der Schule.“ Die Fruchtbarkeit der Theaterdichter iſt übrigens gar nichts Neues; die größten Dichter ſchrieben am meiſten; nur Calderon und Lope, Gozzi und ſelbſt Shakeſpeare zu nennen.

Der bekannte, und auch unter uns beliebte dramatiſche Schriftſteller, Alexander Duval, ſtarb in hohem Alter in Paris. Wir kennen von ihm den „Haustyrann“, „Eduard in Schottland“ und die „Jugendjahre Heinrichs V.“, die ſich auf unſerem Repertoire noch immer in Ehren erhalten. Einſt excellirten Iffland, Eßlair und Ludwig Devrient in dieſen Stücken.

Korreſpondenz.

Schweinfurt, im Januar.

In Folge der letzten baieriſchen Induſtrie-Ausſtellung zu Nürnberg iſt den Fabrikbeſitzern Herren Gademann u. Comp. dahier für ihre Leiſtungen in der verbeſſerten Bereitung von Farben, insbeſondere aber für die gelungene Darſtellung von Cremſer- und Bleiweiß die mit dem Bildniß Sr. Maj. des Königs geſchmückte, große goldene Verdienſtmedaille huldreichſt verliehen worden. Obſchon dieſe Auszeichnung eine ſehr ſchmeichelhafte iſt und von den Herren G. u. Comp. gewiß auch als eine ſolche anerkannt werden wird, ſo war man doch hier dadurch mehr erfreut, als überraſcht, da beſagten Fabrikbeſitzern ſchon bei frühern Anläſſen unterſchiedliche ſilberne Medaillen als Anerkenntniß ihrer rühmlichen Thätigkeit im Gebiet der Induſtrie zu Theil geworden waren.

Frankfurt a. M., 29. Jan.

Der Ausſchuß der Magdeburg-Leipziger Eiſenbahngeſellſchaft hat (wie bereits durch das Frankf. Journal gemeldet wurde) beſchloſſen, daß künftig, zur Abwendung möglicher Gefahr für Perſonen, auf dieſer Eiſenbahn bei jedem Perſonenzug zuerſt 4 Fracht- oder Bagagewagen hinter dem Tender fahren ſollen und dann erſt die Perſonenwagen. Aehnliche Einrichtung beſteht wohl auch noch auf andern Bahnen, auf der Taunus-Eiſenbahn aber bis jetzt noch nicht. Allerdings hat man auf letzterer bis jetzt ein bedeutendes Unglück noch nicht zu beklagen; zu bedauern wäre indeß, wenn eine ſo weiſe Vorſichtsmaßregel gerade aus dieſem Grunde unterbleiben und erſt durch Menſchenleben erkauft werden ſollte.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 5. Febr. **Die Stieftochter**, Luſtſp. in 4 Abtheil., vom Verfaſſer „der Oheim.“ Hierauf folgt: **Die Großmama**, Luſtſpiel in 1 Akt, von Kotzebue.

Montag, 7. Febr. **Letzter Maskenball im Schauſpielhauſe.**

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 37. Sonntag, den 6. Februar 1842.

Donna Luisa.

Nach Madame Charles Reybaud, von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Donna Luisa beobachtete ein trauriges Schweigen. In Philipp's Ton lag ein hochmüthiger, triumphirender Stolz, der sie zu Eis erstarren machte; der Schutz, die Rücksichten, womit er sie umgab, erregten in ihr eine unüberwindliche Furcht. Dennoch hatte sie die Gefühle des alten Monarchen nicht gänzlich begriffen; sie hatte die glühende, unerbittliche Leidenschaft nicht gesehen, welche sie ihm eingeflößt hatte. Dieses strenge Gesicht, welches mehr durch die Sorgen der Macht, als durch die Jahre gefurcht war, drückte nur hochmüthige Strenge aus, und die Liebe, die in dem Herzen kochte, spiegelte sich nicht in diesen starren fahlen Augen, welche stets auf die junge Prinzessin geheftet waren.

Donna Luisa stützte sich auf die Seite des Geländers, welche nach dem Alcazar zu ging, dessen ungleiche Thürme sich am andern Ende der Stadt erhoben. Der Glockenthurm befand sich in gleicher Höhe, als die Zinnen des alten Gebäudes; man konnte die inneren Verschanzungen unterscheiden, den Hof, in welchem eben einige Soldaten exerzirten, und einen kleinen, mit hohen Mauern umschlossenen Garten. Während Donna Luisa mit zerstreuten Blicken diesen militärischen Schwenkungen zusah, sagte der König:

„Der Hauptmann Rodriguez hat bei seinem letzten Unternehmen eine Hand verloren; er kann nicht mehr in dem Heere dienen; ich habe ihn zum Lohne seiner tapfern Dienste zum Kommandanten jener Feste ernannt."

Isabella und die Prinzessin wechselten einen Blick mit einander; beide hatten begriffen, daß sie vielleicht von dem Könige selbst erfahren könnten, was ihnen Niemand anders sagen konnte. Die Herzogin von Avero, welche Furcht und Achtung bisher stumm gemacht hatten, sagte zitternd: „Sire, der Name des Hauptmann Rodriguez erinnert mich daran, daß ich seine Gefangene war, bevor Eure Majestät geruhte, mich in Schutz zu nehmen. Ich hatte damals gefürchtet, das Loos der andern Gefangenen, welche er nach Spanien führte, theilen zu müssen."

„Der Hauptmann hatte Befehle von mir," so erwiederte der König mit einem Wohlwollen, welches ihm nicht gewöhnlich war. „Er würde sich gehütet haben, eine Dame von Eurem Rang nach den Rechten des Krieges zu behandeln."

„Und welches ist das Schicksal der Cavaliere, welche gleich mit von dem Hauptmann hierher gebracht worden sind?" hob sie muthiger wieder an. „Hat Eure Majestät zu erlauben geruht, daß man ihnen mittelst Lösegeld ihre Freiheit gab?"

„Die Gefangenen aus dem Atalaya? es waren einige; lauter Leute von geringem Herkommen, nicht wahr?"

„Sire, sie haben sich als gute Edelleute geschlagen. Der eine hieß Don Juan von Matha, die Namen der andern weiß ich nicht. Der Hauptmann hatte versprochen, Eure Majestät zu ihren Gunsten anzuflehen, auf daß er ermächtigt würde, sie gegen einige tausend Pistolen wieder nach Portugal zurück zu schicken."

„Ja, ich entsinne mich," sagte der König zerstreut; „Don Sancho von Avilla hat mir etwas davon gesagt, als er mir den Hauptmann Rodriguez vorstellte. Diese Leute sind in die Festung gebracht worden. Einige sind an ihren Wunden gestorben; von den andern habe ich nichts mehr gehört."

Isabella stieß einen erstickten Schrei aus; weder die Gegenwart des Königs, noch die Furcht, das Geheimniß ihres Herzens zu verrathen, konnten ihre Verzweiflung zurück halten; sie bedeckte das Gesicht mit den Händen und zerfloß in Thränen. Bleich, niedergeschmettert, aber mehr Herrin ihrer selbst, schloß sie Donna Luisa schweigend in die Arme und sagte: „Verzeihung, Sire, Verzeihung! Eure Worte haben sie grausam berührt! . . . ."

„Was bedeutet das?" sagte er kalt. „Was liegt der Herzogin von Avero an dem Schicksale dieser Menschen? War einer derselben ihr Verlobter?"

„Sire, ich weiß es nicht; sie hat mir nichts davon gesagt; aber ich errathe alles aus ihren Thränen."

„Hm!" sagte er erstaunt; „der Hauptmann hat also den Fang irgend eines portugiesischen Granden gemacht?"

„Nein, Sire, Isabella hat Euch seinen Namen genannt. Er heißt Don Juan von Matha . . . ."

„Ein Mißbündniß!" unterbrach er sie strenge. „So hat denn die Herzogin von Avero nicht daran gedacht, daß sie zu ihrer Heirath jetzt meine Zustimmung bedarf?"

„Sire," sagte Donna Luisa bittend, „ich bürge für ihren Gehorsam für die Befehle Eurer Majestät. Ihr seht ihren Schmerz, habt Mitleid mit ihr! laßt sie wenigstens das Loos desjenigen kennen, den sie vielleicht niemals wiedersehen wird!

Digitized by Google

Sire, wenn er nicht todt iſt, ſo gebietet, ihn in Freiheit zu ſetzen mit ſeinen Unglücksgefährten; es iſt eine Gnade, um die ich Euch kniefällig bitte.“

Seltſam überraſcht, hob ſie der König auf, ohne ihr zu antworten. Er hatte keine Ahnung der Wahrheit; aber Donna Luiſa's Thränen nahmen ihn gegen diejenigen ein, deren Intereſſe ſie mit ſo vieler Leidenſchaft vertheidigte; er empfand einen geheimen Aerger, eine dumpfe Eiferſucht, indem ſie ſo unterwürfig zu ihren Gunſten flehte; ſie that für ſie, was ſie nicht für ſich ſelbſt gethan hatte; ihre Vermittlung war es, die, ohne daß ſie es ahnte, das Verderben ihrer Schützlinge herbei führte.

„Sire,“ begann ſie von neuem, „werdet Ihr Euch nicht rühren laſſen? Wird meine Stimme nicht ein Gefühl von Barmherzigkeit in Euerm Herzen erwecken? Ach! ich flehe zu Euch, wie ich noch niemals zu Gott gefleht habe.“

„Ich ſehe es,“ unterbrach er ſie mit unbeugſamer Entſchloſſenheit; „aber ſo viel Inbrunſt und Unterwerfung wird dennoch unnütz ſeyn.“

Es trat eine Stille ein. Donna Luiſa und ihre Begleiterin wagten es nicht mehr, ihre Stimmen zu erheben, und blieben in betrübter Stellung auf die Bruſtwehr gelehnt. Die Sonne war untergegangen, Nachtvögel ſchwirrten um den Glockenthurm; eine warme Dämmerung folgte auf den Tag. Plötzlich ward die Stadt erleuchtet, Muſiktöne und Freudengeſchrei wurden laut, die Kanonen von der Feſtung donnerten wieder, und das Feſt des Morgens wiederholte ſich am Abend.

„Das Volk freut ſich,“ ſagte Philipp II.; „heute Abend iſt Steckenſpiel und ein Fackeltanz auf dem großen Platz. Gott verzeihe die nichtige Eitelkeit dieſer Vergnügungen. Kommt, Donna Luiſa.“

Sie warf noch einen Blick hinab, als wollte ſie der Erde, dem Geräuſch der Welt Lebewohl ſagen; es war ihr, als ſollte ſie wieder in eine Gruft hinab ſteigen.

„Kommt, Donna Luiſa,“ wiederholte der König, indem er ihr die Hand bot, um die Treppe hinab zu ſteigen.

Die Lampen, welche in den Bogengängen des Kloſters aufgehängt waren, warfen eine matte Helle um ſich; es war dunkel auf dem Raſenplatz, und die weißlichen Leichenſteine glichen unbeweglichen Geſpenſtern. Er warf einen Blick durch die Bogen, und indem er Donna Luiſa's Hand fahren ließ, ſagte er:

„Fürchtet Ihr Euch nicht an dieſem mit Grabmälern gepflaſterten Orte?“

„Nein, Sire,“ erwiederte ſie; „die Bilder von der Kürze der Zeit und der allmächtigen Gewalt des Todes ſind mir tröſtlich. Die Heiligen, deren Reliquien in dieſen Gräbern ſchlummern, beſchützen mich, denn ich habe oft zu ihnen gebetet. Ihre Blicke ſenken ſich hernieder und wachen über mir.“

(Fortſetzung folgt.)

Picklesea über Deutſchland.

(Schluß.)

So ſah ich auf meinem Gange Neumagen und das Drownthal, in dem das älteſte deutſche Heldengedicht ſpielt,*) ſah dann Beesport, wo der berühmteſte Wein der Moſel wächſt, der dem Namen, welcher auf Honig anſpielt, allerdings Ehre macht; ſah weiter Lyſer, wo kürzlich römiſche Baureſte ausgegraben worden; Bernkaſtel, mit dem reizenden Kues, vielleicht der ſchönſte Fleck an der ganzen Moſel; ſpäter dann Trarbach, und das von den Franzoſen weiland verheerte Kochem; Karden, ein Städtchen, das reich an Baudenkmalen des Mittelalters iſt, die leider unbeachtet und vergeſſen daliegen, daß Habgier und Unverſtand nach Belieben mit ihnen ſchalten kann, die ganz verderben werden, wenn meine Landsleute nicht, bei ſteigendem Beſuche der Moſel, das Ihrige dazu beitragen, die Leute auf ihren Reichthum aufmerkſam zu machen. In der That haben wir in Deutſchland eine große Autorität errungen, betrachtet man uns, beſonders an der Moſel, als durchaus willkommene Erſcheinungen; wie man mir dann vom Höchſten bis zum Geringſten ausgezeichnet höflich war, und ſich dringendſt erkundigte, ob noch wohl andere Engländer den Strom bereiſen würden, wie ein Heringsfiſcher ſich nur immer nach dem Laufe dieſer ſeiner Thiere erkundigen kann. Grober Eigennutz wäre hier etwas zu larvenlos geweſen, ich meine, es müßte etwas von deutſcher Gutmüthigkeit und Fremdenvergötterung dahinter verborgen liegen. Ueber Kobern, wo eine ſehenswürdige Kapelle im normänniſchen Style auf der Höhe liegt, kam ich gemach in die Nähe von Koblenz, und wanderte beim Anbruch der Nacht in die Stadt ein, die in einem ziemlich geräumigen Thale liegt, welches ſich von den Mündungen der Lahn und Moſel etwa zwei geographiſche Meilen niederwärts erſtreckt. Die Stadt iſt eine der angenehmſten am Rheine, reinlich, friſch und luſtig gebaut, woher denn auch immer eine bedeutende Anzahl von Landsleuten ſich hier aufhält und in dem ſtädtiſchen Schloſſe ſogar eine Kapelle zum Kirchendienſte eingeräumt erhalten hat. Manches werthe Alterthümliche hat die Stadt aus früheren Zeiten ſich bewahrt, unter dem die Kirchen oben an ſtehen; leider ſind aber an dieſen ſo viele Spuren der Moderniſirſucht anzutreffen, iſt das Neue und Neueſte, welches hier pilzartig aufſchießt, eben ſo charakter- und bedeutungsleer, wie faſt überall die Schöpfungen des Tages ſind. In der Rheinſtraße, ſchräge meiner Wohnung gegenüber, bemerkte ich eine in Holz gebauene koloſſale Tabakspfeife, die über einer Thüre angebracht iſt, welche mich an ähnliche Werkzeuge erinnert, welche ich in anderen Städten ſchon bemerkt habe. Wahrſcheinlich dient dies Zeichen zur Standarte, um eine Geſellſchaft, oder die geſammte Männerwelt zuſammen zu rufen, und zu einem Rauchgenuſſe zu vereinigen, und ich muß geſtehen, daß dieſes Zeichen die deutſche Männerwelt ſo ſchicklich repräſentirt, wie dieſes der Hahn in Frankreich nur immer thun mag, weil in keinem Volksleben die Pfeife eine größere Rolle ſpielt als in Deutſchland, das Land der Irokeſen und Delawarer vielleicht ausgenommen. Bei Allem bleibt mir unerklärlich, daß die Deutſchen ihren großen und gefeierten Männern noch immer Ehrenbecher und keine Ehrenpfeifen als Zeichen der Huldigung und Anerkennung verehren; doch glaube ich bei den Bonner Jünglingen ſchon etwas Derartiges geſehen zu haben, das ſich raſch dem geſammten Volke mitgetheilt haben wird.

Auf meinen Ausflügen hatte ich Gelegenheit, die Vielſeitigkeit des deutſchen Volkes in einem abenteuerlichen Zweige zu bewundern, indem an der Hauptlandſtraße gen Mainz nicht nur das übliche Längenmaß aufs abſtrakteſte, nämlich blos in Ziffern, ohne alle Beifügung der Ortsnamen, angedeutet ſteht,

---

*) Der Verfaſſer meint wohl Drohnecken, wo der grimme Hagen wohnte, der in den Niebelungen eine ſo bedeutende Rolle ſpielt.

Digitized by Google

ſondern auch noch dazu die chineſiſche Li, das römiſche und griechiſche Stadion, die engliſche Land- und Seemeile, die ſpaniſche und franzöſiſche Meile, die ruſſiſche Werſte, kurz, jedes nur erwähnbare Längenmaß abgepfählt ſteht, damit ſich jeder Fremde nach ſeinem vaterländiſchen Bedürfniſſe die gehörige Bewegung machen kann. Ich ſchritt täglich mit wahrem Genuſſe meine Anzahl engliſcher Meilen, und danke dafür tauſendmal dem Erfinder einer ſo univerſellen Spazieranſtalt.

Die Bevölkerung von Koblenz ſcheint eine aufgewecktere als die von Trier, ſelbſt als die von Köln zu ſeyn, was ſich wohl theilweiſe durch den lebhaften Verkehr mit den nahen Bädern erklären läßt, auch wohl im Blute des Stammes liegen kann; wie denn hier viel weniger wieder geſungen wird als am Niederrheine, deſſen ſchöne geſchichtliche Lieder unter den Bauern fortleben, aber nur bis Bonn hinaufreichen, wo ſie verſtummen, weil dieſe wahrſcheinlich das Erbe des niederfränkiſchen Stammes ſind, der ſich noch in den Ururenkeln von dem oberfränkiſchen unterſcheidet.

Unter den Denkmalen alter Zeit beſitzt Koblenz auch eines aus den letzten Franzoſenkriegen, das ſo merkwürdig iſt, daß ich es hier nicht umgehen kann. Der franzöſiſche Präfekt ließ nämlich vor dem Eintritte der ſchrecklichen Kataſtrophe, zum Andenken des glorreichen Einzuges in Moskau, vor der Kaſtorkirche, der älteſten und wohl auch ſchönſten und denkwürdigſten der Stadt, einen Springbrunnen bauen, der den Ruhm Napoleons in den hochtrabendſten Phraſen (puffs) ausposaunte und den Gründer, den Präfekten, zugleich mitverherrlichte. Der ruſſiſche Kommandant, welcher etwa ſechs Monate darauf die Stadt inne hatte, begnügte ſich nun, wie es verlautet, auf den Antrieb von Görres, der ein geborner Koblenzer iſt, das darauf Geſagte blos ironiſch zu beſtätigen, wobei er in der Inſchrift ſogar beſcheiden ſeinen Namen verſchwieg. Schade iſt es, daß dieſes Denkmal deutſcher Toleranz nicht ganz mehr beſteht, daß die beiden Flußgottheiten, Rhein und Moſel, aus einem mir unbekannten Grunde von dem Brunnen weggenommen worden, daß die Stadt ihre Aufmerkſamkeit noch nicht auf dieſen Mangel gelenkt, da doch der Zufall dem Werke eine europäiſche Bedeutung verliehen hat.

Die Umgebungen von Koblenz ſind ſo oft geſtochen und gemalt, daß man ſie wenigſtens mit andern Augen ſchon geſehen hat. Ehrenbreitſtein, Ems, Andernach, Engers und Vallendar ſind weit bekannt; Schönheiten, die mir neu waren, d. h., von denen ich noch nichts gehört und geſehen hatte, waren die Waſſerheilanſtalt Laubach, wo das Waſſer zur Univerſalmedizin gebracht wird, eine ſchöne Anlage in einem ſchönen Thale, und die Ruinen des Kloſters Schönſtetten hinter Vallendar, unter denen noch ein paar gut erhaltene Thürme im ſächſiſchen Geſchmacke mehr Aufmerkſamkeit der Reiſenden und Unterſtützung der Eingeborenen verdienten, damit ſie nicht gar zerfallen.

Noch ein Wort über Göthe's Friederike.

(**Vom Main.**) In Nro. 21 und 22 Ihres geſchätzten Blattes haben Sie (aus Lewald's Europa) ſogenannte „Aufſchlüſſe über Friederiken“ mitgetheilt, die den Stempel der Unwahrheit offen tragen. Wir wollen hier nichts über den Ton dieſer Mittheilungen bemerken, noch über die Unwürdigkeit der Geſinnung, die die Miene der Naivetät entlehnt. Wir machen blos auf den Mangel an aller Glaubwürdigkeit aufmerkſam, der jenen Aufſatz charakteriſirt. So ſoll der Pfarrer Schweppenhäuſer (nicht Schwezzenhauſer) dem Hrn. A. Weill verſichert haben, daß er dem Profeſſor Näke nichts über Friederiken geſagt; es iſt aber durch mehrere uns vorliegende Dokumente erwieſen, daß dieſer Pfarrer es war, der ſowohl dem genannten Profeſſor, als einem Freunde deſſelben die bekannte Verläumdung zuerſt mitgetheilt. Hiernach mag der Leſer die Wahrhaftigkeit der andern Angaben des Weill'ſchen Aufſatzes ermeſſen. Friederike, heißt es darin, ſoll in den neunundachtzigen einen Fehltritt begangen haben, der ſie Göthe's unwürdig machte. Nun war aber Friederike damals nicht weniger als vierzig Jahre alt. Wenn dieſes ſchon für ſich die ganze Erzählung unwahrſcheinlich macht, ſo wird die Lüge vollſtändig durch einen andern Umſtand erwieſen. Göthe, heißt es weiter, ſey nachher wiedergekommen, und habe wegen des Vorgegangenen nichts mehr von Friederiken wiſſen wollen. Göthe iſt aber in der That zum Letztenmal im Jahre 1778 in Seſenheim geweſen, was einen kleinen Unterſchied von zwölf Jahren ausmacht.

Wollte man aber annehmen, der Erzähler habe ſich nur im Datum (um zwölf Jahre!!) geirrt, ſo läßt ſich auch leicht die Unmöglichkeit dieſer Auslegung nachweiſen. Da Göthe im Jahr 1778 ſeine Jugendgeliebte wiedergeſehen, ſo müßte der erwähnte Vorfall in's Jahr 1777 zurück gehen. Der Bauer, der Hrn. Weill's Autorität bildet, will damals (als Fuhrmann) Wein in Weſthofen geholt haben; er muß alſo kein Kind mehr geweſen ſeyn. Nehmen wir daher an, als das Mindeſte, daß er damals nur 22 Jahre alt geweſen, ſo müßte es jetzt ein Greis von 86 Jahren ſeyn. Bei Hrn. Weill iſt es lediglich „ein alter Bauer.“ Es lebt in der That zu Seſenheim kein Bauer dieſes Alters mehr; das verläumderiſche Gerücht aber iſt, wie an einem andern Orte ſchon nachgewieſen, dadurch entſtanden, daß Friederike eine Nichte erzog, und durch den alten Pfarrer Schweppenhäuſer, der gegen die Familie ſeines Vorgängers Brion einen Groll hegte, ſehr willig verbreitet worden.

Die verehrl. Redaktion der Europa erſuchen wir um Aufnahme des Inhaltes dieſer Berichtigung. B.

Mannichfaltigkeiten.

In St. Petersburg hat Taglioni's neueſtes Ballet: „Daya“, oder „die Portugieſen in Indien“, — ungemein gefallen. Die Taglioni erhielt nach der Vorſtellung vom Kaiſer einen Schmuck von Türkiſen und Brillanten. Zu ihrem letzten Benefize gibt ſie „die Feenkönigin“, worauf natürlich Alles ſehr geſpannt iſt. Es iſt kein Platz mehr zu haben. Nach dieſer Vorſtellung verläßt die Künſtlerin die ruſſiſche Hauptſtadt und will über Berlin, Mailand, Venedig nach Bologna gehen, wo ſie engagirt iſt. — Die Damoreau hat bei Hofe geſungen und gibt Geſangsunterricht in den vornehmſten Häuſern.

(Lewald's Europa.)

Digitized by Google

Der ſo thätige Buchhändler Hr. **Karl Hoffmann** in Stuttgart, zugleich Beſitzer einer ausgezeichneten Druckerei, hat die wichtige Erfindung des Hrn. **Pfnorr** in Darmſtadt, typographiſche Sätze und Holzſchnitte auf eine ſchnelle und ſehr vortheilhafte Weiſe zu ſtereotypiren, und auf Metallplatten zu prägen, für eine bedeutende Summe an ſich gebracht.

(**Frankfurt**, 3. Febr.) Für den nach Dresden abgehenden Baſſiſten **Dettmer** iſt nun Hr. **Konradi** vom Aachener-Theater engagirt.

(**Das neue Leben von Dante Alighieri.** Aus dem Italieniſchen überſetzt und erläutert von **Karl Förſter**. Vierter Band der ausgewählten Bibliothek der Klaſſiker. Leipzig, F. A. Brockhaus.) Eine ſehr fleißige Uebertragung der berühmten Schriften des Dichters, in der er ſeine Liebe zu Beatricen ſchildert. Viele Anmerkungen erhöhen den Werth der Arbeit, die leider des verdienten Gelehrten letzte geweſen iſt; er ſtarb vor einigen Monaten in Dresden.

Ein Graf, welcher in einem Gaſthauſe logirte, rief eines Abends den Wirth und fragte ihn: „Freund, was gibt's heute zu eſſen?" — „Halten zu Gnaden", antwortete der Wirth unter tiefen Bücklingen, „unterthänigſte Forellen und gehorſamſte Bratwürſte."

Korreſpondenz.

Düſſeldorf, 27. Jan.

Unſer Bühnenperſonal hat im Laufe dieſer Saiſon manche Veränderung erlitten, und führen wir namentlich nur einige Notabilitäten an. Man war ſehr überraſcht, als im vergangenen Monat die Dame **Ernſt-Seidler**, unſere Primadonna, an einem ſchönen Morgen plötzlich unſichtbar wurde. Dieſe Dame hat ſich, wie man ſpäter erfuhr, nach Hannover gewandt. Nach ihr traten abwechſelnd Mad. **Krüger-Führt** aus Aachen — Antonina in Beliſar — Fräul. **Leiſring** — eine angenehme Erſcheinung — und Mad. **Hammermeiſter** — eine tüchtige Sängerin aus Hamburg — auf die Bretter und ſollen beide letztgenannten Damen bereits hierorts engagirt worden ſeyn. Andere neu engagirte Mitglieder ſind der treffliche Baſſiſt **Schäfer** aus Detmold und der wackere Baritoniſt **Oeſer** aus Wiesbaden. Unſer Repertoir bringt mehrere Novitäten, als: Neſtroy's »Talisman«, Donizetti's »Liebestrank«, »der Mulatte« u. ſ. w., doch wenige klaſſiſche Stücke. — Unſer **Karnevals-Verein** blüht einem lebenskräftigen Baume gleich unter dem Präſidium unſeres wackren Hrn. v. **Stockum**, und Turniere, Maskenfeſte, Corſo u. ſ. w. ſind bereits zur Verherrlichung der Faſchingstage arrangirt worden. Alles ſucht hierorts jetzt die Vergnügungen auf und man abhorrirt die Langweile. Das iſt gut, wenn es nur harmlos geſchieht und keinem Menſchen zu Schaden gereicht. Im Theater, ſo wie auf der großen Bühne der Welt ſoll ſich heiteres Leben ſpiegeln. — Für das diesjährige Muſikfeſt, welches an hieſigem Orte gefeiert werden ſoll, iſt bereits eine namhafte Zahl tüchtiger Mitwirkender gewonnen worden, und werden noch gewonnen. Dem Vernehmen nach ſollen folgende Meiſterwerke der Tonkunſt zur Aufführung kommen: 1) C moll Symphonie von Beethoven; Samſon von Händel. 2) Ouvertüre von J. Rietz, Lobgeſang von Fr. Mendelsſohn-Bartholdy, außerdem noch die große D moll Meſſe von Beethoven. — Eine hier zu erſcheinende Biographie des verſtorbenen Schauſpieldirektors Joſeph **Dereſſi** theilt uns intereſſante Momente aus dem ſehr bewegten Leben dieſes wackern Mannes mit. Derſelbe war 1771 in Wiesbaden geboren, entlief ſeinen Verwandten, welche ihn gegen ſeine Neigung zum Landwirth heranbilden wollten, kam nach vielen Kreuz- und Querzügen im Jahr 1806 in der Eigenſchaft als Schauſpieler nach Innsbruck, übernahm dort die Regie und bald nach der Tyroler Inſurrektion die Direktion dieſer Bühne. Vorher hatte er ſchon die perſönliche Bekanntſchaft von Andreas Hofer, Speckbacher, Haſpinger, Eiſenſtecher u. ſ. w. gemacht, und es konnte nicht fehlen, daß er bei dem Umſichgreifen des Aufruhrs darein verwickelt wurde. Bei dieſer Gelegenheit zeichnete er ſich durch Umſicht und Feſtigkeit aus. Ein Degen, welchen er damals auf der Bühne gebrauchte, und den die Inſurgenten ſich von ihm ausgebeten hatten, wird jetzt in der Cathedrale zu Innsbruck aufbewahrt. Hierauf zog er nach Wien und München, war im Jahr 1818 in Straßburg und zeichnete ſich im Jahr 1817 durch das Arrangement ſeiner Bilder aus dem Leben Jeſu aus, wodurch er damals die Theaterunternehmen in den Städten Köln und Mainz vor dem Untergange rettete. In demſelben Jahr kam er nach Düſſeldorf, übernahm von der Directrice **Müller** die Direktion der hieſigen Bühne, welche er erſt voriges Jahr zu Gunſten des Hrn. **Henckel** niederlegte, um bald darauf, geliebt von Allen, die ihn kannten, ſanft in's Jenſeits hinüber zu ſchlummern. M.

Kaſſel, im Jan.

Seit dem Abgang der Fräul. **Piſtor** bringt jeder Monat uns neue Sängerinnen. Unter den letzten war Fräul. **Unald**, die vier Gaſtrollen bei uns gab, die Adalgiſe, die Angela im ſchwarzen Domino, die Julie in Romeo und die Agathe in Weber's Freiſchütz. Beſonders in den beiden letzten erwarb ſich die junge Künſtlerin den verdienten Beifall und wir können ihr nur von Herzen Glück für ihre theatraliſche Laufbahn wünſchen, die ſicher erfolgreich ſeyn wird, wenn Bühnenkenntniß und Routine ihr noch mangelhaftes Spiel verbeſſern. — In Kaſſel erſcheint ſeit April 1841 die belletriſtiſche Zeitſchrift: »der Salon« in der Hotopſchen Verlagshandlung. Der frühere Redacteur war **Dingelſtedt**, der ſich mit lebhaftem Intereſſe des vaterländiſchen Blattes annahm. **Dingelſtedt** verließ Kaſſel und man fürchtete für die Exiſtenz des Salons. Nichtsdeſtoweniger ſtieg und ſteigt von Tag zu Tag die Zahl der Abonnenten. Die Mitarbeiter aus dem Auslande gehören zu den beſſern deutſchen Schriftſtellern, und Heſſen ſelbſt zählt manches junge Talent, das in dem Salon die Blüthen ſeines Geiſtes niederlegt. Das Blatt erſcheint wöchentlich zweimal und gibt gewöhnlich: Poeſie (Originalbeiträge ꝛc., intereſſante Ueberſetzungen aus fremden Sprachen), Novellen, Korreſpondenzen aus fremden großen Städten, Kritiken über intereſſante Werke und Converſation, die an Quantität und Qualität mit den beſten Journalen rivaliſiren kann. So lieferten die erſten acht Nummern eine größere Novelle von **Dingelſtedt**, Korreſpondenzen aus Weimar und Weſtphalen, den Anfang eines Literaturbriefes von Heiſe, lyriſche Gedichte von Geibel, Kellner, Moſenthal u. A., Kritiken über neu erſchienene Werke und Theaterrecenſionen, Charakteriſtiken von berühmten Dichtern und Dichterinnen des In- und Auslandes und eine Auswahl netter Mittheilungen im Feuilleton. Wir wünſchen dem Inſtitut, das bereits in den meiſten Städten Deutſchlands, in der Schweiz, Schweden und Ungarn Abonnenten zählt, einen guten Fortgang und zweifeln nicht an dem beſten Erfolg. — th —

Theater-Anzeige.

Sonntag, 6. Febr. **Beliſar**, große Oper in 5 Abtheilungen, Muſik von Donizetti. (Gaſtrolle) Antonina: Dem. **Rudersdorff** aus Mailand.

Redakteur: J. L. **Heller**. — Druck und Verlag von **Heller** und **Rohm**.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 38. Montag, den 7. Februar 1842.

Donna Luisa.

Nach Madame Charles Reybaud, von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Donna Luisa war stehen geblieben, ihre schöne edle Gestalt trat, gleich einer Erscheinung, aus dem unbeweglichen Schatten der Bogen hervor; sie zeigte durch eine Gebärde die phantastischen Formen, welche über den schwarzen Rasen hin verbreitet waren, über welchem der Lorbeer sein tönendes Laub wiegte. Zu jener Zeit war der religiöse Glauben lebhaft und vollständig; die Glaubensartikel hatten dieselbe Gewalt über die erhabensten Geister, wie über die unwissende Menge; die Wunder waren als Thatsachen angenommen, und man glaubte an die beständige Einmischung des Himmels in irdischen Dingen. Die Worte der Prinzessin erfüllten den König mit abergläubiger Furcht; er bebte, und demüthigte sich in seiner Seele vor jener verborgenen Macht, an welche er glaubte, wie an seine eigene Gewalt. Sein verwirrter Blick wandte sich ab von Donna Luisa, als hätte er gefürchtet, eine der Heiligen, welche sie anrief, sich zwischen ihm und ihr empor richten zu sehen. Er stützte sich auf den Arm des Grafen Mora, und sagte mit unsicherer Stimme:

„Ich werde eine Kirche bauen lassen zu Ehren der heiligen Märtyrerinnen, welche hier ruhen. Gott behüte Euch, Donna Luisa! Vergeßt mich nicht in Euern Gebeten!"

Er entfernte sich. Die Damen, welche indessen ihr Paternoster gebetet hatten, zogen die Prinzessin mit sich fort. Niemals war ihnen die strenge Beobachtung der Etikette so schwer geworden.

„Jesus Maria!" rief Donna Barbara, „ich würde aus Angst gestorben seyn, hätte ich nicht die Reliquie der heiligen Ursula bei mir gehabt. Wißt Ihr auch, Sennora, daß man hier in den Bogengängen oft des Nachts die verdammten Seelen der Sarazenen wehklagen hört, welche die heiligen Klosterfrauen gemartert haben?"

Am folgenden Tage blieb Philipp II. lange mit seinem Beichtvater eingeschlossen. Die Frömmigkeit, von welcher sein ganzes Leben zeugte, war aufrichtig; aber der Glaube vermochte nicht, die bösen Leidenschaften in ihm zu überwinden; die Furcht vor den Strafen in der andern Welt hielt ihn nicht auf in seinem unerbittlichen Willen, weil er immer glaubte, seine Sünden durch den Eifer loszukaufen, womit er die Interessen der katholischen Religion vertheidigte. Seine glühende, grausame, inkonsequente Andacht belästigte ihn niemals; um sein Gewissen zu beruhigen, genügte es ihm, sich von der That wegen der Absicht freisprechen zu lassen; und so vollbrachte er ohne Gewissensbisse die schlechtesten Handlungen seines Lebens.

Sobald sich der Beichtvater zurückgezogen hatte, trat der Hauptmann Rodriguez, welcher herbeschieden worden war, bei dem Könige ein; es war das erste Mal, daß er sich allein seinem Monarchen gegenüber befand, und der rauhe Kriegsmann, der wenig an die Sitten des Hofes gewöhnt war, war verwirrter, als hätte es sich darum gehandelt, sich an der Spitze seiner Kompagnie todtschießen zu lassen.

„Hauptmann," sagte der König, „ich will aus Euerm Munde hören, wer die Gefangenen sind, welche Ihr auf Euerm letzten Kriegszug gemacht und welches Lösegeld Ihr für sie erhalten habt."

„Sire," erwiederte der alte Reiter mit kläglichem Tone, „es war ein Fang, der mich bei meiner Seele nicht bereichert hat; ich habe nicht einen Maravedis von diesen vier Cavalieren erhalten. Zwei von ihnen sind gestorben, nachdem ich sie auf meine Kosten habe verpflegen lassen, und ich habe sogar einige Messen für die Ruhe ihrer Seele bezahlt . . . ."

„Wer waren diese Leute?" fiel ihm der König ein.

„Sire, der eine hieß Don Alvaro d'Acuna, und der andere Don Christoval von Melo, zwei alte Soldaten, welche lange in Afrika gekriegt hatten."

„Einer der Ueberlebenden nennt sich Don Juan von Matha; was ist aus ihm geworden?"

Bei dieser Frage ward der Hauptmann verwirrt, und erwiederte stammelnd:

„Es ist ein Mensch von geringer Wichtigkeit . . . ich glaubte ihn gehen lassen zu können . . . ."

„Ohne Lösegeld?" unterbrach ihn der König wieder.

„Nein, Sire; das hätte ich nicht gedurft ohne die Bewilligung Eurer Majestät; es geschah im Gegentheile, damit er das Lösegeld für sich und seinen Waffengefährten hole, der fortgegangen ist, indem er mir sein Wort gab, in vierzig Tagen wieder zu kommen; morgen ist dieser Termin aus. Der andere Gefangene, der als Geisel zurück geblieben ist, bürgt mir zudem für Don Juan von Matha."

Digitized by Google

„Was iſt dieſes für ein Menſch? Sagt alles, was Ihr wißt."

„Sire, es iſt ein junger, wackerer Cavalier, der ſich, wie ich vermuthe, nicht in den beſten Glücksumſtänden befindet. Ich brachte ihn mit Wunden hieher, die noch nicht geheilt ſind, und lange Zeit habe ich geglaubt, daß ſein Löſegeld zu ſeinem Begräbniſſe dienen würde. Er hat die Manieren eines Mannes von hohem Stande, aber dabei ſcheint er ſo entblößt zu ſeyn, wie der heilige Johannes in der Wüſte. Ich laſſe ihn auf ſein Wort frei in dem Alcazar herum gehen. Er ſpricht mit keiner lebenden Seele, und bringt den größten Theil der Zeit damit zu, Sonette zu machen."

„Irgend ein Hofdichter," ſagte der König mit Geringſchätzung. „Wie heißt er?"

Der Hauptmann zögerte ein wenig, bevor er auf dieſe ganz einfache Frage antwortete, und der König ſagte mit einem ſtrengen und mißtrauiſchen Blicke:

„Ich frage Euch nach ſeinem Namen."

„Sire, ich weiß ihn nicht," erwiederte der Hauptmann. „Als ich nach dem Gebrauche meine Gefangenen aufforderte, mir auf das Kruzifix ihren wahren Stand, Name und Stellung zu erklären, ſo weigerte ſich dieſer zu antworten; in der Furcht, daß er einen Meineid begehen möchte, indem er einen falſchen Namen annähme, habe ich nicht weiter darauf beſtanden."

„Das nenne ich eine kluge Nächſtenliebe," ſagte der König ſpöttiſch; „alſo Ihr hättet dieſen Menſchen gehen laſſen, ohne zu wiſſen, wer er iſt? Bei dem heiligen Schweißtuche! wenn dieſe Thatſache zu unſerer Kenntniß gelangt wäre, ſo hättet Ihr unſere Strenge fühlen ſollen, Hauptmann Rodriguez."

„Ach, Sire," rief er, im Begriffe, ſich dem König zu Füßen zu werfen, „ich bitte um Gnade wegen dieſem Fehler, den ich nicht begangen habe."

Der Inſtinkt von Mißtrauen und Eiferſucht, welcher Philipp II. zu dieſen genauen Forſchungen getrieben hatte, blieb dabei nicht ſtehen. Er wollte den Unglücklichen nicht vergeben, deren Freiheit durch Donna Luiſa's Bitten erfleht worden war. Er war eiferſüchtig auf die lebhafte Theilnahme, auf die Erinnerung, welche ſie für dieſe Menſchen bewahrt hatte, die ſie vielleicht in für ſie glücklicheren Zeiten gekannt hatte; kein Gefühl von Edelmuth, von Gerechtigkeit hielt die Wirkung ſeines vagen Verdachtes, ſeines kleinlichen, grauſamen Grolls zurück. „Hauptmann Rodriguez," ſagte er mit jener gebietenden Stimme, welcher man noch nie ungehorſam geweſen war, „dieſe Gefangenen ſind rebelliſche Unterthanen, Feinde unſerer Gewalt; ſie ſind mit bewaffneter Hand in einem bereits unterworfenen Lande ergriffen worden; das Kriegsgeſetz kann nicht mehr auf ſie angewendet werden; ſie müſſen als Verräther gegen den König und gegen den Staat betrachtet werden. Wir ſchenken ihnen jedoch das Leben; aber die Freiheit werden ſie niemals, hört Ihr? niemals erhalten; ſie ſollen auf den Galeeren von Ceuta und in den Bergwerken der neuen Welt arbeiten. Alſo iſt unſer Wille; wir beauftragen Euch, ihn in der kürzeſten Friſt in Vollzug ſetzen zu laſſen. Geht!"

(Fortſetzung folgt.)

Marſchall Brune und die Wäſcherin, ſeine Frau.

Nachſtehende Epiſode aus dem Leben des Marſchalls Brune iſt einer kürzlich erſchienenen Biographie deſſelben entlehnt:

Als Sohn eines Advokaten in Brive, von einer frommen, zärtlichen Mutter erzogen, aus dem Schoße einer der achtbarſten Bürgerfamilien hervorgegangen, ſuchte Guillaume Brune, in die Nothwendigkeit verſetzt, ſeine eigene Exiſtenz zu begründen, ſein Glück anfangs in der Literatur. Brune gab vor dem Ausbruche der Revolution zu Paris das „Journal général de la Cour et de la Ville" heraus. Es war ein kleines Blatt in Oktav-Format, das jeden Morgen erſchien und deſſen mit Geiſt geſchriebene Spalten die Sache der Ariſtokratie in Schutz nahmen. Die Königin begünſtigte das kleine Journal, der Hof und die Stadt laſen es; kurz, Fortuna lächelte dem Journaliſten, der zu Paris ein anſtändiges Mädchen, ihrem Stande nach eine Wäſcherin, heirathete....

Im Strudel der Revolution war, wie ſo vieles Andere, auch ſein Journal untergegangen, und Brune konnte noch von Glück ſagen, daß er nicht ſelbſt mit hinein gezogen worden war. Er flüchtete ſich in das National-Heer....

Zu Anfang des Monats Oktober im Jahre 1807 erſchien ein Marſchall in den Tuilerieen, dem der Kaiſer freundlich entgegen ging, als er eintrat. Napoleon reichte ihm die Hand und ſagte: „Marſchall Brune, ich bin mit Ihnen zufrieden." — Brune verneigte ſich, ohne ein Wort hervorbringen zu können, ſo groß war ſeine Freude und zugleich ſeine Verwirrung.

„Sie haben mir treu gedient", wiederholte Napoleon; „ich will und muß Sie dafür belohnen." — „„Sire, ich habe ſo eben die angenehmſte und ruhmwürdigſte Belohnung empfangen: den Ausdruck ihrer Zufriedenheit. Was könnte ich noch anders wünſchen, als daß dieſe Zufriedenheit mit mir ſtets fortdauern möge? Ja, um ſie beſtändig zu erhalten, würde ich mein Blut, mein Leben hingeben.""

„Auf dieſe Weiſe, Marſchall, würden Sie mir blindlings gehorchen, welche Befehle ich Ihnen auch immer geben möchte?" — „„Ew. Majeſtät wiſſen, daß ich nie Bedenken getragen, Ihnen zu gehorchen. Bin ich nicht überzeugt, daß Sie mir nur Ihrer und meiner würdige Befehle ertheilen können?"" — „Gut! Marſchall, ich verlange eine neue Probe dieſes Gehorſams." — „„Sire, ich werde Ihnen mit denſelben Worten erwiedern, die eines Tages einer Königin erwiedert wurden: wenn die Sache möglich iſt, ſo iſt ſie bereits geſchehen; wäre ſie aber unmöglich, ſo wird ſie doch geſchehen.""

„So hören Sie mich denn, mein lieber Brune; wir ſind Beide von einem niedern Stande zu hohen Ehrenſtellen emporgeſtiegen; Kinder unſerer eigenen Werke, ſind wir gewachſen in dem Maße, als wir uns ſelbſt emporgehoben. Zum Unglück aber haben diejenigen, die uns umgeben, nicht daſſelbe Schickſal gehabt.... Der Ruhm legt zuweilen ſchmerzhafte Opfer auf; man muß, wenn die Nothwendigkeit es erfordert, ſelbſt die zärtlichſten Neigungen aufzuopfern wiſſen. Ich werde ſelber ein Beiſpiel dieſer Art geben, das alle diejenigen, die mir wahrhaft zugethan ſind, nachahmen müſſen." — „„Ich habe nicht die Ehre, Ew. Majeſtät zu verſtehen.""

Der Kaiſer winkte dem Marſchall, näher zu treten, und raunte ihm folgende Worte ins Ohr: „Sie ſollen zuerſt meinen Gedanken begreifen, Marſchall.... Bald wird meine Scheidung von Joſephine vor ſich gehen..."

Digitized by Google

Brune erſchrak bei Eröffnung dieſes Geheimniſſes, doch Napoleon fuhr fort, ohne auf die Verwirrung des Marſchalls zu achten: „Joſephine kann mich nicht zum Vater machen, und außerdem muß ich meine Macht durch Verbindung mit einem hohen Geſchlechte zu befeſtigen ſuchen.“ — „„Ich werde mir nie erlauben, Ew. Maj. irgend einen Rath zu geben, ohne daß ich gewürdigt werde, über meine Meinung befragt zu werden. Nichtsdeſtoweniger...““ — „Sie haben Recht“, unterbrach ihn Napoleon; „ich will keinen Rath, ſondern nur Gehorſam gegen meine Befehle. So wünſche ich denn, Marſchall, daß Sie mir nachahmen. Eine Verbindung mit meiner Familie ſoll Ihre Dienſte belohnen. Was aber Ihre erſte Ehe betrifft, ſo wird es leicht ſeyn, ſie aufzulöſen, da Sie eine Wäſcherin geheirathet haben, und ich weiß wohl, daß einige legale Förmlichkeiten, die nicht ſo genau dabei beobachtet wurden, eine Aufhebung jener Verbindung ohne Weiteres herbeiführen dürften.“ — „„Sire!““ erwiederte der Marſchall, „„ich habe eine Frau geheirathet, die ich liebe und achte. Wenn ich wüßte, daß meine Ehe irgend etwas Ungeſetzliches habe, ſo würde ich mich beeilen, auch jeder äußeren Förmlichkeit zu genügen.““ — „Alſo“, ſagte der Kaiſer, indem er ſich erhob, „auf dieſe Weiſe achten Sie meinen Willen und eine Verbindung mit meiner eigenen Familie?“ — „„Sire! mein Leben gehört Ihnen, aber nicht meine Ehre. Ich werde mein Blut für Sie verſpritzen, aber nie zum Verräther gegen meine Pflichten werden.““ — „Und wer heißt Sie denn Ihre Ehre und Ihre Pflichten verrathen? Ich wäre alſo ſelber ein Verräther an dieſer Ehre und dieſen Pflichten, indem ich daſſelbe thue, was ich Ihnen zu thun vorſchlage?“ — „„Nein, Sire! aber Sie wollen eine angebetete Frau verlaſſen, um...““ Hier hielt er ein. — „Nun gut! Fahren Sie nur fort.“ — „„Um die Tochter eines Ihrer Feinde zu heirathen.““

Napoleon ward zornig; der Marſchall verneigte ſich und ſchickte ſich an, fortzugehen. Ein Wink des Kaiſers rief ihn zurück. „Sie ſind ſehr energiſch, mein Herr, da, wo es darauf ankommt, mir den Gehorſam zu verſagen und mich zu ſchmähen. Sie würden ſich klug benommen haben, wenn Sie von dieſer Charakterfeſtigkeit Gebrauch gemacht hätten, um die beleidigenden Ausdrücke des Königs von Schweden gegen meine Perſon zurückzuweiſen. Auch wäre Ihnen dieſe Energie nützlich geweſen, wenn Sie mit derſelben ſich bei Gelegenheit der Capitulation der Inſel Rügen weniger nachgiebig und willfährig erwieſen hätten. Wenn Ihnen Ihre Ehre ſo ſehr am Herzen liegt, wie haben Sie denn bei jener Capitulation die Erwähnung und Aufzählung der Titel Ihres Gebieters ſo überſehen? Und meinen Sie es wirklich ſo ernſt mit Ihren Pflichten, warum haben Sie von den Hanſe-Städten eine Gratification angenommen?“ — „„Wie, Sire!““ rief Brune, „„Sie haben den Verläumdungen meiner Feinde ein Ohr geliehen? Glücklicherweiſe werden einige Erklärungen im Stande ſeyn, mich zu rechtfertigen.““ — „Ich will keine Erklärungen, mein Herr.“ — „„Sire! Sie werden mich anhören! Sie werden mich nicht verurtheilen, ohne mich gehört zu haben.““ — „Ich will nichts, ich werde nichts hören, als das Verſprechen, mir Gehorſam zu leiſten!“

Der Marſchall bemühte ſich, ſeiner Verwirrung Meiſter zu werden, und zeigte ein entſchloſſenes Weſen. Der Kaiſer ſah ihn ſtarr an und ſagte: „Es iſt mein Wille, mein Herr Marſchall, daß Sie ſich nach dem Schelde-Departement begeben, um in Gent bei den Operationen des Wahl-Kollegiums zu präſidiren. Sie ſollen noch heute abreiſen, um Ihre Pflichten zu erfüllen,“ fügte er hinzu, indem er die letzteren Worte mit ironiſchem Ton ausſprach.

Der Marſchall gehorchte; er reiſte nach Gent ab. Als er nach Paris zurückkehrte, verlangte er wiederum eine Audienz bei dem Kaiſer, um von ſeiner Miſſion Rechenſchaft abzulegen. Dieſe Audienz wurde ihm verſagt.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Das von der **Hoffmann'ſchen** Verlagsbuchhandlung in Stuttgart in Nro. 36 des Frankfurter Journals angezeigte „Muſikaliſche Volksblatt“ wird nicht von dem in Frankfurt a. M. lebenden Komponiſten, Hrn. **Alois Schmitt**, ſondern von dem in Stuttgart lebenden, den gleichen Namen führenden Redakteur herausgegeben.

(**Aachen**, 1. Febr.) In der Stadt-Aachner Zeitung lieſ't man Folgendes: Bei dem lange gefühlten und von allen Seiten ausgeſprochenen Bedürfniſſe der Gewinnung eines Solo-Violiniſten für unſer Orcheſter kam uns die Nachricht von dem Eintreffen des Hrn. **Heinrich Wolff** von Frankfurt freundlich entgegen und die von Seite der Theaterdirektion gemachte Anzeige, daß derſelbe als erſter Solo-Violiniſt engagirt werden ſollte, mußte uns um ſo erfreulicher ſeyn, als dem Hrn. **Wolff** bereits der Ruf eines ausgezeichneten Geigers vorangegangen war. Hr. **Wolff** hat den von ihm gehegten Erwartungen vollkommen entſprochen und in dem geſtrigen Vortrage des Violin-Konzerts von de Beriot und den Variationen, von Hrn. **Wolff** ſelbſt componirt, entwickelte derſelbe eine ſolche Virtuoſität, verbunden mit einer Klarheit des Tones und Präziſion im Vortrage, daß wir nicht anſtehen, Hrn. **Wolff** den ausgezeichneten Violinſpielern zur Seite zu ſtellen. Beſonders bemerkenswerth ſind die Reinheit und Sicherheit ſeines Spieles, wodurch in den ſchwierigſten Paſſagen jeder Ton mit der größten Deutlichkeit hervortritt und dem Zuhörer auch die komplizirteſten Stellen zur größten Verſtändlichkeit werden. Das zahlreich verſammelte Publikum gab durch ſeinen ſteigenden ſtürmiſchen Applaus ſeinen Beifall zu erkennen, und wir hoffen, in Uebereinſtimmung mit dem vielſeitig gerufenen „Hier bleiben“, daß Hr. **Wolff** der Unſrige werde, da wir uns nur zu einer ſolchen Acquiſition Glück wünſchen können. Hoffen wir auch, daß von keiner Seite dem erfreulichen Vorhaben der Theaterdirektion und dem allgemeinen Wunſche des Publikums ein Hinderniß in den Weg trete.

Das k. Intelligenzblatt von Oberbayern enthält Nachſtehendes: „Da es bei Transporten von Kälbern noch immer vorkommt, daß dieſe Thiere an den Füßen mit dünnen tiefeinſchneidenden Strickchen feſt zuſammengebunden, ſo daß ſie daſelbſt ſchmerzvolle Anſchwellungen erleiden, oft mehrere Tage lang, gleich einer lebloſen Waare, auf Transportwägen aufgehäuft ſich befinden, und dazu noch überdies häufig in einer Weiſe, daß die herabhängenden Kopf- und andere Körpertheile durch beſtändige Reibung an den Wagen, mitunter ſogar an den Wagenrädern den qualvollſten Verletzungen ausgeſetzt ſind,

Digitized by Google

ſo wird hiemit unter Bezugnahme auf die Regierungs-Ausſchreibung vom 21. Nov. 1837, den Transport des Schlachtviehes betreff. (Iſarkr.-Intell.-Bl. S. 1317.) an ſämmtliche Diſtrikts-Polizeibehörden wiederholt die Aufforderung erlaſſen, die dießfallſige Anordnung in ihren Bezirken zu erneuern, die Händler von Schlachtvieh, namentlich jene, welche mit größeren Lieferungen von Kälbern ſich befaſſen, hierauf ausdrücklich aufmerkſam zu machen, und zu einer mehr zweckmäßigen Einrichtung der Transportwagen zu veranlaſſen, gegen vorfallende Quälereien aber, welche nur einer verletzenden Rohheit oder einer in keiner Weiſe entſchuldbaren Nachläſſigkeit zuzuſchreiben kommen, mit aller Strenge einzuſchreiten."

Mit den Thee- und Kaffeeviſiten wird's bald aus ſeyn, es iſt ein neues Getränke, Kat, in die Mode gekommen. Dieſes Getränke wird aus den Zweigen eines Baumes bereitet, der aus Abyſſinien ſtammt, in Arabien ſehr gut gedeiht, dem Kaffeeſtrauch Schatten bietet und der Katbaum (celastrus edulis) heißt. Der Kat hat die angenehme Eigenſchaft, daß er den Schlaf verſcheucht, eine heitere Stimmung erzeugt und nach angeſtrengter Arbeit ſtärkt. Eine fatale Eigenſchaft hat er, daß alle, welche ihn genießen, die Wahrheit ſagen müſſen, ſie mögen wollen oder nicht.

Das für das laufende Jahr ausgegebene Direktorium der Erzdiözeſe Köln theilt am Schluß das Verzeichniß der in dieſem Bereiche vom Monat Nov. 1840 bis zu Ende des Monats Okt. 1841 geſtorbenen Geiſtlichen mit; dieſem gemäß hat das Erzbiſthum Köln in dieſem Zeitraum nicht weniger als 46 Prieſter durch den Tod verloren.

Korreſpondenz.

Mainz, 3. Febr.

Der geſtrige Maskenball im großen Kaſino war unſtreitig die glänzendſte Verſammlung der Art der diesjährigen Saiſon. Die Zahl der eigentlichen Masken war nicht groß; man ſcheint in der höhern Geſellſchaft an den Verlarvungen keinen großen Wohlgefallen mehr zu haben, aber die zahlreichen und brillanten Masken-Coſtüme der jungen Damen waren geſchmackvoll und ausgeſucht, manche ſogar reich. Des überfüllten Saales ohngeachtet, konnten, der von den Ballkommiſſären aufrecht erhaltenen Tanzordnung zufolge, alle Tänze, auch die ſchwierigſten Quadrillen, ohne Hinderniß ausgeführt werden. Ueber die ſowohl im Saale, als in deſſen Umgebungen von Seiten der Kaſino-Direktion getroffenen Anſtalten vernahm man nur eine Stimme des Beifalls. Vorzüglichen Dank erwarb ſich die Direktion durch die Anordnung, daß die Gänge des Hauſes und die Stiegen bis zu dem Vorplatze, wo die Wagen anfahren, geheizt und mit Teppichen belegt ſind, daß jetzt bei einiger Vorſicht eine Erkältung nicht mehr zu fürchten iſt, die in frühern Jahren ſo vielfach eintrat und manche Geſundheit ſchwinden machte.

Kaſſel, 2. Febr.

Unſere Sparkaſſe-Anſtalt, die ſeit mehreren Jahren nunmehr beſteht und die der ſelige Schomburg noch in's Leben rief, hat einen Bericht über ihren Zuſtand der Oeffentlichkeit übergeben, der nicht unintereſſante Notizen enthält. Am 31. Dez. 1838 betrugen die von 1383 Intereſſenten bei der Anſtalt gemachten Einlagen, incl. der Zinſen, 47.000 Rthlr. 2 Gr 9 Hllr. Im Laufe des Jahres 1839 wurden von 675 Individuen, incl. der Zinſen, eingelegt: 27,258 Rthlr. 15 Gr. 8 Hllr. Dagegen wurde an 288 Intereſſenten zurückgezahlt 16,069 Rthlr. 5 Gr. 1 Hllr. Im Laufe des Jahres 1840 wurde von 622 Individuen, incl. der Zinſen, eingelegt: 31,640 Rthlr. 17 Gr. und an 264 Intereſſenten zurückgezahlt 22 152 Rthlr. 9 Gr. 6 Hllr. Mithin betrug die Geſammt-Einlage von 2028 Intereſſenten am 31. Dez. 1840: 67.672 Rthlr. 20 Gr. 10 Hllr. Die Activa der Anſtalt beſtanden, am ſelben Tage, in 66,000 Rthlr. Landeskreditkaſſen-Obligationen und in 1,692 Rthlr. 13 Gr. 2 Hllr. Kaſſebeſtand. Zuſammen in: 68,292 Rthlr. 13 Gr. 2 Hllr.; folglich ergibt ſich ein Zinſenüberſchuß von 619 Rthlr. 16 Gr. 8 Hllr. Dieſe Ueberſicht der erſten drei Jahre des Beſtehens der Anſtalt liefert ein äußerſt erfreuliches Reſultat, um ſo unerfreulicher iſt dagegen die folgende, weil ſie den Beweis liefert, daß grade die arbeitende und dienende Klaſſe, für welche doch eigentlich nur ſolche Inſtitute beſtehen ſollen, den wenigſten Gebrauch davon gemacht haben. Ob ſie unter den jetzigen Zeitverhältniſſen keine Erſparniſſe machen konnten, iſt eine Frage, die wir jetzt außer Betracht laſſen wollen. Von den 2028 Intereſſenten der Anſtalt hatten eingelegt:

250	den	Betrag	von	8	Gr.	bis	5	Rthlr.
245	—	—	—	5	Rthlr	—	10	—
412	—	—	—	10	—	—	20	—
291	—	—	—	20	—	—	30	—
205	—	—	—	30	—	—	40	—
176	—	—	—	40	—	—	50	—
118	—	—	—	50	—	—	60	—
80	—	—	—	60	—	—	70	—
61	—	—	—	70	—	—	80	—
40	—	—	—	80	—	—	90	—
150	—	—	—	90	—	—	100	—
2028								

Die Betrachtungen, welche ſich an dieſe Aufſtellung knüpfen laſſen, wollen wir den denkenden Leſern überlaſſen.

Aus dem Kreiſe Worms, am Rhein, 1. Febr.

Auf die von den großherzogl. Bürgermeiſtern der Kantonsorte Pfeddersheim und Oſthofen an ihre Collegen ergangene Einladung, daß ſie beabſichtigten, zu Ehren und freundlichem Gedenken des großh. Kreisrathes für den Kreis Worms, Hrn. Städel, der baldigſt ſein neues Amt als Rath am Adminiſtrativ-Juſtiz- und Lehnhofe zu Darmſtadt antreten werde, und den Alle, die ihn während ſeines ſiebenjährigen Hierſeyns näher kennen lernten, hochachteten und liebten, ein Eſſen zu Worms in der Poſt zu veranſtalten, — hatten ſich geſtern die ſämmtlichen Ortsvorſtände der genannten Kantone nebſt einigen Notabeln aus denſelben in dieſem Gaſthofe verſammelt. Mit Vergnügen folgte Hr. Regierungsrath Städel den ältern Bürgermeiſtern, die ihn zur Mittagstafel abholten. Von der aufrichtigſten Ergebenheit und der ungeheuchelteſten Herzlichkeit waren alle Theilnehmer erfüllt, und nie werden ſie dieſen freudigen Tag vergeſſen.

Theater-Anzeige.

Montag, 7. Febr. Letzter Maskenball im Schauſpielhauſe.

Dienſtag, 8. Febr. (Neu einſtudirt): Fünfzehn Mädchen in Uniform, Vaudeville-Poſſe in 1 Akt, von Angely. Hierauf folgt: Was gilt die Wett, oder: Herrn Hampelmanns galante Abenteuer, Lokal-Luſtſp. in 4 Abtheil., von C. H. Hallenſtein.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 39. Dienstag, den 8. Februar 1842.

Donna Luisa.

Nach Madame Charles Reybaud, von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

VI.

Einige Stunden später ließ der Hauptmann Rodriguez ein Schreiben folgenden Inhalts an den König gelangen: „Sire, „der Gefangene, den ich aufgefordert habe, mir seinen Namen „zu erklären, nachdem ich ihm angekündigt hatte, daß er in „Ketten geschlagen werden sollte, um mit einigen Uebelthätern „in die Bergwerke abgeführt zu werden, hat auf das Kruzifix „geschworen, daß er Don Sebastian von Portugal sey. Ich „erwarte die Befehle Eurer Majestät."

Philipp II. war von den Großen seines Raths umringt, als ihm der Camerero-Mayor dieses Schreiben übergab. Nachdem er es ohne das geringste Zeichen von Bewegung gelesen, legte er es auf den Tisch; und es mit der Hand bedeckend, sagte er: „Don Sancho, fahrt fort, uns Eure Depeschen zu lesen."

Don Sancho von Avilla war an jenem Morgen erst von Lissabon angekommen, und die Wichtigkeit der Nachrichten, welche er mitgebracht, schien dem König so groß, daß er, nachdem er ihm Audienz ertheilt, seinen Rath versammelt hatte. Das spanische Banner flatterte auf der eroberten Stadt, aber die Einwohner vertheidigten sich noch auf den Trümmern der von ihnen in Brand gesteckten Stadt. Die Mönche regten das Volk zu diesem verzweifelten Widerstande an, indem sie das seltsame Gerücht von der Auferstehung des Don Sebastian beglaubigten. Diese Nachricht, in den Provinzen verbreitet, konnte einen allgemeinen Aufstand bewirken; nur auf den Namen des Don Sebastian hin war das portugiesische Heer bereit, sich wieder zu sammeln, und es war zu befürchten, daß ein Betrüger, diese Stimmung der Gemüther benutzend, eine Revolution hervorrufen würde. Während des Gefechtes verwundet, aber durch die Seinigen gerettet, hatte Don Antonio Oporto erreicht, und proklamirte selbst die nahe Rückkehr des Königs, seines Neffen.

Der Rath meinte, dieses sey eine Kriegslist, um die Portugiesen zu einem Aufstande zu reizen. Jedes Mitglied schlug nun die von ihm als geeignet erachtete Maßregeln vor, um eine so große List zu nichte zu machen. Die in den anzuwendenden Mitteln verschiedenen Meinungen stimmten in ihrer grausamen Strenge überein; der König schwieg; aber durch seine unbewegliche Maske schimmerte eine schweigende Zufriedenheit. Nachdem ein Jeder gesprochen hatte, übergab er Don Sancho von Avilla das Schreiben des Hauptmanns Rodriguez, und befahl ihm, es mit lauter Stimme vorzulesen. Nach dieser Mittheilung sagte er mit dem kurzen raschen Tone, den er immer annahm, um seinen Willen zu verkünden: „Wir müssen Gott danken, daß er diesen Betrüger in unsere Hände gegeben hat; seine Strafe soll sich nicht erwarten lassen. Wird erst die Nachricht seines Todes in Portugal kund werden, dann haben alle diese Ränke ein Ende. Seit dem Beginne des Krieges haben die Rebellen diese List vorbereitet. Der Gouverneur von Tavira hatte uns das Erscheinen dieses Menschen angezeigt, der es versucht hat, sich in Alentejo anerkennen zu lassen, und dessen Spur nachher verloren ging. Seit drei Monaten ist sein Urtheil gefällt, und soll morgen vollzogen werden. Wir lassen so dem Schuldigen Zeit, sich auf seine letzte Beichte vorzubereiten. Gott sey ihm barmherzig!"

Der Beifall des Raths war einstimmig; ein Jeder sah die Hand Gottes in diesem Ereignisse. Unter diesen gewichtigen Personen waren mehrere, welche früher am portugiesischen Hofe gewesen waren, und den König Don Sebastian kannten. Keiner verlangte aber, durch sein Zeugniß die Nichtidentität des Gefangenen mit dem verstorbenen König zu bestätigen; Niemand schien an seinem frechen Betruge zu zweifeln. Don Sancho von Avilla war der Einzige, der eine Einwendung zu machen wagte, nicht im Interesse der Wahrheit, sondern durch die Wirkung einer klugen Voraussicht.

„Sire," sagte er, „ohne Zweifel hat dieser Abenteurer einige Aehnlichkeit mit Don Sebastian; die Feinde Eurer Majestät werden bestätigen, daß er es wirklich gewesen sey; sollte man nicht, bevor er hingerichtet wird, erst sein Leben offen darlegen?"

„Wir werden darauf bedacht seyn," sagte der König. „Ihr seyd ein Mann von gutem Rathe, Don Sancho; heute Abend sollt Ihr meine Befehle erhalten."

Sobald Philipp II. seine Staatsräthe entlassen hatte, ließ er Donna Luisa und Isabella zu sich bescheiden. Beide, als sie vor ihm erschienen, trugen das Vorgefühl eines großen Unglücks in sich; niemals hatte sein Anblick der Prinzessin so viel Furcht eingeflößt. Er saß in dem hohen Lehnstuhle mit dem Thronhimmel, der ihm als Thronsitz diente, wenn er den Vorsitz im Rathe führte; sein finsteres nachdenkendes Gesicht war

Digitized by Google

in einen Hut von ſchwarzem Sammt eingerahmt; er ſtützte ſich auf den Tiſch, um welchen rings leere und zerſtreut ſtehende Stühle verkündigten, daß hier eine Verſammlung ſtattgefunden hatte.

„Donna Luiſa," ſagte er, indem er ſie ſtarr anſah, „wußtet Ihr, für wen Ihr geſtern batet?"

Bei dieſer Frage ward ſie von einem unausſprechlichen Gefühl von Entſetzen und Freude ergriffen; ſie begriff, daß Don Sebaſtian lebte; daß aber ſein Heil oder ſein Verderben in Philipp's Händen lag.

„Sire," erwiederte ſie erbleichend, „ich habe Euch für unglückliche Gefangene gebeten."

„Leute, die Euch unbekannt ſind? Elende, die Eure milde Barmherzigkeit beſchützt?"

„Portugieſen, Sire, Soldaten, die mit Wunden bedeckt ſind."

„Und für welche Euch die Herzogin von Avero gebeten hatte, als Vermittlerin aufzutreten? Ihr habt mir den Namen des einen genannt; der andere hat heute ſelbſt einen Namen angegeben, den er der ſeinige zu ſeyn behauptet."

Er hielt ein und reichte der Donna den Brief des Hauptmanns Rodriguez hin. Sie warf nur einen Blick hinein, und ſagte mit dumpfer Energie:

„Wohlan, Sire! jetzt wißt Ihr die Wahrheit."

Er nahm den Brief wieder und antwortete kalt: „Dieſer Abenteurer wird morgen an die Zinnen des Alcazars aufgehängt werden."

Bleich und außer ſich, fiel Donna Luiſa zu den Füßen des Königs nieder und rief: „Nein, Sire, Ihr werdet ein ſo großes Verbrechen nicht begehen .... Ihr werdet mich anhören .... Don Sebaſtian iſt zurückgekommen .... Es iſt ein König, der Sohn Eurer Schweſter, den Ihr ermorden wollt! .... Gott hat ihn befreit; in ſeinen Staaten zurück, war er gezwungen, ſich bei Todesſtrafe zu verbergen .... O, Sire, er hätte das nicht geſollt, er hätte nicht ſo ſehr an Eurer Gerechtigkeit zweifeln ſollen; er hätte ſich Euch zu erkennen geben ſollen .... Sind hier nicht Leute, welche die Wahrheit bezeugt hätten? Zeigt ihnen Don Sebaſtian, Sire, und ſie werden ihn alle erkennen."

Philipp II. ſchüttelte den Kopf mit kalter Ungeduld, und ein peinliches Lächeln öffnete ſeine zuſammengepreßten Lippen ein wenig.

„Sire," hob Donna Luiſa wieder an, „Ihr habt das Recht über Tod und Leben Eurer Unterthanen; aber die Könige, Eures Gleichen, werden nur von der Gerechtigkeit Gottes gerichtet. Ihr ſeht einen Feind in Don Sebaſtian. Sein einziges Verbrechen gegen Euch iſt ſein Recht an die Krone, welche Ihr erobert habt. Dürft Ihr ihn darum beſtrafen? Es giebt kein Beiſpiel einer ſolchen Frevelthat. Euer Vater, Kaiſer Karl V., ſchenkte ſeinem größten Feinde, Franz I., das Leben. In unſern Tagen hält ein ketzeriſches Weib, Eliſabeth von England, die Königin von Schottland ſeit fünfzehn Jahren gefangen, aber ihr Haß wagt nicht, Hand zu legen an dieſes königliche Haupt."

Der König erwiederte nichts; ſein unbewegliches Geſicht verrieth kein Gefühl des Haſſes, noch der Liebe, welche ihn bei'm Anblick dieſes jungen Mädchens bewegte, deſſen Thränen, deſſen lebhafter Schmerz von ſo mächtiger Schönheit waren. — „Sire, Ihr ſeyd nicht überzeugt," hob ſie nochmals an; „aber hier iſt Jemand, deſſen Zeugniß ich in Anſpruch nehmen kann. Iſabella hat Don Sebaſtian geſehen, hat ihn erkannt; Eure Majeſtät geruhe, ſie zu befragen ..."

„Sprecht, Frau Herzogin von Avero," ſagte Philipp kalt.

(Fortſetzung folgt.)

Marſchall Brune und die Wäſcherin, ſeine Frau.

(Schluß.)

Die Ungerechtigkeit Napoleons gegen einen ſeiner treueſten Soldaten ward von dem Marſchall Brune ſchmerzhaft empfunden; nichtsdeſtoweniger aber ertrug er dieſelbe ohne Schwäche, als ein konſequenter, beherzter Mann, der ſich beleidigt fühlt, ohne es verdient zu haben. Er zog ſich nach dem Schloſſe St. Juſt, in der Nähe von Brive, zurück und widmete ſeine eifrige Thätigkeit dem Ackerbau, vermittelſt deſſen er ſeinen Vermögensſtand, der keineswegs ſo glänzend war, als ihn ſeine Feinde dem Kaiſer zu ſchildern bemüht geweſen -- denn er beſaß kaum 16,000 Franken Renten — zu verbeſſern ſuchte. Er wurde der Anbauer des Landſtriches, deſſen Wohlthäter er zugleich war, und trug durch ſein Beiſpiel nicht weniger als durch ſeine Erfahrung viel dazu bei, die bis dahin bei den angränzenden Bauern herrſchend geweſenen ſchlechten Methoden der Landwirthſchaft durch beſſere zu verdrängen. Den Reſt ſeiner Mußeſtunden füllte er mit literariſchen Arbeiten, und er begann unter Anderem eine Ueberſetzung des „Rückzuges der zehn Tauſend" (der Anabaſis von Xenophon), die er mit einem Kommentar und Anmerkungen ausſtattete.

Die Marſchallin ſtand ihrem Gatten in allen ſeinen Unternehmungen bei, und war zugleich bemüht, ihm die Unannehmlichkeiten des Exils erträglicher zu machen. Brune wollte ſeiner Frau nie den wahren Grund ſeiner Ungnade mittheilen, aber ſie hatte ihn errathen, und die Zärtlichkeit und beſondere Hingebung ihres Gatten trugen nur dazu bei, ihre eigene Hingebung für ihn zu ſteigern. Brune fand einen unendlichen Troſt in dem Beſitze einer Gattin, die nur für ihn lebte und deren in ſeinem Umgange erworbene Bildung des Geiſtes nichts verrieth, was an ihren ehemaligen Stand erinnern konnte. Aber im Innerſten ſeines Herzens fühlte er ſich doch unglücklich, nicht etwa wegen ſeiner Ungnade, in die er gefallen, nicht wegen ſeiner ſo plötzlich unterbrochenen militäriſchen Laufbahn, endlich auch nicht wegen der Zurückgezogenheit, zu der er ſich verurtheilt ſah, ſondern lediglich in dem Gedanken, daß der Kaiſer ihn falſch beurtheilen, ihn anklagen und vielleicht ſelbſt an ſeiner Treue zweifeln konnte. In ſeinem eigenhändig von ihm geſchriebenen Teſtamente vom 8. März 1810 leſen wir folgende Worte:

„Ich empfehle meiner theuren Gattin, den Kaiſer davon in Kenntniß zu ſetzen, daß ich ihn ſtets aufrichtig geliebt, daß ich ihn geachtet, verehrt und ihm immer treu geweſen bin. Ich wage es nicht, wegen der Beſchlüſſe, die der Souverain, nach den ihm zukommenden Berichten, in Bezug auf Einzelne ſeiner Unterthanen faßt, dieſen der Undankbarkeit anzuklagen; aber ich nehme keinen Anſtand, ihm zu ſagen, daß er durch eben jene Berichte getäuſcht wurde, daß keiner ſeiner Soldaten ihn mehr geliebt und keiner ihm treuer geweſen, als ich."

Mittlerweile hatten die europäiſchen Ereigniſſe den Feind auf den franzöſiſchen Boden geführt und Napoleon ſammt ſei-

Digitized by Google

rer Macht gestürzt. Trotz der ehrenhaften Aufnahme, die Brune bei Ludwig XVIII. gefunden, trotz der Ungerechtigkeit Napoleon's gegen seine eigene Person, eilte er doch, als der Kaiser von der Insel Elba zurückkehrte, seinem ehemaligen Gebieter entgegen.

Zum Generalen-Chef der Var-Armee, so wie zum Gouverneur der achten Militär-Division ernannt, war er besonders eifrig bemüht, dem Ausbruche des Bürgerkrieges in den seiner Leitung anvertrauten Provinzen vorzubeugen. Indessen trat das Mißgeschick bei Waterloo ein... Der Marschall Brune fiel bei Avignon Meuchelmördern in die Hände, und sein Leichnam ward in die Rohne geworfen, an deren Ufer die Mörder mit ihren blutriefenden Händen die Inschrift setzten: „Gottesacker des Marschalls Brune."

Als Madame Brune die Nachricht von dem unglücklichen Schicksal ihres Gatten erhalten hatte, gerieth sie anfangs in Folge des schrecklichen Schlages fast in Verzweiflung; indessen bewaffnete sich die Wittwe bald mit dem Muthe und der Kraft, die ihr zur Erfüllung großer und schwerer Pflichten so nöthig waren. Sie mußte den Tod und das Andenken des Marschalls rächen, seine Verläumder zu Boden schlagen und seine Meuchelmörder vor Gericht ziehen. Weder die fast unübersteiglichen Hindernisse eines solchen Unternehmens, noch die Gefahren der politischen Reaction, noch endlich der Haß der Parteien vermochten sie davon abzuhalten. Unterstützt durch eine kleine Zahl treuer und muthiger Freunde, ließ sie, ohne den nöthigen Aufwand eines Theils ihres Vermögens zu scheuen, eine Untersuchung über den Mord ihres Gatten anstellen, sammelte Thatsachen, veranlaßte eine Menge Zeugen, dieselben zu konstatiren, und verfolgte mit Beharrlichkeit ihr der Pietät gewidmetes Werk. Endlich richtete sie an den König Ludwig XVIII. ein Bittschreiben, in dem sie denselben aufforderte, wegen des Mordes ihres Mannes Gerechtigkeit üben und insbesondere den Prozeß vor den Gerichtshof von Paris ziehen zu lassen, in Betracht der Gefahren, welche eine Einleitung desselben an dem Ort des Verbrechens selbst mit sich führen möchte.

Diese Bittschrift ist vom 29. März 1819 datirt und wurde von Hrn. Dupin abgefaßt, der sie selbst unterzeichnete und überhaupt der edlen Sache der unglücklichen Wittwe mit einem Eifer und einer Uneigennützigkeit diente, die man nicht genug rühmen kann.

Hundertundfunfzehn Bewohner von Brive vereinigten sich mit der Marschallin zu der Bitte um die nachdrückliche Bestrafung der Meuchelmörder Brune's, und sie scheuten sich nicht, diesen Wunsch in einer Adresse auszusprechen, zu deren Abfassung im Jahre 1819 gewiß einiger Muth erforderlich war.

Die Bittschrift der Marschallin an den König blieb, wie man sagt, ohne Antwort. Am 19. Mai wandte sich Madame Brune an den Großsiegelbewahrer mit einer Klage, die ebenfalls von Hrn. Dupin abgefaßt ward. Sie bezeichnete in derselben als unmittelbare Theilnehmer an der verbrecherischen That den Kaffeewirth Fargès und einen Lastträger, Guindon, genannt Roquefort.

Die Erlaubniß zur Betreibung des Prozesses ließ lange auf sich warten. Endlich mußte man der edlen Beharrlichkeit der Wittwe nachgeben, die selbst als Klägerin auftrat. Nichtsdestoweniger verwies man den Prozeß, anstatt ihn in Paris, wo er allein mit Unparteilichkeit hätte geführt werden können, einzuleiten, wiederum an den Gerichtshof zu Riom. Die Debatten begannen den 24. Februar 1821, fünf Jahre nach dem Tode des Marschalls.

Nur einer der Meuchelmörder war vorgeladen, und auch dieser hatte die Flucht ergriffen: es war der Lastträger Guindon, genannt Roquefort. Nichtsdestoweniger beharrte Madame Brune darauf, daß der Urtheilsspruch gefällt werde, der den Meuchelmord ihres Mannes brandmarken und, wenigstens in den Augen aller rechtschaffenen Leute, nicht ohne Rückwirkung auf die Mitschuldigen und Anstifter des Verbrechens Roquefort's bleiben sollte.

Hr. Dupin führte die Sache mit einem bewunderungswürdigen Talent; der Gerichtshof sprach das Urtel aus, welches Guindon, genannt Roquefort, in Contumaciam zum Tode verurtheilte: „In der Ueberzeugung, daß er die Pistole abgefeuert, die den Tod des Marschalls Brune herbeiführte."

Die Marschallin Brune zog sich auf ihre Güter zurück, wo sie nur den einzigen Wunsch hegte, um sich her ein Glück und eine Ruhe zu verbreiten, deren sie selber für immer beraubt war. Es bedurfte einer neuen Kränkung des Andenkens ihres Mannes, um sie aus ihrer Dunkelheit und Zurückgezogenheit wieder hervortreten zu lassen. Dies geschah, als der Journalist Martainville den Marschall Brune der Erpressung beschuldigte.

Damals nahm sie von neuem ihre Zuflucht zu Hrn. Dupin, um den Verläumder desjenigen, dessen Namen sie führte, zu brandmarken. Allein diesmal fiel sie durch; der Journalist ward freigesprochen, und sie mußte sich mit ihrem Schmerze wiederum in die Einsamkeit zurückziehen.

Seit der Zeit hörte man nichts mehr von der Marschallin Brune. Nur ihre Familie und die Bewohner von St. Just, die sie mit Wohlthaten überhäufte, wußten noch von ihr. Am 1. Jan. 1829 starb sie, umgeben von Segnungen und beweint von einer ganzen Bevölkerung.

Bis dahin waren die sterblichen Ueberreste Brune's, von denen sich seine Frau nie trennen wollte, im Schlosse von St. Just aufgestellt, aber nach dem Tode der Marschallin wurden beide Ehegatten in einem und demselben Grabmal beigesetzt.

(Mag. f. d. L. d. Ausl.)

Mannichfaltigkeiten.

Kein Prophet gilt in seinem Vaterlande! Prume, der Violinist, dem die deutschen Journale so viel Papier und Enthusiasmus geopfert haben, befindet sich seit mehreren Wochen in seiner belgischen Heimath; aber weder in Brüssel, noch in Lüttich ist es ihm gelungen, ein Conzert geben zu können. Ueberall ein Mißtrauen gegen seinen Ruhm, den man einen gemachten nennt, und gegen sein chargirtes Spiel, welches freilich in dem Vaterlande Beriots und Vieuxtemps nicht zu blenden im Stande ist.

Das Sujet des Drama's La grace de Dieu (in Hamburg „Muttersegen oder die neue Zanchon" getauft) wird von Donizetti zu einer Oper benutzt, die diesen Sommer von den Italienern in Wien wird aufgeführt werden.

Digitized by Google

Das Centralgefängniß von Beaulieu, das ſchönſte in Frankreich, worin 1500 Gefangene ſaßen, iſt am 27. Jan. abgebrannt; man ſchätzt den Schaden auf 15- bis 1,800,000 Frs. Kein Gefangener benutzte dieſe Gelegenheit, um zu entwiſchen, und viele haben ſich beim Brande durch Kühnheit ausgezeichnet.

Von Mercandante wurde kürzlich im italieniſchen Theater ebenfalls eine neue Oper und zwar mit Beifall aufgeführt „die Veſtalin". Es iſt daſſelbe Sujet wie in der bekannten Spontiniſchen Oper, nur am Schluß geändert, der tragiſch geworden iſt. Auch iſt das Stück aus fünf in drei Akte zuſammengezogen.

Das größte Theehaus — nicht Kaffeehaus — in der Welt, ſteht wohl in Moskau, neben der Börſe. Es ſind in demſelben ſiebenzig Aufwärter fortwährend beſchäftiget, die Taſſen mit Thee herum zu reichen, und vor den geräumigen Sälen in einem Vorzimmer dieſes Hauſes zählte ein neugieriger Reiſender nicht weniger als zweihundert Theekannen aller Art, die majeſtätiſch hier aufgeſtellt waren.

Korreſpondenz.

Weimar, 2. Febr.

Heute wurde der Geburtstag unſeres verehrten Großherzogs in der gewöhnlichen Weiſe gefeiert. Außer zahlreichem Beſuche aus der Nähe und Ferne waren dabei zugegen der regierende Fürſt von Schwarzburg-Sondershauſen und der Prinz Bernhard, Bruder des Großherzogs. Abends war Theater, wo bei glänzend erleuchtetem Hauſe »Scheiben-Toni, der Tyroler Schütze« von Mad. Birch-Pfeiffer mit eingelegter Muſik von unſerm talentvollen Kapellmeiſter Chelard zum Erſtenmale aufgeführt wurde. — Der landwirthſchaftliche Verein, an deſſen Spitze der Miniſter Schweitzer ſteht, hat in ſeiner zuletzt ſtattgefundenen General-Verſammlung den Legationsrath Dr. Panſe zum Ehrenmitgliede erwählt. Er hatte bekanntlich ſeine in dem weimariſchen Volkskalender für 1842 abgedruckte und ſeitdem berühmt gewordene Erzählung: »das Dörfchen am Walde« dem landwirthſchaftlichen Vereine als Geſchenk gewidmet, was wahrſcheinlich zur nächſten Veranlaſſung gedient hat. — Vor einigen Tagen machte ſich eine bedeutende Anzahl von Knaben das Vergnügen, eine Schlittenfahrt zu arrangiren, die faſt als Parodie der von Erwachſenen veranſtalteten angeſehen werden kann. Vor die Schlitten hatten ſie theils ſich ſelbſt, theils auch gut abgerichtete Ziegenböcke vorgeſpannt, was nicht unintereſſant mitanzuſehen war. In völliger Carriere nahmen ſie die Richtung nach dem Dörfchen Ober-Weimar. Der Großherzog mochte von dieſem Plane unterrichtet worden ſeyn, denn als die kleinen Paſſagiere daſelbſt angekommen waren, wurden ſie zu ihrem nicht geringen Erſtaunen mit Kaffee und Kuchen regalirt, was unter ihnen eine heitere Stimmung hervorbrachte. Bei ihrer Rückkehr nach Weimar fuhren ſie direct in den Schloßhof und brachten hier, durch Dankbarkeit bewogen, dem hohen Geber ein freudiges Lebehoch.

Mainz, 6. Febr.

Ueber den jungen Menſchen von Hamburg, der ſich im Römerthale erſchoſſen hat, wurde durch die gerichtliche Unterſuchung ermittelt, daß er erſt 22 Jahre alt war. Seine Mutter, eine ſehr wohlhabende Zimmermeiſterswitwe in Hamburg, hatte nur dieſen einzigen Sohn, der vor ohngefähr vier Monaten hieher gekommen war, um bei einem hieſigen Bauunternehmer als Gehülfe zu arbeiten, aber während der Zeit ſeines Aufenthalts ſich mit allem Möglichen beſchäftigte, nur nicht mit der Arbeit, der er hätte obliegen ſollen. Uebelgewählte Geſellſchaft, Umgang mit Frauenzimmern, Hinneigung zum Pietismus und Hang zur Melancholie, verbunden mit übler Laune gegen ſeine Mutter, die die Geldſendungen nicht in der Menge machte, wie der junge Menſch ſie verlangte, mögen ihn vereinigt zu der unverzeihlichen That, ſeinem Leben ein Ende zu machen, beſtimmt haben und nicht die Noth, wie Manche glauben; denn ſeine zurückgelaſſenen Effekten, die von großer Wohlhabenheit zeugen, haben einen Werth von mehreren hundert Gulden, und an dem Tage, wo er Hand an ſich legte, kam wieder ein Brief mit Geld von ſeiner Mutter.

Hamburg, 2. Febr.

Es iſt hier ſeit einiger Zeit das Gerücht verbreitet, Hr. Mühling werde von der Direktion unſeres Stadttheaters zurücktreten und ſich nach Wiesbaden begeben, wo ihn ein ehrenvoller Poſten als techniſcher Direktor mit einem Gehalt von 1200 Rthlr. erwarte. Gründe dieſes Zurücktritts, fügt man hinzu, ſeyen theils die Unzufriedenheit und Undankbarkeit des hieſigen Publikums, theils Mißhelligkeiten anderer Art, die ſich unſchwer vermuthen laſſen. Wir können mit ziemlicher Gewißheit und nach den Mittheilungen Wohlunterrichteter verſichern, daß ſich dieſes Gerücht ſobald noch nicht realiſiren werde, und daß Hr. Mühling, wenn auch ſein Wunſch, aus den hieſigen Verhältniſſen herauszukommen, keineswegs in Abrede geſtellt, einſtweilen — durch mehrjährigen Contract gefeſſelt — die Direktion in Verbindung mit Cornet fortführen wird. Es wurden ſogar ſchon als etwaige Candidaten der Direktions-Vakanz Hr. H. Schäffer (früher Tenorſänger und jetzt Vorſteher der hieſigen Liedertafel, auch als Componiſt geſchätzt) und die Herren Marr und Herzfeldt in Wien bezeichnet. — Die fortwährenden Lobeserhebungen und offiziellen Poſaunenſtöße von H. Meyer in unſerm »Correſpondenten« erregen bei dem gebildeten und urtheilsfähigen Publikum allgemeine Heiterkeit. Selbſt ein Stück, das, zum mindeſten geſagt, aller Charakteriſtik entbehrt, wie Smidt's »Kaufmann und Seefahrer« wurde geſtern mit vollen Backen gelobt. Allein das Publikum iſt viel zu mündig und ſelbſtſtändig, als daß es von dieſen breiten, langweiligen dramaturgiſchen Salbadereien viel Notiz nähme, in denen jeder Zoll »ein ungeheuerer Philiſter.« — Morgen kommt in unſerm Hoftheater eine neue Lokalpoſſe: »Hull in Hamburg« zur Aufführung, über deren Erfolg ich Ihnen mittheilen werde. Die letzte Neuigkeit auf dieſer Bühne: »Strumpfwirker und Hutmacher« iſt ein ſo loſe zuſammengewürfeltes Wiener Machwerk, alles innern Gehaltes entbehrend, daß es ſich kaum durch Wilke's launiges Spiel halten konnte und ich kein Wort darüber verlieren will. — Ueber Wienbarg's Vorleſungen über moderne dramatiſche Literatur bin ich Ihnen einen kurzen Bericht ſchuldig. Die erſte Vorleſung hat Wienbarg ſelbſt großentheils in ſeinem »Literaturblatt der Börſenhalle« abdrucken laſſen, auch hat das »Panorama« eine ausführliche, die weſentlichſten Momente zuſammenfaſſende Mittheilung über dieſelbe gegeben. In der zweiten handelte er zunächſt von den Urſachen, die hemmend auf das moderne Drama einwirkten und hob unſere politiſchen und kirchlichen Zuſtände, als den dramatiſchen Beſtrebungen nicht günſtig, letztere mit beſonderm Nachdruck, hervor. Dieſe Vorleſungen, die im Ganzen (auch bei gebildeten Damen) viel Theilnahme finden, haben übrigens auch das Angenehme und Eigenthümliche, daß man faſt unſere ganze hieſige Literatenwelt, von A bis Z, in friedlicher Harmonie hier beiſammen ſieht.

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 8. Febr. (Neu einſtudirt): Fünfzehn Mädchen in Uniform, Vaudeville-Poſſe in 1 Akt, von Angely. Hierauf folgt: Was gilt die Wett, oder: Herrn Hampelmanns galante Abenteuer, Lokal-Luſtſp. in 4 Abtheil., von C. H. Hallenſtein.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 36. Mittwoch, den 9. Februar 1842.

Donna Luisa.

Nach Madame Charles Reybaud, von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Isabella trat zitternd vor, und erzählte in Kürze alle Thatsachen, welche sie erfahren hatte, so wie jene, die sie selbst in dem Atelier erlebte; ihr Schmerz und die Angst ihrer Lage gaben ihren Worten eine lebhafte, wahre Beredsamkeit. Der König hörte sie mit demselben unbeweglichen Gesichte an, während Donna Luisa, deren Hoffnungen und tödtliche Furcht durch diese Erzählung wieder belebt wurden, ihre Thränen erstickte und in ihrem Herzen betete. Gott allein weiß, welche Ueberzeugung damals in Philipp's Seele einzog; vielleicht fand er sich dadurch mit seinem Gewissen ab, daß er im Zweifel verharrte. Wie dem auch sey, sein Wille war unerschütterlich, nichts konnte ihn beugen, denn er hatte die mächtigsten Leidenschaften seines Herzens, Ehrgeiz und Eifersucht, zum Grunde. Als Isabella zu Ende war, sagte er strenge: „Das ist allerdings ein sehr künstliches Gewebe von Betrug und Lügen; wir wollen Euch nicht als Mitschuldige betrachten, Sennora, sondern glauben, daß Ihr getäuscht worden seyd. Dieser Elende wird seine Strafe erleiden, und wir werden unsere Gerechtigkeit nicht weiter um sich greifen lassen, aus Furcht, Personen bestrafen zu müssen, welche uns theuer sind . . . .“

„Sire, keine Gnade für mich,“ fiel ihm Donna Luisa ein . . . . aber schiebt dieses fürchterliche Urtheil auf. Wenn Ihr eine Reue empfändet, so wäre dieses Blut vergossen . . . . Gott würde Euch nicht verzeihen . . . . Ach! was vermag jetzt Euer Gefangener? Laßt ihm das Leben, das Leben, das keine Reue zurück erkaufen kann, . . . Ihr würdet ja den größten Verbrecher begnadigen, wenn ich Euch auf den Knieen darum bäte.“

„Dieses ist ein Staatsverbrechen, ein Majestätsverbrechen; wir können es nicht verzeihen,“ sagte der König mit unerbittlicher Entschlossenheit.

„Sire,“ sagte Donna Luisa, indem sie sich mit der Energie eines hoffnungslosen Schmerzes erhob, „nehmt Euch in Acht, Ihr müßt mich auch verurtheilen, denn sonst werde ich mein Lebenlang Zeugniß gegen Euch ablegen . . . . Ich werde Euch vor der ganzen Christenheit des Verbrechens anklagen, das Ihr begangen haben werdet . . . . Don Sebastian ist erkannt worden . . . . man hat ihn gesehen. Andere Stimmen werden sich mit der meinigen vereinen, um die Wahrheit zu verkündigen . . . . Vergebens werdet Ihr ihn zu einem entehrenden Galgen schleifen und das Urtheil daran heften, welches ihn als einen Verräther und Betrüger erklärt; so wie er todt ist, werden die Völker sagen, daß es der König Don Sebastian gewesen, und daß Ihr ihn ermordet habt . . . .“

Vernichtet, und von Schluchzen erstickt, hielt sie ein. Philipp II. schwieg. Diese kühnen Worte erfüllten ihn zugleich mit Zorn und mit Besorgniß. Er wußte, welchen Gewinn seine Feinde aus solch einer Beschuldigung ziehen konnten; er fürchtete den Zweifel der Menge, und vielleicht die Rache irgend eines Fanatikers; er fürchtete besonders die letzten Augenblicke des Verurtheilten. Seine Hinrichtung mußte öffentlich geschehen, und vielleicht konnten einige seiner Worte von der Menge aufgefaßt werden. Philipp II. erinnerte sich, welche Feinde ihm der Tod des Grafen Egmont zugezogen hatte; ein Gefühl von Klugheit hielt ihn zurück; er berechnete schnell, daß ihn auch ein anderes Mittel von Don Sebastian befreien könnte.

Donna Luisa begriff das Schwanken des Königs, sie glaubte, daß ein Gefühl von Gerechtigkeit und Warmherzigkeit in ihm rege würde, und abermals sank sie vor ihm auf die Knie, hatte aber nicht die Kraft, ihn anders als durch Thränen zu bitten. Er neigte sich, als wolle er sie aufheben, und hielt die beiden Hände, die sie gegen ihn ausstreckte, in seinen fleischlosen Händen fest.

„Sennora,“ sagte er, „Eure Beharrlichkeit, diesen Menschen in seiner Betrügerei zu unterstützen, schickt ihn in den Tod. Wenn Ihr nicht in einem so sonderbaren Irrthume beharrtet, wenn er sein Verbrechen eingestände, und erklärte, daß er den Titel und den Namen Don Sebastians von Portugal fälschlich angenommen, so könnten wir ihm wohl das Leben schenken“

„Wie, Sire,“ rief Donna Luisa entsetzt, „er sollte sich selbst verläugnen, und ich sollte durch mein Zeugniß diese schanderhafte Lüge bekräftigen, die ihn ohne Wiederkehr seines Ranges hienieden berauben würde? . . . Nie . . . nie! Er wird sein Leben nicht um diesen Preis retten wollen.“

„So mag denn Gott seine Seele retten!“ sagte der König mit heuchlerischem Erbarmen. „Wir werden erlauben, daß ihm ein Priester in seinen letzten Augenblicken beisteht. Seine Reue kann Gnade vor dem Himmel finden, und glücklicher als wir arme Sünder kann er schon morgen zur ewigen Glückseligkeit

Digitized by Google

eingehen. Geht, Semora," fuhr er fort, indem er Donna Luisa durch ein Zeichen entließ, „geht, und betet für die Seele dieses Unglücklichen."

(Fortsetzung folgt.)

Karneval in Mainz.

Erster Tag.

Mainz, 7. Febr.

Die Ueberzeugung, eine von der Wohlthätigkeit und der öffentlichen Moral gebotene Aufgabe lösen zu müssen und in Nichts hinter den Leistungen früherer Jahre zurückbleiben zu dürfen, setzte unsere aktive Karnevalsgesellschaft gestern schon vor Sonnenaufgang in Bewegung. Aber auch die nicht aktive Bevölkerung, die schaulustige, hatte ihre Aufmerksamkeit auf die bevorstehenden Ereignisse gerichtet und füllte daher schon am frühen Morgen die Straßen und öffentlichen Plätze.

Das wie ein Blitz sich verbreitende Gerücht, daß die Rheinbrücke so eben wieder abgeführt worden sey, erregte allgemeines Bedauern; man sah ein, daß nun eine große Anzahl von Theilnehmern an unsern Lustbarkeiten ausbleiben und dadurch den Festen ein Theil ihres Glanzes entzogen würde. Der Unmuth darüber sprach sich nach den individuellen Ansichten verschiedenartig aus; Viele behaupteten, die Brücke hätte stehen bleiben können, das Eis wäre weder in Menge vorhanden, noch so fest, daß es ihr bei so niedrigem Wasserstande Nachtheile gebracht hätte; Privatvortheile, sagten Andere, seyen dabei im Spiele, wenn man mit dem Abführen so sehr eile, und was der Reden noch mehr waren, die man im Vorübergehen vernahm und die für den, der die musterhafte Ordnung unserer Verwaltung kennt, das Unglaubliche enthielten. Der Marsch der heranziehenden männlichen und weiblichen Ranzengarde zu Fuß und zu Pferde setzte diesen Aeußerungen ein Ziel und Jeder eilte, die hochgeschätzte Miliz nach einjähriger Ruhe wieder zu begrüßen. Wie die unsterbliche Schaar der Perser unter Darius, hatte sie in dem Jahre keine Verluste erlitten und wußte, wie früher, durch Humor und Kraft, durch Grazie und Anmuth sich das Wohlwollen Aller zu erringen. Kaum bei ihrem Hauptquartier auf dem Gutenberg-Platze angekommen, war ihre erste Sorge, das kolossale Gabelfrühstück, was sie so gut bei Körper und Farbe erhält und wobei es ihr an Verehrern und Theilnehmern nicht fehlte, einzunehmen.

Während des Frühstücks öffneten sich ganz leise die Thüren des Schauspielhauses und ohne Gedränge, wie an einem gewöhnlichen Theaterabende, gelangte die harrende Menge in das Innere des Hauses. Die Vorstellung „Roderich und Kunigunde", die Parodie eines im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts im Geschmacke der damaligen Zeit geschriebenen Ritterstücks als Melodrama bearbeitet, wozu Hr. Kapellmeister Zulehner die Musik in Quodlibets aus den beliebtesten Opern arrangirt hatte, war gut gewählt und wurde recht brav aufgeführt. Die Dilettanten, welche die Hauptrollen gaben, Kunigunde, Graf Hildegard, Sakripando und einige andere, entwickelten nicht zu verkennendes theatralisches Talent und erhielten Beifall; manche Lokalwitze, die mit dem Stücke verknüpft wurden, verfehlten ihren Zweck nicht, die Lachlust rege zu machen. Die Musik war treffend, stand mit dem Gesagten im Einklang, und wurde so gut geleitet, daß sie nichts zu wünschen übrig ließ. Die Tänze, am Ende der Vorstellung von 16 Paar Dilettanten gegeben, die Hr. Tanzmeister Hummel eingeübt hatte, besonders ein Shawl-Tanz, erregten durch Präzision und gute Ausführung die allgemeinste Zufriedenheit. Das Schönste folgte jedoch am Schlusse; 3 Dilettanten traten als Ballettänzer à la Casorti auf; sie tanzten mit so viel Anstand, Grazie und Gewandtheit, daß man dergleichen von Herren, welche aus der Tanzkunst kein Geschäft machen, nie hätte erwarten sollen; sie erhielten stürmischen Beifall und wurden gerufen.

Vergnügt verließ jeder Zuschauer das überfüllte Haus. Jetzt erhielten die Ranzengardisten ihre Quartierbillets und begaben sich unter zahlreicher Begleitung in die ihnen bestimmten Logis zum Mittagessen, um dann bei der Kappenfahrt zu erscheinen. Schlag drei Uhr standen über hundert Wagen auf dem Gutenbergs-Platze und der Ludwigsstraße zur Abfahrt bereit; mehr als 400 Personen bestiegen sie, alle mit der Narrenkappe und Stern angethan, und fuhren durch die Hauptstraßen der Stadt nach der neuen Anlage. Unter Gesang und Vorträgen verfloß dort eine Stunde, worauf der Zug nach der Stadt zurückkehrte. Drei Maskenbälle im Schauspielhause, weil die Fruchthallen wegen zunehmender Kälte nicht geheizt werden konnte, in der Narrhalla und in der Stadt Paris nahmen die Fröhlichen auf, von denen viele am Morgen, als die Ranzengarde wieder Reveille schlug, erst nach Hause zurückkehrten, um sich zu dem heutigen Feste vorzubereiten.

Rede,

gehalten bei der Versammlung der Taunusfreunde am 5. Februar 1842

von Dr. Mod. X. Clemens.

Meine Herren! Der Zweck, der Sie heute Abend hier versammelt, ist Ihnen durch unsere Einladung in der Didaskalia vom 30. Januar bereits bekannt. Es gilt, der von mir angeregten Idee, auf dem Gipfel des Feldbergs ein gastliches Wirthschaftsgebäude, ähnlich dem Brockenhause, zu gründen, einen weitern Erfolg zu geben, eine in's Leben tretende Wirksamkeit zu sichern. Ehe ich nun der freien Verhandlung darüber das ihr gebührende Wort einräume, sey es mir vergönnt, durch einen historischen Ueberblick auf Alles, was, meines Wissens nach, in dieser Hinsicht bisher geleistet, Sie auf den Standpunkt zu setzen, dies mit der gehörigen Umsicht thun zu können.

In dem Jahre 1828 hatte ich die Ehre, dem Vorstande des damals sich bei Herrn Albert sen. befindenden physikalischen Vereines anzugehören, und besonders die Geschäfte des Sekretariats zu besorgen. Es war die Zeit, um welche die von der Edinburger Gesellschaft zuerst angeregten Witterungsbeobachtungen auf der Höhe des Feldbergs regelmäßig in Aufnahme kamen. Unter den wissenschaftlich gebildeten Männern, die sich damals den meteorologischen Beobachtungen mit Eifer widmeten, gehörte der am 3. Januar 1828 verstorbene hessen-homburgische Baurath und Architekt der freien Stadt Frankfurt, Christian Friedrich Ulrich, dessen Nekrolog ich in dem physikalischen Verein vom 26. Januar 1828,

Digitized by Google

wie in der Ober-Post-Amtszeitung vom 29. Januar desselben Jahres gegeben habe, ferner der nun gleichfalls verstorbene Oberforstmeister Lotz von Homburg und viele Andere noch jetzt im physikalischen Vereine thätig wirkende Mitglieder; doch vor Allem der jeder naturwissenschaftlichen Richtung sich geneigt zeigende hochbejahrte Friedrich Joseph, Landgraf zu Hessen-Homburg. Ihm wurden regelmäßig von mir die meteorologischen Tabellen zugesendet. Ich lege Ihnen hier einen seiner Briefe vor, zum Beweise, welches Interesse der nun Verewigte an unsern Witterungs-Beobachtungen genommen. Die Unbilden der Jahreszeit, welchen die am 15. Januar den Feldberg ersteigenden Meteorologen ausgesetzt waren, riefen natürlich den Wunsch hervor, denselben, wo möglich, ein schützendes Obdach zu verleihen. Mehrfache Besprechungen fanden in dieser Hinsicht statt. Ein bretternes Haus, wie es vielfach vorgeschlagen und früher ein Mal in Ausführung gebracht worden war, konnte den auf den Höhen des Feldbergs wehenden Stürmen auf die Dauer nicht widerstehen. Endlich machte der thätige Herr Steinmetzmeister Rust, selbst ein eifriger Meteorologe, den Riß eines blos zu diesem Behufe zu erbauenden massiven Hauses, der aber den Erfordernissen eines Wirthschaftsgebäudes nicht entsprechen konnte, noch wollte, der sich noch unter den Papieren des Herrn Albert sen., vorfand, und uns von demselben freundlichst überlassen wurde. Schon damals hegte ich die Idee eines Wirthschaftsgebäudes, ähnlich dem des auf der Höhe des Brockens befindlichen, geeignet, Reisenden und Touristen jeglicher Art einen wahrhaften Schutz zu gewähren; eingerichtet, selbst einem länger dauernden Aufenthalte alle Bequemlichkeiten einer wirthlichen Stätte darzubieten. Ich theilte sie dem Herrn Albert jun., wie vielen gleichgestimmten Freunden mit. Auch der verewigte Landgraf zollte diesem Vorhaben seinen Beifall. Doch konnte ich in dem Jahresberichte des physikalischen Vereins vom 24. Oktober 1829 bis zum 24. Oktober 1830, den ich als damaliger erster Vorsteher in der sechsten Jahresversammlung am 30. Oktober 1830 hielt und in der Ober-Post-Amtszeitung vom 2. Nov. 1830 abdrucken ließ, noch kein Wort von Realisirung eines solchen Vorhabens erwähnen.

Die folgenden Jahre sahen mich weder als Vorsteher, noch als Mitglied des physikalischen Vereines, der von Herrn Albert in das Senckenbergische naturforschende Institut verlegt wurde. So viel mir, so viel dem Publikum überhaupt bekannt, gab sich von hier aus in dem langen Zwischenraume von 1828 bis 1842 keine Stimme, wenigstens öffentlich, kund, auf dem Feldberg ein schützendes Obdach zu errichten. Wie sehr wäre dies an der Zeit, wie passend wäre dies für einen oder den andern unserer hiesigen wissenschaftlichen Vereine gewesen, als ein anonymer Taunusfreund schon in der Didaskalia vom 6. Juli 1838 zur Gründung eines Wartthurmes auf dem Feldberge alle Verehrer der Taunusgegenden eingeladen und zu diesem Behufe eine Summe von fl. 100 dem in dieser Hinsicht zu stiftenden Comité als Beitrag von seiner Seite zugesichert hatte. Die tiefste Stille herrschte, so viel wenigstens mir bewußt, in dieser Angelegenheit, bis endlich der wohlgemeinte Vorschlag in der Didaskalia vom 20. Januar 1842, von dem in Usingen wohnenden, die Taunusgegenden enthusiastisch liebenden Herrn Friedrich Emminghaus ausgehend, auf dem Gipfel des Feldbergs einen Wartthurm zu gründen, mir mein ehemaliges Lieblingsprojekt wieder lebendig vor die Seele führte. So entstand mein Aufruf in der Didaskalia vom 22. Januar, keine Warte, kein Observatorium, sondern ein Leben und Gesundheit schützendes, dem allgemeinen Bedürfnisse entsprechendes und sich gewiß gut rentirendes Wirthschaftsgebäude zu errichten.

Daß dieser Vorschlag zeitgemäß, davon zeugte die allgemeine Zustimmung, die ihm hier, die ihm am ganzen Taunus ward. Schon in der Didaskalia vom 24. Januar schloß sich der wackere Geograph Hr. A. Ravenstein dem ausgesprochenen Antrage freundlichst an, dem Plane seine volle Theilnahme zusichernd. Andere Stimmen aus den Taunusgegenden folgten. Ein Aufsatz des Hrn. Dr. Zais aus Wiesbaden, in der Didaskalia vom 29. Januar veröffentlicht, billigt mein Projekt als wünschenswerth und höchst zeitgemäß. Fernere Briefe von ebendemselben versprechen von Wiesbaden aus regen Antheil, ja stellen selbst die Unterstützung der erleuchteten, alles Gute so thätig befördernden herzoglich nassauischen Regierung in freudige Aussicht. Hr. Friedrich Emminghaus von Usingen, der erste Anreger der Idee eines Wartthurms, gibt in einem Briefe vom 2. Febr. unserem Vorhaben seine volle Zustimmung und verspricht, dasselbe in seinem Wirkungskreise auf die mannichfachste Art zu fördern. Die bisher angeknüpften Correspondenzen, wie auch einen von ihm erst flüchtig entworfenen Riß wird Ihnen Hr. Ravenstein später selbst die Ehre haben vorzulegen.

Der heilsame, stärkende und belebende Einfluß der Gebirgsluft und Gegenden auf Geist und Körper ist zur Genüge bekannt. Damit nun diese Rede nicht zur medicinischen Abhandlung erwachse, verweise ich auf das, was ich über diesen Gegenstand in meinem Versuche einer allgemeinen Charakteristik der Gebirgsgegenden und ihrer Bewohner*) ausführlich gesagt habe. Vor Allem ist aber der gegenwärtige Zeitpunkt industriellen und wahrhaft praktischen Unternehmungen ausnehmend günstig. Die Besiegerin der Zeit, die Eisenbahn, hat uns den geliebten Taunusgegenden nahe gebracht. Höchst ist wie im Fluge erreicht. Geregelte, im Tage sich öfters wiederholende Fahrten unterhalten die Verbindung mit dem allen Frankfurtern so werthen, Genesung spendenden Soden. In gleichem Maße haben sich die Verbindungen mit dem hochragenden Königstein vermehrt. Auf der andern Seite unterhält unsere Vaterstadt einen eben so geordneten Verkehr mit dem immer mehr an Bedeutung gewinnenden Homburg. Jetzt gilt es, den Gipfel des heimathlichen Feldbergs, an den sich nicht allein die Sagen der Vorzeit, an den sich die heitern Tage unserer Kindheit reihen, mit einer wohnlichen Stätte zu schmücken, auf daß er das erhabene Ziel einer steten Pilgerschaft werde und von hier der Einheimische wie der Fremde die Schönheiten unseres Taunus, mit Muße und der Macht der ungezügelten Naturkräfte entrückt, mit jedem Jahre mehr genießen könne. An Ihnen, meine Herren, ist es nun, das fortzusetzen, ja zu vollenden, was ich, der Einzelne, begonnen. Ich glaube bis hierher die Pflicht gethan zu haben, die in meinen geringen Kräften stand. Thun Sie jetzt mit vereinten Kräften die Ihre größere und fruchtbringendere.

*) Anthropologische Fragmente. Frankfurt a. M., 1820. Herrmann'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Korrespondenz.

Kassel, im Jan.

Das alte Jahr ist längst in's Grab gestiegen und das neue hat die zarten jugendlichen Glieder in das rauhe Gewand des Winters gehüllt, vermuthlich um sich gegen kommendes Ungemach abzuhärten. Wir haben uns indessen heitere Erinnerungen mit herübergenommen, in deren Genusse wir uns, bis Besseres zum Vorschein kommt, zufrieden fühlen. Der majestätische Friedrichsplatz war diesmal höchst sinniger Weise den Christtagsfreuden zum Tummelplatze angewiesen worden. Die Reihen der buntgeschmückten Zelte, welche sich längs des Platzes hinzogen, faßten diesen wie in einen Rahmen ein. Am Vorabende des heiligen Festes waren die Buden glänzend erleuchtet und aus der Entfernung glich das Ganze einem stattlichen Feenpalaste, wie er aus den Mährchen der Taufend und Einen Nacht vor die Phantasie der jugendlichen Anschauung tritt. Weihnachten ist zugleich bei uns eine Zeit der Spekulation für die Konditoreien der Herren Wolter und Löffel. In des Ersteren Laden finden sich die interessanteren Physiognomien Kassels in Zucker sauber portraitirt vor, mitunter wohl getroffen. So etwas wirkt bei uns; unaufhaltsam strömt die schadenfrohe Menge dann ab und zu und kann ihr Wohlbehagen nicht verhehlen, wenn sie Andere oder sich selbst in unverkennbar ähnlichen Exemplaren, wenn auch hin und wieder etwas karrikirt, antrifft. Die Firma Löffel aber brütete im Stillen. Der rühmlichst bekannte Landschaftsmaler Müller jun., der durch seine Karrikaturen bei den Kasselanern einen gefürchteten Namen sich erworben und von dem auch die oft besprochene Scene über der Löffel'schen Eingangsthüre herrühret, wurde in Gold genommen. — Die gebildetern Stände unserer hiesigen Gesellschaft verweilen in den geschlossenen Zirkeln des Militaircasino's, des Lesemuseums, der s. g. Abendunterhaltung und endlich des Abendvereins. Das Militaircasino besteht nur aus Offizieren und einzelnen Civilisten, die nähere Bekannte und Freunde des Offizierekorps sind. In diesem Kreise herrscht ein sehr noblier, honetter Ton. Militairische Gegenstände bilden die Hauptunterhaltung. In der Gesellschaft zeichnen sich einige Mitglieder als anerkannt treffliche Schachspieler aus. Neuerdings drehte sich hier sowohl, wie auch überall in Kassel, die Unterhaltung sehr häufig um die ausgezeichnet schönen Cavallerimanöver und das Quadrillereiten, welche von sämmtlichen Offizieren der Garde du Corps in ihrem Reithause so meisterhaft ausgeführt worden sind. Kenner haben uns versichert, daß durch diese Leistungen sogar die der im vorigen Sommer hier anwesenden Kunstreiter Tourniaire in manchen Beziehungen, namentlich auch hinsichtlich der Pferdedressur, noch übertroffen worden seyen. — Das Lesemuseum zählt an 200 Mitglieder; es ist nebst dem Militaircasino der gebildetste Verein in Kassel; das schöne Geschlecht hat hier aber keinen Zutritt. Die Lage des Gesellschaftslokals ist wohl die günstigste in unserer Stadt, am Friedrichsplatz, dem Hoftheater gegenüber. Da weilt das Auge mit Entzücken auf dem majestätischen Gebäude des Museum Friedericianum und während der Wachtparade auf den glänzenden und prächtigen Uniformen unserer Offiziere; man gesteht sich dann gern, wie musterhaft die Haltung und die militairischen Uebungen unserer Truppen sind. Die Lage des Lesemuseums läßt allerdings nichts zu wünschen übrig.

(Fortsetzung folgt.)

Friedberg, 5. Febr.

Täglich liest man in öffentlichen Blättern Nachrichten über den Fortschritt der Künste und Wissenschaften in größern Städten. So erfreulich das nun auch ist, so ist es doch weniger zu verwundern, weil eben in größeren Städten auch mehrere und größere Kräfte vereinigt zu seyn pflegen, welche zu einem Zwecke wirken können. Ist aber auch in kleineren Orten jener Fortschritt bemerklich, so wird er gewiß jeden Kunstliebhaber und Freund wahrer Bildung um so mehr erfreuen, und so glaubt denn der Einsender d. von hiesigem Orte etwas den Lesern d. Bl. Angenehmes zu melden, wenn er berichtet, daß seit November 1840 unter dem Namen Museum hier ein Verein besteht, der den ausdrücklichen Zweck hat, durch Musik, Vorträge u. s. w. den Geschmack für Kunst und schöne Literatur zu verbreiten. Still ist zwar dieses Leben und ohne alle Ansprüche, demnach aber nicht ohne schöne Erfolge. Der Sängerchor hat es unter der unermüdlichen Leitung seines Direktors, des Hrn. Gymnasiallehrers Thorn schon so weit gebracht, daß es ihm möglich war, die André'sche Messe einzustudiren, und was die Vortrage anbelangt, so haben wir deren schon gehört aus Göthe's »Fischere, Lessings »Nathan«, Göthe's »Faust«, Jean Paul's »Tod eines Engels«, die Balladen Schiller's und Bürger's u. s. w. Möge nur der Eifer für die schöne Sache nicht erkalten, dieselbe vielmehr zur Freude aller Gliedes wachsen und blühen! — Bist zu sprechen gibt hier eine in Ihrem Journal vom 29. Jan. d. J. abgedruckte Korrespondenz aus Gießen, der gemäß die Universität Gießen zur nassauischen Landesuniversität erhoben und das Predigerseminar von hier nach Herborn verlegt werden soll, um durch diese Translokation des Seminars Nassau für seine, der Universität Gießen gemachte Zugeständnisse zu entschädigen. Die Sache ist viel zu unwahrscheinlich, als daß man fürchten könnte, sie werde in Erfüllung gehen, und nicht darum redet man hier von derselben, sondern nur, weil man sich über die Ungenügsamkeit gewisser Leute verwundert, die sich dann auch noch in der weitern Nachricht jenes Artikels aussprechen, daß man wohl auch noch die Ehrenlegers von Butzbach nach Gießen bekommen werde. *) Warum nicht gar? Den Städten Butzbach und Friedberg nimmt man Alles und der Stadt Gießen gibt man Alles! Wäre es nicht auch möglich, daß man die Festung in Gießen wieder herstellte und dann die Besatzung von Mainz nach Gießen verlegte, weil Mainz doch nicht mehr länger Festung bleiben wird, indem ja wohl wenigstens der Rhein bei Oppenheim abgedämmt und an Gießen vorbeigeleitet werden soll, um dasselbe in den Besitz des Handels zu bringen, den jetzt Mainz in Händen hat? Was das Gießen noch eine Stadt werden wird! wenn vielleicht auch noch die Residenz mit allen Dingen, die nothwendig mit ihr verbunden sind, von Darmstadt nach Gießen kommt; dann wird Gießen auch ein Theater haben und wenn es nur erst einmal soweit gekommen ist, dann wird es auch nicht mehr lange dauern, so wird Se. Maj. der König von Preußen die alte Burg auf Stolberg wieder herstellen lassen und entweder den ganzen Sommer oder doch wenigstens einen großen Theil desselben dort residiren. Dann gibt's aber ein Leben! — zwei Höfe — Universität zweier Länder, mit den Ausländern, die dann nicht ausbleiben, mindestens 2000 — 3000 Studenten — sämmtliche oberste Gerichte — eine große Garnison — ein Theater! — o mehr euch, Zeitungen, was für Korrespondenzen, wenn man erst etwas zu sagen hat, da man schon über Nichts so viel weiß! Denkt man denn in Gießen gar nicht daran, daß es doch eigentlich nicht allein existirt? daß man, — um auf das hiesige Predigerseminar zurückzukommen — daß man eine solche Anstalt, die kaum erst Wurzeln geschlagen hat, die, nach ihrer Verbindung mit den andern hier bestehenden Lehranstalten, einzig ist im ganzen Vaterlande, die aller Orten gerade auch dieser ihrer Stellung wegen gewürdigt und gerühmt wird, gewiß nicht wieder aufhebt — verpflanze, wenn man keinen triftigeren Grund hat, als die berührte Entschädigung Nassau's, die, wenn sie wirklich verlangt werden sollte, auf hundert andern Wegen besser zu bewirken wäre? Denkt man in Gießen gar nicht daran, daß man vor wenigen Jahren allen Ernstes damit umging, die Universität von Gießen nach Darmstadt zu verlegen? daß es heißt: wer sich läßt dünken, er stehe, möge wohl zusehen, daß er nicht falle? daß der Spruch noch immer seine Geltung hat:

Es sagten schon die lieben Alten:
»Wer Alles will, wird Nichts erhalten«?

Ueber andere allgemein interessante Verhältnisse unserer Stadt behalte ich mir vor, ein anderes Mal in diesen Blättern, volente redactore, einige Bemerkungen zu machen. s.

*) Die Redaction der Didaskalia erinnert den geehrten Hrn. Einsender daran, daß in der hier erwähnten Gießener Korrespondenz nur von Gerüchten die Rede war.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 41. Donnerstag, den 10. Februar 1842.

Donna Luisa.

Nach Madame Charles Reybaud, von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Donna Luisa zögerte einen Augenblick, dann, durch ihre Verzweiflung besiegt, rief sie aus: „Wohlan! Sire, was muß geschehen? ich willige in alles, was sein Leben retten kann! was befehlt Ihr?"

„Daß Ihr Euch nicht länger durch diese grobe Lüge täuschen laßt; aber das Heil dieses Menschen hängt nicht von Euch allein ab; wenn er in seinem Betruge beharrt, so wird er morgen aufgehängt."

„Gott sey uns barmherzig!" flüsterte Donna Luisa fast tonlos.

„Die Personen, welche sich für das Schicksal dieses Unglücklichen interessiren, könnten hingehen und ihm sagen, daß sein Leben von dieser Erklärung abhängt," begann der König wieder, indem er sich an Donna Isabella wandte; „wir werden ihnen einen Befehl an den Kommandanten nicht versagen, damit sie zu ihm gelangen können."

„Sire," sagte Donna Luisa entschlossen, „Ihr werdet also dem Gefangenen Leben und Freiheit gewähren, wenn er erklärt, daß der Name und Titel, den er angenommen, nicht der seinige sey?"

„Wir werden ihm Leben und Freiheit gewähren, unter der Bedingung, daß er aus dem Reiche verbannt und in eine unserer Besitzungen nach Ostindien gebracht wird, welche er bei Todesstrafe nicht verlassen darf."

„Und welche Bürgschaft gebt Ihr für Euer Versprechen?

„Mein königliches Wort, Sennora."

Sie ging an den Betstuhl hin, und auf ein aufgeschlagenes Buch deutend, sagte sie: „Schwört es auf das Evangelium!"

„Ich schwöre es," erwiederte er, indem er die Hand ausstreckte. „Frau Herzogin von Avero, tretet näher."

Er nahm ein Blatt Papier und schrieb: „An den Alcaden der Festung von Badajoz, Don Rodriguez Nunez. Es ist unser Wille, daß die Herzogin von Avero den Alcazar betreten, und die Eurer Obhut anvertrauten Gefangenen besuchen kann. Ihr habt Euch darnach zu richten. Ich, der König."

„Nehmt," fügte er hinzu, „es steht Euch frei, von diesem Befehle Gebrauch zu machen. Wenn dieser Mensch sein Verbrechen bekennen will, so werden wir Zeugen bestellen, welche seine Erklärung hinnehmen sollen; beharrt er hingegen, so ist alles aus; er hat dann keine andere Hoffnung mehr als die Barmherzigkeit Gottes. Was seinen Gefährten, Don Juan von Matha betrifft, so wollen wir Milde gegen ihn üben, und verbannen ihn auf Lebenszeit aus dem Bereiche unserer Staaten, und verordnen die Einziehung seines Vermögens zu Gunsten des Benediktinerinnenklosters von Badajoz. Das Urtheil soll noch heute ausgefertigt werden. Geht!"

Donna Luisa weinte nicht mehr; die Kraft eines edeln Entschlusses strahlte aus ihren Blicken. Sie war ruhig, ergeben, zu allem bereit. In außergewöhnlichen und unvermeidlichen Lagen wird man in dem Maße kaltblütiger, als die Gefahr steigt. Es liegt ein tiefer Sinn in dem spanischen Sprichworte, welches sagt: Gott behüte uns vor den Schmerzen, welche wir ertragen könnten, ohne zu sterben!

Donna Barbara wartete an der Thüre des Kabinets. Die Prinzessin konnte kein Wort mit Isabella wechseln; ihre Frauen umringten sie, so wie sie ihr Gemach betreten hatte, und um wenigstens ihren Blicken zu entgehen, flüchtete sie sich in ihr Oratorium. Mit dem Befehle des Königs in der Hand, sagte Isabella zu Donna Barbara, alles in Bereitschaft zu setzen, damit sie sich sogleich in den Alcazar begeben könne. Sogleich ließ eine der Duegnen den Oberstallmeister benachrichtigen, daß eine Dame von dem Hofstaate der Infantinnen ausgehen würde, damit er eine schickliche Equipage und das nöthige Gefolge schicke. Die junge Herzogin bekleidete sich mit der Tracht, welche die Frauen zu jener Zeit trugen, wenn sie zu Fuße oder in einer Sänfte ausgingen. Es war ein weiter schwarzer Mantel, der einem Domino nicht unähnlich war, der den ganzen Anzug bedeckte, und dessen weite Aermel bis auf dem Boden schleiften; ein Schleier von schwarzem Taffet verhüllte die Haare, und das Gesicht verbargen sie unter einer schwarzen Maske. Als sie mit ihrer Toilette fertig war, trat Isabella in das Oratorium, wo Donna Luisa auf den Knieen lag und betete.

„Bald werde ich zurück bei Eurer Hoheit seyn", sagte das Mädchen, indem es mißtrauisch auf den Vorhang blickte, der sie allein von den Argusen trennte, welche an ihre Schritte gefesselt waren; „ich werde mein Möglichstes thun, um die Befehle des Königs zu erfüllen. Habt gute Hoffnung, Madonne."

Donna Luisa hatte sich erhoben. Ohne ein Wort zu sagen, ohne ihre Absicht anders als durch eine Gebärde auszudrücken, gab sie Isabellen ein Zeichen, ihren Mantel abzulegen, und sie damit zu bekleiden; sie nahm ihr die Larve ab und bedeckte ihr

Digitized by Google

eigenes Geſicht damit, nachdem ſie ihre langen ſchwarzen Flechten unter dem Schleier verborgen hatte. Iſabelle kniete nieder vor dem Bilde unſerer lieben Frau von Guadaloupe; Donna Luiſa küßte ſie auf die Stirne und trat aus dem Oratorium, den Befehl des Königs in der Hand haltend. Die Duegnen, an welchen ſie vorüber ging, faßten nicht den geringſten Verdacht, und die, welche ſie begleiten ſollten, folgten ihr nach. Eine Sänfte wartete ſchon an der Thüre des Kloſters; Donna Luiſa beſtieg ſie allein. Zwei Pagen führten die Maulthiere; die Duegnen und zwei Diener in der Livree des Königs folgten zu Fuße nach. So kam ſie durch die Stadt und gelangte ohne Hinderniß in den Alcazar. Alle Pforten öffneten ſich vor dem Befehle des Königs; Hauptmann Rodriguez kam ihr entgegen und bewillkommte ſie.

„Sennora“, ſagte er erſtaunt, als ſie ſeine Rede nur durch eine ſtumme Begrüßung beantwortet hatte, „ich werde Euch ſelbſt zu dem Gefangenen geleiten; er iſt ein armer Menſch, deſſen Verſtand verrückt zu ſeyn ſcheint, und ich ſchreibe ſeine Ausſage mehr der Narrheit als einer verbrecheriſchen Abſicht zu. Um ſeiner ſicher zu ſeyn, habe ich ihn in das höchſte Gemach des Thurmes gethan.“

Er bot Donna Luiſa die Hand, um hinauf zu ſteigen; die Duegna folgten ihnen nach. Als ſie oben an der Treppe angelangt waren und die Thüre geöffnet war, ſagte Donna Luiſa: „Der Befehl des Königs verſtattet mir das Recht, allein einzutreten.“

Bei dem Tone dieſer Stimme erbebte der Hauptmann und die Duegna. Sie hegten einen Verdacht, aber er ſchien ihnen ſo ſonderbar und unmöglich, daß ſie ſich nicht dabei aufzuhalten wagten. Sie verbeugten ſich alſo ſchweigend, und Donna Luiſa trat allein über die Schwelle der Thüre, welche hinter ihr in das Schloß fiel. Don Sebaſtian ſtand aufrecht, die Stirne an die eiſernen Stäbe des Fenſters gelehnt. Die Sonne war am Untergehen und ihr flammendes Licht fiel voll auf die weißen kahlen Wände des Zimmers, das gleich der Zelle eines Kapuziners ausmöblirt war.

„Sire!“ flüſterte eine zitternde, von Thränen erſtickte Stimme hinter ihm. Er ſchauderte und hielt ſich erbleichend an den Fenſterſtäben, denn ſeine Knie brachen unter ihm bei dem Anblick dieſes verſchleierten Weibes.

„Sire, ich bin es“, hob ſie wieder an, indem ſie ihre Larve abnahm.

„Luiſa!“ rief er. Beide blieben einen Augenblick unbeweglich, außer ſich; dann ſetzten ſie ſich mit verſchlungenen Händen neben einander, und konnten lange nur durch ſtumme Blicke ſprechen. Ach, von dieſem, in der Wiege gekrönten Monarchen, deſſen Jugend ſo mächtig und glorreich war, blieb nur noch ein Schatten übrig. Seine edelſchönen Züge waren abgemagert und entſtellt; ſeine vagen Blicke hatten ihre gebietende Hoheit verloren; Sclaverei und Krankheit hatten den Strahlenſchein verlöſcht, welcher früher dieſe edle Stirne umringte; der König war nur noch ein ſchwaches, durch den Sturm, den er überlebt hatte, auf immer zertrümmertes Weſen. Ein Gefühl von Mitleid, Hingebung, Achtung, ſtärker als die Liebe, bemächtigte ſich Luiſa's Herzens bei dem Anblick eines ſo großen Unglücks; ſie beugte die Knie vor ihrem königlichen Verlobten und rief ſchmerzlich: „Ach, Sire! wie ſehr habt Ihr gelitten!“

(Fortſetzung folgt.)

Das Haus des Cervantes.

Wir ſind närriſche Leute. Angeblich begeiſtert für den Ruhm unſerer großen Todten, errichten wir ihnen Denkmale, um dann über dieſe Denkmale und die Sucht, ſie zu ſetzen, die Lauge herben Spottes auszugießen.

In Spanien iſt das ganz anders. Die Spanier reißen ohne Umſtände die Häuſer ein, in denen ihre großen Männer geboren wurden, und geben ſich dabei nicht das Anſehen von heuchleriſcher Pietät.

Wollt ihr ein Beiſpiel? — Vernehmt, was ein Freund uns aus Madrid berichtet:

Eines Morgens ging ich durch die Straße Leon, und blieb müßig betrachtend vor dem Eckhauſe bei der St. Franciscus-Straße, Nro. 20, ſtehen, um zuzuſchauen, wie es eben eingeriſſen wurde. So traf mich mein Freund Robert Melfort, ein junger Engländer von vornehmer Familie, und einer der wenigen ſeines Volkes, die Spanien bereiſen, um es kennen zu lernen. Er fragte mich, was mich an dieſer Stelle ſo anziehe? Ich zeigte auf das Haus. — „Eine philoſophiſche Betrachtung“, ſagte er. — „Vielleicht mehr, als Sie glauben“, verſetzte ich. — „Gehört das Haus etwa Ihnen?“ — „Meine Betrachtungen ſind dießmal nicht ſo gemeiner Art. In dieſem Gemäuer, das Sie unter den zerſtörenden Hämmern da einſtürzen ſehen, lebte einſt und ſtarb in bitterer Armuth ein großer Dichter: Miguel Cervantes de Saavedra.“

Der Engländer war plötzlich elektriſirt. „Iſt es möglich?“ rief er: „man wagt, das Haus des Dichters ſo zu entweihen?“ — „Und weßhalb nicht? Der Beſitzer wird es neu aufführen, und mehr Nutzen daraus ziehen, als aus des Todten unfruchtbarem Ruhm.“ — „Unfruchtbar, ſagen Sie? Wie iſt es nur möglich, daß edle Spanier nicht um jeden Preis dieß Heiligthum an ſich bringen?“ — Er zog bei dieſen Worten ſein Album heraus, um ſchnell das Haus abzuzeichnen, und ich leiſtete ihm während des Geſchäftes Geſellſchaft.

„Die gelehrten Biographen und Erklärer des Cervantes“, ſagte ich, „haben mit triftigen Gründen nachgewieſen, daß der berühmte Mann und tapfere Krieger, der weder für ſeine Thaten noch für ſeine Werke die verdiente Anerkennung fand, ſo lang er lebte, unbeachtet in dieſem Hauſe wohnte, und am 23. April 1616 darin den Geiſt aufgab.“

„Man muß dies Haus auf Subſcription kaufen, erhalten, wie es iſt, und einem Gebrauch vorbehalten, wie er des Andenkens an Cervantes würdig iſt.“

„Wo denken Sie hin? In Spanien? Sehen Sie dieſes kleine Haus, Nro. 11, in der St. Franciscus-Straße? Hier lebte und ſtarb Lope de Vega. Wenn auch dieſer Dichter ausnahmsweiſe glücklich lebte, und ein zahlreicher Trauerzug ihn zur Gruft nach St. Sebaſtian geleitete, ſo iſt ihm doch nie das Denkmal errichtet worden, was nach dem Wunſche ſeines Teſtamentsvollſtreckers, des Herzogs von Seſſa, ihm geſetzt werden ſollte, und Niemand kennt ſein Grab. — Dort gegenüber von uns, in der Nino-Straße, Nro. 4, hauſte der ſcharfſinnige Quevedo; er ſtarb an den Folgen der Leiden im Thurm von Don Juan Abad, und liegt zu Villanova de los Infantos begraben, obſchon er verlangt hatte, daß ſeine irdiſchen Reſte in der Domingo-Kirche zu Madrid beigeſetzt werden ſollten. — In dieſem Stücke hat Calderon es noch am beſten getroffen.

Digitized by Google

Er vermachte ſeine ganze Habe der Brüderſchaft, zu welcher er gehörte, und dieſe errichtete ihm ein einfaches Denkmal über ſeinem Grab in der Salvatorkirche, wo auch ſein Bildniß, gemalt von ſeinem Freund Don Juan de Alfaro, zu ſehen iſt."

„Dieß iſt meines Wiſſens das einzige Denkmal, welches in Madrid dem Genius geworden unter all den Denkmalen vornehmer und nur irdiſch reicher Leute. Mariana, Solis, Saavedra, Moreto, Terſo, Juan de Herrera, Velasquez und ſo viele andere, deren Geiſt ihre Zeit anſtaunte, liegen vergeſſen im unbekanntem Grab. In unſern Tagen ſtarben in der Fremde: Jovellanos, Jsla, Melender, Moratin, Cinfuegos, Maiquez, und wenn die Regierung einigen von ihnen auch durch Prachtausgaben ihrer Werke ein Monument errichtete, ſo iſt die Gleichgültigkeit des Publikums doch ſtets die alte."

„So fand ſich kürzlich kein Käufer in ganz Spanien für das zu Paſtrana feilgebotene Haus Moratins. Freilich war in den Anzeigen nicht geſagt, daß dies Beſitzthum einſt Spaniens Terenz angehört hatte; aber das rührte daher, weil die Verkäufer auf dieſen Umſtand nicht mehr Gewicht legten, als das geſammte Publikum."

Der Sturz eines Mauerſtückes unterbrach hier unſere Unterhaltung, und der aufwirbelnde Staub nöthigte uns, das Haus des Cervantes zu verlaſſen. (Lewald's Europa.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Nächſten Montag den 14. d. M. wird das Benefiz für Dem. Capitain ſtattfinden. Bei demſelben [illegible] wir unſeren wiedergeneſenen Baſſiſten Hrn. Dettmer [illegible], der nach mehrwöchentlicher Krankheit zum Erſten[illegible] wieder und zwar in einer bedeutenden Partie auftritt. D[illegible] dieſe Vorſtellung gewählte Oper — Templer und J[illegible] — war ſo lange vom Repertoir verſchwunden, daß [illegible] als eine Novität betrachten können. Die geſchätzte Bene[illegible]tin wird in der Partie der Rebecca den Muſikfreunden ein[illegible]würdigen Kunſtgenuß zu bereiten bemüht ſeyn. Auf die Ei[illegible]rung dieſer ſchwierigen Oper iſt von allen Betheiligten die [illegible]bige Sorgfalt verwendet worden, ſo daß eine abgerunde[illegible]ufführung zu erwarten ſteht.

[illegible] in Würzburg erſcheinende Mnemoſyne bringt über d[illegible]aſtſpiel des Hrn. Baiſon vom Frankfurter Theater a[illegible]liche, und mit eben ſo viel Sachkenntniß als Liebe zur K[illegible] geſchriebene Berichte, in welchen des talentvollen Gaſtes i[illegible]ender Weiſe gedacht, und ſeine Darſtellung des Marq[illegible] Poſa und des Hamlet ſehr hervorgehoben wird. Nach di[illegible] Berichten ſpielt Herr Baiſon bei überfülltem Hauſe u[illegible]en lebhafteſten Beifallsbezeugungen, und bewährt den eh[illegible]ollen Künſtlerruf, welcher ihm voraus gegangen war.

[illegible] eine zunächſt durch gedrängte Kürze und billigen Preis ſi[illegible]szeichnende Erbauungsſchrift hat ſich bereits einer vielſei[illegible] Verbreitung unter Geiſtlichen, ſo wie in Familien und H[illegible]lern (was letztere betrifft, auch zu Frankfurt) zu e[illegible] gehabt das „Chriſtliche Andachtsbüchlein für Kranke u[illegible]eneſende von C. F. Gollhard, ev. luth. Pfarrer zu D[illegible]weil. Friedberg, bei Bindernagel, 1841. VIII. und 104 S." Was die bis jetzt erſchienenen, durchaus beifälligen Beurtheilungen desſelben betrifft, ſo heißt es u. A. im „theologiſchen Literaturblatte (1841, Nro. 103): „der Verfaſſer des (Andachtsbüchleins) hat damit ein ſehr verdienſtliches Werk geſtiftet. Das Buch wird Kranken Troſt und Frieden und den Geiſtlichen freundliche Aushülfe bieten. Beiden Theilen empfiehlt es Ref. von ganzem Herzen." Und wirklich dürften die wenigen Blätter manches ähnliche, an Bogenzahl bei weitem ſtärkere Erbauungsbuch durch die zweckgemäße, anſprechende, wahrhaft erbauliche Auswahl ihres Inhaltes vielfach überwiegen.

(Der Themſe-Tunnel.) Der Ingenieur Beyſe ſchreibt dem Kölner „Organ" aus London vom 21. Januar Folgendes: Heute ging ich ohne die geringſte Schwierigkeit von Rotherhithe nach Wapping unter der Themſe weg. Der gegenwärtige Zuſtand iſt folgender: Der Schild ſteht nun ganz frei im Schachte zu Wapping und wird in 14 Tagen herausgenommen werden können. Man iſt nun auf der öſtlichen Seite des Tunnels beſchäftigt, alle Waſſerquellen zu verſtopfen und die öſtliche Gallerie eben ſo vollſtändig herzuſtellen, wie die weſtliche. Eine Maſchine (zwei ſind vorhanden) von 20 Pferdekraft Hochdruck pumpt alles Waſſer aus, bringt die Erde aus dem Tunnel und die Baumaterialien hinein. Das Meiſterwerk iſt nun vollendet. Die beiden großen zirkelrunden Rampen für Fuhrwerk erfordern blos gewöhnliche Arbeit und Energie, und die Verbindung der Fußgänger-Schachte mit dieſen Rampen iſt eine Arbeit, wobei man den eiſernen Schild wohl nicht mehr gebrauchen, ſondern mit Holzbau und gewöhnlicher Mauerarbeit vorgehen wird.

Hr. Darche, Inſtrumentenmacher aus Aachen, der einige Tage in Frankfurt war, hat die Aufmerkſamkeit der hieſigen Muſikfreunde und Geigenkenner durch eine Auswahl ausgezeichneter Inſtrumente von ältern Meiſtern und von ſeiner eigenen Arbeit erregt. Namentlich verſtehet Hr. Darche die alten italieniſchen Geigen nicht nur täuſchend nachzuahmen, ſelbſt den Charakter des Tons des jedesmaligen Meiſters weiß er dem Inſtrumente auf eine unbegreifliche Weiſe einzuimpfen. Da Hr. Darche in einiger Zeit wieder hier eintrifft, ſo wollten wir die Muſikfreunde und Geigenliebhaber darauf aufmerkſam machen.

(Brüſſel, 2. Febr.) Geſtern hat man zum erſten Mal einen Verſuch auf den geneigten Ebenen der Lütticher Eiſenbahn gemacht. Hr. Maſui, Direktor der in Brauch befindlichen Eiſenbahnen, mehrere Ingenieure und andere Perſonen fuhren den erſten Abhang mit einem Konvoi hinab, der aus einem Lokomotiv mit zwei Hemmſchuhen, einem Tender und einem Waggon beſtand. Dieſer Verſuch iſt vollkommen geglückt; da die feſtſtehenden Maſchinen noch nicht aufgeſtellt waren, fand man es nicht angemeſſen, das Experiment noch weiter zu treiben, obgleich durchaus keine Gefahr damit verbunden war. Mit den jetzigen Mitteln, deren Sicherheit nun geprüft iſt, werden wahrſcheinlich die Waaren-Konvois in der zweiten Hälfte laufenden Monats bis zum Stationshofe von Lüttich hingeführt werden können.

Die ſonderbarſten Dinge finden ihre Anhänger. In Nro. 24. unſeres Blattes iſt des Eſſens von Pferdefleiſch und eines darauf hin zu begründenden Vereins Erwähnung geſchehen, ob-

Digitized by Google

wohl wir die Sache mehr als einen Scherz und eine Kuriosität betrachten, so sind uns doch darüber bereits mehrere ganz ernsthafte Mittheilungen, Ideen und Vorschläge zugekommen. Es wird uns u. a. aus O. zur Aufnahme eingesendet: „Oppenheim, 29. Jan. 1842. Das Pferdefleisch muß auf welche Art man solches aus zubereiten will, vorab mit ziemlich viel Wasser abgekocht werden, hierdurch bekommt das Fleisch ein ganz anderes Aussehen da das Wasser die dunkele Farbe des Fleisches auszieht. — Vorall als Ragout zubereitet gehört es bestimmt zu dem schmackhaftesten Fleische. Daß alte Krieger erzählt sollen haben, daß dieses Fleisch nicht besonders wohl schmecke, kommt wohl blos daher, weil wir in Rußland keine Zeit für die gehörige Zubereitung hatten; dahingegen wird jeder der Pferdefleisch in Ost Indien gekostet hat (oft ohn es zu wissen) es vorzüglich gut gefunden haben. Ob nun die Nahrung etwas dazu beiträgt indem in Ost Indien die Pferde mit Reis und oft mit Zuckerrohr gefüttert werden, kann ich nicht bestimmen; nur möchte der bedeutende Unterschied zu berücksichtigen sein daß man das Pferdefleisch in Ost Indien sehr billig haben kann, während es in Europa für das Allgemeine wohl zu kostspielig sein möchte. Sollte der Vorschlag, das Essen von Pferdefleisch einzuführen, beifällige Aufnahme finden, so würden wir dadurch nicht nur einen neuen Geschäftszweig, die Pferdemetzgerei, erhalten, sondern die Kochkunst würde auch eine bedeutende Erweiterung gewinnen."

In dem „sächsischen Volkskalender für 1842" befindet sich eine Vergleichung der Größe des Königreichs Sachsen mit London und unter Anderem heißt es: läßt man die ganze aus 12,000 Mann bestehende sächsische Armee an sich vorüber marschiren, 3 Reiterregimenter, eben so viele Infanterieregimenter, dazu die leichte Infanterie, ein Regiment Artillerie ꝛc. — so hat man erst — die Nachtwächter von London gesehen, die also eine kleine Armee bilden. — Seltsame Parallele!

Korrespondenz.

Kassel, im Jan.

Die kurhessische belletristische Literatur wird auf dem Lesemuseum nur durch ein einziges Blatt vertreten: den »Salon«, ehemals von Franz Dingelstedt redigirt. Das Publikum bei uns hat auch ein Urtheil, wenn es dasselbe auch nicht immer laut geltend macht. Unempfänglichkeit für das Bessere und Schöne kann man ihm wahrlich nicht vorwerfen. Mit allgemeinem Enthusiasmus — es ist beinahe Jahresfrist — wurde die Kunde aufgenommen, daß Franz Dingelstedt eine belletristische Zeitschrift zu redigiren beabsichtige. Das hessische Vaterland sehnte sich nach einer geistig gereiften Zeitschrift, die — die erste — auf eigenem Boden entstehen, wachsen und dem Auslande einen erfreulichen Blick in das innere Gesammtleben der Heimat darbieten sollte. Man erwartete von Dingelstedt, der schon genügend bewiesen, wie bedeutend er über die Gewöhnlichkeit hervorrage, daß er die fühlbare Lücke ausfüllen werde. Der »Salon« trat in's Leben, aber selbst Dingelstedt, war nicht der Mann, nachhaltiges Vertrauen zu erwecken. Die Gründe davon lagen in seiner Persönlichkeit, in seinem Charakter. Wir können hierbei unsere Ansicht über Dingelstedt nicht verhehlen. Dingelstedt's lyrische Produktionen wurden bei ihrem Erscheinen überall mit freudiger Anerkennung begrüßt, diese Klänge berührten die innersten Seiten des deutschen Gemüths, weil sie aus einem deutschen Gemüthe selbst ihren Ursprung herleiteten. Zugleich berechtigte die Meisterschaft, welche dies keimende Talent in seinen ersten poetischen Erzeugnissen in der Behandlung der Form, in der Beherrschung der Sprache an den Tag legte, zu erfreulichen Erwartungen. Das Lyrische ist Dingelstedt's eigentliches Element, hier allein bewegt er sich frei und gefühlvoll. Statt daß er aber sein ganzes Dasein hätte daran setzen sollen, ein Meisterwerk, eine gediegene Schöpfung vorzubereiten, welche einst für sein reines Streben und seinen wahren Dichterberuf der Nachwelt ein entschiedenes Zeugniß hätte ablegen können, ist er stehen geblieben und hat seine Kräfte zersplittert! Der Stillstand aber ist schon Rückschritt! Dem Dichter, der seine Aufgabe höher faßt, ist es nicht darum zu thun, für das augenblickliche Bedürfniß der gegenwärtigen Lesewelt zu arbeiten, er hat die Nachwelt im Auge und überläßt es der Mittelmäßigkeit und dem s. g. Talent, nur in dem Dunstkreise der Gegenwart auszuharren. Oder sollten wirklich Erzeugnisse, wie Dingelstedt's Wanderbuch, Argonauten, Frauenspiegel ꝛc. die deutsche Literatur auch nur einen Schritt weiter gefördert haben? Es fehlt Dingelstedt an Tiefe des Gemüths und des Geistes, an Größe des Charakters und der Gesinnung, es fehlt ihm der Ernst und die Ausdauer der Willenskraft. Er vermag nicht, sein eigenes Subjekt daran zu geben an die Poesie. Sein Inneres ist nicht erfüllt von dem ewigen Geiste der Poesie, daß er in ihm sich realisire und bethätige, nein, er bewahrt sich ängstlich die Besonderheit seiner eitlen Persönlichkeit und drängt diese in den Vordergrund bei jedem neuen Erzeugnisse seiner Muse. Es ist störend, wenn die Persönlichkeit des Autors sich überall geflissentlich einmischt und alles Interesse, das den Gegenständen zugewendet werden soll, auf sich und auf den Styl concentriren will. Es wäre ein Läugnen des geistigen Fortschritts, wenn man mit Schiller und Göthe die deutsche Literatur für zur Vollendung und zum Abschlusse gekommen erklären und wahrhaft gediegenen, anerkennungswerthen Mitstrebern den ihnen gebührenden Preis versagen wollte. Allein sie sind leider zu zählen, auf die man Göthe's schöne und einfache, zu Schiller's Erinnerung gedichtete Worte:

»Er wendete die Blätter höchsten Strebens,
Das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens,«

anwenden konnte. Möchte doch Schiller's Beispiel, der seine liebevolle und große Persönlichkeit dem erhabensten Berufe, seinem ernsten, heiligen Streben, zum Opfer brachte, mehr zur Beherzigung und begeisterter Nachahmung dienen! — Selbst Dingelstedt's jüngst erschienene »Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters« sind, soviel dichterische Schönheiten sie auch im Einzelnen aufzuweisen haben, doch nur ein schwächerer Nachklang der geistvollen, jugendlich kühnen und wahrhaft erhebenden »Gedichte eines Lebendigen.« Jedenfalls ging doch die erste Anregung in diesem Gebiete von Georg Herwegh aus. Dingelstedt war aber immer in bedeutender Name, der dem »Salon« sichere Dauer garantiren konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Taunus, 7. Febr.

Kaum hatte in Frankfurt die erste Besprechung und Beschlußnahme zu wirklicher Erbauung eines Wirthschaftsgebäudes auf dem Feldberge statt gefunden, als sich schon allenthalben in den benachbarten Städten eine rege Theilnahme und Beeiferung zu gemeinschaftlicher Erreichung des vorgesteckten schönen Zieles zeigte; ihnen voran schritt die Kur- und Residenzstadt Homburg mit bedeutenden Beiträgen, und es verwirklicht sich sonach in der That auf's erfreulichste, was ich in der Didaskalia Nro. 27 zur Ermunterung schon im Voraus angedeutet habe.

J. G. H.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 10. Febr. Robert der Teufel, große Oper in 5 Abtheilungen, Musik von Meyerbeer. (Gastrolle) Isabella: Dem. Rudersdorff aus Mailand.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 42. Freitag, den 11. Februar 1842.

Donna Luisa.

Nach Madame Charles Reybaud, von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Don Sebastian fuhr mit der Hand durch sein langes Haar, und seine Stirne entblößend, die von einer breiten Narbe durchschnitten war, sagte er: „Nicht wahr, Ihr würdet mich immer an diesem Zeichen erkannt haben?“

Und da sie ihm schnell durch ein bestätigendes Nicken antwortete, fügte er hinzu: „Meine guten Portugiesen werden mich erkennen, wenn ich mich ihnen zeige. Ich habe zu lange gezögert, zu lange auf vorsichtige Rathschläge gehört. Ich habe das bißchen Leben, das mir noch bleibt, zu lange geschont ... Gott bewahre mich davor, hier zu sterben! .... Aber wann ich die Spanier aus meinem Reiche verjagt habe, wann wir in Lissabon seyn werden, wann Ihr als Königin von Portugal gekrönt seyd .... dann, Donna Luisa, dann wird mein Ende nahe seyn, ich fühle es; denn mein Leben wird sich in der Erfüllung meiner Pläne erschöpft haben. Ich werde Euch bei meinen königlichen Ahnen in der Gruft von Belem erwarten ....“

Schwach und vernichtet, mußte er einhalten, doch zeigte er mit der Hand durch das Fenster nach den Gebirgen von Portugal.

„Sire,“ sagte Donna Luisa, „von allen Hoffnungen, welche Ihr mir zeigt, will ich nur eine, die, Euer Loos zu theilen während der Jahre, welche Ihr noch auf Erden wandeln werdet; Gott, der Euch so wunderbar gerettet hat, wird Euch auch erhalten. Aber wißt Ihr, wo Ihr seyd, und welche Gefahren Euch umringen? Hört mich an, denn unsere Augenblicke sind gezählt. Sire, Ihr seyd in der Gewalt Eures grausamsten Feindes; er hat Euern Tod beschlossen ....“

„Das wagt er nicht!“ unterbrach sie Don Sebastian.

„Ach, Sire, bei ihm folgt die That stets auf die Drohung.“

„Aber die ganze Christenheit würde Rechenschaft von meinem Blute von ihm verlangen! Seine Macht ist groß, dennoch wird er es nicht wagen, sich so hoch zu vergreifen. Er hat berühmte Häupter fallen lassen, aber das Haupt eines Königs ... Nein, nein, er wird sich fürchten, es anzutasten.“

„Seine abscheuliche Scheinheiligkeit hat Mittel gefunden, diese unerhörte Frevelthat zu rechtfertigen, indem er Euch der Lüge und des Betruges zeiht,“ erwiederte Donna Luisa; „o, Sire, Ihr wißt noch nicht, wie weit sich seine Falschheit erstreckt.“

Da erzählte sie ihm in der Kürze, was sich zugetragen hatte, die Unterredung, die sie mit Philipp II. gehabt, und die Bedingungen, welche er auf seine Gnade setzte. Don Sebastian, welchen ihre Worte erst mit Erstaunen und Unwillen erfüllt hatten, hörte sie mit ruhiger, trauriger Aufmerksamkeit an. Als sie fertig war, sagte er kalt:

„Darin erkenne ich Philipp's arglistige Politik. Diese Erklärung würde ihn sicherer als mein Tod von mir befreien; sie würde den Betheuerungen meiner Anhänger Schweigen auferlegen. Dann erst wäre er wirklicher König von Portugal, und ich würde ihm lebend mein Erbe übertragen haben. Ich bin sein Gefangener, und als Lösegeld verlangt er meine Rechte, meinen Rang, meinen Namen, alles, was ich bin ... Bei dem an dem Kreuze gestorbenen Christus, ich werde mich nicht um diesen Preis loskaufen. Mein Blut komme über ihn.“

Donna Luisa kehrte sich mit Angst gegen die Thüre, und erhob ihre gefalteten Hände gen Himmel, um noch einige Augenblicke von ihm zu erflehen. Dann warf sie sich zu den Füßen Don Sebastians und sagte mit Heftigkeit:

„Sire, mir bleibt nur noch ein Augenblick, um Euch zu überzeugen. Seht, ich liege zu Euern Füßen, ich bitte Euch um Gnade für Euer, wie für mein Leben. Verurtheilt uns nicht beide durch Eure Weigerung. Was liegt an allen Titeln, an aller Größe, deren Nichtigkeit Ihr eingesehen habt? Sire, die Geringsten hienieden sind die Glücklichsten! Ich entsinne mich, daß Ihr ehemals oft die Ruhe eines Lebens ohne Ehrgeiz, das frei von den grausamen Sorgen der Macht wäre, beneidet habt. Damals sagtet Ihr mir, der Stolz Eures hohen Ranges wäge das Glück nicht auf, das Ihr in meiner Liebe fändet. Wohlan, wenn ich Euch noch immer theuer bin, so lebt für mich. Ich werde Eure Armuth, Eure Verbannung mit Euch theilen .... Wir wollen uns an einen einsamen Ort in der neuen Welt verbergen, und vergessen, was wir gewesen sind. Der König von Portugal wird wirklich todt seyn, aber Don Sebastian wird leben, für mich allein wird er leben. O, dann werde ich die Fügung Gottes segnen!“

Sie umfing Don Sebastians Knie, ihr Blick voll flehenden Schmerzes war auf ihn gerichtet. Er antwortete nicht.

„Sire,“ begann sie wieder, „sie werden kommen. Im Namen Christi und seiner heiligen Mutter, laßt Euch durch meine Thränen erweichen. Ich weiß, daß eine Stimme in Eurer

Digitized by Google

Seele die Worte Ruhm und Ehre ſchreit! . . . Traurige Geſpenſter, welche der menſchliche Stolz zu Göttern erhoben hat . . . Ruhm iſt die blinde Bewunderung der Menge, die dem Glücklichſten Beifall zuklatſcht! Die Ehre! ach! ſie beſteht nicht in unſinniger Halsſtarrigkeit . . . . Wenn Ihr Euer Leben durch eine Feigheit, durch einen Verrath erkaufen ſolltet, ſo würde ich Euch nicht fußfällig darum bitten; ich würde Euch ſterben laſſen, Sire, und würde mit Euch ſterben; aber dieſe Krone, die Ihr von Gott habt, könnt Ihr ohne Reue und ohne Schande niederlegen."

So ſprach ſie lange mit Bitten, mit Thränen, mit den furchtbarſten Alternativen des Schmerzes und der Hoffnung zu ihm. Er erwiederte nichts auf ihre glühenden Bitten; aber ihre Bläſſe, die Todesangſt, die aus ihren Blicken ſtrahlte, entſchieden den furchtbaren Kampf, welcher ſich in ihm erhob.

Plötzlich hielt Donna Luiſa ein und lauſchte ſchaudernd nach der Thüre hin; man vernahm Schritte auf der Treppe.

„Sire, ſie kommen," rief Donna Luiſa mit erlöſchender Stimme; „Sire, um Gott, ſprecht unſer Urtheil aus über Tod oder Leben!"

Er machte eine raſche Bewegung, umſchlang ſie mit ſeinen Armen, und drückte dieſes ſchöne blaſſe Haupt mit einer Art Raſerei an ſeine Bruſt.

„Wohlan, es ſey!" rief er aus, „ich will mit Dir Leben und Freiheit."

„Ja," flüſterte ſie leiſe, indem ſie ſeine leidenſchaftliche Umarmung erwiederte; „ja, wir wollen auf immer frei und glücklich mit einander ſeyn."

Als die Thüre aufging, hatte Donna Luiſa ſich bereits wieder mit ihrer Larve und ihrem Schleier bedeckt. Der Hauptmann Rodriguez erſchien in Begleitung zweier Soldaten, welche Lichter trugen, denn es war indeſſen dunkel geworden.

„Sennora," ſagte er, „Euer Gefolge erwartet Euch mit Beſorgniß; es iſt Zeit, Euch zu entfernen, wenn Ihr nicht bei dunkler Nacht durch die Straßen von Badajoz ziehen wollt."

Donna Luiſa ſah, daß ſie noch von Niemand erkannt worden war, und dieſe Gewißheit gab ihr kaltes Blut.

„Hauptmann," ſagte ſie, „der Gefangene iſt bereit, eine Erklärung zu geben, wie ſie der König verlangt. Ihr müßt bereits Befehle in dieſer Beziehung erhalten haben."

„Ja, Sennora", antwortete er, durch den Ton dieſer Stimme außer Faſſung gebracht, die er dennoch zu erkennen anſtand; „ſeine Majeſtät hat den ehrwürdigen Pater Cyrillo, unſern Kaplan, und meinen Lieutenant Don Jaimo de Sanuſa ernannt, um nebſt mir die Geſtändniſſe des Gefangenen hinzunehmen. Sie ſind hier."

„Wohlan!" ſo ruft ſie, „und Alles mag in meiner Gegenwart geſchehen, damit ich ſeiner Majeſtät Bericht erſtatten kann."

Sie ſetzte ſich neben Don Sebaſtian und ſagte ihm leiſe:

„Mein hoher Herr, Ihr ſchenkt mir mein eigenes Leben, indem Ihr das Eurige erhaltet.... Warum kann ich Euch nicht auf den Knieen dafür danken! Wendet die Blicke auf mich, ſehet, ich bin glücklich... Nein, ich fürchte nichts mehr! Philipp hat auf das Evangelium geſchworen und ſein königliches Wort gegeben. Bald werdet Ihr frei ſeyn... O, welche Freude für mich, der übrigen Welt zu entſagen und Euch jenſeits der Meere zu folgen."

Dieſe geliebte Stimme, dieſe Worte der zärtlichſten Anhänglichkeit tönten in Don Sebaſtians Herzens nach; unter ihrem Einfluſſe vergaß er die Hoheit ſeines vergangenen Lebens; er begann ſich vor dem Tode zu fürchten, welcher die neue Zukunft vernichtet haben würde, die ihm Donna Luiſa verſprach. Zudem hatte die in dieſem ſchwächlichen Körper eingeſchloſſene Seele ihre frühere Kraft nicht mehr; ſie war unter Leiden ſchwach geworden, und ſeine Kühnheit, ſein überſprudelnder Muth erwachte nur noch unter dem Schlage irgend eines mächtigen Eindrucks.

(Fortſetzung folgt.)

Karneval in Mainz.

Zweiter Tag.

Mainz, 8. Febr.

Es muß wahr ſeyn, was man ſo vielfach behauptet, daß die Rheinländer eine angeborene Anlage zu Scherz und Laune haben. Wie ließe ſich ſonſt ein ſolches Zuſammenwirken, die allgemeine Theilnahme erklären, die ſich bei unſerer Carnevalsfeier kund thun? Es ſind nicht Vereine, einzelne Geſellſchaften, welche hier thätig ſind; es iſt die ganze Bevölkerung, jeder nach ſeiner Weiſe. Sechs Grad Kälte hinderten nicht, daß geſtern in den Frühſtunden alle Straßen und öffentlichen Plätze, wo es etwas zu ſehen gab, mit Zuſchauern beſetzt waren; Niemand blieb zu Hauſe, der nicht mußte.

Kurz nach 10 Uhr ſetzte der Zug ſich in Bewegung, der auf dem Schloßplatze ſich verſammelt hatte. Zahlreich, ſcherzhaft und prächtig, für das berechnet, was er ſeyn ſollte, durch Schönheit der Formen und Gruppen zu gefallen und durch harmloſe Scherze zu unterhalten, glauben wir, daß keiner der frühern Züge dieſe doppelte Aufgabe beſſer gelöſ't hat.

Gleich der erſte Wagen, der hinter der den Zug eröffnenden Kolonne zu Pferd kam, konnte als Beweis hiefür dienen. Er führte die Aufſchrift „Verſchwiegenheits-Verein", und um eine auf ihm befindliche Waſchbütte ſtanden 6 oder 8 Weiber, mit Wäſchen, Trocknen u. ſ. w. beſchäftigt, die ſtets ſchwatzten, und oben auf einer Erhöhung ſaßen in einem Korbe Gänſe, die mit jenen um die Wette ſchnatterten.

Ein Wagen mit dem grünen Tiſche, Rouletten und andern Hazardſpielen, voll Herren und Damen, die mit Spielen beſchäftigt waren, und einem Anleihebureau zur Rückkehr unglücklicher Spieler in die Heimath, gab zu manchem Witze und auch zu ernſter Ueberlegung Anlaß.

Das Literaten-Bureau, bei dem ſich auch eine Papiermühle befand, in der gänzlich verarmte Menſchen zu Makulatur verarbeitet wurden, erregte mehrfaches Lachen. Die Thierquälerei, die mittelſt eines in einer Kindswiege eingebundenen Eſels mit Schlutzer und vier ihn wartenden Damen verſinnlicht wurde, gab zu ſehr vielen Späßen Gelegenheit. Theilnehmer an Mäßigkeits-Vereinen, die aus koloſſalen Gläſern tranken; das Affentheater mit ſeinen ſteten Späßen und Sprüngen, Hanswürſte und Bärentreiber, Rieſen und Zwerge machten den Lachern vollauf zu thun. Schönheit und Pracht waren übrigens nicht vergeſſen; der Sonnen-Gott auf einem mit drei milchweißen Pferden beſpannten Phaëton, die Columbinen, die weibliche Ranzengarde, der Prinz zu Pferde mit ſeinem zahlreichen

Gefolge, einer Schaar von sehr gut beritt'nen Herren und Damen in prachtvollen Costümen, gewährten einen überraschenden Anblick.

Vor den Hotels des Hrn. Festungs-Kommandanten, Generalmajors von Quadt und des Hrn. Regierungs-Präsidenten Freiherrn v. Lichtenberg machte der Zug Halt, und alle Theile desselben führten die vorzüglichsten Stücke ihrer Kunst auf. Auf dem Markte war eine geschmackvoll mit Fahnen und Draperien verzierte Tribüne errichtet, wohin bei der Ankunft des Zuges der Prinz mit seinem Gefolge sich verfügte, die Huldigungen der seinem Reiche untergebenen Personen und Gruppen annahm und sich ihre einstudirten Kunststücke zeigen ließ.

Auf dem Platze war das Gedränge ungeheuer, und alle naheſtehenden Gebäude waren bis zum Giebel mit Zuschauern besetzt. Um 2 Uhr waren diese Belustigungen zu Ende und der Zug kehrte nach seinem Sammelplatze zurück. Jetzt füllten sich alle Gasthöfe, besonders die am Rheine gelegenen; alle waren mit Fremden und Einheimischen besetzt; an allen Tafeln war man um nichts verlegen, als um Plätze, denn Speisen und Getränke gab es im Ueberflusse. Im „Europäischen Hofe" war ausgesuchte Gesellschaft, vorzügliche Tafel und die heiterste Unterhaltung, von der man sich mit Mühe trennte, um sich nach dem so sehr besuchten Maskenballe im Schauspielhause, der am Sonntage und Montage die zahlreichsten und schönsten Masken in seinen Räumen vereinigte, zu begeben. Tag und Nacht gingen ohne Störung, ohne Unfall vorüber, nichts trübte die allgemeine Freude.

Mannichfaltigkeiten.

Der durch seine Kunstreise nach Frankreich und England bekannte Virtuose August Müller, Mitglied der Darmstädter Hofkapelle, tritt in diesen Tagen eine Kunstreise nach dem Norden an, um sich mit seinem Riesenınstrumente neue Lorbeern zu erwerben.

Auf der Darmstädter Hofbühne wird nächstens „Richard Savage" von Gutzkow zur Aufführung kommen, das erste Stück, was wir von einem produktiven Dramatiker sehen, der unser Dramaturg, nicht unser Intendant werden wollte. Wir sind deßhalb um so mehr auf einen Vorgeschmack gespannt; das hiesige Publikum hat eine Durchschnittskritik, d. h., wenn das Stück hier mißfällt, wird's überall gefallen, was freilich auf Gutzkow's Savage nicht anzuwenden, der beinahe auf allen bedeutenden Bühnen schon zur Aufführung gekommen ist. Hr. Pirscher spielt den Savage, Mad. Köhler die Gräfin Macclesfield.

(Wallis.) Das Appellationsgericht hat das Todesurtheil über drei von dem Gerichte des Zehnten Siders verurtheilte Verbrecher bestätigt. Eine verworfene Ehefrau in Granges lebte in verbrecherischem Umgange mit einem andern Ehemanne. Beide kamen überein, ihre Ehehälften durch Mord aus dem Wege zu schaffen. Dieser machte mehrere vergebliche Versuche, seine Frau zu vergiften; jene faßte den Entschluß, ihren Mann zu ertränken. Ein dritter Bösewicht, ein starker Mensch, wurde zu Hülfe gezogen; das unglückliche Opfer wurde auf die Rhonebrücke gelockt durch das Vorgeben, man wolle daselbst einen Schatz theilen; mitten auf der Brücke wurde er von den beiden Mördern in das Wasser geworfen und fand darin seinen Tod.

Ein Schneider verfertigte für einen Professor ein Paar Beinkleider. Der Professor fand sie zu enge und wollte sie zurückgeben. „Das ist aber jetzt so modern", sagte der aufgeklärte Kleidermacher, „und man muß mit dem Zeitgeiste fortschreiten." „Aber, mein Gott", versetzte der Professor, „in diesen engen Beinkleidern kann ich ja gar nicht fortschreiten."

(Köln, 5. Febr.) In diesen Tagen hat man in der Nähe des Appellhofes bei zufälligen Fundamentausgrabungen einen marmornen Mosaikboden entdeckt, der, tief unter der Erde, ziemlich gut erhalten ist und bedeutenden Räumen zum Fußboden gedient haben muß. Die Meinungen der Gelehrten sind uneins, ob der Boden römisch oder altdeutsch sey.

(Frankfurter Gewerbverein.) In der Freitag den 11. Febr. Abends 7 1/2 Uhr stattfindenden Versammlung der Gewerbtreibenden kommt vor: 1) Mittheilung über die Anfertigung eines wasserhellen Dammarlack's. 2) Ueber das Bleichen des Schellack's. 3) Ueber das Prinzip der mit der Liniirmaschine dargestellten Abbildungen von Relief's der nach ihrem Erfinder sogenannten Collas'schen Methode nebst Vorzeigung von Kupfer-, Stahl- und Steinstichen dieser Methode. 4) Beantwortung der Frage: wegen Anfertigung von Metallschrauben von jeder beliebigen Steigung. 5) Vorzeigung mehrerer Heber, namentlich des Jacobi'schen Hebers. 6) Vorzeigung mehrerer Zirkel von Oval- und Ellinien.

Frankfurter Theater.

Belisar. — Maskenbälle.

Die Oper Belisar von Donizetti hat auf den meisten Bühnen und auch auf der unsrigen die günstigste Aufnahme gefunden und wird sich gewiß noch lange auf den Repertoiren halten. Mag die Komposition, gleich manchen andern desselben Tonsetzers und vieler seiner Landsleute, an tiefem innerem Gehalte und Gediegenheit des Satzes deutschen Opern, selbst von weniger anerkannten Meistern, auch nachstehen, so besitzt sie doch jene Vorzüge, welche den neueren italienischen Tonschöpfungen, namentlich bei dem größern Publikum, Eingang verschaffen und Verehrer gewinnen. Ihre Melodieen sind einschmeichelnd und gefällig, ihre Harmonieen leicht faßlich und effektvoll, wenn auch oberflächlich, und wer an die Tonkunst den Maßstab einer strengeren Kritik nicht legt, oder nicht zu legen vermag, den werden diese leichten Gebilde befriedigen. Besonders aber gereicht es ihnen zum Vortheil, daß sie den Gesangstalenten der Sänger und Sängerinnen freien Spielraum vergönnen, immer auf die Stimme geschickt berechnet sind und zu brillanten Veranlassung bieten. Bei guter Aufführung wirken sie und manche Schwächen derselben treten in den Hintergrund, von der Gesangsvirtuosität und der dramatischen Belebung der Darsteller gedeckt. Da dieser neuere Operngenre nun einmal an der Tagesordnung und da er beliebt ist, so wäre es vergeblich, gegen ihn zu Felde zu ziehen, und wir wollen uns an seinen Vorzügen erfreuen, ohne ihn zu überschätzen und ohne seine Mängel unbeachtet zu lassen.

In der Rolle der Antonina sahen wir heute Dem. Rudersdorff, von welcher die Partie mit eben so viel technischer Virtuosität, als mit dramatischem Ausdrucke durchgeführt wurde. Man ist darüber einverstanden, daß Dem. Rudersdorff für unsere Bühne eine sehr vor-

Digitized by Google

theilhafte Acquiſition iſt, und ſelbſt die ſtrenge Kritik, die manche Einzelheit zu releviren ihre Gründe haben mag, kann im Ganzen nur Beifall zollen, da hier die Vorzüge jedenfalls überwiegen und da geiſtige Auffaſſung und dramatiſches Talent zu entſchieden hervor treten, um nicht auf's freundlichſte begrüßt zu werden. Die Aufnahme von Seiten des Publikums war ſo beifällig, als es die ſchöne Leiſtung der Sängerin verdiente. — Würdig ſtanden ihr Hr. Piſchek (Beliſar), Dem. Capitain (Irene) und Hr. Chrudimsky (Alamir) zur Seite und wußten ihren Rollen die erforderliche Bedeutung zu geben. Bei dem Zuſammenwirken ſo ſchöner Geſangeskräfte kann es nicht fehlen, daß unſerer Oper wohlverdiente Anerkennung gezollt und ihr Beſtreben, den Anforderungen der Muſikfreunde zu genügen, gewürdigt wird.

Der Maskenball im Schauſpielhaus am 7. d. Mts. war ſehr zahlreich beſucht. Im Allgemeinen trug er das Gepräge der früheren. Man ſah viele ſchöne und zum Theil reiche Anzüge, namentlich eine große Auswahl von lieblichen Bäuerinnen theils nach wirklichen Coſtümen, theils nach Phantaſie gekleidet; dagegen war an Charaktermasken und Faſchingseigenthümlichkeiten ſo wenig vorhanden, daß wir kaum etwas hervor zu heben wüßten. Die Damen erſchienen ohne Ausnahme in Masken und Masken-Coſtümen, während es die Herren faſt alle beim ſchwarzen Frack und der Karte auf dem Hut bewenden ließen. Jeder will Masken ſehen, Keiner will ſie ausführen; Jeder will Karnevalsſpaß, Wenige wollen ſich dazu hergeben. Frankfurt iſt für dergleichen Beluſtigungen aus allbekannten Urſachen kein klaſſiſcher Boden; wir ſind zu ernſt, zu kaufmänniſch nüchtern dafür und es fehlt uns, wenn auch nicht an Geiſt und Bildung, doch an dem erforderlichen Humor und der überſprudelnden Laune. Bis man ſich bei einem dieſer Maskenbälle in das bunte Leben und Treiben gefunden und manches Vorurtheil beſeitigt hat, bis man ſo zu ſagen aufgethaut iſt, iſt der größere Theil der Nacht vorüber und erſt gegen Morgen, wann die Reihen ſich ſchon gelichtet haben, beginnt eine etwas freiere Bewegung. So viel iſt gewiß, daß der Frankfurter ſich beſſer ausnimmt und mehr in ſeinem Elemente befindet, wann er an den Pfingſttagen im Wäldchen lagert, au sein de sa famille, unter grünen Bäumen und bei labendem Maitrank, als wann er in den gasbeleuchteten Räumen eines Maskenballſaales mit dem luſtigen Bruder Carnevale Brüderſchaft trinken und tolle Sprünge machen ſoll. Andere Menſchen, andere Sitten! Man amüſirt ſich überall, aber Jeder auf ſeine Weiſe. Laßt es Jeden treiben, wie es ihm, dem Nachbar unbeſchadet, wohlbehagt!

W.

Korreſpondenz.

Kaſſel, im Jan.

(Fortſetzung.)

Ihre Leſer wollen auch von dem übrigen geſellſchaftlichen Treiben Kaſſels unterrichtet ſeyn. Da muß denn vor allen Dingen die ſ. g. Abendunterhaltung rühmend erwähnt werden. Sie hat ſich zu einem feſtſtehenden Verein herangebildet, wird nach jüngſt entworfenen Statuten von einem Direktor regiert, deſſen Willkür aber dadurch beſchränkt iſt, daß die für das Wohl und Wehe der Geſellſchaft erforderlichen Verfügungen an die Mitwirkung eines Ausſchuſſes gebunden ſind. Eine wahre Repräſentativmonarchie! Die Geſellſchaft wird mit der Zeit gewiß die geſammte wiſſenſchaftlich gebildete Staatsdienerſchaft in ſich aufnehmen. So wird dem Abendverein nach und nach die ihm gebührende Stufe für die Bürgerhonoratioren und die Subalternbeamten angewieſen. Aus dem anmuthigen Damenkranze der Abendunterhaltung iſt leider die ſchönſte Blume uns entriſſen worden. Sie hat als Gemahlin des bekannten boliviſchen Generals Braun mit dieſem die heimathlichen Fluren verlaſſen; die blauen Fluten des fernen Oceans tragen ſie an die entlegenen Geſtade des jungen ſüdamerikaniſchen Freiſtaates. Wahrlich, ein großartiger, kühner Entſchluß! — Die Schauſpieler werden im Abendverein nur tolerirt, um das Publikum durch Deklamation und Geſang zu erheitern. Im Leſemuſeum, ſo wie überhaupt in allen beſſern Cirkeln ſucht man die Geſellſchaft der wahrhaft gebildeten Schauſpieler auf; man ſieht wohl ein, daß keine Unterhaltung, als eben dieſe, in ſolchem Grade belebend und verſöhnend wirkt. Das gegenwärtige Jahrhundert hat einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan, es hat die Schauſpieler in den Schooß der Geſellſchaft aufgenommen; aber das bei weitem Wichtigſte iſt einer kommenden Zeit vorbehalten. Die dramatiſche Darſtellung muß ſich zur wahren Kunſt, ſie muß ſich auch techniſch abſchließen. Dadurch allein tritt ſie als ebenbürtige Genoſſin einer jeden höheren Erkenntniß und Wiſſenſchaft in die ihr gebührende Stellung ein. Thalia's geweihte Hallen hören dann auf, ſo vielen armſeligen Subjecten ein Aſyl zu gewähren, die nirgends anders ein Unterkommen finden konnten und die hier eine reiche Ausbeute maßloſer Eitelkeit zu finden hoffen. Es werden höhere Anforderungen gemacht, nur denen wird der Zutritt geſtattet, deren Talent eine gediegene Schule durchgegangen und in dieſer ſich als ſolches bewährt und durchgebildet hat. Der rohe Naturalismus hört auf und dem Geſindel bleiben ohne Mitleid die Pforten verſchloſſen. Verkennen wir übrigens nicht, daß — und dies iſt auch ſchon ein Zeichen erfreulichen Fortſchritts — das Repertoir der deutſchen Bühnen (die Kaſſeler ſteht hier wahrlich nicht hinten) in neueſter Zeit eine weſentliche Umgeſtaltung erfahren hat. Preußens kunſtſinniger König Friedrich Wilhelm IV. ging auch hier voran. Seit Gutzkow's ſchöpferiſches Talent ſich dem Drama mit dem günſtigſten Erfolge zugewandt hat, ſeit die königl. Bühne zu Berlin zuerſt Werner und Savage zur Darſtellung brachte, beginnt eine neue Aera für das deutſche Theater. Die Producte der jungen Literatur wandern aus dem Kabinette des einſamen Leſers mehr und mehr auf die Schaubühne, die ächte und einzige Erziehungsſtätte des dramatiſchen Dichters. Nächſtens kommt auch auf der Kaſſeler Hofbühne Laube's »Monaldeschi« zur Aufführung; hoffen wir ein Gleiches von Gutzkow's »Schule der Reichen.«

(Fortſetzung folgt.)

Logogryph.

Aus des Aethers lichten Sphären
Kam ich in das ird'ſche Land;
Menſchenherzen zu verklären,
Knüpf' ich ein beſel'gend Band.

Lenzgefühle, ſüßes Sehnen
Weck' ich in der jungen Bruſt;
Doch auch viele heißen Thränen
Miſchen ſich in meine Luſt.

Streichet ihr das zweite Zeichen:
Dann mit goldenem Geſpann
Fahr' ich bei der Nacht Entweichen,
Führ' den holden Tag heran.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 12. Febr. Die Roſen des Herrn von Malesherbes, Luſtſp. in 1 Aufzug, von Kotzebue. Hierauf folgt: Die Königin von ſechzehn Jahren, Luſtſp. in 3 Aufzügen, aus dem Franzöſiſchen, von Th. Hell.

Montag, 14. Febr. (Zum Vortheil der Dem. Capitain und neu einſtudirt): Der Templer und die Jüdin, große romantiſche Oper in 3 Abth., von Wohlbrück, Muſik von Marſchner. — Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 43. Samstag den 12. Februar 1842.

Donna Luisa.

Nach Madame Charles Reybaud, von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Die von dem Hauptmann gerufenen Zeugen kamen bald herbei. Ihnen folgte der Schreiber, welcher die Urtheile einzuzeichnen, die von dem Alcaden ausgesprochen wurden, denn die Feste hatte ihre unabhängige Gerichtsbarkeit, der Befehlshaber gehorchte nur dem König, und bekleidete in Kriminalsachen das Amt eines Oberrichters. Die Zeugen reihten sich um den Tisch; der Schreiber öffnete sein Horntintenfaß, und breitete einen Bogen Papier vor sich aus, der mit dem königlichen Stempel versehen war. Statt zu einem regelmäßigen Verhör zu schreiten, setzte er eine Erklärung auf, deren Ausdrücke im voraus bestimmt gewesen zu seyn schienen, so klar und deutlich waren sie. Doch bevor er endigte, forderte er den Gefangenen auf, ihm seinen wahren Namen zu erklären.

„Sebastian," sagte er mit angegriffener Stimme, aber ohne zu zögern.

„Und Euer Stand?"

„Soldat."

Der Schreiber las laut diese Art Aodesakte vor. Don Sebastian hörte ihm mit ruhiger Aufmerksamkeit zu, die Augen auf Donna Luisa geheftet. Dann bot ihm der Schreiber die Feder; er unterzeichnete mit sicherer Hand; dann setzten die Zeugen ihre Namen unter diesen entthronten Namen. Alles war fertig, als der Hauptmann Rodriguez sich an Donna Luisa wandte und sagte:

„Ihr müßt diese Erklärung auch unterschreiben, Sennora. Im Falle der Abwesenheit oder des Todes der offiziellen Zeugen, könntet Ihr unter Beeidigung vorgefordert und befragt werden. So will es das Gesetz."

Die Prinzessin fühlte sich einen Augenblick von Furcht und Staunen ergriffen; aber schnell entschlossen, unterzeichnete sie dann: Luisa von Portugal.

„Sennora!" rief der Hauptmann Rodriguez.

„Ich nehme alles auf mich," unterbrach sie ihn stolz. „Vollzieht die Befehle, welche Ihr erhalten habt. Von diesem Augenblick an ist Euer Gefangener frei ...."

„Noch nicht, Sennora," erwiederte der Hauptmann; „er muß erst unter guter Bedeckung nach San-Lucar gebracht werden, wo er sich nach der Insel Lucon, dem Orte seiner Verbannung, einschifft. Don Juan von Matha wird ihn begleiten."

„Ist Juan zurück?" fiel ihm Don Sebastian sehr bewegt in die Rede.

„Ja; wie er es versprochen hatte, so ist der würdige Cavalier am vierzigsten Tage angelangt," sagte der Hauptmann mit einem Seufzer; „er brachte Euer und sein Lösegeld, aber die Gerechtigkeit des Königs hat Eure Loskaufung übernommen."

„Ach! mein edler Juan! mein Freund!" sagte Don Sebastian leise vor sich hin; „er kam mit einer andern Hoffnung zurück."

„Sennora," sagte der Hauptmann, indem er Donna Luisa die Hand bot, „es ist spät, man wird die Zugbrücke herab lassen."

„Fort denn!" sagte sie, und sich gegen Don Sebastian wendend, deutete sie auf den Himmel, als wolle sie ihn nochmals zum Zeugen ihres Versprechens anrufen.

Während dieses in dem Alcazar vorging, war noch nichts in dem Kloster der Benediktinerinnen laut geworden, und der König erwartete mit einer gewissen Ungeduld den Erfolg, welchen er sich von der Unterredung der Herzogin von Aveiro mit dem Gefangenen versprach. Alles war ruhig in dem Gemache der Prinzessin. Dennoch geschah, was sie voraus gesehen hatte; Donna Barbara zögerte nicht, durch den Spalt der Vorhänge zu spähen, was dahinter vorginge, und sie wäre vor Schrecken fast rücklings umgestürzt, als sie bei dem Scheine der Lampe, welche Tag und Nacht auf dem Altare brannte, Isabella erkannte, welche vor dem Bilde der Madonna von Guadaloupe auf den Knieen lag. Die Erscheinung des schrecklichsten Gespenstes würde ihr nicht mehr Entsetzen eingeflößt haben, als der Anblick dieses schönen blonden Kopfes. Die alte Dame war eine kluge Person, welche schon seit der ersten Vermählung des Königs in Diensten bei Hofe war; sie berechnete schnell, daß weniger Gefahr dabei sey, zu schweigen, als diese kecke Unterschiebung aufzudecken, welche ein Geheimniß zwischen ihr und der Prinzessin bleiben konnte; und ohne ein Wort zu sagen, setzte sie sich vor den Vorhang, um die andern Damen zu verhindern, in das Oratorium zu sehen. So harrte sie zwei lange Stunden in tödtlicher Angst. Endlich kehrte die Prinzessin zurück, ohne erkannt worden zu seyn. Donna Barbara hielt durch einen Wink die andern Duegnen ab, welche herbei kamen, um Donna Luisa Mantel und Schleier abzunehmen, und ließ sie sogleich in das Oratorium gehen. Was sie vorausgesehen hatte, geschah; nach wenig Minuten erschienen die Prin-

igitized by Google

zeſſin und Iſabella mit einander; die eine hatte die Kleider angelegt, welche die andere abgelegt hatte, und Niemand ahnte, was vorgefallen war. Die Dame, welche Donna Luiſa begleitet hatte, ahmte klugerweiſe Donna Barbara's Schweigen nach, und wenn ſie auch einigen Zweifel gefaßt hatte, ſo offenbarte ſie ihn wenigſtens nicht.

Es war ein Samſtag, der Vorabend des Allerheiligenfeſtes, und ein ſtrenger Faſttag. Die Prinzeſſin ſetzte ſich vor das Mahl, das man für ſie aufgetragen hatte, aber ſie rührte die leichten Speiſen nicht an. Die heftige Aufregung, welche ſie empfunden hatte, zitterte noch in ihr nach; ihre kalte zitternde Hand drückte Iſabellens Hand, die, nicht weniger aufgeregt, in ihrem Sinne nach einem Mittel ſuchte, um dem entſetzlichen Zwange zu entgehen, welchen ihnen die Anweſenheit der dienſtthuenden Damen auferlegte. Aber dieſer Zuſtand dauerte nicht lange. Ein Page des Königs rief Donna Barbara, welche nach wenig Augenblicken ganz beſtürzt wieder kam.

„Sennora," ſagte ſie, „Seine Majeſtät verlangt nach Euch."

(Fortſetzung folgt.)

Aus dem Leben der Kaiſerin Joſephine.

1.

Das Geſchick.

Im zweiten Decennium der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ſaßen am Ufer des atlantiſchen Meeres zwei Frauenzimmer, hinter welchen in ehrfurchtsvoller Entfernung mehrere Indianer und Indianerinnen eine kauernde Stellung eingenommen hatten. Eines dieſer Frauenzimmer war noch in der Mitte ihrer Jahre, während das zweite kaum der Kindheit entwachſen zu ſeyn ſchien; gleichwohl gab ihre volle Geſtalt ihr beim Anblicke das Anſehen eines jungen Mädchens; ihre Züge hatten Feinheit und Grazie; ein Reichthum ſchwarz gelockter Haare fiel auf ihre Schultern, ein weißes Mouſſelinkleid, durch ein ſchwarzes Band in der Taille gehalten, hinderte weder ihre Bewegungen, noch ihren Lauf. Die Augen der älteren der Frauenzimmer waren auf die Wellen des Meeres gerichtet, die murmelnd zu ihren Füßen verſchwammen; große Thränen ſäumten ihre Augenwimper.

„Mutter, was haben Sie? habe ich Sie vielleicht ohne mein Wiſſen erzürnt, gute Mutter?" ſagte das Mädchen, ſtützte ſich dabei auf eine Schulter ihrer Mutter, nahm ihre Hände und führte ſie nach ihren Lippen.

„Nein, meine Joſephine!" antwortete Frau von Pagerie und zwang ſich, ihre Thränen zu verbergen; „nein! aber dieſes weite Meer erzeugt in mir traurige Bilder der Trennung."

„Wollen Sie mich noch immer nach Frankreich ſchicken?" ſchrie beinahe Joſephine.

Und da ihre Mutter, ohne ihr zu antworten, weinte, nahm das junge Mädchen mit aller Wärme ihrer glühenden Seele wieder das Wort: „Was habe ich Ihnen gethan? Warum wollen Sie mich entfernen? Maria iſt nicht mehr und — ich bin Ihr einziges Kind! Was helfen Schickſalspläne? Was iſt das Schickſal ohne Glück? Und iſt das Glück fern vom Vaterlande, fern von ſeinen theuren Eltern! — O, meine Mutter, reden Sie mit Ihrer Joſophine! Seit einiger Zeit ſind Sie ſo niedergeſchlagen; mein Vater, der mich ſo ſehr liebt, kann mich nicht in ſeine Arme ſchließen, ohne daß nicht ſeine Thränen auf mich fielen; Sie tragen ſich Beide mit einem Plane, und dieſer betrifft mich, ich ſehe es. — Reden Sie, Mutter! reden Sie, Ihr Stillſchweigen tödtet mich!"

„Liebes Kind", entgegnete Frau von Pagerie mit dem Ausdrucke der lebhafteſten Zärtlichkeit und des tiefſten Schmerzes, „wir ſind Eins ſo unglücklich als das Andere, denn Du haſt eine lange und beſchwerliche Reiſe zu Waſſer vor Dir."

„Ach, mein Herz hat ſich das ſchon vergegenwärtigt", klagte Joſephine, ſich in Thränen badend; „man trennt uns!"

„Nur um Dich glücklich zu wiſſen, mein Kind", antwortete Frau von Pagerie.

„Aber man wird mich unglücklich machen", verſetzte mit prophetiſcher Stimme die junge Joſephine.

„Dein Vater hat über Deine Hand entſchieden, meine Tochter; es iſt eine glänzende und ehrenvolle Partie; Deine Tante hat ſie geſchloſſen und verlangt nun Deine Gegenwart. Joſephine, indem Du Dich dem Willen Deines Vaters fügeſt, wirſt du uns den mächtigſten Beweis Deiner zärtlichen Anhänglichkeit geben, und Gott wird Dich ſegnen. Er iſt es, mein Kind, zweifle nicht daran, der es in ſeiner Weisheit ordnet, daß Du in Europa Deine Verſorgung findeſt. Joſephine, wir werden nur zeitweiſe getrennt ſeyn und uns eines Tages wiederſehen. O, verbirg mir Deinen Schmerz, armes Kind, wenn Du mir Kraft geben willſt, den meinigen zu ertragen."

Von dieſer Unterhaltung bis zu dem Augenblicke, welcher der Abreiſe Joſephinens vorherging, gab es nur Thränen und Seufzer in dem Hauſe, das ſonſt die Stätte des Friedens und der Freude war.

Endlich lag das Schiff zur Abfahrt bereit. Herr Taſcher von Pagerie vertraute ſeine Tochter der Sorgfalt einer treuen Freundin, der Frau v. B... Die Habſeligkeiten waren ſchon eingeſchifft. Frau v. B.... ſelbſt war ſchon am Bord, und zum dritten Mal ſandte der Capitän einen Offizier an's Land, um Fräulein v. Pagerie einzuladen, ſich an Bord zu begeben.

„Faſſe Muth, mein Kind!" rief ihr da ihre Mutter zu, die ſelbſt keinen hatte; „Muth! und ſey überzeugt, mein ſo theures Kind, daß mein Schmerz und meine Zärtlichkeit Dir auch nach Frankreich folgen werden. Mit Dir geht der Stern meines Glückes unter."

Blaß und verſtört, hörte Herr von Pagerie nicht auf, ſeine Tochter unter Schluchzen an ſein Herz zu drücken; endlich, als man ihm das Zeichen zur Abreiſe gab, die er mit Weisheit und väterlicher Liebe beſchloſſen hatte, legte er ſeine Tochter in die Arme ihrer Negerinnen. Dieſe trugen ſie beinahe ohnmächtig davon.

Aber vor dem Beſteigen des Schiffes ſchien Joſephine ihre volle Geiſtesgegenwart wieder gefunden zu haben; ſie riß ſich aus den Armen ihrer Frauen und warf ſich auf die Erde nieder.

„O Land, das mich geboren", ſchrie ſie faſt in Verzweiflung, „du ſollſt mir immer das vorgezogene bleiben! Möglich, daß ich einen reineren Himmel, ſchönere Räume finde, aber theurer wie dieſe ſind Sie mir nicht; ſie können es nicht ſeyn, denn hier iſt mein Vaterland!"

Und indem ſie dieſes beglückte Land, mit dem Ausdrucke des Schmerzes, zu wiederholten Malen küßte, benetzte ſie es mit ihren Thränen.

Digitized by Google

„Führt mich ſchnell von hier weg", rief ſie, ſich aufrichtend, „denn mir iſt, als kniete ich auf feurigen Kohlen."

Man brachte ſie an Bord; das Schiff lichtete die Anker und die junge Kreolin verließ ihr Vaterland, um auf einer andern Halbkugel ihrem ungewiſſen Schickſale entgegen zu eilen.

Das Schiff legte den unermeßlichen Raum bald zurück; ſeine Beſtimmung war die Seineſtadt. Hier angekommen, vermählte ſich Joſephine unter glänzenden Feſtlichkeiten mit dem Herrn von Beauharnais, von welchem ſie in der Folge zwei Kinder hatte, den Prinzen Eugen, einen Prinzen von eben ſo redlichem als herrlichem Charakter, und die ſchöne und gute Hortenſia, welche ſpäter Königin von Holland wurde. Doch wir greifen den Begebenheiten vor; kommen wir zurück!

Eugen und Hortenſia waren nur noch Kinder, als die Revolution vom Jahre 1793 zu wüthen begann. Herr und Frau von Beauharnais wurden gefänglich eingezogen. — Joſephine erlangte bald ihre Freiheit wieder.

Eines Tages, als ihre Augen das unglückliche Verzeichniß der zum Tode Verdammten durchliefen und ſie ſich im Geiſte die Angſt der bezeichneten Schlachtopfer vorſtellte, traf ſie auf einen Namen, wobei ein gräßlicher Schmerzensſchrei ihrer Bruſt entfuhr und das Tageblatt aus ihren Händen glitt; ſie ſank in Ohnmacht, — ſie las den Namen ihres zum Tode verdammten und ſchon hingerichteten Mannes.

Einige Jahre ſpäter wurde Joſephine die Gemahlin Bonaparte's und ſtieg mit ihm auf den erſten Thron der Welt.

(Fortſetzung folgt.)

Karneval in Mainz.

Dritter und vierter Tag.

Mainz, 10. Febr.

Die Erwartungen, die man an den Jahrmarkt in der Fruchthalle geknüpft hatte, wurden nicht allein erfüllt, nein, ſie wurden bei weitem übertroffen. Der im vergangenen Jahre angeſtellte Verſuch kam diesmal vollſtändig zur Ausführung, und zeigte, welche weitere Ausdehnung er noch mit der Zukunft erhalten kann.

Um 10 Uhr zog die Ranzengarde mit Muſik durch die Straßen, um das in der Halle für ſie errichtete Wachtzelt zu beſetzen. Nach ihr ſtrömte eine unabſehbare Menge in das geräumige Lokal, das ſich in Kürze gänzlich anfüllte. Man ſchätzt, daß mehr als 6000 Menſchen den zum Beſten der Bedürftigen erhobenen Eintrittspreis von 12 kr. zahlten.

Das Innere des Gebäudes bot einen eigenen Ueberblick dar. Die rund umher angelegten Gallerien waren dicht mit Zuſchauern, meiſtens Damen, beſetzt. Die Hallen zu ebener Erde waren zu Buden umgewandelt, wo Eß- und andere Waaren feil geboten wurden. In der Mitte des Hauſes ſtand ein Zelt mit der Aufſchrift: „Wirthſchaft des Gonſenheimer Bürgermeiſters." Hier wurden Bratwürſte und Wein verkauft. Hinter dieſem Zelte ſah man das Wachtzelt der Ranzengarde, die während der Marktzeit Tänze aufführte und militäriſche Evolutionen machte.

Am untern Theile des Gebäudes war eine Tribüne für Seiltänzer und das Affentheater errichtet, auf der ohne Aufhören getanzt und geſprungen wurde. Der übrige Raum wurde von der hin und her wogenden Menge, von Guckkäſtlern, Tänzern, von Spiele aufführenden Gruppen, von Wahrſagern und Zwergen eingenommen. Eine türkiſche Muſik auf der Gallerie, die Muſik der Ranzengarde, die mit jener abwechſelnd ſpielte, die Trommeln der Garde, der Seiltänzer und Guckkäſtler, die beinahe ohne Aufhören ſchlugen, machten einen Lärm, der nur von dem Geſchrei der produzirenden Künſtler und den Kindertrompeten übertönt wurde.

Unter den Buden waren die vorzüglichſten 1) die Waffelbude der zwei Frießiſchen Waffelbäckerinnen (zwei verkleidete junge Männer, die der Waffelbäckerin, deren Waaren in der vorigern Oſtermeſſe hier ſo viel Abgang fanden, auf ein Haar glichen); ſie ſetzten eine ungeheure Menge ihrer Backereien ab; 2) eine Bude, die Doktorhüte zu beliebigen Preiſen verkaufte; 3) die Papier- und Brochüren-Handlung des Venezianers Ruffo; 4) eine Geſchirr- und Blumenbude u. a. m. Eine Verlooſung zu einem wohlthätigen Zwecke machte gute Geſchäfte.

Gegen drei Uhr Nachmittags war der Jahrmarkt zu Ende. Nun begab man ſich in das Theater, wo die Stücke „Wer weiß wozu es gut iſt" von Kotzebue, „Das Feſt der Geſellen" von Thielmann und „Kleopatra und Antonius" von einem Ungenannten, zum Beſten der Kleinkinder-Bewahranſtalt und zur Entſchädigung des Direktors aufgeführt wurden. Obgleich man den Tanzboden nicht hinweggeräumt hatte, und der Gang nach dem Parterre halsbrechend war, man auch dort auf Gartenbänken ſaß, ſo waren doch alle Plätze genommen. Die Stücke wurden von den Dilettanten gut gegeben. Im erſten gefiel am meiſten der junge Mann, der den Steffen gab, im zweiten der Berliner, der Mainzer und der Oeſtreicher, im dritten der kleine Antonius; ein Prolog von Börnſtein wurde von einem Dilettanten vorgetragen und erhielt Beifall.

Um 5 Uhr war das Schauſpiel zu Ende; alle Straßen und Plätze waren voll Masken und Luſtwandelnden. Eine Stunde nachher war das Schauſpielhaus ſchon wieder zum Maskenball beleuchtet und nun ſtrömte die Menge von neuem in dieſes Gebäude, wo eine Verlooſung ſtatt fand und mit jedem Eintrittsbillette eine Nummer ausgegeben wurde. Der Ball war zum Erdrücken voll. Geſtern Nachmittag fanden zum Schluſſe des Karnevals die ſogenannten Katzenjammerfahrten in die neue Anlage und nach Hechtsheim ſtatt, wo der während der drei vorhergehenden Tage zu ſtark in Anſpruch genommene Magen mit Häringsſalat wieder hergeſtellt werden ſollte. Chaiſen, Kaleſchen und Leiterwagen dienten zur Fahrt der Theilnehmer, für die ein Eiſenbahn-Convoi kaum ausgereicht hätte.

Am Abende verließen uns die fremden Gäſte von dies- und jenſeits. Es waren deren viele, aber bei weitem nicht ſo viele, wie im verfloſſenen Jahre, wo die Brücke ſtand. Mit Bedauern vernahm man, daß mehrere, als ſie in Kaſtel eintrafen und die Brücke abgeführt ſahen, ſogleich wieder zurückfuhren.

Mannichfaltigkeiten.

* * Der bekannte Schriftſteller Zſchokke in Aarau hat ein ſeltenes Vaterglück, er hat zwölf Söhne und alle ſollen

Digitized by Google

wohl gerathen seyn. Ein Stern gilt dem Vater, der andere den Söhnen. (Dorfz.)

Der unterzeichnete Vorstand ist von dem Comité der Taunusfreunde ersucht worden, der Errichtung eines soliden Steingebäudes auf dem Feldberge seine unmittelbar stellvertretende Thätigkeit zu widmen, indem die am 5. Febr. gehaltene Versammlung die Ansicht ausgesprochen, daß bei der vorherrschend wissenschaftlichen Tendenz, und der Nothwendigkeit mancherlei schwieriger Unterhandlungen, das Unternehmen durch einen schon constituirten wissenschaftlichen Verein besser vertreten seyn würde. Da wir diese Ansicht theilen, so haben wir uns mit Vergnügen bereit erklärt, jenem Ersuchen zu entsprechen. Die zunächst vorbereitenden Schritte sind von uns eingeleitet, und wir hoffen in kurzem im Stande zu seyn, dem Publikum günstigen Bericht über den Fortgang der Sache zu erstatten.

Frankfurt a. M., 10. Febr. 1842.

Der Vorstand des geogr. Vereins.

Korrespondenz.

Kassel, im Jan.

(Fortsetzung.)

Einem andern Mißverhältnisse wird mit der Zeit ebenfalls abgeholfen werden. Bis hierher hatte das, was man bühnengerechte Stücke nennt, an der Poesie gewöhnlich keinen Theil und was höhere poetische Bedeutung hatte, war nicht bühnengerecht in dem Sinne, wie Shakspeare's großartige Dramen es sind und Lessing's und Schiller's es zu seyn strebten. Dabei haben die meisten neueren Theaterdichter und vor allen Raupach durch glatte Verse und Theatercoups dem Schauspieler das Spiel erleichtert, ohne ihm dabei viel zu denken zu geben. Die Birch-Pfeiffer geht sogar soweit, den dramatischen Darstellern ihrer Stücke die Blicke und Gebärden anzubefehlen. So sehr wir nun aber auch auf der einen Seite Ursache haben, viele der neuesten deutschen Produktionen auf dem Gebiete der dramatischen Literatur als einen erfreulichen Fortschritt zu begrüßen, so wenig können wir es uns auf der andern verhehlen, daß die gegenwärtigen Verhältnisse Deutschlands für die Tragödie sowohl, als das Lustspiel entschieden ungünstig sind. Gervinus sagt hierüber in seinem unsterblichen Werke über die Geschichte der deutschen poetischen Nationalliteratur eben so wahr, als treffend: »Wo zu irgend einer Zeit das Drama lebendig aus der Geschichte aufsteht, wie z. B. in den Zeiten des 30jährigen Krieges, wo die Erregung der Gemüther auf dem Schauplatze leicht war, weil die große Bühne der Weltbegebenheiten selbst die weite Grundlage des pathischen Interesses für alle Nachahmungen derselben bildete, da bedarf der Schauspieldichter weniger materieller Mittel, um zu wirken, eben weil er der Hauptwirkung, der Gefangennahme der Gemüther, sicher ist. In solchen Zeiten öffentlicher Aufregung also stellte sich die höchste Leistung im Dramatischen und die den Zuschauer am tiefsten in Anspruch nimmt, das Trauerspiel, von selbst ein. Schwindet diese Theilnahme wieder, verlieren die Menschen den Sinn für große Gegenstände und mit ihm die Geduld, sich durch diese aufreizen zu lassen zu Schmerz und Unlust, so bleibt dem Drama nichts übrig, als sich auf Conversationsstücke, auf bürgerliche Schau- und Lustspiele zu werfen, oder für jede allenfallsige Aufregung mit desto stärkerer Nahrung für die äußern Sinne, mit der Oper und ähnlichen Schaustücken zu entschädigen.« Wie ist dies nicht bestätigt worden! Eine Zeit lang hatten die Familien- und bürgerlichen Gemälde der hohen Verfasserin u. A., so wie die Compositionen der Tonkünstler des Tags, Donizetti, Bellini, Auber ꝛc., der höheren Tragödie auf den Brettern die unterste Stufe angewiesen. Lustspiele nun ferner wollen und müssen wir sehen. Zufriedenheit ist gerade die Eigenschaft, welche unserm Zeitalter durchweg abgeht. Zudem hat unsere Literatur nur ein einziges deutsches Lustspiel aufzuweisen: Minna von Barnhelm. Wir Deutsche können auch gar kein Lustspiel haben. Dies kann nur da gedeihen, wo eine gesellschaftliche Kultur vorhanden ist, wie Deutschland sie nicht besitzt. Wir sind in geselliger Hinsicht noch himmelweit hinter den Franzosen zurück und so lange wir darin keine Fortschritte gemacht haben, kann auch von deutschen Lustspielen im Ernste bei uns nicht die Rede seyn. Wir vernachlässigen gern die Sitten, Moden und Gebräuche, welche das deutsche gesellige Leben mit sich bringt und fühlen uns glücklich in der geistlosen Nachahmung fremder Sitten und Moden. Ein deutscher Conversationston existirt unseres Wissens nicht. Wie kann auch die Lust und der Frohsinn sich da heimisch fühlen, wo Alle unter einen Hut und Begriff geschachtelt werden, wo jeder Scherz hämisch gedeutet wird, wo man keine Originalität, keine Individualitäten duldet? Wollen wir da nun doch Lustspiele sehen, nun, was bleibt anders übrig, als sie von Frankreich herüber zu holen?

(Fortsetzung folgt.)

Würzburg, 8. Febr.

Es wird Ihnen interessant seyn, einige Notizen über das Gastspiel des Hrn. Baison auf hiesiger Bühne zu erhalten. Er begann seine Vorstellungen mit Don Carlos, dann folgte Hamlet; vergangenen Sonntag sahen wir ihn als Stephan Foster in den Gebrüder Foster und mit Postkul werden sie sich künftigen Donnerstag schließen. Da es uns also nicht vergönnt ist, ihn in Lustspielen und Conversationsstücken zu sehen, so können wir nur seine Leistungen auf dem Gebiete des höhern Drama's in Betracht ziehen. Bei der Beurtheilung eines Schauspielers sind zwei Gesichtspunkte vorzüglich zu berücksichtigen. Auffassung des von dem Dichter gegebenen Charakters und Darstellung der Auffassung. Für den letztern gibt Don Carlos und Hamlet gute Anhaltspunkte. Im Charakterbilde Posa's spiegelt sich auf dem Hintergrunde der Reflexion das Gefühl, in dem Hamlet's stellt sich umgekehrt ein Gefühlleben dar, das gewaltsam zu Reflexion und Handlung gerissen wird. Zwischen diesen beiden Charakterextremen muß sich so ziemlich jeder natürlich angelegte Dramenheld bewegen. Hr. Baison hat nicht nur die technischen Schwierigkeiten glücklich überwunden, sondern zeigt auch in der Spiegelung des Charakterbildes, daß er jenen Höhepunkt erreicht hat, auf welchem der Schauspieler von der darzustellenden Rolle nicht mehr getrennt werden kann. In den Bewegungen zeigt sich Studium des Lebens, seine Mimik ist lebendig, aber dabei nie eckig und seine Physiognomie und Haltung mit seinem Vortrage übereinstimmend. Der hohe Posa und der gebückte, vom Schicksal niedergeschlagene Hamlet sahen sich weder unter einander, noch dem Hrn. Baison gleich. Die Auffassung anlangend, können wir freilich nur von den wenigen Stücken sprechen, in denen wir ihn bis jetzt gesehen haben. Doch läßt sich aus ihnen folgern, daß Hr. Baison nicht nur studirt, sondern auch denkt. Namentlich ging aus seinem Hamlet deutlich hervor, daß er einen Überblick über die vielen sich hier durchkreuzenden Ansichten und, was mehr ist, den Muth hat, Mancherlei, was in der Darstellung stereotyp geworden ist, zu ändern, weil es zu seiner Auffassung eben nicht paßt. Sein Posa war nach den Andeutungen aufgefaßt worden, die Schiller in seinen Briefen gegeben. Auch dies dürfte lobend bemerkt werden, daß niemals die effectvollere, sondern vielmehr jene Charakter-Nuancirung gewählt wurde, welche eine feinere Zeichnung verlangt. Geschickten Takt und Studium zeigte er auch durch seine Wiedergabe des Stephan Foster. Ich habe diese Rolle öfters so darstellen sehen, daß der Foster der drei letzten Akte mit dem der beiden ersten dermaßen contrastirte, daß man nicht wußte, wie die plötzliche Glücksveränderung eine solche Charakterveränderung hat herbei führen können. Baison läßt schon am Anfange neben der lustigen Liederlichkeit einen Zug von Würde und Güte hervortreten, stellt ihn im zweiten Akte schon in den Vordergrund (die Schlußscene mit dem Bedienten) und zeigt dagegen im dritten, ja noch im vierten eine Art Prahlsucht, hie und da einige frivole Anfälle, die an den ehemaligen Taugenichts erinnern. Wie gut Hr. Baison im Lustspiel seyn muß, ließen uns die beiden ersten Akte des obengenannten Stückes errathen. Unser Publikum, das bei jeder Vorstellung sich zahlreich eingefunden, sieht ungern den werthen Gast scheiden. Frankfurt darf sich zu dieser Acquisition um so mehr Glück wünschen, je seltener gegenwärtig in Deutschland die guten Schauspieler sind.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 44. Sonntag, den 13. Februar 1842.

Donna Luisa.

Nach Madame Charles Reybaud, von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Donna Luisa fühlte, daß der Augenblick gekommen sey, der über ihr Schicksal entscheiden sollte. Sie wußte, wie furchtbar Philipp's Zorn war; aber sie fürchtete ihn nicht für sich, nachdem sie Don Sebastians Heil gesichert hatte. Sie ging mit festen raschen Schritten bis an die Thüre des Kabinets, welches sie allein betrat. Der König stand aufrecht, und hatte die Erklärung Don Sebastian's in der Hand.

„Donna Luisa, ist dieses Eure Unterschrift?" sagte er, indem er eine Ruhe heuchelte, welche das Zittern seiner Lippen Lügen strafte.

„Ja, Sire!" erwiederte sie, indem sie einen Blick auf das Papier warf, welches er ihr zeigte.

Und sogleich erzählte sie, wie es ihr gelungen war, die Wachsamkeit der Duegnen zu täuschen, und bis zu dem Gefangenen zu dringen. Philipp II. hörte sie an, ohne sie zu unterbrechen, dann sagte er mit bitterm Hohne:

„Das ist ein kecker Betrug! Aber Ihr hättet ihn Euch ersparen können, Sennora; Ihr hättet nur den Wunsch äußern dürfen, diesen Elenden sehen zu wollen. Wir hätten Euch die der Herzogin von Avero ertheilte Erlaubniß auch nicht versagt. So gemein und niedrig dieser Mensch auch ist, so konnte sich Eure Barmherzigkeit dennoch bis zu ihm herablassen. Man sah ehemals schon eine große Prinzessin, die Infantin Donna Margaretha, in die Gefängnisse dringen und die Verbrecher trösten, deren Begnadigung sie oftmals erlangte. Man lobte und verehrte dieses hohe Mitleid, das sich so tief demüthigte."

Donna Luisa konnte diese Worte voll eines falschen Mitleids und grausamer Verachtung unmöglich mißverstehen, und sie antwortete voll demüthiger Würde:

„Sire, wenn ich gefehlt habe, so entschuldigt mich. Ich bedarf Euerer Verzeihung . . . ."

„Ah," unterbrach sie der König mit einer Art Lächeln, „so habt Ihr denn eine neue Gnade zu erbitten?"

„Sire, diese da betrifft mich; es ist die größte, welche in Eurer Macht steht, mir zu gewähren. Sire, ich bitte um meine Freiheit."

„Eure Freiheit! und wozu?"

„Ich werde abreisen, Sire, mich auf immer entfernen, und niemals wird das Andenken an diese letzte Wohlthat aus meinem Herzen schwinden."

Philipp II. antwortete nur durch einen dumpfen Ausruf des Erstaunens und der Wuth; so weit hatte sich sein Verdacht nicht erstreckt; er hatte Donna Luisa solcher Liebe, solcher Aufopferung nicht fähig gehalten.

„Sire," hob sie wieder an, „Gott hat mir Gefühle eingeflößt, welche meinem Glücke angemessen sind. Ich bin aus meinem Vaterlande vertrieben, meines Ranges beraubt worden; ich habe die Herabwürdigung aller der Meinigen erleben müssen; daher muß ich den Stolz meines früheren Standes abschwören, und zu dem einer demüthigen Unterthanin Eurer Majestät herab steigen. Ein neues Leben hat sich plötzlich vor mir aufgethan . . . ."

„Donna Luisa," fiel ihr der König mit dumpfer Heftigkeit ein; „wagt Ihr es, mir die ganze Wahrheit zu sagen?"

„Ja, Sire, wenn Ihr mich fragt," antwortete sie kühn.

„Ihr wollt das Schicksal eines Elenden theilen? . . . ."

„Sire," unterbrach sie ihn heftig, „für Euch, für die ganze übrige Welt ist dieser Mann ein großer Missethäter, den Ihr begnadigt habt; für mich ist er der König Don Sebastian, den ich gezwungen habe, sein und mein Leben durch eine Feigheit zu erkaufen . . . . Sire, ich war seine Verlobte, ich liebe ihn . . . . Ich gehöre ihm in Zeit und Ewigkeit; Ihr habt die Wahrheit von mir verlangt, das ist sie."

Philipp war erblaßt, ein Blitz der Wuth strahlte aus seinen Augen; aber er hielt den fürchterlichen Ausbruch seines Zornes zurück, und sagte mit kalter Wegwerfung:

„Euer Irrthum flößt mir Mitleid ein, Donna Luisa . . . In allem diesem herrscht Zauberei oder ein Trug des Teufels."

Donna Luisa schauderte bei dieser fürchterlichen Voraussetzung; sie wußte, wie viele Schlachtopfer Philipp II. der Inquisition überliefert und von welchen Feinden ihn das heilige Tribunal befreit hatte.

„Sire," rief sie aus, „wer dieser Mensch auch ist, bedenkt, daß Ihr auf Euer königliches Wort und auf die heiligen Evangelien hin geschworen habt, ihm Leben und Freiheit unter Bedingungen zu lassen, welche er erfüllt hat; der heilige Vater selbst würde Euch eines solchen Schwures nicht entbinden."

Beide schwiegen. Der König hatte sich mit gesenktem Kopfe niedergesetzt, die Stirne in die Hand gestützt, deren nervöses Zittern die innere Aufregung verrieth, welche er verbergen wollte. Donna Luisa stand ihm schweigend gegenüber,

Digitized by Google

und erwartete in namenloſer Angſt die Antwort des alten Monarchen. Erſt hatte ſie es gewagt, ſeine unbeugſame Phyſiognomie durch Blicke zu befragen; aber wie geblendet durch den Blick, den er auf ſie heftete, empfand ſie einen Schauder von Abſcheu und Entſetzen; ſowohl Liebe als Zorn erglänzten aus dieſem ſtarren tiefen Blick.

Endlich ſagte er:

„Donna Luiſa, zieht Euch zurück; morgen werde ich Euch wieder rufen laſſen. Bis dahin wird mir Gott eingeben, was ich für Euch thun ſoll. Habt Ihr einen Mitwiſſer, ſo ſoll er Euch das Geheimniß bei ſeinem Leben bewahren; ſagt es der Herzogin von Avero.“

Als ſie in ihr Gemach zurückkehrte, fand die Prinzeſſin Donna Barbara und die andern Frauen nicht mehr; ſie waren von vornehmeren Damen erſetzt worden, welche ſchon die Infantinnen bedient hatten. Dieſer Wechſel war ſo geräuſchlos vorgegangen, daß ihn Iſabella kaum bemerkt hatte. Zu ihrer großen Verwunderung hatte man ſie einen Augenblick allein gelaſſen, dann waren die neuen Damen gekommen und hatten Donna Luiſa erwartet. Sie traten ſogleich ihren Dienſt an. Die hundert Augen des Argus waren nicht offener und hellſehender als die jener Frauen, welche noch eine größere Wachſamkeit ausübten, als Donna Barbara. Donna Luiſa konnte nicht ein einziges Wort ohne Zeugen an Iſabellen richten.

Trotz dem Verſprechen des Königs verſtrichen zwei Tage in ängſtlicher Erwartung. Donna Luiſa zitterte nicht für das Leben Don Sebaſtians; ſie wußte, daß der König einen auf die Evangelien ausgeſprochenen Schwur nicht brechen würde, aber ſie verlor die Hoffnung, ihre eigene Freiheit zu erhalten. Dennoch war ihr Muth nicht geſunken; die Zukunft lag noch weit ausgedehnt vor ihr, und in der Energie ihrer Aufopferung und ihres Willens ſah ſie nur den Tod, welcher ſie auf ewig von Don Sebaſtian trennen könnte.

Endlich am Morgen des dritten Tages erhielt ſie eine Botſchaft von dem König, der ſie auf der Stelle zu ſich entbot; ſie fühlte ſich von einer böſen Ahnung ergriffen, und trotz der Gegenwart ihrer Damen warf ſie ſich weinend in die Arme der Herzogin von Avero. Bevor ſie ſich von ihr trennte, ſagte ſie:

„Iſabella, wenn wir uns nicht wiederſehen ſollten, ſo gedenke meiner letzten Worte. Gehe keine Verbindung mit einem Spanier ein; Deine Hand ſey der Lohn für einen der Männer, die unſerm Unglück treu geweſen ſind. Unter uns, Don Juan von Matha hat Dich am meiſten verdient.“

Als Donna Luiſa durch die Säle ſchritt, welche dem Kabinet des Königs voran gingen, bemerkte ſie eine gewiſſe Bewegung darin. Mit entblößten Häuptern und dem kurzen Mantel auf den Schultern, eilten die Pagen her und hin, als hätten ſie Befehle zu überbringen. Der Hauptmann der hundert Männer, welche man die Guardia de Espinosa nannte, und welche das Privilegium hatten, den König auf ſeinen Reiſen zu umgeben, wartete an der Thüre des Kabinets.

(Schluß folgt.)

Aus dem Leben der Kaiſerin Joſephine.

(Fortſetzung.)

2.

Die muthige Retterin.

Es gab eine Zeit, wo Napoleon, der mächtige und gefürchtete Herrſcher Frankreichs, die Säulen ſeines unlängſt erſt beſtiegenen Kaiſerthrones, durch im Lande entſtandene Parteiungen, in ihrem Fundamente nicht mehr ſicher glaubte. In der That fing auch in der Hauptſtadt, dem Herde aller Revolutionen, der Geiſt des Aufruhrs und der Empörung ſucceſſive zu ſpuken an, was ihn bewog, auf ſeine Sicherheit, mehr als je, bedacht zu ſeyn. Nicht ſelten ließen des Nachts auf den Straßen wilde Stimmen ſich vernehmen, die zu Gunſten der vertriebenen und zum Theil ermordeten Bourbonen revolutionäre Lieder ſangen, aufrühreriſche Reden hielten und die Gemüther des Volks zur Unzufriedenheit anzufachen ſuchten. Kein Wunder, daß nach ſolchen Bedenken erregenden Vorgängen die Sicherheitsmaßregeln verſtärkt und die Behörden, mehr als je, zur Wachſamkeit angetrieben wurden. Den Wünſchen des Kaiſers zufolge, wurden ſogar Spione in Sold genommen, die, durch glänzende Verſprechungen gelockt, alle öffentlichen Oerter beſuchten, ſich in Geſellſchaften drängten und mit heimtückiſcher Schadenfreude, für ſchnödes Gold, ihr ſchändliches Gewerbe trieben. Mit gewiſſenloſer Thätigkeit übten ſie die ihrem Charakter als geheime Polizeiagenten obliegenden Pflichten, lauſchten jedem Geſpräch, verriethen alle ihnen verdächtig ſcheinenden Perſonen und begründeten gegen ſie die Klage des Hochverraths. Unter ſolchen Umſtänden konnte Niemand vorſichtig genug ſeyn; im Laufe des Geſprächs mußte ſorgfältig jedes auszuſprechende Wort genau erwogen werden, um nicht eine Minute ſpäter darüber zur Verantwortung gezogen und ein Opfer der Brutalität zu werden. Es wagte daher Niemand ein Wort über Politik zu ſprechen, ohne zu befürchten, von ſolchen nichtswürdigen Individuen belauſcht, verrathen, des Hochverraths beſchuldigt und als ſolcher in Anklageſtand verſetzt zu werden, was gewöhnlich eine langwierige Kerkerſtrafe, ja nicht ſelten den Tod durch Henkershand zur Folge hatte. Es war eine angſtvolle Epoche für Frankreichs Hauptſtadt. Jeder Tag brachte in ſeinem Gefolge neue Verhaftsbefehle, compromittirte, gänzlich makelloſe, aller Politik fremde Perſonen, und vernichtete das Glück vieler unſchuldigen Familien, indem nicht nur augenblickliche Confiſcation alles beweglichen und unbeweglichen Vermögens der betreffenden Perſonen die unvermeidliche Folge war, ſondern überdies nach Befinden auch wohl Landesverweiſung für ein derartiges Vergehen verhängt wurde, deſſen Urtheilsſpruch oft kaum gehörig motivirt, noch viel weniger rechtmäßigerweiſe begründet werden konnte. Ein ähnliches Unglück traf die Familie Lajolais. Das Haupt dieſer Familie, Herr von Lajolais, ehemaliger General unter Ludwig XVI., war in jeder Beziehung ein würdiger und anſpruchsloſer Mann, der, obgleich ein warmer Anhänger ſeines unglücklichen Königs, dennoch ſtandhaft und mit Ruhe die blutigen Regierungswechſel mit angeſehen und in allen Lagen ſeines vielbewegten Lebens einen ſeltenen Gleichmuth an den Tag gelegt hatte. Doch jetzt war er des Hochverraths gegen ſeinen Kaiſer angeklagt. Ohne daß man ſich die Mühe gegeben hätte, ihm erſt die Gründe vorzulegen, ward er unverſehens ſeiner Freiheit beraubt und in

Digitized by Google

einem dunkeln Kerker geworfen, wo ihm bald darauf das Urtheil seines Todes bekannt gemacht wurde. Mit männlicher Fassung vernahm er den Todesspruch seines ihm theuren Lebens; er klagte nicht über die Lieblosigkeit und Härte dieser Handlungsweise, sondern fügte sich mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit in sein Schicksal, obschon er wußte, gegen seinen kaiserlichen Herrn weder etwas Strafwürdiges unternommen, noch viel weniger ihm nach dem Leben getrachtet zu haben, wie man ihn fälschlicher Weise beschuldigt hatte. Sein Herz sprach ihn von aller Schuld frei, und ohne zu zittern, blickte er muthig der verhängnißvollen Stunde entgegen, in welcher er der Welt und seiner Familie ein letztes Lebewohl zurufen sollte. Was ihn schmerzte und sein Herz mit tiefem Kummer füllte, war das Schicksal seiner Gattin und seiner zehnjährigen Tochter, die beide, wie er erfahren, ebenfalls im Gefängnisse schmachteten, ohne vielleicht zu ahnen, was für ein trauriges Loos ihrem Vater in kurzem bevorstand. Er hatte zwar nicht unterlassen, seinen Richtern Beweise von seiner Unschuld zu geben; er hatte nicht verschmäht, um seiner Lieben willen, bei dem Kaiser um Gnade zu flehen; aber umsonst, sein Flehen wurde nicht erhört. Selbst diejenige von seinen Bittschriften, in welcher der edle Mann um Gnade und Freiheit für die Seinigen gebeten, blieb unbeachtet; man war sogar so grausam, ihm das Gesuch, vor seinem Tode seine Gattin und Tochter noch einmal sehen und sprechen zu dürfen, geradezu abzuschlagen. Dies hatte er freilich nicht erwartet; es war ein harter Schlag für das Herz eines liebenden, gefühlvollen Vaters, doch wußte er sich auch hier zu trösten. „Nun", rief er mit einem tiefen Seufzer, „wenn auch nicht hier, so sehe ich doch dort sie sicher wieder!" Bei diesen Worten warf er einen seelenvollen Blick gen Himmel und sank erschöpft in seinen Sessel.

Während Herr von Lajolais sich christlich zum Tode vorbereitete, und darauf gefaßt war, den Kopf unter das scharfe Mordinstrument der Guillotine zu beugen, hatten die Seinen, um sein Schicksal zu erfahren, nichts unversucht gelassen, was sie schon zum Ziele führen mußte. Untröstlich über die verzweiflungsvolle Nachricht des unvermeidlichen Todes ihres Vaters, hatte Aurelie, seine Tochter, Gelegenheit gefunden, aus ihrem Gefängniß zu entfliehen. Gebeugt von Schmerz, eilte sie durch die langen Straßen von Paris, nach der Gegend der Tuillerien, und war entschlossen, bis in das Zimmer der Kaiserin vorzudringen, die sie immer als eine gutmüthige und mitleidsvolle Dame hatte preisen hören. Leider aber sah sie sich in der Erwartung, die Kaiserin zu sprechen, getäuscht, indem sie nicht nur durch die vor dem Schlosse aufgestellte Schildwache barsch zurückgewiesen, sondern ihr auch die Hoffnung geraubt wurde, jemals diesen Wunsch erfüllt zu sehen. Ihr Herz blutete über diese trostlose Zurückweisung, doch vermochte sie nicht des jungen Mädchens Muth zu beugen. „Du sollst und darfst nicht sterben, Vater!" rief sie. „Ich werde versuchen, Dein Leben zu retten, selbst wenn ich das meinige dafür in die Schanze schlagen sollte!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Neapel, 25. Jan.) Der Carneval hat hier nach dem Kalender am 17. d. begonnen. Während aber die Lust des Neapolitaners, sich den Freuden des Carnevals hinzugeben, mit jedem Jahr abnimmt, scheint sich auch der Himmel dieses Jahr förmlich dagegen verschworen zu haben, denn seit vierzehn Tagen haben wir abscheuliches Wetter mit Sturm und Wind; wenn der Regen zuweilen aufhört, so geschieht es blos, um dem Hagel und Schnee Platz zu machen, welch letzterer jedoch in der Ebene den Boden nie erreicht, sondern blos die Gipfel der Berge schmückt, die in diesem Augenblick einen nordischen Anblick gewähren. Von den Corsobelustigungen konnte bis jetzt noch nicht die Rede seyn, und die wenigen Masken, die dem ersten Festino im Theater San Carlo beiwohnen wollten, hätten beinahe zu Wasser vorfahren können. Die Fêten in der vornehmen Welt folgten vor Beginn des Carnevals sehr rasch auf einander, und haben jetzt etwas nachgelassen. Bei Hofe ist nichts zu erwarten, indem sich JJ. MM. der König und die Königin dermalen in Caserta, dem Lieblingsplatz der Königin, aufhalten.

Deutsche Tracht.

O Hermann, blicke nicht auf deine Söhne nieder!
Statt Bärenfelle tragen sie jetzt Mieder;
Schnetten, Knotenstöcke,
Und langgeschwänzte Röcke.
Und Zwickelbärte und Medusenköpfe
Sind Zier und Schmuck der deutschen Erbfe.
Drum blicke nicht auf deine Söhne nieder,
Du findest Gecken nur, nicht Männer wieder.

(Regenb. Ztg.)

(Frankfurt a. M.) Von dem literarisch-thätigen, und mit gediegenem Wissen ausgestatteten August Boden ist bei Sauerländer dahier so eben eine neue Schrift „zur Beurtheilung der christlichen Glaubenslehre des Dr. Strauß, mit besonderer Beziehung auf den Unterschied zwischen dem religiösen und dem philosophischen Standpunkte, und auf das Verhältniß der Kirche und Kirchenlehre zum Christenthume" erschienen, welche alle Beachtung von selbst Denjenigen verdient, die mit der Bekämpfung der Strauß'schen Glaubenslehre — die indessen von Hrn. Boden von einem sehr selbstständigen Standpunkt aus und auf energische Weise geschieht — nicht einverstanden seyn mögen. (N. C.)

(Aus dem Schwarzburgischen.) Der Neujahrsgesang, der noch hie und da von geplagten Schullehrern mancher Orte von Haus zu Haus gehalten wird, um die Besoldung einzusammeln, hat auch dieses Jahr sein Opfer verlangt. In Gillersdorf starb nach einer durch das Umsingen veranlaßten starken Erkältung der wackere Cantor Eberhardt an Brustentzündung. (Dorfz.)

Korrespondenz.

Kassel, im Jan.

(Fortsetzung.)

Wie leicht ließe sich aber trotz dieser Mißverhältnisse mit der Zeit ein würdiges Repertoir schaffen, das zugleich das Publikum und die

Digitized by Google

Schauſpieler hebt und bildet! Haben wir nicht Shakſpeare, Leſſing, Schiller, Göthe und daneben die beſſeren Erzeugniſſe der jungen Literatur? Außerdem gibt es noch ſo viel Treffliches, was unbegreiflicherweiſe nie an's Tageslicht gezogen wird. Wir erinnern unter Anderen nur an Platen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir hierbei nicht an den romantiſchen Oedipus, auch nicht an die verhängnißvolle Gabel denken, wohl aber an die ächt poetiſchen, ſinnigen dramatiſchen Gedichte: der Schatz des Rhampſinit, der gläſerne Pantoffel ꝛc. Auch Gries hat neuerdings durch ſeine ausgezeichnete Ueberſetzung die Calderon'ſchen Luſtſpiele für die Bühne zugänglich gemacht. Das Publikum hat zwar eine natürliche Schwerkraft, die Kunſt herab zu ziehen, aber auch die Kunſt die Eigenſchaft, ihre Schwungkraft dem Publikum mitzutheilen. Durch öftere Aufführung von Meiſterwerken wird die Bühne erſt zur moraliſchen Anſtalt, an dem Großen und Schönen erwärmt ſich auch der Geiſt des dramatiſchen Künſtlers. Unſere Bühne hat im Schauſpiele einzelne treffliche Talente aufzuweiſen, die vereint und unter tüchtiger Anleitung Gediegenes zu leiſten im Stande ſind. Hr. **Bolzmann**, zugleich Regiſſeur des Schauſpiels, iſt ein Künſtler erſten Ranges, auf deſſen Beſitz unſere Kunſtanſtalt mit Recht ſtolz ſeyn kann. Sein Auftreten in der Geſellſchaft iſt ſtill und beſcheiden, er verſchmäht es, ſich in derſelben geltend zu machen. Selbſtgefühl aber und zurückhaltendes Weſen (oft ein Bürge inneren Werthes) werden ſehr häufig für Hochmuth ausgegeben und ſo hat denn auch Hr. **Bolzmann** von Unberufenen manche ſchiefe Urtheile erfahren, die ſich ſogar in die Kritik ſeiner dramatiſchen Darſtellungen hier und da eingeſchlichen haben. Hr. **Bolzmann** iſt ein vielſeitig gebildeter, denkender Künſtler, der bedeutend über die Handwerksmäßigkeit ſo vieler Couliſſenhelden der Gegenwart hervorragt. Da iſt keine ſeiner Partieen, weder in der Tragödie, noch im Schauſpiele, noch in der Komödie, der nicht ein ſorgfältiges, ernſtes Studium vorausgegangen wäre. Alle ſeine Leiſtungen, die Helden- und erſten Liebhaberrollen, ſo wie die Bonvivants, ſind aus dem Buche der Natur und des friſchen wirklichen Lebens entnommen. Sein Spiel iſt wahr und von jeder Uebertreibung entfernt, ſein Organ kräftig, biegſam, volltönend und unendlicher Modulationen fähig. Der Darſteller hat ſeine Stimmmittel ſo ſehr in ſeiner Gewalt, daß, wenn er den Ton ſtufenweiſe ſteigern muß, dieſer in den höchſten Stellen doch niemals an Wohlklang verliert. Die ſcharfe, ſelbſtſtändige Manier **Bolzmann's**, ſich auf der Bühne geltend zu machen, eignen ihn in der Tragödie insbeſondere zur Darſtellung ſolcher in ſein Fach einſchlagenden Hauptcharaktere, die auf die Handlung des Drama's thätig einwirken, nicht aber der mehr paſſiven Genies. Mad. **Ahrens** iſt ebenfalls eine Zierde der Kaſſeler und ſicher auch jeder bedeutenderen Bühne. Seit neuerer Zeit haben einige Unberufene ihren Künſtlerruf mit unbegründetem Tadel anzufechten verſucht, aber ohne Erfolg. Mad. **Ahrens** iſt ein trefflich durchbildetes, ſehr vielſeitiges Talent, das ſich zugleich mit ungemeiner Sicherheit auf den Brettern bewegt. Ihre ganze Individualität befähigt ſie zwar vorzugsweiſe zu den heroiſchen Partieen der Jeanne d'Arc, Griſeldis, Corona von Saluzzo ꝛc., allein auch im Luſtſpiel leiſtet ſie Treffliches.

(Schluß folgt.)

Darmſtadt, 10. Febr.

Unſere Karnevalsbeluſtigungen ſind nun vorüber; ſie waren von ſo kurzer Dauer, daß Niemand dabei Gefahr lief, ſeine Kräfte zu erſchöpfen und dadurch an dem verſtimmenden Nachgefühl einer längeren Ermattung zu leiden. Während Momus, der Sohn des Schlafs und der Nacht, zu Mainz und Worms ſchon längſt ſein tolles Weſen trieb und ſich ſeiner vorjährigen Erſcheinung auch dieſes Mal würdig zeigte, ließ er hier lange auf ſich warten, und nicht eher als am vorigen Samſtag den 5. d. kam er bei dem Maskenball der Caſinogeſellſchaft zum Vorſchein, jedoch nicht in jener überſprudelnden Laune und tollen Ausgelaſſenheit, welche man in Köln und Mainz zur heiteren Faſchingszeit immer zu finden pflegt. Was dieſen Punkt betrifft, ſo bieten beide Städte unübertreffliche Muſter ſchalkhafter Laune und geiſtreicher Narrheit dar, welche in Erfindung und Ausführung ſo viel Schönes und Ergötzliches haben. An demſelben Abend hielt die »vereinigte Geſellſchaft« ihren Faſtnachtsball, der zwar kein maskirter war, aber gleichwohl mit zu den ſchöneren gezählt zu werden verdient, die in dieſem Winter hier ſtatt fanden. Es war eine Luſt für den Beobachter, in dem bis zur Tageshelle erleuchteten großen ſchönen Saale und in den daran ſtoßenden prächtigen Gemächern ſich zu ergehen und die ohne Unterlaß wechſelnden und ſich erneuernden Gruppen zu beſchauen, unter denen die durch werthe Gäſte von der Themſe und der Moſel verſtärkte Elite unſerer Damenwelt die eigentlichen Glanz- und Anziehungspunkte bildeten. Wer daran noch gezweifelt hätte, daß, wie ein Schriftſteller bemerkt, die Mode eine flüchtige Erſcheinung des Zeitgeiſtes ſey, hätte ſich leicht hier von der Richtigkeit dieſer Bemerkung überzeugen können. Wie unſere Zeit, in ihrer äußeren Erſcheinung wenigſtens, eine ruhige und harmloſe iſt, ſo auch die Mode, welche einſt von der Politik Geſetze empfing, jetzt aber ſchon längſt aufgehört hat, ihr unterthänig zu ſeyn. Doch nie trennt ſich die Mode von den Blumen, obſchon auch dieſe in der Politik ſchon manche merkwürdige Rolle geſpielt haben. Auch davon konnte man ſich heute überzeugen; allein Flora erſchien als ſtolze Selbſtherrſcherin in ihrem glänzenden Reiche, unbekümmert um die natürliche oder politiſche Botanik, welche bekanntlich ihre eigenen Syſteme haben. Die weiße und rothe Roſe waren friedlich neben einander gepaart, und ſelbſt die Lilie würde keinen Widerſpruch gefunden haben, wenn ſie unter ihren Schweſtern hervorgetreten wäre. Und welche Arme, welche Köpfe ſchmückten ſie, die heiteren Kinder eines künſtlichen Frühlings? Man muß Augenzeuge geweſen ſeyn, um darüber mit einer Art Enthuſiasmus urtheilen zu können! Auch das größere Publikum ſollte bei unſern Faſtnachtsfreuden nicht leer ausgehen; wenigſtens war ihm in dem Theater die Gelegenheit dazu geboten. Unter Momus hohem Protektorate ward am vorigen Sonntage zum Erſtenmale aufgeführt: »Eulenſpiegel, oder: Schabernack über Schabernack«, Poſſe mit Geſang von J. Neſtroy. Dieſes Stück ſcheint das zu ſeyn, was es ſeiner Beſtimmung nach ſeyn ſoll, und wir müſſen bekennen, daß Hr. **Birnſtill** als Eulenſpiegel und Hr. **Kronfeld** als Natzi ganz vorzüglich zur Erheiterung des Hauſes beitrugen. Am folgenden Abend war Liedertafel, und auch dabei ging es nicht ohne Maskerade ab. Aber Tags darauf erreichte unſer Karneval den höchſten Glanzpunkt im Hoftheater durch die Darſtellung des bekannten Stücks: »Staberl's Reiſeabenteuer, oder: der Faſchingsball«, Poſſe von Carl. Die Darſtellung war beſſer als die Dichtung, der man zu viel Ehre erweiſ't, wenn man ſie mit dieſem Namen belegt. Der letzte Akt, an welchen ſich der Faſchingsball reiht, iſt ohne Zweifel der intereſſanteſte. Der Wechſel der Erſcheinungen bietet ſo viel Anziehendes dar, daß man der Entwickelung des Ballfeſtes mit ſteigender Aufmerkſamkeit folgt. Der groteske Maskenzug, ſo wie die darauf folgenden Tänze, Polka, Narren-Tanz, das Storch-Manöver und ein Ländler, waren in Erfindung und Ausführung höchſt ergötzlich und bewährten auf's neue das ſchöne, künſtleriſche Talent des Hrn. Balletmeiſters **Teſcher**. — Geſtern Abend endlich machte die Geſellſchaft Reſſource den Beſchluß unſeres Karnevals durch einen Maskenball, der nicht ohne Intereſſe war. Die Frage des politiſchen Gleichgewichts im Orient wurde durch einen Kampf zwiſchen Chineſen und Engländern zur Anſchauung gebracht; nur fehlten die Kriegsſchiffe, die Kanonen und die Feſtung Amoy mit ihren Granitfelſen-Mauern. Dagegen erregte Erſtaunen der große Wettlauf des Rieſenelephanten, der ſo monſtrös war, daß der mächtige Beherrſcher von Siam ſich nicht geſchämt haben würde, ihn zu beſteigen, wenn er weiß geweſen wäre.

Theater-Anzeige

Sonntag, 13. Febr. **Fünfzehn Mädchen in Uniform**, Vaudeville-Poſſe in 1 Act, von Angely. Hierauf folgt: **Der Bürgercapitain**, oder: Die Entführung, heroiſch-bürgerlich Luſtſpiel in 2 Abth.

Montag, 14. Febr. (Zum Vortheil der Dem. **Capitain** und neu einſtudirt): **Der Templer und die Jüdin**, große romantiſche Oper in 3 Abth., von Wohlbrück, Muſik von Marſchner. — Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. **Heller**. — Druck und Verlag von **Heller** und **Rohm**.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 45. Montag, den 14. Februar 1842.

Donna Luisa.

Nach Madame Charles Reybaud, von Kathinka Zitz.

(Schluß.)

Philipp II. ging Donna Luisa einen Schritt entgegen; trotz der ruhigen Fassung, die er affektirte, strahlte eine geheime Freude aus seinen Blicken.

„Sennora," sagte er, „der Hof folgt mir noch heute nach Elvas, wo ich einige Tage verweilen werde; dann begeben wir uns nach Lissabon. Dort, Donna Luisa, sollt Ihr erfahren, zu welchem hohen Glücke wir Euch bestimmen."

„Sire," erwiederte sie, „welche auch die Ehre sey, die Ihr mir zugedenkt, ich schlage sie aus."

Diese Worte wurden mit leiser Stimme, aber mit dem Tone eines kräftigen Entschlusses gesagt. Philipp II. verstand diesen unüberwindlichen Widerstand gar wohl; vielleicht erwartete er ihn sogar. Seine unversöhnliche Liebe sah jetzt nur noch eine schreckliche und letzte Befriedigung, die der Rache.

„Wohlan, Sennora! Ihr seyd frei," sagte er kalt.

„Sire, ich danke Euch," rief sie, und ihre Stimme erbebte; gegen ihren Willen erstarrte ihre Dankbarkeit in einem Gefühl von Furcht und Mißtrauen; ihr bestürzter Blick schien den König noch weiter zu befragen.

„Ja, Ihr seyd frei," wiederholte er. „Ich lasse Euch hier als Gebieterin über Euch selbst zurück. In einer Stunde bin ich auf dem Wege nach Portugal. Schon sind die Equipagen und die Gardekompagnien außerhalb des Thores. Wollt Ihr nicht sehen, wie schön mein Gefolge geordnet ist, Sennora? Kommt, ich will es Euch zeigen."

Erstaunt und von vager Furcht erfaßt, folgte Donna Luisa dem König nach, der ihr nicht Zeit gelassen hatte, ihm zu antworten. Der Graf von Mora ging ihnen voran, blieb aber an der Treppe des Glockenthurmes zurück. Der König stieg zuerst hinauf; er klimmte rasch die ausgetretenen Stufen hinan, indem er die Prinzessin an einer Hand nach sich zog. Sie hatte Angst, ihr Kopf verwirrte sich; ja, der Gedanke kam ihr, daß sie zu einer schrecklichen Todesart bestimmt sey. Sie ward wieder ruhiger, als sie auf der Plateforme ankam. Eine milde Herbstsonne beschien die Ufer des Guadiana; die Luft war durchsichtig klar, und ließ alle Einzelheiten dieser ausgedehnten Landschaft sehen. Eine große Regsamkeit herrschte in den Straßen und außerhalb der Stadtthore. Jenseits der Brücke standen alle Kompagnien der königlichen Garde unter den Waffen, und die Helme von polirtem Eisen, die Piken und Lanzen mit den leichten Fähnchen bildeten zwei funkelnde Linien. Aber Donna Luisa warf kaum einen Blick auf dieses lachende belebte Bild. Ihre nach dem Alcazar gerichteten Augen suchten auf dem Gipfel des höchsten Thurmes das vergitterte Fenster, hinter welchem sich Don Sebastian befand. Der König ließ sie einen Augenblick gehen, dann sagte er langsam:

„Ein sonderbares Ereigniß hat gestern in dem Alcazar stattgefunden. Der Gouverneur hatte Revue über die Garnison gehalten; die Soldaten manövrirten in dem großen Hofe bei Trommelschall und Trompetenklang. Der Gefangene, dessen Gnade Ihr erbeten hattet, sollte in Begleitung einiger Missethäter, welche in die Bergwerke verurtheilt waren, nach San-Lucar abgeführt werden. Dieses Häuflein befand sich in dem Hofe in dem Augenblicke, als die Fähnriche ihre Fahnen erhoben, und die Musik erschallte bei dem tausendfach wiederholten Rufe: Viva Espanna y Portugal! da stürzte der Gefangene vor und rief: Zu mir! Portugal por el rey! ich bin Don Sebastian! — Aber wer wird es jetzt glauben, da er ausgesagt und unterschrieben hat, daß er ein Abenteurer sey?"

Er schwieg, und betrachtete mit grausamer Freude Donna Luisa, die bleich, niedergeschmettert, stumm vor Bestürzung, ihn nur durch einen verwirrten Blick befragen konnte.

„Da dieser Mensch seine Erklärung auf diese Weise verläugnete," hob der König wieder an, „so sind wir unseres Schwures entbunden, und haben verordnet, daß ihm sein Recht angethan werde."

„Und alles ist aus!" unterbrach ihn Donna Luisa mit einem dumpfen Jammerlaut.

„Noch nicht," erwiederte Philipp, indem er nach dem Alcazar hinblickte.

Sie sah ein, daß es unnöthig sey, um Gnade zu bitten, daß nichts Don Sebastian retten könnte. Da erfaßte sie der Gedanke eines schnellen und sicheren Todes; sie maß mit dem Auge die Höhe des Thurmes, und beugte sich mit ausgebreiteten Armen über den Abgrund hin. Aber die Furcht vor dem andern Leben hielt sie zurück. Sie fürchtete, wenn sie ihre Seele verdamme, in Ewigkeit von dem getrennt zu werden, den sie liebte, und den Gott jetzt aufnehmen sollte. Sie wollte fliehen, aber Philipp II. versperrte ihr den Weg, und hielt sie gewaltsam zurück. „Seht"! sagte er, indem er sie an die Seite der Brustwehr führte, welche nach dem Alcazar sah.

Digitized by Google

Eine menſchliche Geſtalt hing an den Zinnen des Thurmes, und verlängerte ſich mit einer ſchwachen Schwingung auf der grauen Mauer. Eine Menge Volkes, das ſich am Fuße des Thurmes geſammelt hatte, blickte in die Höhe, und gab ſeinen Beifall durch wildes Geſchrei zu erkennen. Bei dieſem Anblick ſtieß Donna Luiſa einen durchdringenden Schrei aus, und brach in ſich ſelbſt zuſammen. Der König betrachtete ſie einen Augenblick mit ſtarrem Auge und ſagte: „Ich liebte ſie!“

Dann ging er hinab.

Als Donna Luiſa nach einigen Minuten wieder zu ſich kam, erhob ſie ſich, und erreichte die erſten Stufen der Treppe. Dort blieb ſie den ganzen Tag in völliger Vernichtung ſitzen. Alle ihre Verſtandeskräfte waren vernichtet, und der inſtinktartige Schmerz, den ſie empfand, drückte ſich nur durch ſpärliche Thränen und einige Jammerlaute aus. Gegen Abend war es ihr jedoch, als würde ſie durch eine Stimme von oben erweckt, und plötzlich erwachte das Bewußtſeyn ihrer Lage in ihr. Sie lauſchte, und vernahm den Geſang der Nonnen, welche nach der Abreiſe des Hofes einen Umgang durch das Kloſter hielten.

Donna Luiſa ſtieg hinab, und warf ſich der Priorin zu Füßen. „Mutter,“ ſagte ſie, „ich bin hier geblieben, um nicht mehr hinaus zu gehen!“ Die über dieſe Erſcheinung erſtaunten Nonnen umringten und befragten ſie.

Da erklärte ſie ihre Geburt, und betheuerte von neuem ihren Entſchluß.

„Meine Tochter,“ erwiederte die Priorin, „ich wußte um Euer Hierſeyn; ein Befehl des Königs war Euerm Entſchluß vorausgegangen; morgen werdet Ihr den Schleier nehmen.“

Ein Jahr ſpäter legte Donna Luiſa ihr Gelübde ab. Nie war eine Nonne mehr von der übrigen Welt geſchieden; das Kloſter war ein unzugängliches Gefängniß für ſie; ſie war von ſolcher Wachſamkeit umgeben, daß keine Nachricht von ihren Lieben, die ſie in der Welt gelaſſen hatte, bis zu ihr dringen konnte. Erſt achtzehn Jahre ſpäter, nach dem Tode Philipps II., erfuhr ſie das Loos derjenigen, für welche ſie täglich betete. Ihr Vaterland war im ſpaniſchen Joche geblieben. Don Antonio, ihr Vater, war in der Verbannung geſtorben, nachdem er ſeine Rechte an die portugieſiſche Krone dem großen Heinrich von Frankreich vermacht hatte. Die Herzogin von Avero, ihrer Titel und reichen Beſitzungen beraubt, weil ſie ſich geweigert hatte, einem Spanier ihre Hand zu geben, hatte ſich in der Verbannung mit Don Juan von Matha vermählt.

Aus dem Leben der Kaiſerin Joſephine.

(Fortſetzung.)

Bei dieſen, mit zuverſichtlicher Hoffnung ausgeſprochenen Worten ſtand Aurelie regungslos, ſcheinbar alles Lebens beraubt, unfern des kaiſerlichen Schloſſes und ſchien über das Unglück ihres Vaters, wie über die Mittel zu ſeiner Rettung, ernſtlich nachzudenken, während auf ihrem blaſſen, ausdrucksvollen Angeſichte deutlich der Kampf zu leſen war, den ſie im Innern mit ſich ſelbſt zu kämpfen ſchien. Endlich ſtörte ſie das Raſſeln eines Wagens; ſie erwachte aus ihrer dumpfen Betäubung und blickte nach ihm hin; es war der der Kaiſerin. Sie lächelte, ihr Entſchluß ſchien gefaßt; augenblicklich richtete ſie ihre gebeugte Geſtalt empor, warf einen bittenden Blick gen Himmel und eilte hinweg. Nicht achtend ihr junges Leben, warf ſie ſich im Nu vor dem mit ſechs muthigen Pferden beſpannten Wagen nieder, und rief mit einer an Verzweiflung gränzenden Stimme: „Ich muß die Kaiſerin ſprechen, habt Erbarmen!“ Man hielt an, war äußerſt beſtürzt, und ſtaunte über die kalte Lebensverachtung des jungen Mädchens. Die Kaiſerin befahl mit ſanft lächelnder Miene, ſie zu ihr zu bringen, hieß hierauf die edelmüthige Tochter in ihren Wagen ſteigen, und im Fluge jagten nun die Pferde dem kaiſerlichen Schloſſe zu. Fräulein v. Lajolais, die bisher von tiefem Schmerz durchdrungen der Kaiſerin Joſephine und der Prinzeſſin Hortenſia ſtumm gegenüber geſeſſen hatte, erhielt beim Ausſteigen von der Kaiſerin den Befehl, ihr zu folgen. Beim Eintritt in das prächtig drapirte Zimmer wurde ſie beſtürzt und verlegen, indeß ſuchte ſie ſich zu faſſen und ſtürzte der Kaiſerin zu Füßen. „Gnade, gnädigſte Kaiſerin, Gnade für meinen armen, unglücklichen Vater!“ ſtammelte ſie mit wehmuthsvoller, durch Schluchzen unterbrochene Stimme. „Man hat mir ihn aus den Armen geriſſen und will ihn morden! Auch meine Mutter und ich ſchmachteten im dunkeln Kerker, ohne zu wiſſen, warum. Ach, habt Gnade! habt Erbarmen! Ich liebe meinen Vater ſo ſehr und meine Mutter! Ach, ſchenkt ſie mir wieder!“ Als ſie dieſe Worte geſprochen, ſenkte ſie, von ſchmerzlichen Gefühlen überwältigt, den Kopf auf ihre Bruſt und weinte bittere Thränen. Sie war unfähig, noch ein Wort für die Freiheit ihres Vaters hinzuzufügen. Der heroiſche Entſchluß des Mädchens ward von allen Anweſenden bewundert; ihr kindliches Flehen konnte das gefühlvolle Herz der Kaiſerin nicht ungerührt laſſen; ſie war entſchloſſen, ihren Schmerz zu lindern und ihr ihren Vater wieder zu geben, ob auch der Kaiſer darüber zürnen mochte. „Wer biſt Du und wie heißt Dein Vater, liebe Kleine?“ fragte nicht ohne innere Bewegung Joſephine.

„Mein Name iſt Aurelie, und mein Vater heißt General Lajolais“, liſpelte mit gepreßtem Herzen die Gefragte.

Joſephine ſtand einen Augenblick, wie es ſchien, in tiefes Nachdenken verſunken, indem ſie mühſam die Thränen zu verbergen ſuchte, die dieſe Scene ihren Augen entlockt hatte. Dann trat ſie näher an Fräulein Lajolais heran, faßte ſie bei der Hand und ſprach mit ſanfter Engelsmilde: „Ein Vater, der eine ſo gute Tochter hat, kann nicht ſchuldig ſeyn; er ſey daher frei! Und Sie ſelbſt, Fräulein, die Sie ihm mit Aufopferung Ihres eigenen Lebens Gnade erwirkt haben, mögen ihm dieſe fröhliche Botſchaft bringen.“

Bei dieſer edlen, hochherzigen That bedachte die Kaiſerin nicht, daß der plötzliche Uebergang vom tiefſten Schmerz zur höchſten Freude auf das junge Gemüth einen ſo mächtigen Einfluß üben würde. Kaum hatte der Mund der Kaiſerin die beglückenden Worte ausgeſprochen, ſo überzog ſich das Geſicht des Fräuleins Lajolais mit fahler Leichenbläſſe; ſie ſtürzte zuſammen, wälzte ſich, von convulſiviſchen Zuckungen gepeinigt, ſtöhnend am Boden des Zimmers und fiel endlich in eine lange, tiefe Ohnmacht. Alle waren beſtürzt, aber auch zugleich bemüht, ſie wieder zum Bewußtſeyn zu bringen, was endlich der gütigen Fürſorge der Kaiſerin, der Prinzeſſin Hortenſia und ihrer Damen auch gelang. Fräulein Lajolais ſchlug die Augen auf, ſie irrten unſtät umher. „Vater, mein Vater!“ liſpelte ſie, ſobald ſie der Sprache wieder mächtig wurde, „mein Va-

Digitized by Google

ker! o, daß ich die Erste bin, Dir Deine Begnadigung anzukündigen."

Und indem sie sich erhob, wollte sie den Armen, die sie zurückhielten, entschlüpfen; aber zu schwach für so viel verschiedenartige Bewegung, sank sie kraftlos wieder in dieselben zurück.

„Nichts drückt Sie ja jetzt, Fräulein!" sagte eine der Damen; „gönnen Sie sich ein wenig Ruhe und Nahrung; Sie gehen eine Stunde später."

„Eine Stunde später!" rief Aurelie heftig; „glauben Sie, daß ich einem Menschen, der zum Tode verurtheilt ist, die Ankündigung seiner Begnadigung um eine Stunde verspäten könne, wenn überdies derselbe mein Vater ist? O, Madame," fügte sie hinzu, indem sie sich an die Kaiserin wandte, „lassen Sie mich gehen — Gnade! denken Sie, daß es mein Vater ist, der begnadigt worden ist, ohne daß er es noch weiß!"

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Die Poeten.) Karl Waldau macht in den Lemberger Leseblättern folgende Marginalien: „Die Poesie wird in Nimes durch einen Bäcker, in Mantua durch einen Perückenmacher, in Padua durch einen Fleischhelcher, in Verona durch einen Schuhflicker und in Parma durch einen Lastträger repräsentirt." — Ich finde darin einen Fortschritt der Poesie, denn der Perückenmacher ist ein Mann von Kopf, der Fleischhelcher verfeinert den Geschmack, der Schuhflicker leistet, was er kann, und der Lastträger, nun, der liefert auch Erträgliches. Offenbar aber ist der Bäcker am besten daran, denn seine Leistungen verrathen Wärme, und dabei hat der Mann sein tägliches Brod.

(Coblenz, 10. Febr.) Ein seit einem halben Jahrhundert unterbrochenes Schauspiel erfreute gestern zum ersten Male wieder die Bewohner unserer Stadt. Die Metzger, während der Faschingstage mit ihrem Gewerbe zu sehr beschäftigt, um an den allgemeinen Belustigungen Antheil nehmen zu können, waren bei der Regierung eingekommen, den für den Aschermittwoch, nach früherem Trierer Brauch, hergebrachten Zug halten zu dürfen. Ein stattlich geschmückter 16 Zentner schwerer Zunftochse sollte diesem Zuge zur Zierde dienen. Die Regierung willfahrte, nachdem die Geistlichkeit berathen, dem Ansuchen der Metzger, und gestern, begünstigt von einem prachtvollen Wetter, bewegte sich durch die Straßen der Stadt ein Festzug, der durch die Trennung der geschwächten Carnevals-Gesellschaften durchaus die verschiedenen Züge verdunkelte. — Die geschmackvoll aufgeputzten Männergestalten zu Roß, in der festen Ordnung, die allein die Frucht wahren Gemeinsinnes seyn kann, zeigten, was der Schatten allein der alten Corporationen vermag. — Am Abend war ein großer Ball, dem der Gouverneur von Coblenz, Hr. General-Lieutenant von Müffling, Exzellenz, der Regierungs-Präsident Freiherr von Schleinitz, und mehrere hohe Civil- und Militär-Beamte, der Einladung der Metzgerzunft nachkommend, beiwohnten. Se. Exzellenz eröffnete den Ball mit der Frau Wittwe Schlink, der geachteten Gattin aus der Metzgerzunft, durch eine Polonaise. Innige Freude herrschte unter den Anwesenden. Die geräumigen Säle des Gasthofes zu den „Drei Schweizer" faßten kaum die Zahl der Gäste, die sich eingefunden zu dem Metzgerfeste.

(Cob. Ztg.)

Man schreibt uns von Hamburg: Eine hiesige Buchhandlung (Behrends) hat eine Geschichte des auf der Heimfahrt von New-York nach Bristol zu Grunde gegangenen Dampfbootes „President", angeblich nach dem Englischen, angekündigt. Die Geschichte soll von einem auf dem Schiffe befindlichen Geistlichen abgefaßt, in einer Flasche dem Weltmeere anvertraut und so als einziges Ueberbleibsel aufgefunden worden seyn. Die ganze Geschichte ist aber ein humbug, d. h. auf deutsch eine Aufschneiderei und Prellerei zugleich. Man erinnere sich an die Herrschel'schen Mondbewohner vor ein paar Jahren, mit denen ein moderner Münchhausen Geld aus den Sternen und dem „holden Monde" zog; jetzt sucht ein witziger müßiger Kopf mit dem „Presidenten" Goldfische zu fangen.

(Aus dem Altenburgischen.) Zur diesjährigen Michaelismesse gedenkt man die Eisenbahn von Altenburg bis Leipzig mit Dampf befahren zu können. — Nach den hier sorgfältig aufgezeichneten Beobachtungen gab es im Jahre 1841 186 Regen-, 166 trübe und wolkigte und 13 helle Tage.

Charlotte Birch-Pfeiffer hat ein Lustspiel geschrieben, das sie bereits an ihrem Theater in Zürich mit Beifall aufführen ließ. Dr. Birch, ihr Mann, ein kenntnißreicher Gelehrter, hat so eben den ersten Band einer Geschichte Louis Philipps herausgegeben.

Korrespondenz.

Kassel, im Jan.

(Schluß.)

Wir werden erst einsehen lernen, was wir in Mad. Ahrens gehabt haben, wenn sie uns verlassen sollte. War nicht dasselbe mit Fräul. Adolfine Neumann der Fall, als wir diese noch die Unsere nennen durften? Freilich mehrere Vorzüge auf einmal gestreut der Neid nicht leicht einer und derselben Persönlichkeit zu. Die Eigenschaften der Anmuth, Schönheit, Liebenswürdigkeit und feineren Bildung konnte man, ohne sich geradezu lächerlich zu machen, Fräul. Neumann nicht absprechen. Talent aber noch außerdem, nein, das war doch zu viel! man bestritt es daher. Erst als Fräul. Neumann zum Karlsruher Hoftheater abging, kam das Publikum zur Besinnung. — Quanter's, des Unvergeßlichen, Rollenfach ist durch Hrn. Kühn von der Braunschweiger Hofbühne wieder besetzt worden. Es ist ein jugendliches, vielversprechendes Talent, an das sich erfreuliche Hoffnungen für die Zukunft knüpfen. Dabei dieser rastlose, unermüdliche Fleiß. So hat z. B. Hr. Kühn, um in den Charakter des Cromwell in Raupach's Royalisten, den er neulich darzustellen hatte, recht tief und gründlich eingedrungen zu seyn, auf der hiesigen Bibliothek die einschlägigen historischen Werke zuvor durchstudirt. Die bedeutenderen Partieen des Richelieu, Schewa, Cromwell, welche er bisher dem hiesigen Publikum vorführte, trugen sämmtlich das Gepräge eigner, auf selbstständigen Gründen ruhender Anschauung. Er hascht nie nach dem Beifall des Publikums, sondern sucht die Anerkennung der Berufenen zu erstreben. Nur möchten wir Hrn. Kühn anheim geben, die Bildung und Veredlung seines an sich nicht günstigen Organs sich ernstlich angelegen seyn zu lassen. Einen andern Mangel, der seinen größeren Leistungen noch anklebt, wird sicher die Zeit gänzlich heben. Sie verrathen zu sehr das vorausgegangene Studium und gleichen dadurch leicht todten, der lebendigen Wirklichkeit nicht angehörenden Gemälden. Die Darstellung eines historischen Charakters setzt freilich als

wesentlich voraus, daß das äußere Portrait desselben so viel als möglich vor die Phantasie des Zuschauers geführt werde. Allein Hr. Kühn möge, wie z. B. als Cromwell, nicht so bedeutendes Gewicht darauf legen, daß der innern Wahrheit des historischen Charakters dadurch zu nahe getreten wird. — Wir haben schon mehrfach bemerken müssen, daß man Hrn. Pauli, einen sehr belesenen und fähigen jungen Schauspieler, (er war früher Mitglied des Düsseldorfer Theater's unter Immermann's Leitung) entweder sehr wenig, oder doch unrichtig verwendet. An Talent und Bildung fehlt es dem Hrn. Pauli gewiß nicht; man muntere ihn nur einmal auf, weise ihm ein convenirendes, würdigeres Rollenfach an (namentlich mehr intriguante Partieen, zu denen er jedenfalls mehr Geschick haben wird, als Hr. Kläger, der über seine komischen Rollen nicht hinaus gehen sollte) und Hr. Pauli wird dadurch in seinen und den Augen des Publikums bald bedeutend gewinnen. — Hr. Mons und Hr. Häser sind sehr brauchbare Bühnenmitglieder. Mons hat seit seinem Hierseyn in dem Rollenfach der zweiten Liebhaber bemerkenswerthe Fortschritte gemacht. Häser's Humor ist in manchen seiner launigen Partieen wirklich unvergleichlich. Unser trefflicher Komiker Hr. Birnbaum, mit Recht der Liebling des hiesigen Publikums, hat ein glückliches Talent im zeitgemäßen Extemporiren. Seine schlagenden Lokalwitze haben noch niemals ihre Wirkung verfehlt. Hr. Franke dagegen ist in den Partieen eines Wallenstein, Thibaut d'Arc, Graf Borotin in der Ahnfrau ꝛc. nicht zu ertragen. Dieses leise, heisere Flüstern, diese Unnatur, dieses steife, ausgespreizte Wesen — nein, das halte ein Anderer aus! Was hilft aller gute Wille, wenn auch nicht ein Fünkchen von Befähigung da ist! — Zwei neue Acquisitionen sind in Fräul. Herbold (früher in Mainz) und Fräul. Jahn (früher in Karlsruhe) gemacht worden. Die Erstere ist in das Rollenfach der Fräul. Adolfine Neumann (die Salondamen und naiven Partieen im Lustspiel) eingetreten. Dagegen neigt sich die Individualität der Fräul. Herbold entschieden zum tragischen Fache hin. Auf der zarten, schönen Gestalt, den feinen, blassen Zügen der Fräul. Herbold ruht gleichsam ein leiser elegischer Hauch. Die ächt musikalischen Akkorde ihres seelenvollen Organs nehmen unwillkürlich das Gemüth gefangen. Man ist zwar gewohnt, von Fräul. Herbold nur Gediegenes zu sehen, allein in den naiven Partieen muß sie ihrer Individualität Zwang anthun und das verräth sich denn doch in der ganzen Leistung. Fräul. Jahn ist schon zu bedeutend, um für das untergeordnete Rollenfach der abgegangenen Mad. Kläger fortdauernd benutzt werden zu können. Sie ist am geeignetsten, mit der Zeit das frühere Rollenfach der Fräul. Neumann zu bekleiden. Fräul. Herbold dagegen müßte alle die Partieen übernehmen, die gegenwärtig durch Mad. Birnbaum so ungenügend besetzt sind. Die Leistungen der Mad. Birnbaum sind nicht im mindesten ansprechend, ihr Spiel ist ohne Anmuth und Natürlichkeit, ihre Manieren sind gespreizt und steif, ihre Deklamation ist monoton und winselnd; sehr häufig verfällt sie in Predigerpathos. Für Mad. Birnbaum Fräul. Herbold und Hr. Franke entfernt — was bliebe da für unser Schauspiel zu wünschen übrig? Nächstens kommen Laube's »Monaldeschi«, sein treffliches, geistreiches Lustspiel »Rokoko« und das neue Stück aus Scribe's Feder: „une chaine" zur Aufführung. Die jüngsten Novitäten: »der Romane« und »das Marmorherze« machten Fiasco. Ueber unsere Oper- und sonstige Theaterzustände erhalten Sie im nächsten Artikel ausführlichen Bericht. Auch soll darin die Beurtheilung der Leistungen und Bestrebungen unserer hiesigen jungen Maler eine Stelle finden.

Brüssel. —

Der berühmte ungarische Sänger Hr. Kraus ist auf seiner Kunstreise hier eingetroffen. Er erhielt die schmeichelhafte Einladung, bei dem Gallabiner, welches am Hofe am 18. Jan. stattfand, sich vor JJ. MM. hören zu lassen. Dieser ausgezeichnete Künstler sang nach Beendigung des Diners; sein Talent und seine Stimme weckten allgemeine Bewunderung. JJ. MM. waren in solchem Grade durch den Gesang des Hrn. Kraus zufriedengestellt, daß sie sich dem Künstler zu nähern geruhten, um demselben ihren höchsten Beifall sowohl über seine Stimme, wie über seine treffliche Gesangsmethode auszudrücken. Hr. Kraus ist aus Pesth, in Ungarn, gebürtig. Er ist aus Amerika, über England, nach Brüssel gekommen. In London hatte er die Ehre, bei der Königin Adelaide, wie auch bei der Königin Victoria zu singen; auch von diesen erlauchten Personen erhielt er den schmeichelhaftesten Beifall. Dieser berühmte Sänger wird in Kurzem Belgien verlassen, um sich nach Wien zu begeben, von wo er sich nach seiner Geburtsstadt, die er seit dreißig Jahren verlassen, verfügen wird. *)

Hamburg, 7. Febr.

Die beiden seit diesem Jahre hier neu begründeten Zeitschriften: »die neue Moden-Zeitung« und das »Panorama« scheinen beide glücklich zu gedeihen und gewinnen täglich eine größere Verbreitung. Der Grund dieser erfreulichen Erscheinung mag theils in dem tüchtigen Streben und Eifer der Herausgeber, theils und besonders aber auch in dem glücklichen praktischen Talente, das beiden eigenthümlich ist, zu suchen seyn. Wenn man, wie wir, ein halbes Dutzend dieser journalistischen Pflänzchen auf hiesigem Boden hat entstehen und sie eben so schnell, wie von einem eisigen Nordwinde oder Nachtfroste hingerafft, wieder hat hinsterben sehen, so kann man zwei neue kräftig und frisch aufblühende Zeitschriften, die allmählich immer festere Wurzel schlagen, nur mit wahrer Freude begrüßen. Nro. 7 des »Panorama« nennt unter den Mitarbeitern: Bernd v. Guseck, Ed. Cohn, Fr. Clemens, L. Drewes, K. Gödecke, Griesinger, Hansen, Henning, R. Heller, R. Hirsch, Honck, Kiencke, J. Mosen, Th. Mundt, Th. Mügge, Fr. v. Gallet, G. Salomon, Fr. Saß, F. K. v. Strombeck u. s. w. — Die Broschüre von Fr. Saß: »Deutschlands Flotte« findet namentlich hier bei Anhängern des Zollvereins und den zahlreichen Kaufleuten, die einen allmählichen totalen oder partiellen Anschluß zu erstreben suchen, lebhaften Anklang. Das Gedicht zeichnet sich auch in der That neben dem Schwunge jugendlich-glühender Begeisterung durch hohen Wohllaut der Verse aus. — So auffallend es in mancher Hinsicht auch erscheinen mochte, daß der in der ganzen medizinischen Welt mit hoher Achtung genannte Hospitalarzt am hiesigen Krankenhause, Dr. Fricke — der bekanntlich zu Ende vorigen Jahres in Neapel starb — noch immer keinen würdigen Biographen gefunden hatte, so kann ich Ihnen die erfreuliche Nachricht mittheilen, daß einer unserer talentvollsten jungen Aerzte, Dr. Warburg, einen trefflichen ausführlichen Nekrolog verfaßt hat, der in den nächsten Tagen in unserm »Correspondenten« mitgetheilt werden wird. — Vom Theater ist diesmal wenig zu melden. Eine neue dramatische Arbeit von Friedrich (W. Rise) »Farinelli oder König und Sänger« wird auf dem Stadttheater zur Aufführung vorbereitet. Devrient aus Berlin wird zu Gastrollen erwartet und vielleicht in einem neuen Birch-Pfeiffer'schen Stücke auftreten. Uebrigens florirten in diesen Fastnachttagen auf unsern Bühnen ersten, zweiten und dritten Ranges der alte »Feldkümmel«, »Rochus Pumpernickel«, »der lustige Schuster«, »die verwandelten Weiber« und wie die alten Possen heißen mögen, die die Direktionen alljährlich aus der Rumpelkammer hervorsuchen, wiewohl solche Sächelchen im Ganzen in unsern Tagen wenig Anziehungskraft mehr bewähren.

---

*) Dieser berühmte Künstler befindet sich seit einigen Tagen in hiesiger Stadt, und ist Willens, ein einziges Konzert zu geben, und den ganzen Ertrag desselben den hiesigen Armen zu überlassen.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 42.

Eros. Eos.

Theater-Anzeige.

Montag, 14. Febr. (Zum Vortheil der Dem. Capitain und neu einstudirt): Der Templer und die Jüdin, große romantische Oper in 3 Abth., von Wohlbrück, Musik von Marschner. — Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 46. Dienstag, den 15. Februar 1842.

Das Konzert in der Landstadt.

(Nach den Papieren eines Virtuosen, mitgetheilt von Wilh. Wagner.)

1. Der Entschluß.

Es ist aller Welt bekannt, daß Frau Fortuna, die alte, aber stets junge Beherrscherin der Welt, ihre Launen hat, und in weiter nichts beständig ist, als in der Unbeständigkeit. Auch ich habe dies erfahren, und wie sie mich früher oft recht freundlich, so hat sie mich in jüngster Zeit wahrhaft stiefmütterlich behandelt. Was ich anfange, es gelingt mir nicht; was ich auch unternehme, es verfehlt sein Ziel. Ich habe oft die Rosen der Kunst gerühmt, jetzt lerne ich auch ihre Dornen kennen. Ein wandernder Virtuose, wie ich seit mehr als zehn Monaten ein solcher bin, macht allerlei Erfahrungen. Mit den Konzerten will es nicht mehr gehen, am wenigsten in den größeren Städten. Einestheils sind die Leute übersättigt, da sie schon allzu viel des Guten und auch des Besten selbst genug gehört haben, anderntheils werden ihre Börsen zu sehr in Anspruch genommen, als daß sie sich nicht erschöpfen oder wenigstens verschließen sollten. Konzertgeber gleichen den Weinbauern; ihre Mühe und Arbeit ist groß, aber die ergiebigen Herbste sind selten. Man muß ein geborner Rüdesheimer oder Johannisberger, Paganini oder Liszt seyn, um heutigen Tages noch Etwas zu gelten. Meine ungünstigen Erfolge einem Freunde klagend, gab mir dieser den Rath, ein Mal die große Heerstraße zu verlassen, und auf Land- und Feldwegen mein Glück zu versuchen.

„Auf Land- oder Feldwegen? Wie verstehen Sie das? Soll ich etwa den Bauern in den Schenken oder den Vögeln unter dem Himmel aufspielen?" — „Das nicht," war seine Antwort, „aber es giebt viele kleine Städte, sogenannte Landstädte, wo noch Geschäfte zu machen sind, weil keine Eisenbahnen zu ihnen führen, und weil sie nicht, gleich den großen, übersättigt und überladen sind. Das Außerordentliche macht Glück, und jene Bewohner kleinerer Städte sind gerade das dankbarste Publikum. Der berühmte Talma hatte es mit ihnen am liebsten zu thun, und oft bereis'te er die Provinzen, um sein Talent auch dort glänzen zu lassen. Eben so hielt es Kean, eben so Garrik. Also rathe ich Ihnen, ein Mal Land- und Feldwege einzuschlagen, und ich kann Ihnen nach dem Städtchen X. die besten Empfehlungen mitgeben, wie ich Ihnen zugleich eine ganz erkleckliche Einnahme versprechen darf." „O ja," entgegnete ich, „Sie dürfen das. Versprechungen sind, wie die Gedanken, zollfrei, und den Kopf wird es nicht kosten, sollte es ungünstig ausfallen. Wollen Sie mir auf den glücklichen Erfolg hin zehn Dukaten, eine Kleinigkeit, vorstrecken? Aber mein Künstlerruf, wird der nicht leiden? Nach dem Talma darf ich mich nicht richten. Berühmten Männern wird zum Vortheil ausgelegt, was man uns Andern übel nimmt. Was dem Einen Ehre bringt, bewirkt für den Andern das Gegentheil, und meine Feinde würden sagen, ich sey vom Gaul auf den Esel gekommen." — „Herr," erwiederte Jener, „hören Sie auf mit Ihren hundert Bedenklichkeiten. Wer Nichts wagt, der gewinnt Nichts, und wenn Sie dem Glücke nicht die Hand bieten, so bringt es Ihnen die seinige nicht entgegen. Ueberlegen Sie, was ich Ihnen gesagt habe. Morgen geht der Eilwagen nach X. ab, und für ein paar Thaler wird er Ihnen zu Diensten stehen."

Bei diesen Worten verließ mich mein Freund. Ich stand allein, wie Herkules am Scheidewege. Sollte ich reisen oder nicht? Ich konnte zu keinem Entschlusse kommen, und mein Kopf brannte wie in Fiebergluth. Nun, sagte ich mir endlich, so möge das Loos oder der Zufall entscheiden. Der Zufall beherrscht ja die Welt. Ich will es machen wie jener Engländer, welcher seine Entschlüsse durch eine Mücke entscheiden ließ. Flog sie rechts, so hieß dies ja; flog sie aber links, so war es ein Nein. Das Orakel ist einfach, einfacher als das delphische, und hat zwei Vorzüge: es läßt keinerlei Mißdeutungen zu, noch kann es bestochen werden; obendrein hat man es umsonst. Ich verfügte mich sogleich auf's Kaffeehaus, da bei mir zu Hause, wo seit vier Wochen nicht eingeheizt worden, Mücken zu den Naturseltenheiten gehören. — Eine Tasse Kaffee, Marqueur! — Sie kam. Ich zündete eine Cigarre an, blies den Rauch als Opferduft hinaus, um das Orakel einzuleiten, und wartete dann auf die erste beste Mücke, so mir der Vater der Götter und Menschen zusenden werde. — Für Alles aber, was um mich her vorging, war ich todt; man hätte mich für einen wunderlichen Sonderling halten können. Endlich, ob von dem warmen Dunste meines Kaffee's angelockt, oder ob von dem Wolkenversammler Kronion gesendet, weiß ich nicht, — endlich erschien eine Mücke und nahm auf dem Rande meiner Tasse Platz. Ich wünschte ihr einen freundlichen guten Abend, und sah jeder ihrer graziösen Bewegungen mit gespanntester Aufmerksamkeit zu. Zugleich fühlte ich mich von frommer

Digitized by Google

Scheu und von Ehrfurcht durchdrungen bei dem Gedanken, dem Weltgeiſt jetzt näher zu ſeyn, als ſonſt, und eine Frage frei zu haben an das Schickſal. Ich dachte an Schillers Wallenſtein.

Es währte ſehr lang, bis die Entſcheidung fiel. Meiner Schickſalsgöttin ſchien es auf dem Rande meiner Taſſe und bei dem würzigen Kaffee ſo wohl zu behagen, daß ſie des harrenden Auguren gänzlich vergaß. Da gab ein unerwartetes Ereigniß den Ausſchlag; es ſprang nämlich eine Billardkugel mit Heftigkeit über die Bande und ſchlug an den Fuß des Tiſches, woran ich ſaß. Meine Mücke ſchwang ſich erſchrocken empor, und zwar nach der rechten Seite hin. Ich verfolgte ſie ſo lang mit den Blicken, bis ſie im Hintergrunde des Zimmers in den dichten Wolken des Tabaksdampfes verſchwand.

Nun war mein Entſchluß gefaßt, und es wurde mir wieder leicht um's Herz, wie es Einem nach ſchweren Kämpfen zu gehen pflegt. Es wäre Frevel am Himmel geweſen, hätte ich noch länger ſchwanken wollen. Ich beſtellte mir ein Glas Punſch, um es auf das glückliche Gedeihen einer Unternehmung zu leeren, bei welcher doch eigentlich nichts zu verlieren, ſondern nur zu gewinnen war. Nachdem ich, das Kaffeehaus verlaſſend, mich in's Theater verfügt und dort einer Vorſtellung der Oper Zampa beigewohnt hatte, kehrte ich auf mein Zimmer zurück, wo ich mich alsbald zu Bette legte und entſchlief. Die freundlichſten Traumgeſtalten umſchwebten mich; ich ſah einen überfüllten Konzertſaal, hunderte von Kerzen, ſchöne Mädchenaugen, und war umwogt von den freundlichen Stürmen eines Applauſes, der gar kein Ende nehmen wollte. Es war eine ſchöne und glückliche Nacht, welcher frühe am Morgen ein heiteres Erwachen folgte.

(Fortſetzung folgt.)

Aus dem Leben der Kaiſerin Joſephine

(Schluß.)

„Es ſey, mein Kind, bringen Sie Ihrem Vater die Nachricht von ſeiner Begnadigung", entgegnete die menſchenfreundliche Joſephine; „aber Sie können nicht allein in das Gefängniß gehen."

„Ich bin ja allein nach Ihrem Schloß gekommen", antwortete ſie lebhaft.

„Wenn Ihre Majeſtät uns erlauben, Fräulein Lajolais zu begleiten?" fragten auf einmal mehrere Offiziere und General-Adjutanten des Kaiſers, welche die ganz natürliche Handlung des Fräuleins Lajolais mit Bewunderung erfüllt hatte.

„Herr von Lavalette wird mir dieſen Dienſt erzeigen", nahm die Kaiſerin das Wort, indem ſie Einem von ihnen mit eigenthümlicher Würde zulächelte, „und auch Sie, mein Herr", indem ſie auf einen dienſtthuenden General-Adjutanten zeigte, „Sie werden ſich eines meiner Wagen bedienen; nun, meine Herren, ich vertraue Ihnen Fräulein von Lajolais an."

Obſchon erſchöpft von Ermattung, Noth und Aufregung, verſchmähte es Aurelie doch, ſich einige Nahrung und Ruhe zu gönnen. Sie wollte ſelbſt die Pferde anſpannen ſehen, die Leute antreiben, und hatte nicht eher Ruhe, als bis ſie mit ihren Begleitern im Wagen ſaß.

Der Wagen flog, ſo zu ſagen, durch die Straßen von Paris. Mit einer unglaublichen Schnelligkeit war die Strecke zwiſchen den Tuilerien und dem Gefängniſſe zurückgelegt. Während der ganzen Fahrt hielt Aurelie unbeweglich ihre Augen auf den Weg gerichtet, den ſie noch zurückzulegen hatte; faſt ſchien ihr Blick den Zwiſchenraum verſchlingen zu wollen; ihre Bruſt keuchte, als ob ſie, und nicht die Roſſe, den Wagen zöge; dabei war ſie blaß, ſo blaß, daß ſich ihre Begleiter zwei- bis dreimal in dieſer Beziehung an ſie wendeten; aber vergebens, ſie hörte nicht.

Als der Wagen hielt, ſprang ſie auf den Tritt, ehe noch Herr von Lavalette Zeit hatte, ihr die Hand zum Ausſteigen zu reichen, und ſo lief ſie, ohne ein anderes Wort herausbringen zu können, als „geſchwind! geſchwind!" durch die langen Gänge des Gefängnißhauſes, immer dem Kerkermeiſter und ihren Begleitern voraus, nur immer ausrufend: „geſchwind! geſchwind!"

An der Gefängnißthüre angekommen, mußte ſie warten, bis der Kerkermeiſter aufgeſchloſſen und die beiden gewaltigen Riegel weggeſchoben hatte; aber kaum war die Thüre geöffnet, ſo ſtürzte ſie wie wahnſinnig hinein, fiel in die Arme ihres Vaters und ſchrie: „Vater! — die Kaiſerin — das Leben — Gna —" ſie konnte nicht vollenden, was ſie ſagen wollte; ihre Stimme wurde zu einem unarticulirten Schreien, jedes Wort durch einen Seufzer unterbrochen.

Der General Lajolais glaubte im erſten Augenblicke, daß man gekommen, um ihn zu holen und zum Tode führen zu wollen, ſeine Tochter aber die Wachſamkeit der Wachen getäuſcht und Allem Trotz geboten habe, um von ihm Abſchied zu nehmen.

Aber Herr von Lavalette, da er ſah, daß die Gemüthsbewegung ihrer Meiſter geworden war, und ſie kein Wort herauszubringen vermochte, enttäuſchte ihn alſobald und ſprach: „Die Kaiſerin hat, auf ihre Verantwortlichkeit, Sie begnadigt, General, und Sie verdanken dieß dem Muthe und der zärtlichen Liebe Ihrer Tochter."

Hierauf erzählte er dem General Lajolais mit einer Rührung, die er nicht überwinden konnte, Alles, was ſeine Tochter für ihn gethan hatte.

Inmitten dieſer Scene hatte das junge Mädchen ihre Arme um des Vaters Nacken geſchlungen und drückte ihn feſt an ihre Bruſt. O, wie glücklich war ſie, daß ſie ſeine Freiheit erwirkt und ſein Leben gerettet hatte! In dieſem Augenblicke ſchien ein Himmel voll Wonne ſich in ihre Bruſt geſenkt zu haben. Es ſchien, als hätte ſie die Welt und alle die Leiden vergeſſen, die ſie kurz vorher erlitten hatte. Sie ſchwelgte im Entzücken beim Anblicke ihres Vaters, der ſie freudig in ſeine Arme ſchloß, ihr Geſicht mit Küſſen und Thränen benetzte und ſie ſeine Tochter, ſeine Retterin, ſeine Vorſehung nannte.

Als der Wonnerauſch des freudigen Wiederſehens etwas verflogen war, dachte man an Frau von Lajolais. Aber die edelmüthige Prinzeſſin Hortenſia, die von Allen, die ſie kannten, geſegnet und geliebt wurde, hatte ſie nicht vergeſſen. Durch die Vermittlung ihrer Mutter, der Kaiſerin, hatte ſie auch die Begnadigung und Freiheit der Frau von Lajolais, die des Landes verwieſen werden ſollte, erhalten.

Es mußte für Fräulein von Lajolais ein verklärter Augenblick ſeyn, ſich durch ihren Muth und ihre Beharrlichkeit mit ihrem Vater und ihrer Mutter wieder vereinigt zu ſehen! Man muß wie ſie gelitten haben, wie ſie von den Urhebern ſeines

Digitized by Google

Lebens getrennt gewesen seyn, und für ihr Leben gezittert haben, um die heilige Wonne dieser Wiedervereinigung begreifen zu können!

Mannichfaltigkeiten.

In der Leske'schen Verlagshandlung erscheint nächstens: „Lessings dramatische Gedichte nebst den Fragmenten, erläutert von A. Rodnagel. Supplementband zu Lessings sämmtlichen Werken." Wie hoch die deutsche Nation noch immer ihren Lessing verehrt, dafür zeugt die sehr günstige Aufnahme der besten letzten Ausgaben seiner Werke, sowohl der von K. Lachmann in Berlin, als der in Göschen's Verlag. Trotz der allgemeinen Verbreitung seiner Werke fehlte es bisher noch an einer Erläuterung, um dem größeren Publikum, dem Lessings Zeit und Wirksamkeit nicht genug bekannt ist, diese Dramen, besonders Nathan, Emilia Galotti und Minna von Barnhelm, nach ihrer Tendenz und Charakteristik, stylistischen Vollendung und dauernden Geltung in der deutschen National-Literatur, so wie nach ihrem Verhältniß zu andern Meisterwerken dramatischer Gattung näher aufzuschließen. In allen Literaturperioden ließ man Lessings Kritik wieder aufleben, und bestrebte sich, ihn auf die sich entpuppende neue Literatur wirken zu lassen. Wir erinnern nur an Friedrich Schlegels trefflichen Auszug der Lessing'schen Schriften, an Gervinus Arbeit im vorletzten Bande seiner Literaturgeschichte und an Gutzkow's Ringen nach Lessings Vorbild.

Die Thatsache, daß man seine Muttersprache gänzlich vergessen kann, ist, ungeachtet des peinlichen Gefühls, welches sie erregt, häufiger, als man glauben sollte. So erzählt General Müller in seinen Denkwürdigkeiten des südamerikanischen Freiheitkrieges: ein Franzose, im Innern von Peru seit 25 Jahren angesiedelt, habe die Ankunft eines Schiffes seiner Nation erfahren. Eilig begab er sich an die Küste. Allein am Bord des Schiffes mußte er zu seinem großen Befremden erfahren, daß es ihm plattterdings unmöglich war, sich auf französisch auszudrücken, obschon er es verstand. — Alexander Daumont führt in seiner Reise nach Schweden das Beispiel eines französischen Soldaten an, der, im russischen Feldzug gefangen, nach Schweden flüchtete, und daselbst bei Schonen-Husaren Dienste nahm. Nach einem dortigen Aufenthalt von 15 Jahren hatte derselbe seine Muttersprache fast gänzlich vergessen.

Das Baselandschaftliche Volksblatt erzählt, daß in der Landraths-Sitzung vom 25. Januar zwei Mitglieder wegen Trunkenheit aus der Sitzung weggeschickt werden mußten, und ein drittes „mit einem blauen Aug" erschienen sey. „Um sich von den Mühen der Montagssitzung zu restauriren, waren die ersten zwei Betreffenden Montag Abend in's Theater nach Basel gefahren, von wo sie dann am Morgen darauf „etwas zu stark angefeuchtet" in die Sitzung zurückkehrten. Zornig über den ihm zugefügten Schimpf, ergriff der Eine sofort die Feder, um seine Entlassung zu schreiben, konnte aber das Loch des vor ihm stehenden Dintenfasses nicht treffen und mußte davon abstehen. Sein Kamerad war in ein unreglementarisches Schnarchen verfallen, sonst hatte er nichts Uebels gethan."

(Petersburg, im Jan.) Professor Jakobi ist fortdauernd noch mit seinen Untersuchungen über Elektromagnetismus beschäftigt, jedoch ungeachtet aller ihm durch die Liberalität des Kaisers zu Gebote stehenden Hülfsmittel noch nicht dahin gelangt, eine Bewegkraft zu erreichen, die auch nur der einer kleinen Dampfmaschine gleich käme. Ein großer Telegraph wird vorbereitet, der von dem Kabinet des Kaisers bis zum Palast des Generalstabes geht. Die Dräthe liegen 3 Fuß unter der Erde. Es sollen dabei viele neue Erfahrungen Jakobi's angewendet werden, deren Bekanntmachung wohl nächstens zu erwarten steht. Die Galvanoplastik hat er jetzt ganz aus den Händen gegeben. Die Techniker schreiten in der Anwendung derselben immer weiter fort. Ein Schild von 2 Fuß Breite mit vielen erhabenen Figuren ist kürzlich auf diesem Wege hier nachgebildet worden.

Am 20. Jan. erhielt ein junger Mann in einem Orte in Frankreich die Nachricht von einem Kinde, daß ein Wolf in der Nähe des Dorfes gesehen worden sey. Der junge Mann nahm sogleich sein Gewehr, lud eine Kugel hinein und begab sich nach dem angezeigten Orte. Es dunkelte bereits. Der unvorsichtige Jäger sah etwas sich regen; sogleich legte er an und drückte los. Er glaubte sicher den Wolf erlegt zu haben, aber er hatte seinen — Vater erschossen, der an der Stelle ein Fuchseisen aufstellte.

Als etwas Seltsames und Neues meldet man aus Paris, daß bei einigen dortigen Bällen das Orchester nicht aus Instrumenten, sondern aus Stimmen besteht. Ein Dutzend Personen, Herren und Damen, singen einen Contretanz, einen Walzer, einen Galopp, und die andere Gesellschaft tanzt darnach. Der Effekt dieser Neuerung soll mehr seltsam als angenehm seyn.

(Republikanische Spielkarten.) Zur Zeit der französischen Republik kam die Reihe der Umwandlung auch an die Spielkarten: „Der Republikaner", hieß es, „darf nicht, wäre es auch nur im Spiele, Ausdrücke brauchen, die unaufhörlich an den Despotismus und an die Ungleichheit erinnern." Ein Fabrikant nannte deshalb seine Spielkarten: Revolutionskarten. Genien ersetzten die Könige; es gab einen Coeur- oder Kriegsgenius, einen Trefle- oder Friedensgenius, einen Pique- oder Kunstgenius, einen Carreau- oder Handelsgenius. An die Stelle der Damen war die Freiheit getreten; so gab es eine Coeur- oder Religionsfreiheit ꝛc. Statt der Buben hatte man die Gleichheit gewählt und statt der As hieß es Gesetz, z. B. Coeur-Gesetz ꝛc. Alle mußten neu spielen lernen und man kann sich denken, wie seltsam es klang, wenn es hieß: „Ich spiele das Pique-Gesetz aus, steche den Friedensgenius" ꝛc. ꝛc.

Herr v. Humboldt hat der Akademie der Wissenschaften zu Paris im Namen Ehrenbergs Proben von einer torfig-lehmigen Erdschicht übersandt, die 20 Fuß unter dem Berliner Pflaster ausgegraben wurden, und ganz mit lebenden Infusorien erfüllt sind. Die Zahl dieser mikroskopischen Thierchen ist für den menschlichen Gedanken zu groß. Aus dem Hafen von Swinemünde an der Ostsee z. B. wurden in einem Jahre drittehalb Millionen Kubikfuß Schlamm geräumt, von welcher Masse ein volles Drittel aus lauter Infusorien bestand. Der Vordergrund, auf welchem Berlin steht, ist bis zur Tiefe von 60

Digitized by Google

Fuß ganz mit lebenden Infusorien erfüllt. Eben so unermeßlich ist die Menge der versteinerten Infusorien. Das ganze große Moor von Limburg liegt auf einer 23 Fuß dicken Lage versteinerter Infusorien. Der Geist kann die unendliche Zahl von Millionen Thierchen nicht fassen, welche dort noch lebend durcheinander wimmeln, und hier versteinert mit der Erde ein gleiches Alter erreichen werden. Professor Ehrenberg, der diese belebte Wunderwelt in der Erde unter dem Mikroskope entdeckte, gedenkt ein Werk über die fossilen Infusorien herauszugeben.

(Nachricht für tanzlustige Mädchen.) Gar oft ereignet es sich, daß ganz ehr- und sittsame Jungfrauen auf Bällen keine Tänzer finden, oder nicht beachtet werden. Ursache davon mag seyn, was da wolle. Diesen ehrbaren, vernachlässigten und doch für's Leben gerne tanzenden Mädchen diene Folgendes zur Belehrung. In der heurigen Karnevalszeit befanden sich auf dem Balle in N..... ein paar Schwestern, welche das nämliche Schicksal hatten. Die jüngere dieser bedauernswürdigen Geschöpfe kam nun, um sich bemerkenswerth zu machen, auf einen glücklichen Einfall. Sie fiel in Ohnmacht. Dies erregte furchtbar lange Nasen unter den Anwesenden, und man sprang ihr zu Hülfe. Da dies die ältere sah, und von dem glücklichen Erfolge dieses Einfalls überzeugt war, sah auch sie sich nach einem Stuhle um, und fiel darauf hin bewußt- und leblos. Nur durch öfters wiederholten Ruf nach kaltem Wasser wurden beide aus ihrer tiefen Ohnmacht aufgeschreckt. Dieses hatte nun den guten Erfolg, daß sie sich nicht nur auf diesem Balle bemerkenswerth machten, sondern daß auch noch später lange von ihnen gesprochen wurde, und sie hatten sich denkwürdiger gemacht, als Andere, welche die ganze Nacht hindurch tanzten.

Hr. W. Norris hat in Philadelphia eine Maschinenfabrik im Betriebe, welche wohl das größte Werk dieser Art genannt werden dürfte, indem es selbst in Birmingham nicht seines Gleichen findet. Ueber 350 Personen arbeiten da ununterbrochen blos an Lokomotiven, da man wenigstens für die Gegenwart den Erzeugnissen aus dieser vulkanischen Werkstätte den Vorzug vor allen übrigen gibt. Unter den benannten Cyklopen befindet sich ein Neger, Namens Arop-Seky, der zufällig einäugig ist und eine solche Leibesstärke besitzt, daß er mit großer Leichtigkeit und Gewandtheit einen Hammer schwingt, den Andere kaum einen Schuh hoch vom Boden wegzuheben vermögen. Bei Hrn. Norris laufen fortwährend Bestellungen ein aus Oesterreich, Bayern, Italien, Frankreich, Preußen, Rußland — und selbst aus England.

(Berlin.) Gegenwärtig wird hier zur Erinnerung an Liszt eine Medaille geprägt.

Der überaus fruchtbare Theaterdichter Theaulon, der kürzlich gestorben ist, bekam fast eben so viele seiner Stücke von den Theatern zurück, als von denselben angenommen wurden. Jene pflegte er dann in eine Kammer auf einen Haufen zu werfen, und sie nie mehr anzusehen. Er nannte sie scherzweise „seine Bären", und die Kammer seine Menagerie. Jetzt denkt man daran, manche von diesen verschmähten Bären zur Ehre der Aufführung gelangen zu lassen. Es sollen sich über 200 solcher Stücke vorgefunden haben.

Korrespondenz.

Gießen, im Febr.

Sowohl hinsichtlich des Handels, wie in allen Zweigen der Industrie, sucht sich Gießen von Zeit zu Zeit zu heben. So werden wir dann auch bald eine umfangreiche Möbel-Fabrik hier haben. Eine zu diesem Behufe in Mainz gefertigte Holz-Fournier-Maschine ist schon angekommen und bereits in Thätigkeit gesetzt. Die Herren Weidig u. Comp., welche zu diesem Etablissement hauptsächlich Veranlassung gegeben, fanden für zweckmäßig, einen sehr braven und geschickten Schreinermeister in ihr Compagnie-Geschäft aufzunehmen, durch den dasselbe vorzüglich an Vertrauen gewinnen mag. Besonders förderlich dürfte für dasselbe die von Seiten des Gewerbevereins projektirte Industriehalle seyn. Nach der Zeichnung des Hrn. Prof. Dr. v. Ritgen jun. wird dieselbe ein für unsere Stadt sehr schönes, geräumiges und der Sache vollkommen entsprechendes Gebäude werden, welches nach dem Voranschlag nicht über 40,000 fl. kommen soll. Da man auch beabsichtigt, Familienwohnungen damit zu verbinden, welche hier stets gesucht sind, und gut bezahlt werden, so dürften die Zinsen schon dadurch hinlänglich zu decken seyn und dem schönen, dem Zeitgeist angemessenen Projekt keine sonstigen Schwierigkeiten im Wege stehen. Auch beabsichtigt man, zur Verschönerung unserer Stadt ein Schlachthaus, gleich größern Städten, zu erbauen. Ob die Kosten, welche sich auf circa 15,000 fl. belaufen sollen, aus der Stadtkasse, oder aus der der gesammten Metzgerzunft bestritten werden, darüber ist noch nichts Festes bestimmt. In jeder Hinsicht wäre indessen zu wünschen, wenn der für unsere Stadt projektirte Bauplan, von dem sämmtliche Neubauten abhängen, bald in's Leben trete. Unter den jetzigen Verhältnissen hat sich schon mancher Bauunternehmer bei Ausführung seiner Bauten gestört und benachtheiligt gefunden. Den Platz für die in Aussicht genommene neue Bahn-Brücke hat man deshalb auch noch nicht fest bestimmt, und ein großer Theil von Gießen's Bewohnern ist nicht ohne Besorgniß, wohin sie zu stehen kommen wird. Jedenfalls wäre es erwünscht, wenn der Bau derselben bald vorgenommen würde, indem die vor mehreren Jahren erbaute kostspielige Fähre dem beabsichtigten Zwecke durchaus nicht entspricht und man bei kleinen Fluthen die nachtheiligsten Hemmungen zu befürchten hat. Was die Kosten betrifft, so ist schon ein Theil von den Ständen bewilligt und es ist nicht zu bezweifeln, daß die noch mangelnde Summe von denselben auch gutgeheißen wird. — Ob das für unsere Stadt so sehr nöthige Realschul-Gebäude noch in diesem Jahre zur Ausführung kommt, ist sehr zu bezweifeln, indem die Baubehörde mit dem von Seiten des Stadtvorstandes vorgeschlagenen Platze am Neuenweger Thore nicht einverstanden ist, sondern einen andern zweckmäßigeren, der aber wohl nicht zu finden seyn dürfte, in Vorschlag gebracht haben will. — Dem Bedürfniß unserer Stadt hinsichtlich einer höheren Töchterschule ist nun abgeholfen; eine solche ist bereits in's Leben getreten, und sowohl deren Einrichtung, als das gesammte Lehrerpersonal wird der Sache vollkommen entsprechend gefunden. — Was nun noch für unsere Stadt weiter zu wünschen übrig bleibt, ist ein gutes Straßen-Pflaster; auch dieses werden wir, obgleich es wenigstens 100,000 fl. erfordert, erhalten und zwar sobald, als der besagte Bauplan Bestätigung gefunden haben wird.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 15. Febr. Don Carlos, Trauerspiel in 5 Aufzügen, von Schiller.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Mittwoch, den **16. Februar** **1842.**

Das Konzert in der Landſtadt.

([illegible] eines Virtuoſen, mitgetheilt von **Wilh. Wagner.**)

(Fortſetzung.)

2. Die Reiſe.

[illegible] ſchöner, heller Wintermorgen, als ich neuge[illegible] Kryſtallenes Eis hing um den Rand der Brun[illegible] Straßen waren mit Schnee bedeckt, der unter den [illegible]hin Eilenden knarrte. Noch war es wenig be[illegible]n die Städter behaglich in ihren warmen Bet[illegible] früh geſchäftigen Barbiergeſellen und Bäckermägde [illegible]ander neckiſch. Mein Reiſeſack war bald gepackt. [illegible]chen nicht ſelten jenem griechiſchen Philoſophen, [illegible]r Schiffbruch erlitten, lächelnd ſagte: Ich habe [illegible], da ich meine Habe ſicher bei mir trage. — [illegible]er war ich im Begriff, eine Reiſe zu machen! [illegible] ſind ein gar wanderluſtiges Völkchen; unſer [illegible] überall, wo es uns gut geht, überall, wo man [illegible] liebt, und wo es noch Menſchen giebt, die reich [illegible]m ein Konzertbillet zu kaufen. Unter mancherlei [illegible]äftigungen und nothwendigen Abſchiedsbeſuchen [illegible]gszeit herbei, und mit dem zweiten Glockenſchlag [illegible] Eilwagen, der mich ſchnell davon trug. Ich [illegible] einzige Paſſagier des Eilwagens, und hatte ſo[illegible]nehmen Störungen oder langweiligen Plaude[illegible] zu fürchten. Ich hatte meine Freude an der ſchö[illegible]dſchaft, die wie ein weites, wogendes Schnee[illegible] vor mir ausgebreitet lag; hier und dort zerſtreut [illegible]gehöfte oder Dörfer glichen aus den Schneeflu[illegible]genden Inſeln, und die entblätterten Aeſte und [illegible] Bäume nahmen ſich im Vorüberflug gar ſeltſam[illegible] vor mir liegende Panorama war ſtets wechſelnd, da [illegible] ein hügeliges und waldiges Land fuhren. Unter[illegible] die Sonne immer tiefer, und es war bereits dun[illegible], als wir die erſte Station erreichten. Die Freu[illegible]mkeit und der ſtillen Betrachtung hatte ich nun [illegible]koſtet und ſehnte mich nach einer unterhaltenden [illegible]ſt, um ſo mehr, da die Nacht nach dem alten [illegible] keines Menſchen Freund iſt. Vor dem Poſthauſe [illegible] begrüßte mich der ſehr freundliche Inhaber deſſelben [illegible] Bitte, gefälligſt auszuſteigen, da wir ein anderes Fuhrwerk bekommen würden. — „Aber wozu dies?" ſagte ich. „Ich finde den Wagen, der mich hierher gebracht, ſehr comfortabel." — „Entſchuldigen Sie," war die Antwort, „es iſt in unſerer Gegend, und namentlich in den großen Waldgebieten, welche Sie dieſe Nacht paſſiren werden, ſo viel Schnee gefallen, daß wir, um die Reiſenden und Briefe ſicherer und ſchneller fortzuſchaffen, uns eines Schlittens bedienen müſſen. Es iſt ein zwar offener, aber ſehr leichter und um ſo bequemerer Schlitten, als Sie denſelben in Ermangelung anderer Paſſagiere ganz allein inne haben werden." — „Ein ſchöner Troſt, den Sie mir geben! Aber ſind wir denn in Rußland oder Sibirien? Ich proteſtire gegen Ihren Schlitten, mein Herr. Hier iſt meine Paſſagierkarte. Ich bin für den Eilwagen, nicht für einen Schlitten, und ſey es der ſchönſte und bequemſte Ihres ganzen Herzogthums, eingeſchrieben. Soll ich mir die Glieder erfrieren laſſen, um Ihnen und Ihrem Schlitten einen Gefallen zu thun! Ich halte mich an meine Ordre und refuſire den Schlitten als einen mir ganz ungelegenen Repräſentanten der ſibiriſchen Steppen." — „Ich aber, lieber Herr! muß ebenfalls auf meiner Ordre beſtehen. Ich würde Sie gerne nach Ihrem Wunſch bedienen laſſen, wäre dies möglich. Aber wollen Sie mit einem ſchweren Eilwagen im tiefen Schnee ſtecken bleiben und auf offener Landſtraße übernachten? Wollen Sie in einen Graben ſtürzen oder in einen Abhang, und dabei Hals und Beine brechen? Gegen Naturereigniſſe läßt ſich keine geſetzliche oder kontraktliche Einwendung machen, wie Sie wiſſen werden." — Was ich auch ſagen und weiter einwenden mochte, der Poſthalter blieb bei ſeinen Naturereigniſſen, welchen ſelbſt Kaiſer und Könige ſich fügen müßten, und ſo nahm ich endlich nolens volens auf dem Schlitten Platz, alle Naturereigniſſe freventlich verwünſchend.

Es war eine kalte, aber wirklich maleriſche, ſchöne Mondnacht. Der Schnee hatte einen faſt magiſchen Abglanz, und Alles umher trug den Ausdruck des Schauerlich-Romantiſchen. Welch ein Kontraſt zwiſchen dieſer tiefen und weiten Wald- und Schnee-Einſamkeit und dem lauten beweglichen Leben einer großen Stadt. Dies Tableau war mir ſo neu und anziehend, daß ich eine Zeit lang Kälte und Wind darüber vergaß. Künſtler ſind ſonderbare Menſchen. Wenn ſie zu träumen und zu ſchwärmen anfangen, ſo vergeſſen ſie alles irdiſche Ungemach, und die Phantaſie wandelt ihnen ein Sibirien in ein Hesperien, eine Bauernhütte in einen Pallaſt um.

Digitized by Google

Künſtler und Dichter bleiben ihr ganzes Leben lang Phantaſten und Narren. Alles kann ſie entzücken, ein blühender Baum, ein mondbeglänztes Schneegefild, eine untergehende Sonne, ein ſingender Vogel. Indeſſen folgt auf ſolche Entzückungen gewöhnlich große Abſpannung, und der feurige Eliaswagen, in welchem man gen Himmel gefahren, fällt als ſchlechte wurmſtichige Landkutſche herab. So ging es auch mir. Das langgedehnte, monotone Blaſen des Nachtwächters aus den Dörfern herüber, der dumpfe Schlag der fernen Thurmuhren, das Knarren der unter dem Schnee ſich beugenden Aeſte, der Mondſchein, der durch's verſilberte Tannengezweig blitzte, die langen, wunderſame Tänze ausführenden Schatten, das feurige Aufblitzen und Schnauben der unten im Thale liegenden Schmelzöfen und Eiſenhämmer, das Murmeln der ihre Eisdecke ſtellenweiſe durchbrechenden Felsbäche, das Schellengeläute meines Schlittens, das Alles war ſchön, verlor aber dennoch nach und nach ſeinen Reiz; denn es wehte ein eiſiger Nordwind, und der Schnee fiel in ſo dichten Flocken herab, daß mir wirklich Hören und Sehen verging und alle Poeſie einfror. Nichts ließ ich unverſucht, um mich munter und bei gutem Humor zu halten. Ich redete mir allerlei Troſtgründe vor, der Art, wie ſie die Franzoſen ſcherzweiſe consolation allemande zu nennen pflegen, und ſagte mir, daß eine Nacht keine Ewigkeit andauere, daß es doch noch weit ſchlimmer ſey, nach Sibirien oder nach Botany-Bay transportirt zu werden, und daß es den Franzoſen auf ihrem großen Rückzuge aus Rußland gewiß zehnmal ſchlimmer ergangen, — was Alles ſagte ich mir nicht! Aber auch die Philoſophie erſchöpft ſich und es iſt ſchlimm, daß ſie Einem gerade dann oft untreu wird, wann man ihrer am meiſten bedarf. In der Stunde der Gefahr wird die Philoſophie gewöhnlich über Bord geworfen und Muthloſigkeit tritt an die Stelle des Muthes. Ich mußte endlich unterliegen. Der Poſtillon ſchien wenig Notiz von mir zu nehmen und war auf ſeinem Pferde halb eingeſchlafen. Jetzt wurden die Pferde gewechſelt; aber leider! das Fuhrwerk nicht. Es blieb beim Schlitten, und der neue Poſtillon erzählte ganz laconiſch, der Schnee ſey ſo ſtark gefallen, daß er kaum die Straße gehörig einzuhalten ſich getraue, und daß es jedenfalls eine Schneckenpoſt geben werde. So fanden wir es in der That; es war kaum durchzukommen und die ganze Natur ſchien in Eis und Schnee verwandelt. Dicht in den Mantel gehüllt, zuſammen gekauert, die Pelzkappe tief ins Geſicht herabgezogen, ſtarr und unbeweglich, den feindlichen Elementen unterliegend, ergab ich mich in eine der fatalſten Lagen, und glich, da das heftige Schneien kein Ende nehmen wollte, bald mehr einem Schneemann, als einem reiſenden Virtuoſen. In dieſer Schreckensnacht, welche mir den Rückzug der Franzoſen aus Rußland veranſchaulichte, habe ich einen Theil meiner Sünden abgebüßt und ſo viel an Philoſophie gewonnen, daß ich hinfort die kleinen Unbequemlichkeiten des Lebens mit Geduld ertragen und nicht mehr murren werde, wann in einer Geſellſchaft ein Schwätzer mich langweilt, oder wann ein neidiſcher College meinen Ruhm zu verkleinern ſucht. Um nun die Beſchreibung meiner nächtlichen Fahrt nicht über die Gebühr auszudehnen, ſey nur noch bemerkt, daß ich gegen Morgen mehr todt als lebendig am Orte meiner Beſtimmung ankam, und zwar vor Kälte ſo erſtarrt, daß man mich aus dem Schlitten heben, in ein Zimmer tragen, auf ein Bett legen und mit aller Vorſicht wieder ins Leben, dem ich gleichſam Valet geſagt hatte, zurückführen mußte. Das war ein Blatt aus der Lebensgeſchichte eines wandernden Virtuoſen.

(Schluß folgt.)

Zwei Nächte auf dem Feldberge, im Winter 1828.

Wie nöthig und dringlich ein ſicheres, ſchützendes Obdach auf dem Gipfel unſeres Taunusgebirges iſt (wozu der Plan jetzt auf's neue, und hoffentlich nicht vergebens, angeregt worden), geht aus folgender noch ungedruckten Schilderung der im Januar 1828 von Seiten des phyſikaliſchen Vereins in Frankfurt für den Zweck meteorologiſcher Beobachtungen veranſtalteten Winter-Unternehmung hervor, um deren Mittheilung der geehrte Herr Verfaſſer mehrſeitig erſucht worden war. Mr.

Bericht

an den verehrten phyſikaliſchen Verein in Frankfurt a. M. über die für meteorologiſche Beobachtungen unternommene Reiſe auf den Feldberg, den 14. Jan. 1828.

(Verfaßt von Xav. Schnyder v. Wartenſee.)

Der Tag war wieder herangenaht, an welchem in der ganzen cultivirten Welt die Phyſiker dem lieben Herrgott (nach dem Ausdruck der Reifenberger) in die Karten gucken wollten. Dieſer hatte aber gegenwärtigen Winter die Karten ſo originell und ſonderbar gemiſcht, daß die an ein geregeltes Spiel gewöhnten Gelehrten ihre Köpfe ſchüttelten, durch dieſen Stoß die darin aufgeſpeicherten Geſetze und Erfahrungen noch mehr durcheinander warfen, und die wiſſenſchaftlichen Meteorologen ſich in ihrer Wiſſenſchaft, wie der berliniſche Dittmar, am Ende noch am Anfange ſahen. Der alte, ehrenfeſte Winter, bei dem es ſonſt, wie bei den Fouqué'ſchen Nordlands-Recken, ein Mann ein Wort hieß, ſchien von der Zeitkultur influirt und launiſch und wetterwendiſch geworden zu ſeyn; denn anſtatt, wie man ſonſt an ihm gewöhnt war, mit eiſerner und eiſener Conſequenz ſein kaltes Thema durchgeführt und unſere Nerven an ſeiner aufgenöthigten Eiscur weniger erſtarren als erſtarken zu ſehen, ſchwänzelte er diesmal um die Nulle des Thermometers von Reaumur herum, wie ein eleganter Pariſer um ſein Nichts, welches den Gefrierpunkt des Herzens anzeiget, und er verurſachte dadurch, daß unſere meteorologiſchen Tabellen unlogiſch und ſchwankend genug ausſahen, wie in den bewegten politiſchen Tagen ein Frankfurter Courszettel. Mit einem Worte, der gegenwärtige Winter hatte einen ächt ultramontaniſchen Charakter. Es war alſo recht gut, daß man ihm ein wenig aufpaßte, und ſeine Tendenz zu enträthſeln ſuchte; und zu dieſem Zwecke wurde vom Mittelpunkt der Phyſik zu Edinburg bekanntlich der 15. Jan. 1828 ausgeſetzt.

Der hieſige verehrliche phyſikaliſche Verein hatte ſchon mehrmals mit großer Thätigkeit und höchſt erfreulichem wiſſenſchaftlichem Eifer die meteorologiſchen Beobachtungen ſowohl in Frankfurt als an vielen Punkten der Umgegend eingeleitet und geleitet. Auch dieſes Mal erging frühzeitig genug von ihm aus öffentlich die Einladung an alle Freunde der Phyſik, an den Beobachtungen Theil zu nehmen, und zur Beſteigung des Feldberges hoffte man, wie zur Beſtürmung einer Schanze, auf Volontaires. Trotz den Gefahren, die voriges Jahr die beob-

Digitized by Google

achtende Geſellſchaft auf beſagtem Berge beſtanden hat, und noch hätte beſtehen können, fand ſich doch bald ein halbes Dutzend kühner Männer, das Wagniß zu unternehmen. Ich würde ſie ſehr loben und von ihrem Muth, ihrer Unerſchrockenheit, von ihrer Aufopferung für die Wiſſenſchaft ſprechen, wenn ich nicht unglücklicherweiſe ſelbſt zu den Vortrefflichen gehörte; ſo aber geziemt es ſich, daß ich ſchweige, und der verehrten Geſellſchaft das ſelbſt zu thun überlaſſe, was mir die Beſcheidenheit verbietet. Nur durch ſchlichte Herſetzung ihrer Namen will ich ſie der Nachwelt übergeben: Hr. W. Albert, Hr. F. Albert, Hr. Gerlach, Hr. Ruſt, Hr. Schlatter und der Verfaſſer gegenwärtigen Berichtes.

Sonntag den 13. Januar lachte oft der Himmel freundlich-mild und ſchien uns frohe Reiſetage ſpenden zu wollen. Abends bemerkte ich von halb ſieben bis neun Uhr häufige Wiederſcheine von den Blitzen eines entfernten, direkt nach Süden liegenden Gewitters, und um Mitternacht ſah ich am nördlichen Himmel faſt vom Horizont an bis in die Höhe des Polarſternes eine ſo ſtarke Helle, daß einige Wolkenmaſſen von ihrem gelblichten Licht gefärbt wurden. Die Wirkung des Mondes konnte das nicht geweſen ſeyn, weil in drei Tagen Neumond eintrat.

Den andern Morgen fuhren wir um 7 Uhr früh von hier fort. Die Dunkelheit erlaubte uns noch nicht, durch Schlüſſe unſere muthmaßliche Witterung zu beſtimmen. Wir hatten aber kaum Bonames im Rücken, ſo fing es an zu regnen und Alles deutete auf anhaltendes ſchlechtes Wetter. Nicht weit von Obereſchbach verbreitete ſich in unſerem Wagen ein ſehr ſtarker Geruch von Branntwein, der von außen hereindrang. Wir hielten den Kutſcher im Verdacht, bei dem naſſen Wetter eine etwas [illegible] Herzſtärkung zu ſich genommen zu haben, aber er überzeugte uns hinlänglich von ſeiner Reinheit und Unſchuld in dieſem Punkte. Da es nun die Pflicht eines ächten Phyſikers iſt, allen Phänomenen möglichſt auf den Grund zu kommen, ſo unterſuchten wir die Erſcheinung genau und fanden, daß von unſern zwölf in eine Kiſte gepackten Flaſchen Wein, Rum u. ſ. w. ſechs den Hals gebrochen hatten. Wäre das Halsbrechen ſo fortgegangen, ſo würden unſere ſelbſt eigenen Hälſe in Gefahr gekommen ſeyn, nicht etwa zu brechen, denn dazu waren ſie zu elaſtiſch, ſondern (was Manchem faſt ſchrecklicher ſcheint) trocken bleiben zu müſſen. Mit doppelter Zärtlichkeit ſorgten wir für das dem Untergang entriſſene halbe Dutzend Fläſchen, und waren ſo glücklich, mit ihm unverſehrt in Homburg anzulangen. Ein gutes Frühſtück, welches unſere Vorliebe für alles Gründliche und Solide außer Zweifel ſetzte, wurde gleich beſtellt und fiel nach den herrlichen ewigen Geſetzen der Schwere in unſern Magen.

Seine Durchlaucht, der Herr Landgraf, hatte auch dieſes Mal wieder die Gnade, das vierundzwanzigſtündige Beobachten auf dem Feldberg uns dadurch möglich zu machen, daß er oben eine Hütte zu erbauen befahl, und die Ausführung dieſes Befehls leitete der Herr Oberforſtmeiſter Lotz, zu welchem letzteren ſich drei Mitglieder unſerer Reiſegeſellſchaft begaben, um ihm für ſeine Güte und ſeinen Eifer für unſere Unternehmung zu danken. Dieſer biedere, freundliche, für Wiſſenſchaften ſehr belebte Mann gab uns von den Schwierigkeiten Nachricht, die die anhaltende ſtürmiſche und faſt immer regneriſche Witterung dieſes Mal dem Erbauen der Hütte entgegen ſetzte, und wie er ſchon mehrere Kuriere auf den Berg geſchickt habe, um endlich die Kunde zu erhalten, die Hütte ſey fertig. Ja, noch dieſen Morgen ſey Jemand hinauf geritten, den wir unterwegs antreffen müſſen und von ihm das Beſtimmteſte, wie es mit der Hütte ſtehe, werden erfahren können. Wir beſahen noch die ſehr zweckmäßigen Anſtalten, die der Herr Oberforſtmeiſter in ſeinem Hauſe getroffen hatte, um den 15ten die vorgeſchriebenen Beobachtungen zu machen, ſein ſchönes Kabinet von phyſikaliſchen Inſtrumenten, und ſeine intereſſante Sammlung von Mineralien. Gern hätten wir noch länger da verweilt, wo wahre Humanität ſich ſo ſchön ausſprach, allein die unaufhaltſam enteilende Zeit gebot uns zu ſcheiden. Wir hatten die Freude, daß ſich der Neffe des Herrn Oberforſtmeiſters, Herr Loehr, an uns anſchloß, um die Expedition mit zu machen. Wir gewannen an dieſem jungen Mann einen fröhlichen, heiteren Geſellſchafter und einen eben ſo thätigen als geſchickten Beobachter, dem wir recht vielen Dank ſchuldig ſind. Als wir wieder im Gaſthofe anlangten, hatten die andern Herren die phyſikaliſchen Inſtrumente ſowohl, als allerlei Möbel für unſere Haushaltung auf dem Berge, nämlich Teller, Taſſen, Gläſer, Meſſer, Gabeln u. ſ. w., nebſt mancherlei Viktualien und einer trefflichen engliſchen eiſernen Dampfküche auf einen großen Kaſtenwagen geladen, der mit fünf raſchen Pferden beſpannt war, und auf welchen wir uns ſämmtlich ſetzten, um unſere Himmelfahrt anzutreten. Dieſe, ſehr verſchieden von der des Propheten Elias, der bekanntlich in einem feurigen Wagen mit feurigen Pferden auf hyperphyſiſche Weiſe in die luftleeren Regionen des Supernaturalismus fuhr, geſchah im ſtärkſten Regen, recht derb phyſiſch; aber dafür war auch unſere Zurückkunſt deſto zuverläſſiger.

(Fortſetzung folgt.)

Vorläufige Anzeige

einer

großen muſikaliſch-dramatiſchen Academie

im Saale des Weidenbuſches, am 25. Febr. 1842.

In der Abſicht, von dem gewöhnlichen Gange der Konzerte einmal abzuweichen und den Muſikfreunden mehrfach Anziehendes zu bieten, hat ſich Unterzeichneter entſchloſſen, eine Academie zu veranſtalten, deren Aufgabe es ſeyn ſoll, den verehrlichen Freunden der Tonkunſt chronologiſch geordnete Bruchſtücke aus der Entwickelungsgeſchichte der Oper von den Zeiten Lully's, dem Gründer der großen Oper zu Paris, bis auf unſere Zeiten vorzuführen.

Es bedarf hierbei wohl kaum der Bemerkung, daß eine ſtreng wiſſenſchaftliche Anordnung und vollſtändige Erſchöpfung des vorliegenden reichen Materials dabei nicht erſtrebt werden kann; vielmehr ſoll, mit Vermeidung einer gelehrten, durch den trocknen Ernſt der Belehrung den Freund des Schönen ſo leicht ermüdenden Academie, nur eine Blumenleſe, ein duftiger Blüthenſtrauß dargeboten werden.

Daß eine in ſolcher Weiſe veranſtaltete Academie nicht ohne Intereſſe ſeyn dürfte, ſchmeichelt man ſich um ſo mehr annehmen zu dürfen, als auf eine des Gegenſtandes möglichſt wür-

Digitized by Google

dige Aufführung, in Unterstützung von den gesammten Kräften unserer Oper, alle Sorgfalt verwendet werden wird.

Frankfurt, 14. Febr. 1842.

Karl Guhr, Kapellmeister.

Mannichfaltigkeiten.

Die neueste Nachricht aus Paris wird Schrecken verbreiten: die langen Bärte und die langen Haare sind außer der Mode.

In Neapel sollte die Oper „Maria Stuart" zum ersten Male gegeben werden. In der Probe wurden die beiden Königinnen Elisabeth und Maria über einen Hut, welcher vom Stuhle fiel, uneins. Die Königin Elisabeth schlug aus, Maria wehrte sich und sie waren einander in den Haaren. Nur mit Mühe brachte man die Streitenden auseinander. Nach einigem Verschnaufen jedoch wurde in der Probe fortgefahren und die beiden gekrönten Häupter sangen, sich einander den Rücken zuwendend, das nächste Duett. Aehnliche Duette gibt's auch außer dem Theater.

Korrespondenz.

Hamburg, im Febr.

Seit 1839 hat Charles Fuchs in seinem hiesigen lithographischen Institut unter dem Titel: »Hamburg's denkwürdige Männer, in Bildnissen dargestellt« eine Gallerie von Portraits erscheinen lassen, die bis jetzt einzig in ihrer Art für Hamburg dasteht; — früher erschienene Sammlungen, und selbst die Portraits in 4 Heften: »Denkmäler und Erinnerungen« bilden auch nicht entfernt ein so umfassend Ganzes. Es sind bis jetzt zwölf Hefte, mit einem gemeinschaftlichen allegorischen Titelblatte, erschienen, jedes der Hefte enthält 4 Bildnisse, mithin liegt bereits eine Folgereihe von 48 Portraits denkwürdiger Hamburger vor uns. Jedem Bildnisse ist eine gedruckte Gedächtnißtafel beigegeben, aus der Feder des Dr. C. Buek, welche Tafel in gedrängter Kürze die wichtigsten Lebensmomente des Dargestellten angibt. Der Preis von 1 Mk. 4 Sch. das Heft ist für das Geleistete außerordentlich billig. Nur in dem ersten Hefte befindet sich das Bildniß eines noch lebenden Hamburgers; schon mit dem zweiten Hefte ist der Herausgeber von dem sehr richtigen Prinzip ausgegangen, nur Verstorbene in dieses kleine Hamburgische Pantheon aufzunehmen, über die also schon das Urtheil abgeschlossen ist und die bereits der Geschichte unserer Vaterstadt angehören. Unter den Bildern befinden sich in der That wahre Prachtstücke; wir erwähnen nur die geistreiche Ausführung des Bildes von Friedrich v. Hagedorn, Pastor J. C. Alberti, dem Dichter und Senator Brockes u. s. w. Das interessanteste Heft jedoch, sowohl in der Zusammenstellung als auch in der Ausführung ist das so eben erschienene 12te Heft. Dasselbe enthält die Bildnisse der vier Hauptpersonen aus dem großen Drama der Hamburgischen Geschichte in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts, und sind nach den besten Hülfequellen auf eine wahrhaft geniale, dem Künstler die höchste Ehre machende Weise gearbeitet. Das erste Portrait ist das des Bürgermeisters Heinrich Meurer, gestorben den 14. Juli 1690. Das zweite Bild zeigt uns den wackern Bürgermeister Johann Schlüter, der am 21. Okt. 1686 plötzlich als Staatsgefangener, man kann wohl sagen als Meurer's Gefangener, starb und den Ruhm in's Grab nahm, ein wahrer Bürgerfreund gewesen zu seyn. Das Bild ist mit ganz vorzüglichem Fleiße ausgeführt und ist eben so charakteristisch als das vorhergehende. Nro. 3 und 4 des Heftes bringen die Bildnisse von Hieronymus Snitger und Gerd Jastram, beide enthauptet am 4. Okt. 1686. Die Sache selbst ist bekanntlich vor einigen Jahren vom historischen und juristischen Standpunkte aus in mehreren Controverspschriften von Bartels und Wurm erörtert worden. Wir möchten durch diese kurzen Andeutungen namentlich auch ein auswärtiges Publikum auf diese herrliche Sammlung aufmerksam machen, die zu gleicher Zeit ein historisches und künstlerisches Interesse in hohem Grade in Anspruch nimmt. — Vom Senator Dr. Hudtwalker ist hier eine Broschüre erschienen: »Sendschreiben an einen auswärtigen Freund über den in Hamburg bevorstehenden Neubau der Strafgefängnisse.«

Frankfurt, 14. Febr.

Der Feldberg und das auf seinem Gipfel projektirte Haus ist dermalen so zum Tagesgespräche geworden, daß selbst sonst wenig beachtete, hierauf bezügliche Begebenheiten einiges Interesse erregen dürften. In dieser Hinsicht melden wir, daß der Feldberg am 13. Februar von 15 jungen Leuten, Zöglingen der Rauenstein'schen Turnanstalt, ihrem um obengedachtes Projekt so verdienten Meister an der Spitze, ungeachtet eines nicht selten 2, stellenweis fast 3 Schuh tiefen Schnee's, welcher durchwatet werden mußte, bestiegen worden ist. Nach Einnahme eines mitgebrachten kalten Imbisses bei einem lustigen Feuer trat die muntere, kräftige Schaar über Homburg ihren Rückweg an. Alle langten im besten Wohlseyn bereits um 7 Uhr Abends in Frankfurt wieder an und werden sich gewiß noch lange dieser eigenthümlichen Wander- und Turnfahrt erinnern. Abgesehen von der Mühseligkeit, welche mit dem Durchwaten des Schnee's verbunden war, genossen die Fußwanderer des schönsten Wetters. Selbst auf dem Denkbildstein stand durch dessen Erwärmung gethautes Wasser. In Homburg erfuhr man, daß das dortige Comité schon nahe an 1000 fl. zum Aufbau eines massiven Hauses auf dem Feldberge gesammelt habe.

Charade.

Wenn die Erste der Sylben darauf weist,
Daß zum Ganzen noch Etwas fehlt,
So weiß, wer die Dritte liebt, daß meist
Sie die Zweite zur Freundin sich wählt.

Wenn sich mit der Zweiten die Erste vermählt,
Was zweimal des Tages geschieht,
So ist der Augenblick günstig gewählt,
Daß der Liebende kommt oder flieht.

Nur einmal im Jahr ist zu Aller Freud'
Von einiger Dauer das Band,
Dann bietet die Dritte im Herrenkleid
Der Zweiten zum Tanze die Hand.

Nichts kann lustiger, als das Ganze seyn,
Bis der Todfeind der Zweiten sich zeigt;
Verrätherisch führt ihn die Erste ein
Und das lustige Kleeblatt schweigt.

Der Todfeind der Zweiten, kirchlich getraut
Mit der Ersten, behält das Feld;
Kein Spieß wird gebrecht, keine Freude wird laut,
So lang er das Feld behält.

Gibt's besser, als dieser magere Held,
Ich, das Ganze, den Mädchen gefiel:
Auf mein Letztes hält sehr viel die junge Welt,
Auf mein Erstes aber nicht viel.

Herm. Hauber.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 48. Donnerstag, den 17. Februar 1842.

Das Konzert in der Landstadt.

(Nach den Papieren eines Virtuosen, mitgetheilt von Wilh. Wagner.)

(Schluß.)

3. Das Konzert.

Wo Tauben sind, da fliegen Tauben zu, — wo aber Raben sind, da sammeln sich auch Raben; oder, um unverblümt zu reden, ich hatte wieder Pech. Die romantische Nachtpartie im Schlitten zog mir eine so starke Erkältung zu, und brachte meinen ganzen Gesundheitszustand dermaßen in Unordnung, daß ich drei Tage lang das Bett hüten mußte. Das war wieder ein Naturereigniß, auf welches ich nicht gerechnet hatte. Da lag ich nun wie ein gefesselter Prometheus, und der Geier der Langweile zernagte mich. Zwar erhielt ich, nachdem mein Mißgeschick und mein Unwohlseyn bekannt geworden waren, freundliche Besuche von vielen Kunstfreunden und Schöngeistern des Städtchens, — aber was konnte mir dies helfen? Endlich am vierten Tage war ich wieder auf den Beinen, und rasch an's Werk! Da gab es neue Schwierigkeiten. Ich allein mit meinem Genie und meinem Violoncello — dies ist nämlich das Instrument, welches ich zu spielen die Ehre habe —, ich allein konnte doch den Abend nicht ausfüllen; ich bedurfte eines Flügels zur Begleitung, einiger Gesangs- oder sonstigen Zwischenpiecen, eines Saales, und vor Allem eines zahlenden Auditoriums. Nun aber gehörte der einzige Flügel des Städtchens dem Herrn Rentmeister, und es bedurfte meiner ganzen Beredsamkeit und vielfacher Katzbuckeleien, bis ich ihn erhielt. Doch ich will die Geduld der Leser durch Vorzeigung aller Steine, die ich wegzuräumen hatte, nicht auf die Probe stellen. So viel nur sey gesagt, daß die Vorbereitungen zum Konzert mir acht volle und wahrhaft schreckliche Tage wegnahmen, daß ich mich nicht genug wundern kann, wie ich den Muth und die Ausdauer, deren ich bedurfte, aufrecht erhielt. Aber, le genie c'est la patience. —

Nach eintägiger Reise, dreitägiger Krankheit, achttägiger Vorbereitung, also nach zwölf Tagen konnte endlich mein Konzert vom Stapel laufen. Der Saal war wirklich überfüllt, und alle sogenannten Honoratioren des Städtchens hatten sich eingefunden, um einen Virtuosen zu bewundern, von dessen trefflichen Leistungen die geschwätzige Fama ihnen viel erzählt hatte. Mit lautem Beifall empfingen sie mich. Beifall ist aber das Lebenselement eines Künstlers unserer Art. Wir müssen von der Huldigung des Augenblicks leben, denn was bleibt übrig, wann der letzte Ton verklungen und seine letzte Welle zerronnen ist? Ueberhaupt ist die Kunst gleich einer zarten Pflanze, die nur im Sonnenschein und nicht im Schatten gedeiht. Die Bewohner kleinerer Städte sind in jeder Hinsicht ein dankbareres Publikum, als die der größeren. Die Letzteren sind nicht nur übersättigt, indem ihnen fast jeden Tag neue Genüsse vorgeführt werden, sondern sie kommen auch vor lauter Kritik und vor übertriebenen Anforderungen nicht mehr zu jener wahren Hingebung, womit man ein Kunstwerk genießen soll. Die Kunst ist vorherrschend auf das Gemüth berechnet, obwohl ihr die Reflexion nicht fehlen darf. Mit dem nüchternen Verstande kann man das Schönste herunter ziehen. Wo bleibt die Schönheit einer Rose, wenn man sie Blatt vor Blatt betrachten, wo der Reiz einer Landschaft, wenn man sie Baum vor Baum beschauen will? Der Künstler, welcher alle denkbaren Vorzüge in sich vereinigt, soll noch geboren werden. Jedes Licht hat auch seinen Schatten, — wo aber das Licht vorherrscht, da sollten wir uns freuen, und wo wir bei einem Künstler glänzende Eigenschaften entdecken, da müssen wir kleine Mängel und Fehler freundlich mit in den Kauf nehmen. Uebrigens sind die heutigen Virtuosen selbst daran schuld, daß das Publikum kalt und zum Splitterrichter geworden; denn sie haben sich von der Einfachheit der Natur und von der Anregung des Herzens selber entfernt. Statt durch edle Melodien und gehaltvolle Compositionen die Mitempfindung des Zuhörers zu erwecken und ihn in die blühende Frühlingswelt der Tonkunst einzuführen, haschen sie nur nach äußerlichen Effekten, gefallen sich in Künsteleien und Tonspielereien, und suchen sich an technischer Virtuosität zu überbieten. Dadurch aber und weil das Herz leer ausgeht, fordern sie die Kritik heraus und verderben sich ihr eigenes Spiel. Wenn die Stellung der Virtuosen eine bessere werden soll, so müssen sie auf den hier angedeuteten Weg zurück kehren. Ich trug in diesem Sinne gediegene Musikstücke von anerkannten Meistern vor, und hatte die Freude, eine lebhafte Anerkennung zu erringen; man erlasse mir, die Details des Conzertes zu beschreiben. An Beschreibungen dieser Art ist unsere Tages-Literatur nur allzu reich. Von der einen Seite blieb mir also nichts zu wünschen übrig; ob auch die andere, die finanzielle, so befriedigend ausfallen wird, das mögte ich bezweifeln.

Im Gasthaus zur silbernen Kanne war nach dem Conzerte ein kleiner Kreis von Musikfreunden um mich versammelt.

Digitized by Google

Wir unterhielten uns über Musik und gedachten rühmend jener edlen, vom Himmel stammenden Kunst, von welcher ein Dichter sagt:

O du, der zum Choral der Sterne,
Das kalte, stumme Herz erhebt,
Und an der blauen Himmelsferne
Der Zukunft schöne Bilder webt;

Musik, die aus der Seele Gründen
Empfindung in das Leben trägt,
Und in des Kummers Labyrinthen
Das Saitenspiel des Trostes regt,

Dich will ich liebend stets umfangen!

Am andern Morgen trat ich die Rückreise an. Das Resultat meines Ausfluges war in praktischer Beziehung kein glänzendes gewesen, und ich konnte mich freuen, mit einem blauen Auge, wie man zu sagen pflegt, davon gekommen zu seyn. Diesmal machte ich die Reise bei Tag, und die schöne Winterlandschaft, welche so still und friedlich vor mir ausgebreitet lag, wirkte höchst wohlthätig auf mein etwas verstimmtes Gemüth. Die menschlichen Loose sind ungleich vertheilt, und wohl Demjenigen, welcher mit dem seinigen sich auszusöhnen vermag. Als ich des andern Tages mit jenem Freunde, der mich zur Kunstreise nach dem Landstädtchen veranlaßt hatte, zusammentraf und ihm meine Reiseabenteuer erzählte, sagte er lächend: „Nun, was haben Sie verloren? Wären Sie hier geblieben, so wären Sie unterdessen auch kein Millionär geworden." Man muß manches Loos in der Lebenslotterie spielen, bis man einen Preis gewinnt, und kann im Ganzen zufrieden seyn, wenn man nur mit seiner Einlage wieder herauskommt. Ein andermal spielen wir vielleicht glücklicher.

Zwei Nächte auf dem Feldberge, im Winter 1828.

(Fortsetzung.)

Um zwölf Uhr fuhren wir von Homburg ab, von außen recht unansehnlich aussehend, in Mäntel gehüllt, mit Mützen, die nicht nur den Kopf, sondern selbst noch einen Theil des Halses bedeckten, gleichsam, als führte man uns nach Frankfurt a. M. als Meß-Curiositäten. Aber in unserm Innern sah es dafür desto glänzender aus, und uns belebte jenes große, erhabene Gefühl, welche große Thaten begleitet, sich nicht beschreiben läßt, und das nur die kennen mögen, welche das Jahr vorher, Anno 1827 den 14. Jan. sich in Homburg auf den gleichen Kastenwagen setzten, und auf den Feldberg fuhren. Unterwegs begegnete uns der von Herrn Lotz zu Pferde abgeschickte Courier, und ertheilte uns die frohe Nachricht von der endlich fertig erbauten Hütte. Je höher wir kamen, desto mehr nahmen der Nebel und der Regen, aber auch äußere Fröhlichkeit zu, und viele dem Wetter ganz analoge Witze entstanden und durchlebten ihr kurzes Daseyn. Bei allen dem vergaßen wir unsere Pflicht als Physiker keineswegs, und richteten unsere Blicke stets überall hin, ob nicht etwas sich zeigen möge, was unserem Protokoll zur Zierde gereichte, z. B. eine Feuerkugel, unsere Ankunft zu verkünden und zu feiern. Vergebens. Regen und Nebel umgaben uns in ewigem grauen Einerlei, und waren ein trauriges Bild der Beschränkung, die man in einigen Ländern wieder dem Blicke des Geistes entgegen zu stellen sucht, um die Sonne zu verhüllen, die in nächtliche Klüfte unwillkommene Strahlen sendet. Nicht ein einziges Thier, keinen Vogel, kein Insekt, kein aufgeschrecktes Wild sahen wir, keine Stimme hörten wir in dieser schauerlichen Oede. Die Welt war wie ausgestorben, und wir waren mit den Pferden, die oft durch Peitschenhiebe an ihre Pflicht erinnert wurden, die einzigen fühlenden Wesen in dieser Wüstenei. Der Weg war zu einem Bach geworden, und an ebneren Stellen mußten wir durch kleine Seeen fahren. Endlich zeigten sich manchmal kleine, kaum ein paar Quadrat-Klafter große Schneelager, der Wind wurde heftiger und kälter, alles deutete auf die Nähe der Feldberg-Spitze, die wir um 3 1/2 Uhr, nach vierthalbstündiger Fahrt, erreichten. Kaum konnten wir mit den steifen, kaltdurchnäßten Gliedern den hohen Wagen herunter klettern, und mit Erstaunen fühlten wir, wie sehr wir an Gewicht durch den immerwährenden Regen, der sich in unsern Mänteln sammelte, zugenommen hatten. Die Hütte war so gut erbaut, als es unter den schwierigen Umständen nur möglich war; allein sie gewährte uns nicht den Schutz gegen den allzustarken Regen, welchen wir hofften. In der ganzen Hütte war kein trockenes Plätzchen zu finden, weil sie im steten Regen auf den Berg transportirt und aufgerichtet werden mußte. Das Stroh, welches zu unserem Lager dienen sollte, war so naß, daß wir es nur gebrauchen konnten, den Fußboden damit zu bestreuen, um etwas trockener stehen zu können. Nur allein die Kiste, in welche die Dampfküche gepackt war, und der Korb, in welchem die Lebensmittel sich befanden, boten uns trockene Sitze dar, welche aber auch bald von dem herunterträufelnden Regen naß gemacht wurden. Das Beste, was wir thun konnten, war, immer zu stehen, um so den immerwährend fallenden Tropfen die geringste Oberfläche zu geben, und wir machten uns darauf gefaßt, vierzig Stunden lang weder zu sitzen, noch zu liegen. Wir bemerkten die Stellen, wo am wenigsten Regen durchsickerte, und da concentrirten wir uns in den Zwischenzeiten der Arbeit.

Wenn ein Transport nach Sibirien Verbannter in den Hütten anlangt, die ihnen auf lange Zeit zu ihren Wohnungen dienen müssen, und sie mit emsiger Geschäftigkeit sich bestmöglichst einzurichten suchen, so mag sich dort ein ähnliches Schauspiel, wie jetzt bei uns, zeigen. Der Ofen wurde von einigen ausgepackt, eingerichtet, und das Rohr zum Dache hinausgeleitet; andere holten Wasser bei der 10 Minuten entfernten Quelle, wieder andere spalteten vor der Hütte Holz und trockneten es an einem großen Feuer; noch andere packten die Instrumente aus, stellten sie auf, und da der Wind allmählig zu einem Sturme anwuchs, so beeilte man sich, den großen Anemometer auf dem Dache zu befestigen, und die Windrose anzupassen. Während dem knisterte in dem Ofen ein lustiges, doch mit großen Schwierigkeiten zu Stande gebrachtes Feuer, und bald konnte die Gesellschaft sich mit einem warmen Getränke erquicken. Wir versuchten nun, die Kleider an dem Ofen zu trocknen, und uns zu erwärmen, allein mit schlechtem Erfolg; denn die Dampfküche gab nicht Wärme genug, und der, je stärker man Feuer machte, um so stärker aufwallende Dampf machte feucht, anstatt trocken.

Unter solchen mannichfaltigen Beschäftigungen rückte der

Digitized by Google

Wand loß sagen, und wir machten eine vorläufige Beobachtung.

Nach eingenommenem Nachtessen gingen Herr Rust, Herr F. Albert und zwei Zimmerleute im stärksten Regen und Nebel nach Reifenberg hinab, wo sie zu dem schlechten Weg noch die Unannehmlichkeit hatten, sich in der Finsterniß, trotz einer mitgenommenen Laterne, zu verirren.

Um 9 Uhr fingen wir an, regelmäßig alle halbe Stunden zu beobachten, und da der Wind immer heftiger wurde, so hofften wir, er werde endlich dem Regnen, das uns immer mehr belästigte, ein Ende machen. Wirklich hörte der Regen in der Nacht mehrmals auf, und die Freude darüber zeigte sich auf allen Gesichtern; allein sie war von kurzer Dauer, und nach wenig Minuten prasselte er stärker als je auf unser hölzernes Dach. Mit großer Trostlosigkeit sahen wir alle halbe Stunden das Barometer sinken, aber unsere Standhaftigkeit stieg wieder in dem Maße, als wir weniger sitzen konnten. Das Toben und Brausen des Sturmes und des Regens um uns her war so fürchterlich, daß unsere Hütte uns wie ein auf eine Sandbank festgeranntes Schiff vorkam, an dessen Wände das empörte Meer schlägt. Wir mußten immer neue Gewichte an die Waage des Windkraftmessers hängen. So wüthete die Elemente die ganze Nacht hindurch. Um 1 Uhr nach Mitternacht sollten, laut Bestimmung der Signal-Tabelle, zum Zeichen des ersten Beginnens der vorgeschriebenen Beobachtungen Leuchtfeuer und Raqueten losgebrannt werden. Allein das von Herrn Loehr verfertigte Feuerwerk war so naß gemachen, daß es wirkungslos verglomm. Auch das größte Feuerwerk hätte man bei dem dichten Nebel in der Ferne unmöglich sehen können. Nach einer langen Nacht von sechzehn Stunden begannen endlich kümmerlich die ersten Lichtstrahlen sich von Osten her durch den Nebel durchzuwinden, und unser stehendes Beobachtungs-Corps richtete sehnsüchtige Blicke nach dem Himmel, der aber für gut fand, seine ernste finstere Miene noch länger beizubehalten. Um halb 8 Uhr, als gerade der Regen nachließ, ging der Verfasser dieses trockenen, aber getreuen Berichtes mit Herrn Fr. Albert nach Reifenberg, um theils das Blut, welches vom immerwährenden Stehen in feuchtkalter Luft selbst zu stehen begann, wieder etwas in Bewegung zu setzen, theils um dort in einer warmen Stube die Kleider zu trocknen. Beim ersten Tannenwäldchen, ein paar hundert Fuß tiefer, als die Feldbergspitze, traten wir plötzlich, wie Ikarus, aus dem Nebel heraus, und sahen mit Verwunderung weit in's tiefe Land hinein, wie Sonnenstreifen es durchschnitten, theilweise heller Himmel war, und abenteuerlich gestaltetes Gewölk in großen schwarzen Massen in der Luft schnell hinschwamm. Wir schöpften neue Hoffnung für bessere Witterung, und freuten uns schon auf die freie Aussicht, die wir auf dem Feldberge haben würden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Der 82jährige Meister Cherubini ist von der Direktion des Pariser Conservatoriums abgetreten, und seine Stelle nimmt jetzt, als ein nicht unwürdiger Mann, Auber ein.

Der Novellist Bellani hat Schiller's Wilhelm Tell zu einer Novelle umgeformt, und will auch die andern Dramen auf gleiche Weise ausbeuten. Wer aber wird solches Zeug lesen, oder wer gar wird es kaufen wollen?

(München, 11. Febr.) Kommenden Mittwoch findet die Verloosung sämmtlicher von unserem Kunstverein im vergangenen Jahre angekauften Kunst-Gegenstände statt. Die Gewinnste sind zahlreicher als je, nämlich 130 Stücke Gemälde und 112 Aquarell-Zeichnungen, Lithographien, Kupferstiche u. s. w. Unter den Gemälden befinden sich Stücke bis zum Werth von 1000 fl. Die Brutto-Einnahme des Vereines belief sich im Jahre 1841 auf 37,440 fl., wovon jedoch 4287 fl. im Rückstande geblieben sind. Das heuer zur Vertheilung an die Vereinsmitglieder gewählte Bild kommt auf 3500 fl. zu stehen. Die 242 Verloosungsgegenstände haben 23,527 fl. gekostet.

(Aus der Berliner Kriminal-Chronik.) Ein solider und reeller Berliner Kaufmann erlebte das unerhörte Geschick, daß seine Geschäftsfreunde sich von ihm, wie von einem Schwindler, abwandten, nichts mehr von ihm entnahmen, ja seine Briefe nicht mehr beantworteten, so daß der Mann sich für die Beute eines ungerechten und tückischen Schicksals hielt, und sich, man weiß nicht ob mit Verzweiflung oder Resignation, in seinen nahen Bankerott ergab. Da entdeckte es sich endlich vor Kurzem, daß sein Bursche, der die Briefe auf die Post trug und von dort abholte, alle diejenigen unterschlagen hatte, welche Porto kosteten, und das nur, um die Paar Groschen vernaschen zu können! Die Sache verhält sich buchstäblich so, und man muß über den Scharfsinn staunen, mit welchem das Unglück seine Mittel wählt, wenn es einen Menschen verderben will!

(Basel.) Höchst beachtenswerth sind die Erscheinungen in unserer Stadt, wie rasch gemeinnützige Werke durch Subscriptionen zu Stande kommen; noch ist das Kranken- und Pfründehaus kaum unter Dach gesetzt und hat über 300,000 Schw. Fr. gekostet, wozu U. Ch. M. Hoffmann allein 100,000 Schw. Fr. unterzeichnete, so wird ein neues Museum projectirt, welches 80,000 Schw. Fr. kosten soll, in fünf Wochen waren bereits 50,000 unterschrieben und die Summe wäre wohl überstiegen, wenn man der Subscription einen Plan beigelegt hätte; in der Augustinergasse ist vom Rathe der Raum unentgeltlich abgetreten und die zerstreuten Kunstschätze werden nun würdige Locale finden. Bemerkenswerth ist bei diesen Unterzeichnungen die Uneigennützigkeit und das neidlose Wesen, nach Lust und Kräften zu geben.

Der Versuch mit der Wiederbelebung des „Axur" von Salieri in München hat den gewünschten Erfolg nicht gehabt, obgleich die Besetzung gut war und die Ausführung der Künstler nichts zu wünschen ließ. Das Dekorative der Vorstellung war jedoch auffallend vernachlässigt. Die Oper Axur hatte ihrer Trefflichkeit unerachtet nur stets einen kleinen Kreis von Verehrern gehabt; die Handlung ist zu gedehnt und die leidenschaftlichen Momente sind von dem Komponisten wohl nicht gehörig benützt. Der Reiz liegt hauptsächlich in der geistreichen Behandlung der Charaktere und in den theilweise sehr reizvollen Melodien. Jenes verlangt ausgezeichnete, den Geist des Werkes durchdringende Darsteller, für diese in ihrer Einfachhei-

Digitized by Google

ist zum Theil der Vortrag verloren gegangen. Wir möchten den Arur ein ernstes heroisches Vaudeville nennen, wie noch nie eines geschrieben ward, dessen Genre aber der gehörigen Auffassung zu empfehlen wäre. (Lewald's Europa.)

Korrespondenz.

Hamburg, 10. Febr.

Dem Vernehmen nach wird Dr. Gutzkow schon zu Anfang des künftigen Monats Hamburg auf längere Zeit verlassen und zunächst eine Reise nach Paris unternehmen. Auch die Literatur wird sich von diesem längern Aufenthalte eines so feinen und scharfsichtigen Beobachters in der großen Weltstadt hoffentlich eine erfreuliche Bereicherung versprechen dürfen. Doch haben wir Hoffnung, Gutzkow gegen Ende des Sommers zu uns zurückkehren zu sehen. Den »Telegraphen« wird einstweilen der talentvolle Mitarbeiter und Freund Gutzkow's, Georg Schirges, redigiren. — Wir haben hier gegenwärtig eine gewaltige — Theaterfehde. Der Referent in den »Nachrichten« (Christern) hat sich das Mißfallen Cornet's zugezogen, beide haben in dem genannten Blatte furchtbar posaunirt, und jetzt soll die Sache zum Prozeß gekommen seyn. Einstweilen hat Christern eine pikante Broschüre: »Ehrenpforte und Triumphbogen für das Hamburger Theaterwesen« herausgegeben. Es ist eine gar zu häkelige Sache, hier an Ort und Stelle Theaterrecensionen zu schreiben, wenn man nicht eben lauter offizielle Lobposaunenstöße in die Welt schicken und Künstler und Direktion mit Titel Lobqualm einräuchern will. Die ersten Talente und zum Theil trefflichen Künstler unsers Stadttheaters sind hinlänglich, auch außerhalb unserer Mauern bekannt; vielleicht ist es kein ganz unnützes Unternehmen, wenn ich Ihnen von einigen aufstrebenden jungen Talenten unseres zweiten Theaters und der Urania in aller Kürze berichte. Wilke ist König des Tages am Hoftheater, Liebling aller derer, die an natürlichem, frischem Humor, womit er alle Wiener Possen namentlich so köstlich würzt, sich zu ergötzen lieben. Auch Mayer ist gern gesehen und excellirt durch trockene, etwas derbe aufgetragene Komik und Lokalanspielungen. Meixner spielt besonders Anstandsrollen, Bonvivants und eitle Gecken vortrefflich; nie habe ich ihn besser als in der Rolle des Bonjour in »die Wiener in Paris« gesehen. Ein tüchtig strebendes Talent, bei dem man Fleiß und tüchtiges Studium in jeder Rolle wahrnimmt, ist Hr. Schrader, der erste Liebhaber. Hr. Borsmann weiß den Typus des Hamburger Philisterthums mit Glück auf der Bühne zu repräsentiren. Unter dem Damenpersonal nimmt Mad. Struve ohne Zweifel den ersten Rang ein; Schade nur, daß »der Reiz der ersten Jugend« allmählich zu schwinden anfängt. Eine höchst glückliche und erfreuliche Acquisition für diese Bühne ist Dem. Mädel, eine liebliche Erscheinung, zugleich mit einer schönen, frischen Stimme begabt; in ihrem Debüt als »Braut aus Pommern« machte sie wahres Furore. Mad. Borsmann gibt die alten Damen- und Jungfernrollen, und hat sich dabei vor Uebertreibung zu hüten. Von den Damen Ostermeyer und Backhaus schweige ich, Letzterer namentlich kann ich meinen Beifall nicht ertheilen; doch wurde bei ihrer Benefizvorstellung im vorigen Sommer »ihr tugendhafter Wandel« in den »Nachrichten« gerühmt. — Wenn ich auch beim Uraniatheater mit dem ersten Komiker beginnen soll, so ist Hr. Haarbleicher zuerst zu nennen; Sängerinnen sind Mad. Haarbleicher und Dem. Wiegand (obgleich das Spiel der Letztern noch sehr mangelhaft ist). Außerdem verdienen von dem Damenpersonal Dem. Münster, Dem. Möller, Mad. Schütze, Mad. Seitler und dann die Herren Seitler, Herget, Werlich, Knorr, so wie der Direktor Schütze einer besondern Erwähnung. — Morgen Abend wird in unserm Stadttheater der erste und einzige große Maskenball stattfinden. Am künftigen Montage werden wir den ausgezeichneten Violinvirtuosen Molique im Stadttheater hören, wodurch den Kunstfreunden ein herrlicher Genuß bevorsteht.

Frankfurter Theater.

Der Templer und die Jüdin, Oper in 3 Aufzügen, Musik von Marschner.

Diese Oper war lange von unserm Repertoir verschwunden und es hatten sich daher heute viele Musikfreunde, sie zu hören, eingefunden. Obwohl man diese Musik als eine werthvolle und nicht gewöhnliche bezeichnen muß, welche von dem Talente und den vielseitigen Kenntnissen ihres Componisten Zeugniß gibt, so entbehrt sie doch theilweise des rechten Melodienflusses und der schönen Einfachheit der Behandlung. Am wenigsten können wir uns mit der lärmenden und wirklich überdufteten Instrumentation befreunden, welche die Singstimme zu sehr in den Hintergrund drängt und deckt, während doch der Fall umgekehrt seyn sollte; man ist daher oft gezwungen, die Worte des Textes und den Zusammenhang der Begebenheit errathen zu müssen, woran freilich auch die Mangelhaftigkeit des nicht gehörig motivirten Gujets Schuld trägt. Wie viel unsere deutschen Tonsetzer hinsichtlich der Behandlung der Singstimmen von den Italienern lernen könnten, haben wir bei unserm letzten Berichte angedeutet. Marschner hat Talent und Phantasie, aber es fehlt ihm die Kunst, mit einfachen Mitteln Wirkung hervor zu bringen, und indem er zu viel thut, erzielt er zu wenig. Man vermißt ruhige und klare Cantilenen und Ensemblestücke; Alles wogt und tobt durcheinander und ein Effekt zerstört den andern. Dagegen finden wir viele sehr schöne Lieder, manches Treffliche in den Chören, manches Ausgezeichnete in der Instrumentation und viele dramatische Momente. Das Finale des zweiten Aktes ist ein großartiges und hervorragendes Tonstück, welches den Hörer überrascht. Die Oper im Ganzen muß als eine Achtung gebietende Composition bezeichnet werden und hat Marschnern unter den neueren Tonsetzern eine ehrenvolle Stelle zugesichert.

Diese Oper wurde zum Vortheil der Dem. Capitain gegeben und ein überfülltes Haus bewies, daß man nicht nur die Wahl der Vorstellung billigte, sondern auch die Verdienste der genannten Sängerin in Ehren hält. Wenn wir in unsern letzten Berichten die Erscheinung einer uns neuen und ausgezeichneten Sängerin, der Dem. Rudersdorff, freudig begrüßt haben, so sind wir darum gegen das schöne Gesangstalent unserer Capitain nicht ungerecht geworden und halten es für Pflicht, das Publikum, welches sich in Lob und Tadel gern in den Extremen bewegt, darauf aufmerksam zu machen, wie beide Sängerinnen würdig neben einander stehen und wie jede derselben eigenthümliche Vorzüge entfaltet. Was Dem. Capitain betrifft, die seit fünf Jahren, und bei ihrem ersten Auftreten noch im zartesten Jugendalter, unserer Bühne angehört, so hat sich ihr Talent so glücklich entwickelt und wir verdanken ihr so manches freundliche Kunstgebilde, daß wir nicht umhin können, bei dieser Veranlassung auch daran zu erinnern. Wer durch eine Reihe von Jahren seinen Künstlerruf zu begründen, zu steigern und zu erhalten weiß, der besitzt wahren Anspruch darauf und ist dessen würdig. Möge die Benifiziantin uns noch lange angehören! Sie hat die Wandelbarkeit der Gunst der Theaterfreunde eben so wenig, als die gleichzeitigen Leistungen einer neben ihr stehenden, talentvollen Sängerin zu befürchten. Beide Künstlerinnen, die Damen Rudersdorff und Capitain, sind uns lieb und werth, und wir wünschen, sie recht freundlich zum Besten der Oper zusammen wirken zu sehen.

Die Rolle der Rebecca wurde von der Benefiziantin so ausgezeichnet gegeben, daß sie den lebhaftesten Beifall und zweimalige Hervorrufung fand. Dem. Capitain bewies, daß man auch ohne großartigen Stimmenfond eine Partie durch ausdrucksvollen dramatischen Gesangsvortrag, durch abgerundetes, auf Natur und Wahrheit begründetes Spiel und eine consequente Durchführung des Charakters zur Bedeutung erheben kann.

(Schluß folgt.)

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

No. 49. Freitag, den 18. Februar 1842.

Wie es Euch gefällt.

Eine Erzählung nach Shakespeare, von Charles Lamb.

Diese Erzählung entlehnen wir nachfolgendem Werke. Ganz in der Kürze erscheint nämlich in der Leske'schen Verlagshandlung zu Darmstadt (zu gleicher Zeit in London bei A. Schloß, Hofbuchhändler der Frau Herzogin von Kent) als erster Band einer Shakespeare-Bibliothek: „Charles Lamb's Erzählungen nach Shakespeare, eine Vorschule dieses großen Dichters für die deutsche Jugend, nebst einer Abhandlung über das Leben und die Werke des Dichters, nach den neuesten Forschungen und William Howitt's Besuch in Stratford am Avon, von Dr. H. Künzel, Mitglied der Camden-Society in London."

Die Verlagshandlung hofft mit diesen berühmten, bis jetzt noch nicht in's Deutsche übertragenen Erzählungen des liebenswürdigen Lamb, welche sich in unzähligen Auflagen bereits seit 30 Jahren in den Händen der englischen Jugend finden, eine Shakespeare-Bibliothek zu eröffnen, die alles in aufsteigender Linie, d. h. vom Verständniß der Jugend an bis zum reifen Urtheil des Literarhistorikers über Shakespeare und die englische Bühne mittheilen soll, was die neuesten Forschungen eines Charles Knight, der Shakespeare-Society (deren Mitglied der deutsche Bearbeiter ist), eines Hunter, Halliwell, Collier, Coleridge, Hazlitt, Sir Courtenay u. s. w. zu Tage gefördert haben, was für Deutschland noch nicht verarbeitet ist, und dabei in manchen Beziehungen neues Licht über Shakespeare verbreitet.

Wir empfehlen den für sich unabhängig bestehenden ersten Band der zwanzig Erzählungen, nebst den höchst interessanten Beigaben „als köstliche Lehren der Weisheit und Tugend, edeliger Gesinnung und geistiger Schönheit" nicht allein den Lehrern deutscher Schulen jeder Art, sondern auch jedem Gebildeten, der sich für den größten aller modernen Dichter interessirt. J. K. H. die Frau Prinzessin Karl hat die Widmung dieses Werkes „mit Freuden" angenommen.

Zur Zeit, als Frankreich in Provinzen oder sogenannte Herzogthümer getheilt war, regierte in einer dieser Provinzen ein Herzog, welcher seinen älteren Bruder vom Throne gestoßen und in die Verbannung geschickt hatte.

Der Herzog, der so aus seinen Besitzungen vertrieben war, zog sich mit wenigen getreuen Anhängern in den Ardennerwald zurück, und hier lebte der gute Herzog mit seinen geliebten Freunden, welche sich eine freiwillige Verbannung um seinetwillen auferlegt hatten, während ihre Besitzungen und Einkünfte den falschen Thronräuber bereicherten. Die Gewohnheit machte ihnen indessen bald das Leben sorgloser Ruhe, das sie führten, süßer, als den Pomp und den geräuschvollen Glanz eines höfischen Lebens. Hier lebten sie wie der alte Robin Hood von England, und viele edle Jünglinge pilgerten täglich von dem Hof zu diesem Wald, und sorglos floß ihnen die Zeit hin, wie denen, welche in dem goldenen Zeitalter lebten. Im Sommer lagen sie unter dem herrlichen Schatten hoher Waldbäume, und sahen dem anmuthigen Spiele der Hirsche zu, und sie liebten diese armen Thiere, welche die ursprünglichen Bewohner des Waldes zu seyn schienen, so zärtlich, daß es ihnen wehe that, wenn sie einige tödten mußten, um ihren Tisch mit Wildpret zu versehen. Wenn die kalten Winterstürme den Herzog den Wechsel seines Glückes fühlen ließen, ertrug er sie geduldig, und sagte: „Diese kalten Winde, welche meinen Körper umwehen, sind treue Räthe, sie schmeicheln nicht, sondern stellen mir aufrichtig meine Lage vor, und obgleich ihr Biß scharf ist, so kommt doch ihr Gebiß an Schärfe nicht dem der Lieblosigkeit und Undankbarkeit gleich. Ich finde, daß man, so viel auch die Leute gegen das Unglück sprechen, doch einen süßen Nutzen aus ihm schöpfen kann, wie aus dem für Arzneien so kostbaren Juwel, das dem Kopf der giftigen und verachteten Kröte entnommen wird." Auf diese Weise zog der geduldige Herzog eine nützliche Moral aus jedem Ding, was er sah, und vermittelst dieser moralischen Nutzanwendung konnte er in diesem, dem öffentlichen Lärm entzogenen Leben Zungen in den Bäumen, Bücher in den rauschenden Bächen, Predigten in den Steinen und Gutes in jedem Ding finden.

Der verbannte Herzog hatte eine einzige Tochter, die Rosalinde hieß, welche der Herzog Friedrich, der Thronräuber, als er den Herzog, ihren Vater, verbannte, an seinem Hofe zur Gespielin seiner eigenen Tochter, Celia, zurückbehielt; eine innige Freundschaft bestand zwischen diesen Jungfrauen, die durch die Mißhelligkeit zwischen ihren Vätern nicht im geringsten gestört wurde. Celia bemühte sich auf die liebenswürdigste Weise, Rosalinden die Ungerechtigkeit zu vergüten, die ihr Vater dadurch verübt, daß er den Vater Rosalindens seines Thrones beraubt hatte; und so oft die Erinnerung an ih-

Digitized by Google

res Vaters Verbannung oder ihre eigene Abhängigkeit von dem falſchen Thronräuber Roſalinde traurig ſtimmten, beſtand Celia's ganze Sorge darin, ſie zu beruhigen und zu tröſten.

Eines Tages, als Celia auf ihre gewöhnliche gütige Weiſe zu Roſalinde ſagte: „Ich bitte Dich inſtändigſt, meine ſüße Baſe Roſalinde, ſey fröhlich!“ trat ein Bote des Herzogs in's Gemach und verkündete ihnen, daß, wenn ſie ein Wettringen mit anſehen wollten, das gerade begönne, ſo müßten ſie ſich augenblicklich auf die Terraſſe vor dem Pallaſte verfügen. Da nun Celia dachte, daß dieſes Schauſpiel Roſalinde aufheitern könnte, beſchloß ſie, hinzugehen und das Ringſpiel mit anzuſehen.

In jenen Zeiten war aber das Ringſpiel, welches jetzt nur noch von Luſtigmachern auf dem Lande getrieben wird, ſelbſt eine Lieblingsunterhaltung an Höfen der Fürſten, der ſchönen Damen und Prinzeſſinnen. Zu dieſem Wettringen begaben ſich deßhalb auch Celia und Roſalinde. Sie fanden, daß es wahrſcheinlich einen ſehr traurigen Anblick gewähren würde, denn ein ſehr breiter und kräftiger Mann, der ſich ſchon viel in der Ringkunſt geübt und viele Gegner in ſolchen Kämpfen erſchlagen hatte, ſollte gerade mit einem Jünglinge ringen, deſſen große Jugend und Unerfahrenheit in der Kunſt alle Zuſchauer im voraus ahnen ließ, daß er ſicherlich getödtet werden würde. Als der Herzog Celia und Roſalinde ſah, ſagte er: „Wie nun, Tochter und Nichte, Ihr ſeyd auch hierher gekommen, um den Ringkampf zu ſehen. Ihr werdet wenig Vergnügen daran haben, denn bei dieſen Männern findet eine zu große Ungleichheit ſtatt. Und aus Mitleiden für den jungen Mann wünſchte ich ſehr, daß man ihn überredete, von dem Kampfe abzuſtehen. Sprechet Ihr zu ihm, ihr Mädchen, und ſeht, ob Ihr ihn dazu bewegen könnt.“

(Fortſetzung folgt.)

Zwei Nächte auf dem Feldberge, im Winter 1828.

(Fortſetzung.)

Glücklich erlangten wir das Ziel unſeres Abſtechers und fanden im beſten Wohlſeyn die zweite Abtheilung unſeres Beobachtungs-Corps, welches, während dem wir auf dem Feldberg ſtanden, in Reiſenberg lag, nämlich auf Stroh. Was ſie uns erzählten, war nicht ſonderlich geeignet, ſie für die Nacht zu beneiden, die ſie in der Wohnſtube, die auch zugleich Schlafſtube iſt, mit einigen Landſtreichern, den Hausleuten und dem cultivirteren Theil des Hausviehes, in Hunden, Katzen, Hühnern u. ſ. w. beſtehend, gemeinſchaftlich zubrachten. Sie hatten, ſo ungleich ſind die Glücksgüter dieſer Erde vertheilt, Mangel an dem, was wir in unſerer Hütte im größten Ueberfluß beſaßen, friſche Luft, dabei aber durch den überheizten Ofen einen ſolchen Ueberfluß von Wärme, daß ſie gern mit uns einen Tauſchhandel eingegangen haben würden. Indem wir bei einem Frühſtück, dem nichts mangelte als eine gewiſſe Vielſeitigkeit, die Ergebniſſe der verfloſſenen Nacht uns gegenſeitig mittheilten, trat ein Mann von heldenmäßigem Anſehen und kräftigem Wuchſe kühn und ſicher in die Stube, und ſetzte ſich an unſern Tiſch. Es war der Studien-Direktor des Ortes, im gemeinen Leben Schulmeiſter genannt.

Die Natur, die immer ſo zweckmäßig iſt, wenn man ſich nicht von ihr entfernt, hat dieſen, ihren Liebling, beſonders verſchwenderiſch für die handgreifliche Didactik ausgeſtattet, die er zu treiben beſtimmt war. Jetzo trieb ihn die Kunde von der Ankunft einer Anzahl gelehrter Leute aus Frankfurt am Main, wo die Wiſſenſchaften nicht nur blühen, ſondern ſogar Früchte tragen, her, um ſich als Gelehrter mit uns über wiſſenſchaftliche Gegenſtände auszuſprechen, und in einen nützlichen Ideentauſch einzulaſſen. Das zunächſt liegende Thema, welches wir beſprachen, war die Pädagogik, und ich erſtaunte über die neuen Anſichten und Theorien dieſes Mannes. Ich hoffe, ſie werden in einem eigenen Werke erſcheinen; deßwegen theile ich hier vorläufig nur ſeine Weiſe, Erdbeſchreibung zu treiben, mit. Bisher waren die Erzieher der Meinung, man müſſe bei der Entwickelung des Ideenkreiſes eines Kindes mit dem anfangen, was ihm zunächſt liegt, und mit dem Entfernteſten ſchließen, wenn jemals ein Schluß möglich wäre. So lehrten ſie es zuerſt, verſteht ſich mit kluger Auswahl, die Theile ſeines eigenen Körpers kennen, und ſteigerten ſeine Anſchauung nach und nach bis zu dem Begriff des Univerſums. So kam man in allen Wiſſenſchaften vom Einfachen zum Vielfachen. — Nicht ſo aber unſer Schulmann. Wie es ſchien, von dem Grundſatze ausgehend: meine Schüler ſind zunächſt Kosmopoliten, dann Europäer, dann Deutſche, dann Naſſauer, und dann erſt Reiſenberger, lehrte er ſie in der Geographie zuerſt den Erdkreis kennen, dann Europa, dann ganz Deutſchland, dann das Herzogthum Naſſau, und ganz zuletzt Reiſenberg. Ueberhaupt hatte er die triftigſten Gründe, ihnen die Wiſſenſchaften auf ächt homöopathiſche Weiſe in Decillionen Theilchen beizubringen, und dieſe ihnen im Leibe, wenn er nicht hinlängliche Wirkung warnahm, hahnemanniſch durcheinander zu rütteln.

Nachdem wir unſer Frühſtück eingenommen, und Leib und Geiſt auf faſt gleiche Weiſe erquickt hatten, auch unſere Kleider ſo ziemlich trocken geworden fanden, machten wir uns reiſefertig und verſahen uns mit neuen Victualien, worunter zwei friſchgeſchlachtete, ſauber geputzte platoniſche Menſchen (nach Diogenes Anwendung der platoniſchen Definition eines Menſchen) als Sterne erſter Größe glänzten, und unſere Phantaſie mit den lieblichſten Bildern von dem Genuſſe belebten, den wir haben werden, wenn die engliſche Dampfküche, gleichſam ein Fegefeuer, jene zwei Abgeſchiedenen nach ihrem Tode zu der Vollkommenheit werde geſteigert haben, die wir ihnen wünſchten.

Wir warfen noch einen Blick auf die Induſtrie der Reiſenberger, deren Fabrikate aus allerlei Drahtwerk, z. B. Haarnadeln, und hauptſächlich aus ächten Pariſer Stiften beſtehen, und bereiteten uns dann, die Rückreiſe anzutreten. Der Wirth zeigte die größte Vorſorge für uns, und zugleich, welch ein tiefdenkender Phyſiker er war. Er dachte nämlich, weil vorigen Sonntag in geringer Ferne ein ſo ſtarkes Gewitter wüthete, ſo könne man bei der höchſt ſonderbaren Witterung nie ſicher ſeyn, ob nicht die Luft mit Elektrizität überladen iſt, die dann plötzlich als Blitz herausfährt und zerſtört. Wie gefährlich könnte ein ſolcher für uns auf dem Wege nach der Feldberg-Spitze werden, da er nothwendig in uns, als die beſten Leiter der Gegend, fahren müßte, beſonders wenn wir noch allzu viel Metall bei uns trügen. Er ſorgte alſo durch Verminderung deſſelben für die Verminderung der uns drohenden Gefahr, und wirklich er traf's, — kein Blitz fuhr in uns. Aber eine

Digitized by Google

andere Prüfung hatte uns der Himmel zugedacht. Während dem wir nämlich mit dem Herrn Studien-Direktor uns in das wärmſte wiſſenſchaftliche Geſpräch vertieft hatten, wurde es draußen immer kälter, und während wir die Sonne unſeres Verſtandes die philoſophiſchen Dunkelheiten durchdringen ließen, fiel draußen ein dichter Nebel und endlich begann es ungeheuer zu ſchneien.

Wir mußten uns dieſe von Mitternacht herkommende meteorologiſche Ironie eben ſo gefallen laſſen, wie der buchhändleriſche Baron von **Cotta** die Müllneriſche im Mitternachtsblatt, welche oft von jener nicht ſehr verſchieden iſt, und zeigten dadurch, daß wir ruhig und **kalt** unſern Weg verfolgten, (was uns um ſo leichter war, da keine Schiller'ſchen Druckfehler u. ſ. w. auf uns laſteten), wie wenig wir daraus machten.

Mit nicht geringem Erſtaunen ſahen wir, daß der Studien-Direktor ſich an uns anſchloß, und alle Kinder, die ihn fragten: haben wir heute keine Schule? durch ein erfreuliches Nein in Jubel verſetzte. Dieſe Erſcheinung ging nicht nur über unſere Erwartung, ſondern lag ſelbſt außer dem Kreiſe unſerer Wünſche. Wahrlich, dieſer Mann zeigte ein recht hohes Streben, daß er bei'm abſcheulichſten Wetter und empfindlichſten eiskalten Wind mit uns eine ſchroffe Anhöhe von 700 bis 800 Fuß erſteigen wollte. Je höher wir kamen, deſto tiefer lag der Schnee und deſto kälter und furchtbarer ſtürmte der Wind, ſo daß wir am Ende mit einem heftigen Orkan zu kämpfen hatten. Der Nebelduft gefror in unſern Haaren zu Reif, machte uns vor der Zeit grau, und gab uns ein ungewöhnliches, ehrwürdiges Ausſehen. Nach einem nicht müheloſen Steigen von einer Stunde langten wir endlich in der erſehnten Hütte bei den Unſerigen an. Die Beobachtungen waren mit dem größten Fleiße fortgeſetzt und die Tabellen in der vortrefflichſten Ordnung. Allein nicht nur dieſes geſchah während unſerer Abweſenheit, noch viel Bedeutenderes iſt geleiſtet worden. Herr **Loehr**, ſeines Berufes Apotheker und ein trefflicher Scheidekünſtler, zeigte ſich als Meiſter in ſeinem Fache, indem er durch höchſt geniale Zuſammenſetzung von allerlei geheimnißvollen Ingredienzien zu den von Homburg mitgebrachten ſechs Pfund rohen Rindfleiſches auf der Capella der engliſchen Dampfküche die geſchmackvollſte Fleiſchſuppe ſchuf. Er theilte uns ſogleich von allem (und keineswegs homöopathiſch) tüchtige Rationen mit, und dieſen Rationalismus hätte auf dem Feldberg ſelbſt der beſte Myſtiker nicht von ſich gewieſen. Selten mag wohl Jemanden das, was ein Apotheker kochte, ſo gut geſchmeckt haben, als uns die Ptiſane des Herrn **Loehr**. Wir übergaben ihm nun die mitgebrachten zwei platoniſchen Menſchen, und er machte gleich Anſtalten zu ihrer Veredlung.

(Fortſetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(**Frankfurt**, im Febr.) In Hrn. Franz Georg **Brinckmann**, Schreinermeiſter und Inſtrumentenmacher dahier, beſitzen wir bekanntlich einen ſehr fleißigen, geſchickten Arbeiter im Fache der Reparaturen von Saiten-Inſtrumenten. Die günſtigſten Atteſte der ausgezeichnetſten hieſigen und auswärtigen Muſiker, in deren Beſitz derſelbe iſt, geben dieſem Manne die beſten Empfehlungen. Seine Inſtrumenten-Reparaturen werden ſehr gerühmt; deshalb verfehlen wir nicht, der Geſchicklichkeit dieſes Mannes hier die gebührende Anerkenntniß zu zollen.

Im Algäu lebte ein **Lotterieſpieler**, der als ſolcher in der ganzen Gegend bekannt war. Er war der einzige Sohn eines reichen Bauers und erhielt nach dem Tode ſeines Vaters das Anweſen im Werthe zu 16,000 fl., an gerichtlich verhypothekirten Kapitalien 23,000 fl. und an baarem Gelde 3900 fl. Er heirathete dreimal und erwarb ſich dadurch das erſte Mal 11,000 fl., das zweite Mal 7000 fl., das letzte Mal aber nichts, als ſein 18jähriges armes Bäschen, mit der er drei Kinder erzeugte. Schon in ſeiner früheſten Jugend zeigte er einen Hang zum Lottoſpiele, zog einige Gulden Gewinn und kam ſoweit, innerhalb 27 Jahren 6976 fl. zu gewinnen, dagegen aber 69,968 fl. zu verlieren. Er ſtarb arm, preisgegeben dem drückendſten Elende und hinterließ nach gerichtlicher Liquidation der Schulden — gar nichts, als ein krankes Weib und drei troſtloſe Waiſen. Der Pfarrer des Ortes ließ dem unſinnigen Lottoſpieler ein hölzernes Monument ſetzen mit folgender Aufſchrift von Bürger:

»Geldmacherei und Lotterie,
Nach reichen Weibern freien,
Und Schätze graben — ſegnet nie,
Wird Manchen noch gereuen.
Mein Sprüchwort heißt: Auf Gott vertrau',
Arbeite brav und leb' genau!
Ruhe ſeiner verlotterirten Seele.«

(**Luzern.**) Am 10. Febr. wurde die Leiche einer Jungfrau in der Reuß gefunden. Sie hatte um Mitternacht, im Zuſtande des Somnabulismus, ihr Haus verlaſſen und wollte eine Arbeit vollenden, welche ſie ſich am Abend zuvor auf den Morgen beſtimmt hatte. Unvermerkt an der Reuß angelangt, erwachte ſie erſt, als ſie die Fluth verſchlang. Ihr Hülferuf kam zu ſpät.

(**Frankfurter Gewerbverein.**) In der am Freitag den 18. Febr. 7 $^1/_2$ Uhr ſtatthabenden Verſammlung der Gewerbtreibenden kommt vor: Erledigung der rückſtändigen Anfragen. **Vorzeigung und Erläuterung** 1) eines einfachen Steinhebzeugs; 2) des Modells einer großen Brückenwaage; 3) Muſter von gebleichtem Schellack, Möbelpolitur und Firniſſen, dargeſtellt von **Buchner**, mitgetheilt von der Localſection des Großherzoglich heſſiſchen Gewerbvereines zu Darmſtadt. Es iſt eine Liſte aufgelegt zur Einzeichnung für Diejenigen, welche Gegenſtände zu der von der Localſection des Großherzogl. heſſiſchen Gewerbevereines in Mainz im Sept. a. c. beabſichtigten Gewerbausſtellung zu liefern geſonnen ſind.

Die Verwaltung des Gewerbvereins.

Frankfurter Theater.

(Schluß.)

Wenn man ſich des Eindrucks erinnert, welchen Walter Scott's Ivanhoe bei der Leſung auf uns hervorgebracht hat, und dann denjenigen, den Hr. **Chrudimsky** als Ivanhoe macht, entgegenſtellt, ſo be-

Digitized by Google

rühren ſich die Extreme. Nüchterner als durch Hrn. Chrudimsky ließe ſich dieſer Charakter wohl kaum darſtellen, da er hier aller Romantik und aller Ritterlichkeit entkleidet erſcheint. Auch der Geſang bot heute wenig Anziehendes. Ein Gleiches gilt von Rosvena, welcher Dem. Holzhäuſer nur wenig Intereſſe zu verleihen wußte. Die Rolle des durch Hrn. C. Schneider dargeſtellten Iſaak von York iſt ſo ſtark beſtrichen, daß ſie ohne Gefahr einem Statiſten anvertraut werden könnte. Wollte man ſich die Mühe machen, zwiſchen den Charakteren der Oper und denen des Romans Abrechnung zu halten, ſo würde ſich für die erſteren ein höchſt ungünſtiges Reſultat herausſtellen. Es iſt daher die Aufgabe des Sängers und Darſtellers, nachzuhelfen und zu ergänzen. Wie dies durch Dem. Capitain, ſo iſt es auch durch Hrn. Dettmer als Bois Guilbert geſchehen, welcher uns ein beſtimmtes Charakterbild vorführte und dieſe ſchwierige Geſangspartie, die einen bedeutenden Stimmenfonds erfordert, mit Kraft und Ausdruck ſang. Da wir Hrn. Dettmer bald verlieren werden, ſo treten uns die Vorzüge eines Sängers um ſo klarer entgegen, welcher durch eifriges Studium eine rühmliche Stellung gewonnen hat und deſſen Verluſt für unſere Bühne ein ſchmerzlicher bleibt.

Am 12. d. M. gab man die Roſen des Herrn von Malesherbes, ein artiges Luſtſpielchen, welches troz ſeiner holperichten Verſe und ſtellenweiſen trivialen Diction durch den gemüthlichen und poetiſchen Kern der Handlung noch immer gerne geſehen wird. Hr. C. Schneider hob die Züge des edeln und gemüthvollen Malesherbes, dieſes friedlichen Weiſen anſprechend hervor und wußte den Dialog mit Einſicht zu nüanciren. Dem. Leclere (Suſette) war eine eben ſo freundliche, als den Charakter des naiven Bauernmädchens gut darſtellende Erſcheinung. Hr. Wenzel betrat als Peter zum Erſtenmal die Bühne. Eine vortheilhafte Geſtalt und für einen Anfänger ein nicht ungewandtes Spiel! Was die Stimme betrifft, ſo wollte dieſe nicht recht ausgeben und ſchien uns etwas bedeckt; jedoch mag die den Erſtlingsverſuchen beiwohnende Befangenheit den Glanz des Organs beeinträchtigt haben. — Hr. Lußberger, an deſſen Stelle Hr. C. Schneider den Malesherbes ſpielte, befindet ſich wieder beſſer, wird jedoch noch für einige Zeit der Bühne entzogen bleiben. Bei dieſer Veranlaſſung ſcheint es uns am Plaz, auf eine möglichſt zweckmäßige Rollenvertheilung und gleichmäßigere Beſchäftigung der verſchiedenen Kräfte unſeres Schauſpiels aufmerkſam zu machen, in welcher Hinſicht bei uns Manches mangelhaft erſcheint. Ein Repertoire muß ſo geſtellt ſeyn, daß es den mancherlei Zufälligkeiten von Erkrankungen und Abweſenheiten einzelner Mitglieder nicht allzu ſehr preisgegeben, ſondern auch auf dergleichen Störungen berechnet iſt. An Kräften fehlt es bei uns nicht, aber die Verwendung derſelben läßt Manches zu wünſchen übrig. Die angedeutete Aufgabe mag zwar eine ſchwierige ſeyn, aber es muß darum nicht minder nach einer möglichſt befriedigen Löſung derſelben geſtrebt werden. M.

Korreſpondenz.

Brüſſel, im Febr

Belgien iſt anerkanntermaßen eines der gewerbreichſten Länder. Einen glänzenden Beweis bot die Ausſtellung dar, von welcher jedoch ſo viel geſprochen worden iſt, daß ich mich hüten werde, auf dieſelbe im Allgemeinen zurück zu kommen. Hier möchte ich vor der Hand nur darauf aufmerkſam machen, daß es nicht gerade nur Belgier ſind, die ſich bei jener Gelegenheit ausgezeichnet haben. So iſt bekanntlich der erſte Tiſchler Brüſſels, Hr. Rang, ein Deutſcher. Ein anderer Ebeniſt, der für die vorzügliche Anfertigung von ſkulpirten Leiſten, vermittelſt einer Maſchine, eine Medaille davon getragen, iſt ein Frankfurter. So wäre noch Mancher zu nennen, der als Ausländer ſich mit Glück an die gewerbfleißigen Belgier angeſchloſſen. Es ſcheint aber in der That, als ob hier eine der Induſtrie vorzüglich günſtige Luft wehe, wie denn auch die ungeheuern Nachdruckfabriken eines Haumann, Cans u. ſ. w. von dieſem induſtriellen Geiſte zeigen. Welcher Zweig den mindeſten Vortheil in gewerblicher Beziehung verſpricht, der wird auf der Stelle ausgebeutet. Man denke an die vielen Etabliſſements aller Art, die in allen Theilen des Landes beſtehen! Hat ja doch ſelbſt England nichts aufzuweiſen, das Seraing gleichkomme! Ueberhaupt ſcheint die Maas mit ihren Nebenflüſſen, der Weſdre, Ourthe u. ſ. w. der Induſtrie beſonders günſtig. Welche Menge Fabriken aller Art! Neben den großen Tuchfabriken und Eiſenwerken dehnen ſich jezt einige Fabriken von Papier und Papiertapeten beſonders aus. Ich bewunderte in Huy an der Maas die großen Etabliſſements der Herren Gebrüder Godin, wovon ich Ihnen nächſtens, wenn Sie es wünſchen, eine ausführlichere Beſchreibung geben werde. Für jezt möchte ich nur auf zwei Dinge aufmerkſam machen. Dies iſt zuerſt, da ich weiß, wie ſehr ſich Jeder, der viel in die Ferne ſchreibt, dafür intereſſirt, der wohlfeile Preis jenes feinſten Briefpapiers. Ich erinnere mich, ſeiner Zeit in Frankfurt das Buch mit 30 Kreuzern bezahlt zu haben und hier erhielt ich im Detailhandel daſſelbe für 44 Centimes. Der andere Punkt, der mich frappirte, war die ſchöne Beleuchtung dieſer Fabrik durch in dem Gebäude ſelbſt verfertigtes Gas. Das Verfahren iſt, wie man mich verſicherte, höchſt einfach und bei dem ſchönen Lichte noch ökonomiſcher als die Oelbeleuchtung, die bekanntlich in Fabriken noch mit gar vielen Unannehmlichkeiten und beſondern Koſten verknüpft iſt. Der Erfinder und Verfertiger dieſes auf die höchſte Einfachheit reduzirten Apparates, der durch einen einzigen Arbeiter mit Leichtigkeit im Gange gehalten wird, hat vor einigen Monaten ebenfalls die Fabrik der Gebrüder Piette zu Dilling bei Saarlouis mit einer ſolchen Gasbeleuchtung verſehen, zur höchſten Zufriedenheit der Beſitzer. Es iſt derſelbe ein Einwohner von Huy, Namens Alphons Bodart, ein junger, unternehmender Mann, der ſich ſchon längere Zeit mit der Gasfabrikation beſchäftigt und durch mancherlei Verſuche dieſe erfreulichen Reſultate erlangt hat. Man kann dieſer Einrichtung, die im Vergleich mit der Oelbeleuchtung eine Erſparniß von wenigſtens 40 pCt. darbietet, den ſchönſten Erfolg voransſagen, denn warum ſollte nicht jedes Etabliſſement von einiger Bedeutung das wohlfeilere, reinlichere und zeitſparende Gaslicht der unvortheilhaften Oelbeleuchtung vorziehen? Für den Einzelgebrauch iſt jedoch das Oel auch hier noch nicht abgeſchafft, und ſo finden vorzüglich die Brukler'ſchen Lampen mit jedem Tage mehr Anerkennung. Nur droht auch hier das Schickſal den Namen des Erfinders zu unterdrücken; man kündet ſie an als quinquets de Young mit brevet d'importation auf 10 Jahre.

Auflöſung der Charade in Nro. 47.

Faſtnachtball.

Programm des Muſeums.

Freitag, den 18. Februar 1842.

Zweite Symphonie von Onslow.
Die Entzückung des Las Caſas, von Engel; geleſen von Hrn. C. Schneider.
Cavatine von C. M. v. Weber; geſungen von Fräul. Kramer.
Variationen für das Baſſethorn; componirt und vorgetragen von Hrn. Springer.
Sonne und Roſe, Gedicht von Rückert; geſprochen von Mad. Frühauf.
Soldatenabſchied, von Wolfgang Müller; componirt von Wilhelm Speyer; geſungen von Hrn. Piſcheck.
Klavier-Phantaſie von Thalberg; geſpielt von Hrn. Noë Getz.
Monologen aus Schiller's Jungfrau von Orleans; geſprochen von Fräul. Arnold.
Ave Maria von Schubert; geſungen von Fräul. Kramer.
Ouvertüre zu Spohr's Zemire.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 50. Samstag den 19. Februar 1842.

Wie es Euch gefällt.

Eine Erzählung nach Shakespeare, von Charles Lamb.

(Fortsetzung.)

Die Jungfrauen waren wohl zufrieden, diesen menschenfreundlichen Auftrag auszuführen, und zuerst bat Celia den Jüngling, von dem Versuche abzustehen; dann sprach Rosalinde so gütig zu ihm und mit solchem Gefühl von der Gefahr, in die er sich zu begeben im Begriff war, daß sich alle seine Gedanken, anstatt durch ihre anmuthigen Worte sich bewogen zu finden, seinen Vorsatz aufzugeben, gerade darin vereinigten, sich durch seinen Muth in den Augen dieser liebenswürdigen Damen auszuzeichnen. Er verweigerte das Gesuch Celia's und Rosalindens in solch anmuthigen und bescheidenen Worten, daß sie für ihn nur noch innigere Theilnahme fühlten. „Ich bedaure," so schloß er seine Weigerung, „so schönen und herrlichen Jungfrauen etwas abschlagen zu müssen. Aber lasset Eure schönen Augen und anmuthigen Wünsche mich zu meinem Kampfe begleiten. Werde ich darin überwunden, so ist Einer beschämt, der nie von der Huld einer Dame beglückt wurde. Wenn ich getödtet werde, dann stirbt Einer, der zu sterben wünscht. Ich füge meinen Freunden kein Leids zu, denn ich habe keinen, der mich zu beklagen hätte. Ich füge der Welt kein Leids zu, denn ich habe nichts in ihr. Ich fülle nur einen Platz in der Welt aus, der besser ausgefüllt wird, wenn ich ihn frei gemacht habe."

Und nun begann das Wettringen. Celia wünschte, dem jungen Fremdling möge kein Leid geschehen; aber Rosalinde fühlte noch mehr für ihn. Der freundlose Zustand, in dem er sich nach seiner Aussage befand, und sein Wunsch zu sterben, ließen Rosalinde annehmen, daß er, wie sie, unglücklich wäre, und sie bedauerte ihn so sehr, und fühlte eine so innige Theilnahme an der Gefahr, in der er während des Kampfes schwebte, daß man von jenem Augenblick beinahe sagen konnte: sie liebe ihn.

Die Güte, welche diesem unbekannten Jüngling von diesen edlen Jungfrauen erwiesen wurde, flößte ihm einen solchen Muth und solche Stärke ein, daß er Wunder verrichtete und zuletzt seinen Gegner vollständig besiegte, der so stark beschädigt war, daß er eine ganze Weile weder sprechen, noch sich rühren konnte.

Der Herzog Friedrich fand viel Gefallen an dem Muth und der Gewandtheit dieses jungen Fremdlings, und wünschte seinen Namen und seine Familie zu erfahren, um ihn unter seinen besondern Schutz zu stellen.

Der fremde Jüngling sagte, daß sein Name Orlando und er der jüngste Sohn des Sir Rowland de Boys wäre.

Sir Rowland de Boys, der Vater Orlando's, war vor mehreren Jahren gestorben; aber zu seinen Lebzeiten war er ein treuer Unterthan und treuer Freund des verbannten Herzogs gewesen.

Als deshalb der Herzog Friedrich vernahm, daß Orlando der Sohn des Freundes seines verbannten Bruders wäre, verwandelte sich all sein Wohlgefallen an diesem tapfern Jüngling in Mißfallen, und er verließ den Ort in sehr böser Stimmung. Er haßte es, selbst nur den Namen eines der Freunde seines Bruders zu hören, und doch bewunderte er noch die Tapferkeit jenes Jünglings und sprach, als er wegging, den Wunsch aus, daß Orlando der Sohn irgend eines andern Mannes seyn möchte. Rosalinde war entzückt zu hören, daß ihr neuer Liebling der Sohn des alten Freundes ihres Vaters wäre, und sie sagte zu Celia: „Mein Vater liebte den Sir Rowland de Boys, und hätte ich vorher gewußt, daß dieser Jüngling sein Sohn wäre, ich würde meine inständigen Bitten mit Thränen begleitet haben, ehe er den Kampf versucht hätte."

Die Damen schritten dann auf ihn zu, und fanden ihn durch das plötzliche Mißfallen, das der Herzog gegen ihn ausgesprochen, niedergeschlagen. Sie aber sprachen gütige und ermunternde Worte zu ihm, und Rosalinde, als sie wegging, wandte sich noch ein Mal um, dem Sohn des alten Freundes ihres Vaters noch einige höfliche Worte mehr zu sagen. Sie nahm eine Kette von ihrem Nacken und sagte: „Herr, trage dies um meinetwillen. Ich stehe mit dem Glück in keiner so innigen Verbindung mehr, sonst würde ich Dir ein kostbareres Geschenk gegeben haben."

Als die Jungfrauen allein waren, und Rosalinde immer noch von Orlando sprach, fing Celia an einzusehen, daß ihre Base den schönen jungen Kämpfer liebte, und sie sagte zu Rosalinde: „Ist es möglich, daß Du Dich so schnell verlieben konntest?" Rosalinde erwiederte: „Der Herzog, mein Vater, liebte seinen Vater zärtlich." — „Aber," entgegnete Celia, „folgt daraus, daß Du seinen Sohn zärtlich lieben mußt; denn dann müßte ich ihn hassen, da mein Vater den seinigen haßt, und doch hasse ich Orlando nicht."

Digitized by Google

Der Herzog Friedrich, der bei dem Anblick des Sohnes des Sir Rowland de Boys so in Wuth gerathen, weil er ihn an die vielen Freunde erinnerte, die der verbannte Herzog unter dem Adel zählte, ließ nun auch plötzlich seine Bosheit an seiner Nichte aus, die ihm schon seit einiger Zeit mißfallen, weil das Volk sie ihren Tugenden wegen pries, und sie wegen ihres guten Vaters bemitleidete. Während nun Celia und Rosalinde über Orlando sprachen, trat der Herzog ins Gemach und befahl Rosalinden mit zornigen Blicken, augenblicklich den Pallast zu verlassen und ihrem Vater in die Verbannung zu folgen, und bemerkte der Celia, die vergebens für sie sprach, daß er früher Rosalinden nur auf Celia's Wunsch hin zu bleiben erlaubt hätte. „Ich bat Dich damals nicht, sie bei mir zu lassen", entgegnete Celia, „denn ich war damals zu jung, um ihren Werth zu erkennen; aber nun, wo ich ihn erkannt, wo wir bei einander schliefen und zusammen aufstanden, zusammen gelernt, gespielt und gegessen haben, kann ich nicht mehr ohne sie leben."

Der Herzog, ihr Vater, erwiederte: „Sie ist zu klug für Dich; selbst ihre Sanftmuth, ihr Schweigen und ihre Geduld sprechen zu dem Volk und es bemitleidet sie. Du bist thörigt, für sie zu bitten; denn Du wirst glänzender und tugendhafter erscheinen, wenn sie fort ist; deßhalb öffne Deine Lippen nicht zu ihren Gunsten; das Urtheil, das ich über sie ausgesprochen, ist unwiderruflich."

Als Celia fand, daß sie es nicht über ihren Vater vermochte, Rosalinde bei ihr zu lassen, entschloß sie sich großmüthig, sie zu begleiten, und sie verließ in jener Nacht den Pallast ihres Vaters und ging mit ihrer Freundin, um Rosalindens Vater, den verbannten Herzog, im Ardennerwalde aufzusuchen.

Ehe sie auszogen, fiel es Celia ein, daß es zwei Frauen nicht gerathen seyn würde, in den reichen Kleidern zu reisen, die sie bis dahin getragen. Sie schlug deßhalb vor, ihren hohen Rang dadurch zu verbergen, daß sie Kleider von Landmädchen anzögen. Rosalinde bemerkte, daß es ihnen einen noch größeren Schutz verleihen würde, wenn eine von ihnen männliche Kleidung trüge, und so kamen sie schnell überein, daß Rosalinde, als die schlankste, die Kleidung eines jungen Landmanns, und Celia die eines Landmädchens tragen und sie sich „Bruder" und „Schwester" nennen wollten. Rosalinde nannte sich nun Ganimed, und Celia wählte den Namen Aliena.

In dieser Verkleidung traten diese schönen Prinzessinnen ihre Reise an, nachdem sie noch ihr Geld und ihre Juwelen zu sich genommen, um die Kosten zu bestreiten; denn der Ardennerwald war eine weite Strecke von den Gränzen des herzoglichen Gebietes entfernt.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Nächte auf dem Feldberge, im Winter 1828.

(Fortsetzung.)

Unterdessen entwickelte sich bei dem Herrn Studien-Direktor ein regsames Leben und er zeigte die größte Theilnahme an dem chymischen Theil unserer Thätigkeit, an den Victualien. Mit aller Unbefangenheit, wie ein erfahrener Besucher der ersten Zirkel, griff er überall zu, ohne sich von uns altmodisch dazu nöthigen zu lassen, und erweiterte heute seinen Ideenkreis durch eine Anzahl neuer Geschmacksanschauungen beträchtlich. Als geistreicher Mann aber zog ihn das Geistige vor Allem an, und ein Glas voll Pfeffermünzen-Liqueur machte auf ihn einen unendlichen Eindruck. Außer sich vor Wonne zog er einen von unseren Zimmerleuten in einen Winkel und fragte hastig: Haben Sie mir keine Flasche? Wozu, wollte der wissen. Ich will sie mit dem herrlichen Liqueur füllen, antwortete der Schulmann, welcher für überflüssig hielt, vorher unsere Erlaubniß zu bekommen. Der Zimmermann aber, der ihm gar nicht gut war, sagte trocken: ich habe dafür keine Flasche. Uebrigens muß man nicht denken, daß der Mann unbescheiden war, denn er zeigte uns aus Bescheidenheit keine, selbst nicht einmal die Tugend der Bescheidenheit. Noch einige Zeit beehrte er uns mit seiner Gegenwart, dann aber empfahl er sich mit einem großstädtischen: sans Adieu.

In der Hütte war unterdessen eine sehr angenehme Veränderung vorgegangen. So wie nämlich die Kälte immer bedeutender wurde, gefroren die Ritzen im Dach zu, wodurch das immerwährende Heruntertröpfeln des Regens gänzlich aufhörte und uns erlaubte, endlich zu sitzen. Der Wind, der sich nach Norden drehte, steigerte seine Kraft so sehr, daß wir anfingen, für das Dach der Hütte zu fürchten, und der Quadratschuh von starkem Blech an dem Anemometer so verbogen wurde, daß er wie eine Schale aussah. Bei mehr zunehmender Kälte fror die Windfahne gänzlich ein; auch das Haarhygrometer wurde durch angehängtes Eis unbrauchbar und die ganze Hütte tapezierte sich mit Eiscrystallen, welches einen herrlichen Anblick verursachte. Gegen Abend legte sich der Wind, das Wetter wurde still, aber immer kälter. Bei anbrechender Nacht ging trotz Kälte und starkem Schneegerieſel Hr. Rust rüstig und frisch mit einem Zimmermann nach Reifenberg hinab, und versprach, da wir diese Nacht einige Hoffnung zum Liegen und Schlafen haben konnten, uns trockenes Stroh zu senden; allein als es ankam, war es durch den heftigen Schnee eben so naß, wie das, welches wir schon hatten. Wie die Kälte bedeutender wurde, froren in der Hütte unsere nassen Kleider am Leibe so sehr, daß wir unsere Mäntel mitten in derselben aufrecht stellen konnten, und so lächerliche Hüllen ohne Füllen bekamen, und uns an diesen Vexier-Menschen, diesen Repräsentanten unserer selbst, nicht wenig ergötzten. Es that der Kälte wenig Eintrag, daß wir ungemein die Dampfküche heizten, und manchmal konnten wir aus Mangel an Wasser nicht Feuer machen; denn die Küche war so eingerichtet, daß sie nur die Hitze des kochenden Wassers ertragen konnte, und bei größerer Erhitzung geschmolzen wäre. Wir mußten also immer für Wasser sorgen, und das war bei dem häßlichen Wetter, und besonders Nachts, keine Kleinigkeit, weil es sehr weit zu holen war, und die Küche verdampfte in einer Stunde fast so viel, als wir in unseren Gefäßen auf einmal herbeischaffen konnten. Als Gegenmittel gegen den Wasserdampf, der in der Hütte qualmte und an den kalten Wänden sich als Reif ansetzte, brannten wir manchmal ein kleines Feuerrädchen ab, und fanden in dem Pulverrauch Erquickung. Zwischen 8 und 9 Uhr Abends war manchmal sternheller Himmel zu sehen, aber gleich kam wieder starker Nebel. Soviel aber ließ sich schließen, daß das Wetter sich im Ganzen gebessert habe, und der Nebel nur eine die Spitze des Feldberges einhüllende Wolke war. Unter den mannichfaltigen Beschäftigungen, welche die Beobachtungen und unser ganzer Haushalt uns gaben, kam

Digitized by Google

leise die Mitternachtsstunde herbei, wo wir zum letzten Male beobachten und als Signal noch einiges Feuerwerk abbrennen sollten. Letzteres mißglückte wieder, obwohl wir die Raqueten beim Feuer trockneten, und nur eine derselben stieg mit Blitzesschnelle ganz ungemein hoch. Die Stunden nach Mitternacht wurden nun ausschließlich der Chymie geweiht. Wir kochten Punsch, Kaffee, Thee, Bischof, Chokolade u. s. w., und alle unsere Versuche versuchten wir, und fanden, daß sie gut waren. Wenn wir eine Tasse leer gemacht hatten, und in der Untertasse auf den Tisch stellten, so gefroren beide zu einem einzigen Stücke zusammen, welches artige Experiment gewiß nicht sonderlich in ein Wohnlokal paßt.

Nach den vielen durchwachten Stunden und Anstrengungen mancher Art behauptete jetzt aber bei mehreren von uns die Natur ihre Rechte, und ein unwiderstehlicher Schlaf bemächtigte sich ihrer. Manche sanken, so wie sie saßen, zusammen, und hatten nicht Zeit, eine bequemere Schlafstelle oder Schlaflage zu wählen. Selbst der bis jetzt in einem fort muntere, lustige und thätige Herr Loehr fiel in einen bleiernen Schlaf, so daß, als wir nach einiger Zeit seiner Hülfe bedurften, er durch kein Mittel zu erwecken war. Nach mehreren vergeblichen Versuchen fiel mir jedoch ein, ein gewisses Zauberwort auszusprechen, welches bei Apothekern als ein großes Reizmittel wirkt. Hahnemann! schrie ich, und siehe, kaum hatte ich den Namen dieses Freund Hains oder Holzmeiers der Apotheken (vielleicht auch der Patienten) genannt, so sprang Hr. Loehr auf mit dem Rufe: wo ist Hahnemann? Er verzieh gern meine unschuldige List in der Freude, keinen Hahnemann zu finden, und zog (dazu hatten wir ihn aufgeweckt) die nun gar gekochten Hahnen aus dem Kopfe.

Um vier Uhr machten wir zum gänzlichen Schlusse noch eine Beobachtung, und packten dann die Instrumente ein. Der anbrechende Morgen zeigte einen starken Nebel, und versprach uns einen trüben Tag. Wir machten uns alle reisefertig, und nun wiederholte sich der Gang der Weltgeschichte bei uns im Kleinen; es erzeugte sich nämlich ein Schisma. Einige wollten nach Homburg hinab gehen, Andere fahren. Zur Sekte derjenigen, die sich lieber ihren eigenen Füßen anvertrauen wollten, als fremden, gehörten Herr B. Albert, Herr Loehr und Referent. Zur andern Sekte, die wir hiermit (auf große Vorgänger uns stützend) für ketzerisch erklären, gehörten Herr Fr. Albert, Herr Gerlach und Herr Schlatter. Wir drei Rechtgläubigen verließen nun die Andern mit dem Bedauern, daß der Himmel ihnen unsere bessere Einsicht versagt hatte. Mit größester Vorsicht mußten wir vorwärts schreiten, denn der Weg bestand fast aus lauter überschneietem Glatteis. Die Kaskaden in der Straße, die gestern früh noch plätscherten, die Seen, durch die wir vorgestern fuhren, waren schnell so hart gefroren, daß das Eis uns, ohne einzubrechen, trug. Auf halbem Wege ereilte uns Herr Rust, der mit einigen Reisenbergern von dem Orte seines Nachtquartiers her kam. Er erzählte uns, daß jetzt in Reisenberg die Sage um sich greife: vorgestern habe man auf einem öden Berggipfel in später Nacht eine große blaue Flamme brennen gesehen, welche unfehlbar einen zu hebenden Schatz andeute. Der gute Studien-Direktor hat dort noch viel für Aufklärung zu wirken, denn die Flamme war nichts anders, als die Laterne des Herrn Rust, der, wie wir wissen, sich den Abend verirrt hatte.

Unter immer stärkerem Schneien langten wir endlich in Homburg an, und freuten uns, wieder in einer behaglichen Wohnstube zu seyn. Nach einer starken Stunde donnerte rasch ein Wagen durch das Thor des Wirthshauses. Es waren die andern Schismatiker, die doch mit uns nur Ein Ziel hatten, und die Wirthsstube glich, wie in der andern Welt, das Schisma wieder aus, und wir setzten uns an den Tisch zu dem Versöhnungs-Diner.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Lüttich, 12. Febr.) Hier ist eine Heirath vollzogen worden, die ihrer außerordentlichen Umstände wegen etwas Geheimnißvolles an sich trägt. Die Besucher von Spaa und Chaudfontaine werden sich ohne Zweifel noch eines jungen, artigen Mädchens erinnern, das mit einer Schachtel voll Edelsteinen herausging und Loose zu einer Lotterie derselben anbot, die aber nie zu Stande kam. Im vorigen Monate gingen zwei Individuen, von denen der eine, nach seinem Alter und seinem Ansehen zu urtheilen, der Mentor des jüngern war, in der Hammer-Allee spazieren. Sie müssen sich doch endlich zu einer Heirath entschließen, sagte der Aeltere zu dem Jüngern. Dies ist mein Wunsch, suchen Sie mir eine Frau aus. — Was sagen Sie zu jenem Mädchen dort? — Dieses so gut, wie jedes andere. — Die Edelsteinhändlerin kam auf die Herren zu und bot ihnen Loose an. Wie groß war ihr Erstaunen, als man ihr, statt ihre Loose abzunehmen, die Heirath mit einem jungen, schönen und reichen Manne antrug. Wie leicht zu denken, ward der Vertrag bald geschlossen; die Verlobte war ohne Vermögen, und der Onkel des Verlobten versprach eine starke, jährliche Pension unter der einzigen Bedingung, daß man nie Erkundigungen über die Familie seines Neffen anstelle. Da beide Verlobte fremd sind, konnte die Trauung erst nach einem sechsmonatlichen Aufenthalte in einer Gemeinde vor sich gehen; man mußte dieselbe bis dahin aufschieben. Um die gesetzlichen Bedingungen zu erfüllen, kam die Braut nach Lüttich und bezog mit ihrer Mutter ein Gasthaus auf der Bath. Die beiden Fremden hatten ihre Reise fortgesetzt. Längere Zeit hatten sie nichts von sich hören lassen; erst vor drei Wochen erschienen sie in Lüttich und stiegen im Hotel des schwarzen Adlers ab. Mit ihnen kam noch eine dritte Person, welche der Kassirer zu seyn schien. Der junge Mann brachte die drei Wochen vor seiner Heirath in der größten Gleichgültigkeit gegen Braut und Hochzeit zu und nahm an nichts Theil. Der ältere Mann, der sich Oheim nannte, aber sich nicht als solcher im Heiraths-Akte genannt hat, betrieb allein die ganze Angelegenheit. Die erforderlichen Papiere waren an den Prinzen von .... adressirt. Die Heirath ward diese Woche ganz einfach vollzogen. In Ermanglung von Verwandten waren Bürger aus Lüttich als Zeugen gebeten. Der Bräutigam begab sich in seiner gewöhnlichen Kleidung auf das Rathhaus, wie immer an die Table d'hote und fuhr am andern Tage mit seiner Frau nach Paris. Ganz Lüttich spricht von dieser Heirath und verliert sich in allerhand Vermuthungen. Der Civilakt gibt keine Aufklärung; der Bräutigam erklärte sich für den Sohn eines Gutsbesitzers zu Versailles; von seinen Gefährten hat man wiederholt vernommen, daß er

Digitized by Google

in Deutschland geboren und in Paris erzogen worden ist. Nach der Verheirathung hörte man den Aeltern zu dem jüngern Manne sagen: „Unser Auftrag ist vollbracht und wir kehren nach Deutschland zurück; thun Sie, was Ihnen anstieht und suchen Sie auf die anständigste Weise die Pension, die Ihnen regelmäßig wird ausbezahlt werden, zu verzehren."

(Passau, 13. Febr.) Der gegenwärtige Wasserstand der Donau ist so niedrig, wie er es wohl seit dem Jahre 1818 nicht mehr war. Heute wurde auf dem sogenannten Schustersteine, mitten in der Donau, auf welchem in den siebenziger Jahren der Schuster Doll ein Paar Schuhe machte, und welcher seitdem nur im Jahre 1818 etwas sichtbar wurde, der Seltenheit wegen gekocht und vom Zimmermann Straßer eine Säge zugefeilt.

Das in England gebräuchliche Verfahren, die Entdeckung oder Ueberführung und Bestrafung von Missethaten dadurch zu erlangen, daß man einem Mitschuldigen Straflosigkeit zusichert und ihn dann als Königszeuge gegen seinen Genossen auftreten läßt, hat neulich in Irland die damit verbundenen Uebelstände in ein grelles Licht gesetzt. Ein dort gehängter Verbrecher, Namens John Delahount, gestand ein, daß er mehrere Male der von der Regierung bewilligten Belohnung wegen in Criminalsachen als Zeuge aufgetreten sey, von denen er gar nichts gewußt habe, als was er vorher durch Befragen alter Frauen ꝛc. erfahren hatte, und daß er später in Ermangelung von Verbrechen, die ihm zu diesem Gewerbe Gelegenheit boten, sich selbst einen wehrlosen Knaben ausgesucht und diesem die Kehle abgeschnitten habe, um dann als Zeuge irgend Jemand dieser That beschuldigen und sich so neuen Gewinn verschaffen zu können. O'Connell brachte diesen Fall bereits im Unterhause zur Sprache; man erwiderte ihm aber, das System, sich durch Ertheilung von Belohnungen oder durch Gewährung von Straflosigkeit Zeugen zu verschaffen, werde bei der bestehenden Gesetzgebung sich wohl schwerlich aufgeben lassen.

Wie unsere deutschen Frauen in Stadt und Land längst gethan, so hat nun auch die Königin von Madagaskar in Afrika ihre vaterländische Tracht abgelegt und will sich fortan mit ihrem Hofstaat nur nach französischen Moden kleiden. Sie läßt ihre Schuhe und Strümpfe, ihre Kleider und Hauben aus Paris kommen und hat ihren Hofdamen befohlen, ein Gleiches zu thun. Sie hat sich auch einen Sonnenschirm bestellt, den sie über sich halten will, wenn sie zu Pferd ihre Truppen mustert, um ihren schwarzen Teint nicht weiß brennen zu lassen.

Im „Münchner Tagblatt" liest man nachstehende Erklärung: Nachdem von mehreren Personen dahier das Gerücht verbreitet wurde, daß ich unter Vormundschaft sey, so bin ich genöthigt, solchen hiemit zu erklären, sich in Zukunft zu moderiren, weil ich sonst genöthigt wäre, solche wegen Verbal-Injurie bei der geeigneten Behörde zu belangen. Durch das herzogl. Amt Nassau-Usingen, sowie durch das Hofgericht daselbst, als auch durch meine übrigen Korrespondenzen kann ich beweisen, daß obige Aussagen erlogen sind. Gustav Hagenstecher, genannt der „deutsche Rhein", „Sie sollen ihn nicht haben", wohnhaft bei Hrn. Peischer am Hofgraben Nr. 1.

Um die Weser mit dem Rhein und der Donau zu vereinigen, ist der Vorschlag gemacht worden, einen Kanal zu bauen, der die fränkische Saale mit der Werra zwischen Neustadt und Meiningen in Verbindung setzt. Viele freuen sich schon auf die Dampfschiffe, die an ihrer Stadt vorüber von Bremen nach Wien und Frankfurt fahren.

Korrespondenz.

Aus der Provinz Rheinhessen, im Febr.

In der Zeit des Fortschreitens, wo die Besitzer von Fabriken und Gewerben die größtmögliche Intelligenz entwickeln müssen, wenn sie sich auszeichnen wollen, verdient es vorzügliche Anerkennung, daß unsere Regierung durch Errichtung von Gewerbevereinen die Mittel zur Vervollkommnung bietet und die Gewerbtreibenden, wenn sie es an Fleiß und Thätigkeit nicht fehlen lassen, dadurch das Erblühen ihrer Gewerbe gesichert sehen. Unter andern Gewerbszweigen spielen die Gerbereien in unserm Lande eine nicht unbedeutende Rolle und Tausende von Menschen verschaffen sich dadurch Nahrung und ein sorgenfreies Leben. Unser nachbarliches Rheinbaiern besitzt gleichfalls eine Menge fleißiger Gerbereitreibender, die den unsrigen nicht nachstünden, wenn ihnen nicht in jüngster Zeit das Hauptmittel zum Aufkommen ihres Gewerbs, nämlich die junge Eichenlohrinde, ohne welche kein gutes Sohlleder erlangt werden kann, mangelte. Obgleich nun Rheinbaiern große und schöne Waldungen besitzt, so sahen wir doch eine Menge Gerber aus den waldreichsten Gegenden dieser so gesegneten Provinz in jüngstverflossener Zeit bei uns als Concurrenten bei den Lohrindenversteigerungen auftreten, weil junge Lohrinde bei ihnen nicht zu bekommen war. Man will die Ursache dieses Mangels an junger Lohrinde in Rheinbaiern in der in den Staatswaldungen eingeführten Mittelwald-Wirthschaft, statt Niederwald, und in einem Loosbetriebsplan finden, der die Schälwaldungen als Reserve-Schläge behandelt, die nur gehauen werden, um den etwaigen Ausfall am Ertrage der Hochwaldungen zu decken, wonach die Schläge 30 bis 40 Jahre alt werden, ehe sie an die Reihe kommen. Der Beweis dürfte schon zur Genüge geliefert seyn, daß 16- bis 18jährige Schälwaldungen ein größeres Grideinkommen gewähren, als Mittel- und Hochwaldungen, weil das Betriebskapital in kürzerer Zeit umgeschlagen wird. Zum weitern führen wir aber hier ein Beispiel an, das ohne jene Berücksichtigung diesen Beweis auf das schlagendste darthut: Ein großherzogl. hessischer Morgen Mittelwald, ziemlich vollkommen mit Espen, Hainbuchen und Eichen bepflanzt und 42 Jahre alt, lieferte beim Abtrieb ein reines Einkommen von 181 fl., also per Jahr 4 fl. 16 kr.; dagegen lieferte ein Morgen Schälwald von denselben Verhältnissen und Lage wie jener, 19 Jahre alt, ein Einkommen von 116 fl. 29 kr., also jährlich 6 fl. 6 kr. Sollten vielleicht andere staatswirthschaftliche oder polizeiliche Rücksichten der lokalen Einführung von Nieder- oder Schälwald entgegenstehen, so dürfte doch wohl ein bedeutender Industriezweig auch Berücksichtigung verdienen, selbst wenn ein geringerer pecuniairer Vortheil dabei zu erwarten wäre. Diesen Gegenstand durch Sachverständige besprochen zu sehen und einem Mißstande abzuhelfen, der die Gerbereien in Rheinbaiern zu Grunde richten müßte, wenn er fortbestände, ist der Zweck dieses aus einer dabei nicht betheiligten Feder fließenden Aufsatzes, den wir aus mehreren Gründen der öffentlichen Beurtheilung empfehlen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 19. Febr. Norma, große Oper in 3 Abtheilungen, Musik von Bellini. (Gastrolle) Norma: Dem. Rudersdorff aus Mailand.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 51. Sonntag, den 20. Februar 1842.

Die Wittwe Hernan-Gonzalos.

(Romanze nach dem Spanischen des Lopez Pelegrin; — 1838.)

An dem Fuße eines Felsen,
Wilder Geier steiler Zuflucht,
Weilt' Hernan-Gonzalo's Wittwe.
Großer Feldherr in Castilien
War er in dem blanken Panzer,
War er mit der scharfen Lanze
Zuflucht für die Christenheit,
Schrecken für das Heer der Mauren.
Er zog ein als Triumphator
In die castilian'schen Städte,
Flößte Liebe ein den Damen,
Flößte Neid der Kriegerschaar.
Dort in einem heißen Kampfe
Mußte er das Leben lassen,
Wo die Wittwe weinend sitzt.
Diese, treu dem theuren Gatten,
Suchte hier der Tage Ende,
Weinend ob der eitlen Welt
Trügerischem Hoffnungsschimmer.
Eine arme, rauhe Kutte
Barg ihr ganz den schönen Leib;
An dem starken Spardogürtel
Hing ein langer Rosenkranz.
Beide Hände faltend, hebt sie
Ihren Blick, in Thränen badend,
Trost erflehend von dem Himmel
Für die Leiden sonder Zahl.
Abend war es, von dem Felsen
Gleitet rasch ein klarer Waldbach;
Bei des Wassers lautem Rauschen
Wird ihr unaussprechlich bange.
Und das Traben eines Rosses
Hört sie und vor Angst erbebt sie,
Als beim bleichen Mondesschimmer
Sich ein Krieger ihr entdeckte.
Auf dem blitzschnellen Thiere
Dröhnetem die schmucken Waffen.
Als er sich der Schönen nähert,
Hielt er auf das stolze Roß.
Wer ist's? hört man bang sie rufen.
Laß die Furcht doch, laß, Elvire,
Denn allein um dich zu trösten,
Schickt mich der Himmel zu dir.
Sagt's und wirft sich von dem Rosse,
Kniet nieder vor der Schönen,
Küsset ihr die weißen Hände,
Küsset, seufzt ohn' Unterlaß.
Jetzt erkannt ihn Elvire
Und das Herz erzittert ihr;
— Als sie ihn erkannt, gedenkt sie
Ihrer hingeschwund'nen Liebe. —
Zwar Don Sancho, Herr von hundert
Burgen, hundert Städten auch,
Liebt Elviren schon als Jungfrau.
Lebe wohl, Grab und Gonzalo!
Lebe wohl, geliebte Treue!
Lebe wohl, du Klausnerleben!
Alles in der Welt ist Trug,
Alles in der Welt ist eitel,
Eitel ist das Klausnerleben,
Eitel ist des Strickes Zwang.
Jung und edel war Don Sancho,
Voller Reize war Elvire
In der Wildniß bei der Nachtzeit —
Lebe wohl, geliebte Treue!
Und Don Sancho geht zum Rosse,
Beugt ihr dann sein rechtes Kinn hin,
Darauf stützt sich die Geliebte,
Steigt auf's Pferd und setzt sich fest.
Sancho auf des Thieres Rücken
Greift hastig nach den Zügeln
Und bewegt des Sporns Stachel.
Lebe wohl, geliebtes Paar!
Lebe wohl, geliebte Treue!
Eitel ist das Klausnerleben,
Eitel ist des Strickes Zwang.

Digitized by Google

Wie es Euch gefällt.

Eine Erzählung nach Shakspeare, von Charles Lamb.

(Fortsetzung.)

Die Dame Rosalinde (oder Ganimed, wie sie jetzt genannt werden muß) schien mit ihrer männlichen Kleidung auch einen männlichen Muth angelegt zu haben. Die treue Freundschaft, welche Celia dadurch bewies, daß sie Rosalinden einen so weiten Weg begleitete, veranlaßte Rosalinde, zur Vergeltung so vieler Liebe einen männlich heitern Geist zu zeigen, als ob sie in der That Ganimed, der ländlich starkherzige Bruder des anmuthigen Landmädchens Aliena wäre.

Als sie endlich den Ardennerwald erreichten, fanden sie nicht länger gute Wirthshäuser und die Bequemlichkeiten, die sie auf dem Weg angetroffen. Ganimed, der seine Schwester mit so anmuthigen Reden und glücklichen Bemerkungen den ganzen Weg über aufgeheitert, gestand nun, da ihnen Speise und Ruhe fehlte, daß er sehr müde wäre, und in seinem Herzen etwas, seine männliche Kleidung Entehrendes empfände, daß er wie ein Weib weinen könnte, und Aliena erklärte, daß sie nicht mehr fort könne. Da versuchte sich Ganimed zu erinnern, daß es des Mannes Pflicht wäre, das Weib, als das schwächere Geschöpf, zu beruhigen und zu trösten, und um seiner neuen Schwester muthig gegenüber zu erscheinen, sprach er: „Komm, habe ein fröhliches Herz, Schwester Aliena, wir sind nun am Ende unserer Wanderschaft, im Ardennerwalde;" aber diese erdichtete Männlichkeit und dieser erzwungene Muth wollten sie nicht länger unterstützen. Denn ob sie gleich im Ardennerwald waren, wußten sie doch nicht, wo sie den Herzog finden sollten; die Wanderung der müden Frauen würde hier zum traurigen Abschluß gekommen seyn — denn sie hätten sich selbst aufgegeben und hätten dann aus Mangel an Nahrung umkommen können. Aber die Vorsehung fügte es, daß, als sie auf dem Grase, beinahe vor Müdigkeit sterbend, ohne Hoffnung auf irgend eine Unterstützung, dasaßen, jenes Weges ein Landmann zog; und Ganimed versuchte noch ein Mal mit männlicher Kühnheit ihn anzureden: „Schäfer," sprach er zu ihm, „wenn Geld oder gute Worte in diesem wüsten Orte uns eine Unterkunft verschaffen können, dann flehe ich Euch an, bringt uns an einen Ort, wo wir uns ausruhen können; denn dieses junge Mädchen, meine Schwester, ist von der Reise sehr ermüdet und aus Mangel an Nahrung ohnmächtig." Der Mann antwortete, daß er der Knecht eines Schäfers und das Haus seines Herrn gerade verkauft worden sey, weshalb sie nur eine armselige Unterkunft finden würden. Aber wenn sie mit ihm gehen wollten, würde man sie mit dem, was vorräthig wäre, willkommen heißen. Sie folgten dem Manne. Die nahe Aussicht auf Linderung ihrer Leiden verlieh ihnen neue Kraft, und sie kauften das Haus und die Schafe des Schäfers, und nahmen den Mann, der sie in des Schäfers Haus gebracht, in ihre Dienste, und nachdem sie auf eine so glückliche Weise sich mit einer so freundlichen Hütte und mit Vorräthen wohl versehen hatten, beschlossen sie, so lange hier zu verweilen, bis sie erfahren könnten, in welchem Theile des Waldes der Herzog lebte. Als sie sich nun von der Ermüdung ihrer Reise erholt, fingen sie an, ihre neue Lebensweise lieb zu gewinnen, und bildeten sich beinahe selbst ein, der Schäfer und die Schäferin zu seyn, die sie zu seyn vorgaben. Doch erinnerte sich Ganimed zuweilen, daß er einst dieselbe Dame Rosalinde gewesen, die den tapfern Orlando so zärtlich geliebt hätte, weil er der Sohn des alten Sir Rowland, des Freundes ihres Vaters, war. Und obgleich Ganimed glaubte, daß Orlando viele Meilen entfernt wäre, so viele Meilen, als sie gewandert wären, so stellte es sich doch bald heraus, daß auch Orlando in dem Ardennerwalde sich aufhielt. Dies Ereigniß war auf folgende Weise herbeigeführt worden:

Orlando war der jüngste Sohn des Sir Rowland de Boys, der, als er starb, ihn (Orlando war damals noch sehr jung) der Sorgfalt seines ältesten Bruders Oliver übergab, und demselben mit seinem Segen anbefahl, seinem Bruder eine gute Erziehung zu geben und ihn mit allem dem zu versehen, was die Würde eines alten Hauses forderte. Aber Oliver zeigte sich als ein unwürdiger Bruder, mißachtete die Befehle seines sterbenden Vaters, sandte seinen Bruder nie zur Schule, sondern hielt ihn zu Hause ohne Unterricht, und vernachlässigte ihn gänzlich. Orlando jedoch war seinem Charakter und den edlen Eigenschaften seines Gemüthes nach seinem herrlichen Vater so ähnlich, daß er ohne den Vortheil der Erziehung sich als ein Jüngling betrug, der mit der äußersten Sorgfalt auferzogen worden; und Oliver beneidete so sehr die adelige Gestalt und die feinen Sitten seines unerzogenen Bruders, daß er ihn endlich aus dem Wege zu räumen wünschte. Er stellte deshalb Leute an, die ihn überreden sollten, mit dem berüchtigten Ringer zu kämpfen, der, wie bereits bemerkt, schon so viele Männer erschlagen hatte. Nun war es aber gerade die Vernachlässigung dieses grausamen Bruders, die Orlando sich den Tod wünschen ließ, da er so ohne Freunde da stand.

Als aber, ganz gegen seine Absicht, sein Bruder Sieger in dem Kampfe blieb, kannte sein Neid und seine Bosheit keine Gränzen und er schwor, das Zimmer anzuzünden, worin Orlando schlief. Dieses Gelübde, das er that, vernahm ein alter und treuer Diener ihres Vaters, welcher Orlando seiner Aehnlichkeit mit Sir Rowland halber zärtlich liebte. Dieser alte Mann begegnete ihm, als er aus des Herzogs Pallast zurückkehrte. Als er Orlando erblickte, gedachte er der Gefahr, in der sein junger Herr schwebte, und brach in die leidenschaftlichen Worte aus: „O, mein guter Herr, die Ihr den alten Sir Rowland vergegenwärtigt, warum seyd Ihr so tugendhaft, warum so liebenswürdig, stark und tapfer, und warum wolltet Ihr so gerne den berüchtigten Ringer besiegen? Euer Lob gelangte zu schnell vor Euch her nach Hause." Orlando fragte verwundert, was das all' zu bedeuten hätte? und nun erzählte ihm der alte Mann, wie sein lasterhafter Bruder, der neidisch darüber sey, daß ihn das Volk liebe, nun, da er den Ruhm vernommen, den er durch seinen Sieg in des Herzogs Pallast gewonnen, ihn dadurch zu vernichten beabsichtigte, daß er in kommender Nacht sein Zimmer anzünden wollte; und zuletzt gab er ihm den Rath, sich der drohenden Gefahr durch augenblickliche Flucht zu entziehen. Da Adam (so hieß der gute Alte) wußte, daß Orlando kein Geld bei sich trug, so hatte er sein eigenes Erspartes mitgebracht. „Ich habe hier 500 Kronen", sprach er, „der Lohn, den ich mir bei Eurem Vater erspart und zurückgelegt habe, um mich zu versorgen, wenn meine alten Glieder für den Dienst untauglich geworden wären. Nehmet dies, und Gott, der die Raben ernährt, tröste mich in meinem Alter. Hier ist das Gold, all' das gebe ich Euch; laßt mich Euer Diener seyn, und wenn ich auch alt aussehe, so will ich doch den Dienst eines jüngeren Mannes verrichten bei all' Eu-

Digitized by Google

ren Geschäften und Bedürfnissen." „O guter, alter Mann", entgegnete Orlando, „wie schön zeigt sich in Dir die herrliche Treue der alten Zeit, Du bist nicht für diese Zeit. Wir wollen zusammen fortgehen, und ehe Deine jugendlichen Ersparnisse aufgezehrt sind, werde ich Mittel ausfindig gemacht haben, um uns beide zu erhalten."

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Nächte auf dem Feldberge, im Winter 1828.

(Schluß.)

Wir hatten noch die Freude, Hrn. Loehrs Onkel, den Hrn. Oberforstmeister Lotz, bei uns zu sehen, der uns eine schöne Tabelle seiner Beobachtungen übergab, und dem wir unsere Abenteuer erzählten. Als die Rede von der Hütte war, die jedesmal mit großen Kosten hinauf und hinab geführt werden mußte, und man fand, daß eine steinerne permanente mehr leisten und wohlfeiler seyn würde, so entwarf Hr. Rust sogleich aus dem Stegreife mit dem Bleistifte den Plan einer solchen, den er nachher, von Hrn. Lotz aufgefordert, sehr schön ausführte und uns in der letzten Generalversammlung vorlegte. Wir haben also Hoffnung, daß die Freigebigkeit Sr. Durchlaucht des Herrn Landgrafen die Spitze des Feldberges mit einer steinernen Hütte versehen und somit allen Besuchern dieses schönen Punktes eine große Bequemlichkeit verschaffen werde.

Nach Tische setzten wir uns in den Wagen eines Hauderers und fuhren nach dem poetischen Leben auf dem Berge auf eine etwas prosaische Weise in Frankfurt ein. Indessen beseelt uns seither das Gefühl, daß wir nicht nur, wie Moses vom Berge Sinai die Gesetzes-Tafel herunter holte, die meteorologischen Tafeln vom Feldberge brachten, sondern daß wir auch bildend auf unsere Zeitgenossen einwirkten, indem, wie Referenten Beispiele bekannt geworden sind, Mütter uns ihren Kindern als ein großes Vorbild von Muth und Kraft aufstellten, und diese dann gleich zur Abhärtung wohl verwahrt in die freie Luft schickten, obwohl der Thermometer nur ein Dutzend Grade über dem Gefrierpunkt stand.

Nach diesem historischen Bericht sey es mir vergönnt, den hochverehrten Mitgliedern unseres Vereins die Hauptmomente der Ergebnisse unserer meteorologischen Beobachtungen darzulegen; das Ausführliche finden dieselben in den nächstens erscheinenden Tabellen.

Wenn die von der physikalischen Gesellschaft zu Edinburg angeregten, auf dem ganzen Erdenrund gleichzeitig vorzunehmenden Beobachtungen den Zweck haben, durch Vergleichung zu sehen, woher die großen Veränderungen in der Atmosphäre kommen, wie schnell sie um sich greifen, und dadurch Blicke in die gewaltige, aber geheimnißvolle Haushaltung der Natur thun zu können, so ist nicht leicht ein Winter günstiger gewesen, wie der diesjährige, der allerlei Erscheinungen und viele schnell wechselnde Contraste zeigte. Vor allem aber wichtig war der 15. Jan., glücklicherweise der Beobachtungstag, an welchem die fast beispiellose plötzliche Umwandlung der Witterung eine Temperatur-Veränderung von 12 bis 14 Graden nach Reaumur hervorbrachte, nachdem in verschiedenen Gegenden sich, wie im Sommer, Gewitter gezeigt hatten. In der Nacht vom 30. zum 31. Dez. 1827 hatte man in Stockholm von 7 Uhr Abends bis 2 Uhr Morgens fortwährende Blitze bei außerordentlich milder Witterung. Von ungeheuerem Umfang war aber das Gewitter, vermuthlich waren es mehrere, welches den 13. Januar über dem größten Theil von Deutschland hing. Nachmittags um 3 1/2 Uhr zeigte es sich zuerst auf dem Aschenberg bei Ludwigsburg, zog dann nach Heidelberg herab und den Rhein hinunter. Um 4 Uhr blitzte und donnerte es sehr stark in Nürnberg. Dieselbe Erscheinung fand in Naumburg, Halle und Kassel statt, und in Jena wurde das Gewitter Abends gegen 6 Uhr sehr heftig. Eben so in der Umgebung von Meuselwitz (im Altenburgischen) um ein Viertel auf 7 Uhr. Auch auf den Waldungen des Unterharzes, im Mansfeldischen, erhob sich, nachdem am Vormittage ein fast undurchdringlicher Nebel bei immerwährenden Regengüssen geherrscht hatte, ein von vielem Blitz und Donner begleitetes starkes Gewitter, wie mitten im Sommer, dem ein mehrstündiger Regen folgte. Die Temperatur war dabei, bis den 14. früh um 8 Uhr, wie am schönsten Frühlingsmorgen + 7 bis 8 Grad Reaumur, als plötzlich in einem Augenblick eine Kälte von — 5 Graden eintrat, so, daß in einer halben Stunde alle Pfützen einfroren, und Fuhrwerke, die durch Moräste eine Stunde weit hinwärts gefahren waren, auf gutem gefrornem Grund zurückkehrten. In Wien zeigte sich das Gewitter den 13. Nachts um 10 Uhr, und das Tauwetter dauerte bis den 15. Abends, wo dann der Wind plötzlich nach Norden umschlug, und den andern Morgen das Thermometer auf — 7 Grad stand. In der Nacht vom 15. zum 16. wüthete in einigen Gegenden von Ungarn ein heftiges, mit Hagel begleitetes Gewitter 1 1/2 Stunden lang, worauf ein Erdbeben und plötzlich eine so strenge Kälte folgte, daß in 2 Stunden alles gefroren war. Zu Lippa, unweit Temeswar, dauerte das Ungewitter bis gegen 2 Uhr Morgens, wo dann der plötzliche Frost eintrat. Den 14. Januar, Nachts um 11 3/4 Uhr, war in Venedig ein Erdbeben, wo das Barometer auf 17" 11‴ 9 gestanden haben soll. Diese Angabe der Barometer-Höhe oder Tiefe ist um so unglaublicher, da das Barometer selbst auf der Montblanc-Spitze nicht viel unter 16' fällt. Es ist interessant zu sehen, wie nach obigen Notizen die Kälte von Nordwesten nach Südosten fortschritt, und von den Waldungen des Unterharzes bis nach Temeswar, eine Strecke von ungefähr 200 geographischen Meilen in einer Zeit von 42 Stunden durcheilte. Diese Richtung war auch die des Windes auf dem Feldberg, als plötzlich die heftige Kälte eintrat.

Bei unserer ersten Beobachtung, welche den 14. Januar Abends um 9 Uhr statt fand, hatten wir 25" Barometerhöhe; das Thermometer im Freien zeigte + 3, 6, und der Wind war West gen Nord, also fast direkt West. Nicht lange hernach wurde der Wind südlicher, und wir hatten von 1 1/2 Uhr in der Nacht, wo das freie Thermometer sogar + 4, 1 zeigte, bis 4 Uhr Südwest. Um 4 1/2 Uhr trat, bei fast anhaltendem Regen, direkt Südwind ein, welcher erst nach einer Stunde wieder nach Südwesten umbog, und von jetzt an bis um 11 1/2 Uhr Vormittag an Gewalt zunahm und immer nördlicher wurde. Die Kraft des Windes war um 4 1/2 Uhr bei dem direkten Südwind nur 7 Loth 3/4 Quint. auf einen Quadratfuß, um 6 Uhr bei westlicher Richtung schon 1 Pfund 31 Loth, um 6 1/2 Uhr 2 Pf. 28 Loth, und um 11 1/2 Uhr 3 Pf. 2 Loth bei direkt nordwestlicher Richtung. Dieses war das Maximum der Gewalt des Sturmes, den wir auf dem Berge hatten, und da der stärkste Orkan selten einen Druck von 5

Digitized by Google

Pfund auf den Quadratfuß ausübt,' so war dieses gewiß schon ein bedeutender Sturm. Das Thermometer sank begreiflicherweise immer tiefer in dem Verhältniß, wie der Wind nördlicher wurde. Um 11 Uhr Vormittags zeigte es zuerst 0, um 12 Uhr schon — 1, 2, um 2½ Uhr Nachmittags — 5, 6, und um 7 Uhr hatten wir mit — 7, 8 den stärksten Kältegrad. Die Richtung des Windes konnten wir, da schon einige Stunden lang die Windfahne eingefroren war, nicht genau bestimmen, sie war ungefähr nordwestlich. Die größte Barometer-Tiefe zeigte sich Vormittags um 4 Uhr mit 24" 7"', 7, dann stieg er mit wenig Schwankungen bis um Mitternacht, wo er auf 25" 2"' 1 stand. Eine momentane heitere Witterung bewog uns, um 2½ Uhr Nachmittags die Luftelektrizität zu untersuchen, und wir fanden nach Volta's Strohhalm-Elektrometer: + E. 3°. Die Quelle auf dem Feldberg hatte + 2, 8. Wir machten auch den Versuch, bei welchem Wärmegrad das Wasser siede, und fanden + 77, 1. Den 16ten, früh um 4 Uhr, beobachteten wir, kurz vor dem Abnehmen und Einpacken der Instrumente, dieselben noch ein Mal, fanden das Barometer: 25" 2"' 3, und das Thermometer im Freien: — 4, und schlossen damit unser diesmaliges Wirken zum Besten der Meteorologie. Es ist aber gewiß eine recht verdrießliche, jeden Physiker kränkende Sache, daß die Spinnen, die, wie wohl Niemand bestreiten wird, bloße Empiriker sind, weder Fried- noch Erleben gelesen haben, weder das Daniel'sche, noch ein anderes Hygrometer kennen, und die sich um keine Barometer bekümmern, außer wenn sie einen Faden daran kleben wollen; es ist gewiß recht verdrießlich, sage ich, daß diese theorielosen Ignoranten bessere Witterungs-Vorherwisser sind, und vielleicht bleiben werden, als eine ganze physikalische Akademie. F. Schnyder von Wartensee.

Mannichfaltigkeiten.

Man liest in der „Mnemosyne", dem Weiblatt der Neuen Würzburger Zeitung: Hr. Baison wiederholte vergangenen Samstag die Darstellung des Stephan Foster und zeigte uns zum Schlusse durch seinen „Abendstern" in dem Stückchen „Nach Sonnenuntergang", daß er auch in Conversationsstücken ausgezeichnet spielt. Das Haus war so voll, daß Zuschauer in die Orchesterplätze aufgenommen werden mußten. Möge Hr. Baison recht bald wieder sich veranlaßt finden, Würzburg den Genuß seines Spiels zu bereiten.

(Kopenhagen.) Die Gräfin von Urach, Wittwe des verstorbenen Herzogs Heinreich von Würtemberg, hat bei der dänischen Regierung um die Erlaubniß nachgesucht, in den dänischen Staaten Lotteriebillete auf eine von ihrem Gemahl hinterlassene Waffensammlung, die zu dem Werth von 100,000 Fr. angeschlagen wird, abzusetzen.

(Deutsche Richtungen in Frankreich.) Im Januar d. J. hat der Professor Philarète Chasles bei dem Collége de France in Paris einen neu gegründeten Lehrstuhl für Sprache und Literatur germanischen Ursprungs eröffnet. — Der „Moniteur" machte einen an den Minister des öffentlichen Unterrichts ergangenen Bericht über die Organisation des Medizinalwesens in Deutschland vom Dr. H. Roger, Arzt beim Central-Bureau der Medizin, bekannt.

Frankfurt a. M.

Schon vier der Lenze sind dahin geflossen,
Seitdem am Deuckerfeste eine Schaar
Von Sangesfreunden jenen Bund geschlossen,
Der kräftiger gedeiht von Jahr zu Jahr;
Die Kette freundlicher Erinnerungen,
Laßt sie noch einmal uns vorüberzieh'n!
Auch dieses Jahr, das heute ausgeklungen,
Hat uns der schönen Stunden viel verlieh'n.

Mit diesen Worten eines von Ludw. Hub zum vierten Stiftungsfeste des Orpheus gedichteten Prologes wurden freundliche Erinnerungen an die ersten Lebensjahre eines Gesangvereins geweckt, dessen schönes Gedeihen und harmonische Wirksamkeit bereits bekannt sind. Unter Hrn. Jungmann's eifriger Leitung beschäftigt sich der Orpheus nicht nur mit Pflege des vierstimmigen deutschen Männergesangs, sondern bereitet auch durch seine Abendunterhaltungen, die von Zeit zu Zeit stattfinden, den Freunden der Tonkunst und der Geselligkeit dankenswerthe Genüsse, wie er nicht minder seine Kräfte zur Förderung humaner Zwecke gerne verleiht. In dem schönen und geräumigen Saale des Hrn. Bessler zum »Pfälzer Hofe« hatten sich am 12. d. M. zur Stiftungsfeier die Mitglieder und viele Freunde des Orpheus vereinigt, um bei wohlbesetzter Tafel, trefflich zubereiteten Speisen und labendem Weine, bei Gesang, Toasten und Spenden heiteren Humors einen in jeder Beziehung angenehmen Abend zu verbringen. Der Verein beschenkte seinen Direktor Hrn. Jungmann, in Anerkennung von dessen erfolgreicher Leitung, mit einer sehr werthvollen silbernen Tabatière, bei deren Ueberreichung ein Vorstandsmitglied, Hr. Diez, passende Worte sprach. Die gut gewählten und eben so ausgeführten Männerchöre bekundeten, daß der Orpheus eine ehrenvolle Stelle unter den zahlreichen Gesang- und Musikvereinen unserer Stadt einzunehmen berechtigt ist. Wir schließen diese kurzen Andeutungen mit den Schlußworten des oben genannten Prologes:

Der neuen Freunde all', der gleichgesinnten,
Die das vergang'ne Jahr uns hat gebracht,
Die stets ihr Ziel nur in dem unsern finden,
Sey heute auch mit Freundlichkeit gedacht!
Noch oft erheb' uns nach des Tages Mühen
Im heitern Kreis der deutsche Männersang;
Noch lange, lange soll der Orpheus blühen!
Besiegelt es mit hellem Gläserklang!

Theater-Anzeige.

Sonntag, 20. Febr. Der Freischütz, große Oper in 4 Akt., Musik von C. M. v. Weber. Aennchen: Dem. Kramer.
Dienstag, 22. Febr. (Zum Vortheil der Dem. Lindner und zum Erstenmale): Die Fremde, Schauspiel in 5 Akten, von Johanna v. Weissenthurn. Hierauf folgt (zum Erstenmale): Die Kartenschlägerin, oder: die bestärkte Eifersucht, Lokallustspiel in 2 Abtheilungen. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 52. Montag, den 21. Februar 1842.

Wie es Euch gefällt.

Eine Erzählung nach Shakespeare, von Charles Lamb.

(Fortsetzung.)

Dieser treue Diener und sein geliebter Herr brachen dann zusammen auf, und Orlando und Adam gingen immer weiter, ohne zu wissen, wohin ihr Weg sie führte, bis sie zuletzt zum Ardennerwald kamen. Daselbst aber befanden sie sich in derselben Verlegenheit wegen Mangels an Nahrung, wie es auch Ganimed und Aliena begegnet war. Sie wanderten fort, um eine menschliche Wohnung zu suchen, bis sie vor Hunger und Müdigkeit fast verschmachteten. Adam sagte zuletzt: „O mein theurer Herr, ich sterbe vor Hunger, und ich kann nicht weiter gehen." Er legte sich dann nieder, und dachte diesen Platz zu seinem Grabe zu machen und sagte seinem theuren Herrn ein Lebewohl. Als Orlando seinen alten Diener in diesem Zustande sah, nahm er ihn auf die Arme, trug ihn unter den Schatten einiger anmuthigen Bäume, und sagte zu ihm: „Sey fröhlich, alter Adam, ruhe Deine müden Glieder hier eine Weile aus, und sprich mir nicht vom Sterben."

Orlando ging dann nach einigen Nahrungsmitteln aus, und gelangte zufällig zu dem Theil des Waldes, wo der Herzog lebte; er und seine Freunde waren gerade im Begriff, ihr Mittagsessen einzunehmen. Dieser königliche Herzog setzte sich auf das Gras nieder, und hatte kein anderes Baldachin, als den schattigen Schutz einiger großen Bäume.

Orlando, den der Hunger zur Verzweiflung trieb, zog sein Schwert, um ihnen ihre Speise mit Gewalt zu nehmen, und rief aus: „Laßt ab, und eßt nicht mehr, ich muß eure Speise haben!" Der Herzog fragte ihn: ob ihn das Unglück so kühn gemacht habe, oder ob er ein roher Verächter guter Sitten wäre? worauf Orlando antwortete, daß er vor Hunger stürbe. Der Herzog hieß ihn da willkommen und sich niedersetzen und mit ihnen essen. Als Orlando ihn so freundlich sprechen hörte, steckte er sein Schwert ein und erröthete vor Scham über die rohe Art, mit welcher er die Speise von ihnen gefordert hatte. „Verzeiht mir, ich bitte euch," sprach er; „ich glaubte, daß hier alles wild wäre, und deshalb nahm ich die gebieterische Miene an, aber was ihr auch für Leute seyn möget, die ihr in dieser Einöde unter dem Schatten melancholischer Zweige die schleichenden Stunden der Zeit dahineilen laßt, wenn ihr je bessere Tage gesehen, wenn ihr je da gewesen, wo die Glocke zur Kirche geläutet, wenn ihr jemals bei'm Male eines reichen Mannes gesessen, wenn ihr je eine Thräne von euern Augen gewischt, und wißt, was Mitleid ist, oder bemitleidet zu werden, so mögen meine freundlichen Worte euch dazu bewegen, mir eine freundliche Gefälligkeit zu erweisen." Und der Herzog erwiederte: „Es ist wahr, wir sind, wie Du sagst, Männer, die bessere Tage gesehen, und ob wir gleich nun unsere Wohnung in diesem wilden Walde genommen, so haben wir doch in Städten gelebt, und sind durch heiliges Glockengeläute zur Kirche gerufen worden. Wir haben am Tische guter Männer gesessen und aus unsern Augen Thränen gewischt, welche heiliges Mitleid erzeugt hatte. Deshalb laß Dich nieder, und nimm so viel von unsern Erfrischungen, als Du für Deine Bedürfnisse nöthig hast." „Da ist ein armer, alter Mann," antwortete Orlando, „der mir viele Meilen aus reiner Liebe gefolgt, und nun auf ein Mal von zwei traurigen Schwächen überfallen ist: von Alter und Hunger. Ich darf nicht eher einen Bissen berühren, bis er befriedigt ist." „Nun so gehe, suche ihn auf und bringe ihn hierher," sagte der Herzog, „wir wollen mit dem Essen warten, bis Du zurückkehrst." Da eilte Orlando hin, wie eine Hindin, die ihre Jungen aufsucht und sie füttert, und kehrte augenblicklich zurück, den Adam auf seinen Armen tragend, und der Herzog sprach: „Setze Deine ehrwürdige Last nieder, Ihr seyd beide willkommen;" und sie pflegten den alten Mann und erfreuten sein Herz, und er erholte sich und gewann bald sein Wohlseyn und seine Stärke wieder.

Der Herzog erkundigte sich, wer Orlando wäre, und als es sich ergab, daß er der Sohn seines alten Freundes, des Sir Rowland de Boys wäre, nahm er ihn unter seinen Schutz, und Orlando lebte mit seinem alten Diener bei dem Herzog im Walde. Orlando war in dem Walde kurz nach der Ankunft Aliena's und Ganimed's eingetroffen, nachdem diese, wie bereits erzählt, die Schäferhütte an sich gekauft hatten. Ganimed und Aliena waren sehr erstaunt, den Namen Rosalinde in alle Bäume geschnitten und Liebessonette an die Zweige angeheftet zu sehen, die ebenfalls an Rosalinde gerichtet waren. Und als sie sich noch darüber wunderten, wie das geschehen sey, begegneten sie Orlando, und erblickten die Kette um seinen Nacken, welche ihm Rosalinde gegeben.

Orlando dachte wenig daran, daß Ganimed die schöne Prinzessin Rosalinde wäre, welche durch ihre edle Herablassung und Gunst sein Herz so gewonnen, daß er seine ganze Zeit damit hinbrachte, ihren Namen in die Bäume zu schneiden

Digitized by Google

und Sonette zum Preis ihrer Schönheit zu dichten. Orlando, der viel Wohlgefallen an den anmuthigen Zügen dieſes ſchönen jungen Schäfers fand, ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein, und glaubte in Ganimed eine Aehnlichkeit mit ſeiner geliebten Roſalinde zu entdecken; aber doch dünkte es ihn, als ob ihm etwas von der würdevollen Haltung dieſer edlen Dame abginge; denn Ganimed nahm die vorlauten Manieren an, die man oft bei Jünglingen bemerkt, die zwiſchen dem Knaben- und Mannesalter ſtehen, erwähnte gegen Orlando mit viel Schelmerei und Humor eines gewiſſen Liebhabers, der, wie ſie ſagte, in unſerm Walde ſpukt und die jungen Bäume dadurch verdirbt, daß er den Namen Roſalinde in ihre Rinden einſchneidet und Oden an die Hagedornſträuche und Elegien an die Brombeerbüſche hängt, die alle das Lob einer gewiſſen Roſalinde preiſen. Wenn ich dieſen Verliebten ausfindig machen könnte, dann wollte ich ihm einen guten Rath geben, der ihn bald von ſeiner Liebe heilen ſollte. Orlando bekannte, daß er der zärtliche Verliebte ſey, von dem ſie ſpreche, und bat Ganimed, ihm den guten Rath zu geben, deſſen er erwähnt hätte. Das Mittel, das Ganimed ihm vorſchlug, und der gute Rath, den er ihm ertheilte, beſtanden darin, daß Orlando jeden Tag zu der Hütte kommen ſollte, worin er und ſeine Schweſter Aliena wohnten. „Dann,“ ſagte Ganimed, „will ich mir einbilden, ich wäre Roſalinde, und Ihr ſollt Euch einbilden, mir auf dieſelbe Weiſe den Hof zu machen, wie Ihr es thun würdet, wenn ich Roſalinde wäre, und dann will ich die phantaſtiſche Art nachahmen, mit der ſich launige Damen gegen ihre Liebhaber benehmen, bis Ihr Euch Eurer Liebe ſchämt; dies iſt der Weg, den ich Euch zu Eurer Heilung vorſchlage.“ Orlando ſetzte wenig Vertrauen in das Mittel, doch ſtimmte er bei, jeden Tag zur Hütte Ganimed's zu kommen und eine anmuthige Liebesbewerbung auszuführen, und jeden Tag beſuchte Orlando Ganimed und Aliena, und nannte den Schäfer ſeine Roſalinde, und jeden Tag brachte er die feinen Worte und ſchmeichelhaften Artigkeiten vor, die junge Männer in ihrer Entzückung anwenden, wenn ſie ihren Geliebten den Hof machen. Es ſcheint indeſſen, daß Ganimed damit nicht recht zu Stande kam, den Orlando von ſeiner Liebe zu Roſalinde zu heilen.

Obgleich Orlando dies nur für ein anmuthiges Spiel hielt, denn er ließ ſich nicht träumen, daß Ganimed wirklich ſeine Roſalinde war, ſo entzückte doch die Gelegenheit, die ihm dieſes Spiel gewährte, all das Süße auszuſchütten, das er in ſeinem Herzen trug, ſeine Phantaſie beinahe eben ſo, wie die Ganimed's, den der heimliche Scherz hoch erfreute, da er wußte, daß all die feinen Liebesworte der rechten Perſon zu Ohren kamen.

Auf dieſe anmuthige Weiſe verſtrichen dem jungen Völkchen viele Tage, und die gutmüthige Aliena, da ſie Ganimed glücklich ſah, ließ ihn ſeinen eigenen Weg gehen, und ergötzte ſich an der ſcherzhaften Liebeswerbung, und erinnerte den Ganimed nicht daran, daß die Dame ſich noch nicht ihrem Vater vorgeſtellt, deſſen Aufenthalt im Walde ſie durch Orlando erfahren hatte.

Ganimed begegnete dem Herzog eines Tages und hatte eine kurze Unterhaltung mit ihm. Der Herzog fragte ihn nach ſeiner Abſtammung, worauf ihm Ganimed zur Antwort gab, daß er von eben ſo guter Familie abſtamme, als er. Darüber lächelte nun der Herzog, denn er konnte nicht ahnen, daß der ſchöne Schäferknabe königlichem Blute entſproſſen war. Ganimed, als er bemerkte, daß der Herzog wohl und glücklich ausſah, begnügte ſich damit, jede fernere Erklärung noch einige Tage hinauszuſchieben.

(Schluß folgt.)

Göthe's Trennung von Friederiken.

(Pſychologiſches Fragment von Dr. A. Clemens.)

Unter dieſer Rubrik bringt „Lewald's Europa“ ein intereſſantes Fragment, welchem wir nachſtehende Hauptmomente entnehmen:

In allem Drang und jeglicher Verwirrung der letzten Tage in Straßburg — ſchreibt Dr. A. Clemens — konnte es Göthe doch nicht unterlaſſen, Friederiken noch einmal zu ſehen. Schon war er ſeltener zu ihr nach Seſenheim gekommen, aber deſto lebhafter wechſelten Briefe. Ihn ängſtigte die Gegenwart des geliebten Mädchens, aber Angenehmeres wußte er nichts, als abweſend an ſie zu denken und ſich mit ihr zu unterhalten. „Denn auch ſelbſt alsdann, wenn wir ſchon ganz verſtändig auf eine ſchmeichelnde Leidenſchaft Verzicht gethan, können wir ſie noch nicht loslaſſen; wir ergötzen uns an der lieblichen Gewohnheit, und ſollte es auch auf eine veränderte Weiſe geſchehen.“ Es waren peinliche Tage, deren Erinnerung ihm noch im ſpäten Greiſenalter geblieben. Als er ihr die Hand zum Abſchiede vom Pferde reichte, ſtanden ihr die Thränen in den Augen und auch ihm war ſehr übel zu Muthe. Nun ritt er auf dem Fußpfade gegen Druſenheim und da überfiel ihn eine der ſonderbarſten Ahnungen. Er ſah nämlich mit den Augen des Geiſtes ſich ihm ſelbſt denſelben Weg zu Pferde wieder entgegen kommen und zwar in einem Kleide, wie er es nie getragen, hechtgrau mit etwas Gold. Sobald er ſich aus dieſem Traume aufgeſchüttelt, war die Geſtalt verſchwunden. Sonderbarer war es jedoch, daß er nach acht Jahren, in dem Kleide, das er geträumt und das er nicht aus Wahl, ſondern aus Zufall trug, ſich auf demſelben Wege wiederfand, um Friederiken noch einmal zu ſehen. Es mochte ſich übrigens mit dieſen Dingen verhalten, wie es wollte, das wundervolle Trugbild gab ihm in jenen Augenblicken des Scheidens einige Beruhigung. Der Schmerz, das herrliche Elſaß, mit allem, was er darin erworben — es ſind ſeine eigenen Worte, die ich hier wiedergebe — auf immer zu verlaſſen, war gemildert und er fand ſich, dem Taumel des Lebewohls endlich entflohen, auf einer friedlichen und erheiternden Reiſe ſo ziemlich wieder zurecht.

Ueber die Trennung Göthe's von Friederiken finden wir in dem für den Pſychologen ſo reichhaltigen Buche: „Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit“ keine weiteren Gründe angegeben. Alle Schuld davon ſcheint Göthe ſich allein beizumeſſen — und ſo iſt es auch. Nicht der Patrizierſtolz des ernſten, abgemeſſenen Vaters, nicht die einer andern Verbindung ſich eher zuneigende Mutter, nicht der Stand der Geliebten, an dem — war ſie doch eines würdigen Landgeiſtlichen liebenswürdige Tochter — wohl wenig oder nichts auszuſetzen geweſen wäre, haben dieſes unvergänglich ſcheinende Band zerriſſen. Es war der Dichter Göthe ſelbſt, dem der innere Trieb, die

Digitized by Google

sprechende Stimme seines Genius gebot, einer Liebe zu entfliehen, die schon in der letzten Zeit seines Aufenthaltes zu Straßburg nicht mehr mit derselben Macht, wie in der früheren, auf ihn einwirkte, ja seiner kräftigen künftigen Entwickelung hemmend entgegen getreten wäre.

Wenn dem ächten Dichter die innere Anschauung der ihm fremden äußern Welt durch Antizipation gehört, so daß er alle Gaben, die sie ihm wohl künftig darzubieten verspricht, schon zum Voraus genießt; so war auch Göthe, erfüllt von seinem künftigen Berufe, schon im Voraus seines Schauens und Denkens, seines Strebens und Wirkens gewiß. Er war mit sich selbst im Reinen, ehe ihm noch das, was er ahnete, von der Wirklichkeit geboten ward. Er verstand sich, seine Zeit und alle vergangenen, ehe er sich noch dessen klar bewußt. Wie bei keinem andern durchdringen sich bei ihm Dicht- und Denkungsweise. Sein Handeln ist ein Dichten, sein Dichten ein Handeln. Ruhig läßt er den Gegenstand auf sich einwirken, dann versenkt er sich so in denselben, daß er mit ihm gleichsam verschmilzt, dann bemeistert er sich seines Stoffes so vollkommen, daß der Dichter in seiner Darstellung unterzugehen scheint und mit der vollendeten Produktion desselben ist ihm zuletzt der Sieg darüber vollständig verliehen. Aber nun ist auch der Gegenstand für ihn erschöpft, abgeschlossen. Er wendet sich einem andern zu, dasselbe siegende Verfahren auf's neue zu beginnen.

Wohl hat Dich Dein Unstern auf die Bahn des Heroen geschleudert, liebliches Landmädchen, dessen Herz wohl ein Göthe zeitlebens auszufüllen vermochte, das aber selbst dem Herzen des Gewaltigen auf die Dauer nicht genügen konnte. Wage es immer zu glauben, Göthe habe mit Friederikens Herzen ein leichtsinniges Spiel getrieben. Göthe empfand hier als junger Mann zum ersten Male wahr und warm und treu. Von dem durch Jahren und Erfahrung überlegenen Gretchen hatte den kaltherzigen Jüngling schon in Frankfurt ein feindlich glückliches Verhängniß gerissen. Aennchens Herz hatte er sich zu Leipzig durch eifersüchtelnde Grillen und muthwillig herbeigeführten Zwist entfremdet. In Friederikens Augen hatte ihm die wahre Flamme der ersten Liebe geleuchtet. Ohne ein Wort von Liebe zu sprechen, hatten sich die jugendlichen Herzen verstanden. Ohne nur mit einer Silbe einer künftigen Ehe zu gedenken, hatten die liebevollen Eltern das junge Paar friedlich und zutrauensvoll nebeneinander hingehen lassen.

Aber was Andere befriedigt haben würde, konnte dem Herzen des Dichters, das noch mannichfache Prüfungen bestehen sollte, diesem Geiste, der noch Welten zu gebären bestimmt war, nicht genügen. In der entschiedenen poetischen Hingebung an Friederikens liebenswürdige Persönlichkeit erreichte schon die Liebe selbst ihr Ziel. Abwesend empfindet er erst ganz den Werth der Holden, in ihrer Gegenwart ängstigt ihn schon das gewohnte Verhältniß. Schon in Sesenheim ist Göthe von ihr getrennt, nicht erst in Frankfurt. Er reißt sich von ihr los, um in die Heimath zu eilen. Welche Bilder umgaukeln ihn auf dem einsamen Ritte! Wie wird er das liebe Mädchen ins Vaterhaus bringen? Wie wird die Holdseligkeit des unverdorbenen Landmädchens den Ernst des schroffen Vaters verscheuchen? Wie wird er die Liebste in die Arme der treuen Mutter legen? — Von dem Allen nichts. Er sieht sein Traumbild einsam und allein denselben Weg zurückreiten, in einem andern, fremdartigen Kleide, wie er es wirklich acht Jahre später in des Herzogs von Weimar Gefolge getragen.

Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter in Fülle. Diesen Gedanken, der dem zweiten Theile seines Lebens zum Motto dient, Göthe hat ihn in dem Buche selbst auf das geistreichste erläutert. Alle unsere Neigungen und Wünsche entspringen zunächst aus den Organen, welche die Mutter Natur vorzugsweise in uns ausgebildet. Wir ahnen daher, was uns gemäß ist, wir errathen, was wir einst werden können. So war Göthe schon Schöpfer der unvergänglichen Gestalten, die noch unentwickelt in ihm schlummerten. Er stand schon stolz der Masse gegenüber, als diese ihn noch umfluthete und mit ihm, wie mit einer gleichartigen Welle zu spielen vermeinte. Er ging schon mit den Königen auf der Menschheit Höhen, ehe noch ein Fürst sein Freund wurde. Dennoch — o der strafenden Nemesis! — gestand sich dieser Schöpfergenius, im hohen Alter und auf dem Höhepunkte seines Ruhmes selbst, in seinem ganzen reichen, bewunderten, angestaunten Leben kaum vier vollkommen glückliche Tage erlebt zu haben. —

Der geistreiche Verfasser der obengenannten Skizze stellt die interessante Frage auf, was Göthe geworden, hätte er an Friederikens Seite sich in der bürgerlichen Sphäre fortbewegt. Wo und was er auch immer gewesen, nie hätte der königliche Dichter sich je herabgelassen, den entfesselten Leidenschaften einer blinden Menge zu schmeicheln, und die Scheidemünze einer jetzt so wohlfeilen Popularität gegen das gediegene Gold einer edlen selbstständigen Gesinnung einzutauschen. Daß großartigere, erhabenere Gestalten aus dem engen Kreise häuslichen Stilllebens hervorgegangen wären, wage ich zu bezweifeln. Werther wenigstens nicht, Faust und Stella nicht, Tasso und Meister nicht, Eugenie und Ottilie nicht. Denn wer sieht es allen diesen unsterblichen Gebilden nicht an, daß die Wunde noch blutet und sich zu schließen scheut, daß des Dichters Herz noch krankt und zu genesen fürchtet?

Wenn Du, freundlich im Verborgenen aufblühende, unverdorbene Jungfrau, dem Loose Friederikens eine Thräne zollst und den Mann, der ihr so vieles Weh bereitet, nicht begreifen, nicht lieben kannst, ja ihn vielleicht schonungslos verdammst, — ich kann mit Dir nicht rechten, vermag Dir darüber nicht zu zürnen. Du handelst nach Deinem wahren Gefühle. Deine Welt ist die Liebe. Doch wenn die übertünchten Schatten unserer heutigen Salons, welche die Liebe nur noch als ein Ammenmährchen kennen, über unsern Dichter, weil er nicht bürgerlich treu gewesen, den Stab zu brechen wagen, — dann wird mir es übel und weh zu Muthe, und voll gerechten Unwillens möchte ich Ihnen zurufen: „Seyd Ihr so ohne Fehl, daß Ihr Euch erkühnt, den ersten Stein auf ihn zu werfen?“ —

Mannichfaltigkeiten.

Die militärische Oper von Donizetti „la fille du régiment“, die Regimentstochter, ist bereits an mehreren deutschen Bühnen, namentlich in Stuttgart, Mainz und Leipzig, mit großem Beifall gegeben worden, und wird nun auch von der Oper zu Wiesbaden einstudirt. Die Hauptpersonen sind die Marketenderin Marie und der Sergeant Sulpiz, beide höchst dankbare und effektvolle Partien für ihre Darsteller. Die ge-

Digitized by Google

lungene Uebersetzung ist von Carl Gollmick. Der Verleger für Deutschland J. B. Schott in Mainz.

In Prag sind (so schreibt man von dort her) im Verlaufe des letzten halben Jahres sechs Personen vermittelst des Bruststiches bei der Brust- und Herzbeutelwassersucht behandelt worden. Die abgeleitete Wasserflüssigkeit betrug bei den einzelnen 1 1/2 bis 7 1/4 Seidel. Die Operation wurde stets ohne Gefahr und beinahe schmerzlos mittelst des einfachen Trokars ohne Blutverlust verrichtet, und jeder Kranke erklärte nach der darauf sogleich folgenden unglaublichen Erleichterung, daß er, wenn die Operation noch einmal wiederholt werden müsse, sich derselben gern wieder unterziehe.

Korrespondenz.

Hamburg, 14. Febr.

Ich habe Scribe's »Fesseln« auf unserm zweiten Theater gesehen. Ein dramatisches Stillänzerstückchen in der That! Ein gefährlicheres und tollkühneres ist mir nicht vorgekommen. Scribe zeigt in diesem Product auf's neue eine bewundernswerthe Bühnenkenntniß, einen Bühnenmechanismus, der Staunen erregt. Oft ist er keck und verwegen, der Zuschauer stutzt ob all' der Verwickelungen und weiß nicht, wo das hinaus will. Der Dichter thürmt Hindernisse auf Hindernisse — und weiß sie doch — zu seinem Zwecke — alle schnell hinweg zu räumen, er verwirrt absichtlich den Knäuel der Handlung und weiß ihn doch, wie ein Zauberer, ganz vortrefflich und in der größten Ordnung vor unsern Augen abzuwickeln. Das Ganze ist so voll Unwahrscheinlichkeiten und sonderbarer Gruppirungen, — aber spannend im höchsten Grade, ein modernes Situationsstück ächt französischer Art. Denn Eins muß dem deutschen Geschmack doch wunderbar fremd und seltsam vorkommen, Eins muß dem deutschen Philister ein bedenkliches Kopfschütteln abnöthigen — das ist der Punkt der Ehe, wie sie hier geschildert wird, die Ehe in den höchsten Kreisen der Pariser Gesellschaft. — Gespielt wurde nach den Kräften dieses Theaters sehr gut (schon die erste Darstellung war wirklich eine gerundete) und es hat in der Priorität mit diesem Stücke abermals dem Stadttheater den Rang abgelaufen. Hr. Wraske (Graf von Saint-Géran) und Mad. Struve (seine Gemahlin) excellirten; ihnen standen Hr. Schrader (Emmerich d'Albert), Hr. Meixner (Hector Ballandard) und Dem. Ostermeyer (Aline) tüchtig zur Seite. Das Stück fand großen Beifall; am Schluß wurden alle gerufen. — Der Maskenball in unserm Stadttheater am letzten Freitag war sehr zahlreich besucht und es wurde tüchtig getanzt — sonst wüßt' ich Ihnen nichts Erhebliches darüber zu melden. Charaktermasken waren gar nicht, brillante Costüme äußerst wenig da. Einige hübsche Damenmasken ließen sich sehen; die Herren bei uns scheinen es nicht zu lieben, auf Bällen maskirt und costümirt zu erscheinen; der schwarze Frack ist ihnen gar zu lieb geworden und er ist auch wirklich zu schön; sogar auch die Herren Schauspieler — denen das Costümiren nichts Neues ist, repräsentirten sich im Frack. — Unsere Theaterfehde dauert fort und die Lokalblätter sind voll davon. Cornet und Christern bilden das Stadtgespräch. Eine Anekdote, die bei diesen Differenzen auf's neue zur Sprache gekommen, kann ich nicht umhin, Ihnen mitzutheilen. Bei Antritt seiner Direktion soll Cornet an einem öffentlichen Orte geäußert haben: »Alles Federvieh erhält Freibillets, nur der Christern nicht, denn der ist »unpraktische (d. h. schreibt nicht genug im Sinne und nach Wunsch der Direktion). Diese muß also nur praktische Leute gebrauchen können. Und bei einem Besuche, den Christern bei Cornet in Sachen der Theaterreferate abstattete, äußerte dieser: »Reißen Sie meine Leute herunter, aber warum wollen Sie mich 'runterreißen« . . Solche Differenzen können für die Direktion und das Kunstinstitut nicht anders als von höchstem Nachtheile seyn. Das Publikum lacht in's Fäustchen darüber. Es erfährt Dinge bei solchen Gelegenheiten, die sonst seinen Augen wohlweislich verschleiert bleiben, und thut Blicke — hinter die Coulissen, wohin sonst nur Eingeweihte und Berufene gelangen.

Frankfurt a. M.

Freitag, 25. Febr. hat Kapellmeister Guhr die Ehre,

Eine große musikalisch-dramatische Academie

im Saale des Weidenbusches zu veranstalten, in welcher chronologisch geordnete Bruchstücke aus den Entwicklungsperioden der Oper von Lully's Zeiten, des Stifters der Academie Royale zu Paris, bis auf die unsrigen gegeben werden.

Erste Abtheilung. Französische Oper. Proserpine von Lully. (17tes Jahrhundert.) 1) Ouverture. a) Duettino (Capitain u. Kratky). b) Chor mit Echo (einer damals sehr beliebten Form der Tonstücke). — Alceste von Lully. 2) a) tragische Scene. Admet, Cephise (Caspari u. Kramer). b) Arie mit Chor (Dettmer) — Le devin du village von Rousseau. 3) Ariette (Kramer). — Zemire und Azor von Gretry. 4) a) Cavatine: »Schönste der Blumen (Capitain). — Richard Löwenherz von Gretry. b) Duett: Mich brennt ein heißes Fieber. König, Blondel (Caspari u. Chrudimsky). — Das Lotteriloos von Nicolo Isouard. 5) Arie: Nein, ich singe nicht, mein Herr (Rudersdorff). — Der Wasserträger von Cherubini. 6) Erstes Finale (Capitain, Holzhäuser, Rork, Discant, Beer, Wiegand).

Zweite Abtheilung. Italienische Oper. 1) Italienisches Duettino von Paisiello (Kratky u. Pischeck). — Die heimliche Ehe von Cimarosa. 2) a) Terzett (Rudersdorff, Capitain u. Kratky) b) Buffo-Duett (Pischeck u. Dettmer.) — Martini: Baum der Diana. 3) Bravourarie: Noch fühl' ich meine Stärke (Rudersdorff). — Diabolische Eifer von Rossini. 4) Terzett (Kratky, Pischeck u. Dettmer). — Lucie von Lammermoor von Donizetti. 5) Große Scene mit Chor (Rudersdorff).

Dritte Abtheilung. Deutsche Oper. Der Doktor und Apotheker von Dittersdorf. 1) Introduzion-Quintett: O, wie herrlich, o, wie labend (Kramer, Holzhäuser, Hofmann, Wiegand, Rork u. Hassel). — Axur von Salieri. 2) Duett: Hier, wo die Frühlingslüfte (Capitain u. Chrudimsky). — Iphigenia in Aulis von Gluck. 3) Quartett (Capitain, Kratky, Chrudimsky u. Pischeck). — Idomeneo von Mozart. 4) Terzett (Kramer, Kratky u. Caspari). — Zemire und Azor von Spohr. 5) Rose, wie bist du (Capitain.) — Euryanthe von Weber. 6) Jagdchor. Zum Schluß: Erstes Finale aus Don Juan.

Entrecöillets sind von Montag den 21. Febr. in der Musikalienhandlung der Herren André auf der Zeil à fl. 1 24 kr. bis Freitag Mittag um 12 Uhr zu haben; später und an der Kasse à fl. 1 45 kr. — Anfang: 6 Uhr; Ende: gegen 9 Uhr.

Berichtigung.

In dem in der gestrigen Didaskalia enthaltenen Gedichte ist auf der zweiten Spalte, Zeile 10 von unten, »Knie — statt »Kinne zu lesen.

Theater-Anzeige.

Montag, 21. Febr. Der Fabrikant, Lustsp. in 3 Abth., von Devrient. Hierauf folgt: Fünfzehn Mädchen in Uniform, Vaudeville-Posse in 1 Akt, von Angely.

Dienstag, 22. Febr. (Zum Vortheil der Dem. Lindner und zum Erstenmale): Die Fremde, Schauspiel in 5 Acten, von Johanna v. Weissenthurn. Hierauf folgt (zum Erstenmale): Die Kartenschlägerin, oder: die bestärkte Eifersucht, Lokallustspiel in 2 Abtheilungen. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 53. Dienstag, den 22. Februar 1842.

Wie es Euch gefällt.

Eine Erzählung nach Shakespeare, von Charles Lamb.

(Schluß.)

Einst Morgens, als Orlando Ganimed zu besuchen ging, sah er einen Mann schlafend auf der Erde liegen, und eine große grüne Schlange hatte sich um seinen Hals gewunden. Die Schlange glitt bei Orlando's Annäherung unter den Büschen hinweg. Orlando näherte sich, und entdeckte eine Löwin, die sich hinkauerte, mit ihrem Kopf auf dem Boden, in katzenartig lauernder Stellung, und wartete, bis der schlafende Mann erwachen würde; denn die Löwen sollen auf nichts, was todt oder schlafend ist, Jagd machen. Es schien, als ob Orlando von der Vorsehung herbeigerufen sey, um den Mann von der Gefahr der Schlange und der Löwin zu befreien; als aber Orlando in das Gesicht des Mannes blickte, erkannte er in dem Schläfer, der so einer doppelten Gefahr ausgesetzt gewesen, seinen eigenen Bruder Oliver, der ihn so grausam behandelt und gedroht hatte, ihn durch Feuer zu vernichten. Und er gerieth beinahe in Versuchung, ihn der hungrigen Löwin als Beute zu überlassen; aber brüderliche Liebe und sein edler Charakter siegten bald über die erste Aufwallung seines Zornes gegen seinen Bruder, und er zog sein Schwert und griff die Löwin an und erschlug sie, und bewahrte so seines Bruders Leben sowohl vor der giftigen Schlange, als vor der grimmen Löwin; aber ehe er ihrer ganz Meister werden konnte, hatte sie einen seiner Arme verwundet.

Während Orlando so mit der Löwin kämpfte, erwachte Oliver und sah, daß sein Bruder Orlando, den er so grausam behandelt, ihn vor der Wuth eines wilden Thieres mit Gefahr seines eigenen Lebens geschützt hatte. Da ergriffen ihn Scham und Gewissensbisse, und er flehte seinen Bruder mit vielen Thränen um Verzeihung an, wegen des vielen Unrechts, das er gegen ihn verübt. Orlando freute sich, ihn so reuig zu sehen, und verzieh ihm augenblicklich, und sie umarmten sich einander, und von dieser Stunde an liebte Oliver den Orlando mit zärtlicher brüderlicher Zärtlichkeit, ob er gleich zum Wald gekommen war, um ihn auch dort zu vernichten.

Da die Wunde an Orlando's Arm zu sehr geblutet hatte, so fand er sich zu schwach, den Ganimed zu besuchen, und bat deßhalb seinen Bruder, zu Ganimed zu gehen, und ihm, den er, wie er sagte, im Scherze seine Rosalinde nenne, zu erzählen, was ihn betroffen hätte.

Oliver ging nun dorthin, und berichtete dem Ganimed und der Aliena, wie Orlando sein Leben gerettet, und als er seine Erzählung von Orlando's Tapferkeit und seiner eigenen wunderbaren Rettung geendet, bekannte er ihnen, daß er der Bruder Orlando's wäre, welcher ihn so grausam behandelt; aber er berichtete ihnen auch zugleich, daß sie sich versöhnt hätten.

Das aufrichtige Bedauern, das Oliver über seine Mißhandlung äußerte, machte einen so lebhaften Eindruck auf Aliena's gutes Herz, daß sie ihn augenblicklich liebgewann, und Oliver, da er bemerkte, wie sehr sie seinen Schmerz bemitleidete, den er, seiner Aussage nach, über sein Vergehen empfand, gewann auch sie plötzlich sehr lieb. Während sich nun so die Liebe in die Herzen Oliver's und Aliena's stahl, war sie nicht weniger geschäftig im Herzen Ganimed's; denn Ganimed, als er von der Gefahr hörte, in der Orlando geschwebt, und daß er von der Löwin verwundet worden, wurde ohnmächtig, und als er sich wieder erholt, behauptete er, daß er sich nach dem angenommenen Charakter Rosalindens nur ohnmächtig gestellt hätte. Ganimed sagte zu Oliver: „sage Deinem Bruder Orlando, wie gut ich mich ohnmächtig gestellt hätte." Aber Oliver sah wohl an seiner blassen Gesichtsfarbe, daß er wirklich ohnmächtig gewesen, und er verwunderte sich sehr über die Schwäche des jungen Mannes und sprach: „Nun wohl, wenn Du Dich ohnmächtig stelltest, so fasse Dir ein Herz und stelle Dich wie ein Mann." „Das thue ich auch," erwiederte Ganimed, „in Wahrheit, aber dem Rechte nach sollte ich ein Weib seyn."

Oliver blieb lange auf diesem Besuche aus, und als er endlich zu seinem Bruder zurückkehrte, hatte er ihm viel Neues zu erzählen; denn außer dem Berichte, den er ihm über Ganimed's Ohnmacht zu geben hatte, als dieser von Orlando's Wunde gehört, erzählte Oliver ihm auch, wie er sich in die schöne Schäferin Aliena verliebt, und daß sie seiner Bewerbung, sogar bei dieser ersten Zusammenkunft, günstiges Gehör verliehen hätte, und er sprach mit seinem Bruder, wie über eine ganz bestimmte Sache, daß er sich mit Aliena vermählen würde, die er so sehr liebte, daß er gerne hier als ein Hirte leben und seine Güter und sein Haus an Orlando abtreten wollte.

„Du hast meine Zustimmung," sagte Orlando, „Dein Hochzeittag soll morgen seyn, und ich will den Herzog und seine Freunde dazu einladen. Gehe und bereite Deine Schäferin,

Digitized by Google

daß sie ihre Zustimmung dazu giebt. Sie ist jetzt allein; denn siehe, da kommt ihr Bruder." Oliver ging zu Aliena und Ganimed, dessen Herannahen Orlando bemerkt hatte, um sich nach der Gesundheit seines verwundeten Freundes zu erkundigen.

Als Orlando und Ganimed über die plötzliche Liebe zu reden begannen, welche sich in Oliver und Aliena entzündet, bemerkte Orlando unter andern, daß er seinem Bruder den Rath gegeben, seine schöne Schäferin zu überreden, sich morgen trauen zu lassen; und fügte dann noch hinzu, wie sehr er wünschte, an demselben Tage mit seiner Rosalinde verbunden zu werden.

Ganimed, der diese Anordnung wohl billigte, sagte, daß, wenn Orlando Rosalinde wirklich so sehr liebe, wie er aussage, sein Wunsch erfüllt werden sollte. Diese scheinbar wundervolle Handlung, welche Ganimed als die wirkliche Rosalinde so leicht ausführen konnte, gab er vor, durch Zauberkünste zu vollbringen, die er von seinem Oheim erlernt hätte, der ein berühmter Zauberer gewesen.

Der zärtlich verliebte Orlando, der halb glaubte und halb an dem zweifelte, was er vernahm, fragte Ganimed, ob es ihm mit seiner Rede denn wirklich Ernst wäre. „So wahr ich lebe," erwiederte Ganimed, „lege deshalb Deine besten Kleider an, und bitte den Herzog und Deine Freunde zur Hochzeit. Denn wenn Du wünschest, morgen mit Rosalinde vermählt zu werden, so soll sie hier seyn."

Oliver, nachdem er die Zustimmung Aliena's empfangen, kam am nächsten Morgen mit ihr zum Herzog, und mit ihr kam auch Orlando. Als sie nun alle versammelt waren, um diese doppelte Hochzeit zu feiern, und erst eine der Bräute erschienen, verwunderte man sich sehr und sprach vielerlei Vermuthungen aus; doch die Meisten glaubten, Ganimed erlaube sich mit Orlando einen Scherz.

Der Herzog, als er hörte, daß seine eigene Tochter auf diese sonderbare Weise hierher gebracht werden sollte, fragte Orlando, ob er glaube, daß der Schäferknabe das, was er gesprochen, wirklich auch halten könne? und während Orlando ihm zur Antwort gab, daß er nicht wüßte, was er denken sollte, trat Ganimed herzu, und fragte den Herzog, ob er, wenn er seine Tochter herbeibrächte, seine Zustimmung zu ihrer Vermählung mit Orlando geben würde? „Ich würde es," antwortete der Herzog, „und wenn ich auch Königreiche mit ihr zu verschenken hätte."

Ganimed sagte dann zu Orlando: „und Du würdest Dich mit ihr vermählen, wenn ich sie hierher brächte?"

„Ich würde es," entgegnete Orlando, „und wenn ich auch der Besitzer vieler Königreiche wäre."

Ganimed und Aliena gingen darauf zusammen hinweg, und nachdem Ganimed seine männliche Kleidung ab- und ihre weibliche wieder angelegt hatte, verwandelte sie sich schnell und ohne Zauberei in Rosalinde, und Aliena, die ihre ländliche Kleidung mit ihren reichen Kleidern vertauschte, verwandelte sich mit eben so wenig Mühe in die Dame Celia.

Als sie weggegangen, bemerkte der Herzog gegen Orlando, ihm dünke, der Schäfer Ganimed gliche seiner Tochter Rosalinde sehr, und Orlando stimmte ihm bei, daß er eine große Aehnlichkeit entdeckt hätte.

Sie hatten indessen keine Zeit, sich darüber zu erstaunen, wie das alles enden würde, als Rosalinde und Celia schon in ihren eigenen Gewändern erschienen, und Rosalinde, ohne ferner zu behaupten, durch Zauberkunst hierher gekommen zu seyn, warf sich vor ihrem Vater auf die Knie und bat um seinen Segen. Es schien aber allen Anwesenden so wunderbar, daß sie so plötzlich erschienen sey, daß es wohl für Zauberei hätte gelten können. Aber Rosalinde wünschte nicht länger ihren Vater hinzuhalten, und erzählte ihm die Geschichte ihrer Verbannung, ihres Aufenthalts im Walde in der Kleidung eines Schäferknaben, während ihre Base Celia für ihre Schwester gegolten habe.

Der Herzog gab nochmals seine Zustimmung zur Vermählung, wie er sie bereits ertheilt, und Orlando und Rosalinde, Oliver und Celia wurden an demselben Tage getraut. Und obgleich ihre Vermählung in dem wilden Walde nicht mit der bei solchen Gelegenheiten üblichen Pracht und Aufwand gefeiert werden konnte, so fand doch nie ein glücklicherer Hochzeitstag statt, und während sie nun so im kühlen Schatten anmuthiger Bäume ihr Wildpret verzehrten, als ob nichts fehle, ihr Glück vollkommen zu machen, kam unerwartet ein Bote, der den Herzog und die glücklichen Liebenden mit der fröhlichen Nachricht entzückte, daß ihm sein Herzogthum zurückgegeben werde. Der thronräuberische Herzog Friedrich, den die Flucht seiner Tochter Celia in große Wuth versetzte, außerdem auch noch darüber zürnte, daß er täglich hören mußte, wie Männer von großem Einfluß sich in den Ardennerwald begaben, um sich mit dem rechtmäßigen Herzog in dessen Verbannung zu verbinden, während er seinen Bruder beneidete, den er in seinem Unglück so hochgeachtet sah, stellte sich an die Spitze einer großen Armee und eilte nach dem Walde, um seinen Bruder gefangen zu nehmen, und ihn mit all seinen treuen Anhängern durch das Schwert umkommen zu lassen. Aber durch ein wunderbares Dazwischentreten der Vorsehung wurde dieser böse Bruder von seinem argen Vorhaben abgebracht. Denn gerade, als er den Saum des wilden Waldes betrat, begegnete ihm ein alter frommer Mann, ein Eremit, mit dem er sich lang unterhielt, und der endlich sein Herz völlig von seinem lasterhaften Plane abkehrte. Von da an fühlte er eine aufrichtige Reue, und beschloß, seine ungerechte Herrschaft niederzulegen und den Ueberrest seiner Tage in einem Kloster zu verleben. Die erste Handlung seiner Reue bestand in der Absendung eines Boten an seinen Bruder, um ihm, wie bereits berichtet, sein Herzogthum wieder zuzustellen, das er sich so lange angemaßt, und mit ihm zugleich die Güter seiner Freunde, der treuen Leidensgefährten.

Diese erfreuliche, eben so unerwartete als willkommene Botschaft traf gerade ein, um die Festlichkeiten bei Vermählung der beiden Prinzessinnen zu erhöhen. Celia wünschte ihrer Base zu dem guten Schicksal, das den Herzog betroffen, Glück und ihr Glückwunsch für Rosalinde kam, ob sie gleich nicht mehr — durch die Wiedereinsetzung, die ihr Vater vorgenommen, Erbin war, sondern Rosalinde, ihr aus dem aufrichtigsten Herzen; — so vollkommen war die Liebe dieser beiden verwandten Jungfrauen und nichts von Neid oder Eifersucht mischte sich darein.

Der Herzog hatte nun gute Gelegenheit, die treuen Freunde zu belohnen, die mit ihm in der Verbannung ausgeharrt hatten; und diese würdigen Anhänger, ob sie gleich geduldig sein Mißgeschick getheilt, waren doch wohl zufrieden, in Friede und Freude zum Palast ihres rechtmäßigen Herzogs zurückzukehren.

Digitized by Google

Die Kunſt in Amerika.

(Aus dem Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Unter dieſer Ueberſchrift finden wir in einem der letzten Hefte der „North American Review" einen Artikel, der manches Neue und Intereſſante enthält. In den bisher erſchienenen, zum Theil ſehr gründlichen und belehrenden Werken über die vereinigten Staaten iſt die Kunſt faſt ganz unbeachtet geblieben. Die Fortſchritte des Landes in materieller Hinſicht ſind in der That ſo überwiegend und fallen dem Beobachter ſo ſehr in die Augen, daß er die beſcheideneren Anzeichen einer entſtehenden Liebe zur Kunſt unbemerkt läßt. Jener Artikel verdient alſo deßwegen ſchon Beachtung, weil er uns mit dieſem bisher vernachläſſigten Gegenſtande bekannt macht; und wenn die Hoffnungen und Schlüſſe des Verfaſſers gleich etwas ſanguiniſch erſcheinen dürften, ſo iſt es doch erfreulich, zu erfahren, daß ſich der Sinn für das Schöne und Ideale bei dieſem neuen, lange auf Befriedigung ſeiner körperlichen Bedürfniſſe beſchränkten Volke zu regen und wirken anfängt.

Von einem vor kurzem in Boſton herausgekommenen Werke über die Architektur nimmt der „Reviewer" Anlaß, ſich über die Kunſt im Allgemeinen auf folgende Weiſe zu äußern:

„Von amerikaniſcher Kunſt reden, hieß früher, eine Sache beſprechen, die nicht exiſtirte. Aber die in den letzten Jahren ſo anſehnlich vermehrte Anzahl amerikaniſcher Künſtler, die in Hinſicht ihrer erweckte öffentliche Theilnahme und die Bedeutſamkeit mehrerer Gegenſtände ihrer Arbeiten berechtigen uns, die Geburt des jungen Geiſtes unter uns zu begrüßen und ihn mit dem Lorbeer künftigen Ruhmes zu krönen."

„Es wäre unnütz, zu fragen, warum wir ſo lange ohne Kunſtſchule geblieben ſind? Die Nothwendigkeit, die phyſiſchen Hülfsmittel des Landes zu entwickeln, Wüſten urbar zu machen, Städte zu erbauen, Verbindungen zu eröffnen, mit einem Wort, unſeren Kontinent in einen für den civiliſirten Menſchen bewohnbaren Zuſtand zu verſetzen, alles dieſes bietet die Beantwortung jener Frage dar. Die Summe der Zeit, der Unkoſten, der Arbeit, die zu dieſem Zwecke verwendet wurde, iſt ungeheuer und kann den Vergleich mit den induſtriellen Anſtrengungen jedes europäiſchen Volkes aushalten. Wir haben die Oberfläche eines Erdviertels umgeſtaltet. Dichte Wälder ſind in wallendes Korn verwandelt; mächtige Ströme, vormals nur von einzelnen Kanots beſchifft, bilden jetzt die Heerſtraße eines zahlreichen Volkes; die entfernteſten Punkte ſind durch Wege verbunden und Städte und Flecken in der Wüſte geſäet worden. Das junge Rom, mit ſeinen Schlachten und Kolonieen, ſeinen öffentlichen Werken, Waſſerleitungen und Tempeln, hat nichts Größeres ausgerichtet, und in den berühmten hiſtoriſchen Kriegen eines Philipp und Cäſar haben ihre bewaffneten Heerhaufen nicht ſo viel gethan, als eine gleiche Anzahl unſerer Landsleute, die nicht mit vergänglichem, menſchlichem Widerſtande, ſondern mit den ewigen Hinderniſſen der Natur Krieg führten. Wir haben in den letzten zwei Jahrhunderten das Land zum Wohnſitz einer Nation vorbereitet. Aber weil wir uns mit Leib und Seele dieſem Werke ergaben, folgt es daraus, daß wir keines andern fähig wären? und daß, weil wir mehrere Menſchenalter lang die Vorarbeiter der Civiliſation geweſen ſind, wir unſeren Ehrgeiz und unſere Fortſchritte auf dieſes Ziel beſchränken müſſen? Von dieſer Zeit an wird vielmehr der ältere Theil unſeres Volkes in Allem, was geſitteten Nationen Ehre macht, in der Wiſſenſchaft, der Literatur, der Kunſt, nach ähnlichen Erfolgen ſtreben. Auf der von den ſtarken Armen unſerer Väter ausgehauenen breiten Grundlage müſſen wir das dauernde Gebäude eines ſittlichen, denkenden, ſelbſtſtändigen National-Charakters erbauen."

Nach dieſer Einleitung fährt der Verfaſſer fort, den Nutzen der Kunſt, beſonders für Amerika, auseinander zu ſetzen. „Wir befinden uns bisher" — ſchreibt er, — „ohne alle Mittel, uns auf eine zuträgliche Weiſe zu erholen und aufzuheitern, und der Mangel hieran äußert ſich in den öfteren, durch übertriebene Anſtrengung der Seele und des Körpers hervorgebrachten Krankheiten, in unſerem zu ernſten Temperament, in dem gedankenvollen Ausdruck und in gänzlicher Abweſenheit des Frohſinns und Lebensgenuſſes, wodurch der Amerikaner der öſtlichen Staaten ſo ſehr vom Charakter des engliſchen Urſtammes abweicht. Was kann aber den Durſt nach geiſtiger Erholung ſo gut löſchen, als die Beſchäftigung mit der heiteren, begeiſternden Kunſt?"

Er ſchreitet hierauf zur Widerlegung der Meinung, daß den Amerikanern, wegen ihrer zu großen Liebe zum Praktiſchen, ihrem Alles verſchlingenden Handelsgeiſt, ihrer proſaiſchen Lebensanſicht und Verachtung deß Idealen, jeder Kunſtſinn fehlen müſſe. „Wir Anglo-Amerikaner werden leicht aufgeregt, beſitzen großen Enthuſiasmus, tiefes Gefühl und verborgene, jedoch ſtets hervorbrechende, ſtarke Leidenſchaften. Durch die lange Trennung und veränderten Umſtände haben wir viel von dem urſprünglichen engliſchen Phlegma verloren, ſind flink und erfinderiſch geworden, geben uns leicht jedem anziehenden Gegenſtande hin und verfolgen ihn mit Ernſt und Ausdauer. Auf einen Charakter dieſer Art wird es dem Künſtler nicht ſchwer, einen Eindruck hervorzubringen und ihn für alle Einflüſſe des Schönen empfänglich zu machen."

„Es ſteht mit dieſer Meinung nicht im Widerſpruch, zuzugeben, daß unſer Geſchmack im Allgemeinen noch äußerſt roh und im Lob wie im Tadel übertrieben iſt. Daran iſt die ungenügende Bekanntſchaft mit Kunſtwerken und der Mangel einer Richtſchnur zur Beurtheilung derſelben ſchuld; dieſe läßt ſich nur durch ein Studium der beſten Werke erlangen, die wir noch lange Zeit nicht beſitzen dürften. Aber kein verdienſtvolles Gemälde wird je hier eingeführt, ohne gefühlt und genoſſen zu werden; nicht aus modeſüchtigem Nachahmungsgeiſt, ſondern aus Liebe und angeborenem Geſchmack, der zwar nicht ſo ſcharf und ſicher iſt, wie der des Kenners, aber dennoch eine tiefe Grundlage zur Ausbildung des volksthümlichen Kunſtſinns darbietet. Denn bei uns muß die Kunſt volksthümlich ſeyn, durch das Volk genoſſen, vom Volke erhalten; ſie hat den Schutz keiner privilegirten Klaſſe zu erwarten, und ihre Fortſchritte werden daher allmähliger, aber eben deßhalb fruchtbarer, reicher, verſchiedenartiger, dauernder ſeyn."

Mannichfaltigkeiten.

In der letzten Sitzung der Londoner geographiſchen Geſellſchaft erwähnte Sir James Alexander in einem Bericht über ſeine Reiſen in den Rocky Mountains eines eigenthümlichen weit im Innern lebenden Indianerſtamms von weißer Geſichts-

farbe, einer beſondern Mundart und in Künſten und Gewerben weiter fortgeſchritten als andere Stämme. Sir James vermuthet, es möchte dies die „verloren gegangene welſche Colonie“ ſeyn. Im J. 1169 ſchiffte ſich nämlich unter dem Fürſten Madoc eine Anzahl Auswanderer aus dem Lande Wales ein, die, der ewigen Kriege in ihrem Mutterland müde, ſich eine neue Heimath ſuchen wollten. Einige derſelben, erzählt die Sage, kehrten nach Wales zurück und bewogen durch ihre günſtigen Schilderungen von einem neuen Lande viele ihrer Landsleute, ebenfalls dahin auszuwandern, von dieſer Expedition iſt aber nichts mehr gehört worden. Im Jahr 1610 ward ein Walliſer Geiſtlicher von Indianern in Amerika, unterm 42°, gefangen genommen und ſollte ſterben, als er in ſeiner Sprache laut zu beten anfing. Einer der Indianer erkannte in den Worten des Betenden ſeine Mutterſprache, rettete dem Geiſtlichen das Leben, und ſagte dann vor einem Gerichtshof in Virginien eidlich aus, daß er und ſein Stamm aus Wales entſprungen ſeyen. Ein gebildeter junger Waliſer in New-York hat im Auguſt v. J. eine eigene Entdeckungsreiſe nach dieſem Stamm angetreten.

(Leipzig, 16. Febr.) Geſtern wurde hier das ſchon in Stuttgart mit entſchiedenem Beifall aufgenommene neue Trauerſpiel in 5 Acten, von Dr. Heinr. Laube: „Monaldeschi, oder: die Abenteurer“ zum Erſtenmale gegeben. Auch hier war der Beifall entſchieden für den Dichter, für die Darſtellung.

Wie man in London längſt ſchon die beliebten Romane von Dickens auf die Bühne gebracht hat, ſo iſt kürzlich auch in Paris „Nicolaus Nickelby“ dramatiſirt worden. Das Stück fand großen Beifall.

Zur Charakteriſtik der jungen Engländer kann nachſtehende Anekdote dienen: In dem Café de Paris rauchte der junge Lord B. und die Aſche von ſeiner Cigarre fiel mehrmals auf ſeine Atlascravate. Sir Ed. St., der in einem eleganten Paletot an dem Kamine ſtand, machte ihn drei Mal auf dieſen kleinen Unfall aufmerkſam. Bei dem vierten Male endlich rief Lord B. ärgerlich, in ſeinem Geſpräche ſo oft unterbrochen zu werden, aus: „Herr, was geht es Ihnen an? Ihr Palletot brennt ſeit einer halben Stunde und ich habe Ihnen nichts davon geſagt.“

In Pforzheim lebt ein Schauſpieler, Namens Hinein der arme Mann! er kann nicht Heraus gerufen werden.

Friedrich Krug von Nidda, deſſen angeblich zu Löwenberg im Nov. v. J. erfolgten Tod mehrere Blätter meldeten und dem in Nro. 12 und 13 des Geſellſchafters von 1842 L. M. Fouqué einen Denkſtein ſetzte, iſt keineswegs geſtorben, ſondern lebt, nach einer Mittheilung im Kometen, nach wie vor in Gatterſtädt bei Querfurth, von wo aus er der letztgenannten Zeitſchrift literariſche Lebenszeichen eingeſandt hat.

Korreſpondenz.

Weimar, 16. Febr.

Vor einigen Tagen wurde hier ein Treſorſchein im Betrage von 50 Thlr. verloren, was durch Aufruf öffentlich bekannt gemacht und dem Finder bei Zurückgabe eine Belohnung von 10 Thlr. zugeſichert wurde. Der glückliche Finder war ein Tambour, welcher, von dem Aufrufe wahrſcheinlich nicht unterrichtet, ihn kurz darauf verſilbern und den Betrag zur Anſchaffung wirthſchaftlicher Gegenſtände verausgaben wollte, als zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen die Summe mit Beſchlag belegt und er ſelbſt in Arreſt gebracht wurde. — Als ein ſeltſames Ereigniß für unſer Klima verdient bemerkt zu werden, daß ein grauer, mit rothen Schwanzfedern gezierter Papagei vor Kurzem zwei Eier legte. Der Eigenthümer deſſelben hatte ihn bereits ſeit fünf Jahren.

Schweinfurt, im Febr.

Bei Errichtung der jetzt in vollem Betrieb ſtehenden Fabrik der Herren Gademann und Kircher, aus welcher vorzügliche Stearinkerzen und verwandte Produkte hervorgehen, hatten wir Gelegenheit, die von Hrn. Maſchinenfabrikant Jordan zu Darmſtadt verfertigten mechaniſchen Apparate, namentlich die beiden ſchönen hydrauliſchen Preſſen, näher einzuſehen und uns von deren inneren Güte und Brauchbarkeit zu überzeugen. Es iſt kein Wunder, wenn die für ihr Fach vorzüglich befähigten Fabrikbeſitzer mit ſolchen mechaniſchen Hülfsmitteln nur ausgezeichnete Fabrikate liefern, welche als einen Fortſchritt in ihrem Induſtriezweig betrachtet werden dürfen.

Frankfurt a. M.

Dem. Lindner wird heute, Dienſtag den 22. Febr., ihre Benefizvorſtellung geben. Wir wollen nicht auf die Stücke verweiſen, die die Künſtlerin dem Publikum bieten wird; wir halten dafür, daß ſich Dem. Lindner durch ihr Talent allein empfiehlt. Sie ſteht an der Schwelle eines neuen Wirkungskreiſes und da man von dem, welchen ſie zu verlaſſen im Begriff iſt, wird gelten laſſen müſſen, daß Karoline Lindner hier ſchwerlich an künſtleriſcher Anmuth zu erſetzen ſeyn möchte, ſo darf man mit großem Rechte in der weiteren Laufbahn weitere Siege von ihr erwarten. Allein der Enthuſiasmus des Publikums gleicht dem Haupte der Pythia, auf welchem Apollo die Leyer ſtimmte, und der Schauſpieler hat keinen anderen Maßſtab ſeiner Größe, als den des Augenblicks; nicht nur, daß die Nachwelt ihnen keine Kränze flicht, die flüchtigen der Mitwelt verwelken auch nicht ſelten an dem noch leichter Abwechſelung haſchenden Indifferentismus der Zeitgenoſſen. Bis jetzt kann Dem. Lindner noch mit dem Enthuſiasmus der Letzteren zufrieden ſeyn; der deutſche Ruf dieſer Künſtlerin hat ſelbſt im lokalen Boden tiefe Wurzeln geſchlagen, und was die alte Mars in Frankreich, das feiert die nicht jugendliche Lindner bis auf den heutigen Tag in Frankfurt: ungeſchmälerte Triumphe als Gretchen (Fauſt), Margarethe (Hageſtolzen), Klärchen (Egmont) u. ſ. w. Indeß war die Mars unlängſt im Stande, zum Benefize der Mad. Duval, der Wittwe Alexander Duval's, des Schauſpieldichters, 30,000 Frcs. zu unterzeichnen. Es fragt ſich, ob Aehnliches je eine Schauſpielerin in Deutſchland können wird? Wird man deshalb unſere Künſtlerin tadeln, wenn ſie neben dem Enthuſiasmus auch nach den goldenen Früchten ringt? Wir wünſchen ſie ihr in reichem Maße.

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 22. Febr. (Zum Vortheil der Dem. Lindner und zum Erſtenmale): Die Fremde, Schauſpiel in 5 Acten, von Johanna v. Weiſſenthurn. Hierauf folgt (zum Erſtenmale): Die Kartenſchlägerin, oder: die beſtärkte Eiferſucht, Lokalluſtſpiel in 2 Abtheilungen. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

No. 54. Mittwoch, den 23. Februar 1842.

Das unsichtbare Mädchen.

Auf einer Reise an der wenig besuchten Küste von Gallicia ward ich einst durch einen Regenschauer überrascht. Ich sah mich nach einem Obdach um, aber die Gegend war öde, und, so weit mein Auge reichte, unbewohnt. Endlich erspähte ich auf einem Felsenvorsprung hart am Meer ein kleines Thürmchen, welches anfangs meiner Beobachtung entgangen war, da sein Mauerwerk dieselbe Farbe hatte, wie der kahle Fels, auf welchem es stand. Ich eilte darauf zu, und als ich näher kam, fand ich, daß das kleine Gebäude verfallen war, und zürnte meinem Geschick, welches mich, statt zu einer Wohnung, nach einer elenden Ruine hinführte. Während ich mißvergnügt das graue Gestein in's Auge faßte, erblickte ich zu meiner Verwunderung den Kopf einer alten Frau, die aus einer Art von Schießscharte heraus sah, sich aber augenblicklich wieder zurückzog. „Was in aller Welt," dachte ich, „thut ein altes Weib an einem Ort, der höchstens zur Behausung von Eulen oder Fledermäusen dienen kann?" Es fielen mir die Kindermährchen von Hexen und Gespenstern ein, aber theils die Neugier, theils das immer heftiger werdende Unwetter trieb mich, in das unheimliche Gebäude einzudringen. Der Zugang schien durch dichtes Dorngebüsch versperrt zu seyn, doch als ich das Gebüsch erreicht hatte, bemerkte ich einen Pfad, der sich durch dasselbe hinschlängelte, und nach wenigen Schritten stand ich an der Thür des Thurmes der alten Frau gegenüber. Sie lud mich ein, hineinzutreten. „Ich bin eben aus meiner Hütte herübergekommen, um nach den Sachen hier zu sehen, wie ich jeden Tag thue. Wollen Sie hinaufgehen, bis der Regen vorüber ist?" Ich wollte eben fragen, ob die Sachen, nach denen sie hier sähe, Eulen oder Fledermäuse wären, und ob es nicht klüger sey, auf die Gefahr hin, noch von einigen weiteren Regentropfen benetzt zu werden, nach der Hütte zu gehen. Da sah ich zu meiner Verwunderung, der Fußboden in dem Erdgeschoß des Thürmchens war mit einer zierlichen Matte belegt, und gewahrte eine sehr wohlerhaltene Treppe, welche in das obere Stockwerk führte. Mit Vergnügen folgte ich jetzt der Einladung der Alten. Das Erdgeschoß diente blos als Weg zur Treppe, und diese führte zu einem kleinen Zimmer, dessen Ausstattung mein Erstaunen noch steigerte. Es war nicht blos wohnlich, sondern sogar fast prächtig eingerichtet. Der Fußboden war mit einem Teppich belegt, der Tisch und die Stühle waren von kostbarem Holz und zierlich gearbeitet. Was aber am meisten meine Aufmerksamkeit anzog, war ein Gemälde zwischen zwei kleinen Fenstern. Es stellte ein wunderschönes Mädchen vor, mit einem Buch in der Hand und einer Guitarre zu ihren Füßen. In ihren blauen Augen drückte sich Unschuld und Verständigkeit aus; ihr ganzes Wesen hatte das Gepräge der Sanftmuth und Heiterkeit. Ihr Kleid war einfach, aber gewählt, und ihre Umgebungen auf dem Bild ließen auf Reichthum schließen. Unter dem Gemälde stand in goldenen Buchstaben: „La ninna invisible" (das unsichtbare Mädchen.)

Wie sehr meine Neugier durch diese sonderbare Inschrift gespannt war, kann man sich denken. Ich fragte meine gastliche Alte, was es mit dem Bild für eine Bewandtniß habe, und sie war gefällig genug, mir die gewünschte Auskunft in einer Erzählung zu geben, die in ihrem Munde etwas verwirrt klang, die mir aber durch spätere Nachfragen völlig klar wurde. Der Inhalt derselben war im Wesentlichen folgender.

Es war an einem Nachmittag im September, als ein junger Mann in einem Fischerdorf eintraf, und nach einem etwa drei Stunden von da entfernten Ort auf der andern Seite der Bucht übergeführt zu werden verlangte. Das Wetter war ziemlich schön, die Fischer indeß erwarteten, zufolge ihren Witterungsregeln, einen stürmischen Abend, und weigerten sich, die Fahrt anzutreten. Durch das Anerbieten einer bedeutenden Belohnung gelang es endlich dem Fremden, den Vater einer zahlreichen Familie und einen verwegenen Jüngling zu der gewagten Unternehmung zu bestimmen. Der Wind war günstig, und sie hofften, vor Einbruch der Nacht eine gute Strecke zurückzulegen, und noch vor dem Sturm den Landungsplatz zu erreichen. Die Fischer traten wohlgemuth ihre Fahrt an. Der Fremde aber sah aus, als hätte er in seinem Leben nicht gelächelt, und saß regungslos in dem Boot, in seinen Mantel gewickelt und das Haupt auf die Brust gesenkt.

Sie hatten noch keine große Strecke zurückgelegt, als der günstige Wind nachließ. Die Fischer griffen zu den Rudern und arbeiteten rüstig, um über ein kleines Vorgebirg hinaus zu kommen, welches zwischen ihnen und dem Ziel ihrer Fahrt in's Meer hinaus lief. Da drehte sich plötzlich der Wind und blies stoßweise von der Seite her, so daß sie genöthigt waren, ihre Segel einzuziehen und sich lediglich mit Rudern fortzuhelfen. Auf die kurze Dämmerung folgte eine stockfinstere Nacht, und mit der Dunkelheit nahm die Heftigkeit des Windes zu.

Digitized by Google

Die Wellen erhoben sich und drohten brausend, das kleine Fahrzeug zu zerbrechen oder zu versenken. Der ältere Fischer mußte fortwährend das Wasser der überschlagenden Wellen ausschöpfen und murmelte eine Verwünschung über den Fremden, der ihn verlockt habe, sein Leben und die Zukunft der Seinen auf's Spiel zu setzen. Der Unbekannte schien dies zu hören. Er rüttelte sich aus seiner Unbeweglichkeit auf, ergriff das Ruder des Alten, arbeitete aus Leibeskräften mit, und suchte die beiden Fischer durch Zuspruch zu ermuthigen. Der Alte schöpfte unterdessen fort, aber von Zeit zu Zeit hielt er inne und sah hinaus auf das Meer, als wollte er in dem Aufruhr der Wogen irgend einen Gegenstand erspähen. Die beiden Andern folgten der Richtung seiner Augen, konnten aber in der Dunkelheit nichts weiter unterscheiden, als den Schaum auf dem Kamm der Wellen und hie und da am fernen Gesichtskreis eine Bewegung der Wolken, die auf Zunahme des Sturmes schließen ließ. Endlich rief der Alte aus: „Jetzt seh' ich's! Wenn wir das Licht dort erreichen, sind wir geborgen!" Die beiden Ruderer sahen nach der angedeuteten Richtung hin, allein überall war dichte Finsterniß.

„Ihr seht es nicht," rief der Alte, „aber wir fahren darauf zu. Mit der Hülfe unserer lieben Frauen werden wir diese Nacht überleben." So sprechend, nahm er dem erschöpften Fremden das Ruder aus der Hand und arbeitete mit verdoppelter Anstrengung, um das von ihm bezeichnete Ziel zu erreichen. Der Fremde blickte mit Spannung vorwärts, und ein Mal sagte er: „Ich seh' es!" und dann wieder: „Es ist Nichts!" Indessen, je weiter sie vorwärts kamen, desto mehr überzeugte er sich, daß der Alte Recht hatte. Das helle Pünktchen war nicht mehr zu verkennen, und in dem Maß, wie sie sich ihm näherten, wurde der Wellenschlag minder heftig, so daß unter dem Einfluß dieses Lichtchens das tobende Meer sich zu beruhigen schien.

„Sehen Sie," sagte der alte Fischer zu dem Fremden, „das ist das Licht, von welchem ich Ihnen gesagt habe, daß es uns im Nothfall als Leitstern dienen könnte. Es brennt in einem verfallenen Thurm, der auf dem Felsenufer steht. Wir haben es erst in diesem Sommer bemerkt, und nie zuvor. Seit einigen Wochen sieht man es jede Nacht, wenn man darnach späht, was freilich nicht oft der Fall ist, da der Platz ziemlich abgelegen ist und von unserm Dorf aus nicht gesehen werden kann. Die Einen sagen, es wird von Hexen gebrannt; Andere, von Schmugglern. Ich weiß nur so viel, daß wir zwei Mal bei Tag und bei Nacht den Thurm untersucht und nicht das Mindeste gefunden haben. Bei Tag war Alles öde, bei Nacht völlig dunkel, und doch hatten wir sowohl bei der Anfahrt als bei der Abfahrt deutlich das Licht gesehen."

„Ich habe sagen hören," bemerkte der jüngere, „das Licht werde von dem Geist eines Mädchens gebrannt, deren Geliebter hier in der Gegend bei einem Schiffbruch umgekommen und bei diesem Thurm an's Land gespült worden ist. Wir nennen sie das unsichtbare Mädchen."

(Fortsetzung folgt.)

Schiller in Amerika.

Zu Philadelphia ist neulich eine Uebersetzung von Schillers „Maria Stuart", von William Peter, erschienen, worüber sich die „North American Review" in einer etwas strengen Weise ausspricht. Weder die Uebersetzung noch das Original will dem Reviewer ganz zusagen. Da seine Bemerkungen jedoch zugleich einen Maßstab dafür abgeben, wie sehr Schiller in Nord-Amerika geschätzt ist, so theilen wir sie nachstehend mit:

„Herr Peter ist in den vereinigten Staaten durch eine treffliche Uebersetzung von Schiller's „Wilhelm Tell" bekannt. Das gegenwärtige Werk bietet dieselben Vorzüge und Fehler dar, wie sein Vorgänger. Zu den Vorzügen gehören eine meist treue Nachahmung des Originals und durchgängige Reinheit des englischen Styls; zu den Fehlern eine mangelhafte poetische Phraseologie. Das Schauspiel dürfte im Original, so voll es auch von Schiller's schwungreichem Redeprunke ist, doch im Ganzen sein am wenigsten gelungenes Werk seyn. Es ist überhaupt zu lang. Die Handlung dehnt sich auf eine Art, die die Geduld jedes Anderen als eines Deutschen ermüden muß, und eben so ist der Dialog am Schlusse, nachdem Mariens Schicksal bekannt ist, bis ins Peinliche ausgesponnen. Auch glauben wir in diesem Drama keine sehr fein gezeichnete Charaktere zu erkennen. Die englischen Staatsmänner, die an dem merkwürdigen Ereigniß der Hinrichtung Mariens den meisten Theil hatten, gehörten zu den außerordentlichsten ihrer Zeit, erscheinen aber nicht so bei Schiller. Sie sind bloße tragische Parade-Gestalten, sprechen in denselben tönenden Jamben und machen auf den Geist keinen recht bestimmten Eindruck. Die jungfräuliche Königin selbst ist ein vages, neblichtes Ungeheuer, und ihre reizende Nebenbuhlerin nichts als ein weinerliches Phantom."

„Aber es weht uns gleichwohl ein herrlicher Duft lyrischer Poesie aus dem ganzen Stück entgegen. Die schöne Stelle, in welcher Maria ihren Gefühlen Luft macht, als sie auf kurze Zeit, vor ihrer Zusammenkunft mit Elisabeth, aus dem Kerker entlassen wird, ist in Schillers edelster, bester Weise gedichtet. Auch die Reue Mariens in Bezug auf die Sünden ihrer Jugend ist großartig ausgedrückt. Der erhabene Charakter Schiller's äußert sich überall in den Gesinnungen seines Drama's, und wenn es auch für die Bühne nicht passend ist, so wird es doch wegen seiner rührenden, beredten Sprache und großartigen lyrischen Poesie mit einem warmen Gefühl der Theilnahme gelesen werden. Die Uebersetzung eines solchen Werkes ist ein der Sache der Literatur geleisteter Dienst, der dem Geschmack und dem Talent des Hrn. Peter Ehre macht. Auch seine Uebertragung des „Kampfes mit dem Drachen" ist sehr gelungen. Das Original gehört zu den geistreichsten der kleineren Gedichte Schillers, und die Nachbildung gibt in hohem Grade das Leben und das Feuer des Deutschen wieder."

(Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Ein Sonnenaufgang auf dem Feldberg.

Der Feldberg erhebt sein kahles Haupt hoch über die lange Bergreihe (Taunus genannt), welche die schöne Ebene am Ufer des Mains zwischen Frankfurt und Mainz gegen die rauhen Nordwinde schützt. Von seinem Gipfel genießt man eine der umfassendsten Aussichten in Deutschland. Gerade gegen Süden überblickt man eine 14 Stunden weite Ebene, von den Gipfeln der Bergstraße und des Odenwaldes begränzt. Hier kann man alle die Städte, Flecken und Dörfer zwischen Mainz und Frank-

Digitized by Google

furt und eines großen Theils des darmstädtischen Landes zählen. Gegen Osten ruht der Himmel auf dem Spessart. Das ganze Land von Aschaffenburg den Main herab, bis an den Rhein, Neckar und Donnersberg (letzterer jenseits des Rheins bei Kaiserslautern), liegt wie eine Landkarte zu unseren Füßen. Solche ungeheure Aussichten sind eben nichts Seltenes; allein über ein so angebautes, reich bekrbtes Land findet man deren gewiß wenige. Rückwärts, gegen Nordosten und Nordwesten übersieht man theils rauhe und waldige Berge, theils das schönste Gemisch von sanften Hügeln, Thälern und Ebenen. Dieser Berg hat eine ungemein vortheilhafte Lage, um die Sonne aufgehen zu sehen. Eine höhere Empfindung von dem Wesen, welches die Natur belebt, und von mir selbst (sagt Riedbeck im zweiten Theile seiner Briefe über Deutschland 1784 S. 297) hatte ich in meinem Leben nicht als in dem Augenblicke, wo am fernen Horizont der erste Blick der Morgenröthe die Gipfel des Spessart's und Odenwaldes vergoldete, die in der großen Ferne Feuerwogen zu seyn schienen. Noch war alles bis zu diesen Gipfeln hin dickes Dunkel; nur die Ostgegend schien eine beleuchtete Insel zu seyn, die zur Nacht auf dem schwarzen Ocean schwimmt. Nach und nach breitete sich das Morgenroth weiter aus, und legte uns die schönsten perspektivischen Landschaften in Miniatur vor die Augen hin. Wir entdeckten in schattigen Vertiefungen Ortschaften, die ein Blick der Morgenröthe traf und der Finsterniß entriß. Wir konnten nun zusammenhängende Bergreihen, ihre Krümmungen und Einschnitte deutlich unterscheiden. Alles das stellte sich nicht anders dar, als wenn man eine stark und schön beleuchtete Landschaft durch ein umgekehrtes Sehrohr betrachtet. Aber das erste Lächeln der Sonne selbst, über den Horizont, übertraf noch alle Schönheiten der Morgenröthe. Die Größe, Pracht und Mannichfaltigkeit dieses Aufsteiges übersteigt alle Beschreibung. Die 25 Stunden lange und 14 Stunden breite Ebene zwischen dem Spessart, dem Donnersberg, den westlichen Theilen des Odenwaldes und unserem Berge, die wir ganz übersehen konnten, ward von großen Lichtstreifen durchschnitten, die mit dicken Schattenmassen auf die seltsamste Art abstachen. Wir sahen den Rücken des Donnersbergs vergoldet, während dessen sich noch zu seinen Füßen und über den Rhein her ein tiefes Grau gelagert hatte. Wir selbst standen im Licht, und zu unseren Füßen dämmerten die Thäler und Ebenen noch in einem Halbdunkel, das sich bloß durch den Widerschein der Beleuchtung unseres Berges von der Finsterniß unterschied. Die erhabenen Theile der vor uns liegenden ungeheuren Ebene stachen mit einer Lebhaftigkeit aus der Dämmerung hervor, die sie uns wenigstens um die Hälfte näher setzte und die angenehmste Täuschung bewirkte. Dort erhob sich ein Kirchthum aus dem Dunkel, hier ein beholzter Gipfel; dort schien ein ganzes Dorf mit seinen Bäumen über der Erde zu schwimmen, hier lag ein erhöhtes Getreidefeld im Licht, wodurch es von dem angränzenden Gefilde gleichsam abgeschnitten und erhoben ward. Der sich durch die Ebene schlängelnde Main, welcher zuvor wie ein hellgrauer Streif die dunkle Landschaft durchzog, begann nun theilweise mit Silberglanz zu schimmern, und auch ein Stück des Rheins ward durch einen Kendenden Silberschimmer uns näher gebracht. Doch ich wage zu viel, wenn ich ein Schauspiel beschreiben will, das an sich selbst so weit über alle Beschreibung ist.

Mädchen und Frau.

Schön ist das Loos der Blumenknospe,
Wenn sie aus grüner Hülle bricht;
Und bei dem ersten Kuß des Frühlings
In zücht'ger Scham erröthend spricht:
»Ich lag gewiegt in sanfte Träume,
Da weckte mich dein süßer Mund;
Soll ich dich flieh'n, soll ich dir nahen,
Du Himmelsgast auf Erdengrund?«
Schön ist das Loos der edlen Jungfrau,
Wenn sie die freie Welt betritt,
In zarter Schüchternheit befangen
Bald hier-, bald dorthin lenkt den Schritt.
Soll sie der Seele dunkles Ahnen,
Der Sehnsucht still genährten Trieb
Um jene Klarheit gern vertauschen,
Die ihr so lang verborgen blieb?
Schön ist Besitzen, schön ist Hoffen,
Schön ist der Keim und schön die Frucht;
Schön ist das Schwanken auf dem Meere,
Schön ist die wohl erreichte Bucht!
Schön ist das Loos der Blumenblüthe,
Wenn sie in Blätterreichthum prangt;
Und wenn, von Knöspchen sie umgaukelt,
Des Daseyns höchste Sproff' erlangt.
Nicht mehr beengt von früh'ren Banden,
Kehrt sie sich ganz der Sonne zu;
Was sie im Busen leis' erstrebte,
Genießt sie jetzt in sel'ger Ruh'.
Schön ist das Loos der holden Frauen,
Wenn sie am Arm des Gatten geh'n;
Und wenn im Antlitz ihrer Kinder
Sie sich verjüngt, verdoppelt sehn.
Dann ist gefüllt der Freudenbecher,
Der hier so oft schon überfließt;
Dann strömt ein Wunderhorn von Gaben,
Die Gott auf seine Erde gießt.

Franz Schmidt.

Mannichfaltigkeiten.

Die Dorfzeitung erzählt folgenden schönen Zug aus Zschokke's Leben: Bekanntlich hatte ihm die baierische Regierung den Auftrag gegeben, eine baierische Geschichte zu schreiben. Als das Werk fertig war, ernannte der vorige König den Verfasser zum Commandeur des Civilverdienstordens. Der Aargäuer Rathsherr befand sich in keiner geringen Verlegenheit; als Republikaner durfte oder wollte er keinen Orden tragen, und eine Ablehnung desselben konnte ohne Beleidigung des königlichen Gebers nicht wohl statthaben. Wie nicht anders zu erwarten, siegte in Zschokke der Grundsatz über die Convenienz. In einem eben so bescheidenen als gemüthlichen Schreiben eröffnete er dem König seine Bedenken. Was that nun der alte Max? Er schrieb zurück, wenn der Zschokke von dem König keinen Orden nehmen dürfe, so solle er beifolgen-

Digitized by Google

des Andenken von dem Privatmann nehmen. Das Andenken bestand in einer goldenen, reich mit Brillanten besetzten Dose im beiläufigen Werthe zu zwanzigtausend Gulden, und darauf noch etwas Werthers, das Brustbild des allen guten Baiern Unvergeßlichen. Nicht wahr, lieber Leser! Bei solchen Gelegenheiten verstummt die Parteimeinung, und es heißt: „Hut ab vor zwei Ehrenmännern!"

Ein Hr. Offenbach in Paris ist auf die Idee gekommen, die Fabeln von Lafontaine in Musik zu setzen. Die Ameise und die Heuschrecke als zweistimmiges Notturno, den Fuchs und den Storch als Trinklied, den Bauer und seine Söhne als Romanze, den verliebten Löwen als Liedchen und den Fuchs und den Käse als Kuhreihen. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts kam ein Reimschmied auf den Gedanken, Montesquieu's Esprit des Lois in Verse zu bringen; unserer Zeit war Größeres vorbehalten. Jean Paul sagte in seiner Vorschule, er könne sich leichter denken, daß man die holländische Zeitung in Musik setze, als das Lied an die Freude von Schiller. In jener wie in jeder andern seyen doch rührende Todesanzeigen, die lyrische Anklänge böten, während man sich hier mit Sündern, Gewürm und Hochgerichten zu Tische setzen müsse. Eine Zeile sey ihm ganz besonders unmusikalisch, sagte er:

»Und wer's nit gekannt, der stehle
Meinend sich aus unserm Bund.«

Dies singen Menschen, die sich der Freude überlassen, sich ihr ganz weihen wollen, und ihr den Hymnus anstimmen. „Wüßten wir einen solchen, er komme zu uns, wir wollen ihn mit offenen Armen empfangen und trösten!" So solli' es heißen, meinte der warme, weiche Jean Paul.

Der Dey von Tunis hat dem König der Franzosen ein arabisches Prachtroß, nebst einigen Löwen, Straußen und Gazellen zum Geschenk gemacht.

Die Forderungen, welche heutzutage manchmal an junge Gelehrte gestellt werden, sind ungeheuer. So wurde neulich in Frankfurt a. M. ein Lehrer gesucht, der gründlichen Unterricht ertheilen sollte: 1) in der griechischen, 2) lateinischen, 3) holländischen, 4) deutschen, 5) italienischen, 6) französischen, und 7) englischen Sprache. Chaldäisch, chinesisch und samojedisch wurde nicht verlangt; dagegen aber noch Geschichte, Geographie, Arithmetik und Geometrie! — Das zu viel Lehren und Abrichten, und das zu viel Sitzen und Lernen-müssen sind nicht die geringsten Gebrechen unserer Zeit. Die Lehrer sind gar zu oft Pedanten und die Jugend verliert Frische und Munterkeit.

Demnächst wird die Presse verlassen — Le pélerin par M. le Vicomte d'Arlincourt, 3 Bde. in 8. — Dieses Werk beschäftigt sich vorzüglich mit Holland und Deutschland, und wird demnach in diesen Ländern besonderes Interesse erregen. Nach den in französischen Blättern bereits veröffentlichten Auszügen verspricht dies Buch viel Anziehendes und bringt in lebendiger Darstellung Reise-Skizzen, unterhaltende Vorfälle, Anekdoten und Ansichten über Kunst, Wissenschaft und öffentliches Leben. Der Name des Verfassers bürgt allein schon für den Werth des Inhaltes. Der Subscriptionspreis, welcher später erhöht wird, beträgt 15 Frcs.

Korrespondenz.

Wiesbaden, 15. Febr.

Die Erhebung Wiesbadens zur Residenz und dessen stets zunehmender Besuch von Fremden, die seit den letzten Jahren in steigender Anzahl nun auch im Winter unsern Kurort zu ihrem Asyl wählen, haben für hiesige Bewohner die Erwerbsquellen um Vieles ergiebiger gemacht, deren Wohlstand bedeutend vermehrt und sie veranlaßt, unsere Stadt im Innern geschmackvoll auszubauen, so wie dieselbe auch nach Außen hin, in allen Richtungen, durch neue große Straßen, Landhäuser ꝛc. zu vergrößern und zu verschönern. So sieht nun auch unser Kurort durch die projectirte Erbauung eines großartigen Etablissements, nämlich in der Nähe des Kochbrunnens, zwischen diesem und der Trinkhalle auf der an 60,000 Quadratfuß enthaltenden, jetzt gemeinschaftlichen Gartenfläche der Badehäuser zur Blume und zur Rose, bald wieder einer neuen Zierde entgegen, bei welcher sich das Schöne mit dem Zweckmäßigen vereinigen wird. Zufolge des hierzu vorliegenden, von unserem kunstsinnigen Regierungs-Baumeister Boos entworfenen Bauplans, der höchsten Orts vielen Beifall gefunden hat, soll dieses Prachtgebäude zu einem Logirhause für Fremde eingerichtet und mit lieblichen Gartenanlagen umgeben werden, während die Südseite desselben eine gegen 250 Fuß lange, mit Bögen versehene Säulenhalle enthält, die dem am Kochbrunnen sich versammelnden Kurpublikum Gelegenheit bieten soll, den Brunnen auch bei unfreundlichem Wetter unter Schutz und Dach im Freien trinken zu können, wozu sich hier leider noch keine Gelegenheit darbot, und womit einem bisher so sehr gefühlten Bedürfniß endlich abgeholfen würde. Die Konstruktion dieser Säulenhalle soll ferner gestatten, daß dieselbe von allen Richtungen her im Winter geschlossen und außer der Einwirkung der vom Süden her auf sie fallenden Sonnenstrahlen auch noch durch Luftheizung mittelst des ihr so nahe liegenden heißen Wassers (worüber bereits jetzt schon Hr. Professor Thomä hierselbst physikalische Versuche anstellt) erwärmt werden kann, damit sie sich bei dieser Jahreszeit zur Aufnahme der im Sommer die Kursaals-Anlagen schmückenden Blumen, Orangen und Gewächse eignet, und somit einen erwärmenden Garten darstellt, der auch im Winter und besonders bei unfreundlichem Wetter dem Kranken gestattet, sich beim Anblick einer blühenden und grünenden Vegetation, die ihn gewissermaßen in den Zauberkreis eines südlichen Himmelsstrichs versetzt, in einer milden Luft bewegen zu können. Ein derartiges Etablissement, das dann zu jeder Jahreszeit den Vereinigungspunkt des Kurpublikums bilden muß und dessen bewohnbarer Theil auch zuversichtlich das ganze Jahr hindurch von Fremden in Beschlag genommen werden wird, scheint ein sehr zeitgemäßes Unternehmen zu seyn, das manchen noch für unsern Kurort bisher übrig gebliebenen Wünschen entsprechen, für die Wintersaison eine neue Glanzepoche herbeiführen, aber auch den bei diesem Bau näher betheiligten Bewohnern Wiesbadens, die bereits jetzt zusammen getreten sind und durch Actien die Mittel zur Aufführung dieses großartigen Werkes herbeizuschaffen beabsichtigen, eine ergiebige Ausbeute sichern wird.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 23. Febr. Der Freischütz, große Oper in 4 Abth. Musik von C. M. v. Weber. Annchen: Dm. Kramer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 55. Donnerstag, den 24. Februar 1842.

Zum Gutenbergs-Denkmal
in Frankfurt a. M.

Bald ein Mal den Druckerfindern willst du setzen, Mainesstadt,
Jenem gleich, das bei der gold'nen Feier man erblicket hat,
Groß und schön ist der Gedanke, deiner würdig, bleib' dabei,
Laß dich ja nicht irre machen durch der Krittler Hohngeschrei!

Wenn die Weltstadt an der Seine, wenn die an der Themse Strand
Möcht setzen jenen Großen, deren Wieg' in Dörfern stand,
Ziemt's der deutschen Stadt am Maine, reich an wohlerwerb'nem Ruhm,
Daß sie Deutschlands großem Sohne weihe auch ein Heiligthum.

Bau' dein Denkmal! Es erstehe Gutenberg voll Schöpferlust,
Ihm zur Seite weile Schöffer, fehlen soll auch nicht der Fust,
Weil die Drei ein höh'rer Wille hat zum Werkzeug auserseh'n,
Sollen sie, die ersten Drucker, auch im Bild vereinigt steh'n.

Bau' dein Denkmal! Jenen Dreien, die die Geistesnacht erhellt,
Setzet auch noch alte Meister, guten Klanges, beigesellt,
Männer, die in deinen Mauern treu schon wirkten für den Tag,
Als noch in dem tiefsten Dunkel rings die Welt gefangen lag.

Bau' dein Denkmal! Du vor allen hast dazu das größte Recht:
Seit den frühsten Zeiten hauste schon in dir ein Kraftgeschlecht,
Das die Mainzers Zauberkünste trieb mit selt'ner Rührigkeit;
Deiner Pressen schmucke Kinder sind gefeiert weit und breit.

Bau' dein Denkmal! Rüst'ge Jünger haben glückgekrönt bis jetzt,
Was die Väter früh begonnen, unermüdet fortgesetzt.
Wer kann sich mit ihnen messen in den deutschen Landen, wer?
Wer der Kunst sich will befleißen, wer will lernen, komme her!

Bau' dein Denkmal! altbewährte Pflegerin der Wissenschaft!
Rühret sich auch deine Presse nicht in ungebund'ner Kraft,
Dennoch wissen deine Bürger, wem das hehre Denkmal gilt:
Gutenberg, dem Hort des Lichtes, Gutenberg, der Freiheit Schild.

Bau' dein Denkmal! Auch dein Göthe, dir im Leben ungetreu,
Wird in deiner Mitte weilen, nah den Druckern, bald auf's neu',
Und vielleicht vernimmt ein Dichter wie zur Geisterstund' er spricht:
„Wär der Mainzer nicht gewesen, wahrlich, ich auch wäre nicht."

Bau' ein Denkmal, deiner würdig, achte nicht des Krittlers Hohn!
Frankfurt, Fürstin deutscher Städte, sei'te Deutschland's großen Sohn!
Dann erst ist der Bildung gold'nes, jetzt noch fernes Ziel erstrebt,
Wenn in jedem Ort ein Denkmal Gutenberg's sich stolz erhebt.

Frankfurt. Ludwig Hub.

Das unsichtbare Mädchen.

(Fortsetzung.)

Unter diesen Gesprächen hatten sie den Landungsplatz in der Nähe des Thürmchens erreicht. Der Unbekannte blickte aufwärts; das Licht brannte noch. Die Brandung, obwohl nicht sehr stark, machte es ihnen schwer, auszusteigen und ihren Kahn auf's Trockene zu ziehen. Nachdem dies gelungen war, arbeiteten sie sich den steilen, mit Unkraut und Gebüsch überwachsenen Pfad hinauf, und gelangten endlich unter Leitung des alten Fischers zum Eingang des Thürmchens. Dieser Eingang hatte weder Thür noch Thor, und so weit man hineinsehen konnte, war Alles finster und stumm wie das Grab.

„Unsere Retterin wird ihr Licht zum Vorschein bringen, wenn sie sich nicht selber zeigt; sie wird auch ferner unsere Schritte leiten," sprach der Unbekannte.

„Wir wollen in das obere Gemach hinaufklettern, sofern wir nur die zerbrochene Treppe finden können," sagte der alte Fischer. „Aber ich stehe dafür, Sie werden weder von dem unsichtbaren Mädchen, noch von ihrem Licht eine Spur finden."

„Es käme auf einen Versuch an," entgegnete der Fremde, und begann seinen Weg nach der Treppe zu tasten. Der alte Fischer, welcher die Oertlichkeit besser kannte, erbot sich, vorauszugehen, und nachdem sie verschiedentlich die Köpfe wider Steine gestoßen hatten, erreichten sie endlich das obere Gemach. Aber hier war Alles eben so dunkel und still wie unten. Jedenfalls gewährte der Ort ein Obdach, und da alle Drei von ihren Anstrengungen sehr ermüdet waren, streckten sie sich ohne Umstände auf den Boden hin und schlummerten ein.

Die beiden Fischer schliefen so gut, als lägen sie daheim in ihren Betten. Ihr Begleiter, der ein solches Nachtlager nicht gewohnt war, erwachte schon nach einer Stunde, und fand es bequemer, den Rest der Nacht sitzend zuzubringen. Er schlich sich an die Fensteröffnung, wo er eine steinerne Bank zu finden hoffte, und da eine solche nicht vorhanden war, lehnte er sich mit dem Rücken an die Wand und hing seinen finstern

Digitized by Google

Gedanken nach. Es möchte hier wohl die paſſendſte Stelle ſeyn, die Leſer näher mit ihm bekannt zu machen.

Don Enrique war der einzige Sohn des begüterten Don Pedro de Andrada, eines finſteren, im Grund aber gutmüthigen galiciſchen Edelmanns, der ſeit geraumer Zeit verwittwet war. Enrique's Schweſter, die zwölf Jahre älter war, als er, hatte ſich bald nach dem Tod ihrer Mutter vermählt, und Don Pedro hatte, gleichſam um ihren Platz in ſeinem Hauſe auszufüllen, die verwaiſete Tochter eines armen Mannes zu ſich genommen, welcher ihm einſt wichtige Dienſte geleiſtet hatte. Roſa (ſo hieß die Waiſe) war ein gutmüthiges, etwas ſcheues Kind, die ihren Wohlthäter wie einen Vater liebte. Mit ihr wuchs Enrique auf, und es geſchah hier, wie ſo oft anderwärts, die Jugendgeſpielen wurden, als ſie zu ihren Jahren kamen, Liebhaber und Geliebte. Roſa bebte bei dem Gedanken, daß ihre wechſelſeitige Zuneigung von Don Pedro mißbilligt werden möchte. Zuweilen jedoch tröſtete ſie ſich mit dem Gedanken, daß ſie Enrique's beſtimmte Braut, und mit ihm in der Abſicht erzogen worden ſey, ſeine Gefährtin durch's ganze Leben zu werden. Enrique täuſchte ſich mit ſolchen Hoffnungen nicht; er rechnete anders. Er wollte die Zeit ſeiner Mündigkeit abwarten, und dann mit oder ohne Einwilligung ſeines ſtolzen Vaters ſeine Roſa zum Altar führen. Um bis dahin die Geliebte vor Verſtoßung und Verfolgung zu ſichern, war er ſorgfältig darauf bedacht, ſeine Abſichten vor ſeinem Vater geheim zu halten. Don Pedro ahnte Nichts von dem Verhältniß. Seine Pflegtochter ward ihm von Tag zu Tag lieber; um Mittag ſang ſie ihn, auf der Guitarre ſpielend, in Schlaf, und wenn er zuweilen mißgelaunt war, vermochten ihre Schmeicheleien und ihre liebliche Stimme ihn zu beſänftigen. Roſa lebte wie im Himmel, und wenn ſie ihr Verhältniß mit Enrique vor dem Alten geheim halten mußte, ſo war daſſelbe nur um ſo reizender.

So ſtanden die Verhältniſſe, als Iſabel, Enrique's Schweſter, in's väterliche Haus zurückkehrte. Ihr Mann, mit dem ſie nicht in der glücklichſten Ehe gelebt hatte, war geſtorben, und hatte ihr Nichts als Schulden hinterlaſſen, ſo daß ſie im Haus ihres Vaters Zuflucht ſuchen mußte. Sie liebte ihren Bruder, und wünſchte ihn nach ihrer Anſicht glücklich zu ſehen. Sie bemühte ſich deshalb, ihn zur Vermählung mit einer entfernten Verwandten, der Erbin eines bedeutenden Vermögens, zu beſtimmen. Enrique hörte ihre Vorſchläge mit Ungeduld an und erklärte, daß er keiner Brautwerberin bedürfe. Die ſtolze Iſabel errieth bald den Grund ſeiner Weigerung, und drohte, es bei ihrem Vater dahin zu bringen, daß Roſa in ein Kloſter geſteckt würde. Enrique erwiederte, wenn dies geſchähe, würde er Mönch werden. In Folge dieſer Erklärung äußerte Iſabel Nichts gegen ihren Vater, und Enrique betrachtete die Einwendungen ſeiner Schweſter wie eine leichte Wolke, die an dem Himmel ſeines Glücks vorüber gezogen ſey.

Wenige Wochen vor dem Tage ſeiner Volljährigkeit, vor dem Zeitpunkt, wo Niemand mehr ſeinem Glück hindernd in den Weg treten konnte, hatte Enrique eine kleine Reiſe zu machen, welche ihn ungefähr bis zu jenem Tag von dem väterlichen Hauſe entfernt hielt. Voll der ſeligſten Hoffnungen, eilte er zurück, um ſein Verhältniß, welches ſeit Iſabels Ankunft peinlich geworden war, ſeinem Vater zu offenbaren, und alle Einwendungen dieſes ſowohl wie ſeiner Schweſter zu beſeitigen durch die Erklärung ſeines feſten Entſchluſſes, daß Roſa ſeine Braut ſey, welcher keine Macht der Erde ihn untreu machen könne. Man denke ſich ſein Entſetzen, als ihm ſein Vater mit Thränen in den Augen verkündete, daß Roſa ſeit acht Tagen verſchwunden und trotz allen Nachforſchungen nicht aufzufinden ſey. Nachdem er ſich von der erſten Betäubung des Schmerzes erholt hatte, fielen ihm Iſabels Aeußerungen ein, und er beſtürmte ſeinen Vater mit Fragen, in welchem Kloſter man die Unglückliche lebendig begraben habe. Don Pedro verſtand ihn nicht. Iſabel, welche ſchluchzend dieſer Unterredung zuhörte, ſchwor ihm, daß weder ſie noch ihr Vater das Mädchen in ein Kloſter geſchickt hätten. Don Pedro verſicherte ihm daſſelbe, und da Enrique ihn als einen ſtreng redlichen Mann kannte, ſo zweifelte er keinen Augenblick an ſeiner Wahrhaftigkeit. Aber gegen ſeine Schweſter hegte er Mißtrauen, und noch ehe der nächſte Morgen angebrochen war, machte er ſich auf, um in allen galiciſchen Frauenklöſtern Nachforſchung nach ſeiner Braut zu halten. Er hatte die Runde durch's ganze Land gemacht, hatte nirgends eine Spur der Vermißten gefunden, und war eben im Begriff, auf dem kürzeſten Weg nach Hauſe zurückzukehren, um ſodann ſeine Nachforſchungen in einem weiteren Kreis zu beginnen, als ihn der Sturm nöthigte, in dem Thurm des unſichtbaren Mädchens Zuflucht zu ſuchen.

(Fortſetzung folgt.)

F. Lachner und der Chevalier v. St. Georges.

Die „Allg. Ztg." ſchreibt aus München vom 3. Februar: „Es wurde in dieſen Blättern bereits mitgetheilt, daß der hieſige Capellmeiſter Hr. F. Lachner von dem franzöſiſchen Bühnendichter Hrn. v. St. Georges das Libretto ſeiner neueſten Oper: „Katharina Cornaro, oder die Königin von Cypern" kaufte, jedoch kurz nachdem ſie zur Aufführung gekommen war, ſich ſchnöde hintergangen ſah, indem Hr. v. St. Georges daſſelbe dramatiſche Gedicht mit unerheblichen Aenderungen an einen zweiten Compoſiteur, Hrn. Halevy in Paris, verkaufte, der ſeine Oper nicht volle drei Wochen nach dem Hervortreten der Lachner'ſchen in der Academie royale unter dem Titel La reine de Cypre zur Aufführung brachte. Der deutſche Compoſiteur, in ſeinem wohlerworbenen Rechte gekränkt und in Schaden verſetzt, mußte natürlicherweiſe gegen dieſen Uebergriff Einſprache thun, die Preſſe zog die Sache vor die Oeffentlichkeit, die Stimmen, welche ſich dabei vernehmen ließen, verbreiteten irrthümliche Meinungen, indem ſie vielleicht nicht immer von der beſten Abſicht, niemals wenigſtens von gehöriger Einſicht geleitet waren, wie wir z. B. in Nro. 30 dieſer Blätter einer Correſpondenz aus München begegnen, welche die Leute glauben machen möchte, Hr. v. St. Georges ſey in vollkommenem Rechte, wenn er das Opernbuch an zwei Tonſetzer verkauft habe.*) Dies alles veranlaßt mich, Ihnen den einfachen Thatbeſtand, wie er aus den mir vorliegenden ſämmtlichen Briefen hervorgeht, in Kürze mitzutheilen.

Als Hr. v. St. Georges erfuhr, welchen Eindruck die Un-

---

*) Jener Correſpondent war bloß durch einſeitige Aktenmittheilung getäuſcht worden, und dachte nicht entfernt an eine Feindſeligkeit gegen unſeren geſchätzten Lachner. Anm. d. Red. d. Allg. Ztg.

Digitized by Google

Redlichkeit seines Verfahrens in München hervorrief, schrieb er an den Capellmeister Hrn. Lachner: er habe sich vorbehalten, aus seinem Operbuche zu machen, was ihm gut dünke, als ihm der Intendant der k. Hofbühne in München, Hr. v. Küstner, der die Unterhandlungen leitete, die winzige (minime) Summe von 2000 Francs angeboten habe; es könne Niemandem einfallen, daß er das ganze Eigenthumsrecht einer Sache, die in Frankreich 20,000 Fr. werth sey, für 2000 Fr. habe abtreten wollen; was er an Hrn. Lachner verkauft habe, sey nur das Recht, die Oper zuerst zur Aufführung zu bringen, und darin habe er das Wort gehalten; wenn Hr. Lachner jedoch geglaubt habe, das ausschließliche Eigenthumsrecht, von dem nie die Rede gewesen sey, erworben zu haben, so stehe er (Hr. v. St. Georges) nicht an, dem Compositeur, Hrn. Lachner, die armselige Summe (la pauvre somme) zurück zu erstatten und ihn zu bitten, das Gedicht als ein literarisches Geschenk zu betrachten, welches die französische Poesie der deutschen Musik mache. Dies sind genau die Worte des französischen Librettisten. Was dagegen zu erwiedern ist, besteht einfach darin: Hr. v. St. Georges schrieb in dem von ihm selbst entworfenen Vertrage, daß, unter den vorausgeschickten pecuniären Bedingungen, Hr. Lachner und Hr. von St. Georges die einzigen Autoren und Eigenthümer ihres Werkes, sowohl der Musik als der Worte, blieben und es in Uebereinstimmung allen deutschen und andern Theatern, die es zur Aufführung bringen wollten, zu verkaufen hätten. (Mrs. Lachner et de St. Georges resteraient *seuls auteurs et proprietaires de leur ouvrage, musique et paroles*, et le céderaient de concert à tous les théâtres allemands et autres qui désireraient le monter.) Die mit Cursiv-Schrift gedruckten Worte sind von Hrn. v. St. Georges eigener Hand unterstrichen. In einem andern Briefe, nach Ablieferung des Opernbuches, zeigt Hr. v. St. Georges den Empfang der stipulirten 2000 Fr. an, versichert, das Gedicht sey aus der Begeisterung hervorgegangen (produit d'inspiration), sey mit Herz und Nationalstolz geschrieben (avec cœur et orgueil national), und darauf spricht er mit rührender Loyalität den Wunsch aus, es Sr. Maj. dem König von Bayern zu dediciren — „einem Souverain, der selbst ein so ausgezeichneter Dichter ist, daß es nur zu wahrem Ruhme gereichen kann, ihn ein Werk annehmen zu sehen, das einzig und allein für das Land, das er regiert, gemacht ist." (. . . . trop excellent poëte lui-même, pour qu'il n'y ait pas une véritable gloire à le voir accueillir un ouvrage *uniquement fait pour le pays qu'il gouverne.*) Wenn die Worte seuls auteurs et propriétaires und un ouvrage uniquement fait pour le pays etc. noch nicht hinreichend scheinen sollten, so bemerke ich noch, daß nie und nirgends, weder schriftlich noch mündlich, von einem Vorbehalt oder weiteren Dispositionsrechte des Hrn. v. St. Georges die Rede war, und glaube, daß derselbe in der Zeit, als er die angedeuteten Unterhandlungen führte und abschloß, vollkommen redlich und aufrichtig war und es blieb, bis sich die Gelegenheit zum Gegentheil bot, wo er es sodann für gut fand, zur Erfindung eines Vorbehalts seine Zuflucht zu nehmen. Was das Honorar von 2000 Fr. betrifft, muß bemerkt werden, daß die Emolumente des Hrn. v. St. Georges sich durchaus nicht auf diese „pauvre somme, la bagatelle" beschränken, sondern daß ihm vom Stich der Partitur, des Clavierauszugs und vom Honorar jeder Bühne, welche die Oper kauft, ein Drittheil vertragsmäßig zugesichert ist. Wenn Hr. v. St. Georges behauptet, das Buch trage ihm in Frankreich 20,000 Fr. ein, so mag es vollkommen richtig seyn, zumal wenn er es auf dieselbe Weise noch an ein paar andere Compositeure verhandelt; das Verhältniß, in dem er zum deutschen Compositeur steht, ist jedoch das des Vertrags, des Kaufs und der gegenseitigen Leistung, wodurch alle weitere Industrie ausgeschlossen ist. Sollte nun noch irgend ein Zweifel an dem ungerechten Verfahren des Hrn. v. St. Georges obwalten, sollte das gelassenste, mildeste Urtheil sich vielleicht zu der Meinung hinneigen, der Verfasser des Libretto habe zwar gefehlt, aber doch in gutem Glauben gefehlt, so erwähne ich noch einen Umstand, der nicht blos von der Schuld, sondern von dem Schuldbewußtseyn desselben einen moralischen Beweis niederlegt — es ist die Bereitwilligkeit des Hrn. v. St. Georges, die erhaltene Summe zurück zu erstatten, sobald er die Wirkung seines Verfahrens erfuhr und sich mit einem Prozeß bedroht sah. Kann ein Schriftsteller den rechtlich erworbenen Ertrag seiner Arbeit leichtsinnig wegwerfen und darauf verzichten, wenn er merkt, er werde ihm bestritten; kann überhaupt Jemand ein rechtlich besessenes Eigenthum freiwillig aufgeben in dem Augenblick, wo man ihm zumuthet, sich über den rechtlichen Besitz auszuweisen?

Aus dem Bisherigen wird Ihr ehrenwerther Correspondent aus München gleichfalls ersehen, welcher Ergänzungen sein Artikel vom 20. Jan. bedarf, und wie vorschnell das Urtheil erscheint, den französischen Dichter treffe „keinerlei Vorwurf." Der Verfasser jenes Artikels mag sich allerdings für gut unterrichtet gehalten haben; ich verarge ihm den kleinen Irrthum nicht, wenn er auch zu dessen Verbreitung die Hand lieh, ohne die Rechte des andern Theils zu kennen; eines steht ihm jedoch nicht gut an, daß er die Worte des Chevalier nachbetet: „er habe für die Summe von 2000 Fr. der Münchener Bühne lediglich die Priorität überlassen, nicht jedoch die Verpflichtung übernommen, von diesem Stoff für keinen andern Componisten mehr Gebrauch zu machen." Wir wünschten wohl zu wissen, was ein Buchhändler sagte, der ein Manuscript gekauft und verlegt hätte, nach drei Wochen jedoch sähe, daß ein anderer Verleger es gleichzeitig druckte, und vom Verfasser nun die naive Aufklärung erhielte, das Buch sey so vortrefflich, daß der eine Buchhändler ihm nur die Priorität, der andere nur die Posteriorität abzukaufen im Stande gewesen sey? Und nun geht nach Abschluß des Kaufs die Zumuthung an einen deutschen Compositeur, der nicht blos Geld, Hände und Maschinen, wie ein Buchhändler, sondern einen Theil seines geistigen Seyns und Lebens an sein Werk setzt, und dem, wie wohl bekannt, nur selten ein goldener Regen in den Schooß fällt, er solle für 2000 Fr. und den dritten Theil des sämmtlichen Gewinns nur das Recht gekauft haben, sein Werk drei Wochen früher hervortreten zu lassen, um nachher eine schädliche Concurrenz zu erleiden, ein Privilegium kaufen, das er mit Andern zu theilen hat, eine Erstgeburt zwischen Zwillingen!"

Mannichfaltigkeiten.

(Die Sprache der Thiere.) Der französische Akademiker Bory de St. Vincent hat ein Buch über den „Natur-

Digitized by Google

trieb und die Sitten der Thiere“ geſchrieben, das einen Theil der zu Paris erſcheinenden Volksbibliothek bildet und als Preis an Schüler vertheilt wird. In demſelben wird behauptet, daß die Thiere außer ihrem Inſtinkt auch Intelligenz hätten, wenn auch nicht in gleich hohem Grad, wie der Menſch, denn „eine halbe Elle Tuch iſt eben ſowohl Tuch, wie ein aus dreihundert Ellen beſtehendes Stück, und es unterliegt keinem Zweifel, daß es Hunde von Genie, Elephanten von Geiſt, empfindſame Panther, und mit Einbildungskraft begabte Schwalben giebt.“ Auch der Rabe iſt ein „begabter“ Vogel. Schon ein Hr. Dupont de Nemours hat es geſagt, und Hr. Bory pflichtet ihm vollkommen bei. Seine Sprache beſteht aus fünfundzwanzig Wörtern: kra, kre, kro, kroug, kruong, graß, greß, groß, gruß, gronuß, krä, krea, kroe, krua, groneß, krao, kreo, kroon, krone, gronaß, kraon, kreo, kroo, krono, gronoß. Mit Hülfe dieſer Wörter theilen ſich, wie Hr. Bory ſagt, die Raben ihre „Ideen“ mit: „Da — rechts — links — vorwärts — halt — freſſen — nimm Dich in Acht — ein bewaffneter Mann — kalt — warm — heiß — ich liebe Dich — ich auch ꝛc. Ariſtophanes erfand im Scherz eine Sprache der Vögel; Bory de St. Vincent nimmt aber die Sache ernſthaft!
(Oberd. Z.)

Heinrich Zſchokke hat wiederholt in einem Briefe nach Magdeburg das Geſtändniß abgelegt', daß er Verfaſſer der „Stunden der Andacht“ ſey und als Urſache, daß er jetzt ſein Schweigen breche, angegeben, daß die würtembergiſche Regierung ein neues Privilegium gegen den Nachdruck nur dann habe geben wollen, wenn der Verfaſſer noch am Leben ſey. Darauf habe er ſeinem Verleger erlaubt, ſeinen Namen zu nennen, obſchon es anfangs bis nach ſeinem Tode ein Geheimniß bleiben ſollte.

Auch ein Wort über Guttenberg und Göthe.

Als ſeiner Zeit bei der Feier des Guttenbergsfeſtes in Frankfurt die monumentale Decoration enthüllt wurde, welche die Erfinder und Verbreiter der Buchdruckerkunſt in einer eben ſo geiſtreich erdachten, als kunſtvoll ausgeführten Gruppe darſtellte, war bei Einheimiſchen und Fremden nur Eine Stimme: dieſes ſchöne und gelungene Kunſtwerk der Nachwelt erhalten zu ſehen. Schnell eröffnete ſich eine Subſcription zu dieſem Zweck und in wenigen Tagen waren, ohne daß die Geſammtheit der hieſigen Bürgerſchaft desfalls angegangen wurde, faſt zwei Drittheile der Koſten durch freiwillige Beiträge zuſammengebracht. Hätte man damals den Enthuſiasmus für die Sache benutzen wollen, ſo würde weit über die benöthigte Summe eingegangen ſeyn.

Indeß, gut Ding will Weile haben. Es bildete ſich zuvörderſt ein mit der Ausführung des Monuments beauftragtes Comité. Es wurde gegraben, gemeſſen und die Verhältniſſe des ganzen Baues feſtgeſtellt, die Ceſſion des Platzes und die obrigkeitliche Erlaubniß nachgeſucht, die Contracte mit Künſtler und Baugewerken abgeſchloſſen und kurz das gethan, was ein gewiſſenhaftes Comité thun muß, um ſich eines ihm anvertrauten Auftrags beſtens zu entledigen. Alles das hatte ſeinen regelmäßigen Verlauf, keine Stimme regte ſich im entgegengeſetzten Sinne und das Comité beſchäftigt ſich, eben die letzte Hand für die noch herbeizuſchaffenden Mittel anzulegen, als in Nro. 53 des Konverſationsblattes ein Aufſatz »Guttenberg und Göthe« erſcheint, der offenbar nur in der Abſicht geſchrieben iſt, dem ſo vorbereiteten und vielſeitig gewünſchten Unternehmen ſtörend entgegen zu treten.

Es wird darin auf eine wahrhaft fiscaliſche Weiſe unterſucht und erforſcht, zu was denn dieſes Monument eigentlich gut ſey und ob wir Frankfurter denn wohl berechtigt wären, ein ſolches aufzuſtellen; es wird gefragt, ob denn die Preſſe in Frankfurt ſo beſonders frei und begünſtigt ſey und ob die hieſige Preßthätigkeit noch etwas mehr aufzuweiſen habe, als Frachtbriefe, Formulare, Scheine und Preiscourante. Hierauf wird erwidert, daß die hieſige Preſſe allerdings frei genug ſeyn muß, denn ſonſt hätte ein in ſo unlauterer Abſicht geſchriebener Aufſatz keine Aufnahme finden können, deſſen Verfaſſer überdem ſeine Unkunde in der Literatur hinlänglich darlegt, ſonſt würde er wiſſen, daß die Druckerfindung hier nicht viel neuer iſt, wie ſelbſt zu Mainz, daß von Chriſtian Egenolph (1531), Siegmund Feyerabend, Marny, Wechel und den Debry's an, die alle im 16. Jahrhundert hier arbeiteten, bis zu den Merian's und den neueſten Zeiten herauf hier ſtets Ausgezeichnetes geliefert wurde, daß Frankfurt ehemals ſelbſt ein Hauptmarkt des deutſchen Buchhandels war und daß die neueſte Regeneration der deutſchen Typographie großentheils von hier ausgegangen iſt. Ich hoffe, unſere Frankfurter Buchdrucker werden die ihnen angethane Schmach nicht auf ſich ſitzen laſſen, ſondern beweiſen, daß ſie nicht blos zu drucken, ſondern auch unberufene Urtheile zurück zu weiſen verſtehen.

Was nun die gegen die Idee des Denkmals angeführten Gründe betrifft, ſo ſind dieſelben zu matt, um einer beſonderen Widerlegung zu bedürfen. Schiller in Hanau und Blücher in Darmſtadt ſind, wie man zu ſagen pflegt, mit den Haaren herbeigezogen und beweiſen am Ende doch nichts, denn was wäre denn nun ſo Tadelnswerthes daran, wenn die Hanauer unſerm Schiller ein Denkmal errichteten? Iſt denn der Geiſt an die Scholle gefeſſelt und ſoll man in Hanau weniger Enthuſiasmus für Schiller fühlen, wie in Stuttgart, wo er denn eigentlich auch nicht hingehört, da er zu Marbach das Licht der Welt erblickte und ſeine vorzüglichſte Geiſtesthätigkeit in Leipzig und Weimar entfaltete? Stuttgart aber hat keinen ſpezielleren Antheil an dem großen deutſchen Dichter, als daß er dort eine eben nicht erfreuliche Jugend verlebte, einem Arreſt entfloh und daß ſpäter mit ſeinen Werken dort große Summen gewonnen wurden. Die Preſſe gehört der ganzen Welt, und wo man ihrer Erfindung ein Denkmal ſetzen wird, da iſt es zu Hauſe und zeugt von der dankbaren Anerkennung derer, die ſich dazu vereinten. Daß aber Frankfurt durch ſeine vortrefflichen Drucke aus der früheſten Zeit dieſer Erfindung, noch beſonders zu einem derſelben geweihten Denkmal berechtigt iſt, ſcheint der jenſeitige Hr. Verf. nicht gewußt zu haben und mag es ſich alſo geſagt ſeyn laſſen.

Die Hauptabſicht deſſelben ſcheint übrigens die geweſen zu ſeyn, das demnächſt zu erwartende Göthemonument, was in der Nähe des Guttenbergdenkmals ſeinen Platz haben wird, nicht beeinträchtigt zu ſehen, was aber eine ganz unbegründete und überflüſſige Beſorgniß iſt, denn ſicher wird Göthe in der Nachbarſchaft der Heroen, die ſeinem Geiſte den Weg der Wirkſamkeit bahnten, einen würdigeren Platz haben, als wenn ihm der veraltete Brunnen zur Folie dienen müßte, auf dem Hercules mit reſtaurirter Naſe dem armen Antheus fortwährend das Waſſer aus dem Leibe preßt, eine Gruppe, die unſerm Guttenberg Platz machen ſoll, die aber der Verf. jenſeitigen Aufſatzes in beſondere Affection genommen zu haben ſcheint.

Löbl. Bürgerſchaft wolle ſich alſo nicht irre machen laſſen; die Monumentsſache wird ihren guten Fortgang haben und das Geeignete demnächſt darüber bekannt gemacht werden, und ſo Gott will erfreuen wir uns in wenigen Jahren eine der ſchönſten Zierden unſerer Stadt.

Ein Verehrer des Guttenbergs-Monuments.

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 24. Febr. Don Carlos, Trauerſpiel in 5 Abtheilungen, von Schiller.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 56. Freitag, den 25. Februar 1842.

Das unsichtbare Mädchen.

(Fortsetzung.)

Während Enrique neben dem Fenster an die Wand angelehnt die Bilder der Vergangenheit vor seiner Seele vorübergleiten ließ mit einem dumpfen Schmerzgefühl, zu welchem das eintönige Brausen der Wogen wohl paßte, vergingen die Stunden der Nacht, und endlich bemerkte er im Osten den Schimmer des neuen Tages, der über dem noch immer empörten Meer aufdämmerte. Seine Gedanken richteten sich auf die Gegenwart, als er einen Blick auf seine noch schlafenden Gefährten richtete, und es fiel ihm die Aeußerung des jüngeren ein, daß das Licht in dem Thürmchen von dem Geist einer unglücklichen Braut herrühre. Wie ein Blitzstrahl fuhr der Gedanke durch seine Seele, daß Rosa, die er vergebens in den Klöstern gesucht hatte, vielleicht todt sey. Ein neues Feld von Vermuthungen war im Begriff, sich vor ihm auszubreiten, als seine Gefährten erwachten und seine Aufmerksamkeit durch Fragen nach der Tageszeit, nach dem Wetter u. s. w. in Anspruch nahmen. Der Hunger, den sie am vorigen Abend vor übergroßer Ermüdung nicht empfunden hatten, stellte sich jetzt mit größerer Heftigkeit ein. Sie untersuchten ihre mitgebrachten Speisen, und fanden, daß sie durch das Seewasser ungenießbar geworden waren. Um so mehr beschleunigten sie jetzt den Aufbruch nach einer drei Viertelstunden entfernten Fischerhütte, wo sie zunächst Nahrung und sodann Hülfe zur Ausbesserung ihres vom Sturm beschädigten Bootes zu finden hofften. Nach einem einfachen, aber reichlichen Frühstück in der Fischerhütte kehrte die kleine Gesellschaft, begleitet von ihrem Wirth und dessen Sohn, mit dem nöthigen Werkzeug nach dem Thurm zurück. Unterwegs fragte Enrique die Letzteren nach dem unsichtbaren Mädchen. Sie bestätigten im Wesentlichen die Aussagen des alten Fischers, und fügten nur noch hinzu, ein Hirt habe einst im benachbarten Wald ein bleiches Mädchen in weißem Gewand gesehen, welche er für ein Gespenst gehalten habe. Enrique wünschte nähere Auskunft über ihre Gestalt. Die beiden Fischer konnten ihm Nichts weiter sagen, wußten auch nicht, ob sie diese Erscheinung für ein und dasselbe Wesen mit der Unsichtbaren in dem Thurm halten sollten oder nicht. Unter diesen Gesprächen kamen sie bei dem Boot an, welches sie in schlimmerem Zustand fanden, als sie erwartet hatten. Der alte Fischer versicherte, es sey ein Wunder, daß sie mit demselben das Ufer erreicht hätten. Die Ausbesserung beschäftigte sie den ganzen Tag. Enrique ging ihnen dabei so viel wie möglich an die Hand, und als seine Hülfe nicht weiter nöthig war, ging er hinauf nach dem Thürmchen, um bei'm Tageslicht den Ort näher in Augenschein zu nehmen, in welchem ihnen das rettende Licht erschienen war. Aber das Innere war öde und verfallen, wie das Aeußere, und eine Vertiefung neben dem Eingang des oberen Gemaches, die er am Morgen nicht bemerkt hatte, und in der er jetzt herumtastete, war eben so leer, wie alle übrigen Räume des Gebäudes.

Am Abend, nachdem die Ausbesserung des Bootes vollendet war, kehrte die Gesellschaft nach der Hütte des Fischers zurück, um dort die Nacht zuzubringen. Oft blickte Enrique nach dem Thurm zurück; aber kein Licht war bei einbrechender Dunkelheit aus seinen Fenstern wahrzunehmen. In der Hütte waren Lagerstätten für sie bereitet, und die alte Fischerin war höflich genug, dem Unbekannten ihr eigenes Bett anzubieten. Enrique lehnte es ab und begnügte sich mit einem Lager auf trockenen Kastanienblättern. Er schlief ein, und als er nach einigen Stunden erwachte, herrschte um ihn tiefe Stille, kaum unterbrochen durch die Athemzüge der Schläfer neben ihm. Leise stand er auf, trat an das Fenster und blickte über die nun ruhige See nach dem geheimnißvollen Thurm hin. Das Licht brannte darin, und verbreitete seinen schwachen Schimmer über die glatte Oberfläche des Wassers. Seine durch die Arbeiten des Tages unterbrochene Gedankenreihe knüpfte sich wieder an, und der Gedanke, daß Rosa verunglückt sey, stieg von neuem in seiner Seele auf, und nahm, wie dies bei lebhaften Wünschen und Besorgnissen so oft der Fall ist, in kurzem die Gestalt einer festen Meinung an. „Der abgeschiedene Geist einer unglücklichen Braut haus't in jenem Thürmchen, in der Nähe des Platzes, wo die entseelte Hülle ihres Geliebten aus dem feuchten Grab hervorgekommen ist. So mag auch die Seele meiner unglücklichen Rosa, die gewiß nur ungern aus ihrer sterblichen Hülle schied, irgendwo noch in der Nähe ihrer irdischen Heimath herumschweben. Und wo? In meiner Nähe, sollt' ich denken. Könnte sie es nicht seyn, die mir gestern als rettender Engel den Weg aus dem gähnenden Wellengrab gezeigt hat? Sollte sie es nicht seyn, die mir durch jenes Licht ihre Nähe verkündet? Es ist ja der Geist einer unglücklichen Braut, der dort weilt. — Aber einer Braut, die ihren Geliebten verloren hat. — Doch wer bürgt für diese letztere Behauptung? Der Fischer hat ja nur von Hörensage

Digitized by Google

oder vermuthend gesprochen. Doch nein, wenn sie gern in meiner Nähe erschiene, warum sollte sie es gestern erst gethan haben? Und ihr Licht leuchtet ja schon lange an dieser Stelle; es hat schon geleuchtet, als ich noch weit von hier entfernt war. Nein, es ist nicht Rosa's Geist. Wär' er es, so wünd' er mir auch anderwärts erschienen seyn. Aber warum sollte er denn grade an meine Nähe gefesselt seyn? Warum sollte die, welche ich im Leben mein nannte, auch im Tode ausschließlich mir angehören? Warum sollte ihre reine, von den Banden des Leibes gelöste Seele sich fortwährend um mich herumbewegen, wie der Wandelstern um seine Sonne? Wär' es nicht ein, ihrer liebevollen Seele würdiges Geschäft, allen Bedrängten, die hier an diesem Ufer in Gefahr schweben, als rettendes Licht zu glänzen, wie die Dioskuren der Alten?"

Voll von diesen schwärmerischen Gedanken, fühlte Enrique sich unwiderstehlich nach dem Licht in dem Thürmchen hingezogen. Er schlich zur Hütte hinaus und trat den Weg nach dem Ziel seiner Sehnsucht an, welcher um eine kleinere Bucht in der größeren herumführte. Das Licht in dem Thurm diente ihm als unfehlbarer Wegweiser. Je näher er kam, desto deutlicher sah er das Licht, desto mehr beschleunigte er seine Schritte. Er hatte jetzt nur noch die kleine, mit Gebüsch und Unkraut bewachsene Anhöhe hinaufzuklimmen. Schon war er am Fuß des Thurmes angelangt, als ein Stein unter seinen Füßen lobging, und er zu Boden fiel. Augenblicklich raffte er sich auf und eilte nach dem Eingang. Das Erdgeschoß war finster, wie am Abend zuvor, und er mußte herumtasten, um die Treppe zu finden. Er stieg hinauf, er trat in das obere Gemach — und es war eben so dunkel, wie der untere Raum.

Enrique war hergekommen mit der Erwartung, seine Geliebte, das heißt ihre Gestalt oder wenigstens ein Licht, als diejenige Form, welche ihr Wesen angenommen hatte, hier vorzufinden. Seine Täuschung war darum fast eben so bitter, als ob er statt des Lichtes das leibhaftige Antlitz der Gesuchten in dem Fenster des Thurmes gesehen hätte und sie jetzt in der Finsterniß vermißte. Und wie die Sehnsucht des Unglücklichen sich nur schwer von einer Hoffnung losreißt, selbst von einer solchen, die dem kalten Beobachter als kindisch und ungereimt erscheint, so konnte auch Enrique sich nicht entschließen, den Ort sogleich wieder zu verlassen, und blieb regungslos stehen, als ob er dächte, es möchte vielleicht der Geliebten gefallen, sich ihm noch ein Mal auf irgend eine Weise in der Nähe zu zeigen. Es war ihm, als vernähme er ein leises Athemholen. Ohne sich Rechenschaft darüber zu geben, daß er hier nur eine abgeschiedene Seele suchen könne und kein athmendes Wesen, und lediglich in dem Gefühl, daß er seine Geliebte zu finden wünschte, rief er: „Rosa! Unglückliche! Unvergeßliche!"

„Enrique! bist Du es, den ich höre?" rief eine zitternde Stimme, wie aus dem Grab. Jeder Mensch in anderer Gemüthsstimmung würde unter den bestehenden Voraussetzungen von Schauder und Entsetzen ergriffen worden seyn. Enrique eilte mit den Gefühlen eines Mannes, der seine schönsten Hoffnungen in Erfüllung gehen sieht, nach der Richtung hin, von welcher er die Worte vernommen hatte, streckte die Arme aus und umfaßte — wer schildert seine Wonne! — seine leibhaftige Rosa, sein unsichtbares Mädchen, wie er sie nannte, denn er hatte sie wiedergefunden, ohne sie zu sehen. Ueberwältigt von ihren Gefühlen, klammerte das arme Kind sich schluchzend an ihn an, und er mußte sie festhalten, wenn sie nicht zu Boden sinken sollte.

(Schluß folgt.)

Franz Liszt in Berlin.

(Berlin, 19. Febr.) Das Fest, welches, man darf wohl sagen, Stadt, Wissenschaft und Kunst, wenn nicht amtlich, doch durch innerlichen Beruf vertreten, gestern dem Künstler gaben, dessen Erscheinung in Berlin eine bisher völlig beispiellose Auf- und Anregung erzeugt hat, Franz Liszt, war, wenn auch der äußern Form nach ein hergebrachtes, doch durch den Geist, welcher es belebte, ein ganz eigenthümliches. Gegen 300 Theilnehmer hatten sich zu einem Mittagsmahl im Jagor'schen Saale, wobei Liszt der Ehrengast war, versammelt. Graf Redern führte den Künstler ein; der ungarische Nationalmarsch, den Liszt so vorzugsweise liebt, begrüßte die Eintretenden. Eine Victoria, in Grün und Blumen aufgestellt, schmückte die Hauptwand des Saales, ihr gegenüber hatte Liszt seinen durch einen reichen Blüthenkranz bezeichneten Platz zwischen dem Grafen Redern und dem Rector der Universität, geheimen Ober-Regierungsrath Dieterici. Graf Redern brachte den Toast auf König und Königin aus, dem sich ein auf die Weise des Studentenliedes: „Landesvater, Schutz und Rather", gesungenes Lied anschloß. Hofrath F. Förster brachte hierauf die Gesundheit Liszt's, durch ein geistvolles Gedicht eingeleitet, aus, das auf einen bekannten Brief des Künstlers an Kreutzer Bezug nahm, worin er seine Trauer über die Vergänglichkeit seiner Kunst, den unvergänglichen Denkmalen der Sculptur und Malerei gegenüber, ausdrückt. Die Zeilen desselben: „Wer so wie du die Gegenwart bezwungen, der hat den Kranz für alle Zeit errungen!" wurden mit vollstem Beifalle begrüßt. Und dieser Beifall war eine Wahrheit! Liszt dankte in anfangs sehr bewegter Stimmung, dann, im eignen Strome der Rede sich erhebend und erfrischend, durch einen Toast auf die Herrschaft der Künste und des Wissens in Berlin. Es war dieser Toast zugleich ein Dank für die kurz zuvor ihm angezeigte Aufnahme in die Akademie der Künste. Nach dem Liede „Dulce cum sodalibus" nahm einer der Studirenden, welche die lernende Universität bei dem Feste repräsentirten, das Wort zu einem Toaste, der den Dank der Jugend für Liszt's künstlerische Bereitwilligkeit gegen dieselbe ausdrückte. In einer wahrhaft begeisterten Rede über das Glück und den Adel der Jugend brachte Liszt zur Entgegnung einen Toast auf alles jugendliche Leben und Streben, auf alle Hochgefühle, alles Vorwärtsdringen jugendlicher Herzen aus. Der Vertreter der Freimaurerlogen am Feste, Major O'Etzel, nahm sich scherzhafter Weise des Alters, d. h. der länger Lebenden an, und commentirte den Toast Liszt's dahin, daß er „der Jugend in allen Formen, auch bei bejahrten Herzen und greisem Haupte gelte", Worte, die mit lautestem Jubel des Einklangs aufgenommen wurden. Der Rector der Universität brachte von Seiten der Wissenschaft einen grüßenden Toast für die Kunst und die Künstler dar; er richtete seine Worte auch zunächst an die Studirenden, denen er die Verschmelzung des Schönen mit dem Wahren als die echteste Richtung geistiger Bestrebungen bezeichnete. Meyerbeer, Mendelssohn und der Professor Wach erhoben sich jetzt, um

Digitized by Google

Liszt im Namen der Gesellschaft ein schönes Ehrengeschenk, ein großes aus feinstem Gold getriebenes Medaillon (100 Dukaten schwer) zu überreichen, welches die auf den Künstler in Paris geprägte Medaille in weit vergrößertem Maße (7 Zoll Durchmesser) darstellte. Zu dem Avers, welcher das Bildniß Liszt's zeigt, war ein für diese Veranlassung passender Revers, folgende Zuschrift, gefügt: „Dem Genius, dem Künstler von Geist und Gemüth, dem Ehrenmanne von Gesinnung und Charakter Franz Liszt in dankbarster Erinnerung an schöne Stunden der Begeisterung die Kunstgenossen und Kunstfreunde in Berlin, den 18. Febr. 1842." Liszt war bis zu Thränen bewegt, als er das Wort nahm, um seinen Dank für dieses Geschenk auszusprechen. Er sagte unter Anderm: „Ob ich ein Künstler bin, ob ich jemals einer seyn werde, das fällt in das Gebiet ungewisser Hoffnungen für mich; doch den Ehrenmann sollen Sie stets in mir wiederfinden, und für diesen sage ich Ihnen den im Tiefsten empfundenen Dank." Hofrath Förster nahm hierauf das Wort und zeigte an, daß Alexander v. Humboldt, der zum Feste geladen gewesen, sein Bedauern, nicht erscheinen zu können, den Festordnern ausgedrückt habe in einem Schreiben, dessen Mittheilung gewiß vom allgemeinsten Interesse seyn wird. Es lautete: „Wenn der edelste Charakter, äußere Liebenswürdigkeit, anmuthige Freiheit der Rede, den höchsten und glücklichsten Gaben des schaffenden Genies sich gesellen, so hat die städtische Feier, die Sie, meine Herren, patriotisch vorbereiten, eine große Bedeutung. Der Gefeierte weiß, wie sehr ich ihm anhänge, er wird es mir daher nicht verargen, wenn ich, aus Schonung für meine Gesundheit, der einsamen Ruhe etwas bedürftig, Ihre liebenswürdige Einladung für diesmal mit ergebenstem Dank ablehne." Humboldt's Wohl wurde hierauf mit lauter Begeisterung getrunken, und die anwesenden Sänger, die überhaupt das Mahl durch Lieder, auch von Liszt, verschönten, fielen mit einem freudigen „Gaudeamus igitur" ein, welchem sich der ganze Chor der Anwesenden anschloß. Daß hierin nur die Freude über die Anerkennung des Ehrengastes von einer solchen geistigen Notabilität sich ausdrückte, bedarf keiner Erläuterung. Liszt nahm nochmals das Wort. Er sprach von der Trennung der weltlichen und geistlichen Macht in frühern Jahrhunderten, eine Trennung, die sich jetzt zu erneuern drohe, aber doch wenigstens in der Kunst nicht stattfinden solle. Die ausübenden Künstler seyen die Vermittler für die schaffenden, und so wolle auch er als ein ausübender Künstler das Mittelglied zwischen der weltlichen und geistlichen Vertretung der Kunst zu seiner Rechten und Linken, Meyerbeer und Mendelssohn, Hugenotten und Paulus, bilden, und Beider Wohl trinken! Dieser eben so fein gefühlte als geistvoll und würdig ausgedrückte Toast erregte eine brausende Beifalls-Explosion. So walteten bei dem Feste Geist und Herzlichkeit, wahre innere Erhebung und frischeste freudigste Gesinnung von Anfang bis zu Ende. Es bildet einen schönen Tag in den Annalen unserer Kunstgeschichte, in der unsers öffentlichen geistigen Lebens überhaupt, dem der Gesinnte mit eben so großem Recht angehört als den künstlerischen Kreisen. Diesen Abend werden wir sein Talent noch in einem Concerte zu wohlthätigen Zwecken bewundern, nächste Woche wird er sein Abschiedsconcert geben und am Donnerstag direkt nach Petersburg abreisen. (L. A. Z.)

Victor Hugo's Reisewerk.

Lewald's Europa spricht sich über Victor Hugo's neuestes Werk „Le Rhin" folgendermaßen aus:

Bekanntlich ist auch Victor Hugo neuerdings unter die Touristen gegangen, das heißt: er reiste nicht als Dichter, der durch Bewegung und neue Eindrücke seine Phantasie mittelbar erfrischen will, sondern wie einer, der unmittelbar des Stoffes zu einem Buche bedarf, und diesen Stoff — so zu sagen: aus der Hand in den Mund — verarbeitet. Dies „zusammengefahrene" Buch hat, wie es nicht anders seyn konnte, gleich bei seinem Erscheinen, und sogar vorher schon, die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und in Deutschland durch die äußerst sinnreiche Donquichoterie Aufsehen erregt, mit welcher der Dichter eine der wichtigsten politischen Fragen der Zeit löst, oder vielmehr: zu lösen gedenkt. Abgesehen jedoch von den Schwächen des Dichters, der in den alten Tagen seines Lebens und seines Ruhmes noch als Lehrling in die cyklopische Werkstätte der Staatskunst eintreten will, statt ruhig auf seinem heitern Parnaß zu bleiben, und abgesehen von den mitgebrachten Vorurtheilen des Franzosen, dem es daheim ja zum Lobe gereicht, daß er so ganz mit Seele und Leib Franzose ist, trägt das Buch ein Gepräge sinniger und poetischer Anschauung, durch welche es seines hochbegabten Verfassers würdig erscheint, trotz der nur allzuoft sichtlichen Bemühung, das Gold seines Stoffes so breit und platt auszuhämmern, als irgend nur möglich.

Nachfolgendes Bruchstück aus der ausführlichen Beschreibung des Aachener Doms wird auch für unsere Leser, als Probe seiner Schilderungsweise, von Interesse seyn.

„Ueber eine dunkle schmale Treppe, welche seit sechs Jahrhunderten so viele Kaiser, Könige und erlauchte Besucher erstiegen, brachte mich mein Führer zu der Gallerie, dem ersten Stockwerk der Rotunde, dem sogenannten Hochmünster. Dort sah ich Karls des Großen Stuhl unter seiner Verhüllung von Holz, die nur vor gekrönten Häuptern ganz weggenommen wird. Dieser breite und niedere Stuhl mit seiner abgerundeten Rücklehne besteht aus vier von eisernen Klammern zusammengehaltenen, ganz glatten weißen Marmorplatten, mit einem eichenen, von einem rothen Sammtkissen bedeckten Sitzbrett, und steht auf sechs Stufen, deren zwei von Granit, vier von weißem Marmor sind. — Auf diesem Stuhl, auf der steinernen Erhöhung, zu welcher die vier Marmorstufen führten, saß, die Krone auf dem Haupt, Scepter und Reichsapfel in den Händen, das kaiserliche Schwert an der Seite, den Purpurmantel auf den Schultern, das Christuskreuz am Halse hängend, die Füße im Sarkophag des Augustus, in seinem Grabmal der große Karl während dreihundert zwei und fünfzig Jahren (814 — 1166)."

„Im Jahr 1166 trat Friedrich der Rothbart, des Thronsessels begehrend, in das Grabmal, über dessen damalige Form keine Ueberlieferung mehr Auskunft gibt, und zu dem die zwei ehernen Thürflügel gehörten, welche jetzt das Portal schmücken. Der Rothbart selber war ein großer Herrscher und gewaltiger Kriegsmann. Ein wunderſamer und furchtbarer Augenblick mag es gewesen seyn, in welchem der gekrönte Lebende dem gekrönten Todten also sich gegenüber fand, jener in aller Majestät des Reiches, dieser in aller Majestät des Todes. Der Krieger überwältigte den Schatten, der Lebende nahm des

Digitized by Google

Todten Eigenthum. Die Kapelle behielt den Leichnam, der Rothbart eignete sich den Stuhl zu, auf welchem die vergänglichen Reste Karls des Großen geruht, und der von da an als Thron die Herrlichkeit der Kaiser vier Jahrhunderte hindurch trug, so daß nach dem gewaltigen Hohenstaufen noch fünf und dreißig Kaiser auf ihm im Hochmünster zu Aachen gekrönt wurden, von denen die letzten Karl V. und Ferdinand I. waren, deren Nachfolger im Reich sich zu Frankfurt am Main krönen ließen."

„Im Jahr 1804, als Bonaparte Napoleon geworden, besuchte er Aachen. Josephine, die ihn begleitete, hatte die Grille, sich auf den Marmorstuhl zu setzen. Der Kaiser, welcher aus Hochachtung seine Gala-Uniform angezogen, ließ die Creolin gewähren. Er selbst blieb unbeweglich, schweigend und entblößten Hauptes vor Karls des Großen Thron stehen. Merkwürdig ist der Umstand, daß gerade tausend Jahre nach Karls Tod, so zu sagen: zur selben Stunde, Napoleon fiel (814 und 1814)."

Unsere Leser werden, gleich uns, verstehen, daß Karls des Großen Grabmal für den Dichter des Hernani noch ein ganz besonderes Interesse haben mußte, wenn sie sich erinnern, daß ein Akt des genannten Trauerspieles in diesem Grabmal spielt.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt.) Ohne das Neue zu verachten, wird man immer auch auf das Alte zurückkommen und das Beste wieder hervorsuchen müssen. Was die dramatische Literatur betrifft, so nehmen die Lustspiele des dänischen Dichters Holberg einen bedeutenden Rang ein, und dürfen mit den Molière'schen in Vergleich gebracht werden. Holberg's „politischer Zinngießer" ist ein vorzügliches Geisteswerk, welches auf allen Bühnen lange Zeit geglänzt hat; jedoch, da sehr Vieles darin veraltet und außer aller Beziehung auf die Gegenwart gekommen ist, so bedurfte es einer Erneuerung und zeitgemäßen Färbung. In wiefern diese dem Ueberarbeiter, Hrn. C. Birnbaum, gelungen, werden wir demnächst erfahren, da Hr. Dettmer solche zu seiner, nächsten Montag den 28. d. M. stattfindenden Benefiz-Vorstellung gewählt hat. Die eingeflochtenen Lieder werden als sehr gefällig und launig gerühmt. Ein beliebter Scherz — die Nasen-Harmonika — wird dem politischen Zinngießer folgen, und somit sehen wir einem unterhaltenden Theaterabend entgegen.

(Kolonie für die freigelassenen Galeerensklaven.) Ein Menschenfreund hat zu Remelfing in Frankreich eine Kolonie für die freigelassenen Galeerensklaven gegründet, und hat versprochen, sich künftighin ganz derselben zu widmen. Es ist eine Pflicht für die Presse, durch ihren Beifall eine Anstalt aufzumuntern, welche eine Aufgabe lösen soll, die der menschlichen Gesellschaft zum Nutzen gereichen würde. Remelfing hat schon eine Bevölkerung von 14 Personen. Ein freigelassener Verurtheilter, nebst dessen Frau und zwei Kindern (aus dem Meurthe-Departement), sollen sich diese Woche dorthin begeben. Achtzehn Freigelassene werden durch die Hrn. Kommissarien des Seewesens aus dreien Sklavenhäusern gewählt werden, um in Remelfing aufgenommen zu werden, und aus allen Theilen Frankreichs bitten freigelassene Züchtlinge um die nämliche Gunst. Die Kapelle, die Schlafzimmer, die Schulen, die Werkstätten sind eingerichtet. Ein Schullehrer, ein Zögling aus der Normalschule von Metz, befindet sich in der Anstalt. Der Bischof von Metz, wird hauptsächlich einen Almosenier und eine barmherzige Schwester bezeichnen, um die religiöse und sittliche Erziehung der Kolonie zu besorgen. Galeerensklaven, Verurtheilte, welche in den Zuchthäusern sich befinden, haben auch einen Theil ihrer geringen Ersparnisse diesem Werke, welches ihnen einstens in den Augen der Gesellschaft wieder das Bürgerrecht geben soll, weihen wollen. Sicherlich ist der Beitrag dieser Unglücklichen sehr tröstend und rührend.

(Frankfurter Gewerbverein.) In der am Freitag den 25. Febr. 7 1/2 Uhr stattfindenden Versammlung der Gewerbtreibenden wird vorgezeigt: 1. Eine galvanische Nachbildung des lithographischen Steinstich's, galvanoplastische Schriftmatrizen und Stereotypplatten nebst Abdrücken davon, galvanoplastische Petschafte, Medaillen ꝛc. 2. Das in Frankreich patentirte Spinnrad von Loth. 3. Firnißmuster von Hrn. Knocke.

Korrespondenz.

Aus dem Großherzogthum Hessen, 16. Febr.

In Nro. 38 der Didaskalia vom 7. d. M. ist ein Artikel aus dem Kreise Worms enthalten, worin von dem Gastmahle die Rede ist, welches dem bisherigen großherzogl. Kreisrathe des Kreises Worms, Hrn. Städel, vor seinem Abzuge nach Darmstadt, in Worms gegeben worden. Es mag guten Freunden nicht verwehrt seyn, über Freundliches, was ihren guten Freunden widerfahren, öffentlich zu berichten. Aber doch sollten sie sich dabei vor Irrthümern hüten. Im Interesse der Wahrheit werde also hier aus guter Quelle versichert, daß dem fraglichen Gastmahle nicht »die sämmtlichen Ortsvorstände« der Kantone Pfeddersheim und Osthofen beiwohnten. Denn aus dem Kanton Osthofen waren von 18 Bürgermeistern nur 5 bis 6, und aus dem Kanton Pfeddersheim jedenfalls nicht sämmtliche Bürgermeister anwesend. Von den »Ortsvorständen« im Sinne von Bürgermeister, Adjunkt und Gemeinderathsmitgliedern konnte, wo möglich, noch weniger in einem so ausgedehnten Sinne, als angeblichen Anwesenden bei jenem Gastmahle, die Rede seyn. Aus der Stadt und dem Kanton Worms war aber Niemand Theilhaber an jenem Mahle. Da sich ähnliche Irrthümer, wie in den Artikel der Didaskalia, in Artikel der Wormser und Darmstädter Zeitung eingeschlichen haben, so möchten diese, in Gemäßheit obiger Daten, ebenfalls einer Berichtigung unterliegen.

Mich auf meine frühere, in diesen Blättern veröffentlichte Anzeige beziehend, erlaube ich mir, ein verehrliches Publikum wiederholt auf die Freitag den 25. Febr. stattfindende große musikalisch-dramatische Academie im Saale des Weidenbusches aufmerksam zu machen. — Billets à 1 fl. 24 kr. sind bis Freitag den 25. Febr., Mittags um 12 Uhr, in der Musikalienhandlung des Hrn. André auf der Zeil zu haben, später und an der Kasse 1 fl. 45 kr.

C. Guhr, Kapellmeister.

Theater-Anzeige.

Samstag, 26. Febr. Die Puritaner, große Oper in 3 Abth. Musik von Bellini. (Gastrolle) Elvire: Dem. Rudersdorff aus Mailand.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 57. Samstag den 26. Februar 1842.

Das unsichtbare Mädchen.

(Schluß.)

Es dauerte geraume Zeit, bis Enrique andere Worte finden konnte, als Ausrufungen des Entzückens und der Zärtlichkeit. Endlich fiel es ihm ein, daß dieser Ort, so theuer er ihm von nun an auch seyn mußte, als die Stelle, wo er sein Theuerstes auf der Welt wiedergefunden hatte, doch ein unbehaglicher Aufenthalt sey. Er führte die Geliebte heraus und trat mit ihr den Weg nach der Fischerhütte an. Dieser Weg wäre lang genug gewesen, um die Geschichte ihres Lebens seit ihrem Verschwinden aus Don Pedro's Hause zu erzählen, und manche Leser werden mit Bestimmtheit erwarten, daß sie hier sofort folge. Allein die historische Treue verpflichtet mich, zu sagen, daß vorläufig weder von der Vergangenheit, noch von der Zukunft die Rede war, und daß Enrique's Fragen sich lediglich auf das Befinden seiner Geliebten bezogen. Er fand, daß sie matt und schwach und daß Ruhe ihr nächstes Bedürfniß war. Die guten Bewohner der Hütte, bei welchen sie mit Tagesanbruch eintrafen, bereiteten mit zuvorkommendem Eifer dem nicht länger unsichtbaren Mädchen ein reinliches Lager, neben welchem Enrique, wie eine Mutter bei ihrem kranken Kind, sich niedersetzte. Hier hatte er dann Muße, seine Augen an dem so lange und schmerzlich entbehrten Anblick zu weiden. Es waren noch dieselben liebreizenden Züge — wenigstens hatten sie für ihn noch Nichts von ihrem Reiz verloren. Aber auch seinen freudetrunkenen Blicken konnte es nicht entgehen, wie sehr diese einst so vollen, runden Formen durch Kummer, Angst, Entbehrungen und Beschwerden zusammengeschwunden waren, und allmählig beschlich ihn die quälende Besorgniß, daß lange Leiden die Gesundheit des zarten Wesens untergraben, und daß er sie vielleicht nur wiedergefunden habe, um sie bald in's Grab zu legen.

Doch diese düstern Gedanken schwanden wie Nebel vor der aufgehenden Sonne, als Rosa nach einem zweistündigen erquickenden Schlummer die Augen aufschlug. Nach dem Frühstück, von welchem Rosa nur wenig genoß, brach die kleine Gesellschaft nach dem Thürmchen auf. Enrique's Fragen bezogen sich zunächst noch auf die Art, wie sie in dieser Einöde gelebt habe, weil dies zunächst mit ihrem gegenwärtigen Befinden zusammenhing. Ihre Antworten waren kurz, wie sie es nicht anders seyn konnten in Betreff eines so einförmigen und ärmlichen Daseyns. Den Tag über hatte sie sich in dem nahen Fichtenwald aufgehalten, und die Nächte hatte sie regelmäßig in dem Thürmchen zugebracht. Einige Kastanienbäume am Rand des Waldes hatten ihr die nothdürftigste Nahrung geliefert, welche sie am Abend bei einem kleinen Feuer von Reisig und Fichtenzapfen zu braten pflegte. Der Schein dieses Feuers war es, den die Fischer und zuletzt Enrique bemerkt hatten, und der zu ihrer Entdeckung führte. Als Herd diente ihr eine Höhlung im Fußboden, die sie mit einer losen Platte schnell verschließen konnte, und die sie jedes Mal verschloß, sobald sie Entdeckung befürchtete. Daß sie bei der ersten Durchsuchung des Thürmchens durch die Fischer nicht entdeckt worden war, kam daher, weil diese, obwohl mit einer Laterne versehen, doch nur einen flüchtigen Blick in die Vertiefung neben der Thür geworfen hatten, wo sie ganz hinten sich zusammengekauert hatte, und weil diese Vertiefung mit einer Biegung über die Treppe herlief, so daß man das Ende nur dann sah, wenn man hinein ging. Bei den folgenden Durchsuchungen am Tage war sie abwesend, und es fanden sich keine Spuren ihres Aufenthaltes, da sie um der Reinlichkeit willen (der geplattete Fußboden diente ihr als Lagerstätte) jeden Morgen sorgfältig die Asche aus ihrem Herd zum Fenster hinauszuwerfen pflegte. In der Nacht, welche Enrique mit den beiden Fischern in dem Thürmchen zubrachte, hatte sie sich wieder in ihr Versteck zurückgezogen, und sie war seine Nähe nicht gewahr worden, da er weder am Abend noch am Morgen ein lautes Wort gesprochen.

Das größte Räthsel blieb noch zu lösen, nämlich wie sie in diese Gegend gekommen war. Enrique, der bemerkte, wie peinlich es ihr war, schon auf die bisherigen Fragen zu antworten, verzichtete vorläufig auf weitere Auskunft. Nur das fügte sie von selbst noch hinzu, das einzige menschliche Wesen, mit dem sie in dieser Einöde gesprochen habe, sey eine alte Frau in einer einsamen Hütte gewesen, der sie ein Feuerzeug abgekauft habe. Bei dem Boot angelangt, nahm Enrique von dem gastlichen Fischer, der ihn theilnehmend begleitet hatte, herzlichen Abschied, und gab ihm, da derselbe jede Bezahlung ausschlug, zum Andenken einen goldenen Ring. Ein günstiger Wind führte sie schnell nach dem Städtchen, welches er schon zwei Tage zuvor hatte erreichen wollen, trennte sich mit Dank und reichlichem Lohn von seinen beiden wackeren Fischern, und ließ seine erste Sorge seyn, eine Wohnung für sich und seine Braut zu nehmen, ihr frische Kleider zu verschaffen und einen

Digitized by Google

Arzt zu bestellen. Als er in ihrer Gegenwart einem Boten den Auftrag gab, seinem Vater schleunig Nachricht von dem glücklichen Ausgang seiner Entdeckungsreise zu bringen, brach sie in einen Thränenstrom aus, fiel ihm um den Hals und bat ihn flehentlich, sie nicht in Don Pedro's Haus zurückzubringen. Ein neues Räthsel. „Ist mein Vater nicht immer gütig und liebevoll gegen Dich gewesen?" fragte Enrique. — „Ja," antwortete das Mädchen. — „Wie konnte er Dich aus seinem Haus verstoßen?" — Er hat es nicht gethan, aber" — Enrique machte der Erörterung ein Ende durch die Versicherung, daß er Nichts gegen ihren Willen thun werde, und ein Blick und ein Kuß des guten Kindes bewies ihm, mit welchem Dank sie diese Zusicherung aufnahm. „Also mein Vater muß Dich fortan für verloren halten, Rosa?" begann Enrique wieder. „Nein!" antwortete das Mädchen. — „Aber er darf jetzt noch Nichts von Deiner Rettung wissen?" — „Ach ja," erwiederte Rosa zögernd; „aber bringe mich nur nicht in sein Haus."

Der Bote ward abgeschickt, der Arzt erschien und erforschte Rosa's Zustand. Er fand ihn ziemlich beruhigend, erklärte jedoch, daß die größte Behutsamkeit nöthig sey, damit nicht der Uebergang aus ihrer bisherigen unbehaglichen Lebensweise zu der früheren gefährliche Folgen hätte. Höchst einfache Kost, viel Aufenthalt in freier Luft, Vermeidung aller Aufregung, dies sey Alles, was sich vorschreiben ließe. Er vergaß dabei zu bemerken, ein hartes Lager. Schon der Laubsack der Fischerin war ihr unbehaglich gewesen, als sie aber zum ersten Mal in ein weiches Bett kam, konnte sie es nicht darin aushalten. Sie mußte sich auf den Fußboden legen, um zu schlafen, und nur stufenweise konnte sie sich gewöhnen, eine andere Lagerstätte zu benutzen, erst eine Pritsche, dann einen hartrn Strohsack, dann eine Matratze.

Der Bote kam zurück und brachte Nachrichten, die Rosa mit gespannter Aufmerksamkeit anhörte. Frau Isabel war vor vierzehn Tagen in's Kloster gegangen. Don Pedro war vor Kummer krank geworden. Bei der Nachricht von dem Wiederfinden Rosa's habe er Freudenthränen vergossen und erklärt, er würde nicht eher wieder gesund werden, bis er seinen Enrique und seine Rosa wieder sähe.

Enrique sah seine Braut fragend an. Rosa erklärte, sie sey jeden Augenblick bereit, in das Haus seines Vaters zurückzukehren. Ohne Verzug ward die Reise angetreten, und als das glückliche Paar sich dem väterlichen Hause näherte, kam ihnen Don Pedro entgegen, und drückte beide mit gleicher Liebe an sein Herz.

Der Bräutigam glaubte, es sey nun Zeit zur Lösung des Räthsels, und wandte sich deshalb an seinen Vater. Don Pedro zögerte nicht, ihm den gewünschten Aufschluß zu geben. Isabel liebte ihren Bruder aufrichtig, aber eheliche Liebe war ihr eine Thorheit. Sie sah in der Ehe weiter Nichts, als ein Mittel, zu Vermögen zu kommen oder vorhandenes Vermögen zu vergrößern. Enrique's Verbindung mit der völlig unbemittelten Rosa erschien ihr als ein Unglück, und insofern Rosa von niedriger Herkunft war, als eine Schmach für ihren Bruder. Ihn diesem Unglück und dieser Schmach zu entziehen, beschloß sie das Verderben des armen Mädchens. Sie führte sie in einen abgelegenen Theil des Gartens, an dem ein reißender Fluß vorbeiströmte, bestieg mit ihr einen Nachen, und fragte sie, ob sie sterben, oder Enriquen entsagen wollte. „Lieber sterben," antwortete Rosa. Da sprang Isabel an's Land und gab den Kahn dem Strom preis, welcher sie ohne Zweifel in der Nähe seiner Mündung auf eine Untiefe geführt hat. Reue und Scham kämpften lange in Isabels Herzen, bis sie endlich ihrem Vater ihre Schandthat offenbarte, und in ein Kloster entfloh, um dort durch schwere Büßungen Vergebung zu erlangen.

Rosa erholte sich bald so weit, daß Enrique sie zum Traualtar führen konnte. Jetzt, wo sie wieder in ihrer vollen Schönheit strahlte, ließ er zwei Gemälde von ihr verfertigen, und das eine derselben bestimmte er für das Thürmchen, welches er ankaufte und in seinen jetzigen Zustand versetzen ließ.

Köln und die Rheinstädte.

(Köln.) Es ist eine wahre Freude zu sehen, wie die Rheinstädte aufblühen. Und nicht bloß äußerlich dehnen sie sich aus, erstehen neue Häuser und Straßen, neue Gewerbzweige und Unternehmungen, wachsen Handel und Verkehr, sondern auch innerlich erstarken sie, entwickelt sich ihre Kraft, das ächte städtische Wesen, bricht sich unter verjüngten Formen jener Geist neue Bahn, der im Mittelalter in den deutschen Städten und deren Bünden so Erstaunliches geschaffen. Vor allen muß hier Köln genannt werden. Sein Dom — wer ist nicht einverstanden, daß die Erde kein zweites Bauwerk ihm an die Seite zu stellen hat? Was spricht beredter als er von jener Kraftzeit, die mit gewaltiger Hand die unverwüstlichen Grundzüge unserer Volksentwickelung grub? Doch hat Köln, das thurmreiche, nicht bloß den Dom, sondern auch noch viele andere merkwürdige Kirchen, zum Theil von weit höherem Alter, römischen (byzantinischen) Styls, und von wundersamer Schönheit. Höchst eigenthümlich und prägnant treten ferner die alten Stadtthürme, der Gürzenich, das Tempelhaus, das Rathhaus und einige andere Gebäude auf den alten und neuen Märkten hervor; und wie groß und malerisch ist seine Lage am Rhein, den es halbmondförmig fast eine Stunde lang umspannt! Und nun die zahllosen Sagen und Mährchen, die sich an die Straßen, die Gebäude, fast an alle Namen knüpfen und gleichermaßen den poetischen wie den historischen Sinn erwecken und befriedigen. Auch besitzt Köln eine eigene Mundart, witzig und scharf, die eine Literatur aufzuweisen hat und sich noch immer in ihrer Eigenthümlichkeit fortbildet. Wem sind endlich die Kölner Volksfeste unbekannt, zumal deren Krone, der Kölner Fasching, der ungeachtet sich stets wiederholender Parteiungen ein Jahrtausend hindurch sich in ungetrübter Frische erhalten hat!

Und diese alte Stadt, welche drei Wandlungsperioden bestanden und deren zähes Volksleben wahrhaft unverwüstlich scheint, strebt heute mit jugendlicher Kraft nach einer Entwickelung und Größe, welche die oft angestaunte im Mittelalter noch hinter sich zurückzulassen verspricht. Köln hat ganz wieder das Ansehen und die Thätigkeit eines großen Seeplatzes gewonnen. Sie sollten die Bewegung seiner Schifffahrt sehen, den Verkehr im Freihafen, der mit dem 1. Jan. wie alle innerhalb des Zollvereins seinen Namen gewechselt hat und ein Zollhof geworden ist, die großen Krahnen, die geräumigen Lagerhäuser, das bunte Leben auf den langen kostbaren Kais! Der weite Sicherheitshafen bildet gegenwärtig einen Wald von Masten,

Digitized by Google

…er und behaglich lassen die Schiffer den Eisgang an sich …vorübergehen, an Hunderten von Feuern auf dem Hafen schmort …e Bratpfanne und der Rauch ringelt sich von den Schiffs…chen auf zwischen den Mastbäumen. Denn diese Schiffe …ind wohnliche und behagliche Gefäße wie die Zweimaster auf der See, und gleichen nicht den unbesegelten Fahrzeugen auf der Donau, die man zwar auch Kauffahrteischiffe nennt. Doch nicht bloß hinsichtlich der Schifffahrt, auch in Bezug auf die verwaltenden Gewerbzweige behauptet Köln den Charakter und die Bedeutung einer Seestadt. Denn wie in allen Hauptseeplätzen sind hier diejenigen Gewerbe heimisch, welche wichtige Rohstoffe verarbeiten, ohne gerade viel Arbeitskräfte in Anspruch zu nehmen, nämlich das Tabakgeschäft (von hier geht verarbeiteter Tabak sogar nach Bremen und Hamburg), Zuckersiedereien, die durch den holländischen Tractat gelitten haben, Oelschlägereien, Weinhandel und zahlreiche Gerbereien in Verbindung mit einem directen Häutehandel, den vielleicht keine andere Stadt in gleicher Ausdehnung betreibt. (Bürger aus Köln haben in Südamerika nicht nur eigene Etablissements, sondern auch eigene Besitzungen und zahlreiche Heerden, von wo sie einen großen Theil Häute beziehen.) Natürlich, daß so große Interessen auch das Selbstgefühl wecken und ein bedeutendes städtisches Leben hervorrufen, sowie auch Parteiungen und Conflicte. Häufig treten die Bürger in Versammlungen zusammen, meist im Tempelhause oder im Gürzenich, und berathen mit Eifer über ihre Angelegenheiten, entwerfen Gesuche und fassen Beschlüsse. Es fehlt nicht an umsichtigen Männern, die sich mit entschiedenem Willen der Vertheidigung städtischer Interessen hingeben und deren beredte Worte den größten Eindruck auf ihre Mitbürger machen. Auf dem Vorgrund steht gegenwärtig der Dombau, sodann die Führung der Eisenbahn, deren Bahnhof jetzt außerhalb der Stadt bei dem Sicherheitshafen sich befindet, bis an den Freihafen, wie das Statut der Eisenbahngesellschaft es vorschreibt und das Interesse der Stadt dringend verlangt; sodann die Organisation der Arbeit, besonders in Betreff der Autonomie der Handwerke; endlich die Nachtheile, welche mehreren Geschäften und namentlich dem Kölner Tabakshandel aus der neuen Zollvereinsordnung erwachsen, die vorschreibt, den Zoll der eingehenden Rohstoffe sofort bei der Einfuhr nach dem Gewicht festzustellen, indem dieses sich oft wie beim Tabak verringert und dadurch also die Zollvergütung bei der Wiederausfuhr ermäßigt wird. Auch bilden sich unter den großen Manufacturgewerben mehr und mehr Vereine, welche ähnlichen in Oberdeutschland die Hand reichen, und es ist die Zeit vorauszusehen, wo die Vereine deutscher Fabricanten sich über ganz Deutschland ausdehnen und im innigsten mächtigen Zusammenhang wirken werden. Rechnen Sie hiezu unsere treffliche Gerichtsverfassung, die Institutionen der Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und des Geschwornengerichts, mehr als irgend andere in Deutschland geeignet, das Rechtsbewußtseyn im Volke lebendig zu erhalten und fortwährend zu nähren und dadurch dem ganzen Volksleben eine höhere Richtung, eine sittliche Weihe zu geben, und Sie werden das Selbstgefühl der Rheinlande, die Liebe zu ihren Institutionen natürlich finden und den Stolz nicht mißdeuten, mit dem sie auf ihre Stellung im Gesammtvaterlande hinblicken, so wenig wie die Besorgniß für deren Erhaltung und den Widerwillen, den ihnen alles das einflößt, was mit nackter Unkenntniß über ihre Einrichtungen, wie jüngst in einer süddeutschen Kammer, gesprochen wurde, oder sie gar, wenn auch nur in der Perspektive, mit Verlust eines der Prinzipien bedroht, die sie einmal als ihre schönste Errungenschaft ansehen. Was den Rheinlanden fehlt und was mit jedem Tage als ein größeres dringendes Bedürfniß gefühlt wird, das ist nach außen die Befreiung der Mündungen des Rheins, der Maas und der Schelde von einem unerträglichen Joch, nach innen eine größere Freiheit in der Besprechung heimischer Angelegenheiten zur Fortbildung der Landesinstitutionen. (Allg. Ztg.)

Eigentlicher Ursprung des Papiergeldes.

Vergraben ist in finstere Nacht
Der Erfinder großer Name zu oft;
Was ihr Geist gräbling erdacht, nutzen wir.
Aber belohnt Ehre sie auch?

Klopstock.

Es ist in vielen, sonst vortrefflichen Geschichtswerken immer behauptet worden, daß der famöse schottische Abenteurer Law, der unter dem Regenten Orleans nach Frankreich kam und durch sein unsinniges und übertriebenes Papiersystem jenes Land beinahe an den Rand des Abgrunds und dem Nationalbankerott nahe brachte, der eigentliche Urheber dieses Systems gewesen sey, das jetzt einen so unermeßlichen Einfluß auf den Gang der Weltereignisse ausübt. Dieser Glaube, daß jener Law der Erfinder des Papiergeldes sey, ist so allgemein verbreitet, daß die geehrten Leser dieser Blätter gewiß erstaunen werden, wenn sie erfahren, daß diese Erfindung nach unzweifelhaften Quellen drei Jahrhunderte älter ist, als man bisher glaubte und daß dieselbe nicht in England oder Frankreich, sondern in Spanien gemacht worden ist.

Diese wichtige Erfindung fällt in die denkwürdige Zeit der Entdeckung Amerika's, in jene Zeit, als das spanische Ritterthum noch in voller Blüthe stand und in seinem verzweifelten Kampfe gegen die Mauren im Königreich Granada noch alle seine Kraft und Stärke bewies. Die Einzelnheiten dieses langwierigen, blutigen und abenteuerlichen Kampfes findet der Leser meisterhaft verzeichnet in dem Werke Washington Irving's: „die Eroberung von Granada", welches derselbe aus der Chronik eines Zeitgenossen, des ehrwürdigen Paters Antonio Agapida, und andern Handschriften verfaßt hat. Demselben Werke entnehme ich meine Mittheilung über den Erfinder, Graf von Tendilla, der in jenem Maurenkriege die stolze Festung Alhama befehligte, deren Eroberung zu dem berühmten spanischen Volksliede: „Wehe dir, Alhama!" (welches fast in alle Sprachen Europa's und in's Deutsche von Herder übersetzt worden ist) Veranlassung gegeben hat.

Man erlaube mir, den ehrwürdigen, gläubigen und wahrhaften Pater Antonio Agapida die Art der Erfindung in seiner naiven Weise erzählen zu lassen: „Als der Graf von Tendilla die Besatzung von Alhama befehligte, so begab es sich, daß dieser rechtgläubige katholische Ritter einst Mangel hatte an Gold und Silber, um den Sold seiner Truppen zu bezahlen, und die Soldaten murrten sehr, als sie sahen, daß sie keine Mittel hatten, sich ihre Bedürfnisse von dem Volk der Stadt zu kaufen. Was thut in dieser Verlegenheit unser scharfsinni-

Digitized by Google

ger Befehlshaber? Er nimmt eine Anzahl kleiner Stückchen Papier, worauf er verſchiedene Summen, kleine und große, je nach den Umſtänden, hinſchreibt und ſie mit ſeinem Namen und ſeiner Handſchrift verſieht. Dieſe gab er den Soldaten ſtatt des Soldes. Wie! wird man fragen, kann man Soldaten mit Papierſtückchen bezahlen? Freilich, antwort' ich, und ſehr gut, wie ich gleich zeigen werde; der gute Graf erließ nämlich eine Proclamation, worin er den Einwohnern von Alhama befahl, dieſe Papierchen für den vollen darauf beſchriebenen Werth anzunehmen, und zugleich verſprach, er werde ſie ſeiner Zeit mit Silber und Gold wieder auslöſen. Schwere Strafe drohete er Allen, die ſich weigern würden."

„Das Volk hatte volles Vertrauen in ſeine Worte und war überzeugt, er werde das Verſprechen eben ſo gerne halten, als er ſicher im Stande ſeyn könnte, die Drohung zu erfüllen. Sie nahmen alſo dieſe ſonderbaren Stückchen Papier ohne Zögerung und Beſinnen an."

„So verwandelte dieſer rechtgläubige Ritter durch eine geſchickte und ſehr wunderbare Alchymie werthloſes Papier in koſtbares Gold und überſchüttete ſeine eben noch dürftige Beſatzung mit Geld."

So weit der ehrwürdige Pater Antonio Agapida und Waſhington Irving bemerkt nach dieſer Erzählung: „Es iſt nicht mehr als billig, nun auch noch zu bemerken, daß der Graf von Tendilla als ein ehrlicher Ritter ſeinen Verſprechungen nachkam; dies Wunder aber, denn ſo erſchien der Vorfall dem ehrlichen Bruder Antonio Agapida, iſt das erſte Beiſpiel, wo des Papiergeldes erwähnt wird, welches ſpäterhin die civiliſirte Welt mit unbegränztem Reichthum überſchwemmt hat."

†

Ein Brief Zſchokke's, Verfaſſer der Stunden der Andacht.*)

Die Berliner Voß'ſche Zeitung enthält in einem Schreiben aus Magdeburg v. 9. Febr. Folgendes: Der Sohn des älteſten und vertrauteſten Freundes von unſerm berühmten Landsmann **Zſchokke** meldete dieſem den Tod ſeines kürzlich hier verſtorbenen Vaters, als des letzten von Zſchokke's hieſigen Jugendfreunden, und berührte in ſeinem Briefe zugleich die in der Magd. Zeitung über Zſchokke als den Verfaſſer der Stunden der Andacht gegebene Notiz. In dem Antwortſchreiben d. d. Aarau vom 1. Febr. 1842, läßt ſich Zſchokke über ſeine Autorſchaft dieſes trefflichen Werkes in folgenden Worten aus: „Ja wohl wäre mir's Freude geweſen, wenn ich Ihrem und meinem Verklärten die Frage wegen der Stunden der Andacht noch vor ſeinem Heimgang mit einer Antwort hätte erwiedern können. Vielleicht wär' es ihm angenehm geweſen. Daß meine Anonymität nun vernichtet iſt, kann mir weder leid noch lieb ſeyn. Daß aber von meiner Vaterſtadt Magdeburg eben der erſte Laut in die Welt ausfliegen mußte und man es daher erſt in der Schweiz vernahm, ich läugne es nicht, that mir heimlich wohl. Ich liebe Magdeburg, das mich wieder zu ſeinem Sohne angenommen hat. Das ſeit einem Menſchenalter treu bewahrte Geheimniß meines Namens wird ſehr unfreiwillig gelöſt. Ich hatte beſtimmt, es ſollte nach meinem Tode geſchehen, und zwar in einer Schrift, welche mit der Entwickelungsgeſchichte meines Geiſtes in einem viel angeregten Leben zugleich die Darſtellung meiner innern Welt, meiner Welt- und Gott-Anſchauung enthält. Weil aber meinem treuen Freunde und Verleger, der in Würtemberg ein neues Privilegium gegen den Nachdruck der Stunden ſuchte, Zweifel gegen das Noch-Leben des Verfaſſers geäußert worden war, in welchem Fall kein Privilegium ertheilt werden könne, fragte er, ob ich mich, oder vielmehr er mich nennen könne und möge. Zu ſeinem Beſten hatte ich nichts dagegen; und ſo habe ich jetzt auch nichts mehr dagegen, daß jene Darſtellung meines Innern ebenfalls noch während meines Lebens erſcheine und zwar an der Neige deſſelben."

Frankfurt, 24. Febr.

Der blinde Flötenvirtuos Hr. **Friebe** von Breslau iſt vor einigen Tagen hier angekommen und beabſichtigt, unter gefälliger Mitwirkung der erſten hieſigen Künſtler in den nächſten Tagen ein Konzert zu veranſtalten. Hr. **Friebe** iſt in Wien, Berlin und in andern großen Städten mit vielem Beifall aufgetreten, weßwegen wir uns im Voraus erlauben, das verehrte Publikum auf deſſen Leiſtungen aufmerkſam zu machen und vorläufig auf die günſtigen Urtheile der auswärtigen Blätter [illegible] verweiſen.

Charade.

(Zweiſylbig.)

Durch Sonnenſchein und Regen,
Vereint mit Fleiß und Müh',
Gibt uns die Erſte Segen
Im Sommer — Winters nie.

Hoch oben zeugt die Zweite
Sehr ſelten nähr'nde Frucht,
Doch wird ihr Eingeweide
Nach Schätzen oft durchſucht.

Auch dem erhab'nen Ganzen,
Das in die Wolken ragt,
Sind alle edlen Pflanzen
Von Jeher ſchon verſagt.

Auf ſeinem kahlen Rücken
Schützt dich kein wohnlich Dach,
Drum — neben dem Entzücken —
Hat man dort — Ungemach.

Wilh. Schellenberg.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 26. Febr. **Die Puritaner**, große Oper in 3 Abth. Muſik von Bellini. (Gaſtrolle) Elvire: Dem. **Rudersdorff** aus Mailand.

Montag, 28. Febr. (Zum Vortheile des Hrn. **Dettmer** und zum Erſtenmale:) **Der politiſche Zinngießer**, Vaudevilleposſe in 3 Abth., nach Holberg neu bearbeitet und zuſammengeſtellt von Birnbaum. Einlage im dritten Act: **Die Naſen-Harmonika**, muſikaliſcher Scherz.

---

*) Wir haben des Inhalts dieſes Briefes, der jedenfalls von hohem Intereſſe iſt, bereits in der Didaskalia kurz erwähnt, geben aber denſelben jetzt vollſtändig.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 58. Sonntag, den 27. Februar 1842.

Die Tafelrunde.

(Von Wilh. Wagner.)

Ihr wollt, daß ich den runden Tiſch beſinge,
Der uns im trauten Kre[illegible]t vereint,
Und daß ich ihm ein L[illegible] Huld'gung bringe,
Worin der Freundſchaft mildes Mondlicht ſcheint.
Wohlan, es ſey, — denn freundlich winkt die Stunde.
Es ſey der günſt'ge Augenblick erfaßt!
Vernehmt mein Lied in heit'rer Tafelrunde
Und nehmt es auf, wie einen lieben Gaſt!

Du biſt nicht jung mehr. Schon vor vielen Jahren
Begrüßten wir zum Erſtenmale dich.
Was wir ſeitdem in Freud' und Leid erfahren,
In deiner Nähe wiederholt' es ſich,
Wann wir, vereint in liebevollem Bunde,
Des Zeitenlaufes Wechſel überdacht;
Ein Friedensport war deine Tafelrunde,
Die traute Lamp' ein Leuchtthurm in der Nacht.

Oft ward, was wir mit freud'gem Muth erſtrebten,
Vom bittern Tadel und vom Neid verkannt;
Oft, wann uns ſchöne Hoffnungen belebten,
Zerſtörte ſie des Schickſals ſtrenge Hand;
Oft liebten wir aus reinſtem Herzensgrunde
Und ſchnöder Undank war der Liebe Lohn;
Troſt fanden wir an dieſer Tafelrunde,
Des Unmuths Wolken waren bald entfloh'n.

Oft lächelten in dieſem heitern Kreiſe
Wir über's bunte Maskenſpiel der Welt,
In dem ſich mancher eitle Thor für weiſe
Und mancher Zwerg für einen Rieſen hält,
In [illegible] manch flaches Wort aus hohem Munde
G[illegible] wird von der Bewund'rer Schaar;
Wir lächelten an unſ'rer Tafelrunde
Ob manches Glanzes, der erborgt nur war.

Denkt ihr daran, wie oft an Freudentagen
Auf F[illegible]wohl den Becher wir geleert,
Wie unſer Herz beim Wiederſeh'n geſchlagen,
[illegible] uns ein lieber Freund zurückgekehrt?

Und welche Luſt, wann eines Glückes Kunde
Von unſern Söhnen aus der Ferne kam,
Wann eine Tochter unſ'rer Tafelrunde
Zum Bräutchen ward und neck'ſchen Glückwunſch nahm!

Wie oft hat uns mit des Geſanges Gabe
Die Muſe hier im trauten Kreis beglückt,
Wie oft mit ihrem holden Zauberſtabe
Den Gränzen enger Wirklichkeit entrückt.
Wie oft, daß unſer krankes Herz geſunde,
Hat ſie mit milden Strahlen uns umglänzt,
Wie oft, ihr Freunde! dieſe Tafelrunde
Mit ihren Maienroſen friſch bekränzt!

Die alten Sagen melden uns von Rittern,
Die um den König Arthur ſich geſchaart;
Vor keiner Waffe durften ſie erzittern;
Sie hatten Kraft mit Edelmuth gepaart.
Merlin, der Zaub'rer, weihte die Rotunde
Und lehrte ſie geheime Wiſſenſchaft;
Nur der ward Ritter von der Tafelrunde,
Der ſich bewährte durch der Tugend Kraft.

Wir gleichen Arthurs tapferen Genoſſen.
Noch immer gibt es Kämpfe zu beſteh'n.
Auch wir ſind von Gefahren oft umſchloſſen,
Aus denen ſiegreich nur die Muth'gen geh'n;
Das Leben ſchlägt uns manche tiefe Wunde
Und mancher Pfeil des Schmerzes trifft die Bruſt.
D'rum, Freunde der modernen Tafelrunde,
Bleibt eurer Ritterpflichten euch bewußt!

Seyd ſtets bereit, dem Guten und dem Schönen
Den ſtarken Arm, das treue Herz zu leih'n;
Die Wahrheit laßt von Spöttern nicht verhöhnen,
Das Edle nicht von Frevlerhand entweih'n!
Es bleibe ferne unſerm ſchönen Bunde,
Wer nicht für Liebe und für Freundſchaft [illegible]!
Ein ſtiller Port ſey dieſe Tafelrunde,
Wo Frieden uns nach Kampf und Stürmen blüht.

Google

Die Waiſe von San Lucar.

Eine Novelle aus der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, von ***

1.

Das Kloſter in den Pyrenäen.

In dem Thale, tief verborgen,
In dem Schooß der Pyrenäen,
Liegt das ſtille Kloſter Riol.
Wand'rer, klopfe an der Pforte,
Und ſie wird ſich gaſtlich öffnen!
Spaniſche Romanze.

Die Romanze, welcher die voranſtehende Strophe angehört, lebt im Munde der Basken der ſpaniſchen Cerdagne. Sie rühmt die Wohlthätigkeit der Mönche von Riol; aber ſie erzählt auch, wie ein Prior, die Hand zu einer Schurkerei bietend, den Haß der Gebirgsbewohner auf ſich und das Kloſter geladen habe, und wie dieſe, deren Charakter, auf der Gränze zwiſchen Frankreich und Spanien, ein gar zweideutiger zu allen Zeiten war, in grimmer Wuth das Kloſter zerſtörten, alſo, daß die Mönche das ſtille Thal von Riol flohen, ſich in Puycerda ein neues Aſyl bauten, und die Ruine des Kloſters forthin ein Schlupfwinkel der Schleichhändler blieb, belaſtet mit dem Fluche der Umwohnenden.

Die Zerſtörung des Kloſters fiel in das Jahr 1636, und in den nachfolgenden Blättern ſollen, folgend dem Stoffe, welcher auch der alten Romanze das Daſeyn gab, die Fäden verfolgt werden, welche ſich zu einem ſo verderblichen Ereigniſſe vereinigten, und welche weſentlich eingreifen in die Geſchicke deſſen, welchem die Bezeichnung „Waiſe von San Lucar“ zukam.

Es war in den Wintertagen, wo der Schnee auf den Gipfeln der Hochgebirge der Cerdagne liegt; wo die Aeſte der ungeheuern Edeltannen zur Erde ſich beugen unter der Laſt, und nicht ſelten ein entſetzliches Krachen, welches das Echo ſich vermehrt, durch die Thäler ſchallt und Kunde giebt, wie [illegible]rechen unter ihrer Laſt. In dieſer Zeit bringt der Fro[illegible] tiefer herab in die wilden Thäler, und die Basken [illegible] in den Hütten am glimmenden Feuer die Wärme, wenn ſie nicht in den Gebirgen die Gemſe oder den Feind der Heerden, den Wolf, aufſuchen. Die Straßen ſind leer in dieſer Zeit. Der Schleichhandel ſtockt, und keine Züge mit läutenden Glocken verſehener Maulthiere beleben der romantiſchen Gegend eine ihr eigenthümliche Staffage. Wie geſagt, in ſolcher Winterzeit war es, als kurz vor dem Eintritt der Dämmerung in die Thore der guten Stadt Puycerda eine Reiſegeſellſchaft einzog, welche die Augen der neugierigen Puycerdaner in hohem Grade feſſelte.

Voran ritt auf einem edeln andaluſiſchen Roſſe die lange und mächti[illegible] Geſtalt eines Caballero, an deſſen Stiefeln aus ge[illegible] Kalbleder gar große goldene Spornen prangten. Die Spitze eines Schwertes ſah unter dem weiten, mit Pelz reich verbrämten Mantel heraus, in den er gehüllt war, u[illegible] linke Hand, welche den Zügel führte, ſuchte ſich eine [illegible]; welche indeß ſich ſorgfältig auch nur für den Um[illegible] Armes fand. Ein Federhut deckte den Kopf, [illegible] Haar eine glänzende Schwärze zeigte. Das Geſicht war gelb, ſchmal, von Leidenſchaften durchwühlt. Ein ſpitzer Bart gab ihm eine noch bedeutendere Länge, und die kleinen ſtechenden Augen hatten etwas ſo Unheimliches, daß es Niemanden gelang, ihrem Blicke lange als Weilpunkt zu dienen; dieſem Manne, der mindeſtens ſeine vierzig Jahre auf dem Nacken haben mußte, folgten zwei Reiter, deren Tracht weit untergeordnet war; man ſah ſie auf der Stelle für die Diener des langen Mannes an. Hinter dieſen ſah man einen Majoral oder Maulthiertreiber in der dunkelbraunen Jacke, den weiten kurzen Hoſen von gleicher Farbe, den eigenthümlichen Gamaſchenſtiefeln und dem ſpitzen Hute der Andaluſier. Ein Mantel hing leicht um ſeinen Nacken, und ein hellrothes Seidentuch, das loſe um den muskulöſen Hals geſchlungen war, ſtach grell gegen den dunkeln Teint des kräftigen Mannes ab. Er ſelbſt ritt ein ſchönes Maulthier und trieb zwei neben ſich, welche abgerichtet waren, eine Sänfte zu tragen, und mehrere andere folgten mit anſehnlichem Gepäcke und Lebensmitteln, wie es ſchien, da ein Flaſchenkeller ſichtbar war.

Die Leute kamen eben aus der Vesper, als dieſe ſeltſame, und hier zu Lande ganz fremdartige Reiſegeſellſchaft unfern eines Wirthshauſes anhielt, und nach dem Wege zum Kloſter Riol fragte.

Einige der Neugierigſten traten näher zu der dichtverſchloſſenen Sänfte, vielleicht das Geheimniß zu enthüllen, das hinter den dunkeln Vorhängen ſich barg.

„Es iſt kein Weib drinnen,“ meinte der Eine; „denn das Kloſter Riol iſt ja ein Dominikanerkloſter, und die Clauſur verbietet den Frauen den Eingang.“

„Wer ſoll denn aber drinnen ſeyn?“ fragte der Andere.

Ein lauter Seufzer aus der Sänfte antwortete und ſteigerte die Neugierde nur noch mehr, die jedoch völlig unbefriedigt blieb.

Während dieß ſich an der Sänfte zutrug, ſtand der freundliche Wirth ſchon unter der Thüre und ſprach mit dem ältlichen Herrn.

„Wie mögt Ihr, edler Herr, in dieſem Wetter Euch noch in das Gebirge wagen? der Sturm brüllt um die Höhen und jagt den friſchgefallenen Schnee auf den Weg, daß Ihr leicht ihn verfehlen und dann Euch in nicht geringe Gefahr verſetzen könntet. Mein Rath wäre, Ihr bleibet hier und reiſetet morgen weiter.“

„Euern Rath in Ehren,“ meinte höhniſch lächelnd der alte Herr, „aber nach dem hat mich gar nicht gelüſtet. Was Ihr vom Wetter ſaget, ſo wiſſen wir das beſſer als Ihr, denn wir haben es ſelber erfahren; das nur iſt uns noch unbekannt, was Ihr uns nicht beantwortet, noch deutlich gemacht habet, nämlich der Weg nach Riol.“ Er wandte ſich nach dieſer Abfertigung des unberufenen Rathgebers ab und fragte: „Iſt nicht Einer hier, der es übernimmt, für einige Realen den Weg nach Riol uns zu zeigen? –“

„Ich! ich!“ riefen Zehne zugleich. Der H[illegible] ſich einen kräftigen und derben Basker aus, und der Zug ging weiter, während manches höhniſche Lächeln dem Wirthe nachgeſendet wurde, der ſich in ſeine Wohnung zurückzog, nicht ohne Aerger über den mißlungenen Fang.

Die Reiſenden verließen Puycerda, [illegible] Einige wollten ein leiſes Wimmern aus der Sänfte vernommen haben. Die Bewohner der kleinen Stadt hatten aber jetzt einen [illegible] Stoff für ihre abendliche [illegible]altung gewonne[illegible]end

[illegible], und die Combinationsgabe, wie der Witz, tummelten [illegible] auf dem weiten Gebiete, das ihnen eröffnet war, [illegible] Nichts deſto weniger aber blieb die Sache ein Räthſel.

(Fortſetzung folgt.)

Deutſchland ſeit zehn Jahren.

Derweil mein Volk mit Fleiß
Alles erkennt und weiß,
Hat es eines vergeſſen,
Was es hätte ſollen ermeſſen:
Daß ein Volk es iſt!

Fr. Rückert.

Jedem Manne von Ehre ſollte ſein Vaterland das höchſte und heiligſte ſeyn; jeder Jüngling ſollte, ehe er andere Länder beſucht und fremde Sitten und Sprachen kennen lernt, erſt ſeine Heimath, den Boden, auf dem ſeine Väter gekämpft und gehandelt haben, durchwandern, und ſein Herz zu großen Gefühlen und Thaten ſtärken, wenn er an den Denkmälern vaterländiſchen Ruhmes ſtehet. Der Geſchichtſchreiber ſollte von demſelben Geiſte geleitet werden; vor allem, ehe er die ſchönſten Momente fremder Geſchichte ſchildert, ſollte er den Blick ſeines Volkes über die eigenen Erlebniſſe erhellen; er ſollte vor ſeines Volkes Augen die Tafeln der Nationalgeſchichte ausbreiten und mit glühendem Haſſe das brandmarken, was ſeiner gründlichen und gerechten Forſchung als nichtswürdig erſchienen iſt, dagegen aber ſich der Begeiſterung des ächten Dichters nähern, wenn er die Tage der Erhebung, die Frühlinge im Leben ſeines Volkes beſchreibt. Dies iſt auch des Dichters ſchönſter und höchſter Beruf; er ſoll in den Tagen heißer Noth den ſinkenden Muth ſeines Volkes beleben, er ſoll ſeinem Volke den Glauben an ſich ſelbſt erhalten, er ſoll dem Feigen den Muth geben und dem Tapfern die Verachtung des Todes erhöhen, er ſollte wie Aeſchylos und Körner in den vorderſten Reihen kämpfen und Leier und Schwert zugleich führen.

Von den kosmopolitiſchen Ideen **Ludwig Börne's** habe ich immer ſo wenig gehalten, bei aller Achtung, die ich für dieſen großen Geiſt und Charakter hege, als von den Schwärmereien des Chaumette in der franzöſiſchen Revolution. Ebenſo wenig bin ich immer einer Weltliteratur hold geweſen, die Börne und Göthe, dieſe verſchiedenſten Geiſter, als nahe bevorſtehend angedeutet haben. Soll denn damit gemeint ſeyn, daß man den Gedichten des **Robert Burns** nicht mehr den ſüßen Duft des Haidekrautes, nicht mehr die Melancholie des ſchottiſchen Charakters, nicht die ſchönen Ufer des Tweed und des Ayr anmerke? oder daß man bei der Lectüre von **Hebels** allemanniſchen Gedichten nicht unter den Meilern, unter den Tannenwäldern oder in den lieblichen Thälern des Schwarzwaldes zu wandeln vermeint? — Den höchſten Reiz der wahren Poeſie finde ich darin, daß wir durch ſie in das Land und Volk des Dichters verſetzt werden, und daß wir mit ihm ſehen, hören und empfinden.

Jedes Volk kann nur durch die Entwickelung ſeines Volksthums zum Gipfel der Humanität gelangen, und dieſe Wahrheit, die ewig und unveränderlich iſt, weil ſie auf den ewigen und unveränderlichen Naturgeſetzen beruht, iſt durch die Geſchichte jeden Volkes und zumeiſt durch die Geſchichte des höchſten von allen, des Volkes der alten Hellenen, beſtätigt. — Kein Volk der Erde hat wieder die Stelle erreicht, auf der dieſes geſtanden hat. Unter der goldenen Sonne democratiſcher Freiheit, von Himmel und Erde begünſtigt, ſehen wir auf den Inſeln und Halbinſeln des griechiſchen Meeres ein Volksleben, das alles Große, Schöne und Erhabene umſchließt, was wir in unſern Tagen der Eiſenbahnen und Fabriken vergebens auf der ganzen Erde ſuchen.

Das große Unglück unſeres Vaterlandes iſt ſeit Jahrhunderten geweſen, den Glauben an ſich ſelbſt verloren und ſeinen Werth, ſeine Beſtimmung als Nation nicht gekannt zu haben. In den traurigen Tagen des dreißigjährigen Krieges, dieſer eigentlichen Gränze des Mittelalters, hatte ſich Deutſchland verblutet. Städte und Dörfer waren verheert, der Muth und die Kraft des Volkes dermaßen gebrochen, daß wohl nie ein anderes Volk aus dieſer Zerrüttung wieder aufgelebt wäre. Nach dieſen Zeiten kamen wir in das ſogenannte Jahrhundert Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. — Ueberall Herrſchaft franzöſiſcher Literatur und franzöſiſcher Waffen; keine Eintracht im Innern und troſtloſe Schwäche gegen die äußern Feinde. Allmählig dämmerte der Morgen; mit **Leibnitz** ergoſſen ſich die erſten Strahlen dieſes Tages über das Vaterland; aber lange und ſchwere Zeit mußte es dauern, bis die Sonne am deutſchen Himmel heraufgezogen war, um den wundervollen Frühling heraufzubringen und dem deutſchen Volke eine Literatur zu ſchenken, die in kurzer Zeit uns wieder den weit vorgeeilten Franzoſen und Engländern ebenbürtig machte. Mit dem Beginnen und dem Entfalten dieſer neuen Kulturperiode erwachte das deutſche Volk; es redete wieder ſeine Sprache mit ſelbſtbewußtem Stolz und gewann das höchſte Gut, das heißt: den Glauben an ſich ſelbſt. —

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Man ſchreibt über „Ainsworth's Magazin“: Sowohl in England als in Frankreich kommen jetzt die Romane in [illegible] doppelten Geſtalt zur Welt, zuerſt als Fragmente und [illegible] als ein Ganzes; jedoch mit dem Unterſchiede, daß die franzöſiſchen Schriftſteller in den Feuilletons der politiſchen Blätter, die engliſchen dagegen — da die Zeitungen in Großbritannien keine eigentliche Feuilletons haben — in den „Magazinen“, d. h. in Monatsſchriften, oder auch, wie Charles Dickens, Mrs. Trollope und Andere in der letzten Zeit gethan, in beſonderen von Monat zu Monat erſcheinenden Lieferungen, ihre Roman-Kapitel einzeln herausgeben. Die Roman-Literatur erhält dadurch noch mehr, als ſie bisher ſchon gehabt, einen ephemeren Charakter, und ſo kömmt es wohl, daß zuweilen der erſte Band einer ſolchen Dichtung im Publikum ſchon zu den alten Sachen gelegt und vergeſſen iſt, wenn eben noch der dritte Band in ſeinen letzten Kapiteln heißhungrig verſchlungen wird. Der bekannte engliſche Geſchichtenſchreiber Harriſon Ainsworth hat in dieſem Jahre zur Veröffentlichung ſeiner Romane eine eigene Monatſchrift gegründet, welche den Titel führt: „Ainsworth's Magazin, eine dem Roman, der allgemeinen Literatur und der Kunſt gewidmete Sammlung.“ Das Januar-Heft

Digitized by Google

dieser Zeitschrift enthält den Anfang eines Romanes: „Des Bettlers Tochter, eine Erzählung aus der Zeit Hogarth's", mit zwei Stahlstichen von Cruikshank. Unstreitig wird der Dezember herankommen, ehe diese Geschichte beendigt ist; gleichwohl schmeichelt sich Hr. Ainsworth, daß, wenn das Publikum sein Buch erst in einzelnen Dosen zu sich genommen, dann auch ein Verleger noch gutmüthig genug seyn werde, ihm für eine vollständige Ausgabe ein zweites Honorar zu bezahlen.

(Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

(Ein Hühneraugen-Befreiungs-Maschinen-Verfertiger-Kampf) setzt ganz Breslau in Bewegung. Es ist ein Kampf der weißen und rothen Rose, der hier in furchtbarer Wuth loszubrechen beginnt. Ein Herr Schwarz in Breslau, und der vielgekannte Herr Groß in Breslau haben beide Hühneraugen-Vertilgungs-Mittel angekündigt. Unter den Befehlshabern der den Hühneraugen feindlichen Armee ist aber nun selbst der Krieg entstanden, den Herr Schwarz in der „Breslauer Zeitung" gegen Herrn Groß, wie folgt, eröffnet hat: „Prismatische Hühneraugen-Feilen offerire ich für diejenigen Hühneraugen, welche etwa der Annonce in der „Breslauer Zeitung" Seite 60, oder in der „Schlesischen Zeitung" Seite 64, entgegen, dennoch vorhanden sind, zum Preise von 5 Sg. das Stück. Eduard Groß." — Prismatische Hühneraugen-Feilen! Dagegen kündigt Herr Schwarz Pyramiden-Hühneraugen-Feilen an! — die nach seinen Worten „alles am Fuße vertilgen." Die Breslauer Hühneraugen mögen bei diesem feilen Kampfe Acht haben, daß sie nicht ihre Füße verlieren.

(Ein Nachtwandler, der sich selbst bestiehlt.) Im sogenannten lateinischen Viertel zu Paris wohnt ein Goldschmied, welchem seit einiger Zeit Schmucksachen und andere Dinge von Werth aus seinem Zimmer verschwanden, obschon dasselbe auf's beste verschlossen war. Ein Dienstbote um den andern wurde entlassen, jedes Schloß verändert; endlich sogar die eigene Tochter des Diebstahls bezichtigt und aus dem Hause gewiesen; nichts fruchtete, heute verschwand ein Bracelet, morgen eine Broche, und Manche im Hause kamen bereits auf den im freigeistigen Paris nicht seltenen Gedanken, daß es im Hause spuke. Und so war es auch, es ging richtig um, aber kein Gespenst, sondern der Goldschmied selber, welcher ein — Nachtwandler war. Die vermißten Sachen wurden, nachdem man einmal diesen Umstand herausgebracht, auf einer entlegenen Stelle des Daches gefunden, auf das er häufig bei seinen gefährlichen Nacht-Excursionen hinaufzusteigen pflegte.

Korrespondenz.

Hamburg, 17. Febr.

In unsern kirchlichen Zuständen sollen, wie es heißt, einige nicht unbedeutende Veränderungen bevorstehen. So ist das Ministerium bereits seit längerer Zeit mit der Redaction eines neuen Gesangbuches beschäftigt, in welchem theils einige veraltete, mystische und pietistische Lieder entfernt, theils und vorzugsweise mehrere neue, gesunde und kräftige Productionen unserer Tage hinzugefügt werden sollen. Die Pastoren Rambach, Schmaltz, Alt und John sind, wie ich höre, bei diesem verdienstvollen Geschäfte besonders thätig. Nun wurde schon vor geraumer Zeit, unserer Verfassungsordnung gemäß, das Manuscript des neuen Gesangbuches dem Collegium der »Oberalten« zur Approbation vorgelegt, allein von diesem, besonders aus dem Grunde, »weil das Buch zu dick sey«, nicht genehmigt. Jetzt soll Einiges noch modificirt seyn und die Einführung des neuen Gesangbuches nun mit Beginn des künftigen Jahres statt haben. — Auch beabsichtigt man eine seit Jahren erledigte Stelle, die eines Schiffspredigers in unserm Hafen, wieder zu besetzen, und hat zu diesem Amte den Candidaten schon im Voraus designirt. — Der namentlich um das hiesige Volksschulwesen verdiente und durch mehrere pädagogische Schriften bekannte Dr. Krüger, Katechet am hiesigen Waisenhause, will in seinem Hause unentgeltlich theoretisch-praktische Vorträge über weibliche Erziehung und Mädchenschulwesen für Lehrerinnen und Erzieherinnen halten und damit morgen Abend den Anfang machen — Es herrscht hier jetzt ein Eifer und eine Begeisterung für Musik und Gesang, die oft an's Komische gränzen; es ist nun einmal Mode und was thut die Mode nicht? Hr. Groß, der zuerst einen Volksgesangverein gegründet hat, unterrichtet, seinen Anzeigen zufolge, beinahe den ganzen Tag und zu jeder Stunde, bald Handwerker, bald Künstler, bald Handlungsdiener, bald — Ladendiener, oder Jungfrauen und jüngere Töchter und scheint bei dieser immensen Thätigkeit kaum allen Wünschen zur Theilnahme entsprechen zu können. Es ist Mode. Um andererseits zu assistiren und aus der Noth zu helfen, hat nun auch Hr. Merlij (früher Sänger am Uraniatheater) sich entschlossen, ein ähnliches Institut in der Vorstadt St. Pauli zu begründen [illegible] sein Unternehmen wird heute in den »Nachrichten« von dem Virtuosen Jacob Schmitt dringend empfohlen. — Molique hat endlich im Stadttheater sich hören lassen! Es thut wohl, unter den vielen ephemeren Erscheinungen einmal einem wirklichen Virtuosen zu begegnen, der nicht allein den himmlischen Funken empfangen hat, sondern dabei auch gründlich gebildet ist, die großen Meister seines Faches sorgfältig studirt hat, und dessen schaffender Genius mit der ausführenden Technik in gleichem Verhältniß steht. Molique ist ein würdiger ächter Künstler, der nicht darauf ausgeht, durch flüchtigen Ohrenkitzel der Menge zu schmeicheln, sondern dem um den Beifall der Ebenbürtigen und Kunstverständigen zu thun ist und sich deshalb fernhält von aller Afterkunst und Charlatanerie. — Neu war gestern im Stadttheater: »Steffen Langer aus Glogau«, Lustspiel von Ch. Birch-Pfeiffer. Das Stück, das bis nach 10 Uhr spielte, kränkelt an Längen, Wiederholungen und Unwahrscheinlichkeiten, konnte daher nicht gefallen und nur der tüchtige und sichtbare Fleiß der Darsteller wurde am Schlusse durch Hervorrufen belohnt. — Die »Neuen Hamburgischen Blätter« laborirten von jeher an furchtbarer Langweiligkeit und konnten bei ihrer Unpopularität kaum ihre Existenz fristen. Jetzt hat man ein neues Mittel ersonnen, um Leser anzulocken, indem man gehässige Persönlichkeiten und scandalöse Polemik in die Spalten aufnimmt. Und doch scheint auch dies Mittel nicht recht anzuschlagen. Uebrigens soll der bisherige Redacteur, Dr. Gläser, nach Amerika übersiedeln wollen. Schade, wenn die Blätter eine so geschickte und — umsichtige Redaction vermissen sollten!

Theater-Anzeige.

Sonntag, 27. Febr. Belisar, große Oper in 2 Abth., von Donizetti. Hierauf folgt (zum Erstenmale wiederholt): Die Kartenschlägerin, oder: die bestärkte Eifersucht, Lokalluftspiel in 2 Abth., von Hallenstein.

Montag, 28. Febr. (Zum Vortheile des Hrn. Dettmer und zum Erstenmale): Der politische Zinngießer, Vaudevilleposse in 3 Abth., nach Holberg neu bearbeitet und zusammengestellt von Birnbaum. Einlage im dritten Act: Die Nasen-Harmonika, musikalischer Scherz.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nr. 59. Montag, den 28. Februar 1842.

Die Waise von San Lucar.

Eine Novelle aus der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, von ***

(Fortsetzung.)

Das Wetter, welches den ganzen Tag schon übel genug gewesen war, steigerte seine bizarre Laune auf's höchste. Der Sturm brüllte auf den Höhen in den Tannen so furchtbar, daß es mitunter den aus dem Süden kommenden Reisenden so unheimlich wurde, als seyen unbekannte dämonische Gewalten wirksam. Dabei durchschauerte sie der Frost auf's heftigste; denn der Sturm jagte ihnen nicht selten den beißend scharfen Schnee in das Antlitz und in die thränenden Augen. Trotz dem, daß sein inneres Unbehagen zu verlautbaren Ursache und Herzensdrang genug da war, schwiegen dennoch der Majoral und die beiden Diener beharrlich, weil der Gebieter so todtstille dahin zog, und keiner von ihnen wagte einen Laut. Vergebens versuchte der Puycerdaner, welcher als Leitbote nach Riol diente, mehrmals eine Unterredung mit dem Majoral anzuknüpfen, in der Hoffnung, vielleicht Eins oder das Andere ihm abzulocken; es gelang ihm nicht. Ein Si, si war das etwa, was er durch seine Versuche hervorlockte, aber nichts weiter. So gab er's denn am Ende auch auf, und stille, wie ein Leichenzug, ging's dem Kloster zu, das in einem tiefen, schauerlich einsamen Thale lag.

Es war schon spät, als der silberhelle Ton eines Glöckleins ihnen die Nähe des Klosters verkündete. Alle Herzen wurden froh eines so nahen Zieles. Bald war es erreicht, und das gastliche Thor von Riol öffnete sich vor dem Zuge. Der ältliche Herr ritt gegen den Führer, gab ihm eine Hand voll Realen, und dieser trat seinen Rückzug nothgedrungen an, da sich vor seiner Nase das Thor schloß. Horchend stand er wohl noch eine Weile; aber bald war es so stille wie im Grabe, und er verließ kopfschüttelnd die Stätte, wo man unbezweifelbar die Reisenden erwartet hatte.

Während dieser unter den aller widersprechendsten Hypothesen seinen Weg durch Sturm und Finsterniß tappte, war es im Kloster, besonders in dem von Fackeln erhellten Kreuzgange, sehr lebendig. Der Prior, Don José, fiel dem Herrn des Reisezuges unter lauten Aeußerungen seiner Freude an die Brust. Man sah, es waltete da ein recht inniges Freundschafts-Verhältniß aus alter Zeit, und es waren manche Jahre gekommen und gegangen, seit sich die nicht wieder gesehen, die hier so aufrichtig sich bewillkommneten. Indeß der Prior den Freund, den er Don Ramon de Quevada nannte, in das Innere geleitete, hoben die Mönche mit besonderer Sorgfalt einen Knaben aus der Sänfte, der wohl recht leidend seyn mochte, denn er ließ den schönen Kopf so matt hängen, blieb, trotz der neuen Umgebung, so theilnahmlos, daß man wohl sah, daß ihn das Alles, was um ihn vorging, den Schmerz nicht vergessen ließ, den er litt. Man brachte ihn in eine der Fremdenzellen, erquickte ihn durch warme Milch und überließ ihn dann einem tiefen Schlafe, der sich wohlthätig über den Armen senkte. —

Don Quevada trat mit dem Prior in dessen Gemach. Es war größer als die Mönchszellen und sehr wohnlich eingerichtet. Ein stattlicher Glasschrank zierte die eine Wand; wer ihn so angesehen, würde gemeint haben, es sey ein Bücherschrank; aber da, wo der Vorhang sich ein wenig verschoben hatte, reckten Flaschen die Hälse empor, in denen die edelsten Weine Frankreichs ihrer Erlösung entgegen harrten. Sehr bequeme Polstersessel standen umher. Ueber dem Tische hing eine mehrdochtige Ampel an metallner Kette. In der Ecke stand ein reichgepolsterter Beistuhl vor einem zierlichen silbernen Kruzifixe. So hatten sich denn Frömmigkeit und Lebensgenuß hier ganz friedlich mit einander niedergelassen. In einem stattlichen Kamin brannte das erquickende Feuer.

Ganz durchschauert trat der Reisende zu dem Kamine, und überließ sich völlig den Annehmlichkeiten der Wärme, die seinen Körper wie ein neuer Lebensstrom durchdrang.

Der Pater Koch und Pater Kellner thaten rüstig ihre Pflicht, und bald bog sich der Tisch unter den köstlichsten Gerichten und Weinen, und Don Ramon de Quevada mit seinem Freunde, dem Prior, ließ sich nieder, um der Kochkunst des Klosters und seinem Kellervorrathe nach Kräften die Ehre zu erweisen, welche beide verdienten.

Nur gleichgültige Gespräche führten die Beiden, so lange die dienenden Brüder ab und zu gingen. Als aber endlich der Hunger gestillt war, und nur noch der köstlichste Roussillon in den silbernen Trinkschaalen perlte, gab der Prior einen bedeutsamen Wink, und die Mönche verschwanden.

Don Ramon rückte seinen Sessel zum Kamin, wohin der Prior den Tisch nachschob, und Jener sagte, indem er sich wieder vor Frost schüttelte: „Du hast Dich da in einen Winkel verborgen, wohin auch das schärfste Auge Dich nicht begleiten konnte, mein Freund; aber ich gestehe, daß ich, ge-

Digitized by Google

wöhnt an die milde Luft des Südens, hier bald würde der Zeitlichkeit Valet sagen müssen."

„Mein Körper war von jeher dauerhafter als der Deine," sagte der Prior lächelnd. „Mir bekam der Norden sehr wohl. Mein Blut wurde kühler hier und ruhiger."

„Das war sehr gut, und einem Prior der Dominikaner absonderlich heilsam," lachte Don Ramon. „Meinst Du das nicht auch, José?"

Der Prior seufzte.

„Galt der Seufzer Sevilla's Nächten oder Salamanca's Abenteuern?" fragte Ramon.

„Beiden und der Welt!" entgegnete der Prior, abermals seufzend.

(Fortsetzung folgt.)

Deutschland seit zehn Jahren.

(Schluß.)

In der Bedrängniß der letzten französischen Kriege hatten wir kein anderes Losungswort, kein Sinnbild unseres gemeinschaftlichen Ursprungs, als unsere schöne Sprache und unsere gemeinsame Literatur. Wahrlich, der deutsche Handelsbund, dem leider bis jetzt einige Staaten des Nordens sich noch nicht angeschlossen haben, ist die erste, dem deutschen Volke gewordene Frucht seiner Kämpfe gegen Frankreich. — Wohin ich mein Auge richte, nach welchen Hoffnungssternen ich blicke, nirgends sehe ich schönere Hoffnungen für unser vielgetheiltes Vaterland, als in der Ausdehnung dieses großen Handelsbundes bis an's Meer, bis an die Mündung der Elbe und Weser. — Soweit wir noch von diesem Ziele entfernt sind, so leuchtet es doch bereits dem kürzesten Verstande ein, daß wir seit zehn Jahren unendlich an Selbstachtung und Achtung bei fremden Völkern gewonnen haben. — Vor zehn Jahren war Heine und mancher andere Schriftsteller bei uns der gelesenste, der es am besten verstand, uns an den Haaren zu ziehen und ins Gesicht zu schlagen. Ob dies mit Recht geschehen, wage ich nicht zu entscheiden; aber das sehen wir klar und deutlich aus hundert Erscheinungen, daß man in jeglichem politischen Streite an die Ehre von Deutschland appelliren muß, wenn man gehört und beachtet werden will.

Vor der Gründung jenes deutschen Handelsbundes waren wir durch nichts vereinigt, als unsere gemeinsame Sprache und Nationalliteratur. Seitdem nun aber die deutschen Douanenlinien gebrochen worden und das deutsche Volk wieder durch ungehinderten Handel und Verkehr im Innern in einander zu leben beginnt und bereits durch ein gemeinsames Interesse in fester Haltung dem Auslande gegenüber stehet, da sehen wir von einem Jahre zum andern, wie in jener ruhmvollen Sturm- und Drangperiode des vorigen Jahrhunderts, unser Volksleben sich ausdehnen und entwickeln. Wir sehen mannichfaltige Neuerungen, Vereine und Anstalten, die bei all' ihrer scheinbaren Contrarietät doch nach dem einen Ziel hinstreben, nach Kräftigung der deutschen Nationalität. Seit dieser kleinen Zeit von zehn Jahren sehen wir eine hohe Gestalt unserer großen Männer nach der andern emporsteigen und als Denkmäler unseres Werthes auf den öffentlichen Märkten sich erheben. Wir haben bereits in den Jahresversammlungen unserer Naturforscher, Philologen, Landwirthe ꝛc., den Kunstausstellungen und der nahe bevorstehenden allgemeinen deutschen Industrieausstellung die Anfänge eines in seinem ganzen Wesen deutschnationalen Lebens. Und dann die Lieder- und Musikfeste vom Rhein bis an die Elbe, vom Harz bis in die Schweiz. Manche haben in diesen Festen, die man nirgends so wie in Deutschland findet, eine schwache Nachahmung der olympischen Spiele sehen wollen; aber das sind sie nicht; sie sind nur einer der vielen Beweise, die wir für unsere nationale Aehnlichkeit mit den Hellenen anführen können. Die olympischen Spiele waren, nach Börne's Meinung, die Früchte des griechischen Volkslebens und die deutschen Gesang- und Musikfeste sind nur die ersten Beginne, die Blüthen des unsrigen.

Soll ein großes Volk, wie das deutsche, das sich ausbreitet von Scandinavien und Polen bis zu den romanischen Völkern, Franzosen und Italienern, das in seinen Gesetzen, in seinen politischen Einrichtungen so große Verschiedenheiten hat, das sich übrigens noch abtheilen läßt in Bier- und Weinland, soll dieses Volk sich vereinen in der Weise, daß die Liebe zum gemeinsamen Deutschland den Provinzialgeist überherrscht, so müssen auch die Verschiedenheiten der Sitten, die Unterschiede zwischen Bier- und Weinland, beseitigt werden; die Gesetze müssen gleichmäßig werden und ebenso die Organisation der Staaten. — Diese Sittenrevolution wird unfehlbar durch die Eisenbahnen bewirkt, die in ihrem Fortschritte Entfernungen von acht Tagen auf eine Tagereise reduciren, die den Bewohner des Bodensee's, wie auf einer Spazierfahrt, nach der Nordsee bringen und ebenso den Hannoveraner nach Bayern, und den Bayer an den Rhein. — Diese Umgestaltung der Sitten, dieses Verlangen nach Gleichmachung der Gesetze und politischen Einrichtungen in ganz Deutschland ist so nahe und so augenscheinlich, daß eine weitere Auseinandersetzung sehr unnöthig scheint. †

Noch ein Wort in Monument-Angelegenheiten.

Bei Erörterung von Fragen der Wissenschaft, der Politik und des öffentlichen Lebens ist es nicht selten, daß man in die Extreme verfällt. Es liegt dies in der Natur der Sache, und beschränkte, wie geistreiche Menschen pflegen einseitig zu seyn, nur Jeder aus verschiedenen Ursachen. Sey es uns vergönnt, über die in diesen Tagen wieder angeregte und ins Gebiet der öffentlichen Polemik gezogene Frage eines in Frankfurt a. M. zu errichtenden Monumentes dem bereits in hiesigen Blättern Gesagten einige vermittelnde Worte beizufügen.

Wir wollen es dem Verfasser des „Göthe und Gutenberg" in Nro. 53 des Frankfurter Conversationsblattes nicht zum Vorwurf machen, noch ihm gehässige Motive unterschieben, wenn er, auf die Extreme eines Prinzips sich stützend, seinen in Frage gestellten Gegenstand von einer unseres Bedünkens nicht richtigen Seite auffaßt. Wäre jene Behauptung, daß man in Frankfurt a. M. ein Denkmal für Gutenberg errichten wolle, richtig, so ließe sich allerdings Vieles einwenden, indem Gutenberg weder durch Beziehungen der Geburt, noch durch solche des Lebens und Wirkens uns angehört, und indem ein Personal-Monument auf localem Grund und Boden ruhen muß. Wir wollen aber der Idee ein Ehrenmal erbauen, nicht dem Mainzer Gutenberg, sondern der

Digitized

Erfindung der Buchdruckerkunst und ihrem weltumfassenden Einfluß. Auf solcher Theorie ruhend, wird unser Denkmal nicht befehdet und gestürzt werden können, und zwar insbesondere aus folgenden Gründen nicht:

1.) Als vor zwei Jahren der Jubelruf der vierten Secularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst durch alle deutschen Gauen drang, so stimmten auch wir freudig bei, und als die Wellen der durch einen großen Gedanken angeregten Begeisterung weit hinausbraten, ließen sie auch uns nicht unberührt. Froh begrüßten wir eine Monumental-Decoration, welche mit Genie entworfen, mit Geist und kunstgeübter Hand ausgeführt war. Wir wollten unsere Festbegeisterung, wie das darauf Bezug habende Denkmal, nicht vorüber rauschen lassen, sondern für die Dauer gefesselt sehen. Auf solche Weise hat letzteres nicht nur seine lokalen Wurzeln, sondern ist auch ein Stück aus der Geschichte unserer Stadt, und vielleicht eines der schönsten. Unsere Nachkommen wird es ein liebes Vermächtniß und bis dahin so in Volksleben übergegangen seyn, daß es wohl keines weiteren Commentares zum Verständniß bedürfen wird. Nicht einen Mann zu feiern, ist unsere Absicht, sondern zur Verherrlichung dessen beizutragen, was für alle Zeiten segensreich fortwirken wird, und was dem deutschen Volke vor allen andern nahe liegt. So erheben sich in England in vielen Städten Ehrenmale auf die Erfindung der Dampfmaschinen, obgleich der Erfinder nur an Einem Orte geboren ist. Wie in England die praktischen und materiellen, so sind in Deutschland die speculativen und geistigen Interessen vorherrschend, und mit demselben Rechte, womit die Briten auf ihre Dampfmaschinen stolz sind, dürfen wir es auch auf unsere Buchdruckerkunst seyn.

2.) Es ist jedem Geschichtskenner bekannt, welchen Antheil unsere Stadt seit Erfindung der Buchdruckerkunst an der Fortbildung derselben gehabt, und wie sie sich solcher durch vier Jahrhunderte stets angeschlossen. Auf diese Beziehungen verweist ein Artikel in Nro. 55. d. Bl. und erinnert an die Namen und Wirksamkeit eines Christian Egenolph (1531), Siegmund Feyerabend, Marey, Wechel und der Deby's, die alle im 16. Jahrhundert hier arbeiteten, bis zu den Merian's u. s. w., wie auch daran, daß Frankfurt früherhin ein Hauptmarkt des Buchhandels gewesen, und die neueste Regeneration der Typographie größtentheils von hier ausgegangen ist. So wäre für unser Monument ein zweiter und gewiß sehr wichtiger historischer Grund gewonnen, und wenn diese Beziehungen durch Verzeichnung der eben genannten und noch mancher anderen Namen auf dem Denkmale angedeutet würden, so bedürfte es auch hier für den Beschauer keiner weiteren Erklärung.

Was in jenem Aufsatze in Nro. 53 des Konversationsblattes über das Verhältniß von Goethe und Gutenberg und über die Auffassung des Modells des Herrn von Launitz gesagt worden ist, gehört nicht zur Hauptfrage, und mag bei anderer Veranlassung, wenn es Jemanden gefallen sollte, erörtert werden; jedoch zweifeln wir nicht, daß auch in dieser Hinsicht jener Verfasser widerlegt werden kann; sollte es aber wahr seyn, daß in unserer Stadt nur Courszettel, Fakturen und Wechselformulare gedruckt würden, so hätte Jener aus gleichen Gründen auch gegen das Göthemonument protestiren müssen, da Göthe's Faust, Werther, Tasso oder Iphigenia mit Börse und Handelskammer noch weit weniger zu schaffen haben. Bei ruhiger Betrachtung wird man eingestehen, daß jener Artikel, so pikant er auch geschrieben, doch nichts mehr und nichts weniger ist, als ein nicht gefährlicher Schreckschuß, und daß er der guten Sache unseres Monuments nur Nutzen bringen kann, da er ein Pro und Contra veranlaßte, wodurch die obschwebende Frage zur Klarheit gelangt, und selbst denjenigen, welche wenig nach Grund und Ursache fragen, die eigentliche Bestimmung des zu errichtenden Monumentes vor Augen gestellt worden ist. — W.

Mannichfaltigkeiten.

Molique, der berühmte Stuttgarter Geiger, reist durch Norddeutschland, über Holland nach England. In Hannover und Bremen gab er mit glänzendem Erfolge Conzerte. In England sind seine Conzerttage von dortigen Musikgesellschaften, die ihn einluden, schon alle fixirt. Man bewundert seine Bogenführung, seinen Ton, die Reinheit seines Vortrags und die Schwierigkeit der Compositionen, die er spielt. Unsere gefeiertsten Violinheroen des Tages, Paganini's beste Copie, Ernst, Beriot, der ewig weinende und winselnde Prüme, keiner von ihnen wagt sich an Molique's gediegene, aber auch mit den enormsten Schwierigkeiten verknüpfte Compositionen.

(Berlin, 19. Febr.) Die Kriminalzeitung theilt folgenden Vorfall zur Warnung mit, der sich vor nicht langer Zeit irgendwo zugetragen. Ein Gewerbtreibender, welcher sich in Geldnoth befindet, wendet sich an einen ihm bekannten Kommissionär und ersucht ihn um Anschaffung eines Darlehens von 200 Thlrn. Dieser ist dazu bereit, verlangt aber, daß ihm jener ein Empfangsbekenntniß auf Höhe dieser Summe ausstelle, um, wie er sagt, darauf von einem Dritten die verlangte Summe gezahlt zu erhalten. N. N. geht darauf ein und schreibt die geforderte Quittung. Im Besitze derselben aber begibt sich der Kommissionär sofort zu einem andern Geschäftsmann, cedirt diesem das Schuldenbekenntniß des N. N. für den Preis von 115 Thlrn. und erhält die Cessionssumme ausgezahlt. Großmüthig genug läßt er jedoch hiervon 40 Thlr. in den Händen des Cessionars zurück, mit dem Auftrage, diese Summe für ihn an N. N. zu zahlen, da er demselben noch auf Höhe dieses Betrages verschuldet sey. Diese Zahlung erfolgt, und N. N., in peinlicher Geldverlegenheit, nimmt die 40 Thlr. an, um nur einigen seiner dringendsten Verbindlichkeiten genügen zu können. Sein Schuldschein über 200 Thlr. besteht fort, und er ist also auf diese empörende Weise in der Gefahr, um 160 Thlr. geprellt zu seyn. Die Sache ist übrigens, wie hinzugefügt werden kann, bei dem kompetenten Kriminalgerichte bereits zur Sprache gebracht.

Assisengericht in Mainz.

Mainz, 24. Febr.

Pietisten, Frömmler und Mucker, von denen man seit Jahren im nördlichen und südlichen Deutschland so Manches zu erzählen weiß; Betrüger und Betrogene, die, um ihrem See-

Digitized by Google

lenheile obzuliegen und ihr weltliches Interesse zu sichern, oft zu den ausschweifendsten Mitteln greifen und nicht selten in die Hände der Gerechtigkeit fallen, waren bisher in unserer Gegend exotische Gewächse. In freier Luft konnten sie nicht gedeihen; ob es Treibhäuser gab, wo sie einiges Fortkommen hatten, war noch nicht ermittelt. Die vor dem gestrigen Assisengerichte verhandelte Criminal-Prozedur gibt indeß der Vermuthung, daß ihr Daseyn unter uns wahrscheinlich sey, einige Gewißheit.

Der Ackersmann Philipp Nehrbaß III. von Partenheim bei Wörrstadt erschien vor dem Gerichte wegen eines im Namen einer geheimen Gesellschaft dem Gutsbesitzer Karl Mann gelegten Drohbriefs. Die Worte „geheim" und „drohen" machten einen um so tieferen Eindruck auf das hiesige Publikum, als es die Oeffentlichkeit über Alles achtet und Drohungen ihm eine ganz fremde Sache sind. Es war daher nicht zu verwundern, daß der Gerichtssaal und die reservirten Plätze in demselben mit Zuhörern angefüllt waren. Der Angeschuldigte, ein Mann von 40 Jahren, von gefälliger Gesichtsbildung, trat in der Kleidung eines wohlhabenden Landmanns, mit zwei dicken, schwarz eingebundenen Büchern unter dem Arm, in den Saal und stieg mit niedergeschlagenen Augen in gebückter Stellung die Stufen zu der Anklagebank hinauf, wo er, ohne sich um die ihn anstarrende Menge zu bekümmern, nachlässig Platz nahm. Die kurz hernach vorgenommene Verlesung des Anklageakts ergab Folgendes:

Am 7. August 1841, um 6 Uhr des Morgens, fand der Gutsbesitzer Karl Mann in Partenheim unter seinem Hofthore ein Papier in Form eines Briefs, das an ihn adressirt war, auf dem folgende Worte standen: „Heute den 6. August 1841 „auf Anstehn einer Gesellschaft Brüder mußt du erfahren, daß „wenn du die Leute nicht mit ihrer Frucht zufrieden läst, daß „sie nicht einthun können, und dem Nehrbaß schicke eine Quittung, daß er dir nichts mehr schuldig ist, dann geht es dir „nicht gut ab, denn du übertreibst es; so mußt du denken, es „geht dir auf ewig nicht gut ab, es kostet dich dein Leben, so „gewiß als wir beisammen sind und wir leben. Es ist nicht „möglich zuzusehn, daß es dir kein Spaß sey, denn es muß so „kommen, das Urtheil ist beschlossen." — Sobald Mann diesen Brief gelesen hatte, so erklärte er, niemand Anders, als der Angeklagte Nehrbaß, habe ihn geschrieben. Der Adjunkt Fischer, dem er ihn zeigte, war derselben Ansicht; Sachverständige, denen er während der Untersuchung vorgelegt wurde, bestätigten nach vorgenommenem Vergleiche mit andern Handschriften des Beschuldigten diese Angabe. Die Anklage behauptet, hierauf gestützt, der Drohbrief sey eine Folge des Hasses, den Nehrbaß gegen Mann deshalb gefaßt, weil dieser ihm einen Güterpacht gekündigt und wegen Nichterfüllung von Pachtbedingungen gegen ihn eine gerichtliche Verurtheilung erwirkt, den Schuldner sowohl, als dessen Bürgen mit Härte im verflossenen Sommer verfolgt und diese Verfolgung nicht eher eingestellt habe, bis er zu seiner Zahlung gelangt sey.

Diese Behauptung unterstützt sie durch folgende Beweise: der Angeklagte hatte seit dem Monat April v. J. eine Doppelflinte in seinem Hause, die von der Behörde dort gefunden wurde. Seine Gattin äußerte vor Legung des Drohbriefs, ihr Mann führe ein geladenes Gewehr bei sich und werde noch ein Unglück anfangen. Der Zeuge Runkel sah, wie Nehrbaß das Gewehr putzte. Diesem Zeugen machte der Angeschuldigte einige Tage nach Hinlegung des Drohbriefs das Geständniß, daß er ihn am Abende um 11 Uhr, nachdem er von einer Reise von Frankfurt nach Hause gekommen, an die Stelle gelegt und, um keine Fußspuren zurück zu lassen, barfuß an das Thor des Mann gegangen sey; auch fügte er hinzu, er hätte sich zu Versieglung des Briefs nicht seines gewöhnlichen Petschafts, sondern eines halben Guldenstücks bedient. In der Wohnung des Beklagten fand man auch drei Stücke Colophonium, womit der Brief verschlossen war.

Der Angeschuldigte läugnete während der Untersuchung und in der gestrigen Sitzung, daß er den Brief geschrieben und an die Thorstelle gelegt habe, und behauptete, Runkel mache aus Feindschaft gegen ihn diese Aussagen. Mann's Anklage setzte er auf Rechnung eines unversöhnlichen Hasses, den ihn derselbe seit der Zeit empfinden lasse, wo er wegen einer von dem Beklagten gemachten Anzeige mehrerer Contraventionen gegen die Verordnungen über die indirekten Auflagen schuldig erkannt, seiner Stelle als Ortseinnehmer entsetzt und in eine namhafte Disciplinarstrafe verurtheilt worden sey; seit jener Zeit, fügte der Beklagte bei, hätten die Verfolgungen Mann's gegen ihn nicht aufgehört und jener hätte es recht geflissentlich drauf angelegt, ihn und seine ganze Familie zu Grund zu richten; deshalb sey auch die Denunziation wegen des Drohbriefs, der vielleicht von Mann selbst, vielleicht auch von einem Dritten, den er verfolgt habe, geschrieben worden sey, gegen ihn angestellt worden. Das Benehmen des Angeklagten, seine Mienen und Gesichtszüge verriethen bei diesen Behauptungen den unschuldig leidenden, resignirenden, frommen Mann, der sich mit der Welt und seinem Schicksale abgefunden und nur von dem Himmel Hülfe erwartet. Oft nahm er in Zwischenräumen eines der neben ihm liegenden voluminösen Bücher, das alte und das neue Testament, schlug Stellen auf, schien einzelne Verse zu lesen und sein Gesicht nahm dann einen Ausdruck innerer Zufriedenheit an; er legte das Buch bei Seite und wendete sich von neuem mit der Anrede: „meine Herren Richter und Geschworne!" an den Präsidenten, um die Aussagen der ihn belastenden Zeugen Lügen zu strafen und seine Unschuld zu betheuern.

(Schluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nro. 57.

Feldberg.

Theater-Anzeige.

Montag, 28. Febr. Don Carlos, Trauerspiel in 5 Abtheilungen, von Schiller.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 60. Dienstag, den 1. März 1842.

Die Waise von San Lucar.

Eine Novelle aus der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, von ***

(Fortsetzung.)

„Warum aber begrubst Du Dich in diese Wüstenei?“ fuhr Ramon fort. „Die Welt vergißt schneller, als Du denkst.“

„Warum?“ gegenfragte der Prior. „Denkst Du nicht mehr an das Ereigniß, das sich wie ein Schreckbild an meine Fersen heftete?“

„Ueber dem Grabe Marietta's ist Gras gewachsen und Alles vergessen!“ sprach Don Quevada. „Du darfst kecklich wieder hervortreten.“

„Nenn' den Namen nicht, Ramon; eine lange Buße bringt Frieden.“

„Aber sprich,“ fuhr Jener fort, „wenn Du ein Mal so büßen willst, wie Du es heute Abend mit mir thatest, so scheint mir's, als könne das am Ufer der Guadiana so gut geschehen, als in den kalten Thälern der Cerdagne.“

„Ich wage der tiefen Wahrheit dieser geistreichen Bemerkung nicht zu widerstreiten; aber wer soll mir den Weg zeigen, der dahin führt? —“ fragte der Prior mit satyrischem Ausdruck.

„Ich!“ sagte Ramon mit Selbstgefühl.

„Wohlan! Freund, so soll es nicht meine Schuld seyn, wenn ich das Gelübde des Gehorsams breche. Wohin denkst Du mit mir?“

„Der Abt Deines Ordens in San Lucar ist hochbetagt, er bedarf eines rüstigen Nachfolgers,“ bemerkte Ramon.

„Vortrefflich!“ rief der Prior aus. „Du begegnest meinem kühnsten Wunsche!“

„Doch, José, eine Hand wascht die andere!“

„Daran ist kein Zweifel. Habe ich mich nicht schon bereitwillig gezeigt?“ fragte der Prior, und blinzte mit den Augen.

„Das ist wahr! Doch ist's noch nicht zu Ende — wie Du begreifst.“

„Was hat es für eine Bewandniß mit dem Knaben, und was willst Du, was soll ich mit ihm?“ fragte Don José.

„Drei Fragen auf ein Mal!“ rief Don Ramon. „Ich will Dir Rede stehen. Höre nur aufmerksam zu.“

Der Prior setzte sich bequem, stützte den blühenden und von Rubinen glänzenden Kopf in seine beiden Hände und sah in Ramon's kleine, stechende Augen mit einer Neugierde, welche die regste Theilnahme verrieth. Jener begann:

„Erinnerst Du Dich noch meines Vetters, des Don Pedro de Quevada und seiner Gemahlin, der Francesa, welche das Schloß in San Lucar bewohnten, und in der Fülle ihres Reichthums einen wahrhaft fürstlichen Hof hielten?“

„Gewiß!“ entgegnete der Prior.

„Nun, dieser war das Haupt unseres Hauses, dessen letztes Glied ich zu seyn die Ehre habe.“

„Du meinst doch wohl das nur in einem gewissen Verhältniß?“

„Wahr, ich habe eine Tochter!“

„Und Don Pedro einen Sohn!“ fiel der Prior ein. Ramon überhörte das.

„Don Pedro kam vor Kurzem auf den vernünftigen Einfall, zu sterben,“ lachte Ramon, „und die Francesa folgte ihm als treue Baucis fast unmittelbar nach. So wurde ich Familienhaupt und Vormund des kleinen Balch's, den ich Dir gebracht.“

„Wäre der nicht, so wärest Du mehr als Vormund —“ meinte der Prior.

„Richtig, Don José; ich wäre Erbe; aber der lebt,“ sagte Ramon.

„Wie kommt es, daß er noch nicht den Weg alles Fleisches ging, da er doch so leidend ist?“ fragte der Prior, und seine Miene nahm einen so listigen Ausdruck an, seine Augen sahen so unheimlich ausdrucksvoll in die jdes Don Ramon, daß dieser den rechten Sinn der Worte keinen Augenblick in Zweifel ziehen konnte.

Er schauderte unwillkürlich zusammen. „Nein, José,“ rief er mit unterdrückter Stimme, „kein Blut mehr!“

„Du bist ungemein zartnervig geworden seit dem Tode Mendizabal's in Salamanca!“ sprach spottend der Prior. „Muß denn gerade Blut fließen, wenn es gilt, ein Paar Augen eher zu schließen, als es auf dem blos natürlichen Wege geschähe?“

„Keinen Mord!“ rief noch erregter Don Ramon de Quevada. „Mendizabal's Schatten folgt mir auf Schritt und Tritten. Ich habe Buße gethan; ich habe Messen gestiftet — aber — José! José! ich werde das bleiche Bild nicht los! —“

„Märchen!“ lachte José, indem er einen Seufzer unterdrückte, der seine Brust beengte, und mit dem erzwungenen Lachen seines Mundes in einem schneidenden Kontraste stand, „es fehlt Dir blos an der Kraft des Willens.“

Digitized by Google

„Laß das, José, und sprich nicht von Dingen, die mir meine kümmerlich errungene Ruhe für immer zerstören würden!"

(Fortsetzung folgt.)

Un conquérant est un homme que les dieux, irrités contre le genre humain, ont donné à la terre dans leur colère pour ravager les royaumes, pour répandre partout l'effroi, la misère, le désespoir, et pour faire autant d'esclaves qu'il y a d'hommes libres.

FÉNELON.

Ces grands conquérants, qu'on nous dépeint avec tant de gloire, ressemblent à ces fleuves débordés qui paraissent majestueux, mais qui ravagent toutes les fertiles campagnes qu'ils devraient arroser.

FÉNELON.

Deutschland

vor und nach der Völkerschlacht.

1.

Drückend war das Joch der Dränger;
Mancher edle Fürst verbannt;
Flüchtig unsre treuen Sänger;
Tief gekränkt das Vaterland!

2.

Hart gegeißelt unter Ruthen,
Kämpfend für des Corsen Macht,
Mußten deutsche Söhne bluten,
Hingemordet in der Schlacht.

3.

Von der Seine fernem Strande
Kamen Fürst und Machtgebot;
Fremde hausten in dem Lande:
Freien Bürgern blieb nur Gott.

4.

Doch Jehova hört die Klage:
Freundlich winkend strahlt von fern,
Als Verkünder bessrer Tage,
Unserm Vaterland ein Stern.

5.

Plötzlich steigen Feuersäulen
Wirbelnd auf zum Sternenzelt;
In der Ebne Winde heulen,
Und gerettet ist die Welt.

6.

Auf den kalten, öden Flächen
Liegt gemäht das stolze Heer:
Unser Vaterland zu rächen,
Setzt sich Oestreich kühn zur Wehr.

7.

Endlich dringet zu den Ohren
Eines frommen Königs Wort.
Preußen steht da neugeboren:
Völker sind des Thrones Hort.

8.

Auch des großen Friedrich's Manen
Steigen aus der stillen Gruft:
Feuerstrahlend, um zu mahnen,
Schwingen sie sich in die Luft.

9.

»Eine Schlacht habt ihr geschlagen;
Ruft Er donnernd Jedem zu,
»Länger dürft ihr nicht zagen;
»Auf, mein Volk, aus schlaffer Ruh'e

10.

Und sie glühen vor Verlangen,
Abzukühlen ihre Wuth:
Röthe färbet ihre Wangen;
Jede Stunde wächst der Muth.

11.

Alle wollen Opfer bringen;
Jeder sehnt sich nach der Schlacht:
Nimmer wird's dem Feind gelingen,
Wenn ein solcher Geist erwacht.

12.

Doch der Dränger nimmt zusammen
Seines Reiches letzte Kraft;
Durch des Krieges wilde Flammen
Werden Helden uns entrafft.

13.

Rauschet Saiten meiner Leier!
Tönet laut wie Glockenklang!
Der Gefall'nen Todtenfeier
Ist der Deutschen Siegesgesang!

14.

Und die Fürsten knien nieder;
Ihnen folgt das ganze Heer.
Freie Männer sind wir wieder;
Nichts entzweit die Deutschen mehr.

15.

Diesen frommen Sinn zu wahren
Sei fortan der Barden Pflicht!
In den Stunden der Gefahren
Wanket deutsche Treue nicht.

Dr. Jonas Maas.

Assisengericht in Mainz.

Mainz, 24. Febr.

(Schluß.)

Fünf Belastungszeugen bekräftigten, was dem Beklagten in der Anklage-Akte zur Last gelegt wurde. Fragen, welche der Beschuldigte und sein Vertheidiger auf frühere Verhältnisse einiger der Zeugen zu Nehrbaß hindeutend und auf ihre Moralität in Anregung brachten, wurden von der Staatsbehörde und dem Präsidenten meistens als nicht zulässig beseitigt; 6 Entlastungszeugen stellten manches, was bisher dunkel war, in ein helleres Licht; man sah wohl, daß zwischen den Hauptpersonen des Drama's große Abneigung herrschte, die durch fortgesetzte harte Verfolgungen zuletzt in den tiefsten Haß überging und den übel berathenen Angeklagten, der, wie einer der Entlastungszeugen äußerte, in der Wahl seiner Mittel oft nicht das rechte zu finden wußte, auf einen Abweg leiten konnte.

Digitized by Google

Die Staatsbehörde (Hr. Crève, Substitut des General-Prokurators) machte in einem ruhig gehaltenen Vortrage die Geschwornen auf die Wichtigkeit des vorliegenden Verbrechens aufmerksam, das die Ruhe der Personen und die Sicherheit des Eigenthumes so sehr beeinträchtige; es sey, sagte sie, um so gefährlicher, weil der Thäter nur schwer ermittelt werden könne. Um den Beweis der Hauptmomente des Verbrechens darzulegen, sprach sie von der schriftlichen Drohung mit dem Tode und dem Befehle, gewisse Bedingungen zu erfüllen; dieser Beweis liege in dem Schreiben selbst, in der Anerkennung der Schriftverständigen (Experten), daß es von dem Beklagten geschrieben sey, in der Erkenntniß seiner Hand durch die Zeugen Mann und Fischer, in dem ausführlichen Geständnisse seiner Schuld, das der Beklagte dem Zeugen Runkel abgelegt, in dem Colophonium, das man in seiner Behausung gefunden und womit der Brief verschlossen gewesen, in der Flinte, die er im Besitze gehabt, und in seinem Hasse gegen Mann, der zur Zeit der Hinlegung des Schreibens seine und seines Schwagers Früchte mit Pfändung belegt. Den Haß des Zeugen Mann gegen den Beschuldigten, herbeigeführt durch den Verlust der Ortseinnehmerstelle, und die Verfolgungen, die er deßhalb gegen den Beschuldigten richtete, wovon die Entlastungszeugen Meldung gethan hatten, sah die Staatsbehörde nicht von dem Gesichtspunkte an, als hätte Mann deßhalb dem Nehrbaß feindlich gegenüber gestanden, sondern sie meinte im Gegentheile, eben diese Verhältnisse hätten Ursache mehr abgegeben, daß der Beklagte das ihm zur Last gelegte Verbrechen verübt habe.

Der Vertheidiger (Hr. Stage-Advokat Aull) bestritt den objektiven Thatbestand, vorzüglich das Vorhandenseyn eines Befehls in dem vorgefundenen Drohbriefe, zeigte die große Unzuverlässigkeit des Schriftbewahrheitungs-Beweises aus der Mangelhaftigkeit der vorliegenden Expertise, welche nur Aehnlichkeiten, nicht aber auch Unähnlichkeit und Verschiedenheit berührt habe, bekämpfte das Zeugniß des Zeugen Runkel als unwahrscheinlich, weil dieser Zeuge ganz unglaubliche Spezialitäten angebe, und als äußerst unmoralisch, weil er jedenfalls die Mittheilung, wenn sie wahr sey, nur unter dem Siegel der Freundschaft erhalten und dieses Zutrauen mißbraucht habe, indem er das wichtige Geheimniß an den Todfeind des Angeklagten verrathen und diesem den Weg zur Denunziation gezeigt habe. Das Colophonium, behauptet der Vertheidiger, sey dem Angeschuldigten als Weinmäkler zum Versiegeln der Fässer unentbehrlich, und es finde sich in der Pfalz beinahe in jedem Bauernhause, wo es statt Siegellacks gebraucht werde; die vorgefundene Flinte sey nur deßhalb im Besitze des Nehrbaß gewesen, weil er sie für den Zeugen Monnard an die Söhne des Pfarrers Lucius in Jugenheim habe verkaufen sollen.

Die frühern Verhältnisse des Angeklagten zu dem Zeugen Mann boten dem Vertheidiger reichen Stoff zur Beleuchtung der Moralität derjenigen Kaste von Menschen, welche, um schnell reich zu werden, jedes Mittel anwenden, und welche namentlich auf dem Lande, wo sie unter ungebildeten und mit den Winkelzügen dieser Blutsauger nicht vertrauten Menschen so recht nach Lust und Freude ihr schändliches Gewerbe treiben können, ungeheures Elend verbreiten. Der Vertheidiger beleuchtete diese Verhältnisse frei, aber mit Anstand, und ging sodann zur Frage weiter, ob das Unglück, in welches Nehrbaß gekommen, und die Fruchtpfändungen, welche Mann gegen ihn und die Familie Fischer angelegt, zu dem Schlusse berechtigten, daß der Angeschuldigte, um diese Pfändungen aufheben zu machen, den Brief geschrieben? — Der Vertheidiger glaubt es nicht, und zeigt dagegen, wie Mann, der durch die Anzeige und Deposition des Nehrbaß von seinem Amte als Orts-Einnehmer entfernt und zur Zahlung einer Disziplinarstrafe gezwungen worden, Verfolgung auf Verfolgung gegen Nehrbaß gerichtet und dadurch bewiesen habe, daß er aus Rachsucht und Todfeindschaft gehandelt; er geht dann zur Wahrscheinlichkeit über, daß ein Dritter oder Mann selbst den Brief geschrieben, und sucht endlich dem Brief eine mysteriöse, dem Nehrbaß, wenn es anders der Schreiber sey, durch religiöse Schwärmerei eingegebene, aber nicht strafbare Deutung zu geben, als habe er nicht mit dem zeitlichen Tode, sondern mit dem ewigen, mit dem Verluste des jenseitigen Heils drohen wollen. Nach Beendigung dieses Vortrags, der die Aufmerksamkeit aller Anwesenden während anderthalb Stunden gefesselt hatte, verlangte der Beklagte, daß seine von ihm persönlich aufgesetzte Vertheidigung verlesen werden solle; das Zureden seines Vertheidigers, hievon abzustehen, nützte nichts; der Gerichtschreiber mußte sich bequemen, das einige Bogen starke, mit Citaten aus der heiligen Schrift, namentlich aus den Briefen des heil. Paulus an die Epheser und Korinther und an Timotheus, versehene Produkt eines verschrobenen Pietistenkopfes vorzulesen, nach dessen Verlesung die Versammlung nur um etwas klüger war, nämlich um die Ueberzeugung, daß nur in einem verwirrten Gemüthe eine solche Vertheidigungsschrift entstehen konnte. Die Geschwornen gingen theilweise auf die Gründe des Vertheidigers ein, sie erklärten nach halbstündiger Berathung den Beklagten zwar des Verbrechens schuldig; sie nahmen der That aber den Charakter der Criminalität dadurch, daß sie erklärten, der Brief enthalte keinen Befehl.

Der Hof nahm keine mildernden Umstände an, sondern sprach die Strafe von drei Jahren Gefängniß gegen den Beklagten aus.

Höflich, demüthig, mit Resignation in den göttlichen Willen, verließ der Verurtheilte den Gerichtssaal.

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin.) Die Franz Liszt-Begeisterung hat jetzt bei uns einen Punkt erreicht, der wohl noch nie früher bekannt war. Handschuhmacher bieten sein Bild unseren Schönen in Handschuhen à la Liszt an, es gibt Halsbinden à la Liszt, Taschentücher, Brillen und Zahnstocher und wer weiß was noch Alles à la Liszt.

Ein französisches Blatt warnt vor der Vertilgung des Igels, da dieses Thier eines der nützlichsten für den Ackerbau ist, indem es alles schädliche und giftige Ungeziefer, Schnecken, Insekten, Frösche, Kröten, auch Mäuse und Ratten, ja sogar Vipern und Schlangen tödtet und frißt. Merkwürdig dabei ist, daß die stärksten Gifte, wie Blausäure, Arsenik, Opium und Sublimat, die bei dem gewöhnlichen thierischen Organismus augenblicklichen oder schnellen Tod zur Folge haben, auf den Igel keine schädliche Wirkung äußern.

Digitized by Google

(Chineſiſche Vorſtellung vom Tode.) Profeſſor Kidd in ſeinem vor kurzem erſchienenen Werke über China erzählt folgende von ihm ſelbſt erlebte Thatſache: Ein Chineſe, einer grauſamen Mordthat überwieſen, wurde zu einer lebenslänglichen Transportation verurtheilt. Seine Freunde, welche um eine Milderung ſeiner Strafe nachſuchten, wünſchten, daß ich mich bei dem Gouverneur, mit dem ich gut ſtände, für ihn verwenden möchte. Ich führte die Natur des großen Verbrechens als Grund an, warum ich einem ſolchen Geſuche mit gutem Gewiſſen nicht nachkommen könnte, ſelbſt wenn ich eines guten Erfolgs ſicher wäre, und fügte hinzu, daß ſie es ſchon für eine Gunſt anſehen müßten, daß der Verbrecher nicht gehängt wurde. Dieſer erwiederte mir ſogleich, daß er die Transportation für eine viel härtere Strafe halte, als den Tod; denn in dieſem Falle, fügte er hinzu, würden ſeine Aeltern, die noch lebten, ihm ein Leichenbegängniß und die gehörigen Todes-Ceremonien auf ſeinem Grabe anordnen laſſen, während es ihm jetzt unmöglich ſey, weil er dieſer Vortheile beraubt wäre, mit ſeinen Aeltern und Freunden je wieder im Leben oder nach dem Tode zuſammenzukommen.

(Düſſeldorf, 22. Febr.) Ein trauriger Vorfall, welcher die allgemeine Theilnahme unſerer Nachbarſtadt Neuß in Anſpruch nimmt, hat ſich vorgeſtern alldort ereignet. Ein eine halbe Stunde von Neuß wohnender achtungswerther Müller, welcher in Geſchäften dorthin gekommen war, kehrte in einem Wirthshauſe vor Neuß ein, um daſelbſt ein Glas Bier zu trinken. In dieſem Wirthshauſe ſaß ein Mäkler von dort, welcher eben erzählte, daß er jüngſt auf offener Straße von ſeinen Feinden durchgeprügelt worden ſey, und er ſich deßhalb genöthigt ſehe, geladene Piſtolen bei ſich zu tragen. Kaum hatte er ein ſolches Gewehr aus der Taſche gezogen, als daſſelbe losging, die Ladung obengenanntem Müller, einem Familienvater von 4 Kindern, in die Bruſt fuhr und ihn lebensgefährlich verwundete. Der Thäter hat nach dem Vermuthen des Unglücklichen nicht die Abſicht gehabt, ihn zu ſchießen, ſondern die Piſtole ſoll nur durch Unvorſichtigkeit losgegangen ſeyn. Der Urheber des Unglücks hatte Anfangs die Flucht ergriffen, ſoll ſich aber heute ſelbſt der Staatsbehörde in Düſſeldorf überliefert haben.

Vor wenigen Tagen wurde in Paris die neue komiſche dreiaktige Oper von Scribe und Auber: „der Herzog von Olonna“ mit großem Beifalle zum erſten Male aufgeführt. Sie ſpielt in Spanien, zur Zeit des Krieges zwiſchen Philipp V. und einem Erzherzoge von Oeſterreich.

Friedrich Halms „Sohn der Wildniß“ ſoll in Wien ſehr gefallen haben und wird ohne Zweifel auf allen deutſchen Bühnen gegeben werden.

Korreſpondenz.

Darmſtadt, 21. Febr.

Am vorigen Freitag wurde das von dem Hrn. Balletmeiſter Teſcher eingerichtete pantomimiſche Ballet: »der Geburtstag, oder: die alte Garde«, auf dem großh. Hoftheater zur Aufführung gebracht. Der Inhalt des Stücks (eine Geburtstagsfeier auf dem Gute eines penſionirten Generals, mit Gratulationen, ländlichen Aufzügen, Feſtſpielen, mit einer Verſöhnungsſcene und militäriſchen Evolutionen) iſt zwar ziemlich einfach, aber doch intereſſant genug, um der pantomimiſchen Darſtellung hinreichenden Stoff zur Beſchäftigung darzubieten. Wenn gleich die Mimik, die doch nur ein Theil der Schauſpielkunſt iſt, nie ſelbſtſtändig aufzutreten verſuchen ſollte, da der fehlende Ton der lebendigen Rede eben ſo wenig durch die ſtellvertretende Zeichenſprache, als durch die ſie begleitende Muſik erſetzt werden kann, ſo iſt doch dieſe Art der theatraliſchen Darſtellung, die von der Tanzkunſt ihren höchſten Schmuck entlehnt, eine zu allgemein verbreitete, als daß man mit einer Richtung des Kunſtgeſchmacks hadern ſollte, der — wenn auch auf einem Abwege — gleichwohl nicht unbedingt getadelt zu werden verdient. Schön iſt es immer, wenn an die Productionen der höheren Tanzkunſt ſich zugleich ein dramatiſches Intereſſe knüpft, wäre auch letzteres von keiner großen Bedeutung, wie es bei vielen Ballets der Fall iſt. In beiderlei Beziehung hatte die Teſcher'ſche Kunſtſchöpfung ihre eigenthümlichen Reize, die nicht unerkannt blieben. Fräul. Dobritz glänzte in dem Pas des deux sérieux, welchen ſie mit Hrn. Dornewaß tanzte. Die bewundernswürdige Leichtigkeit und Grazie ihrer Bewegungen ſchien ſie bisweilen über das Geſetz der Schwere zu ſtellen, und es lag etwas Elfenartiges in ihrem Tanze, dem nur der Mondſchein in der Mitternachtsſtunde und Erlkönigs Töchter fehlten, um einen Reigen mit ihnen zu verſuchen. Eben ſo zeigte ſich auch Hr. Dornewaß in ſeiner Sphäre als ſehr kunſtgewandt und mit einer ausgezeichneten Springfertigkeit verſehen, die auf eine ungewöhnliche Muskelkraft ſchließen läßt. Ein anderer Glanzpunkt war der äußerſt ergötzliche Aufzug der alten Garde, der eben ſo ſchön gedacht als ausgeführt war. Dieſe Scene wurde vielfach beklatſcht und mit Beifallsbezeigungen begrüßt. Es knüpften ſich aber auch daran alte Erinnerungen, die durch die Uniform und das Exercitium der ehemaligen Pirmaſenzer Grenadiere in ſo heiterer Weiſe hervorgerufen wurden. — Geſtern Abend erfreuten wir uns der Aufführung der Oper: »Oberon«, welche wieder mit jener Pracht der Darſtellung gegeben wurde, wie wir dieſelbe auf unſerer Bühne zu ſehen gewohnt ſind.

Charade.

Was Hain und Flur erquickt in kühler Nacht,
Was glänzend uns in heitern Sommertagen
Im Morgenſonnenſtrahl entgegen lacht,
Das wird dir meine erſte Sylbe ſagen.

Bei meinen Letzten hört man viele Klagen,
Der Weiberfeind vergleicht ſie Frauenſinn.
Das Ganze ſtört des Winters Wohlbehagen,
Doch iſt dafür der ſchönern Zeit Beginn.

H. F.

Logogryph.

Wirf aus dem Koth ein ra heraus,
So wird ein gut Getränk daraus.

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 1. März. Die Puritaner, große Oper in 3 Abth., Muſik von Bellini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

No. 61. Mittwoch, den 2. März 1842.

Die Waise von San Lucar.

Eine Novelle aus der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, von ...

(Fortsetzung.)

„Aber was soll denn mit dem Knaben werden? — Du willst ein ganzes Ziel und nur halbe Mittel," sprach José.

„Bedaure mich, José, aber spotte nicht."

„Ich bedaure Dich!" sagte Jener; „aber ein leises Spötteln verzog seinen Mund unwillkürlich.

Don Ramon de Quevada bemerkte das, und fragte bitter: „Hast Du Dich leichter mit dem Himmel ausgesöhnt, als Du Marietta, diesen Engel, opfertest? — Ist ihr Bild Dir nie wieder vor die Seele getreten? — Rede! wär's anders, so wär'st Du ein Teufel!"

Der Prior fuhr mit der Hand über die Stirne. „Laß die Todten ruhen!" sagte er. „Was das heiße Blut der Jugend verschuldete, büßt unter Thränen der Reue das kühlere Alter. Ich bin Mönch geworden, Ramon, ich, der ich die größten Ansprüche an das Leben hatte. Das sagt mehr, als viele Worte sagen würden."

Es trat eine Pause ein, die wohl der Seele einen Blick über die Tage, die da waren, gewähren mochte; aber sie kehrte schnell zur Gegenwart zurück, weil dieser Blick auf Dinge fallen mußte, die nicht geeignet waren, einer heitern Stimmung förderlich zu seyn.

„Wir müssen über den Knaben reden," hob Don Ramon endlich wieder an. „Du siehst, er hat ganz die Constitution seiner Mutter, die, wie alle ihre Verwandten, an der Schwindsucht starb. Ich kann Dir sagen, daß diese unsinnige Mutter durch ihre Verzärtelung vollends den Grund legte, daß er so leidend und hinsiechend wurde, wie er ist. Die Aerzte verlangen, daß er reine Gebirgsluft athme. Da dachte ich denn, sie sey wohl nirgends reiner, schärfer als hier, wo, wie man sagt, nur Lungen aushalten, welche die Dauerhaftigkeit des Gußeisens haben. Du sollst nun sorgen helfen, daß ich auf ehrliche Weise bald allein im Besitze der Reichthümer meines hochseligen Vetters bin. Hast Du mich verstanden? Was ich thun werde, sollst Du bald erfahren."

„Gut, Ramon; ich bin Prior. Der Convent wird sagen: Was wird uns für die Last eines hinwelkenden Knaben? Es ist eine Last, Ramon."

„Gut, daß Du daran denkst. Schreibe Du morgen einen Contrakt. Stipulire Du die Verpflegungssumme. Ich zahle, und" — fügte er lächelnd hinzu, „ich zahle um so lieber, je gewisser ich weiß, daß ich nicht lange zu zahlen haben werde."

„Das also ist beendet," sprach der Prior; „aber wie soll ich das Kind behandeln? Soll ich der Dringlichkeit der Umstände Gehör geben und nachhelfen?" — Ein lauernder Blick verfolgte den Don Ramon, der aufgestanden war, und mit großen Schritten das Gemach maß. Er hielt plötzlich ein, und sah den Prior durchbohrend an.

„Um aller Heiligen Willen, thue das nicht, Prior! Nein, nein! Gieb ihm einen Leiter, so sanft als Du ihn im Kloster hast. Sey mild, und suche ihm die wenigen Stunden seines Daseyns zu versüßen. Er wird nicht zwei Jahre hier ausdauern, und dann —" „Requiescat in pace!" sprach der Prior ergänzend.

„Und wenn Du nach San Lucar übergehst, empfiehl ihn Deinem Nachfolger!" sagte Ramon bittend.

„Es soll geschehen. Dein Erbe bleibt Dir ja doch, da Du einstweilen Vormund bist. Du wirst ein gewissenhafter Vormund seyn, um ein desto besserer Vater seyn zu können. Aber sprich, warum gehst Du nicht den sichreren Weg, und vermählst Dein Kind mit Antonio? —"

„Er wird sterben!" sagte Ramon. „Die Aerzte sagen das."

Der Prior zuckte die Achseln. „Das ist nun Deine Sache; und Du nimmst das Gewisse für das Ungewisse. Wo ist Dein Kind, und wie geht es ihm?"

„Maria ist bei der Gräfin Villareal."

„Das heißt, gut übersetzt, bei Deiner Frau."

„So ist es."

„Wo aber ist die?"

„In Bayonne."

„In Frankreich?"

„Es ist eine liebenswürdige Laune, daß sie nicht ein Mal dieselbe Luft mit mir athmen will."

„Viele Liebe! In der That, Ramon, es scheint, sie ehrt Dich sehr? —"

„In der That, Prior, Du trifft das rechte Wort."

„Woher dieser Haß? Sie war Dir doch nicht gram?"

„Ach, sie hat mehr erfahren, als gut war!"

„Das heißt, sie erfuhr, daß ihr Geliebter, ihr Bräutigam von Deiner Hand fiel? Nicht wahr? Nun, so etwas empfiehlt gerade nicht."

Digitized by Google

„Gott weiß, wie sie es erfuhr," sagte Ramon.

„Aber ihr Reichthum war doch Dein?"

„Nein!" rief halb wüthend Ramon. „Sieh, da liegt der Fluch meiner That, daß ich dennoch das Ziel nicht erreichte. Sie war so schön; aber nicht diese Schönheit ließ mich ihrer begehren, sondern ihr unermeßliches Vermögen. Sie wurde nach Mendizabals Tod mein Weib; aber seit sie zur Kenntniß der Verhältnisse kam, hat ihr Vater mir Alles entzogen, und ich habe gedarbt — José, höre, ich habe gedarbt bis heute. Erst jetzt thut sich mir die goldene Pforte auf — und dieser sieche Knabe wehrt mir dennoch den Eingang!"

„Das wird sich geben," sagte José. „Ihr trennt Euch also?"

Der Erzbischof von Malaga sprach die Trennung von Tisch und Bett aus. Sie lebt in Bayonne, und mein Kind sah ich seit acht Jahren nicht wieder, und werde es, so lange die Villareal lebt, nicht sehen."

„Das ist betrübend."

„Ja, das Alles sind die Aehren, die mir jene Aussaat trug."

„Nun wird es besser werden!"

„Ich hoffe es, und — ich will Alles aufbieten, diejenige Höhe zu erklimmen, die mein glühender Ehrgeiz fordert!"

Die Herzensergießungen der beiden Jugendfreunde hatten bis ziemlich tief in die Nacht gedauert. Die Kerzen waren tief herabgebrannt und die Stunde der Ruhe kam.

Am andern Morgen wurde der Contrakt aufgesetzt, welcher dem Kloster für Pflege, Erziehung und Unterricht des jungen verwaiseten Antonio de Quevada eine höchst bedeutende Summe aussetzte.

Noch an demselben Tage verließ Ramon das Kloster wieder, ohne jedoch den Knaben auch nur mit einem Blicke gesehen zu haben. Er eilte nach Madrid.

„Du wirst bald von mir hören!" sagte er scheidend zu dem Prior, dieser aber beugte sich demüthig und sagte: „Der Wille des Herrn geschehe!"

Was wollte Don Ramon in Madrid? Sich mit dem Hause der Villareals aussöhnen? Dazu war er zu stolz. Sie hatten ihn, den Eidam und Schwager, darben lassen; der alte Villareal war ein Freund Don Pedro's de Quevada gewesen, das allein war genug, ihn von ihnen entfernt zu halten; aber hätten sie ihm die Hand geboten, er würde gerne sich ausgesöhnt haben, um sein Kind wieder zu sehen. Der alte Villareal starb bald darauf. So war die Hoffnung hin.

Es war ein anderer Grund. Ehrgeiz und Habsucht waren die Götzen seiner Seele. Die Letztere war befriedigt, nun sollte es auch der Erstere werden. Er war nun der Senior eines alten Hauses, dessen Namen in dem ritterlichen Ehrenkranze der Nation eine unaustilgbare Stelle einnahm. Grand Erster Classe und reich — so lag vor ihm die unermeßliche Ausdehnung der Würden und Ehren dieser Monarchie, die so viel auf äußern Glanz hielt. Was wollte ihn hindern, die höchsten Ehrenstellen zu erklimmen? Don Ramon war ungemein schlau. Er kannte die Wege, die zum Ziele führten; daher höfelte er der Geistlichkeit außerordentlich. Er suchte am Hofe sich Freunde zu machen. Dies gelang, und er kam in die Nähe der Person des Monarchen. Die Schleichwege der Intrigue zu verfolgen, die Mittel eines alle Ehre hintansetzenden Emporkömmlings zu betrachten, kann nicht erfreulich seyn. Darum mag der Leser gerne diese Blätter in der Geschichte des Don Ramon überschlagen sehen; allein zwei Jahre später finden wir ihn, geschmückt mit den höchsten Orden der Monarchie, dem von Calatrava und dem goldenen Vließe, in der Hafenstadt Palos, von der einst Columbus in die neue Welt absegelte, auch bereit, dorthin sich einzuschiffen.

(Fortsetzung folgt.)

Gefängniß-Literatur.

Im Laufe des vergangenen Monats ist in Hamburg ein höchst interessantes Schriftchen erschienen unter dem Titel: „Sendschreiben an einen auswärtigen Freund über den in Hamburg bevorstehenden Neubau der Strafgefängnisse, von M. H. Hudtwalcker, Dr. und Senator." — Von dem als ausgezeichneter Criminalist bekannten Verfasser, der früherhin mit Krumme „criminalistische Beiträge" herausgab, konnte um so mehr etwas Tüchtiges erwartet werden, als er schon viele Jahre lang Vorstand der Hamburger Polizei und gegenwärtig auch Präsident des Verwaltungsrathes der Besserungsanstalt sittlich verwahrlos'ter Kinder zu Hamburg ist, somit aus Erfahrung Gefangene, Gefängnisse und Besserungsanstalten kennt. Dies wichtige Schriftchen dürfte aber noch besonders deßwegen ein allgemeineres Interesse erregen, weil es einfach, klar und für Jeden, auch wer sich nicht speziell mit dem Gegenstande beschäftigt hat, verständlich geschrieben ist.

Zuerst schildert er die Mängel der alten (in Hamburg, bei uns und anderwärts noch üblichen) Gefängnißverfassung und zeigt, wie dieselbe weder den Charakter der Strafe habe, noch im mindesten dazu beitrage, vor Rückfällen zu schützen. Eine bloße Verschärfung der Strafe sey nutzlos, Klassifikation der Verbrecher kaum ein Fortschritt und ein trügerischer, gefährlicher Irrthum. Nach Schilderung des auburnischen und pennsylvanischen Bußsystems führet er die trefflich entwickelten Gründe des Gouverneurs (und zugleich Kaplans) von Milbank, des Hrn. D. Nihill, für das letztere an und großentheils unter besonderer Berücksichtigung der mit geringer Sachkenntniß und großer Leidenschaftlichkeit abgefaßten Schrift Temme's (die preußischen Strafanstalten) erörtert er mehrere Punkte noch weitläufiger und widerlegt die dem (pennsylvanischen) System absoluter Isolirung der Gefangenen von einander zuweilen gemachten Vorwürfe von Kostbarkeit, Härte und Gesundheitsschädlichkeit. Nach Hervorhebung der speziellen Vorzüge des pennsylvanischen Systems, wie der Möglichkeit einer Abkürzung der Strafzeit, der Verhinderung von Bekanntschaften und Verbrüderungen der Gefangenen unter einander u. s. w., spricht auch er sich in jeder Beziehung entschieden für das sich immer weiter verbreitende*) philadelphische (oder pennsylvanische) System aus.

---

*) Nach den neuesten Nachrichten aus London betreiben Sir Robert Peel und Sir J. Graham trotz des (von Hudtwalcker mit Recht als Schreier bezeichneten) Sir Peter Laurie die Umwandlung der auburnischen englischen Gefängnisse in pennsylvanische mit gleichem Eifer, wie früherhin das Whigministerium, Lord John Russel an der Spitze.

Digitized by Google

Am Schlusse der Schrift erfahren wir nun, daß das Gefängnißkollegium und eine aus Mitgliedern des Senats und jenes Kollegiums zusammengesetzte Kommission für Hamburg Folgendes vorschlägt: Für die Herumtreiber, Bettler und Gewohnheitstrinker (Strömer) soll ein auf 400 Personen berechnetes Strafarbeitshaus erbaut und die daselbst Inhaftirten sollen dem System absoluten Stillschweigens bei gemeinschaftlicher Arbeit unterworfen werden. Für alle eigentlichen Verbrecher hingegen, namentlich für alle jugendlichen, erstmaligen und alle solche, von denen noch Besserung erwartet werden kann (also auch Rückfällige nicht ausgeschlossen) beabsichtigt man, sobald die Strafe länger als 6 Wochen dauert und nicht in dem Untersuchungsgefängniß abgesessen werden soll, das pennsylvanische System eintreten und die Haft da, wo das Erkenntniß auf Zuchthaus lautet, in zwei neu zu erbauenden Flügeln, auf 150 Personen berechnet, verbüßen zu lassen, während für Vollziehung dieser Strafe, wenn nur auf Gefängniß erkannt worden, anderweitig gesorgt werden würde. Zucht- und Strafarbeitshaus brauchen nur den Flügeln nach getrennt zu werden und es kann sehr füglich Eine Centralverwaltung für beide eintreten. Das Maximum der Zuchthausstrafe soll vorläufig auf 10 Jahre festgesetzt werden mit der Anweisung für die erkennenden Behörden, daß die Freiheitsstrafe nach dem philadelphischen System für noch einmal so schwer anzusehen sey, als die bisherige. Vorerst wird nur ein Flügel erbaut werden, da dies hinreichen wird, und während 5 Jahren soll eine eigene Commission die Wirkungen und Erfolge des neuen Systems beobachten und erst nach Ablauf dieser Zeit der definitive Entschluß gefaßt werden.

Bei der Aehnlichkeit der Verhältnisse Hamburgs mit den unsrigen hat diese Schrift für Frankfurt ein besonderes Interesse.

G. W.

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 22. Febr.) In der höheren Welt macht in diesem Augenblick die Verhaftung einer vornehmen Gaunerin und Diebin großes Aufsehen. Frau v. W. vermißte eines Tages ein bedeutendes Paket Kassenanweisungen, und machte davon Anzeige bei der Polizei. Der Polizeirath Dunker erfährt von der Frau v. W., daß an dem Tage, wo der Verlust bemerkt wurde, nur Personen der höhern Stände zugegen waren. Unter ihnen befand sich eine Marquisin v. Hereford, ein Sprößling der berühmten englischen Familie. Diese Dame war es zunächst, welche dem Polizeirath Verdacht erregte, und er beschloß, bei ihr eine Untersuchung zu veranstalten, welche jedoch unfruchtbar auszufallen drohte, da die Marquisin bereits von dem Vorfall in Kenntniß gesetzt war, und Zeit gehabt hatte, alles Verdächtige zu beseitigen. Am Morgen nach dem Diebstahl, in den letzten Tagen der vorigen Woche, erscheint der Polizeirath Dunker bei der Marquisin. Auf sein Schellen wird ihm durch ein Kammermädchen geöffnet, welches er anscheinend zufällig fragt, wann die gnädige Frau am Abend vorher nach Hause gekommen sey? Das Mädchen antwortet, um 8 Uhr. Jetzt wird der Polizeirath vorgelassen, und findet eine sehr stattliche, feingebildete Dame. „Sie werden mir verzeihen", sagt der berühmte Polizeibeamte, „daß ich Sie störe. Ich bin der Polizeirath Dunker, und habe den Auftrag, die Umstände eines Diebstahls zu ermitteln, welcher bei Frau v. W. vorgekommen ist. Sie waren gestern dort, und ich bin in der Nothwendigkeit, auch an Sie einige Fragen zu richten. Wann sind Sie zum Beispiel gestern nach Hause gekommen?" Die Gefragte antwortete wiederholt, sie sey gar nicht abwesend gewesen. „Dennoch weiß ich", entgegnete der Polizeirath, „daß Sie erst um 8 Uhr nach Hause gekommen sind." — „Wer sagt das?" — „Ihr Mädchen." — „Das ist eine Lüge!" — „Verzeihen Sie, daß ich in diesem Falle dem Mädchen mehr glaube; es ist gar nicht abzusehen, warum das Mädchen eine Lüge sagen sollte. Dieser Umstand, und noch mehr Ihr Betragen überzeugen mich — daß Sie die Diebin sind. Streiten Sie nicht weiter, geben Sie mir Ihre Schlüssel." Die Schränke und Kommoden werden nun geöffnet, und es finden sich viele merkwürdige Gegenstände, aber nichts Verdächtiges, Konzepte einer Eingabe an Se. Maj. den König in Bezug auf den katholischen Kirchenstreit, Briefwechsel mit Gelehrten und hochgestellten Personen, unter Anderm auch ein Schreiben an den Pastor Binterim, in welchem sie sich als gute Katholikin darstellt, während sie in andern wieder als eifrige Protestantin erscheint. Unter diesen Papieren fand sich auch ein altes Stück Messing, und wie ein guter Polizeibeamter bei einer Untersuchung nichts unberücksichtigt läßt, so wurde auch dieses Stück mitgenommen. Nach so fruchtloser Durchsuchung verfügte sich der Polizeirath Dunker wieder zur Frau v. W., und zeigte ihr unter Anderm auch das Stück Messing. Kaum hatte Frau v. W. dasselbe erblickt, als sie es erkannte. Es war ein Andenken an irgend ein Lebensereigniß, und sie hatte es stets in ihrem Juwelenkästchen aufbewahrt gehabt. Die Juwelenschachtel wurde herbeigeholt, indessen fand sich, außer jenem Messingstück, Alles vor. Eine spätere Untersuchung aber hat ergeben, daß alle noch vorhandenen Juwelen unächt, und die ächten ausgebrochen und verkauft worden sind. Die Diebin muß also das Schmuckkästchen mehrere Tage in Händen gehabt, und dann wieder an Ort und Stelle geschafft haben. Bei Haller und Rathenau und andern Juwelieren hatte sie die Steine unter den unverdächtigsten Umständen verkauft, so z. B. in einem Schreiben von außerhalb als Frau von Alvenkleben sich angekündigt, die in Berlin ankommen und einen bedeutenden Schmuck zu Gelde machen wolle. Se. königl. Hoh. den Prinzen August hatte sie ersucht, ihr eine Stelle als Vorleserin zu verschaffen, und selbst Geistliche als ihre Gewährsmänner produzirt. Auch als Schriftstellerin war sie aufgetreten, und hatte eine Schrift des Fürsten G. über seinen Uebertritt zur katholischen Kirche übersetzt. Die Druckerrechnung bezahlte sie mit 60 bayerischen Kronthalern, die sie ebenfalls gestohlen. So soll diese Person hier sechs Jahre verkehrt, ein anständiges Haus gemacht haben, und nie ohne Geld gewesen seyn, ohne jemals zu borgen; sie pflegte nur zu stehlen. Die Nachforschungen nach ihrer Persönlichkeit ergaben, daß sie die Tochter eines Försters Mensen aus Hersfort in Westphalen ist, und ihr Paß hat ihr zu ihrem Marquisate verholfen, indem sie nur aus Mensen aus Hersfort, Mensen of Hereford machte, wobei ihr denn ihre große Gewandtheit, sich englisch auszudrücken, sehr zu Statten kam. Gegenwärtig ist die ausgefeimte Gaunerin eine Bewohnerin unserer Kriminalgefängnisse geworden, und man hofft von ihr noch manches Geheimniß zu ermitteln.

(N. C.)

Digitized by Google

Wir glauben, es war die sächsische Kammer, welche einmal sehr ernsthaft darüber debattirte, ob Frauenzimmer bei den Verhandlungen zugegen seyn dürften. Ganz kürzlich hat man sich in Genf mit derselben Frage beschäftigt, und dabei einen stattlichen Zopf sehen lassen. Der Professor de la Rive wollte von Weibern in der gesetzgebenden Versammlung Nichts wissen, weil sie, wie der gelehrte Herr bemerkte, „auf die Versammlung einen unheilvollen Einfluß ausüben könnten." Hr. R. Constant meinte dagegen, Männer, die ihre vierzig Jahre hinter sich hätten, würden doch wohl ihre Augengläser nicht nach der Gallerie hinaufrichten, um die Hüte und Hauben des schönen Geschlechts die Musterung passiren zu lassen. Endlich, nach langem Hin- und Herreden, wurde mit der Majorität von einer Stimme beliebt, die Frauen zuzulassen, worauf noch ein Hr. Carteret das Amendement stellte, man möge hinzufügen, daß sie aber nicht nöthig hätten, gleich den Personen männlichen Geschlechts, ihre Kopfbedeckung abzunehmen. Bei der Abstimmung ging das Amendement durch.

Um Jena herum soll der Wein so schlecht seyn, daß man sogar die Kinder zum Schweigen bringt mit der Drohung: „Still oder du mußt Wein trinken." (Bravo.)

Frankfurter Theater.

Czaar und Zimmermann. — Die Fremde. — Die Kartenschlägerin.

Das Repertoir der vergangenen Woche brachte uns eine gut aufgeführte und bei vollem Hause beifällig aufgenommene Wiederholung des Lortzing'schen Czaar und Zimmermann. Seit zwei Jahren wird diese Oper gern bei uns gesehen und hat dadurch ihren Werth bekundet. Die Musik ist eine glückliche Vermittlung zwischen der ernsten und leichteren Gattung und zeichnet sich durch gefälligen Melodienfluß, geschmackvolle Instrumentation, ansprechende Lieder und effektvolle Ensembles aus, während das Sujet eine angenehme Unterhaltung und wechselnde Situationen bietet; somit entspricht das Ganze den Anforderungen an den leichten und heiteren Styl der komischen Oper. Die vorzüglichen Leistungen des Hrn. Oettmer, welcher den Bürgermeister von Sardam mit dem behaglichsten Humor darstellt und mit Gediegenheit singt, des Hrn. Pischeck, dessen Czaarenlied durch seinen schönen Vortrag zu einem allgemein beliebten geworden, und der Dem. Kratky, welche als Marie durch Spiel und Gesang den vollsten Anspruch auf Anerkennung gewonnen, sind bekannt. Hr. Nork als Peter Iwanow stattete diese Rolle durch ein sehr ansprechendes und von gemüthlicher Komik belebtes Spiel aus und hob auch die Gesangpartie schön und geschmackvoll hervor. Das Fach der Spieltenore ist durch ihn sehr genügend besetzt, um so mehr, als seine Stimme in letzterer Zeit an Klang gewonnen hat und er sie verständig zu gebrauchen weiß.

Fortdauernde Unpäßlichkeiten haben auch in dieser Woche wieder störend eingewirkt, so daß unser Komödienzettel zu keiner Stabilität kommen konnte und sich oft zweimal des Tages metamorphosiren mußte. Die Direktion mag dabei oft genug in peinliche Verlegenheit gerathen und man würde mit mehr Nachsicht urtheilen, wenn man immer wüßte, was Alles hinter den Coulissen hemmend und unterbrechend vorgefallen und wie eine unerwartete Heiserkeit oder ein verdorbener Magen den Plan und die Anordnung einer ganzen Woche in Verwirrung bringen können. Das auf solche Weise schon seit vier Wochen immer hinaus geschobene Benefiz der Dem. Lindner kam endlich am 22. d. M. zur Ausführung. Dem. Lindner hat es schon oft versucht, durch Darstellung gediegener Werke zum Besuche ihres Benefize einzuladen, dabei aber ihren Zweck nicht immer erreicht. Kann man es ihr verargen, wenn sie es mit dem guten Geschmacke einmal minder streng genommen und geboten hat, was die Masse anzuziehen nie verfehlt?

Dem. Lindner gab eine Frankfurter Lokalposse von ungenanntem Verfasser und ein Drama der Frau v. Weißenthurn — die Fremde. Hätte diese Fremde nur drei Acte, in welche sich die Handlung füglich hätte unterbringen lassen — und um Einen wenigstens sollte man sie jedenfalls kürzen —, so würde sie an Interesse und an Bühneneffect gewinnen. Zwar erhebt sich das Stück nicht über die Alltäglichkeit von hundert andern und ähnlichen, zwar ist Alles darin mit Wasserfarben gemalt, aber es hat doch einige nicht ganz undankbare Rollen und Momente für die Schauspieler. Der gutmüthige und nicht unhumoristische Schuhmacher (Hr. Baison), seine den Pantoffel über ihn haltende, bürgerlich-naive Frau (Dem. Lindner), die erst adelstolze und dann humane gestimmte Gräfin (Mad. Meck), die in weiblicher Anmuth und edler Resignation gehaltene Fremde (Mad. J. Hoffmann), der durch seine Selbstgefälligkeit und Einbildung unterhaltende Rittmeister (Hr. Grahn), der junge Liebhaber (Hr. Schneider) u. a., — verfehlten bei gehöriger Darstellung den gewöhnlichen Theatereffekt nicht. Die Novität wurde ruhig hingenommen. Eben so verfuhr man gegen das darauf folgende Lokalluftspiel — die Kartenschlägerin. Aus Achtung für die Benefiziantin ließ man Gnade für Recht ergehen.

Am 27. wurde die Kartenschlägerin wiederholt und der jetzt hervortretende Name des Verfassers C. H. L. Hallenstein war nicht imponirend genug, um das Stück vor dem Falle zu retten. Es wurde mit allen Zeichen entschiedenen Mißfallens aufgenommen und muß nun bei Seite gelegt werden. Das Urtheil der Welt ist oft ungerecht, hier aber war es gerecht. Man kann sich diesmal über einen Akt der öffentlichen Rüge nur freuen; denn was sollte am Ende daraus werden, wenn Lokalpossen so niedriger Art und so gehaltlos auf der Bühne sich ein Terrain zu erobern vermögen würden. Hat sich doch ohnehin schon soviel Unwürdige eingedrängt und liegt doch schon so viel Schmutz, den man längst hätte wegfegen sollen, in den Hallen Thaliens! Wenn das Wesen der Lokalposse darin besteht, daß sie Sitten und Charaktere eines bestimmten Ortes scharf und bezeichnend, wenn auch mit einiger Uebertreibung schildern, daß sie Verkehrtheiten, Thorheiten und lokale Vorurtheile vor ihr Forum ziehen und belächeln, daß sie uns durch treffende Lokalwitze und fröhlichen Humor unterhalten und belustigen soll, so genügt die Kartenschlägerin keiner dieser Anforderungen. Ist es aber die Aufgabe der Lokalposse, Trivialitäten aufzuhäufen, Individuen von gemeiner Natur und von niedriger Gesinnung darzustellen, alle Roh- und Derbheiten des Pöbeldialekts den Schauspielern in den Mund zu legen und nur durch plumpe Aeußerlichkeiten Effekt zu machen, so ist diese Aufgabe in der Kartenschlägerin vollkommen gelöst und die Figuren des Herrn Nuß, der Jungfer Cathrine, der Frau Streckfuß und der Frau Kohlin sind mit den schmutzigsten Farben gemalt. Es scheint uns an der Zeit, gegen solche Unziemlichkeiten, welche unsere Bühne zu überschwemmen drohen, einmal ein ernstes Wort zu reden. So gerne wir auch der Lokalposse Manches einräumen, so wenig wir sie auch mit ängstlicher Pedanterie vor den Richterstuhl der Aesthetik ziehen wollen, so hat doch Alles seine Gränzen und die Bühne darf nie zur Kneipe herab gewürdigt werden. In diesem Sinne hat das Publikum sein Votum abgegeben und wir hoffen, daß man hinfort darauf Rücksicht nehmen und nur solche Lokalpossen vorführen möge, welche sich mit dem Anstande und dem guten Geschmacke wenigstens einigermaßen in Einklang bringen lassen.

D.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 3. März. (Zum Vortheile des Hrn. Oettmer und zum Erstenmale): Der politische Zinngießer, Vaudevilleposse in 3 Abth., nach Holberg neu bearbeitet und zusammengestellt von Birnbaum. Einlage im dritten Act: Die Nasen-Harmonika, musikalischer Scherz.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 62. Donnerstag, den 3. März 1842.

Die Waise von San Lucar.

Eine Novelle aus der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, von ***

(Fortsetzung.)

Don Ramon wohnte in einem stattlichen Gebäude. Umgeben von Dienern und Hidalgo's, welche dort, wo so Vielen das Glück schon gelächelt, auch das ihrige suchen wollten, harrte er auf günstigen Wind, um die Galeere zu besteigen, welche ihn, den wohlbestallten Adelantado, nach Cuba tragen sollte, den Vicekönig in sein kleines Reich. –

Da meldete man ihm den Abt von San Lucar.

Mit einer auffallenden Hast begab sich Don Ramon de Quevada aus der glänzenden Gesellschaft in das Closett, wo er bald Don José eintreten sah.

Der Abt verbeugte sich tief, und harrte der Anrede des Mächtigen.

„Bist Du toll geworden, José," rief heiter der Statthalter, „daß Du so devot da stehst? Bin ich nicht mehr Dein Freund Ramon?"

Der Abt lachte und trat näher, die Hand schüttelnd, welche ihm Ramon reichte.

„Du bist Graf, Adelantado von Cuba, Ritter von Calatrava und vom goldenen Vließe — wie dürfte der arme Abt von San Lucar es wagen? —"

„Laß die Possen!" rief Ramon, „und sage mir, ob ich meine Zeit in Madrid benutzt habe?"

„Ich gestehe Dir eine Meisterschaft zu, die ich Dir kaum zugetraut! —"

„Siehst Du, José, so schlummern Talente in der Menschenbrust, die man erst dann entdeckt, wenn Zeit, Umgebung und Umstände günstig zu ihrer Entwickelung sind. Und so glaube ich, liegen auch solche in Dir; denn die Menschenbrust gleicht dem Gebirge, in dessen Schooß ungekannt das herrlichste Metall ruht."

„Welche?" fragte der Abt.

„Ich meine die eines Inquisitors von Cuba."

Der Abt erbleichte in freudigem Schrecken. „Ramon, willst Du das Maß Deines Wohlwollens bis zum Ueberfließen steigern?"

„Ich meine, wir könnten uns dann so recht in die Hände arbeiten, wie meinst Du? —"

„Es wäre herrlich! Doch das liegt noch in weitem, sehr weitem Felde."

„Laß sehen. Lag der Abt von San Lucar näher? Du hast mein Wort, daß es werden soll. Habe Du Geduld, und suche Dich dem Großinquisitor in Madrid zu empfehlen."

„Es soll an mir nicht fehlen," sprach der Abt.

„Aber wie ist's mit Antonio?"

„Ich habe meinem Nachfolger geschrieben. Als ich Riol verließ, that ich, wie Du es gewünscht. Mein Nachfolger gab den Knaben einem Gebirgshirten in die Pflege, und dort ist er vor einem halben Jahre — gestorben. Ich bringe Dir diese Nachricht selbst, damit Du leichten Herzens über die See ziehen könnest."

Der Adelantado taumelte in einen Lehnstuhl und hielt beide Hände vor die Augen. So saß er eine Weile, dann zeigte er ein Antlitz, das von Freude strahlte.

„So sind alle meine Wünsche erfüllt!" rief er freudig, und Du kommst zur guten Stunde, um noch wegen der Güter in San Lucar meine Aufträge zu empfangen."

Beide blieben nun noch bis gegen Mitternacht in emsigem Verkehre. Dann wurden sie gestört. Der Schiffskapitain meldete, der Wind sey günstig geworden. Einige Kanonenschüsse verkündeten das genauer, und in aller Eile ging die Einschiffung vor sich. Der Mond beleuchtete die belebte Scene im Hafen. Nach etwa einer Stunde segelten zwei Galeeren aus dem Hafen, der ihnen seine Grüße von den Batterien nachsandte, und der Abt von San Lucar kehrte in sein Quartier im Kloster seines Ordens zurück, um mit Tagesanbruch nach San Lucar zu reisen.

Während Don Ramon de Quevada in Madrid die Fäden knüpfte zu dem Gewebe, dessen Resultat ihn zu der Höhe erhob, die ihn schmückte, als er nach Havannah absegelte, war der Waisenknabe von San Lucar, wie man Antonio im Kloster Riol nannte, der Pflege Fray Anselmo's übergeben worden, eines jungen Mannes von angeblich großer Beschränktheit, aber auch einer eben so großen Gutmüthigkeit. Anselmo war ein Baske, mit allen Eigenschaften dieses eben so seltsamen, als merkwürdigen Volksstammes ausgerüstet. Sein stilles Wesen, seine Zurückgezogenheit hatten ihm den Ruf der Beschränktheit gegeben, aber es war dies in der That nicht so. Ihn hatte man jung in's Kloster gesteckt, weil seine Mutter das gelobt hatte. Dort fand er nicht, was er suchte, nämlich kein Herz voll Liebe, das sich

Digitized by Google

zu ihm geneigt hätte. So zog er sich in sich selbst zurück, pflanzte die Blumen im Klostergarten und richtete sich in seiner Zelle Singvögel ab, denen er seine Liebe erwies. Durch Combinationen einzelner Worte war es ihm klar geworden, daß es mit dem Knaben eine besondere Bedeutung habe. Sein Anblick hatte ihn mit Liebe zu ihm, aber auch mit Mitleid erfüllt. Es war sein glühendster Wunsch, daß er ihm zur Pflege möge übergeben werden. Das kam denn auch ohne sein Zuthun, und er jauchzte, als er es vernahm. Eng und innig schloß er sich an Antonio an, und dieser, dem solche Liebe seit seiner Aeltern Tode fremd geworden war, ergab sich ihm in voller kindlicher Liebe zu eigen.

Anselmo ließ sich von dem Knaben Alles mittheilen, was er wußte. Er sann, stellte zusammen — und errieth, ohne daß er es dem Knaben sagte, daß man die Absicht mit seinem Hierseyn habe, ihn aus dem Wege zu räumen. „Das soll ihnen nicht gelingen!“ rief er aus, und pflegte nun den Knaben mit großer Sorgfalt. Ein Gebirgshirte, erfahren in der Kunst, die aromatischen Kräuter des Gebirgs zu sammeln und stärkende Tränke daraus zu bereiten, wurde von ihm heimlich zu Rathe gezogen, die Mittel vorsichtig angewendet — und siehe da, der Knabe, den die Affenliebe seiner Mutter auf eine höchst verkehrte Weise verzärtelt hatte, wurde stark und kräftig, und die Rosen der Gesundheit kehrten auf seine Wangen zurück.

Es war ein Glück für beide, daß der Prior José um diese Zeit nach San Lucar versetzt wurde als Abt des Dominikanerklosters; denn sonst würden gewiß beide getrennt worden seyn.

Der Nachfolger des Priors Don José war ein Mann, der aus einem andern Kloster nach Riol versetzt wurde, und die dortigen Verhältnisse am wenigsten kannte. Der Knabe war, trotz der bedeutenden Gabe, für ihn eine Last. Das merkte Anselmo, und schlug daher vor, ihn einem Hirten zu geben damit er schneller genese, und seinem Vormund zurück gegeben werden könne.

Dem Prior gefiel der Vorschlag ganz ungemein, und Antonio wanderte hinauf auf die Berge. Was Anselmo vorausgesehen, das geschah, Antonio wuchs immer fröhlicher heran. Er entwickelte bald eine Kraft und Gewandtheit, wie sie kaum ein Hirtenknabe im Gebirge besaß. Von Zeit zu Zeit besuchte ihn Anselmo. Das waren Festtage für Antonio und den Pater selbst. Und gerade diese Liebe zu dem Knaben flößte ihm stete Besorgniß ein, er möge wieder abgeholt werden. Er sah es gerne, daß der Hirte in andere Dienste trat und die Nähe des Klosters verließ, obwohl ihm das Glück dadurch entzogen wurde, seinen Liebling zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Georg Rapp und die Harmoniten zu Economy in Pennsylvanien.

(Vorgetragen im geographischen Verein am 26. v. M. in Frankfurt a. M. von Julius Blumenthal, Lehrer am Dr. Weil'schen Institute.)

An meinen Vortrag, „über den Zustand der Deutschen in den vereinigten Staaten, welchen ich früher hier zu halten die Ehre hatte, erlaube ich mir heute die Schilderung einer deutschen Colonie in Nordamerika anzureihen, deren Gründer zwar von Vielen verkannt worden, aber für ein unparteiisches Urtheil in der Geschichte der Deutschen in Amerika bis jetzt einzig dasteht, dessen Namen keinem Ohre in Amerika fremd ist, der klar bewiesen hat, was fester Wille und deutscher Fleiß selbst bei geringen Mitteln vermögen, und der, was auch befangene Berichterstatter über ihn sagen, dennoch das Nützliche mit dem Angenehmen sehr gut zu vereinigen verstand. Ich denke nämlich an Georg Rapp, die Harmoniten und seine Colonie Oekonomie.

Eine Gesellschaft Separatisten, welche einsahen, daß ihnen kein Staat Europas unbeschränkte Religionsfreiheit zugestehen würde, beschloß eine Wildniß aufzusuchen, um sich dort, wo bloß kraftvolle Fäuste erforderlich sind, die Wälder zu lichten, die Moräste zu entwässern, ein neues Vaterland zu erringen. Die würtembergische Regierung, unter deren Schutze sie früher lebten, und welcher alle Versuche scheiterten, die angeblich Verblendeten durch Vernunftgründe oder selbst durch Zwangsmittel zur Ruhe und Ordnung zurückzuführen, sah es nicht ungern, daß die der Staatsautorität Widerstrebenden einen andern Wirkungskreis wählten. Bürger, die keine Kirche mehr besuchten, die die eingeführten Ceremonien der Staatskirche, Taufe und Abendmahl nicht ferner beobachteten, auch sogar keine Soldatendienste mehr leisten wollten; solche Bürger ließ man ungehindert dem neuen Abendlande zuziehen, dem Lande, wohin einst ein Jahrhundert früher Wilhelm Penn, Lord Baltimore und Andere aus gleichen Ursachen Schaaren abweichender Protestanten und Katholiken geführt.

Nach Westen richtete sich der Blick der zwar gebeugten, aber nicht entmuthigten kleinen Schaar, voll Hoffnung, daß auch ihnen dort eine Freistatt sich öffnen werde. Sie sandten aber aus Vorsicht zuerst ihren Führer, den Bauer und Leinweber Johann Georg Rapp, zu Iptingen, im Amte Vaihingen gebürtig, im Jahre 1803 nach Amerika ab, um das Land kennen zu lernen, und sobald es seinen Wünschen entspräche, einen Ort zu ihrer Niederlassung auszuwählen. Der kräftige und geistesthätige, zugleich uneigennützige und gutmüthige Mann, welcher auf einseitige und parteiische Weise bald als herrschsüchtiger Despot, bald als finsterer Schwärmer geschildert wird, durchstreifte das Innere Pennsylvaniens und verkündigte nach seiner Rückkehr mit großer Freude: „Pennsylvanien sey das Land, wohin ein höheres Geschick sie rufe, und wo sie Gott nach den Aussprüchen der heiligen Schrift und ihrer eigenen Ueberzeugung anbeten dürften. Hier könnten sie ein Leben mit Gott, mit ihrem Nächsten und mit sich selbst in Frieden führen.“

Schon zu Ende des folgenden Jahres segelten über 50 Familien auf drei Schiffen von Amsterdam ab und landeten glücklich in Philadelphia. Sie kamen aber größtentheils verarmt und hülfsbedürftig dort an. Nur die Mildthätigkeit einzelner Menschenfreunde schützte sie vor dem drückendsten Mangel. Der Winter war da, keine Feldarbeit für sie zu finden, und Mann und Weib, Eltern und Kinder mußten sich trennen, um sich einzeln das Leben fristen zu können. Georg Rapp aber, ungebeugt durch das Schicksal, zog mit ohngefähr 80 Personen dem Westen zu und begann im Winter auf einigen auf Credit erkauften Acres Landes die Axt zu rühren. Elende Hütten, trauriger anzusehen als die Wigwams der Indianer, nahmen Weiber und Kinder auf. Mit diesen theilten

Digitized by Google

die in Philadelphia in Dienst gegangenen Brüder und Schwestern gern den erübrigten kärglichen Arbeitslohn, um sie vor der höchsten Noth zu bewahren. So verging der erste Winter; aber der Frühling brachte ihnen ein schöneres, wohlverdientes Loos. Ihre strenge Redlichkeit, ihr unglaublicher Fleiß, ihr treues und festes Zusammenhalten, hatte ihnen Freunde erworben. Ein reicher Engländer gab ihnen 500 Acres, in Terminen zahlbar, so daß sie keinem Mangel mehr bloßgestellt waren; dazu kaufte Rapp noch mehr Land auf Credit, den man ihm mit Freuden bewilligte. Nun sah sich der Führer im Besitze von sechstausend Acres unkultivirten Landes, acht Stunden von Pittsburg am großen Conaqueneſſing, im Kanton Buttler des Staats Pennsylvanien. Die Angehörigen wurden alle herbeigerufen, da aber viele unbemittelte Familien unter ihnen waren, welche kein Eigenthum kaufen konnten, die Wohlhabenden dagegen ein Gesammtvermögen von 2000 Dollars besaßen, vereinigten sich, durch ihre religiöse Gesinnungen bewogen, Bemittelte und Unbemittelte dahin, alle ihre Habe freiwillig zusammenzulegen. Der Arme sollte mit dem Reichen in gleiche Rechte eintreten, das Land gemeinschaftlich kultivirt werden, und wenn Einer oder der Andere später wieder auszutreten gedächte, sollte derselbe nur berechtigt seyn, seinen eingelegten Vermögensantheil wieder an sich zu ziehen.

Es waren, wie schon erwähnt, etwa 50 Familien, welche diesen Verein am 15. Febr. 1805 mit einander errichteten. Weil nun auch Vorgesetzte nöthig waren, so wählten sie öffentlich, fast einstimmig, den erfahrenen und festen Georg Rapp zum Vorsteher und noch sieben andere Männer zu Aeltesten der Gesellschaft, welche zusammen in geistlichen und weltlichen Angelegenheiten über das Wohl der Gemeinde zu wachen und nach den Gesetzen und Rechten, welche die Gemeindeglieder selbst verfaßten, zu handeln hatten. Sie sollten namentlich zur Unterdrückung aller Untugenden und Laster, die dem Worte Gottes und der Religion zuwider wären, kräftig beitragen; sie sollten aufmerksam seyn, daß Ueppigkeit und Luxus sowohl in der Kleidung als übrigen Lebensweise nie einen höhern Grad erreichen dürften, als es die von den Mitgliedern selbst verfaßten Verordnungen erlaubten und die Umstände zuließen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt.) Dr. A. Bodens Schrift — Zur Beurtheilung der theistlichen Glaubenslehre des Dr. Strauß u. s. w. Frankfurt a. M. bei J. D. Sauerländer — wird in Nr. 43 der Magdeburger Zeitung in einem größeren Aufsatz sehr günstig besprochen. — Aus dem Amsterdamer Handelsblatt vom 21. v. M. ersehen wir, daß der talentvolle Pianist Conrad Baldenecker aus Frankfurt a. M. in Amsterdam ein Concert gegeben und jene Anerkennung gefunden hat, welche seiner Virtuosität auch in anderen Städten zu Theil geworden.

(Intelligenz der Insekten.) Hr. Clairville, Vorsteher der Entomologie der Schweiz, berichtet eine sehr interessante Beobachtung bei dem necrophorus vespillo (Todtengräber.) Man weiß, daß diese Insekten die Gewohnheit haben, den Körper irgend eines Säugethieres zu begraben und in die Leiche ihre Eier zu legen, damit die Larven später ihre Nahrung in den Ueberresten des Thieres finden. Dies ist Instinkt, denn alle Insekten dieser Gattung thun dasselbe auf dieselbe Weise, und man kann ihnen keine persönliche Voraussicht in eine solche Ferne zuschreiben; die folgende Thatsache zeugt aber von Einsicht. Der genannte Gelehrte sah bei einem Spaziergange auf dem Felde einen Todtengräber, der damit beschäftigt war, eine Grube unter dem Körper einer todten Maus auszuhöhlen, um sie zu begraben. Da aber der Boden zu fest war, suchte das Insekt einen andern Ort auf, wo die Erde weicher war, und grub dort eine Höhle aus; nach Vollendung derselben kehrte es zur Maus zurück und strengte alle Kräfte an, um sie nach dem Grabe zu schleppen; nach wiederholten Anstrengungen erkannte er dieselbe zu schwer für sich allein; er flog fort und kam bald mit 4 andern seiner Gattung zurück, welche ihm halfen, die Leiche nach der neuen Grube zu ziehen, um sie dort zu verscharren. Die Herren Kirby und Spencer erzählen in ihrer Einleitung in die Entomologie eine ähnliche, aber noch merkwürdigere Thatsache, in der sich die Einwirkung der Insekten auf ihres Gleichen noch deutlicher zeigt. Ein Insekt von der Gattung der Scarabaen (Käfer) arbeitete an der Formung von Kügelchen aus Mist, um, nach den Eingebungen seines Instinkts, seine Eier hineinzulegen und sie hierauf zu verscharren. Ein auf diese Weise gebildetes Kügelchen rollte das Insekt zu verschiedenen Malen von der Höhe einer kleinen Erhöhung herab und schleppte das herabgerollte jedesmal wieder hinauf, augenscheinlich in der Absicht, demselben mehr Festigkeit zu geben. Endlich fiel das Kügelchen in eine tiefe Höhle, aus der es der Käfer mit aller Anstrengung nicht wieder ziehen konnte. Er lief nach einem benachbarten Misthaufen und holte sich 3 andere Käfer, mit denen er gemeinschaftlich dasselbe herausholte. Als das Ziel der Arbeit erreicht war, gingen die Helfer nach ihrem Misthaufen zurück, und setzten ihre unterbrochene Arbeit, die ebenfalls im Bilden von Kügelchen bestand, fort, während der andere das so mühsam Wiedergewonnene allein einscharrte.

(Ein literarischer Prozeß.) Seit drei Monaten verfolgt man mit Spannung die Verhandlungen eines Prozesses des Journals „la Presse" gegen den Grafen Courchamps, welcher als Original diesem Blatte eine Novelle verkauft hatte, die aus einem vor 27 Jahren erschienenen Buche des Grafen Potocki copirt war. Der Advokat der „Presse" verlangt für diesen Mißbrauch des Vertrauens einen Schadenersatz von 25,000 Franken, und der königliche Procurator hat auf 10,000 Franken Geldbuße angetragen. Bei dieser Gelegenheit erhält man auch einige Andeutungen über die großartigen Honorare der ersten Pariser Blätter an Frankreichs erste Schriftsteller. So erhielt Balzac für sechs Feuilletons des Dorfpfarrers 3000 Franken Honorar; Scribe für die Novelle „Judith" 2000 Franken; Lamartine für ein Feuilleton, noch dazu in Versen, welche jetzt überall im Cours gefallen sind, die enorme Summe von 1000 Franken; Eugen Sue für die Publication seines letzten Romans „Mathilde" 7000 Franken. Und doch ist damit das Werk noch nicht bezahlt, da der Verleger, welcher den Roman aus den Spalten des Journals nachdruckt, ungefähr dasselbe Honorar an den Autor zu entrichten hat, und dieser die Erlaubniß, einzelne Novellen aus seiner Feder nachzudrucken,

den kleinern Journalen wieder gegen nicht unbedeutende Gebühren ertheilt. So ist es erklärlich, wie Schriftsteller ersten Ranges in Paris nicht nur angesehen, sondern auch reich werden können und sind.

Es vergeht kein Monat, daß man nicht in öffentlichen Blättern von einem aus unvorsichtigem Umgehen mit Feuergewehren entstandenen Unglück liest. Die damit verbundene Warnungsstimme aber verhallt immer noch im Winde. Dieser Tage ging ein Soldat der weimarischen Truppenabtheilung, welche zur Abwehr des Holzfrevels im Amte Kaltennordheim liegt, spät Abends in eine Spinnstube des Dorfes Wollmuthhausen. „Dich möchte ich todtschießen", mit diesen Worten legte er auf ein zuvörderst sitzendes, ihm unbekanntes Mädchen sein Gewehr an, welches er an diesem Tage abgeschossen, dann aber wieder in der Trunkenheit geladen hatte, und wovon ihm nur der erste Umstand, nämlich das Abschießen, noch erinnerlich war. Mit zerschmettertem Kopfe fiel das Mädchen todt zur Erde. Dicht hinter ihm saßen noch etliche Personen, an welchen die Kugel vorüber in die Wand fuhr. Was half es nun, daß sich der Thäter über die Leiche warf und mit zu sterben wünschte! Die Todte, die einundzwanzigjährige einzige Tochter eines Taubstummen, war als das schönste und bravste Mädchen der Umgegend bekannt und ihr tragisches Ende hat große Sensation gemacht. Das Militärobercommando von Eisenach hat den Thäter sogleich an das Criminalgericht Dermbach abgegeben. Ein alter Praktiker meinte, der eingewurzelte Unfug nähme nicht eher ein Ende, bis im Strafgesetzbuch stünde: „Wer scherzweise ein ungeladenes Feuergewehr auf einen Menschen hält, bekommt so und so viel Wochen oder Monate Arrest." Schon der Scherz in dieser Art ist unsittlich und möglicher Weise durch Erschreckung des Andern schädlich und verdient daher Strafe. (Dorfz.)

Doktor H. ist von dem Fürsten zum ordentlichen Professor ernannt worden — las Karl in der Zeitung, und fragte seinen Vater: „Gibt's denn auch liederliche Professoren?"

In einem gelehrten Kreise sprach man von den Dichtern, den epischen, tragischen, komischen, erotischen, didactischen u. a. „Sie vergessen gerade die zahlreichste Gattung", sagte eine Dame, „die Hungrigen!"

(Frankfurt a. M.) In dem heute stattfindenden Benefiz unseres beliebten Bassisten Oettmer, den wir nicht mehr lange den unserigen nennen dürfen, wird derselbe ein von ihm componirtes, seinen Freunden zum Abschied gewidmetes Lied an den deutschen Rhein einlegen.

Korrespondenz.

Usingen, 26. Febr.

Ein wichtiges Ereigniß steht unserer Stadt und unserem ganzen Amte bevor. Der landwirthschaftliche Verein hat auf den 5. März eine Versammlung in Usingen angekündigt. Zugleich soll alsdann, wie es verlautet, die Streckung des Weilbachs durch Hrn. Geometer Schmidt aus Siegen vorgenommen und endlich der Anfang zur Verbesserung unserer jämmerlich vernachlässigten Wiesengründe beginnen. Gott gebe seinen Segen, daß endlich den mit aller Zähigkeit am Alten hängenden Bewohnern unserer Gegend, die weder von Albrecht Thaer noch von der rationellen Landwirthschaft etwas wissen, ein Begriff beigebracht werde von den segensreichen Wirkungen vernünftigen Fortschrittes. Alles dauert bei uns ungeheuer lang: man ist jahrelang darüber einig, daß dieses oder jenes weit besser seyn könnte, kein Mensch hat etwas dagegen, weder Regierung, noch Behörde, noch die Bürger und Bauern selbst, und doch geschieht in zehn bis zwanzig Jahren in Dingen, die nur ein wenig Gemeinsinn und Unternehmungsgeist erfordern, gar nichts. So bei der bis zum Ekel mündlich und schriftlich besprochenen Angelegenheit der Wiesenverbesserung, die in andern Aemtern des Herzogthums, in Herborn und Dillenburg auf dem Gipfel der Vollkommenheit steht, so auch mit der Chaussee, welche die Aemter Idstein und Usingen mit der Wetterau verbinden soll, welche vor uns liegt und wohin wir nicht gelangen können, ohne einen Umweg von 10 Stunden zu machen. Wie kann da der Handel und Verkehr sich erheben, wie anderwärts? Hessen hat seine Chaussee fertig bis dicht an die nassauische Gränze, aber wir sind zu schläfrig, diese dargebotene Hand zu ergreifen und lassen lieber unsern Handel und Gewerbe schmachten, anstatt sie aus allen Kräften zu ermuntern und zu stärken.

Charade.

Du kannst unmöglich das Zweite seyn,
Ist dein Herz wie das Erste beschaffen.
Das Erste ist groß, wie Berge, und klein,
Es stumpfet und schärfet die Waffen;

Das Zweite willkommen wohl überall ist,
Es zieret das Mädchen, den Krieger;
Doch werden die Macht und die Hinterlist
Im Leben gar oftmals sein Sieger.

Das Ganze, bereitet durch Feuersgluth,
Es zeigt sich in vielen Gestalten;
Zum Dienste des Hauses da ziemt sich's wohl gut,
Ist drinnen nur Gutes enthalten.

Homonyme.

Sprichst du auf gallisch mich aus, erschein' ich in blendender Weiße,
Sprichst du auf deutsch mich aus, bin ich ein Schrecken dem Greise.

Gt—r.

Auflösungen in Nro. 60.

Charade: Thauwetter.
Logogryph: Moral.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 3. März. (Zum Vortheile des Hrn. Oettmer und zum Erstenmale): Der politische Zinngießer, Vaudevilleposse in 3 Abth., nach Holberg neu bearbeitet und zusammengestellt von Birnbaum. Einlage im dritten Act: Die Nasen-Harmonika, musikalischer Scherz.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 62. Freitag, den 4. März 1842.

Die Waise von San Lucar.

Eine Novelle aus der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, von ***

(Fortsetzung.)

Um diese Zeit zog Anselmo hinweg in ein anderes Kloster. Niemand außer ihm wußte, wo Antonio war, und Niemand hatte um ihn Sorge getragen; auch beunruhigte das weder den Prior noch einen Andern der Mönche, und als nun der alte Prior von San Lucar aus nach ihm fragte, da meldete ihm der Prior, um die Sache los zu werden, er sey gestorben. Er hielt sich um so eher dazu berechtigt, als seit Jahren Niemand nach dem Knaben gefragt.

Aber Antonio erging es wie der Pflanze, die lange Zeit im Zimmer gestanden, in verdorbener Luft, und die nun mit einem Male hinaus in die frische, freie Luft versetzt wird, wo die Sonne sie erwärmt und der Thau sie erquickt, der Regen den Staub von ihren Blättern fegt und die Luft sie belebend durchdringt. In üppiger Fülle treibt sie Blätter, Ranken und Blüthen. Ein neues Leben that seine Pforten vor ihm auf, und wies ihm eine Welt der Freiheit und der Genüsse, die er nie geahnet, noch weniger gekannt. Er sah den Wald in seiner majestätischen Größe, die Bergwiese in ihrer Blüthenpracht; er genoß die unermeßliche Fernsicht von den kahlen, schneereichen Gipfeln, und zählte die Städte und Dörfer in den Thälern und in der fernen Ebene. Er sah die Sonne aufgehen und untergehen, hörte den Donner rollen und sah den Blitz zucken, und genoß zum ersten Male alle diese Schauspiele, die eine so großartige Gebirgsgegend in einem Reichthume entfaltet, wie er nirgends gefunden wird. Das hatte magischen Reiz für ihn. Nun noch ein Mal in die finstern Mauern zurückzukehren, wäre ihm zehnfacher Tod gewesen. Er benützte aber auch die Freiheit, welche ihm der ehrliche Hirte ließ, der, selbst kinderlos, ihn als sein eigen Kind ansah, und durchstreifte die Berge, suchte das Nest des Spechts und der wilden Taube, verfolgte das Eichhorn über Stock und Stein, und erklomm nicht selten den Horst des Adlers mit einer Kühnheit, die ihres Gleichen nicht im Gebirge fand. Er lernte die Sprache der Basken, und wurde ein vollständiger Baske in Sitte und Brauch.

Diese Freiheit hatte jedoch auch ihre Gränze. Bald mußte er die Schaafe und Ziegen hüten. Dieß machte ihn noch robuster; denn nun lernte er der Witterung und allen ihren Einflüssen immer mehr trotzen; er bestand selbst Kämpfe mit dem Wolf der Gebirge und blieb Sieger. Das stählte seine Kraft und seinen Muth. Bald hatte Antonio, der mit seinem Pflegevater jetzt sich mehr in den Gebirgen an der Bidassoa aufhielt, einen Ruhm erworben, der ihm die besondere Aufmerksamkeit und das Wohlwollen der Gebirgsbewohner erwarb. Er galt für des Hirten Sohn; denn er redete das Baskische wie ein Landeskind. Er hatte ihre Sitten, ihre Gebräuche angenommen. So wuchs er heran, Allen werth; aber durch eine ungewöhnlich stolze, hohe Gestalt, durch eine so seltene und auffallende männliche Schönheit ausgezeichnet, daß er der Gegenstand der Eroberungssucht aller Mädchen war. Und doch blieb sein Herz so kalt, als sey es aus dem Granit der Pyrenäen geschaffen. Er scherzte mit Allen, tanzte mit Allen bei den ländlichen Festen; aber nie ließ er sich irgend in eine ernste Verbindung ein, ja nicht ein Mal mit den Jünglingen seines Alters ging er um. Oft sah man ihn einsam sitzen, den Kopf in die Hand gestützt und nachhängen den Erinnerungen aus seiner Kinderzeit, die mährchenartig hinter ihm lag. Diese Eigenthümlichkeit hinderte ihn aber nicht, mit seinem Pflegevater das höchst einträgliche Geschäft des Schleichhandels zu betreiben, welcher damals, wie heute, an der Gränze von Frankreich und Spanien in großer Ausdehnung, und begünstigt von dem wilden Gebirgslande, getrieben ward. Die Hüten kannten die geheimen Wege des Hochgebirgs, und ihnen war es ein Leichtes, diesen Handel zu betreiben. In diesem Zweige ungesetzlicher Betriebsamkeit erwarb sich bald Antonio einen Ruf. Keckheit und Muth, im Bunde mit genauer Kenntniß der Wege und Schluchten, machten ihn zum verwegensten Schleichhändler und zum Anführer der Uebrigen.

Kam aber wohl anderwärts der Fall vor, daß die Banden auch den Fremdling auf der Heerstraße anfielen und ihn plünderten, so gestattete das Antonio seinen Genossen nie. Sein Einfluß war so groß, daß Keiner, auch der Aeltern, es wagte, dem Jünglinge entgegen zu handeln, der kaum aus dem Knabenalter getreten war. Man fürchtete seine Stärke, seinen Muth, den wilden, auflodernden Zorn, der ihm eigen war. Man mochte es mit ihm nicht verderben, weil man ihn zu nöthig brauchte; denn war etwas auszukundschaften, so übernahm es Antonio, und man durfte darauf rechnen, daß er das Sichere erfuhr.

Unfern Irun, wo jetzt eine treffliche Brücke über die Bidassoa führt, und die beiden hier gränzenden Reiche ver-

Digitized by Google

eint, stand um die Zeit, als Antonio mit seinem Pflegevater, nach der Sitte der Hirten, die ganze Gebirgslinie zwischen beiden Meeren wandernd zu durchziehen, hierher kam, noch keine Brücke, welche den Uebergang aus Frankreich nach Spanien erleichterte. Die Bidassoa, einer jener kleinen Gebirgsflüsse, welche zwar reißend schnell, aber doch im Ganzen während des Sommers ziemlich harmlos dahin fluthen, desto wilder und unbändiger aber im Herbste, Winter und Frühlinge werden, hatte ihre Fährleute, welche eben sowohl diesen Dienst, als den Schleichhandel übten, und nebenbei noch das Geschäft betrieben, durch Signale die Räuber zu benachrichtigen, wenn Reisende von Bedeutung übergesetzt wurden, welche dann fast regelmäßig in ihre Hände fielen, und oft außer der Plünderung auf's gröblichste mißhandelt, nicht selten sogar ermordet wurden.

Nicht weit von der Stelle, wo die Fähre lag, bedeckte ein üppiges Gebüsch das Ufer, wo die Bidassoa durch eine jähe Krümmung eins jener stillstehenden Wasser bildete, welches den Fischen zum Lieblingsaufenthalte dient.

Schon vom frühen Morgen an durchstreifte ein Hirte die Gegend in weiten Kreisen bis über die Gränze hinüber. Er trug den wilden Schaafpelz, den rothen Gurt, der ihn zusammen hielt, und den spitzigen Hut der Hirten des Landes. Eine Flinte von bedeutender Größe hing an einem Riemen über seine Schulter, und am Gürtel das unförmliche Pulverhorn. Zu dem alten braunen Gesichte und dem wildgewachsenen dunkeln Barte stand die hohe und sehr edle Gestalt in einem auffallenden Widerspruche.

Mit dem Ausdrucke der Befriedigung in seinen Zügen trat er endlich in jenes Dickigt, nahm eine im Laube verborgene Ruthe hervor und senkte die Angel mit dem Köder in das vom Regen etwas trübe Element; allein er bemerkte nicht das fortwährende Zucken an dem Korke, welcher die Angel in der Schwebe hielt; vielmehr sank er in Brüten und Sinnen, das jenen ersten Ausdruck seiner Züge bald verscheuchte und dem entgegengesetzten Raum gab. Zuletzt sank selbst die Ruthe mit der Spitze in das Wasser, und er stützte den Kopf in seine Hand, während ein Seufzer dem andern folgte. So mochte er wohl eine Stunde gesessen haben. Es war fast Mittag, und die Sonne brannte in unausstehlicher Gluth. Da vernahm er das ferne Läuten der Maulthierglocken von der französischen Seite her. Zugleich sah er den Fährmann, wie er mit größter Hast auf eine himmelhohe Erle kletterte, die am Ufer stand, mit spähendem Blicke die Ferne erkundete, und dann schnell seinen rothen Gürtel ablös'te und an einen der Aeste band, welche der Stamm auf der gegen Spanien gerichteten Seite entsandte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Georg Rapp und die Harmoniten zu Economy in Pennsylvanien.

(Vorgetragen im geographischen Verein am 26. v. M. in Frankfurt a. M. von Julius Blumenthal.

(Fortsetzung.)

Jetzt ward ein Platz zu einer Stadt ausgesucht, ausgemessen und Häuser darauf gebaut, der Wald verwandelte sich in Felder und Wiesen, Mühlen und Fabriken entstanden nach und nach, und noch ehe der Herbst kam, ragte ein neuer Ort aus der Mitte des Waldes hervor. Harmonie, die erste Rappsche Ansiedlung, war gegründet. Gütergemeinschaft war die Quelle dieses Segens, und steigender Reichthum der Gemeinde der Ausfluß dieser Quelle.

Es währte aber nicht lange, so trennten sich einige Familien von dem Vereine, weil ihnen das gemeinschaftliche Wirken nicht sogleich das gewährte, was sie sich davon erwartet hatten und sie die Beschwerden einer ersten Ansiedlung nicht zu ertragen vermochten. Große Sorgen und Mühen erhoben sich bei solchen Umständen für Vorsteher und Aelteste. Die Gesellschaft hatte erst ein halbes Jahr in ihrer neuen Verfassung am großen Conaqueneſſing gelebt, und nun verlangten diese scheidenden, unzufriedenen Familien auf der Stelle ihr ganzes in die Unionskasse eingelegtes Vermögen zurück. Da aber beinahe alles Geld für Ländereien, Vieh, Ackergeräthschaften u. s. w. ausgegeben war und die Gesellschaft damals noch keine Einkünfte hatte, so wurden den Austretenden von der Obrigkeit gesetzliche Termine zuerkannt, in welchen sie das von ihnen in die Gemeindekasse gelegte Geld wieder erhalten sollten.

Dieser Vorfall veranlaßte die falsche Behauptung: „Ein Harmonite, welcher den Verein verläßt, ginge seines Vermögens verlustig." Die Gesellschaft duldet keine gezwungenen Mitglieder unter sich, vielmehr hält sie es zweckdienlicher, Jeden, dem es nicht unter ihnen gefällt, seines Weges ziehen zu lassen. Es wäre auch gewiß höchst zu bedauern, wenn man in einem freien Lande gegen seinen freien Willen an einen Ort gebunden wäre. Seit mehreren Jahren, nachdem die Gesellschaft zu Wohlstand gelangt ist, erhält jeder Austretende sein eingelegtes Vermögen auf der Stelle, jedoch ohne Zinsen zurück; weil diese erst dann vertheilt werden können, wenn die Mehrheit der Mitglieder für die Auflösung stimmte.

Aus folgenden Angaben ersehen wir ihre Fortschritte in Landwirthschaft, Viehzucht, in Fabriken und Manufakturen, im Obst- und Weinbau zu Harmonie, ihrer ersten Niederlassung. Diese liefern auch den schönsten Beweis ihres unermüdeten Fleißes.

Nachdem sie ihre Verfassung auf die Worte der Apostelgeschichte IV. 32 gegründet: „Die Menge der Gläubigen nun war Ein Herz und Eine Seele, und nicht Einer hielt etwas, das ihm gehörte, für sein eigen, sondern es war ihnen Alles gemein", legten sie zur Verewigung ihres einmüthigen Sinnes und ihrer Bruderliebe im Anfang des Jahres 1805 die Stadt Harmonie an, und erbauten in diesem Jahre 46 Häuser, jedes 18' breit und 24' lang, eine große Scheune und eine stattliche Mahlmühle; sie machten auch 150 Acres zum Getreidebau, 40 Acres zum Kartoffelbau und 15 Acres zu Wiesen urbar. 1806 erbauten sie einen Gasthof, zwei Stockwerk hoch, ferner eine große Scheune, eine Oelmühle, eine Blaufärberei und eine Gerberei, 300 Acres Land machten sie zum Feldbau und 58 Acres zu Wiesen urbar. 1807 erbauten sie ein Magazingebäude von Backsteinen, eine Sägemühle, eine Brennerei und Brauerei. 400 Acres Landes wurden wieder zum Getreidebau und Wiesenwachs, und 4 Acres zum Weinbau urbar gemacht. In diesem Jahre verkauften sie schon von ihren Erzeugnissen 600 Bushels (à 80 Pf.) Getreide und 3000 Gallonen (à 4 Quart) Whisky (Maisbranntwein). 1808

Digitized by Google

erbauten sie ein für die Andacht bestimmtes Versammlungshaus aus Backsteinen, einige andere steinerne Gebäude, und eine Brücke über den großen Conaqueneſſing, 220′ Fuß lang; sie machten auch noch einen bedeutenden Strich Landes urbar, verkauften 2000 Bushels Getreide und verbrauchten überdieß 1400 Bushels zum Branntweinbrennen. 1809 erbauten sie eine Walkmühle, die viele Arbeit für die ganze umliegende Gegend besorgte; eine Hanf-, Oel- und Mahl-Mühle, zwei backsteinerne Waaren-Häuser von beträchtlicher Ausdehnung, beide mit gutgewölbten und gemauerten Weinkellern. Wieder ward ein bedeutender Strich Landes urbar gemacht. Der Ertrag von diesem Jahre war: 6000 Bushels Mais, 4500 B. Waizen, 4500 B. Roggen, 5000 B. Hafer, 10,000 B. Kartoffeln, 4000 Pf. Flachs und Hanf, 100 B. Gerste zu Bier verbraucht, und 50 Gallonen Oel aus weißem Mohn, an Güte dem französischen Baumöle gleich. 1810 wurden mehrere Maschinen für Wollspinnerei und Weberei errichtet. Die Colonisten legten sich stark auf die Schaafzucht. Im Jahre 1811 ließen sie zwei Schiffe voll der feinsten Merino-Böcke direkt aus Spanien kommen. Zu diesem Zwecke begab sich der jüngere Rapp selbst dahin. 1815 bestand ihre Schaafheerde aus 3000 Stück, welche in drei Heerden getheilt waren. Die erste, beinahe 800 Stück, bestand aus Schaafen von ächter Merino-Abstammung, von denen ein großer Theil aus Spanien geholt war. Die zweite Heerde, sogenannte Halbschläger, betrug 1000 Stück, und die dritte, große gemeine Landschaafe, ebenfalls 1000 Stück, worunter einige Merino-Böcke. Sie verwenden namentlich erstaunlich viel Wartung und Pflege auf die spanischen Schaafe; sie scheuen gar keine Kosten, denn der Ertrag derselben entschädigt sie reichlich. Daher wollen sie auch die dritte Heerde mit Ausnahme der Merino-Böcke ganz verkaufen.

Aus diesem Allem geht hervor, daß die Fortschritte der Industrie im ersten Jahrzehnt außerordentlich waren. Aber bei den immer tiefer ins Innere des Landes fortschreitenden Entdeckungen fand Rapp's umsichtiger und spekulativer Blick eine für seinen Verein besser geeignete Gegend. Er traf am obern großen Wabash eine, durch gesundes Klima, fruchtbaren Boden, und für Land- und Weinbau, Handel und Manufakturen günstigere Lage für eine neue Niederlassung. Am 1. April 1815 verkaufte er daher seine ganze bisher begründete Colonie an den Mennoniten Ziegler von Nordhampton in Pennsylvanien. Damals besaßen die Harmoniten, außer der Stadt, drei dazu gehörige Ortschaften und 9000 Acres Landes.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Regensburg.) „Der schöne Dom zu Regensburg, ungefähr in derselben Zeit, wie der Kölner, entworfen und mit Thürmen, Schiffen, Kreuz und Chor ausgeführt, findet ganz, wie er ist, Platz blos in dem Chore des Kölner Doms, also in dem Theile, der bis an das Kreuzschiff reicht und kaum ein Drittel des Ganzen beträgt.“ — Diese Angabe macht gegenwärtig die Runde durch die gelesensten Blätter Deutschlands, und gleichwohl ist sie unrichtig, wie am besten erhellen wird, wenn wir die Maße der beiden Kirchen hier neben einander stellen. Zahlen lügen nicht. Der Regensburger Dom ist im Mittelschiffe 300′ lang, 135$^2/_3$′ breit und 125′ hoch; der Chor ist 103′ lang, 40′ breit und 120′ hoch; die ganze Länge der Kirche beträgt 403′. Der Kölner Dom ist im Ganzen 500′ lang, im Schiff und Chor 180, im Kreuz 290′ breit. Der Dachfirst sollte, ausgebaut, über 200′, jeder der beiden Thürme über 500′ sich erheben. Sind nun zwar diese Verhältnisse bedeutend kolossaler, als die des Regensburger Domes, so reichen sie doch weitaus nicht hin, jenen in dem dritten Theile ihres Raumes zu umfassen. Der Kölner Dom müßte ein Beträchtliches über 1200′ lang seyn, sollte der Regensburger Dom in seinem Chore Platz finden.

(Ueber die Nachtheile des Verakkordirens größerer Bauwerke an die Handwerksleute.) So wohlmeinend auch das Verakkordiren größerer Bauwerke von Seite des Staats oder der Gemeinden ist, indem dadurch allen berechtigten Gewerbsleuten im Staate freie Theilnahme gesichert wird, so nachtheilig wirkt es oft in der Ausführung; denn in der That ist ein übernommener Akkord oft der Ruin einer wohlhabenden Familie und die Veranlassung von tausend Vorwürfen und Streitigkeiten. Die Ursache hievon liegt theils in der mangelhaften Berechnung des Ueberschlags von Seiten des Akkordanten, und es gehört in der That mehr als gewöhnliche Uebung dazu, ein Bauwesen, das sich in Tausende belauft, im Augenblick überschauen zu können, ob Nachtheil oder Vortheil bei demselben herauskomme, und wenn auch dies wäre, so hängt oft das Ganze von unvorhergesehenen Umständen ab, z. B. erhöhtem Taglohn, Steinen, sonstigem Einkauf ꝛc., um welche sich die verakkordirende Stelle alle nichts bekümmert. Andererseits ist der Brodneid, der sich bei solchen Versammlungen von Handwerkern oft in seiner grellsten Gestalt entwickelt, sehr häufig die Schuld von unglücklichen Akkorden. Man schlägt dann den Bauanschlag so weit herunter, daß der Akkordant unmöglich bestehen kann, und hat sich die von Wein und Brodneid gesteigerte Hitze gelegt, so verzweifelt er, ehe er die Arbeit beginnt. Oft führt der Akkord auch große Nachtheile für den Verakkordirenden herbei. Der Wenigstnehmende ist nicht immer der beste Arbeiter, sondern oft ein Pfuscher. Gar manchem Bauwesen ꝛc. sieht man es deutlich an, daß es um den geringsten Preis hergestellt wurde, und der Meister nicht die Tüchtigkeit der Arbeit, sondern nur die Wohlfeilheit im Auge hatte.

(Frankfurt a. M.) In der vom „Orpheus“ am 26. Febr. veranstalteten Abendunterhaltung trug Hr. Springer, Mitglied des hiesigen Orchesters, welcher dasselbe demnächst verlassen wird, um eine Kunstreise anzutreten, ein von ihm componirtes Pot-pourri über beliebte Schweizer-Thema's vor. Die Composition ist gefällig und entspricht vollkommen den Anforderungen an dergleichen Conzertstücke. Hr. Springer zeigte sich nicht nur hinsichtlich des Tones und der Fertigkeit als einen gediegenen Clarinettisten, sondern wußte auch durch Ausdruck und geschmackvollen Vortrag anzuziehen, so daß er durch den lebhaftesten Beifall belohnt wurde. Ungern sehen wir einen Künstler von unserm Orchester abtreten, dem gewiß auch an andern Orten die freundlichste Anerkennung seiner rühmlichen Kunstleistungen nicht fehlen wird. Hr. Springer ge-

Digitized by Google

denkt, vor seiner Abreise, in hiesiger Stadt noch ein Conzert zu veranstalten, auf welches wir die Musikfreunde vorläufig aufmerksam machen.

Musikalisch-dramatische Akademie im Saale des Weidenbusches in Frankfurt a. M.

Bei der herrschenden Vorliebe unserer Tage für die Oper konnte es nicht anders als von Interesse seyn, wenn dem Publikum von Hrn. Kapellmeister Guhr eine historische Blumenlese aus den verschiedenen Zeitperioden der Geschichte der Operamusik vorgeführt wurde, wie dies in der Soirée vom 25. Febr. d. J. geschehen ist. Den ersten Anfängen der Oper begegnen wir im 16. Jahrhundert. Sie entfaltete sich zuerst in Italien und zwar aus dem Recitiren oder Hersagen von kleinen und größeren Dichtungen unter Begleitung musikalischer Instrumente. In der Mitte des 17ten Jahrhunderts ward die Oper nach Frankreich und England und im 18ten nach Spanien verpflanzt. In Deutschland gab es schon im 16ten Jahrhundert gesungene Fastnachtspiele und 1627 ward der erste, nach dem Italienischen von Martin Opitz bearbeitete deutsche Operntext von Kapellmeister Schütz in Dresden in Musik gesetzt. Im Jahr 1678 führte man in Hamburg die erste, nach Text und Musik ganz deutsche Oper von dem damals berühmten Componisten Philipp Kaiser auf. Im weiteren Verlaufe der Entwicklung der Oper haben sich die Italiener, Franzosen und Deutschen ausgezeichnet und wir begegnen hier den allbekannten und berühmten Namen eines Piccini, Cimarosa, Paesiello, Salieri, Zingarelli, Rossini, Bellini und Donizetti, eines Gretry, Isouard, Boieldieu, Catel, Mehul, Cherubini, Auber, Halevy und Adam, eines Gluck, Mozart, Beethoven, Winter, Vogler, Spohr, Weber, Marschner, Meyerbeer u. A.

Daß die von dem Veranstalter gebotene Auswahl keine vollständige seyn und ein so weites Thema nicht erschöpfen konnte, versteht sich von selbst; wohl aber war es eine Blumenlese von interessanten Musikstücken der verschiedensten Art und aus verschiedenen Zeitperioden, durch deren Vorführung den Musikfreunden ein jedenfalls genußreicher, Belehrung und Unterhaltung verknüpfender Abend bereitet wurde. Ohne in Details der Anordnung und Ausführung dieses in seiner Art neuen Konzertes einzugehen, was eine längere Abhandlung erfordern würde, sey nur bemerkt, daß es eben so zahlreichen Besuch, als höchst beifällige Aufnahme gefunden und den Wunsch einer baldigen Wiederholung angeregt hat, welche, wie wir vernehmen, am zweiten Ostertage im hiesigen Schauspielhause stattfinden wird. Hr. Kapellmeister Guhr hat durch eine glänzende Einnahme, wie durch lebhaften Beifall in doppelter Beziehung Anerkennung für sein allerdings mühevolles Unternehmen gefunden. Den bei dem genannten Konzerte mit so viel Liebe zur Sache und so glücklichem Erfolg mitwirkenden Künstlern statten wir schließlich wohlverdienten Dank ab.

Korrespondenz.

Kastel bei Mainz, 26. Febr.

Wie die Gemeinde Kastel für Erlangung gemeinheitlicher Zwecke bemüht ist, davon zeugt namentlich die projektirte Anlage einer Wasserleitung. Während es nämlich in Kastel selbst an gutem Wasser mangelt, befindet sich in unserem Banne eine Quelle, benannt Ochsenbrunnen, eine Viertelstunde von Kastel gegen Erbenheim hin gelegen, umschattet von einer hundertjährigen Linde, welche Quelle ihres silberklaren, gesunden Wassers wegen in weiter Gegend bekannt ist. Diese Quelle soll nach Kastel geleitet werden und mögen auch die zu bringenden Opfer bedeutend seyn, gewiß werden diese durch die Vortheile eines solch' herrlichen Acquisites für unsere Bewohner wieder aufgewogen. Diese Vortheile werden wir zunächst mit unserer Garnison theilen, die öfters nach dem Zeugnisse hier stationirter Offiziere im Verhältnisse zur Mainzer Garnison mehr Fieberkranke hat, was man hauptsächlich dem hiesigen schlechten Wasser zuschreibt. Es steht indeß kaum zu bezweifeln, daß man Seitens des hohen Festungsgouvernements diesem Unternehmen Aufmerksamkeit schenken werde, und zwar um so mehr in einer Epoche, wo wesentliche Bauveränderungen im Festungs-Rayon von Kastel vorgenommen werden. Steht aber die Militärbehörde in dieser Beziehung der Gemeinde schützend und mitwirkend zur Seite, so wird sich Kastel bald einer der besten Wasserleitungen unserer Gegend erfreuen. Einem weiteren längst gefühlten Bedürfnisse wird schon in diesem Frühjahre durch Erbauung eines Leichenhauses abgeholfen und so eine Einrichtung getroffen, die als eine der zweckmäßigsten in einem Staate erscheint. Eine bedeutende Summe soll für Straßenbeleuchtung und Pflaster verwendet werden. Wie nun unser Gemeindevorstand im wohlverstandenen Gemeindeinteresse Einrichtungen gründet, deren Vortheile nicht zu verkennen sind, in nicht minderem Grade ist derselbe bemüht, auch das materielle Wohl seiner Mitbürger zu fördern. Anträge auf Befreiung des Rheinbrücken-Zolls für Kasteler Bewohner, von Fuhrwerk, das mit Felderzeugnissen, Victualien, Waaren und Fabrikerzeugnissen beladen, die Rheinbrücke passiret; freie Einfuhr von Dung aus Mainz, im Interesse der Landwirthschaft und als gleichmäßige Behandlung mit den übrigen Orten der Umgegend von Mainz; Herabsetzung des Rheinbrücken-Zolles zwischen Kastel und Mainz, nach Maßgabe der ermäßigten Rheinbrücken-Zoll-Tarife anderer Staaten, sollen durch das Organ der Landstände unserer Staatsregierung vorgetragen werden, deren Entscheidung die Bewohner von Kastel mit Vertrauen entgegen sehen.

Programm des Museums.

Freitag, den 4. März 1842.

Erste Symphonie von Beethoven (C dur.)
Die langen und die kurzen A und O, eine declamatorische Etude von Saphir; gesprochen von Mad. Frühauf. (Auf vieles Begehren wiederholt).
Arie von Rossini; gesungen von Fräul. Rudersdorff.
Scenen aus Shakespeare's Heinrich IV., nebst einem Vorwort; gesprochen von Hrn. Baison.
Adagio aus der Fis moll-Sonate von Hummel; gespielt von Hrn. Perabeau.
Soldaten-Abschied, Lied mit Orchesterbegleitung von W. Speyer; gesungen von Hrn. Pischeck.
Die Seeschlacht von Lepanto, nach Lope de Vega; aus der dramatischen Dichtung Don Juan d'Austria von P. W. Kramer, nebst einem Vorwort; gesprochen vom Verfasser.
Terzett aus der heimlichen Ehe; gesungen von den Damen Rudersdorff, Capitain und Kratky.
Violinvariationen; gespielt von Hrn. Ballin.
Ouverture zu Anacreon, von Cherubini.

Theater-Anzeige.

Samstag, 5. März. Das Nachtlager in Granada, Oper in 3 Abth., Musik von C. Kreutzer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 64. Samstag den 6. März 1842.

Die Waise von San Lucar.

Eine Novelle aus der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, von ***

(Fortsetzung.)

„Das gilt einen Schurkenstreich," murmelte der unachtsame Fischer, und schlich tiefer hinab am Ufer, um eine Stelle zu suchen, wo die Felsblöcke, welche im Flusse so häufig liegen, einen Uebergang für ihn zuließen. Lange brauchte er auch nicht zu suchen, so war der Ort gefunden. Einige kühne Sprünge, und er war drüben am spanischen Ufer und mit einer Behendigkeit und Leichtigkeit, welche bei einem Manne dieses Alters zu den seltneren Erscheinungen gerechnet werden mußten. Bald darauf verschwand er im Dickigt mit großer Eile.

Etwa eine Viertelstunde von der Fähre zog sich die Straße durch einen Engpaß, den die nahe zusammentretenden Felsen bildeten. In jener Zeit war er so enge, daß er nur zwei Maulthieren gestattete, durchzuziehen. Dies war der Ort, wo in der Regel die Angriffe auf die Reisenden stattfanden; denn einen günstigeren konnte man nicht finden. Der Wald bedeckte endlos das Gebirge und rückte hier unmittelbar an die Straße. Jenseits des Engpasses öffnete sich die Ebene, und man sah in der Ferne die Thürme von Irun. Hatte man hier den Raub vollbracht, so war er in Sicherheit, ehe irgend an eine Hülfe von Irun aus zu denken war.

Nach einiger Zeit schlich der Hirte, den wir als Fischer beobachtet, leise aus der Tiefe des Thales herauf; sein Gang glich dem leisen Auftreten einer Katze, wenn sie auf eine arglose Maus Jagd macht; aber es war eine wundersame Veränderung mit ihm vorgegangen. Aus dem ältlichen Manne war ein blühender Jüngling geworden, der kaum seine siebzehn Jahre hinter sich haben mochte. Der Bart war weg, die dunkle Farbe des Gesichtes hatte einer Weiße Platz gemacht, die zu den Seltenheiten in diesen Ländern gehörte. Schönes braunes Haar ringelte sich um den Kopf, das von einer kleinen rothen Mütze bedeckt wurde, die offenbar weniger zum Schutze als zur Zierde diente. Statt des Schaafpelzes trug er die braune kurze Jacke der Basken, deren Nähte mit Silberbörtchen verdeckt waren, und welche mit unzähligen silbernen Knöpfen besetzt war. Ein rother Gürtel umwand die Hüften und trug Pulverhorn und Dolch. Das Gewehr hing an die Schulter. Und doch war es, trotz der Veränderung, derselbe. Jenes Kostüm trug er als Kundschafter, dieses in der Regel, und die Kunst, sein Gesicht unkenntlich zu machen, besaß er in dem Grade, wie Niemand sonst im Gebirge. Jeder Schleichhändler würde augenblicklich den erkannt haben, der unter dem Namen Antonio Allen werth, aber auch von Allen wieder gefürchtet war.

Sein geübtes Auge hatte bereits hinter den Bäumen des obern Wegrandes Gestalten entdeckt, über deren Absichten, nach dem Signale des Fährmannes, kein Zweifel mehr obwalten konnte. Ein wilder Zorn machte die Adern seiner Stirne schwellen und seine Augen glühen; denn er erkannte Leute der Schleichhändlerbande, welche hier heute gelagert war, um noch vor der kommenden Nacht an der Stelle das französische Ufer zu betreten, wo er vor wenigen Minuten auf das spanische herüber gekommen war. Er hatte gekundschaftet, und deswegen die Vermummung angenommen. Bis jetzt war es ihm, so viel er wußte, gelungen, sie von Räubereien abzuhalten. Nun sah er zu nicht geringem Unwillen, wie wenig seine Worte gefruchtet. Er wußte, daß ein Zug Reisender nahte, deren ganze äußere Erscheinung darauf schließen ließ, daß sie vornehmen Standes seyen und Frauen in ihrer Mitte führten. Uebrigens konnte der Ueberfall, leicht und wohlverdient, übel für die Räuber enden, da die Reisenden, die Gefahren kennend, von Bewaffneten begleitet waren, und er jedenfalls sich auf die Seite der Bedroheten schlagen wollte.

Den Wegelagerern war er bis jetzt entgangen, und eine hohle Eiche diente ihm zu einem so sichern Schlupfwinkel, daß keiner seine Nähe, noch überhaupt die eines andern Menschen, ahnete. Nicht lange stand Antonio in der Höhlung des Eichbaumes, so vernahm er Schüsse, Geschrei und wilden Tumult. Der Ueberfall war geschehen; aber es hatte sich auch ein Kampf zwischen den Bewaffneten und den Räubern entsponnen, der schon blutige Opfer gefordert hatte, als Antonio auf den Schauplatz der rohen Gewaltthat trat. Schnell stand er auf der Seite der Angefallenen, und seine Kugel streckte einen Räuber nieder; als die Andern das sahen, stieg ihre Wuth zur Raserei; denn auf ihn zielten sie allein, auf ihn drangen sie ein; aber es war, als schützte ihn eine überirdische Gewalt. Er war nur ihnen verderblich, Keiner ihm. Sein Auftreten hob den Muth der wenigen Bewaffneten wieder, deren zweie bereits getödtet waren. Nicht mehr lange währte der Kampf. Die Räuber flohen.

„Ihnen nach!" rief Antonio, „sonst fallen sie uns wieder in den Rücken." Und in den Wald drang er jetzt vor mit seinen neuen Gefährten. Die Räuber hielten nicht mehr Stich.

Digitized by Google

Bald waren sie so weit entflohen, daß keine Furcht mehr nöthig war.

„Wer seyd Ihr?“ fragte jetzt der Anführer der Bewaffneten, ihn von Kopf bis zu den Füßen musternd.

„Das kann Euch gleich gelten,“ sagte stolz der Jüngling. „Denkt an die Rettung Eurer Gesellschaft; denn das ist jetzt das Nöthigste für Euch und sie.“

Das Imponirende in dem Wesen des Jünglings schüchterte den Söldner ein, und willig folgte er und die Uebrigen dem rasch Voranschreitenden.

Als sie auf dem Schauplatze des Angriffs angekommen waren, bot sich ihnen ein merkwürdiger Anblick dar. Der ganze Troß der Maulthiere stand zitternd auf einem Haufen zusammengedrängt. Unschlüssig standen die Majorale dabei. Am Fuße einer Eiche lag ein getödteter Bewaffneter, und unfern von ihm zwei todte Räuber. Unter einem überhangenden Aste eines Baumes aber kauerten drei Frauen mit todtbleichen Gesichtern, und beteten emsig den Rosenkranz.

Erhitzt von dem Kampfe, trat zuerst Antonio aus dem Walde hervor. Sein scharfer Blick überschaute das Ganze.

„Wohlauf, Majorale,“ rief er, „was steht Ihr so rathlos da? Schirrt Eure Thiere, denn hier ist kein Bleiben.“

In dem Worte lag etwas so Bestimmtes, Gebieterisches und Nöthigendes, daß die Leute sogleich ihm Folge leisteten.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Georg Rapp und die Harmoniten zu Economy in Pennsylvanien.

(Vorgetragen im geographischen Verein am 26. v. M. in Frankfurt a. M. von Julius Blumenthal.)

(Fortsetzung.)

Die Stadt Harmonie liegt auf beiden Ufern des großen Conaqueneſſing, vier deutsche Meilen von Pittsburg und zwei deutsche Meilen vom Ohio. Das erste Dorf, Ramsthal, liegt eine Viertelstunde nördlich von der Stadt und enthält 20 hölzerne Häuser. Das zweite, Edenau, eine Viertelstunde östlich, enthält eben so viele Häuser; das dritte, Oelbrunn, eine halbe Stunde südwestlich, enthält zehn Häuser. Alle drei aber mit den erforderlichen Scheunen und Stallungen. Das zu Harmonie gehörige, urbar gemachte und angebaute Land ernährte durch die Erzeugnisse seines Bodens 3000 Schaafe, 600 Stück Rindvieh und 6 Gespanne Pferde; lieferte ferner alles Getreide zum Bedarf der Branntweinbrennereien und versah noch außerdem die Gegend bedeutend mit Produkten. In dem angebauten Theil der Colonie befinden sich gute Mergelgruben und Kalksteinbrüche, gute Mauersteine und Steinkohlen. Bau- und sonstiges Nutzholz in großem Ueberfluß. Der Boden ist größtentheils von der ersten Güte und mit starkstämmigen Zuckerahornbäumen bewachsen; die Lage ist meistens eben, von wenig Hügeln unterbrochen.

Als die Harmoniten sich hier niederließen, bestand ihr ganzes Vermögen in 20,000 Dollars (à 2 fl. 30 kr.); bei der Uebergabe des gesammten unbeweglichen Eigenthums an Ziegler erhielten sie dafür 100,000 Dollars, mit der Bedingung: das vorräthige Getreide, alles Vieh, die sämmtlichen Manufakturen mitnehmen zu dürfen. Das von ihnen im Anfangs des Jahres 1815 nach der neuen Ansiedlung am Wabash in Indiana Mitgenommene ward auf 45,000 Dollars angeschlagen. Ihr Vermögen hat sich also in einem Jahrzehnt mehr als versiebenfacht.

Als diese auf Gütergemeinschaft gegründete Gemeinde 1815 Harmonie verließ, um sich am Wabash anzusiedeln, bestand sie aus 400 Seelen, unter deren arbeitenden Mitgliedern wir 100 Bauern, 3 Schäfer, 10 Maurer, 3 Steinhauer, 3 Ziegelbrenner, 10 Zimmerleute, 2 Holzsäger, 10 Grobschmiede, 3 Drechsler, 2 Wagner, 2 Kleinschmiede, 7 Kupferschmiede, 3 Seiler, 10 Schuhmacher, 2 Sattler, 3 Gerber, 7 Schneider, 1 Seifensieder, 1 Brauer, 4 Branntweinbrenner, 1 Gärtner, 2 Mahlmüller, 2 Oelschläger, 1 Fleischer, 6 Tischler, 6 Tuchfärber, Bereiter und Scheerer, 1 Walkmüller, 2 Hutmacher, 2 Töpfer, 17 Weber, 2 Wollkämmer, 8 Spinner, 1 Schullehrer, 1 Arzt, 1 Verwalter in den Kaufläden mit 2 Gehülfen, 1 Gastwirth mit 1 Gehülfen u. s. w. fanden. Die weltlichen Geschäfte wurden von ihnen in größter Ordnung geleitet, indem sie über jeden Zweig der Verwaltung Aufseher einsetzten. 1814 hatten sie fünf Ackervögte, einen Ober-Maurer, einen Ober-Schuster, welcher das sämmtliche Leder zuschneidet, einen Oberschneider, welcher das Tuch für Kleider zuschneidet, und auf gleiche Weise bei allen übrigen Gewerken. Friedrich Rapp leitete die Manufakturen, die Generaldirektion über alle Geldangelegenheiten und kaufmännischen Geschäfte.

Der Abzug der Harmoniten von der ersten Niederlassung, jetzt Alt-Harmonie genannt, nach Indiana, welcher zu Wasser auf dem Ohio ausgeführt wurde, begann im Juni 1814 und dauerte transportweise bis im Mai 1815, wo die Gesellschaft wieder ganz beisammen war. Das sehr fruchtbare neue Land in Indiana, 25,000 Acres enthaltend, den Acre zu zwei Dollars von der Centralregierung erkauft, lag auf der östlichen Seite des Wabash, unter dem 38° 30′ nördl. Breite und etwa 90° westl. Länge von Greenwich. Man fand auf demselben bedeutende Waldungen, enthaltend: Eichen, Buchen, Eschen, drei verschiedene Arten von wilden Nußbäumen, welche in der Dicke zu 3 — 4′ und in der Höhe von 50 — 60′ im Stamme wachsen. Ferner traf man Gummibäume, Stachelbeeren, Johannisbeeren, Sykomoren, Persimonen, wilde Kirschen-, Aepfel- und Pflaumenbäume, auch wilde Reben von ungeheuerer Dicke und Höhe, alle bisher erwähnten Bäume und Sträucher fruchttragend. Auch Zucker-Ahornbäume, aus deren Saft Zucker gewonnen wird, so wie der heilsame Sassafras, wurden häufig gefunden. In den Thälern waren hochstämmige Cypressen, deren Holz zu Böttcher- und Tischler-Arbeiten, so wie zu Dachschindeln verbraucht wurde. Aus dem Thierreiche hielten sich hier auf: Hirsche, Rehe, Bären, Wölfe, Dachse, Hasen, wilde Katzen, Eichhörnchen, Schlangen, wilde Truthühner, von denen der Hahn oft 25 Pf. wiegt, und mehrere andere Arten von Vögeln.

Auf einer schönen Ebene unweit des Wabash, an einem ausgedehnten Wiesenthale, legten sie 1814 die Stadt Neu-Harmonie an. Ihre Straßen sind breit, rechtwinkelig, von Osten gegen Westen laufend, gerade und geräumig ausgemessen. Bei jedem Hause ist ein Garten, so daß jedesmal ein Haus an des Nachbars Garten gränzt, um bei Feuersbrünsten

Digitized by Google

scherer zu seyn. Das am Wabash angebaute Land betrug im Jahre 1822, 3000 Acres und ward zur Kultur von Waizen, Roggen, Gerste, Mais, Hafer, Hanf, Flachs und Winterreps sehr einträglich benutzt. Zum Weinbau waren in jenem Jahre ohngefähr 15 Acres angelegt, welche schon seit einigen Jahren sehr wohlschmeckenden Wein geliefert hatten. Das Feld ward gemeinsam bebaut. Die Hälfte der Einwohner waren Feldarbeiter; die andere Hälfte bestand aus allen Arten von Handwerksleuten, Manufakturisten und Fabrikanten. Der Feldertrag ward in Communscheunen eingeführt. Die Halmfrüchte wurden auf einer Maschine ausgedroschen, durch welche sie schon in einem Tage 75 würtembergische Scheffel reinen Waizen aufgemessen und in ein Magazin gebracht hatten. Von hier empfing ihn der Müller, welcher nach Bedürfniß der Gesellschaft mahlte und jeder Familie nach Verhältniß der Seelenzahl das nöthige Mehl übergab. Die Mühle, die Walke, die Schleifmaschine, vier Kartmaschinen für Wolle und zwei für Baumwolle, nebst zwei großen Spinnmaschinen für Baumwolle wurden sämmtlich durch ein Dampfwerk getrieben. Dieses steht am südöstlichen Ende der Stadt und kostete ungefähr 25,000 Dollars.

(Fortsetzung folgt.)

Festmahl zu Ehren des Malers H. Rustige.

Samstag 26. Febr.

Die Veranlassung zu diesem Feste war zwar keine erfreuliche; jedoch gab ihm gerade der vorherrschend wehmüthige, weiche Ton eine besondere Weihe. Man war nicht zusammen gekommen, um einen Heros in der Kunst zu preisen, nicht um durch Anerkennung einer geistigen Größe sich selbst zu ehren und sein eignes Talent in's Licht zu stellen, nicht um Theilnahme an einem freudigen Ereignisse an den Tag zu legen; man hatte sich vielmehr vereinigt, um durch Dank und Liebe einem verdienten Lehrer für ein paar Stunden vergessen zu machen, wie schmerzlich ihn die jüngste Vergangenheit getroffen habe und ihm wenigstens die Genugthuung zu geben, daß für sein eifriges Streben und seine treffliche Leitung bei allen seinen Schülern frische Erinnerung und freudige Anerkennung lebe. Es waren daher auch nur Rustige's Schüler versammelt; an sie hatten sich, freundlich von erstern eingeladen, mehrere seiner genaueren Freunde angeschlossen. Einige ältere Künstler wurden freudig begrüßt; von seinen eigentlichen Genossen war keiner zugegen; mehrere waren durch Krankheit, andere wohl durch ungenannte Rücksichten abgehalten. Von dem Ereigniß, welches das Fest hervorrief, sey für auswärtige Freunde des Gefeierten nur so viel gesagt, daß Rustige, nachdem er etwa zwei Jahre den Malerunterricht an dem Städel'schen Institut mit Eifer und Sachkenntniß geleitet, von der Administration verabschiedet und der Maler Becker von Worms, der bis jetzt dem Zeichnenunterricht vorgestanden hatte, als Professor an seine Stelle gesetzt wurde.

Rustige gedenkt, wie sich erwarten ließ, nach Ablauf seiner Zeit an einem andern Orte seinen bleibenden Sitz aufzuschlagen. Seine Schüler verlieren ihn ungern, weil sie fühlen, bei ihm in guten Händen gewesen zu seyn, und auch in der Stadt, wo er nur Unterricht ertheilt hat, spricht sich die Meinung sehr günstig über sein Lehrtalent und seinen Eifer aus.

Das Fest war mit Liebe unternommen und in allen seinen Einzelheiten erkannte man die Spuren ungeheuchelter Anerkennung. Der Gefeierte wurde von zweien seiner Schüler eingeführt, still begrüßt und zu dem mit Blumen verzierten Ehrensitze geleitet. In seiner Nähe saßen die nächsten seiner Freunde, Männer von verschiedener Stellung. Vierstimmiger Männergesang leitete das Mahl ein. Laute Fröhlichkeit konnte sich natürlich erst spät Bahn brechen, als der jugendliche Humor und die Spenden des Mahles über die Reflexion und das vorherrschende Gefühl siegten. Die Anrede sprach der Maler Malß, einfach in wenig Worten, Worte der Dankbarkeit für das, was Rustige als Lehrer geleistet, und herzliche Wünsche für sein ferneres Wohlergehen. Bewegt war die Antwort, aber fest durch das Bewußtseyn erfüllter Pflicht. „Diese Anerkennung sey ihm ein Stern in den dunkeln Tagen, und wenn er sich tief gerührt fühle von ihrer Liebe, so sage er noch besonders dafür Dank, daß sie auch seine wahren Freunde um ihn zu versammeln bemüht gewesen." Später trat Maler Straub dem Lehrer gegenüber, und überreichte ihm nach einer poetischen Anrede einen silbernen Pokal zum Andenken an seine Schüler. Die Worte bei der Ueberreichung lauteten:

Erhab'ner Freund! in diesem froh vereinten Kreise
Siehst du um dich der Schüler Zahl gereiht;
Sie möchten bringen dir die herzlichsten Beweise
Aufricht'ger Lieb' und frommer Dankbarkeit.
Du führtest auf ein herrliches Gebäude,
Du lachtest in uns Allen höh'res Streben an,
Indem du tratst als Lehrer uns zur Seite,
Uns leitend auf der Künste schwerer Bahn.
Belohnen können wir nicht dein Bemühen;
Gedankt sey von uns Allen heut' dir tausendmal!
Und daß der Schüler Herzen ewig für dich glühen,
Das sage dir, wo du auch seyst, hier der Pokal,
Den ich im Namen Aller jetzt zum Munde führe.
Auf's Wohl des theuern Lehrers! viele Jahre noch
Sey er im trauten Kreis der Seinen froh und ziere
Die Künstlerwelt! Ihr Freunde, trinkt!
Der Lehrer lebe hoch!

Lange konnte Rustige nicht Worte finden; das Gefühl hatte ihn zu mächtig ergriffen. „Dieser Pokal", sagte er, „sey mir heilig, wie das Andenken an die Stunden in Eurem Kreise, und wenn Einer von Euch in die Heimath, die ich jetzt suche, kommt, will ich den Pokal hoch empor heben und auf das Wohl meiner lieben Schüler trinken!"

Noch mehrere herzliche Trinksprüche schlugen denselben Ton an und auch die Laienfreunde versäumten nicht, dankend für die freundliche Einladung, das Glück zu preisen, das aus dem Umgange mit Künstlern dem Gebildeten erblüht. Muntere Gesänge verscheuchten die trüben Gedanken und besonders die Cither, die mehrere Maler trefflich schlugen, verbreitete wonnige Gemüthlichkeit. Man träumte sich fernab der Stadt und fühlte frisch die freie Luft der Berge und das poetische Leben des Landes. Bald ging die Heiterkeit in laute Lust über, als der Hanswurst im Puppenspiel erschien und die tolle Künstlerlaune ihre witzigen Gebilde vorübergehen ließ.

Digitized by Google

Was dieses Fest bezweckte, hat es vollkommen erreicht und gewiß wird die Erinnerung an dasselbe dem wackern Künstler das Scheiden erleichtern und ihn freundlich begleiten in seine neue Heimath. Ich rufe ihm zum Schlusse mit herzlichem Gruße (und gewiß werden alle beim Feste Anwesende mit mir einstimmen) die Worte zu, die sein Freund, Dr. Dieffenbach, durch Krankheit zu Hause gehalten, durch den Maler Herrlich an ihn richtete:

Den Künstler lockt die reiche Welt:
»Komm'! ziehe froh und frei hinaus,
»Vergiß, was dir die Lust vergällt,
»Vergiß, wo einst du warst zu Haus!«

Er wandert fort im Morgenschein,
Der aus den eig'nen Augen glänzt;
Er zieht in's Thor der Zukunft ein,
Die vor ihm heiligt unbekränzt.

Und hinter ihm versinkt in Nacht
Der bösen Stunden Spukgestalt;
Er ist aus schwerem Traum erwacht,
Befreit von feindlicher Gewalt.

Und dennoch zieht es ihn zurück,
Wie Heimweh, zum verlass'nen Ort;
Und jeder guten Stunde Glück
Wird ihm ein fesselnd Zauberwort,

Ein Zauberwort, das wiedertönt
Auch in dem fernsten, schönsten Land;
Und alle Wünsche, reichgekrönt,
Die lösen nicht das alte Band!

Unserm scheidenden Rustige im Namen der Freunde Einer derselben.

Mannichfaltigkeiten.

(Wien, 25. Febr.) Ein galizischer Hebräer, der sich selbst Professor Dänemark nennt, bildet hier durch sein erstaunliches Gedächtniß das Tagesgespräch und beschäftigt selbst die Forschungen der Gelehrten. Schon in seinem zwölften Jahre wußte er den ganzen Talmud auswendig. Dem in seiner nationalen cynischen Tracht in Nichts von einem gewöhnlichen polnischen Juden sich unterscheidenden Manne wurde die Ehre zu Theil, sich im Salon des Fürsten Metternich zu produziren, wozu auch ausgezeichnete hiesige Naturforscher und Sprachkundige beigezogen waren. Neben Beweisen seines ungemeinen Gedächtnisses wußte er (wie man sich erzählt) auch den Inhalt unaufgeschlossener hebräischer Briefe anzugeben; legte man ihm ein eingebundenes Buch vor, so betastete er mit den Fingern den Deckel und bezeichnete die Sprache, in welcher es geschrieben. Ward in einem ihm fremden Buche ein Blatt eingebogen, so wußte er das Wort zu nennen, welches durch die Spitze jenes Einbuges berührt worden ist. Der Hebräer wurde bei dem Abschied von dem Fürsten mit einer goldenen Tabaksdose, worein eine Banknote von 100 fl. C. M. gelegt war, beschenkt. Auch Se. kais. Hoh. der Erzherzog Franz ließ den Professor zu einer Produktion zu sich bescheiden, die eben so zur höchsten Zufriedenheit ausfiel und ihm ein ansehnliches Geschenk brachte. Prof. Dänemark machte allen Ernstes den Vorschlag, wenn man die gesammte Besatzung von Wien ausrücken lassen wollte und ihm jeder Soldat seinen Namen nennen würde, so sey er im Stande, sie alle wieder der Reihe nach herzusagen. Auch im Hause des Frhrn. v. Rothschild fand eine derartige Produktion statt, wobei auch der hiesige Oberrabine Dr. Manheimer anwesend war, und wo es sich hauptsächlich um den Talmud drehte. Bezeichnete man Seite und Zeile dieses großen Werkes, so wußte der Professor den Inhalt derselben anzugeben und das Weitere auf- oder abwärts aus dem Gedächtnisse. (S. M.)

Literatur.

Stunden christlicher Andacht, von Dr. Ludwig Hüffell. Gießen, Druck und Verlag bei G. F. Heyer, Vater. 2 Bände.

Der Verfasser dieses Andachtbuches ist durch eine Reihe von Schriften ähnlichen Inhalts, besonders aber durch sein »Wesen und Beruf des evangelischen Geistlichen« allgemein bekannt und hat zur Verbreitung von Licht und Wahrheit sein Scherflein treulich beigetragen. Hüffell bekennt sich, wie er selbst sagt, nach langen und vielen Kämpfen weder zum Supernaturalismus, noch zum Rationalismus, als Theorien über das Christliche, weil er beide Systeme als außerhalb der Sache liegend betrachtet, aber er bekennt sich mit ganzer Seele zum Christenthum und das ihm aufgegangene christliche Bewußtseyn ist sein fester Grund. Von der Ansicht ausgehend, daß sich viele Sätze der christlichen Glaubens- und Sittenlehre in Predigten nicht ausführlich und nicht unabhängig genug von der gegebenen Form behandeln lassen, hat der Verfasser in vorliegendem Buche eine Reihe von Betrachtungen solcher Art niedergelegt. Es spricht aus diesen ein klarer, Welt und Leben umfassender Geist, wie auch ein vom Christenthum in dessen schönster Bedeutung durchzogenes Gemüth, und zu dem gediegenen Inhalte gesellt sich eine edle und gefällige Form. Viele der wichtigsten Fragen und Verhältnisse des Lebens, viele Angelegenheiten des Geistes und des Herzens, welche dem nach Veredlung und Besserung strebenden Menschen nahe liegen, viele heilsamen Lehren des Glaubens und der Moral werden in L. Hüffell's vorliegenden Stunden christlicher Andacht auf eine eben so belehrende, als erbauliche Weise besprochen. Es schließt sich demnach dies Buch dem Besten seiner Art rühmlich an und wird, gleich den frühern Werken des Verfassers, unter allen Ständen zahlreiche Freunde gewinnen, um so mehr, da es in einem milden und vermittelnden Tone geschrieben ist. Druck und Papier sind schön. M.

Theater-Anzeige.

Samstag, 5. März. Das Nachtlager in Granada, Oper in 2 Abth., Musik von C. Kreutzer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 65. Sonntag, den 6. März 1842.

Die Waise von San Lucar.

Eine Novelle aus der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, von ***

(Fortsetzung.)

Antonio trat zu den Damen, und sagte mit wahrhaft ritterlicher Ehrerbietung und Artigkeit:

„Ihr seyd diesmal frei, Sennora's; aber es thut noth, daß Ihr Eure Reise beeilet, denn es könnte leicht kommen, daß die Räuber verstärkt zurückkehrten, und dann wären wir zu schwach, ihnen die Stirne zu bieten."

Er betrachtete sie jetzt erst. Er war eine ältliche Dame von einem sehr ernsten und stolzen Wesen. Sie war schwarz gekleidet, und Ihr Aeußeres verrieth einen hohen Stand. Sie war, obwohl bereits jenseits der Blüthezeit der Frauen, immer noch sehr schön, und die Spuren tiefen Kummers machten dies edle Gesicht noch anziehender. An sie festgeklammert und den Kopf unter ihrer Mantilla verborgen, kauerte eine sehr zierliche und schlanke Mädchengestalt. Als diese die Worte hörte, welche eine wohlklingende Männerstimme sprach, hob sie den Kopf in die Höhe, und Antonio blickte in ein Gesichtchen, dessen unaussprechlicher Liebreiz ihn bezauberte. Schöneres war ihm nie vorgekommen. Ihr dunkles, großes Auge, beschattet von langen seidenen Wimpern, ruhte mit dem unläugbarsten Ausdrucke des Erstaunens auf ihm. Sie mochte kaum sechzehn Jahre zählen. Die Dritte war eine alte Duegna, und die beiden Ersten unverkennbar Mutter und Tochter.

„Wer seyd Ihr, edler Retter," hob mit Wohllaut die Mutter der schönen Jungfrau an, „daß wir Euch danken können?"

Antonio's Stirne runzelte sich. „Vergebt, Donna," sagte er mit dem edelsten Anstande, „wenn ich Euch ohne Weiteres bitte, an Eure Abreise zu denken. Glaubt mir, die Zeit drängt, sonst droht Euch und mir der Tod; wer ich bin, sollt Ihr zur Genüge erfahren."

„Euch?" fragte die Dame überrascht.

„Mir, gewiß!" versetzte Antonio. „Ich bin hier halb und halb daheim. Ihr wißt nicht, wie die Blutrache der Basken fürchterlich ist. Ich habe jenen Schurken getödtet. Nun ist mein Leben verwirkt."

„Schrecklich!" rief die Dame aus, und rang die weißen Hände. „Was wollt Ihr beginnen, wenn wir weg sind? —"

„Zieht mit uns," fiel da plötzlich die Jungfrau mit der innigsten Wärme ein. „Zieht mit uns, um Euch zu retten!" Sie sah dabei die Mutter so bittend und flehend an, daß diese nicht länger an sich halten konnte, und zu Antonio sagte: „Wohlan, wenn unsere Rettung Euer Tod seyn sollte, so könnte ich es nicht verantworten, Euch solcher Gefahr auszusetzen. Begleitet uns, und für Euch zu sorgen, soll mir eine theure Pflicht seyn."

Antonio erröthete. Ein Blick fiel auf das Engelsbild an der Seite der Dame. Das Wort versagte ihm, aber er ließ sich auf ein Knie nieder und beugte sein Haupt tief, also eine Huldigung darbringend, die bedeutsamer war, als sie durch Worte hätte werden können.

Die Maulthiere waren jetzt in Ordnung gebracht, die Verwundeten verbunden, und in aller Eile wurde die Reise fortgesetzt, um Irun vor der Nacht zu erreichen, das nicht sehr ferne war.

Ohne daß sie irgend eine Verfolgung erlitten hatten, erreichten sie Irun, und von da an war die Reise durch die Eskorte, welche die Dame nahm, völlig gefahrlos.

Wie erstaunte aber Antonio, als er vernahm, die Donna sey die Gattin seines Vormundes und die schöne Jungfrau seine Tochter! Durfte, sollte er sich nun zu erkennen geben? Es kam ihm wohl zu statten, daß weder die Gräfin Quevada noch ihre Tochter ihn weiter fragten nach seinem Namen; allein es gereichte ihm zu einer großen Genugthuung, daß beide Damen ihn nicht als einen Diener, wohl aber mit einer Auszeichnung behandelten, zu der ihn freilich die Ansprüche auf ihre Dankbarkeit, die er sich erworben, anderntheils aber auch die Art seines Benehmens berechtigten, welches keineswegs das eines Menschen war, der in einer so niedern Sphäre geboren schien. Oft ruhte der ausdrucksvolle Blick der Gräfin fragend auf ihm, aber noch öfter der wohlgefällige Maria's. War der junge Mann ihr werth durch das, was er für sie an der Bidassoa that, so wurde er es noch mehr durch die so zarte Aufmerksamkeit, welche er auf der ganzen Reise ihr erwies, und wenn die Schönheit des Jünglings einen tiefen Eindruck in das jugendlich unbewachte Herz der Jungfrau machte, so mußte der durch die stillen und doch so ausdrucksvollen Huldigungen nur noch verstärkt werden, welche er überall an den Tag legte. So war das Gefühl der Liebe in ihrem Herzen mit aller Kraft erwacht, ehe beide es ahneten.

Sie erreichten Madrid nach kurzer Reise.

Am Morgen nach der Ankunft ließ die Gräfin Que-

Digitized by Google

vada den Jüngling zu ſich beſcheiden. Mit pochendem Herzen trat er in das Gemach, wo die Donna auf einem Ruhebett lehnte. Sie winkte ihm, ſich nahe bei ihr niederzulaſſen, und Antonio gehorchte dem Winke. Ein recht liebevoller Blick ruhte auf der ſchönen Geſtalt des Jünglings. Endlich hob ſie an: „Antonio, ich ſchulde Euch viel, ſehr viel. Die Stunde iſt da, wo ich daran denken muß, wie ich das lohnen könne, was Ihr für mich thatet und opfertet. Ihr ſelbſt ſagtet, in Eure Heimath könntet Ihr nicht zurückkehren, da die Blutrache der Basken furchtbar ſey. Habt Ihr an Eure Zukunft gedacht, Antonio?“

Antonio hob das ausdrucksvolle große Auge zu der Gräfin und ſprach feſt:

„Daran habe ich wohl gedacht, Madonna! aber —“ Er ſtockte. —

„Ich glaube es errathen zu haben, guter Antonio, was Ihr ſagen wolltet, und Euer männliches Ehrgefühl Euch abhält, auszuſprechen. Antonio, ſo lange ich lebe, ſtehen Euch die Mittel zu Gebot, über welche mich Gott verfügen läßt, um Euch den Weg, den Ihr wählet, zu ebenen.“

„Dank, Dank Euch, Madonna,“ rief der Jüngling. „Das aber iſt es nicht, was mich drückt. Ich bin ſehr reich, Madonna! — wenn anders —“

Die Gräfin richtete ſich voll Erſtaunen auf. „Wie?“ rief ſie aus, „Ihr wäret nicht, was Eure Kleidung ausſagt?“

„Nein,“ ſprach der Jüngling; „aber glaubet ja nicht, daß irgend eine unedle Abſicht zum Grunde gelegen, Euch, Madonna, meinen Stand, meinen Namen, meine Verhältniſſe zu verheimlichen. Man hat mich umwoben mit einem Netze von boshaften Intriguen, deren Opfer ich zu werden beſtimmt ſchien.“

„Wie heißt Ihr denn? und wer ſeyd Ihr?“ fragte mit brennender Ungeduld die Gräfin.

„Ich heiße Antonio de Quevada!“

Die Gräfin erbleichte, ſo erſchrak ſie. Nach einigen Augenblicken, welche dazu dienten, ſich zu ſammeln, rief ſie aus: Antonio de Quevada? Aus San Lucar? Die Waiſe von San Lucar iſt todt!“

Antonio ſprang auf von ſeinem Sitze bei dieſem Worte. Eine Todtenbläſſe überdeckte ſein blühendes Antlitz.

„Was ſagtet Ihr, Madonna?“ — fragte er nach einer Pauſe, während welcher der durchdringende Blick der Gräfin auf ihm ruhte, als wolle ſie in die Tiefe der Menſchenbruſt hineinſchauen und das Geheimniß enthüllen, vor deſſen Löſung ihr dennoch grauete.

„Die Waiſe von San Lucar iſt todt“ wiederholte ſie, „und Don Ramon de Quevada hat ihr großes Vermögen geerbt.“

Antonio ſah ſtarr auf ſie, endlich rangen ſich dieſe Worte aus ſeiner Bruſt: „Iſt es möglich? Euer Gatte —“

„Schweig von ihm, Antonio!“ rief die Gräfin. „Wir ſind geſchieden, ſeit ſeine ſchwarze Seele mir völlig bekannt wurde! — Mein Sohn, mir ahnet ein ſchauerliches Geheimniß. Ich ſehe das Gewebe eines Verbrechens, deſſen Fäden noch nicht alle klar zu unterſcheiden ſind. Du ſollteſt das Opfer wohl ſeyn, und Gott erhielt Dich. O rede, mein Kind,“ ſprach ſie mit inniger Wärme, „rede! Vergiß, daß Dein Vormund je mein Gatte war. Glaube nicht, Du verletzeſt mich, wenn Du dem, was Du fühlſt, Worte giebſt, wie es Dein Gefühl Dich lehrt. Ich haſſe ihn, Antonio, weil er der Mörder meines Jugendglückes war, weil er, ein Teufel in Menſchengeſtalt, zu jeder Unthat fähig iſt, wenn ſie ſeiner Habſucht und ſeinem Ehrgeize ſchmeichelt oder deren Zwecken dienen kann.“

„Wo iſt er?“ rief Antonio mit flammendem Blicke.

„In Cuba, mein Sohn, wohin wir für's erſte nicht können! aber rede, rede, ich brenne vor Verlangen, das zu erfahren, was Du weißt!“

(Fortſetzung folgt.)

Ueber Georg Rapp und die Harmoniten zu Economy in Pennſylvanien.

(Vorgetragen im geographiſchen Verein am 26. v. M. in Frankfurt a. M. von Julius Blumenthal.)

(Fortſetzung.)

Sie hatten folgende Einrichtung: wer ein Paar Schuhe oder Stiefel braucht, geht zum Schuhmacher und erhält dieſe unentgeldlich; eben ſo werden Hüte, Röcke, Beinkleider und andere Kleidungsſtücke, ſo wie alle Bedürfniſſe, unentgeldlich abgereicht. Dagegen bekömmt der Ackersmann auch keinen Lohn für ſeine Arbeit, ſondern ſie dienen ſich gegenſeitig mit der einem Jeden verliehenen Gabe aus Liebe, als Glieder Eines Leibes, oder als Kinder Eines Vaters. Bei jedem Handwerk war ein Vormann gewählt, an welchen ſich derjenige, der etwas brauchte, zu wenden hatte. Dieſer ſorgt, daß kein Mitglied auf irgend eine Weiſe verkürzt werde oder Mangel leide, auch daß Niemand verſchwende. Alle verkäuflichen Produkte werden, wie die übrigen Fabrikwaaren, zum Nutzen der Geſammtheit verkauft, und der Erlös wieder in ſolche Artikel, welche ſie nicht ſelbſt haben oder machen, z. B. Eiſen, Stahl, Glas, Papier, Färbeſtoffe u. ſ. w. ausgetauſcht. Auch wurde viel Geld auf allerlei Verbeſſerungen der Gebäude, Mühlen, Straßen und ſonſtige Einrichtungen verwandt. Für Reiſende war ein großer bequemer Gaſthof errichtet, wo man gut und billig logiren konnte; auch war ein großes Magazin-Gebäude oder Kaufhaus erbaut, wohin die benachbarten Amerikaner ihre überflüſſigen Produkte zum Verkauf oder Tauſch brachten. Eine treffliche Waſſermühle mit drei Paar Steinen (aber Raum zu ſechs Paaren) war an einem Arm des Wabaſh, etwa eine halbe Stunde unterhalb der Stadt, errichtet. Darin waren ein Paar franzöſiſche Mühlſteine, bekanntlich die beſten, welche 1000 Gulden gekoſtet hatten. Hier wurde außerordentlich feines Mehl gemahlen und nach Neu-Orleans zu Markt gebracht. Dieſe Mühle wurde auch von den benachbarten Amerikanern benutzt und nach den Geſetzen wurde denſelben für das Achtel gemahlen.

Aus dem eben Mitgetheilten erſehen wir, daß das Wirken der Harmoniten auch hier am großen Wabaſh eben ſo gedeihlich und erfolgreich war, als am großen Conaqueneſſing. Es ſoll ſich hier ihr bewegliches und unbewegliches Vermögen im Jahre 1824 auf eine halbe Million Dollars an Werth belaufen haben. Doch veräußerten ſie in dieſem Jahre die ganze Anſiedlung an Owen von Lanark für eine Summe von mehr als 200,000 Dollars, mit Aus

nahme des beweglichen Gutes, das sie nach der neuen Anpflanzung, welche sie wieder in Pennsylvanien beabsichtigten, mitnahmen. So reich auch das Land in Indiana im Allgemeinen ist, so hatten die Harmoniten doch gefunden, daß ihnen Pennsylvanien mehr Vortheil biete, darum standen sie nicht an, ihre neue Kolonie am Wabash mit den reichern und fettern Gegenden des amerikanischen Rheins — des Ohios — zu vertauschen und sich von neuem in Pennsylvanien anzusiedeln.

Die neue Niederlassung, welche der thätige Rapp mit seinen Harmoniten nach der Veräußerung von Neu-Harmonie gründete, liegt ebenfalls, wie die frühere, vier deutsche Meilen von Pittsburg, aber nordwestlich im Kanton Beaver, des Staats Pennsylvanien, auf einer 50′ über den Ohio erhabenen Uferbank (Bluff) und wurde von ihnen Oekonomie — Economy — genannt. Quellenreiche Hügel hinter dem Orte theilen ihm, vermittelst einer künstlichen Röhrenleitung, klares und gesundes Wasser mit. Auch dieser Ort ist regelmäßig angelegt. Die Straßen sind breit und kreuzen sich in rechten Winkeln. Am 22. Mai 1824 begann man auf dem Platze, wo jetzt Economy steht, den Wald wegzuhauen, und als Denkmal dieser neuen Schöpfung und Hervorrufung einer Stadt aus dem Dunkel dichter Wälder stehen noch jetzt hin und wieder Baumstumpfen in den Straßen, was ich indessen selbst in Baltimore auch zu bemerken Gelegenheit hatte. Zum Erstaunen ist es, wie viel vereinte und zweckmäßig geleitete menschliche Kräfte in so kurzer Zeit auszurichten vermochten! Die jetzt (1835) 700 Seelen starke Kolonie wohnt zwar noch zum Theil in sogenannten Blockhäusern, allein einige Straßen bestehen schon ganz aus reinlichen, gut gebauten Häusern. Wie in Neu-Harmonie sind sämmtliche Häuser in einer gewissen Entfernung von einander gebaut, und jedes Haus durch einen Garten von dem nächststehenden getrennt. Die vier Stockwerk hohen Wollen- und Baumwollen-Manufakturen, das Kaufhaus und Rapps Wohnhaus sind von Backsteinen errichtet. Hinter dem Hause des Letztern befindet sich ein großer freier Rasenplatz und an diesen stößt der schöne, mehrere Acres große Garten, der außer Blumen und Gemüsen eine ziemliche Weinpflanzung enthält. In der Mitte des Gartens ist ein Bassin mit einem herrlichen Springbrunnen.

Auch in Economy bewiesen die Harmoniten ihre bekannte Thätigkeit. In den Fabrikgebäuden wird alles Räderwerk durch eine Dampfmaschine von 75 Pferden Kraft in Bewegung gesetzt. Wollen- und Baumwollenwaaren werden in Menge bereitet. Die Gesellschaft hat sehr schöne Schaafe und unter diesen viele Merinos und sächsische Elektoral. Gegenwärtig hat sie schon mehr als 4000 Acres zu Schaafweiden eingerichtet. Die Wollenartikel, welche den besten Absatz haben, sind ein blaues Mitteltuch, ein graumelirtes, rother und weißer Flanell. Die Baumwollen-Fabrication in Economy besteht nur aus Spinnen und Weben. Das Drucken hat man noch nicht unternommen, weil das Stechen der Formen mit vielen Kosten und Schwierigkeiten verknüpft ist. Alle Arbeiter, und namentlich die Frauen, haben eine gesunde Gesichtsfarbe, und die treuherzige Freundlichkeit, mit welcher sie den alten Rapp begrüßen, ist sehr rührend. Die Reinlichkeit ist in jeder Hinsicht zu loben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

In Danzig zieht noch die Jungfrau von Orleans, freilich mit Hülfe der Pferde. Das Dampfboot schreibt: „Es war ein Wogen und Strömen der Menschenmasse nach dem Theater, ein Aechzen und Stöhnen bei'm Hineindrängen, und Hunderte gingen mißmuthig von dannen, sie konnten keinen Platz finden. Wir wollen annehmen, ein Sechstel sey dem klassischen Stücke, ein Sechstel dem Benefizianten zu Liebe hineingegangen, vier Sechstel wurden sicher von den acht Pferden gezogen, die Herr Kunstreiter Brilloff zu dem Krönungszuge hergab, und worauf acht der tüchtigsten Reiter seiner Gesellschaft, in neuen Wappenröcken, eigener Garderobe, sicher und stolz paradirten. Auch was von Seiten des Herrn Genée für den Krönungszug gethan war, erschien für Danzig großartig."

(Bevorstehende Enthüllung eines Räthsels.) Es wurde häufig bereits durch die öffentlichen Blätter in früheren Zeiten gemeldet, daß Gustav III. von Schweden in seinem Testamente anordnete, daß zwei von ihm bezeichnete geschlossene Koffer, ein großer und ein kleiner, nicht eher als fünfzig Jahre nach seinem Tode, und zwar dann feierlich eröffnet werden sollen. Da bekanntlich der unglückliche Fürst am 15. April 1792 bei einem Maskenballe mörderisch angefallen, am 29. des nämlichen Monats verschied, und die testamentarisch-festgesetzte Periode mit dem 29. April 1842 zu Ende geht, so kündigen nun schwedische Blätter an, daß die im großen Universitätssaale zu Upsala unter Schloß und Siegel dermalen liegenden zwei Koffer am 30. April d. J., in Gegenwart einer gerichtlichen Kommission, werden eröffnet werden.

In Frankfurt an der Oder wurde am 23. Februar eine gräßliche That begangen, welche die ganze Stadt mit Trauer und Entsetzen erfüllt. Ein Arbeitsmann in der dortigen Dammvorstadt, ein täglicher Trunkenbold und dadurch zerrüttet an Leib und Seele, wie in seinem Hauswesen, hat seinen drei Kindern (von 5 und 3 Jahren und 3 Monaten), nachdem er das Haus verschlossen, mit einem Rasirmesser den Hals abgeschnitten und dann diese Execution an sich selbst vollzogen. Bei Allen waren die Arterien durchschnitten, so daß der Tod bald erfolgt seyn muß. Die Kinder waren gesund und wohlgebildet, und namentlich der fünfjährige Knabe wunderschön. Man denke sich den gränzenlosen Schmerz der Mutter, als sie nach ihrer Heimkehr diese Gräuel der Verwüstung sah und Mann und Kinder im Blute schwimmend fand! So viele Opfer werden täglich der höllischen Flamme des Branntweins gebracht. Gibt es denn kein Mittel, diesem Molochdienste Schranken zu setzen?

Frankfurter Theater.

Allgemeines. — Die Puritaner. — Der politische Zinngießer. — Don Carlos.

Wie bereits dem hiesigen Publikum bekannt, sind die seitherigen Theaterdirektoren, die Herren Malß, Guhr und Meck auf eine weitere Reihe von Jahren von Seiten der Behörden bestätigt und ihnen die Führung und Leitung des Bühneninstituts anvertraut worden. Dem Vernehmen nach sind von der also bestätigten Direktion bereits mit dem

Digitized by Google

größten Theile der Mitglieder der Oper und des Schauspiels neue Kontrakte abgeschlossen und das Personal wird im Ganzen dasselbe bleiben. Etliche, noch nicht zum völligen Abschluß gekommene Engagements werden hoffentlich zur Zufriedenheit der betreffenden Individuen, der Direktion und des Publikums eine baldige Erledigung finden. Daß das gegenwärtige Personal nicht nur ein genügendes, sondern theilweise ein ausgezeichnetes und billigen Anforderungen gewiß entsprechendes ist und daß bedeutende Summen verwendet werden, um die ersten Rollenfächer würdig zu besetzen, kann man nicht in Abrede stellen; — daß die vorhandenen Kräfte zweckmäßig und zum Vortheil eines anziehenden und wechselnden Repertoirs benutzt werden, liegt im Interesse der Direktion und darf das beste Streben voraus gesetzt werden. Besonders erfreulich ist es, daß jene Theater-Partheiungen, welche dem ungestörten Fortgang der Anstalt nur hemmend in den Weg treten konnten, nun beseitigt sind und wir einer ruhig fortwirkenden Thätigkeit der Bühnenverwaltung entgegen sehen. Im Laufe der Sommermonate werden im Innern unseres Schauspielhauses von Seiten der städtischen Behörde die nöthigen neuen Einrichtungen, Verbesserungen und Verschönerungen getroffen, wofür wir jener im Voraus danken. Auch wird die Direktion eine Benefizvorstellung zum Vortheil des Monumentes der Erfindung der Buchdruckerkunst veranstalten, welcher die freundliche Beachtung des Publikums nicht fehlen kann.

Eine Aufführung der Puritaner bei wohlbesetztem Hause bewies, daß unsere erste Sängerin Dem. Rudersdorff die Opernfreunde anzuziehen weiß. Der Beifall, welcher ihrem brillanten und zugleich dramatischen Gesangsvortrag gespendet wurde, war einstimmig und lebhaft.

Zum Vortheil des Hrn. Oettmer gab man in neuer Bearbeitung Holberg's politischen Zinngießer. Holberg wurde in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Begründer des dänischen Lustspiels und seine Stücke haben nicht nur ihrer Zeit auf vielen Bühnen geglänzt, sondern sind auch in viele Sprachen übersetzt worden, namentlich sein politischer Zinngießer, welcher als die werthvollste seiner zahlreichen Dichtungen noch immer in Ansehen steht. In diesem Lustspiel ist indessen Vieles, ja das Meiste veraltet und der Charakter des Zinngießers hat seine eigentliche Bedeutung verloren, da heutigen Tages die Bildung so vorangeschritten ist, daß sich ähnliche Originale nicht mehr vorfinden. Jede Zeit hat ihre Thorheiten, aber in jeder Zeit erscheinen sie in anderer Gestalt. Soll daher Holberg's Zinngießer auf den Bühnen noch gegeben werden, so muß er entweder sein ursprüngliches Gepräge möglichst beibehalten, um ein historisches Interesse zu gewähren und ein Gemälde vergangener Sitten und Ansichten zu seyn, — oder er muß gänzlich umgewandelt und nur mit Beibehaltung der Handlung in ein modernes Zeitbild umgeschmolzen werden. Von diesem uns richtig scheinenden Grundsatz ist der Bearbeiter Hr. Birnbaum nicht ausgegangen, und indem er Vieles beibehielt und Anderes erneuerte, hat die Sache die Einheit des Charakters und der Zeit verloren. Die Anspielungen auf Tagesverhältnisse passen nicht zu dem alten Zopfkostüm und man vermißt jene Consequenz der Haltung, jene Uebereinstimmung des Gepräges, welche einem Kunstwerke unerläßlich sind. Hieraus folgt, daß der Zuschauer den richtigen Standpunkt nicht gewinnen und zu dem gehörigen Totaleindruck nicht gelangen kann. Davon abgesehen, hat dieses Lustspiel nicht nur höchst ergötzliche Momente von wahrhaft unverwüstlicher Komik, sondern auch viele Einzelheiten des trefflichsten Humors. Die Lieder und musikalischen Quodlibets der neuen Bearbeitung zeugen von Geschmack und Kenntniß des Bühneneffekts. Bei gehöriger Darstellung wird dieser Zinngießer, trotz jener Einwendung der Kritik, noch immer geeignet seyn, den Theaterfreunden einen heiteren und die Lachlust erregenden Abend zu bereiten.

(Schluß folgt.)

Frankfurt, 5. März.

Unsere Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste ꝛc., welche mit Recht hier in allen Kreisen der höchsten Achtung genießt, hat sich abermals eine neue Seite ihrer öffentlichen Wirksamkeit geschaffen. Ihre große Mitgliederzahl — und sie umfaßt die Elite der hiesigen Bürgerschaft aller Stände — hat bisher mit Freuden für Zwecke gearbeitet, welche sich hell- und segenbringend über die niedern Volksklassen verbreiteten: man denke nur an die vortrefflichen Institute der Sparanstalten, der Sonntags- und Gewerbschule, der Anstalt zur Versittlichung der dienenden Klasse, des Blindeninstitutes, des immer herrlicher sich bewährenden Gewerbvereins und der Garten- und Feldbausektion. Allein in der neueren Zeit scheint man zur Einsicht gekommen zu seyn, wie es wünschenswerth wäre, noch ein neues, zeitgemäßes Band geistigen Zusammenwirkens in das Gewebe der humanen Thätigkeiten des Vereines einzuflechten. Von Berlin und jetzt auch von Bonn aus hört man, wie größere Gesellschaften beiderlei Geschlechts zusammentreten, um während der Wintermonate den Vorträgen namhafter Männer beizuwohnen. In der Königsstadt an der Spree steht der Prinz von Preußen an der Spitze und Alles tritt hinzu, was nur Anspruch auf Bildung und Eleganz macht. Es scheint dies ein unabweisliches Bedürfniß unserer in aller Wissenschaft und Kunst so weit vorgeschrittenen Zeit zu seyn und vielleicht sind derartige Erscheinungen die Grundlage von Bestrebungen, wodurch künftighin eine Menge des verschiedenartigsten Wissens, das bisher nur Eigenthum Weniger war, zum Gemeingut der weitesten Kreise werden wird. Es müßte dabei dergestalt vorgeschritten werden, daß ein Jeder, der etwas weiß, es den Uebrigen mittheilen könnte, und seinerseits wieder von Andern über Dinge unterrichtet würde, die ihm bisher fremd geblieben waren. Ein derartiges wechselseitiges Lehren und Lernen könnte nur von den segensreichsten Folgen seyn. Unsere Gesellschaft scheint dies Bedürfniß lebhaft zu fühlen, und auch hier ist es dankbar anzuerkennen, daß auf den Antrag unseres vorwärts strebenden Gewerbvereins Hr. Dr. Poppe bereits zu Anfang des Wintersemesters einen Kursus über Mechanik eröffnen konnte. Ist dieser Gegenstand, der Natur der Sache nach, nur für einen kleinen Kreis — den der Gewerbtreibenden — berechnet, so war es höchst erfreulich, als Hr. Dr. Th. Creizenach das Versprechen gab, eine Reihe von Vorträgen über einige der interessantesten Abschnitte der deutschen Literaturgeschichte zu halten. Wirklich machte er auch vor mehreren Wochen vor einem zahlreichen Auditorium beiderlei Geschlechts den Anfang mit einer äußerst anziehenden Schilderung der Zeiten des Meistergesanges, und es ist zu hoffen, daß er noch die wenigen Wochen bis zum Eintritt der schönern Jahreszeit dazu benutzen werde, um diejenigen Vorträge, welche er noch in Aussicht gestellt, zu beendigen. — Mittlerweile übernahm auch der derzeitige Direktor der Sonntags- und Gewerbschule, Hr. Dr. jur. G. C. Thomas, auf den Wunsch seiner Freunde, die Verpflichtung, einen vollständigen Kursus über »allgemeine Geschichte der Menschheit, vom Standpunkte der neuern Wissenschaft aus betrachtet« zu eröffnen. Diese Vorträge nahmen bereits verflossenen Montag ihren Anfang; aber leider ist die Jahreszeit schon allzuweit vorgeschritten, um auch nur im entferntesten hoffen zu können, diese Vorlesungen, welche vielen Anklang gefunden haben, in dem laufenden Wintersemester zu beendigen: doch soll, wie man vernimmt, vorläufig jeden Montag Abend damit fortgefahren werden. Und so ist es abermals sehr erfreulich, wie jene so hochverdiente Gesellschaft in diesem kleinen, aber viel versprechenden Anfang zur Entwicklung eines erhöheteren geistigen Strebens sich wiederum in den Vordergrund stellt, um das zeitgemäße Bedürfniß: allseitige Verbreitung nützlichen Wissens, aus ihrem fruchtbaren Schooße emporzutreiben.

Auflösungen in Nro. 62.

Charade: Steingut.
Homonyme: Reige.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 6. März. (Neu einstudirt): Drei Tage aus dem Leben eines Spielers, Melodrama in 3 Abth., nach dem Franz., von L. Angely.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 66. Montag, den 7. März 1842.

Die Waise von San Lucar.

Eine Novelle aus der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, von ...

(Fortsetzung.)

Antonio setzte sich. Er mußte sich aber zuvor sammeln, daß die Erinnerungen, welche in diesem höchst erregten Augenblicke leicht ineinander fließen konnten, sich klar in ihrer Folgenreihe aneinander schlossen, und dann hob er an, Alles das zu erzählen, was sich mit ihm in Riol zutrug. Er unterließ es nicht, seine und Anselmo's Vermuthungen mit auszusprechen, und schloß damit, daß der Abt José von San Lucar wohl das genaueste Zeugniß werde ablegen können.

Die Gräfin war in das höchste Erstaunen gerathen. Sie traute ihren Ohren kaum, und doch war das Alles so einfach, so klar; es sprach sich darin die Wahrheit so unverkennbar aus, daß auch kein Zweifel in ihrer Seele aufstieg. Sie begrüßte den Jüngling herzlich als ihren Verwandten. Sie versprach ihm, Alles zu thun, was sie vermöge, um ihm die vollste Anerkenntniß seiner Rechte zu sichern. Nun bat sie ihn, jetzt sie allein zu lassen, um mit sich zu Rathe zu gehen, was sie thun solle.

Kaum war er weg, so hüpfte Maria herein. Die Gräfin, noch ganz ergriffen von dem, was sie gehört, erzählte es dem liebenden Mädchen. Sie klatschte in ihre Händchen und eilte pfeilschnell hinab in den Garten, wo Antonio auf und nieder ging, um den lieben Vetter zu begrüßen. Das waren selige Momente des Alleinseyns mit der Geliebten. Sie hörte von ihm das süße Wort der Liebe, und sie verhehlte nicht, was sie für ihn empfinde, und Beiden war es ein so seliges Bewußtseyn, daß in ihrer Liebe der Himmel begütigend das Unrecht ausgleiche, was der Vater an Antonio gethan.

Ungefähr acht Tage später war ganz Madrid erfüllt von der Geschichte des Waisen von San Lucar. An dem schönen Jünglinge, der so schändlich mißhandelt worden, nahm alle Welt den wärmsten Antheil. In den Gesellschaften der Gräfin, deren Abenteuer in den Pyrenäen in jedem Munde lebte, spielte Antonio die Rolle des Bewunderten. Seine natürliche Einfachheit, der Anstand in seinem Wesen, die durchdringende Schärfe seines Verstandes, seine männliche edle Gestalt, seine hinreißende Schönheit, das Alles sicherte ihm die allgemeinste Bewunderung. Der ganze Adel drängte sich an ihn heran und suchte ihn in seine Lebensweise hereinzuziehen. Insbesondere war es der Graf Villareal, ein entfernter Anverwandter der Gräfin Quevada, der sich sehr um seine Freundschaft bewarb, aber noch mehr um die Maria's. In ihm trat die unedelste Seite des Spaniers, Falschheit und Tücke bei bodenlosem Ehrgeize, so recht an den Tag. Er schmeichelte dem einfachen Natursohne auf alle Weise; aber dieser durchschaute ihn schnell, und sein gerades Wesen ließ es nicht zu, Gefühle zu heucheln, die er nicht in seiner Brust trug. Er ließ es den Grafen fühlen, daß er ihn weder achte, noch liebe, und — er hatte den ersten erbitterten Feind in Madrid.

Während ganz Madrid mit warmem Enthusiasmus für die Sache des Unterdrückten erfüllt war, entstand plötzlich das Gerede, dem sey nicht so. Die Gräfin Quevada, deren Haß gegen ihren Gatten alle Welt kannte, habe den Betrug mit dem jungen Basken gespielt, um eine fürchterliche Rache an dem zu nehmen, der sie so unglücklich gemacht. Auch diese Sage fand Anhänger und Vertheidiger. Einer der eifrigsten unter ihren Verbreitern und Vertheidigern war Villareal, in dessen Herzen Eifersucht und Rache gegen den, der seine Annäherung schroff zurückgewiesen, sich zum feindseligsten Bunde vereint hatten.

Das konnte der Gräfin, das konnte Antonio nicht fremd bleiben. Wenn es sie auch schmerzte, so lag gerade darin ein neuer Sporn, Antonio's Sache mit dem größten Eifer zu betreiben, welche die Gräfin einem der tüchtigsten Rechtsgelehrten der Hauptstadt übergeben hatte, und von diesem bei dem Gerichtshofe bereits in aller Form Rechtens erhoben worden war.

Keinen aber traf diese Sache härter als den Abt José von San Lucar. Treu folgend dem Rathe seines Freundes Ramon, welchem er die unermeßlichen Reichthümer Antonio's zugespielt, hatte er schon lange Zeit sein Kloster verlassen, und lebte in Madrid, buhlend um die Gunst des Großinquisitors und verfolgend den Plan, einst seinem Freunde über den atlantischen Ocean zu folgen, um dort Hand in Hand mit ihm zu handeln und in noch größerer Freiheit den schäumenden Becher des Lebens auszuschlürfen, der schon in Madrid, wenn auch bedeckt mit dem Schleier des Geheimnisses, nicht von den unersättlich durstenden Lippen des Heuchlers kam. Kaum hatte er den Zusammenhang vernom-

Digitized by Google

men, so sandte er einen Vertrauten nach Riol. Dort bewirkte die Nachricht nicht geringes Entsetzen; denn man wußte ja nur zu gut, wie leichtsinnig man mit dem Waisenknaben verfahren war; wie man ihn dem Hirten übergeben hatte, und nun nicht ein Mal mehr wußte, ob dieser noch lebte oder nicht. Dem Prior gelang es endlich durch den Bruder dessen, den Antonio an der Fähre der Bidassoa erschossen hatte, zu erfahren, daß der Greis noch lebe, und hier stellte sich dann die volle Gewißheit fest, daß Antonio Niemand anders als die Waise von San Lucar war.

Entsetzen ergriff den Prior, als er diese Gewißheit gewonnen; denn er stand nun als Lügner vor dem mächtigen Abte von San Lucar, dem er seine Erhebung zum Prior allein zu danken hatte. Ihm blieb nur die Wahl, dies einzugestehen oder einen falschen Todesschein nach Madrid zu senden. Lieber als er die Wahrheit, und somit seinen Fehler, eingestand, griff er zu dem Mittel des Trugs, und sandte eine gehörig unterschriebene und untersiegelte Urkunde ein, daß Antonio de Quevada als Knabe von zehn Jahren im Kloster Riol gestorben sey.

Die Sache Antonio's, betrieben von der Gräfin Quevada mit dem Eifer einer Mutter, der die Sorge für ihr Kind obliegt, war nun bereits anhängig gemacht, und der Abt von San Lucar war bereits verhört und mit Antonio confrontirt worden. Umsonst rief ihm Antonio alle die Thatsachen seiner Erfahrung in's Andenken. Er kannte keine, verwarf sie alle als Lügen und boshafte Erfindungen eines Menschen, der das Werkzeug in der Hand eines rachsüchtigen Weibes sey.

Antonio gerieth außer sich. An solche Verworfenheit hatte er nie gedacht, zu geschweigen, daß er sie hätte einem Menschen, und noch weniger einem Geistlichen zutrauen sollen. Tief beugte ihn diese Erfahrung, ja sie flößte ihm einen Abscheu gegen die Menschen ein. Hätte nicht der Gräfin Wohlwollen, Maria's unaussprechliche Liebe zu ihm ihn nicht ausgesöhnt mit dem Leben und den Menschen, er wäre verzweifelt.

Dennoch aber fürchtete der Abt José, es möge der Gräfin gelingen, den Hirten, welchem Antonio übergeben worden war, ausfindig zu machen und dann den Beweis zu führen. Er dachte auf andere Mittel. War Antonio aus dem Wege geräumt, so hörte Alles auf; indessen hatten jene Worte Ramons: „Kein Blut, keinen Mord!" auch in der Seele dieses Mannes, der sonst zu sehr Spanier war, um viel Aufhebens von einem Menschenleben zu machen, seltsamer Weise ein Echo zurückgelassen, das ihn auch jetzt vor dem Gedanken schaudern machte. Die wunderbare Rettung und Erhaltung des Knaben erschien ihm als sichtbares Walten der unmittelbaren Vorsehung Gottes, und eine gewisse Scheu vor dem Greuel eines Mordes ergriff sein Herz, daß er einen solchen Gedanken schnell hinwegscheuchte, wenn er in ihm auftauchen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Merkwürdiger Fall einer Aushungerung.

Ueber diesen mehrerwähnten Fall finden sich in der Baireuther Zeitung folgende, als wahr verbürgte Angaben: Am 22. Februar Abends endete der Sohn einer rechtschaffenen Familie in Allersdorf bei Baireuth, in Folge einer Aushungerung, nachdem er 61 Tage lang keine Nahrung zu sich genommen hatte. Derselbe war 28 Jahre alt; bis zu seinem 19. Jahre wurde nichts Auffallendes an ihm bemerkt, er war heitern Sinnes, und nahm an unschuldigen Vergnügungen gerne Antheil. Von seinem 19. Jahre an aber zog er sich auf eine auffallende Weise zurück, ging zwar seinen Arbeiten fleißig nach, nahm aber keinen Antheil mehr an öffentlichen Vergnügungen. Vom Militärdienste kehrte er nach kurzer Zeit zurück, weil er, nach seiner Versicherung, freche Reden und Fluchworte mehrerer Kameraden nicht vertragen konnte, und sein Vater kaufte ihn auf seine dringende Bitte los. Wenn er irgend Zeit hatte, las er fleißig in der Bibel, als seine liebste Unterhaltung. In den spätern, besonders letzteren Jahren unterhielt er sich gerne über religiöse Gegenstände mit andern Freunden, las in Gesellschaft derselben Missionsblätter, welche gemeinschaftlich gehalten wurden, er bekam auch verschiedene sogenannte Erbauungsschriften und Traktätchen in seine Hände, die leider jetzt so häufig ohne Auswahl verbreitet und vom gemeinen Mann um so begieriger gelesen werden, je mehr sie sein sinnliches Gefühl erregen und seine Phantasie erhitzen. Insbesondere leitete ihn eine neuere Schrift über Somnambulismus irre, und mehrte seinen Hang, in der Bibel vorzüglich dunkle prophetische Stellen, die seine Fassungskraft überstiegen, zu suchen, darüber zu grübeln, und sie sogar auf sich anzuwenden, so daß er sich am Ende für ein auserkornes Werkzeug Gottes hielt, und sich selbst über die Apostel stellte, ohne sich jedoch seiner eigenen Bestimmung klar und bewußt zu seyn, weßhalb er bis zu seinem Tode auf eine weitere besondere Weisung von oben harrte. Da ähnliche Ueberspanntheiten zu allen Zeiten hie und da vorgekommen sind, und besonders in unsern Tagen Religionsschwärmerei Manche sogar bis zum Selbstmorde verleitet hat, so würde auch die Verirrung dieses Menschen weniger befremden; allein die seltsame, wenn gleich schon hie und da vorgekommene Erscheinung, sich aller und jeder Nahrungsmittel zu enthalten, und dieselben so lange Zeit standhaft zurückzuweisen, mußte allerdings einiges Aufsehen erregen, und gab bei Manchen, besonders unter Verwandten und Freunden der Ansicht Raum, als ob derselbe wirklich von Gott zu einer besondern Bestimmung auserkoren wäre. Offenbar lag auch hier, wie gewöhnlich bei den Geisteskranken, ein körperliches Uebel zu Grunde, was schon daraus hervorgeht, daß er seit langer Zeit über Appetitlosigkeit klagte, und sein Körper abnahm. Vom 24. Dezemb., als vom heiligen Weihnachtsabend an, versagte er die Nahrung, ohne jedoch den Grund hiefür anzugeben. Sein um ihn bekümmerter Vater suchte einige Tage darauf ärztliche Hülfe; als diese eintreten sollte, wies er dieselbe zurück, mit den Worten: „Herr Doktor, ich habe keine Krankheit, wo ein Arzt mir helfen kann, habe Sie auch nicht rufen lassen, ließ es jedoch geschehen, um meinen Vater zu beruhigen. Mir ist es auf einmal geworden, als dürfte ich keine Nahrung zu mir nehmen, bis meine Bestimmung erfüllt ist; wann dieses geschehen, kann ich nicht voraus sagen, aber mir wird bekannt werden, was kein Mensch weiß. Sobald mein Schicksal erfüllt ist, wird Wunderbares sich ergeben, ich werde scheiden, aber nicht sterben, und mein Körper wird mit mir entschwinden, daher nicht begraben werden." Indeß sprach er im Allgemeinen wenig über seine höhere Bestimmung, und selten ohne besondere

Digitized by Google

Aufforderung. Was sein früherer Beichtvater und andere Geistliche, die ihn besuchten, aus ihm herausbrachten, waren meistens Hindeutungen auf einzelne biblische Ausdrücke und Bilder, welche er auf sich anwendete. Er war sich selbst nicht klar, und sagte auch immer, daß ihm das Nähere noch offenbart werden würde. Sobald man weiter in ihn dringen wollte, entgegnete er, daß er zu fest überzeugt sey, als daß er von seinen gewonnenen Ansichten abstehen könnte, oder er bat, daß man ihn in Ruhe lassen möge. Uebrigens aber wußte derselbe sich gut, verständig, und nach seinem Stande selbst mit vieler Gewandtheit auszudrücken; auch lag in seinen Gesichtszügen etwas Interessantes. Auf das Fasten legte er keinen besondern Werth, er sah dasselbe mehr als Vorbereitung an, und beharrte dabei. Sein Vater, wie seine Geschwister, welche nach und nach auch eine höhere Ansicht von seiner Bestimmung zu bekommen schienen, ließen ihn gewähren, und meinten, daß ihnen dieses Alles von oben auferlegt sey, und sie sich geduldig darein ergeben müßten, was Gott mit ihm vorhabe. So dauerte der Zustand dieses Unglücklichen fort, er verweigerte standhaft jede Nahrung, bis er nach und nach zu einem Skelet herab sank, und es darf als erwiesen angenommen werden, besonders da er während der letzten drei Wochen, vorzüglich zur Vermeidung des Zudrangs von Neugierigen, strenge durch Gendarmerie und Gerichtspersonal bewacht wurde, daß er keine Nahrung zu sich genommen hat, obwohl er allerdings sehr häufig seinen Mund mit Wasser ausspülte, wovon nach eignem Geständnisse oft unwillkürlich etwas hinabkam, was auch angenommen werden muß, da nach den neuesten Erfahrungen von anerkannt berühmten Männern eine 60 Tage lang dauernde Aushungerung, jedoch bei ungeschmälertem Wassergenuß, stattgefunden hat. Die Annalen der Chemie und Pharmacie von Wöhler und Liebig geben in dem neuesten Heft hierüber interessanten Aufschluß. Körperlich gesund und nicht geisteskrank, dürfte kaum ein Fasten über neun Tage ertragen werden, aber im gegentheiligen Falle ist allerdings, nach Theorie und Erfahrung, ein solches Resultat, wie hier angegeben, möglich. Der königl. Gerichtsarzt erklärte den hier besprochenen Unglücklichen, bezüglich auf seine fixe Idee, für geisteskrank, und hieran dürfte wohl nicht zu zweifeln seyn. Seit 9 Jahren wurde progressiv sein Zustand herbeigeführt, und, wie bereits gemeldet, nothwendig durch unpassende Lektüre, fortwährendes Grübeln über dunkle Stellen der heiligen Schrift, die er bei seiner geringen Vorbildung um so weniger aufzuhellen vermochte, mehr und mehr verschlimmert, bis er endlich ein Opfer seiner traurigen Verirrung wurde. Die Leichensektion unterblieb nach dem Wunsch des Vaters.

Ueber Georg Rapp und die Harmoniten zu Economy in Pennsylvanien.

(Vorgetragen im geographischen Verein am 26. v. M. in Frankfurt a. M. von Julius Blumenthal.)

(Fortsetzung.)

In der Branntweinbrennerei wird guter Whisky destillirt, welcher starken Absatz nach der umliegenden Gegend hat, in Economy selbst wird keiner verbraucht, weil die Mitglieder der Gesellschaft untereinander übereingekommen sind, sich des Genusses gebrannter Wasser zu enthalten. In der Bierbrauerei ward am großen Wabash, in Ermangelung von Gerste, Bier aus Waizen gebraut, welches dem Bamberger an Geschmack gleichgekommen seyn soll. Auch hier haben sie eine Brauerei angelegt.

Die Mühle, welche vier Mahlgänge hat und mit welcher eine Oelmühle verbunden ist, wird durch eine Dampfmaschine in Bewegung gesetzt. Als vorsichtige Hausväter haben die Vorsteher der Gesellschaft auf den über der Mühle befindlichen Böden Getreidevorräthe für ein Jahr aufgeschüttet, um im Fall eines Mangels, welcher übrigens in diesem glücklichen Lande wohl schwerlich eintreten wird, gesichert zu seyn. In der Mühle sowohl als in den Fabrikgebäuden liegen in jedem Stockwerk (die Mühle ist fünfstöckig) große eiserne Cylinder mit Wasser angefüllt, damit man bei Feuersgefahr sogleich das Löschmittel zur Hand habe.

Die Werkstätten der Schmiede und Schlosser, sowie der Tischler und Böttcher, liegen unter einem Dache. Im Magazin stehen alle verfertigten Artikel, deren Güte bewundernswerth ist, zum Verkauf und Versenden bereit. Die zum Gebrauch der Gesellschaft bestimmten Artikel werden abgesondert aufbewahrt. Da die Mitglieder kein Privateigenthum besitzen und Alles gemeinschaftlich ist, außer die Weiber, so müssen sie auch in Hinsicht ihrer materiellen Bedürfnisse von der Gemeinde versorgt werden. Kleidungsstoffe, welche sie erhalten, sind von der besten Qualität, eben so die ihnen gereichten Lebensmittel. Von diesen werden das Mehl, das gesalzene Fleisch, und alle sich lange erhaltenden Gegenstände monatlich an die Familien abgegeben; das frische Fleisch hingegen, und was leicht verdirbt, wird je nach der Stärke der Familie an diese bei dem jedesmaligen Schlachten u. s. w. vertheilt. Da jede Familie einen Garten besitzt, so baut sie ihr eigenes Gemüse, hält auch ihr eigenes Geflügel, so wie sie gleichfalls einen eigenen Backofen hat. Für solche Dinge, welche nicht in Economy verfertigt werden, ist ein besonderer Laden angelegt, aus welchem die Mitglieder, gegen Anweisung der Aeltesten, die nöthigen Gegenstände erhalten.

Unter Rapps neuem Hause befinden sich zweckmäßige, geräumige Keller, in welchen viele Fässer alten Rheinweins, so wie guten, am großen Wabash gezogenen Weins liegen. Auch ein kleiner Thiergarten ist bei Economy angelegt, in welchem der alte Rapp seine Freude an zahmen Hirschen und Hirschkühen hat, die von ihm so gewöhnt sind, daß sie ihm aus der Hand fressen und nachlaufen.

Der thätige Rapp ist seinem achtzigsten Jahre nahe; seine Kolonie ist die blühendste in Nordamerika, und der Mann, welcher früher als großer Schwärmer verschrien wurde, steht jetzt bewundert von Millionen, und zwingt durch seine Uneigennützigkeit selbst denen Beifall ab, die in seinem Wirken und Benehmen nur Geiz, Selbst- und Herrschsucht erblicken wollten. Niemand hatte es bis jetzt gewagt, den vielfach verkannten Mann zu vertheidigen oder unparteiisch zu schildern, bis Herzog Bernhard von Weimar und Dr. Brauns die irrigen Vorstellungen, welche man sich von demselben und den Harmoniten machte, zerstreuten. Letzterer liefert in seinem vorzüglichen Werke: „das liberale System“ und ersterer in seiner trefflichen, von Luden herausgegebenen Reise die treueste Schilderung des würdigen Mannes und seiner Be-

Digitized by Google

gleiter, welchen Werken auch, nebst mündlichen Berichten in Philadelphia und guten, getreuen Schilderungen in dortigen Zeitungen die gegenwärtigen Mittheilungen entnommen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Eine trostlose Wittwe.) Mad. Gaber zeigt im Merseburger Wochenblatte Folgendes an: „Mein Gatte ist nicht mehr. Er wollte nicht länger leben. Wenn er aber auch gewollt, das Podagra trat ihm in den Magen, und in der Nacht vom 9. — 10. Febr. kam der Tod dazu. Ich setze das Gewerbe fort. Zugleich zeige ich an, daß es unwahr sey, daß ich meinen Altgesellen heirathe. Ich verbinde mich mit dem Arzte meines Gatten, der dem Verstorbenen so viele Treue und Liebe bewiesen, daß ich getrost zu ihm Vertrauen fassen kann. Beileidsbezeugungen verbietet die trostlose Wittwe Katharine Gaber, gelbe Leuchter Fabrikantens selige Wittwe."

(Regensburg.) Im Schalter des hiesigen k. Oberpostamtes fand man dieser Tage ein Paket, welches an den Stadtmagistrat Regensburg adressirt war. Als es an dem Orte seiner Bestimmung eröffnet wurde, zeigten sich als Inhalt desselben 400 fl. in Banknoten und ein beigelegtes anonymes Schreiben, welches die Bestimmung dieser Summe in der Art festsetzt, daß selbe als Kapital angelegt und von den Zinsen Prämien für solche Individuen ausgeworfen werden sollen, welche sich bei Feuersbrünsten dahier durch wirksame Hülfeleistung besonders hervorthun. Der unbekannte Geber hat durch diese seine Stiftung ein nachahmungswerthes Beispiel des edelsten Gemeinsinnes aufgestellt, jenes Gemeinsinnes, der im Mittelalter die Bürger der deutschen Städte so lebhaft beseelte, und der Vater so vieler noch heute wohlthätig nachwirkenden Einrichtungen und Fundationen wurde.

Frankfurter Theater.

(Schluß.)

Wenn der Besuch genannten Stückes nicht so zahlreich war als man bei der Beliebtheit des Benefizianten und bei dessen baldigem Abgang von unserer Bühne hätte erwarten dürfen, so mag dies vorzüglich darin liegen, daß die Theaterfreunde durch mehrere der letzteren Benefize eben nicht sonderlich befriedigt worden sind und daher eine abermalige Täuschung befürchten zu müssen glaubten. Eine gute Lehre, welche nichts schaden kann für die Zukunft! Alles erschöpft sich, auch die Geduld des Publikums, und mit Vorführung von Possen und Trivialitäten wird man hinfort vorsichtiger seyn müssen; übrigens soll dieser Tadel die Wahl des Hrn. Dettmer nicht treffen, wogegen er durch Holberg's anerkannten Namen genugsam geschützt ist. Die Darstellung seines Zinngießers war für einen Sänger sehr rühmlich, wenn sie auch den strengeren Anforderungen an die Charakteristik einer so schwierigen Partie nicht genügte. Wir bedauern, in Hrn. Dettmer einen Bassisten zu verlieren, welcher eine Stütze unserer Oper gewesen ist und mit reichen Stimmmitteln eine stets erweiterte Kunstbildung und ein vielseitiges Repertoir verbunden hat. — Hr. Haffel (Heinrich) ist als Lokalkomiker immer ergötzlich und kennt sein Publikum; Hr. Rork (Ehrlich) trug das schöne Lied, Akt 1, sehr beifällig vor und Dem. Hoffmann (Frau Breme) war im Charakter der Rolle, wie sie denn überhaupt ein recht brauchbares Mitglied unserer Bühne, wenn auch in anspruchsloser Wirksamkeit, ist.

Bei leerem Hause wurde Don Carlos gegeben. Was man auch mit kritischem Scharfsinn gegen dieses Meisterwerk gesagt hat und noch sagen mag, es bleibt doch immer einer der köstlichen Edelsteine in dem Schatze der deutschen Literatur. Der Hauch einer ächten, das Gemüth hochbegeisternden Poesie durchzieht es von Anfang bis zu Ende, und überall leuchtet der milde Strahl des Ideales. Sehr wahr hat ein Dichter gesagt:

»Sind sie phantastische Schatten auch nur, dein Carlos und Posa;
Was sie Großes gewollt, macht für die Herzen sie wahr.«

Unter diesen großen Menschen, unter diesen hochstrebenden Gedanken, unter diesen edlen Empfindungen wächst Einem das Herz; man glaubt hier an Menschenadel und an Geistesgröße und selbst vor einem Philipp steht man wie Posa mit schaudernder Bewunderung.

Ueber die Auffassung und Ausführung der Rollen in Don Carlos sich nur einigermaßen genügend auszusprechen, würde Abhandlungen erfordern, und wir sind auf kurze Referate angewiesen und beschränkt. Die Rolle des Don Carlos, welcher gegenüber der Königin, der Eboli, dem König, dem Marquis Posa und Herzog Alba in so verschiedenartigen Situationen erscheint und dessen Charakter eine so eigenthümliche Mischung von Kraft und Schwäche bildet, ist eine der schwierigsten Aufgaben, die gewiß nur sehr selten genügend gelöst wird, da sie eine Vereinigung von jugendlicher Wärme und männlicher Kraft und Klarheit erfordert. Hr. H. Schneider ist ein mit Erfolg strebender junger Schauspieler, dessen Darstellung des Don Carlos man mit freundlicher Aufmunterung hinnahm, da sie das Gepräge eines fleißigen Studiums nicht verkennen ließ. Hrn. Weidner's Philipp steht noch immer als ein Bild aus Erz und Ruhm vor uns und ein jedes seiner Worte hat den vollen gewichtigen Klang geistdurchdrungener und mit hoher Künstlereinsicht durchdachter Rede. Seine klassische Rhetorik ist für uns wenigstens noch von keiner andern übertroffen worden. — Hrn. Balson's Posa gehört zu den vorzüglichsten Rollen eines Künstlers, den die Kritik mit Auszeichnung zu nennen hat und der unter den wenigen ersten Liebhabern und jugendlichen Helden von Bedeutung eine der ersten Stellen einnimmt. Sein Posa ist eben so sehr von warmer und edler Empfindung, als von Klarheit des Gedankens durchdrungen und erwirbt ihm gerechten Anspruch auf ungetheilte Anerkennung. — Dem. Lindner als Eboli ist von uns oft besprochen und gewürdigt worden. Mad. J. Hoffmann (Königin) und Hr. G. Schneider (Herzog Alba) erwarben durch würdige Repräsentation und verständige Auffassung verdienten Beifall.

In Bezug auf das zu erneuernde Engagement der Dem. Lindner, welches jedenfalls im Interesse vieler Theaterfreunde seyn dürfte, sind, wie wir aus sicherer Quelle erfahren, derselben von Seiten der Bühnenverwaltung wohl annehmbare Bedingungen gestellt worden, die zur Hoffnung berechtigen, diese noch immer ausgezeichnete, in das ältere Rollenfach übergegangene Künstlerin uns erhalten zu sehen. Die Spezialitäten der Kontraktserneuerung gehören der öffentlichen Besprechung nicht an, sondern müssen auf dem üblichen Geschäftsweg ausgeglichen werden. Wer aber daran ein besonderes Interesse nehmen zu müssen glaubt, der möge sich gehörigen Ortes von der dermaligen Sachlage genauer unterrichten, nicht aber auf Hörensagen und Gerüchte hin sich ereifern, welche häufig jeder Begründung ermangeln. W.

Theater-Anzeige.

Montag, 7. März. (Zum Erstenmal wiederholt): Der politische Zinngießer, Vaudeville-Posse in 3 Abth., nach Holberg neu bearbeitet und zusammengestellt von Birnbaum.

Mittwoch, 9. März. (Zum Vortheil des Hrn. Pfischeck und neu einstudirt): Don Juan, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 67. Dienstag, den 8. März 1842.

Die Waise von San Lucar.

Eine Novelle aus der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, von ***

(Fortsetzung.)

Mit dem jungen Grafen Villareal, der um jeden Preis Antonio's Entfernung wünschte, weil er Marien liebte und die reichste Erbin Spaniens heimzuführen gedachte, verkehrte der Abt seit kurzem sehr. Dieser, fähig zu jeder Schandthat, spielte ein Mal darauf an, daß es ja ein leichtes Mittel gäbe, einen so unberufenen Kläger für immer verstummen zu machen. Auch hier wies José dies Ansinnen auf's entschiedenste von sich ab.

„Ich ehre Eure zarte Gewissenhaftigkeit," sprach der Graf; „aber muß es denn seyn, daß er blutet?"

„Kein Mord, Graf," rief der Abt.

„Ihr mißversteht mich, hochwürdiger Herr," versetzte ärgerlich der Graf. „Laßt ihn aufgreifen und in's Kloster stecken, so lebt er und hat zur Buße Zeit, und schadet nicht länger."

Der Abt sah den erfinderischen Rathgeber verwundert an. „Wahrlich," sagte er, „das ist ein luminöser Gedanke. Ich möchte Euch dafür segnen. Glaubt Ihr aber, daß er ausführbar sey?"

„Uebertragt ihn mir," sagte der Graf, „und bestimmt das Kloster, wohin ich ihn liefern soll, und Ihr sollt den Erfolg sehen."

„Wohlan, es sey!" rief der Abt, und eine Zentnerlast schien von seiner Brust gehoben, denn er hatte das falsche Dokument von Riol noch nicht. „Bringt ihn in das Kloster meines Ordens, das am Ufer des Manzanares liegt."

„Ihr sollt von mir hören," sagte freudig lachend der Graf, und entfernte sich.

Am Pallaste der Gräfin Quevada lag ein Garten, dessen herrliches Orangenwäldchen nicht nur den erquickendsten Schatten, sondern auch eine Einsamkeit bot, wo der müde Geist Erholung finden konnte, und wo die verschwiegene Liebe ihre seligsten Stunden trauten Kosens feiern mochte, ohne das neugierige Auge der Welt fürchten zu müssen. Hier war in der letzten Zeit oft Antonio, wenn das Herz ihm so schwer war, und der Gedanke, daß sein gutes Recht unterliegen könnte, ihm die Brust zusammenpressen wollte. Hier rannen selbst nicht selten seine Thränen; denn er sah mit dem Schwinden dieses Rechtes jede Hoffnung bleichen, jemals Marien sein nennen zu dürfen. Hier suchte sie ihn manchmal auf, wenn sie sich sicher wußte, denn noch ahnete die Gräfin nicht, wie innig sich ihre Herzen gefunden, und wie sie sich Treue geschworen im Leben und im Tode.

Unmittelbar an die Mauer des Gartens spülten die Wellen des Manzanares, zu dessen Fluth eine breite Stiege von einer Thüre herabführte.

Längst hatte sich der Graf Villareal einen der Diener der Gräfin zu eigen erkauft, der ihm die Nachrichten brachte über Marien und Antonio, und was er sonst zu erkundschaften vermochte. Durch diesen wußte er sich den Schlüssel zu jener Pforte zu verschaffen, die nach dem Manzanares führte. In dem Garten umherspähend, mußte er ein Signal geben, daß Antonio allein im Garten sey.

So geschah es denn, daß der im Innersten verwundete Jüngling eines Abends die Stille jenes Wäldchens suchte, und dort auf einer Bank sich seinen Gedanken überließ.

Da rauschte es plötzlich hinter ihm. Unbewaffnet war er; aber dennoch sprang er auf, um, falls eine Gefahr drohe, im Bewußtseyn seiner riesigen Stärke, jedem Feinde entgegen zu treten. Er sah sich nicht ohne Schrecken von allen Seiten durch Vermummte angegriffen. Schnell jedoch kehrte seine Besonnenheit zurück, und, von einem Faustschlage getroffen, stürzte der Erste, welcher sich ihm nahte, zu Boden. Nichts desto weniger drangen die Uebrigen in ansehnlicher Zahl auf ihn ein, und bald gelang es ihnen, obgleich Antonio wie ein Rasender sich wehrte, ihn zur Erde zu reißen und zu knebeln. Schnell wurde nun der Ohnmächtige und er in den Kahn geworfen, und unter raschem Ruderschlage flog der Kahn den Fluß hinab und verschwand im hereinbrechenden Dunkel der Nacht.

Jetzt erst schrie der treulose Diener um Hülfe. Alles, was Leben im Pallaste hatte, stürzte herbei, allein es war zu spät. Von den Verbrechern war keine Spur mehr sichtbar. Am Boden jedoch lag ein Baret, dessen mit edeln Steinen gezierte Agraffe Maria an dem Grafen Villareal gesehen zu haben meinte. Gewißheit konnte übrigens durchaus nicht erlangt werden.

Die Trauer im Pallaste war, mit Ausnahme jenes einen Treulosen, aufrichtig und innig bei Allen; denn Alle hatten den Jüngling geliebt; aber Maria's Schmerz war gränzenlos, und die trauernde Mutter sah zum ersten Male klar, wie tief die Liebe in diesem kindlich jugendlichen Herzen gewurzelt hatte. Umsonst ließ sie sogleich durch ihren Anwalt die Anzeige der

Digitized by Google

Frevelthat machen. Dies, wie alles Forschen blieb erfolglos, und — Antonio verschwunden, den sie als todt betrauern zu müssen glaubten, obwohl die Gräfin in Maria's Seele die Hoffnung belebte, sie würde ihn wiedersehen.

Wie hier die Trauer, so herrschte bei Zweien die größte Freude über das gelungene Bubenstück. Antonio seufzte in einer der Marterkammern des Klosters, wohin ihn Villareal gebracht. Seine Wuth und Raserei kannte keine Gränzen; denn er hatte Villareal erkannt. Die Folge aber seines Benehmens war, daß man ihn fesselte. Er verwünschte das Leben und wollte sich selbst den Tod geben; aber alle seine Versuche wurden vereitelt.

Einige Zeit darauf lieferte der Abt von San Lucar das Document dem Gerichte ein, das Antonio de Quevada's Tod in aller gesetzlichen Form aussprach. Der Prozeß war zu Ende, und auf die Gräfin Quevada warf das Volksurtheil den Verdacht eines Racheplanes, der nun mißglückt sey. Sie zog sich auf ihre Güter bei Palos zurück, wo sie und Maria ein freudeloses Daseyn verlebten, verbittert durch den Zweifel, welchen der Todesschein Antonio's auch in ihre Seele geworfen hatte.

Es war wiederum in den Tagen des Winters, wo der Gebirgssturm die wild durcheinander gepeitschten Schneeflocken dem Reisenden in's Antlitz warf, als man in stiller Stunde der Nacht einen kranken Mönch nach Riol brachte. Es war Antonio. Seine Kraft war in den Kerkern des Klosters bei Madrid gebrochen worden, und die wilde Raserei, in die er versunken war, hatte nun einem apathischen Zustande Raum gemacht, der es zuließ, ihn nach Riol zu bringen, wo er nach dem Willen des Abtes von San Lucar dafür büßen sollte, daß er sich erkühnt hatte, den Orden mit in ein Gewebe der Bosheit hinein zu ziehen. Es lebten aber noch Mönche, die sich seiner erinnerten und wahrhaft Mitleid mit ihm trugen. Selbst der Abt, keineswegs ein Bösewicht, der an Gewissensbissen litt, daß er jenen falschen Todesschein ausgestellt, ließ ihn so milde behandeln, ja solche Sorgfalt auf ihn verwenden, daß er allmählig genas.

Mit der Rückkehr seines klaren Bewußtseyns aber kehrte auch der Entschluß zurück, sich zu befreien. Mit Schaudern hörte er, daß er in Riol sey. Wohl aber erkannte der Jüngling, daß sein Befreiungsplan so fein und vorsichtig müsse angelegt werden, daß nicht einmal eine Ahnung in den Seelen der Mönche aufsteigen dürfe.

Sie ahneten nicht, daß gerade dies Eintreffen des Unglücklichen im Kloster das Verderben des Klosters werden sollte.

Die Hirten des Pyrenäengebirges haben in ihrer Lebensweise das Eigene, daß sie im vollen Sinne des Wortes Nomaden sind. Sie gehen mit ihren Heerden von Gebirgsstock zu Gebirgsstock, so lange sie Nahrung für ihre Thiere finden. So sind denn oft die, welche im Frühlinge in der Cerdagne weideten, im Herbste bei Irun und umgekehrt. Noch war der Mord an einem der Ihrigen zu neu, den Antonio in jenem Kampfe unfern der Bidassoa verübt, als daß die Kunde, der Mörder sey im Kloster Riol, welche geschwätzige Mönche verbreitet, nicht hätte alle Gluth wilder Leidenschaften aufregen sollen. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht im Gebirge, und kaum war Antonio wenige Wochen im Kloster, da zogen in großem Haufen die Gebirgsbasken, geleitet von der Familie des Gefallenen, vor die Mauern und begehrten, daß man ihrer Blutrache den Frevler ausliefere.

Das aber weigerte der Prior mit Muth und Kraft. Unter langen Berathungen entfernten sich die Rachedürstigen; aber schon am andern Morgen erschien der Haufen größer, wilder, drohender. Ihre Führer kündigten an, sie würden das Kloster anstecken, wenn nicht ihrem Verlangen willfahrt würde. Eben diese Drohungen aber steigerten des Priors Willenskraft. Er glaubte nicht an die Ausführung; allein als die Nacht kam, loderte das Kloster in lichten Flammen auf. Gränzenlos war des Volkes wildes Geschrei; gränzenlos die Verwirrung im Kloster. Jetzt stürmten die Basken. Bis zu diesem Augenblicke wartete der Prior und dann zogen sich alle Bewohner des Klosters, Antonio in ihrer Mitte, durch einen unterirdischen Fluchtgang zurück. Sie kamen glücklich nach Puycerda, denn die räthselhafte Entweichung der Mönche erschien den Basken als wunderbare Hülfe des Herrn, und, von den quälendsten Gewissensbissen verfolgt, flohen alle von dannen; das Kloster aber brannte nieder, und als am Morgen der Prior, der in dem Kloster eines andern Ordens in Puycerda eine Zuflucht gesucht, nach Antonio sah — war er spurlos verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Georg Rapp und die Harmoniten zu Economy in Pennsylvanien.

(Vorgetragen im geographischen Verein am 26. v. M. in Frankfurt a. M. von Julius Blumenthal.)

(Fortsetzung und Schluß.)

So leitete der hochbetagte Georg Rapp seit 32 Jahren als würdig erkannter Vorsteher, in Verbindung mit seinen Aeltesten und Aufsehern, das Ganze, und genoß noch im hohen Alter die Ehrfurcht eines Patriarchen, welche er seiner Biederherzigkeit, seines Fleißes und seiner ausgezeichneten industriellen Talente wegen auch vollkommen verdient. Die Gemeindeglieder hegen gegen ihn die größte Verehrung, sie nennen ihn Vater und behandeln ihn als Vater. Sein Adoptiv-Sohn Friedrich Rapp ist ein Vierziger, groß, wohlgewachsen und von gutem Aussehen. Er besitzt tiefe merkantilische Kenntnisse und ist eigentlich das weltliche Oberhaupt der Gemeinde, wie sein Vater das geistliche Oberhaupt derselben ist. In Sachen von Wichtigkeit, die über des Vorstehers und der Aeltesten Gewalt gehen, entscheidet die Mehrheit der Stimmen der Gemeindeglieder. Ueber die meisten Vergehen Einzelner wird vom Brudergerichte oder von einem Konvente entschieden. Da aber Geldstrafen bei ihnen nicht stattfinden, so werden die Schuldigen auf einige Zeit aus der Versammlung verwiesen. Niemand verkehrt mit einem solchen oder macht während der Ausschließung Gemeinschaft mit ihm. Beginge Jemand ein Kriminalverbrechen, was jedoch bisher noch nicht vorkam, so fiele ein solcher Verbrecher der Justiz des Cantons, in welchem sie leben, anheim. Uebrigens kann kein roher, frecher Sünder, und eben so wenig ein Heuchler bei ihnen fortkommen, solche finden überall Ab-

Digitized by Google

schen und trennen sich bald von der Gemeinde, weil sie keinen Raum für ihre Sphäre finden. Die Harmoniten schätzen Frieden und Einigkeit köstlicher als Kleinode, und um diese herrlichen Tugenden zu erhalten, unterwerfen sie gerne jederzeit ihren Willen dem der Gesammtgemeinde. Dadurch gelangen sie auch am besten zu ihrem Zwecke. Das Fundament ihres Glaubens ist die heilige Schrift, welcher sie aber nach eigener Ueberzeugung ohne ängstliche Dogmatik folgen. Dem Morgen-Gottesdienste am Sonntage wohnt die ganze Gemeinde regelmäßig bei. Nachher versammelt man sich auch auf dem großen freien Platze, um die Musik der Tonkünstler in der Gemeinde anzuhören. Man zählt deren 70. Wer Anlage hat und Lust bezeigt, kann Unterricht in Musik erhalten, er darf aber aus derselben keine ausschließliche Profession machen. Auch Abends an den Werktagen finden oft bei Vater Rapp musikalische Unterhaltungen statt. Bei diesen Zusammenkünften spielt Fräulein Gertrud, Rapps Enkelin, das Pianoforte, und die Mädchen singen nach Noten. Die andern Instrumente, welche hier gespielt werden, sind Violin, Violoncello und zwei Flöten. Nach der Morgenmusik an Sonntagen theilt sich die Gesellschaft in Partien, um Spaziergänge vor dem Mittagessen zu machen, oder um sich zu größeren Ausflügen in die schönen Wälder auf Nachmittag zu verabreden. Gegen Abend versammelt man sich wieder zum feierlichen Gottesdienst und ergeht sich nach diesem noch einmal im Freien. Es findet sich kein Harmonite, der durch Spielen die Zeit tödtet, weil er nicht von Langeweile geplagt wird. Der Umgang der Jugend beiderlei Geschlechter ist nicht gehindert; wenn aber bemerkt wird, daß ein Paar sich aufsucht, so sind die Eltern und Verwandten von beiden Seiten sogleich aufmerksam darauf, und suchen die Verbindung, wenn ihr sonst nichts im Wege steht, zu befördern. Die Wahl ist übrigens ganz der Neigung überlassen, und sorgenfreier kann man wohl nirgends arbeiten als da, wo die Gemeinde alle Bedürfnisse der Gegenwart und Zukunft liefert.

Rapp und die Seinen geblieben, wie wir eben erfahren haben, in Economy eben so gut, wie in den beiden ersten Niederlassungen, und nur einmal wurde hier ihre Ruhe unterbrochen, als der berüchtigte Proli von New-York aus an Rapp ein Sendschreiben erließ. Unter dem Namen eines Grafen von Leon kam er mit seiner Schaar aus Deutschland. Noch vor seiner Ankunft in Amerika ließ Proli Gerüchte von seinem ungeheuern Reichthum ausspreugen. Zehn Millionen, hieß es, bringe der Graf mit. So etwas mußte natürlich Aufsehen erregen. Neugierig strömten ihm, nachdem er gelandet, viele Deutsche zu, nur die vorsichtigen Amerikaner, welche tiefer sahen als seine leichtgläubigen Landsleute, zogen sich scheu zurück und gaben ihm, der bereits auf der See den Titel eines Grafen von Leon angenommen hatte, sich hier aber als Erzherzog von Este selbst proklamirte, ihre Geringschätzung zu erkennen.

In dem Sendschreiben an Rapp meldete er diesem die Ankunft eines Gesandten Gottes in seiner Person. Der biedere Mann, dem dieses Schreiben zwar sehr nach Eigendünkel roch, der aber in Proli und seiner Schaar eine Heerde um des Glaubens willen Verfolgter vermuthete, antwortete mit einer Einladung, ihn auf seinem Durchzuge zu besuchen. Mit theatralischem Prunke zog nun Proli über Albany und Buffalo nach Economy, und ward hier von den Harmoniten feierlich empfangen und brüderlich mit seiner Schaar aufgenommen. Proli suchte hier durch Proselytenmacherei Zwietracht unter das friedsame Völkchen zu streuen, da er die Absicht hatte, ein neues Jerusalem zu gründen. Leider gelang es ihm, einen großen Theil der Harmoniten zu verführen. Rapp selbst drang nun auf Trennung der Gemeinde und dem Cantonsgericht zu Pittsburg wurde die Entscheidung übertragen. Richter Bonnhorst, ein alter Freund Rapps, wußte es bald dahin zu bringen, daß Proli mit 105,000 Dollars und mit einem Gefolge von 300 Menschen abziehen mußte. Es war Rapp ein Leichtes, diese Summe zu entbehren, weniger jedoch konnte er aber den Verlust an Leuten verschmerzen.

Die heilige Schaar des Grafen Leon fand, 6 Meilen von Economy, einen neuen Aufenthaltsort. Neu-Jerusalem oder Philippsburg, wie es früher geheißen, ward für ein Drittheil des den Harmoniten abgedrungenen Geldes erkauft, und bald stand ein hölzernes Städtchen auf dem beinahe gar nicht zu kultivirenden Boden.

Nur kurze Zeit bestand Proli's Kolonie. Von Geld entblößt, sahen die meisten seiner Anhänger sich getäuscht und betrogen, und kehrten theilweise reuig zu Rapp zurück. Andere Neuverblendete wanderten mit Proli weiter nach Westen, wo sich mit dessen plötzlichem Tode die ganze Neu-Jerusalemsche Gemeinde auflöste.

Die im ersten Jahre der Gründung Harmonie's von der Gesellschaft ausgetretenen Mitglieder, an deren Spitze der ehemalige würtembergische Hofrath Dr. Friedrich Haller stand, und denen die Idee einer Gütergemeinschaft damals nicht zusagte, gründeten eine neue Niederlassung im Blumengartenthale (Blooming croft valley) im Canton Lycoming, Pennsylvanien am westlichen Arm der Susquehannah, in einer völlig wilden und rauhen Gegend, welche, jetzt aus 100 Familien bestehend, sich ebenfalls eines großen Wohlstandes erfreut und mit Ausnahme des Gesetzes der Gütergemeinschaft in allen andern Ansichten der Harmonie-Gesellschaft folgt. Einer ihrer Hauptgrundsätze ist: nie Prozesse zu führen. Haller schlichtet in wenig Stunden, ja nicht selten Minuten, ihre Prozesse, und zwar immer zur Zufriedenheit beider Parteien. Appellation an die gewöhnlichen Richterstühle ist untersagt, wer sich so etwas zu Schulden kommen läßt, hört auf, Mitglied der Gesellschaft zu seyn. Kindertaufe findet bei ihnen nicht statt, weil sie sich ihrer Auslegung nach nicht auf die Bibel gründet. Haller, ihr Gesetzesausleger, ist nicht nur ihr Prediger und Schullehrer, sondern auch ihr Arzt, und zwar ein trefflicher und ausgezeichneter, welcher bei einer epidemischen Krankheit in Pennsylvanien und Maryland in den Jahren 1813 — 15 sich solche Celebrität erwarb, daß er oft 100 englische Meilen weit gerufen, ja selbst von erkrankten Aerzten consultirt ward.

Außerdem ist er ein tüchtiger Philolog, so daß ihm schon mehrere Male unter den vortheilhaftesten Bedingungen Anträge zu einer Professur an einigen seitdem errichteten Universitäten des Bundesstaates gemacht wurden, die er aber jedesmal ablehnte.

Ferner ist Haller ein tüchtiger Oekonom, der mit eignen Händen den Pflug regiert und die Bäume entwurzelt, die Sümpfe entwässert, die Wiesen bewässert, und sich für keine landwirthschaftliche Verrichtung zu hoch hält. Endlich ist er ein sehr gebildeter, unterhaltender Mann, der trotz seines herabhängenden langen Bartes von den Reichen und Vornehmen

Digitized by Google

in der Nachbarschaft, seiner ausgezeichneten Talente und gründlichen Kenntnisse wegen, sehr geschätzt wird.

So stehen Rapp und Haller, zwei ausgezeichnete Deutsche, unsern Landsleuten als Muster und Vorbild in Amerika da, und Economy und das Blumengartenthal als sprechendes Zeugniß, was Bruderliebe, Einigkeit und Fleiß, selbst bei geringen Mitteln, unter tüchtiger Leitung vermögen.

Würtemberg kann stolz auf seine Landsleute im Westen seyn, und ich schließe meinen heutigen Vortrag über die Kolonie Georg Rapps am passendsten mit dem Urtheil des Prinzen Bernhard von Sachsen-Weimar über die Harmoniten:

„Niemals", sagt derselbe, „habe ich eine so wahrhaft patriarchalische Verfassung gesehen als hier, und das, was diese Menschen gewirkt haben, spricht am besten für ihre Einrichtungen und für die unter ihnen herrschende Eintracht."

Korrespondenz.

Offenbach a. M., im März.

Am Sonntag den 27. v. Mts. hat sich unser lieber, trauter Frühlingsbote, der Storch, wieder eingefunden, und, nachdem er in Gesellschaft seiner Frau Liebsten mehrmals mit lautem Geklapper die Stadt umkreist e, als wolle er alle Einwohner begrüßen und ihnen die Begebenheiten seiner Reise aus fernen Zonen erzählen, seine Sommerresidenz auf unserm alten Rathhaus bezogen. Es ist auch wirklich gleich nach Ankunft des hohen Paares eine merkliche Temperaturveränderung eingetreten und scheint dann überhaupt der, wenn zwar nicht streng kalte, doch ziemlich lang angehaltene Winter gewichen zu seyn, um seinem jungen, blühenden Bruder, dem holden Frühling, das Feld zu überlassen. Auch in die Gemüther unserer Einwohnerschaft ist Frühlingsahnung und Frühlingslust eingezogen. Ein Beweis dafür ist das Project einer Promenadeanlage um unsere Stadt, eine an und für sich schöne und lobenswerthe Idee, aber bei den hiesigen Verhältnissen schwer zu realisiren. Wenn in Berücksichtigung kommt, daß Offenbach als Commune wenig bemittelt ist und deshalb viele öffentliche Arbeiten, die als höchst nothwendig erscheinen dürften, unterbleiben müssen, wozu z. B. die bessere Bepflasterung mehrerer Straßen, ferner ein tüchtiger Wasserbau, um das Aus- und Einladen der Schiffe zu erleichtern — es fehlt sogar hier noch an einem Krahn — und endlich eine ordentliche Versorgungs-Anstalt für die vielen Armen, zu zählen sind, so wird es klar, daß der Stadtvorstand von städtischen Mitteln zur Ausführung dieses Promenadeprojects nichts bewilligen kann. Daß die Sache aber durch freiwillige Beiträge zu Stande kommen sollte, ist nicht wohl glaubhaft und wird dies Project wahrscheinlich, wie so viele andere, eben Project bleiben.

Kassel, im März.

Von vielen Seiten sind wir aufgefordert worden, die gehässigen Bemerkungen, welche am Schluß eines Berichtes aus Kassel in Nro. 46 der Didaskalia enthalten sind, zu widerlegen und Sie, Herr Redacteur, der die hiesigen Theaterverhältnisse nicht kennt und dem daher auch kein Vorwurf gemacht werden kann, auf jene, wie es scheint, absichtlichen Entstellungen der Wahrheit aufmerksam zu machen. Wir erklären hierdurch, daß Mad. Birnbaum und Hr. Franke schon jahrelang hier in Engagement stehen und auf unserer Bühne zur Zufriedenheit des Publikums wirken. Was Mad. Birnbaum betrifft, so erinnern wir nur an ihre Leistungen als Eugenie in den »Geschwistern«, Marie in »treue Liebe«, die Gräfin Olga u. a. Auch Hrn. Franke wird man das Verdienst eines fleißigen und strebenden Schauspielers nicht streitig machen können. Indem wir diese unsere Ansicht jener des Berichterstatters in Nro. 45 d. Bl. gegenüber stellen, überlassen wir die Entscheidung dem Urtheil des hiesigen Publikums.

Mainz, 6. März.

Seit einigen Tagen zeigt sich wieder reges Leben in dem hiesigen Hafen. Den Rheinmühlen und den meisten großen Schiffen ist es gelungen, da der Wasserstand sich gehoben hat, den an der Einfahrt ganz versandeten Winterhafen zu verlassen und nun werden allenthalben Waaren eingeladen, es gehen Schiffe ab und kommen welche an. Die täglich von Koblenz und Mannheim hier eintreffenden drei Dampfboote bringen schon ziemlich viele Reisende, die zum Theil auf der Taunusbahn nach Frankfurt gehen, theilweise aber auch die hiesigen Gasthöfe besuchen. In der Rheinstraße ist es besonders lebhaft wegen der Bauten, welche hier betrieben werden. Das sechs Etagen hohe, großartige Hotel an der Rheinbrücke, auf dessen Mittelpunkt nach einem neuen Plane die Brücke künftig ausmünden wird, steht bereits äußerlich fertig da und es wird an seiner inneren Einrichtung gearbeitet. Von dem neuen Flügel, der an den Rheinischen Hof angebaut wird, steht der ganze untere Stock; neben diesem Gasthofe läßt ein Holzhändler ein großes Haus erbauen und die Einrichtung zu Zimmern des zu dem Europäischen Hofe gekommenen Hintergebäudes wird eifrig betrieben. Während dem die Rheinstraße nach und nach mit neuen Gebäuden versehen wird, trifft man auch Anstalten zu Erbauung von neuen Häusern an der Fruchthalle, wo bekanntlich die Plätze zu fünf großen Wohnhäusern im verflossenen Spätjahre versteigert wurden. Die Arbeiten zu Einrichtung des nordwestlichen Flügels des ehemaligen kurfürstlichen Residenzschlosses wurden in vergangener Woche mit bedeutender Ermäßigung der gemachten Ueberschläge an die Mindestfordernden übergeben; die Stukkatur-, Tüncher- und Marmorarbeit wurde jedoch ohne Concurrenz, wenn wir gut unterrichtet sind, an einen hiesigen Bauunternehmer um den Anschlagspreis überlassen, weil nur er im Stande seyn soll, dieselben gehörig verfertigen zu lassen. — Unserm Theater steht mit dem Ende dieses Monats eine Aenderung oder wahrscheinlicher eine Schließung bevor; ein Theil der Operngesellschaft und des Orchesters geht unter der Leitung des Theater-Inspizienten Hrn. Göz nach London, während ein anderer Theil, wie man versichert, mit Hrn. Direktor Schumann nach Paris geht, um Vorstellungen zu geben. Bei der Wiedereröffnung des Theaters im künftigen Sommer werden wir, da die Kontrakte des Hrn. Schumann abgelaufen sind, einen neuen Direktor erhalten. Man spricht von Hrn. Remie als einem der Concurrenten zur Direktion, und glaubt überzeugt zu seyn, daß, wenn dieser solide, hier noch in gutem Andenken stehende Mann sich darum bewürbe, die städtische Behörde ihm nicht abgeneigt seyn würde. Hr. Remie wußte die ihm hier zu Gebote stehenden Mittel mit Vortheil zu verwenden und das Theater auf einem denselben angemessenen Standpunkte zu erhalten.

Charade.

Mein Erstes zu seyn, ist mein Letztes bestimmt,
So sehr es die Frauen mag schmerzen;
Den kraftvollen Namen des Ganzen vernimmt
Der Deutsche mit klopfendem Herzen.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 8. März. Die verhängnißvolle Wette, Drama in 5 Abth., von Franz v. Holbein.

Mittwoch, 9. März. (Zum Vortheil des Hrn. Pischeck und neu einstudirt): Don Juan, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 68. Mittwoch, den 9. März 1842.

Eisenbahn-Lied.

Von Jules Pautet. *)

Eisenbahnen! Willkommen, du Band,
Unermeßliches aller Nationen!
Eine neue Zeit bricht über das Land,
Fruchtbar an Revolutionen;
Doch friedenvoller, versöhnender Art,
Ohne blutige Opfer zu fodern:
Den Altar zu bau'n, drauf in Liebe gepaart,
Die Herzen der Völker lodern.
Eine leuchtende Zukunft ist aufgethan:
Der Geist tritt seine Herrschaft an!

Beflügelt tauscht der Gedanke sich aus,
Der den Bruder dem Bruder verbindet;
Lebendig streut seine Keime aus
Der Geist, der die Wahrheit ergründet:
Die Wahrheit, die mächtig Alles bezwingt,
Aus Gottes, des Ewigen, Händen,
Der das Eisen mit flammendem Gluthen durchdringt,
Die neue Welt zu vollenden.
Eine leuchtende Zukunft ist aufgethan:
Der Geist tritt seine Herrschaft an!

Verschwunden der Raum, verschwunden die Zeit,
Vergessen Neid, Irrthum und Hader!
Menschen und Völker auf weit und breit
Verbindet die eiserne Ader.
O welch ein herrliches Schauspiel das!
Wie die tausend Arme sich rühren,
Das Glück, das so lange das Leben vergaß,
Zurück in's Leben zu führen!
Eine leuchtende Zukunft ist aufgethan:
Der Geist tritt seine Herrschaft an!

Nun, Fourier, steig' aus dem dunkeln Grab,
Nun endlich beginnt es zu tagen;
Die Göttin des Friedens schwebet herab,
Von Freiheit und Milde getragen.
Was lange dein ahnender Geist erblickt,
Nun endlich tritt es in's Leben:
Der Kampf der Knechte ist unterdrückt,
Nun gilt es ein höheres Streben!
Eine leuchtende Zukunft ist aufgethan:
Der Geist tritt seine Herrschaft an!

Aus allen Landen eilen herbei
Kämpfer und Streiter der Wahrheit,
Eifer zu gründen, was Rechtens sey,
Mit Muth und lebendiger Klarheit;
Wie eine gewalt'ge Schlange dehnt
Von Meer zu Meer sich die Schiene,
Damit sie dem Kampf, der die Welt versöhnt,
Die Pfade verkürzend, diene.
Eine leuchtende Zukunft ist aufgethan:
Der Geist tritt seine Herrschaft an!

Nun wohnet in Frieden am Rheinesstrand,
Ihr freundlichen Völker dort drüben;
Wir ziehen nicht mehr in das blühende Land,
Die Gräuel des Krieges zu üben;
Als Brüder setzen wir über den Rhein:
Es lebe, was national ist!
Denn heilig soll uns die Freiheit seyn,
Die des Volkes eigne Wahl ist.
Eine leuchtende Zukunft ist aufgethan:
Der Geist tritt seine Herrschaft an!

Nur, wollen die Herrscher der Erde dir,
Frankreich! ersticken das Feuer,
Aus dem, nach so manchem Versuch, du dir
Die Freiheit gewonnen so theuer;

*) Die Redaktion der »Rheinischen Zeitung« erhielt das obige Gedicht des Hrn. Jules Pautet (Mitglied der Akademie zu Dijon) mit nachstehender (wörtlich übersetzter) Zuschrift: »An die verehrliche Redaktion der Rhein. Zeitung zu Köln. Ein Artikel, den ich im „Siècle" gelesen, und worin von Ihrem geschätzten Blatte die Rede ist, hat meine Sympathie lebhaft erregt. Dies veranlaßt mich, Ihnen, vor dessen Veröffentlichung in der von mir redigirten Revue de la Côte d'or ein Lied mitzutheilen, welches die durch die Eisenbahnen bevorstehende große, friedliche Zukunft besingt. Ich würde stolz darauf seyn, wenn meiner Friedens-Marseillaise die Ehre zu Theil würde, nebst einer deutschen Uebersetzung in Ihr Journal aufgenommen zu werden. Dies wäre ein Beweis von nationaler Sympathie, die allen Franzosen sehr am Herzen liegt. — Genehmigen Sie ꝛc. ꝛc.«

Digitized by Google

Nur, woll'n sie zerschlagen den heil'gen Herd,
Auf dem du die Charte gewonnen: —
Dann für die Völker ergreift das Schwerdt:
Ohne dich ist die Freiheit zerronnen!
Eine leuchtende Zukunft ist aufgethan:
Der Geist tritt seine Herrschaft an!

Die Waise von San Lucar.

Eine Novelle aus der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, von ***

(Fortsetzung.)

2.

Der Schleichhändler.

»Fordern will ich selbst mein Recht.«
Cervantes.

Zwischen Mequinença und Rueda, wo der Ebro eine bedeutende Krümmung nach Norden macht, lagen in der Zeit, in welcher die zu erzählenden Begebenheiten sich zutrugen, einzelne Fischerhütten, welche um kärglichen Lohn zugleich die Ueberfahrt über den Strom vornahmen, wenn Reisende ihre Dienste in Anspruch nahmen. Sie sind seitdem zu Dörfern angewachsen, und die Zeit hat die Zahl ihrer Wohnstätten mehr denn verzehnfacht. Es war ein mondheller Winterabend. Die Sterne flimmerten wunderbar helle und ein Nordwind blies von den Pyrenäen her mit einer Mark und Bein durchschneidenden Schärfe.

Am Feuer, das auf dem Herde brannte, saßen in einer kleinen Fischerhütte der oben bezeichneten Art ein Mann und ein junges Weib, an dessen Brust ein Säugling lag. Auf dem Feuer stand eine Pfanne, in welcher Fische schmorten, der Ertrag der Netze des jungen Mannes an dem verflossenen Tage.

„Bei dieser Kälte," sagte der Fischer, „werde ich meine Fähre wohl auf's Trockene legen können. Seit drei Tagen war kein Reisender hier, als die Reiter der heiligen Hermandad, welche den in Puycerda entsprungenen Novizen suchten."

„Ob sie ihn mögen gefunden haben?" sagte die junge Frau.

„Wer weiß es?" bemerkte der Gatte. „Es wird dem Armen schwer werden, den Späheraugen zu entrinnen. Er hätte freilich auch nicht entrinnen sollen! —"

„Ach," sprach das Weib, „wer weiß, was ihn dazu vermochte? Vielleicht stieß man ihn aus der Welt, weil die Liebe nicht gebilligt wurde, die er nährete. Du kennst ja die schöne Romanza, welche die Gitanna neulich sang. Sie handelte ja von einem Jüngling, den man in einem Kloster begraben wollte, weil der reiche Vormund seine Habe an sich riß, und sie sagte, es sey eine wahre Geschichte, die sich in Madrid zugetragen."

„Warum sollte das nicht vorkommen," sprach der Gatte. „Doch sieh zu, Isabella, daß Deine Fische nicht verbrennen. Es sind die letzten unseres Vorrathes, und das klare, kalte Wasser ist dem Fange nicht günstig."

Ohne daß sie den Säugling aus seiner wohligen Lage kommen ließ, wandte sie die Fische in der Pfanne und sagte dann: „Was würdest Du thun, Garcia, wenn dieser unglückliche Flüchtling in Deine Hütte träte?"

„Possen!" rief der Mann, „wer wird so tolle Dinge in seinem Kopfe bewegen!"

„Gesetzt aber," fuhr hartnäckig das Weib fort, „es geschähe. Würdest Du ihn ausliefern nach Mequinença? —"

Der Mann sann nach.

„Es wäre ja sogar ein Preis damit zu verdienen?" fuhr die Frau fort.

„Nein," sagte darauf entschieden der Fischer. „Das wäre Blutgeld. Du weißt, die Dominikaner scherzen nicht. Sie mauern die ein, welche gegen die Regel fehlen."

„Einmauern?" rief die junge Frau mit einem instinktartigen Schrecken. „Was ist denn das? —"

„Du bist aus Rueda, und weißt das nicht?"

„Nun, Garcia," sagte etwas piquirt die junge Frau, „in Rueda weiß man auch noch nicht Alles! — Du bist in der Welt gewesen, und hast mehr gesehen und gehört. Warst Du nicht in allen Küstenstädten dieses Reiches? —"

„Ja, ja," versetzte mit Stolz der Fischer, „bis da, wo die Guadiana sich mit dem Meere vermählt. Da giebt es auch gute Menschen, Isabella! Siehst Du, ich war einst in San Lucar. Unser Schiff war gescheitert. Ich hatte nichts als das nackte Leben gerettet. Da beschenkte mich eine Dame unendlich reich. —"

„Ei, Du warst immer ein schöner Junge. —"

„Halt, Spötterin," rief lachend der Fischer, „sie war über die Jahre draußen, wo man an hübschen Jungen seine absonderliche Freude hat. Sie hieß Donna de Quevada, und war noch gar eine Francesa, die kein Spanisch kannte."

„Aber," hob das Weib wieder an, „Du umgehest Deine Beschreibung des Einmauerns; was ist denn das?"

„Dacht' ich mir's doch, Du würdest das nicht fahren lassen! Wenn ein Dominikaner die Regel übertritt, so wird er in eine Nische, deren viele in den unterirdischen Gängen ihrer Klöster sind, eingemauert und bekommt ein Stück Brod und einen Krug Wasser. —"

„Und nichts weiter? So verhungert er ja! —" rief das Weib mit Entsetzen.

„So ist es, Isabella," bekräftigte Garcia. „Ich habe einen Maurer in Tortosa gehört, der selbst bei solcher Arbeit geholfen."

„Allmächtiger Gott!" rief das Weib aus, „das geschieht in einem Kloster? —"

„Meinst Du, das wäre Alles, was dort geschieht? —" fragte der Fischer.

„Schweig, schweig!" rief das Weib. „Ich habe genug, um diese Nacht von den schrecklichsten Träumen geplagt zu werden!"

Der Fischer schwieg, weil er sein geliebtes Weib nicht quälen wollte; aber man sah wohl, es kostete ihm Ueberwindung.

Das Weib senkte den bildschönen Kopf, und schien sich in die entsetzenerregende Vorstellung zu vertiefen, welche sie eben aus den Schilderungen ihres Gatten gewonnen.

Plötzlich schrak sie heftig zusammen.

„Hast Du nichts gehört?" fragte sie mit weit geöffneten Augen, aus denen der Schrecken sprach.

„Sind es etwa die Hammerschläge des Einmauerns, die Du wieder hörst?" spottete der Gatte. „Es wird der Specht den dürren Ast der Erlen behacken, um die Insekteneier heraus zu finden."

„Nein, mein Garcia," fuhr erschüttert das Weib fort,

Digitized by Google

„es war nicht dieser Ton, sondern es klang wie der Hülferuf eines Menschen, dem die Stimme fast versagt.“

„Deine erregte Einbildungskraft spielt Dir wieder tolle Possen,“ sagte der Gatte. „Ich wollte Dir nichts von dem Einmauern sagen. Nun siehst Du's doch klar, wie man Dir so Vieles gar nicht sagen darf!“

„Garcia, mein Garcia!“ rief flehend das Weib, „mich quält eine entsetzliche Angst. Es ist, wie ich gehört. Geh, sieh' nach. Ach, wenn's der Verfolgte wäre! Es soll ja auch ein ganz junges Blut seyn. Hu! Einmauern! Garcia, sieh' nach!“

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Preisaufgabe von dem rheinischen Kunstvereine für die Historienmaler.

Die vorjährige Kunstausstellung des rheinischen Vereins hat abermals den Beweis gegeben, daß die Gründung desselben ein Bedürfniß der Zeit und unserer Gegend war, und sein lobenswerthes Bemühen den Dank der Künstler im Allgemeinen in Anspruch nehmen muß, wenn auch gleich der Vortheil sich noch nicht auf manchen einzelnen erstrecken konnte. Daß diesem Verein nicht allein die Verpflanzung der Kunst in das bürgerliche Leben, sondern ihre Erhebung selbst angelegen ist, hat er, zu seinem Ruhme, dadurch den Beweis abgelegt, daß er für die Historienmaler schon zwei Mal Preisaufgaben gemacht hat, und wodurch er, so viel ich weiß, allen übrigen und schon älteren Vereinen dieser Art vorangegangen ist. Leider hat diese Anregung keinen Erfolg gezeigt, was auch der kürzlich ausgegebene Jahresbericht mit Bedauern meldet. Es könnte hierin ein Vorwurf für die Historienmaler liegen, und so ihnen selbst die Schuld beigemessen werden, daß sie die Gelegenheiten vorüber lassen, die zu ihrem Aufschwung ihnen gegeben werden; aber es läßt sich zu ihrer Rechtfertigung manches sagen, und darthun, daß gerade in ihren großentheils mißlichen Verhältnissen der Grund zu suchen ist, warum sie der Aufforderung nicht folgen konnten.

Da der lobenswerthe Kunstverein diese Angelegenheit zu einer wichtigen gemacht, so wird er wohl vergönnen, daß von Künstlern ein Wort mitgesprochen wird, und auch der einzelne seine Ansicht, wie seine Erfahrung ihm dieselbe beigebracht hat, äußere. Sollte eine solche Unrichtigkeiten haben, so kann das keinen Unwillen erregen, sondern nur auf eine ruhige Weise Berichtigungen hervorrufen. Es gibt ja ein Wort das andere, bis das rechte Verständniß zu Stande gekommen ist. Sine ira et studio!

Es ist bekannt und wird tief gefühlt, daß sich im Allgemeinen der Geschmack von historischen Gemälden abgewendet hat und man die leichter verständlichen Spiegelbilder des gewöhnlichen Lebens vorzieht. Obwohl nun jedes Fach der Malerei von Werth ist, und jedes seiner Aufgabe entsprechen kann, so ist doch auch unbestreitbar, daß die Historienmalerei einen gewissen Rang einnimmt, daß aber auch deßhalb am meisten von ihr verlangt wird, und dadurch wieder eben so sehr die schwerste Aufgabe hat, als ihre Ausführung die schwierigste ist.

Es soll und darf hier nicht von einem Vergleiche die Rede seyn, wogegen sich auch der Schreiber dieses voraus verwahrt, sondern da es hier darauf ankömmt, auch ein Wort für die Historienmalerei zu sprechen, so muß auch ihr Verhältniß besonders beleuchtet werden. Die andern Arten der Malerei haben ja den Geschmack der gegenwärtigen Zeit und daher ihren Segen für sich, sie mögen daher die Stellung, die ihr von jeher angewiesen wurde, die ihr selbst keinen weiteren Vortheil als die größere Mühseligkeit gewährt, ihr nachsichtsvoll gönnen.

Die Historienmalerei hat den wichtigen Beruf, das Palladium zu bewahren und die Richtung anzuzeigen, welche die Kunst zu nehmen hat, wenn sie das seyn soll, was sie seyn kann, wenn sie mit heiligem Ernste auf den Schwingen der Poesie zu der glanzvollen Höhe schweben, und von da wieder Religion, Vaterlandsliebe, kurz alle Hochgefühle, die des Menschen Seele begeistern, zurückstrahlen soll. Welch' unendliches Studium gehört dazu, um ihren Forderungen zu entsprechen! Wie muß da Geist und Hand vollkommen seyn, und der Künstler dazu oft alle Kraft aufwenden, um den Kampf mit der Entmuthigung von außen und der Unzufriedenheit von innen zu bestehen! Während dem der Dichter bloß seinen Geist zu bilden hat, und der Handwerker Auge und Hand, muß dieser seine Zeit zwischen der geistigen Ausbildung und der Erlernung des Handwerks theilen. Wie sehr wird dadurch der Historienmaler in Anspruch genommen, so daß ein anderer, dessen Fach bloß Technik und Nachbildungsgabe verlangt, längst den Ruf eines weitgepriesenen Meisters genießen, und durch das dadurch erlangte Selbstvertrauen immer, in seiner Art, vollendetere Werke liefern kann, indeß die Welt noch über ihn, den Historienmaler, in Zweifel ist, oder seinen Namen noch nicht einmal nennenswerth hält.

Der Genre-Maler, dem die Quelle zu seinen Ideen meistens in seiner nächsten Umgebung rieselt, kann, wenn er will, sein ganzes Bild in Natura vor sich hin gruppiren, und darnach jeden einzelnen Theil kopieren. Das Publikum wundert sich über die Täuschung, mit welcher jeder Stoff dargestellt ist, und das ist genug, um der Hand, die es hervorgebracht, den Preis zu ertheilen. Dieses Glück ist dem Historienmaler versagt; er kann seine in der Geisterwelt schwebende Heiligen, seine glanzumstrahlten Kaiser, und die nur noch in Liedern und Sagen lebenden Helden nicht vor sich hinstellen; und nur einzelne, oft unvollkommene Modelle stehen ihm bei der Verkörperung seiner Gedanken zu Gebote.

Eben so sind seine Darstellungen gewöhnlich keine Zufälligkeiten, sondern das Ergebniß eines Studiums, so wie dieselben auch ohne große Vorkenntnisse, wie z. B. der Geschichte, Poesie, Anatomie, Kostüme u. s. w. nicht ausgeführt werden können. Diese Anforderung an ihn hat aber auch zugleich, statt ihn zu heben, den Nachtheil, daß seine Schöpfungen wenig Anklang finden, wenn nicht der Beschauer in dem Maße gebildet ist, als es nöthig ist, um sie würdigen zu können. Weniger umständlich verhält es sich mit den Produkten eines Malers aus einem andern Fache. Eine zufällige Begegnung einer witzigen Scene in der Natur reicht zu einem Motiv hin, das Furore macht, und zwar um so mehr, als ein großes Publikum zugegen ist, das solche Bilder zu verstehen vermag. Diesem letztern genügt, wie gesagt, ein Spiegelbild, mag es nun mit Poesie aufgefaßt seyn oder nicht, wenn es nur so ähnlich ist, daß es darin entweder sich selbst, oder seine Umgebung erkennen kann.

Digitized by Google

Ein betrunkener Mann, der über einen schmalen Steg schwankt, ein Bauer, der einem Gliedermann die Reverenz macht, ein Lichteffekt auf einer Landschaft wird verschlungen, während dem, ja manchmal von Kunstschreibern selbst, ein tiefgefühltes historisches Bild, das man nicht nachfühlen kann, das Ergebniß einer Affektation oder wohl gar eines krankhaften Zustandes genannt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Braunschweig, 2. März.) Braunschweig hat gestern einen verhängnißvollen Tag erlebt; mit ihm haben nämlich unsere Brauer des sogenannten baierischen Lagerbieres den Preis desselben, wegen der Erhöhung des Steuertarifes durch unsern Zollanschluß, dergestalt erhöht, daß der große Krug oder das Quartier von 1 ggr. auf 14 Pfennige und der kleine Krug von 8 auf 9 Pfennige aufgesetzt ist. Die Aufregung unter den zahlreichen Consumenten dieses Produktes ist eben so allgemein als lebhaft, und hat sich selbst in dem Ein und Allem unserer periodischen Presse, in den hiesigen „Anzeigen" durch eine Reihe von Oppositions-Artikeln Luft gemacht, laut welchen eine große Anzahl Lagerbiertrinker entweder nach wie vor acht Pfennige bezahlen oder aber ihrem gewohnten Genusse gänzlich entsagen und sich andern Getränken zuwenden wollen. Von den Frauen ist dagegen in genanntem Blatte heute früh eine Bitte an die Bierbrauer ergangen, doch ja bei dem erhöhten Preise zu beharren und dadurch ihrer Männer Gesundheit vor dem, durch das Lagerbier verursachten Nachtheile hinfort zu bewahren. Auf den nächsten Sonntag ist eine große General-Versammlung der Entsagenden auf dem großen Exercierplatze angekündigt, wohin sie unter Hörnerklang ziehen wollen, um die Entsagungsstatuten in einer allgemeinen Beredung festzustellen. Man ist auf die Wendung, welche diese wichtige Lebensfrage nehmen wird, des Höchsten gespannt. (Magdeb. Z.)

(Frankfurt a. M.) Am 1. d. hatten wir Gelegenheit, einer Aufführung des hiesigen Instrumentalmusik-Vereins unter der Leitung des rühmlichst bekannten, für die Pflege der Musik in der schöneren Bedeutung stets eifrig strebenden Componisten, Herrn Aloys Schmitt beizuwohnen. — Ohne uns in die Einzelnheiten derselben hier einzulassen, können wir doch dem regen Eifer und dem beharrlichen Streben des Vereines unsere Anerkennung nicht versagen, und es freut uns, daß er auch diesmal seinem Grundsatze treu blieb, größere Musikstücke dem musikalischen Publikum vorzuführen, die man hier sonst nicht leicht zu hören bekommen kann. Die hiesigen zahlreichen Musikfreunde werden es daher dem Vereine Dank wissen, wenn er fortfährt, ihnen verschiedenartige Genüsse zu bereiten, und dadurch offenbar viel dazu beiträgt, den Geschmack für Musik immer weiter zu verbreiten. — Was uns den vollkommenen Genuß an der letzten Aufführung etwas verkürzte, war das unverhältnißmäßige Hervortreten der Blechinstrumente gegen das übrige Orchester; und da der größte Theil des Auditoriums dem zarten Geschlecht angehört, so trauen wir den vortragenden Mitgliedern des Vereines schon so viel Galanterie zu, diese wohlmeinende Bemerkung bei künftigen Aufführungen möglichst zu berücksichtigen.

(Mainz, im März.) Am 23. v. M. gab der seit längerer Zeit bei uns domizilirende Pianist Hr. H. Waldmüller aus Wien im hiesigen Casinosaal ein stark besuchtes Konzert, worin er sowohl seine Virtuosität, wie auch einen gebildeten und geschmackvollen Vortrag bekundete und lebhaften Beifall fand. Die hiesigen Musikfreunde sind Hrn. Waldmüller für den ihnen bereiteten Kunstgenuß zu Dank verpflichtet.

Korrespondenz.

Aus Oberhessen, 3. März.

Eine bestialische That ist am 26. v. M. im Landgerichtsbezirke Schlitz begangen worden. Ein unter der Garde zu Kassel stehender Bauerssohn aus dem kurhess. Orte Großenlüder hatte seine Eltern besucht und war im Begriff, zu seinem Regimente zurück zu kehren. Zwei andere Burschen seines Geburtsortes geleiteten ihn. Sie stoßen bei dem Schlitzer Dorfe Queck auf einige Schneiderlehrburschen und mißhandeln dieselben nicht auf eine muthwillige, sondern bengelhafte Weise. Ein dazu kommender junger Weber aus dem ebenfalls zu Schlitz gehörigen Dorfe Unterschwarz, ein sehr braver und fleißiger Mensch, die Stütze und der Ernährer seiner alten, sehr armen Eltern und dreier Geschwister, redet mit freundlichen Worten jenen Burschen Großenlüders zu, abzustehen von der schlechten Behandlung der schwachen Jungen. Durch Branntwein bis zur bestialischen Wuth erhitzt, wenden sich diese Wüthriche gegen den armen, braven Weber und schlagen ihn zu Boden, der Gardist mit seinem Säbel, die beiden Andern mit dicken Knotenstöcken, die sie förmlich an dem Unglücklichen zerschlagen haben. Wie furchtbar die Mißhandlung war, läßt sich daraus entnehmen, daß dieser Unglückliche, von Schmerz und Verzweiflung getrieben, sich nach dem nahen Ufer der Fulda wendet, um in den Fluthen derselben jenen Qualen zu entgehen und ein schmerzloses Ende seinem Leben zu geben. Doch ein neuer Angriff jener Kannibalen macht ihn unfähig, sich weiter zu schleppen. Sechszehn tiefe Wunden sind am Kopf gezählt worden, eine im Nacken, viele Stiche in den Armen, die Verletzungen durch Prügel gar nicht gerechnet, denn der ganze Körper soll zerschlagen seyn. Unter fürchterlichen Schmerzen liegt der Unglückliche und die schleunigste Hülfe verspricht wohl Erhaltung des Lebens, ob aber auch Wiederherstellung des freien Gebrauchs seiner Glieder, das weiß ich nicht. Die Thäter hatten die Flucht ergriffen, sind aber sämmtlich von den Landleuten eingefangen worden und befinden sich in den Händen der rächenden Gerechtigkeit. Das sind neue, sich zu Tausend und abermal Tausend häufende schreckliche Folgen des Branntweingenusses, aber auch der in einigen Ortschaften des Amtsbezirkes Großenlüder seit langen Zeiten bestehenden enormen Verwilderung der niedern Volksklasse, der trotz aller Strenge und Bemühung der Behörden noch keine Schranken gesetzt werden konnte! Das sind auch die Folgen, daß man den Militärdienstpflichtigen im Widerspruch mit allen sonstigen Gesetzen gestattet, außer der Dienstzeit Waffen zu führen. Ich weiß wohl, daß man ein Phantom von Ehre als Grund anführt, aber ich wünschte, daß ich alle Vertheidiger jener erfahrungsgemäß durch unzählige traurige Fälle belegten gefährlichen Sitte an das Schmerzenslager des unglücklichen Weber Falk aus Unterschwarz führen könnte, um sie da menschlichen Gefühlen zu überlassen.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 9. März. (Zum Vortheil des Hrn. Pischeck und neu einstudirt): Don Juan, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 69. Donnerstag, den 10. März 1842.

Die Waise von San Lucar.

Eine Novelle aus der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, von ***

(Fortsetzung.)

Der Fischer kannte sein Weib zu gut, um zu wissen, daß sie nun keine Ruhe mehr gewann. Er stand auf und ging vor die Hütte hinaus, die auf hohem Ufer, unter dem Schutze der Aeste einer ungeheuern Erle stand.

Der Mond strahlte so hell, die Luft war so rein, daß in weiter Ferne das Land wie am Tage vor seinen Blicken lag. Der Weg von Rueda nach Mequinença führte dicht an dem kleinen Hügel vorüber, auf welchem die Fischerhütte lag. Das scharfe Auge des Fischers überflog das Gebiet, welches die Aussicht von der Hütte aus beherrschte. Er konnte nichts sehen; als aber sein Auge auf den Fuß des Hügels zuletzt sich senkte, schrak er doch etwas zusammen. Dort lag eine dunkle Gestalt, völlig regungslos. Er trat näher, und erkannte einen Mönch in der Kutte der Dominikaner. Der Fischer schlug ein Kreuz; aber er trat noch näher hinzu. Es war eine große Gestalt. Das Gesicht jugendlich, aber todtenbleich, die ganze Gestalt regungslos ohnmächtig.

Schnell eilte der Fischer zur Hütte, trat jedoch, ruhig scheinend, in den Raum derselben, wo Isabella ihn mit Sehnsucht erwartete. Er lächelte und sagte: „Leg' den kleinen Pedro auf sein Binsenbette, Du warst heute Abend eine Prophetin. Draußen liegt wirklich ein ohnmächtiger Mönch, von dem ich selbst glaube, daß es der Verfolgte ist."

Isabella unterdrückte einen Schrei der Angst, um das Kind nicht zu wecken, legte es auf das kleine ärmliche Lager und folgte dem Gatten.

„Siehst Du," sagte sie, „wir Weiber haben Ahnungen der künftigen Dinge. Seit der Reiter da war, ist es mir, als müsse hier bei uns der unglückliche Novize einsprechen."

„Da hast Du denn doch geirrt," sagte lächelnd der Fischer, indem er frisches Wasser in das Antlitz des Mönchs spritzte, „einsprechen kann er nicht."

Ohne den strafenden Blick seines Weibes zu achten, hob er nun den Ohnmächtigen auf seine Schulter und trug ihn in die Hütte, und legte ihn auf das Binsenlager, welches in der einen Ecke der Hütte sich befand.

„Wärme schnell etwas Ziegenmilch!" bat Garcia, „daß wir sie ihm einflößen."

In aller Eile geschah dies, und als die ersten erwärmenden Tropfen seine Zunge berührten, schlug der Mönch matt sein Auge auf. Er sah sich scheu um.

„Wo bin ich?" fragte er angstvoll.

„Bei Menschen, die Euch nicht verrathen!" sprach das Weib. „Beruhigt Euch, und genießet etwas Milch."

„Ach," flüsterte der Mönch, indem er gierig die Labung hinab sog, „das ist seit dreien Tagen die erste Nahrung! Gott lohne es Euch!"

„Gerechter Gott!" rief Isabella, und schlug die Hände zusammen, „drei Tage irrt Ihr ohne Nahrung umher?"

„Wo hätte ich sie finden sollen?" fragte der Mönch. „Draußen im Walde ist keine Beere mehr, und die Wohnungen der Menschen mußte ich meiden. Als ich, von Noth getrieben, die Eurige erreichen wollte, brach meine letzte Kraft."

Während sein Weib mit dem Mönche sprach, stand fast sprachlos der Fischer da und betrachtete die Züge des Jünglings.

„Gott, welche Aehnlichkeit!" rief er endlich aus.

„Mit wem?" fragte halblaut der Mönch.

„Mit einer Dame," antwortete Garcia, der Fischer, „die mir einst wohl that, wie mein Weib Euch jetzt."

„Wer war die Dame?" fragte der Jüngling.

„Donna de Quevada in San Lucar! —"

„O Gott, das war meine Mutter!" rief Antonio, und faltete seine Hände vor der Brust.

Der Fischer stürzte auf sein Lager zu, und warf sich vor ihm nieder, indem er seine Hände ergriff und unter heißen Thränen an seine Lippen drückte.

„Eure Mutter?" rief er aus. „So preise ich Gott und alle Heiligen, daß ich gewürdigt werde, Gutes zu vergelten mit Gutem!"

Die Frau stand da und trocknete ihre Thränen. Antonio wollte reden, aber er konnte nicht. Einestheils hemmte eine tiefe Rührung seine Stimme, anderntheils war seine Ermattung zu groß.

Der Gedanke, die Wohlthat an dem Sohne der Frau zu üben, die einst so mild und barmherzig gegen ihn selber war, beflügelte den Fischer und sein Weib. Sie richtete die Fische zu, und holte das Köstlichste, was die Dürftigen besaßen, das Brod, welches Garcia in Rueda gekauft hatte, herbei, den Verfolgten zu laben. Die erquickende Nahrung, die er so lange entbehrt, hob die gesunkenen Lebensgeister Antonio's wieder und fachte den Lebensfunken wieder an. Der jugendliche Kör-

Digitized by Google

ger erholt sich schnell. So war es auch bei ihm. Noch an diesem Abende konnte er den guten Menschen seine Geschichte mittheilen, in welcher nicht ohne tiefes Ergriffensein die Fischer ganz die Begebenheiten wiederfanden, welche als Romanze die wandernde Gitanna zur Guitarre gesungen.

Die entsetzliche Ermüdung nöthigte den Jüngling, die Ruhe zu suchen. Wie neu geboren stand er am andern Morgen auf. Jetzt erst ging er mit dem Fischer zu Rathe, wie er seine Flucht einrichten sollte. Dieser war nicht lange im Zweifel.

„Euer Haar ist noch nicht geschoren, das ist das Beste von Allem," sagte er, erfreut von dieser Wahrnehmung. „Legt nun diese alten Kleider von mir an, und Niemand in der Welt soll Euch für den erkennen, der Ihr seyd."

Wirklich paßten ihm die Kleider ungemein gut, und als die junge Frau wieder herein trat, ruhten ihre Augen mit dem Ausdrucke des innigsten Wohlgefallens auf dem schönen Jünglinge, und sie meinte, ein so schöner Fischer würde gewiß nicht lange allein in der Welt dastehen.

Die Männer lächelten, aber in das Lächeln Antonio's mischte sich ein Seufzer aus tiefster Brust, der dem Mädchen galt, das sein Herz erfüllte.

Der Fischer fragte ihn nun über seinen fernern Lebensweg. Da erst erschrak Antonio. Wo war für ihn eine Aussicht? Nach Madrid durfte er nicht. Was sollte er beginnen? Die Gräfin Quevada war das Anker, an das er sich anklammern mußte, sollte nicht der Strom des Lebens über ihm zusammenschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Preisaufgabe von dem rheinischen Kunstvereine für die Historienmaler.

(Fortsetzung.)

Die Krittler nehmen noch gewöhnlich an, daß ein historisches Bild voller Zeichnungsfehler sey, wenn sie gleich meistens nicht so viel Studium besitzen, daß sie solche nachweisen können. Oder wenn sie auch wirkliche Fehler rügen, so verschweigen sie dabei doch gewissenlos das Gute, damit die Masse ja nicht für diese Art von Bilder gewonnen werde, und sie von allen Orten traurig wieder den Heimweg suchen müssen. Bedenkt man nun noch, daß selbst, wenn einmal ein solches angekauft wird, die Verwerthung nicht im Verhältniß zur Arbeit stehet, daß dasselbe zu seiner Vollendung so viele Monate brauchte als eine Landschaft höchstens Wochen, und beide doch gleich im Preis sind, so kann man sich vorstellen, daß mancher Historienmaler dadurch buchstäblich verkümmern muß.

Nur Einzelne haben das eminente Talent oder das Glück, ihr Schicksal zu bezwingen; dann sind diese freilich geborgen. Wir dürfen aber hier, der Absicht wegen, nur die Schattenseite betrachten, und sagen, daß andere, wenn sie nicht gar verzweifeln, ihr Studium verlassen müssen. Sie wenden sich zu andern Fächern, versuchen sich in Allem, ziehen den Kreis stets kleiner und enger, und verschlimmern sich dadurch oft noch mehr. Und gelingt es dem Einen auch, sein Leben zu fristen, indem er zu einem andern Fache übertrat, so hat er wohl sich selbst gerettet, doch der Historienmalerei vielleicht einen wackern Jünger entzogen und dadurch ihr keinen Dienst geleistet.

Das sind die persönlichen Verhältnisse. Wollte man nun diese gar nicht weiter berücksichtigen, und überhaupt diese Kunst ihrem eigenen Schicksale überlassen, so muß sie, wenn der Künstler nur seine Existenz zu bedenken gezwungen ist, zu einer Sklavin des Publikums verflachen. Der Künstler sucht dann nur, wie man es in Paris nennt, fortune zu machen, und, wie dort, durch extravagante Ideen und Knalleffekte die poesieleeren Menschen zu betäuben. Das ist eine andere Klippe. Es stellt sich somit das Bedürfniß heraus, daß man etwas zum Schutze und zur Belebung thun muß; daß verständige Kunstkenner, würdige Recensenten, die zur edlen Kritik berufen sind, die in den Geist eines historischen Bildes eindringen können, und denen der Aufwand dazu nicht unbekannt ist, sich darum annehmen, und dem Mißgeschick und Mißmuthe zu steuern suchen müssen.

Der rheinische Verein nun hat dieses Bedürfniß gefühlt und den ersten Schritt zur Ermuthigung gethan, indem er eine Konkurrenz ausgeschrieben.

So sehr nun sein Bemühen auch mit Dank anerkannt werden mußte, so hatte doch mancher Künstler vorausgesehen, daß, bei den obwaltenden Verhältnissen, auf die Art, wie der Versuch angestellt wurde, obwohl sie die ersprießlichste zu seyn scheint, kein bedeutendes Resultat erzielt werden konnte.

Bekanntlich wurde ein Thema gegeben, die Größe des Bildes bestimmt, ein Preis dafür festgesetzt. Derjenige, welcher die Aufgabe am vollkommensten gelöst haben würde, hätte den Preis erhalten, dafür aber sein Gemälde zurück lassen müssen.

Dieses Gemälde sollte zugleich auch innerhalb eines Jahres vollendet seyn, eine Frist, die gewiß die erste Bedenklichkeit erregte, da eine solche nicht immer hinreichend zu einer Arbeit ist, die gediegen, das heißt, preiswürdig seyn soll. Wenn auch eine Rubens'sche gewaltige Fertigkeit uns in Erstaunen setzt, so gereicht deßhalb doch nicht jedes am schnellsten gemalte Werk der Kunst zur Ehre, sondern das durchdachteste, das mit Meisterschaft vollendete bestimmt den Werth. Doch wir wollen das dahingestellt seyn lassen und nur auf das Hauptsächlichste kommen.

Nicht in dem Mangel an Anerkennung der dargebotenen Ermuthigung ist die Hauptursache zu suchen, warum sich keine Konkurrenz gezeigt hat, sondern allein in den materiellen Verhältnissen. Diese sind es ja stets, die sich als schweres Gewicht an den Geist hängen, wenn er sich aufschwingen will.

Bei den angenommen oder bekannten beschränkten Verhältnissen ist es kein kleines Wagniß des Historienmalers, eine so bedeutende Arbeit zu unternehmen, wie die Aufgabe verlangt. (Die Erkennung seiner Lage ist ja ein Grund mit, warum man sich seiner annehmen will.) Ist er auch noch so talentvoll, so handelt es sich hier nicht um ein leichtfertiges Niederschreiben von Figuren, oder daß es allenfalls an der Idee genüge, wie z. B. der Dichter seine Gedanken flüchtig zu Papier bringt, wo dann Gutenbergs Erfindung schon dafür sorgt, daß sie leserlich gedruckt werden; sondern man will ein vollendetes Werk nicht nur in geistiger Hinsicht, der Poesie, sondern auch in technischer, so daß es, durchgeführt und ausgeführt, verständlich vor die Sinne tritt. Er muß also Dichter und Geschichtsforscher, Meister und Schüler, Geselle und Handlanger, alles in einer Person seyn. Er kann weder einen Abschreiber noch einen

Digitized by Google

Drucker finden, der ihm zugleich die orthographischen Fehler korrigirt; er hat Niemand, der ihm vorarbeitet (nur glückliche, hochgestellte Meister können das durch ihre Schüler thun lassen; von diesen kann aber hier nicht die Rede seyn, denn diese brauchen nicht zu koncurriren): kurz, er muß alles selbst thun, und oft genügt ihm nicht einmal der Farbenreiber.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Die „Times" berichten aus Petersburg: Die kürzlich mit unserm Großfürsten-Thronfolger vermählte Prinzessin von Hessen-Darmstadt wurde bei ihrer Ankunft dahier durch eine äußerst zarte Aufmerksamkeit des Kaisers höchst angenehm überrascht. Als sie in ihre Zimmer geführt wurde, fand sie dieselben bis auf die kleinsten Einzelnheiten, wie Fußschemel ꝛc., vollkommen so möblirt, wie die von ihr bewohnte Zimmerreihe im Schlosse zu Darmstadt. Auf dem Toilettentische stand eine kleine silberne Glocke. Der Kaiser bat die Prinzessin, zu versuchen, ob dieselbe den nämlichen Ton habe, wie die in Darmstadt von ihr gebrauchte Glocke. Die Prinzessin schellte damit — plötzlich sprangen die Thüren auf, und alle die alten treuen Diener und Dienerinnen, denen sie trauernd Lebewohl gesagt hatte, und welche sie weit weg in Darmstadt wähnte, stürzten herein und drückten jubelnd ihre Freude aus, der geliebten Fürstin auch ferner dienen zu dürfen. In tiefster Rührung dankte die Großfürstin ihrem Schwiegervater auf's innigste für die so unerwartete als freudige Ueberraschung.

Zu Boulogne-sur-Meer hatte in der Nacht vom 28. Febr. auf den 1. März ein schreckliches Unglück statt. Eine Feuersbrunst war daselbst im Magazin des Hrn. Henry-Postel, worunter sich die französische Capelle befindet, ausgebrochen. Alles eilte zur Hülfe. Kaum an Ort und Stelle angekommen, hörte man das herzzerreißende Klagegeschrei der Dlle. Henry, einer jungen Person von 18 Jahren, welcher man unmöglich Hülfe bringen konnte, da die Leitern und Stricke fehlten, um bis zur Mansarde, wo sie schlief, zu gelangen. Ungeachtet der reißenden Fortschritte des Brandes trotzte Hr. Henry, ein junger Mann von 23 Jahren, allen Gefahren, um seine Schwester zu retten; allein kaum war er die Treppe hinauf gestiegen und an die Thür gekommen, als er erstickt zu Boden fiel! Das Klagegeschrei der Dlle. Henry hatte plötzlich aufgehört; dieses Schweigen war ein schreckliches Signal, da der Vater seinen Sohn nicht wieder herabkommen sah. In dieser schrecklichen Angst faßte dieser selbst den Entschluß, seine beiden Kinder zu retten oder mit ihnen zu sterben. Das letztere Schicksal traf ihn. Man brauchte drei Stunden, um den Brand zu bekämpfen, als es aber gelungen war, sich desselben zu bemeistern, war nur noch eine einzige lebende Person im Hause übrig, Frau Henry, welche, nachdem sie in wenigen Augenblicken ihren Gatten und ihre beiden Kinder verloren hatte, wahnsinnig geworden war. Das Magazin ist zum Theil dem Brande entgangen; aber das Haus ist geschlossen und still wie ein Grab. Von der ganzen Familie, welche dasselbe am vorigen Abend noch bewohnte, bleiben nur drei Leichen und eine Mutter übrig, die vielleicht minder unglücklich ist, den Verstand verloren zu haben, als den ganzen Umfang eines solchen Unglücks begreifen zu können.

(Frankfurt a. M.) Unter den Vorlesungen, welche diesen Winter hindurch dahier zur Unterhaltung und Belehrung eines gebildeten Publikums eröffnet wurden, und nun größtentheils beendigt sind, nehmen die des Herrn Charles Fournel keineswegs die geringste Stelle ein. Dieser junge Mann, dessen Talent bereits öffentlich anerkannt worden, hatte sich's zur Aufgabe gemacht, die Fortschritte, welche die dramatische Literatur von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage in Frankreich gemacht, zu bezeichnen. So weitschichtig dieser Gegenstand ist, so wenig sich derselbe in wenigen Stunden erschöpfen läßt, so schwierig eine gute Auswahl bei so reichlichem Material auch immer seyn mag, so hat Herr Fournel seine Aufgabe zur vollkommenen Zufriedenheit seiner Zuhörer gelöst. Was derselbe von den ersten Anfängen des Schauspiels, den Mysterien, Moralitäten und Farcen vortrug, war höchst anziehend und zum Theil neu; auch in der Beurtheilung der vorzüglichsten Dramatiker Frankreichs entwickelte Herr Fournel manche neue Ansichten. Höchst lebendig und wahr ist besonders dessen Deklamation gewesen, die er bei'm Vortrag mehrerer Bruchstücke aus den Werken Molières, Viktor Hugo's und Alexander Dumas an den Tag zu legen Gelegenheit hatte. Wie verlautet, wird Herr Charles Fournel künftigen Winter, nachdem er zuvor mehrere größere Städte Deutschlands besucht haben wird, einen neuen Cursus über einen andern Zweig der französischen Literatur eröffnen, wozu es ihm an einer großen Anzahl Abonnenten gewiß nicht fehlen wird.

H . . . . .

Korrespondenz.

Wiesbaden, im März.

Ende vergangenen Monats wurde hier die Aufmerksamkeit des Publikums durch die Ankündigung eines Konzertes erregt, die um so überraschender war, je unerwarteter sie kam. Seit der Auflösung des frühern großen »Musikvereins« schienen die musikalischen Kräfte sich wieder gänzlich vereinzeln zu wollen, was einer Stadt von mehr als 12,000 Einwohnern, die überdieß Hauptstadt, Residenz und Sitz der bedeutendsten Collegien ist, eben nicht zur Ehre gereicht, um so weniger, als weit kleinere Städte ihre musikalischen Dilettanten-Vereine haben. Daß ein neuer »Männergesangverein« hier bestehe, war fast unbekannt, bis derselbe auf einmal mit der Ankündigung hervortrat, daß er unter Mitwirkung des hiesigen Theaterorchesters ein großes Vocal- und Instrumental-Konzert beabsichtige. Dasselbe wurde im Saale des Gasthauses zu den vier Jahreszeiten gegeben. Mag nun die Neuheit der Sache oder der ausgesprochene Zweck des Konzertes, einen Fonds zur Anschaffung einer neuen Orgel in die neu zu erbauende katholische Kirche zu bilden, die Zuhörer angezogen haben — der Saal war fast überfüllt, und wenn der junge Verein noch der Ermuthigung bedarf, so mag er sie in dem günstigen Erfolge finden, mit welchem dieser erste Versuch, sich beim Publikum einzuführen, gekrönt worden ist. Ich kann, nach dieser ersten Leistung, von dem Vereine nur Gutes für die Zukunft erwarten. Er besteht, eingezogenen Erkundigungen zufolge, erst seit einem Jahre, zählt etwa fünfzig Mitglieder und wird, was das Technische angeht, von Hrn. Karl Bogler geleitet, unter dessen Direktion auch die Männerchöre ausgeführt wurden. Die Ausführung selbst war das beste Zeugniß für seine Befähigung, sich an die Spitze eines Gesangvereins zu stellen, und ließ deutlich genug erkennen, daß er wohl weiß, was im Einzelnen noch fehlen möchte. Darum enthalte ich mich aller Ausstellungen. Sehr passend begann der Männerchor mit der schönen Composition von Zöllner: »Ver-

Digitized by Google

trauende, ein Chor, der, aus dem Herzen gesungen, die Herzen aller Hörer ergreifen muß. Alle andere vom Vereine noch vorgetragenen Gesangstücke: Abendlied von Göthe, componirt von Schnyder v. Wartensee, Festmarsch von Stung, das Lied vom Rheinwein, des Deutschen Vaterland, nach der Spenr'schen Composition, fanden lebhaften Beifall. Ueberhaupt bot das Programm große Abwechselung dar und zeugte durch Anordnung und Auswahl der Stücke von Geschmack. Zwei Ouverturen der Oper Olympia und der Stummen von Portici wurden vom Theaterorchester unter Leitung des Hrn. Kapellmeisters Eisfeld mit gewohnter Präcision ausgeführt, namentlich die letztere, die nach einstimmigem Urtheile hier wohl in solcher Vollendung noch nicht gehört worden.

Jena, 2. März.

Unter Mitwirkung einer Anzahl namhafter Künstler aus der Nähe und Ferne wurde gestern in hiesiger Stadtkirche Graun's bekanntes Oratorium: »die Passione« ausgeführt. Außer einem zahlreichen Publikum wohnten der Aufführung dieses gediegenen Meisterwerkes schöpferischer Kunst auch sämmtliche hohe Mitglieder des großh. Hauses bei, welche eigens zu diesem Zweck von Weimar hier angekommen waren. Die Ausführung war im Ganzen sehr gelungen und verdient lobend erwähnt zu werden.

Hamburg, 1. März.

Bei unserm Stadttheater ist gegenwärtig ein Interregnum eingetreten; Hr. Cornet hat vor einiger Zeit eine Reise, zunächst nach Berlin, angetreten, um unser Bühnenpersonal zu rekrutiren. Wie es heißt, beabsichtigt er, Fräul. Bertha Stich zum Ersatz für die von Ostern ab engagirte, leider in Schwerin zu früh verstorbene Reichel zu gewinnen, da auch Fräul. Weißbach uns jedenfalls verlassen wird. — Hr. Mühling ist krank und Hr. Lenz einstweilen Vice-Direktor. Hr. Reder, ein fleißiger, talentvoller junger Mann, der in verschiedenartigen Rollen thätig war, wird ebenfalls abgehen, da er sich namentlich bei der Damenwelt keinen allgemeinen Beifall erwerben konnte. — An Neuigkeiten werden vorbereitet Lachner's Catharina von Conaro und Lortzing's Casanova; von Dramen zunächst Scribe's „une chaine“ nach der Cosmar'schen Bearbeitung und eine Tragödie von Dr. Wollheim: »Tilly's Tode. — Gutzkow wird in dieser Woche seine Reise antreten, ob er zu uns zurückkehren werde, ist noch nicht bestimmt; dem Gerücht aber, als ob der »Telegraph« eingehen würde, glauben wir einstweilen widersprechen zu dürfen. Amalia Schoppe will schon zu Ostern nach Jena übersiedeln. — In Pfeiffer's trefflichem Buche: »Göthe und Klopstock« lese ich so eben die Bemerkung: »Eine veranschaulichende Darlegung des literarischen Hamburg müßte sehr interessant seyn und wäre eine verdienstvolle Arbeit für einen Eingebornen, der die ausgesponnenen Fäden in ihren letzten Endchen zu erspähen im Stande wäre. Hamburg ist für die deutsche Literatur zu allen Zeiten ein wichtiger Punkt gewesen und kann in der Geschichte des Geistes einen beinahe eben so hohen Rang in Anspruch nehmen, wie in der Geschichte der europäischen Handelsinteressen.« — Seit einigen Tagen befindet sich in unserer Mitte einer der ausgezeichneten neuern Violinvirtuosen, Carl Riefstahl, aus Frankfurt, ein Künstler, der so eben in Holland vierzig Konzerte hinter einander mit großem Erfolge gegeben hat. Wir hoffen, daß das Publikum den Virtuosen in unserm Stadttheater wird bewundern können.

Charade.

Die Erste — vielgestaltet,
Bald roh gebaut, bald fein,
Bald neu, bald auch veraltet,
Bald reich, bald arm und klein, —
Bald hoch auf Berg und Hügel,
Bald tief im Meeresgrund,
Bald mit, bald ohne Flügel, —
Ist Jedermann bekannt.

Dort, wo Orangen blühen
Im milden Sonnenstrahl,
Sieht man die Zweite ziehen
Durch ein beglücktes Thal.

Ihr, die der Genius leitet
Zur Kunst, zum Studium,
Wißt, wenn ihr überschreitet
Die Zweite, schon warum.

Die Ganze kostet Frieden,
Des Lebens Uhrwerk steht,
Wenn um das Ohr des Müden
Der Dritten Fittich weht.

Mehr, als im Reich der Lüfte,
Mehr, als im Meeresgrund,
Thut sich um unsre Grüfte
Die Dritt' und Vierte kund.

Umsonst herrscht sie der Meister
Den Schülern stündlich zu:
Ach! in dem Reich der Geister
Ist ewig keine Ruh'.

Erst an des Lebens Schlusse
Senkt sich in unser Grab
Zum ew'gen Friedensgruße
Ihr Fittich sanft herab.

Sanft wird er es umschweben,
Bis uns aus unsrer Gruft,
Der es zuerst gegeben,
Zu neuem Leben ruft.

Nur, wo die fromme Sitte
Der Väter noch besteht,
Ihr in der Ersten Mitte
Gekehrt das Ganze seht.

Oft, wenn sich Wogen thürmen,
Wenn scheu die Dritte flieht,
Gebietet es den Stürmen,
Schafft Ruhe im Gemüth.

Vier Sylben zählt das Ganze,
Zuweilen auch nur Drei,
Doch ist es der Grammatik
Und Logik einerlei.

Herm. Hauber.

Auflösung der Charade in Nro. 67.

Herrmann.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 10. März. Das goldene Kreuz, Lustspiel in 2 Abth., nach dem Franz. von E. Hanpys. Hierauf folgt: X B C, Lustspiel in 2 Abth., nach dem Engl. von Kettel.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rehm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 70. Freitag, den 11. März 1842.

Die Waise von San Lucar.

Eine Novelle aus der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, von ...

(Fortsetzung.)

„Wie aber wäre es," fragte der Fischer, „wenn Ihr selbst Euch nach Cuba einschifftet und dort vor den Vormund träte, Euer gutes Recht von ihm zu fordern? Und weigert er's, so habt Ihr dort der Wege viele, Euer Glück zu machen, während hier nicht einer sich für Euch eröffnet." Antonio sann über den Vorschlag, aber er verwarf ihn nicht. Nur das Eine quälte ihn. Wo sollte er das Geld hernehmen für die Reise.

„Ich wüßte wohl Rath," sagte der Fischer, „wenn es Euch nicht zu erniedrigend ist, edler Don? —"

„Laßt hören!" sprach Antonio mit vielem Interesse, denn er selbst war rathlos.

„In Tortosa wird eben eine Pinasse ausgerüstet nach Havannah. Wie wär's, wenn Ihr als —" er zauderte, das Wort auszusprechen, und stieß endlich, als Antonio mahnte, das Wort — Matrose heraus; aber eine lodernde Gluth bedeckte sein Gesicht, und er bat, daß es ihm Antonio vergebe, diesen erniedrigenden Vorschlag ihm gemacht zu haben.

Antonio ergriff hastig seine Hand. „Dank Euch!" rief er, „da öffnet Ihr mir eine Aussicht, die ich nie würde gefunden haben; o sorget, daß ich als Matrose angenommen werde!"

„Ist das wirklich Euer Entschluß?" fragte Garcia.

„Er ist es."

„O dann ist schnell Rath gefunden. So setzen wir uns morgen in meinen Kahn und rudern den Ebro hinab nach Tortosa. Ein Matrose von Eurer Jugend und Kraft ist immer willkommen. Ich zweifle keinen Augenblick, daß sie Euch auf- und annehmen. Zaudern dürfen wir aber nicht," fuhr Garcia fort; „denn es ist wohl schon lange her, daß ich in Tortosa war; sonst könnte es leicht zu spät werden."

„Unter welchem Namen wollt Ihr mich aber dort unterbringen?" fragte Antonio.

Garcia sann einen Augenblick; dann rief er aus: „Vortrefflich! Meine Isabella hat einen Bruder Eures Alters, der Euch auch in der Größe ziemlich gleich kommt. Er heißt Rodrigo. Ihr nehmt den Namen an und gebt Euch für ihn aus. Dies gelingt um so leichter, als in Tortosa Niemand Rodrigo kennt. Nicht wahr, Bella?" fragte er sein Weib.

„Freilich wohl," sagte sie. „Und Rodrigo kann stolz seyn, wenn er Euch seinen Namen leiht."

So blieb denn Antonio noch diesen Tag bei den guten, dankbaren Menschen, die ihn mit dem besten Willen nicht hätten länger verbergen können, da ihre Hütte nur einen Raum hatte, der Küche, Wohn- und Schlafstätte und Stall ihrer Ziege war.

Unter den Segnungen Isabella's stieß früh am andern Morgen der Kahn vom Ufer. Leicht glitt er über die klaren Fluthen des Ebro dahin, ohne daß sie nöthig gehabt hätten, viel zu rudern.

Wo sie auch anlegten, nirgends ahnete Jemand, daß Antonio nicht der Rodrigo sey, für den er sich ausgab. Glücklich erreichten sie endlich Tortosa.

Garcia jubelte, als er die Pinasse noch vor Anker liegen sah. Sie wurde von einigen Kaufleuten nach Westindien geschickt, dort Handel zu treiben. Wirklich fehlten ihnen noch einige Matrosen. Mit Freuden nahmen sie Antonio an, kleideten ihn besser, und ließen ihn sogleich seinen Dienst auf dem Schiffe antreten.

Garcia ging leichten Herzens zurück zu seiner Hütte, begleitet von den Segenswünschen eines Jünglings, den er vom Verderben gerettet zu haben, sich glücklich pries.

Die Abfahrt der Pinasse dehnte sich über alles Erwarten hinaus. Erfahrne Schiffer hatten den Rhedern abgerathen, das kleine Schiff vor dem Beginne des Frühlings absegeln zu lassen, weil die Stürme ihm zu große Gefahr droheten. Und als dann endlich die Ufer des Ebro in frischem Grün und Blüthen prangten, da vernahmen die Rheder, daß von Palos eine kleine Flottille von Handelsschiffen über den atlantischen Ocean segeln sollte, und, fürchtend die Seeräuberei in den westindischen Meeren, wurde der Entschluß gefaßt, daß sich die Pinasse diesen anschließen solle. So segelte sie dann endlich von dannen. Als sie aber in Palos, nach einer glücklichen Fahrt, einlief, fand es sich, daß die Handelsflottille noch keineswegs segelfertig war. Viel Neues gab es in dem belebten Hafen der Stadt für Antonio. Die Unthätigkeit auf dem Schiffe sagte ihm nicht zu. Er erbat sich daher vom Capitain die Erlaubniß, an das Ufer gehen zu dürfen. Die Erlaubniß wurde ihm um so lieber ertheilt, als er derjenige unter den Matrosen war, welcher noch nicht

Digitized by Google

die mindeſte Veranlaſſung zur Unzufriedenheit des Capitains gegeben hatte.

Eines Tages ſtand er auf der ſchattigen Alameda, welche ſich vom Hafen am Ufer hinauf zog. Er ſah einen Haufen Volkes, der ſich um eine Zigeunerin geſammelt zu haben ſchien, die nach einer eigenthümlichen Melodie eine jener Romanzen abſang, welche das Volk ſo ſehr liebt. Auch er trat hinzu. Und wie wurde er ergriffen, als das braune Mädchen, deſſen glühende Augen auf dem ſchönen Jüngling ruhten, ſeine Geſchichte ſang bis auf den Namen. Er wollte mehrmals hinwegeilen; aber er war wie gebannt in den Kreis. Er mußte hören mit ganzer Seele, bis zu dem Momente, wo die Waiſe von San Lucar im Manzanares erſäuft wird.

Das traf ihn mit zauberiſcher Gewalt. „Wie?“ ſprach er in ſich hinein, „wie, wenn Maria mich für todt hielte?“ Er wollte ſich entfernen, aber eine kleine weiche Hand legte ſich da auf die ſeine, und als er aufſah, blickte er in die ſchwarzen Augen der Gitanna. Das Volk war ſchon wieder auseinander geſtäubt.

„Das Lied hat Dich tief bewegt,“ ſagte ſie. „Seltſam, daß es ſo Viele ergreift. Warſt Du nie in Madrid? — Kannteſt Du dort nicht zwei Damen?“

Er erröthete, und die Lüge, welche eben über ſeine Lippen wollte, verſtummte.

„Geſtern,“ ſagte die Gitanna, „ſang ich dies Lied zwei Donna's, hier nahe bei Palos, in einem ſchönen Schloſſe, die beide in Trauer waren, einer jungen, o wie ſchön! und einer alten. Die vergoſſen heiße Thränen, und mir ſchien es, als gehe ſie die Geſchichte gar nahe an. Kennſt Du ſie?“

Antonio ſah das ſeltſame, räthſelhafte Weſen mit einem fragenden Blicke an; aber es lag nichts als ein unbegränzter Leichtſinn und glühende Leidenſchaft in dieſem Auge.

„Ich kenne ſie nicht,“ ſagte er ſehr ernſt.

„So will ich Dir ihre Namen nennen,“ fuhr höchſt geſchwätzig die Gitanna fort: „Maria heißt die ſchöne junge, und die Mutter iſt eine Gräfin Quevada, deren Mann in Cuba Adelantado iſt.“

Antonio ſchwindelte es. „Was ſagſt Du da?“ rief er aus, indem er ſich gewaltſam zuſammen nahm.

„Es iſt ſo, ſchöner Junge,“ rief das lüſterne Mädchen. „Ich will Dich hinführen für einen Kuß!“

Er ſann nach. „Könnten ſie es nicht ſeyn?“ Darauf ſagte er zur Gitanna: „Geh' hin, und ſage den Damen, die Waiſe von San Lucar lebe noch. Willſt Du? Gewiß, Du wirſt reich belohnt, und ſage mir morgen, wie ſie das aufgenommen.“

„Und mein Lohn?“ fragte die Gitanna.

„Dieſer Piaſter!“

„Ich will Deinen Piaſter nicht!“ rief ſie zornig; beſann ſich aber ſchnell, ſchlang ihre Arme um ſeinen Hals und drückte einen brennenden Kuß auf ſeine Lippen; dann flog ſie die Alameda hinab wie eine flüchtige Gazelle und entſchwand den Blicken des ſeltſam aufgeregten Jünglings. Keine Ruhe kam in ſeine Bruſt an dieſem Tage, kein Schlaf in ſeine Augen in dieſer Nacht. Er zählte die Minuten mit einer Pein, wie er ſie nie quälender empfunden. Jetzt fühlte er erſt, was ihm Maria war!

(Fortſetzung folgt.)

Ueber die Preisaufgabe von dem rheiniſchen Kunſtvereine für die Hiſtorienmaler.

(Fortſetzung.)

Es gehört alſo der Aufwand einer langen Zeit dazu, ſowie eine bedeutende Ausgabe für Modelle und Material. Zu ſeinem Lebensunterhalt braucht er aber dieſelben Mittel wie jeder Andere; wie ſehr bedenklich muß es ihm daher bleiben, ſolch' eine große Summe in die Lotterie zu ſetzen, in welcher im allergünſtigſten, kaum zu denkenden Falle er doch keinen Preis, ſondern nur ſo viel erhält, als er ſich mühſam verdienen mußte. Von dem Gewinnſte jedoch iſt hier nicht zu ſprechen, denn der Künſtler iſt zufrieden, wenn er nur Gelegenheit hat, etwas leiſten zu können, und ſeinen größten Lohn muß er in ſich ſelbſt tragen; doch da er auch einen Leib, den Gebieter der Bedürfniſſe, hat, und er ſein Vermögen ſchon ſeinem Studium opferte, wie ſollte er da nicht auch der Zukunft gedenken? Er müßte nur dabei den Eigendünkel haben, unter zehn oder fünfzehn, oder wohl gar noch mehr, der Auserwählte zu ſeyn. Und wer wird einen ſolchen beſitzen, zumal wenn er noch keinen Namen hat, der ſeine Fehler überglänzt? — Niemand, als eben die Geringſten, die Anfänger, die ſelbſt die Bedeutſamkeit der Kunſt noch nicht erfaßt haben (wie es denn auch bei der Kunſt heißt: der Anfang iſt leicht.) Wenn aber einer einen bedeutenden Namen hat, ſo hat er auch die Freudigkeit, nach ſeinem eigenen Plane wirken und das Längſtgenährte vollführen zu können, und nicht nöthig, um einen Taglohn zu konkurriren. So werden Cornelius und Veit, Schnorr und Kaulbach, Leſſing und Bendemann gerne ihren unglücklichen Gefährten und Schülern dieſes Feld überlaſſen. Ich will nicht davon reden, daß auch der Fall ſeyn könnte, daß eine Vorliebe einträte, und unter drei gleich guten dasjenige von einem Bekannten oder Verwandten den Sieg davon tragen würde.

Wenn alſo das Bild eines Künſtlers nicht gewählt wird, wer gibt ihm dann Erſatz für ſein Opfer? Vollends gar, wenn der Makel, daß das Bild ausgeſtoßen wurde, auf demſelben haftet, wie wird ſich alsdann noch ein Liebhaber dafür finden? Doch nicht allein das; kann nicht dieſes Durchfallen vor aller Welt, ohne daß er der Kunſt dadurch etwas nützte, für Manchen ein Vorurtheil erwecken, daß ſeinem beſten Streben keine Aufmerkſamkeit mehr geweiht wird? Iſt dieſe bedenkliche Ausſicht für eine jahrelange Sorge und Arbeit nicht wenigſtens lähmend? Kann man es dem in ſeinen Mitteln beſchränkten Hiſtorienmaler nun noch verargen, wenn er ſich nur an kleinere Arbeiten wagt, wo er nicht ſo viel einſetzt? Zumal da die Größe eines Bildes nicht ſelten ein Anſtoß iſt, und manches nicht gekauft wird, angeblich, weil man keinen Raum dazu habe.

Außer dieſer materiellen Bedenklichkeit kommen aber noch verſchiedene Anſichten hinzu, die Manchem nicht die nöthige Begeiſterung zu dieſem Unternehmen verleihen. Wenn eine Fakultäts-Frage aufgeworfen wird, ſo iſt die Konkurrenz von Wichtigkeit: es kann dann eine Antwort die andere berichtigen. Auch bei einer Akademie der Kunſt iſt eine Preisaufgabe von Nutzen, indem dadurch ein Schüler den andern belehrt und aneifert und der Profeſſor die allgemeine Richtung gibt. Wer jedoch je eine ſolche Nebeneinanderſtellung einer und derſelben Scene auf Akademien geſehen hat, der wird ſich erinnern, wie langweilig ihm zuletzt ſelbſt die beſſerem Arbeiten darunter vor-

Digitized by Google

gekommen sind. Es hat etwas Fiebertraumartiges, wo sich die Gestalten, wohin man blickt, wiederholen. Für den Markt wohl, für den, der das Auslesen hat, ist das freilich sehr vortheilhaft; doch wenn man auch ein gutes Kunstwerk ermittelt hat, ist dadurch nicht jeder individuellen Kraft des Künstlers ein Impuls gegeben. Als Michel Angelo und Leonardo da Vinci miteinander in einen Wettkampf traten, wählten sie nicht einen und denselben Gegenstand, sondern jeder einen solchen, der ihm angemessen schien, und wozu jeder von ihnen die vorzüglichste Kraft fühlte; und so bekam die Welt zwei Meisterwerke zu bewundern. Eben so wetteiferten Guido Reni und Domenichino miteinander in Rom in San Gregorio in zwei verschiedenen Scenen, und man war doch fähig, den Preis zu bestimmen und zu ertheilen. Es kommt darauf an, den Muth zu wecken; werden jedoch die Kräfte, die vielseitig wirken sollen, in einen einzigen Kreis gebannt, so werden sie verschwendet. Ob nun gleich jeder Künstler fähig seyn soll, jede Aufgabe in jedem ihm gegebenen Raum zu lösen, und sich auch gern in jeden einstudirt, wenn er bestimmt damit beauftragt ist, so hat doch jeder seine Lieblingsideen, die er in seiner Brust nährt, und auf welche er schon fast die Zeit seines Lebens, bei der Sammlung seiner Studien, sein Augenmerk richtet. Wenn ihn nun das allgemeine Thema nicht begeistert, wie kann er selbst glauben, daß ihm etwas gelänge? Soll er blos aus Gierde, den Gewinnst davon zu tragen, sich daran machen und dann die zu verwerfenden Bilder vermehren helfen? — Er würde seine Kraft umsonst verschwendet haben, die er einem Gegenstand, der mehr seiner Individualität angemessen gewesen wäre, hätte zuwenden können. Freilich, wenn man aus Zwanzigen das Vorzüglichste zu einem Bilde auslesen könnte, so könnte das ein Nationaldenkmal werden, aber so scheinen doch zwanzig verschiedene Gegenstände erhebender und mehr zur Erweckung weiterer Ideen geeigneter zu seyn als solche, die sich zwanzigmal wiederholen. Es müßte denn ein Gegenstand seyn, der nicht genug wiederholt werden könnte, wie z. B. eine Scene aus dem Leben Christi, oder sonst eine nothwendige Darstellung, die, wie eine klare und deutliche Schrift des Trostes und der Seelenermuthigung, stets vor den Augen geschrieben stehen soll.

Endlich war die Zeit der Einsendung der konkurrirenden Gemälde etwas ungünstig anberaumt; die Vollendung des Bildes hätte gerade in den Winter fallen müssen, eine Zeit, wo der Künstler, der sich oft das Licht zweier Sonnen wünscht, um die Farben klar auftragen zu können, nicht gerne wagt, die letzte Hand anzulegen. Er sucht es eher einzutheilen, Winters seinen Karton zu zeichnen, und dann darnach das Gemälde in den langen heitern Tagen auszuführen; hier hätte er es umgekehrt machen müssen. Da nun aber ein Gemälde, wie wir es hier meinen, nicht gerade ein Festtransparent seyn soll, das nur für einen bestimmten Tag von Werth, und daher auch keiner Kritik unterworfen ist, sondern ein Werk der Kunst, das unerbittlich streng beurtheilt wird, so muß dasselbe auch mit voller Ueberzeugung und in günstigen Momenten, wo man gehörig alles überschauen kann, vollendet seyn. Die Kritik hätte hier nicht nach den Umständen gefragt, wie sie es denn auch nie thut, sondern ohngefähr auf diese Weise abgeurtheilt: Das Bild ist wohl gut gezeichnet, doch nicht brillant, oder gar schmutzig gemalt. Wer will auf ein Gerathewohl seinen Ruf preisgeben?

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

In Nro. 60 der Didaskalia ist unter den Mannichfaltigkeiten eine kleine Notiz über den Igel enthalten, worin derselbe als ein vorzüglicher Ungeziefervertilger gerühmt wird. So wahr diese von ihm gerühmte Eigenschaft seyn mag, so falsch ist dagegen der Nachsatz, der ihn als wahrhaft giftfest bezeichnet. Durch dieselben Gifte, wodurch andere Thiere getödtet werden können, stirbt auch der Igel. Einsender dieses hat einen jungen, gesunden und ausgewachsenen Igel durch einige Tropfen Blausäure in wenig Minuten getödtet. Ein anderer alter Igel, der schon mehrere Monate im Hauskeller einer Apotheke zur Vertilgung der Mäuse gehalten wurde, fraß von mit Arsenik angemachtem Wurstmengsel, und ist den Morgen darauf todt gefunden worden. Wenn der Einsender obenerwähnter Notiz erst Versuche angestellt hätte, so würde er sich selbst von der Unrichtigkeit seiner Behauptung überzeugt haben.

G. S.

Die vierzig Bergsänger schmelzen immer mehr zusammen. In Wien ließen sich nur 37 hören; in Pesth nur 32; in Papa entwichen wieder 6; in Gräz waren es nur 26; am 14. Februar producirten sich in Laibach nur 23 (man vergleiche hierüber die „Carniolia" vom 21. Febr.). Bis der Director dieser Gesellschaft, welcher sie aber noch immer auf den Anschlagzetteln aus vierzig Köpfen bestehend annoncirt, nach Rom kommt, besteht diese Gesellschaft nur noch aus einigen.

(Das warme Blut, ein Hülfsmittel gegen die Schwindsucht.) Hr. Doktor Braun von Fürth meldet, daß er einem seiner Brüder, der schon in einem hohen Grade von der Schwindsucht befallen war, und nur noch einige Monate zu leben hatte, den Gebrauch dieses Mittels angerathen hätte. Der Kranke begab sich jeden Tag in das Schlachthaus, wo er ein Glas Kalbsblut trank. Man ließ dieses Blut, im Augenblick, als man das Thier schlachtete, in ein Sieb rinnen, und der Kranke trank hierauf das Blut gleich, ohne dasselbe kalt werden zu lassen. Unter dem Einfluß dieses so einfachen, aber zugleich so ekelhaften Heilmittels ließ die Krankheit nach, voranzuschreiten; es trat immer mehr Besserung ein. Hr. Braun meldet, daß seitdem zehn Jahre verstrichen sind, und daß sein Bruder, der sich verheirathet hat, heute Vater eines ganz gesunden Kindes ist.

(Christoph Martin Wieland, nach den zuverlässigsten Quellen dargestellt von Dr. H. Döring. Sangerhausen, Verlag von J. K. Rohland, 1840.) Diese Biographie, die ein Supplement zu den Werken des liebenswürdigen und unvergänglichen Dichters bilden soll, ist mit vielem Fleiße geschrieben; der Verfasser hat die ganze, sehr reiche Wielandliteratur durchforscht, und manches Schätzbare gegeben, aber auch seinen Lesern viel Unbedeutendes nicht erspart. Im Ganzen verdient die Arbeit Beachtung.

(Paris.) Alle tausend, das ist eine Familie, die sich mit Recht Felix nennt! Rachel, die älteste, ist nun eben die Rachel; Sara, die zweite, wird nächstens als große Sängerin glänzen und nun trifft sich, daß Raphael, der jüngste, ein großer Schauspieler zu werden verspricht und seine beiden Se-

Digitized by Google

ſchwiſter am Ende noch überflügelt. — Glücklicher, alter Felix! Wie kommt ſolcher Glanz in Deine Hütte?

Das Abſchiedsfeſt der Mad. **Weiſſenthurn** von der Wiener Hofbühne findet nächſtens im Hofburgtheater ſtatt. Es wird zum Erſtenmale gegeben: „die ſtille Braut“ und „Sie hilft ſich ſelbſt.“ Beide Stücke ſind von der geachteten Frau, die uns im Leben und auf der Bühne, als Dichterin und Schauſpielerin ſo lieb geworden. Da die Vorſtellung ihr Benefiz iſt, ſo ſind ſchon gegenwärtig die Vormerkungen für Logen und Sperrſitze höchſt bedeutend. (Wien. Theaterztg.)

Ein Reiſender, der kürzlich Amerika beſuchte, hat verſichert, er habe zu Neuyork, in der Officin von James Gordon Bennett, Herausgeber des Morning Herald, 12 — 14 Schnellpreſſen geſehen, die durch **elektro-magnetiſche** Kraft in Bewegung geſetzt wurden.

Hr. **Neſtroy** hat ſein neues Stück für das Theater an der Wien bereits beendet und der Direktion eingereicht. Wie Alles von Neſtroy, ſoll es äußerſt komiſch und witzig ſeyn.
(Wien. Theaterztg.)

Für die Frau Pachterin. Aus mehrfachen Verſuchen hat ſich ergeben, daß man ein Drittel mehr Rahm und Butter bekommt, wenn man die Milch in Gefäßen aus Zink ſtehen läßt. Die Butter ſoll überdies weit angenehmer ſchmecken. Man ſchreibt's dem Galvanismus zu.

Das vom Hrn. Grafen **Skarbek** prachtvoll erbaute neue Theater in Lemberg wird am Oſtermontag mit **Grillparzers** „der Traum ein Leben“ eröffnet. Die zuerſt zur Aufführung kommenden Opern ſind: „Norma,“ „der Liebestrank,“ „Fra Diavolo“ und „Othello.“

(**Die neue Fanchon.**) Eines von den vielen franzöſiſchen Produkten, denen die gedankenloſe Bühnenpraxis Mühe und Raum zuwendet, der Beſſerem vorbehalten bleiben ſollte. Die allergewöhnlichſte Erfindung, ein ſehr magerer Dialog, dem nur einige niedliche Couplets Abwechslung geben. Dieſen Couplets und dem Spiel der Schauſpielerinnen, welche die heitere Partie durchzuführen hatten, mag auch nur der Erfolg gebühren, der dem Stücke an einigen Orten geworden iſt. Alle übrigen Partien leiden an der größten Unbedeutenheit, namentlich tritt die Verführung in der Geſtalt eines alternden Marquis höchſt ungefährlich auf, ſo daß man der Tugend, die dieſer Verführung entgeht, eben kein großes Lob ſchuldig iſt.

Auf dem Grabe **Otfried Müller's** in Athen wird jetzt ein Denkmal errichtet, das, nach dem Plan des Miniſterialraths v. Schaubert, in einer antik gearbeiteten Grabſäule mit Ornamenten aus penteliſchem Marmor beſtehen und von der Baſis an $3^1/_2$ Fuß hoch ſeyn wird. Die Koſten von 2300 Drachmen werden größtentheils von den Profeſſoren getragen; das Fehlende ſchießt der König aus ſeiner Chatouille zu.

Korreſpondenz.

Weimar, 3. März.

Daß in Apotheken bei Bereitung oder Verabreichung von Medicamenten oftmals ſchon Irrthümer vorgekommen ſind, welche mehr oder weniger nachtheilige Folgen gehabt haben, iſt bekannt. Um nun derartigen Mißgriffen für die Folge vorzubeugen, iſt in Bezug auf das Großherzogthum von der hieſigen Behörde verordnet worden, »daß künftig der Anfertiger, und, wenn eine beſondere Anfertigung nicht vorausgeht, der Verabreicher des von einer Medizinalperſon verſchriebenen Heilmittels bei der Signatur deſſelben ſeinen Namen deutlich zu vermerken habe.« Für den Unterlaſſungsfall iſt eine Ordnungsſtrafe von Einem Thaler gedroht worden, wovon dem Denunzianten auf Verlangen die Hälfte zufallen ſoll. — Als neu einſtudirt wurde hier geſtern zum Erſtenmale die Oper: »die Nachtwandlerin« von Bellini aufgeführt, in welcher die bekannte Sängerin Dem. Francilla **Pixis** als Amine nicht ohne Beifall gaſtirte. Sie wird noch einige Tage hier verweilen. Nächſtens erwarten wir auch Mad. **Schröder-Devrient**, welche ebenfalls in einigen ihrer Glanzpartieen hier auftreten wird.

Aus Rheinheſſen, im März.

Einer der ausgezeichnetſten **Sandſteinbrüche** des Großherzogthums liegt zu Flonheim, nahe bei Alzey. Die vorzügliche Qualität der aus dieſen Brüchen gewonnenen Sandſteine iſt anerkannt. Sie zeichnen ſich hauptſächlich durch ihre leichte Bearbeitung, durch ihre ſchöne, weiße Farbe, ſo wie durch ihre Dauerhaftigkeit aus, und leiden nicht durch die Einwirkungen der Feuchtigkeit und des Froſtes. Dieſe Eigenſchaften machen ſie vorzüglich tauglich zu Monumenten und haben ihnen im vergangenen Jahre auch in der Reſidenz Darmſtadt dadurch Anerkennung verſchafft, daß ſie zur Erbauung eines Monumentes für den verſtorbenen Oberforſtrath v. Hartig in einem bei Darmſtadt nahen, maleriſch gelegenen Gehölze verwendet wurden. Man ſah Sandſteinblöcke von 3 Schuh Mächtigkeit, 12 Schuh Länge und verhältnißmäßiger Breite für dieſes Monument über den Rhein bringen, und der Erfolg der Wirkung dieſes Monumentes, aus einem einfachen, hohen Obelisken beſtehend, ſoll ganz den davon gehegten Erwartungen entſprechen. Gewiß liegt kein Steinbruch des Großherzogthums geeigneter als der Flonheimer, um ſeine Produkte zu Waſſer leichter und weiter verführen zu können, und es knüpfte ſich daher dem Einſender dieſes unmittelbar an die Erſcheinung des Aufrufs an das Heſſenvolk im Frankfurter Journal die Idee, daß man nach dem Beiſpiel des würtemberger Dombauvereins die zur Erbauung eines Domfenſters nöthigen Sandſteinblöcke mit den im Großherzogthum geſammelten Geldmitteln aus den Steinbrüchen zu Flonheim am billigſten gewinnen, mit einem billigen Transport zu Lande an den Rhein und von da zu Waſſer nach Köln bringen könne. Da es keinem Zweifel unterliegt, daß die einmal angeregte Idee eines heſſiſchen Dombauvereins bei dem für alles Große und Schöne ſo empfänglichen Volke wie das heſſiſche ſich ſchnell realiſire, ſo glaubt Einſender dieſes, daß eine hohe Staatsregierung freudig ihre Einwilligung zur Einſammlung der nöthigen Geldmittel geben wird, wenn ein Produkt des Landes zweckdienlich gefunden wird, und daß ſich die Rheinheſſen doppelt freudig dem in Altheſſen zu conſtituirenden Vereine anſchließen werden, wenn ihre herrlichen Sandſteine zu Flonheim dieſe Anerkennung finden ſollten.

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 12. März. (Neu einſtudirt): **Jacob und ſeine Söhne in Egypten**, muſikaliſches Drama in 3 Abtheilungen, Muſik von Mehul.

Redakteur: J. L. **Heller**. — Druck und Verlag von **Heller** und **Rohm**.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 71. Samstag den 12. März 1842

Die Waise von San Lucar.

Eine Novelle aus der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, von ***

(Fortsetzung.)

In einem Schlosse von alterthümlicher Pracht und so kolossalen Formen, daß man ihm den gothischen Ursprung alsobald anmerken konnte, wohnten, seit jenem unglückseligen Ende des Prozesses Antonio's in Madrid, Maria und ihre Mutter. Zurückgezogen von aller Welt, ohne irgend eines Umgangs zu pflegen, trauerten sie um den, der ihr Glück gewesen war; aber was noch tiefer ihre Seele verwundete, als der Gedanke, Antonio sey todt, das war der nagende Zweifel an seiner Redlichkeit, welcher da in der Seele der Gräfin zu wirken begann, als ihr Sachwalter ihr das nicht zu bezweifelnde Dokument über den Tod der Waise von San Lucar vorlegte. Zum ersten Male sah sie in einen Abgrund des Trugs, vor dem ihre Seele bebte. Sie suchte damit zu reimen, daß er selbst erzählte, wie er Schleichhändler gewesen. Lag nicht darin vielleicht eine Hindeutung auf die Möglichkeit, daß er schlau ihre Güte benutzt? — Aber wie sprach dagegen sein uneigennützig edles Benehmen! Wie kannte der Jüngling in den Pyrenäen die Geschichte der Waise von San Lucar, welcher Ort am entgegengesetzten Ende des Königreichs lag? Wie kam er zu der genauen Kenntniß ihm gänzlich fremder Personen und der sie betreffenden Umstände? — Die Gräfin sah sich in einem Meere von Zweifeln. Nur Maria nicht. In ihrer Seele stand der Glaube so fest wie ein Fels. Die Mutter durfte es nicht einmal wagen, in ihrer Gegenwart einen solchen Zweifel laut werden zu lassen, weil sie außer sich gerathen konnte und trostlos war, daß man ihren theuern Antonio so verkennen könne.

Der Graf Villareal, der Verwandte der Gräfin, traf einige Mal auf dem Schlosse Ferrol ein, um sich die Gunst Maria's zu erwerben; allein er sah sie nicht einmal. Ihre Antipathie gegen seine Person war so groß, daß sie sich weigerte, ihn zu sehen. Ihre Mutter hätte wohl eine solche Verbindung gerne gesehen, allein sie wagte es nicht, Marien in diesem Zustande ungeheuerer Aufregung und tiefen Wehes noch tiefer zu verwunden, indem sie Wünsche hätte durchblicken lassen, die sie hegte. So zerschlug sich scheinbar diese Sache für's erste. Der Graf ließ sie jedoch nicht sinken und wollte nur günstigere Zeiten abwarten.

Da erschien die Gitanna und sang ihr Lied, und dies Lied, so einfach sich den wohlbekannten Begebenheiten anschließend, wirkte ungeheuer. Es riß die alte Wunde auf. Es schlug den letzten Schimmer von Hoffnung in Maria's Seele nieder, die in ihm einen Wink von oben, eine Lösung des Geheimnisses erblickte. Die Gräfin hatte nicht ahnen können, daß die Gitanna ein solches Lied singen, daß überhaupt man diese räthselhafte Geschichte in der Form einer Romanze zu einem Volkseigenthume machen würde. Mit Schrecken sah sie den Eindruck, den die Romanze auf Marien machte, deren Wunden jetzt tiefer bluteten, ja die von diesem Momente an nichts heißer wünschte, als den Schleier nehmen zu dürfen.

In einer Stimmung, welche die Gräfin fast niederdrückte, ging ein Tag und eine Nacht vorüber. Maria war das einzige Gut, das geeignet war, ihr, der unglücklichen, betrogenen Gattin, das Leben werth zu machen, das einzige Wesen, das sie mit dem Daseyn aussöhnen konnte. Vor dem Bilde der gnadenreichen Frau von Guadaloupe lag sie im heißen Gebete für ihr unglückliches Kind, das jetzt durch den Schleier einem Geschicke, wie das ihre, entgehen wollte. Sie war ganz aufgelöst im Gebete. Kein Wort kam über die Lippe, aber die Seele redete Worte der tiefsten Empfindung, die das leibliche Ohr nicht vernahm.

So war es von ihr denn auch ganz unbemerkt geblieben, daß Jemand leise in das Klosett getreten, aber, selbst ergriffen von der tiefen Andacht der Beterin, auf die Knie niedergesunken war, und mit dem gegen die Erde geneigten Antlitze regungslos verharrte in dieser Stellung tiefer Selbsterniedrigung.

Als die Gräfin sich jetzt erhob, erschrak sie nicht wenig, als sie eine ganz fremde Gestalt in ihrem Klosette knieen sah, deren Eintritt sie nicht ein Mal vernommen.

„Wo sind meine Diener," sagte sie streng, „um mich vor solcher Zudringlichkeit zu schützen?"

Jetzt hob die Gestalt ihr Haupt, und nicht ohne eine seltsame Ahnung in ihrem Herzen, erkannte sie die Gitanna von gestern wieder. Es lag etwas Geheimnißvolles über diesem Geschöpfe, daß sie es nicht wagte, sie zornig wegzuweisen.

„Vergebt, Madonna," flehte das schöne Geschöpf, „ich fand keine Seele draußen, und ging eben so lange zu, bis ich Jemanden fände, der mich bei Euer Gnaden meldete."

„War dir unsere Gabe gestern zu klein?" fragte die Donna, und griff nach einem Beutel, der in ihrem Gürtel hing.

Das Mädchen machte eine abwehrende Gebärde und sagte

Digitized by Google

empfindlich: „Ihr reichen Leute meint wohl, unſer Eins werde nur durch den Eigennutz geleitet. Warum glaubt Ihr nicht, daß auch ein anderes Gefühl uns uneigennützig beſtimmen könnte, Eure Nähe zu ſuchen?“

Sie war aufgeſtanden, und die Gräfin bereute, das ſeltſame Weſen unangenehm berührt zu haben. Sie ließ den Beutel wieder an ſeiner Schnur hinabgleiten und ſagte: „Seltſames Kind, was willſt Du denn?“

„Eure Thränen trocknen, Madonna!“ rief das Mädchen.

„O könnteſt Du das!“ ſeufzte die Gräfin.

„Ich kann es, Madonna,“ fuhr die Gitanna fort.

„Du?“

„Ich, ja ich, Madonna!“ rief ſie in freudiger Erregung. „Floſſen nicht geſtern Eure Thränen der Waiſen von San Lucar? —“

„Dein Lied hat uns tief bewegt,“ ſprach mit anſcheinender Ruhe die Gräfin.

„Weil Ihr es beſſer wiſſet als ich, daß es mehr als Lied, daß es Wahrheit iſt!“

„Wer ſagt Dir das? —“

„Ich war in Madrid!“

„Und wenn dem ſo wäre, ſo ſehe ich nicht ein, wie Du unſere Thränen trocknen könnteſt, ſelbſt wenn ſie der Waiſen von San Lucar flöſſen!“

„Und doch kann ich das, Madonna; hört nur, was ich Euch ſage, eigens zu ſagen komme: Die Waiſe von San Lucar — lebt! —“

„Kind!“ rief die Gräfin, „treibe kein frevelnd Spiel mit der Leichtgläubigkeit des Menſchen! Glaube nicht, ein wahrſageriſches Trugbild könne mich täuſchen, wie es das Volk täuſcht.“

Die Gitanna legte ihre kleinen Hände kreuzweiſe über die ſchwellende Bruſt und ſagte: „Was ich Euch geſagt, kommt nicht von mir. Wollet mich hören, und Ihr werdet wohl ſchnell die falſche Meinung fahren laſſen, die Euch gegen mich einnimmt.“

(Fortſetzung folgt.)

Ueber die Preisaufgabe von dem rheiniſchen Kunſtvereine für die Hiſtorienmaler.

(Schluß.)

Ich zweifle nicht, daß hiermit die Meinung des einen oder des andern Künſtlers getroffen wurde und das Nothwendigſte zur Rechtfertigung der Hiſtorienmaler in dieſer Angelegenheit geſagt iſt; ich könnte ſomit hier ſchließen. Doch da man vielleicht nunmehr fragen könnte, welch' beſſerer Weg zur Aufmunterung einzuſchlagen wäre, ſo muß ich mich dazu verſtehen, auch hierüber meine, jedoch unmaßgebliche Anſicht auszuſprechen.

Man könnte ſich vielleicht begnügen, zu dieſer Konkurrenz nur die Eingaben von Skizzen zu verlangen, und dann aus dieſen eine Auswahl treffen; der Einſender der beſten Skizze bekäme den Preis und den Auftrag, das Gemälde auszuführen. Da wäre dann vom Einzelnen kein ſo großes Opfer verlangt, denn ein paar Tage oder Wochen für eine Kompoſition könnte auch der Aermſte aufwenden. Doch da zwiſchen Skizze und Ausführung, wie in jeder Kunſt, alſo auch hier, ein großer Unterſchied iſt, und Mancher komponiren, aber nicht malen kann, die Malerei aber doch der Körper iſt, der ſich dem Auge in möglichſter Vollkommenheit darſtellen ſoll, ſo iſt auch das eine gewagte Sache; und es möchte weit erſprießlicher ſeyn, nur im Allgemeinen einen Preis auszuſetzen und zwar „für das beſte hiſtoriſche Bild, das in jedem Jahre ausgeſtellt wird.“ Könnte noch ein zweiter (geringerer) Preis ausgeworfen werden, ſo wäre beſtimmt die Konkurrenz größer; denn gewiß die meiſten, die die Beſcheidenheit zurückhält, an den erſten zu denken, glauben doch, es wagen zu können, um den zweiten zu ringen. In der Aufforderung zur Konkurrenz könnte nun freilich auch der Kreis beſchrieben ſeyn, in welchem ſich die Darſtellungen zu bewegen hätten; durch eine freie Wahl des Gegenſtandes aber würde der Künſtler ganz ſeinem Gefühl, dem Zauber, der ihn lockt und kräftigt, folgen, und die Ideen verwirklichen können, für die er ſchon manches Opfer brachte, und die endlich zur Reife gediehen ſind. Beglückt ihn nicht der Preis, ſo darf er ſich doch auch nicht dem entmuthigenden Gedanken hingeben, daß ſeine Arbeit und ſein Streben verworfen wurde, ſondern nur annehmen, daß ein anſprechenderer Gegenſtand vorgezogen wurde.

Doch abgeſehen von allem dem: die beſte Ermuthigung ſehe ich in der Theilnahme am Ganzen ſowohl, als an dem Schickſal des Einzelnen. Wenn ſich der Ruf verbreitet, daß der Verein auf hiſtoriſche Gemälde beſonders ſein Augenmerk richte, ſo gibt das allein ſchon einen gewaltigen Impuls. Wenn man vollends ſich angelegen ſeyn ließe, die Individualität eines Jeden zu beachten und in den Jahresberichten zu beſprechen, ſo würde der Niedergedrückteſte friſche Hoffnung ſchöpfen und ſo durch dieſen Einzelnen auch dem Allgemeinen gedient werden. Man muß auch die Knospen erfriſchen, und nicht allein die ſchon prangende Blume. Iſt im Werke nur Geiſt vorhanden, ſo ſteht es über der Mittelmäßigkeit, und es braucht wegen den Mängeln der Ausführung nicht der Stab darüber gebrochen zu werden. Man berückſichtige liebevoll die Verhältniſſe eines Jeden, meſſe nicht Alle mit einem und demſelben Maße, ſondern Jeden nach ſeiner Eigenthümlichkeit, die ja unendlich verſchieden ſind, wie die Blumen der Erde, und es auch ſeyn müſſen, wenn ſich die Kunſt lebendig, und nicht in Kaſtenformen, wie ehemals in Aegypten, zeigen ſoll. So wird Keiner verletzt und am Ende Mancher doch ein Werk zu Tage fördern, welches die Menſchlichkeit lohnt, die man mit ihm gehabt hat. Die Bitterkeit, mit welcher mancher Hiſtorienmaler ſchon gegeißelt wurde, war ſo wenig geeignet, ſeine Kraft zu heben, als die Nichtbeachtung ſeiner Anweſenheit: in der Mitte liegt der Weg. Mit einer freundlichen Zurechtweiſung, nicht mit einem Schlage auf das Haupt kann man belehren. Da die Kunſt ſo lang iſt, ſo darf auch die Anerkennung deſſen, was ſchon errungen wurde, nicht fehlen; ſonſt muß der redlich Strebende, in deſſen Bruſt ohnedies immer der Wurm der Ungenügſamkeit nagt, wenn er zu der Meinung gezwungen wird, noch gar nichts errungen zu haben, zuletzt gewiß und wahrhaftig verzweifeln. Auch kann kein Wetteifer entſtehen, wenn man dem Einen Alles zuwirft, und bei dem Andern nicht nur gar nichts anerkennt, ſondern ihm noch dazu Alles abſpricht. Alſo, ich wiederhole es noch einmal, „in der Theilnahme liegt das Leben.“ Als in Griechenland und Florenz die Kunſt zur Volksangelegenheit wurde, da hatte die

Digitized by Google

Welt das Schauspiel, sie ihre schönste Blüthe entfalten zu sehen.

Doch wie es auch sey und was die Zukunft noch schenken mag: ihr edlen Städte, die ihr so hochherzig den schönen Verein zur Erweckung des Kunstsinnes gründetet, ihr könnt euch jetzt schon an dem Anblicke dessen erfreuen, was eure rege Wirksamkeit ins Leben gerufen hat.

Wer sich zurückversetzt in die frühere Zeit, nicht in jene, wo nur die Rauchwolken des Kriegs die Fluren schwärzten, und wo man ohnedies nicht an das Schöne denken konnte, da des Traurigen zu viel war, sondern nur in jene, wo die Fluren um euch zum ersten Male wieder deutsch aufathmeten, und einen Vergleich anstellt mit der heutigen, der muß wahrhaft erstaunen. Welchen Antheil an der Kunst habt ihr erweckt! Wie blüht dadurch in euerem Kreise jedes Jahr eine große Anzahl freundlicher Kunstgebilde auf, die ihr sammelt und zur Erheiterung und Belehrung zur Schau stellt! Wie jährlich auf den Frühling, so freut man sich auf eure Kunstausstellung.

Ein schöner Himmelsstrich gibt auch der Kunst Nahrung. Welch' ein Vorwurf träfe da nicht unseren Rhein, wenn er nicht fähig wäre, er, der die Gluth in die Reben gießt, auch durch seinen Hauch den schaffenden Geist zu heben und zu entflammen. — Durch eure Bemühung habt ihr die Gemüther geöffnet; das herrliche Klima kann wirken, und bald wird man neben den Bibliotheken auch kleine Gemäldegallerien zum Studium und zur Bildung finden. Wer sollte für euer Streben in dieser Hinsicht nicht den innigsten Dank fühlen? Wenigstens mag es an der Zeit seyn, euch den Dank, den ihr gewiß im Stillen schon öfters geärntet habt, auch einmal öffentlich abzustatten, und ich bin überzeugt, daß diese einzelne Stimme Manchem aus der Seele gesprochen hat. Was auch in der Kunst erblüht, sey es aus welchem Fache es wolle, denn Alles ist ja ein Theil von ihr, wie in der Schöpfung jedes Wesen Bewunderung ablockt, laßt ferner eurer Pflege empfohlen seyn, und die Segnungen werden sich auf das Ganze erstrecken; der Stolz aber der Nachwelt am Rheine auf seine Kunstwerke wird der beste Dank seyn, der euch geweiht werden kann.

Vom Rheine.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Bei der vorherrschenden Opernliebhaberei wird es einem Sänger leicht, eine gute Wahl für ein Benefiz zu treffen; — weit schwerer wird dies einem Mitgliede des Schauspiels gelingen. Don Juan und Fidelio machen stets ein volles, Don Carlos und Egmont stets ein leeres Haus. Klassische Dramen ziehen nur noch wenig, und gegen neue Possen und Lustspiele ist man mißtrauisch geworden; die Stücke unserer neueren jungen Literatur üben auch keine besondere Anziehungskraft, und an den aus dem Französischen übersetzten Novitäten hat man ebenfalls viel auszustellen. Unter solchen Verhältnissen mag es nicht unzweckmäßig erscheinen, wenn man zu einem der Birch-Pfeiffer'schen Dramen greift; diese sind auf Unterhaltung des größeren Publikums berechnet und meist mit Bühnenkenntniß bearbeitet. Mad. Frühauf hat zu ihrer, nächsten Montag den 14. d. M., stattfindenden Benefizvorstellung das neue Schauspiel von Mad. Birch-Pfeiffer, „Steffen Langer aus Glogau oder der holländische Kamin", nebst einem Vorspiel „der Kaiser und der Seiler" gewählt. Es ist dies Stück nach einer sehr beliebten und wirklich schönen Novelle bearbeitet, welche früher in unseren Blättern enthalten gewesen. Mad. Frühauf, deren geistvollem und liebenswürdigem Spiele wir so manchen genußreichen Abend seit einer Reihe von Jahren verdanken, wird der freundlichsten Beachtung der zahlreichen Verehrer ihres schönen Talentes bei dieser Benefizvorstellung nicht ermangeln.

Von der in Darmstadt unter Verantwortlichkeit von G. Jonghaus erscheinenden und, wie verlautet, von Dr. E. Duller redigirten Wochenschrift für Unterhaltung und Volksbildung — das Vaterland — liegen die acht ersten Hefte vor uns. Der Inhalt ist wirklich reichhaltig und eben so auf Unterhaltung wie auf Belehrung berechnet; ein populärer Ton und eine biedere deutsche Gesinnung werden mit Vergnügen wahrgenommen. Trotz der großen Konkurrenz im Gebiete der journalistischen Literatur dürfte diese neue Unternehmung eine feste Position gewinnen, da sie ihrer Aufgabe nicht nur entspricht, sondern auch durch sehr billigen Preis den weniger Bemittelten die Anschaffung möglich macht. Der vollständige Jahrgang kostet nur 3 fl. 30 kr.

(Paris.) Bei der Casse des Cirque-olympique häufen sich die Vormerkungen um Logen und Sperrsitze zu einem neuen Stücke, welches unter dem Titel: „le Chien des Pyrenées" nächstens daselbst zur Aufführung kommt, und wobei man sich von dem talentvollen Protagonisten — einem herrlichen Rettungshunde aus dem St. Bernhardshospize — Wunderbares verspricht. — Das Odéontheater in Paris, welches, in der Absicht, dem Theatre français in seinen classischen Bestrebungen zur Stütze zu dienen, erst im vorigen Jahre so reichlich dotirt wurde, läuft Gefahr, zu veröden. Im Laufe des verflossenen Monats Jänner sind im Ganzen nur 12,000 Franken an der dortigen Casse eingegangen. Die verschiedenen Journale wälzen die Schuld des Verfalls jener Bühne auf die Direktion, welche noch immer darauf beharrt, Dramen und Lustspiele in Versen auf die Bühne zu bringen, die doch bekanntlich nur dann ein Auditorium fesseln können, wenn sie aus einer Meisterfeder fließen.

In einer westphälischen Zeitung wurde den Gelehrten folgende Frage zur Lösung aufgegeben: „Ist es nicht möglich, ohne Zuthun des Seidenwurms, durch Anwendung chemischer und technischer Prozesse, aus den Blättern des weißen Maulbeerbaums Seide zu gewinnen?" — Gleich darauf erschien in einem andern Blatte die Frage zur Lösung: „Ist es nicht möglich, durch Anwendung chemischer und technischer Prozesse, aus dem Grase und den Kräutern, welche das Schaaf frißt, Wolle zu erzeugen?"

(Futter für Uebersetzer.) Bulwer, James und Miß Trollope haben neue Romane, jeder einen von drei Bänden, geschrieben; der Bulwer'sche heißt „Zanoni", der James'sche „Richard Löwenherz" und der Trollope'sche „die blauen Schönen von England" (the blue belles of England).

Digitized by Google

(Ernst geht nicht mehr nach St. Petersburg.) Dieser geniale Geigenheros, der so eben in Warschau einen unbeschreiblichen Triumph gefeiert hat, und in der russischen Residenz mit so großer Sehnsucht erwartet wurde, hat nun, aus Gesundheitsrücksichten, plötzlich seinen Reiseplan ändern müssen, und geht nicht mehr nach dem rauhen Norden. Derselbe ist am 23. Februar von Warschau nach Posen abgereist. Von dort gedenkt er über Berlin, Hamburg und Frankfurt die Rheingegenden zu besuchen.

Literatur.

Pierer's Universal-Lexikon, 5., 6. und 7. Band, 2te Auflage. Altenburg, bei H. A. Pierer.

Wenn man dies inhaltreiche Werk durchblättert, so erstaunt man von neuem über den ungeheuern Umfang und die Ausdehnung der Wissenschaft und man gelangt zur Ueberzeugung, daß es dem Einzelnen unmöglich ist, mehr, als nur Einzelnes zu umfassen. Selbst in Einem Fache gediegene Kenntnisse zu besitzen, ist schon schwierig. Welch' ein weites, unübersehbares Gebiet, welche Tiefen, Flächen und Höhen liegen hier vor uns! Die Vergangenheit eröffnet ihre weiten, labyrinthischen Hallen, die Gegenwart ihren wogenden Völkermarkt; das Naturgebiet zeigt uns tausend und abermals tausend Erscheinungen und Wirkungen, vom Sandkorn bis zum Weltkörper, vom Grashalm bis zur Eiche, und nach tausend Wirkungen und Lebensprinzipien werden wir zu forschen veranlaßt; die Philosophie läßt uns in ihre Hörsäle treten und entwickelt uns in hundert Systemen, was wir theils nur halb, theils gar nicht begreifen können. Nach allen Seiten hin aufgehäufte Massen, Theorien, Systeme, statistische und chronologische Wälder. Wer sollte daher eines Führers durch diese unermeßlichen Gebiete nicht bedürfen und wer einen solchen nicht willkommen heißen? Vorliegendes Werk, über welches wir bei Erscheinung seiner früheren Bände uns schon mehrmals ausgesprochen haben, entspricht ganz seinem Zweck und umfaßt in kurzen, aber genügenden Andeutungen, wie auch, je nach der Wichtigkeit des Gegenstandes, in längeren Abhandlungen das Gesammtgebiet der Wissenschaft und des Wissens, trägt also mit Recht den Namen eines Universal-Lexikons. Es liegt bis zum Schlusse des 7ten Bandes und des Buchstabens C vor uns und aus den einzelnen kleineren wie größeren Artikeln ersieht man, daß es mit demselben Fleiße und derselben Vollständigkeit fortgesetzt wird, womit es begonnen wurde; mehr als 200 namhafte Gelehrte, welche die verschiedenen Fächer unter sich vertheilt haben, arbeiten daran, und so schreitet das Ganze sicher, wenn auch langsam, seinem Ziele entgegen, nach dessen Erreichung wir um ein vortreffliches und heutigen Tages zum Bedürfniß aller Gebildeten nöthig gewordenes Werk reicher seyn werden. Das Pierer'sche Universal-Lexikon hat bereits in ganz Deutschland seine Anerkennung und seine Abnehmer gefunden, welches daraus hervorgeht, daß die vorliegende zweite Auflage, auf welche wir wiederholt aufmerksam machen, nothwendig geworden ist. M.

Viersylbige Charade.

Die beiden Ersten.

An allen Orten sind wir nicht;
Die Nacht ist uns willkommen,
Da uns der Sonne holdes Licht
Sehr wenig nur kann frommen.

Die beiden Letzten.

Stets unentbehrlich sind wir dir,
Und nie wirst du uns meiden;
Auch viele gibt's, sie können schier
Oft gar nicht von uns scheiden.

Das Ganze.

Sehr oftmals werde ich genannt
Von Alten wie von Jungen,
Und mancher schon von ihnen fand
An mir Erheiterungen.

K. H—m.

Homonyme.

Mein Vaterland ist nicht der kalte Norden,
Denn ich gedeih' und reif' im wärmern Süden nur.
So lieblich ich auch bin, so zeigt doch meine Spur
Verwüstung, Blutvergießen, Morden;
Doch schmück' ich oft des schönsten Mädchens Haar,
Und schimmere an ihrem Hals und Busen;
Es brachte selbst ein Priester deutscher Musen
Als Weihgeschenk mir eine Ode dar.
Vor meinem Glanz muß selbst der Purpur weichen,
Der Kühnste wird durch meine Gluth geschreckt,
Und wehe dem, der einmal mich geschmeckt,
Denn nichts erlöst ihn aus des Todes Reichen.

Auflösung der Charade in Nro. 69.

Habt ihr ein Haus am Po,
Der rauschend hier, dort still
Bald so sich schlingt, bald so,
Dann wißt ihr, was ich will,
Und sprechet: Hauspostill.
Ihr schreibt, ohne die
Grammatik zu verletzen;
Doch nehmt ihr euch die Müh',
Am Schluß ein e zu setzen,
Dann habt — so ist mein Wille —
Ihr eine Hauspostille. *)

*) Buch für häusliche Andacht.

Theater-Anzeige.

Samstag, 12. März. (Neu einstudirt): Jacob und seine Söhne in Egypten, musikalisches Drama in 3 Abtheilungen, Musik von Mehul.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 72. Sonntag, den 13. März 1842

Die Waise von San Lucar.

Eine Novelle aus der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, von ***

(Fortsetzung.)

Die Gräfin blickte mit Erstaunen auf das Mädchen, welches sie mit seinen großen, flammenden Augen so arglos ansah. Ein unaussprechliches Gefühl begann ihre Brust zu beengen, daß ihr fast die Luft fehlte und das Herz fast hörbar pochte. Sie mußte sich niederlassen, und unaufgefordert ließ sich auch die Gitanna auf den Teppich nieder, welcher den Boden deckte, und zwar mit untergeschlagenen Beinen, wie es die Sitte des Morgenlandes ist. Ohne auf eine Aufforderung der Gräfin zu warten, nahm sie das Wort:

„Als ich gestern auf der Alameda von Palos meine Romanze sang, die mich so reichlich nährt, stand viel Volks um mich, und hörte in stummer Theilnahme die rührende Geschichte. Da nahte sich auch dem Haufen die hohe edle Gestalt eines Jünglings, wie ich keinen schöneren auf der Halbinsel gesehen. Sehet," fuhr sie in glühender Leidenschaftlichkeit fort, „er ist weit größer, als die meisten Spanier. Seine Gestalt ist edel, stolz, und ich wette mein Leben, er ist nicht in der braunen Jacke eines Matrosen geboren worden. Um seinen Kopf wallen nußbraune weiche Locken, so reich und herrlich, daß es eine Lust seyn müßte, sie durch die Finger laufen zu lassen. Um sein schönes Kinn sproßt eben der erste dunkle Bart und beschattet die Lippe, die so süß und zart ist, und das Auge ist groß, klar, feurig und — jetzt voll einer Schwermuth, die das Herz preßt und Jeden zu ihm zieht, denn auch die Wangen sind bleich. So stand er vor mir und hörte mir zu, und hatte das Haupt gesenkt; aber plötzlich erhob er es, und das Auge leuchtete, und die Wange erglühte, und die dunkle Ader der edelsten Stirne schwoll auf, und die Lippe schloß sich krampfhaft — bis endlich zwei große Thränen über seine Wangen perlten und er sich rasch umdrehte und ging um, wie es mir schien, die Gewalt seiner Empfindung zu verbergen. Das Volk verlief sich schnell. Er war die Alameda hinaufgegangen. Ich folgte ihm rasch und redete ihn an, weil ich seltsamer Weise glaubte, ja, Madonna, ich mußte es glauben, es bestehe zwischen diesem Jüngling in diesem unscheinbaren Gewande und Euch eine mir dunkle Beziehung zu der Waise von San Lucar."

„Wie konntest Du das vermuthen?" fragte mit bebender Stimme die Gräfin, deren innerstes Wesen wunderbar durch die Schilderung des Jünglings erschüttert worden war; denn dies Bild war das Spiegelbild Antonio's ohne allen Zweifel.

„Ich weiß es nicht, Madonna," fuhr das Mädchen fort; „ich kann Euch das auch nicht sagen; aber es war mir so, als müsse das Alles seyn, wie es mir so innerlich vorkam. Und ich hatte mich nicht getäuscht. —"

„Wie?" rief die Gräfin, und sprang von dem Sessel auf, in welchem sie saß.

„Hört nur," fuhr, ohne sich irre machen zu lassen, die Gitanna fort; „ich erzählte ihm, daß ich auch Euch das Lied gesungen, und daß es Euch auch so bewegt, und nannte ihm Euern Namen. —"

„Und was machte er?" fragte zitternd die Gräfin.

„Er zitterte, wie Ihr jetzt, und ich glaube, er wäre umgesunken, wenn er sich nicht hätte an einen Baum lehnen können. Nach einigen Augenblicken hatte er sich wieder gesammelt. Ich wollte forschen, aber da kam ich falsch an, denn das war fruchtlos; doch empfing ich von ihm den Auftrag, Euch zu sagen: die Waise von San Lucar lebe noch, das sey ein Irrthum im Liede — und solle ihm Antwort bringen, was Ihr gesagt. Und darum bitte ich Euch denn, gebt mir eine Antwort, welcher Art sie sey, nur keine böse, denn der schöne Junge würde mich jammern."

Die Gräfin saß einer Bildsäule gleich da. Was die Gitanna gesagt, hatte sie erschüttert im Innersten. Sollte es so seyn? Sollte er leben? Sollten die Zweifel verscheucht werden, die ihre Seele ängsteten? Durfte sie der Zigeunerin trauen? War ihre Schilderung richtig? Alle diese Fragen durchkreuzten ihr Gehirn, und drohten es zu zersprengen. Sie stand auf und ging auf und nieder, indem sie die Hände krampfhaft gefaltet hielt und leise um Erleuchtung betete.

„Was sagt Ihr mir?" fragte nach einer langen Pause das Mädchen.

Wie es sey, das stand endlich in der Seele der Gräfin fest; dieser Mensch, war er auch Antonio nicht selbst, mußte von ihm wissen. Sie sagte darum, sich an das Mädchen wendend:

„Darf ich Dir vertrauen, Gitanna?"

Das Mädchen sprang auf und rief: „Madonna, Concha hat nie das Vertrauen Anderer mißbraucht! —"

„Kind," fuhr die Gräfin fort, „höre mich: täuschest

Digitized by Google

Du mich nicht, so will ich für Dich sorgen, wie eine Mutter für ihr Kind; Du sollst bei mir bleiben bis an Dein Ende."

„Laßt das," sagte das Mädchen lächelnd. „Ich danke Euch! Im Hause würde ich sterben, wie die Nachtigall im Bauer. Ich muß frei seyn, wie der Vogel in den Lüften. Ich danke Euch!"

„Seltsame Menschen!" rief die Gräfin. „Nun denn, ich will Dich belohnen reich wie eine Königin. —"

„Ich danke Euch, aber ich mag keinen Lohn!" rief das Mädchen wieder.

„Nun, so will ich Dich lieben!" sagte die Gräfin in überwallendem Gefühle, als sie dieses uneigennützige Wesen sah.

Da fiel das Mädchen auf seine Knie vor ihr nieder und umschlang sie in unaussprechlicher Leidenschaft. „Ihr wollt mich lieben?" rief sie, „Ihr, eine Gräfin, mich lieben? — O Gott segne Euch für das Wort, das ewig in meinem Ohre klingen wird wie ein Ton vom Himmel. Das ist das erste Mal, daß also Jemand zu der verachteten Gitanna spricht. O redet, fordert mein Herzblut, und ich gebe es für Euch hin!"

Ein Strom von Thränen folgte diesen in höchster Leidenschaft ausgestoßenen Worten.

Die Gräfin war bewegt von der Scene. Sie hob das Mädchen auf und küßte es auf die dunkle Stirne. „Du bist ein seltenes Wesen," sprach sie, „schade! daß Du, wie der Vogel von Zweig zu Zweige hüpft, nur frei umherziehen willst. Wie glücklich könntest Du werden im Schoße der Häuslichkeit."

„Stille!" rief das Mädchen. „Laßt mich! Ihr habt mich glücklich gemacht. Was fordert Ihr?"

„Sage dem Jünglinge, daß ich ihn diesen Abend erwartete."

Das Wort war noch nicht über die Lippe, da sprang das Mädchen, nachdem es der Gräfin Hand mit heißer Inbrunst geküßt, davon. Niemand hatte es beobachtet, als es hereintrat; Niemand sah es, als es schied.

Aber die Gräfin vermochte es nicht, zu Marien zu gehen, in so großer Aufregung war ihr Inneres. Sie schloß ihr Klosett ab und überließ sich noch ein Mal den Eindrücken der kaum vergangenen Augenblicke, und bewegte noch ein Mal alle jene Fragen in ihrem Herzen.

(Fortsetzung folgt.)

Erörterung der Frage:

Kann und wie kann dem Duelle oder Zweikampf in civilisirten Staaten gründlich und dauerhaft vorgebeugt werden?

Wenn in Folge eines langjährigen Friedens unter den Großmächten Europa's überall die Spuren einer edlen, nur im Frieden gedeihenden Entwickelung des menschlichen Geistes hervortreten, wenn Cultur und Wissenschaft zu der Stufe sich hinan gehoben haben, worauf wir jetzt stehen, und Rohheit und Vorurtheil unter allen Classen des Volks, insbesondere aber bei dem gebildeten Stande einer besseren Intelligenz und einem edleren Gefühle Platz gemacht haben, dann läßt sich ein bescheidenes Staunen nicht unterdrücken bei dem Gedanken, wie es möglich ist, daß eine Gewohnheit oder Sitte, die, wie das Duell, aus der grauen Vorzeit des rohen Faustrechts ihren Ursprung ableitet, bis hierhin, obgleich in allen civilisirten Staaten gesetzlich verboten, sich dennoch verborgen darin erhalten und von Zeit zu Zeit ihre Opfer fordern konnte, Opfer, die nicht nur einzelne, die es betrifft, sondern oft ganze Familien in die tiefste Betrübniß, in Kummer und Verzweiflung stürzen! Und einer solchen, mit dem Geiste unserer aufgeklärten Zeit im Widerspruch stehenden, gegen Moral und Religion anstoßenden, die göttlichen und menschlichen Gesetze verletzenden und dadurch zum wahren Verbrechen werdenden barbarischen Sitte sollte auf keine Weise gründlich und mit Erfolg gesteuert werden können? — Eine genügende Beantwortung dieser Frage liegt nahe, nur muß der Gegenstand mit Unbefangenheit aus dem allein wahren und richtigen Gesichtspunkte aufgefaßt werden. Die Erfahrung lehrt nämlich, daß Prohibitiv-Gesetze deren heimliche Uebertretung nicht hindern; der Grund zu der unwiderstehlichen Neigung aber, einen, wenn auch noch so sehr verpönten Act der Art hier zu vollführen, liegt ohnstreitig in der falschen Idee, daß verletzte Ehre nur auf dem verbotenen Wege des Zweikampfs zu repariren sey; Alles kommt mithin darauf an, diese falsche Meinung zu rectificiren und in ihr wahres Licht zu setzen, dann aber ein entsprechendes Gesetz darauf zu gründen. — Es ist in einem jeden Gesetzbuche, in jedem civilisirten Lande genau und aufs bestimmteste angegeben, wie, wo und vor welcher competenten Gerichtsstelle jeder Staatsbürger, er sey wer er wolle, Recht und Genugthuung zu suchen und zu finden habe; nur der hier bezeichnete gesetzliche Weg ist der allein wahre und gültige, jeder andere unerlaubt. Daraus geht hervor, daß, wer einen andern Weg einschlägt, ein Unrecht, ein Factum begeht; kann aber — und dies ist der eigentliche Punkt, worauf es hier ankommt — kann eine geglaubte Ehrensache auf diesem gesetzwidrigen falschen Wege ihre Weihe erhalten? Gewiß nicht! Der wahre Ehrenmann und mit ihm das ganze honnete Publikum, das hier nur allein competenter Richter und das Organ der öffentlichen Meinung ist, desavouirt jedes gesetzwidrige Beginnen und hier um so mehr, da jeder Duellant in eventum als Mörder da steht. So klar und unwidersprechlich sich diese Wahrheit jedem Unbefangenen vor Augen stellt und so gewiß es ist, daß jeder dagegen Handelnde als ein das Gesetz gefliss[illegible]entlich übertretender Sträfling und folglich schon darum nicht als der Ehrenmann erscheint und erscheinen kann, zu dem er sich durch sein gesetzwidriges Handeln zu stempeln vermeint, so wird dennoch von diesem der falsche Gesichtspunkt aus Kurzsicht oder Befangenheit fest gehalten und von denen getheilt, die, durch ein falsches Ehrgefühl geblendet, das Wahre von dem Unwahren nicht zu unterscheiden vermögen, wodurch es denn immer bei dem Alten verbleibt. Es gibt jedoch, um dieser Unbilde abzuhelfen und dem gesetzwidrigen Unfug ein Ende zu machen, ein sehr wirksames und souveraines Mittel, nämlich, daß der Gesetzgeber, der nur allein gültig über alle Gegenstände der Gesetzgebung zu bestimmen, folglich auch die Befugniß und das Recht hat, dem bedrohten und verletzten Gesetze durch geeignete Mittel die gebührende Achtung zu verschaffen, den Act des Sichselbstrechtschaffens durch ein Duell mit der entehrenden Strafe der Infamie belegt, wie dies in Nordamerika geschieht, wo man noch weiter geht und jeden Duellanten für einen mente captum ansieht, daher auf längere oder kürzere Zeit in ein Irren- oder Narrenhaus verweist. Diese Methode soll dort Wunder gewirkt und alle Irrengänger der Art sehr bald zur

Digitized by Google

Beſinnung und auf den geſetzlichen Weg der Ordnung zurückgebracht haben, was leicht begreiflich iſt, da jedes auf dieſe Weiſe beſtrafte Individuum, auch wenn es ſeiner Haft wieder entlaſſen iſt, in der öffentlichen Meinung, die ſich auf das Urtheil der Verſtändigeren und Beſſeren im Volke ſtützt, immer einen gewiſſen bleibenden Makel an ſich trägt, der durch die verkehrte Anſicht einzelner Verblendeter nicht elidirt wird. Jeder ſcheut und fürchtet daher dieſen, ſeine Ehre im großen Publikum wahrhaft und bleibend compromittirenden Erfolg, wodurch mehr wie durch das Geſetz ſelbſt die Unterlaſſung des verpönten Acts bewirkt wird. Wie aber in Amerika, ſo würde auch in Europa eine gleiche Geſetzgebung gleiche Erfolge haben und der beabſichtigte Zweck zuverläſſig eben ſo ſicher und ſchnell wie dort erreicht werden, da ſich der menſchliche Charakter im Ganzen überall gleich bleibt. Wem übrigens der geſetzliche Weg zur Schlichtung eines Ehrenzwiſtes zu umſtändlich oder koſtſpielig erſcheint, der bediene ſich des erlaubten einfachen Mittels der Entſcheidung durch Freunde, die jeder Theil wählt, und deren Stimmenmehrheit den Ausſchlag gibt. Dieſes Verfahren würde beſonders auf Univerſitäten ſehr anwendbar ſeyn, wo alle Streitigkeiten der Studirenden durch aus ihrer Mitte gewählte Individuen, die gleichſam ein Ehrengericht bildeten, dem ſelbſt die höhere Zuſtimmung nicht verſagt werden würde, ſchnell und leicht entſchieden werden könnten.

Möchten dieſe wohlgemeinten Winke zum Frommen der Opfer, die außerdem noch fallen werden, und ihrer tief betrübten Angehörigen und Eltern einige Beherzigung finden!

Mannichfaltigkeiten.

(Wallis.) Die „Revue Suiſſe“ bringt den Nekrolog eines intereſſanten Mannes, des Baumeiſters Roullier aus dem Wallis. Der Mann war ein einfacher Zimmermann geweſen, hatte ſich aber durch ſeine Talente bis zum Baumeiſter hinaufgearbeitet, der vorzüglich im Brückenbau ſich auszeichnete. Roullier konnte weder leſen noch ſchreiben, beſaß aber ein eminentes Berechnungstalent, und gefiel ſich, dies oft in ſonderbarer Weiſe geltend zu machen; ſo kaufte er Kühe nach der Elle, Uhren nach dem Gewicht, Häuſer nach dem Flächeninhalt der Fenſterſcheiben, Land nach dem Centner Erde, die er in der Tiefe von einem Schuhe ausgegraben hatte. Selten betrog ihn darin ſeine ſcharfſinnige Berechnung. Der Mann hatte 17 Kinder und lebte als Patriarch von zehn Familien zu Martinach.

Von Speier aus haben 22 Damen (darunter die Frau Fürſtin v. Wrede, Fr. v. Stichaner, v. Reimans, v. Schellenbühel ꝛc.) einen Aufruf an die Frauen und Jungfrauen der Pfalz zur Fertigung von Handarbeiten erlaſſen, deren Erlös als Beitrag zum Ausbau des Kölner Domes verwendet werden ſoll.

(Prag, 4. März.) Am 19. v. M. ſtarb hier Hr. Ritter von Flix mit Hinterlaſſung von 22 lebenden Kindern, die er mit einer Gattin gezeugt hatte.

Nachdem das ſtarke Geſchlecht in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten ſeine Elßler-Wuth ausgetobt, kommt die Reihe, wie billig, an das ſchöne Geſchlecht, das gegenwärtig in Boz-Verzückungen liegt. Der, Amerika bereiſende berühmte engliſche Schriftſteller Boz, genannt Dickens, hat nämlich den Damen der Union ſo große Begeiſterung eingeflößt, daß einige derſelben um eine Locke von ſeinem Haar baten. Hr. Boz lehnte es höflich (aber nicht ſehr beſcheiden) mit dem Bemerken ab: das Beiſpiel könnte gefährlich wirken, und ihm am Ende nur ein Kahlkopf bleiben. Ein würdiges Seitenſtück zur Berliner Lißt-Manie!

Der als Verfaſſer ſpaßhafter Annoncen renommirte Weinhändler Louis Drucker in Berlin macht Folgendes bekannt: „Durch einen glücklichen Zufall bin ich in den Beſitz eines Hoſenträgers gelangt, welchen der berühmte Virtuoſe Herr Franz Lißt im Gebrauch hatte. Um den Wünſchen vieler Berliner Damen zuvorzukommen, die kein Andenken von ihm beſitzen, werde ich dieſen Verlegenheitsaushelfer in kleine Stücke parzelliren, und, ſo weit es der Raum geſtattet, einer Jeden ein Endecken zukommen laſſen. Mit Zwangs-Jacken für tolle Frauen kann ich jedoch nicht aufwarten.“

(Das neue evangeliſche Geſangbuch in Würtemberg) wird in einer Auflage von 50,000 Exemplaren gedruckt, welche bis Mitte Mai d. J. zum Verſenden bereit ſeyn müſſen. Druck und Verlag hat die Cotta'ſche Buchhandlung übernommen; der Preis darf nicht über 20 Kreuzer ſich belaufen.

In Naumburg hat Direktor Pößler ein Stück annoncirt: „Dreißig Jahre aus dem Leben eines Kindes“, von der Verfaſſerin der Bettina. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Scribe.“ Einen größern Unſinn, oder eine größere Satyre hat noch kein Theaterzettel enthalten.

Im Schweriner Wochenblatte ſteht folgende Entbindungsanzeige: „Ei ſchönen guten Morgen, meine lieben Freunde in der Nähe und in der Ferne! Glückliches Neujahr und glückliche Oſterfeiertage! Geſtern Abend iſt mein theures Frauchen, verwittwete Hildebuſch, geborne Gadebuſch, jetzige Kickebuſch, mit zwei kleinen, ſehr kleinen Töchterchen glücklich entbunden worden. Die eine ſchrie ſogleich I da! weshalb wir ſie Ida — die andere Ah ne! weshalb wir ſie Agnes taufen ließen. Mutter wohl, Kinder wohl, Alles wohl! Freundliche Pfingſtfeiertage. Schwerin, zu Weihnachten 1841. Gotthold Kickebuſch, Schreibelehrer.“

In England wurde auf eine Bill angetragen, daß die Pferdebeſitzer dieſe Thiere nicht mehr ſo grauſam behandeln ſollten. - „Das iſt lobenswerth,“ ſagte ein Irländer, „aber warum hat man nicht auch der Eſel erwähnt; ſind ſie nicht auch unſere Nächſten?“

(Sonnenfinſterniß im Jahr 1842.) Nächſten 8. Juli, zwiſchen 41 Minuten nach 4 Uhr und 51 Minuten nach 9 Uhr des Morgens, wird die ſchönſte Sonnenfinſterniß ſtatt finden, unter denen, welche man während des ganzen 19ten Jahrhunderts in Frankreich und ſelbſt in Europa ſehen wird. Die nach der Beſſel'ſchen Art gemachte Berechnung ſtellt heraus, daß die Finſterniß eine totale ſey, ſich zugleich über einen und einen halben Breitegrad erſtrecken wird. In der Mitte

Digitized by Google

Portugal's wird ſie anfangen, ſich von Portugal nach Spanien ziehen, von dort nach dem mittäglichen Frankreich, nach den ſardiniſchen Staaten, dem lombardiſch-venetianiſchen Königreich, nach Oeſterreich, Ungarn, Gallizien, Polen und nach Rußland. Auf der Gränze von Rußland nach Sibirien, gegen den 54ſten Grad hin, wird die Finſterniß die größte nördliche Breite erreichen. Sie wird ſich endlich gegen den Aequator ziehen, indem ſie ſich von dem ſüdlichen Theil Sibiriens nach der Mongolei und nach dem nördlichen China wendet. Dieſe Sonnenfinſterniß wird demnach in ganz Europa, in ganz Aſien, im Norden Afrika's und in dem nördlichen Theile von Neu-Holland ſichtbar ſeyn. Zu Paris, welches faſt in der Mitte Frankreichs gelegen iſt, wird die Finſterniß nicht total, aber doch ſehr bedeutend ſeyn. Die Dunkelheit wird ohngefähr der Abenddämmerung gleich kommen, beſonders wenn das Wetter etwas bedeckt iſt.

(**Berlin**, 7. März.) Geſtern erblickte man hier den Tag hindurch eine anſtändig ſchwarz gekleidete Dame, umgeben von einem Schwarm Menſchen, durch die Stadt laufen, welche fortwährend nach **Lißt**, ihrem Geliebten, rief, zu dem ſie nun eilen muß. Man hat ſie in's Tollhaus gebracht, wohin ſie mit ihren ſchwärmeriſchen Enthuſiaſten, wozu auch mancher hieſiger renommirter parteiiſcher Kritiker zu rechnen iſt, gehört.

(**Neapel**, 26. Febr.) Großes Aufſehen macht die Ermordung eines jungen Mannes, der vorgeſtern Abends 7 Uhr in Toledo einem Herrn, dem ein Burſche das Taſchentuch zu ſtehlen im Begriff war, zurief, ſich davor zu hüten und deßwegen von einem der Helfershelfer, welche ſtets die Taſchendiebe begleiten, einen Stich bekam, an dem er wenige Stunden nachher ſtarb. Einige ähnliche, jedoch in ihrem Ausgang weniger traurige Fälle fanden in der letzten Zeit hier ſtatt; allein jedesmal gelang es der Polizei, die Thäter zu entdecken. Die drei Individuen, welche an dem oben angeführten Mord betheiligt waren, erhielten geſtern auf offener Straße auf der gleichen Stelle, wo die That verübt wurde, hundert Stockprügel, nachdem ſie zuvor mit einem Meſſer auf dem Rücken hängend durch die Straßen geführt worden waren. Nach empfangener Strafe wurde der Mörder den Gerichten überliefert, und man ſieht ſeinem Urtheil entgegen, denn die Prügel galten bloß dem Vergehen, daß er ein Meſſer bei ſich führte. Ein Kerl, der in einer engen Straße neben dem Teatro dei Fiorentini einem Herrn den Mantel vom Leib riß und damit davon lief, rannte der Schildwache, die auf den Ruf des Beſtohlenen ſich mit gefälltem Gewehr in den Weg ſtellte, gerade ins Bajonnet und fiel todt nieder.

In England hat man Verſuche über die Schwimmkraft des pulveriſirten Korkholzes angeſtellt. Eine mit ſolchem Holze angefüllte Matratze wog nur 25 Pfund, und konnte durch das Gewicht von ſieben Männern nicht zum Unterſinken gebracht werden. Eine oder zwei Perſonen können ſich auf offener See eben ſo ſicher darauf erhalten, wie in einem Schiffe. Matratzen und Kiſſen aus dieſem Stoff ſind ſo elaſtiſch und weich, als Kiſſen aus den beſten Roßhaaren, und haben noch den Vorzug, durch einen Druck niemals compact zu werden.

Frankfurt, 12. März.

Wie man vernimmt, gedenkt Hr. Dr. **Thomas** ſeine bisher im Hörſaal der polytechniſchen Geſellſchaft gehaltenen Vorleſungen über allgemeine Geſchichte der Menſchheit, vom Standpunkt der neueren Wiſſenſchaft betrachtete Montag den 14. d. fortzuſetzen und Montag den 21. d. mit dem Schluſſe der Einleitung, für dieſes Winterhalbjahr, zu beendigen. Obgleich der Sinn für Vorträge aus dem Gebiete der Wiſſenſchaften bei dem hieſigen Publikum noch wenig geweckt iſt, ſo ſcheint doch Alles anzudeuten, daß nächſten Winter ein reges geiſtiges Leben im Schooße des polytechniſchen Vereins ſtatt haben werde, indem ſchon mehrere Mitglieder ſich bereit erklärt haben ſollen, aus dem reichen Schachte ihres Wiſſens geeignete Mittheilungen zu machen. Eine ſchöne Mannichfaltigkeit aus allen Reichen menſchlicher Kenntniſſe wird dann Stoff zur Belehrung und Unterhaltung bieten, ſo wie dies Wirken von der andern Seite auch leicht Veranlaſſung werden dürfte, eine immer größere Anzahl unſerer Mitbürger dem bereits reichen, blühenden und weithin verzweigten Bürgerkranze dieſer Geſellſchaft zuzuführen. — Die bisherige Hauptrichtung der geſellſchaftlichen Verbrüderung des Vereines war hauptſächlich auf Förderung der leiblichen und geiſtigen Intereſſen des nothleidenden und im Unterrichte vernachläſſigten Theils der hieſigen Bevölkerung gerichtet; die Geſellſchaft errichtete ihre Sparanſtalten, um weiſe Sparſamkeit hervorzulocken; ſie ſuchte durch Belohnungen auf die Sittlichkeit der dienenden Klaſſe ſegenbringend einzuwirken: mit Einem Worte, ſie übte Humanität im reichſten Maße. Wenn dies auch unbeſtritten ihre hauptſächlichſte Richtung bleiben wird und muß: ſo kann ſie ihrer ſchönen Wirkſamkeit dennoch auf keine andere Weiſe die Krone aufſetzen, als daß ſie den großen Schatz geiſtiger Kräfte ihrer bisher nur zahlenden Mitglieder mehr, als bisher geſchehen iſt, in Fluß ſetzt, und auf dieſe Weiſe das mächtige Kapital geſellſchaftlicher Mittel nach ſeinen beiden Seiten hin zum Heil und Frommen hieſiger Stadt immer mehr und mehr fruchtbringend anzulegen ſucht. — Zu ſolchem Beginnen ſagt gewiß jeder Edeldenkende gern »Amen!«

Anfrage.

Am 10. Febr. d. J., früh zwiſchen 2 und 3 Uhr, verſpürte man an einigen Orten des Amtes Naſtätten, im Herzogthum Naſſau, einige leichte Erdſtöße, verbunden mit einem ſtarken Getöſe, welches dem eines entfernten, ſehr ſtarken Donners ähnlich war. Der Himmel war ganz heiter und der Barometer ſtieg. Da der Einſender dieſes bisher noch keine Bemerkung hierüber im Frankfurter Journal gefunden hat, ſo erlaubt er ſich die Anfrage: ob dieſe Naturerſcheinung auch anderswo bemerkt worden iſt?

N. J.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 13. März. (Neu einſtudirt): **Jacob und ſeine Söhne in Egypten**, muſikaliſches Drama in 3 Abtheilungen, Muſik von Mehul. Hierauf folgt: **Hampelmann ſucht ein Logis**, Localluſtſpiel in 5 Bildern.

Mittwoch, 16. März. (Zum Vortheil der Mad. Frühauf und zum Erſtenmale): **Steffen Langer aus Glogau**, oder: Der holländiſche Kamin, Originalluſtſpiel in 4 Acten, mit einem Vorſpiel: **Der Kaiſer und der Seiler**, in 1 Act, von Charlotte Birch-Pfeiffer. — Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 73. Montag, den 14. März 1842

Die Waise von San Lucar.

Eine Novelle aus der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, von ***

(Fortsetzung.)

Es war um Mittage desselben Tages, als Antonio in der Alameda auf- und niederging, und nach allen Richtungen die spähenden Blicke sandte, ob er nirgendwo die ersehnte Gitanna erblicke. Ganz Palos hielt Siesta. Selbst im Hafen war es so öde und stille, als rege sich hier niemals ein so frisches Leben, wie es doch eigentlich hier zu Hause war, seit Columbus diesem Hafen eine so große Bedeutung verliehen; denn wenn auch fast zwei Jahrhunderte seit jenem denkwürdigen Ereignisse hingeflossen waren, so hatte doch der Hafen von Palos seine blühende Frequenz weniger seiner Güte und dem Schutze, den er in Stürmen lieh, als jenem Ereigniß zu verdanken, welches für lange Zeit den Verkehr mit Amerika lediglich nach Palos gewiesen. Die Hitze war so glühend geworden, daß am Ende Antonio es recht wohl fühlte, wie nach einer so großen Aufregung eine eben so große Abspannung erfolge. Er vermochte sich nicht mehr zu halten. Der Schlaf legte sich mit Zentnerschwere auf seine Augenlieder, und er sank fast auf den Rasen im Schatten einer ungeheuren wilden Kastanie nieder und entschlief fast in demselben Momente.

Er mochte kaum eine Viertelstunde geschlafen haben, da hüpfte die Gitanna in die Alameda. Sie hatte sich ihrer Siesta früher entrissen, um ja zur guten Stunde den Jüngling zu finden. Sie erstaunte, als sie die Alameda leer fand. Ihn hatte sie ganz sicher erwartet. Das fiel ihr um so mehr auf, als sie das Verlangen voraussetzen konnte, Genaueres zu hören. Sie ging leichten Schrittes die Alameda hinauf, wohl erwartend, daß er bald kommen würde. Jetzt erblickte sie ihn, wie er da lag im tiefen Schlafe; wie die sonst so bleichen Züge, sanft geröthet, noch ein Mal so schön waren; wie ein seliges Lächeln um den Mund spielte, als träume er von der Geliebten.

Sie blieb in seinen Anblick wie bezaubert stehen. „Wer das Geheimniß wüßte," sagte sie zu sich, „das über diesen drei Menschen liegt! Gewiß, es ist ein geheimnißvolles Band, das sie eint!" Sie trat näher zu Antonio hin, kniete nieder und betrachtete das schöne Gesicht mit dem Stempel der Reinheit und Schuldlosigkeit — und hingerissen von ihrer Gluth, drückte sie einen Kuß auf die Lippe.

Antonio fuhr auf.

„Zürne mir nicht, schöner Jüngling, daß ich Dich so weckte, Du bist so schön, ich konnte mir den Kuß nicht versagen."

Antonio mußte lächeln, und schlug sie leise auf die Wange. „Was bringst Du mir?" fragte er.

„Gutes, wenn Du mir nicht zürnest?"

„Nein."

„Gut dann; setze Dich zu mir, ich erzähle Dir von der engelguten Gräfin. Sie erzählte ihm nun Alles, und fügte dann hinzu, sie erwarte ihn diesen Abend. Wenn Du aber zur guten Stunde eintreffen willst, so will ich Dich begleiten, denn Du findest sonst das Schloß Ferrol nicht."

„Ferrol?" fragte Antonio. Ja, es dämmerte ihm in der Erinnerung, diesen Namen hatte er in Madrid gehört aus dem Munde der Gräfin. Sie waren es, das stand nun in voller Klarheit vor seiner Seele. Freude erfüllte sein ganzes Wesen, und unverweilt brach er mit der Gitanna auf nach dem Schlosse.

Ein Abend so duftreich und mild, als er nur irgendwo auf Spaniens gesegnete Gefilde sich herabsenkte, war gekommen; die Blüthendüfte trug der leise Abendwind von allen Blumen her, die Nachtigall sang ihre Brautlieder im blühenden Gebüsche, und die Leuchtkäferchen flogen zu Hunderten daher. Der Mond sandte sein Silberlicht herab und die Sterne traten fast vor seinem Glanze in das azurne Blau des reinen Himmels zurück. Rüstig wanderten den Weg nach Ferrol zwei Wanderer, Antonio und die Gitanna, welche ihm die liebglühendsten Blicke zuwarf. Antonio sah das nicht. Es war, als nehme er alle die kleinen und leichten Coquetterien nicht wahr, welche das Mädchen an ihn verschwendete. Es waren die Künste einer leidenschaftlichen Natur. Als sie wahrnahm, wie sie fruchtlos blieben, wie er nicht ein Mal ein Gespräch führen mochte, sondern so stille und in sich gekehrt vorausschritt, schwieg auch sie und blieb schmollend einige Schritte hinter ihm zurück, und als die Thürme von Ferrol im Silberglanze des Mondes vor ihm lagen, sah er mit Erstaunen, daß seine Begleiterin fehlte. Sie war in dem Walde zurück geblieben. Antonio harrte, aber sie kam nicht. Er klatschte in die Hände, aber nur das Echo gab den Ton wieder. Mit pochendem Herzen schritt er auf das Thor zu.

Digitized by Google

Ein Diener stand da und fragte, ob er von Palos käme.

Antonio bejahte. Jetzt fiel das Licht aus den Fenstern des Schlosses auf sein Antlitz und der alte Diener erkannte ihn. „Bei San Jago!“ rief er, „Ihr seyd Sennor Antonio! Ich diesem Kleide hätte ich Euch nicht wieder erkannt! —“

Antonio gebot Stille, und der Diener führte ihn nach dem Kloſette der Gräfin.

Er trat ein.

Auf einem Ruhebette lehnte die Dame und richtete ſich bei ſeinem Eintritte auf.

„Madonna!“ ſagte er mit weicher, zitternder Stimme, und der Ton traf das Herz der Gräfin mit einer Macht, die ſie empor riß. Sie eilte zum Tiſche, ergriff die Kerze — und faſt wäre ſie ihr entſunken.

„Antonio!“ rief ſie, „Du lebſt? —“

Er beugte ſich und küßte ihre Hand. Sie aber brach in lautes Schluchzen aus. Die Spannung ihres Gemüthes löſ'te ſich ſo wohlthätig.

„Wo iſt Donna Maria?“ fragte er.

Sie winkte. „Noch darf ſie nicht wiſſen, daß Du lebſt; denn ſie wähnt Dich todt.“

Die Gräfin zog ihn jetzt zu ſich nieder und fragte ihn nach ſeinem Verſchwinden.

Er erzählte ihr den Hergang. „Und wen glaubt Ihr, Madonna, für den Schändlichen halten zu müſſen, der mich dem Verderben weihete?“

Sie ſah ihn fragend an.

„Den Grafen Fernando Villareal!“ ſagte Antonio feſt. „Ich habe ihn erkannt, und die Larve von ſeinem Geſichte geriſſen!“

„Schändlich!“ rief die Gräfin; „aber ich ahne die Gründe.“

„Ich auch,“ ſagte Antonio, und erröthete. „Ueberdies war er ſtets in der Nähe des Abtes von San Lucar, und dieſer iſt es, der mit dem Adelantado von Cuba in einem Bunde ſteht.“

„Wohin aber ſchleppten ſie Dich?“ fragte die Gräfin.

Er berichtete nun Alles; wie er in dem Kerker des Kloſters lange geſchmachtet, wie ſie ihn dann geknebelt und gefeſſelt von einem Kloſter des Ordens bis nach Riol brachten; wie er endlich da die Blutrache der Basken aufgeregt, da ſeine Anweſenheit kund geworden, und alle die Ereigniſſe, die bis zu dieſem Augenblicke mit alle ihrem Wechſel ſich zugetragen.

(Fortſetzung folgt.)

Gedanken eines Dreißigers.

(Nach dem Franzöſiſchen.)

Man ſagt, daß die großen Gedanken aus dem Herzen kommen; die kleinen kommen aber auch daher, und ihre Kleinheit iſt der ſicherſte Beweis von ihrem Urſprung.

Im fünfzehnten Jahre fand ich, daß ein Mann von fünfundzwanzig ſchon zu verſtändig ſey, und jetzt bin ich der Meinung, daß man nie verſtändig genug wird.

Nach langen Erfahrungen in der Freundſchaft bin ich zur Erfahrung gekommen, daß der beſte Freund eines Mannes eine edle Frau iſt. Um euch der Treue eines Freundes zu verſichern, müßt ihr ihn auf die Probe ſtellen, aber in der Liebe wäre dies zu gewagt; dieſe verſchmäht jede Probe.

Je älter man wird, deſto mehr liebt man die jungen Frauen. Mit achtzehn Jahren finden wir alle liebenswürdig, mit vierundzwanzig ſind wir oft verliebt in eine Frau von ſechsunddreißig, aber mit dreißig ziehen wir die Vierundzwanzigjährige vor. Sind wir alt geworden, ſo lieben wir nur noch die jungen Mädchen.

Sonſt war ich untröſtlich über einen verlorenen Ball, ein verfehltes Schauſpiel oder ein verſäumtes Vergnügen; jetzt bin ich über ſolche Dinge leicht zu tröſten, aber ich habe weniger Vergnügen.

In der Freundſchaft liebe ich die Uebereinſtimmung; in der Liebe die Widerſprüche.

Wann man verliebt wird, ſo glaubt man, es könne nie aufhören, und wann man nicht mehr verliebt iſt, ſo begreift man kaum, wie man je verliebt ſeyn konnte.

Je weiter man ins Leben kommt, deſto mehr gewinnt man an Erfahrung und verliert an Täuſchung; aber die Erfahrung macht mißtrauiſch und kalt, während die Täuſchung glücklich und liebevoll macht; man verliert daher mehr als man gewinnt. Wann ich mich der kleinen Thorheiten erinnere, die ich mit zwanzig Jahren begangen, ſo bereue ich ſie oft. Wann ich aber des Vergnügens gedenke, das ſie mir verſchafft haben, ſo thut es mir leid, ſo verſtändig geworden zu ſeyn.

Mit fünfzehn Jahren lief und ſpielte ich oft auf dem Kirchhof, mit zwanzig wandelte ich dort umher, aber ruhigen Schrittes; jetzt gehe ich auch noch dahin, aber nur um Betrachtungen anzuſtellen, und in zehn Jahren werde ich den Kirchhof nur ſelten oder gar nicht mehr beſuchen. Wenn man alt zu werden anfängt, will man nicht mehr an den Tod erinnert ſeyn.

Die erſten grauen Haare, die ich auf meinem Kopfe gewahr wurde, erfüllten mich mit Schrecken; jetzt bin ich ſchon etwas daran gewöhnt und meine ſogar, daß ſie mir nicht übel ſtehen und mir ein würdiges Ausſehen verleihen.

Mit der fortſchreitenden Lebenserfahrung ſieht man ein, wie eitel die Verſprechungen, Betheuerungen und Schwüre der Männer ſind, aber die Betheuerungen und Schwüre der Frauen und ihre ſchmeichleriſchen Worte verlieren nie den Reiz und hören niemals auf, uns von neuem zu beſtechen. W.

Mannichfaltigkeiten.

Fürſt Pückler, welcher bekanntlich den ganzen Winter in Muskau zubrachte, hat, wie ſich die „Roſen“ in ihrem ſtets durch beſondere Friſche ausgezeichneten Feuilleton berichten laſſen, vor kurzem den bekannten Lauſer Menſen Ernſt in ſeine Dienſte genommen. Es iſt dieſer in ziemlich abgeriſſenem Zuſtande nach Muskau gekommen; die Botenläufe von Stockholm nach Calcutta, von Paris nach Teheran haben wenig mehr als den Laufruhm eingebracht, und da er dieſes Ruhmes am Ende ſatt geworden iſt, eben weil er ſonſt nicht ſatt macht, ſo hat er eine ſolide Anſtellung geſucht. Wenn nicht bei einem engliſchen Lord — und dieſe haben zu viel mit Waſſerreiſen zu thun, bei denen ein Lauftalent nichts nützt — ſo hoffte er

Digitized by Google

doch wenigstens beim Fürsten Pückler für seinen unnützen Ruhm ein Gnadenbrot zu finden. Und das ist ihm denn auch wirklich gelungen. Dieser hat ihn in phantastische orientalische Kleidung gehüllt und benützt ihn je zuweilen als Brieftaube. So hat er ihn nach Berlin geschickt, und Mensen Ernst, der Landkarte und nicht den in der Lausitz und Mark fehlenden Chausseen nachgehend, hat den Marsch in 14 Stunden vollendet, zu welchem die Post ungefähr 24 braucht. Er hat sich auch erboten, wenn's seyn müsse, noch schneller die Kleinigkeit abzumachen. In gewissen Lagen ist er also von wirklichem Werthe, dieser Mann, den die Eisenbahnen ruiniren.

(Das Gericht der Wölfe; von glaubwürdigen Augenzeugen.) Eine Abtei in den Gebirgen von Auvergne wurde, sobald tiefer Schnee lag, von Wölfen gleichsam belagert. Eines Winters nahm die Zahl der grausamen Thiere so sehr überhand, daß der Prior mehrere Jäger in der Nachbarschaft beschwor, sich zur Befreiung des Cantons von diesen Ungeheuern zu vereinigen. — Zehn oder zwölf entschlossene Männer begaben sich in die Abtei; jedoch der ungewöhnlich hohe Schnee gestattete keine Wolfsjagden. Am Abend ihrer Ankunft verkündete fürchterliches Gebrüll die Annäherung der Wölfe; sie kamen zahlreicher als gewöhnlich herbei, weil sie ein todtes Pferd witterten, das außerhalb des Stalles abgesondert lag. Die Wölfe wagten sich bis an die Hofmauern. Ein viel erfahrener Jäger führte sogleich seinen klug ersonnenen Plan aus. Er befahl, die eisernen Hofflügel ganz offen zu lassen, doch ein starkes Seil an jedem so zu befestigen, daß man mit dem ersten Wink sie zuschlagen könne. Er wies allen mit Büchsen und Flinten wohl Bewaffneten an gewissen Fenstern ihre Posten an. Die Lichter wurden ausgelöscht — Grabesstille herrschte. Nach etwa drei Viertelstunden erschien ein ungeheuerer Wolf an der Pforte; er schlich mit außerordentlicher Vorsicht heran, spähte ringsumher, beroch das liegende Pferd und ging, immer zurückschauend, wieder fort. Aber in Eile kam er zurück, im Geleite von zweiundzwanzig Wölfen, die hastig in den Hof rannten. Jetzt fielen alle hungernd über die willkommene Beute her. Da schlugen die eisernen Thore zu. Schüsse von allen Seiten. Die Truppe, voll Entsetzen, zerstreut sich, will entfliehen, späht nach Ausgängen. Umsonst! Nun bilden die hoch ergrimmten Wölfe einen Kreis, oder, um das eigentliche Wort zu gebrauchen, einen Rath, ein Gericht; plötzlich stürzen alle auf ihren verhaßten Führer und zerfleischen ihren schuldlosen Verräther. Als ihr Strafurtheil vollzogen war, ließ jeder ohne Widerstand sich niederschießen.

Der äußere Bau der Isaaks-Kathedrale zu St. Petersburg nahet sich seiner Vollendung. Die Kuppel ist bis auf einige Bronzewerke vollendet. Der mit vergoldeter Bronze gedeckte Dom ist ein überaus reiches und schönes Werk. Die Höhe ist so bedeutend, daß man von oben einen Umkreis von 5 Meilen in der Runde überschaut. In Kronstadt erscheint diese Domkuppel wie ein wahrer Leitstern für die Schiffe. Ganz besonders schön ist das mit der verschiedenen Tagesbeleuchtung wechselnde Farbenspiel der Wände, Säulen und Vergoldungen des Doms. Des Nachts strahlt die Kuppel das Licht der Sterne zurück, und besonders erscheint oben auf der Spitze des Kreuzes ein helles Licht, das eine wahrhaft wunderbare Wirkung ausübt. Es ist der Stern Peter's des Großen. Die Marmorwände der vier Glockenthürme sind ebenfalls der Vollendung nahe, und werden im Juli d. J. beendigt werden. Auch der Anschlag zu den drei großen Metallpforten ist jetzt gemacht, und der Kaiser hat verfügt, daß dieselben durch den Professor Jacobi mittelst der von ihm erfundenen Galvanoplastik hergestellt werden. Die Pforten sind sehr reich verziert und werden 56 Fuß hoch.

Der Pianist Conrad Baldenecker hat Amsterdam verlassen und bereits in mehreren andern Städten von Holland, zuletzt in Middelburg Concerte gegeben, in welchen seine bekannte Virtuosität, nach den Berichten des Amsterdamer Handelsblattes, verdiente Anerkennung gefunden. Auch die Compositionen des talentvollen Pianisten wurden mit Beifall vernommen und trugen dazu bei, seinen Künstlerruf zu befestigen. Herr Conrad Baldenecker wird, wie wir vernehmen, nach Brüssel und von da nach London gehen. Auch in den deutschen Blättern wird des Genannten rühmlichst gedacht und der günstigen Folge seiner Kunstreise Erwähnung gethan.

Korrespondenz.

Vom Rhein, 11. März.

Man verspricht sich für dieses Jahr einen recht lebhaften Verkehr auf dem Oberrhein, da außer den Kölner Dampfbooten auch die von Düsseldorf, vereint mit den »Adlern des Oberrheins«, die Stromstrecke zwischen Mainz und Straßburg befahren werden. Manche Schwierigkeiten sind in dieser Beziehung zu überwinden, manche neue Einrichtungen in's Leben zu rufen, ehe diese Gesellschaften ihre nautische Thätigkeit neben einander ungehindert entfalten können. Hierher gehört namentlich die Ermittelung und Bestimmung der zum Aufschlagen der Landbrücken tauglichen Stellen an den Haupt- und Zwischenstationen. Aus der gemeinschaftlichen Benutzung einer und derselben Landbrücke, wie der bei Gernsheim, die Staatseigenthum ist, entstehen mancherlei Inconvenienzen, die aber in dem gegebenen Falle schwer zu umgehen seyn dürften, da, wie man hört, im Rhein bei Gernsheim keine taugliche zweite Stelle zur Anfahrt der Boote aufgefunden werden kann. Dieses Umstandes wegen und aus Rücksicht der Aufrechthaltung der neuen Schifffahrtsordnung, dürfte die gemeinschaftliche Benutzung der Gernsheimer Brücke den unterschiedlichen Gesellschaften nur dann von der Staatsregierung gestattet werden, wenn sie sich wegen verschiedenen Abfahrtsstunden vereinbaren. In Betreff der Station Worms soll die Kölner Gesellschaft bereits Schritte gethan haben, ihren ehemaligen, bis zum Jahr 1834 inne gehabten Landungsplatz oberhalb dem Krahnen, am rheinischen Hof, wieder zu erhalten, der vor dem jetzigen, der weit unterhalb liegt, große Vorzüge zu haben scheint. Bis jetzt sind aber noch keine äußere Vorkehrungen getroffen worden, welche auf eine nahe diesfällige Veränderung hinzudeuten scheinen. Soll dieselbe, wenn sie demnächst wirklich in's Leben tritt, vollständig seyn und ihrem eigentlichen Zwecke möglichst entsprechen, so muß auch für ein Expeditionsgebäude und die erforderlichen Waarenlagerungsräume in dem Hafen von Worms gesorgt werden, wozu, wie man hofft, der Stadtvorstand bereitwillig die Hand bieten werde.

Kastel bei Mainz, 9. März.

Der Korrespondent vom Rhein in seiner Mittheilung vom 7. l. M., enthalten in der Beilage zum Frankfurter Journal Nro. 68, scheint mit den Anträgen, mit denen die Bewohner von Kastel und Kostheim sich an die Landstände gewendet haben, unbekannt zu seyn. Das Wort für die Stadt Mainz zu reden und eine Gleichstellung der Bewohner von Mainz mit jenen dieser Gemeinden im Betreff der Entrichtung des Rheinbrückenzolles bei der Staatsregierung zu impetriren, war wohl, wie der Referent glaubt, zunächst die Tendenz beider Gemeinden nicht; vielmehr, für das eigene Haus zu sorgen, längst gefühlte Benachtheiligungen zu

Digitized by Google

beseitigen, in den Genuß von Vortheilen zu gelangen, deren sich andere Gemeinden längst erfreuen, allmählig das Gemeindewohl zu heben, dies ist das Wünschen und Wollen der großh. hessischen Unterthanen des rechten Rhein- und Mainufers. Daß aber eben diese Gemeinden Gründe haben, auf verfassungsmäßigem Wege die höchste Staatsbehörde zu imploriren, ist einleuchtend, wenn man bedenkt, daß die Bewohner von Kastel und Kostheim für Fuhrwerk, das, mit Garten- und Felderzeugnissen, Heu, Stroh, Brennstoff, Manufakturen, Dung- und Baumaterialien beladen, die Rheinbrücke passirt, nach Verhältniß des Gewichts Brückenzoll entrichten müssen, während zur Erleichterung des Verkehrs nach Art. 2 der Allerhöchsten Verordnung vom 2. Dez. 1834 bei den Rheinüberfahrten zu Worms, Gernsheim und Oppenheim und der Mainüberfahrt zu Kostheim die inländischen, mit derartigen Artikeln beladenen Fuhren, ohne Rücksicht auf ihre Ladung, als leere Fuhrwerke behandelt werden; wenn man erwägt, daß durch die Patentirung ausländischer Flöße der Holzmarkt sich von Kastel und Kostheim weg nach Hochheim gezogen hat, wodurch eine große Anzahl unserer Bewohner außer Verdienst gesetzt ist; wenn man weiter in Betracht zieht, welch' bedeutende Auslagen einem Kasteler und Kostheimer Bewohner, der Bauten aufführt, dadurch erwachsen, daß er für die Bauleute und Baumaterialien, die er nothwendigerweise aus Mainz haben muß, Brückenzoll zu zahlen hat. Gewiß dürfte schon in diesen Beziehungen der Antrag auf Abänderung der bisherigen Tarif-Ansätze gerechtfertigt erscheinen. Allein man könnte hier noch weiter die Frage stellen, warum bei unserer Rheinbrücke nicht die Einrichtung getroffen ist, daß man, wie auf der Mainzer, auch auf der Kasteler Seite Schiffe durchlassen kann, eine Einrichtung, wie solche bei der Kölner Rheinbrücke besteht. Wegen Mangels eines Durchlasses (Windschiffs) auf der Kasteler Seite ist der Schiffer, welcher diesseits rheinaufwärts fährt, um in den Main zu gelangen, genöthigt, nach Mainz überzuschiffen, dort den Durchlaß zu passiren, sich weiter vorwärts ziehen zu lassen, um endlich von Weisenau aus in den Main zu fahren, während er statt dieser zeitraubenden und kostspieligen Fahrt alsbald in den Main gelangen würde, wenn er bei Kastel die Brücke passiren und so aufwärts fahren könnte, was mit Hülfe weniger Mann zu bethätigen wäre. Um aber auf den wenig Aussicht versprechenden Artikel zurück zu kommen, sey hier weiter bemerkt, daß, als man eine Parallele zwischen dem Mainzer Rheinbrücken-Zoll und jenem bei Koblenz zog und nachwies, wie dieser gegen jenen bedeutend ermäßigt ist, man den Wunsch aussprach, das Brückengeld möchte im Interesse des Gesammt-Publikums, also nicht ausschließlich zum Vortheile der Bewohner von Mainz, von zwei Kreuzern auf einen Kreuzer für den Fußgänger reducirt werden; und angenommen, man habe hierbei den Vortheil der Gemeinden Kastel und Kostheim im Auge gehabt und auch die Gastwirthe zu Kastel hätten solche Reduction gewünscht, wäre dies zu verargen? Ist für eben jene Klasse Gewerbtreibender, die Referent in den Vordergrund stellt, anderwärts nichts geschehen? Haben sich die Wünsche der Gastwirthe anderer Orte längs des Rheines nicht realisirt? Landen nicht die Dampfschiffe an der Schwelle vieler Gasthöfe in Mainz? Man sehe nach dem jenseitigen Rheinufer, welche Gasthöfe steigen neben den bereits bestehenden empor! Wirken blühende Gasthöfe nicht wohlthätig auf die übrigen Gewerbtreibenden ein? Wehre man daher, falls man nicht bei der Mehr- oder Wenigererhebung der Rheinbrückenzoll-Gefälle direct oder indirect betheiligt ist, den vorstehenden Anträgen und Wünschen nicht, schneide man nicht im voraus in Angelegenheiten die Hoffnung ab, deren Entscheidung die Bewohner von Kastel und Kostheim unserer höchsten Staatsregierung mit Vertrauen und offener Ergebung anheimzustellen gewagt haben.

Aus Meiningen, im März.

Ein willkommener Gast verläßt uns wieder noch leider nur zu kurzem Verweilen. Fräul. Neukäufler, vom hiesigen Hofe früher einige Jahre für unsere Bühne engagirt, jetzt Sängerin beim Stadttheater zu Frankfurt a. M., erfreute uns in mehreren Partieen, namentlich als Julie in der Oper Romeo und Julie (zweimal), als Anna in der weißen Dame und als Prinzessin von Navarra in Johann von Paris. Wir nahmen mit Antheil wahr, daß die junge Sängerin, die der Liebling des hiesigen Gesang liebenden Publikums war, in Gesang und Spiel sich noch mehr vervollkommnet und ungleich mehr Sicherheit und Fertigkeit in beiden erworben hat. Gern hätten wir uns noch ihrer Leistungen als Adalgisa in der Oper Norma, Eloise in den Puritanern, und Amine in der Nachtwandlerin erfreut, wenn die Kürze ihres Urlaubs ihr vergönnt hätte, in den genannten Partieen aufzutreten. Fräul. Neukäufler wurde nach jeder ihrer Rollen hervorgerufen, und wenn auf solches Hervorrufen auch im Allgemeinen nirgendwo ein Werth zu legen ist, so mag es doch hier als Ausdruck gerechter Anerkennung der Talente der fleißigen, bescheidenen und liebenswürdigen jungen Künstlerin betrachtet werden, der wir auf ihrer fernern Laufbahn die besten Erfolge wünschen.

Gruß an Ferd. Freiligrath.

(Bei der Nachricht, daß ihm von Sr. Maj. dem Könige von Preußen ein Jahrgehalt als deutscher Dichter geworden.)

Von Dr. E. Birnbaxer.

Es ist die endlich worden ein Lohn für deinen Sang,
Der längst schon ruhmgekrönt durch Deutschlands Gauen klang.
Dein Name herrscht schon lange auf deutscher Dichtung Thron,
Und ist von gutem Klange; ist das nicht süßer Lohn?

Doch ehrt's den großen Schützer der Kunst und Wissenschaft,
Daß er dem deutschen Dichter auch eine Freude schafft,
Und daß er es erkennet, des Dichternamens Klang
Er hab' in Deutschlands Saum auch Geltung noch und Rang.

Und daß er sie begriffen der Dichtung hohe Kraft,
Die in des Volkes Herzen das Edle stets erschafft.
O deutscher Dichter, singe noch lang dein schönes Lied,
Daß es das Mark durchdringe und kräftig uns durchglüht.

Du hattest nicht geworben um eit'les, nicht'ges Gold,
Weil dir das schönste worden, des Dichters süßer Sold.
Doch wird's dein Herz erheben, daß man dich würdig fand
Der schönsten Anerkennung aus deutscher Fürstenhand.

Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und deren Hülfswissenschaften.

Montag den 14. und Montag den 21. d., Abends 7 Uhr, Fortsetzung und Schluß der Vorträge des Hrn. Dr. Thomas „über allgemeine Geschichte der Menschheit ꝛc.“ wozu ergebenst einladet

Frankfurt, 13. März 1842. Der Präsident Dr. Böhler.

Theater-Anzeige.

Montag, 14. März. Die Gunst des Augenblicks, Lustspiel in 4 Abth., von Devrient. Hierauf folgt: die zwei letzten Acte des Lustspiels: die Hagestolzen, von Iffland.

Mittwoch, 16. März. (Zum Vortheil der Mad. Frühauf und zum Erstenmale): Steffen Langer aus Glogau, oder: Der holländische Kamin, Originallustspiel in 4 Acten, mit einem Vorspiel: Der Kaiser und der Seiler, in 1 Act, von Charlotte Birch-Pfeiffer. — Abonnement suspendu.

Redakteur: J. P. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 74. Dienstag, den 15. März 1842

Die Waise von San Lucar.

Eine Novelle aus der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, von ***

(Fortsetzung.)

Die Gräfin faßte Antonio's beide Hände und drückte sie liebevoll. „Armer Antonio," sagte sie, „was hast Du gelitten! Nun sollst Du Dich bei uns erholen und entschädigen."

„Vergebt," sagte er ernst. „Antonio ist todt in Europa. Ich weiß, daß der Abt des Klosters Riol einen falschen Todesschein ausgestellt. Hier ist nichts mehr für mich zu hoffen — denn — —" er verstummte.

„Und was willst Du sagen, Antonio?" fragte die Gräfin.

„Denn," sagte er dann entschieden, „Maria kann nie so die Meine werden — und ohne sie ist mir das Leben nichts. Zürnet nicht, edle Frau!"

„Ich zürne nicht, Antonio; ich sah ja Deine Liebe werden und — Maria's Liebe zu Dir! Doch sprich, wie soll das werden? —"

„Ganz einfach. Ich bin Matrose geworden, weil ich nur in dieser Hülle den Verfolgungen entgehen konnte. Ich gehe nach Cuba und fordere mein Recht von dem, der mir's freventlich entrissen."

„Aber wirst Du glücklicher seyn als hier?"

„Ich werde es, weil ich an sein Gewissen mich wenden kann! Und wenn ich wiederkehre als Antonio de Quevada, und Euch bitte: Segnet unsere Liebe! werdet Ihr erhören unser Flehen? —"

„Wenn ich noch lebe, Antonio, so hast Du meinen Segen; und sollte ich zur Ruhe gegangen seyn, dann, Antonio, nimm ihn heute im Voraus!"

Antonio sprang auf und ließ sich auf ein Knie nieder, indem er die mütterliche Hand an seine Lippen drückte.

Es war ein feierlicher Moment.

„Laßt mich Maria sehen," bat er dann.

„Das darfst Du nicht, sie betrauert Deinen Tod."

„O laßt mich nicht scheiden, ohne sie gesehen zu haben; ich muß noch diesen Abend zurück nach Palos; denn mein Urlaub ist zu Ende."

„So will ich sie vorbereiten," sagte die Mutter, und ging.

Lange Zeit harrte der Glückliche.

Da endlich kam die Mutter.

„Gott gebe," sagte sie, „daß das Wiedersehen ihr nicht schadet." Und wenige Augenblicke später lag das glückliche Mädchen an der Brust des Wiedergefundenen! —

Auch ihr mußte er nun Alles erzählen. Nur den Namen Villareal nannte er nicht, weil es die Gräfin ihm verboten hatte, aber sie ahnete ihn.

Wer könnte die Seligkeit dieser Stunden, wer aber auch den neuen Schmerz schildern, als Maria vernahm, daß Antonio so schnell sie wieder verlassen würde! Doch es leuchtete durch das Dunkel der Zukunft ein heller Stern, der Stern der Hoffnung. Mit welcher Innigkeit blickte Maria zu ihm auf! Aber ihre Mutter glaubte nicht an die schönen Träume der Liebenden. Kannte sie ja doch Don Ramon so genau! Wußte sie ja doch, was Antonio zu erwarten haben würde! Darum warnte sie ihn vor möglichen Gefahren, beschenkte ihn reich mit Gold, daß er Mittel habe, sich im schlimmsten Falle retten zu können. Schon hatte die Mitternacht ihre Todtenstille über Ferrol und die Gegend verbreitet, da schied unter Thränen, Schwüren und Segenswünschen Antonio. Er eilte nach Palos zurück. Der Morgen graute, als er dort ankam. Der Wind war günstig geworden. Ein Kanonenschuß von der Pinasse rief alle ihre Leute an Bord. Er hatte kaum noch Zeit, sich an Bord zu begeben, da lichtete sie die Anker und sandte ihre donnernden Scheidegrüße der Stadt Palos.

Als der Tag hell und klar gekommen war, erschien das Land nur noch als ein dunkler Streifen am Horizont; denn der Wind blies scharf in die Segel der Pinasse, die leicht, wie ein Ball, auf den gekräuselten Wogen dahin flog. Jetzt erst fiel es Antonio recht schwer auf das Herz, was die Gräfin gesagt hatte. Er saß nachdenkend in der Nähe des Steuerruders, und die trübe Stimmung seiner Seele spiegelte sich auf seinem Antlitz.

Die Schiffsmannschaft war auf dem Verdeck versammelt, und mit Verwunderung erblickte Antonio einen Dominikanermönch, der ihm bekannt schien. Es war ein Greis von ernstem und würdigem Ansehen, dessen Züge jenen Ausdruck der Gutmüthigkeit zur Schau trugen, der nie täuscht; aber was ihm mehr noch auffiel, sein ganzer Gesichtsschnitt war unverkennbar baskisch. Den Jüngling zog es zu dem Greise hin, der ihn auch schon mehrmals sehr aufmerksam betrachtet hatte.

Digitized by Google

Antonio, das Bedürfniß eines Umgangs fühlend, der anderer Art wäre, als der des rohen Schiffsvolks, redete ihn baskisch an.

Wer je in der Fremde war, wo andere Laute, andere Worte die Gefühle des Menschenherzens kund thun, als die heimischen, die der Muttersprache, und da plötzlich mit dem Worte dieser, die eine so wunderbare Macht über den Menschen ausübt, angeredet wurde, der allein kennt die Freude, welche die Brust durchströmt in solcher Lage. Ganz das wiederholte sich hier bei dem Mönche; allein es kam noch ein Anderes hinzu, das nämlich, daß kein Volksstamm inniger verbunden ist, keiner in der Ferne schneller sich an Stammesgenossen anschließt, als der baskische. Nie wird der Baske den Basken in der Ferne verschmähen; auch wenn die himmelweittrennenden Standesunterschiede zwischen sie treten, die in der Heimath schroff den Einzelnen scheiden. Alles wird vergessen, und mit aufopfernder Treue steht der Eine für den Andern ein, wenn auch niemals im Leben sie sich nahe gestanden, ja wenn nie das Auge des Einen den Andern erblickte.

Wie von einem Zauberschlage getroffen, fuhr der Mönch herum, als er die theuern Laute vernahm, die Niemand auf dem Schiffe verstand. Er schüttelte Antonio's Hand mit dem herzlichsten Ausdrucke. Er setzte sich zu ihm, und bald waren beide unzertrennlich.

Da stellte es sich dann dem vorsichtig forschenden Antonio in's klarste Licht, daß Fray Clemente allerdings früher in Riol war, und damals dort war, als Antonio zum ersten Male dorthin gebracht worden war. Er folgte dem Abte José nach San Lucar, und nun ging er nach Havannah, weil Ramon de Quevada einen Beichtvater von seinem Freunde Don José forderte.

In Antonio's Seele erwachte ein Gedanke, der ihm das Ziel seiner Wünsche näher zu rücken schien. Durfte er sich dieser treuen Baskenseele anvertrauen, gelang es ihm, sie in sein Interesse zu ziehen, so war für ihn mehr gewonnen, als er zu hoffen wagte. Er versparte dies jedoch einer späteren Zeit auf.

Die Fahrt war so glücklich, als irgend je eine gemacht wurde. Ohne irgend einen Unfall erreichten sie Teneriffa. Nachdem sie hier einige Zeit gerastet, frische Vorräthe eingenommen, schifften sie Amerika's Inselkranze zu; allein schon am Tage nach ihrer Abfahrt überfiel sie einer jener wilden Stürme, welche diesen Meeresstrichen so eigenthümlich sind. Ein Hochgewitter zog sich in Süden zusammen. Blitze auf Blitze, wie sie nie Antonio in Spanien erlebt, schlängelten sich am Horizonte in allen Richtungen, und bald erhob sich einer jener verheerenden Orkane, welche Tod und Verderben Allem drohen, was sie erreichen. Der Tag schien zu schwinden, ehe noch sein Scheiden nahe war, und der Sturm riß die Schiffe der kleinen Flottille auseinander, daß keins mehr das andere zu Gesichte bekam. So schied der Tag, und eine noch schauderhaftere Nacht kam. Der Sturm verdoppelte seine Wuth. Die Masten der armen, kleinen Pinasse brachen wie Halme vor seiner Gewalt. Eine Sturzwelle riß das Ruder weg, und so trieb wie eine Schaale das Schifflein auf dem Meere, das vom Sturme in seinen innersten Tiefen aufgewühlt war und himmelhohe Wellen schlug.

(Fortsetzung folgt.)

Arndt über das Turnwesen.

E. M. Arndt, der begeisterte Vaterlandsfreund, dem noch jüngst im Spätherbste seines Lebens (er ist geboren in Pommern in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und jetzt ein ehrwürdiger Greis) die beruhigende Genugthuung ward, sein redliches Wirken für Deutschlands Wohl von den Fürsten anerkannt und glänzend gewürdigt zu sehen, wie denn sein offenes deutsches Streben ununterbrochen bei dem Volke die verdiente Anerkennung gefunden hat — Arndt hat dieser Tage in einer kleinen Schrift seine Stimme nochmals erhoben, um sich über das deutsche Turnwesen auszusprechen. Noch ist, so weit deutsche Zungen die fromm begeisternden Vaterlandslieder dieses außerordentlichen Mannes singen, der Ausdruck seiner Gesinnungen zu hoch geehrt, als daß nicht vorausgesetzt werden dürfte, es möchte den Lesern dieser viel verbreiteten Blätter eine Blüthenlese aus der oben erwähnten Schrift um so mehr als eine willkommene Gabe erscheinen, da das Turnwesen nachgerade die wohlverdiente Aufmerksamkeit der Fürsten wie des Volkes und seiner Vertreter in steigendem Grade auf sich zieht.

Arndt hat sich schon 1818 in seinem Werke: Geist der Zeit, über das Turnwesen ausgesprochen. Verkehrte Deuteleien, schiefe Urtheile, theils über die Turnkunst an sich, theils über ihren Begründer, Jahn, haben ihn veranlaßt, das, „was er weiland in dieser Beziehung gemeint und geschrieben hatte, nach mehr als zwanzig Jahren einmal wieder zu lesen, da es ihm denn nicht unzeitig däuchte, es mit einigen Anhängseln, die sich aus den Erlebungen und Bestrebungen des Tages ergeben, wieder abdrucken zu lassen." Des Zusammenhangs wegen, und da gar Manchen der Inhalt der 1818 erschienenen Schrift nicht so recht gegenwärtig seyn dürfte, werden wir das früher Gegebene mit dem jetzt ans Licht Getretenen in Einem Bilde vereinigt auszugsweise und wo nur immer möglich mit des Verfassers eigenen Worten darzulegen suchen.

Die Turnkunst fand, so wie noch heutigen Tages, so namentlich in den ersten Jahren des nicht ganz ohne ihren Einfluß errungenen Friedens vielfache Gegner. Allerdings mußte sie damals, da sie zufällig mit staatsgefährlichen Umtrieben verwoben wurde, für die Regierungen manche bedenkliche Seite darbieten. Dennoch sagt Arndt voll freudiger Zuversicht: „Das Gericht dieser Welt ist nicht immer das Gericht Gottes; aber ich hoffe, Gott und der König und die Fürsten werden das Turnwesen bestehen lassen, wie klein und verächtlich Gewisse es auch machen möchten; eine erfreuliche Erscheinung der Zeit, woraus, wenn es in würdigen Händen bleibt und sich vor den Augen alles Volks immer einer würdigen Oeffentlichkeit befleißiget, immer etwas Tüchtiges hervorgehen muß."

Die Anklagen gegen die Turnkunst faßt er in folgende zusammen: 1) „Das Turnen schadet den Leibern mehr, als es sie stärkt: es schwächt die Gesundheit, 2) es schadet den guten Sitten, 3) es ist unchristlich, 4) es bildet ein freches, wildes, aufrührerisches Geschlecht, das dem Staat gefährlich ist; die Turnplätze sind die Katheder, wo Lehren ausgesäet werden, die einmal alles umkehren müssen."

Hören wir, was sich gegen diese Anklagen einwenden läßt. Die erste ist schon jetzt durch vielfache Erfahrungen so widerlegt und entkräftet, daß es Zeitverlust wäre, nur noch ein Wort

Digitized by Google

derselben zu verlieren, um zu beweisen, daß das Turnen denn doch die Gesundheit befestige und den Körper kräftige. Anders verhält es sich mit der nahe liegenden Behauptung der Gefährlichkeit vieler körperlichen Uebungen. Freilich schließt keine körperliche Bewegung, sey sie nun auch welcher Art sie wolle, eine gewisse Gefährlichkeit aus; daß demnach auf Turnplätzen Arm- und Beinbrüche, Verrenkungen, ja selbst Todesfälle eben so gut vorkommen können, als sonst im gewöhnlichen Leben, ist so natürlich als etwas; dennoch wacht Gott sichtlich über den Turnanstalten, und die Fälle schwerer Verletzungen sind äußerst selten. Arndt sagt in dieser Beziehung: „Gott hat die Anstalt gegen ihre Feinde schützen wollen und solche Zufälle verhütet. Nun will man hier gerade tückisch zählen und rechnen, was anderswo nie gezählt und gerechnet wird. Geh' nach dem ersten Dorfe und Flecken, wo in allem nur dreißig oder fünfzig Knaben und Jünglinge leben, und der eine fällt von einem Aepfelbaum und bricht den Hals, der andere stürzt in einen Teich und ersäuft, der dritte balgt und ringt sich mit des Nachbars Sohn und bricht Arm und Bein entzwei, der vierte läuft Schlittschuh, fällt durchs Eis und ertrinkt; so daß man in einem so kleinen Neste in einem Jahre oft drei, vier unglückliche Tode und Beschädigungen zählt. Und wenn nun hier auf den Turnplätzen der Zufall einmal wirklich sein trauriges Recht behauptete, könnte man das der Anstalt und den Männern, die sie leiten, zurechnen? Man sagt: wo Bäume gehauen werden, da fallen Späne — nun gut! so scheltet nicht wie über etwas Gräuliches und Ungeheures, wenn Menschen untergehen, wo Menschen im frischesten Leben lebendig sind. Denn würden einige durch solche Uebungen selbst früh aufgerieben (allerdings immer solche Einige, die in einem siechlichen und kümmerlichen Leben ihnen selbst und der Welt spätethin doch nur zur Last gewesen wären), so wird die Mehrzahl dadurch doch frischer, kühner, gewandter, gesunder und lebenslustiger, als sie bei dem kümmerlichen Ofenhucken, trüblichen Stubensitzen oder dämmernden Herumtreiben geworden wären."

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Gernsbach, 10. März.) Heute früh nach 7 Uhr schlug der Blitz in die Thurmspitze der katholischen Kirche dahier, und zündete das Gebälk in der obersten Zusammenfügung an, das Feuer konnte jedoch vermittelst kleiner Handspritzen schleunig wieder gedämpft werden; mit größeren Spritzen wäre sowohl wegen des engen Raums, als wegen der beträchtlichen Höhe nicht beizukommen gewesen.

Der königl. würtemb. Hofschauspieler Hr. Feodor Löwe, geschätzt durch viele seiner lyrischen Dichtungen, steigt bei der Stuttgarter Bühne rasch aufwärts. Am verflossenen Montage spielte er den „Paul" mit Beifall. Derselbe erhielt ebenfalls kürzlich für die Ueberreichung des zur 25jährigen Regierung gedichteten und auf der Hofbühne gesprochenen Gedichts von Sr. Maj. einen prachtvollen Brillantring mit dem Namenszug des Königs in Brillanten.

Der großh. bad. Hofkapellmeister Vincenz Lachner in Mannheim wird als Kapellmeister der deutschen Oper nach London gehen.

Donizetti's neuere Oper: „la fille du regiment", macht mit der deutschen Uebersetzung von Gollmick — des Regiments Tochter — nicht allein ihre Runde auf vielen Bühnen Deutschlands, sondern ist auch eine Repertoir-Oper in Brüssel, und sogar ins Spanische übertragen worden.

Deutschen Blättern zufolge ist Halevy's „Königin von Cypern" von der Leipziger Bühne angenommen und wird demnächst zur Aufführung kommen, wenn sie nicht wirklich schon gegeben wurde. Ist von Seiten des französischen Dichters des Verraths an unserem deutschen Landsmann Franz Lachner nicht schon genug begangen worden, müssen seine Compatrioten ihn auch noch auf diese Weise kränken? Lachners Katharina Cornaro, Königin von Cypern, ist nach einstimmigem Ausspruch der Kunstkenner ein deutsches Meisterwerk; es erfreut sich in München seit seiner ersten Aufführung am 3. Dez. v. J. fortwährend eines großen Beifalls, es ist nun eine Zugoper geworden. Was verlangt man mehr, um bei dem jetzigen Mangel an durchgreifenden deutschen Opern nicht mit beiden Händen darnach zu fassen? Auch haben bereits Berlin, Hamburg, Braunschweig, Prag und Mannheim die Oper an sich gekauft, und mit noch andern deutschen Theatern steht der ehrenwerthe Componist in Unterhandlung. Man sieht, daß man sich bestrebt, ihn auf diese Art zu entschädigen. Wenn Leipzig dieses Beispiel von Jmpietät gibt, so wird demselben hoffentlich zur Ehre des deutschen Charakters gewiß keine andere deutsche Bühne folgen.

Neuerdings ist nicht fern von Grünberg eine ganze Ladung Frachtgüter, größtentheils Twistballen, ein Raub der Flammen geworden, wovon nicht das Mindeste gerettet werden konnte, weil ein auf dem Wagen befindliches Faß Rum dem Feuer kräftige Nahrung gab. Die Ursache über das Entstehen des Feuers läßt sich um so schwieriger ermitteln, als der Fuhrknecht aus Verzweiflung über das Unglück, und weil ihm erst die Reise zuvor einige 50 Thlr. gestohlen worden waren, sich unfern der Brandstelle erhängt hatte. Zuvor schien er sich vergeblich bemüht zu haben, den Wagen in den Chausseegraben stürzen zu wollen, um das Feuer möglichst zu unterdrücken; es gelang ihm indeß nur mit eigener Gefahr, die Pferde zu retten, wovon mehrere Brandwunden an seinem Körper Zeugniß geben. — Von den Gütern war leider nur der geringste Theil versichert, welcher Umstand dem vorsichtigen Kaufmann wohl Veranlassung geben sollte, die geringe Assecuranz-Prämie nicht zu scheuen, um sich dadurch vor großen Verlusten zu bewahren.

Die Lords von Großbritannien, die in dem Oberhause sitzen, bilden eine sehr ehrwürdige Versammlung, denn Einer von ihnen, Lord Lynedoch, ist über 90 Jahre alt; sechszehn seiner Collegen zählen über 80 und ein und vierzig über 70 Jahre.

Die vor einigen Jahren so viel besprochene Tochter des Generals Morel, um deretwillen der Offizier Emil de la Rozeière vor die Assisen gestellt und zu zwanzigjähriger Haft verurtheilt wurde, hat sich seit dieser Zeit verheirathet, wird aber

Digitized by Google

ßt von ihrem Manne — als Ehebrecherin vor Gericht angeklagt.

Ein Pariser Uhrmacher hat ein Zifferblatt von Glas erfunden, das auf einer Glasröhre ruht und die Stunden anzeigt, ohne daß man ein Räderwerk, oder auch nur irgend eine Bewegung sieht, da sich nicht einmal die Zeiger bewegen. Das Geheimniß ruht in dem Fußgestelle, das wie eine gewöhnliche Uhr aufgezogen wird. Es treibt eine Röhre, die sich innerhalb der erstern befindet, und diese bringt die Glasscheibe in Bewegung, auf welcher die Stundenzahlen stehen.

Korrespondenz.

Vom Main, im März.

Unter den erfreulichsten Erscheinungen letzterer Zeit ist wohl die Regulirung des Münzsystems, besonders für den Kaufmannsstand, die wichtigste. Nichts wirkt störender auf den Handel, als ein ungeregeltes Münz- und Rechnungswesen. Wenn auch durch die Verrufung oder Herabsetzung geringhaltiger Münzen der handelnden Welt einige kleine Verluste zugefügt wurden, die vielleicht von andern Regierungen auf Staatskosten würden getragen worden seyn, so wird dieser Nachtheil tausendfach durch die Einheit und Gleichheit des Geldes ersetzt. Nicht wie in der Schweiz, wo ein Kanton die Münze des Nachbarkantons nicht anerkennt, wo man in Aarau schon an dem Gelde verlieren muß, das man sechs Meilen weiter annehmen mußte, nicht wie in Italien, wo man in Toscana die Münze nicht für voll annehmen kann, die man in Mailand an Zahlungsstatt angenommen, kann man nun getrost von Luxemburg nach Königsberg und von Harburg an den Bodensee reisen, alle diese Gegenden werden die gleiche Münze gleichmäßig anerkennen. Es sind nämlich die Gulden, Thaler, Doppelthaler ꝛc., die ich meine. Mit den Goldmünzen ist es aber in Deutschland nicht so der Fall. Ein jeder der größeren fremden Nachbarstaaten schlägt nächst den Silbermünzen auch Gold. Wer kennt nicht Frankreichs und Sardiniens 20-Francsstücke, Rußlands Imperials, Englands Sovereigns, Oesterreichs Ducaten, Hollands 10-Guldenstücke? Bei allen in letzterer Zeit statt gefundenen Münzkongressen hat man sich über die Regulirung der Goldmünzen in Deutschland nicht einigen können. Ein hochgestellter Staatsbeamte in Baden äußerte schon vor vielen Jahren die Meinung, in Deutschland könne man unmöglich Gold und Silbersorten tarifiren, da man keine fixe Norm des Werthes dieser zwei edlen Metalle finden und halten könne; da bis jetzt hauptsächlich Silbersorten in Deutschland in Umlauf wären, so müsse man auf das Münzen des Goldes gänzlich verzichten. Es ist wahr, tarifirt man das Gold, wie das in England der Fall ist, so ist das Silber einem Cours unterworfen; hat dagegen das Silber einen festen Preis, wie in Deutschland, so ist das Gold einem mehr oder weniger schwankenden Cours unterworfen. Um dies zu vermeiden, müßten die deutschen Staaten sich des Münzens aller Goldsorten enthalten. Dies ist aber nicht der Fall. In Würtemberg münzt man Ducaten à fl. 5 45 kr., in Baden Ducaten ohne festen Werth, in Darmstadt 10- und 5-Guldenstücke, in Preußen Friedrichsd'ors zu $5^2/_3$ Thaler, in Hannover und Altona münzte man bis jetzt Louisd'ors; da aber der Preis derselben so niedrig steht, so mußte man das Münzen derselben aufgeben, und beschränkte man sich, dieselben zu verrufen und solche von ihrem ursprünglichen Werth von $5^2/_3$ Rthlr. pr Ct. auf $5^1/_3$ Rthlr. herabzusetzen. Es versteht sich von selbst, daß die würtemberger Ducaten nur in Würtemberg, die darmstädter 10- und 5-Guldenstücke nur in den Landen des Großherzogthums Hessen, die preußischen Louisd'ors nur in Preußen angenommen werden. Sind diese Sorten außer dem Lande, in dem sie geprägt wurden, so sind sie mehr oder weniger dem Cours unterworfen. Ein Mitglied der hannoverischen Ständeversammlung äußerte kürzlich den Wunsch, man solle doch, da die einfachen Pistolen in vielen Gegenden seltener würden, entweder einzelne Pistolen prägen, oder wenigstens doppelte Pistolen in einfache umprägen. Auf der andern Seite ist es der Fall, daß eine andere Staatsregierung sich 10,000 Pistolen in Frankfurt ankaufen ließ, um daraus neue Goldsorten ihres Gepräges zu schlagen, hauptsächlich aber des besseren Gehaltes wegen, auf doppelte und einfache hannoverische Pistolen reflectirt. Zeigt dies nicht auf's deutlichste, welche Nachtheile ein ungeregeltes Münzsystem verursacht? Würde es nicht besser seyn, wenn ein und dieselbe Goldsorte in allen Ländern geschlagen würde, die die gleichen Silbersorten anerkennen? Hoffen wir, daß die Verschiedenheit der Goldsorten in Deutschland bei einem nächst kommenden Münzkongreß in Anregung gebracht wird, und daß diesem Mißstand auf eine zweckmäßige Weise abgeholfen werde.

Hamburg, 10. März.

Hamburg scheint in neuester Zeit ein Sammelplatz für große musikalische Talente werden zu wollen. Unmittelbar auf Moliqué folgte Ole Bull, der geniale, der melancholisch phantastische nordische Jüngling, der Alles entzückt und Alles bezaubert, der Liszt auf der Violine. Bei Ole Bull's Auftreten im Stadttheater war das Haus gedrängt gefüllt, er wurde mit Jubel empfangen. Der Eindruck, den sein Geigenspiel hervorbringt, ist deshalb so groß und wunderbar, weil er ein Sohn unserer Zeit ist im höchsten und besten Sinne; unsere Zeit mit all' ihren Wehen und Schmerzen, mit all' ihrem Drängen und Ringen, mit ihren Wünschen und Hoffnungen, sie tritt vor uns, festgebannt durch die Zauberweisen seines Spiels. — Auch ein bis jetzt minder bekannter Virtuose, der Däne Simonsen, wird hier erwartet. Rietzstahl haben wir bis jetzt im Theater zu hören nicht das Vergnügen gehabt, im philharmonischen Konzerte hat er mit Beifall gespielt. In demselben Konzerte hörten wir eine Symphonie von R. Schumann, der ebenfalls mit seiner Gattin hier verweilt. Die Symphonie, im strengsten Sinne zur neuromantischen Schule gehörend, fand nur spärlichen Beifall; Mad. Schumann, geb. Clara Wiek, dagegen hat sich längst den Ruf erworben, daß sie unter den Virtuosinnen die Oberstelle einnimmt, und bewährte durch ihre Leistung solches wiederum glänzend. Die geistige Auffassung des Weber'schen Konzerts war herrlich und ist der Liszt'schen Art beinah vorzuziehen, da sie der Intention des Tondichters mehr zu entsprechen scheint. Der Geiger Ernst, aus Warschau zurückkehrend, wird ebenfalls demnächst hier erwartet. Endlich haben auch die als Quartettspieler berühmten Gebrüder Müller uns zum nächsten April ihren Besuch zugesagt.

Logogryph.

Ich bin es, der Hülle
Und Kleider bescheert,
Ein Zeichen hinweg,
So werd' ich verzehrt.

Auflösungen in Nro. 71.

Charade: Eulenspiegel.
Homonyme: Die Granate.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 15. März. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abth., Musik von Bellini.

Mittwoch, 16. März. (Zum Vortheil der Mad. Frühauf und zum Erstenmale): Steffen Langer aus Glogau, oder: Der holländische Kamin, Originallustspiel in 4 Acten, mit einem Vorspiel: Der Kaiser und der Geiger, in 1 Act, von Charlotte Birch-Pfeiffer. — Abonnement suspendu.

Redakteur: J. P. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 75. Mittwoch, den 16. März 1842

Die Waise von San Lucar.

Eine Novelle aus der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, von ***

(Fortsetzung.)

„Wir sind verloren," sagte mit der Kälte resignirender Verzweiflung der Schiffshauptmann, „wenn uns nicht die Allmacht Gottes wunderbar schützt." Jetzt betete Alles, selbst Leute, die niemals gebetet hatten, und die Todesangst zeigte sich in allen Abstufungen.

Und es war so. Der Himmel hatte Erbarmen mit dem Wracke und den Unglücklichen, die es kümmerlich barg. Doch als der Sturm sich gelegt, zeigte sich bald eine andere Gefahr. Das Wrack hatte so sehr gelitten, daß es nicht mehr hielt; die Lebensmittel waren so verdorben, daß sie nicht mehr genießbar waren. Der Hunger bedrohte jetzt das Leben der Armen, das kaum dem Tod in den Fluthen entgangen war. Und sie waren noch weit vom Lande. Stumme Verzweiflung zeigte sich überall wieder.

Am Frühmorgen des folgenden Tages gewahrten sie ein Segel. Nothschüsse thaten dem Schiffe kund, daß man seine Hülfe anrufe. Bald gewahrten sie, daß das, wie es schien, kreuzende Schiff seinen Kurs änderte und gerade auf sie zukam.

Als jedoch der Schiffshauptmann das Schiff genauer betrachtete, rief er mit Entsetzen: „Es ist ein Seeräuber!"

Der Schrecken war unbeschreiblich; allein es blieb keine Wahl, und nach etwa einer Stunde sandte der Freibeuter, von denen damals die westindischen Meere wimmelten, sein wohlbemanntes Boot ab, zu sehen, wie es um das Wrack stehe. Die Mannschaft wurde gefangen genommen, die Pinasse von dem Gute, das noch brauchbar war, geleert und Alles auf das Schiff geführt.

Als sie dort ankamen, wurden sie gemustert. Auf der athletischen Gestalt Antonio's ruhte des Befehlshabers Auge mit Wohlgefallen.

„Führt den Mönch auf das Wrack zurück," befahl mit unmenschlicher Grausamkeit der Pirate, „dort mag die Eule ihren Rosenkranz heulen, bis er oder sie zu Ende ist."

Fray Clemente erblaßte, und senkte, ohne ein Wort zu reden, das Haupt in demüthiger Ergebung.

„Halt," schrie Antonio, „so laßt mich mit ihm. Ich will mit ihm sterben."

„Schweig, alberner Junge," herrschte ihm der Pirate zu. „Willst Du Dein junges Leben an das abgelebte dieses Nachteule knüpfen?"

„Das will ich!" sprach bestimmt der Jüngling.

Der Pirate sah ihn mit Erstaunen an. „Du bist sehr keck," fuhr er auf. „Weißt Du, daß Du hier nichts zu reden, blos schweigend zu gehorchen hast? —"

„Stürzt mich in's Meer, wenn ich schweigen soll; aber so lange ich lebe, will ich mich widersetzen, wenn schnöde das Alter mißhandelt wird. Was that Euch der Greis? Nehmt ihn mit an eine Insel und setzt ihn an's Land; nur übt diese teuflische Grausamkeit nicht aus!"

Fast schien es, als mache das Wort Eindruck. „Laßt ihn hier," sprach der Pirate; „aber das sage ich Euch, wehe dem, der es noch ein Mal wagt, dann noch eine Sylbe zu reden, wenn ich einen Befehl gegeben habe! Merkt Euch das!"

Ein Blick des tiefsten Dankes suchte Antonio, und fand sein mild lächelndes Angesicht, und in einer Menschenseele mehr stand sein Andenken in Segen.

In jener Zeit und schon früher war der zahlreiche Verkehr europäischer Nationen mit Amerika unbemerkt um eine Geißel reicher geworden, und um eine Geißel, die sie sich selber schafften.

Diese Nationen, Frankreich, England, Holland, Spanien und Portugal gaben an Amerika in der Regel eine Menge von Abenteurern, ihren Auswurf, konnte man sagen, ab. Diese Menschen wollten im Lande des Goldes ihr Glück machen und das Eldorado finden, welches die Spanier so lange gesucht und doch nicht gefunden hatten.

Gesetz und Ordnung feind, fand jede gesetzliche Obrigkeit in ihnen eine oft geheime, oft offene Opposition, und wollte sie der Arm des Gesetzes erreichen, so boten die zahlreichen Schlupfwinkel des westindischen Archipelagus so vielfache Gelegenheit, sich zu verbergen, die sich hier naheliegenden Landesgebiete eine so sichere Gelegenheit, der Verfolgung aus dem Wege zu gehen, daß die Bestrafung eines Verbrechers eine Seltenheit war.

Unter diesen Umständen konnte es kaum fehlen, daß sich die Flüchtlinge an einzelnen Orten häuften, daß sie sich zu Genossenschaften zusammen thaten, wie die Bukanier und Flibustier auf Tortuga und andern kleinen Inseln. Neben dem Schleichhandel trieben diese Menschen Seeraub; überfielen einzelne Niederlassungen oder ganze Inseln, raubten und brannten Alles nieder, was in ihrem Wege lag.

Insbesondere war es Spanien, das sich den Haß dieser

Digitized by Google

Freibeuter zugezogen hatte. Mit einer Keckheit und einem Muthe, der wohl eines edleren Zweckes würdig gewesen wäre, verfolgten sie den spanischen Handel, daß er kaum mehr gedeihen konnte.

Seit Ramon de Quevada in Cuba sein eisernes Scepter führte, war die Zahl dieser Gesetzlosen auf eine schauderhafte Weise vermehrt worden. Seine strengen Gesetze, seine habsüchtigen, nur seinen Vortheil bezweckenden Verfügungen, Verbote und Monopole riefen den Schleichhandel mehr denn zu irgend einer Zeit in's Leben, und vermehrten das Piratenwesen zum Verderben alles Handels.

Die Pinosinseln und die kleinen Jardines oder Jardinillos, welche zwischen Cuba und dem Festlande von Amerika liegen, waren damals noch mit dem undurchdringlichen Dickigte des Urwaldes bedeckt. Kaum die buchtenreichen Küsten dieser Eilande kannte man. Bei den nur auf Gewinn im Großen zielenden Bestrebungen verachtete man das Benutzen des vorhandenen Kleinen, und gab dadurch eben Veranlassung, daß auf diesen Eilanden sich die Banden der Schleichhändler und Piraten sammeln und festsetzen konnten. Ihre kleinen und leichten Galeeren, vortreffliche Segler, ihre Caravelen, ganz geeignet, hinter dem Deckmantel friedlichen Anscheins die verbrecherischen Plane und Mittel zu verbergen, fanden in den kleinen waldbedeckten Buchten der genannten Eilande eben so versteckte als sichere Häfen, wo sie ihre Niederlagen hatten und das wüste Leben trieben, das sie charakterisirte.

Auf der Pinos-Insel landete die Galeere, welche Antonio und seine Gefährten gefangen genommen hatte, nach einer mehrtägigen Fahrt, die durch keinerlei Unfall mehr gestört worden war. Es war ein eigenthümlicher, für Antonio und seine Leidensgenossen ganz neuer Anblick, welcher sich hier ihren Blicken darbot. Der Hafen oder vielmehr die als Hafen dienende Bucht war nach innen sehr weit, während nach außen der Eingang so enge war, daß unter sehr günstigen Verhältnissen ein Schiff von größeren Umrissen einlaufen konnte. Beide Arme des Landes, welche diese Bucht umschlossen, waren von Bäumen bedeckt, deren ungeheure Größe nur eine Vegetation wie die Westindiens hervorbringen konnte. Durch diesen Baumwuchs bedeckt, ahnte Niemand, daß hier ein Hafen sich befinde, den herrlicher die Kunst der Menschenhand nicht schaffen konnte, und daß unter diesen Bäumen eine kleine, in ihren Lebensverweisungen freilich nicht mit dem Maßstabe strenger Sittlichkeit zu messende Welt sich bewege. Mit erstaunten Blicken sah Antonio hier fünf bis sechs Schiffe der Art liegen, wie das war, welches die Pinasse geplündert hatte; aber noch mehr erstaunte er, als er das Ufer des Hafens mit Hütten bedeckt sah, die aus übereinandergelegten Baumstämmen, bald größer, bald kleiner, je nach Bedürfniß oder Lust erbaut waren, und unter diesen regellos an dem aufsteigenden Terrain erbauten Wohnungen eine Menschenmasse aller Farben und, wie es schien, aller Nationen im wilden Tumulte sich bewegte. Ein gellendes Hurrahgeschrei wirbelte in die Lüfte, als die Galeere stolz in den Hafen einlief, welches von der Equipage des Schiffes selbst erwiedert wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Arndt über das Turnwesen.

(Fortsetzung.)

Das Turnwesen schadet den guten Sitten, dies hörte man früher häufig, neuerdings seltener einwerfen. Man sagt, die Buben werden wild, rauh, trotzig, unfleißig. „Es gibt allerdings sehr zahme, schwächliche, stille und schweigsame Büblein und Jünglinge, die man artige Kinder zu nennen beliebt, die sich von einem Stuhl auf den andern setzen, die von einem Zimmer ins andere schleichen, die von einem Buche auf das andere fallen, und dem Vater und Lehrer auch kein Blumenbeet und keinen Apfelbaum stören. Will man solche, will man diese Unglücklichen, deren fröhlicher Lebens- und Freiheitstrieb von Kindauf zerknickt ward und die nachher als Jünglinge mit der Bleichsucht und dem Blödsinn durchs Leben schleichen, so liefert der Turnplatz von dieser Art freilich nichts. Denn eben dieses zahme, sitzende, grübelnde, grämelnde und dämmernde Leben zu vertreiben und die jungen Menschenpflanzen an Licht und Luft zum Bewußtseyn des Lebens und zum Gefühl der Gesundheit und Freude zu bringen, ward er eröffnet. Daß fröhliche Buben wohl mal einen Muthwillen und einen Trotz mitlaufen lassen, und um so mehr, in je größeren Schwärmen sie mit einander sind, ist das natürlichste aller Dinge, und dafür, wann es zu schlimm wird, gibt es Zucht und Strafe." Im Uebrigen weiset Arndt die Beschuldigung frechen und sittenlosen Uebermuths und wilden Wesens, das die Ruhe rechtlicher und stiller Leute störe, entschieden zurück, und es dürfte allerdings schwer werden, in dem offenen und frischen Treiben der turnenden Jugend etwas der Art in der Masse zu finden; einzelner Sauerteig scheidet sich von selbst gar bald aus. Unfleiß ist bei einem kräftigen Knaben und Jünglinge eine Seltenheit; bei dem heutigen Stande der Dinge ist eine Widerlegung dieses unsinnigen Vorwurfes überflüssig.

Das Turnen sey ein unchristlich Ding, klagen Manche. Was Arndt in dieser Beziehung sagt, ist so treffend und wahr, daß wir es uns nicht versagen können, die ganze hierher gehörige Stelle einzuschalten: „Sie klagen, das Turnwesen habe nichts anders im Auge als jene rohen, wilden und trotzigen Helden, welche das Heidenthum loben konnte, welche aber der christlichen Milde und Demuth völlig fremd sind und ewig fremd bleiben müssen. Ein leiblicher Stolz, eine übermüthige Frechheit auf äußere Dinge und äußere Vorzüge, ein Trotz auf Leibesstärke, die doch etwas so Nichtiges und Vergängliches, das sey die Wirkung und das Ziel des Turnwesens. Das möge sich einst für die Rennbahn bei Pisa und Korinth und für die gräßlichen Spiele in Rom geschickt haben, aber unsere Zeit könne solche Gladiatoren und Gaukler nicht gebrauchen. Wenn das bei solchen einreiße, die einst Professoren, Priester, Richter und Beamte werden sollen, was werde dann aus dem künftigen Geschlechte werden? werde nicht eitel Rohheit, Frechheit, Frevel und Uebermuth endlich in die Deutschheit fahren, welche die Turnmeister immer im Munde führen? Ich läugne nicht, es wäre sehr schlimm, wenn an diesen Beschuldigungen etwas wäre, wenn Eitelkeit, Hochmuth, Trotz, Frechheit und ein wildes und rohes Wesen, kurz wenn etwas Gladiatorisches aus diesen Ringschulen hervorgehen könnte. Denn der jetzige Mensch, je ringfertiger und schlagfertiger er ist, desto mehr muß er der Stille und Bescheidenheit und der christlichen Freundlichkeit und Demuth er-

Digitized by Google

mahnt werden. Denn nichts ist widerlicher als der Anblick eines Jünglings und Mannes, der eine ausgezeichnete Leibesstärke, Gewandtheit und Ringfertigkeit besitzt und damit prahlet und trotzet. Je stärker, desto stiller; je waffengeübter, desto sanftmüthiger — das ist das Bild des christlichen Jünglings und Mannes. Wer durch Sittlichkeit, Fleiß, Bescheidenheit, Züchtigkeit und Kenntnisse nicht ausgezeichnet ist, der darf damit nicht stolzieren, daß er ein geschickter Ringer, Fechter und Turner ist. Dies ist aber auch, soviel ich weiß, die Lehre der Turnplätze. Das ist gewiß, daß alle Anstalten, wo viele versammelt werden, besonders solche, wo das Leibliche und leibliche Fertigkeiten und Geschicklichkeiten gezeigt und geübt werden, leicht einen wilden unbändigen Sinn, einen trotzigen und stolzen Fechter- und Gladiatorensinn erzeugen könnten, wenn die Vorsteher und Meister nicht ernste, strenge und christliche Männer wären. Aber mir däucht, wie die Sachen jetzt noch stehen, braucht man nicht zu zittern, daß die alten deutschen Hünen in den Thierhäuten und Leute, wie Milon, Maximinus Thrax und Goliath weiland waren, sobald wie die Pilze hervorschießen werden. Dafür ist durch anderes genug gesorgt und mancherlei hindert die jungen Bäume, daß sie nicht in den Himmel wachsen. Und daß ich aufrichtig meine Meinung sage, wie unsere Sitten und unsere Art und Leben sind, immer ist eher zu fürchten, daß wir zu faul und weichlich werden, was wohl das allerschlechteste Christenthum ist, als daß ein zu hartes, wildes und rauhes Menschengeschlecht aus der jetzigen Jugend erwachse."

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Salzburg, 8. März.) Heute wurden der Erde die irdischen Reste einer Frau zurückgegeben, welche das Glück hatte, die Lebensgefährtin des größten Meisters der Tonkunst zu seyn. Die Wittwe Mozart ward vorgestern durch einen schlagähnlichen Anfall im 85. Jahre diesem Leben entrückt. Tief ergriffen sie die vielen Beweise dankbarer Anerkennung, welche in den letzten Jahren für ihren zu frühe dahingeschiedenen Gemahl an den Tag gelegt wurden. Besonders sehnte sie sich, noch den Tag zu erleben, an welchem ganz Deutschland die Verdienste ihres Mannes durch Errichtung eines Denkmals öffentlich aussprechen würde. Allein ein Höherer fügte es anders. Sie konnte nicht einmal die Modelle mehr sehen, welche dieser Tage angekommen sind. Wie Bayern in Verherrlichung des Namens Mozart immer voranleuchtete und zu dessen Monument große Beiträge geliefert hat, eben so zeichnet es sich wieder darin aus, den Tag der Aufstellung so festlich und interessant wie möglich zu machen. Es verbreitet sich nämlich die angenehme Kunde, daß eine große Anzahl der Mitglieder der k. Hofkapelle von München seinerzeit hier eintreffen werde, um der Aufstellung des Standbildes beizuwohnen. So wird der 14. Sept. die namhaftesten Compositeure und Tonkünstler unserer Zeit in hiesiger Stadt vereinen, und die verschiedensten Richtungen der neueren Musik in Spohr, Lachner, Thalberg, Liszt, Strauß, Lanner u. a., auf deren Anwesenheit man zählt, ihre Repräsentanten finden.

(Sonderbarer Fall.) Am 5. Februar l. J. ging ein 17 Jahre alter Taubstummer, mit Namen Johann Wagner, Mittags von Redwitz aus nach dem zwei Stunden davon entfernten Städtchen Lichtenfels, mit Waaren, die für ein israelitisches Handlungshaus bestimmt waren, und wird seitdem vermißt. In einem Gasthause außerhalb Lichtenfels (auf dem Rückweg), in welchem er, ohne sich aufzuhalten, ein Glas Bier zu sich nahm, hat sich sein ganz besonderer Dienstfeifer zuletzt noch hervorleuchtend bekundet. Es wurde ungesäumt und mit der genauesten Sorgfalt die im Schnee getretene Bahn durchsucht, welche beide Orte verbindet, um eine Spur zu finden, die entweder auf verübte Gewaltthat führen, oder ein Verunglücken hätte entdecken lassen können; diese Mühe war ohne Erfolg, so wie die Spähe mehrerer Boten in verschiedenen Richtungen Oberfrankens auf Privatkosten. Am 7. desselben Monats wurde die Sache bei dem königlichen Landgerichte Lichtenfels zur Anzeige gebracht, und um Mithülfe gebeten; vereintes Zusammenwirken gab bis jetzt, nach 32 Tagen, kein Resultat. Der Genannte, von ganz armen Eltern, wurde aus dem Institut für Taubstumme in Baireuth nach 6 Jahren eines gewiß höchst mühevollen Bestrebens im eigentlichen Sinne der Welt gegeben, die schlafenden Empfindungen und Gefühle im Menschen zum Guten in ihm geweckt, und was die Zunge ganz ihm versagte, in eine gewandte Hand gelegt zu Mittheilung und vernünftigem Austausch. Er war der Menschheit Schuldner, und schien seine Verpflichtung lösen zu wollen durch Fleiß und sittliches Betragen. Sein Tod wäre daher sehr zu beklagen, mehr aber sein Leben, wenn die Folgen einer momentanen Verirrung so vielen Fleiß, so viele saure Mühe nach und nach wieder vernichten würden. Was eine begränzte Gegend mit lebhafter Theilnahme erfüllt, sey hier der Oeffentlichkeit übergeben, in der Absicht, über den Verschollenen Näheres zu erfahren.

Bei der Anstalt für Glasmalerei in München ist für die neue Isaakskirche in Petersburg ein Glasgemälde bestellt worden, das die mit einer Glorie umgebene Gestalt des auferstehenden Heilandes darstellt und die von ähnlichen Kunstwerken noch niemals erreichte Höhe von dreißig Fuß erhält.

Frankfurter Theater.

Am 6. März wurden die »drei Tage aus dem Leben eines Spielers«, nach dem Französischen des Dutange, wieder einmal gegeben. Von Seiten der Aesthetik ist zwar viel gegen dies mit grellen und blutigen Farben geschriebene Drama einzuwenden und wir wollen weder ihm, noch dieser Gattung eine Lobrede halten; jedoch muß man es ihm lassen, daß es die Zuschauer zu spannen, zu fesseln und zu erschüttern vermag und daß sowohl seine Anlage, wie seine Aufführung für das Talent des Verfassers sprechen, obwohl er die Gränzlinie der Schönheit überschritten hat. Indessen mag dies Drama schon darum auf den Repertoiren bleiben, weil es eine kräftige Warnungstafel gegen eines der verderblichsten Laster, gegen das der Hazardspiele, ist. Alte Spieler wird es freilich nicht bessern, aber jungen kann es vielleicht noch zur rechten Zeit zu einem heilsamen Abschreckungsmittel werden. Um solcher Tendenz willen mag man dies Drama gut heißen und sollte man es namentlich während der Badesaison an Kurorten, wo Spielbänke floriren, einmal jede Woche zur Aufführung bringen. — Bei einer sehr guten Aufführung gefiel das Drama. Die Rollen des Georg von Germany (Hr. Batson), des Dallwil (Hr. C. Schneider) und der Amalie (Mad. J. Hoffmann) wurden mit so viel Wahrheit und Natur dargestellt und in allen Momenten so effektvoll und erschütternd festgehalten, daß man

Digitized by Google

sich in die Wirklichkeit versetzt glaubte. Da die Charaktere durch mehrere Lebensstadien geführt und in den verschiedenartigsten Situationen gezeigt sind, so lassen sie dem Talente der Darstellen viel Spielraum und sind als ein Prüfstein desselben zu betrachten. — Hr. H. Schneider gab die Rolle des Albert mit vieler Natürlichkeit und warmer Empfindung. Auch die kleineren Rollen wurden so gegeben, daß man die Vorstellung mit vollem Rechte als eine vorzügliche und bald zu wiederholende bezeichnen darf.

Am 7. wiederholte man den politischen Zinngießer, der nicht recht ansprechen will, und am 8. die verhängnißvolle Wette, die man uns allzu oft vorführt, obwohl Hr. Watson die Hauptrolle trefflich darstellt. In dem Lustspiel A B C trat Hr. Lußberger, von Krankheit genesen, zum Erstenmale wieder auf und wurde sehr freundlich begrüßt. Wie wir vernehmen, befindet sich Hr. Lußberger bereits wieder unwohl und dürfte noch für einige Zeit unthätig bleiben, was wir sehr bedauern, da derselbe in's hiesige Repertoir so vielfältig eingreift, daß seine Krankheit sehr störend einwirkt.

Das Opernrepertoir brachte uns Gluck's Iphigenia, Mozart's Don Juan und Méhûl's Jacob und seine Söhne in Egypten. Iphigenia wird von Freunden der ernsten, klassischen Musik gerne gesehen. Bringen Aufführungen klassischer Werke der Direktion auch nicht immer reiche Geldernten, so machen sie ihr doch Ehre, und die muß auch gelten. Ein Theater bedarf der Ehre und des moralischen und ästhetischen Kredits eben so sehr, als des Geldes. — Don Juan machte ein volles Haus. Der neuen Einstudirung Manches zu gut haltend, wollen wir von einer Vorstellung schweigen, die keine glänzende gewesen, bei nächster Wiederholung aber besser werden und sicheren Schrittes gehen wird. Am 13. d. Mts. wurde uns der lang entbehrte Genuß, Méhûl's treffliche Oper: Jacob und seine Söhne in Egypten wieder zu sehen. Wie wohlthuend ist nach Anhörung so vieler Klingklang- so vieler Lärmopern diese einfach rührende Musik! Nichts ist hier gehaltlos und aufgeblasen, nichts auf eine exzentrische, drängstigende Spitze getrieben. Alles folgt dem Zug der Seelenbewegung, edel und klar, kräftig und warm, in der Leidenschaft nicht tobend und in den zärteren Regungen nicht verschwimmend. Wie ist diese Musik immer von der tiefsten Charakteristik begleitet! Von Simeons reuiger Verzweiflung bis zu Benjamins holder Kindlichkeit, von Jacobs väterlicher Sehnsucht bis zu Josephs geläuterter edler Milde ist alles bis in die kleinsten Schattirungen wahr, — und dabei wird das ganze Kunstwerk von dem milden Hauch einer hohen Ruhe und eines geweihten Friedens durchzogen und schließt sich dadurch dem frommen Ernste des Sujets vollkommen an. Diese Oper muß jedem Kenner und Freunde des Schönen einen reinen, ungestörten Kunstgenuß bereiten. — Die vier Hauptrollen, die Jacob, durch Hrn. Wiegand schön gesungen und gut dargestellt, des Benjamin, dessen harmlose Kindlichkeit und rührende Herzenssprache Dem. Capitain so glücklich erreichte, des Simeon, den Hr. Nork trefflich und ohne Uebertreibung oder Effekthascherei charakterisirte, des Joseph, den Hr. Gaspari mit seiner zarten und lieblichen Tenorstimme theilweise sehr schön sang, obwohl ungenügend darstellte, sind sehr dankbare Partieen. Hr. Gaspari möge sich befleißigen, der Darstellung des Joseph mehr Interesse zu verleihen, eine freilich nicht leichte Aufgabe. Hr. Nork bekundete sich heute als einen so gediegenen Charakteristiker, daß wir sehr wünschen, ihn unserer Oper für das Fach der Spieltenore und Tenorbuffo's erhalten zu sehen. In solchen Partieen, die keine großen Stimmmittel erfordern, wird man Hrn. Nork sehr zweckmäßig verwenden können.

Dem. Lindner hat in diesen Tagen ihren Kontrakt erneuert und wird unserer Bühne verbleiben, welches zu erfahren den Theaterfreunden gewiß angenehm seyn wird. Am Charfreitage wird Rossini's Stabbatmater, von welchem in letzterer Zeit in öffentlichen Blättern so viel gesprochen worden, in unserm Schauspielhause vorgetragen und am Ostersonntag die Wiederholung der von Hrn. Kapellmeister Guhr arrangirten historischen Konzert-Academie, die so freundliche Aufnahme gefunden hat, veranstaltet werden. Am zweiten Ostertage wird die Oper Don Juan gegeben. W.

Korrespondenz.

Mainz, 13. März.

Um die Unbequemlichkeiten und Nachtheile zu beseitigen, welche mit der Herstellung der hiesigen Rheinkehle verbunden sind, ist, sicherm Vernehmen zufolge, eine freundliche Uebereinkunft zwischen der Genieldirektion und der städtischen Behörde zu Stande gekommen, die nicht nur so viel möglich die Privatverhältnisse berücksichtigt, sondern der Stadt auch für die Opfer, die sie zu bringen hat, Entschädigungen sichert. Der vollständigen Regulirung des Rheinquais und der Rheinstraße steht nach Annahme des desfallsigen Plans nichts mehr im Wege und alle Vorkehrungen gehen dahin, daß die Lage der Stadt, ihr Nutzen, ihre Schönheit und Annehmlichkeit volle Berücksichtigung finden werden. In nähere Details einzugehen, ist uns für diesmal nicht gestattet, da die Entscheidung der Behörden noch nicht gegeben ist. — Die Weinversteigerungen, welche sich seit 14 Tagen hier folgten, sind nun beendigt; beiläufig 350 Stücke sind ausgeboten worden und fanden beinahe ohne Ausnahme Steigerer oder Käufer zu guten Preisen, wenn man losschlagen wollte. Manche der bessern Jahrgänge kamen ungewöhnlich theuer. Die Weine der Frau v. Herding von Nierstein, die des Hrn. Molthan von Bodenheim und des Hrn. Engel von Kostheim und Hochheim erhielten die höchsten Preise. Die Frau v. Herding, zu deren Versteigerung sich viele Frankfurter Weinhändler eingefunden hatten, war sehr bevorzugt; sie schlug einen Zulast 1827er Wein, der auf 1000 fl. gekommen war, nicht los; das beste Stück 1839er des Hrn. Moltdan ersteigerte der Gastwirth des Europäischen Hofs, Hr. Reis, für 661 fl; ein schönes Gebot für diesen Jahrgang! Hr. Engel, der noch mehrere Stücke 1834er zur Versteigerung brachte, erhielt, wenn wir nicht irren, für 29 Stück 15,500 fl. — Die Weine dieser drei Gutsbesitzer zeichneten sich durch Reinheit und die besseren Jahrgänge durch Bouquet, Süßigkeit und Feuer aus. In diesem Jahre werden hier nur wenige Weinversteigerungen mehr vorkommen, obgleich an Wein in vielen hiesigen Kellern noch kein Mangel ist und in der Nähe der Stadt noch manche schöne Lager vorhanden sind. Ein gutes Weinjahr, wie das von 1834, thäte uns jetzt aber doch Noth.

Frankfurt, 14. März.

Wie man mit wenigen Worten viel, unendlich viel sagen kann, und wie es nicht langer Phrasen oder gar dicker Bände bedarf, um eine körnige Wahrheit klar darzuthun, dies beweist eine kleine, dieser Tage erschienene Broschüre des Hrn. Dr. Heß, Oberlehrers der Bürger- und Realschule der israelitischen Gemeinde in Frankfurt a. M.: »Ueber die Bildung zur Humanität.« — Der Verfasser richtet seine »freundlichen Worte« an die Lehrer in Bürger- und Volksschulen, und, in der That! man kann dem Schulmann, dem es darum zu thun ist, »Menschen« im strengsten Sinn des Wortes heranzubilden, der nicht blos die Köpfe mit vielem, oft unnöthigem Wissen anfüllen, sondern auch die Herzen seiner Schüler veredeln möchte, keinen bessern Leitfaden in die Hand geben, als diese wenigen Worte des Hrn. Dr. Heß. Nicht die Ergüsse eines für Menschenwohl glühenden Herzens allein, auch die Erfahrungen eines gereiften, einer großen Anstalt seit 30 Jahren vorstehenden Schulmannes sprechen aus dem kleinen Büchlein, und nur das befangenste, von dem hie und da wieder spukenden Geist der Intoleranz angesteckte Gemüth könnte an dieser offenen, freimüthigen Sprache der Wahrheit etwas auszusetzen haben! — Ref. hält es für Pflicht, Schulmänner, so wie auch Eltern, denen die Erziehung ihrer Kinder mehr ist, als ein bloßes Vollpfropfen des Gedächtnisses mit unendlich vielen Lehrgegenständen, auf die herrliche Broschüre aufmerksam zu machen. Er vermeidet es, hier Auszüge zu geben, da er die, in dem ohnehin kleinen Schriftchen mit gedrängter Kürze ausgesprochenen Wahrheiten nicht aus dem Zusammenhang reißen und so der nothwendigen Klarheit berauben möchte. E.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 16. März. (Zum Vortheil der Mad. Frühauf und zum Erstenmale): Steffen Langer aus Glogau, oder: Der holländische Kamin, Originallustspiel in 4 Akten, mit einem Vorspiel: Der Kaiser und der Geiler, in 1 Act, von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 76. Donnerstag, den 17. März 1842

Die Waise von San Lucar.

Eine Novelle aus der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, von ***

(Fortsetzung.)

Während das Schiff vor Anker ging, und die Ausschiffung vorbereitet wurde, hatten Antonio und Fray Clemente, welche sich zusammengefunden hatten, Zeit genug, ein Bild des Lebens sich zu entwerfen, das in dieser Colonie geführt wurde, die kein Gesetz kannte, als den eigenen Willen. Schwarze und Weiße, und alle Zwischenfarben, welche diese Racenvermischung hervorbrachte, aber auch Rothhäute und ihre Abstammungen zeigten sich untereinander. Diese lagen da und bliesen den Rauch des Tabacks in die Luft, während ihnen der Becher gereicht wurde; Andere würfelten und spielten; wieder Andere schlenderten am Arme leichtfertiger Dirnen umher. Freilich sah man darunter wohl auch Leute, welche die Handwerke und Künste civilisirter Nationen übten.

Nach ziemlich langem Harren wurden endlich die Gefangenen ausgeschifft. Der Mönch war ein Gegenstand des ausgelassensten Spottes und Hohnes. Dirnen faßten ihn an und tanzten mit ihm; Andere setzten ihm Hut oder Mütze von ihrem eigenen Kopfe auf; noch Andere zupften an seinem ehrwürdigen Barte. Stille trug der Greis diese Mißhandlungen, und gerade dieses ergebene Ertragen bewirkte, daß sie bald in dem sie entehrenden Vergnügen ermüdeten.

Unter allen Gefangenen zog Antonio die Blicke auf sich. Man sah ihn mit Wohlgefallen, und hoffte an ihm eine Acquisition gemacht zu haben, die dem Vereine höchst vortheilhaft werden könnte. Ein kräftiger Mann, der irgend ein Amt hier zu bekleiden schien, trat zu ihm.

„Willst Du der Unsre werden, mein Junge?" redete er ihn spanisch an.

„Nein," sagte Antonio mit Unwillen. „Wer möchte einer Gesellschaft angehören, die ungestraft das ehrwürdige Alter mißhandeln läßt, anderer Dinge nicht zu gedenken!"

Der Freibeuter blickte ihn etwas erstaunt an. Solche Keckheit und Entschlossenheit mochte ihm selten bei Gefangenen vorgekommen seyn.

Antonio blickte ihm fest in's Gesicht.

„Du bist ein kecker Bursche," sagte der Freibeuter, und legte ihm seine Hand auf die Schulter; „aber Du gefällst mir. Solche Bursche können wir brauchen; doch darfst Du keinen Werth auf solche Possen legen! —"

„Wie," rief Antonio, „ist Euch die Religion eine Posse, das Mißhandeln ihrer Diener, das des ehrwürdigen Alters eine Posse? —"

„Närrchen," lachte der Freibeuter, „Du erhitzest Dich ohne Grund. Siehst Du, wir Leute von der freien Hand können uns mit dem, was Du Religion nennst, nicht befassen."

„Was hindert Euch daran, das Heiligste festzuhalten? —" fragte Antonio.

„Närrischer Junge," sprach der Freibeuter, „sieh' Dich hier um! Hier will man leben, und da paßt die nicht zu!"

„So ist Euer Leben ein strafbares!"

„Wo von Strafe die Rede ist, muß ein Gesetz gelten. Hier gilt keins, so fällt das von selber weg."

„Aber jenseits!" rief Antonio mit Entrüstung.

„Wir leben einstweilen diesseits," lachte der Andere. „Für das Jenseits mag Jeder sorgen, wie er's für gut findet; denn in diesem Betracht gehört er uns nicht an. Unsere Gemeinschaft ist nur für das Diesseits. Nun aber laß mir das gut seyn! Dir stelle ich eine zweifache Wahl: Gefangenschaft oder unsere Gemeinschaft."

„Mir stellt Ihr diese Wahl; welche stellt Ihr dem Priester dort? —"

„Keine," antwortete der Freibeuter, „denn er ist Gefangener oder —"

„Oder? —"

„Wir setzen ihn an einer unbewohnten Insel aus, damit er uns nicht verräth," entgegnete Jener.

„Das heißt, Ihr laßt ihn verhungern?"

„Da mag er zusehen!"

„Schändlich!" rief der Jüngling in wildem Zorn aus.

„Bst!" winkte der Freibeuter. „Laß Deiner kecken Zunge nicht allzuviel Spielraum. Meine Geduld hat auch ein Ende."

„Ist das Loos des Geistlichen unveränderlich? —"

„Das ist unser unabweisbarer Brauch!"

„So laßt ihn frei, und ich will an seiner Statt der Eurige seyn!"

„Du begreifst wohl, daß, Bedingungen stellen, unsere Sache ist, und nicht die Deinige!"

„Habt Ihr mir nicht die Wahl gelassen? So haltet mich denn nicht besser als den Greis; setzt mich mit ihm aus."

„Du bist ein Teufelskerl!" sprach, immer freundlicher werdend, der Freibeuter. „Ich muß Dir etwas zu Gefallen

Digitized by Google

thun! Höre, wenn der Mönch einen Eid schwört, uns nicht zu verrathen, so soll er frei seyn, wenn Du der Unsre wirst."

„Ich will ihn fragen; laßt mich allein mit ihm."

Der Freibeuter entfernte sich, und Fray Clemente trat zu Antonio. Er war Ohrenzeuge der Unterredung gewesen und kein Wort war ihm entgangen. Es standen Thränen in den Augen des Mönchs. Er drückte Antonio's Hand mit einer Wärme, welche Zeugniß von dem gab, was sein Herz empfand.

„Du bist ein edler Mensch, Antonio," sagte er mit tiefer Empfindung. „Gott wird Dir lohnen, was Du an mir, seinem armen Diener, was Du an einem alten Manne thust. O könnte ich Dir Gutes erweisen!"

Rasch durchzuckte Antonio ein Gedanke. Er faßte Clemente's Hand und zog ihn unter den Schatten einer Fächerpalme, wo er sich mit ihm niedersetzte. Hier enthüllte er das ganze schauerliche Geheimniß seines Lebens mit allen einzelnen Umständen unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses.

Niemand kann das Erstaunen des guten Fray Clemente fassen. Mancher Einzelumstände erinnerte er sich noch auf's genaueste, und die Wahrheit der Erzählung drängte sich unwiderstehlich seiner Seele auf. Allein in welchem Lichte erschien ihm der Abt José? War auch Manches geschehen, was ihn an der Heiligkeit seines Lebens zweifeln ließ, so kannte er ihn nicht; aber die Beziehungen zu Don Ramon de Quevada, die geheimen Instructionen, welche er empfangen, als er San Lucar verließ — das Alles deutete auf ein Geheimniß, welches zwischen Ramon und José bestand, wodurch Einer dem Andern hochverpflichtet war.

„Was soll ich für Dich thun, wenn ich frei werde durch Dein edles Opfer?" fragte endlich Clemente.

„Ich kam hierher," sprach Antonio, „um vor den Treulosen hinzutreten und mein gutes Recht zu fordern; um sein Gewissen zu wecken. Jetzt kann ich es nicht. Thut Ihr es, mein Vater, thut Ihr es, um Gottes und des heiligen Rechts willen."

„Das will ich, so wahr mir einst Gott helfe in meiner letzten Stunde!" sprach der Mönch.

„Und wollt Ihr den Freibeutern den Eid schwören?"

„Jetzt ja, weil ich ein großes Unrecht gut zu machen hoffe, und kein anderes Mittel vor mir sehe, es zu ermöglichen. Möge Gott mir vergeben, wenn ich Sünde thue!"

„In Gottes Namen dann!" rief freudig Antonio. „Ich bringe gerne das schwerste Opfer!"

„Noch Eins, mein Sohn," sprach der Mönch. „Wie gebe ich Dir Kunde, wenn ich es für nöthig erachte?"

Antonio sann nach. „Hört," sprach er dann; „ich besaß einst darin eine besondere Kunst, mich völlig unkenntlich zu machen. Es wird mir ja wieder gelingen und dadurch möglich werden, Euch nahe zu kommen."

„Woran aber erkenne ich Dich?"

„Wer Euch die Worte zuflüstert: Die Waise von San Lucar, der ist entweder mein Gesandter, dem Ihr trauen dürfet, oder ich bin es selbst."

Der Mönch drückte ihm innig die Hand, und beide gingen zu jenem Freibeuter, welcher zuvor mit Antonio verhandelt.

„Ihr habt lange kontrahirt," sagte er; „seyd Ihr einig?"

„Ja," sagte Antono fest, „ich bin der Eurige, und dieser Mönch wird unweit Havannah an's Land gesetzt."

„Das ist eine kitzliche Bedingung. Wer wird sie ausführen?"

„Ich selbst; gebt mir bewährte Leute mit," sagte Antonio, dem es ohnehin darum zu thun war, Sicherheit darüber zu erlangen, daß Fray Clemente seine Zusage völlig erfüllt würde.

„Gut," sagte der Freibeuter, der sich Ramirez nannte; „ich will selber das Wagestück mit Dir bestehen."

Clemente schwur einen fürchterlichen Eid, und am andern Morgen war eine Schaluppe bereit, sie aufzunehmen. Die Fahrt um die Spitze von Cuba ging glücklich von statten, und Clemente erreichte ohne Gefahr die Stadt, wo bereits die Kunde eingetroffen war, er sey umgekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Arndt über das Turnwesen.

(Fortsetzung.)

Für leicht gesagte, aber schwer zu begründende Worte erklärt Arndt die Anschuldigung, das Turnwesen bilde ein freches, wildes, aufrührerisches Geschlecht, das dem Staate gefährlich sey; die Turnplätze seyen Katheder, wo Lehren ausgesäet würden, die einmal alles umkehren müßten. — Die Zeit hat mittlerweile entschieden; überall regt sich ein lebendiger Sinn für jenes frische Leben. Behörden und Einzelne wirken und arbeiten zusammen an der Erhebung unserer theueren deutschen Jugend zu den Tugenden männlicher und sittlicher Kraft. Solcher Gewinn aber und solche Erndte gehört dem Vaterlande und seinen angestammten Verfassungen. Wehe dem Frechen, der es wagen könnte, mit frevelnder Hand diese Kräfte erschleichend und in geheimem Bunde für ehrsüchtige Zwecke zu mißbrauchen. Daß aber überhaupt niemals die Lehre der Turnplätze staatsgefährlich gewesen sey, das beweisen die vier Hauptsätze derselben, welche uns Arndt in folgenden denkwürdigen Worten aus der ersten Blüthezeit der Turnkunst darlegt: „1) Der deutsche Knabe und Jüngling soll wahr, ernst, redlich und männlich seyn, frei von allem geckischen, zierischen und wälschen Wesen. 2) Er soll züchtig und keusch seyn, wie seine Ahnen weiland gewesen. Ein liederlicher und unzüchtiger Bube wird auf dem Turnplatz nicht geduldet. 3) Er soll deutsch seyn in Wort und That, wälsche Sprache, wälsches Wesen und alle Ausländerei ist bei den Turnern geächtet. 4) Er soll der großen Tugenden und Thaten der Väter und der herrlichen deutschen Vergangenheit immer erinnert werden; der Turnplatz soll eine lebendige deutsche Geschichte seyn: die großen Namen, Thaten, Siege, Feste und Tugenden des Volkes gehören dem Knaben und Jüngling am meisten, in dessen empfängliche Seele der Saame der künftigen Zeit gestreut werden muß, wenn er zur Freude und Ehre des Volkes je aufgehen soll." Hält man diese, Manchen wunderlich klingende Worte für Trugbilder und stolze Ideen einer raschen Jugend, so erwäge man, „daß doch Träume und Ideale der Jugend, deren Gefühle und Gedanken nie zu hoch fliegen können, nicht zu Verbrechen gestempelt werden sollten; man sollte Spiel Spiel seyn lassen, und, dünkt man sich darüber hinaus, möchte man es ja in Gottes Namen als Kinderspiel belächeln."

Nachdem Arndt in der oben nur kurz zusammen gedrängten

Digitized by Google

Weise das Turnwesen von den ihm zur Last gelegten Vorwürfen gereinigt hat, geht er zu Jahn über, dem er feierlichst die Ehre vorbehält, die freie, öffentliche, volkliche, nicht in vier Wände eingepferchte Turnkunst gestiftet zu haben; er sagt: „die große Idee der Oeffentlichkeit und Volksthümlichkeit und der Wiedererweckung und Belebung eines durch alle Klassen und Stände gehenden und durch diese Idee erfaßlichen Volksgeistes hat Jahn zuerst ins Leben gestellt. Ist das eine Tugend, so ehre man ihn; ist es ein Verbrechen, so strafe man ihn.“ Gott hat gewollt, daß Jahn, der feurige Alte, über Ränke und Bosheit gesiegt hat; sein König hat den gegen ihn ausgesprochenen Bann gelöst, hoch und hehr geht sein Name von Mund zu Mund in den Kreisen der turnenden Jugend, die in ihm ihren Wohlthäter erblickt, dem sie kindliche Verehrung bezeigt. Frisch treiben die Aeste des von ihm gepflanzten Baumes, in dessen Schatten sich Deutschlands Jugend in Unschuld und Fröhlichkeit tummelt. Schon hat das Jahr 1841 auf deutschem Boden in der alten Mainstadt, dem strebsamen Frankfurt, das erste Fest geschaut, wobei Turner, wetteifernd um den Kranz des Sieges, sich in brüderlicher Einigkeit umschlungen haben. Diesem sinnigen, geräuschlosen Feste werden andere, wohl größere folgen, und fort und fort wird der Baum grünen in ewig sich verjüngenden Zweigen. Mögen Uebelwollende auch dies und vieles Andere dem Jahn abstreiten, das Lob, daß er den heiligen Athem einer keuschen und strengen Jugend um sich her verbreitet hat, werden seine bittersten Feinde ihm wohl lassen müssen.“

Arndt geht nun schließlich auf einiges Allgemeine über; er warnt, die Uebungen des Leibes und der leiblichen Künste für eine große That und Tugend anzusehen, da sie — obgleich zu Thaten und Tugenden begeisternd — doch an und für sich nur als nichts Anderes wie etwas Nützliches und Wackeres erschienen. Er weiset auf den gefährlichen Zeitraum vom 12. bis zum 18. Lebensjahre hin, wo der Trieb eines unentwickelten Lebens in den jungen Menschen tritt, wo so Viele in öder Träumerei oder in wüster Sünde die Kraft der Jugend verlieren und den künftigen Mann knicken: hier gelte es, den Leib in rüstigen Uebungen und Spielen zu ermatten und zu zerarbeiten, „damit die gefährlichen Triebe und die eben so gefährlichen Träume und Phantastereien ein natürliches Gleichgewicht bekämen.“ Besonders hoch hält er die Oeffentlichkeit der Uebungen; Aeltern und Freunde der Knaben und Jünglinge sollten als Zuschauer sich einstellen, durch Aufmunterung und Billigung den strengen Ernst des Turnens mildern. „Und so wünschen wir denn, daß die edle Turnkunst bleibe und bestehe, daß sie wachse und blühe durch alle Orte und Gaue des geliebten Vaterlandes im ernsten, strengen, männlichen, deutschen Sinn, in christlicher Milde und Frömmigkeit, in warmer Liebe und Treue gegen alles Edle, Gute, Treue und Vaterländische, daß wir nicht in jener nichtigen Weichlichkeit, Faulheit und Zierlichkeit versinken, wodurch vor uns so viele große Völker mit ihrer Freiheit und mit allen edlen und hohen Künsten und Tugenden vergangen sind. Selig ist, wer zu rechter Zeit das rechte Maß findet, wer den Geist nicht zu sehr für Künste des Leibes, noch den Leib zu sehr für Künste des Geistes übt! Denn allein aus dem Gleichgewicht der irdischen und himmlischen Kräfte geht der rechte, volle und fertige Mann und Mensch hervor, welcher, gleich gerüstet mit Leib und Seele, die Erde unten tüchtig und tapfer hält und verwaltet und doch nimmer seinen Himmel droben verliert. Vor allem aber wollen wir der Anstalt zu ihrem Gedeihen allenthalben feste, ernste, fromme, keusche und stille Männer als Vorsteher wünschen, damit diejenigen kein Recht bekommen, dagegen zu toben, welchen nur gefällt, was die Menschen für die Dummheit und Knechtschaft zahmer macht.“

Hat nun Arndt sich bisher bei dem Turnwesen im engeren Sinne aufgehalten, so spricht er jetzt einige Worte über sein Entstehen in jener „Zeit der Schmach und des Glanzes in den Jahren zwischen 1809 und 1819.“ Er selbst, „damals schon ein Fünfundvierziger, wohnte den Uebungen jener Tage nur mit dem Herzen und den Augen bei. Außerordentliche Noth schuf damals außerordentliche Bewegung und Erregung, außerordentliche Arbeit und unendlicher Sieg und unendliche Siegeslust gaben Hebungen und Senkungen, welche von den ruhigsten Blicken kaum gefaßt und gemessen werden konnten. Die Brandung der ungeheuren Zeit wälzte ihre brausenden neunschlägigen Wogen auch gegen die sonst stillsten Gestade, und die Zitterungen und Erschütterungen dieses Gebrauses waren durch ein vornehmes „Sturm schweige nun!“ und „Strom steh' still!“ nicht niederzulegen. Wie es zu geschehen pflegt, daß gerade an seichten und an mit kleinem Geröll und Gestein belegten Ufern der Wellenschlag den größten Lärm macht, so wurden freilich die flachen Herzen und leichten Geister am heftigsten zum Sausen und Brausen erschüttert und am längsten darin gehalten, und in jener Zeit, wo alle Kräfte zum Höchsten und Gewaltigsten sich hatten ermessen und ausmessen müssen, wurden jene Flachen und Leichten auch wohl oft von Vermessenheit überfallen. Alles natürlich: die ersten Jahre nach Arbeit, Kampf und Sieg ein vielfältiges langes Nachsausen, und oft sehr unliebliches ohrenbetäubendes Nachtosen. Daß solches Getöse, solches unleidliche und unliebliche Geklingel und Nachgeklingel von Einzelnen nicht auch mit dem Turnen getrieben sey, soll nicht in Abrede gestellt werden. Wo ist ein Ding auf Erden, wie würdig und nothwendig es sey, das durch Uebertreibung oder Ueberhebung und Ueberschätzung nicht auch einmal dem Lächerlichen oder gar dem Gehässigen gleichgestellt oder bloßgestellt worden? Aber durfte man, weil Einige das Wasser vielleicht verunreinigt hatten, das Kind mit dem Bade ausgießen?“

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Man schreibt aus Hamburg im Telegraph: Steffen Langer aus Glogau, oder der holländische Kamin, von Charlotte Birch-Pfeiffer, hat bereits seine vierte Aufführung auf dem hiesigen Stadttheater gefeiert, und seit langer Zeit sah man das Haus nicht so besetzt, als bei der ersten Aufführung dieses Lustspiels, in welchem uns die Verfasserin bei manchen scenischen Mängeln zwei interessante Charaktere vorführt, deren Zeichnung mit Wahrheit und Frische um die Gunst des Zuschauers nicht vergeblich wetteifern. Das deutsche, ehrliche, derbe Gemüth siegt über die russische Verschmitztheit und Tücke, des Kaisers Zorn gleitet an der Treue und Biederkeit des schlichten Seilergesellen ab. Die Mängel und Fehler des Stückes, zu denen Wiederholungen und Längen zu rechnen

Digitized by Google

sind, werden durch Neuheit und überraschende Scenen aufgewogen.

(Frankfurt a. M.) Nächsten Freitag, den 18. d. M., wird eine französische Schauspielergesellschaft, die sich auf ihrer Rückreise von Petersburg hier befindet, im hiesigen Schauspielhause eine Vorstellung geben. Sie besteht aus Mitgliedern von Pariser Theatern und ist an vielen Orten mit Beifall aufgenommen worden. Wir machen die Freunde der französischen Sprache auf diese Vorstellung aufmerksam.

Korrespondenz.

Aus Rheinbaiern, im März.

Sie wissen, bester Freund! daß der allgemein geachtete und geliebte evangelische Kirchenrath Schulz vor Kurzem in Speyer durch den Tod uns entrissen wurde. Welche große Trauer und Theilnahme dieser Todesfall unter die Bewohner Speyers aller Confessionen gebracht, gab am besten das Leichenbegängniß kund, von dessen rührenden Scenen ich Augenzeuge war. Den Leichenzug eröffneten die Schulkinder. Dann folgten die lateinische Schule, die jungen Herren von dem Lyceum, nebst allen Lehrern und Professoren. Den nun folgenden Sarg von Nußbaumholz, mit Epheu umrankt, begleiteten 50 junge Bürger, mit Flören geschmückt, die abwechselnd den Sarg trugen. Dem Sarge folgten an 20 Geistliche aus dem ganzen Rheinkreise, und nun bildete sich ein Zug, der wohl selten einem Geistlichen widerfahren ist: der Fürst v. Wrede, der Bischof v. Geissel im größten Ornate, dann das ganze Regierungspersonale, viele höhere Militärpersonen, das ganze Forstpersonale, die Gendarmerie-Obristen und Offiziere. Hierauf folgten alle Bürger der ganzen Stadt, schwarz gekleidet, selbst sehr viele Katholiken und sogar die angesehensten Juden von dort; zuletzt mehrere hundert Mädchen bis zum 14. Jahre, weiß gekleidet mit schwarzen Trauertüchern, denen ältere, ganz schwarz gekleidete sich anschlossen. Der Trauerzug dauerte beinahe eine Stunde. Die Leidtragenden zogen dann in die Kirche, woselbst Hr. Wagner eine vorzügliche Predigt hielt. Die erhebendste und wahrhaft ergreifende Feier aber bot der Abend dar: alle Bürger, reiche wie arme, sammelten sich vor der protestantischen Kirche auf dem freien Platze am Dom vorbei; sie waren schwarz gekleidet. Mit etwa 400 Flambeaux ordneten sie sich zu einem Zuge, mit Marschällen voran, in der Mitte und am Ende. Eine herzerhebende Trauermusik vom Jägerbataillon aus Germersheim ertönte durch die Hauptstraßen der Stadt, und an des Verstorbenen Wohnung hörte man die Weise: »Wie sie so sanft ruhen!« spielen. So wurde der Sarg bis an die offene Gruft begleitet. Ich muß sagen, ich habe in meinem ganzen langen Leben nichts Imposanteres und Rührenderes erlebt, als, bei klarem Himmel, der Zug, in weiter Ferne sich dahin ziehend, mit diesem Feuermeere sich nahete. Alles war so ergriffen, daß man glaubte, es sey eine Erscheinung vom Himmel, denn die Tausende der Trauertragenden waren so stille, daß man nicht einen Laut vernahm. Ich muß sagen, ich habe eine hohe Achtung vor den Speyerern mit nach Hause genommen!

Offenbach a. M., 9. März.

Wie in der Nummer 67 der Didaskalia aus hiesiger Stadt gemeldet worden ist, so beabsichtiget man, hier eine Promenade anzulegen, unstreitig ein nur lobenswerther Plan, dessen Ausführung zu bezweifeln man nicht genöthigt seyn dürfte, wenn man weiß, daß hierzu allein diejenigen, von welchen besagtes Project mehr oder weniger ausgegangen ist, bereits eine namhafte Summe (man sagt über 1000 Gulden) unterzeichnet haben. In wie weit dieses Project indeß zur Ausführung kommen werde, wollen wir dahin gestellt seyn lassen, auch dem hiesigen Stadtrathe anheim geben, was derselbe bezüglich der Bepflasterung mehrerer Straßen, eines Wasserbaues ꝛc. zu thun oder auch nicht zu thun hat, abgesehen davon, daß es manche Städte gibt, die bei nicht durchweg gutem Straßenpflaster gleichwohl Promenaden besitzen: wir begnügen uns damit, durch jenes Project, wie auch durch den oben erwähnten Artikel speciell veranlaßt worden zu seyn, über einen andern Gegenstand uns öffentlich auszusprechen, welcher dem Leben näher liegt und somit wichtiger ist, als eine Promenade. — Bekanntlich sind in vielen größeren und kleineren Städten Deutschlands sogenannte Kleinkinderschulen oder Kleinkinderbewahranstalten in's Leben getreten, deren ohnehin sehr nahe liegende Zweckmäßigkeit sich überall auch durch die Erfahrung zur Genüge bewährt hat. In keinem Orte mag wohl das Bedürfniß einer solchen Anstalt stärker hervortreten, als gerade in einer Fabrikstadt, in welcher nicht selten Vater und Mutter zugleich von Morgens früh bis Abends spät dem täglichen Brode nachgehen, ihre noch nicht schulpflichtigen Kinder also dem Zufalle des Glücks oder Unglückes mehr oder weniger preisgeben müssen. Daß man auch hier ein solches Bedürfniß schon vor mehreren Jahren lebhaft gefühlt hat, geht aus dem Schlusse des von dem früheren Direktor der Schulen dahier, Hrn. Dr. Curtmann, verfaßten und unter das hiesige Publikum im Frühjahre 1834 sehr zahlreich vertheilten Programms hervor, wo es heißt: »Der Schulvorstand hat Einleitungen getroffen, wodurch die Verbindung einer Kleinkinderschule (für Kinder von 4 bis 6 Jahren) mit der Volksschule wahrscheinlich im nächsten Herbste ausgeführt werden kann.« Die lieben Kleinen sind und bleiben naturgemäß einmal der Aufsicht und Hülfe bedürftig. Was daher in dieser Hinsicht gar manche Familie nicht zu leisten vermag, übernehme ebenfalls eine das Menschenwohl fördernde Anstalt, gleichwie die Volksschule einen Theil der natürlichen Pflichten der Eltern zu erfüllen bestimmt und darum hierzu verbunden ist. Warum hier auf halbem Wege stehen bleiben, besonders wenn im In- und Auslande so viele Beispiele zur Nachahmung mahnen? Der ächte Menschenfreund trägt in der Ueberzeugung: daß das Nothwendige und Nützliche dem Angenehmen vorgezogen werden müsse — gewiß lieber sein Scherflein zu einer Anstalt bei, welche die unschuldigen Kinder der arbeitenden Klasse namentlich vor körperlichen Gebrechen bewahren soll, als zu einer, wenigstens vor der Hand im Allgemeinen wohl nicht genügenden Promenade. Was nun die Errichtung einer Kleinkinderschule in hiesiger Stadt betrifft, so bedarf es, nach unserem Dafürhalten, nur einer leisen Anregung, weil es die hiesigen Einwohner, wie schon die oben bemerkte Summe augenfällig beweist, nicht an Geld zu gemeinnützigen Zwecken fehlen lassen. Dazu kommt noch der sehr günstige Umstand, daß wir mit Zuversicht hoffen dürfen, Hr. Direktor Dr. Schaumann werde sehr gern diese hier so nothwendige und darum gewiß nur wohlthätig wirkende Kleinkinderschule mit derselben Umsicht und Wärme leiten, mit welcher er der hiesigen Real- und Volksschule vorsteht. Ist die Einwohnerschaft dahier zuerst dem Beispiele anderer Städte in- und außerhalb des Großherzogthums Hessen hinsichtlich des hier zuletzt besprochenen Gegenstandes gefolgt, dann wird's auch noch Mittel und Wege geben, Promenaden anzulegen, auf welchen die Großen mit den Kleinen sich herzlich freuen können. Möchten diese den betreffenden Kindern unserer Mitbürger vorzugweise gewidmeten Worte nicht ganz spurlos verhallen!

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 17. März. Die Hochzeit des Figaro, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart.

Freitag, 18. März. Vorstellung der französischen Schauspielergesellschaft aus St. Petersburg unter der Direktion der Herren Armand und Levasseur: L'héritière, comédie-vaudeville en 1 acte par M. Scribe. Suivi de: Les vieilles amours, ou: l'étudiant de Paris, comédie-vaudeville en 1 acte par M. Arvers. Suivi de: Indiana et Charlemagne, comédie-vaudeville en 1 acte par MM. Bayard et Dumanoir. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 77. Freitag, den 18. März 1842

Die Waise von San Lucar.

Eine Novelle aus der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, von ***

(Fortsetzung.)

Monate waren verflossen, und noch war keine Kunde zum Ohre Antonio's gedrungen. Der Argwohn, womit er anfangs von den Küstenbrüdern, wie die Freibeuter sich nannten, beobachtet wurde, und die Sorgfalt, womit man ihn abhielt, Cuba zu erreichen, machten es ihm völlig unmöglich, in eine Berührung mit Havannah und seinem väterlichen Freunde zu kommen.

Eines Tages berief ihn Ramirez zu sich in sein Blockhaus. „Höre, Antonio," sagte er zu ihm, „Du bist nun schon lange bei uns, aber noch ist uns kein Vortheil aus Deiner Nähe erwachsen. Die Stunde ist da, wo Du beweisen kannst und wirst, daß Du dem Eide treu bist, der Dich bindet."

„Was fordert Ihr von mir?" fragte der Jüngling.

„Es liegt uns Allen daran," fuhr Ramirez fort, „zu wissen, ob es wahr ist, daß der Adelantado beschlossen hat, eine Flottille gegen uns auszurüsten, wie die Sage geht; ob, wenn dies gegründet ist, diese Vertilgungsflottille bald auslaufen wird, und endlich, wie zahlreich das Geschwader seyn wird, und wer es befehligt. Gewandtheit, Schlauheit, List, das sind Haupterfordernisse dessen, der das erkunden soll; aber Muth, Geistesgegenwart und Verstand sind noch unerläßlicher. Dir traue ich alle die Eigenschaften zu, welche ich gefordert."

„Das ist viel Ehre!" lächelte Antonio, „und die Hauptehre besteht darin, daß man Kopf und Haut zu Markte tragen darf."

„Thun wir das nicht täglich?" gegenfragte Ramirez. „Willst Du es gerne unternehmen?"

„Sehr gerne," sprach Antonio aus dem Grunde seiner Seele; denn der Antrag kam so ganz seinen Wünschen entgegen, daß es ihm Mühe kostete, die Freude zu unterdrücken.

„Allein in welcher Form, unter welcher Maske?" fragte er.

„Das muß ich Deinem Scharfsinn anheim geben," sagte Ramirez.

Antonio besann sich eine Weile, dann sagte er:

„Als wir neulich in der kleinen Bucht zwischen Xagua und Trinidad auf Cuba landeten, um unsere Waaren abzusetzen, da kamen Mulatten, Kleinhändler, welche nur ein bemüthiges Eselein führten, und kauften uns die Waaren ab. Ohne Zweifel fahren sie von Plantage zu Plantage, sie abzusetzen?"

„Das ist wirklich so," sprach Ramirez, „und diese Leute sind gerne gesehen auf dem Lande, da sie aus Havannah die neuesten Nachrichten, so wie die Moden mitbringen."

„Sie kaufen wohl auch Waaren in Havannah?"

„Freilich, damit ihr Schleichhandel nicht entdeckt wird."

„Ich wähle diese Maske," sagte Antonio auf's entschiedenste.

„Diese?" fragte Ramirez. „Wie willst Du die Farbe herstellen? Wie willst Du die lebendige Gewandtheit, die Zungenfertigkeit eines solchen Menschen nachahmen?"

„Für das Alles laßt mich sorgen," bemerkte Antonio. „Ich werde Euch eine Probe liefern, nach der Ihr an meiner Fähigkeit nicht mehr zweifeln sollt."

„Eins steht im Wege," sagte Ramirez, „und das Eine, fürchte ich, wirft alle Deine Plane um, das nämlich, daß diese Menschen als die geschwätzigsten, als die Träger der Familienmährchen, als die Auskundschafter so mancher Spitzbübereien angesehen werden."

„Thut nichts," rief Antonio. „Laßt mich, schlimmsten Falls gilt's ja meinen Kopf."

„Gut dann," sagte Ramirez. „Sieh zu, wie Du zurecht kommst. Morgen reisest Du ab. Einen Esel kannst Du haben, und Waaren nimm Dir, so viel Du willst, von unserm Magazin."

Kurz nach Sonnenaufgang des andern Tages trat ein Mulatte in Ramirez Blockhaus. Er trug die weißen, weiten und kurzen Hosen, die rothen Stifeletten, das weiße Wamms und den breiten Sombrero oder Strohhut, welchen in der Regel die oben bezeichneten Kleinhändler zu tragen pflegten. In seiner Hand hielt er die kleine Peitsche, wie diese Leute, und die Kürbisflasche hing an seiner Seite. Die Farbe des Gesichts, des Halses und der Hände war so täuschend, daß kein Mensch zweifeln konnte, es sey einer jener Förderer des Schleichhandels auf Cuba.

Ramirez hatte sich eben vom Lager erhoben. Er sah einen wildfremden Menschen eintreten, sprang zu seiner Büchse und rief: „Halt! Keinen Schritt weiter, oder meine Kugel macht Bekanntschaft mit Deinem Gehirne."

„Seyd nicht so wild," sagte eine näselnde Stimme, die, seines Wissens, Ramirez nie gehört.

Digitized by Google

„Was willst Du? „Woher kommst Du?" herrschte er dem Fremden zu.

„Ich komme aus Antonio's Wohnung," sprach der Mulatte, „und wollte Euch fragen, ob die Metamorphose gelungen sey, und ob Ihr nichts Besonderes zu bestellen habt nach Havannah? —"

„Caracho!" rief Ramirez, „ich glaube gar!" — Er sprang herzu, drehte den Mulatten gegen das Licht und sagte dann: „Nein, es kann Dich keine Seele erkennen. Führst Du das Ganze aus, wie Du es beginnst, so zweifle ich nun nicht mehr am Gelingen."

Er geleitete ihn zum Ufer. Die Barke lag bereit. Der Esel wurde verbundenen Auges hineingebracht, und unter den Grüßen Ramirez's stieß sie ab und flog pfeilschnell über die Spiegelfläche der sichern Bucht.

Ungefähr acht Tage später kniete unfern des Hochaltars in der Kathedrale zu Havannah ein junger Mulatte in tiefer Andacht. Wer ihn aber genauer beobachtet hätte, der müßte bemerkt haben, daß, ungeachtet seiner ungefärbten Andacht, sein Blick gar oft seitwärts nach der Estrade streifte, auf welcher, einige Fuß über dem Boden der Kirche, der Adelantado mit seinem Hofstaate saß, unter welchem auch der Beichtvater desselben, der Fray Clemente, bemerkbar war.

Des Mulatten Blick, wenn er auf dem Adelantado ruhte, hatte etwas Stechendes, als wolle er ihn durchbohren. Dieser jedoch würdigte einen so niedrigen, verachteten Menschen, als eben dieser Farbige war, keines Blickes. Er bemerkte ihn nicht ein Mal. Auch sonst fiel er Niemanden auf. Das Hochamt war endlich zu Ende. An dem Portale stand die Menge und ließ die Noblesse vorbeidefiliren, wie das wohl auch anderswo zu geschehen pflegt.

An einer der Säulen des Portals lehnte der Mulatte, welcher eben erst in der Nähe des Adelantado gekniet hatte. Als Fray Clemente vorüber ging, neigte er sich rasch zu seinem Ohre und flüsterte baskisch: „Die Waise von San Lucar."

Der Mönch fuhr zusammen bei den Worten, aber es war eben kein Schrecken, vielmehr eine freudige, aber unerwartete Kunde traf sein Ohr. Er sah den Menschen an, der das gesagt; aber er erkannte Antonio nicht. Er zögerte eine Minute, dann flüsterte er zurück: „Sey um zehn Uhr an der Pforte des Palastes! —"

Niemand mochte in dem Gedränge dies Einverständniß bemerkt haben; auch würde Niemand die Sprache verstanden haben, in der die beiden sich unterredeten.

(Fortsetzung folgt.)

Arndt über das Turnwesen.

(Fortsetzung und Schluß.)

Einen Blick auf die Gegenwart werfend, fährt Arndt fort: „Wir wohnen unter einem ziemlich rauhen, kalten und feuchten Himmel, welcher bei Sitten und Zuständen der Bildung und Entwickelung, die von Reizen und Gefahren der Weichlichkeit und Ueppigkeit wimmeln, neben manchem Starren und Einförmigen, was er mit sich führt, auch genug Abspannendes und Erschlaffendes hat. Viele langsame und trübe Frühlinge, nasse und dunkle Herbste, unstäte Winter mit ihren zu kurzen sonnenlosen Tagen und langen Nächten geben den Gemüthern und Leibern der unter ihm wohnenden Sterblichen leicht etwas Faules, Träges und Schlottriges, was auch den lebendigsten Theil des Volkes nicht unberührt läßt. In solchem Klima, als in welchem die Deutschen leben, bedarf es größerer Kunst des Lebens, bestimmterer Fassung und Ordnung der Dinge als in dem helleren und glücklicheren Süden, wo der Mensch mehr unter offenem Himmel an Sonne und Licht gleich aller andern Natur und Kreatur entwickelt und erzogen wird, und wo er eine gewisse leibliche und geistige Gewandtheit und Rüstigkeit, welche dem Norden häufig fehlt, umsonst gewinnt; was die Leute gewöhnlich „von selbst gewinnen" nennen. Im Norden muß der Mensch alles mehr durch Arbeit und Kunst machen, bilden und schaffen." Das Volk der Denker, der Erfinder für die anderen Europäer nennt Arndt träumerisch und grüblerisch; „wir sind, wie die Westphalen sagen, berevet (gleichsam von Träumen besessen) und auch darum thut uns fast mehr als andern Völkern Aufschüttelung und Zusammenschüttelung Noth, damit wir unser selbst, unseres Muthes und unserer Kraft in rechter Klarheit uns bewußt werden. Halb Europa liegt gleichsam immer auf der Lauer, in unsere Mitte einzudringen. Die mächtigsten von gewaltiger Einheit des Lebens und Strebens zusammengehaltenen Monarchien umringen uns; an den östlichen wie an den westlichen Marken müssen wir immer mit gezücktem Eisen stehen, und können der Uebungen nicht missen, welche die Arme für das Eisen tüchtig und die Herzen für den Sturz ins Eisen freudig machen. Denn wehe uns, wenn die lauschenden Nachbarn merkten, daß unser Arm schlaff und unser Eisen stumpf wäre! Aus diesen gewichtigen Gründen also, welchen noch viele andere hinzugefügt werden könnten, muß jeder Freund des Vaterlandes den Wunsch aussprechen, daß das deutsche Turnwesen als eine Bildungsanstalt der edleren Wehrhaftigkeit der deutschen Leiber und Geister über das ganze große Vaterland verbreitet und nach Einem Muster geordnet und eingerichtet werde. Alle die Anstalten wenigstens, wo diejenigen, welche künftig die Lehrer, Leiter, Regierer und Helfer des Volks seyn sollen, gebildet und unterwiesen werden, dürften nicht ohne Turnplätze seyn; die Gelehrtenschulen, Kriegsschulen, Kunstschulen, Gewerbsschulen, kurz alle die Anstalten, welche sich in größeren Städten und Gemeinden finden, müßten ihre Turnmeister haben, d. h. die Turnplätze und die Turnmeister würden solchen Schulen als nothwendige Ergänzungen der menschlichen Bildung zugeordnet, und zwar von Staats wegen und durch Staatsbefehl zugeordnet. Die Benutzung derselben wäre nicht in Willkür gestellt, sondern die Theilnahme wäre eine gebotene. Jeder dergleichen Anstalt angehörige Bube müßte sie, wofern nicht Gebrechlichkeit hinderte, von dem zwölften Altersjahre bis zum Ablauf seiner Schul- und Lehrlingszeit unweigerlich besuchen." Wiederholt warnt Arndt, die jüngsten Zeitereignisse und das ihm als rührend und ehrwürdig erscheinende Träumen der deutschen Menschen von Welthandel, Kolonien und Flotten, die sie doch bis heute noch nicht einmal Herren ihrer Küsten und Ströme seyen, besprechend, vor einseitiger Politik.

Noch einem besondern Streben soll das Turnwesen als vermittelnde und fördernde Anstalt dienen, dem Streben nach der Befreiung der edlen Muttersprache von wälschem Unflath. Warum auch bei fremden Sprachen betteln gehen, sagt Jahn

Digitized by Google

(deutsche Turnkunst, Berlin 1816. Pag. 19), und im Ausland auf Leih und Borg nehmen, was man im Vaterlande reichlich und besser hat? Unbestreitbar hat sich Jahn durch sein kräftiges Sprachfegthum, durch eine Menge der deutschen Zunge wieder errungener, fast verschollener Redeformen und Wörter ein unvergängliches Verdienst erworben. Möglich, daß er hier und da zu weit gegangen, manchmal in seinem Eifer das Richtige verfehlt und seinen Widersachern dadurch Anlaß zu Spötteleien gegeben hat. Arndt ist im Wesentlichen ganz mit ihm einverstanden; wir sollen fortarbeiten im Wirrsale der Sprachmengerei, damit der deutsche Sprachstamm endlich wieder gefegt und gesäubert werde von allem Wälschthum. Wo möchte diese Arbeit mit mehr Erfolg verrichtet, wo möchten ihre Früchte schneller zu einem Gemeingute der Deutschen heran reifen, als bei dem fröhlichen Zusammenleben und Durcheinanderwimmeln der turnenden Jugend? - Die Geschichte der deutschen Sprache (ein Gleichbild unseres Reichs und Volks und ihrer Zustände), ihr Siegthum von 1550 bis 1750, welches auf den kräftigen Anstoß Luthers folgte, die verderbliche Einwirkung des Franzosenthums in neuerer Zeit schildert Arndt mit treffenden Worten. „Hütet euch!" ruft er mit einem Hinblick auf den esprit der Franzosen aus, „hütet euch vor wälschen Sprachformen, mit denen euch wälsche Sitte und Denkungsart überschleicht."

Weit entfernt ist Arndt von der Meinung, als sollten auf den Turnplätzen von den Turnmeistern oder gar von den Knaben und Jünglingen neue Sprachbahnen geöffnet werden können, sondern er sieht hier nur auf die große Gemeinsamkeit und auf das, was jede große Gemeinsamkeit endlich hervorbringt. Die Verdünnung und Verflachung der Sprache, die zunehmende Leerheit und Dünnheit des Geistes bei der Jugend, den Mangel an Unmittelbarkeit und schaffender Kraft, an fröhlicher Anschauung und Erfassung der Dinge im ersten frischen Anlauf wünscht Arndt verbannt. Lächerlich erscheint es ihm dagegen, „die französische Sprache aus dem Besitz zu setzen, in dem sie als Weltsprache ist, sie gleichsam in Verruf zu erklären." Arndt ist kein Franzosenfresser, wie ihn Viele wohl betiteln mochten; „die Wahrheit zu sagen", so spricht er selbst, „habe ich durch Gottes Gnade noch das christliche und glückliche Herz, jeden einzelnen Franzosen, der durch Redlichkeit, Wissenschaft und Kunst ausgezeichnet ist, mit voller Liebe begrüßen und umhalsen zu können, fast eben so warm und treu, als den besten deutschen Bruder; aber gegen das französische Volk als ein Ganzes, in wiefern es sich brüstet und gelüstet, meine Ehren und Herrlichkeiten antasten und nach meinen Ländern schnappen zu wollen, wende ich auch meinen ganzen politischen Haß, und wünsche diesen Haß allen Deutschen und Kindern, ja Kindeskindern als Nothwehr, damit unser Heiligthum von den Uebermüthigen nimmer gefährdet werden könne." Arndt ist von der Ahnung einer großen deutschen Zukunft durchdrungen, und wir schließen diese Bruchstücke, denen wir von ganzer Seele empfängliche Leser wünschen, mit der letzten Stelle seiner gediegenen Schrift: „Ja, so lange der Geist den Leib beherrscht, so lange das Christenthum und sein Gott nicht in ein bischen selbstgemachtes und durch Wind des windigsten Uebermuthes zusammengeblasenes Luftgekräusel verdünnt werden kann, wird unser Germanien wachsen, sprießen und blühen, und unser stilles, ernstes und ehrenfestes Volk, der Träger und Bewahrer des europäischen und christlichen Geistes und Lebens, in dem Reigen der geistigen Schlachten voranschreiten. Indem wir wünschen und beten, daß es von Jahr zu Jahr immer mehr zum klaren Bewußtseyn seiner erhabenen Bestimmung und zum Gefühl der Würde und Macht, die es unter den Völkern haben soll, aus den unseligen Zuständen heraus, worin es Jahrhunderte verträumt und verdämmert hat, erhoben und erleuchtet werde, wollen wir zugleich beten, daß Gott ihm den Verstand, die Bescheidenheit und die Mäßigkeit bewahre, wodurch das Glück und die Ehre der Völker am sichersten gebaut und erhalten werden."

Mannichfaltigkeiten.

Um das Schiefwerden der jungen Mädchen, worüber jetzt viele Klage herrscht, recht zeitig zu verhüten, hat die Landesdirektion in Weimar eine recht zweckmäßige Verordnung erlassen, die wohl beherzigt zu werden verdient. Sie bespricht besonders folgende Punkte: 1) Man verwende nicht junge Mädchen zu früh zum Tragen kleiner Kinder, und wenn es geschiedt, lasse man sie mit beiden Armen abwechseln. 2) Man unterlasse alles starke Schnüren. 3) Man sehe darauf, daß die Kinder bei'm Schreiben nicht zu niedrig, nicht krumm sitzen und das Papier nicht schief halten, auch den Kopf nicht zu sehr vorneigen. 4) Man halte darauf, daß sie bei der Beschäftigung mit weiblichen Arbeiten nicht sich anhaltend auf eine Seite neigen, noch sich vorwärts beugen, noch überhaupt zu lange arbeiten.

(Frankfurter Gewerbverein.) In der Freitag den 18. März Abends 7 1/2 Uhr stattfindenden Versammlung der Gewerbtreibenden kommt vor: 1) Mittheilung practischer Erfahrungen beim Bohren artesischer Brunnen. 2) Ueber Mittel zur Verhütung des Schallens hölzerner Eisenbahn-Wagen. 3) Vorzeigung und Erläuterung eines Schleifsteins mit mechanischer Vorlage. Vorzeigung 1) von Musterstühlen aus zusammengeleimten Fournieren, 2) Farbiger und verzierter Glaswaaren.

Korrespondenz.

Usingen, 10. März.

Die Versammlung des landwirthschaftlichen Vereins ist vorüber und es hat allen Anschein, als wenn dieselbe für unser ganzes Amt von ausserordentlicher Bedeutung gewesen wäre. So wenig ist erforderlich, um Leben und Bewegung in einen Theil unseres Herzogthums zu bringen, der früher ganz vernachlässigt worden ist und weniger als alle anderen Aemter von der wohlthätigen Wirkung der landwirthschaftlichen Anstalt auf dem Geisberg bei Wiesbaden (wo sich nicht ein einziger Zögling aus dem Amt Usingen befindet) und des landwirthschaftlichen Vereins für das Herzogthum Nassau empfunden hat, welcher letztere im Amt Usingen weniger Mitglieder zählt als in allen andern. Die Hoffnung ist vorhanden, daß auch hier einmal eine Preisvertheilung stattfinden wird, welches noch nie geschehen ist. Unsere ganze Stadt ist in zwei Parteien getheilt, deren eine mit Energie die Consolidation verlangt, während die andere sich vergebens bemüht, gegen diese durchaus nothwendige und Niemand beeinträchtigende Maßregel Opposition zu machen. Der ganze bessere Theil der Bürgerschaft, worunter ich nicht allein die wohlhabenden, sondern auch die verständigsten und ehrenwerthesten Männer verstehe, ist für die Consolidation, während auf der andern Seite einige Menschen stehen, die keinen andern

Digitized by Google

Grund für ihren unsinnigen Widerstand haben, als einen gränzenlosen Dünkel, der sich verletzt glaubt, und einen rohen Eigennutz, der sie sogar blind macht gegen ihren eigenen Vortheil. Von der Theilnahme am allgemeinen Wohl haben diese Menschen keinen Begriff und während die verständigen Männer sich bemühen, ihnen zu erklären, was Consolidation ist, welches sie gar nicht wissen, antworten sie mit lautem und gehaltlosem Geschrei, welches sie für Widerlegung halten. Usingen war bisher dadurch bekannt, daß es in dem wichtigen Zweige der Landwirthschaft, der Wiesenkultur, um 100 oder 200 Jahre hinter allen Städten des Herzogthums zurück war, aber die Ehre der Stadt erfordert es, daß diesem sinn- und zwecklosen Schlendrian endlich gesteuert und weder Geld noch Arbeit gespart werde, um die großen Vortheile zu erlangen, welche uns die Consolidation nothwendig bringt. Ich sage: die Ehre der Stadt Usingen ist dabei betheiligt, daß der bessere Theil der Bürger über die starrköpfigen Gegner siege, denn das ist gewiß, daß alle anderen Gemeinden des Amtes jetzt schon mit Sehnsucht darauf harren, bis endlich die löbliche Bürgerschaft von Usingen das Signal gegeben hat und statt ewigen Hin- und Herredens zu handeln beginnt. Und dann wird es sich klar erweisen, daß am Ende aller Arbeit und aller Schwierigkeiten sich für das ganze Amt ein jährlicher Vortheil von wenigstens 50 bis 60,000 Gulden ergibt, der bei dem gegenwärtigen Schlendrian natürlich auch jedes Jahr verloren geht!

Wiesbaden, 16. März.

Zum Besten des verunglückten und nunmehr zwei Jahre krank liegenden, ehemaligen Tenorsängers Friedrich Stöger, zur Zeit in Wiesbaden, haben sich die Damen Fräul. Prestel, Sängerin aus Cremona, so wie Fräul. Neukäufler und die Herren Oettmer und Pfeiffer, Ersterer zum letzten Male vor seiner Abreise nach Dresden, wie auch die Herren Jakob und Mathes Heinefetter, Ersterer Violoncellist vom Hoftheater in Mannheim, Letzterer Violin-Solospieler des Mainzer Stadttheaters, unter Mitwirkung der löbl. herzogl. Regiments-Kapelle, und gütiger Leitung des Hrn. Kapellmeisters Stadtfeld entschlossen, das zu diesem Behufe von dessen Gattin auf den 25. April im Saale zu den vier Jahreszeiten in Wiesbaden arrangirte Konzert mit Ihrer gütigen Mitwirkung zu unterstützen, und erlaubt sich die Unterzeichnete, vorher hiezu höflichst einzuladen. Das Nähere bestimmt das Programm.

Eva Stöger, geb. Heinefetter.

Charade.

Ich kenne zwei Sylben, zu einem Wort
Verbunden mit einer Dritten;
Sie stehen voran, doch hier am Ort
Zugleich in des Ganzen Mitten:
Wer die Hauptstadt am Main nicht kennt, noch geseh'n,
Wird schwerlich die Deutung des Ganzen versteh'n.

Der ersten beiden gedenkt oft mit Schmerz —
Der sie kennt und doch nicht, der Knabe;
Sie begeistern zu Thaten des Jünglings Herz,
Sie trösteten Manchem am Grabe:
Noch leben sie, — was uns erhebt und erfreut,
Ist aber nur ihre Vergangenheit.

Auch den, der nur für den Augenblick lebt,
Genießend die flüchtige Stunde,
Ein Lächeln der Seligkeit oft umschwebt,
Hängt er schlürfend an ihrem Munde:
Auf zechender Freunde Männergesang
Reimt sich sehr gut der beiden ersten Klang.

Nehmt sie anders — und statt der Lieder vom Wein
Hört ihr Worte der Weisheit erschallen;
In entschwundener Herrlichkeit Dämmerschein
Steh'n trauernd die würdigen Hallen:
Sie stehen ein zeugendes Labyrinth
Von dem, was wir Deutsche gewesen sind.

Laßt uns, statt zu klagen vergangene Pracht,
Vielmehr in die Zukunft schauen
Und, vertrauend auf des Gedankens Macht,
Im Tempel der Einigung bauen,
Damit, wie die Dritte, so fest und frei,
Unser Volk, unser Vaterland künftig sey.

Denn wenn auch in Wettern die Eiche kracht,
Die Dritte steht unverrücket
Und spendet glanzlos aus dunkelem Schacht,
Was glänzend das Ganze schmücket:
Doch ist, mit den ersten beiden vereint,
Sie ein Schein nur von dem, wie sie sonst erscheint.

Seitdem sie furchtbar im Nachbarland
Die blutige Rechte erhoben,
Ward zerrissen ein längst schon lockeres Band,
Ist der Glanz der zwei ersten zerstoben.
Aus verwitterter Formen zerstobenem Schaum
Erblühte ein Phönix der deutsche Baum.

Wie vordem, so jetzt noch blühet die Stadt,
Wenn gleich das Alte zerronnen;
Was an einem Ort sie verloren hat,
Hat am andern sie doppelt gewonnen:
Das Ganze, das ich im Stillen mein',
Wird ob dem Tausche nicht neidisch seyn.

Zwar sieht man nicht strahlende Ritter mehr,
Gepanzert, wie sonst, es durchschweben
Und zum Kreise der Damen rings umher
Die schmachtenden Blicke erheben:
Um so freier aus offenem Auge und Mund
Thun jetzt sich die Schläge der Herzen kund.

Das Räthsel ist leicht zu lösen für sie,
Die glücklich das Ganze bewohnen,
Noch leichter gewiß für die Weiseren, die
Zur Zeit in den Ersteren thronen.
Die Schönen des Ganzen lade ich ein,
Mir zu sagen, was wohl dieses Ganze mag seyn.

Herm. Hauber.

Auflösung der Homonyme in Nro. 74.

Flache, Sache.

Theater-Anzeige.

Freitag, 18. März. Vorstellung der französischen Schauspielergesellschaft aus St. Petersburg unter der Direktion der Herren Armand und Levasseur: L'heritière, comédie-vaudeville en 1 acte par M. Scribe. Suivi de: Les vielles amours, ou: l'étudiant de Paris, comédie-vaudeville en 1 acte par M. Arvers. Suivi de: Indiana et Charlemagne, comédie-vaudeville en 1 acte par MM. Bayard et Dumanoir. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 78. Samstag den 19. März 1842

Die Waise von San Lucar.

Eine Novelle aus der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, von ***

(Fortsetzung.)

Der Mulatte verschwand alsbald; allein man sah ihn kurz nachher mit seinem Esel am Hafen umherziehen und den Matrosen und Lastträgern hochrothe seidene Tücher, Gürtel, Messer u. dgl. um Spottpreise verkaufen. Er verstand dabei so körnigen Witz einzumischen, daß diese Klasse ihn besonders in Affection nahm. Da es grade Sonntag war, so zogen sie ihn in eine Kneipe unfern des Hafendammes, um mit dem lustigen Kumpan länger zu verkehren.

Ein Steuermann fand besondern Gefallen an ihm.

„Schade," sagte er, „daß Du eine farbige Haut hast, Du wärst eine vortreffliche Mitgabe auf die See."

„Ei," lachte der Mulatte, „habt Ihr jemals gehört, daß ein Hai einen Unterschied unter weißer und farbiger Haut machte? —"

„Du hast recht geredet, Mulatte," fuhr jener fort; „willst Du auf unserm Schiffe Matrose werden, wir brauchen viele? —"

„Das wollt' ich wohl," entgegnete der Mulatte, „wenn Ihr nicht die neunschwänzige Katze*) hättet, die nicht miauet, aber Andere miauen macht! Dann aber fragt es sich, wohin die Reise geht. Die Gewässer, in denen unsere Inseln schwimmen, verlass' ich nicht."

„Närrchen," flüsterte der Steuermann, „das sollst Du auch gar nicht; es giebt eine Kreuzfahrt gegen die Flibustier, die Küstenbrüder, welche es freilich auch zu arg treiben."

„Da habt Ihr Recht," flüsterte ihm der Mulatte zurück. „Wie viel Handgeld gebt Ihr?"

„Zehn Piaster! Schlag' ein!"

Ein derber Handschlag klatschte in das Zimmer.

„Aber nun müßt Ihr mir auch sagen, wann das vor sich gehen soll. Ich möchte noch gerne eine kleine Handelsreise der Länge nach durch Cuba machen, damit ich meine theuer angekauften Waaren absetze."

„Das kannst Du vollkommen, Mulatte, denn man denkt ist eben daran, die Schiffe auszurüsten. Vor sechs Monaten denkt kein Mensch daran, daß sie in See gehen können."

„Wird die Flottille bedeutend?"

„Das kannst Du glauben, eine leichte Affaire giebt's eben nicht, da die Halunken gute Schiffe haben, und — ich kenne sie besser als Du, denn ich habe wohl manchen Strauß mit ihnen bestanden. Ich denke, es sollen so fünf bis sechs Galeeren seyn, die der Adelantado zusammen bringt."

„Nun, Ihr könnt auf mich rechnen," sagte Antonio. „In höchstens vier Monaten bin ich wieder hier, um mein Handgeld zu holen."

Er hatte seinen Zweck erreicht und schied fröhlich von dem Steuermann. Aber nicht so fröhlich wie auf dem Gesichte sah es in seinem Innern aus. Sein Herz pochte heftig, dachte er an das, was er von dem Mönche vernehmen werde. Die Stunden des Tages schlichen ihm langsam dahin. Die Nacht kommt in jenen Himmelsstrichen fast plötzlich. Es ist nicht der sanfte Uebergang der Dämmerung, wie das in Europa ist, und jene traulichen Dämmerstunden fehlen ganz. Die Sonne war in die Salzfluth hinabgesunken. Einen Augenblick flimmerten in mattem Roth die Berge Cuba's, und die Nacht deckte mit ihrem dichten Schleier Frohe und Traurige.

Unfern des Palastthores lehnte an dem Stamme einer Miraguama-Palme, die ihre silberweiße Blätterkrone hoch in die Lüfte hob, der Mulatte. Lange wartete er nicht, da trat aus dem Portale der Beichtvater des Adelantado. Die Wache schulterte ehrerbietig, und der Mönch entschwand ihren Blicken; aber auch der Mulatte hätte fast ihn verfehlt. Ein leises Husten jedoch führte sie zusammen.

„Die Waise von Lucar," sagte der Mulatte, und krampfhaft faßte der Mönch seine Hand.

„Lebt Antonio, und wie geht es ihm?" fragte er rasch, und mit einem Tone, der es deutlich kund gab, wie sehr sein Herz bei dieser Frage betheiligt war.

„Ich bringe Euch seine Grüße," fuhr jener in demselben näselnden Tone fort, der den Mulatten, die den Kleinhandel trieben, durch das eintönige Ausrufen ihrer Waaren fast ausschließlich eigenthümlich war. „Es geht ihm wohl, wenn es Jemanden in der Gesellschaft solcher Menschen wohlgehen kann, die Ihr, hochwürdiger Herr, kennen gelernt habt, wie mir Antonio sagte; aber wie steht es mit seiner Angelegenheit?"

„Folge mir," sagte der Mönch. „Die Stelle hier ist ungeeignet, denn ich bin hier nicht der einzige Baske. Du bist auch ein Baske? —"

„Ja," entgegnete der Mulatte. Der Mönch dachte

*) Eine Geißel mit neun Riemen, womit die Equipage gelegentlich ihre Prügelstrafe erhält.

Digitized by Google

nicht daran, daß der, mit welchem er sprach, ein Mulatte war, er war zu sehr erfüllt von dem Gedanken an den, den er so herzlich liebte.

Sie erreichten in schnellem Gang eine Hütte am Strande. Der Bewohner kannte den Mönch. Dieser forderte ihn auf, sie allein zu lassen, aber vor dem Thürchen zu wachen, daß sie nicht gestört würden.

Jetzt rief Clemente aus: „Armer Antonio, wie wird Dich die Nachricht niederbeugen —"

„Wie?" rief Antonio, seine Verstellung vergessend.

Der Mönch erkannte die Stimme, aber die Züge waren ja fremd. Doch plötzlich rief er aus: „Ja, Du bist es, mein Sohn! Das Auge der Liebe erkennt Dich wohl," und an seiner Brust lag der Jüngling. „Leider," hob Clemente an, „leider kann ich Dir nur Trauriges melden. Eingedenk meines Versprechens, habe ich für Dich mit aller Vorsicht gehandelt; aber um dieses Herz liegt ein siebenfacher Panzer des Geizes und der Habsucht. Dies verhärtete Gewissen ist nicht zu rühren. Ich sagte ihm, Du seyest entsprungen dem Kloster, wohin Dich der Abt José hätte bringen lassen, und Du wolltest bei ihm selbst Dein Recht geltend machen. Ha, rief er aus, der Betrüger komme nur. Sein Tod ist vom Gerichte ausgesprochen — und hier soll er ihn finden! Wo ich ihn erreichen kann, werde ich ihn fassen und das Recht üben, das mir zusteht! Das sind seine Worte. Du kennst diesen verstockten Sünder nicht. Gieb sie auf, mein Sohn, gieb sie auf, die schöne Hoffnung, daß Dir werde, was Dir von Gott und Rechtswegen gehört. Mit tausend Krallen hält es dieser Teufel in Menschengestalt fest."

Die Mäßigung und Ruhe, welche bis jetzt Antonio bewiesen, war eine Folge der Ueberzeugung, es müsse endlich das gute Recht siegen über die Schurkereien der Bosheit. Jetzt sank durch die heiligsten Betheuerungen des edeln Fray Clemente jede Hoffnung für immer.

Er saß eine Zeitlang starr da. Bleich wurde das Antlitz unter der Farbe, die künstlich aufgetragen war. Plötzlich fuhr er auf. „So ist denn Alles vorüber und keine Gerechtigkeit mehr!" rief er aus, und die Stimme zitterte. „So bin ich denn betrogen um meinen Namen, meinen Stand und meine Habe; ausgestoßen aus dem Vereine der Menschen als Betrüger! Mein Loos ist gefallen! Ha, ich bin nun Euer auf ewig!"

„Wessen? mein Kind, wessen bist Du?" rief bebend Clemente.

„Der Küstenbrüder!" antwortete Antonio, und in dem Tone seiner Stimme lag die kalte Verzweiflung, aber auch das Unabänderliche seines Entschlusses.

Clemente faßte seine Hand, er flehte, er bat, mit ihm nach Europa zurückzukehren.

„Wie?" fragte Antonio, „Ihr geht heim? —"

„Allerdings," sprach der Mönch. „Ich und Ramon passen nicht zusammen, aber es wird Einer kommen, der ihm besser zusagt; denn der Abt José wird Bischof von Havannah werden und Inquisitor. Das ist der Plan, und wer wird ihn hindern? —"

Antonio schien diese Worte nicht gehört zu haben.

„Geht Ihr nach Europa, mein Vater, so bringt der Gräfin Quevada und Marien meine Scheidegrüße. Ich sterbe als Antonio, um als ein Anderer aufzuleben. Lebt wohl." Er umarmte ihn und stürmte zur Thüre hinaus.

Fray Clemente stürzte auf seine Knie nieder und betete: „Herr, Herr, erbarme Dich seiner!" Und seine heißen Thränen flossen zur Erde.

Von dieser Zeit an trieben die Küstenbrüder immer wilder und ungescheuter ihr Gewerbe. Bodenloser Haß gegen Spanien leitete ihre Schritte. Fast jedes Handelsschiff, was von Havannah auslief, fiel in ihre Hände und wurde ihr Opfer. Einer insonderheit war die Furcht der Meere, der Schrecken der Seefahrer, man nannte ihn und er sich selbst nur den „Hai." Nie widerstand ihm ein Schiff, das er angriff. Und doch erzählte man von ihm die merkwürdigsten Züge von Sanftmuth, Barmherzigkeit und Rechtlichkeit. Er mußte in den Häfen Cuba's seine Spione haben, denn Alles wußte er, was vorging. Mehr als je wüthete der Atelantado gegen diese Seeräuber; allein die Galeeren, welche er ausrüstete, wurden im Angesichte der Häfen gekapert, und seine Regierung vermochte er nicht zu einem entscheidenden Verfahren gegen sie zu bringen. Der Hai war übrigens wie der Gegenstand der Furcht, eben so der der Mährchen. Man erzählte von ihm, wie er sich unsichtbar machen könne, wie er im Stande sey, seine Gestalt zu verbergen und zu entstellen, daß ihn Niemand kenne, und dergleichen mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Der Dom von Köln.

(Von F. W. Carové.)

In diesem Augenblicke, wo von allen Seiten im deutschen Vaterlande die Sache des Kölner Dombau's angeregt und mit Enthusiasmus aufgenommen ist, wird der nachfolgende historische Artikel über diesen Riesenbau, der bereits im Jahre 1837 im „Phönix" (vom 23. August, Nro. 198) erschien, von nicht geringem Interesse seyn:

Als Conrad von Hochstedten, Erzbischof von Köln, im Jahre 1248 den Riesenbau jenes Domes begannen, der seines Gleichen nicht hat auf der weiten Erde, war fast ganz Europa zu einer einigen Kirche, zu einer großen, streng ineinandergefügten Pyramide erwachsen, deren dreifache Krone, dem allgemeinen Glauben nach, über die irdischen Wolken hinaus — in den Himmel emporragte. Alle gläubigen Völker waren Ein Volk geworden, das Volk der katholischen Christenheit. Geschieden waren sie zwar noch in allen natürlichen und in den meisten weltlichen Beziehungen; aber im Kirchlichen, Geistlichen verband sie Ein Glaube, Eine Verfassung, Eine geheiligte Sprache, Ein Gesetz, Eine Wissenschaft und Eine Kunst, — in den Kreuzzügen sogar Eine That, wie für die großen Kirchenbauten Ein großer Werkmeisterbund. Und nicht nur zur Eroberung des heiligen Grabes flossen ungeheuere Geldsummen aus allen Ländern der Christenheit zusammen; auch zur Erbauung großer Gotteshäuser (domus dei) wurden Beiträge aus fernen Gegenden dargeboten. So sind noch Urkunden vorhanden, welche erweisen, daß England sehr bedeutende Beisteuern zum Aufbau des Kölner Domes geliefert. Auf diese Weise konnten von 1248 bis 1323 jährlich ungefähr dreihundert Arbeiter zur Ausführung jenes wundervollen Planes angestellt bleiben, von welchem vor wenigen Jahren durch glück-

Digitized by Google

liche Fügung ein kostbares Fragment in einer Bauernhütte des Odenwaldes wieder aufgefunden worden. Leider wurde in jenen 76 Jahren nur der Chor vollendet, während von dem übrigen Gebäude die Säulen des Schiffes nur bis zur Höhe von ungefähr 40 Fuß, und einer der beiden Thürme bis zur Höhe von etwa 160 Fuß, also nur bis zu einem Drittheile der ihm bestimmten Höhe sich erhoben! Leider! denn die Zeit der höchsten Blüthe der abendländischen Kirche lief schon mit dem dreizehnten Jahrhundert zu Ende! Die stolze Pyramide der päbstlichen Weltherrschaft barst entzwei von der Spitze bis zum tiefsten Fundamente — um nie mehr ihre alte Herrlichkeit wieder zu gewinnen, sondern um allmählig zur Dammerde für einen die ganze Menschheit überschattenden Lebensbaum zu verwittern.

Zuerst spaltete sich die päbstliche Krone; dann erhob das Rechtsschwert des Kaisers sich gegen das geistliche Gewaltschwert des Pabstes. Der freie Geist empörte sich gegen grausamen Glaubenszwang; durch die ganze Christenheit hallte ein lauter Schrei um unverweilte Reformation der Kirche! Und immer tiefer drang die Spaltung von dem Haupte der Christenheit bis in ihr Herz, bis in ihr innerstes Mark. Siebzig Jahre währte das päbstliche Schisma; die weltlichen Fürsten mußten Selbstherrscher werden, da das geistliche Oberhaupt in sich selbst uneinig geworden; mit ihnen sonderten sich die Nationen aus der zur bloßen Form gewordenen Kirchengemeinschaft; — überall Zwiespalt, überall Haß und Kampf auf Tod und Leben, überall Scheiterhaufen für Templer, für Brüder und Schwestern des freien Geistes, für heldenmüthige Ketzer wie für schuldlose Juden!

Eine solche Zeit gestattete keine großen gemeinsamen Werke. Der religiöse Geist zog sich zurück in sein Allerheiligstes, in das geheimnißvolle Innerste, aus welchem nur vereinzelte Blüthen schwärmerischer Mystik hervortrieben; die künstlerische Phantasie flüchtete sich in die stille Zauberwelt der Farben; der Thatendurst drang hinaus über die Gränzen der bekannten Welt. Aber der Kölnische Dom blieb unvollendet — auf lange Zeiten hin ein erhabenes Denkmal zugleich des großartigsten Menschenvereines, den bis dahin die Geschichte gesehen, und der Vergänglichkeit auch der reichsten Lebensgestaltung, wenn sie zum Kerker geworden für den auf- und fortstrebenden unendlichen Geist! Wie Petrarka jenen erhabenen Torso im Jahr 1350 gesehen und beschrieben, so findet er sich noch abgebildet in der Nürnberger Chronik, welche im Jahr 1493 erschien. Selbst als der Gipfel eines Strebepfeilers des Chores (um 1435) zusammengestürzt, wurde nicht einmal ein Versuch zu dessen Herstellung gemacht. Erst 300 Jahre später (im Jahr 1736) wurden die Flügel mit einem hölzernen Dache versehen; aber während vollen fünf Jahrhunderten — von 1324 — 1824 — wurde nicht ein einziger Stein dem herrlichen Bauwerke hinzugefügt.

Alles war indessen anders geworden! Das Erzbisthum Köln — einem protestantischen Königreich einverleibt; die römisch-katholische Kirche, nun selbst ein welthistorischer Torso, wie der Kölnische Dom, in zahllose mehr oder minder widerrömische Kirchen sich spaltend, während weit über diesen Trümmern der ausschließenden Christenheit schon der goldene Baum der Humanität seine immergrünen Zweige hinaustreibt! Erloschen ist der letzte Scheiterhaufen der Glaubensdespotie, ein neuer, schöpferischer Geist webt über dem europäischen Völkermeer, ein Geist der Versöhnung, der Freiheit und friedlicher Gestaltung gemeinsamen Wissens, Wesens und Wirkens! Während katholische Völker ihre Kirchen verwüsten, ihre Heiligenbilder vertrödeln, werden diese von Protestanten gekauft, werden protestantische Kirchen mit neuen Kunstwerken geschmückt. Zum Danke für geleistete Hülfe ertheilen aller-katholischste Könige mächtiggewordenen Juden katholische Ordenskreuze, und reiche Juden erbauen armen christlichen Gemeinden neue Kirchen. Im reinigenden Lichte immer weiter greifender Oeffentlichkeit erhebt ein allgemeiner Glaube sich über isolirenden Meinungsdifferenzen, bildet sich die Ueberzeugung von einem allgemein menschlichen Recht, arbeitet die Wissenschaft an einem unverwüstlichen Salomonischen Tempel, und für alle, Menschenwohl und Menschenwürde fördernden Bestrebungen bilden sich freie Vereine aus Mitgliedern der verschiedensten Volks- und Kirchengenossenschaften.

Die Blüthe dieser Zeit ist der freie Geist, der allem Göttlichen, allem Schönen, Guten, Wahren und Rechten, allem ächt Menschlichen in Gegenwart und Vergangenheit sich zuwendet und es freudig sich anzueignen strebt.

Dieser Geist nun ist es, der auch die idealische Erhabenheit des Kölnischen Domes zu Anerkennung gebracht, und zuerst die Erhaltung des unvergleichlichen Torso's beschlossen, demnächst sogar auf dessen Ausbau Bedacht genommen hat, nicht abgeschreckt durch die sehr großen Schwierigkeiten, die beidem entgegenstanden und auch jetzt noch nicht als völlig überwunden anzusehen sind.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Zweibrücken.) Am 8. März wurde vor den hiesigen Assisen ein sehr eigenthümlicher Fall verhandelt. Marie Tresso, Ehefrau des Maurers Schmidt zu Speyer, 30 Jahre alt, war der Unterdrückung des Civilstandes eines Kindes angeklagt (Art. 345 des Strafgesetzbuches). Sie ist seit dem 3. Dez. 1840 verheirathet. Ihr Mann war sehr bekümmert, daß sie ihm keinen Leibeserben schenke. Da zeigte sie ihm im Juli 1841 plötzlich an, daß er bis zum Januar 1842 Vaterfreude zu erwarten habe. — Schmidt wollte die Ankunft seines Erstgeborenen durch einen Taufschmaus feiern und veranlaßte zu diesem Zwecke am 28. Dez. seine Frau, nach Mannheim zu gehen und Kleider im dasigen Pfandhause zu versetzen. Erst am 31. Dez. kehrte die Frau zurück und überraschte ihren hocherfreuten Gatten mit einem neugebornen Knäbchen, womit sie zu Mannheim niedergekommen seyn wollte. Der Vater war um so mehr erfreut, als die besuchenden Basen und Bekannten die größte Aehnlichkeit des neuen Ankömmlings mit der Familie fanden. Er ließ den Geburtsact des Kindes aufnehmen und ihm den Namen Karl geben. Doch die Vorbereitungen zu den Freuden der Kindtaufe wurden plötzlich durch die Polizei unterbrochen. Es stellte sich heraus, daß die Frau in das Gebärhaus nach Heidelberg gegangen war, sich dort für eine Hebamme aus Germersheim ausgegeben und eine Person, Elisabethe Finger, die in jener Anstalt niedergekommen war, mit ihrem Kinde mitgenommen hatte, um sie als Schenkamme zu einer Herrschaft zu bringen. Unterwegs in Speyer aber, am

Digitized by Google

31. Dez. Abends, fand die Schmidt Gelegenheit, der Elisab. Finger ihr Kind zu entwenden und es in ihr Haus als ihr eigenes einzuführen. Die Elisabethe Finger, die nach ihrem Kinde jammerte, und die angebliche Hebamme in Germersheim aufsuchte, wurde hier, als des Kindsmordes verdächtig, verhaftet. Die Polizeibehörde in Speyer, hiervon in Kenntniß gesetzt, kam jedoch bald der Wahrheit auf die Spur, daß die Ehefrau Schmidt das Kind geraubt habe, welche auch bald Alles eingestand, sich jedoch damit entschuldigte, daß sie das Kind nicht habe behalten, sondern nur ihrem Manne eine kurze Freude machen wollen. Wirklich erklärten sie die Geschwornen für nichtschuldig, worauf sie alsbald wieder freigelassen wurde.

Korrespondenz.

Marburg, 9. März.

Die Unentschiedenheit über die Kassel-Frankfurter Eisenbahn berührt unsere Interessen zwar zunächst nicht, da die noch herrschenden Zweifel sich wohl nur noch um deren Lauf in der Nähe des Mains drehen, dagegen der frühere Lauf zu entschieden durch das Lahnthal vorgeschrieben ist, um anders als über Marburg und Gießen geführt werden zu können. Dennoch hält die Erwartung einer definitiven Entscheidung die Gemüther in ziemlicher Spannung, weil das Geschick einer Stadt doch in nicht geringem Grade davon abhängt, wie ferne oder wie nahe sie mit diesen großen Pulsadern des Verkehrs in Verbindung steht. So dürfte gerade Marburg für alle die Striche westwärts bis zur nächsten, dem Rhein zulaufenden Schienenbahn, wo dieselbe nur durch Westphalen durchschneiden mag, der natürliche Stapelort werden, und dem Handel und Verkehr einen nicht geringen Aufschwung verleihen müssen. Für den Aufschwung unserer Universität rechnet man dagegen nicht auf so materielle Mittel, da deren Anziehungskraft in ganz andern Dingen liegen muß, als der blos erleichterten Communication. Trauen wir vielmehr dem bewährten Rufe der Lehrer, der Gediegenheit der Institute, dem äußerst wohlfeilen Leben, wie es hier den Studierenden geboten ist, so wie dem sehr rühmlichen Tone unter ihnen, der am zuverlässigsten dadurch gesichert wird, daß in einer Stadt, wo die Universität Alles ist, es dem Einzelnen leicht wird, Zutritt in die Familien zu erhalten: so dürfen wir die im abgelaufenen Semester so erfreulich gestiegene Anzahl nicht für etwas Vorübergehendes, sondern für eine bleibende Erscheinung halten. Seit längeren Jahren stieg diesen Winter die Zahl der Studierenden zum Erstenmal wieder über 300, namentlich durch den Zufluß von preußischen Universitäten, Bonn, Berlin, und dürfen wir hoffen, daß allmählig der Zug der uns benachbarten Westphalen in demselben Maße wieder sich hieher wende, wie dies vor den preußischen Prohibitivmaßregeln gegen auswärtige Universitäten der Fall war. Wie angelegentlich aber auch unsere Staatsregierung Alles aufbietet, um der hiesigen Universität ihren ehrenvollen Platz unter ihren deutschen Schwestern zu sichern, beweisen am besten die großartigen Bauten, womit in den letzten Jahren zwei unserer Anstalten, die Anatomie und das physikalisch-mathematische Institut, gehoben sind. Besonders die neue Anatomie, die im abgelaufenen Winter zum Erstenmal zum Vortrag eröffnet ist, dürfte an Weite der Räume, an Eleganz der Ausstattung, so wie an Zweckmäßigkeit der Einrichtung sich mit jeder derartigen Anstalt in Deutschland messen können, und haben wir an ihrer so freigebigen Ausstattung das sicherste Unterpfand, daß auch anderweitige Bedürfnisse der Universität, namentlich ein Collegiengebäude, dessen wir bis jetzt entbehren, nicht mehr lange vermißt werden dürften. Ein solches Gebäude für sämmtliche Hörsäle erscheint zwar in einer Universitätsstadt von geringerem Umfange ein weniger dringendes Bedürfniß, da zwischen den einzelnen Lehrstunden den Studierenden Zeit genug für die kurzen Wege bleibt. Dennoch ist der Einfluß solcher Concentration des Unterrichts zu vortheilhaft anerkannt und durch den Vorgang fast aller Universitäten dargethan, um der unsrigen noch lange vorenthalten zu bleiben. Für ein anderes Bedürfniß, die Herstellung eines umfassenden Locals zu geselligen Zwecken, ist bereits der Anfang zum Zusammentritt einer Actiengesellschaft gemacht, von der man sich den besten Erfolg verspricht. Es würde dadurch das academische Museum, das schon bisher zur literarischen Bildung wie zur anständigen Geselligkeit der Studierenden den trefflichsten Mittelpunkt darbot, noch enger mit den Kreisen der Honoratioren der Stadt in Verbindung treten und den Studierenden das so bildende Anschließen an die Familien in einem Grade erleichtert werden, wie es sonst wohl nicht leicht auf deutschen Universitäten stattfindet.

Darmstadt, 10. März.

Es ist keiner der kleinsten Vorzüge der strengen Jahrszeit, daß sie den Künsten und den geselligen Vergnügungen hold ist und beide in die freundlichste Berührung bringt. Wenn es draußen stürmt und die Natur durch einen langen Winterschlaf sich zu einem neuen Leben vorbereitet, fühlt der Mensch sich zurückgestoßen von der trauernden Außenwelt, und statt des frischen Grüns der Fluren und Wälder mit ihren gefangenreichen Bewohnern erblühen ihm in Thaliens Tempel oder in den Salons die heiteren Schöpfungen der Kunst und versöhnen ihn mit der Ungunst der Jahrszeit, welche von dem gebildeten Menschen nur da in ihrer vollen Stärke empfunden zu werden pflegt, wo den Musen noch keine Altäre errichtet worden sind. Auf den nun großentheils durchlebten Winter dürfen wir hier mit wahrer Befriedigung zurück blicken; denn unter dem Vorsitze der Künste gedieh manches ediere gesellige Vergnügen, und erst gestern Abend hatten wir einen ausgezeichneten Kunstgenuß durch die von dem großh. Hofmusikus Hrn. B. Altfuldisch und dem Componisten Hrn. L. Spamer in dem Saale des Gasthauses zur Traube veranstalteten »großen musikalisch-deklamatorischen Abendunterhaltung.« Wohl verdiente dieselbe diese etwas vielsagende Benennung; denn nicht nur die Mannichfaltigkeit und der Kunstwerth der vorgetragenen Stücke, sondern auch die hübsche Zahl der mitwirkenden Talente von dem Hoftheater steigerten den Kunstgenuß zu einer nicht gewöhnlichen Höhe. Mehrere Compositionen von Hrn. Spamer, z. B. die Ouvertüre zu der Bellini'schen Oper: »die Puritaner«, gereichten ihm eben so sehr zur Ehre, als Hrn. Altfuldisch sein meisterhaftes Flötenspiel, welches allseitige Anerkennung und Bewunderung fand. Seine ganze künstlerische Vollendung zeigte er bei dem Vortrage der Bravour-Variationen über ein Schweizerlied. Bald vernahm man Klänge, welche, von lauen Westwinden getragen, zu uns herüber zu kommen schienen, bald wieder jenes raschere und ausdrucksvollere Dahinrauschen der Töne, welches nach verschmelzenden Uebergängen einen unbeschreiblichen Reiz hat. Kurz, Hr. Altfuldisch weiß sein Instrument zu beherrschen und daß er schon neben den ersten Flötisten mit Auszeichnung und Anerkennung aufgetreten ist, dies finden wir jetzt ganz begreiflich. Hr. Hoftheater-Regisseur Becker declamierte zwei klassische Gedichte: Schiller's »Taucher« und A. Grün's »französischen Invaliden«. Letztere Dichtung sprach ganz besonders an und zeigte uns den trefflichen Anastasius Grün in der Glorie seiner poetischen Gaben. Fräul. Gned sang die Cavatine aus der Oper: L'ultimo giorno de Pompei; Hr. Wagninger das Lied von Proxner: »In die Ferne«; Fräul. Diehl „Ave Maria" von Franz Schubert, und Hr. Cramolini »die Heimkehr.« Mehr bedurfte es nicht, um das heutige schöne Konzert zu dem zu machen, was es nach der Absicht der Konzertgeber seyn sollte. Vielen Dank den Notabilitäten unserer Oper und ihrer bereitwilligen Mitwirkung!

Theater-Anzeige.

Samstag, 19. März. Drei Tage aus dem Leben eines Spielers, Melodrama in 3 Akth., nach dem Franz. von L. Angely.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 79. Sonntag, den 20. März 1842

An die Frühlingssonne.

Von

Wilh. Wagner.

O Frühlingssonne, wie in meine Zelle
So freundlich deines milden Lichtes Welle,
Den engen Raum verschönernd, sich ergießt!
Du weckest alte Tage, längst verklungen,
Bringst aus der Kindheit mir Erinnerungen
Und Bilder, deren Traumwelt mich umschließt.
Du kehrest stets im neuen Glanze wieder;
Der Lebensfrühling steigt nur einmal nieder.

Sey mir willkommen, milde Frühlingssonne,
Die Allem, was da lebt, neue Wonne
Und neue Freudigkeit des Daseyns giebt,
Die alle Keime aus dem Schlummer weckt,
Mit ersten Grün den Quellensaum bedecket
Und alle zarten Knospenkinder liebt,
Sey mir willkommen, die mit warmem Strahle
Die ersten Veilchen weckt im Wiesenthale!

Wie freut sich dein der Kranke, der nach langen
Entbehrungen zum Erstenmal gegangen
Hinaus, von milder Frühlingsluft umweht,
Wann er, im Anschau'n deines Lichts versunken,
Den Strom erglühen sieht von deinen Funken,
Wann er auf frisch begrüntem Pfade geht,
Wann ihm entgegen aus den nackten Hecken
Die ersten Blätter ihre Händchen strecken!

Wie freu'n sich dein die Kinder, wann zum Neste
Heimkehrt der Storch, und wann zum Sängerfeste
Der Vögelchor die ersten Proben hält;
Wann du beglänzest bunte Ostereier
Und munt're Fische, spielend dort im Weiher,
Und wann dein Licht auf gold'ne Käfer fällt;
Wie freu'n sie sich, wann du mit hellem Saume
Die ersten Blüthen schmückst vom Apfelbaume!

Wie bist du schön, o Sonne, wann die kleine
Gemeinde eines Dorfs im Morgenscheine
Versammelt ist vor ihrem Gotteshaus!
Die Mädchen sind geschmückt mit Märzveilen;
Nach ihnen blickt der schlanke Bursch' verstohlen
Und wählt im Herzen sich die liebste aus;
Dort an der Mauer steht im Silberhaare
Ein Greis und denkt der frohen Jugendjahre.

Wie bist du schön, wann sich in dichten Reihen
Die Städter drängen, draußen in dem Freien
Dein heit'res Licht auf Wald und Flur zu seh'n;
Wann sie die kleinen Sorgen all' vergessen,
Sich mit des Standes Vorurtheil nicht messen,
Und frohgesellt in bunter Mischung geh'n,
Und wann beim Klang der Hörner und der Geigen,
Sie fröhlich sitzen unter Blüthenzweigen!

Ja, du bist schön, o holde Frühlingssonne!
Odysseus in seiner engen Tonne
War reich, als ihn dein warmer Strahl beglänzt!
Des Armen Hütte wird durch dich verschönt,
Des Bettlers Haupt mit gold'nem Saum bekrönet
Und das Gewand der niedern Magd bekränzt.
Wie düster stehen des Palastes Hallen,
Wann Licht und Sonnenglanz sie nicht durchwallen!

Wie lieb' ich dich, wann du die starre Hülle
Der Bäche sprengst und neue Lebensfülle
Ausgießest über's friedliche Gefild,
Wann du mich rufst aus meiner engen Zelle
Hinaus zum Strom, auf dessen klarer Welle
In gold'nem Glanze strahlt dein feurig Bild!
Du kehrest stets im neuen Glanze wieder;
Der Lebensfrühling steigt nur einmal nieder.

Digitized by Google

Die Waise von San Lucar.

Eine Novelle aus der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, von ***

(Fortsetzung.)

Auf dem Schlosse Ferrol war seit Antonio's Abreise auch eine Veränderung vor sich gegangen, die auf die Verhältnisse Donna Maria's den wirksamsten Einfluß ausübte. Die Gräfin Quevada mußte nun wohl den Gedanken aufgeben, Marien zu bestimmen, dem Grafen Villareal sich zu vermählen, seit sie die Hoffnung hegte, ihren Antonio wieder zu sehen. Als es so stille blieb, bangte es ihrem Herzen wieder um ihn. Gerade in dieser Zeit, wo zwischen Furcht und Hoffnung ihre Seele schwebte, erkrankte ihre Mutter, und sie sah den Augenblick nahen, wo das treue Herz brechen würde. Die Kunst erschöpfte ihre Mittel, aber der Tod gab sein Opfer nicht wieder. Maria's Schmerz war gränzenlos, und ihr Entschluß stand fest, in einem Kloster ihre Tage zu beschließen; allein ein anderer Umstand trat in den Weg, an den sie nicht dachte.

Don José, der Abt von San Lucar, meldete, so schnell es sich thun ließ, seinem Freunde Ramon in Havannah den Tod seines Weibes. Mit ihrem Tode trat er wieder in die Rechte des Vaters ein, und die unermeßlichen Reichthümer der Villareal's standen ihm zu, wenigstens als väterlichem Vormunde seiner Tochter.

Unvermuthet trat ein Abgesandter des Adelantado in Madrid auf, welcher Marien nach Havannah rief.

Das war ein Donnerschlag für sie. Wohl protestirte sie gegen dies väterliche Recht, aber es half nichts, und sie sah sich genöthigt, als die Letzte eines der edelsten Häuser Spaniens dem Schleier zu entsagen.

Mit blutendem Herzen verließ sie Spanien, um zu dem Vater zu gehen, den sie nicht kannte und nicht liebte.

Umgeben von einem Glanze wie eine Infantin reis'te sie ab. Die Freigebigkeit des Vaters wollte den Weg zum Kindesherzen sich bahnen.

Nach einer sehr glücklichen Fahrt erreichte sie Havannah. Das Neue, was sie dort sah, zerstreute sie. Der Vater war die aufopfernde Liebe selbst. Jeder Wunsch wurde ihr erfüllt, und selbst Maria gewann ein Gefühl für ihren Vater, das sie wenigstens Wohlwollen nennen durfte; wenn auch weder Achtung, noch die rechte Liebe aufkommen konnte. Es lag in ihrer Seele eine geheime Furcht vor dem strengen Manne, der die Rechte eines Vaters forderte, ohne je die Pflichten erfüllt zu haben, und den die Mutter nie geliebt.

Feste auf Feste feierten ihre Ankunft. Sie fiel in die Zeit, wo auf Cuba der Regen in Strömen vom Himmel fällt, wo das Leben auf dem Lande unerträglich ist, und Alles in die Städte strömt. Eins nur quälte ihre Seele: der Gedanke an Antonio. Lebte er noch? Wo und wie lebte er? Wer konnte die Frage beantworten? — Sie wagte es nicht, in der ersten Zeit ihres Aufenthaltes zu forschen. Ihr Vater war ruhig in diesem Punkte geworden. Nirgends hatte die Waise von San Lucar sich geltend gemacht. Keine Spur war von dem Gefürchteten sichtbar geworden. Nur ein Mal war ein Schreiben an ihn gelangt, worin der Unterdrückte alle die Wege der Verworfenheit nachwies, welche Don Ramon eingeschlagen, um ihn zu verderben, und er seine Rechte forderte. Damals hatte er gebebt, denn das konnte nur ein Tiefeingeweihter wissen, ja am Ende nur Antonio selbst. Aber zwei Jahre waren vorüber gegangen ohne alle weitere Zeichen. Er hoffte durch seine geheimen Forscher und Spione vielleicht eine Spur von ihm zu finden; allein es blieb stille, und Ramon hoffte, jetzt werde wohl das Grab sein unlösliches Siegel auf seine Geheimnisse gelegt haben. Im Saus und Braus der Feste zu Ehren der engelschönen Maria vergaß er seine Qual. Beschäftigten ihn ja doch auch jetzt noch andere Dinge von sehr großer Wichtigkeit. Der alte Bischof von Havannah, welcher zugleich Inquisitor der Insel war, hatte das Zeitliche verlassen. Der Wunsch seiner Seele war, den Abt von San Lucar, der stets ein Bollwerk in Gefahren für ihn gewesen, an dessen Stelle zu setzen. Der Wunsch war alt. Jetzt reifte er der Erfüllung zu. Kam José nach Havannah, so konnte keine Furcht mehr Don Ramon quälen.

Die Unterhandlungen mit dem Hofe zu Madrid wurden äußerst lebhaft betrieben, und Abt José selbst ließ nichts unversucht, selbst nicht seine persönliche Gegenwart.

So führte ihn seine Angelegenheit auf's neue mit dem jungen Grafen Villareal zusammen. Dieser stand hoch in der Gunst des Monarchen, und die Leiter der Ehren stand ihm offen bis zur höchsten Staffel; denn das goldene Vließ schmückte seine Brust.

Der Abt, ihm befreundet seit jenem Tage, wo er Antonio entführte, erkannte schnell, wie wirksam eine Verbindung mit diesem für ihn seyn könne. Er näherte sich ihm, und diese Annäherung wurde mit Freundlichkeit erwiedert. Das Bewußtseyn, dieser Mann könne auch ihn zum Ziele führen, erwachte in Villareal's Seele.

Die Begebenheit mit Antonio und sein Verschwinden, und das mährchenhafte Wiederauftauchen in Amerika wurde der Gegenstand zahlreicher Unterredungen. Beide traten dann mit ihren Wünschen hervor.

Als Villareal Mariens erwähnte und eine Verbindung mit ihr als seinen lebendigsten Wunsch darstellte, da jauchzte José in seinem Innern, denn er sah hier das Mittel des Gelingens seiner Wünsche. Ohne Hehl sprach er von dem Einflusse, den er auf Don Ramon ausübe, und Villareal ließ jenen Einfluß merken, den er am Hofe habe.

„Lasset uns gerade heraus reden, Graf Villareal," sprach endlich, des Plänkeins müde, Don José. „Könnt Ihr bewirken, daß ich Bischof von Havannah werde und Inquisitor der Insel, so wird Maria von Quevada Eure Gattin, darauf gebe ich Euch mein Wort und meine Hand."

Der Graf schlug freudig ein.

Während nun der Graf für ihn am Hofe wirkte, entsandte der Abt einen Brief an Ramon, worin er ihm schrieb, daß unvorhergesehene Schwierigkeiten sich erhoben hätten. Um zum Ziele zu gelangen, sey es nothwendig, sich des Kammerherrn, Grafen Villareal zu versichern, dessen Einfluß ungemessen sey. Dieser aber liebe Marien glühend. Sage er ihm die Hand seiner Tochter zu, so sey er, Don José nämlich, Bischof von Cuba. Er ging nun über auf die Vortheile, welche aus dieser Verbindung hervorgingen, und wies dies Alles mit einer Klarheit nach, daß er selber nicht zweifelte, daß Don Ramon einwillige. Der Brief ging ab, und kam glücklich in Don Ramon's Hände.

Die Nachricht frappirte ihn. Er kannte diesen Villareal

Digitized by Google

nicht, hatte ihn, seines Wissens, nie gesehen, nie auch etwas von ihm gehört; indessen waren die Gründe erheblich und des Ueberlegens werth.

Nachdem er Alles wohl erwogen, schrieb er an Don José, er gebe dem Grafen sein Jawort. Er möge mit ihm nach Cuba kommen, die Vermählung zu feiern.

Dies Schreiben war lange auf dem Wege; aber es kam an, als eben der Abt von San Lucar ernannt war zum Bischof und Inquisitor. Beide richteten sich nun ein, nicht nur möglichst schnell, sondern mit allem Glanze ihrer Würde und ihres Reichthums nach Cuba zu reisen. So sehr sie auch beide dies wichtige Geschäft mit Eile betrieben, so ging es dennoch ziemlich lange zu, bis sie sich am Ziele ihrer Wünsche erblickten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Dom von Köln.

(Von F. W. Carové.)

(Schluß.)

Eine neue Masonische Schule bildete sich seit dem Jahr 1829 zu Köln; die alte Domgruft in den Steinbrüchen des Drachenfels wurde wieder eröffnet, und elf ungeheure Strebepfeiler, welche das Dach des Chores stützen, wurden mit all' ihrem zierlichen Schnitzwerk von ungefähr 80 Arbeitern in kaum acht Jahren völlig erneuert. Nahe an 500,000 fl. sind zu diesem Zwecke verwendet, und hiervon mehr als die Hälfte von S. M. dem König von Preußen huldreichst verwilligt worden. Würde nun in gleicher Weise fortgearbeitet, dann könnte binnen 70 — 80 Jahren das herrliche Gebäude vollendet werden. Eine Hauptschwierigkeit ist bereits überwunden, denn schon sind Arbeiter gebildet, welche sogar in derselben Zeit noch einmal soviel zu leisten vermögen als die Arbeiter bei Wiederaufnahme des Werkes, und dem jungen Architekten Namens Zwerner, der das Unternehmen leitet, fehlt es weder an Kunsteifer, noch an dem erforderlichen Talent und Geschick, um das Begonnene seiner Vollendung entgegenzuführen.

Auch die andere Hauptschwierigkeit, die sich der Ausführung dieses Planes entgegenstellt, möchte nicht unüberwindlich seyn. Schon ist in einem Schriftchen „über den Dom in Köln" (1837), auf den Grund eines Gutachtens des kunstverständigen Bau-Inspectors de Lasaulx von Coblenz, der völlige Ausbau des Domes in Aussicht gestellt worden, wenn jährlich 50,000 Rthlr. darauf verwendet würden. Jetzt bringt uns auch eines der letzten Blätter das „Londoner Athenäums" *) einen Correspondenzartikel von Köln, in welchem Europa zu Beiträgen Behufs jenes Ausbaues aufgefordert wird. Gerne übertragen wie daraus folgende Stelle: „Köln, gewissermaßen Mittelpunkt zwischen Frankreich, Holland, Deutschland und Belgien, mit England und dem Norden durch den größten Strom von Nordeuropa verbunden, so reich an Allem, was Freunden der Kunst und des Alterthums werth ist, sollte es nicht hoffen dürfen, daß Europa zu einem Werke beitragen werde, welches ihm angehört? Würde es nicht eben so weise als edel seyn, eine praktische Schule für gothische (altdeutsche) Architektur aufzumuntern und wieder zu beleben, ähnlich derjenigen, die dort im vierzehnten Jahrhundert bestanden?... Mögen Alle beitragen; der Gläubige für den Glauben, der Kunstliebhaber für die Kunst, der Freund jeder Verbesserung um dieser willen, und wenn ein Geist uns Alle durchdringt, — dann werden Kriege den Ausbau der Kölner Kathedrale nicht unterbrechen, die Zeit wird ihn nicht in Stocken gerathen lassen, und wie die Dinge jetzt stehen, so braucht Europa wohl nur Kunde hiervon zu erhalten, um durch bereitwilliges Entgegenkommen das Gedeihen jenes Unternehmens zu sichern."

Daß nun der großartigste, in sich vollendete Entwurf eines Werkes altdeutscher Baukunst zur völligen Ausführung gebracht werde, dies wird gewiß Jedem, der nur irgendwie Sinn hat für das Schöne und Erhabene, als etwas höchst Wünschenswerthes erscheinen, selbst wenn es erst kommenden Geschlechtern vergönnt seyn sollte, sich des Anblicks des Vollendeten zu erfreuen. Der Kostenbetrag aber ist unbedeutend, wenn alle gebildeten Völker, wenn alle Fürsten Europa's dazu beitragen wollten, und man die erforderliche Summe mit den ungeheueren Summen vergleicht, welche für andere Zwecke verwendet werden. Der einzige, einigermaßen scheinbare Einwand möchte nur etwa darin bestehen, daß man es unpassend finde, auf allgemeinsame Kosten die Kirche einer Confession zu vollenden, welche sich so schroff, so feindlich allen anderen Glaubensgenossenschaften gegenüberstellt. Aber ist, bei dem raschen Entwickelungsgange der neuesten Zeit, bei dem allgewaltigen Durchbruch eines allversöhnenden Geistes nicht mit Zuversicht zu erwarten, daß, noch bevor jenes altehrwürdige Haus des Herrn vollendet, sich auch die bis jetzt noch getrennten Kinder des Herrn zu einer neuen, seiner würdigen Gemeinde vereinigt haben werden? Oder hat der Eifer, mit welchem auf dem Gebiete der Forschung und der Wissenschaft jetzt für und gegen die Unterscheidungslehren zwischen den verschiedenartigsten Gläubigen und Denkern gekämpft wird, eine andere Bedeutung für die Zukunft, als daß alle — bewußt oder unbewußt — nach allgemeiner Einverständigung ringen? Auch die eingesponnene Raupe zernagt die kunstreiche Hülle, durch welche sie sich von der übrigen Welt abgeschieden; aber sie zerstört ihr eigenes Werk nur, um an dem Lichte der Sonne die prächtigen Flügel zu entfalten, die sie im Verborgenen sich gestaltet, und, ungehemmt ihre Flügel schwingend, in die bunte Schaar ihrer Geschwister sich zu mischen, die ein gleicher Liebeszug zu gleicher Selbstbefreiung getrieben!

*) Nro. 509. v. 29. Juli 1837.

Ansicht über die Taunusbahn.

(Eingesendet.)

In der vorjährigen Generalversammlung der Actionaire hat der Verwaltungsrath auf die Anlegung einer zweiten Schiene von Frankfurt bis Kastel angetragen und es ist dieser Antrag von Mehreren widersprochen worden. Was nun insbesondere wegen des Gütertransports dabei zur Sprache gekommen, daß man nämlich diesen Transport zur Nachtzeit durch Extrafahrten vollführen könnte, war nicht zweckgemäß und man würde dieses gefunden haben, wenn man zuerst untersucht hätte, ob ein Extragütertransport im Interesse der Actionäre liege, denn wenn auch ein Reisender viele Bagage mit sich führt, so achtet er aus dem Grunde die Frachtdifferenz, was es zu Schiff von Mainz nach Frankfurt und von da nach Mainz weniger kostet, nicht, weil er vorzieht, seine Bagage bei sich zu haben. Diese Güter gehen also mit dem Per-

Digitized by Google

sonenzug. Alle übrigen Güter, auf deren frühere oder spätere Ueberkunft es für die Dauer von 6 bis 8 Stunden nicht ankommt, gehen zu Wasser, weil die Fracht zu Wasser um mehr als die Hälfte weniger kostet, als die Bahnfracht. Auf welche Güter kann also, wenn dafür eine Extrafahrt eingerichtet werden soll, gerechnet werden? Erstens auf diejenigen Güter, bei welchen es darauf ankommt, 6 bis 8 Stunden früher in deren Besitz zu kommen, und zweitens auf diejenigen Güter, welche wegen unterbrochener Schifffahrt nicht zu Wasser transportirt werden können. Beide werden durchschnittlich täglich nicht fünfzig Centner betragen und somit die Kosten einer Extrafahrt nicht decken. Da sehr viele Actionaire schon vor der Zusammenkunft der Ansicht waren, daß man vorerst keine zweite Schiene anlegen solle, so stimmte die Majora dagegen. Wahrscheinlich kommt dieser Gegenstand nun wieder zur Sprache. Daß die Anlage einer zweiten Schiene wegen des Gütertransports nicht nöthig sey, ergibt sich aus dem darüber schon Gesagten. Was aber anbelangt, damit der von Frankfurt kommende Zug nicht nöthig haben möge, auf den von Mainz kommenden in Hattersheim zu warten, so könnte diesem dadurch abgeholfen werden, daß man eine zweite Schiene von Weilbach bis Hattersheim anlegte. Der von Mainz kommende Zug würde dann von Weilbach bis Hattersheim auf der Nebenbahn fahren. Gefahr könnte hieraus nicht entstehen, denn wenn der Zug von Frankfurt in Weilbach und der Zug von Mainz in Hattersheim ankäme, während der andere noch nicht vorübergekommen wäre, so würde hieraus mit Nothwendigkeit auf ein ungünstiges Ereigniß zu schließen und hinreichende Veranlassung vorhanden seyn, den Zug auf bemeldeter Station so lange anhalten zu lassen, bis man von dem eingetretenen Hindernisse nähere Kenntniß erlangt haben würde. Nur in der Hinsicht wäre also eine durchlaufende zweite Schiene zu wünschen, daß bei einem auf der Bahn sich ereignenden Unfalle die Fahrt in der entgegengesetzten Richtung dennoch ohne Unterbrechung fortgesetzt werden könnte. Ob aber aus diesem einzigen Grunde die Anlage einer zweiten Schiene nothwendig oder zweckgemäß sey, muß man der Ansicht der Herren Actionaire überlassen. — Bei der festen Ueberzeugung, daß der Verwaltungsrath das Interesse der Actionaire sorgfältig berücksichtigen und nichts aus den Augen lassen werde, was dieses Interesse zu berühren scheinen mag, dürfte doch auch nicht in Abrede zu stellen seyn, daß manchmal einem unbefangenen Zuschauer eine nöthige Verbesserung oder Ersparung früher in die Augen fällt, als denen, welche mit der Verwaltung beschäftigt sind. Darum möchte es angemessen seyn, daß jedesmal sechs Wochen vor der Generalversammlung in einem Lokale der Stationsgebäude die Rechnungen und alles darauf Bezug habende allen denjenigen Herren Actionairen, welche sich ausweisen, vierzig Actien zu besitzen, im Beisein eines Beamten zur Einsicht offen gelegt würden. Eben so sollte der Verwaltungsrath, was er auf der nächsten Generalversammlung Neues vorzutragen beabsichtiget, dort den Actionairen zur Einsicht niederlegen, damit dieselben den Gegenstand zur Berathung ziehen können. — Ferner erfordert das allgemeine Beste, daß der Verwaltungsrath sogleich am folgenden Tage, nachdem der Dividend von ihm fest bestimmt ist, ihn zur öffentlichen Kenntniß bringt, denn obwohl man die feste Ueberzeugung hat, daß der Verwaltungsrath das Geheimniß streng und unverbrüchlich beobachtet, so kann doch, gegen seinen Willen, ein Dritter früher Kenntniß davon erlangen und Mancher dadurch in Nachtheil kommen, was durch schleunige Veröffentlichung vermieden würde. Endlich mißfällt es Mehreren, daß nicht auch Israeliten bei der Bahn angestellt werden, da es in Mainz, Frankfurt und Wiesbaden sehr viele Israeliten gibt, welche die zur Bekleidung einer jeden Stelle bei der Verwaltung erforderlichen Fähigkeiten besitzen. Das, was mit Recht und Billigkeit im Einklange steht, sieht jeder rechtliche Mann gerne.

Korrespondenz.

Heidelberg, 16. März.

Wenn das Frankfurter Journal nur in Heidelberg gelesen würde, so lohnte es wohl kaum die Mühe, den Artikel vom 12. März über die Philosophie an hiesiger Universität in der Beilage zu Nro. 74 Ihres Blattes zu erwiedern, da hier alle vernünftig Denkenden recht gut wissen, was sie von diesem Artikel zu halten haben. So aber hat Ihr Blatt, wie bekannt, viele Leser in Deutschland. Nur in Berücksichtigung dieses Umstandes geben wir eine Antwort. Der Hr. Einsender seufzt über die schlechten Zustände der Philosophie und im offenbaren Widerspruch mit diesem Seufzer nennt er den Hrn. Hofrath Kapp einen »in der philosophischen Welt rühmlichst bekannten Mann« und den »Vertreter der wahren Philosophie.« Seit Fichte's Wissenschaftslehre wird die Philosophie in ein speculatives System gepfercht, außerhalb dessen es keine literarische Seligkeit gibt, und seit mehr als einem halben Jahrhundert sucht die deutsche Speculation die wahre Philosophie, die sie bis jetzt noch nicht gefunden hat. Selbst der große Münchener Philosoph in Berlin hat nur seine erste Vorlesung dem Druck übergeben, und zu Ende des Semesters erscheint in demselben Berlin die Vorlesung des Prof. Dove über den Wind. Wie kann man nun in Heidelberg von »schlechten Zuständen der Philosophie« sprechen, wenn man dort nach demselben Verfasser »die wahre Philosophie« hat? Wenn aber der Einsender ohne weitere Erwähnung eines Namens von Hofrath Kapp als »dem Vertreter der wahren Philosophie« spricht, so ist dieses, gelind ausgedrückt, eine gröblich verletzende Ungerechtigkeit gegen den Hrn. Prof. Frhr. v. Reichlin-Meldegg, der nun seit zehn Jahren, also zum mindesten sechs bis sieben Jahre vor Kapp's hiesigem Auftreten mit entschiedenem Beifall und zum Theil sehr zahlreich besuchte Vorlesungen über alle Fächer der Philosophie hält, während die Wirksamkeit des Hrn. Hofr. Kapp im Sommer auf colloquia philosophica und im Winter auf ein Publikum von 2 bis 3 Stunden in der Woche beschränkt ist. Unrichtig ist die von dem Einsender angegebene Zahl der hiesigen Theologen, die nach dem amtlich ausgegebenen Verzeichniß der Studirenden das Doppelte des Angegebenen beträgt. Nicht minder unrichtig ist das in Betreff der halbjährigen Facultätsprüfungen Berichtete. Für sehr unpassend halten wir ferner die Erwähnung einer angeblichen Aeußerung Kapp's in seinem letzten Collegium, daß er die Kanzel vielleicht zum letzten Male betreten habe, weil »eine im Finstern schleichende Partei durch Intriguen aller Art zuletzt auch den Muthigsten ermüden und auch das freudigste Wirken zu sehr verbittern könne.« Wir bezweifeln stark, ob Hr. Hofrath Kapp dieses wirklich gesagt hat. Wo ist diese im Finstern schleichende Partei in Heidelberg? Wir kennen hier keine derartige Partei, weder an der Universität, noch unter den Bürgern der Stadt; sie müßte denn nur in dem Hirne des Einsenders spuken, wie die Prinzessinnen und Riesen in dem tapfern und edeln Junker von Mancha, oder man müßte damit, wie aus dem Zusammenhang des ganzen Artikels hervorzugehen scheint, diejenigen Mitglieder unserer Universität bezeichnen wollen, welche die Lehrwirksamkeit des Hrn. Dr. Carrière für die Universität nicht für nützlich halten. Daß übrigens nur vom Standpunkte der Wissenschaft hergeholte, gewichtige Gründe gegen die Zulassung des Hrn. Dr. Carrière geltend gemacht worden sind, ist allen, auch den von dem Verf. des Heidelberger Artikels vom 12. März angeführten berühmten Gewährsmännern bekannt, welche über ihre Erwähnung in einem solchen Schmähartikel sicherlich keine große Freude haben, so wie Hr. Hofr. Kapp denken wird: Vor meinen Feinden will ich mich schützen; »Gott bewahre mich vor meinen Freunden.« Es gibt Leute, die nichts sind, aber gar zu gerne etwas werden möchten, d. h. nach der Hegel'schen Sprache, die sich aus dem Zustande der absoluten Idee in das Andersseyn der absoluten Idee versetzt zu sehen wünschten. Gehört etwa der Einsender des Heidelberger Artikels in Nro. 74 zu denselben? Ist er vielleicht derjenige junge Mann, der nach einer in einem geschätzten Blatte jüngsthin erschienenen Recension von einem feuerspeienden Berge darin verschieden ist, daß dieser Lava, aus der man noch etwas machen kann, jener dagegen aufgewärmten Kohl auswirft? Wir haben es für Pflicht gehalten, gegen einen Artikel öffentlich aufzutreten, der, wie so viele andere anonyme Zeitungs- und Journalartikel in jüngster Zeit, darauf hinzielt, unsere Universität, welche durch die ausgezeichnete Wirksamkeit ihrer Lehrer in allen Facultäten, durch so viele berühmte Schriftsteller und durch den guten Geist der Studirenden bekannt ist, und zu den ersten Hochschulen Deutschlands gehört, auswärts bei Uebelwollenden oder Nichtunterrichteten zu verdächtigen.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 80. Montag, den 21. März 1842

Die Waise von San Lucar.

Eine Novelle aus der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, von ***

(Fortsetzung.)

3.

Die Vermählung.

Heißes Süddlut, wie so feurig
Rollst du durch die Adern mein.
Lope de Vega.

Die Regenzeit, die Zeit des Winters, war nun auf Cuba zu Ende gegangen, und die üppige Pracht der Vegetation, die nichts Aehnliches diesseits des atlantischen Weltmeeres hat, so wie die glühende Hitze, welche vom tiefblauen Himmelszelte die Sonne entsandte, ließen der alten Sitte ihr Recht angedeihen, das Land zu suchen, und fern vom Gewühle der Stadt, im Schoße einer eben so reichen, als herrlichen Natur die Tage der Hitze zu verleben, die in Havannah unerträglich waren.

Mehrere Stunden seitwärts von Havannah besaß der Adelantado Don Ramon de Quevada ein Gut, das an Ausdehnung ein kleines Fürstenthum, an Schönheit aber Alles übertraf, was Cuba's Paradies aufzuweisen hatte.

Eine Reihe mäßig hoher Hügel zieht sich etwa zwei Leguas von der Küste mit dieser in Parallele hin. Sie sind bedeckt mit Pisangs, Miraguama- und Kohlpalmenbäumen; der Kokosnußbaum erhebt seine stolzen Stämme hin und wieder durch die Blätterdächer, welche Platanen, amerikanische Pappeln, ewiggrüne Eichen und Drachenbäume bilden. Ein saftiggrüner Teppich breitet sich unter diesen hohen Domen aus, deren Säulen die Stämme bilden, verbunden mit den wundersamsten Arabesken und Draperien der allerverschiedensten Lianen. Und diese eigenthümliche Beholzung ist belebt von Tausenden von Vögeln in dem buntesten Federschmucke, von Affen und unzähligen Eidechsen, in den herrlichsten Farben prangend, welche unaufhörlich an den hohen Baumstämmen auf- und niederlaufen mit der Schnelle des Gedankens. Kaktus der verschiedensten Art erblickt das Auge überall, eine Fülle der herrlichsten Blüthen entfaltend. Alle diese Gewächse geben der Landschaft einen ganz eigenthümlichen, von allem Abendländischen und Morgenländischen fremdartigen Charakter. Von dieser Hügelreihe gegen das Meer hin dehnt sich eine wellenförmige Ebene aus, bewässert von Bächen, deren Quellen im Schoße jener Hügel ruhen. Hier entfaltet die niedrere Pflanzenwelt einen Reichthum und eine Pracht, welche kaum zu beschreiben ist. Wiesen ziehen sich hin, von blühendem Gebüsche und Palmengruppen unterbrochen, und in der Ferne woget das Meer in seiner bewältigenden Hoheit. Ist dieser Anblick schon am Tage entzückend, so wird er am Abend wahrhaft feenartig; denn zahllose Insekten haben hier die Eigenschaft zu leuchten, und ihr Licht hat eine Stärke, wie kein ähnliches in Europa. Sie bedecken am Abend alle Blätter und Stämme, und es ist, als sey der Wald erleuchtet mit zahllosen Lämpchen.

Unmittelbar an dieser Hügelreihe lag das herrliche Landhaus des Adelantado, umgeben von Gebäuden, theils zum Luxus, theils zur Oekonomie oder vielmehr dem Plantagenbetrieb, zu welchem Hunderte von Negern verwendet wurden. Das Landhaus war geschützt von den bewaldeten Hügeln, aber dem unendlich wohlthätigen Passatwinde offen, und bot eine reiche entzückende Aussicht über die blüthenreiche Niederung bis zum fernen Meere. Rings war es umschlossen von einem Garten, der alle die Fruchtbäume des europäischen Südens in sich schloß, welcher von einer Kaktushecke so unglaublich dicht umschlossen war, daß nicht ein Mal eine jener Eidechsen den Durchgang zu erzwingen wagte.

In diese paradiesische Einsamkeit brachte der Adelantado seine Tochter, umgeben von ihren Frauen und einer Schutzwache, welcher er sie um so mehr anvertrauen mußte, als ihn die Geschäfte des Berufs nur selten heraus kommen ließen.

Hier lebte Maria ihrem Schmerze, ihren Erinnerungen, und freute sich in den wenigen heitern Momenten an der Schönheit der Natur und daran, daß sie die grausame Behandlung gänzlich untersagen konnte, welche sonst die armen Neger erdulden mußten. Daher war sie angebetet von diesen Unglücklichen, und gesegnet von allen Bessern.

Eines Tages kam der Adelantado. Er war an diesem Tage so liebevoll gegen Maria, daß sie selber das kaum begriff. Es schien wohl, als sey die Eisrinde geschmolzen, die um dieses Herz lag, und alle die Dämme durchbrochen, welche Grandezza und Etiquette um dasselbe aufgebaut.

Er nahm ihren Arm und führte sie in die Gallerie, welche gegen das Meer hin das Haus rings umgab, und wo man die Aussicht im reichsten Maße und jene milde Kühle genoß,

Digitized by Google

welche der Passatwind gewährte. Dort zog er sie zu sich nieder.

„Maria," begann er, „ich habe nie einen Wunsch gegen Dich ausgesprochen, sondern ich habe blos den Deinigen gelauscht und sie erfüllt. Jetzt liegt mir ein solcher Wunsch auf dem Herzen. Willst Du ihn erfüllen?"

„Ja, mein Vater," sprach Maria, „wenn ich im Stande bin, Euch zu genügen."

„Gut," fuhr der Adelantado fort, „ich besitze Reichthümer, die Dir zufallen, ein König würde in ihrem Besitze reich seyn. Aber Maria, Du bist die Letzte unserer Familie. Stürbest Du, so würde der Staat Erbe seyn. Maria, ich wünsche Dich vermählt zu sehen."

„O mein Vater," rief das Mädchen geängstet, „laßt mich im Kloster leben, oder laßt mich unvermählt sterben."

„Das ist kindische Thorheit!" sagte scharf betont Don Ramon; „Du weißt, daß das nicht geschehen kann. Höre mich an, Du bist vernünftig genug, zu erwägen, daß Cuba keine ebenbürtige Familie hat, mit der ich eine Verbindung dieser Art eingehen könnte; aber im Mutterlande habe ich Dir den Gatten gewählt. —"

Maria zitterte. Ihre Hände waren vor der Brust gefaltet und das Haupt geneigt. So glich sie dem Lamm, das dem Messer des Schlächters verfallen ist. Ein Seufzer nach dem andern und eine Thräne nach der andern gaben Zeugniß von der Erregung ihres Innern.

„Du bist weise genug, zu wissen," hob der Adelantado nach einer kleinen Pause, in der sein Auge über die herrliche Vega geschweift war, wieder an, „daß ich unter den Ersten Häusern wählen konnte; allein verwandtschaftliche Rücksichten ließen mich den jungen Grafen Villareal, den Ritter des goldenen Vließes und königlichen Kammerherrn, wählen. Was ich von ihm erfuhr, ist löblich. Er ist ein schöner Mann, und die Leiter der Ehre ist ihm geöffnet wie nur irgend einem in der Monarchie, denn er ist des Königs Liebling.

Der Adelantado hätte noch lange so fortreden können, ohne daß ihn Maria würde gehört haben. Als er den Namen Villareal aussprach, sank sie in die Lehne des Stuhles zurück und das Bewußtseyn schwand.

(Fortsetzung folgt.)

Das Stabat mater von Rossini.

Rossini ist und bleibt in der musikalischen Welt wie in ihrer Geschichte ein Phänomen, dieses außerordentlichen Mannes Leben und Wirken, sein Einfluß auf die Musik in Italien wie in Deutschland ist so allgemein bekannt, daß wir eine hier vorauszuschickende Biographie für überflüssig halten. Merkwürdig aber bleibt es, daß all' die zahllosen Stimmen, die sich für und wider ihn erhoben, darin übereinkommen, daß Rossini ein Genie sey, das, trotz Ausschweifungen und Oberflächlichkeiten, ja selbst Inkorrectheiten, doch des Schönen und Musterhaften viel geschaffen habe. Am merkwürdigsten sind die Abschnitte und Uebergänge seines Styls, indem er von der Symphonie zur kirchlichen Cantate, von dieser zur Ueppigkeit der Oper überging; auffallend, daß er, nachdem er auf diesem Felde über 20 Jahre lang nur für italienische Kehlen und Seelen geschrieben, noch einen deutsch-markigen, harmoniestrotzenden Tell geben konnte, und nun nach jahrelanger, durch seine lieblichen Soirées musicales kaum unterbrochener Ruhe, während welcher er neidlos die Sonne eines Bellini über sich aufgehen und lächelnd eines Donizetti Anstrengungen sah — nun mit einem Stabat mater hervortritt, das, bekanntlich mit einem Prozeß ins Leben eingeführt, eine eben so große Sensation erregt, wie einstens sein Tankred, über dessen Mi rivedrai, ti rivedro man in Italien fast die Anwesenheit Napoleons vergaß. Dieses wunderbaren Proteus Stabat mater liegt nun vor uns; es ist wahrscheinlich bestimmt, zu einer allgemeinern Kenntniß zu gelangen, als das eines Palestrina (im 16. Jahrhundert), eines Pergolese (in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts), unseres Vaters Haydn, und späterer Tonsetzer wie eines Winter, Neukomm, Stunz, die alle über dieselben lateinischen Terzinen ihre fromme Muse ausgegossen haben. Schon des historischen Interesses wegen verdient das Rossinische Werk verbreitet zu werden, wenn auch dessen Styl nicht streng oratorisch ist. Es weht vielmehr der Geist einer rein menschlichen Erhebung über dem Ganzen; und der Schmerz über des Gekreuzigten Tod, der durch alle Nummern bebt, ist trotz der Monotonie des Textes mit kräftigen sprechenden Farben gemalt. Allerdings konnte Rossini seine dramatische Ader auch hier nicht verläugnen; aber sie tritt doch nicht störend hervor, und wird dem Ganzen ein nicht minder belebendes Prinzip, wie das ist, welches mehr oder weniger Graun's, Haydn's und Beethovens Oratorien drastisch erhebt. Die Sänger können sich hier unbeschadet ihrer kunstvollen Technik einem frommen Gefühl überlassen, wobei alle Theile, wenn auch nicht die Rigoristen, befriedigt werden. Ob es Gesetz ist oder nicht, daß ein Oratorium oder eine geistliche Cantate streng oder vielmehr steif-antik kirchlich gehalten werden muß, oder ob es sich unserer heutigen Intelligenz nähern darf, ohne dabei einer gläubigen Würde zu entbehren, wollen wir hier nicht entscheiden. Genug, daß sich, wie im Voraus zu erwarten war, Rossini für das Letztere entscheidet, wovon auch alle zehn Nummern zeugen, die abwechselnd in Chöre, Soli, Ensembles, Recitativ, Arien u. s. w. zerfallen, und mit einer kurzen Introduction beginnen.

Die einfache Würdigung des geistigen Theiles dieser merkwürdigen Komposition mag genügen, alle Institute, welche der musikalische Entwickelungsgang und Fortschritt interessirt, auf dieselbe aufmerksam zu machen. Die gelungene, dem Rhythmus des Textes wie dem musikalischen Ausdruck entsprechende deutsche Bearbeitung ist von M. G. Friedrich, und auf der letzten Seite des Klavier-Auszuges zum bequemeren Ueberblick noch einmal besonders abgedruckt.

Die Handlung von B. Schott's Söhne in Mainz beweist durch diese Edition aufs neue, daß sie es redlich mit der Kunst meint, indem ein solches Werk unmöglich zu den Lockvögeln für die Mehrzahl des Publikums gezählt werden kann. Sie hat von dem Komponisten das ausschließliche Eigenthumsrecht für Deutschland an sich gekauft, wie dies in dem Vorwort hinlänglich beurkundet ist. Bei ihr sind also die Partitur, Orchesterstimmen, Klavierauszug, Solo- und Chorstimmen, trefflich gestochen, zu beziehen, und wir dürfen somit erwarten, das Werk bei allen Vereinen zur Aufführung gebracht zu sehen, wo man von dem Eigensinn befreit ist, ausschließlich nur die Geister früherer Jahrhunderte zu citiren, die für unsere Zeit

Digitized by Google

oft zu entfernt stehen und für unsere Fassungskraft zu verblichen sind, als daß wir sie wohl erkennen und allgemein lieben könnten. Man zeige uns die ehrwürdigen Reliquien der Vorzeit, ohne uns die hervorragenden Erzeugnisse unserer Mitgenossen vorzuenthalten, die — einstens ja auch Reliquien werden! C. G.

So eben hören wir für gewiß, daß dieses Werk von der Theater-Direction in Frankfurt am Charfreitag zur Aufführung gebracht werden solle.

Mannichfaltigkeiten.

(Buchdrucker-Setzmaschine.) Daß eine solche von Young's und Delcambre erfunden worden, haben wir im vorigen Jahrgang gemeldet. Das „Polyt. Journal" (1. Heft) bringt aus dem „London Phalanx" Folgendes über deren praktische Anwendung: Wir zeigen unsern Lesern an, daß die vorliegende Nummer unseres Blattes größtentheils mittelst der neuen Setzmaschine gesetzt worden ist. Die Erfindung dieser Maschine bildet eine neue Epoche in der Typographie; bei einiger Uebung und Erfahrung wird das Letternsetzen nun eine so leichte Arbeit werden, daß man vor dem Klavier der Maschine seine Gedanken mit eben so wenig Mühe in metallenen Lettern fixiren kann, als man sie jetzt beim Schreiben dem Papier anvertraut. Wenn man nach einander mehrere Tasten mit den Fingern berührt, so reihen sich die denselben entsprechenden Lettern in eben so kurzer Zeit aneinander, als man zum Buchstabiren des Wortes bedurfte. Dieses Verfahren wird die typographischen Produkte vervielfältigen und sie wohlfeiler machen, ohne jedoch die Anzahl der Arbeiter und ihren Verdienst zu vermindern, weil wohlfeile Produktion den Absatz stets vermehrt. Es ist nicht wahrscheinlich, daß sich durch die Setzmaschine der Preis unserer Bücher um ein Bedeutendes wird vermindern lassen; wesentliche Vortheile muß sie aber in einzelnen Fällen gewähren, wo es wünschenswerth ist, ein Manuscript ohne Zertheilung desselben in sehr kurzer Zeit absetzen zu können, z. B. bei Mittheilung öffentlicher Reden in den Zeitungen.

Aus Berlin vom 8. März enthält der „Schwäb. Merkur" ein längeres Schreiben, in dem auch berichtet wird, daß die preußischen Auswanderer nach Südaustralien, laut Nachrichten vom 2. August v. J., sich in sehr günstigen Umständen befinden. Sie haben zwei Dörfer unweit Adelaide angelegt und sie nach den im Vaterlande verlassenen Klempzig und Hausdorf benannt. Die Kolonisten im ersteren Dorfe haben im vorigen Jahre 100 Morgen Land mit Waizen und Gerste bebaut und sind im Begriffe, die Schuld, welche sie in Deutschland kontrahirt haben, um auswandern zu können, abzuzahlen. Hausdorf, welches weiter abliegt von Adelaide, ist eben so glücklich daran. Ein Schäfer erhält dort bei freier Wohnung und Kost einen Gehalt von 270 Reichsthalern jährlich. Die deutschen Missionäre haben bereits die Schwierigkeiten der Sprache der Ureinwohner besiegt.

Die in Nro. 74 der Didaskalia enthaltene (der Leipziger Modezeitung entnommene) Angabe von einer gegen die Tochter des Generals Morel intendirten Scheidungsklage beruht, sicherm Vernehmen nach, auf einer böswilligen Verläumdung, und wir beeilen uns, diese Nachricht hiermit förmlich zu widerrufen.

(Petersburg, 26. Febr.) Dem. Taglioni, die gefeierte Tänzerin unserer Bühne, die vier Jahre hindurch ihre Hauptzierde war, verläßt sie bei dem nahen Beginn der großen Fasten ganz. Sie hat vortheilhafte Engagements in London und Neapel angeknüpft. Jeder von beiden Hauptstädten wird sie ihre Kunst eine Hälfte des Jahres widmen.

(Braunschweig, 9. März.) Unsere Stadt hat jüngst einige Tage lang einen unerwarteten und merkwürdigen Gast beherbergt, nämlich einen spanischen Untergeneral Cabreras, dieses kühnen und grausamen Parteimannes Factotum. Von allen Mitteln entblößt, und auch an Kleidung in höchst dürftigem Zustande, kam derselbe auf seiner Reise, deren Ziel Nordamerika seyn sollte, hier an, und wendete sich an einen hiesigen jungen Offizier, der in den Reihen der Christinos focht. Dieser ließ seinem ehemaligen Gegner während seines Hierseyns alle nöthige Unterstützung zukommen, und verschaffte ihm durch Fürsprache bei unserm Offizierkorps noch ein nicht unbedeutendes Reisegeld. Die Theilnahme an dem Schicksale des Flüchtlings war eine um so wärmere, als derselbe sich einer ungewöhnlichen vielseitigen Bildung rühmen durfte.

Ueber den am 10. März stattgefundenen fürchterlichen Sturm auf dem Wallensee berichtet eine amtliche Mittheilung: An dem besagten Tag Morgens wehete auf dem Wallensee ein starker kalter Ostwind bis circa ½ 10 Uhr, wo das Dampfschiff bei gutem See, und nicht die geringste Gefahr ahnend, in Wallenstatt abfuhr. Aber kaum hatte dasselbe circa eine Viertelstunde zurückgelegt, so brach blitzschnell ein ungewöhnlicher, ja man darf mit Recht sagen, noch nie erlebter Sturm ein, in welchem alle auf dem Schiff befindlichen Menschen nichts anderes, als zu Grunde zu gehen, glaubten. Selbst der entschlossene Capitän und seine Matrosen, so wie andere kundige und beherzte Schiffleute hatten bereits alle Hoffnung für ihre Rettung aufgegeben, als auf der einen Seite des Schiffes der Sturm alle Fenster und Läden weggeschlagen und die ungeheuern Wellen über das Verdeck des Schiffes strömten. Vergeblich strebte die Mannschaft aus allen Kräften nach der Felsenbucht Gosta zu steuern, um sich dort zu retten, allein es war bei aller Anstrengung nicht möglich, weil sie, durch den Sturm des Ankers beraubt, der ungeheuern Kraft desselben nicht widerstehen konnten, — es mußte rückwärts oder zu Grunde gehen. Durch die feste Entschlossenheit und große Geistesgegenwart des Hrn. Capitän Stierlein bei allem Jammer der 60 Passagiere und größter Lebensgefahr gelang es, das Schiff zwischen Unterterzen und der Ziegelhütte auf dortiges flaches Land zu bringen, wo eine Menge Menschen herbeigeeilt waren, um Hülfe zu leisten. Das Schiff selbst hat außer dem Verlust des Ankers, an Laden und Fenstern wenig Schaden gelitten, und ist bereits wieder flott.

(Der Macintosh.) Frankfurt, 19. März. — Eingesendet. — Gestern war ich im Konzert. Mein böser Stern führte mich an die vordere Reihe, welche mit phantastisch gekleideten Damen garnirt war. Zu meiner Linken saß eine schwarze Dame, die längst die Jugendjahre überschritten hatte.

Digitized by Google

Sie muſterte mich von oben bis unten; ich glaubte ſchon einen günſtigen Eindruck auf ſie gemacht zu haben. Endlich liſpelte ſie mit ihrer Nachbarin und ſo ging es der ganzen Reihe durch; man rückte ſich von mir ab, ich hielt dies für Artigkeit und Abſicht, Platz zu machen; man wies mit Fingern auf mich, dies war gewiß nicht nobel; die Schwarze holte ein Riechfläſchchen — dieſes alles hatte der Geruch meines Macintoſh hervorgebracht!

Korreſpondenz.

Mainz, 17. März.

Wir ſind nun beinahe zum Ende der zweiten Woche der Oſtermeſſe gelangt und können daher über ihren Belang ein Urtheil fällen. Von größeren Geſchäften hört man nichts; der Kleinhandel ſcheint jedoch lebhaft, und bei meiſtens günſtiger Witterung finden die Verkäufer keinen unbeträchtlichen Abgang. Auswärtige Fabrikanten und Kaufleute haben ſich diesmal etwas mehr eingefunden, als auf der letzten Herbſtmeſſe; an aus der Umgegend eintreffenden Käufern, die ſich hier mit dem Nöthigen verſehen, fehlt es nicht. Auf dem Markt, dem Gutenbergsplatze und in der Ludwigsſtraße iſt es am Tage ſowohl als Abends ſehr belebt und um die mit Sehenswürdigkeiten angefüllten Buden verſammelt ſich ſtets eine Menge Neugieriger, die entweder Einlaß begehren, oder mit gläubiger Achtſamkeit die ruhmreichen Vorträge der an der Schwelle zum Eintritte einladenden Angeſtellten vernehmen. Unter dieſen Sehenswürdigkeiten nimmt das gewiß auch in Frankfurt bekannte Welttheater eine vorzügliche Stelle ein. Es gibt an jedem Abende zwei Vorſtellungen, die immer gedrängt voll ſind. Seine Theaterſtücke, von beweglichen großen Puppen aufgeführt, ſind unterhaltend und für den größten Theil der Zuhörer gut gewählt. Das Originelle aber ſeiner Darſtellungen liegt in den Metamorphoſen, die oft zu den ſpaßhafteſten Situationen führen, und in den pitoresken Anſichten. Der Brand von Moskau, der am vergangenen Sonntage dargeſtellt wurde, war nicht ohne Verdienſt, erreichte aber das Großartige derſelben Darſtellung in der Bude der Abendunterhaltungen, die von einer franzöſiſchen Geſellſchaft geleitet wird und ähnliche Vorſtellungen wie das Welttheater mit Anſichten gibt, nicht. Eine ſehr angenehme und zugleich belehrende Unterhaltung verſchafft der Beſuch des großen Kunſt- und Naturalienkabinets des Hrn. C. Ingermann im großen Saale des Pariſer Hofes. Hier trifft man mehrere hundert Gegenſtände aus dem Gebiete der alten und neuen Kunſt, der Natur und der Wunderwelt an, die wegen ihrer Mannichfaltigkeit und Menge in Verwunderung ſetzen: Waffen und Rüſtungen der alten und neuen Zeit, muſikaliſche Inſtrumente, Gemälde, Daguerreotypen, Muſcheln, Schuhe, Handwerkzeug, Kleider, Gerippe von Thieren, Köpfe von Menſchen, beſonders ein mumienartiger, gut erhaltener Kopf eines Südſeebewohners mit einem herrlichen Haarſchmucke, eine electro-magnetiſche und eine Electriſir-Maſchine; Figuren, die ſich bewegen, tanzen, athmen, ein weinendes Kind, ein ohne ſichtliches Zuthun ſpielendes Orcheſter, ein anatomiſches Theater mit ſeltenen Apparaten und noch viele andere Gegenſtände, über die der Eigenthümer und ein Gehülfe Erklärungen geben, die wiſſenſchaftliche Kenntniſſe und Bildung nicht verkennen laſſen. — Das Muſeum von Marmorſtatuen von Quirin Müller, das jeden Abend im Frankfurter Hofe in dem neu erbauten großen Saale gezeigt wird, verdient wegen der klaſſiſchen Darſtellung und Arrangirung der Gruppen einen recht zahlreichen Beſuch.

Köln, 14. März.

Die nothgedrungene Einigkeit, zu welcher unſere beiden Karnevalsgeſellſchaften ſich in ſo weit bequemt hatten, daß ſie die öffentlichen Feſtlichkeiten gemeinſam unternahmen, hatte leider nicht genug Wurzel geſchlagen, um ſie auch zur gemeinſchaftlichen Abhaltung des Lätare-Feſteſſens zu vereinigen. Daſſelbe fand neulich in zwei verſchiedenen Lokalen ſtatt und mehrere hohe Militär- und Civil-Beamte, die in früheren Jahren demſelben beiwohnten, erſchienen diesmal nicht, wahrſcheinlich um keiner der rivaliſirenden Geſellſchaften vor den Kopf zu ſtoßen. Der Hr. Regierungspräſident wählte den Ausweg, das Loos entſcheiden zu laſſen, welchem der beiden Diners er beiwohnen ſolle. Eine kurz darauf erſchienene Beſchreibung des Feſtzugs, die von dem Hiſtoriographen der einen Geſellſchaft ausging und in der Kölniſchen Zeitung ſtand, fand alsbald von Seiten des Sekretärs der anderen Geſellſchaft in demſelben Blatte eine bittere und leidenſchaftliche Zurechtweiſung. Dieſe gereizte Stimmung läßt uns leider für das nächſte Jahr wenig Erfreuliches bezüglich unſeres Volksfeſtes hoffen, das ſchon dieſes Jahr durch die ärgerlichen gegenſeitigen Befehdungen beider Parteien in der öffentlichen Meinung hier und auswärts empfindlich gelitten hat. Sollten dieſe Katzbalgereien in und außer den Zeitungen ſich künftiges Jahr erneuern, ſo iſt es mit dem guten Rufe vorbei, deſſen ſich unſer Karneval unter tüchtiger Leitung ſeit ſeinem Wiederaufleben vor etwa zwanzig Jahren fortwährend zu erfreuen hatte. Möchten unſere beiden Geſellſchaften dies noch zur rechten Zeit beherzigen. — Die Kunſtreitergeſellſchaft des Hrn. Blondin, welche ſeit einigen Wochen hier ſpielt, hat im Ganzen noch keine guten Geſchäfte gemacht, obſchon ihre Leiſtungen alle billigen Forderungen befriedigen. Der etwas entlegene Platz wo ſie ihre vom Domhofe verbannte Bude haben aufſchlagen müſſen, trägt gewiß einen Theil der Schuld des oft ſpärlichen Beſuchs; andererſeits aber ſcheint das gebildetere Publikum, was ihm nur Ehre machen kann, dieſen ſich ewig wiederholenden und nicht den mindeſten geiſtigen Genuß bietenden Reiterkunſtſtücken nicht mehr ſo viel Geſchmack abzugewinnen, wie früher, was ebenfalls die geringere Theilnahme erklärt, welche dieſe Reitergeſellſchaften ſeit ein paar Jahren, nicht blos hier, ſondern auch in andern großen Städten finden.

Frankfurt, im März.

Aus dem im Druck erſchienenen Bericht über das Wirken einer hier erſt ſeit 3 Jahren beſtehenden »Feuerungs-Hülfskaſſe für auswärtige Iſraelitene in den Jahren 1838 — 1841 iſt zu erſehen, daß es durch die Thätigkeit dieſes Vereins und durch den von ihm hervorgerufenen Wohlthätigkeitsſinn hieſiger iſraelitiſcher Einwohner möglich geworden, nicht nur das billigſte Feuerungsmaterial (Steinkohlen, Gries und Torf) in erforderlichem Maße den Hülfsbedürftigen von mehr als 20 Ortſchaften zuzuwenden, ſondern denſelben auch die dazu nothwendigen Oefen zu verſchaffen. Auch dahier wohnenden auswärtigen Iſraeliten, welche der Unterſtützung der Holzvertheilungs-Anſtalt nicht theilhaftig werden können, iſt die Feuerungs-Hülfskaſſe ſehr nützlich geweſen. Es ſind bereits folgende Ortſchaften aus dieſer Hülfskaſſe unterſtützt worden: Bergen, Biſchoffsheim, Bockenheim, Bürgel, Dörigheim, Fechenheim, Stadt Frankfurt, Götzenhain, Griesheim, Heddernheim, Heuſenſtamm, Höchſt a. M., Kaigen, Kelſterbach, Münſter, Niederurſel, Offenbach, Rödelheim, Seulbach, Sprendlingen und Vilbel. — »Der Wunſch zur größern Theilnahme (ſagt der Bericht) wird um ſo mehr gerechtfertigt erſcheinen, als der Verein den Anfangs auf den Umfang von drei Stunden um hieſige Stadt geſetzten Wirkungskreis, aus Mangel an erforderlichen Mitteln, auf zwei Stunden beſchränken mußte.« — Der Verein arbeitet nun dahin, einen Kapitalfond zu ſchaffen. Der Saldo vom Winter 1839 — 40 betrug erſt 667 fl. 59 kr., und der vom Winter 1840 — 41 nur 342 fl. 33 kr. — Im letztgenannten Winter wurden 1781 fl. 44 kr. ausgegeben, und die Beiträge betrugen 1456 fl. 18 kr. — Alſo rüſtig gearbeitet, geſammelt und unterſtützt im Weinberge des Herrn!

Theater-Anzeige.

Montag, 21. März. Zampa, oder die Marmorbraut, große Oper in 3 Abtheil., Muſik von Herold.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 81. Dienstag, den 22. März 1842

Die Waise von San Lucar.

Eine Novelle aus der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, von ***

(Fortsetzung.)

Ramon war erfüllt von seiner Gedankenreihe, und blickte hinaus in's Blaue, während er sprach, weil so gleichsam seine Vorstellungen vor seiner lebhaften Phantasie eine Gestalt gewannen.

Als er jetzt mit einem entschiedenen: „So hab' ich es beschlossen," sich zu Marien wandte, ergriff auch ihn Todesschrecken, als er sie todtenbleich vor sich liegen sah, das Haupt zurückgesunken. Ein Schrei entfuhr ihm, so gellend und scharf, daß eine Menge Diener alsbald herbeieilte. Man brachte Marien in's Bewußtseyn zurück, und der Adelantado klagte sich an, sie in die Gallerie geführt zu haben, wo der frisch wehende Wind ihr geschadet.

Am andern Morgen eilte er in die Stadt zurück, und scheidend sagte er:

„Ich denke, bis zum Osterfeste wird Dein Gatte hier seyn, und werden wir das Vermählungsfest feiern können."

Maria neigte stumm sich vor dem Vater, und er ritt fröhlicher als je nach Havannah. So war denn ein schrecklich Loos ihr gefallen.

Maria aber zog sich in den Garten zurück, wo eine dunkle Laube, gebildet von Orangenbäumen, darum ihr so theuer war, weil eine ähnliche im Garten ihres Pallastes zu Madrid stand, in der sie oft selige Stunden mit Antonio verlebt. Hier gab sie sich nun ungestört den Ergüssen ihres Innern hin, die endlich in Gebet übergingen, daß der Gott aller Gnade sie dem Jammer, der ihr drohte, dem Jammer, der das Leben ihrer armen Mutter bis zum Grabe vergiftet hatte, entreißen möge.

In dieser Stimmung erblickte sie eine Negerin, welche sie kürzlich der zerfleischenden Peitsche des Sklavenvogts entrissen hatte, gegen die Laube schleichen, und nach allen Seiten spähen.

Maria sammelte sich und trat ihr entgegen.

„Was willst Du?" fragte sie.

„Dich suchen, Massah," sprach die Negerin, indem sie die Hände vor der Brust kreuzte und sich auf ein Knie niederließ; „Ihr seyd so traurig, Massah," fuhr sie fort, „da dachte ich, es könnte Euch erheitern, wenn Ihr die schönen Waaren des Mulatten Antonio ein Mal ansähet."

Der Name Antonio traf Marien in diesem Augenblicke und bei der jetzigen Stimmung ihrer Seele wie ein heftiger elektrischer Schlag. Die Negerin hatte ihn ohnedem besonders betont.

„Wo ist er denn?" fragte Maria.

Ohne aber zu antworten, flog das junge Weib fort, flüchtig wie eine Gazelle, und bald kehrte sie wieder, gefolgt von einem Manne von hoher edler Gestalt.

Die Negerin wies auf die Laube, und zog sich zurück.

Als der Mulatte näher zur Hütte trat, ergriff ein namenloses Gefühl Marien. Es war nicht Furcht, nicht Freude, nicht Hoffnung, nicht Schmerz, und doch aus allen gemischt, denn — das war ihres Antonio's edle Gestalt, dies seine Haltung und sein Gang. Sie hätte laut aufschreien mögen, aber als sie in das farbige Gesicht blickte, wurde plötzlich der Schrei in der Brust erstickt. Hätte Maria Zeit gehabt, an einen Andern als sich selbst zu denken, sie hätte wohl etwas Unerklärliches in dem Mulatten selbst finden müssen. Er rang mit aller Kraft nach Ruhe; aber es wollte ihm fast die Brust zersprengen das Gefühl, das er bannen wollte in dem engen Raume. Endlich gelang es ihm einigermaßen, und er bot ihr mit einer tiefen Verbeugung seine Waaren an.

„Seht, Madonna," sagte er, „hier sind dunkle Farben, weil Ihr um Eure edle Mutter trauert; allein da sich gegen Ostern hin Eure Trauer endet und Eure Vermählung mit dem Grafen Villareal bevorsteht, so erlaube ich mir, Euch auf diese bunten Stoffe von sehr schwerer Seide oder auf diesen schimmernden Brokat aufmerksam zu machen."

„Mensch," rief Maria plötzlich, „woher weißt Du das?"

„Entschuldigt, Madonna," sprach der Mulatte, „wenn Euch das unangenehm seyn sollte, aber es hat mir's ein junger Mann, ein Weißer, gesagt, der Euch wohl kennt."

Maria zitterte so, daß sie sich setzen mußte.

„Wie heißt der Weiße?" hauchte sie kaum hörbar hin.

„Antonio!" antwortete der Mulatte.

„Antonio?" rief das Mädchen aus, und schlug die Hände vor das Antlitz.

„Ja, er nennt sich auch sonst wohl die Waise von San Lucar! —"

Bei diesem Worte sprang Maria auf und rief: „Wo ist er? Wo ist er? Rede um Gottes willen!" Sie legte ihre schneeweiße Hand auf des Mulatten Arm. Der aber faßte sie und drückte einen heißen Kuß darauf und sagte, nicht länger seine Stimme verstellend: „Maria!"

Digitized by Google

Sie ſtarrte ihn in das Geſicht.

„Maria, zweifle nicht lange," lispelte er, „dieſe Farbe iſt blos die Maske, welche ich hier tragen muß."

Es giebt Scenen im Leben des Menſchen, und Gefühle in der Menſchen Bruſt, für die keine Darſtellung zureichend iſt. Das Wort, das ſich ſo geſchmeidig jeder Empfindung anſchmiegt, bleibt hier kalt und ſtarr; es fühlt ſeine Ohnmacht. Und wo der Mund ſchweigt, da gerade iſt die ſtumme Sprache des Herzens ſo wunderbar beredt und das Auge, wenn auch thränenfeucht, dennoch ein ſo trefflicher Dollmetſcher, daß nichts unverſtanden bleibt, wenn auch ſtumm die Lippe iſt, wie das Grab.

Eine ſolche Situation war hier gekommen. Ein ſo unverhofftes, unerwartetes Wiederſehen konnte keine andere als die tiefſte Wirkung hervorbringen. Und doch wirkte es auf Marien anders als die Botſchaft ihres Vaters. Jene war tödtlich, dieſe belebend, beſeligend geweſen.

Niemand ſtörte ſie hier. Selbſt die Duegna, welche ſonſt Marien auf Schritt und Tritt begleitete, war nicht da, weil ſie glaubte, ihre Herrin ſey allein in ihrem Kloſette, das verſchloſſen war. Lange Zeit währte blos der ſtumme Herzenserguß; Bruſt an Bruſt, Lippe an Lippe, Auge in Auge. Allmählig aber löſ'te ſich dies Gefühl, und die Sprache, die freundliche Vermittlerin der Gedanken, trat in ihre Rechte ein. Dem Tode der Mutter, die ja auch Antonio eine Mutter geweſen, galt das erſte Opfer. Dann Antonio's Geſchicke! Er erzählte ihr Alles, alle ſeine Verſuche, des Vaters Herz zu wecken; endlich ſeinen verzweifelten Entſchluß, Küſtenbruder zu werden, weil ihm Alles entriſſen war, in Spanien die Heimath, ja die Exiſtenz, und hier eben ſo Alles. „Was blieb mir," ſagte er, „was blieb mir als der Haß gegen das Leben und die Menſchen? Ausgeſtoßen bin ich aus der Menſchenwelt — und ausgeſtoßen bleibe ich, ſo lange ich lebe. O Maria, in dem Worte liegt eine Wahrheit, die das Herz zerreißt, aber auch die alle Bande zerreißt: Ich bin todt und lebe doch!"

„Alle?" fragte Maria mit einem Vorwurfe.

„O Gott, vergieb," rief Antonio, und ſchlang ſeinen Arm um das ſchöne Geſchöpf, das ſich ſo hingebend an ſeine Bruſt lehnte; „nein, Maria, nein! Nicht alle Bande ſind gelöſ't, ſonſt ſäheſt Du mich nicht hier. Deine Liebe hat mich vor tiefem Falle bewahrt, hat den Dolch der Rache aus meiner Hand gewunden, als ich verzweifeln wollte, und nach dem Blute deſſen lechzte, der mich elend gemacht."

„Meine Liebe wird Dich ja auch aus der verworfenen Gemeinſchaft reißen, in der Du biſt!" bat, ja flehte ſie.

Er ſah ſie feſt an.

„Es giebt nur Ein Mittel, und das darf ich Dir nicht vorſchlagen."

„Und welches?"

„Flucht, Maria; Flucht dahin, wohin Deines Vaters Arm nicht reicht; aber wohin reicht der nicht? —"

Maria ſchüttelte leiſe den ſchönen Kopf.

„Und doch, Maria, ohne ſie wirſt Du Villareal's Weib."

Maria ſchauderte zuſammen.

„Woher wußteſt Du das, was Geheimniß zwiſchen meinem Vater und mir iſt?"

„Maria, ſeit Du hier biſt, umſchwärme und umſchleiche ich das Haus; aber obgleich ich unter vielen Geſtalten Dir zu nahen verſuchte, gelang es mir nicht, Dich zu ſprechen. Deine Neger, die Dich anbeten, kennen mich alle; das Weib, das mich hierher führte, vertraute mir Alles, ſie lauſchte. Ich habe ihr Kind vor dem Ertrinken gerettet. Seitdem folgt ſie jedem Winke. Vertraue Du ihr, ſie wird zwiſchen uns vermitteln."

„Flucht, Antonio, iſt entehrend. Vertrauen wir Gott, der uns ſo wunderbar wieder zuſammengeführt," ſagte Maria, ſich des Wortes erinnernd, welches Antonio ausgeſprochen.

„Aber was wird uns bleiben als Flucht oder ewige Trennung?"

„Nein, Antonio," rief Maria aus, und lehnte ihren ſchönen Kopf an ſeine Bruſt, „es giebt noch ein Drittes, was ich wählen würde, wenn alle Hoffnung ſchwände."

„Und das wäre?"

„Gemeinſamer Tod," flüſterte ſie, und ihr Auge blickte in das Antonio's ſo treu, ſo gläubig.

„Wohl," ſagte Antonio. „Dein Wille iſt mir heilig, wenn auch der Wunſch zu leben, mit Dir, bei Dir zu leben, in meiner Seele ſo lebhaft ſpricht."

In dieſem Augenblick ſtürzte die Negerin herein und rief: „Maſſah, die Duegna naht."

Noch einen Kuß drückte Antonio auf Maria's Lippe und er verſchwand mit der Negerin in dem Orangenhaine, während Maria mit mühſam errungener Faſſung aus der Laube trat.

(Fortſetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Der deutſche König von Baiern hat durch ſein Miniſterium ſeinen Regierungen eröffnen laſſen, wie es ſein ausdrücklicher Wille ſey, daß die franzöſiſche Sprache aus den weiblichen Bürgerſchulen entfernt gehalten werde, indem hierin deutſche Bürgerfrauen gebildet werden ſollen, und keine verbildeten Deutſch-Franzöſinnen.

(Berlin, 14. März.) Die vorgeſtern Abend im königl. Theater zum erſten Male aufgeführte neue Oper von Auber: „die Kronbiamanten" hat ſehr gefallen, und dürfte als eine der beſten Auber'ſchen Compoſitionen anzuſehen ſeyn. Eben ſo ſehr ſpricht unſer Publikum jetzt das neue Ballet „die Danaiden" von Hognet an.

(Köln, 17. März.) Bei den Nachgrabungen zur Dombaugründung iſt in dieſen Tagen manches Intereſſante zu Tage gefördert worden. Für's Erſte fand man etwa 22 Fuß unter der Bodenfläche in angeſchwemmtem Sand und Kiesgrunde, der etwa 20 Fuß hoch mit verſchiedenen Lagen brandiger, zerbröckelter Dach- und Mauerziegel, Aſche, Schutt und Dammerde, welche von den Umwälzungen Zeugniß gibt, die über die alte Kolonia hereingebrochen, überdeckt iſt, Bruchſtücke kannelirter Säulen, die wohl römiſchen Urſprunges ſeyn mögen. Nach dieſen, in derſelben Tiefe im Sande verſcharrt, neben einem Aſchenkruge ein menſchliches Gerippe. Zuletzt wurde etwa ſechs Fuß unter der Bodenfläche, nahe an den Domfundamenten, ein Leichnam in einem Steinbehälter eingemauert gefunden. Der Behälter, ſo groß, daß ein Menſch darin bequem ſitzen und liegen, aber nur gebückt ſtehen konnte, hatte oben Luftlöcher und enthielt neben dem Gerippe noch einen Trinkkrug,

Digitized by Google

wie sechs irdene, künstlich geformte, blau bemalte Töpfe von sogenanntem Steingut, welche wohl aus dem Mittelalter stammen und darthun, daß der Eingemauerte ein Büßer oder ein Sträfling jener Zeit gewesen seyn mag.

Von Freiligrath, der sich einer Anerkennung in und außer dem Vaterland zu rühmen hat, wie wenig neuere Dichter, erscheint bis Ostern bei Cotta schon die fünfte, Adelheid von Stolterfoth zugeeignete, Auflage seiner Gedichte in demselben Format und in der eleganten Ausstattung, wie die neueste Ausgabe von Nicolaus Lenau's Dichtungen. Der Dichter, welcher bekanntlich diesen Winter in Darmstadt lebte, beabsichtigt mit seiner jungen Gattin einen Theil des Sommers am Niederrhein zuzubringen.

(Paris.) Das geht über die aschgraue Möglichkeit! Ein Abonnent der Zeitschrift „La france musicale", der jetzt eintritt, erhält vierunddreißig neue Werke von bedeutenden Komponisten, wie Auber, Halevy, L. Puget, Adam u. s. w., zweitens ein Autograph von Mozart und ein Fac-simile von Rossini. Diese außerordentliche Vergünstigung übersteigt, zu mäßigem Preise berechnet, dennoch achtmal den Betrag des Abonnements. Die Zeit ist nicht mehr fern, wo ein Abonnent auf irgend ein Blatt auch frei genährt und gekleidet werden wird. In Leipzig zahlt eine Leihbibliothek für solche Abonnenten, die ihre Bücher etwa irgend Jemand als Pfand überlassen, die betreffende Schuld, wenn solche nicht zu groß ist. Das ist schon ein bedeutender Schritt zur Vollkommenheit.

Wir wollen unser Scherflein dazu beitragen, folgende wunderbare Geschichte nach Kräften zu verbreiten. Ein junger Mann ißt Trauben, und bringt sich einen Kern in die Höhlung eines Zahnes. Er arbeitet mit allen Zahnstochern der Welt, und es gelingt ihm am Ende, den Kern, der nicht mehr herauszuholen war, solchergestalt im Zahnfleisch zu betten, daß er ihn nicht weiter beläftigt. Schon glaubte er, ihn durch das Exerzitium, welches er täglich seinen Kiefern auferlegt, auf stillschweigende Weise fortgeschafft zu haben, als er plötzlich an einem schönen Tage, unter dem Einflusse der mildesten Frühlingssonne, Schmerzen verspürt, die immer heftiger werden. Er bemerkt ein kleines Geschwür in der Größe eines Stecknadelknopfes an der Stelle, wo der Kern ruht; er untersucht's genauer und sieht, daß es der Trieb des Kernes ist, der nun bereits seit anderthalb Jahren in seinem Zahnfleische wucherte. Die Aerzte meinen, daß die in Essenzen getränkte Baumwolle, womit der junge Mann seinen hohlen Zahn zu verstopfen pflegte, auf die Vegetation der Rebe in seinem Munde beigetragen haben mochte. Der Inhaber trägt das Phänomen fort und fort und ist neugierig, was für einen Wein das wohl geben wird. (Lewald's Europa.)

Nestroys neuestes Stück heißt: „Er will sich einen Jux machen", und wird, wie Hr. Scholz, den eine Unpäßlichkeit verhindert, aufzutreten, genesen ist, im Theater an der Wien zum ersten Mal aufgeführt.

(Bern, 12. März.) Es sind Nachrichten von Neapel über ein Unglück hier eingetroffen, welches den Herzog von Montebello, frühern französischen Gesandten in der Schweiz, betroffen. Auf einem Spazierritte mit der Lady Esther nämlich wurde sein Pferd bei Annäherung der Königin Wittwe scheu und bäumte sich rückwärts, so daß der Herzog zu Boden fiel und, durch das Pferd stark getreten, eine bedeutende Wunde am Kopfe erhielt. Man sprach davon, daß eine Trepanation unvermeidlich werde. Nach der Allg. Schweizerz. hat dieses Unglück die Herzogin von Montebello, nicht den Herzog betroffen.

(Die Königin von Spanien.) Die junge Königin schildert Höfken in seinem Buche, Tirocinium, folgendermaßen: „Isabella soll das Ebenbild ihres Vaters, des Königs Ferdinand, seyn. Indeß das blonde, reiche Lockenhaar, die hohe reine Stirn, die schönen blauen Augen hat sie ganz von ihrer Mutter. Sie ist für ihr Alter ziemlich entwickelt. Sie hat viel Freundliches und Sinniges, sowohl im Ausdruck ihrer Gesichtszüge, als ihres Benehmens. Die durch weiße Handschuhe vor Sonne und Staub geschützten Händchen sind unaufhörlich in grüßender Bewegung und gewiß nach jeder Spazierfahrt sehr ermüdet. Jedermann klatscht dem Kinde Beifall, und wo die kleine Königin nur erscheint, umrauscht sie des Volkes lebhafter, rührender Zuspruch: „Schaut, schaut! da kommt sie, die unschuldige Isabella", ruft Einer dem Andern zu:

Ved, ved! es ella, es ella,
La innocente Isabella!"

Das Werk des deutschen Offiziers kann mit Recht als eine unterhaltende und belehrende Lectüre empfohlen werden.

(Frankfurt a. M.) In Folge von mehreren uns zugegangenen Reclamationen, den in Nro. 62 — 67 d. Bl. enthaltenen Artikel „Rapp und die Harmoniten" betreffend, sehen wir uns zur Erklärung veranlaßt, daß besagter Aufsatz uns, nachdem er am 26. Febr. im hiesigen geographischen Verein vorgelesen worden war, von dem in Nro. 62 rubrizirten Verfasser zum Abdruck übergeben und von uns als Manuscript bona fide angenommen und honorirt worden. Da wir uns nun in Folge genannter Reclamationen überzeugt haben, daß jener Artikel aus dem Werke: „Nordamerika's Bewohner, Schönheiten und Naturschätze, von Fr. Bromme, Stuttgart, 1839" — beinahe wörtlich copirt ist (Pag. 284 — 298), so können wir nicht umhin, eine deßfallsige Rechtfertigung, wofern sie möglich wäre, dem in Nro. 62 angegebenen Einsender und fälschlichen Verfasser zuweisen zu müssen. Die Red. d. Did.

In Würzburg ist zum Vortheile des Schauspielers Hauner aufgeführt worden: Im ersten Act: „Liegt es", im zweiten Act: „Fliegt es", im dritten Act: „Siegt es". Ein räthselhaftes Potpourri vom Benefizianten. Ein Spaßvogel schrieb auf den Anschlagzettel: Im Ganzen „Trügt es", und hatte Recht, denn der Gallimathias wurde ausgepfiffen.

Korrespondenz.

Mainz, 19. März.

In der vorgestrigen Versammlung der hiesigen Lokalsektion des großherzogl. Gewerbvereins kamen die Fragen wegen Errichtung eines Hospitziums für erkrankte Gesellen und Lehrlinge und wegen Verwaltung und Verpflegung in dieser Anstalt durch barmherzige Schwestern zur Berathung und Entscheidung. Die erste Frage, ob ein eigenes Krankenhaus

Digitized by Google

für Geſellen und Lehrlinge errichtet und die Koſten deſſelben durch Beiträge der dabei Betheiligten beſtritten werden ſollten, wurde bejaht. Die zweite Frage, ob der Gewerbverein mit den' ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln ein eigenes Haus gründen, oder zur Vergrößerung und zweckmäßigen Einrichtung des ſchon beſtehenden allgemeinen Krankenhauſes beitragen wolle, wurde von der Mehrzahl dahin entſchieden, daß das allgemeine Krankenhaus erweitert und ein Theil deſſelben zur Aufnahme der erkrankten Geſellen und Lehrlinge eingerichtet und mittelſt der von Seiten des Gewerbvereins zu leiſtenden Zuſchüſſe unterhalten werden ſollte. Die weitere Frage, ob die Verwaltung und Pflege des Hauſes barmherzigen Schweſtern anvertraut werden ſollte, wurde von einer überwiegenden Mehrheit bejaht und dabei der Beſchluß gefaßt, den hieſigen Stadtvorſtand zu erſuchen, den frommen Schweſtern die Pflege des allgemeinen Krankenhauſes zu überlaſſen, oder zuzugeben, daß der der Pflege der Gewerbsgenoſſen beſtimmte Theil ihrer Verwaltung anheim gegeben werde. Der Streit, der ſeit einigen Monaten ſo hitzige Debatten in öffentlichen Blättern und in der Mitte des Gewerbvereins veranlaßte, iſt ſomit in einem menſchenfreundlichen Sinne gelöſ't und es iſt nicht zu bezweifeln, daß bei den Vortheilen, welche der Gewerbverein der ſtädtiſchen Krankenverwaltung bietet, die Behörden ſich willig finden laſſen werden, ſeine Wünſche zu erfüllen. Hrn. Pfarrer Cullmann iſt nun die Genugthuung geworden, ſeine Ueberzeugung, daß nur in der Verwaltung und Pflege der barmherzigen Schweſtern für die hieſigen Krankenanſtalten Heil zu ſuchen ſey, von der Mehrheit der Gewerbtreibenden gut geheißen zu ſehen.

Darmſtadt, 19. März.

Ich kann mir das Vergnügen nicht verſagen, Ihnen von der geſtrigen Vorſtellung auf dem Hoftheater, welche die letzte vor den Feiertagen iſt, Bericht zu erſtatten, wäre es auch blos in der Abſicht, Sie zu benachrichtigen, daß wir das Glück hatten, Ihren trefflichen Haſſel zum zweiten Male als Gaſt bei uns zu ſehen. Schon bei ſeinem Erſcheinen als Mr. Pudding in der Poſſe: »die Benefiz-Vorſtellung« erregte er die allgemeine Heiterkeit des Hauſes, und bei Entwickelung dieſer ächt komiſchen Rolle, großentheils ſeine Schöpfung, zeigte er ſein darſtellendes Talent in wahrhaft bewunderenswürdiger Weiſe. Kann man alle Eigenthümlichkeiten und Sonderbarkeiten des brittiſchen Charakters in ein lebensvolleres Bild vereinigt ſehen, als dasjenige iſt, welches uns Hr. Haſſel im Mr. Pudding vor Augen ſtellte? Ich glaube nicht; und wenn ich in dieſem Urtheil mich irren ſollte, ſo müßte das dicht bevölkerte Haus mit mir in denſelben Irrthum verfallen ſeyn — In dem zweiten Stück: »die Landpartie nach Königſtein«, welches zum Erſtenmale aufgeführt wurde, trat Hr. Haſſel als Hampelmann auf, und wie? o wären Sie nur Augenzeuge geweſen, wie er aus ſeiner Boutique im Sonntagsſtaat hervorkam und mit ſeiner liebenswürdigen Familie hinaus nach Königſtein fahren wollte! Es war ein Anblick, der den Zuſchauer gleich von vorne herein mit dem wackeren Hampelmann identificirte und ihn zum treuen und theilnehmenden Gefährten ſeiner merkwürdigen Abenteuer zwiſchen Frankfurt und Königſtein machte. Wirklich war unſer Held, den wir in der Perſon des Hrn. Haſſel bewunderten, ein ſo höchſt origineller, launiger Kauz, daß in ſeinem ganzen äußeren Erſcheinen, in ſeinem wahrhaft ergötzlichen Spiel, jene Feinheiten nicht zu verkennen waren, welche ſich auf die ſcharfe Beobachtung und glückliche Auffaſſung nationeller Eigenthümlichkeiten gründen. Am Schluſſe der Vorſtellung wurde der geſchätzte Gaſt mit ſtürmiſchem Beifall gerufen, und ihm auch dadurch eine Anerkennung zu Theil, die er in jeder Beziehung ſo ſehr verdient hatte. Uebrigens zeigte auch dieſe Vorſtellung, daß unſere Theaterregie bei der Aufführung neuer Stücke den Forderungen der Kunſt und dem Bedürfniß der techniſchen Einrichtung möglichſt Genüge zu leiſten ſtets thätig bemüht iſt.

Zweiſylbige Charade.

Du kannſt durch meine Erſte viel Künſtliches vollbringen,
Du kannſt durch ſie im Kampfe den Gegner oft bezwingen.
Und wenn von dir die Zweite tagtäglich wird getragen,
Dann wird auch ſolche leider dir bald den Dienſt verſagen.
Willſt du alsdann das Ganze für Erſtere benützen,
So wird es ſtets vor Kälte und Sonnengluth ſie ſchützen.
Doch wäre dir verliehen die erſte Sylbe nicht,
Dann käme auch das Ganze nie vor dein Angeſicht.

K. H—m.

Räthſel.

Es ſollte mich jeder Jeſuit
  Als Sinnbild im Wappen halten,
Denn ich halte mit ihm gern gleichen Schritt
  Und wechſ'le, wie er, die Geſtalten:
Vom Tajo bis zu der Newa Strand
Kennt man überall mich als Obſcurant.

Die finſtere Rotte jedoch, anſtatt
  Mich im Wappenſchilde zu tragen,
Verdammt mich zum Feuertod, denn ſie hat
  Mich lieber, als dort, in dem Magen:
Und leider bin ich auch ſonſt im Land
Als leckerer Biſſen gar wohl bekannt.

Schon Manchen fraß ich, der mich verſchlang,
  Zur Rache nur langſam wieder,
Indem ein nagender Wurm ich drang
  In die ſonſt geſunden Glieder:
Oft ſichtbar und oft auch unſichtbar
Ich ſchon mehr als Einem verderblich war.

Als bildlichen Markſtein ſeht ihr mich ſteh'n
  Hoch auf der himmliſchen Leiter;
Der Sonnengott ſelbſt muß den Wagen dreh'n,
  Wenn ich ihm gebiete: nicht weiter!
Denn ich bleibe auch hier dem Grundſatz treu,
Daß zuviel Licht nur verderblich ſey.

Ob ihr oder nicht meinen Namen tragt,
  Ob er gut oder ſchlecht euch mag paſſen,
Ihr werdet, was dieſes Räthſel ſagt,
  All' ohne viel Mühe faſſen:
Denn verſteht ihr auch nichts von der Aſtronomie,
So verſteht ihr, ich weiß es, doch Gaſtronomie.

Herm. Hauber.

Auflöſung der Charade in Nro. 77.

Römerberg.

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 22. März. Zweite und letzte Vorſtellung der franzöſiſchen Schauſpielergeſellſchaft unter der Direktion der Herren Armand und Levaſſeur: Michel et Christine, comédie-vaudeville en 1 acte par M. Scribe. Suivi de: Le fin mot, comédie-vaudeville en 1 acte par M. Scribe. Suivi de: Un Monsieur et une Dame, comédie-vaudeville en 1 acte par Mrs. Duvert et Lauzanne.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 82. Mittwoch, den 23. März 1842

Auf dem Rhein.

(Aus den »Zeitstimmen. Von Emanuel Geibel. Lübeck, bei F. Aschenfeld, 1841.«)

Es fährt das Schiff im Morgenglanz hinauf den dunkelgrünen Rhein,
Vorbei an Städten voll Geläut, an Burgen hochumkränzt mit Wein,
An jenen Bögen, draus hervor der Silberarm der Mosel wallt,
Und an der Lurlei schwarzem Fels, von dem das Echo dreifach hallt.

Und sieh! Am Mast des Schiffes steht gelehnt ein fröhlicher Gesell.
Die Wange brennt ihm gar so tief, das Auge blitzt ihm gar so hell,
Und wie empor aus hohem Schlot des Dampfes schwarzer Wirbel zieht,
Da singt er in der Räder Tact mit lauter Stimm' ein frisches Lied:

»O heil'ger Strom, behüt' dich Gott! O deutsches Reich, sey stark und eins,
So weit das deutsche Wort erklingt, so weit man trinkt des deutschen Weins,
Halt' fest zusammen, doch nicht wie ein Bettlermantel bunt gestickt,
Nein, einem Banner sey du gleich, in dreifsig Farben froh gestickt.

»Kein Haufen sey von rohem Stein, der formlos sich zusammenfand,
Nein, ein Gebäude stolz und hoch gefügt von eines Meisters Hand,
Mit Giebeln und Altan geschmückt, mit Bögen, Erkern, Zinn' und Thurm,
Auf sichern Pfeilern aufgeführt zum Trotz dem Wetter und dem Sturm.

»Wenn Quader fest an Quader schließt, so steht die Burg durch Gottes Kraft,
So brauchen wir nicht Frankenthum und nicht Burschenbrüderschaft;
Nur fülle Jeder seinen Platz, und wer zum Eckstein nicht ersehn,
Dem sey's der Ehre schon genug, als Mauerstein im Bau zu stehn.

»Ihr Fürsten, denen Gott verlieh des Purpurs und der Krone Zier,
O, dämmet nicht am Strom der Zeit, die Zeit ist mächtiger, als ihr!
Nein, weis' und mäßig steuernd nutzt, indem ihr sie beherrscht, die Flut,
Gebt frei das Wort! Vertraut dem Volk! Fürwahr, das Volk ist treu und gut.

»Ihr Ritter, die ihr reich und hehr auf euren Adelsschlössern haus't,
Die ihr im hohen Rathe sitzt, und führet das Schwert in eurer Faust,
Bekämpfet und vermittelt seyd, wo's Recht und Licht und Wahrheit gilt,
Des Volkes Schirm am Königshof, im Volk der Fürstenwürde Schild.

»Ihr Bürger, schaffet fröhlich fort am Herd im sichern Eigenthum,
Ein treu Gemüth sey euer Dank, und eure Pflicht sey euer Ruhm,
Seyd eurem Land ein fester Wall, ein fester Wall dem alten Recht,
Denn wer sich willig knechten läßt, verurtheilt selber sich zum Knecht.

»Und du mit Spaten, Hack' und Pflug, Gott grüß' dich, wack'rer Bauernstand,
Er gebe deinen Hügeln Wein und gold'ne Ernten deinem Land,
Sey fromm und einfach, schlicht und recht, halt fest an Gott und Fürstenhaus,
Gewiß, des Landesvaters Huld, des Himmels Segen bleibt nicht aus.

»Und ihr, ihr Dichter, wachet auf! Es ist genug geschergt, gespielt,
Legt ab das bunte Schellenkleid, und wenn der Welt ihr drin gefiel't,
Nicht singet dumpfen Sinnenrausch, Unfrieden nicht und herben Spott,
In keuscher Schönheit führe sanft das Lied des Volkes Herz zu Gott.

»Wie vor dem blüthenvollen Lenz als Herold zieht die Nachtigall,
So schreitet vor der neuen Zeit im Feierkleid mit Klang und Schall,
Des Geistes Ritter sollt ihr seyn, der Väter Glauben sey euch werth,
Ein klarer Spiegel euer Sinn, und euer Wort ein flammend Schwert.

»Fürwahr, sie irrten, die gesagt, die deutsche Poesie sey todt,
Nein, wenn ein Abend wirklich kam, so dämmert bald das Morgenroth;
Schon seh' ich fern am Horizont des neuen Tages gold'nen Schein,
O, laßt in seiner Frühe mich der ersten Lerchen eine seyn!«

So sang der Sängerknab' und sinn im hellkrystallenen Pokal,
Darin das Gold der Rebe schwamm, des Morgens sonnenrothen Strahl,
Dann schwenkt' er hoch den Wein und goß ihn opfernd von des Schiffes Rand,
Und von den Bergen klang es nach: Gesegnet seyst du, deutsches Land!

(Köln. Ztg.)

Die Waise von San Lucar.

Eine Novelle aus der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, von ***

(Fortsetzung.)

Auf der weiten Meeresfläche zwischen den westindischen Eilanden und den canarischen Inseln schwebte leicht

Digitized by Google

und graziös ein spanisches Schiff dahin. Der günstigste Wind blähete die Segel, ohne daß er den Schiffenden irgend eine Unannehmlichkeit brachte; vielmehr fächelte er Kühle in der brennenden Hitze.

Das Schiff zählte zahlreiche Passagiere. Amerika hatte noch nicht aufgehört, das Ziel der Wünsche zu seyn, wenn auch das Eldorado längst als Traum excentrischer Einbildungskraft aufgegeben war. In Spanien regte sich noch vielfach die Sehnsucht nach jenem Lande des Glücks. Wo, wie in Spanien, die Adelsstufen so schroff abgegränzt sind, und der Stolz unübersteigliche Scheidewände selbst unter dem höheren und niederen Adel baute, wie es zu der Zeit insbesondere war, in welcher die Begebenheiten sich zutrugen, welche in diesen Blättern erzählt werden, da mußte sich häufig der bloße Hidalgo gedrückt fühlen. Eine Rolle zu spielen, war unmöglich. Da blühte in Amerika die schönste Hoffnung. Wer in Spanien nichts galt, war oft in den Kolonien ein Mann von Bedeutung, zumal da er vertraut war mit allem Neuen in Madrid.

So kam es denn, daß selten Schiffe nach Amerika segelten, die nicht Caballéros mit hinüber nahmen, welche diesseits des atlantischen Weltmeers nur den Rang eines Hidalgo, jenseits aber desselben den Rang eines Granden einnahmen.

Auch auf dem Schiffe, welches jetzt die Gewässer durchfurchte, waren von Corunna aus viele solcher adeligen Abenteurer, um ihr Glück zu versuchen. Es waren meist zweitgeborne Söhne adeliger Häuser, denen zwischen Amerika und Kloster die Wahl leicht geworden war.

Sie umschwärmten aber zwei Leute besonders, Leute von sehr verschiedenem Stande und Alter, welche ebenfalls an Bord waren. Der Eine war ein Geistlicher. Die violetten Strümpfe und Scholpe, der violette Pilgerkragen, das Calottchen von gleicher Farbe, und das schwere goldene Kreuz vor seiner Brust bezeichneten ihn als einen Würdenträger der Kirche, als einen Bischof. Mehrere Capläne und ein Padre Secretario umgaben ihn im engern Kreise und lauschten auf seine Wünsche. Er war ein bejahrter Mann, dessen Aussehen übrigens nichts davon anzeigte, daß sich der Prälat im Gebiete des Essens und Trinkens eben etwas abbräche, vielmehr an den Fasttagen die Wasservögel zu den Fischen zu rechnen pflegte, weil sie ein gemeinsames Lebenselement haben. Listig und schlau sah er drein; aber der Ausdruck seines breiten Gesichtes in diesen Tagen war ein so mürrischer und unzufriedener, daß man würde haben schwören können, das Leiden aller Seefahrenden, welche nicht ganz heimisch auf der Salzfluth sind, habe ihn arg mitgenommen, und er habe sich noch nicht vollkommen erholt von den Anfechtungen dieser Krankheit, die besonders denen fatal zu seyn pflegt, welche den Werth eines guten Tisches und Flaschenkellers gehörig anzuschlagen verstehen, ohne jenen geistiger und körperlicher Ruhe deswegen zu verkennen.

Der Zweite war ein junger Mann, etwa an der Gränze der Zwanzig. Er konnte schön genannt werden, aber das schwarze Haar war dünne, und das Gesicht trug Spuren schnellen Lebens, und die Furchen wilder Leidenschaften legten eben auch kein sonderlich Zeugniß ab von sittlicher Reinheit; jedenfalls aber würde das lüsterne Auge einen gereiften Menschenkenner nicht getäuscht haben.

Hochmuth lagerte auf der hohen Stirne und um den preciösen Mund, und ein zweiter hervorstechender Zug war Tücke. Gekleidet in Sammt von rabenschwarzer Farbe, um die Schulter den seidenen katalonischen Mantel, die Brust geschmückt mit dem goldenen Vließe an der schweren und so reichen Kette, saß er unbeweglich da, würdigte außer dem Bischofe keinen der Hidalgos eines Wortes, und schien dennoch einer völlig maßlosen Langweile verfallen zu seyn.

Beide, der Bischof und der Vließritter, saßen auf kostbaren Polstersesseln, und es schien, als sey nach einem wohlbestandenen Mahle die Siesta eben recht erwünscht.

„Mir kommt es vor, als müsse die Siesta heute recht behaglich werden," sprach der Vließritter zu dem Prälaten, „das Schaukeln des Schiffes ist so unbedeutend, und Euer Magen scheint in sich gegangen zu seyn."

„Gottlob," seufzte Jener. „Es war auch Zeit, Graf Villareal, sonst hätte ich schwerlich Euern Ehebund segnen können, was ja nach des Adelantado's Wunsch die erste Handlung des neuen Amtes seyn soll. Was Ihr indessen von von der Siesta saget, so muß ich unbedingt beispringen, denn ich bedarf ihrer zur Erholung mehr als Ihr, da ich unstreitig von Allen auf dem Schiffe am meisten litt."

Ueber das Gesicht des Grafen glitt ein spöttisches Lächeln. Er stand schweigend auf und ging der Stiege zu, welche in den Schiffsraum führte.

In diesem Augenblicke rief vom Hauptmaste der Matrose: „Ein Schiff in Westen! —"

Ein Ruf dieser Art war damals von großer Bedeutung. Seit Kurzem, das hatte man den Seefahrern auf Teneriffa erzählt, war wieder der „Hai" in diesen Meeresstrichen erschienen und hatte drei Schiffe ausgeraubt, und, wie man in der Ueberspannung der Furcht erzählte, sie mit Mann und Maus versenkt in die Meerestiefe. In mancher Seele stand dies Schreckbild noch, und besonders waren es die Männer des Friedens, der Bischof José von Havannah und sein Cortege, welche ein kaltes Entsetzen durch ihre Adern rieseln fühlten. Auch manches ritterliche Herz bebte in höchst unritterlicher Furcht. Das Beispiel des Vließritters, um den als Sonne alle Caballeros auf dem Schiffe sich als Planeten drehten, ließ jedoch nicht lange die Wahl. Er sah etwas bleich zu dem Schiffshauptmanne zurück, der unfern des Steuers stand, und ging dann hinab, sich durch Ruhe zu stärken. Die Hidalgos folgten dem Vorbilde. Der Bischof aber wich nicht von der Stelle Ihm war es nicht entgangen, wie ein Zug von Angst über des Schiffshauptmanns Antlitz flog, als jener Ruf erschallte. Er hatte gesehen, wie er in Grimm die Lippe zusammen biß, und das machte ihm namenlose Angst. Er trat zu dem Schiffshauptmanne, dessen Blicke mit dem Ausdrucke des Spottes, aber auch des bittern Unwillens denen folgten, welche eben in den Raum hinabstiegen, um der wollüstigen Ruhe zu pflegen. „Seht nur, vermaledeite Landratzen," brummte er in den Bart, „dehnt Euch in Euren Hängematten und träumt vom Prado und der Alameda, vom Eskurial und Buen Retiro — ich will Euch wecken, wenn es Zeit ist! —"

Dieser Seemann war, um eines seemännischen Ausdrucks sich zu bedienen, ein Seehund rechter Art. Er war jung gewesen und alt geworden, und nie hatte er länger als höchstens drei bis vier Wochen festen Boden unter seinen Füßen gespürt. Das aber war ihm schon zu lange, und hätte er

Digitized by Google

für immer sollen auf trocknem Lande leben, es wäre ihm dort ergangen wie einem Fische. Glücklich bis jetzt, hatte nie ein Seeräuberschiff das seine angegriffen. Dies Mal nahte wahrscheinlich diese Gefahr, und, was er mehr als Alles scheute, es schien der entsetzliche Hai zu seyn, der auf sein Schiff wohl bald würde Lust bekommen, Jagd zu machen. Sein Auge wich nicht von dem Segel, das noch immer auf den Wellen zu schwimmen schien, ohne daß der Rumpf sichtbar geworden wäre. Ihm war der Wind ungünstig.

(Fortsetzung folgt.)

Bunte Blätter.

Es gibt Leute genug, welche die Wahrheit lieben und welche das Recht gerne siegreich sehen; aber nur wenige gibt es, die für Wahrheit und Recht etwas wagen mögen. Sobald eine Wahrheit vertreten oder für eine gute Sache gefochten werden soll, ziehen sich die Meisten zurück und denken: Was geht's mich an und warum soll ich meinen Schädel preisgeben? Sie wollen das Gute, aber sie wollen ihm auch das kleinste Opfer nicht bringen, wollen ihm kein Stündchen Zeit widmen, keinem vornehmen Herrn zu nahe treten, gegen nichts Feststehendes anstoßen, sich keinen Feind machen und, wie sie sagen, sich in fremde Angelegenheiten nicht mischen. Sie wollen die Rosen, aber nicht die Dornen; den Sieg, aber nicht den Kampf. Darum bleibt es beim besten Willen der Leute doch gewöhnlich beim Alten.

Die Urtheile der Menschen, der gelehrten wie der ungelehrten, sind meistens nur subjectiv, nicht objectiv. Handlungen, Ereignisse, Worte und Werke beurtheilen sie nach persönlichen Ab- und Zuneigungen, nach Stimmungen, nach vorgefaßten Meinungen, nach Vortheil oder Nachtheil, den es ihnen bringen könnte, nach kleinlichen Rücksichten; selten nur wird dagegen eine Person oder eine Sache objectiv betrachtet, selten nur ruhig und unbefangen geprüft, selten nur parteilos beschaut. Wenn wir anerkennen oder verwerfen, loben oder tadeln, so spielen wir dabei gewöhnlich den Advokaten, selten ist es uns aber darum zu thun, ein gerechter Richter zu seyn. Ein geistreich ausgesprochenes Urtheil über ein Kunstwerk ist darum noch kein wahres, weil es mit Geist gefällt worden. Die Wahrheit liegt gewöhnlich in der Vermittelung.

Man kann die verschiedenen Temperamente und Charaktere der Menschen mit den Farben vergleichen. Obwohl sich diese auf wenige reduziren, so spielen sie doch in unendlich vielen Varietäten und Nuancen, und fließen in einander über. Man lege Hunderte von Grün neben einander, und Keines wird dem Andern gleich seyn. So mit allen Farben, deren Scala unübersehbar; so mit den Charakteren, welche zu verstehen und kennen zu lernen ungemein schwierig ist. Dazu kommt noch, daß dieselben Farben und dieselben Menschen in verschiedenen Beleuchtungen sich ganz verändert darstellen, so daß man oft an ihnen irre wird. Die meisten Menschen sind ein Gemisch von bunten Farben und bestehen aus heitern wie aus trüben, aus glänzenden wie aus matten, aus reinen wie aus schmutzigen. Darum ist es rathsam, daß wir Nachsicht gegen einander üben. Eine Sonne des reinsten Lichtes ist selten Einer von uns.

Paul de Kock sagt über das Glück der Armen: Der Kapitalist ist unruhig, wann er von Bewegungen auf der Börse hört; der Verliebte fürchtet den Sturm der Leidenschaft; der Handelsmann verwickelt sich in gewagte Unternehmungen; der Beamte fürchtet sich vor Reformen und der Besitzer von Häusern vor Feuersgefahr, der reiche Mann vor Dieben. Keine dieser Befürchtungen zu kennen, das ist das Glück der armen Leute, die nichts besitzen und nichts zu verlieren haben. Der Gastronom zieht sich durch Unmäßigkeit manche Krankheit zu; der Engländer schimpft auf die Gicht, die er sich durch viele Toaste zugezogen hat; jener hat sich durch allzu viel Champagner Kopfweh gemacht, und ein anderer ist durch die Anstrengungen von Bällen und Diners erkrankt. Der Arme bleibt gesund, weil er nur wenig Mittel und Veranlassungen hat, seine Gesundheit zu zerstören, — und so hat auch die Armuth ihre Vorzüge. W.

Mannichfaltigkeiten.

(München, 12. März.) Wenige laue Nächte haben hingereicht, die Arbeiten an unsern öffentlichen Bauten wieder beginnen zu lassen. Das neue Industrieausstellungsgebäude, der Glyptothek gegenüber, unter Dach zu bringen, das daran anstoßende Benediktinerkloster vom Gerüste zu befreien, eben so den herrlichen Bau in der Ludwigstraße, in welchem die Bergwerks- und Salinenadministration ihren Sitz haben wird, eines der vollendetsten Werke Gärtner's, am Ende der Ludwigstraße zwei Brunnen herzustellen, endlich am Anfang derselben den Loggiabau möglichst zu fördern, das sind die Hauptaufgaben für die heurige Bauzeit. Auch letzteren sind die Holzdecken von den Riesensäulen bereits wieder abgenommen, und diese selbst erscheinen wohl manchem Wintergast jetzt erst in ihrer ganzen Größe, wenn er Arbeiter an ihnen beschäftigt sieht. Noch zwei Jahr, und auch dieses Werk, eine der schönsten architektonischen Zierden Münchens, wird vollendet seyn. Dasselbe hat bekanntlich keinen Zweck, als die zwischen der Residenz- und Theatinerstraße vor ihrer Einmündung in die Ludwigstraße befindliche Häusermasse auf's großartigste zu maskiren.

Am 12. März d. J. feierten die Schüler des Gymnasiums zu Darmstadt den 45. Geburtstag ihres würdigen Direktors, des Oberstudienraths Dr. Dilthey auf eine eben so solenne als sinnig-patriotische Weise. Sie brachten ihm Abends bei Fackelschein eine Serenade, die sie durch das herrliche Musikcorps der Garde-Chevauxlegers ausführen ließen, und überreichten ihm außer einer Ode, von dem Bruder des verstorbenen Georg Büchner verfaßt, fünfundzwanzig Gulden in Gold, als Beitrag zur Verfertigung des Hermannschwertes, wozu Hr. Dilthey bekanntlich die Anregung gegeben hat. Der freudigüberraschte Lehrer dankte in feurigen Worten seinen kräftigen und schönen Jünglingen für die patriotische Gabe, und bezeichnete gerade ein solches Geschenk zu einer solchen Zeit, von ihnen unangeregt dargebracht, als die schönste Genugthuung für die Mühe der in ihre jugendlichen Gemüther ausgestreuten Saat. Ein kräftig schallendes Gaudeamus schloß die schöne

Digitized by Google

Feier. Der nun in allen deutschen Blättern abgedruckte Aufruf zu Beiträgen für das Hermannsschwert läßt die Erfüllung der patriotischen Idee nicht länger bezweifeln.

Fräulein Gned, die seit vergangenen Herbst in Darmstadt an der Hofbühne engagirt ist, wird sich in einigen Wochen mit dem hiesigen Baritonisten, Hrn. v. Poißl aus München, verheirathen und den Namen von Poißl-Gned führen.

Der jetzige Großherzog von Hessen patrocinirt eben so wie der hochselige Großherzog junge Talente, die sich für die Bühne ausbilden wollen. So sahen wir Fräulein Diehl sich in Italien ihre Schule machen, die nun Fräulein Fischer mit einer Pension ablöst, um sich in Wien weiter auszubilden. Ein vorzügliches Gesangtalent verspricht das Mitglied der hiesigen Hofkapelle, Hr. August Thomas zu werden.

Der edle Freiherr von Gagern, weiland königl. niederländischer Staatsminister, lebenslängliches Mitglied der ersten Kammer der Stände des Großherzogthums Hessen, ein wahrhaft deutscher Staatsmann, läßt so eben in Darmstadt den dritten Band seiner schon vor längerer Zeit geschriebenen berühmten deutschen Geschichte drucken. Das Werk wird bloß bis auf die Zeit gehen, wo Deutschland ein Wahlreich ward. Freiherr von Gagern ist der einzige Geschichtschreiber, der, selbst praktischer Staatsmann, an allen großen politischen Ereignissen der letzten vierzig Jahre thätigen Antheil genommen, die Geschichte unserer Nation vom staatsmännischen Standpunkt aus geschrieben hat, der indessen auch wohl der schwierigste ist, weil unsere meisten Geschichtschreiber bis jetzt selten oder gar nicht Gelegenheit hatten, sich erst mit den Geschäften des Staatsmanns bekannt zu machen, ehe sie die Feder ansetzten. Se. Maj. der König von Bayern nimmt an der Vollendung dieses Werkes das lebhafteste Interesse.

Die jetzige spanische Staatsgewalt treibt eine Menge politischer Blätter hervor; bekanntlich fehlen aber den Pflanzen, die zu viele Blätter treiben, Blüthen und Früchte.

Der beste Setzer ist jetzt in einer Buchdruckerei zu Prag. Er setzte nämlich drei Nummern in die Lotterie, welche auch richtig herauskamen und derselbe ein hübsches Sümmchen gewann.

Die bekannte Romandichterin Friederike Bremer hat unter dem Titel: „Mein Glaubensbekenntniß", eine kleine Schrift in der Strauß'schen Streitfrage herausgegeben, die sogar von Fachgelehrten geschätzt wird. Sie billigt die freie Forschung auch in Glaubenssachen und spricht auch über Strauß mit Achtung, bekämpft aber seine Sätze nicht nur mit den Waffen des Gefühls und des Herzens, sondern auch stellenweise nicht ohne Scharfsinn.

In Schweden und Norwegen haben seit einigen 40 Jahren schon bei Deckung der Wohnhäuser die Papierdächer allgemeine Anwendung gefunden. Ihre Nichtfeuer-Gefährlichkeit wurde durch eine königl. schwedische Verordnung vom 13. Mai 1834 anerkannt, in Folge dessen ihre Aufnahme in der Stadt Carlscrona nicht nur gestattet, sondern diese Bedachungsweise für die sämmtlichen königl. Magazine daselbst angewandt. — Auch in Finnland, namentlich in Helsingfors, wird jetzt ein großer Theil der Gebäude mit Papier gedeckt. Seit kurzem wird diese Dachdeckungsart auch in der Stadt Reval angewandt. Die dortige Donatsche Papier-Fabrik hat in den letzten drei Jahren in dieser Beziehung 410,000 Tafeln Dachpapier angefertigt und zur Dachdeckung verbraucht. Durch sie wird eine wesentliche Holzersparniß erzielt, nächstdem hat sie eine zweimal längere Ausdauer als Bretterdächer.

Die freien Schweizer möchten gern in den Zollverein treten, aber sie fürchten sich vor den Hohen-Zollern.

Der dramatische Dichter Caignez ist am 20. Febr. in Paris in einem Alter von 86 Jahren mit Tode abgegangen. Seine Zeitgenossen wissen es kaum mehr, daß er der Verfasser eines Stückes ist, welches seiner Zeit in ganz Europa als Oper, wie als Drama, unter dem Titel „die diebische Elster" großes Aufsehen erregt hatte.

Korrespondenz.

Darmstadt, 16. März.

Bisher waren blos die Lokalbeamten zur Tragung des Uniformsüberrockes nebst Mütze mit der kleinen hessischen Cocarde berechtigt. Einer unter dem 4. d. erlassenen allerhöchsten Verfügung zufolge, sollen nunmehr beide Kleidungsstücke von den Uniform-Berechtigten aller Klassen künftig getragen werden dürfen, und zwar so, daß bei dem Ueberrock, nach Gutdünken, entweder die Mütze oder der Uniformhut getragen werden kann. Zu diesem Anzug soll in der Regel auch der Degen gehören. Man darf nunmehr das System der Uniformirung der großh. Civilstaatsdiener als vollendet betrachten, vorausgesetzt jedoch, daß nicht noch mehreren Klassen derselben Uniformen verliehen werden, und daß als Schlußstein des Ganzen das schon längst erwartete Uniforms-Reglement erscheint, welches jetzt nicht mehr zu umgehen seyn dürfte, da über die Fälle, wo die neue Dienstkleidung zu tragen, leicht Anstände und Zweifel entstehen können. — Das alte Pädagoggebäude ist von dem Stadtvorstande angekauft worden. Dasselbe soll niedergerissen und der dadurch gewonnene Raum zu der Umgebung des neuen Realschulgebäudes gezogen werden. Dieses Gebäude, welches zu 66,000 fl. veranschlagt ist, soll allen Erfordernissen des in neuerer Zeit hier sehr erweiterten polytechnischen Unterrichts entsprechen und die Erbauung desselben, die übrigens schon begonnen hat, so rasch betrieben werden, daß die höhere Gewerbsschule schon im folgenden Jahre dahin verlegt werden kann. Als eine sehr schätzbare Bereicherung der Lehrmittel dieser Anstalt darf die von Dr. Külp schon großentheils zu Stande gebrachte Uebersetzung des als klassisch anerkannten Lehrbegriffs der reinen Mathematik von dem berühmten Francoeur, Professor an der Universität zu Paris, betrachtet werden. Durch die beigefügten Anmerkungen und Zusätze hat seine Arbeit noch bedeutend gewonnen.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 23. März. Norma, große Oper in drei Abtheilungen, Musik von Bellini. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 83. Donnerstag, den 24. März 1842

Die Waise von San Lucar.

Eine Novelle aus der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, von ***

(Fortsetzung.)

„Setzt alle Segel ein!“ rief der Schiffshauptmann donnernd seinen Matrosen zu, und alsbald eilten alle, dem Befehle des Commandeurs zu gehorchen.

Auf das Wort eingehend, das der Bischof gehört hatte, sprach er zu dem Schiffshauptmann: „Welche Zeit? —“

Der Seemann sah ihn sehr verwundert an.

„Welche Zeit und Stunde?“ fragte schärfer betont der Prälat.

„Wenn es Zeit ist, den Rosenkranz zu beten, Hochwürdigster,“ sprach der Seemann darauf in einem Tone, der keinen Zweifel zuließ, daß er den unbequemen Fragen mit seemännischer Derbheit abweisen sollte. „Das wißt Ihr ja aber besser als ich;“ setzte er hinzu.

Aus den Augen des Bischofs schoß ein Basiliskenblick beleidigter Amtswürde; allein der Blick hatte so wenig eine versteinernde Wirkung, als jener fabelhafte, dem man es nachsagte; denn eben nahm den Seemann Anderes in Anspruch. Der Kurs des Schiffes stand jetzt außer Zweifel. Der Rumpf hob sich schlank und leicht aus den Wellen. Rabenschwarz, wie der Hai bezeichnet war, machte er eine so finstere Miene, daß es dem, der ihn sah, nothwendig unheimlich werden mußte. Der Seemann gab seine Befehle ungemein rasch, kurz und bestimmt. Man konnte es ihm anhören, daß ihm die Umstände keineswegs angenehm und erwünscht waren.

Der Bischof mochte keine Siesta halten. Die Lust war ihm dazu völlig vergangen. Er trat wieder zu dem Capitain.

„Ich habe Euch auf's bestimmteste zu fragen,“ hob er an. —

Der Seemann fuhr zu ihm herum und fiel ihm in die Rede, „ich habe aber jetzt weder Zeit noch Lust, auf's bestimmteste zu antworten.“

„Vergeßt nicht, mit wem Ihr sprecht!“ rief der Bischof zornglühend.

Jetzt fühlte der Capitain, daß er sich vergessen hatte. Er bedachte die Macht dieses Mannes, und es schien ihm hohe Zeit, einzulenken.

„Verzeiht mir, Hochwürdigster,“ sprach er jetzt sanft und ehrerbietig; „unser Einem fliegt oft Manches durch's Hirn, was ein Anderer nicht ahnet. Da kommt zum Beispiel höchst wahrscheinlich ein Seeräuber. —“

Der Bischof hatte allen Groll vergessen, als dies Wort in sein Ohr drang. Er legte zitternd die Hand auf des Seemanns Arm und sagte: „Seyd Ihr deß gewiß, Sennor? —“

In diesem Augenblick war das Schiff sichtbar in seiner ganzen Gestalt. Es lavirte und manövrirte mit einer Leichtigkeit und Gewandtheit, daß auch an ein Enteilen nicht mehr gedacht werden konnte.

„Es ist kein Zweifel mehr. Gebt Acht, es wird uns bald durch einen Schuß mahnen wollen. Nun, wir werden uns wehren; indeß —“

„Was soll dies Indeß?“ fragte in peinlicher Angst der Prälat.

„Es soll Euch auf Alles, selbst auf das Schlimmste vorbereiten, nämlich auf einen blutigen Kampf mit dem Hai.“

„Mit dem Hai!“ rief der Prälat, und taumelte gegen den Mast.

In diesem Augenblick blitzte es drüben, und ein ungeheurer Knall folgte.

„Caracho! Jungens, an eure Posten! Die Stückpforten auf! Scharf geladen! Laßt uns dem Hai zeigen, daß wir Löwen sind und auch Zähne haben.“

Der Prälat sank betend auf seine Knie.

„Was da, Herr Bischof,“ rief der Schiffshauptmann, „macht mir durch Eure weibische Furcht mein Schiffsvolk nicht muthlos. Steht auf, wenn's Euch beliebt, und nehmt ein Schwert oder einen Morgenstern oder auch eine Büchse, was das Beste wäre, und zielt gut. Glaubt mir, Ihr betet den Schurken dort nicht mehr weg.“

Der Prälat hatte jetzt keine Ohren mehr für verletzende Reden. Wie ein Lamm ertrug er Alles, und schlich dann der Stiege zum Raume zu, ohne daß er auf des Capitains Worte einging.

Dort begegnete er dem Grafen Villareal, der eben, durch den Lärm geweckt, aufwärts kam.

„Was ist das für ein Teufelslärm?“ fragte er ärgerlich den Prälaten. „Und wie kommt Ihr, Hochwürdigster, schon hierher?“

„Macht nicht viel Worte, Graf,“ entgegnete Don José. „Zum Reden ist keine Zeit. Wir sind im Angesichte eines Seeräubers, und zwar des Hai's, des Schreckens dieser Meere, des unerbittlichsten aller Seeteufel!“

Digitized by Google

Die Wangen des Grafen wurden etwas bläßlich; allein er wußte ſich recht gut zu verſchanzen hinter eine Miene, die der eines Helden gleichen ſollte. Er ſchritt raſch zum Capitain und fragte, ob dem ſo ſey.

„Ja,“ antwortete dieſer.

„So laßt die Geſchütze in Stand ſetzen!“ ſprach befehlend der Graf. Der Seemann maß ihn mit einem durchbohrenden Blicke.

„Ich glaube gar,“ ſprach er nicht ohne Grimm, „Ihr ſeyd ſo unerfahren zur See, daß Ihr nicht ein Mal wiſſet, daß dem Schiffshauptmann Jeder unterthan iſt, der ſich auf dem Schiffe befindet, und wäre es Seine katholiſche Majeſtät? — Geht Ihr, und rüſtet Euch mit dieſen Cavalieren; denn der Kerl dort wird uns nicht lange ungehudelt laſſen. Da iſt kein Zaudern. Fort!“ rief er auf ein Mal donnernd. „Ich laſſe Jeden über Bord werfen, der nur eine Minute zaudert, meine Befehle zu erfüllen; nöthigenfalls aber auch durch eine Kugel nachhelfen!“ Bei dieſen Worten zog er eine ſeiner Piſtolen aus dem Gürtel und machte einige unzweideutige Bewegungen.

Eben wollte der Grand ſeinen Rang geltend machen, und in ſtolzen Worten remonſtriren, da blitzte und knallte es drüben wieder, und die Kugel fuhr über das Verdeck weg.

Der Seeräuber ſignaliſirte, die Flagge zu ſtreichen.

Die Kugel war kaum eine Elle von dem Grafen vorübergepfiffen, und dieſes Wahrzeichen feindlicher Gegenwart war hinreichend, die Worte wieder zurück zu drängen, die ſchon auf der Zunge ſaßen.

„Was fordert der Hund dort?“ fragte er.

„Daß wir Spaniens königliche Flagge vor dieſem Seeräuber ſtreichen ſollen.“

„Nimmermehr!“ rief der Grand, und eilte nun hinab, ſich zu waffnen. Es blieb zweifelhaft, ob dies ſchnelle Hinabeilen, das ſonſt dem Grafen gar nicht eigenthümlich war, auf Rechnung ſeiner Kampfluſt zu ſetzen ſey, oder auf die der Furcht, es möge eine zweite feindliche Kugel ſich in noch nähere Gemeinſchaft mit ihm ſetzen, als die erſte.

Sein Beiſpiel war ſtets maßgebend für die Caballeros und Hidalgos. Auch jetzt folgten ſie ſeinem Vorbilde, und nach kurzer Friſt erſchienen ſie gewaffnet wieder auf dem Verdecke.

Der Capitain wies jetzt Jedem ſeine Stelle an. Ohne Widerrede gehorchten ſie ſeinen Befehlen, weil ſie das Gewicht ſeiner Worte fühlten.

Mit den Matroſen und den Geiſtlichen befanden ſich gegen vierzig Perſonen auf dem Schiffe. Dieſes ſelbſt war neu und vortrefflich. Es konnte ſchon einen Kampf wagen, wiewohl der Freibeuter weit ſtärker war. Capitain Velasco wollte nicht der angreifende Theil ſeyn. Seine Munition zu ſparen bis zum entſcheidendſten Momente, dann aber auch den volleſten und geeignetſten Gebrauch davon zu machen, war ein Plan, deſſen Richtigkeit Niemand in Zweifel ziehen konnte, wenn man erwog, daß eben an Munition kein Ueberfluß da war.

(Fortſetzung folgt.)

Mohammed II. erobert Konſtantinopel.

(Hiſtoriſche Skizze von E. Maclea.)

I.

Amurath II., der mächtige Beherrſcher der Osmanen, war am 12. Febr. 1448 geſtorben; ihm folgte auf dem Thron ſein Sohn Mohammed II. Zweimal ſchon hatte Mohammed bei Lebzeiten ſeines Vaters die Kaiſerſchaft gekoſtet, und zweimal in ſtürmiſchen Zeitläuften ſeinem Vater wieder die Zügel der Regierung überlaſſen müſſen, ohne es verhindern zu können; zum dritten Mal machte ihn Amuraths Tod zum Herrn des Reiches.

Mohammed's Aeußeres war abſchreckend wie ſein Charakter. Er war von kleiner Statur, ſehr ſtarken Gliedmaßen, dicken plumpen Formen. Tief lagen ihm die Augen in dem bleichen ſtrengen Antlitz; doch ihr Blick war feurig und durchdringend. Seine Naſe bog ſich hoch und krumm, wie der Schnabel eines Raubvogels, bis nahe auf die Oberlippe herab. Seine Erziehung war die eines frommen Muſelmanns geweſen, und in ſeiner Jugend kam er gewiſſenhaft den Gebräuchen des Islam nach. Unter der Anleitung geſchickter Lehrer hatte er ſchon frühe nicht geringe Fortſchritte auf der Bahn der Wiſſenſchaften gemacht, und außer ſeiner Mutterſprache redete er noch fünf andere: die arabiſche, perſiſche, chaldäiſche, lateiniſche und griechiſche. Weltgeſchichte und Erdkunde waren ihm nicht unbekannt; und die Lebensbeſchreibungen der Helden der Vorzeit hatte er mit großer Vorliebe geleſen, und vielleicht aus dieſer Lectüre die Begeiſterung zur Nacheiferung geſogen. Auch in den phantaſtiſchen Regionen der Aſtrologie verſuchte er ſeine Wißbegierde zu bereichern, welches wenigſtens einige Anfangsgründe in den mathematiſchen Wiſſenſchaften vorausſetzt, und für die ſchönen Künſte zeigte er einigen, wenn gleich profanen Geſchmack. Gegen die Lehre des Koran verharrte er ſtets in tiefer Ehrfurcht, obgleich er in reiferem Alter über den großen Propheten ſehr frei dachte. Aber weder Religion, noch Wiſſenſchaft, noch Gelehrſamkeit hatten ſein wildes Naturell zu bändigen vermocht; im Grimm grauſam und blutdürſtig, in der Freude rohen Ausſchweifungen ergeben, erfüllt von Stolz und Ehrgeiz, geübt in der Kunſt der Verſtellung und Heuchelei, gewiſſenlos in der Haltung heiliger Bündniſſe und Verträge, war er das vollendete Bild eines Despoten und Tyrannen.

Mohammed II. zählte ein und zwanzig Jahre, als er zum dritten Mal den Thron beſtieg. Er fühlte ſich noch in einem höheren Maße, als ſeine Vorfahren, zum Eroberer und Zerſtörer geboren, und die ungeheuren Mittel, welche ihm zu Gebote ſtanden, ließen ihn an einem günſtigen Erfolge nicht zweifeln. Erfüllt mit den Plänen eines Alexanders und Timurs, hielt der junge Sultan zu Adrianopel, der Hauptſtadt ſeines Reiches, ſeinen Einzug. Seinen Regierungsantritt begann er damit, daß er ſeine noch unerzogenen Brüder ermorden ließ, um dem Volk jeden Anlaß zum Aufruhr zu benehmen; nur Kalapin *) wurde den Händen des Wüthrichs entzogen und glücklich nach Rom gerettet, und Orchan, ein anderer Prinz des ottomaniſchen Hauſes, ein Enkel Muſulmans, flüchtete ſich

---

*) Prinz Kalapin wurde zu Rom unter dem Namen Kalliſtus Ottomanus getauft. Kaiſer Friedrich III. ſchenkte ihm eine Länderei in Oeſtreich, wo er ſein Leben endete.

Digitized by Google

nach Konstantinopel, wo er bei dem dortigen Hof Schutz suchte und fand.

Europas und Asiens Gesandte erschienen alsbald am Hofe des neuen Herrschers, ihm zu seinem Regierungsantritt Glück zu wünschen, und seine Freundschaft zu sichern. Mit Allen sprach Mohammed die Sprache der Mäßigung und des Friedens; besonders ließ er es sich angelegen seyn, das Vertrauen des griechischen Kaisers durch die feierlichsten Eidschwüre und günstigsten Versicherungen zu gewinnen. Er bestätigte den Frieden, den Amurath II. mit dem alten Kaiserreich geschlossen, und genehmigte sogar dem byzantinischen Hof jährlich 300,000 Aspern Verpflegsgeld für den geflüchteten Prinzen Orchan, mit dem Beding, denselben nicht in Freiheit zu setzen. Ein reiches Gebiet am Strymon wurde zur Erhebung dieser Summe angewiesen.

Auf dem Thron des oströmischen Reiches, oder byzantinischen Kaiserthums, dessen Haupt seinen Riesenkörper seltsamer Weise längst überlebt hatte, saß Konstantin XI., aus dem Hause der Paläologen. Er war seinem Bruder Johann VI. in der Regierung der kläglichen Ueberreste des ehemaligen Weltreiches gefolgt, und hatte sein früheres Besitzthum Lakonien mit dem täuschenden Schimmer der byzantinischen Kaiserkrone vertauscht, und Morea an seine beiden jüngern Brüder, Demetrius und Thomas, abgetreten.

Konstantin Paläologus hatte binnen wenigen Jahren durch Freigebigkeit und einen glänzenden Hofhalt, welcher in eitlem Gepränge die Pracht der ehemaligen römischen Kaiserhöfe, mit denen noch Macht und Größe verbunden war, nachzuahmen suchte, den öffentlichen Schatz, oder vielmehr die Armuth des Staates erschöpft. Die Fürsten und Großen seines Reiches waren in Factionen gespalten, und hatten sich einen großen Theil der kaiserlichen Autorität angemaßt. Die Masse des Volkes, von dumpfem Aberglauben befangen, war unkriegerisch und feige. Die Ohnmacht des byzantinischen Reiches vollendete der Zwiespalt der morgen- und abendländischen Kirchen, welcher den Occident in schroffer Entfernung von den Christen des Orients hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Neapel, 24. Febr.) Bekanntlich hat der Naturforscher Girolamo Segato, welcher vor einigen Jahren in Florenz verstorben ist, die von ihm gemachte Entdeckung, organische Substanzen in Stein zu verwandeln, mit in's Grab genommen. Jetzt hat sich ein junger Arzt aus Rom, Namens Angelo Comi, damit beschäftigt, diese Entdeckung zu erneuern. In der That ist es ihm bereits gelungen, alle Arten organischer Bildung zu versteinern, ohne daß deren Farbe und Gestalt eine wesentliche Aenderung erleidet. Diesen Prozeß, welchen die Natur im Lauf von Jahrhunderten zu Stande bringt, bewerkstelligt Dr. Comi in dem kurzen Zeitraume von wenigen Tagen. So sieht man bei ihm Blumen, Fische, Vögel, ja sogar einige Menschenköpfe und ein Mädchen von 15 Jahren vollkommen in Stein verwandelt. Der Ausdruck der Letztern zeigt zwar den Todeskampf in den entseelten Zügen, Bildung und Farbe aber sind voller Leben und Wahrheit. Man verspricht sich von dieser Methode Vorzüge, die für den Zweck der Leichenconservation selbst das Einbalsamiren nicht gewähren kann;

Die Wiener Zeitung giebt ausführliche Angaben über den Stand der österreichischen Dampfschiffahrt zu Ende des Jahres 1841. Daraus ergiebt sich, daß Oesterreich 21 Dampfschiffe für die Seefahrt besitzt, mit einer Kraft von 2114 Pferden und einem Gehalt von 7424 Tonnen. Den Dienst auf den Binnengewässern versehen 25 Dampfboote mit einer Triebkraft von 1240 Pferden und einem Gehalte von 5500 Tonnen. Da jedoch hierzu das im Bau begriffene Kriegsdampfboot zu Venedig, das noch nicht vollendete neue eiserne Dampfboot auf dem Gardasee, so wie 3 Dampfboote der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft, die noch in diesem Jahre vollendet werden, zu rechnen sind, so läßt sich die Gesammtzahl der Dampfboote, welche Oesterreich zu Ende des Jahres 1842 zur Verfügung haben wird, auf 51 angeben.

In Josephstadt lebte noch vor einigen Jahren ein Gastwirth mit Namen Wessely, der wegen seines unendlichen Körperumfanges weit und breit berühmt war und selbst die Ehre erhielt, in Kupfer gestochen und illuminirt zu werden. Er brauchte 25 Ellen Nankin zu einem Paar Hosen. Er saß gewöhnlich am Ofen seiner Wirthsstube und mußte sich oft, wie alle berühmten Leute, von Durchreisenden angaffen lassen. Einmal kehrte bei ihm des Nachts ein Tuchhändler aus Reichenau ein, der ein wenig benebelt war und mit Ungestüm verlangte, von ihm und nur von ihm bedient zu werden. Wessely wollte ihm einen seiner Diener zur Bedienung geben, und stellte ihm vor, daß, wenn er von seinem Begehren nicht ablasse, er dieß gewiß bereuen werde. Er mußte, um nicht insultirt zu werden, endlich seinem Drängen nachgeben, und ihn in eigener Person bis 1 Uhr Nachts bedienen. Als der Handelsmann früh die Rechnung verlangte, rechnete ihm Wessely die Bedienung mit 300 fl. an und drohte seine Waaren zu behalten, wenn er ihn nicht vollständig bezahlte. Auf geschehene Weigerung ließ er sein Tuch in Beschlag nehmen und gab es nicht eher heraus, als bis der Gast die verlangte Summe, welche er sich erborgen mußte, bezahlt hatte. Sogleich schickte Wessely das Geld in die Armenkasse der Stadt Jaromer, unter deren Jurisdiktion die Festung Josephstadt steht.

In Kassel wurde kürzlich der alte, treffliche Kammermusikus Hasemann begraben. Obgleich er nie eine Kunstreise machte, so ist er doch als einer der vorzüglichsten Cellisten Deutschlands allgemein anerkannt. Spohr liebte und schätzte ihn, und dies bürgt wohl für seine Virtuosität und seinen herrlichen Charakter. Er hatte unter Napoleon als Posaunist der Kaisergarde mehrere Feldzüge mitgemacht, und seine dunkeln Augen glänzten begeistert, wenn er im Gasthof zum Reiter, wo er ein alter Stammgast war, von den Schlachten bei Eylau, Jena, Wagram u. s. w. erzählen konnte. Ein besonderes Talent hatte er in dem Auffinden großer Stimmen, und die Sängerinnen Heinefetter, Pirscher, Backofen u. a. führte er der Bühnenwelt eigentlich zu.

Die Universität Königsberg hat Liszt zum Doktor der Musik ernannt.

Digitized by Google

Korrespondenz.

Aus dem Weimarischen, Mitte März.

Die Aequinoctialstürme haben sich dieses Jahr fast um volle vier Wochen früher eingestellt, als gewöhnlich, woraus fast mit Gewißheit zu schließen ist, daß wir ein zeitiges und schönes Frühjahr, ohne winterliche Nachwehen, zu erwarten haben. Ueberhaupt war der vergangene Winter in seiner Art überaus merkwürdig. Während in den nördlichen, von Natur kalten Ländern, wie in Grönland, Rußland, Schweden, Norwegen und den obern Theilen des sächsischen Gebirges nur geringe Spuren eines Winters sichtbar waren, gingen aus den südlichen Theilen von Portugal, Spanien, Italien, ja selbst aus Afrika über große Kälte und viele Schneelager die kläglichsten Berichte ein. In hiesiger Gegend war die Witterung im Ganzen genommen äußerst mild; nur an einzelnen Tagen, und zwar zu Ende des Januar und Anfangs Februar, fiel das Thermometer bis 15° Reaum. In den hochgelegenen Theilen des Landes lag viel Schnee, in den Ebenen weniger, stellenweise oft gar keiner. Aber selbst jene großen Schneemassen des Thüringer Waldes, welche ein Anschwellen und Austreten der Flüsse befürchten ließen, sind, ohne den geringsten Schaden anzurichten, spurlos verschwunden. Die Berichte über den Stand der Saaten aus den verschiedenen Theilen des Landes lauten sehr günstig. Klee, Oelfrucht und Wintergetreide stehen üppig, und selbst die Obstbäume, welche durch die Kälte des vorigen Winters bedeutend gelitten hatten, lassen nichts zu wünschen übrig, so daß, wenn nicht noch unvorhergesehene Fälle eintreten, wir im Allgemeinen auf eine recht gesegnete Ernte hoffen dürfen. In Rücksicht der Saaten verdient besonders bemerkt zu werden, daß sich die Himalaya-Gerste seit einigen Jahren im Lande immer mehr verbreitet und in den kalten Gegenden der Rhön außerordentlich gut gedeiht. Sie bedarf nur wenig Dünger und wird breitwürfig ausgesäet. Auf diese Weise behandelt, gewann ein Kammerguts-Pachter im letzten Jahr von einem halben Viertel Aussaat fünf und zwanzig Viertel, folglich einen fünfzigfältigen Ertrag. Die Frucht ist ausgezeichnet und eignet sich vorzugsweise für Brennereien und Brauereien.

Frankfurter Theater.

Steffen Langer aus Glogau.

Es ist so sehr zur Mode geworden, über die Stücke der Mad. Birch-Pfeiffer mit allen Waffen der Kritik herzufallen, daß man es kaum wagen darf, etwas zu Gunsten derselben zu sagen, und doch besitzt die Verfasserin ein nicht zu verkennendes Talent, wovon ihr Steffen Langer einen neuen Beweis liefert. Der Dialog dieses Drama's ist zwar ohne Gehalt und sein historischer Hintergrund mit sehr wässerigen Farben gemalt, so wie die Charaktere oberflächlich und zum Theil trivial behandelt sind; auch möchte sich kaum ein Stück vorfinden, in welchem so viele Schimpfwörter und Derbheiten aufgehäuft liegen, als hier. Dagegen kann man dem dramatischen Effekt, der spannenden Handlung, der geschickten Verwicklung und Durchführung des Ganzen, den stets wechselnden und unterhaltenden Situationen und der großen Bühnenkenntniß der Verfasserin seine Anerkennung nicht vorenthalten und um dieser Vorzüge Willen wird Steffen Langer überall beim größeren Publikum Glück machen und die Schaulustigen anziehen. Andere Bühnenstücke, die von der Kritik hochgepriesen werden, haben einen geistvollen Dialog oder enthalten schöne Verse, aber es fehlt ihnen an Interesse der Handlung und an solchen Momenten, die bei der Darstellung Effekt machen; dieses ist aus leichtem Stoff gearbeitet, aber es gefällt. Wenn man erwägt, daß die meisten Leute in's Theater gehen, um nach den Anstrengungen des Tages Erholung und Erheiterung zu suchen, nicht um noch zu denken und um sich belehren zu lassen, so wird man sich über den Erfolg der Birch-Pfeiffer'schen Dramen nicht wundern. Mad. Birch-Pfeiffer sollte, ihre Stücke von Dr. Gutzkow oder Julius Mosen in's Hochdeutsche übertragen, oder, umgekehrt, diese jungen Autoren sollten zu ihrem Dialog und zu ihren Versen von der Dichterin die »Steffen Langer« interessante Scenen anfertigen lassen; es könnte etwas Gutes daraus werden.

Mad. Frühauf hatte »Steffen Langer« zu ihrem Benefize gewählt, worin sie als Klärchen Baron die bekannte Anmuth und Liebenswürdigkeit ihres Spieles entfaltete. Der lebhafteste Beifall des vollen Hauses bewies der Benefiziantin, daß man ihr schönes Talent zu würdigen fortfährt. Die Titelrolle wurde durch Hrn. Grahn mit der seinen Darstellungen eigenen Lebendigkeit gegeben und er führte uns in denselben ein sehr gelungenes Bild jenes derben, aber gutmüthigen Steffen vor. — Die Rollen des Claaren Peter (Hr. Balfoa), des Waffiewitsch (Hr. C Schneider) und des Michel Barrn (Hr. Meck) entsprachen den Anforderungen an Charakteristik und Durchführung und hatten sich der Anerkennung des Publikums nicht minder zu rühmen. — Die Aufnahme des Stückes war eine entschieden günstige und wurde als solche bei der ersten Wiederholung bestätigt. Man ersieht daraus, daß, wie auch die Opernliebhaberei vorherrschend seyn mag, unterhaltende Novitäten des Schauspiels ebenfalls anziehen und der Kasse Vortheil bringen können. Auch muß es für unsere jüngeren Schauspielmitglieder erfreulich seyn, ihre Wirksamkeit den ältern gegenüber anerkannt zu sehen. Eine fortgesetzte Berücksichtigung des Schauspiels und möglichst zweckmäßige Verwendung seiner Kräfte wird von entschiedenem Vortheil für das Theaterinstitut seyn.

M.

Charade.

Nimm, was, verliehn von trauter Hand,
Dich oft erfreut im fremden Land,
Was fesselt gleich dem stärksten Band,
Was kühn durch Dichtergeist entstand,
Das keine Zaubermacht oft bannt,
Wo's einmal sichern Eingang fand.

Nimm noch hinzu den scharfen Zahn
Vom feindlich wilden Thiere,
Das du auf unwegsamer Bahn
Verfolgst im Jagdrevier,
So steht, was ich einzeln bin,
Wohl klar genug vor deinem Sinn.

Des Herrlichen und Schönen viel
Geht aus des Ganzen Händen,
Wohl mag's den Geist zum höchsten Ziel,
Zum Edelsten oft wenden.
Erfreuend wirkt's im Lebenslicht
Noch jetzt vor unserm Angesicht.
Doch auch aus grauem Alterthum
Strahlt leuchtend seines Namens Ruhm.

Auflösungen in Nro. 81.

Charade: Handschuh.
Räthsel: Krebs.

Theater-Anzeige.

Freitag, 25. März. Concert spirituel. Erste Abtheilung: 1. Mehrere Instrumentalsätze aus Haydn's »Sieben Worte«. 2. Gesangstücke aus Graun's »Tod Jesu.« Zweite und dritte Abtheilung: Stabat mater, von Rossini. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 84. Freitag, den 25. März 1842

Die Waise von San Lucar.

Eine Novelle aus der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, von ***

(Fortsetzung.)

Der Bischof zeigte sich jetzt wieder.

„Wo ist Euer Schwert, hochwürdigster Herr?" fragte Capitain Velasco.

„Wer das Schwert zieht, soll durch das Schwert umkommen," entgegnete der Prälat.

„Das ist einerlei," rief lachend der Capitain. „So ein Schurke macht keinen Unterschied. Entern sie, und wir erliegen, so ist kein Unterschied. Ihr müßt so gut an's Sterben, wie wir, und ich hoffe, Ihr macht uns bei dem heiligen Petrus Quartier!" Trotz dem, daß die Gefahr nicht klein war, konnte der Capitain Velasco dem Schall in ihm nicht Schweigen gebieten.

Dem Prälaten ging es aber wie einem Wasservogel, wenn er den Falken bemerkt, der sich zum Stoße auf ihn anschickt. Wie dieser dann blitzschnell untertaucht, so verschwand der Prälat wieder an der Stiege vom Raume. Des Capitains Gelächter folgte ihm; allein es wurde bald von dem fürchterlichen Schlage einer vollen Coronaden-Lage übertönt, welche jetzt das Seeräuberschiff herüber sandte.

„Hollah!" rief der Capitain Velasco, dessen Muth mit der Gefahr wuchs, „das war schlecht gezielt. Bückt Euch, Caballeros," rief er diesen zu, „damit Eure Federn nicht verletzt werden."

Zu nicht geringer Lust folgten diesem Worte einige milchbärtige Hidalgos.

Ein unmäßiges Gelächter folgte vom Capitain und der Equipage. Nichts desto weniger aber gab der Capitain bestimmte Befehle. Bald wurde das ganze Schiff erschüttert von einem Gegengruße Velasco's.

Als sich der Dampf zertheilt hatte, sah man wohl, wie diese Ladung so nachtheilig für den Hai gewesen war.

„Bravo!" rief Velasco. „So noch einige Lagen, und unsere Waffen sind gleich!"

Allein er hatte sich doch verrechnet. Jetzt erst folgte von dem Hai Lage auf Lage, und diese richteten ein großes Verderben auf dem Schiffe an. Zwei Caballeros und drei Matrosen waren todt, andere verwundet. Schrecken erfüllte die Herzen Aller.

Dies kümmerte jedoch natürlich den Capitain nicht. Auch er ließ seine Coronaden nicht ruhen. Es war ein erbitterter Kampf auf Leben und Tod, der nun auf's schrecklichste begann.

Jetzt vernahm man fünf bis sechs Schläge am Vordertheil des Schiffes.

„Sie entern!" schrie ein Matrose.

„Wohlan, Caballeros!" sprach Velasco. „Die Stunde ist da, wo Ihr beweisen könnt, daß bei altem Blute tapfrer Muth wohne. Dorthin, rasch und kräftig! Wehrt die Enterer ab."

Es hatte sich schon dort ein sehr wilder Kampf entsponnen, denn das Boot der Seeräuber lag ganz nahe an dem Borde des Schiffes, befestigt durch die gewaltigen Enterhaken, welche eine fast übermenschliche Kraft in die Planken des Fahrzeugs hineingetrieben hatte. In dem Boote stand, alle seine Genossen an Größe überragend, ein junger Mann, der, bis zu den Zähnen bewaffnet, die Enterer befehligte. Während seine Linke mit der Pistole einen Spanier niederstreckte, schwang er sein Schwert mit dem sichtbarsten Erfolge; denn er traf einen der Caballeros so nachdrücklich in die Schulter, daß er taumelnd sank und einen andern unfreiwillig mit zur Erde riß.

Diese Lücke benutzte der bezeichnete Freibeuter, und sprang auf das Verdeck.

„Hollahho!" rief er aus in wilder Siegeslust, „der Hai läßt seine Beute nicht fahren. Drauf, Küstenbrüder!"

Dies Wort wirkte wunderbar. Wie ein Blitz waren viele der Enterer auf dem Verdecke.

Auf den Hai stürmte der Capitain ein. Muth gegen Muth, Tapferkeit gegen Tapferkeit stritt mit einer Kraft, die hoch zu preisen war. Keiner wich einen Finger breit. Die Hiebe regneten hageldicht. Der Graf Villareal sah diesen Kampf, und eilte an des Capitains Seite.

„Willkommen, Graf Villareal!" rief in diesem Momente der Hai, und stieß sein Schwert dem Capitain in das Herz, daß er taumelte und stürzte. Kaum vermochte der Hai sein Schwert aus der Brust des Getödteten zu ziehen, so war ihm Villareal nahe. Ein fürchterlicher Hieb lähmte des Seeräubers linken Arm; aber auch im nächsten Momente taumelte der Graf. Das Enterbeil eines Küstenbruders war ihm tödtlich in den Nacken gedrungen.

Mit dem Worte: „Sey verdammt, Antonio!" hauchte er seinen Geist aus.

Digitized by Google

Mit dieſem Falle war auch der Sieg entſchieden, die noch Unverletzten ſtreckten das Gewehr.

„Das Schiff iſt erobert,“ rief der Hai, indem er ſich mit einer übernatürlichen Kraft aufrecht hielt, denn der Schmerz ſeines verwundeten Armes war entſetzlich.

Die Küſtenbrüder entwaffneten die Ueberwundenen, entledigten die Todten ihrer brauchbaren Kleidung, Waffen und Habe, und warfen ſie dann in das Meer.

Zu dem Hai trat Einer und reichte ihm den Orden des goldenen Vließes. „Ich dekorire Dich,“ ſagte er lachend. Der Orden ſchmückt Deine Bruſt mit größerem Rechte, als die des Menſchen da, den ich eben unſerm Treuverbündeten, dem Hai, zur Nahrung biete.“

„Durchſuche ihn wohl,“ ſagte der Angeredete, „und ſeine Papiere gieb mir.“

Aber jetzt dunkelte es vor ſeinem Blicke. Der Blutverluſt machte ihn ohnmächtig. Es gab eine große Verwirrung unter den Küſtenbrüdern. Alle ſtürzten herzu. Einer derſelben riß das Lederwamms aus und unterſuchte den Arm. Die Wunde war nicht ein Mal ſehr bedeutend, aber der Blutverluſt war ſtark. Er verband ihn ſo ſchnell und gut, als er es vermochte. Bald ſchlug der Führer die Augen wieder auf, und ein Schluck aus der Kürbisflaſche ſeines Wundarztes ſtellte ihn wieder völlig her.

Der Küſtenbruder reichte ihm nun mehrere Papiere. Es waren Depeſchen des Hofes zu Madrid an den Adelantado von Cuba, welche in einer koſtbaren Taſche auf der Bruſt des Grafen geruht hatten.

Erfreut durch dieſen Fund, erkundigte ſich der ſogenannte Hai nach den Gefangenen.

Der Küſtenbruder nannte ſie, wie ſie auf dem Verdecke ihres Geſchickes gewärtig waren.

„Du irrſt,“ rief ein Anderer. „Das ſind ſie nicht alle. Drunten in der Cajüte jammern auch noch einige Prieſter.“

„Ha!“ rief freudig der Hai, „holt ſie mir hierher.“ Er ſetzte ſich aufrecht, und nahm die ſtolze Miene eines Gebieters an.

Bald darauf erſchienen der Biſchof und ſeine Capläne, nebſt dem Sekretär auf dem Verdecke vor dem Hai. Als dieſer, der Niemand anders als Antonio war, den Biſchof erblickte, durchzuckte es ihn, als ſähe er ein giftiges Gewürm; aber es flog gleich darauf eine Rachelust über ſeine Züge, die den ſchönen und milden Ausdruck derſelben entſtellte.

„Sieh da,“ rief er ihm entgegen, „wir haben die Rollen wunderbar gewechſelt, Don Joſé; einſt war ich Euer Gefangener, nun ſeyd Ihr der meine. Es möchte Euch, ſcheint mir's, lieber ſeyn, der Erſte Zuſtand gälte noch.“

Der Biſchof erſchrak heftig, als er ſich ſo anreden hörte. Er heftete ſein forſchendes Auge auf den, der ſo ſprach. Es lief über dieſe ſchönen Züge hin, aber ſie waren ihm ſo fremd, daß er ſie niemals geſehen zu haben ſich erinnern konnte.

„Ich kenne Euch nicht,“ ſagte er.

(Fortſetzung folgt.)

Mohammed II. erobert Konſtantinopel.

(Hiſtoriſche Skizze von S. Maclea.)

(Fortſetzung.)

Amurath II. hatte noch Konſtantinopels geſchont, und ſich mit deſſen zugeſtandener Vaſallenſchaft begnügt, vielleicht vorausſehend, daß der kraftloſe Staat ſeiner Dynaſtie nicht entgehen werde; ſein Nachfolger ſchon wollte dieſe Vorausſicht verwirklichen; Konſtantinopel ſollte die ſchönſte Perle ſeiner Krone werden. Die Zudringlichkeit und Anmaßung der Byzantiner gab Mohammed bald einen willkommenen Anlaß zum Bruch. Anſtatt ſich zu bemühen, mit dem gefährlichen Nachbar ſo wenig wie möglich in Berührung zu kommen, folgten ihre Geſandten ſeinem Lager in Natolien, da er eben im Begriff war, die Karamanen, einen tapfern aufſtrebenden Völkerſtamm Kleinaſiens, zu demüthigen. Die Byzantiner beſchwerten ſich in einem hohen Ton über des Prinzen Orchan unrichtig bezahlten Gehalt, und verlangten zu dieſem noch eine Verdoppelung der ausgeſetzten Summe, da der Prinz Geld brauche, um den Fürſten und Herren, welche ihre Aufwartung bei ihm machten, Geſchenke reichen zu können, und der Kaiſer unvermögend ſey, ihn damit zu unterſtützen; allein wenn man ihren billigen Forderungen nicht Genüge zu leiſten gedächte, ſo möge man ihnen erlauben, den Prinzen in Freiheit ſetzen zu dürfen. Obgleich Kalil Paſcha, der Großvezier, an den die Geſandten ihren Antrag gerichtet hatten, von ſanftem Gemüth und ein heimlicher Freund der Byzantiner war, da ſie ſich durch öftere, reichliche Geſchenke ſeine Gunſt zu erhalten wußten, ſo verſetzte ihn doch die indiſcrete Sprache der Geſandten zuerſt in Staunen, dann in heftigen Zorn.

„Ihr thörigten armſeligen Römer!“ rief er, „wir kennen eure Anſchläge wohl, aber ihr bemerkt nicht eure eigene Gefahr. Wähnt ihr, mit dem großmüthigen, gewiſſenhaften Amurath es zu thun zu haben? Ihr täuſcht euch! Ein junger Eroberer ſitzt auf ſeinem Thron, den kein Geſetz beſchränken, kein Hinderniß in ſeinem Willen hemmen kann. Preiſet die göttliche Barmherzigkeit, wenn ihr ſeinen Händen entrinnt. Warum ſucht ihr uns durch eitle und ungeſchickte Drohungen zu reizen? Verſucht es. Setzt den geflüchteten Orchan in Freiheit, krönt ihn zum Sultan von Romanien, ruft die Ungarn über die Donau herbei, bewaffnet die Nationen des Weſtens wider uns; ſeyd aber verſichert, ihr werdet dadurch die verlorenen Länder nicht wieder erobern, ſondern auch das Wenige verlieren, ſo ihr jetzo noch beſitzet.“

Mohammed indeſſen, als ihm der Großvezier die Forderung der Geſandten mittheilte, ſuchte dieſe durch verſtellte Freundlichkeit zu beruhigen, und verſprach ihnen, bei ſeiner Rückkunft nach Adrianopel eine günſtige Antwort zu ertheilen. Von ſeinen Lippen tönte Friede, aber in ſeinem Herzen war Krieg beſchloſſen. Sogleich beeilte er ſich, mit den Karamanen Frieden zu machen, und ging mit ſeinem Heer nach Europa zurück; kaum aber hatte er den Helleſpont überſchritten, als er die Maſke fallen und offen ſeine Feindſeligkeit blicken ließ. Der Jahrgehalt Orchans ward gänzlich eingezogen, und ſogleich die byzantiniſchen Beamten vom Strymon verjagt; hierauf traf er Anſtalten, fünf Meilen von Konſtantinopel, da, wo der Bosporus am engſten iſt, auf der europäiſchen Seite, ein feſtes Schloß aufzuführen, gerade dem Kaſtell gegenüber, welches

sein Großvater Mohammed I. auf der asiatischen Seite angelegt hatte.

Die erste Kunde von des Sultans Beginnen brachte Bestürzung und Schrecken nach Konstantinopel, und Palälogus sandte unverweilt eine Legation an Mohammed, ihn um den Grund seiner an den Tag gelegten Feindseligkeiten zu befragen, und ihm das Erbieten mitzutheilen, daß man selbst mit Opfern seinen etwaigen Beschwerden und Forderungen Genüge zu leisten suchen werde; gegen die Erbauung der neuen Festung auf römischem Grund und Boden aber feierlichst zu protestiren, da dieses Vorhaben keine andere Absicht an den Tag lege, als Konstantinopels Handlung und Zufuhr aus dem schwarzen Meer zu betrüben.

Stolz antwortete Mohammed den Gesandten: „Das Reich der Römer wird durch Konstantinopels Mauern abgemessen, und außerhalb derselben hat ihre Gewalt ein Ende. Habt ihr meines Vaters Bedrängnisse vergessen, als ihr mit Ungarn ein Bündniß schlosset; als ihr zu Land über unsere Staaten herfielet und französische Galeeren den Propontis einnahmen? Amurath mußte sich den Uebergang über den Bosporus erzwingen, und eure Macht entsprach euerm Uebelwollen nicht. Ich war damals zu Adrianopel noch ein schwacher Knabe, und fürchtete mich, weil ich die Moslemen zittern sah, und hören mußte, wie die Giauren unser Unglück verhöhnten; aber Allah ist groß und die Zeit ist eine freundlichere geworden. In der Schlacht bei Varna, in welcher mein Vater, die verwegenen Ungarn besiegte, that er das Gelübde, an diesem Ufer eine Feste zu bauen, und dieses Gelübde jetzt zu erfüllen, ist meine Pflicht. Ihr habt nicht das Recht, mich darüber zur Rechenschaft zu ziehen, denn dieser Boden gehört von nun an mir. So weit die Ufer des Bosporus reichen, ist Asien von Osmanen bewohnt, Europa von den Römern verlassen. Meldet dies euerm Herrn, und sagt ihm, der heutige Osmane sey ein anderer als seine Vorgänger, und er bringe mehr zum Ziel, als jene je beschließen konnten. Kehrt sicher heim — aber der Erste, der auf solche Weise wieder mit mir spricht, soll lebendig geschunden werden." Trostlos kehrten die Gesandten mit diesem Bescheid nach Konstantinopel zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Curiosa.) In einem Berliner Anzeigeblatte liest man unter andern auch folgende sonderbare Gesuche: „Ein junger Mann, der studirt und das Staats-Examen hinter sich hat, wünscht als Führer von jungen Leuten auf Reisen ꝛc" — Ein zweites Gesuch lautet: „Ein Mädchen für Alles wird sogleich verlangt, Alexanderstraße Nro. 23 parterre rechts." — In einem Schweizerblatte hat der Schreiber wieder etwas Schönes angefangen. In einem öffentlichen Danke heißt es nämlich, daß der Unterzeichnete dem Eselmuthe seines Freundes Alles verdanke. — In Nro. 26. des bayer. Eilboten sucht Einer um eine Kopfmachers-Konzession nach; so eine Kopfmachers-Konzession ist gar nicht zu verwerfen.

Chateaubriand hat ein Schreiben an einen seiner Landsleute, einen jungen Dichter, gerichtet, in welchem folgende Stelle vorkommt, die von einer tiefen Entmuthigung jenes berühmten Schriftstellers zeugt. „In dem Bande, den Sie der Oeffentlichkeit übergeben wollen, erkenne ich wieder die Begeisterung des Poeten, und, was noch besser ist, den Sinn für Tugend. Ich wage es dennoch nicht, Ihnen viel Erfolg zu versprechen: Talent und Gewissenhaftigkeit reichen heutzutage nicht aus. Die schriftstellerische Laufbahn ist eine dornenvolle, und was mich betrifft, so wollte ich, daß ich in meinem Leben kein einziges Wort geschrieben hätte." Viele Zeitungen erzählen diese weinerliche Anekdote: indessen möge der edle Chateaubriand erkennen, daß er sich überlebt hat, und daß das Witzwort immer gelten wird: „tous les genres sont bons, hors le genre ennuyeux." (Alle Gattungen sind gut, nur nicht die langweilige.)

Eine gänzliche Umwandlung des Ackerbaues wird von der in Paris erscheinenden Zeitschrift „la Phalange", in Aussicht gestellt. Es soll nämlich künftig ohne Pflügen, Düngen, Eggen, Jäten, Mähen und Dreschen Getraide erbaut werden. Die leitenden Grundsätze dabei sind: 1) jede Pflanze bedarf eines eigenthümlichen Düngers und er ist kein anderer, als der ihrer eigenen Ueberreste; 2) das Erdreich oder die unfruchtbare Erde dient der Pflanze nur zum Stützpunkte, sie entwickelt sich und wächst nur vermöge der Luft, des Wassers, des Lichts und der Wärme. — Diese neue Theorie fand bei deutschen Landwirthen großen Widerspruch, der theils auf die Chemie, theils auf die Erfahrung einiger Jahrtausende gestützt wird. Das Resultat werden wir nicht ermangeln zu seiner Zeit mitzutheilen.

Aug. Lewald, der Herausgeber der Europa, beabsichtigt, ein Taschenbuch unter dem Titel „Dombausteine" herauszugeben, wovon der Ertrag, nach jeder Abrechnung, dem Kölner Dombauverein übermacht würde, und das so lange erschiene, bis das Kreuz auf beiden Thürmen des Doms stehe.

(Berlin.) Ein ministerielles Schreiben an Spontini lautet wie folgt: „. . . . In Beziehung auf Ew. Hochwohlgeboren künftige Verhältnisse zum königl. Theater hieselbst haben des Königs Majestät endlich, nach dem ferneren ausdrücklichen und wörtlichen Inhalte der eben allegirten allerhöchsten Cabinets-Ordre vom 25. Aug. c. zu beschließen geruht, Sie aller der Verbindlichkeiten zu entlassen, welche Ihnen durch den Contract vom Jahre 1819 und die Instructionen von 1821 und 1831 auferlegt worden sind, und mithin Alles zu lösen, was Sie bisher mit der General-Intendantur in Verbindung gesetzt hat. Alles, was Sie bisher an Geldvortheilen und Titel-Verleihung aus den contractlichen Bestimmungen bezogen, soll Ihnen verbleiben. Ihre ganze Muße sollen Sie der Composition widmen, und können Se. Maj. nur annehmen, daß Erstere wohlthätig auf Letztere einwirken werde, da von nun an alle Reibungen und die mannichfaltigen Beschwerden wegfallen werden, welche die Leidenschaften aufregten und dem Geiste die Ruhe nahmen, die zur Hervorbringung genialer Werke durchaus erforderlich ist. — Ihre neuen Compositionen werden Sr. Maj. sehr willkommen seyn, und versteht es sich hiebei von selbst, daß Sie diese zu dirigiren berechtigt sind. Sollten Sie auch vorzugsweise Opern anderer Componisten einzustudiren und zu dirigiren wünschen, so haben Sie dieses dem General-Intendanten auszusprechen und sich darüber mit

Digitized by Google

ihm zu vereinigen. Berlin, den 8. Oct. 1841. Gez. Wittgenstein. Stollberg."

Der neulich verstorbene Herzog v. Cleveland hat seinem Sohne, dem jetzigen Herzoge, 80,000 Pfund Sterling jährlicher Renten hinterlassen. Außerdem vermachte er seinen zwei jüngeren Söhnen 560,000 und 440,000, sowie einem Enkel 200,000 Pf. St. Seiner Gemahlin blieben große Güter in Yorkshire, ein prächtiges Haus in London, und an Silbergeschirr, Juwelen und Möbeln ein Werth von 1 Mill. Pf. St., während einer seiner Töchter ein ansehnlicher Güterbesitz in der Grafschaft Durham zufällt.

Konzert des Flötisten G. Friebe aus Breslau.

(Frankfurt a. M.) Am 18. d. M. gab genannter Künstler ein Konzert im Mülhens'schen Hause. Hr. Friebe, leider seit seinem vierten Jahre blind, trug ein Concertino von Lebe, ein Potpourri von Gotzl und Variationen von Drouet mit Fertigkeit und seelenvollem Ausdrucke vor; die schwierigen Passagen entströmten voll, in schöner Rundung, und sein Piano machte rührenden Eindruck auf den Zuhörer. Hätten wir auch in der Wahl des Potpourri, einer in der That gehaltlosen Composition, einen Mißgriff zu rügen, so söhnt uns doch der kunstreiche Vortrag des Hrn. Friebe wieder mit ihm aus. Er beabsichtigt nach London zu gehen, und unsere herzlichen Wünsche für den glücklichen Erfolg seiner Reise begleiten ihn. Fräul. Rudersdorff und Hr. Pischeck verschönerten den Abend durch vollendeten Vortrag mehrerer Arien und Lieder. Die Herren Steinkühler und Schlibitz executirten auf dem Pianoforte den ersten Satz einer vierhändigen Sonate von Moscheles mit Präcision und Fertigkeit. Hrn. Schlibitz hörten wir zum ersten Male öffentlich, und das saubere, präcise Spiel des jungen Mannes zeugt von Fleiß und schönem Streben; möge er uns bald wieder Gelegenheit geben, Fortschritte an ihm zu beloben. Hr. Steinkühler trug außerdem das herrliche Trio in Es dur von Hummel mit Violine und Violoncello-Begleitung vor, und wir glauben, in seinem Spiele jene Sicherheit und Ruhe zu erkennen, welche vereint mit Fleiß und Talent zur Virtuosität führen. Die perlenden Läufe flossen rein und exact, die Gesangstellen und namentlich das schöne Adagio in H dur spielte er mit Ausdruck und vollem Ton. Hr. Bachfeld (Violine) und Hr. S.... (Violoncello) begleiteten sehr brav. Hr. Steinkühler hat auch im Compositionsfache bereits Mehreres geliefert, und, wie wir vernehmen, wird durch die freundliche Bereitwilligkeit des Hrn. Guhr in Kurzem eine Symphonie von ihm zur Aufführung kommen. S. l.

Korrespondenz.

Mainz, 19. März.

In Nummer 67 der Didaskalia befindet sich ein Korrespondenzartikel d. d. Mainz den 6. März 1842, der, nebst verschiedenen Berichten über hiesige Zustände und insbesondere über die Arbeiten zur Einrichtung des nordwestlichen Flügels des ehemaligen kurfürstlichen Residenzschlosses auch noch folgenden Passus enthält: ꝛc. »die Stukkatur-, Tüncher- und Marmorarbeiten wurden jedoch ohne Concurrenz, wenn wir gut unterrichtet sind, an einen hiesigen Bauunternehmer (!?) um den Anschlagspreis überlassen, weil nur er im Stande seyn soll, dieselben gehörig verfertigen zu lassen.« — Allerdings ist der Hr. Referent bezüglich des ersten Theils des angeführten Passus in so fern gut unterrichtet, als die Verwaltungsbehörde im vorliegenden Falle von den bestehenden gesetzlichen Verfügungen absehen und die fraglichen Arbeiten dem Tünchermeister Hrn. U..... um den Anschlagspreis überlassen zu müssen glaubte. Was jedoch den Nachsatz anbelangt, »weil nur er im Stande seyn soll, dieselben gehörig fertigen zu lassen«, so müssen wir bemerken, daß der Hr. Berichterstatter, indem er diese Worte seiner Feder entschlüpfen ließ, sich einen, — wenn auch nur unfreiwilligen Irrthum zu Schulden kommen ließ, — einen Irrthum aber, der uns zum größten Nachtheile gereichen könnte. Es ist unsere Absicht nicht, die Kenntnisse und Geschäftserfahrungen unseres Kollegen Hrn. U..... in Abrede zu stellen, wir kennen ihn vielmehr alle als einen tüchtigen Meister, der in unserem Fache schon viele und bedeutende Unternehmungen ausgeführt hat; allein auch wir glauben uns schmeicheln zu dürfen, diesen Zweig unseres Geschäftes gründlich und in der Art zu verstehen, daß wir im Stande sind, alle Arten von Stukkatur- und Gypsmarmorarbeiten nicht nur unter unserer Leitung durch Gehülfen ausführen zu lassen, sondern auch selbst zu fertigen. Die Bewohner unserer Stadt, in welcher seit den letzten zwei Dezennien so viele und so bedeutende Neubauten aufgeführt worden sind, wären aber auch in der That zu beklagen, wenn sie jedesmal einzig und allein auf Hrn. U..... beschränkt wären. Auch kann man uns den Vorwurf nicht machen, wir hätten bei Vergebung der fraglichen Arbeiten nicht concurrirt und so das Publikum zu dem Glauben berechtigt, als fühlten wir uns einem solchen Unternehmen nicht gewachsen. Wir erklären vielmehr ausdrücklich, daß die Vergebung dieser Arbeiten nicht bekannt gemacht, eine Concurrenz bezüglich derselben nicht eröffnet worden ist.

Franz Joseph Ussinger.
Ludwig Bernard.

Erklärung.

In einem ganz rath- und haltlosen Korrespondenzbericht der gestrigen Didaskalia hat sein Verfasser, den die gerügte Eitelkeit der Ohnmacht nur zu kenntlich macht, auch meiner Erwähnung gethan, indem er sagt, gegen meine Zulassung als Docent der Philosophie seyen nur vom Standpunkt der Wissenschaft hergeholte gewichtige Gründe geltend gemacht worden. Dies ist falsch. Bedenken, welche von Nicht-Philosophen in der Facultät gegen mich laut wurden, fanden in einem Separatvotum des Philosophen Kapp so schlagenden Widerspruch, daß die Regierung sie scharf zurückwies und meine Zulassung zur Prüfung aussprach. Nach dem Colloquium, das im Februar stattfand, kam mir die officielle Meldung des Hrn. Decans zu, daß mich die Facultät für »hinreichend befähigte erklärt und nun die weitere Zulassung zu veranlassen habe. Diese ist nicht erfolgt, wiewohl von meiner Seite die Bedingungen der Habilitation erfüllt sind und ich sonach nur erwarten konnte, daß ein hohes Ministerium dem einmal ausgesprochenen Worte gemäß mein Recht anerkennen und mich bestätigen werde. Was hier hindernd eingetreten ist, kann ich nicht sagen, von wissenschaftlichen Gründen kann aber keine Rede seyn, da die Facultät selbst meine genügende Befähigung erklärt hat. Indem ich im Interesse meiner Ehre und zur Steuer der Wahrheit eine verehrliche Redaction um gütige Aufnahme vorstehender Zeilen ersuche, bitte ich dieselbe zugleich, mir zu bestätigen, daß die Muthmaßung, ich sey der Einsender eines mich betreffenden Artikels im Journal, eine völlig leere und unwahre ist.*) Ich hätte nicht geglaubt, daß Jemand so unverständig seyn könnte, sie öffentlich auszusprechen.

Heidelberg, den 21. März 1842. Moriz Carriere.

*) Dies wird hiermit bestätiget. — Im Uebrigen findet jede weitere Einsendung über diesen Gegenstand keinen Raum mehr in diesen Blättern. Die Red.

Theater-Anzeige.

Freitag, 25. März. Concert spirituel. Erste Abtheilung: 1. Mehrere Instrumentalsätze aus Haydn's »Sieben Worte«. 2. Gesangstücke aus Graun's »Tod Jesu.« Zweite und dritte Abtheilung: Stabat mater, von Rossini. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 85. Samstag den 26. März 1842

Die Waise von San Lucar.

Eine Novelle aus der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, von ***

(Fortsetzung.)

„Glaub's wohl, daß meine Züge Euch fremd sind," sagte der Hai; „denn es ist lange her, seit ich Eures Anblicks mich zu erfreuen hatte. Uebrigens ist es bekannt, Hochwürdigster, daß das Gedächtniß in späteren Jahren nachläßt, oft auch dem Willen gehorchen muß."

„Ihr irret, wenn Ihr glaubt, ich verläugnete eine Erinnerung. Ich kenne Euch nicht," sagte der Bischof.

„Setzt Euch, Hochwürdigster, mir ist es ungemein um's Plaudern heute. Ich verdiene auch Unterhaltung, denn ich gestehe, daß ich müde bin. Hätte ich übrigens gewußt, daß ich das Glück hätte, solch ein Kirchengut, wie Ihr seyd, zu den eroberten Gütern zählen zu dürfen, ich würde allsogleich Euch in amtliche Thätigkeit versetzt haben. Ihr hättet dem Schurken, dem Villareal, Eurem getreuen Helfershelfer, den Sermon halten können. Mein Vetter, der Hai, dem sein Spiritus familiaris sagte, daß er bald die Ehre haben würde, einen Granden von Spanien und vielersehnten Bräutigam zu verspeisen, würde mit gebührender Andacht Euren Ergießungen zugehorcht haben. Er ist jetzt zu sehr in der Arbeit begriffen, als daß er ein andächtiger Zuhörer zu werden verspräche; deswegen bitte ich Euch, den Sermon bis in die Kathedrale von Havannah zu versparen."

„Für jetzt setzt Euch! —" Während dieser Worte wollte das Auge des Bischofs den frevelnden Redner durchbohren; es wollte hineindringen in die Brust dieses schrecklichen Mannes, um zu ergründen, wer er sey, der eine so unbegreifliche Kenntniß von Personen und Begebenheiten besaß. Der Versuch war fruchtlos. Diese Züge waren ihm niemals begegnet. Dem war wirklich so. José hatte Antonio während des Prozesses in Madrid niemals erblickt. Villareal kannte ihn wohl persönlich.

Der Bischof setzte sich Antonio gegenüber, und das Herz pochte ihm wie Espenlaub im Winde. Er versuchte eine würdevolle Haltung zu erlangen; allein auch dies Streben mißlang dem gebietenden Blicke dieses Menschen gegenüber.

„Hört, Herr Bischof, ich habe viele und große Reisen gemacht und kam nach Asien. Die Asiaten sind Freunde der Mährlein. Ich hörte viele dort; aber eines besonders bin ich eingedenk, und dies eine möchte ich Euch zu Lust und Kurzweil jetzt erzählen, indem ich die Rolle des Musamerith oder des Erzählers mir aneigne."

„Es war ein Mal in Persien ein König, mit Namen Abd-ul-Hamid, der hatte große Schätze gesammelt und sein Reich unendlich vergrößert. Er starb, und hinterließ ein Knäblein und eine trauernde Sultanin Valide. Auch ihr brach der Schmerz um ihren Herrn das Herz und — auch sie starb. Der Knabe konnte nicht regieren, er war noch Kind. Da meinte Mirza Schurack, ein entfernter Anverwandter des Prinzen, er habe gerechte Ansprüche auf die Vormundschaft, und die Mollah's genehmigten das gänzlich. Allein um die Vormundschaft war es ihm nicht zu thun, sondern um die Herrschaft und Erbschaft, wie das so kommt bei den Leuten überall. Das Knäblein war ihm im Wege. Es zu ermorden, wagte er nicht, weil Abd-ul-Hamid zu viele Freunde und er zum Schlechtesten den Muth nicht hatte. Es ist seltsam, nicht wahr, Hochwürdigster? Hundert Andere wären zum Dienste bereit gewesen, ja man sagt, ein Derwisch habe ihm sogar das vorgeschlagen; doch er meinte, des Knäbleins Hand könnte zum Grabe heraus wachsen, wenn er es ermordete. Der Derwisch wohnte in den Gebirgen von Iran, wo die Luft rauh und scharf ist, und das Knäblein war gar armselig, daß zu befürchten stand, es werde einem weniger milden Klima unterliegen. Dennoch bekam der Derwisch das Kind." — Den Bischof begann es seltsam zu frösteln. „Mirza Schurack," fuhr Antonio fort, „meinte aber in seiner Liebe für den Prinzen, ihm würde eine so viel reinere Luft nützen. Er war damit ganz einverstanden, was sein Hofarzt rieth, und der Derwisch bekam das Kind, und nahm es mit nach Iran, wo er seine Wohnung in einer Grotte hatte. Indessen legte der edle Mirza Schurack die Bereitwilligkeit des Derwisch sehr gut aus, und beförderte ihn zum Mufti von Teheran. Ein anderer Derwisch kehrte nun in der Grotte ein und übernahm das Kind; wurde aber bald seiner überdrüssig, und ließ den Knaben mit einem Hirten ziehen. Da wuchs er auf und wurde kräftig. Dem Mirza Schurack aber berichtete der Mufti von Teheran, der Prinz sey todt, und er war Schah von Persien."

Dem Bischof lief ein Schauder nach dem andern über den Leib. Es trat ihm eiskalter Schweiß auf die Stirne. —

„Ich gestehe," fuhr Antonio fort, „wenn ich die Geschichte

Digitized by Google

unterbrechen darf, daß es ſehr dumm von dem Mufti war, daß er den Knaben nicht in's Waſſer ſtürzen ließ. So wäre es blitzſchnell am Ende geweſen. Glaubt Ihr das nicht? —"

Der Biſchof ſchwieg, denn eine Angſt preßte ſeine Bruſt, wie er ſie niemals gefühlt. Entweder war dieſer Menſch Antonio ſelbſt oder ein Anderer, der nicht minder zu fürchten war.

„Nun, ich nehme Euer Schweigen als Bejahung," ſagte Antonio, „und fahre mit Eurer Begünſtigung fort.

„Dem Schah jedoch drohte Gefahr. Der Jüngling kam auf mancherlei Wegen in die Hände des Moguls. Dieſem offenbarte er ſein Geheimniß, und dieſer half ihm ſeine Rechte durch eine Geſandtſchaft geltend machen. Damals war der Schah Schurack nicht in Teheran. An ſeiner Statt trat der Mufti auf, und legte einen Todesſchein vor, den der Derwiſch aufgeſetzt, der den Prinzen hatte entwiſchen laſſen. Mittlerweile aber ließ ihn der Mufti heimlich aufgreifen, und weil er wohl ſein zartes Gewiſſen mit dem Morde ſeines rechtmäßigen Herrn nicht beſudeln und belaſten wollte, ließ er ihn in eine ſehr entfernte Provinz in ein Gefängniß ſtecken, wo er das Tageslicht nicht mehr ſehen ſollte."

„Das war gewiß recht menſchenfreundlich, nicht wahr, Hochwürdigſter?"

(Fortſetzung folgt.)

Mohammed II. erobert Konſtantinopel.

(Hiſtoriſche Skizze von E. Maclea.)

(Fortſetzung.)

Konſtantin war jetzt entſchloſſen, das Schwert zu ziehen, und ſich der Annäherung und Feſtſetzung der Türken gewaltſam zu widerſetzen. Wohl wäre es ihm vielleicht noch möglich geworden, den übermüthigen Feind zu vertreiben; aber ſeine weltlichen und geiſtlichen Fürſten und Großen, welche in ihrem Dünkel den erſten Anlaß zu dem herannahenden Verderben gegeben hatten, zeigten ſich nun eben ſo beſchränkt und kleinmüthig, als vorher hochmüthig und anmaßend; ſie hielten es für beſſer, durch fortwährende Geduld den Feind zu ermüden, ſeine Kränkungen ruhig zu ertragen, und ihn in den Augen der Welt mit dem Namen und der Strafbarkeit eines Angreifers zu belaſten, als ihm kräftigen Widerſtand entgegen zu ſetzen. Ihrer Sicherheit wegen waren ſie nicht im geringſten beſorgt, da ſie vorausſetzten, daß das neue feindliche Kaſtell in der Nähe der großen und volkreichen Hauptſtadt ſich nicht lange würde behaupten können, und überließen es deßhalb der Zeit und dem Zufall, ſie von dem läſtigen Nachbar zu befreien. So ſah ſich der Kaiſer durch die Verkehrtheit ſeiner Räthe entwaffnet, und mit Unmuth und Bekümmerniß mußte er das Wachſen des feindlichen Zwingers ſehen.

Der Bau nahte ſich unter den Augen Mohammeds ſchnell ſeiner Vollendung; tauſend Maurer und zweitauſend Handlanger waren raſtlos beſchäftigt, dem Befehl eines ſtrengen Gebieters nachzukommen, der freigebig zu lohnen und despotiſch zu ſtrafen wußte; ſelbſt Veziere und Kadis wetteiferten mit gemeinen Janitſcharen, ſich bei dieſem Werk zu bethätigen, und unterzogen ſich der niedrigſten Arbeiten, um der Gunſt ihres Sultans ſich theilhaftig zu machen. Nach Verlauf von vier Monaten hatte Mohammed die Freude, das ſtarke, feſte Schloß vollendet zu ſehen, und nannte es Baſeska, d. i. Kopfabhauer. Der erſte Schritt zur Eroberung Konſtantinopels war gethan. Mohammed erklärte nun dem byzantiniſchen Kaiſerthum förmlich den Krieg, legte vierhundert Janitſcharen in die neue Feſtung, welche von jedem unter ihrem Geſchütz durchgehenden Schiff einen Zoll zu erheben hatten, und begab ſich dann nach ſeiner Reſidenz Adrianopel, den Winter über ſeinen Eroberungsplan weiter auszubrüten.

II.

Der Großvezier wurde um die Mitternachtsſtunde zu ſeinem Gebieter gerufen. Kalil Paſcha, der einſt das Vertrauen Amuraths beſeſſen, und deſſen zweimalige Zurückberufung auf den Kaiſerthron zunächſt betrieben hatte, erſchrak über die ungewöhnliche Stunde, in welcher ihn ſein dermaliger Gebieter zu ſich rufen ließ; er wußte, auf welch' glattem dünnen Eis er ſtand, und vermuthete ſich nichts Gutes. Beim Empfang des kaiſerlichen Befehls umarmte der türkiſche Premierminiſter zitternd Gemahlin und Kinder, füllte eine Schale mit Goldſtücken, eilte in den Palaſt, warf ſich vor dem Sultan nieder, und überreichte ihm nach orientaliſcher Sitte den geringen Tribut ſeiner Pflicht und Dankbarkeit.

„Ich begehre nicht meine Gaben zurück zu nehmen," ſagte Mohammed, „ſondern ſelbige vielmehr auf Deinem Haupte zu häufen. Ich fordere dagegen ein weit koſtbareres und wichtigeres Geſchenk — Konſtantinopel!"

Der Großvezier, friſchen Muth faſſend, antwortete: „Derſelbe Gott, der Dir bereits einen ſo großen Theil des römiſchen Reiches gegeben hat, wird Dir das Uebrige und die Hauptſtadt nicht verſagen; ſeine Vorſehung und Deine Macht verſichern Dich eines glücklichen Erfolgs, und ich, nebſt den übrigen Deiner treuen Sclaven, wir wollen unſer Leben und Vermögen dazu aufopfern."

„Sieh' dieſes Kopfkiſſen, Lala (Lehrer)," fuhr der Sultan fort, „ich habe es die Nacht über in meiner Unruhe von einer Seite auf die andere geworfen; ich bin aufgeſtanden, habe mich wieder niedergelegt, aber kein Schlaf iſt in meine Augen gekommen. Laßt vor dem Golde und Silber der Römer uns hüten", fügte er mit einem bedeutſamen Blick hinzu; „in den Waffen ſind wir ihnen überlegen, und unter Gottes Beiſtand und der Anrufung des Propheten werden wir bald Herr von Stambul ſeyn." Nach einer langen Unterredung, welche bis zum Anbruch des Tages dauerte, entließ Mohammed ſeinen Vezier, zufriedengeſtellt durch deſſen kluge Rathſchläge.

Die Rüſtung zur Belagerung Konſtantinopels wurde nun eifrigſt betrieben. Mohammed verſammelte täglich ſeine Generäle um ſich, und der einzige Gegenſtand ihrer Berathungen war die Eroberung der Welthauptſtadt; mit ſeinen Ingenieuren zeichnete er Pläne, auf welcher Seite die Mauern erſtürmt, wo die Batterien angelegt, wo die Minen gegraben werden ſollten. Der Walache Urban, ein in Fertigung von Zerſtörungsmaſchinen geſchickter Kriegsbaumeiſter, welcher in byzantiniſchen Dienſten faſt Hungers geſtorben war, ging zu den Osmanen über, und goß dem Sultan für die beabſichtigte Belagerung eine ungeheuere Kanone, welche ſteinerne Kugeln von zwölf Centnern eine weite Strecke zu ſchleudern vermochte; zu ihrer Fortſchaffung bedurfte man dreißig Wagen und hundert Ochſen zum Vorſpannen.

Während Mohammed zur Vernichtung des oſtrömiſchen Reiches heranrückte, herrſchte in Konſtantinopel die größte Rath-

Digitized by Google

losigkeit. Statt das Schwert zu ziehen, für das Vaterland zu kämpfen, zu siegen oder zu sterben, waren die Byzantiner untereinander selbst in feindliche Parteien gespalten und hegten Haß und Zwietracht. Konstantin Paläologus hatte sich schon bei den ersten Demonstrationen der Türken nach Italien um Hülfe gewendet, und, um seinem Gesuch mehr Nachdruck zu geben, die Unterwerfung der griechischen Kirche unter die römische zugesagt; ein Mittel, welches von seinen Vorfahren schon oft, aber immer erfolglos versucht worden war. Der Vatikan, obgleich der früheren Täuschungen eingedenk, konnte indessen nicht wohl das Erbieten der scheinbar reumüthigen Griechen zurückweisen, und da sich der Kaiser vor allem die Gegenwart eines römischen Legaten erbat, und dieser leichter als ein Heer bewilligt werden konnte, so ward der Cardinal Isidor von Rußland in dem Charakter eines Legaten mit einem zahlreichen Gefolge von Priestern und Soldaten nach Konstantinopel geschickt. Am 12. Dezember 1452 vereinten sich beide Nationen in der Sophienkirche zum gemeinschaftlichen Opfer und Gebet, und die Namen der beiden Pontifen wurden feierlich erwähnt, Nicolaus V., des Statthalters Christi auf Erden, und des Patriarchen Gregor, den das aufrührische Volk ins Elend gejagt hatte. Aber keiner der anwesenden Griechen, selbst der Kaiser nicht, meinte es in seinem Herzen aufrichtig mit der Vereinigung. Die Strenggläubigen der orientalischen Kirche nahmen zunächst an dem Ritus der Lateiner ein Aergerniß, welcher ihnen ein Gräuel däuchte; und wenig geeignet, sich den feinen Künsten des Hofes zu fügen, und eine Unterwerfung ihrer Glaubensmeinungen zu heucheln, verließen sie voller Abscheu den Dom; die Masse des fanatischen Volkes folgte ihnen, und bald herrschte eine traurige Stille in den ehrwürdigen Räumen, welche so oft Weihrauchswolken durchduftet, unzählige Lampen und Kerzen erleuchtet, und von der Stimme des Betens und Dankens wiederhallt hatten. Die Klosterjungfrauen, rein wie Engel und stolz wie Dämonen, verwarfen zuerst die Vereinigungs-Acte, alle Gemeinschaft mit den Genossen der Lateiner verschmähend; der größte Theil der Geistlichkeit folgte ihrem Beispiel, und das Volk zollte ihnen Beifall und Nachahmung. Der Kaiser aber hatte durch den nöthigen Schritt die Zuneigung der Großen wie der Geringen verloren.

(Fortsetzung folgt.)

Stabat mater.

Wenn die Worte dieses alten Passionsliedes auch nicht schon 1198, wie man angibt, entstanden, tragen sie doch unverkennbar den Charakter jener Zeit an sich, wo in den unbefriedigenden und Alles unterwühlenden Kämpfen der weltlichen und geistlichen Macht das Vertrauen auf menschliche Kraft geschwunden und der Trost der Vernunft entwichen war. Aus dem Schutt des versinkenden, zertrümmerten Mittelalters keimten sie, ehe noch die neue Saat aufgehen konnte, und gaben Nahrung den in der sich befeindenden Welt trostlos wandelnden Frommen. Besonders häufig wurden sie gesungen auf den erschütternden Bußfahrten der sogenannten weißen Büßenden, die zu Ende des 14ten Jahrhunderts von Italien aus unter Thränen und Seufzern Städte und Dörfer in weißem Gewande durchzogen mit Bußpsalmen und Gebeten. Ueber den größten Theil von Europa ergoß sich diese aus der Wehmuth über das eigene Ungenügen entsprungene Pilgerfahrt, wie hundert Jahre vorher die noch schrecklicheren Züge der Geißeler. Die Sprache des Stabat mater ist zwar, wie das Latein jener Zeit, vom Standpunkt des Klassischen durchaus nicht zu loben; jedoch liegt in der Wahl der Worte, im Klang, in den gehäuften Reimen etwas Rührendes, Eindringliches und die Wiederholung wird dem sich in das Gefühl der Leiden des Erlösers versenkenden Gemüthe nicht einförmig. Ganz in demselben Geiste ist Pergolese's Composition. Sie ist einem himmlisch lieblichen, jugendlichen Gemüth entsprungen und Todesahnung zittert leise in den sehnsüchtigen Weisen. Pergolese, der Correggio im Reich der Töne, schuf sein Stabat mater kurz vor seinem Tode. Er starb im 32sten Jahre und Ahnung des baldigen Endes mochte verklärend ihn durchdrungen haben. „Die Lieblichkeit der Wehmuth in des Schmerzes Tiefe, dieses Lächeln in Thränen, diese Kindlichkeit, die den höchsten Himmel anrührt, ist mir noch niemals so licht in der Seele aufgegangen. Ich habe mich abwenden müssen und meine Thränen verbergen, vorzüglich bei der Stelle: „Sie sah ihren süßen Sohn." Wie sinnvoll, daß das Amen, nachdem Alles schon beschlossen ist, noch in sich selbst klingt und spielt und in herzlicher Rührung kein Ende finden kann ꝛc." sagt L. Tieck. Und noch immer bleibt Pergolese's Stabat mater ein klassisches Werk der Kirchenmusik, in dem eine wunderbare Anregung des christlichen Gemüthes liegt.

Rossini hat nun auch in diese Regionen sich aufgeschwungen. Ob es dem feinen, glatten, im Salon heimischen Maestro möglich ist, dieser stillen Weihe theilhaftig zu werden, muß der Erfolg lehren. Es folge hier eine möglichst treue Uebersetzung der Worte. Wer das Original kennt, wird einsehen, wie schwer es ist, unbeschadet dem Gewand der Zeit und jener Richtung dem poetischen Gefühl zu genügen.

Unterm Kreuz die schmerzenreiche
Mutter stand, die thränenbleiche,
Da der Sohn am Kreuze hing;
Durch die Seele, die beschweret
Tiefer Kummer, Gram verzehret
Jetzt ein schneidend Schwert ihr ging.

O wie traurig, gramgebadet
War sie, die so hochbegnadet,
Die den Eingeborn'en trug!
Zitternd fühlte sie im Herzen
Bei dem Anblick Todesschmerzen,
Wie die Stund' der Welt er trug.

Wer ist Mensch, der nicht beweinet
Christi Mutter, die erscheinet
Tief gebeugt in solcher Noth?
Hat nicht herzliches Bedauern
Bei der frommen Mutter Trauern,
Wie sie fühlt des Sohnes Tod?

Für die Sünden seiner Brüder
Sah sie Jesum sinken nieder
Unter Martern, Geißelschlag.
Sah des süßen Sohnes Leben
Gottverlassen, hingegeben,
Da das Aug' im Tode brach.

Ach! hilf, Mutter, Quell der Liebe,
Daß ich ganz des Schmerzes Triebe
Fühle, wie er dich durchwühlt.
Daß mein Herz von Liebe brenne
Zu Ihm, den ich Heiland nenne,
Und es seine Gnade fühlt.

Heil'ge Mutter! triff mit Schlägen,
Wie sie Ihn auf Kreuzes Wegen
Trafen, mir zum Heil mein Herz.
Der's werth hielt, für mich zu sterben,
Laß mich seine Wunden erben!
Gib mir Theil an seinem Schmerz!

Laß mit dir mich innig weinen,
Beim Gekreuzigten erscheinen,
Klagend, bis die Seel' entfleucht.
Mit dir an dem Kreuz zu stehen,
Ist mein Sehnen, aufzusehen
Zu dem Sohne, gramgebeugt.

Jungfrau! aller Jungfrau'n Ehre!
Sey mir gnädig und nicht wehre,
Daß ich fühle deinen Schmerz!
Christi Tod mit dir zu tragen,
Fühlen, wie er ward geschlagen,
Diesen Lohn empfang' mein Herz.

Laß durch Wunden mich gesunden,
Liebetrunken, ganz umwunden
Von des Sohnes Liebe seyn.
Schamdurchglühet, schuldbefangen,
Laß mich, Jungfrau, Gnad' erlangen
An dem Tag der letzten Pein.

Laß des Kreuzes Schutz und Segen,
Christi Tod mich dann umhegen,
Hüll' mich in der Gnade Schein.
Wenn der Leib zu Staub geworden,
Führ' die Seel' durch Himmelspforten
In das Paradiese ein.

Dr. H. Weismann.

Mannichfaltigkeiten.

(Erziehungs-Beschränktheit.) Als der Minister von Zedlitz unter Friedrich dem Zweiten verlangte, daß in den Volksschulen etwas Geographie gelehrt werden solle, nannte man ihn einen — „Desertionsbeförderer." Gegen das Schreibenlernen hatte man auch wichtige Bedenklichkeiten; die Mädchen, meinte man, würden Liebesbriefe schreiben, und aus den Jungen bilde man „Querulanten." — Mehr Respect vor der Schule und dem Schullehrer hatte der große Lordkanzler Brougham. „Der Schullehrer ist der Beherrscher unserer Epoche, sein Alphabet ist mächtiger als das Soldaten-Bajonnet", sagte er 1828 im Parlament.

(Wien.) Das neue Stück von Nestroy: „Einen Jux will er sich machen", findet fortwährend außerordentlichen Beifall und ganz ungewöhnlichen Zuspruch. Der Beifall ist jedesmal stürmisch, und an Hervorrufungen fehlt es nicht.

Korrespondenz.

München, 22. März.

Wir hatten vorgestern den in unserer Zeit der Operomanie gewiß seltenen Genuß, Joh. Seb. Bach's große Passionsmusik nach dem Text des Evangeliums Matthäi in großartiger Weise zur Aufführung bringen zu hören. Behufs dieses Zweckes hatten sich zahlreiche Dilettanten aus allen Ständen mit den Mitgliedern der königl. Hofkapelle verbunden, und das Ganze wurde von Kapellmeister Franz Lachner geleitet. Unter dem Publikum, welches ungewöhnlich zahlreich und demzufolge sehr gemischt war, erschienen auch fast sämmtliche hier anwesende höchste Herrschaften, desgleichen der Herzog und der Erbprinz von Modena und der Erbgroßherzog von Hessen mit seiner Gemahlin. Die Production war eine in jeder Beziehung ausgezeichnete zu nennen. — Die modenesischen erlauchten Gäste unseres Hofes machen fleißig Runde durch unsere Kunstanstalten und wo sonst Merkwürdiges in Augenschein zu nehmen ist. Der Erbprinz scheint sich viel für alles Militärische zu interessiren. Gestern machten Vater und Sohn in Gesellschaft der verwittweten Churfürstin Leopoldine von Pfalz-Baiern, bekanntlich einer Tochter weiland des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich, Herzogs von Modena und Breisgau, einen Abstecher auf der Eisenbahn nach Augsburg. JJ. kk. HH. machten die Hin- und Herfahrt mit dem gewöhnlichen Train. — König Ludwig wird den meisten Ceremonien während der Char- und Osterwoche persönlich beiwohnen, und es ist deshalb ein eigenes Programm des k. Oberstkämmererstabes veröffentlicht worden. Uebermorgen, als am grünen Donnerstag, vollzieht Se. Maj. im Herkulessaale, wie alljährlich, die Fußwaschung an zwölf alten Männern. — Wegen Ablebens Sr. k. Hoh. des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin hat unser Hof auf vierzehn Tage Trauer angelegt, die am 20. begonnen hat, aber von Ostermontag an wohl auf einige Tage wird suspendirt werden. — Auf unserm Kunstverein hat Hofrath Thiersch ein ihm zugehöriges Bild, Portrait Papst Paul's III., ausstellen lassen, welches nach dem Urtheil von Kunstkennern, wenn nicht als ein Original von Titian selbst, so als die Copie eines tüchtigen Meisters nach einem Titian gelten darf und darum vieles Aufsehen erregt. Hofrath Thiersch hat das werthvolle Bild, so viel man hört, in ruinösem Zustand erworben, dasselbe ist aber von dem Künstler Eigner in Augsburg sehr glücklich restaurirt worden. — An grüne Ostern dürfen wir nicht mehr denken, wohl aber, so scheint es, an andauernde Kälte und Schnee.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 27. März. Große musikalisch-dramatische Academie, in welcher chronologisch geordnete Bruchstücke aus den Entwickelungsperioden der Oper von Lully's Zeit, dem Stifter der Academie royale zu Paris, bis auf die unsrige zur Aufführung gebracht werden. — Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 86. Sonntag, den 27. März 1842

Die Waise von San Lucar.

Eine Novelle aus der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, von ***

(Fortsetzung.)

Der Bischof schwieg, aber jede Farbe war aus seinem Gesichte gewichen. Erdfahl war sein Aussehen, und sein Auge wagte nicht, in das des unbarmherzigen Erzählers zu blicken.

Unermüdet fuhr dieser fort: „Das Gefängniß war indessen dem Jünglinge nicht zu fest. Es brach ein Brand aus und — er entkam. Der Aufseher bewegte Himmel und Erde, ihn wieder zu fangen; der Mufti bot ihm für das ganze Reich die Hand der Macht; und dennoch entkam der Flüchtling glücklich."

„Scheint es Euch nicht, Herr Bischof, wie auch mir, daß ihn der Herr aufgespart habe zur Rache an den Frevlern? Ich bekenne, daß es mir so vorkommt!" Ohne auf die Pein des Oberhirten zu achten, die von Minute zu Minute wuchs, fuhr er fort, während sein triumphirender Blick über seine Leute hinschweifte, die mit offenem Munde und ganz Ohr um ihn standen, sofern sie nicht der Dienst des Schiffes in Anspruch nahm.

„Der Schah Schurack saß dem Glücke im Schoße, und freute sich mit dem getreuen Mufti seines gelungenen Werkes. Im Morgenlande ist es ein Unglück, keinen Sohn zu haben, weil das Weib für nichts geachtet wird. Schah Schurack hatte dies Unglück. Von allen seinen Kindern blieb ihm nur Eines, eine Tochter, übrig. Die kaum begründete Dynastie lief Gefahr, zu Grunde zu gehen. Da half Schah Schurack's Klugheit. Er beschloß, Begum Suleimah, seine vielgeliebte Tochter, mit einem Prinzen aus dem Serail des Moguls zu vermählen und diesen zu seinem Nachfolger ausrufen zu lassen."

„Vergebt mir, Hochwürdigster, wenn ich nun meinen Hauptfaden verlassen muß, um ein Mal mich nach dem um sein Erbe betrogenen Prinzen umzusehen."

„Der hatte, seit er der Verfolgung entgangen war, wunderbare Schicksale. Er war todt und lebte doch; er war ein Prinz und hütete die Heerden; endlich wurde er ein Räuber; habt Ihr's gehört? ein Räuber! Es machte sich wunderbar, daß er einst Begum Suleimah begegnete, die nach einem fernen Schlosse ihres Vaters reisen wollte. Ein Löwe fiel sie an, und der Prinz, wir wollen ihn Achmet heißen, erlegte den Löwen und rettete sie. Achmet mußte wohl ein hübscher Junge seyn, denn Begum Suleimah gewann ihn über die Maßen lieb, und sie, die den Namen „Rose von Teheran" durch den Hofdichter erhalten und mit Recht trug, gefiel Achmet nicht minder; aber sie war Begum Suleimah und Achmet ein Räuber! —"

„Ich weiß nicht, Hochwürdigster, ob Ihr die Liebe jemals kennen gelernt habt, was ich jedoch glauben möchte, da Ihr in Salamanca studirt habt. Wie dem sey, Ihr dürft meiner Erfahrung unbedingt glauben, sie kennt keinen Stand und fragt nicht nach ihm. Kurz, Achmet und Begum Suleimah liebten sich. Davon ahnete nun Schah Schurack nichts, und wenn, er's auch geahnet hätte, so wäre doch die Rücksicht auf den Thron über jede andere Siegerin geblieben."

„Der Mufti wurde an den Hof des Mogul's geschickt, das Bündniß fertig zu machen und den Prinzen nach Bagdad zu bringen, wohin Schah Schurack sich begeben."

„Alles ging herrlich. Der Antrag wurde mit Freuden angenommen und der Mufti, reich beschenkt, reis'te mit dem Prinzen des Moguls ab nach Bagdad. Ihr Weg führte sie durch das Hochgebirge, wo Achmet's Bande hauste. Vermuthlich hatte auch Achmet Kenntniß von ihrem Kommen, kurz er überfällt sie. Der Prinz kämpft mit ihm und fällt im Kampfe, und der Mufti geräth lebendig in seine Gewalt."

„Euch ist nicht wohl, Hochwürdigster; Ihr seht übel d'rein! Nehmt einen Schluck Madera. Diego! reiche Deine Flasche dem hochwürdigsten Herrn! —"

Der Bischof wies die Flasche zurück; aber sein Zustand war fürchterlich. Nun wußte er, wie es mit ihm stand; nun sah er es klar ein, der, der ihn auf eine so fürchterliche Folter spannte, war Antonio. Ihm schwindelte ein Mal über das andere Mal, wenn er an seine Zukunft dachte. Sein Tod schien ihm gewiß, und er bereitete sich im Stillen vor und bekannte Gott seine Sünden; aber an Absolution dachte er nur mit Entsetzen. Wer sollte sie ihm geben? —

„Ihr wollt nicht trinken? Nun, nach Belieben; übrigens habt Ihr ihn schwerlich besser in San Lucar getrunken!" sprach in stets gleichem Tone Antonio.

„Wenn Ihr mit Theilnahme meiner Geschichte gefolgt seyd, so möchte es Euch wohl um den frommen Mufti bange werden, Hochwürdigster, und da habt Ihr allerdings ganz Recht; indessen ist meine Geschichte noch nicht zu Ende, vielmehr muß

Digitized by Google

ich Euch nun noch berichten, was geschah, da ich sehe, wie sehr Euch die Geschichte, besonders in diesem ihrem letzten Theile in Anspruch nimmt."

(Fortsetzung folgt.)

Franz Liszt.

Liszt, du herrlicher Liszt, du unvergleichlicher Meister,
Du, der Löwe des Tags und der Cäsar der Zeit,
Doctor du der Musik und der Doppelgriffe Professor,
Mann mit der geistreichen Hand und dem urkräftigen Daum,
Mit dem Anschlag, großartig wie Thaten der Römer und Griechen,
Mit dem Triller, genial wie der Göthe'sche Faust,
Du ein Robert der Teufel, ein Masaniello der Freiheit
Und ein Heil'ger, wann dein Ave Maria ertönt,
Liszt, dem Pesth und Berlin wie einem Könige huld'gen,
Fingerbeflügelter Held, o, wie bist du so groß!
Aber wir Andern, wir klein, wir klein in der eig'nen Erniedrung!
Wären wir größer, fürwahr, du wärst nimmer so groß.

B.

Mohammed II. erobert Konstantinopel.

(Historische Skizze von E. Maclea.)

(Fortsetzung.)

So standen die Sachen zu Konstantinopel, als Mohammed II. mit seiner furchtbaren Macht sich nahte. Vergebens flehte Konstantin Himmel und Erde um Beistand an. Die Masse des Volks ergab sich lieber in seiner angeborenen Feigheit den träumerischen Hoffnungen einer wunderbaren Rettung vom Himmel, als daß es auf natürlichem Wege durch Einigkeit, Kraft und Muth sein Heil versucht hätte. Das Abendland sah kalt und gleichgültig dem Schlag entgegen, welcher der Christenheit im Osten drohte; seine Fürsten waren in ihre endlosen Hausfehden verwickelt. Pabst Nicolaus, von welchem allein noch Rettung zu hoffen gewesen wäre, hatte, über der Griechen Hartnäckigkeit erzürnt, ihren Untergang vorhergesagt; und anstatt Italiens Schätze und Truppen zu Gunsten der Bedrohten anzuwenden, setzte er seine Ehre darein, seine Prophezeiung erfüllt zu sehen. Selbst die beiden Brüder des Kaisers, die Fürsten von Morea, Thomas und Demetrius, behaupteten eine verderbliche Neutralität, welche ihnen Mohammed nachmals mit ihrem eignen Untergang lohnte; nur die politische Eifersucht des ägyptischen Sultans, welcher mit Ingrimm das Wachsthum des ottomanischen Reichs sah, verhieß einige Hülfe. So mußte ein christliches Volk alleinige Hülfe und Unterstützung von seinen Glaubensfeinden hoffen.

Die genuesische Kolonie in Konstantinopels Vorstadt Galata, engherzig nur für sich selbst sorgend, unterhandelte mit Mohammed einen Privatvertrag, worin derselbe versprach, ihres Eigenthums und ihrer Personen beim Fall der Hauptstadt zu schonen. Ein Theil vom griechischen Adel und ein Pöbelhaufe, besorgt für das unrühmliche Leben und den zusammengescharrten Mammon, entzog sich der Gefahr des Vaterlandes in feiger niederträchtiger Flucht. Der Geiz der Reichen versagte dem Kaiser die Mittel zu ihrer eignen Vertheidigung, und sparte lieber für die Türken die verheimlichten Reichthümer auf, mit denen ganze Heere Söldner hätten errichtet werden können. Alles suchte in thörichter Verblendung den Untergang des Reiches zu beschleunigen.

Kaiser Konstantin, obgleich von seinen Freunden und seinem eignen Volk verlassen, von allen Hülfsmitteln entblößt, entschloß sich dennoch heldenmüthig, dem übermächtigen Feind den möglichsten Widerstand zu leisten. Die Stadt zählte noch weit über hunderttausend Einwohner, aber darunter nur viertausend neunhundert Männer, welche noch den Namen Römer verdienten, welche bereit waren, für das allgemeine Wohl, für Weib und Kind und heimathlichen Herd Blut und Leben zu wagen; die Masse des Volkes harrte in dumpfer Ergebung des über sie hereinbrechenden Schicksals.

Die ganze Hülfe und Verstärkung, welche das kleine Heer der Byzantiner erhielt, bestand in zweitausend Lateinern, welche die Republiken Genua und Venedig dem bedrängten Kaiser zu Hülfe gesandt hatten, und unter den Befehl des Genuesers Johann de Giustiniani, eines tapfern Mannes von stattlichem Ansehen, gestellt waren. Man gab diesen Hülfsvölkern ein freiwilliges Geschenk, und ihrem Befehlshaber versprach man die Insel Lemnos, wenn er die Osmanen zum Abzug zu nöthigen vermöchte. Alle griechische und italienische Kriegs- und Kauffahrteischiffe, welche vom schwarzen Meere oder der Insel Kandia ankamen, wurden zum Dienst des Staates zurück behalten. Dies waren die Vertheidigungsmittel einer Stadt, welche einen Umfang von mehreren Meilen hatte. Die Osmanen konnten ihren Unterhalt aus Asien und Europa ziehen, aber die Vorräthe der Griechen mußten sich bald erschöpfen, und auf einen auswärtigen Entsatz oder Beistand durften sie nicht weiter rechnen.

Mittlerweile war Mohammed II. am 6. April 1453 mit seinen Heerschaaren, an zweimalhundertfünfzigtausend Mann, vor Konstantinopel angelangt. Der Beglerbeg von Europa hatte mit dem Vortrab die Städte und Dörfer bis vor die Thore der Kaiserstadt gereinigt. Die Städte Misimbra, Acheolum und Bizon am schwarzen Meere ergaben sich ohne Schwertstreich; nur die kleine Stadt Sylibrien zeigte kühnen Widerstand; als aber der Sultan in Person anzog, war Alles still und niedergeworfen. In einiger Entfernung von Konstantinopel machte er Halt, rückte sodann in Schlachtordnung vor, pflanzte dem Thore des heiligen Romanus gegenüber die Kaiserfahne auf, und formirte die merkwürdige Belagerung.

(Fortsetzung folgt.)

Gallerie berühmter Tonkünstler von Lully bis Cherubini.

Das Konzert, welches am Ostersonntag im hiesigen Theater stattfinden wird, und eine Wiederholung desjenigen ist, welches, wie bekannt, am vergangenen 25. Februar die allgemeine Theilnahme in Anspruch nahm, giebt uns zu dieser aus guten Quellen hergeleiteten Revue die Veranlassung. Ob es gewagt oder nicht, ja, ob es nur möglich, innerhalb dreier Stunden

Digitized by Google

eine Quintessenz dreier Schulen nach ihren Entwickelungsperioden von Lully's Zeit bis auf die unsere in chronologischer Ordnung vorzuführen, wollen wir denen überlassen, die sich berufen glauben, Abhandlungen hierüber zu schreiben. Genug, daß jenes Konzert das Verlangen erzeugte, dasselbe noch ein Mal zu hören, und daß Herr Kapellmeister Guhr die Aufgabe gelöst hat, in Rücksicht gegen die Intentionen der Sänger und der Auditoren einen reichen Blumenstrauß zu winden. Unsere Absicht bei diesen biographischen Mittheilungen ist gut gemeint. Wir möchten durch den historischen Rückblick den älteren Melodien, die wir hören werden, eine gewisse Illusion geben, die dem Theile des Publikums fern seyn muß, welcher sich nicht gerade mit den Alterthümern der Tonkunst beschäftigt. Um bei dieser Arbeit aber nicht Folianten auszufüllen, können wir nur die hervorragendsten Momente aus dem Leben dieser merkwürdigen Autoren citiren.

Lully war ein Florentiner, und 1633 geboren. In früher Jugend Page bei einer französischen Prinzessin, dann Küchenjunge bei Ludwig XIV., wurde er durch sein musikalisches Talent in seinem 39sten Jahre Oberdirektor der königl. Musik und Schöpfer der französischen Oper. In den Adelstand erhoben, wurde er Ritter und Kanzleirath der königlichen Krone, reformirte die damals eingerissene Manier der Ueberladungen in Agrements, und bildete den Geschmack für edle Einfachheit. Er schrieb außer seinen Ballets, Chansons à danser, Menuettchantans u. s. w. 20 Opern, worunter Armida, Proserpina und Alceste die beliebtesten. Die meisten seiner prosaischen Texte lieferte Quinault. Arm geboren, hinterließ dieser Liebling der Großen wie des Volkes seiner Wittwe eine halbe Million Francs in einem Alter von 55 Jahren.

J. J. Rousseau, geb. zu Genf am 28. Juni 1712. Die romanhaften einzigen Schicksale dieses für die Franzosen so einflußvollen Schriftstellers gehören nicht hierher. Wir haben es nur mit dem Musiker zu thun. Sohn eines Uhrmachers, floh er nach jugendlichen Verirrungen nach Savoyen, wo ihn Frau von Warrens in Annecy, seiner angenehmen Stimme wegen, Musik lernen ließ. Als Musiklehrer in Frankreich componirte er die Operetten: les muses galantes und le devin du village. Zum Beweis, daß man wenig Töne zu Melodien brauche, erfand er einige Melodramen mit drei Tönen, und die von Schulz und Benda benutzte Semiotik mit Zahlen. Gleich Lykurg und Plato, ein Feind der Harmonie, die er eine barbarische Erfindung nannte, brachte er durch seine Briefe und Schriften über französische Musik alle schönen Geister gegen sich auf. Sein Dictionaire de Musique ist berühmt, und darf Allen zur Richtschnur dienen, welche die Musik aus einem streng rigoristischen Gesichtspunkte betrachten. Sein Ausspruch in einem seiner Briefe, daß die Franzosen weder eine Musik haben, noch haben werden, zeugt von seinen barocken Ansichten, und die Oper zu Fall bringen, war sein Bestreben. Dennoch verband er ein inniges Gefühl für die Tonkunst damit, das ihn auch durch sein ganzes Leben begleitete. Er wollte sie nur rein und heilig haben. Was würde dieser verfolgte und mißhandelte, doch auch von großen Geistern vertheidigte Mann zu unserer heutigen Musik sagen? Fast immer in bedrängten Umständen (aber oft auch freiwillig bedrängt, denn er schlug die Pension des Königs von Frankreich für sein devin du village, wie die des Königs von England aus), ernährte er sich oft von Notenabschreiben. Er starb 1778 bei einem Freunde in Ermenonville. Sein Sarg wurde 1793 von schwärmerischen Philanthropen in's Pantheon gebracht.

Gretry, 1741 zu Lüttich geboren, gehört seiner traurigen Schicksale, wie seiner Compositionen wegen, zu den merkwürdigsten Menschen. In seiner Jugend aus mehreren Todesgefahren gerettet, war sein ganzes Künstlerleben ein schwankendes, tragisches. In der Revolution verlor er alle Früchte seines mühevollen Strebens, und seine drei Töchter trug er in blühender Jugend zu Grabe. Deßhalb auch wehete wohl über all' seinen Compositionen jene alles bezaubernde sanfte Lyrik. Trotz seines zerbrechlichen Körpers schrieb er 32 Operetten und 17 große Opern, worunter Blaubart, Richard Löwenherz und Zemire in Deutschland die bekanntesten sind. Er gab dem französischen Geschmack eine elegantere Richtung. Aber von den Dichtern Sedaine, Favart, Marmontel und ähnlichen begeistert, erhielt seine Seele diesen Aufschwung. Als Literat schrieb er das für die Tonkunst sehr wichtige Werk: Essai sur la musique. Als Lütticher Chorknabe wanderte er zu Fuß nach Rom, wo er studirte; wurde dann Direktor am Pariser Conservatorium, und starb zu Montmorency. Sein Herz führte man 1828 in Namur auf einem Triumphwagen herum.

Nicolo Isouard war 1777 in Malta geboren, in Palermo Handelscommis, ging heimlich nach Florenz und von da als Componist des Großmeisters nach Paris, wo er sich unter Mousigny bildete. Seine Oper Cendrillon wurde hundertmal hintereinander gegeben. Sehr beliebt war auch Joconde und le billet de lotterie. Er starb in der Blüthe des Mannesalters.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Im „Münchner Tagblatte" liest man folgende Ausschreibung: Zwanzig Thaler Belohnung für Denjenigen, welcher in dem Büchlein „Abenteuerliche Reise von München nach Augsburg auf der Eisenbahn" einen gesunden Witz findet.

Den Einfluß der Eisenbahnen und der vervollständigten Preßmaschine in England hatte man jüngst bei der langen Rede Robert Peel's recht schlagend vor Augen. Der Standard druckte die, am Mittwoch von 5 bis 8 Uhr gehaltene Rede des Ministers so schnell, daß der Anfang derselben schon in tausend Exemplaren gedruckt zu haben war, ehe sie noch geschlossen. Abends ward die dritte Auflage der Rede mit dem Dampfwagen in 3 Stunden von London nach Birmingham geschickt, wo sie Nachts ausgegeben wurde; am Donnerstage las ganz Manchester, Liverpool und Dublin, was 24 Stunden vorher des Staatsmannes Lippen gesprochen hatten. In Deutschland giebt es manche Stadt und unzählige Dörfer, in denen die Leute im Winter lesen, was im Sommer für sie geschrieben.

Die Censur ist für die Literatur, was der Gränzzoll dem Handel. Mögen aus der gegenseitigen Aufhebung der Zölle verschiedener Lande auch für den ersten Moment nachtheilige Folgen entspringen, ist doch der wachsende deutsche Zollverein der beste Beweis von einer aus Erfahrung geschöpften Evidenz, daß Handel und Industrie um desto blühender, je geringer

Digitized by Google

die Hemmungen der Zollasten. Eine ungleich wichtigere Ueberzeugung aber trägt das deutsche Volk in dem Erstreben einer freieren Presse zur Schau; und wenn auch die Gefahren bei Verminderung der Preßmauth ungleich bedeutender sind, wenn sich's hier am deutlichsten zeigt, wie wir auf der Stufenleiter der wichtigsten menschlichen Verhältnisse noch gar manchen Schritt zu thun haben, für so Manches noch nicht reif sind, läßt sich doch die Ueberzeugung der Schriftsteller eben so wenig hinwegdisputiren, wie die der Kaufleute. Es muß eine Zeit kommen, in welcher England, Frankreich und Amerika den Segen der Preßfreiheit nicht mehr durch so bittere Kränkungen zu erkaufen nöthig haben, wie gegenwärtig; für Deutschland würde dieser Segen gar bald eintreten, die deutsche Preßfreiheit würde — wäre sie gegeben — nie in Preßfrechheit ausarten.

(Frankfurt a. M.) Am 21. und 22. d. M. hielt Hr. C. Schneider mit seinen beiden Anstalten zur Beschäftigung, Belehrung und Schulvorbereitung kleiner Kinder im Saale des Mülhens'schen Hauses eine öffentliche Prüfung. Die Fröbel'sche Methode, nach welcher Hr. C. Schneider sich mit den Kleinen beschäftigt, hat sich zur Aufgabe gestellt, die ersten Begriffe derselben von Raum, Zeit und Zahl zu entwickeln, und zwar durch Spiele, die ihrem Alter und ihren Kräften angemessen sind. Die vorgeführten Resultate waren erfreulich, und mit Vergnügen gewahrte man den bildenden Einfluß jener einfachen Kinderspiele. Wenn man erwägt, wie häufig es den Eltern unmöglich wird, sich mit ihren Kindern gehörig zu beschäftigen und ihnen die nöthige Bewegung und Anregung in geeigneten Räumen oder im Freien zu verschaffen, so wird man Anstalten, welche diese Sorge übernehmen, willkommen heißen müssen, um so mehr, wenn darin nach Lösung der gestellten Aufgaben mit Fleiß und pädagogischem Takte gestrebt wird. In der Prüfung der Vorbereitungsanstalt für die Schule legten die Kinder Proben ihres Fleißes und ihrer Fortschritte ab, und somit nimmt die Anstalt des Hrn. C. Schneider unter andern dieser Art, welche wir in unserer Stadt besitzen, eine ehrenvolle Stelle ein, und darf Eltern, welche ihre Kleinen unter gute Obhut gestellt und für größere Lehranstalten vorbereitet sehen wollen, wohl empfohlen werden.

(Paris.) Am Tage des Balles bei dem Herzog v. Orleans sah man bei den ersten Juwelieren von Paris fast keinen gefaßten Brillanten mehr, und würde nicht für tausend Franken haben kaufen können. Alles war nämlich vermiethet. Ein Einziger jener Industriellen im Palais-royal soll dadurch fünfzigtausend Franken gewonnen haben.

Logogryph.

Ich kenne zwei Wörter, der Form nach kaum,
Dem Sinn nach so weit verschieden,
Als des Weltalls unendlich großer Raum
Von der winzigen Erde hienieden,
So weit, als die Himmels glänzender Stier
Von des Pflügers wiederkäuendem Thier.

Doch so weit auch des Einen Wissenschaft
Des Andern Kunst überrage,
Dem Körper verleihet nur Diese Kraft,
Was die And're, die hohe, auch sage:
Auch ist es gewiß, daß die sinnliche Welt
Es lieber mit Diesem, als Jenem hält.

Was der Eine mit Messer und Sabel meist,
Das zerlegt der And're im Kopfe;
Was Dieser ordnet im denkenden Geist,
Das ordnet Jener im Topfe;
Die Gesetze des Einen sind wandelbar,
Die des Andern bestehen immerdar.

Manch Thier, das der Eine mit Freuden genießt,
Bleibt verbannt von des Andern Tische:
Von sieben, die Jener stets sich erkiest,
Liebt dieser den Krebs und die Fische,
Den Stier, den Widder und Bock allein,
Doch müssen sie jung und geschlachtet syn.

Allein so verschieden die Beiden auch sind,
So wenig sie geistig sich gleichen,
Was körperlich sie unterscheidet und trennt,
Ist ein einziges kleines Zeichen:
Was der Eine hat, hat der Andere nicht,
Das weiß auch, wer deutsch nur geläufig spricht.

Kein Zweifel jedoch, daß der Beiden Spur,
Wer griechisch kann, leichter findet:
Er weiß, wer sie sind, wie sie heißen, nicht nur,
Auch der Stamm, der sie trennt und verbindet,
Entsprossen dem griechischen Volk und Land,
Ist ihm und allein nur ihm bekannt.

Herm. Hauber.

Palindrom.

Liebliche Gaben bringe ich dir,
Nahest du dich von vorne mir;
Aber von hinten gelesen,
Bin ich ein wildes Wesen,
Erst getödtet zu gebrauchen,
Wann die Schäflein von mir rauchen.

Auflösung der Charade in Nro. 83.

Bildhauer.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 27. März. Große musikalisch-dramatische Academie, in welcher chronologisch geordnete Bruchstücke aus den Entwickelungsperioden der Oper von Lully's Zeit, dem Stifter der Academie royale zu Paris, bis auf die unsrige zur Aufführung gebracht werden. — Abonnement suspendu.

Montag, 28. März. Die Hugenotten, große Oper in 5 Abtheilungen, Musik von Meyerbeer. Abonnement suspendu. Mit gewöhnlichen Eingangspreisen.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 87. Dienstag, den 29. März 1842

Die Waise von San Lucar.

Eine Novelle aus der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, von ***

(Fortsetzung.)

„In dem Gebirge," fuhr Antonio fort, „hatte sich Achmet und seine Bande ein altes verlassenes Schloß hergestellt, das viele Gewölbe hatte und sehr fest war. Dorthin führte er seinen Gefangenen mit seiner Begleitung. Hier ließ er ihn einstweilen in einem der Gewölbe recht sicher verwahren, und da er ihn gerne wollte Buße thun lassen, einstweilen mit Wasser und Brod bedienen. Er selbst aber zog die Kleider des Prinzen an, nahm dessen Briefe und Kostbarkeiten, die für Begum Suleimah bestimmt waren, kleidete seine Räuber in die Kleider der Diener des Prinzen und reiste gutes Muthes nach Bagdad. Ihr könnt Euch wohl denken, daß der Schah Schurack ihn nicht kannte, auch kannte ihn sonst Niemand. Er wurde also für den Prinzen gehalten und die Vermählung mit Begum Suleimah gefeiert. —"

„Wollt Ihr das thun?" fragte jetzt plötzlich der Bischof, der ganz Ohr gewesen war.

„Ich?" fragte Antonio lachend in einem Tone, der Allen, die ihn hörten, durch's Herz ging, wie ein Schwert. „Bin ich denn Achmet?"

„Jungens," rief er dann, „führt mir den Pfaffen da in's Boot, ich nehme ihn und seine drei Schöpse dort mit auf den Hai. Bindet sie gut."

Nun wandte er ihm den Rücken und ging mit sich selbst kämpfend über das Verdeck hin. Alle Erinnerungen wurden wach in ihm, und den, der zunächst sich an ihm verschuldete, den hatte er nun in seiner Gewalt. Wohl regte sich in ihm der Groll mit aller Macht; aber das Bessere siegte.

Er befahl, die Hidalgos und das spanische Schiffsvolk, das zwar sehr decimirt worden war, ebenfalls zu fesseln und nach dem Schiffe hinüber zu schicken.

Er stieg in's Boot, und bald hatten die kräftigen Arme der Ruderer sie an den Hai gebracht.

„Du bist lange ausgeblieben!" rief ihm Ramirez zu; „allein ich verzeihe Alles, weil ich sehe, daß Du da so schöne bunte Singvögel mit eingefangen hast!"

Sie wurden an Bord geschafft, im Raume in Sicherheit gebracht, und dann traten Antonio und Ramirez auf das Hinterkastell, wo sie sich vertraulich niedersetzten und Ramirez ihm Glück wünschte, daß er ein Ritter des goldenen Vließes geworden sey; aber Antonio lachte nicht mit ihm, vielmehr sprach er zu ihm:

„Ramirez, Du kennst meine Geschichte. Dir habe ich sie selbst erzählt. Du entsinnest Dich des Grafen Villareal."

„Wohl, der Dich in Madrid aus dem Garten der Gräfin Quevada schleppen ließ? —"

„Demselben gehörte diese Kette des goldenen Vließes."

„Und wo ist er?"

„Der, den ich meinen Vetter scherzweise nenne, weil Ihr mich den Hai getauft habt, hat ihn bereits verzehrt. Er fiel im Kampfe."

„Dieser Tod war zu gut für den Schurken!" sagte Ramirez.

„Aber gedenkst Du des Abtes von San Lucar?"

„O ja," sagte Ramirez, „der eben ist ja der, dem Du Dein Elend dankest."

„Er ist eben Deiner Hand übergeben worden."

„Wer?" rief Ramirez, und seine Augen sprühten ein unheimliches Feuer.

„Der Abt José von San Lucar ist als Bischof von Havannah in dem Schiffe!"

„Vortrefflich! vortrefflich!" rief Ramirez. „Ich hoffe, Du läßt mir freie Gewalt, mit ihm zu machen, was ich will?"

„Nein, er ist mein; aber er soll mit allen seinen Mitgefangenen nach Pinos."

„Und Du willst nicht dahin?"

„Nein, ich habe einen andern Plan, und den sollst Du mir ausführen helfen."

„Laß hören!"

(Fortsetzung folgt.)

Gallerie berühmter Tonkünstler von Lully bis Cherubini.

(Fortsetzung und Schluß.)

Paisiello's Compositionen malen alle die Gluth und Milde des italienischen Himmels. Die meisten seiner 148 Opern sind in Bezug auf Gesang Meisterwerke. „Nina", „die Fraskatenerin", „Barbier von Sevilla", „la molinara," „König Theodor" hatten sich auch in Deutschland ein langes Bürgerrecht

Digitized by Google

erworben. Letztere componirte er für Kaiser Joseph in Wien nach seiner Rückkehr von Petersburg. „Proserpina" war seine letzte. Wie Piccini und Cimarosa im Anfang der Revolution eingekerkert, erhielt er bald darauf von Napoleon das Kreuz der Ehrenlegion nebst einer großen Besoldung. Ihm wurde der Auftrag, zur Friedensfeier in Paris ein Te Deum zu componiren, das 1802 in der Kirche Notre dame aufgeführt wurde. Paisiello hat hauptsächlich das Verdienst, die dramatische Musik belebt, abgerundet, und mehr mit der Handlung verbunden zu haben. Sein Styl ist so graciös wie naiv. Nur ein Cimarosa konnte ihn an Feuer übertreffen. Wenige Componisten können sich einer solchen Theilnahme rühmen. Der Sohn eines Tarentiner Thierarztes, 1741 geboren, starb als Präsident des königl. Conservatoirs in Neapel, geehrt und reich, am 5. Januar 1816.

Vincenza Martin, ein Zeitgenosse und Nebenbuhler Mozarts, wurde zu Valenzia 1754 geboren. Wem wäre die hohe Einfalt seiner Melodieen nicht bekannt? Den meisten Ruf erwarben sich neben Lilla, die in Wien sogar eine Zeit lang über Don Juan siegte, Cosa rara und Arbore di diana. 1798 wurde er zum Hofrath ernannt, und starb 1816 als Kapellmeister des russischen Hofes.

Cimarosa, einer der ersten Helden der Opera buffa, war ein Neapolitaner, 1755 geboren, und zeichnete sich durch Laune und Witz, durch Feuer und Lebendigkeit der Erfindung, wie durch ein vielbewegtes Schicksal aus. Matrimonio segreto schrieb er nach seiner Rückkehr aus Rußland in Wien 1791; sie wurde auf Leopolds Befehl an einem Abend zweimal, und später in Neapel (1793) unter Cimarosa's Leitung 57mal hinter einander gegeben. Die Handlung der „heimlichen Ehe" ist ein Bild aus seinem eignen Leben. Sein Gefühl drückt er in der Arie: „Jo ti lascio" aus. Er schrieb an 60 Opern. London und Paris reichten ihm den Lorbeer. Vom Freiheitstaumel der Revolution mit fortgerissen, entfloh er nach Neapel, wo er, trotz der Intriguen Paisiello's, königl. Kapellmeister wurde. Von Napoleon aufgefordert, schrieb er einen Triumphmarsch. Durch Nelson schmachtete er lange im Kerker. Die darin erlittenen Drangsale überlebte er nicht lange. Er starb siech in Venedig 1814. Seine Büste von Canova ist im Pantheon zu Rom aufgestellt.

Dem Deutschen Christoph Gluck verdankt die Oper ihren Glanz und ihre Vervollkommnung. Er war in der Oberpfalz in dem Dorfe Weidenwangen 1714 geboren, und Mozarts wie aller edlen Geister warmer Freund. Er studirte in Prag die Elemente der Musik, und in Italien legte Martini die letzte Hand an seine Bildung. Die Fruchtbarkeit seines Geistes ist unglaublich, denn erst, als sich sein Geschmack nach 45 Opern, die er während 18 Jahren schrieb, freier und großartiger entwickelte, stieg er zu dem Weltruhm, zu dem aber Ranieri di Calzabigi in Wien viel beitrug, der ihm die Texte zu Orpheus, Alceste u. a. lieferte, und mit ihnen der bisherigen Libretten-Schalheit einen Damm entgegen setzte. Dieser Ruhm steigerte sich mit seiner Iphigenie in Aulis, wozu Bailli von Rollet den Text nach Racine schrieb. Diese Oper komponirte Gluck in französischer Sprache. Ohne seine Schülerin und Gönnerin Marie Antoinette würde er die Pariser Künstler-Cabalen nicht durchdrungen haben. Am 19. April 1774 wurde Iphigenie in Aulis zum erstenmal gegeben. Mit welchem Enthusiasmus sie aufgenommen wurde, ist bekannt. So stiegen nun die Entzückungen der Franzosen mit jeder neu aufgeführten Oper. Unter diesen waren auch Orpheus und Alceste. Ueber seiner Armida 1777 vergaß man sogar Lully. Den größten Enthusiasmus erregten aber Iphigenie in Tauris und Echo und Narcissus 1779. Er starb im Jahr 1787 in Wien, als die Reform vollendet war. Der Geschmack hatte die leichtsinnige und weichliche Bahn verlassen. Merkwürdig war der Streit der Picciniſten und Gluckiſten, der die Pariser in zwei erbitterte Hälften theilte, und an welchem die größten Gelehrten Theil nahmen.

Dittersdorf, 1739 zu Wien geboren, den wir schon in seinem 12. Jahr als geschickten Violiniſten im Dienste des Fürsten von Hildburghausen finden, war einer von den Opernconiponiſten, die ihre Texte selbst fertigen. Sprudelnder Humor und Consequenz in Haltung seiner comischen Charaktere sind die Haupteigenschaften seiner Opern, worunter „Doktor und Apotheker", „das rothe Käppchen", und „Hieronymus Knicker" die bekanntesten sind. Er war ganz der Mann, eine „Abhandlung über die Gränzen des Komiſchen" zu schreiben. Gluck, mit dem er nach Italien reiste, bewunderte und unterstützte sein Talent. Nach Deutschland zurückgekehrt, componirte er vier Oratorien. Hiob allein brachte 3,150 Gulden ein. Der Fürstbischof von Breslau ernannte ihn 1770 zum — Forstmeister, und 1773 zum Landeshauptmann von Freyenwalden. Durch ihn wurde ihm ein kaiserl. Adelsdiplom, und aus unserm Ditters wurde nun Ditters von Dittersdorf. In London wurde „Doktor und Apotheker" 36mal hintereinander gegeben, und selbst die Italiener legten seinen Opern italienische Texte unter. Hochgeehrt, so weit Musik erscholl, lebte er in großem Wohlstand, aber kein Rechner, starb er blutarm 1799.

Salieri, zu Legnano geboren (1750), war der Sohn eines Kaufmanns, und studirte unter Pescetti in Venedig, unter Gußmann in Wien und unter Glucks poetischem Einfluß. 1773 war er Direktor der Capelle und des Theaters zu Wien. Seine Oper die „Danaides" galt in Paris 1784 für Glucks Werk, und wurde, nachdem sie gekrönt, nun erst als das seinige bekannt gemacht. Ein Beispiel seltener Freundschaft, das seinen Ruf und sein Glück gründete. Diese Oper brachte ihm 15,000 Frcs. und sein Arur 500 Dukaten ein. Durch eine liebenswürdige Nonne, die mit ihm entfloh und seine Gattin wurde, ward sein Vermögen bedeutend vermehrt. Unter seinen 41 großen Opern zeichnen sich Palmira, Armida und Semiramis aus. Er bildete vortreffliche Schüler. Unter diesen die Sängerinnen Kraus-Wranizky, Canzi und die Componisten Weigl, Hummel, Moscheles. Voller Neid gegen Mozart, suchte er sein Aufkommen zu hemmen. Den Leumund, daß er ihn vergiftet habe, widerlegte die Wittwe Mozarts vollkommen. Deutsch gesinnt, starb er in Wien 1825.

Mozart . . . . . , aber dieses Meisters Leben und Wirken, obgleich ihn das vorige Jahrhundert gebar, ist mit uns aufgewachsen und in unsere Zeit mit hinüber gegangen. Er gehörte seiner Zeit, er ist der unsere, und wird unseren späten Nachkommen noch angehören. Sein Andenken ist noch zu frisch in jedes deutsche Herz geschrieben, als daß wir uns auch bei ihm eines Fernglases bedienen sollten. So auch Carl M. v. Weber, der uns in jeder Note wie ein Freund und Blutsverwandter entgegentritt.

Cherubini ist ein kaum gesunkener Stern. Er gehört,

Digitized by Google

wie Mozart und Weber, uns an, denn obgleich er, ein geborner Florentiner (1760), in Paris lebte und wirkte, und für die französische Oper schrieb, so war er dem Sinn und dem Geist nach doch ein Deutscher. Mozart und Haydn waren seine Vorbilder, und ihre Schule nur konnte alle die Schönheiten erzeugen, die wir in seinen großartigen Werken verehren und anstaunen. Die Leitung des Pariser Conservatoirs, dessen Gründer er war, ging erst in der letzten Zeit an Auber über. Die Verleihung der Ehrenlegion konnte dem edlen Greise keinen Ersatz dafür geben. Der Mißmuth darüber soll sein Ende beschleunigt haben. Er starb am 16. März d. J. in seinem 82sten Jahre, nach einem ehrenvollen Leben.

Spohr, Rossini und Donizetti sind noch unsere Zeitgenossen, und stehen uns für einen Rückblick zu nahe.

Wir haben versucht, den Melodien der älteren Meister durch Ideenverbindungen ein erhöhtes Interesse, eine lebendigere Bedeutenheit zu geben. Nebenbei aber dürfte das Verlangen im Publikum wach geworden seyn, so gefeierte Meisterwerke, deren einzelne Tonstücke uns schon in hohem Grade bezaubern, in ihrer Ganzheit zu hören. Denn es bleibt ein grausam Spiel, das man mit unserm ästhetischen Gefühl treibt, wenn man uns gleichsam in der Ferne nur einzelne Figuren zeigt, und sie dann plötzlich wieder verschwinden macht, als wollte man sagen: „Seht, wir könnten euch alle die hohen und prächtigen Bilder, von denen wir euch jetzt nur eine Ahnung geben, ungetrennt vor die Seele führen, wenn wir nur wollten!“

C. G.

Dombau in Köln.

Frankfurt a. M., im März 1842.

Nachdem die Direction des hiesigen Kunstvereins, veranlaßt durch das in Deutschland immer allgemeiner werdende Interesse am Ausbau des Doms zu Köln, die Vereinsglieder, so wie alle sonstigen, an diesem großen Werke Antheil nehmenden Einwohner hiesiger Stadt zu einer Versammlung auf den 15. dieses Monats zu geeigneter Berathung und Beschlußfassung eingeladen hatte, fand diese Versammlung auch statt, und wurde vom Hrn. Inspector Passavant mit folgender Rede eröffnet:

»Hochgeehrteste Herren!

»Durch die an Sie ergangene Einladung von Seiten der Direction des Kunstvereins ist Ihnen bereits der Zweck gegenwärtiger Versammlung bekannt, nämlich die Förderung des Kölner Dombaues, eine Angelegenheit, welche jetzt in allen deutschen Landen die lebhafteste Theilnahme gefunden, indem sie ebensowohl ein Zeugniß ist echt vaterländischen Gemeinsinnes, als christlicher Toleranz und begeisterter Liebe zur Kunst. In letzterer Beziehung glaubt der Vorstand des Kunstvereins sich besonders berufen, in unserer Stadt zu dem zu errichtenden Vereine die Anregung zu geben und die ersten Schritte hierzu einzuleiten. — Mögen nun die Beweggründe, welche das Unternehmen begünstigen können, noch so verschiedenartig seyn, — sey es religiös-kirchlicher Sinn, — sey es Patriotismus für unsere Vorfahren, die vertrauungsvoll das riesenhafte Werk zur Ehre Gottes und zum Ruhme Deutschlands begonnen, — sey es Begeisterung für unser Vaterland, die sich in unsern Tagen mächtig erhoben, — sey es Liebe zur Kunst, dieser schönsten Blüthe geistiger Bildung, — so erfreut sich doch grade die letztere jetzt der allgemeinsten Theilnahme, feiert sie in Deutschland während den letzten zwei Decennien solche Triumphe, wie dieses seit drei Jahrhunderten nicht der Fall gewesen. — Dieser lebhaft erwachte Sinn für Kunst und Vaterland möge dann auch unsere, wie alle in unserm Vaterland entstandene Vereine zum Ausbau des Kölner Domes siegreich bis zum Ziele geleiten. — Bei dieser freudevollen Aussicht wolle verehrliche Versammlung gestatten, ihr noch durch einige Andeutungen zu vergegenwärtigen, wie ein hochherziges Gefühl für's deutsche Vaterland in den letzten Zeiten durch manches Werk der Kunst ein hocherfreuliches Zeugniß abgelegt, und zu noch schönern Hoffnungen berechtigt. — Hier ist zuvörderst der Anregung zu gedenken, welche der für's deutsche Vaterland begeisterte Johannes von Müller durch die Idee eines zu errichtenden Walhalla gegeben, die der deutsche und kunstliebende König Ludwig von Bayern mit gleicher Begeisterung ergriffen und auf das glänzendste zum allgemeinen Ruhme deutscher Nation verwirklicht hat. Dieses Beispiel blieb nicht ohne Einwirkung: bereits schmücken viele unserer Städte Standbilder großer Männer, durch Beiträge in engen und weiten Kreisen errichtet. — Kunstvereine, wie die von Düsseldorf und unserer Stadt, haben durch Bestimmungen in ihren Statuten die Förderung öffentlicher Kunstdenkmale als einen ihrer schönsten und würdigsten Wirkungskreise anerkannt und mannichfach in Anwendung gebracht; so hat, um hier nur bei dem näher liegenden zu verweilen, z. B. Ersterer Vier Kaiserbilder für unsern Kaisersaal gestiftet; Letzterer gemeinschaftlich mit dem Städel'schen Kunstinstitute ein Basrelief in Bronze für das Guttenbergsdenkmal in Mainz fertigen lassen, auch einen angemessenen Beitrag für das Hermannsdenkmal gegeben. Die Errichtung des letztern und die würdige Herstellung der Kaiserbilder in unserm Kaisersaal sind indessen hauptsächlich diejenigen Monumente, worin sich der freudige Gemeinsinn der Deutschen von den hohen und höchsten bis zu den untern Ständen zuerst auf das erhabenste kund gegeben, und Wünsche in Erfüllung gebracht, die selbst in den geistig bewegten Zeiten nach dem Befreiungskriege nur als entfernte Hoffnungen aufleben. Bei so waltendem Geiste in unserm Volke dürfen wir zutrauungsvoll die Ueberzeugung hegen, daß auch das erhabenste Werk deutscher Baukunst, von unsern Vorfahren in gutem Glauben auf die Beharrlichkeit ihres Volkes gegründet, in unsern Tagen durch vereinte Kräfte zur Ausführung kommen werde. — Ihre Hoffnung soll nicht unerfüllt bleiben!

Meine Herren! ich fordere Sie nun im Namen der Direktion des Kunstvereines auf, Ihre Ansichten mitzutheilen, wie der angeregte Gegenstand am zweckmäßigsten zu fördern wäre, und zur Bildung eines Comité's zu schreiten, welches die gefaßten Beschlüsse zur Ausführung bringe.« —

Hierauf hielt Hr. Dr. Spieß nachstehenden Vortrag:

»Ich glaube die Gesinnungen sämmtlicher hier Anwesenden auszudrücken, wenn ich vor Allem der verehrlichen Direction des Kunstvereins den lebhaftesten Dank dafür darbringe, daß sie in einer die allgemeine Theilnahme so entschieden ansprechenden Angelegenheit, wie der Ausbau des Kölner Domes ist, die Initiative ergriffen und uns zur Bildung eines Vereins zur Förderung dieses Zweckes hier versammelt hat. — Den Antrag selbst, nämlich auch hier in Frankfurt, wie es schon an vielen anderen Orten geschehen ist, einen solchen Verein zu bilden, muß ich auf das lebhafteste unterstützen.

Als vor nicht viel mehr als einem Jahre zuerst die Idee verlautete, man möge jetzt, nachdem der Chor des herrlichen Kölner Domes durch eine umfassende und gründliche Restauration wieder ganz hergestellt und seine Dauer für Jahrhunderte wieder vollkommen gesichert sey, auch zu dem Ausbau der in ihrem bei weitem größten Theile unvollendet gebliebenen Kirche, oder gar des ganzen Domes schreiten, — mag wohl fast Jeder dieß für die ganz unausführbare Idee eines müßigen Schwärmers gehalten haben. Man war in unserer Zeit und in unserem Vaterlande leider so gar nicht daran gewöhnt, wahrhaft großartige Unternehmungen durch gemeinschaftliches Wirken ausführen zu sehen, man fühlte sich auf der andern Seite von ganz materiellen und industriellen Anforderungen so vollständig in Anspruch genommen, daß man wohl dachte, nur in früheren Jahrhunderten, wo die Menschen nichts Näheres und Besseres zu thun gehabt hätten, oder wo die große Masse durch ihre leichter einzupflanzenden Ideen, mochten dieselben religiösen oder welch sonstigen Ursprungs seyn, sich bequemer lenken und führen ließe, sey die Zeit gewesen, um dergleichen doch ganz unnütze Riesenbauten zu unternehmen und auszuführen. — Aber, meine Herren, die Sache ist uns näher getreten, und was noch vor einem Jahre uns als die schwärmerische Idee eines

Digitized by Google

Einzelnen erschien, steht jetzt vor uns als wohldurchdachter, ja als ein von der Gesammtheit des deutschen Vaterlandes bereits adoptirter und dadurch schon hinsichtlich seiner Ausführung gesicherter Plan. Das sind die Segnungen des Friedens, der uns zu gleicher Zeit Neigung und Mittel gibt, nicht blos Eisenbahnen, sondern auch Kunstdenkmäler zu bauen, das sind die schönen Früchte des mehr und mehr erwachenden Nationalsinnes, der sich nicht damit begnügt, einzelnen großen Männern, die immer auch mehr oder weniger vereinzelten Kreisen angehören, Denkmäler zu errichten, sondern der ein Denkmal errichten möchte, dessen Sinn und Bedeutung Alle gleich nahe angeht. — Doch, wollen wir an der Ausführung eines solchen Unternehmens thätigen Antheil nehmen, so dürfen wir uns allerdings durch das Ueberraschende, durch das Poetische des Planes nicht allzu sehr bestechen lassen, denn eine derartige Täuschung würde schnell verschwinden, während es hier doch gerade vorzugsweise auf eine andauernde und nachhaltige Mitwirkung ankommt. Man fragt daher mit vollem Recht: übersteigt das Unternehmen nicht die Kräfte, über die man etwa zu gebieten hat? oder genauer die Frage betrachtet: ist die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit vorhanden, die zu dem Unternehmen erforderlichen, allerdings sehr bedeutenden Geldmittel zusammen zu bringen? und zweitens: haben unsere Arbeiter die erforderliche Geschicklichkeit, um einen Bau, wie der Kölner Dom, zu vollenden? Was zunächst das Letztere betrifft, so hat man freilich noch vor nicht langer Zeit vielfach die Behauptung gehört, die Zeit, wo Kunst und Handwerk enge verbunden gewesen, sey längst dahin geschwunden, und nur eine solche Zeit sey fähig gewesen, solche Kunstbauwerke zu liefern; allein gerade das scheint mir auch eine schöne Seite unserer Zeit und eine der preiswürdigsten Wirkungen der wieder auflebenden Kunst zu seyn, daß auch in unsern Tagen eine ähnliche Verschwisterung der Kunst und des Handwerks immer allgemeiner und inniger sich kund thut, — und läßt sich schon daraus vermuthen, daß gerade unsere Zeit vollkommen befähigt seyn dürfte, dem großartigen Wirken früherer, vom regsten Kunstsinn so allgemein durchdrungener Jahrhunderte sich befreundet anzuschließen, so hat gerade die Restauration des Chores am Kölner Dom den schlagendsten Beweis geliefert, daß unsere Bauhandwerker an Kunstfertigkeit denen früherer Zeiten nicht nachstehen und kühn es wagen dürfen, ein Unternehmen, wie das hier angeregte, zu beginnen.

Was nun aber die erforderlichen Geldmittel betrifft, so lasse ich es dahin gestellt seyn, ob die in den Zeitungen gemachte Angabe richtig ist, wonach zum vollständigen Ausbau der Kirche des Kölner Domes, nach den Anschlägen des Dombau-Meisters Zwirner, 5 — 6 Millionen Thaler erforderlich wären, und wonach, wenn auch der 40ste Mann in Deutschland jährlich 8 Sgr. oder 36 kr. beisteuerte, die ganze Summe in 15 bis 20 Jahren beisammen seyn dürfte. Würde auch eine weit beträchtlichere Summe erfordert, und wäre bei weitem nicht der 40ste Mann in Deutschland geneigt, ein geringes Scherflein zu dem großen Nationaldenkmal jährlich beizutragen, so wiegt die großartige Gabe des Königs von Preußen, der jährlich 50,000 Thlr. zum Ausbau des Domes bestimmt haben soll, schon manche 8 gSr. auf, so bieten die Vereine, die sich bis jetzt schon außer Köln auch in München, Berlin, Oldenburg, Sachsen, Ostpreußen und in andern Gegenden Deutschlands gebildet haben und die sich gewiß bald über alle Theile des Vaterlandes verbreiten und überall bis in die kleinsten Kreise hinein anregend wirken werden, eine mehr als hinreichende Bürgschaft, daß aus Mangel an den nöthigen Geldmitteln das große Unternehmen nicht werde in's Stocken gerathen.

Ist somit aber die Möglichkeit, ja die größte Wahrscheinlichkeit eines vollkommenen Erfolgs für den beabsichtigten Ausbau des Kölner Domes nicht zu bezweifeln, so muß uns derselbe in doppelter Beziehung als ein höchst wünschenswerthes Ziel unserer Bestrebungen erscheinen. Ein herrlicheres, großartigeres Denkmal ächt deutscher Kunst, als der Kölner Dom ist, wüßte auch die kühnste Phantasie nicht zu erdenken. Ein seltenes Glück hat den ursprünglichen Plan bis auf unsere Zeit erhalten. Ein Mann, der wie Wenige in alle Eigenthümlichkeiten, in den wahren Geist der gothischen Baukunst sich hineingelebt hat, an der Spitze einer Schaar von Arbeitern, die ihre Tüchtigkeit bereits vielfach erprobt haben, will sein ganzes Leben diesem Baue widmen, — kurz Alles vereinigt sich hier in seltener Weise, um uns eine Ausführung erwarten zu lassen, die sich vollkommen würdig dem großartigen Beginne früherer Jahrhunderte anschließt, so daß ein wahrhaft geschichtliches Baudenkmal in der schönsten und höchsten Bedeutung des Worts sich vor unsern Augen erheben wird. — Aber dieses Baudenkmal soll auch ein Nationalwerk seyn, und darum gerade fordern wir eine so allgemeine Theilnahme für dasselbe durch alle Gauen des deutschen Vaterlandes; es soll hervorgehen aus einem lebendigen Gefühle für das gemeinsame Vaterland, und soll dadurch Zeugniß ablegen für dieses, Gott Lob, wieder lebendiger werdende Gefühl. — Man hat vielfach das überall hervortretende Bestreben unserer Zeit, Denkmäler zu errichten, bespöttelt und lächerlich zu machen gesucht. Nichts ist leichter, als das. Ist doch das Ernste von jeher dem Spotte am meisten ausgesetzt gewesen.

Man hat wohl behauptet, es sey nur eine selbst eitle Eitelkeit, die sich selbst in den Monumenten zu feiern suche, die sie Andern zu errichten scheine. Auch das wollen wir nicht geradezu bestreiten. So viel aber steht fest, man ehrt und schmeichelt sich nicht nur, sondern man erhebt sich auch wirklich, wenn man einem großen Geiste, und eben so, wenn man einem hohen und edlen Gefühle eine öffentliche Huldigung darbringt. In diesem Sinne mögen die Deutschen in dem Kölner Dome, — dessen Lage in den Rheinlanden, so nahe den oft bedrohten Gränzen des Vaterlandes, ihn doppelt bedeutungsvoll macht, — ihrer Vaterlandsliebe ein Denkmal bauen, um das sie sich immer enger und befreundeter aneinander schließen, an dem sie sich mehr gegenseitig erheben, und das ihnen eine ernste Mahnung seyn mag, sollte je der alte Geist der Zwietracht seinen Unheil bringenden Saamen wieder ausstreuen wollen.

Indem ich die Einzelheiten des Antrags der weitern Berathung dieser verehrten Versammlung anheimgebe, erlaube ich mir nur noch eine Bemerkung. — In Zeiten, wie die unsern sind, wo in demselben Grade, als das Interesse für einen Gegenstand sich lebendig äußert, auch der Parteigeist sich desselben in jeglicher Weise zu bemeistern sucht, ist es nicht zu verwundern, wenn auch eine Angelegenheit, wie die des Kölner Dombaues ist, dasselbe Schicksal erfahren mußte. — Die Tagesblätter haben denn auch nicht ermangelt, von solchen hier und da kund gewordenen Bemühungen des Parteigeistes Nachricht zu geben. — Möchten wir uns davor in unserm Kreise doch auf jegliche Art zu hüten suchen. Darüber kann wohl kein Zweifel seyn, daß keine einzelne Partei, und fühle sie sich sonst noch so stark, im Stande ist, den Kölner Dom auszubauen, daß wir also, wollen wir nicht bei dem ersten Schritte auf das Unternehmen gänzlich verzichten, bei dieser Angelegenheit wenigstens allen Parteigeist bei Seite lassen, und uns nur als Deutsche, als von dem gemeinsamen Bande des Vaterlandes umschlossene betrachten müssen. — Mag ein jeder Einzelne auch noch sein besonderes Motiv haben, das ihn zur Theilnahme bestimmt, so müssen sie doch alle sich unterordnen unter das eine gemeinschaftliche, denn Sinn und Bedeutung des Unternehmens, an dem ganz Deutschland Theil nehmen soll, das nur durch diese Theilnahme von ganz Deutschland gelingen wird, können nicht zweifelhaft seyn; sie bedürfen keiner Auslegung, sie sprechen für sich selbst.«

(Schluß folgt.)

Auflösungen in Nro. 86.

Palindrom: Rede. Eber.
Logogryph: Astronom. Gastronom.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 29. März. Ein Glas Wasser, oder: Ursachen und Wirkungen, Lustspiel in 5 Abth., nach Scribe von Cosmar.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 88. Mittwoch, den 30. März 1842

Die Waise von San Lucar.

Eine Novelle aus der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, von ***

(Fortsetzung.)

„Der Graf Villareal war vom Adelantado zum Bräutigame Maria's de Quevada bestimmt. Ich gehe an seiner Statt als Graf Villareal nach Havannah; wer kennt mich dort? — "

„Vortrefflich! Aber Maria? — "

„Laß mich sorgen. Die Liebe überwindet jede Schwierigkeit bei ihr, und ich werde ihr Gatte! — Wer will uns dann trennen? — "

„Vortrefflich, Antonio!"

„Du aber gehst als mein Begleiter mit und als Schiffscapitain. Alle Mannschaft des Schiffes muß mit zuverlässigen Küstenbrüdern besetzt seyn."

„Dafür will ich schon sorgen!"

„Ist aber auch dies Schiff noch hinlänglich bemannt?"

„Wie? Denkst Du, daß etwa diese dreißig Gefangenen unserer Leute zwanzig übermannen werden? — "

„Ich kenne sie ja; aber Ramirez, wer steht uns für alle, daß sie sich nicht vergessen, sich berauschen — und dann?! — ".

„Ich stelle Diego an ihre Spitze."

„Auf den hatte ich gezählt für Havannah; denn in einem der Briefe Villareals stehen die Namen derer, welche ihn begleiten."

„Antonio!" rief Ramirez, „Dein nahes Glück macht Dich kurzsichtig. Können sie denn nicht im Gefechte mit den Küstenbrüdern gefallen seyn? — "

„Du magst Recht behalten. Lese die Mannschaft aus, ordne Alles an; noch diese Nacht muß der Hai nach Pinos seinen Weg einschlagen, und wir müssen uns gegen Havannah wenden. Laß das Schiff dort schnell herstellen."

Noch niemals konnte sich Jemand in Havannah erinnern, den Adelantado, Ramon de Quevada, heiter gesehen, scherzen gehört zu haben. Es lag ja die Nacht eines finstern Ernstes, die Kälte einer stolzen Grandezza wie ein finsterer Nebel auf seinem Wesen. Das scheuchte Alle von ihm zurück, die sich ihm hätten nahen mögen; deren waren freilich Wenige; denn er war keines Menschen Freund, und wenn er irgend eine Gelegenheit fand, wo sich Vortheil erringen ließ, da trat er hervor und leitete ihn in seinen Beutel. Bedrückungen aller Art fielen ihm zur Last. Seine Habsucht war unersättlich, und sein Geiz fand seines Gleichen nicht. Konnte ihn die Bevölkerung der Insel lieben? — Man wich ihm aus und suchte seine Blicke nicht auf sich zu ziehen, weil man fürchtete, in seine Hände zu fallen.

Seit kurzem schien eine Veränderung mit ihm vorgegangen zu seyn. Er war milder, umgänglicher, ja man sah ihn sogar heiter, und man erzählte sich als eine recht wundersame Mähr, daß er gescherzt habe.

Dies Räthsel konnte sich nun Niemand lösen, bis man hörte, daß der neue Bischof sein vertrautester Freund sey, und daß seine Tochter Maria, die von Allen Geliebte, ihren Bräutigam erwarte, den Grafen Villareal, der ein entfernter Anverwandter, unaussprechlich reich, jung, schön und von ausgezeichneten Talenten sey.

Jetzt wußte man denn auch zu deuten, daß der Adelantado in den Vorbereitungen zu den Festen fast verschwenderisch war.

Noch immer befand sich Maria in der Vega, auf dem herrlich gelegenen Landgute. Ihre Blässe war nach und nach verschwunden und die Rosen der Gesundheit prangten auf ihren Wangen wieder, wie in früheren besseren Tagen.

Von Antonio hatte sie lange nichts gesehen, und wie sehnte sie sich nach ihm! So oft sie auch die treue Negerin bedeutsam ansah, sie schüttelte das Haupt immer mit trauriger Miene.

Eines Tages aber, als Maria durch die Gasse der Negerhäuser ging, sprang das Weib heraus und reichte ihr ein Sträußchen blühender Blumen. Ihre Duegna wollte sie erinnern, wie erniedrigend es sey, sich von einer Negerin beschenken zu lassen; allein ein gebietender Blick Maria's reichte hin, sie in die Schranken zu weisen, welche der Dienerin ziemten, welcher leider Sitte und Brauch ohnehin ein Uebermaß von Gewalt einräumten, welches die Freiheit der Herrin selbst unglaublich beengte.

Sie erglühte, als die Negerin ihr das Sträußlein bot, und steckte es vor die wogende Brust.

Der Spaziergang war schneller geendet, als die Duegna sonst wohl gewohnt war; und als Maria in ihre Gemächer trat, sprach sie den ernsten Willen aus, diesen Abend ganz allein zu seyn. Die Dienerinnen brachten Lichter und Speisen, und Maria ließ nun Niemand mehr zu sich.

Kaum war sie allein, als sie das Sträußlein löste, und

Digitized by Google

wie sie erwartet, ein zierlich Briefchen herausfiel. Es enthielt nur die wenigen Worte, daß Antonio sie diesen Abend sprechen müsse. Wo, wie — davon war nichts gesagt. Ihr Herz pochte stürmisch dem Augenblicke entgegen, wo sie ihn nach langer Trennung wieder sehen sollte.

Die Nacht kam mit ihrer Blitzesschnelle und hüllte Alles in Finsterniß. Kaum war dies geschehen, so schlichen einige Neger durch den Garten gegen das Haus, legten eine Leiter an, und flink, wie das Eichhorn die Stämme der Palmen erklettert, stieg ein schlanker Mann hinan, schwang sich durch ein offenes Fenster, legte ein Bündel Geräthe dort nieder, und trat in das Gemach Mariens.

Die Neger verschwanden mit unglaublicher Schnelle und Stille. Dies that auch noth, denn kurz nach dem Eintritt der Nacht beginnt auf Cuba das Leuchten der zahllosen phosphorescirenden Insekten, und zwar in einem Grade, daß die Nacht in Gegenden, wo viele Bäume und Gesträuche sind, im allerwörtlichsten Sinn zum Tage wird.

(Fortsetzung folgt.)

Mohammed II. erobert Konstantinopel.

(Historische Skizze von E. Maclea.)

(Fortsetzung.)

III.

Von dem Dreieck, welches Konstantinopel bildet, waren die beiden vom Meere bespülten Seiten dem Feind unzugänglich; der Propontis durch Natur, der Hafen durch Kunst, weßhalb die Mauern und Befestigungen nach diesen Seiten vernachlässigt waren. Die Land- oder Grundseite des Dreiecks aber war stark und wohl befestigt; die Stadt hatte hier doppelten Wall und doppelte Mauern, vor welchen sich noch ein zweihundert Fuß breiter und hundert Fuß tiefer mit Steinen gefütterter trockner Graben befand. Das feindliche Lager dehnte sich vom Meere von Marmora längs der Landseite bis zum Meerbusen von Keras, in welchem der Hafen liegt, und wurde durch eine starke Verschanzung gesichert. Rechter Hand, am mittägigen Ende der Stadtmauern, lagen die asiatischen Kriegsvölker; die europäischen links am mitternächtlichen; inmitten beiden, grade dem Thore des heiligen Romanus über, hatte sich Mohammed mit den Janitscharen, Spahis und seinen andern Kerntruppen gelagert. Kalil Pascha hielt mit einem Nebenheer die Vorstadt Galata eingeschlossen, und bewachte die zweifelhafte Neutralität der genuesischen Kolonie; der Vezier Zogan lagerte mit seinen Schaaren oberhalb Galata. Die türkische Seemacht bedeckte den Propontis mit dreihundert und zwanzig Segeln; indessen nur achtzehn derselben konnten für wirkliche Kriegsgaleeren gelten, da die übrigen meist nur Fracht- und Vorrathsschiffe waren, welche dem Lager Ergänzungen an Menschen, Kriegs- und Mundbedürfnissen zuführten. Von dieser Seite hatten daher die Belagerten weniger zu fürchten, zudem da ihr Hafen durch eine ungeheuere und unzersprengbare Kette gesperrt war, welche sich vom äußersten Hafenthor bis zur Vorstadt Galata hinüber zog. Der Hauptangriff war nur von der Landseite zu fürchten, weßhalb der Kaiser, nachdem er die Befehlshaber für die übrigen Posten bestimmt hatte, die Vertheidigung des äußern Walles selbst übernahm.

Waren gleich die letzten Römer im Ganzen feig und verächtlich, so machte doch ihr letzter Cäsar des Namens eines Heldens sich würdig; und die kühnen Streiter, welche die Gefahr des Vaterlandes freiwillig um ihn geschaart hatte, waren wie er von altrömischer Tugend beseelt. Auch die fremden Hülfsvölker verabsäumten nichts, durch Muth und Tapferkeit die Ehre der abendländischen Ritterschaft zu behaupten.

In den ersten Tagen der Belagerung machten die Eingeschlossenen energische Ausfälle; allein bald merkten sie, daß nach Verhältniß ein Christ mehr werth war, als zwanzig Türken; sie beschränkten sich daher nach diesem kecken Vorspiel einzig auf die Defensive. Zum ersten Mal sah man in diesem Kampf die neu entstehende Kriegskunst, durch die Erfindung des Pulvers hervorgerufen, mit der alten sich mengen. Während ein Theil der Streiter noch das Leben der Gegner mit dem üblichen Wurfgeschoß, mit dem Pfeil der Armbrust oder des Bogens suchte, zielten andere daneben, nach denselben Gegnern, mit der schweren, plumpen, mit fünf bis zehn wallnußgroßen Kugeln geladenen Muskete, sie abbrennend mit der glimmenden Lunte oder dem unbeholfenen Radschloß. Harnisch, Helm und Schild waren noch wie früher im Gebrauch. In Mohammeds Lager spielte schon eine furchtbare Artillerie; Urbans riesige Kanone hatte noch zwei Gefährten von fast gleicher Größe zur Seite; vierzehn Batterien, mit geringern Kalibern besetzt, donnerten zu gleicher Zeit gegen die Mauern und hüllten das Lager in eine ungeheure Dampfwolke. Wie sehr indessen die neue Wissenschaft noch in ihrer Kindheit lag, erhellt daraus, daß die große Kanone, trotz Mohammeds Ungeduld, täglich nicht mehr als sieben Mal geladen und abgefeuert werden konnte, und schon nach einigen Tagen zersprang und dabei ihren eignen Schöpfer tödtete. Ein Ingenieur kam endlich auf den Einfall, solchen Gefahren vorzubeugen, indem er nach dem Schuß Oel in die Mündung der entladenen Geschütze goß, da man sie zuvor nur mit dicken wollenen Tüchern bedeckt hatte. Zwischen den Zerstörungswerkzeugen der neueren Erfindung waren aber auch noch die des Alterthums in voller Anwendung, und mit den Batterien wetteiferten die Maschinen zum Steinwerfen und die Sturmböcke; auch der Gebrauch des flüssigen unauslöschlichen Feuers wurde bei Gelegenheit noch immer angewendet. Die Wälle von Konstantinopel waren nicht weniger mit Geschützen besetzt, welche sechzig bis achtzig Pfund schossen; da aber die Erschütterung, welche ihre Abfeuerung verursachte, den alten Wällen verderblicher war, als selbst die feindliche Kanonade, so mußte diese Art der Vertheidigung wieder eingestellt werden. Auch unter der Erde drohte man sich Tod und Verderben. Mohammed's Ingenieure drangen mit ihren Minen unter dem Graben und den Mauern hin weit in die Stadt hinein; allein durch den felsigen Boden und die Gegenminen der Griechen wurden diese Werke unnütz, da man noch nicht auf den Gedanken gekommen war, diese unterirdischen Gänge mit Pulver zu füllen und den Feind in die Luft zu sprengen.

Die Artillerie der Belagerer, so unvollkommen sie auch war, blieb durch ihre fortgesetzte Thätigkeit nicht ohne verderbliche Wirkung auf die Schutzwerke der Stadt, und bald entstanden hin und wieder große Lücken in den Mauern. Während nun die heldenmüthigen, aber unzureichenden Truppen der Byzantiner sich bemühten, diese Breschen wieder zu ergänzen, gewannen die Janitscharen unter dem Schutze ihrer Schanz-

Digitized by Google

Leiter und Sturmleitern den Stadtgraben, errichteten längs der Contrescarpe eine Brustwehre mit Schießscharten, und unterhielten ein so lebhaftes Musketenfeuer nach den Zinnen der Mauer, daß sich Niemand oben sehen lassen durfte. Angefeuert durch diesen günstigen Erfolg, versuchten nun die Osmanen die ungeheure Kunst des Grabens zu füllen, und sich einen Weg zum Sturm zu bahnen. Unzählige Baumstämme, Fässer und Holzbündel wurden hinabgeworfen, und der Andrang der mit dieser Arbeit Beschäftigten war so mächtig, daß viele der Vordersten über Hals und Kopf in den Abgrund gestürzt wurden und augenblicklich unter den sich anhäufenden Massen des Materials verschwanden. Aber was am Tage ausgefüllt worden war, wurde Nachts von den Belagerten wieder weggeräumt.

(Fortsetzung folgt.)

Dombau in Köln.

(Schluß.)

Endlich trug Hr. F. Hoffstadt Folgendes vor:

»Daß ich als Nicht-Frankfurter mir erlaube, das Wort zu nehmen, mögt darin Entschuldigung finden, daß die Angelegenheit, wegen der wir hier versammelt sind, keine Localangelegenheit, sondern eine Sache von allgemein deutschem Nationalinteresse betrifft.

Die allgemeine Theilnahme an der Kölner Domfrage, einer Lawine gleich, im Anwachsen begriffen, würde nicht möglich seyn, wäre sie nicht zeitgemäß. Alle Gegensätze, welche die Zeit bewegen, kommen hier zur Sprache: das Interesse der Religion, das der Humanität, welche die verschiedenen Confessionen zu gemeinsamem Wirken vereint, das der Kunst, und gerade der deutschen Kunst, und endlich das der deutschen Nationalität, welche nord- und süddeutsche, constitutionelle und unumschränkte Staaten vereinigend, hier wie auf einem Punkte concentrirt erscheint. Möge es gestattet seyn, in besonderem Hinblick auf die deutsche Kunst, als deren Culminationspunkt der Dom in Köln anerkannt ist, einen kurzen Ueberblick dessen zu geben, was in neuster Zeit, so viel mir bekannt geworden, im Bereiche der deutschen Architektur geschehen ist. Durch diesen Nachweis wird sich die Ueberzeugung des Zeitgemäßen des Ausbaues des Domes in Köln noch mehr befestigen, denn nicht so vereinzelt steht dies Unternehmen da, wie es auf den ersten Anblick vielleicht Einzelnen scheinen möchte.

In Straßburg, wo das Domcapitel unlängst um 36,000 fl. alte Glasmalereien für das Münster ankaufte, wird dem Vernehmen nach der Ausbau des zweiten Thurmes beabsichtigt, und es sollen bereits bedeutende Geldmittel hierzu subscribirt seyn. Passend ist daher die jüngst in einem öffentlichen Blatte gemachte Bemerkung: Deutschland baue den Kölner Dom aus, um nicht erröthen zu müssen, wenn es nach dem Straßburger Münster hinblicke, den es in den Tagen des Unglücks verloren. — In Prag sollen, ansehnliche Mittel zum Ausbau des dortigen Domes gesammelt, und ähnliche Unternehmungen sollen in Metz, Antwerpen und Tanten im Werke seyn. — In Frankfurt hat die, auch von der Gesellschaft für Frankfurts Geschichte und Kunst lebhaft besprochene Idee des Ausbaues des hiesigen Domthurmes sich mit um so größerem Rechte allgemeinen Anklangs zu erfreuen, als der auf den noch vorhandenen alten Original-Bauriß gegründete Kosten-Anschlag eines hiesigen Baumeisters nicht einmal die volle Summe von 56 000 fl. in Anspruch nimmt. — Bedeutende Restaurationen alter Kathedralen und Kirchen sind theils, wie die zu Freiburg, Regensburg, Bamberg, Nürnberg, Magdeburg, Neubrandenburg, Chemnitz, Stuttgart, Nördlingen, Pforzheim, Baden ꝛc. ꝛc. vollendet, theils in der Ausführung begriffen, wie die zu Wien, Mainz, Oppenheim, Halberstadt, Erfurt, Hildesheim, Reutlingen u. s. w. Die alte Kirche zu Tennenbach in Baden wurde abgebrochen und (mittelst Nummerirung der Steine) genau in derselben Art zu Freiburg wieder aufgebaut. In Frankfurt selbst wurden für die Restauration der Nicolai-Kirche 36,000 fl. bewilligt. — Bei allen diesen Restaurationen wurden und werden noch viele einzelne Bestandtheile, wie Altäre, Kanzeln, Emporen mit durchbrochenen Gallerien, Orgelgehäuse u. s. w. häufig ganz neu hergestellt, z. B. die Altäre des Freiburger Münsters, der jüngst für 5000 Thaler in der Hauptkirche zu Kreuz neu errichtete Marmor-Altar, die neue, sehr reiche Kanzel in der Lorenzkirche zu Nürnberg ꝛc. ꝛc. Noch bedeutender ist die Zahl der Neubauten in deutschem Style. — Die allgemeine Bewunderung der Mariahülfekirche in der Vorstadt Au bei München mit ihrer durchbrochenen Thurmpyramide und den herrlichen Glasmalereien ist bekannt. Auf dem Apollinarisberge am Rhein ist der Bau einer Kirche in Kreuzgestalt mit vier Thurmspitzen, welche im Innern mit Frescomalereien geschmückt werden soll, schon sehr weit vorgerückt. In Geißenheim am Rhein wurde die Hauptkirche mit zwei neuen Thürmen mit durchbrochenen Pyramiden geschmückt, und zu Berlin, Schöneich unweit Stuttgart, Kiefersfelden in Bayern, Bubach in Baden, Treis und Gülz an der Mosel, Ballenbar wurden Kirchen, und zu Meiningen auf dem Friedhofe wird eine Kapelle erbaut. Der abgebrochene deutsche Königsstuhl zu Rhense wird wieder neu errichtet. In Nürnberg sind außer so vielfachen Restaurationen (namentlich der des schönen Brunnens, welcher, mit seinen vielen Figuren theilweise ganz neu hergestellt wurde) mehrere Gebäude und Brunnen, und zu Kassel das Gesellschaftshaus, in deutschem Style, erbaut worden. In Prag wird das Rathhaus (an welchem leider die schönsten alten Theile nicht mehr zu retten seyn sollen) in deutschem Style theils wieder hergestellt, und theils neu aufgebaut, wozu 205,000 fl. veranschlagt, und 60 000 fl. Mehraufwand von den Ständen bewilligt worden sind. Von den in deutschem Style neu erbauten, oder noch im Bau begriffenen Schlössern mögen angeführt werden: Coburg, Hohenschwangau in Bayern, Lichtenstein in Würtemberg, Camenz in Schlesien, die Burg zu Nürnberg, Landsberg in Meiningen, Rheinstein und Stolzenfels am Rhein, welchen sich anreihen die Restaurationen von Marienburg in Preußen, der alten Burg zu Nürnberg, von Zwingenberg und Eberstein in Baden, von der Wartburg u. s. w. Bei allen diesen Bauten wurde auch die innere Einrichtung in deutschem Style hergestellt. Andere Monumente, wie z. B. die auf 70,000 fl. veranschlagte gußeiserne Dachbedeckung für den Ragozi- und Pandur-Brunnen in Kissingen, oder einzelne Denkmäler, wie das dem bayrischen Regentenstamme zu Oberwittelsbach in Bayern errichtete, oder das Denkmal, welches auf dem Iffelberg bei Innsbruck den 1809 dort gefallenen Tyrolern gesetzt wird, oder das Denkmal für die 400 Pforzheimer in der Kirche zu Pforzheim, und eben daselbst das Denkmal für den Großherzog Carl Friedrich von Baden, oder endlich die vielen einzelnen Grabmonumente, welche jetzt allenthalben in deutschem Style errichtet werden, sind zu zahlreich, als daß einzelne Anführungen hier möglich wären. — Ueberhaupt ist die allgemeine Anerkennung der deutschen Architektur wenigstens so weit gediehen, daß man darüber bereits nur eine Meinung hat, wie dieser Styl der einzig passende für christliche Kirchen ist, und daß man dasjenige, was man bei den Restaurationen und dem damit verbundenen Studium unserer alten, vaterländischen Bauten hinsichtlich der Holz- und Gewölbe-Construction, so wie hinsichtlich der Art der Profilirung aller Gliederungen gelernt hat, nunmehr bei Gebäuden aller Art, und seyen diese auch nicht in deutschem Style gehalten, praktisch anwendet. —

Bedeutendes geschieht in Frankreich für die gothische Architektur, wo für die zahlreichen Restaurationen von Kirchen und andern öffentlichen Gebäuden große Summen aufgewendet werden, z. B. hatte die Kammer für die Wiederherstellung der durch Brand verwüsteten Kathedrale von Chartres 400,000 Frs. bewilligt, und für die Restauration der Abtei St. Denis waren 1 460,000 Frcs. ausgesetzt worden. Die Kosten der Wiederherstellung der Sanct-Ludwigs-Kapelle im Justizpallaste zu Paris sind mir nicht bekannt. Von neuen französischen Productionen in gothischem Style kann als Beispiel angeführt werden, daß der König der Franzosen zu Tunis auf der Spitze des Berges von Karthago, wo sich das Grab des heiligen Ludwig befunden haben soll, eine Kapelle mit Glasmalerei errichten läßt. — Dieser, der gothischen Architectur eigenthümliche Kunstzweig der Glasmalerei ist in unserm Vaterlande seither zu außerordentlicher Entwickelung gelangt; anfänglich in Nürnberg, dann in Freiburg und nun im weitesten Umfange in München betrieben, hat derselbe in neuester Zeit so mächtigen Aufschwung genommen, daß bei der ausgezeichneten Münchner Anstalt (aus welcher unter andern die neuen Gemälde im Regensburger Dom und der Auer Kirche bei München hervorgegangen sind) jüngst bedeutende Arbeiten im Auslande, nämlich in England, bestellt worden sind, von welchen einige bereits auch dahin abgeliefert wurden. — England selbst, wo außer andern Gebäuden fast ohne Ausnahme alle Kirchen und Schlösser, nebst ihren inneren Einrichtungen,

Digitized by Google

in gothiſchem Style erbaut werden, der gepflegenen Reſtaurationen nicht zu gedenken, zeichnet ſich in dieſer Richtung am meiſten aus. Zu York, wo die Koſten der Wiederherſtellung des durch eine Feuersbrunſt beſchädigten Thurmes der Kathedrale auf 10 bis 12,000 Pf. Sterl. veranſchlagt waren, und die für die Wiederherſtellung des Kirchenſchiffes auf 18 bis 20 000 Pf. Sterl. wurden gleich in der erſten Verſammlung 3350 Pf. Sterl. unterzeichnet. — Der Rieſenbau des neuen Parlaments-Gebäudes zu London, wozu das Parlament 770,000 Pf. Sterl. votirt hat, aus mehreren Quadraten beſtehend, und im Centrum mit dem Victoria-Thurme geſchmückt, welcher manchem Domthurme nicht nachſtehen wird, erregt das Erſtaunen Aller, die den Plan kennen. Sogar in Jeruſalem ſoll auf dem höchſten Punkte der Stadt eine gothiſche Kathedrale für das neue evangeliſche Bisthum erbaut werden.

Daß demnach der Ausbau des Kölner Domes, welcher eine Bauſchule für ganz Deutſchland abgeben wird, zeitgemäß und zur wahren Ehrenſache deutſcher Nationalität geworden iſt, ſteht wohl feſt. Schon geraume Zeit hindurch ertheilten die öffentlichen Blätter mannichfache Nachrichten über namhafte Beiſteuern, wie die in Brüſſel geſammelten 40,000 Frcs., den Beitrag eines Hamburger Kaufmanns von 400 Thalern, jenen eines Londoner Kaufmanns von 20 Pfd. Sterl., die Schiffsladung Bauſteine, welche von Heilbronn nach Köln geſandt wurde, und an welche ſich dem Vernehmen nach demnächſt eine ähnliche, von Worms abgehende Ladung anſchließen wird, ferner die neuen Glasmalereien, mit welchen König Ludwig von Bayern zwei der größten Fenſter des Domes wird ausfüllen laſſen. — Doch alle Gaben, welche nur für einmal geleiſtet ſind, und ſeyen ſie auch noch ſo reich, können im Ganzen keine weſentliche Förderung des Unternehmens bewirken, welche vielmehr nur durch jährliche Beiträge zu erzielen ſeyn dürfte. — Unter dieſen aber glänzt oben an die edle Gabe des Königs von Preußen mit jährlich 50,000 Thalern. Der Kunſtverein von Antwerpen hat ſich durch eine jährliche Beiſteuer von 300 Thalern ausgezeichnet. Der Kölner Dombauverein hatte im April 1841 bei 700 Unterſchriften im Durchſchnitte von jährlich 5 Thalern geſammelt und bis zum 14. vorigen Monats waren bereits 4485 Perſonen in die Vereins-Liſten eingeſchrieben. Die Dombauvereine zu München und Oldenburg verlangen von den Subſcribenten jährliche, jedoch jährlich kündbare Beiträge, und zwar erſterer von Einem Gulden, letzterer von 24 Groſchen. Auch zu Pforta, an der Landesſchule, hat ſich ein Verein der Lehrer und Beamten gebildet, welche jährliche Beiträge gezeichnet haben. Dieſer Dombauvereinen ſchließen ſich jene zu Berlin und Stuttgart an, obwohl letzterer urſprünglich nur wegen der Heilbronner Schiffsladung Bauſteine zuſammengetreten war. Dem Vernehmen nach bildet ſich auch in Darmſtadt ein Verein. Der in dieſem Augenblicke entſtehende Frankfurter Verein gehört daher noch zu denjenigen, mit welchen der Anfang gemacht wurde; denn daß in Kurzem ganz Deutſchland mit ſolchen bedeckt ſeyn wird, iſt nicht ſchwer vorauszuſehen.

Mit Recht trägt ein unlängſt in der allgemeinen Zeitung erſchienener trefflicher Artikel die Ueberſchrift: »der deutſche Dom zu Köln«, und ſpricht von einem Domkreuzer, der, von allen Deutſchen jährlich erhoben, eine jährliche Einnahme von 800,000 fl. abwerfen würde. Wie nahe läge alſo, nach der bereits von Herrn Doctor Spieß angeführten Berechnung des Dombaumeiſters Zwirner in Köln, die Vollendung dieſes Nationalunternehmens! Gewiß ſollte die Tendenz jedes Dombauvereines auf die Erzielung jährlicher, wenn auch noch ſo geringer, Beiträge gerichtet ſeyn, wobei das Wichtigſte wäre, zu bewirken, daß wo möglich Jeder gäbe. Letzteres aber dürfte am beſten dadurch erzielt werden, daß jeder Verein ſich wieder in Filialvereine und ſofort abtheilte, womit bereits die Vereine von Oldenburg und München auf das practiſchſte begonnen haben.

Möge das großartige Beiſpiel, mit welchem der König von Preußen vorangegangen, immer reichere Früchte tragen! Dann wird ſich ganz Deutſchland die Hände reichen zum Ausbaue des deutſchen Domes, und dieſer wird ſodann zugleich der erhabenſte chriſtliche Tempel und zugleich das erſte Kunſtdenkmal der ganzen Welt, zugleich aber auch das wahre Symbol von Deutſchlands nationaler Einigkeit und Stärke ſeyn, deren mächtiges Wiederaufleben gewiß nicht ſchöner gefeiert werden kann, als durch die Feſtweihe, welche kommenden Herbſt zu Köln bevorſteht!« —

Nach Erſtattung dieſer Vorträge conſtituirte ſich die Verſammlung durch Unterſchrift der Anweſenden als Dombau-Verein, beſchloß, dieſe Vorträge behufs Anregung in größeren Kreiſen durch den Druck veröffentlichen zu laſſen, und erwählte in den Perſonen der Herren Doktor **Spieß**, **Bernus-du-Fay**, Inſpektor **Paſſavant**, Friedrich **John**, Doktor **Mülhens**, Friedrich **Hoffſtadt** und Rath **Schloſſer** einen proviſoriſchen Ausſchuß, welcher nun damit beſchäftigt iſt, Satzungen des Vereins zu entwerfen. —

Mannichfaltigkeiten.

Die engliſche Zeitung „Herald“ vom 19. März erzählt folgenden tragiſchen Vorfall. Ein Hr. John Martin beſuchte vor wenigen Tagen mit einigen ſeiner Freunde die Menagerie zu Mid-lent Fair in Straffordſhire. Der Wärter warnte ſie, den Käfigen der Beſtien nicht zu nahe zu treten; indeß Hr. Martin achtete darauf nicht, ſondern ſteckte ſeine Hand in den Käfig des Tigers und ſtreichelte die ausgeſtreckte Tatze des Thiers, das in ſeiner ganzen Länge dalag. Kaum aber hatte er dies gethan, ſo ſtürzte die Tigerin in voller Wuth hervor, packte ſeinen Arm mit ihren Zähnen und begann ihn zu zerfleiſchen. Vergebens verſuchte der Unglückliche denſelben zurückzuziehen. Die Wärter waren gezwungen, glühendes Eiſen in den Rachen des Thiers zu ſtoßen, ehe dies ſeine Beute losließ. Außerdem, daß der Arm von den Zähnen des Thiers fürchterlich zerfleiſcht war, war er auch aus den Schulterhöhlen geriſſen worden, ſo daß der herbeigerufene Arzt die Amputation für nothwendig erklärte. Hr. Martin befindet ſich in einem überaus lebensgefährlichen Zuſtande.

Eine Reiſe von Mühlhauſen nach Straßburg dauerte im Jahre 1500 acht Tage, 1600 ſechs Tage, 1700 vier Tage, 1800 zwei Tage und 1841 zwei Stunden.

(Markt Bibart in Franken.) Am 13. d. M. Abends, nachdem der Schnepfenſtrich beendigt war, kehrten die zwei Skribenten am hieſigen k. Landgerichte, Nuſch und Fiſcher, von der dem k. Civiladjunkten Hrn. Bauſewein gehörigen Jagd nach Hauſe zurück. Kaum aber verließen ſie ihren Stand und erreichten den Saum des Waldes, als plötzlich das Gewehr des Nuſch losging und den ihm vorangehenden Fiſcher dergeſtalt verwundete, daß er nach ſieben qualvollen Stunden ſeinen Geiſt aufgab. Der Verunglückte war ein noch junger Mann.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 30. März. Don Juan, große Oper in 2 Abth., Muſik von Mozart. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 89. Donnerstag, den 31. März 1842

Die Waise von San Lucar.

Eine Novelle aus der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, von ***

(Fortsetzung.)

So freudig auch Maria den Geliebten erwartete, und so glühend ihre Sehnsucht war, ihre Jungfräulichkeit widerstrebte dennoch einer Zusammenkunft in dem Heiligthume ihrer Gemächer. Sie erschrak heftig, als er jetzt eintrat; allein als er sich auf ein Knie niederließ und die Arme ausbreitete, da flog sie, alles vergessend, in die Arme, an das Herz des Mannes, den sie mehr liebte, als ihr eignes Leben.

Wie ganz anders kam er heute. Keine unnatürliche Farbe entstellte das blühend schöne Gesicht, um dessen Kinn der kastanienbraune Bart sich kräuselte, das so reizend beschattet war von dem Lockenhaar, welches lang auf seinen stolzen Nacken fiel.

In dem ersten Augenblicke des Entzückens sah sie nicht, daß er den linken Arm in der Binde trug.

Als sie es aber bemerkte, hätte sie fast laut aufgeschrieen. Antonio aber bedeckte den kleinen Mund mit Küssen.

„Was hast Du?" fragte sie.

„Dein Bräutigam hat mir dies Andenken hinterlassen!" sagte er lachend.

„Mein Bräutigam?" fragte erbleichend Maria. „Du meinst doch nicht etwa den Grafen Villareal? —"

„Den meine ich, Maria."

„Wo, ach Gott, wo trafst Du ihn? —"

„Zur See, Maria. Ich habe sein Schiff gekapert."

„Er ist in Deiner Gewalt? —" Sie hielt die Hand vor das Antlitz.

„Nein, Maria, er wird Dich nicht freien!"

„Ist er todt? Antonio, um der heiligen Jungfrau willen sage mir, fiel er durch Deine Hand? — Antonio, hast Du ihn getödtet, klebt sein Blut an Deiner Hand? —"

Angstvoll entwand sie sich seinem Arme.

Antonio legte die Rechte auf sein Herz und sagte: „Maria, soll ich Dir schwören, daß ich ihn nicht tödtete? —"

„Nein, Antonio, nein; schwöre nicht. Ich glaube Dir ja so gerne, Du betrügst mich nicht. Aber erzähle mir, ich bitte Dich! —"

Sie setzte sich zu ihm, und er erzählte ihr Alles bis auf's Kleinste. Sie zitterte, als sie von dem Kampfe hörte und fragte: „Ist die Wunde nicht gefährlich? —"

Als sie diese Beruhigung gewonnen hatte, mußte Antonio fortfahren.

Die Erzählung, womit er den Bischof auf eine gewisse Art gefoltert hatte, ergriff sie wunderbar, und als er ihr den Schluß mittheilte, übergoß sie eine Gluth der Scham, die sie nicht aufsehen ließ.

„So soll's werden, Maria!" schloß er.

„Ach, Antonio," seufzte sie, „welches Ende soll das gewinnen?"

„Das beste, Maria, das beste. Bist Du mein Weib, so kann keine Macht der Erde Dich mir nehmen, und alles Andere wird sich finden."

Er zog sie an seine Brust, und sie ließ es geschehen. „Gieb mir den Brautkuß, mein Bräutchen!" flehte der Glückliche, und ihre Lippen schlossen den ewigen Bund.

„Wie es also komme, Maria, ich zähle auf Deine Fassung, Deinen Muth!" sprach Antonio. Maria gelobte Alles, was er verlangte, und dann schied er.

„Wie willst Du hinabkommen?" fragte sie angstvoll.

„Hier ist eine Strickleiter," sagte Antonio, „die ich an die Gallerie befestige. Bin ich unten, so bindest Du sie los, und ich ziehe sie hinab."

So geschah es, und zwei dunkle Gestalten entfernten schnell die letzte Spur ihres und Antonio's Daseyns.

Es war an einem frühen Morgen, als im Angesichte Havannah's ein spanisches Schiff erschien, von dessen Masten die große Flagge des Reiches wehte, und dessen Takelwerk mit zahlreichen Wimpeln in den Farben des Hauses Villareal geschmückt war. Mit ein und zwanzig Kanonenschüssen begrüßte es die Stadt und das Hafenkastell, und eben so viele donnerten die Gegengrüße hinüber.

Der Adelantado trat freudigen Herzens auf den Balkon des Palastes, welcher den Hafen beherrschte, und bald erschien an seiner Seite eine weibliche Gestalt, deren Reize entzückend waren. Es war Maria. Sie fragte, was das Schießen bedeute.

„Dein Bräutigam nahet, Maria!" sagte der Vater, und sah lächelnd auf die Purpurgluth, welche das Antlitz bedeckte, welches sie zur Erde wandte.

Stolz schwamm das Schiff dem Hafen zu. Jetzt konnte man deutlich sehen, wie das Verdeck belebt war. Da standen

Digitized by Google

Hidalgos im Schmucke des dunkeln Nationalkoſtüms jener Tage, das ſo ungemein kleidſam war; aber unter ihnen erhob ſich eine faſt rieſige Geſtalt. Sie war ſchwarz gekleidet in venetianiſchen Sammt; ein ſeidener Mantel von hohem Roth hing um die Schultern, die Kette des goldenen Vließes prangte um den Nacken, und das mit edlen Steinen gezierte Vließ hing vor der Bruſt. Auf dem Kopfe trug die Geſtalt einen ſpitzen ſchwarzen Hut, von dem eine große Feder wehte. Ein koſtbares Schwert hing an der Seite, und im Gürtel blitzte der reichbeſetzte Griff eines großen Dolches. Der rothe Mantel bedeckte den linken Arm ſchier ganz, und nur den rechten ließ er frei. Es ſchien, als ſey dies abſichtlich geſchehen.

„Sieh, Maria," ſprach der Adelantado, „iſt nicht die edle Geſtalt der Graf? Du kennſt ihn von Angeſicht."

Kaum hörbar flüſterte Maria, den Blick ſenkend: „Er iſt es!"

„Wo aber mag der Biſchof ſeyn?" ſagte Ramon zu ſich. „Sollte er in der Cajüte ſich befinden?"

Er verweilte, bis das Schiff vor Anker ging, dann zog er ſich mit Marien zurück. Die Etiquette geſtattete ihm nicht, ſelbſt den ſehnlich Erwarteten entgegen zu gehen; aber er ſandte ſeinen Cameriere.

(Fortſetzung folgt.)

Mohammed II. erobert Konſtantinopel.

(Hiſtoriſche Skizze von C. Maclea.)

(Fortſetzung.)

Endlich waren ein Theil des feſten Thurmes am St. Romanusthor und die Stadtmauern zu ſeinen Seiten in Breſche gelegt, ſo daß ſich Belagerer und Belagerten ſehen konnten. Sogleich rückte aus dem feindlichen Lager auf Walzen ein hölzerner Thurm von großem Umfang heran, welcher gegen das Geſchoß der Griechen durch eine dreifache Bedeckung von Rindshäuten geſichert war, und Kriegsbedürfniſſe, Faſchinen und eine Abtheilung Kriegsleute in ſich ſchloß. An der Vorderſeite hatte der Thurm drei Thüren zum Ausfall und Rückzug der Soldaten und Arbeiter; innerhalb führte eine Treppe zu dem platten Dach, von welchem aus, mittelſt Winden, eine Sturmleiter erhöht und als Brücke auf den Wall nieder gelaſſen werden konnte. Geſchützt durch die unaufhörlichen Salven der Janitſcharen, welche ſich am Graben feſtgeſetzt hatten, rückte der wandernde Thurm glücklich bis zur Sturmlücke vor; aber nun entſtand ein wüthender Kampf zwiſchen den Chriſten und Mohammedanern, in welchem die letzteren bei einbrechender Nacht zurückgetrieben wurden, und ihnen nur die Hoffnung blieb, mit rückkehrendem Tag den Kampf mit entſchiedenerem Erfolg erneuern zu können. Aber der raſtloſe Kaiſer nützte mit ſeinen Kriegern klug die kurze Friſt, welche die Nacht ihm vergönnte, und als der Morgen anbrach, ſah Mohammed mit Staunen und Grimm, daß der Graben wie durch Zauberkunſt gereinigt und ausgebeſſert, der Romanusthurm auf's neue befeſtigt, ſein hölzerner Thurm aber zu Aſche gebrannt war.

Noch eine andere Demüthigung mußte der mächtige Sultan in dieſen Tagen von ſeinem ſchwächeren Feinde erfahren. Fünf Schiffe, welche Konſtantin in Morea und Sicilien unterhandelt hatte, nahten ſich, von geſchickten Steuermännern gelenkt, mit kühnen erprobten Soldaten und Seeleuten bemannt, mit Waizen, Gerſte, Wein, Oel und Vegetabilien befrachtet, der bedrängten Stadt. Die türkiſche Flotte hatte ſich am Eingang des Bosporus im Halbmond von einem Ufer an das andere ausgedehnt, um dem Geſchwader das Einlaufen unmöglich zu machen; aber unter fortwährendem Freudengeſchrei, von einem ſtarken Südwind begünſtigt, ſteuerten die fünf italiſchen Schiffe auf das Centrum der halbkreisförmigen Linie der weit überlegenen feindlichen Flotte los. Ein heftiger Kampf entbrannte, die gutgerichtete Artillerie der Chriſten beſtrich verheerend das Gewäſſer, und ihr flüſſiges Feuer ſtrömte auf die Köpfe der Muſelmänner nieder, welche, in der Abſicht zu entern, ſich zu nahe an ſie heran wagten. Unzählige Zuſchauer ſtanden auf dem europäiſchen und auf dem aſiatiſchen Ufer, auf den Wällen der Stadt wie auf den Schanzen des Lagers, dieſes ſchrecklich erhabene Schauſpiel geſpannt und mit verſchiedenen Empfindungen betrachtend. Der Sieg blieb nicht lange zweifelhaft. Zwei Angriffe der Türken wurden mit großem Verluſt zurückgeſchlagen, ihre Schlachtlinie durchbrochen, und ſtolz ſegelten die Sieger in den Bosporus, wo ſie hinter der ſichern Hafenkette ihre Anker warfen, und von dem Freudengeſchrei der Einwohner Konſtantinopels begrüßt wurden. Wuthſchnaubend hatte Mohammed, hoch zu Pferde, am Strande die Flucht der Seinigen erblickt; vergebens waren ſeine Verheißungen und Drohungen geweſen; die rohe Uebermacht hatte hier dem Genie und der Tapferkeit weichen müſſen, und ſein Grimm konnte ſich nur in kleinlicher Rache kühlen, indem er ſeinen Kapudan Paſcha für das verlorene Gefecht durch vier Sklaven auf der Erde ausrecken und ihm mit einem ſchweren goldenen Stabe hundert Streiche geben ließ, dann ihn ſeines Vermögens beraubte und in's Exil ſchickte.

Der hartnäckige Widerſtand der Belagerten, vereint mit den bedeutenden Verluſten, die er ſchon bei dieſer Belagerung erlitten, mußte endlich Mohammed ermüden; er fing bereits an, auf den Rückzug zu denken. Kalil Paſcha, der heimliche Chriſtenfreund, welcher fortwährend ein geheimes Verſtändniß mit dem byzantiniſchen Hofe unterhielt, ſuchte ſeinen Herrn in dieſem Vorhaben zu beſtärken. Da ſtachelte Zogan, der zweite Vezier, welcher den Großvezier zu verdrängen ſuchte, den Stolz und die Ehrſucht ſeines Gebieters; und Mohammed erklärte ſich aufs neue entſchloſſen, entweder unter den Mauern Konſtantinopels ſein Grab zu finden, oder ihrer Herr zu werden.

Da nun die Einnahme der Stadt nicht zu hoffen war, ſo lange ſie nicht zugleich vom Hafen aus angegriffen werden konnte, dieſer aber durch die unzerſprengbare Kette, welche noch durch die Flotte der Byzantiner vertheidigt wurde, unbezwingbar war, ſo befand ſich der Divan in nicht geringer Verlegenheit, wie dieſem Uebelſtande abzuhelfen ſey; zudem, da das griechiſche Geſchwader jeden Augenblick auslaufen konnte, um ein zweites Gefecht zu beginnen. Mohammed's Genie allein wußte einen Ausweg zu finden. Vom Bosporus, unterhalb des öſtlich gelegenen Ortes Diplacionion, über das hügeligte Terrain hinter Galata, durch Gebüſche und Geſträuche, ließ er nach dem obern Theile des Hafens eine Bahn machen, und dieſelbe mit ſtarken, dick mit Talg beſtrichenen Bohlen belegen. Nun wurden achtzig Fahrzeuge von dreißig bis fünfzig Rudern aus dem Bosporus an's Land gebracht, hinter einander auf Walzen gelegt, und durch die Kraft gehorchender Myriaden mittelſt Strängen und Hebeln vorwärts geſchoben; zwei Lenker oder Steuermänner ſtanden am Vor-

Digitized by Google

dertheil und am Hauptruder eines jeden Schiffes; die Segel wurden aufgespannt wie auf offenem Meer, und unter dem Schall der Trommeln und dem Gesang der Schiffer segelte die Flottille über Land.

(Fortsetzung folgt.)

Musik in Frankfurt a. M.

Das Stabat mater. — Die historische Akademie. — Die Hugenotten.

Die schöne Zeit des Osterfestes, die vielgepriesene, ist gewöhnlich eine nach außen hin unfreundliche, eine von kaltem Schneegestöber und Regen unangenehm durchschauerte. Zwar verkünden uns die ersten schwellenden Knospen den Frühling, aber er ist noch nicht erschienen und seine duftenden Blüthen sind noch ferne. Wir müssen daher am Osterfeste um so mehr nach geistiger Erhebung trachten, und diese wird bei der Poesie der Festfeier dem, welcher sie sucht, nicht entgehen. Zu solchen Erhebungen wird die Musik, die vom Himmel stammt, nicht wenig beitragen, und sie kann sich der Bedeutung eines Festes innig anschließen. In diesem Sinne wurde uns am Charfreitag ein Stabat mater vorgeführt, das wir als eine milde Frühlingsblüthe der Tonkunst begrüßen müssen.

Rossini's vielbesprochenes Stabat mater fand eine entschieden günstige Aufnahme. Was zuvörderst den Charakter dieser Tonschöpfung betrifft, so mag sie den Anforderungen der Rigoristen an einen strengen und durch hohen Ernst und Einfachheit imponirenden Kirchenstyl wohl nicht entsprechen. Es würde indessen schwer zu beweisen seyn, daß jener ältere Kirchenstyl der einzig richtige sey, und warum sollten Andacht und Herzinnigkeit gerade an gewisse, ein Mal angenommene Formen gebunden seyn? Warum sollte die Kirchenmusik nicht auch in freundlichem, modernem Gewande erscheinen dürfen, wofern sie nur ihrer Würde sich nicht begiebt? Sehen wir uns in Gottes weiter und schöner Welt um! Sind es nur die ewigen Sterne, das erhabene Meer und die ragenden Gebirge, die den Herrn loben, oder ist es auch das freundliche Blumenthal und der sangbeliebte Hain? Ernstes und Mildes gelten in der Natur, und stimmen unser Gemüth, warum nicht auch in der Kunst? Dazu kommt noch, daß unsere Frömmigkeit nicht mehr den düstern und melancholischen Charakter trägt, wie die von früheren Jahrhunderten. Sonst war die Andacht eine zerknirschte und thränenreiche Büßerin, die sich klagend, reuevoll und belastet zur Erde warf; jetzt ist sie eine ruhige Beterin, die sich Blumen um Haupt und Gewand geflochten hat, und die an das Jenseits glaubt, ohne an dem Diesseits zu verzweifeln. Wie unsere Frömmigkeit, so ist auch unsere Kunst heiterer geworden; wer aber noch den Glauben in sich trägt, der wird ihn auch unter diesen freundlicheren Formen bewahren können. Wenn sich Rossini der Richtung seiner Zeit angeschlossen und von dem finsteren Ernste einer früheren entfernt hat, warum sollten wir ihm einen Vorwurf daraus machen, und warum sollten uns die edlen und rührenden Melodien und harmonischen Klänge seines „Stabat" nicht erheben und erbauen können? Nimmt man noch hinzu, daß diese Musik in den Hallen eines Domes eine höhere Weihe haben muß, als in den Räumen eines Schauspielhauses, so wird man ihren festlichen Charakter nicht in Abrede stellen. Wenn auch der Componist stellenweise in's Gebiet der Konzertmusik übergestreift, so hat er doch im Ganzen einen würdigen und frommen Ausdruck festgehalten. Was die einzelnen Nummern und die vielen Schönheiten derselben betrifft, so verläugnet sich der geniale Meister nicht, und eine in's Detail eingehende Kritik würde dessen, was ihres vollen Lobes werth, nicht wenig finden.

Die Wiederholung der von Hrn. Kapellmeister Guhr arrangirten chronologischen Akademie wurde ebenfalls sehr beifällig aufgenommen und erreichte ihren Zweck, in den gewöhnlichen Gang der Conzerte eine Abwechslung zu bringen und den Musikfreunden einen bunten Blumenstrauß darzureichen. Daß die Auswahl nicht erschöpfend und Alles umfassend seyn konnte, versteht sich von selbst; aber wir können unsere systematische Natur nun einmal nicht verläugnen, und haben immer in der einen Hand unser Compendium. — Die Aufführung von Meyerbeer's „Hugenotten" machte ein so überfülltes Haus, wie wir es seit langer Zeit nicht gesehen, und die oft besprochene originelle und imposante Composition fand ihre Würdigung.

In solcher Weise wurden uns während der Feiertage musikalische Genüsse geboten, deren Interesse vielseitigen Anklang gefunden und uns zu Dank verpflichtet hat gegen Hrn. Kapellmeister Guhr, dessen eifrige Wirksamkeit, Geschmack und Gewandtheit als Dirigent nach Verdienst gerühmt werden dürfen. Hr. Guhr besitzt außer künstlerischer Einsicht und praktischer Erfahrung das Talent, seinem Opernpersonal Lust und Liebe zur Sache einzuflößen und die Kräfte desselben so zu verwenden, daß wir eine Vergleichung unserer Opernleistung mit denen der bedeutendsten Bühnen nicht zu fürchten haben; möge er im Bewußtseyn, uns fortwährend anziehende Kunstgenüsse zu bereiten, den schönsten Lohn finden! —

Bei den genannten Musikaufführungen wirkten erfolgreich mit: Dem. Rudersdorff, die eben so brillante, als an geistvollem Ausdruck reiche Sängerin; Dem. Capitain, die den Weg zum Herzen immer zu finden weiß und durch edle Lyrik erfreut; Dem. Kratky, die mit Geschmack und gediegener Schule stets fest und präcis wirkende Virtuosin, und Dem. Neukäufler, die besonders in den „Hugenotten" beifällig sang; ferner die Herren Pischek, unser beliebter, durch Frische und schöne Haltung des Gesangs anziehender Baritonist; Oettmer, der wackere und kräftige Sänger, den wir nun leider bald verlieren; Wiegand mit lieblicher Stimme und gutem Ausdruck; Chrudimsky, welcher bei dem heutigen Mangel an Tenoristen und bei vielen seiner werthvollen Leistungen die beste Beachtung verdient, und Caspari, ein zarter und für lyrische Partieen sehr geeigneter Tenor, u. A. Eine detaillirte Besprechung würde zu weit führen und es mögen diese Andeutungen daher genügen. W.

Mannichfaltigkeiten.

Wer hat mehr Geld verdient: Columbus mit der Entdeckung, oder Fanny Elsler mit der Verrückung von Amerika?

Digitized by Google

„Ueberzeugungen eines Israeliten gegenüber dem Proselytenthum. Erwiederung auf eine Schrift des Hrn. Dr. W. B. Fränkel; von L. H. Löwenstein; Rödelheim, bei J. Lehrberger u. Comp. 1842.“ Ein wohlbekanntes Treiben, welches sich seit einiger Zeit, als eine traurige Anomalie in der Geschichte eines aufgeklärten Jahrhunderts, wieder kundzugeben begonnen und, wie eine bittere Erfahrung leider nicht verkennen läßt, gar nicht ohne merkliche nachtheilige Einflüsse auf öffentliche Lebensverhältnisse geblieben ist, veranlaßte die gegenwärtige Abhandlung über Gegenstände, welche allerdings, dem wahrhaften Erforderniß der Zeit gemäß, billigerweise längst als abgethan betrachtet und außer aller Erörterung gesetzt seyn sollten. Bis jedoch die Gesellschaft jene so wünschenswerthe Höhe der Bildung erreicht haben wird, auf welcher Diskussionen solcher Gattung in der That als unzeitig erscheinen werden, bleibt es Nothwendigkeit und Pflicht, der pomphaften und scheinheiligen Sprache eines retrograden Bedrückungs- und Verfinsterungssystems gegenüber, auch die freimüthige Stimme der Wahrheit und der Gerechtigkeit so laut und so kräftig, als man es nur immer vermag, ertönen zu lassen. Dies die Grundsätze, welche der vorliegenden gehaltvollen Brochure ihre Entstehung gegeben und deren Inhalt diktirt haben.

Der deutsche Dichter und ungarische Patriarch Ladislaus von Pyrker hat sein Haus in Wien dem dortigen Blindeninstitut zum Geschenk gemacht, doch trägt die Stiftung nicht seinen, sondern den Namen des Kaisers Franz.

Korrespondenz.

München, 23. März.

Der Herzog von Modena und sein Sohn, der Erbprinz, haben sich hier bei verschiedenen Gelegenheiten öffentlich gezeigt. Dem großen Konzert am Palmsonntag, dessen vortreffliche Ausführung bei allen Musikkennern einstimmige Anerkennung fand, wohnten beide hohe Gäste mit sämmtlichen Mitgliedern der königlichen Familie bei. Der Herzog ist ein hagerer, ältlicher Mann von auffallend düsterer Miene und ganz italienischer Physiognomie; er besucht auch fleißig die Messe. Der Erbprinz sieht seinem Vater ungemein ähnlich. — Die Ernennung des Freihrn. v. Freyberg zum interimistischen Vorstand der k. Academie der Wissenschaften (welche Stelle seit Schellings Abwesenheit Thiersch versah) macht hier viel zu reden. Thiersch soll sich dadurch tief gekränkt fühlen. — Vor einigen Tagen war der durch seine gelehrten Arbeiten über Algerien und besonders durch seine geistvollen Briefe aus Constantine in der Augsburger Allg. Ztg. bekannte Naturforscher und Reisende Dr. Moriz Wagner hier anwesend. Derselbe hat seine Reise über Wien nach dem Kaukasus angetreten und wird unter dem Schutz der russischen Regierung über die Küstenländer des schwarzen und kaspischen Meeres, Armenien und Kleinasien naturhistorische Untersuchungen anstellen. Von diesem tüchtigen jungen Forscher lassen sich interessante Resultate über jene noch immer wenig bekannten Länder erwarten. Thiersch führte den Reisenden beim letzten Gastmahl der Gesellschaft der »Zwanglosen« ein und brachte auf den glücklichen Erfolg seines neuen wissenschaftlichen Unternehmens einen Toast aus, der mit Enthusiasmus aufgenommen wurde. — Ein ausgezeichneter junger Sprachforscher, Dr. Kutschek von hier, beabsichtigt, eine Reise nach Afrika im Interesse der Ethnographie und Sprachenkunde zu machen. In den Verhandlungen der Academie der Wissenschaften geschah der bedeutenden Leistungen dieses Philologen öfters Erwähnung. Derselbe war früher Erzieher der drei Neger, welche Herzog Maximilian von Bayern aus Aegypten mitgebracht hatte. Seine Forschungen über die Sprachen dieser Eingebornen des Sudan lieferten bereits merkwürdige Ergebnisse, wurden aber leider durch eine Veränderung der Lebensweise dieser Neger, die seitdem in Bedientenlivreen gesteckt worden sind, unterbrochen. Jetzt ist Hrn. Kutschek sogar der Zutritt zu seinen ehemaligen Zöglingen untersagt. — Von dem bekannten Historiker Professor Gallmeyer sind Nachrichten aus Athen eingelaufen, denen zufolge er seine Heimreise demnächst antreten wird.

Frankfurt, im März.

Auf unserer nun begonnenen Ostermesse findet man unter andern Sehenswürdigkeiten als bemerkenswerth: 1) Erneuerte Darstellungen der Gallerien römischer Bildhauerkunstwerke durch Hrn. Alexandre mit dessen Familie; alle mögliche Stellungen und Gruppirungen von Gypsfiguren werden hier täuschend nachgeahmt. — 2) Pariser Diorama, worin u. A. ein mitternächtlicher Meßdienst in der Pariser Kirche St. Etienne-du-Mont, der Brand von Moskau, der Vendome-Platz, der Concordeplatz zu Paris.

Räthsel.

Heute neu und morgen alt,
Tausendfältig an Gestalt,
Bin ich überall zu finden;
Immer wechselnd wie die Zeit;
Allenthalben nah und weit,
Muß ich kommen und verschwinden.

Alles weiß ich, was geschah,
Sey es ferne oder nah,
Sey es Wahrheit oder Lüge,
Sey's verborgen oder nicht,
Ueber Alles geb' ich Licht,
Schließe Frieden, mache Kriege.

Wo die Göttin Fama thront
Und dem Spiel die Langweil' frohnt,
Hat die Neugier mich gedungen;
Hunderthändig her um sich
Greift sie, hält und wendet mich,
Frägt mich aus nach allen Zungen.

Oft auch werd' ich ein Prophet,
Plaud're aus dem Kabinet,
Bin bald albern und bald weise.
Nach mir suchet jeder Stand,
Kutte, Kittel, Ordensband,
Männer, Weiber, Knaben, Greise.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 31. März. Steffen Langer aus Glogau, oder: Der holländische Kamin, Originallustspiel in 4 Akten, mit einem Vorspiel: Der Kaiser und der Seiler, in 1 Act, von Chazl. Birch-Pfeiffer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 90. Freitag, den 1. April 1842

Der Staatsmann. *)

Von Freiherrn von Pechlin.

Ein Staatsmann auf der Zeiten Höhe,
In dessen Geist die Weltgeschicke
Sich spiegeln wie in klarster Nähe,
Der überwacht mit sichrem Blicke
Die Phasen ihrer Wechselfälle,
Daß er sie lenke in's Gelleise,
Gehört als Stern von erster Helle
Der Poesie geweihtem Kreise.
Wohl tauchen aus des Lichtes Fluten,
Die strömen durch die Zeitgeschichte,
Talente, die den Glanz des Guten
Verhaurtichen mit dem Gewichte
Von Kräften, welche Reiche stützen.
Doch nur zu häufig glich ihr Leuchten
Der Meteore Flammenblitzen,
Und ihres Sturzes Quellen zeugten,
Daß sie vom hohen Stande sanken
Von Leidenschaften fortgerissen,
Weil sie den Schaum vom Becher tranken,
Den diese zu kredenzen wissen.

Erfahrner, reifer Staatskunst Sphäre
Liegt höher, als die Nebel ziehen —
Der Dunst aus einem trüben Meere —
Die oft als Wetterwolken glühen
Und sich in drohenden Gestalten
Am Horizonte finster thürmen,
Meist aber wie ein Rausch erkalten
Nach ausgehaltnen ersten Stürmen.
Auch schaut, beim Ausbruch unerschrocken,
Das Auge in der Aetherklarheit,
Ohn' an den Nebelhöh'n zu stocken,
Nur auf der Dinge inn're Wahrheit.

Wir brauchen Namen nicht zu nennen;
Wenn wir zurück und vor uns blicken,
Wird Jeder leicht den Mann erkennen,
Dem dieser Stand allein mocht' glücken.
Er ward am ächten Gold nicht irre,
Das glänzte in den Siegesjahren,
Die aus der Politik Gewirre
Ein freies Deutschland uns gebaren.

Eroberungsreiz konnt' für's Beginnen,
Mit fremden Gränzen frei zu schalten,
Nie seine Stimme sich gewinnen,
Und ward von ihm im Zaum gehalten.
Bewahrung jedes Rechtbestandes,
Bei der Gesetze offnen Wegen,
War ihm die Kraft des Staatsverbandes,
War ihm das Heil, der wahre Segen.
An diesen hehren Pfeilern rüttein,
Um nach der Freiheit hohlstem Rufe
Das Joch der Knechtschaft abzuschütteln,
Hieß ihm des Schwindels höchste Stufe.
Bewahrt ward Deutschland vor dem Schwanken,
Worin Begriff und Wunsch verfallen
Bei einer Presse ohne Schranken,
Und so nur mochte wiederhallen,
Als jüngst erklangen Kriegestöne,
Die Antwort wie aus Einem Herzen,
Daß man nicht straflos Deutschland höhne,
Dem's nun genug sey mit dem Scherzen.
Kein Anstoß kam durch Machtgebote,
Die Mahnung scholl aus allen Gauen;
Denn schweigend harrte der Pilote,
Ein freies Zeichen zu erschauen.
Ein Schaufblick mocht' allein gewahren,
Daß wohl die Glut im Rauch verdampfe;
Drum wollt' er unsre Schätze sparen,
Doch stehn das Volk bereit zum Kampfe.
Und es erstand im Selbstgefühle,
Gerüstet erst nach stolzer Weile,
Die Franken legten sich zum Ziele;
Wir kennen uns zu Deutschlands Heile.

Und alle Zeichen deuten weiter
Auf Glanz und Ruhm des Vaterlandes.
O bleib ihm lange nur der Leiter,
Der Bürge unsres Bruderbandes!

*) Nach dem Morgenblatt.

Die Waise von San Lucar.

Eine Novelle aus der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, von ***

(Fortsetzung.)

Ganz Havannah stand auf den Hafendämmen und sah der Ausschiffung zu. Es war kein Geheimniß mehr, wer da komme. Hinter den Behängen der Fenster des Schlosses lauschte ein liebendes Herz, das zu zerspringen drohte in dem Widerstreite der Gefühle. Ihre Verbindung mit Antonio

Digitized by Google

erschien ihr strafbar, und doch gebot sie das Herz wieder, und nur so sah sie die Möglichkeit, das gut zu machen, was ihr Vater an ihm gesündigt. Doch alle diese Gedanken traten jetzt in den Hintergrund, als sie das Wohlgefallen des Volkes an dem Manne ihrer Liebe sah — und wirklich, schöner hatte sie ihn nie gesehen. Es lag ein Stolz, eine Würde in seinem Wesen, die wahrhaft königlich waren. Das Volk jauchzte ihm auf dem Wege vom Hafen bis zum nahen Schlosse des Adelantado seinen Beifall zu.

Jetzt nahte sich der Zug dem Portale des Schlosses, wo der Adelantado stand. Als er den herrlichen Mann sah, der mit dem Zeichen tiefer Ehrerbietung ihm nahte, da bewegte sich sein Herz in seliger Freude; denn einen schöneren hatte er nie gesehen.

„Seyd willkommen, Graf und Vetter, auf Cuba," sprach er mit großer Freundlichkeit. Er wollte seine linke Hand fassen und ihn an seiner rechten Seite in das Gemach leiten, aber Antonio ächzte.

Jetzt sah Don Ramon erst, daß er den Arm in der Binde trug.

„Wie?" rief der Adelantado, „Ihr seyd verwundet?"

„Erlaubt, Excellenza," sprach Antonio, „daß ich Euch in Euren Gemächern Eröffnungen mache, die Euer Erstaunen nicht wenig rege machen werden."

Sie traten jetzt in das Gemach, wo der Adelantado bei feierlichen Veranlassungen zu empfangen pflegte, in welchem eine steife, aber wahrhaft königliche Pracht herrschte.

Jetzt ließ sich Graf Villareal das Wamms von seinem Cameriere aufknöpfen, und überreichte vor allem in der kostbaren Tasche die Depeschen.

Als er sie gelesen, überflog sein Auge den Kreis der Begleiter Antonio's, welche, etwa zehn an der Zahl, in einer ehrerbietigen Ferne standen.

„Bei San Jago di Compostella!" rief Don Ramon de Quevada, „ich erstaune höchlich, daß ich hier eine größere Anzahl edler Namen finde, als mein Auge Personen sieht — und die Hauptperson fehlt, der hochwürdigste Bischof."

Antonio stellte die Anwesenden vor.

„Aber wo sind die Fehlenden?" fragte in höchster Spannung der Adelantado.

„Gott sey ihren Seelen gnädig!" war Antonio's Antwort. „Ich will in der Kathedrale reiche Messen für die Gefallenen stiften."

„Für die Gefallenen? Graf Villareal, Ihr redet in unlösbaren Räthseln."

„Wir haben diesseits der kanarischen Inseln," hob nun Antonio an, „einen Kampf bestanden mit dem Seeräuber, der mit Recht den Namen „Hai" trägt — einen Kampf, der für uns höchst gefährlich war, da der Freibeuter mit weit zahlreicheren Coronaden besetzt war, als unser Schiff; aber wir stritten wie Männer, die edle Namen würdig tragen. Diese Hand hat den Hai gefällt, als er eben dem hochwürdigsten Bischof das geweihte Haupt gespaltet. Nachdem ihr Haupt gefallen war, flohen die Räuber, die schon glücklich geentert hatten, und wir, zwar zahlreich gelichtet, blieben Sieger. Hätte nicht eine so vermaledeite Klinge meinen Arm verwundet, ich würde die hohe Genugthuung gehabt haben, Euch das Schiff selbst in den Hafen gebracht zu haben. Nach einem solchen Kampfe aber waren wir alle erschöpft, und der Schmerz um den Verlust der Gefallenen lähmte unsere Thatkraft. Sie entflohen."

„Um aller Heiligen willen!" rief Don Ramon aus. „Was sagt Ihr? Der Bischof todt? Von Seeräuberhand ermordet? Heilige Maria von Guadaloupe, mußte den edeln Mann solch ein Geschick treffen? Habt Ihr denn seinen Leib mitgebracht, daß er nach Würden in heiliger Erde ruhe? —"

„Das ist's, was mein Herz mit Kummer erfüllt," sprach Antonio. „Wir wollten das; aber, Excellenza, bedenkt die schwüle Hitze des Schiffsraums in diesen Breitegraden, und Ihr werdet es natürlich und begreiflich finden, daß, wollten wir nicht Alle durch die verpestete Luft den Tod uns holen, so mußten wir, nach Seemannsbrauch, ihn in die nächste Tiefe statt in geweihte Erde senken; aber die Gebete der Kirche sind gesprochen worden und die Kanonen haben statt des Glockengeläutes mit ihrem Donner die niederbeugende Feier begleitet."

Der Adelantado vergaß in seiner Bestürzung alle Vorschriften der Etiquette. Er rannte im Zimmer umher wie ein Wahnsinniger. Er sah nicht, daß die sämmtlichen geistlichen und weltlichen Auctoritäten in den Saal traten, die nicht begriffen, was den sonst so eisernen Mann dermaßen aus aller gewöhnlichen Haltung brachte.

Als er sie endlich sah, suchte er sich zu sammeln. Er stellte den Grafen Villareal als seinen künftigen Eidam vor, und theilte dann den Versammelten das Geschick mit, welches den Bischof betroffen.

(Fortsetzung folgt.)

Mohammed II. erobert Konstantinopel.

(Historische Skizze von E. Maclea.)

(Fortsetzung.)

Das herkulische Unternehmen wurde unter Bedeckung einiger Kanonen und einer großen Menge kleinen Gewehrs in einer einzigen Nacht vollbracht, und so vollkommen geleitet, daß die Belagerten dasselbe nicht zu vereiteln vermochten. Die Genueser in Galata allein hätten ihm erfolgreichen Widerstand leisten können; aber die selbstsüchtigen Kaufleute glaubten dem mächtigen Feind sich gefällig erweisen zu müssen, um von demselben, wenn es ihm gelänge, sich zum Herrn der Stadt zu machen, Schonung für sich und ihre Reichthümer erwarten zu dürfen.

Als der Plan Mohammeds glücklich zur Ausführung gekommen war, ertönte das ganze Lager wieder von großem Frohlocken und Freudengeschrei, aber in Konstantinopel herrschte Schrecken und Muthlosigkeit; man sah das Verderben allmählig näher schreiten. Giustiniani sah ein, daß er die Osmanen um jeden Preis aus der neu errungenen Position wieder vertreiben müsse, wenn seine Vertheidigung der Stadt ferner noch erfolgreich seyn sollte. Er beschloß daher, die türkische Escadre, so wie die als schwimmende Batterie dienende Brücke, welche Mohammed noch an demselben Tage aus tausend Tonnen und vielen Balken und Bohlen über dem schmalsten Theil des Hafens hatte zusammen fügen lassen, um eine bequeme Communication zwischen dem Hauptlager, der Flottille und dem Lager des Großveziers zu haben, zu vernichten und zu verbren-

Digitized by Google

nun. Das beabsichtigte Unternehmen des Oberfeldherrn wurde indessen wieder von den Genuesern in Galata an die Türken verrathen, und die Feinde waren wohl auf ihrer Hut. Als sich um Mitternacht die zu diesem Zwecke ausgerüsteten Gallionen der Byzantiner nahten, empfing sie ein so heftiges Geschützfeuer, daß ihre vordersten Schiffe in den Grund gebohrt oder genommen wurden und das ganze Vorhaben mißlang. Vierzig der edelsten Jünglinge Italiens und Griechenlands waren dabei in die Hände der Türken gefallen, welche der Sultan auf die grausamste Weise ermorden ließ. So treulos indessen die meisten Bewohner Galata's gegen die Griechen handelten, so gab es doch auch Viele, welche eben so treulos gegen die Türken waren, indem sie denselben Lebensmittel und andere Bedürfnisse verkauften, dann wieder heimlich nach Konstantinopel gingen, und tapfer gegen sie fochten.

IV.

Seit vierzig Tagen schon war die alte Welthauptstadt eingeschlossen, und ihren muthigen Vertheidigern in dieser ganzen Zeit keine ruhige Stunde geblieben; Tag und Nacht waren sie beschäftigt gewesen, die Sturmlücken wieder auszufüllen, Gegenminen zu graben, oder mit den Waffen in der Faust die Feinde auszutreiben; aber alle ihre Anstrengungen reichten am Ende nicht mehr aus, das Unabwendbare abzuwenden. Vier der stärksten Basteien hatte das Geschütz der Feinde niedergeworfen, und Mauern und Wälle waren zu Schutthaufen geworden. Die Stimmung des Volk war zerrissen wie ihre Mauern. Haß und Zwietracht herrschten in der Stadt unter dem Adel, Unzufriedenheit unter dem Volk, Meuterei unter den genuesischen und venetianischen Hülfsvölkern, welche ihren rückständigen Sold verlangten. Konstantin sah sich genöthigt, die reichen Kirchengeräthe, unter dem Versprechen einer vierfachen Wiedererstattung zu veräußern, um die ungestümen Mahner zu befriedigen, wodurch die Geistlichkeit noch mehr gegen ihn aufgereizt wurde. Giustiniani und der byzantinische Großherzog Notaras, welch' letzterer viel Stolz und Anmaßung, aber wenig Einsicht und Talent besaß, lebten in offnem Zwist miteinander und beschuldigten sich wechselseitig der Verrätherei und Feigheit: Angreifer und Vertheidiger schienen sich vereinigt zu haben, den letzten Tag des Reiches der Römer zu beschleunigen.

Mehrmals hatte der Kaiser mit dem furchtbaren Dränger zu unterhandeln versucht, und ihm alles geboten, was mit der Kaiserwürde sich vereinbaren ließ: Tribut und Vasallenschaft. Aber Mohammed wollte unbedingt Konstantinopel, und seine Schaaren dessen Schätze. Indessen da der Sultan gerne seine Leute geschont hätte, so bot er Konstantin für die Uebergabe seiner Hauptstadt eine anderweitige Entschädigung, seinem Volk freie Duldung oder sichern Abzug; der hochherzige Kaiser fand diesen Vorschlag ungenügend und entehrend, und so blieben die Unterhandlungen fruchtlos.

Mohammed beschloß nun, in einem allgemeinen Sturm der Herrschaft der letzten Römer ein Ende zu machen, und wählte aus astronomischen Grillen den neunundzwanzigsten Mai zu dem entscheidenden Tag. Am Abend des 27. ließ er seine vornehmsten Kriegsobersten zu sich rufen, machte sie mit seinem Willen bekannt, und ertheilte ihnen seine Befehle. Die Janitscharen und übrigen Kriegsvölker wurden zu dem bevorstehenden Entscheidungskampf durch eine Menge Derwische, welche die Soldaten in ihren Zelten besuchten, fanatisirt. Für den von den Ungläubigen zu empfangenden Märtyrertod wurde als unfehlbarer Lohn das ewige Paradies verheißen mit seinen klaren kühlen Flüssen, mit seinen schattigen Bäumen und schwarzäugigen Jungfrauen. Doch nicht allein die Verheißungen himmlischer Belohnungen begeisterten das Heer zum Kampf; der Sultan versprach ihm für den Sieg auch irdische Schätze und Schönheiten. „Die Stadt mit ihren Gebäuden gehört mir," ließ er sich gegen seine Soldaten vernehmen, „aber euer Tapferkeit überlasse ich die Beute, die Schätze an Gold und Schönheit, die sie enthält; ihr sollt reich und glücklich werden. Der Unerschrockene, der die Mauern zuerst ersteigt, fordere die schönste und reichste Statthalterschaft meiner Provinzen, ich will sie ihm geben; die kühnsten und muthigsten Krieger wird meine Dankbarkeit mit Ehre und Glücksgütern überhäufen; aber der Fliehende und Ueberläufer, und stünden ihm die Schwingen eines Adlers zu Gebot, soll meiner strafenden Gerechtigkeit nicht entrinnen." So viele und triftige Beweggründe verbreiteten unter den Osmanen eine allgemeine Kampfbegier, und laut erscholl das Kriegsgeschrei zu See und Land, von Galata bis zu den sieben Thürmen: „Gott ist Gott, und Mohammed sein Prophet!"

Ein anderes Schauspiel bot das unglückliche Konstantinopel dar. Das Volk rannte bleich, schreiend und wehklagend umher, trug in feierlichem Aufzug das Bild der heiligen Jungfrau durch die Straßen, und flehte um ihren Schutz und Beistand. Viele verwünschten den Kaiser, oder fluchten ihm, daß er sie nicht bereitwillig und zu rechter Zeit der türkischen Sklaverei übergeben habe.

Konstantin Paläologus, glücklicherer Zeiten und eines bessern Looses würdig, beschied am Vorabend des 29. Mai den Großdux Notaras, den Fürsten Kantakuzenus mit den edelsten Griechen, wie auch Giustiniani und seine vornehmsten Offiziere in den kaiserlichen Palast. Die Versammlung war ernst und düster gestimmt. Paläologus suchte in einer kraftvollen Rede die Brust seiner Kampfgenossen mit der Hoffnung des Sieges zu erfüllen, die er in der eignen selbst nicht mehr hegte. Die Anwesenden, obgleich nichts mehr von der Gunst des Schicksals erwartend, waren doch einmüthig des Willens, fest bei dem hochherzigen Kaiser auszudauern, und erforderlichen Falles sich mit ihm unter den Trümmern Konstantinopels zu begraben. Sie umarmten sich, und ohne Rücksicht auf ihre Familien und ihr Vermögen weihten sie sich dem Tod. Entschlossen und auf das Aeußerste gefaßt, kehrten sie nach ihren Posten zurück, um mit ihren Leuten die Nacht über zu wachen und den Angriff des Feindes zu erwarten. Der Kaiser aber begab sich mit einigen Getreuen in die Sophienkirche, empfing unter inbrünstigem Gebet das heilige Abendmahl, und nachdem er in seinem Palast einer kurzen Ruhe gepflogen hatte, bestieg er sein Roß, um die Wachen zu besichtigen und die Bewegungen des Feindes zu erforschen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Seltsame Entweichung.) Eine barmherzige Schwester, berichtet die Gazette de Tribunaux, deren besonderes Geschäft es ist, Trost und Hülfe in die Gemächer des Elends

Digitized by Google

und des Jammers zu bringen, begab sich unlängst nach dem Gefängnisse Saint Lazare, um unter die dort eingesperrten Weibspersonen einiges Almosen zu vertheilen. Im Vorsaal des Gefängnisses legte sie ihren Hut, an dem ein schwarzer Spitzenschleier befestigt war, und ihren Pelzmantel von sich, und ging dann, von einer andern Schwester begleitet, in die Gefängnißzimmer, um ihr frommes Geschäft zu vollziehen. Eine gefangene Weibsperson, die alle ihre Bewegungen auskspionirt hatte, benutzte die augenblickliche Abwesenheit der Schwester, zog sogleich die abgelegten Kleidungsstücke an, hüllte sich dicht in den Schleier, präsentirte sich an der Ausgangsthüre, die sogleich geöffnet wurde, und da die Gefängnißwärter keinen Betrug ahnen konnten, war auch die Gefangene bald verschwunden.

Ein empörendes Seitenstück zu jener Annonce Jos. W. Bells in Albany, „daß er Hunde verleihe, die zum Treiben und Fangen entlaufener Neger abgerichtet sind — 5 Dollars für's Jagen, 20 für's Einbringen," ist folgende Geschichte: In der französischen Colonie Guadeloupe ging in jüngster Zeit der Pflanzer Bonneuil auf die Menschenjagd, d. h. um entlaufene Neger zu fangen. Das schwarze Wild wird gehetzt, und der Jäger schießt einige Stück. Hierüber vor Gericht belangt wegen Sklavenmord, gewinnt er den Prozeß (die aus Pflanzern gewählten Beisitzer des Criminalgerichts haben nämlich dort 4 Stimmen gegen 3) und am andern Tage wird er — in den Colonialrath gewählt!

Als Beispiel, wie gering in England bei manchen Arbeitszweigen der Verdienst ist, führt der „Essex Standard" an, daß zu Stratford mehr als 1000 Personen mit Schnürbrustmachen beschäftigt sind, daß sich aber ihr täglicher Erwerb bei zwölfstündiger Arbeit im Durchschnitte nicht auf $2^1/_2$ Pence (2 Sgr.) beläuft.

Korrespondenz.

Mainz, 25. März.

Welchen Aufschwung das gewerbliche Leben unserer Stadt schon in nächster Zukunft nehmen werde, davon zeugt am besten die immer steigende Zahl der als Mitglieder für die hiesige Localsection des großh. Gewerbevereines sich meldenden Geschäftsleute; davon zeugt aber auch der Anklang, den ein seit Februar letzthin hier im Seifert'schen Verlage erscheinendes, dem Gewerbstande insbesondere gewidmetes Blatt, der Gemeinnützige, allenthalben findet. Und in der That, was könnte dem Gewerbtreibenden willkommener seyn, als ein Organ zu besitzen, das sich über seine theuersten Interessen, über seine materiellen Verhältnisse, diese Grundlage aller Wohlfahrt und allen, selbst des geistigen Fortschritts, in verständlichem Tone auszusprechen versteht. Daß solches, Klarheit nämlich und stete Berücksichtigung des Leserkreises, durchgreifende Tendenz dieses Blattes zu seyn scheint, geht aus dem Inhalte der bisher erschienenen vier Probenummern hervor. Denn wir begegnen da einem Gewerbsteuergesetze für das Großherzogthum Hessen, das in seiner ganzen Ausdehnung mitgetheilt ist, wir begegnen vielen lichten, den Zeitbedürfnissen angemessenen Ideen über Industrie-Ausstellungen, wir finden einen anziehenden Aufsatz über die sogenannte Pinakotypie oder die Kunst des Gemäldedruckes, eine neue vielversprechende Erfindung des Malers Seydert aus Heidelberg, und endlich eine für den engen Raum der vier Blätter sehr bedeutende Masse von kleinern, dem Haushalte und der Werkstätte gewidmeten Vorschriften und Recepten. Fährt der Gemeinnützige fort, in dieser Weise bei billigem Preise das Nothwendige mit dem Nützlichen und Interessanten zu verbinden, so kann es nicht fehlen, daß er bald der Hausfreund aller hiesigen Gewerbtreibenden ist. K.

Breslau, 24. März.

Seit dem 22. Februar ist die »Geisterbraute«, Oper in 4 Acten von Sr. königl. Hoh. dem Herzog Eugen von Würtemberg, neunmal, bei ungeheurem Zudrange des Publikums, aufgeführt worden. Die Musik trägt durchgängig jenen gemüthlichen, seelenvollen Charakter, welchen man namentlich als den deutschen zu nennen gewohnt ist. Die Chöre und Märsche sind sämmtlich von ausgezeichneter Wirkung, so wie überhaupt die Composition eine Tiefe künstlerischer Productivität verräth, welche sie stets den geschätztesten Meisterwerken deutscher Tonkunst an die Seite setzen wird. Referent kennt eine große Anzahl von Musikfreunden, welche keine Vorstellung versäumen und dieses Werk in allen seinen Einzelnheiten förmlich studiren — gewiß der schlagendste Beweis für die Vortrefflichkeit der Tondichtung. Rechnen wir nun noch dazu, daß alle Effectmacherei, jedes Haschen nach paradoxen Uebergängen, durch welche sich wohl unsere neuesten Zugstücke auszeichnen, vermieden ist, so dürfen wir kühn behaupten, daß in diesem Falle die Gediegenheit und uninteressirte, aus reinem künstlerischen Drange hervorgegangene Schöpfung bei unserm Publikum über allen jenen Flitterstaat auffallender Figuren und sentimentalen Gejammers den glänzendsten Sieg davon getragen hat. Gibt sich ein Künstler einmal mit voller Seele seinem Werke hin, so wird auch der Anklang von Außen niemals fehlen. Ueber die wahrhaft prachtvolle Ausstattung der Oper ist hier nur eine Stimme der Bewunderung, und es dürfte z. B. nur wenige Theater in Europa geben, welche einen solchen Festzug, wie der im dritten Acte, aufzuweisen hätten. Unter den mitwirkenden Bühnenmitgliedern verdient Demoiselle Spatzer, deren außerordentliche Talente bei jeder Vorstellung immer mehr hervortreten, eine ehrenvolle Erwähnung.

Die Blumen- und Pflanzen-Ausstellung in Frankfurt a. M. vom 30. März bis 3. April.

Von der Garten- und Feldbausection unseres polytechnischen Vereines wird uns alljährlich eine Ausstellung bereitet, welche als Vorläuferin des Frühlings freundlich begrüßt wird. Sie ist wieder eröffnet und es haben sich ihre Veranstalter die Aufgabe gleich wie in früheren Jahren gestellt:

Die Kinder der Flora mit Kenntniß zu pflegen,
Zu weih'n sich dem heil'gen Dienst der Natur,
Den Sinn für die Schönheit der Schöpfung zu hegen,
Ihr folgend auf roßig entzückender Spur.

Durch den Eifer der Herren Anordner und die gefällige Bereitwilligkeit der Herren Contribuenten sind wieder viele eben so schöne, als seltene Blumen- und Pflanzenexemplare vorhanden, die, auf's geschmackvollste arrangirt, den Sachkenner, wie den Freund des Schönen in gleichem Maße ansprechen werden. Da das Institut dieser Expositionen zu seinem gedeihlichen Bestehen in mehrfacher Beziehung der Betheiligung und Aufmunterung von Seiten des Publikums bedarf, so halten wir es für Pflicht, auf die Eröffnung der diesjährigen Blumen- und Pflanzen-Ausstellung aufmerksam zu machen.

Theater-Anzeige.

Freitag, 1. April. Jacob und seine Söhne in Egypten, musikalisches Drama in 3 Abth., Musik von Mehul.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 91. Samstag den 2. April 1842

Die Waise von San Lucar.

Eine Novelle aus der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, von ***

(Fortsetzung.)

Allgemein war das Entsetzen, allgemein die Entrüstung über eine solche Frevelthat. Allgemein sprach sich das Verlangen aus, daß endlich ein entscheidender Schritt geschehe, um das Nest der Seeräuber und Schleichhändler von Grund aus zu zerstören.

„Es ist wahr," rief der Adelantado, den der Wunsch der Behörde als bitterer Vorwurf traf, „unsere Nachsicht war bis jetzt zu groß; aber es soll nun anders werden. Auf Euch, Herr Graf, rechne ich dabei, und in Eure Hand will ich das Commando der Flottille legen, welche unverweilt ausgerüstet werden soll."

Ueber Ramirez und seiner Gefährten Züge flog ungesehen ein ironisches Lächeln.

Antonio verbeugte sich tief.

„Ihr erweis't mir zu viel Ehre, Excellenza," sprach er feierlich, „aber Ihr sollt Euch nicht in mir täuschen. Wie ich diesen Kampf bestanden habe, so will ich auch den bestehen, den Ihr zu unternehmen mir befehlen werdet."

Ramirez ergötzte sich an dem Doppelsinn der Worte Antonio's, den sonst Niemand ahnete.

Der Adelantado entließ die Versammlung, ließ den Begleitern des Grafen Villareal ihre Gemächer anweisen, und geleitete diesen zu seiner Braut, welche ihn zugleich mit Sehnsucht und Angst erwartete.

Den Adelantado nahm es gar nicht Wunder, daß der Graf so vertraut mit Maria that. War er ja doch ein Bekannter aus dem Mutterlande, und konnte solchen weiblichen Reizen ein Mann unbezaubert nahen? — Und Maria? Konnte es anders erwartet werden, als daß sie, trotz aller geschämigen Schüchternheit, bisweilen einen liebeglühenden Blick auf den Mann warf, der ein Ideal edler Männlichkeit und Schönheit, ritterlicher Courtoisie und feiner Hofsitte genannt werden konnte? War es vollends möglich für ein Mädchenherz, ungerührt zu bleiben, wo mit königlicher Fülle und Pracht die Brautgeschenke vor ihr ausgebreitet wurden, die kaum eine Königin von Spanien reicher und glänzender besaß? —

Der Adelantado fand seine Wünsche übertroffen, und selbst der Verlust seines Freundes José war ihm ersetzt, mehr als ersetzt, wenn er auf die ritterliche Gestalt seines künftigen Eidams blickte und an die Unterstützung gedachte, welche er von diesem mit Fug und Recht erwarten durfte. Erwog er vollends, daß mit José der einzige Mitwissende um seine Schandthat an der Waise von San Lucar aus der Welt gegangen war, so lag in diesem Bewußtseyn für einen Menschen seiner Art ein Grund der Beruhigung mehr.

Indessen legte er Trauer an und ordnete ein Trauergeläute an, auf daß der Tod des Bischofs in würdiger Weise begangen werde. Die Trauer aber konnte ihn nicht abhalten, die Vermählungsfeier Maria's mit dem Grafen mit einer Hast zu betreiben, die Antonio das Ziel seiner Wünsche nahe genug zeigte.

Das Schiff, der Hai, worauf der Bischof und die übrigen Gefangenen sich befanden, nahm unter der Leitung des Küstenbruders Diego seinen Lauf gegen die letzten Inseln der Bahama-Gruppe, um durch diese hindurch seinen Lauf nach den Pinosinseln zu richten. Es war mit einem Reichthume der Vorräthe versehen, welcher einer lang sich hinziehenden Kreuzfahrt hatte dienen sollen. Die Bemannung des Schiffs bestand nur aus zwanzig Küstenbrüdern, welche sich in den Vorräthen, bei der laxen Aufsicht Diego's, der selbst dem Trunke ergeben war, gütlich thaten. Es war ihnen durchaus kein rechter Ernst, schnell nach Pinos zu kommen.

Sie waren glücklich und ohne Gefahr in das Meer eingelaufen, welches die Gruppe der Jardines oder Jardinillos umströmt, eine Inselgruppe, welche den Namen ihrer Schönheit und dem unaussprechlichen Reichthume ihres Pflanzenwuchses zu verdanken hat. Die Fahrt in diesen Gewässern war nicht ohne große Gefahren, deren Grund einestheils in den zahlreichen Klippen und Riffen lag, welche die Inseln umgaben, anderntheils in den häufigen Orkanen, welche diesen Gegenden eigenthümlich sind. War ja doch Cortez auf dieser Gruppe gescheitert, als er von Cuba aus zu Schiffe gegangen war, um in das Herz Mittelamerika's einzudringen und die uralten Throne der Inca's zu erschüttern, und mit einer Handvoll wahnsinnig-tapferer Abenteurer ungeheure Reiche zu erobern.

Der Weg nach Pinos war nicht mehr weit, und unser

Digitized by Google

gesehen, daß sie tapfer gezecht und nichts gespart hatten, waren ihre Vorräthe noch ziemlich reich.

Es war an einem Abend, den nur die Tropenländer so herrlich sehen, als Einer der Küstenbrüder den Vorschlag machte, auf dem Verdecke noch ein Mal ein Bacchanal zu feiern, wie sie es bisher oft zu thun in der Gewohnheit hatten. Sie waren ja nun bald zu Hause. Wozu sollten sie sparen? Kam Zeit, kam Rath.

Die Luft war so rein und klar, daß die Sterne mit ihrem Schimmer ihn schon fast zum Tage machten. Das Meer leuchtete in wunderbarer Pracht. Wohlgerüche, die fast berauschten, hauchte ein leiser Abendwind über die leuchtende Meeresfluth. Nirgends war ein Vorzeichen zu erspähen, das irgend eine Gefahr hätte können ahnen lassen. Der Hai schwamm stolz auf den Gewässern dahin.

Auf dem Verdecke stand eine große Tafel. Der kostbare goldene Kelch, welchen der Bischof Don José der Kathedrale von Havannah als Geschenk des Königs hatte mitbringen sollen, und der zur Feier der Messe bestimmt und geweiht war, stand auf der Tafel, die mit großen Krügen und Schläuchen, so wie mit Kalebassen reich besetzt war. Die Küstenbrüder saßen um die Tafel. Obscöne Lieder wurden von rauhen, kröhenden Stimmen in ohrzerreißenden Tönen gesungen, und der goldene Kelch ging unter gotteslästerlichem Spotte und Hohne von Hand zu Hand, von Mund zu Munde. Schon waren die Köpfe schwer. Die diensthuenden Küstenbrüder wurden abgelöst, damit sie nicht bei dem Gelage zu kurz kämen. Und als auch sie ihr Theil genommen hatten und in gleichem Zustande mit den andern waren, da stand das schönste Sternbild des südlichen Himmels, das Kreuz des Südens, im Scheitelpunkte, es war Mitternacht. Die Luft war noch so lau, der köstlichste Canariensect war noch in so reichlicher Fülle vorhanden, daß es den Zechenden unmöglich war, in ihre Hängematten zu wanken.

„Laßt uns noch ein Lied anstimmen!" rief der Befehlshaber Diego.

Alle stimmten lallend ein; aber keiner war im Stande, die Melodie zu halten. Diego, welcher von Allen das beste musikalische Gehör besaß, wurde von dem fürchterlichen Gesange fast rasend.

„Stille," schrie er. „Halte das der Teufel aus. Ihr Bursche singt wie der Jaguar, wenn er in den Wäldern des Festlandes von Amerika vor Hunger heult! — Wißt Ihr was? — Einer der gefangenen Matrosen hat eine Zwergpfeife, die er meisterlich bläst. Wir wollen seine Fesseln lösen und ihn heraufholen, daß er uns musicire."

Dieser Vorschlag kam Allen genehm. Er brachte Abwechslung in die Lust des Abends.

Diego sprang auf, und eilte in den Schiffsraum hinab.

Der Matrose, von dem Diego geredet, war der Steuermann des geplünderten und gekaperten Schiffes, ein schlauer und gewandter Asturier. Nicht ohne Hoffnung, daß er vielleicht sein Loos dadurch bessern könne, hatte er manch Mal in den stillen Stunden der Nacht seine Pfeife, die er gerettet, hören lassen. Er spielte sie auf eine Weise, die dem Sinne der Bootsleute und Matrosen zusagte.

(Fortsetzung folgt.)

Mohammed II. erobert Konstantinopel.

(Historische Skizze von C. Mackea.)

(Fortsetzung.)

V.

Der für Konstantinopel so verhängnißvolle Morgen des 29. Mai im 1453sten Jahre christlicher Zeitrechnung brach an. Mohammed hatte die Nacht, welche diesem Tag vorher ging, nicht ungenützt vorübergehen lassen. Sturmgeräthe, Truppen und Geschütze standen am Rand des Grabens bereit; seine achtzig Gallionen und Gallioten hatten sich den minder wehrhaften Hafenmauern genähert, dieselben mit ihren Sturmleitern, Geschützen und Zerstörungsmaschinen bedrohend. Obgleich bei Todesstrafe alles Geräusch verboten war, so machte doch die Bewegung so vieler Tausenden, welche sich zur blutigen Arbeit vorbereiteten, in der Stille der Nacht ein seltsames Getöse, und mahnte die Wächter auf den Zinnen der Thürme zu geschärfter Aufmerksamkeit. Als endlich die Morgendämmerung sich so weit gelichtet hatte, daß alle Gegenstände deutlich zu erkennen waren, erhoben die Osmanen plötzlich ihr furchtbares Kriegsgeschrei, und begannen mit vielleicht fünfzigmal überlegener Macht zu Land und zu Wasser den Sturm. Die Christen empfingen sie mit entschlossenem Muth.

An der breitesten Sturmlücke stand Giustiniani mit 300 Italienern, hinter ihm der Kaiser und Kantakuzenus, sein redlichster Freund, mit einem erlesenen Heerhaufen der Byzantiner, ihn zu unterstützen. Die Hafenseite vertheidigte der Großherzog Notaras, kräftigst von der Flotte unterstützt, welche den türkischen Schiffen wehrte, ihre Sturmleitern an die Mauern zu legen.

Giustiniani warf den ersten Stoß der Stürmenden, der auf die Bresche gerichtet war, mit großem Verlust zurück. Ihre vordersten Reihen bestanden aus dem Abschaum des ottomanischen Heeres, aus zusammen gelaufenem Gesindel, das die zu hoffende Beute herbeigelockt hatte, oder welches in fanatischer Wuth das Paradies sich verdienen wollte; nicht ein Pfeil, nicht eine Kugel der Christen ging an dieser Masse verloren; aber ihre Leichen dienten, den Graben zu füllen, und über sie hin schritt der Fuß ihrer Gefährten, bis der Tod sie jenen beigesellte. Jetzt drangen unter ihren Paschen die Völker Anatoliens und Romaniens heran. Ein wüthender Kampf entbrannte. Aber noch war der Osmanen Waffenglück zweifelhaft; noch standen die Byzantiner unerschütterlich, angefeuert durch die laute Stimme ihres Kaisers, welcher sie ermunterte, durch eine letzte Anstrengung die Rettung des Vaterlandes zu vollenden. In diesem entscheidenden Augenblick führte der Sultan die Janitscharen vor, frisch, muthig, unüberwindlich. Mohammed, hoch zu Pferd, mit dem Streitkolben in der Hand, gefolgt von seinen zehntausend Leibgarden, lenkte mit Wort und Blick die Fluth des Kampfes. Hinter der Schlachtlinie standen die Diener seiner Gerechtigkeit und Rache, um die Kämpfer anzutreiben und die Fliehenden aufzuhalten oder niederzumachen. Von den Linien der Verschanzungen, von den Gallionen, von der schwimmenden Brücke brüllte im furchtbaren Chor das Geschütz, und Stadt und Land, Türken und Christen waren in Feuer und Dampf gehüllt. Das Geschrei des Schmerzes und der Furcht verhallte im Lärmen rauschender Kriegsmusik, im Getöse der Trommeln und Trompeten.

Digitized by Google

Hätten die Christen diesem letzten Andrang zu widerstehen vermocht, so wäre die Stadt vielleicht noch ihrem Fall entgangen; aber das unabwendbare Schicksal wollte, daß eine Kugel den Panzerhandschuh des bisher löwenkühn fechtenden Giustiniani durchbohrte. Der Anblick seines Blutes und der heftige Schmerz der erhaltenen Wunde schlug den Muth des Befehlshabers nieder, welcher die Seele der Vertheidigung war. Zitternd zog er sich zurück, um einen Arzt zu suchen und seine schmerzhafte Wunde verbinden zu lassen; da traf er auf den Kaiser. „Wo willst du hin?" rief ihm Palälogus zu; „Deine Wunde ist nicht bedeutend, aber die Gefahr dringend, deine Gegenwart nöthig. Und wohin wolltest du fliehen?" „Ich will mich durch denselben Weg retten, den Gott den Türken geöffnet hat", erwiederte zaghaft Giustiniani, und zog sich eiligst durch einen der Mauerbrüche in die Stadt zurück, und von da nach Galata.

Als die kämpfenden Genueser bemerkten, daß sie von ihrem Anführer verlassen waren, begannen sie gleichfalls zu wanken und zu weichen. Die Osmanen drangen ungestüm nach. Jetzt warf sich ihnen der Kaiser selbst mit den tapfersten Griechen entgegen; jede Hand breit Terrain mußte mit Strömen Blutes erkauft werden; aber die letzten Helden des römischen Reiches vermochten seit Giustinianis Flucht dem Andrang der immer sich ergänzenden feindlichen Streitmassen nicht mehr lange zu widerstehen.

Dem kühnen Janitscharen Hassan, von Gestalt und Stärke ein Riese, war es gelungen, mit zwölf seiner Gefährten die Zinne der Mauer auf der Sturmleiter zu erklimmen. Zwar wurde der Riese wieder in den Abgrund gestürzt, und, als er sich abermals erheben wollte, unter einem Hagel von Pfeilen und Steinen begraben; allein sein glücklicher Erfolg hatte bewiesen, daß das Unternehmen möglich war; seine Genossen hielten sich so lange auf dem erstiegenen Wall, bis ein Schwarm ihrer Brüder ihnen gefolgt war, und vereint mit ihnen die Griechen aus ihrem Vortheil vertreiben konnte.

Noch fochten der Kaiser und Fürst Kantakuzen mit ihrer Schaar an der großen Bresche, da bemerkten einige Griechen plötzlich, daß oben von der Mauer herab nach ihnen geschossen wurde; mit Entsetzen wurden sie nun gewahr, daß der Feind schon einen Theil der Mauern erstiegen hatte. Jetzt verließ die tapferen Kämpfer Muth und Besonnenheit; von den lateinischen Hülfsvölkern verlassen, wichen nun auch sie in größter Unordnung. Umsonst waren Konstantins und Kantakuzenus Befehle, Bitten und Drohungen, die Byzantiner noch einmal zum Stehen zu bringen; ein unwiderstehlicher Schrecken hatte Alle ergriffen, und in wilder Hast stürzten sie nach dem Romanusthor. Kantakuzen ward sogleich von den nachdrängenden Feinden erschlagen, der Kaiser in die Schulter verwundet. In diesem schrecklichen Augenblick warf Konstantin besonnen seinen Purpur von sich, um den Feinden nicht kenntlich zu werden, und nicht lebendig in ihre Hand zu fallen. Noch eine Weile ward er von den Seinigen im Getümmel bemerkt und endlich verloren. Vergebens hatte Konstantin sich nach einem Christen umgesehen, von dessen Händen zu sterben er hätte begehren können; er fiel unter den Streichen eines türkischen Soldaten. Bis zum letzten Augenblick hatte er den Namen eines Helden und ächten Römers behauptet; sein Fall war rühmlicher als der lange Flor seiner Vorfahren.

Mit dem Tod des Kaisers hörte aller Widerstand auf. Die Griechen flohen in solcher Unordnung durch das Romanusthor, daß viele im Gedränge umkamen. In der ersten Siegerhitze machten die Osmanen noch einige Tausend Byzantiner nieder; als sie aber erfuhren, daß sie es nur mit einer geringen Besatzung zu thun gehabt hatten, so hielten sie mit dem Morden ein, und machten ihre Ueberwundenen zu Sklaven.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Kleine Leute sind kräppisch. Vom Colibri, dem kleinsten Vogel, wird erzählt, daß er der leidenschaftlichste und jähzornigste sey. Man sieht sie, wie ein neuerer Reisender erzählt, sich heftig bekämpfen, und über Alles, was ihnen zuwider ist, zornig herfahren. Blumen, worin sie Honig zu finden gedacht hatten, entblättern sie aus Verdruß über die Täuschung, und streuen Blätter und Staubfäden umher. Im Zorn binden sie oft mit größeren Vögeln an, und fahren nach ihrem Naturell gewöhnlich auf die Augen ihrer Gegner los, was bei ihren nadelgleichen spitzigen Schnäbeln eine Sache ist, die ihnen gewöhnlich den Sieg verschafft. Sonach hat's meinem Nachbar nichts geholfen, daß er sich eine kleine Frau genommen hat. (Dorfz.)

Zu Southampton starb dieser Tage der älteste Artillerie-Offizier des Heeres, General-Lieutenant Shrapnel, der schon im J. 1779 Lieutenant war. Bekannt ist er durch die bei der Belagerung Dünkirchens von ihm gemachte Erfindung der Kartätschen, welche nach seinem Namen Shrapnel-Bomben genannt wurden, und wofür er eine lebenslängliche Pension von 1200 Pf. St. als Belohnung empfing.

(London, im März.) Es ist ein Blatt mit der Handschrift der Königin und ihrer Minister veröffentlicht worden, bei dessen Ansicht der strengste Kritiker der Königin den Lorbeer zuerkennen muß. Victoria hat den Hauptvorzug, deutlich leserlich zu seyn, auch sind alle Buchstaben richtig gebildet, und die Züge haben die gehörige Breite. Für eine Dame könnte man die kühne Festigkeit der Hand als einen Fehler betrachten, für eine Königin ist sie ein Verdienst. Die Unterschrift des Prewierministers Robert Peel ist eben so leserlich, wie die der Königin, aber er läßt die Augen seiner o zusammenlaufen und giebt dem t keinen Querstrich. Als bloße Proben einer geläufigen Hand, ohne Rücksicht auf den Charakter des Schreibenden, könnten Lyndhurst und Stanley für Muster gelten, aber Letzterer macht das S und a unvollkommen, und Lyndhurst unterläßt es, wie Sir R. Peel, dem t einen Querstrich zu geben. Das thut Wellington nicht, wie er denn auch das i stets mit einem Titel versieht. Goulburn schreibt ungemein gut, aber wie ein Schreiber, Knatchbull nicht gut.

Wie es höhere Bürgerschulen gibt, so fangen die reichen Bauern in Holstein an, auch höhere Bauernschulen zu errichten; darin werden Schulzen, Gemeindevorsteher, Landstände, Pachter u. dergl. gebildet. Ein reiches Dorf Neumünster baut schon ein neues Haus für die höhere Bauernschule. Ich denke, wir besprechen die Sache erst mit einander, ehe wir, was leicht ist, darüber einen Spaß machen. Die Sache hat wohl eine

Digitized by Google

ernste und gute Seite, über die nicht so schlechthin abzusprechen ist. Die Realschulen und die höhern Bürgerschulen befriedigen nicht jedes Bedürfniß.

Das eidgenössische Freischießen in Chur wird, wie es scheint, das größte von den bisher abgehaltenen werden. Schon jetzt ersteigt es eine Summe von mehr als 42,000 Fr., während das St. Galler Schießen nur 41,000 und das Solothurner am Ende 50,000 Fr. betrug, wobei noch in Anschlag zu bringen ist, daß in Chur zum ersten Male der Abzug von 10pCt. der Geldgaben wegfällt und also jeder Schütze den ausgeschriebenen Preis vollständig beziehen wird.

Wie weit werden wir Deutsche es noch bringen! Im letzten Winter studirten auf den 19 deutschen Universitäten 11,054 Studenten und darunter über 2000 Philosophen. Wo nur die Philosophie und die Philosophen nachher alle hinkommen, daß man sie gar nicht bemerkt?

Korrespondenz.

Aus dem Herzogthum Nassau, im März.

Das unheilvolle Branntweintrinken richtet bei unserm Landvolke viel Verderben an und das Delirium tremens gehört immer weniger zu den Seltenheiten. Die Generationen müssen durch dieses giftige Getränk immer schwächer werden und es gibt keine andere Abhülfe dagegen, als die Einführung des Biertrinkens. Dies müßte aber gut seyn und jedenfalls besser als das, was im Herzogthum hin und wieder getrunken wird. Die baierische Regierung hat mit vielem Erfolg dem Branntwein entgegengewirkt, indem sie öffentliche Brauhäuser errichtete. Dies sollte auch bei uns geschehen und dies würde noch einen andern großen Vortheil bringen; es würde die Stände, die bei uns schroff geschieden sind, da die höheren nur Wein und die niedern nur Schnaps trinken (das Rheingau ausgenommen), einander nähren, wie in Baiern, Sachsen, Würtemberg, wo man Staatsdiener und Bauern, Offiziere und Soldaten in demselben Wirthshaus beisammen sieht, welches bei uns unerhört und aus obigen Gründen unmöglich ist.

Aus Mainz, im März.

Wie stark die tägliche Communication auf der Rheinbrücke zwischen Mainz und Kastel ist, bemerkt man am meisten, wann wegen Durchgang von größeren Schiffen das auf hiesiger Seite angebrachte Windschiff abgeführt und so die Passage gehemmt ist. Nach Verlauf weniger Minuten sammeln sich oft auf beiden Seiten mehrere hundert Menschen und große Züge von Wagen. Daß der dadurch manchmal lang dauernde Aufenthalt für den größten Theil der Wartenden, falls es nicht eines bloßen Spazierganges von einem Ufer zum andern gilt, unangenehm wird, ist einleuchtend, namentlich wann mehrere Schiffe rheinauf- und abwärts durchpassiren und man zu fürchten hat, die zunächst abgehenden Eisenbahnfahrten zu versäumen. Kaum aber ist das Windschiff wieder aufgeführt, und noch sind die Brückenwärter beschäftigt, die Brücke zu schließen, so geht das Drängen rechts und links los, Jeder will der Erste seyn, und lassen es die nach der Eisenbahn Eilenden in der Regel nicht beim gewöhnlichen Schritt. Aber auch alsbald setzen sich Reuter und Fuhrwerke in Bewegung, um in einer dicht gegeneinander drängenden Menschenmenge fortzukommen, ein Mißstand, der schon oft laut getadelt wurde. Wie leicht könnte man dadurch Schaden nehmen, wie leicht großes Unglück entstehen! Es wäre demnach sehr zu wünschen, daß von Seiten der Behörden zum Schutze des Publikums derartige Maßregeln getroffen würden, wornach es den Reutern und Führern von Vieh und Fuhrwerk in vorliegenden Fällen untersagt bleibt, nicht eher auf der Rheinbrücke vorwärts zu schreiten, bis die Fußgänger sich rechts und links vertheilt haben und die Passage wieder frei geworden ist.

Frankfurt a. M. — (Eingef.)

Man vernimmt, daß mehreren achtbaren Männern des Handelsstandes von Hrn. M. Mylius jun., Commissionair, ein wohl durchdachter Plan und Statuten zur Errichtung eines »Frankfurter Unterstützungs-Vereins für hülfebedürftige Handlungsdiener« vorgelegt worden und sogar schon mehrfache bestätigende und lobenswerthe Anerkennung gefunden hat. — Sehr zu wünschen wäre es, daß ein so lang gefühltes zweckmäßiges Bedürfniß einen allgemeinen Anklang finden und thätiger Unterstützung sich erfreuen möchte.

Zweisylbige Charade.

Erste Sylbe.

Ich ziehe langsam meine Bahn,
Ganz ruhig und bescheiden,
Und dennoch war verheerend ich
Schon oft in manchen Zeiten.
Ich trage Lasten, groß und schwer,
Ohn' jemals zu ermüden.
Und kann trotz dieser Thätigkeit
Noch Leckerbissen bieten.

Zweite Sylbe.

Wer mittelst meiner sich beliebt
Bei Damen sucht zu machen,
Dem wird es leicht, der Liebe Gluth
In ihnen anzufachen.
Gebrauchst du mich in anderm Sinn,
So werd' ich dich erfreuen,
Wenn du, was früher dir entschwand,
Sichst wiederum erneuen.

Das Ganze.

So lützend meine Erste ist
Bei sommerlichem Feste,
So nah'n der Zweiten wegen mir
Nur äußerst selten Gäste.
Nicht fern von Frankfurt siehst du mich
Und sind'st in schönen Tagen
Wohl unter meinem Blätterdach
Viel süßes Wohlbehagen.

K. Hartmann.

Auflösung des Räthsels in Nro. 89.

Zeitung.

Theater-Anzeige.

Samstag, 2. April. Emilie Galotti, Trauerspiel in 5 Acten, von Lessing. (Gastrolle) Marinelli: Hr. Hoffmann, vom Schweriner Hoftheater.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 92. Sonntag, den 3. April 1842

Die Waise von San Lucar.

Eine Novelle aus der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, von ***

(Fortsetzung.)

An ein Schlafen war im Schiffsraume gar nicht zu denken, da auf dem Verdecke der Lärm wahrhaft diabolisch genannt werden konnte.

Unerwartet öffnete sich die Thüre der Koje des Steuermanns, und Diego's Stentorstimme rief: „Komm, Bursche, Du sollst uns Eins aufspielen!"

Dem Asturier lachte das Herz. Er war ein Freund von gutem Essen und Trinken, und dachte dies und vielleicht seine Freiheit zu gewinnen.

„Das will ich gerne, aber Hunger und Durst quälen mich entsetzlich," sagte er zu Diego. „Soll man lustig spielen, muß auch das Herz lustig seyn."

„Versteht sich!" lallte Diego, und zog ihn fort auf das Verdeck.

Als beide hinauf kamen, lagen Einige schon ganz bewußtlos am Boden; Andere wollten eben einschlafen, und vermochten kaum die Augen aufzuhalten.

Diego zog den Asturier, dessen scharfer Blick schnell das Terrain überblickt hatte, zu dem Tische und goß ihm Wein in den goldenen Becher.

Den Asturier schauderte es, aus dem geweihten Meßkelche zu trinken.

„Pah," rief er, „das Tröpfchen ist mir zu wenig, gieb mir den Krug dort!"

Diego lachte laut auf. „Du bist ein wackerer Zecher," sagte er, „und sollst auch satt haben."

Der Asturier nahm den Krug, aber er hütete sich, so viel zu trinken, als er Lust getragen hätte. Nachdem er ihn abgesetzt, reichte er ihn Diego.

Dieser setzte ihn an den Hals, trank und trank — bis er wie eine Leiche leblos zu Boden stürzte.

Der Asturier griff nun zur Pfeife und spielte. Diejenigen, welche noch nicht gänzlich vom Weine übermannt waren, sprangen jubelnd umher und vermehrten dadurch ihre Trunkenheit. Allmählig sank Einer nach dem Andern hin und entschlief.

Der Asturier bebte vor Freude, denn er sah sie nun Alle in einem Zustande, der nöthigenfalls ihm allein gestattet hätte, sie über Bord zu werfen; allein er wagte noch nicht aufzuhören; als aber bald das laute Schnarchen ihn überzeugte, daß nichts mehr zu fürchten sey, da eilte er hinab, sprengte die Thüren und die Fesseln seiner gefangenen Gefährten, und schlich mit ihnen auf das Verdeck. Einer der Küstenbrüder nach dem andern wurde über Bord geworfen und ertrank im Meere. Nur die drei letzten erwachten und wehrten sich wie Löwen; allein der Kampf war zu ungleich, als daß sie nicht hätten erliegen müssen. Auch sie fanden ihr Grab in den Wellen.

Jetzt jauchzte der Asturier. Er eilte in die Cajüte, wo er die Schlüssel fand zu den Behältern, wo man die Hidalgos und die Geistlichen eingekerkert hatte. Alle wurden befreit. Ihr erstes Geschäft war, Gott für ihre wunderbare Rettung zu danken.

Der Asturier, welcher öfters schon Reisen in diesen Meeren gemacht, und im Stande war, den Ort zu berechnen, wo man sich befand, erkannte, daß sie das Schiff drehen mußten, um Cuba und Havannah zu erreichen. Dies geschah dann mit Kenntniß, und schon am andern Tage wehte ein günstiger Wind, der sie aus dem Inselabyrinthe hinaus in die offene See trieb, wo sie alsdann ihren Cours nach der Havannah nahmen.

Die Vorbereitungen zur Vermählung des schönen und glücklichen Paares waren endlich beendet. Antonio und Maria schwammen in einem Meere von Entzücken. Alle Bedenklichkeiten in des Mädchens Seele waren im Rausche ihres Glückes vergessen, und Antonio selbst gab keinem Gedanken Raum, der sein Glück hätte stören können.

Ramirez allein traute dem Zustande der Dinge nicht. Es lag eine Ahnung, so schwer wie der Alp, auf seinem Herzen. Nicht eine Minute legte er die Waffen ab, und seinen Genossen gebot er dasselbe. Zum Glück kam die spanische Sitte ihm hierbei zu statten, daß es, ohne aufzufallen, geschehen konnte. Im Stillen hatte er sich mit allen Ausgängen des Palastes vertraut gemacht, hatte sich ein großes Boot gekauft, das er unter dem Vorwande, er liebe das Vergnügen, zu fischen, völlig ausrüstete und mit allem Bedarfe einer längern Seefahrt versorgte. Um den Schein abzulenken, fuhr er täglich in die offene See und brachte eine reiche Beute herrlicher Fische heim. Antonio wußte von dem Allen nichts. Sie bekamen ihn auch so selten zu sprechen, daß es schwer gehalten haben würde, ihn von dem zu unterrichten, was der vorsichtige Ramirez für mögliche Fälle anordnete.

Digitized by Google

So war denn der Tag gekommen, der Havannah ein Fest zu zeigen bestimmt war, dessen Glanz alles übertreffen sollte, was man je dort erblickt. War es ja doch die Tochter des Statthalters des Königs, der den ersten Rang nach dem Könige einnahm, welche mit einem Granden erster Klasse, dem Sprößling eines Hauses, das von je wie an Ehren, so an Gütern zu den reichsten Spaniens gehörte, ihre Hochzeit feiern sollte.

Alles, was auf Rang und Vermögen auf Cuba Anspruch hatte oder machte, war herbeigeströmt. Es schien, als wolle der Adelantado ein Mal einen Theil der unermeßlichen Reichthümer, die er theils mit Recht, theils mit Unrecht sein nannte, zur Lust derer anwenden, welche sie ihm hatten mehren helfen. Großartige Feste standen bevor.

Der Weg zur Kathedrale, welchen die Verlobten, wie der Cortege, gehen sollten, war mit kostbaren Teppichen belegt, und die Wache des Adelantado, so wie eine kleine Anzahl Truppen, welche in Havannah lagen, machten Spalier zu beiden Seiten, damit die allzugroße Schaulust das Volk nicht veranlasse, in eine zu ungebührliche Nähe sich zu drängen.

Endlich läuteten die Glocken aller Kirchen und Klöster der Stadt. Das Palastthor öffnete sich, und ein Herold eröffnete den Zug. Ihm folgten die Begleiter Antonio's, die Küstenbrüder, in den stattlichsten Anzügen, von Ramirez angeführt, dann folgten die Damen Maria's, ihre Duegna's, und dann erst das herrliche Paar, hinter welchem der Adelantado ging, dessen starres Gesicht unaufhörlich lächelte. An diesen schloß sich ein unabsehbarer Zug von Herren und Damen an, unter denen jedoch kein einziger Farbiger zu sehen war. Die Adeligen gingen zuerst, dann kamen die, deren Adel darin bestand, daß sie Spanier aus dem Mutterlande und von altem Glauben, das heißt von reinchristlicher Abstammung waren. Alles wetteiferte in der Pracht des Putzes, der Geschmeide und der kostbaren Waffen.

Als das Volk das schöne Paar erblickte und die liebliche Maria, mit den Rosen der Gesundheit und des Glückes auf den sonst so bleichen Wangen, da brach es in einen so ungemessenen Beifallruf aus, daß Maria ein Mal über das andere Mal wie Purpur erröthete.

Der Zug erreichte die Kirche, welche mit königlicher Pracht verziert war. Die Messe war vorüber. Das schöne Brautpaar trat vor den Altar. Die Trauung nahm ihren Anfang. Durch Antonio's ganzes Wesen fuhr jetzt ein Schauder bei dem Gedanken an die Art, wie er zu dieser hochwichtigen Handlung gekommen, ein Ereigniß indessen ließ ihn nicht zu klaren Gedanken kommen. Als der Priester die Ringe wechseln wollte, entfielen beide durch eine Ungeschicklichkeit seiner Hand und rollten auf das Marmorgeplätte des Domes. Ein unterdrückter Angstschrei entfuhr Marien, und Antonio wurde leichenblaß, da ihm in diesem Momente die Thatsache eine ominöse Bedeutung zu haben schien. In der ganzen Kirche, so weit man es bemerkt, malte sich Entsetzen in den Zügen des abergläubischen Volkes. Ein Augenblick jedoch machte die Ungeschicklichkeit wieder gut. Die assistirenden Domherren ergriffen die Ringe und reichten sie dem Domdechanten. Dieser steckte sie noch ein Mal an die Finger des Brautpaars, nahm sie dann an sich, wechselte sie, und reichte sie mit den üblichen Ceremonien und Sprüchen des Rituals zurück.

Die Handlung ging zu Ende, und der Zug verfügte sich in die festlich geschmückten Säle des Palastes, wo er sich trennte, und allein die hoffähigen Personen, eine an sich kleine Zahl, versammelt blieben zum Mahle.

(Fortsetzung folgt.)

Mohammed II. erobert Konstantinopel.

(Historische Skizze von E. Macleo.)

(Fortsetzung.)

Während auf der Landseite die Türken jetzt in Masse durch die Breschen eindrangen, und anfingen, in den Straßen der ungeheueren Stadt sich zu verbreiten, wurde das am Hafen gelegene Phanarthor noch tapfer vom Großherzog Notaras gegen die türkische Flottille vertheidigt; als er aber vernahm, daß die Feinde bereits in die Stadt gedrungen seyen, gab er den Kampf auf, und zog sich mit seinen Leuten zurück, worauf auch auf dieser Seite die Feinde eindrangen.

Die mit Staub und Blut bedeckten Griechen, die so eben dem fürchterlichen Kampf entflohen waren, und nach ihren Wohnungen rannten, um noch ein Mal Weib und Kind zu sehen und wo möglich ein Schicksal mit ihnen zu theilen, waren die ersten Verkünder des unglücklichen Ereignisses. Verzweiflung bemächtigte sich bei dieser Nachricht aller Gemüther, ein Wehgeschrei erfüllte die ganze Stadt. Das Volk erkannte nun mit Entsetzen sein ihm bevorstehendes Schicksal. Die allgemeine Angst und Furcht trieb Tausende, ohne Unterschied des Ranges und Standes, nach der Sophienkirche, deren Räume in Zeit einer Stunde mit Vornehmen und Geringen, mit Männern und Frauen, Eltern und Kindern, Mönchen und Nonnen überfüllt waren. Die Thüren wurden verrammelt, und Alle suchten nun Schutz in demselben Tempel, welchen sie kurz zuvor noch als ein entweihtes, verunreinigtes Gebäude verabscheut hatten. Noch glaubten die Unglücklichen, sich der täuschenden Hoffnung ergeben zu dürfen, welche auf einer alten Weissagung beruhte. Nach dieser Prophezeiung sollten nämlich eines Tages die Türken in Konstantinopel eindringen, und die Römer bis zur Säule Konstantins des Großen auf dem Platz vor der Sophienkirche verfolgen; alsdann aber würde ein Engel vom Himmel niedersteigen, mit einem blanken Schwert in der Hand, und dieses Schwert einem an der Säule Konstantins sitzenden armen Manne reichen, mit den Worten: Nimm dieses Schwert, und räche das Volk des Herrn! Auf diese Worte würden die Türken sogleich die Flucht ergreifen und die nachsetzenden Römer sie bis an die Gränzen Persiens jagen. Aber der säumige Engel wollte nicht erscheinen, diese Offenbarung zu verwirklichen und das zitternde Volk zu retten; wohl aber erschienen die rohen Sieger vor den verschlossenen Thüren, schlugen dieselben mit Aexten ein, und begannen nun ihre Opfer sich auszusuchen. Jugend, Schönheit, Anschein von Reichthum bestimmten ihre Wahl, erste Bemächtigung, persönliche Stärke, Befehlshaber-Ansehen das Eigenthumsrecht. In Zeit von einer Stunde waren die männlichen Gefangenen mit Stricken, die weiblichen mit ihren Schleiern und Gürteln gebunden. Senatoren wurden mit ihren Sklaven, Prälaten mit Thürstehern, Jünglinge aus der Hefe des Volks mit Jungfrauen aus den edelsten Geschlechtern zusammen gekoppelt. Das gemeinschaftliche Elend hatte den Unterschied des Ranges und der Stände

Digitized by Google

verwischt, und der gefühllose Soldat achtete weder des Vaters Seufzen, noch der Mutter Thränen, noch das Jammern ihrer Kinder.

Ein ähnliches Rauben geschah zu gleicher Zeit in allen Kirchen und Klöstern, in allen Palästen und Wohnungen; kein noch so heiliger oder abgelegener Ort konnte die Einwohner und ihr Eigenthum schützen. Ueber sechzig tausend Menschen wurden ins Lager und auf die Schiffe gebracht, nach Laune oder Interesse ihrer Herren vertauscht oder verkauft, und zu fernerer Knechtschaft durch die Provinzen des weiten osmanischen Reiches zerstreut. Unermeßlich war die Beute an Gold, Silber, Kleinodien und kostbaren Geräthschaften. Unschätzbare Werke der Kunst und der Wissenschaften gingen unter den profanen Händen dieser rohen Horden auf ewig verloren; was in Jahrhunderten mühsam gesammelt worden war, wurde binnen wenigen Stunden vergeudet und vernichtet.

Giustiniani hatte in Galata seine Wunde verbinden lassen, und war so eben im Begriff, zum Kampf zurückzukehren, als er die Nachricht erhielt, daß der Kaiser todt und die Stadt übergegangen sey. Er begab sich sogleich zu Schiff, stach in See und entkam glücklich nach der Insel Chios, wo er kurze Zeit darauf starb, nicht ohne den Vorwurf mit ins Grab zu nehmen, die Griechen im entscheidensten Augenblick zaghaft verlassen zu haben.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Am 19. März fand die jährliche Generalversammlung der Verwalter und Begründer der Pariser Sparkasse statt. Aus dem Berichte ihres Präsidenten, des Hrn. Delessert, geht hervor, daß im Jahr 1841 34.000 neue Einlagen im Betrage von 40 Mill. Francs geschehen sind, wodurch sich die Zahl derselben auf 257,000 mit 83 Mill. Francs erhoben hat. Unter den neuen Einlagen kommen drei Viertheile auf Arbeiter und Dienstboten; im Ganzen sind 60,000 Arbeiter mit 40 Mill. Francs bei der Pariser Sparkasse betheiligt. Jede Einlage betrug in diesem Jahr durchschnittlich 141 Francs, jede Heimzahlung 410 Francs. Die 285 Sparkassen in den Departements hatten am 31. Dez. 1841 einen Aktivstand von 158 Mill. Francs, 40 Millionen mehr als im vorhergehenden Jahre.

Vor einigen Tagen entkam in der Menagerie auf der Pfaueninsel bei Potsdam die Löwin aus ihrem Käfig, und irrte zwei Tage lang, zum Schrecken der wenigen Inselbewohner, einen Ausweg suchend, umher, ohne es zu wagen, sich in den Fluß zu werfen. Am dritten Tage gelang es einer Kette wohlbewaffneter Jäger, sie zurückzuweisen, und mit Hülfe des von ihr sehr wohlgelittenen Wärters wieder einzufangen.

(Leipzig, 23. März.) In diesen Tagen erhielt unsere Stadt einen merkwürdigen Besuch aus Rußland, von dem berichtet zu werden verdient. Es war ein steinalter Greis, der jetzt 119 Jahre zählt. Seine Geschichte ist kurz die: Derselbe ist von Geburt ein Deutscher und bei Freiburg an der Unstrut gebürtig, verließ in seinem 19. Jahre Deutschland, wanderte lange als Schlosser, etablirte sich später als solcher in Rußland und ward zuletzt in der kaiserl. Gewehrfabrik zu St. Petersburg angestellt, wo er trotz seinem Alter noch bis vor kurzem in voller Activität war. Der Kaiser, auf diesen merkwürdigen Greis aufmerksam gemacht, soll ihn, wie erzählt wird, neulichdings zu sich berufen und ihm einen Gnadenwunsch freigestellt haben. Da wünschte der Greis, nach 100 Jahren seine Heimath wiedersehen zu dürfen. Die Bitte ward ihm gewährt und ihm durch die gnädige Fürsorge des Kaisers auch eine Equipage und ein begleitender Arzt auf die Reise mitgegeben. Er sah Leipzig gerade nach 100 Jahren wieder, denn mit 19 Jahren war er von hier, wo er das Schlosserhandwerk erlernt, in die Fremde gegangen. Wie erstaunte er, auf der Stelle des Hauses, worin er gelernt (in der ehemaligen sogen. „Gans" am Ende der Hainstraße), jetzt ein palastähnliches Prachtgebäude — die „Tuchhalle" — zu finden! Er hielt sich nur ein paar kurze Stunden hier auf, denn es drängte ihn, sein heimathliches Dorf wiederzusehen. Aus seinem eigenen Munde sey noch erwähnt, daß dieser „Greis der Greise" einen Greis von 80 Jahren zum Sohne hat.

Am 13. März sollte auf der Edinburg-Glasgower Eisenbahn zum ersten Mal ein Sonntagstrain abgehen, wogegen bekanntlich so großes Geschrei unter den Frommen von Schottland erhoben worden. Da erschien der hochwürdige Hr. Burns, eine „Heerpauke der Revivals (d. h. Versammlungen zur Wiederbelebung des Glaubens)", intonirte einen Psalm und hielt dann gegen die Sabbathschändung eine Predigt, welche über zwei Stunden dauerte. Ob sich dadurch Jemand vom Mitreisen abschrecken ließ, ist nicht gesagt, doch hatte der Prediger ein Auditorium von mehreren Hunderten um sich gesammelt. „Im pathetischesten Theil seiner Predigt" (wie es im Dorfprediger von Wakefield heißt) ertönte der Pfiff des Kondukteurs und die Lokomotive sauf'te zum Bahnhof hinaus. Nachmittags wiederholte sich die Szene.

Pietro Marchetti in Wien gibt zum Besten des Beethoven-Monuments in Bonn ein Beethoven-Album heraus, welches eigens zu diesem Zwecke verfaßte Tonstücke von Chopin, Czerny, Döhler, Henselt, Kalkbrenner, Liszt, Mendelsohn-Bartholdy, Moscheles, Taubert und Thalberg enthält. — Der Rein-Ertrag von 500 Exemplaren soll an die Comité-Kasse zu Bonn abgeliefert werden. Der Preis ist 4 Thlr. und für ein Pracht-Exemplar 6 Thlr. 20 Sgr.

Belgien besitzt jetzt 1300 Dampfmaschinen, die zusammen 32,100 Pferdekraft haben. Im vorigen Jahre kamen dabei nur 2 Unfälle vor und 2 Personen wurden schwer verletzt. — Der belgische Maschinenbau beschäftigt 5000 Arbeiter, im Jahre 1839 wurden für 10 Millionen Francs Maschinen gefertigt, für 6 Millionen ausgeführt.

Ein Ehemann besuchte den andern. Beide pflegten sich auf die Strenge ihres häuslichen Regiments etwas zu gute zu thun. Der Gast begann sich über die Laune der Weiber zu beklagen. „Reden Sie immer frei und laut", sagte der Zuhörende, „meine Frau ist ausgegangen." — „Das ist mir sehr lieb", versetzte der Freund, „dann kann ich mein Herz ausschütten, meine Frau leidet zu Hause kein Schelten und kein Klagen!" Als sie auseinander gingen, sagte der Abschiednch-

Digitized by Google

wende: „Bleiben wir bei unserm System! Eine vernünftige Strenge —“ — „Gewiß“, unterbrach ihn der Freund, „man muß den Weibern —“ — „Was denn?“ fragte lächelnd die Gattin, welche herintretend die letzten Worte gehört hatte. „Keinen billigen Wunsch versagen“, versetzte der Eheherr und küßte ihr die Hand.

In Lancashire greift die verrückte Sekte der „Heiligen der letzten Tage“, wie sie sich nennen, um sich. Ein Bekenner dieses Glaubens könne (so lehren seine Priester) ohne Schaden Gift nehmen und mit Schlangen spielen, jede Krankheit durch Auflegung der Hände heilen, in fremden Zungen reden! Wenn es ja vorkommt, daß so ein Heiliger, wenn er krank wird, noch physische Arznei nimmt, so ist das ein Zeichen, daß er — noch nicht recht bekehrt ist!

Hr. Karl v. Holtei bietet im „Börsenblatte für den Buchhandel“ eine Beschreibung seines vielbewegten Lebens, die unter dem Titel: „Vierzig Jahre“ veröffentlicht werden soll, zum Verlage aus.

Korrespondenz.

Hamburg, 30. März.

Nachdem in der stillen Woche alle Vergnügungen und öffentliche Belustigungen, als da sind Theater, Konzerte, Bälle, Schaustellungen u. s. w. — an denen Hamburg sonst so reich — eingestellt waren, ist nun am Ostersonntage der einstweilen gehemmte Strom in sein gewohntes Geleis wieder zurück gekommen und die vergnügungslustige Welt eilt auf's neue, die dargebotenen Freuden zu haschen. Mancher scheint das Versäumte nachholen zu wollen, und in der That, es drängen sich Genüsse und Einladungen aller Art, Benefize, Gastvorstellungen und Debüts, Bälle innerhalb und außerhalb der Stadt in dem Maße, daß man in Verlegenheit kommen kann, woran man Theil nehmen solle. Unser Stadttheater wurde mit den »Hugenotten« wieder eröffnet; zu Gastvorstellungen ist Hr. Räder aus Dresden bereits eingetroffen. Dem. Bertha Stich und Dem. Pixis werden erwartet. Der Ankunft der letztgenannten Sängerin, die hier im besten Andenken steht und bei ihrem hiesigen Gastspiel vor etwa fünf bis sechs Jahren mit Beifall überschüttet wurde, sehen viele Kunstfreunde und Enthusiasten mit Verlangen entgegen. — Ich habe Ihnen zunächst über ein paar Novitäten, die wir in der vorletzten Woche hier sahen, noch kurzen Bericht zu erstatten. Auf dem Stadttheater: »Farinelli oder König und Sänger«, von Friedrich (Riese) zum Benefiz der Dem. Eichbaum. Das Stück behandelt die geschichtliche Anekdote, daß ein durch Pfaffentrug und Pfaffenränke in Melancholie versunkener König von Spanien, hier Ferdinand VI. — irren wir nicht, eigentlich historisch Philipp V. — durch die Heiterkeit und die zum Herzen sprechenden Weisen eines muntern Sängers geheilt wurde. Das schöne, im Ganzen interessant behandelte Sujet ist also, die veredelnde und göttliche Kraft der Musica zu verherrlichen und feingesponnene Pfaffenränke in ihrer ganzen Abscheulichkeit bloszustellen. Nur der erste Act ist zu gedehnt und laborirt an Langweiligkeit, Dem. Eichbaum — singt nur einige ganz fein und sauber endallirte Zötlein. In der Folge wird's immer besser und interessanter; manche Stellen schmecken stark nach der »neuen Fanchon« oder dem beliebten »Muttersegen« desselben Verfassers. Es wird wieder viel soupirt. Hr. Cornet spielte und sang den Farinelli mit südlicher Wärme, doch hat ihn die Lokalkritik, die beim Auftreten des Hrn. Cornet immer zu wetterfern pflegt, schon so übermäßig gelobhudelt, daß ich wohlweislich schweigen will. Uebrigens ist die Lokalkritik jetzt wieder entsetzlich fade und flau und abgestanden und — abhängig, ein weiches, zuckersüßes Pappmus, das Niemanden recht schmecken will. — Auf unserm zweiten Theater hat eine französische Schauspielergesellschaft ihre Vorstellungen begonnen. Eine neue Wiener Posse von Hopp: »das Gut Waldeck, oder die Husaren und der Kinderstrumpf« — die zu den besten Hopp'schen Productionen gehört — hat abermals sehr angesprochen und findet auch treffliche Darsteller. Auch die Parodieen blühen wieder frisch auf; das genannte zweite Theater will eine parodirende Posse der Scribe'schen »Liebesfesseln« unter dem ominösen Titel: »Theerfesseln«, und das Uranio-Theater eine Parodie der »neuen Fanchon, oder Muttersegen« als: »die alte Fanchon, oder Vaterfluche« zum Besten geben. Verfasser der letztern ist eine Ihnen gewiß unbekannte literarische Größe, der gefeierte Lokaldichter — Volgemann, Mitredacteur des Volksblattes: »der Erzähler.« — Gegenwärtig verweilt der Contrabaß-Virtuose Hr. Müller aus Darmstadt in unsern Mauern, der in hiesigen Privatzirkeln bereits mit großem Beifalle gespielt hat. Hr. Müller ist unstreitig der erste jetzt lebende Virtuos auf diesem Riseninstrument: er weiß demselben entzückende Töne zu entlocken und vereinigt technische Vollendung mit seelenvollem Vortrag. In seinen Konzerten in Kassel, Hannover, Oldenburg und Bremen hat der Künstler nicht nur volle Anerkennung gefunden, sondern auch den größten Beifall geerntet. Dem Vernehmen nach wird er sich im Stadttheater hören lassen. — Zu den interessanten Fremden, die uns in letzter Zeit besuchten, gehört Hr. Marmier, Bibliothekar aus Paris, durch seine Etudes sur Goethe und Lettres sur le Nord auch der deutschen Leswelt bekannt. Hr. Marmier ist von hier zunächst nach Kopenhagen gegangen, um von dort seine Reise nach Schweden und Norwegen fortzusetzen.

Mit Bezug auf die frühere Anzeige vom 10. Febr., den Bau eines gastlichen Obdaches und wissenschaftlichen Beobachtungs-Lokales auf dem Gipfel des Feldbergs betreffend, beehrt sich der unterzeichnete Vorstand, hiermit zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, daß, nachdem die nöthigen einleitenden Schritte bei den betreffenden Regierungen von seiner Seite geschehen sind, eine besondere Commission in dieser Angelegenheit ernannt worden ist, welche nunmehr die weiteren Maßregeln zur Ausführung zu bringen, die Obliegenheit mit dankenswerther Bereitwilligkeit übernommen hat.

Zu dieser Commission wurden folgende Personen gewählt: zwei Mitglieder des am 5. Februar von der Gesellschaft der Taunusfreunde ernannten Comité's:

Hr. August Ravenstein, Seilerstraße B. 110.
Hr. Schnyder von Wartensee, schöne Aussicht A. 28.

ein Mitglied des geographischen Vereins:

Hr. Dr. G. W. Hessenberg, gr. Hirschgraben E. 65.

und drei Mitglieder des unterzeichneten Vorstandes:

Hr. Dr. C. H. Häberlin, gr. Bockenheimerg. E. 134.
Hr. Heinr. Meidinger, Bleichstraße D. 111. c. A.
Hr. de Neufville-Pfeffel (als Cassirer) am Roßmarkt F. 105.

Listen zur Einzeichnung von Beiträgen liegen bei sämmtlichen Commissionsmitgliedern bereit, und werden außerdem noch auf sonst zweckmäßige Weise verbreitet werden.

Frankfurt, den 31. März 1842.

Der Vorstand des geographischen Vereins.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 3. April. Othello, oder: der Mohr von Venedig, große Oper in 3 Abth., Musik von Rossini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 93. Montag, den 4. April 1842

Die Waise von San Lucar.

Eine Novelle aus der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, von ***

(Fortsetzung.)

4.

Die Waise von San Lucar.

Gibt's denn kein Recht mehr auf der Erde?

Cervantes.

Es war Nacht. Der Leuchtthurm von Havannah warf weit hinaus auf's Meer seiner Laterne flammendes Licht.

„Wenn das nicht der Leuchtthurm von Havannah ist," sagte der Asturier, welcher am Ruder stand, „so weiß ich keine Richtung mehr, und der Compaß hier zeigt nach Süden."

„Gelobt sey Gott!" sprach der Bischof, „so hätten unsere Sorgen ein Ende!" —

Der Wind blies frisch in die Segel, die alle vor seinem Hauche entfaltet waren. Stolz segelte das Schiff gegen den Hafen und feuerte seine Signalschüsse ab. Der Lootsen kam, und das Schiff lag in kurzer Zeit sicher vor Anker.

„Nun wären wir gerettet," sagte, fröhlich die Hände reibend, der Asturier zu dem Bischofe. „Eurer Ungeduld, an das Land zu eilen, steht bei der Dunkelheit, welche sich auf den Hafen gelegt hat, nichts im Wege, falls Ihr für den Lootsen die Verantwortlichkeit übernehmen wollt. —"

„Ich nehme Alles auf mich," rief Don José, und beeilte sich, so gut es nur immerhin gehen mochte, in das Boot zu steigen, welches den Lootsen an's Ufer brachte.

„Was ist das für ein Gebäude dort, das so hell erleuchtet ist?" fragte der Bischof den Lootsen.

„Es ist der Palast des Adelantado!" entgegnete dieser, und fuhr dann redselig fort: „Man ist dort heute guter Dinge, denn der Adelantado feiert die Hochzeit seiner Tochter. —"

„Was sagst Du?" fiel mit Schrecken der Bischof in seine Rede; denn ihm war der Schluß jener Erzählung Antonio's noch lebhaft im Andenken.

„Kannst Du mir nicht sagen, mit wem sie das Brautfest feiert?"

„Doch ja," versetzte der Lootse. „Ich selbst war im Dome, als der Domdechant die heilige Handlung des Sakraments vollzog. Es ist der Graf Villareal, der ihr Gatte wurde. Ihr solltet das Paar sehen, hochwürdigster Herr; es ist das schönste, was jemals im Dome getrauet wurde."

Der Bischof stieß einen dumpfen Schrei aus; aber ein Schauder überlief ihn zugleich. Er sah zum Himmel auf. Was in seiner Seele vorging, blieb dunkel, weil keine Sylbe über seine Lippe kam.

Das Boot landete, und der Bischof gab dem Lootsen die Benediktion. Als er aber an das Ufer trat, hielt ihn die Hafenwache an.

„Woher kommt Ihr?" fragte der Soldat.

„Von dem Schiffe dort."

Der Rottmeister trat hinzu.

„Wißt Ihr nicht, daß Niemand landen darf, ehe die Schiffspapiere in Ordnung sind?" — sprach dieser in gemessenem Tone.

„Ich bin der Bischof!" sprach stolz Don José.

„Mit Gunst, Freund," hob der Rottmeister lachend an, „Du legst wenig Schlauheit an den Tag. Dein Kleid zieht hier nicht. Der Bischof ist todt und die Exequien sind ihm in bester Ordnung gehalten. So schnell ist keine Auferstehung zu erwarten. Folge mir zur Wache! —"

„Um aller Heiligen willen, haltet mich nicht auf," rief José, „sondern führt mich zu dem Statthalter!"

„Ha, ha, ha!" lachte der Rottmeister, „dem käme ich jetzt eben zur guten Stunde! Gebt die Hoffnung auf, mir zu entwischen. Voran!"

Er gab dem Bischof einen Ruck, daß dieser eine Strecke fortfuhr.

„Mensch," rief José, „vergreife Dich nicht an einer geheiligten Person, und führe mich zum Adelantado. Ich habe ihm Geheimnisse zu eröffnen, die nicht eine Stunde verzögert werden dürfen. Ich wälze auf Dein Haupt alle die Folgen, welche sie auch seyn mögen."

Der Rottmeister wurde jetzt unschlüssig. Er besann sich eine Weile. „Betrügst Du mich, so sollst Du so gewiß eine Mohrentracht Bambus auf Deinen Rücken und Deine Fußsohlen erhalten, als ich Rottmeister bin und ein alter Christ," sagte er. „Fort dann, zum Palaste!"

Es war nicht mehr frühe. Das Kreuz des Südens hatte sich schon geneigt. Mitternacht war vorüber; aber in den Sälen des Adelantado schallte noch die laute Fröhlichkeit.

In Antonio's Hand lag die Zither. Er sang Lieder

Digitized by Google

der Liebe seiner Maria, die lächelnd, wie ein Engel, an seiner Seite saß.

Die Diener hatten sich die seltene Freigebigkeit des geizigen Adelantado wohl zu Nutze gemacht. Sie saßen in der Halle des Palastes und lagen in ihr umher, theils schon ihrer Geisteskräfte nicht mehr mächtig.

Als der Rottmeister mit dem Bischofe eintrat, war Niemand da, sie zu melden.

„Nur zu," sprach der Bischof, und der Rottmeister, welcher allgemach durch den Muth des Bischofs unsicherer in seinem Dafürhalten wurde, schritt gerade auf die Flügelthüren des Festsaales zu, öffnete sie, und ließ den Bischof hinein, während er an der Thüre stehen blieb.

Ramirez war der Erste, welcher die Gestalt des Bischofs sah und erkannte. Eiskalt überlief es ihn, und der sonst so Besonnene war einen Augenblick völlig rathlos; aber auch nur Einen Augenblick. Er stieß seine Gefährten an, und Alle erkannten den Bischof, aber auch die Gefahr des Moments, die nun nahte. „Ergreift Eure Waffen," flüsterte er dem Nächsten zu, „und schickt Einen zu dem Boote, daß es segelfertig werde."

Auf diesen Befehl entfernte sich Einer der Küstenbrüder, die hier die Rollen jener Adeligen vertraten, welche, nun auf dem Schiffe angelangt, mit Sehnsucht der Stunde harrten, wo es ihnen gestattet seyn würde, das Ufer zu betreten.

Der Bischof war unterdessen vorgetreten, und stand jetzt da im Angesichte Antonio's und Don Ramon's.

Don Ramon erblickte ihn zuerst. Als er in das bleichgewordene Gesicht des Prälaten sah, der seine frühere Blüthe durch die schmalen Rationen der letzten Tage noch nicht wiedergewonnen hatte, überfiel ihn Todesschrecken. Es war sein Freund José, der im atlantischen Meere lag, mit gespaltenem Kopfe; es war sein Geist, das lag über jedem Zweifel.

„Heiliger Jago di Compostella!" schrie er, sich bekreuzend, und sprang von seinem vergoldeten Polstersessel auf; „die Todten stehen auf! —"

„Nein, Don Ramon de Quevada," sprach der Bischof, „ich lebe, und habe Fleisch und Bein; aber die räuberisch Ueberfallenen und Mißhandelten treten vor Euch, um diesen Schurken zur Strafe zu ziehen."

Er deutete auf Antonio, welcher todtenbleich ihn anstarrte.

Maria sank leblos nieder, denn ihr stand mit einem Male das Entsetzliche vor der Seele in seinem ganzen Zusammenhange.

(Fortsetzung folgt.)

Mohammed II. erobert Konstantinopel.

(Historische Skizze von G. Macfie.)

(Schluß.)

Die Einwohner von Galata, welche sich zu Gunsten der Türken so treulos gegen die Griechen benommen hatten, übersandten durch ihren Magistrat dem Eroberer die Schlüssel ihrer Stadt; die meisten Genueser aber, welche wenig Vertrauen in die Großmuth der Türken setzen mochten, eilten mit Weib und Kind und ihrer besten Habe auf die Schiffe. Fünf große Fahrzeuge sammt den venetianischen Galeeren und Kauffahrteischiffen gingen unter Segel, und während die türkische Flotte Theil an der Plünderung der Stadt nahm, erreichten sie wenig angefochten das Meer von Marmora und den Hellespont. Auch dem Cardinal Isidor von Rußland gelang unter gemeiner Verkleidung glücklich die Flucht. Der Großherzog Notaras hatte sich mit seiner Familie in einen festen Thurm geflüchtet; auch der Prinz Orchan befand sich bei ihm, welcher den ersten Impuls zu des Sultans Feindseligkeiten gegeben hatte. Orchan hatte sich in eine Mönchskleidung vermummt, um sich den Osmanen unkenntlich zu machen; als aber ein Haufen Janitscharen dem Thurme sich näherte, hielt sich der unglückliche Prinz für verrathen und verloren, und stürzte sich von der Höhe des Thurmes auf die Straße hinab, einen schnellen Tod suchend und findend. Notaras, welcher nicht ganz vom Verdachte frei geblieben ist, unredlich gegen seinen Kaiser und das Vaterland gehandelt zu haben, ward von Mohammed anfangs ziemlich günstig aufgenommen, und ihm und seiner Familie Schutz und Sicherheit zugesagt; aber schon am nächsten Tage hatte sich die Laune des unumschränkten Gebieters geändert. Notaras wurde mit seinen Söhnen hingerichtet, und seine Schätze, die er karg dem Vaterland und seinem Kaiser vorenthalten, verloren sich zum Theil in den Händen mächtiger Beamten, zum Theil in der Schatzkammer des Sultans.

Acht Stunden tobten und plünderten die siegestrunkenen Schaaren Ottomans in der weitdurchwanderten Stadt, als Mohammed seinen Triumphzug durch das Romanusthor hielt, umgeben von seinen Vezieren, Paschen und Leibwachen. Sein sehnlichster Wunsch war erfüllt: Konstantinopel war ihm zur Beute geworden. Die Hauptstadt der orientalischen Christenheit, bisher unter dem milden Regiment ihrer Beherrscher ein Sitz der Wissenschaften und Künste, wurde von nun an die Residenz schrankenloser Despoten, deren Lächeln Hoffnung sonnte, deren Zornesblick Todesbote war; unter deren eisernem Scepter edle Geister ihre Sprache verloren, und die Völker schweigend und seufzend sich beugten.

An der Hauptthüre der Sophienkirche stieg der Sultan vom Pferde und betrat den Dom. Erstaunt und erfreut betrachtete er die ihn umgebende Pracht, und nachdem er das Ezan, das „Herr Gott, dich loben wir" der Türken, hatte anstimmen lassen, gab er Befehl, den christlichen Tempel, einst von seinem Begründer unter dem Panier des Kreuzes erbaut, in eine Moschee umzuwandeln, da von nun an der dem Christenthum feindseligste Glauben darin herrschen sollte. Mohammed erkundigte sich jetzt nach dem Schicksal des tapfern Palälogus, da traten zwei junge Janitscharen hervor, welche Anspruch auf die Ehre und den Lohn machten, den Kaiser getödtet zu haben. Sie hatten ihn unter den Erschlagenen an seinen mit goldnen Adlern gestickten Schuhen erkannt, und brachten nun dem Sultan zum Wahrzeichen des unglücklichen Helden blutiges Haupt, welches die anwesenden vornehmen Griechen mit Thränen für das ihres letzten Kaisers erkannten. Mohammed, welcher die Tapferkeit zu schätzen wußte, wo er sie fand, betrauerte aufrichtig den Tod eines Feindes, welcher den Verlust seines Thrones und den Untergang seines Reiches nicht überleben wollte. Im kaiserlichen Palast, von Konstantin dem Großen bis zum letzten dieses Namens von hundert Kaisern bewohnt, wo sonst in glänzenden Gemächern und Sälen der Ueppigkeit und des Ueberflusses Geräusch herrschte, wohnte seit wenigen Stunden des Grabes Oede und Stille. Der

Digitized by Google

ſtolze mächtige Eroberer mochte wohl in dem Augenblick, als er die alte Wohnung der Cäſaren betrat, ſelbſt von dem Gedanken der Nichtigkeit aller menſchlichen Größe und Schöpfungen erfüllt ſeyn; denn unwillkürlich wiederholten ſich die Worte eines perſiſchen Dichters in ſeinem Munde:

So hat die Spinne ihr Geweb gewoben
Und ausgeſpannt im kaiſerlichen Haus,
Und ſchaurig tönt der Eule Wachgeſang
Durch die verödeten Thürme Afraſiab's.

Mannichfaltigkeiten.

Hr. H. S. Pierre macht in einem Frankfurter Lokalblatte den originellen Vorſchlag, dem Dombau in Köln auf folgende Weiſe bedeutende Summen zuzuführen. „Bekanntlich" — ſagt Hr. Pierre — iſt ſchon von Göthe und in jüngſter Zeit von allen Seiten in deutſchen Blättern der Wunſch ausgeſprochen Worten, daß man ein Mittel finden möchte, das läſtige, der Geſundheit nachtheilige und an ſich abgeſchmackte Hutabnehmen, als Begrüßung, abzuſchaffen. Dieſes Mittel wäre ſicher gefunden, wenn eine oder mehrere hochſtehende Damen es übernehmen wollten, ein geeignetes Abzeichen (Schleife oder Schnalle?) zu dem geringen Preiſe von 8 Ggr. oder einem freiwillig höhern zu vertheilen, das jeden, der es an dem Hut oder der Mütze trüge, von der lächerlichen Sitte dispenſirte, ſeine Kopfbedeckung alle fünf Minuten abzunehmen, bei Regen und Wind den vielleicht kahlen Scheitel oder die erhitzte Stirne zu entblößen und ſich eine Menge Uebel zuzuziehen. Welcher Vorgeſetzte, welche Dame oder welcher Freund würde ſich nicht mit einer Händebegrüßung auf militäriſche oder andere Weiſe begnügen, wenn das bekannte Zeichen am Hut ihm verkündet, daß eine patriotiſche Meinung darunter wohnt? Und welcher deutſche Mann oder Jüngling wollte ſo wenig ritterlichen Sinn beſitzen, daß er es ſich nicht zur Ehre rechnete, die Farbe einer hohen deutſchen Frau zu tragen, eine Eliſabethen- oder Auguſta-Schleife zu erwerben, und ſie mit jedem Jahre oder jeder Hauptbedeckung zu erneuern, bis der große deutſche Einheitstempel aufgebaut iſt, und mit ſeinem Gerüſte zugleich jene alberne Sitte in Vergeſſenheit ſinkt? Trugen doch vor einigen Jahren in Berlin alle junge Herren den Faßmann- oder Löwenorden im Knopfloche. Bald würden ſich aller Orten Frauenvereine zur Beförderung des ſchönen Zweckes bilden, anſehnliche Summen würden auf dieſem Wege in die Vereinskaſſe fließen, und, indem für die Nachwelt ein großes, ernſtes Werk daraus erſtünde, würde die Mitwelt von einer Lächerlichkeit befreit, an der bis jetzt alle fromme Wünſche der Vernünftigen geſcheitert ſind." — Sollte der Vorſchlag des Hrn. Pierre verwirklicht werden, ſo würde es unſerer Zeit gelingen, zwei große Unternehmungen, den Kölner Dombau und die Abſchaffung der barbariſchen Sitte des Hutabnehmens weſentlich gefördert zu haben. Leider wird jedoch dieſer Vorſchlag, wie alles Neue und Außerordentliche, ſeine Gegner finden, beſonders von Seiten unſerer verehrlichen Herren Hutmacher und Hutfabrikanten.

A. Bain zu London hat einen elektromagnetiſchen Drucktelegraphen erfunden, mittelſt deſſen man einer andern Perſon in beliebiger Entfernung ſo ſich mittheilen kann, daß Alles, was man ſagen will, ſogleich gedruckt zu leſen iſt, und zwar ſo ſchnell, daß dies von London nach Woolwich in einer Secunde ſtattfindet. Das Prinzip ſoll daſſelbe ſeyn, wie bei den elektriſchen Glocken und dem Elektrotelegraphen. Die im polytechniſchen Inſtitut zu London angeſtellten Verſuche ſollen durchaus befriedigend ausgefallen ſeyn.

Wir können verſichern, daß die Leſer nichts verlieren, wenn ſie von den franzöſiſchen Kammerverhandlungen nichts erfahren. Wie biſt du heruntergekommen, du ſchöner Stern, nach dem ſich ſonſt alle Augen wendeten! Jetzt iſt er zum Talglicht geworden, das etwas ſtößt.

Das Oſterfeſt war in der chriſtlichen Kirche zu allen Zeiten ein Feſt der Freude und des Jubels. In früheren Jahrhunderten gehörte auch der Oſterſchwank zur Feier des Feſtes; dieſer aber beſtand darin, daß der Prediger ſeine Predigt mit einer komiſchen Erzählung oder einem luſtigen Schwank beſchloß, worauf das Gelächter ſeiner Zuhörer erfolgte, welches das Oſtergelächter genannt wurde. Da erzählte der Eine, wie St. Petrus die Gaſtwirthe, die ihn übertheuert hätten, zu bezahlen gewußt habe; ein Anderer, wie Chriſtus bei ſeiner Fahrt zur Hölle dort einem Teufel die Naſe abgebrochen, welche dieſer als Thürriegel vorgeſchoben habe u. ſ. w. So ſchloß unter Andern zu Eichſtädt im Jahre 1559 ein Prediger ſeine Predigt alſo: „Nun, lieben Leutlein, muß ich mich auch noch nach der Gewohnheit richten, euch zu beluſtigen und ein Oſtermährlein zu erzählen. Da mir nun eben keins gleich einfallen will, ſo merket dies: Welche Frau Herr über ihren Mann iſt, die hebe jetzo beide Hände auf und ſchreie „Juch!" Von den Zuhörerinnen ſollen nur ungefähr ein halbes Dutzend gezuckt, übrigens aber ganz ſtill geſeſſen haben. Da nun keine zu der gemachten Aufforderung ſich bekennen wollte, rief der Prediger ſein Juch! ſelbſt aus, der Oſterſchwank war fertig, die Gemeinde lachte laut auf, und ſo war auch glücklich das Oſtergelächter bewirkt.

(Ein chineſiſches Drama.) Unter dem Titel Pipaki ou histoire du Luth hat der franzöſiſche Sinolog, Hr. Bazin, die Ueberſetzung eines berühmten chineſiſchen Drama's herausgegeben. Es wurde im Jahre 1404 zum erſten Mal aufgeführt und wird ſeitdem in China als eines der beſten dramatiſchen Gedichte bewundert. Für uns hat es wie alle ähnliche Werke vor Allem das Intereſſe, daß es uns eine Einſicht in die häuslichen Sitten der abgeſchloſſenen Nation gibt, die wir auf keine andere Art erhalten können. Das Motiv des Drama iſt die Pietät gegen die Eltern — eine Tugend, welche die Chineſen auf einen Grad von Raffinement getrieben haben, der für uns etwas Uebertriebenes hat. Die Charaktere ſind wohl gehalten und oft in einigen Zügen mit großer Kunſt gezeichnet, beſonders die von zwei jungen Frauen, welche fein nüancirt ſind und das Ideal weiblicher Vollkommenheit in China darſtellen. Eine kritiſche Diſſertation, welche Bazin aus der Vorrede einer chineſiſchen Ausgabe des Drama's überſetzt und dem Buch beigegeben hat, iſt eine merkwürdige Zugabe.

Digitized by Google

(Die Oper Guido und Ginevra.) Diese Oper von Halevy, dem Komponisten der Jüdin, wird demnächst auf der Frankfurter Bühne zur Aufführung kommen. Halevy hat sich eine bedeutende Stellung unter den neueren Tonsetzern errungen, und nähert sich durch den Ernst und die gediegenen Bestrebungen seines Styles der deutschen Schule. Da seine Tonwerke vorzüglich für die große Oper in Paris bestimmt sind, so hat er alle Effekte benutzt, welche ihm durch Libretto's von Scribe geboten werden. Wie wir vernehmen, hat die hiesige Direktion nichts unterlassen, um die Oper so glänzend als möglich auszustatten. Garderobe und Dekorationen sind neu und geschmackvoll angefertigt. Unter den letzteren wird ein Prachtwerk von dem rühmlichst bekannten Künstler Gropius in Berlin Aufsehen erregen. Die Hauptrollen, die mit größter Sorgfalt einstudirt werden, sind im Besitz der Herren Chrudimsky, Pischeck, Wigand und Nork und der Damen Rudersdorff und Kratky. Mit dem entschiedensten Beifall ist diese Oper auf mehreren deutschen Bühnen, namentlich in Berlin, Hamburg und Leipzig gegeben worden, wonach auch bei uns eine günstige Aufnahme derselben zu erwarten steht.

Nach Kopenhagener Berichten ist der Branntwein oder überhaupt der Schnaps in Dänemark ausnehmend begehrt. Zur Bekämpfung des so bedauerlichen Uebels hat ein Unteroffizier der Rendsburger Garnison, Peaschen, sich die Mühe gegeben, eine recht gediegene Schrift über die Mäßigkeit-Angelegenheit, „der Patriot" vom Pastor Böttcher in Imsen, ins Dänische zu übersetzen. Den Druck seiner Uebersetzung wird der hiesige Mäßigkeitsverein veranlassen. — Gedachter Verein zählt gegenwärtig circa 140 Mitglieder. Mehrere von diesen waren durch ihre Trunksucht mit Weib und Kind in tiefe Armuth gebracht; sie wurden, nachdem sie in den Verein getreten, von Mitgliedern desselben mit Geldmitteln zur Fortsetzung ihres Geschäftes unterstützt, treiben nun ihr Gewerbe thätig und mit gutem Erfolge und haben durch ihre Entsagung sich und die Ihrigen sittlich und physisch gefördert. Durch Wort und That haben sich Hr. Pastor Heimreich hieselbst und Hr. Agent Holler auf der Carlshütte um die Sache des segensreichen Instituts und um die dadurch schon bewirkte Rettung mancher Menschen vom Verderben großes Verdienst erworben.

Frankfurt a. M.

Unter den mancherlei Sehenswürdigkeiten dieser Messe verdient die im Saale des Hrn. Rauch am Paradeplatze aufgestellte plastische Abbildung des berühmten Steinsalz-Bergwerkes zu Wieliczca in Galizien, über welches von bedeutenden Gelehrten schon so Vieles geschrieben worden ist, besondere Beachtung. Hr. Kopelent, der Besitzer und Verfertiger dieses plastischen meisterhaften Kunstwerkes, hat durch mehrere Jahre an Ort und Stelle das Merkwürdigste in 10 Abtheilungen, Alles der Natur getreu, nachgebildet. Zuerst werden uns die mechanischen Einrichtungen gezeigt; dann werden wir in die unterirdischen Räume selbst eingeführt, wo wir Schachten, Kapellen, Säle mit Kronleuchtern, Stallungen, so wie Menschen und Pferde bei den Grubenlichtern mit den verschiedenartigsten Beschäftigungen zu sehen bekommen. Wir befinden uns zuletzt am Rande des unterirdischen Sees, der auf einem Schiffchen befahren wird. Es ist Alles so sehr der Natur abgelauscht und in so getreuer Beleuchtung, daß es kaum möglich ist, eine genauere und lebendigere Vorstellung dieses Bergwerkes in der Wirklichkeit zu gewinnen. Die bedeutendsten Gelehrten, wie Klipstein, Grote, Böttcher u. A. haben Hrn. Kopelent öffentliche Beweise von Anerkennung seiner Arbeit gegeben, und wir können das Kunstwerk Jedem, der sich für geographisches Studium interessirt, empfehlen, besonders Schulen, da der Jugend hier namentlich Vieles praktisch geboten wird, was durch Theorie schwer begreiflich zu machen ist. Sodann sehen wir den Tunnel unter der Themse nebst dem unterirdischen Wasserbau von Brunel, von Hrn. Kopelent selbst in London mit unverkennbarer Geschicklichkeit in einem 16 Fuß langen Modell bearbeitet. Er wagte es, die Tagesansicht der Themse über dem Tunnel mit ihren Dampfbooten und Kauffahrteischiffen darzustellen. Diese Verbindung des Blickes auf die so belebte, 1000 Fuß breite Themse mit dem Tunnel tief unter dem Boden des Flusses ist wirklich neu und unsers Wissens so noch nirgends versinnlicht.

Logogryph.

Fünf Zeichen nennen dir die fabelhaften Wesen,
Die göttlich man verehrt' in grauer Heidenzeit;
Du kannst es deutlich in der »Götterlehre« lesen,
Was ihnen — vorzugsweis' — im Hause war geweiht.

Schreckbilder jener Zeit wirst aber du erblicken —
Sie dienen auch noch heut' zur Täuschung dir und mir,
Wenn's, Leser, dir beliebt, nachträglich einzurücken
Ein Zeichen in das Wort noch zwischen drei und vier.

Wilh. Schellenberg.

Dreisylbige Charade.

Du, den ein Zwang, der ewig Räthsel bleibt,
Die letzten Beiden noch zu werden treibt,
Wenn schon der Ersten Rabenflügel
Sich breitet über Thal und Hügel,
Du ahnest nicht, daß wir mit Grauen
In dir bestürzt das Ganze schauen,
Des Todes grausenvolles Bild,
In regen Lebensschein gehüllt.
Du gehest sorglos deinen Pfad
Und weichst nicht, wenn Gefahr dir naht.
Schon öffnet sich dir des Verderbens Rand!
Ich eile hin, mit sich'rer Freundeshand
Am jähen Schlunde dich vorbei zu führen.
Doch keine Warnung soll dein Ohr berühren;
Wie groß sie sey, nur ungesehen
Kann die Gefahr vorüber gehen.

Auflösung der Charade in Nro. 91.

Mainkur.

Theater-Anzeige.

Montag, 4. April. Erziehungsresultate, oder: Guter und schlechter Ton, Lustspiel in 2 Abth., von C. Blum. Hierauf folgt: Fünfzehn Mädchen in Uniform, Vaudeville-Posse in 1 Act, von Angely.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

No. 94. Dienstag, den 5. April 1842

Die Waise von San Lucar.

Eine Novelle aus der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, von ***

(Fortsetzung.)

Antonio erhob sich jetzt würdevoll.

„Ich sehe," sagte er, „die Stunde ist da, wo alle Geheimnisse sich lösen. Don Ramon," rief er mit einem Tone, der dem Rollen des Donners verwandt war, „ich bin Antonio de Quevada, die Waise von San Lucar! — Der Himmel hat das Unrecht ausgeglichen, das an mir geschah durch Euch und diesen Priester, und Villareal, der Schurke, der in Eure Hände arbeitete, er hat seinen Lohn! —"

Don Ramon sank in den Armsessel zurück. Seine Sinne verwirrten sich. Er starrte ohne Ausdruck bald Antonio, bald den Bischof an; die Augen schienen aus ihren Höhlen treten zu wollen. Die Gesellschaft stand bleich da. Keiner wußte, was das Alles zu bedeuten hatte, wie das enden sollte.

„Ich bin José, Euer Bischof," sprach jetzt Don José, „und dieser dort ist der Seeräuber, den Ihr unter dem Namen „Hai" fürchtet. Die dort sind seine Genossen. Ergreift sie, fesselt sie!"

Niemand rührte sich. Manche hielten den Bischof für wahnsinnig.

Der Rottmeister, Schlimmes ahnend, da er Ramirez und seine Gefährten die Waffen ziehen sah, war hinausgeschlichen und hatte die Hafenwache herbeigerufen. Sie war zahlreich genug, alle Zugänge des Palastes zu besetzen, und so das mögliche Entweichen der Beschuldigten zu verhüten.

Ramirez trat mit gezogenem Schwerte zu Antonio.

„Was beginnest Du?" fragte er ihn. „Im Hafen liegt ein sicheres Boot zum Entfliehen."

Antonio sah ihn zürnend an. „Ich fliehen? Das geheiligte Band der Ehe bindet mich an diesen Engel hier. Ich bleibe, vertrauend auf Gott und mein Recht. Geht, und rettet Euch."

Ramirez faßte seine Hand.

„Antonio," rief er, „Du weißt es, ich liebe Dich. Hier darfst Du nicht bleiben, und sollte ich mit Gewalt Dich herausreißen."

„Ich würde mein Schwert gegen Dich wenden!" sprach fest Antonio. „Seit ich diesem Weibe angehöre, ist jedes Band gelöst, das mich an Euch fesselte. Geh, Ramirez, verlaß mich! Möge es Dir wohlgehen und Du den Weg bald verlassen, den Du bis heute gingst!"

Ramirez staunte ihn an. „Wie?" rief er, „Du redest so? —"

„Ich! Ramirez. Lebe wohl!"

„Gut dann," sagte dieser, „so möge Dir Gott und alle Heiligen helfen!"

Er und seine Gefährten entfernten sich, ohne daß Jemand von der bestürzten Gesellschaft es wagte, sie zu hindern. Anders war es am Ausgange der Vorhalle. Hier entspann sich ein Kampf, in dem jedoch die Küstenbrüder Sieger blieben. Sie erreichten ihr Boot, welches sie pfeilschnell aus dem Hafen in die offene See brachte.

Auf den Bischof selbst hatte Antonio's Benehmen einen bewältigenden Eindruck gemacht. Er vermochte nicht, den Blick desselben zu ertragen.

Don Ramon erholte sich.

„Ist es Wahrheit, was ich höre?" rief er geisterbleich aus, „sind diese Verworfenen in das Innere meines Hauses gedrungen?" Er ergriff sein Schwert und wollte hinauseilen, wo man das Waffengeklirre vernahm.

Don José hielt ihn zurück. „Wohin wollt Ihr, Excellenza?" fragte er ihn anfassend.

Ramon prallte zurück. „Bist Du ein Schemen oder lebst Du?" rief er wieder halb irre. —

„Ich lebe, Ramon, ich lebe. Lug und Trug hat Dich umsponnen. Dort steht der Betrüger!"

Antonio's Blick schien ihn zermalmen zu wollen.

„Frevler an dem Heiligsten, was der Mensch hat," rief dieser aus, „willst Du Gottes Diener seyn!"

„Hörst Du die Lästerung!" schrie der Bischof. „Ich bin Inquisitor, und befehle, daß man ihn gefangen nehme."

„Halt! halt!" rief Ramon dazwischen, „ich nehme das auf mich. Graf," sagte er zu diesem, „gebt Euer Schwert ab."

„Ich bin nicht Graf Villareal," sagte Antonio, „ich bin, was ich vor Gott wiederhole, die Waise von San Lucar. Don Ramon, und Ihr, Herr Bischof, denkt an den Richter droben, und gesteht mein heilig Recht, auf daß nicht länger der Trug walte. Euer Kind ist meine Gattin! So gleicht sich das Unrecht aus."

Dies Wort reizte den Tiger in dem Herzen des Abelantado. „Ja," rief er, „verruchter Betrüger, ich erkenne Deine Züge; sie gleichen dem, der mich darben ließ, und der Francesa!"

Digitized by Google

„Don Ramon," sagte Antonio bescheiden, „ich bitte Euch, schweigt. Es ist nicht Alles für die vielen Ohren hier. Ich bin Euer Schwiegersohn, und verlange, daß der Bischof mit Achtung rede. Was ich war, das ist vorüber, und das gilt heute, was ich bin."

Aber Don Ramon war, einem Rasenden gleich, an die Thüre geeilt; die Wache rief er, und diese stürzte herein.

Antonio ließ sich fesseln. Er drückte mit Wehmuth einen Kuß auf die Lippe Marien's und sagte dann:

„Ich folge Eurem Befehle; aber bedenkt, daß Eure und Eures Kindes Ehre an die meine, Eures Kindes Leben an das meine geknüpft ist. Noch ist Gott barmherzig. Er hat Euch den Weg gezeigt, der Eurer Seele Frieden geben kann, Eurer Seele, Don Ramon, und der Eurigen, Don José, für die Thaten, von denen Riol's verbrannte Trümmer reden! —"

Er folgte der Wache stolz.

Die Gäste verloren sich stille und schnell, weil es ihnen hier nicht geheuer war, und Thaten sich kund gaben, die der Vermuthung einen Spielraum boten, wie wenige, und geheimnißvolle Gräuel ahnen ließen, vor denen die Seele erschrak.

Die Duegna's hatten Marien schnell entfernt.

Nur zweie standen sich gegenüber, die es, nachdem das Wort Antonios in ihre Seele wie ein giftiger Pfeil gedrungen war, kaum wagten, sich anzusehen, kaum sich anzureden. Beide aber fühlten, wie gebieterisch der Drang der Umstände eine genaue Erzählung forderte.

„José, José!" rief Don Ramon, „mußte ich das erleben? Ist es nicht genug, daß das Schreckbild des Knaben mich in den Nächten verfolgt, wo ich ruhen möchte? Ist es nicht genug, daß selbst mein Beichtvater Clemente mir das Gewissen erschüttert und mir seitdem alle Ruhe geraubt hat? Muß auch meine Ehre und das Glück meines Kindes noch untergraben werden? — José, verflucht sey der erste Gedanke, mich an des Kindes Habe zu bereichern. Seitdem ist mein Frieden weg."

„Ha, ha!" lachte der Bischof und es schüttelte ihn ein innerer Frost. „Ist Dir das Auge aufgegangen, Ramon? — Es ist zu spät. Sey jetzt ein Mann. Geschehenes kann nicht ungeschehen gemacht werden."

„Wie? José, ist denn der Seeräuber nicht der Antonio? Hast Du Zeugnisse?"

„Du hast den Todesschein des Knaben!"

„Kann er nicht falsch gewesen seyn?"

„Zweifelst Du selbst?"

„Ich zweifle, weil in dem Gesichte Antonios sich vollständig die Züge seiner Mutter, der Francesa, wiederholen und die seines Vaters."

„Du täuschest Dich vielleicht! Jedenfalls bist Du überlistet von einem Menschen, dessen Herkunft räthselhaft ist."

„Und was denkst Du? José, sprich!"

„Ich denke, daß er ein Seeräuber ist, der die Tochter des Adelantado von Cuba gewann und einen Bischof morden wollte."

Don Ramon rannte wie besessen im Gemache herum. Es war dunkel vor seinem Blicke und nirgends sah er Licht. Da dachte er an Maria und das Vaterherz erwachte zuerst zum Bewußtseyn. Er ließ den Bischof stehen und stürzte trostlos hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sagen der Pfalz.

Wer kennt nicht die Wanderlust unserer Zeit, wer nicht die Ursachen und Triebräder derselben? Alle Welt, selbst die weniger bemittelte, macht heutigen Tages einen Bade- und Sommerausflug, und thut wohl daran, die Kleider und sich selber einmal im Jahre ordentlich auszulüften. Mit dieser vermehrten Reiselust hat auch die Reiseliteratur zugenommen, und es fehlt nicht an gedruckten, gestochenen und gemalten Ciceronen aller Art. Sonach hat man es nicht unterlassen, auch den reichen Schatz der alten Sagen und Legenden wieder hervorzusuchen. Durch sie erhält eine schöne Gegend doppelten Reiz und sie bilden den poetischen Hintergrund in einem Landschaftsgemälde. Wie wir gerne unserer Kinderzeit, so gedenken wir gerne der ersten Blumen und Blüthen unserer Volksgeschichte. Der deutsche Rhein mit seinen fruchtbaren und malerischen Ufern, mit seinen Städten und Dörfern, Burgen und Domen ist von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten ein Liebling der Nation gewesen. Ihm schließt sich nicht unwürdig die Pfalz an, dieser schöne und liebliche Garten, der Alles bietet, woran sich das Herz zu erfreuen vermag, und dessen Bewohner durch ihren biederen und fröhlichen Sinn sich einen Namen errungen haben, der überall vom besten Klange ist. Der Schatz der Sagen und Legenden der Pfalz liegt in einer neuen Sammlung vor uns, unter dem Titel: „Die Sagen der Pfalz, aus dem Munde des Volkes und deutscher Dichter, von Friedrich Baader und Laurian Moriz. Stuttgart, Verlag von K. Göpel. 1842."

Von Friedrich Weiß werden diese Sagen durch folgendes schöne Gedicht eingeleitet:

Auf dunklem Meeresgrunde
Im festverschloss'nen Haus
Ruht ungeseh'n die Perle,
Umspielt vom Wogendraus.

Doch wie sie auch den Blicken
Versteckt sich hüllen mag,
Der Taucher fährt hernieder
Und bringt sie an den Tag.

In holder Frauen Locken
Erglänzt sie hell und klar,
Die in der rauhen Schale
Glanzlos und trübe war.

So aus vergang'nen Tagen
Ruft, wie aus dunklem Schacht,
Der Dichter alte Schätze
Hervor zu neuer Pracht.

Digitized by Google

Die Sagen halb verklungen,
Die Mährchen wunderbar,
Von seinem Hauch belebet,
Bringt er verjüngt sie dar.

Und wieder glänzt, vom Lichte
Der Dichtung sanft erhellt,
Das dunkle Reich der Sage,
Die alte Mährchenwelt.

Darauf folgt ein Gedicht von Laurian Moris, „die Pfalz", welches wir hier mittheilen:

Ich steh' umrauscht von grünen Tannenzweigen
Auf hohem Berg und seh' in's tiefe Thal;
Die Sonne scheint gen Westen sich zu neigen,
Und überblickt das Land zum letzten Mal.

Die Thürme glänzen und die Dome blinken,
Die Wimpeln flattern auf dem nahen Rhein,
Die Burgen prangen, die Ruinen winken —
O schönes Land! wie muß dein Name seyn?

Die Rebe glühet in den weiten Gauen,
Es dampft die Flur, von gelben Aehren schwer;
Und von den Hügelreihen, aus den Auen
Durchströmt der Abendsang die Luft umher.

Und stiller wird es auf den reichen Matten,
Die Quelle rauscht nur murmelnd noch dahin,
Die Nacht umfängt das All mit ihrem Schatten,
Und fromm am Himmelszelt die Sterne zieh'n.

Und in dem Schilfe fängt sich's an zu regen
Geheimnißvoll mit leisem Geistermund;
Die steilen Felsen nicken sich verwegen,
Und machen wunderbare Mährchen kund.

Der Wind durchfährt die grauen Burggetrümmer
Und rüttelt sie aus ihrem Schlafe wach;
Die Ritter steigen auf in Prunk und Schimmer
Und lagern sich wie eh'dem zum Gelag.

Sie plaudern viel von alten, schönern Zeiten,
Von deutscher Kraft, von deutschem Biedersinn,
Von ihrem süßen Minnen, ihrem Streiten,
Vom deutschen Reiche, das nun ewig hin.

Ich lausche sinnend durch die dunklen Föhren,
Ich lausche stumm dem lautern Sagenborn;
Die Augen fallen zu, die müden, schweren,
Bezaubert von der Mährchen Wunderhorn.

Ich träume von den Rittern, ihren Sagen —
Die Bäume lispeln mir so Manches ein —
Die Sonne hat ihr Aug' schon aufgeschlagen, —
Noch lieg' ich träumend von der Pfalz am Rhein. —

Nach diesen Einleitungen treten wir in das Gebiet der romantischen Sagenwelt, deren wundersame Blumen uns umduften, deren phantastische Gestalten uns umschweben und in welcher wir Göthe's Ausspruch bewahrheitet finden:

»Mährchen noch so wunderbar,
Dichterkünste machen's wahr.«

Die edelsten Sänger alter und neuer Zeit bieten uns in dieser Sammlung die goldenen Früchte der Sage in den silbernen Schalen des deutschen Liedes, der Romanze und Ballade. Die Rheinstraße, Speyer und Worms, Anweiler und seine Umgegend, das Haardtgebirg, das Dürkheimer Thal, der Donnersberg, Kaiserslautern, Zweibrücken u. s. w. erscheinen in magischer Beleuchtung und von der Dichtkunst verschönt vor unsern Blicken. Der Stoff, welcher hier vorlag, ist von den Herausgebern reichlich ausgebeutet und mit bestem Geschmack geordnet worden, und an alte Volkslieder und Bruchstücke aus dem Nibelungenlied schließen sich die gehaltvollsten Gesänge von Uhland, J. Kerner, Chamisso, A. Grün, M. v. Schenkendorf, Rückert u. a.; auch von vielen neueren Dichtern, so wie namentlich von den Herausgebern der Sammlung liegen die freundlichsten Gaben vor. Somit dürfen wir in diesen Sagen eine treffliche Sammlung begrüßen, welche nicht nur jedem Pfälzer als ein liebes Haus- und Familienbuch, sondern auch jedem Wanderer, der den schönen Garten der Pfalz besucht, willkommen seyn wird. Durch einige Auszüge, die demnächst folgen sollen, wird es uns nicht schwer werden, unsere eben ausgesprochene Anerkennung des vorliegenden Werkes zu bestätigen. W.

Mannichfaltigkeiten.

Die schönen Verse: „Ich liebe dich, weil ich dich lieben muß" u. s. w., die ein hoher Bräutigam in das Stammbuch seiner Braut geschrieben, theilte zuerst der „Telegraph" mit; von da aus machten sie die Runde durch viele Journale, und keines von Allen scheint sich besonnen zu haben, daß diese Verse von Rückert sind. Kennen die deutschen Journalisten ihre Dichter nicht besser?

Clara Novello erregt noch immer Fanatismus. Die Impresare wetteifern, ihr die höchsten Gagen zu bieten. Man steigt bis auf 30,000 Zwanziger für die Stagion. — Rossini dirigirt selbst sein Stabat mater in Bologna, und hat Clara Novello dazu eingeladen. Von der Löwe hört man wenig. Die letzte Oper, in der sie sang, „Odalise", hat einen Fiasco in regola gemacht. Zur letzten Hälfte der Karnevalsstagion wurde die Streponi engagirt. Zwar ist ihre Stimme ausgesungen, doch ist die Methode vollkommen. „Nabucadonosor", von Maestro Verdi, ist mit solchem Beifall gegeben worden, daß man sich eines Gleichen nicht erinnert. Jede Nummer da Capo, selbst die Chöre nicht ausgenommen. Es ist derselbe Componist, der im vorigen Jahre mit seinem Oberto, Conte di Parigi, so großes Glück machte. (Lew. Europa.)

Bei dem so überaus thätigen Verleger, B. F. Voigt in Weimar, erscheint ein Quartettmagazin für Männergesang unter dem Titel: Polyhymnia, von mehreren Weimar'schen Tonsetzern verfaßt, und von W. Wedemann herausgegeben.

Digitized by Google

Die Sachen sind launig und ernst und verdienen, den zahlreichen Liedertafeln und Sängerkreisen empfohlen zu werden. Eine Eigenthümlichkeit dieser Sammlung ist, daß der Herausgeber bemüht war, die im häuslichen und bürgerlichen Leben vorkommenden frohen und traurigen Ereignisse zu berücksichtigen, wodurch das hier Gebotene seine Anwendung leichter findet.

(Lewald's Europa.)

Im Literatenvereine, der sich zu Leipzig gebildet hat, wurde, wie die Zeit. f. d. eleg. Welt meldet, die Frage aufgeworfen, ob deutsche Literaten in Masse nicht etwas thun könnten und wollten, um dem Münchener Kapellmeister Lachner behülflich zu seyn in seinem guten Recht gegen den Ritter St. Georges. Die Sache wurde jedoch durch den Entscheid beseitigt, daß deutsche Kapellmeister, die sich Texte aus Paris holten, sich selbst überlassen bleiben müßten. (Lew. Europa.)

(Lohn eines Thierquälers.) Eine in das Bereich der Thierquälerei gehörende Begebenheit ergötzte vor einigen Tagen auf dem Valentinskamp in Merseburg eine zahlreiche Gruppe eben Vorübergehender. Einem rohen Fuhrknecht, einem noch jungen Burschen, glitt eines seiner Pferde aus und fiel nieder, worauf Peitschengeknall und Schläge, zuletzt mit dem Peitschenstock, vergebens applicirt wurden, das Pferd zum Wiederaufstehen zu vermögen. Schon erhob sich ein allgemeines Murren, als ein vierschrötiger Quartiersmann herantrat, und sich vom Peiniger die Peitsche erbat, mit dem Versprechen, dieselbe erfolgreicher wie er anzuwenden. Kaum aber war diese in des Quartiermanns Händen, als er den nicht wenig erschrockenen Burschen jämmerlich damit zerbläute, und am Schluß die Bemerkung hinzufügte: „Sieh, nun weißt du, wie das schmeckt; jetzt will ich dir Dummkopf zeigen, warum das Pferd nicht aufsteht;" — er löste nun einen Strang und das unschuldige Thier sprang im Augenblick rasch auf die Beine. Alle Umstehende lohnten die Execution mit ihrem ganzen Beifall. Der Breitschultrige ging zufrieden von dannen.

Korrespondenz.

Mainz, 1. April.

Man beschäftigt sich seit einigen Tagen dahier mit Niederreißung eines Gebäudes, welches sowohl seines hohen Alters, als der Bestimmung wegen, die es früher hatte, vorzügliche Berücksichtigung verdient. Es ist dieses der Bischofshof, das große zweistöckige Eckhaus vor dem westlichen Domchor an der Bischofstraße, das vor Jahrhunderten, als Mainz noch eine freie Stadt war und die Oberhoheit der Mainzer Erzbischöfe noch nicht anerkannte, diesen, wie man vielfach behauptet, als Wohnhaus diente. Dieses Gebäude wurde während beinahe fünfzig Jahren von dem vor wenigen Monaten verstorbenen letzten Domkapitular des ehemaligen Mainzer Domstifts, Hrn. Grafen v. Kesselstadt, bewohnt. An die Stelle dieses alten Gebäudes läßt das jetzige Domkapitel ein anderes großes, weit höheres Gebäude errichten, das mit dem für den Markt und Gutenbergsplatz angenommenen Plane in Harmonie steht. — Das alte Haus bietet in seiner Construktion nichts Ungewöhnliches dar; man sieht, daß es vor ohngefähr 200 Jahren auf den Fundamenten einiger hier gestandener Gebäude in dem damals üblichen Baustyle hergestellt worden ist und da es bei dem Dombrande vor beiläufig 75 Jahren nicht gelitten hat, so behielt es bis jetzt seine ihm damals gegebene Gestalt bei. Das neu zu errichtende Gebäude wird auf die alten Fundamente nicht zu stehen kommen; es werden daher bedeutende Ausgrabungen stattfinden und dadurch wahrscheinlich, wie gewöhnlich, mehrere schon seit mehr als 1000 Jahren hier begrabene Gegenstände zum Vorschein kommen, auf deren Beachtung und Erhaltung man gewiß von Seiten der Dombaubehörde die größte Sorgfalt verwenden wird. — Kürzlich wurde bei einer Erdarbeit in der Zahlbacher Schanze ein steinerner Sarg mit einem menschlichen Skelett ausgegraben, der wahrscheinlich schon mehr als 1500 Jahre an dieser Stelle lag und bisher allen Nachforschungen entgangen war. Man vermuthet, daß er die Reste eines Hunnenanführers enthielt, die im dritten Jahrhunderte nach Vertreibung der Römer längere Zeit in der hiesigen Umgegend lagen. Der Ort, wo der Sarg gefunden wurde, gehörte zu dem ehemaligen römischen Begräbnißplatze; der Verstorbene wird entweder seinen Tod in einem Gefechte oder durch Hinrichtung mit dem Schwerte gefunden haben, denn der Kopf lag im Sarge getrennt vom Rumpfe. Der Sarg wird in das hiesige Museum gebracht werden; einen vorzüglichen Werth hat er nicht, da sich keine Inschriften darauf befinden.

Darmstadt, 31. März.

Sutzkow's Trauerspiel »Richard Savage« wurde gestern auf dem Hoftheater zum Erstenmale aufgeführt. Wie verschieden auch über den Werth dieser Dichtung bisher schon geurtheilt worden ist; so ist doch nicht zu verkennen, daß sie dramatische Vorzüge besitzt, die ihr bei einem unbefangenen Publikum, welches sich um das kritische Parteigezänke wenig bekümmert, eine günstige Aufnahme zu sichern scheinen. So war es auch hier. Mit unverkennbarem Interesse folgten die Zuschauer der Entwickelung der Darstellung, welche in mehreren ihrer ergreifendsten Momente die lebhaftesten Sympathieen erregte. Konnten uns auch alle Hauptrollen nicht durchgängig befriedigen; so wurden doch mehrere derselben recht brav gegeben und mit gebührendem Beifalle anerkannt, wie die des Fräul. Steck (Miß Ellen), der Mad. Köhler (Lady Macclesfield), des Hrn. Becker (Steele) u. A. Savage, dem genialen Dichter, der durch das Zusammentreffen außerordentlicher Umstände sich in der exaltirtesten Stimmung befindet, erwarteten wir etwas anders repräsentirt zu sehen, als er durch Hrn. Pirscher vorgestellt wurde, um so mehr, als wir uns von der Ansicht nicht zu trennen vermögen, daß das höhere Talent, in eine ungewöhnliche Lebenslage versetzt, auch in seinem äußeren Erscheinen diesen seinen inneren Beruf anzukündigen und mit einer Art geistiger Weihe consequent durchzuführen weiß. Allerdings ist die Rolle des Savage keine leichte, und die Ausstellungen, welche wir uns in dieser Beziehung erlaubt haben, können die sonstigen theatralischen Verdienste des Hrn. Pirscher nicht beeinträchtigen. Der Schluß unseres Theaters ist übrigens noch nicht so nahe, als man geglaubt hatte, da zu einem neuen Abonnement auf zwölf Vorstellungen bereits eingeladen worden ist.

Auflösungen in Nro. 93.

Logogryph: Laven, Larven.
Charade: Nachtwandler.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 5. April. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth., Musik von Lortzing.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 95. Mittwoch, den 6. April 1842

Die Waise von San Lucar.

Eine Novelle aus der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, von ***

(Fortsetzung.)

Zerfallen mit dem Adelantado, weil er sein Gewissen an seine Pflicht gemahnt hatte, war Fray Clemente nach Europa zurückgekehrt, und zwar in sein Kloster nach San Lucar. Der Abt José staunte, als er ihn kommen sah; er donnerte, als er vernahm, welcher Grund jenes arge Zerwürfniß geboren habe. Strenge Strafe traf den Armen, und bei dem Ordensgenerale bewirkte der Abt seine Verweisung nach Puycerda zu den Vätern von Riol, wie man noch immer die Dominikaner nannte, deren Kloster längst eine Ruine war.

Wer einem Basken wohlgethan, zieht reiche Zinsen, sagt ein Sprüchwort im nördlichen Spanien; aber es ist eine Wahrheit, und es bewährte sich auf's neue an dem, für den Antonio sich selber gewissermaßen zum Opfer gebracht. Das Benehmen des Abtes zeigte ihm ganz klar, wie richtig Antonio diesen Menschen beurtheilt hatte. Seitdem aber stand in der Seele Fray Clemente's der Entschluß unwandelbar, Alles aufzubieten, um die Ansprüche des Betrogenen an's Licht zu ziehen. Aber Niemanden machte er zu seinem Vertrauten. Er wirkte im Stillen und vertraute Gott. —

Sein Loos war gefallen. Nach Puycerda zu wandern, war seine Strafe. Schon in hohen Jahren stehend, zog er langsam den rauhen Weg über die Gebirge aus dem freundlichen Süden in den rauhen, unwirthbaren Norden seines Vaterlandes.

Auf diesem Zuge erreichte er mühsam den Ebro. Die Kräfte waren so gesunken, daß er sich kaum mehr fortschleppen konnte und er die Stunde der Erlösung kommen sah. Ach, er würde ja gerne das freudenarme Daseyn geendet haben, hätte er nur das Eine erzielen können, daß er Antonio sein Recht hätte zurück geben können. Dies nicht zu können, lag ihm schwer auf dem Herzen.

Mühsam erreichte er die Fähre Garcia's; aber als er im Kahne saß, wandelte ihn eine Ohnmacht an. Garcia trug ihn in seine Hütte.

„Es scheint," sagte er zu seiner Gattin Isabella, „als solle unsere Hütte eine Dominikaner-Herberge werden, seit Antonio de Quevada hier war. Hat uns nicht seitdem der treue Fray Anselmo aus Rueda oft schon besucht, um mit uns von dem armen Jungen zu sprechen? Möge ihm Gott eine gute Stunde geben, wo er auch ist! —"

Sie hatten unter diesem Gespräche den Mönch angewaschen und dieser kam zu sich.

„Vom wem redet Ihr, gute Leute?" fragte Clemente.

„Von einem Jüngling, den Ihr nicht kennet, ehrwürdiger Herr," sprach Isabella, „der uns mit dem Fray Anselmo aus Rueda bekannt machte."

„Mit dem Fray Anselmo, der in Riol war?" — fragte Fray Clemente.

„Kennt Ihr den auch?"

„Gewiß. Wo ist denn der?"

„In Rueda, Herr, eine kleine Stunde von hier. —"

„Gelobt sey Gott!" rief Clemente, „so finde ich doch Einen, der ihn kennt und liebt. O wüßte das Antonio!"

Die Fischer sahen ihn neugierig an. „Welcher Antonio?" fragte Isabella. „Meint Ihr vielleicht den unglücklichen Antonio de Quevada?"

Fray Clemente staunte sie an. „Kennt Ihr denn den auch?"

„O, der ist ja bei uns gewesen, als er verfolgt wurde und —"

Garcia winkte seiner geschwätzigen Frau höchst ausdrucksvoll. Sie erschrak, und schwieg erröthend.

Clemente sagte: „Seyd ohne Sorgen; ich sehe, wir sind in Liebe verbunden. Ihr dürft reden. Ich kenne und liebe diesen Antonio. Hört, was er für mich that!" Und nun erzählte er ihnen die Ereignisse auf dem Schiffe der Küstenbrüder und jene zu Pinos mit allem Feuer einer glühenden Dankbarkeit und Liebe.

Diese Kunde war für das Ehepaar eine erquickliche, allein desto beugender die Hoffnungslosigkeit Antonio's.

Da Fray Clemente nicht weiter konnte und der Ruhe bedurfte, so entschloß sich Garcia, den Fray Anselmo zu ihm zu rufen. Dies geschah noch an demselben Tage.

Das Wiedersehen der alten Freunde war ein recht erhebendes. Da brach die alte Liebe wieder recht hervor in ihrer Herrlichkeit. Und als sie auf den kamen, den sie beide mehr als Alles liebten, da ergossen sich die Herzen ungehemmt in einem Strome der Liebe. Aber beiden erschien es eine Pflicht, Alles für ihn zu thun, was sie vermochten. Anselmo, der bei Garcia zuerst wieder eine Spur von seinem Lieblinge fand, war durch diesen eingeweiht in den ganzen Gang seines Lebens und Geschickes. Er hatte nach dem Hirten gefragt, und

Digitized by Google

ihn glücklich entdeckt. Als er das Clemente sagte, jauchzte er laut auf.

Statt nach Puycerda zu gehen, kehrte er um nach Madrid, und suchte jenen Rechtsanwalt, der einst den Prozeß geleitet. Er fand in ihm einen Mann von strengem Rechtsgefühl, dem immer die Schurkerei durch jenen Prozeß hindurchgeleuchtet hatte; der gerade in dem gewaltsamen Verschwinden des Jünglings einen neuen Beweis fand für seine Meinung.

„Der Todesschein des Priors von Riol," sagte er, „hat Alles vernichtet, was uns Hoffnung geben könnte in dieser Sache."

„Er ist falsch!" rief Clemente.

„Gut; beweis't das," sprach der eiserne Rechtsmann, „und ich will die Sache von neuem auffassen."

Der Unermüdliche eilte nun wieder nach Rueda zu Anselmo. Seine Gesundheit war wieder erstarkt. Er fühlte keine Beschwerden mehr. Es galt ja seinem Retter Antonio!

Beide begaben sich nach Puycerda.

Wie erschrak der Prior, als sie eines Tages zu ihm den alten Hirten brachten, der es beschwor, daß Antonio lebe, zumal er das nun selber wußte, seit Antonio in Riol gewesen und bei dem Brande verschwunden war.

(Fortsetzung folgt.)

Das Sklavenschiff.

(Aus dem Tagebuche eines britischen See-Offiziers, im Dienste gegen die Sklavenschiffe.)

Am Bord Ihrer Majestät Schooner „Fancy", an der Küste von Brasilien.

Es war der 31. Tag unseres Kreuzens; kein Segel hatte bis dahin unser Auge erfreut und unsere Hoffnung gespannt; der Delphin wollte sich nicht ködern lassen, keine Schildkröte zur Oberfläche kommen. Der Wind stand steif Südwest. Wie träge schleichen die Stunden; es ist die Morgenwache, die tropische Sonne, noch unterm Horizont, erleuchtet schon den östlichen Himmel vor sich her.

„Ein Segel, Sir, in Osten! Eine Brigg!" wiederholten ein Dutzend Stimmen. In einer Sekunde war ich auf dem Deck.

„Wo ist sie? Ah, ich sehe. Herab mit dem Topsegel, laßt die Reffen los. Alles recht langsam und liederlich! Bootsmann, er darf nicht wissen, wer wir sind. Er soll uns für einen Küstenfahrer halten, nur Verstellung allein kann uns hier helfen."

„Richtig, da hält er auf uns zu! Ist der 32 Pfünder fertig? Deckt ihn zu, und Keiner lasse seine Fratze über dem Geschützkloben sehen."

Die Schiffe fuhren rasch einander entgegen. Es war eine schöne, schlanke, aber schmutzig aussehende Brigg von 300 Tonnen wenigstens. Aber jetzt schöpft sie Verdacht: sie macht die Wendung und ihre Leesegel gehen in die Höhe. Feuer vom 32 Pfünder! wie der Rauch verfliegt, ist die Brigg von oben bis unten vollgesetzt mit Segeln. Der Wind wird frischer; wir sind in heißer Jagd. Feuer! Der Schuß fällt zu kurz ins Wasser.

„Laßt das Geschütz hinten ganz herab auf den Achsenblock und dann, mit der aufsteigenden Schwankung, Feuer!"

„Ein Loch durch ihr Hauptsegel, Sir!" ruft der Mann auf der Fockraa. Aber sie segelt weiter und zeigt keine Flagge. Schuß folgt jetzt auf Schuß. Die Distanz wird größer; beim Himmel, wir verlieren sie. „Netzt die Segel!" sie ziehen prächtig und stehen steif wie Bretter. Zur Hülfe werden die Hängematten noch ausgehangen und ein paar Kugeln in jede gethan.

„Nehmt eure Zeit bei Nro. 1 und bringt etwas von seinen Obersegeln herunter."

Feuer! der Rauch verfliegt. Hurrah, seine Vortopraa ist weggeschossen, da kommt sie herunter, Leesegel und Alles mit einander. Noch ein Schuß: sie dreht bei und zeigt portugiesische Flagge.

„Setzt die Böte aus! geht an Bord, Steuermann, nehmt Besitz und schickt die Gefangenen an Bord der „Fancy"."

„Die Brigg ruft an, Sir!"

„Sie ist von Quillimane*) in dem Mozambique-Kanal, 62 Tage unterwegs, leidet Noth wegen Mangel an Wasser."

Freundlicher Leser, begleite uns an Bord des Sklavenschiffs, komm und sieh die Werke dieser blutigen Menschenhändler. Welch' ekler Geruch, als wir hinaufsteigen, wie schmutzig die Schiffsseiten, welch' Getöse von Stimmen — wir sind am Bord. Ein kaltblütiger Spitzbube mit einem Schurkengesicht schreitet auf dem Deck entlang, seine Hände in den Taschen, eine Cigarre im Munde, völlig unbekümmert um die Mordthaten, die er begangen, ungerührt von der Hölle, die er um sich geschaffen hat. Er ist Capitän des Sklavenschiffs, ein Portugiese; aber er erklärt, nur ein Passagier zu seyn, da der Capitän in See gestorben. Er berechnet seinen Verlust und murmelt knirschend Flüche gegen die Englischen.

Seht jenes Gerippe, die Unglückliche athmet noch, doch fühlt ihre Hand nicht mehr den Griff nach ihrem Pulse. Vor wenig Tagen hing ein Kind an ihrer Brust; es ist verhungert, und sie selbst, die arme Mutter, stirbt jetzt Hungers. Seit 60 Tagen lebte sie von ein paar Händen voll Mehl und zwei Mund voll faulen Wassers. Die ganze Zeit lag sie auf harten Brettern im Raume, an vielen Stellen ist ihr Fleisch von Haut entblößt. Während wir noch hinschauen, ist sie todt.

Sieh jenes Nest von Kindern, alle im letzten Stadium der Pocken: ihre Leiber fast formlos vom Gift der Krankheit; die Zunge hängt aus dem vertrockneten Munde; sie können nicht reden und bringen nur unartikulirte Töne hervor. In wenig Stunden werden sie still seyn, dort, „wo der Gottlose doch aufhören muß mit Toben und der Müde in Ruhe ist."

Dort liegt ein lebendes Skelett, das Gesicht platt auf dem Verdeck. Vor einem Monat war dieser Mann ein Herkules, aber aus Furcht vor seiner Stärke hat man ihn in Ketten fest geschlossen. Seine Glieder sind zusammen getrocknet und nur von einer dünnen Decke schwarzer Haut bedeckt. Ohne Zweifel war er einer der Tapferen seines Stammes, doch ward er überwältigt und mit der Heerde der übrigen Gefangenen zur See getrieben. Er regt sich:

»Er lehnt sich auf die Hand — das stolze Auge
Begrüßt den Tod, besiegend Todesangst;
Und sein gebeugtes Haupt sinkt langsam nieder.«

*) Portugiesische Niederlassung auf der Ostküste von Afrika, etwa 250 deutsche Meilen östlich vom Cap der guten Hoffnung.

Digitized by Google

Schon fühlt er keinen Schmerz mehr, in wenig Stunden wird er enden.

Man hört ein Klatschen im Wasser; so eben warf man Leichen über Bord. An diesem Tage waren es neun. Sie sind jetzt die Speise der Haien; zwei dieser unersättlichen Raubfische hatten das Schiff schon auf seiner ganzen Fahrt über den atlantischen Ocean unermüdet begleitet.

Werfen wir einen Blick unter das Deck. Hier liegen Hunderte lebendiger Leichen neben einander, ohne sich rühren zu können. Sie haben nur 3 Fuß Raum über sich bis zu den Brettern des Decks; sie können sitzen, aber nicht sich höher aufrichten. Kurze Zeit, bevor wir das Sklavenschiff nahmen, hatte ein Sturm es nöthig gemacht, alle auf dem oberen Deck befindlichen Schwarzen in die unteren Räume hinabzusenden. Man hatte selbst die Luftluken schließen müssen, um die über das Deck rollenden Wogen zu verhindern, das Schiff zu füllen. Bald darauf legte sich das Wetter, die Luken wurden wieder geöffnet, aber 40 Erstickte mußte man der Tiefe übergeben.

Doch jetzt ist das Wetter schön, der Wind günstig, das Schiff fliegt dem Hafen zu. Wir sind vor Anker. Die Schwarzen werden an Bord der königl. Fregatte „Crescent" gebracht, welche für die Aufnahme der befreiten Sklaven eingerichtet ist. Die Gesunderen werden in Speise-Gesellschaften eingetheilt und bekommen Rindfleisch, Suppe, Mehlspeise und so viel Wasser, als sie ohne Nachtheil trinken mögen. Die Kranken werden im Bette verpflegt, viele sind freilich durch keine menschliche Hülfe mehr zu retten. Die Uebrigen genesen, und wandeln auf dem reinlichen, geräumigen Verdeck der Fregatte umher: bald singen sie ihre heimatlichen Lieder und tanzen mit den Uebrigen in der Abendkühle ihre Nationaltänze.

Endlich kommt der Tag der Abreise; sie sollen nach der britischen Kolonie in Guiana gebracht werden, denn wenn sie in Brasilien bleiben, macht man sie auf's neue zu Sklaven. Aber wie fürchten die Armen eine neue Reise, wie klammern sie sich an den Bord der Fregatte, als man sie auf die Sklaven-Prise hinüber bringen will; sie gedenken aller Gräuel, die sie dort erduldet: die Erstickung, der wüthende Durst, die Fiebergluth, die Gefährten, einer nach dem andern sterbend, neben sich! Doch die Furcht ist grundlos: jetzt nehmen 180 denselben Raum ein, wo sonst 500 zusammengepackt waren; das Wasser ist rein, wohlschmeckend und reichlich da. Alle sind bekleidet, denn die Guiana-Einwanderungs-Gesellschaft versieht sie nicht nur hinreichend mit Anzügen, sondern trägt auch alle Kosten ihrer Uebersiedelung. Rauchfleisch, Salzfisch, Mehl, Reis und Citronensaft sind ihre Nahrung, mit Tapiok, Arrowroot, Wein und Zucker für die Kranken; Jeder hat seine Matte, die er sorgfältig hält. Zwanzig der stärksten werden ausgesucht, um den Matrosen beizustehen, worauf sie sich viel zu Gute thun.

Die Reise dauert lange, allein Alle sind sorglos und fröhlich, wie dies folgender Auszug aus dem Privat-Tagebuche des Prisen-Commandeurs beweist:

„Heute Abend gaben die Neger ein Konzert auf Küchen-Instrumenten; ich habe niemals einen solchen Lärm gehört; Kessel, Bratpfannen, Zinntöpfe ꝛc., Alles mußte herbei. Nach dem Tanz wurde eine Pantomime aufgeführt, worin die Schauspieler alle Ereignisse und Kriegslisten der Elephanten-Jagd eben so lebhaft darstellten, als wären sie noch in den Wäldern ihrer Heimath. Der glückliche Schuß wurde mit lautem Freudengeschrei und furchtbarem Lärm der Instrumente begrüßt und mit einem gemeinsamen Gesange geschlossen. — So ergötzten sie sich Tag für Tag."

Endlich landen wir in der Mündung des Berbice-Flusses und bringen die Neger in der Nähe einer Plantage unter, sie hauen noch an demselben Tage einen ganzen Acre Zuckerrohr danieder. Dann werden Männer und Weiber in zwei Reihen sich gegenüber gestellt. Die Männer wählen sich ein Weib, und falls Letztere nichts dawider hat, verrichtet eine Magistratsperson die Trauung. Dann sind sie Mann und Frau. Bisweilen finden sie sich sehr getäuscht, daß sie nicht mehr als eine Frau haben sollen; ein Koch, ein wahrer Künstler in seinem Fache, wählte sich ihrer drei; als er es unmöglich fand, mehr als eine zu behalten, nahm er zwei Kinder dazu an, um gleich auf einmal Familienvater zu werden.

Bald beginnen sie in den verschiedenen Pflanzungen zu arbeiten und verdienen ihren Unterhalt, da viel Nachfrage nach Arbeit ist; sie können mit voller Freiheit ihre Herren wechseln und stehen unter einer Magistratsperson, welche nur dem Gouvernement verantwortlich ist; in jeder Hinsicht genießen sie Alle so viele Freiheit als die Weißen. Sie werden Christen, besuchen die Kirche und verlassen endlich diese Welt, nicht als Anbeter von Steinen und Schlangen, sondern mit der Hoffnung ewiger Seligkeit.

Die Frankfurter Blumenausstellung.

Unsere Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und deren Hülfswissenschaften nimmt unter den industriellen Vereinen Deutschlands einen bedeutenden Rang ein, und wenn die Handelsgärtner und Pflanzenliebhaber Frankfurts die von genannter Gesellschaft veranstaltete Ausstellung in würdiger Weise unterstützen, so entledigen sie sich, neben ihrem eignen Interesse, zugleich einer Pflicht. Der Geschmack an Pflanzen und der Eifer für deren Cultur nimmt hier wie überall mit jedem Jahre zu, und die letzte Blumenausstellung gehört zu den reichsten, die hier stattgefunden.

Camellien und Rhodoraceen waren auch dieses Mal die Hauptelemente des Ganzen, und der erste Preis der großen goldenen Medaille wurde dem hiesigen Kunst- und Handelsgärtner Hrn. F. Grüneberg Sohn für die von ihm selbst aus Samen gezogene ausgezeichnetste neue Camellia, die mehrere tausend Gulden an Werth haben soll, zuerkannt. Nach dem Urtheil der Kenner soll dieser neue Sämling an Bau und Schönheit der Farbe alle andern bisher vorhandenen Spielarten übertreffen, und der Name Teutonia, der ihm beigelegt wurde, mag die Gärtner Englands und Belgiens belehren, daß es nicht ihnen allein vergönnt ist, die blumistische Welt zu bereichern. Die Concurrenz um den ersten Preis war übrigens bedeutend, und dieser Umstand spricht allein für den Werth der „Teutonia." Die kleine goldene Medaille wurde Hrn. J. Stern für die reichstblühenden und bestcultivirten Camellien zuerkannt, und das Accessit zu diesem Preise erhielt die Sammlung des Hrn. v. Bethmann. Außerdem wurden sechs von einander verschiedene Pflanzen, dem Hrn. Baron v. Rothschild gehörend, mit einer großen silbernen Medaille gekrönt, nachdem diese zuvor den der Sammlung des Hrn. Rinz gehörenden Pflanzen, die nicht mitconcurrirten, zuerkannt

war. Ferner erhielten Preise Fuchsia corymbiflora und Calmia latifolia des Hrn. v. Beethmann, Tropaeolum tricolor des Hrn. J. N. Gogel, die Rhodoraceen des Hrn. Scheuermann und die Rhododendron des Hrn. F. Grüneberg Sohn. Der für die drei schönsten neuen Rosen bestimmte Preis fiel Hrn. Borgnis, und der für sechs andere Rosen Hrn. Schmidt anheim. Außerdem wurden durch Krönung ausgezeichnet die Violen des Hrn. Scheuermann, die Gruppe des Hrn. Neder, die Cineraria des Hrn. Sükmeyer, sowie dessen drei Schweizerlandschaften, ferner das Arrangement der Gruppe des Hrn. v. Bethmann und ein Paar Buchstaben in Blumen und Moos von Hrn. Ott.

Korrespondenz.

Nekrolog.

Mainz, im März.

Am 6. d. Mts. verstarb Obergerichtsrath Christian Brellinger, Untersuchungsrichter am großherzogl. hess. Kreisgerichte dahier, im 69sten Jahre seines an unermüdlicher Thätigkeit reichen Lebens. Er entfaltete sein Talent zum Untersuchungswesen in den berühmten dahier geführten Untersuchungen gegen die Bandenführer Schinderhannes (Johann Bückler) und Hessel, welche nebst ihren zahlreichen Raubgenossen in den Jahren 1802 und 1810 unter dem Fallbeile endeten. Seine späteren Leistungen im Untersuchungsfache sind allgemein bekannt. Von bürgerlicher Herkunft, machte er in den Schulen zu Mainz seine ersten Studien und gab schon frühzeitig in seinem Charakter Festigkeit, Muth und Kühnheit zu erkennen. Brellinger hatte von seinen Mitschülern den eigenthümlichen Namen »der Geiste seines hellen Kopfes wegen und auch um deswillen erhalten, weil er gerne plötzlich da, wo man ihn am wenigsten vermuthete, zu erscheinen pflegte, ein für sein späteres Leben als Untersuchungsrichter höchst interessanter Moment. Brellinger wurde im Jahr 1790 auf der Universität zu Mainz immatrikulirt und sollte sich dem Studium der Gottesgelehrtheit widmen. Er war auch bereits unter den Alumnen des Mainzer Seminars aufgenommen worden und hatte vom deutschen Kaiser Franz II preces erhalten, als die Wirkungen der französischen Staatsumwälzung seinem Leben eine andere Richtung gaben. Er trat gegen das Ende der 1790er Jahren in die juristische Partie über, wurde Commis-Greffier und am 12. Juli 1807 durch Napoleon zum Richter an der Cour de justice criminelle du departement du Mont-Tonnerre ernannt. Jetzt hatte Brellinger seine richtige Stellung erhalten; denn man kann gewiß von ihm sagen, daß er zum Criminalrichter und namentlich zum Untersuchungsrichter geboren wurde. Nach dreijährigem, sehr thätigen Wirken als Richter dieses Gerichtshofes wurde er im Jahre 1811 zum procureur imperial des damals creirten Douanengerichtes in Mainz ernannt, wodurch seiner Thätigkeit ein neues ausgedehntes Feld sich eröffnete. Durch Beschluß des Grafen Morand, Gouverneur von Mainz während der Blocade vom 16. März 1814, wurde Brellinger zum Mitglied des eben errichteten Spezial-Gerichtshofs ernannt. Nach Eintritt der Territorial-Veränderungen wurde er im Jahre 1814 durch den Generalgouverneur Justus Gruner zum Gerichtsschreiber des Tribunals erster Instanz zu Mainz und im Jahre 1819 durch Se k. Hoh. den Großherzog von Hessen zum Mitglied des Mainzer Kreisgerichtes ernannt, in welcher neuen Stellung er sich durch einen unermüdlichen Fleiß, namentlich in Bearbeitung der schwierigsten und verwickeltsten Rangordnungs- und Rechnungsprozesse auszeichnete. Oefters zur Führung einzelner, mitunter verwickelter und ausgedehnter Untersuchungen committirt, wurde Brellinger im Jahr 1838 zum Untersuchungsrichter am großh. Kreisgerichte für die gesetzliche Zeit von drei Jahren ernannt, und als solcher gegen Ende 1841 unter höchst ehrenvoller Beigabe des Titels »Obergerichtsrath« von Sr. Königl. Hoh. dem Großherzog auf's neue bestätigt. Als Brellinger diese für ihn so huld- und ehrenvolle Allerhöchste Bestätigung seiner unermüdlichen amtlichen Thätigkeit erhielt, hatte er grade nicht lange vorher (im September 1841) die sehr ausgedehnte und wichtige dahier anhängig gewesene politische Untersuchung zu Ende geführt. Er mag sich durch den Gegenstand dieser Untersuchung und den Ernst, womit sie geführet werden mußte, die Feindschaft und den Haß einer Partei zugezogen haben; immerhin that er aber nur, was seines Amtes war, und that es mit Leib und Seele. Bei seiner Gradheit und Rechtlichkeit achtete er nicht auf das Urtheil seiner Gegner; letztere müssen ihm indessen gewiß das Zeugniß eines festen, unerschütterlichen und unbestechlichen Richters geben und grade die in jene politische Untersuchung complizirten Personen sind ihm wenigstens dafür Dank schuldig, daß er durch unermüdliche Thätigkeit bei Tag und bei Nacht die Untersuchung und den Arrest der Verhafteten in möglichst kurzer Zeit beendigte.

(Schluß folgt.)

Meß-Sehenswürdigkeiten.

Frankfurt, den 4. April. — Eingesendet.

Auf der diesjährigen Ostermesse befindet sich unter den Sehenswürdigkeiten das Diorama des Hrn. Julien, welches deshalb besonder Beachtung verdient, weil der bei den Ansichten dargestellte Wechsel von Tag und Nacht den Beschauer angenehm überrascht und die Scene belebt. Besonders ist das Tableau Moskau anziehend. Es ist von Schnee bedeckt, welcher durch den allmählig entstehenden Brand schmilzt und wohl die treueste Nachbildung darstellt. — Die Nachtmesse in der Kirche St. Etienne in Paris mit den Priestern und Kirchengängern kann nicht verfehlen, den ruhigen Beschauer in eine ernste Stimmung zu versetzen. Die sehr gut gerathene Darstellung der Standbilde Napoleons auf dem Vendome-Platz, den Augenblick deren Einweihung vergegenwärtigend, läßt sowohl im Einzelnen wie im Ganzen nichts zu wünschen übrig.

Unsere Ostermesse bietet ferner unter den aufgestellten Sehenswürdigkeiten in den Darstellungen klassischer Bildhauerwerke, ausgeführt von der Gesellschaft des Hrn. Alexandre, einen neuen Gegenstand. Wer Geschmack für Werke solcher Art besitzt, wird sich durch die Beiwohnung dieses Schauspieles gewiß befriedigt finden. Sämmtliche Mitglieder dieser Gesellschaft wirken vortrefflich und wissen den dargestellten Gruppen zugleich auch den gehörigen Ausdruck zu geben. Die Schönheit der Formen ist bewundernswerth. — Die athletischen Productionen der Herren Salvador und Ludovic werden mit vielem Anstande ausgeführt; besonders interessant erscheint das Spiel der wohlgebildeten Demoiselle Mina und das Mitwirken der beiden Kinder. Die Schluß-Scenen sind überraschend und abwechselnd, und die Ausstattung der Bude nobel.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 6. April. (Neu einstudirt): Die Jungfrau von Orleans, romantisches Trauerspiel in 5 Abth., von Fr. v. Schiller. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 96. Donnerstag, den 7. April 1842

Die Waise von San Lucar.

Eine Novelle aus der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, von ***

(Fortsetzung.)

Der Prior, alt und schwach, gehörte zu den Menschen, die jedem Impulse folgen, aber doch am liebsten dem, der das Recht für sich hat. Jenes Dokument hatte ihm die Furcht abgerungen vor dem Abte von San Lucar, dessen Macht bei dem Ordensgenerale er wohl kannte; als aber nun die beiden Freunde ihm sagten, wie der Abt als Bischof nach Havannah bestimmt sey, da brach das Gewissen die Gewalt der Furcht, und er widerrief vor dem amtlichen Escribano und dem Ayuntamiento zu Puycerda nicht nur jenes Dokument als falsch, sondern bestätigte die Aussage Fray Clemente's und Anselmo's. Dieser und der Hirte deponirten ihre Aussagen zu Protokolle, und die unumstößlichsten Beweise der Wahrheit traten an das Licht.

Als diese Aktenstücke nach Madrid kamen, gerieth der Rechtsanwalt in eine hohe Freude. „Es ist himmelschreiendes Unrecht geschehen!“ rief er aus, und eilte, Alles bei dem höchsten Gerichte der Monarchie einzuleiten.

Dies Alles geschah kurz darauf, als der Abt José nach Cuba abgereis't war. Dem Ordensgenerale, einem würdigen Greise, offenbarten Anselmo und Clemente den Zusammenhang und entlarvten jenen Scheinheiligen, der den Greis getäuscht hatte.

Es schmerzte ihn tief, einen Mann befördern geholfen zu haben, der auf eine so frevlerische Weise zu den verworfensten Zwecken seine Hand geboten, und sein gerechter Zorn entbrannte gegen ihn.

Die beiden Verbündeten wurden kühner mit jedem Gelingen, freudiger und enthusiastischer. Sie fürchteten nun schon nichts mehr, und drangen selbst bis zu dem Könige.

Ganz Madrid war in Bewegung. Der König selbst interessirte sich für die Sache. Der Prozeß wurde revidirt und endlich Antonio's Recht anerkannt, der Vormund verurtheilt, Alles zu ersetzen, falls die Waise von San Lucar noch lebe. Dies Urtheil ging nach Amerika ab; aber zugleich die Abberufung des Adelantado, und vor dem geistlichen Gerichte hing der Prozeß des Bischofs von Havannah.

Clemente und Anselmo schifften sich ein nach Havannah mit besonderer Erlaubniß des Ordensgenerals, um Antonio zu suchen.

Was hier kurz zusammengedrängt erzählt wurde, bedurfte einer langen Entwicklung. Es waren Monate darüber hingegangen, bis das Ziel errungen war. Nun lag es aber auch errungen vor den treuen Freunden, und ihr Herz lebte in neuer Hoffnung auf; aber es war ja noch die Rettung Antonio's aus den Händen der Küstenbrüder zu erringen, eine Rettung, die vielleicht schwerer war, als die, welche wirklich vollbracht war. Welche Ereignisse konnten dazwischen liegen? Welche Schwierigkeiten waren noch zu überwinden?

„Gott ist mit uns, Anselmo,“ sagte Clemente. „Er war's ja bis zu dieser Stunde, und das Recht ist seines Schutzes gewiß. Er wird uns Antonio finden lassen.“ Mit dieser Hoffnung durchschifften sie den Ocean, mit ihr erreichten sie Amerika's Küste.

Nach dem erschütternden Auftritte, welchen des Bischofs Erscheinung im Palaste des Adelantado, Don Ramon de Quevada, herbeiführte, stürzte dieser in Maria's Gemächer. Noch immer lag sie da wie eine Leiche. Alle Bemühungen des Arztes schienen erfolglos bleiben zu wollen.

Ramon's Herz war gebrochen. Ihm war das Gericht Gottes mit allen Schreckbildern nahe getreten. Aus den Fesseln des Geizes und der Habsucht löst'e sich seine Seele, und das Gefühl des Vaters machte zum ersten Male seine Rechte geltend. Er kniete an dem Lager des Engels, den ihm Gott gesandt. Seine Thränen rannen auf die schneeweiße kalte Hand in Strömen herab. Er betete zum ersten Male heiß innig zu Gott; aber da traf ihn das Bewußtseyn, daß er das Elend über Marien, über sich selbst, über einen Schuldlosen gebracht, und dies Bewußtseyn stieß ihn zurück von dem Gotte der Gerechtigkeit, und die Verzweiflung der Hölle ergriff ihn mit einer Gewalt, die ihn vom Verstande zu bringen drohte. Es fehlte ihm aller Trost, aller Halt, nur die Qual im Gewissen brannte wie unlöschbares Feuer. Er schlug an seine Brust und bekannte laut seine Schuld. Er gelobte Besserung, Rückgabe des Geraubten, Buße, schwere Buße! Es war kein Heiliger, den er nicht anrief; aber seine Seele fand keinen Frieden; denn Maria war ja todt, und sein Frevel hatte sie getödtet. Er nannte sich Judas und fluchte sich selbst. Der Arzt, die Frauen erbebten bei dem Anblicke dieses sich selbst verdammenden Sünders.

Digitized by Google

Jetzt trat sein Beichtvater ein, ein Greis, der über den Stürmen stand, die das Herz erschüttern. Zu ihm floh Ramon, und in seinem Kloſette legte er zum ersten Male eine Beichte ab, die aus der Tiefe der zerrissenen Brust kam. Das Friedenswort des Priesters goß Balsam in dies Herz. Er wies ihn auf die Gnade Gottes; aber er hieß ihn gut machen, was er verschuldet. Da wurde es Ramon leichter. Er erkannte, daß es noch Gnade für ihn gäbe, und voll Hoffnung kehrte er in Maria's Gemach zurück.

Der Arzt hielt einen Spiegel über die bleiche Lippe.

Ein leiser Hauch zeigte sich an dem Glase.

„Sie lebt," sagte er freudig zu der Duegna.

Bald stellten sich noch andere Zeichen des rückkehrenden Lebens ein.

Der Adelantado lag betend auf seinen Knieen im Oratorium Maria's.

Endlich schlug sie die Augen auf, und sah scheu und verstört um sich.

„Sie lebt!" rief die Duegna.

„O Gott ist barmherzig!" sprach der Vater, und stürzte am Bette auf die Knie, indem er ihre Hand an seine Lippe drückte.

„Nur die Menschen nicht!" sagte leise Maria.

„Kind, Kind!" rief er aus, „die Menschen sind es auch. Glaube Du das fest."

Sie sah ihn an mit einem Blicke, der ihm in's Herz drang.

„Wo ist Antonio?" fragte sie.

Der Adelantado sprang auf. Erst jetzt erinnerte er sich des Jünglings wieder. Seine Sinne waren wirre.

„Ruft mir den Alkalden," schrie er, und stürzte hinaus.

Der Alkalde kam.

„Wo ist der Graf?" fragte er herrisch.

„Im Gefängnisse!" antwortete der Alkalde erschrocken. „Der Rottmeister brachte ihn im hochzeitlichen Kleide."

„Laßt ihn hängen!" rief er außer sich. „Wer befahl ihm das?"

„Ihr, Excellenza!"

Er besann sich; aber das Gedächtniß hatte ihn verlassen.

„So holt ihn hierher! Schnell, hierher! —"

Der Alkalde flog zum Gefängnisse.

(Schluß folgt.)

Französische Deputirtenschaft.

(Aus der Pariser Zeitschrift »Mode.« Das Stück spielt in dem Kabinett eines Ministers.)

Ein Diener meldet: Hr. Pantaleon von Valencourt, Deputirter des Arrondissements Croupignac. — Der Minister: Guten Morgen, mein lieber Kollege, welcher glückliche Zufall verschafft mir das Vergnügen, Sie zu sehen? — Hr. Pantaleon: Mein lieber Minister, mein Besuch ist vielleicht ein wenig eigennützig. — Der Minister: Ich bin zu Ihren Diensten, mein Bester. — Hr. Pantaleon: Ich komme nicht wegen des Sekretariats beim Handelsgericht, das Sie mir versprochen haben, noch wegen der Polizeikommissärs-Stelle, die Sie dem Sohne einer alten Köchin meines Hauses geben wollen. — Der Minister: Jetzt fällt mirs ein; Sie wollen mich an das Ehrenkreuz für Ihren Schwager erinnern — Hr. Pantaleon: Nein, nein, das habe ich schon erhalten. Es ist.... — Der Minister: Ach, jetzt verstehe ich. Sie wünschen, daß ich mit dem Marschall rede, um Ihren Schwiegersohn zum Obersten ernennen zu lassen. — Hr. Pantaleon: Verzeihen Sie, das ist abgemacht; der Herzog von Orleans hat gestern unterschrieben. — Der Minister: Wie rasch das bei Ihnen geht! Sie verlieren keine Minute. — Hr. Pantaleon: Was wollen Sie, bester Minister? Es bleibt uns so wenig Zeit für die Angelegenheiten unserer Kommittenten, die öffentlichen nehmen uns ganz in Anspruch; die Sitzungen, die Besuche bei den Ministern, die Verhandlungen in den Abtheilungen, die Diners bei Hofe; wirklich, es bleibt mir kein Augenblick übrig, um an meine Familienangelegenheiten zu denken. — Der Minister: Wirklich? — Hr. Pantaleon: Da sehen Sie, beinahe hätte ich vergessen, Sie daran zu erinnern, daß man meinem Bruder seit sechs Monaten die erste Referendarstelle am Rechnungshof versprochen hat. — Der Minister: Ihrem Bruder?... Aber ich glaubte, er sey längst placirt. — Hr. Pantaleon: Der älteste, ja wohl, den haben Sie voriges Jahr zum Staatsprokurator gemacht, aber der jüngste ist noch nicht placirt. — Der Minister: Was Teufel! ich habe doch ein gutes Gedächtniß; einem Ihrer Brüder habe ich ja eine Einnehmerstelle verschafft. — Hr. Pantaleon: Sie irren sich; das ist der zweite; ich spreche vom jüngsten. — Der Minister: Ja, Sie haben so viele, daß man sie leicht verwechseln kann. — Hr. Pantaleon: Doch davon handelt es sich jetzt nicht: man wird sich mit dem Gesetzentwurf über die Eisenbahnen beschäftigen; es ist ein großes, ein Nationalunternehmen! Es wird Ihrem Ministerium Ehre machen. — Der Minister: Darauf zähle ich. — Hr. Pantaleon: Sie haben sehr gut die Bedürfnisse aller Zweige auseinander gesetzt: die strategischen, die industriellen, die kommerziellen Linien; das Netz ist vollständig; doch möchte ich wissen, ob Sie wohl daran gedacht haben, eine Ihrer Bahnen über Croupignac zu führen? — Der Minister: Wo liegt das doch gleich? — Hr. Pantaleon: Wie! Sie fragen nach Croupignac? Es ist das Arrondissement, worin alle meine Besitzungen liegen, eine der interessantesten Lokalitäten. — Der Minister: Für Sie. — Hr. Pantaleon: Für Frankreich, für die Industrie, für den Handel. Wissen Sie, daß Croupignac von großer Wichtigkeit ist, daß es dort Kastanien gibt, die man für Lyoner verkaufen könnte, und daß man dort Kalmuck fabrizirt, der schöner ist, als das Tuch von Sedan? — Der Minister: Das Erste, was ich höre. — Hr. Pantaleon: Es ist sehr wichtig, daß eine Ihrer Bahnen Croupignac berührt; erstens wird es den Werth meiner Ländereien verdoppeln... — Der Minister: Der Grund läßt sich hören. — Hr. Pantaleon: Dann wird es mir ein Ansehen im Arrondissement verschaffen, das meine Wiedererwählung sichert, und das kann Ihnen nicht gleichgültig seyn. — Der Minister: Es ist uns sehr wichtig. Aber welche Bahn wollen Sie über Croupignac haben? — Hr. Pantaleon: Welche Sie wollen; die von Paris nach Bordeaux, oder von Paris nach Versailles, oder von Paris nach Straßburg. — Der Minister: Und wo liegt Croupignac? — Hr. Pantaleon: Croupignac liegt auf allen Wegen. Sie können nicht anders von St. Angreve nach Lanpogne, als über Croupignac. — Der Minister: Aber Ihr Croupignac liegt in den Bergen von Novergue. — Hr. Pantaleon: Gewiß, recht schön mitten in den Bergen. — Der Minister: Also sollen wir die Eisenbahn durch die Berge führen? — Hr. Pantaleon: Mit Tunnels und gutem Willen kann man eine Eisenbahn überallhin führen, be-

Digitized by Google

sonders wenn es sich darum handelt, einen gutgesinnten Deputirten zu verbinden. — Der Minister: Aber es muß doch wenigstens möglich seyn. — Hr. Pantaleon: Und darauf kommt es Ihnen an, bei einem Manne, der Ihrer Sache so ergeben ist, der Alles votirt, ... — Der Minister: Das leugne ich nicht. — Hr. Pantaleon: Bei einem Deputirten, den man überall hinschieben kann? — Der Minister: Ich sehe das ein. — Hr. Pantaleon: Bei einem Deputirten, der trotz seines Schnupfer-fiebers gegen den Antrag der Kovazitäten gestimmt hat? — Der Minister: Wir sind Ihnen dankbar dafür. — Hr. Pantaleon: Und wegen einiger Kilometer Tunnels weigern Sie sich, die Eisenbahn über meine Güter zu führen? — Der Minister: Geben Sie uns nur Zeit, darüber nachzudenken. — Hr. Pantaleon (indem er wüthend abgeht): Es ist genug; ich sehe schon, daß die Minister undankbare Menschen sind, und auf der Stelle gehe ich hin und schlage mich zur Opposition. — Der Minister (allein): Votire mit wem du willst, schrecklicher Stellenverschlinger; aber es wird nicht lange dauern, denn wir lassen dich nicht wieder wählen, und du sollst nicht einmal Pair von Frankreich werden.

Bericht

an den

Verwaltungsrath der Taunus-Eisenbahn-Gesellschaft vom Direktor der Taunus-Eisenbahn, den Geschäftsbetrieb im Jahre 1841 betreffend.

Im verflossenen Jahr, 27. März 1841, hatte ich die Ehre, Wohllöblichem Verwaltungsrath der Taunus-Eisenbahn-Gesellschaft den Jahresbericht über den Geschäftsbetrieb für das Jahr 1840 vorzulegen und darin auch die Gegenstände und Einrichtungen zu bezeichnen, welche zur Vervollkommnung des Dienstes erforderlich erschienen und zum Theil von Wohllöblichem Verwaltungsrath genehmigt, zum Theil einer genaueren Prüfung würdig erkannt worden sind.

Wenn in dem Eingang dieser Berichterstattung ich mich dahin aussprach, wie der Verkehr auf der Taunus-Eisenbahn zu den angenehmsten Hoffnungen berechtige, so muß es mir jetzt sehr erfreulich seyn, diese Voraussetzung durch den im verflossenen Jahre bedeutend größeren Verkehr so entsprechend erfüllet zu sehen.

Im Jahre 1841 wurden auf der Taunus-Eisenbahn, inclusive der Postreisenden und Conducteure, 769,551 Personen befördert, was, auf jeden einzelnen Tag des Jahres berechnet, eine Frequenz von 2108 Personen und gegen das Jahr 1840 eine vermehrte Frequenz von 108 549 Personen ergiebt.

Hat die Benutzung der Taunus-Eisenbahn im Allgemeinen sich gegen das Jahr 1840 vermehrt, so kann die angegebene Mehr-Frequenz des verflossenen Jahres aber nicht der richtige Maßstab der Vergleichung seyn, weil im Jahr 1840 die Bahn auf ihrer ganzen Strecke nur $8^1/_2$ Monate befahren werden konnte und daher für die anderen $3^1/_2$ Monate eine ungleich geringere Frequenz ausweisen mußte.

Die Beförderung dieser 769,551 Personen fand auf nachstehenden Stationen wie folgt statt:

a)	Von Frankfurt	195,649	Personen
b)	„ Höchst	68,367	„
c)	„ Hattersheim	18,187	„
d)	„ Flörsheim	15,276	„
e)	„ Hochheim	16,486	„
f)	„ Castel	232,882	„
g)	„ Biebrich	45,817	„
h)	„ Wiesbaden	176,887	„

Classifizirt man diese Personenzahl nach den benutzten Wagen-Klassen, so ergibt sich, daß

9,210 Personen in der ersten,
83,865 „ „ „ zweiten,
204,202 „ „ „ dritten,
472,274 „ „ „ vierten Klasse

befördert worden sind, und in die Monate

Januar	mit	16,564	Personen
Februar	„	26,234	„
März	„	37,476	„
April	„	59,843	„
Mai	„	85,401	„
Juni	„	82,606	„
Juli	„	111,713	„
August	„	116,884	„
September	„	100.920	„
Oktober	„	56,625	„
November	„	42,615	„
Dezember	„	32,670	„

sich vertheilen.

Außer der Wien-Raaber Eisenbahn, erfreut sich keine deutsche Eisenbahn einer solchen Personen-Frequenz, indem nach den veröffentlichten Nachw isungen die Bahnen von:

München-Augsburg	249,700	Personen
Nürnberg-Fürth	448.854	„
Mannheim-Heidelberg	264,635	„
Wien-Brünn	219,054	„
Wien-Stockerau	143,805	„
Linz-Gemünden	109,660	„
Linz-Budweis	12,613	„
Leipzig-Dresden	338,227	„
Magdeburg-Leipzig	511,650	„
Berlin-Potsdam (incl. 5786 Militär)	579,481	„
Düsseldorf-Elberfeld	237,490	„

im Jahr 1841 befördert haben.

Bei Ermittlung der befahrenen Wegstrecken hat sich ergeben, daß

105,650 Personen auf	1	Stunde
320,687 „ „	2	„
8,130 „ „	3	„
26 556 „ „	4	„
5,816 „ „	5	„
25,567 „ „	6	„
7,960 „ „	7	„
191,057 „ „	8	„
8,282 „ „	9	„
und 69,846 „ „	10	„

die Taunus-Eisenbahn benutzt haben.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz.

Mainz, im März.

(Schluß.)

Die Anstrengungen der letztgenannten Untersuchung und überhaupt seine rastlose Thätigkeit seit 1838 im Untersuchungswesen hatten Brellinger's eiserne Natur wankend gemacht und seine letzte Krankheit, ein Leberleiden von Zahnungsfieber gefolgt, hervorgerufen. Er hatte während der drei letzten Jahre seines Lebens an fast beständigem Schwindel gelitten und saß dennoch vom frühen Morgen bis zum späten Abende und häufig bis in die tiefe Nacht hinein in seinem Cabinette. Brellinger, welcher als junger Mann es in Musik, Zeichnen und Malerei ziemlich weit gebracht hatte, kannte seit seinem Eintritte in den Staatsdienst — also seit ohngefähr 45 Jahren, außer einem kurzen Spaziergange, keine Erholung; höchstens gönnte er sich manchmal das Lesen einer Zeitung. Ein Feind jeder Art von Luxus, trug er stets die einfachste Kleidung und wer ihn nicht kannte, mochte in dem Manne, mit gewöhnlichem schwarzen Ueberrocke, schwarzen Beinkleidern, weißer Halsbinde und einem abgetragenen Hute bekleidet, sich auf den Regenschirm oder (in der letzten Zeit) auf einen Stock stützend, schwerlich den Untersuchungsrichter erkennen. Er besaß eine stets rege Phantasie, beißenden Witz, die größte Umsicht, eine seltene Geistesgegenwart in den schwierigsten Verhältnissen des Lebens und hatte eine große Kenntniß des Menschen und seiner Gefühls- und Denk-Art sich erworben, obgleich es wahr seyn mag, daß ihm, seinem Wirkungskreise gemäß, welcher ihm in der Regel nur das Verbrechen und die Schattenseite des Menschen zeigte, häufig die Gestaltungen seiner Umgebung trüber sich darstellten, als sie in Wirklichkeit waren. Dennoch war er, wenn er sich (was aber selten der Fall war) einmal den Berufsgeschäften entriß, im Zirkel von vertrauten Menschen der beste Gesellschafter, welcher durch seinen wahrhaft sprudelnden Humor Alle electrisirte.

In seiner Berufsthätigkeit verfuhr er mit der größten Consequenz. Seine Aufgabe war stets, vor Allem seinen Inquisiten zu studiren, ehe er das eigentliche Verhör vornahm. Immer wußte er Herr der Untersuchung zu werden. Brellinger änderte sein Benehmen, dem Inquisiten gegenüber, je nach der Subjectivität desselben und dem Stande der Sache, und man erzählt von ihm, daß er dem schlauen Diebschef Hessel (1810) gegenüber, welcher seinem Inquirenten während der Zeit von acht Tagen alle verschiedenen Temperamente gezeigt, ebenfalls stets, wie dieser, fröhlich, traurig, reizbar und zänkisch oder melancholisch gewesen sey.

Von Mördern, Dieben und ähnlichen trotzigen Verbrechern seines unbeugsamen Ernstes wegen gefürchtet, wußte er indessen in Fällen reumüthiger Geständnisse und wirklich entschuldbarer Verbrechen das Wohlwollen zu bewähren, welches sich mit dem Amte des Untersuchungsrichters verträgt und, so wie er bei Entweichungsversuchen gefährlicher Subjecte und in ähnlichen Fällen alle Maßregeln einer sichern Haft und alsdann selbst die zu rechtfertigende Anlage von Ketten anordnete, so wußte er in unverkennbarer Theilnahme den Arrest und die Lage der Gefangenen da zu erleichtern, wo es der Fall zuließ und die Menschlichkeit gebot, und es gereicht seinem Herzen gewiß zu hoher Ehre, daß er nicht selten bis zum späten Abende und auf Kosten seiner eigenen Behaglichkeit, Ruhe und Gesundheit ein Verhör und die nöthigen Untersuchungsarbeiten fortsetzte, um nur in derselben Nacht noch einen Gefangenen in Freiheit setzen zu können.

Mag Brellinger von dem Standpunkte derjenigen, welche ihn nicht genau kannten und welche überhaupt schon das Amt eines Criminalrichters als ein gehässiges betrachten, unrichtig beurtheilt worden seyn, mag sein Tod auch in den Gefängnissen als eine gewisse Erleichterung, ja hie und da gar als eine Freudennachricht aufgenommen worden seyn, — gewiß ist es, daß der Staat in ihm einen höchst interessanten Menschen, einen gerechten Richter von unerschütterlichem Muthe und einen Meister im Untersuchungsfache, seine Angehörigen und Freunde den theilnehmendsten Verwandten und Freund, dem für das Wohl Anderer kein Opfer zu schwer war, verloren haben.

Möge er jenseits vor dem großen Untersuchungsrichter die Ruhe finden, die er selbst auf Erden sich nie gönnte. Dr. W.....

Aufforderung

zu

freiwilligen Beiträgen für die Erbauung eines Hauses auf dem Gipfel des Feldbergs.

Auf der weitausgedehnten luftigen Höhe des Feldbergs, von welcher das Auge eine der blühendsten Gegenden unseres deutschen Vaterlandes überschaut, ein Paradies, reich durch den Segen der Natur und den Fleiß seiner glücklichen Bewohner, soll sich ein fester Bau erheben, dem Wanderer ein Obdach, wissenschaftlichen Zwecken eine sichere Zufluchtsstätte. So wünschten es schon längst unzählige Freunde eines heiteren Naturgenusses und viele wackere Jünger der Naturwissenschaften und der schon früher manchmal laut gewordene Wunsch hat sich in der letzten Zeit so kräftig und bestimmt vernehmen lassen, daß man sich der Hoffnung, denselben durch einträchtiges und lebendiges Zusammenwirken bald erfüllt zu sehen, hingeben darf.

Die unterzeichnete, von dem Vorstande des Frankfurter geographischen Vereins erwählte Commission hat es übernommen, den vereinzelten Kräften einen Sammelpunkt darzubieten und so die Ausführung eines seinem Zwecke entsprechenden Gebäudes der gedachten Art zu bewerkstelligen. Ueber die Größe des Baues, seine äußere Ausstattung und seine Ausrüstung mit Instrumenten und Apparaten für wissenschaftliche Zwecke wird sich erst dann ein bestimmter Plan entwerfen lassen, wenn es einigermaßen feststeht, welchen Betrag die durch freiwillige Beiträge zu erzielende Summe erreichen wird. Um nun hierüber bald in's Klare zu kommen, laden wir alle Freunde und Verehrer unseres schönen Taunusgebirges hiermit ein, sich durch Einzeichnung in die bei den untergezeichneten Commissionsmitgliedern aufgelegten Listen mit beliebigen Beiträgen an dem Unternehmen zu betheiligen. Jede, auch die kleinste Summe wird dankbar von uns angenommen werden.

Möge das Beispiel der Stadt Homburg, wo schon nahe an 1000 Gulden unterzeichnet sind, und dasjenige der Gewerkschaft der Thalheimer Taunus-Schiefer-Grube, welche sich freundlichst erboten hat, die zur Bedachung des Feldbergshauses erforderlichen Schiefersteine für die Hälfte des Anschlagpreises zu liefern, vielfache Nachahmung finden! Dann ist die Ausführung unseres Planes gesichert und bald wird das Gebäude da stehen, ein Denkmal freundschaftlichen Zusammenwirkens der ganzen Umgegend, ein Ziel mancher frohen Wanderung, selbst noch in ferner Zukunft.

Wir beabsichtigen, sobald wir die bei den betreffenden hohen Landesregierungen bereits nachgesuchte Erlaubniß dazu erhalten haben werden, in der Umgegend die Errichtung von Filialcomité's in Anregung zu bringen, um auch da Gelegenheit zur Beförderung eines allen Umwohnern des Gebirges Nutzen und Annehmlichkeiten gewährenden Werkes zu geben, und behalten uns in dieser Beziehung weitere Bekanntmachung vor.

Frankfurt a. M., den 4. April 1842.

Die Commission für Erbauung eines Hauses auf dem Feldberg.

August Ravenstein, Gallerstraße B. 110.
Jac. Schnyder von Wartensee, schöne Aussicht A. 28.
Dr. C. B. Hessenberg, gr. Hirschgraben F. 65.
Dr. C. H. Häberlin, gr. Bockenheimerg. E. 134.
Heinr. Meidinger, Bleichstraße D. 111. a. L.
De Neufville-Pfeffel (als Cassirer) am Roßmarkt F. 105.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 7. April. Die Favorite, große Oper in 4 Abth., Musik von Donizetti.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 97. Freitag, den 8. April 1842

Die Waise von San Lucar.

Eine Novelle aus der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, von ***

(Schluß.)

Antonio lehnte an der Wand des Kerkers. Heiße Thränen standen in seinen Augen. „Das wäre also das Ziel meines irren Laufes," sagte er zu sich, und blickte nach oben. „Dies das Ziel eines betrogenen, mißhandelten Lebens? —" Das ist die Strafe Deiner That! rief es in ihm. Du hast Trug vergolten mit Trug! — „Ach, ich wollte ja so aussöhnen den Zwiespalt," sagte er wieder. „O Maria!" seufzte er dann, „Du Arme duldest am meisten; ich ärndte ja, was ich verdient." Er schwieg jetzt; aber seine Seele betete leise und inbrünstig. Da rasselte das Gefängnißschloß und die Thüre that sich auf. Der Alkalde trat ein.

„Folgt mir," sprach er, und der Kerkermeister löste die Kette, welche ihn an die Wand fesselte, ohne aber die Bande seiner Hände und Füße zu öffnen. Die Wache trat heran, und so ging's dem Palaste zu.

In Antonio's Seele lag keine Hoffnung mehr. Ihm war es, als habe das Leben seine Thore hinter ihm geschlossen und dieser Weg gehe zum Grabe.

Und doch bebte sein Herz, als er zu Maria's Gemächern geführt wurde.

Er trat endlich in das hellerleuchtete Klosett. Hier war es so stille. Eine namenlose Angst ergriff ihn. Sollte sie todt seyn? Fast wäre er niedergesunken.

Da trat der Adelantado vor ihn; sah in sein Antlitz mit dem Ausdrucke eines Verzweifelnden.

„Ja, ja," sagte er dann, „Du bist es, Antonio, Du armer Mißhandelter. Kannst Du vergeben dem, der Dich elend machte? —"

Er fiel auf die Knie vor ihm, als hätte Antonio ihn zu richten. „Vergieb dem Verbrecher, der im Staube vor Dir kniet!" sagte er mit fürchterlicher Zerknirschung.

Antonio fühlte einen Schauder, als er dem stolzen Manne in das Antlitz sah, der hier vor ihm, dem Gefesselten, auf den Knien lag.

„Steht auf, mein Vater," sagte er sanft. „Laßt todt seyn, was hinter uns liegt!"

Da blickte ihn Ramon an, und sah erst jetzt, daß er noch gefesselt war. Der Kerkermeister harrte im Vorgemach.

„Gieb mir Deine Schlüssel," rief hastig der Adelantado. Als er sie empfangen, kehrte er zurück, und zog Antonio an Maria's Lager.

Sie lächelte selig, als sie ihn erblickte; aber fast wäre wieder eine Ohnmacht erfolgt, als sie seine Fesseln sah.

„Löse sie, Maria, löse sie!" sprach der Adelantado, und reichte ihr den Schlüssel.

Und wie wenn eine höhere Macht sie erkräftigte, so rasch richtete sie sich auf und ergriff den Schlüssel, und die Fesseln sanken und der Glückliche lag an ihrer Brust.

„Fühlst Du Dich stark genug, Maria," sagte Ramon, „nach der Vega mit Antonio abzureisen? Siehe, die Strahlen der Morgensonne dringen eben durch die Fenster. Hier könnt Ihr nicht bleiben!"

Beide erkannten die Wahrheit.

Maria war genesen. Die Rückkehr Antonio's, das Bewußtseyn, daß Alles sich gelöst auf herrliche Weise, machte sie stark.

Ehe noch Havannah aus den Morgenträumen erwachte, war das glückliche Paar auf der Reise nach dem Orte, wo im Schoße der reichen Natur sie den Kummer dieser Nacht vergessen sollten. Sie erreichten glücklich das herrliche Landhaus in der Vega.

Der Bischof hatte eine Nacht durchlebt, wie keine früher. Ruhiger als der Adelantado — standen die Verhältnisse klarer vor dem Auge seines Geistes. Rachsucht gegen Antonio erfüllte sein Herz und Furcht vor der Enthüllung aller seiner Streiche. Er mußte fallen, das stand ihm fest. Früh am Morgen eilte er zum Adelantado.

Er ließ ihn abweisen.

Rasend vor Zorn über diese Entwürdigung, eilte er in den Palast zurück, von dem er Besitz genommen hatte, und versammelte die Geistlichkeit der Stadt; allein mit Recht nahm man Anstand, ihn, den Niemand kannte, als Bischof anzuerkennen, bis er sich erweise als den, für den er sich ausgab. José knirschte vor Grimm. Wie sollte er das beweisen? Alle seine Papiere fehlten. Sie waren abhanden gekommen, als die Seeräuber das Schiff plünderten. So blieb ihm nichts übrig, als an den Adelantado zu appelliren. Aber den hatte die heftige Erschütterung dieser Nacht auf eine Weise angegriffen, die bedenkliche Zufälle erwarten ließ. Der Beichtvater

Digitized by Google

kam nicht von ihm. Die seltsamsten Gerüchte verbreiteten sich. Man sagte, es seyen große Summen manchen Familien zurückerstattet worden. Und dem war so; denn das Gewissen des Sünders suchte Frieden.

Don José verlangte umsonst eine Audienz. Es blieb ihm nichts übrig, als in ein Kloster seines Ordens sich zurückzuziehen und nach Spanien zu berichten, daß seine Würde hergestellt werde.

In dieser Zeit landete ein Schiff. Zwei Mönche und ein neuer Adelantado wurden ausgeschifft. Man wagte nicht, dem kranken Ramon das zu sagen; aber die Mönche ließ er vor, und sie überreichten ihm ihre Papiere.

Jetzt fiel es wie Schuppen von seinen Augen. Antonio war gerechtfertigt.

Ein Eilbote rief ihn und Marien nach der Stadt zurück. Wer malt Antonio's freudiges Staunen? — Wer das Entzücken Clemente's und Anselmo's, als sie ihn wieder sahen, als sie die Lösung seines Geschickes vernahmen? —!—

Der Adelantado wurde aber von Moment zu Moment schwächer. Seine Auflösung war nicht mehr fern. Antonio gelang es, seinen Nachfolger zur Schonung des Sterbenden zu vermögen. Wenige Tage später kam seine Sterbestunde. Antonio vergab ihm freudiglich, und Maria drückte ihm das Auge zu. Als die Trauer vorüber war, schickten sie sich mit den beiden edeln Freunden, Anselmo und Clemente, zur Rückkehr nach Spanien an. Maria gab ihren Negern die Freiheit. Zahlreiche milde Stiftungen bewahrten ihr Andenken in Cuba.

Don José's Urtheil ließ nicht lange auf sich warten. Er wurde des Bisthums entsetzt und trat als Büßender in das Kloster seines Ordens in Havannah.

Die Glücklichen kehrten heim in's Vaterland. Antonio bewirkte es, daß Anselmo und Clemente in Palos blieben, um recht nahe bei ihm zu seyn, der im lieblichen Ferrol, fern vom Gewühle einer Welt, deren Irrwege und Intriguen er kennen gelernt, mit Maria zu leben beschloß.

Nur noch Eins lag auf seinem Herzen. Seine Wohlthäter wollte er alle beglücken. Doch der alte Hirte war todt; Garcia aber und Isabella rief er nach Ferrol, und machte ihre Tage sorgenlos.

Und als nach Jahresfrist Maria ihren ersten Sohn taufen ließ und Clemente und Anselmo als Pathen standen, und das Fest die Glücklichen vereinte, da meldete man eine Gitanna, die mit ihrem Gesange die Gäste erfreuen wollte. Es war Concha; und sie sang die Romanze von der Waise von San Lucar; aber die Schlußverse waren geändert; sie priesen das Glück des Waisenknaben, der sein gutes Recht gefunden, und in der Liebe seines Weibes, in der Treue seiner Freunde, im Wohlthun an Armen und Unglücklichen einen Frieden gefunden, den er so sehr verdient. Als Maria sie reich lohnen wollte, da schüttelte sie den lockigen Kopf, zerdrückte eine Thräne und — verschwand, wie sie gekommen war.

Bericht

an den

Verwaltungsrath der Taunus-Eisenbahn-Gesellschaft vom Direktor der Taunus-Eisenbahn, den Geschäftsbetrieb im Jahre 1841 betreffend.

(Schluß.)

Außer den Personen wurden mit den gewöhnlichen Convois 16,563 Centner Reisegepäck, inclusive 6328 Centner Postgut, 8805 Traglasten, 1196 Equipagen, 1164 Stück diverses Schlachtvieh und 2390 Hunde transportirt.

Die stärkste Frequenz fand am 31. Mai mit 8118 und die geringste am 21. Jänner mit 184 Personen statt, an welchem Tage die Wasserfluthen die Bahn zwischen Frankfurt und Höchst beschädigt hatten.

Zum Transport der Personen und deren Effekten waren 39,661 Wagen erforderlich, welche in 4414 Fahrten eine Wegstrecke von 36,473 Stunden durchliefen, daher bei einer Durchschnittsberechnung die einzelne Fahrt auf 8¼ Wegstunden und eine Benutzung von acht Wagen berechnet.

Im Dienste befanden sich, inclusive einer neuen Maschine, welche in den letzten Monaten des Jahres in Dienst trat, 11 Locomotive, welche abwechselnd in Thätigkeit waren, und zwar:

1) Blitz	. . .	549	Fahrten	mit	2654 Stunden,
2) Pfeil	. . .	500	"	"	4098 "
3) Adler	. . .	530	"	"	3906 "
4) Wiesbaden	. .	509	"	"	4398 "
5) Stephenson	.	728	"	"	4118 "
6) Gutenberg	. .	277	"	"	1438 "
7) Frankfurt	. .	574	"	"	4858 "
8) Mainz	. . .	772	"	"	5598 "
9) Rhein	. . .	535	"	"	3026 "
10) Main	. . .	314	"	"	2440 "
11) Taunus	. .	13	"	"	150 "
in Summa:		5301	Fahrten.		36,684 Stunden.

Die Zahl der von den einzelnen Locomotiven gemachten Fahrten und zurückgelegten Wegstunden kann aus dem Grund mit jener der Wagenzüge nicht übereinstimmen, weil häufig zwei Locomotive zu einem Convoi benutzt werden mußten und also jede derselben die gleiche Strecke mit dem Wagenzuge zurücklegte.

Auch wurden in Castel die Maschinen häufig gewechselt, wodurch für dieselben mehr Fahrten entstanden.

An Brennmaterial wurden, inclusive 4500 Centner Coaks zum Anheizen der Reserve-Maschinen, 48,202 Centner Coaks verbraucht, was für die einzelne Fahrt auf die ganze Bahnlänge 11 Centner, auf die Wegstunde 1 Centner 10 Pfund und auf jeden beförderten Reisenden 6½ Pfund Coaks beträgt.

Ohnerachtet der in neuerer Zeit so oft vorkommenden Anrühmungen von Einrichtungen, den Consumo von Coaks bedeutend zu vermindern, so haben solche bis jetzt in Deutschland bei längerem Gebrauch der Maschinen im wirklichen Dienste sich nicht bewährt, sondern bei der gemachten Erfahrung belassen, daß eine gute, kräftige Lokomotive bei Belastung eines Convois von 12 Wagen (eingerechnet der zum Anheizen erforderlichen 6 Centner Coaks) für die englische Meile einen Bedarf von 40 Pfund Coaks erfordert, welcher sich aber verringert, wenn man die Anheizung und die Unterhaltung des Feuers

Digitized by Google

in der Zwischenzeit in Abzug und nur den Consumo während der Fahrt in Berechnung bringt.

Die Anschaffung und Verwendung des Brennmaterials ist bei allen Bahn-Administrationen ein Gegenstand, der eine große Aufmerksamkeit und genaue Prüfung verdient.

Auf mehreren Bahnen ist daher der Versuch einer Holzfeuerung mit dem besten Erfolg ausgeführt und dadurch die bloß auf Widerspruch oder Unkenntniß gegründet gewesene Meinung, als sey Holzfeuerung für längere Bahnstrecken nicht ausreichend, vielfach widerlegt worden. Es versteht sich übrigens von selbsten, daß nur da von Holzfeuerung die Rede seyn kann, wo eine Vergleichung der Holzpreise und sonstige Verhältnisse solche auszuführen möglich machen.

Die Eisenbahnen von Wien, München, Augsburg, Berlin und die amerikanischen Bahnen führen ihren Dienst auf eine sehr lohnende Weise mit Holzfeuerung aus.

Die von mir im verflossenen und auch in diesem Jahr gemachten Versuche, die Maschinen mit weichem Holz zu heizen, haben günstige Resultate geliefert, können aber noch nicht zur vollen Anwendung kommen, da unseren Locomotiven diejenigen Einrichtungen noch fehlen, welche dazu erforderlich sind. Vor der Hand wird die Holzfeuerung zur Heizung der Reserve-Maschinen benutzt, wodurch sich schon bedeutende Ersparungen ergeben haben, die mich veranlassen werden, bei weiterer Klarstellung geeignete Anträge an den Wohllöblichen Verwaltungsrath zu stellen.

Nimmt man die auf der Taunus-Eisenbahn beförderten Personen, im einzelnen Gewicht, nur zu einem Centner, jede Locomotive nebst Tender zu 350 Centner, Personenwagen und beförderte Thiere und Päckereien nach einem eben so niedrig gegriffenen Maßstab an, so ergibt sich, daß im verflossenen Jahre auf der Taunus-Eisenbahn mit ihrem einfachen Fahrgeleise 4,243,000 Centner Gewicht roulirt haben, eine Masse, welche die Nothwendigkeit andeutet, mit welcher außerordentlichen Vorsicht und Sorgfalt der Bahnkörper beaufsichtigt und unterhalten werden muß.

Die Geld-Einnahme im verflossenen Jahr beträgt, incl. fl. 8713. 8 kr. Postzahlungen, fl. 425,693. 14 kr., welche, im Durchschnitt berechnet, eine tägliche Einnahme von fl. 1166. 15 kr. ergibt und eine Mehr-Einnahme gegen das Jahr 1840, excl. der Postbeförderungsbeträge, von fl. 65,032. 19 kr., ausweist.

Ziehet man von dieser Einnahme die sämmtlichen Ausgaben für die Taunus-Eisenbahn von 1841 mit fl. 220,790. 50 kr. ab, so ergibt sich ein reiner Gewinn von fl. 561. 22 kr. täglich.

Die vereinnahmten fl. 425,693. 14 kr. zerfallen hinsichtlich ihrer speciellen Vereinnahmung auf:

Frankfurt mit	fl. 156,523.	9 kr.
Höchst	„ 21,086.	47 „
Hattersheim	„ 6,267.	14 „
Flörsheim	„ 5,938.	32 „
Hochheim	„ 5,399.	30 „
Castel	„ 134,038.	— „
Biebrich	„ 10,938.	19 „
Wiesbaden	„ 85,501.	43 „

Berechnet man die Brutto-Einnahme auf jeden einzelnen Reisenden, so ergiebt sich eine Einnahme von 33 1/3 kr. per Kopf, ein richtigerer Ansatz aber, wenn man nur die Einnahmen für die Personen zu Grunde legt, wo alsdann der Kopf sich auf 30 2/3 kr. feststellt.

Da Wohllöblicher Verwaltungsrath in seinem Jahresbericht vom Jahr 1841 an die General-Versammlung der Taunus-Eisenbahn-Gesellschaft die finanziellen Verhältnisse der Bahn, so wie die in dem besagten Jahre stattgefundenen Betriebskosten und sonstige Ausgaben bezeichnen und erörtern wird, so enthalte ich mich jeder näheren Andeutung und beschränke mich blos darauf, Art und Weise des Betriebs im Allgemeinen, wie auch einige einzelne Rubriken des Bahnbetriebs vom verflossenen Jahre zu beleuchten.

Der Betrieb einer Eisenbahn zerfällt in zwei Haupt-Rubriken:

a. Wahrnehmung des Interesses der Gesellschaft;
b. Sicherheit des Dienstes und möglichste Berücksichtigung gegen das reisende Publikum.

In diesen beiden Punkten liegt der ganze Dienst einer Eisenbahn, die klare Vorschrift für die Administration, die, wenn sie im wahren Sinn des Wortes ausgeführt wird, aber auch mit mehr als gewöhnlichen Ausgaben und außergewöhnlichen Dienstanstrengungen verwebt ist.

Die Direction der Taunus-Eisenbahn darf sich dem lohnenden Bewußtseyn hingeben, zur Lösung dieser Aufgabe nach Kräften mitgewirkt zu haben; sie war um so mehr hierzu in den Stand gesetzt, derselben nachzukommen, als die Beschlüsse des Wohllöblichen Verwaltungsraths sowohl dem administrativen als auch dem technischen Geschäftstheil die wirksamsten Mittel an Handen gaben, alles auszuführen, was zur Sicherheit und Vervollkommnung des Dienstes erforderlich und im Interesse und zur Annehmlichkeit des Publikums zu thun, Pflicht war.

In den Betriebs-Kosten der Eisenbahnen liegen große Abweichungen, die wesentlich auf Administration und Ausgabe einwirken. Bei Bahnen, wo der Personenverkehr in erster Linie stehet und Güter- und Viehtransport nur als nutzbringende Nebentheile des Geschäfts behandelt werden, müssen ganz andere Rücksichten und Grundsätze den Dienst und dessen Erfordernisse regeln, als da, wo der Verkehr von Fracht-Gütern, Landesprodukten und Schlachtvieh die erste Stelle einnimmt.

Müssen zwar beide Theile mit gleicher Umsicht und Eifer überwacht und geleitet werden, so fallen aber für den letzteren Theil des Betriebs eine Menge von Kosten und Anordnungen weg, welche da, wo der Personenverkehr in erster Linie steht, auf jede nur mögliche Weise berücksichtigt werden müssen.

Dieses findet namentlich bei der Taunus-Eisenbahn statt, wo die außerordentliche Frequenz, das einfache Fahrgeleise, so wie die örtlichen — mitunter sehr belästigenden Verhältnisse, in denen sich der Bahnbetrieb bewegt, Anschaffungen, Anforderungen und Ausgaben erzeugen, welche auf andern Bahnen gar nicht vorkommen oder wenig in Betracht gezogen werden.

Von diesem Gesichtspunkt müssen die Ausgaben bemessen werden, welche in dem verflossenen Jahre Betrieb und Unterhaltung der Taunus-Eisenbahn in Anspruch nahmen und für letztere sich bedeutend erhöhen mußten, als die Elemente Zerstörungen hervorriefen und Vorsichtsmaßregeln für den Bahnkörper erheischten, welche außer jeder vorausgehenden Berechnung lagen, aber hart den Finanz-Punkt berührten.

Wie es Wohllöblichem Verwaltungsrath bekannt, auch von

Digitized by Google

denselben ehrend anerkannt worden ist, so ist die ganze Dienstperiode der Taunus-Eisenbahn pro 1841 durch keinen Unfall gestört, durch kein sonstiges unangenehmes Ereigniß getrübt worden. Alle Angestellte der Taunus-Eisenbahn haben mit Liebe und unermüdetem Eifer sich den mit diesem so schwierigen Dienste verbindenden Obliegenheiten und Anstrengungen unterzogen, daher ich wohl aussprechen darf, daß deren Umsicht und Dienstkenntnisse als sichere Bürgen angenommen werden können, daß der Betrieb der Taunus-Eisenbahn in allen seinen Details und sonstigen Beziehungen auch für das Jahr 1842 mit gleicher Pünktlichkeit und Aufmerksamkeit geführt werden wird. Wenn ich in dem Jahresberichte des verflossenen Jahres mehrere Gegenstände berührte, welche im Interesse der Anstalt wünschenswerth erschienen, so haben solche durch die Beschlüsse des Wohllöblichen Verwaltungsraths größtentheils ihre Ausführung resp. Erledigung erhalten. Hierzu muß namentlich der in das Leben getretene Transport von Gütern und Schlachtvieh gerechnet werden.

Ist, wie bei allen Einrichtungen, der Anfang mit mancherlei Störungen und Hemmungen begleitet, so geben die gemachten Erfahrungen der drei verflossenen Wintermonate — ein Zeitabschnitt, wo die merkantilische Bewegung ohnehin so sehr behindert wird, — doch die angenehme Hoffnung, daß diese beiden neuen Geschäftszweige keine unbedeutenden Posten in den Einnahme-Rubriken bilden und einen sehr willkommenen Ausgleicher bei Ermittlung der Betriebskosten abgeben werden.

Da durch Beschlüsse Wohllöblichen Verwaltungsraths die Zahl der Personen- und Transport-Wagen auf meinen Antrag vermehret und dadurch manche im verflossenen Jahre stattgefundenen Erschwerungen im Dienste beseitigt worden sind, so kann mit Gewißheit gesagt werden, daß der Fall nie eintreten wird, wo ein Mangel an Zug- oder Transportkräften der vollen Benutzung der Bahn hindernd im Wege stünde.

Schließlich erlaube ich mir noch einen Gegenstand zu berühren, welcher in vielfacher Hinsicht beachtungswerth und des Wohlwollens eines Wohllöblichen Verwaltungsraths würdig ist.

Wie es Wohldemselben bekannt ist, sind die bisherigen eingegangenen Geldstrafen zu Gunsten hülfsbedürftiger Angestellten in Verwahrung gehalten, von Wohllöblichem Verwaltungsrath aber noch nicht definitiv darüber verfügt worden.

Wenn ich mir nun erlaube, nach den Absichten des Wohllöblichen Verwaltungsraths zu Gunsten der Angestellten der Taunus-Eisenbahn eine Unterstützungskasse für Kranke und Wittwen der Angestellten zu beantragen, so kann es gewiß keine bessere Verwendung geben, als diese eingegangenen und weiter eingehenden Geldstrafen einer Kasse zufließen zu lassen, welche das Wohl und die Sorge für unsere Angestellten betrifft.

Auf welche Weise diese Hülfs-, bei größerer Ausdehnung auch Wittwen-Unterstützungs-Kasse errichtet, nach welchen Modalitäten Beisteuerung der Angestellten und Bezugsberechtigung geschehen soll, darüber werde ich in kurzer Zeit ein ausgearbeitetes Projekt zur Prüfung vorlegen und mit der Hoffnung begleiten, daß bei dessen Genehmigung Wohllöblicher Verwaltungsrath alsdann gerne bereit seyn wird, bei der jährlichen General-Versammlung der Taunus-Eisenbahn-Gesellschaft den Antrag zu stellen, eine Anstalt mit einem jährlichen Beitrag zu unterstützen, deren Theilnehmer ihre Kräfte dem Interesse der Taunus-Eisenbahn widmen.

Indem ich meine Berichterstattung über den Geschäftsbetrieb der Taunus-Eisenbahn für das abgelaufene Jahr 1841 hiermit schließe, bleibt mir noch die angenehme Pflicht übrig, einem Wohllöblichen Verwaltungsrath meinen Dank auszusprechen für die mannigfachen Beweise von Vertrauen und Wohlwollen, womit Wohldersele in meinem Wirkungskreise, als Direktor der Taunus-Eisenbahn, mich beehret hat.

Frankfurt a. M., den 19. März 1842.

Rath Beil.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt.) Als vor einigen Jahren aus der Fabrik des Hrn. Alfred Richard Seebaß aus Berlin das zur Zimmerdecoration bestimmte gußeiserne Standbild des Gutenberg erschien, wurde es aller Orten freundlich begrüßt und gekauft. Ein so günstiger Erfolg sollte Hrn. Seebaß dazu bestimmen, auch andere Denkmäler, welche dem Vaterlande liebgeworden, jenem Gutenberg'schen folgen zu lassen; an Liebhabern und Käufern solcher Kunsterzeugnisse würde es nicht fehlen in unserer für alles Patriotische so eifrigen und begeisterten Zeit. Auch in dieser Messe erfreuen wir uns wieder an der reichen Auswahl von kleineren und größeren Gegenständen aus Gußeisen, bei deren Anfertigung Hr. Seebaß mit dem Schönen das Nützliche und mit dem Geschmackvollen das Brauchbare zu vereinigen gewußt hat. Die von ihm produzirten Kunst- und Industriegegenstände der mannichfaltigsten Art sind schön und geschmackvoll gearbeitet und wird durch dieselben den verschiedenen Anforderungen der Käufer Genüge geleistet.

Auch in England sind dermalen so viele Monumente im Gang, daß mehrere derselben nur sehr langsam fortschreiten, und dies ist namentlich bei dem bedeutendsten, dem Denkmal Nelson's auf dem Trafalgar-Platze, der Fall. Der Examiner meldet: „Die bei dem Nelson-Monument beschäftigten zwei Arbeiter haben ihre Arbeit suspendiren müssen, weil ihnen zu wenig Granit geliefert wurde. So schreitet demnach dieses Nationalwerk nicht mehr mit der Schnelligkeit vorwärts wie früher, wo das Fußgestell in jedem Vierteljahr wenigstens um einen Zoll vorrückte."

Theater-Anzeige.

Freitag, 8. April. (Neu einstudirt): Der häusliche Zwist, oder: die Spitzen und das Reitpferd, Lustspiel in 1 Act, von Kotzebue. Hierauf folgt: Was gilt die Wett'? oder: Herrn Hampelmann's galante Abenteuer. (Eine Parodie des Drama's: »die verhängnißvolle Wette«), Lokallustspiel in 4 Aufzügen, von C. H. A. Hallenstein.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 98. Samstag den 9. April 1842

Richard Löwenherz auf dem Trifels.

Von Friedrich Baader. *)

I.

»Wie lacht der Frühling doch so schön,
Wie grünt die Au im holden Mai,
In Sonnengold der Berge Höh'n
Und drüberhin des Himmels Bläue.

»Du höhner Aar in freier Luft,
Du Rhein, mit deinen Silberwogen,
O grüßt mein Land von dieser Gruft,
Kommt ihr nach Albion gezogen.

»Wohl nimmermehr, mein Heimathland,
Wall' ich auf deinem heil'gen Strande,
Wohl nimmer wird, mein Engelland,
Dein König frei von harter Bande.

»Ein Felsennest statt — Königsschloß,
Der Boden Fels und Fels die Wände,
Statt schwellender Polstern — karges Moos,
Statt Schwert's — die Ketten an der Lende.

»Ein hären Kleid — sonst ein Talar,
Ein Strohsitz jetzt — einst auf dem Throne...
Und wild umrankt mein Haupt das Haar,
Das sonst so stolz trug eine Krone.« —

So klagt Richard Plantagenet
In Trifels' dumpfem Burgverließ,
Worin die Rache Oesterreichs
Den edlen König schmachten ließ.

Doch horch! welch ein bekannter Klang
Dringt jetzt zu König Richards Ohr,
Wer ist der Sänger, der es wagt
Zu nahen sich dem Kerkerthor?

»O Sultana! o Sultana!
Sieh den Fremdling liebebang
Sich zu deinen Füßen winden ....
Rührt dich nicht der Liebe Klang?
Du verstehst nicht seine Worte,
Doch du siehst sein Auge glühen
Von des Herzens Liebe-Drang.«

Der König sinnt, der König lauscht
Der Laute klagendem Akkord,
Der zitternd durch den Kerker hallt,
Und wiederholt sich Wort für Wort.

»Wer könnte dieser Sänger seyn? ...
Nur Einem ist das Lied bekannt —
Mein Blondel — Blondel nur allein!
Ihm sang ich es im heil'gen Land.«

Er zittert, jauchzt, es stürmt auf's neu
In seinen Adern Jugendgluth;
Er greift zur Laute schnell, die lang
Schon an der feuchten Mauer ruht:

»Schöner Fremdling, deine Sprache
Ist mir nicht so unbekannt,
Ich bin selbst aus fernem Norden,
Bin von einem Inselland;
Noch lebt dort mir wohl die Mutter,
Noch lebt dort mir wohl der Bruder —
Bin dir selbst vielleicht verwandt ...«

Die Laute summt noch den Refrain
Verschwindend in ein leises Ach,
Und wie ihr Ton im Kerker klagt,
Hallt's wehmuthsvoll von unten nach.

»O wüßt' ich, ob's mein Richard ist!«
»O wüßt' ich, daß mein Blondel er!«
Die Lauten rauschen im Verein,
Die Worte schweben hin und her:

*) Aus: »Die Sagen der Pfalz. Aus dem Munde des Volks und deutscher Dichter, von Friedrich Baader und Laurian Moriz. Stuttgart. Verlag von Karl Göpel. 1842.«

Digitized by Google

»Und dein Name?« — »Isabella —«
— Dies ist Blondel Richard nur bewußt! —
»O mein Bruder!« — »Meine Schwester!«
Und sie sinken Brust an Brust.
»Meine Schwester!« — »Du mein Bruder!«
Nur die ferne Mutter fehlt
Zu der höchsten Wonn' und Lust.

II.

Wie wenn der Sturm durch Föhren fährt,
Und Aeste, Bäume, Felsenschollen,
Daß zitternd dröhnt ringsum die Erd',
Den Abhang dumpf hinunterrollen;

Wie wenn, gepeitschet vom Orkan,
Das Meer die felsige Küste stürmet,
Zurückgedrängt — dann himmelan
Auf's neu die Wogenrosse thürmet;

Der Blitz aus böser Wolke zischt,
Der Donner mächtiger stets gewittert,
Und hochauf spritzt der Wogen Gischt,
Daß Meer und Fels zugleich erzittert:

So ringt jetzt Mann mit Mann in Wuth,
Die Lieb' und Haß zum Kampf entflammen . . .
Wo wichen je in Schlachten-Gluth,
Die Richard's Löwenblut entstammen?

Schon ist das Thor erreicht — erstürmt —
Doch will der muth'ge Feind nicht weichen,
Auf's neu er einen Wall sich thürmt
Von der erschlag'nen Freunde Leichen.

Vergebens! — Unaufhaltsam dringt
Blondel hinein mit seinen Schaaren,
Vor seinem Schwert ein Jeder sinkt,
Da kann nicht Helm, nicht Schild bewahren.

Er bricht sich Bahn durch ihre Reih'n,
Er möchte zum Verliese fliegen —
Jetzt ist er dort — ein Stoß — hinein
Eilt Blondel über dumpfe Stiegen.

Jetzt schweigt des heißen Kampfes Dräu'n —
Solch Bild muß Freund und Feind besiegen:
Sie seh'n verklärt vom Abendschein
Die Freunde Brust an Brust sich wiegen.

Das Torfschiff von Breda.

Friedrich von Schillers Geschichte des Abfalls der Niederlande nimmt in der Reihe der Werke unseres vaterländischen Dichters schon darum eine der schönsten Stellen ein, weil sie von dem Gefühle einer edlen Begeisterung für Freiheit und Vaterland durchglüht ist. Leider ist diese Geschichte großartiger Begebenheiten von Schiller nicht zu Ende geführt worden, und so haben die Schlußsteine des schönen Bauwerks bis jetzt gefehlt. Dr. Duller hat es unternommen, das Werk fortzuführen und zu vollenden, und es liegt diese Fortsetzung in 3 Bänden, in Druck und Format der Cotta'schen Schillerausgabe gleich, vor uns. Der erste Band dieser Fortsetzung umfaßt die Zeitperiode von der Ankunft Alba's in den Niederlanden bis zum Tode Don Juan's von Oesterreich, 1567 — 1578; der zweite, die von dem Abschluß der Utrechter Union bis zur Vernichtung der spanischen Armada, 1579 — 1588, und der dritte, die vom Feldzug des Jahres 1589 bis zum Waffenstillstand von Antwerpen, 1609. Dr. Duller hat nicht nur die vorhandenen historischen Quellen mit Fleiß und Sorgfalt benutzt und dadurch seiner Arbeit eine gediegene Basis gegeben, sondern ist auch bemüht gewesen, dem Tone und der Behandlungsweise Schillers treu zu bleiben, und sich so viel als möglich anzuschließen. Inwiefern ihm namentlich das Letztere gelungen, mögen unsere Leser aus den Auszügen, welche wir aus genanntem Werke bereits mitgetheilt haben, und zu denen auch der nachstehende gehört, entnehmen. Die an die Begebenheit mit dem trojanischen Pferde erinnernde Geschichte des Torfschiffes von Breda erzählt der Verfasser, wie folgt:

Die Stadt Breda in Brabant (zwei Meilen von Zevenbergen, womit sie durch das Merkflüßchen verbunden ist) war nun bereits seit 9 Jahren im Besitz der Königlichen, und diese besorgten nicht im geringsten einen feindlichen Ueberfall. Schon im Jahr 1589 hatten mehrere Schiffleute im Dorfe Leur (nicht weit von Zevenbergen), welche Torflieferungen für die spanische Besatzung von Breda machten, den Prinzen Moritz, welcher sich damals auf der Voorner Schanze befand, über die Gelegenheit des Schlosses in Kenntniß gesetzt und ihm ihre Dienste für Leben und Tod angeboten. Moritz überlegte die Sache, nachdem er sich bei jenen patriotischen Leuten bedankt und ihnen das strengste Schweigen anbefohlen hatte, mit Oldenbarneveld, welcher Letztere die Staaten für eine Expedition gewann, um Breda durch List den Spaniern zu entreißen. Auch Graf Philipp von Nassau, welcher Gouverneur von Gorkum, Workum, Loevestein und den umliegenden Forts war, wurde ins Interesse gezogen und endlich der Obrist Heraugière zum Chef der Unternehmung bestimmt. Dieser tapfere Mann, welchen man früherhin im Verdacht gehabt hatte, als neige er allzusehr zur Leicesterschen Partei, ergriff mit Enthusiasmus die Gelegenheit, welche sich ihm darbot, um seinen Patriotismus durch ein kühnes Wagestück zu beweisen. Er sammelte, als die Unternehmung gehörig vorbereitet worden war (man erkennt den ächt holländischen Geist wieder in der Behutsamkeit, mit welcher die Expedition von allen Seiten reiflich erwogen und vorbereitet wurde, bevor es dienlich schien, sie auszuführen), die erlesensten Soldaten und Offiziere, im Ganzen siebenzig Männer, und verbarg dieselben in dem Fahrzeuge des Torfschiffers Adrian van Bergen, welcher zum Behufe seiner Lieferungen

Digitized by Google

von Brennmaterial an die Garnison in Breda freies Geleite hatte. Das Torfschiff war für die Expedition mit einem Bretterverschlag im untersten Schiffsraume versehen worden, wo sich jene Siebenzig befanden; über diesem Verschlage war der Torf aufgeschichtet. Die ganze Unternehmung, welche endlich im Februar 1590 zu Stande kam, war gefahrvoll und abenteuerlich. Schon das unbemerkte Einsteigen der Siebenzig erforderte die größte Vorsicht und wäre beinahe mißglückt. Durch einen widrigen Ostwind aufgehalten, blieb das verhängnißvolle Torfschiff auf der kurzen Strecke von Zevenbergen nach Breda vom Abend des Montags bis zum Morgen des Donnerstags unterwegs; und eine mit dem Ostwind eingetretene furchtbare Kälte, Hunger, ja selbst das Wasser im Schiffsraume (weil nämlich das Fahrzeug leck war) bedrängten die verborgenen 70 Krieger aufs äußerste. Endlich kam denn das Schiff vor Breda an und wurde eingelassen. Der geringste Zufall konnte Alles entdecken und die Siebenzig waren dann in der Falle. Die Schleuse hinter ihnen war geschlossen; ja das Eis sogar hielt sie fest. Zum Glück verrichtete der Korporal von der Schloßwache, welcher das Schiff untersuchte, sein Geschäft ziemlich nachlässig, und zum Glück blieb ferner gerade während dieser verhängnißvollen Augenblicke Jeder von den Verborgenen vom Husten verschont, obwohl Viele daran litten. Der Korporal verließ das Schiff wieder; es wurde nun durch die aufgezogene Schleuse in die Stadt gebracht, und mehre Italiener von der Besatzung selbst zogen es durch das Eis weiter.

(Schluß folgt.)

Ueber Volksschulwesen in England.

In dem zur zweiten Auflage von Friedrich von Raumer's „England" jetzt noch hinzugekommenen dritten Bande (641 Seiten in 12.) theilt der Verfasser Aufschlüsse über die Schulen in England (Seite 216 bis 236) mit, aus welchen wir die folgenden Angaben entnehmen:

„Ueber die Nothwendigkeit und Wichtigkeit einer allgemeinen Volkserziehung sind in England alle Parteien (mit sehr wenigen Ausnahmen) derselben Meinung. So sagt das „Edinburger Review": Auf unserer jetzigen Stufe der Bildung kann für Freiheit und Ordnung nur Sicherheit gefunden werden durch eine verhältnißmäßige und angemessene nationale Erziehung. Eben so vereinigen sich nur zu viele Zeugnisse, daß, ungeachtet neuerer Fortschritte, weder die Zahl der Schulen hinreichend, noch ihre Einrichtung angemessen ist. Gleicher Maßen fehlt es an Mitteln, Schullehrer gehörig zu bilden und die gebildeten oder ungebildeten zu bezahlen. Zwei Drittel aller Kinder in England, die Hälfte aller Kinder in London erhalten keinen Unterricht. Anstatt an der Spitze dieser Art von Bildung zu stehen, nimmt England (nach Wyse's Behauptung) fast die letzte Stelle unter den europäischen Völkern ein. Zu Manchester sind 49½ Procent der Knaben, 57 Procent der Mädchen ohne Unterricht; 67 Procent der Knaben, 88 der Mädchen konnten ihren Namen nicht schreiben. In den 12 Arbeitshäusern von Ostkent konnten 4 gut lesen und schreiben, 297 mangelhaft schreiben, 474 nicht lesen oder schreiben. In den Arbeitshäusern von Norfolk oder Suffolk konnten 10 gut lesen und schreiben, 281 schlecht lesen und schreiben, 928 gar nicht lesen und schreiben. Unter allen Verbrechern waren 85 Procent ganz ununterrichtet. Hierzu kommt in manchen Städten eine zu frühe Unabhängigkeit der Kinder von den Eltern, oder eine völlige Gleichgültigkeit der letztern hinsichtlich der Bildung der erstern.

„In einem Berichte von 1838 über die Erziehung der ärmeren Klassen heißt es: Man darf annehmen, daß kaum für ein Achtel der Bevölkerung hinreichende Schulen vorhanden sind. In Bethnalgreen (einem östlichen Theile Londons) wachsen acht- bis zehntausend Kinder heran ohne allen Unterricht über ihre Pflichten gegen Gott und Menschen. Die Sonntagsschulen reichen nirgends aus und führen nicht zum Zwecke. Ohne große und ausharrende Anstrengungen der Regierung werden aus dieser Vernachlässigung die größten Uebel für alle Klassen hervorgehen. In manchen Städten erhält nur Einer von 12, in andern von 24, in Manchester von 35, in Birmingham von 38, in Leeds von 41 eine Art von Unterricht.

„Laut des zweiten Berichts der Beauftragten über Geburten, Todesfälle u. s. w. für 1840 waren in 15 englischen Grafschaften und in Wales 40 Procent der Männer, und noch mehr der Weiber, unfähig, ihre Namen zu schreiben. Von 121,083, die getraut wurden, konnten 40,587 Männer und 58,959 Weiber nicht schreiben. Etwa 33 Procent aller Männer und 49 Procent aller Weiber im Königreiche sind gleich unwissend. Hätte man, sagte der Bischof von London, vor 50 Jahren den zehnten Theil dessen, was wir für Gefängnisse, Besserungs- und Arbeitshäuser ausgegeben, auf Kirchen und Schulen verwandt, wir würden uns in einer andern und glücklicheren Stellung befinden."

Mannichfaltigkeiten.

Der Direktor Diesterweg hat seiner „Einladung zur öffentlichen Prüfung der Seminarschule am 18. März 1842" einige „Bemerkungen" hinzugefügt, an deren Schluß er sagt: „In diesen Bemerkungen liegt zugleich eine ernste Mahnung für die, denen es obliegt, den Forderungen, die die Lehrer sich selbst stellen, Vorschub zu leisten, durch die Förderung der zweiten Seite der Erziehung, der leiblichen, durch Turnplätze. Der Frühling naht heran! Oder soll unsere Hoffnung abermals zu Schanden werden?"

(Gefährlicher Namen.) Jüngst ließ ein Bauer, Namens Niemand aus Steinbach bei Baden, dem Geburtsstädtchen Erwin's, des Baumeisters des Strasburger Münsters, seinen Gaul wohlbedächtig und frei vor sich herspazieren auf der Bühler Landstraße, und dachte bei sich selbst: Es ist doch eine hübsche Sache um einen eigenen Gaul, zumal um einen solchen, der unter Brüdern seine besten 20 Louisd'ors werth ist, und wenn man kein Thierquäler ist: d'rum habe ich mich auch nicht auf ihn gesetzt. — Unter diesen thierfreundlichen Gedanken holte ihn ein anderer ganz stattlicher Fußgänger ein in einem braunen Ueberrock, der wohl noch weiter wollte, als nach Bühl; denn als er ganz dicht hinter dem Steinbacher Thierfreunde war, fragte er einen ebenfalls des Weges ziehenden Bauernburschen, wem denn der Gaul da vor ihnen gehöre? worauf der Gefragte antwortete: „Niemand!" Alsobald

Digitized by Google

that der Herr im braunen Ueberrock einige Siebenmeilenstiefelschritte, überholte Beide, den Bauernburschen und den Niemand, und als er just neben dem freien Pferde war, schwang er sich behend auf dessen Rücken, setzte ihm ungesäumt die Absatzspitzen in die Rippen, und galoppirte flugs davon, so daß Freund Niemand nur eben noch so viel Zeit verblieb, dem flüchtigen Reiter und seinem Rappen ganz verblüfft nachzuschauen, auf deren Rückkehr er noch heute wartet. Man sagt, der Niemand würde sich sogar sehr freuen, wenn sein Gaul auch ohne den Reitersmann in seinen Stall zurückkehrte.

Die Dorfzeitung schreibt: In Amerika drüben ist Alles besser eingerichtet, wie bei uns. So werden dort die Menschen stückweise begraben, und Jeder kann mit sich selbst, bis auf das letzte Stück, zu Grabe gehen. Kürzlich wurde das weggeschossene Bein des Generals Santa Anna feierlich beerdigt. Hinter dem Sarge ging der einbeinige General selbst, tief gerührt, und es wurde eine Rede gehalten, die für ein linkes Bein gut genug war, und tiefen Eindruck machte.

Die Verheirathungen sind bekanntlich bei den Herrnhuthern in Süd-Afrika wie in Europa die Resultate einer Art Lotterie. Die Mutter-Gesellschaft in Deutschland schickt ihnen von Zeit zu Zeit junge Frauenzimmer, die durch das Loos für diesen oder jenen Mann bestimmt wurden. Obgleich vom Zufall nicht immer begünstigt, scheinen diese Damen doch Alle gleich zufrieden zu seyn, und begeben sich mit derselben Freudigkeit zu den Gegenfüßlern, wie zu ihren liebsten Nachbarn, wenn die Aeltesten es für gut erachten. Ein britischer Reisender traf kürzlich auf dem Wege nach einer afrikanischen Niederlassung dieser Sekte mit einem solchen Mädchen zusammen, das von einigen tausend Meilen her zu dem ihm bestimmten Gatten ging. Sie wußte nicht, ob er alt, ob er groß, ob er braun oder grau, klug oder dumm sey, lachte und scherzte aber höchst unbefangen über diese Unbekanntschaft. — Der Brite hingegen konnte nicht begreifen, warum sie zum Gatten einen Mann nähme, von dessen Persönlichkeit sie so wenig Kenntniß zu haben schien. „Es ist in unserer Gemeinde also der Gebrauch," sagte das Mädchen, „und wir gehorchen gern, weil noch keine unserer Schwestern durch ihren Gehorsam unglücklich geworden." —

In Berlin ereignete sich kürzlich folgender, höchst interessanter Vorfall, der, aus dem Kopfe eines Dichters hervorgegangen, schon jedenfalls sehr merkwürdig erschien, mithin also, da wir dessen Wahrheit verbürgen können, doppelte Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt: „Ein Kaufmann aus der Provinz, der am Tage zu Besorgung seiner Geschäfte von einer Droschke profitirte, besuchte am nämlichen Abende die im Opernhause stattfindende Redoute. Als er den Saal verlassen wollte, bemerkte er zu seinem Schrecken, daß aus einer prachtvollen Busennadel, die er trug, der Stein fehle. Der Werth desselben belief sich auf mehr als 200 Thaler — weshalb also wohl das Fehlen des leeren Kastens den Fremden nicht wenig frappirte. Er sann einen Augenblick, was zu thun sey. Anfänglich wollte er wieder in den Saal zurückkehren, um den Stein zu suchen. Freilich dürfte er aber eher den Stein der Weisen, als unter der Menge von Tausenden seinen Brillanten wieder gefunden haben. Die allgemeine Aufmerksamkeit, welche er dadurch auf sich ziehen mußte, stand dem Fremden auch lebhaft vor Augen und so entschloß er sich denn, bei der vorgerückten Zeit der Nacht, lieber nach Hause zu fahren. Mit einem „Droschke vor!" erschien er vor dem Hause und es dauerte kaum eine Minute, als er auch schon in dem Wagen saß und sich, ärgerlich über den erlittenen Verlust, mißmuthig in die Ecke drückte. Auf dem Wege sah er etwas in der andern Ecke blitzen, griff darnach und fand, den eigenen Augen kaum trauend, den verlorenen Brillanten. — Das Räthsel löste sich nun klar auf. Der Stein war nicht im Redoutensaale, sondern schon vorher in dem Wagen verloren gegangen und einer jener glücklichen Zufälle, die uns im Leben oft unbegreiflich scheinen, führte dem Fremden, unter der Anzahl von Berliner Droschken, gerade wieder die nämliche zu, welcher er sich vorher bedient."

Sir F. Smith und Professor Barlow haben, dem Sun zufolge, die Möglichkeit atmosphärischer Eisenbahnen durch Experimente, die sie auf den Wormwood-Scrubs bei London angestellt, vollkommen erprobt, und versichern in einem an Lord Ripon darüber erstatteten Bericht, daß sich auf einer solchen Bahn 40 Engl. ($8^1/_2$ deutsche) Meilen in der Stunde zurücklegen lassen.

Das Modell der Statue Wellington's ist beendet und wird jetzt in Erz gegossen werden. Es ist viermal über Lebensgröße und stellt den Feldherrn zu Pferde vor, wie er bei Waterloo mit dem Fernrohr eben nach den heranrückenden Preußen zeigt. Die Statue wird im Hyde-Park auf einem 80 Fuß hohen Hügel aufgestellt werden. Das Erz wird von Kanonen gegossen werden, die bei Waterloo in die Hände der Engländer gefallen sind.

(Karlsruhe, 5. April.) Hr. Marrder, der bisherige Baritonist an der hiesigen Hofbühne, wird in nächster Zeit sich auf derselben in einigen bedeutenden Rollen im Schauspiel versuchen, in das er mit der Zukunft — von der Einsicht geleitet, daß die Stimmmittel des Sängers mit seinen übrigen Kräften und Befähigungen für die Bühne selten von gleicher Dauer sind — überzugehen wünscht. Es ist jederzeit löblich, wenn ein Künstler die so schwierige Selbsterkenntniß gewinnt und den Entschluß faßt, wenn er das Ende einer Richtung seiner Bahn absieht, eine andere, die ihm wieder ein Wirken für die Kunst fortdauernd verheißt, einzuschlagen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 9. April. Steffen Langer aus Glogau, oder: Der holländische Kamin, Originallustspiel in 4 Acten, mit einem Vorspiel: Der Kaiser und der Geiler, in 1 Act, von Chazl. Birch-Pfeiffer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 99. Sonntag, den 10. April 1842

Abenteuer und Mißgeschicke eines Schneiders.

Geschichtliche Anekdote aus dem neunzehnten Jahrhundert.

1.

Das Maß.

Seit wenigen Jahren erst verschwand auf dem Pont-Neuf eine kleine, auf Rädern befindliche Marktbude, wo sie der Straße Dauphine ungefähr gegenüber auf dem Trottoir aufgestellt war. Auf dieser Marktbude erhob sich eine Wetterfahne von weißem Blech, in Form einer Oriflamme, auf deren einen Seite zu lesen war: Verschwiegen wie das Grab; und auf deren Rückseite ein Schmierer in grober Milchfarbe folgende Inschrift gemalt hatte:

Joseph Rigois, öffentlicher Schreiber.

Die Marktbude, eine Art plumper Hütte, aus ungleichen Brettern und alten Leinwandstücken zusammen genagelt, erschloß sich nur durch eine kleine niedrige Thüre, die von der Seineseite her angebracht war, um das Geheimniß der Clienten noch sicherer zu bewahren und denselben schnellen Einlaß zu gestatten, ohne sie irgend den Blicken Neugieriger preiszustellen. Die Einrichtung in ihrem Innern bestand in einem wenigstens sechzig Jahre alten ledernen Armstuhl, einem Strohsessel, einem schwarzen hölzernen Tische, einem Buch Kanzleipapier, drei Heften Briefpapier, einem Federmesser, einem Dintenfaß, einem Bund Federn und einem Kalender. Ein kleiner Fensterrahmen mit vier matten Scheiben verlieh diesem Kämmerchen das erforderliche Licht.

Gegen Ende des Winters 1808 auf 1809 trat ein noch junger Mann, dessen Physiognomie gerade keinen außerordentlichen Geist verrieth, in Meister Rigois Bude, und dessen erstes Beginnen darin bestand, ein Vierzig-Sousstück auf den kleinen hölzernen Tisch zu legen. Der Anblick dieser Münze entrunzelte die sonst von Natur finstere Miene des öffentlichen Schreibers.

„Nehmen Sie Ihre beste Feder, und wählen Sie Ihr schönstes Papier," sagte der Klient, der bei seinem Auftreten schon so barsch im voraus bezahlte. „Nehmen Sie sich ganz zusammen zu dem, was Sie vollbringen sollen; denn Sie haben an einen Minister zu schreiben."

„Glauben Sie, daß ich das erste Mal an einen Minister schreibe?" unterbrach ihn ungestüm Rigois, dessen eigenthümlich schlechte Laune ihn zu der Furcht verleitete, den großmüthigen Kunden nicht zu befriedigen.

Doch der junge Mann war zu beschäftigt, um diese etwas mürrisch ausgesprochenen Worte zu hören. Auf dem Strohstuhl sitzend, das Haupt in beide Hände gestützt, suchte er seine Gedanken zu sammeln. Die Sache war, wie es schien, nicht leicht, denn ungeachtet der strengen Jahreszeit trat ihm der Schweiß auf die Stirne. Endlich richtete er sich auf, und die Augen gegen den Himmel gerichtet, zu welchem er vergebens durch die vier schlechten Scheiben des kleinen Fensters flehte, ging über seine Lippen, mit einem tiefen Seufzer und voll Anstrengung, das majestätische Wort „Gnädigster Herr" hervor.

Rigois entwarf mit behender und kühner Hand in großer Schrift ein majestätisches G, und schrieb das Wort mitten auf das Blatt; dann schickte er sich an, fortzufahren, und hielt mit der Feder weiter unten still.

Unglücklicher Weise verstand sich der Unbekannte nicht darauf, die Gedanken, die er ausdrücken wollte, klar und faßlich hervorzubringen; denn es verging beinahe eine Viertelstunde, in welcher er nur unzusammenhängende und nichtssagende Worte herstammelte.

Dieser Mangel an Verstand verfehlte keineswegs, die hohe Meinung zu vernichten, die Anfangs Rigois von einem Kunden gefaßt, der so gut bezahlte. Er richtete sich daher in seinem Armstuhl auf, schlug die Beine übereinander, und weidete sich einen Augenblick, indem er sich erhabener fühlte, an der Verwirrung und Verlegenheit seines Gefährten; dann sagte er:

„Lassen Sie uns einen andern Weg einschlagen; denn wollte ich schreiben, was Sie mir diktiren, würden wir niemals zurecht kommen! Haben Sie denn nicht, ehe Sie zu mir kamen, das entworfen, was Sie geschrieben zu haben wünschen?"

„Glauben Sie denn, daß ich meine Zuflucht zu Ihnen genommen hätte, wenn ich lesen und schreiben könnte?" rief derjenige, an den obige Frage gerichtet gewesen.

Der Schönschreiber Rigois maß den armen Unwissenden von Kopf bis zu den Füßen, und betrachtete ihn mit jener Neugierde, mit der ein Naturforscher zum ersten Mal ein unbekanntes Thier anstarrt, nur lag in seinem Blicke eben so viel Verachtung als Staunen.

„Das hätten Sie früher sagen sollen," brummte er, sich ein gewichtiges Ansehen gebend; „meine Zeit ist unwiederbringlich verloren: fugit irreparabile tempus. Lassen Sie hören,

Digitized by Google

an welchen Minister wollen Sie schreiben? Was wollen Sie ihm mittheilen?"

Vom Augenblick an, als es sich nicht mehr darum handelte, zu diktiren, wurde die Zunge des jungen Mannes geläufig, und er war seiner Gedanken mächtig.

„Ich heiße Johann Risolé, mein Gevatter ist Pater Lambois, und habe hier einen Empfehlungsbrief, den mir dieser an den Polizeiminister, den Herzog von Otranto, mitgegeben hat."

„Und was erbittet er sich in diesem Brief für Sie?"

„Den Schutz des gnädigsten Herrn und seine Kundschaft. Vor einem Monat verheirathete ich mich in Tours, meiner Vaterstadt, und kam nun nach Paris, um mich hier als Schneider niederzulassen. Sie werden auch wohl einsehen, daß, wenn ich es dahin bringen könnte, daß ein Minister sich von mir Kleider machen ließe, mir dieses bald eine große Kundschaft zuführen würde."

„Ich begreife Ihre Angelegenheit. Genug!"

Meister Rigois setzte seine Brille wieder auf die Nase, die er während der Erklärung herabgenommen, und setzte sich zurecht, um einen geläufigen Brief zu schreiben, ohne daß er zu lächerlich war, und der in wenigen Worten Risolé's Bitte darlegte. Nachdem dieses geschehen, ließ er, ohne sich die Mühe zu geben, dem Schneider nur vorzulesen, was er in seinem Namen geschrieben, diesen sein Kreuz neben seine Unterschrift machen, brachte das so eben beendigte Schreiben mit dem Empfehlungsbriefe unter einen Umschlag, und gab es Risolé, indem er ihn dabei verabschiedete.

Risolé trug den Brief sogleich auf das Polizei-Ministerium, und kehrte zu Agathe, seiner Frau, in das Rez-de chaussée der Straße Montmartre zurück, wo er seine Schneiderwerkstätte eingerichtet hatte. Eine kleine, runde, rothwangige Frau, die ihn auf der Schwelle mit einem Kusse erwartete, wie ihn nur Neuvermählte spenden, fragte ihn:

„Ach, wie geht es?"

„Nun, mein Brief ist fortgetragen. Wolle Gott, daß ihn der Minister liest und uns eine günstige Antwort zu Theil werden läßt."

„Das wird er, mein lieber Johann; Du weißt ja wohl, daß er Pater Lambois nichts abschlägt. Welches Glück, daß wir an Deinen Gevatter gedacht haben; denn seit den sechs Monaten, daß wir uns hier niedergelassen, haben wir kaum so viel gewonnen, um unsere Miethe bezahlen zu können."

„Gott erhöre Dich, liebe Frau!"

„Es war ein Glück, daß wir eines der Zimmer im kleinen Entresol, das sich über unserm Waarenlager befindet, eingerichtet vermiethen konnten."

„Ja, an einen stillen, gefälligen Miethsmann, der Morgens ausgeht, nicht jeden Tag nach Hause kömmt, und von dem ich, mit Ausnahme der zwanzig Franken, die er monatlich für sein Zimmer zurecht zu machen bezahlt, noch nichts gesehen habe. Ach! wenn mich der Herr Herzog von Otranto mit seiner Kundschaft beehrte," seufzte Risolé, „wärest Du nicht mehr genöthigt, Magdsdienste zu verrichten. Dann solltest Du geputzt, wie eine Kaiserin, Dein Comptoir nicht mehr verlassen, und Deine Dienerschaft haben, um Dich zu bedienen."

Der Rest des Nachmittags und der folgende Morgen wurden dem Schneider zu einer Ewigkeit. Jedesmal, wann er den Tritt eines Pferdes in der Straße vernahm, rannte er an die Thürschwelle und erwartete eine Staffette vom Polizeiminister ankommen zu sehen. Doch die Nacht kam heran, ohne daß Jemand irgend eine Antwort vom Herzog von Otranto gesehen hatte.

Der folgende Tag führte eben so wenig bessere Nachrichten herbei. So verstrichen vierzehn Tage.

(Fortsetzung folgt.)

Das Torfschiff von Breda.

(Schluß.)

Ein Lieutenant von der versteckten Bemannung, Namens Matthias Held, welcher mit einem unaufhörlichen Husten behaftet war, zog seinen Dolch und bat seine Kameraden, ihm denselben in die Brust zu stoßen, damit er sie nicht unfreiwillig verriethe. Man that dies nicht und der wackere Schiffer Adrian wußte das Geräusch dadurch zu übertäuben, daß er lustig singen und frisch drauflos pumpen ließ. Als nun das Schiff an Ort und Stelle war, beeilte man sich, auf das Drängen der Besatzung, der das Brennmaterial ausging, sehr mit dem Ausladen des Torfes; jedes Wachthaus wollte damit versehen seyn. Aber eben durch diese Eile entstand auch für die Siebenzig die Gefahr, vor der Zeit entdeckt zu werden, wenn man beim Ausladen bis auf den geheimen Verschlag kam. Die Geistesgegenwart Adrians rettete sie auch jetzt wieder. Er sagte den feindlichen Soldaten: „sie hätten ja jetzt fürs erste Bedürfniß genug Torf; seine Leute wären sehr ermüdet; den Rest könne man ja am anderen Tage ausladen." Die Soldaten gaben sich damit zufrieden. Nun stiegen die Siebenzig um Mitternacht aus dem Verschlage hervor; und, um die feindlichen Schildwachen über das Geräusch zu täuschen, pumpten die Schiffsleute unverdrossen. Rasch vertheilt jetzt der kühne Heraugière seine Braven, um das Schloß von mehreren Seiten zu überfallen. „Wer da?" ruft eine Schildwache; doch Heraugière faßt den Mann an der Kehle und raunt ihm zu: „Du bist des Todes, wenn Du ein Zeichen gibst!" Hierauf fragt er den Erschrockenen aus und erfährt die ziemlich geringe Zahl der Besatzung des Schlosses. Zum Glück für die Angreifenden war der Kommandant von Breda, Lansavecchia, gerade abwesend. Der Herzog von Parma hatte nämlich demselben nicht bloß diese Stadt, sondern auch Gertruidenburg anvertraut, und Moritz klugberechnete Bewegungen gegen das Letztere gemacht, welche zur Folge hatten, daß der Kommandant selbst sich dahin begab und Breda einstweilen seinem noch unerfahrenen jungen Neffen, Antonio Paolo, übergab. Die Siebenzig griffen nun das Schloß an, fanden Widerstand, überwanden jedoch denselben bald und besetzten die wichtigsten Posten, während sie dem Prinzen Moritz, der sich in der Nähe befand und über alle Vorgänge in Kenntniß erhalten wurde, von dem glücklichen Anfang der Expedition durch Feuersignale Nachricht gaben. Inzwischen gab es in der Stadt Allarm und die Bürgerschaft griff rasch zu den Waffen, um die Eingedrungenen zu vertreiben, wurde aber von diesen mit Gewehrfeuer empfangen und abgewiesen. Die Besatzung der Stadt, von Schrecken erfaßt, dachte bloß an Rettung und flüchtete, voll Feigheit, wofür Parma später einige Offiziere nach dem Ausspruch eines Kriegsgerichtes enthaupten ließ. Indessen waren der Graf Hohenlohe und Prinz Moritz auf die Nachricht vom Gelingen des An-

Digitized by Google

schlages mit einer starken Truppenzahl und vielen edlen Anführern rasch nach Breda gerückt, und hatten das Schloß besetzt, während die Trompeter als Siegesmarsch die Melodie des Volksliedes bliesen:

„Wilhelmus van Nassouwen
Ben ik van duytschen bloed."

Moritz drohte nun den Bürgern, die Stadt zu beschießen, wenn sie ihm diese nicht übergeben wollten. Die Drohung wirkte um so mehr, da die Bürger durch die Flucht der Besatzung völlig preisgegeben wurden. Sie kapitulirten denn mit Moritz, übergaben die Stadt unter den Gehorsam für die Generalstaaten und ihn, und verpflichteten sich, jedem Soldaten — Kopf für Kopf — einen zweimonatlichen Sold zu bezahlen, wofür sie von der Plünderung verschont blieben und die städtischen Rechte und Privilegien behielten. Jenen Bürgern, welche die Stadt verlassen wollten, wurde das Recht des freien Abzuges zugesichert; sämmtliche Kirchen Breda's, bis auf eine, welche den Katholiken blieb, wurden für den reformirten Gottesdienst bestimmt. Stattlich zog Moritz in das Erbe seines Hauses (und das war Breda) ein, übergab dem kühnen Heraugière das Kommando, legte, um die Eroberung gegen Parma behaupten zu können, eine starke Besatzung ein und versah den wichtigen Platz schnell mit Proviant und Munition. Der glückliche Erfolg des Wagnisses war für die Republik von hoher Bedeutung, nicht bloß durch den Besitz der wichtigen Gränzfestung, sondern vornämlich auch durch die moralische Wirkung, welche das Gelingen auf die ganze Nation ausübte. Die Eroberung Bredas war, namentlich durch die romantischen Umstände, unter denen sie vor sich gegangen, ein so allgemein populäres Ereigniß, welches im Geist, Herzen und Mund des Volkes frisch fortlebte, daß der Aufschwung des Nationalgeistes mächtig dadurch gefördert blieb; in dem „Torfschiff von Breda" hatte das gesunde praktische Volk einen kostbaren Stoff (so möchte man sagen) für Tradition und Lied, einen Stoff, der, so oft er wieder anklang, stets auf's neue elektrisirte. Die Staaten trugen dankbar und klug das Ihrige dazu bei, um diesen Eindruck zu befestigen. Sie bewilligten dem wackeren Torfschiffer Adrian und seinen zwei Knechten eine stattliche Summe als Geschenk und ein Jahrgeld für Lebenszeit; jeder Soldat von jenen Siebenzig, welche die Expedition mitgemacht hatten, bekam, außer dem zweimonatlichen Sold, eine goldene Schaumünze im Werth von 25 Gulden; der treffliche Oldenbarneveld, welcher für die ganze Sache auf seinem Felde unermüdlich thätig gewesen war, einen zierlichen vergoldeten Becher, worauf die ganze Begebenheit in getriebener Arbeit nachgebildet war. Auch verehrten ihm die Staaten bei der Geburt seines Sohnes Wilhelm, bei dem sie Pathenstelle vertraten, als Pathengeschenk ein Gefäß von 600 Gulden im Werth, und seinem Sohne setzten sie eine jährliche Rente von 200 Gulden aus.

Kaum hatte Parma die unwillkommene Nachricht von der Eroberung Bredas vernommen, als er den Grafen Karl von Mansfeld beauftragte, es wieder einzunehmen. Noch im März kam dieser denn auch in die Umgegend Bredas, brannte die Stadt, warf bei dem Dorf Ter Heide an der Merk eine Schanze auf und bemächtigte sich Zevenbergens, welches geplündert wurde. Im Mai wandte sich Mansfeld vor die Schanze Nordhamm bei Zevenbergen, welche jedoch Matthias Held (derselbe, der sich im Torfschiffe niederstoßen lassen wollte, um durch seinen Husten die Kameraden nicht zu verrathen) so trefflich gegen die Uebermacht der Feinde vertheidigte, daß Mansfeld mit einem nicht geringen Verlust abziehen mußte.

Mannichfaltigkeiten.

Am 6. d. M. starb in Offenbach a. M. im 67. Jahre seines Alters nach kurzem Krankenlager der sowohl durch viele treffliche Compositionen, namentlich ausgezeichnete und überall beliebte Lieder, wie auch durch seine theoretischen Schriften bekannte Kapellmeister und Hofrath Anton André. Er war einer jener wenigen und immer seltener werdenden Männern von umfassenden und gediegenen musikalischen Kenntnissen, ein gelehrter Contrapunktist, ein scharfsinniger, wenn auch etwas allzu rigoristischer Kritiker, und ein gründlicher Lehrer der Composition. Persönlich befreundet mit einem großen Theile der anerkanntesten Tonsetzer des In- und Auslandes und mit vielen Fremden und Verehrern der Tonkunst, war er von Allen geachtet und geehrt, und wurde von ihnen sein musikalisches Votum stets in Ehren gehalten. Als langjähriger Chef einer der ältesten und ersten Musikalien- und Verlagshandlungen von Deutschland war auch in dieser Beziehung sein Einfluß ein weitausgreifender. Wie die musikalische Welt in ihm einen ihrer bedeutendsten Notabilitäten, so verlor seine zahlreiche Familie einen liebevollen Vater und Anverwandten, welchen sie tief betrauert. Wir hoffen im Stande zu seyn, unseren Lesern demnächst eine ausführlichere Skizze des Lebens und Wirkens des Verstorbenen mittheilen zu können.

(Frankfurt a. M.) Der bekannte Componist und Pianist Aloys Schmitt wird diese Tage unsere Stadt auf einige Monate verlassen, um sich nach Paris zu begeben, wo er seinen ältesten Sohn, der sich ebenfalls der Musik widmen wird, in das Bereich großartiger Kunst- und Bildungsanschauungen einzuführen beabsichtigt. Unterdessen wird, wie wir vernehmen, unter dem Zusammenwirken von mehreren hiesigen Musik- und Gesangvereinen eine neue und größere Composition von Aloys Schmitt einstudirt. Es ist dies ein Oratorium — Moses. — An die von Wilh. Kilzer verfaßte gehaltvolle Dichtung schließt sich ein Tongemälde, welches nach dem uns zugegangenen Urtheile von Kennern wesentliche Schönheiten enthalten und das Angenehme mit dem Gediegenen vereinigen soll.

Frankfurter Theater.

In unserer Messe, wo jeden Abend Theatervergnügungen geboten werden, kann man über jede einzelne derselben nicht berichten und es möge daher eine kurze Andeutung des Wesentlichsten genügen. Dem Schauspielrepertoir verdanken wir mehrere anziehende Vorstellungen. Steffen Langer aus Glogau zieht noch immer die Schaulustigen an und ist, wenn auch von geringerem literarischen Werthe, ganz geeignet, nach den anstrengenden Arbeiten des Tages dem größeren Publikum eine angenehme Unterhaltung zu verschaffen. Es wäre unbillig, solche Stücke aus rigoristisch-kritischen Ansichten verwerfen zu wollen. In einer sehr gelungenen Vorstellung von Scribe's Glas Wasser war Hr. Bal-

Digitized by Google

fen als Bollingbroke neu und anziehend," da er diese Rolle mit würdiger Haltung repräsentirte und den Dialog fein und geistvoll nüancirte, wofür ihm die lebhafteste Anerkennung der Zuschauer gespendet wurde. Neu einstudirt gab man die Jungfrau von Orleans bei sehr leerem Hause. Dies Trauerspiel ist so zu sagen aus der Mode gekommen und auch zu bekannt, um noch anziehen zu können. Soll dies jedoch noch einigermaßen geschehen, so verlangt es eine glänzende, die Schaulust erregende Ausstattung und eine imponirende Darstellerin der Johanna. Als solche glauben wir Mad. J. Hoffmann nicht bezeichnen zu dürfen, obwohl sie die Rolle mit rühmlichem Fleiße ausführte und obgleich viele der lyrischen Momente sehr verdienstlich und gelungen gegeben und auch beifällig hingenommen wurden. Mad. J. Hoffmann ist im bürgerlichen Schau- und Trauerspiel eine für's Repertoir wohl verwendbare und durch ihr natürliches, unverkünsteltes Spiel sich empfehlende Darstellerin, aber für die höhere Tragödie fehlen ihr die physischen Mittel und die erforderliche Kraft. — Emilie Galotti war ebenfalls neu einstudirt und sprach mehr an, als die Jungfrau von Orleans. Ausgezeichnete Leistungen sind die des Prinzen von Guastalla (Hr. Baison), welcher die hier nöthige Wärme, ja Gluth der Leidenschaft mit männlicher Haltung zu mildern und von extremen Aeußerungen frei zu halten verstand, der Orsina, in welcher Dem. Lindner die ganze Fülle ihres Talents entfaltete, der Emilia Galotti, welche in Mad. Frühauf eine ausgezeichnete und geistvolle Repräsentantin findet, des Ordoardo, eine von den vielen gediegenen Rollen Weidner's, des Appiani (Hr. Grahn) und der Claudia, durch Mad. Meck in Zeichnung und Farbe richtig gehalten. Hr. Hoffmann, vom Hoftheater zu Schwerin, debütirte als Marinelli und hatte hier eine schwierige Aufgabe zu lösen. Marinelli soll sich dem Prinzen mit einer gewissen Herzlichkeit und Liebenswürdigkeit gegenüber stellen und doch für den Zuschauer den intriguanten Höfling, den Schmeichler und Verläumder durchblicken lassen; er soll in seiner Unterthänigkeit zugleich Selbstständigkeit geltend machen und soll durch seine Ruhe, der Leidenschaft gegenüber, imponiren; er soll keinen Hohn hervorheben und doch zeigen, daß er nicht an die Tugend glaubt, sondern sie verachtet; er soll das Böse vollbringen, ohne an den Bösewicht zu erinnern; er soll uns Furcht und Mißbehagen einflößen, ohne abstoßend zu werden und mit heiteren Farben soll er ein düsteres Bild entwerfen. Hier richtig zu vermitteln, ist ungemein schwierig und die feineren Schattirungen des Marinelli erfordern einen bedeutenden Künstler. Hr. Hoffmann schien den Charakter zwar verständig aufgefaßt und die Nothwendigkeit einer Beimischung von freundlicher Färbung wohl erkannt zu haben, ließ jedoch in der Ausführung und seiner Nüancirung Manches zu wünschen übrig. Wir glauben, ein weiteres Urtheil über den Darsteller auf dessen fernere Leistungen verschieben zu müssen. Es ist uns angenehm, somit von der Wirksamkeit des Schauspiels Erfreuliches berichtet zu haben; in gleichmäßigen und stets einigen Bestrebungen mit der Oper liegt der gute Fortgang der Bühnenanstalt gegründet. Von der Einsicht und Sachkenntniß des Hrn. Meck läßt sich das Beste erwarten. Die Oper brachte Wiederholungen des Don Juan, des Nachtlagers, des Jacob und seine Söhne und des Othello, in welcher letzteren Dem. Rudersdorff als Desdemona, Dem. Kratky als Emilie und die Herren Caspari (Rodrigo) und Chrudimsky (Othello) lebhafte und verdiente Anerkennung fanden. W.

Korrespondenz.

Berlin, 1. April.

Die Sonne steigt mit immer wärmeren Strahlen, die Annäherung der schönern Jahreszeit verkündend, und immer sichtbarer treten in den großen Städten die Vergnügungen und Genüsse, die ausschließlich dem Winter angehören, zurück. Daher dürfte es auf diesem Scheidungspunkte nicht ohne Interesse seyn, über diejenigen der geselligen Freuden zu sprechen, die uns im Laufe des Winters vorzüglich entgegentraten und sich nun ihrem Ende nahen oder bereits beendigt sind. Was nun die rein geistigen Genüsse betrifft, so zeichnete sich dieses letztere Semester ganz besonders durch die überaus zahlreichen Vorlesungen, die aus allen Feldern der Wissenschaften von Gelehrten und Halbgelehrten, von Dilettanten und Laien mit Passion gehalten und mit größerer und minderer Passion angehört wurden. Wie bekannt, war, außer den academischen, von denen namentlich die des geh. Rath v. Schelling's und Prof. Rückert's große Sensation erregten, es namentlich der Cyklus von zwölf Vorlesungen über alle mögliche Gegenstände aus dem Reiche der Phantasie, wie der Wirklichkeit, aus der Ferne und aus der Nähe, vom Cothurn bis zu den Spielkarten herab, welcher schon in der Art und Weise, wie er sich gestaltete, und wegen der Perfektion, die er genoß, ein großes und elegantes Publikum aus den ersten Kreisen der vornehmen Welt herbeizog. Professor Seidel, Director Kibbon und mehrere andere Gelehrte lasen über Poesie, Astronomie und andere Gegenstände in mehr oder minder ausgedehnten Kreisen. Alle diese Vorlesungen sind nun beendigt. Blos der alte, einst berühmte Sänger, Hr. de la Motte Fouqué, schickt sich noch an, das in dieser Art eingetretene Stillschweigen noch einmal durch einige Vorlesungen zu unterbrechen, wenn ihm anders die eingeleiteten Arrangements nach Wunsch ausfallen. Sehen wir nun zu den halb geistigen und halb sinnlichen Genüssen über, so fallen unsere Blicke zuerst natürlich auf die Theater. Unser königliches Schauspiel hat in Beziehung auf seine obere Leitung einen fast nicht minder großen Kampf von Krieg und Frieden erlebt, wie er täglich auf der Bühne und hinter den Coulissen vorkommt. Der Graf v. Redern gibt nun wirklich im Monat Juni die eigentlich technische Leitung des Schauspiels, gewissermaßen auch der Oper, soweit sie nämlich dem General-Musikdirektor Ritter Spontini nicht vorbehalten ist, an Hrn. v. Küstner ab. Der Graf bleibt aber, wie man allgemein hört, in der großen Hofcharge eines General-Intendanten der königl. Schauspiele die Mittelbehörde zwischen dem Monarchen und den Direktoren des Schauspiels, der Oper und aller damit in Beziehung stehenden Personen und Anstalten. Uebrigens hat das Schauspiel sowohl, wie das Singspiel und das unter der jetzigen Regierung wenig beachtete Ballet erstaunend bedeutende Verluste in Beziehung auf beliebte Schauspieler und Schauspielerinnen, besonders auf das weibliche Personal, gehabt, wo wir von den Abgegangenen, außer den vorzüglichsten Balletänzerinnen, nur die berühmte Sängerin Sophie Löwe und die Schauspielerinnen Clara und Bertha Stich nennen wollen. Der berühmte Seydelmann liegt schwer erkrankt darnieder; Rott und mehrere andere Schauspieler treten schon in diesen Tagen ihre Urlaubsreise an und somit ist im Ganzen, wenn Hr. v. Küstner nicht neue Celebritäten mitbringt, wenig von unserer Hofbühne für diesen Sommer zu erwarten. Die französischen Schauspieler verlassen uns, wie gewöhnlich, auch dieses Mal im Sommer. Was nun die secundäre Bühne in der Königsstadt anbetrifft, so hat man ein vorläufiges, momentanes Schließen derselben zu erwarten, indem das übrigens noch neue Gebäude bereits wegen nöthiger Reparaturen eine Zeitlang nicht benutzt werden kann. Da Beckmann ebenfalls wieder eine Urlaubsreise antritt, so würde bei der jetzigen Beschaffenheit des Personals der jetzige Direktor schon hinreichende Veranlassung haben, die Vorstellungen einstweilen einzustellen. Auch die bisher noch ziemlich besuchte italienische Oper fängt in Hinsicht der Frequenz an, zu kränkeln. Wir sahen Bellini's »Somnambula« dieser Tage im Originaltext über diese Bühne gehen, ohne daß der Ruf einer Alessandri und eines Cordoni im Stande gewesen war, das Haus nur halb zu füllen. Vortreffliche Geschäfte machen schon seit einigen Monaten die Herren Franconi im großen Circus am Thiergarten, und Wollschläger in einer Reitbahn an der Sophienkirche. Beide Gesellschaften sind in ihrer Art vortrefflich und Menschen und Pferde ganz dazu geeignet, Bewunderung und Beifall zu erwerben. Gedenken wir auch der vorübergehenden Erscheinungen in der Künstlerwelt, so verdienen die Konzerte des Violinisten Ernst und das Gastspiel der Dem. Bayer, Mitglied des königl. sächsischen Hoftheaters, der Erwähnung. Liszt theilt das Schicksal aller Abwesenden. So sehr er hier gefeiert wurde und besonders auch wegen seiner Wohlthätigkeit, die sich übrigens auch auf mehrere andere Personen, als auf die von der unmittelbaren Armuth geängstigten, ausgedehnt hat, theils in werthvollen Gaben, theils in gastlicher Spendung des Champagners, Anerkennung und Dankbarkeit fand, spricht man nicht mehr von ihm und eine abermals erschienene Biographie desselben, Wiederholungen vielfach bereits uns in einzelnen Dosen beigebrachten Stoffes, erscheint demnach im ganzen Sinne des Wortes als ein montarde après dîner.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 100. Montag, den 11. April 1842

Der erste Strohhut.

Von

Ludwig Hub.

So wohl, wie sich ein Schiffer fühlet,
Wenn er nach manchem heft'gen Sturm,
Der hoch die Wellen aufgewühlet,
Von fern erschaut der Heimath Thurm,
So innig war mein Wohlbehagen,
So frühlingsheiter war ich da,
Als ich nach langen Wintertagen
Den ersten Strohhut wieder sah.

Sein Träger ging im leichten Kleide,
Ein munt'rer Schneider, wie es schien;
Noch mancher Hut von Filz und Seide
Und manche Pelzkapp' war um ihn.
Doch er ließ sich durch nichts erweichen,
Stolz trug er und mit frohem Muth
Sein hell erglänzend Frühlingszeichen,
Den angestaunten gelben Hut.

Sein Anblick füllte im Gewühle
Der Mäntel mich mit hoher Lust
Und es durchzogen Lenzgefühle
Trotz vier Grad Kälte meine Brust;
Es trugen plötzlich Zauberflügel
Mich in die schönste Zeit vom Jahr
Und sonnbeglänzte Au'n und Hügel
Nahm mein erstauntes Auge wahr.

Ja, ja, der Strohhut weckte Träume
Voll Lenzesüppigkeit in mir;
Ich sah im Geiste grüne Bäume
Und fühlte mich im Lustrevier,
Wo bei dem Wohlgeruch der Blüthen
Ertönt der Vögel frohes Lied
Und wo oft Hunderte von Hüten,
Aus Stroh geformt, vereint man sieht.

Ein And'rer mag auf Störche warten,
Nach Veilchen Dieser schau'n sich blind,
Aus Knospen Jener in dem Garten
Weissagen, daß der Lenz beginnt:
Mir soll als sich'rer Bote gelten
Allein der erste Hut von Stroh;
Es soll mir Frühlings Anfang melden
Der Gelbe! Ihn begrüß' ich froh!

Dem Strohhutträger tönt die Leier,
Der unter's Pelzwerk sich gewagt,
Der uns die nahe Frühlingsfeier
Bei vier Grad Kälte angesagt.
Stets möge ihm der Himmel geben
Den frohen Sinn, das leichte Blut!
Noch lange soll er glücklich leben
Und auch sein strohgeflocht'ner Hut!

Frankfurt a. M., 9. April 1842.

Abenteuer und Mißgeschicke eines Schneiders.

Geschichtliche Anekdote aus dem neunzehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Johann Risolé, gänzlich entmuthigt, den sich so zuverlässigst geträumten Wechsel seines Glücks verschwinden zu sehen, dachte ernstlich darauf, daß es besser sey, in die Provinz nach Tours zurückzukehren, als sich in Paris vollends zu Grunde zu richten. Sein ganzer Stolz empörte sich zwar bei dem Gedanken, mit solchen gescheiterten Planen und vernichteten Hoffnungen wieder zu seinen Landsleuten zurückzukehren; er, der bei seinem Weggehen so hochfliegend gewesen, und nun so gedemüthigt heimkehren sollte. Die Armuth brach aber zu schnell herein, als daß er nicht darauf hätte bedacht seyn sollen, ihr zu entfliehen. Den folgenden Morgen erklärte er daher seiner Frau mit zerrissenem Herzen, daß er sein in Paris errichtetes Geschäft aufgeben würde.

Er schickte sich in der That bereits an, zu seinem Hausherrn zu gehen, als ein Dragoner zu Pferd in starkem Trab heraneilte, vor dem Laden anhielt, und dem betroffenen Risolé

Digitized by Google

einen jener großen Briefe einhändigte, deren riesige Umschläge nur ministeriellen Botschaften angehören.

Rifolé hätte in diesem Augenblick zehn Jahre seines Lebens hingegeben, wenn er hätte lesen können.

Unglücklicherweise theilte auch Agathe die Unwissenheit ihres Mannes. Der Schneider war daher genöthigt, außer Athem bis zum Pont-Neuf zu laufen, um zu Meister Rigois seine Zuflucht zu nehmen, denn keiner von Rifolé's Nachbarn hatte ihm so viel Zutrauen eingeflößt, um ihn in seine Angelegenheiten einzuweihen.

Rigois griff gleichgültig nach dem Briefe, den ihm Rifolé mit zitternder Hand darreichte, erbrach ihn, und las, nachdem er zuvor seine Nase mit ein paar Augengläsern, von denen man bereits weiß, bewaffnet hatte, was folgt:

„Meister Johann Rifolé hat morgen früh um sieben Uhr vor dem Herrn Polizeiminister zu erscheinen, um das Maß zu einem Kleide zu nehmen."

Rifolé glaubte vor Freude über die Kunde von einer Gunst, auf die er längst nicht mehr gezählt hatte, ohnmächtig zu werden. Ihm kam es vor, als stiege er unmittelbar aus der Hölle in das Paradies.

Er nahm den Brief, hob den Umschlag auf, warf einen Sechslivres-Thaler auf Rigois Schreibtisch, und eilte noch schneller zu seiner Frau zurück, als er sie verlassen hatte, welcher er, sobald er sie von ferne erblickte, entgegen rief:

„Nun ist unser Glück gemacht, Agathe!"

Sie streckte ihm die Arme entgegen, und beide umarmten sich mit einem Entzücken, das die Nachbarn vermuthen ließ, sie hätten eine Quinte in der Lotterie gewonnen.

Nach Empfang des beglückenden Briefs war nicht mehr die Rede davon, Paris zu verlassen und nach Tours zurückzukehren, es mußte im Gegentheil ein prachtvolles Waarenlager eingerichtet werden, das des erhabenen Kunden würdig war, und dessen Name in goldenen Buchstaben auf dem Aushängschilde prangen sollte. Was aber noch unerläßlicher, war, die Gunst zu verdienen, mit welcher der Minister den Touräner beehrte, und bei dem den folgenden Tag stattfindenden Zusammentreffen das Wohlwollen seiner Excellenz zu gewinnen.

Rifolé schloß die ganze Nacht kein Auge, so sehr beschäftigte ihn der Gedanke, sich bei einer so vornehmen Person einzufinden. Er studierte die Begrüßungsformel, er wiederholte sich die Worte, die er sagen würde, er fühlte, wie sein Herz vor Rührung und Furcht bei dem Gedanken schlug, daß seine Scheere und seine Nadel vielleicht an einem Minister-Kleide arbeiten würden, an einem gestickten Kleide, an einem Kleide, das vom Kaiser gesehen würde!

Bedarf noch hinzugefügt zu werden, daß er schon um drei Uhr Morgens auf den Beinen, und schon vor fünf Uhr ganz fertig war, sich mit der größten Sorgfalt rasirt, malerisch frisirt, seine elegantesten Beinkleider, seidene Strümpfe, ja überhaupt seine schönsten Kleidungsstücke angelegt, und den Hut in der Hand hatte, um nur noch den schon Abends zuvor auf Punkt sechs Uhr bestellten Miethwagen zu erwarten?

Als endlich dieser Wagen angekommen, umarmte Rifolé seine Frau, die ihn bis zur Hausthüre begleitete, ihm den Wagentritt aufschlagen half, und gerührt, ja sogar trübe zurücktrat, indem sie zu Gott flehte, dem ihnen, wie es schien, beschiedenen Wohlstande nichts entgegen zu stellen.

Ihr Herz schlug so gewaltsam, das Warten wurde ihr so lange, ihre Angst so drückend, daß sie endlich beschloß, zu ihren häuslichen Geschäften zurückzukehren, um ihre Rührung durch etwas zu zerstreuen.

Sie stieg daher in das Zimmer ihres Miethsmanns hinauf, der diesen Morgen noch früher gewesen als Rifolé, und schickte sich an, das Bette, ja überhaupt das kleine Gemach zurecht zu machen.

Kaum waren unter diesen Beschäftigungen zehn Minuten verstrichen, als sie das Geräusch eines Wagens vernahm. Sie lief an das Fenster, es war Rifolé's Miethwagen.

Der Schneider klimmte, jedesmal vier Stufen überschreitend, verwirrt und in unbeschreiblicher Aufregung die Treppe hinan, und stürzte mehr, als er ging, in das Zimmer, indem er ausrief:

„Ich verliere den Kopf, ich weiß nicht mehr, was ich thue, liebe Freundin. Ich soll ein Kleid anmessen, und vergesse meine Maße mitzunehmen. Wo finde ich nun passendes Papier, um ein solches zu machen. Noch sind alle Kaufläden geschlossen; die Zeit eilt, denn es ist bereits halb sieben Uhr."

„Mache Dir nicht so viele Sorge, lieber Johann," unterbrach ihn Agathe, indem sie das nächste beste Blatt Papier, das ihr unter die Hand kam, ergriff. „Hier nimm!" Und damit gab sie Rifolé zwei Bogen Papier.

„Das ist gut," sprach der Letztere, „nun kann ich diese Maße unterwegs schneiden und nähen. Ich habe alles Uebrige, was ich dazu bedarf, Nadeln, Faden und Scheere. Lebe wohl!"

Hiermit schwang er sich in den Miethwagen, der wieder von dannen fuhr.

In dem Vorzimmer des Ministers angelangt, wurde Rifolé alle erforderliche Zeit, um sein Maß zu schneiden und zu nähen; denn neun Uhr hatte es längst geschlagen, als ihn der Kammerdiener holte, um ihn zum Minister zu führen.

Der Schneider erwartete, einen vornehmen, stolzen, barschen und herabwürdigenden Herrn zu sehen, doch fand er im Gegentheil einen sanften, wohlwollenden, freundlichen Mann, dem es Vergnügen machte, Pater Lambois Schützling zufrieden zu stellen, und der sich überdies für das naive Plaudern des Tourängers zu interessiren schien.

Rifolé nahm sein Maß gleich einem Künstler, der sich auf sein Fach versteht, und fragte Se. Excellenz, an welchem Tage sie ihr Kleid anzuprobiren wünschten.

„Wann es Ihnen gut dünkt," erwiederte Fouché. „Schreiben Sie meinem Kammerdiener, wann Sie dazu bereit sind."

Rifolé richtete noch einige Fragen über Form und Farbe des Kleides an den Großwürdenträger des Kaiserreiches, bückte sich bis zur Erde, ging, und schickte sich so eben an, in den Wagen zu steigen, als ein Huissier herbei eilte, ihn am Arm ergriff, und ihn, ohne ihm auch nur die mindeste Aufklärung zu geben, in das Kabinet des Herzogs von Otranto zurückführte.

Dieses Mal war der Ex-Priester verschwunden, um dem Polizeiminister Platz zu machen, der blaß und aufgeregt in großen Schritten auf und ab ging, und Rifolé streng anließ:

„Wo ist das Maß, das Sie so eben von mir genommen?"

Dieser, höchst bestürzt, überreichte dem Minister das Maß. Fouché trennte dasselbe auf und entfaltete es.

„Wodurch erregte ich das Mißfallen von Euer Excellenz?" rief der Schneider, der in dieser Aufwallung eine Ungnade und die Zurücknahme der Bestellung des Kleides erblickte.

„Stille," unterbrach ihn der Minister, die Stücke des Maßes, das der Schneider so eben zerschnitten, zusammen-

Digitized by Google

setzend. „Ja, das ist es freilich! Woher haben Sie diese Papiere?“

„Meine Frau hat mir sie gegeben.“

„Wie ist diese zu denselben gekommen?“

„Das weiß ich nicht.“

„Sie wissen es nicht. Nun, bei Gott, ich werde Mittel finden, Sie zum Sprechen zu bringen, junger Mann. Es lohnt sich nicht der Mühe, den Verschwiegenen und den Helden zu spielen; Ihre Verschwiegenheit und Ihr Heldensinn werden nicht lange anhalten.“

Fouché, dieses sagend, neigte sich zu seinem Sekretair herab, murmelte ihm leise einige Worte in das Ohr, und wandte sich dann zu einem Gensd'armerie-Offizier, welchen er hatte rufen lassen, und zu dem er sagte:

„Dieser Mann wird unter Aufsicht gestellt, er darf mit Niemand in Verbindung treten. Sie stehen mir für seinen Kopf.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Ehre.*)

Heiliges Feuer, das die Seele des edleren Menschen durchglüht, die Scheidewand zwischen den Civilisirten und den Barbaren bildet (obgleich bei diesen sich auch zuweilen Spuren eines Gefühls von Ehre zeigen), oft verkannte und gemißbrauchte Gottheit! Dir huldigen wir bis zum letzten Hauch unseres Lebens, dir opfern wir Alles, was Irdisches sich in unserm Besitz befindet. Aber was ist die Ehre? Ist es die Rache gegen empfangene Beleidigungen? Ist es der Rang, den uns eine Stelle, ein Platz am Hof eines Fürsten, ein Ordensband gibt? Wir überlassen denen diese Ehre, welchen sie genügt, und bekennen, daß wir suchen: a) die Kriegsehre in der höchsten Tapferkeit, Kaltblütigkeit und allen den Tugenden, die erforderlich sind, damit sich Einer vor Vielen in Schlacht und Kampf auszeichnen könne; b) die Dienstehre in der Pflichterfüllung, d. h. in dem Bestreben, Alles, was uns obliegt, mit der größten Treue, Pünktlichkeit, Ausdauer, mit Aufopferung unserer selbst und unserer Interessen zu erfüllen; c) die sociale Ehre in Vermeidung dessen, was unserm Gewissen, unserer Würde und unserer Stellung zu der Welt reellen Nachtheil bringen, unseren guten Namen gefährden könnte, als da sind schlechte Gesellschaft, roher, ungesitteter Lebenswandel, Laster, wenn sie auch vornehm sind. Das ist, was wir Ehre, wahre Ehre nennen.

Die Ehre erhebt des Menschen Geist, macht ihn empfänglich für edle Gefühle und kräftig zu hohen Thaten; wer sie im Herzen trägt, wird jeder Gemeinheit enthoben, jedes Opfer zu seinem erhabenen Vorhaben wird ihm leicht. Daß der Kriegerstand und vorzüglich der Offizier der Ehre huldigt, sie als sein theuerstes Kleinod betrachtet, ist Gott Lob in allen Armeen Grundsatz, und hört nur in solchen auf, Thatsache zu seyn, welche sich im Zustand des Verfalls befinden. Diesen ist nicht anders zu helfen, als durch eine gänzliche Wiedergeburt. — Wenden wir uns von ihnen ab zu einem Gegenstand, der genau mit der Ehre verwandt ist und in ihr seinen Ursprung gefunden hat, nämlich zu den Duellen.

Viel und oft haben Philosophen gegen den Gebrauch, Ehrenangelegenheiten im Zweikampf auszumachen, geeifert und diesen Gebrauch als dem Mittelalter, dem Zeitalter der Barbarei entsprungen, auch allein derselben würdig, der Civilisation und ihren feineren Gefühlen zuwider, dargestellt. Den Philosophen sind die Gesetzgeber gefolgt; sie haben den Zweikampf schwer verpönt, sogar mit dem Tode bedroht ꝛc. Unter diesen Letztern sogar kriegerische Monarchen, von denen wir nur Napoleons, einestheils als Autorität, dann als eines den Philosophen nicht sehr zugethanen Mannes, gedenken wollen. Jene Herrscher und Gesetzgeber betrachteten die Sache von ihrer moralischen oder religiösen Seite; sie sahen den Menschen, wie er seyn soll, sie überschätzten ihre Kräfte, indem sie Gesetze gaben, die niemals in Erfüllung gingen, noch vollzogen werden konnten, wodurch denn die Sache schlimmer wurde, als sie war, d. h. die Duelle werden jetzt ungestörter und öffentlicher abgehalten, als vor fünfzig Jahren.

Wir wollen nach unserer Weise den Gegenstand beleuchten. Die eine Hälfte der Duelle entspringt aus dem Trunk, Spiel oder sonst in roher, toller Gesellschaft. Kann die Civilisation die Sitten dahin verfeinern, daß jene Laster aufhören, dann werden auch ihre Folgen, die Duelle, sich bedeutend vermindern. Was die andere Hälfte betrifft, woher entstehen diese? Aus Liebe oder Eifersucht, aus Rache wegen boshafter Nachrede, aus beleidigtem Stolz; — Alles zur Befriedigung heftiger Leidenschaften. Wo ist da das gesetzliche Mittel zur Genugthuung, wie wir sie verlangen? Wie würden die Urtheile lauten, die ein Gericht spräche in folgenden Fällen? Was würde z. B. der Gatte für einen Bescheid erhalten, wenn er einen Andern anklagen wollte, er habe seiner Frau die Cour gemacht? Würde ein solcher Kläger nicht zum öffentlichen Gespött werden? Oder was geschähe dem Verläumder, der Schändlichkeiten von einem Andern in die Welt bringt? Was ist denn der Schutz des Aermeren gegen den übermüthigen Reichen? Wie würde dieser seinem Hochmuth freies Spiel lassen, wenn er nichts zu befürchten hätte, als einen Urtheilsspruch, den sein geschickter Advokat in neunzig Fällen auf hundert zu umgehen verstände? Oder was fragt der Reiche nach einer Geldstrafe, wenn er seiner Bosheit freies Spiel lassen kann? Ueberhaupt kann es nicht in Abrede gestellt werden, daß Furcht vor Duellen ein Mittel ist, manchen Streit vor seinem Ausbruch zu ersticken, manche Leidenschaft zu zügeln, manchem Unrecht vorzubeugen. Es ist nicht Jedem einerlei, zu tödten oder getödtet zu werden; man überlegt vorher, wie man dieser Ungemächlichkeit entgehen könne.

Nach dieser langen Abschweifung müssen wir zu unserm Gegenstand, dem Militär, zurückkommen und auf dieses unsere geäußerte Meinung anwenden. In einem Offiziercorps, in welchem sehr häufig Duelle vorkommen, herrscht ein roher, ungesitteter Ton; ein Offiziercorps, in dem niemals Duelle vorkommen, leidet in der Regel an Gemeinheit. Wie läßt es sich machen, daß die Duelle bestehen, aber nur selten vorkommen? Zuerst hebe man alle unsinnige Verordnungen auf und erlaube den Zweikampf unter bestimmten Modificationen. Vor Allem errichte man Ehrengerichte, wo sie noch nicht da sind,

*) Aus dem für Soldaten so interessanten Werke: »Das Kriegswesen in Monarchien. Ein Handbuch für Offiziere. Aus den hinterlassenen Papieren eines deutschen Veteranen; herausgegeben von L. Bercht. Mit 10. Tabellen und 54 lithographirten Figuren, gr. 8. Frankfurt a. M., Hermann'sche Buchhandlung (J. C. Sachsland).«

Digitized by Google

aber mit umfassenderem Wirkungskreis, als sie unseres Wissens jetzt bestehen. Solche Ehrengerichte müssen permanent, jedoch ihre Mitglieder einem periodischen Wechsel unterworfen seyn; ihnen muß jeder Streit, in welchen Offiziere unter sich, oder ein Offizier und ein Civilist verwickelt sind, jede Ausforderung, die einem Offizier zugekommen, vorgetragen werden. Sie entscheiden über das Ob und Wie, suchen das beizulegen, was beizulegen ist, sind bei dem Zweikampf gegenwärtig, oder stellen die Sekundanten, damit derselbe nach allen Regeln vollzogen werde u. s. w. Dieselben Ehrengerichte müssen auch über alle, das sittliche Betragen der Offiziere betreffende Begebenheiten sprechen. Sie müssen entscheiden, ob ein Offizier, der in eine zweideutige Sache verwickelt ist, als schuldlos zu betrachten, oder als des Dienstes unwürdig zu erklären sey.

Der hohe Standpunkt, den wir diesen Ehrengerichten einräumen, wird uns vielleicht den Tadel mancher Menschenkenner zuziehen, weil diese nach der Erfahrung unserer leidenschaftlichen Zeit behaupten werden, daß nur mit Mühe die Mitglieder eines solchen Ehrengerichtes zusammenzubringen seyn würden, da man nur solche Individuen dazu nehmen dürfe, die frei von Privathaß, eigenem Interesse, Parteisucht und Servilität sind, auf die folglich die Leidenschaften der Obern, der Begünstigten eben so wenig, als die eigenen einen Einfluß ausüben. Wenn solche Befürchtungen keineswegs aus der Luft gegriffen sind, so passen sie doch Gott Lob nur auf wenige Armeen oder Staaten, nämlich auf solche, wo Willkür und Laune von Oben Willenlosigkeit, Kriecherei und Fraubasenschaft erzeugt und den Staatskadaver wurmstichig gemacht haben. Diese Staaten aber sind die Ausnahmen; darum wollen wir es getrost darauf wagen, den besser berathenen die Ehrengerichte zu empfehlen.

Mannichfaltigkeiten.

(Koblenz, 8. April.) Die Arbeiten im hiesigen Schloß und auf Stolzenfels, wo über 300 Mann beschäftigt sind, schreiten rasch vorwärts, und beide Schlösser werden gegen Ende des Sommers in den Stand gesetzt seyn, den geliebten Fürsten aufzunehmen, der alsdann auf einige Zeit in der Mitte seiner treuen Rheinländer sich aufhalten will. Auch hat das Komité für die Wiederherstellung des Königstuhls bei Rhense, der, ein würdiges Denkmal deutscher Gesinnung, in der Nähe des Stolzenfels aufs neue sich erheben soll, dieser Tage beschlossen, den Bau unverzüglich zu beginnen, da die Hoffnung vorhanden ist, durch die zu dem ächtnationalen Werke noch fortwährend zufließenden Beiträge die Kosten (nach dem Anschlage 2800 Thaler) binnen kurzem vollständig gedeckt zu sehen.

(Dresden, 4. April.) Im nächsten Sommer werden wir hier ein großes Sängerfest gleich dem am Rhein haben. Die Liedertafeln aus der ganzen Umgegend werden sich nämlich hier vereinigen, wohl an tausend Köpfe stark.

Korrespondenz.

Mainz, 6. April.

Die nahe an dem Rheine liegenden Gemarkungen haben durch das Steigen des Wassers dies- und jenseits schon einen nicht unbedeutenden Schaden erlitten; wenn das Wachsen aber noch einige Tage gedauert hätte, so würde vielleicht die ganze Wintersaat zu Grunde gegangen seyn. Es steht ihnen außerdem schon durch die so große Vermehrung der Mäuse in dem gegenwärtigen Frühjahre ein Verlust an ihren Saaten bevor, wenn nicht durch allgemeines Zusammenwirken dem Uebel zu rechter Zeit, d. h. in dem gegenwärtigen Augenblicke, entgegen gearbeitet wird. Bis jetzt zeichneten sich bei uns, wir müssen es mit Bedauern gestehen, nur zwei Gemeinden in unserer Nähe durch ihre Anstrengung bei Vertilgung der Mäuse aus; es sind die Gemeinden Bretzenheim und Hechtsheim. Kaum war die Bekanntmachung des Hrn. Kreisraths über diesen Gegenstand in dem Intelligenzblatte erschienen, als alle Gutsbesitzer dieser zwei Orte ohne Ausnahme die Mäuselöcher auf den Korn- und Kleefeldern zutraten und dann mit Gießen, Wasserfässern und Besen sich mit Verfolgung und Vertilgung der Mäuse beschäftigten. Ein einziger Gutsbesitzer ließ auf diese Weise, seiner Angabe gemäß, auf seinen Feldern an 600 Mäuse tödten. Jetzt bedenke man die Vermehrung dieser Thiere und ihre Gefräßigkeit; man berechne, wie viele Tausende in einer einzigen Gemarkung jetzt schon sind und die Millionen, die im Laufe des Sommers entstehen, wenn man sie ungestört läßt! In den meisten Gemeinden wird diese so höchst wichtige Angelegenheit gleichgültig behandelt; in einigen, worunter man besonders Kl. nennt, geschieht noch gar nichts. Dort verläßt man sich wahrscheinlich auf das Giftlegen, das die Behörde schon jetzt verbieten sollte, damit man die jetzt so leicht anwendbaren Mittel nicht vernachlässigte und durch Trägheit deren beinah sicherm Erfolg bei allgemeiner Nachhülfe so sehr schadete.

Paris, 5. April.

Der Theaterdirektor Hr. Schumann von Mainz, der auch Direktor der deutschen Oper in London ist und in gleicher Absicht sich hier befindet, hat bereits bei hohen und höchsten Personen eine günstige Aufnahme gefunden. Kaum waren die Namen der Mitglieder dieser Gesellschaft bekannt, als der Minister des Innern (Duchatel) die ganze Gesellschaft zu einem Konzerte auf Sonntag den 10. d. einladen ließ, welches aber erst einige Tage später stattfinden wird, da die meisten am 10. d. noch nicht hier eintreffen können. Die Opernvorstellungen werden im italienischen Theater Vantadour, dem schönsten und prächtigsten von Paris, stattfinden. Unter allen hiesigen Musikfreunden ist eine wahre freudige Aufregung und aufrichtige Theilnahme. Am 16. d. werden diese Vorstellungen mit dem »Freischütz« eröffnet; dann folgen: »Fidelio«, »das Nachtlager von Granada«, und nach und nach alle Meisterwerke deutscher Componisten.

Ausstellung für den Kölner Dombau.

(Frankfurt, 9. April.) Wie wir vernehmen, beabsichtigt der Damenverein, die Ausstellung weiblicher Arbeiten u. s. w., welche zum Besten des Kölner Dombaues nächsten Dienstag verloost werden sollen, auf vielseitig geäußerten Wunsch noch bis zum Montag Abend, den 11. d., fortbestehen zu lassen. Man kann in der That nichts Anmuthigeres sehen, als die mit vollendetem Geschmack gearbeiteten und gewählten, so wie mit feiniger Hand unter blühenden exotischen Pflanzen gruppirten Verloosungsgegenstände, wie solche in dem von unserm trefflichen Stadtgärtner Hrn. Rinz so bereitwillig zu diesem Zweck hergerichteten Gewächshause in seinem Garten vor dem Bockenheimerthore zur Schau ausgelegt sind. Der zahlreiche Besuch eines gebildeten Publikums hat sich darüber beifällig genug ausgesprochen.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 101. Dienstag, den 12. April 1842

Abenteuer und Mißgeschicke eines Schneiders.

Geschichtliche Anekdote aus dem neunzehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

2.

Der Schloßthurm.

Johann Risolé, ganz vernichtet, sank auf einen Stuhl, der sich glücklicher Weise hinter seinem Rücken befand; ohne diesen wäre er in seiner ganzen Länge auf den Fußboden hingesunken.

Gefangen! Unter den Händen der Gensd'armerie! Auf Befehl des Ministers! Mit den strengsten Einschärfungen! Warum das?

Welcher Beweggrund verwandelte so plötzlich die wohlwollende Aufnahme des Herzogs von Otranto in schreckliche Worte? Wodurch konnte Risolé sein Mißfallen erregen? Er mußte ihn ernstlich beleidigt haben! Ohne es zu wollen, hatte er sich vielleicht in einem Gesetz der Etiquette verfehlt! Hatte aber darum der gnädigste Herr das Maß des Kleides in so sichtlich übler Laune und Aufregung zerrissen?

Mein Gott, was wird aus alle diesem werden, und was wird die Lösung einer Prüfung seyn, die so furchtbar beginnt?

Von Zeit zu Zeit schlich sich dennoch einige Hoffnung in das Herz des armen Touräners. Pater Lambois hatte ihm öfters von der scherzhaften Laune Fouché's und von seinem Hang zu Mystificationen erzählt, zur Zeit, als dieser noch Priester gewesen. Daher dachte er auch, alles das sey nur ein Spaß.

Indessen sich der arme Teufel abwechslungsweise den abgeschmacktesten und beunruhigendsten Vermuthungen hingab, erhielt der Offizier der Gensd'armerie, dessen Augen unausgesetzt auf ihm hafteten, einen Brief, den er sogleich erbrach. Nachdem er den Inhalt des Papiers gelesen, ertheilte er seinen Leuten leise seine Befehle, und gab Risolé ein Zeichen, ihm zu folgen. Risolé gehorchte, indem er glaubte, der Minister lasse ihn in Freiheit setzen, nachdem er sich an seinem Schrecken geweidet. Doch ach! weit entfernt davon, ergriff ihn einer der Gensd'armen am Kragen, indessen ihm ein anderer ein paar eiserne Daumschrauben anlegte. Nachdem die Finger des Schneiders in das Marterwerkzeug gezwängt waren, schleppte man ihn in eine Postchaise, die an einem Eingang in einem der innern Höfe des Palastes wartete; man packte den armen Tropf in den Wagen, der plötzlich in Begleitung von sechs Chasseurs zu Pferd und vier Gensd'armen wegfuhr; an der Spitze ritt ein Offizier, unter dessen Verantwortlichkeit der Gefangene gestellt war.

Die Postchaise nahm den Weg nach Montmartre. Risolé glaubte, man führe ihn nach Hause; denn er hielt sich fest an den einzigen Gedanken, der ihm als der wahrscheinlichste vorkam, und der ihm in seiner Gefangensetzung nur eine Mystification Fouché's zeigte, dessen scherzhafte und heitere Laune, wie ich schon oben gesagt, im Kollegium von Joigny viele drollige Erinnerungen zurückgelassen hatte.

Der Wagen eilte schnell an der Werkstätte des Schneiders vorüber. Kaum blieb ihm Zeit, als er sich über die Wagenthüre hinausbeugte, Agathe wahrzunehmen, die durch das Fenster die Rückkehr ihres Mannes erspähte. Er wollte ihr rufen, und trachtete darnach, sich ihr bemerklich zu machen, allein die beiden Polizei-Agenten, die man ihm als Reisebegleiter gegeben hatte, warfen ihn unsanft in den Hintergrund des Wagens zurück.

Risolé sah nach und nach den Boulevart, den Bastilleplatz, die Foubourg Saint-Antoine, und hinter dieser verschwand die Barriere du Trône. Endlich fuhr die Postchaise im Galopp über die Zugbrücke von Vincennes. Nun stieg der Gefangene aus dem Wagen, wurde dem Direktor der Festung überantwortet, der ihn selbst einem Gefängnißwärter übergab. Dieser Letztere begann damit, den neuen Ankömmling aller seiner Kleider zu berauben, die er bis auf das Futter untersuchte; worauf er ihm erlaubte, dieselben wieder anzulegen.

Nachdem Risolé seine Toilette beendigt, mußte er zweihundert Stufen auf einer schmalen Wendeltreppe hinansteigen. Diese steinerne Schnecke endigte an einem kleinen lustigen Kerker, dessen Ameublement in einem Bund Stroh bestand.

Der Gefangenwärter gab dem Schneider ein Zeichen, hineinzutreten, und schloß zu, indem er den Schlüssel in einem großen Schlosse zweimal drehte; drei ungeheure Riegel knarrten in ihren eisernen Ringen; und als diese schwiegen, waren nur noch die regelmäßigen Schritte einer Schildwache zu hören, die vor der Thür auf und ab ging.

Selbst Agathe würde Mühe gehabt haben, in dem blassen und entstellten Gefangenen, der den Schloßthurm bewohnte, das heitere und blühende Gesicht ihres Mannes zu erkennen. Die Angst und der Schrecken hatten bei dem Unglücklichen den

Digitized by Google

höchsten Grad von Aufregung herbeigeführt. Fieberhaft und dabei empfindungslos rann er in seiner Zelle umher, gleich einem wilden Thier, das in einem Käfig umherirrt, die Mauern betastend, und durch die Schießscharten auf das Feld hinaus zu blicken suchend. Allein hölzerne Schirme verhinderten, etwas Anderes als den Himmel zu sehen, und auch dieses war nur durch zwei Bretter möglich, die Risse bekommen hatten.

Der Morgen, der Mittag, der Abend und die Nacht waren verstrichen, ohne daß Risolé die Beweggründe seiner Gefangennehmung und das Schicksal, das seiner wartete, erfuhr.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Beaufsichtigung der Leihbibliotheken

hat der königl. preußische Minister des Innern folgende bemerkenswerthe Verfügung erlassen, die wir aus mehr als einem Grunde willkommen heißen.

„Mit jedem Jahre (heißt es darin) steigert sich, in Folge der rasch fortschreitenden Gesammtbildung, das geistige Bedürfniß der Nation und der Einfluß der Leihbibliotheken, aus denen dasselbe vorzugsweise seine Befriedigung sucht. Die Wichtigkeit des Gegenstandes erheischt deshalb die ernsteste Beachtung und macht allgemein dem Zwecke entsprechendere Maßnahmen dringend nothwendig. Ich glaube daher, diese Angelegenheit der Erwägung des königl. Ober-Präsidiums besonders empfehlen zu müssen, indem ich dasselbe um gutachtliche Aeußerung darüber ergebenst ersuche: wie eine durchgreifende Kontrole des Leihbibliothekwesens zu bewirken seyn möchte. Schwerlich dürfte die hier zur Erwägung gestellte Frage durch eine nur geschärfte Handhabung der bisherigen Verordnungen genügend zu erledigen seyn. Polizeiliche Maßregeln scheinen zur Lösung derselben überhaupt nicht auszureichen, und es wäre daher zu erwägen, ob es nicht rathsam erscheine, den Gemeinsinn für diese Angelegenheit zu interessiren und die Bildung von Privatvereinen zu begünstigen, welche es sich zur Aufgabe stellten, die obrigkeitliche Controle der Leihbibliotheken zu unterstützen und durch Errichtung von Vereinsbibliotheken, wie schon an mehreren Orten geschehen ist, einen durchgreifenden Erfolg zu sichern. Die Einwirkung der Polizei, welche ihrer Natur nach nur eine negative, den schädlichen Einfluß schlechter Lektüre durch Ausscheidung und Beschlagnahme verderblicher Bücher möglichst abwehrende seyn kann, würde in solcher Unterstützung durch Privatvereine erst ihre positive Ergänzung finden. Soll nämlich die erwachte Neigung des Volks zu fortgesetzter geistiger Entwickelung und das vorhandene Lesebedürfniß zu einem wahrhaften Hebel des Fortschritts der Sittlichkeit und Loyalität dienen, so darf auch die nützliche Seite des Leihbibliothekwesens und einer zweckmäßig gesichteten, wohlfeil gebotenen Volkslektüre nicht verkannt, und es muß neben dem Verbote der schlechten Bücher zugleich dahin gewirkt werden, die guten in Umlauf zu setzen und zur möglichst ausgebreiteten Geltung zu bringen. Leihbibliotheken, bei deren Anlage nicht sowohl die Zahl als vielmehr der Inhalt der Bücher, nach der umsichtigen Entscheidung eines von praktischem und patriotischem Sinne geleiteten Vereinsausschusses, in Betracht gezogen und gute Lectüre in einer großen Zahl von Exemplaren gehalten würde, müßten vom entscheidendsten Einflusse auf Sittlichkeit, auf Erweckung und Erhaltung eines gesunden Volkssinnes seyn. Bei der unverkennbaren Empfänglichkeit der Gegenwart für die Förderung gemeinnütziger Zwecke auf dem Wege der Association bedürfte es vielleicht nur eines geringen Anstoßes, um derartige Vereine in's Leben zu rufen, und es ist kaum zu bezweifeln, daß es denselben mit der Zeit gelingen würde, das größere Publikum für den Gebrauch der Vereinsbibliotheken zu interessiren. In Folge des Einflusses solcher Anstalten und der von ihnen gebotenen besseren und gewählteren Geistesnahrung würde der Geschmack des größeren Publikums mehr und mehr geläutert, die Kataloge allmählig von schlechten Büchern gesäubert, und namentlich die große Zahl seichter und gesinnungsloser Schriftsteller diskreditirt und zum Schweigen genöthigt werden, welche aus der Vielschreiberei ein Gewerbe machen, und eine Fülle verderblicher, mindestens zeittödtender Lektüre in die Welt senden, weil sie eines Honorars für ihre Machwerke, bei dem gegenwärtig durch die Leihbibliotheken gesicherten Absatze derselben, gewiß seyn können. Die vorstehenden Andeutungen sollen der rückhaltlosesten Erörterung der hier zur Erwägung gestellten Frage, welche aus verschiedenen Gesichtspunkten eine mehrseitige Auffassung zuläßt und bei ihrer Wichtigkeit die gründlichste Beleuchtung erfordert, keineswegs als maßgebend in den Weg treten. Zugleich wünsche ich, daß dem Berichte des königl. Oberpräsidiums eine statistische Uebersicht der in dessen Bezirke befindlichen Leihbibliotheken und ihres Verhältnisses zur Bevölkerungszahl beigefügt werde. Berlin, den 19. März 1842. Der Minister des Innern und der Polizei, (gez.) v. Rochow. Circulare an sämmtliche königl. Oberpräsidien."

Mannichfaltigkeiten.

Amerika hat die größten Zeitungen und die dicksten Männer. Kürzlich starb dort ein Hr. Kornelius, der 6 Fuß 2 Zoll hoch war, 6 Fuß im Leibesumfang maß und kurz vor seinem Tode 721 Pfund wog. Nach seinem Tode wog er nur noch 685 Pfund. Dieser große Mann des Fleisches ist nur von einem andern, schon früher verstorbenen Amerikaner, Daniel Lambert, jemal übertroffen. Dieser Letztere wog 739 Pfund, also noch 18 mehr als Kornelius. Die Amerikaner gedenken dieser ihrer beiden gewichtigen Landsleute nur mit wehmüthiger Ehrfurcht, und sind sehr stolz darauf, die sieben Wunder der Welt nun noch um zwei vermehrt zu haben.

Nach dem „Précurseur d'Anvers" hat die russische Regierung für eine Million Rubel eine Entdeckung angekauft, welche, wenn sie sich bestätigte und bewährte, eine Totalrevolution im Handel hervorbringen müßte, nämlich eine Farbe darzustellen, welche den Indigo ersetzt und vier Mal wohlfeiler ist. Auch der französische Geschäftsträger in Petersburg, Herr Perrier, steht in Unterhandlungen, um das Geheimniß für seine Regierung anzukaufen.

In Berlin ist folgende polizeiliche Bekanntmachung erschienen: Um die Sahne von der Milch leichter und in größerer Menge zu erhalten, auch angeblich derselben einen besseren Geschmack zu verschaffen, ist neuerlich in öffentlichen Blättern empfohlen worden, die Milch in Gefäße von Zink zu gießen und in diesen eine Zeit lang stehen zu lassen. Wegen der leichten

Digitized by Google

Oxydirbarkeit des Zinks und der Erbrechen erregenden Wirkungen der Zinksalze sind jedoch von dem obigen Verfahren nachtheilige Folgen für die Gesundheit der Menschen zu befürchten, weshalb das Polizei-Präsidium sich veranlaßt sieht, vor demselben zu warnen und das Publikum auf die wegen Verfälschung der Lebensmittel bestehenden Strafgesetze aufmerksam zu machen. Berlin, den 19. März 1842. Königl. Polizei-Präsidium. v. Puttkammer.

Eine herrschaftliche Säugamme in Berlin, welche sich bei Erfüllung ihrer Pflicht gerne mit den Werken älterer Literatur bekannt machte, las emsig den Rinaldo Rinaldini, als der ihr anvertraute Säugling seinen Appetit laut kund gab. Als das Geschrei des hungrigen Kindes endlich zu arg wurde, warf sie wüthend das Buch weg und rief: „Gehirnenraths Fritzchen! Kannst du nich warten, bis Rinaldo todt is?"

Im Vaudeville machen die Memoires du diable das größte Glück. — In den Variétés hat auch Quand on n'a rien à faire gefallen. Die französische Oper hat am 6. die Hugenotten zum 132sten Mal gegeben. — Die Comedie française hat die Hochzeit des Figaro neu einstudirt.

Auf der Berlin-Anhaltischen Eisenbahn hat sich einer der Beamten vor einigen Tagen den Tod gegeben, indem er sich unter die Räder der Lokomotive warf. Die Maschinisten bemerkten es nicht, und erst der nachkommende Zug meldete, daß ein in drei Stücke zertheilter Leichnam auf der Bahn liege.

(Berlin.) Einem authentischen Bericht über die vom 1. November 1840 bis 1. Nov. 1841 auf der Abtheilung der innerlich Kranken des hiesigen Charité-Krankenhauses am delirium tremens (Säuferwahnsinn) behandelten Individuen entnehmen wir folgende traurige Data. Es wurden im Laufe dieser Zeit 106 Kranke dieser Art aufgenommen, von denen 82 genasen, 24 starben, so daß durchschnittlich von fünf Kranken einer gestorben ist. Von diesen 106 befanden sich schon zum zweiten Male an demselben Uebel leidend in der Anstalt 10, zum dritten Male 3, zum vierten Male 2, zum fünften Male 2, zum sechsten Male 1, und ein Individuum, ein hiesiger Sackträger, bereits zum dreizehnten Male! Ein trauriger Beweis von der Unverbesserlichkeit des durch seine Völlerei in diesen Zustand geführten Subjekts, als auch andererseits freilich von der unglaublichen Zähigkeit seiner körperlichen Natur. Das Maß, zu dem sich die niedrige Leidenschaft des Trunkes bei einigen dieser Personen gesteigert hatte, gränzt ans Unglaubliche. Bei Vielen läßt sich dies freilich nicht ermitteln; die Mehrzahl jedoch behauptete zwar, etwa nur ein Viertelquart (1/2 Pfd.) täglich getrunken zu haben, doch einige gaben bereitwillig ein oder gar zwei Pfund, also ein volles Quart zu! Eine weibliche Kranke, die 22jährige!! Frau eines Bürgers aus einem Städtchen der Mittelmark, räumte ein, bis anderthalb Quart täglich getrunken zu haben! Da sich unter den Kranken 45 sogenannte Arbeitsleute und 41 Handwerker befanden (die übrigen waren: 3 Viktualienhändler, 5 Dienstboten, 6 den höheren Ständen angehörige Personen, und 6 Weiber), so würde bei der Mehrzahl dem Uebermaß des Lasters am wirksamsten durch einen höheren Preis des Branntweins gesteuert werden. Wie dringend wünschenswerth erscheint es daher, daß eine Besteuerungsweise möglich werde, wodurch dieses so verderbliche Getränk bedeutend theurer, dagegen das nahrhafte, gesunde Bier bedeutend wohlfeiler werde! Die Thatsachen sprechen hier lauter als alle Gründe; denn in jenen Unglücklichen, die in Wahnsinn verfallen und zuletzt ihre Verirrung mit dem Leben büßen, sieht man doch nur bei weitem den kleinsten Theil der auf verschiedenartigste Weise (durch zerrüttete Gesundheit, Vermögens-Umstände, Moralität u. s. w.) durch dieses Gift zu Grunde Gerichteten.

H. Neeb, der Componist des vor einem Jahre auf der Frankfurter Bühne gegebenen „Dominico Baldi", hat eine neue Oper „der Cid" vollendet, wozu ihm C. Gollmick den Text geliefert hat. Wenn bereits bei jenem ersten Tonwerke Neeb's die Musikkenner dessen Talent und Beruf nicht in Abrede gestellt haben, so darf man annehmen, daß diese Vorzüge auch im „Cid" sich bekunden werden. Der Componist hat sich bestrebt, Sangbarkeit mit passender, den Situationen angemessener Instrumentation zu vereinigen, und dramatische Effecte ohne Ueberbietung der Mittel geltend zu machen. Wenn man bedenkt, wie große Schwierigkeiten ein Componist zu überwinden hat, ehe ein Opernwerk auf unsern, dem Ausländischen meistens den Vorrang einräumenden Bühnen zur Aufführung zu bringen, und wie gering selbst im glücklichsten Falle der Lohn seiner Arbeit ist, wie sehr er in dieser Hinsicht gegen den Dichter oder Maler im Nachtheile steht, so wird man es für Pflicht halten, dem Componisten seinen mühsamen Pfad wo möglich gangbarer zu machen, und seine Bestrebungen wenigstens zur Publizität zu bringen, um die Theaterdirektionen zu einer Prüfung seiner Leistungen zu veranlassen.

(Endlich entschieden.) Es ist bekannt, daß man in Deutschland seit einem halben Jahrhundert darüber streitet, wer größer gewesen sey: Schiller oder Goethe. Ein Tourist, der sich viel mit der Ignoranz beschäftigt haben mag, hat an Ort und Stelle Erkundigungen eingezogen und erklärt: „Schiller sey um 5 1/2 Zoll größer als Goethe gewesen."

Ein Zeitungsblatt enthielt vor kurzem folgende wörtliche Anzeige: „Für sechs Stück Rindvieh wird in einer der hiesigen Vorstädte ein Stall nebst Zimmer und Küche auf kommende Lichtmeß zu beziehen gesucht."

(München, 8. April.) Im Atelier unseres Schwanthaler ist die Versinnbildung des Siegs Hermann's über die Römer, eine aus 15 großen Figuren bestehende Giebelfeldgruppe für die Walhalla, seit einigen Tagen ausgestellt und erregt allgemeine Bewunderung bei Kennern und Freunden der Kunst.

Korrespondenz.

Mainz, 4. April.

In der letzten Sitzung hiesiger Lokalsektion des gesch. Gewerbevereins zog ein interessanter Gegenstand besondere Aufmerksamkeit auf sich: es war nämlich das Hrn. Schmitt, Rentner, gehörige Panorama des neuen Mainzer Stadtviertels aufgestellt; in Holz nach verjüngtem Maßstabe ausgeführt, gewährte es die vollständige Vorstellung, wie einst dieses Viertel in der Wirklichkeit sich darbieten wird. Bekanntlich hat die Saugasse eine sehr starke, für Wagen schwer zu überwindende Steigung; diesem Uebelstande wird durch die Straße, welche den neuen Stadttheil vom Thiermarkte aus durchschneidet und, sich auf der Anhöhe, dem Kl-

Digitized by Google

früher Berge, nach zwei Seiten rechts und links verzweigend, in die obere Gaugasse und die Altmünstergasse mündet, abgeholfen. Die Häuser dieses neuen Stadtviertels bekommen die gesundeste und schönste Lage der Stadt; denn sie besitzen die herrlichste Ansicht über die ganze Stadt selbst bis in das Rheinthal, indem der Plan so angelegt ist, daß keinem Hause die Aussicht nach dem Abhange hin benommen werden soll.

Jena, 4. April.

Daß mit der Anwendung des Electromagnetismus zur Fortbewegung von Maschinen statt der Dampfkraft auch hier ein glücklicher Versuch gemacht und kürzlich nach Angaben und Zeichnungen des Dr. Ernst Schmid in der Körner'schen Werkstätte selbst ein Modell dieser Art verfertigt worden ist, haben zwar öffentliche Blätter schon mitgetheilt. Die Darstellung dieses wissenschaftlich interessanten Gegenstandes in jenem Artikel war jedoch so aphoristisch, unrichtig und leichtfertig behandelt, daß wir uns eine Berichtigung und möglichst faßliche Erläuterung erlauben. Das Modell ist nach Jacobi's Prinzip gebaut, zeigt aber bemerkenswerthe Eigenthümlichkeiten. Die Electromagnete sind nämlich in der Form einer V gebogen und nur an den äußersten Enden umgekröpft; sie sind je zu vieren an zwei gegen die Rotationsaxe senkrechten Scheiben so befestigt, daß ihre Schenkel, nicht wie bei Jacobi, der Rotationsaxe parallel liegen, sondern eine gegen dieselbe senkrechte, in Bezug auf die Scheiben radiale Richtung haben. Die eine der Scheiben ist mit der Rotationsaxe, auf welcher sich auch der sehr einfache Kommutator befindet, die andere mit dem Gestiv in fester Verbindung; beide sind einander so nahe gebracht, daß die umgekröpften Pole der Electromagnete gerade noch aneinander vorüberstreichen können. Auf diese Weise erlangt man den Vortheil, daß nicht nur die Pole, sondern auch die Schenkel der Electromagnete ihrer ganzen Länge nach bei Drehung der Axe einander sehr nahe kommen, mithin ihre Anziehung und Abstoßung auch stärker seyn muß, als bei der Jacobi'schen Einrichtung. Bei dem ausgeführten Modelle haben die Eisencylinder der Electromagnete 0,"8 Durchmesser und ihre Pole liegen in einem Kreise von 16" Durchmesser. Obgleich die Maschine bei den bis jetzt gemachten Versuchen nur wenig bewegende Kraft entwickelt hat, so wird doch eine außerordentliche Rotations-Geschwindigkeit erzeugt, wenn man keine Belastung anbringt. Der Umstand, daß die Betriebskosten mit der erzeugten Kraft im Mißverhältnisse stehen, möchte daher in Bezug auf practische Anwendung dieser Constructionsweise, wie allen früheren, entgegen seyn; ihre Einfachheit und Wohlfeilheit wird sie indeß zur Demonstration besonders geeignet machen.

Darmstadt, 8. April.

Die Oper »Tankred« gehört zu den stets wiederkehrenden, gerne gesehenen Erscheinungen auf dem großh. Hoftheater. Am vorigen Dienstag, den 5., ward uns abermals Gelegenheit gegeben, Rossini's herrliches Talent bei der Darstellung dieser, Auge und Gemüth so sehr ansprechenden Oper bewundern zu können. Fräul. Sned glänzte in der Rolle der Amenaide, während unsere, mit nicht gewöhnlichen Gaben für die Bühne ausgestattete Fräul. Diehl den Tankred sang, eine Rolle, in welcher sie stets des glücklichsten Erfolgs im Voraus sich versichert halten darf. Mad. Panny, als Isaura, zur Seite Amenaidens, entsprach ihrer heutigen theatralischen Bestimmung vollkommen, und bei ihrer Jugend und natürlichen Anmuth war dies kaum anders zu erwarten. Kurz, die Darstellung dieser schönen Oper war als gelungen zu betrachten, wozu die stets sich gleich bleibende großh. Hofkapelle sowohl, als auch die mitwirkenden Sänger Hr. Wagінger (Agir), Hr. Michel d. ä. (Orbazzan) und Hr. v. Westen (Roderich) rühmlichst beitrugen. — Eine neue Folge von zwölf Vorstellungen beginnt heute mit der Oper: »Czaar und Zimmermann«, an welche sich für kommenden Sonntag die Oper »Robert der Teufel« reihen soll. Mehrere fremde Gäste von Ruf werden noch bis zum Schluß der Saison auf unserer Bühne auftreten. Hr. Xöresch, den wir früher zu unsern ausgezeichnetsten Gästen zählten, und der erst kürzlich in einer Reihe von Vorstellungen auf der Mainzer Bühne (Czaar und Zimmermann, der Brauer von Preston, Romeo und Julie und Gustav oder der Maskenball) großen Beifall erntete, kehrt in dieser Saison nicht wieder zu uns zurück, da er, wie man hört, dem Hrn. Schumann nach London folgen wird. Auch von Mainz her vernahmen wir nur Rühmliches von unserer Diehl, die bei einer einnehmenden Persönlichkeit höchst anspruchslos und bescheiden ist. In der oben erwähnten Oper »Romeo und Julie« entwickelte sie neben Hrn. Xöresch (Romeo) ihr schönes Kunsttalent mit der ihr eigenen Grazie und gefiel dem Mainzer Theaterpublikum nicht weniger, als sie bei uns fast immer zu gefallen pflegt.

Charaden.

1.

Das Erste wird einmal geboren nur
Und stirbt bald früher, bald später;
Es liten euch auf der Zweiten Spur
Der Mühle, des Wagens Räder:
Was ihr hier nur im Kleinen vor euch seht,
Unermeßlich im Ganzen vor euch steht.

Der Mensch, der das Höchste zu forschen meint,
Der zum Himmel sich baut eine Brücke,
Hat dichtend die besten Begriffe vereint,
Dem Gedanken zu sinnlicher Krücke:
Ob ihn friert, ob die Sonne ihn fast erstickt,
Auf die Zeichen des Ganzen er hoffend blickt.

H. H.

2.

Vergebens suchst du mich in der Armuth Hütte;
Ich wohn' in Tempeln und Palästen nur.
Da blickst umsonst nach mir auf ländlich stiller Flur;
In stolzen Gärten nur begegn' ich deinem Schritte.

Die Erste meiner Sylben deutet
Der Jugend liebstes Spielwerk an;
Das Steckenpferd, worauf selbst mancher ernste Mann
Und ohne Furcht vor Tadlern reitet.

Die Zweit' und Dritte nennt
Ein Attribut des Mann's, der, ohne zu erzittern,
Sich in Gefahren stürzt und selbst in Ungewittern
Und Stürmen Furcht nicht kennt.
(Nach meinem Alterthum, dies merke noch zuletzt,
Wird immer fast mein Werth geschätzt.)

Theater-Anzeige.

Dienstag, 12. April. Tempora mutantur, oder: die gestrengen Herren, Lustspiel in 3 Abth., von C. Blum. (Gastrolle) Veronika: Dem. Neustädt, vom Hoftheater zu Meiningen.

Redaktur: J. K. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 102. Mittwoch, den 13. April 1842.

Die Klosterruine zu Seebach. *)

Von Friedrich Ernst.

Von des Lebens lauter Straße
Lag geschieden
Hier in Frieden
Eine heilige Oase.

Stille Wohnung frommer Nonnen
Stand im Schirme
Heil'ger Thürme
An des Thales klarem Brunnen.

Bei des Glöckleins hellem Klange
Sie erschienen,
Gott zu dienen
Mit Gebet und mit Gesange.

Fromme Andacht sie entbrannte,
Ihre Lieder
Hallten wieder
An der Berge wald'gem Rande. —

Einst doch weinte eine Nonne
Hier oft Thränen
Und ihr Sehnen
Wußten Zelle, Mond und Sonne.

Eine Taube kam geflogen,
Trug im Munde
Todeskunde
Dessen, dem sie war gewogen:

Trennungsweh zog hin den Lieben
Zu dem Heere —
Auf der Ehre
Feld ist er geblieben;

Und noch dacht' er sterbend ihrer
Bitter leidend; —
Klage meidend,
Beugt sie sich dem Weltregierer.

Und ob ihres Ordens Pflege
Bald erblühte
Dem Gemüthe
Ruh' im heiligen Gehäge. —

Der Zerstörung längst zum Raube
Ward die Halle;
Und sie alle
Sind vermählet auch dem Staube.

Und der Epheu am Gemäuer
Grünet immer,
Aber nimmer
Schlägt ihr Herz im Todesschleier.

Nur in sanften Maienlüften
Wehen linde
Noch als Winde
Seufzer aus den moos'gen Grüften.

Und im Gipfel alter Bäume
Flüstert leise
Noch die Weise
Ihres Lieds und ihrer Träume.

*) Aus: »Die Sagen der Pfalz. Aus dem Munde des Volks und deutscher Dichter, von Friedrich Baader und Laurian Mezis. Stuttgart. Verlag von Karl Göpel. 1842.«

Abenteuer und Mißgeschicke eines Schneiders.

Geschichtliche Anekdote aus dem neunzehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Den folgenden Morgen holte ihn der Gefangenwärter, um ihn in einen Saal zu geleiten, in welchem sich zehn bis zwölf Offiziere in Uniform befanden, in deren Mitte ein General saß, der den Vorsitz führte. Dieser gab Risolé einen Wink, herbei zu treten, und nachdem er von ihm seinen Taufnamen, Familiennamen und Geburtsort zu wissen verlangt, fragte er ihn weiter:

„Kennen Sie diesen Mann?"

Der Schneider schaute sich um, und blickte denselben an.

Digitized by Google

Derjenige, den man ihm zeigte, war ein junger, blonder Mann, mit interessantem Gesichte, der, ungeachtet der Sanftmuth, die seine beinahe weiblichen Züge charakterisirten, doch viele Entschlossenheit und Kühnheit zeigte. Dieser wandte sich zu Risolé, und sagte voll Bitterkeit, ja selbst verächtlich zu ihm:

„Nichtswürdiger, wie viel hat man Ihnen gegeben, um mich zu verrathen?"

„Ich Sie verrathen? Ich habe Sie ja niemals gesehen, mein Herr."

„Was thut das? Sie sind es doch, der mir mein Geheimniß gestohlen, der es der Polizei überliefert hat, Sie gaben die Veranlassung zu meinem Tode! Niederträchtiger Ankläger, Sie hätten mir sagen sollen, daß sie nach Geld gedürstet; ich würde Ihre Verschwiegenheit theurer erkauft haben, als man Ihre Anbringung bezahlt."

„Ich werde verrückt, ich werde ein Narr!" rief Risolé bestürzt.

„So," versetzte der Präsident des Kriegsrathes, „Sie bestehen also dabei, zu läugnen, daß dieser Mann nicht Ihr Mitschuldiger ist?"

„Mein Mitschuldiger!" antwortete mit einer Bewegung des Abscheues derjenige, an den diese Frage gerichtet gewesen. „Wählt man solche Kreaturen zu Mitschuldigen?"

„Aber wie kamen dann die Beweise Ihres Verbrechens, von dem Niemand eine Ahnung hatte, in die Macht dieses Mannes? Wie brachte sie der Zufall in seine Hände?"

„Sie bezahlen, Sie belohnen die Anbringung, und Sie staunen, Anbringer zu finden? Dieser Nichtswürdige hat mir mein Geheimniß gestohlen, um dasselbe an Sie zu verkaufen ... Doch wozu verliere ich so viele Worte, meine Herren! Wir wollen diesen Streitigkeiten ein Ziel setzen. Ich bin ein Engländer, ich wagte meinen Kopf, um meinem Vaterlande zu dienen; meine Plane sind entdeckt, führen Sie mich zum Tode. Es lebe England! Schmach und Schande Frankreich!"

Unter den Zuhörern wurde ein Murren hörbar, zu welchem sich vielleicht ein geheimes Gefühl der Bewunderung gesellte, welche die Kühnheit und Unerschrockenheit des jungen Mannes erweckte. Der General versetzte bewegt:

„Bestehen Sie darauf, daß der Name John Sydney, unter welchem Sie bekannt sind, nicht Ihr wahrer Name ist?"

„Ja."

„Beharren Sie eben sowohl darauf, Ihren wahren Namen zu verschweigen?"

„Nur England kennt ihn, es wird demjenigen, der für seine Sache stirbt, ein ehrenvolles Andenken weihen."

Der General beugte sich zu den Offizieren, die um ihn her saßen, und berieth sich leise mit denselben.

Nachdem er ihre Ansichten vernommen, sprach er das Urtheil aus, das John Sydney, als Spion von England, zum Tode verdammte.

„Haben Sie nicht noch irgend eine letzte Willensmeinung niederzulegen?" fragte der General. „In einer Viertelstunde wird Ihr Todesurtheil vollzogen werden."

„Keine, mein Herr! Wenn man das Spiel spielt, das ich verloren habe, ist man stets zum Sterben bereit."

„Johann Risolé hingegen hat die Pflicht erfüllt, die das Gesetz von jedem guten Bürger erheischt; er hat eine Verschwörung gegen den Staat entdeckt, der Kriegsrath erklärt daher, daß kein Grund vorliegt, etwas gegen ihn zu unternehmen, er stellt ihn dem Verfügen Sr. Excellenz des Herrn Polizeiministers anheim."

Der Gefangenwärter trat hervor, winkte Risolé und führte ihn in den Schloßthurn zurück.

„Sapperment, Kamerad, Ihr seyd gut durchgekommen!"

Er sprach noch, als bereits das Abschießen mehrerer Gewehre hörbar wurde.

„Horcht," fügte der Mann mit dem Schlüsselbunde hinzu, „das stand auch Euch nahe. Euerm Engländer thut nun kein Zahn mehr weh; diesem versetzte man zwölf Kugeln in den Leib."

Risolé sank ohnmächtig nieder.

Als er wieder zu sich kam, theilte man ihm den Befehl mit, hinabzukommen. Eine Postchaise wartete seiner im Festungshofe, man ließ ihn einsteigen, und der Wagen führte ihn zum Polizeiminister. Hier geleitete man ihn zu dem Herzog von Otranto, der ihn mit offenen Armen und freundlicher als jemals empfing.

„Mein guter Risolé" sagte der Minister, „Sie haben so eben zwei harte Tage erlebt; allein ich gestehe Ihnen, meine erste Ansicht war keine andere, als Sie müßten der Mitschuldige des Spions seyn. Wer hätte argwöhnen sollen, daß Sie mit Ihrem einfachen Aussehen und Ihrem Jocrisse-Benehmen das Geheimniß eines Mannes durchschauten, der weder dem Kaiser noch selbst mir das mindeste Mißtrauen eingeflößt hatte. Die originelle Weise, durch die Sie mich auf den rechten Weg geführt, hat mich vollends irre gemacht. Sie konnten mir auf keine treffendere Art beweisen, daß Sie ein geschorener Mensch sind, und wie bedeutende Ansprüche Sie haben, in meinem Fache nützlich verwendet zu werden."

„Lassen Sie hören, was verlangen Sie als Belohnung? Ich habe von Seiner Majestät, dem Kaiser, den ausdrücklichen Befehl erhalten, Ihnen alles zu bewilligen, was Sie wünschen!"

Risolé sah Fouché mit ganz verblüfften Augen an.

„Was wünschen Sie? Sagen Sie es ohne Furcht. Der Dienst, den Sie dem Lande erzeigt, ist unermeßlich; die Belohnung kann daher nicht mittelmäßig ausfallen. Wünschen Sie eine Stelle bei meinem Fache?"

„Ich wünsche nichts, als zu meiner Frau zurückzukehren," murmelte Risolé vor sich hin.

„Ich habe sie seit diesem Morgen über die Sorgen beruhigen lassen, die ihr Ihr Verschwinden bereitet hat; sie weiß, daß Sie auf meinen Befehl hier zurückgehalten wurden ... Sie antworten nicht? Sie zaudern? Nun, ich sehe schon, das Wort Polizei flößt Ihnen Furcht ein ... Wohlan, ich errathe, was Sie denken .... Ja, Sie haben Recht; ich handle zweckmäßiger, Sie für schwierige Fälle im Hinterhalte zu haben ... Wenn Sie zu meinen Beamten gehörten, würden Sie Mißtrauen einflößen ... So sey es denn, wir wollen die Sache von einer andern Seite angreifen. Hunderttausend Franken und dabei alles frei, was Sie in meinem Hause brauchen, ist Ihnen das angenehm? Ja, ich lese in Ihren Augen, daß Ihnen das recht ist. Nehmen Sie diese Brieftasche, und leben Sie wohl."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Eine Audienz bei Sr. päbstl. Heiligkeit.

Ein Korrespondent des New-York-American, ein Lutheraner, entwirft folgende Schilderung von einer Audienz bei dem Pabste: „Der amerikanische Konsul hatte dem Kardinal-Staatssekretär unsern Wunsch, Sr. Heiligkeit vorgestellt zu werden, mitgetheilt. Einige Tage darauf erhielt der Konsul den Bescheid, daß unsere Bitte bewilligt sey; zugleich wurde der Tag der Audienz festgesetzt, und uns zu wissen gethan, daß die Damen schwarz gekleidet und verschleiert erscheinen müßten; für die Herren wurden gleichfalls schwarze Kleidung und Schuhe vorgeschrieben. Gegen 2 Uhr begaben wir uns in den Vatikan. An der Thüre des Vorzimmers empfing uns ein Leibwächter mit Degen und Hellebarde, und in der schwarz, roth und gelb gestreiften päbstlichen Uniform, welche Michel Angelo erfunden haben soll. Nach Verlauf einer halben Stunde führte uns ein Lakay in einen Saal, wo wir den Pabst an einem Tische stehend fanden, auf den er sich zum Theil stützte. Se. Heiligkeit trug einen Rock und eine Soutane von weißem Kasimir, die Kleidung des Kamoldulenser-Mönchsordens, welchem er vor seiner Erhebung auf den römischen Stuhl angehörte. Die Soutane war ohne Verzierung, und von oben bis unten zugeknöpft; auf dem Haupte trug er eine Mütze von demselben Stoffe. Er empfing uns mit vollkommener Grazie, und die Freundlichkeit seines Benehmens gab uns bald Ruhe und Unbefangenheit wieder. Wir nannten Namen und Vaterland, und harrten der Fragen, die Se. Heil. an uns richten möchte. Er sprach mit vieler Sachkunde von unserm Freistaate und seinen Institutionen, von den Irrungen zwischen unserer und der englischen Regierung, und von den Aussichten auf einen baldigen Bruch zwischen beiden Ländern. Sodann erkundigte er sich nach unserer Reise, und ob wir den Aetna und Vesuv besuchen wollten, wobei er den Wunsch äußerte, daß es uns in Rom recht wohl gefallen möchte. Se. Heil. theilte uns hierauf mehrere Anekdoten aus der letzten Karnevalszeit mit, und erzählte mit vieler Heiterkeit, wie ein österreichischer Erzherzog bei einer ähnlichen Gelegenheit auf dem Korso mit einem Hagel von Schneeballen angefallen worden, und, sich der nämlichen Waffe bedienend, einen glänzenden Sieg über seine Angreifer davon getragen habe. So hatte die Unterhaltung eine halbe Stunde gewährt, als Se. Heil. sich gegen uns verneigte. Dies war das Zeichen zum Aufbruche. Wir machten ihm unserer Seits eine tiefe Verbeugung, und verließen den Palast. Wenn der Pabst in einem für ihn anziehenden Gespräche begriffen ist, so nehmen seine Züge einen sehr lebhaften Ausdruck an. Gewöhnlich ist jedoch seine Stimmung ernst, und nähert sich sogar der Schwermuth. In der Kapelle fließen oft Thränen über die Wangen des ehrwürdigen Greises, und es ist, als ob ein schmerzlicher Gedanke seinen Geist niederbeugte. Später begegneten wir ihm einmal in einem entlegenen Stadtviertel in Begleitung zweier Diener: er ging zu Fuß, seine Kutsche folgte in einiger Entfernung. Se. Heil. war krank gewesen, und schien noch sehr angegriffen. Er erkannte uns, und grüßte freundlich. Noch später sah ich ihn die anstrengenden Zeremonien der Charwoche begehen; seine Stimme war stark und volltönend, sein Gang fest und sicher."

Mannichfaltigkeiten.

Die Engländer, deren erfinderischer Geist sich alle Zweige der Naturwissenschaften dienstbar gemacht hat, um die Vergnügungen des menschlichen Lebens zu vervielfältigen, haben bekanntlich schon vor längerer Zeit die Kunst, das Eis zu erzeugen, zu einer hohen Vollkommenheit gebracht. Bis jetzt hatte sich diese Kunst nur darauf beschränkt, die Freuden des Tisches durch Abkühlung von Getränken und Speisen im Sommer u. dergl. zu erhöhen; die englische Speculation ist indeß noch weiter gegangen: sie erzeugt gegenwärtig ganze gefrorene Flächen und Seen und verschafft den Freunden des Schlittschuhlaufens mitten in der heißen Jahreszeit das Vergnügen, die Freuden des Dezembers oder Januars zu genießen. Dies wird in dem Prospectus of the glaciarium and frozen lake verheißen, der in diesen Tagen hier erschienen ist. Den Herren Henry Kirk und W. D. Bradweel ist es gelungen, ein künstliches Eis hervorzubringen, das dem natürlichen ganz ähnlich ist und auf dem der geübteste Schlittschuhläufer seine Künste mit aller der Vollkommenheit, wie auf der natürlichen Eisfläche, entwickeln kann. Man hat bereits in dem Bazar in Baker-street damit einen Versuch angestellt und die Mitglieder des „Schlittschuhläufer-Clubs" haben ihre vollkommene Zufriedenheit mit dem Kunstprodukt bezeugt. Die Temperatur, unter welcher das künstliche Eis gebraucht wurde, war 80° (20½°). Man unterhandelt gegenwärtig über den Ankauf eines Stückes Grund und Boden von beinahe 2 engl. Morgen für die neue Schlittschuhläufer-Anstalt, und Hr. Sydney Smirke hat bereits Zeichnungen und Modell zu dem Gebäude geliefert, das im Innern einen zugefrornen See, mit Alpen und Klippen umher, die mit Schnee und Reif bedeckt sind, darstellen soll. Die Fläche dieses Sees dürfte mehr als 30,000 Fuß betragen, welche allein zum Gebrauch für die Schlittschuhläufer bestimmt sind, während das Publikum dem Schauspiel von den Felsen und Klippen herab zuschauen wird. Abends soll der See auf eine ganz neue und überraschende Art beleuchtet werden. Der Inhaber des Patents hat sich mit der Compagnie, welche das Unternehmen gründet, dahin verglichen, daß sie dies in einem Umfange von 20 englischen Meilen um London ausübt, und man hofft nicht allein, daß künftig jede Schule u. s. w. an dem Vergnügen Theil nehmen, sondern auch jeder Lord bei seiner Villa sein eigenes Glaciarium haben werde. Für die Damen soll bei dem großen Londoner Glaciarium ein eigener Saal zum Schlittschuhlaufen angelegt werden.

Ein geschickter Statistiker hat folgende Berechnungen aufgestellt. Von 1000 Büchern, welche erscheinen, bringen 600 die Kosten nicht ein, 200 bringen gerade so viel, als sie kosten, 100 geben einen mäßigen und 100 einen beträchtlichen Gewinn. Von diesem Tausend sind 650 am Ende des ersten Jahres verkauft, 150 am Ende des dritten; nur 50 davon leben noch nach 7 Jahren, und höchstens von zehnen redet man noch nach 20 Jahren. Von den 50,000 Schriften, die im 17. Jahrhundert erschienen sind, zählt man nur noch 50, die sich eines großen Rufs erfreuen und wieder aufgelegt werden. Von den 50,000 Schriften des 18. Jahrhunderts hat die Nachwelt nicht mehr aufbewahrt, als von denen des siebenzehnten.

Seit 3000 Jahren werden Bücher geschrieben, und es gibt nur 500 Schriftsteller auf dem ganzen Erdboden, die der vernichtenden Zeit entronnen sind. Diese statistischen Details bieten auch eine moralische Seite dar, die gar sehr der Beachtung würdig ist. Aber sind darum die Tausende von vergessenen Schriften unnütz gewesen? Sollen nur die, welche sich durch ihre Schriften unvergängliche Denkmäler zu setzen hoffen dürfen, zur Feder greifen? So wenig Menschen Genies zu seyn brauchen, um nützlich zu seyn, so wenig ihre Schriften. Jeder nur einigermaßen begabte und wirksame Mensch ist ein zur Zeit unentbehrliches Glied in der Kette der Gesellschaft, und wer mag den Segen ermessen, der von den im Zeitenstrome fortgerissenen Schriften auf die Mitwelt sich verbreitet, und die Impulse, Grundlagen, Stützpunkte und Wegbahnungen, die ihnen die überlebenden, unsterblichen verdanken? Die besonderen temporären Bedürfnisse fordern eben sowohl ihre Befriedigung, als die allgemeinen und ewigen, und wer mit seiner kleineren Kraft nur dem engeren Kreise und für kürzere Zeit nützlich zu seyn vermag, der fürchte sich nicht, mit seinen wenigen Pfunden auch als Schriftsteller zu wuchern, sein Same geht nicht verloren, wenn auch sein Name. Noch eins! In Deutschland erscheinen jetzt mehr als drei Dutzend pädagogischer Zeitschriften. Setzt jede nur 500 Exemplare ab, und rechnen wir auf jedes Exemplar 5 Leser, so gibt das 90,000 Leser. Nach 50 Jahren lebt vielleicht keine einzige von jenen Zeitschriften anders, als in der pädagogischen Literargeschichte; aber was haben die 90,000 Lehrer der Gegenwart daraus für Anregung geschöpft und was für Segen haben sie dem Schulwesen der Gegenwart eingetragen?

In Leipzig hat sich, unter Leitung des Appellationsgerichtsraths Dr. Haase und des Kirchen- und Schulraths Dr. Meißner, nun ebenfalls ein Verein gegen Thierquälerei gebildet.

Korrespondenz.

Bernsheim, 6. April.

Die täglichen Fahrten der »Adler des Oberrheins« zwischen Straßburg und Mainz haben seit Kurzem begonnen und schienen bei dem überaus günstigen Anfang einen gedeihlichen Fortgang zu nehmen. Die Ausdehnung der Fahrten bis Basel dürfte vorerst noch bis zum nächstkommenden Monat ausgesetzt bleiben. Die Thalfahrt mit diesen Booten beginnt für die hiesige Station Nachmittags 5 Uhr, während die Bergfahrt hier nicht früher als Mitternachts angetreten werden kann. Da in unserem Hafen nur eine Landbrücke vorhanden ist, und eine zweite wegen localer Hindernisse nicht angelegt werden kann, so hat die »Basel-Mainzer Dampfschifffahrts-Gesellschaft« schon vor einiger Zeit bei der großh. Staatsregierung darum nachgesucht, die schon bestehende, dem Staate gehörende Landbrücke mit den Booten der Kölner Gesellschaft gemeinschaftlich benutzen zu dürfen. Einer willfährigen Entschließung darf man wohl vertrauensvoll entgegen sehen und dabei den Wunsch hegen, daß dieselbe so bald als möglich erfolgen möge, damit dem Schifffahrtsverkehr der neuen Gesellschaft dadurch ein wesentlicher Vorschub geleistet werde. In Ermangelung der diesfälligen Erlaubniß der Staatsregierung kann in unserem Hafen die Communication mit den »Adlern des Oberrheins« noch zur Zeit nur durch Nachenfahrten unterhalten werden, was, besonders zur Nachtzeit, unter Umständen nicht ganz gefahrlos ist und überdies auch für die Reisenden manche Unbequemlichkeiten hat. Schon in der Kürze dürfte der Postkurs zwischen hier und Darmstadt nach den An- und Abfahrtsstunden der »Adler des Oberrheins« regulirt werden, was für die in unserm Hafen ankommenden oder abgehenden Reisenden eine große Bequemlichkeit seyn wird. Ueber den ausgezeichneten Schnellgang und die zweckmäßige innere Einrichtung der mehrerwähnten Boote herrscht nur eine Stimme, und spätestens im Monat Juli wird noch ein neues hinzukommen, welches, wo möglich, den Ruf der »Adler des Oberrheins«, die ihres Namens so würdig sind, noch erhöhen wird.

Weimar, im April.

Selten nur dürfte eine Stadt verhältnißmäßig mehr Mittel aufzuweisen haben, ihre Armen zu versorgen, als die unsere. Außer der gewöhnlichen Almosen-Anstalt verdient besonders die Meyer-Amalien-Stiftung genannt zu werden, welche vor nicht gar langer Zeit erst von dem verstorbenen Hofrathe und Direktor des Kunstinstituts Heinrich Meyer und seiner Gattin begründet wurde. Ihr Stiftungsvermögen beläuft sich allein auf mehr als 32 000 Thlr. Nächst dieser gibt es hier noch die Engelhardt'sche Stiftung mit einem Vermögensbestand von über 4000 Thalern; das Louisenstift mit einem Grundkapital von gegen 2000 Thaler, und andere dergleichen Anstalten mehr, welche sich alle des besondern Schutzes unserer fürsorglichen Landesmutter, der allverehrten Frau Großherzogin, zu erfreuen haben. Nach einem, in diesen Tagen von der Armen-Verwaltungs-Commission veröffentlichten Rechnungsberichte sind im Jahre 1839 aus diesen verschiedenen Anstalten die Armen und Hülfsbedürftigen mit 16,144 Rthlr. 11 gGr. unterstützt worden. Gewiß eine ehrenwerthe Summe für eine Stadt, welche nur 12,000 Einwohner zählt!

Sonett an „Teutonia." *)

Wer Namen trägt, soll stolz sie tragen können,
Unwürd'gen Schmach, die deutsche Namen tragen!
Doch kannst du kühn das Schlechte überragen,
Darf Deutschland dich mit Stolz den Seinen nennen.
Mein Herz möcht' schier in heißer Lieb' entbrennen,
Dürft' ich hinauf zu deinem Reiz mich wagen
Und wie in Frühlingswonne-Maientagen
Von Schönheit nicht die trunk'nen Blicke trennen.
O sieh mich an, des Volkes Blumenbild,
Tief, tief in's Herz, das ernste, deutschbeherzte!
Nicht schlägt die Brustwell' mehr so traurig-wild,
Seit Trübsinn mir hinweg dein Zauber scherzte,
Und in Teutonia's Lorbeerblüthenhainen
Soll sich zum Kranz dein Blüthenreiz vereinen. F. B.

*) Die in der letzten Frankfurter Blumenausstellung gekrönte und von F. Grüneberg Sohn gezogene Camellie »Teutonia.«

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 13. April. Tempora mutantur, oder: die gestrengen Herren, Lustspiel in 3 Abth., von C. Blum. Zum Beschluß: Fantasie über ein russisches Thema für Oboe; vorgetragen von Hrn. C. Methfessel.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 102. Donnerstag, den 14. April 1842.

Abenteuer und Mißgeschicke eines Schneiders.

Geschichtliche Anekdote aus dem neunzehnten Jahrhundert.

(Schluß.)

Rifolé kehrte mit hundert Bankbillets, jedes von tausend Franken, die er sorgfältig in seine Brusttasche steckte, nach Hause zurück. Er stürzte seiner Frau weinend und schluchzend in die Arme, ohne daß er auf die Fragen, die Agathe an ihn richtete, zu antworten vermochte. Ja, als er sich sogar etwas gefaßt, konnte die Fragerin noch nicht viel erfahren, denn Rifolé waren ja die Beweggründe seiner Verhaftung eben so unbekannt, als ihm fremd war, warum ihn der Minister im Namen des Kaisers so reich belohnt hatte. Die Vorwürfe des unglücklichen Engländers, die Fragen des Generals, der Kriegsrath, dieses alles blieben für ihn noch zu lösende Probleme, die ihm mehr als die Resultate eines Traumes, wie wirkliche Ereignisse vorkamen.

Agathe setzte ihn nun vollends in Erstaunen, als sie ihm mittheilte, daß ihr Miethsmann, der junge blonde Mann, der das zu ihrer Wohnung gehörige kleine Zimmer gemiethet hatte, seit zwei Tagen nicht nach Hause gekommen sey.

Nachdem diese Abwesenheit einen ganzen Monat gedauert, untersuchten beide Gatten das Zimmer des Fremden. Sie fanden dort viele Papiere, welche Rifolé in ein Paquet machte, das er seinem Beschützer, dem Herzog von Otranto, überbrachte, indem er hoffte, durch dasselbe einige Aufklärung über seinen Miethsmann zu erhalten.

„Was zum Teufel bist Du für ein Mann?“ rief der Minister, sobald er einen Blick auf die Papiere geworfen hatte. „Seit zwei Monaten jagen wir diesen Aktenstücken nach, die aus dem Cabinet des Kaisers entwendet wurden, und Du bringst mir dieselben nun zurück!“

Rifolé erzählte nun seine Geschichte und die seines verschwundenen Gastes.

Der Herzog von Otranto hörte ihm stillschweigend zu. Als aber der Schneider zu Ende gesprochen, begann der Staatsmann:

„Nun, ich sehe wohl, daß nur der Zufall diese ganze Angelegenheit geleitet. Ich hatte Dich für einen gescheuten Kerl gehalten, doch Du bist nur ein Einfaltspinsel. Man wird freilich sagen, warum ich nicht daran gedacht, Dich über die Art und Weise zu fragen, wie Du in den Besitz dieses Papiermaßes gekommen, das mir die Verrätherei des Spions entdeckte. Allein ich dachte, Du hättest ihm dasselbe auf listige Weise weggenommen. Nimm, hier sind wieder einige Bankbillets. Wenn Du aber jemals von diesem Allen ein Wort verlauten läßt, so bedenke, daß es ein Vincennes giebt.“

Rifolé, reich und zufrieden, beschränkte sich hier auf seine Verbindungen mit dem Zögling des Paters Lambois, machte vortreffliche Geschäfte, wurde einer der berühmtesten Schneider in Paris, und besitzt heut zu Tage reiche Ländereien in der Lorraine, wo er den vornehmen Herrn spielt.

Um jedoch die noch einigermaßen verworrene Geschichte vollends klar darzustellen, bedarf es noch einiger Aufklärungen, die hier folgen.

Der Kaiser hatte immer eine gewisse Anzahl Sekretaire, die ganz zu seiner persönlichen Verfügung standen, um sich, und die in einem Cabinet arbeiteten, das an das seinige stieß. Zu jener Zeit, als sich das so eben gelesene Abenteuer ereignete, unterzogen sich Baron Mounier, Baron Fain und mehrere andere Herren diesem Dienste.

Außer diesen befand sich unter den Uebersetzern, die beauftragt waren, Napoleon die Auszüge aus fremden Tagblättern vorzulegen, ein junger blonder Mann, welchem seine ausgezeichneten Manieren und sein sanftes Benehmen das Wohlwollen aller seiner Kollegen erworben hatte.

Der Erste bei der Arbeit, verließ er das Cabinet auch niemals anders, als nachdem es alle Uebrigen verlassen. Dem Kaiser gefiel die bestimmte und klare Art, mit welcher dieser junge Mann, der von britannischer Herkunft war, übersetzte, und Auszüge aus englischen Tagblättern fertigte. Mehrere Mal hatte er ihm seine Zufriedenheit darüber ausgedrückt.

Doch eines Morgens sahen die Sekretaire Napoleons voll Verwunderung, daß der Platz des Fremden unbesetzt blieb; sie scherzten unter sich über sein noch niemals vorgekommenes Verspäten, das sich Mademoiselle John, wie sie ihn unter sich nannten, noch niemals hatte zu schulden kommen lassen.

Der Tag verstrich, ohne daß der Engländer erschien. Den folgenden Tag blieb sein Platz ebenfalls leer.

Höchst besorgt, verfügten sich die jungen Leute in die Universitäts-Straße zu ihrem Kameraden. Er war seit zwei Tagen nicht nach Hause zurückgekehrt.

Einer von ihnen ging zum Polizeiminister, und theilte diesem seine Besorgnisse wegen des höchst sonderbaren Verschwindens mit.

Digitized by Google

„Mein Herr," erwiederte der Herzog von Otranto, „machen Sie ſich mit dieſer Angelegenheit nicht viel zu ſchaffen. Der Engländer, für den Sie ſich ſo lebhaft intereſſiren, war ein Nichtswürdiger!"

„Ein Nichtswürdiger?"

„Ja. Als beſoldeter Spion Englands mißbrauchte er nicht nur das Vertrauen des Kaiſers, und verfälſchte Stellen aus den Tageblättern, die er für die Majeſtät überſetzte, ſondern er ſtahl auch Cabinets-Geheimniſſe und verkaufte dieſelbe an Frankreichs tödtlichſte Feinde."

Wenn wir nun noch hinzufügen, daß der engliſche Spion, um jeden Argwohn zu beſeitigen, und keine gefährlichen Papiere bei ſich finden zu laſſen, unter dem angenommenen Namen von Dubois das kleine, zu Riſolé's Wohnung gehörige Zimmer gemiethet hatte; wenn wir noch ſagen, daß die Frau dieſes Letztern, indem ſie, um ein Schneidermaß zu machen, das nächſte beſte Blatt Papier, was ihr in die Hände gefallen, zum Fenſter hinausgeworfen, und dadurch einen der ſchlagendſten Beweiſe von John's Verrätherei ergriffen hatte, ſo wird ſich alles von ſelbſt erklären.

Und der Leſer, hoffen wir, wird verſtehen, was Riſolé niemals ganz begreifen konnte.

Nekrolog.

Am 6. April ſtarb Johann Anton André, zu Offenbach, großherzoglich heſſiſcher Capellmeiſter und fürſtlich iſenburgiſcher Hofrath, deſſen Name lange bei allen Freunden beſſerer Muſik in ehrendem Andenken bleiben und in kommender Zeit zuverſichtlich noch diejenige Anerkennung finden wird, welche ſeinem vieljährigen rühmlichen Wirken und Streben auf dem Felde der Tonkunſt mit vollem Rechte gebührt. Von ſeinem Vater, Johann André, der, ein betriebſamer Muſikalienverleger, ſich als Componiſt vieler Opern, Sonaten, Balladen und Lieder, auch des vielgeſungenen Rheinweinliedes „Bekränzt mit Laub" von Claudius, einen Ruf erworben, ererbte er, außer einer ausgebreiteten Muſikalienhandlung und Notendruckerei, ſein vortreffliches muſikaliſches Talent. Am 6. October 1775 zu Offenbach geboren, war er, der ſchon frühzeitig die außerordentlichſten Anlagen verrieth, in ſeinem elften Jahre bereits ein ausgezeichneter Clavierſpieler und beſaß ſchon damals eine ſeltene Fertigkeit im Partiturleſen. Doch mehr als das Clavier liebte er die Violine, auf welchem Inſtrument er, noch Knabe, ſo bedeutende Fortſchritte machte, daß ſein Vater den im Jahr 1787 nach Offenbach gekommenen Ferd. Fränzl mit ſeiner weiteren Ausbildung beauftragte. Faſt zwei Jahre hatte er deſſen wirkſamen Unterricht genoſſen, als André ſich im Herbſte 1789 nach Mannheim begab, um unter der Leitung des älteren Capellmeiſters Fränzl ſich einen höheren Grad von Vollkommenheit im Violinſpielen anzueignen, was ihn auch veranlaßte, bei dem dortigen Theaterorcheſter aus Liebhaberei die Stelle eines erſten Violiniſten zu bekleiden. Schon 1790, als er zu Ende dieſes Jahres in ſeine Vaterſtadt zurückgekehrt war, kamen mehrere ſeiner Inſtrumentalcompoſitionen durch ein damals gutes Orcheſter daſelbſt zur Aufführung. Erſt 16 Jahre alt, bildete er faſt zur ſelben Zeit für den Theaterdirektor Boſſann ein Orcheſter, deſſen Direction er führte, bis jener ſeine Vorſtellungen ſchloß. Im Mai 1792 ging er abermals nach Mannheim, wo ihm bis zu dem darauffolgenden Jahre Vollweiler gründlichen Unterricht in der Compoſition ertheilte. Von 1793 bis zum Herbſt 1796 war er faſt ununterbrochen zu Offenbach, wo er, neben ſeiner Fortbildung in der Tonſetzkunſt, diejenigen Kenntniſſe zu erlangen ſtrebte, die zur Führung einer Handlung, wie ſie ſein Vater beſaß, erforderlich waren. Noch in letzterem Jahre (1796) begab er ſich, um die ſchönen Wiſſenſchaften zu ſtudiren, nach Jena, wo er auch des Profeſſors Ilgen Privatvorleſungen über Theorie der Poeſie beſuchte, gleichwohl aber nicht verſäumte, an den unter Carl Stamitzens Leitung dort beſtandenen Liebhaberconzerten den thätigſten Antheil zu nehmen. Hierauf machte er mehrere Reiſen und übernahm nach ſeines Vaters Ableben (1799) das bedeutende Geſchäft deſſelben. Auf einer andern Reiſe, und zwar nach Wien, die er im Herbſt 1799 in Geſellſchaft ſeines Freundes P. C. Hoffmann, eines gediegenen Clavierſpielers, unternahm, machte er die Bekanntſchaft mancher ausgezeichneten Männer, deren Namen, wie auch jene, deren Freundſchaft ſich ihm ſpäter zuwandte, hier alle aufzuzählen, zu weit führen würde. Obwohl aber dieſe Reiſe eigentlich nur eine muſikaliſche ſeyn ſollte, ſo war doch André's vielſeitiges Streben auch auf andere wiſſenſchaftliche Gegenſtände gerichtet, und ſo konnte ihm die Wichtigkeit der Erfindung A. Senefelder's, die damals noch in ihrer Kindheit lag und keine Unterſtützung fand, nicht entgehen. In München wurde er durch ſeinen Freund Falter mit jenem Erfinder der Lithographie bekannt, mit dem er überein kam, daß er ſich nach Offenbach begeben und in André's Zinndruckerei, in der zehn Preſſen im Gange waren, eine andere zum Steindruck herſtellen und mehrere Leute zum Stein-Schreiben und Drucken abrichten ſollte. Senefelder, der durch erhaltenen Vorſchuß von einer dürftigen zu einer behaglichen Lage übergegangen war, entſprach dieſer Uebereinkunſt, und ungeachtet er ſpäter ſich von ſeinem Beſchützer trennte, rühmte er nichtsdeſtoweniger in ſeiner Geſchichte der Lithographie die Humanität und Uneigennützigkeit André's, der die enormſten Koſten nicht ſcheute, dieſe wichtige Erfindung, die ohne ihn vielleicht noch lange unbeachtet geblieben wäre, fortzubilden und zu vervollkommnen, und, während er dieſelbe in Deutſchland einführte, ſie durch ſeine Brüder nach Frankreich und England verpflanzte, in welch letzterem Staate er ein Patent erhielt.

Nach ſeiner Rückkehr von einer Kunſtreiſe nach England die er im Sommer 1800 angetreten und welche ihn über ein Vierteljahr von Offenbach entfernt gehalten hatte, verließ er ſeine Vaterſtadt ſeltener, unausgeſetzt thätig als Künſtler ſowohl wie als Verleger gediegener Muſikſtücke. Mit großer Sorgfalt verfuhr er bei der Auswahl der von ihm verlegten Werke, unter denen ſeine ſelbſtcomponirten eine anſehnliche Reihenfolge bilden und zu bekannt ſind, als daß ihre ſpecielle Anführung hier nöthig ſeyn ſollte. Einen höheren Flor oder vielmehr größere Bedeutſamkeit, als es früher hatte, mußte aber ſeinem Geſchäfte Mozart's muſikaliſcher Nachlaß geben, welchen er von deſſen Wittwe bei ſeinem Aufenthalt in Wien (1799) gegen eine beträchtliche Summe als ſein Eigenthum an ſich brachte, nachdem derſelbe bis dahin ſelbſt von Mozart's Landsleuten ohne alle Beachtung geblieben war. Intereſſant iſt der von Hofrath André mit einem erläuternden Vorbericht herausgegebene thematiſche Catalog Mozart's, wie dieſer

Digitized by Google

ihn vom 9. Febr. 1784 bis zum 15. Nov. 1791 eigenhändig geschrieben hat. Ein thematisches Verzeichniß derjenigen Originalhandschriften Mozart's, welche durch Ankauf an André übergegangen waren, ist im verflossenen Jahre erschienen und enthält 280 Nummern. Schon früher ließ er einige Original-Partituren dieses großen Tondichters drucken, um dessen Art zu componiren zu veranschaulichen. Hier mag wohl die Bemerkung nicht überflüssig erscheinen, wie die beiden Besitzer des Mozart'schen Nachlasses, die Wittwe dieses Unvergleichlichen, die manches Interessante von dessen Hausrath bewahrte, wie Hofrath André die geistigen Schätze, in dem Zwischenraume von einem Monat, Erstere am 6. März und Letzterer am 6. April, aus diesem Leben geschieden sind.

Obwohl Hofrath André sich nicht als Operncomponist hervorgethan hat, so ist er in seiner Classicität nichtsdestoweniger der Zahl der vorzüglichsten Tonsetzer anzureihen, und namentlich zeichnen sich seine Lieder durch eine tiefe Innigkeit des Gefühls aus, so wie denn überhaupt alle seine Tonwerke Grundsätze einer Theorie der Compositionslehre und eine Correktheit offenbaren, wie sie wohl bis jetzt noch unübertroffen, ja, man könnte sagen, unerreicht und Jedem, der sich der Liedercomposition widmet, als Vorbild zu empfehlen sind. Die Wahrheit festhaltend, daß nur der auf den Namen eines Componisten Anspruch haben könne, welcher musikalisches Talent mit musikalischer Wissenschaft verbinde, trug er seine Lehren der Tonsetzkunst, die von seinen umfassenden gründlichen Kenntnissen Zeugniß geben, auch auf diejenigen seiner zahlreichen Schüler über (unter denen Aloys Schmitt, Wilh. Speyer, Carl Arnold, Bernhard Schädel u. A. durch ihre genialen, allgemein beliebten Tonschöpfungen der musikalischen Welt bereits zur Genüge bekannt sind), welche sich ihm mit vollem Vertrauen hingaben und alsdann von ihm als seiner Familie angehörend betrachtet und so behandelt wurden. Allein im andern Falle, wenn er bei wahrer Befähigung nicht die rechten Mittel zur Ausbildung angewendet sah, war es möglich, ihn zum Aerger zu bringen, der sich nicht selten in einigen oft drolligen Ausbrüchen Luft machte, aber in seinem guten Gemüthe nicht Wurzel fassen konnte, sondern eben so schnell verschwand, wie er gekommen war. In Momenten, die ihn zum Scherzen geneigt sahen, ergoß sich seine sprudelnde Laune, jedoch immer in schonender Weise, über Alles, was ihm nahe stand, und der Verfasser dieses erinnert sich mancher schlagenden Witze, die noch lange, nachdem sie von ihm ausgesprochen, Veranlassung zu Erheiterung waren. Freimüthigkeit war ein Grundzug seines Charakters, und wenn er, die Kopfhängerei verachtend, manches Mal seinem beißenden Tadel über sie laut werden ließ, so konnte es nicht fehlen, daß ihn auch Ein Mal ein ungerechtes Urtheil traf. Das gezierte und gespreizte Wesen, wie es nicht selten zum guten Ton gehört, die sogenannte Vornehmthuerei, war ihm fremd, während sein Wohlwollen und seine Herzensgüte sich Jedem leicht zuwandten, was Denen am besten bekannt ist, die Gelegenheit hatten, ihn in seiner unmittelbaren Nähe zu beurtheilen und zu verehren. Durch seine Kritiken über musikalische Productionen erwarb er sich indessen nicht immer Freunde; gleichwohl war er, wenn man auch vielleicht seine kritische Strenge zu tadeln bestrebt seyn mag, immer gerecht, und er behandelte das, ihm der edlen Tonkunst unwürdig Erscheinende, wo er es fand, gleich, ohne sich durch irgend eine Rücksicht bestimmen zu lassen, so wie er umgekehrt dem Guten, von wem es auch ausging, oder wo wirkliches Verdienst hervorleuchtete, seine volle Anerkennung zollte. Sein oft scharfes Urtheil wird übrigens Niemand als unberufen oder befangen erklären wollen, wenn es bekannt ist, wie er durch sein Lehrbuch der Tonsetzkunst eine Bahn zu brechen versuchte, wie vor ihm und bis jetzt von Anderen noch nicht geschehen ist. Dieses Werk sollte in seiner Vollendung sechs Bände umfassen, von denen jeder als ein für sich bestehendes Lehrbuch anzusehen wäre, und deren erster die Lehre der Harmonie enthält. Der zweite, dessen dritte Abtheilung so eben die Presse verlassen hat, verbreitet sich über die Lehre des einfachen und doppelten Contrapunctes, der canonischen Nachahmung und der Fuge, und tritt in erläuternden Beispielen den unrichtigen Ansichten entgegen, die man über diese Gegenstände der Compositionslehre so häufig gefaßt hat. Zu bedauern ist, daß der Tod den denkenden Verfasser dieses einzigen Werkes vor der Druck-Beendigung desselben abrief; doch ist zu hoffen, daß, da er die nöthigen Materialien hinterlassen hat, das Erscheinen der übrigen Bände nicht behindert seyn wird. Nach André's eigenem Plane sollte der dritte Band die Lehre der Melodie und des melodischen Periodenbaues enthalten, in welcher er die Metrik der Sprache mit der der Musik zu vereinigen strebte. Im vierten Band wollte er zur Lehre der musikalischen Instrumente übergehen, die gebräuchlichsten derselben abbilden und ihre Structur erklären, von welcher er die genaueste Kenntniß besaß, so daß hierin sein Rath auch selbst dem Erfahrensten nur nützlich seyn konnte. Unter andern rührt die Disposition zu dem großen, von Hrn. Walcker meisterhaft ausgeführten Orgelwerke der Paulskirche zu Frankfurt a. M. von ihm her. Der fünfte Band jenes Werkes sollte die Lehre der Singcomposition enthalten und den Leier vertraut machen mit der Verbindung, in welche Musik und Sprache zu einander treten können, so wie mit der Behandlungsweise jeder Gattung der Gesangscompositionen, um namentlich die Textesworte überall verständlich hervortreten zu lassen. Endlich für den sechsten und letzten Band hatte er die Anleitung zur Beurtheilung und Verfertigung der verschiedenen Tonstücke bestimmt. Außer den Materialien zu diesem Lehrbuche soll der Verstorbene auch eine namhafte Anzahl noch ungedruckter Compositionen hinterlassen haben, deren Veröffentlichung den Freunden der Tonkunst, namentlich des Liedes, von Interesse seyn dürfte.

Daß einem Mann, wie Hofrath André, auch außerhalb Deutschlands gebührende Anerkenntniß zu Theil ward und ihm die ehrendsten Beweise von Zuneigung nicht fehlten, braucht wohl nicht weiter gesagt zu werden. Besonders angenehm wurde er in der Schweiz überrascht, wo er bei einem Musikfeste (August 1827) das von ihm componirte Klopstock'sche Vaterunser dirigirte und von der Stadt Bern das Diplom des Ehrenbürgerrechts erhielt. Wie sehr man in seiner Heimath auch in anderer Beziehung in André den kenntnißvollen Mann achtete, und Vertrauen zu ihm hatte, geht wohl schon daraus hervor, daß, als nach der Besitznahme Offenbachs durch die Alliirten im Kriege gegen Frankreich der Landsturm organisirt wurde, die betreffende Behörde ihn zum Oberbevollmächtigten des Landsturm-Ausschusses ernannte, und er in den 1820er Jahren durch die Wahl seiner Mitbürger in die zweite Kammer der Stände des Großherzogthums Hessen getreten war. Noch in den letzten Jahren seines Lebens ward er von Ott in einer treffend ähnlichen, höchst gelungenen Lithographie por-

Digitized by Google

traitirt, deren vielfache Verbreitung Zeugniß giebt, daß Viele entweder ihm persönlich, oder seinen Compositionen und Grundsätzen befreundet sind.

Hofrath André hinterläßt eine Wittwe und acht Kinder, von denen das älteste, die einzige Tochter, die Gattin des berühmten Claviermachers Streicher in Wien ist. Carl August, der zweite Sohn, gründete in Frankfurt a. M. eine Musikalien- und Pianoforte-Handlung, die durch dessen umsichtige Leitung zu einem der ausgezeichnetsten Etablissements dieser Art herangeblüht ist. Ein jüngerer Sohn, August, steht würdevoll dem Geschäft in Offenbach vor, während zwei andere Söhne, Julius und Jean Baptiste, sich, letzterer ausschließend, der Musik gewidmet und bereits verschiedene anerkennungswerthe Tonstücke geliefert haben, Ersterer für die Orgel, Letzterer für Gesang.

Ludewig.

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 3. April.) Oeffentliche Blätter haben die Nachricht verbreitet, daß Seydelmann an einer Hirnentzündung tödtlich erkrankt sey. Allerdings lag dieser berühmte dramatische Künstler seit drei Wochen an einem rheumatischen Fieber sehr krank darnieder. Allein nach dem Ausspruche eines unserer ersten Aerzte, des geh. Rath. Schönlein, befindet er sich wieder außer Gefahr und hat bereits seit einigen Tagen das Bett verlassen dürfen.

Der Bauinspektor Zwirner, mit dem Ausbau des Doms zu Köln beauftragt, wird binnen kurzem zum Range eines Regierungs-Rathes befördert werden. — Zur Leitung des Dombaues sollen ihm noch einige Baumeister zugegeben werden, was bei einem so großen Werke schon wegen der Verantwortlichkeit sehr zu billigen ist. — Die obere Hälfte des Domhofes ist schon ganz mit Niedermendiger Steinen und einer Art Lava bedeckt, welche letztere, zerstoßen, statt Sandes in Mörtel gebraucht, eine eiserne Stärke verleihen soll. Der ganze Dom ist mit diesem Mörtel gebaut.

(Berlin, 7. April) Unsere Theater-Intendanz macht jetzt bekannt, daß auf die im Mai v. Jahrs erlassene Aufforderung 150 Lustspiele zur Erlangung der ausgesetzten Prämie von 100 Dukaten eingegangen sind, aber keinem derselben von Seiten der dramaturgischen Prüfungskommission der erste oder zweite Preis zuerkannt werden konnte. Jedoch hat sich die Intendantur bewogen gefühlt, für vier Lustspiele, welche den angedeuteten Erfordernissen am nächsten kamen, einen Anerkennungspreis von 40 Dukaten zu bewilligen, welcher aber erst nach der ersten Aufführung eines jeden erwähnten Lustspiels auf dem königl. Theater mit angemessenem Honorar-Zuschuß ausgezahlt werden soll.

Korrespondenz.

Köln, 9. April.

Unser Theaterdirektor Spielberger wird uns nächstens eine aus etwa 30 Knaben und Mädchen von 6 — 13 Jahren bestehende französische Schauspielergesellschaft, die nach ihrem Direktor, einem recht tüchtigen Manne, den Namen Gymnase Castelli führt, in einer Reihe von Gastdarstellungen vorführen. Die Leistungen dieser kleinen Schauspieler im Lustspiele, Vaudeville und Ballet — zu Dramen und Trauerspielen versteigen sie sich Gottlob nicht — werden in den Journalen von Paris, Marseille und andern französischen Städten, wo sie mit großem Beifalle spielten, außerordentlich belobt, und es wird ihnen daher gewiß auch in unserer Stadt, die Hr. Castelli zu seinem ersten Auftreten in Deutschland wählte, an Anerkennung nicht fehlen. Ob aber der Besuch, die ersten Vorstellungen abgerechnet, sehr zahlreich und Hr. Spielberger somit bei seinem gewiß anerkennenswerthen Streben, uns diesen pikanten dramatischen Genuß zu verschaffen, seine Rechnung finden wird, möchte ich bezweifeln, da die Personen, welche des Französischen genügend mächtig sind, um dem raschen französischen Dialog in sofortigem Verständniß folgen zu können, hier wie anderwärts in Deutschland einen sehr kleinen Theil des Theaterpublikums bilden. — Der gefeierte Bassist Staudigl aus Wien, der abermals mit der Mainzer Gesellschaft nach London geht, gibt hier auf der Durchreise einige Gastrollen, die er gestern in Robert der Teufel begonnen hat.

Frankfurt, 12. April.

Die Wittwen- und Waisen-Casse der evangelischen Volksschullehrer dahier, so wie die der Lehrer an den hiesigen katholischen Schulen, haben in diesen Tagen einen erfreulichen Beweis echt-gemeinnützigen Sinnes erfahren. Wohllöbliche Direction der Aachener und Münchener Feuer-Versicherungs-Gesellschaft, welche alljährlich die Hälfte ihrer Dividende zu wohlthätigen Zwecken bestimmt, hat beiden genannten Cassen (in Berücksichtigung des numerischen Verhältnisses der Theilnehmer an denselben), jener Fünfhundert Gulden, dieser Zweihundert und Fünfzig Gulden durch ihre Haupt-Agentur dahier, die Herren Wilhelm Mumm und Söhne, auszahlen lassen. Wenn Feuer-Versicherungs-Anstalten schon an und für sich zu den wohlthätigen Instituten gehören, so werden sie durch jene löbliche Tendenz gewiß zu wahrhaft segensreichen erhoben. Möchten sich daher recht viele hiesige Einwohner bei gedachter Assecuranz betheiligen, damit die verehrliche Gesellschaft derselben auch ferner in den Stand gesetzt bleibe, milde Stiftungen und gemeinnützige Anstalten unserer Vaterstadt, wie bisher öfters geschehen, mit Gaben zu bedenken. —

Zugleich erlauben wir uns, bei dieser Gelegenheit ein empfehlendes Wort für die Wittwen- und Waisen-Cassen der hiesigen Schullehrer anzureihen. Wie an allen Orten, so sind auch in Frankfurt die Volksschullehrer so bestellt, daß es ihnen nicht möglich ist, ihren Familien auch nur einiges Vermögen zu erwerben. Ein Lehrer hat eine schwere Aufgabe gelöst, wenn er von seinem Einkommen alle Pflichten eines treuen Familienvaters erfüllt. Frankfurt's Wohlthätigkeitssinn ist auch über die Grenzen unseres Weichbildes hinaus rühmlichst bekannt. Viele Auswärtige können davon Zeugniß geben. Gewiß sollen die Familien der Männer, die sich um die Ausbildung unserer Jugend aus allen Ständen verdient machen, von diesem Wohlwollen nicht ausgeschlossen seyn. Es ist wenig, sehr wenig, was den Wittwen und Waisen ausgesetzt ist; aber auch für dieß Wenige gebricht es an Mitteln, und es ist daher dringend zu wünschen, Menschenfreunde, denen der Herr die Mittel verliehen, wohlzuthun und mitzutheilen, möchten sich geneigt fühlen, ihre Milde auch an den Wittwen- und Waisen-Cassen der hiesigen Volksschullehrer zu bethätigen. Nichts kann den Lehrer in seinem mühevollen Berufe mehr aufrichten, als die tröstliche Aussicht, daß einst seine Hinterbliebenen gegen drückende Nahrungssorgen gesichert seyen.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 14. April. Die Puritaner, große Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. (Gastrolle) Georg: Hr. Conradi, vom Stadttheater zu Aachen.

Redakteur: J. k. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 104. Freitag, den 15. April 1842.

Peter der Grausame.

Von Alexander Dumas, aus dem Musée français.

1.

Gegen Ende des Jahrs 1356 brach an einem warmen September-Abend über Sevilla und seine Umgegend eines jener Gewitter herein, von denen sich nur diejenigen eine Idee zu machen wissen, die schon in südlichen Ländern verweilt haben. Der Himmel war ein Flammenmeer, durch welches der brummende Donner von einem Ende zum andern hinrollte, doch statt der Lava entstürzten diesem umgekehrten Vulkan Güsse von Regen. Von Zeit zu Zeit entwand sich jenem weiten Krater ein Feuerstrahl, der, schnell den Raum durchlaufend, gleich einer Schlange, von dem Gipfel irgend einer Tanne herab glitt. Ein solcher Baum erglänzte in Feuer, wie ein riesiger Leuchtthurm, erhellte einen Augenblick den Abgrund, über welchem er gewachsen; bald jedoch wieder erlöschend, versetzte er den Kreis, den er zuvor erleuchtet, in Ermangelung accidentiellen Lichtes, das ihn einen Augenblick seiner Finsterniß entzogen hatte, in nur um so tieferes Dunkel.

Zu dieser Stunde, welche das Herannahen einer zweiten Sündfluth verhieß, stiegen, von ihrem Gefolge getrennt, zwei Jäger, ihre Pferde am Zaume führend, weil diese sie nicht mehr zu tragen vermochten, eine Art von Steinweg herab, der gegenwärtig einem der tausend Waldbäche als Bette diente, die sich von der mittäglichen Seite von einem der Berge der Sierra Morena in das Thal herab ergossen, welches der Guadalquivir durchfließt. Zuweilen blieben diese Reisenden, die stillschweigend einherschritten, wie es Leute zu thun pflegen, die sich verirrt haben, stehen, um zu horchen, ob kein anderes Geräusch, als das des Donners zu vernehmen sey; doch auf der Erde schien Alles in Stillschweigen versunken, um der vernehmlichen Stimme zu lauschen, die vom Himmel sprach. Endlich in einem Augenblick, in welchem der Donner, als wäre er erschöpft, eine Weile aussetzte, bediente sich der jüngere der zwei Jäger, der ein großer junger Mann von drei oder vier und zwanzig Jahren, mit blonden Haaren und von weißer Gesichtsfarbe war, als gehörte er dem Norden an, regelmäßige Züge und ein edles, majestätisches Aussehen hatte, eines elfenbeinernen Hüfthorns, welchem er so scharfe und gedehnte Töne entlockte, daß sie selbst mitten in dem Sturme dieses Chaos solchen, die sie hörten, wie der Ruf des Engels des Weltgerichts vorkommen mußten. Schon zum dritten oder vierten Mal hatte sich der verirrte Jäger dieses Mittels bedient, ohne daß es irgend von Erfolg gewesen wäre. Dieses Mal war er glücklicher, denn nach wenigen Augenblicken antworteten die Töne des Horns eines Bergbewohners auf das seinige, doch so schwach und so ferne, daß beide Jäger anfangs fürchteten, sie möchten nur der Scherz eines Echos seyn. Der junge Mann setzte daher das Horn zum zweiten Mal an seine Lippen, und stieß mit erneuerter Stärke, die ihm die Hoffnung einflößt, in dasselbe; doch dieses Mal blieb er nicht mehr in Zweifel, denn die Töne, die ihm antworteten, verstärkten sich auf die seinigen, und gelangten so deutlich zu seinem Ohre, daß er die Richtung erkannte, von welcher sie kamen. Sogleich übergab der Mann mit den blonden Haaren den Zaum seines Pferdes seinem Begleiter, stieg auf eine der Anhöhen, die den Hohlweg begränzten, und senkte seine Blicke in das Thal hinab, dessen Tiefe von Zeit zu Zeit ein Blitz erleuchtete; hier bemerkte er ungefähr eine halbe Stunde entfernt, seitwärts an einem ihnen gegenüber liegenden Berge, ein großes, auf einer Felsspitze hochauflohendes Feuer. Einen Augenblick war er in Zweifel, ob dasselbe durch Menschen- oder Gottes-Hand entzündet worden; doch, nachdem er sein Zeichen zum dritten Mal mit erneuter Kraft hatte ertönen lassen, schienen ihm die hier antwortenden Töne gerade von der Seite auszugehen, wo die Flamme erglänzte, daß er nicht anstand, in die Schlucht wieder herabzusteigen, wo ihn sein Gefährte erwartete, um sich mit ihm nach jener Seite hin zu verfügen. In der That gelangten auch die Reisenden auf einem sehr holprigen Fußpfad nach einem eine Stunde dauernden Marsche, nicht ohne von Zeit zu Zeit ihren Ruf wiederholt zu haben, der ihnen immer näher beantwortet wurde, am Fuße des Berges an, wo sie sich gerade dem Feuer gegenüber erblickten, das ihnen als Leuchtthurm gedient hatte, und ein kleines Haus beleuchtete, das zu einem Pachthof zu gehören schien; doch zwischen ihnen und diesem Hause strömte stürmisch und drohend der Guadalquivir entlang.

„Sanct-Jago möge uns beschützen!" rief bei diesem Anblick der jüngere der beiden Jäger, „denn ich fürchte, Ferrand, daß wir diesen Weg vergebens gemacht haben, und daß uns nun nichts mehr übrig bleibt, als irgend eine Höhle zu suchen, um die Nacht darin hinzubringen."

„Und warum das, gnädigster Herr?" antwortete derjenige, an den er sich gewendet.

Digitized by Google

„Weil sich zu dieser Stunde nur Charon wagte, diesen höllischen Strom zu beschiffen, welchen die Dichter Guadalquivir genannt haben, den sie aber Acheron hätten nennen sollen."

„Vielleicht täuscht Ihr Euch, Sire, wir sind nun diesem Hause so nahe, daß man unsere Stimme hört, und ohne Zweifel wird, wenn man denjenigen, die es bewohnen, eine große Belohnung zusagt, und bedeutet, wer Ihr seyd . . ."

„Bei den schönen Händen unserer heiligen Maria," rief Don Pedro, denn der große, junge, blonde Mann war der König von Castillen in eigener Person, „bäte Dich sehr, dieses zu thun, Ferrand; es könnte sich dort irgend ein Parteigänger meiner blutschänderischen Brüder befinden, der mir die Gastfreundschaft des Grabes verleihen und sich die zugesagte Belohnung durch den Preis meines Blutes verdoppeln würde. Nein, mein Ferrand, bei Deiner Seele, lasse nicht ein Wort von meinem Stande, noch von meinen Vermögensumständen verlauten."

„Es bedarf nur Eures Wunsches, Sire, um es zu unterlassen," antwortete Ferrand, sich hochachtungsvoll verbeugend.

„Um so mehr, da es vergebens seyn würde," rief Don Pedro, „Gott möge es mir verzeihen! Hier ist eine Barke, die vom Ufer stößt."

„Nun sehen Euer Hoheit, wie ungerecht Ihr die Menschen beurtheilt."

(Fortsetzung folgt.)

Boz (Dickens).

Wenn ein Künstler oder Dichter innerhalb weniger Jahre einen Ruf erlangt hat, welcher die ganze civilisirte Welt durchschreitet und überall Anklang findet, so darf man wohl annehmen, daß Etwas daran ist. Ein solches Renommé läßt sich weder erkaufen, noch erschleichen, noch erzwingen, und muß jedenfalls eine Basis haben. Wer von vielen Tausenden hoch gepriesen, von Manchen auch befehdet wird, der ist jedenfalls ein mehr als gewöhnlicher Mann und besitzt eigenthümliche Vorzüge. Es mag der Kritik vorbehalten bleiben, die Tugenden und Mängel eines berühmt Gewordenen gegen einander auszugleichen und zwischen den Extremen zu vermitteln, — aber den Ruf wird sie immer begründet, wenn auch übertrieben finden. So mit Boz (Dickens). In mehrere Sprachen sind seine Romane übersetzt und in Hunderttausenden von Exemplaren sind sie verbreitet; überall wird er vom lesenden Publikum verschlungen. Wie enthusiastisch man ihn in Nordamerika erst neuerlich aufgenommen, ist aus den Zeitungen bereits bekannt. Zu seinem Empfang vereinigten sich alle Stände und bildeten sich Comité's, in welchen wie über den Einzug eines Siegers berathen wurde. Man überhäufte ihn, den Shakespeare der Armen, mit Huldigungen, Toasten und Ehrengeschenken, aber bei allem blieb er der bescheidene und gemüthliche Mann, wie wir ihn aus seinen Schriften kennen, und das Glaubensbekenntniß, welches er in Erwiederung auf einen ihm gebrachten Trinkspruch ablegte, ist eben so schön als anspruchslos. „Ich habe", sagte er, „stets den ernsten und aufrichtigen Wunsch gehegt, so viel an mir liegt, zu dem gemeinschaftlichen Schatze gesunden Frohsinns und Genusses etwas beizutragen. Ich habe stets einen unbesieglichen Widerwillen gefühlt gegen jene maulwurfsäugige Philosophie, welche die Dunkelheit liebt und im Lichte blinzelt und scheel sieht. Ich glaube, daß Tugend eben so gut glänzt in Lappen und Lumpen wie in Purpur und feiner Leinwand. Ich glaube, daß sie, wie alles Schöne in der Welt, auch die Brust des ärmsten Mannes hebt, der sein kümmerlich Stück Brod bricht. Ich glaube, daß sie eben so gut barfuß geht als beschuht. Ich glaube, daß sie wohl öfter in Gäßchen und Seitenwegen wohnt als an Höfen und in Palästen, und daß es gut und angenehm und nützlich ist, sie aufzusuchen und ihr zu folgen. Ich glaube, daß, wenn man die Hand auf einige jener von der Gesellschaft Verworfenen legt, welche die Welt nur zu leicht vergißt, nur zu oft mißbraucht, und dem Stolzesten und Gedankenlosesten sagt: diese Geschöpfe haben dieselben Elemente und Fähigkeiten, gut zu seyn wie ihr, sie sind in derselben Form gegossen, von demselben Thon geschaffen, und, obgleich zehnmal schlimmer als ihr, können sie doch, wenn sie inmitten der Versuchungen und des Elendes ihrer Lage etwas von ihrer ursprünglichen Natur bewahrten, in Wirklichkeit zehnmal besser seyn — ich glaube, wer dies thut, begeht ein würdiges und keineswegs nutzloses Werk. Daß auch Sie so denken, meine Herren, bezeugt mir zur Genüge Ihr warmer Gruß. Daß dieses Gefühl lebendig ist in der alten Welt wie in der neuen, möchte Niemand besser wissen als ich, der so große und herzliche Theilnahme gefunden im eignen theuren Vaterlande. Daß wir mit diesem Ausspruch nur in die Fußstapfen jener großen Geister treten, welche vorangegangen, lehren uns die glänzenden Beispiele in unserer Literatur von Shakespeare bis auf unsere Tage."

Wenn die Engländer sich auf dem Gebiete des Sittenromans immer als Meister bewiesen und hier Vorzügliches geleistet haben, so nimmt Boz unter ihren Schriftstellern dieser Gattung eine der ersten Stellen ein, und sein Oliver Twist, sein Nicolas Nickelby u. a., wie auch sein neuester Barnaby Rudge sind Meisterwerke. Vor allem ist es die Gesinnung und die Tendenz seiner Schriften, welche man anzuerkennen hat. Indem er vorherrschend die Zustände und Sitten der unteren Volksklassen schildert, thut er dieses in der Absicht, um darauf aufmerksam zu machen, wie viel zur Verbesserung ihrer Lage noch noth thut, wie ihre Menschenrechte theilweise noch beeinträchtigt liegen, und wie viel herrliche Anlagen und Fähigkeiten unter dem Schutt und den Lumpen verborgen sind; überall zeigt er ein warmes Herz für ihre Leiden und Freuden und eine humane Gesinnung, welche den Niedrigsten im Volke vor dem Gesetz und dem Menschenrecht mit dem Höchsten gleichgestellt sehen will; er huldigt nicht, gleich vielen Schriftstellern der modernen französischen Schule, der Frivolität und dem Egoismus, sondern nur der Tugend und der Freiheit. Schon um dieser edlen Bestrebungen willen sollte man seine Schriften lesen und aus ihnen lernen. Doch ist die Ausführung hinter der Gesinnung nicht zurückgeblieben. Boz zeigt überall, daß er die Menschen und die Welt kennt und in der Nähe betrachtet hat. Seine Charaktere treten uns wahr und lebendig entgegen, und man sieht es ihnen an, daß sie nach der Natur gezeichnet und mit den Farben der Wahrheit gemalt sind; man glaubt mitten unter ihnen zu wandeln, auf dem Markte des Lebens, in ihren Wohnungen, und man wird mächtig hineingezogen in den Kreis ihrer Freuden und Leiden. Nichts aber fesselt uns mehr als eben diese Farben der Natur und

Digitized by Google

Wahrheit, und die treuen Abschilderungen des wirklichen Lebens greifen in das Leben eines jeden Lesers ein. Zur edlen Gesinnung, zur Wahrheit der Charaktere gesellt Boz als dritten Vorzug einen köstlichen Humor, nicht jenen erzwungenen oder übertriebenen, in welchem sich viele Schriftsteller gefallen, sondern den behaglichsten und anspruchlosesten, der aus den Situationen einfach und natürlich hervorgeht und im Wesen der handelnden Personen begründet ist. Der deutsche Leser muß sich allerdings mit mancher Sonderbarkeit dieses Humors und mit einer stellenweise für uns breit erscheinenden Behandlung erst befreunden, bevor ihm die englische Laune ganz behagt, wird aber alsdann reichlich Entschädigung finden.

Indem wir durch diese kurze Bemerkung auf einen der gelesensten Schriftsteller des Tages, den produktiven Boz (Dickens) wiederholt hinweisen, machen wir die Freunde einer ergötzlichen und dabei lehrreichen Unterhaltung auf des Verfassers neuestes Werk „Barnaby Rudge" aufmerksam, von welchem bei J. J. Weber in Leipzig eine deutsche Uebersetzung von C. A. Moriarty erschienen ist, welche sich der bekannten Gesammtausgabe der deutschen Uebersetzung des genannten Schriftstellers verdienstlich anschließt. W.

Mannichfaltigkeiten.

(Die stummen Choristen.) Als Bochsa zum General-Musikdirektor des italienischen Theaters in London ernannt wurde, beeilte er sich, mehrere daselbst eingeschlichene Mißbräuche abzustellen, und seine Art, dies zu bewerkstelligen, gab einmal zu einem komischen Vorfalle Anlaß. Bochsa hatte bemerkt, daß die Choristen, wenn sie auf der Bühne standen, sämmtlich an dem Rücken ihrer Costümes ein kleines Notenbuch, mit Stecknadeln angeheftet, trugen. Mit Recht glaubte er, daß diese Bücher die Chöre der Oper enthielten, welche die Herren von den Rücken ihrer Kameraden herabzulesen bequemer fanden, als sie auswendig zu lernen. Eines Abends confiscirte nun Bochsa diese sämmtlichen Büchelchen, steckte sie in seine Tasche und setzte sich in eine Loge, um sich an der Verwirrung der überraschten Choristen zu weiden. In der That blieben die Choristen stumm, als ihnen der Souffleur und ihr Chef, die in das Geheimniß nicht eingeweiht waren, das Zeichen gaben, den Chor zu beginnen, welcher im „Tancredi" auf die Ouvertüre folgt. Der Souffleur schrie ihnen nun lauter zu: „Pace!" „Pace!" (Die ersten Worte des Chores.) Dasselbe Schweigen! Dieselbe Verlegenheit! Der Gesang hatte aufgehört, und die Introduction wurde bis zum Ende blos durch die Instrumentalmusik ausgeführt. Ganz beschämt zogen sich die Choristen in die Coulissen zurück, und Bochsa gab ihnen, um die Vorstellung nicht ganz zu unterbrechen, für diesen Abend ihre Bücher zurück, mit dem Bedeuten, sich künftig nur auf ihr Gedächtniß zu verlassen.

(Neusüdwales.) Der Gouverneur Sir George Gipps eröffnete im Juni vorigen Jahres den gesetzgebenden Rath mit einer Rede, aus der der wachsende Wohlstand und das Gedeihen der Colonie erhellt. Sydney wird jetzt durch Gas erleuchtet, die Dampfschifffahrt hebt sich erstaunlich; die Einnahme der Colonie überstieg die Ausgabe um 120,000 Pfd. Sterl. Die Stadt Sydney enthielt nach den Zählungen 30,973 Einwohner, von denen 17,332 als freie Einwanderer nach der Colonie kamen, 7000 dort geboren waren; 3356 waren dorthin transportirt worden, 207 hatten Aufenthaltskarten, 1018 Gefangene wurden von der Regierung und 1060 (537 Männer und 523 Frauen) von Privatleuten beschäftigt. Der Distrikt von Sydney, umfassend New-Town, Botany-Bay ꝛc., enthielt gegen 4500 Einwohner, so daß die Gesammtbevölkerung der Stadt und des Distrikts Sydney betrug 35,507, darunter 20,733 männliche und 14,774 weibliche Einwohner. Nach den Religionen vertheilen sich diese also: Protestanten 24,978, und zwar zur Hochkirche Gehörige 19,903, Presbyterianer 3565, Wesleyaner 937, andere protestantische Dissenters 973; Römisch-Katholische 9552; Juden 476; Mohammedaner und Heiden 101. Es gab 5392 Häuser, darunter 3714 von Stein und 1578 von Holz erbaute; 125 waren öffentliche Gebäude, Kirchen ꝛc. Nach den Beschäftigungen zerfielen die Einwohner folgendermaßen: Grundbesitzer, Kaufleute, Bankiers, Beamte 707; Detaillisten 798; Handwerker 4178; Gärtner, Ackersleute 1206; Hausdiener 3135 — Die erste unter Philipp gegründete Niederlassung der Briten auf der Botany-Bay fällt in's Jahr 1788; welche Riesenschritte seit 50 Jahren!

Am 8. Juli, zwischen 4 und 9 Uhr des Morgens, wird, wie das „Vaterland" ankündigt, die schönste Sonnenfinsterniß des 19ten Jahrhunderts „die Ehre haben, sich vor einem hohen Adel, löblichen Militär und verehrungswürdigen Publikum zu produziren. Der Schauplatz ist — ganz Europa, ganz Asien, Nordafrika und der nördliche Theil von Neu-Holland. Unterthänigst unterzeichnete Finsterniß kann zwar noch keine Attestate von hohen Herrschaften aufweisen, schmeichelt sich aber, daß man ihr auf's Wort glauben wird, wenn sie verspricht, daß Niemand die Hand vor'm Auge sehen, und Jedermann ein X für ein U ansehen wird. Standespersonen zahlen wie gewöhnlich nach Belieben."

Korrespondenz.

Mainz, 10. April.

Das gestern erschienene Wochenblatt enthält eine Uebersicht der Einnahmen und Ausgaben der hiesigen Sparkasse während des Jahres 1841, der wir Folgendes entnehmen: Im Jahre 1841 wurden von 1990 Einlegern, worunter 629 neue, eingelegt 92,194 fl. 5 kr. Dagegen wurden von 1186 Einlegern zurückgezogen 95,150 fl. 29 kr., also 2956 fl. 24 kr. mehr, als die Einlagen betrugen, ein Zeichen schlechten Verdienstes unter der arbeitenden Klasse. 447 Einleger erhoben ihre Einlagen ganz. Die Remuneration der Angestellten und die Verwaltungskosten betrugen zusammen 488 fl. 15 kr., etwas mehr als $^1/_2$ Procent der Einlagen. Seit dem Jahre 1827, wo die Sparkasse in Mainz errichtet wurde, betragen alle Einlagen 970,584 fl. 5 kr., alle Zurückzahlungen 688,145 fl. und die Kapital-Anlagen 333,000 fl. Die zu Kapital geschlagenen Zinsen machen 64,648 fl. 7 kr. und die ausgezahlten Zinsen 26,806 fl. 48 kr. Während der ganzen Periode des Bestehens der Sparkasse, während 15 Jahren, wurden für Remuneration der Angestellten und Verwaltungskosten nicht mehr als 5043 fl. 52 kr. verausgabt. Gewiß eine höchst wohlfeile Administration!

Hamburg, 5. April.

Wieder ist ein neues Blatt unserm fruchtbaren literarischen Boden entsprossen. Es heißt: oder Kobolde von Christern. Die erste Nummer ist unbedeutend und läßt nicht viel hoffen; das Ganze scheint einmal wieder à la Christern improvisirt und ich enthalte mich aller wei-

Digitized by Google

teren Bemerkungen. Möge der erste April dem Blatte keine böse Vorbedeutung bringen! — Das Panorama von Mendelssohn gewinnt zusehends an Theilnahme und Beifall; wahr ist es, der Redacteur zeigt große Gewandtheit und ein tüchtiges Streben und sucht an Regsamkeit seines Gleichen. Für ein erst zu Anfang dieses Jahrs begründetes Blatt ist die Auflage schon bedeutend. Seit dem April ist nun auch ein populäres humoristisches Beiblatt zum Panorama unter dem Titel: »Hamburger Guckkasten« hinzugekommen, das hier am Orte ebenfalls Beifall gefunden hat und den Ton eines angenehm und — anständig unterhaltenden Volksblattes glücklich zu treffen weiß. — Das letzte philharmonische Konzert — in welchem uns durch die herrliche Ausführung der Mozart'schen Symphonie aus C dur und der Beethoven'schen aus C moll ein hoher musikalischer Genuß bereitet wurde — gewann durch das Spiel des Hrn. Müller aus Darmstadt, Virtuosen auf dem Contrabaß, ein besonderes Interesse. Je seltener dieses Instrument als Solo-Instrument behandelt wird, desto mehr war die Erwartung Aller gespannt. Hr. Müller tritt vor mit seinem Rieseninstrumente, selber ein Riese, wie mein Nachbar bemerkte. Hrn. Müller's ganze Erscheinung ist wie für dieses Instrument geschaffen, er hat es vollkommen gebändigt, er beherrscht es wie ein Meister. Welche erstaunenswerthe Sicherheit, welche technische Vollendung, welche Kraft und welche Zartheit! Bald mit Sturmesgebrause und wie Rollen des Donners erklangen die Töne und bald in zartester Milde wie Liebesgeflüster und lieblicher Flötenlaut. Hr. Müller spielte ein Adagio von Mangold und ein Divertimento über ein Thema von Haydn, nach eigener Composition. Beide Pieces fanden die lauteste Anerkennung und wurden mit rauschendem Beifall belohnt. Von hier hat Hr. Müller seine Kunstreise nach Berlin fortgesetzt und beabsichtigt, sich sodann auch in Leipzig und Dresden hören zu lassen. — Die französischen Schauspieler machen in unserm zweiten Theater glänzende Geschäfte; das Haus ist bei verdoppelten Preisen immer gedrängt voll und alle Logen und Sperrsitze sind für eine Reihe von Vorstellungen schon im Voraus besetzt. Wahrlich, es sind excellente Künstler, diese Franzosen! In „Une femme d'un artiste" ist Hr. Réal bewunderungswürdig. Und die Wirthshausbagatelle: Un Monsieur et une Dame, — was wissen die Franzosen daraus zu machen! Hr. Chambéry entzückte als Onkel, als Wettmann, als Liebhaber. Nicht minder tüchtig sind die Herren Lemaire und Berger in ihren resp. Rollen. Die Krone des Damenpersonals ist Dem. St. Yé. — Im Stadttheater feiert der Komiker Räder Triumphe und hatte sich eines glänzenden Empfanges zu erfreuen. Mag es immerhin individuelle Ansicht seyn: ich habe Räder's Komik nie goutiren können; er übertreibt furchtbar und macht aus jeder Rolle einen — Hanswurst. Der Mehrzahl scheint seine übertriebene und rein subjective Komik dennoch sehr zu gefallen. — In den nächsten Tagen erscheint hier eine Broschüre von dem beliebten Prediger am neuisraelitischen Tempel Dr. Salomon, die sich mit der wichtigen, neuerdings so viel bewegten Judenfrage beschäftigt und zunächst gegen den Oberrabbiner Dr. Fränkel in Dresden gerichtet seyn soll.

Frankfurt, im April.

Es ist wohl jedem Leser der Didaskalia noch erinnerlich, daß im vorigen Jahre Mittheilung in diesen Blättern gemacht wurde, wie der am 18. Juli 1841 erfolgte heftige Sturmwind die alte, denkwürdige Luthersbuche bei Wartburg zerschmettert habe, und wie die Trümmer derselben auf eine höchst feierliche Weise in die Kirche zu Steinbach gebracht worden seyen. Der Geistliche dieses Ortes hat nun aus dem Holze, um es vor Verstocken ꝛc. zu sichern, allerhand Gegenstände, als Reiche ꝛc. drechseln lassen und sind dieselben in dieser Messe in Frankfurt an dem Maine in einer Bude zum Verkauf, zum Besten der dortigen Kirche, ausgestellt. Jeder wahre Verehrer unseres ehrwürdigen Dr. Luther wird sich hoffentlich eine Freude daraus machen, irgend etwas von diesen Gegenständen als Andenken zu besitzen.

Charade.

Vier Sylben hat das Ganze,
Je zwei zu einem Wort
Vereint, als ging's zum Tanze
An festlich schmucken Ort.

Wenn hell im Licht der Kerzen
Die beiden letzten steh'n,
Blickt man entzückt im Herzen
Die beiden Ersten seh'n.

Sie sind bei jedem Feste
Der schönste Blüthenstrauß;
Das Herrlichste, das Beste —
Es geht von ihnen aus.

Doch reicht im Festesglanze
Ihr Zauber kaum so weit,
Als im beschrieb'nen Kranze
Der stillen Häuslichkeit,

Wenn fern von eit'lem Schimmer,
Still, fromm und tugendhaft,
Die Erste, ruhend nimmer,
Stets in den Letzten schafft.

Es weilt ein Jeder gerne
Am stillen, traulen Ort,
Es flieht Keiner ferne,
Es wünscht sich Niemand fort.

Die Welt ist aber leider
So ganz und gar verkehrt,
Daß sie jetzt mehr die Kleider,
Als ihren Inhalt ehrt.

Kein Wunder, daß das Ganze
Dem Zeitgeschmack sich fügt
Und oft im falschen Glanze
Den Suchenden betrügt.

Auch selbst die deutsche Sprache
Hält mit der argen Welt,
Wenn sie die Nebensache
Unlogisch nachher stellt.

Sie stellt ganz ungesetzlich
Den Hauptbegriff voraus,
Verwechselt gar ergötzlich
Die Herrin mit dem Haus.

Die erste Sylbe sollte
Vielmehr am Ende steh'n,
Doch wer so sprechen wollte,
Den würd' kein Mensch versteh'n.

Herm. Hauber.

Theater-Anzeige.

Freitag, 15. April. Kabale und Liebe, bürgerliches Trauerspiel in 5 Aufzügen, von Schiller. (Gastrolle) Luise: Dem. Neustädt, vom Hoftheater zu Meiningen.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 105. Samstag den 16. April 1842.

Sickingens Würfel. *)

Von Laurian Moris.

Auf Landstuhl saß der tapf're Ritter
Und sinnend schaut' er in das Thal;
Es dufteten die Fichtenwälder,
Umglänzt vom Abendsonnenstrahl.

Er schien wohl Manches zu erwägen,
Die Blicke waren finster schier,
Denn morgen sollt' der Kampf beginnen
Gen seinen harten Feind von Trier.

Und als er lange stumm gesessen,
Ging er zum hohen Würfeltisch,
Da faßt' er den gewalt'gen Becher
Und schüttelte die Würfel frisch.

»Will sehen, was sie Gutes deuten,
Und wie Fortuna spricht, das Weib;«
Und polternd flog in leichten Händen
Der riesenhafte Zeitvertreib.

Der Tisch war eine Felsenplatte,
Die an der Veste sich erhob,
Die Würfel waren Quadersteine,
Zum Spielen wohl ein wenig grob.

Er spielte wie mit kleinen Nüssen,
Und warf sie kreuz und warf sie quer,
Und zählte die gefall'nen Punkte
Von allen Seiten hin und her.

»Kein Glück!« sprach er in finsterm Tone.
»Nun, einmal noch sey es versucht!
Doch wenn die gleichen Augen fallen —
So sey das wüste Spiel verflucht.«

Und wieder schüttelt' er die Steine
Mit furchtbar rasselndem Gemisch,
Und warf; — es drohte zu zersprengen
Der eisenstarke Würfeltisch.

Und wieder fand er sich verloren! —
»Wohlan denn nun zum letzten Mal!
Was eins und zwei mir schnöd' verkündet,
Bestät'ge drei, die heil'ge Zahl.«

Er warf die Steine durcheinander,
Sie fielen kreuz, sie fielen quer,
Er zählte die gefall'nen Punkte
Von allen Seiten hin und her —

Doch wieder fand er sich verloren! —
Da, von des Trotzes Wuth entflammt,
Schmeißt er mit starker Hand die Würfel
Den Berg hinunter, insgesammt.

Noch steht sie aufgestellt der Wand'rer
Jenseits der Straß' in Thales Grund;
Ob sie dem Ritter wahr gesprochen,
Zeugt trauend der Geschichte Mund.

*) Aus: »Die Sagen der Pfalz. Aus dem Munde des Volks und deutscher Dichter, von Friedrich Bader und Laurian Moris. Stuttgart. Verlag von Karl Göpel. 1842.«

Peter der Grausame.

Von Alexander Dumas, aus dem Musée français.

(Fortsetzung.)

„Ich beurtheile die Menschen nach meinen Umgebungen, Ferrand," sagte der König lächelnd; „und ich muß gestehen, daß ich, mit wenigen Ausnahmen, die Menschheit nicht hoch stelle."

War nun Ferrand in seinem Innern der Meinung des Königs, oder wußte er nichts zu antworten; er blieb lautlos, und seine Augen waren, gleich denen Don Pedro's, auf die Barke geheftet, die, sich ihnen nähernd, jede Minute durch den Strom fortgerissen, oder durch entwurzelte Bäume, die der Fluß herbei führte, zertrümmert zu werden drohte. Sie ward durch einen Mann von vierzig bis fünf und vierzig Jahren geleitet, dessen Gesichtszüge ausgesprochen, doch freimüthig und

Digitized by Google

offen waren; das Bewunderungswürdigste an diesem Mann aber war, daß er mitten in der Gefahr mit einer Ruhe und Gleichheit der Bewegungen ruderte, die jene Kaltblütigkeit bezeichnete, die nur jenen auserlesenen kräftigen Seelen zu Theil ward, welche, Gott mag sie in untergeordneter oder erhabener Stellung das Licht der Welt erblicken lassen, die Bewunderung eines Dorfes oder eines Reichs ausmachen. Er nahte daher zwar langsam, doch mit solcher Gewandtheit und Stärke, daß ihn König Don Pedro, der alle Leibesübungen, in welchen er sich selbst auszeichnete, sehr schätzte, nur mit Staunen herbeikommen sah. Als er dem Ufer bis auf wenige Schritte genaht, sprang er mit einer nur Bergbewohnern eigenthümlichen Sicherheit und Elastizität an den Rand desselben, zog dann die Barke mit einem Seile an das Ufer, deutete mit dem Arm nach ihr hin, und sagte, sich voll Achtung verbeugend, auf die einfachste Weise, als setze er dadurch sein Leben keiner Gefahr aus:

„Steigt ein, meine Herren."

„Und was soll aus unsern Pferden werden?" fragte Don Pedro.

„Diese werden neben her schwimmen, meine Herren; wenn man sie kurz anbindet, halten sie den Kopf in die Höhe, und dann entsteht keine Gefahr für sie."

Don Pedro und Ferrand thaten, was ihnen der Bergbewohner befahl, und wirklich kamen sie auch, da ihr Steuermann viele Gewandtheit und Kraft entfaltet hatte, zwar unter tausend Gefahren, doch ohne irgend einen Unfall, am andern Ufer an. Sie stiegen mit ihren Pferden an's Land, und ihr Führer, ihnen voran schreitend, um ihnen den Weg zu zeigen, geleitete sie durch einen angenehmen Fußweg nach der Hütte, die schon seit einer Stunde das Ziel ihrer Wünsche ausgemacht. Vor der Thüre nahm ihnen ein junger Mann, der sie erwartete, ihre Pferde ab, um sie unter einen Schoppen zu führen.

„Wer ist dieser junge Mann?" fragte Don Pedro, als er ihn weggehen sah.

„Es ist mein Sohn Manuel, gnädigster Herr."

„Wie konnte er aber zugeben, daß sein Vater sich der Gefahr aussetzte, uns zu holen, indessen er ruhig hier blieb, uns zu erwarten?"

„Ihr erlaubt, gnädigster Herr," antwortete der Bergbewohner, „er war in Carmona, wohin ich ihn sogleich geschickt hatte, als ich den ersten Ton Eures Horns vernahm, um Lebensmittel herbei zu schaffen; denn da ich wußte, daß heute in dem benachbarten Walde ein großes Treibjagen statt fand, dachte ich mir gleich, daß Ihr verirrte Jäger wäret, die vor Hunger bald erlagen; doch wollte ich Euch was Besseres vorsetzen, als was gewöhnlich die Hütte eines Bergbewohners enthält; und nun ist er ohne Zweifel so eben erst zurückgekommen. Wenn er hier gewesen wäre, hätte ich Euch nicht ohne ihn, und er Euch nicht ohne mich geholt; das hätten wir zusammen vollbracht."

„Wie heißt Du?" fragte Don Pedro.

„Juan Pasquale," Euer Gnaden zu dienen.

„Nun wohl! Juan Pasquale," sagte der König, „ich möchte viele Diener haben, wie Dich, denn Du bist ein braver Mann."

Juan Pasquale verbeugte sich, gleich einem Manne, der ein Kompliment erhält, das er weiß verdient zu haben; und nach der Hüttenthüre deutend, lud er die Reisenden ein, hinein zu treten.

Die sorgsame Hausfrau hatte bereits den Tisch gedeckt, und ein gutes Feuer in das Kamin gemacht, was als Beweis diente, daß Juan Pasquale an die zwei wichtigsten Dinge in solchen Umständen gedacht hatte: an Kälte und Hunger.

„So, hier liege," sagte Don Pedro, einen Mantel in eine Ecke des Zimmers werfend, der wohl hundert Pfund wiegen mochte; „ich glaube, wenn man ihn auswände, würde er so viel Wasser enthalten, daß es dem würdigen Albuquerque zu einer Aufgabe werden könnte, es hinweg zu schaffen, wenn er nicht die Vorsicht gebraucht, sich an den Hof von Lissabon zu verfügen."

„Wenn es Euch angenehm ist, meine Herren," sagte Pasquale, „kann ich Euch mit meinen und meines Sohnes Kleidern aushelfen; wenn sie auch grob sind, sind sie doch besser als die, die Ihr auf dem Leibe traget, und diese können inzwischen trocknen."

„Ob es uns angenehm ist! das will ich doch bei Gott meinen, würdiger Hausherr, denn das ist einer jener Vorschläge, die ein durchnäßter Jäger niemals von der Hand weist! Schaffe nur schnell die Kleider herbei, denn ich gestehe Dir, das Abendessen dort lacht mir entgegen, und ich möchte zu meinem Umkleiden nur so wenige Zeit als thunlich brauchen, um demselben so bald als möglich in's Gesicht zu schauen."

Juan Pasquale öffnete die Thüre einer kleinen Kammer, in welcher ein Bett stand und ein Feuer angezündet war, dann zog er aus einer Truhe Kleider und Wäsche hervor, breitete diese auf einen Schemel und ließ seine Gäste allein. Beide Jäger begannen nun ihre Toilette.

„Nun, Ferrand," sagte Don Pedro, „glaubst Du, daß ich besser aufgenommen worden wäre, wenn ich meinen Namen gesagt hätte?"

„Die That spricht," antwortete der Hofmann; „unser Wirth hätte weder mehr Achtung, noch mehr Aufrichtigkeit zu Tage legen können."

„Gerade diese Aufrichtigkeit macht mir Freude. Ich habe bei meinen Ausflügen, die ich inkognito unternommen, schon oft aus den Ansichten, die ich als unbekannt erhalten, Nutzen gezogen, doch niemals aus den Lobsprüchen, die man mir als König ertheilt. Ich will mich daher auch mit diesem braven Manne unterhalten, Ferrand."

„Das wird nicht schwer seyn, Sire, und ich glaube im voraus, das Ihr der Wahrheit dessen, was er Euch sagen wird, versichert seyn dürft. Uebrigens können Euer Hoheit ja nur Schmeichelhaftes vernehmen."

„Mag seyn," sagte Don Pedro. Und nach beendigter Toilette kehrten sie in das Zimmer zurück, in welchem das Abendessen aufgetragen war.

(Fortsetzung folgt.)

Aphorismen über Welt und Menschen.

(Gesammelt von G.)

Allerwärts klagt der Mensch Natur und Schicksal an, und sein Schicksal ist doch in der Regel nur Nachklang seines Charakters, seiner Leidenschaften, Fehler und Schwächen; es ist die natürliche Folge unserer ganzen Art zu seyn, zu denken und zu handeln.

Digitized by Google

Wenn der geistvolle Steigentesch sagt: „des Menschen Schicksal ist sein Magen", so hat er eine derbe Wahrheit ausgesprochen. Er hatte selbst einen zu guten Magen, daher sein von Genüssen und Leiden seltsam durchwirktes Leben.

Wer im Frühjahre nicht säet, kann im Sommer nicht ärndten, im Herbst und Winter nicht genießen, und wie wir richten, so werden wir gerichtet, und wie wir geben, so wird uns gegeben, spricht unser christlicher Sokrates.

Die Naturgesetze der moralischen Welt gleichen denen der physischen, wer den Ton in dur angibt, dem wird später oder früher in dur geantwortet, das Echo gibt unsere eigenen Worte zurück und prallet in demselben Winkel ab, in dem es angeprallt ist. — Viele sehen das Gewitter nicht eher, als bis es blitzt, donnert und einschlägt.

Die Leidenschaften in uns sind gerade, was der Pöbel im Staate ist; gewinnt er die Oberhand, so bestlicht er alle Sinnen und alle Seelenkräfte; die höheren Stände müssen ihm dienen, und zuletzt guillotinirt er alles, was sich nicht fügen will, und selbst den König oder den Verstand.

Was die Vernunft zur Phantasie, das ist Einfachheit im Lebensgenuß, ja bei den Bessern besteht Lebensgenuß nur in Einfachheit, in der ein hoher moralischer Zauber liegt; sie veredelt den Charakter des Menschen. Wer kennt die Tiefen des Menschen-Elends und möchte sich eine Schwelgerei erlauben? wer Wittwen und Waisen darben sehen, und machte sich nicht Frugalität zur heiligen Pflicht? Eine kleine tägliche Aufopferung, wie viel Thränen vermag sie nicht zu trocknen?

Reichthum kann der entbehren, der seine Wünsche nach seinen Mitteln bequemt, und Geschmack findet an einfachen Freuden. Arm ist relativ, und wer hat, was er bedarf, ist nicht arm. Bedarf ist wieder relativ, und der Wilde arm, seit er Tabak und Branntwein bedarf und die Weiber Kaffee und Zucker. — Diogenes aber rief, als eine Maus an seinem Brode fraß: „Ich bin reich, ich habe Schmarotzer!"

Adam hatte Alles, war gesund, frei, nagelneu, hatte die schönste Frau für sich allein, war Herr der Erde und aller Thiere, und lebte im Paradiese — konnte er mehr verlangen? — Aber die Frucht eines Baumes war ihm verboten, und dies machte ihn und uns unglücklich, wie die Entbehrung des Kaffees bei Napoleons Continentalsperre unsere Frauen.

Die vornehme Welt studirt täglich, wie sie ihre Bedürfnisse vermehre, die niedere quält sich, das Nothwendigste herbeizuschaffen; Niemand hat genug vom Kaiser bis zum Bettler; wer nichts hat, wünscht sich etwas; wer etwas hat, wünscht sich mehr, und nur unsere jungen Ehemänner scheinen schon im ersten Monat — genug zu haben.

Wir nennen Freude, wenn ein Schmaus den andern jagt, immer klagend über schlechte Zeiten.

Wir sehen oft beschränkte Menschen mit richtigem Sinn und Takt stets das ihnen Gemäße finden und benützen, andererseits aber wieder geistreiche Leute sich verirren, körperlich, geistig zersplittern, und ein ihnen selbst ungedeihliches, der Mitwelt unerfreuliches Daseyn durchlaufen.

Viele machen sich unglücklich oder unbeliebt, daß sie durchaus nicht abstrahiren können, d. h. über die Schwächen Anderer nicht hinwegsehen wollen. Mancher könnte sich durch eine gute Heirath glücklich machen, wenn er über ein kleines Körpergebrechen hinweg sehen könnte, und sieht zu spät ein, daß ein Fuß, um einen Zoll kürzer als der andere, sich wohl durch 50,000 Gulden Mitgabe mit dem andern ausgleicht.

Die Menschen der Natur hielten alles für gut, wie es Gott geschaffen hatte; tranken aus der Quelle und aßen vom Baume, ohne an Magenverkältung und Blähungen zu denken; schliefen, wenn sie müde waren; erwachten, wenn sie ausgeschlafen hatten, ohne zu fragen, auf welcher Seite man liegen müsse; fasteten etwa, wenn sie unpaß waren, wie das Vieh, und starben steinalt, wie das liebe Vieh, ohne Vieharzt kurzweg. — Die liebe Cultur verwandelte alles, nichts war mehr recht, was Gott gemacht hatte.

Ein Hauptmittel zu Glück, Vermögen, Zufriedenheit und einem süßen Abend des Lebens bestehet in der — Entsagung.

Saadie trauerte einst über Mangel an Schuhen, sahe einen Mann ohne Füße und erheiterte sich.

Will man die Menschennatur nach ihrer schönen und liebenswürdigen Seite sehen, so darf man nur beobachten, wie die Zahl unserer Freunde mit der Ebbe und Fluth unseres Glücks sich zurückzieht und anschwillt.

Man hat oft mit Befremden bemerkt, daß die Mächtigen und Großen gewöhnlich die Menschen verachten; es ist aber schwer, zu begreifen, wie sie dieselben achten können. Je mehr man die Menschen studirt, desto weniger ziehen sie an; aber mit dem Studium der reinen Natur ist es der umgekehrte Fall.

Mannichfaltigkeiten.

(Vom Main, 9. April.) Für die Angelegenheit der Hermannsstatue zeigt sich auch bei uns ein patriotisches Interesse. Das löbliche Unternehmen, von allen Seiten unterstützt, reift seiner Vollendung entgegen. Indessen scheint uns in der Art der Unterstützung eben jetzt ein falscher Ton angeschlagen zu werden, der auch bereits einen ähnlichen Nachklang geweckt hat. Nachdem nämlich die Rheinländer das Schwert stiften wollen, insbesondere auch, weil der Held nach Westen blicken soll, so sind nun die Holsteiner und Lauenburger Willens, ihm den Eichenkranz zu verehren. Das hat gar sehr das Ansehen des vormaligen deutschen Particularismus, und außerdem noch seine großen Uebelstände, die man wohl nicht bedacht hat. Die Holsteiner halten sich für den Kopf oder die Scheitel Deutschlands, und geben deshalb den Kranz. Warum aber denn nicht das Haar? Oder wenn diese und jene Gegend dieses und jenes Beiwerk der Figur geben will, denn auch das Schwert ist ein Beiwerk, da man es mit einem andern vertauschen kann, sind etwa diese Gegenden nur Beiwerke Deutschlands? Oder wenn man die ganze Figur nach Haupt, Rumpf und Gliedern dem ganzen theuern Vaterlande zutheilen wollte, was würde es der mittleren Ostgränze für einen Theil tragen? Und dann, was ist denn Rheinland? Wie weit geht es? Und wann die Schwertbeiträge gesammelt sind, und sie betragen weniger, als die Kosten der Ausführung, so muß aus dem Gesammtfonds zugeschossen werden, oder umgekehrt der Ueberschuß diesem zufließen; und doch hat jeder von den sogenannten Rheinländern zum Schwert, nicht zu etwas Anderem beitragen wollen. Oder soll sich etwa diese Waffe nach den Beiträgen modifiziren? Dagegen protestiren wir im Namen der Kunst und der ersten Anreger der Idee des Monuments, die eben ein we-

Digitized by Google

nig Gefahr läuft, entstellt zu werden. — Nein, ihr wackeren deutschen Männer, die ihr euch zu dem edlen Zwecke schon vereinigt habt, oder noch vereinigen werdet, sammelt und gebt zu dem Einen ganzen Hermann; vergeßt euch selbst und eure Namen, und eure besonderen Ansichten über Art und Weise, und seyd nur bedacht, die Mittel zu vermehren, deren Verwendung dem Künstler und den Unternehmern überlassen bleibe.

Wie der Figaro erzählt, lebt in einem mittleren Stadttheile von Paris, in einer Dachkammer, die Urenkelin des großen Dichters Racine. Von ihrer Pension von 365 Frcs. unterstützt sie, durch Fleiß und Sparsamkeit, auch noch einen gichtbrüchigen Sohn, der den Militärdienst mit einem geringen Jahrgehalt verlassen hat. „Ja, ihr Minister und Deputirten! (ruft jenes Journal aus) so etwas passirt in Paris, in der Hauptstadt der Künste, bei dem aufgeklärtesten Volke, und unter der vollkommensten Regierung in der Welt!"

Korrespondenz.

Wiesbaden, 9. April.

Am 6. d. M. versammelte ein Vocal- und Instrumental-Konzert des herzogl. Kammervirtuosen Hrn. Mayer, bekannt durch seine meisterhafte Behandlung des chromatischen Hornes, ein überaus zahlreiches Publikum im großen Saale des Gasthofes zum Adler. Die bekannte Virtuosität des Konzertgebers und die Tüchtigkeit der übrigen mitwirkenden Künstler bedürfen keiner besondern Anerkennung. Wir halten uns aber verpflichtet, im Namen des Publikums dafür dem Hrn. Mayer unsern vorzüglichen Dank auszusprechen, daß er uns bei dieser Gelegenheit mit den Compositionen eines einheimischen Talentes bekannt machte, das gewiß zu den schönsten Erwartungen berechtigt. Wir meinen die Compositionen des Hrn. Eduard Kunz von hier. Dessen »großes Konzert für das chromatische Horn« in F, vorgetragen von Hrn. Mayer, so wie dessen Lied: »der Sänger in der Ferne« in A dur für Bariton mit obligater Hornbegleitung, vorgetragen von Hrn. Jaskewitz und Hrn. Mayer, wurden mit dem rauschendsten Beifall aufgenommen. Beide Compositionen sind nicht auf den neuerlich so vielfach allein erstrebten Effekt, sondern vorzugsweise auf die klare Entfaltung eines schönen musikalischen Gedankens berechnet, wobei sich dann freilich immer der rechte Effect von selbst einfindet. Möchte der Componist beide Tondichtungen durch Herausgabe bald einem größeren Kreise zu übergeben gemüßigt seyn! Wir wünschen ihm dort, wie hier, die verdiente Anerkennung und vor allem bald eine gesicherte und zu bestimmter Wirksamkeit auffordernde Stellung. †††

Vom Rhein, im April.

Statt der heiteren Frühlingssonne, die wir von Stunde zu Stunde mit Sehnsucht erwarten, sind Natur und Menschen wieder in winterliches Gewand gehüllt, und was einige warme Tage hervorgetrieben, steht still und regt sich nicht weiter, um nicht die Beute kalter Nord- und Ostwinde zu werden. Trotz dem aber regt es sich auf unserem herrlichen Strome bereits nach allen Richtungen hin, und die Zahl der Reisenden mehrt sich von Tag zu Tag. Schon gewinnen unsere Ufer die Lebendigkeit der vorgerückten Jahreszeit, die Boote aller Dampfschifffahrtsgesellschaften, jene der Kölner, Düsseldorfer und Niederländer, so wie die Adler des Oberrheins, sind in voller Thätigkeit und erfreuen das Auge mit dem oft wiederholten, aber stets neuen Genusse ihrer majestätischen Erscheinung. Während die Kölner Gesellschaft mit ihrer Flotte ihre täglichen Fahrten vervielfacht, muß man rühmend anerkennen, wie jene der Düsseldorfer besonders in der letzteren Zeit Alles aufgeboten hat, von ihren nur in bei weitem geringern Maße ihr gegebenen Mitteln den immer nur möglichen und umsichtigen Gebrauch zu machen, und durch rüstiges thätiges Bestreben das, so viel thunlich, zu ersetzen, was ihr an Ausdehnung der Schiffszahl abgeht. Ihre Boote erscheinen in diesem Frühjahre in erneuerter Eleganz, die Bedienung auf ihnen ist vorzüglich und ihre Schnelligkeit scheint bei den meisten gegen früher gewonnen zu haben. Am ersten ragt, nach einigen kleinen Verbesserungen, der Dampfer »Stadt Elberfeld« im Schnellgang hervor, welcher bei dem jetzigen hohen Wasserstande, trotz der starken Strömung, die Reise zu Berg von Köln bis Mainz in vierzehn und einer halben Stunde zurücklegt. Kann es bei so vielen und so herrlichen Gelegenheiten rascher und bequemer Verbindung an Anreiz fehlen, durch eigene Ueberzeugung sich den Genuß einer Rheinfahrt zu verschaffen? Wer ihn noch nicht kennt, er komme, und sicher wird er wiederkommen!

Mainz, 14. April.

Gestern hatten wir die letzte Theatervorstellung unter Schumann's Direktion. Hr. Schumann reist heute nach Paris ab; ein Theil der Mitglieder der hiesigen Oper und die Chöre sind ihm schon vorangegangen; das Orchester und die übrigen bei der Oper angestellten Subjekte gehen mit Hrn. Gby nach London. Unser Theater ist also geschlossen; es besteht keine Direktion mehr. Es ist daher sehr an der Stelle, daß der Hr. Bürgermeister Nack keinen Augenblick versäumte und gestern schon in der hiesigen Zeitung eine amtliche Bekanntmachung zur Uebernahme der Theaterdirektion erließ. Befähigung zur Leitung eines der hohen Bildung entsprechenden Theaters und Stellung einer Caution von 4000 fl. in baarem Gelde oder liegenden Gütern sind die Hauptbedingungen, die von Seiten der städtischen Behörde gemacht werden, wogegen sie das Theatergebäude mit allen Einrichtungen und Dekorationen, einer vollständigen Wohnung und manchen sonstigen Vortheilen und Begünstigungen ohne irgend eine Abgabe dem Unternehmer überläßt. — Das Anerbieten ist günstig; ein dem Geschäfte gewachsener Mann, der keine zu großen Ansprüche macht und einige Rücksicht auf das Publikum nimmt, wird gewiß seine Rechnung finden.

Berichtigung.

In dem Nekrolog über Hrn. Hofrath André wird ohne Weiteres angegeben, »daß die Disposition zu der hiesigen Paulsorgel von demselben herrühre.« — Im Jahr 1826 lieferte wohl derselbe, nachdem er dazu aufgefordert wurde, eine Disposition ein. Diese ist aber keineswegs dieselbe, wonach diese Orgel am 27. September 1827 in dessen Beisein veraccordirt und nachher verfertigt wurde, sondern sie wurde nach einem von mir unter Zustimmung des Hrn. Hofrath André entworfenen Plane gebaut, worüber ich durch Vermittlung der beiden verstorbenen hochzuverehrenden Herren Bürgermeister Mehler und Hoch einen bedeutenden Briefwechsel mit Hrn. Orgelmacher Walker führte und wobei die Uneigennützigkeit des Letzteren, so wie seine ihm nur allein eigenthümliche Kunstfertigkeiten dazu beitrugen, daß wir beide in einem Zeitraum von sechs Jahren viele Kosten verursachende Versuche bewerkstelligen konnten, wodurch alsdann der Plan und nachher die Ausführung desselben in dem Grade gelangen, wie sie gelungen sind.

J. L. Petsche, Organist an der Paulsorgel.

Theater-Anzeige.

Samstag, 16. April. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth., Musik von Lortzing. (Gastrollen) Peter Iwanow: Hr. Baumhauer, vom Stadttheater zu Aachen. Marie: Demois. Schulz, vom Hoftheater zu Karlsruhe.

Montag, 18. April. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt): Othello, oder: der Mohr von Venedig, große Oper in 3 Abth., Musik von Rossini. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 106. Sonntag, den 17. April 1842.

Peter der Grausame.

Von Alexander Dumas, aus dem Musée français.

(Fortsetzung.)

„Wie!" sprach Don Pedro, „was ist denn das? Ich sehe ja nur zwei Gedecke auf dem Tische."

„Erwartet Ihr noch mehr von Euern Gefährten?" fragte Pasquale.

„Das nicht, Gott sey Dank, doch habt Ihr und Eure Familie denn schon zu Nacht gespeist?"

„Nein, noch nicht, gnädiger Herr; allein es schickt sich für arme Leute, wie wir sind, nicht, uns mit so vornehmen Herren zu Tische zu setzen. Wir werden Euch bedienen, so lange Ihr speist, und dann werden wir zu Nacht essen."

„Bei'm heiligen Jakob! guter Mann," rief Don Pedro, „so geht das nicht. Du und Deine Frau, Ihr setzt Euch zu Tische, und Dein Sohn soll uns bedienen, nicht daß ich zwischen ihm und uns eine Scheidewand aufstellen will, sondern weil er jünger und es die Pflicht der Jüngern ist, die Aeltern zu bedienen. Wohlan, Michel, ich mache Dich zu meinem Mundschenk und meinem Küchenmeister, nimmst Du diese Stelle an?"

„Ja, für diesen Abend, gnädiger Herr," antwortete Manuel, „weil Ihr unser Gast seyd."

„Wie," fragte Don Pedro, „würdest Du eine solche Stelle zurückweisen, wenn sie Dir von irgend einem reichen Herrn angetragen würde?"

„Ich würde sie zurückweisen."

„Bei irgend einem mächtigen Fürsten?"

„Auch bei einem solchen würde ich sie zurückweisen.

„Doch bei'm König?"

„Auch dort würde ich sie zurückweisen."

„Aber warum denn?"

„Weil ich lieber der Letzte unter den Gebirgsbewohnern, als der Erste unter den Knechten seyn will."

„Bei'm Teufel! Meister Pasquale," sagte Don Pedro, sich setzend, „es scheint mir, Du hast hier einen verdammt übermüthigen Jungen. Ich bin ihm aber übrigens dennoch sehr dankbar, daß er mir heute seine Eigenthümlichkeiten zum Opfer bringt."

„Das geschieht heute," antwortete Pasquale, „weil Ihr mehr als ein Herr, mehr als ein Fürst, ja selbst mehr als ein König seyd."

„Nun, was bin ich denn?" fragte Don Pedro.

„Ihr seyd unser Gast," antwortete, sich verbeugend, Pasquale; „Ihr seyd uns von Gott zugeführt, indessen die Herren, die Fürsten und der König . . ."

„Euch vom Teufel gesandt sind! Nicht wahr?" rief Don Pedro, sich rückwärts kehrend und Manuel sein Glas darreichend.

„Das wollte ich nicht sagen," antwortete Pasquale, „und dennoch, wie die Sachen in unserm armen Königreich Castilien ihren Weg gehen, wäre man zuweilen versucht, es zu glauben."

„Geht es in Aragonien besser?"

„Nein, meiner Treu!" erwiederte der Gebirgsbewohner, „ein Pedro ist des Andern werth, der Eine ist so grausam als der Andere*), ob man mit Tiberius oder mit Nero zu thun hat, darum wende ich die Hand nicht um."

Don Pedro biß sich in die Lippen, und setzte sein Glas, ohne es geleert zu haben, auf den Tisch; Ferrand de Castro erblaßte.

„Wie magst Du doch immer reden," sagte Juana, „wenn Du besser daran thätest, zu schweigen."

„Laßt den Vater sprechen," sagte Manuel, „was er sagt, ist wahr."

„Ja, ohne Zweifel," versetzte der König, „was er sagt, ist wahr; dennoch sollte er einen Unterschied zwischen Don Pedro von Aragonien und Don Pedro von Castilien machen, und nicht vergessen, daß wenn Alle den Einen den Grausamen nennen, Einige auch den Andern den Gerechten heißen."

„Ja," antwortete Pasquale, „weil es mit der Gerechtigkeit so gut steht, daß zu Sevilla weder ein Raub, noch ein Mord vorfällt."

„Das ist nicht Sache des Königs, Meister Pasquale, das ist Sache des Primen assistente."

„Warum läßt sich aber dann der Primen assistente die Sache nicht besser angelegen seyn?"

„Kann er denn die Urheber aller Verbrechen kennen, die sich in einer großen Stadt zutragen?"

„Das soll er freilich, und wenn ich König Don Pedro wäre, wovor mich Gott behüten solle, wollte ich ihn schon zwingen, sie zu entdecken."

*) Peter der Grausame, ein Sohn Alphons IX., regierte zu gleicher Zeit in Aragonien, als Peter der Grausame, ein Sohn Alphons XI., in Castilien regierte.

Digitized by Google

„Und wie würdest Du das anfangen, Pasquale?"

„Ich würde ihn für die Diebstähle verantwortlich machen; bei diesen müßte er mir mit seinem Gelde, bei den Mordanfällen mit seinem Kopfe einstehen."

„Wer würde aber unter diesen Bedingungen eine solche Stelle übernehmen?"

„Der nächste beste ehrliche Mann, gnädiger Herr."

„Weißt Du aber, daß in der jetzigen Zeit," sagte Don Pedro lächelnd, „ein ehrlicher Mann eine Seltenheit ist?"

„Weil man sie in den Städten sucht, gnädiger Herr," fiel Manuel ein.

„Bei Gott!" rief der König, „Meister Pasquale, Ihr habt hier einen Knaben, der mehr Verstand hat, als man bei seinem Alter erwarten kann, und der, wenn er auch nicht viel spricht, doch jedesmal, wenn er spricht, vernünftig spricht; nichtsdestoweniger möchte ich Euch aber als Primen assistente sehen, lieber Wirth, denn Ihr besitzt sicherlich die vorzügliche Eigenschaft, die Ihr bei einer solchen Stelle für unerläßlich haltet."

„Ihr lacht, gnädiger Herr," sagte Pasquale, „allein wenn es meiner Lage angemessen wäre, jemals eine so hohe Stelle anzunehmen, schwöre ich Euch, daß mich keine Rücksicht von meinem Vorsatze abzuweichen vermocht hätte, und daß, wenn auch dem Verbrechen nicht vorzubeugen gewesen wäre, ich wenigstens wegen des begangenen Verbrechens den Schuldigen verfolgen würde, er möchte noch so hoch stehen, als er wollte, wäre er Freiherr, Fürst, ja der König selbst."

„Allein," sagte Don Pedro, nachdem er einen Augenblick stillschweigend nachgedacht, „es giebt Handlungen, die das Volk als Verbrechen bezeichnet, weil es nur die Resultate und nicht die Ursachen davon kennt, und die politische Nothwendigkeiten derer sind, die regieren."

„Das versteht sich von selbst," antwortete Pasquale; „es springt in die Augen, daß ich nicht zum Könige gehen würde, um ihn über die Verbannung seiner Frau zur Rechenschaft zu ziehen, oder über die Hinrichtung des Großmeisters von Sanct Jago, noch über seine Liebschaften mit seiner Buhlerin Padilla. Alle derartigen Dinge sind Apanagen des Throns, und die Könige haben nur Gott Rechenschaft von ihnen abzulegen. Allein ich spreche von jenen Räubereien mit bewaffneter Hand, die in einem Augenblick eine ganze Familie zu Grunde richten; ich spreche von jenen Mordthaten, die mit dem Degen oder dem Dolche die ganze Nacht hindurch Sevilla's Straßen mit Blut besudeln; ich spreche endlich von Allem, was zu meinem Richteramt gehörte, den König in allen seinen Vorrechten belassend."

(Fortsetzung folgt.)

Wanderung durch das Arve- und Chamouny-Thal und Besteigung des Col de Balme und des großen St. Bernhard.

(Aus dem Tagebuche eines Wetterauers.)

Am 24. Sept. 1839, einem schönen Herbsttage, verließ ich Genf, um dem Chamouny-Thal, dem Wallfahrtsort so vieler Tausende von Reisenden, dem sehnsüchtigen Ziele ihrer Wünsche, einen Besuch zu widmen. Auch ich betrat mit kühnen Erwartungen die Schwelle dieses Thals, von dessen erhabenem Charakter sich meine Phantasie schon lange ein lebhaftes Bild entworfen hatte.

In dem ersten savoyischen Dorf, Annemasse, 1 $^1/_2$ Stunden von Genf, fallen dem Fremden eine Art Häuser von der sonderbarsten Construction in die Augen. Sie sind leicht und gebrechlich und dabei äußerst unreinlich; sie bestehen nämlich ganz aus Holz und haben kein Fundament; 2 - 3 Zoll dicke Bohlen sind in wagrechter Lage an ihren beiden Enden so in einander gefügt, daß diese etwa $^1/_2$ — 1 Fuß übergehen. Diese Baracken haben gewöhnlich nur einige Schritte ins Gevierte, sind kaum 20 Fuß hoch bis an das Dach, und umschließen nur Einen Raum oder Zimmer (wenn man ihn so nennen kann), in welchem sich Wohnstube und Küche, und, wie man mir versicherte, manchmal auch der Schaf- und Schweinstall befindet. Durch eine oder mehrere Oeffnungen in den Wänden fällt das Licht in diese unfreundlichen Aufenthaltsorte; das Dach besteht aus Brettern. Auch in andern Theilen Savoyens findet man solche Wohnungen, die einen Uebergang zu den Sennhütten bilden. Durch ein von der Arve durchströmtes breites und schönes Thal, in dem sich Weinberge an steile Felsenwände lehnen, und in dessen Hintergrund sich hohe Berge erheben, kommt man nach dem Städtchen Bonneville, an dem Fuß des 5770 Fuß hohen Möle und des 5680 Fuß hohen Brezon, 5 $^1/_2$ Stunden von Genf gelegen. Bonneville hat einen ein Dreieck bildenden Marktplatz, und an der über die Arve führenden Brücke steht ein Monument, dem Andenken des im Jahre 1831 gestorbenen Königs Karl Felix geweiht, dessen Standbild dasselbe ziert. Hinter Bonneville wird das Thal, aus dem der hohe Saxoner aufsteigt, enger und romantischer; vor dem Dorfe Vaugier sieht man einen kleinen Wasserfall. Zwischen Bonneville und Cluses bilden die Berge einen sehr schönen großen Thalkessel, von dessen Fruchtbarkeit die lieblichen Felder zeugen; an dessen Ende liegt Cluses. Eine Frau mit einem abscheulichen Kropf, die mir hier zu Gesicht kam, bereitete mich einstweilen zu den noch abscheulichern, die ich in Wallis sah, vor. Dicke, unförmliche Hälse und Kröpfe sind hier eben nicht selten. Hinter Cluses wird das Thal zu einer engen Schlucht, die stellenweise kaum breiter ist, als die sie durchströmende Arve, zwischen der und den Felsen nur ein schmaler Fahrweg bleibt. Hier, $^1/_2$ Stunde von Cluses, kommt der Mont-Blanc, der bisher den Blicken des Wanderers verborgen war, wieder zum Vorschein, ohne jedoch viel zu imponiren. Spuren eines im Jahr 1776 geschehenen Bergsturzes, hohes Steingerölle und eine Menge Felsstücke, die in der Tiefe des Thals umher liegen, findet man auf dem 3$^1/_2$ stündigen Weg von Cluses bis St. Martin. Bei dem Dorfe Maglans sah ich am Wege in der Nähe eines einzelnen Hauses mehrere kleine Kanonen, welche auf Reisende harren, denen ein Ohrenschmaus für 1 Frc. nicht zu kostspielig ist; ihr Donner verursacht ein überaus herrliches, lang anhaltendes Echo in den nahen Felsen. In der Nähe ist der Wasserfall des Nant d'orlt, der von einem mehrere hundert Fuß hohen Felsen herabstürzt. 1 Stunde weiter ist der schönere und bedeutendere 860 Fuß hohe Fall des Nant d'Arpenaz. Des andern Morgens, früh vor Sonnenaufgang und bei ganz heiterem Himmel, brach ich von St. Martin, an dem Fuß der 7190 Fuß hohen Aiguille de Varens, wo ich übernachtet hatte,

Digitized by Google

auf, ging über die Arve-Brücke hinüber nach dem uralten Städtchen Sallenches*) und kam, nachdem die Sonne die Schnee- und Felsengipfel der himmelhohen Berge des wunderschönen Thales zu beleuchten anfing, nach einer Stunde an das Montjoie-Thal, in welchem die berühmten warmen Bäder von St. Gervais liegen. Der Weg durch dieses Thal führt zu dem 7520 Fuß hohen Col de Bonhomme. Hier fanden im Jahre 1830 zwei junge Engländer von 20 — 21 Jahren einen traurigen Tod. Wohlgemuth und rüstig wanderten sie mit ihrem Lehrer und einem Führer durch benanntes Thal dem Berge zu, und erreichten nach 5 Stunden eines anhaltenden Marsches das auf dem Plan des Dames stehende Wirthhaus, fanden aber wider Erwarten keine Nahrungsmittel in demselben. Eine damit versehene Reisegesellschaft war ihnen nach dem Gipfel des Berges vorausgeeilt; diese einzuholen, strengten sie sich vergeblich an. Zu dem quälenden Hunger und den Strapatzen des Marsches, wodurch ihre Kräfte verzehrt wurden, gesellte sich noch ein anderes Leiden. Die Atmosphäre verdunkelte sich, ein heftiger Schneefall wurde von einem wüthenden Sturm pfeilschnell durch diese kalten Regionen geführt und schrecklich umsauste der Orkan die Unglücklichen. Diese Scene zerstörte vollends die zarten Lebensgeister der erschöpften Jünglinge; beide winkten sich und ihrem Lehrer noch ein Lebewohl zu und hauchten dann ihr junges Leben aus. Dieser und der Führer brachten die Leichen nach einer nahen Hütte, wo mit der größten Sorgfalt alle Versuche angestellt wurden, sie ins Leben zurückzurufen; sie blieben jedoch ohne Erfolg.

So fanden diese unglücklichen Freunde in weiter Ferne von den geliebten Ihrigen eine Ruhestätte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Am 19. April 1840, am ersten Ostertag, ging diese Stadt gänzlich in Flammen auf; mehr als 100 Menschen sollen in dem glühenden Element ihren Tod gefunden haben. Allmählig erhebt sich die unglückliche Stadt aus dem Schutt.

Mannichfaltigkeiten.

Die Art und Weise, wie der Mörder des Grafen Palin in Rom entdeckt wurde, ist eine höchst merkwürdige. Ein Vagabund hatte sich in dem Gefängnisse auf Piazza di Termini mit zwei, wegen leichten Vergehen eingesperrten Soldaten zusammen befunden. Auf ihre Vorstellungen wegen seines schlechten Lebenswandels antwortete er, sie wüßten gar nicht, welche Vortheile mit einer solchen Lebensweise verbunden seyen, und fügte im Uebermuth hinzu: „So habe ich mir schon meinen Fang ausersehen, sobald ich in Freiheit seyn werde. Bei Porta Pinciana wohnt ein steinalter Antiquar, der ganz hübsche Schätze bei sich haben muß. Er haus't in dem Gartenkasino eines verlassenen Schlosses, und ihn abzufangen, muß ein Leichtes seyn; denn der Kettenhund, den sie angelegt haben, bellt eben nur. Dabei ist indeß der Alte so verflucht pfiffig, daß er mich nie hat sehen lassen, wo er sein Geld versteckt hält. Ich habe ihm oft alte Münzen zugeschleppt, aber er hat es immer so anzudrehen gewußt, daß ich sein Schatzkästchen nicht gewahr werden bin. Indessen laßt mich nur; dich krieg' ich schon!" Seit diesem Gespräch waren Monate vergangen, als plötzlich die Kunde von der grausenvollen Mordthat sich verbreitete, und 100 Skudi auf die Habhaftwerdung des Thäters ausgesetzt wurden. Der eine Soldat erinnert sich der Erzählung, begibt sich ins Gefängniß, und erfährt, daß jener Gaudieb, Domenico Fiori, schon lange entlassen und aus Rom verwiesen worden sey. Da begegnet ihm sein Kamerad, der die Erzählung im Gefängniß mit angehört, und dieser sagt ihm, Fiori sey ihm diesen Morgen erst begegnet. Sie machen Anzeige bei der Polizei, und die Beschreibung des Individuums stimmt mit der Aussage eines Knaben überein, der mehrere Tage über einen Kerl bei der Villa Malta umherschleichen gesehen. Die Polizei bot nun alles auf, seiner habhaft zu werden, und soll hiezu gegen 4000 Skudi aufgewendet haben. Endlich wurde er in Tivoli festgenommen. Man fand bei ihm einen Strumpfsocken des Grafen und ein demselben zugehöriges Taschentuch, an welchem Blutstropfen zu sehen waren.

Franz Liszt am Pianoforte, ganze Figur auf Tonplatte gedruckt, klein Folio, ein Drittel-Thaler, kündigt Meyers Kunstverlagshandlung, in Berlin, mit folgenden Worten an: „Liszt am Pianoforte ist wenigstens seine hunderttausend Thaler unter Brüdern werth, und hier für ein Drittel-Thaler zu haben. Wer kauft nicht?"

Von Dr. Bacherer, dem bekannten Publizisten, ist so eben eine Schrift über China, unter dem Titel: „Duft der Blume der Mitte" (Darmstadt bei Leske) erschienen, welche bei den jetzigen Verhältnissen Englands zu dem Mittelreich die allgemeine Aufmerksamkeit in nicht geringem Grade in Anspruch nimmt.

Der hessische Hausfreund enthält über die vom Konzertmeister Louis Schlösser componirte Oper: „Das Leben ein Traum", Text von Dr. Adolph Steppes, einen Bericht, in welchem die Schönheiten der Composition hervorgehoben, wie auch deren Unvollkommenheiten angedeutet werden. Auch in unsern Blättern ist dieses Tonwerk früher besprochen worden.

(Bamberg, 11. April.) Gestern Abends 6 Uhr wurde die Kammerjungfer bei Freifräulein v. Redwitz dahier, Wilhelmine Jahn, in das Krankenhaus gebracht, welche in Folge eines vor zwei Monaten durch eine Katze erlittenen Bisses mit der Wasserscheu befallen worden seyn soll, und heute früh um halb 3 Uhr unter den traurigsten, schauderhaftesten Erscheinungen starb.

(Vom Rhein, 8. April.) Nach dem Vorgange ähnlicher Vereine zu Langenberg, Elberfeld und Barmen, zu Bremen und zu Stade hat sich jüngst auch zu Hanau ein evangelischer Sendverein für deutsche Protestanten in Nordamerika gebildet, mit dem Zwecke, die glaubensverwandten Landsleute jenseits des Meeres mit Predigern und Schullehrern zu versorgen, woran dieselben den drückendsten Mangel leiden.

Unter allen Städten der civilisirten Welt findet die stärkste Branntweinkonsumtion unbezweifelt in St. Petersburg statt. Die Branntweinregie ist dort, wie in allen russischen Städten, verpachtet, und trägt dem Staate jährlich 7 Mill. Rubel ein. Der Pächter ist gewöhnlich ein reicher Kaufmann, der eine

Digitized by Google

kleine Armee von 2000 Mann zur Verhütung des Schmuggelhandels unterhält, und mit 1,200,000 Rubel besoldet. Der Transport des Branntweins in den Straßen und aus den Magazinen in die Schenken kostet jährlich 200,000, Stöpsel, Siegellack und Etikettes 700,000 Rubel.

(Geschichte von einer Kornähre.) Die schlesische Zeitung enthält unter dieser Ueberschrift Folgendes aus Oberschlesien: Vor mehreren Jahren ward dem Rittergutsbesitzer Herrn v. Aulock auf Kochanowitz die Hälfte der Körner einer Kornähre von außerordentlicher Länge übergeben, welche ein Kaufmann aus einer überseeische Geschäfte betreibenden Handelsstadt nach Oberschlesien gesandt hatte. Herr v. Aulock baute die Körner in der Nähe seines Schlosses mit eigner Hand an, und sah sie im Frühjahr zu mächtigen Stauden emporschießen, als sie kurz vor der Reife von einem Diebe in einer Nacht sämmtlich abgeschnitten wurden. Der Saame sollte indeß nicht verloren gehen, indem nach mehreren Jahren der Dieb dem Geistlichen in K. sein Verbrechen beichtete, und dabei zugleich 8 Metzen als Entschädigung von dem erzeugten Korn überbrachte. Herr v. A. baute diese mit der größten Sorgfalt wieder an, und erhielt davon zur ersten Ernte 14 Scheffel, und von diesen im nächsten Jahre 400 Scheffel, womit er in den Stand gesetzt wurde, die ganze Kornaussaat auf seinen bedeutenden Gütern zu bestreiten. Gegenwärtig wird diese Getreideart bereits von mehreren oberschlesischen Landwirthen mit dem besten Erfolge angebaut; die außerordentliche Größe der Stauden, bei denen mehr als 30 Sprossen nichts Ungewöhnliches sind, wird namentlich bewundert. Der Einsender versichert, daß es Herrn v. A. zum Vergnügen gereiche, jedem Landwirthe mit der größten Bereitwilligkeit, ohne irgend ein Interesse dadurch zu bezwecken, nützlich zu seyn."

Korrespondenz.

Hamburg, 11. April.

Bertha Stich ist am letzten Sonnabend als Julie in Shakespeare's »Romeo und Julie« zuerst bei uns aufgetreten, leider nicht mit einem entschieden günstigen Erfolge. Die Wahl dieser Debütrolle schien auf keinen Fall eine glückliche. Denn einestheils ist unser Publikum an Shakespeare'sche Stücke — von denen gewöhnlich alle Jubeljahr eins auf's Repertoir zu kommen pflegt — zu wenig gewöhnt und die große Masse, die mehr den Spektakelstücken und der Ohren betäubenden französischen Opernmusik nachjagt, für den Genuß Shakespeare'scher Stücke nicht hinlänglich befähigt; dazu kam, daß die Stimme des Fräul. Stich unser in akustischer Hinsicht nicht sehr vortheilhaft gebautes Haus auszufüllen nicht hinreichte und Vieles nur schwach und mangelhaft vernommen werden konnte. Endlich schien die Durchführung der Rolle selbst nicht allen Erwartungen zu entsprechen: zu viel Manier, zu viel Absichtlichkeit, zu viel sentimentale Süßigkeit für eine Julia! Doch ich enthalte mich aller weitern Bemerkungen und wünsche nur, daß die jedenfalls sehr talentvolle und tüchtige Schauspielerin in ihren folgenden Rollen sich eines glücklichern Erfolges und lauteren Beifalls zu erfreuen haben möge, wie ich ihr denselben von Herzen wünsche. Es wird fremden Künstlern in der Regel Anfangs schwer, ehe sie sich an die große Räumlichkeit unseres Hauses und überhaupt — an das hiesige Terrain gewöhnen. Räder kennt dieses und weiß es zu benutzen. Er ist der privilegirte Handwurst und Galerie-Komiker: das Haus ist gefüllt und man lacht. Wie ist es möglich, solche grobgebackene Komik in die Rolle des von Bett in »Czaar und Zimmermann« zu bringen? Wie kann man eine Rolle von A bis Z so vergreifen? Wie kann man einen alten pedantischen Dümmling wie eine gelenkige Gliederpuppe, wie einen Hampelmann sich gerirren lassen? Und daneben dann noch diese groben Pinselstriche physiognomischer Mimik, diese polternde Commandeur-Stimme und über Alles diese unbeschreibliche sichere Selbstgenügsamkeit aufgegossen. Hr. Räder ordnet jede Rolle seiner komisch-selbstgefälligen Ichheit unter; ein schlimmes Zeichen aber vom Geschmacke des Publikums, das solchen Handwurstiaden lauten Beifall klatscht. Da muß alle wahre Kunst zu Grunde gehen; unsere hiesigen Komiker Pleck, v. Lehmann und Clop sind mir dagegen unendlich viel lieber. — Fräul. Franzilla Pixis, die vielgefeierte, weilt jetzt wieder in unserer Mitte, um nach ihren Triumphen in Italien nun auch unsere Stadt und unsere — Kunstfreunde wieder in freudigen Enthusiasmus zu versetzen. Die kleine Zauberin wird, wie es heißt, zunächst als Amine in der »Nachtwandlerin« auftreten. — Die »Neuen hamburgischen Blätter« haben ihre Redaktion gewechselt; an die Stelle des Dr. Gläser, der von hier weggegangen ist nunmehr von der betreffenden Commission Dr. Dreves zum Redakteur erwählt. — Das diesmalige Osterprogramm des academischen Gymnasiums gewinnt ein besonderes Interesse durch die Abhandlung des Professor Wiebel: »die Insel Helgoland nach ihrer Größe in Vorzeit und Gegenwart. Vom Standpunkt der Geschichte und Geologie.« Dieselbe enthält größtentheils neue gründliche Forschungen mit steter Berücksichtigung der Ansichten, die frühere Schriften von Lappenberg, Wienburg, Röding u. A. in Betreff der interessanten, fortwährend vielbesuchten Insel aufgestellt haben. — Bei G. Böttcher erschien so eben: »Sendschreiben an den Hrn. Dr. J. Frankel, Oberrabbiner in Dresden, in Betreff seines im »Orient« mitgetheilten Gutachtens über das neue Gebetbuch der Tempelgemeinde zu Hamburg. Von Dr. Gotthold Salomon«, in dieser wichtigen jüdischen Zeitfrage ein Votum von gewiß nicht geringer Bedeutung.

Frankfurt a. M.

Die Messe mit ihrem Geschäftsleben und ihren Belustigungen ist nun zu Ende. Zu den letzteren waren auch die Darstellungen zu zählen, welche der Bauchredner Schreiber mit seinen zwei Söhnen gegeben und die sich lebhaften Beifalls zu erfreuen hatten. Heute, Sonntag den 17. d. M., wird er im Saale des Hofes von Holland die letzte Vorstellung geben und bei derselben mehrere neue und unterhaltende Stücke einer Kunst produziren, zu deren Meistern er mit Recht gezählt werden darf und in welcher er stets den Reiz der Abwechselung zu erhalten weiß. Bei dem vortheilhaften Renommé des Hrn. Schreiber und dem freundlichen Lokal, in welchem die genannte Vorstellung stattfinden wird, glaubt man, dem Publikum einen genußreichen Abend versprechen zu dürfen.

Auflösung der Charaden in Nro. 101.

1. Thierkreis. 2. Bildsäule.

Theater-Anzeige.

Montag, 18. April. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt): Othello, oder: der Mohr von Venedig, große Oper in 3 Abth., Musik von Rossini. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

No. 107. Montag, den 18. April 1842.

Die Schuhe.

(Von Wilh. Wagner.)

Kinderschuhe, — keine schönern
Finden wir im ganzen Leben.
Wie sie leicht und ohne Sorgen
Ueber Blumenpfade schweben,
Wie sie froh im Vaterhause
Und auf heiterm Spielplatz weilen,
Wie sie nicht nach luft'gen Träumen
In die weite Ferne eilen!
O, wie glücklich, wer sie trägt,
Wer noch nicht noch morgen frägt!

Wanderschuhe, — manchen Hügel
Habt ihr schon zu übersteigen;
Doch ist eure Wand'rung einem
Siegeszuge zu vergleichen.
Stolze Lebensideale,
Muth und Hoffnung pilgern mit;
Alles Große, alles Schöne
Folget eurem Flügelschritt.
In der schönen Jugendzeit
Ist das Herz noch frisch und weit.

Tanz- und Brautschuh, — sel'ge Stunden,
Wo noch Rosen auf den Wangen,
Wo noch keine bitt're Täuschung
Das beglückte Herz umfangen,
Wo die Liebesgötter segnend
Aus den Höhen niederschweben
Und der Myrthe zarte Blüthen
Durch die blonden Locken weben!
Einmal grünet nur der Mai
Erster Liebe Schwärmerei.

Hausschuh' endlich und Pantoffel
Mahnen an des Lebens Plage,
An das Regiment der Frauen,
An die arbeitsschweren Tage,
Aber auch an stille Freuden
In dem häuslichen Asyle,
Und an Abendruh' und Frieden
Nach des Tages buntem Spiele.
Auch im Alter füllt die Brust
Sich mit stillen Glückes Lust.

Ob wir nun auf großem Fuße,
Oder ob auf kleinem leben,
Ob ein spärlich Mahl wir halten,
Ob wir Ball und Feste geben,
Ob wir in dem eig'nen Hause,
Oder ob in fremdem wohnen,
Ob mit Huld'gung uns die Menschen,
Oder ob mit Undank lohnen,
Jeder, scheint er auch beglückt,
Weiß doch, wo der Schuh ihn drückt.

Peter der Grausame.

Von Alexander Dumas, aus dem Musée français.

(Fortsetzung.)

„Diese vornehmen Herren sind müde," sagte Juana, die sehr ungerne sah, daß sich ihr Mann in eine solche Verhandlung einließ, „und sie legen sich lieber schlafen, als daß sie alle Deine Thorheiten anhören."

„Du hast Recht, Frau," antwortete Pasquale, „die Herren werden mich entschuldigen; allein wenn man mich zufällig auf diesen Gegenstand bringt, muß ich alles sagen, was ich denke."

„Und da Ihr mir wahrscheinlich doch nicht alles gesagt habt, mein braver Mann," fügte Don Pedro hinzu, „so werden wir diese Unterhaltung später wieder aufgreifen, das verspreche ich Euch."

„Nehmt Euch in Acht, gnädiger Herr," sagte Pasquale, „denn dadurch macht Ihr Euch anheischig, meine arme Hütte wieder zu besuchen."

„Was ich mit Vergnügen thun werde, wenn Dein Bette so gut, als Dein Abendessen ist. Gute Nacht, lieber Wirth."

„Gott behüte Euch, Herr Ritter."

Digitized by Google

Manuel und Juana mit dem Kopfe zunickend und mit der Hand winkend, trat der König mit Ferrand de Castro in das anstoßende Zimmer.

Kaum waren sie allein, so begann Juana wieder ihre Vorwürfe.

„Du kannst Dich eines schönen Werks rühmen, Pasquale," sagte sie, die Arme kreuzend, und ihm in's Gesicht schauend. „Was sagtest Du dazu, wenn diese Herren Deine Unterhaltung dem König berichteten? Ich bitte Dich darum, giebt es eine größere Narrheit, als mit Hofleuten über den König, die Obrigkeit und alle Großen von Sevilla zu sprechen, wie Du es gethan hast? Was geht es Dich denn an, ich bitte Dich, daß der König seine Frau verstößt, seinen Bruder umbringt und mit einer Buhlerin lebt? Was thut es Dir, wenn man Nachts in den Straßen von Sevilla mordet, da doch Du in Sicherheit bist; und woher rührt denn Dein Mitleiden für diejenigen, die einfältig genug sind, sich ihre Kassen stehlen zu lassen? Ach mein Gott! bekümmere Dich um Deine Kühe und Deine Ernten, die unter Deiner Aufsicht so wunderbar gedeihen; doch mache Dir nichts mit Staatsangelegenheiten zu schaffen, die Du nicht verstehst."

„Aber liebe Frau," sagte endlich Pasquale, als er bei der Fluth von Worten, die ihn überschwemmte, nicht zum Reden kommen konnte, „habe ich denn etwas Anderes als die Wahrheit gesagt?"

„Die Wahrheit, die Wahrheit; Du glaubst alles gesagt zu haben, wenn Du diesem Worte entsprochen hast! Ja, Du hast die Wahrheit gesagt; allein Du hast mehr gesagt, als Dich angeht, darin liegt der Fehler. Du denkst, es genüge, ehrlich zu seyn, seine Schulden zu bezahlen, in die Messe zu gehen, den Hut vor aller Welt abzunehmen, und mit diesem könne man alles sagen, was einem durch den Kopf gehe! Wohlan denn! Gebe Gott, daß Du nicht auf eigene Kosten wahrnehmest, wie theuer es zu stehen kömmt."

„Alles, was von Gott kömmt, müssen wir gelassen annehmen, Frau," sagte Pasquale, Juana umarmend. Denn wie alle starken Charaktere, war er äußerst sanft, räumte bei solchen Gelegenheiten das Schlachtfeld und zog sich in das Zimmer zurück. Die gute Juana blieb einen Augenblick brummend im Speisezimmer, da aber nur Manuel dort zurückgeblieben war, und sie wohl wußte, daß, hinsichtlich der Strenge, der Sohn für den Vater enthusiastisch eingenommen war, wagte sie es nicht, den Streit mit ihm fortzusetzen, sondern verfügte sich wieder zu Pasquale. Manuel aber setzte sich, als er allein war, an den Tisch, den Gäste und Eltern verlassen hatten, aß nur von einer Platte, trank nur Wasser, und legte sich nach diesem ländlichen Mahle auf eine Bärendecke, die er vor dem Zimmer seiner Gäste ausbreitete, und auf welcher er sanft zu schlafen schien.

Mit Anbruch des folgenden Tages nahmen Don Pedro und der Graf Ferrand de Castro von Juan Pasquale Abschied, indem sie ihm versprachen, in wenigen Tagen von sich hören zu lassen.

2.

Kaum waren acht Tage seit den so eben erzählten Ereignissen verflossen, als ein Bote an Juan Pasquals Thüre klopfte, der sich rühmte, der Ueberbringer von sehr wichtigen Nachrichten zu seyn. Der würdige Pächter war abwesend, allein Juana nahm deswegen dennoch den Reisenden auf, und da sie dringend zu wissen wünschte, was ihn herführte, und jener keinen Beweggrund hatte, ihr dieses zu verheimlichen, erfuhr sie bald, daß ihr Mann auf Befehl des Königs in den Alcazar von Sevilla beschieden sey. Diese Nachricht, die ihre Vorhersagungen verwirklichte, regte die gute Frau so sehr auf, daß der Unbekannte genöthigt war, sie zu beruhigen, indem er ihr versicherte, daß, wenn er nach dem Gesichte und der Stimme urtheile, die Don Pedro gezeigt, als er ihm den Befehl ertheilt, ihren Mann zu holen, er versichern zu können glaube, daß derselbe keine Gefahr laufe. Ungeachtet dieser Widerlegung war Juana aber doch noch keineswegs beruhigt, als Pasquale mit seinem Sohne heimkehrte.

Der Pächter empfing die Nachricht, die seine Frau so sehr bestürzt hatte, mit seiner ihm eigenthümlichen Heiterkeit, er hörte mit der Ruhe eines Menschen, der sich keine Vorwürfe zu machen hat, auf das, was ihm der Bote ausrichtete, und bat ihn, als das Mittagessen aufgetragen wurde, sich mit ihm zu Tische zu setzen, indem er ihn ersuchte, nur so lange zu warten, bis er sein Mahl eingenommen und seine Kleider gewechselt hätte.

Pasquale aß wie gewöhnlich, doch Juana konnte nicht essen, ja selbst Manuel, so sehr er sich auch bestrebte, seinem Vater gleich zu kommen, vermochte nicht so viele Gewalt über sich zu gewinnen, daß er nicht einige Unruhe verrieth. Nach geendigtem Mahle ging Pasquale in sein Zimmer, und kehrte einen Augenblick nachher, mit seinen schönsten Kleidern geschmückt, zurück; er war zum Weggehen bereit.

Dieser Moment war schrecklich; Juana brach in Thränen aus; rief, sie wolle ihm folgen; man lasse ihn nur holen, um ihn umzubringen, und bei einer solchen Gelegenheit dürfe sie sich nicht von ihm trennen. Nicht ohne Mühe kam Pasquale so weit, ihr begreiflich zu machen, daß dieses unmöglich sey. Nun warf sie sich auf einen Stuhl, rang die Hände und schrie entsetzlich. Pasquale wußte, daß dieser Paroxismus das Ende dieser Krisis herbeiführte; er kehrte daher zu Manuel zurück, der auf den Knieen lag.

Pasquale empfahl ihm drei Dinge, es möge sich ereignen, was da wolle; diese waren: Gott zu lieben, dem König zu gehorchen, und seine Mutter niemals zu verlassen; dann gab er ihm seinen Segen, den er erwartete, und Juana in seine Arme legend, ging er mit dem Boten hinweg.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderung durch das Arve- und Chamouny-Thal und Besteigung des Col de Balme und des großen St. Bernhard.

(Fortsetzung.)

Ich besuchte St. Gervais nicht, sondern wandte mich links nach Servoz, auf welchem Wege ich bald an eine über die Arve gehende Brücke kam, die ich überschritt, und, vom Fahrweg abgehend, schlug ich gleich hinter der Brücke einen Fußweg rechts ein, der mir ein näherer zu seyn schien. Aber wie unklug es ist, in unbekannten, zumal unwirthbaren Gegenden sich vom Hauptweg zu entfernen, und auf weniger gangbaren Pfaden einen nähern Weg zu suchen, erfuhr ich auf eine ziemlich unsanft mich berührende Weise. Den eingeschlagenen Pfad

Digitized by Google

verfolgend, kam ich in dünnes und dann dickeres Gebüsch; der Pfad verlor sich zuweilen und endlich ganz; ich folge andern Wegen: der eine führt in undurchdringliches Gesträuch, der andere an die wild-tosende Arve, ein dritter bringt mich nach einer schrecklichen Wüstenei, die ich aber bald zu durchschreiten hoffte, und deßhalb den Entschluß faßte, durchzubrechen. Eine Menge von dem hohen Bergrücken auf dem andern, dem linken, Ufer der Arve losgerissener Felsblöcke von ungeheurer Größe lagen theils in dem Fluß und machten die schäumenden Wogen sich brechen, theils waren sie auf das diesseitige Ufer hingerollt und hatten sich hier übereinander aufgeschichtet. Nun mußte ich wie eine Gemse von Fels zu Fels springen, oder wo sie zu weit von einander lagen, hinab und wieder hinauf klettern, bei welcher Motion mir mein Tornister nicht wenig lästig wurde. Zwischen und auf den Felsstücken waren Sträucher aufgewachsen, die öfters, wenn ich mich an ihnen hinaufziehen wollte, brachen, weil sie nicht fest eingewurzelt waren, und ich fiel wieder zurück. In der Hoffnung, einen besseren Weg zu finden, arbeitete ich mich hinunter bis zur Arve, aber hier kam ich fast noch übler an, weil das Ersteigen der Felsen ungleich schwieriger war. Was war nun zu thun? Zurückgehen wollte ich nicht, weil ich auch auf diesem Weg schon überstandene Schwierigkeiten abermals zu überwinden gehabt hätte; vor mir hatte ich einen fast senkrecht abfallenden Berg, links steile, mehr als 200 Fuß hohe Felsenwände, rechts die Arve, und dahinter den 5200 Fuß hohen Forclas, und zwischen diesem und einem andern Berg lugte die Aiguille oder der Dome degouté (zu dem Mont-Blanc gehörig) herüber. Zurück oder Vorwärts mußte mein Losungswort seyn, und ich wählte das letztere. Nach wiederholter Anstrengung gelang es mir, die letzten Steinblöcke zu erreichen, und ich war herzlich froh, so mit heiler Haut davon gekommen zu seyn, und daß ich nichts weiter als meine zerbrochene Uhr, die durch das Hin- und Herwerfen wieder die Felsen zerdrückt wurde, zu beklagen hatte. Die Ersteigung des zwar nicht hohen, aber außerordentlich jähen Berges, auf dem ich zu meiner großen Freude das mit Blech belegte Dach eines Kirchthurmes erblickte, kostete mich auch noch Strapatzen, indem die Erde öfters unter meinen Füßen wich und ich wieder mehr zurücksank, als ich aufwärts gestiegen war. Endlich wurde auch diese Mühe überstanden, und ein Fußweg brachte mich bald zu dem armen Dörfchen Chour, von wo ich in $^1/_2$ Stunde nach Servoz und Bouget kam.

Nahe bei letzterem Ort, nicht weit von der Straße, nach dem Buet hin, steht man das einfache Monument des unglücklichen Eschen. Dieser hoffnungsvolle, mit den schönsten Eigenschaften begabte junge Deutsche aus Eutin im Oldenburgischen wurde 1777 geboren. Nachdem er in Jena seine Studien beendigt hatte, ging er nach Bern. 1800 machte er eine Reise nach Genf und von da ins Chamouny-Thal, wo er bei der Besteigung des Buet seinen Tod fand. Benzenberg theilt uns darüber folgende Details mit, die gewiß Niemand ohne Rührung und Theilnahme lesen wird: Eschen kommt von Genf und trifft unterwegs einen Mann, der sich erbietet, ihn auf den Buet zu führen, dessen Spitze 9840 Fuß über dem Meere ist. Der Führer aber kannte den rechten Weg nicht, welcher weder gefährlich noch unbequem ist, und führte Eschen von der unrechten Seite hinauf. Eschen geht über die Gletscher und verschwindet. Eine dünne Schneebrücke, über die er ging, brach durch, und er fiel in einen Eisschlund von 100 Fuß Tiefe. Sein Reisegefährte Simschen lief nach Servoz, welches ungefähr 6 Stunden entfernt ist, um Hülfe zu suchen, da sie keine Stricke bei sich hatten. In der folgenden Nacht gingen vier Führer von Servoz nach dem Buet, und ließen sich an Stricken in die Eisspalte hinunter. Sie fanden den unglücklichen Eschen in der Eisspalte eingeklemmt, mit den Händen über dem Kopf und ganz erfroren. Er war ohne Verletzung gewesen, er hatte sich in der Verzweiflung der Todesangst die Nägel von den Fingern gekratzt, aber aus diesem Eisgrabe war keine Erlösung. Ein Denkstein deckt seine Gebeine. Die Inschrift auf diesem Stein lautet zu deutsch:

Dem Andenken
Friedrich August Eschen's,
Naturalist, Gelehrter, Dichter.
Geboren 1777 zu Eutin,
Kreis des untern Sachsens;
Verschlungen von einem Eisschlund
Des Buetgletschers,
Den 6. August 1800.
Herausgezogen aus dem Abgrund von Joh. Devillaz
J. Claude und — — — nord, seinen 2 Söhnen und Joh. Ottl.
Begraben an diesen Ort durch die Sorgfalt
des Präfecten — — M. Heymar.
Das Monument wurde errichtet
den 7. September 1801,
unter der Herrschaft
von
Bonaparte, Cambaceres, Le Brun,
Consuls der französischen Republik.

Die französische Regierung
Ehrt die Wissenschaften und die
Künste,
Beschützt die Gelehrten und die Künstler,
Nimmt mit Gastfreundschaft
die Fremden
aller Nationen auf,
welche den Boden der Republik besuchen.

Reisende,
Ein kluger und kräftiger Führer
ist euch nöthig.
Entfernt euch nicht von ihm,
Gehorchet
dem Rathe der Erfahrung.
Mit Vorsicht und Geistesgegenwart,
gemischt mit Furcht und Ehrfurcht,
muß man die Oerter besuchen,
welche die Natur bezeichnet hat
mit dem Siegel ihrer Majestät und ihrer
Macht.

Hinter der Pont Pelissier, $^1/_2$ Stunde von Servoz, wird das Thal schauerlich-wild, der Weg führt durch Waldung und steigt fast immer bergan; zu seiner Linken hat man einen schroff ansteigenden Berg, und an dessen Fuß eine enge, tiefe Schlucht. Man kommt nach les Ouches, wo man den Mont-Blanc, die Aiguille und den Dome degouté vor sich hat. Hier nimmt das berühmte Chamouny-Thal seinen Anfang und erstreckt sich vier Stunden lang bis zum Col de Balme. Vor dem Jahr 1741 wurden die Bewohner dieses Thals für Banditen gehalten, und Reisende wagten sich nicht unbewaffnet unter sie. In jenem Jahre bereisten die Engländer Windham und Po-

locke das Thal, von welcher Zeit an es bekannter wurde. Uebrigens stehen die jetzigen Chamounyarden in Hinsicht der Bildung und der Ehrlichkeit auf einer den Verhältnissen, in denen sie leben, mehr als angemessenen Stufe. Berühmt ist der weiße Bienhonig des Chamouny-Thals.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Mainz, 13. April.) Durch die fortwährenden Arbeiten bei'm Umbau der Klubbisten-, der Mariaborner- und der Hechtsheimer-Schanzen werden, namentlich bei der ersten, immer mehr beachtungswerthe Alterthums-Ueberreste zu Tag gefördert. So wurde am Samstag, den 9. d. M., ein zweiter Steinsarg, 57 Schritte südöstlich von dem Fundorte des erstgefundenen, ausgegraben. Er war kleiner, aber sorgfältiger gearbeitet, als der erste, welcher das Gerippe eines Galliers enthielt. In dem letzten befand sich das eines jungen Germanen, dessen Gesicht gegen Nordost (also ganz im umgekehrten Sinne, wie das des Galliers) gerichtet war. Der Schädel war so gut erhalten, daß man die 32 Zähne noch vollständig fand. Leider wurde er am Sonntag Nachmittag durch unberufene Leute zerbröckelt. — Näher dem Blockhause in der Klubbisten-Schanze, im neuen Außengraben, wurden zwei Grabsteine ausgegraben. Der eine ist trefflich erhalten, der andere ist oben zertrümmert.

Die Kassel'sche Zeitung vom 15. d. enthält eine Aufforderung an die Vorstände der dortigen Gesangvereine, und besonders an Hrn. Kapellmeister Dr. Spohr, zum Besten der Mozartstiftung ein Conzert zu veranstalten. Mannheim und Darmstadt haben Aehnliches bereits bewirkt; Kassel wird folgen, und so dürfte allmählig die bei Entwerfung der Statuten jener schönen deutschen Stiftung ausgesprochene Hoffnung in Erfüllung gehen, daß sämmtliche deutsche Volksstämme Steine zu diesem großartigen Tempel deutschen Kunstsinnes und deutscher Dankbarkeit beitragen werden.

Korrespondenz.

Vom Rhein.

Von Novellisten und dramatischen Dichtern hört man nicht selten die Klage, es seyen die Charaktere so abgenutzt und alle schon so oft da gewesen, daß man für neue Erzählungen und Dramen täglich mehr in Verlegenheit kommt. Diese Klage ist unbegründet und wenn jene Herren nur besser um sich schauen und die Menschen besser beobachten wollten, so würden sie noch manche originelle Figur auffinden. — Eine solche lebte unlängst in einem kleinen Städtchen am Rhein und an die Betrachtungen derselben lassen sich nützliche Lehren knüpfen. Es mögen einige Züge dieses eben nicht liebenswürdigen Portraits hier Raum finden. — Während eines Zeitraums von mehr als 20 Jahren lebte in besagtem Rheinstädtchen ein Junggeselle, dem es gelungen ist, den größten Theil der Einwohnerschaft fast despotisch zu beherrschen, während ihn doch Alle haßten oder verachteten. — Obwohl er Jeden beleidigte oder belästigte, so wagte es doch Keiner, ihn zur Bescheidenheit zurück zu führen, oder zurecht zu weisen, und obwohl sein Lebenswandel ein unmoralischer war, so fiel er doch bei keiner Dame in offenkundige Ungnade. Die delikatesten Familiengeheimnisse, die er durch Dienstboten und auf andere Weise zu erfahren wußte, plauderte er rücksichtslos aus, wurde aber nie dafür zur Rechenschaft gezogen. Er dichtete sinnlose Pasquillen und las sie mit lächerlicher Selbstbewunderung Mehreren vor, welche sie aus Schonung für ihn verschwiegen. Aller Bildung und Kenntnisse entbehrend, sogar unfähig, eine Zeile orthographisch richtig zu schreiben, disputirte er über jede Sache absprechend, ohne daß ihm je die Absurdität seiner Behauptungen vorgehalten wurde. Er suchte seine Verwandten und Freunde lächerlich zu machen, ohne dadurch deren wenigstens scheinbare Freundschaft sich zu verscherzen. Er entzweite sich gerne mit ihnen und suchte sie wieder auf, wenn er ihrer bedurfte. Er verstand es, sich bei hochstehenden Personen und Beamten in Gunst zu setzen, während er bei Leuten aus dem Bürgerstande den Demagogen und Ultra-Liberalen spielte. — Undankbarkeit gegen seine Wohlthäter gehörte endlich auch noch zu seinen schönen Eigenschaften, von welchen wir hier nur einige angedeutet haben. Warum wurde dieser Mann von Allen geschont, und warum trat ihm Keiner offen entgegen? Weil man seine Unverschämtheit und seine böse Zunge fürchtete und weil Niemand mit ihm und seinen Intriguen in offene Fehde gerathen wollte. Diese Charakteristik ist lehrreich, indem man daraus ersieht, daß auch schlechte Eigenschaften ihrem Besitzer oft ein gewisses Ansehen begründen können, und weil es leider so wenig Menschen gibt, welche den Muth haben, für Recht und Wahrheit in die Schranken zu treten, da sie fürchten, es könne ihnen daraus irgend ein Nachtheil erwachsen.

Mannheim, 12. April.

Zu einer Zeit, wo leider nur zu häufig Interesse und Egoismus die Hauptmotive unserer Handlungen sind und die erhabenern Gefühle in den Hintergrund verdrängen, ist es für den Menschenfreund eine erfreuliche Erscheinung, wenn die höchstgestellten Personen einer Stadt sich vereinigen, um durch ihre Talente der leidenden Menschheit eine Erleichterung zu verschaffen. Es besteht allhier schon seit mehreren Jahren eine Kleinkinderschule, wo Kinder armer Eltern erzogen und unterrichtet werden. Aus einem Vereine von Damen gebildet, haben sie an ihrer Spitze als Protectorin die durch Anmuth und Wohlthätigkeitssinn allgemein verehrte Prinzessin Marie. Die Mitglieder dieses Vereins hatten bis jetzt durch milde Spenden die nöthigen Mittel zur Existenz dieser armen Kinder beigetragen und Thränen des Dankes und der Rührung wurden ihnen schon häufig von den unglücklichen Eltern zu Theil. Vor ungefähr zehn Tagen kam die edelmüthige Frau Gräfin Oberndorf auf die Idee, zum Besten dieser Anstalt ein Dilettanten-Konzert zu veranstalten, an welchem die Töchter aller Klassen Theil nehmen konnten. Kaum war dieser Wunsch geäußert, als sich unter dem Vorsitz dieser edlen Dame ein Comité bildete, welches in Zeit von acht Tagen ein Konzert veranstaltete, das sowohl des Zweckes als der Neuheit wegen allgemeinen Anklang fand und den strengsten Musikkenner nicht unbefriedigt ließ. Am 9. April, Abends 7 Uhr, war die Aufführung im hiesigen großen Konzertsaale, dessen Räume alsbald angefüllt waren. Die Solopartieen wurden von Hrn. Grafen Hennin, Hrn. Sachs, Fräulein v. Leoprechting, Fräul. Nicolay, Fräul. Scipio, Gräfin Waldner, Gräfin Ingelheim, Gräfin Oberndorf, Fräul. van der Hoeven und Fräul. Mitchell vorgetragen und mit großem Beifalle aufgenommen. Möge die Zierde unserer Dilettanten uns jedes Jahr mit einem ähnlichen Konzerte erfreuen und auf diese Weise den unglücklichen Kindern ein bleibendes Denkmal ihres Edelmuths stiften. C. H.

Theater-Anzeige.

Montag, 18. April. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt): Othello, oder: der Mohr von Venedig, große Oper in 3 Abth., Musik von Rossini. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 108. Dienstag, den 19. April 1842.

Peter der Grausame.

Von Alexander Dumas, aus dem Musée français.

(Fortsetzung.)

Zwei Pferde warteten ihrer; der Bote bestieg das eine, Pasquale das andere; und da es zwei vortreffliche andalusische Renner waren, hatten sie Sevilla in zwei Stunden erreicht.

Ein Offizier harrte ihrer am Stadtthore. Der Bote übergab diesem Pasquale, und nun verfügten sich beide in den Alcazar. In seinem Innern war der Gebirgsbewohner nicht ohne Sorgen, als er die geheimnißvolle Wendung sah, die diese Angelegenheit nahm; doch fest überzeugt, nichts Schlimmes gethan zu haben, behielt er seine ihm eigenthümliche ernste und ruhige Haltung. Der Offizier führte ihn, ohne ihm bis jetzt auch nur ein einziges Wort gesagt zu haben, in ein prächtiges Gemach, wo er ihn bat, zu warten; dann zog er sich zurück, ihn allein lassend. Kurze Zeit darauf öffnete sich eine verborgene Thüre, und Pasquale sah einen seiner Gäste erscheinen: es war der junge Mann mit den blonden Haaren.

„Juan Pasquale," sagte er in ernstem, doch wohlwollendem Tone zu ihm, „Ihr erinnert Euch, daß ich Euch versprach, als ich von Euch Abschied nahm, daß wir uns bald wieder sehen würden."

„Ich erinnere mich dessen," antwortete Pasquale.

„Entsinnt Ihr Euch auch der Unterhaltung, die wir während des Abendessens hatten, und wie Ihr mir die Wahrheit sagtet über die Art und Weise der Polizei in Sevilla?"

„Auch dessen entsinne ich mich," antwortete Juan Pasquale.

„Erinnert Ihr Euch auch noch dessen, was Ihr sagtet von der Verbannung Blanca's; von dem Tode des Großmeisters von Sanct Jago, und der Macht der Maria Padilla?"

„Es ist mir noch alles im Andenken, was ich gesagt habe, gnädigster Herr."

„Nun wohl denn! Der König ist von unserer Unterhaltung unterrichtet."

„Das thut mir leid, gnädigster Herr."

„Warum?"

„Weil ich nun, wenn ich künftig wieder gastfrei seyn sollte, gezwungen bin, meiner Freimüthigkeit Zwang aufzulegen, indem die Kavaliere, die ich empfangen, mein Vertrauen mit Verrath lohnten."

„Du hast Recht," antwortete der Unbekannte, „und es wäre niederträchtig, wenn sich die Sachen so zugetragen hätten; doch sie verhalten sich nicht so."

„Nun, so erwarte ich, gnädigster Herr, daß Ihr mich würdigt, mir dieses Räthsel zu erklären."

„Die Erklärung ist sehr leicht, einer von Euren Gästen war Don Pedro selbst."

„Wenn einer von beiden Don Pedro war," antwortete Pasquale, das Knie beugend, „so war es Sire, Eure Hoheit."

„Woher weißt Du das?"

„Da sich nur ein Bette in Eurem Zimmer befand, war es doch ganz natürlich, daß meine beiden Gäste zusammen schliefen, oder sich doch wenigstens der Aelteste des Bettes bediente. Als ich jedoch in das Zimmer trat, lag der Jüngere im Bette, und der Aeltere schlief auf einem Stuhle. Von diesem Augenblicke an war es mir nicht mehr zweifelhaft, daß Ihr ein sehr vornehmer Herr seyd; doch war ich weit entfernt, den König selbst in Euch zu vermuthen."

„Das gefällt mir," sagte Don Pedro, „daß Du das beobachtetest. Wohlan denn! Da Du nun weißt, daß ich der König von Castilien bin, Don Pedro der Grausame, wie man mich nennt, fürchtest Du Dich nicht, Dich mir gegenüber zu finden?"

„Ich fürchte nichts auf der Welt, gnädigster Herr, als Gott zu beleidigen, oder meinen König zu verrathen, indem ich ihm die Wahrheit verhehle."

„Du bestehst also auf der Meinung, die Du neulich offenbartest?"

„Ja, Sire."

„Weißt Du auch, wessen Du Dich aussetzest, wenn das, was man von mir berichtet, keine Lüge ist?"

„Ich weiß es."

„Und behauptest Du noch immer, daß, wenn es auch unmöglich ist, einem Verbrechen zuvor zu kommen, es doch immer möglich ist, dasselbe zu bestrafen?"

„Ja, Sire, ich bin dessen überzeugt."

„Und wenn es nicht so wäre, was wäre dann die Ursache davon?"

„Die Verdorbenheit der Behörden."

„Bei Sankt-Jago," erwiederte der König, „Du bist ein kühner Reformator; und wahrscheinlich ging alles anders, wenn zum Beispiel Du Primen assistente wärest."

„Obgleich das nur eine ungewöhnliche Voraussetzung ist,

Digitized by Google

so will ich Euer Hoheit doch durchaus nicht in Abrede stellen, daß ich es glaube."

„Und Du würdest Deinem Amte mit unbeugsamer Strenge vorstehen?"

„Ja, Sire."

„Auch wenn Du Gefahr liefest, Dir die Grands zu Feinden zu machen?"

„Warum sollte ich ihren Haß fürchten, da ich ihrer Freundschaft nicht bedarf?"

„Wenn sich jedoch selbst der König bloßstellen würde, würdest Du dann nicht vor einer gerichtlichen Untersuchung zurückschaudern?"

„Zuerst kömmt Gott," sagte Pakquale, „nach Gott das Gesetz, und nach dem Gesetz der König."

(Fortsetzung folgt.)

Wanderung durch das Arve- und Chamouny-Thal und Besteigung des Col de Balme und des großen St. Bernhard.

(Fortsetzung.)

Die Gletscher erstrecken sich bei les Ouches beinahe bis auf die Straße herab, doch werden diese von Reisenden nicht so häufig besucht als der schöne Bossongletscher, eine Stunde von les Ouches, den man von dem Dörfchen Bosson in $^1/_4$ Stunde erreicht. Ich wollte ihn ohne Führer besuchen, da, wie man mir sagte, bei einiger Vorsicht keine Gefahr vorhanden sey. Aber kaum hatte ich einen Jungen, der sich mir als Führer anbot, abgewiesen, als auch schon ein zweiter kam, der mich für „seulement quelques batz" auf dem ganzen Gletscher herumführen wollte, und ungeachtet meiner Versicherung, daß ich keines Führers bedürfe, nicht von meiner Seite wich. An dem Gletscher angekommen, erschien noch ein Dritter, der mir seine Dienste anbot, und mir fast mit Gewalt seine Crampons (Eisschuhe) anschnallte, deren Zweckmäßigkeit ich aber bald anerkennen mußte. Da ich sah, daß hier Widerstand vergeblich sey, so ergab ich mich auf Discretion, und überließ mich nun ganz meinen beiden Führern. Der Eine hieb mit einem Beil an steilen Stellen Fußtritte in das Eis (wobei er übrigens mehr auf eine gute Bezahlung speculirte, als daß er bedacht war, mir meinen Weg bequemer zu machen), während der Andere mich auf die Merkwürdigkeiten des Gletschers und des Chamouny-Thals aufmerksam machte. Der Bosson-Gletscher, von dem sich Eismassen bis zum Mont-Blanc hinaufziehen, ist, obgleich klein, doch wohl der schönste in dem ganzen an Gletschern so reichen Thal; die prächtigen Eis-Pyramiden finden sich nirgends so vollkommen als hier.

Ueber die Spalten, von denen mehrere eine bedeutende Tiefe haben mögen, und Bäche hinweg gingen wir nun auf der andern Seite den Gletscher wieder hinab durch einen Tannenwald, wo mir mein Führer (der Andere hatte mich verlassen) ein von dem Berg vor etwa 7 Jahren losgerissenes ungeheueres Felsstück zeigte, das auf seinem Weg eine Menge Bäume entwurzelt und zermalmt hatte. In einzeln stehenden Backhäusern sah ich ziemliche Vorräthe von aus Hafer gebackenem Brod; ich versuchte es, fand es aber für mich ungenießbar; den armen Chamounyarden mundet es, sagte mein Führer, der mich jetzt verließ, ganz gut. In $^1/_2$ Stunde hat man Chamouny erreicht. Es ist ein schöner Ort mit einigen neuen, großartigen Hotels, wie l'Union, l'Hotel de Londres; ich nahm mein Absteigquartier im Thurm (Hotel de la Tour) und habe Ursache, mit der Bewirthung und Behandlung zufrieden zu seyn. Zu meiner großen Freude traf ich hier einen jungen Preußen aus Berlin, der schon den Tag vorher angekommen und eben von einer Excursion auf den Mont-Brevent (7840 Fuß hoch), an dessen Fuß Chamouny liegt, zurückgekehrt war. Er konnte nicht müde werden, mir von der wunderschönen Aussicht, die er auf diesem Berg genossen, und von den lebensgefährlichen Abenteuern, die er bei der Ersteigung des sehr steilen Berges, wozu er fünf Stunden nöthig gehabt, bestanden, zu erzählen. Ich verlebte mit meinem Landsmanne einige vergnügte Stunden, und wir beschlossen, des andern Morgens nach dem zwei Stunden von Chamouny entfernten Mont en Vert zu gehen, und von da das Mer de glace (Eismeer) zu besuchen.

Ganz besonders muß ich des bezaubernden Anblicks des Vollmondes in dieser wilden Alpenwelt erwähnen, dessen wir uns des Abends erfreuten. Er beleuchtete die nahe Mont-Blanc-Kette, deren weißes Gewand den romantischen Zauber erhöhte, und auf der andern Seite des Thales den Mont-Brevent und die Aiguilles Rouges (8660 Fuß hoch).

Früh am andern Tag brachen wir auf und erreichten in $1^1/_4$ Stunde auf einem sehr steilen Pfad die Fontaine Caillet, und nach einer weitern Stunde, in Begleitung zweier Engländer und ihrer beiden Führer, die sich zu uns gesellten, das Wirthshaus auf dem Mont en Vert, das 5730 Fuß über dem Meere liegt und nur im Sommer bewohnt wird. Der Mont en Vert ist ein Stück Weideland. An den Abhängen des gegenüberliegenden Mont de Dru fand Hr. von Saussure 1760 einen alten Hirten mit seinen Heerden. Er hatte ein wildes Ansehen, war in Schaffelle gekleidet und trug einen langen Bart. Auch noch jetzt weiden hier den ganzen Sommer hindurch Kühe. Der Gipfel des Mont de Dru ist eine spitze, prächtige Pyramide. Von dem Wirthshaus aus übersieht man einen großen Theil des berühmten Eismeers, eines Gletschers der Mont-Blanc-Kette, dessen unterer Theil, Glacier de Bois genannt, weit hinabstarrt in das Thal bis auf fette Weiden, und sich weiter oben um die Aiguille de Dru herumzieht. Nach Norden und Nordwesten erblickt man den Mont-Brevent und die Aiguilles Rouges. Die Oberfläche des 4 Stunden langen und $^1/_4$ – $^1/_2$ Stunde breiten Eismeers ist durchaus uneben und gleicht den vom Sturm aufgeregten und plötzlich erstarrten Wellen eines Sees, daher der Name. Ohne klugen Führer betrete man das Eismeer nicht, überhaupt keinen Gletscher, und auch alsdann folge man ihm nur mit der größten Vorsicht, besonders bei dem Ueberschreiten der Spalten. Hier öffnen sich gähnende Eisspalten von unermeßlicher Tiefe, in denen das schönste Blau schimmert; dort thürmen sich hohe Eismassen, zum Theil von der sonderbarsten Gestalt auf; hier stürzen Bäche, Cascaden ähnlich, rauschend in Eisschluchten hinab und entströmen dem Gletscher an dessen unterem abschüssigen Ende, öfters einem Flusse seinen Ursprung gebend. Hierin liegt der Hauptgrund von der kräftigen Natur der Alpengräser, indem diese gerade zu der Jahreszeit, wo die glühende Sonnenhitze sie verdorren könnte, durch das herabrieselnde Wasser im frischen Grün erhalten werden.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gefängniß-Literatur.

Nun, nachdem Se. Majestät der König von Preußen, besonders durch seine Besichtigung des von Crawford und Jebb nach pennsylvanischem Plane erbauten Mustergefängnisses zu London veranlaßt, am 13. März d. J. auch für seine Staaten den Bau von vier Strafanstalten, zu sieben Achttheilen nach dem Prinzip andauernder Vereinzelung, verordnet hat, dürfte es vielleicht von besonderem Interesse seyn, zu lesen, wie einer der ersten preußischen Criminalisten, Hitzig, das Werk des Kronprinzen von Schweden über Strafe und Straf-Anstalten in der preußischen Staatszeitung beurtheilt hat:

Seit einigen Decennien ist mannigfach die Rede von „Gefängniß-Verbesserung." Es lastet auf diesem Begriffe eine, in unserer Alles kritisirenden und Weniges nur gründlich zu erforschen geneigten Zeit, sehr häufige Ungunst; die nämlich, daß sonst ganz verständige Leute sich etwas ganz Anderes dabei denken, als was wirklich darunter zu verstehen ist. Man bildet sich nämlich ein, ein falscher Philanthropismus gehe darauf aus, den Gefangenen in den Straf-Anstalten ihre Lage während der Detention so behaglich zu machen, daß die Strafe aufhören würde, Strafe, vielmehr beginnen, eine Annehmlichkeit zu werden, im Vergleich mit den Verhältnissen, in welchen sich der gemeine Mann, der genöthigt ist, sich durch schwere Arbeit seinen Lebensunterhalt zu verschaffen, in der Regel befindet. Es gehört in der That kein hoher Grad von Weisheit dazu, um einzusehen, daß ein derartiges Beginnen höchst widersinnig seyn würde, und dennoch läßt sich nicht läugnen, daß Beispiele davon vorgekommen sind. Ein Bericht über den Zustand der Gefangenen in dem Correctionshause zu Genf vom Jahr 1832, den unser erlauchter Autor anführt, sagt: „Die Züchtlinge hatten vergnügte Gesichter und ihr Aussehen trägt den Stempel der Gesundheit und des Wohlbefindens. Sie haben keine Klagen zu führen, und worüber hätten sie sich auch beklagen können? Sie sind gut genährt, gut gekleidet, liegen in guten Betten, wohnen in gutgeheizten Zimmern; sie arbeiten weit weniger, als die Freien ihres Gleichen thun müssen, um ihren und der Ihrigen Unterhalt zu verdienen, und haben außerdem zum Zeitvertreib noch das Vergnügen, eine Menge Begriffe zu erwerben, die ihnen früher gänzlich unbekannt waren."

Die Folgen eines so augenfälligen Mißgriffs traten bald hervor. Es ergab sich nach einigen Jahren ein fortwährendes Steigen der Verbrechen, und von 121 zwischen 1825 und 1833 aus der Straf-Anstalt Entlassenen kehrten 34, also fast ein Drittheil, wegen neuer Verbrechen in das Gefängniß zurück. Vestigia terrent! wird jeder Besonnene ausrufen. In der That findet sich aber auch nicht, daß in neuester Zeit ähnliche Verirrungen anderweitig vorgekommen sind, und am wenigsten hat das amerikanische Pönitentiar-System etwas mit der gerügten Pseudo-Humanität gemein.

Der Ursprung desselben liegt vielmehr in der Betrachtung, daß es nicht hinreichend sey, dem Verbrecher durch eine zeitige Beraubung der Freiheit ein Uebel zuzufügen und ihn dann ungeändert, ja vielmehr, wie die Erfahrung lehrt, durch den Aufenthalt in dem Zuchthause noch verschlechtert, der menschlichen Gesellschaft zurückzugeben; daß es dagegen darauf ankomme, ihn während der Haft möglicherweise zu bessern, was am wenigsten dadurch erreicht wird, wenn man ihm seine Lage im Gefangenhause so angenehm als möglich macht. Grade das Gegentheil mußte erstrebt werden; das Problem war, ein Uebel zu finden, dessen Zufügung, ohne grausam der Gesundheit des Verbrechers zu schaden, ihm doch im höchsten Grade unerträglich werde, und vielfältige Versuche haben die Lösung des fraglichen Problems außer Zweifel gesetzt. Ein solches Uebel ist gefunden; es heißt „Einsamkeit"; gänzliche Absonderung jedes Sträflings von seines Gleichen.

Es hat sich nämlich in allen Ländern, wo dem Gegenstande Aufmerksamkeit geschenkt worden ist, herausgestellt — das Herz des Menschen bleibt unter allen Himmelsstrichen sich gleich —, daß der Verkehr der Gefangenen untereinander, die Befriedigung des Geselligkeits-Triebes in jenem Umgange, ihnen den Aufenthalt in den Straf-Anstalten ganz leidlich erscheinen ließ. Können sie nun gar, nach der bisher in allen Strafanstalten, die noch nicht nach amerikanischen Grundsätzen umgeformt sind, geltenden Ordnung bei der Arbeit am Tage, in den Arbeits-Sälen mit einander schwatzen und Nachts zusammen schlafen, so steigert sich die Leidlichkeit des Zustandes wohl gar zur Annehmlichkeit, da in den Zuchthäusern für alle Bedürfnisse der Detenirten mit Sicherheit und regelmäßig gesorgt ist, ohne daß sie schwerer zu arbeiten genöthigt wären, als in der Regel auch im freien Zustande. Diese Erfahrung führte auf das erste der amerikanischen Systeme, das Auburn'sche (oder New-York'sche), so genannt, weil man es im Jahre 1823 zuerst in Auburn versuchte. Dies beruht darauf, daß die Gefangenen Nachts in Einzelzellen, statt in gemeinschaftlichen Schlafsälen, schlafen; am Tage aber, wo sie zusammen arbeiten, die Arbeit unter dem strengsten Schweigen verrichten müssen, zu welchem sie durch körperliche Züchtigung im Uebertretungsfalle angehalten werden. Allerdings schon ein Fortschritt gegen das gewöhnliche System, bei welchem mündliche Mittheilungen zwischen Einzelnen sowohl am Tage als zur Nachtzeit ungehemmt stattfinden; aber immer nur eine halbe Maßregel.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Neulich gerieth die Kutsche einer Dame, die nach Blois fuhr, dadurch, daß die Kohlen eines Feuerwärmers mit dem Flechtwerk an der hintern Seite des Wagens in Berührung kamen, in Brand, und die Reisende merkte nicht eher etwas, als bis die helle Flamme aufschlug. Die Dame sprang eiligst heraus, und ein Bauer half nun löschen. Dabei kam heraus, daß dieser auf seiner Mähre schon lange hinter dem Wagen hergewackelt war, und den Rauch sehr wohl bemerkt, aber keinen Lärm gemacht hatte. Als er gefragt wurde, wie er so einfältig habe seyn können, antwortete er: „Es gibt heutiges Tages so viele Erfindungen, daß ich glaubte, Ihre Kutsche sey ein Dampfwagen!"

Halevy schreibt bereits wieder an einer neuen Oper „Karl VI." genannt.

Digitized by Google

Frankfurter Oper.

Die hiesige Direction ist in der That übel daran. Das Schauspiel, wie die Oper ist durch Krankheiten mehr als jemals zerrissen. Es ist doch nichts precärer als ein Haupt, dessen Glieder nicht pariren wollen oder können. Jeder neue Tag bringt einem jeden Stande doch sein Gewisses, und man kann sich sogar auf vorauszusehende Fatalen einrichten. Die wohlberechnetsten Pläne einer Theaterdirektion aber hängen von lauter kleinlichen Zufälligkeiten ab, und dieselbe Sonne, die ihr so hoffnungsvoll beim Scheiden lächelte, geht in unsichere Nebel gehüllt wieder auf. Ein Stäubchen in der Kehle, die Ahnung eines Schnupfens, der Schreck über den Tod einer Fliege sind Dinge, die den stolzen Rhythmenbau einer ganzen Woche zusammen reißen. Wüßte das Publikum, durch welche Manipulationen und nicht selten Revolutionen oft ein kleines Lustspiel auf die Bühne gebracht werden kann, es würde weniger zäh in der Nachsicht, weniger locker im Verdammen seyn. So bringen jetzt die Aequinoctial-Stürme dieses soi-disant-Frühlings nichts wie Unheil über unsere Bühne. Was hilft es, daß Flora und Frau Poesie sich rächen? Denn die Sänger im Walde singen nicht, auch nicht die Sänger im Dachstübchen, und noch weniger die auf der Bühne. Wir sind jedenfalls im Nachtheil und entbehren so beide trostbringende Gaben der Menschheit, den Frühling und den Gesang. Realiter auf die Oper zurück zu kommen, so liegt mit den Damen Keatky und Capitain ein großer Theil des Repertoirs darnieder; denn Fräul. Rudersdorff, kaum Monate lang beim Theater, muß sich erst ein Repertoir bilden, und daß Fräul. Neukäufler jetzt öfter beschäftigt werde, liegt grade nicht im Interesse der Verwaltung. Auch Hr. Chrudimsky war in dieser Zeit nur periodisch disponibel und so konnte es nicht fehlen, daß unsere Oper, wie der arme Mann, aus der Hand in den Mund lebte. Die Halevy'sche neue Oper »Guido und Ginevra«, von der man sich so viel verspricht, mußte daher auf weiteres hinausgesetzt werden. Trotzdem hat sich Hr. Kapellmeister Guhr herausgewunden und die Messe mit einer Reihe guter Opern versorgt, worunter die Hugenotten, Don Juan, Othello, die Favorite, die Stumme von Portici und der Freischütz. In einem Theile dieser Opern nun hatten wir Gelegenheit, mehrere Gäste zu hören, die fühlbare Lücken auszufüllen her berufen waren. Unsere individuelle Meinung über den Bedarf einer Soubrette auszusprechen, die mit einem französischen Spiel, mit allerliebster Persönlichkeit, einer hohen, leicht ansprechenden Sopranstimme und mittelmäßiger Gage allen Anforderungen an einen solchen Phönix entsprechen soll, haben wir nicht Lust, um alte Proceduren nicht auf's neue aufzuwühlen. So viel aber ist factisch, daß bereits eine bunte Reihe von Gastinnen in diesem Fache unser Publikum nicht ansprach und daß Fräul. Wettlaufer aus Kassel in der Partie des Xenchen diese Reihe vor der Hand beschloß, obgleich sie, namentlich im Spiel, recht tüchtige Eigenschaften besitzt. Eine andere junge Sängerin durfte nach der ersten Probe und, wie man sagt, aus haltbaren Gründen gar nicht zum Auftreten kommen.

In Hrn. Conradi von Aachen begrüßen wir einen hoffnungsvollen Ersatz für Dettmer, und wenn er auch seines Vorgängers imposante Figur und den Umfang von 17 Tönen nicht ganz besitzt, so hat er dagegen eine Stimme, die vom großen a bis zum eingestrichenen F registerfrei und metallvoll zum Ohre und zum Herzen dringt. Der Vortrag ist, so viel wir aus den beiden Partien des Caspar und Georg (Puritaner) abhören konnten, bereits mehrseitig gebildet, und sein Spiel, obgleich noch befangen und in allen Theilen noch nicht abgerundet, doch ruhig, überdacht und nie störend. Hr. Conradi wird hier Gelegenheit haben, sich die nöthigen Uebungen zu erwerben. Er wurde trotz der bedeutenden Anhänger Dettmer's gerufen.

Hr. Gasparl steht nun in den Reihen unserer Mitglieder und hat seit seinem ersten Versuch eine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, die sich durch die große Arie des Rodrigo im zweiten Act, die er mit warmer Empfindung vortrug, bis zum rauschenden Beifall steigerte. Dieser junge Mann besitzt das ächte Tenorkorn und ist für den lyrischen Vortrag vorzugsweise geeignet. Sollte ihm noch Niemand gesagt haben, daß das Tremolo nur selten und zur rechten Zeit angebracht, z. B. bei dem Ausdruck der Leidenschaft oder hohen Schmerzes von guter Wirkung ist, so geben wir ihm hiermit diesen Wink.

Zum Schlusse dieser Andeutungen möchten wir die Thätigkeiten freundlich aufmuntern, womit Fräul. Rudersdorff fortfährt, wenn auch nicht grade quantitativ, doch qualitativ auf unsere Oper einzuwirken. Hier schätzen wir in der That ein tüchtiges dramatisches Gesangstalent, das der Beachtung wie der Pflege würdig ist. Der Beachtung, da sich mit einer edlen Persönlichkeit, seltenen organischen Mitteln, bereits voran geschrittener Ausbildung, ein wahrhaft geistiges Auffassungsvermögen verbindet; der Pflege, da noch Mißbräuche und einige Unarten in der Manier zu bewachen sind, die sich bei feurigen Temperamenten fast unbewußt, aber dann desto sicherer einschleichen und der Gesundheit, wie der Schule gleich nachtheilig werden. Die Partien der Elvira (Puritaner), der Donna Anna und der Desdemona gaben zu diesen Bemerkungen Anlaß.

Wir finden passend, hier noch des Hrn. C. Methfessel zu erwähnen, der sich kürzlich nach einem Lustspiel auf der Oboe hören ließ. Dieser junge Mann, ein Neffe des berühmten Liedercomponisten und Braunschweiger Hofkapellmeisters, ist Musikdirektor in Winterthur (Canton Zürich) und hat sich zur Aufgabe gemacht, den Ton der gewöhnlichen Oboe der Menschenstimme näher zu bringen, indem er statt des amerikanischen Schilfes, das man gewöhnlich zu diesen difficilen Röhren gebraucht, sich nun zarter einheimischer Hollunderpfeifen bedient, und in der That ist nach dieser Construction mehr Sicherheit auf diesem schwierigen Instrumente gewonnen, sind darauf weit mehr Nüancirungen möglich und das Pianissimo der tiefern Töne ist leicht ansprechend. Er trug eine Fantasie über ein russisches Thema vor und wurde mehrermale durch Beifallklatschen unterbrochen. Diese Composition, noch Manuscript, ist im Satze wie in der Erfindung gleich gediegen und Oboisten bestens zu empfehlen. C. S.

Korrespondenz.

Düsseldorf, im April.

Unsere Oper hat durch Hrn. Musikdirektors Riet's Uebernahme der Battuta einen neuen Aufschwung genommen. Die Opern gehen wieder ineinander greifend, wie wir gewohnt sind, sie zu hören. Hr. Direktor Henkel gibt sich alle Mühe, im Schauspiel die vorhandenen Kräfte zweckmäßig zu verwenden, und manches Gute wird on's Licht gefördert; jedoch ist die Theilnahme für das recitirende Schauspiel nur schwach; Alles wendet sich dem dominirenden Geschmacke — der Oper — zu. Mad. Hammermeister setzt noch immer ihre Gastrollen fort und wird, wie wir hören, nun bis zum Schluß der Bühne (Ende April) hier bleiben. Dem Publikum hätte kein größerer Gefallen, Hrn. Henkel kein größeres Glück für seine Entreprise begegnen können, als daß seine Primadonna, Mad. Ernst-Geidler, sich entschloß, durchzugehen; die Theaterkasse wird das wohl empfinden. Bei uns muß ein gewisser Theaterenthusiasmus herrschen, soll der Direktor gute Geschäfte machen. Dieser ist durch Mad. Hammermeister wieder hervorgerufen worden. Die jugendliche Künstlerin besitzt alle Vorzüge, um den Weihrauch zu verdienen, den das Publikum ihr streut. Ihre Donna Anna im Don Juan, Antonina, Fidelio, Norma, Prinzessin im Robert, Romeo, rc. werden hier unvergessene Leistungen bleiben. Möge der Hr. Direktor Henkel seinen Vortheil erkennen und den Wünschen des Publikums entgegen kommen wollen, so sind wir überzeugt, daß er gewiß Alles aufbieten wird, um Mad. Hammermeister für die nächste Theatersaison für sein Institut wieder zu gewinnen.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 19. April. Die Lichtensteiner, oder: die Macht des Wahns, dramatisches Gemälde in 5 Aufzügen, nebst einem Vorspiel: Der Weihnachtsabend, in 1 Act, von Bahrt.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 109. Mittwoch, den 20. April 1842.

Peter der Grausame.

Von Alexander Dumas, aus dem Musée français.

(Fortsetzung.)

„Was Du gesagt, ist genügend," sprach Don Pedro zu Pakquale; dann beschied er, vermittelst einer silbernen Pfeife, einen Diener herbei, und befahl diesem: „Laßt die Ventiquatros hereintreten."

Im nämlichen Augenblick öffneten sich die Thüren, und es erschienen in ihren Amtskleidungen jene Civilbeamten, die man mit diesem Namen bezeichnet, welche ungefähr das sind, was in England der Alderman ist.

„Meine Herren," sagte der König zu diesen, „der Primen assistente, Don Telesforo, hat durch strafwürdige Nachsicht seine Pflichten verletzt. Don Telesforo hat aufgehört, Primen assistente zu seyn. Hier ist sein Nachfolger."

Bei diesen Worten reichte er Juan Pakquale die Hand.

„Was sagt Ihr?" rief dieser.

„Ich sage, daß von dieser Stunde an Ihr, Juan Pakquale, Primen assistente von Sevilla seyd, und daß Euch Jeder gehorchen und achten soll."

„Ziehen Euer Hoheit jedoch in Betracht," rief der Gebirgsbewohner im höchsten Erstaunen, „daß ich dazu keine genügenden Kenntnisse . . ."

„Was hierzu erforderlich ist, ist mehr als Wissen, es sind die Euch von Gott verliehenen Tugenden."

„Werden jedoch mir, der ich nichts bin, auch die Granden gehorchen?"

„Bei meiner Seele ja!" rief Don Pedro, „denn ich werde das Beispiel geben, ich, der ich der Erste der Granden bin. Ihr höret, was ich gesagt habe, meine Herren: Dieser Mann ist durch mich mit der ersten obrigkeitlichen Würde bekleidet. Jedes Haupt, das sich ihm nicht beugt, ist dem Gesetz verfallen, das ist mein königlicher Wille."

Ueber die ganze Versammlung herrschte tiefes Schweigen, denn es war Niemand unbekannt, daß König Don Pedro vor allem unbedingten Gehorsam verlangte. Ein Huissier übergab Juan Pasquale die Cara oder den Richterstab, indessen ihm ein anderer den rothen mit Hermelin gefütterten Mantel, das Symbol seiner neuen Stelle, umhing.

„Nun, meine Herren," sagte Don Pedro, „geht in das angränzende Zimmer; Herr Juan Pasquale wird Euch dorthin folgen, von wo aus Ihr ihn in den Regierungspalast geleiten werdet, wo er von dieser Stunde an seine Audienzen ertheilen wird, welchen sich Keiner, merkt Euch das wohl, wenn er zu erscheinen vorgeladen wird, selbst ich nicht, entziehen kann. Nun geht!"

Alle Anwesenden gingen und verbeugten sich, als Zeichen des Gehorsams, nur Juan Pakquale blieb mit dem König allein.

„Nun," sagte Don Pedro, ihm näher tretend, „bleibt uns nichts übrig, als uns über die Anklagen zu verständigen, die Ihr gegen den König erhebt."

„Euer Hoheit werden sich erinnern," antwortete Pasquale, „daß ich hinzufügte, daß diese nicht zu der Instanz des Primen assistente gehören."

„Ich will auch keineswegs dem Richter Entdeckungen, sondern nur dem ehrlichen Manne Mittheilungen machen."

„Sprecht, Sire," antwortete Pakquale.

„Ihr habt mir vorgeworfen, Blanka von Castilien verwiesen zu haben; Ihr habt mir vorgeworfen, den Großmeister von Sankt-Jago getödtet zu haben; Ihr habt mir vorgeworfen, öffentlich mit einer Buhlerin zu leben."

„Das ist wahr, Sire."

„Vor Allem wißt Ihr, Pakquale, wie es mein ganzes Königreich weiß, daß Maria Padilla keine Buhlerin ist, sondern ein junges Mädchen, das ich schon längst vor meiner Heirath bei meinem Hofmeister Albuquerque kennen lernte. Sie war schön, ich verliebte mich in sie, sie erwiederte diese Liebe. Sie war frei, war hoch geehrt, sie opferte mir ihre Ehre. Ich war ihre erste, ich war ihre einzige Liebe. Die Tage, die ich in jener Zeit mit ihr verlebte, waren die glücklichsten meines Lebens. Unglücklicherweise waren es deren nicht viele; meine Mutter und mein Hofmeister sagten mir, das Wohl des Staats verlange, daß ich Blanka von Bourbon heirathe. Lange weigerte ich mich, denn ich liebte Maria mehr als mein Königreich, mehr als mein Leben, mehr als die ganze Welt. Doch eines Morgens, als ich mich wie gewöhnlich zu ihr verfügte, fand ich statt ihrer nur einen Brief, in welchem sie mir sagte, daß sie, da sie gehört, daß sie ein Hinderniß des Friedens für Castilien und das Glück meiner Unterthanen sey, Sevilla verlasse, um niemals wieder dahin zurückzukehren. Hier ist ihr Brief, les't ihn, und sagt mir, was Ihr von ihm haltet."

Der König übergab Pasquale den Brief, und wartete stillschweigend, bis er ihn gelesen.

Digitized by Google

Pasquale las ihn von Anfang bis zu Ende, und denselben dem König zurückgebend, sagte er:

„Sire, es ist der Brief einer treuen Unterthanin von Eurer Hoheit; ich kann nicht in Abrede stellen, daß ihn nur ein edles Herz zu diktiren vermochte."

„Die Leiden, die er mir bereitete, vermögen menschliche Worte nicht zu schildern," fuhr Don Pedro fort; „ich glaubte, ich müßte wahnsinnig werden. Doch zu jener Zeit war mein Herz noch jung und voll Illusionen; ich sagte mir, das öffentliche Wohl würde mir für das Glück des Privatlebens Ersatz bieten, und ließ daher Maria nicht holen. Die projektirte Heirath erhielt meine Zustimmung, und ich beauftragte Don Fadrigue, um ihn wegen des Todes seiner Mutter, Eleonorens von Gusman, zu zerstreuen, in meinem Namen meiner jungen Gemahlin entgegen zu reisen. Er gehorchte, zum Unglück für alle Drey; denn als er mit der Königin in Sevilla eintraf, liebte er die Königin, und die Königin liebte ihn."

(Fortsetzung folgt.)

Wanderung durch das Arve- und Chamouny-Thal und Besteigung des Col de Balme und des großen St. Bernhard.

(Fortsetzung.)

Durch das Schmelzen des Eises und durch das Wegspülen der Erde unter dem Gletscher wird derselbe seiner Basis beraubt und er spaltet sich dann öfters mit furchtbarem Donner; zuweilen bewegt sich auch die ganze Eismasse abwärts, wodurch dieselbe noch mehr an innerem Halt verliert und die Spalten sich vermehren. Deßwegen ist ein Uebergang über einen Gletscher nie ganz gefahrlos, denn täglich (jedoch nur im Sommer) donnert, kracht er, öffnet oder schließt er sich. Am gefährlichsten ist eine solche Promenade, wenn der Gletscher mit Schnee bedeckt ist; tausendfacher Tod erwartet dann den Verwegenen, denn die klaffenden Schlünde sind ihm verborgen. In Graubündten hat man vor einigen Jahren in einem Gletscher, als anhaltendes Regenwetter einen Theil desselben ablöste, Gerippe, Waffen und Reste von Kleidungsstücken gefunden. Vor fünf Jahren stürzte der Führer eines Reisenden bei dem Besuch des Mer de glace 60 Fuß tief in einen Eisschlund, aus dem er sich aber mit Hülfe eines Messers, mit dem er Fußtritte in das Eis stach, wieder herausarbeitete.

Bei vielen Gletschern nimmt man eine merkliche Vergrößerung wahr; der Abgang des Eises durch das Schmelzen ist nicht so bedeutend als der Zuwachs, den sie durch den Schnee, der von den in dem Thal, das der Gletscher ausfüllt, wurzelnden Bergen in Lawinen herabstürzt, erhalten; der Schnee schmilzt in den heißen Sommermonaten und das Wasser gefriert in der Nacht wieder: dies die Entstehung der Gletscher.

Mitten im Eismeer, $4^1/_2$ Stunden vom Mont en Vert, liegt, wie eine Oase in der Wüste, der sogenannte Jardin (Garten), zu dem wir auf den Rath der Führer und auf ihre Versicherung, daß um die jetzige Jahreszeit die Lawinen schon zu häufig und ein Weg nach diesem merkwürdigen Ort daher zu gefährlich sey, die beabsichtigte Excursion nicht unternahmen. „Er ist", sagt ein Reisender, „eine abgeplattete, beinahe zirkelförmige Felsinsel, die etwa 10 Minuten im Durchmesser hat. Dies Inselchen hat auf ein paar Wochen im Jahr seinen Frühling, Sommer und Herbst zusammengedrängt. Im Juli beginnt es, sich zu begrünen und im August ist das kräftige Grün durch Alpenblumen mit hochprangenden Farben geschmückt."

Ueber den Mont-Blanc mögen einige Bemerkungen genügen, da man Ausführliches über denselben anderwärts findet. Seine Ersteigung ist mit den größten Schwierigkeiten und Gefahren verbunden, senkrechte Fels- und Eiswände von mehreren 1000 Fuß Höhe, durchschnitten von furchtbaren Klüften und Abgründen, und ungeheure Gletscher umstehen und umlagern den Berg auf allen Seiten, so daß man sich ihm fast nicht nähern kann. Jacques Balmat und Dr. Paccard von Chamouny waren die Ersten, welche ihn erstiegen (1786); seitdem ist er 24mal erstiegen worden, das Letztemal im August v. J. Nur eine einzige dieser Besteigungen war von Unglücksfällen begleitet (kleine Unfälle ausgenommen), die des russischen Arztes Hamel, der Engländer Dornford und Gilbert; 3 Führer kamen um, indem sie von einer gewaltigen Schneemasse, die in Bewegung gerathen war, mit fortgerissen und in einen tiefen Abgrund gestürzt wurden. Von dem Mont-Blanc senken sich 18 Gletscher herab.

Der berühmte Besteiger dieses Königs der Berge Europa's, Jacques Balmat, lebt nicht mehr. Vor einigen Jahren fiel er, während er mit dem Aufsuchen von Goldminen, oder, wie Andere wollen, von Crystallen beschäftigt war, und über einen Gletscher ging, in eine Eisspalte, und ist nicht wieder zum Vorschein gekommen.

Als ich mit meinen Reisekollegen, zweien Engländern mit ihren beiden Führern und meinem deutschen Landsmanne, nach dem Wirthshaus auf dem Mont en Vert zurück kam, trafen wir eine Gesellschaft Damen, die eben auf Maulthieren angekommen waren. Ein guter Genius wollte, daß einer der Engländer denselben Weg einschlug, den ich mir vorgesetzt hatte, nämlich über den Col de Balme nach Martigny, im Kanton Wallis. Er nahm sich einen der Führer mit, dem er für diesen Weg (9 Stunden) 18 Francs bezahlte. Ich schloß mich freudig an, während mein Landsmann mit dem andern Engländer nach Chamouny zurückkehrte. Wir kamen an mehreren einzelnen Wohnungen vorbei über die Dörfer Argentière und le Tour, in deren Nähe zwei Gletscher sind, die von ihnen ihre Namen — Argentière- und le Tour-Gletscher — erhalten haben. Le Tour liegt am Fuß des Col de Balme und ist $2^1/_2$ Stunden von Chamouny entfernt. Hier erfuhr ich, wie unvorsichtig und unklug es ist, wenn man, besonders bei einem ermüdenden Marsch, mit einem hungrigen Magen reiset, und sich nicht ein Mal mit Lebensmitteln versieht. Die Eile, mit welcher mein Gefährte von dem Mont en Vert aufbrach, ließ mir keine Zeit übrig, mich gehörig zu restauriren.

(Fortsetzung folgt.)

Gefängniß-Literatur.

(Schluß.)

Die List der Sträflinge weiß das Wort durch Zeichen zu ersetzen; ihr Herz verstockt sich durch den aufgelegten Zwang des Schweigens, bei nicht entfernter Versuchung zum Gespräch,

Digitized by Google

und wird durch die Züchtigung noch immer mehr erbittert, in dem Maße aber auch für Besserung unzugänglicher; die Beaufsichtigung erfordert einen großen Aufwand an Personal und Kräften; hauptsächlich aber wird durch das auburnische System der Zweck nicht erreicht, daß die Gefangenen sich auch durch das Ansehen nicht kennen lernen, was zu vermeiden möglichst gestrebt werden muß, indem die Erfahrung lehrt, daß die Gesellschaft durch nichts mehr in ihrer Sicherheit bedroht wird, als durch das Sichzusammenfinden im Zustande der Freiheit solcher Subjekte, welche früher ein gleicher Wandel in den Zuchthäusern vereinigte; eine Kameradschaft der gefährlichsten Gattung. Die Erwägung aller dieser Unvollkommenheiten führte auf das zweite amerikanische System, das pennsylvanische oder philadelphische genannt, weil es 1829 im Strafhause bei Philadelphia zuerst in Anwendung gebracht wurde, und das auf gänzlicher Isolirung der Sträflinge bei Tage und bei Nacht beruht. Sobald ein nach diesem System Behandelter im Gefängnißhause angelangt ist, wird sein Gesundheitszustand vom Arzt untersucht; sodann wird er eingekleidet. Hierauf verbindet man ihm die Augen und führt ihn nach der ihm zugetheilten Zelle, die er nicht eher wieder verläßt, als bis die Zeit seiner Gefangenschaft abgelaufen ist. (Mit Ausnahme jedoch von Promenaden auf einem kleinen von Mauern umgebenen Höfchen, welche ihm in bestimmten Stunden gestattet werden, und bei denen er den Genuß der freien Luft hat, aber freilich nichts sieht, als den Himmel über sich.) Er wird nur unter der Nummer seiner Zelle bezeichnet. In dieser Zelle, welche geräumig genug ist, überläßt man ihn in tiefster Einsamkeit seinen traurigen Erinnerungen und bitteren Betrachtungen. Arbeit oder sonstige Beschäftigung wird ihm nicht eher gegeben, als bis er sie selbst verlangt. Selten vergehen zwei Tage, ohne daß er nicht auf das inständigste darum bittet. Wenn der Gefangene in der Freiheit irgend ein Handwerk erlernt hat, so gibt man ihm alles Erforderliche, um dasselbe zu treiben; im entgegengesetzten Falle erhält er in der Anstalt Anweisung zu einer nützlichen Beschäftigung. Aus den angesehensten Bürgern gewählte (unbesoldete) Inspektoren, die Geistlichen, Vorsteher, Aerzte und Wärter, sind die Einzigen, welche den Gefangenen in seiner Wohnung besuchen dürfen; Frühstück, Mittag- und Abendbrod erhält er in der Zelle; der Gottesdienst aber wird mittelst sinnreicher baulicher Vorrichtungen so gehalten, daß sämmtliche Bewohner eines Flügels des Gefangenhauses daran Theil nehmen können, ohne daß sie sich sehen. Jegliche Leibesstrafe ist aus dem Gefängnisse verbannt. Die gegen die Ordnung in demselben Fehlenden werden durch Verminderung der Kost, Einsperrung in dunkle Zellen und Entziehung der Arbeit bestraft.

Dies sind die wesentlichsten Grundzüge des pennsylvanischen Straf-Systems, welchem von allen Sachverständigen, die sich bisher mit dem Gegenstande beschäftigten, unbedingt der Vorzug vor allen übrigen bis dahin aufgestellten zugestanden wird. In der That sind dessen Resultate staunenerregend. Die Einsamkeit bringt der Gesundheit der Detenirten keinen Schaden und erscheint ihnen doch als die härteste Strafe; in dem Maße, daß die Züchtlinge zu Westminster in London erklärten, sie wollten lieber ein Vierteljahr in einem Gefängnisse bleiben, wo gemeinsam, wenn gleich unter dem strengsten Schweigen gearbeitet wird (also nach dem auburnischen System), als einen einzigen Monat in der einsamen Zelle. Diese Unleidlichkeit gestattet aber eine verhältnißmäßige Herabsetzung der Strafzeit, wobei der Sträfling an der Zeit seines Lebens in der Freiheit gewinnt, und der Staat dadurch, daß er jenen bei weitem kürzere Zeit in der Haft zu unterhalten braucht. Nächstdem stellt sich als ein höchst wichtiger Vorzug des pennsylvanischen Systems heraus, daß, wie bereits erwähnt, die Arbeit der Züchtlinge, die ihre Strafe nach demselben erleiden, nicht wie in unteren gewöhnlichen Straf-Anstalten als eine drückende Last erscheint, sondern als eine Wohlthat von ihnen begehrt wird, so daß man sie ihnen nicht auferlegt, sondern auf ihr Begehren bewilligt, und sie, wie es wörtlich in dem philadelphischen Reglement heißt, für Verletzungen der Hausordnung mit „Verlust des Arbeitsrechtes" straft. Vor allen Dingen aber stimmt die Einsamkeit die Sträflinge zur Einkehr in sich selbst und bereitet dadurch den einzigen Weg zur Besserung vor.

Alle diese Vortheile treten hervor in einer kurzen Unterredung, welche die von der französischen Regierung zur Prüfung des Pönitentiar-Systems nach Amerika gesandten Kommissarien, Beaumont und Tocqueville, mit einem jungen Mann in Philadelphia, der seine Strafbarkeit erkannte, hatten, und wörtlich aufzeichneten. Fr. Finden Sie es schwer, die einsame Gefangenschaft zu ertragen? Antw. Es ist die furchtbarste Strafe, die man erfinden konnte. Fr. Aber Ihre Gesundheit leidet nicht dabei? Antw. Nein. Der Körper ist gesund, aber die Seele ist krank. Fr. Woran denken Sie während Ihrer langen Einsamkeit am meisten? Antw. An religiöse Dinge; sie sind mein einziger Trost. Fr. Betrachten Sie die Arbeit als eine Linderung? Antw. Ohne sie vermöchte ich nicht das Leben zu ertragen. Fr. Was dünkt Ihnen überhaupt von der Strafe, die Sie erleiden? Antw. Wenn irgend eine Strafe im Stande ist, einen Menschen zur Besinnung und Besserung zu bringen, so ist es diese.

Allen diesen günstigen Urtheilen über das pennsylvanische System tritt nun auch der erlauchte Verfasser unserer Schrift vollkommen bei, nachdem er die Entstehungs-Geschichte der ihm vorausgegangenen und jenes Systems selbst auf das umständlichste entwickelt hat. Veranlaßt worden ist die überaus lehrreiche Denkschrift, bei welcher keine Quelle, die es verdient, von dem Autor unbenutzt geblieben, durch die Versammlung der schwedischen Reichsstände im vorigen Jahre, der er sie vorgelegt, um, wie er sich ausdrückt: „dazu beizutragen, die Stände in gesetzmäßiger Weise vorzubereiten, bei ihrer Versammlung den Entwurf zu einem neuen Criminal-Gesetzbuche zu berathen und anzunehmen", wobei er mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit ausspricht: „Wenn meine wohlgemeinten Bemühungen und besonders die Urtheile ausgezeichneter Schriftsteller, die bei verschiedenen Gelegenheiten angeführt sind, die edle Theilnahme zu steigern vermöchte, die in Schweden anfängt, sich für die Verbesserung der Strafgesetze und Straf-Anstalten zu regen, so ist der Zweck erreicht und einer meiner lebhaftesten Wünsche erfüllt."

Der Raum, welcher literarischen Anzeigen in diesen Blättern gestattet ist, erlaubt nicht, näher auf den Inhalt der trefflichen Abhandlung einzugehen; es genüge nur die Bemerkung, daß sie, außer dem Verdienste der Herbeischaffung des vollständigen Materials zur Beurtheilung des Gegenstandes, mit welchem sie sich beschäftigt, auch das vereinigt, höchst anziehend geschrieben zu seyn, nicht, als ob der Erbe zweier Kronen sie

Digitized by Google

zur Belehrung Anderer ausgearbeitet,*) sondern als ob man den gewandtesten unter seinen Räthen ausgesucht, um einen wohlgefälligen Vortrag für ihn zu konzipiren. Unter diesen Umständen wird das interessante Buch seinen Zweck gewiß nicht verfehlen, das Vaterland des erlauchten Verfassers auf die Wichtigkeit der Reform des Gefängnißwesens aufmerksam zu machen und die ihm wünschenswerth erscheinenden Maßregeln anzubahnen.**)

Die Schrift des Prinzen Oskar zerfällt hauptsächlich in vier Abschnitte, unter den Ueberschriften: „Ueber Strafen", — „Entstehung und Entwickelung des Buß-Systems", — „Vergleichung des auburnischen mit dem philadelphischen Buß-System", — „Anwendung des Buß- und Besserungs-Systems auf Schweden." Vorausgeschickt ist eine gehaltreiche Einleitung zu der Uebersetzung des Hrn. von Treskow, von Julius. Dieser Uebersetzung geben übrigens die belehrenden Anmerkungen, mit denen gleichfalls Julius, dessen Namen in der Gefängniß-Wissenschaft sich einer europäischen Geltung erfreut, sie bereichert hat, noch einen besonderen Werth.

Das Buch in seiner Ganzheit ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit, möge man seinen Gegenstand oder den Verfasser desselben vorzugsweise in das Auge fassen. Es bleibt als drittes Glied in der Kette nichts zu wünschen, als ein empfänglicher Kreis von Lesern.

Berlin. Hitzig.

Mannichfaltigkeiten.

(Krailsheim, 11. April.) Heute verließ uns der wandernde Inhaber einer Menagerie wilder Thiere, um dieselbe in einer benachbarten Oberamtsstadt den neugierigen Blicken der guten Provinzialen auszustellen. Unterwegs warf der Fuhrmann, der diese Ueberfahrt übernommen hatte, um, wobei der Käfig des durch seine Wildheit bei der lieben Schuljugend namentlich zu der Zeit, wenn er gefüttert wurde und nicht satt war, berüchtigten Tigers zerplatzte und so das Thier in Freiheit setzte. Dasselbe packte alsdann auf und ist nun der Schrecken der ganzen Umgegend, welche mit Hunden, Knitteln, Säbeln, Mist-, Heu- und Ofengabeln, und allen Arten Schießgewehr Jagd auf ihn macht.

Eine französische Zeitung erzählt einen Rechtsfall, in welchem es sich um ein Jagdvergehen handelte. Der Angeklagte wurde zu 20 Fr. Geldstrafe, 10 Fr. Schadenersatz und zu den Prozeßkosten verurtheilt. Diese Prozeßkosten betrugen nicht weniger als 600 Francs!

*) Bekanntlich hat Prinz Oskar sich schon früher als Verfasser einer Schrift: »Ueber Volks-Erziehung«, ausgezeichnet.

**) Für pennsylvanische Neubauten sind beim schwedischen Reichstage 1,600,000 schwedische Banknoten in Antrag gebracht worden; ähnlichen Regierungs-Anträgen für das Schwesterreich, bei dem norwegischen Storthing 1842, darf man entgegensehen.

Logogryph.

Es gibt, oder gab — je nachdem ihr wollt —
Ich weiß nicht wo, einen Fürsten,
Der hat viel schwarze Husaren im Sold,
Die weder hungern noch dürsten:
Mich wenigstens hat noch Keiner beiehrt,
Womit dieser Fürst seine Truppen nährt.

Mit diesem hat längst schon ein Anderer Krieg,
Ihm den Untergang zu bereiten.
Viel Jahre war unentschieden der Sieg,
Und erst in den neueren Zeiten
Behielt der Zweite — ein lust'ger Held —
Meist gegen die Truppen des Ersten das Feld.

Längst würde kein Licht mehr auf Erden seyn,
Wenn der zweite der Streiter nicht wäre;
Er säubert des Ersteren Reich nicht allein,
Auch an Anderes legt er die Scheere:
Zuweilen verschont er das Heiligste nicht,
Dies ist es, was oft ihm das Urtheil spricht.

Gar drollig ist es, daß man die zwei Herr'n
Fast könnte für Brüder halten.
Man glaubt sie von allem Hasse fern,
Betrachtet man ihre Gestalten.
Auch glauben Manche, sie seyen all' Zwei
Hervorgekrochen aus einem Ei.

Noch Andere meinen, der Erste hab'
(Obgleich er es weislich verschweiget),
Sobald er ergriffen den Herrscherstab,
Sich zur Stütze den Zweiten erzeuget;
Der wolle, weil Jener geworden alt,
An sich jetzt reißen die ganze Gewalt.

Gewiß ist, daß Beide von hinten sich
Wie ein Ei dem andern gleichen.
Von vornen nur unterscheiden sie sich
Durch drei kaum merkliche Zeichen.
Auch wär' oft ein Reimer verlegen sehr,
Wenn der Eine und nicht auch der Andere wär'.

H. H.

Auflösung der Charade in No. 104.

Frauenzimmer.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 20. April. Das Fest der Handwerker, komisches Vaudeville in 1 Act. (Gastrolle) Lenchen: Frau v. Keßlern-Münch, vom Theater zu Wiesbaden. Vorher geht: Erste Liebelei und erste Liebe, Lustspiel in einem Act, aus dem Französischen. Zwischen den beiden Stücken: Divertissement, ausgeführt von Hrn. Ballettmeister Meersmanns, Dem. Gazzaniga und den Zöglingen der Ballettschule.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 110. Donnerstag, den 21. April 1842.

Peter der Grausame.

Von Alexander Dumas, aus dem Musée français.

(Fortsetzung.)

„Lange blieb mir," fuhr Don Pedro fort, „die Leidenschaft der Königin verborgen, welche, so unschuldig sie auch im Ganzen seyn mochte, doch im Gedanken nicht minder ehebrecherisch war. Ich schrieb die Kälte der jungen Königin ihrer Gleichgültigkeit für mich zu. Doch sah ich bald, daß ich mich täuschte, und daß ich sie ihrer Neigung für einen Andern zuschreiben mußte. Die Königin sprach im Schlaf, dadurch erfuhr ich Alles. Den folgenden Tag nach der unseligen Entdeckung reis'te sie nach dem Schlosse in Toledo ab, wo sie, ich schwöre es Euch, Pasquale, unter der Bewachung Hinestrosa's, einer meiner treuesten Diener, wie eine Königin behandelt wurde. Kaum war jedoch ein Monat verstrichen, so erhielt ich von Hinestrosa einen Brief, in welchem er mir meldete, daß Fadrigue versucht habe, sie zu entführen. Ich antwortete Hinestrosa, scheinbar in die Verschwörungspläne meines Bruders einzugehen, und mir die Abschriften von den Briefen zu senden, die dieser an Blanka schreibe, bis er einen für wichtig genug erachten würde, um mir das Original selbst zuzustellen. Von diesem Tage an verwandelte sich das Schloß von Toledo für Blanka in ein Gefängniß."

„Zwei Monate darauf erhielt ich diesen Brief;" und wie es Don Pedro schon zuvor gemacht, zeigte er Pasquale auch diesen zweiten Beweis.

Der Primen assistente nahm und las ihn; dieser Brief war eigenhändig von Don Fadrigue, und enthielt Entdeckungen einer Verschwörung gegen den König. Don Fadrigue hatte sich den Herren der Ligue beigesellt, die Heinrich von Transtamare, sein Bruder, befehligte; er schrieb an Blanka, unbesorgt zu seyn, indem er ihr zugleich versprach, daß sie nicht lange unter der Macht dessen seyn solle, den sie verabscheue. Pasquale gab den Brief seufzend zurück.

„Was verdient der Schreiber dieses Briefs?" fragte der König.

„Er verdient den Tod," antwortete der Richter.

„Ich begnügte mich damit, ihn seiner Geliebten zu berauben; nun aber, da er nicht vermuthete, daß ich von Allem unterrichtet sey, wißt Ihr, was er that? Er sprang auf ein Pferd, und statt zu fliehen und die Gränzen meines Königreichs zu erreichen zu suchen, eilte der Unsinnige gerade auf Sevilla zu! Ich wollte ihn nicht sehen, doch bezwang er die Wache, indem er sagte, er sey mein Bruder, und dieser Palast gehöre ihm so gut als mir. Nun gestattete man ihm Einlaß. Wißt Ihr aber auch, was er that, Pasquale? Er komme, sagte er, um mich wegen der ihm zugefügten Schmach zur Rechenschaft zu ziehen. Ich hatte die Abschriften aller Briefe, die er an die Königin geschrieben; diese zeigte ich ihm. Ich hatte selbst den Brief, den ich Euch so eben gezeigt, auch diesen hielt ich ihm vor; und wisset Ihr nun auch, was zwischen uns beiden vorging? Statt vor mir auf die Knie zu fallen, statt mir den Staub von den Füßen zu küssen, was einem Verräther zugestanden wäre, zog er den Degen, Herr Richter."

„Großer Gott!" rief Pasquale.

„Glücklicherweise kannte ich meine Brüder, und war daher auf meiner Hut," antwortete lächelnd Don Pedro. „Ach! ich gestehe es, ja, ich empfand einen Augenblick ein wildes Vergnügen, als ich meines Bruders Schwert sich mit dem meinigen messen sah, und unterließ zu rufen, weil ich ihn selbst tödten wollte. Bei dem Geräusch, das unser Gefecht verursachte, eilten jedoch die Balesteros von Mazza herbei, und ehe ich Zeit hatte, nur ein Wort hervorzubringen, schlug ihm einer von denselben mit der Keule die Hirnschaale entzwei. Das hatte ich nicht gewollt, ich wiederhole es; mein Wunsch war, daß er von meiner Hand fallen sollte."

„Er hatte sein Schicksal verdient," sagte Pasquale. „Gott verzeihe ihm seine Verrätherei!"

„Ja, als aber derjenige, den ich brüderlich liebte, und der mich verrathen hatte, todt war; als diejenige, die ich als Gattin hatte lieben wollen, und die mich gleichfalls verrathen hatte, entfernt war: fühlte ich mich allein auf der Welt, daher dachte ich wieder an Maria Padilla, die mir so glückliche Tage bereitet hatte. Ich ließ sie im ganzen Königreiche suchen, und als ich vernahm, wo sie war, ging ich selbst zu ihr, ohne daß ich erlaubte, sie zuvor davon zu benachrichtigen; und während sich die Andern gegen mein Leben verschworen, fand ich diese in ihrer Kapelle für mich betend. Nun kennt Ihr das Gemälde, das ich Euch schildern wollte; auf der einen Seite steht Fadrigue, auf der andern Don Pedro; richtet nun zwischen uns. Hier ist die Gattin, dort die Buhlerin; richtet auch zwischen diesen."

„Sire," antwortete der Richter, „noch seyd Ihr Peter der

Digitized by Google

Gerechte; nehmt Euch in Acht, nicht Peter der Grausame zu werden."

Sich vor dem König verbeugend, verfügte er sich alsdann zu den Bentiquatros, welche ihn, wie bereits gesagt wurde, in dem angränzenden Zimmer erwarteten.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderung durch das Arve- und Chamouny-Thal und Besteigung des Col de Balme und des großen St. Bernhard.

(Fortsetzung.)

Hinter le Tour steigt der Weg den hohen Berg steil hinan, und hier machten sich Hunger und Durst in hohem Grade fühlbar. Zurückbleiben wollte ich nicht, weil grade von hier an ein Führer durchaus nöthig ist, und ich mir keinen auf meine Rechnung nehmen wollte, da meine Börse sich in einem nichts weniger als befriedigenden Zustand befand, und ich deshalb meine Aufmerksamkeit sehr auf Ersparniß richten mußte. Ich verließ also meine kleine Gesellschaft nicht. Das Steigen wurde mir indessen immer beschwerlicher, und dem Engländer, der mich öfters mit Liqueur zu kräftigen suchte, erging es nicht besser. Als wir die Hälfte des Berges erstiegen hatten, nahmen unsere Kräfte so sehr ab, daß wir alle Augenblicke ganz erschöpft hinsanken, wozu eine unerträgliche Sonnenhitze nicht wenig beitrug; und in der That war ich kaum im Stande, das Wirthshaus auf dem Gipfel des Berges, an das meine Blicke so sehnsuchtsvoll sich hefteten, zu erreichen. Doch auch der letzte Schritt wurde noch gewagt, und nach 2 Stunden eines steten und starken Steigens gelangten wir endlich zu dem Haus, an dessen Pforte wir von den Wirthen empfangen wurden. Unsern Führer, einen kräftigen Mann aus Chamouny, der nach seiner Angabe den Mont-Blanc schon sieben Mal erstiegen, schien der mühevolle Weg gar nicht angegriffen zu haben; mit bewundernswerther Leichtigkeit marschirte er uns voran. Das Wirthshaus, in welchem jährlich 6 — 700 Personen einkehren, gehört einer Gesellschaft von Sennen, denen der jetzige Pachter, ein Mann aus Argentière, der noch einen Bedienten bei sich hat, für die wenigen Sommermonate 400 französische Francs zahlt. Hier fanden unsere ermüdeten Glieder Ruhe und unsere Mägen reichliche Erfrischungen: Suppe, Wein, gesottene Eier, Butter, Käse und Bienhonig, wovon ich aber nur sehr wenig, gerade des großen Hungers und der Entkräftung wegen, genießen konnte. Der Wirth machte schnell ein hochauflodendes Feuer in den Kamin, an dem wir uns erwärmten, denn auf die Hitze bekamen wir in dieser hohen Region (7090 Fuß) durch die träge Ruhe, der wir uns hingaben, bald ein starkes Frösteln. Nachdem sich der Englishman wieder erholt hatte, änderte er seinen Entschluß, die Nacht hier zu bleiben, und er brach um 3 Uhr mit seinem Führer auf nach Martigny. Ich konnte mich nicht entschließen, ihn zu begleiten, da ich mich fortwährend unwohl befand, sondern zog vor, dem Bette meine Wiederherstellung anzuvertrauen. Unter der sorgfältigen Pflege meiner Wirthe fühlte ich meine Kräfte allmählig wiederkehren und wohlgemuth trat ich nach einem erquikkenden Schlaf um Mitternacht an das Fenster und schaute in die öde, trostlose Umgebung hinaus. Der Wind erhob sich und heulte bald schrecklich um die einsame Herberge; und bei dem Schein des Mondes sah ich, wie der blaue Himmel immer mehr von dunklen Wolken überzogen wurde, was mich schlimmes Wetter befürchten ließ. Der andere Morgen, den ich wieder völlig gesund begrüßte, zeigte, daß meine Befürchtung gegründet gewesen; ein dünner Schnee bedeckte das Plateau des Berges, der Himmel war trübe und die Aussicht in die Ferne ziemlich beschränkt. Jedoch genoß ich den herrlichen Anblick nach dem nahen Chamouny-Thal, das von der Arve durchflossen wird, die unterhalb des Wirthshauses entspringt, und auf die dasselbe begränzenden Berge: die Aiguilles Rouges, den Mont-Brevent und die Mont-Blanc-Kette, mit ihren vielen Gletschern. Namentlich zeigt sich der Mont-Blanc von diesem hohen Standpunkt aus in seiner ganzen Größe und Majestät, und sehr recht hat Derjenige, der an die Wand eines Zimmers schrieb: „J'ai vu le Mont-Blanc depuis le Mont-Brevent, mais il ne paroit qu'un enfant dans son berceau, au lieu que d'ici l'on voit que c'est le Roi des montagnes, mais principalement au lever du soleil." (Ich habe den Mont-Blanc von dem Mont-Brevent aus gesehen, aber er ist nur wie ein Kind in seiner Wiege; dahingegen sieht man von hier aus, daß er der König der Berge ist, aber hauptsächlich bei Sonnenaufgang).

Im Chamouny-Thal sah ich viele einfache hölzerne Kreuze, deren Inschrift ein interessantes Pröbchen von den Religionsbegriffen der Leute dieser Gegend, oder doch wenigstens des Herrn Bischofs von Annecy, abgibt. Der Herr Bischof bereiste, so erzählte man mir, diese und die umliegenden Gegenden im Jahr 1834 und ließ zum Andenken an seinen Aufenthalt diese Kreuze errichten und folgende Inschrift darauf setzen: Mission de 1834. Monseigneur l'Evèque d'Annecy accord 40 Jours d'indulgences à qui dira devant cette croix les Actes de Contrition, de Foi, de l'Espérance et de Charité. (Mission von 1834. Der Herr Bischof von Annecy bewilligt 40 Tage Ablaß demjenigen, der vor diesem Kreuz hersagt die Acte der Zerknirschung des Herzens, des Glaubens, der Hoffnung und der christlichen Liebe).

Nachdem ich mir zum Andenken an meinen Aufenthalt auf dem Col de Balme aus dem kleinen Naturalienkabinet daselbst ein paar Gemshörner gekauft, und eine Rechnung von 6½ Francs bezahlt hatte, verließ ich diesen schönen, aber theuren Ort, der die Gränze zwischen Savoyen und dem Kanton Wallis bildet, um, wo möglich, noch desselben Tags das Kloster auf dem St. Bernhard zu erreichen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(München, 11. April.) Im hiesigen Tagblatte macht Jemand den probablen Vorschlag, man solle, wie die Männer im Gewerbs- und Handelsfache, so die Bürgermädchen in der Hauswirthschaftskunde einer Prüfung unterziehen (etwa vor einem Forum tüchtiger Hausmütter), bevor man ihnen die Bewilligung zur Heirath ertheile. Es hat leider seine Richtigkeit, daß heut zu Tage gar viele Frauenzimmer ganz verkehrt und

Digitized by Google

zweckwidrig erzogen werden. Man lehrt sie Französisch, Musik, Galanteriearbeit und andern Tand, aber eben nur das nicht, was beim Standeswechsel allein ihnen frommen kann, nämlich Sinn und Geschick zum häuslichen Leben. Und so geschieht es denn häufig, daß manche junge Frau sich plötzlich an die Spitze eines Hauswesens gestellt sieht, ohne eine Suppe kochen und ein Hemd zuschneiden zu können. Nothwendiger Weise bringen Unlust und Unerfahrenheit im Wirthschaftsgeschäfte, die überdies in der Regel Hand in Hand mit Putz- und Vergnügungssucht gehen, Zerrüttung ins Hauswesen, und die nächste Folge ist eine unglückliche Ehe. Die Sache ist wichtiger, als Viele glauben mögen, — so wichtig daß der Staat, dessen festeste Stütze das geordnete Familienleben seiner Angehörigen ist, vielleicht noch wird Vorkehrungsmittel treffen müssen, daß das heilige Feuer des häuslichen Herdes seiner Zeit nicht ganz erlösche.

Eine Aufführung zum Besten der Mozartstiftung in Frankfurt, vom philharmonischen Verein unter Hrn. H. Schmidt's Leitung in Leipzig veranstaltet, hat den Mitwirkenden Beifall und Ehre gebracht, dem Institute aber leider keine große Einnahme. Die Zeit war keine günstige. Man will später noch ein ähnliches Conzert geben und dann den Ertrag beider an jene Stiftung senden.

Einst wurde der in Berlin anwesende türkische Gesandte, Achmet Effendi, aus Neugier von vielen Damen besucht. Bei einem solchen Besuche theilte er Bonbons aus. Einer der Damen gibt er doppelt und dreifach. Diese fühlt sich dadurch außerordentlich geschmeichelt und läßt im Triumphe ihrer Eitelkeit ihn durch den Dollmetscher befragen über den Grund dieser Auszeichnung. „Weil ihr Mund noch einmal so groß ist, wie der der andern Damen", — war seine Antwort.

Der „Salon" sagt: Der neu erfundene Wagen des Mechanikus Meidinger in Nürnberg wird sehr die Geselligkeit befördern; denn man fährt darin schneller zu dreien, als allein! Wer wird also nicht gern seine Freunde, ja sogar seine Feinde als Ballast mitnehmen, um selbst rascher vorwärts zu kommen?

(Nothsignale.) Unter dieser Aufschrift enthält Saphir's Humorist folgende Bekanntmachung, welcher ohne Zweifel gar viele Zeitungsredaktionen sich anschließen werden: „Gedichte, d. h. Verse, d. h. Reime, d. h. Klapperbeine, d. h. lyrische Ausschläge, enfin: Gedichte, werden von der Redaktion nicht angenommen, es müßten denn ganz besondere Umstände eine Ausnahme bedingen. Auch erlaubt sich die Redaktion, zu erklären, daß sie keine „Gedichte an Künstler und Künstlerinnen", d. h. „Ergüsse privatisirender Enthusiasten", d. h. „Ausbrüche stillen Wahnsinns" an- und aufnimmt. Auch erlaubt sich die Redaktion, zu erklären, daß sie keine „Botenläufrin" ist, d. h. daß sie keine Gedichte: „An so und so," oder: „An sie!" oder: „An * * *!" oder: „An die Einzige!" oder: „An Chloe!" u. s. w. aufnimmt. Die Verfasser dieser „Deklarationen nach aufgegebenen Endreimen" mögen so gütig seyn, und sich ihre Drang- und Liebesgänge selbst besorgen. Auch erlaubt sich die Redaktion, zu erklären, daß sie von nun an von keinem Autor die Beurtheilung über seine eigenen Werke, z. B. „Balladen" oder „Volksmährchen" u. s. w. aufnimmt. Auch erlaubt sich die Redaktion, zu erklären, daß sie sich vorbehält, noch Manches zu erklären. Auch erlaubt sich die Redaktion die Erklärung, daß sie durchaus kein Magazin hat, um unbrauchbare Manuscripte Jahre lang aufzubewahren, und daß die Einsender von Manuscripten, die nicht in fester Verbindung mit der Redaktion stehen, nicht auf Aufbewahrung und Rücksendung der Manuscripte rechnen dürfen, sondern sich eine Abschrift behalten mögen. Dixi et salvavi!"

Vor kurzem gab ein reicher Privatmann in Paris einen glänzenden Ball, zu dem sich eine große Anzahl der elegantesten Damen und Herren versammelt hatten; vorzugsweise erregte der Geschmack und die Pracht der weiblichen Toilette allgemeine Bewunderung, und das in strahlender Beleuchtung flimmernde Geschmeide trug nicht wenig dazu bei, die Glorie zu erhöhen, in welcher die Göttin „Mode" erschienen war. Da bringt ein Bedienter dem Hausherrn ein kostbares Armband mit funkelnden Steinen, das er im Vorsaale gefunden. Sogleich zeigt es der Wirth allen Damen nach der Reihe, um die Eigenthümerin ausfindig zu machen; doch seltsam, keine Einzige will sich zu dem Schmucke bekennen. Endlich wird derselbe auf einen Tisch gelegt, damit die unbekannte Eigenthümerin ihn zu sich nehmen könne. Der Ball geht indessen zu Ende, und Niemand hat sich gefunden, der das Armband haben will. Am andern Morgen sieht es der Hausherr genauer an, und findet, daß es — unecht sey. Die Scham, einen unechten Schmuck zu besitzen, hatte die Dame, welche ihn verloren, abgehalten, sich zu melden. Dieser Vorfall ist bezeichnend genug für die Pariser elegante Welt.

(Thorwaldsen.) Das Kunstblatt berichtet aus Rom: „Thorwaldsen hat nun einen ganzen Cyklus aus dem Leben des Heilands entworfen, den er nach und nach zu modelliren gedenkt. Eine kolossale Statue des heiligen Andreas für die Frauenkirche in Kopenhagen geht der Vollendung entgegen, wie denn Thorwaldsen auch bereits die Skizze zu einem zweiten Apostel entworfen hat. Auch dieser soll hier in Marmor ausgeführt und dann nach Kopenhagen gesandt werden, wo bis jetzt erst zehn Apostel in Marmor aufgestellt sind. — Bei dem Berliner E. Wolff sieht man die Statue des Prinzen Albert, des Gemahls der Königin Victoria, in Naturgröße modellirt. Das Costüm ist griechisch. Ein Grabmonument für den jungen, vor zwei Jahren hier verstorbenen St. George aus Frankfurt geht seiner Vollendung in Marmor entgegen, und wird auf dem hiesigen Kirchhofe der Protestanten, bei der Pyramide des Cajus Cestius, aufgestellt werden."

Clara Schumann, geb. Wieck, feiert in Kopenhagen Triumphe, welche an den Liszt-Enthusiasmus erinnern.

(Berlin, 14. April.) Der Kammermusikus und Direktor der gesammten Musikchöre der Garderegimenter, Wieprecht, hat hier eine neue musikalische Akademie für Männergesang gegründet, welcher gleich 150 Sänger beigetreten sind. Namentlich sollen in dieser neuen Singakademie vaterländische Nationallieder gesungen werden, was zur Belebung und Erstarkung vaterländischer Gesinnungen beitragen dürfte. Es möchte wohl zu wünschen seyn, daß dies schöne Beispiel in allen deutschen Städten Nachahmung fände.

Digitized by Google

(Darmstadt.) Der Verein zur Unterstützung und Beaufsichtigung der aus den großherzogl. Landes- und Provinzial-Strafanstalten Entlassenen nimmt erfreulichen Fortgang. Er zählt bereits über 1600 Mitglieder und wird bald seine wohlthätige Wirksamkeit zeigen.

Nächsten Montag den 25. d. Mts. wird zum Vortheile des Hrn. Dettmer die Oper — Templer und Jüdin — gegeben. In derselben wird ein Sänger zum letzten Male auftreten, welcher seit einer Reihe von Jahren mit Fleiß und Talent bei unserer Oper gewirkt hat und dessen Leistungen anerkannt sind. Wer würde ihn nicht gerne noch einmal hören wollen, unseren wackeren, geschätzten Bassisten, den wir ungern verlieren? Um diese Benefizvorstellung noch anziehender zu machen, hat Fräul. Rudersdorff die Gefälligkeit gehabt, die Partie der Rowena zu übernehmen. Wir glauben, daß die zahlreichen Verehrer von Dettmer's Gesangstalent bei diesem letzten Auftreten desselben ihm bethätigen werden, daß seine vieljährige Wirksamkeit, deren wir uns zu erfreuen hatten, bei ihnen in gutem Andenken steht.

Korrespondenz.

Darmstadt, 13. April.

Noch im Laufe dieses Jahres werden wir in unserem Gemeinwesen mehrere Verbesserungen und Verschönerungen in's Leben treten sehen, welche für das Publikum manche Annehmlichkeiten und Vortheile darbieten. Für die zweckmäßigere innere Einrichtung und Ausschmückung der Stadtkirche ist von dem Stadtbaumeister Hrn. Jordan ein wohl überdachter Plan entworfen worden, welcher bereits die Genehmigung des Gemeinderaths erhalten haben soll. Zur besseren Veranschaulichung seines Bauplanes hat Hr. Jordan ein Modell anfertigen lassen, welches die Kirche nach vollendetem innerem Umbau vorstellt und von Allen als sehr zweckmäßig und schön gerühmt wird, die es bereits zu sehen Gelegenheit hatten. — Eine andere, der Ausführung nahe Verbesserung ist die Correction der engen Einfahrt am Jägerthor, ein großer Mißstand für diesen Stadttheil, nachdem die ganze Umgebung sich erweitert und verschönert hat. Dies zu bewirken, hat der Stadtvorstand von dem Gasthause zum goldenen Hirsch einen bedeutenden Theil für den Preis von 15,500 fl. zum Abbruch angekauft, und wird der dadurch gewonnene größere Raum zur freien Straße verwendet werden. — Die Geschäftslokale des Kreisrathes der Residenz und des Stadtgerichts werden vom 1. Juli an aus dem vormaligen alten Palais am Marktplatze in ein neuerbautes Haus der oberen Hügelstraße verlegt werden.

Mainz, 18. April.

Die dritte Frühjahrs-Ausstellung unseres Gartenbau-Vereins von Blumen, Pflanzen, Gemüsen und Obst hat vorgestern begonnen und bleibt bis morgen Abend dem Publikum geöffnet. Der Gedanke, sie diesmal in einer Bretterbude, und nicht im Foyer des Theaters, abzuhalten, hat Manches für, aber auch Manches gegen sich. Für sich hat es einen schönern Ueberblick des Ganzen und mehr Freiheit in dem Arrangement, weil man nicht zu fürchten hat, durch Nässe und Feuchtigkeit etwas zu beschädigen; gegen sich die Kälte und die für empfindliche Personen unangenehme Kühlung des Bodens, die einen längeren Aufenthalt in dem Ausstellungslokale unangenehm macht. Der Besuch ist diesmal dessen ohngeachtet stärker als je; auch sind viel mehr Loose wie früher abgegangen. Nur werthvolle, ausgesuchte Pflanzen wurden zu Preisen angekauft. Der Katalog der Ausstellung enthält ohngefähr 800 Gewächse, worunter die Azalea's und die Camellia's sich durch Menge und Schönheit auszeichnen. Man bemerkt auch sehr schöne Rhododendron's und blühende Rosen. Als sehr vorzüglich fällt ein Korb mit Blumen in die Augen, den Mad. Belli-Gontard von Frankfurt hieher gesendet hat; die englischen Auricula, die sich darunter befinden, gehören zu den seltensten Gewächsen. Die Preisaustheilung fand vorgestern statt. Den ersten Preis, eine goldene Medaille, erhielt der hiesige Kunstgärtner Hr. Jak. Schmelz, den zweiten, eine silberne Medaille, Hr. Anton Hamann, Präsident des Vereins, den dritten, eine silberne Medaille, Hr. Fr. C. Sieglitz von hier, den vierten Hr. Faber, ein hiesiger Kunstgärtner, den fünften und siebenten die Herren Gebrüder Mardner, Kunstgärtner von hier, den sechsten Hr. Grüneberg Sohn von Frankfurt, den achten Hr. Franz Hock, Kunstgärtner, der auch den neunten Preis erhielt, den zehnten und elften Hr. Konrad Janz, Kunstgärtner, dem Accessit für die Gemüse Frau Belli-Gontard von Frankfurt mit einer kleinen silbernen Medaille, den zwölften Preis Hr. Jak. Schmelz, der auch den ersten bekam, den dreizehnten Mad. Mayer, geb. Krämer von hier, und den vierzehnten Hr. Heinr. Säßmayer von Frankfurt. Wie man vernimmt, so wird die künftige Ausstellung mit Genehmigung des Stadtvorstandes in der Fruchthalle statt haben.

Darmstadt, 18. April.

Ueber den gestrigen Theaterbrand waren gleich die übertriebensten Gerüchte in die Umgegend gedrungen, welche — wie ich aus dem heutigen Journal ersehe — auch einen Weg zu Ihnen gefunden hatten. Glücklicherweise gelang es, der weiteren Verbreitung des Feuers aus den unteren, nach dem Theaterhof gehenden Zimmern zeitig Schranken zu setzen, wodurch das schöne Gebäude mit seinem höchst werthvollen Inhalt an Garderobestücken und Decorationen vor dem Untergange bewahrt wurde. Blos unser Corps de ballet hat eine kleine Einbuße mittin und zwar dadurch, daß die Costüme für die Tänze in dem heutigen Stück, welches gestern schon gegeben werden sollte, von dem Feuer verzehrt wurden. Man verspricht sich übrigens viel von der heutigen Vorstellung des »Verschwenders«, da Hr. Lang, vom königl. Hoftheater zu München, in der Rolle des Valentin auftreten wird. — Fräul. Gned, unsere beliebte Sängerin, wurde heute mit Hrn. v. Poißl, einem mehrjährigen Mitgliede unserer Bühne, in der katholischen Kirche getraut. Frau v. Poißl-Gned wird, wie man hört, schon nächsten Samstag nach London abreisen, um bei der dortigen deutschen Oper für die Dauer der Sommersaison mitzuwirken. Ihr Gatte wird ihr bald dahin nachfolgen. — Unsere beiden Solotänzer, Fräul. Dobrig und Hr. Dornewaß, gehen nächsten Sonntag nach Karlsruhe ab, wo sie einige Gastvorstellungen auf der dortigen Bühne geben werden, und zwar bei Gelegenheit der bevorstehenden Vermählungsfeier am großh. Hofe. — Dem Vernehmen nach wird Hr. Balletmeister Tescher mit seinem Corps de ballet im nächsten Monat noch einmal auf Ihrer Bühne auftreten, wozu ich Ihnen im Voraus Glück wünsche, überzeugt, daß seine Productionen auch zum zweiten Male sich des Beifalles Ihres Theaterpublikums zu erfreuen haben dürften. — Die Gesellschaft, welche die zwischen hier und Bernsheim bestehende, an den Kurs der Kölnischen Dampfboote sich anschließende tägliche Wagenfahrt betreibt, hat neue, sehr elegante und bequeme Wagen bauen lassen, welche seit Kurzem in Gebrauch genommen worden sind.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 21. April. Der Liebestrank, komische Oper in 2 Abth., Musik von Donizetti.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 111. Freitag, den 22. April 1842.

Peter der Grausame.

Von Alexander Dumas, aus dem Musée français.

(Fortsetzung.)

3.

Juan Pasquale war seit einem Monat Primen assistente von Sevilla, und in dieser Zeit nur ein einziger Mord begangen worden; der Urheber desselben, Don Juan de Nalverde, auf den der Verdacht dieses Mordes gefallen, wurde den folgenden Morgen festgenommen, und, durch unläugbare Beweise überführt, vom Primen assistente zum Tode verurtheilt. Ungeachtet des großen Namens und bedeutenden Familieneinflusses des Delinquenten, ließ der König der Gerechtigkeit ihren Gang, welcher zu Folge er ohne Gnade und Barmherzigkeit hingerichtet wurde. Dieses Mittel war wirksam gewesen, es hatte von nun an von der Unbestechlichkeit und Gewandtheit des neuen Richters eine hohe Meinung gegeben. Es ist wahr, daß der Primen assistente als erste Maßregel damit begonnen hatte, drei Viertheile der unter seinem Vorgänger in Funktion gestandenen Alguazils wegzuschicken; indem beinahe alle von großen Herren, deren Libertinismus oder Rache es Bedürfniß war, sie blind zu finden, einen größern Sold erhielten, als sie vom Staate bezogen. Diese hatte er durch zuverlässige Männer ersetzt, und ein aus drei- oder vierhundert Mann Bergbewohnern organisirtes Corps vertheilte er jeden Abend in nächtliche Patrouillen, welche, so wie die Glocke auf der Giralda Neun Uhr schlug, Sevilla's Straßen nach allen Richtungen hin durchkreuzten. Jene Männer, so wie ihre Aufseher, die, in geringer Entfernung von einander, in den einsamsten Straßen, wie auf den volkreichsten Plätzen aufgestellt waren, hatten den förmlichen Befehl, Niemand, weder in Thürenvertiefungen, noch vor Fenstergittern umherstehen zu lassen. Es war ein anstrengender Dienst, aber die Leute waren gut bezahlt, und da der Primen assistente von seiner beträchtlichen Besoldung nur das nahm, was er nothwendig zum Leben brauchte, konnte er bei außerordentlichen Gelegenheiten von dem Ueberrest derselben seinen Untergebenen Gehaltszulagen bewilligen.

Wirklich hatten sich auch, wie bereits gesagt ward, seit zwölf oder vierzehn Tagen in den Straßen der andalusischen Hauptstadt, gegen alle nächtliche Gewohnheit, kaum einige unwichtige Räubereien ereignet, deren Urheber gesetzmäßig bestraft wurden, als in einer der dunkelsten Nächte Antonio Mendez, einer der Nachtwächter, in welche Juan Pasquale das meiste Vertrauen setzte, in einer verdächtigen und abgelegenen Straße einen in einen Mantel gehüllten Mann herbeikommen sah. Dieser Mann blieb einen Augenblick mitten in der Straße vor einem Fenster stehen, klopfte drei Mal in die Hände, horchte, ob man ihm antwortete; als er aber sah, daß alles ruhig blieb, dachte er ohne Zweifel, diejenige, die er rufe, sey noch nicht auf ihrem Posten, und ging daher vor dem Hause auf und ab. Bis jetzt war noch nichts auszusetzen, der Cavalier hatte keinen festen Punkt behauptet, denn stets ging er von einem Ende des Hauses zum andern. Auch Antonio Mendez hütete sich, seiner Instruktion zu Folge, sorgfältig, sich sehen zu lassen, indem nach seiner Ansicht die Gesetze noch keine Verletzung erlitten.

Nach einigen Minuten schien der Cavalier jedoch des Wartens müde; er blieb auf's neue vor dem Hause stehen, und klatschte wiederholt in seine Hände. Dieser Ruf, der fähig gewesen wäre, die Stimmgabel erdröhnen zu machen, hatte nicht mehr Erfolg als das erste Mal; er beschloß, sich noch etwas zu gedulden, obgleich vermittelst seiner erstickten Flüche leicht wahrzunehmen war, daß er durch dieses Benehmen seinem Charakter entgegen handelte; da aber Juan Pasquale das Fluchen nicht verboten hatte, zumal wenn man gehend fluchte, und der Cavalier sich während des Fluchens wieder in Gang gesetzt hatte, blieb Antonio Mendez stumm und unbeweglich in der Ecke, in die er sich verborgen, und aus welcher er die geringsten Bewegungen sehen, ja selbst, wenn er etwas laut sprach, jedes Wort des Cavaliers hören konnte. Endlich blieb dieser zum dritten Mal stehen, und klatschte dieses Mal dergestalt in die Hände, daß selbst diejenigen, die im tiefsten Schlafe lagen, davon erwachen mußten. Doch als er sah, daß alles vergebens war, beschloß er, sich mit denjenigen, mit denen er zu schaffen hatte, unmittelbar in Verbindung zu setzen; er ging an die Hausthüre, und schlug mit der Faust so heftig an dieselbe, daß man sich der Ueberzeugung nicht erwehren konnte, ein ähnlicher zweiter Schlag versetze die Thüre in Trümmer. Hierauf öffnete eine alte Frau ein Fenster, die herausschauend fragte, wer zu solch nächtlicher Stunde ein anständiges Haus auf diese Weise in Schrecken zu setzen wage

Der Cavalier staunte, das war nicht die gewohnte Stimme Da er anfangs glaubte, sich geirrt zu haben, schaute er um sich her, doch als er das Haus dennoch für das erkannte, in welchem er gewohnt war, eingelassen zu werden, fragte er:

Digitized by Google

„Was geht denn hier vor, warum antwortet mir Pasquila nicht?“

„Weil sie seit heute früh mit Donna Leonore, ihrer Gebieterin, abgereis't ist.“

„Donna Leonore ist abgereis't!“ rief der Cavalier. „Bei Sankt Jago, wer erkühnte sich, sie zu entführen?“

„Jemand, der das Recht dazu hat.“

„Nun, und wer ist denn dieser Jemand?“

„Ihr Bruder, Don Saluste de Haro.“

„Du lügst, Alte!“ rief der Cavalier.

„Ich schwöre Euch bei unserer lieben Frau von Pilar: . .“

„Oeffne mir, daß ich mich von der Wahrheit selbst überzeugen kann.“

„Ich habe den Befehl, in Abwesenheit des gnädigen Herrn, Don Saluste, Niemand einzulassen, und zumal zu solcher Stunde.“

„Alte,“ sagte der Cavalier, im höchsten Grade aufgebracht, „ich befehle Dir, aufzumachen, oder ich sprenge die Thüre.“

„O! die Thüre ist fest, gnädiger Herr, und die Wache wird da seyn, ehe Ihr sie einzuschlagen vermöget.“

„Was bekümmere ich mich um die Wache!“ rief der Unbekannte. „Die Wache ist für Räuber und Zigeuner, allein nicht für Edelleute, wie ich bin.“

„Ja, ja, so war es wohl zur Zeit des vorigen Primen assistente; allein seit König Don Pedro, den Gott in seinen besondern Schutz nehmen wolle, Juan Pasquale an die Stelle des Herrn Velesfaro berufen hat, ist die Wache für Jedermann. Schlagt daher zu, so lange es Euch beliebt, doch nehmt Euch in Acht, daß Ihr Euch nicht die Gefängnißthüre aufschlagt.“

(Fortsetzung folgt.)

Was ist die Liebe?

Liebe ist die höchste Gottheit,
Liebe ist die höchste Religion;
Ihr erbaute einen Tempel
Einst schon König Salomon.
Und der Himmel ist die Kuppel,
Hoch das blaue Firmament,
Und die Sonne ist die Ampel,
Die im Heiligthume brennt.
Und das Küssen ist die Beichte,
Wo sich Seel' in Seel' ergießt,
Wo der Liebe süß Vergehen
Schweigsam von den Lippen fließt.
Und die Vöglein sind Leviten,
Die im frommen Sängerchor
Todeslieder, Liebeslieder
Singen zu dem Gott empor.
Und die Frauen sind die Priester,
Und die Eh' ist der Altar,
Und die Männer — sind die Ochsen,
Die man bringt zum Opfer dar.

(Sammler.)

Wanderung durch das Arve- und Chamouny-Thal und Besteigung des Col de Balme und des großen St. Bernhard.

(Fortsetzung.)

Im Zickzack geht der sehr beschwerliche Weg, zu dem man übrigens keinen Führer nöthig hat, wozu sich der Bediente des Wirthes mir so dringend anbot, nach Trient hinab. Den Weg nach der links liegenden 7860 Fuß hohen Tête-Noire, der sehr zu empfehlen seyn soll, kann man aber ohne Führer nicht finden. Ehe man nach Trient kommt, sieht man zu seiner Rechten den schönen Trientgletscher; hohe Berge beräumen das enge Thal, durch das sich die Trient einen Weg bahnt und unterhalb Martigny in die Rohne ergießt. Der Fußsteig führt $^1/_2$ Stunde bergan zum Col de Trient, 4750 Fuß hoch, von wo man in das schöne von himmelhohen Bergen eingeschlossene Rhonethal und hinauf bis nach Leuk sieht, im Vordergrunde Martigny, und hinter demselben eine schnurgrade Straße, die Simplonstraße, die das Thal hinauf über Sion (Sitten) nach Brieg geht, sich hier rechts wendet und im Zickzack den Simplon hinaufsteigt; sie ist ein Werk Napoleons, ein wahres Riesenwerk. Den Gipfel des Pierre à voire, der sich aus dem Thal erhebt, krönt ein hoher Fels, der einer Ruine täuschend ähnlich sieht. Kinder, die mir Trauben und allerhand wohlschmeckende Früchte zum Verkauf anboten, und die besser bestellten Felder ließen mich hoffen, daß ich mich einem gesegnetern Landstrich nähere. Martigny ist ein hübsches Städtchen an der Rhone, die hier ihren Lauf von Nordost ändert und nach Nordwest fließt, hat mehrere stattliche Gebäude und eine schöne Lage; drei Thäler stoßen hier zusammen, das Dranse-Thal vom St. Bernhard herab und die beiden Rhonethäler, das von St. Maurice und das Hauptthal. Letzterem hinauf sieht man die Schneeberge des Berner Oberlandes und ist eins der schönsten Schweizerthäler. 1818 richtete eine große Wassermasse schreckliche Verwüstungen in Martigny und der Umgegend an; bis zu welcher Höhe das Wasser damals gestiegen war, zeigt eine Inschrift an einem Haus.

Das nach dem St. Bernhard sich hinziehende Thal ist so enge, daß die dasselbe durchströmende Dranse und die Straße öfters den ganzen Thalgrund einnehmen; zu beiden Seiten ziehen sich Ketten hoher und malerischer Felsenberge bis zum Bernhard hinauf. $^1/_4$ Stunde vor St. Branchier geht die Straße durch einen Felsen, dessen Fuß von der wilden Dranse bespült wird. Dieser Gang, Galerie de la Monnaie genannt, ist ungefähr 250 Fuß lang, 12 Fuß breit und 12 Fuß hoch. Jenseits desselben ist ein verfallenes Karthäuserkloster. Bei St. Branchier vereinigen sich die beiden Dransen, von welchen die eine von dem Bernhard kommt, deren zwei Arme sich bei St. Pierre vereinigen, und die andere aus einem ungeheueren 8 — 10 Stunden langen Gletscher des 13,252 Fuß hohen Mont-Combin entspringt und sich durch das Bagnes-Thal bis nach St. Branchier schlängelt. Man kommt nach Orsieres (1 Stunde), wo das Hotel de St. Bernard ein anständiges Wirthshaus ist; nach Liddes ($1^1/_4$ Stunde), in dessen Nähe Napoleon ein Lager hatte, und nach einer weiteren Stunde nach St. Pierre, einem äußerst schmutzigen Dorf mit einem abscheulichen Pflaster; den Miststätten hat man vor den Häusern ihre Plätze angewiesen. Hier sah ich zum ersten Male eine Kretin, ein Mädchen von etwa 20 Jahren; ihr dicker,

Digitized by Google

plumper Kopf, ihre grobe Physiognomie und ihr dummes Lächeln verriethen sie mir bei dem ersten Anblick als eine solche. Man findet diese unglücklichen Wesen, die dem unvernünftigen Thier näher kommen als dem vernünftigen Menschen, besonders häufig in Savoyen, Piemont und im Kanton Wallis. Sie zeichnen sich aus durch eine kleine, höchstens mittlere Gestalt, durch häßliches Aeußere, durch dicke, unförmliche Köpfe, durch ein plattes Gesicht, durch einen stieren, viehischen Blick, durch einen trägen, schleppenden Gang und öfters auch durch einen dicken Hals oder Kropf. Keine Spur einer geistigen Thätigkeit findet man bei ihnen, weshalb sie keiner Bildung fähig sind; viele sind taub oder stumm, oder beides zugleich. Es soll in diesen Gegenden Leute geben, welche eine ehrfurchtsvolle Scheu vor diesen elenden Geschöpfen haben und sie für heilig halten sollen. Der Kretinismus wird hauptsächlich durch die Heirathen der Kretinnen fortgepflanzt, denn ihre Kinder werden wieder solche Menschen. Die Entstehung des Kretinismus schreibt man der ungesunder, feuchten Luft der tiefen Thäler, dem unreinen, mit vielen erdigen Theilen versehenen Wasser und der Unreinlichkeit der Leute selbst zu. Diese Meinung scheint indessen nicht zu genügen. Denn woher kommt es, daß die Kröpfe bei dem weiblichen Geschlecht weit häufiger sind als bei dem männlichen, da beide doch in derselben Luft leben und dasselbe Wasser trinken? Eben so wenig läßt sich annehmen, daß der weibliche Theil weniger reinlich sey als der männliche. Viele halten das Tragen schwerer Lasten auf dem Kopfe für die Ursache; aber auch dieser Annahme lassen sich triftige Gründe entgegensetzen: denn auch vornehme Damen sind nicht selten mit diesem Uebel behaftet, und in Berggegenden, wo die Leute ihre Lasten auf dem Rücken tragen, gehören gleichfalls Kröpfe nicht zu den Seltenheiten.

In St. Pierre (4890 Fuß ü. M.) hört der Weg auf, fahrbar zu seyn; die Waaren werden auf Maulthieren und Pferden über den St. Bernhard weiter gebracht. Mit einem Russen, der in Martigny einen Führer nebst einem Maulthier requirirt hatte, und zu dem ich mich bei Liddes gesellte, kehrte ich in einem Wirthshaus, $1^1/_2$ Stunde von St. Pierre, ein. Er sprach geläufig deutsch; lud mich ein, mit ihm ein Gläschen Wein zu trinken, und legte überhaupt viel Aufmerksamkeit für mich an den Tag. Von hier hatten wir noch $1^1/_2$ Stunden bis zum Kloster; die Nacht brach an, und der Weg, durch ein Thal, das Todtenthal, führend, wurde immer schlimmer; Steine, von den Bergen herabgerollt, haben ihn an vielen Stellen überschüttet, so daß bei Nacht nur mit großer Mühe fortzukommen ist. Der Russe, dessen Maulthier alle paar Schritte stehen blieb, versuchte es, den Weg zu Fuß fortzusetzen; aber kaum war er abgestiegen, so wurde er inne, daß er aus dem Regen in die Traufe gekommen war. Er stieg also wieder zu Pferd, und, unsern Führer an der Spitze, ging es, so gut als es möglich war, vorwärts. Es war indessen stockfinster geworden, und die Dunkelheit der Nacht wurde noch durch einen dicken Nebel vermehrt. Endlich kündigte das Bellen eines Hundes an, daß wir dem Kloster nahe waren, und gegen 9 Uhr kamen wir in dieser gastlichen Herberge an.

Ein Mönch geleitete den Russen in ein Zimmer, während ein Bediente der Mönche mich und den Führer mit in ein anderes nahm, wo wir 30 — 40 Gäste antrafen, unter welchen ein junger Preuße war, der nach Neapel reiste. Wir wurden mit Suppe, Kartoffeln, Käse und rothem Wein bewirthet.

Alle Reisenden gingen zur Ruhe; tiefe Stille herrschte durch das Kloster, nur draußen heulte furchtbar der Wind und schlug Schnee und Regen wider die zitternden Fenster: er schien das Kloster in seinen Grundfesten erschüttern zu wollen. Im traulichen Gespräch hatten mein Landsmann, der mein Zimmergenosse war, und ich einen Theil der Nacht hingebracht, als bald nach Mitternacht mit dem wilden Toben der Elemente das feierliche Geläute der Klosterglocke in unsere Zelle drang. Diese heiligen Klänge haben hier einen eigenthümlichen Reiz, hier an diesem merkwürdigen Orte, so entlegen dem Leben und Treiben, dem bunten Gewühle der Menschen, an der Gränze des Reiches ewigen Frostes und ewiger Erstarrung.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Eidgenössisches Freischießen.) Die Schweizer in Bahia in Brasilien schicken dieses Jahr einen eigenen Gesandten mit einer Ehrengabe von etwa 1000 Fr. nach Chur, um zu zeigen, daß, obgleich sie tausend Stunden weit über'm Meere drüben wohnen, sie doch des theurern, zu Haus von seinen eigenen Söhnen so oft verlästerten Vaterlandes nicht vergessen können. Diese Ehrengabe aus Brasilien ist eine Note an das Schweizervolk, die es in seinem heiligsten Archiv, im Herzen bewahren soll. — Die Schützengesellschaft von Basel will auch nicht hinter ihrem Offiziercorps zurückbleiben und sendet als Ehrengabe einen Becher im Werth von 400 Fr. und 12 Basler Dublonen nach Chur.

Das Journal des Debats, das oft ganz kuriose Theaternachrichten aus Deutschland enthält, theilt unter Anderem mit, daß Halevy's Oper: „Guido und Ginevra", in Frankfurt am Main in die Scene gesetzt werde, wobei die Kostüme mehr als 22,000 Gulden (!) kosten sollen, und die Dekorationen von drei eigens dazu berufenen Malern, Gropius aus Berlin, Dettenwald und Hogin (?) aus Wien, angefertigt würden.

(Die zwei Aerzte und der Dritte.) Zwei rühmlichst bekannte Aerzte, von denen der eine einen sehr ausgezeichneten Ruf besitzt, wurden auf das Land zu einem kranken Müller gerufen. Bevor sie den Kranken besuchten, gingen sie in ein Gasthaus des Städtchens, um sich durch einen Schluck Wein zu ihrem Geschäfte zu stärken. Dort trafen sie einen wohlbekannten Schauspieler der Hauptstadt, der so ausgezeichnet in seiner Kunst, wie sie in der ihrigen, war. „Nehmt mich mit" — sagte der aufgeweckte Thespis-Sohn, „ich will einen Arzt spielen — und was gilt die Wette? — mehr ernten als Ihr!" — Lachend gingen sie die Wette ein. Alle drei traten in die Stube des Kranken: die zwei Aerzte gingen zum Bett, und erkundigten sich nach der Krankheit; der Schauspieler lehnte sich an einen Tisch, und sah starr auf den Kranken. Die Aerzte wandten sich zu ihrem Gefährten und consultirten ihn in lateinischer Sprache. Er schüttelte fortwährend bedeutungsvoll mit dem Kopfe, und sagte zu Allem: „Non consentio!" Der Müller kommt natürlich auf den Gedanken, daß dieser ein sehr berühmter Arzt seyn müsse. Er wird durch das Folgende noch mehr darin bestärkt. Denn als einer der Aerzte das Recept

Digitized by Google

schreiben will, tritt der Schauspieler zu ihm, nimmt ihm die Feder aus der Hand, geht zum Bett des Kranken, fühlt seinen Puls, klopft an seine Brust, an seinen Rücken — und thut natürlich Alles mit einer sehr wichtigen Miene. — Die Aerzte gehen fort, und der Kranke drückt Jedem ein Honorar in die Hand. „Nun, wir wollen sehen, wer am meisten bekommen hat" — sagt der Schauspieler bei'm Hinausgehen. Man zählt das Erhaltene — der Schauspieler hatte das Doppelte von dem, was jeder der Aerzte aufzählte. — So ist's in der Welt: Schein gilt mehr als Seyn!

Man lies't im Elberfelder Kreisblatt: Bekanntlich herrscht unter mehreren englischen Regimentern die Sitte, vor der Regimentsmusik einen Elephanten, Bären ꝛc. zur Erinnerung an ihren Aufenthalt in Indien ꝛc. einher marschiren zu lassen. Zu dem nämlichen Zwecke hat nun auch das 77. Regiment kürzlich von dem englischen Consul zu Tripoli einen schönen Strauß erhalten. Derselbe hält, vor dem Regiment gravitätisch einherschreitend, prächtig Schritt und hat noch ein anderes Amt. Wenn die Regimentsmusik an öffentlichen Orten spielt, geht er beständig um die Hautboisten herum und hält die neugierige Schuljugend in geziemender Entfernung. Anfangs mußte man ihm einen Maulkorb anlegen, denn er fand großes Vergnügen daran, die Notenbücher zu zerreißen und zu verschlingen.

(Darmstadt, 17. April.) Bei dem zur Erinnerung des Höchstseligen Großherzogs dahier errichtet werdenden Monumente hat sich ein fataler Umstand ergeben, indem mehrere der Sandsteine, die bereits eingesetzt waren (man sagt circa 300 Cub.-Fuß), durch die Witterung theilweise aufgelöst, herausgenommen werden mußten. Wenn ein solches Unglück später nach Erbauung der circa 114 Fuß hohen Säule eintreten sollte, dann könnte die ganze Säule einstürzen.

(Zur Warnung.) Am 5. März starb zu König im Odenwalde das zweijährige Kind des dasigen Ortsbürgers Carl Kunkelmann in Folge einer in den Schlund gekommenen Bohne. Seit fünf Tagen war sein Athem immer beengter geworden und die Eltern meinten, es habe die Bräune. Dr. Fuchs erklärte, daß die Beengung durch einen fremden Körper veranlaßt sey und wollte eine Operation versuchen, was jedoch die Eltern nicht zugaben. Das arme Kind erlitt den Tod, und bei der Section fand man die Behauptung des Dr. Fuchs bestätigt; es fand sich in der Luftröhre eine aufgequollene Bohne. Jetzt erst fiel es den betrübten Eltern ein, daß das Kind mit Bohnen gespielt hatte. — Man hüte doch ja Kinder vor diesem gefährlichen Spielwerke, dessen Opfer sie schon öfters wurden!

Korrespondenz.

Mainz, 19. April.

Die in Nro. 81 Ihres geschätzten Blattes erschienenen Beschlüsse der Lokalsektion des großherzogl. Gewerbvereins in Beziehung auf die Errichtung eines Hospiziums für erkrankte Gesellen und Lehrlinge, oder die bei dem Stadtvorstande zu beantragende Erweiterung des hiesigen Krankenhauses und die Verwaltung und Verpflegung derselben durch barmherzige Schwestern sind noch immer das Hauptthema der Unterhaltung. Auch über die Dringlichkeit einer baldigen Reform des Hospitals, die bereits vor vier Jahren von der höchsten Staatsbehörde angeordnet wurde, allein bis jetzt noch nicht erfolgt ist, wird viel gesprochen, und mit gespannter Erwartung, wie endlich jene verhängnißvolle Krisis vorübergehen werde, blickt das Publikum auf die Hospizienkommission, auf jene Männer hin, denen zunächst die Sorge für das Wohl der armen unglücklichen Menschheit und ihr heiliges unantastbares Erbe obliegt. Abhülfe ist dringend nöthig, es gilt hier kein Säumen mehr, der Haushalt kann so nicht mehr fortbestehen. Möchten die Vorschläge des früher mit der Inspektion des Hauses beauftragten Hrn. Bey Berücksichtigung finden! Möchte man die Unzufriedenheit der Hospitaliten, die vielen Uebelstände des Wartpersonals, die Gebrechen des Krankenhauses, dessen chirurgische Abtheilung unter Leitung des trefflichen Hrn. Dr. Leo ganz allein lobenswerthe Anerkennung verdient, gehörig beachten und verbessern und den Behauptungen gewisser betheiligter Personen nur nach gründlicher Prüfung Vertrauen schenken! Die Aeußerungen fremder Hospitalärzte über das Benehmen der barmherzigen Schwestern fanden durch sich selbst die beste Widerlegung. Die wohlthätige Wirksamkeit dieser frommen Verschwisterung kann nicht geläugnet werden; ihr Lob verkündet die Geschichte des Armenwesens mit tausend Zungen, und schon längst hat sich die Volksstimme, ohne auf ihre Gegner zu hören, die großentheils unter dem Einflusse des Materialismus, der Confession, oder gar des Privatinteresses stehen, aus vernünftigen Gründen dafür entschieden. Sollte der Ruf der Mainzer Bürger vergeblich seyn? Von Seiten unseres neuen Bürgermeisters Hrn. Nack haben wir ein sicheres Unterpfand der Erfüllung unserer Hoffnung in seiner Umsicht, besonderen Vorliebe für das Hospital und in dem Versprechen, das er uns gegeben, der ganzen Bürgerschaft seine Aufmerksamkeit zu widmen und das Wohl der Einzelnen, wie der Gesammtheit mit gleicher Sorgfalt wahrzunehmen; von Seiten des Gemeinderaths zweifeln wir um so weniger an der Realisirung unserer Wünsche, da nun, nachdem, wie unlängst sehr richtig bemerkt wurde, für die Verschönerung der Stadt so wacker bisher gewirkt worden ist und durch theilweise Wiederherstellung des kurfürstl. Schlosses den Schätzen der Kunst und Wissenschaft eine so würdige Stätte bereitet wird, die Armenanstalt unstreitig seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen wird. Es handelt sich hier um eine heilige Schuld, um die fernere Prosperität dieser Zufluchtsstätte für unsere unglücklichen Mitmenschen, wo Mancher schon Unterkunft fand, weil er vergebens gestrebt und des Lebens Mühen keine Früchte getragen haben und wo Mancher in spätern Tagen vielleicht Unterkunft suchen wird, der jetzt im Besitze von großem Wohlstande daran nicht denkt. Bei den gegenwärtig obwaltenden Umständen handelt es sich hier um eine Lebensfrage. Die Perspektive bei dem großen Defizit von 15,000 fl. ist jedenfalls traurig. Bedeutende Zuschüsse aus der Stadtkasse, Umlagen, sind bald keine leeren Befürchtungen mehr. Ersparungen müssen statt finden; durch eine bessere Wirthschaft, durch Beförderung der Sittlichkeit, durch bessere Wartung und Krankenpflege muß die Achtung des Publikums wieder zunehmen; möglich ist dieses Alles bei einer jährlichen Ausgabe von 70,000 fl. und bei den in den Beschlüssen des Gewerbvereins enthaltenen Anerbietungen durch Herbeiziehung barmherziger Schwestern.

C.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 109.

Teufel — Zweifel.

Theater-Anzeige.

Samstag, 23. April. Kabale und Liebe, bürgerliches Trauerspiel in 5 Abth., von Fr. Schiller. (Gastrolle) Louise: Dem. Neustädt, vom Hoftheater zu Meiningen.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 112. Samstag den 23. April 1842.

Peter der Grausame.

Von Alexander Dumas, aus dem Musée français.

(Fortsetzung.)

Die Alte schloß das Fenster. Der Cavalier stürzte auf die Jalousie zu, rüttelte wüthend an den Gitterstäben; als er jedoch wahrnahm, daß sie zu fest in die Mauer eingelassen waren, um los zu gehen, kehrte er zur Thüre zurück, gegen welche er mit dem Griff seines Degens mit seiner ganzen Kraft schlug. Nun hielt Antonio Mendez, der, wie bereits gesagt wurde, der ganzen Scene angewohnt, für nothwendig, einzuschreiten, und er sagte:

„Gnädiger Herr, Ihr werdet mir mit aller Achtung, die ich Euer Herrlichkeit schuldig zu seyn glaube, zu bemerken erlauben, daß, wenn es Neun Uhr geschlagen hat, jeder Lärm in Sevilla's Straßen verboten ist."

„Wer bist Du, Unverschämter?" fragte der Cavalier, sich umwendend.

„Ich bin Antonio Mendez, Oberhaupt der Nachtwächter im Giralda-Viertel."

„Nun wohlan denn, Antonio Mendez, Oberhaupt der Nachtwächter im Giralda-Viertel, gehe Deiner Wege, und laß mich in Ruhe."

„Allen Respekt vor Euch, gnädiger Herr, doch geht Ihr Eurer Wege, weil es jedem nächtlichen Spaziergänger verboten ist, zu dieser Stunde vor irgend einem Hause Halt zu machen, wenn es nicht sein eigenes ist."

„Es thut mir leid, mein Freund," antwortete der Cavalier, zu klopfen fortfahrend, „doch ich weiche nicht von der Stelle."

„Ihr sagt das, weil Ihr zornig seyd, gnädiger Herr, Ihr werdet aber bedenken . . ."

„Ich habe Alles bedacht," antwortete der Cavalier, und fuhr fort zu klopfen.

„Zwingt mich nicht, Gewalt zu gebrauchen!" sagte der Nachtwächter.

„Gegen mich?" rief der Cavalier.

„Gegen Euch so gut, wie gegen jeden Andern, der dem Primen assistente den Gehorsam verweigert."

„Ueber jener hohen Obrigkeit steht noch eine höhere Macht, nehmt Euch in Acht."

„Welche wäre das?"

„Die des Königs."

„Diese erkenne ich nicht."

„Nichtswürdiger!"

„Der König ist der erste Unterthan des Gesetzes, ja stände selbst der König an Eurer Stelle, so würde ich mein Knie beugen, wie ich es meinem Souverain schuldig bin, allein mit gebeugtem Knie würde ich zu ihm sprechen: Sire, zieht Euch zurück."

„Und wenn er dieses verweigerte?"

„Wenn er es verweigerte, würde ich die Nachtwache herbei rufen und ihn mit aller der Achtung hinweg führen lassen, die ihm in seinem Palaste im Alcazar gebührt. Doch Ihr seyd nicht der König, daher sage ich Euch zum letzten Mal, begebt Euch hinweg, oder . . ."

„Oder?" wiederholte der Cavalier lachend.

„Oder ich werde Euch zu zwingen wissen, gnädiger Herr," fuhr der Nachtwächter, die Hand ausstreckend, fort, um den Unbekannten am Kragen zu fassen.

„Niederträchtiger!" sagte der Cavalier, einen Satz rückwärts machend, und die Spitze seines Degens dem Nachtwächter entgegen haltend, „gehe, oder Du bist des Todes!"

„Ihr zwingt mich dazu, den Degen zu ziehen, gnädiger Herr," sagte Mendez. „So möge denn das vergossene Blut über Euch kommen!"

Nun entstand zwischen beiden Männern ein schreckliches Gefecht, wobei den Einen Zorn und den Andern Aufrechthaltung seines Rechts entflammte. Der Cavalier war gewandt, und schien in Führung seiner Waffe im höchsten Grade geübt; Antonio Mendez aber stark und behende, wie alle Gebirgsbewohner, weswegen sich der Kampf einige Zeit erhielt, ohne sich zum Vortheil des Einen oder Andern hinzuneigen. Endlich verwickelte sich der Degen des Nachtwächters in den Mantel seines Gegners, den der Unglückliche nicht schnell genug zum Pariren hervorziehen konnte, so daß der des Unbekannten ihm die Brust durchbohrte. Antonio Mendez stieß einen Schrei aus und sank nieder. In diesem Augenblick verbreitete sich ein matter Schein über die Straße, der Cavalier blickte empor, und bemerkte an dem Fenster eines gegenüberliegenden Hauses eine alte Frau, die eine Lampe in der Hand hielt. Er hüllte sich schnell in seinen Mantel und entfernte sich eilig, ohne daß zu seinem großen Erstaunen die Alte einen einzigen Schrei ausstieß; im Gegentheil, die Hülle verschwand, das Fenster schloß sich und in der wieder dunkel gewordenen Straße herrschte tiefes Schweigen.

Digitized by Google

Den folgenden Morgen erhielt Juan Pasquale mit Anbruch des Tags den Befehl, sich nach dem Palaste von Alcazar zu verfügen.

Er gehorchte sogleich, und fand Don Pedro, der ihn erwartete, schon aufgestanden.

„Herr Pasquale," sagte der König gleich bei'm ersten Empfange zum Primen assistente, „habt Ihr schon gehört, was sich diese Nacht Neues in Sevilla zugetragen?"

„Nein, Sire," antwortete Pasquale.

„Nun, dann ist Eure Polizei schlecht bestellt, denn zwischen Elf Uhr und Mitternacht wurde in der Candilstraße, hinter der Giralda, ein Mann ermordet."

„Das mag seyn, Sire; allein wenn es sich so verhält, wird man den Leichnam finden."

„Eure Aufgabe, Herr Assistente, beschränkt sich aber nicht nur darauf, die Leichname aufzufinden; Ihr sollt vielmehr den Mörder entdecken."

„Ich werde ihn auch entdecken, gnädiger Herr."

„Ich gebe Euch drei Tage Frist; doch ziehet unsere getroffene Uebereinkunft wohl in Erwägung; Ihr seyd für Raub wie für Mord verantwortlich; Geld für Geld, Kopf für Kopf. Geht nun!"

Juan Pasquale wollte gegen den kurzen Aufschub einige Einwendungen machen, doch Don Pedro verließ das Gemach, ohne seiner weiter zu hören.

Der Primen assistente kehrte, mit dieser Angelegenheit ernstlich beschäftigt, nach Hause zurück, und traf dort die Nachtwache, welche, nachdem sie den Körper von Antonio Mendez aufgehoben, ihm darüber den Rapport erstattete; doch dieser Rapport gab nicht die geringste Aufklärung. Die Patrouille war, als sie durch die Candilstraße gegangen, auf einen Leichnam gestoßen, und hatte in demselben, als sie ihn in die Nähe einer Lampe getragen, die auf einem benachbarten Platze vor einem Mutter-Gottesbilde brannte, ihr Oberhaupt Antonio Mendez erkannt. Von dem Mörder verlautete aber nicht die geringste Kunde; die Straße war, als der Leichnam gefunden worden, ganz entvölkert gewesen.

Juan Pasquale begab sich sogleich auf die Stelle, wo der Mord vorgefallen. Dieses Mal war die Straße voll Menschen, und die Neugierigen waren um einen Markstein her, an dessen Fuße ein Meer von Blut stand, im Halbkreis versammelt; denn hier war Antonio Mendez gefallen.

Der Primen assistente erkundigte sich bei Jedermann, allein Niemand wußte mehr, als der Richter selbst. Er trat in die benachbarten Häuser; allein war es, daß sie sich fürchteten, sich bloß zu stellen, oder war es, daß sie wirklich nicht wußten, was vorgefallen — die Bewohner derselben vermochten nichts Näheres zu sagen.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderung durch das Arve- und Chamouny-Thal und Besteigung des Col de Balme und des großen St. Bernhard.

(Schluß.)

Das Kloster wurde um die Mitte des zehnten Jahrhunderts (962) von dem heiligen Bernhard von Menthon gestiftet. Es wird von Augustiner-Mönchen bewohnt, deren Anzahl wechselt, im Winter ist sie größer als im Sommer; Ende September 1839 belief sie sich auf 8 Mönche und 8 Bedienten. Ihr Beruf, dem sich diese hochherzigen Männer mit heldenmüthiger Aufopferung hingeben, ist, die im Kloster einkehrenden Reisenden unentgeldlich zu bewirthen, und die im Schnee verunglückten oder verirrten Wanderer aufzusuchen. Zu dem Ende gehen im Winter, und überhaupt an Tagen, die durch üble Witterung den Reisenden gefährlich werden können, jeden Tag gewöhnlich ein Mönch nebst einem Maronnier oder Bedienten, mit langen Stöcken und Schneeschuhen versehen, um über den Schnee, der hier oft 20 und mehr Fuß hoch liegt, besser wegschreiten zu können, und von einem der weltberühmten Hunde begleitet, nach der italienischen und eben so viel nach der schweizer Seite hinab. Finden sie einen von der Kälte erstarrten oder von einer Lawine begrabenen Reisenden, so bringen sie ihn schnell nach dem Kloster, wo alle Rettungsversuche angewandt werden; bleiben diese erfolglos, so wird der Verunglückte in ein Todtenhaus gebracht, wo, durch die stete Kälte und die reine Luft sich die Leichen so wohl erhalten, daß sie zuweilen noch nach mehren Jahren zu erkennen sind. Auch eine Stunde unterhalb des Klosters nach St. Pierre hin ist ein solches Knochenhaus. Oefters verlassen diese Hunde auch allein das Kloster und spüren nach Verirrten oder Verunglückten, wobei sie ein Fläschchen mit Branntwein und ein Körbchen mit Brod am Halse hängen haben, um die Aufgefundenen einigermaßen erquicken zu können. Besonders wichtige Dienste leisten sie bei dem Aufsuchen der durch Lawinen verschütteten Wanderer. Mit bewundernswerthem Eifer scharren sie sich in den Schnee, bis sie den Unglücklichen gefunden haben; und schnell eilen sie nun in das Kloster zurück, wo sie durch Bellen und Wedeln mit dem Schwanze ihren Fund anzeigen. Durch schleunige Hülfe wird nicht selten ein Mensch, der ohne diese vierfüßigen Philanthropen würde umgekommen seyn, ins Leben zurückgebracht. Es ist erstaunlich, wenn man hört, bis zu welchem Grad einige dieser treuen Thiere sich um die Menschheit verdient gemacht haben. Aus dem Munde eines Mönchs habe ich selbst gehört, daß einer der Hunde 22 Personen das Leben gerettet hat; er kam um, als er einen Einwohner des Dorfes St. Pierre begleitete, mit dem er von einer Lawine verschlungen wurde. Er befindet sich ausgestopft im Museum zu Bern. Ein anderer Hund, Namens Barry, soll sogar mehr als 40 Menschen das Leben gerettet haben. Wahrscheinlich ist dies aber übertrieben, und beide Hunde sind einer und derselbe. Ich fand im Kloster 7 Hunde, unter welchen 2 junge; die beiden größten heißen Castor und Drapeau; letzterer besonders ist ein äußerst treues, gutmüthiges Thier, das sich gar vertraut an mich schmiegte und seinen dicken Kopf in meinen Schooß legte, wofür ich ihm aber auch die zärtlichsten Liebkosungen spendete. Unter sich selbst sind sie oft im Streit, den aber ein Zuruf ihrer Herren schnell wieder schlichtet.

Das Kloster liegt 7680 Fuß über dem Meer, in einer leblosen Winterlandschaft; kahl und öde ist alles umher. Indessen ist es nicht die in der Schweiz am höchsten gelegene Menschenwohnung, wie man gewöhnlich annimmt, sondern das auf dem Faulhorn bei Grindelwald stehende Wirthshaus, welches 500 Fuß höher liegt. Das Kloster ist ein massives dreistöckiges von Stein gebautes Gebäude und hat ungefähr 45 Zimmer, in denen mehr als 600 Menschen beherbergt werden können. In

Digitized by Google

den Zimmern herrscht die größte Reinlichkeit und Ordnung, und in einigen, welche aber blos zur Aufnahme vornehmer Reisenden bestimmt sind, eine Pracht und ein Luxus, die mit der unwirthlichen Gegend in dem schroffsten Contraste stehen. Unmittelbar an das Kloster stößt die Kirche, deren Inneres gefällig ist und fünf zum Theil sehr schöne Altäre hat; die Seitenwände des Chors zieren Schnitzwerke in Holz. Außerdem findet man hier noch einige andere Gebäude, so wie auch einen See, der 10 Minuten im Umfange hat und 33 Fuß tief ist. Nur im Juli, August und September ist er vom Eise befreit; zuweilen bleibt er auch während des ganzen Sommers zugefroren. Das Kloster beherbergt jährlich 14 — 15,000 Menschen; die Kosten hierfür, die sich auf mehr als 30,000 Gulden belaufen, bestreiten mehrere Kantone der Schweiz. Geschenke werden nicht angenommen; in einer Armenbüchse in der Kirche kann man aber eine Gabe niederlegen. Man kann sich zwei Tage daselbst aufhalten, eine längere Zeit wird im Allgemeinen nicht gestattet.

Der St. Bernhard liegt auf der Gränze zwischen Piemont und der Schweiz, und über sein Plateau geht die Straße aus dem Kanton Wallis nach Italien. Noch zwei Bergspitzen gehören zum Bernhard; der Mont-Velan östlich, und der Dronaz westlich; ersterer, den man vom Kloster aus in drei Stunden ersteigen kann, und dessen herrliche Aussicht die Mühe des Steigens lohnen soll, ist 10,330 Fuß hoch, letzterer 9005 Fuß.

Die Kette der Berge, die sich vom St. Bernhard über den Mont-Blanc nach dem Col de Bonhomme, und rückwärts über den Combin bis zum Mont-Rosa ziehen und Piemont von Wallis trennen, heißen die penninischen Alpen. Die Aussicht von dem Bernhard, da, wo das Kloster steht, ist sehr beschränkt.

Der noch immer wüthende Sturmwind mit starkem Schneegestöber und Nebel verhinderten mich, die Umgebung des Klosters zu besichtigen. Und so verließ ich denn des andern Tages diesen gastfreundschaftlichen Ort wieder, mit Dank und Hochachtung für die muthigen und uneigennützigen Bewohner desselben erfüllt, die im Dienste der Menschheit ihr eigenes Leben den größten Gefahren aussetzen, um das ihrer Mitmenschen zu erhalten, von denen sie sich oft durch Religion, Sprache und Sitten unterscheiden. Lebt wohl, ihr edlen, biederen Männer! nie werde ich euch und euer gastliches, stilles Kloster wiedersehen; — aber ich werde euch nicht vergessen; keine Zeit und keine Verhältnisse meines Lebens werden das liebevolle Andenken an euch je in mir auslöschen, und eure Verdienste werden bei mir in gerechter Anerkennung fortleben! Und sollte mir beim Wechsel der Zeiten und der Verhältnisse dennoch vergönnt seyn, einmal wieder meinen Wanderstab auf Helvetiens Boden, an den mich so vielfache theure, jedoch auch schmerzliche Erinnerungen fesseln, zu setzen — nach eurer heiligen Höhe hinauf will ich eilen, euch begrüßen, noch einmal bei euch wohnen, um dann auf immer euch ein Lebewohl zu sagen; noch einmal möchte ich in den langen Hallen eures Klosters wandeln, an meiner Seite den treuen Drapeau — bis dahin lebt wohl!

C. B — ch.

Mannichfaltigkeiten.

(Aus dem Kreise Hungen, 7. April.) Opfer des Branntweins. Von allen Seiten hört man fortwährend Klagen über die unheilvollen Verheerungen, welche der überhandnehmende Branntweingenuß anrichtet. Für ganze Ortschaften wird derselbe die Quelle gänzlicher Verarmung und tiefer sittlicher Versunkenheit. Verbrechen und Tod sind nicht selten in seinem Gefolge. So verunglückte neulich zu Windhausen, im Kreise Grünberg, ein Knecht, welcher zur Nachtzeit berauscht auf ein Gemäuer sich gesetzt hatte und todt herabfiel. So erschlug kürzlich auf dem Henriettenhof bei Laubach ein betrunkener Knecht einen andern mit einem 15 Pfd. schweren Brecheisen, dergleichen man in Steinbrüchen gebraucht. Der Schädel des Unglücklichen, welcher noch acht Tage lebte, war in 22 Stücke zersplittert. Möchten doch unsere Mäßigkeitsvereine jener „Pestilenz, die im Finstern schleichet, jener Seuche, die im Mittag verderbet" (Ps. 91, 6), wir meinen der Branntweinpest, mit immer gesegneterem Erfolge begegnen, und sich einer immer größeren Theilnahme zu erfreuen haben. (Hess. Z.)

(Der Sprecher des Unterhauses.) Raumer erzählt im dritten Bande seines „England:" „Ausgezeichnet in ganz anderer Weise (als der türkische Gesandte, der einen bis unter dem Halse zugeknöpften blauen Ueberrock trug) erschien der Sprecher des Unterhauses, ein schöner Mann, der größte in der Gesellschaft, in langem, schwarzseidenen, goldgestickten Mantel. Er langte an in einem übergoldeten, mit den größten Spiegelscheiben versehenen Wagen, ein Beamter vorauf mit dem goldenen Zepter (wogegen unsere Universitätszepter nur Zwerge sind), ein Schleppträger in Hofkleidung, ihm beim Aussteigen Dienste leistend und die Schleppe nachtragend, zur Seite andere Beamte ꝛc. Da Lord M. mich zweimal einlud und ich beidemal schon versagt war, fragte ich ihn im Allgemeinen um Rath, und er antwortete: Die frühere Zusage macht jede spätere Annahme gegen Jeden (auch den Vornehmsten) unmöglich; nur Mitglieder der königlichen Familie und der Sprecher befehlen. Habe ich als königlicher Minister beim Sprecher zugesagt, so ist es in der Ordnung, beim Könige abzusagen."

Das Soolen-Bad zu Wimpfen am Neckar.

(Aus dem Briefe eines Reisenden.)

Der schönste Punkt, den ich auf meiner Reise berührt habe, war das Soolen-Bad zu Wimpfen am Neckar und hier habe ich auch die vergnügtesten Stunden verlebt. Wenn wir auch viele schöne Gegenden in unserem deutschen Vaterlande haben, so ist doch unstreitig dieser Punkt einer der schönsten und lieblichsten und mir ist kein Bad bekannt, welches eine schönere Lage in einer wahrhaft paradiesischen Gegend hätte. Alles vereinigt sich hier, was die Natur nur darbieten kann, um den Aufenthalt, sowohl für Kranke, als auch für Gesunde, heiter und für Geist und Körper labend und stärkend zu machen. Ich habe mich deshalb auch hier einige Tage länger verweilt und über alle Verhältnisse genaue Erkundigung eingezogen, um Dir eine ausführliche Beschreibung davon machen zu können.

Das Soolen-Bad zu Wimpfen am Berg wurde schon im Frühjahr des Jahres 1836 von dem jetzigen großh. Bürgermeister Riedling zu Wimpfen, einem sehr thätigen, kenntnißreichen und unternehmenden

Digitized by Google

Mann, gegründet und von demselben im Jahr 1837 an eine Gesellschaft von Actionairen überlassen, welche Gesellschaft früher dasselbe in den mannichfachsten Beziehungen noch vergrößert und verschönert hat und alles Mögliche aufbietet, um jedem erreichbaren Wunsche der Badegäste zuvorzukommen. Ihr k. Hoh. die Erbgroßherzogin von Hessen und bei Rhein, Tochter des für alles Große und Schöne begeisterten Königs von Baiern, hat eine besondere Vorliebe für dieses Bad und hat demselben deßhalb auch den Namen: Mathilden-Bad verliehen.

Die Soole oder das Salzwasser erhält das Bad von der dabei befindlichen, allgemein bekannten, bedeutenden Saline Ludwigshall; diese Soole hat eine Stärke von 28 Grad und hat ihre Heilkraft schon in unzähligen Fällen bewährt.

Die ehemalige freie Reichsstadt Wimpfen am Berg, — durch ihre Bauart, die beiden schönen alterthümlichen Kirchen und die zahlreichen Trümmer von zum Theil römischen Befestigungen den vielfachen geschichtlichen Erinnerungen entsprechend, welche sich an diese romantischen Gegenden knüpfen, — liegt dicht am linken Ufer des durch die Schifffahrt hier sehr belebten Neckars an und auf einer 200 Fuß hohen schroffen Felsenwand, zählt an 3,000 Einwohner, ist der Sitz mehrerer Behörden und — was für das badende Publikum das Wichtigste ist, — einer guten Apotheke und zweier, eben so geschickten und erfahrenen, als gefälligen Aerzte, die seit vielen Jahren die ausgezeichneten Wirkungen der Wimpfener Soole beobachtet haben. Unter ihnen steht der gr. Physicatsarzt Arzt Dr. Walter, welcher am meisten als Badearzt gebraucht wird, oben an.

Täglich kommen die Eilwagen von Frankfurt, Darmstadt, Mannheim, Heidelberg, Karlsruhe, Stuttgart, Mosbach u. s. w., welche fast immer stark besetzt sind, in Wimpfen an und täglich gehen dieselben nach eben diesen Orten wieder ab. Eben so kommt täglich das Neckar-Dampfschiff von Heidelberg und eben so das von Heilbronn dort an und täglich geht dasselbe von da aus wieder nach diesen Orten. An Reisegelegenheiten fehlt es daher nicht, auch sind viele Lohnfuhrer stets bereit, um billige Preise die Reiselustigen in die ganze Umgegend zu bringen.

Zu der Bade-Anstalt gehören drei Gebäude, das Hauptgebäude, mit zwei daran stoßenden Flügeln von sehr bedeutendem Umfange, welches die ganze wunderschöne Gegend beherrscht, und außerdem noch zwei Wohnhäuser. Diese Gebäude bieten in ihrem Innern alle Bequemlichkeiten und sonstige Einrichtungen dar, welche der gesunde oder leidende Badegast nur immerhin wünschen kann; sie stehen an zweckmäßiger Einrichtung und Eleganz keinem anderen nach, und die durch die Morgensonne erwärmten Badestuben sind sehr hübsch und zweckmäßig angelegt. Das zur Verdünnung der Soole so wohlthätige Neckarwasser wird durch eine Dampfmaschine aus dem Bette des Flusses geschöpft, zugleich schnell erwärmt und in heißem Zustande in das Badhaus getrieben; die Soole selbst braucht deßhalb nicht besonders erwärmt zu werden und behält dadurch ihre volle Kraft und Stärke.

Die Luft ist in dieser Gegend ungemein gesund und stärkend und die Lage der Bade-Anstalt selbst wahrhaft herrlich. Am Rande der Stadt, auf dem höchsten Punkte derselben, so daß der Gast von dem Treiben in derselben ganz unberührt bleiben kann, ist sie mit ihrer großen, weithin sichtbaren Fronte über den südöstlichen Abhang der Felsenwand gebaut, von schönen Terrassen, schattigen Alleen und anderen Anlagen umgeben, welche sich in anmuthigen Gängen bis an das Ufer des Flusses hinabziehen, wo ein auf's bequemste eingerichtetes Badehaus auch zu erquickenden Flußbädern, und ein der Anstalt gehöriges, 70 — 80 Personen fassendes, bedecktes Schiff, das den Gästen unentgeltlich überlassen wird, zu Lustfahrten auf dem hier von Klippen und Wirbeln ganz freien Strome einladet.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz.

** London, 15. April.

Ludwig Döbler, der renommirte deutsche Tausendkünstler, war hier am 25. März angekommen, und am 30. hatte er schon eine Einladung von der Königin und dem Prinzen Albert, nach Windsor zu kommen, um eine Vorstellung vor dem gesammten königl. Hofe zu geben, welche Vorstellung auch unter dem größten Beifalle statt fand. Döbler erhielt dafür ein wirklich königliches Geschenk. Seine erste öffentliche Vorstellung fand im St. James-Theater am 12. d. M. statt, und zwar mit dem besten Erfolg: der Beifall war ein außerordentlicher und am Schlusse wurde Döbler stürmisch gerufen. Diese Vorstellung hatte der Künstler bereits am 14. d. bei noch größerem Beifallsjubel wiederholt, und er wird nun jede Woche dreimal spielen. An den übrigen Tagen gibt die französische Gesellschaft in diesem Theater Vorstellungen, wo gegenwärtig Dem. Plessy aus Paris gastirt und Buffé zu Gastrollen erwartet wird.

Logogryph.

Viel sorget die Mutter, sie schaffet spät,
Bis das Kraut, das grün auf dem Acker steht,
Von fleißigen Händen zubereitet,
Die Töchter und Söhne reinlich kleidet.

Das Wort ist nur eine Sylbe groß,
Trennt oder das erste Zeichen los,
So habt ihr ohne Netz und Hamen
Einen Fisch gefangen, obzwar nur den Namen.

Wohlan! Seyd die Scheere zu brauchen nicht träg'
Und schneidet noch Eins jetzt vom Anfang weg,
So habt ihr, um was sich die Welten drehen,
Nur sollte ein e noch am Schlusse stehen.

An des weggenommenen Zeichens Ort
Gebt ein anderes Zeichen demselben Wort,
Dann habt ihr Einen, der schläft gar gerne
Tief unter der Erde, von Menschen ferne.

Setzt ein anderes Zeichen statt dessen hin
Und ihr habt dann, was mit kunstfertigem Sinn
Geschäftige Thierchen zusammen tragen,
Um ihre Wohnung d'rin aufzuschlagen.

Werft auch dieses wieder hinaus zur Thür'
Und setzt ein anderes her dafür,
So schauet ihr Einen, der viel gereimt,
Viel Schuhe und Verse zusammengeleimt.

So habt ihr sechs Wörter an einer Schnur,
Das Eine führt auf des Andern Spur:
Durch Mindern und Mehren, durch Nehmen und Geben
Erhält sich im Kleinen und Großen das Leben.

Herm. Hauber.

Theater-Anzeige.

Samstag, 23. April, Kabale und Liebe, bürgerliches Trauerspiel in 5 Abth., von Fr. Schiller. (Gastrolle) Louise: Dem. Neustädt, vom Hoftheater zu Meiningen.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 113. Sonntag, den 24. April 1842.

Luftschlösser.

Von

Ludwig Hub.

Wer hat nie in seinem Leben
Schlösser in die Luft gebaut?
Wer hat nie mit Freudebeben
Ihrem Obdach sich vertraut?
Ohne Richtscheid, ohne Kelle,
Ohne daß ein Arm sich rührt,
Werden sie mit Windesschnelle
In dem Aether aufgeführt.

Bei der Prüfung spricht dein Knabe,
Mutter, lieblich ein Gedicht,
Schon sieht deine Scherzgabe
Glänzen ihn als Kirchenlicht,
Doch nach wenig Tagen findet
Man dich trüb' an seiner Gruft
Und das schöne Schloß verschwindet,
Das gebaut du in die Luft.

Holdes Mädchen, es umkreis'te
Auf dem Ball dich ein Baron
Und du siehst darum im Geiste
Dich als Edeldame schon,
Denkst ihn dir als Eh'genossen,
Der dir heut' so schön gethan;
Eh' noch Monden sind verflossen
Flieht von selbst der süße Wahn.

Weil ein Zeitblatt aufgenommen
Jüngling, deine Poesie,
Glaubst den Pindus du erklommen,
Hältst dich für ein groß' Genie,
Siehest schon in Ruhmeshallen
Deinem Bild Verehrung weih'n.
Schönes Luftschloß! ach, von allen
Stürzet es am ersten ein.

Dir, dem man nach kurzem Dienen
Einen Korporalsstock gab,
Hat der Weg gar leicht geschienen
Bis zu einem Feldherrnstab.
Froh bist du in deinem Sinne;
Es verstreichet Jahr' um Jahr',
Und am Ende wirst du inne,
Daß dein Schloß ein Luftschloß war.

Wer ist, der nach Meisterweise
Nicht das Schlösserbauen trieb,
Wenn sein Loos beim großen Preise
Bis zum Schlusse liegen blieb? —
Gold'ne Zeit! Wenn freilich später
Unser Loos mit Nichts erschien,
Sank das schöne Schloß im Aether
Auch mit Einemmal dahin.

Ist erst Eins nach Wunsch gegangen,
Ist nur Etwas erst erreicht,
Denkt man flugs sich das Gelangen
Zu dem höchsten Ziele leicht;
Wenn sich Unglück eingefunden,
Das hienieden Keinen schont,
Ist das Luftschloß bald verschwunden,
Das man hat so froh bewohnt.

Schön ist's aber doch, zu hausen
In des Aethers Zauberschloß,
Wenn auch bei der Stürme Brausen
Manches schon in Nichts zerfloß.
Ja, ob auch des Schicksals Toben
Manches stürzt, 's ist Welten'auf!
Statt des alten, das zerstoben,
Führt man frisch ein neues auf.

Digitized by Google

Peter der Grausame.

Von Alexander Dumas, aus dem Musée français.

(Fortsetzung.)

Pasquale kehrte mit der Hoffnung nach Hause zurück, daß während seiner Abwesenheit irgend einige Entdeckungen gemacht worden seyen. Man wußte nichts Neues; die zum zweiten Mal ausgefragte Wache erklärte nur, daß sie Mendez gefunden, wie er noch den Degen in der Hand gehalten, was bewies, daß er sich gegen seinen Mörder vertheidigte. Juan Pasquale verfügte sich zu dem Körper, und untersuchte ihn sorgfältig. Der Degen war in der rechten Brust eingedrungen, und unter der linken Schulter wieder herausgekommen; der arme Mendez war also seinem Feinde tapfer gegenüber gestanden. Doch alles das sagte nicht, wer sein Feind gewesen.

Juan Pasquale brachte den ganzen Tag in Muthmaßungen hin; doch alle Muthmaßungen leiteten ihn auch nicht auf einen Schatten von Wahrscheinlichkeit. Eben so verstrich die Nacht, ohne daß sie etwas Neues herbeiführte; und in aller Frühe erhielt er den Befehl, sich in den Palast zu verfügen.

„Nun," fragte ihn Don Pedro, „kennst Du den Mörder?"

„Noch nicht, gnädigster Herr," antwortete Pasquale; „allein ich habe die thätigsten Nachforschungen angeordnet."

„Du hast noch zwei Tage," erwiederte der König, und ging in sein Gemach zurück.

Juan Pasquale verging der Tag unter neuen Nachforschungen; doch diese Nachforschungen waren, wie alle andern, fruchtlos gewesen. Die Nacht kam, ohne daß sie etwas herbeigeführt hätte, und verstrich wie die vorhergehende. Mit Tagesanbruch wurde Juan Pasquale wieder in den Palast gerufen.

„Nun, was hast Du Neues?" fragte ihn Don Pedro.

„Nichts, gnädigster Herr," antwortete Pasquale, ärgerlicher über die Vergeblichkeit seiner Nachforschungen, als besorgt wegen sich selbst.

„Du hast noch einen Tag," sagte der König kalt, „das ist mehr, als ein so geschickter Richter, wie Du bist, bedarf, um den Schuldigen zu entdecken." Hiermit kehrte er in sein Gemach zurück.

Juan Pasquale stellte an diesem Tage alle Beweise zusammen, die er zu erhalten vermochte, doch alle die zusammengestellten Beweise warfen kein Licht auf diese Angelegenheit; über das Opfer war alles im Reinen, doch der Primen assistente mochte machen, was er wollte, von Seiten des Mörders blieb Alles im Dunkel.

Noch ein Mal verweilte Juan Pasquale vor jener letzten Spur des Verbrechens, die sich nach und nach von selbst verwischte, just, als wenn ihm alle Anzeichen fehlen sollten. Er stand dort seit einer halben Stunde nachdenklich und unbeweglich, als er glaubte, von Jemand gerufen zu werden. Er drehte den Kopf, und erblickte, der Vorderseite des Hauses von Leonore de Haro gegenüber, an einem Fenster eine alte Frau, die ihm ein Zeichen gab, als habe sie ihm etwas zu sagen. Die Lage, in welcher sich der Richter befand, rieth, nichts für zu gering zu schätzen; er nahte sich daher dem Fenster. Im nämlichen Augenblick fiel ihm ein Schlüssel vor die Füße, und das Fenster schloß sich. Er begriff, daß die Alte nicht gesehen seyn wollte, raffte den Schlüssel auf, und versuchte ihn an der Thüre; die Thüre ging auf. Juan Pasquale trat in dieselbe, und da er von seiner Seite das nämliche Geheimniß beobachten wollte, wie es die Alte mit dem ihrigen machte, schloß er die Thüre hinter sich zu.

Nun befand er sich in einem dunkeln, schmalen Gange, dessen Ende zu einer Treppe führte. Das Fenster, das die Alte geöffnet, war im zweiten Stock, diese Treppe mußte also natürlich zu ihrem Zimmer führen. Juan Pasquale ergriff den Strick, der als Rampe diente, und begann die Stufen hinan zu steigen. Auf der zweiten Etage angelangt, sah er ein schwaches Licht, das durch eine halb geöffnete Thüre sichtbar war; er gelangte zu dieser Thüre, stieß sie auf, und hier erkannte er bei dem Schein einer kleinen eisernen Lampe die Alte, die er am Fenster gesehen. Sie gab ihm ein Zeichen, die Thüre zuzumachen; er gehorchte, und ging auf sie zu, indem er sagte:

„Ihr gabt mir einen Wink, zu Euch herauf zu kommen, gute Frau?"

„Ja," antwortete sie, „denn ich war über das, was Ihr suchtet, außer Zweifel."

„Und vermöchtet Ihr mir über das, was ich suche, einige Aufklärung zu geben?"

„Vielleicht wohl, wenn Ihr mir schwört, mich nicht zu verrathen."

„Das schwöre ich Euch, ja noch mehr, ich verspreche Euch eine beträchtliche Belohnung."

„Ach! es ist nicht sowohl die Belohnung, die ich übrigens nicht verschmähe, denn ich bin nicht reich, die mich zu diesem Schritte bewog, als daß es mir leid ist, einen so rechtlichen Mann, wie Ihr seyd, in Verlegenheit zu sehen; denn man weiß wohl, daß Euch nur noch von heute bis morgen Zeit bleibt, den Mörder aufzufinden, und daß, wenn sein Kopf nicht fällt, der Eurige an seiner Stelle fallen soll. Und was wäre die arme Stadt Sevilla, wenn sie ihren braven Richter nicht mehr hätte?"

„Nun! so sprecht doch, gute Frau; um's Himmelswillen! sprecht."

„Ich muß Euch sagen," fuhr die Alte fort, „daß das gegenüber liegende Haus dem Grafen Saluste de Haro gehört."

„Das weiß ich."

„Seine Schwester Leonore bewohnt es."

„Auch das weiß ich."

„Nun wohl denn! Die Senora hatte als Liebhaber einen schönen Cavalier, der jede Nacht, in seinen Mantel gehüllt, erschien, vor dem Hause stehen blieb, und drei Mal in die Hände klatschte."

„Dann?"

„Dann öffnete sich die Thüre, der Cavalier trat in dieselbe, und kam erst eine Stunde vor Tagesanbruch wieder heraus."

„Alsdann?"

„Eines Morgens kam der Bruder, der ohne Zweifel von dem Liebeshandel gehört, und führte die Schwester hinweg, indem er nur eine alte Aufseherin im Hause zurückließ, welcher er gebot, das Haus keinem Menschen zu öffnen, und als der Cavalier wieder kam, fand er daher die Thüre verschlossen."

„Fahrt fort, ich höre."

„Nun, das war ihm nicht anständig, und als die alte Aufseherin, ihrem Befehl gehorchend, nicht öffnen wollte, versuchte er die Thüre einzusprengen."

„Ach! ach! also Gewalt," murmelte Pasquale.

„In diesem Augenblick kam der arme Antonio, der ver-

Digitized by Google

suchte ihn wegzubringen, doch der Cavalier wollte seiner nicht hören, und seinen Degen ziehend, hat er Antonio getödtet."

„Bei meiner Seele, das sind kostbare Angaben," rief Pasquale. „Wer ist aber jener Cavalier?"

„Dieser Cavalier?"

„Ja, dieser Cavalier, der jede Nacht kam."

„Dieser Cavalier, der Antonio getödtet hat . . ."

„Ohne Zweifel, dieser Cavalier, der Antonio getödtet hat."

„Nun wohl! der ist . . ."

„Der ist . . .?"

„Es ist der König," sagte die Alte.

„Der König!" rief Juan Pasquale.

„Der König in eigener Person."

„Habt Ihr denn sein Gesicht gesehen?"

„Nein."

„Habt Ihr seine Stimme gehört?"

„Nein."

„An was habt Ihr ihn aber alsdann erkannt?"

„Daran, daß seine Knochen krachen, wenn er geht."

„Das ist wahr," rief der Richter, „auch ich habe diese Sonderbarkeit schon an ihm wahrgenommen. Liebe Frau, Du wirst die verheißene Belohnung diesen Abend erhalten."

„Und unverbrüchliches Schweigen?"

„Unverbrüchliches."

„So behüte Euch denn Gott, mein guter Richter, und glaubt mir, daß der Tag, an dem es mir beschieden war, Euch Euer Leben zu erhalten, für uns alle stets ein Tag der Freude seyn wird."

Nun nahm Juan Pasquale von der Alten Abschied, kehrte nach Hause zurück, und sandte sogleich einen Boten nach dem Alcazar.

Es war eine Vorladung an Don Pedro, König von Castilien, den folgenden Tag vor dem Tribunal des Primen assistente zu erscheinen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Katzensteuer.) Das „Morning Chronicle" schreibt: „Wir empfehlen folgenden beißenden Rath der besonderen Aufmerksamkeit der Provinzialschatzkanzler. „An den Herausgeber. Mein Herr, wenn die Zahl der Häuser 5,464,000 ist, so kann man die Zahl der Katzen ungefähr auf 2,732,000 schätzen. Im Durchschnitt ist in jedem andern Hause eine Katze; in vielen Häusern sind zwei Katzen, und in sehr vielen Beispielen halten die Leute drei Katzen und nennen sich doch arme Leute. Mein Herr, Hauskatzen gehören zum Vermögen, und werden augenscheinlich gehalten, um das Eigenthum zu schützen, und sollten also besteuert werden. Wenn auf jede Katze eine kleine Steuer von 8s gelegt wird, so würde man die Einnahme um 1,087,800 Pf. vermehren. — Ich bin mit aller Achtung, mein Herr, eine Ratte."

Die Taglioni-Galop von ihr selbst componirt und bei ihrem Abschieds-Benefice in St. Petersburg von 120 in Rosa gekleideten Mädchen getanzt, hat (die Composition nämlich) in drei Monaten 22 Auflagen erlebt. Jetzt erscheint hievon in London mit der Vignette der 120 Tänzerinnen, die Taglioni an der Spitze, eine Pracht-Ausgabe, Ihrer Majestät der Königin von England gewidmet. Die Edition wird mit so großem Aufwande ausgestattet, daß ein Exemplar auf zwei Pf. St. (20 fl. C. M.) zu stehen kommen wird. Es soll diese Composition in der That eine Frische, ein Leben und so herrliche, originelle Gedanken enthalten — daß alle Galops der Welt nur wie „langsame Menuett" dagegen erscheinen.

(Witzige Rache.) Als die beiden Stichs neulich vom Berliner Hoftheater abgingen und zu diesem Ende ein letztes Auftreten bekannt machen ließen, verlautete es im Publikum, die Ursache ihres Austrittes würde am Tage des Abschiedes auf dem Theaterzettel zu lesen seyn. Der Tag und der Zettel erschienen, aber nichts war zu lesen. Da vermuthete man, im Titel des Stückes liege wohl die Beschwerde, und so war es auch: Die beiden Stich traten nämlich zum letzten Mal in der: „Zurücksetzung", von Töpfer, auf.

Ein Gutsherr besaß eine ganze Heerde veredelter Schaafe, die einem im landwirthschaftlichen Institute gebildeten Schäfer zur Obhut übergeben wurde. Derselbe erhielt einst aus der Stadt einen Brief mit der Aufschrift: „An den hochgräflichen veredelten Schaafknecht Johann Seitelsteiner."

(Frankfurt a. M.) Das auf den 25. d. M. angezeigte Benefiz des Hrn. Dettmer ist eingetretener Hindernisse wegen auf den 27. verschoben worden und soll demnach nächsten Mittwoch stattfinden.

Das Soolen-Bad zu Wimpfen am Neckar.

(Aus dem Briefe eines Reisenden.)

(Schluß.)

Die Aussicht von der Bade-Anstalt ist weit, überaus lieblich und von wahrhaft malerischer Schönheit. Im Vordergrunde der durch die Schifffahrt stets belebte Fluß und die herrlichsten Wiesen, Felder und Waldungen zwischen vielen romantisch-gelegenen Ortschaften; links: Hainsheim, die Burg Ehrenberg, Gundelsheim mit dem schönen Schlosse Hornick, dann die nicht ferne Burg Hornberg, wo Ritter Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand residirte und sein thatenreiches Leben beschloß, die aus der grauen Vorzeit stammende Michaels-Kapelle, das freundliche Offenau mit der Saline Clemenshalle. Rechts: Wimpfen im Thal mit seiner über hohe Linden emporragenden alterthümlichen Stiftskirche, einem herrlichen Denkmal altdeutscher Baukunst, die Comelienkirche, worin die 400 Pforzheimer, die den schönen Tod für's Vaterland und ihren edlen Fürsten in der Schlacht bei Wimpfen gegen Tilly starben, begraben sind, die schöne und großartige Saline Ludwigshalle, Jagstfeld mit der Saline Friedrichshalle, die schönen Thäler, durch welche die Jagst und der Kocher sich winden, bis sie hier mit dem Neckar sich vereinigen, der hohe Wartberg und die Burg Weibertreue bei Weinsberg, Schloß Löwenstein u. s. w.; Alles Punkte, die, so wie die nur zwei Stunden entfernte, durch ihren Handel so berühmte Stadt Heilbronn, zu erheiternden Ausflügen veranlassen. Kurz, man übersieht von der Bade-Anstalt aus eine herrliche, gesegnete Gegend, darin 3 Flüsse und wenigstens 20 Ortschaften. Den Gesichtskreis begränzen dann in sanften Linien die Umrisse der Gebirge des Schwarzwaldes, Schwabens und des Odenwaldes. Fast auf jedem Schritte in den stundenlangen Spaziergängen bietet sich dem trunkenen Auge ein anderes neues reizendes Bild dar und es können diese Spaziergänge, so wie der vollständig mit Mauern umgränzte Gesellschaftsgarten überall, ohne der Zugluft ausgesetzt zu seyn, und selbst von Kindern und schwächlichen Personen ohne

Digitized by Google

Gefahr der Beschädigung benutzt werden. Es vereinigt sich wahrlich hier Alles, was nur dazu dienen kann, um den Aufenthalt heiter und für Geist und Körper labend und stärkend zu machen.

Ganz in diesem Sinne sind auch die ökonomischen Einrichtungen so getroffen, daß nichts die Sorgfalt für die Gesundheit und die Harmlosigkeit eines ländlichen Aufenthalts stört, ohne doch dem Gebiter irgend Entbehrungen zuzumuthen.

Vor Kurzem hat auch ein neuer Wirth die Gastwirthschaft für die Bade-Anstalt übernommen. Dieser heißt Louis Lehr, ist aus dem Königreich Würtemberg, ein vermögender, äußerst feiner, artiger und gefälliger Mann, der schon lange Jahre die Gastwirthschaft betrieben und Alles aufbietet, um die Wünsche seiner Gäste zu errathen und dieselben in jeder Hinsicht zufrieden zu stellen. Eine gute Table d'hote und rein gehaltene Weine jeder Qualität, einfachere Kost für Jeden nach Belieben auf seinem Zimmer, Alles zu recht billigen Preisen, eben so wie Logis, neues Ameublement und Bedienung lassen bei demselben gewiß keine billige Erwartung unbefriedigt.

Was die Heilkraft des Wimpfener Bades betrifft, so ist es schon längst anerkannt, daß dasselbe dem berühmten fernen Soolenbade in Ischl gleichkommt, ja daß die Wimpfener Soole noch etwas mehr salzsaures Natron als die Ischler Soole enthält (sie enthält 25,90 salzsaures Natron, sonach 0,17 mehr als das Ischler Bad). Seit seiner Entstehung hat das Soolenbad zu Wimpfen schon bei vielfachen Krankheiten seine Heilkraft auf eine wahrhaft überraschende Weise bewährt, namentlich bei Krankheiten des gesammten Hautorgans, besonders wo Hautschwäche als Ursache zu betrachten ist, und bei Leiden des inneren und äußeren Drüsensystems. Unter den einzelnen Krankheitsformen wurden mir vorzugsweise genannt: die mannichfaltigsten chronisch-rheumatischen Beschwerden, hauptsächlich die sog. rheumatische Dyskrasie, welche so oft jeder anderen Behandlung hartnäckig spottet, — die Gicht, — die Skrophelkrankheit in allen Formen, ganz besonders aber, wo sie auf erblicher Anlage aus fehlerhafter Hautkultur beruht, — Hautausschläge jeder Art, — Schleimflüsse, — Stockungen und Verhärtungen in den Unterleibseingeweiden, hauptsächlich in den drüsigen Gebilden des Unterleibs, der Leber, u. s. f. — Hämorrhoiden mit ihrem ganzen Gefolge von Nebenübeln, — und endlich chronische Nervenkrankheiten, sowohl mehr krankhafter Natur, als namentlich auch viele, oft sehr schwere nervöse Formen, welche mit einem Leiden der Verdauung in Causal-Nexus stehen. Sehr begreiflich ist es, daß das milde Klima und die überaus liebliche Gegend von Wimpfen, da sie das Gemüth so sehr erheitern, auch zum Gedeihen der Badekur wesentlich mit beitragen. In dieser Beziehung gewährt denn zugleich die oben erwähnte Einrichtung der Neckarbäder auch denjenigen, welche kalte Flußbäder gebrauchen sollen, solche Vortheile, welche ihnen ein anderer Ort nicht leicht bieten kann.

Aus der Nähe und aus weiter Ferne ist deshalb auch das Soolenbad zu Wimpfen schon seit seiner Entstehung sehr zahlreich von Badegästen und Durchreisenden besucht worden und gewiß hat Jeder, der dort gewesen ist, gleich mir, eine freundliche Rückerinnerung an den herrlichen Aufenthalt daselbst mitgenommen und gar Mancher denkt noch in spätern Jahren an diesen freundlichen Badeort, wo er seine Wiedergenesung von hartnäckigen Krankheiten, Kraft und ein heiteres Gemüth wiederverlangt hat, mit wahrem Vergnügen zurück. Auch in dem laufenden Jahre soll dieses Bad, wie ich höre, wieder sehr stark besucht werden, namentlich sollen viele Engländer bereits angemeldet seyn und es soll dieses Bad auch von dem berühmten Hrn. geh. Rath Chelius zu Heidelberg ganz besonders empfohlen werden.

Beigehend übersende ich Dir mehrere Abbildungen von Wimpfen, von verschiedenen Seiten aufgenommen, von der Badeanstalt insbesondere, sodann von den wunderschönen Umgebungen dieses Badeortes, welche von dem talentvollen taubstummen Lithographen Gebrüder Wolff in Heilbronn gezeichnet und gedruckt worden und dort stets vorräthig sind.

Eine Spielbank besitzt dieser Badeort noch nicht, ich bin aber überzeugt, daß, wenn eine solche dort errichtet würde, die Unternehmer jedenfalls sehr gute Geschäfte machen würden; u. s. w. P.

Frankfurt a. M.

Da es nicht in Abrede gestellt werden kann, daß die Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände und die Vermehrung der Wohlfahrt des Staates von der Verbesserung der Individuen abhängt, so folgt daraus, daß fortschreitende Geistes- und Herzensbildung das Wichtigste von Allen und daß Schule und Kirche die Grundpfeiler einer besseren Zukunft sind. Von diesem Grundsatze ausgehend, hat man in Deutschland die letztere auf alle Weise zu fördern gesucht und besonders dem in frühern Zeiten so traurig vernachlässigten Volksschulwesen alle Aufmerksamkeit zugewendet. Auch in Frankfurt a. M. befanden sich seit mehr als zwei Jahrzehnten die Bürger- und Volksschulen im erfreulichsten Zustande und entsprechen ihrer Aufgabe, die mittleren und unteren Volksklassen aufzuklären und nach den Zeitbedürfnissen zu belehren und zu bilden, ohne dabei in die Extreme der Ueberbildung zu verfallen. Von der Wahrheit des Gesagten kann sich Jeder überzeugen, welcher den in diesen Tagen stattfindenden öffentlichen Prüfungen unserer Volks- und Mittelschulen beizuwohnen geneigt ist. Der bildende Einfluß dieser Anstalten würde noch segensreicher seyn, wenn die häusliche Nachhülfe und Erziehung sich der Schule enger und sorgfältiger anschlösse und wenn die Eltern nie vergessen wollten, daß Schule und Haus in Wechselwirkung stehen müssen. Nach gewohnter Weise ladet der Oberlehrer der Mittelschule, Hr. Dr. J. F. Th. Fresenius zu den am 25., 26., 27. und 28. April d. J. stattfindenden Prüfungen der genannten Schule durch ein Programm ein. Für seine Einladungsschriften hat er sich die Aufgabe gestellt, wichtige Fragen der Erziehung und des Unterrichts in gedrängter Kürze zu erörtern, oder Belehrendes für die Jugend darzubieten, und das vorliegende Heftchen enthält einen kurzen Leitfaden zur Landeskunde von Palästina. Aus der vorangeschickten Angabe der Quellen, aus denen der Verfasser geschöpft hat, ersieht man, daß er bei seiner Arbeit mit Fleiß und Gründlichkeit verfahren; die Darstellung ist gehaltvoll und so anziehend, als es der Ernst des Gegenstandes nur immer erlaubt. Hr. Dr. Fresenius hat somit seinen früheren werthvollen Programmen ein nicht minder gediegenes beigefügt, welches beim Unterricht, wie auch zur Selbstbelehrung mit Nutzen gebraucht werden kann. Wir statten dem achtbaren Schulmann für seine verdienstliche Arbeit den besten Dank ab. Am Schlusse des Heftchens finden wir die Eintheilungen der Prüfungen, Schulnachrichten aus dem vergangenen Jahre und ein Verzeichniß der eingegangenen Geschenke beim Ein- und Austritt der Schulkinder für die Volksschullehrer-Wittwen- und Waisen-Kasse. So dankbar eine jede freiwillige Gabe anerkannt werden muß, so scheinen uns doch die hier verzeichneten Beiträge verhältnißmäßig nicht so bedeutend, als wir erwartet hätten. Der Stand des Volksschullehrers ist ein schöner und ehrenvoller, aber auch ein mühsamer und nur wenig belohnter. Obschon deren Gehalte vor mehreren Jahren eine Verbesserung erfahren haben, so sind sie doch nicht der Art, um die Lehrer in den Stand zu setzen, sich selber und ihrer Familie ein sorgenfreies Alter zu bereiten, und die Wittwen- und Waisen-Kasse ist demnach der öffentlichen Beachtung zu empfehlen, um so mehr, als bis jetzt ihr Fond, so wie die ihr zufließenden Beiträge im Verhältniß nicht bedeutend sind. Es werden heutigen Tages zu gemeinnützigen, wohlthätigen, künstlerischen und humanen Zwecken aller Art so große Summen beigesteuert und verwendet, daß man sich wundern muß, die genannte Wittwen- und Waisen-Kasse nicht einer gleichen Bevorzugung gewürdigt zu sehen. Baut Monumente und verwendet Millionen auf den Ausbau eines Domes, ehrt die Vergangenheit und ihre Todten; aber vergeßt die Förderung dessen nicht, was uns am nächsten liegt. B.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 24. April. Der Verschwender, Original-Zaubermährchen, von Raimund, Musik von Kreutzer. (Gastrolle) Rosa: Frau v. Heßlern-Münch, vom Theater zu Wiesbaden.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 114. Montag, den 23. April 1849.

Peter der Grausame.

Von Alexander Dumas, aus dem Musée français.

(Fortsetzung.)

5.

Den folgenden Tag berief Juan Pasquale das Tribunal der Venticuatros zusammen, ohne daß diese die Veranlassung wußten, warum sie versammelt waren. Alle waren in ihrer Amtstracht, und der Primen assistente hielt stillschweigend, mit dem Richterstab in der Hand, den Vorsitz, als der Huissier meldete: „der König!" Alle erhoben sich staunend.

„Setzt Euch, meine Herren," sagte Juan Pasquale. Sie gehorchten, und der König trat ein.

„Nun, Senor assistente," sagte Don Pedro, in den Kreis dieser ernsten Versammlung tretend, „was steht zu Euren Diensten? Denn Ihr seht, daß ich mich Euern Befehlen füge, obgleich mir dieselben hätten mit etwas mehr Feinheit und Höflichkeit zuerkannt werden können."

„Sire," antwortete Pasquale, „es handelt sich in diesem Augenblick weder um Feinheit, noch um Höflichkeit, sondern um Gerechtigkeit; denn zur Stunde handle ich nicht als Hofmann des Königs, sondern als obrigkeitliche Person."

„Ei! ei!" versetzte Don Pedro, „mir dünkt doch, würdiger Meister, daß nicht das Volk, wohl aber der König Euch diesen weißen Stab in die Hand gelegt hat, welchen Ihr, wie es scheint, für einen Scepter haltet."

„Das ist es gerade," antwortete ernst und hochachtungsvoll Pasquale, „weil der König diesen Stab in meine Hände gelegt hat, muß ich mich der Ehre, daß er ihn mir anvertraut, würdig zeigen, und denselben nicht durch feige Gefälligkeit entehren."

„Keine Moral," fiel hier Don Pedro ein, „was willst Du von mir?"

„Sire," sagte Juan Pasquale, „in der Nacht vom letzten Freitag auf den Sonnabend fiel ein Mord vor. Euer Hoheit sind von demselben in Kenntniß, da er von Euch selbst mir angezeigt wurde."

„Nun weiter."

„Euer Hoheit setzten mir drei Tage Frist, um den Mörder zu entdecken."

„Nun, was dann?"

„Was dann!" sprach Juan Pasquale, den König fest anschauend, „ich habe ihn entdeckt."

„So! so!" sagte der König.

„Alsdann habe ich ihn vorgeladen, vor meinem Tribunal zu erscheinen, denn die Gerechtigkeit ist ein und dieselbe, für Starke wie für Schwache, für Vornehme wie für Geringe. König Don Pedro von Castilien, Ihr seyd des Mords angeklagt an der Person des Antonio Mendez, Oberhaupts der Nachtwächter im Giralda-Viertel. Verantwortet Euch vor dem Tribunal."

„Und wer hat die Kühnheit, den König des Mordes anzuklagen?"

„Ein Zeuge, dem ich Schweigen gelobt."

„Und wenn der König von Castilien läugnet, schuldig zu seyn?"

„Dann wird er der Leiche gegenüber gestellt. Antonio Mendez Körper ist in der benachbarten Kirche aufgestellt, wo er für diesen Zweck aufbewahrt wurde."

„Das bedarf es nicht," sagte Don Pedro heiter; „ich habe diesen Mann getödtet."

„Ich bedaure," antwortete Pasquale in noch ernsterem Tone, „daß der König von Castilien so wenig Gewicht auf den Mord eines seiner Unterthanen zu legen scheint, vorzüglich auch, weil dieser Mord eigenhändig begangen wurde."

„Nicht allzu rasch, Senor assistente," versetzte Don Pedro, durch die Macht gezwungen, die Pasquale durch seine Vertheidigung über ihn gewann, „nicht allzu rasch, es handelt sich hier nicht um Mord, sondern um ein Gefecht. Ich habe Antonio Mendez nicht ermordet, ich habe ihn in ehrlicher Vertheidigung getödtet."

„Gegen einen Agenten der Gerechtigkeit, der einen Befehl vollführt und seinen Funktionen nachkömmt, handelt es sich nicht um rechtliche Vertheidigung."

„Vielleicht hat ihn aber auch sein Pflichteifer zu weit geführt," versetzte Don Pedro.

„Das Gesetz ist nicht so zart, Sire," antwortete der Assistente mit festem Tone; „und Euerm eigenen Geständniß zu Folge seyd Ihr ja des Mordes überwiesen."

„Du lügst, Nichtswürdiger!" rief der König; „ich habe Dir gesagt, daß ich ihn getödtet habe, das ist wahr, allein ich habe ihn erst getödtet, nachdem ich ihm gesagt hatte, er solle sich fortpacken. Der Unsinnige zog aber hierauf seinen Degen, und ist folglich in offenem Kampfe gefallen. Desto schlimmer für ihn, warum weigerte er sich, meinen Befehlen zu gehorchen?"

Digitized by Google

„Weil es an Euch war, Sire, den seinigen zu gehorchen, statt denselben strafbaren Widerstand entgegen zu setzen. O! Eure Drohungen, Sire, werden mich nicht hindern, meine schrecklichen Funktionen zu vollziehen. Als Ihr mich, ohne mich darum zu fragen, meinen Bergen entrissen habt, Sire; als Ihr mich, gegen meinen Willen, zum Primen assistente gemacht habt: verlangtet Ihr einen Richter und keinen Hofmann zu haben. Wohlan denn! Ihr habt einen Richter, nun verantwortet Euch auch!"

„Ich habe gesagt, was ich zu sagen hatte. Ja, ich habe Antonio Mendez im Kampfe getödtet; es ist daher ein Zweikampf und kein Mord."

„Zwischen einem König und seinen Unterthanen findet kein Zweikampf statt, Sire. So lange sie redlich und treu sind, ermächtigt ihn nichts, den Degen gegen sie zu ziehen. Sie wurden ihm im Namen Gottes zu Theil, und er wird Gott auch Rechenschaft von ihnen ablegen. Ueberdies wußtet Ihr ja wohl, daß Ihr Euch mit Gewalt der Ausübung eines Gesetzes widersetztet, das Ihr selbst gegeben; und Euer königlicher Rang, weit entfernt, in solchen Umständen eine Entschuldigung zu seyn, hätte Euch belehren sollen, daß, um so höher Ihr gestellt seyd, um so größer auch das Beispiel von Euch gefordert wird. Hört daher den Rechtsspruch."

Der König warf den Kopf stolz in die Höhe. Seine Augen funkelten, er legte die Hand an den Degengriff, doch Juan Pasquale fuhr fort:

„Morgen Mittag, fordere ich Euch auf, Don Pedro von Castilien, Euch auf dem Giraldaplatze einzufinden, der dem Orte zunächst liegt, wo das Verbrechen begangen wurde, um dort das Strafurtheil anzuhören und an Euch vollziehen zu lassen, welches das oberste Gericht gegen Euch auszusprechen für erforderlich halten wird. Wenn Ihr auf die Barmherzigkeit Gottes hofft, fordere ich Euch auf, diesen Ruf nicht zu umgehen, sondern demselben mit alle der Demuth Folge zu leisten, welche die letzte Hoffnung aller Schuldigen ausmacht."

Nachdem Juan Pasquale diesen Rechtsspruch mit fester und langsamer Stimme ausgesprochen, gab er dem König ein Zeichen, daß er abtreten könne. Alsdann stand er langsam auf und verließ, in Begleitung der Ventiquatros, den Audienzsaal.

Die erste Aufwallung Don Pedro's war Zorn gewesen, die zweite war Bewunderung. Zu jener Epoche hatte der König von Castilien noch in der ersten Hälfte seines Lebens gestanden, in welcher er sich den Titel der Gerechte erworben; sein Herz war jedem großen Beispiele zugänglich, denn es war für ihn ein unerhörtes und vorzüglich unerwartetes Beispiel, mitten zwischen den, auf jedem seiner Wege knieenden Hofleuten einen Mann zu treffen, der es wagte, öffentlich einem König, der den Gesetzen seines Reichs nicht entsprochen, den Prozeß zu machen. Er beschloß daher, der Aufforderung des Assistente Folge zu leisten, und, mit den Zeichen des höchsten Ranges geschmückt, auf dem Giraldaplatze zu erscheinen. Don Pedro erwählte zu seiner Begleitung nur Ferrand de Castro und Juan de Padilla, da er kein weiteres Gefolge wollte, um nicht der Furcht beschuldigt zu werden.

(Schluß folgt.)

Mission des Herrn Altaras aus Marseille in Algerien.

Ein bedeutender Schritt zur Beförderung der Civilisation Algiers bereitet sich gegenwärtig vor, und die Folgen desselben lassen sich im Voraus als höchst wichtig bezeichnen. Unzählig viele Israeliten wohnen bekanntlich in Algerien und zwar in allen Städten und Dörfern, früher eine verachtete und schändlich mißhandelte Raße, seit 1830 französische Bürger und in jeder Beziehung frei. Sie sind augenscheinlich die geeignetsten Elemente, um zur Vermittelung, nicht bloß der Bedürfnisse, sondern auch jeder Art von Unterhandlung, welche die Colonisirung immer mehr nöthig macht, ja selbst des Friedens und der Ruhe der Besitzung zu dienen. Inzwischen ist in Folge des Druckes, den sie Jahrhunderte lang erlitten haben, ihr moralischer Zustand noch auf sehr niederer Stufe, und in der Umgebung, in welcher sie sich befinden, zeigt sich wenig Aufmunterung zu einem lebendigen Aufschwung. Mehrere ausgezeichnete französische Staatsmänner haben daher richtig erkannt, daß das Gouvernement nichts Heilsameres unternehmen könnte, als eine im Geiste der französischen Bildung herzustellende Verbesserung der israelitischen Zustände in Algerien; und namentlich dachte man schon im Jahre 1833 im südlichen Frankreich daran, ernstliche Schritte in dieser Hinsicht zu thun. Damals ward Herr Altaras Vorsteher der Gemeinde zu Marseille, ein reicher Mann, der zugleich energisch thätig ist, und der gern der guten Sache jedes Opfer bringt, aufgefordert, eine Reise durch Algerien zu machen, sich über die Verhältnisse der Israeliten, mit denen er, da er arabisch spricht, leicht verkehrt, alle möglichen Aufschlüsse zu verschaffen, und der Regierung darauf angemessene Vorschläge zu machen. Zur Zeit jedoch erlaubte sein Gesundheitszustand ihm nicht, eine solche Reise zu wagen; auch ließen die kriegerischen Bewegungen keinen günstigen Erfolg davon erwarten.

Jetzt, da die Ruhe hergestellt ist, hat Hr. Altaras seine Mission übernommen. Er ist bereits in Gesellschaft des Hrn. Joseph Cohen, eines Advokaten am Gerichtshofe zu Aix, auf der Reise. Der edle Mann hat keine Beisteuer dazu verlangt, sondern bestreitet alle Kosten aus eigenen Mitteln, lediglich um dem Vaterlande einen großen Dienst zu leisten. Das Einzige, um was er sich beworben hat, ist der Schutz und Beistand des Gouvernements in allen vorkommenden Fällen.

Die Absicht des Hrn. Altaras geht dahin, bei der Regierung sobald als möglich darauf anzutragen, daß in ganz Algerien, überall, wo etwa 2000 Israeliten zusammen wohnen, oder leicht zu verbinden sind, ein Consistorium errichtet werde, welches sich mit Cultus, Schulwesen und Verbesserung der moralischen Zustände überhaupt zu beschäftigen habe, und daß alle Consistorien von Algerien durch das zu Marseille mit dem Ministerium in Beziehung gesetzt werden. Unterdessen will Hr. Altaras vorläufig überall, wo es sich thun läßt, Elementarschulen errichten, also größere Fortschritte vorbereiten. — Die Schule von Metz wird Lehrer liefern.

Außerdem sollen die algierischen Israeliten aufgemuntert werden, ihre Kinder auch nach Frankreich zu senden, besonders nach Marseille, dessen Klima ihnen zusagen dürfte, damit die Zurückkehrenden dereinst die Civilisation desto leichter in ihrer Heimath verbreiten. Selbst Kinder armer Leute hofft man

Digitized by Google

in den öffentlichen Anstalten zu Marseille und Aix ausbilden lassen zu können, sobald die Regierung genehmigt haben wird, daß die jungen Leute in religiöser Hinsicht allen nöthigen Unterricht erhalten und nach den Grundsätzen ihrer Religion erzogen werden, wozu das Consistorium der erstern Stadt bereits einen Plan einzureichen im Begriffe steht.

Wenn diese Mission glücklich vollbracht wird, so leidet es keinen Zweifel, daß die europäische Civilisation viel früher ihren großen Triumph in Algerien feiert, als durch die Kriege und Siege im Barbarenlande erzielt werden dürfte.

Dr. J. M. Jost.

Ueber die Verbreitung der Deutschen im russischen Reiche.

(Aus Kohls Petersburg in Bildern und Skizzen. 2 Bde. 1841.)

In Rußland befinden sich nahe an 400,000 Deutsche, die aus den verschiedensten Stämmen und Ständen zusammengesetzt sind, größtentheils aber ihren Ursprung aus Preußen, Sachsen, den Hansestädten, Westphalen rc. herleiten. Von diesen 400,000 Deutschen mögen etwa 100,000 auf die Ostseeprovinzen fallen, 250,000 auf die in Rußland zerstreuten deutschen, Ackerbau treibenden Colonien, und 50,000 auf die in allen russischen Städten ansässigen deutschen Künstler, Handwerker rc.

Kurland zählt 20,000 Deutsche, wovon 2000 dem Adel und die übrigen der Kaufmannschaft und Bürgerschaft der Städte angehören. — Liefland zählt 35,000 Deutsche, wovon 4000 Adelige, und die übrigen Prediger, Gelehrte, Kaufleute und Künstler u. s. w.

Von den 250,000 Colonisten, Mennoniten aus Preußen, Schwaben, Elsasser, Rheinländer, Hessen rc., sitzt die Hauptmasse, über 100,000 Seelen zählend, an der mittleren Wolga, im Saratoffschen (m Astrachan). Eine zweite bedeutende Partie, von mehr als 80,000, lebt in Neurußland, Bessarabien und der Krim. Die Uebrigen sind in kleineren Partieen in den caucasischen Provinzen, in Polen und in den nordischen Gouvernements zerstreut. Im inneren Kerne Rußlands, im eigentlichen, stark bevölkerten Moskowiter-Lande gibt es gar keine Deutschen dieser Klasse.

Von den 50,000 Deutschen, welche wir als in den verschiedenen russischen Städten zerstreut annehmen, hat natürlich Moskau die bedeutendste Anzahl, nahe an 6000. Uebrigens hat auch jede russische Stadt bis an die chinesische Gränze und nach Kamtschatka hin ihr Anhängsel von deutschen Colonien zu 400, 500, 600 Seelen.

Die Deutschen sind wohl ohne Zweifel dasjenige europäische Volk, das sich der allgemeinsten Bildung erfreut, und das, ohne sich einer Richtung des menschlichen Strebens entschieden hinzugeben, in allen Zweigen des Kennens und Wissens tüchtige Männer liefern kann. Als Ackerbauer übertreffen sie vielleicht alle übrigen Nationen; als Künstler, Handwerker und Fabrikanten sind sie fleißig und erfindungsreich; als Gelehrte und Staatsmänner sind sie ausgezeichnet; zum Kriegsdienste haben sie entschiedene Neigung; und als Kaufleute erfreuen sie sich des solidesten Credits. Während daher andere Nationen in dem alles Fremde sich leicht assimilirenden Rußland nur vorzugsweise in gewissen Branchen menschlicher Thätigkeit gefunden werden: Engländer in der Marine und unter den Kaufleuten und Fabrikanten des Nordens; Griechen in der Marine und in der Kaufmannschaft des Südens; Franzosen in dem Landheere; Italiener unter den Künstlern u. s. w.; ist fast keine Privatbeschäftigung und kein öffentlicher Dienst zu nennen, in denen nicht Deutsche thätig wären und eine bedeutende Rolle spielten. Sie fügen sich in Alles; sie schicken sich zu Allem; und sind Jedermann willkommen.

Die meisten der in St. Petersburg mächtigen Deutschen sind aus den Ostseeprovinzen. Ihre Familien-Verbindungen sind daher so klein, wie diese Provinzen selbst; und so hoch sie auch gestellt sind, so können sie nicht in dem Sinne russische Große genannt werden, wie die national-russischen Vornehmen, deren Familien-Verbindungen sich in dem ganzen russischen Reiche verzweigen, und deren Namen seit Jahrhunderten in den weiten Räumen dieses Reiches wiederhallen. Daher trat auch gewöhnlich, trotz dem, daß so viele russische Generale und Feldherren Deutsche sind und waren, doch da, wo es darauf ankam, die ganze Macht des Reiches aufzubieten, ein russischer Name an die Spitze. So machte im Jahre 1812 der rigaische Deutsche Barclay de Tolly, der vor Napoleon wich, dem alten Russen Kutusow Platz, der, alle Kräfte der Nation erregend, die Franzosen aus dem Lande trieb. So folgte 1832 bei dem Aufstande Polens dem Deutschen Diebitsch der Alt-Russe Paskewitsch, unter dessen Anführung die Russen Warschau stürmten. Und so waren denn alle die echten, alten, gepriesenen Helden des Volks, die Orlows, Suwarow's, Yermolows rc., echte Russen.

In Moskau gibt es für die Niemtzi (die Stummen, so werden die Deutschen von den Russen wegen der Fremdartigkeit beider Sprachen genannt) ein bestimmtes Stadtquartier, die deutsche Slobode genannt. Unter dem gemeinen russischen Volke heißt dieser Stadttheil auch „Guckguck", weil, wenn ein langbärtiger Russe durch die Häuserreihen der Deutschen hindurchschritt, die Mädchen, ans Fenster tretend, immer „Guck! Guck!" riefen.

Der Name der Stadt St. Petersburg lautet im Russischen Sfankt-Pitjerburk, und im gemeinen Leben auch wohl Pitjer.

Mannichfaltigkeiten.

Am 8. April, Abends halb 7 Uhr, kam der im Freien beschäftigte Theil der Odenwälder in größte Bewegung durch das, was ihn so unangenehm aus seiner gewohnten Beschäftigung aufschreckte. Mit einem Male nämlich erdröhnte die Luft in der Gegend des Breubergs von tausendstimmigen Hurrah's, gellendem Pfeifen, Kanonendonner und Gerassel von Kleingewehrfeuer. — Die Axt entfiel dem arglosen Holzhauer, die Hacke dem friedlichen Feldbauer; mit Noth wurden von dem emsigen Ackersmann die sonst so ruhigen Thiere in Ruhe gehalten. Niemand konnte sich diese Erscheinung erklären, und Alles, ja selbst der sonst furchtlose Forstmann, eilte erschreckt der Heimath zu, wo die versammelten Gemeindeältesten aus den Details der Erzählungen einstimmig dahin schlossen, es sey nichts Geringeres in crisi, als der unheilverkündende Auszug des Berggeistes vom Rodenstein. (Hess. B.)

Digitized by Google

Den 11. d. gab Karl v. Holtei in Wien für dieses Jahr die zweite declamatorisch-dramatische Vorlesung, und wählte, auf mehrfaches Verlangen, Shakespeares: „Coriolanus", in der Tieck'schen Uebersetzung, mit welchem Trauerspiele er im Monat März 1841 die erste Abtheilung seiner äußerst interessanten Vorträge eröffnet hatte.

Nach dem statistischen Werke des Kronprinzen von Schweden kommt in Spanien jährlich eine Hinrichtung auf 122,000 Einwohner, in Schweden eine auf 172,000; in Irland eine auf 200,000; in England auf 250,000; in Frankreich auf 447,000; in Norwegen auf 720,000; in Würtemberg auf 750,000; in Pennsylvanien auf 829,000; in Oesterreich auf 840,000; in Baden auf 1,230,000; in Preußen auf 1,700,000; in Bayern auf 2 Millionen; in Vermont seit 1814, in Belgien seit 1830 keine Hinrichtung.

Korrespondenz.

Weimar, 16. April.

Die Wetterpropheten haben dieses Jahr einen schweren Stand gehabt; alle ihre astronomischen Berechnungen, wie alle sonstige Anzeichen und Merkmale sind verunglückt oder haben sich als unächt bewährt; selbst der sonst so launenvolle und Veränderung liebende Monat April hat im Charakter eine Konsequenz gezeigt, wie man in der Regel von ihm nicht zu erwarten gewohnt ist. Sein Schwankungssystem, welchem er bisher treulich angehangen, scheint er gänzlich aufgegeben zu haben; denn statt daß er, wie gewöhnlich, zuweilen sein Antlitz im milden Sonnenschein leuchten ließ, zeigte er sich diesmal finster wie ein Pedant; keine freundliche Miene, kein sanftes Lächeln vermochte die trüben Wolken von seiner hochgewölbten Stirn zu verscheuchen; immer war er kalt und mürrisch, mürrischer vielleicht, wie der Doktor gleichen Namens, welcher, als er dem churbrandenburgischen Gesandten die Reichsacht überbrachte, von diesem unsanft zur Treppe hinab spedirt wurde. Daher kommt es auch, daß der uralte Beherrscher Thüringens, der kolossale Ettersberg, ein schmollendes Aussehen angenommen und sich wieder in sein blendend weißes Gewand gehüllt hat; so schaut er herab der närrisch geputzte Alte mit seinem düstern, »Weltschmerze« verkündenden Antlitze und das schöne, von unserm wackern Rugo gedichtete Lied*) will noch keine Anwendung finden, worin er singt:

»Fern im dunkeln Fichtenlaube,
Heute ohne Wetterhaube
Lacht der Wächter güld'ner Aue,
Ettersberg, der altersgraue;
Aber dort im Ilmethale,
Lieblich zwischen grünen Bäumen,
Die vom Lenz der Dichtkunst träumen,
In der Abendsonne Strahle,
Der auf rothen Dächern flimmert,
Liegt die geistberufne Stadt,
Die im gold'nen Namen schimmert,
Und Europa's Auge hat.
Denn sie war der Edlen Stätte,
Die der Erde Weh vertraut,
An der Menschheit Krank[illegible]ttir
Trostreulich sich angebaut;
Wer die Wirthin jener Weihe,
Die mit Lichtglanz ew'ger Frauen,
Der auf hoher Stirn sich malte,
Und im Heimweh nach den Sternen,
Das in ihrem Auge strahlte,
Irdisch Sitz und Wohnung nahmen,
Wie sie nach einander kamen.«

Gewiß herrliche, gedankenreiche Strophen, wie sie nur selten einem Dichters Brust entströmen. Obgleich sie heute, in Bezug auf den mit Schnee bedeckten Ettersberg, wie Satyre klingen, so dürfte doch die Zeit nicht mehr ferne seyn, wo des genannten Dichters Worte uns wahrheitverkündend entgegen tönen werden. Uebrigens haben wir immer noch von Glück zu sagen, daß unsere Saaten, ungeachtet der Thermometer oft drei bis vier Stufen tief zum Fall gekommen, uns auch jetzt noch im Gewande der Hoffnung lachend entgegen schimmern und die Wünsche des Landmanns vollkommen zu verwirklichen scheinen. — Was unser Theater betrifft, so ist seit langer Zeit eben nichts Neues von Bedeutung über die Bühne gegangen. Thalia und ihre Jünger sind krank und laboriren, wie gewöhnlich um diese Jahreszeit, an einem bedenklichen Schnupfen. Möchte sich doch bald ein Arzt finden, um dieses tiefwurzelnde Uebel durch eine Radicalkur zu befestigen. Alles jauchzt und jubelt; denn die entzückende Künstlerin Schröder-Devrient ist im Begriff, zu uns zu eilen. Sie wird heute schon ankommen und sich eine Zeitlang hier gefallen lassen. Schließlich haben wir Hoffnung, von unserm jungen, oft mit Geist schwängerten Theaterdichter Rost, welcher uns schon einmal mit einem fast gelungenen Produkt: »Kaiser Rudolph in Worms« erfreute, nächsten Herbst ein neues vaterländisches Schauspiel: »Friedrich mit der gebissenen Wange« zur Aufführung kommen zu sehen. Dieser geniereiche Künstler sucht auch nebenbei mit lobenswerthem Eifer noch den alten »Reffauer« zu charakterisiren, zu welchem Studium er, wie man hört, nicht ganz ohne Talent seyn soll.

Darmstadt, 21. April.

Obgleich unsere Theatersaison ihrem Schlusse naht und die Vorstellungen etwa nur noch 14 Tage dauern dürften, so haben doch die Gastspiele reisender Künstler noch nicht aufgehört. Auf dem Repertoire der drei neuesten Vorstellungen figurirten mehrere fremde Namen, wie Fräul. Hoffmann von Aachen, als Preciosa, Hr. Lang von München, als Valentin in dem »Verschwender«, und Hr. Stolz von Meiningen, als Baron Jakob, wie auch die eben erwähnte Künstlerin, als Hedwig in dem gestrigen Lustspiel: »der Ball zu Ellerbrunn.« In letzterer Rolle gefiel Fräul. Hoffmann besonders, wie auch Hr. Lang in der seinigen, die in ihm einen recht gewandten, mit den Eigenthümlichkeiten des Spiels vertrauten Darsteller fand. Das kleine Stück: »Das war ich«, welches auf den »Ball« folgte, wurde recht brav gegeben und erregte große Heiterkeit. Auch darin traten unsere Gäste von Aachen und Meiningen als Baase und Knecht auf. Hr. Stolz schien in seiner ersten Rolle bisweilen etwas befangen, während er in der zweiten mehr Leichtigkeit des Spiels entwickelte. Die Rolle der Baase gab Fräul. H. mit einer glücklichen Einfachheit und Natürlichkeit, welche ihr vortheilhaftes Aeußere sehr gut kleideten. Die Fortsetzung des Gastspiels des Hrn. Lang wurde durch ein plötzlich eingetretenes Unwohlseyn unterbrochen.

*) S. Weimar's Erinnerungen, von X. W. Rugo.

Theater-Anzeige.

Montag, 25. April. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. (Gastrolle) Lise: Frau v. Keßler-Münch, vom Theater zu Wiesbaden.

Redakteur: J. K. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 115. Dienstag, den 26. April 1842.

Peter der Grausame.

Von Alexander Dumas, aus dem Musée français.

(Schluß.)

Die Kunde von diesem seltsamen Prozesse hatte sich in ganz Sevilla verbreitet, und dort lebhafte Neugierde erregt. Diese an einen König gerichtete Vorladung, deren Resultat Niemand voraussah; dieses Gehorchen Don Pedro's, auf den Befehl einer seiner Behörden, er, der gewohnt war, Jedermann zu befehlen; diese bis jetzt unerhörte Festigkeit eines Richters, der der königlichen Gewalt so offen und ohne Scheu getrotzt hatte; alles dieses versprach für den folgenden Tag eine jener feierlichen Scenen, die im Andenken des Volkes fortleben; deswegen wogte auch schon von Sonnenaufgang an die Bevölkerung Sevilla's auf dem Giraldaplatze. Don Pedro erwartete mit seinen beiden Begleitern ruhig die Stunde, in welcher er zu erscheinen hatte, um seine Verurtheilung vorlesen zu hören. Diese hatten ihn mehrfach zu überreden gesucht, ein zahlreiches Gefolge und bewaffnete Wache mit sich zu nehmen; doch der König hatte dieses bestimmt abgelehnt, indem er wünschte, daß alles so geschehe, wie er es angeordnet, und daß keine weitere Wache aufgestellt seyn solle, als die gewöhnlich den richterlichen Entscheidungen des Primen assistente anwohnte; er gestattete nur das, daß zwölf, jedoch unbewaffnete Cavaliere seinen Rücken deckten, denen er sogar einen Eid abnahm, nichts zu thun, es möge sich auch zutragen, was da wolle, ehe er aus eigenem Munde den Befehl dazu ertheilte.

Kaum erblickte ihn das Volk, so begrüßte es ihn mit einem Freudenruf, wie ihn Könige nur selten zu hören gewohnt sind. Don Pedro täuschte sich nicht in dieser Bezeugung, denn das, worüber ihm das Volk Beifall zollte, galt mehr seinem Gehorsam, als seiner Majestät. Er setzte seinen Weg zum Giraldaplatze fort, doch als er bis zu einer gewissen Straße gelangte, sperrten ihm Wachen den Durchgang, und bezeichneten ihm einen andern Weg. Die Cavaliere suchten sich hartnäckig zu weigern, doch Don Pedro erinnerte sie an ihr Versprechen, und gab ihnen das Beispiel des Gehorsams, indem er ohne Widerrede die bezeichnete Straße einschlug. Hierauf verdoppelten sich die Freudenbezeugungen. Die Cavaliere runzelten die Stirne, indem sie dieses Mal die Freudenrufe unverkennbar für einen Schimpf der in ihrem Souveraine herabgewürdigten königlichen Macht hielten. Doch Don Pedro blieb unerschütterlich, und sein Gesicht drückte durchaus nichts aus, was seine Hofleute hätte zum Ungehorsam ermächtigen können. Sie folgten ihm daher stillschweigend, und kamen vermittelst eines langen Umwegs auf dem Giraldaplatze an, wo für den königlichen Zug Schranken errichtet waren.

Mitten auf dem Platze, an die Campanila angelehnt, und auf einer erhöhten Estrade, saß das Tribunal der Ventiquatros, welchem Juan Pasquale vorstand. Zu seiner Rechten, gleichsam den Kreis schließend, stand in Lebensgröße, in vollem königlichem Schmucke, die Statue König Don Pedro's; nur das Fußgestell war durch ein Schaffot versteckt. Und auf der Plateform stand, das große Schwert in der Hand, der Scharfrichter. Gegenüber befand sich, wie bereits gesagt wurde, der für den König und sein Gefolge bestimmte Raum; der ganze übrige Theil des Platzes war den Zuschauern vorbehalten. Die Zwischenräume, die sich rechts zwischen dem Tribunal und dem Schaffot, und links zwischen dem Tribunal und dem König befanden, waren mit der Garde der Gebirgsbewohner des Primen assistente angefüllt.

Als der König erschien, begann das Wirbeln der Trommeln, das durch den Crepp-flor, der sie bedeckte, trauervoller geworden war, und in dem Gemüthe der Anwesenden sogleich jenes dumpfe und beängstigende Gefühl erweckte, das man, ohne es zu wollen, bei dem Anblick des herannahenden Todes empfindet. Don Pedro war davon so wenig ausgenommen, als die Andern, und die ihn begleitenden Cavaliere legten laut ihren Unwillen an den Tag; doch der König gebot ihnen Stillschweigen. Als das Wirbeln aufgehört hatte, stand der Huissier auf, und rief laut: „Don Pedro, König von Castilien!"

„Hier bin ich," sagte der König, von seinem Pferde herab, „was wollt Ihr von mir?"

„Sire," antwortete der Huissier, „Ihr seyd hierher berufen, um Euer Strafurtheil zu hören, und dasselbe in Ausführung bringen zu sehen."

„Unverschämter!" rief Padilla, mit seinem Pferd über die Schranken setzend, und auf den Gerichtsbeamten zulenkend.

„Soldaten," sprach Juan Pasquale, „führt diesen Cavalier hinweg."

„Der Erste, der mich berührt, ist des Todes," rief Padilla, seinen Degen ziehend.

„Castilianischer Ecker," sagte Don Pedro mit fester und klarer Stimme, „zieht Euch zurück, ich befehle es Euch."

Padilla steckte seinen Degen in die Scheide und setzte über

Digitized by Google

die Schranken zurück. Ein großes Murmeln des Staunens lief durch die Menge, und die Neugierde verdoppelte sich.

„Don Pedro von Castilien," sagte nun Juan Pasquale, sich erhebend, „Ihr seyd angeklagt und überwiesen, einen willkürlichen Mord an der Person des Oberhauptes der Nachtwächter, Antonio Mendez, begangen zu haben, als er in Ausübung seiner Funktionen handelte; dieses Verbrechen verdient den Tod."

Nun erhob sich unter der Menge eine gewaltige Aeußerung des Staunens, die in ein langes Murmeln ausartete, das dem Brausen des Windes glich. Das Volk selbst schien nach und nach die Meinung zu gewinnen, als ginge der Richter zu weit.

„Stille!" rief Don Pedro; „laßt den Magistrat seine Schuldigkeit thun."

Alles schwieg.

„Ich spreche daher gegen Euch," fuhr Juan Pasquale mit derselben Kaltblütigkeit fort, „das Todesurtheil aus! Doch weil Eure Person geheiligt ist, und nur Gott allein Euch die Krone auf das Haupt gesetzt hat, auch Niemand weder Euer Haupt noch Eure Krone berühren darf, so wird das Urtheil an Euerm Bilde vollzogen; nun habe ich gethan, was mir die Pflicht meiner Stelle gebot, der Scharfrichter mag nun das Seinige thun."

Der Scharfrichter hob sein Schwert empor, und das Haupt der königlichen Statue, von den Schultern getrennt, rollte den Füßen des Schaffots entlang.

„Nun," sagte Juan Pasquale, „wird dieses Haupt an der Ecke der Straße aufgesteckt, in welcher Antonio Mendez getödtet wurde, und dort verbleibt es einen ganzen Monat hindurch, zur Erinnerung an das Verbrechen des Königs."

Nun stieg Don Pedro vom Pferde, und ging auf Juan Pasquale zu, indem er ganz ruhig zu ihm sagte:

„Würdiger Assistente von Sevilla, ich kann mich nicht genug freuen, Euch die Verwaltung der Justiz anvertraut zu haben, denn ich sehe, daß ich dieselbe hätte Niemand übergeben können, der ihrer würdiger gewesen wäre. Ich bestätige Euch daher in den Funktionen, die Ihr bis jetzt so rechtlich und unparteiisch erfüllet. Euer Urtheilsspruch ist gerecht, er bleibe unabänderlich; nur soll das durch Henkershand abgeschlagene Haupt nicht nur auf die Dauer eines Monats, sondern für immer ausgestellt bleiben, daß es die Nachwelt an Euer gefälltes Urtheil erinnere."

Don Pedro's Wunsch wurde ausgeführt, und noch heut zu Tage findet man an der Ecke in der Straße del Candilejo jenen Kopf in einer Nische aufgestellt, und das Volk versichert, es sey derselbe, der im Jahr 1357 durch die Hand des Henkers dort aufgestellt worden sey.

So lautet die Legende von Don Pedro, die so der Geschichtschreiber Zurita in seinen Annalen von Sevilla berichtete.

Die Frohnleichnams-Prozession auf Chiemsee.

In „Lewald's Europa" theilt J. F. Lentner unter der Rubrik „Seerosen" Bilder vom Chiemsee im bayerischen Hochlande mit, welche sich durch ihre frische und poetische Färbung auszeichnen, und welchen das nachstehende Bruchstück entnommen ist.

Zum Feste des Frohnleichnams läuteten die Glocken auf Frauenchiemsee. Ein herrlicher Morgen lachte rings, so weit wir blickten in die flimmernde Bläue des Himmels, der Ufer, auf den Silberstrom der Wellen, die im Hauche des frischesten Ostwindes im weiten Seebett hinrollten wie der geschmolzene Schatz eines Königs.

Die Kirche Roms begeht mit der Pracht einer Herrscherin das Fest zum Gedächtniß an des Herrn Abendmahl, aber der Glanz der Weltstadt entbehrt wohl jener Macht, die uns also stimmt, daß wir mit frommem Blicke sehen, wie gern der Mensch seinen Glauben und dessen Feste mit irdischem Schmucke behängt. Hier aber ergreift uns diese Lust unwillkürlich selber, wir freuen uns des Eifers, mit dem das schlichte Fischervolk der Insel den Frohnleichnamstag zum höchsten Fest im Kirchenjahr zu machen sucht.

Während in der alten Kirche beim Hochamt die Gemeinde versammelt ist, bauen Einzelne an vier verschiedenen Plätzen des Eilands die Altäre, an denen der Priester bei der Prozession dann innehält und mit dem Hochwürdigen in der Monstranz Land und See, Erde und Himmel und die Schaar seiner Pfleglinge segnet, Gottes Schutz mit lauter Stimme herabrufend auf diese.

Unter Ehrenbogen von frischem Tannengrün breiten sie Teppiche und scharlachne Tücher, behängen mit alten Tapeten den Altar, häufen Heiligenbilder und Reliquienkästen, Leuchter und kunstreiche Blumensträuße darauf an unter den Baldachinen, die sie darüber spannen. Das Recht, solch einen Altar zu bauen, erbt sich fort in den Familien seit den ältesten Zeiten. Im Hause wird darum der heilige Tisch mit Sorgfalt verwahrt, denn es gilt für besondere Ehre, daß auf dem eigenen Grund und Boden der Segen ertheilt wird, und mit Eifer wird solch' ein Vorzug geschirmt. Das Altargeräthe schließt die sorgsame Hausfrau in ihren Schrein neben die eingebrachten, hochgehaltenen Leinwandschätze, neben die Sparbüchsen, die sogenannten Schatzgelder der Familie, und freut sich stets von neuem, wenn sie einmal des Jahres stolz thun kann mit diesen alten, zierlich versilberten Schränken, die geheiligte Reste, in Golddrath, Flitter und falsches Edelgestein gefaßt, verschließen, mit den verblichenen Seidentapeten, den schwarzen Gemälden, welche Großvater und Ahnherr zu diesem Ehrenschmuck angekauft und die sie selber mit mancher neuen Zuthat zu mehren strebt. Ihr und den Ihrigen gelten diese Heiligthümer so viel, wie dem Römer einst die angestammten Penaten. Freudig wird der Blüthenreichthum der Gärten geopfert, um auf das blendend weiße Altartuch Rosenblätter streuen zu können, um Malve und Tuberrose zu großen Büschen zu binden, oder in die Tannengewinde zu flechten.

Mit einer Art von Rührung sah ich unserer emsigen Wirthin zu, als sie unter einer der hohen Linden vor ihrem Hause den Altar rüstete und sorglich das bestaubte Goldgeschnörkel reinigte, die Kerzen anzündete, um welche die schönsten Nelken mit farbigen Bändern gebunden waren.

Indessen läuteten die Glocken von neuem in vollem Chore und der Betzug bewegte sich aus der Kirchenpforte unter lautem Gesang, umwallt von blauem Weihrauchgewölke. Die männliche Jugend schritt voran, ihre Kraft und ihr Geschick selbst bei dieser kirchlichen Feier erprobend durch das Tragen

Digitized by Google

ungemein hoher Fähnlein, die an der schlanken, schwankenden Stange an einem goldenen Kreuz befestigt in kleiner Form, aber hell von Farbe mit Fransen und Borte verziert hangen, den Lüften zum Spiel, dem Träger das Aufrechthalten erschwerend durch die stete Bewegung. Ernsthaft betend, brennende Kerzen in den Händen, folgten die Männer, dem Priester und seinen Dienern voran gingen einige Mädchen, weiß gekleidet, Blumenkränze im Haar, die schüchternen Blicke zur Erde gewandt, die Hände gefaltet, seltsam anzusehen in ihrem klösterlich-modischen Putze neben den bäuerischen Bittgängern. Es waren die Zöglinge des Pensionats, dem die Nonnen von Frauenwörth vorstehen mit Eifer und Geschick, seit König Ludwig sie wieder in ihre alten Rechte einsetzte. Ein paar unbeschreiblich sanfte, weiche Gesichtchen sahen wir unter diesen Mädchen. Der Zauber der Unschuld schien verklärter noch von dem eigenen, schwärmerisch-frommen Etwas, das die klösterliche Welt, in der sie leben, diesen jugendlichen Zügen angehaucht. Sie erschienen mir wie die Engelsbilder der deutschen Meister alter Kunst. Es gehörte wenig Phantasie dazu, um diese reinen, holden Häupter einen goldenen Heiligenschein zu denken.

Ein freundlicher Gegensatz zu ihnen erschien der greise Pfarrherr der Insel, dessen ganze Gemeinde hier zusammenwohnt, er mitten unter ihnen lebend, ein Hirt im vollen Sinn des Wortes. Der alte Mann hat in seinem Aeußern etwas ungemein Rührendes. Als er, mit der Monstranz in der Hand, im goldgewirkten Mantel, auf den sein langes weißes Haar in sparsamen Locken fiel, unter dem ärmlichen Baldachin, den die Aeltesten der Landleute trugen, eingehüllt in den Duft des Weihrauchs, langsam dahinschritt, erschien er wie ein Apostel, einer jener ersten Boten des Christusglaubens, aus der Zeit, wo sie noch arm und einfältig wandelten, wie ihr Meister, und, eine hehre Botschaft kündend, wenig äußerer Zier und Pracht bedurften, um des Volkes Herzen für sich, für das Wort zu gewinnen, das sie predigten.

Die Prozession umzog das Eiland. Es war ein wahrhaft malerischer Anblick, den kleinen Zug der Beter zwischen Feld und Obstwald auf schmalem Wege hinziehen zu sehen. Wenn aus der Ferne die klangvolle Stimme des betenden Priesters erscholl, und die hellen, frischen Gesänge der Mädchen ihm antworteten, als er an den Altären den Segen gab, da mahnte es mich an die Tage, als in diesen Gegenden zum ersten Male ein Kreuz sich erhob, und mit des See's Naß die Bewohner zu Christen geweiht wurden.

Mannichfaltigkeiten.

„Es ist nicht wahr, was die Aerzte sagen, daß ein Ei und ein Glas Wein einen Menschen vierundzwanzig Stunden lang erhalten kann," — sagte Einer, der eben aus einem Weinkeller taumelte, — „ich habe sechszehn Eier gegessen und einige dreißig Gläser Wein getrunken, und habe alle mögliche Mühe, mich auch nur einen Augenblick aufrecht zu erhalten."

(Justus Liebig) Der Name des Professors Justus Liebig in Gießen ist wohl jetzt einer der gekanntesten deutschen Namen im Auslande. Seine Wissenschaft hat den Vortheil, nicht bloß ins Leben überzugehen, sondern sogar das Leben selbst, organisches Pflanzenleben, hervorzurufen und zu fördern, und daher kömmt es, daß sie verbreiteter ist, als irgend eine andere. Nicht bloß in Deutschland findet sich ein großes Publikum rationeller Landwirthe, sondern auch in Frankreich, und noch mehr in England und Nord-Amerika. In den vereinigten Staaten ist Liebig's Lehrbuch der organischen Chemie auf mehreren Hochschulen den Vorträgen über landwirthschaftliche Kultur zum Grunde gelegt, und die „North-American-Review" hat bereits über einige Werke berichtet, die auf Liebig's Theorie weitergebaut sind. Dr. Lyon Playfair hat unter Liebig's Augen dessen Manuscript ins Englische übersetzt, und die „Quaterly Review" sagt bei Gelegenheit einer Anzeige dieser Uebersetzung: „Wir freuen uns, zu erfahren, daß von diesem überaus schätzbaren Werke die zweite Auflage bereits unter der Presse ist und zu wohlfeilerem Preise ausgegeben wird; ferner, daß in Frankreich zwei Auflagen desselben vergriffen wurden, daß eine dritte Auflage des Originals kürzlich in Deutschland erschienen und daß es in Amerika nachgedruckt ist. Der Verfasser hat für sein Werk die Danksagungen des britischen Vereins (British Association) empfangen, und Dr. Daubeny, der ausgezeichnete Professor der Chemie in Oxford, der bei der letzten Versammlung des gedachten Vereins in Devonport über landwirthschaftliche Chemie zu berichten hatte, sprach es mit anerkennender Offenheit aus, daß er dem Berichte des Professors Liebig, auf welchen er sich bezog, nichts Wesentliches hinzuzufügen habe. Professor Johnston in Durham hat einen Kursus sehr interessanter, jetzt im Druck erscheinender Vorlesungen über den Gegenstand gehalten, worin er den Landwirthen unserer nördlichen Distrikte die von Professor Liebig aufgestellten Prinzipien erklärt und dringend empfohlen hat."

(Frankfurt a. M.) In einem Salon des Mülhens'schen Hauses war dieser Tage ein von J. W. Rinn aus Darmstadt gefertigter und wirklich höchst kunstreicher Teppich zur Beschauung ausgestellt. Dieser Teppich ist aus 1842 Stückchen zusammen genäht, unsere christliche Zeitrechnung andeutend, und enthält für jedes Jahrhundert einen Stern. In der Mitte sieht man die Symbole der mosaischen, christlichen und mohamedanischen Religion, und über diesen das Symbol einer Hand, die Alles regiert. Die angebrachten Sanduhren deuten den Ablauf der Zeit an. Das Ganze ist ein mit seltener Geschicklichkeit und großem Fleiße gearbeitetes, der Beschauung werthes Kunstwerk.

(Stolz eines Schuhmachers.) Ein Pariser „Lion" besuchte Mailand. Da er sich nicht mit zahlreicher Fußbekleidung vorgesehen hatte, so war er bald genöthigt, sich wegen neuer Stiefel an einen dortigen Schuhmacher zu wenden. Man recommandirte ihm einen ungemein geschickten Meister. Der Lion lächelte. Er redete den Handwerker mit den Worten an: Es ist mir sehr unlieb, hier Stiefel bestellen zu müssen, aber die Noth drängt mich dazu. Freilich werde ich die Pariser Arbeit vermissen — machen Sie sie, so gut Sie können. Der Schuhmacher schweigt erröthend und nimmt das Maß. Nach einigen Tagen bringt er einen Stiefel, wie er sagt, zur Probe. Der Franzose zieht ihn an und betrachtet die Form. Erstaunt ruft er: Herrlich! Auf Ehre! Wie ein Pariser. Ich hätte Ihnen dergleichen nicht zugetraut! — Der Schuhmacher bittet, den Stiefel ausziehen zu dürfen. Es geschieht. Wie wächst die Ueberraschung des Pariser Stutzers, als er nun an seinem

Digitized by Google

Fuße noch einen neuen Tanzschuh behält, der innerhalb des Stiefels verborgen gewesen war. Sie sind ein Künstler! ruft der Lion, wenn erhalte ich den andern Stiefel? Den lassen Sie sich in Paris machen, sagt trocken der Schuhmacher, des Vergleiches halber! und geht zur Thüre hinaus.

(Begeisterte Anzeige.) In dem Insertionsblatte der „Leipziger Zeitung" liest man folgende begeisterte Anzeige:

„Coiffure à la List,"

Tritt in die Welt und entzücke Alles, was athmet.

Gismunde Rosenlaub, Modistin in Leipzig.

Literatur.

Die Schule und das Leben, eine gekrönte Preisschrift von Dr. W. J. G. Curtmann, Direktor des evangelischen Schullehrer-Seminars zu Friedberg.

Unter dem vorstehenden Titel ist bei Carl Binder nagel zu Friedberg in der Wetterau vor wenigen Tagen ein Buch erschienen, das wegen seiner gemeinnützigen Tendenz und vorzüglichen Ausführung die Beachtung eines jeden Menschenfreundes in hohem Grade verdient. Dieses Buch verdankt sein Erscheinen dem Vereine deutscher Philologen und Schulmänner. Als derselbe im Herbste des Jahres 1839 seine zweite Versammlung zu Mannheim hielt, trat nämlich ein anwesender Schulfreund, Hr. W. H. Suringar aus Holland, mit der Bitte in der Versammlung auf: dieselbe möge sich zur Vermittlerin der Veröffentlichung einer von ihm zu stellenden Preisfrage und der Beurtheilung der einlaufenden Beantwortungen hergeben. Die Preisfrage lautete: »Welches sind die Ursachen, warum so viel Gutes, was die Kinder in der Schule gelernt haben, wieder verloren geht, sobald und nachdem sie die Schule verlassen? Welche Mittel können gegen diesen Verlust nach dem Verlassen der Schule angewendet werden durch die Kinder selbst, durch Eltern, Lehrer, Geistliche, Privatpersonen und Vereine, auch durch den Verein der deutschen Philologen und Schulmänner, und endlich durch den Staat, besonders in Hinsicht auf solche Kinder, welche nicht für den gelehrten Stand, und damit zum Besuche der Universität bestimmt sind?« Für die beste Lösung dieser Frage ward von Hrn. Suringar ein Preis von 300 fl. bestimmt; ferner wurde festgesetzt, daß die Antworten bis zum 1. Januar 1841 eingeschickt seyn müßten. Zu Preisrichtern wurden erwählt: Professor Dr. v. Ostander in Stuttgart, Oberstudienrath Dr. Schacht in Darmstadt, Gymnasiallehrer Dr. Soldan in Gießen, Ministerialrath Dr. Zell in Karlsruhe und Pfarrer Dr. Züllich in Heidelberg. Im October 1841 theilten die genannten Preisrichter in der zu Bonn gehaltenen vierten Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner das Resultat ihrer Prüfung mit. Unter 65 eingeschickten Abhandlungen waren 10 derselben als der Aufgabe genügend befunden worden und unter diesen wurde der Arbeit des Hrn. Dr. Curtmann der Preis zuerkannt. Die Tendenz der Didaskalia gestattet keine ausführliche Recension dieser gekrönten Preisschrift. Der Verfasser derselben sagt in der Vorrede zu derselben: »Mein Buch ist kein künstlich und aus fremdem Stoffe gemachtes, sondern ein mein eigenes Leben abspiegelndes; es sind Memoiren in Form einer Abhandlung.« Einsender dieser Zeilen begnügt sich daher mit dieser kurzen Anzeige und Nachricht, und wünscht von ganzem Herzen, daß der in dem fraglichen Buche niedergelegte Schatz von wirklichen Geistes- und Gemüths-Erlebnissen eines geachteten Schulmannes von recht Vielen kennen gelernt und, zum Segen der Menschheit, beherzigt werden mögen.

Frankfurt a. M., im April 1842. J.

Frankfurter Theater.

Unsere Leser werden uns nicht zürnen, daß wir sie mit Theaterkritiken nicht überhäufen. Dieses Thema scheint uns nur von Interesse, wenn Novitäten, vorzügliche Leistungen von Darstellern, Gastspiele oder besonders gehaltvolle Productionen der Literatur vorliegen. Wozu aber eine kleinliche und meistens langweilige Controle von hundertmal dagewesenen Stücken und von Aufführungen, die nichts Remarquables bieten? Wozu jene langen Lobzettel, die nur von den sie betreffenden Individuen gelesen werden, oder jene gehässigen Ausfälle auf die Ehre und Reputation der darstellenden Bühnenmitglieder? Das allzu viele Kritisiren nützt wenig, schadet aber nicht selten, da es zu einer literarischen Kannegießerei und Klatscherei wird, die für den Künstler weder belehrend, noch für das Publikum unterhaltend ist. Unsere Theaterkritiken in Journalen können selbst im besten Falle nicht viel mehr seyn, als gut und unparteiisch geschriebene Referate. Zum Behufe wahrer und eigentlicher Belehrung würden längere Aufsätze und Abhandlungen erforderlich seyn, für welche in Tagesblättern, worin so Mancherlei zur Sprache gebracht werden muß, weder der nöthige Raum vorhanden, noch ein für solchen Ernst geneigtes Lesepublikum vorauszusetzen ist.

Seit unserm letzten Berichte hat sich nichts von Bedeutung ereignet. In der Oper Fra Diavolo sahen wir Frau v. Keßlern-Münch als Zerline. Sie ist eine vorzügliche Soubrette, die mit einem leichten und gefälligen Gesang ein sehr gewandtes und lebendiges Spiel verbindet. Bei uns war diese Sängerin stets gerne gesehen und hat auch diesmal die freundlichste Aufnahme gefunden. Hr. Rork spielte den »Fra Diavolo« mit Auszeichnung und trug auch den Gesangpart nicht ohne Anerkennung vor. In Rollen, die keinen großen Stimmenfond erfordern und wo es auf Spiel und Darstellung vorherrschend ankommt, wird Hr. Rork immer an seinem Platze und somit für unser Repertoir sehr wohl zu verwenden seyn. In der durch ihn trefflich angeordneten Schlußscene, durch deren neues Arrangement die Oper bedeutend gewonnen hat, fand er den lebhaftesten Beifall und wurde hervor gerufen. Hrn. Hassel's »Engländer war wieder höchst ergötzlich. Othello, die Lichtensteiner, das Fest der Handwerker und der Liebestrank wurden wiederholt. Das eingetretene schöne Frühlingswetter macht seinen nachtheiligen Einfluß auf den Theaterbesuch bereits geltend. Zauberkünstler mit Dem. Leclere bedrohen uns mit dem Abgange derselben und hat Dem. Neustädt, vom Hoftheater zu Mannheim, bereits ein Gastspiel eröffnet. Wir hoffen und wünschen indessen, daß sich jene Mißhelligkeiten ausgleichen und Dem. Leclere uns verbleiben werde, da sie seit längern Jahren bei uns heimisch geworden und durch viele anerkennungswerthe Leistungen uns befreundet ist. Nach einem alten Sprüchwort soll man schätzen, was man besitzt, da man nicht weiß, was man dafür erhalten wird. Dem. Neustädt zeigt zwar die Vorzüge einer für die Bühne geeigneten Persönlichkeit und eines umfangreichen, klangvollen Organes, scheint aber noch keine bedeutende Stufe der Darstellungskunst erreicht zu haben. Besonders ist ihr Vortrag manierhaft, entbehrt des Flusses und der Verbindung der Rede und kommt Einem vor, als wolle Dem. Neustädt Verse skandiren; auch liegt in ihrer Rede etwas Schwerfälliges, während ihren Bewegungen die für größere Bühnen nöthige Ruhe und Abrundung fehlt. Diese junge Schauspielerin scheint übrigens nicht ohne Talent und besitzt schöne Mittel, wie dies aus ihrer »Louise« in Kabale und Liebe zu ersehen war. Die ausgezeichneten Kunstleistungen des Hrn. Weidner (Miller), der Dem. Lindner (Lady Milford), des Hrn. Batson (Ferdinand) und Hrn. Meck (Kammerdiener) sind bekannt und erreichten auch heute jene Wirkung, die bei so gediegenen Productionen der Kunst nicht ausbleiben kann. Die Darstellungen des Präsidenten durch Hrn. C. Schneider und des Wurm durch Hrn. Hoffmann hatten einzelne gelungene Momente, jedoch vermißte man bei Ersterem die imponirende Würde und Ruhe der Haltung und bei Letzterem die nöthige Nüancirung der Charakteristik. B.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Mohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 116. Mittwoch, den 27. April 1842.

Die Rache.

(Aus dem Englischen.)

1.

An der Tafel des Gasthofes, welcher sich in der guten alten Stadt Genf auf dem kleinen Marktplatz, genannt Bel-air, befindet, saß der Condukteur einer Pariser Diligence und schmauchte behaglich sein Pfeifchen. Ihm gegenüber saß ein junger schöner Mann von ungefähr 27 Jahren, welcher von Paris aus sein Passagier gewesen war.

„Das hätte ich aber von Euch nicht geglaubt," sagte der Condukteur zu seinem Reisegefährten, „daß Ihr hier in Genf eine so geringe Stelle annehmen würdet."

„Ich hätte mich vielleicht besser engagiren können," erwiederte der junge Mann, dessen Lächeln bei dieser Erwiederung vermuthen ließ, daß er vollkommen mit seiner Wahl zufrieden sey.

„Ja wohl! hättet Ihr besser thun können," fuhr der Condukteur fort, „Ihr habt Euch so zu sagen weggeworfen. Ihr seyd ein Italiäner, habt die Reisekosten von Paris bis hieher bezahlt, und engagirt Euch hier für elende fünf Louisd'or den Monat, und zwar zu einer Jahreszeit, wo so viele Engländer nach Eurem Vaterland reisen. Ihr hättet als Courier oder als Dollmetscher ein viel vortheilhafteres Engagement finden und wie ein Prinz reisen können; und bei wem seyd Ihr in Dienste getreten? Ich habe zwar nichts gegen den Herrn Major einzuwenden, er ist Franzose; allein er ist mit zu Felde gewesen, und weiß daher recht gut, wie man sich auf der Reise einzurichten hat. Auch reit't Ihr ganz allein mit ihm, mit der Diligence oder mit Gelegenheit, und führt ein Leben wie im Kriege. Wahrhaftig, ich bedaure Euch!"

„Und dennoch bin ich mit meiner Wahl sehr zufrieden," sagte der Italiäner; „allons mon brave!" fuhr er fort, und hielt dem Condukteur sein Glas Wein hin. „Stoßt an! dieser Wein schmeckt mir besser als jeder andere, den wir von Paris bis hierher getrunken haben."

„Das meine ich nicht," versetzte der Condukteur. „Ich habe aber gehört, daß der Wein in Eurem Vaterlande von dem unserigen einen ganz verschiedenen Geschmack hat. Ich erinnere mich, ein Mal welchen gekostet zu haben, sie nannten ihn Asti . . ."

„Ha!" rief der Italiäner mit wildfunkelnden Augen, indem sich sein Gesicht plötzlich mit einer Todtenblässe überzog, die sich in die tiefste Purpurröthe verwandelte, als er zu sprechen fortfuhr.

„Wer sagte Euch, daß Asti mein Geburtsort sey? Nein, ich versichere Euch, ich stamme von Lastra, in dem Thale Arno bei Fizence oder Florenz, wie Ihr es nennt; nicht von Asti, nein, nein, und mein Name ist Luigi Bambalo. Ihr habt ja meinen Paß gesehen — von was schwatzen wir aber doch, ha! ha! Ihr scheint Euch über meine Heftigkeit zu verwundern; es war auch thöricht von mir, so aufzubrausen, da Ihr es ganz absichtslos sagtet, ha! ha!"

Bei diesen Worten reichte der Italiäner dem Condukteur, welcher seinerseits ebenfalls laut auflachte, die Hand.

„Ob es Asti oder Astra heißt, das kann mir gleich seyn," versetzte der Condukteur; „ich begreife aber nicht, warum man wegen einem solchen Mißverständniß so in Zorn gerathen kann."

„Darin liegt ein großer Unterschied," bemerkte der Italiäner. „Asti, wie Ihr meinen Geburtsort nanntet, wurde . . . doch dies gehört nicht hierher, die Zeit wird kommen, wo — "

„Aber mein Herr, mein Herr!" rief der Kellner dem Italiäner zu, „Sie ruiniren ja meinen Tisch, wenn Sie so mit dem Messer hineinstechen!"

„Ha, ha, ha," lachte der Condukteur wiederholt, „das ist so italiänische Manier. Man hat mir gesagt, daß der Kaiser die Lehnen an seinem Armstuhl in Stücke zerhackte, wenn er über irgend ein großes Unternehmen nachdachte. Dem Signor geht gewiß auch ein Plan im Kopfe herum."

„Diavolo!" murmelte der Italiäner zwischen den Zähnen, „wenn ich an mein armes Vaterland denke, ich könnte mich selbst vergessen."

Die Unterredung war noch nicht wieder in Gang gekommen, als der Condukteur abgerufen ward.

„Der junge Herr hat in seinem Benehmen etwas, was mir nicht gefällt," sagte er bei sich selbst, als er nach dem Postbüreau ging. „Ein Italiäner ist er, hum! auf der ganzen Reise von Paris bis hierher sprach er kein Wort, und berührte kaum ein Glas Wein. Sucht eine Stelle, und zieht einen einzelnen Herrn den Goddems vor, will ihn vielleicht unterwegs bestehlen; man muß den Major warnen."

In Folge dieses Entschlusses ging der Condukteur denselben Abend nach dem Gasthof zur Krone, um dem Major von Montravel, welcher den Italiäner in Dienst genommen, seine Befürchtungen mitzutheilen. Montravel war jedoch in's Theater

Digitized by Google

gegangen, und kehrte erst um Mitternacht zurück, als der Conducteur bereits wieder auf dem Weg nach Paris war.

Der Major von Montravel war ein Mann von mittler Größe, schön gebaut, und hatte viel Aehnlichkeit mit Napoleon. Seine Gesichtszüge waren regelmäßig und einnehmend; er war 36 Jahr alt, und hatte mehr als die Hälfte seines Lebens in französischen Diensten gestanden und alle Beschwerlichkeiten des Kriegs erlitten. Von Charakter war er etwas leichtsinnig, ein Sklave seiner Leidenschaften und dem Vergnügen ergeben.

„Du kennst die Gegend also genau, Luigi?" fragte er seinen neu angenommenen Diener, als dieser am andern Morgen in's Zimmer trat. „Ich erinnere mich derselben auch noch, allein damals reis'ten wir auf eine andere Manier wie jetzt, wir brauchten keinen Vetturino!"

„Mein Herr Major!" erwiederte Luigi, „allein jetzt, die Oestreicher —" und ohne seine Rede zu vollenden, wandte er sein Gesicht ab, um sein Lächeln zu verbergen, als der Major eine Verwünschung ausstieß.

„Ich will ihr Land gar nicht betreten," sagte Montravel, „wir reisen erst nach Chambéry, wo ich vielleicht einen oder zwei Tage bleiben werde, dann über den Berg Cenis nach Turin, und dann — Du kennst die Gegend jenseits, wie Du sagst, längs den Ufern des Po? ich war ein Mal dort einquartirt, es soll mich freuen, wieder dahin zu kommen."

„Si, si, Signor!" antwortete Luigi, indem er einen Mantel zusammenlegte und dem Major den Rücken zuwandte.

„So gehe und bestelle zwei Plätze auf der ersten Diligence, die nach Chambéry fährt," sagte der Major.

„Si, si," murmelte der Italiäner, und verließ das Zimmer.

„Wie es scheint, so hat er gehorchen gelernt," sagte der Major für sich, als er sich allein befand; „wenn er so fortfährt, werde ich mit ihm zufrieden seyn. Mein Jean fehlt mir wohl zuweilen, allein er sprach kein Wort italiänisch, und wäre mir nur zur Last gewesen. In einem Monat sehe ich meine schöne Gräfin in Florenz. Schön? ha! ha! aber sie ist reich, und in diesem Wörtchen ist Alles enthalten: Vergnügen, Avancement und tausend andere Annehmlichkeiten, die man während dem häßlichen Frieden entbehren muß." Bei diesen Worten warf sich der Major auf's Sopha und verlor sich in Gedanken an eine glänzende Zukunft, die nicht in Erfüllung gehen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Bescheidener Edelsinn.

Im Jahre 1823 erschien in der Dyk'schen Buchhandlung zu Leipzig, herausgegeben von Fr. Jakobs, eine „Aehrenlese aus dem Tagebuche des Pfarrers von Meinau." Darin wird folgende Thatsache, ein schöner Zug aus dem Leben eines braven und edlen Mannes, mitgetheilt:

„Auf einer Reise, die ich nach Vollendung meiner Studien durch Frankreich machte, kam ich nach Rheims. Ich besah die Merkwürdigkeiten dieser alten Stadt; der Tag war heiß, und als ich in den Gasthof zurück kam, wo man sich eben zu Tische setzte, forderte ich ein Glas Wasser. Das, was man mir brachte, war jedoch so schlecht, daß man es nicht trinken konnte, ich machte den Wirth darauf aufmerksam, doch dieser zuckte die Achseln und erwiederte: „Es wird bald besser werden." Diese Antwort kam mir sonderbar vor; ich sah meine Tischnachbarn an und der Eine meinte, der Mann habe Recht, man baue bereits an einer Leitung, die der Stadt für die Folge gutes Wasser im Ueberflusse verschaffen werde. — Mir gegenüber saß ein Geistlicher, dieser nahm jetzt das Wort und meinte, man müsse einem Fremden das nicht vorenthalten, was der Menschheit und der Stadt zur Ehre gereiche, und erzählte mir nun, es habe hier in Rheims früher ein kluger, aber etwas verschlossener Mann, ein Canonicus, gewohnt, den man seiner Kenntnisse und Sitten wegen sehr geschätzt, der auch den Armen viel Gutes gethan, nebenbei auf einem recht eleganten Fuß gelebt und oft Gesellschaft bei sich gesehen habe. Plötzlich hätte derselbe jedoch seine Lebensweise auffallend geändert. Er sey aus einem sehr ansehnlichen Logis in ein enges Gäßchen gezogen, habe so ziemlich allen geselligen Verkehr abgebrochen, sey höchst sparsam, ja fast knickerig in seinen Ausgaben geworden, kurz, man hätte allgemein den Gedanken fassen müssen, entweder hätten plötzliche Unglücksfälle seinen Wohlstand zerrüttet, oder das Laster des Geizes habe sich seiner in seinen alten Tagen bemächtigt. — Diese letztere Meinung fand bald allgemeinen Glauben, und da jetzt Viele von denen, welche früher häufige Wohlthaten von ihm empfingen, leer bei ihm ausgingen, so ward der alte Mann in kurzer Zeit in der ganzen Stadt auf das ärgste verschrieen und verlästert. Er ließ sich jedoch dies durchaus nicht anfechten, sondern fuhr ungestört in seiner Lebensweise fort, bis ihn vor wenigen Monaten endlich der Tod von dieser Erde rief. — Kaum erscholl die Nachricht von diesem Hintritte, so fand sich aus der Ferne und Nähe ein Schwarm weitläufiger Verwandten und sogenannter alter Freunde ein, die in Gedanken bereits in den aufgehäuften Schätzen des alten Harpagon wühlten und mit den liebevollsten Plänen zu gegenseitigen Prozessen und Anklagen umgingen, sämmtlich aber in ihrem Inneren darin übereinstimmten, den Heimgegangenen für einen alten Filz und menschenfeindlichen Kauz zu erklären. Als nun endlich der Tag kam, an welchem das Testament des Canonicus gerichtlich eröffnet werden sollte, da fand sich fast die halbe Stadt auf der Munizipalität ein, und Alles befliß sich, auch hier vorläufig den alten Mann mit dem größten Uebelwollen zu beurtheilen und sich zur Verkürzung der Zeit über die Knickerei in seinen letzten Jahren, seine Zurückgezogenheit, Hartherzigkeit ꝛc. lustig zu machen. Endlich wurde das Testament geöffnet und verlesen. Man horchte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und als nun nach den gewöhnlichen Eingangsformeln die Erklärung kam, der Erblasser habe sich sein ganzes Leben hindurch bemüht, die Pflichten eines guten Christen und Bürgers nach bester Einsicht zu erfüllen, da erhob sich ein lautes Murren in der ganzen Versammlung. Viele lachten, Andere husteten, Mehrere murmelten von unverschämter Heuchelei, und der Vorlesende sah sich gezwungen, einige Augenblicke inne zu halten, bis die Aufregung sich würde gelegt haben. Dann las er weiter: Viele Jahre habe der Erblasser geglaubt, durch Almosenspenden seiner Pflicht zu genügen, da ihn jedoch die Erfahrung gelehrt habe, daß damit allein bei weitem nicht erreicht werde, was er wünsche, ja oft noch dazu die Undankbarkeit und andere Laster Gelegenheit erhielten, sich in ihrem trübsten Lichte zu zeigen, so sey er auf den Sinn gekommen, es dürfe wohl besser seyn, die ihm von Gott gewordenen Kräfte zu einem allgemein nützlichen

Digitized by Google

Zwecke zu verwenden, statt sie wie bisher im Einzeln zu zersplittern, und ihm sey eingefallen, daß die Stadt, in welcher er lebe, sehr großen Mangel an gutem Trinkwasser leide, weil die nöthigen Mittel, sich diese Nothwendigkeit zu verschaffen, bisher nicht hätten aufgetrieben werden können. In Folge dieser Betrachtung habe er nun seine früher gewohnte Lebensweise geändert, um durch Ersparnisse ein Kapital zusammen zu bringen, welches hinreiche, seinen geliebten Mitbürgern für immer einen Genuß zu sichern, der sowohl der Gesundheit als den gewöhnlichen Bedürfnissen des Lebens zuträglich sey, und wirklich sey es ihm unter dem Beistande Gottes nun auch gelungen, eine Summe zusammen zu bringen, die bei guter Verwendung wohl hinreichen werde, der Stadt Rheims fortwährend die Annehmlichkeit, gutes Trinkwasser zu haben, zu verschaffen. Er vermache demnach hiemit der Stadt sein ganzes Vermögen, und glaube, dies mit um so reinerem Gewissen thun zu können, als seine nächsten Verwandten und Erben sich sämmtlich in Lagen befänden, die einer weitern Unterstützung nicht bedürften; auch verzeihe er allen denen von ganzem Herzen, die, verleitet durch den Schein, in den letzten Jahren seines Lebens ihn verkannt und nicht selten verhöhnt hätten. — Man kann sich denken, wie groß das Erstaunen und die Ueberraschung in der Versammlung und in der ganzen Stadt war, als man dieses vernahm. Ein lauter Jubelruf tönte aus jedem Munde, und es war Keiner, der nicht den echten und wahrhaft christlichen Muth eines Mannes bewunderte, welcher sich lange Jahre hindurch alle gewohnten und erlaubten Lebensgenüsse versagte und sich willig der Verbannung und ungerechten Beurtheilung derer unterwarf, für deren und deren Nachkommen Wohl er sorgte, ohne daß ihn dafür während seines Lebens auch nur ein Blick der Liebe lohnte.

Mannichfaltigkeiten.

Verflossenen Mittwoch, am 20. April, ist die Oper „Catarina Cornaro" von Franz Lachner auf der Mannheimer Bühne zum ersten Mal gegeben, und mit dem glänzendsten Erfolge gekrönt worden. Kenner, die der Vorstellung beiwohnten, versichern, daß dieses Werk zu den vorzüglichen Erzeugnissen des musikalischen Drama's gehöre, und daß die in allen Theilen abgerundete Darstellung sowohl, wie eine verschwenderische Ausstattung, geschichtlich treue Kostüms ꝛc., alle Erwartung übertrafen. Die Hauptpartie der Catarina war durch Mad. Lehmann-Rauch besetzt, die eine seltene Ausdauer entwickelte, und deren schönes Talent dem Frankfurter Publikum wohl noch erinnerlich ist. Nicht minder trugen die Tenoristen Herren Härtinger und Kreuzer, wie die Herren Brassin, Leser, Freund, Becker und Carl Ditt bei, das edle und interessante Werk unseres deutschen Landsmannes zu heben. Namentlich hat Hr. Härtinger, obgleich noch kein Jahr bei der Bühne, durch sein Feuer im Gesang wie in einem bereits selbstständigen freien Spiel Sensation erregt. Kenner stellen diesem talentvollen Sänger ein glückliches Horoskop. Das Orchester unter Hrn. Vincenz Lachners Leitung wie die Chöre griffen mächtig ein, und das Ganze trug so das Gepräge einer edlen Inspiration für deutsche Kunst und den Schöpfer dieses Werks. Man darf also erwarten, daß diese Oper ihre Runde bei deutschen Bühnen machen werde, da sie ihre Feuerprobe nun auch an einem fremden Theater, dessen Publikum keine persönlichen Rücksichten zu nehmen hat, glücklich überstand. Während Vincenz Lachner die deutsche Oper in London dirigiren wird, hat Hr. Heinrich Esser (der Direktor der Mainzer Liedertafel) die musikalische Direktion der Mannheimer Oper übernommen, worin die Bürgschaft liegt, daß baldige Wiederholungen der „Catarina Cornaro" nicht lange ausgesetzt bleiben werden. Bei dieser Gelegenheit dürfte es Manchem angenehm seyn, zu erfahren, daß nächstens der Clavierauszug dieser Oper bei Schott in Mainz erscheint.

Die zänkische Frau eines Beamten am Hofe des Kaisers Gratianus, welche bei ihrem Manne immer das letzte Wort haben wollte, statt desselben aber öfters mit einem groben Bescheid abgefertigt wurde, verklagte vor dem Kaiser ihren Ehegemahl, und erzählte in Länge und Breite die strenge Weise, mit welcher sie, nicht mit Unrecht, behandelt wurde. Der Kaiser hörte sie ruhig an, und sagte endlich: „Weib! was geht das mich an?" Als sie merkte, daß der Kaiser in ihre häuslichen Angelegenheiten sich einzumischen keine Lust hatte, stellte sie ihm vor, daß ihr Mann selbst auch gegen die geheiligte Person des Kaisers öfters Schmähworte ausstoße; der Kaiser hörte sie wieder ruhig an, und sagte: „Weib, was geht das Dich an?"

(Englische Ansicht vom Eckensteher Nante.) In der „Eisenbahn" liest man eine Korrespondenz von einem gebornen Engländer, welche die Redaktion ins Deutsche übersetzte und die, von krasser Unkenntniß deutscher Verhältnisse zeugend, dadurch sehr ergötzlich wird. Unter anderm heißt es darin: „Unsern zahlreichen religiösen Sekten werden wohl die Reverenden, die Hengstenburger und die Nantesianer oder sogenannten Eckensteher am meisten entsprechen." Zu dieser Stelle macht die Redaktion folgende Anmerkung: „Wir mußten hier einige Stellen streichen. Der Engländer hat vermuthlich von den vielen Berliner Referendaren gehört und daraus Reverenden, geistliche Würdenträger, gemacht. Was er unter „Hengstenburger" versteht, konnten wir nicht enträthseln. Unter Eckensteher denkt er sich, den ausgelassenen Stellen nach zu schließen, eine kirchliche Sekte, die sich besonders durch Enthaltsamkeit von geistigen Getränken auszeichne, und deren Einer in Hamburg den Mäßigkeitsverein gestiftet habe. Sie verrichten, sagt er, ihren Gottesdienst auf eine eigenthümliche Weise, indem sie an den Straßenecken stundenlang, in tiefe Andacht versunken, die Augen gen Himmel gekehrt, starr wie Marmorbilder stehen und keine andere Nahrung zu sich nehmen, als dann und wann einen Schluck aus einer Wasserflasche. Der englische Journalist findet in diesem Ritus etwas Indisch-Germanisches."

(Einfluß der Kochkunst.) Das Trinken kommt allmählig aus der Mode; das Essen hingegen gehört zu den wichtigeren Erfordernissen des hohen Tons. Es gibt keine wichtige Angelegenheit, deren Verhandlungen nicht durch ein „Essen" den Schlußstein und die Krone erhielten, und selbst alle Mäßigkeitsvereine müssen es sich nachsagen lassen, daß sie ihr wasserdichtes Gebäude fest essen. Wer möchte unter solchen Umständen den großen Einfluß der Kochkunst auf Geist, Gemüth und Charakter bezweifeln? Damit soll nicht behauptet werden: ein

Digitized by Google

Bauer müsse durchaus Hasen speisen, oder ein Dichter Lerchen, wohl aber, daß ein Virtuos in der Kochkunst eben so gut ein Diplom verdient als irgend ein anderer Virtuos. Es ist wahr: die Werke des Kochkünstlers sind nicht unsterblich, dagegen kann er mit Stolz sagen: sie werden verschlungen, und zwar in einem praktischeren Sinn als selbst schwedische Musterromane. Gemeinsames Interesse für Werke der Kochkunst gleicht manche Meinungsverschiedenheit aus; bei großen Eßvereinen kann man täglich sehen, wie sich die Leute mit wahrem Eifer in jede Meinung hineinessen. Ein solches großes Essen befördert die Liberalität, die Loyalität, die Pietät, die Orthodoxie, die Häresie, die Philosophie und hunderterlei „äten" und „ien", wenn auch nicht immer — Diät und Poesie. (Vaterland.)

In einer bekannten Stadt stehen Münz- und Schul-Gebäude neben einander. „So ist es recht", bemerkte scherzend ein Fremder, „in dem einen wird das Geld, in dem andern die Jugend geschlagen!"

Hr. Diskant von der Frankfurter Bühne hat sein Engagement in Mannheim angetreten und wird bei zweckmäßiger Beschäftigung dem Repertoire derselben ein brauchbares und gerne gesehenes Mitglied werden.

Römische Alterthümer zu Mainz.

Nach den beiden, gegen Ende des vorigen und zu Anfang dieses Monats beim Umbau der Kurbiss.n-Schanze entdeckten Steinsärgen, worin sich noch die vollständigen Gerippe befanden, und den Steinschriften des Andiccus, von der 16. Legion, des NN., Reiters von der 14. Legion, des C. Cassius Valens ꝛc., sind am 22. April Abends noch zwei aufrecht stehende Grabsteine ausgegraben worden, deren Inschriften die Herren Stadtbibliothekar Dr. Kalb und Dr. Walter folgendermaßen übersetzen:

1.

ROMANVS
T. AVIDI. CO
RDI. EQ. LEG
XXII. PRI.
SERVS. AN
XXVII. MER
EIVS. P. H. I.
S. E. S. T. T. L

Romanus, des Titus Avidus Cordus, Reiters in der 22. erstständigen Legion, Diener, alt 27 Jahre. Seiner Verdienste wegen ließ sein Herr ihm diesen Grabstein setzen. Leicht sey dir die Erde.

2.

POLIA ° VA
LENTIA. MI
LE. LEG. IIII
MAC. AN XXv
STIP ° VIII. II. S
ES ° T ° IL*)

Von der pollischen Zunft, von Valentia (gebürtig), Soldat der vierten, makedonischen Legion, 25 Jahre alt, diente 8 Jahre; liegt hier begraben. Leicht sey ihm die Erde.

Diese beiden Steine, wie die früher gefundenen, stehen aufrecht im Schuttboden, auf der Höhe des sogenannten Hipperich, dem Begräbnißplatze ausgezeichneter Personen der Besatzung von Magontiacum, ohne Unterschied der Legionen und des militärischen Rangs. Unter den Steinen des Andiccus und des Reiters von der 14. Legion hat man mehr oder weniger zerbrochene Aschenkrüge, Näpfchen von schwarzer Erde, zwei weiße Thränengläschen von 3½ Zoll Höhe, ein solches von blauem Glase und einige Münzen von Galba gefunden. Unter des zuletzt entdeckten Steinsarges lag ein vollständiges Menschengerippe in dem aufgeschütteten Boden. Es zerfiel bei der ersten Berührung, hatte an dem Goldfinger der linken Hand einen Messingring und scheint gegen das Ende des 17. Jahrhunderts hier eingescharrt worden zu seyn. Ein in der Nähe gefundener Schädel war von einer Kugel durchbrochen.

*) Die 6 sind im Original herzförmige Scheidungszeichen.

Korrespondenz.

Mainz, 24. April.

Die nach dem Muster der Frankfurter Droschken hier projektirte Anstalt wird, wie wir vernehmen, jetzt, nachdem die den Unternehmern entgegengesetzten Hindernisse beseitigt sind, in wenigen Tagen ihre Fahrten beginnen. — Die Adler des Oberrheins treffen regelmäßig jeden Abend gegen 7 Uhr von Straßburg, das sie morgens um 8 Uhr verlassen haben, hier ein; sie sind immer gut besetzt und versprechen eine stets zunehmende Frequenz. Mehrere Reisende, die gestern mit dem Adler Nro. 2 hier eintrafen, kamen, wie man sagte, an diesem Tage von Basel, von wo sie auf der Eisenbahn bis Straßburg gekommen waren; sie bestiegen die hier bereit stehenden Omnibus und fuhren nach der Taunusbahn, auf der sie um halb 9 Uhr in Frankfurt eintrafen. Sie legten also an diesem Tage 85 Wegstunden zurück. — Gestern früh ging der größte Theil unsers Opern- und Orchester-Personals auf dem der niederländischen Gesellschaft gehörenden Dampfboote »der Niederländer« von hier nach London ab, um dort Opernvorstellungen zu geben. Die Abfahrt war von dem schönsten Wetter begünstigt und eine große Menge von Zuschauern war am Rheinufer versammelt, um dieselbe mit anzusehen. Das mit Flaggen geschmückte Boot, das um die Rheinmühlen herumfuhr und die Stadt mit Schüssen begrüßte, hatte die k. k. österreichische Militärmusik an Bord, die die beliebtesten Musikstücke aufspielte. Da viele Angehörige und Freunde die Abfahrenden bis Bingen begleiteten, so war das Boot außerordentlich angefüllt und die Fahrt schien sehr fröhlich gewesen zu seyn, indem die am Abende mit dem niederländischen Boote »Joinville« Zurückkehrenden sehr aufgeräumt ankamen. Unter den von dem hiesigen Theater-Inspizienten Hrn. Göz, der diesmal die Leitung der deutschen Oper in London übernommen hat, engagirten Künstlern, die die Reise mitmachen, nennt man als die vorzüglichsten Mad. Stöckel-Heinefetter, Mad. Schodel, Mad. Faßmann, Hrr. Staudigl, der nach Köln vorausgereist war, Hrn. Obermayr u. s. w. Die Direktion des Orchesters besorgen die Herren Lachner und Ganz. Hr. Schumann wird jetzt in Paris eingetroffen seyn; seine Differenzen mit Hrn. Göz wurden vor dem hiesigen Gerichte verglichen und er hat deshalb auch Theil an der Unternehmung in London.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 112.

Flache — Lache — Ache (i) — Dache — Wache — (Hans) Sachs.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 28. April. Don Juan, große Oper in 2 Abth. Musik von Mozart. (Gastrollen) Leporello: Hr. Conradi, vom Stadttheater zu Aachen. Zerline: Frau v. Kepler-Münch, vom Theater zu Wiesbaden.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 117. Donnerstag, den 28. April 1842.

Die Rache.

(Aus dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

2.

Wenn man aus der Schweiz nach Savoyen gelangt, bietet die Gegend einen wilden schönen Anblick von übereinander gehäuften Hügeln und Bergen dar, was einen auffallenden angenehmen Kontrast mit der fruchtbaren, sich weit ausdehnenden Ebene bildet, die man das Bassin von Genf nennt. In den niedern Gegenden ist die Industrie des Menschen überall sichtbar; man erblickt überall schöne weiße Häuschen mit grünem Blätterwerk umgeben. Den dunkeln Hintergrund der Landschaft bilden die Alpen, deren weit ausgedehnte Linie sich in der Ferne in den Wolken verliert.

In den Anblick dieser schönen Gegend versunken, setzte der Major, in Begleitung seines Dieners, seine Reise nach Italien fort. Letzterer bemühte sich, durch die sorgfältigste Aufmerksamkeit das Vertrauen seines neuen Herrn zu erwerben; auch schien ihm dieses, noch ehe sie Turin erreichten, vollkommen gelungen zu seyn. Montravel fragte ihn bei jeder Gelegenheit mit der größten Vertraulichkeit um seine Meinung, und der Italiäner antwortete stets mit Bescheidenheit. Sein Betragen blieb sich gleich, seine Miene veränderte sich nicht, er war stets ehrerbietig in Gegenwart des Majors; nur zuweilen bemerkte man in seinen schwarzen blitzenden Augen ein triumphirendes Lächeln.

Während des Majors kurzem Aufenthalt in Turin entfernte sich Luigi, wenn sein Herr in Gesellschaft gegangen war, alle Abende aus dem Hôtel, und hatte nur wenig Gemeinschaft mit den übrigen Bedienten des Hauses. Seine hauptsächlichste Sorge war, ein leichtes Fuhrwerk, nebst einem Führer, zu finden, der mit der Gegend, nach welcher sie reisten, genau bekannt war; dabei war er so eigensinnig in seiner Wahl, daß er in dieser Hauptstadt Sardiniens, wo man der Vetturini's in Menge an jeder Straßenecke trifft, erst nach Verlauf von acht Tagen einen solchen fand, der ihm, wie er ihn haben wollte, brauchbar zu seyn schien. Strambo Massa, wie sich dieser Vetturino nannte, war ein großer starker Mann, von athletischem Körperbau, sein Blick war finster und falsch, sein ganzes Wesen abschreckend.

„Er ist in Crescentino geboren, und lebt jetzt in Vercelli, Herr Major," sagte Luigi zu seinem Herrn, als er ihn mit seiner Wahl bekannt machte. „Er kennt jedes Haus, jedes Dorf, jeden Nebenweg von hier bis dahin; überdies, Herr Major," fuhr er fort, „Strambo Massa hat bei der großen Armee gestanden, er hat unter Napoleon gefochten."

„Ha! un vieux moustache!" rief der Major, „führe ihn herein, ich muß ihn ein wenig examiniren. Ich kenne die Gegend auch noch; wenn er behauptet, mehr zu wissen als ich, so wollen wir ihn beschämen."

Luigi führte den Vetturino in's Zimmer, und Montravel unterwarf ihn einem langen Examen. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß der Italiäner die Gegend genau kannte, nahm er ihn als Führer an.

3.

Es war im Monat Oktober, einer der schönsten Monate in diesem angenehmen Lande. Zu dieser Zeit sind daselbst alle Produkte und Früchte des Erdbodens zu ihrer vollen Reife gelangt. Die Sonne scheint nicht mehr so drückend heiß, alles ist heiter und froh; von den Hügeln, aus den Thälern erschallt das Gelächter oder der Gesang fleißiger Landleute. Diese allgemein verbreitete Fröhlichkeit machte jedoch auf den Major einen unwillkommenen Eindruck; die Arme über die Brust gekreuzt, hatte er sich in seinen Militärmantel gehüllt, und lehnte finstern Blicks in der Ecke des Wagens. Als er früher diese Straße mit seinem Regiment marschirt war, hatte Alles einen ganz andern Anblick. Damals befand er sich in der Mitte seiner Kameraden, deren Jubel im Vorgenuß künftiger Eroberungen und glorreicher Siege die Luft erfüllte, während die bestürzten Landleute furchtsam in die Gebirge flohen; allein jetzt bemerkten sie seine Gegenwart kaum, wenige nur blickten ihn an, und grüßten gleichgültig, als er an ihnen vorüber fuhr.

„Dies ganze schöne Land," dachte Montravel, als er die fruchtbare Gegend mit finsterm Blick überschaute, „gehörte uns, wir hatten es erobert!" und unwillkürlich fuhr er mit der Hand nach dem Griff seines Degens, hierauf versank er in ein tiefes Nachdenken über den gefallenen Glanz des Kaiserreichs und seine eignen getäuschten Erwartungen.

Man betrachtet zwar im Allgemeinen die Einbildungen und Vorstellungen, welche sich junge ehrgeizige Gemüther schaffen, als schwärmerisch und phantastisch, allein die jungen Krieger, welche unter Napoleon dienten, hatten immer vor ihren Augen Männer, die von der untersten Stufe bis zum höchsten Grade der militärischen Laufbahn gestiegen waren, und hatten sie selbst

Digitized by Google

den höchsten Rang und alle Würden dieses Standes erlangt, so war die Quelle der Belohnungen für Tapferkeit und Talente dennoch nicht versiegt; der Kaiser konnte noch über Herzogthümer, Fürstenthümer, ja sogar Königreiche verfügen. Man darf sich daher über die kühnen Hoffnungen auf Ruhm und Ehre, die diese jungen Krieger hegten, nicht wundern. Jeder von ihnen sah sich in der Einbildung mit Oeden und Sternen bedeckt, und um dieses glänzende Ziel zu erreichen, thaten sie Wunder der Tapferkeit. Der Major Montravel hatte sich öfters mit solchen glänzenden Aussichten für die Zukunft geschmeichelt, in seinem zweiundzwanzigsten Jahre wurde er schon Capitain, und zu einer Zeit, wo Napoleons Macht den höchsten Gipfel erreicht hatte.

Montravels Regiment hatte mehrere Monate in der Gegend gestanden, die er jetzt wieder sehen sollte. Die Fragen, welche er des Tages über an den Vetturino richtete, riefen ihm manche angenehme Begebenheit zurück; zuweilen stieg er aus dem Wagen, um auf einem Seitenweg oder über die Felder und durch die Weingärten zu wandeln. Hierdurch ging viel Zeit verloren, allein nichts konnte die Geduld des Führers Strambo Massa ermüden; bei jeder Frage, welche der Major an ihn richtete, hielt er die Pferde an, nannte die frühern und gegenwärtigen Besitzer irgend eines Schlosses in der Nähe, und wußte genau, wann die Oestreicher, die Franzosen oder die Sardinier dies oder jenes Dorf wechselweise eingenommen hatten. Als der Major in Chivasco zeitig zu Abend gegessen hatte, überlegte er, ob er seine Reise noch bis Vercelli fortsetzen sollte.

„Wir haben noch zwei Stunden Tag, Herr Major," sagte Luigi, „und Strambo versichert, daß auf der Straße eben so gute Gasthöfe sind als hier. Ueberdies kennt er den Weg genau, er würde ihn in der größten Finsterniß finden. Es ist keine Gefahr, Sie brauchen nichts zu fürchten, Herr Major!"

„Gefahr! Furcht! was meint der Schurke?" rief Montravel aufgebracht.

„O!" versetzte Luigi, „ich meinte nur, daß die Fremden sich immer vor Banditen und Räubern fürchten; der Herr Major haben vielleicht auch davon gehört. Auf dieser Seite der Alpen haben wir aber nichts von ihnen zu fürchten, denn als die Oestreicher hier standen — oder, nein, ich glaube, es waren die Preußen —"

„Halt ein mit Deinem unsinnigen Geschwätz und verlaß das Zimmer!" rief Montravel heftig, denn er hegte, wie so manche seiner Landsleute, bittern Haß gegen die Preußen, bei dem bloßen Namen gerieth er schon in Aufregung.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kritiker.

Gegen den Andern verlangt ein Jeder die Strenge der Kritik,
Doch in Anspruch nimmt er ihre Nachsicht für sich.
Geistreich nennet ihr den und unparteiisch, wer Andrer
Fehler in's helleste Licht stellt mit beeuchtendem Wort;
Aber geistesbeschränkt und gehässig erscheint euch der Tadler,
Der euch selber berührt, sey es leise auch nur.
Gerne seht ihr die Wahrheit einkehren im Hause des Nachbarn,
Doch ihr werft sie hinaus, wann sie das eure betritt.
Darum, o Kritiker, ist kein glückliches Loos dir gefallen,
Und wo der Eine dich rühmt, schelten die Andern dich.
Andern sollst du belehren und bilden, bestrafen und lohnen;
Waschen sollst du den Pelz, aber mach' ihn nicht naß.
»Weise — denkst du — will ich vermitteln, jed' Mörchen abwägend.«
Thu's, — sie nennen dich dann lauwarm und indifferent.
Wahrlich, es bleibet das Beste, du machst dich durch Strenge gefürchtet;
Lieben wird man dich nicht, aber man fürchtet dich doch. W.

Bilder aus der Moldau.

(Von Professor Dr. Tollhausen, gewesener Professor bei der ehemaligen Michaelsakademie in Jassy.)

Einfluß der Fremden auf die Civilisation.

Es ist eine allgemeine, auf historische Erfahrung gegründete Wahrheit, daß, je mehr civilisirte Fremde ein Land besuchen, oder sich darin, sey es auch nur zweitweise, niederlassen, desto größer dessen Gesittung, und zwar in dem Maße steigt, als die Anzahl dieser das Land besuchenden Fremden zunimmt. Die Regierung, welche daher, etwa wie in China, dem Fremden die Zugänge in ihr Land sperrt, in der Meinung, sie Alle brächten nichts, und kämen nur, um sich zu bereichern, berücksichtigt nicht, daß gerade diese Fremden dem Lande, wenn gleich keine materiellen Schätze, doch dauerhaftere Güter: Austausch der Ideen und gesellschaftliche Vervollkommnung nach außen und nach innen bringen. So sehen wir denn auch, wie die inländischen Aristokraten der Moldau sich in ihrem gesellschaftlichen Zusammenleben desto mehr der morgenländischen Sitten und Gebräuche zu entwöhnen und abendländische anzunehmen suchen, je mehr sie Gelegenheit hatten, im Stillen die Lebens-Art und Weise der Fremden zu beobachten; denn es zog bei ihnen ein der Deutsche und der Franzose mit allen in ihrem beiderseitigen Vaterlande gesammelten Kenntnissen und Erfahrungen. Sie brachten in ihrem Gefolge Schuhmacher, Schneider, Schmiede, Schlosser, Wagner, Zimmerleute, Maurer, Uhrmacher, Landwirthe und Gärtner; sodann wissenschaftlich gebildete Männer: Architekten, Hydrauliker, Optiker, Sprachlehrer, Aerzte, Apotheker und speculirende Kaufleute. Es konnte nicht fehlen, daß der Austausch der Ideen dieser zur Gesittung des Landes so mächtig in einander greifenden Organe auf die Intellectualität der Bojaren Einfluß nahm und deutlich die Vortheile zeigte, welche abendländische Civilisation in Vergleich mit der morgenländischen Versinsterungsknechtschaft der Türken und der aufgedrungenen Sittlichung listiger und habgieriger Griechen dem Lande abwarf. Wir sehen sofort in der Moldau nicht nur einen sachkundigen, werkthätig eingreifenden Handwerksstand entstehen, dem sich nach und nach die Eingebornen durch Errichtung eigner Werkstätten anschlossen, sondern auch Erziehungsanstalten, nach europäischem Fuße eingerichtet, und Handelshäuser sich erheben, die in commerzieller Beziehung mit den bedeutendsten Städten des Abend- und Morgenlandes in Verbindung stehen. Im Ganzen genommen, ist daher auch der gewöhnliche Verkehr zwischen dem Eingebornen und den fremden Einwohnern viel freundschaftlicher, als man bei so zahlreichen volksthümlichen Vorurtheilen erwarten sollte, die sich in Hinsicht auf Meinungen, Religion und herrschende Sitten unterscheiden. Dabei bleibt es doch noch immer zu wünschen

Digitized by Google

übrig, daß der Fremde nicht blos in Absicht auf die aus dem Verkehr mit ihm entspringenden Vortheile gut aufgenommen und behandelt, sondern daß ihm auch eine durch die Grundsätze des Rechts gebotene völlig gleiche Behandlung mit den Einheimischen in allen nicht durch die Staatsangehörigkeit bedingten politischen Rechtsverhältnissen zu Theil werde. Denn da das Recht nichts Anders seyn kann, als die Vernunft in ihrer Beziehung auf das gegenseitige äußere Thun und Lassen der Menschen, und daher im Pflichtgebote, vernünftig zu handeln, auch das Gebot liegt, gerecht zu seyn gegen jedes rechtsfähige oder vernünftige Wesen, so leuchtet es von selbst ein, daß jeder Fremde einen rechtlichen Anspruch auf gleiche Behandlung mit dem Einheimischen, mithin auf rechtliche Behandlung habe, weil das Recht, seiner Quelle und seinem Wesen nach, nicht durch äußere Zufälligkeiten, wie z. B. Staatsangehörigkeit bedingt ist. Der Mensch darf als ein Vernunftwesen nie der Gegenstand einer willkürlichen Behandlung seyn, und nie darf das Benehmen gegen denselben nach Vortheilen oder Nachtheilen, sondern nur nach dem Rechte bemessen werden. Die Willkür entwürdigt den, welcher sie übt, in demselben Grade, als sie den verletzt, gegen den sie geübt wird. Ein Volk entehrt sich daher selbst, wenn es seine Gäste willkürlich behandelt, so wie es hingegen in einer gerechten und großmüthigen Behandlung derselben seine sittliche Größe und Würde beurkundet.

Mannichfaltigkeiten.

(Würzburg, 25. April.) Dem neuesten Hefte der Zeitschrift des historischen Vereines dahier, welches so eben die Presse verlassen, hat der um fränkische Geschichte und Literatur hochverdiente Legationsrath Dr. Scharold den ersten Abschnitt einer sehr interessanten Geschichte der schwedischen und sachsen-weimarischen Occupation des Bisthums Würzburg einverleibt, welche auch in Separatabdrücken im Buchhandel zu haben ist. Des Herzogthums Ostfranken und seiner reichen Hauptstadt Würzburg Eroberung und beinahe vierjährige Besetzung durch die Schweden und die Herzoge Bernhard und und Ernst von Sachsen-Weimar bildet unstreitig eine der wichtigsten Epochen in der Geschichte des sogenannten dreißigjährigen Krieges. Nachdem König Gustav Adolph in der Schlacht bei Leipzig, 7. Sept. 1631, die Macht der ligistischen Truppen unter Tilly vernichtet, ergoß sich das combinirte schwedisch-sächsisch-hessische Heer in zwei großen Machthaufen über Frankens fruchtbare Gauen. Der tollkühne Uebermuth des Rittmeisters Keller von k. k. Regimente Schönberg, welchem der Fürstbischof Franz von Hatzfeld bei seiner eiligen Abreise das Kommando in der Stadt Würzburg und der Festung Marienberg übertragen, wies die dreimalige Aufforderung zur Uebergabe des Schlosses unter billigen Bedingungen stolz zurück und brachte unsägliches Unglück über Stadt und Land, in welchen der Sieger nun alle harten Gesetze der Kriegseroberung geltend machte. Nach kaum einstündigem Sturme bemächtigten sich die Schweden der im Bauernkriege unbezwungenen Feste mit allen daselbst aus den Kirchen, Stiften und Klöstern des Frankenlandes aufgehäuften unermeßlichen Schätzen und stattlicher Kriegsmunition. Siebenhundert Menschen wurden von den durch den nutzlosen Widerstand erbitterten Schweden in erster Wuth erschlagen (14. Okt. 1631). Der königl. schwedische Gesandte Salvius versicherte während des Abschlusses des Münst.-Osnabrück. Friedens dem Grafen v. Trautmannsdorf, daß die im Hochstifte Würzburg erbeuteten Schätze allein hinreichend gewesen seyen, der Krone Schweden die auf den deutschen Krieg verwendeten Geldsummen zu vergüten. Dr. Scharold hat bei seiner Geschichte dieses merkwürdigen Zeitraumes meist aus bisher unbenützten Originalpapieren geschöpft und hierdurch dem Geschichtsforscher eine neue, höchst anziehende und belehrende Lektüre geboten. Das zweite und dritte Heft dieser Geschichte des schwedischen Interregnums in Franken, welche sämmtliche während dieser Zeit erlassene Landesverordnungen, die kirchliche Reformation u. s. w. enthalten werden, sollen rasch auf einander folgen. — In der hiesigen Mnemosyne hat Professor Dr. Reuß die bereits früher ausgesprochene Muthmaßung, daß Walther von der Vogelweide in Würzburg geboren und daselbst auch im Kreuzgange des Neumünsterstiftes begraben worden sey, aus urkundlichen Quellen bestätigt und zu einer Restauration des zertrümmerten Grabsteines dieses gefeierten Minnesängers aufgefordert, mit Hinweisung auf das Beispiel der Stadt Mainz, welche in ihrem Dome das Grabdenkmal eines auswärtigen Dichters, des Heinrich Frauenlob von Meißen, bisher sorgsam konservirt hat.

In manchen Gegenden des südlichen Frankreichs besteht von Alters her der Brauch, einen Mann, der sich von seiner Frau schlagen läßt, auf einen Esel zu setzen, und zwar mit dem Gesichte nach dem Schweife gekehrt, und ihn so durch die Straßen zu führen. Einige junge Leute zu Chalagnac im Dordogne-Departement, welche jüngst im Gefühle ihrer Männerwürde jenen Brauch an einem armen geschlagenen Ehemanne geübt hatten, wurden von dem Zuchtpolizeigericht, außer einer Geldbuße, zu 100 Frcs. Schadenersatz an den unfreiwilligen Reiter verurtheilt.

(Nürnberg, 22. April.) Die projektirte Monument-Angelegenheit für den Poeten Hans Sachs geht einen ruhigen, aber sicheren Schritt, und das Schuhmachergewerbe, das zwei Repräsentanten zu den wöchentlichen Versammlungen sendet, verspricht die thatsächlichste Theilnahme und eine rührige Verwendung bei dem gesammten deutschen Schuhmacherhandwerke, dem ja der wackere Sachs angehört hat. Die hiesigen Rothgießer haben es zugesagt, das Standbild modelliren und gießen zu wollen; sie wünschen der Welt zu zeigen, daß die Kunst, in der einst P. ter Vischer so Treffliches leistete, noch nicht aus Nürnberg verschwunden ist.

Korrespondenz.

Mainz, 22. April.

Die Bekanntmachung in der hiesigen Zeitung, daß die Lokal-Dampfschifffahrt der Kölnischen Gesellschaft zwischen hier und Mannheim einstweilen aufhöre, hat hier um so größeres Bedauern erregt, als man nach den Vorgängen des verflossenen Jahres jeden Augenblick der Ankündigung entgegensah, daß die Lokalfahrten zwischen hier und Bingen ihren Anfang nehmen würden und man nun fürchtet, die Kölnische Gesellschaft wolle

ferner keine Lokalfahrten mehr bestehen lassen. Es ist wirklich kaum zu glauben, wie sehr die Lokalfahrten den Verkehr zwischen den Städten, die sie verbinden, befördern; da sie in der Regel für die bequemsten Stunden berechnet sind, so reisen viele Personen, die sonst gar nicht daran gedacht hätten. Wie leicht das Reisen durch dieselben wird, kann man davon abnehmen, daß die Bewohner von Mannheim, die die Lokalfahrt hieher benützten, mit der Eisenbahn nach Frankfurt gehen, dort ihre Geschäfte abmachen und Abends um die festgesetzte Stunde wieder in Mannheim seyn konnten. Derselbe Fall ist es mit Bingen. So viele Gelegenheiten man auch täglich von dieser Stadt hieher hat, so ist doch keine so beliebt, wie diese Lokalfahrten. Möchte diese Rücksicht die Kölnische Gesellschaft bestimmen, die Lokalfahrten zwischen Mannheim und Mainz, und Bingen und Mainz nicht aufzuheben! — Am verflossenen Montage gaben die Veteranen der ehemaligen französischen Armee ihrem Präsidenten, dem nunmehr abgetretenen Bürgermeister Hrn. Metz, zu Ehren ein Gastmahl im Europäischen Hofe. Der Gefeierte gab in kräftiger Rede seine Anhänglichkeit an Fürst und Land und seine Mitbürger zu erkennen. Mit besonderer Vorliebe gedachte er des Vereins der Veteranen und seiner Mitglieder. Hr. Metz hat, seitdem er die Bürgermeisterstelle niedergelegt und jene eines Raths am hiesigen Obergerichte angetreten hat, seine Ansichten über den Veteranen-Verein nicht geändert und versprach, demselben ferner seine Obsorge zu widmen. Die Hauptgegenstände seines Entstehens, die Aufstellung eines Denksteins und die Unterstützung bedürftiger Mitglieder, so wie die Bestattung auf gleich anständige Weise für Alle, die dem Verein angehören, sind erreicht; durch Hinterlegung bedeutender Summen bei der Sparkasse ist auch für Bestreitung der nöthigen Ausgaben dann Vorsehung getroffen, wann auch der letzte Veteran gestorben ist. Daß die ehemaligen Kriegsgefährten sich bisweilen versammeln, um sich in ungetrübter Weise der Gegenwart zu erfreuen und der Vergangenheit zu gedenken, ist eine löbliche Sitte, die durch die Anwesenheit des Präsidenten jedesmal zu einem Feste wird. Hr. Reis, Gastwirth des Europäischen Hofs und Ehrenmitglied des Vereins, ließ es an keiner Aufmerksamkeit fehlen, um den hohen Werth, den er auf solche Gäste legt, an den Tag zu geben.

Vom 26. April.

Auf das Concurrenz-Ausschreiben der Bürgermeisterei wegen Uebernahme der Direktion des hiesigen Stadttheaters sind bereits mehrere Anmeldungen erfolgt. Man nennt darunter die des frühern Direktors Hrn. Schumann, des Theater-Inspizienten Hrn. Göz, der die deutsche Oper in London dirigirt, des Hrn. Bellet, Direktor des Theaters in Linz, des Hrn. Weinmüller, Direktor in Landau und in andern kleinen Städten, des Hrn. Brauer, Direktor des Theaters in Nürnberg, des Hrn. Röder, Direktor in Bamberg, und des Hrn. Bäuerer, während kurzer Zeit Direktor in Wiesbaden, dermalen in Homburg in der bairischen Pfalz. Hr. Remie hat sich bis jetzt, wie bemerken zu unserm Bedauern, noch nicht darum beworben. Hr. Remie ist derjenige, der die meiste Erfahrung in den hiesigen Theaterangelegenheiten besitzt, dessen Charakter und sonstige Verhältnisse die beste Garantie bieten, daß wir ein für uns passendes, befriedigendes Theater erhalten. Was die übrigen Direktoren, die sich gemeldet haben, betrifft, worunter Hr. Bellet von Linz sich sehr vortheilhaft auszeichnen soll, so reflektiren sie alle, wie man behauptet, auf eine viermonatliche Spielzeit in London oder Paris. Mainz wird hierdurch nicht der Hauptort der Truppe, sondern nur ein Nebenort, ein Uebungsplatz. Hier hält sie ihre Proben, um anderwärts mit Erfolg auftreten zu können; hier ruht sie aus, um sich für künftige Arbeit zu stärken. Wie nachtheilig dieses für unser Theater ist, haben wir in den letzten Jahren erfahren, und wie wurde das Schauspiel dabei vernachlässigt! Diesen Mißstand hat unsere wohlmeinende städtische Behörde schon in reifliche Ueberlegung gezogen und wird bei einer neuen Vergebung ihn gewiß berücksichtigen; aber nicht allein dieses Verhältniß wird den Gegenstand ihrer Obsorge bilden, sondern auch die Lage der vielen mit ihrem Lebensunterhalte auf das Theater angewiesenen Familien; welches Loos trifft sie bei der 4 bis 5monatlichen Schließung des Theaters? und welches, wenn sie den nach London oder Paris ziehenden Direktoren folgen? Wenn das Theater nicht länger als die Monate Mai, Juni und Juli geschlossen würde, so wäre die Lage dieser vielen Familien noch erträglich, aber vom Monate April bis zum September ist zu lang.

Logogryph.

Zwei nach Form und Sinn verwandte,
Vielgenannte, wohlbekannte
Wörter aus dem weiten Reich
Der Natur bezeichn' ich euch.

Fehlt das Erste, fehlt das Zweite
Zu der Menschen großem Leide;
Größer noch ist ihr Verdruß
Bei des Ersten Ueberfluß.

Wohl gedeihen dort die Reben,
Wohl hat hier das Vieh zu leben,
Aber wenn die Speicher leer,
Schleicht der Hunger im Land umher.

Wenn nicht Gott das Zweite spendet
Und mit Maß das Erste sendet,
Ist vergeblich aller Fleiß,
Fruchtlos aller Menschen Schweiß.

Wißt ihr, daß sich meine Beiden
Mündlich — schriftlich unterscheiden
Nur allein durch S und R,
Braucht ihr kaum zu rathen mehr.

H. H.

Charade.

Wer, hoffend auf Fortuna's Huld,
Dem Zufall blindlings sich vertraut,
Der hat sein Glück, durch eig'ne Schuld,
Auf meiner ersten Spitz' erbaut.

Er hält das Leben für ein Spiel,
Das er in meine Zweite setzet;
Nie kommt er zu der Ruhe Ziel,
Weil er des Daseyns Pflicht verletzet.

Wenn auch des Glückes Wankelmuth
Sein schwankend Loos einmal erheitert,
Er gleicht dem Schiff auf Meeresfluth,
Das doch an meinem Ganzen scheitert.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 28. April. Don Juan, große Oper in 2 Abth. Musik von Mozart. (Gastrollen) Leporello: Hr. Conradi, vom Stadttheater zu Aachen. Zerline: Frau v. Kießern-Münch, vom Theater zu Wiesbaden.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 118. Freitag, den 29. April 1842.

Die Rache.

(Aus dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Luigi entfernte sich sogleich aus dem Zimmer. Als er im Hofe Strambo Massa begegnete, brach er in ein lautes Gelächter aus und sagte:

„Er wollte die Nacht hier bleiben, dies wünsche ich aber nicht; ich sprach ihm erst von Furcht, und erwähnte dann der Preußen; diese beiden Worte können diese stolzen Franzosen nicht vertragen."

„Wenn der Signor die Nacht durch reisen will," erwiederte Massa mit tückischem Lächeln, „so ist es nicht unsere Schuld, und ich denke, guter Freund Giuseppe . . . . ."

„Still!" flüsterte Luigi, „wenn er diesen Namen hörte, so wäre unser Plan vereitelt."

„Ich meine nur, daß ich nicht gerne solche Umwege fahre, er kennt auch die Gegend so genau, daß er Euch am Ende doch noch entwischt," sagte Strambo Massa.

„Er mag es versuchen, wenn er es kann," erwiederte Luigi mit spöttischem Lächeln, „ich bin auf alles vorbereitet, selbst wenn mein Vater Bedenken tragen sollte, was ich aber nicht fürchte."

„Das wird er nicht," bemerkte Strambo; „wenn er hört, daß es ein Franzose ist, so hat er schon genug, der alte Mann; erfährt er aber, wie der Major heißt, so müßte kein Tropfen italiänisches Blut in seinen Adern fließen, wenn er nicht dächte wie ich, - - übrigens ist das Eure Sache, deshalb wollen wir auch nicht mehr davon sprechen; da dies aber unsere letzte Station ist, so dächte ich, wir tränken ein Gläschen auf die glückliche Reise des Herrn Majors."

„Das wollen wir thun," versetzte Luigi, und folgte seinem Landsmann in die Gastkube. Unterdessen beide ihre Unterhaltung fortsetzten, beschäftigte sich Montravel mit der Landkarte, um seine Reiseroute genau zu bezeichnen, wobei er sehnlichst wünschte, einen Kriegskameraden als Reisegefährten zu haben. Hierauf ging er vor dem Gasthof einige Mal auf und ab, und kehrte dann wieder in sein Zimmer zurück. So schnell er aber sonst einen Entschluß faßte, so, war es nun dies Mal Ahnungsgefühl seines bevorstehenden Schicksals, oder fühlte er Langeweile, verging doch eine ganze Stunde, ehe er sich bestimmt entschloß, diesen Abend noch bis Cigliano zu reisen. Als der Wagen bereits vor der Thür des Gasthofs hielt, trat Luigi in des Majors Zimmer, und bat diesen um Entschuldigung, daß er sich die Freiheit nehme, ihm ein Fläschchen rothen Nebbiolo anzubieten, welches, wie er sagte, ein vortrefflicher Wein dieser Gegend sey, und der dem Champagner gleich komme.

„Wenn ich Wein trinken wollte, so würde ich welchen verlangt haben," sagte Montravel etwas barsch.

Luigi bat den Major wegen seiner Kühnheit um Verzeihung, und wollte, anscheinend tief gekränkt über die erhaltene Weigerung, das Zimmer verlassen, als der Major, vielleicht weil er fühlte, daß er etwas zu hart gewesen, oder weil er seinen Diener wollte bei guter Laune erhalten, ihn zurückrief und ein Glas von dem dargebotenen Wein trank. Zu großer Verwunderung des so eben eintretenden Wirths erklärte er ihn aber für ein abscheuliches Getränk.

„Wir rechnen bis Cigliano zwei Stunden, Signor," sagte Strambo Massa, als er auf seinen Sitz stieg, zum Major, „meine Pferde sind aber noch munter und kräftig, in anderthalb Stunden können wir schon dort seyn."

Vier Stunden waren jedoch bereits verflossen, und der Wagen rollte noch immer langsam in einem engen Hohlweg, es war während dieser Zeit völlig dunkel geworden.

„Der schläft fest," sagte Strambo, „dieses Stoßen und Rucken des Wagens würde jeden Andern aus dem Schlummer reißen; wollt Ihr ihn nicht wecken?"

„Um der heiligen Jungfrau willen! jetzt noch nicht," antwortete Luigi, „wenn wir aber auf jener Anhöhe sind, soll es geschehen. Du stellst Dich dann, als seyst Du betrunken. Hörst Du?"

„Tragt keine Sorge, ich werde meine Rolle schon spielen," versetzte Strambo. „Ich begreife aber nicht, wie Ihr Euch so lange beherrschen könnt. Ihr bürstet ihm die Kleider aus, biegt und schmiegt Euch vor ihm; ich hätte ihm schon längst das Messer in's Herz gestoßen."

„Bei gewöhnlichen Fällen mag dies hinreichend seyn, aber hier — doch horch, horch, ich — ja, ich höre das Geläute von Rivaletta, Ave Maria purissima! O Strambo! ich könnte wie ein Kind vor Freude laut aufschreien. An welche glückliche Tage erinnert mich dieses Geläute, an Vater, Mutter, Schwester, Freunde! O Himmel, ich darf nicht daran denken! Fahre schnell, damit wir auf die Anhöhe gelangen!"

Als der Wagen den Gipfel des Hügels erreicht hatte, sprang Luigi vom Sitz herab und betrachtete mit verschlunge-

Digitized by Google

nen Armen das undeutlich vor ihm liegende Thal, in welchem man hier und da den Po in seinem Laufe bemerken konnte.

„Jetzt," rief er mit unnatürlichem Lachen, „jetzt laßt uns den Schläfer wecken!" Ohne viele Umstände zu machen, riß er den Kutschenschlag auf, und sagte dem Major, daß der Vetturino betrunken sey und die Straße verfehlt habe.

Montravel erwachte; halb schlaftrunken blickte er einige Augenblicke um sich herum; und gewiß würde er wieder in Schlummer gefallen seyn, hätte nicht die vor ihm liegende Gegend seine Aufmerksamkeit zu sehr gefesselt.

„Was bedeutet das? wo sind wir denn? träume ich denn?" rief er aus, indem er vom Sitz empor sprang, und sich bemühte, aus der Betäubung zu erwachen, in welche ihn der von Luigi erhaltene Schlaftrunk versetzt hatte.

„Sie sehen, Herr Major, in welchem Zustand der Führer ist," erwiederte Luigi, „ich hörte aber so eben Glockengeläute, es kann nicht weit von hier seyn, es muß Cigliano seyn."

„Cigliano?" rief der Major, „nein, nein, unmöglich, laß den Wagentritt nieder, ich will aussteigen!" Luigi that, wie ihm befohlen worden. Montravel sprang aus dem Wagen, trat einige Schritte vorwärts, und betrachtete aufmerksam die vor ihm liegende Gegend.

„Ruhig!" flüsterte Luigi dem Führer zu, als dieser eine Bewegung zum Sprechen machte, und alle drei beobachteten ein tiefes Schweigen. Aus dem unten liegenden Thale erscholl der Ton eines Glöckchens, welches vorüber getragen ward; die beiden Italiäner machten das Zeichen des Kreuzes und murmelten ein Gebet. „Die alten Glocken bewillkommen den Herrn Gouverneur," flüsterte Strambo seinem Gefährten zu.

Luigi legte den Zeigefinger auf den Mund und deutete ihm an, daß er schweigen solle. Außer dem einförmigen Geläute blieb Alles einige Minuten in tiefster Stille, während dem der Major schweigend in die vor ihm liegende Landschaft starrte. Was in seinem Innern vorging, konnte man nicht gewahren, hatte aber die Gegend einen besondern Eindruck auf ihn gemacht, oder wirkte der genommene Schlaftrunk noch zu mächtig, kurz, sein ganzes Wesen war verändert, als er nach dem Wagen zurückkehrte. Anstatt wie gewöhnlich heftig zu werden und zu fluchen, sagte er mit stammelnder Stimme zu Luigi:

„Guter Freund, Du hättest es mir eher sagen sollen, daß der Kerl betrunken ist, wir sind mehrere Stunden von der Straße entfernt. Es ist sonderbar, daß ich so lange geschlafen habe; aber ich weiß, wo wir sind, ich weiß es recht gut. Am Fuße dieses Berges liegt ein Dorf, es heißt Rivaletta, wir können da gewiß für die Nacht ein Unterkommen finden. Ich bin ein Mal — ja, ich bin schon früher hier gewesen. Du kannst die Pferde den Berg herabführen, ich werde zu Fuß gehen; doch nein! laß mich in den Wagen steigen, die Nachtluft ist zu kühl. Es ist doch sonderbar!"

(Fortsetzung folgt.)

Trinkers Apologie.

Eins trink' ich, weil ich durstig bin,
Ein and'res, weil mir's schmeckt,
Das dritte, weil's nach meinem Sinn,
Das vierte, weil mich's neckt.
Ein fünftes, sechstes, siebtes dann
Trink' ich, weil ich's nicht lassen kann;
Ich greif' zum achten, neunten, zehnten,
Weil die sich nach den Brüdern sehnten.
Mich dünkt, die Füße werden schwach,
D'rum gieß' ich eins zur Stärkung nach:
Und — trink' ich nun das zwölfte nicht,
Verlier' ich schier das Gleichgewicht.

Adolf Schults.

Die nächtlichen Feuer an dem Brunhildisstein und das projectirte Haus auf dem Feldberge.

Jetzt, wo die Sammlung freiwilliger Beiträge für den Bau eines Hauses auf dem Feldberge in Frankfurt im Gang ist, wo über die Genehmigung der betheiligten hohen Landesherren zur Aufführung eines solchen Baues kein Zweifel mehr besteht, lassen sich gerade von Solchen, die sonst als eifrige Taunusfreunde und starke Feldberggänger bekannt sind, Klagelieder darüber vernehmen, daß nun bald der romantische Genuß der nächtlichen Lager am Brunhildisstein beim hellen Scheine des Feuers aufhören werde; man würde, meinen sie, besser thun, auf dem Feldberge Alles beim Alten zu lassen. Natürlich stehen von Denen, die solche Ansichten hegen, keine Beiträge zu erwarten; auch Andere möchten sich leicht durch ähnliche Bemerkungen von einer Beisteuer zurückziehen, zumal gewiß Manchen, bei den vielen Ansprüchen an den Gemeinsinn des Publikums, welche gerade jetzt vorliegen, ein Vorwand willkommen ist, wodurch sie ihre Theilnahmlosigkeit für gerechtfertigt zu halten glauben. Darum sey es versucht, die Beziehung der erwähnten Nachtfeuer zu dem projektirten Haus auf dem Feldberg einer Untersuchung zu unterwerfen, und es geschieht dies in der Hoffnung, dadurch zur Milderung jener Klagelieder etwas beizutragen, dann aber auch, um aufs neue die Aufmerksamkeit des größeren Publikums auf ein Project zu lenken, welches bei den betheiligten Landesregierungen bereits die freundlichste Aufnahme gefunden hat, dessen Ausführung aber, nach der gegenwärtigen Sachlage, zunächst von dem Grade der Theilnahme abhängen wird, welche ihm die Bewohner Frankfurts zu widmen gesonnen sind.

Wir sind an einem schönen Samstag Nachmittag nach Homburg, Cronberg oder Königstein hinaus gewandert, haben gespeiset, Jeder, wie er kann und mag, liegen dann Jeder nach seiner Art in Federn oder auf Stroh, gerade im ersten Schlaf, oder im besten Nachtgeplauder — da schlägt es 12 Uhr und sofort ertönt der Ruf zum Aufbruch. Wegkundige Taunusgänger ohne Führer, Neulinge mit Führer treten im nächtlichen Dunkel den Weg an, welchen Andere, die vielleicht später aus Frankfurt abgegangen waren, ohne vorherige Zwischenruhe bereits eingeschlagen haben. Dieser Weg, wenn er nicht irre führt, was alsdann gewöhnlich die allgemeine Heiterkeit noch erhöht, führt auf den Feldberg. Hier finden sich in schönen Sommernächten immer einige Naturfreunde aus Reifenberg ein, die aus Menschenliebe gegen eine kleine Vergütung in den benachbarten Waldungen dürres Reisig holen, und etwas frisches — indem das dürre nämlich nicht so leicht zu greifen

Digitized by Google

ist — dazu stehlen, wenn die Reisegesellschaft unterwegs das Benöthigte nicht etwa schon selbsten gekauft, oder, was jedoch seltener geschieht, aus Homburg, Cronberg oder Königstein auf unverfängliche Weise mit sich gebracht hat. Kurzum, bald lodert die helle Flamme und schwarze Gestalten werfen ihre verschwimmenden Schatten in den Nebel und nächtliches Grauen. Andere brauen einstweilen ein warmes Getränk zum Frühstück; noch Andere liegen in süßem Schlummer eingewiegt. Da beginnt, ist das Glück gut, der Nebel zu steigen, im Osten erhellt sich der Horizont und nach langem Harren erglänzt das Gestirn des Tages. Seine äußere Erscheinung ist zwar nicht erhabener, als sie es täglich für den Bewohner weiter Ebenen ist, doch bei der eigenthümlichen Stimmung, welche die Erlebnisse einer Nacht unter freiem Himmel auf dem höchsten der Berge weit und breit hervorgerufen hat, fühlt sich das Gemüth, ist es nicht ganz verstockt, im Stillen erhoben, durch den Gedanken an die Gegenwart eines gütigen Gottes gestärkt und zu heiterer Freude erregt.

So der gewöhnliche Hergang bei einem nächtlichen Lager am Brunhildisstein und der Eindruck eines Sonnenaufgangs auf dem Feldberge: und dieser erhebende, malerische und romantische Genuß soll uns für immer geraubt werden, sprechen die obenbezeichneten Gegner. Mögen sie sich aber trösten, denn wie die Sachen jetzt stehen, bleibt ihnen der so eben kurz geschilderte Genuß unverkümmert, es sey denn, daß Einer das nebenbei mitberührte Holzgansen gleichfalls für eine Art von Genuß hielte; denn dieses wird natürlich wegfallen, wenn auf dem benachbarten Gipfel des Berges ein Förster hauset. Es wäre dann Jeder wohl genöthigt, entweder Holz aus einem benachbarten Orte mit herauf zu nehmen, oder solches in dem gedachten Försterhause auf gesetzliche Weise anzukaufen. Für solche, die aus der theilweisen Noth der Nachtlager am Brunhildisstein eine Tugend machen, wird ein gastliches Obdach allerdings einige Anziehungskraft ausüben. Kräftige Jünger der Natur aber — und das dünken sich doch gewiß alle Jene zu seyn, die mit in das Klagelied über das Erlöschen der Feuer am Brunhildisstein einstimmen — werden sich in ihrer Freude durch ein Haus gewiß nicht stören lassen, was ohnehin von deren Schauplatze zu entfernt ist, um irgend auf den daselbst herrschenden Ton einwirken zu können.

In der frischen Heiterkeit, wie wir oben das Leben am Brunhildisstein geschildert haben, pflegt es sich übrigens nur unter der Einwirkung günstiger Witterung zu gestalten; auch geben wir zu, daß selbst kleine Witterungsunbilden für den Verächter weichlicher Sitten immer noch einen gewissen Reiz haben mögen. Aber es treten in der That nicht selten Fälle ein, in denen der längere Aufenthalt auf dem Feldberge für Leute, die nicht eigens zum Feldlagern ausgerüstet sind (und das sind doch die Wenigsten, die den Brunhildisstein besuchen), mit großer Gefahr für die Gesundheit verbunden ist, selbst wenn sie sich auch sonst einer starken Leibesbeschaffenheit rühmen oder wohl gar zu unserer jungen Turngemeinde gehören. Wird diesen, statt daß sie sich, bei dem dermaligen Stande der Dinge auf dem Feldberge, schnell zum Rückzuge anschicken müssen, um die erstarrten oder durchnäßten Glieder in wohlthätige Bewegung zu erhalten, nicht ein Obdach willkommen seyn, wo sie auf, vielleicht schon nach wenigen Stunden eintretendes, besseres Wetter warten können? Wird nicht insbesondere Lehrern und Vorstehern von Erziehungsanstalten, die sich mit ihren Zöglingen in einem derartigen Falle befinden, eine solche Zuflucht willkommen seyn? Keinem zu lieb und Keinem zu leid, aber es muß der Nutzen eines Obdachs von dieser Seite und seine Unschädlichkeit für den reinen Naturgenuß auf der andern Seite zugegeben werden. Darum, ihr wackeren Taunusfreunde, bietet euch die Hand zu jenem Baue, der schon der Natur der Sache nach ohnehin kein Tempel der Ueppigkeit, wohl aber eine Zierde des Taunusgebirges und eine bescheidene Schutz- und Wohnstätte für euch zu werden verspricht. Sage auch Keiner, man möge das Gebäude nicht auf den Gipfel, sondern auf den Abhang des Berges stellen. Wo bliebe da sein Nutzen als trigonometrischer und allgemein wissenschaftlicher Beobachtungspunkt, wo der befriedigende Eindruck, den das von dem Gipfel aus in weite Ferne leuchtende Haus hervorrufen wird? Vor allem aber laßt es an Beiträgen nicht fehlen, und wenn das in dieser Hinsicht von der Stadt Homburg gegebene gute Beispiel nur einigermaßen verhältnißmäßige Nachahmung findet, dann dürfen wir gewiß hoffen, noch in diesem Sommer den Bau beginnen zu sehen.

Dem Vernehmen nach sind die Genehmigungen der herzoglich nassauischen, so wie der großherzogl. hessischen Regierungen zur Einsammlung freiwilliger Beiträge dieser Tage eingetroffen, und es wird die für das Werk hierselbst thätige Central-Commission sicherlich nicht säumen, in allen benachbarten Städten und Orten Filial-Comités zu bilden, deren Bemühungen wir von Herzen im voraus einen recht günstigen Erfolg wünschen.

Mannichfaltigkeiten.

Balzacs Ressources de Quinola ist das literarische Ereigniß des Tages; aber nicht zu seinem Ruhme, sondern um des Erstaunens willen, welches man empfindet, ein so bedeutendes Novellengenie im Drama so platt fehlschlagen zu sehen. Ein Spanier Namens Fontanares hat darin schon unter Philipp II. die Dampfmaschine erfunden, und weiß auch alle Folgen, die sie für die Schifffahrt herbeiführen mag. Er hat einen verschmitzten Famulus, Namens Quinola, welcher alle Listen und Anschläge anwendet, und es wirklich dahin bringt; daß sein Herr dem König vorgestellt wird. Philipp II. verspricht ihm ein Staatsschiff zu seinen Versuchen, nebst Geld und Ehre, wenn sie glücklich ausfallen, und schickt ihn nach Barcelona. Dort verliebt sich zum Unglücke die Geliebte des Gouverneurs in ihn, der schon in Liebesbanden liegt, und ihre verschmähte Gunst verwandelt sich in die größte Rachsucht; dann fehlt es Fontanares an Geld. Quinola sucht für alles zu sorgen, schafft Gold und Juwelen durch tausend Pfiffe, Intriguen, ja Schelmereien. Endlich gelingt das Experiment, ein Anderer aber, der ihm etwas vom Geheimniß abgelauscht, eignet sich das Verdienst zu, und Fontanares, kaum dem Galgen entrinnend, muß in Frankreich eine Zuflucht suchen, seinen treuen Quinola mit sich nehmend. Der Vorhang fiel unter Zischen und Gelächter.

Ein Verein Düsseldorfer Kunstfreunde will eine Sammlung von hundert Gemälden der besten modernen Maler, aus allen jetzt blühenden Schulen Europa's, zusammenbringen, und dann damit eine Reise durch alle bedeutende Städte veranstalten,

Digitized by Google

damit das Publikum und die Künstler mit lebenden berühmten Malern und ihren Werken vertrauter werden.

Zur Pariser Kunstausstellung drängten sich nicht weniger als fünfzig Bildnisse, Darstellungen aus dem Leben der Lafarge, die sämmtlich, wie sich's gebührt, zurückgewiesen wurden.

In der englischen Stadt Yeovil giebt es dreißig Handschuhfabrikanten, welche nicht weniger als zwanzigtausend Arbeiter beschäftigen. — In Stratford, in Esser, dagegen beschäftigen sich täglich tausend Personen zwölf Stunden lang mit der Verfertigung von Corsets. —

Ein neues Verfahren, die jetzt immer mehr wieder in die Mode kommenden Holzschnitzereien wohlfeil nachzuahmen, ist von einem Engländer mit Erfolg angewendet worden. Er erweicht Leder und preßt dieses in alle möglichen Formen, die dann Holzschnitzereien vollkommen gleichen.

(Köln, 23. April.) Auf unserer Bühne gastirt gegenwärtig eine französische Schauspieler-Gesellschaft von Kindern im Alter von 5 — 12 Jahren. Alles Rühmliche, was auch über diese Kinder-Kunstschule gesagt worden, sahen wir in den Leistungen der ältern Kinder, wie des Ensemble, übertroffen. Der Beifall ist sehr groß und die Darsteller werden jedesmal stürmisch gerufen. Die Köln. Ztg. spricht sich über die Leistung dieser Kinder-Gesellschaft auf's günstigste aus.

Literatur.

Deutsche Liederhalle, von Th. Täglichsbeck. Stuttgart, bei Carl Göpel.

Diese mit großer Sorgfalt entworfene Sammlung hat den Zweck, durch mehrstimmige, theils beliebte, theils noch unbekannte Gesänge gesellige Unterhaltung zu befördern und zur Erhöhung des Lebensgenusses beizutragen. Eine schöne und bei der Masse von Materialien nicht sehr schwierige Aufgabe, wenn man Kenntnisse im Liederfach und Geschmack, sie auszuwählen, besitzt. Hr. Täglichsbeck, so weit wir aus den ersten Heften schließen können, besitzt beide Eigenschaften eines solchen Sammlers und ist seiner Aufgabe gewachsen. Die Gesänge, mit denen wir es zu thun haben, zerfallen in folgende Hauptabtheilungen: — Lieder zu Schutz und Trutz — Geselliges Treiben — Lebensgenuß — Frühling, Heimath und Wanderschaft — Liebe, Lust und Leid. Sie umfassen also ein ganzes Menschenleben. Aber nicht egoistisch allein für die Männerstimmen der Liedertafeln, sind sie abwechselnd auch für gemischte Stimmen gewählt, also für Gesangvereine aller Gattungen und gesellschaftliche Kreise berechnet. C. S.

Korrespondenz.

Darmstadt, 25. April.

Die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts und unserer Zeit hat die Gespensterwelt so sehr entvölkert, daß es ein wahres Wunder ist, wenn man heutzutage hier und da noch einem Geist begegnet, der sich in seiner Position gegen die beharrlichen Angriffe der Aufklärer und Philosophen glücklich zu behaupten gewußt hat. Ein solcher Geist, der dem Aufklärungsdrang unseres Zeitalters bis jetzt siegreich widerstanden und in dem Volksglauben sich lebendig erhalten hat, ist der bekannte Burggeist vom Rodenstein im Odenwald, der, wie die Didaskalia vom Heutigen meldet, am 8. d. M., Abends halb 7 Uhr, in der Gegend des Bromberges, nach langer trägerischer Rast, wieder einen Auszug gehalten haben soll. — Die wenigen Geister, denen es bis jetzt noch geglückt ist, sich in ihrer wankenden Herrschaft auf alten Burgruinen oder in zerfallenem Klostergemäuer zu erhalten, in Schutz nehmen, heißt den Romanschreibern und den Bewunderern des erhabenen Schauerlichen einen großen Dienst leisten, und darum werden Sie es mir nicht verargen, wenn ich über die neuesten ominösen Bewegungen des Krieg und Frieden verkündenden Burggeistes vom Rodenstein Erkundigungen einzuziehen suchte. Landleute aus dem Odenwald haben nun allerdings ausgesagt, daß man an jenem Tage und zu der besagten Stunde den bekannten geisterhaften Heereszug gehört habe, der — ein Vermächtniß einer längst entschwundenen Vorzeit — bisweilen aus dem Reich der Finsterniß an das helle Tageslicht hervortritt und mit seinem lärmenden Gefolge die Gegend beunruhigt. Bei den Manen Swedenborg's! sie haben diese Aussage gethan und dadurch ein Gerücht bestätigt, welches bereits einen Weg in öffentliche Blätter gefunden hat. Wir haben somit einige Aussicht für die fernere Existenz unseres Geistes, der, stürzte er von seinem Throne, in dem dämmernden Sagenkreis des Odenwaldes eine große Lücke zurücklassen würde. — Der Rodenstein ist in neuerer Zeit in eine freundliche Anlage umgeschaffen worden, unstreitig im Geschmack der Naturfreunde, schwerlich aber in Uebereinstimmung mit den Neigungen der Anhänger der Geisterkunde und des berüchtigten, hier seinen Sitz habenden alten Landgeistes, der, wie alle Kobolde und Unholde, nur die wildeste Unordnung und die Gräuel der Verwüstung zu lieben scheint. — Das Historische über die Sage von den Wandergeistern auf Scharfenstein und Rodenstein hat Hr. Heinrich Zschokke mit vielem Fleiße, zum Theil aus öffentlichen Akten, an Ort und Stelle gesammelt und in einer im Jahr 1825 zu Darmstadt erschienenen Schrift über die Herren von Rodenstein zusammengestellt. Die bei dem ehemaligen Amt Reichelsheim zu Protokoll gegebenen Erklärungen über das Geisterheer vom Rodenstein beginnen mit dem 20. Sept. 1743 und endigen mit der Deposition eines Joh. Georg Trautmann von Oberkainsbach, der den gefürchteten Landgeist am 30. Juni 1764 dem Gericht denuncirte. Ob aber dieser luftige Patron, in Folge so oft wiederholter Denunciationen, je vor die Schranken des Amts Reichelsheim geladen worden sey, darüber schweigt die Geschichte und läßt dadurch eine fühlbare Lücke in ihren Ueberlieferungen, die, ungeachtet dieses Mangels, für den Liebhaber der Kuriositäten aus der Geisterwelt manches Interessante darzubieten scheinen.

Düsseldorf, im April.

Die in der Didaskalia Nro. 108 enthaltene Nachricht über die Düsseldorfer Theaterzustände muß dahin berichtigt werden, daß wir unter der musikalischen Leitung oder Battuta des Hrn. Riet in 2½ Monaten keine einzige Novität gesehen, uns aber die, unter der frühern Leitung neu einstudirten, so wie alte Opern, schon mehrmals wiederholt, nochmals aufgetischt worden und zwar mit derselben mageren Ausstattung, mit denselben zerstückelten Chorkräften, in der Ausführung dieselbe wie früher. Von dem Guten und Schönen, was Hr. Henkel zu Tage befördert, schweigen wir. Mad. Hammermeister ist engagirt — die Gastdarstellungen sind Manöuvre von der Direktion. Sie ist Anfängerin; so in der Partie der Donna Anna, Fidelio, Norma, Antonina bis auf die leichte Partie der Irma. Wir gratuliren daher dem kunstsinnigen Publikum Düsseldorfs zu der Acquisition dieser Sängerin nicht, obwohl ihr Engagement für künftige Saison der Wunsch einiger eifriger Theaterfreunde seyn mag, wohl aber der Direktion, die mit dieser Dame mit leichtem Kauf davon kommt. — Eine Burleske: Interessanter Briefwechsel über die innern und äußern Theaterzustände zu D., mit Federzeichnung von einem bekannten Künstler aus D., liegt zur Presse bereit. Dieselbe dürfte über die geführte Direktion ein heiteres Licht verbreiten.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 119. Samstag den 30. April 1842.

Die Rache.

(Aus dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

„Es fröstelt Sie, Herr Major, weil Sie geschlafen haben," sagte Luigi, „es wird Ihnen aber nicht nachtheilig seyn; wenn wir da unten ein gutes Nachtquartier finden, so werden Sie sich schon wieder erwärmen. Hüllen Sie sich fest in Ihren Mantel, und lassen Sie das Uebrige meine Sorge seyn."

Bei diesen Worten machte er den Kutschenschlag zu, stieg auf den Bock, und nahm die Zügel aus den Händen Strambo's, der darüber, seiner angenommenen Rolle getreu, einige unverständliche Flüche ausstieß. Er brauchte sich jedoch nicht länger zu verstellen, denn ehe der Wagen die Hälfte des Berges hinabgefahren, war der Major schon wieder fest eingeschlafen.

„Es geht Alles gut!" sagte Luigi zu seinem Gefährten. „Er weiß jetzt, daß wir in Rivaletta sind, da er mir aber nicht gesagt hat, nach welchem Hause ich fahren soll, so will ich eins für ihn wählen. Wüßte ich nur, ob mein Vater mich wieder erkennen wird."

„Das glaube ich nicht," erwiederte Strambo. „Ihr habt Euch in diesen neun Jahren gewaltig verändert; dann glaubt er auch, Ihr seyd des Majors Kammerdiener und ein Deutscher; er wird Euch nicht wieder erkennen, auch wenn er einige Aehnlichkeit zwischen Euch und seinem Sohne findet."

Luigi erwiederte nichts, er schien in Gedanken versunken, während der Wagen langsam den Berg hinab fuhr. Noch ehe er aber den Fuß desselben erreicht hatte, lenkte Luigi von der Straße ab, und fuhr zwischen zwei steinernen zerbrochenen Säulen durch.

„Nimm jetzt die Zügel!" sagte er zu Strambo, sein Herz war zu voll, er konnte nichts mehr sagen, sondern sprang vom Wagen herab, faltete die Hände, fiel auf die Knie nieder und betete.

Nachdem Strambo noch einige hundert Schritte durch einen etwas vernachlässigten Weingarten gefahren war, wandte er rechts, und hielt vor einem steinernen Gebäude, welches ehemals eine Villa oder Landhaus gewesen seyn mochte, jetzt aber ziemlich verfallen war.

„Seyd Ihr endlich da?" fragte ein alter langer und hagerer Mann, indem er aus der Thüre trat, in der Hand ein Licht haltend, dessen schwacher Schein nur hinreichte, die scharfen Züge seines Gesichts und die schwarzen blitzenden Augen zu beleuchten.

„Geduldet Euch einen Augenblick," antwortete Strambo, „bis der Kammerdiener kommt. Da ist er!"

„Mein Herr schläft," flüsterte Luigi dem alten Manne zu, „wollt Ihr aber so gut seyn und mir das Zimmer zeigen, das Ihr für ihn bestimmt habt, so will ich zuvor Alles in Bereitschaft bringen, ehe ich ihn aus dem Schlafe aufwecke; er ist etwas unwohl."

„Gut, junger Mann," versetzte der Alte, „folgt mir." Beide stiegen eine etwas hohe Stiege hinauf, und gelangten in ein großes geräumiges Zimmer, in welchem mehrere alte massive Meubeln umher standen.

„Hier," sagte der Alte, „ist das Zimmer, in welchem der Franzose wohnte, dem ich noch jeden Tag fluche. Euer Herr ist ein Oestreicher und Ihr seyd ein Deutscher, wie ich vermuthe, sonst würde ich Euch nicht aufnehmen, denn mein Haus ist kein Gasthof."

„Ich weiß es, Signor!" erwiederte Luigi ehrerbietig, „wir werden Euch aber so wenig wie möglich zur Last fallen."

„Jene Thüre führt nach dem Schlafzimmer," sagte der Alte, und seufzend fügte er hinzu, „es war ehedem Alles in besserem Zustand. Doch warum erwähne ich solcher Kleinigkeiten, ich bin ja nur noch allein auf der Welt."

„Verzweifelt nicht, Vater," antwortete Luigi, „Ihr könnt vielleicht noch glücklich seyn."

„Wie?" rief der alte Mann heftig, „Vater nennt Ihr mich? Wer seyd Ihr denn? Laßt mich Euch in's Gesicht schauen! Warum saget Ihr Vater?"

Luigi zog schnell seine Reisekappe über die Augen und erwiederte: „Wir sagen so zu Allen, gegen die wir eine große Achtung hegen. Aber ich höre, mein Herr ruft mich. Bemüht Euch nicht, Signor, ich kann die Stiege ohne Licht finden." Bei diesen Worten sprang er schnell zum Zimmer hinaus.

„Ich fühle, daß ich alt und kindisch werde," sagte der alte Mann zu sich selbst, als sich Luigi entfernt hatte; „war es mir doch, als hörte ich die Stimme meines Sohnes," und indem er mit der Hand über die Stirne fuhr, als wolle er die gehabte Täuschung verscheuchen, sank er auf einen Stuhl nieder und verfiel, alles Andere vergessend, in ein tiefes Nachdenken; sein Geist wanderte in jenen spurlosen Schneewüsten Rußlands.

Digitized by Google

Die Fußtritte Luigi's und des Majors, welche jetzt die Stiege herauf kamen, weckten ihn aus seinen Träumereien; er hatte kaum Zeit, sich zu fassen und dem Major bis an die Thüre entgegen zu gehen, und ihn in Rivaletta willkommen zu heißen; hierauf verließ er unter dem Vorwand, daß seine Gegenwart unten nöthig sey, sogleich das Zimmer.

„Dies ist ein sonderbares Abenteuer," bemerkte Montravel, der sich von seiner Lethargie jetzt erholt hatte, gegen Luigi.

„Sehr sonderbar, Herr Major!" antwortete dieser mit heiterm Ton, „es ist aber noch gut abgelaufen, wir haben doch wenigstens gutes Quartier gefunden."

„Vielleicht!" sagte Montravel, und legte seine Pistolen auf den Tisch. „Nimm Dich aber in Acht, und laß bei'm Auspacken meine Uniform nicht sehen, damit man nicht vermuthet, wer ich bin. Untersuche auch Deine Pistolen, ob sie scharf geladen sind. In dem anstoßenden Zimmer stehen zwei Betten, Du kannst in dem einen schlafen. — Komm her, tritt näher — sieh mir recht offen in's Gesicht. Du hast viel Geistesgegenwart bewiesen, als Du mich hier für einen Deutschen ausgegeben — Du bist ein pfiffiger Bursche. Wie steht es aber um Deinen persönlichen Muth? Ich für meine Person werde mich zu vertheidigen wissen, ich möchte Dich aber nicht der Gefahr aussetzen. Ich wünschte dann lieber allein zu seyn, wenn ich mich auf Dich nicht verlassen kann."

Während der Rede des Majors veränderten sich die Gesichtszüge des Italiäners zu verschiedenen Malen. Als Montravel seine Geistesgegenwart lobte, lächelte Luigi stolz; als er ihn aber der Feigheit in Verdacht hatte, wurde er leichenblaß. Nachdem der Major zu sprechen aufgehört hatte, stand ihm Luigi gegenüber wie ein Mann, der seinem Todfeind in's Gesicht blickt, entschlossen, zu siegen oder zu sterben. Seine Augenbraunen zogen sich zusammen, die Nasenlöcher dehnten sich aus, der kleine Mund war zusammengedrückt, die Unterlippe stand etwas hervor, während die Augäpfel Feuer zu sprühen schienen. Major Montravel hatte viel solcher Gesichtszüge, und vielleicht noch wildere, auf dem Schlachtfelde gesehen, allein er stutzte, als Luigi so nahe auf ihn zutrat, daß er dessen warmen Athem fühlte, und indem er mit der rechten Hand auf den Tisch schlug, zu ihm mit hohler Stimme sagte: „Ich bleibe bei Euch bis in den Tod!"

Kaum hatte aber Luigi diese Worte gesagt, so schien er sich seiner Heftigkeit zu schämen; er zog sich an das andere Ende des Tisches zurück und blieb daselbst bewegungslos wie eine Statue stehen.

„Gut, Luigi!" sagte der Major nach einer Pause, indem er seine Bewegung durch ein Lächeln zu verbergen suchte. „Ich glaube Dir, ihr Italiäner seyd aber alle etwas theatralisch, ich kenne dies von früher."

Als Montravel dies sagte, blickte er anscheinend gleichgültig im Zimmer umher; man konnte jedoch gut bemerken, daß ihn eine peinliche Erinnerung quälte.

„Ja, Herr Major, dies sind wir," antwortete Luigi — „aber ich hätte bald vergessen, daß wir zu Nacht speisen müssen; ich werde fragen, ob Alles bereit ist." Der Italiäner stürzte zum Zimmer hinaus und überließ den Major seinem Nachdenken an die Vergangenheit.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ermordung des Dr. Forbes.

Zu den beklagenswerthesten Opfern der blutigen Wirren im Afghanenlande gehört der bekannte britische Reisende Forbes, der im Spätsommer des v. J., gerade während der Ausbruch des Aufstandes sich vorbereitete, von Persien aus nach dem Hochlande der Afghanen vorzudringen beabsichtigte. Als Dr. Forbes die Gränze von Sedschestan erreicht hatte, ersuchte er einen Häuptling der Eingebornen, Ibrahim Khan, der ihn anscheinend mit Wohlwollen aufgenommen, den er deßhalb für seinen Freund hielt, ihm einen Führer zu verschaffen, damit er seine Reise nach Candahar fortsetzen könne; der Khan versprach jedoch, ihn selbst bis zur Gränze zu begleiten und ihm dort eine Reiterabtheilung zum Schutze beizugeben. „Wir brachen", erzählt der Diener des Dr. Forbes, der ihm auf seinen Zügen gefolgt war, „des Morgens auf; der Khan war, so viel mir schien, zurückhaltend, und wir waren erst eine kleine Strecke gegangen, als ich bemerkte, daß derselbe hinter uns zurückblieb, und als ich mich umwandte, sah ich, daß er und die Seinigen ihre Gewehre luden. Ich beeilte mich, dies dem Doktor mitzutheilen, welcher erblaßte und sagte, daß der verhängnißvolle Tag gekommen sey; der Khan kam jedoch bald wieder zu uns, und knüpfte eine freundliche Unterredung an. Der Doktor fragte den Ibrahim Khan, warum er und die Seinen ihre Gewehre geladen hätten; er glaube doch nicht, daß sich Feinde im Hinterhalte befänden. Der Khan erwiderte, daß er jedesmal, wenn er eine Reise mache, zugleich jage, und daß sie in der Nähe des Flusses auf eine Menge wilder Eber stoßen würden. Bald nachher erreichten wir die Ufer des Flusses. Es war eine Stelle, an welcher gewöhnlich Reiter überzusetzen pflegten; allein das Bett des Fluss s war von einem Ufer zum andern ganz gefüllt, welches, wie ich später erfuhr, daher rührte, daß der Khan alle Kanäle, durch die das Wasser abgeleitet wird, hatte verstopfen lassen. Hier fragte Dr. Forbes den Khan, wie man über den Fluß setzen solle; dieser trug sogleich seinen Leuten auf, ein Tuun, ein einfaches Floß, zu verfertigen, welches einen Mann zu tragen im Stande sey. Als dies geschehen war, ersuchte man den Doktor, sich auf das Floß zu begeben, welches in den Strom hineingeschoben wurde. Der Doktor versah sich mit einer großen Stange, womit er das Floß über den Strom stoßen wollte, während seine Waffen, Kleider, Instrumente und seine übrigen Habseligkeiten am Ufer zurückblieben. Er war kaum fünfzehn oder zwanzig Ellen weit in den Strom hineingekommen, als Ibrahim Khan, der ruhig am Ufer stand, sein Gewehr erhob und feuerte. Die Kugel fehlte; der Doktor drehte sich um und fragte, wer gefeuert habe und warum. Der Kahn gab ihm zur Antwort, er habe auf einen Wasservogel, den er untertauchen sah, geschossen. Der Doktor schien dies zu glauben und steuerte ruhig weiter; er hatte jedoch wieder nur eine kurze Strecke zurückgelegt, als Ibrahim von einem seiner Leute ein Gewehr nahm und mit großer Kaltblütigkeit zum zweiten Male zielte. Diesmal traf der Schuß, und ich sah das Blut aus einer Wunde in des Doktors rechter Seite strömen. Er fiel sogleich von seinem Floß in das Wasser, welches zu meinem Erstaunen die Mitte seines Leibes nicht überstieg, und watete auf das Ufer zu, das er verlassen hatte. Ibrahim Khan überhäufte ihn jetzt mit allerlei Schimpfnamen und Schmähungen. Der Doktor rief ihm zu: Tödtet mich nicht; nehmt alles, was ich habe, aber schonet

Digitized by Google

meines Lebens! Ich bin ein einzelner Mann und habe euch nie etwas zu Leide gethan; groß ist die Zahl meiner Landsleute, und sie werden Rache nehmen wegen meines Blutes; macht die Engländer nicht zu euren tödtlichen Feinden! Alles Bitten und Flehen war jedoch vergebens. Der Khan fuhr fort, ihn zu schmähen, zog, sobald sein Opfer den Fuß an's Land setzte, sein Schwert und versetzte ihm einen Hieb auf den Kopf, daß er zusammenstürzte. Ich bemerkte, wie der Doktor noch flehend seine Hände emporhob; allein fast in demselben Augenblicke wurde er von dem Khan und seinem Gefolge getödtet und sein Leichnam in den Fluß geworfen."

Marschall Moncey.

Der Tod des Marschall's Moncey hat wieder die öffentliche Aufmerksamkeit auf den alten Helden gezogen und man erinnert sich der Weigerung desselben, den Vorsitz in dem Gerichte, vor das der Marschall Ney gestellt werden sollte, zu übernehmen und dessen Folgen. Der Marschall war drei Monate seines Grades entkleidet und in Ham gefangen gehalten. Die Journale theilen den Brief mit, welchen der Marschall über diese Angelegenheit an den König Ludwig XVIII. schrieb. Er lautet: Sire, werden Ew. M. mich der Erlaubniß würdigen, meine schwache Stimme bis zu Ihnen zu erheben? Wird es mir, der nie von dem Pfade der Ehre abwich, gestattet seyn, die Aufmerksamkeit seines Souveräns auf die Gefahren zu lenken, die Seine Person und die Ruhe des Staates bedrohen? In die grausame Alternative versetzt, Ew. M. nicht zu gehorchen oder mein Gewissen zu verletzen, verschulde ich Ew. M. Aufklärung. Ich gehe nicht auf die Frage ein, ob der Marschall Ney schuldig sey oder nicht; Ihre Gerechtigkeit und die Billigkeit werden die Verantwortlichkeit des Urtheils vor der Nachwelt übernehmen; sie wägt in gleicher Wage Könige und Unterthanen. — Fordern etwa die Alliirten, daß Frankreich seine erlauchtesten Bürger opfern solle? Sire, ist aber keine Gefahr für Ihre Person und Ihre Dynastie vorhanden, ihnen dies Opfer zu gewähren? Sie sind als Verbündete in Frankreich gerückt; doch welche Namen müssen die Bewohner von Elsaß, Lothringen und selbst in Ihrer Hauptstadt ihnen beilegen? Sie haben die Auslieferung der Waffen verlangt in den Gegenden, die sie besetzt halten, und in zwei Dritteln Ihres Königreiches ist nicht einmal eine Jagdflinte mehr geblieben. Sie wollten, daß die französische Armee entlassen werde. Es ist kein Mann mehr unter der Fahne geblieben, und keine Kanone ist mehr bespannt. Ein solcher Grad von Nachgiebigkeit hätte ihrer Rache genügen müssen; doch nein, sie wollen Sie Ihren Unterthanen verhaßt machen, indem sie unter den Marschällen oder in der Armee die Köpfe Derer fallen lassen, deren Namen bei ihnen demüthigende Erinnerungen erregen. — Mein Leben, mein Vermögen, das Theuerste, was ich besitze, gehört meinem Lande und meinem König; doch meine Ehre gehört mir; keine menschliche Macht kann sie mir rauben. Wie, ich sollte über das Loos des Marschall's Ney entscheiden? Erlauben Sie mir, Sire, Ew. M. zu fragen, wo seine Ankläger waren, als Ney von einem Schlachtfeld zum andern eilte? Wenn Rußland dem Sieger an der Moskwa nicht vergeben kann, darf dann Frankreich den Helden der Beresina vergessen? Soll ich den in den Tod schicken, dem so viele Franzosen ihr Leben, so viele Familien ihre Söhne, Väter und Verwandte verdanken? Erwägen Sie dies, Sire. Vielleicht ist dies das letzte Mal, daß die Wahrheit bis zu Ihrem Throne dringt. Es ist sehr gefährlich, sehr unpolitisch, die Braven bis zur Verzweiflung zu treiben.

Mannichfaltigkeiten.

Es ist bereits von den verderblichen Folgen die Rede gewesen, welche nach immer häufigeren Erfahrungen das in neuerer Zeit in den Gefängnissen eingeführte Absonderungs- und Schweigsystem auf Geist und Gemüth der Gefangenen ausübt. In einem Zellengefängniß der Insel Jersey waren in kurzem mehrere Gefangene in Stumpfsinn, andere in Wahnsinn verfallen, und der Präsident des Londoner Assisengerichts sprach in der Sitzung vom 3. Januar d. J. in den heftigsten Ausdrücken gegen jenes barbarische System, welches „gleich verwerflich sey vor Gott und den Menschen." In Frankreich haben auf dem Mont St. Michel seit 15 Monaten von zwanzig zur Absonderung und Schweigsamkeit verurtheilten Gefangenen, mehrere Fälle von Abzehrung ungerechnet, drei den Verstand verloren, und einer hat sich selbst entleibt. In dem Korrektionshause zu Lausanne haben sich bei 13 Gefangenen alsbald Spuren der Verrücktheit gezeigt, bei 9 nach einigen Monaten, und bei 2 nach Verlauf einiger Jahre.

Unter dem Titel: „the Tasmanian journal" ist auf Van-Diemen's Land bei Bernard und in London bei Murray das erste Stück einer Zeitschrift erschienen, die zugleich wohl als die erste wissenschaftliche periodische Schrift angekündigt werden dürfte, welche von Australien ausgeht. Es hat sich nämlich auf Van Diemen's Land eine philosophische Gesellschaft gebildet, welche sich namentlich mit dem Studium der Naturgeschichte der Insel beschäftigt und, unter dem Vorsitze des Gouverneurs, Sir John Franklin, alle vierzehn Tage in der Bibliothek des Gouvernementshauses ihre Sitzungen hält. Das Werk bringt Notizen über Ackerbau und Klima von Van Diemen's Land und naturhistorische Abhandlungen.

(Schubert's „Erlkönig", umgeschrieben von Ernst.) Eine der interessantesten Violincompositionen wird wohl die von Ernst eben vollendete Bearbeitung des Schubert'schen „Erlkönigs" für die Violine allein seyn. Er hat in derselben wieder ein neues Feld der schwierigsten, überraschendsten, aber auch zugleich der effektvollsten Combinationen eröffnet, die ihm schwerlich Jemand nachspielen dürfte. Außer den drei Gesangstimmen, deren jede einen eigenen Charakter behält, führt er das ganze Accompagnement und den Baß mit möglichster Treue nach dem Originale auf der beschränkten Violine durch. Gewiß die complicirteste und schwierigste Aufgabe, die ein Violinspieler sich je stellen konnte! — Von Ernst vorgetragen, macht der „Erlkönig" auf der Violine weit mehr Effekt, als die Umschreibung desselben auf dem Piano.

(Berlin, 20. April.) Bei den gegenwärtigen nationalen deutschen Bestrebungen, die unsere Nation einem hohen Ziel

Digitized by Google

zuzuführen scheinen, kommt es nun hier häufig zur Sprache, daß es jetzt wohl an der Zeit sey, die Bildung der Jugend mit diesen Bestrebungen mehr in Einklang zu bringen, und namentlich das Studium der deutschen Muttersprache, das bisher wirklich nur als Nebensache betrachtet ward, zum Hauptgegenstand des Unterrichts, worauf die Muttersprache das gegründetste Recht hat, zu erheben. Die Sprache eines Volkes hängt mit dem Nationalbewußtseyn so eng zusammen, daß man ersterz nicht vernachläßigen kann, ohne dem letztern großen Abbruch zu thun. Man hat häufig Klage darüber geführet, daß wir Deutsche in Bezug auf Beredsamkeit andern Nationen weit nachstehen. Wer aber weiß, wie in unsern Bildungsanstalten dem Zögling so wenig Gelegenheit geboten wird, seine Gedanken in zusammenhängender freier Rede kund zu geben, der wird und darf sich nicht darüber wundern.

Der jetzt nach 17- bis 18jähriger Arbeit vollendete Themse-Tunnel hat im Ganzen 445,370 Pf. St. gekostet. Der Plan zu dem Unternehmen wurde schon im Jahr 1800 gefaßt, die Ausführung aber erst 1824 begonnen. Fünf Arbeiter kamen bei dem Bau um's Leben.

Der unlängst geborne Prinz von Portugal, bei dem bekanntlich der Pabst Pathenstelle vertritt, wird nicht weniger als 15 Namen führen, deren letzter „Sachsen-Coburg-Gotha" lautet.

In Metz hat sich ein Comité unter dem Titel: „Oeuvres de la terre sainte" gebildet, welches sich zur Aufgabe stellt, die christlichen Monumente, die christliche Gemeinde, mit Einem Worte die ganze katholische Kirche in Palästina zu schützen.

Korrespondenz.

Mainz, 25. April.

Der Fremde, der im gegenwärtigen Augenblicke unsere Stadt durchwandert, wird sich über die vielen im Bau begriffenen Gebäude mit Recht verwundern. Es hat das Ansehen, als sollte in wenigen Monaten Alles ganz neu werden, so geschäftig regen sich die Hände der Bauhandwerker in allen Stadttheilen. Während in der Rheinstraße mehrere großartige Gebäude ihrer Vollendung nahe sind, werden auf der entgegengesetzten Stadtseite die Weinberge des sogenannten Kästrichs (Castrum Romanum) durch freiwillige Uebereinkunft einiger Besitzer zu einem der freundlichsten Quartiere umgeschaffen, welches sowohl seiner vortrefflichen Aussicht, als der dabei befindlichen geräumigen Gärten wegen einer der angenehmsten Wohnorte werden wird. Fremden-Herrschaften, welche aus Mangel an passenden Lokalitäten sich bisher hier nicht niederlassen konnten, wird hierdurch Gelegenheit geboten, sich sehr geräumige, gesunde und herrlich gelegene Wohnungen zu erbauen, oder sie zu acquiriren. Der für das neue Stadtviertheil entworfene Plan, welcher, in einem schönen Modelle aufgeführt, für Jedermann sichtbar ist, liefert den sprechendsten Beweis, daß die auf ihre eigenen Mittel angewiesenen Unternehmer, denen bis jetzt von Seiten der städtischen Verwaltung keine Unterstützung wurde, das Schöne mit dem Nützlichen zu vereinigen wissen. Man erkennt dies besonders an der Anlegung von Terrassen, die sie aus eigenen Mitteln bestritten haben und deren Benützung wegen der schönen Aussicht sie dem Besuche des Publikums überlassen. — Die Mitte der Stadt liegt in diesem Augenblicke in eine Staubwolke gehüllt und es hält schwer, dieselbe zu durchdringen, um den Gutenbergsplatz oder das Theater zu erreichen. Alte, unsern Vorfahren und uns ehrwürdige Gebäude werden niedergerissen, um neuen freundlichen Häusern und den uns so nöthigen breiten Straßen Platz zu machen. Das ehemalige Dominikanerkloster ist bereits der Erde gleichgemacht und hie und da wird schon an Fundamenten gearbeitet, auf die vor Eintritt des Winters noch bewohnbare Gebäude zu stehen kommen sollen. Der alte Dom, oder Bischofshof, der durch das Ableben des Hrn. Grafen v. Kesselstadt verfügbar geworden und gleichfalls schönern Gebäuden weichen muß, welche nach dem vor mehreren Jahren von dem geschätzten Architekten Hrn. Oberbaurath Moller in Darmstadt entworfenen Plane hier aufgeführt werden sollen, wird durch sein Verschwinden uns den schönen Anblick des Domchors gestatten, das bisher durch dieses Gebäude gänzlich verdeckt war. Der Styl der hier zu errichtenden Bauten steht in gänzlicher Harmonie mit jenem des Doms und allgemein wird die Consequenz gelobt, mit der das verehrliche Domkapitel auf der Ausführung dieses abgerundeten, schönen Planes beharrt, um die Umgebung des großartigsten Denkmals der Vorzeit, das unsere Stadt besitzt, mit demselben in Einklang zu bringen. — Auch in dem ehemaligen Residenzschlosse schreiten die Bauten rasch vorwärts und Alles läßt erwarten, daß diese sowohl wie die meisten Privatbauten und Reparaturen, welche weit zahlreicher sind, als man sich je erinnert, vor dem Anfange der im Monat September bevorstehenden Festlichkeiten zur Vollendung gebracht werden. R.

Worms, 25. April.

An der aus unserer Stadt nach dem Rhein führenden neuen, schönen Straße war bisher nur noch ein Uebelstand zu bemerken, nämlich die über die Giese führende alte, schlechte Brücke, welche ohne Gefahr nicht zu passiren war. Diese alterthümliche Baute ist bereits bis auf ihre Grundmauern vertilgt und man ist gegenwärtig mit der Erbauung einer neuen, besser situirten Brücke beschäftigt, welche noch im Laufe dieses Jahres ihrer Bestimmung übergeben werden dürfte. Alsdann wird die Communication mit dem Rheinhafen kaum noch etwas zu wünschen übrig lassen. Seit Kurzem ist man hier auch darin dem Beispiel anderer Rheinuferstädte gefolgt, daß die mit den Dampfbooten ankommenden oder abgehenden Reisenden stets einen Omnibus zu ihrer Verfügung finden. Bei der weiten Entfernung des Innern der Stadt, wo die Gasthöfe sind, von dem Hafen, ist diese Einrichtung eine sehr nützliche, und es ist nur zu bedauern, daß man nicht schon längst daran gedacht hat. — Für Auswanderer nach Nordamerika besteht hier schon seit längerer Zeit eine Agentur, durch welche von Jahr zu Jahr Rheinländer, besonders aus Rheinhessen und Starkenburg, unter billigen Bedingungen und zugleich sehr prompt nach den vereinigten Staaten von Nordamerika befördert werden. Aus einem Orte des benachbarten Kreises Lenchheim werden in der Kürze wieder zwanzig Personen die Reise von hier aus dahin antreten. Als eigentlicher Anfangspunkt der Reise wird in den Verträgen die Stadt Mainz festgesetzt, von wo die ganze Reise über Havre nach New-York gewöhnlich nicht länger als 30 Tage zu dauern pflegt. Dem Vernehmen nach hat der einzelne Passagier für die Ueberfahrt mit Einschluß der vollen Schiffsverköstigung nicht mehr als 88 fl. zu bezahlen. — Unser Gymnasium hat seit Kurzem eine Realschule als neue Abtheilung erhalten, und bereits sind die für diesen neuen Unterrichtszweig angestellten Lehrer hier angekommen und in ihre Functionen eingewiesen worden. Unter ihnen befindet sich auch Dr. Künzel von Darmstadt, den wir als einen neuen wackeren Mitbürger und brauchbaren Lehrer begrüßen zu können glauben.

Theater-Anzeige.

Samstag, 30. April. Don Juan, große Oper in 2 Abth. Musik von Mozart. (Gastrollen) Leporello: Hr. Conradi, vom Stadttheater zu Aachen. Zerline: Frau v. Keßlern-Münch, vom Theater zu Wiesbaden.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 120. Sonntag, den 1. Mai 1842.

Die Rache.

(Aus dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

4.

„Nein, Signor!" sagte der alte Mann zu dem Major, als beide beim Abendessen saßen, „ich bin und kann nicht streng genug gegen diese verhaßten Franzosen seyn. Ich weiß auch, was Krieg ist, und daß die Einwohner von Durchmärschen viel leiden müssen. Ich will Ihnen aber meine Geschichte mit wenig Worten erzählen. Sie mögen dann selbst urtheilen, ob ich nicht Ursache habe, dieser Nation zu fluchen. Es sind jetzt neun Jahre, daß —"

„Gut, gut!" unterbrach ihn der Major, indem er hastig sein Glas leerte, „ich glaube gern, daß man Euch hart behandelt hat, aber, guter Freund, Ihr solltet erwägen, daß — daß die Nation nicht schuld daran war — nein, gewiß nicht. Bei einer großen Armee wird es immer Einzelne geben, die leichtsinnig —"

„Leichtsinnig?" rief der alte Mann unwillig aus, „nein, Signor! es war ein tief überlegter, blutiger Plan. Ich ward von meinem Weib und Kindern gerissen, um als Wegweiser zu dienen, und — o! es empört mich, wenn ich es jetzt erzählen soll — ein militärisches Manöver, ich weiß nicht, welcher Art, mißlang. Sie schworen, ich hätte sie absichtlich irre geführt. Man warf mich zu Alessandria in einen tiefen Kerker, wo ich einen ganzen Monat zubringen mußte. Nach einem kurzen Verhör wurde ich zur Galeere verurtheilt — ein Galeerensklave! Während meiner Abwesenheit wurde dieses Haus, die Wohnung meiner Vorfahren, von einigen dieser Teufel in menschlicher Gestalt in Besitz genommen. Mein Sohn, mein einziger Sohn, wurde als Rekrute fortgeschleppt, obgleich er sich erbot, einen Stellvertreter zu bezahlen, wozu er hinlängliche Mittel besaß; dieses Anerbieten war aber ihren Absichten entgegen, sie hätten dann ihr Vorhaben nicht ausführen können; Guiseppe würde, so jung er auch noch war, seine Mutter beschützt haben, und — O santa Maria di misericordia — habe Mitleid mit einem schwachen Greis!"

Vergebens versuchte der Major Montravel seine Bewegung zu verbergen, er zitterte am ganzen Körper; kalte Schweißtropfen standen auf seiner Stirn, und Todtenblässe bedeckte sein Gesicht. Nach einer kurzen Pause, während welcher der Alte schweigend ihm gegenüber saß und sein Gesicht mit den Händen bedeckte, hatte sich Montravel wieder gefaßt und sagte:

„Erzählt nicht weiter, Signor, es greift Euch zu sehr an; kommt, trinkt ein Glas Wein; ich will versuchen, Euch aufzuheitern!"

Der Major goß mit zitternden Händen das Glas des Alten voll Wein, und fügte hinzu:

„In der That, ich bedaure Euch sehr, und wenn ich in irgend einer Art — wenn ich Euch dienen kann — wenn Ihr denkt, daß ich . . . . ."

„Ha!" unterbrach ihn der alte Mann, und sprang vom Stuhle empor, indem er mit der Hand nach der Stirn fuhr, als durchdringe ihn plötzlich ein Gedanke; „ha! was sagtet Ihr?" rief er, und starrte seinem Gast mit einer Aufmerksamkeit in's Gesicht, wie ein Matrose, der durch Schiffbruch auf eine wüste Insel verschlagen ist, und in der Ferne am Horizont einen schwarzen Punkt bemerkt, der ihm ein Schiff zu seyn scheint, das ihn an Bord nehmen wird.

„Wenn ich Euch dienen kann, so dürft Ihr nur sprechen," wiederholte Montravel, und zwang sich, dem Alten kühn und offen in's Auge zu blicken. Seine Lippen zitterten jedoch, während er sprach.

„Nein, nein!" versetzte der Alte, und schüttelte zweifelnd mit dem Kopfe, „von einem Fremden wäre dies zu viel verlangt — und doch könnten Sie ihm ein Mal zufällig begegnen, und — nun, Sie sollen Alles erfahren! Aber nein, ich darf Ihnen nicht Alles erzählen, wenige Worte werden hinreichend seyn. Ich hatte eine Tochter, sie hieß Bianca — sie war schön — sehr schön — gut — fromm, — alles, alles! — Nachdem man ihren Bruder von ihrer Seite gerissen — o, erlassen Sie mir das Uebrige! — sie liegt schon lange im Grabe; möge sie in Frieden ruhen! — Der Bösewicht, von welchem ich spreche, befehligte eine Kompagnie von dem Regiment Franzosen, die in diesem Dorfe einquartirt waren. Er wohnte in meinem Hause, in diesem Zimmer hier; ich habe ihn nie gesehen, aber seinen Namen habe ich nicht vergessen — er hieß Montravel. — Wenn Sie ihm jemals begegnen, so . . ."

„So will ich ihm sagen, was ich von ihm denke, verlaßt Euch darauf!" unterbrach der Major den Greis etwas heftig und mürrisch. Er errieth, was dieser ihm sagen wollte.

„Wenn mein braver Sohn Guiseppe noch lebte," bemerkte der Alte seufzend, „so würde ich nicht zu einem Fremden meine Zuflucht nehmen. Ja, Signor! mein Guiseppe war ein bra-

Digitized by Google

ver Junge. Er hatte eine gute Erziehung genossen. Seitdem sie aber nach Rußland marschirt sind, habe ich nichts von ihm gehört. Zuweilen habe ich noch Hoffnung, ihn wieder zu sehen; allein es ist besser, ich gebe sie auf," fügte er mit traurigem Tone hinzu.

„Und dennoch," sagte Montravel, „dennoch kann er ganz unerwartet aus den entferntesten Theilen Rußlands zurückgekehrt seyn."

„Er würde mir geschrieben haben," erwiederte der verwaiste Vater mit kläglicher Stimme. „Nein, nein, sie sind Alle dahin! Mein gutes Weib starb vor Kummer, kurze Zeit nachdem man unsere Bianca beerdigt hatte. Sie liegen neben einander auf unserm Kirchhof; und der arme Guiseppe liegt vielleicht weit von seinem schönen Vaterland begraben. Mögen sie in Frieden ruhen! Aber die Strafe des Himmels treffe den Elenden, der an ihrem Tode schuld ist!"

(Schluß folgt.)

Atlantische Dampfschifffahrt.

(London, 16. April.) Die Ausdehnung der atlantischen Dampfschifffahrt übersteigt alle Erwartung. Das Dampfschiff „Phönix" wird den 30. April von hier nach dem Cap abgehen; es ist ein Versuch, den eine Compagnie macht, eine regelmäßige Linie von Dampfschiffen nach dieser Colonie zu errichten. Eine andere Linie nach Brasilien wird nächstens zu Stande kommen. Der bekannte in Brasilien eingebürgerte Deutsche J. Sturz hat deßhalb im Namen der brasilischen Regierung mit einer hiesigen Gesellschaft einen Vertrag abgeschlossen. Die Compagnie wird sechs Dampfschiffe vom größten Modell aufstellen, welche eine monatliche Verbindung mit Rio Janeiro Montevideo und Buenos-Ayres erhalten und unterwegs die Häfen von Fernambuc, Bahia, Santa Catharina u. a. besuchen sollen, wofür sie von Brasilien 15jährige Privilegien erhalten. Die brasilische Regierung bezahlt für den Transport der Postfelleisen 6000 Milreis monatlich. Dagegen ist die Gesellschaft verbunden, für die brasilische Regierung von einem Hafen des Reichs zum andern auf jeder Reise 10 Tonnen Ladung (mit Ausnahme von Pulver), so wie 50 Soldaten von Rio nach Santa-Catharina oder umgekehrt zu nehmen, wenn sie es verlangt. Ebenso muß die Gesellschaft auf jeder Reise — im Fall es verlangt wird — bis auf 10 Personen, welche die Regierung nach Europa zu ihrer Bildung schicken wollte, um die Hälfte des regelmäßigen Preises überführen. Dagegen dürfen die Dampfboote Waaren und Passagiere von einem Hafen des Reichs in den andern nehmen, so weit es nicht gegen die Privilegien anderer Dampfbootlinien geht; alles, was sie zu ihren Fahrten brauchen, kann zollfrei eingeführt werden; sie haben die Erlaubniß, Entrepots zur Landung ihrer Waaren zu errichten, und sind frei von allen Hafen-, Piloten- und Leuchtthurmgebühren. Brasilien verpflichtet sich, kein Porto auf Briefe aus oder nach England zu erheben, wogegen England verspricht, das Porto auf fremde Briefe, die über England nach Brasilien gehen, um ein Drittel herabzusetzen. Der Vertrag ist abgeschlossen und man wartet nur noch auf die Unterschrift des Generalpostmeisters hier, um ihn zu vollziehen. Hr. Sturz selbst hat den Plan, sobald diese Linie im Gang ist, eine auf eigene Rechnung auf dem Amazonenström zu errichten und so einen großen Theil des Innern dieses ungeheuren Reichs zugänglich zu machen.

Die Ankunft des Dampfschiffes „India" von Calcutta in Suez in 30 Tagen hat einen Plan zur Folge gehabt, durch welchen diese Linie mit Australien in Verbindung gebracht werden soll, und der bei weitem der thunlichste scheint, das große Problem einer Dampfschifffahrt mit dem Südmeer in Ausführung zu bringen. Es sind dazu drei Wege denkbar: über Panama 13,500 englische Meilen, um das Cap 12,750 und über Suez und Ceylon 12,100. Die Dampfschiffe von Calcutta nach Suez legen in Trincomalee auf Ceylon an, die Dampfboote von Australien hätten daher blos bis dahin zu gehen, ihre Passagiere dort auf die indischen Boote abzuliefern und von ihnen zu erhalten, und ihre Linie würde sich so stellen: von Sidney zu der neuen Colonie in Nordaustralien in Port Essington 1700 Meilen, von da nach Samarang in Java 1400 Meilen, von da nach Singapur 650, von da nach Trincomalee 1350, im Ganzen 5700 Meilen; also 20 Tage nach Indien und 60 nach England. Die wichtigsten Zwischenpunkte, welche diese Linie besuchen würde, müßten ihr einen großen Zuwachs von Passagieren und Fracht liefern und die Verbindung mit Indien und Java, welche für Australien täglich wichtiger wird, noch enger machen. (Allg. Z.)

Götz von Berlichingen.

Da wir einer neu einstudirten Aufführung von Göthe's klassischem Drama obigen Namens auf der Frankfurter Bühne entgegen gehen, so dürften die nachstehenden gedrängten Skizzen aus dem Leben dieses ritterlichen Mannes mit der eisernen Hand von Interesse seyn, und sie werden, wenn auch Manchem bekannt, doch von vielen Andern willkommen geheißen werden. Götz von Berlichingen lebte zu den Zeiten des eben erlöschenden Faustrechtes, von welchem er einer der letzten Helden und Vertreter gewesen und dessen Eigenthümlichkeiten unser Göthe in seinem Drama so charakterisch geschildert hat. Das Faustrecht oder das Recht der Stärkeren stand unter dem Adel des Mittelalters in seiner vollsten Blüthe, weil damals die Gesetze sehr mangelhaft und die Staatsgewalten zu wenig selbstständig waren. Jedoch war auch das Faustrecht einer gewissen Ordnung und Bestimmungen unterworfen, welche es nicht überschreiten durfte; es artete aber nach und nach so sehr aus, daß es alle Schranken übersprang und man daran denken mußte, ihm endlich einen Damm entgegen zu bauen. Nach mehreren vergeblichen Versuchen deutscher Kaiser gelang es endlich Rudolph von Habsburg, viele Ritterburgen und Raubnester mit Feuer und Schwert zu zerstören und einige Ruhe herzustellen, doch erst durch die energischen Bemühungen des schwäbischen Bundes (1488), durch die Ausschreibung des ewigen Landfriedens und durch die Begründung des Reichskammergerichtes (1495) wurde diesen Gräueln ein Ende gemacht und traten Ordnung und Gesetz an die Stelle der Anarchie und der Willkür.

Götz (Gottfried) von Berlichingen wurde geboren um das Jahr 1482 auf der Burg Jarthausen im jetzigen Königreich Würtemberg. Er war zwar ein durch Muth und per-

Digitized by Google

sönliche Tapferkeit ausgezeichneter Ritter, welchem ein Wort für unverletzlich galt, und welcher auf deutsche Treue und Redlichkeit nach den damaligen Begriffen der Zeit hielt, sich aber kein Gewissen daraus machte, Wanderer zu überfallen und zu berauben, weil er das Faustrecht liebte und ehrte. Seine ersten Ritterthaten verrichtete er unter dem kaiserlichen Heere, an dessen Zügen nach Burgund, Lothringen und Brabant und 1499 gegen die Schweiz er Theil nahm. Die Ritterwürde erhielt er im Jahre 1500, focht dann unter Markgraf Kasimir von Brandenburg gegen Nürnberg (1502), und verlor einige Jahre später bei der Belagerung von Landshut durch einen Schuß die rechte Hand, die er mittelst einer sehr künstlich gearbeiteten eisernen ersetzte. Nichtsdestoweniger blieben Fehden und Kämpfe seine Lieblingsbeschäftigungen, und er machte sich trotz seiner eisernen Hand berühmt und gefürchtet, störte aber dadurch den bereits eingeführten Landfrieden so sehr, daß endlich die Acht über ihn ausgesprochen wurde. Obwohl er derselben bald enthoben wurde, da er Schadenersatz und das Versprechen leistete, sich in Zukunft ruhig zu halten, so zog ihn doch seine Lust am kühnen Ritterhandwerk bald wieder fort und er verwickelte sich in erneuerte Kämpfe, bei welchen er freilich nach seiner Ansicht im Recht zu stehen glaubte. Sogar gegen den schwäbischen Bund, der allen fehdelustigen Rittern ein Dorn im Auge war, wagte er aufzutreten, und half (1519) dem Herzog Ulrich von Würtemberg in dessen Kämpfen. Bei Veranlassung einer Belagerung der Stadt Möckmühl nahm man ihn verrätherischer Weise gefangen und lieferte ihn der Stadt Heilbronn aus, wo er in strenger Haft gehalten wurde. Erst nach 3½ Jahren gab man ihm gegen ein ansehnliches Lösegeld die Freiheit wieder, worauf er sich nach seiner Burg Hornberg am Neckar zurückzog, die er im Jahre 1516 erkauft hatte. Hier lebte er mehrere Jahre in Ruhe, und vermied, so schwer es ihm auch ankommen mochte, jede Fehde, um mit dem Kaiser und dem schwäbischen Bunde nicht in neue Zerwürfnisse zu gerathen.

Unterdessen waren die Bauernkriege ausgebrochen. Mit diesem Namen belegt man die Aufstände des Landvolkes im südlichen und westlichen Deutschland zur Zeit der Reformation, vorzüglich 1525. Die Hauptursachen dieser Unruhen waren dreifach; theilweise hatte der Landmann Gründe, über Druck, Abgaben und Lasten verschiedener Art wirkliche Klage zu führen; theilweise auch waren die Klagen eingebildet und übertrieben, oder beruheten auf den in Folge der Reformation mißverstandenen Begriffen von Freiheit und Gleichheit, so wie auch der Wunsch nach Unterricht und freierer Bewegung in der evangelischen Lehre mitwirkte. Trotz des Schutzes von Seiten des Kaisers unterließen es geistliche und weltliche Herren nicht, das arme Landvolk zu bedrängen und an dasselbe die übertriebensten Forderungen zu stellen. Die damals neu eingeführten Söldner erlaubten sich Ausschweifungen aller Art, und an vielen Orten kannte der Uebermuth der Geistlichkeit keine Gränzen; Gerichtshöfe, an welche sich der Landmann mit seinen Beschwerden erfolgreich hätte wenden können, gab es nicht, und so waren jene Aufstände in den Zeitverhältnissen begründet. Schon 1476 veranlaßten im Bisthum Würzburg die Predigten des Hirten Hans Böheim aus Niklashausen Zusammenrottirungen von mehr als 30,000 Menschen, die aber nach seiner Verhaftung und Hinrichtung leicht zerstreut wurden. Immer mehr verbreiteten sich diese Aufstände, wurden unterdrückt, erhoben sich wieder, und brachten großes Unheil über diejenigen Provinzen, in welchen sie wütheten. Am 1. Januar 1525 wurde ein Hauptaufruhr von den Bauern des Abts von Kempten begonnen, welchem sich viele Andere, wie auch Ritter von Macht und Ansehen anschlossen. Dieser Aufruhr wurde bedenklich, und nicht ohne geringe Anstrengung konnte er gedämpft werden. Die Bauernkriege kosteten gegen 100,000 Menschen das Leben, und brachten doch den armen Landbewohnern keinen Nutzen, sondern trugen nur dazu bei, ihnen noch größere Lasten und Bedrückungen zuzuziehen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

In der in unserm Blatte bereits besprochenen gekrönten Preisschrift des Hrn. Dr. Curtmann werden als Ursachen der noch immer geringen Wirkungen der Schule auf das Leben die folgenden angegeben und erörtert: Uebermaß und Unzeitigkeit des Unterrichts, Unterbrechung des Unterrichts und der Erziehung, Ungewissenhaftigkeit vieler Lehrer und Unwissenheit derselben, Irrthümer der Methode, Charakterschwächen vieler Lehrer, gespanntes Verhältniß der Schule zur Kirche und Kampf der Schule gegen die Einflüsse des Lebens. Mit Geist und Laune hat der Verfasser hier manches Mangelhafte angedeutet und gerügt, und es wird dieser Sittenspiegel für die Lehrer und die Geistlichen, wofern es ihnen Ernst um die Sache ist, ein nützlicher seyn. Als Mittel, um den frühzeitigen Verlust des in der Schule gelernten Guten zu verhüten, schlägt Dr. C. folgende vor: Annahme eines festen Prinzips, bessere Erziehung des Lehrstandes, verbesserte Aufsicht über die Schulen, Verbesserung der Verhältnisse der Lehrer, bessere religiöse Erziehung und Zucht, Erweiterung des erziehenden Kreises der Schule, Verbindung der Schulen mit dem Volksleben, pädagogische Vereine und verbesserte pädagogische Schriftstellerei. Eine sinnliche Parabel macht den Schluß eines Werkchens, welches viel Treffliches enthält, und den Lehrern zur Lektüre empfohlen zu werden verdient. Uebrigens geht es mit allen Verbesserungen, wie Schiller gesagt hat:

Die Welt wird alt und wird wieder jung,
Und der Mensch hofft immer Verbesserung.

* (Frankfurt, im April.) Hr. Carl Götz, der bekannte blinde Deklamator, welcher früher schon einmal mit gutem Erfolge dahier ein Deklamatorium gegeben, gibt nächsten Dienstag den 3. Mai unter der Leitung des zu edlen Zwecken stets bereiten und thätigen Hrn. Kapellmeisters Guhr eine musikalisch-deklamatorische Abendunterhaltung, welcher ein recht zahlreicher Besuch zu wünschen ist. Die höchst traurige Lage dieses Blindgebornen, der sich als Dichter und Deklamator durch die Beihülfe seiner Freunde, die er sich durch sein gutmüthiges Wesen und sein Unglück gewann, eine Subsistenz sicherte, wird wohl Vielen zu Herzen gehen, und es steht somit zu hoffen, daß seine Abendunterhaltung sich eines recht günstigen Erfolgs erfreuen werde.

Digitized by Google

Wir machen unser kunstliebendes Publikum darauf aufmerksam, daß Herr Konzertmeister Rudersdorff, unter Mitwirkung seiner Fräulein Tochter und mehrerer Mitglieder hiesiger Bühne, am 6. Mai ein Konzert geben wird, dessen Programm einen anziehenden Kunstgenuß verspricht. Uns ist Herr Konzertmeister R. schon als ein vorzüglicher Geiger durch mehrfache Produktionen in früheren Konzerten bekannt geworden, so daß wir nicht weiter auf sein Talent hinzudeuten für nöthig erachten. Zu den interessanten Piecen dieses Konzertes gehört auch eines der schönsten Quintette v. Onslow. Näheres wird demnächst durch das Programm bekannt gemacht werden.

Korrespondenz.

Darmstadt, 26. April.

Unter mehreren interessanten Gegenständen, welche der Schaulust während des morgen hierselbst beginnenden Frühlingsmarkts werden dargeboten werden, scheinen die electromagnetischen Experimente, welche der reisende Physiker Hr. Ber hier anzustellen im Begriff steht, um so mehr die öffentliche Aufmerksamkeit zu verdienen, als der Electromagnetismus der Gegenstand der thätigsten Untersuchung ist und in seiner Anwendung als bewegende Kraft zu einer großen Rolle in der Maschinenwelt bestimmt zu seyn scheint. Ein mit Rücksicht darauf angefertigtes Modell einer Maschine, welche durch electromagnetische Einwirkung in Bewegung gesetzt wird, dürfte der Wißbegierde besondere Befriedigung gewähren. Die galvanische Batterie, welche Hr. Ber besitzt, ist nach der Angabe des Hrn. Professors Münch zu Straßburg verfertigt worden.

Ilmenau, im April.

In unserem freundlichen, von der Natur mit herrlichen Umgebungen ausgestatteten Bergstädtchen Ilmenau ist bekanntlich vor mehreren Jahren schon eine sogenannte Kaltwasserheil-Anstalt errichtet worden, bei welcher ganz dasselbe Verfahren wie bei der von Priesnitz in Gräfenberg eingeführten angewendet wird. Seit dem vorigen Jahre ist diese Anstalt durch zweckmäßige Einrichtungen noch bedeutend erweitert worden, so daß unter der Aufsicht der sehr verständigen und menschenfreundlichen Badeärzte Dr. Fitzler und Baumbach Douchen, Strudel-, Augen-, Glieder- und andere Bäder mit sehr heilsamem Erfolge gebraucht werden. Die vorschriftmäßige Anwendung derselben haben schon die bedenklichsten Krankheiten gehoben; viele mit körperlichen Leiden beschwerte Patienten, die sich selbst fast für verloren hielten, wurden kurirt und waren nach kurzer Zeit wieder im Stande, unsere Anstalt als vollkommen genesen zu verlassen. Die Benutzung dieser Bäder eignet sich nicht nur für den Sommer, sondern auch für den Winter, indem deshalb alle möglichen Einrichtungen zur Bequemlichkeit getroffen worden sind. Unter der ansehnlichen Anzahl von Badegästen, welche diesen Ort frequentirten, befand sich auch in der letztern Zeit der vormalige kurhessische Minister, jetzt preußische geheime Ober-Tribunalrath Hassenpflug, welcher die Herstellung seiner zerrütteten Gesundheit größtentheils dem Gebrauche dieser Bäder und der Einathmung der hier wehenden frischen Bergluft zu verdanken hat. Ueberhaupt empfiehlt sich dieser durch seine gesunde Lage ganz besonders zu einer solchen Anstalt sich eignende Badeort, welcher durch die erst kürzlich beendigte Straßenverbindung noch bedeutend gewonnen hat, durch seine gesellige und äußerst billige Lebensweise.

Charade.

Die beiden Ersten hausen
Am schauerlichen Ort;
Man flieht nicht ohne Grausen
Aus ihrer Nähe fort.

Wenn Alle Schlummer kosten
In nächtlich stiller Zeit,
Geh'n sie auf ihrem Posten,
Zu Raub und Mord bereit.

Gleichwie die bösen Geister,
In deren Dienst sie sind,
Wie ihr Patron und Meister
Sind für das Licht sie blind.

Einst trug sie der Hellene
Mit Stolz auf seinem Schild
Und manche griech'sche Schöne
Sah froh bewegt ihr Bild.

Was ist der Bach den Weiden,
Die hart am Ufer sind,
Das sind die letzten Beiden
So manchem schönen Kind.

Manch' störendes Versäumniß
Der Bildnerin Natur,
Manch' unbelauscht Geheimniß
Entdeckt es ihnen nur,

Nicht auf dem Ball, im lauten
Gewühle der Soirée,
O nein! nur im vertrauten,
Im leichten Negligé.

Laßt immerhin die Damen
Sich ihrer Schönheit freu'n!
Noch früher als ihr Rahmen
Wird sie veraltet seyn.

Vergeßt nicht, daß es Gecken
Auch unter Männern gibt,
Die immer sich belecken,
In's eig'ne Bild verliebt.

Als König aller Narren
Ist's Ganze weltbekannt,
Obgleich es mit dem Sparren
Auch ächten Witz verband.

Des Räthsels Sinn liegt offen,
Doch wenn ihr gleich ihm seyd
Und fühlet euch getroffen,
Dann thut mir's wirklich leid.

Herm. Hauber.

Auflösungen in Nro. 117.

Logogryph: Segen — Regen.
Charade: Sandbank.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 1. Mai. Göz von Berlichingen mit der eisernen Hand, Schauspiel in 5 Abth., von Göthe.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 121. Montag, den 2. Mai 1842.

Die Rache.

(Aus dem Englischen.)

(Schluß.)

Montravel's gänzlicher Mangel an Religion verhärtete ihn gegen den Eindruck, welchen der Fluch unglücklicher Eltern sonst auf seine Gefühle hervorgebracht haben würde. Mit etwas spöttischem Tone erwiederte er, daß, da so viele Jahre seit der Begebenheit verschwunden wären, der Delinquent vielleicht Reue fühle.

Der Alte versetzte nichts, sondern stand von seinem Stuhl auf und empfahl sich seinem Gast, indem er ihm für das Interesse dankte, welches er an dem Unglück seiner Familie zu nehmen scheine. Luigi, welcher bei dem Abendessen seinen Herrn und den Alten bedient und folglich ihr Gespräch mit angehört hatte, leuchtete Letzterem, als er sich entfernte, die Stiege hinab. „Verzweifelt nicht, Signor, Euren Sohn wieder zu sehen," sagte er zu ihm, „ich war auch mit der großen Armee in Rußland, ich wurde gefangen genommen und viele hundert Meilen in's Land geschickt, ich bin aber wieder zurückgekommen, wie Ihr seht. Es sollte mich nicht wundern, wenn Ihr Euren Sohn Guiseppe auch wiedersehtt."

„Felicissima notte!" sagte der Alte trocken, es verdroß ihn, daß man ihm mit leeren Hoffnungen schmeichelte. „Felicissima notte," erwiederte Luigi im reinsten Accent der Gegend. Der Alte stutzte, und sah sich nach Luigi um. Dieser hatte sich aber schnell gefaßt und war bereits auf der Hälfte der Stiege.

„Luigi!" sagte der Major, als sein Diener wieder in's Zimmer trat, „Du hast des Alten ganze Geschichte mit angehört; Du weißt, daß ich es bin, dem er alle Schuld an seinem Unglück beilegt. Ich kann Dir aber versichern, daß ich von der ganzen Geschichte nichts weiß. Ich erinnere mich wohl, daß unsere Truppen den Alten mit sich nahmen, wußte aber nicht, daß er ihnen als Führer dienen sollte. Ich quartirte mich hier ein, weil im ganzen Dorfe kein besseres Logis zu finden war. Sein Sohn mußte Soldat werden, dafür kann ich nicht, das Loos hatte ihn gewiß getroffen; jeder Mensch muß sich in sein Schicksal fügen."

„Ja wohl, Herr Major," versetzte Luigi anscheinend gleichgültig, indem er beschäftigt war, die Speisen abzutragen; „es war Alles in der Ordnung, konnte auch nicht anders kommen, der Herr Major befehligten ja im Dorfe."

„Ich versichere Dir nochmals," sagte Montravel, „daß ich von dem jungen Mann gar nichts weiß, und das Mädchen, pah! sie war eine gemeine . . . . ."

„Ha! Du Lügner, Du Schurke!" rief Luigi wüthend, indem er einen verborgenen Dolch aus dem Busen zog — „nimm das, hier hast Du Deinen verdienten Lohn! Wisse, ich bin Guiseppe Recca!"

„Verräther!" schrie Montravel, und schoß ein Pistol auf seinen Gegner ab. Er versuchte vom Stuhl aufzustehen, fiel aber wieder zurück.

„Ich Thor! daß ich meinen Zorn nicht bändigen konnte," sagte der Italiäner, indem er den verwundeten und anscheinend sterbenden Montravel vor sich betrachtete; „langsam schleichendes Gift war Dir bestimmt, Elender. In diesem Zimmer hier solltest Du Dich Monate lang quälen, hier, wo ich, Guiseppe Recca, vor Dir auf den Knien lag, um meiner Mutter und Schwester willen — die Du beide vernichtet hast. — Nein, fahre nicht zurück, ich steche Dich nicht mehr, Du hast genug. Ha! ha! willst Du Dich rächen? Versuche es, ich weiche nicht zurück!"

Montravel sammelte seine noch übrigen Kräfte, er erhob das andere Pistol und schoß auf den Italiäner, der ruhig stehen blieb, da er vorher die Kugeln herausgezogen hatte. Als der Pulverdampf verflogen war, lachte er höhnisch über sein Opfer.

„Hast Du des Mordens noch nicht genug?" sagte er. „Wolltest Du Dich noch mehr verantwortlich machen?"

„Was ist hier vorgefallen? Was bedeutet dies?" rief jetzt der Alte, durch den Lärm der Schüsse erschreckt, in's Zimmer stürzend.

„Ich habe Vergeltung ausgeübt, Vater!" sagte der junge Italiäner. „Vergieb mir, daß ich Dir nicht geschrieben habe. Als ich aber hörte, was während meiner Abwesenheit hier vorgefallen war, schwur ich, furchtbare Rache zu nehmen. Ich folgte diesem Bösewicht hier vom Rhein aus nach Paris, von Paris nach Genf, und von da aus habe ich ihn hierher auf den Schauplatz seiner Verbrechen geführt. Betrachte ihn, Vater! Dieser Schurke ist Montravel, und ich bin Dein Sohn Guiseppe Recca!"

„Laß sehen, laß sehen!" rief der Alte, und bemühte sich, vor Aufregung zitternd, vergeblich, den Busen seines Sohnes zu entblößen.

Digitized by Google

„Ich verstehe, was Ihr wollt, Vater," sagte Guiseppe, und nahm seine Halsbinde ab. „Hier ist das Merkmal, das Ihr zu sehen wünscht," fuhr er fort, indem er seinen entblößten Hals zeigte.

„Mein Sohn, mein Sohn, mein theurer Sohn, den ich längst gestorben glaubte. Ja! ja! Du bist Guiseppe!" rief der Alte entzückt, drückte sein Kind an sein Herz, küßte es, und weinte vor Freuden.

Ein tiefes ängstliches Seufzen riß die Glücklichen aus ihrem Freudentaumel. „Ha!" fragte der Alte, indem er mit wilden Blicken sich umschaute. „Was war dies?"

„Vergieb mir, Vater," antwortete der Sohn, „es kam nicht so, wie ich wollte, aber der Elende wagte es, von meiner Schwester verächtlich zu sprechen. Ich konnte Alles ertragen, aber das —"

„Ha! Montravel!" rief der Alte, „Dich hatte ich vergessen; aber jetzt will ich Dir in's Gesicht fluchen." Bei diesen Worten stürzte er nach dem Armstuhl zu, auf welchem der Major saß.

„Laßt mich los!" ächzte ihr Opfer, „laßt ab! Ihr erwürgt mich! — Eine ganze Familie —" stammelte er, während seine Augen wild und schrecklich im Zimmer umherstarrten.

„Wie?" rief der Alte, „rührt Dich Dein Gewissen endlich? Sieh mich an! höre, wie ich Dir fluche! — schrecklich, er hört mich nicht mehr. Sieh, Guiseppe, sieh, wie seine Augen stier blicken! — er ist todt. Aber aber gieb mir Deine Hand, mein Sohn, Deine rechte Hand, damit ich sie an mein Herz drücke. So, so! nimm meinen Seger, mein Sohn. — Ha! wir sind nun gerächt."

Götz von Berlichingen.

(Schluß.)

Die Unruhen des Bauernkriegs störten Götz von Berlichingen in seinem friedlichen Burgleben; er wurde gegen seinen Willen in sie hineingezogen und gezwungen, den Rang eines Anführers unter ihnen einzunehmen, welcher Nothwendigkeit er sich auch darum geduldig fügte, weil er hoffte, durch seinen persönlichen Einfluß jene Gräuelthaten, welche damals an der Tagesordnung waren, zu mildern. Nur vier Wochen blieb er in diesem Posten, enthielt sich aller Gewaltthaten und kehrte nach Ablauf dieser Frist auf seine Burg zurück. Der Abschnitt des Bauernkrieges, in welchen Götz von Berlichingen verwickelt wurde, war jener oben erwähnte vom Jahre 1525. Nachdem am 7. März die oberschwäbischen Bauern einen Bundesvertrag geschlossen hatten, lagerten sie sich in drei Haufen zwischen Günzburg und Leipheim, bei Wurzach und am Bodensee. Georg Truchseß von Waldburg, ein eifriger Katholik, zog von Seiten des schwäbischen Bundes gegen sie aus und bekriegte sie mit Strenge; am 4. April wurden die Bauern bei Leipheim, am 14. bei Wurzach besiegt. Mit dem dritten Haufen am Bodensee wurde ein Vertrag geschlossen, worauf er sich friedlich zerstreute. Unterdessen hatte sich der Aufruhr am Neckar, Main, Rhein u. s. w. ausgebreitet und waren die 12 Artikel verfaßt worden, in welchen der Bauernstand seine Klagen aussprach. Am 24. April wurde Götz von Berlichingen zum Hauptmann erwählt, war aber nicht im Stande, den Plünderungen und der Zügellosigkeit des Landvolkes Einhalt zu thun. In diesen Zeiten sollen gegen 200 Burgen und viele Klöster zerstört worden seyn. Dem Truchseß von Waldburg gelang es, eine Reihe von Siegen zu erfechten und am 7. Juni ergab sich auch die Stadt Würzburg auf Gnade und Ungnade. Nach Beendigung dieser Bauernaufstände wurde Götz von dem schwäbischen Bunde nach Augsburg vorgeladen, dort eingekerkert, zwei Jahre lang fest gehalten und dann freigelassen, nachdem er Urfehde geschworen hatte. Wie drückend ihm ein solcher Burgbann und die Enthaltung von allem Waffen- und Kriegsspiel seyn mußte, läßt sich denken; jedoch trug er es 11 Jahre lang. Unterdessen waren die Tage der männlichen Kraft vorüber geschwunden und er zu einem greisen Helden geworden. Kaiser Karl V., des kräftigen Ritters freundlich gedenkend, lö'te dessen Burgbann, und Götz von Berlichingen zeigte sich noch mehrmals in Ungarn und Frankreich in den Feldlagern. Endlich (1562) starb er auf seiner Burg; im Kloster Schönthal wurde er in der Familiengruft bestattet. Eine von ihm selbst verfaßte Biographie ist uns überblieben und mehrmals gedruckt worden; sie hat Göthe'n zu dem Drama veranlaßt, dessen Aufführung man zu jeder Zeit willkommen heißen wird, da es die Sitten und Ansichten einer denkwürdigen Epoche unserer deutschen Geschichte schildert und besonders auf jugendliche Gemüther einen mächtigen Reiz ausübt. Die Jugend liebt die Aeußerungen der Kraft, aber sie liebt auch das Große und Schöne, welches unverkennbar aus ihnen spricht; sie liebt jene Biederkeit und Treue, welche man an den ritterlichen Gestalten des Mittelalters zu bewundern gewohnt ist. Göthe's Götz von Berlichingen ist der Vater von Hunderten von Ritterstücken geworden. W. -

Ein Salto mortale.

(Aus den Erinnerungen eines englischen Seemannes.)

Unter der Schiffsmannschaft herrschte eine auf Fregatten sehr seltene Stille. Es war die Stunde des Abendessens, und das vom Kanonendeck aufsteigende Gemurmel glich dem Gesumse eines Bienenschwarmes, wodurch der Reiz der weit umher verbreiteten Ruhe eher erhöhet als gestört wird. Das Verdeck war fast ganz leer. Der wachehabende Offizier stand regungslos mit dem Fernglase in der Hand am Hackbord, und auf der entgegengesetzten Seite des Verdeckes lag eine Gruppe Matrosen im Schatten der Schiffsbekleidung, während hier und dort einige andere, mit Handarbeiten beschäftigt, umher saßen. — Unter dem Hauptmaste lag Jake, ein Neger, in dessen Person alle afrikanischen Eigenthümlichkeiten auf das stärkste ausgedrückt waren. Seine Plattnase dehnte sich zu einer ungewöhnlichen Weite, und seine tiefschwarzen Wangen glänzten vor Freude bei dem Anblick der possierlichen Sprünge eines großen Affen, welcher, sich an den Mastwänden festklammernd, den Neger so vertraulich angrinste, als ob ein gegenseitiges Einverständniß unter ihnen statt gefunden hätte. Ich selbst hatte diesem Spiel eine Zeit lang zugesehen, bis ich mich endlich abwandte, um mich an dem malerischen Anblicke der Stadt Mahon, welche in einiger Entfernung lag, zu ergötzen. Bald wurde meine Aufmerksamkeit jedoch durch ein schallendes Gelächter

Digitized by Google

dem Verdeck wieder zugewendet. Ich drehte mich um und sah, daß der kleine Bob, des Commodores Sohn, welcher unter dem Hauptmaste stand, in die Hände klatschte und lachend in die Höhe schaute. Ein einziger Blick auf die große Segelstange erklärte die Ursache des allgemeinen Jubels. Bob war nämlich aufs Verdeck gestiegen, als Jocko schnell von der Mastwand hinunter und auf Bob's Schulter sprang, ihm die Kappe vom Kopfe riß und mit seinem Raube eilends am Takelwerk hinauf eilte, wo er mit sichtbarem Wohlbehagen die geraubte Mütze zu zerfetzen anfing. Der lebhafte Bob jedoch hatte nicht im Sinne, seine Kopfbedeckung zu verlieren, ohne einen Rettungsversuch zu machen. Obwohl er nicht völlig so geschwind klettern konnte, wie ein Affe, so wurde sein noch halb kindisches Ehrgefühl doch vorzüglich durch das laute Gelächter des Negers gestachelt, welcher durch allerlei groteske Sprünge seine nicht mit Worten auszudrückende Freude bezeugte. Eine glühende Röthe überflog die Wangen des kleinen Bob; er warf einen zornigen Blick auf den Neger und war dann mit Einem Sprunge an der „Jacobsleiter." In wenigen Augenblicken hatte er die Hälfte des Takelwerkes mit solcher Behendigkeit erklommen, daß die Mastwände unter seiner elastischen Bewegung sich kaum regten. Vergebens rief ihm der Neger in seinem Kauderwälsch eine Warnung zu; er hatte seine Worte kaum beendigt, als Bob bereits die oberste Verlängerung des Hauptmastes erreicht hatte. — Der Affe hatte unterdessen die Annäherung des kühnen Kletterers erwartet. Als dieser das oberste Takelwerk erreicht hatte, setzte der Affe sich selbst die Mütze auf den Kopf, kletterte von der Segelstange, worauf er Posto gefaßt, an einem Seile zu dem obersten Stagsegel, und von dort zu den höchsten Kreuzbäumen hinauf, wo er sich ruhig niedersetzte und wieder anfing, die Mütze zu zerreißen. Der Affe schien auf der ganzen Flucht nur so viel Behendigkeit aufzubieten, als nöthig war, um dem Verfolger zu entgehen, und er hielt inne, sobald der letztere der Jagd überdrüssig zu werden schien. Immer höher lockte das boshafte Thier den bald völlig ermüdeten Knaben, welcher nicht Willens zu seyn schien, unverrichteter Sache wieder auf's Verdeck hinunter zu steigen und sich dem allgemeinen Gelächter preiszugeben. Er setzte sich auf die Kreuzbalken der obersten Bramstange, und die Zuschauer, welche durch das drollige Schauspiel herbeigelockt worden waren, kehrten zu ihren gewöhnlichen Geschäften oder Belustigungen zurück. — Auch meine Aufmerksamkeit wurde durch die Ablösung der Steuerbordwache dergestalt in Anspruch genommen, daß ich die eben beschriebene Pantomime bald vergaß. Plötzlich jedoch wurde ich durch ein lautes Geschrei des Negers wieder aufgeweckt. — Mein Gott! rief dieser, Massa Bob ist auf dem obersten Flaggenknopfe! — Ein kalter Schauer überlief mich, als ich dieses Wort vernahm; ich schaute hinauf — es war nur zu wahr! Der tollkühne Knabe, welcher durch die kurze Rast wieder Kräfte gesammelt hatte, konnte der Versuchung nicht widerstehen, noch höher zu steigen; und getrieben durch einen jener Impulse, wodurch der Mensch oft bewogen wird, sich ohne die Möglichkeit eines erwünschten Resultates in die augenfälligste Gefahr zu stürzen, hatte er die höchste Spitze des Mastes erklommen und stand bereits auf dem Flaggenknopfe — einem kleinen, runden Stückchen Holz auf der Spitze des obersten Mastes und in einer solchen Höhe von dem Verdecke, daß mich schwindelte, als ich zu ihm hinauf sah. Hier traf das Gegentheil des bekannten Virgil'schen Verses ein. Das Hinaufsteigen war vergleichungsweise leicht — aber das Herabsteigen! — Bei dem Gedanken an die in diesem einen Worte begriffenen Gefahren fühlte ich eine Anwandlung von Ohnmacht; meine Haare sträubten sich und ich vermochte mich kaum zu halten. Ueber ihm und um ihn her war nichts als die leere Luft, und unter ihm nur ein kleiner, winziger Fleck — ein kleines, wankendes Stück Holz, welches vom Verdeck nicht größer schien, als der Knopf auf der Spitze eines Rappiers, und die Spitze des Mastes selbst schien kaum stärker als die Klinge. Schreckliche Tollkühnheit! Wenn er es wagen sollte, sich zu bücken, woran konnte er sich wohl halten, um wieder herunter zu steigen? Seine Füße bedeckten die winzig kleine Fläche, worauf er stand, und unter derselben war nichts als eine lange, nackte, glatte Stange, welche sich unter seinem Gewichte zu biegen schien. Ein jeder Versuch, diesen entsetzlich gefährlichen Posten zu verlassen, schien fast unvermeidlicher Tod; denn er mußte dabei nothwendig das Gleichgewicht verloren und auf's Verdeck herabstürzen. — Was war in dieser dringenden Noth zu thun? Ihn anzurufen und von seiner Gefahr zu unterrichten, wäre im höchsten Grade unbesonnen gewesen. Ich dachte mir auch, der leichtsinnige Knabe müsse sich seiner schrecklichen Lage schon bewußt seyn; und in meiner Besorgniß um ihn glaubte ich ihn schon zittern und erblassen zu sehen. Ich erwartete jeden Augenblick, die schreckliche Katastrophe zu sehen. Ich konnte seinen Anblick nicht ertragen, und gleichwohl vermochte ich es nicht über mich, meinen Blick abzuwenden. Es wurde mir düster vor den Augen, und die Luft schien mir dicker zu werden und zu zittern, wie die einen glühenden Ofen umgebende Atmosphäre. Ich selbst hatte völlig das Gefühl eines Menschen, der in Gefahr ist, von einer großen Höhe hinunter zu fallen, und wankte halb bewußtlos dem Geländer zu. — Ich erlangte allmählig meine Besinnung wieder und blickte um mich — das Verdeck war mit Menschen angefüllt.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(London, 25. April.) Am 12. Mai wird die Königin im Palaste einen sogenannten Phantasie-Maskenball geben, dessen Vorbereitungen und Anordnungen die ganze vornehme Welt bereits auf's lebhafteste beschäftigen. Sämmtliche Theilnehmer werden dabei im Kostüme früherer Zeiten erscheinen, das eben so treu als glänzend nachgeahmt werden soll. Die Königin selbst wird als Königin Philippa erscheinen, ihr Gemahl aber den Helden von Cressy vorstellen, und als solcher die volle Rüstung Eduard's III. tragen. Sämmtliche hohe Kronbeamte sollen in der unter Eduard's Regierung üblichen Staatstracht erscheinen. Den Gesandten der verschiedenen Höfe ist der Wunsch ausgedrückt worden, daß sie das Kostüm ihres Landes aus dem 14. Jahrhundert tragen möchten. Die Königin hat den vornehmsten Damen gestattet, bei diesem prächtigen Mummenschanz in der Umgebung eines eigenen mittelalterlichen Adelshofes zu erscheinen, um Eduard und Philippa ihre Lehnshuldigung darzubringen; ihr Kostüm dürfen sie aus derjenigen Epoche wählen, welche ihnen, ihren Rittern und Damen am besten zusagt. Einen der glänzendsten dieser

Digitized by Google

Höfe wird die Herzogin von Cambridge als Anna von Bretagne bilden; 50 Personen, meistens im Kostüm der Würdenträger am Hofe Karl's VIII. und seines Nachfolgers, werden in ihrem Gefolge seyn, unter welchem sich auch vier vollständige Quadrillen, eine deutsche, französische, italienische und spanische, befinden sollen.

(Unglück eines berühmten Namens.) Walther von Göthe, der älteste Enkel des Dichters, der gegenwärtig in Wien lebt und sich der Musik gewidmet hat, soll, wie J. P. Lyser berichtet, zu einer Freundin kürzlich gesagt haben: „Ich habe an meinem berühmten Namen zu schleppen, und wollte lieber Herr von Kümmelkürk, als Herr von Göthe heißen! Da verlangen die Leute, ich soll reden, wie der Großvater, und componiren, wie Mozart, und weil ich Beides nicht kann, so halten sie mich für einen dummen, talentlosen Menschen. Da gehe ich nirgends mehr hin."

(Fortschritte des Kriegswesens in China.) Das „Journal des Debats" macht auf die Fortschritte aufmerksam, welche die Chinesen in den beiden letzten Jahren in der Kriegskunst gemacht haben. Während sie früher beinahe gar keine, oder doch fast unbrauchbare Kanonen besaßen, haben sie jetzt bereits einen bedeutenden Vorrath von guten Geschützen, zum Theil von großem Kaliber. Auch auf die Bewaffnung der Soldaten wird größere Sorgfalt verwendet. Die Regierung in Canton soll schon 15 — 20,000 europäische Gewehre angekauft haben, welche ohne Zweifel der chinesischen Industrie, deren Nachahmungstalent bekannt ist, zum Muster dienen werden. Höchst bemerkenswerth sind endlich die Fortschritte in der Befestigungskunst. Die britischen Offiziere selbst versichern, daß die neuerdings bei Canton errichteten Werke mit den frühern gar nicht zu vergleichen wären: statt der Granitmauern errichtet man jetzt, wie in Europa, Erdwälle, und statt der langen Mauern, die in einer Richtung fortlaufen, Werke mit hervorspringenden und zurücktretenden Winkeln. Die holländischen Offiziere, welche die neueren Festungsarbeiten leiten sollen, heißen van Schulte, van Braham und van Schruick.

Die „Neue Hamburger Mode-Zeitung" enthält in einem langen, interessanten Bericht aus Stuttgart unter Andern Folgendes: „Der literarische Zustand ist wohl der größte Glanz Stuttgarts. Mehr als tausend Personen arbeiten im Buchhandel, den 600 allein treiben sich um Presse und Setzkasten, 30 Schnellpressen drucken beinahe Tag und Nacht. In 26 Druckereien werden Bücher und Zeitungen für in- und ausländische Handlungen abgezogen. Fünf Schriftgießereien versorgen uns mit Lettern und trotz angestrengtester Arbeit derselben müssen wir zu diesen noch von außen her große Quantitäten kommen lassen. Es gibt hier 121 gewöhnliche, mit 23 Schnell- und 7 Doppelpressen. Sämmtliche 25 Buchhandlungen betreiben den Verlag. Die Schriftsteller werden freundlichst aufgenommen von Buchhändlern und Genossen. Viele Schriftsteller kehren blos auf einige Zeit bei uns ein, um ein Buch hier in Druck zu geben; nachgerade fühlen sie sich hier so behaglich, daß sie Stuttgart gern noch auf längere Zeit zu ihrem Sitze wählen. Das Leben der Schriftsteller ist bei uns im Ganzen sehr angenehm. Sie sind überall gern gesehen, und der Fuß, auf dem die meisten mit Buchhändlern und den übrigen Schriftstellern stehen, ist der freundlichste. Besonders zu rühmen ist noch der große Unternehmungsgeist der jüngern Buchhändler, die hauptsächlich für junge Literatur und moderne Tendenzen sehr offen sind. — Für jedes belletristische Genre, und besonders für jedes wissenschaftliche Fach haben wir mehr als Dutzend Bearbeiter aufzuweisen. Nur ist merkwürdiger Weise kein Einziger eigentlicher Bühnendichter bei uns zu finden, während Städte wie Wien zehn und noch mehr bei sich sehen."

Wie prahlerisch man sich im englischen Unterhause auszudrücken versteht, beweiset Sir Napier, der jüngst folgende Worte äußerte: „Wenn die britische Flotte so bemannt bleibt, wie sie jetzt bemannt ist, so rathe ich allen Völkern der Welt, sich ruhig zu verhalten, denn sie können sich, wenn sie es nicht sind, darauf verlassen, tüchtig Schläge zu bekommen."

Korrespondenz.

Mainz, 28. April.

Der Bau des neuen Gebäudes, welches das hiesige Domkapitel an der Stelle, wo der ehemalige Bischofshof stand, herstellen läßt, erregt wegen der verschiedenartigen Gerüchte, welche über den dabei zu befolgenden Bauplan verbreitet werden, bei der Mehrzahl der hiesigen Einwohner gewisse Besorgnisse. Jetzt, nachdem das alte Gebäude verschwunden ist, sieht man von dem Gutenbergsplatze und dem daran stoßenden Markte mit wahrer Freude, in welchem schönen, großartigen Style das Domchor und die daneben stehenden kleinen Thürme erbaut sind. Wenn nun die Rede davon ist, daß die nach dem Bauplan des Hrn. Oberbauraths Moller erbauten Domläden in der Leichhofstraße, deren Fortsetzung bis zum Stadtgerichtsgebäude man bisher immer für eine ausgemachte Sache hielt, nicht erweitert, sondern auf den Platz des abgerissenen Bischofshofs ein hohes Gebäude im verfehlten Style des an die Stelle des Stadtgerichts gestellten erbaut werden sollte, welches das ganze Domchor verdeckte, so wird das Kunstgefühl dadurch höchst peinlich angeregt und Jedermann äußert sich dahin, daß der kunstsinnige Hr. Bischof Kaiser und das ihm zur Seite stehende hohe Domkapitel von der wahren Sachlage nicht gehörig unterrichtet, oder von dabei betheiligten Personen in Zweifel gehalten würden. Möchten sie daher, ehe sie einen festen, einen unabänderlichen Beschluß fassen, Männer wie Hrn. Moller oder Hrn. Opfermann zu Rathe ziehen; möchten sie die öffentliche Meinung berücksichtigen und die Stadt Mainz nicht einer ihrer schönsten Zierden, der Aussicht auf das eben so trefflich erbaute, als schöne Domchor, berauben. — Von Paris hier eingetroffene Privatbriefe melden über die am verflossenen Freitage statt gefundene erste Aufführung der deutschen Oper daselbst, die Vorstellung des Freischütz habe bei vollständig gefülltem Hause statt gefunden; die Oper habe sehr gefallen, manche Partien hätten wiederholt werden müssen, übrigens habe man die Abwesenheit des ersten Tenors, Hrn. Schmeher, unangenehm empfunden.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 3. Mai. Fidelio, große Oper in 2 Abth., Musik von Beethoven. (Gastrollen) Rocco: Hr. Conradi, vom Stadttheater zu Aachen. Jacquino: Hr. Baumhauer, vom Stadttheater zu Aachen.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 122. Dienstag, den 3. Mai 1842.

Cabrera.

Historische Novelle aus dem letzten spanischen Kriege.

Erstes Buch.

Das Leben Ferdinand's VII. hatte kein Heil über Spanien gebracht, und sein Tod brachte Verwüstung. Aus seiner Asche schien die Freiheit sich erheben zu wollen und die Morgenröthe einer schönern Zukunft; aber eine neue Welt ersteht nie ohne schweres Ringen und harten Kampf, und statt der Friedenspalme erhob sich in Spanien das Kriegspanier. Es war kein helles Bewußtseyn über erlittenes Unrecht und kein muthiges Erheben einer großen, unterdrückten Nation, was hier zum Kampfe rief, sondern ein ungestümer, blinder Drang, und vor allem persönliches Interesse und Verblendung. In Catalonien schürte Mönchslist und religiöser Fanatismus, in Navarra das Streben nach lokaler Freiheit, in Aragonien Raub- und Mordlust die Flamme. Die Wenigsten wußten oder überlegten, ob Isabella oder Karlos, ob das spanische oder salische Gesetz anzuerkennen sey; es genügte, das Thor zur gesetzlosen Willkür aufzureißen.

Am keckſten und entschlossensten trat die Empörung in Morella auf. Der Baron de Herbes, Commandeur eines Infanterieregiments, hatte sich auf eine unerwartete Weise in den Besitz dieser Bergfestung zu setzen gewußt, und rief jetzt die Bewohner der Umgegend zum Kampfe auf. Unzufriedene strömten von allen Seiten herbei, und es währte nicht lange, so hatte de Herbes seine Macht um das Doppelte vermehrt.

Eines Tages, es war in der Mitte des Septembers 1833, meldete sich in dem Rekrutirungsbüreau ein junger Mensch zum Militärdienste, der, anfangs abgewiesen, sich an den Commandeur in Person wandte, und durch diesen, wiewohl nicht ohne Achselzucken und Bedenklichkeit, zum Ziel seiner Wünsche gelangte. Es war, seiner Kleidung nach, ein Schüler irgend einer geistlichen Lehranstalt, von mittler Statur, schwächlichem Körperbau und Gesichtszügen, die nichts weniger als martialisch genannt werden konnten.

„Man hat Dich abgewiesen," sagte der Obrist, „freilich, Deine Hände scheinen nur in Büchern geblättert zu haben. Laß doch hören, mein Junge, was Dich aus Deiner Zelle heraus getrieben und bewogen hat, Dich in die Sachen rüstiger Männer zu mischen?"

„Rache," sagte der Rekrut, „und Freiheitssinn."

„Aber kennst Du die Sache, zu der Du Dich wendest?" —

„Ich mache sie zu der meinigen."

„Treffliche Grundsätze," lachte de Herbes; „wenn nicht eben die Sache Sr. Hoheit des Regenten Don Carlos in Deine Harmonie paßte und Deinen Privatinteressen nützlich wäre, so dientest Du in Madrid gegen mich."

„Gewiß, Sennor Capitano."

„Wie?" rief der Baron, und starrte dem Rekruten überrascht in das bleiche, feine Antlitz, „gegen mich? Und das wagt mir ein Schulbube so unverhohlen zu sagen? Du kühner Gesell, ein Wort von mir könnte Dich vernichten. Wer wollte es hindern, wenn ich Dir die Kugel gäbe? —"

„Die Klugheit," sagte der Rekrut, und warf einen fast mitleidigen Blick aus den großen, schwarzen Augen auf den drohenden Kriegsmann, „der General Berton ist nur wenige Stunden noch von Pedrera. Wie viel Mann habt Ihr, Sennor, ihm entgegen zu stellen, und wie viel Männer unter ihnen?"

Einige Unteroffiziere, die eben gegenwärtig waren, traten mit zornfunkelnden Augen auf den Verwegenen zu; aber die Blicke des jungen Mannes senkten sich nicht vor den blinkenden Spitzen ihrer Bajonnette.

„Halt," sagte de Herbes, „ich verzeihe ihm; er redet wie ein Mann, und das ist jetzt eine seltene Tugend. Woher bist Du gebürtig?"

„Aus Tortosa."

„Dein Namen und Alter?"

„Cabrera; ich zähle vier und zwanzig Jahre."

„Gut," sagte der Obrist, „Du bist Korporal. Zum Soldaten bist Du zu schwach, aber mit der Feder und mit Deinem raschen Muthe wirst Du dem Bataillone nützen können. — Aber noch Eins! Was weißt Du von Berton? Meine Späher haben mir noch keine Kunde von dem Anrücken eines feindlichen Haufens gegeben."

„Sie könnten schneller seyn," entgegnete Cabrera, und deutete dabei nach dem Platze vor dem Kommandantenhause.

Ein Reiter nahte sich in mäßigem Trabe.

Nach einigen Augenblicken trat er ein, und meldete, was man schon durch Cabrera wußte.

„Konntest Du nicht die Sporen gebrauchen?" rief de Herbes entrüstet, „fort auf die Wache! Sergeant, thut Eure Pflicht! — Ist es wohl möglich," fuhr er grollend fort, in-

Digitized by Google

dem der Bote abgeführt wurde, „Disciplin unter dies wilde Geſindel zu bringen! —“

Cabrera lächelte ſarkaſtiſch, und ſpielte mit der Jagdflinte, die man ihm als Bewaffnung herbeigebracht hatte. Der Obriſt bemerkte das Lächeln, deutete es aber auf eine andere Weiſe, und ſuchte ihm daher einleuchtend zu machen, daß ein ſo leichtes Gewehr für einen ſchwächlichen Körper eben paſſend wäre. Jetzt lachten die bärtigen Unteroffiziere.

Aber ſchon am andern Tage lernte man den neuen Korporal höher ſchätzen. Die Aufrührer griffen den General Berton bei Pedrera an, und in dem hitzigen Treffen, dem erſten in dieſer Sache, zeigte Cabrera ſich auf die überraſchendſte Weiſe als ein tapferer Mann und Krieger. De Herbes hatte gedroht, Jeder, der ſich zur Flucht wende, ſolle von den eigenen Kameraden niedergehauen werden; allein dennoch hielt nur die Hitze des erſten Angriffs den ungeordneten Haufen zuſammen, und ſchon im nächſten Augenblicke wandte ſich ein nicht geringer Theil zur Flucht. Auch die Kompagnie, bei welcher Cabrera diente, gerieth in Verwirrung. Der Lieutenant ſah mit unſchlüſſigen Blicken auf die allgemeine Retirade, und der Sergeant rief: Rette ſich, wer kann! als ein Reitertrupp des Feindes heranſtürmte. Cabrera hörte mit Ingrimm dieſen Ruf, und als der Sergeant zuerſt ſeinen eigenen Befehl vollzog, ſtand der junge Korporal mit zornigen Augen vor ihm und hielt ihm die Mündung ſeiner Flinte auf die Bruſt.

„Ihr wißt des Kommandanten Befehl,“ rief er, „einen Schritt noch, Sergeant! —“

Der Feige prallte zurück, und Cabrera's Flinte hatte blitzſchnell eine andere Richtung bekommen. Ein Soldat wollte an ihm vorübereilen.

„Stirb, Elender!“ ſchrie ihm Cabrera zu, und der Getroffene ſtürzte lautlos zuſammen. Schrecken und Staunen ergriff die Umſtehenden. Der Lieutenant ſtellte ſich mit gezogenem Säbel dem Korporal zur Seite, die Unteroffiziere folgten ſeinem Beiſpiele, und jetzt bedurfte es nur eines Kommandowortes, um die Eingeengten gegen den Feind zu treiben. Auch raſſelten die Reiter ſchon heran. Nur wenige Schritte noch. Aber deſto wirkſamer war das Feuer der Kompagnie. Roß und Mann ſtürzten; die Pferde ſtoben ſcheu auseinander, und die Muthigen empfing das Bajonnett. „Viva Don Carlos!“ ſchrie Cabrera, und der Ruf lief wie ein Siegsgeſchrei durch die wankenden und fliehenden Schaaren. Jeder glaubte, der Sieg ſey errungen, und wollte wenigſtens von den Früchten koſten. Der Kommandant drang mit den regulären Truppen vor, und Berton ſah ſich von allen Seiten wüthend angegriffen. Nur ſchleuniger Rückzug konnte retten, und die Abendſonne leuchtete dies Mal als Siegsfeuer für Carlo's Sache auf das Schlachtfeld von Pedrera.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Salto mortale.

(Aus den Erinnerungen eines engliſchen Seemannes.)

(Schluß.)

Die Nachricht von der Tollkühnheit des Midſhipman hatte ſich gleich einem Lauffeuer im Schiffe verbreitet, und die ganze Mannſchaft ſammt den Offizieren eilte aufs Verdeck, um das entſetzliche Schauſpiel anzuſehen. Alle ſtarrten ſchweigend hinauf — Keiner ſprach ein Wort, denn das Mitgefühl eines Jeden ward auf eine zu erſchütternde Weiſe in Anſpruch genommen. Der erſte Lieutenant griff mechaniſch nach dem Sprachrohr, um dem armen Bob den Befehl zum Herunterſteigen zu geben; aber kaum hatte er das Rohr an die Lippen geſetzt, ſo ließ er es wieder ſinken, als ob ſich ihm plötzlich die Ueberzeugung aufgedrungen hätte, daß ſein Commandowort vergeblich ſeyn würde. — In dieſem Augenblicke entſtand unter der Mannſchaft im Schiffsgange eine Bewegung, und alsbald erſchien ein bisher nicht bemerktes Geſicht unter den übrigen. Es war der Commodore, Bob's Vater. Er war, ohne von Jemanden bemerkt zu werden, in einem Uferboote herangerudert. Der Commodore that keine Frage — gab keinen Laut von ſich. Er war eine herkuliſche Geſtalt, mit gebräunten, ſtrengen Zügen, und er ſtand bei den Seecadetten im Rufe, daß er nur geringe Zuneigung für ſeinen Sohn hege. Er behandelte ihn allerdings mit derſelben Strenge, wie die übrigen jungen Offiziere — und wenn je ein Unterſchied ſtatt fand, ſo war es gewiß keine Begünſtigung für den armen Bob. Andere, welche des Commodores Charakter genauer kannten, verſicherten, daß er ſeinen Sohn zu ſehr liebe, um ihn zu verziehen, und daß er ihn in derſelben Schule der Mühen und Entbehrungen, worin er ſelbſt ſich zu ſeiner hohen Stellung emporgeſchwungen hatte, zum Seemann bilden wolle. — Die Ankunft des Commodores gab den Blicken der verſammelten Mannſchaft plötzlich eine andere Richtung, denn Jeder war begierig, den Eindruck zu ſehen, den die Gefahr ſeines einzigen Sohnes auf dem Geſichte des alten Seehelden hervorbringen würde. Der Commodore gab jedoch nicht durch das geringſte Zeichen zu erkennen, was in ihm vorging. Sein Auge behielt den bisherigen ſtrengen Ausdruck, auf ſeiner Stirn waren die gewohnten Falten ſichtbar, und ſeine gepreßten Lippen zeigten dieſelbe Entſchloſſenheit, wodurch er ſich immer ausgezeichnet hatte. Sobald er das Verdeck erreicht hatte, riß er einem Seeſoldaten die Muskete aus der Hand, legte ſie ruhig auf ſeinen Sohn an, indem er ihn zugleich ohne Sprachrohr mit ſeiner Donnerſtimme anrief. — Robert! rief er zu ihm hinauf, ſpring über Bord, oder ich gebe Feuer! — Der Knabe ſchien zu zögern; er wankte, denn er ſtreckte ſeine Arme aus, wie Einer, der nur mit Mühe das Gleichgewicht halten kann. Der Commodore erhob noch einmal ſeine gewaltige Stimme und rief noch ſchneller und nachdrücklicher: Spring über Bord! es iſt deine einzige Rettung! — Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als der Knabe von der entſetzlichen Höhe mit aller ihm zu Gebote ſtehenden Anſtrengung einen Sprung in die Luft that. Ein halb unterbrochener Angſtruf wurde unter der Mannſchaft laut. Der Vater gab keinen Laut von ſich — er ſchien kaum zu athmen. Der Knabe fiel pfeilſchnell von der ſchrecklichen Höhe ins Meer hinab, und ehe die Wogen ſich über ihm ſchloſſen, waren zwanzig kräftige Seemänner, worunter mehrere Offiziere, über Bord geſprungen. Ein zweiter angſtvoller Moment folgte. Endlich tauchte der Knabe auf, er lebte — er bewegte die Arme — er ſchwamm, von mehreren Armen unterſtützt, dem Schiffe zu, und trotz der ſtrengen Disciplin eines Kriegsſchiffes machte ſich die ungeheuchelte Freude der fünfhundert Seeleute in einem lauten dreimaligen Hurrah Luft. Bis zu dieſem Augenblicke hatte der Commodore ſeine ganze Faſſung behauptet; allein jetzt, wo Aller Blicke ſich von neuem zu ihm wandten, wurde

Digitized by Google

er leichenblaß. Er wollte ſich entfernen, aber ſeine Kniee fingen an zu wanken; er ſchien nicht athmen zu können, und würde aufs Verdeck geſunken ſeyn, wenn ihn der alte Neger nicht gehalten hätte. Er wurde in ſeine Cajüte getragen, wo er unter dem Beiſtande des Schiffsarztes wieder zu ſich ſelbſt kam. Sobald er hinreichende Faſſung erlangt hatte, ließ er ſeinen Sohn Robert kommen und hatte eine lange Unterredung mit ihm. Als der kleine tollkühne Midſhipman endlich wieder unter ſeinen Cameraden erſchien, ſchwammen ſeine Augen in Thränen. (W. Theaterz.)

Der Marſchall Moncey.

Der ehrwürdige Dekan aller Waffen Europa's, der Marſchall Moncey, Großkreuz der Ehren-Legion, Pair von Frankreich, Gouverneur des königlichen Invalidenhauſes, entſchlief den 20. April, in ſeinem 88ſten Jahre.

Der Marſchall Moncey (Von Adrian Jeannot) wurde zu Biſanz, den 31. Juli 1754, geboren. Sein Vater, der Advokat am Parlament der Provinz Franche-Comte war, hatte ihn zu derſelben Profeſſion beſtimmt; aber in ſeinem 15. Jahre verließ er die Schule von Biſanz und engagirte ſich in das Infanterie-Regiment Conti. Im Jahr 1791 war der junge Moncey Dragoner-Kapitän. Im Jahr 1793 kommandirte er das 5. Bataillon der Jäger Cantabres. Seine ſeltene Tapferkeit, ſeine Entſchloſſenheit und die Talente, von denen er bei mehreren Gelegenheiten Beweiſe gab, führten ihn, 1794, zu dem Grade eines Brigadegenerals, und zwei Monate ſpäter wurde er zum Generallieutenant ernannt. Als ſolcher bei der Armee der Nieder-Pyrenäen angeſtellt, nahm er Antheil an der Einnahme des Baſtan, der Feſtung von Fontarabie und St. Sebaſtien. Im Jahr 1795 wurde er durch ein Dekret der National-Repräſentation zum Befehlshaber der Armee der Nieder-Pyrenäen ernannt.

Man weiß, wie der Feldzug ausging. Die ſpaniſche Regierung, durch die erhaltenen Siege des franzöſiſchen Generals beunruhigt, entſchloß ſich endlich, den Frieden zu begehren; Moncey unterzeichnete ihn mit dem Marquis von Granda, den das Madrider Kabinet als Bevollmächtigten ſchickte.

Als Moncey im Jahre 1800 mit dem Kommando eines Armeekorps von 20,000 Mann beauftragt wurde, ſtieg er über den St. Gotthardsberg und bemächtigte ſich der Stadt Plaiſenz. Bei Marengo war ſein Name an der Tagesordnung der Armee. Beim Frieden von Lüneville wurde er zum Befehlshaber der Departemente des Oglio und der Adda ernannt; im Jahr 1801 wurde er zum erſten Inſpector der National-Gendarmerie ernannt. Dieſe Stelle war ungefähr jener eines zweiten Polizeiminiſters gleich.

Im Jahr 1804 präſidirte Moncey das Wahlkollegium des Doubs-Departements, und im nämlichen Jahre wurde er durch das Departement der Nieder-Pyrenäen zum Kandidaten des Erhaltungs-Senats erwählt; den 19. Mai 1804 begriff ihn Napoleon in der erſten Ernennung der Reichsmarſchälle, und den 1. Febr. des folgenden Jahres beſchenkte er ihn mit dem Ordensband der Ehrenlegion.

Im Jahr 1808 wurde Moncey nach Spanien geſchickt, wo er Beweiſe von militäriſchen Fähigkeiten gab, die ihm einen erſten Rang zuſicherten. Als er 1814 zum General-Major und zweiten Kommandanten der Pariſer Nationalgarde ernannt wurde, bewies er bei der an den Mauern der Hauptſtadt gelieferten Schlacht, daß er eine Charakter-Feſtigkeit und eine Geiſtesgegenwart beſaß, welche das Erſtaunen der Pariſer Bevölkerung erregten.

Nach dem durch Marmont genehmigten Waffenſtillſtand übergab Moncey, welchen ein unerwarteter Befehl nöthigte, der Armee zu folgen, das Kommando der Nationalgarde dem Herzog von Montmorency. Den 1. April wurde er zum Mitglied des proviſoriſchen Staatsraths ernannt, den Ludwig XVIII. 1814 bildete; und hernach verlor er die Pairswürde durch eine königliche Ordonnanz, und empfing ſie wieder den 5. März 1819. 1823 war er der Oberbefehlshaber des 4. Armeekorps in Spanien.

Nach den Ereigniſſen von 1830 zum Gouverneur des königlichen Invalidenhauſes ernannt, endigte der Marſchall Moncey mitten unter den alten Soldaten, denen er unaufhörlich ein Beſchützer war und die für ihn immer die tiefſte Achtung hegten, ſein glorreiches und von Jedermann geehrtes Leben.

Mannichfaltigkeiten.

In der „N. Zürcher Ztg." vom 22. April lieſ't man folgende Anzeige: Zu kaufen. Ein tüchtiger Klopſtock, um die Meſſiade zu beendigen.

Zu Brüſſel fand vor einigen Tagen zwiſchen dem Baron W. und dem Baron H. eine eigenthümliche Wette ſtatt. Es handelte ſich dabei um eine Taubenjagd; bei welcher Erſterer in einem einſpännigen Tilbury, Letzterer reitend auf einem Zugpferde erſcheinen ſollte. Zehn Tauben ſollten paarweiſe losgelaſſen werden; der Kampfpreis betrug 100 Wilhelmsd'or. Das Pferd an dem Tilbury des Baron W. ſchien betagt und von ruhigem Temperament, weßhalb man keine beſondere Vorſichtsmaßregeln bei ihm getroffen hatte; dagegen waren dem Reitpferde des Barons H., einem jüngern, feurigern Thiere, die Augen mit einer Binde bedeckt und die Ohren zugeſtopft worden. Die Verſammlung war ſehr zahlreich, die Wetten wurden immer mehr und größer. Das Pferd des Barons H. ging gelaſſen und im Schritte, als ob es gar nicht ahnete, welche Rolle es bei der Sache ſpielte; dagegen ſetzte ſich das Pferd im Tilbury bei jedem Schuſſe in Galopp. Nichtsdeſtoweniger trug der Baron W., deſſen ſitzende Stellung im Wagen zum Schießen günſtiger war, den Sieg davon: er erlegte 5 Tauben, ſein Gegner nur 3.

Wieder ein neuer Verein! Soll man den Hut auf der Straße beim Grüßen abnehmen oder nicht? In Deſſau hat ſich für dieſe Lebensfrage ein Verein gebildet; er heißt: „Künftigſichnichtmehraufderpromenadebeimbegrüßenbishergewöhnlichvoreinanderhutodermützeabnehmenderinkommodirenwollenderverein!"

(St. Petersburg, 19. April.) Der berühmte Virtuoſe Liſzt iſt ſeit vergangenem Freitag in hieſiger Reſidenz anweſend, und beginnt morgen im Lokale des Adelclubbs den Cyklus ſeiner Konzerte. Seine früher gemeldete Ankunft in auswärtigen Blättern beruhte auf einem Irrthum. Eine Un-

Digitized by Google

pflichkeit in Riga verspätete seine hiesige Ankunft. Fast in allen auf seinem Wege hieher liegenden Städten der Ostsee Provinzen gab er Konzerte. Auch hier, wie in Berlin und Königsberg, wurde seinem ausgezeichneten Talente die gleiche ehrenvolle Anerkennung zu Theil; die Damenwelt besonders konnte bei seinem Spiel in Bezeugung ihres Applauses keine Gränzen finden.

Die deutschen Uebersetzer werden von den ungarischen an Schnelligkeit übertroffen: Scribe's „Glas Wasser" wurde in der österreichischen Monarchie zuerst auf der Nationalbühne in Pesth gegeben, und „une chaine" wird so eben daselbst zur Darstellung gebracht. Mit den Uebersetzungen für dieses, unter das Protektorat der Nation gestellte Theater geschieht großer Unfug; nicht bloß daß das jämmerlichste Machwerk von Possen übertragen wird, sondern Mehrere zusammen machen sich über eine solche Arbeit, und Mancher (!) scheut es nicht, eine solche Uebersetzung für Original auszugeben, und dafür den ausgeschriebenen Preis einzustreichen.

Die Amerikaner treiben auch die Heirathsgesuche im Großen: nicht Einer sucht Eine durch's Intelligenzblatt, sondern ganze Staaten und Städte suchen gleich Tausende. Ein Theil des westlichen Nordamerika mit der Hauptstadt Chicago hat nicht viel über 11,000 Einwohner. Unter diesen befinden sich 2500 unverheirathete Männer zwischen 20 und 30 Jahren und nur 1200 Mädchen in heirathsfähigem Alter, mit Ausschluß derer, welche „schier 30 Jahre" sind. Auf 1200 Männer zwischen 30 und 40 Jahren kommen nur 600 Frauenzimmer desselben Alters. Da nun auf diese Weise die Hälfte der Männer zum Cölibat verdammt seyn würde, so sucht die Zeitung: „Chicago-American" etliche Tausend Mädchen, welche sich in der Expedition der Zeitung melden sollen, um sofort mit Männern versorgt zu werden. Das gilt en gros, und einen Mann oder eine Frau suchen, kommt dabei just nicht anders heraus, wie man einen Dienst, ein Unterkommen sucht. Für viele Weiber ist jetzt die Hochzeit ohnedin nichts Anderes, als ein lebenslängliches Engagement zum Dienste für Alles!

Literatur.

Bibliothek für moderne Politik und Staatswissenschaft. Herausgegeben von Dr. Karl Riedel. Zweites Heft: Karl Ludwig von Haller's staatsrechtliche Grundsätze. Nach dessen Restauration der Staatswissenschaft bearbeitet und beleuchtet. Darmstadt, Verlag von C. W. Leske, 1842.

Bei Anzeige des ersten Heftes dieser Bibliothek, welches den »Fürsten des Machiavelle, mit einer Einleitung von Dr. Karl Riedel, enthält, nahmen wir bereits Anlaß, über den Plan, welcher der Unternehmung im Ganzen zu Grunde liegt, uns auszusprechen. Dieser Plan, welcher sich in den Worten zusammendrängt: eine Reihe politischer Schriften herauszugeben, welche so gewählt sind, daß sie zusammengenommen die Systeme des neuern europäischen Staatslebens aussprechen und vertreten, und diese Herausgabe mit selbstständigen Einleitungen und Noten zu begleiten, hat durch das Erscheinen des hier anzuzeigenden zweiten Heftes eine sehr werthvolle, weitere Vervollständigung erhalten. Wir werden nämlich darin bekannt gemacht mit den staatsrechtlichen Grundsätzen v. Haller's, denselben Grundsätzen, welche das politische Evangelium einer sehr einflußreichen und mächtigen Partei, zunächst in Deutschland, geworden sind, denselben Grundsätzen, welche mit Volksfreiheit und Streben nach Repräsentativverfassungen im erklärtesten Streite sich befinden. Daß Hr. Dr. Karl Riedel die Haller'schen staatsrechtlichen Grundsätze für in sich unbegründet halte, hat er keinen Hehl. Er führt namentlich dieses in der Einleitung aus, welche er — wie eine entsprechende dem ersten Hefte — so auch diesem zweiten Hefte vorgesetzt hat. Es geschieht dies zugleich mit logischer Schärfe und mit Entschiedenheit. Aber auch bei Mittheilung der Haller'schen Lehre selbst, welche dann auf 258 Seiten folgt, ist er dem Gegenstand in treffenden Noten fortgesetzt selbstständig zur Seite geblieben. Der Leser sieht sich in den Stand gesetzt, auf möglichst vollständige Kenntniß hin sich ein eigenes Urtheil zu bilden. Und so haben wir Grund, auch dieses zweiten Heftes uns zu freuen, und dem, der an Politik und Zeitgeschichte Interesse hat, dasselbe zu empfehlen. Das dritte Heft bringt Auszüge aus Stipes Schriften.

△

Charade.

Gilt's, gegen äußere Feinde zu streiten,
Greift zu der Ersten der Tapfre mit Lust,
Muthiger oft, als in ältren Zeiten,
Wo sie umhüllend noch schützte die Brust.
Schwingend die Erste mit kräftigem Arm,
Stürzt er sich tief in der Feinde Schwarm.

Wenn aber um die verräth'risch verletzten
Rechte ein schnöd' Unterdrückter weint,
Dann greift der Mann zu den beiden Letzten,
Der mit Begeist'rung Erkenntniß vereint;
Mehr als die Erst' durch die rohe Kraft
Hat oft ein Schwacher durch sie geschafft.

Ströme von Blut hat die Erste vergossen,
Tod und Verderben auf ihrer Spur.
Ströme sind auch durch diese geflossen,
Doch keine rothen, nein! schwarze nur.
Tausend Wunden, die jene schlug,
Heilten oft diese mit einem Zug.

Unsere Zeit, die, so reich an Erfindung,
Mischet, was unvereinbar scheint,
Hat in dem Ganzen durch zarte Verbindung
Erstes und Letztes gar glücklich vereint.
Die ihr einst Rom's Kapitol habt befreit,
Wohl euch! es kommt für euch bessere Zeit.

Auflösung der Charade in Nro. 120.

Eulenspiegel.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 3. Mai. Fidelio, große Oper in 2 Abth., Musik von Beethoven. (Gastrollen) Roco: Hr. Conradi, vom Stadttheater zu Aachen. Jacquino: Hr. Baumhauer, vom Stadttheater zu Aachen.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 123. Mittwoch, den 4. Mai 1842.

Cabrera.

Historische Novelle aus dem letzten spanischen Kriege.

(Fortsetzung.)

De Herbes hatte des Korporals muthiges Benehmen unverzüglich erfahren. Im Angesichte des ganzen Kriegshaufens dankte er ihm.

„Er hat gegen seinen Vorgesetzten die Waffe gezückt," murrte Valentino, der Sergeant, „ich verlange das Kriegsgericht über ihn."

De Herbes würdigte ihn keines Blicks. „Lieutenant Cabrera," sprach er, „was urtheilt Ihr über jenen Feigen, der seinen Kriegern in der Flucht voranging?"

„Er mag künftig folgen," erwiederte Cabrera trocken, „meinen respektvollen Dank für Eure Frage, Sennor Capitano."

„Wunderlicher Mensch," sagte der Capitano für sich, „ich hatte es schlimmer im Sinne mit dem Schurken."

Der Sergeant kehrte als gemeiner Soldat nach Morella zurück.

Aber Cabrera's Ruf ging von Munde zu Munde. Die Einwohner von Morella drängten sich, ihn zu sehen, und wer den zartgebauten jungen Mann nach wenig Tagen in der geschmackvollen Uniform einherschreiten sah, vermochte weder zu begreifen, wie der ärmliche Schüler sich so schnell habe verwandeln können, oder wie der kecke Stutzer so tapfere Thaten zu vollbringen im Stande sey. Am meisten wunderten sich die Frauen und Mädchen, daß er nicht schön war. Aber interessant durfte man ihn ohne Widerrede nennen, und sein galantes Wesen nahm Aller Herzen ein. Schon in den ersten acht Tagen war kein schönes Mädchen in Morella mehr, die er nicht freundlich gegrüßt hätte, selbst an der Seite der strengen Mutter oder des eifersüchtigen Anbeters. Wagte doch Niemand, mit dem trotzigen, entschlossenen Jüngling Händel anzufangen, um so weniger, da er sie nicht vermied, sondern sogar suchte. Das Kriegsfeuer loderte hell, aber er blieb ruhig und kalt genug, um Mädchen zu necken und Verliebte zu kränken. Niemand konnte ihn begreifen, aber Alle staunten ihn an.

Eine neue Feindesschaar näherte sich der Stadt; eine zweite Schlacht stand zu erwarten, und die Soldaten blickten mit Vertrauen auf Cabrera. Von mehreren Seiten gelangte die Bitte an den Chef, dem Lieutenant den Oberbefehl über das Freikorps zu übergeben. Selbst ein Offizier interessirte sich für ihn. Aber de Herbes hatte die Waffen ergriffen, um zu herrschen, um unabhängig zu seyn, und fühlte, trotz aller selbstsüchtigen Verblendung, in dem Emporsteigen des Neulings eine geistige Kraft, die mit Riesenschritten ihn, sammt seinen Plänen, erreichen und zermalmen würde. Valentino fand mit seiner Angabe von Cabrera's Umtrieben ein geneigtes Ohr, und de Herbes schwankte, ob er dem Vermessenen nicht vielmehr eine Kugel statt des Oberbefehls geben sollte. Cabrera schwebte über einem ungeahnten Abgrunde, und nur des Chefs Unentschlossenheit und das Kriegsgeschrei vor den Mauern der Stadt hielten ihn vom Sturz zurück. Alle Nebenrücksichten mußten jetzt verschwinden; es galt einen Kampf um Leben und Tod. Denn mit dreifach überlegener Macht zog der General Linares heran.

Bei Calanda entbrannte der Streit. Verzweiflungsvoll kämpfte de Herbes und die ihm treu Ergebenen; auch Cabrera bewährte seinen Ruf, allein der Uebermacht erlag auch die heldenmüthigste Anstrengung. In wilder Flucht stürzte die kleine Schaar nach den Mauern Morella's zurück, und ihr auf der Ferse folgte der siegreiche Linares. An Widerstand dachte Niemand mehr, nur Cabrera sammelte mit schneller Entschlossenheit einen kleinen Haufen der Tapfersten um sich her, und versuchte am Fuße des Berges, an welchem Morella lag, den Feind so lange zurück zu halten, bis die Flüchtigen hinter den Wällen geborgen seyen. Man sah hier fünfzig kühne Männer einem geordneten Heere die Spitze bieten, und erst nach einem mörderischen Kampfe, welcher einen Wall von Todten auf dem Pfade anhäufte, gelang es, Cabrera aus seiner festen Stellung zu vertreiben. Eine Abtheilung Scharfschützen hatte ihn umgangen, und es blieb nichts übrig, als fechtend, von Busch zu Busch, von Felsen zu Felsen nach dem Walde hinzufliehen. Der Weg zur Festung hinauf glitzerte von feindlichen Bajonetten und Feuerröhren, und noch knallten einzelne, wohlgezielte Schüsse aus dem Gebüsche, wo Cabrera Schutz suchte, hervor, als droben das Gewehr gestreckt wurde, und die Festungskanonen im Dienste der Königin Viktoria! in das hallende Thal hinabriefen.

Eine schauerlich kalte Nacht folgte auf den heißen Tag. Unter dem schwarzgrünen Dache einer Stacheleiche hatte Cabrera ein Feuer anzünden lassen, und ringsum lagen oder lehnten zwölf Krieger, auf deren wilden Gesichtern Niemand die verlorne Schlacht hätte lesen können. Man hörte im Hauche des Nachtwindes, welcher in einzelnen Pausen durch die Blätter flüsterte, deutlich das summende Geräusch aus der Stadt, aber das Feuer ward dennoch hell und lustig geschürt, und es

Digitized by Google

schien, als ob die Spanier, ihre Büchse im Arme, sich hinter einer undurchdringlichen Aegide glaubten. Kaum war es ihnen einleuchtend, daß Cabrera's Maßregel, eine Wache auszustellen, nothwendig sey. Sie zürnten über nichts, als über den Hunger, der sich bald als ungebetener Gast in dem Kreise einstellte, und auf die Finsterniß, welche eine Jagd unmöglich machte.

Doch schwand das Gefühl aller Unbehaglichkeit bald in den Armen eines festen Schlafes, welcher die trotzigen Krieger besser zu überwältigen verstand, als die Christinos, die Sieger, dies vermocht hatten, und Mitternacht war unbemerkt schon vorüber, als plötzlich ein ganz naher Schuß die Schläfer aufrüttelte. Cabrera's Wink bannte Jeden auf seinen Platz. Lautlose Stille herrschte. Nur den Hahn des Gewehres und das Ohr spannten Alle.

„Der Posten ist überfallen," flüsterte Cabrera nach einigen Augenblicken angestrengten Horchens. „Rasch, Kameraden, vier folgen mir in kleinen Zwischenräumen, und die Andern stellen sich in das Dunkel der Büsche, um den hellen Lagerplatz überschauen zu können. Frisch, das Feuer angeschürt! —"

Im nächsten Moment verschwand der Lieutenant mit den Auserwählten in dem Dickicht nach der Stadt hin, und die Uebrigen nach der entgegengesetzten Seite. Der Ruf des ausgestellten Postens und einzelne Töne einer tiefen, fremden Stimme dazwischen wurden immer deutlicher hörbar. Cabrera drang bis in die unmittelbare Nähe des Kampfes vor, und sah in dunkeln Umrissen, wie die Schildwache mit einem Manne rang, der an Kraft ihr weit überlegen schien.

„Narr," sagte der Fremde, „stell Dich nicht so abenteuerlich an. Wir sind die besten Kameraden, sag' ich Dir. Der Teufel hole die Königin Christine, Gott verzeih' mir die Sünde."

„Laß mich los!" rief der Carlist mit unbeugsamem Trotze, und wand sich unter dem eisernen Griffe des Andern.

„Erst Deinen Dolch, Bursche," entgegnete Jener, „die Nacht ist schwarz, wer weiß, wie Dein Herz aussieht."

Cabrera schob seinen bereits schon gezückten Dolch zurück in die Scheide; ein leises Pfeifen, und plötzlich waren die beiden Kämpfenden umringt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Unannehmlichkeiten der Berühmtheit.

(Aus dem Französischen.*)

Robertson, der zu seiner Zeit berühmte Escamoteur und Luftschiffer, gab im Jahre 1810 zu Brüssel eine Reihe zahlreich besuchter Vorstellungen. Er war nicht allein wegen seiner außerordentlichen Gewandtheit, welche ihn Erstaunliches leisten ließ, sondern auch wegen seines Unterhaltungstalentes allgemein beliebt. An den Abenden, wo er keine Vorstellungen gab, besuchte er gewöhnlich eines der ersten Hotels, und erzählte an der Table d'hote die merkwürdigen Ereignisse seines Künstlerlebens, die Gefahren, welche er in der Schweiz bestanden, wo die Bauern ihn für einen Hexenmeister gehalten und in einen Ofen geworfen hatten, die glücklichen Erlebnisse, welche er seinem Talente verdankte, und die auf seinen Luftreisen bestandenen Abenteuer. Aus seinen Erzählungen zu schließen, vergaß Cambacérès im Gespräche mit Robertson seiner Erzkanzlerwürde; Talleyrand kannte keinen größeren Genuß, als eine Stunde lang die Künste des Escamoteurs zu bewundern. Sogar Napoleon duzte ihn, und kniff ihn ins Ohr — ein Zeichen der Vertraulichkeit und Zuneigung, dessen sich nur sehr wenige seiner Günstlinge zu rühmen hatten. Vor Allem aber rühmte sich Robertson seiner Freundschaft mit Künstlern und Schriftstellern. Wie wenig er aber hierbei der Wahrheit treu blieb, beweist folgendes Abenteuer, wobei er, wenn auch nicht der deus, doch wenigstens die machina war.

Einst erzählte Robertson an der Table d'hote, daß er regelmäßig jeden Dienstag bei Lebrun speise, daß Andrieux beständig über die Vorlesungen am College de france seine Meinung einhole, daß Delille und Arnault ihm alle ihre Gedichte im Manuscripte mittheilten, und daß vor Allen der geniale Marie Joseph Chénier nicht ohne ihn leben könne. Der Letztere, behauptete Robertson, habe sich so sehr an ihn gewöhnt, daß er ihn nach jeder, auch noch so kurzen Trennung aufsuche und sich nur mit Mühe entschließen könne, ihn wieder zu verlassen.

Dann kann ich Ihnen eine sehr angenehme Nachricht bringen, unterbrach ihn der Wirth; Herr Chénier ist eben so in Brüssel angekommen, und hier in meinem Hause abgestiegen.

Marie Joseph Chénier? rief Robertson mit außerordentlicher Freude, aber zugleich mit einem Anfluge von Verlegenheit, welche dem aufmerksamen Beobachter nicht entgangen seyn würde.

Ja, er hat selbst seinen Namen in das Fremdenbuch geschrieben. Außerdem steht die Adresse auch auf seinem Koffer. Sehen Sie nur selbst das Fremdenbuch; Sie müssen die Handschrift Ihres Freundes erkennen.

O vollkommen! Er ist's, erwiederte Robertson. Ich werde morgen früh sogleich zu ihm gehen.

Morgen? — Sie wollen bis morgen warten, ehe Sie einen Freund begrüßen? —

Wir hatten kurz vor meiner Abreise einen kleinen Streit.

Einen Streit mit dem Verfasser des „Cajus Gracchus", des „Fénélon" und „Karl IX.!" unterbrach ihn ein junger Mann, der sich viel auf seinen literarischen Geschmack einbildete. Ach! wenn ich sein Freund wäre, wie Sie, ich würde ihn sogleich in meine Arme drücken, und ihn wegen des Unrechts, das er mit etwa zugefügt haben könnte, um Verzeihung bitten, anstatt den Beleidigten gegen ihn zu spielen.

Ich billige Ihre edlen Gefühle, junger Mann, sagte Robertson; — ich will es machen, wie Sie, und sogleich zu ihm gehen.

Und sollen wir, sagte der junge Enthusiast, sich zu der Gesellschaft wendend, — sollen wir einen der größten Dichter unserer Zeit so nahe wissen, ohne ihm unsere Bewunderung zu bezeigen? Erst gestern sahen wir mit Entzücken eine seiner Tragödien — und heute sollte Chénier nicht von uns begrüßt werden? Nein, das kann, das soll nicht seyn! Er soll wissen, wie man hier die großen Dichter zu schätzen weiß. Wir wollen ihm ein Ständchen bringen!

Ja, ein Ständchen, wiederholte die ganze Tischgesellschaft. Wir wollen ihm ein Ständchen bringen!

Sogleich wurden die nöthigen Anstalten zur Serenade getroffen, und Robertson, welcher gezwungen an der heiteren Con-

*) Aus der »Wiener Theater Ztg.«

Digitized by Google

spiration Theil nehmen mußte, wurde beauftragt, den Dichter im Namen Aller zu begrüßen, und ihm seine belgischen Bewunderer vorzustellen. Robertson wollte diese Ehre ablehnen, welche, wie er sagte, einem Belgier zukomme; allein man gab seinen Bedenklichkeiten kein Gehör und zog ihn mit fort. — — Während die zu Ehren Chéniers bestimmte Serenade vorbereitet wurde, entledigte sich dieser im behaglich warmen Zimmer seiner Reisekleider, und legte einen warmen wollenen Schlafrock an. Sein Nachtessen hatte er aufs Zimmer bestellt — genug, er schien sichs recht wohl seyn lassen zu wollen, und in seinem ganzen Wesen zeigte sich die Behaglichkeit eines Menschen, der einer Gefahr, oder wenigstens einer großen Unannehmlichkeit entronnen ist. Er streckte sich recht comfortable in seinem Lehnstuhle, und der Appetit, der ihm längere Zeit gefehlt hatte, war wieder zurückgekehrt.

Er fühlte indessen einen Theil seiner Unbehaglichkeit wieder kommen, als der Wirth ihm in eigener Person das Souper brachte, anstatt diese Sorge, wie gewöhnlich, einem Kellner zu überlassen. Ueberdies lag in den Manieren dieses Mannes, in seinem pfiffigen Lächeln, in seiner außerordentlichen Zuvorkommenheit etwas Geheimnißvolles, das sich jeden Augenblick verrathen zu wollen schien. Dem Wirthe schien es eine außerordentliche Freude zu machen, den Namen seines Gastes ohne Unterlaß zu wiederholen, und eben dieser Name schien auf die Nerven des Reisenden sehr unangenehm zu wirken. Der Letztere folgte mit sichtbarer Unruhe allen Bewegungen des Wirthes, dessen übertriebene Höflichkeit ihm eine Beimischung von Ironie zu haben schien. Er suchte dieses Räthsel zu lösen, und während er sich in Vermuthungen erschöpfte, brach plötzlich die Serenade, einem Ungewitter gleich, mit einigen volltönenden, schmetternden Accorden los.

Die Gabel entsank den Händen Chéniers, und sein Gesicht wurde leichenblaß.

Herr Chénier waren auf diesen Empfang nicht vorbereitet? fragte der Wirth mit einem pfiffigen Lächeln.

Wie ist denn aber meine Ankunft in Brüssel bekannt geworden?

Sie haben diese Serenade einem Freunde aus Paris zu danken, der Sie erkannt hat.

O der Elende! Der Bandit! rief der Reisende. Ich verlasse Paris, um ihm auszuweichen — und er verfolgt mich! Und macht noch dazu ein so schreckliches Aufsehen! Eine Katzenmusik!

Werden Herr Chénier nur nicht böse, sagte der Wirth mit großer Ehrerbietung; man weiß Sie in Brüssel wie in Paris zu schätzen. Es war uns unmöglich, das Incognito eines Mannes, wie Herr Chénier, zu respectiren.

(Fortsetzung folgt.)

Die Lesevereine in Deutschland.

»Es sollte eine Geisterversammlung sich erheben, wie Erwin's Bau, wo das Volk hinwandte zu Lehr und Lust.«
Jahn's deutsches Volksthum.

Vor einigen Jahren veröffentlichte Hr. Xavier Marmier nach kurzem Aufenthalte in Deutschland in der Revue de Paris einen größeren Aufsatz über deutsche Zustände, der auch in unsere Tagesblätter überging und ungewöhnliches Aufsehen erregte. — Hr. Marmier behauptete neben manchem Wahren und Unbestreitbaren auch manches Uebertriebene und Entstellte, wie zum Beispiel, daß wir über dem Bücherschreiben und Bücherlesen ganz den Zustand unseres Vaterlandes vergessen und, in den Wolken schwebend, der Wirklichkeit ganz entrückt wären. Hätte er dieses von jenem Theile unserer Gelehrten behauptet, die das Volk ganz ignoriren und die über die unbedeutendsten und gleichgültigsten Dinge von der Welt die dicksten Bücher schreiben, welche sie vielleicht selbst nicht verstehen und die jedenfalls keinen Nutzen bringen, so würde er die reine Wahrheit gesagt und keinen Widerspruch gefunden haben. Aber wie wenig er Deutschland's Zustände kennt, beweis't, daß ihm entgangen war, wie sehr es dem großen Theil unseres Volks, das heißt der arbeitenden Klasse, an jenen nothwendigen Kenntnissen der vaterländischen Geschichte, der Landesgesetze, der Grundsätze rationeller Landwirthschaft ꝛc. gebricht, die der französische und englische Arbeiter in weit größerem Maße besitzt.

Anstatt das deutsche Volk in Masse anzugreifen, hätte er sich an unsere Philologen wenden sollen mit der Anrede: „Was helfen eure grammatikalischen Spitzfindigkeiten, womit ihr das Herz und den Kopf der studierenden Jugend systematisch ermordet? wozu dient die Lectüre von Cicero und Demosthenes, wenn über unnützem Wortkram der Geist ihrer Reden vergessen wird?" — Zu unsern Juristen hätte er sagen sollen: „Euer lateinisches Recht hat Deutschland unglücklich gemacht; es ist eine fremde Pflanze, die nie im deutschen Boden Wurzel geschlagen hat und nie Wurzel schlagen wird! Ihr habt Bibliotheken von 20,000 Bänden, welche das Recht nur verdunkeln. Ihr urtheilt nach Grundsätzen, die das Volk nicht versteht und die dem gesunden Menschenverstande häufig widerstreiten!" — Er hätte mit Einem Worte die größte Wahrheit aussprechen können, wenn es ihm nicht darum zu thun gewesen wäre, Deutschland gegen Frankreich ungebührlich zu verkleinern. Er konnte sagen: „Euere Gelehrten aller Art wissen zu viel und euer Volk weiß zu wenig."

Um diesen ungeheuren Abstand zwischen der Bildung unserer Gelehrten und unseres Volkes einigermaßen zu mildern und zu vermitteln, scheinen mir Lesevereine in den kleineren Städten des Vaterlandes vom allergrößten Nutzen und erfreulich ist, daß diese Anstalten fast in jeder kleinen Stadt von Sachsen und Thüringen bestehen und aufblühen. Nur scheinen sie mir in Hessen und in den Rheinlanden noch leider zu selten und nicht auf die zweckmäßigste Weise organisirt zu seyn.

Die Lesevereine müssen als ein integrirender Theil der Volkserziehung und Nationalbildung betrachtet werden, eben so wohl als Kirche und Schule, nur mit der Ausnahme, daß sie keine Unterstützung vom Staat erhalten, als die Einräumung eines großen Zimmers auf dem Rathhause, und daß sie nicht von Beamten, sondern von den Mitgliedern selbst geleitet werden. Nur durch sie ist es möglich, auf sehr billige Weise dem Volke die Kenntniß der Geschichte, der Naturgeschichte und Naturlehre, der schönen Literatur, der Länder- und Völkerkunde ꝛc. zugänglich zu machen und in den Gegenden Deutschlands, wo der Ackerbau bis jetzt nur empirisch ist, den Grundsätzen der rationellen Landwirthschaft Bahn zu brechen.

Diesen Anstalten sollte jeder Freund seines Volkes die in-

Digitized by Google

nigste Theilnahme schenken und die höheren Stände sollten es als eine Pflicht betrachten, dieselben nicht allein mit dem jährlichen Beitrage, sondern auch mit Rathschlägen zu unterstützen, die ihrem Gedeihen Vorschub leisten. Sie sollten es nicht unter ihrer Würde halten, Vorsteher solcher Anstalten zu werden, und darauf sehen, daß nur nützliche Bücher in die Bibliotheken aufgenommen werden, damit sie nicht zu dem Gegentheile von dem ausarten, was sie seyn sollen. Meine Vorschläge gehen noch weiter und ich glaube nicht, daß ich weiter gehe, als die Mittel einer kleinen städtischen Bürgerschaft und der nächstliegenden Orte es erlauben. Ich halte es für möglich und die Verbreitung der Intelligenz fördernd, wenn mit jeder solchen Anstalt nach englischem Muster ein Lesecabinet für Zeitungen verbunden würde, wofür ebenfalls die städtische Behörde das Zimmer einräumte und im Winter die Heizungskosten bestritte. Die Lectüre dieser politischen, landwirthschaftlichen, belletristischen ꝛc. Zeitungen wäre aber nur den Mitgliedern des Lesevereins gestattet, die einen erhöheten Jahresbeitrag entrichten.

Germania a germinando nomen accepit. — Ueberall in Deutschland, von den Quellen des Rheins bis an die Elbe- und Wesermündung entfaltet sich in tausend Blüthen ein neues Leben; es ziehet ein geistiger Hauch durch das ganze Vaterland, erquickend wie die Luft im erwachenden Frühling. In der Gründung, Pflege und Ausbildung dieser Anstalten sehe ich einen neuen Zuwachs zu unserm nationalen Leben und man erlaube mir, diese Vorschläge den Freunden meines Vaterlandes zu empfehlen.

Mannichfaltigkeiten.

Zwei junge Aerzte in Paris bearbeiteten neulich ein Lustspiel; es wurde aufgeführt, aber sehr trocken gefunden. Mitten im erregten Unwillen rief eine Stimme im Parterre: „Weg mit dem Skelett!" und ein allgemeines Gelächter beendigte nun plötzlich die Vorstellung.

In Amerika scheint wirklich eine Umwandlung nahe zu seyn, denn die Amerikaner fangen an, galant zu werden. Bei einem großen Festmahle wurde kürzlich folgender Toast ausgebracht: „Die Frauen! die allein erträgliche Aristokratie, die herrschen ohne Gesetze, richten ohne Jury, entscheiden ohne weitere Appellation und — doch nie Unrecht haben!"

(Menschen und Vögel.) Ein deutsches Journal giebt nachfolgende Zusammenstellung jener Vögel, deren Eigenschaften auf den Menschen übertragen zu werden pflegen, als: der Mensch ist stolz wie Adler und Truthähne; scharfsichtig wie der Falke; geschwätzig wie Staar und Elster; er singt wie Lerche und Nachtgall; kräht wie ein Hahn; ist gespreizt wie ein Storch; zärtlich wie die Taube oder der Pelikan; eitel wie der Pfau; gefräßig wie der Strauß; verbuhlt und streitsüchtig wie der Auerhahn; nachplappernd wie die Henne und der Papagai; blind wie die Henne und der Finke; schnell wie die Schwalbe; lecker wie der Zeisig; rothäugig wie das Rebhuhn; genäschig wie der Sperling; dumm wie Gans, Gimpel und Rohrdommel; watschelnd wie die Ente; aufgeblasen wie der Kakadu; niedlich wie der Kolibri; humoristisch wie der Spottvogel; treu wie die Inseperables; neugierig und dummdreist wie die Meise; stinkend wie der Wiedehopf; schläfrig wie Eule und Uhu. — Außerdem giebt es noch unter den Menschen Vögel, die in keinem ornithologischen System vorkommen; so der lustige Vogel, der aber höchstens in den Schuldthurm wandert, während der Galgenvogel nicht selten in den Lüften zappelt. Gemeines Lumpenpack und schlechtes Volk wird mit dem generischen Namen: „Rabenvieh" bezeichnet.

Die Brüsseler stehen selbst den Münchnern im Biertrinken nicht mehr nach, denn es sollen im vorigen Jahre in Brüssel 60 Mill. Litres Bier getrunken worden seyn.

In dem englischen Parlamente wurde vor kurzem angeführt, daß Walter Scott als Honorar für seine Schriften im Ganzen 250.000 Pf. St. (1.750,000 Thlr.), Lord Byron, obwohl er so früh gestorben, über 200.000 Thlr. und Thomas Moore blos für das Gedicht „Lalla Rookh" 20.000 Thlr. erhalten habe.

Im Verlag von Jacob Hölz in Frankfurt a. M. ist ein von C. Deucker gestochenes Kunstblatt, Frankfurt a. M. von der Wasserseite, erschienen, welches als Seitenstück eines früheren zu betrachten und hinsichtlich der Auffassung, wie der technischen Ausführung sehr zu empfehlen ist.

(München, 30. April.) Scribe's Lustspiel: „die Fesseln", welches gestern zum Erstenmal gegeben wurde, hat im Ganzen, obschon dasselbe kaum ohne Ausnahme sehr gut dargestellt wurde, sehr wenig gefallen.

(Frankfurt a. M.) Zwei Virtuosen von Ruf befinden sich gegenwärtig hier und werden demnächst im Schauspielhause ein Konzert veranstalten; es sind die Herren Hindle aus Wien und Beerhalter aus Stuttgart. Ersterer, einer der ausgezeichnetsten Contrabassisten, kommt so eben aus Paris, wo er von dem dortigen Conservatorium die goldene Medaille erhalten; Letzterer, dessen Ruf als Klarinettist verbreitet ist, hat in voriger Woche in Karlsruhe ein Konzert gegeben, über welches die Karlsruher Ztg. in entschiedenster Anerkennung sich ausspricht. Bei Namen von so gutem Klange, wie die genannten, bedarf es keiner weiteren Anpreisung und wird das bevorstehende Konzert den Musikfreunden willkommen seyn.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 5. Mal. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth., Musik von Lortzing. (Gastrollen) Peter Iwanow: Hr. Baumhauer, vom Stadttheater zu Aachen. Van Bett: Hr. Conradi, vom Stadttheater zu Aachen.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 124. Donnerstag, den 5. Mai 1842.

Cabrera.

Historische Novelle aus dem letzten spanischen Kriege.

(Fortsetzung.)

„Wer bist Du!“ fragte Cabrera den rüstigen Kämpfer, indem er dicht vor ihn hintrat.

„Sennor,“ entgegnete der Fremde, „es schickt sich nicht, eben in so gebückter Stellung mit Euch zu reden; aber aufrichten kann ich mich nicht, mit Euerer gütigen Erlaubniß, denn der Bursche hier hat mir ein verdächtiges Gesicht und die Hand am Dolche. Sprecht mit dem, Sennor.“

Cabrera horchte überrascht. Sprache und Manier des Redenden schienen ihm bekannt. Er untersagte dem erbitterten Soldaten jeden Angriff auf den Feind, und schaute dann dem Fremden, der sich vorsichtig emporrichtete, in das Gesicht, indem er ihm beide Hände auf die Schultern legte. Er hatte sich nicht getäuscht, es war Pedro, sein treuer Pedro.

„Wie, Sennor Ramon,“ rief Pedro, „die heilige Mutter Gottes stehe uns bei und San Jago di Compostella! Seyd Ihr es wirklich? Es ist schändlich, daß mich der Mensch da — gerade durch's Auge gekratzt hat; ich kann Euch nicht deutlich erkennen. Schon als Ihr anfingt zu reden, kam es mir vor, als müßte ich eine große Freude haben, trotz Euerm Wachtposten, der mir seine Flinte dicht vor dem Barte losgebrannt hatte, als sollte ich mich an den Knall eines Feuergewehrs gewöhnen. O, es ist so still in Tortosa seit Euerer Abreise; keine Jungfrau erfreut sich mehr eines geistlichen Zuspruches, die Serenaden sind seltener geworden und Dolch und Degen rostig. Ihr wart so eigentlich der Eckstein meiner Glückseligkeit, und mit Euch mußte auch Pedro fallen.“

„Schwätzer,“ sagte Cabrera, „bist Du noch nicht verständiger geworden?“

„Sennor,“ entgegnete Pedro, „darüber habe ich noch niemals nachgedacht, glaube es aber nicht, denn zum Verstand gehört, meine ich, nicht viel Nachdenken; der soll den Leuten sogleich wie Blei im Kopfe liegen. Nein, Gott sey gedankt, bis heute ist's mir noch leicht um die Sinne, Sennor Capitano? —“

„Ich heiße Ramon Cabrera,“ sagte dieser nachdrücklich.

„Ja, ganz Recht, Ramon, ehemals Romonet,“ jubelte Pedro. „Viva Don Ramon Cabrera il capitano! —“

„Viva!“ schrieen die Soldaten im Chor, und der neue Hauptmann schüttelte den Kopf, lächelte aber dennoch zufrieden über den glücklichen Unverstand. Pedro raffte inzwischen ein paar Reitermäntel von der Erde empor, die er auf dem Schlachtfelde erbeutet und hier in Sicherheit hatte bringen wollen, und nach wenig Minuten lagen Alle wieder rings um das lodernde Feuer, Cabrera in einen dichten Mantel gehüllt, die Uebrigen scherzend und streitend um den andern Mantel, welchen Pedro gern dem Gemeinwohle preisgegeben hatte, während er selbst mit beneidenswerther Ruhe dicht neben den Bränden des Feuers schnarchte.

Cabrera betrachtete stumm und nachdenkend den Schläfer. Seine Gedanken flogen auf Fittigen der Erinnerung nach Tortosa hinüber, in die Heimath, in das stille, trauliche Zimmerchen seiner Mutter, in den Myrtenhain des reizenden Landhauses, wo Marietta ihm flüchtige Minuten zu Ewigkeiten von Wonne umgeschaffen hatte. Wie schaurig wehte der Herbstwind durch die finstere Nacht! In seiner glühenden, erinnerungshellen Phantasiewelt war es dem jungen Krieger wie dem Nordländer im Winterzimmer, wenn der Schnee an die Fenster rasselt, und drinnen ein zauberischer Süden lebt.

„Sennor Cab—, wollte ich sagen Capitano,“ rief Pedro, und stand mit einer linkischen Soldatenhaltung vor dem Träumer, „ich kann Euch im Leben nicht wieder Ramonet nennen. Seyd Ihr doch ein ganz anderer Mann geworden.“

„Und darum weckst Du mich,“ fragte Cabrera verdrießlich.

„Nein, bei'm heiligen Franzisko Xaver,“ erwiederte Jener, „seht nur, wie die Sonne da auf die Spitzen der Eichen scheint, und außerdem komme ich so eben von einer Morgenfahrt nach dem Kampfplatze zurück. Ihr könnt versichert seyn, daß ich mehr zu erbeuten hoffte, als diese Feldflasche mit Wein und diesen Beutel voll Pesos, aber die Jäger des Linares scheinen auch nicht viel von Morgenschlaf zu halten, sie sind in vollem Marsche gegen das Schlachtfeld und den Wald begriffen. Ich denke, ein paar Stunden westwärts von hier wäre meine Börse sicherer, als in diesem Augenblicke.“

Cabrera sprang erschrocken empor. Sein Ruf weckte die Schläfer, und der Zug ging ohne Aufenthalt tiefer in das Gebirge hinein, einem Dorfe zu, wo man gute Aufnahme und Erquickung zu finden hoffte. Voran schritt ein Krieger, der, im Gebirge von Morella erzogen, jeden Wildpfad kannte, die Uebrigen folgten in einer einzigen Reihe hinter einander, und den Beschluß bildeten Cabrera und Pedro. Sie hatten sich zu viel zu sagen und zu fragen, als eine Trennung dulden zu können.

Digitized by Google

„Wie geht es," fragte Cabrera mit tiefer, gedämpfter Stimme — —

„Donna Maria de Perdinnas," unterbrach Pedro vorlaut.

„Nein, Pedro, meiner Mutter, meiner Mutter, wollt' ich fragen."

„Was weiß ich," murrte Pedro halb verstimmt, „sie wird Euch wohl im Geiste Sittenpredigten halten, wie sie es sonst in der Wirklichkeit that, wenn Euer Lehrer, Don Vicente Presivia, der steife Kanonikus, über Euch gejammert hatte, oder eigentlich über die hübschen Mädchen, die Euer Gesang und Euere Guitarra im Schlafe störte, und über seine lateinischen Bücher, die er Euch nicht in den Kopf zu bringen wußte."

„Zum Teufel mit Deinen Dummheiten," rief Cabrera entrüstet, „kein Wort gegen meine Mutter, Mensch, oder unsere Freundschaft ist vorüber. Wenn sie mit mir zürnte, hatte sie dazu als Mutter nicht Recht? Und trug nicht ich häufig genug die Schuld? Schlimm, daß ich oftmals ihre Ermahnungen mit Trotz und Rauhheit belohnte; ein Anderer soll sie wenigstens nimmer verunglimpfen, wo ich es zu hindern vermag. Das schwöre ich bei der Spitze meines Dolches! —"

„Verzeiht," sagte Pedro kleinlaut, „die liebe alte Frau! Ich dachte nicht, daß ihre Rathschläge einen so guten Eindruck auf Euch gemacht haben würden. Aber, das könnt Ihr glauben, ich weiß nichts von ihrem Schicksale. Kaum hatte Euch Se. Hochwürden der Herr Bischof Don Viktor Saez - -

Ueber Cabrera's Antlitz flog der Schatten innerer Aufregung und ungestillter Rachsucht.

— für unbrauchbar als Unterdiakonus des heiligen Amtes erklärt, und kaum hattet Ihr im gerechten Unwillen darüber das Haus des Paters Presivia verlassen, als manches Mundschloß gelöst war, und lauter sonderbare Gerüchte umgingen. Natürlich konnte Se. Heftigkeit der Herr Corregidor nicht aus dem Spiele bleiben, und da Ihr fort wart, sollte ich für Euch Rede stehen. Ihr wißt, Sennor Ram — itano — cap sagranat — Ihr wißt, daß ich kein Meister im Reden bin, und darum nahm ich lieber meine Füße in Anspruch und kam nach Morella — zu spät, um den Ruhm des achtbaren de Herbes theilen zu können (die Gewehrsalve der Christinos bei'm Sonnenaufgange galt seinem Gehirne, Sennor), aber früh genug, um etwas Beute und Euch anzutreffen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Unannehmlichkeiten der Berühmtheit.

(Fortsetzung.)

Diese Worte, weit entfernt, den Zorn und die fieberhafte Aufregung des Gastes zu besänftigen, schienen ihn noch immer mehr zu erbittern. Die Musiker vor dem Gasthofe spielten immerfort die brillantesten Tonstücke, und in kurzen Pausen riefen hundert Stimmen den Namen des Fremden.

Nach einem solchen Eclat, murmelte er vor sich her, muß ich mich in mein Schicksal ergeben.

Er stand vom Tische auf, öffnete seinen Koffer, und nahm mit zitternder Hand zwei Pistolen heraus, und legte sie auf den Tisch. Der Wirth, dem dies Alles ein Räthsel war, stahl sich schnell aus dem Zimmer; es war das erste Mal, daß er einen Menschen sah, der über eine Serenade so in Zorn gerieth.

Jetzt, sagte der junge Literat, welcher die Serenade angestellt hatte, jetzt wird Chénier ohne Zweifel auf dem Balcon erscheinen, eine geistreiche Anrede halten und sich bedanken.

O ganz gewiß, erwiederte der Escamoteur, der in einem ziemlich dunkeln Winkel Posto gefaßt hatte. Wir müssen ihn rufen.

Bravo! Bravo! Chénier! rief die Menge. Chénier heraus!

Bravo! Wir müssen ihm einen Lorbeerkranz bieten! rief eine Stimme.

Dieser Vorschlag wurde mit Begeisterung angenommen; es wurde ein Lorbeerkranz geholt.

Er erscheint nicht, sagte der junge Literat zu dem Escamoteur; Sie müssen also zu ihm hinaufgehen und ihn überreden, sich am Fenster zu zeigen. Während er dann vom lauten Vivatruf begrüßt wird, setze ich ihm geschickt den Lorbeerkranz auf.

Robertson mußte sich fügen. Beide gingen hinauf zu dem Zimmer des Dichters, und klopften leise an die Thüre. Chénier öffnete.

Ich weiß, was Sie her führt, und kenne die Person, auf deren Veranlassung Sie kommen, sagte der Fremde. Ich stehe zu Diensten, und verlange nichts, als die Zeit, mich anzukleiden.

Die Mühe können Sie sich ersparen; Sie werden mit solcher Ungeduld erwartet, daß man die Nachlässigkeit in Ihrem Anzuge gar nicht beachten wird — —

Aber wie haben Sie denn meine Ankunft erfahren? unterbrach ihn Chénier ungeduldig. Wer ist die Ursache dieser Verfolgung?

Welche Bescheidenheit! Diese wohlverdienten Ehrenbezeugungen eine Verfolgung zu nennen! Hier, Ihr Freund Robertson hat Ihre Handschrift im Fremdenbuche erkannt.

Robertson? mein Freund? Ich kenne keinen Robertson, habe nie von einem Robertson gehört!

Ja, ich! rief der Aeronaut, und warf sich, um seine Verlegenheit zu verbergen, in die Arme des erstaunten Fremden.

Aber, mein Herr, ich kenne Sie gar nicht.

O verzeihen Sie ihm in dieser feierlichen Stunde das Unrecht, das er Ihnen angethan, sagte der Literat; rächen Sie sich nicht an ihm durch diesen fremden Ton.

Wenn ich noch nicht völlig närrisch geworden bin, so verliere ich jetzt das Bischen Verstand, das mir noch bleibt, rief der Fremde außer sich vor Aergern.

Chénier! Chénier! schrien tausend Stimmen unter dem Fenster.

Der Gemarterte sank bleich und erschöpft in den Lehnstuhl.

Das ist also ein Complot? Ich glaubte es nur mit einem Einzigen zu thun zu haben, sagte er bitter lächelnd, und hier rottirt sich eine ganze Stadt zusammen und fordert meinen Kopf!

Ja, Ihren Kopf fordert man, unterbrach ihn der Literat, welcher den Sinn dieser Worte mißdeutete. O verweigern Sie ihn nicht länger! Geben Sie Ihren Kopf!

Meinen Kopf! Ich soll meinen Kopf geben! wiederholte der Gemarterte, der sich in seinem Lehnstuhl gebärdete, wie ein Mensch, den der Alp drückt.

Der Literat riß schnell das Fenster auf, stürzte auf den Franzosen los, und schleppte ihn zum Fenster hin. Der Letztere, welcher glaubte, man wollte ihn hinauswerfen, hielt sich mit allen Kräften an der Fensterbekleidung fest. Sobald die

Digitized by Google

versammelte Menge ihn bemerkte, begrüßte sie ihn mit einem betäubenden Vivatruf, welcher dem Fremden seine Besinnung noch vollends zu rauben drohete; er war einer Ohnmacht nahe, als er auf einmal einen kalten Gegenstand auf dem Kopfe fühlte.

Endlich gelang es ihm, sich den Armen des Literaten zu entwinden, und Robertson zog, diesen günstigen Augenblick benützend, den Enthusiasten mit sich fort aus dem Zimmer. Der Fremde verschloß eilends Thüre und Fenster, zog die Vorhänge zu, und warf sich erschöpft aufs Bett. Da fiel vor ihm etwas auf den Boden.

Ein Lorbeerkranz! Das war wirklich, um närrisch zu werden.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Aus Brüssel wird unter'm 26. April geschrieben: „Ein deutscher Industrieller, Hr. Förster von Kösfeld (Westphalen), hat dem hiesigen Conseil de salubrité publique mehrere Proben eines neuen Produkts vorgelegt, welches bei'm Bauwesen und in den verschiedenen Gewerbszweigen eine große Rolle spielen wird, wenn die Ansichten des Erfinders sich bestätigen. Hr. Förster hat nämlich das Mittel gefunden, um den Torf zu schmelzen und daraus ein bituminöses Produkt zu gewinnen, welches den Asphalt in seinen verschiedenen Anwendungen ersetzt, unter anderen zum Schutze des Holzes, der Metalle gegen Rost u. s. w. Das Verfahren der Darstellung dieses Produkts soll nicht den zehnten Theil des Asphalts kosten. Das Conseil de salubrité publique hat die Entdeckung als eine sehr wichtige aufgenommen, und eine Commission ernannt, um den Versuchen zu folgen und solche zu prüfen, welche der Erfinder unter seinen Augen über diesen Gegenstand vornehmen lassen wird. Es ist diese Commission aus Architekten und Chemikern zusammengesetzt worden."

(Paris, 24. April.) Die deutsche Oper hat gestern die Vorstellungen mit dem „Freischütz" angefangen. Hätte der Direktor derselben gehalten, was er versprochen, hätte er die ausgezeichneten Künstler gestellt, die er angekündigt, so würde die deutsche Musik eine Reihe glänzender Triumphe feiern können. Das zahlreiche Auditorium hatte augenscheinlich die größte Empfänglichkeit und den besten Willen mitgebracht. Die mittelmäßig gespielte Ouvertüre und der recht gut gesungene Chor in der ersten Scene wurden lebhaft beklascht. Aber dann, welch' ein erster Tenor und welch' ein Baß! Man muß wirklich einen ungewöhnlichen Grad von Verwegenheit besitzen, um dem Publikum des italienischen Theaters solche Mittelmäßigkeiten — der Ausdruck ist äußerst schonend — als Hauptsänger zu bieten. Im zweiten Aufzuge machte die erste Sängerin, Mad. Walker, den ungünstigen Eindruck ziemlich wieder gut, den der erste Aufzug zurückgelassen. Auch Mad. Schumann fand, ungeachtet ihrer doch ein wenig gar zu dünnen Stimme, eine beifällige Aufnahme. Mad. Walker hatte einen Moment des entschiedensten und rauschendsten Erfolges, den sich eine ehrgeizige Künstlerseele wünschen kann. Der dritte Akt war über alle Beschreibung elend. Tenor und Baß im tête-à-tête! Dazu die allerdürftigste Decoration, die man sich denken kann, ein Maschinenspiel, welches ein weniger wohlerzogenes Publikum zum schallendsten Gelächter gebracht haben würde. Der vierte Aufzug wurde leidlich durchgesungen. Der Gesammt-Eindruck der Vorstellung konnte nach dem Gesagten natürlich nur ein ungünstiger seyn. Den ziemlich stark besetzten und recht gut eingeübten Chören hat man indessen Gerechtigkeit widerfahren lassen, um so mehr, als die Chöre der schwache Theil des hiesigen Bühnen-Gesanges sind. Das Scheitern dieses Versuchs, die deutsche Oper hier einzubürgern, ist indessen bei der Zusammensetzung der Gesellschaft unvermeidlich.

(Preuß. Staats-Ztg.)

Literatur.

Legislative Fragen, betreffend die Juden im preußischen Staate. Von Dr. J. M. Jost. Berlin, 1842.

Diese Schrift ist unstreitig das Bedeutendste, was über die in den öffentlichen Blättern mehrfach besprochene, projectirte neue Gesetzgebung erschienen ist. Der Gegenstand ist hier — wie sich von dem rühmlich bekannten Verfasser erwarten läßt — mit Geist, vollständiger Sachkenntniß und Gründlichkeit, in einer edlen und klaren Darstellung behandelt. In acht Abschnitten werden eben so viele den Gegenstand erschöpfende Fragen beantwortet. Die Nachtheile, die sich aus den bisherigen Abweichungen vom Gesetze vom 11. März 1812 ergeben haben, so wie die, welche das projectirte Corporationsgesetz zur Folge haben müßte, werden auf's klarste, nicht durch Deductionen aus allgemeinen politischen Principien, sondern durch notorische Thatsachen nachgewiesen und zugleich dargethan, wie auf der Basis der historischen Entwickelung und Fortschreitung, welche dem Gesetze von 1812 zu Grunde liegt, die Forderungen der Gegenwart mit den höhern allgemeinen Rücksichten der Gesetzgebung in Einklang zu bringen seyen.

Die Reichhaltigkeit der Schrift an Ideen und geschichtlichen Zusammenstellungen macht sie auch für solche, die der Gegenstand selbst nicht berührt, interessant und lehrreich und Niemand wird sie ohne geistigen Gewinn aus der Hand legen, wenn er auch mit einzelnen Punkten des siebenten Abschnittes und mit der vorgeschlagenen Einsetzung einer jüdischen Oberkirchenbehörde — was vielleicht zur Zeit noch ein sehr gewagtes und bedenkliches Experiment seyn möchte — nicht einverstanden seyn sollte.

Wir wünschen, daß die Schrift eine, ihrem Gehalte und ihrer Tendenz entsprechende weite Verbreitung finden möge.*) H.

Frankfurter Theater.

Don Juan. — Götz von Berlichingen.

Wenn ein Kunstwerk oder ein Künstler uns oft vorgeführet, wenn sie dadurch des Reizes der Neuheit verlustig werden, wenn sie nichtsdestoweniger unser Interesse und unsere Anerkennung lebendig erhalten, dann liegt hierin ein sicherer Beweis für den Werth dessen, was wir anerkennen. Auf unsern trefflichen Baritonisten Pischek findet dies seine Anwendung. Mehrere Jahre seines Engagements haben den ihm gezollten Beifall nicht vermindert, sondern gesteigert und Pischek ist desselben stets würdig geblieben. Durch mehrmalige Wiederholung seines Don Juan ist dieser Gesangspart nun so sicher und abgerundet, tritt Alles so fest markirt und schön hervor und wird diese Präcision und Kraft auch in den Ensembleſtücken so wirksam, daß nur wenig zu wünschen übrig bleibt und man den gediegenen Sänger anerkennen muß.

*) Es ist zu bedauern, daß sich, bei der Entfernung des Verfassers vom Druckorte, viele sinnentstellende Druckfehler eingeschlichen haben, die lediglich der Nachlässigkeit des Correctors zur Last fallen.

Digitized by Google

Auch das Spiel hat sichtlich gewonnen und darf gut genannt werden. — Dem. Ruderdorff hat sich mit der ungemein schwierigen und einen großen Stimmenfond erfordernden Partie der Donna Anna nun befreundet und obwohl der moderne italienische Gesanggenre ihr vorherrschend zusagt, so bekundet doch auch ihre Donna Anna, daß sie eine Sängerin von dramatischer Auffassung und von poetischer Inspiration ist. Abgerechnet einige zu Mozart'scher Musik nicht passender Effecthascherein und namentlich des unschönen Hervorhebens tiefer Töne, welche man dem Souverneur überlassen sollte, ist der Gesang der Dem. R. den dramatischen Situationen so angemessen und so seelenvoll, daß wir ihn nur zu rühmen haben. — Hr. Conradi sang den Leporello. Eine männlich schöne Gestalt und lebendiges Spiel unterstützen den frischen und kräftigen Gesangvortrag eines Sängers, der, wenn er auch noch Manches zu erstreben hat, ein schätzbares Mitglied unserer Oper zu werden verspricht. — Die Leistungen der Dem. Capitain (Elvira) und des Hrn. Chrudimsky (Octavio) sind bekannt. Frau v. Heßlern-Münch beschloß ihr Gastspiel mit der Rolle der Zerline. Früher unserer Bühne angehörend und die beliebte Soubrette derselben, steht sie noch immer in gutem Andenken und wurde ihr Gastcyclus beifällig aufgenommen. Leichter gefälliger Gesang und bühnengewandtes Spiel machen sich noch immer geltend und sind um so mehr zu schätzen, da gute Soubretten nicht minder selten, als gute erste Sängerinnen sind.

Am 1. Mai wurde ein neues Theaterjahr mit Göthe's Göz von Berlichingen, und also auf würdige Weise, eröffnet. Bei dieser Veranlassung müssen wir den Wunsch aussprechen, daß unser Schauspielrepertoir immer streben möge, durch Vielseitigkeit und gute Auswahl älterer und neuerer Stücke seiner Aufgabe nachzukommen. So weit wir davon entfernt sind, uns mit Idealen und übertriebenen Anforderungen zu beschäftigen, so gerne wir die Schwierigkeiten, welche fortwährend zu beseitigen sind, anerkennen, so glauben wir doch, daß mehr Abwechslung geboten und namentlich mehr Novitäten vorgeführt werden könnten, als in jüngster Zeit geschehen. Die Kräfte des hiesigen Theaters sind der Art, daß sich bei umsichtiger Verwendung derselben viel damit wirken läßt und wenn gute, zur Aufführung geeignete Novitäten auch selten sind, so gibt es deren doch und man muß sie aufsuchen und auswählen. Solche Bestrebungen mögen allerdings schwierig seyn, aber dürfen sie darum aufgegeben werden? — Hr. Lußberger gab den Göz von Berlichingen. Im bürgerlichen Schau- und Lustspiel, in der Darstellung gutmüthiger und humoristischer Charaktere ist Hr. Lußberger ausgezeichnet und nimmt in jeder Beziehung eine achtbare Stellung ein. Die Ausführung von Charakteren jedoch, wie der des Göz von Berlichingen, scheint weniger in seinem Bereiche zu liegen und verlangt Mittel, die ihm nicht ganz zu Gebote stehen. Jedem Schauspieler sind Gränzen gezogen, welche er bei allem Fleiß und Studium ohne Gefahr für den glücklichen Erfolg nicht überschreiten darf und so wenig wir Hrn. Lußberger für das Fach der Heldenrollen aufmuntern können, so sehr haben wir ihn da zu rühmen, wo seine künstlerische Eigenthümlichkeit mit seinen Bestrebungen harmonirt. — Mad. Frühauf gab den Georg ausgezeichnet und in dem vollen Ausdruck der hier erforderlichen jugendlichen Wärme und Frische, wofür ihr der lebhafteste Beifall lohnte. Auch Hr. H. Schneider, als Franz voll Wärme und Jugendlichkeit und diese Rolle auf's gelungenste ausführend, errang die freundlichste Würdigung. — Hrn. Weidners Bruder Martin ist als gehaltvolle Leistung bekannt, so wie auch die der Dem. Lindner (Adelheid von Walldorf), obwohl sie uns den darzustellenden Charakter etwas zu sehr zu veredeln scheint. Die übrige Aufführung zeugte von sorgfältiger Einstudirung.

W.

Korrespondenz.

Kassel, im April.

»Monaldeschi« und »Rococo« von Heinrich Laube folgten in Kürze der Aufführung des »Werners«, »Patkul« und »Richard Savage« von Carl Gutzkow. Sämmtliche Novitäten gingen mit einem Aufwand in Scene, wie solches nicht allen Bühnen ersten Ranges möglich ist. Regisseur Holzmann und alle sonst Mitwirkende wetteiferten, den Werken beider Dichter den Ruhm der Unvergänglichkeit zu sichern; ob dies aber dennoch und trotz der angestrengtesten Bemühungen des darstellenden Personals gelungen, wird Jeder bezweifeln, der den Vorstellungen beiwohnte. Die zweite Aufführung des Monaldeschi z. B. fand vor ganz leerem Hause statt und die Lichtseiten des Rococo wurden durch viele langweilige Scenen so verdunkelt, daß eine Wiederholung nicht mehr statt finden wird. — Ohne ein Engagement zu bezwecken, gastirte eine Mad. Bornstein-Ruth; dagegen ward Dem. Cramer aus Mainz (zur Ausbildung) engagirt. Wir übernehmen, wie schon mehrmals, die Mühe und Resignation der Erziehung, und lassen dann Andere die Früchte genießen. Mehrere sehr vortheilhafte Engagementsanerbietungen machen den fernern Besitz der Dem. Löw sehr zweifelhaft; mit ihr ginge jene Gesangsmuse fort, welche die zarte gemüthliche Lyrik repräsentirt, jene Muse, deren inniger Ton den graden Weg zum Herzen nimmt. Wohl mag es größere Sängerinnen geben, aber nicht leicht wird man eine seelenvollere finden. — Das hiesige Lesemuseum beabsichtigte durch Erwerb eines in der Königsstraße am Friedrichsplatz gelegenen Hauses eine weitere Ausdehnung; doch hat die zu dem Ende aufgelegte Subscription zur Actienzeichnung à 25 Rthlr. noch keinen bedeutenden Erfolg. Ueberschlägt man die große Zahl der ersten Geldnotabilitäten, so kann man nur dem Gerücht Glauben schenken, daß die Gebrüder Murhard allein ein solches Grundstück acquiren wollen, um dasselbe der Gesellschaft dereinst als Erbe zu hinterlassen. — Wie bereits bekannt, hat auch der Justizbeamte Schanz zu Friedberg die Wahl zum Oberbürgermeister in Kassel auf 6 Jahre abgelehnt; es ließ sich dieses voraussehen. Daß aber auch die Wahl auf Lebenszeit noch Zweifel übrig läßt, geht aus unserer Städteordnung allzu genau hervor, da »jeder Ortsvorstand aus den Ortsbewohnern gewählt werden soll. Es ist dies allerdings eine Beschränkung, doch hat man bei der Redaction dieses Gesetzes nicht gedacht, daß eine Gemeinde von 32,000 Ortsbewohnern in den Fall kommen könnte, darunter keinen Oberbürgermeister zu finden; die Wahl ist aber um so schwieriger, als derselbe entweder Jurist oder Administrativbeamter seyn soll. Setzt man ferner Zweifel in die Fähigkeiten des Gewählten, so kann, wie dies bereits geschehen, eine Prüfung angeordnet werden, und wer wollte eine solche über sich ergehen lassen? — Schon unter dem Ministerium Hassenpflug wollte man namentlich in Beziehung auf die Landtagswahlen die Advokaten den Staatsdienern gleichstellen und einen Urlaub Seitens der vorgesetzten Behörde zum Eintritt bedingen, jetzt werden dieselben »provisorische bestellt! Diese Maßregel dürfte gewiß nicht ohne Folgen bleiben, da materielle Unabhängigkeit bei uns sehr selten ist und der Zweifel des Besitzes einer lukrativen Advokatur leicht zur Aufopferung der Ueberzeugung bewegen kann. — Der Stand unserer Eisenbahnangelegenheit ist immer noch sehr schwankend und außer der Abreise des Oberbaurath Lang nach Leipzig, Dresden, Berlin und Braunschweig, jedoch nur in technischer Beziehung, verlautet im Publikum gar nichts darüber. — Unsere treffliche Wasserheilanstalt zu Wolfsanger wird mit dem Anfang des Monat Mai schon durch eine Anzahl auswärtiger und einheimischer Gäste belebt werden. Auffallend ist es Jedem erschienen, daß Alle, welche durch die Wasserkur ihre Gesundheit oder auch nur einen besseren Zustand ihres Befindens erlangt haben, so frei und treu an derselben hängen; auffallend ist es ferner, daß von den vielen Hunderten, welche mit derselben hierorts behandelt worden sind, noch kein Einziger während oder unmittelbar nach der Kur gestorben ist; und dennoch sterben mit Hülfe der Aerzte, deren größere Hälfte im Durchschnitt der Kur nicht hold ist, wohl in Kassel 800 bis 1000 Menschen jährlich. Ein solches Resultat, welches uns selbst eine hiesige medicinische Notabilität mittheilte, hat allerdings einige Beweiskraft. — Eine sonderbare Erscheinung kann es wohl genannt werden, daß die Consumtion des baierischen Biers hierselbst von Tag zu Tag zunimmt. Jedenfalls liegt es an der hiesigen Bierfabrikation, daß dasselbe, welches sich früher eines großen und verdienten Rufes selbst im weiten Auslande erfreute, an Qualität so sehr abgenommen hat. Es scheint, als ob einige Bierfabrikanten sich nur eines Hopfens letzter Qualität bedienten, durch dessen zu starkes Ausziehen das Produkt zu bitter und der Gesundheit nachtheilig wird.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 125. Samstag den 7. Mai 1842.

Cabrera.

Historische Novelle aus dem letzten spanischen Kriege.

(Fortsetzung.)

Das Gebüsch war hier fast undurchdringlich, und hinderte die Fortsetzung des Gespräches. Pedro arbeitete sich mühsam durch das Gestrüppe, während Cabrera sinnend und fast achtlos auf alle Verletzungen durch die zackigen Zweige ihm folgte. Erst als sie eine kleine Anhöhe erstiegen hatten, wo Eichen und Fichten einen Hochwald ohne Unterholz bildeten, und Pedro sich rückwärts wandte nach seinem Herrn, gesellte sich dieser wieder zu ihm, und beide schritten neben einander her.

„Jetzt erzähle mir von jener Donna Maria," begann Cabrera, „aber keine Nebendinge. Verständig, Kamerad! —"

„Ich habe sie gesehen, Herr, und gesprochen."

„Wie! In der That? — Weiter, weiter! —"

„Sennor Capitano," sagte Pedro bittend, und schwieg.

„Warum stockst Du?" rief Cabrera erschrocken, „um Gotteswillen, was ist es mit ihr? Sprich, säume nicht, ich bin auf Alles gefaßt. Sie haßt mich, sie verabscheut mich, sie ist treulos! — Oder ihr Bruder — ha, der stolze, kalte Bube! — er mißhandelt sie, die Perle ihres Geschlechts, dieses wehrlose, himmlische Geschöpf."

„Sennor, Sennor," sagte Pedro, „Ihr macht Euch ohne Grund Gemüthserhitzung. Gewiß, nein, von dem Allen ist nichts wahr, ich versichere Euch."

„Aber warum siehst Du denn so trübselig aus? Warum redest Du nicht, Du Schwätzer? —"

„Ihr wollt keine Nebendinge hören, aber was sind denn bei'm Reden Haupt- und Nebendinge? Ehrlich gestanden, Sennor, ich habe diese Worte nie recht genau unterscheiden können, und ich muß verstummen, wollt Ihr auf Eurer Forderung bestehen. Ein Gedanke scheint mir so gut wie der andere, und ich habe meine Ideen Euch darum immer zur Auswahl vorgelegt. Doch, wenn Ihr befehlt, will ich versuchen, die Hauptsachen zu treffen. Urtheilt nur selbst, Sennor. Als ich von Tortosa wegzog — es war ein unvergleichlich schöner Mondenschein — führte mich mein Weg hinter der Villa des Perdinnas quer durch das Mandelngebüsch. Ich kann Euch versichern, daß ich nur an den Corregidor dachte, als ich diesen Weg einschlug, nicht an Donna Maria, aber als ich sie da stehen sah, in dem kleinen Pavillon, und glaubte gar, sie seufzen zu hören, da freute ich mich unbeschreiblich, und lief zu ihr hin, und forderte mir einen Gruß für Euch, wenn ich Euch treffen sollte, und da gab sie mir zehn Grüße und zehn Silberstücke, und die Thränen liefen ihr über die Wangen, noch heller und glänzender als die schönen blanken Thaler in meine Hand. Ich kann Euch versichern, daß ich dabei dachte, der alte Pater Presiola habe Euch etwas vorgelogen — nothwendigerweise — als er behauptete, alle Menschen seyen aus einerlei Stoff oder die Mädchen und Frauen gar aus unsern Rippen gebildet. Nein, gewiß, Donna Maria und ich — oder meiner Rippen eine! — eine Donna, wie die, gehört nicht zu dem Geschlechte der übrigen Menschen. Wenn ich noch an meine Kinderjahre denke, da konnte ich auch bisweilen recht tüchtig weinen, wenn ich neben meinem Vater über die Pyrenäen nach Frankreich laufen mußte, und die Hände vor Kälte in den Mund stopfte, und mir sein Stock nur dann und wann neues Leben einflößte, aber das hatte keine Aehnlichkeit mit den schönen Thränen der Donna. Mein Vater sagte oft: Wenn der Junge ein Mal bei der Feldmusik angestellt werden sollte, dann spart das Regiment eine Blechtrompete; und die Donna — ja, wenn man ihr leises Schluchzen genau hätte hören wollen, so würde man das Ohr auf das kleine goldene Kreuz haben legen müssen, das sie an einer Perlenschnur an dem Halse hängen hat. Ich dachte immer, wenn doch Sennor Cabrera hier stände, er könnte unmöglich fort gehen. Trotz Sr. Heftigkeit würde er in Tortosa bleiben, und vornämlich bei der schönen Donna mit den schönen Thränen und den wehmüthigen Blicken. Aber da geh' ich schon wieder in's Breite. Nun sagt selbst, was von dem Allen soll ich Euch erzählen? Ich werde mich pünktlich nach Eueren Befehlen richten."

„Nur fort, Pedro! — da war kein unnützes Wort. Du bist unvergleichlich heute."

Pedro riß die Augen weit auf, und vermochte sich wiederum nicht zu begreifen. Cabrera hatte ihm von jeher alle Hoffnung benommen, eine vernünftige Rede hervorbringen zu können, und nun mit einem Male sollte keines seiner Worte überflüssig seyn! Die neue, seltsame Zeit schien lauter Wunder zu bringen.

Mit einer wahrhaft epischen Breite erzählte er inzwischen den ganzen Verlauf seiner Unterredung mit Maria, und hatte doch am Ende gar nichts mitzutheilen, als daß Don Perdinnas den folgenden Tag bestimmt habe, um seine Schwester

Digitized by Google

nach Madrid zu bringen. Mit Ingrimm hörte Cabrera diese Botschaft.

Don Julio Perdinas war der Gespiele seiner Jugend, der Gefährte seiner Träume und ritterlichen Knabenthaten gewesen; er hatte es nicht geachtet, daß sein Ramon in einer Fischerhütte geboren war, und jetzt gab ihm dieser Freund, der einzige, innige, den er besaß, den tödtlichsten Streich! — Ramon hatte sich für den geistlichen Stand bestimmt, weil er auf keine andere Weise aus dem Staube emporzukommen hoffen durfte, aber sein Herz hing stets an der Welt, und die Jahre, welche er als geistlicher Lehrling oder Novize unter der Leitung des Paters Presiola zugebracht hatte, waren nur wenig den Studien, am wenigsten den Andachtsübungen, aber am meisten wilden Abenteuern, romantischen Träumen und politischen Plänen gewidmet. Don Julio war auch hier sein treuester Gefährte, wenigstens in allen Ansichten über Freiheit und über die Zukunft des spanischen Volkes; — und nun brachte er die Schwester nach Madrid, von wo aus die kriegerischen, ritterlichen Bewegungen des Landes unterdrückt werden sollten! Ganz unerwartet durfte ihm der letztere Schritt freilich nicht kommen, denn Julio hatte Cabrera's endlose Liebeshändel nie gebilligt, und war zum ersten Male gegen den Freund entrüstet, als dieser auch die Schwester, Donna Maria, an seinen leichtfertigen Triumphwagen fesselte; er hatte mit ernsten Maßregeln gedroht, wenn Jener nicht abließe von seinem thörichten Beginnen, und hätte nun freilich kein stärkeres Bollwerk zwischen den Herzen der Liebenden aufführen können, als die Trennung durch politische Parteiung. Aber Cabrera konnte und mochte nichts natürlich oder billig finden, was seinen Plänen zuwider war, und ein rascher Schwur setzte den edlen Freund mit dem Bischofe, der ihn vom geistlichen Amte zurückgewiesen hatte, auf dieselbe Proscriptionsliste seiner Rache. Er war sich in seinem Innern klar geworden, daß er nur Donna Maria liebte, daß er zuvor noch nie geliebt habe, daß er ihr sein Alles opfern könne, selbst seine ungezügelte Herrsch- und Genußsucht, und doppelt gewaltig mußte es ihn daher ergreifen, daß er eben hier abgewiesen wurde. Pedro, der für Geld und böse oder gute Worte Alles ausführte, was der Herr wünschte, mochte es löblich oder schlecht seyn, erschien ihm in diesem Augenblicke als der einzige achtungswerthe Mensch. Mit einem gewissen Behagen hörte er dessen zügellosem Geschwätze zu, welches keinen Damm kannte, und sich über die Dornenhecken eben so gut, wie über die Blumengärten der menschlichen Gesellschaft voll Uebermuth ergoß. Erst am Eingange des Dorfes unterbrach er ihn, um den Uebrigen Verhaltungsmaßregeln zu ertheilen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Unannehmlichkeiten der Berühmtheit.

(Schluß.)

Während er so in halber Erstarrung lag, hörte er auf einmal ein dumpfes Geräusch auf der Treppe. Stimmen redeten durch einander, und Fußtritte näherten sich vorsichtig. Bald wurde dieses Geräusch vernehmlicher; die Fußtritte hielten vor seiner Thüre inne, und nach einigem Zögern wurde leise angeklopft. Da er nicht antwortete, wurde stärker geklopft, und eine Stimme rief durch das Schlüsselloch: Herr Chénier, machen Sie auf! Beobachten Sie nicht länger ein unnützes Incognito. Ihr Freund Robertson hat Sie erkannt.

Ich kenne keinen Robertson! rief der Franzose. Was soll das Alles bedeuten? Was wollen Sie von mir?

Wir wollen Sie bitten, ein Ihnen zu Ehren angestelltes Gastmahl mit Ihrer Gegenwart zu beglücken.

Ein Gastmahl! mir zu Ehren? Warum? Ich kenne Sie nicht und Sie kennen mich nicht.

Die großen Dichter sind doch Alle Originale! sagte einer der Thürstürmer zu seinen Begleitern. Solche Halsstarrigkeit ist mir im Leben noch nicht vorgekommen. Wir müssen erzwingen, was uns nicht mit Güte bewilligt wird. Mit Jean Jacques Rousseau hat man's auch einmal so machen müssen, und er fühlte sich nachher sehr geschmeichelt, daß man ihn mit Gewalt zu einem Bankett geschleppt.

Er stemmte sich gegen das Thürgesims und bearbeitete mit der ganzen Wucht seines keineswegs unbedeutenden Körpers die Thüre. Endlich gab das Schloß nach, und die Thüre sprang auf, der kräftige Belgier trat mit triumphirender Miene ein, schloß den entsetzten Fremden in die Arme, und trug ihn an der Spitze seiner jauchzenden Landsleute in den Speisesaal. Fünf Minuten später saß Chénier auf dem Ehrenplatze. Vergebens protestirte er von neuem; vergebens bat er, ihm doch nur Frist zum Ankleiden zu gönnen; man hielt ihn aber fest, wie einen Kriegsgefangenen und er mußte den begeisterten Literaturfreunden Bescheid thun.

Der Luftschiffer Robertson, welcher zur Rechten des Gefeierten saß, war unter den Anwesenden vielleicht der Einzige, der sich nicht recht wohl fühlte; er kämpfte offenbar gegen eine schlecht verhehlte Verstimmung an, und umsonst wechselte er Blicke des Einverständnisses mit den übrigen Gästen, so oft Chénier über die vertraulichen Worte seines Nachbars erstaunt schien. Man fing an zu vermuthen, daß der Escamoteur den berühmten Dichter weit weniger kenne, als er vorgegeben hatte. Beschämt wie jeder auf der That ertappte Lügner, der das Schaugerüst, welches er erklommen, unter seinen Füßen zusammensinken fühlt, wünschte er sich hundert Meilen weit weg von dem Unglücksfeste. Aber ach! er mußte an dem Pranger stehen bleiben, wo er sich selbst hingestellt, und wenigstens gute Mienen zum bösen Spiel machen.

Endlich wurde das Dessert aufgetragen. Einer der Gäste erhob sich, zog mit zitternder Hand ein Papier aus der Tasche, und sprach mit unsicherer Stimme einen langen Toast „zu Ehren des großen Dichters Chénier."

Es lebe Chénier, der große Dichter! wiederholten die Gäste im Chor.

Jetzt stand der Gefeierte auf, und eine Todtenstille herrschte an der ganzen Tafel.

Meine Herren, sagte er, ich fühle mich sehr geschmeichelt durch die Auszeichnung, welche Sie mir zu Theil werden lassen; allein ich glaube, sie nur einem Irrthume zuschreiben zu müssen. Es gibt vielleicht einen Dichter, der meinen Namen führt, aber, Gott sey Dank! ich kenne weder ihn, noch seine Verse. Ich bin Johann Mathias Chénier, Weinhändler aus Bordeaux, und komme von Paris, um hier Geschäfte zu machen — —

Ein lebhaftes Gemurmel unterbrach ihn. Das ist wirklich zu stark, sagten Einige; seine Halsstarrigkeit wird abgeschmackt.

Digitized by Google

Wofür hält er uns denn? Eine gebildete Gesellschaft läßt sich nicht so mystificiren!

Dann wandten sich Einige an Robertson. Suchen Sie doch Herrn Chénier zu überreden, daß er seine Identität nicht länger leugnen möge. Ist er nicht der große Dichter, den wir mit Stolz in unserer Mitte sehen?

Chénier ist ein großer Dichter! sagte Robertson ausweichend.

Sind Sie nicht sein Freund?

Die Freundschaft großer Männer ist eine Wohlthat der Götter.

Aber Sie antworten auf keine unserer Fragen, unterbrach ihn der Herkules, welcher die Thüre eingestoßen hatte. Ist der hier anwesende Herr der Dichter Chénier oder nicht?

Ja, er ist der Dichter Chénier, stammelte der Escamoteur.

Nun wohlan, Herr Chénier, fuhr der immer heftiger werdende Belgier fort: ich erkläre Ihnen im Namen dieser Gesellschaft, daß Sie uns durch längere Zurückhaltung zwingen würden, Sie mit dem Degen in der Hand zu einer Erklärung aufzufordern.

Schon wieder ein Duell! seufzte Chenier.

Wahre Freundschaft, oder unsere Rache! Wählen Sie!

Nun, da Sie es durchaus wollen, sagte er mit verbissener Wuth: ja, ich bin ein großer Dichter!

Ein rauschender Beifallssturm folgte diesen Worten; man drückte ihm die Hände, man umarmte ihn, und machte ihm tausend Vorwürfe über seine Halsstarrigkeit.

Die fünfte Morgenstunde machte endlich diesem lärmenden Feste ein Ende; aber so sehr Chénier auch diesen Augenblick herbeigewünscht hatte, so wollte er doch den Saal nicht verlassen, ohne einem erst spät angekommenen Reisenden, welcher um die Erlaubniß gebeten, das neueste Gedicht Chéniers, das er bei sich führte, vorzulesen, und dadurch dem Gepeinigten einige Ruhe verschafft hatte, seinen Dank abzustatten.

Ich wiederhole Ihnen, mein Herr, sagte er, ich bin kein Dichter, und ich kenne den Dichter Chénier gar nicht. Ich habe das Unglück, seinen Namen zu führen, das ist Alles. Noch vor kurzem hat mir dieser Name in Paris große Unannehmlichkeiten zugezogen. Ich saß eines Nachmittags mit einem Freunde im Garten des Palais-Royal, und trank ganz ruhig meinen Caffee. Er ging von mir mit den Worten: Auf Wiedersehen, Chénier. — Sogleich sahen mich alle in meiner Nähe befindlichen Personen mit Erstaunen an. Während ich mich musterte, ob ich auch nichts Auffallendes an mir hätte, eilte ein junger Mann auf mich zu, warf meine Tasse um, und rief: Elender! was hast Du mit Deinem Bruder André gemacht? *). — Ich stand auf, und versicherte, daß ich nie einen Bruder gehabt; ich drohete ihm mit einer gerichtlichen Klage. Statt aller Antwort gab er mir seine Karte, nöthigte mir die meinige ab, und erklärte, er werde mir am folgenden Morgen eine Kugel durch den Leib jagen. Aber ich bin gar nicht in kriegerischer Laune; und ich verließ Paris acht Tage früher, als ich mir vorgenommen. Hier komme ich aus dem Regen in die Traufe, denn die tollen Belgier wollen mir mit Serenaden und Gelagen den Garaus machen. Der Teufel hole alle Dichter, und vor Allen meinen Namensvetter!

Mein Herr, erwiederte der Unbekannte lächelnd, Chénier wird es sehr bedauern, Ihnen ganz unschuldiger Weise so viel Verdruß verursacht zu haben.

Sie können Ihrem Freunde Chénier dies Alles erzählen, Herr Tausendkünstler, fuhr er, zu Robertson gewendet, fort. — Aber warum haben Sie denn nicht sogleich erklärt, daß dieser Herr nicht der Dichter Chénier sey?

Der Escamoteur erröthete, machte ein saures Gesicht, und murmelte etwas von Mystification.

Sie sind ein zu drolliger Mensch, fuhr der Unbekannte fort, als daß ich nicht von neuem Ihre Gesellschaft suchen sollte. Wenn Sie nach Paris kommen, so besuchen Sie mich. Hier ist meine Adresse.

Er schob ihm eine Karte in die Hand. Ich weiß nicht, welchen Namen der Escamoteur darauf las, aber er erblaßte, machte eine tiefe Verbeugung, und reiste am folgenden Morgen nach Deutschland ab. Der Weinhändler Chénier aber nannte sich in der Folge Chesnier de Mâcon. Rödiger.

*) Der Dichter André Chénier fiel bekanntlich als ein Opfer der Revolution.

Mannichfaltigkeiten.

(Englisches Phlegma.) Es sind einige Jahre her, als eines Abends sehr spät ein Engländer in einem Gasthause zu Braubach ankam, speiste und sich schlafen legte. Um Mitternacht brach im Hause Feuer aus. Man eilte auf die Stube des Engländers; er schlief, man weckte ihn, erzählte ihm die Sachlage, daß Feuer im Hause sey, und daß er sich unverzüglich hinausbegeben müsse. „Zum Teufel!" — entgegnete der Engländer — „man weckt mich um solchen Plunder! Laßt mich in Ruhe! ich bin müde und werde nicht aufstehen. Seyd Ihr Narren und meint, ich soll im Hemde um Mitternacht auf die Felder hinauslaufen? Ich verlange meine neun Stunden bequemen Schlafes. Löscht Euer Feuer, wie Ihr wollt, ich hindere Euch nicht. Was mich betrifft, so liege ich ganz gut im Bette und bleibe darin." — Er sprach's und legte sich auf's Ohr. Es gab kein Mittel, ihm Vernunft einzureden, und da das Feuer rasch um sich griff, so retteten sich Alle, nachdem sie die Thür des schlafenden und schnarchenden Engländers verschlossen. Die Feuersbrunst war fürchterlich, man löschte sie nur mit der größten Anstrengung. Des andern Morgens kamen die Leute, welche den Schutt wegschafften, an die Thür des Engländers, öffneten sie und fanden den Reisenden halb erwacht, wie er sich eben die Augen rieb und den Eintretenden gähnend zurief: „Könnt Ihr mir sagen, ob Stiefelhaken im Hause sind?" — Dann stand er auf, frühstückte tüchtig und reiste sehr heiter und gestärkt ab, zum großen Leidwesen der jungen Leute im Orte, welche aus der Mumie des Engländers schon Das, was man in den Rheinthälern einen „trockenen Bürgermeister" nennt, zu machen gedachten, oder einen vollkommen geräucherten und wohlerhaltenen Todten, welchen man für ein paar Liards den Fremden zeigt.

Die „Salzburger Zeitung" berichtet: „Vor einigen Tagen kam, wie es verlautet, ein Mann aus Wien hier an, und versicherte, er sey in der Türkei geboren, in Asien erzogen worden, in Afrika in Gefangenschaft gewesen, habe 14 Jahre in China gedient, und esse nichts als rohes Fleisch, salze es und fraß es con amore. Leider haben unsere Zeiten wenig

Digitized by Google

Sinn für Poesie; die Behörde besichtigte den romantischen Nimbus des nationalisirten Chinesen etwas näher, und dieser gestand endlich ein, er sey ein Preuße und nichts mehr und nichts weniger, als — ein entflohener Sträfling."

Ein junges schönes Fräulein heirathete einen schon bejahrten Mann, der als wilder Geizhals sehr verschrieen war. Als sie zur Trauung fuhr, sagte der Kutscher öfter zu ihr: „Ich heiße Peter, Peter heiße ich!" Als sie ihn fragte, warum er es ihr wiederhole, sagte er: „Damit sie seinen Namen im Gedächtniß behalte und nicht einst sage: Der Teufel hat mich zu dieser Hochzeit geführt."

(Trier, 28. April.) In zwei Gärten wurden heute bereits die ersten Gescheine an den Weinstöcken beobachtet.

(Frankfurt.) Die bereits auch in diesen Blättern besprochene, von dem hiesigen Kunstgärtner Hrn. Fr. Grüneberg Sohn aus Samen gezogene Camellie „Teutonia" hat in der Wiener Blumenausstellung ebenfalls eine goldene Medaille erhalten. Wenn man die Dauer ihrer Blüthezeit, den ungewöhnlich großen und mühevollen Transport von Frankfurt a. M. nach Wien und endlich den vollkommen frischen Zustand berücksichtigt, in welchem sie dort angelangt ist, so kann man nicht umhin, diese Camellia eine gewiß seltene Blume zu nennen. Eine andere von Hrn. Grüneberg eingesandte Pflanze erhielt einen Preis von 10 Dukaten in Gold.

Korrespondenz.

Offenbach, 2. Mai.

Die Subscriptionen für die Anlegung einer Promenade um die hiesige Stadt sind nunmehr beendigt und es beläuft sich das Ergebniß derselben auf beiläufig fl. 3000. Ein im Verhältniß der hiesigen Einwohnerzahl ganz anständiger freiwilliger Beitrag für ein derartiges Unternehmen, obwohl lange nicht hinreichend, um nach dem ursprünglichen Plane es vollständig in Ausführung zu bringen. Man wird daher, wie verlautet, denselben wahrscheinlich modificiren und daran gewiß sehr wohl thun; denn wollte man, wie es vorläufig beschlossen war, zugleich an dem äußerst östlichen und an dem äußerst westlichen Theile der Stadt die Promenade-Anlagen beginnen und damit, so weit die Geldmittel reichen, fortfahren, so läßt sich voraussehen, daß die vorhandenen und etwa noch zu acquirirenden Fonds bei weitem nicht für das Ganze ausreichen und nur ein sehr mangelhaftes Stückwerk das Resultat seyn würde. Dann hätten wir — und zwar an den zum Spazierengehen am wenigsten einladenden Endpunkten — zwei Stück Promenaden, die, isolirt und sich gewissermaßen feindlich einander gegenüber stehend, als ein trauriges Denkmal der Unvollkommenheit des menschlichen Thuns und Strebens, bei der Mit- und Nachwelt wenig Beifall finden und wahrscheinlich bald wieder in gänzlichen Verfall kommen würden. Nebenbei könnten die Spaziergänger auch lebhaft, und eben nicht zum Ruhme der Gründer, an die Abderiten von Wieland erinnert werden. Ein verehrtes Comité möge dies berücksichtigen, ehe man einen definitiven Entschluß faßt, und die bescheidene Bemerkung erlauben, ob es bei solcher Sachlage nicht zweckmäßiger und dem Interesse des Gesammtpublikums angemessener wäre, die bereits vorhandenen, zum Theil sehr reizenden Spaziergänge und Triften, ohne Ankauf neuer Gründe, zu verschönen und in einen zu jeder Jahrszeit gangbaren Zustand zu bringen. Man könnte — was auch schon in Vorschlag gebracht wurde — an der schönen Trift zwischen dem Frankfurter Wald und dem ehemaligen von Goldner'schen Garten beginnen und bis zum alten Schießhause die Anlage fortsetzen; da dies Terrain der Stadt gehört und zum Theil schon gebahnt ist, so würde mit wenig Kosten das Erforderliche herzustellen seyn. Die Distension von da bis zur neuen Kaserne ließe sich wohl auch, wenn die Ländereien nicht zu theuer kommen, mit den vorhandenen Mitteln ausführen und das wäre schon etwas Ganzes, Zusammenhängendes. Würde man nun noch den Weg, der auf die Tempelseemühle führt und der vielfach begangen wird, in bessern Zustand bringen und mit schattigen Bäumen bepflanzen; den von Offenbach nach Bürgel, der eine so reizende Aussicht bietet, so wie den durch die Apfelallee bis an die Frankfurter Gränze restauriren, so hätten wir zwar keine directe — und vermuthlich etwas langweilige — Promenade um die ganze Stadt, aber mehrere sehr schöne Spaziergänge in jedem Stadttheil und, was die Hauptsache, wohl auch Mittel genug, sie vollständig zu realisiren, denn wenn die vorhandenen hierzu nicht ausreichen sollten, so würde das Fehlende wohl ohne große Schwierigkeiten herbei zu schaffen seyn. — Es ist jeden Falls gut, wenn ein Unternehmen, das im Interesse der Oeffentlichkeit unternommen und vollführt wird, auch meheseitig beleuchtet und öffentlich besprochen wird, ehe es zur Ausführung kommt. In diesem wohlmeinenden Sinne wurden die hier ausgesprochenen unmaßgeblichen Bemerkungen und Vorschläge gemacht und Referent ist überzeugt, daß das Comité, welches aus sehr einsichtsvollen und sachverständigen Männern besteht, dies nicht ungerne sehen, sondern Alles prüfen und das Beste wählen wird.

Bernheim, im Mai.

Für den Monat Mai ist der Dienst der Dampfboote »die Adler des Oberrheins« in der Weise regulirt worden, daß die Abfahrt von Basel jeden Montag, Mittwoch und Samstag, Morgens 5 Uhr, statt findet und die Ankunft zu Mainz Abends gegen 10 Uhr erfolgt. Von Mainz fahren sie ab jeden Dienstag und Donnerstag, Abends 10 Uhr, übernachten zu Straßburg und fahren den andern Morgen, früh 5 Uhr, nach Basel ab. Außer dem unverkennbaren Schnellgange der »Adler« rühmt man auch die guten administrativen und gastwirthschaftlichen Einrichtungen auf denselben, welche bis jetzt vielfältige Anerkennung fanden. Noch immer müssen sich diese Boote hier, wo sie auf der Bergfahrt noch Mitternacht ankommen, mit dem traurigen Noth- und Hülfsmittel der Nachenfahrten behelfen, wenn sie Passagiere an's Land setzen, oder neue aufnehmen wollen, was um so mehr auffällt, als den Booten der niederländischen Gesellschaft bereits gestattet worden ist, sich zu dem Behufe der Landungsbrücke in unserm Hafen, gleich denen von Köln, bedienen zu dürfen. Abgesehen von der größeren Schwierigkeit der Communication durch Nachenfahrten mit dem Ufer, besonders zur Nachtzeit, entstehen auch mancherlei Gefahren daraus, wie wir hier erst am 25. April Nachts erlebten, wo beim Aussteigen der Passagiere einer das Unglück hatte, in den Rhein zu fallen und allem Anschein nach rettungslos verloren gewesen seyn würde, wenn außer den beiden Nachenführern nicht noch eine dritte Person (der großh. Posthalter Habich) zugegen gewesen wäre und dem von den Wellen Ergriffenen augenblicklich die wirksamste Hülfe geleistet hätte. Möge durch eine baldige Verbesserung der bisherigen mangelhaften Einrichtung die Wiederkehr eines solchen Falles für die Folge verhütet werden!

Auflösung der Charade in No. 122.

Stahlfeder.

Theater-Anzeige.

Samstag, 7. Mai. (Zum Erstenmale): Treue Liebe, Schauspiel in 5 Acten, von Eduard Devrient.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 126. Sonntag, den 8. Mai 1842.

Scherzhafte Epistel an Professor Grün.

Seitdem des Frühlings Licht entglommen
Und angenehm hernieder scheint,
Da wollt' ich täglich zu dir kommen,
Mein vielgelehrter Herzensfreund!

Doch gegenwärtig existiret
Ein anderer Professor Grün,
Deß' heit'rer Vortrag mich verführet,
Der zieht mich mächtig zu sich hin.

Ich brauche mehr dir nicht zu sagen,
Uns Beiden ist er wohl bekannt,
Der den Katheder aufgeschlagen
Im Wald, im Feld, im ganzen Land.

Vernimm und lasse dir erzählen,
Wie dieser vom Katheder lies't,
Daß Alles, ohne uns zu quälen,
Mit Lust in unser'e Seele fließt!

Er zeiget uns im Glanz der Auen
Den Schöpfer, welcher ihn verlieh,
Der Wunder wirkt, wohin wir schauen,
Und so lies't er Theologie.

Er lehrt uns bei dem Duft der Rosen
Und bei des Hains Melodie
Vergessen allen Glanz der Großen,
Und so lies't er Philosophie.

Der Herr Professor lehrt uns lesen
Auf jedem Blättchen in der Flur
Das Meisterwerk vom höchsten Wesen,
Und so lehrt er Literatur.

Er zeigt, wie nach Naturgesetzen
Sich Alles neu belebt im Lenz,
Damit sich Herz und Aug' ergötzen,
Und so lies't er Jurisprudenz.

Er lehrt uns stärken Brust und Auge
In neuverjüngter Sonne Glüh'n,
Im Schmelz der Flur, in Morgens Hauche,
Und so lies't er uns Medizin.

Er ruft hervor von seinem Sitze,
So leicht, so voll, man weiß nicht wie,
Des Herzens Strom, des Geistes Blitze,
Und so lehrt er uns Poesie.

Er weckt mit seinem mächt'gen Triebe
Des Herzens heilige Magie,
Die Freundschaft und die süße Liebe
Und lehrt des Lebens Poesie.

Er trägt die Schuld, der große Lehrer,
Daß ich mir lang entzog den Freund,
Obwohl sein eifriger Verehrer
Bald wieder, Theurer! dir erscheint.

Dann füllen wir mit Saft der Rebe
Die Gläser bis zum Rande hin
Und rufen laut dabei: Es lebe
Der Herr Professor Frühlingsgrün!

Winnweiler. Joseph Hummel.

Cabrera.

Historische Novelle aus dem letzten spanischen Kriege.

(Fortsetzung.)

Ein Jahr schritt rasch dahin, und mit ihm, wachsend, der Bürgerkrieg. Morella blieb zwar im Besitz der Christinos, de Herbes und viele seiner Anhänger waren erschossen, aber dennoch wuchs die Partei der Unzufriedenen oder Facciosos, wie sie genannt wurden, mit jedem Tage, und Don Carlos durfte jetzt schon offen an ihre Spitze treten, um die Gemahlin und die Tochter seines Bruders von dem Throne herabzustürzen, den sie nach altspanischem Rechte als vollgültiges Eigenthum besaßen. Freilich hatten die meisten Guerillaführer, die in den Gebirgen beständig einen kleinen Krieg unterhielten, wenig mit seinen Interessen gemein; aber sie erkannten dennoch gern

Digitized by Google

seine Oberhoheit an, weil er für den Augenblick der Ohnmächtigste war, der ihre Räubereien nicht zu bestrafen vermochte, und weil andererseits sein eigenes schlechtes Recht erheischte, daß er gut heißen mußte, welches nur zum Ziele führte. So herrschte er bald in Aragonien, dem Lande der Wegelagerer und entflohenen Verbrecher, und in den übrigen Provinzen bildeten die Mönche und Priester ein stehendes Heer für ihn, da er schon bei seines Bruders Lebzeiten öffentlich und heimlich die Finstermänner unterstützt hatte, welche die Pfaffenherrschaft und die allgewaltige, blutdürstige Inquisition wieder einzuführen strebten. Die Räthe der Königin mußten einsehen, daß hier nicht, wie so oft in Spanien, eine Parteiung zu unterdrücken, sondern um die Existenz zu kämpfen sey.

Auch Cabrera hatte sich unmittelbar mit Don Carlos in Verbindung gesetzt, und dieser ihm die Würde eines Capitano bestätigt. Er fühlte sich selbstständig genug, um einer leitenden Gewalt entbehren zu können, aber je größer die Partei war, in welcher seine Stimme galt, desto größer durften auch seine Pläne seyn, und desto kühner sein Hoffen. Bereits über tausend kühne Männer hatte er um sich versammelt, und alle trugen den Namen Don Carlos' im Munde, aber Cabrera's im Herzen. Seine Kaltblütigkeit, seine nie ruhende Thätigkeit, seine beispiellose Kühnheit, verbunden mit dem sichersten Glücke, und seine Prachtliebe machten ihn zum Gegenstande der Bewunderung, der Liebe und der Furcht. Jeder seiner Winke wurde pünktlich ausgeführt, denn auf die leiseste Weigerung folgte schwere, schnell treffende Strafe und auf Gehorsam stets glücklicher Erfolg und Lohn. Galt es einen Feind anzugreifen, so fragte Niemand unter dem Freikorps, wie stark der Feind an Zahl sey, sondern nur, ob Cabrera den Angriff befohlen, und dieser Befehl galt denn als Zeichen der Möglichkeit, der Gewißheit des Sieges. Mehr als ein Mal durchzuckte ihn der Gedanke: Wie, wenn Du nun Deine Schaaren gegen den Prätendenten führtest, würden sie folgen? Und ein leichtes, zufriedenes Lächeln, welches dabei seinen Mund umspielte, zeigte zur Genüge, daß er nicht daran zweifelte. Freilich war das nur eine leere Träumerei, denn noch hatte es nicht das Ansehen, als ob Don Carlos ihm je in seiner Freiheitsliebe hinderlich seyn werde, und so lange war und blieb er dessen treueste Stütze.

Nirgends hatte er einen festen Wohnsitz, aber jede Stadt war sein Freudentempel, das Gebirge seine Festung, und die Ebene sein Kriegs- und Siegsfeld. Mehrere Generale der Königin waren mit ansehnlichen Truppenabtheilungen abgesendet, um ihn aufzusuchen, aber sie wurden gefunden, ehe sie es ahnten. Ueberall war Cabrera, am meisten dort, wo man seine Gegenwart am wenigsten wünschte, und niemals, wo man ihn suchte. Oft schwelgte er sorglos Wochen lang in einer der Städte Valencia's, gab Gastmahle, ordnete Bälle an, wo er als der gewandteste Tänzer glänzte, und sang liebeathmende Serenaden; sobald aber die Gegner wähnten, er sey in den weichen Netzen der Ueppigkeit und Schwelgerei gefangen, und sobald sie heranschlichen, um den Gefangenen zu ergreifen, stand er gerüstet und schlagfertig vor den Ueberraschten und errang sich neue Triumphe und neue Freudenfeste.

So hatte er eben noch Valencia in Aufruhr und Schrecken versetzt, und plötzlich sah sich Linares, welcher halb unthätig in Aragonien stand, von ihm angegriffen und geschlagen. Am Abend ertönte dasselbe Schloß, wo am Morgen Linares sein Quartier gehabt hatte, von dem Jubel und der fröhlichen Tanzmusik der Guerillerös unter Cabrera. Die Bewohner des Schlosses mußten beisteuern, was Keller und Speiseraum nur irgend enthielten, aber sie fanden fröhliche Gäste, und die Damen des Hauses an Cabrera einen galanten, liebenswürdigen Tänzer, der mit Meisterschaft die Rolle des Wirthes spielte. Fast Alle kamen unvermerkt zu der Ansicht, Doch Carlos Sache sey am Ende doch die bessere.

Gegen Mitternacht verließ Cabrera plötzlich den Ballsaal, unter dem Vorwande, frische Luft zu schöpfen, in der That aber, weil ihm ein Gedanke vor die Seele getreten war, den er nothwendig ausführen mußte. Rasch warf er sich in eine andere Kleidung, gab seinem Adjutanten einige nöthige Befehle, und nach wenigen Minuten sah man ihn, Pedro an seiner Seite, rasch auf dem Wege gen Tortosa fortreiten. Die Erinnerung an seine Mutter, an die Heimath, an seine Geschwister hatte ihn wie mit leisem Zauber mitten unter dem glänzenden Gewühle des Balles berührt, und da er nur wenige Meilen von dem theuren Orte entfernt war, schien es ihm mehr werth als ein Königreich, nur einige Stunden dort verleben zu können.

„Aber ich bitte Euch, Sennor Coronel," sagte Pedro nach einer Weile, „dürfte ich nicht den Gedanken äußern, daß es gut wäre, außer mir noch ein paar Hundert tapfere Leute mitzunehmen?"

„Hast Du Furcht, Pedro? —"

„Nein, Sennor, aber Se. Heftigkeit —"

„Ich bin nicht mehr der arme Schüler Ramonet Cabrera, der vor einem Stadtrichter zittert," sagte der Hauptmann lächelnd, „aber die festen Mauern Tortosa's und das Heer des Generalgouverneurs in der Nähe möchten für unsere braven Kameraden eher der Rede werth seyn. Wir werden noch in dieser Nacht dort seyn, aber, was meinst Du, wann sollte unsere Guerilla ein Gleiches bewerkstelligen? —"

„Ihr habt Recht," entgegnete Pedro beruhigt, indem er den gefüllten Weinschlauch fester in den Riemen am Sattelknopfe schnallte, „aber ich bitte Euch, reitet nicht so ungestüm, ich bin noch nicht mit Allem in Ordnung, und verliere Euch sonst aus den Augen."

Sie hatten eben die Hauptstraße erreicht, und da ein freundlicher, sternheller Himmel leuchtete, so trieb Cabrera sein Pferd zur möglichsten Eile. Pedro jagte nur mit Mühe hinter ihm drein, und noch lag tiefe Dämmerung über allen Thälern, als sie schon in der Nähe von Tortosa anlangten. Die beiden Reiter schlugen jetzt einen Seitenpfad ein, bargen ihre Pferde in einem kleinen Wirthshause, wo sie völlig unbekannt waren, und gelangten, durch die Dämmerung und ihre genaue Ortskenntniß unterstützt, ohne bedeutende Mühe in die Stadt hinein.

(Fortsetzung folgt.)

Schiffbruch der Oceana.

Schon oft sind die Auswanderer nach Amerika aufmerksam gemacht worden, sich nicht jedem Schiffsführer anzuvertrauen. Es gränzt an das Unglaubliche, auf wie mannichfache Weise

Digitized by Google

und mit welchen Mitteln die Raubsucht so vieler Leute sich der Habe der Auswanderer zu bemächtigen sucht.

Eine Zeitung aus New-Orleans, „der deutsche Courier" vom 19. Januar, und noch weit mehr ein vor uns liegendes Schreiben eines ausgewanderten Pfälzers aus der Gegend von Landau, — dessen Gattin und 3 Kinder ihm, dem schon früher nach den vereinigten Staaten ausgewanderten Vater, nachfolgen wollten, — schildern in herzzerreißender Weise das Unglück von 263 Menschen, fast sämmtlich Deutsche, die am 20. Okt. v. J. mit dem Schiffe Oceana zu Havre unter Segel gegangen waren, am 3. Dec. aber bei Jamaica scheiterten. Der Capitän jenes Schiffes wird geradezu bezichtigt, vorsätzlich das Fahrzeug auf die Klippen getrieben zu haben, um sich des Eigenthums jener Unglücklichen zu bemächtigen. Und wirklich ward diesen ihre ganze Habe geraubt.

Doch es mögen hier einige Auszüge aus dem Schreiben selbst folgen (mit Beibehaltung der ursprünglichen Schreibart). Dasselbe ist aus Louisville vom 20. Febr. datirt, und an einen Schwager des Schreibers gerichtet. (Der Name des Verfassers ist Franz Decker.)

„Weinend und in höchst trauriger Lage muß ich Ihnen die schreckliche Seefahrt meiner armen Familie, und noch das schrecklichste, den Tod meiner theuern Frau und Mutter von drei Kindern anzeigen.

„Sie kamen auf ein sogenanntes Seeräuberschiff, und all ihre Kisten kamen schon in Havre in die Keller, und Niemand durfte etwas herausnehmen, nicht einmal einen Teller, so daß meine Frau mit ihren drei Kindern aus einem Potchambredeckel und mit einem Löffel ihre Suppe essen mußten. — Am 3. December, Nachts 8 Uhr, führte sie ihr Kapitän unweit der Insel Jamaika mit vollen Segeln auf die Felsenklüfte, währenddem sie doch ein Jeder vor Augen hatte, so, daß das Schiff einen starken Leck bekam und Wasser schöpfte. — Was, frage ich, hatte dieser Schurke an der Insel Jamaika, so weit im Süden, zu thun, wenn er nach Neuorleans will, und nicht schon in Havre im Sinne gehabt hätte, das Schiff zu Grunde zu richten? Er dachte, ich bin hier in England, kann die Fracht ans Land schaffen, verkaufen und — bin frei. Die ganze Nacht mußten die Unglücklichen noch auf dem geschrieterten Schiffe zubringen; untergehen konnte es nicht, denn es lag auf Felsen, und so auf einer Seite, daß alle drei Maste absprangen. Den folgenden Tag wurden sie nach der zunächst liegenden Sandbank, welche kaum 1 — 2 Fuß höher als das Meer liegt, gebracht. Ganz durchnäßt, voll Angst und Schrecken, ohne Kleider, Brod, Wasser und Bett brachten sie hier zwei Tage und Nächte zu; oft wurden sie ganz mit Wellen bedeckt, am Tage verbrannten sie vor Hitze, und nicht einen Tropfen Wasser bekamen sie."

Die Kinder tranken ihren Urin. — Die Mutter, die Gattin des Briefschreibers, nahm ihre beiden kleinsten Kinder an ihre Brust, um sie zu säugen, bis das Blut floß. —

„Die Matrosen, Steuerleute und der Capitän nahmen alles aus dem Schiff heraus und verkauften es; ja zuletzt noch das ganze Schiff für 6000 Thaler. Die Unglücklichen verloren also alles, und retteten nichts mehr als das Leben." — Sie wurden endlich nach Jamaica selbst gebracht.

„Die Bewohner der Insel nahmen sie auf, gaben ihnen Unterkunft und zur Noth zu essen; sie mußten aber auf dem Boden liegen. 21 Tage brachten die Unglücklichen allda in der drückendsten Armuth zu. Am zweiten Weihnachtstage kam ein amerikanisches Schiff (Britania), nahm sie auf, und brachte sie nach Neuorleans. Aus Kummer, Elend und Noth, und durch den Gedanken, alles verloren zu haben, wurde Theres (die Frau des Briefschreibers) sehr krank, und rief oft aus: „Ach, hätte ich meinem Franz gefolgt, und ich wäre nicht hier. Jetzt kann ich ihm nichts mehr bringen als drei arme Kinder!" So kränkte sie sich immerfort, und starb am letzten Tage im alten Jahre, Nachts 10 Uhr, und auf den Neujahrstag fand sie ihr Grab in den Wellen des Meeres, unweit der Insel Cuba. Krank, verlassen, ganz verhungert kamen meine Kinder nach Neuorleans. Wilhelm Ritter nahm sich ihrer an, und wollte sie in Schutz nehmen, es wurde ihm aber nicht erlaubt; er nahm Adelheid heimlich weg; die zwei Kleineren wollten englische reiche Leute nehmen, Ritter gab es aber nicht zu, sondern brachte sie ins Spital. Hier bekamen sie leider, die ganz ausgehungert waren, nichts zu essen als Mittags Welschkornmehl mit heißem Wasser abgebrüht. Als mir Ritter schrieb, ging ich denselben Tag noch weg nach Orleans, nahm die zwei kleine arme Tröpfe zu Ritter, dessen Frau Mutterstelle an allen drei vertrat. Adelheid, schon verständig, erzählte mir alles Vorgefallene unter Weinen; ja, bei meinem Eintritt zu Ritter erkannte sie mich sogleich, rief mir entgegen: Ach! mein Vater; wir haben keine Mutter mehr, wir sind krank, und haben alles verloren. Ach! wie war es mir da zu Muthe!

„..... Mein Wunsch war immer, ein Geschäft anzufangen; wer ist nun unglücklicher als ich? Alles verloren, was ich jedoch nicht wissen wollte, wenn ich nur meine Frau noch hätte. Meine paar Thaler, die ich noch hatte, kostete es mich, um meine Kinder zu holen, die Kinder nackend und blos, und an Michels Gesundheit ist gar nicht zu denken; keine Stunde ist man versichert, wo ihn nicht seine Mutter zu sich nimmt; er besteht nur noch aus Knochen.... Was ist jetzt zu machen? Keine Arbeit, kein Geld, keine Frau, drei arme Kinder!

„Gute Leute geben mir hie und da einen Thaler und etwas Kleider für die Kinder; auch in Orleans erhielt ich aus der deutschen Armenkasse 8 Thlr. Theres hatte noch 60 Fünffrankenstücke, welche sie bei sich am Leibe trug, und die sie Michael Obernauer von Horst gab. Dieser legte das Geld in Orleans auf das Gericht, und als ich dasselbe in Empfang nehmen wollte, gaben sie mir nur 21 Thlr. davon; das übrige machten sie zu Kosten. Dem Schiffscapitän mußte ich 5 Thlr. geben, weil er meine Frau ins Wasser warf ꝛc. So habe ich nun nichts, und weiß meinem Kummer keine Gränzen.

„..... So eben höre ich, daß man den Capitän aufgefunden habe mit seiner ganzen Gesellschaft.... 75 Kranke sah ich im Spitale in Neuorleans liegen, wovon nicht ein Einziger davon kommt. Viele Weiber, die keine Männer mehr haben, und 4 — 5000 Gulden baares Geld bei sich hatten, um Land anzukaufen, haben alles verloren und dabei sechs bis acht Kinder zurückgelassen."

(Sp. Z.)

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 27. April.) Der Major Beyer, welcher bekanntlich im verflossenen Jahre auf Veranlassung der Regierung nach London gesendet wurde, um die dortigen Straßenreini-

Digitized by Google

gungs-Einrichtungen in Augenschein zu nehmen, wird nun hier an beiden Enden der Friedrichsstraße Dampfmaschinen aufstellen lassen, wodurch das Wasser zur Reinigung der Straßen getrieben wird. Welche Wohlthat dies für Berlin seyn wird, dessen Luft in einigen Stadtvierteln durch die versumpften Gossen mit den schädlichsten Dünsten angefüllt ist, bedarf keiner nähern Erörterung. Zwei Stunden werden diese Dampfmaschinen jeden Tag zum Behuf der Reinigung der Straßen in Bewegung gesetzt werden. Wie man hört, sollen diese Maschinen aber sehr kostspielig seyn, indem dieselben (mit der Einrichtung für die ganze Stadt) auf 900,000 Thaler veranschlagt werden.

(Telegraph von Prag.) Wir sahen dieser Tage ein merkwürdiges mikrographisches Werk. Herr Andreas Lorenz, Müllermeister aus Waltsch (im Elbogner Kreise) hat nämlich auf einer 4 Zoll langen Leistenkante, deren Breite geringer als die eines Federmessers ist, den großen Titel Sr. Maj. Kaiser Ferdinand I. geschrieben. Mit freiem Auge sieht man fast nichts, als eine lange, ungleiche, blaßschwarze, haarbreite Linie; betrachtet man diese durch eine Lupe, so kann man deutlich den ganzen, schön mit Frakturschrift geschriebenen Titel erkennen und lesen. Es sind 672, also noch ein Mal so viel Buchstaben, als das Vaterunser zählt, welches bekanntlich auch bereits in solcher mikrographischer Weise geschrieben wurde. Die Schrift auf der Leistenkante ist neun Mal kleiner, als die kleinste Schrift auf den Banknoten, und könnte man das Ganze zusammenwinden, würde es keinen größeren Raum, als den einer großen Kochliase einnehmen.

Der König von Preußen hat befohlen, daß alle zur Einrichtung des Schlosses in Koblenz erforderlichen Gegenstände möglichst im Inland verfertigt werden sollen, selbst wenn der Bau dadurch verzögert würde. Eine Partie im Auslande bestellter Parketböden ist wieder abbestellt und an inländische Meister vergeben worden.

Korrespondenz.

Bornheim, 4. Mai.

Vergangenen Sonntag wurde unsere Kleinkinder-Bewahranstalt feierlich eingeweiht, welche der Frankfurter Arzt, Dr. Lucae, der hier domicilirt, gestiftet hat. Die Festlichkeiten trugen einen so gemüthlichen und ächt ländlichen Charakter, wie man ihn bei einem so nahe bei Frankfurt gelegenen und von so viel Städtern bewohnten und tagtäglich besuchten Dorfe, wie Bornheim, gar nicht hätte vermuthen sollen. Um zwei Uhr Nachmittags zogen circa siebenzig festlich gekleidete und mit Blumen geschmückte Kleinen, Kinderchen von 2 — 6 Jahren, nach dem neuen Lokal der Kleinkinder-Bewahranstalt. Sie wurden von der Vorsteherin, Frau Herour, und circa 20 der hübschesten geputzten jungen Bornheimerinnen geleitet und waren in acht wehende Fähnchen getheilt, deren jedes den Namen eines Wochentags im Felde führte. Voran flatterte die schöne, mit Blumenguirlanden umwundene Fahne, welche der Inhaber des hiesigen orthopädischen Instituts, Hr. Helfrich, der Anstalt verehrt hatte. Die Kinderchen gewährten einen allerliebsten Anblick, wie sie so daher kamen mit den wehenden Fähnchen und mit Blumen bekränzt und mit den dünnen Stimmchen ein einfaches Schulliedchen sangen. Es war Einem, als wäre eine Schaar lieber Engleins vom Himmel herunter gekommen und zöge in Prozession über die Erde. Den Kleinen schloß sich die lange Reihe ihrer Eltern und Verwandten an und diesen die Mitglieder des Bornheimer Singvereins und viele Freunde aus der Stadt und der Umgegend, unter ihnen Commerzienrath Bachard aus Hanau, Dr. Lucae, Karl Meyer, Dr. Zschickmann, Fr. Stolze u. s. w. — Im festlich geschmückten Lokal der Anstalt angekommen, wurde die Feierlichkeit der Einweihung durch die Mitglieder des Singvereins mit einem passenden Quartett eröffnet. Nach diesem hielt der Stifter, Dr. Lucae, eine kurze, aber gehaltvolle und eindringliche Rede und trug darauf ein Festgedicht vor, welches Fr. Stolze für diese Feierlichkeit verfaßt hatte. Der Singverein schloß die Ceremonie der Einweihung mit einem Quartett. Nun zog man, in derselben Ordnung, wie man gekommen war, nach dem nahen und schönen Röderwald. Am Eingang des Waldes wurde Halt gemacht, die Herren vom Singverein stellten sich nun dem Zuge voran, Guitarre und Geige an der Spitze, und so zog man mit weithinschallendem Gesang und unter Instrumentalbegleitung, in welcher sich das Söhnchen des Hrn. Meyer besonders durch seine Fertigkeit auf der Violine auszeichnete, weit hinein in die duftigen Tannen und Buchen, die halbe Einwohnerschaft Bornheims und viele Frankfurter hinten nach. Man lagerte sich auf und um einen schattigen, bemoosten Hügel in vielen fröhlichen Gruppen, und nun schallten Gesänge mit den Vögeln auf den Zweigen um die Wette, Gläser klangen, Toaste wurden ausgebracht und die Kleinen spielten, unter Aufsicht, im Grünen alle die Kinderspiele durch, welche ihr zartes Alter erlaubt. Mit der Dämmerung zog man wieder seelenvergnügt nach Bornheim und noch in später Nacht tönten aus den Häusern fröhliche Nachklänge dieses Festes. — Die Wohlthätigkeit einer Kleinkinder-Bewahranstalt ist in die Augen springend, besonders auf Ortschaften, wo viele Eltern, vermöge ihres Berufs, den Tag hindurch mit ihrem Gesinde auf dem Felde beschäftigt sind und die daheim bleibenden, noch nicht schulfähigen Kinder sich selbst überlassen müssen. Wenn da nun, im glücklichen Fall, die Kleinen keinen Schaden am Körper nehmen, so wird doch die Grundlage zu einer großen Seelenverwilderung gelegt, welche alsdann später für Eltern und Lehrer die Quelle manches Verdrusses werden möchte. Anerkennung verdient das herzliche Benehmen des hiesigen Schultheißen Rühl in dieser Sache, eines Mannes, der immer Herz und Kopf auf der rechten Stelle hat.

Mainz, im Mai.

Ein in der Didaskalia vom 2. Mai l. J. enthaltener Korrespondenz-Artikel deutet auf einen Mißstand hin, der dadurch entstehe, wenn man an die Stelle des niedergerissenen ehemaligen Bischofshofs, statt hier die längs der Leichhofstraße errichteten Domläden fortzusetzen, ein hohes Haus erbaute, welches die Aussicht auf das Domchor benehme. Indeß, so sehr es zu wünschen wäre, daß der Dom, diese herrliche Zierde von Mainz, von allen Seiten frei stände, so dürften dennoch bei Verwendung der angeführten Baustelle Gründe obwalten, hier ein hohes Gebäude zu errichten. Denn einmal bliebe, falls letzteres nicht geschehe, die Aussicht auf das Domchor immerhin nur eine theilweise, da durch jenes Gebäude, welches auf den Platz des früheren Stadtgerichts erbaut ist, der Plan, die Domläden fortzusetzen, vereitelt wurde. Ferner aber verdient es schon die Lage und der große Raum des ehemaligen Bischofshofes, daß man hier, statt einstöckiger Ladengebäude, ein Gebäude errichtet, welches, inmitten der Stadt, als eine neue Zierde erscheint und mit den Häusern des Gutenbergs- und Markt-Platzes in Einklang steht. Auch abgesehen von den durch Erhebung von verhältnißmäßig bedeutendem Miethzinse entstehenden Vortheilen, spricht hierfür schon die Symetrie, da alsdann die im Jahre 1833 im byzantinischen Style erbauten Domläden gegen den Leichhof und Markt hin durch zwei hohe Gebäude in Verbindung gesetzt würden. Gewiß dürften diese Gründe Seitens eines hohen Domkapitels in Erwägung gezogen werden. M.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 8. Mai. Der Freischütz, große Oper in 4 Abth., Musik von C. M. v. Weber. (Gastrolle) Aennchen: Dem. Kaxsten, vom Theater zu Würzburg.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 127. Montag, den 9. Mai 1842.

Cabrera.

Historische Novelle aus dem letzten spanischen Kriege.

(Fortsetzung.)

Die Straßen lagen noch öde und schweigend; jeder Fußtritt klang hell und hohl weithin; Cabrera schaute in die bekannten Wege und Plätze hinunter, wie ein Kind in den Christgarten und in die bunten Häuser, und hätte nicht eine drükkende Beklemmung seine Brust eingeengt, er wäre unendlich glücklich und selig gewesen. Jeder Stein hatte Worte und Musik für ihn. Dort das Heiligenkreuz hatte er als Knabe oft sinnend angestaunt, dieser plätschernde Springbrunnen war Zeuge seiner Spiele, seiner Siege und Niederlagen gewesen, dort an dem Rebengeländer war er oft emporgeklettert, und hatte oben triumphirt, als habe er den Gipfel des Ruhms erstiegen — und das Alles stand nun eben so noch, mit derselben Miene, in der gleichen Beleuchtung, während er ein Anderer geworden war, und die Brust nicht mehr Raum für die große, weite Kindheitswelt darbot, sondern zu zerspringen drohte selbst unter der Last und Lust auftauchender Erinnerungen. Kann doch der Mensch nur einen Gedanken in demselben Zeitraume denken, und hier strömten ungezählt viele mit einem Male herbei, und jeder war so schön, daß er alle hätte zurückbehalten mögen.

Erst später tauchte das Andenken an die letzteren Jahre in ihm auf — wie eine finstere Wolke am blauen, glänzenden Himmel. Aber der Schatten war ihm wohlthätig. Thorheit, rief er in seinem Innern, die Menschen jagen nach himmlischer Seligkeit, und ich vermag nicht ein Mal, die irdische, die kleine Seligkeit der Kinderjahre mit offenem Blick und williigem Herzen anzuschauen, ohne zermalmt zu werden! Wie, oder schreite ich abwärts von der Seligkeit?

„Sennor Coronel," flüsterte Pedro, „seht nur ein Mal dorthin - das Haus des ehrwürdigen Paters. Wittert Ihr nicht den Staub der lateinischen Bücher? —"

„Brav, mein Pedro," sagte Cabrera, und schritt rascher vorwärts, „Du weckst mich aus widerwärtigen Träumen. Es liegt Alles hinter mir: Bücher und Jugend und Glückseligkeit."

Pedro schwieg in geziemender Demuth, aber begreifen konnte er den Herrn nicht, der von Leiden zu sprechen schien, und doch so rüstig und gesund dahinschritt. Er selbst hatte noch keine Seelenleiden empfunden, und bedauerte nur den, welcher Körperschmerz duldete, oder dessen innere Trübsal durch Thränen äußerlich geworden war.

An dem äußersten Ende der Stadt, vor der niedern Thür eines ärmlichen Häuschens blieb der junge Guerilla-Chef stehen. Zwei Mal schlug er den Mantel zurück, welcher die glänzende Uniform bedeckte, um den Arm gegen die Thüre auszustrecken, aber unwillkürlich trat er zurück, wie vor seiner eigenen Gestalt erschreckend, und es war ihm lieb, daß Pedro in seinem ungeduldigen Muthe sich vordrängte und stark genug an die wohlbekannte Pforte klopfte. Ramon erschien sich selbst als ein Geächteter, und er, der einem Heere furchtlos entgegengetreten wäre, erbebte vor den strafenden Worten der geliebten Mutter.

Nach einigen Minuten erschien eine Magd und öffnete vorsichtig die Thüre.

„Ave Maria purissima," sagte Pedro zum Gruß, aber den Gegengruß wartete er nicht ab, und was die Magd auch sagen und fragen mochte, er drängte kraftvoll die Thür zurück, und die beiden Männer schlüpften eiligst hinein, weil schon hie und da ein Holzladen in den Fenstern sich knarrend öffnete, und die Fremden verrätherische Neugier zu fürchten hatten.

„Ruhig, still, Marguerita," beschwichtigte Pedro, „reib' Dir den Schlaf aus den Augen, meine Perle. Ich sollte meinen, wir hätten uns schon eher gesehen."

„Heilige Mutter," rief das Mädchen, „Ihr, Sennor Ramon? — Aber es kann fast nicht möglich seyn. Sennora, Sennora, kommt, seht, welche Gäste bei uns eingekehrt sind! —"

Nach der Siesta, die aber heute ohne Schlaf vorübergegangen war, saß die glückliche Familie in dem traulichen Wohnzimmer. Anna, ein muthwilliges Blondinchen von etwa zehn Jahren, hatte Sitz auf des Bruders Schoß genommen, die ernstere und ältere Joaquina stand ihm zur Seite, den Arm um seinen Nacken geschlungen, und die Mutter saß vor der lieblichen Gruppe mit thränenfeuchten, wonnetrunkenen Blicken. Sie hatte dem Sohne oft gezürnt, so lange er in ihrer Nähe war, aber seine Entfernung hatte ihn dem Mutterherzen wieder unendlich näher gebracht, und der Bann ihn zum Märtyrer erhoben, zum Helden gemacht in den Augen der guten, schwachen Frau.

„Meine Mutter," sagte er mit weicher, leiser Stimme, und bedeckte ihre Hand mit innigen Küssen, „Du bist so gut, so liebevoll, in Deiner Nähe muß ein Himmel seyn, und — das Schicksal hat mich so grausam daraus verbannt! Dürfte

Digitized by Google

ich doch nie wieder von hier; könnte ich doch in Euern Armen das Leben hinträumen, meine Geliebten! —"

„Wir behalten Dich bei uns," rief Anna ungestüm, und klammerte sich fest um den Bruder. „Ramonet, bester, bester Ramonet, Du gehst nicht in die Gebirge zurück. Aber die schöne Uniform behältst Du an; — kein schwarzes Priesterkleid! — Nicht wahr, Bruder?"

„Närrchen," sagte Joaquina, „kann er denn von seinem Heere wegbleiben? —"

„Wir gehen mit Dir, Ramon," versicherte die Mutter.

„Bien, muy bien," riefen die Schwestern freudevoll, und Anna sprang vom Schoße des Bruders herab und fragte, was sie zu besorgen und einzupacken habe. Aber Ramon lächelte, und winkte abwehrend und beschwichtigend mit der Hand.

„Zarte Frauen taugen nicht für das Kriegsgetümmel," sagte er, „nein, meine Theuern, Euch darf kein Haar gekrümmt werden. Würde ich aber wohl im Stande seyn, Euch stets zu beschützen? Die Wonne, Euch in meiner Nähe zu sehen, würde durch einen einzigen Unfall, der Euch beträfe, zu theuer erkauft."

„So sollten wir nie wieder in Deiner Nähe seyn?" fragte Joaquina betrübt, „und doch bist Du jetzt so gut und sanft geworden."

„Joaquinetta, Schwesterchen meiner Seele," entgegnete Ramon, „wir werden uns wieder finden, aber auf einem andern Wege."

Er stand von seinem Sitze auf, und schritt hastig auf dem steinernen Fußboden hin und wieder. Dann blieb er in sichtbarer Aufregung vor der Mutter stehen.

„Wenn die Ufer des Ebro den Namen Cabrera mit Achtung nennen hören," sagte er, „wenn ich der Nacht nicht mehr bedarf, um in die Vaterstadt einzuziehen, dann, ja dann finden wir Alle uns wieder. Ich habe viel gut zu machen, und ich will es, so Gott mir helfe."

Die Mutter trocknete sich Thränen der Freude und des Stolzes von den bleichen Wangen, und die Schwestern klatschten dem ritterlichen Bruder Beifall zu.

„Gott und alle Heiligen mögen Deinen Entschluß stärken," sagte die Mutter, und faltete andächtig die Hände.

(Fortsetzung folgt.)

Die Walhalla.

Eine längere Schilderung der Walhalla, die das Regensburger Tagblatt gibt, sagt über das Innere dieses nationalen Prachtbaues: „Tritt man in das Innere der Walhalla, welche ihr Licht von oben, durch Oeffnungen der mit Bronzeplatten und Goldverzierungen reich geschmückten Decke, erhält, so wird der Blick bei all' der blendenden Pracht, wodurch uns die Wände, der Fußboden, die Thronstühle und Tische überraschen, doch zunächst von einem großen Marmorfries angezogen, welcher sich in einer Gesammtlänge von 292 Fuß rings um die Wände zieht. Er stellt Deutschlands Urgeschichte, nach Entwürfen des Bildhauers M. Wagner, in erhabener Arbeit dar. Folgende sind die Hauptmomente: Zuerst sieht man die Wanderung des deutschen Stammes von dessen Ursitzen am kaukasischen Gebirge her in die Länder des Niedergangs. In der zweiten Abtheilung ist das Leben und Treiben der alten Deutschen dargestellt; da sieht man den Sänger, dessen Heldenliedern Männer und Frauen lauschen, die opfernden Priester und die weissagenden Seherinnen, die Fertigung der Waffen und Schilde und den bei unsern kriegerischen Urvätern so beliebten Schwerttanz. In der dritten Abtheilung erblicken wir die Darstellung einer deutschen Volksversammlung, wo der Stamm Gesetze berath und sich den Herzog erwählt, so wie ferner den Handel mit fremden Kaufleuten, welche Bernstein eintauschen. Die vierte Abtheilung stellt den Zug der Deutschen über die Alpen, den Sieg des Bojorix und die Niederlage der Römer bei Noreja dar; die fünfte den Kampf am Rhein zwischen den Deutschen und den Römern unter dem Bataver Claudius Civilis; die sechste den Kampf der Deutschen mit den Römern in Thrazien vor den Mauern der Stadt Hadrianopolis; die siebente die Huldigung Roms vor dem siegreichen Gothenkönig Alarich; die achte Abtheilung endlich zeigt die Bekehrung der Deutschen zum Christenthum durch den h. Bonifazius, wie er die uralte verehrte Donnereiche fällt, predigt und tauft. In dieser durch die Meisterhände bildender Künstler so bedeutungsvoll geschmückten großen Halle stehen nun die Marmorbilder der berühmten Deutschen auf Tragsteinen, welche unter dem oben beschriebenen Friese angebracht sind. Von jenen, deren Porträts man nicht besitzt, prangen doch die Namen in glänzenden Buchstaben an den Wänden. Anderthalbhundert Bildnisse, von den ersten deutschen Meistern ausgeführt, veranschaulichen uns hier die Entwickelung unserer Geschichte. Von jenen alten Helden an, welche Roms weltbeherrschende Macht zertrümmerten, von jenem gewaltigen Geschlechte Pipin's von Heristall, dessen Sprößling, Karl der Große, das römisch-deutsche Kaiserreich gründete, sind die edelsten Träger der deutschen Kaiserkrone hier zu schauen, wie Rudolph I. und Maximilian von Habsburg, ein Ludwig von Bayern — alle jene Fürsten einzeler deutscher Länder, welche Großes und Segenreiches gewirkt, wie der unsterbliche Friedrich II. von Preußen, — alle die Feldherren, die für Deutschlands Ehre und Freiheit gekämpft von uralten Tagen bis zum Marschall Vorwärts im letzten heiligen Kriege, — alle die Eroberer im unendlichen Reiche der Gedanken, die Weisen, deren Geister ihren Zeitgenossen siegreich voranschritten zum großen Ziele der Menschheit (und welche Namen hat Deutschland hier aufzuweisen, einen Leibnitz, einen Kant vor allen!), — alle die Gottesgelehrten, welche tausend Herzen durch die Kraft des Glaubens veredelten und beseligten, — alle die Dichter und Künstler, vom Sänger des Nibelungenliedes an bis zu Schiller und Göthe, von den frommen großen Meistern des Mittelalters — Albrecht Dürer voran — bis zur Gegenwart, der ernste großartige Meister der Tonkunst, Gluck, und jener Liebling aller Herzen, so lange die Herzen schlagen, Mozart .... Welche Versammlung, die der König in der deutschen Halle vereinigt!" — Möge dieser Tempel Jahrhunderte lang auf seiner freien Bergeshöhe stehen, den Böhmerwald und die Alpengipfel überschauend am deutschen Donaustrom, jedem Wanderer schon von fern ein leuchtendes Zeichen deutscher Herrlichkeit, und in jedem den Gedanken an Deutschlands Kraft und Einigkeit erweckend, in jedem Herzen das Nationalgefühl befestigend!

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

(Regensburg, 25. April.) Das hiesige Tagblatt enthält eine Aufforderung zur Bildung eines Vereins gegen Thierquälerei in Regensburg, worin es heißt: „In Bayern ist zunächst Nürnberg mit dem schönen und nachahmungswürdigen Beispiele vorangegangen, einen Verein gegen die so häufig vorkommenden Thierquälereien zu bilden. Die schönen und wahrhaft erfreulichen Folgen des Nürnberger Vereins fangen schon an, ihre segenreichen Wirkungen zu äußern, und die Hauptstadt München war es, welche, dies von der alten Pegnitzstadt gegebene schöne Beispiel nachahmend, und die Satzungen und Statuten des erstern adoptirend, einen gleich wohlthätigen Verein gegen Thierquälerei gründete. Ein solcher Verein ist auch in unserer Stadt und Umgegend nothwendig, und wie dringend das Bedürfniß der Errichtung eines solchen sey, mögen einige Vorfälle der neuesten Zeit, welche als ebenso viele empörende Thatsachen dastehen, anschaulich machen. Ein junger Bursche, welcher eine Kuh auf der Straße von Winzer nach der Stadt trieb, und die, sey es nun, daß man ihr das Kalb genommen hatte, oder sonst störrischer Natur war, im Triebe sich etwas widerspenstig zeigte, stach derselben die beiden Augen aus, um durch solche scheußliche Grausamkeit das arme Thier zum Gehen zu zwingen. Ein anderer hatte ein Kalb in gleicher Weise behandelt. Ein Dritter, welcher durch das Dorf Pfatter mit einem Wagen voll Kälber fuhr, wurde von einem eben dort anwesenden Reisenden über die Art und Weise aufmerksam gemacht, auf welche er die armen, an den Beinen zusammengebundenen Thiere mit über den Wagen herabhängenden Köpfen behandelte; allein der rohe, alles sittliche Gefühl verläugnende, entmenschte Metzger nahm diese Bemerkung übel auf, und statt die Lage der Thiere zu erleichtern, sprang der Unmensch auf den Wagen, riß und warf die leidenden Geschöpfe durcheinander, trat auf ihnen herum und zeigte hiedurch, daß er weit unter den unvernünftigen Thieren stand, welche er so grausam mißhandelte. Bedenke man nun, daß einem dieser Kälber, dessen Kopf gerade über das umgehende Wagenrad hing, von diesem der halbe Kopf dergestalt abgeschunden wurde, daß die Haut und Fleisch wegging, so muß man über die raffinirte Bosheit und Grausamkeit mancher Menschen, bei denen alles Gefühl für die Leiden und Qualen unschuldiger Geschöpfe erstorben scheint, auf das tiefste empört werden. — Wie Metzger, Boten, Fuhrleute und dergleichen ihre Hunde an die Wägen zu fesseln gewohnt sind, können wir täglich anschauen. Knapp unter den Wagen gebunden, ist diesen unglücklichen Thieren kaum ein Schuh breit freier Platz gegeben, so daß es nichts Ungewöhnliches ist, wenn man sie von den Rädern des Wagens, oder den darunter angebrachten Ketten unaufhörlich gestoßen, gestreift und geschunden sieht. Außerdem trifft gewöhnlich diese Thiere noch das Schicksal, ohne Wasser, ohne Futter, ganz unberücksichtigt gelassen, oft in der größten Hitze mit lechzender Zunge im Staube von Station zu Station armselig wandern zu müssen. Regensburg zählt gewiß eine große Zahl die Thierquälerei verabscheuender und ihr mit allen möglichen Mitteln entgegentretender Menschen; an ihnen ist es, sich in einem Vereine zu sammeln, um die empörende Behandlung der Thiere, die uns so vielen Nutzen schaffen, und die mit uns einen allmächtigen Schöpfer haben, allenthalben zu beschränken oder zu verhindern." — Das von Professor Riecke in Hohenheim redigirte „Wochenblatt für Land- und Hauswirthschaft, Gewerbe und Handel" enthält (Nro. 13) sehr beherzigenswerthe Vorschläge zur Verhütung der Thierquälerei, von Thierarzt Schnitzer in Mössingen, worin derselbe besonders gegen den Gebrauch der Doppeljoche eifert, welche so allgemein noch zur Qual unseres nützlichsten Hausthieres, des Rindviehes, gebraucht werden. Der Verfasser dieses Artikels setzt klar und bündig alle die Mängel, Mißbräuche und Qualen, welchen das Thier, besonders die jungen Stiere, in der Anwendung des Doppeljochs ausgesetzt ist, auseinander, und schlägt dann, statt der Doppeljoche, die Anwendung der Halbjoche, wie man sie außer der k. landwirthschaftlichen Musteranstalt zu Hohenheim auch noch in vielen andern Orten eingeführt sähe, oder, wenn man gegen dieses ein Vorurtheil habe, das Kummetgeschirr, das den Thieren so hübsch stehe, vor. Am Schlusse bemerkt der Verfasser, daß der Landwirth nur dann auf einen günstigen Erfolg in der Viehzucht rechnen und seinen Stand geehrt sehen dürfte, wenn er die von ihm berührten Mißhandlungen bei seinem Viehe abstelle.

(London.) Die Admiralität hat Befehl zum Bau und zur Ausrüstung einer Dampffregatte ertheilt, die alle seither auf dem Meere schwimmenden an Größe und Kraft übertreffen wird. Sie soll 650-Pferdekraft haben, 600 Tonnen Kohlen nebst Vorräthen und Lebensmitteln für 4 Monate einnehmen können, und unter dem Verdeck, eine Bemannung von etwa 450 Köpfen ungerechnet, Platz für 1000 Mann Truppen darbieten. Ihr Geschütz wird, außer den Karonaden, aus 20 Kanonen vom schwersten Kaliber bestehen. Das Schiff soll vor Ende des Jahrs ganz vollendet und segelfertig seyn. Mit einem halben Dutzend Schiffe dieser Stärke zur Verfügung hätten binnen 3 Wochen nach Eingang der Berichte aus Afghanistan 6000 Mann zu Alexandrien landen, in 6 Tagen Kosseir am rothen Meere, und in weitern 9 Tagen Kurrachee, an der Südküste von Scinde, erreichen können. Im Besitze einer solchen Dampfkraft gäbe es schwerlich einen Winkel auf der Erde, wohin der britische Donner nicht zeitig genug reichen könnte, um jeden Widerstand gegen britischen Einfluß unmöglich zu machen. Seit Jahren wird in Frankreich die Errichtung von Schiffen von 300-, 400- und 500-Pferdekraft dekretirt, aber wo sind sie? Es ist notorisch, daß ganz Frankreich nie im Stande war, eine Maschine, die etwas taugte, von mehr als 200-Pferdekraft hervorzubringen.

In Nürnberg ist eine Flugschrift, welche die Frage behandelt: „Ob für die Stadt zwei Bahnhöfe nothwendig seyen?" mit Beschlag belegt worden. Was mag, fragen die „sächsischen Vaterlandsblätter", gegen Staat, Kirche oder Sittlichkeit in diesem Schriftchen enthalten gewesen seyn?

In Hamburg hat die Geistesgegenwart eines Sohnes die unpassende Heirath des Vaters vereitelt. Der Vater, 68 Jahre alt, sagte nämlich: Mein Sohn, du wirst nichts dagegen vorzustellen haben, daß ich Marie N***, das neunzehnjährige reizende Kind der vierundsechszigjährigen Wittwe N***, bis zum Pfingstfeste dieses Jahres heirathe und hierdurch das arme Mädchen glücklich mache. — Allerdings, erwiederte der Sohn, denn ich heirathe noch bis zu Ostern die Mutter, und dann gebe ich nicht zu, daß das Mädchen ganz gegen das Verhältniß der Jahre sich verbinde und so entweder sich oder den

Digitized by Google

Bräutigam unglücklich mache. — Dem Vater fiel die Sache aufs Herz. Er gab seinem Sohne Recht, und nun hat der siebenundzwanzigjährige Sohn das neunzehnjährige Mädchen gefreit.

Karl Heinzen hat bei J. u. W. Boisserée in Köln ein Bändchen Gedichte herausgegeben, welches, wenn auch nicht des Schönen, doch des Kurzweiligen und in seiner Art Originellen viel enthält und besonders sehr reich ist an Klageliedern aller Art. Einer längeren Dichtung — An Sibille L. — entnehmen wir Nachstehendes:

Herrliche Zeit der Alten, o wär' ich von dir doch geboren!
Alles ist Prosa heut', Alles war einst Poesie.
Einst gar spielten zum Brüllen der Heerd' arkadische Hirten,
Jetzt wird von dem Konzert nur noch das Brüllen gehört.

Gehet mir demnach hinweg mit eurem prosaischen Vorwurf
Ueber das Ideal unsrer phantastischen Welt!
Wäre des Dichters Welt mit eurer beschränkten dieselbe,
Sprecht, was hätt' er alsdann vor euch Philistern voraus?
Wo mit Sonnen und Sternen der Dichter sich leuchtet im Weltall,
Tappt mit dem Talglichtstumpf plump, ihr Philister, umher.

Brod ist mit Prosa verwandt, ich erwähle das Sich're, wohlan ich
Gattle den Pegasus ab und in den Karren mit ihm.
Welch ein Weg und Morast! Nein, nein, ich spanne dich wieder
Aus, jetzt wäre ich längst über die Berge mit dir.
Ewiges Hott, Hahr, Uh! Von solchem prosaischen Rufen
Hab' ich auf dem Parnaß noch nicht das Echo gehört.

»Was sagt Phöbus Apoll?« Er erwiedert: bist du ein wahrer
Dichter, so hungerst du todt, eh' du der Leier entsagst.

Korrespondenz.

Hamburg, 1. Mai.

Ueber einige Bühnennovitäten habe ich Ihnen noch kurz zu berichten. Wollheim's dramatisches Gedicht: »Tilly's Tode« war von befreundeten Journalen seit längerer Zeit mit Pauken und Trompeten angekündigt, hat aber im Ganzen keinen großen Erfolg gehabt. Es ist in jeder Hinsicht ein Seitenstück zum »Dom Sebastian« desselben Verfassers und leidet an allen Fehlern dieses früher von mir ausführlicher besprochenen Stücks. Dieselbe Effekthascherei, — fast jeder Act schließt im wörtlichen Sinne mit einem Knalleffect — dieselbe declamatorische Ueberladung; aber auch dieselbe große Gewandtheit in Behandlung der Sprache. Die Claque war abermals groß und der Verfasser wurde nach dem zweiten Acte gerufen. Im weitern Verlaufe kühlte sich jedoch der Enthusiasmus mehr und mehr ab und am Schlusse — war fast aller Beifall verstummt. Tilly stirbt im Lehnstuhl, von einem rachedürstenden Vertrauten, dem er sich ganz hingegeben, zu Tode gemartert, Pappenheim wird zum Feldherrn ausgerufen, ringsum Mord und Todesopfer. So verläuft sich das dramatische Gedicht in Fieber-Delirium und Blut, nachdem viel geredet und geschossen, etwas gesungen und getanzt, auch musizirt und gorgelt worden ist, ohne daß es zu einer eigentlich ruhigen Theilnahme des Zuschauers kommen konnte. Auch Lebrün's: »Van Bruck, Rentiere« hat nur einen geringen succès d'estime gehabt; hätte der Name des beliebten und hochgeachteten Lebrün nicht auf dem Zettel gestanden, das Stück würde vielleicht gefallen seyn. Nichts als alter, längst verbrauchter Stoff, hinreichend zu einem langen fünfactigen Rührdrama, allein hier vom französischen Autor nur sehr leichtfertig und flach behandelt. Ein räthselhafter Alter, welche in der Familie des jungen Grafen von Galvandy alle Schäden ausgekundschaftet hat, um diese zu heilen, gibt sich am Schlusse zu erkennen. Es ist der todtgeglaubte Onkel, mit großem Vermögen von Java zurückkehrend. Er hat früher den Bruder durch Spiel ruinirt und zum Selbstmorde getrieben. Sein Gewissen macht ihm nun zur Pflicht, durch Begünstigung des Sohnes das an dem Vater begangene Unrecht zu büßen. Die deutsche Bearbeitung verräth den gewandten und bühnenkundigen Verfasser. — Die Direktion des zweiten Theaters hatte unserm Lokal- und Hoftheaterdichter Bärmann ein Benefiz und einen »glücklichen Abend« bereitet. Es hieß an diesem Abend: Bärmann for ever, nur Bärmann'sche Stücke wurden aufgeführt, und ich muß gestehen, daß »Bildermann u. Comp.«, auf dieser Bühne zum Erstenmale aufgeführt, eins der besten Bärmann'schen Producte zu nennen ist. Der Benefiziat wurde von dem zahlreich versammelten Publikum stürmisch gerufen und dankte herzlich und angemessen. — In diesen Tagen starb hier der Dr. med. Assing, als Gatte der verstorbenen Dichterin Rosa Maria (Assing) und als Herausgeber ihres Nachlasses nicht unbekannt. Er selbst hat namentlich mehrere werthvolle Beiträge zu früheren Jahrgängen des Musenalmanachs geliefert.

Berlin, 3. Mai.

Die Nothwendigkeit einer Reform des deutschen Bühnenwesens, vorzugsweise in Betreff der fortdauernden Überschwemmung der Repertoire mit übersetzten Ephemeren des Auslandes und der dadurch bedingten Zurückdrängung einheimischer Originaldramen, wird von Tag zu Tag fühlbarer, und mit Freuden erkennt man die von einigen Bühnenvorständen seit Kurzem gethanenen Schritte an, dem bisherigen Uebelstande abzuhelfen und deutsche Bühnenstücke jüngerer Dramatiker zur Aufführung zu bringen. Mehrere Hofbühnen sowohl, wie städtische Theater beginnen zu wetteifern, um die Selbstständigkeit des deutschen Theaters zu heben. Die hiesige Hofbühne hat durch die ausgeschriebene Preisbewerbung eine Concurrenz von anderthalbhundert Lustspielen in's Leben gerufen, worunter vier wenigstens eines Preises würdig erachtet worden, und man ist hier sehr begierig darauf, wie sie sich bei der Darstellung auf der Bühne bewähren werden. Die »Antigone« hat auch auf andern deutschen Bühnen Theilnehmer gefunden. Die Gutzkow'schen Dramen, Laube's »Monaldeschi« und »Roccoco« sind auf mehreren Theatern mit Applaus empfangen, das Düsseldorfer Theater gab zuerst das Trauerspiel: »Agnes Bernauerin« von Dr. Braunfels, das Kölner Stadttheater eine Tragödie von Franz Dingelstedt: »das Gespenst der Ehre«, und der hiesigen Prüfungskommission des Hoftheaters liegen mehrere deutsche Originaldramen vor, unter andern: »Karl von Bourbone von Dr. J. V. Pruß, »Luinet« von J. Klein und »Zum Tode verurtheilt« von Dr. E. Werner; das Letztere hat eine wichtige Frage der Gegenwart zum Objet, die Frage über Fortbestand oder Abschaffung der Todesstrafe. Der Verfasser hat dieses Tendenzdrama, als Manuscript gedruckt, bereits noch anderen Bühnenleitungen zugesandt. Die Intendanz einer Hofbühne remittirte dasselbe mit dem Bemerken, wie sie trotz der sicher zu erwartenden Bühnenwirksamkeit des Stücks dasselbe nicht zur Aufführung bringen könne — wegen seiner Tendenz, und die Direktion eines Stadttheaters erklärte, wie die Theatercensur die Darstellung nur gestatten zu können erklärt habe, wenn das Drama zuvor auf einer Hofbühne gegeben worden. Die Frage ist vielfach in und außer Deutschland Gegenstand der Berathung von Gesetzrevisionscommissionen gewesen, ja selbst bekanntlich öffentlich darüber seit Jahren in landständischen Kammern debattirt worden. Man ist daher hier um so gespannter auf die Entscheidung in Betreff des Schicksals dieses Stücks auf hiesiger Hofbühne. — Ob Rückert wirklich — wie einige Zeitungen melden — ein Drama für dieselbe beabsichtigt und selbes bereits unter Händen hat, wird noch bezweifelt; ein günstiges Prognostikon wird ihm übrigens zum voraus in Berücksichtigung seiner Individualität nicht gestellt.

Theater-Anzeige.

Montag, 9. Mai. Großes Konzert, gegeben von den Herren Johann Hindle, Contrabassist des k. k. Hofburgtheaters in Wien, und Alois Beerhalter, erster Clarinettist der k. würtemb. Hofkapelle. Vorher geht: Nach Sonnenuntergang, Lustspiel in 2 Abth., von Loh. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 128. Dienstag, den 10. Mai 1842.

Cabrera.

Historische Novelle aus dem letzten spanischen Kriege.

(Fortsetzung.)

Marguerita trat in diesem Augenblicke ein, und redete leise mit der Sennora, während sie forschende Blicke auf Ramon warf.

„Es hat nichts zu bedeuten," murmelte die alte Frau, „Polo ist ein zuverlässiger Bursche. Ramon, mein Sohn, was meinst Du — ein Besuch hat sich gemeldet; lassen wir ihn vor? — Es ist ein Nachbar, dem wir trauen dürfen, ein täglicher Gast seit einem Jahre."

„Laß ihn kommen," entgegnete Cabrera, „will er Verrath üben, so verliert Ihr einen treulosen Freund. Ich aber bin morgen schon wieder fern von der Gewalt des Corregidors, so gut wie des Generalgouverneurs der Provinz Aragonien."

Das Mädchen ging, und bald darauf trat ein junger Mann ein, dessen Kleidung einen Fischer, dessen Züge aber eine edle, kühne Seele verriethen. Er war größer als Cabrera, stark, kräftig, herkulisch gebaut; in seinem Schritte wie in seiner Stimme und dem Blicke lag Sicherheit und Selbstgefühl.

Er grüßte den Sohn des Hauses bescheiden, aber mit Würde, und blieb in einiger Entfernung erwartend stehen.

Cabrera maß ihn mit einem scharfen, stechenden Blicke; dann aber reichte er ihm freundlich und entschieden die Hand, und hieß ihn willkommen.

Die Mutter überließ es den beiden jungen Männern, und eilte hinaus, sogleich Erfrischungen herbeizuschaffen, während Joaquina die beiden Bucaros, rothe Thontöpfe zum Abkühlen der Luft, mit frischem Wasser füllte, und sie auf die große hölzerne Bank stellte, welche längs den Wänden des Zimmers hinlief, und auf welcher die neuen Bekannten Platz genommen hatten. Trotz der beträchtlichen Hitze im Freien, war es im Zimmer äußerst behaglich, denn die Fensteröffnungen nach der Straße hinaus hatte Marguerita schon am frühen Morgen durch die Laden fest geschlossen, und das Fenster nach dem Garten hin ging nordwärts, so daß von dorther nur Kühlung eindrang. Die Bebida d'almindra blanca, ein kühles Getränk, aus weißen Mandeln zubereitet, welche die Mutter bald durch Annetta kredenzen ließ, scheuchte vollends alle lästige Wallung, und Ramon mußte sich gestehen, daß alle seine glänzenden Bälle und Festmahle in Ruzafa, in Puzol und Alcira an Behaglichkeit dieser einfachen Bewirthung weit nachständen. Auch eingemachte Früchte waren in hinreichender Menge vorhanden, um Abwechslung und Stillung des Durstes und Hungers zu gewähren, und Sennora Cabrera war nicht wenig stolz darauf, den vornehmen Sohn so stattlich bewirthen zu können. Ihr wenigstens war die Bebida kein Alltagsgetränk, sondern sie begnügte sich mit dem kühlen Wasser aus den Bucaros und mit einem Glase Milch oder Kaffee. Das liebliche Mandelgetränk hatte sie nur auf Hochzeitschmäusen und bei andern festlichen Gelegenheiten, wo sie für Geld hülfreiche Hand leistete, so kunstgemäß bereiten gelernt.

Am Abend, als die Sonne bereits hinabgesunken war, begab sich die kleine Gesellschaft in das Gebüsch, welches den vordern Theil des angränzenden Gartens einnahm, Polo holte die Guitarre, wie er auch sonst wohl zu thun pflegte, und sang Schiffer- und Liebeslieder, während Ramon seine Cigarito anzündete und die Mädchen athemlos lauschten. Nicht ohne Verwunderung bemerkte Ramon vorzüglich in Joaquinens Zügen die tiefe, innige Theilnahme, und es wollte ihn in manchen Augenblicken bedünken, als lausche durch Kindesblicke schon die erblühende und erglühende Jungfrau. Er vermochte sich das Schwesterchen nur als tändelndes, zartes Kind vorzustellen, und gedachte nicht der holden Minne Wunder. Joaquina war eine Spanierin, wie die Phantasie des Ausländers diese Töchter des heißen Südhimmels sich vorstellt.

Wie gut wäre es gewesen, wenn er stets in dem Kreise dieser Lieben weilte — der alternden Mutter zum Trost, und zum Schutz den zarten Schwestern! Er klagte nicht mehr das Schicksal an, wie noch heute Morgen, sondern sich und seine ungebändigte Leidenschaftlichkeit. Aber dennoch fühlte er eine selige, längst verlorne Ruhe in seiner Brust, und bessere, edlere Gedanken und Vorsätze waren nie in ihm aufgestiegen. Er wollte ringen, streben, emporklimmen, aber nur, damit er hoch genug stehe, seine Mutter zu beglücken.

Ein kriegerisches „Halt" und Geklirre, wie von gleichförmig niedergestoßenen Musketen, unterbrach in diesem Augenblicke den Frieden der kleinen Gesellschaft, und unmittelbar darauf stürzte Pedro athemlos herbei.

„Um Gotteswillen, Sennor Coronel," rief er, „rettet Euch, Wache steht vor der Thür, mit dem Corregidor und dem Escribano an der Spitze. Man sagt, Don Nogueras, der Generalgouverneur, sey mit seiner Mannschaft vor den Tho-

Digitized by Google

ren von Cordoſa, und habe die Nachricht von Eurer Anweſenheit überbracht."

Cabrera ſah ruhig ſpähend umher nach dem geeignetſten Auswege zur Flucht, während die Schweſtern laut aufſchrieen, und Sennora Cabrera die Hände rang. Aber ſchon der nächſte Moment ſchien alle Ausſicht zur Flucht abzuſchneiden, denn die Bewaffneten hatten die Thür mit den Gewehrkolben eingerannt, hatten alle Ausgänge beſetzt, und ſo eben trat der lange, hagere Corregidor vor Cabrera und blickte ihn, voll höhniſcher Freude in den finſtern Augen, an.

„Wer ſeyd Ihr, Sennor Caballero?" fragte er mit Amtsgewohnheit.

„Ein Fremder."

„Ein Fremder?" grinzte der Richter, „und doch kenne ich Euch."

„Nun, dann haltet Euch nicht mit unnützen Fragen auf," ſagte Cabrera kurz.

Der Corregidor ſtarrte ihn überraſcht an, fuhr aber bald wieder in ſeine eiſerne Unbeweglichkeit hinein, und ſagte: „Ihr ſeyd Arreſtant, Ramon Cabrera."

„Sennor Cabrera, Hauptmann im Dienſte Sr. königlichen Hoheit des Regenten Don Carlos," entgegnete Ramon mit funkelnden Augen.

„Nun denn, Soldaten, bindet den Hauptmann Sr. Majeſtät," befahl der Corregidor; „Sennor Eſcribano, nehmt di Ausſage zu Protokoll."

Zwei Mann traten aus der niedern Pforte hervor, und näherten ſich mit dem Schritte von Automaten dem Bezeichneten. Die Mutter Cabrera's, von Angſt und Schreck überwältigt, warf ſich dazwiſchen, dem Corregidor zu Füßen.

„Ach, erbarmt Euch doch, geſtrenger Herr," rief ſie mit emporgehobenen Händen, „zerreißt das Herz einer Mutter nicht, die weder Euch, noch unſerer guten Stadt je etwas Uebles zufügte. Nehmt mir Alles, nehmt mir meine geringe Habe, nur laßt mir mein einziges Kleinod, den Sohn meines Herzens, meine Stütze im Alter! Seht, noch in dieſem Augenblicke will er abreiſen, will die Vaterſtadt nie wieder betreten."

„Das eben wünſchte ich nicht, Tia Cabrera," erwiederte der Marmorne.

Ramon hob ſeine Mutter ſanft empor und lehnte die Weinende an ſeine Bruſt, indem er ihr leiſe Troſtworte zuſprach. Dann wandte er ſich zu dem Corregidor und ſprach mit unerſchütterter Ruhe: „Schämt Euch, Sennor, daß Ihr einem Redlichen Zeit laßt, unnütze Bitten an Euch zu verſchwenden! Das iſt Euch ſchmachvoller als die Ausübung Eures traurigen Amtes. Ich bitte Euch nicht, aber ein Wörtchen will ich Euch in Vertrauen ſagen, Corregidor. Ihr habt nicht mehr den armen Schüler des Pater Preſivia vor Euch, den Ihr nach Belieben mißhandeln könnt, ſondern einen Mann, der Euch im Leben nicht ſcheut, und für deſſen Tod tauſend Dolche als Henkersſold geſchliffen ſind. Merkt Euch das! Für die Bitten der Unglücklichen war Euer Herz bisher undurchdringlich; laßt ſehen, ob es auch härter als Eiſen iſt."

Der Corregidor hatte hinlänglich von Cabrera gehört, um ſeine Rede nicht für leere Drohungen zu halten. Er blieb einen Augenblick unentſchloſſen, was zu beginnen ſey, denn Alles in der Welt war ihm gleichgültig, nur nicht der Tod. Aber der Gedanken an Noguera's zahlreiches Heer und an ſeine ſchnelle Juſtiz verſcheuchten bald jede Beſorgniß, und er winkte den Soldaten mit den Augen, zu thun, was ihnen befohlen war.

(Fortſetzung folgt.)

Geſchichte des Frankfurter Waiſenhauſes

von ſeiner

Entſtehung im Jahre 1679 bis zum Bezug des neuen Waiſenhauſes im Jahre 1829. Von Friedrich Schäffer, Oberlehrer der Anſtalt. Frankfurt a. M. 1842.

Durch die Bearbeitung und Herausgabe dieſer Schrift hat der geachtete Verfaſſer ſich gerechten Anſpruch auf unſern Dank erworben, einestheils, indem er dadurch zur Kenntniß unſerer ſtädtiſchen Geſchichte einen wichtigen und reichen Beitrag geliefert und hoffentlich Anregung zu ähnlichen Werken über andere hieſige Anſtalten gegeben, anderntheils, indem er durch ſeine Schrift die Aufmerkſamkeit edler Menſchenfreunde erneuert einem Inſtitute zugewandt hat, deſſen Wirkſamkeit und Einfluß ſo ſegensreich ſind. Die Arbeit erſcheint um ſo dankenswerther, als ſie auf dieſem Gebiete die erſte und einzige iſt, und Hr. Schäffer die mühevolle Aufgabe zu löſen hatte, ſich durch die beſtaubten und volumunöſen Aktenſtöße eines noch wenig benutzten Archivs mit ausdauerndem Fleiße durchzuarbeiten, eine weitläufige Hinterlaſſenſchaft aus vergangenen Tagen zu ſichten und zu ordnen, und die zerſtreuten goldenen Körner von der Spreu des Unwichtigen zu ſondern! Wahre Liebe zur Sache und unermüdeter Fleiß führten zum Ziele und haben ein Buch vollendet, welches uns in ununterbrochenem Zuſammenhang die Geſchichte der Frankfurter Waiſenanſtalt vorführt. Dieſe Geſchichte zerfällt in 3 Abſchnitte. 1) Geſchichte des Armen-, Waiſen- und Arbeitshauſes während des erſten halben Jahrhunderts ſeines Beſtehens 1679 — 1729. 2) Von der erſten Unterſuchung des Armen-, Waiſen- und Arbeitshauſes durch einen kaiſerlichen Commiſſär bis zum Edikt von Fuld: Die Unterſuchung der milden Stiftungen von Seiten der großherzoglichen Regierung 1729 — 1809. 3) Das Waiſenhaus als eigentliche Waiſenerziehungsanſtalt bis zum Bezug des neuen Waiſenhauſes 1809 — 1829. So weit es nach den vorliegenden Quellen möglich geweſen, wird erzählt, wie die Anſtalt unter dem überall waltenden Wechſel von günſtigen und ungünſtigen Ereigniſſen fortgeſchritten und den hohen Standpunkt erreicht hat, auf welchem wir ſie gegenwärtig ſehen. Der Ertrag der genannten Schrift iſt zum Beſten der Anſtalt beſtimmt, weßhalb wir nicht zweifeln, daß ſich recht viele der bemittelten Bewohner unſerer Stadt in Beſitz derſelben ſetzen werden. Exemplare des in der Buchdruckerei von C. Naumann dahier aufs geſchmackvollſte und ſchönſte gedruckten, und durch zwei gelungene Anſichten, auf Stein gezeichnet von Dielmann, gezierten Buches ſind im Waiſenhauſe zu haben, und bleibt der Preis der Generoſität der Käufer freigeſtellt. Einige Auszüge aus vorſtehender Geſchichte wollen wir nun folgen laſſen, welche jedoch nur ungenügend ſeyn können, da das Ganze im Zuſammenhange geleſen und beurtheilt werden muß.

Zuerſt einige Bruchſtücke aus der erſten Periode der Geſchichte des jetzigen Waiſenhauſes, welches damals ein Armen-

Digitized by Google

Waisen- und Arbeitshaus gewesen. Zu wirklichen Deputirten am dem Armen-, Waisen- und Arbeitshause wurden den 28. August 1679 vom Rathe folgende sechs Personen aus seiner Mitte erwählt: die Herren Schöffen und Senatoren Philipp Wilhelm von Günderode, Johannes Braun, Heinrich Ludwig Lersner, Zacharias Conrad Uffenbach, Johann Heinrich Zang und Wilhelm Brachmann. Diesen wurden am 5. September, ihrem Vorschlage zu Folge, nachstehende zwölf bürgerliche Deputirten beigegeben: die Herren Matthäus Carl Steffen von Cronstetten, Dr. Med. Georg Horst, Johann von der Berg, Franz Barkhausen, Georg Adrian Seliger, Michael Ammelburg, Jakob von der Walle, Bernhard Dauth, Daniel Renepage, Abraham Neef, Johann Conrad Rühel, und Dr. Johann Jakob Schütz, welcher das Protokoll führte.

Diese achtzehn Personen bildeten die erste Verwaltungscommission des A. W. u. A H. Gleich am folgenden Tage, den 6. Sept., kamen sämmtliche Deputirten auf dem Rathhause zusammen. Der erste Gegenstand ihrer Berathung betraf die Wahl eines Hausmeisters und Schreibers, so wie deren Verrichtung und Besoldung; sodann wurden die von Seiten der Deputirten zu übernehmenden Special-Verrichtungen und Geschäfte berathen, wobei man, wie es im Protokoll heißt, „sich zu gelegnetem Fortgang so viel sichere Hoffnung machen konnte, als Jedermann willig und bereit war, nach seiner Capacität diesem Werke dienstlich und beförderlich zu seyn, ohne alle Jalousie und Ueberhebung, sondern mit einer recht christlich liebreichen Freiwilligkeit." Auch faßte man in dieser ersten Versammlung den Beschluß: das Werk in Gottes Namen auf Montag den 15. Sept. anzufangen, „obwohl man noch ganz kein Geld auch nicht eine Hand voll Frucht im Vorrath hatte."

Um der augenblicklichen Geldnoth abzuhelfen und auch der Anstalt wenigstens einige sichere Einnahme zu verschaffen, hatte der Rath die Erlaubniß ertheilt: in jedem der 14 Quartiere der Stadt wöchentlich eine Büchse herumtragen und Almosen einsammeln zu lassen. Auch durften während der Messe vor den „Kramladen" solche herumgetragen und in den Wirthshäusern Armenbüchsen aufgehängt werden.

Am nächsten Sonntag wurde das Patent wegen des Gassenbettelns in der Barfüßerkirche nach der Frühpredigt von der Kanzel abgelesen, die versammelte Gemeinde zu reichlicher Steuer ermahnt und zugleich davon in Kenntniß gesetzt, daß mit dem 15. Sept. die neue Ordnung beginnen sollte.

In der freudigen Hoffnung, Gott werde dem guten Werke seinen Beistand nicht versagen, betrieb man mit regem Eifer die letzten Vorarbeiten zur wirklichen Eröffnung der Armen-Anstalt.

Den 9. Sept. wurde der von der Verw. Com. zum Hausmeister erwählte hiesige Bürger und Petschiersteinschleifer, Heinrich Hankammer, vom Magistrat als solcher bestätigt und sämmtlichen Deputirten auf dem Rathhause vorgestellt. Zu seinem Gehülfen ward der Notarius Römer als Hausschreiber angenommen. Schon am 11. Sept. bezog der Hausmeister seine Wohnung in dem Armenhaus. Zugleich waren an jenem Tage mehrere Bettelvögte beauftragt worden, sämmtliche Bettler auf kommenden Freitag in das neue Armenhaus zu bestellen, damit man sich theils über die Anzahl derselben, theils über die zweckmäßigste Art ihrer Verpflegung unterrichten könnte. Aber nur die kleinste Zahl derselben erschien an dem genannten Tage. Die Furcht, man möchte sie zur Arbeit zwingen, hielt die Meisten zurück, und selbst unter denen, die erschienen waren, erklärten Viele, sie wollten lieber die Stadt verlassen. Da man nun diese letzteren nicht ohne Zehrpfennig entlassen wollte, und doch kein Geld in der Casse war, so beschlossen die anwesenden Mitglieder der V. C., in der Nachbarschaft einiges Geld zu borgen. Herr Dr. Eberhardt erklärte sich bereit dazu und lieh dem Armenhaus 200 fl. Diejenigen, welche eine Gabe empfingen, wurden namentlich verzeichnet und unter Androhung ernstlicher Strafe aufgefordert, die Stadt alsbald zu verlassen; den Andern dagegen, die lieber hier bleiben wollten, wurde noch bis künftigen Montag das Betteln gestattet. Auf gleiche Weise wurde an dem folgenden Tage, an welchem sich weit mehr Arme eingefunden hatten, verfahren. Die wandernden Bettler (Passanten) erhielten eine Wegsteuer, den andern theilte man Brod aus; aber auch dieses Brod hatte der Hausmeister bei dem Bäcker borgen müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Potsdam, 3. Mai.) Mein Herz schwillt von ungemessenem Stolze, daß ich Ihnen die Namen der Stücke und der Verfasser mittheilen kann, welche bei der von der hiesigen Hofbühne ausgeschriebenen Konkurrenz mit dem Accessit oder einer Belobung belohnt worden sind. Durch welche Künste und Intriquen ich dahinter gekommen bin, muß ich verschweigen, da man, um solche Nachrichten zu erjagen, oft von dem Grundsatze ausgehen muß, daß der Zweck die Mittel heilige. Das Accessit haben erhalten folgende vier Stücke: Das Handbillet Friedrich's des Großen, von Wilh. Vogel, dem Verfasser des Amerikaners, in Wien. — Industrie und Herz, von Bauernfeld, in Wien. — Anna Lovel, von Max Löwenthal, in Wien. — Kunz von der Rose oder die Brautfahrt, von G. Freitag, in Breslau. — Von den drei belobten Stücken bin ich leider nur im Stande, zwei anführen zu können, nämlich: die Wespe von R. Benedix (Verf. des langen Israel) und — Bilder der Zeit, von der als Novellenschriftstellerin bekannten Frau von W. — Also — mirabile dictu — unter den 150 eingesandten Stücken rührt nur eins von denen, die das Accessit erhalten haben, von einem neuen Talente her; die andern haben emeritirte Invaliden oder bekannte Namen zu Verfassern. Die Moral davon scheint zu seyn, daß auch eine Preisbewerbung nicht im Stande ist, unserm lahmen Lustspiel auf die Beine zu helfen, und daß die Talente nicht wie die Hühnereier durch künstliche Wärme ausgebrütet werden können. Wir haben kein Lustspiel und können keins haben, weil unser Leben zu komisch ist. Wo einmal ein tüchtiger ordentlicher Ernst auftauchen will, schlägt er gleich zur possierlichen Harlekinade um, aber exempla sunt odiosa. (Rhein. Ztg.)

Welches Volk (fragt das Dampfboot) muß jetzt das Fieber haben? — Die Engländer, weil sie China einnehmen wollen.

Korrespondenz.

Köln, 5. Mai. — (Eingef.)

Unter den verschiedenen mehr oder minder werthvollen Gaben, die bei unserm Dombau-Verein seit seiner Begründung eingekommen, verdient besonders dankende Erwähnung eine von dem als lyrischer und dramatischer Dichter wohlbekannten Dr. Kirsch demselben zugegangene Sendung von resp. 700 und 300 Ex. seines Gedichts: der Dom in Köln betitelt, dessen Gelderlös, das Ex. zu 12 Kr., der Fortsetzung des großen Nationalmonuments von ihm überwiesen wird. Das Gedicht selbst ist die schmucklose Ergießung eines wahrhaft deutschen und ächt christlichen Gemüths, das jenes große Bauwerk als den Einigungspunkt aller deutschen Volksstämme, so wie der verschiedenen christlichen Religionsbekenntnisse beschaut, bewundert und zu dessen Vollendung die Mitwirkung aller deutschen, von gleichen Gefühlen durchdrungenen Gemüther in Anspruch nimmt. Dasselbe ist daher nicht blos von dem Verwaltungsausschuß des Vereins, unter Anerkennung der preiswürdigen Absicht des Sendens, mit Vergnügen aufgenommen worden, sondern es hat auch, so weit es bis jetzt verbreitet werden konnte, einen vielfachen Anklang gefunden. Ja, selbst höchst gestellte Personen, namentlich zwei Prinzen unseres erhabenen Königshauses — S. k. Hoh. der Prinz von Preußen, und Se. k. Hoh. der Prinz Albrecht — haben dem Dichter ihren Dank für dessen Sendung in sehr huldreichen Worten ausdrücken lassen. — Dagegen nun dürfte es nicht wenig befremden, müßte man nicht annehmen, daß irgend ein Mißverständniß in der Mitte läge, daß unser verehrter Erzbischof dem Dr. Kirsch die von ihm dem hohen Prälaten zugefertigten Exemplare des Gedichts mit folgendem Begleitschreiben, wovon wir Einsicht zu nehmen Gelegenheit hatten, retournirte: »Ew. Wohlgeboren! erhalten die nicht begehrte Gabe hiemit zurück, und verbitte mir dergleichen Beschickungen. Münster, am 19. April 1842. Clemens August, Erzbischof von Köln.«

Darmstadt, 1. Mai.

Unsere Theatersaison geht nun rasch ihrem Ende entgegen und wir werden nur noch drei bis vier Vorstellungen haben, bis Thaliens Tempel für die Dauer der schönen Jahreszeit geschlossen werden wird. Werfen wir einen vergleichenden Rückblick auf die vorjährige, so müssen wir bekennen, daß die gegenwärtige ihre eigenthümlichen Vorzüge hat, welche wir theils in der Ausstattung des Repertoires, die in der That keine gewöhnliche oder schlecht gewählte war, theils in der Art der Aufführung der Schauspiele und Opern zu finden glauben. In beiderlei Beziehung hat sich die neue Regie unserer Bühne unverkennbare Verdienste erworben, welche ihr von dem großen Theaterpublikum, das nur nach augenfälligen Erfolgen und nicht nach Nebenrücksichten zu urtheilen gewohnt ist, bereitwillig zugestanden werden. Denn dem fleißigen Theaterbesucher konnte unmöglich die Wahrnehmung entgehen, daß die Regie nicht allein das Theaterpersonal angemessen beschäftigte, sondern auch von den vorhandenen technischen Kunstmitteln den rechten Gebrauch zu machen wußte. Damit war zugleich im Allgemeinen dem rascheren Gang der Stücke zweckmäßig vorgearbeitet und jenes träge Dahinschleichen der Darstellung vermieden, welches selbst den besseren Dramen in ihrer künstlerischen Wirkung sehr viel an Werth und Interesse benimmt. An fremden Gästen hatten wir während der Saison eben so wenig Mangel, und unter ihnen befanden sich Künstler von wohlverdientem Ruf, die auch uns zu unterhalten und zu vergnügen wußten. Ihr Hassel z. B. war uns ein höchst willkommener Gast, und wenn der vielfältig geäußerte Wunsch, ihn vor dem Schluß der Saison noch einmal hier auftreten zu sehen, in Erfüllung gehen sollte, so würden wir uns alsdann gewiß eines ausgezeichneten neuen Kunstgenusses zu erfreuen haben. Bei unserem Theaterpersonal sind unterdessen einige Aenderungen eingetreten, nur zwei oder drei Mitglieder treten ab und werden, wie man vernimmt, durch neue ersetzt werden, falls das Bedürfniß des Instituts dies erheischen sollte. — (Eine der letzten Vorstellungen war Mozart's »Zauberflöte«, welche sich Hr. und Mad. Pirscher zu ihrem Benefize erwählt und eines außerordentlich glänzenden Erfolgs zu erfreuen hatte. Von den Mannheimer Bühne wirkten bei dieser Vorstellung Mad. Lehmann-Rauch als Königin der Nacht und Hr. Ditt als Sarastro mit. Beide fanden entschiedene Anerkennung, ja oft ungetheilten, rauschenden Beifall. Hr. Ditt verspricht ein ausgezeichneter Bassist zu werden; sein schönes Auftreten, sein anständiges Spiel in dieser bedeutenden Rolle verdient alles Lob, da er erst vor Kurzem die Bühne betrat.)

Charade.

Die Erste ist dem Maler werth,
Der Kunst des Bildners theuer,
Auch haben Dichter sie stets geehrt
Ob ihrem edeln Feuer.

Man sieht sie auf des Wildes Spur
Im kühnen Jägertrosse,
Man sieht sie auch in Stadt und Flur
Mit glänzender Carrosse.

Sie spielt im Frieden und im Feld
Nicht die gemeinste Rolle,
Um Ehre bald, bald auch um Geld,
Ob oder nicht sie wolle.

Auch Flügel hat man ihr schon oft
In Bild und Lied gegeben,
Doch weh' dem Thoren, wenn er hofft,
Durch sie sich zu erheben.

Wem eig'nen Geistes Schwung gebricht,
Bleib' hübsch auf ebner Straße
Und flieg' mit fremden Flügeln nicht,
Sonst fällt er auf die Nase.

Ob er auch stolz die Zweite hebt,
Stolz auf geborgte Schwingen,
Den Lorbeerkranz, nach dem er strebt,
Wird nimmer er erringen.

Zum Lohne für der Ersten Müh'
Kommt zum Beschluß das Ganze
Und ziert gar nicht selten sie
Mit strohgeflocht'nem Kranze.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 10. Mai. (Zum Erstenmale): Treue Liebe, Schauspiel in 5 Acten, von Eduard Devrient.

Redakteur: J. k. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 129. Mittwoch, den 11. Mai 1842.

Cabrera.

Historische Novelle aus dem letzten spanischen Kriege.

(Fortsetzung.)

Inzwischen war Pedro kein müßiger Zuschauer gewesen. Gleich zu Anfange des Verhörs spähte er nach Hülfe umher, und ein glücklicher Gedanke stieg blitzschnell in ihm auf. Das Gehöft des Nachbars war von dem Garten der Sennora Cabrera nur durch eine Reihe leichten Buschwerks getrennt, nicht, wie sonst wohl gewöhnlich, durch eine starrende Aloehecke, und nicht fern von dieser Gränze hielt ein Wagen, mit vier muthigen Maulthieren bespannt und hoch mit Maisstroh und schweren Fruchtsäcken beladen. Auf diesen hatte Pedro es abgesehen. Schnell war er drüben, schleuderte mit herkulischer Kraft den gaffenden Treiber zurück, schwang sich auf den Wagen hinauf, und trieb mit wildem Geschrei und scharfen Hieben die Maulthiere gegen den Zaun. Cabrera sah in demselben Momente, als er gefesselt werden sollte, wie das tobende Gespann durch die Büsche raste, und da er des treuen Dieners Absicht errieth, und in ihr die Möglichkeit zum Widerstande einsah, riß er dem nächsten Soldaten das Gewehr aus dem Arme, schlug ihn damit zu Boden, und sprang hinter einen Busch, von wo aus er die Bewegungen des zweiten noch übrigen Feindes beobachten und unschädlich machen konnte.

Aber in demselben Augenblick bog Pedro sein Gespann gewaltsam gegen das Haus. Die Räder streiften die Pfosten der Hausthür, der Wagen brach krachend zusammen, die Maulthiere überstürzten sich bei dem gewaltigen Anprall, und vergebens suchten die Soldaten sich einen Weg durch die Trümmer zu bahnen und den Ihrigen zu Hülfe zu eilen. Der Corregidor setzte mit seinem Begleiter dem Entsprungenen, den er waffenlos glaubte, nach; ein Schuß krachte durch das Geschrei und Getöse, der Soldat sank getroffen zu Boden, und der rathlose Stadtrichter sah den verhaßten Cabrera quer durch den Garten davon eilen. Nur der besinnungslos daliegende Pedro und die marmorbleiche Mutter und die zitternden Schwestern blieben ihm zurück. Als die Söldner durch die Nachbarhäuser endlich einen Zugang gefunden hatten, war Cabrera an Polo's Hand längst auf tiefversteckten Schlupfwegen. Alles Suchen war umsonst. „Nehmt das Frauenvolk in Verwahrung," grinzte der Corregidor, „und schafft die Verwundeten fort."

Cabrera war nur schwer zur Flucht zu bewegen gewesen. Er hielt es für Feigheit, die Seinen in einem solchen Augenblick zu verlassen; aber die Vernunft sagte ihm, daß er als Einzelner nicht helfen könne, und daß die Mutter wohl von dem siegreichen Guerillachef, nicht aber von dem Gefangenen Trost zu erwarten habe. Polo riß ihn fast mit Gewalt von dannen. Der Ebro war bald erreicht. Polo's Kahn trug den Flüchtigen unter dem Schutze der einbrechenden Nacht schnell an einen Ort, von wo aus Cabrera sein Wirthshaus leicht zu erreichen vermochte; beide umarmten sich wie alte Freunde, und nach einer Stunde schon saß Cabrera auf seinem flüchtigen Renner, und jagte auf Nebenpfaden den Seinigen zu. Ein an das Wunderbare gränzender Glücksstern brachte ihn ungefährdet durch die Vorposten Noguera's, und zeitig genug zu seiner Guerilla, um diese vor Ueberfall und Untergang zu schützen. Schweiß- und staubbedeckt trat der Chef in den hellerleuchteten Tanzsaal, wo sich Freund und Feind auch heute zu rauschender Lustbarkeit versammelt hatte. Seine Nachricht und sein Befehl indeß zerstörte plötzlich das ganze Fest. Die Guitarren und Flöten schwiegen, die Kreise der Tänzer flogen auseinander, die Lichter verlöschten, und mit überraschender Ordnung zog die Schaar von dannen, an Flüchtigkeit einer Hagelwolke nicht unähnlich. Die Schaaren des Generalgouverneurs fanden die Gegend ruhig und still, als ob der Frieden hier nie gewichen sey. Die Sterne schauten von dem tiefblauen Himmel freundlich in das Thal hinab, aber in der Ferne richteten sich die düstern Gestalten der kolossalen Berge empor, und scheuchten mit ihren finstern Stirnen jede Lust zur weitern Verfolgung.

Cabrera würde sich des kühnen Streifzuges gefreut haben, wäre nicht sein treuer Pedro ein Opfer des Unternehmens geworden. Auch der Gedanke, daß seine theuere Mutter Gefahr treffen könnte, stieg quälend in ihm empor, und er sandte die kühnsten Späher gen Tortosa, um über ihr Schicksal in Gewißheit zu kommen. Einstweilen beruhigte ihn der Gedanken, daß wehrlose Frauen im Kriege am sichersten seyen, und nur der Widerstand zum Morde reize und berechtige. Hatte er es doch nicht vermocht, selbst auf den verächtlichen Corregidor die Muskete zu richten, weil hier nicht Kraft gegen Kraft kämpfte, und Frauen hatte er nie beleidigt oder beleidigen lassen. Selbst in diesem Augenblicke führte er mehr als dreißig Frauen von feindlichen Offizieren kriegsgefangen mit sich, und schon lag ein Bericht vor, der an den feindlichen General abgehen sollte, um die Auswechslung einiger Gefangenen und freies Geleit

Digitized by Google

für die Damen zu verlangen. So, glaubte er, werde jeder Mann von Ehre, jeder Spanier handeln müssen.

Freilich stand das zu erwarten; aber das Eine hatte Cabrera nicht in Anschlag gebracht, daß er einem Feinde gegenüber stand, der in dem Glauben an die eigene gerechte Sache die Gegenpartei als Meuterer und Straßenräuber behandelte, und in diesem Glauben Alles für erlaubt hielt. Die Späher kehrten mit der Nachricht heim, daß Joaquina und Anna verschwunden, und die Sennora gefangen in das Lager Roguera's abgeführt sey.

Cabrera war außer sich. Stand auch keine Gefahr für die Mutter zu fürchten, so war ihm doch der Gedanken schon unerträglich, daß die Gute seinetwegen in Gefangenschaft schmachten sollte. Augenblicklich sandte er einen Brief an den Generalgouverneur, und bat um die Auslieferung seiner Mutter. Als Lösegeld bot er die Freiheit seiner Gefangenen.

Noch an demselben Tage erfolgte die Antwort. Sie lautete ungefähr folgendermaßen:

„Euere Mutter ist landesverrätherischer Verbindungen mit Euch überwiesen, und das Kriegsgericht hat in diesem Augenblicke das Todesurtheil über sie ausgesprochen. Doch mag es kassirt seyn, wenn Ihr selbst, Ramon Cabrera, Euch für sie stellt. Ich halte es unter meiner Würde, mit einem Räuber in Unterhandlung zu treten; allein um das Land von einer solchen Giftpflanze zu befreien, thue ich es, und die heilige Jungfrau mag mir die Sünde verzeihen.

Roguera,
Generalgouverneur der Provinz Niederaragonien."

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte des Frankfurter Waisenhauses

von seiner

Entstehung im Jahre 1679 bis zum Bezug des neuen Waisenhauses im Jahre 1829. Von Friedrich Schäffer, Oberlehrer der Anstalt. Frankfurt a. M. 1842.

(Fortsetzung.)

Solcher Mangel beim Beginn des Werkes hätte auch wohl den Muthvollsten abschrecken können; aber das Mitgefühl mit den Nothleidenden überwand jegliches Zagen und die besorgliche Frage: Woher nehmen wir Brod? beantwortete ein gläubiger Aufblick nach oben. Christen Hoffnung aber läßt nimmer zu Schanden werden! Dies Wort ging auch hier gar herrlich in Erfüllung, denn dieselbe Anstalt, welche am Tage ihrer ersten Spendeaustheilung nur wenigen Armen und auch diesen Wenigen nur mit geliehenem Gelde und Brod hatte helfen können, war am Schlusse des Jahres, nach einem Zeitraume von nur 3 Monaten, im Stande, über 2000 Armen und Bedürftigen wohlthätige Gaben zu spenden.

Die wirkliche Eröffnung der Anstalt geschah Dienstag den 16. Sept. des Jahres 1679. An diesem Tage wurden die in das Haus aufgenommenen Armen zum Erstenmal in demselben gespeist; die außer dem Hause Wohnenden, wie früher, mit Geld und Brod versorgt.

So war denn endlich die Anstalt ins Leben getreten, deren Bedürfniß man so allgemein und dringend gefühlt, und von welcher man eine so gesegnete Wirksamkeit zum Besten der Armen und Verlassenen jedes Alters und Geschlechtes erwartete. Aber eben daß sie so Vielen Vieles seyn sollte, konnte sie gerade in der Beziehung, in welcher wir sie hier vorzugsweise betrachten wollen: als eine Zufluchtsstätte der Waisen, nur wenig leisten, und man würde in der That sehr irren, wenn man in dem hier in Rede stehenden Armen- und Arbeitshause zugleich eine Waisenanstalt im eigentlichen Sinne des Wortes suchen wollte. Dennoch war auch dieses Unvollkommene der Anfang zu dem, was im Laufe von mehr denn anderthalb Jahrhunderten so herrlich sich entfaltete, und die Anstalt, die in ihrem unvollkommenen Zustande nur zum Besten unverbürgerter armer Waisen dienen sollte, ist im Fortschritte der Zeit und in ihrer vervollkommneten Gestalt nun ein Gemeingut der Bürgerschaft geworden. Um so weniger dürfte der erste, wenn auch unvollkommene Anfang zu übersehen seyn.

Aber bei dem Hinblicke auf diesen Anfang, wenn wir uns lebendig ein Bild von dieser, wie von vielen andern ähnlichen Anstalten in Deutschland aus jener Zeit vergegenwärtigen, drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf: Wie war es möglich, daß die Vorzeit so verschiedene und verschiedenartige Zwecke in einer und derselben Anstalt zu erreichen suchte? Sollte es den Männern jener Zeit ganz entgangen seyn, daß die Jugend, zumal eine größtentheils in lasterhafter Umgebung aufgewachsene, von welcher hier vorzugsweise die Rede ist, in der Nähe von verdorbenen Erwachsenen nimmermehr zu einem besseren Geschlechte heranwachsen konnte? daß schon der Gedanke: mit Verbrechern unter Einem Dache zu wohnen, wohl gar an ein und derselben Arbeit mit ihnen Theil zu nehmen, jedes bessere Gefühl unterdrücken und zur Gemeinheit des Sinnes und Lebens herabziehen müsse? War es etwa blos ökonomische Rücksicht, der jede andere und höhere untergeordnet wurde, oder glaubte man durch jedes Mittel den Zweck erreichen zu können, den man als einen edlen erstrebte?

Hören wir darüber einen in der Geschichte des Armenwesens höchst erfahrenen Mann, den Freiherrn von Rostitz. „Unsere Vorfahren", so äußert er sich, „ließen es an weitläufigen Anstalten und Beiträgen zu milden Stiftungen nicht fehlen; sie gründeten Hospitäler, Armen-, Waisen- und Siechhäuser, nur die Grundsätze, nach welchen die Mildthätigkeit geordnet seyn muß, wenn sie für die Menschen und den Staat dauerhafte und ersprießliche Folgen hervorbringen soll, und die Kenntniß davon: wie durch wohleingerichtete Anstalten nicht blos einzelne Wunden geheilt, sondern die Seuche der Armuth und Bettelei von dem Staatskörper entfernt werden könne, war ihnen unbekannt, oder sie blieben wenigstens unbenutzt."

Eher möchte man freilich geneigt seyn zu glauben, daß die Unbekanntschaft mit den rechten Mitteln die Veranlassung zu solch trauriger Vereinigung gewesen sey, wenn selbst ein Herzog Ernst der Fromme von Gotha zu einem Gott wohlgefälligen Dankopfer wegen geschlossenen Religionsfriedens ein Zucht- und Waisenhaus, in einer Anstalt vereint, errichtete. Daß allerdings hier und da auch bloß finanzielle Rücksichten vorwalteten, davon gibt Hamburg Zeugniß. Daselbst wollte der Magistrat mit dem schon im Jahr 1597 gegründeten Waisenhause später eine Zuchtanstalt verbinden, welches Ansinnen aber die würdigen Vorsteher dieser Anstalt als durchaus zweckwidrig verwarfen.

Wenn man hier weniger Bedenken trug, die arme und

Digitized by Google

verlassene Jugend mit Straßenbettlern und andern „in liederliches Thun und Wesen gerathenen Personen" in Verbindung zu bringen, so darf freilich nicht übersehen werden, daß man bei der weiteren Bestimmung der Anstalt, als Waisenerziehungsanstalt, nicht hiesige verwaist'te Bürgerskinder, sondern vorzüglich die hinterlassenen Kinder der Soldaten und Beisassen im Auge hatte, obwohl bald nach Eröffnung der Anstalt, einem mit der Armenkommission getroffenen Uebereinkommen zu Folge, auch Kinder hiesiger Bürger gegen Bezahlung Aufnahme fanden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

In den Gedichten von Karl Heinzen findet sich ein Gebet, welches für Freunde der Rechenkunst, wie für solche der Poesie ein gleiches Interesse bietet; es lautet wörtlich also:

Nimm an, daß eine Kugel gleich dem Licht
In der Sekunde laufe tausend Fuß,
So braucht sie, um die Erde zu umkreisen,
Doch einen Tag, zehn und ein Viertel Stunde.
Wenn sie jedoch die Sonne will erreichen,
So braucht sie vierzehn und ein Viertel Jahr.
Wenn du sie willst zum nächsten Fixstern senden
(Wir wollen Sirius ihn nennen, welcher
Vier Billionen Meilen von uns steht —
Wenn acht du zählst in der Sekunde, zählst du
Just in viertausend Jahren Billion —),
So läuft die Kugel drei Billionen Jahre.
Und das ist nur ein Schritt! Der Teleskop
Hat Sterne schon gezeigt, dreitausendmal
So fern als jener Sirius, das ist
Zwölftausend Billionen Meilen fern.
Zu diesen Sternen wird die Kugel fliegen
In sechs und dreißig Millionen Jahren.
Du, der du dieß gemacht, du bist mein Herr.

Man könnte dieses Gebet füglich Kugelgebet nennen.

Sehr rührend klingt folgender in Karl Heinzens Gedichten enthaltener Schwanengesang.

Ein verlass'ner, trauernder Dichter
Saß an seines Weibes Grab,
Da fiel eine Schwanenfeder
Vor seine Füße herab.

Und hoch in den Lüften sah er
Einen Schwan, der sich himmelwärts schwang;
Da ergriff er die Schwanenfeder
Und sang seinen letzten Gesang.

In Malten's Weltkunde erklärt Hr. Sauerländer offiziell, Zschokke sey der einzige Verfasser der Stunden der Andacht.

(London, 3. Mai.) Das deutsche Theater hat seine Vorstellungen mit dem Freischütz angefangen und sehr gefallen, besonders Staudigl. Mad. Schodel als Agathe, Dem. Gned als Aennchen werden gelobt; über Hrn. Eichberger als Max wird noch nichts gesagt. Die Chöre waren vortrefflich. Am Schluß wurde God save the Queen verlangt und vom ganzen Personal gesungen.

In Rochester hat wieder ein großer Boxerkampf zwischen dem ersten englischen Boxer und einem in Australien gebornen Engländer statt gefunden. Der Kampf dauerte eine Stunde. Der Australier unterlag und soll seitdem an seinen Wunden gestorben seyn.

Als die französische Festung Calais belagert werden sollte, überlegte man lange, welcher unter den Generalen der geschickteste wäre, ihre Eroberung zu bewerkstelligen. Endlich sagte ein Kammerherr zum König: „Ich wüßte keinen Andern dazu tauglicher, als den Parlamentsrath N. N." — „Wie so?" fragte der König. — „Der," versetzte der Kammerherr, „der nimmt Alles."

(Pünktlichkeit.) „Du!" sagte ein Berliner Nachtwächter zum andern, der neben ihm auf der Treppe lag, „jeh mal vor mir nach der andern Ecke und hol mir een halb Quart Kümmelbranntwein! Ich bin so müde, ich mag mir nich rüppeln." „Na," antwortete der andere, „das jeht nich; es fehlen noch zween Minuten an drei, und dann muß ich hier oben den Reisenden wecken." „Na, na," sagte der Erste, „Du bist ja ungeheuer pünktlich! so hol mir wenigstens ein Viertelquart; dazu wird doch wohl noch Zeit sin!" — und er ging und holte.

(Aachen, 6. Mai.) Am 3. dieses erschienen vor dem hiesigen Assisenhofe die Tagelöhner Hubert Falter aus Raeren und Nikolaus Pyr aus Eupen, von denen der erste angeklagt war, am 11. Nov. v. J. auf dem Heuboden der dem Pyr zugehörigen, in der Thebeterstraße zu Eupen gelegenen Wohnhäuser freiwillig Feuer angelegt zu haben, wodurch diese Häuser nebst einem Hinterbau und einem benachbarten Hause eingeäschert worden, und der zweite, dem Falter durch Versprechungen und Hülfeleistung in denjenigen Handlungen wissentlich beigestanden zu haben, wodurch dies Verbrechen erleichtert und vollbracht worden sey. Beide wurden von den Geschwornen der ihnen zur Last gelegten Verbrechen für schuldig erklärt, demgemäß zum Tode verurtheilt, und die Vollziehung dieses Urtheils auf einem der öffentlichen Plätze der Stadt Aachen angeordnet.

(Mannheim, 7. Mai.) Einer aus Darmstadt datirten Widerlegung über den stattgehabt haben sollenden Auszug des Burggeistes von Rodenstein wird nach einer dem hiesigen Journal von Fürth im Odenwalde zugekommenen Correspondenz widersprochen. Wir theilen den wesentlichen Inhalt nachstehend mit: „Ohne meinerseits die Wahrheit des Erzählten durchweg verbürgen zu können, und ohne der Volksansicht in dieser Beziehung mich anschließen zu wollen, berichte ich Ihnen hiermit, was nach durchaus glaubhaften Aussagen von Reichelsheim her, welches etwa eine halbe Stunde von der Burg Rodenstein entfernt liegt, hiesigen Orts bereits seit

Digitized by Google

dem 9. April über dieſen wunderbaren Vorgang bekannt geworden iſt. Darnach wurde am 8. April gegen Abend die Umgegend des Rodenſtein plötzlich durch ein ungewöhnliches Getöſe, welches den ältern Leuten ſogleich den Auszug des Ritters vom Rodenſtein ins Gedächtniß zurückrief, vermiſcht mit Hufſchlag, Hundegebell, Peitſchengeknall u. ſ. w., aus ihrer Ruhe aufgeſchreckt. Ganz wie früher nahm daſſelbe, und alſo auch der Zug des vermeinten Geiſterheeres ſeine Richtung an dem Reichelsheimer Schloſſe vorbei nach Pfaffenbaarfurth hin. Nie aber, behaupten Leute, welche frühere Auszüge erlebt haben, war das Ganze ſo furchtbar, als diesmal. Kinder, welche am Fuße des Reichelsheimer Schloßberges ſpielten, eilten in ſchrecklicher Angſt nach Hauſe; Jeder ſuchte unter Obdach und zu Menſchen zu kommen, und ſelbſt furchtloſere Ackersleute mußten ihre Feldarbeit aufgeben, weil ihre Thiere ſcheu wurden, lauter Einzelheiten, welche ganz beſtimmt angegeben werden. Sonach läßt ſich wohl nicht zweifeln, daß hier wirklich ein Ereigniß ſtatt fand, welches das Volk nach ſeinem Hange zum Wunderbaren aus dem Geiſterreiche ableitet, während der Gebildete es auf natürliche, freilich bis jetzt noch nicht aufgefundene Urſachen zu beziehen ſich gedrungen fühlt. Jedenfalls möge es unſerm deutſchen Vaterlande das Unheil nicht prophezeihen, als deſſen Vorbote nach dem Volksglauben der Auszug des Ritters von dem Rodenſtein angeſehen wird, damit alle großartig begonnenen Werke des Friedens ungeſtört zu ihrer Vollendung fortſchreiten können.“

Kürzlich hielt der Fuhrmann Sch. von Manebach vor dem Wirthshaus in **Kammerberg** vor Ilmenau. Eins von ſeinen drei Pferden wurde ſtetiſch und war nicht wieder fortzubringen. Der Eigenthümer legte daher ein Bund Stroh unter das Pferd und zündete jenes an. Aber das half nicht, vielmehr legte ſich das Pferd in das Feuer und verbrannte ſo ſchrecklich, daß es todtgeſtochen werden mußte. Iſt das aber ein menſchliches Mittel?

Was ſchon der große Dr. Linne an ſeinem eigenen öfters durch Gicht geplagten Körper erfahren, daß nämlich der Genuß von Erdbeeren äußerſt heilſam auf ihn wirkte, hat ſich auch in der neueſten Zeit wiederum an mehreren kranken Individuen beſtätigt, und wir können daher dieſes angenehme Mittel einem Jeden anrathen, welcher an Gichtbeſchwerden leidet.

(Düſſeldorf, 6. Mai.) Wir erhalten ſo eben die höchſterfreuliche Nachricht, daß der berühmte Violiniſt, H. W. Ernſt, unſer rheiniſches Muſikfeſt durch ſeine Mitwirkung verherrlichen wird. — Der Köln. Ztg. zufolge wird ſich bei dem diesjährigen niederrheiniſchen Muſikfeſte Fräul. Cäcilia Kreutzer mit Mad. Pirſcher in die Sopran-Partien theilen.

(Berlin, 6. Mai.) Bei dem Hinſcheiden des Buchhändlers Reimer vernehmen wir noch das Mittheilungswerthe, daß derſelbe als armer Commis hier die Buchhandlung erlernt hat, und nun ſeinen 11 Kindern ein Vermögen von 600,000 Rthlr. hinterläßt, das er durch Thätigkeit und Speculation in den Glücksperioden erworben.

Der berühmte Tenorſänger Duprez wurde zum Profeſſor am Pariſer Conſervatorium der Muſik ernannt.

Donizettis „Belisario“ iſt vor Kurzem auf dem Theater zu Pera, in Conſtantinopel, mit großem Beifall gegeben worden.

Literatur.

Cäcilie. Zeitſchrift für die muſikaliſche Welt. Herausgegeben von einem Vereine von Gelehrten, Kunſtverſtändigen und Künſtlern. Mainz, großh. heſſ. Hof-Muſikhandlung von B. Schott's Söhnen.

Dieſe ſehr verbreitete Zeitſchrift, welche ihrer Tendenzen wegen ſich Hochachtung erworben, wurde durch den Tod des berühmten Gottfried Weber mehrere Jahre lang unterbrochen. S. W. Dehn in Berlin, einer von den wenigen Gelehrten, die mit Gottfr. Weber in muſikaliſchem Wiſſen verglichen werden können, hat es übernommen, die bereits zu 20 Bänden herangewachſene Cäcilie wieder fortzuſetzen. Unter die vielen Stimmen, die ſich für das neue Erwachen dieſer Zeitſchrift erheben, miſchen wir mit der beſten Ueberzeugung die unſere, da ihr Erſcheinen in der That lange gehegten Wünſchen entgegen kommt und in ihren Spalten ein Sprachſaal eröffnet iſt, in welchem jeder Verſtändige und Gebildete Eintritt findet, um über Tonkunſt und deren verwandte Gegenſtände etwas Gedachtes mit und zu ſeinen Zeitgenoſſen zu ſprechen. Die Cäcilie unterſcheidet ſich von vielen beſtehenden muſikaliſchen Zeitſchriften hauptſächlich dadurch, daß ſie es ſich zur Aufgabe macht, in ihren Heften nur Aufſätze und Abhandlungen von bleibendem Intereſſe zu geben, und nebenbei dem Austauſche von Ideen und Anſichten über Kunſt und Kunſtgegenſtände einen neuen freien Markt zu öffnen. Das erſte Heft der neuen Cäcilie liegt vor uns und enthält folgende Artikel: Ueber die Einführung der Caſtraten als Sänger; über die Bildung der menſchlichen Stimme, von Joh. Müller, mit Zuſätzen und Anmerkungen mitgetheilt, von Dr. H. Häſer, Profeſſor der Medizin zu Jena (eine für Sänger ſehr zu beachtende Abhandlung). Dann folgen Recenſionen und Anzeigen, die uns mit den neueſten und würdigſten Erſcheinungen der muſikaliſchen Literatur vertraut machen. Eine muſikaliſche Beilage enthält ein bis jetzt noch nicht im Druck erſchienenes 4ſtimmiges Crucifixus von Bertoni (Schüler des Pater Martini im vorigen Jahrhundert), ein Gedicht auf Gluck von Schubart, eine artige Anecdote: »Ludwig van Beethoven in ſeiner guten Laune«, und das Ganze beſchließt ein Intelligenzblatt. Die neuen Bände beginnen mit dem 81ſten Heft, erſcheinen jährlich in 4 — 8 Heften à 4 Bogen und ſind ihres Octavformats wegen ſehr bequem zur Hand zu nehmen. Der Preis iſt für den Band zu 4 Heften 3 fl. und alle Buch- und Muſikalienhandlungen nehmen Beſtellungen an.

Wir machen alſo mit der Ueberzeugung auf dieſe neu erſtandene Anſtalt aufmerkſam, daß ſie eine würdige Fortſetzung der früheren Cäcilie ſeyn wird, welche das Intereſſe der gebildeten muſikaliſchen Welt in einem ſo hohen Grade in Anſpruch genommen hat. C. G.

Auflöſung der Charade in Nro. 128.

Roßkamm.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 11. Mai. Capricioſa, Luſtſpiel in 3 Abth., von Carl Blum.

Redakteur: J. F. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 130. Donnerstag, den 12. Mai 1842.

Mit einer Gabe für das unglückliche Hamburg.

Du Deutschlands Stolz, du Freundin der Nationen,
Verbreiterin der Schätze aller Zonen,
Hamburg — schwer liegt auf dir des Höchsten Hand;
Die gestern reich und groß dem Blick erschienen,
Ist heut' ein Flammenmeer über Ruinen
Und ihre Pracht versinkt im Riesenbrand.

Paläste stürzen, Kirchen, Thürme fallen,
Die Glocken schmelzen in der Tempel Hallen,
Die Bürger flieh'n in jammervoller Hast,
Mit Sterbenden und Kranken, Sarg und Wiege,
Indeß mit Gluth im schauerlichen Kriege
Verzweiflung die noch Rüstigen erfaßt.

Nun ruht der Brand — nach der Verwüstung kehren
Sie scheu den Blick voll bitt'rer, bitt'rer Zähren —
Dumpf fragt Entsetzen, wo die Rettung weilt.
Wie sollen Tausende ihr Leben fristen? —
O Brüder, Brüder, sind wir Menschen, Christen,
Wenn uns're kräft'ge Hülfe hier nicht eilt?

O helfet schnell! Denkt euch des Jammers Größe,
Erquickt die Kranken, deckt des Schwachen Blöße,
Entreißt Kind, Wöchnerin und Greis dem Grab!
Hier gilt es Geld für Brod, nicht Geld für Steine,
Das Scherflein spricht nicht: »Freu' dich!« Es spricht: »Meine
»Nicht mehr!« und nimmt der Hand den Bettelstab!

Cabrera.

Historische Novelle aus dem letzten spanischen Kriege.

(Fortsetzung.)

Cabrera starrte das Papier mit glanzlosen Augen an. Der Glauben an die Menschheit rang mit den starren Thatsachen. Er drückte die Hand düster gegen die Stirn, und suchte nach Gedanken. Dann brach er in ein gällendes Gelächter aus, befahl kurz und barsch, man sollte sein Pferd satteln, und antwortete dem Adjutanten auf dessen Frage nach Neuigkeiten: „Der Traum ist vorüber; Gott schütze Euch."

Der Adjutant warf einen flüchtigen Blick auf die Depesche, welche Cabrera hatte liegen lassen, und eilte dann dem geliebten Anführer nach, der offenbar im Begriff stand, sein theures Leben auf die Schlachtbank zu liefern. Cabrera sprengte schon dahin auf dem Wege nach Tortosa. Hier vermochte also nur eigenmächtiges Handeln zu retten. Die Trompeten erklangen in kurzen, abgebrochenen Stößen, der Beweggrund des Aufstandes ging von Mund zu Mund, und bald folgten über tausend Männer dem Capitano auf seinem verzweiflungsvollen Pfade. Ein wildes Feuer blitzte aus den rauhen ehernen Zügen der Gebirgskrieger. In Jedem schien ein tausendfaches Leben zu glühen, aber zugleich eine tausendfache Verachtung desselben, wenn der Anführer es nicht ferner mit ihnen theilen sollte. Niemand sprach ein Wort, aber Alle verstanden sich. Es bedurfte kaum des Kommando's, um den vielgliedrigen Körper, den nur ein Geist beseelte, dem Orte der Bestimmung auf dem kürzesten Wege zuzuführen.

Sie sahen Cabrera in beträchtlicher Entfernung voraneilen. Reiter wurden abgesandt, ihn um Verzögerung zu bitten. Eben erreichte er eine vereinzelte Gruppe Kastanienbäume, die hart am Wege standen, da hielt er plötzlich sein Pferd an; ein Mann trat ihm aus dem Dunkel der Bäume entgegen. Alle fürchteten einen Ueberfall, und die Eile verdoppelte sich.

Aber dies Mal war die Besorgniß ungegründet. Der Fremde reichte Cabrera bieder die Rechte; es war Polo.

„Was bringt Ihr uns?" fragte Cabrera, „nichts Gutes, gewiß nicht."

„Doch, Sennor, Euere Schwestern," erwiederte der Fischer bald freudig, bald gedrückt; „dort rasten sie im Gebüsch. Ich war im Begriff, den Gebirgspfad zu Eurem Lager auszuspähen. Es ist nicht sicher auf der Straße."

Ramon lenkte in freudiger Selbstvergessenheit das Pferd zu dem Gebüsche hin, aber plötzlich fuhr er wild empor, und, indem er wieder umlenkte, rief er dem Freunde zu: „Ich kann Euch nicht danken, Polo, jetzt nicht, jeder Augenblick ist kostbar. Sorgt für die Verlassenen. Gott und alle Heiligen mögen es Euch lohnen. Ich — ich muß meine Mutter erretten."

„Halt," schrie Polo, und warf sich dem brausenden Andalusier in die Zügel, „um Gotteswillen, was beginnt Ihr, Sennor? Ihr könnt nicht helfen, ich versichere Euch. Nur

Digitized by Google

zu opfern vermögt Ihr Euch, wo es heilige Pflicht wäre, zu schonen."

„Mensch," sagte Cabrera mit niedergehaltenem Zorne, und bestrebte sich, ihn von dem Zaume wegzudrängen, „laß mich, so lieb Dir das Leben ist. Mein Daseyn ist geheiligt, es ist ein Unterpfand für einer Mutter Wohlfahrt. Vermagst Du das Wort zu fassen? Wehe dem, der mir hindernd in den Weg tritt! Freund und Feind gilt mir gleich, heute gilt das Leben den doppelten Preis."

„Ich fürchte Euern Zorn nicht, wo es Rettung gilt," entgegnete Polo ruhig; „Ihr seyd betrogen, Cabrera, man fängt Euch mit teuflischer List. Wißt denn, daß Euere Mutter binnen wenigen Minuten nicht mehr seyn wird, und daß man Euch nur verlockt hat, um das Mordfest vollständiger zu feiern. Starrt mich nicht so ungläubig an, Senor, ich habe treue Freunde im Feindeslager, und feste, verbürgte Nachricht."

Statt aller Antwort drückte Cabrera seinem Rosse die Sporen in die Seite, daß es sich, hoch aufsteigend, von dem Griffe des Fischers losriß und pfeilschnell mit seinem Reiter davon flog. Die Seinen, welche so eben auf dem Schauplatze angelangt waren, vermochten ihm nur in einiger Entfernung zu folgen, und erreichten ihn erst dann, als er, von dem Vorposten Noguera's aufgefangen, sich mit diesem in einen heftigen Kampf verwickelte. Der Soldat feuerte, das ganze Piquet eilte herbei, und gerade zur rechten Zeit langten Cabrera's Reiter an, um den Anführer vom unvermeidlichen Tode zu retten. Ein kurzes Gefecht entschied; die Fußgänger vereinigten sich mit den Reitern, und im Sturmschritt drang der kühne Haufen gerade in den Mittelpunkt des Lagers ein, unbekümmert um die Folgen dieses verwegenen Unternehmens.

Noguera empfing die Nachricht von dem Ueberfalle zugleich mit der Meldung, daß das Urtheil über die Wittwe Cabrera vollstreckt sey. „Gut," sagte der Spanier, er kommt nicht allein; so können wir eine Hekatombe der gerechten Sache opfern."

Aber seine Ruhe war von kurzer Dauer. Dem Boten folgten mehrere Offiziere auf dem Fuße, flüchtig, verwirrt. Das Unerwartete der Sache hatte Verwirrung in alle Verhältnisse und Köpfe gebracht. Noguera befahl, aber schon eilten flüchtige Reiter und Fußgänger ordnungslos vorüber, und man durfte nur hoffen, außerhalb des Lagers die Truppen in Schlachtreihen aufstellen zu können. Die Bataillone verwirrten sich, die Trompete rief zum Rückzuge, die Angst zur Flucht, und fast ohne Widerstand drang die Schaar der Rachegeister auf den wirren Knäul ein. Niemand übersah die Gefahr, und darum erschien sie unermeßlich. Die Angst der Verfolgten kämpfte, gleich dem Kriegsgotte, in den Reihen der Verfolger.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte des Frankfurter Waisenhauses

von seiner

Entstehung im Jahre 1679 bis zum Bezug des neuen Waisenhauses im Jahre 1829. Von Friedrich Schäffer, Oberlehrer der Anstalt. Frankfurt a. M. 1842.

(Fortsetzung.)

Während der zweiten Periode war die Anstalt noch immer vorherrschend ein Armen-, Waisen und Arbeitshaus, und noch weit von der Aufgabe einer Erziehungsanstalt für Waisen entfernt. Die Bildung und Erziehung der Kinder war noch keineswegs Hauptzweck und Ziel der Anstalt, vielmehr wurden sie mehr als Mittel betrachtet, die zur Erreichung anderer Zwecke auf die mannichfachste Weise dienen mußten. Neben 4 Stunden Unterricht war eine doppelte Stundenzahl für das Arbeiten festgesetzt. Eine bestimmte Erholungszeit oder regelmäßige Ausgänge fanden früher gar nicht statt; höchstens wurde ihnen im Sommer nach der Abendbetstunde eine Spielstunde gestattet. In einem Berichte vom Jahr 1787 über die „Verfassung des Hauses" (erstattet von dem damaligen Hausmeister an die: „Wohl- und Hochedel Geborne, Gestrenge, Veſt- und Hochgelahrte, Großgünstigste, Hochgeehrteste Herren Senior, Deputirte und Pflegern, Eines Löblichen Armen-Waysen und Arbeitshauses") ist nachstehende Tagekordnung für die Kinder enthalten: Um 1/2 6 Uhr (im Sommer um 5 Uhr) Aufstehen und Waschen — von 1/2 7 — 7 Morgenbetstunde — von 7 — 9 Schule — von 9 — 11 Arbeitsstunden — um 11 Uhr Mittagessen — von 12 — 2 Arbeitsstunden — von 2 — 4 Schule — von 4 — 6 Arbeitsstunden — von 6 — 6 1/2 Abendessen — von 6 1/2 — 7 auch 7 1/4 Abendbetstunde, „von welcher sie nochmalen bis 9 Uhr an ihre Arbeit zu gehen haben." — Nur während der Sommermonate wurde, wie oben erwähnt, den Kindern diese Abendzeit freigegeben. Wie dieses beständige Einsitzen und Arbeiten auf die physische Entwickelung sowohl, als auf die geistige und sittliche nachtheilig wirken mußte, bedarf keiner Nachweisung für den, der einigermaßen mit dem Bildungsgange des Seelenlebens vertraut ist; denn gleich wie die Ausbildung des Körpers durch einen naturgemäßen Wechsel von zweckmäßiger Thätigkeit und Erholung gefördert wird, so auch die Seelenbildung. Auch das Gemüth bedarf neuer und erhebender Eindrücke, wie sie vorzüglich die reineren Freuden in der Natur darbieten. In dem Genusse ihres mannichfachen Reichthums erweitert sich das Herz, erhebt sich das Gemüth und entfaltet sich das sittliche Leben. Ein wahrhaft froher Mensch kann kein sittlich schlechter seyn. Solchen Genuß, mit all' seinen erhebenden Einflüssen mußten die armen Kinder nur zu lange entbehren. Kein Wunder, daß ihnen die Arbeit so verhaßt war, daß manche Knaben, wie ein Hausmeister in seinem Berichte erwähnt, „aus Muthwillen" sich selbst unrein machten, damit sie auf das Krankenhaus gebracht würden, und „obwohl ihnen die Kost so viel möglich sehr mager gegeben und auch Butter und Bier entzogen worden sey, so hätten doch Einige das Alles vielmals überwunden, um nur von der Arbeit zu kommen."

Und was wurde hierauf von Seiten des Pflegamts beschlossen? — Daß hinführo das Strumpfstricken auf den Krankenstuben der Unreinen eingeführt werden solle! — Unwillkürlich drängt sich hier die Frage auf: fehlte es denn aber so ganz an pädegogischem Takte oder reinem Menschlichkeitsgefühle, daß man diesen deutlichen Wink von Seiten der Kinder gar nicht verstand oder beachtete? Keineswegs! Fast in jedem Jahrzehnt dieser Periode fanden die Kinder immer einzelne Fürsprecher, namentlich unter den die Industrie beaufsichtigenden Deputirten, welche sich ihrer annahmen und bei gesammtem Pflegamte dringende Vorstellungen erhoben, daß man doch den Kindern den Genuß der freien Luft öfter gestatten möchte; aber die Majora war anderer Ansicht. Und als man nun wirklich bei Beran-

Digitized by Google

lassung eines Gesuches von Seiten der Lehrjungen auf der Wollenstube: es möge ihnen öfteres Ausgehen gestattet werden, dieses Gesuch mit dem Zusatze genehmigte: daß auch künftighin die Kinder beiderlei Geschlechts wöchentlich ein bis zweimal vor das Thor geführt werden sollten, so lag schon in der Bestimmung „spazieren geführt", was wörtlich genau befolgt wurde, das Hinderniß eines wohlthätigen Erfolges. Denn in der That wurden sie, einer Heerde gleich, geführt. Paarweise, mit gesenktem Haupte, von zwei Armenknechten scharf bracht.t, die Mädchen unter Aufsicht zweier Kindermütter, durften die armen Kinder keinen schiefen Tritt wagen, und diese Unnatur nannte man Frömmigkeit. Allerdings mag es auch in dieser Beziehung späterhin, zumal seitdem besondere Kinderaufseher angestellt waren, in mancher Hinsicht besser geworden seyn (auf die früheste Zeit in dieser Periode, wo der erste Kinderaufseher angestellt wurde, kann dies keine Anwendung finden, denn von besonderen Spaziergängen der Kinder war damals keine Rede, erst im Jahr 1761 wurde obenerwähnte Bestimmung getroffen); jedoch ergibt sich aus den Instructionen für dieselben, worin namentlich auch die das Spazieren betreffenden Verpflichtungen hervorgehoben sind, daß die Spaziergänge den Kindern nur kärglich zugemessen waren, und obige frühere Bestimmung keine dauernde gesetzliche Kraft erhalten, oder mit der Zeit wieder eingeschränkt worden war. Und es ist sehr wahrscheinlich, daß hier derselbe Fall, wie in andern Anstalten der Art, eintraf, daß die Entrepreneurs verschiedener Industriezweige sich nicht leicht auf solche den Kindern zu gestattenden Freizeiten einließen. Führt doch Zarnack in seiner Geschichte des Militärwaisenhauses zu Potsdam den fast unglaublichen Fall an, daß, obwohl $^2/_3$ der in den Arbeitsstuben dieser Anstalt beschäftigten Mädchen an jener ekelhaften Haut-Krankheit litten, und durch Ansteckung das Uebel sich immer weiter verbreitete, die Entrepreneurs die Entfernung solcher Mädchen von der Arbeitsstube nicht eher gestattet, als bis ihnen, im buchstäblichen Sinne des Wortes, die Hände in Folge der Krankheit erstarret waren.

Die oben erwähnten besonderen Verehrungen zur Ergötzlichkeit der Kinder können hier nicht in Betracht kommen, da eine zweckmäßige Verwendung derselben nirgends angegeben wird, sondern höchstens nur einmal eine bessere Mahlzeit den Kindern bereitet wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Begegnung.

Die „Trier'sche Ztg." berichtet aus Luxemburg vom 2. Mai: „Die gestrige (alljährlich am 1. Mai in Luxemburg statt findende) Prozession war die glänzendste seit vielen Jahren. Hr. Bischof Laurent hatte alles Mögliche gethan, um dieser religiösen Feier einen großen Anklang zu verschaffen. Den entfernteren Bezirken des Landes hatte er zwar die Prozession nach der St. Petrikirche hierselbst erlassen, dagegen mußten alle Geistlichen persönlich in Luxemburg erscheinen. Die Annahme ist vielleicht nicht übertrieben, wenn man sagt, daß wohl der vierte Theil der Bewohner des Landes sich in der Hauptstadt eingefunden hatte. — Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir, einen Fall zu erzählen, der in seiner Art nicht ohne Interesse seyn möchte. Schon am Sonntag hatte sich nämlich ein großer Theil der entfernteren Landbewohner in der Stadt eingefunden. Ein preußischer Major wird an diesem Tage von einem großen, ältlichen, mit dem blauen Blousenhemde bekleideten Manne auf militärische Art gegrüßt. Dies fällt jenem auf; er redet den Landmann an und fragt ihn, ob er denn auch gedient habe? Das will ich meinen, antwortete dieser mit funkelnden Augen, ob ich gedient habe! — und wie hab' ich gedient .... Wir haben euch Preußen manchmal eingeheizt. Den Teufel, antwortete der Major, wo habt ihr denn früher gestanden, um das sagen zu können? Herr, erwiederte der Gefragte mit Betonung, ich habe bei der alten kaiserlichen Garde gestanden! Et, sagt der Major, von diesen Worten sichtbar ergriffen, da ziehe ich meinen Hut, und reicht ihm die Hand. Dies erfreute den alten französischen Grenadier dermaßen, daß er dem Major am liebsten um den Hals gefallen wäre. Seht, beginnt der benarbte Invalide wieder, da ihr der alten Garde Gerechtigkeit widerfahren laßt, so kann ich euch dagegen sagen, daß wir euch Preußen immer für brave Kerls gehalten haben und daß wir gerade gegen euch am liebsten kämpften, weil wir es für einen um so größeren Ruhm hielten, wenn wir euch eine Schlappe beibringen konnten. Und nun ging's an ein gegenseitiges Herzählen der Schlachten, in denen beide gefochten hatten, wobei es sich denn fand, daß sie sich in mehreren einst gegenüber standen. Wenn ich so jetzt auf meiner Bank vor der Thür sitze, bemerkte unter andern der Landmann, und ich denke an die heißen Tage von damals, als euere Kugeln so lustig um uns herum tanzten, da lacht mir's Herz noch heute im Leibe, wiewohl es auch wieder Stunden gibt, in denen Thränen in meine Augen dringen, wenn ich mich so vieler gefallenen braven Cameraden erinnere. Doch davon nichts weiter, sonst könnte ich weich werden. Es hat mich gefreut, daß ihr den Bauersmann nicht verächtlich über die Schultern angesehen habt, wie's die großen Herren wohl sonst gegen uns schlichte Leute zuweilen thun. Unter dem Kittel (damit schlug er sein Blousenhemde aus einander und deutete auf das croix d'honneur) ist ein Kreuzchen, das ich mir sauer vom kleinen Corporal verdient habe und das jetzt mein Stolz im Alter ist. Hättet Ihr nicht gedankt, so würde ich gedacht haben, wer weiß, ob Du Dir Dein Kreuzlein so schwer verdient hast wie ich, doch jetzt zweifle ich daran keinen Augenblick mehr. Und nun, Herr, lebt wohl, fürchtet nicht, daß Ihr mit einem Franzosen gesprochen habt, was war — ist nicht mehr. Jetzt bin ich ein luxemburger Bauer, folglich ein Deutscher mit Leib und Seele und wenn Ihr Euch noch besser überzeugen wollt, ob ich's mit den Preußen gut meine, so besucht mich recht bald in meinem Hause. Der Major drückte dem Ehrenmann mit den Worten: Lebt wohl, Camerad, gerührt die Hand; dieser stellte sich noch einmal als steifer Grenadier auf, griff mit der rechten Hand militärisch an seine Mütze, reichte dem Major mit den Worten: Adieu, mon major, au revoir! die Linke und entfernte sich.

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 6. Mai. — Crim. Z.). Am 18. v. M. Vormittags begab sich ein Kassendiener der königl. Hauptbank nach

Digitized by Google

dem kaufmännischen Kassenverein in der Burgstraße, um dort die bedeutende Summe von circa 90,000 Thaler abzuholen. In seiner Begleitung waren zwei Arbeitsleute, welche schon seit längerer Zeit zu solchen Geschäften von ihm verwendet waren. Er erhielt das Geld zur Hälfte in baarem Geld ausgezahlt und zwar in 80 Beuteln zu 500 Thlrn. Die beiden Arbeitsleute trugen die Beutel, unter beständiger Aufsicht des Kassendieners, aus dem Comptoir nach dem Laden. Jeder trug immer vier Beutel. Zuletzt brachte der Eine drei Beutel, mit dem Bemerken, daß nur noch 6 Beutel im Comptoir wären, und er daher die Hälfte genommen hätte. Als alles Geld aufgeladen war, fand es sich, daß es nur 79 Beutel waren. Man überzählte dieselben mehrere Male, indessen zählte man immer nur 79 heraus. Im Comptoir des Kassenvereins waren dem Kassendiener 80 Beutel vorgezählt worden. Es entstand nun die Frage: wo konnte der eine Beutel geblieben seyn? Die Arbeitsleute, auf welche der Verdacht vielleicht zunächst hätte fallen können, waren schon bei vielen solchen Geldtransporten behülflich gewesen, und waren dabei als treu erfunden worden. Ueberdies kann man einen Fünfhundertthaler-Beutel nicht in die Tasche stecken. Wo hätten sie ihn sollen gelassen haben? Die Sache war äußerst unklar, und man trug sich mit verschiedenen Vermuthungen umher. Bald fiel aber Folgendes auf: Die beiden Arbeitsleute hatten sich in der Hauptbankkasse sonst aus freien Stücken fast einen Tag um den andern gestellt, um sich nach Beschäftigung zu erkundigen. Der eine kam auch nach jenem Tage wieder, der andere aber blieb aus. Dies erregte Verdacht gegen ihn. Eine polizeiliche Recherche ergab, daß er in den letzten Tagen viel Geld gezeigt und flott gelebt hatte. Obgleich ohne bestimmte Arbeit, fand man ihn bei einer Visitation im Besitz einer Summe Geldes, über deren rechtlichen Erwerb er sich nicht ausweisen konnte. Man schritt jetzt ernsthaft gegen ihn ein, und erhielt denn auch bald ein Geständniß von ihm. Danach hatte er sich mit einem Andern, einem Klempnergesellen, schon vor einiger Zeit verabredet, gelegentlich, wenn er Geld für die Bank würde zu transportiren haben, einen Beutel voll zu entwenden. Die Ausführung dieses Vorhabens wurde zum 18ten v. M. bestimmt festgesetzt. Da er schon vorher immer erfuhr, woher das Geld geholt werden sollte, so hatte er den Klempnergesellen nach dem Lokale des Kassenvereins hinbestellt und ihm hier in einem Momente, wo er sich unbeaufsichtigt sah, den Fünfhundertthaler-Beutel übergeben, womit dieser sich eilig fortgemacht. Das gestohlene Geld ist zum kleinsten Theile erst von den Dieben durchgebracht; der größere Theil ist noch vergraben vorgefunden. Beide Individuen waren bisher noch nicht bestraft. — Bei Gelegenheit der abermaligen Verhaftung einer schon mehrfach wegen Betrugs gestraften Gaunerin bemerkt die Criminalistische Ztg.: „Das Schlimmste ist, daß die Straf-Justiz der Verbrecherin ihr, wie es scheint, mit Vorliebe betriebenes Handwerk nicht legen kann. Nach unsern Betrugsgesetzen, welche, ohne Rücksicht auf die Wiederholung des Verbrechens, immer nur den doppelten Betrag des gesuchten Gewinns als Strafe verordnen, kommt sie stets mit einer sehr gelinden Buße davon."

Vor Zeiten, da waren noch gute Zeiten, da gingen 60 auf ein Schock, 15 auf eine Mandel, 12 auf ein Dutzend und zwei auf ein Ehepaar.

Korrespondenz.

Darmstadt, 9. Mai.

Die königl. preußische Hofopernsängerin von Berlin, Fräul. Hedwig Schulze, trat gestern zum zweiten Male auf unserer Bühne auf, und zwar als »Amine« in der »Nachtwandlerine«, welche Rolle sie mit solch einem ausgezeichneten Erfolge sang und spielte, daß sie das Haus wahrhaft enthusiasmirte und am Schluß der Vorstellung mit großem Applaus gerufen wurde. Als sie die letzte Arie des dritten Akts gesungen hatte, ertönte von allen Seiten ein donnerndes Dacapo, welchem schmeichelhaften Rufe des Hauses, der nur äußerst selten hier geehrt zu werden pflegt, der gefeierte Gast sofort zu entsprechen die Gefälligkeit hatte. Neben Fräul. Schulze war Frau v. Kestern-Münch, vom Stadttheater in Wiesbaden, welche die »Elise« sang, durchaus keine unwürdige Erscheinung; sie sang und spielte ihre Rolle so schön und brav, daß der wiederholte Beifall, den sie erhielt, jedenfalls ein wohlverdienter war. Unser Wachinger, als Elwin, zeigte sich heute von einer sehr vortheilhaften Seite, und die Duos, welche er mit Fräul. Schulze sang, wurden mit einstimmigem rauschendem Beifalle aufgenommen. — Es heißt, wir würden nur noch eine Vorstellung bis zum Theaterschluß haben.

Gießen, 3. Mai.

Es war in diesen Blättern schon einmal davon die Rede, daß der hiesige bürgerliche Liederkranz es unternommen hat, durch Konzerte die Mittel zur Anschaffung eines Lutherbildes für die Stadtkirche zusammen zu bringen. Das zweite dieser »Lutherkonzerte« fand Sonntag den 1. Mai statt. Daß ein solches Unternehmen, welches als eine Art kirchlicher Demonstration angesehen werden konnte, in unserer in confessioneller Hinsicht jüngst nicht unbewegt gebliebenen Stadt lebhaften Anklang finden mußte, ließ sich erwarten. Wir glauben übrigens, den regen Antheil, den die Glaubensangehörigen beider Parteien gleichmäßig an dem Konzerte nahmen, als ein Zeichen ansehen zu dürfen, wie der gesunde Takt der hiesigen Einwohnerschaft die richtige Mitte zwischen gefährlichen Extremen zu finden weiß. Die Leistungen des Liederkranzes entsprachen allen billigerweise an ein solches Institut zu stellenden Forderungen. Der würdige Leiter desselben, Hr. Cantor Schwabe, erwirbt sich durch seine gewiß mit mancherlei Mühen verknüpfte, uneigennützige Thätigkeit in der That ein nicht genug zu schätzendes Verdienst. Denn kein Mittel, dünkt uns, ist geeigneter, um humanisirend auf die Masse zu wirken, als der Gesang. Verherrlicht wurde der Abend durch die Mitwirkung einer jungen Dame, die dem größern Publikum zum Erstenmal Gelegenheit gab, ihr treffliches Gesangstalent kennen zu lernen. Ungewöhnliche Anmuth, Klang und Biegsamkeit der Stimme, so wie einfach natürlicher Ausdruck erwarben ihr den ungetheiltesten Beifall. Besonderes Interesse erregte auch die Deklamation des Schiller'schen Fridolin mit Begleitung von Chor und Orchester; dem Sprecher kam übrigens die begeisterte Stimmung, so wie das wacker durchgeführte Accompagnement sehr wohl zu statten. — Wir schließen mit dem Wunsche, es möge an den sorgfältigsten Maßnahmen nicht fehlen, um der Stadtkirche, die sonst von der Kunst gerade nicht allzu verschwenderisch bedacht ist, einen wahrhaften Kunstschmuck zu gewinnen.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 12. Mai. Die Hochzeit des Figaro, komische Oper in 3 Abth., Musik von Mozart. (Gastrolle) Cherubin: Dem. Karsten, vom Theater zu Würzburg.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 131. Freitag, den 13. Mai 1842.

An Hamburg.

Laß Flammen dich verzehren,
O Hamburg, reich und schön,
Man wird in jungen Ehren
Dich, Phönix, wieder seh'n.
Max. v. Schenkendorf.

Wie trifft die Schreckenskunde
Das Herz in Deutschlands Gauen!
Wie nimmt von Stund' zu Stunde
Die Angst zu und das Grauen!
»Ich komme aus dem Schlunde
Der Hölle, zu verheeren,
Und keine Macht soll wehren,«
Erscholl es in den Thoren
Der Hanse, »bist verloren!
Laß Flammen dich verzehren!«

Und eine wilde Rotte,
Der Hölle selbst entpressen,
Hat sich dem Höllengotte
Verheerend angeschlossen,
Und, Menschlichkeit zum Spotte,
Erfreut sie dein Gestöhn,
Sie will sich, ungesehn,
Vermehrend dein Entsetzen,
In deinem Blute letzen,
O Hamburg, reich und schön!

Doch, Fluch der Menschheit Schande!
Es soll ihr nicht gelingen,
So lang' die alten Bande
Das deutsche Land umschlingen.
Du sollst dich, selbst am Rande
Des Abgrunds, nicht verfehren,
Der Hülfe nicht entbehren,
Du sollst dich neu erheben,
Man wird dich neu beleben,
Man wird, in jungen Ehren,
Schon ein'gen wir die Hände
Zu diesem schönen Bunde;
Schon reichen wir die Spende
Dir dar von Herzensgrunde,
Und rühren uns behende,
Der Schwester beizustehn,
Auf daß wir reich und schön,
Dich, Perle unsrer Krone,
Dem Höllengott zum Hohne,
Dich, Phönix, wieder seh'n.

X. Teublau.

Cabrera.

Historische Novelle aus dem letzten spanischen Kriege.

(Fortsetzung.)

Das Lager war genommen, und Cabrera kniete auf blutigem Sande neben dem Leichname seiner Mutter. Er hatte der Theuern keine Thräne zu weihen, aber sein Blut rann aus vielfachen Wunden auf die Entseelte — ein kostbareres Todtenopfer! Er sah und hörte nichts von dem, was um ihn her sich ereignete.

Seine Offiziere ordneten unterdessen schleunigst den Rückzug an. Die Absicht des Zuges war erreicht, der Anführer gerettet, die unschuldig Gemordete gerächt, und schon wandte sich der Feind zum Angriff. Man legte die Sennora, die auch im Tode noch ehrwürdig erschien, auf ein Maulthier, und Cabrera folgte widerstandlos den Anordnungen der Seinen. Der Zug bewegte sich mit gewohnter Schnelle dem Ausgange des Lagers zu.

Aber eine dunkle Masse Krieger sperrte die Straße zum Gebirge. Ein Park Artillerie jagte in vollem Galopp heran, heiserer Kommandoruf tönte dazwischen, die Kanonen rasselten, die Pferde trabten zur Seite, und die Guerilleros schauten in den ehernen Rachen der Vernichtungsmaschinen.

„Rechts abgeschwenkt, in die Ebene,“ kommandirte Cabrera, dem die Gefahr der Seinen schnell die Fassung wieder gab.

Eben zuckte ein Blitz durch die heiße Luft, ein dumpfer Donner rollte, und dichter Dampf wälzte sich über die Todesstraße. Cabrera ritt unerschrocken durch den Kartätschenhagel. Ueberall war er gegenwärtig. Binnen kurzem hatte er die

Digitized by Google

muthige Schaar der Seinen aus dem Bereiche des Geſchützes hinweggeführt, und es galt nun, auf dem offenen Felde ſich bis gegen das Gebirge zurückzuziehen. Von Felsblock zu Felsblock, welche den ganzen Plan überdeckten, ſprangen die gewandten Söhne des Gebirges, jeden Schritt dem Feinde theuer verkaufend und ſelbſt geſchützt durch Klugheit und Erfahrenheit im Guerillakriege. Noguera ſah bald die Nutzloſigkeit eines Angriffs durch geordnete Maſſen ein, und ließ nur eine Abtheilung Tirailleurs vorgehen, um die Weichenden mit gleichen Waffen zu bekämpfen. Ein Angriff in der Flanke wurde kräftig zurückgewieſen, und eine Umzinglung geſtattete das Terrain nicht. Nach Verlauf einer Stunde befand ſich der Kampf ſchon in einer Gegend, wo ſich die Steinblöcke zu Felſen erhöhten, die Vertiefungen ſich zu Schluchten und Engpäſſen ausdehnten, und die einzelnen Sträucher und Bäume in Gruppen und Gebüſche übergingen. Plötzlich beſetzten die Guerilleros einige Schluchten, und der Feind ſah hier durch ſtarrende Felſen, dort durch wohlgezielte Schüſſe allem weitern Vordringen ein Ende gemacht. Die Verfolger kehrten beſiegt zurück.

Am folgenden Tage umſtenden die weinenden Töchter das friſche Grab der Mutter, und der Sohn hielt die Rechte zum Racheſchwur emporgehoben. Eiſiges Grauen durchrieſelte die Glieder der Umſtehenden bei'm Anblicke des bleichen Mannes, deſſen beſſeres Selbſt mit der Mutter begraben ſchien, der zum grauenvollſten Schwure Herz und Hand erhob, und nur an ſeiner Geſtalt, nicht an ſeinem Weſen wiedererkannt zu werden vermochte.

Am Abend wiederholte das Echo zitternd einzelne Schüſſe, welche in dem Lager Cabrera's in beſtimmten Zwiſchenräumen krachten. Anna ſtürzte mit fliegenden Locken und angſterfülltem Blicke in des Bruders Zelt.

„Ramon! Ramon!“ rief ſie, und umklammerte achtlos ſeine verwundete Hand, „rette, ſchütze! O, wie ſie die Hände ringen und weinen, die hohen, ſchönen Frauen, und Deine Henkersknechte ſie fortreißen!“

Ein heftiges Schluchzen unterbrach des Kindes Rede. Das Ungeheure des Schauſpiels überwältigte das zarte Geſchöpf. Sie ſank wie vernichtet zu des Bruders Füßen.

Der aber drückte eben von ſeiner dampfenden Cigarito ruhig die Aſche hinweg, ſchaute mit den kalten Blicken des Todes nach der prachtvoll niederſinkenden Sonne, und ſagte eiſig lächelnd zu der Schweſter: „Hältſt Du Deine Mutter nicht höher, als dreißig Weiber jener Barbaren, Annettina? Geh, Kind, Du biſt thöricht! – –“

Die umſtehenden Krieger wichen einen Schritt vor dem Hauptmann zurück, und ſahen ihn mit Blicken der Ueberraſchung und Verehrung an. Jetzt war er ein vollendeter Guerillero, ein Held, wie ihn die Phantaſie des wilden Spaniers zeichnet, ein Gott, den die menſchlichen Leidenſchaften nicht mehr berühren und beherrſchen können.

„Viva Cabrera,“ riefen ſie begeiſtert, „il gran Capitano!“ Und der Ruf zog wie wildes Todtengeheul durch die Gruppen der außen ſtehenden Krieger. Die letzte Gewehrſalve donnerte dazwiſchen, gleich einem vollſtimmigen Schlußchore.

(Fortſetzung folgt.)

Geſchichte des Frankfurter Waiſenhauſes

von ſeiner
Entſtehung im Jahre 1679 bis zum Bezug des neuen Waiſenhauſes im Jahre 1829. Von Friedrich Schäffer, Oberlehrer der Anſtalt. Frankfurt a. M. 1842.

(Fortſetzung.)

Zur Beſtreitung der nöthigen Ausgaben der Anſtalt waren auch in der zweiten Periode dieſelben Hülfsquellen eröffnet, wie in der früheren. Und wenn auch durch das Eingehen ein oder des andern Induſtriezweiges ein Ausfall in der bisherigen Einnahme zu entſtehen drohte: ſo wußte man bald einen neuen einträglichen Erwerbzweig aufzufinden, oder Einrichtungen zu treffen, die in finanzieller Beziehung allerdings vortheilhaft, in pädagogiſcher hingegen oft um ſo nachtheiliger waren. Hierher rechnen wir vorzugsweiſe das zu Anfang dieſer Periode entſtandene „Leichenſingen.“

Am Schluſſe des Jahres 1731 wird eines Amtsbeſchluſſes gedacht, dem zu Folge die Kinder künftighin allen angeſehenen Sterbehäuſern, welche darum anſuchen und dem Armenhaus 100 Thlr. oder 100 fl. zuwenden würden, zum Leichenbegängniß verwilligt werden ſollten. Anfangs ſcheinen die Einladungen zu ſolchen Leichenbegleitungen nicht ſehr häufig erfolgt zu ſeyn, weshalb 1737 der Hausmeiſter beauftragt wird: „jeden Morgen Jemanden an die Sterbetafel zu ſchicken, und wenn Honoratioren oder ehemalige Pfleger geſtorben ſeyen, ein Compliment ins Sterbehaus zu ſenden und anzufragen, ob die Kinder more recepto bei der Leiche erſcheinen ſollten.“

Nun wurde das Begehren darnach allgemeiner, ſo daß das Pflegamt für gut fand, nicht mehr in den Sterbehäuſern anfragen zu laſſen. Dieſe neue Erwerbsquelle war für die Anſtalt ſehr ergiebig, da von vielen angeſehenen Familien weit über die geſetzliche Taxe dem Armenhauſe verehrt und der Leichenbegleitung wegen bedeutende Legate demſelben zugewendet wurden. Auch die Kinder hatten ihren beſonderen Genuß davon, nicht nur wurden ſie reichlich mit Geldgeſchenken bedacht, ſondern auch jedesmal mit Wein und mürben Wecken regalirt, oder es wurden von mehreren für die Kinder beſtimmten Leichengeldern beſondere Mahlzeiten veranſtaltet. Aber eben darin lag nun auch das Verderbliche, indem ſie religiöſe Uebungen als Mittel zur Befriedigung niederer ſinnlicher Genüſſe kennen lernten, und allzufrüh die traurige Kenntniß ſich erwarben, das Mitleid ihrer Nebenmenſchen durch den Gebrauch religiöſer Uebungen oder durch frommen Schein zu erwecken. Man ſehe, wie ſchon Garve in dieſer Hinſicht, mit beſonderer Beziehung auf die Waiſen, ſich ausſpricht in ſeinem Anhange: Einige Betrachtungen über Joh. Makfarlans Unterſuchungen, die Armuth betreffend. Leipzig 1785 S. 177 u. f.

Eine andere ſehr ergiebige Hülfsquelle bot die Lotterie dar. Zwar war dieſes keine neue, in dieſem Zeitraume erſt entſtandene Einnahme; allein da ſie im Verlauf der Jahre bedeutend vermehrt und gegen das Ende dieſer Periode vom Staate ſelbſt als privilegirte Stiftungslotterie öffentlich garantirt worden war: ſo wurde ſie nun auch für die Anſtalt bei weitem einträglicher, denn früher. Gleich zu Anfang dieſer Periode war darüber berathen worden, ob das Armenhaus nicht gemeinſchaftlich mit dem Kaſtenamte eine Lotterie errichten ſolle, weil alsdann dieſelbe mehr „ingres“ bei der Bürgerſchaft finden dürfte; nicht lange darnach wurde dieſe Vereinigung nochmals

Digitized by Google

in Anregung gebracht und zwar in der Absicht, um dadurch „die Harmonie zwischen den milden Stiftungen wieder herzustellen.“ Allein weder damals noch einige Decennien später, als von Seiten des Kastenamts die Errichtung einer gemeinschaftlichen Lotterie wiederholt beantragt worden war, wollte das Pflegamt des Armenhauses darauf eingehen, lieh jedoch bereitwillig dem Kastenamte, da es eine eigene Lotterie errichtete, die Lotteriegeräthschaften. Als nun in demselben Jahr 1749 die Reichs-Lotterie-Direktion Beschwerde bei Rath über die Lotterien der beiden milden Stiftungen erhob und denselben die Summe von 2000 fl. anbot, wenn sie jetzt und künftig dieselben einstellen würden, so erwiederte hierauf das Armenhaus: es würde sich in seinem alten Rechte nicht stören lassen, denn bei diesem „offertum habe es Schaden.“ Beide Stiftungen appellirten gemeinschaftlich an den Kaiser und blieben in ihrem alten Rechte ungekränkt. Um so leichter waren die, durch diese Appellation verursachten, nahe an 100 fl. belaufende, Unkosten zu verschmerzen, da gerade um jene Zeit der Ertrag aus der Lotterie sehr bedeutend war: in manchen Jahren für das Armenhaus allein 10,000 fl. und drüber. Im Jahr 1791 kam die schon früher mehrmals versuchte Vereinigung beider milden Stiftungen hinsichtlich der Errichtung einer gemeinschaftlichen Lotterie unter dem Namen: Privilegirte Stiftungs-Lotterie, zu Stande, verblieb jedoch denselben nur bis zum Anfange des laufenden Jahrhunderts, indem die Stadt durch die drückenden Kriegszeiten sich genöthigt sahe, außerordentliche Hülfsquellen zu suchen, und deshalb die Lotterie von dem Armenwesen trennte. — Noch bis auf diesen Tag besteht jedoch die Einrichtung, daß die Lotterie-Ziehung durch Knaben aus dem Waisenhause geschieht, worüber der anonyme Verfasser der Schrift: „Paradoxen der Zeit.“ Frankfurt a. M. bei Wesché 1831, auf Seite 132 in scharfem Tadel sich ausspricht.

Obiges gilt auch im Allgemeinen von den wöchentlichen Sammlungen vermittelst der Quartier-, Meß- und Wirthshausbüchsen, deren in der ersten Periode ausführlicher gedacht wurde. Doch finden sich einzelne Zeitabschnitte in diesem Zeitraume, wo über bedeutende Abnahme dieser sonst so ergiebigen Einnahmsquelle sehr geklagt wird, namentlich in den sechsziger Jahren und an dem Schlusse dieser Periode, wo die jährliche Einnahme aus denselben nur noch 5000 fl. betrug.

Um so mehr fand aber nun die Anstalt in dem vermehrten Capitalfond eine sichere Einnahmsquelle. Gegen das Ende des Jahrhunderts betrugen die jährlichen Interessen schon nahe an 12,000 fl., welche Summe sich am Schlusse dieser Periode noch steigerte.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Das Journal „le Rhone“ zu Lyon vom 1. Mai enthält folgenden Aufruf: Mehrere Mitbürger, die wissenschaftliche Verbindungen mit Griechenland angeknüpft haben, sind der Ansicht, daß durch Bildung der Jugend die Unabhängigkeit am besten für das Land erworben würde, in dem die Wissenschaften und die Industrie die Nationen erheben. Schon zählt die Universität und das Gymnasium zu Athen 1500 Schüler; allein die Unterrichts-Mittel sind noch unzureichend, und eine ordentliche Bibliothek fehlt. Hr. Dr. Lortet hat sich der Sammlung, Annahme und Versendung von Büchern nach Athen unterzogen und hierzu bereits über 300 Werke erhalten, und fordert fernere Geber auf, ihre Werke auf dem Wege des Buchhandels an den Verwalter des Palais-des-Arts, Place des Terreaux nach Lyon zu senden. Sollten deutsche Buchhandlungen von ihren, einer Bibliothek nützenden Werken der griechischen Nation ein Geschenk machen wollen, so erbietet sich Ernst Emil Hoffmann, die ihm auf dem Weg des Buchhandels zukommenden derartigen Werke entweder durch Vermittelung seines Freundes Lortet, oder direkt nach Athen zu befördern. Die Geber werden ersucht, ihren Namen und den Tag der Absendung auf das Titelblatt zu setzen.

(Berlin, 3. Mai.) Als ein in der That merkwürdiger und wohl nur höchst selten sich ereignender Vorfall verdient Folgendes der Oeffentlichkeit mitgetheilt zu werden. Vor einigen Wochen wurde einem 1 Jahr und 4 Monat alten Kinde, einem gesunden, starken Knaben, in dem Dorfe Schöneberg bei Berlin ein preuß. Ein-Thlr.-Stück zum Spielen gegeben. Als die Aufmerksamkeit der anwesenden Mutter auf einige Augenblicke von dem Kinde abgelenkt wurde, nahm dasselbe den Thaler in den Mund. Die Mutter, dies bemerkend, eilte herbei, und versuchte das Geldstück ihm fortzunehmen, allein der Knabe hatte es schon zu tief im Munde und unter heftigem Würgen verschluckte er es, ohne daß es die Mutter zu hindern vermochte. Hierauf floß ihm etwas Blut aus dem Munde, er blieb jedoch darauf unverändert und ganz munter. Man holte sogleich einen Arzt herbei und ist seitdem das Kind unausgesetzt von den Eltern und einigen Aerzten auf das sorgfältigste beobachtet worden. Es befindet sich bis jetzt ganz gesund und ist nicht das Geringste an ihm wahrzunehmen, was in Folge dieser seltsamen Speise seiner Gesundheit und seinem Leben nachtheilig erschien. Wenn es fast ans Fabelhafte gränzt, daß ein Kind in diesem Alter ein Thalerstück hinunterschlingen könne, so kann doch das Faktum als der Wahrheit gemäß auf das bestimmteste versichert und verbürgt werden. (Berl. Z.)

(Waadt.) Ein Mitglied des Comitée's für das schweizerische Musikfest ließ durch einen Bekannten in Bologna Rossini einladen, die Aufführung seines Stabat in Lausanne selbst zu leiten. Der Componist des W. Tell lehnte es ab, da ihm seine Gesundheit nicht erlaube, Italien zu verlassen, obgleich es ihm, wie er versicherte, zum größten Vergnügen gereicht hätte, sich unter einem Volke zu sehen, das er bewundere, und dem er seine glücklichsten Inspirationen verdanke. Uebrigens soll er werthvolle Andeutungen über die Aufführung seines schwierigen Werkes gegeben haben.

(Köln, 6. Mai.) Beim Schlusse des diesjährigen glänzenden, sonnenbegünstigten Blumenmarktes hat unsere höhere Flora, unser Frauenkreis der höheren Stände, beschlossen, eine Fahne für den Dombauverein zu sticken, die überaus prächtig ausfallen und etwa auf 2000 Thlr. Kosten sich belaufen soll. Die meisten Dombaufreunde wünschen aber, daß die Damen sich lieber zu andern Arbeiten entschlössen, die, in zweckmäßiger Weise verwerthet, einen Ertrag zur Beisteuer gäben, wodurch der Bau wirklich gefördert werden könnte; sie befürchten, daß das Sticken unwesentlichen Putzes leicht auch anderweitig nachgeahmt, daß dadurch allmählig von der heiligen Sache abge-

Digitized by Google

leitet werden könnte, und wir zuletzt, ſtatt des Rieſenwerkes, einige Tauſend Dombaufähnlein, Dombauböller, Dombauzeichen und Uniformen erhielten. Der Vorſatz der Damen iſt indeſſen zu eilig gefaßt geweſen, als daß er ſich nicht abändern laſſe, und ſolcher Geſtalt noch, was zum Tadel gereichen könnte, zur Ehre gewandt werden dürfte.

(Breslau, 24. April.) Ein tragiſches Ereigniß in dem Dorfe Breiersdorf bei Liegnitz hat viel Aufſehen erregt und allgemeines Mitleiden erweckt. Ein 13jähriger Knabe hatte auf dem Hofe Hafer geſtohlen, und war deßhalb auf Befehl des Amtmanns, eines ſehr ſtrengen und harten Mannes, für die Nacht in einen Keller geſperrt worden. Um 10 Uhr hörte der Wächter den Knaben aus Leibeskräften ſchreien: „Um Gotteswillen, laß mich heraus, es frißt mich auf!“ Der Wächter geht ſogleich zum Amtmann, der ihm jedoch ſagt: „Laßt ihn immer ſchreien! Er will nur heraus.“ — Der Knabe fährt auf gleiche Weiſe fort; der Wächter geht noch zwei Mal zum Amtmann, aber dieſer bleibt unerbittlich. Jener dagegen hatte, weil er ſich ſelbſt vor dem Amtmann zu ſehr fürchtete, nicht den Muth, den Gutsherrn von dem Hülferuf des Knaben in Kenntniß zu ſetzen. Gegen zwölf Uhr verſtummte auch das Geſchrei, nachdem es ſich zuletzt nur noch als ein leiſes Wimmern hatte vernehmen laſſen. Am andern Morgen fand man den Knaben todt, das eine Bein ganz abgefreſſen, das Geſicht auf gräßliche Weiſe verſtümmelt und den Leib aufgeriſſen. Der Keller, welcher dem Knaben zum Strafbehältniß hatte dienen ſollen, war ſeit 25 Jahren nicht geöffnet worden, die Ratten hatten ſich bis zur Unzahl vermehrt, und den entſetzlichen langſamen Tod des armen Knaben herbeigeführt. Der grauſame Amtmann iſt zur Unterſuchung gezogen und nach Jauer in Verwahrungsarreſt gebracht worden.

Am 26. April wurde die dritte Jahresfeier des Berliner Vereins der Enthaltſamkeit von ſpirituöſen Getränken begangen. Der Verein beſteht gegenwärtig aus 639 Mitgliedern. Die Mitglieder brachten 255 Thaler zuſammen, worunter 26 Thaler von dem Miniſter Eichhorn, zum Ankauf und zur Verbreitung der Böttcher'ſchen Schrift: „Ueber die Enthaltſamkeitsvereine in Norddeutſchland.“ Vier und achtzig Trunkenbolde wurden radikal gebeſſert.

Konzerte.

Am 9. d. Mts. fand im hieſigen Theater das Konzert der Herren **Hindle** aus Wien und **Beerhalter** aus Stuttgart ſtatt, in welchem wir zwei ausgezeichnete Virtuoſen kennen lernten, deren Kunſtproductionen die Anweſenden zu dem lebhafteſten Beifall und zu Hervorrufungen nach jeder einzelnen Nummer anregten. Die beiden Künſtler würden ohne Zweifel zu wiederholten Konzerten veranlaßt werden, wenn das im gegenwärtigen Augenblicke durch die Hamburger Ereigniſſe ſchmerzlich bewegte Publikum nicht allzu ſehr in Anſpruch genommen und von der heitern Kunſt auf die ſo trübe Wirklichkeit gelangt wäre. In Hrn. **Hindle** bewundern wir die techniſche Meiſterſchaft auf einem der ſchwierigſten Inſtrumente, welches er nicht nur in den tieferen, ſondern auch eben ſo ſehr in den höheren und höchſten Lagen ganz in ſeiner Gewalt hat, und mit der vollkommenſten Sicherheit und größten Präciſion behandelt; dabei iſt der Vortrag geſchmackvoll. Hr. **Hindle** hat den ihm vorausgegangenen Ruf gerechtfertigt. Solche Virtuoſität iſt jedenfalls rühmend anzuerkennen; ob und in wiefern für den Charakter des Inſtrumentes angemeſſen, — iſt eine Frage, deren **Entſcheidung** wir Muſikern von Fach überlaſſen. Nicht minder gefiel Hr. **Beerhalter**, deſſen Divertiſſement auf dem Baſſethorn nichts zu wünſchen übrig ließ, was hinſichtlich der Kraft und Fülle des Tones, des zarteſten Piano, des gefühlvollen Ausdrucks, der geſchmackvollſten Behandlung und der techniſchen Fertigkeit verlangt werden kann. Sein Renommée als ausgezeichneter Clarinettiſt bewährte er durch den meiſterhaften Vortrag von Variationen für die Clarinette von Molique. Beide Künſtler entfalteten ihr Talent auf ſo überraſchende Weiſe, daß ſie die verdienten Huldigungen in gleichem Maße erhielten und daß Keinem ein Vorrang über den Andern eingeräumt werden konnte.

Am 6. Mai gab Hr. Konzertmeiſter **Rudersdorff**, unterſtützt von ſeiner Tochter, unſerer beliebten Primadonna, und andern hieſigen Künſtlern, ein gut arrangirtes und freundlichſter Theilnahme genießendes Konzert. Hr. **Rudersdorff** iſt als ein guter, gediegener Geiger zu rühmen und fand als ſolcher verdiente Anerkennung. Eine zum Erſtenmal öffentlich auftretende junge hieſige Pianiſtin, **Eliſe Padjera**, die Schweſter der bekannten Kalis-Padjera, erhielt für ihr präciſes und zu erfreulichen Hoffnungen berechtigendes Spiel wohlwollende Aufmunterung.

Korreſpondenz.

Mainz, 9. Mai.

In der vorletzten ſtürmiſchen Nacht wurde die Kaſſe des hieſigen Hypothekenbewahrers beſtohlen; der ganze darin befindliche Geldvorrath von ohngefähr 500 fl. wurde mittelſt Einſteigens und falſcher Schlüſſel entwendet. Die geſtern früh ſogleich eingeleitete polizeiliche Unterſuchung konnte darüber nichts Beſtimmtes ermitteln, als daß die Diebe mit den Lokalitäten ſehr bekannt ſeyn mußten; man hat Vermuthungen, die hoffentlich auf die Spur des Thäters leiten werden. Bücher und Papiere, die ſich in demſelben Lokale befanden, blieben unberührt; man hatte es nicht auf Hypotheken, ſondern nur auf baares Geld abgeſehen. Seit der Feſtnahme von Göbel's und der Blaſdeckiſchen Bande hörte man hier nichts mehr von ſo frechen Entwendungen; ſeit der vorletzten Woche iſt dieſes aber wieder der dritte Fall und zwar immer in den lebhafteſten Theilen der Stadt. Vor ohngefähr zehn Tagen wurde in ein Haus auf dem Markte eingeſtiegen, an dem ſich ein Tünchergerüſt befand, und in der vorletzten Nacht außer dieſem Kaſſendiebſtahl ein anderer auf der Auguſtinerſtraße verübt. Wenn in andern Städten die finſtern Winternächte mehr zu Begehung ſolcher Verbrechen benützt werden, ſo ſind es bei uns die dunkeln Sommernächte, weil hier vom 1. Mai bis zum 15. Auguſt die Straßenbeleuchtung aufhört und die ägyptiſche Finſterniß unſerer Straßen jeder Art Unfug Vorſchub leiſtet. Rechnet man hierzu noch den gänzlichen Mangel einer Nachtwache, ſo muß man ſich wirklich wundern, daß nicht in jeder dunkeln Nacht geraubt und geſtohlen wird. Was polizeiliche Anſtalten gegen Räubereien zur Nachtzeit angeht, ſo iſt die Stadt Mainz übler dran, wie das kleinſte ſie umgebende Dorf, das ſeine Nachtwächter hat und deſſen Wirthe gehalten ſind, vor ihren Häuſern Laternen anzuzünden. Die Einführung von Nachtwächtern und die Straßenbeleuchtung während der Sommermonate ſollte den neu zu erwählenden Gemeinderäthen als conditio sine qua non aufgelegt werden.

Theater-Anzeige.

Montag, 16. Mai. Don Juan, Oper in 2 Abth., Muſik von Mozart. (Gaſtrolle) Zerline: Dem. **Karſten**, vom Theater zu Würzburg. —

Redaktion: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 132. Samstag den 14. Mai 1842.

Hamburg

(Von Wilh. Wagner.)

Es naht sich das schönste Fest im Jahre
Und über Wald und Fluren wölbt der Klare,
Tiefblaue Himmel seinen heitern Dom;
Ein frisches Leben blüht auf allen Zweigen;
Aus Blumenkelchen Opferdüfte steigen,
Die Sonne küßt ihr glühend Bild im Strom.
Das lieblichste der Feste zu empfangen,
Füllt Tausende ein freudiges Verlangen.

Doch ach! ein Schmerzensruf ist laut erklungen,
Durch's ganze Vaterland ist er gedrungen
Mit seiner Trauerbotschaft, trüb und schwer.
Noch sehen wir die wilden Flammen rasen,
Dämonisch von den Winden angeblasen,
Ein dunkelglüh'nd, ein schwefelfarb'nes Meer;
Noch seh'n wie sie der Thürme Knauf umschließen
Und dann mit feu'r'ger Lava niederfließen.

Noch seh'n wir sie, gleich gier'gen Hyänen,
Die Mauern fassen mit den blut'gen Zähnen
Und das Gebälk verschlingen, wuthentbrannt;
Noch hören wir der Sturmglock' krampfhaft Stöhnen
Und der Kanonen niederschmetternd Dröhnen,
Und noch den Schrei, nach Hülfe ausgesandt;
Noch seh'n wir im verworrenen Gedränge
In wilder Flucht die obdachlose Menge.

Nun ist's vorbei. — In Asch' und Schutt zerfallen
Ist Alles rings, und über morsche Hallen
Und schwarzverkohlte Balken streicht der Wind;
Nun ist's vorbei, verschwunden sind die Zellen
Des Vaterhauses und die sonnig hellen
Gemächer, wo gespielt manch' harmlos Kind,
Wo treue Gatten Leid und Freuden theilten,
Wo Freunde oft in geist'gem Austausch weilten.

Nun ist's vorbei, — es naht kein Fest der Wonnen,
Und alle schönen Träume sind zerronnen;
Entblättert liegt, o Braut, dein Myrthenkranz;
Dein Kind, o Mutter, kannst du heut' nicht schmücken;
Die Last der Sorgen wird dich niederdrücken,
O Greis, umdüsternd deines Abends Glanz.
Das Pfingstfest hat für euch nur Trauerglocken,
Umsonst sein frisches Grün und seine Blüthenflocken.

Die Trauerkunde tönt durch alle Lande
Germaniens. Die Schwesterstadt am Strande
Des Mains reicht die liebevolle Hand.
»O Schwester, — sagt sie — wie in heitern Stunden,
So bleiben auch in trüben wir verbunden,
Wir achten hoch der Liebe heil'ges Band.
Du geiztest nicht, als wir einst Noth erduldet;
Drum nimm die Gab', wir sind dir ja verschuldet.«

Du Schwesterstadt, — doch sind nicht alle Schwestern
Im Vaterland, und gibt es einen festern,
Als gleich r Sprache und Gesittung Bund?
Wohnt Menschenliebe nicht in allen Gauen?
So legt Hand ans Werk, auf daß wir schauen,
Ob ihr's im Herzen tragt, oh nur im Mund?
Ein großes Liebespfingstfest laßt uns halten,
Die deutsche Fahne soll sich stolz entfalten!

Wer noch im Erbe seiner Väter wohnet,
Wem Gottes Segen Müh' und Arbeit lohnet,
Wen holde Kinder lächelnd noch umsteh'n,
Der denke Jener, die auf ödem Raume
Der Brandstätt', wie aus einem schweren Traume
Erwachend, händeringend um sich seh'n.
Der beste Dank für deines Glückes Gabe
Heißt: Theile mit dem Armen deine Habe!

Auf, bringet Gold zu dem lebend'gen Dome
Der Elbestadt! Ins Werk vom neuen Rome
Vom finstern Gothenthum pfuscht nicht hinein!
Der Lebende soll sich an's Leben wenden.
Wollt ihr des Goldes reiche Aussaat spenden,
So streuet es in frische Furchen ein.
Seh't dort die Trauerstadt, dort thut es Noth, zu geben,
Und aus der Asche wird sie schöner sich erheben.

Digitized by Google

Hamburg,

die alte deutſche Reichs- und Hanſeſtadt, jetzt freie Stadt, liegt auf dem rechten Ufer der Elbe. Zahlreiche Kanäle der Elbe und der durch die Stadt fließenden, im Hafen ſich in die Elbe ergießenden Alſter vertheilen ſich in den gewerbreichſten Straßen und geſtatten die Einfahrt von Schiffen bis in's Innere der Stadt, unmittelbar bis an die großen Waarenlager. Die Stadt hatte vor einigen Jahren 111,500 Einwohner, worunter 3000 Katholiken, 4000 Reformirte, 6800 Juden, die anderen Lutheraner, 6676 Häuſer, außer den Buden, Kellern (welche zum Theil auch bewohnt ſind) und Sälen, deren Zahl in der letzten Zeit noch geſtiegen iſt. Die älteren Straßen ſind größtentheils enge. Die Stadt iſt eingetheilt in fünf Kirchſpiele: Petri, Nikolai, Katharinä, Jakobi und Michaelis. Die zwei Vorſtädte ſind St. Pauli (auch Hamburger Berg genannt) gegen Altona und St. Georg, gegen Lübeck gelegen. Die Zahl der öffentlichen Gebäude für die Verwaltung und für wohlthätige Zwecke iſt ſehr groß; die der Anſtalten für den Handel, als: Börſe, Bank, Aſſekuranz-Kompagnie ꝛc. unbedingt die größte in allen deutſchen Städten; wie Hamburg ſelbſt nicht bloß die größte Handelsſtadt Deutſchlands, ſondern wohl ziemlich des ganzen europäiſchen Kontinents iſt.

Bekanntlich litt Hamburg in den Kriegen Napoleons mehr als jeder andere Staat. Noch ſchlimmer ward es mitgenommen, als die Dänen 1813 die zur Freiheit erſtandene Stadt von neuem den Franzoſen unterwarfen und Davouſt hier hauſte. Hamburg hat $13^1/_2$ Millionen Gulden Schulden. Der Finanzetat des letzten Jahres ergab ein Deficit von 231,900 Mark Bco. Die Nikolaikirche iſt eine der Hauptkirchen der Stadt, nahe der Börſenhalle, mit 400 Fuß hohem Thurm, nicht ganz in der Mitte der Stadt gegen die Elbe hin gelegen; der Hopfenmarkt, Rödingsmarkt, Steintwiete liegen noch näher gegen die Elbe, nahe dem Baumhauſe, an der Seite, wo der Fremde von Harburg aus nach Hamburg überfährt. Dieſe Straßen gehören nicht unter die engſten, und es ziehen ſich mehrere große Kanäle von der Elbe aus durch ſie hin, die aber allerdings bei der Ebbe oft trocken gelegt werden. Alle dieſe Straßen enthalten bedeutende Magazine.

Cabrera.

Hiſtoriſche Novelle aus dem letzten ſpaniſchen Kriege.

(Fortſetzung.)

Zweites Buch.

Das Jahr 1837 erhob das Waffenglück des Prätendenten auf den höchſten Gipfel. Die Generale der Königin überließen die meiſten Provinzen Spaniens macht- und muthlos den kühnen Gegnern, und wo ſie einen Kampf wagten, wurden nur Schmach und Flucht erbeutet.

Cabrera war im vergangenen Jahre ſiegreich durch Valencia nach Murcia vorgedrungen, nachdem er zuvor in Catalonien den General Polarca in mehreren Schlachten entſcheidend auf's Haupt geſchlagen hatte. Sein Heerhaufen hatte ſich um das Fünffache verſtärkt, da ſich Jeder, dem das Herz nach kühnen Thaten pochte, gern zu ihm geſellte. Selbſt Carlos blickte mit immer größerem Vertrauen auf den Unbeſiegbaren, und überhäufte ihn mit Ehrenſtellen. Die Beſiegung Polarca's hatte ihn in den Generalſtand erhoben, und als es ihm gelungen war, Valencia und Murcia völlig zu unterwerfen, verlieh ihm Carlos die Stelle eines Generalgouverneurs dieſer beiden Provinzen. Serrador, ein kühner Guerillahäuptling, der neben ihm dieſe Gegend in Carlos Namen zu beherrſchen gedachte, büßte dieſe Anmaßung im Kerker. Cabrera blieb ſeinen Grundſätzen treu; er diente ſich und dem, der mächtig genug war, ihm Gegendienſte zu leiſten.

Carlos, welcher bisher ruhig in Navarra gelagert und das Ganze als unſichtbares Schickſal geleitet hatte, erhob ſich plötzlich, um den wankenden Gegner mit einem Schlage zu Boden zu werfen. Jetzt oder nie durfte er hoffen, die Krone, welche er ſchon auf der Spitze des Schwertes trug, auf ſein Haupt drücken zu können. Die Anhänger der Königin bebten, und die Seinen jauchzten ihm laut entgegen. Man erwartete von beiden Seiten Großes, vielleicht zu Großes von ihm.

Er ſchrieb eigenhändig an Cabrera, und forderte ihn auf, mit ſeiner Schaar zum Hauptheere zu ſtoßen. Der kurze Beſcheid darauf von Seiten Cabrera's war, er werde ihm bis Valencia entgegenrücken; und der Monarch machte gern einen ſolchen Umweg, um nur die Hülfe des eigenmächtigen Guerillagenerals nicht zu entbehren. Voll innern Stolzes harrte Cabrera unweit der Stadt Flix den Huldigungen ſeines Fürſten entgegen. Er hatte dazu genau die Gränze zwiſchen Valencia und Aragonien beſtimmt.

Der Zug des Prätendenten gegen die Reſidenz iſt bekannt genug. In der glorreichen Schlacht von Herrera kämpfte Cabrera in dem Vordertreffen, und auch hier trug das Glück, wie bisher, ſeine Fahne. Gleich anfangs wurde ihm gegenüber der feindliche Anführer getödtet, und auf Seiten der Carliſten fiel Niemand von Bedeutung als der General Quilez, Generalgouverneur der Provinz Aragonien, deren Erledigung zu ſeinen Gunſten Cabrera längſt herbeigewünſcht hatte. Carlos belohnte ihn mit der Anwartſchaft darauf und mit einem neugeſtifteten Orden.

Im September des Jahres 1837 erreichte das Heer die Ebene von Madrid, und nach einigen glücklichen Geſechten drang Cabrera, der die Avantgarde führte, ſogar bis auf die Hügel vor, die das Thor von Atocha beherrſchen. Trotz den Ausfällen der Feinde und des Oberfeldherrn Abrathen, hielt er dieſe Hügel durch ſeine Scharfſchützen beſetzt, und ſchlug hier ſein Hauptquartier auf. Als Carlos Tags darauf das Lager beſichtigte, führte ihn Cabrera vor ſein Zelt, und zeigte ihm die Prinzeſſin Louiſa Carlotta, die eben auf den Balkon des königlichen Reſidenzſchloſſes zu Madrid getreten war, um das karliſtiſche Lager mit einem Fernglaſe zu überblicken. Cabrera's durchdringendes Auge nahm auch unbewaffnet die Bewegungen ſelbſt im Innern des Pallaſtes wahr, und Don Carlos ſagte dem Guerillagenerale lächelnd: „Man ſieht, auch unter den Waffen habt Ihr nicht verlernt, nach ſchönen Damen zu ſchauen. Die Prinzeſſin muß es Euch Dank wiſſen, daß Ihr Euer Leben für ihren Anblick ſo ritterlich wagt."

Cabrera blickte ſpöttiſch hinter ihm drein. Seine Wildheit fühlte ſich geſchmeichelt, dem Feinde ſo nah in die Augen ſchauen zu können, nicht aber ſeine Zuneigung zu den Frauen. Die Menſchen verſtanden ihn nicht, freilich aber wandelte er auch ſelten ihre Wege; der Prätendent ſank täglich mehr in

Digitized by Google

seinen Augen, je mehr er ihn überschaute, und nicht überschaut wurde.

Dennoch hatten Carlos Worte eine verwundbare Stelle seines Herzens getroffen. Die Damen Madrids waren ihm gleichgültig, aber Maria athmete in diesen Mauern, die sich ihm so feindlich und starr entgegen legten. Seit der Mutter Tode hatte kein sanftes Gefühl seine Brust bewegt; nur das Andenken an die Geliebte ergriff ihn zuweilen mit zauberischer Gewalt. Wie ein lichter Stern ging sie an dem finstern Gewölbe seines Lebenshimmels auf, und er schauderte, wenn er den Blick wieder abwandte in die trostlose Oede.

Die Abendluft wehte bereits über die lebenerfüllten Fluren, und trug süße Düfte herüber aus den Gärten und Wäldchen der Hauptstadt. Cabrera setzte sich auf eine Rasenbank, die man vor seinem Zelte aufgeschichtet hatte. Die Kanonen der Batterie, die ihm zunächst lag, und den Tag über ein mattes Feuer gegen die Belagerer unterhalten hatte, schwiegen allgemach; nur einzelne Schüsse hallten noch durch die thauige Luft, und endlich setzte der leichte, lachende Abendruf der Trompete dem blutigen Werke für heute ein Ziel. Cabrera sandte die Offiziere mit Befehlen nach den verschiedenen Richtungen seines Lagers, und schwelgte in dem vollen Genusse der Einsamkeit. Die aufgeregte Phantasie zauberte tausend Bilder vor die verlangenden Augen. Aus stürmischer Sehnsucht, und dem ruhigen, schwimmenden Duftnebel wob sich die Gestalt Maria's und schwebte mit süßem, wehmüthigem Lächeln über den Wall Madrids, dem Schlosse vorüber.

„O Du heilige Jungfrau," rief er voll innerer Bewegung, „schütze nur sie, die so rein und engelsmilde ist, wie Du selbst. Ich bin ihrer nicht würdig, ich fühle es in der Tiefe meines Herzens, ich kann nicht mehr beten — als nur für sie; der Himmel ist mir fremd geworden, wenn ich nicht an *sie* denke — und doch treibt es mich mit unwiderstehlicher Gewalt, hindurchzudringen bis in ihre beseligende Nähe, und zu ihren Füßen ihr zu betheuern: Dein Ramon liebt Dich treu, Maria! — Sonderbarer Widerspruch, der Mensch! Kann es einen Engel erheben, wenn er hört, *ich* liebe ihn, ich bin ihm treu? Ich, ich? — Bin ich mir doch selbst zum Abscheu. O, du stolzer, himmelstürmender Geist, du siehst, wie hoch du auf deinen Gigantenstufen emporgestiegen bist! Hoch, wahrlich hoch, bis zu den Füßen eines kindlichen Mädchens, und auch da noch bist du zu schlecht! —"

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte des Frankfurter Waisenhauses

von seiner

Entstehung im Jahre 1679 bis zum Bezug des neuen Waisenhauses im Jahre 1829. Von Friedrich *Schäffer*, Oberlehrer der Anstalt. Frankfurt a. M. 1842.

(Schluß.)

Die Geschichte der dritten Periode beschließt der Verfasser auf folgende Weise: Der 19. Nov. des Jahres 1829 war der für die Anstalt denkwürdige Tag, an welchem die alten düsteren Räume verlassen und das neue schöne Waisenhaus bezogen wurde. Mit festlichem Gesange betraten die Waisen ihr neues Vaterhaus, freundlich bewillkommt von ihren daselbst versammelten Vätern — den würdigen Pflegern der Anstalt. Der feierlichen Nachmittagsstunde folgte ein heiterer Abend, indem den Kindern ein einfaches, aber durch kindlichen Frohsinn gewürztes Mahl bereitet worden war.

Wir sind somit zu einem wichtigen Wendepunkte in der Geschichte der Anstalt gelangt. Mit dem Bezug des neuen Hauses beginnt ein neuer Abschnitt in seiner Geschichte. Wir stehen am Ziele unserer Darstellung und wenden noch einmal unsern Blick zurück auf die lange Reihe von Jahren, welche seit dem Entstehen der Anstalt bis zu diesem festlichen Tage — von dem 16. September 1679 bis 19. November 1829 — vergangen sind.

Ein und ein halbes Jahrhundert hat die Anstalt unter Gottes allmächtigem Schutze glücklich zurück gelegt. Klein und unbedeutend war ihr Anfang, arm und gering die Mittel, welche ihr damals zu Gebote standen; aber dem gläubigen Vertrauen, mit welchem man auf die Hülfe *des* Herrn gebaut, der wohl machen kann, daß wir in allen Dingen volle Genüge haben und reich werden zu allerlei guten Werken, ist der Segen des Höchsten in reichem Maße zu Theil geworden.

So manche Stürme und drohende Gefahren hatte die Anstalt glücklich bestanden, und obwohl schwere Kriegsjahre auch sie hart betroffen hatten: so war sie doch auch in solchen Zeiten nicht nur den Armen hiesiger Stadt, sondern auch ferngelegener Gegenden zum Asyle geworden.

Aber indem sie der mannichfachen Noth Vieler abzuhelfen sich bemühte, und Hülfsbedürftigen der verschiedensten Art ihre Thore öffnete: blieben oft gerade diejenigen ihrer Pfleglinge, welche einer besonderen, ja ausschließlichen Sorgfalt bedürfen, am meisten unberücksichtigt: die armen und verwaisten Kinder. Nicht als Zweck, oft nur als Mittel zur Erreichung anderweitiger Zwecke wurden dieselben angesehen. Die Idee einer Armen-Erziehungsanstalt war wohl da; aber sie ermangelte einer zweckmäßigen Realisirung.

Das 19. Jahrhundert, so bedeutungsvoll in der Geschichte des Armenwesens überhaupt, mußte auch hier seinen Einfluß äußern. Und wenn auch noch ein ganzes Jahrzehnt die traurige Vereinigung so ganz verschiedenartiger Individuen: Zöchtlinge und Zöglinge, in *einer* Anstalt fortdauerte; dennoch zeigte sich den Letzteren die Morgenröthe einer helleren Zukunft.

Sie ward zum Tage, als die langersehnte Trennung endlich erfolgt war. Die Geschichte der zwei letzten Jahrzehnte, oder des dritten Zeitraumes, hat übrigens nachgewiesen, welche mannichfache Hemmnisse, sowohl im Aeußern, in der Localität der Anstalt, als im Innern, namentlich in dem häufigen Wechsel der Oberlehrer, der Erreichung des beabsichtigten Zieles entgegenstanden.

Mit um so größerer Erwartung blickte man auf die neue Zeit hin, die mit dem Bezug des neuen Waisenhauses in mehrfacher Rücksicht für die Anstalt beginnen mußte. Ob diese Erwartungen erfüllt, ob die gehegten Hoffnungen gerechtfertigt worden sind, muß anderer Entscheidung überlassen bleiben.

Möge es dieser Anstalt beschieden seyn, unter dem Walten des allmächtigen Gottes, der 16 Jahrzehnte hindurch ihr Schutz und Schirm gewesen ist, eine ferne glückliche Zukunft zu erreichen, und noch manches Jahrhundert in glaubensvollem Danke festlich zu feiern.

Digitized by Google

Möge die warme Fürsorge der hohen Oberen und die thätige Theilnahme der Bürger dieser Stadt, wie sie einst in schönem Vereine diese Anstalt ins Daseyn riefen, auch ihr ferneres Gedeihen fördern.

Möge es ihr nie fehlen an liebevollen Pflegern, die das Wort: „Ich war der Waisen Vater!“ als ihren schönsten Ehrenschmuck ansehen; an gewissenhaften Beamten, die „treu erfunden zu werden“ als ihren höchsten Lohn schätzen, und an christlich gesinnten Lehrern, die es erkannt haben: „daß sie von den ihnen anvertrauten Seelen einst Rechenschaft geben müssen“: dann wird ihr der Segen des Höchsten nicht mangeln; sie wird eine wahre Zierde des Gemeinwesens, eine Pflanzschule treuer Bürger des Staates und frommer Glieder des Reiches Gottes werden!

Mannichfaltigkeiten.

(Trier, 5. Mai.) Gestern wurden bis zum Krahnthore die letzten Ueberreste der alten Stadtmauer an der Mosel niedergelegt, dieses veralteten Bollwerks, welches so lange einen ganzen Stadttheil isolirt, einen großen Theil von Gebäuden weit unter ihrem Werth gehalten und den Besitzern derselben die Benutzung ihres Eigenthums beschränkt hatte. Von den Trümmern dieser nutzlosen Antiquität sehen wir jetzt, Dank der Entscheidung der hohen Behörden und der raschen Ausführung durch die hiesige Stadtbehörde, in das reizende Thal, und erfreuen uns der Aussicht, durch neue Communicationen mit den übrigen Theilen der Stadt in dem vernachlässigten Stadttheile ein regeres Leben und einen lebhafteren Verkehr erstehen zu sehen.

Korrespondenz.

Marburg, 8. Mai.

Seitdem mit dem 1. Mai der neue Münzfuß in völlige Wirksamkeit getreten ist, wornach statt der bisherigen Groschen die Silbergroschen eingeführt wurden, ist im hiesigen Oberfürstenthum die schon längst bestehende Münzverwirrung zur wahren Münznoth geworden, und ist ohne einige durchgreifende Schritte auf Besserung nicht zu rechnen. Gerade der kleine Verkehr, auf den zunächst der gemeine Mann hingewiesen ist, wo mit wenigen Hellern gerechnet wird, ist hier am meisten den Irrungen und dem darauf speculirenden Betruge ausgesetzt. Der Grund des Uebelstandes liegt hauptsächlich darin, daß drei bis vier verschiedene Rechnungsarten sich kreuzen, dadurch ein stetes Reduciren nöthig wird, wobei natürlich es nie ohne Verluste abgeht. Hergebracht ist in den drei Kreisen Marburg, Frankenberg und Kirchhain die Guldenrechnung, wornach 9 Gulden 5 Thaler sind, oder der preußische Thaler 1 fl. 48 Kr. gilt. Schon bisher war diese Rechnung lästig genug, weil Kreuzergeld zu diesem Werthe ausgeprägt überall nicht existirt, statt dessen also überall die Reduction auf Thaler und Groschen statt finden mußte; indessen lag doch darin eine gewisse Abhülfe, daß die größeren Thalertheile sich recht gut fügten, 8 gGr. z. B. gaben 36 Kreuzer, 4 gGr. gaben 18, 2 gGr. 9 Kreuzer. Mit diesen beiden Rechnungsarten, wornach die in Gulden eine blos flagirte war, hatte sich die Praxis so ziemlich abgefunden. Jetzt wurden durch das neue Münzgesetz zwei neue hinzugefügt, nämlich die nach Silbergroschen und zugleich die nach rheinischen Gulden, wornach der preußische Thaler nur 1 fl. 45 Kreuzer hält. Letztere Bestimmung, daß der Gulden künftig in diesem Werthe berechnet werden solle, ist wohl nothwendige Folge der Münzconvention, die den Verhältniß wie 7 Gulden zu 4 Thaler enthielt, und konnte dabei freilich auf die Rhein-Provinz Oberhessen unmöglich Rücksicht genommen werden: allein unsere Münzverwirrung ist dabei gränzenlos geworden; denn bei den jetzt allein nur noch circulirenden Silbergroschen ist theils die Reduction der alten leichten Kreuzer auf Silbergroschen nicht ohne Verlust möglich, theils durchkreuzen sich die beiden Guldenrechnungen, und jeder Handeltreibende stellt seine Forderung jedesmal in der Münzsorte, wobei er im Reduciren den größten Vortheil hat. Wie weit es mit der Verwirrung gekommen ist, sieht man am besten an dem Umstande, daß, weil das 4-Groschenstück, das bisher 18 hiesige Kreuzer galt, nach rheinischer Rechnung nur 17½ Kreuzer enthält, daher sich das Vorurtheil schon gebildet hat, es sey überhaupt ein solches Stück um 2 Heller herabgesetzt und der Werth desselben nur dann 5 Silbergroschen gleich, wenn die 2 Heller darauf gelegt würden. Der eigentliche Uebelstand vermehrt sich aber noch durch die in unserer Provinz zusammen geflossenen schlechten Heller, vielleicht das traurigste Kupfergeld, was innerhalb des deutschen Bundes vorkommt. Weil die hier hergebrachte Guldenrechnung wie 9 zu 5 leichter ist als die rheinische, so war unsere Provinz das wahre Asyl für jedes Stück Kupfer, das nur rund ist, mochte es ein Gepräge haben oder nicht: 18 dieser schlechten Heller gingen bisher auf einen Groschen, und man durfte darauf rechnen, unter einer solchen Anzahl Stücke aus aller Herren Länder, von sämmtlichen alten Reichsstädten und Schweizerkantonen, Centimen aus französischer Zeit u. dgl. anzutreffen. Mit dieser Masse Kupfergeld sind wir nun überschwemmt und man sieht gar nicht ab, wie demselben ein Abfluß eröffnet werden könnte. Am wenigsten wird aber der Staat sich darauf einlassen, durch Einziehen desselben zu helfen, da er gegen Münzen, die nicht sein Gepräge tragen, eine solche Verpflichtung nicht hat. Der Staat hat insoferne das Seinige gethan, als er die jetzt gesetzmäßigen schweren Heller, von denen bisher 16 auf einen Groschen, und jetzt 12 auf einen Silbergroschen gehen, in ziemlicher Anzahl hieher geworfen und deren Einwechslung möglich gemacht hat. Nur ist dem Verkehr damit nicht geholfen, so lange die gedachten schlechten Heller zugleich circuliren und die Reduction der leichten auf schwere und umgekehrt zu steten Verlusten und Uebervortheilungen die Gelegenheit bietet. Auf Abhülfe ist hier nicht eher zu hoffen, als bis theils die Rechnung nach Silbergroschen und schweren Hellern allgemein geworden, die nach Gulden und Kreuzern dagegen ganz aufgegeben ist, theils eine noch größere Masse schwerer Heller hieher gezogen ist, so daß die Aushülfe der schlechten Heller überflüssig wird. Die Versorgung der Provinz mit schwerem, gültigen Kupfergeld wird allerdings in noch größerm Maße vom Staate erwartet werden müssen und dazu die Ausprägung solcher Kupfermünze erwünscht seyn; doch wird dadurch dem Uebelstande allein nicht abgeholfen werden, so lange der Verkehr zugleich die leichten, schlechten Heller zuläßt. Hiegegen würde allein eine Convention des Publikums selbst helfen, sich der bisherigen Kreuzerrechnung mit schlechten Hellern ganz zu enthalten. Es dürfte nur eine Anzahl Familien sich gegenseitig verpflichten, allein bei solchen Handwerkern, Spezereikrämern (denn bei Bäckern und Metzgern ist ohnehin schon durch die Polizeitaxe gesorgt) ihre Waaren zu entnehmen, die sich zur Rechnung in Silbergroschen und schweren Hellern verstehen, ohne wieder mit Kreuzern und leichten Hellern dazwischen zu rechnen: so würde in kurzer Zeit die vom Staate angeordnete Rechnung auch die allgemeine werden, und das stete Reduciren, die Quelle unaufhörlicher Uebervortheilungen, wäre verhindert. Man bedenke es wohl, der gegenwärtige Zustand ist zwar auch den Hausfrauen der höhern Stände lästig; allein wird hier auch der dabei unvermeidliche Verlust verschmerzt, die Schwere des Verlustes trifft am meisten die ärmere Klasse, die nur mit wenigen Hellern das tägliche Bedürfniß zu decken vermag, und dabei den Verlust auch nur weniger Bruchtheile schmerzlich empfindet.

Theater-Anzeige.

Montag, 16. Mai. Don Juan, Oper in 2 Abth., Musik von Mozart. (Gastrolle) Zerline: Dem. Karsten, vom Theater zu Würzburg. —

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 133. Sonntag, den 15. Mai 1842.

Cabrera.

Historische Novelle aus dem letzten spanischen Kriege.

(Fortsetzung.)

Cabrera drückte das Antlitz heftig in die krampfhaft zitternden Hände, und versank in ein wehmüthig bitteres Hinbrüten. Es war eine Minute aus dem frühern, bessern Leben, die sein Genius ihm liebevoll und warnend aufbewahrt hatte, und mit umsichtbarer Hand über ihn ausgoß. Er schien die Gegenwart vergessen zu haben.

Da schlang sich plötzlich ein warmer, weicher Arm um seinen Nacken, und eine melodische Frauenstimme flüsterte schmeichelnd seinen Namen. „Maria, Maria!" rief er unwillkürlich, und fuhr halb von seinem Sitze empor.

„Es ist Deine Joaquina," sagte das Mädchen, und schaute ihm begütigend und mitleidvoll in das verwilderte Auge, „ich kann Dich nicht traurig sehen, mein Ramon."

Cabrera hatte die Schwestern mit inniger Zuneigung geliebt, aber seit dem Tode der Mutter war auch dieses Gefühl erkaltet, und heute blickte er das schöne Mädchen, die, den Mantel zurückgeworfen, leicht und anmuthig, gleich einem ätherischen Wesen, neben ihm kniete, fast mit Widerwillen an.

„Ich lasse mich nicht gern stören," sagte er zürnend.

„Deine Worte drängten mich dazu," erwiederte Joaquina, „und Deine schmerzverkündende Stellung."

„Mädchen," rief Cabrera, und der alte Geist flammte wieder durch seine dunkeln Augen, „was habe ich gesprochen, was hörtest Du? Ich redete im Fiebertraume. Es soll mich Niemand gehört haben; was ich bin, will ich den Menschen zeigen, nicht sagen."

„Ich hörte nur Erinnerungen an Maria und ihren Namen," flüsterte Joaquina, „und den habe ich in vertrauten Stunden doch schon oft von Deinen Lippen gehört. Gewiß, Ramon, Du liebst Deine Joaquinetta lange, lange schon nicht mehr."

Das Mädchen richtete sich, tief gekränkt in ihren zartesten Gefühlen, empor, und Cabrera heftete mit kämpfendem Entschlusse die Augen auf das Antlitz der Jungfrau. Eine glänzende Thräne zitterte über die glühende Wange.

„Ich bin Dir nicht böse, Joaquinetta, mein Mädchen," sagte er mild, und reichte ihr die Hand, „zürne auch Du mir nicht."

Dasselbe glühende Gefühl, welches ihr eben Thränen erpreßt hatte, riß die Schwester jetzt an Ramon's Herz, und sie küßte ihm wiederholt die Stirn.

„Du gehst zu Deiner Maria," sagte sie, „und Joaquina geleitet Dich. Auch sie will zeigen und nicht sagen, was sie Dir ist."

Cabrera verbrachte die Nacht schlaflos, der riesenhaft kühne Gedanken der Schwester durchkreuzte sein Gehirn in tausend Schwingungen, aber nur eine ausschweifende Phantasie vermochte ihn über alle Gefahren hinauszuheben und nach Madrid zu geleiten. Erst der Morgen mit seinem kriegerischen Getöse brachte ihm den richtigen Gedanken. Sobald es sich thun ließ, eilte er zum Prinzen, und suchte diesen mit der glühendsten Beredsamkeit zu einem Sturme auf die Hauptstadt zu bewegen.

Joaquina war inzwischen auf ihre Weise gleichfalls nicht unthätig geblieben. Polo, der als Freiwilliger unter Cabrera diente, verschaffte ihr das Kleid eines Schülers, und mit Hülfe dieser Verkappung gelang es ihr, sich unbemerkt in die Nähe der Stadt wagen zu können, und mit Landleuten und Wanderern Gespräche anzuknüpfen. Ihr guter Ortssinn machte sie bald mit der Gegend bekannt, und schon nach wenig Stunden hatte sie einen Ort ausgespäht, der schlecht genug bewacht war, um ein Durchschlüpfen möglich zu machen. Die Mauer erhob sich an dieser Stelle zu keiner bedeutenden Höhe, und der Ausläufer eines Cypressenbaumes, welcher sich krumm und ästig an der Mauer hinaufgedrückt hatte, diente zu einer bequemen Leiter. Polo empfing die Zurückkehrende freudenvoll, aber mit sanften Vorwürfen, daß sie für den Bruder so Unerhörtes wage. Hätte sie ihm gesagt, daß sie zu einer Fahrt in die Stadt hinein entschlossen wäre, er würde sich heftig widersetzt haben; allein Joaquina schwieg vorsichtig, denn sie kannte Polo's Sorgfalt für ihre Person, und nicht minder die Gewalt, welche er auf ihr Herz ausübte. Seinen Bitten hätte sie nicht widerstehen können. Mit Erschrecken und Beschämung gestand sie sich leise, daß Polo ihr fast höher stehe als der Bruder.

Der aber schritt eben durch das Lager der Seinen, finstern Unmuth auf der hohen Stirne, und musterte die Stärke der Truppen. „Warum lagern in diesen Zelten nicht die doppelte Anzahl Krieger, die mir gehorchen," murmelte er dumpf, „Jene da drüben sagen es laut, daß sie einem Weibe gehorchen, und wir mögen es von uns nur nicht eingestehen. Kriegskleid oder Mantille — das macht nicht den Unterschied zwischen Mann und Weib, sondern der stärkere Sinn erhebt das stärkere Ge-

Digitized by Google

schlecht. Der Bursche da, mit der Büchse in seiner nervigen Faust und der klaffenden Narbe quer durch das Gesicht, gilt mir höher als ein Feigling mit Ordenssternen behangen. Dürfte ich Jenem doch nur sagen: Es geht nach Madrid, und seine Augen würden strahlen vor Freude und männlichem Muthe, während dem Besternten das Herz bebt. Thörichtes Volk, das auf den Stern an der Brust mit derselben abergläubischen Verehrung hinblickt, wie auf die ewigen Gestirne dort oben! Sie sollten hineinschauen in die Brust, und den Mann nach Stahl und Eisen, nicht nach Gold und Seide wägen."

(Fortsetzung folgt.)

Benares.

Nächst Delhi, der Hauptstadt von Hindostan, ist Benares der reichste und bedeutendste Platz dieses Landes. Es hat eine herrliche Lage auf dem linken Ufer des Ganges. Die Pracht und Mannichfaltigkeit der Gebäude, die eigenthümliche Schönheit der breiten Terassen, das Grün herrlicher Bäume, die sich zwischen Pagoden, Kuppeln, Thürmen und Palästen erheben, bilden ein ungemein malerisches Ganzes. Die Minarets von Benares gelten für die schönsten in der Welt. Wie schlanke Säulen erheben sie sich über die Masse der übrigen Gebäude und tragen nicht wenig dazu bei, die Großartigkeit des Anblicks zu erhöhen. Diesen schönen Anblick hat man jedoch nur vom Fluß aus, wo man die Stadt als Ganzes übersieht. Tritt man in die Stadt ein, um die Schönheiten im Einzelen zu betrachten, so geht es wie in den meisten morgenländischen Städten, — der Zauber verschwindet, denn man geräth in ein Labyrinth enger Gassen, wo die schönsten Gebäude so hinter unansehnlichen versteckt liegen, daß es nicht möglich ist, sie in der Nähe zu überblicken, wofern man sich nicht die Mühe nimmt, die verschiedenen Minarete zu besteigen.

Benares ist noch immer der Hauptsitz des indischen Aberglaubens, jedoch schon lange nicht mehr der Schauplatz seiner empörendsten Gebräuche. Sie heißt die heilige Stadt, weil sie als Geburtsstätte einer der Hauptgottheiten gilt. Zugleich ist sie Mittelpunkt der indischen Gelehrsamkeit, denn die dortige Hochschule ist berühmt wegen der wissenschaftlichen Tüchtigkeit ihrer Lehrer und der großen Zahl ihrer Schüler. Die Menschenopfer, welche einst hier häufiger als irgendwo stattfanden, haben unter der mohamedanischen Herrschaft aufgehört. Aurengzeb hat theilweise die Tempel zerstört, in welchen sie dargebracht wurden. Doch bestehen noch immer Gebräuche, welcher mit jenen Gräueln einige Aehnlichkeit haben. Kranke, welche man für unheilbar hält, werden an das Ufer des Ganges gebracht, um in der Nähe seiner heiligen Fluthen zu verscheiden, und da geschieht es denn nicht selten, daß der Tod beschleunigt wird, indem man dem Kranken Mund und Nase mit Schlamm verstopft, oder ihn in den Fluß wirft. Ein solches Verfahren gilt als ein Liebesdienst. Denn der Kranke, welcher unter diesen Umständen wider Erwarten Genesung erlangt, wird angesehen als Einer, den der heilige Fluß zurückweist, und verliert alle Vorrechte seiner Kaste. Ein Dorf in der Nähe von Calcutta ist lediglich von solchen Wiedergenesenen bewohnt, die als der Auswurf der Menschheit betrachtet und von ihren Freunden und Angehörigen gemieden werden.

Das Verhältniß der Wittwen ist dem der vermeintlich Unheilbaren ziemlich ähnlich. Der indische Gebrauch, die Wittwe eines Verstorbenen zugleich mit seinem Leichnam zu verbrennen, ist eine bekannte Sache. Gewöhnlich stellt man sich vor, die Unglücklichen würden wider ihren Willen den Flammen übergeben, allein dies scheint nur sehr selten der Fall zu seyn. In der Regel geschieht es auf den Wunsch der Wittwe. Und es ist nicht bloß die Macht des Aberglaubens, welche die Lust am Leben überwältigt, sondern weit mehr noch die Aussicht auf den Verlust alles dessen, was das Leben angenehm macht. Durch den Tod ihres Gatten verliert die indische Frau ihren Rang in der Gesellschaft und sinkt auf die niedrigste Stufe herab. Die Wittwe erbt nicht allein nicht das Mindeste von ihrem Gemahl, sondern sie verliert auch den Genuß ihres eigenen Vermögens. Sie darf keinen Schmuck tragen — eine Entbehrung, welche an und für sich schon einer Asiatin härter ist als der Tod. Sie muß, wenn sie nicht ihrem Gatten auf den Scheiterhaufen folgt, die Dienste einer Magd verrichten, was für den Stolz einer Frau aus einer höheren Kaste in Indien eben so empörend ist, wie es für eine abendländische Königstochter seyn würde. Und gesetzt, sie hätte diesen Stolz nicht, sie bliebe gleichgültig gegen die Verachtung ihrer Verwandten, so würde sie es nur um so bitterer empfinden, daß ihr nur die kärglichsten und schlechtesten Speisen verstattet sind, daß sie kaum ihre Blöße decken kann und auf der bloßen Erde schlafen muß. Bedenkt man nun, daß Bequemlichkeit, Putz, Herrschaft über das weibliche Gesinde und sorgfältige Verhüllung vor jedem Fremden das Glück eines Weibes in Indien ausmachen, nimmt man die Macht des Beispiels hinzu und die Erfahrung, daß Wittwen auf dem Scheiterhaufen über ihre Aussicht auf ewige Seligkeit frohlocken, die einen, indem sie die Zahl der Wanderungen angeben, welche ihre Seelen noch durch verschiedene Körper machen müssen, die andern, indem sie verkünden, daß sie in den Flammen unmittelbar zum Himmel emporsteigen und zugleich alle ihre Verwandte erlösen, erwägt man endlich, daß das Entgegenwirken der englischen Behörden sich nur auf Zureden beschränkt, so darf man sich nicht wundern, daß in Benares noch immer viele Frauen die Opfer eines wahnsinnigen Aberglaubens werden.

Benares ist berühmt wegen seiner Webereien. Alle Arten von Gold- und Silberstoffen werden dort verfertigt, glatte Stoffe, Brocate und insbesondere ein prächtiger Damast mit goldenen und silbernen Blumen, welcher Kinkob heißt und von den reichen Hindus zu Kleidungsstücken gebraucht wird. Die Turbane von Benares sind ebenfalls ausgezeichnet schön; sie sind aus den kostbarsten Zeugen gefertigt und sehen oft aus, als wären sie aus lauter Edelsteinen zusammengesetzt. An geschickten Juwelieren, Goldschmieden, Arbeitern in Elfenbein und feinem Holz, Färbern und dgl. ist ebenfalls kein Mangel. Bei den Kaufleuten findet sich eine reiche Auswahl von Edelsteinen, Shawls, Specereien und getrockneten Früchten. Jährlich kommen lange Reihen von schwerbeladenen Kameelen aus Persien und Tibet an, und alle Serais sind dann mit fremden Handelsleuten gefüllt, zwischen denen ein äußerst lebhafter Verkehr statt findet. Nichts übertrifft dann die Mannichfaltigkeit in Gesichtsbildung, Hautfarbe und Trachten, die man während dieser großen Messen gewahrt. Die Meisten tragen Turbane, aber man findet sie von den verschiedensten Farben und Formen. Die übrigen Kleider prangen mit den

Digitized by Google

lebhaftesten Farben, so daß man, wenn man diese Menschen von weitem erblickt, ein Tulpenbeet zu sehen glaubt. Fast Jeder hat einen Säbel an der Seite hängen, und nicht Wenige tragen in den Shawls, die als Gürtel um den Leib geschlungen sind, Dolche und Pistolen. Häufig erblickt man auch Elephanten, die mit prächtig gestickten Decken einherstolziren, denn nicht nur der Rajah entfaltet eine fast königliche Pracht, sondern auch die vielen Reichen in Benares lieben es, mit ihrem Vermögen zu prunken. Aus den Bazars schimmern schon von weitem die Gold- und Silberstoffe, und die zum Verkauf ausgehängten Kaschmirshawls bilden kostbare Draperien. Zur Zeit der Feste wimmelt die heilige Stadt von Pilgern aus allen Gegenden Hindostans.

Uebrigens sind auch außer den Messen und außer den Festtagen die engen Straßen von Benares nichts weniger als öde. Merkwürdig, zum Theil höchst beschwerlich sind die vielen heiligen und unheiligen Thiere, die darin herumlaufen, springen, hüpfen und flattern. Außer Papagaien, Pfauen, Tauben, Eichhörnchen, Affen aller Art und unzähligen Hunden, bemerkt man häufig auch die großen Braminenochsen. Diese heiligen Bestien haben das Privilegium, ihre Schnauzen in alle Säcke und Fruchtkörbe zu stecken und so viel daraus zu fressen, als ihnen beliebt. Wer einem solchen verwöhnten Thier begegnet, dem ist es gerathen, aus dem Wege zu gehen, oder, falls dasselbe eine enge Gasse versperrt, zu warten, bis es Seiner bestialischen Heiligkeit gefällt, weiter zu gehen. Einen solchen Ochsen durch einen Schlag zu reizen, würde einen gefährlichen Angriff von seiner Seite herbeiführen; ihn zu tödten, würde auf der Stelle hundert Dolche fanatischer Hindus gegen den Frevler richten. Die Diener der ostindischen Compagnie sind solchem unangenehmen Zusammentreffen nicht so häufig ausgesetzt, denn sie wohnen etwa drei Viertelstunden von der Stadt in einer anmuthigen baumreichen Gegend.

Hamburg.

Hamburg ist die wichtigste der deutschen freien Reichsstädte und die erste Handelsstadt Deutschlands. Sie liegt an dem nördlichen Ufer des Elbeflusses, welcher bis hieher mit Seeschiffen befahren werden kann. Ueberdies tritt von Osten her ein Nebenarm in das Innere der Stadt und theilt sich darin in verschiedene Kanäle, welche sich am südlichen Ende mit dem Alsterflusse vereinigen und sich hier zu einem tiefen Hafen für Schiffe ausdehnen. In einer reizenden Ebene ist sie von geschmackvollen Anlagen umgränzt, welche noch mit vielen, in dem edelsten Style erbauten Landhäusern geschmückt sind.

Die Stadt zählt ungefähr 124,000 Einwohner, ist höchst unregelmäßig gebaut, und hat namentlich in der Altstadt enge und krumme Straßen, hohe Häuser, wenig geräumige Plätze, viele enge Gänge und Höfe und ist besonders reich mit Kellerwohnungen versehen. Einer der ansehnlichsten Plätze ist der Adolphsplatz mit dem Denkmale des Grafen Adolph II. von Holstein, die schönsten Straßen der Stadt sind der Jungfernstieg und die Esplanade, während zugleich die in zierliche Anlagen umgewandelten Wälle ihr ein freundliches Aussehen gewähren. In ihr befinden sich fünf Haupt- und drei Nebenkirchen für den protestantischen Gottesdienst, außerdem eine katholische und zwei reformirte, eine englisch bischöfliche und einige Synagogen; auch in der Vorstadt St. Georg ist eine protestantische Kirche, so wie in der Vorstadt St. Pauli, ehmals der Hamburger Berg genannt. Die vorzüglichste von diesen ist unstreitig die St. Michaeliskirche mit einem 456 Fuß hohen Thurme; sie wurde im Jahre 1786 vollendet und hat 1,600,000 Mark Kourant gekostet. Außerdem sind bemerkenswerth: das Rathhaus, das neue Bankgebäude, ein Versammlungsort für Kaufleute, mit einer Bibliothek und den wichtigsten Zeitungen aller Länder, die Börsenhalle, die Schauspielhäuser, das Waisenhaus, das neue allgemeine Krankenhaus, das Baumhaus, das Eimbeck'sche Haus, in welchem 12 verschiedene Behörden ihren Sitz haben, das Leihhaus, das schöne Stadthaus, ehemalige Wohnung des kaiserlichen Gesandten, das große Werk-, Arbeits-, Zucht- und Spinnhaus, die Stadt- und Kommerz-Bibliothek, Rödings Museum u. a. m. Es giebt daselbst sieben öffentliche Bibliotheken, darunter ist die ansehnlichste die Stadt-Bibliothek mit 200,000 Bänden. Unter den Fabriken aller Art befinden sich in dieser Stadt auch 200 Zuckersiedereien, in welchen viele Hunderte von Menschen dauernd beschäftigt werden.

Die Feuerlösch-Anstalten sind bekanntlich musterhaft eingerichtet. Brunnenleitungen und Wasserkünste sind verschiedene in Hamburg, welche größtentheils Privateigenthum sind. Die Quellen entspringen zum Theil in Altona und St. Pauli, woher drei Leitungen kommen: der Katharinenbrunnen, der Rödingsmarkter Feldbrunnen und der Deichstraßenbrunnen; zum Theil außerhalb des Dammthores. An der Alster sind drei Wasserkünste angelegt, nämlich zwei am Oberdamm oder Jungfernstieg, eine bei dem Grabkeller. An der Elbe ist schon im Jahre 1807 eine Wasserkunst durch den verdienten Oberalten Georg Ebert Bieber angelegt, aber erst 1822 konnte sie dem Publikum zugänglich werden; ein Hebewerk am Hornwerke außerhalb des Millernthors versorgt die Neustadt mit Wasser. Eine neuerdings am Holzdamm an der Alster von Edward James Smith angelegte Wasserkunst, die schönes, gereinigtes Alsterwasser liefert, verkauft dieses filtrirte Wasser und versieht einige Häuser damit, leistet aber noch lange nicht den ausgedehnten Nutzen, welchen der patriotische Eigenthümer für die Löschanstalten u. s. w. beabsichtigt, indem es ihm bis jetzt noch nicht gestattet ist, die Leitungen und Reservoirs anzulegen, welche bei entstehenden Feuersbrünsten die Spritzen mit Wasser versehen oder vielleicht zum Theil ganz entbehrlich machen würden. Einen sehr großen Vortheil hätte es auch wahrscheinlich den Bewohnern der Vorstadt St. Georg gewährt, hätten diese sich mit Smith zur Anlegung von Trinkwasser-Leitungen verständiget.

Neben dem großen Nutzen, den diese Wasserleitungen für die Haushaltungen und alle Fabrik-Geschäfte leisten, sind sie noch von wesentlichem Vortheil bei entstehendem Feuer. Mit Einbruch der Nacht werden die großen Behältnisse voll Wasser getrieben und alle Privat-Leitungen abgeschlossen, damit die Hauptröhren hinlänglich Wasser behalten, falls etwa während der Nacht Feuer entstehen und das bei der Ebbe in den Fleeten enthaltene Wasser nicht hinreichen sollte, um die Spritzen zu versehen. Dann werden die sogenannten Nothpfosten geöffnet, ein Pflock, der in einem Loche der Leitung steckt und der mit einem hohlen Pfosten umgeben ist, der oben, im Niveau

Digitized by Google

ger Straße, einen Deckel hat. In diesen Pfosten wird ein krummes Rohr getrieben, durch welches das Wasser in die Höhe steigt. Nach Neddermeyer's Topographie hat die alte Wasserkunst am Oberdamm 23 solcher Nothpfosten, die neue 25, die beim Niederdamm 14, die Elbwasserkunst 23. Auch sind mehrere öffentliche Brunnen und Pumpen, deren die Stadt 46 zählt, so eingerichtet, daß die Spritzenschlangen angeschroben werden können.

Das Unglück Hamburgs trifft nicht bloß die Stadt, es trifft die Welt, ganz besonders aber Deutschland; und Sache des gemeinsamen Vaterlandes ist es, die Hand zur Rettung und Hülfe zu bieten. Als in den Tagen vom 2. bis 6. September 1666 in London 89 Kirchen, 13,200 Häuser in 400 Gassen vom Brand zerstört waren, wurde vom Parlament beschlossen, alle öffentlichen Gebäude der Stadt, die Brücken, Thore u. a. auf Staatskosten zu erbauen; aus allen Gegenden des Insel-Staates, aus den Palästen und aus den Hütten flossen bereitwillig und schnell die Beiträge, um den Stolz des Reichs wieder aufzurichten. Sollte Deutschland, das wieder erhobene, erkräftigte Deutschland, die größte, stolzeste Zierde seines Handels, das Herz seines Verkehrs, aus welchem das Blut in alle Adern seiner Lande strömt, theilnahmlos in Trümmern hinzehren lassen? Lauter und dringender noch, als der Dombau zu Köln, ruft die Asche Hamburgs zu Hülfe, denn hier gilt es dem Leben, der ersten, nothwendigsten Bedingung eines National-Aufschwungs, es gilt unserer Ehre und unserem Glück. Seine Feuerflamme sey ein Signal zur thätigsten Vereinigung der Kräfte Deutschlands! (Weim. Ztg.)

Mannichfaltigkeiten.

(München.) Der diesjährige „Bock" wird von den Kennern nicht gelobt; es ist nicht mehr jenes edle, feine, süße, liebliche Getränke, wie vor Jahren, und nähert sich mit jedem Jahre mehr den Eigenschaften des gewöhnlichen Biers, nur mit dem Unterschied, daß er viel theurer ist. Die Titl. Herren Bockmacher denken eben, wenn der Bock auch nicht mehr das ist, was er einst war, die Leute trinken ihn dennoch. Bei der Eröffnung des Bockkellers wurde dies Jahr keine große Ceremonie angewendet; die Menge begnügte sich mit dem Lärm und Mordgeschrei, das sie unter sich privatim machte. Als der „deutsche Rhein" die Bockhallen betrat, wurde er mit einem fürchterlichen Vivat empfangen, und es trat durch ihn ein freudiges Leben in das Ganze.

(Düsseldorf, 7. Mai.) Wenn auch die Vorbereitungen zu dem diesjährigen Musikfeste (es ist das vier und zwanzigste) weniger geräuschvoll sind, so werden sie doch nicht minder eifrig und großartig betrieben, und der stete Fortschritt des Instituts, die wachsende Theilnahme dafür, wird sich auch dieses Jahr nicht verläugnen. Die Leitung des ganzen Festes hat Hr. Dr. Felix Mendelssohn-Bartholdy übernommen; unser städtischer Musik-Direktor, Hr. Julius Rietz, wird ihn hierbei unterstützen. Von den Mitgliedern des Orchesters sind ein namhafter Theil selbst Musikdirektoren, namentlich die Violinvirtuosen, Hr. Präger aus Bielefeld, die beiden Herren Lübeck aus dem Haag u. m. a. Durch besondere Vergünstigung des Herzogs von Nassau werden der Direktor und mehrere Mitglieder seiner so berühmten Kapelle an unserem Feste Theil nehmen; eben so steht die Mitwirkung des berühmten Violinvirtuosen Ernst zum dritten Fest-Concerte zu erwarten. Die Solopartien des Gesanges sind theilweise ausgezeichnet, überall aber vortrefflich besetzt. Für den Sopran ist Frau Pirscher, großherzoglich-hessische Opernsängerin aus Darmstadt, und Fräulein Kreutzer, Tochter des städtischen Musikdirektors zu Cöln, Hrn. E. Kreutzer, gewonnen worden. Fräulein Schloß aus Cöln, deren herrliche Stimme vor drei Jahren hier eine große Sensation erregte, hat die Altpartie übernommen. Für Tenor ist Hr. Schunk I., vom Stadttheater zu Cöln, engagirt, der unter sehr ungünstigen Verhältnissen sich doch im hiesigen Theater einer allgemeinen Anerkennung zu erfreuen hatte.

Nach einer Volkssage erschienen in einer stillen, finstern Nacht verhüllte Männer auf dem alten Gottesacker in Weimar, drangen in das Cassengewölbe, und nahmen Schillers Gebeine mit sich fort. Es seyen Freunde und Verehrer des großen Dichters aus Würtemberg gewesen; darum könne man suchen, so viel man wolle, die Ueberreste Schillers fände man nicht. Man sieht, wie das Volk mit großen Männern überall etwas Geheimnißvolles zu verbinden sucht. . . . Nein! Die Gebeine Schillers ruhen in der Fürstengruft zu Weimar, und eine freundliche, sinnige Hand legt alljährlich an seinem Geburtstage einen frischen Lorbeerkranz auf den Sarg. Auch auf Göthe's Sarg wird ein Lorbeerkranz gelegt, und den Besuchern, deren aber nur wenige und mit Wahl zugelassen werden, ist es gestattet, sich ein Blatt von jedem der Kränze zu pflücken und mitzunehmen.

Die Pariser Akademie hat dem Hrn. Dr. Theodor Benfey in Göttingen für sein griechisches Wurzel-Lexicon den Volney'schen Preis für 1842, welcher einem ausgezeichneten Werke im Gebiete der Philologie bestimmt ist, zuerkannt; eine Entscheidung, die um so ehrenvoller für den Betreffenden spricht, als Frankreich sich wohl immer nur mit Widerstreben bequemt, einem Ausländer auf eine solche Weise vor Hunderten von Landeskindern den Vorzug einzuräumen.

(Frankfurt a. M.) Bei dem großen Unglück, welches unsere Schwesterstadt Hamburg betroffen hat, ist jegliche Gabe willkommen. So freut es uns, mittheilen zu können, daß Hr. H. Hilliger, Musiklehrer hier, den ganzen Ertrag von 100 Ex. seiner so eben bei André in Offenbach erschienenen Klavier-Studien (Preis 45 kr.), ohne Abzug der Kosten, zur Unterstützung der durch den Brand Verunglückten bestimmt hat. Möge Jeder so nach seinen Kräften und Mitteln beitragen, das schreckliche Unglück zu mildern!

Theater-Anzeige.

Montag, 16. Mai. Don Juan, Oper in 2 Abth., Musik von Mozart. (Gastrolle) Zerline: Dem. Karsten, vom Theater zu Würzburg. —

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 134. Dienstag, den 17. Mai 1842.

Cabrera.

Historische Novelle aus dem letzten spanischen Kriege.

(Fortsetzung.)

Vor Cabrera's Zelte stand ein junger Mensch in schwarzem Schülerkleide. Ersterer glaubte zu träumen. Das waren seine Züge und sein Anstand, das war er selbst in dem zarten Alter, wo er sich zuerst für den geistlichen Stand entschloß. Wie oft hatte er von Doppelgängern gehört! —

„Du kennst mich schon wieder nicht, Bruder," sagte Joaquina lächelnd, „aber komm nur, wir gehen ein wenig spazieren. Ich habe Dir vielerlei zu erzählen, und recht Angenehmes."

Sie hatte schnell ihren Arm durch des Bruders Arm geschoben, und während dieser noch immer kopfschütteind die Schwester von der Seite anschaute, erzählte sie ihm mit vieler Beredtsamkeit ihre Ausflüge. „Hast Du Deine Maria wirklich lieb, und Muth, Muth, Ramon," so redete sie, „dann sind wir heute Abend in Madrid, im Hause der Donna de Perdinnas. Ich würde mich keinen Augenblick besinnen, gälte es — etwa mit Polo ein Stündchen zu plaudern."

„Was sagst Du," rief Cabrera, „Polo? . . ."

„Nun ja, oder mit Dir oder mit einem Andern," entgegnete Joaquina erschreckt, „es war nur des Beispiels willen."

„Schon gut," sagte Ramon, „ich verstehe Dich. „Es ist mir nicht lieb; denn Du hättest meinen Plänen förderlich seyn können mit dieser zarten, schönen Hand. Aber ich will kein tyrannischer Bruder seyn; habe ich doch ein folterndes Beispiel vor Augen oder im Herzen, hier, in meinem innersten Leben. — Für Deine Bemühungen meinen Dank. Heute Abend erklimmen wir die Mauer."

Cabrera fühlte sich in die romantische Zeit seines Schülerlebens zu Tortosa zurückversetzt, wo Mauererklettern und Verkappen zu der Ordnung des Tages gehörte. Er ließ sich gleichfalls ein schwarzes, einfaches Kleid bringen, übertrug dem Obristen das Kommando, legte bei'm Schwinden des Tageslichtes seine Uniform ab, und stand bald mit der Schwester vor der bezeichneten Stelle. Auf dem Wege dahin war ihm mehr als ein Mal der Wunsch aufgestiegen, seinen treuen Pedro, den man kriegsgefangen nach Morella geschleppt hatte, bei sich zu sehen. Immer lebhafter erschienen ihm die Gefährlichkeiten, welchen die zarte Schwester entgegen ging, und er bot seine ganze Redekunst auf, sie zur Rückkehr zu bewegen. Allein der Entschluß stand fest in ihr; sie meinte, da drinnen könnte nur leises Auftreten und Schlauheit helfen, keine Stärke, und sie würde ihm also nützlicher seyn, selbst als Polo. Mitten im Feindeslager sey Männerzorn nicht besser, als ein Feuerschwärmer im Weltmeere. Sie zuerst kletterte behend an der rauhen Leiter empor.

Ein künstlicher Berg, welcher einige hundert Schritte von der gewählten Stelle an die Mauer lehnte, diente den Nachtwanderern als Stufe zum Hinuntersteigen. Cabrera langte zuerst unten an, Joaquina folgte; aber noch hatte sie den Bruder nicht wieder zu erreichen vermocht, als dieser sich ergriffen und rücklings zu Boden gerissen fühlte. Eine Schildwache war hier postirt, und Cabrera ihr gerade in die Arme gestürzt.

„Wer bist Du?" fragte der Soldat, und setzte ihm das Bajonnet auf die Brust, „hier über die Mauer geht kein Weg, Gesell."

Cabrera griff nach seinen Taschenpistolen, aber Joaquina stand schon dem Kriegsmanne zur Seite, und redete ihm freundlich zu.

„Sennor Militar," sagte sie, „wir beide sind Brüder und Schüler in Alcala. Unsere alte Mutter lebt in Madrid, und es ist unsere Pflicht, sie im Kriegsgetümmel nicht allein zu lassen. Mit der größten Lebensgefahr sind wir durch das Feindeslager bis hieher gedrungen, und müssen nun die Freunde nicht mehr zu fürchten haben."

Der Soldat ließ Cabrera vom Boden aufstehen, betrachtete beide Ankömmlinge so genau, wie es die Dunkelheit zuließ, strich den Schnurbart zu wiederholten Malen, und meinte endlich: „Wie Kriegsleute seht Ihr beide eben nicht aus. Cap sagranat, ein wahrhaftes Mädchengesicht, der Kleine. Grüßt Euere Mutter, Senzorito, und geht nicht wieder in der Nachtluft spazieren. Wie habt Ihr nur dem Teufel — Jesus, Maria und Joseph — dem Cabrera durch die Krallen schlüpfen können? O, wenn ich den ein Mal so unter meinem Bajonnette liegen sähe! Gewiß, ich wäre mit einem Male ein gemachter Mann. Aber manchem Dummkopf läuft das Glück nur so in den Mund, während ein anderer verständiger Kerl nichts fischt als taube Nüsse."

Die beiden Studenten waren schon eine Strecke in den Park hineingegangen, als dieser Monolog gegen das unverständige Glück endete, und Joaquina frohlockte, daß ihr Mund hülfreicher wäre als des Bruders Pistolen, und dieser lächelte

Digitized by Google

über den guten, einfältigen Söldner, der für seine Gutmüthigkeit die Kugel verdiente. Doch freute ihn das Lob aus dem Munde des Feindes.

(Fortsetzung folgt.)

Nachträgliche Berichte über Hamburgs Feuersbrunst.

(Aus Hamburger und andern Blättern.)

(Hamburg, 10. Mai. — Preuß. Stzg.) Noch ist nichts Vollständiges im Druck erschienen über das Unglück im ganzen Umfange, und sucht man es natürlich auch so mildernd als möglich dem Auslande darzustellen, aber Hamburg wird viele Jahre vorüber gehen sehen, bevor der gegenwärtige Verlust verschmerzt ist. Es sieht hier in der That schrecklich aus, schlimmer als im Kriege. Unser würdiger Salomon Heine gab seinen Mitbürgern ein edles Beispiel, und munterte sie auf, zu zahlen, so lange sie könnten, indem er von jedem vereideten Wechselmakler 10,000 Mark Banko-Wechsel in Diskonto zu 4 pCt. pro anno zu nehmen bereit war, und 20 Wechselmakler haben wir mindestens an der Börse.

Es scheint sich immer mehr herauszustellen, daß, wenn auch vielleicht einiges Diebsgesindel versucht hat, die allgemeine Noth zu vergrößern, doch im Grunde kein einziges Beispiel von wirklich versuchter Brandstiftung konstratirt werden kann. Dies sey zur Ehre der Menschheit gesagt! — Ich bin heute, obgleich die Brandstätte ringsum militärisch besetzt ist, mit Hülfe eines Freundes, der mit einem Senatsbefehl versehen war, durch die Trümmern hindurch bis zur neuen Börse vorgedrungen. Dieses Prachtgebäude ist, trotzdem, daß rings herum Alles niedergebrannt ist, vollkommen unversehrt geblieben; ein Loch von der Größe eines Tellers, welches in einem der oberen Fußboden eingebrannt ist, kann nicht für eine Beschädigung gelten. Man sollte diese kleine Verletzung sogar nicht wiederherstellen, sondern sie als eine Erinnerung an diese Schreckenstage aufbewahren! — Von dem Dache der neuen Börse herab habe ich die ganze Brandstätte überschaut, und dabei den ganzen Verlauf des Brandes aus dem Munde eines Mannes vernommen, der mit einigen Gefährten sich so lange in der Börse aufgehalten hatte, daß kein Entrinnen mehr möglich war. Ringsum hatte die Flamme jeden Ausweg abgeschnitten, und die Unglücklichen mußten sich auf den Tod durch Feuer und durch Hunger gefaßt machen. Sie verloren aber nicht den Muth, sondern suchten sich selbst zu helfen und ihnen half Gott! Durch nasse Tücher, beständiges Begießen und fortwährende Wachsamkeit thaten sie, was in ihren Kräften stand, um das Gebäude und mit demselben sich selbst zu retten. Der Himmel hat ihr Bemühen gesegnet, und es mag als ein Zeichen guter Vorbedeutung gelten, daß mitten in den Flammen, wie durch ein Wunder, das Panier Hamburgs, seine Börse, ruhig und fest stehen geblieben ist. Das Durchstreifen der Brandstätte war von den Gefühlen begleitet, die in einer durch Erdbeben zertrümmerten Stadt die wenig Uebriggebliebenen empfinden müssen. So weit das Auge reichte, sahen wir nichts als rauchende Trümmer, einzelne noch stehende Brandmauern und fast nirgend eine lebendige Seele. Es machte einen schauerlichen Eindruck, der mir ewig unvergeßlich seyn wird. Die mancherlei Details, die ich sonst noch eingesammelt habe, erzähle ich Ihnen mündlich, da ich in wenigen Stunden nach Berlin zurückkehre.

(Hamburg, 11. Mai.) Ein furchtbares Bild steht neben dem lebenden Hamburg, ein anderes todtes, die weite entsetzlich öde Trümmerstadt, ein riesiges Steingerippe — rauchgeschwärzte Mauerreste, gezackt wie alte Burgzinnen, alleinstehende Façaden mit den Fensterräumen wie leere Augenhöhlen,

»In den leeren Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.«

ein ununterbrochener Schutthaufe von Canal zu Canal bis zur Alster. — Aber auch dieses Bild wird schwinden in wenigen Jahren, wie in wenigen Tagen ein herzzerreißenderes schwand, als auch zwei verschiedene Hamburg neben einander waren, ein brennendes, das ein von Angstgeschrei, Nothruf, Donner der Geschütze und Pulver-Explosionen, dem Wuth- und Schmerzgeschrei, dem Lärm der mit entsetzlicher Hast und der letzten Kraft Arbeitenden durchtobtes Flammenmeer bildete, und ein unter freiem Himmel vor allen Thoren bis Steinbeck, Eppendorf, Eimsbüttel, Ham, Wandsbeck, wirr mit allen Habseligkeiten flüchtendes, oder in ergebener Verzweiflung unter freiem Himmel lagerndes. Schon lagert keine Familie mehr im Freien, außer denen, die freiwillig bei ihren Habseligkeiten unter Zelten vor dem Steinthore campiren. Bald wird der alte Schutt schwinden, möge auch anderer alter Schutt mit ihm entfernt werden, und auch ein geistig verjüngtes Hamburg erstehen!

(Hamburg, 12. Mai.) Der Rath hat nunmehr auch eine Unterstützungsbehörde eingesetzt, bestehend aus den Senatoren Dammert, Dr. Alardus und Büsch, und den auf Ersuchen vom Hülfsverein dazu Deputirten Pastor Plath und Dr. August Abendroth, mit Dr. Merck als Secretair. Diese Behörde hat ihren Sitz einstweilen im Neuen Jungfernstieg Nro. 22 und nimmt in ihrem Bureau Nro. 23 Gelder an. Diese Unterstützungsbehörde wird sich für jetzt mit der Entgegennahme der Gaben der Menschenfreundlichkeit für die durch das Brandunglück hart Betroffenen beschäftigen. Der Hülfsverein wird dagegen in seinen Maßregeln zur Abhülfe der dringendsten augenblicklichen Noth fortfahren. — Die Polizeibehörde zeigt unter dem gestrigen Datum an, daß die etwa gefundenen Leichen von jetzt an nach der Todtenkammer des Kurhauses-Kirchhofes vor dem Dammthore zu bringen, und nicht mehr nach der Königsstraße, wie bisher geschehen. Die Zahl der Opfer hat noch nicht ausgemittelt werden können. In einem Kellergewölbe sollen neun Leichen gefunden und noch an vielen andern Stellen verschüttete Körper und deren Theile hervorgezogen seyn. Verhältnißmäßig ist indessen die Zahl der Verunglückten geringe, weil nach dem ersten Alarm eigentlich Niemand von dem Feuer, das $3^1/_2$ Tage gewüthet hat, überrascht worden ist. Auch haben sich manche jener Opfer offenbar auf nicht ehrenhafte Weise den Tod selbst zugezogen, während die andern, namentlich Stadtsoldaten, die bei der Erschöpfung der Sprützenleute bald als Feuermannschaft commandirt werden mußten, so wie Artilleristen und Feuerwerker in ihrem Beruf gestorben sind.

Die Zahl der abgebrannten Häuser wird jetzt auf 1500 bis

Digitized by Google

1600 taxirt; der Schaden wird sehr verschieden von 50 bis auf 100 Millionen M. Bco. geschätzt. Viele Waaren und Effecten sind in englischen Compagnieen, manche auch in deutschen, namentlich in der Gothaer Anstalt versichert. (Alt. M.)

Trotz aller Anstrengung hat die Beseitigung der Gefahr drohenden Giebel und Mauern auf den Brandstätten noch nicht beschafft werden können, so wie auch die Nachlöschung noch nicht beendigt ist. Beides wird wahrscheinlich noch längere Zeit erfordern. Nach einer Bekanntmachung der Polizeibehörde kann deßhalb, so wie im eigenen Interesse der Betheiligten, damit sich nicht Unbefugte einschleichen, bis auf Weiteres Niemanden gestattet werden, die Brandstellen zu betreten, oder gar daselbst aufzuräumen. Wer auf denselben betroffen werden sollte, wird ohne Weiteres arretirt und zur Verantwortung gezogen werden.

Der hiesige unparteiische Correspondent sagt: Was das Ausland, was die einheimischen Hülfsvereine bisher geleistet, ist als Gabe des Augenblicks in hohem Grade dankenswerth anzuerkennen; jetzt gibt es große Nachwehen zu überstehen, und hier gilt der alte Wahlspruch: „Hilf dir selbst, so wird Gott dir helfen!" Die Haltung unserer Kaufmannschaft ist wahrhaft erfreulich. Auch Vereine anderer Art haben sich gebildet, so namentlich unter den Advokaten und Notarien, um den Schwierigkeiten, welche die Lage der Dinge auch in juridischer Beziehung darbietet, entgegenzutreten. — Die Theater sind bisher noch geschlossen, werden aber in kurzem mit Vorstellungen zum Besten der Abgebrannten eröffnet werden. — Auch wird ein Verein zusammentreten, um so viel wie möglich den übermäßigen Mieth-Erpressungen — denn leider gibt es auch Ausnahmen von der allgemeinen Gesinnung — entgegenzuwirken. — So viel wir aus einer sehr glaubwürdigen Quelle erfahren, haben wir leider einem sehr geringfügigen Umstande den Verlust des St. Nicolai-Thurmes und der dadurch veranlaßten großen Ausdehnung des Feuers zuzuschreiben, nämlich einem — Habicht-Neste. In eins dieser unter der Thurm-Kuppel befindlichen Nester war nämlich ein Stück Feuer gefallen, und gab, da Wasser dort hinaufzubringen unmöglich war, Veranlassung zu diesem Thurm- und Kirchenbrande. Wenn in unserem vorgestrigen Blatte des Kaufmanns Fränkel als Retter des neuen Schulgebäudes einer ehrenden Erwähnung geschah, so fühlen wir uns veranlaßt, auch heute öffentlich des Mannes ehrend und dankbar zu gedenken, dem wir die Erhaltung der neuen Börse zu verdanken haben; dieser Mann, dem wir alle dankbar verpflichtet sind, ist der Bau-Conducteur Doelle, welcher mit einer so unermüdet eisernen Ausdauer und Anstrengung auf dem glühenden Kupferdache dieses Gebäudes der Rettung desselben obgelegen, daß er jetzt unfähig ist, seine Füße zu gebrauchen, indem ihm die Fußsohlen gänzlich verbrannt sind. — Noch müssen wir bemerken, daß, als man endlich fast der Gluth sich bemeistert hatte, es nur an einem Haare gehangen, daß dennoch nicht auch die St. Georgs-Kirche und durch diese auch die Vorstadt St. Georg mit in Flammen gesetzt worden, denn als man das Feuer in der Macht zu haben glaubte, begann plötzlich der Wind wieder etwas mehr westlich zu wehen, und schleuderte nun die Feuerbrände unter die offene Kirchenkuppel durch, doch glücklicherweise wendete der Wind nach kaum einer Viertelstunde sich wieder mehr südlich, und — Hamburg und die Vorstadt waren gerettet.

Aus der Expedition des Telegraphen wird geschrieben: „Die Hülfszufuhren aus den Ortschaften der Telegraphenlinie dauern fort, auch passirte diesen Nachmittag bei Cuxhaven, auf hier bestimmt, das Bremer Dampfschiff Guttenberg mit einigen Fahrzeugen im Schlepptau, sämmtlich mit Proviant beladen."

(Altona, 11. Mai.) Se. D. der Statthalter Prinz von Augustenburg soll, wie es heißt, beschlossen haben, durch das Lauenburgische, in Wandsbeck stationirte Jägercorps und durch ein zusammen zu ziehendes Corps Cavallerie, welches in der Umgegend einquartirt wird, einen Gensd'armerie-Cordon um Hamburg zu bilden, theils um das Land sicher zu stellen, damit nicht Gesindel aus Hamburg bei etwa wider dasselbe zu ergreifenden strengeren Polizeimaßregeln dort hinein falle, theils um auch Vagabunden vom Lande abzuhalten, nach Hamburg zu kommen, theils endlich um, wenn es gewünscht werden sollte, den Hamburgischen Behörden Hülfe zu leisten. S. D. der Prinz von Augustenburg, so wie der Herzog von Glücksburg, welcher letztere sein Corps auf die Nachricht von dem Stande der Dinge in Hamburg auf Wagen hieher hatte bringen lassen und dasselbe selbst begleitet hatte, sind schon wieder abgereiset.

Die hiesige Buchdrucker-Gesellschaft hat für ihre abgebrannten nachbarlichen Collegen, welche theils ihre ganze Habe, theils auf der Flucht einen Theil derselben verloren und jetzt noch dazu keine Arbeit haben (10 Buchdruckereien sind ganz abgebrannt, 10 andere litten mehr oder weniger und nur einige wenige blieben ganz unbeschädigt) einen „Buchdrucker-Hülfsverein" gebildet, und richtet an ihre auswärtigen Kunstgenossen die dringende Bitte, sie bestens zu unterstützen. Die Druckerei des Altonaer Merkur, so wie die Hammerich und Lesser'sche Officin nehmen Beiträge an; gewissenhafte Rechnung wird später darüber abgelegt.

Nachschrift. Wir vernehmen noch, daß der Senat ein eigenhändiges Schreiben unseres Königs erhalten hat, das auf eine so rührende Weise die Theilnahme an dem Unglück ausdrückt, welches die Stadt betroffen, daß die Mitglieder davon auf's tiefste ergriffen worden seyn sollen. (Siehe heutiges Journal Art. Hamburg.)

Als eines merkwürdigen Gerüchts erwähnen wir nur noch, daß in der schrecklichen Nacht vom Donnerstag auf Freitag auch der Catharinenthurm Feuer gefangen haben, daßselbe aber gleich gelöscht worden seyn soll.

(Hamburg.) Folgenden Handelshäusern sind ihre Komptoirs und Lager abgebrannt: Huttner et Komp. Albrecht et Dill, Roß-Biedahl et Komp., Hüsseden et K., G. Behr et K., L. Behrens et Söhne, Pernisch et K., Ludw. Bahne, v. d. Linden et K., H. D. Hertz, Biancone et K., A. v. Döhren, Ed. Johns, Popert et v. Halle, Fr. Jastl, F. C. Bahre, C. B. Bandmann Eidam, W. Ritter, Schulte et Schemmann, M. et W. Joost Wachter et K., Maschwitz et K, Gallmeyer Geffcken, Bottomley Ziese et K., Sal. Heine, Schwartz Gebr., Reddelien et Linch, Lorent am Ende et K., H. C. Meyer jr., Heus et Menke, Auffm Ondt et Sohn, H. Steegmann, G. et E. Gumpel, Fehr et Korthmann, Conr. Laar, Andr. Israel, Davenport et K., Wenterhof et Pieper, O'Swald et K., D. et F. Oppenheim, Schlüter et Maack, Higson Boeckmann et K., Emanuel et Sohn, Meyer et Schönfeld, Gebr. Schwabe et K., Bing Gebr., A. H. Groothoff, H. A. C. Gansland, Bauck et Dürkoop, G. Jenequel, Schroeder Mahs et K., Perthes Besser

et Maucke, D. Jacques et Sohn, Feldmann Böhl et K., Simon et Jacoby, L. R. Hammſeld.

Das Comité des norddeutſchen Muſik-Vereins in Hamburg, mit Kapellmeiſter Krebs und Hofrath Dr. Spohr in Kaſſel an der Spitze, hat ſo eben in den hieſigen Blättern einen „Aufruf an alle Kunſtbrüder des In- und Auslandes“ mit der dringenden Bitte erlaſſen, Konzerte zum Beſten der Hülfsbedürftigen zu veranſtalten. Specielle briefliche Einladungen ſind den renommirteſten Virtuoſen zugeſandt worden. — Die „Hamburger Neue Zeitung“ erklärt ſich nicht einverſtanden mit dieſer Aufforderung.

Fernere Nachrichten über das Unglück auf der Verſailler Eiſenbahn.

Die Blätter theilen jetzt Epiſoden von dieſem fürchterlichen Ereigniſſe mit, die wir hier zuſammenſtellen. Zwei Heizer, durch den Rauch erſtickt und das Feuer verkohlt, ſah man noch einige Augenblicke nach ihrem Tode aufrecht ſtehen und mit krampfhafter Hand ihre Werkzeuge faſſen. — Ein alter Soldat, der lebendig aus dieſem Grabe gezogen wurde, hatte den Arm zerbrochen und eine tiefe Wunde am Kopfe. Man drängte ſich um ihn, ihm zu helfen. „Kümmert euch nicht um mich“, rief er laut, „ihr ſeht, daß ich nichts mehr habe; rettet meinen Sohn, meinen Bruder, die dort ſind!“ Sie waren aber ſchon nicht mehr. — Eine junge Frau, die ebenfalls lebendig aus den Flammen gezogen wurde, rief nach ihrem Manne. „Er iſt da“, ſagte ſie, „ihr werdet ihn an ſeinem Kreuze der Ehrenlegion erkennen.“ Sie gab ſeine Kleidung ꝛc. an, während ihr todter Mann zu ihren Füßen lag, ohne daß ſie ihn ſah. Ein Zuſchauer deckte ein Tuch über das Geſicht des Todten, damit die Unglückliche ihn nicht ſehe. — Ein Präfekt aus der Nähe von Paris iſt ganz verkohlt. Drei Studenten der Jura hatten das Glück, ſich zu retten, indem ſie durch die Thüre ſprangen. — Ein Mann entging glücklich den Flammen, nachdem er vorher ſeine Frau durch die Thüre geworfen hatte. Ein Schuſter ſah in einem eingeſchloſſenen Wagen alle ſeine Reiſegefährten um ſich verbrannt, ihn hatten die Flammen noch nicht erreicht; aber er erwartete einen ſichern Tod, als die Decke des Wagens einfiel und ihm geſtattete, heraus zu ſpringen. Ein Preuße von außerordentlicher Stärke zertrümmerte eine Thüre und rettete ſich und ſeine Frau. — Ein junger Mann, ſehr elegant gekleidet, lief am Abend durch die Straßen von Sevres und rief nach Vater, Mutter und Schweſtern, die das Feuer verzehrt hatte. Er war verrückt. Eine arme Frau, die ſich im vierten Wagen befand, ſuchte ſich durch die Oeffnung der Thüre zu retten; ſie hatte Arme und Kopf ſchon heraus und ſchrie um Hülfe. Ein paar junge Leute eilten hin und wollten ſie herausziehen; aber der Körper konnte nicht durch die Oeffnung. Sie verlor die Hoffnung, faltete die Hände, betete und ſank in die Flammen. — Eine Familie von 11 Gliedern aus der Straße la Poterie fand ihren Tod; ein Kaufmann aus Paris, der mit ſeiner Frau und ſeiner Tochter in einem Waggon ſaß, ſah ſeine Tochter durch den Stoß getödtet, während die Mutter von der Flamme verzehrt wurde; er ſelbſt ward auf eine wundervolle Weiſe gerettet, iſt aber jetzt noch von Sinnen. Mehrere Andere ſcheinen ebenfalls in Folge der Erſchütterung und des fürchterlichen Eindrucks des Schauſpiels den Verſtand verloren zu haben. — Ein junger hoffnungsreicher Advokat, Hr. Lepontoes, befand ſich mit ſeinem Bruder, einem Freunde und ſeiner Nichte von 14 Jahren in einem Wagen; das Mädchen ward herausgeſchleudert und beſinnungslos aufgehoben; ihre Verwandten verbrannten. — Ein Banquier aus Turin, ſeine Frau und ſeine Schwägerin kamen in der Feuersbrunſt um. — Einem Eleven aus der polytechniſchen Schule gelang es, aus der Thüre zu entkommen; er lief 50 Schritte und fiel todt nieder. — Eine junge Frau wollte ſich durch die Oeffnung der Thüre retten; einer der Zuſchauer lief durch die Flammen, faßte ſie um den Leib und hätte ſie ſicher herausgezogen, wenn nicht die Anderen im Wagen ſich an ihre Füße feſtgehalten hätten, um mit herausgezogen zu werden. Sie verbrannte mit 10 Andern, von denen 6 zu einer Familie gehörten. Um ſich eine Vorſtellung von der Gewalt des Brandes, der durch das Waſſer ſelbſt angefacht zu werden ſchien, zu machen, braucht man nur zu ſagen, daß an den Leichen des erſten Wagens nichts Menſchliches mehr zu erkennen war, als der Fuß einer Frau.

Mannichfaltigkeiten.

Ferdinand Freiligrath und Eduard Duller feiern in einem poetiſchen Zwiegeſpräch die Vollendung des Cölner Doms im Jahre 1862. Der Ertrag des in allen Buchhandlungen Deutſchlands für 9 kr. zu habenden Gedichtes iſt zu Domkreuzern beſtimmt. Leider wird durch die Dazwiſchenkunſt der traurigen Ereigniſſe in Hamburg die Spende von Domkreuzern ſich in die vorläufig nöthigeren von Hamburg-Kreuzern verwandeln müſſen.

Der Earl von Roſſe läßt jetzt das größte Spiegel-Teleſcop machen, welches alle frühern, ſelbſt das von Herſchel übertrifft. Der Spiegel hat 6 Fuß im Durchmeſſer und iſt über 5 Zoll dick, die Brennweite iſt 50 Fuß. Die Fläche beträgt 4071 Quadratzoll, während das von Herſchel nur 1811 hat.

Zum Beſten der Abgebrannten in Hamburg

werden die vereinten Muſik- und Sängerchöre der königl. preußiſchen Infanterie-Regimenter zu Mainz am 26. Mai ein Konzert in der neuen Anlage geben. Das Nähere wird zur Zeit noch bekannt gemacht werden.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 135. Mittwoch, den 18. Mai 1842.

Cabrera.

Historische Novelle aus dem letzten spanischen Kriege.

(Fortsetzung.)

Nach einigem Umherirren fanden sie einen Ausweg aus dem Parke, und wandelten bald mitten durch die volkbelebten Straßen Madrids. Der Lichterglanz in den Häusern, das friedfertige Umherwogen der Menschen, die harten, rauschenden Tritte auf dem Steinpflaster machten einen schwer zu beschreibenden Eindruck auf die Beiden, welche nur an die rauhe Einöde des Kriegerlebens gewöhnt waren, und vollends in diesem Augenblick durch Nacht und Dunkel hereinkamen. Eine geraume Zeit verging, ehe sie die gehörige Ruhe wieder zu gewinnen vermochten.

Cabrera erinnerte sich, daß der Palast seines Jugendfreundes in der Nähe des Theaters lag, wie ihm dieser oft erzählt hatte. Einen Theil des Jahres brachte die Familie Perdinnas gewöhnlich in der Hauptstadt, die übrige Zeit auf den Landgütern zu. Es konnte nicht schwer fallen, ihre Wohnung auszukundschaften.

Die Abenteurer traten in das Café del principe, dem Theater gegenüber. Das Gastzimmer war reichlich mit Fremden besetzt, und Niemand nahm von den Eintretenden Notiz. Cabrera befahl eine Kanne Wein und Imbiß, und fragte den Aufwärter bei einer schicklichen Gelegenheit um die Wohnung des Don Julio de Perdinnas.

„Dort sitzt er am Tische," sagte der Bursche, „der Herr in der Reiteruniform. Habt Ihr mit ihm zu sprechen, Senor, so will ich Euch melden. Er ist freundlich und liebreich gegen Jedermann."

Aus Cabrera's Augen leuchtete Ingrimm und Ueberraschung. Aber Joaquina sagte mit schneller Fassung: „Nein, mein Freund, ich fragte nur so obenhin meinen Bruder nach der Wohnung des Don Julio, den wir dem Rufe nach kennen, und da er mir nicht antworten konnte, richtete er die Frage an Euch."

Julio erhob sich in diesem Augenblicke von seinem Sitze und schritt durch das Zimmer. Cabrera glaubte den Freund nicht wieder zu erkennen. Er war stärker, männlicher geworden, seine Züge ernster, und über seine ganze Gestalt hatte sich ein gewisser Ausdruck von Hoheit und Würde gelegt. Auch die Uniform, welche einen Offizier von hohem Range ankündigte, hob seine ganze Erscheinung. Cabrera hatte von seiner Ernennung zum General gehört, aber noch nie Gelegenheit gehabt, in nähere Berührung mit ihm zu treten. Jetzt stand er so unerwartet ihm zur Seite, und er hatte seine ganze Besonnenheit nöthig, um sich dem geliebten und gehaßten Freund und Gegner nicht in den Weg zu werfen. Wie eine schwere Felsenlast wälzte es sich von Joaquinens Herzen, als der General seinen Säbel anknüpfte und zur Thür hinausschritt, ohne sie bemerkt zu haben.

Am Abend des folgenden Tages wandelte Cabrera vor dem Pallast Perdinnas auf und ab. Liebe und Mädchenklugheit hatten von neuem bewiesen, daß ihnen nichts unmöglich ist. Ein Briefchen war in Maria's, die Antwort in des Geliebten Händen, und wenige Minuten später lag er zu ihren Füßen, und sie hörte, mit strahlender Freude in den thränenfeuchten Augen, die Versicherung: Dein Ramon liebt Dich treu, Maria. Die Gegenwart versank in die Vergangenheit, und die Vergangenheit legte sich wie ein Heiligenschein um die gefahrvolle Minute des Wiedersehens. Der Gedanken „Ramon," und der Gedanken „Maria" umfaßten wie ein Weltmeer die Gedankenwelt der Liebenden.

Daheim, in seinem Zelte erschien ihm der ganze Vorfall wie ein seliger Traum. Er schaute wieder hinaus in die laue Nacht gen Madrid, aber seine Gedanken und Gefühle waren unendlich verschieden von dem Zustande des vorletzten Tages. Er hatte die Geliebte gefunden, gesprochen, ihre Küsse brannten noch auf seinen Lippen, sein Herz, zum neuen Leben erwacht an ihrem stürmisch bewegten, liebeheißen Busen, schien noch immer von einem elektrischen Feuer durchströmt, sein Geist war trunken von den Worten des liebenden Mädchens. Sie achtete nicht seine Feindschaft gegen die bestehende Regierung! Nicht sein Räuberleben! Nicht seine Feindschaft gegen den Bruder! — Sie wollte Alles, Alles mit ihm theilen und tragen und dulden; wollte fliehen mit dem Manne ihrer Liebe! Er war also dennoch der Zuneigung eines edlen Mädchens nicht unwürdig! Mit Adlersfittigen erhob ihn dieser Gedanken zu der bisherigen Sonnenhöhe seines Stolzes und Ehrgeizes. Er schwelgte in einem Meere von Entzücken.

Einen sichern Ein- und Ausgang von der Stadt hatte er bei seiner Rückkehr ausgespäht. Nur den Schleier der nächsten Nacht bedurfte er, um in den Tempel seiner Liebe zu gelangen; alles Uebrige war verabredet.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Hamburgs zerstörte Kirchen

(Preuß. Staatszeitung.)

Die drei Thürme, welche Hamburgs Wappen bilden, sind nicht mehr. Der die Domkirche krönende, der älteste von allen, ward im Jahre 1803 mit jener abgetragen. An ihrem Platze steht jetzt das von den Flammen verschont gebliebene neue Schul-Gebäude mit Stadt-Bibliotheken, naturwissenschaftlichen Sammlungen u. s. w. Die beiden anderen Thürme des Wappens krönten die Kirchen St. Nikolai und St. Petri. Beide sind durch die Feuersbrunst vernichtet. Die Kirche St. Nikolai, im 12. Jahrhundert auf dem Platze einer älteren Kapelle, gewidmet dem Schutzheiligen der auf jenen Inseln zahlreichen Fischer, erbaut, war durch Brand und Unglücksfälle mehrmals ihres Thurmes beraubt worden. Der jetzt untergegangene war zwar 400 Fuß hoch (die Kirche 400 Fuß lang, 150 Fuß breit), aber ohne Kunstwerth, und erst 1657 in seiner letzten Gestalt beendigt worden.

Anders die in ihren ältesten Theilen, wahrscheinlich aus dem elften Jahrhundert stammende, wo nicht noch ältere St. Petri-Kirche, 225 Fuß lang und 135 Fuß breit. Ihr 445 Fuß hoher Thurm, der in den Jahren 1514 bis 1516 in seinen oberen Theilen beendet wurde, war der siebente in der mit den ägyptischen Pyramiden beginnenden Reihenfolge der höchsten menschlichen Bauten, in welcher der noch höhere Hamburger St. Michaelisthurm die fünfte Stelle einnimmt. Er bildete die schönste, schlankste und zierlichste Backstein-Pyramide, welche wohl jemals erbaut worden ist. Neben dieser mit dem Dom zu St. Marien den Kern und Höhepunkt Alt-Hamburgs bildenden Kirche stand an der Ecke des St. Petri-Kirchhofes und der Schmiedestraße das, mit Ausnahme einiger wahrscheinlich mit verbrannten Häuser am Neß, älteste Haus der Stadt, das von oben bis unten an den beiden Vorderseiten mit reichem und schönem Holzschnittwerke bedeckte Diakonatshaus, bewohnt von dem früher an der Berliner St. Nikolai-Kirche stehenden Prediger Noodt.

Die dritte durch die Feuersbrunst zerstörte Kirche ist die zu St. Gertrud, ein Filial von St. Jakobi. Sie war zwar nicht groß und im siebzehnten Jahrhunderte erst erbaut, aber taufkapellartig im Achteck, und von einer zierlichen Kuppel gekrönt. Ihr Verlust ist in diesem Augenblicke, wo Hamburg seiner beiden ältesten Pfarrkirchen plötzlich beraubt ward, doppelt schmerzlich.

Auch die französisch reformirte Gemeinde hat vermuthlich ihren Betsaal in der Königsstraße verloren. Sollte sie es in diesem Falle, bei der sehr geringen Zahl ihrer Mitglieder nicht vorziehen, sich mit der deutsch reformirten Gemeinde zu verschmelzen, so ist ihr Kirchen-Vermögen hinreichend, um den Neubau einer Kirche und eines Pfarrhauses ihr möglich zu machen.

Endlich sind in der alten Wallstraße, die nebst dem gleichfalls zerstörten Mönkedamm das Judenviertel Alt-Hamburgs bildete, zwei, wo nicht gar drei Synagogen abgebrannt, theils der portugiesischen, theils der deutschen Judenschaft angehörig. Eine dieser letzten ist vor ein paar Jahren mit großer Pracht neu erbaut worden.

Berlin, 11. Mai 1842. Jls.

Zum Andenken an Arnold von Mieg.

(Geboren am 21. Jänner 1778, gestorben am 7. Jänner 1842.)

(München, 9. Mai.) So lautet der Titel einer Denkschrift auf den Verewigten, welche in diesen Tagen hier die Presse verlassen hat. Zunächst für den engern Kreis der Hinterlassenen, Verwandten, der Freunde und Verehrer von Miegs bestimmt, enthält sie doch Vieles, was für Jeden, der im Allgemeinen von der ausgebreiteten und vieljährigen Thätigkeit des hochgestellten Staatsmannes Kenntniß hatte, ein besonderes Interesse gewährt, weshalb wir (die Münchener politische Zeitung) nicht unterlassen wollen, Einiges daraus mitzutheilen. Die Familie Mieg stammt ursprünglich aus dem Elsaß, wo noch jetzt Seitenverwandte leben. Auf einem alten Stammbaum, den Mieg besaß, und der in Straßburg verfertigt zu seyn scheint, heißt der Stammvater: Petrus Mieg † den 7. Januar 1488. Straßburg begraben zu St. Thomas. Ux. Ursula von Lohen. Auch ist dort zu lesen: Pierre Mieg et ses descendans légitimes ennoblis par l'Empereur Frédéric III. l'an 1472. Im Wappen findet sich der Wahlspruch: Virtus et honor. Nachdem die erste Jugendbildung Miegs im älterlichen Hause zu Heidelberg (wo sein Vater als Administrationsrath lebte) und an der Universität daselbst unter den glücklichsten Verhältnissen beendigt war, fand er bald Gelegenheit in die diplomatische Laufbahn einzutreten, indem er dem zu dem Rastatter Congreß abgeordneten damaligen Regierungsrath und Prof. v. Zentner als Gehülfe beigegeben wurde. Schon 1799 wurde er Legationssecretär. Ueber seinen Aufenthalt zu Wien sagt die oben erwähnte Denkschrift: „Wir finden ihn im Jahre 1800 in der Kaiserstadt als Legationssekretär des Gesandten Baron von Gravenreuth, und sein auf Vertrauen gegründetes Verhältniß zu seinem äußerst scharfsichtigen, thätigen und consequenten Chef ist ein sehr angenehmes. Auf jenem großen Schauplatze findet er in der ersten Zeit mitten unter vielfachen Beschäftigungen noch Muße und Neigung, sich mit der Verfassung und den Geschäften des Reichshofraths näher bekannt und vertraut zu machen, ja sogar Vorlesungen darüber zu hören, während er, dem oberflächliche Unterhaltung der Gesellschaft nicht genügt, vorzüglich die Häuser der Reichsreferendarien von Frank und von Kalkhof, so wie der Familie des verstorbenen Reichshofraths von Heß besucht. Bald aber ergreift ihn auch mitunter Kleinmuth im Angesicht der großen Verhältnisse und Anforderungen der Zeit, als die Erschütterungen der wiederholten gewaltigen Schläge immer fühlbarer wurden, die dem Sturze des Reichs vorhergingen; und wir sehen ihn, mit zu großen Zumuthungen an sich selbst, sein Verzagen an seinen Kräften und Talenten für die große Laufbahn, in der er sich befindet, gegen vertraute Männer aussprechen. Eben dort war es aber und unter solchen Krisen, wo sich sein Geist in politischen Dingen zur völligen Klarheit und zu umfassendem Ueberblick emporringen sollte. Dort im Zusammenfluß aller Diplomaten, im Mittelpunkte der deutschen Reichsgeschäfte spiegelten sich die verwirrten Zustände und Verhältnisse der einzelnen Länder, sah er die Wirkungen des Mißtrauens und der Selbstsucht in immer größerer Auflockerung der gemeinschaftlichen Bande der Deutschen, lernte er das schon früher Erfahrene und Erlebte besser verstehen, wohnte den traurigen Vorbereitungen zur gänzlichen Auflösung in der Nähe

Digitized by Google

bei, und erlangte eine genaue Kenntniß der Beziehungen und Intereſſen ſeines engern Vaterlandes nach allen Seiten hin. — Wie die Epoche ſeiner höhern Ausbildung die günſtigſte war, um ihm das Verſtändniß ſeiner Zeit zu erleichtern, ſo konnten auch die Orte, wohin ihn das Schickſal zuerſt im praktiſchen Leben führte, nicht günſtiger für ihn gewählt ſeyn."

(Fortſetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Augsburg, 13. Mai.) Geſtern ſtarb dahier im 67ſten Jahre ein höchſt achtbarer Bürger, Hr. Joh. Jak. Leiner, Prokuraträger des Hauſes „Schoeppler u. Hartmann", in welchem er beinahe 40 Jahre lang mit ununterbrochener Thätigkeit, mit ſtets regem Intereſſe für die Geſchäfte und mit ſolcher felſenfeſten Treue und Anhänglichkeit gearbeitet, daß er ſich ſicher ein unvergänglich dankbares Andenken im Herzen ſeiner Chefs, deren Freund und Vertrauter er war, erworben. Herr Leiner trat aus der ehemaligen Kattunfabrik der HH. Gignaux u. Comp. im Jahre 1803 in die der HH. Schoeppler u. Hartmann. Vom 18ten Jahre an bezog er ununterbrochen, nicht eine ausgenommen, die Frankfurter, ſpäter auch die Leipziger Meſſen, und würde daher demnächſt die hundertſte Meſſe in Frankfurt gehalten und gefeiert haben.

(Augsb. Abendztg.)

(Köln, 12. Mai.) Die Herſtellungsarbeiten im Innern des Domes haben bereits wieder begonnen, und werden wohl mit Ende Jahrs vollbracht ſeyn. Die Reihe von koloſſalen Engeln über den Bogen der Gallerie werden durch die Maler Steinle (Schüler Cornelius) aus Frankfurt und Laſinski (Schüler Schadows) aus Koblenz ausgeführt, ſo daß beide anerkannte Malerſchulen zur Schmückung des Denkmals ſich hier die Hand reichen. Statt der Malerei auf Stein in Temperafarben, die auf die Dauer unhaltbar iſt, wird die Arbeit jetzt al fresco ausgeführt, die auf dieſe Weiſe mehr Farbenglanz zu der größeren Dauerhaftigkeit verſpricht.

Die von J. Mendelsſohn in Hamburg herausgegebene Zeitſchrift: „Panorama der Gegenwart" bringt unter mancherlei intereſſanten Mittheilungen auch folgende Anekdote: Ein junger Pariſer aus einer adeligen und angeſehenen Familie, deren Vermögen und Geduld er indeſſen durch Verſchwenden erſchöpft hatte, wurde auf das unabläſſigſte von ſeinen Gläubigern verfolgt. Entſchloſſen, den Plackereien auf irgend eine Weiſe ein Ende zu machen, lud er die Herren für eine beſtimmte Stunde in ſeine Wohnung. Sie kamen. Der Kammerdiener empfing ſie im Vorſaale. Ihre Rechnungen, meine Herren, bat er. Die Papiere wurden mit unzähligen Bücklingen überreicht. Warten Sie gefälligſt wenige Minuten, die Berichtigung wird ſogleich erfolgen. Mit dieſen Worten und einem artigen Winke, Platz zu nehmen, verfügt ſich der Diener in das Zimmer ſeines Herrn. Eine Sekunde ſpäter fällt drinnen ein Schuß, der Kammerdiener ſtürzt todtenbleich, mit der Miene des Entſetzens, heraus und ſchreit: Sie haben ihn getödtet! Sehen Sie das Opfer Ihrer Grauſamkeit, da liegt mein Herr mit zerſchmettertem Hirne. Die Gläubiger ringen die Hände und eilen davon, dem Verhöre des Polizeikommiſſärs und andern Juſtizweitläufigkeiten zu entgehen. — — Eine Viertelſtunde ſpäter wechſelte der Graf von T. ſeine Wohnung und ſein Stadtviertel. Seine Gläubiger, die ihn alles Ernſtes für todt hielten, erfuhren erſt die Liſt, deren Opfer ſie geworden, als der Selbſtmörder Paris und Frankreich verließ, und ihnen das in einem ſehr verbindlichen Schreiben anzeigte.

Korreſpondenz.

Fulda, 15. Mai.

Hamburgs Schickſal berührt das ganze Geäder der deutſchen Nation; es iſt durch daſſelbe zum deutſchen Herzen gedrungen. Siegte am 18. Oct. 1813 die phyſiſche Macht der noch getheilten Nation der Deutſchen über das Unglück der Fremdherrſchaft, ſo hat der 5. Mai 1842 der moraliſchen Macht der Deutſchen in ihrer Geſammteinigung die Aufgabe hingeworfen, das Unglück zu beherrſchen, welches das Element über ihre Haupthandelſtadt ausgebreitet hat. Wie damals im großen Freiheitskampfe ſchlagen jetzt wieder alle deutſchen Herzen zuſammen; in keiner deutſchen Stadt will man zurückbleiben; jede will ſo ſchnell als möglich Hülfe ſenden; erleuchtete Rathsverſammlungen deutſcher Städte ſind ſchon mit augenblicklicher großartiger Hülfe aus Stadtmitteln vorangeſchritten; größere und kleinere Städte Deutſchlands werden folgen; ihre Rathsverſammlungen werden verhältnißmäßig Unterſtützungen aus Stadtmitteln votiren, über einen Maßſtab jedoch verlegen ſeyn. Wiesbaden mit 7500 Einwohner hat aus Stadtmitteln 3000 fl. nach Hamburg an den Senat geſandt, alſo für je 5 Einwohner 2 fl. Eine Stadt mit 1000 Einw. würde demnach 200 fl. aus Stadtmitteln zu votiren haben; ſtädtiſches Schuldenweſen und Nahrungsſtand machen hier nothwendig viele Ausnahmen; aber es würde ſich doch für jede Rathsverſammlung eine billige Norm finden laſſen, wenn man das erhabene Beiſpiel Wiesbadens vor Augen legen wollte. — Ich höre, wie ſich manche Stimme hiergegen erhebt; Hamburg erhält mehr, als es verlor, ſagt der Selbſtſüchtige jetzt ſchon; er bedenkt nicht, daß zehnmal 100,000 Mark erſt eine Million Mark Banco ausmachen und daß vielleicht 50 und mehr Millionen Raub der Flammen geworden ſind. Solche Stimmen müſſen in Deutſchland geächtet ſeyn; Hamburg's hochedler Rath wird, ſo wie er es hinſichtlich der Zufuhr von Lebensmitteln bereits gethan, ſeiner Zeit auch Geldmittel ablehnen und ſo darf Niemanden bange werden, daß zu viel votirt werde. — Hülfsvereine ſind bereits überall zuſammen getreten; der hieſige Hr. Oberbürgermeiſter hat nachſtehende Bekanntmachung erlaſſen; das Kölner Dombau-Comité hat ſich als Hülfsverein für Hamburg conſtituirt und vielleicht läßt man in Darmſtadt das Hermannsſchwert noch länger ruhen und hilft mit den dazu beſtimmten Mitteln das große National-Monument deutſcher Humanität, ein neues Hamburg, erbauen! — Die erwähnte gedruckte Bekanntmachung des Hrn. Oberbürgermeiſters lautet: »Mehrfältig ausgeſprochenen Wünſchen entſprechend, erkläre ich mich bereit, die von den hieſigen und in der Umgegend wohnenden Menſchenfreunden den durch den großen Brand in Hamburg verunglückten vielen Tauſenden unſerer deutſchen Mitbürger zugedacht werdenden Gaben anzunehmen und dem hohen Senate in Hamburg ſicher zur Verwendung zu überliefern, auch demnächſt den hochherzigen Gebern die Ablieferung nachzuweiſen. Fulda, am 13. Mai 1842. Der Oberbürgermeiſter Rackenrodt.«

Köln, 9. Mai.

Das Gymnaſe Caſtelli gibt noch immer auf unſerm Theater ſeine Vorſtellungen, obgleich ſeit dem erſten Male, wo dieſe jugendliche Schauſpieler- und Tänzertruppe auftrat und wo der Reiz der Neuheit das Haus gefüllt hatte, der Beſuch meiſtens bei weitem unzulänglich für die Deckung der bedeutenden Koſten war. Unſer Theaterdirektor hätte die franzöſiſche Geſellſchaft auch gewiß nur 4 bis 5mal auftreten laſſen, wäre er nicht durch einen förmlichen Kontrakt gebunden geweſen, den er etwas ſehr voreilig mit ihr zu Lüttich abgeſchloſſen hatte und worin er ſie unbedingt für zwölf Vorſtellungen, gegen ein Honorar von 600 Frcs. für

Digitized by Google

jede, engagirt haben ſoll. Einen ſolchen Vertrag mit einer franzöſiſchen Truppe, wie ausgezeichnet immerhin ihre Leiſtungen ſeyen, auf gutes Glück abzuſchließen, dürfte ſelbſt für ſolche deutſche Theater, die auf größere Tageseinnahmen rechnen können, als das unſrige, ein gewagtes Unternehmen ſeyn. Wie niedlich auch das Miniatur-Ballet des Gymnaſe Caſtelli iſt, ſo vermag es doch nur einigemal die Maſſe der Theaterbeſucher anzulocken und für die übrigen Vorſtellungen bleiben nur die Wenigen übrig, welchen die franzöſiſche Converſationsſprache ganz geläufig iſt, oder welche die Kennerſchaft derſelben doch mindeſtens affektiren. — In auswärtigen Blättern haben wir geleſen, daß unſere Operngeſellſchaft in dieſem Frühjahre und Sommer Vorſtellungen in Belgien, Holland und den nordöſtlichen Provinzen Frankreichs zu geben beabſichtige. Dies iſt rein aus der Luft gegriffen; denn unſer Direktor Hr. Spielberger hat ſich ſchon auf ſeiner vorjährigen Erkundigungsreiſe überzeugt, daß von einem ſolchen Unternehmen kein Heil für ſeine Kaſſe zu erwarten ſteht, und der ähnliche Verſuch des Direktors der Aachener Geſellſchaft im verwichenen Jahre kann ihn ſchwerlich dazu aufmuntern, da der Erfolg entſchieden ungünſtig war. — Kürzlich wurde hier einer der zahlreichen Inhaber von ſogenannten Kommiſſionsbureau's, die ſeit ein paar Jahren bei uns wie Pilze aus der Erde emporſchießen, wegen arger Prellerei eines Individuums, dem er unter dem Vorwande, ihm eine Stelle zu verſchaffen, wiederholt Geld abgenommen hatte, zu dreimonatlichem Gefängniß verurtheilt. Die Unterſuchung ſtellte heraus, daß der Kommiſſionär gar keine ſolche Stelle, wie die ausgeſchriebene, zu vergeben, der arme Geprellte aber von ſeinem ziemlich entfernten Wohnorte mehrere Reiſen umſonſt hieher gemacht hatte.

Mainz, 11. Mai.

Der im Drucke erſchienene Rechenſchaftsbericht der hieſigen Central-Armenkommiſſion für das verfloſſene Jahr zeigt wiederholt, wie man bei gut geordneter Verwaltung mit geringen Mitteln Vieles leiſten kann. Von einer nicht mehr als 35,578 fl. 30 kr. betragenden Einnahme wurden an mehr als 3000 Bedürftige wöchentliche Unterſtützungen an Geld und Brod vertheilt; es wurden über 4,200 fl. für Hauszins bezahlt, 1812 fl. zur Wiederaufhülfe und augenblicklicher Rettung Einzelner und ganzer Familien verwendet, 4,500 fl. für Medikamente und chirurgiſche Heilmittel verausgabt, für mehr als 1,000 fl. Steinkohlen vertheilt und 542 Kinder zum Theil ganz erhalten und gekleidet, zum Theil gekleidet und in der Lehre oder in andern Schulen und Inſtituten unterſtützt. Man erſieht aus dieſem Berichte ferner, daß es im verfloſſenen Jahre gelungen iſt, durch Feſtnahme, Ausweiſung und Unterbringung von 875 Individuen, die den Verſuch machten, auf Straßen oder in Häuſern zu betteln, dem ſo läſtigen Bettelweſen hier ein Ziel zu ſetzen. Drei Punkte bilden die Schattenſeite des ſonſt gewiß befriedigenden Gemäldes: 1) der nach geführten Prozeſſen und Transaction auf 39 000 fl. zuſammengeſchmolzene Krieger'ſche Kapitalfonds, der bei dem Tode des Erblaſſers vor ohngefähr 12 Jahren 150 000 fl. betrug; 2) die ſich ſtets vermindernden freiwilligen Beiträge der hieſigen Bewohner bei ſteigender Bevölkerung und 3) der ſich gleichfalls jedes Jahr geringer ſtellende Ertrag der Verlooſung von Kunſtgegenſtänden zum Beſten der Armen. Daß die Männer, die an der Spitze der Verwaltung ſtehen, bei ſolchen Verhältniſſen den Muth nicht verlieren und mit erneuter Thätigkeit ſich dem undankbaren Geſchäfte unterziehen, muß jedem Menſchenfreunde zum wahren Troſte gereichen. — Die Wiederherſtellung des Flügels des ehemaligen kurfürſtl. Reſidenzſchloſſes, wo die wiſſenſchaftlichen und Kunſtſammlungen der Stadt Mainz aufgeſtellt werden und die Sitzungen der Naturforſcher und Aerzte im künftigen September ſtatt finden ſollen, wird, wie man von gut unterrichteten Perſonen vernimmt, mit großem Eifer betrieben. Noch iſt der Eingang in das Gebäude für Jene, welche nicht dort beſchäftigt ſind, unterſagt, da die Stiege noch nicht erbaut und ſo zahlreiche Arbeiten im Gange ſind, daß dieſes ohne Störung und Gefahr nicht ſtatt haben könnte, aber man hofft, daß in wenigen Wochen an einigen Sonntagen, wenn die Arbeiten ruhen, der Beſuch des Publikums gegen ein mäßiges Eintrittsgeld erlaubt werde. In drei Monaten, wenn die Anſtalten zu der großen deutſchen Induſtrieausſtellung im nahe bei dem Schloſſe gelegenen großh. Palais recht beginnen, wird es in dieſer ſeit der kurfürſtlichen und franzöſiſchen Zeit zu ſehr vernachläſſigten Stadtgegend wieder lebhaft werden und die Furcht, die ſchönſten Straßen der Stadt, die drei Bleichen, der Verödung preisgegeben und alles Leben nach dem Gutenbergsplatze und der Ludwigsſtraße gezogen zu ſehen, wird wieder verſchwinden. Die ſtädtiſche Behörde hat durch ihren Beſchluß wegen Einrichtung des Schloſſes zu dem gegenwärtigen Zwecke ſich um die Bewohner dieſer Straße ein großes Verdienſt erworben und Ihrem Blatte gebührt der Dank, dieſe Idee zuerſt zur Publizität gebracht zu haben.

Darmſtadt, 14. Mai.

Bei gedrängt vollem Hauſe wurde die geſtrige Vorſtellung in dem Hoftheater gegeben. Mit Einſchluß der beträchtlichen Zuſchüſſe von Seite des großh. Hofes ſollen überhaupt 1800 fl. eingenommen worden ſeyn, welche Summe der unglücklichen Stadt Hamburg ungeſchmälert zufließen wird, da Se. königl. Hoh. der Großherzog, wie man vernimmt, ſämmtliche Koſten der Vorſtellung zu übernehmen geruht haben. Auch Hr. Haſſel vom Frankfurter Theater, dieſer hier ſo geſchätzte Künſtler, der auch geſtern Abend ſein Talent in dem Umfange bewährte, daß er am Schluß mit enthuſiaſtiſchem Beifall gerufen wurde, hatte gleich anfangs erklärt, nur unter der Bedingung auftreten zu wollen, wenn man ihm erlaube, auf ſein Honorar verzichten zu dürfen. Ein ſo edles Anerbieten konnte natürlich nicht zurückgewieſen werden und ſoll von Sr. königl. Hoh. dem Großherzog, Höchſtwelcher für fremde Leiden nie gleichgültig oder theilnahmlos iſt, höchſt wohlgefällig aufgenommen worden ſeyn. — Auch die hieſigen Schulkinder bringen mit gerührtem Herzen in ihren zarten Händen kleine Gaben dar, die in ihrer Vereinigung artige Summen bilden werden. Viel verſpricht man ſich von dem großen Konzert, welches der Singverein in der Vorſtadt Beſſungen in dem dortigen großherzogl. Orangeriegarten, unter Vorausſetzung allerhöchſter Erlaubniß, demnächſt zu veranſtalten beabſichtigen ſoll. So werden bei uns alle Springfedern der Kunſt in Thätigkeit geſetzt, um für Hamburg eine recht einträgliche Collecte zu Stande zu bringen. Der Erfolg im Ganzen dürfte den Erwartungen der Menſchenfreunde vollkommen entſprechen.

Mainz, 12. Mai.

Auf den hieſigen Comptoirs circulirt unter den Angeſtellten eine Subſcriptionsliſte mit folgendem Begleitſchreiben: »Bei dem furchtbaren Unglücke, welches Hamburg durch den ungeheuern Brand heimgeſucht hat, liegt die Befürchtung nur zu nahe, daß dadurch viele Hunderte, wo nicht Tauſende von Angeſtellten in den dortigen Handelshäuſern ihre Habe ebenfalls verloren haben, oder doch für längere Zeit gänzlich brodlos geworden ſind. Schon regt ſich in allen Städten Deutſchlands, bei dem Mitgefühle für ſo namenloſes Unglück, zugleich das edle Streben, ſolches nach Kräften zu lindern, und Frankfurt iſt bereits mit einem rühmlichen Beiſpiele großartiger Unterſtützung vorausgegangen. Auch Mainz, welches, wo es einem edlen oder wohlthätigen Zwecke gilt, nie in den letzten Reihen ſteht, bleibt hier nicht zurück und während die Chefs der hieſigen Handelshäuſer eben im Begriffe ſind, ihre Theilnahme an dem beklagenswerthen Schickſale der unglücklich gewordenen Hamburger unter ſich zu bethätigen und gleichzeitig auch die allgemeinen Subſcriptionen unter der Bürgerſchaft begonnen haben, glauben die Unterzeichneten, ihre Collegen, ſo wie ſämmtliche Angeſtellte und Comptoiriſten in den Mainzer Handelshäuſern vertrauensvoll einladen zu dürfen, ſich zu dem Eingangs erwähnten Zwecke der Unterſtützung der Hamburger Collegen zu betheiligen und die desfallſigen Beiträge auf beiliegender Subſcriptionsliſte zu verzeichnen. Doppelt gibt, wer ſchnell gibt, und wenn Jeder nach ſeinen Kräften beiträgt zur Milderung ſo großer Noth, ſo kann unſer Scherflein ſeinen guten Zweck um ſo weniger verfehlen, als dieſes Beiſpiel gewiß nicht ohne Nachfolge in den übrigen Handelsſtädten bleiben wird. Mainz, den 11. Mai 1842. H . . . . L . . . . K . . . .« Wie wir vernehmen, hat dieſe Subſcription einen ſehr gedeihlichen Fortgang und bedarf ihre Empfehlung zur Nachfolge in den deutſchen Handelsſtädten keines weitern Beiſatzes. . . . . r

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 136. Donnerstag, den 19. Mai 1842.

Cabrera.

Historische Novelle aus dem letzten spanischen Kriege.

(Fortsetzung.)

Der Rest der heutigen Nacht ging in sanftem Schlummer schnell, der Tag unendlich langsam dahin. Wie tief und freudig athmete Cabrera auf, als er wieder die Straßen der Hauptstadt betrat, als er um das Theater bog, als ihm die Hand der verschwiegenen Duegna winkte, als er in den Pavillon schlüpfte, den ihm Maria zum nächsten Rendezvous bestimmt hatte. Ein Kuß der innigsten Liebe lohnte seinen Muth und seine Treue.

„Du bist gerüstet zur Reise, Maria," sagte Ramon, indem er den Blick an ihren reizenden Formen heruntergleiten ließ, „das dunkle seidene Kleid eignet sich wohl für die Flucht in der Dunkelheit, und Deine Mantille schützt Dich vor der rauhen Nachtluft. Nur diese zarten Schuhe möchten nicht für unsern Weg passen, Du mußt sie mit stärkern vertauschen, Blume meines Herzens. Aber dann — fort, ohne Säumen!"

Maria senkte die dunklen, seidenen Wimpern, ein leichtes Beben durchflog ihre Glieder; sie barg das lockige Haupt an Cabrera's Brust.

„Ich folge Dir so gern, mein Ramon," flüsterte sie aus tiefbewegter Brust, „und doch — zürne mir nicht, Geliebter — die Minute, welche mich aus der Nähe des gewohnten Kreises wegreißen soll, sinkt mir wie eine erstickende Last auf das Herz. Ich kann nicht gehen — in diesem Augenblick nicht. Nur eine kurze Frist noch laß uns weilen. Wir sind vollkommen sicher."

Cabrera küßte zart und tröstend der Geliebten die schönen Augen. Beide ließen sich auf dem Purpurkissen des schwellenden Sopha's nieder. Furcht kannte der Guerillero nicht, und seine ruhige Vorsicht ging in den weichen Wellen des Liebesrausches zu Grunde. Nur einige Minuten wollten die Glücklichen kosen, aber es waren Stunden geworden, als Maria aus der süßen Selbstvergessenheit erwachte. Sie warf den Blick in holder Verwirrung nach der Alabasteruhr, welche unfern der Thür stand.

„Jesus, Maria!" schrie sie auf, und Cabrera, der mit seinem Auge den Blicken der Geliebten folgte, sah, wie die Thür aufgethan ward, und die hohe Gestalt eines Mannes sich zeigte. Es war Julio.

Lange standen die beiden Männer sich gegenüber, ohne ein Wort hervorbringen zu können oder zu wollen. Endlich brach Julio das Stillschweigen.

„Also Du der Ehrenräuber meiner Schwester," sagte er mit einem Tone, welcher den Kampf seines Gemüthes ausdrückte; „ich glaubte den Ohren nicht, wovon die Augen mich überzeugen. Was hast Du mir zu entgegnen, Ramon? Meine Brust ist stark genug, um Schmerz und Zorn zusammenpressen zu können, bis auch der Feind geredet hat. Der Feind, Ramon — Du mein Feind! O, es ist mehr als schrecklich."

„Was nicht genug bewacht wird, kann nicht geraubt werden," entgegnete Cabrera, indem er den trotzigen Blick auf den Boden heftete; „ich habe Dir nichts zu sagen, als daß ich Dich hasse, wie ich dich einst geliebt. Meine Neigung zu Deiner Schwester war die eines Ehrenmannes, aber Dein Adelstolz hat sie mit Füßen getreten, und jedes Unheil, welches aus dieser höllischen Saat emporwächst, kommt in Dein Sündenmaß."

„Du thust mir zwiefach wehe, Ramon — kein Adelstolz, Dein Leichtsinn bestimmte meine Schritte. Der Baum ächter Liebe, glaubte ich, könne in dem Walde Deiner Abenteuer nicht emporwachsen. Du selbst hast muthwillig meinen Glauben zertrümmert."

„Nun wohlan, so gieb mir die Schwester — zu eigen — wie ich ihr mich gebe. Ich habe Würden, ich habe Schätze; verlangst Du mehr noch? —"

Julio senkte nachdenkend das Haupt auf die Brust, und rang einige Minuten nach einer Antwort. Endlich erhob er das glänzende Auge wieder und heftete es fest auf den Gegner.

„Deine Schätze, Cabrera," sagte er, „und Deine Würden haben ein höheres Bollwerk zwischen uns aufgeführt, als Deine Geburt und Dein Charakter. Deine Schätze gieb dem beraubten Landmann zurück, Deine Würden der edlen, gemißhandelten Königin — sie gehören ihr und ihrem heiligen Rechte — kehre zurück von der Sache der kurzen Willkür und ewigen Knechtschaft zu dem Panier der wahren Freiheit, und dann laß die Zeit entscheiden, ob Du Dich einer Perdinnas würdig zu machen verstehst."

„Genug," rief Cabrera, und griff unwillkürlich nach der unbewehrten linken Seite, „so habe ich Dich erwartet. Ich gehe — hier ist nicht der Ort, meine Ehre zu rächen. Aber, wenn Du kein Feigling bist, so treffen wir uns draußen auf dem Schlachtfelde, und, bei Gott, diese Minute soll schwer

Digitized by Google

in der Schaale Deines Verderbens wiegen! — Ich geleite Dich, Maria."

„Wohin, Cabrera? —"

„In eine würdigere Umgebung, Don Julio de Perdinnas."

„Und Du Schwester — willst Du ihm folgen?"

„Ich will," sagte Maria, indem sie sich vom Sopha erhob, in dessen Polstern sie das Gesicht verborgen hatte, „mein Herz und mein Leben gehört Cabrera, und nur der Tod soll uns trennen."

„Du wolltest mich verlassen, Deinen Bruder, der Dich über alles liebt?" fragte Julio staunend und zweifelnd, „wolltest Dich selbst hinausstoßen aus der Gesellschaft in eine blutbedeckte Wüste unter rohes Kriegsvolk, unter Räuber! — Nein, Maria, nein, das kannst Du, das darfst Du nicht wollen und — wärst Du dennoch entschlossen — sieh, ich bin an Vaters Stelle für Dich — ich würde zum ersten Male von meiner väterlichen Gewalt Anwendung machen, ich würde es hindern, wie es nur zu hindern steht."

„Komm," sagte Cabrera, und legte den Arm um den Leib des schwankenden Mädchens, „ich begleite Dich."

Julio warf sich dem Vorwärtsschreitenden in drohender Stellung entgegen.

„Keine Gewalt," sagte er mit fester, durchdringender Stimme, „vergiß nicht, Verwegener, daß Du hier in Feindesstadt weilst, daß ein einziger Laut von mir Dich vernichtet, daß es meine Dienstpflicht erheischt, den geächteten Feind, den kühnen Späher zu ergreifen. Gehe fort, ich will es vor meinem Gewissen verantworten, Dich entlassen zu haben; führe nicht das ungeheuer Gräßliche herbei, daß der Freund über den einstigen Freund zu Gericht sitzen und — den Stab über ihn brechen muß. Denn wisse, Tollkühner, und höre es auch Du, verblendete Schwester: für Ramon Cabrera hat die Gerechtigkeit nur eine Kugel, sobald sie ihn zu erreichen vermag, keine Gnade. Das Blut der schuldlos Hingeopferten überströmt ihn mit glühender Schuld.

(Fortsetzung folgt.)

Zum Andenken an Arnold von Mieg.

(Fortsetzung.)

Wir übergehen die nun folgende vortreffliche Schilderung der wechselnden Berufskreise v. Miegs, in denen sein verdienstvolles Leben während der stürmischen Kriegsepoche und in den folgenden Friedenstagen sich bewegte und die ihn stufenweise zum Regierungspräsidenten des Rezatkreises, dann zum Staatsrath und Finanzminister, endlich zum k. Bundestagsgesandten zu Frankfurt erhoben. Doch können wir nicht umhin, über sein Wirken in letzterer Eigenschaft einige Stellen wörtlich wiederzugeben: „Obschon die Verhandlungen der Bundesversammlung in ihrem Detail der Oeffentlichkeit nicht übergeben sind, so fehlt es doch nicht an den glaubenswürdigsten Nachrichten und Zeugnissen, wie hoch die Mitglieder jener Versammlung den Werth und das Wirken dieses Mannes in ihrer Mitte zu schätzen wußten, und wie ununterbrochen er sich der Zufriedenheit seines Hofes zu erfreuen hatte. Seine überaus einnehmende Persönlichkeit, die Rechtlichkeit und Zuverlässigkeit seines Charakters erwarben ihm gar bald auch dort das allgemeine Vertrauen seiner Collegen, das ihm, verbunden mit der Rücksicht auf die Bedeutung der Stimme seines Hofes, den Weg in fast alle, und besonders in die wichtigsten Commissionen der Bundesversammlung eröffnete. Nach einer uns mitgetheilten Uebersicht war Mieg im Laufe der verflossenen 8 Jahre zum Mitgliede von 16 Commissionen gewählt worden, ohne dabei seine siebenmalige Wiedererwählung in die jährlich erneuerte Reclamationscommission zu zählen. Als Mitglied dieser letztern vorzüglich, so wie des Ausschusses in Militärangelegenheiten war ihm jährlich Gelegenheit zu einer ganzen Reihe von Vorträgen gegeben, welche häufig Gegenstände der wichtigsten Art, von großer Ausdehnung und schwieriger Behandlung betrafen, und die Art, wie er sie erledigte, war immer geeignet, Zutrauen, Achtung und Neigung zu erhöhen. In den reich damit angefüllten Protokollen der Bundesversammlung hat er sich ein unvergängliches Denkmal gesetzt; er hat sich als eine Zierde derselben in die Geschichte ihrer Versammlungen eingeschrieben. Mieg war, wie er dieses häufig gegen seine Freunde und Bekannte ausgesprochen, von der Ueberzeugung durchdrungen, und sein Wirken ging davon aus: daß die Grundbestimmungen unseres großen Bundesvertrages nach ihrem Wortlaut, Geist und Zusammenhang von allen Seiten gleichmäßig, redlich und getreulich zu erfüllen seyen; daß die Verfolgung der beiden großen Zwecke des Bundes niemals einzeln, sondern in ihrer unzertrennlichen Verbindung und gegenseitigen Beschränkung geschehen dürfe; daß bei den Verhandlungen dieses völkerrechtlichen Vereins nicht bloß das Wesen, sondern auch alle Formen, als gleich wichtig und für die Sicherung des Bestandes unentbehrlich, gewissenhaft zu beobachten seyen; jede Anwendung der Bestimmung genau entsprechen, jede fernere Entwickelung mit strenger Consequenz aus der Natur des Vereins und seinen Grundbestimmungen hervorgehen müsse, daß jede willkürliche Ueberschreitung der vertragsmäßig vorgezeichneten Schranken eher auflösend als befestigend wirke, daß aber die unvermeidlichen, in dem Wesen eines völkerrechtlichen Vereines selbst begründeten Lücken durch ein immer üppiger sich emporrankendes geistiges Nationalband auszufüllen seyen, welches Alles durchdringen und umschlingen und das Ganze mit gewaltiger Naturkraft zusammenhalten müsse. Mit einem Wort, er hielt fest an der Ansicht: das Recht, das positive Recht, genährt und begünstigt durch deutsches Rechtsgefühl, deutsche Treue und anschließende Neigung, wie durch gemeinsame Cultur, sey allein der ächte deutsche Boden, auf dem die große völkerstämmige deutsche Eiche gedeihen könne. Gleichwohl war er nicht der Mann, sich raschen Täuschungen hinzugeben; Schein und Worte wirkten nicht auf den Lebenserfahrenen, und seine Wünsche waren noch lange nicht lauter Hoffnungen geworden. So hatte er aber für all' sein Wirken und Handeln eine feste unerschütterliche Grundlage gewonnen. Keine Verwicklungen konnten ihn irre machen; er wußte, worauf er zu beharren habe, während sein concilianter, in allen Windungen sich leicht bewegender Geist keiner Möglichkeit zu einer reellen Verständigung unter andern Formen verschlossen blieb, oder, wo diese unerreichbar erschien, zu jedem formellen, die Sache wahrenden Auskunftsmittel sich bereitwillig zeigte."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Dr. Siebenpfeiffer,

welcher in der Zeit, als Deutschlands öffentliche Meinung jenen merkwürdigen Aufschwung nahm, wie er nur in den größten Abschnitten der Völkergeschichte vorkömmt, als wirkendes Glied, als Aufstacheler in erster Reihe stand, ist in den letzten Tagen in öffentlichen Blättern der Gegenstand einer höchst unzarten Diskussion geworden. Welche Schwächen der Mann auch an sich getragen haben mag, — das kann Niemand bestreiten, daß er seinem politischen Glaubensbekenntnisse schwere materielle Opfer gebracht, körperlich und geistig viel dafür gelitten hat. In dieser Hinsicht dürfte es manchen von Interesse seyn, einige abgerissene Worte über dessen Zustand zu vernehmen und ich theile dieselben aus sicherer Quelle mit. Die polizeiliche Ausweisung, welche Siebenpfeiffer während eines Besuches bei seinen Verwandten zu Freiburg im Breisgau kürzlich hinnehmen mußte, scheint einen erschütternden Eindruck auf ihn gemacht zu haben. Bald nach seiner Rückkehr vernahm einer seiner Freunde, daß er für mehrere 100 Fr. Luxussachen gekauft, ein neues Ruhebett mit der Säge durchschnitten, eine Frauensperson durchgeprügelt, und für mehrere 1000 Fr. Bestellungen auf verschiedene Gegenstände gemacht habe; ferner, daß er einen Löffel im Knopfloch, statt einem Orden, in der Stadt herumgetragen habe, u. dgl. m. — Der Freund, ein Arzt, ging sogleich zu ihm und fand ihn leider in einem Zustande vollkommenen Wahnsinnes (Narrheit, die in Blödsinn überzugehen pflegt).

„Er sey der Republik durchaus unentbehrlich; man habe befürchtet, daß er nach Deutschland zurückkehre, und ihn als Sekretär der Gesetzgebungskommission mit einem Jahresgehalt von 35,000 Fr. bestellt, mit dem Rechte, so viel Bücher zu kaufen, als er wolle, und Reisen zu machen, um die Gesetze aller Völker kennen zu lernen, zu welchem Zweck er nächster Tage eine Reise um die Welt antreten werde. Das Landgut, auf welchem er wohne, habe er um den Spottpreis von 12,000 Fr. erkauft, und wolle seine höchst interessante Biographie dem Freunde für die deutsche Vierteljahrsschrift schenken."

Dies war die Unterhaltung, welche erwähnter Freund mit ihm hatte. Auf diese traurige Wahrnehmung hin eilte der erstere sogleich zum Regierungsstatthalter, ließ dem Unglücklichen einen Vormund setzen und zeigte den Sachverhalt dessen Heimathgemeinde Bötzingen an, die ihn alsbald in die vortreffliche Irrenanstalt des Hrn. Aribolet bringen ließ. Siebenpfeiffers Vermögen scheint zerrüttet, und seine liebenswürdige, gemüthliche und geistreiche Tochter steht allein unter dem Schutze einer Freundin; die Theilnahme der Deutschen für die Verwaiste ist bisher so gering, daß ich darüber staunen muß. Ein Zögling Siebenpfeiffers, Notar Mathys, ist dessen Vormund, und bezeugt eine kindliche Theilnahme. (Seebl.)

Mannichfaltigkeiten.

(Zweibrücken, 12. Mai.) So eben verbreitet sich die traurige Nachricht, daß in unserer Nähe, zwischen dem Kirschbacher Hofe und der Kirschbacher Mühle, ein Mann von zwei Bauernknechten auf die mörderischste Art erschlagen wurde. Die Mörder sollen sich über die nahe französische Gränze geflüchtet haben, sind jedoch dem Arme der Gerechtigkeit nicht entlaufen. (Zweibr. Wochenblt.)

(Dresden, 9. Mai.) Den Verehrern Liszt's wird es nicht unangenehm seyn zu hören, daß er in Petersburg die seltensten Triumphe feiert. Man schreibt einem seiner hiesigen Freunde, er „enchantire" nicht nur Petersburg, sondern er „rançonnire" es auch nicht wenig, und habe in seinen zwei ersten Concerten 50,000 R. Bco. (16,000 Thlr.) eingenommen! „Les dames en raffolent!" so endet der Brief; und wir enden mit dem: „tout comme chez nous." (Leipz. Allg. Z.)

(Pfaueninsel, bei Potsdam, 8. Mai.) Ein eigenthümliches Phänomen ist in diesen Tagen hier und in der Umgegend beobachtet worden. Freitag den 6. und Sonnabend den 7. bemerkte der hiesige Maschinenmeister Hr. Friedrich einen durchdringenden, höchst eigenthümlichen Geruch, den selbst der Rauch starker Cigarren nicht unterdrückte. Eine sorgfältige Untersuchung der Maschinengebäude und Brennmaterial-Räume ergab, daß der Rauch nicht von dort herrühre, und so beachtete Hr. F. diese Erscheinung nicht weiter. Heute indeß wurde ihm von Ohrenzeugen, und ohne daß er seiner Beobachtung zuvor Erwähnung gethan, berichtet, daß der Förster Hr. Behrend am 5. d. wiederholt geäußert: „Es wäre, als ob ein ganzes Land brenne, so rieche es überall nach Brand und Schwefel." Heute bemerkt man diesen Geruch nicht mehr, und so läßt sich hoffen, daß nicht der heftige Wind allein die Ursache hiervon ist, sondern daß jener entsetzliche Brand in Hamburg, der den feinen Geruchsnerven schon am Tage des Entstehens kund geworden zu seyn scheint, wirklich im Erlöschen begriffen sey. (Diese Hoffnung hat sich bekanntlich bestätigt).

(Havre, 10. Mai.) Die gestern angekommenen Zeitungen von New-York, 16. April, enthalten die Nachricht, daß das Postschiff „Louis Philippe", Kapitaine Castoff, auf der Ueberfahrt von Havre nach New-York am 14. April gegen Morgen auf der Höhe von Montank (Long-Island) gescheitert ist. Dasselbe hatte eine halbe Ladung und etwa 100 Passagiere an Bord, welche letztere sämmtlich gerettet worden sind. Das Unglück fand etwa 80 Meilen von New-York statt. Der „Louis Philippe" war am 8. März von Havre abgefahren und gehörte der Postschifflinie nach New-York an. Er war erst vor vier Jahren zum Preis von 70,000 Dollars gebaut worden.

Die in unserm Blatte bereits angezeigten Klavierstudien von Hrn. Musiklehrer H. Hilliger in Frankfurt a. M. sind nun erschienen. Die Verlagshandlung von André in Offenbach hat diese werthvollen und sehr praktischen Uebungsstücke sauber und gefällig ausgestattet. Der Ertrag von 100 Exemplaren (à 45 kr. das Exemplar) ist zum Besten der abgebrannten Hamburger bestimmt und somit verdient diese freundliche Sammlung in doppelter Hinsicht die beste Empfehlung.

Ole Bull, der Geigenspieler, reist in einem englischen Reisewagen mit vier Rappen, einem Sekretär an der Seite, einem Mohren zum Geigentragen vorauf, einem französischen Koch hintenauf.

Digitized by Google

(Berlin, 9. Mai.) Unſere Theater-Verhältniſſe werden ſich in wenigen Wochen durch die Ankunft des neuen Intendanten hoffentlich ändern, der freilich die Bühne ſo verwaiſt und herabgekommen findet, daß Jahre dazu gehören werden, ſie wieder aufzurichten. Seydelmann wird, heißt es, nicht wieder auftreten; auch Fräul. v. Hagen ſoll darauf beſtehen, zum 1. Juli gänzlich die Bühne zu verlaſſen.

In Karl Heinzen's Dichtungen lieſ't man auch folgende, bei welcher ſich gewiß viel denken läßt:

Du und ich —
Gedankenſtrich.

Iſt das nicht lakoniſche Kürze? Eben ſo kurz und inhaltſchwer ſind folgende:

Einer für Viele.

Welch Heer durchraſ't den Fichtenhain?
Es iſt der Sturmwind ganz allein.

Pflanze und Frucht.

Die Weinſucht war die Pflanze und die Frucht —
Die Waſſerſucht.

Man ſchätzt das Capital, das Dem. Taglioni in drei Jahren in St. Petersburg erworben, auf 250,000 Silberrubel. An Diamanten allein ſoll ſie einen Werth von 80,000 Silberrubel erhalten haben. Wenn man das Geld, das die Elsler in Amerika, die Taglioni in Rußland, und Rubini in Frankreich und England ſich erwarben, zuſammenlegte, ſo könnte man ein Banquier-Haus damit errichten, das wohl manchem Erſten in Europa ebenbürtig wäre.

Kürzlich glichen zwei Franzoſen einen Handel, den ſie wegen Eiferſüchteleien hatten, auf eine barbariſche Weiſe aus. Nur eine Piſtole wurde geladen und durch das Loos derjenige beſtimmt, der den Anderen erſchießen ſolle. Der vom Looſe Begünſtigte hatte das glückliche Unglück, ſeinen Gegner durch den Schuß zu tödten. (Lewald's Europa.)

Korreſpondenz.

Aus der Pfalz, 14. Mai.

Die Idee, aus freiwilligen Beiträgen der Pfalz eine Gabe anzuſchaffen, die bei der Vermählung Sr. k. Hoh. unſeres Kronprinzen mit Ih. k. Hoh. der Prinzeſſin Marie von Preußen dem hohen Brautpaar als ein Zeichen der Sympathie, der Liebe und Verehrung der Pfälzer dargebracht werden ſoll, findet überall den freudigſten Anklang, ſo daß in allen Landkommiſſariaten der Pfalz ſich bereits Comités zur Leitung dieſer Angelegenheit gebildet und viele Gemeinden, außer den Beiträgen ihrer einzelnen Gemeindemitglieder, auch noch Zuſchüſſe aus der Gemeindekaſſe, ſofern ſie von höherer Verwaltungsſtelle genehmigt werden, angeboten haben. Am 22. Mai nächſthin, Morgens um 10 Uhr, findet nun eine Verſammlung von Abgeordneten aus den ſämmtlichen Comités der Pfalz auf dem Gemeindehaus zu Kaiſerslautern ſtatt, um das Nähere in dieſer Angelegenheit zu beſprechen und dabei wird gewiß auch jeder nicht eingeladene Freund der Sache willkommen ſeyn.

Heidelberg, 14. Mai.

Kaum war die Kunde von dem namenloſen Unglücke, von welchem die Stadt Hamburg heimgeſucht ward, hier angelangt, als man ſich ſogleich gedrungen fühlte, zu ſchleuniger Hülfe auch von hier aus nach Kräften mitzuwirken. Schon am 10. Mai, an demſelben Tage, an welchem Sr. Durchl. dem Erbprinzen von Sachſen Coburg-Gotha und einer Gemahlin ein feierlicher Empfang bereitet wurde, bei welcher Gelegenheit die Juriſtenfacultät dem durchlauchtigſten Prinzen das Doctordiplom überreichte, glaubten einige Menſchenfreunde die Feier dadurch verherrlichen zu ſollen, daß ſie Subſcriptionen und Sammlungen für die unglücklichen Hamburger veranlaßten. Am folgenden Tage conſtituirte ſich ein Comité, welches in unſern Tagblättern einen »Aufruf zur Hülfe« an die Bewohner der Stadt ergehen ließ und ſich am nämlichen Tage ſchon im Stande ſah, ſogleich 1000 fl. an den hohen Senat von Hamburg abgehen zu laſſen. Die Beiträge, welche mit der größten Bereitwilligkeit dargebracht wurden, belaufen ſich jetzt ſchon über 2000 fl., ohne daß noch die Hauscollecte, welche bereits angeordnet iſt, begonnen hat, und da ſich zugleich ein Verein von Frauen bildete, um eine Lotterie in Gang zu bringen, deren Erlös demſelben Zwecke gewidmet iſt, ſo läßt ſich hoffen, daß in Bälde eine für die hieſige Stadt nicht unbeträchtliche Unterſtützungsſumme zuſammen gebracht ſeyn wird. — So betrübend auch das Unglück iſt, ſo erfreulich und erhebend iſt die große Theilnahme, die ſich überall kund gibt, nicht nur als Ergebniß des in reiner Menſchenliebe begründeten Wohlthätigkeitſinnes, ſondern auch als bedeutſames Zeichen des immer mehr erwachenden Nationalgefühls.

Offenbach, 16. Mai.

Heute wurde Folgendes hier durch eine gedruckte Anzeige bekannt gemacht: »Die Mitglieder des Frankfurter Stadttheaters und der hieſige Sänger-Verein werden im Laufe dieſer Woche, auf einen näher zu beſtimmenden Tag, eine große muſikaliſch-dramatiſche Vorſtellung zum Vortheile der Abgebrannten in Hamburg geben. — Die verheerenden Flammen, welche eine der ſchönſten Städte Deutſchlands zu vernichten drohten, ſind erloſchen, doch haben ſie ein anderes Feuer entzündet in den Herzen aller Deutſchen, das freudig wieder aufbaut, was jene tückiſch zerſtörten, das weithin durch alle Gauen herrlich leuchtet: die Oriflamme der Liebe! Möge ſie nie erlöſchen, möge ſie das Band, welches die deutſche Nation umſchlingt, ſtählen und härten, damit kein Roſt es je zernage, keine Zeit es mürbe mache. Auch wir wollen unſere Funken dazu ſpenden. Viele ſchöne Gaben ſind zwar ſchon von Reichen und Armen mit rührendem Eifer auf den Altar der Menſchenliebe niedergelegt worden, allein bei ſo unermeßlichen Verluſten kann wohl nicht genug geſchehen. Noch gibt es der Hülfsbedürftigen viele! Wir hoffen, um ſo mehr von dem hieſigen verehrten Publikum in unſerm Unternehmen unterſtützt zu werden, als ihm auch durch die Darſtellung der beiden Stücke: »Noch iſt es Zeit« und »der Bevollmächtigte«, worin die Coryphäen der Frankfurter Bühne, nämlich die Damen Lindner, Frühauf, Meck, Hoffmann und die Herren Baiſon, Weidner, Lußberger, Grahn, Schneider u. ſ. w. activ ſind, ein ſeltener, in dieſer Vollendung hier noch nie gebotener Kunſtgenuß bereitet wird. Die Subſcriptionsliſten werden unverzüglich in Umlauf gebracht und das Nähere durch den Zettel bekannt gemacht werden.« — Dieſe intereſſante Production wird, wenn keine Aenderung eintritt, nächſten Samſtag ſtatt finden und es dürften die Räume unſeres Schauſpielhauſes wohl zu eng ſeyn, um alle die zu faſſen, welche ihr beiwohnen wollen.

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 19. Mai. Der Hirſch, Schauſpiel in 2 Abth., von Blum. Hierauf: Die Landparthie nach Königſtein, Poſſe in 4 Bildern.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 137. Freitag, den 20. Mai 1842.

Cabrera.

Historische Novelle aus dem letzten spanischen Kriege.

(Fortsetzung.)

Voll Wuth hatte Cabrera bemerkt, daß er in der Eile seinen Dolch einzustecken vergaß. Zeit war indeß nicht zu verlieren. Rasch riß er eine Pistole hervor; ein heftiger Knall erschütterte das Gemach — Maria warf sich dem Geliebten laut aufschreiend in die Arme, und der Getroffene wankte rücklings gegen die Thür zurück. „Fort, fort!“ rief Cabrera.

Aber Julio war nur leicht am linken Arme gestreift; der Schwester Liebe hatte ihn gerettet. Rüstig schleuderte er den Andringenden zurück, und während dieser zu der zweiten Pistole, er selbst aber zum Säbel griff, drangen Bewaffnete in den Park und in den Pavillon, von woher Lärm und laute Stimmen drangen. Es war die Patrouille, die der Schuß herbeigerufen hatte.

Trotz der wüthendsten Gegenwehr und der unglaublichsten Anstrengung wurde Cabrera überwältigt und gebunden. Julio hieß die Wache, kraft seiner militärischen Würde, einen Augenblick hinaus treten, befahl den herbeigeeilten Dienern und Dienerinnen, die ohnmächtige Maria in den Palast zu tragen, und wandte sich dann zu Cabrera.

„Unsinniger,“ sagte er mit kaum verhaltenem Zorne, „Du selbst reißest Dich in den Abgrund des Verderbens, und, wahrlich, wer gegen den schonenden Feind, den einstigen Freund, die Mordwaffe zückt, verdient in vollem Maße ein solches Schicksal. Aber Du sollst nicht sagen, daß Julio de Perdinnas gegen den überwundenen Feind minder großmüthig gewesen sey, als gegen den drohenden. Wenn es in meiner Macht steht, Ramon, so will ich Deinen Untergang auch jetzt noch nicht herbeiführen. Zügle Deinen eigenen Uebermuth, und ich befreie Dich.“

„Thue das nicht,“ knirschte Cabrera, „denn das erste Werk meiner Hände, die Ihr feig in Fesseln geschlagen habt, ist, Dich zu erdrosseln, Bube, sobald Du sie lösest. Dies Mal möchte kein Weib Dich schützen.“

Julio maß ihn mit einem Blicke des Mitleids und der Verachtung. „Du suchst mich umsonst in Deine Sphäre herabzuziehen,“ sagte er; „ich will nicht das Henkeramt üben. Ich werde Dich unschädlich zu machen wissen.“

Er redete draußen mit dem Unteroffizier der Wache. Ein Mann trat mit gezogenem Säbel vor den Gefangenen, die übrigen gingen ihrer Pflicht nach, und auch Julio verschwand. Erst nach Verlauf einer halben Stunde kehrte er in Begleitung einiger Reiter seines eigenen Regiments zurück, der Infanterist wurde abgelöst, und dem Gefangenen angedeutet, ein lediges, mitgebrachtes Pferd zu besteigen. An Widerstand war hier nicht zu denken; Cabrera schwang sich finster und trotzig in den Sattel, und in kurzer Zeit befand er sich außerhalb der Stadt. Als die letzten Wachen passirt waren, kehrten die Reiter zurück. Cabrera erreichte ungehindert sein Zelt, und warf sich, von Zorn und Anstrengung erschöpft, auf das Lager nieder.

Alle seine Leidenschaften waren auf's neue geweckt. Um den Edelmuth des Feindes würdigen zu können, war er zu befangen in Liebe, Selbstsucht und Menschenverachtung. Geschöpfe, die mit ruhiger Ueberlegung eine unschuldige Frau morden konnten, nur, weil ihr Sohn muthig den Säbel handhabte statt des Rosenkranzes, erschienen ihm unendlich verächtlich und keines Mitleidens werth. Er sehnte sich nach seinen Provinzen zurück, um wieder unumschränkter Gebieter über Leben und Tod zu seyn. Aber Madrid sollte vorher fallen, und Julio seine Beute, Maria sein Weib werden.

Am folgenden Morgen ließ er sich Bericht abstatten über die Begebenheiten während seiner Abwesenheit. Es waren neue Fortschritte gemacht; die Hauptstadt konnte sich nicht acht Tage noch halten, und ein ernstlicher Sturm mußte sie schon jetzt den Belagerern in die Hände geben. Er wußte sich die Unentschlossenheit des Prätendenten nicht zu erklären. Die Nachricht, daß schon gestern ein Theil der Armee aufgebrochen und eine rückgängige Bewegung gemacht habe, erweckte in ihm einen leisen Hoffnungsfunken. Er faßte diese Anordnung als listige Demonstration irgend eines geheimen Kriegsplans auf.

„Sollte es wirklich zum Sturme gehen?“ Die Patrouillen meldeten, daß eine allgemeine Bewegung im Heere bemerkt werde. Ein Adjutant vom Stabe sprengte heran. Cabrera trat voll von glühendem Muthe in den Kreis seiner Offiziere.

Aber wie ein Donnerschlag aus heiterer Bläue traf ihn der Befehl zum Rückzuge. Ein dumpfes Murmeln lief ringsum. Die Offiziere Cabrera's, von denen jeder Einzelne dem Chef an Muth und Tapferkeit nachzueifern suchte, theilten seinen Unwillen in vollem Maße, und nur die Nähe des königlichen Adjutanten hielt sie im Zaume, ihn nicht laut werden zu lassen. In der That ist es ein Räthsel, welches viele

Digitized by Google

leicht erst die Geschichte aufhellen wird, warum Don Carlos an der Spitze eines siegreichen Heeres, im Angesicht der fast wehrlosen Hauptstadt, umkehrte, warum er nicht triumphirend einzog und sich auf den Thron setzte, dem er so eifrig nachstrebte. Auch Hannibal wandte sich vor den Thoren Roms zur Rückkehr; wußten vielleicht Beide nicht den Sieg zu benutzen? Aber wozu der Vergleich! — Carlos und Hannibal! Sie stehen sich gegenüber, gleich Wesen zweier Welten.

Cabrera erbleichte, seine Lippen bebten, seine Augen funkelten, und indem er dem Adjutanten jach entgegentrat, sagte er die kühnen, denkwürdigen Worte: Yo haré a mi cabeza (Künftig werde ich nach meinem Kopfe handeln.) Mit dieser Antwort für die königliche Hoheit entließ er den bestürzten Offizier.

„Das Lager in Brand gesteckt," befahl er dann, zu den Seinen gewandt. Die Adjutanten flogen nach allen Richtungen, die Trompeten schmetterten, die Krieger eilten zu ihren Fahnen, und mit der gewohnten Windeseile war die Schaar Cabrera's in Bewegung. Aber warum der harte Befehl zur Einäscherung des Lagers? Gehorcht hatte Jeder, wiewohl ungern; und erst, als die Kanonen aus der Stadt die Antwort auf diese Frage den Abziehenden nachriefen, begriffen sie des Feldherrn rasche Ueberlegung. Die Fahrlässigkeit des Oberfeldherrn, durch welche er um ein Kleines den rüstigsten Theil seines Heeres geopfert hätte, wurde ein neuer Gegenstand der allgemeinen Mißbilligung und staunenden Nachdenkens.

„Hätte ich ihn so gekannt," knirschte Cabrera, „diesen König ohne Krone wie ohne Muth und Männersinn, ich würde mich mit Euch, meine Getreuen, auf die Stadt gestürzt und den morschen Thron mit meinem Fuße zertreten und diesen eilfertigen Helden auf die Trümmer gesetzt haben, wie man ein Büblein auf die Schulbank führt. Es sind Männer genug in seinem Heere, die uns gefolgt wären, die ihn mit fortgerissen hätten. Und nun — Alles zu spät, Alles verloren! Der Kern des Heeres schon auf dem Rückzuge. Freilich, Carlos, hast Du uns Arbeit gegeben, wir können die Flucht decken und Deinen Rücken, damit Du vor der Welt prunken kannst, Du habest nur auf der Brust ehrenvolle Narben. Aber — ich wiederhole es noch ein Mal — künftig, Carlos, künftig handle ich, wie es mir wohlgethan dünkt."

(Fortsetzung folgt.)

Zum Andenken an Arnold von Mieg.

(Schluß.)

Ergreifend ist, was im weiteren Verlaufe der Denkschrift über die zunehmende Erkrankung Mieg's, über seine gleichwohl nimmer ermüdende Berufstreue, und über seinen Tod gesagt wird. Wir heben über seine letzten Augenblicke folgende Stellen aus: „Es ist uns als zuverlässig mitgetheilt worden, daß er am Morgen des 6. Januar, nach Durchlesung eines ihm zur Mitunterschrift zugestellten längeren Commissionsvortrages über einen wichtigen Gegenstand, mit festen Schriftzügen am Rande einige Abänderungsvorschläge zu der Redaktion der Anträge niederschrieb. Aber am Abende desselben Tages, am Vorabende seines Todes, hatte er nicht nur mehrere Berichte durchgesehen und unterzeichnet, die erst nach seinem Tode den Ort ihrer Bestimmung erreicht haben, sondern bei einem derselben mit eigener Hand noch eine weitläufige Berechnung mit großen Zahlen vorgenommen, um sich selbst zu überzeugen, daß die in den Bericht aufgenommenen Summen die richtigen seyen. So brach der 7. Januar, der letzte Tag für ihn an. Neben dem kleinsten Irdischen, das nicht unerledigt bleiben sollte, hatte er die Ewigkeit fest im Auge. Mit der Ruhe eines Weisen unterrichtete er die Seinigen von allem, was ihnen zunächst nach seinem Tode zu wissen nöthig war, dankte ihnen, gab ihnen Rathschläge für ihre künftige Existenz und bezeichnete mit der größten Genauigkeit, wo jedes nöthige Papier sogleich zu finden sey. Als nichts mehr zu thun übrig blieb, ließ er einen würdigen Geistlichen zu sich bitten, der anderthalb Stunden mit ihm allein blieb. Ein tiefer Blick in das Innere seiner Seele muß dem Geistlichen gegönnt worden seyn, denn als dieser wegging, äußerte er mit tiefer Bewegung ungefähr Folgendes: „Ich war gekommen, um zu erbauen, und ich bin erbaut worden." — Er konnte nicht glauben, daß ein Mann mit solch' voller Geisteskraft dem Tode so nahe stehe. Von da an sprach Mieg nur mehr wenige einzelne Worte, der befriedigte Sterbende neigte sich zur Ruhe; sein Geist hatte lange genug über die Dienste des widerspenstigen Körpers geherrscht, in der Abendstunde zwischen 10 und 11 Uhr entfloh er zu neuer höherer Thätigkeit aus der unbrauchbar gewordenen Hülle. Das brechende Auge ruhte noch auf den weinenden Geliebten; auch seine ganze Dienerschaft stand im Kreise und weinte; sie wußten noch nicht, daß der Wohlwollende sie auch nach seinem Tode mit Wohlthaten bedacht hatte. Seine Leiche wurde nach dem Wunsche seiner Gattin nach Aschaffenburg gebracht, seine Asche ruht in bayerischer Erde. Mieg, ohne männliche Nachkommen, schließt eine lange Reihe seines Stammes. Es ist ein bemerkenswerthes Zusammentreffen, daß, der die Reihe beginnt, nach dem Stammbaum, den die Familie besitzt, und der sie schließt, an demselben Monatstage ihr Leben geendet haben. Petrus Mieg, zu St. Thomas in Straßburg begraben, starb am 7. Jan. 1488." Es folgt nun in der Denkschrift noch eine allgemeine Zusammenfassung und Schilderung von Miegs Persönlichkeit, aus der wir Folgendes entnehmen: „Mieg erscheint uns als ein durch eine seltene Vereinigung von Naturgaben, Kenntnissen und Erfahrung bis zur Vollendung herangereifter Staatsmann, und er war nicht minder ein feingewandter Diplomat in der schönen, oft verkannten Bedeutung dieses Wortes. Wir erkennen in ihm zugleich einen vollkommenen bayerischen Patrioten. Aus Neigung eben so, als wie es ihm die Pflicht gebot, gingen ihm sein König und das bayerische Volk vor allem andern; aber er war auch ein Deutscher von edlen Gesinnungen. Er war davon durchdrungen, daß das Wohl Bayerns eng und unzertrennlich mit dem Wohle Deutschlands verbunden sey, daß die Verhältnisse zu den deutschen Bruderländern mit gegenseitigem Wohlwollen nach Recht und Treue zu ordnen und zu wahren seyen, und daß erst der deutsche Bund in seiner reinen Entwickelung einer großartigen und würdigen Existenz der einzelnen Staaten das Siegel der Vollendung und Sicherheit aufdrücke. Die Grundlagen aber, auf welchen alle Talente und Eigenschaften Mieg's ruhten, und mit Sicherheit wirkten, waren: eine sittliche Natur, ein strengrechtlicher Charakter, und eine weise Selbstbeschränkung; drei Dinge, ohne welche kein vollendeter Staatsmann zu denken ist. Läßt sich

Digitized by Google

auch nicht in alle Geheimnisse des Dienstlebens blicken, so kann man doch aus dem, was von seinem Leben offen da liegt, mit Sicherheit schließen, daß nie ein unedler Rath, nie ein ungerechter Antrag von ihm ausgegangen sey. Je tiefer und reiner seine religiösen Gefühle, je ausgebildeter seine Ansichten von dem Christenthume waren, je gewissenhafter er darauf hielt, auch in der äußeren Uebung seinen Glauben kund zu thun, desto weniger liebte er die Frömmelei, desto mehr war er ein Feind des Fanatismus, diesem Gegensatze aller wahren christlichen Religion. Schicksale und Unglück mit philosophischer Ruhe, mit frommer Ergebung zu tragen, in welchem Grade er dies vermochte, haben wir in der Schilderung seiner letzten Lebensjahre genugsam gezeigt. Er trug die Kraft und den Trost in der eignen Brust. „Ohne den Thau der Thränen", schreibt er einmal an seine geliebten Kinder, „vertrocknet das Gemüth; — nur vor größerem Mißgeschick bewahre Euch des Allvaters Güte, und lasse Euch stets den unschätzbaren Trost eines reinen Gewissens."

Der große Brand von London.

Dem unermeßlichen Unglück, das vor einigen Tagen die Stadt Hamburg und deren so wie den deutschen Handel überhaupt traf, ist nur dasjenige zu vergleichen, das im Jahre 1666 unter der Regierung Karls II. die Stadt London und deren damals eben aufblühenden Welthandel heimsuchte. Der Brand von London dauerte nur ungefähr eben so lange, wie der von Hamburg; er brach nämlich in der Nacht vom Sonntag (2. September) aus und wüthete bis zum Donnerstag, während der in Hamburg in der Nacht vom Mittwoch zum Donnerstag zum Ausbruch kam und am Sonntag das Ende seiner furchtbaren Verheerungen fand. Die City von London, in der das Feuer wüthete, war damals jedoch noch winkeliger, enger und daher noch feuergefährlicher gebaut, als die jetzige Altstadt Hamburgs; nicht weniger als 13,200 Häuser, 87 Kirchen und 26 Hospitäler gingen zu jener Zeit in Flammen auf. Doch gerade dieses fürchterliche Unglück trug vielleicht mehr als irgend ein späteres Ereigniß zur Vergrößerung Londons bei, denn die nicht zum Kaufmannsstande gehörenden Einwohner der Stadt bauten sich nun, und zwar viel prächtiger und bequemer, in der Nähe der königlichen Residenz von Westminster an und legten dadurch den Grund zu dem herrlichen Westende der Stadt, das seitdem hinsichtlich des Reichthums mit der City rivalisirt. Letztere wurde ausschließlich vom Handelsstand zu seinen Zwecken wieder hergestellt und bietet daher auch jetzt noch den unregelmäßigen und unschönen Anblick dar, den sie vor dem Brand hatte. Man versäumte es, bei dem Wiederaufbau der Häuser dafür zu sorgen, daß den Straßen eine Gestalt gegeben werde, die bei ausbrechenden Feuersbrünsten minder gefährlich ist — ein Beispiel, dem man hoffentlich bei dem Wiederaufbau des abgebrannten Theiles von Hamburg nicht folgen wird. Was der Londoner Handelsstand im Jahre 1828 ausführte, nämlich die Anlegung großer Docks im Hafen, wodurch die Speicher mit feuergefährlichen Waaren in der engen Stadt bedeutend vermindert wurden, das wird wohl nun in Hamburg zu Stande kommen, wo es, so oft die Zeit ein gemeinnütziges Unternehmen erheischte, niemals an dem Sinn und an den Mitteln dazu fehlte. (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin.) Bei dem am 11. d. M. auf der Berlin-Anhaltischen Eisenbahn von hier abgegangenen ersten Personenzuge brach zwischen Trebbin und Luckenwalde an einem der mit der Magdeburg-Leipziger Gesellschaft gemeinschaftlich beschafften Güterwagen eine Achse. Der Zug war, als sich dieser Unfall ereignete, in rascher Bewegung, wodurch der Achsenbruch auch den nächstfolgenden 5 Güter- und Packwagen verderblich wurde, welche mehr oder weniger beschädigt sind, so daß deren Wiederherstellung nach ungefährer Abschätzung einige hundert Thaler kosten mag. Die sämmtlichen nachfolgenden Personenwagen blieben, durch vorzüglich rasches Bremsen, ganz unversehrt, und weder von den Passagieren, noch von den begleitenden Beamten ist Jemand verletzt worden.

Der „Pariser Messager" muß den Hamburger Senat für den Namen einer Straße ansehen. In einem Berichte über den Hamburger Brand heißt es: „Der Senat und eine Menge anderer Straßen sind ein Raub der Flammen geworden!"

(Hamburg, 14. Mai.) Die Gemahlin eines hiesigen Diplomaten, Frau v. H.....n, hat dem Hülfsverein 100 Stück Louisd'or mit dem Bemerken einhändigen lassen, daß dieses Geld ein Geschenk ihres Gemahls und zum Ankauf einer neuen Equipage bestimmt gewesen sey, daß sie sich jedoch glücklich schätze, durch Uebersendung dieser Summe ein Scherflein zur Linderung der allgemeinen Noth beitragen zu können.

Korrespondenz.

Weimar, 8. Mai.

Am 6. d. feierte der Ober-Consistorialrath Dr. Zunkel, ein Name, welcher hier mit großer Achtung genannt wird, sein 50jähriges Amts-Jubiläum. Dem 84jährigen Jubelgreise wurde bei dieser Gelegenheit, außer vielfachen Ehrenbezeugungen von Seiten des Ober-Consistoriums, von unserm Großherzoge der Falkenorden und von der Stadt Weimar das Ehrenbürgerrecht verliehen. Auch in seinem Geburtsorte Buttstädt wurde seiner gedacht und ihm zu Ehren an der dortigen Schule eine Stiftung gegründet, welche sein Andenken gleichsam verewigen wird. Einen überaus schönen Genuß gewährte uns gestern Abend das Violinspiel des Virtuosen Hrn. H. Ernst. Es ist kaum glaublich, welche Töne dieser geniale Künstler dem einfachen Instrumente zu entlocken versteht und welchen tiefen Eindruck sein Spiel auf das Gemüth der Zuhörer macht. Vorzüglich schön und fast bezaubernd war der Vortrag eines Andante und der Carneval von Venedig, von welchen Stücken das ziemlich volle Haus auf eine entzückende Weise überrascht wurde. Heute gibt derselbe, auf besondere Einladung, noch ein Konzert bei Hofe, worauf er Weimar verlassen und nach Frankfurt reisen wird, um sich da ebenfalls hören zu lassen. — In Bezug auf den Brand zu Denstedt hielt der dortige Ortsgeistliche heute Vormittag eine Predigt, die auf alle Anwesende einen rührenden Eindruck machte. Tausende von Men-

Digitized by Google

schen waren aus der Nähe und Ferne herbeigeeilt, um diesem feierlichen Gottesdienste beizuwohnen. Die Kirche war jedoch nicht groß genug, die versammelte Menschenmenge zu fassen; es war deshalb die Kanzel unmittelbar auf den brandigen Trümmern aufgerichtet, was zur Erhöhung dieser Feier nicht wenig beitrug. Tausendstimmiger Gesang durchtönte die Lüfte.

Mainz, 16. Mai.

Die Reiselust scheint während der gegenwärtigen Pfingstfeiertage durch die jüngst zur Kunde gekommenen Unfälle sehr abgenommen zu haben. Die von hier gestern und heute abgegangenen Dampfboote waren wohl besetzt, aber von einer Ueberfüllung, wie in den zwei verflossenen Jahren, wo die Rheinbrücke die von der Taunusbahn herüberströmende Menge kaum fassen konnte, ist diesmal nicht die Rede. Keine 50 Personen kamen mit dem vor 8 Uhr eingetroffenen Eisenbahnzuge von Frankfurt über die Brücke; unterdessen wurden, wie wir vernehmen, ohngefähr 130 zu Frankfurt direkt nach Biebrich eingeschrieben, um dort das um 8 Uhr von hier abfahrende Kölnische Boot zu besteigen. Diese Einschreibung von Frankfurt nach Biebrich auf der Eisenbahn wurde eingeführt, weil man die Kölnischen Boote nöthigte, hier um 8 Uhr präcis vor Ankunft des Taunusbahnzugs abzugehen, sie also die nach 8 Uhr eintreffenden Reisenden nicht mehr mitnehmen konnten, die mit dem um 8½ Uhr abfahrenden Düsseldorfer Boote gingen. Um nun dieses zu hindern, wartet das Kölnische Boot die Ankunft des Eisenbahnzugs in Biebrich ab und sorgt dafür, daß die Reisenden sich nach Biebrich einschreiben lassen. Gegenwärtig, wo der Eisenbahnzug vor 8 Uhr in Kastel eintrifft, wäre diese Fahrt nach Biebrich nicht mehr nöthig; jetzt ist sie aber zum Nachtheile der Stadt Mainz eingeführt. Es gibt Personen, die meinen, wenn ein Landungsplatz für Dampfboote in Kastel eingerichtet würde, so würde dieser Mißstand beseitigt werden. Wir wollen diese Ansicht nicht bestreiten und müssen auch zugeben, daß die Anfahrt der Dampfboote zu Kastel für die Reisenden, die auf der Taunusbahn ankommen, vortheilhaft wäre, für Mainz wäre sie aber von entschiedenem Nachtheile.

Aus dem Moselthale, im Mai.

Die beiden Moseldampfschiffe »Baldwin« und »Prinzessin Carl«, welche seit Anfang April einen wöchentlich viermaligen Dienst eröffnet haben, treffen jedesmal regelmäßig und früh auf ihren Stationen ein, und sind auch, besonders bei den Thalfahrten, ziemlich stark besetzt. Dies ist gewiß für alle Moselbewohner sehr erfreulich, wenn man bedenkt, wie oft der Dienst im vorigen Frühling durch Unfälle gestört wurde. In kurzer Zeit soll nun auch das dritte Dampfschiff: »Mosella« wieder hier eintreffen, und dann der langersehnte tägliche Dienst endlich statt finden. Obgleich nun die Dampfboote sich schon jetzt einer ziemlich bedeutenden Frequenz erfreuen, so würde dieselbe doch weit bedeutender werden, wenn es der Direktion beliebte, die etwas hohen Fahrpreise, die es dem gemeinen Manne fast ganz unmöglich machen, sich dieser bequemen Reisegelegenheit bei seinen Geschäften zu bedienen, herabzusetzen und die Einnahme würde darum gewiß nicht geringer ausfallen.

Darmstadt, 14. Mai.

In Folge der beschlossenen Reparatur und Verschönerung unserer Stadtkirche ist der Gottesdienst aus derselben seit Himmelfahrtstag theils in die Stadtkapelle, theils in die katholische Kirche verlegt worden; in jene für die evangelische Bürgergemeinde, und in diese für die Militärgemeinde. Aus gleicher Ursache dient schon seit mehreren Monaten ein Saal des neuen Residenzschlosses als gottesdienstlicher Versammlungsort der Gemeinde der Schloßkirche, welche, wie es scheint, noch nicht sobald ihrer Bestimmung wieder übergeben werden kann. Auch die israelitische Gemeinde hat mit der Reparatur und Erweiterung ihres Gotteshauses bereits beginnen lassen. Von Seite des Gemeinderaths der Residenz ist derselben hierzu ein Zuschuß von 500 fl. zu den Baukosten aus der Stadtkasse bewilligt worden.

Usingen, 14. Mai.

Die Unterzeichnungen für unsere deutschen Brüder in Hamburg sind in vollem Gange in Stadt und Land und man kann sich nur freuen über die schönen Beiträge und daß sich das Mitgefühl an dem furchtbaren Unglück bis in das geringste Dorf erstreckt. Man hofft allgemein, daß, nach dem großherzigen Beispiele der Stände von Hannover, auch unsere Landstände eine namhafte Summe für denselben Zweck bewilligen werden. Da, wie es nach Allem scheint, was wir mit jedem Tage aus Deutschland erfahren, die Theilnahme unseres ganzen Volks an dem Unglücke einer deutschen Stadt die kräftigste Lebensäußerung eines reinen und thatkräftigen Patriotismus ist, die wir seit langer Zeit erlebt haben, so erlaube ich mir, den Wunsch auszusprechen, daß der löbliche Singverein zu Friedberg an alle Singvereine, die am großen wetterauer Sängerfeste Theil nehmen, eine Einladung zu Beiträgen möge ergehen lassen, die an ihn eingesendet werden und durch seine Hand an den Ort ihrer Bestimmung gelangen. Ein solches Beispiel würde gewiß Nachahmung finden in andern Gegenden und in diesem Falle möchte sich eine bedeutendere Summe ergeben, als Mancher glauben mag.

Köln, im Mai.

Die erste Aufführung von Meyerbeer's Hugenotten, welche am 8. d. M. zum Benefiz des beliebten Sängers Adolph Schuck auf hiesiger Bühne statt fand, gewährte allen Freunden dramatischer Musik einen wahren Genuß, indem die Leistungen des betreffenden Opernpersonals würdig und dem Werthe dieses großartigen Tongemäldes entsprechend gelangen. Der gefeierte Benefiziant als Raoul und die Sängerin Limbach als Valentine löst'en ihre schwierige Aufgabe auf eine Art, welche ihnen Anerkennung des Publikums erwarb. Nächst ihnen gebührt Hrn. Oehrlein (Marcel), Hrn. Formes (St. Bris) und Dem. Urban (Page) lobende Erwähnung. Dem. Weixelbaum (Königin Margarethe), leider durch sichtbares Unwohlsein gehindert, konnte ihr achtbares Talent nicht in vollem Maß geltend machen. Das Orchester unter Conradin Kreutzer's Leitung war ausgezeichnet und so konnte es nicht fehlen, daß hier, so wie überall, das Werk den Meister lobte.

Vom Rhein, im Mai.

So eben kündigt sich eine seltene, höchst interessante Zeiterscheinung an, die jeder Menschenfreund mit warmer Theilnahme vernehmen wird, es ist die gemeinschaftliche Redaction des »Vorläufers« von dem Schweizer Chr. Friedr. Stähner (zu Schaffhausen) und dem Deutschen Dr. Robert Haas (im Herzogthum Nassau), einer Zeitschrift zur Beförderung einer vernünftigen Menschenbildung. Das Licht der Wissenschaft in allen seinen Beziehungen populär zu machen, das religiöse, geistige, öffentliche und häusliche Leben mit freimüthiger, unumwundener Sprache zu besprechen, aber ohne Polemik, nur mit besonnenem, schlagendem, kräftigem Worte die Wahrheit zu verkünden, in solchem Geiste zwei Männer vereint zu sehen, die mit unverkennbarer und entschiedener Gesinnung die Veredlung einer fortschreitenden Menschheit zu fördern sich berufen fühlen, ist in der That wahrhaft erbaulich. Zugleich finden wir zum Erstenmal in solchem Bündnisse die Scheidewände zweier benachbarten, ursprünglich vereinten Völker fallen, obwohl jede unmittelbar politische Tendenz dem Unternehmen ferne liegt. Möchten überall erleuchtete, gottbegeisterte Männer dieses edle Werk als ein würdiges Organ einer in geschichtlichem Uebergange begriffenen Zeit unterstützen!

Theater-Anzeige.

Sonntag, 22. Mai. (Zum Erstenmale): Treue Liebe, Schauspiel in 5 Acten, von Eduard Devrient.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 138. Samstag den 21. Mai 1842.

Bundeslied. *)

(Von Wilh. Wagner.)

Wann sich des Glückes milder Segen
Dort über Stadt und Land ergießt,
Wann hier den Blicken froh entgegen
Des Friedens reich: Aussaat sprießt,
Wann Jenem ein: heit're Stunde,
Ein gold'ner Tag sich zugewandt,
Mit Lust begrüßet man die Kunde
Im ganzen deutschen Vaterland.

Und wann in unheilschweren Tagen
Ein lauter Schmerzensruf ertönt,
Wann tiefgebeugte Brüder klagen,
Indeß das Erz vom Thurme dröhnt,
Wann Feuersglut und Feindesschaaren
Verroh'n den heimathlichen Strand,
Dann ist zur Hülfe in Gefahren
Vereint das ganze Vaterland.

Ja, Eintracht soll uns stets umschlingen
In heit'rer, wie in trüber Zeit;
Gern laßt uns jedes Opfer bringen
Der deutschen Volkseinigkeit!
Ob aus der Elbe Thal wir stammen,
Ob uns begränzt der Alpen Rand,
In heil'gem Feuer glüht zusammen,
Ihr Herzen all' im Vaterland!

Stets in der Reihe der Nationen
Soll Deutschland groß und mächtig seyn
Und seinen stolzen Eichenkronen
Soll'n alle Völker Achtung weih'n.
So reichet dann durch alle Gauen,
Ihr deutschen Brüder, euch die Hand,
Seyd stark durch Liebe und Vertrauen!
Ein jubelnd Hoch dem Vaterland!

*) Sollte ein Componist dies Lied in Musik setzen wollen, so ist es ihm dazu überlassen. Uebrigens läßt es sich auch nach der Melodie des Uhland'schen Liedes singen: „Wenn heut' ein Geist herniederstiege, ꝛc."

Cabrera.

Historische Novelle aus dem letzten spanischen Kriege.

(Fortsetzung.)

Der Feind war zu einer kräftigen Verfolgung zu schwach. Aber die Hoffnung flößt auch dem Schwachen Muth ein, und dem Muth folgt der Sieg. Carlos Glück hatte auf seinem höchsten Gipfel gestanden; jetzt sank es unaufhaltbar abwärts. Viele der Guerillaführer trennten sich mißvergnügt von ihm, einzelne Abtheilungen wurden geschlagen, und Carlos verschwand, wie er gekommen war, in den Gebirgen der baskischen Provinzen. Cabrera kehrte nach Valencia zurück, gefürchtet wie der Löwe auf seinem Zuge, und Alles zermalmend, was ihm hindernd in den Weg trat. Das Glück schien auf die Seite der Königin mit eiserner Consequenz getreten zu seyn, er aber blieb stets der Unüberwundene und Unüberwindbare.

In seinen Bemühungen dagegen um Maria war er minder glücklich. Seine Boten vermochten nicht zu ihr zu gelangen, und nur ein Mal erhielt er ein paar Zeilen von ihrer Hand. Sie war ihm noch immer mit gleich schwärmerischer Liebe ergeben, und ersehnte eine Gelegenheit, zu ihm zu fliehen. Julio benahm sich liebevoll, aber ernst und fest gegen sie.

Die Aussicht auf eine Vereinigung mit der Geliebten erfüllte ihn mit unnennbarer Freude. Es war, als ob sein Genius ihm diesen einen Himmelsstrahl noch zeigen wollte, damit er nicht ganz hinausirrte in die dunkle Nacht seines Ehrgeizes. Warum mußte ein feindseliges Schicksal ihm gerade hierin entgegen seyn? Fast sollte man glauben, die Mächte des Abgrundes gäben dem Menschen, der an ihrem Rande steht, nur unglückschwangeres Glück.

Drückend war ihm dabei der Gedanken, daß er nicht ein Mal den Ort bestimmen konnte, wo ihn Maria anzutreffen gewiß seyn durfte. Er hatte keine Heimath, nicht ein Mal einen bestimmten Waffenplatz. Seine Provinzen gehörten ihm nur so weit, wie sein Degen reichte; das Patent des Prinzen war und blieb eine leere Formel, in welche seine Tapferkeit erst den Inhalt bringen mußte.

Mit desto sehnsüchtigeren Blicken umschweifte er Morella, die hohe Bergfestung, wo seine Laufbahn zuerst begonnen hatte, und wo er einen neuen Stützpunkt zu finden hoffte. Morella, Hauptstadt der Grafschaft Maestrazzo, welche inmitten der Provinzen Catalonien, Aragonien und Valencia, von Bergen umringt und durchschnitten, liegt, schien ihm am besten zu

Digitized by Google

einem Mittelpunkt seiner Macht geeignet. Sie war durchaus für einen Gebirgskrieg geschaffen, und vornämlich die Hauptstadt von einer beträchtlichen Stärke. Auf einen weit vorspringenden Felsen, zwischen Bergen, die Schnee und Eis fast immer bedeckt, hingebaut, ist eine genaue Einschließung nicht wohl denkbar, und ein wirksames Bombardement wenigstens äußerst schwierig. Cabrera durfte nie erwarten, durch eine Belagerung Herr dieses Platzes zu werden. Er hoffte einzig auf Ueberraschung.

Die Winterstürme heulten inzwischen ihren gebieterischen Aufruf zum Waffenstillstande durch Berg und Thal. Die Ströme schwollen, die Pfade wurden ungangbar und in den höheren Gegenden legte sich die weiße Schneedecke über die sterbende Natur. Cabrera mit seiner Schaar lag in den Gebirgsdörfern der Grafschaft — wachsam, unruhig, thätig selbst in der Winterzeit. Kein Tag verging, ohne daß er einen Streifzug um die Hauptstadt gemacht hätte, und der schlechte Erfolg dieser Züge vermochte nicht im geringsten seine Geduld und seine Beharrlichkeit zu erschüttern. Er verglich einen festen Willen mit Quecksilber, welches allgemach auch die festeste Substanz durchdringt, wenn es sich ein Mal auf eine Stelle lagert.

So ging der Februar des Jahres 1838 fast zu Ende — unter gleichem Froste und gleicher Beschäftigung. Cabrera hatte durch seine fortgesetzten Bemühungen wenigstens etwas erobert — einen alten Freund, seinen Pedro. Der Redliche hatte in der Haft zu Morella seine Kräfte und seine Munterkeit bald wieder gewonnen, und da man seinem harmlosen Blicke und Wesen allzuviel traute, hatte man ihn aufgefordert, Garnisonsdienste zu nehmen. Nichts konnte ihm erwünschter scheinen. Die Gefangenschaft war doch immer mit Zungenzwang und andern Lebensplagen verbunden gewesen; desto fröhlicher konnte er jetzt mit den neuen Kameraden schwatzen und lustige Händel mit Zofen und schönen Bürgertöchtern anknüpfen. Als er aber eines Tages von einem Mauerthurme herab einen kleinen Zug der ihm wohlbekannten Reiter Cabrera's erblickte, der sich unvorsichtigerweise zu nahe gezeigt hatte, vermochte ihn nichts mehr zu halten, und er entfloh von dem Posten, an einer Mauerstelle hinabklimmend, die wohl Niemand als er für gangbar anerkannt hätte. Der Morgenschlummer seiner Kameraden und die eigene Gewandtheit leiteten ihn glücklich in das Thal, und sein guter Stern bald in Cabrera's Nähe. Er war noch immer der Alte, und Cabrera, ihm gegenüber, unverändert. Beide fragten und erzählten wie Jugendgenossen.

Nach einigen Tagen begleitete er den geliebten Herrn schon auf den Streifereien gegen sein ehemaliges Gefängniß.

„Du bist am längsten in Morella gewesen, Pedro," sagte Ramon, „glaubst Du, daß es möglich ist, das Nest mit Gewalt oder List einzunehmen? —"

„Sennor General," entgegnete Pedro, „ich weiß nicht, wie Ihr das meint; aber mit Euern Lanzen und Bajonetten und Büchsen sollte ich meinen, reicht Ihr nicht hinauf. Auch ist Alles gut besetzt, und der eine Tag ist wie der andere. Ihr habt mir ein Mal erzählt, daß der große Kaiser Bonaparte die unüberwindliche Stadt Babylon einnahm, indem er durch die Einfahrt oder Euphrat — wie nanntet Ihr das Ding, Sennor? — ging, während die drinnen bei Speck und Brod und gutem Weine fröhlich waren. So etwas, versichere ich Euch, begegnet der Besatzung in Morella durchaus nicht. Wein trinkt nur der Herr Kommandant, und die Löhnung ist schwach genug, um Niemand in Versuchung zu führen. Für Leute, die keinen Geist und keine Bekanntschaften unter den guten Frauen von Morella besitzen, giebt es dort nichts häufiger als Langeweile. Darum, könnt Ihr glauben, schlafen die Soldaten Ihrer königlichen Majestät Christine wie das liebe Murmelvieh — Gott verzeih mir die Sünde — und daher mögt Ihr Tag aus Tag ein hier reiten, niemals werdet Ihr eine Veränderung oder Gelegenheit zum Angriff finden. In allen Schanzen sind kleine Baracken gebaut, worin es sich recht warm ruht; da raucht und schnarcht die ganze Wache vom Morgen bis zum Abend, und in der Nacht ist das Rauchen und Schnarchen erst recht an der Tagesordnung."

Cabrera schüttelte unzufrieden den Kopf. Pedro fuhr nach einer Pause fort.

„Cap sagranat," rief er fröhlich aus, „eben kommt mir ein guter Gedanken in den Sinn! Wenn man einen Piaster aus der Börse herausnimmt, so kann man ihn auch wieder hineinlegen, sollte ich meinen. Nicht, Sennor General?"

„Nun ja doch, Pedro, gewiß — aber keine Kindereien getrieben."

„Nein, Sennor Generalissimo, seht nur, der Piaster bin ich, und Morella ist die Börse. Wie, wenn ich mich nun wieder hineinsteckte, und Ihr gäbt mir noch eine Handvoll Silber- und Goldstücke mit! —"

„Ja, dann wärst Du drinnen, Pedro."

„Nein, doch — ei zum T— mit allen Gleichnissen — die biblischen ausgenommen. — So meinte ich das nicht. Gebt mir nur ein paar Dutzend handfester Leute, nur auf eine Nacht, und ich öffne Euch am andern Morgen die Thore. Seht, das war mein schlichter, einfältiger Gedanken."

„Er ist nicht übel, aber unausführbar. Eine Schaar Bergkatzen könntest Du hinaufführen, sonst Niemand. Und wenn Du nun wirklich dort oben wärest, so würdest Du mit Deinem ganzen Kommando von neuem unter die Garnison gesteckt oder an den Galgen gehängt."

Allein Pedro ließ sich nicht irren. Der General mußte ihm endlich nachgeben, und als die Glocke da oben sieben schlug und dichtes Dunkel die Gegend einhüllte, zog eine halbe Compagnie Scharfschützen, unter dem Befehle eines Secondelieutenants und Pedro an der Spitze, den schneebedeckten Berg hinauf. Niemand sprach ein Wort, selbst Pedro schwieg, und nur das Knistern des Schnees machte den Zug der Abenteurer hörbar. Da, wo sich der Felsen aus dem Berge erhebt, machten sie Halt, und der Lieutenant fragte den Führer, was zu beginnen sey. Pedro legte mit einem Reisbündel den ersten besten Stein ab, und setzte sich statt aller Antwort darauf. Die Soldaten folgten kopfschüttelnd seinem Beispiele.

(Fortsetzung folgt.)

Die neueste Ausstellung des rheinischen Kunstvereins.

** Vom Rhein, im Mai.

Die diesjährige Gemälde-Ausstellung des Darmstädter Kunstvereins, der bekanntlich ein Glied des rheinischen bildet, zog auch mich in die Residenz, um mir das Vergnügen der Anschauung dieser neuesten Erzeugnisse deutscher Malerei zu

Digitized by Google

verschaffen. Man kommt ziemlich wohlfeil dazu, indem man nur zwölf Kreuzer Entrée zu bezahlen hat, um die Gemächer des physikalischen Kabinets in dem Residenzschloß, wo die Bilder ausgestellt sind, betreten zu dürfen. Mit dem Katalog in der Hand musterte ich die unterschiedlichen Nummern, nur 125, und fand manches freundlich Ansprechende und Unterhaltende, etwa so viel, als für einen Local-Kunst-Verein von dem Umfange einer Stadt wie Darmstadt zur Noth hingereicht hätte. Aber für den rheinischen Kunstverein, der die Städte Mainz, Mannheim, Karlsruhe ꝛc. zu Mitgliedern zählt, hat die gegenwärtige Ausstellung bei weitem nicht die ihrer höheren künstlerischen Bestimmung entsprechende Bedeutung. Bei den früheren Ausstellungen sah man mehr und bessere Stücke, besonders aus den Fächern der Historien- und Landschaftsmalerei; gefeierte Namen in der Kunstwelt schlossen sich von dem allgemeinen Concurs der Malerei am Rhein nicht aus, und man hatte das Vergnügen, das Beste und Gediegenste zu sehen, was aus den Ateliers zu Düsseldorf, Frankfurt a. M. ꝛc. im Laufe des Jahres hervorgegangen war. Wie ganz anders ist dies jetzt! Es wäre Unrecht, mehrere der ausgestellten Gemälde für mittelmäßig oder wohl gar für gänzlich verfehlt erklären zu wollen; allein gleichwohl kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß der rheinische Kunstverein, nach der vorjährigen und jetzigen Ausstellung zu schließen, in sichtbarem Sinken begriffen sey. Worin liegen die Ursachen der Abnahme und des Verfalles eines neu gegründeten Kunstinstitutes, dem man gleich anfangs, und mit Recht, die lebenskräftigste Entwickelung zugetraut hatte? In nichts Anderem, wie unterrichtete Personen versichern zu können glauben, als in der geringen Aufmunterung, welche die bei einer jeweiligen Ausstellung betheiligten Künstler von dem Vereine als solchem oder von dem Publikum zu erwarten haben. Die Stücke durchwandern die weite Welt, werden vielfach begafft, gelobt und bewundert, und kehren zuletzt, nachdem ihnen so viele Triumphe zu Theil geworden, ungekauft und bisweilen auch auf dem weiten Transport beschädigt, in die Werkstätte ihres Meisters, als bescheidene Krebse, zurück. Und doch stehen dem rheinischen Kunstvereine keine unbedeutenden Mittel zu Gebote, welche ihm durch die Beiträge seiner zahlreichen Mitglieder geliefert werden. Bloß in der unzweckmäßigen Art der Verwendung dieser Mittel, heißt es, läge die Ursache der eben gerügten Erscheinung. Es würde, hört man in dieser Beziehung versichern, ein unverhältnißmäßig großer Aufwand aus den Vereinsgeldern, öfter von mehreren Tausend Gulden, zur Hervorbringung neuer Kupferstiche gemacht, und sohin der Vereinskasse die Kräfte entzogen, auf den Ankauf von Gemälden viel verwenden zu können. Der weit zahlreichere Münchener Verein, setzt man hinzu, gebe seinen Mitgliedern, statt kostbarer Kupferstiche, gute Lithographien werthvoller Bilder; wodurch er sich in den Stand gesetzt sehe, den größeren Theil seiner Fonds auf den Ankauf der besseren der ausgestellten Gemälde zu verwenden. — Im Interesse des rheinischen Kunstvereines verdienen diese Verhältnisse öffentlich zur Sprache gebracht zu werden. Ist eine Widerlegung oder Berichtigung möglich, so kann sie nur gewünscht werden, und derjenige, der sich dieser Arbeit unterzieht, würde sich um den mehrerwähnten Verein ein bleibendes Verdienst erwerben.

Mannichfaltigkeiten.

Am 3. Mai wurde zu Algier ein deutscher Handwerker hingerichtet, der in der Nähe von Douera zwei seiner Kameraden ermordet hatte. Der Scharfrichter, der früher im Dienste des Bey von Titteri gestanden, hatte noch nie einen Europäer hingerichtet; er fürchtete daher, daß er ihn schlecht richten, und man [redacted] Verdacht haben würde, er wolle die Todesqual [redacted] absichtlich verlängern. Die Ruhe des Verurt[redacted] beinahe eine Stunde lang am Fuße des Schaffo[redacted] Befehl zur Hinrichtung wartete, und während dieser Zeit ganz unbefangen plauderte, stand in sonderbarem Kontrast mit der Unruhe des Scharfrichters. Als endlich der Befehl eintraf, bestieg der Delinquent ganz allein und ohne Zaudern das Schaffot; erst als man ihm die Hände auf den Rücken band, warf er seine Cigarre weg; der Abbé Gistaller, der ihm in seinen letzten Augenblicken beistand, ließ ihn das Kruzifix küssen, und trat dann weinend zurück. Nun entstand ein gräßlicher Auftritt, der wahrscheinlich die Abschaffung der bisherigen Hinrichtungsart zur Folge haben wird. Der Scharfrichter hatte wirklich seinen Streich verfehlt; bei dem Anblick dieses mit Blut bedeckten Mannes, der sich in Anstrengungen erschöpfte, das Haupt vom Rumpfe zu trennen, erhob sich ein Schrei des Entsetzens aus der Menge, und es wurden Steine nach ihm geschleudert. Die Zuschauer glaubten wirklich, der Scharfrichter lasse den Unglücklichen so lange leiden, weil dieser ein Christ sey; ihre Erbitterung würde noch zu traurigen Auftritten geführt haben ohne die Entschlossenheit der Gendarmen, welche das Thor Bab Azoun besetzten, und die wüthende Menge zurückhielten, bis der Scharfrichter nach der Polizei geführt war. Dort sagte er aus, daß die Eingebornen, wenn sie geköpft werden, niemals das Haupt bewegen; der Deutsche dagegen habe, als der Streich geführt werden sollte, empor geblickt, dadurch sey der Streich fehl gegangen, und er (der Scharfrichter) aus der Fassung gebracht worden.

Mitten unter den so ernsthaften Ereignissen der Gegenwart — bemerkt ein Londoner Blatt — gibt es Charaktere, welche immerfort eine besondere Persönlichkeit behalten. Vor unseren Augen liegen zwei Briefe, welche zwei Einwohner Hamburgs geschrieben haben, die Zeugen der Feuersbrunst waren. Der eine kommt von einer Dame, deren Haus abgebrannt ist, und welche ihrem Sohne schreibt. Sie erwähnt kaum ihres Hauses, welches sie verloren; aber gewohnt, ihrem Sohne die Briefe frankirt zu schicken, beschäftigt sie dies vor Allem. „Ich kann diesmal nicht frankiren", sagt sie, „weil die Post abgebrannt ist." — Ein Engländer schreibt zu gleicher Zeit und aus einem Hause, welches die Flammen schon fast erreicht haben: „Welches Spectakel, welche schreckliche Lage! 36 Stunden, ohne sich rasiren lassen zu können! 24 Stunden, ohne zu essen!" — Die deutsche Dame, welche den ersten Brief geschrieben, ist die Mutter des berühmten Dichters Heinrich Heine.

Korrespondenz.

** London, 10. Mai.

Die deutsche Oper scheint hier Glück zu machen; wenigstens hat sich bis jetzt noch nichts ereignet, was auf einen ungünstigen Ausgang

Digitized by Google

dieser Entrepriſe könnte ſchließen laſſen. Die bereits aufgeführten Opern (Freiſchütz, Figaro u. a.) wurden ſo gegeben, daß ſie nicht nur befriedigten, ſondern theilweiſe auch großen Beifall fanden. Eine beſonders günſtige Aufnahme bei zahlreich beſuchtem Hauſe fand letzten Freitag die Oper Don Juan, in welcher Hr. Abreſch den Octavio ſang. Er gefiel ſehr, noch mehr aber geſtern in der Iphigenia als Pylades, welche Rolle er mit dem glänzendſten Erfolge durchführte. Gleich am Schluß der erſten Arie ertönte der ſtürmiſche Ruf Dacapo von allen Seiten, und auch bei den übrigen Geſängen, z. B. bei dem Duett, welches er mit Hrn. Eichberger ſang, [illegible] an wiederholten Beifallsbezeigungen. Hr. Staudig[illegible] des Publikums und der Einzige, der jedesmal mit [illegible] empfangen wird. Die Schodel, Stöll-Heine[illegible]ned, Mellinger und Fräul. Wettlaufer wurden alle [illegible] aufgenommen; eben ſo die Chöre, die in jeder der bereits gegebenen Opern ſich ſehr vortheilhaft auszeichneten. Bei den großen Koſten, welche das Unternehmen verurſacht, bedarf es für die Folge beſſerer Einnahmen, die bis jetzt noch nicht brillant zu nennen ſind. Ih. Maj. die Königin Victoria hat die deutſche Oper bis jetzt noch nicht beſucht, doch glaubt man, daß dieſer hohe auszeichnende Beſuch ihr in der Kürze bevorſtehen werde, jedoch nicht vor dem nächſten Donnerſtag, wo großer Hofball iſt. Morgen wird die Zauberflöte gegeben und die Hugenotten werden bald darauf folgen.

Hamburg, 17. Mai.

Unſer Stadttheater wird den ganzen Sommer über geſchloſſen bleiben und die Geſellſchaft, wie ich höre, ſich auflöſen. Wie nachtheilig ein ſolcher Umſtand auf das Kunſtinſtitut auch einwirken möge, und wie ſchwer es halten wird, ſpäterhin einmal Künſtler wieder zu gewinnen, die das jetzt im Ganzen treffliche Perſonal nur einigermaßen zu erſetzen vermögen, ſo kann doch unter jetzigen Umſtänden die genannte Maßregel in der ganzen Stadt bei Vornehm und Gering nur die allgemeine Billigung und Anerkennung finden. — Im Tivoli hat eine Vorſtellung zum Beſten der Abgebrannten, mit einem Prolog von Dr. Bärmann, ſtatt gefunden, und werden auf dieſer ländlichen Bühne die gewöhnlichen Vorſtellungen fortgeſetzt werden. Alle übrigen Luſtbarkeiten und Vergnügungen ſind auf lange Zeit eingeſtellt. — Zwei hier erſcheinende belletriſtiſche Journale: der „Telegraph" von Gutzkow und das „Panorama" von Mendelsſohn haben ebenfalls durch die Flammen ihre Endſchaft gefunden und werden aus denſelben nicht als Phönix auferſtehen. Die Druckereien beider Journale ſind ein Raub des Feuers geworden und die Verleger nunmehr dieſelben fortzuſetzen nicht gewillt. Mendelsſohn hat ſich von hier nach Leipzig gewendet. — Die Zahl der Beſchreibungen und Gelegenheitsſchriften über den unglücklichen Brand iſt bereits Legion; die meiſten ſind jedoch nur ſehr unbedeutend und gewähren höchſtens ein momentanes Intereſſe. Auch Chriſtern wird bei Schuberth eine Schilderung der Schreckenstage herausgeben. Das Wichtigſte und Bedeutendſte der Art, eine Darſtellung und Betrachtung mehr aus deutſch-nationalem Geſichtspunkte, dürfte eine Broſchure von Friedrich Saß ſeyn, welche derſelbe in ehrenvollem Auftrage der Leipziger Direction der Mobiliar-Brandverſicherungsbank für Deutſchland hier ausarbeitet und die demnächſt zum Beſten der Abgebrannten bei Reclam jun. in Leipzig erſcheinen wird.

Mainz, 18. Mai.

Das Ziel der meiſten Reiſenden, welche die Pfingſtfeiertage zu einem kurzen Ausfluge benützten, waren diesmal Bingen, Rudesheim und Geiſenheim. Die Gaſthöfe dieſer drei Orte nahmen mehrere Hunderte Luſtreiſende auf und Wenige verließen jene unbefriedigt. Der Niederwald war weniger beſucht, als ſonſt, obgleich das Wetter ſo günſtig und ganz wie gemacht war, um ferne Ausſichten zu genießen. Man ſprach von Theurung der Weine und Speiſen auf dem Niederwalde im verfloſſenen Jahre und dem daraus entſprungenen geringern Zugange. Ob ſich die Sache wirklich ſo verhält, müſſen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen; aber wir müßten aufrichtig bedauern, wenn das Publikum wegen ſolcher, vielleicht gehaltloſer Gerüchte zurück gehalten würde, die unvergleichliche Partie nach dieſer ſo herrlichen Gegend zu machen. — Die Taunusbahn hatte vorgeſtern wieder vollauf zu thun. Wenn ein Zug nicht genügte, ſo wurden mit Schnelligkeit zwei angeordnet, aber Alles mit Vorſicht, mit einer unter den gegenwärtigen Verhältniſſen ganz paſſenden Aengſtlichkeit. Der Zug, welcher um 2 Uhr Nachmittags von Kaſtel nach Wiesbaden ging, beförderte in 17 Wagen mehr als 600 Perſonen. Die zwei Züge, welche um halb 8 Uhr Abends in kurzen Zwiſchenräumen von Wiesbaden nach Kaſtel fuhren, hatten mehr als 1200 Perſonen zu transportiren. Allenthalben waren der Bahndirektor, Hr. Rath Beil, der Ingenieur, Hr. Meller, und einige Mitglieder des Verwaltungsraths anweſend, die Alles in Perſon leiteten. — Am Kurſaale zu Wiesbaden war die Verſammlung ſehr zahlreich. Die Mainzer bildeten die Mehrzahl; von Frankfurt bemerkte man nur wenige Perſonen. Die Muſik war ſehr gut und für ihre geringe Anzahl machte ſie vorzügliche Wirkung. Es wurde in dem großen Saale und in zwei anſtoßenden Zimmern geſpielt. — Ueber eine geborne Mainzerin, die als Sängerin hier ſehr geſchätzte Dem. Penz, welche, während Remie Direktor des hieſigen Theaters war, die Alt-Partieen mit Beifall ſang und ſeitdem bei dem königl. Hoftheater in Hannover engagirt war, enthält die ſüddeutſche Theaterzeitung vom 8. Mai eine Notiz, die an einem gänzlichen Irrthume beruht. „Dem. Penz — heißt es in jenem Blatte — wird einige Gaſtrollen auf der hieſigen (Wiesbadener) Bühne geben; in Mannheim, wo ſie vor einigen Tagen gaſtirte, hat ſie nicht bei dem Publikum durchdringen können, man fand die ganze Erſcheinung zu plump." — Dem. Penz, ein junges Frauenzimmer von guter Haltung und ſchönem Körperbaue, im Beſitz einer ſeltenen Contra-Altſtimme, die nicht nur hier in ihrer Vaterſtadt, ſondern auch in Hannover, in Berlin und Potsdam, in Mannheim und in vielen andern Städten Anerkennung fand, wie wir dies in allen über ihren Geſang und Spiel erſchienenen Kritiken beſtätigt finden, könnte ſich über ein Urtheil, wie es das ſüddeutſche Blatt anführt, hinwegſetzen; allein da ſie in Mannheim, wo ſie ſehr gefiel, deshalb das ihr angebotene Engagement nicht antrat, weil man ihr von den zugeſagten 2000 fl. Gage 200 abziehen wollte und da es ſcheint, als verfolge man ſie wegen ihrer bei dieſer Gelegenheit bewieſenen Charakterfeſtigkeit auch noch auswärts, ſo konnte ſie nicht ſchweigen; dieſes der einzige Grund, warum wir Sie um gefällige Aufnahme dieſer Zeilen bitten.

Offenbach, 18. Mai.

So traurig der Hamburger Brand auch iſt, ſo erfreuliche Beweiſe von Nationalſinn hat er uns gegeben. Hierzu können wir einen neuen Beleg liefern, indem wir das Publikum auf eine Unterhaltung zum Beſten der Hamburger Abgebrannten aufmerkſam machen, welche die Sängervereine von Burgel und Fechenheim für nächſten Sonntag den 22. d. auf der Mainkur veranſtaltet haben. Der Eintrittspreis wird nicht feſtgeſetzt und bleibt jedem Beſucher überlaſſen, was er zur Einnahme beitragen will, die ganz für die Abgebrannten beſtimmt iſt. Iſt es ſchon an und für ſich intereſſant, die Leiſtungen dieſer Vereine kennen zu lernen, ſo verdienen der gute Wille und edle Zweck, von der andern Seite, allgemeine Anerkennung und gewiß wird dieſem Unternehmen ein zahlreiches Publikum nicht fehlen. Nach dem Geſange wird, wie gewöhnlich, Tanzvergnügen ſtatt finden.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 22. Mai. (Zum Erſtenmale wiederholt): Treue Liebe, Schauſpiel in 5 Acten, von Eduard Devrient.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 139. Sonntag, den 22. Mai 1842.

Cabrera.

Historische Novelle aus dem letzten spanischen Kriege.

(Fortsetzung.)

Die Kälte machte den Aufenthalt in dieser Einöde den Soldaten bald unerträglich. „Es ist verwettert kalt," murrte der Eine, „nicht zum Aushalten," der Andere, „wir zünden Feuer an," murmelte der Dritte mit einem verbissenen Kernfluche; „wir gehen zurück, nicht, Herr Lieutenant?" fragte der Kühnste, „unsere gesunden Glieder sind nicht so wohlfeil, wie manches Andern Witz," und der Lieutenant schwankte — noch ärger als seine Kinnladen. „Wetter," rief Pedro entrüstet, „wäre ich doch der Sennor Generalissimo, ich wollte euch Jammergestalten zusammenrütteln! — Hört Ihr denn nicht den Posten da oben laut genug hin- und hermarschiren? Nächtelang stehen die vornehmen Herren oft auf dem Anstande, um einen spitzmäuligen Fuchs oder einen schmutzigen Hasen heimbringen zu können, und Ihr könnt nicht ein Mal einer Stadt wegen etwas frischen Westwind vertragen! —"

„Gut, lieber Peter, aber unsere Nasen und Ohren —"

„Daß der Gottseybeiuns — verzeih mir der Herr die Sünde — mit seinen glühenden Krallen hineingriffe," rief dieser, sprang von seinem Sitze auf, warf seine Jacke vom Leibe, und ging mit verschränkten Armen um die mißvergnügte Gruppe. Die Soldaten in ihren warmen Mänteln sahen beschämt den Kameraden in der allerleichtesten Sommerkleidung im schneidenden Winde ruhig umherspazieren, und die Rebellion war für eine Zeit beschworen. Auch sollte die Prüfungszeit bald vorüber seyn. Der äußerste Posten wurde eingezogen, und nun forderte Pedro die Ungeduldigen auf, ihm zu folgen. „Seht," sagte er, noch immer ein wenig grollend, „jetzt können wir mit Muße den steilen Pfad hinanklimmen, und, wenn der erste Schlaf da oben regiert, ohne Gefahr die Mauer erklettern. Wären wir aber bis Mitternacht im warmen Lager geblieben, so hätte uns ein Halbblinder, von dem Wartthurme herab, durch das offene Thal wandern sehen können; denn so viel werdet Ihr doch sämmtlich Gastronomie wissen, daß der Mond heut um Mitternacht aufgeht. Gewiß, Herr Lieutenant, die Kenntniß von dem Himmel nennt man Gastronomie — Ihr lacht über mich, aber ich bin von Jugend auf mit dem Sennor General zusammen gewesen, und verstehe mich auf die künstlichen Ausdrücke, als hätte ich selbst die lateinischen Bücher in der Hand gehabt."

Um elf Uhr ging der Mond wirklich auf, und Pedro begann an Felszacken aufwärts zu klimmen, die Niemand vorher zu bemerken im Stande gewesen war. Auch fand sich unter den vierzig rüstigen Gebirgskriegern kein Einziger, welcher gewagt hätte, ihm zu folgen. Alle harrten athemlos da unten, in der festen Erwartung, ihr kühner Führer werde die nächste Minute nicht überleben. Aber mit unerschöpflicher Kraft kletternd, und, gleich einer Katze, an den kleinsten Vorsprüngen haftend, bot er dem gähnenden Abgrund Trotz, und gelangte nach einer halben Stunde wirklich oben auf den Rand der Mauer. Da unten athmeten Alle leicht auf, und Viele eilten fort, um Cabrera die wunderbare That zu berichten.

Pedro schwebte indessen in der größten Gefahr, von der am Thore der nächsten Schanze postirten Schildwache bemerkt zu werden. Er durfte es nicht wagen, sich emporzurichten, und kroch daher fast auf dem Bauche dem Schanzenwalle zu. Unter dem Schutze der Brustwehr schlich er näher hinan, und als eben der Soldat sich umdrehte, sprang er rasch hervor, riß eine Pistole heraus und drückte sie auf den Gegner ab. Der Knall weckte die Soldaten, welche in der Schanze schliefen. Pedro entriß dem getödteten Posten die Muskete, und der Erste, welcher zum Vorschein kam, sank getroffen nieder. Dabei schrie er mit einer donnernden Stimme ein Mal über das andere: **„Viva Cabrera! viva Don Carlos!"** und als nun vollends die Kameraden am Fuße der Mauer, halb aus Uebermuth, halb aus Kriegslist, einstimmten, und der Lieutenant aus allen Musketen feuern ließ, so glaubten die Angegriffenen, der Gefürchtete sey mit seiner ganzen Schaar in der Festung, und nur Flucht könne retten. Sie sprangen über den Schanzenwall und liefen gegen die Stadt mit dem Geschrei: **„Los Facciosos!"** — Pedro schlug hinter ihnen das Thor zu.

„Aufrührer?" lachte er, „es ist nur einer, Sennores. Nicht voreilig! Die vielen sind erst im Anzuge."

Mit diesen Worten knüpfte er eine Strickleiter los, die er sich vorsorglich um den Leib gewickelt hatte, hing sie an einen starken Zeltpfahl, den er vor eine Schießscharte klemmte, und sah mit lautem Frohlocken einen der Kameraden nach dem andern oben anlangen. Der kleine Trupp — kaum dreißig an der Zahl — schloß sich hierauf in der Schanze ein, schoß auf die Vorüberfliehenden und erwartete, die scharf geladenen Büchsen in der Hand, den Morgen, der ihnen Tod oder Rettung bringen mußte.

Die Flüchtigen eilten indeß lautschreiend durch die Straßen

Digitized by Google

der Stadt zur Hauptwache. Die Furcht, in den Schrecken der Nacht eingehüllt, leitete ihre Schritte und gab ihnen Worte und Erzählungen ein. Jeder sah den Dämon Cabrera in seiner unmittelbaren Nähe, und vergebens tönte die Lärmtrommel als Zeichen zur Vereinigung. Die Offiziere sahen sich von ihren Compagnien verlassen, der Kommandant tobte in ohnmächtiger Wuth, und es blieb kein anderes Mittel, als die Festung mit den kläglichen Ueberresten einer demoralisirten Besatzung schleunigst zu räumen. Unnützes Blut, meinte der Kommandant, wolle er nicht vergießen, sein eigenes wohl am wenigsten gern.

Die Bürger dagegen hörten die Nachricht voll Jubel und Freude. Cabrera war noch immer in gutem Andenken bei ihnen, und daß auch er sich der lieben Stadt freundlich erinnerte, hatte er durch die Schonung alles städtischen Eigenthums bewiesen, da er sonst Freund und Feind in gleiche Contribution setzte. Freilich zeigte sich ihnen nirgends einer der ersehnten Krieger, aber dennoch liefen alle bunt durcheinander, und das tausendstimmige Geschrei: „Viva Carlos quinto! Viva la religion! Viva la Virgen! Viva Cabrera! bestärkte doch die Christinos immer mehr in der Meinung, ganz Morella sey mit Feinden angefüllt. Keine Waffe wurde für Cabrera gezückt, aber der Wahn — die tödtlichste Waffe — kämpfte zu seinen Gunsten — und siegreich.

Sobald er vernommen hatte, daß Pedro aus der Sache, die ihm durchaus nur als lustiger Schwank erschienen war, Ernst gemacht hatte, brach er mit vierhundert Reitern und tausend Mann Fußvolk auf, und langte gegen Morgen vor dem Thore von Morella an. Es war offen — kein Feind trat ihm entgegen, wohl aber die freudetrunkene Bürgerschaft. Mit gesenkten Lanzen und in gestrecktem Galopp waren die Schwadronen in das Thor eingedrungen, aber schon in der ersten Straße machten sie Halt, denn aus dem vollstimmigen Jubelgeschrei ringsum tönte zu glaubwürdig die Versicherung hervor, daß hier an Hinterlist und Gefahr nicht zu denken sey. Die Kaserne war leer, die Besatzung in stürmischer Eile davongezogen, und Cabrera nahm von der wichtigen Stadt nur Besitz, statt sie mühsam erobern zu müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Dumont d'Urville.

Der Contre-Admiral Dumont d'Urville, der bei dem furchtbaren Unglücksfalle auf der Versailler Eisenbahn mit umgekommen ist, stand in den besten Jahren und hätte Frankreich noch manchen wichtigen Dienst erweisen können. Er war geboren zu Condé sur Noireau den 23. Mai 1790. Nach seiner Rückkehr von seiner ersten Erdumsegelung auf der Corvette „La Coquille" im Jahre 1825 wurde er zum Fregatten-Capitän ernannt; im Jahre 1829 rückte er in Folge der Expedition des „Astrolabe" zur Aufsuchung Lapeyrouse's, wobei ihm der Befehl übertragen war, zum Schiffscapitän vor, und nach einer neuen dreijährigen Reise mit dem „Astrolabe" und der „Zelée", während welcher er die wichtigsten Entdeckungen gemacht hatte, wurde er am 31. Dezember 1840 zum Contre-Admiral befördert.

Dumont d'Urville hat manche schätzenswerthe Arbeiten hinterlassen. Bei seiner ersten Reise, welche er unter dem Befehl des Capitäns Duperrey machte, beherrschte er durch die Lebendigkeit seines Geistes und den Umfang seiner Kenntnisse die ganze Expedition. Außer seinem officiellen Bericht, den er nicht vollendet, führte er ein Tagebuch für seinen Privatgebrauch, das hoffentlich veröffentlicht werden wird. Wichtiger sind seine Arbeiten während der Expedition des „Astrolabe" in den Jahren 1826 bis 1829. Er leitete jetzt die Richtung der Expedition selbst und brachte eine Sammlung der verschiedenartigsten Gegenstände mit zurück, durch welche alle Museen überfüllt wurden. In frischem Gedächtnisse sind noch jene mühevollen Entdeckungsfahrten in dem südlichen Polarmeere während der Jahre 1837 — 1840, wo er gegen die vereinten Elemente kämpfte und sich mit kühner Kraft einen Weg durch die ungeheuren Eisfelder bahnte.

Die bloße Aufzählung der Ergebnisse, die wir einer Reihe von Jahren hindurch ununterbrochener Anstrengungen verdanken, würde die Gränzen dieser kurzen Skizze seines Lebens überschreiten. Mühsame Aufnahmen, die eine Strecke von vierhundert Lieues an der Küste von Neu-Seeland und von 350 Lieues des nördlichen Neu-Guiana umfassen, die vollständige Hydrographie des Viti- oder Fidgi-Archipels, der Inseln Loyalty, Vanikoro, Hogoleu und Pelew; ferner die Entdeckung von ungefähr sechszig Inseln, Inselchen und Sandbänken, die er zum Nutzen der Seefahrer angegeben, wie auch einer Masse antarctischer Länder, die auf ein neues, seitdem durch den englischen Capitän Roß d. J. genauer erforschtes Festland schließen ließen, und endlich die Untersuchung der gefährlichsten und am wenigsten bekannten Gewässer von Australien, wie der Torrensstraße und der Cooksstraße, welche die beiden Hälften von Neu-Seeland trennt, — das sind die Leistungen, durch die sich der verunglückte Admiral einen Namen erworben hat. Hierzu zähle man noch zahlreiche, entweder von ihm selbst oder doch unter seiner Leitung ausgeführte Arbeiten in allen Zweigen der wissenschaftlichen Schifffahrtskunde. Durch ihn sind die verschiedenen Dialekte der oceanischen Stämme, die er mit einander verglichen hat, der Sprachforschung bekannt geworden; die Naturgeschichte jener Gegenden, die zuerst von den Gebrüdern Forster und Peron begründet wurde, hat durch ihn die reichsten Beiträge erhalten, während er das Studium der Racen durch eine neue sinnreiche Eintheilung vereinfachte. So war er durch eine seltene Verbindung der verschiedenartigsten Talente gleich ausgezeichnet als Seefahrer, Naturforscher und Philolog.

Die ernstlichste Beschäftigung mit den Wissenschaften hatte bei d'Urville die praktische Tüchtigkeit des Seemannes auf keine Weise geschwächt. In der Plentybai und in der Bucht der Strömungen, an der Küste von Neu-Seeland, wo der „Astrolabe" in die äußerste Gefahr gerieth, wurde das Schiff und die Mannschaft nur durch seine Kaltblütigkeit und Thatkraft gerettet. Zwei Mal strandete er an den unwirthlichsten Küsten, ein Mal 1828 an einer der Tongainseln und das andere Mal 1839 in der Torrensstraße; diese schweren und in so wenig bekannten Gewässern beinahe unvermeidlichen Prüfungen bestand er auf das rühmlichste, indem er sich durch die schnelle Entschlossenheit und Gewandtheit seiner Maneuvres glücklich aus der Gefahr zog. Schwierigkeiten anderer Art wußte er mit nicht geringerer Festigkeit des Charakters zu begegnen. Bei seiner Expedition nach dem Süd-Pol ward seine ganze Mannschaft vom Scorbut befallen, und später stellte die Ruhr unter derfel-

Digitized by Google

ben furchtbare Verheerungen an. Er selbst wurde von dieser Krankheit so heftig ergriffen, daß ein langer Aufenthalt auf dem Festlande seine Gesundheit noch nicht wieder hergestellt hatte. Obgleich durch die Krankheit erschöpft, vernachlässigte er doch während der ganzen Dauer der Reise keine einzige der Pflichten eines Befehlshabers. Nie konnte man ihn bewegen, einem Andern die Sorge oder die Verantwortlichkeit seines Amtes zu übertragen. Man hat ihm bisweilen Härte gegen seine Untergebenen vorgeworfen; doch war er gegen sich selbst immer am härtesten. Den Entbehrungen, die er Andern auferlegte, unterzog er sich selbst zuerst, und war bei ihm an Bord die strengste Nüchternheit eine erzwungene Tugend, so war er von allen, die er befehligte, der Nüchternste. Seine Expeditionen wurden mit gleich ungewöhnlicher Sparsamkeit und Ordnung ausgeführt, und alle Ausgaben für Gegenstände des Luxus waren von denselben verbannt. Dagegen vergaß er, so wie er nach der Heimath zurückgekehrt war, alles eigene Interesse und bot Alles auf, um seinen Offizieren durch Fürsprache und Empfehlungen förderlich zu seyn. Darüber herrscht bei allen, die unter ihm gestanden haben, nur Eine Stimme.

Er war ein großer Feind des Müßigganges. Auf dem Lande trat stets die eine oder andere literarische oder wissenschaftliche Beschäftigung an die Stelle seiner seemännischen Thätigkeit an Bord des Schiffes. Während andere Schiffscapitäne der Wißbegierde des Publikums ihre Reiseberichte ganz vorenthalten oder nur spät mittheilten, arbeitete er Tag und Nacht, um die seinigen so bald als möglich an das Licht zu stellen. Er war ein unermüdlicher Arbeiter von seltener Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit. Nur einige Reizbarkeit des Gemüthes und eine gewisse seemännische Rauhheit entstellten einen sonst fleckenlosen Charakter; und bei einem wissenschaftlichen Streite, den er mit dem berühmten Secretär der Akademie der Wissenschaften hatte, traten diese weniger rühmlichen Eigenschaften auf ziemlich grelle Weise hervor; in der letzten Zeit war jedoch jede Mißhelligkeit zwischen beiden Gelehrten längst ausgeglichen. Uebrigens hatten die wissenschaftlichen Leistungen des Admirals ihm zum voraus den ersten Platz, der im Institute erledigt worden wäre, zugesichert. Die zehn Bände der „Voyage de l'Astrolabe" und der „Voyage pittoresque", in denen der von Oceanien handelnde Theil fast ganz von seiner Hand ist, wie auch der Bericht über die Erdumsegelung des „Astrolabe" und der „Zelée" sind Werke, wie sie uns gewiß nur wenige Seefahrer liefern werden und die mitten in einem so vielbewegten Leben beinahe als unmöglich erscheinen.

Ein solcher Mann war der würdige Admiral Dumont d'Urville, den das Unglück vom 8. Mai Frankreich entrissen hat. Wir bemerken noch, daß ihm nach der Julirevolution das Loos zufiel, Karl X. in Cherbourg aufzunehmen und nach England überzuführen. Es ist bekannt, mit wie achtungswerther Zartheit er sich dieses traurigen Auftrages entledigte. Das Unglück hatte ihn bereits mehr als Ein Mal bitter geprüft. Während seiner ersten Expedition mußte er seinen zehnjährigen Sohn verlieren, dem er mit bewundernswerther Geduld mehrere der schwierigsten Sprachen, unter andern das Chinesische, beigebracht hatte. Dieser kühne Seeheld, der so viele Gefahren in fernen Welttheilen glücklich überstanden, mußte, während er im Vaterlande einer wohlverdienten Muße genoß, mit seiner ganzen Familie vor den Thoren von Paris das schrecklichste Ende finden. Einer seiner Reisegefährten, der mit dem Leben davon gekommen ist, will gehört haben, wie er, bereits ganz von Flammen umgeben, noch ausgerufen habe: „Rettet mein Weib! rettet mein Kind!" Unmittelbar darauf soll die aufsteigende Feuersäule ihn den Blicken entzogen haben. (K. Z.)

Mannichfaltigkeiten.

(Thurgau.) Den 9. versammelte sich die thurgauische gemeinnützige Gesellschaft zu ihrer ordentlichen Frühlingssitzung. Eine Hauptaufgabe des Tages war eine Berathung über die Möglichkeit der Gründung eines Schutzaufsichtsvereins für entlassene Sträflinge, und eine ziemlich umfassende Discussion führte zur Zeit noch zu keinem entscheidenden Resultate, indem manche vor entscheidendern Schritten verschiedene Verbesserungen in unsern Strafanstalten eingeführt wünschten. Indessen wurde eine spezillere Besprechung über die bestimmten Präliminarien auf eine nächste Sitzung verschoben. — Eine kurze Anregung läßt erwarten, daß auch eine Berathung über die Frage erfolgen wird, ob dem Lande nicht eine eigene Mobiliarassekuranz frommen würde.

(Berlin.) Einer unserer Mitbürger, als er die Schreckensbotschaft aus der alten ehrwürdigen Hansestadt, als er den Ruf seines hochherzigen Königs vernommen, hatte auch bald seine Liebesgabe zur Unterstützung der Hülfsbedürftigen bereitet; er bedurfte aber zur Fortschaffung der Sachen eines Lastträgers. Ein sogenannter Eckensteher war bald gefunden, der die Sachen bereitwillig wegtrug. Als man ihm aber seinen wohlverdienten Lohn geben wollte, schlug ihn der brave Mann aus, „weil es für die armen Abgebrannten geschehen sey!"

Doch höher und herrlicher wahrlich schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug!

Möge den lieben Hamburgern durch solche Züge des Edelsinns recht bald die Thräne des Jammers aus den Tagen der Noth zu einer Thräne der Wehmuth und des Dankes werden! Deutschland kann seiner Tochter nicht vergessen, nicht entbehren!

Korrespondenz.

Bern, im Mai.

In unserer Stadt ist Alles still; man freut sich blos darüber, daß das grandiose Werk des Nydeckbrückenbaues mit raschen Schritten vorwärts schreitet. Aber leider auch hier gibt es Rivalitäten, indem aus allen Kräften daran gearbeitet wird, noch eine andere Brücke über die Aar zu bauen, wodurch jener ein beträchtlicher Schaden zuginge. Es ist allerdings nicht zu läugnen, daß diese Brücke für einen bedeutenden Theil des Landes von großer Bequemlichkeit wäre; allein um einiger Bequemlichkeit willen ein großartiges Unternehmen, wo nicht ruiniren, doch äußerst erschweren zu wollen, ist gewiß nicht gemeinnützig gedacht. — Aus der seit einigen Jahren projectirten Eisendrahtbrücke dürfte wohl nichts werden; schon naht das Ende der letzten, zum Beginn derselben festgesetzten Frist und noch ist kein Fuß Erde aufgegraben. Uebrigens hat dieses Projekt in Bern nie viele Anhänger gefunden, weil voraussichtlich für die starke Frequenz die Fahrbahn zu schmal geworden wäre und weil man auch für die Dauerhaftigkeit dieser Brücken noch zu wenig Erfahrungen hat. Der Berner liebt Solides.

Digitized by Google

Aus Rheinhessen, im Mai.

Die seit einiger Zeit hergestellte direkte Verbindung der Dampfschiffahrten mit der Eisenbahn über Biebrich nach Frankfurt zieht die Aufmerksamkeit des handels- und gewerbtreibenden Theils der Bewohner unserer Provinz immer mehr auf sich. Während die Nachtheile einer solchen Umgehung der Landungsplätze im Großherzogthum in Erwägung gebracht werden, kommt man auf die schon vor einigen Jahren in Aussicht gestellte Landung der Dampfschiffe an dem Ufer bei Kastel zurück und glaubt auf diese Weise jene Vortheile wieder zu erringen, die man durch frühere Protestationen dagegen jetzt dem Auslande zugewendet sieht. Mögen auch hin und wieder heute sich noch Stimmen gegen diese Landung erheben, so sollte man immer bedenken, daß der Vortheil, den etwa zunächst Kastel genießen würde, der Vortheil unseres Landes bleibt, daß es für das Interesse des Staates einerlei ist, ob Kastel Mainz, oder Mainz Kastel Vortheil bringt. Da es ferner zur allgemeinen Aufgabe geworden, insbesondere dem Geschäftsreisenden den möglichst größten Vortheil in schneller Beförderung zu verschaffen, müßte man schon in dieser Beziehung Rücksicht auf die Lage von Kastel nehmen, wo des permanenten hohen Wasserstandes wegen die Dampfschiffe so bequem landen können, wo ferner die Eisenbahnschienen nur wenige Schritte vom Rheinufer entfernt liegen; man müßte weiter nicht außer Acht lassen, daß, angenommen, zunächst die Mainzer Gastwirthe fühlten sich benachtheiligt, das des Vergnügens halber reisende Publikum, einerlei, ob solches mit der Eisenbahn oder mit den Dampfschiffen nach Kastel gelangt, immerhin seines Zweckes wegen Mainz besuchen und kürzere oder längere Zeit da verweilen wird. Arbeitet man aber gegen die Landung der Dampfschiffe bei Kastel, so sieht man diesen Ort gleichsam als Ausland an, während er als eine Straße von Mainz gelten müßte, in die der Mainzer Handelsmann sein Geschäft oder einen Theil desselben zu verlegen das Recht hat. Möge deshalb im Interesse unseres Landes diese Sache von neuem aufgegriffen werden! Möge die höchste Staatsregierung sich zur Concession veranlaßt fühlen, daß Dampfschiffe bei Kastel landen, damit sich die Worte immer mehr verwirklichen: „Kastel und Mainz ist eins."

Lüttich, 13. Mai.

Deutsche Oper in Belgien.

Am 11. d. M. hat die deutsche Operngesellschaft aus Aachen mit dem „Belisar" hier ihre Vorstellungen mit dem größten Furore begonnen, und wir müssen gestehen — namentlich was die Stimmmittel betrifft, noch keine so ausgezeichnete Truppe gehört zu haben. Hr. Lanz gab den Belisar, Mad. Adami Irene, Mad. Hammermeister Antonina, Hr. Neufeld Alamir. Der Chor war ausgezeichnet. Zur wahren Acclamation steigerte sich gestern, den 12. d. der Beifall im „Freischütz", namentlich bei der Arie der Agathe (Mad. Hammermeister). Hr. Prieger, vom Hoftheater zu Karlsruhe, sang den Caspar, Hr. Grünbaum den Max, Dem. Scheurich das Aennchen. Der Jägerchor wurde Dacapo verlangt. Zum Schluß der Vorstellung gab man noch das berühmte letzte Finale des Fidelio von Beethoven und der Beifall wollte gar nicht enden. Mad. Hammermeister — Fidelio. Es heißt, die Gesellschaft würde, mehrfach aufgefordert, in einigen Tagen nach Brüssel gehen, nachdem sie hier noch „Norma" und „Moses" am ersten und zweiten Pfingsttage gegeben haben wird.

Hamburg, 19. Mai.

Unser Stadttheater wird, — wie es Anfangs beabsichtigt wurde und ich Ihnen gestern mittheilte (siehe gestrige Didaskalia), nun doch nicht den Sommer über geschlossen bleiben, sondern ist gestern Abend mit Mehul's „Joseph in Egypten", wovon der Brutto-Ertrag zum Besten der nothleidenden Abgebrannten verwendet, wieder eröffnet worden. Die Direktion hat in dieser Beziehung nachstehende Bekanntmachung erlassen: „Um dem verehrten Publikum eine jetzt von vielen Seiten gewünschte Erheiterung — auch mit Berücksichtigung der vielen Fremden — zu bieten, die eingegangenen Verpflichtungen gegen die Herren Abonnenten zu erfüllen und eine Anstalt für glücklichere Zeiten zu erhalten, welche den vielen Kunstgenossen und Bürgern Unterhalt und Erwerb verliehen, — wird das Stadttheater heute, Mittwochen den 18. d. M. die durch das Brandunglück unterbrochenen Vorstellungen mit der Oper „Joseph", zum Besten der Nothleidenden, wieder beginnen. Es ist vorläufig mit den Mitgliedern ein Uebereinkommen getroffen, sich mit der Hälfte der Monatsgehalte so lange zu begnügen, bis die Theilnahme des Publikums oder auswärtige Hülfe die Vollbezahlung möglich macht, jedoch dergestalt, daß die Monatsgagen bis zu 50 Mark incl. keinen Abzug erleiden. Die Direktion kann das nationale Unternehmen nur im Vertrauen auf die gütige Theilnahme des hochachtbaren Publikums fortführen, dessen Gunst das Hamburger Stadttheater in glücklichen Tagen unter die ersten Kunstinstitute Deutschlands erhoben hat. Wir erlauben uns daher die Bitte, dasselbe auch jetzt durch mildthätiges Wohlwollen freundlichst zu unterstützen, um die altehrwürdige, von Schröder übernommene Kunstanstalt noch aufrecht erhalten zu können. Die Direction des Stadttheaters." — Wie ich so eben höre, soll der Buchhändler Campe nunmehr gesonnen seyn, den „Telegraphen" nach wie vor forterscheinen zu lassen.

Palindrom.

Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Dies ist ein altbewährter Spruch;
Und wer sich, die ich mein', zu necken
Vermaß, ward oft durch Schaden klug.

Wo Mühlen ihre Arme strecken,
Meint Don Quixote, er sehe sie:
Den Helden können sie nicht schrecken,
Er unterliegt, doch flieht er nie.

Als der Bankrutt in allen Ecken
Ausbrach im Land, das Jeder kennt,
Rief man, das Defizit zu decken,
Ihn, den ihr Name rückwärts nennt.

Wohl kannte er die wunden Flecken
Und gab die rechten Mittel an,
Verblendung aber ließ ihn stecken
Und die Empörung brach sich Bahn.

Wär', was im ersten Wort wir lesen,
Er, der verkehrt darinnen steht,
An Körper wie an Geist gewesen,
Umsonst! die Rettung kam zu spät.

Das Wörtlein mit der Janus-Deutung
Ist Substantiv im Pluralis,
Doch hat es auch als Verb Bedeutung,
Rath' legt' ich's euch, — dies ist gewiß.

H. H.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 22. Mai. Treue Liebe, Schauspiel in 5 Acten, von Eduard Devrient.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 140. Montag, den 23. Mai 1842.

Cabrera.

Historische Novelle aus dem letzten spanischen Kriege.

(Fortsetzung.)

Endlich erschien auch Pedro auf dem Sammelplatze. Mit unbesiegbarer Vorsicht hatte die kleine Schaar bis zu diesem Augenblicke ihren Posten in der Schanze behauptet, fest entschlossen, sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Nicht das Jubelgeschrei hatte sie bethört, nicht die Kälte vermochte, ihre Büchsen nur von der Schulter zu setzen. Erst als ein Lanzenreiter von den ihrigen heransprengte, und ihnen die gewisse Kunde von des Generals Anwesenheit brachte, traten sie hervor, erstaunt über den unberechenbaren Erfolg ihrer Waffenthat, und voll Bewunderung gegen den muthigen, anspruchlosen Pedro.

Am folgenden Tage empfing Cabrera das Corps seiner Offiziere im Kommandanturgebäude, und, nachdem er sie mit den nöthigen Befehlen für die veränderte Kantonnirung der Truppen entlassen hatte, umarmte er seine Schwestern und Polo, den Freund und einstigen Verwandten. Von seiner Stirn war für heute der düstere Ernst gewichen; die Erfüllung seines Lieblingswunsches drängte gewaltsam alle übrige Empfindungen zurück. Annette weinte Freudenthränen und Joaquina jauchzte, theils über des Bruders frohe Stimmung, theils über die Aussicht, in den Stürmen des Krieges endlich eine bleibende Stätte gefunden zu haben.

Auch Pedro fehlte nicht bei dieser Familienscene. Er stand am Eingange des Saales, traurig, niedergeschlagen, fast unkenntlich. Die Soldatenjacke war verschwunden, und eine Lieutenantsuniform dafür an die Stelle getreten, aber durchaus nicht zum Vortheil des armen Burschen. Seine Schultern, welche den schwersten Kornsack mit Leichtigkeit zu tragen vermochten, hatten sich unter der Last der bedeutungsschweren Epauletten schwächlich zusammengebogen, seine Hand, die zu Allem, namentlich zu jeder Art Waffenführung geschickt und geübt war, legte sich unsicher an den Offizierdegen, und die ganze Gestalt bot den Ausdruck der Unbeholfenheit und Hülfsbedürftigkeit dar. Cabrera lachte laut auf, als er den Ritter von der traurigen Gestalt erblickte, und die Mädchen konnten sich nur schwer im Zaume halten, ihn darin nicht nachzuahmen.

„Nun, Pedro, nur heran," sagte der General, „ich bin Dir großen, nie endenden Dank schuldig. Hier meine Hand! Ich habe sie Dir in alle den Wirren noch nicht ein Mal zu reichen vermocht."

„Gottlob," rief Pedro, während er auf Cabrera zueilte, und ihm eine helle Freudenthräne über die Wange rann, „gottlob, daß Ihr doch stets noch der Alte seyd, Sennor General, noch immer so zutraulich und gut gegen Euren Pedro. Nein, wahrhaftig, San Jago helfe mir, daß ich nicht fluche, aber, wenn es in dem steinernen Gefängnisse der Christinos nicht besser war, als in diesem silbergestickten Kerker Sr. Hoheit des Prinzen Don Carlos, so soll meine Seele ewig in den dunkelsten Gluthen des Fegfeuers zähnklappen und heulen. Senoritas, ich weiß, wenn Ihr den Bruder, den Sennor General, mit Euren schönen Augen anschaut, so kann er Euch nichts abschlagen: legt ein gutes Wort für mich ein, damit ich recht bald wieder freien Athem schöpfen darf, und mit den guten Kameraden in unserer Stadt Morella umherjubeln kann. Es ist mir recht kläglich zu Muthe."

„Aber, Pedro, Du hast diesen Rang verdient."

„Nein, Sennor, nehmt mir's nicht übel, aber das kann ich Euch versichern, ein guter Zimmermann ist darum noch kein Baumeister. Laßt mir die Art, und lenkt Ihr den Bau, sonst geht der ganze Handel quer. Was meint Ihr, Sennor, wenn Ihr mit einem Male Euere Berge verlassen und in dem glattgewalzten Holland, und wie alle die traurigen Einöden nach dem Nordpol heißen mögen, an der Spitze von sechzig- oder siebenzigtausend hölzernen Gamaschenreitern stehen solltet; da verginge Euch der Athem zum Kommandiren, und die dampfige Luft wehte Euch die Besinnung hinweg. Nein, gewiß, Ihr müßt Guerillerogeneral bleiben, und Euer Pedro — nun, was Ihr wollt, nur kein Sennor und kein Lieutenant."

Cabrera horchte fast überrascht; aber die Wahrheit der Meinung war nicht zu verkennen. „Du hast Recht," sagte er, „das Patent eines Korporals wird besser für Dich taugen. Noch hat Dich Niemand in Deiner Uniform gesehen."

„Bravo!" rief Pedro, und riß sich im Uebermaße der Freude den Säbel von der Seite, „hier, Sennor Polo, nehmt mir das Eisen ab. Ich meine, Ihr solltet es leichter tragen können. Es mag nicht für Jeden so drückend seyn. Dank, herzlichen Dank für das Korporalspatent."

„Der Bursche erinnert mich an meine Pflicht," lächelte Cabrera, „behalte, Polo, was der Zufall Dir giebt und Dein Muth und Deine Umsicht Dir längst erworben haben. Keine Widerrede! Ihr seyd beurlaubt."

Digitized by Google

Mit Windeseile durchlief die Hiobspost von der Einnahme Morella's das ganze Land. Die siegreichen Generale der Königin staunten über eine solche Kühnheit, noch dazu mitten im Winter. Aber die rauhe Jahreszeit drückte doch Alle wieder auf ihr weiches Winterlager zurück, und es geschah weiter nichts, als daß der unglückliche Kommandant von Morella erschossen ward. Cabrera betrachtete dies Kriegsgericht als einen neuen Triumph.

Maria schrieb kurz nachher einen Brief aus Madrid, und darin folgende Zeilen:

„Du, mein Ramon, bist der Gegenstand des Gespräches in allen Zirkeln, ja der Gassen und Plätze. Unparteiische erkennen Deine Tapferkeit an — o, ich möchte ihnen glühenden Dank sagen — und die Uebrigen verdammen Dich, aber eben in dieser Verdammung liegt unendliches Lob. Ich kann nur lächeln, wenn ich höre, wie die zierlichen Herrchen mit raschen Worten Dich zu Grunde gerichtet zu haben meinen, während sie zittern würden, über den Weg zu gehen, welchen Dein Fuß an demselben Tage betrat. Wenn Julio in Madrid gegenwärtig ist, sucht er mich, so viel es sich thun läßt, von solchen Gesprächen fern zu halten — aus Schonung, weil er glaubt, Dein Tadel kränke mich; als ob die Worte eine Bedeutung hätten, wo die That spricht! — "

In Bezug auf diese Stelle antwortete Cabrera:

„Ich beneide Dich, Maria — um Deinen, hohen, festen Sinn, und um Deine Gesellschaft. Solche Urtheile zu hören, würde mir Balsam seyn. Manche Menschen suchen ihre Lebensaufgabe darin, „gut" zu heißen; soll ich Dir gestehen, Maria, daß mich immer schauderte, wenn ich daran dachte, auch ich könnte einst so genannt werden? Nicht als ob ich das Böse liebte und das Gute haßte — nein, das allein hasse ich, was die Leute gut nennen, diese zahme Schwäche und zähe Biegsamkeit. Nur ein paar Jahre noch, und es soll Jeder zittern, mich „gut" zu nennen. Ich kenne keinen schöneren Thron, als wenn es mir vergönnt wäre, meinen Fuß auf den Nacken der Welt zu setzen. Aber Du, Geliebteste, müßtest in meinen Armen seyn. Goldne, buntgefärbte Träume! — "

Ueber seine Stellung fügte er hinzu: „Du nennst Morella mein. Erobert ist die Fahne, Maria, aber tausend Hände strecken sich aus, sie mir wieder zu entreißen. Dieser Sommer muß über mich entscheiden. Habe ich doch bis jetzt nur angegriffen, und nun soll ich mich vertheidigen! — Sonderbar, ich fühle, meine Hand zittert, es ist mir, als könnte ich den Siegspreis nicht halten; aber kämpfen will ich um ihn, ringen mit der Königin gesammter Macht. Morella ist hoch und stark, aber das stärkste Bollwerk werde ich ihm seyn müssen. In meinen Bergen bin ich König, und der Feinde stolze Heeresmassen wiegen nicht eine Handvoll Guerilleros auf. Wagt nur, den Tiger in seinem Lager anzugreifen! — "

In der That rüstete man sich mit dem größesten Eifer zur Wiedereroberung der Stadt. Der General Oraa versammelte gegen zwanzigtausend Mann, und am Ende des Julius waren alle Hindernisse, welche sich entgegenstellten oder von Cabrera geflissentlich in den Weg gewälzt wurden, überwunden. Von drei Seiten drang das Heer in den Gebirgsthälern hervor, und Morella sah sich plötzlich von allen Seiten angegriffen. Auch Perdinnas nahte mit seiner Reiterschaar, um die Ausgänge des Gebirges zu besetzen. Zahlreiche Parks Artillerie wurden durch Pferde und Maulesel mühsam herangeführt.

Diesen mächtigen Rüstungen hatte Cabrera nichts entgegenzusetzen, als tausend Mann Besatzung, und dreitausend, an deren Spitze er selbst im Freien den Angriff erwartete. Wenn er hier verstand, die Siegsgöttin an seine Fahne zu fesseln, so schien sie unzertrennlich seine Gefährtin.

(Fortsetzung folgt.)

Eisenbahn bis zur belgischen Gränze.

Die Kölner Zeitung enthält aus Aachen vom 7. Mai folgendes Schreiben: In diesen Tagen machte ich einen Ausflug, die Eisenbahnstrecke bis zur belgischen Gränze entlang. Was mich trieb, war die Ungeduld, die es nicht abwarten kann, bis jene wichtige Strecke vollendet, bis der Rhein mit der See, bis Deutschland mit Belgien und weiter hin mit England in die kürzeste Verbindung getreten ist. Seitdem ich mir nun die Arbeiten und Bauwerke auf der besagten Strecke angesehen, habe ich meine Ungeduld mäßigen gelernt. Nachdem wir die geneigte Ebene hinter Aachen, wo künftig die Züge durch eine stehende Dampfmaschine mittelst eines ungeheuern Drahtseils hinaufgeschleppt werden sollen, hinter uns hatten, traten wir in den großen Tunnel, der durch das gewaltige Sandgebirge im Aachener Busch führt. Am meisten staunte ich über die Schächte, die aus der höchsten Spitze des Gebirges durch den losen Sand bis in den tiefen Tunnel hinabgetrieben und ausgemauert werden müssen. Der Tunnel ist erst zu etwa zwei Dritteln fertig. Der kleine, welcher gleich hinter ihm folgt, ist indeß vollendet. Ich eilte nun, zu dem viel besprochenen Geul-Viaduct zu gelangen. Er ist indeß das großartigste überirdische Bauwerk auf der ganzen Bahn. Man denke sich eine von etwa 20 Bogen getragene, gegen 120 Fuß hohe Brücke über ein Thal, dessen Breite derjenigen des Rheins an manchen Stellen nicht viel nachgeben wird. Der Viaduct ist erst etwa zur Hälfte fertig, gewährt aber bei seiner schönen Bauart schon jetzt einen pompösen Anblick, nur schade, daß die Gegend umher so öde ist. Außer einer Menge von Brücken, Durchlässen u. s. w. folgt an der Gränze als bedeutenderes Bauwerk noch ein tunnelartiger Bau. Die Zwischenstrecken zwischen diesen Bauwerken sind die schwierigsten auf der ganzen Bahn. Bald ungeheure Dämme, bald tiefe Einschnitte; bald sumpfiges, bald felsiges Terrain; bald Berge, bald Thäler. Wenn man bedenkt, daß alle diese ungeheueren Schwierigkeiten schaufelweise überwunden werden müssen, so begreift man den Zeit-Aufwand, der dazu erforderlich ist, und wenn im künftigen Jahre jene Strecke befahren wird, so ist gewiß alles Mögliche geleistet. Die Schwierigkeit des Bodens in jener eifelartigen Gegend, die jenseits der Gränze noch bei weitem wilder ist, läßt übrigens schon auf den Unterschied zwischen dem jetzigen und dem künftigen Reise- und Güterverkehr schließen und die Wohlthat berechnen, die das neue Kommunikationsmittel namentlich für solche Gegenden bietet. Ich sah im Aachner Busch Fuhrkarren mit sechs Vorspannpferden, die dennoch ihre verhältnißmäßig leichte Last kaum den Berg hinaufschleppen konnten. Eine solche Last wird in Zukunft durch einen einzigen Waggon in ein paar Minuten durch das Gebirge befördert. Was aber der Bahnstrecke bis zur Gränze ihre meiste Bedeutung gibt, ist ihre nationale Wichtigkeit sowohl in Bezug

Digitized by Google

auf den Seehandel als in Bezug auf politische Verbindungen. Nicht bloß die Bildung, sondern auch die Politik hat stets zuerst die Wege verfolgt, die der Handel eröffnete, und in dieser Beziehung läßt die rheinische Eisenbahn Combinationen voraussehen, die ohne dieselbe im weitesten Felde gelegen hätten. Wir werden das Jahr 1843 mit den freudigsten Hoffnungen, und die Eröffnung der Bahn von Aachen bis Belgien als ein wichtiges Moment in der Geschichte unseres Vaterlandes begrüßen.

Mannichfaltigkeiten.

(Hamburg, 18. Mai.) Im „Hamb. Correspondenten" liest man folgende Bitte: „Von dem furchtbaren Brand-Unglück, welches Hamburg in diesen Tagen heimgesucht hat, ist auch der dortige Lehrerstand hart berührt worden, über zwanzig Privat-, Knaben- und Mädchen-Schulen sind zerstört und eine bedeutende Anzahl von Lehrer und Lehrerinnen, Gehülfs-Lehrer und Gehülfs-Lehrerinnen haben mit ihren Wohnungen zugleich ihre Effecten, Bücher ꝛc. verloren und somit auch, vom Schulgelde abhängig, ihre Subsistenzmittel. Die Kräfte des hiesigen Schulvereins, dessen Bibliothek gleichfalls in den Flammen aufgegangen ist, sind zur Linderung der Noth unzulänglich. Darum ergeht meine dringende, herzliche Bitte an alle meine theuern, besonders pädagogischen Freunde im lieben, treuen, deutschen Vaterlande, wo Fürsten und Städte, Staats- und Privatpersonen bereits auf eine eben so rührende als erhebende Weise sich aufs neue gezeigt haben, als „ein einzig Volk von Brüdern, die in keiner Noth sich trennen und Gefahr", um gütige Beiträge für diesen speciellen Zweck, insbesondere auch um (möglichst kostenfreie) Zusendung von pädagogischen Schriften, Doubletten ꝛc. Ich bin gewiß, daß ich nicht vergebens eine solche Bitte ausgesprochen haben würde, wenn mich das Unglück getroffen, meine Bibliothek zu verlieren, darum fürchte ich auch jetzt keine Fehlbitte für Andere. — Die Redactionen von Zeitschriften, besonders von pädagogischen, ersuche ich ergebenst um Aufnahme dieser Zeilen. Hamburg, den 13. Mai 1842. Dr. J. C. Kröger. Katechet am Waisenhause."

(Stuttgart, 20. Mai.) Gestern fand hier eine, in unserer protestantischen Kirche ungewöhnliche, nur selten bei fürstlichen Personen vorkommende, Trauung durch Prokuration statt. Wilhelm Frank, Bürger und Kaufmann von hier, in Meriko vortheilhaft etablirt, hatte gewünscht, mit seiner Braut, einem jungen Frauenzimmer von hier, die er bei einer früheren Anwesenheit kennen gelernt hatte, auf diese Weise getraut zu werden, da seine Geschäfte ihm die weite Reise hieher durchaus nicht gestatteten, auch der Trauung in Meriko Schwierigkeiten im Wege standen, da dort keine protestantische Kirche ist. So wurde denn der Trauungs-Akt, nach erlangter höchster Genehmigung, gestern in der hiesigen Stiftskirche durch den Hrn. Hofprediger Dr. v. Grüneisen vollzogen. Steindruckerei-Inhaber Zimmer, Pfleger der Braut, verheirathet, vertrat die Stelle des Bräutigams.

(München, 16. Mai.) Unter denen, welche durch das grausame Unglück von Hamburg wenigstens indirekt gelitten haben, traf dies Schicksal auch eine aus weiter Ferne dahin gekommene Künstlerin. Die bisherige Hoftheater-Sängerin Dem. Jazédé war mit der Direktion des Stadttheaters von Hamburg ein Engagement eingegangen, welchem zufolge sie am 8. Mai dort eintreffen und am 10. d. zum ersten Male singen sollte. Dem. Jazédé reiste demnach gegen Ende Aprils von hier ab, sang noch in Hannover, wo sie früher angestellt und sehr beliebt war, drei Gastrollen, in welchen sie mit Beifall überschüttet wurde und setzte dann ihre Reise nach Hamburg fort, wo sie am 5. Mai eintraf, gerade als in der Nacht vorher der Brand angefangen hatte. Sie kehrte mit ihrer Mutter im Hotel „Streit" ein, das aber, wie die Zeitungen gemeldet haben, an einem der folgenden Tage niedergeschossen wurde. Dem. Jazédé begab sich aus der Gefahr hinweg wieder nach Harburg, um dort abzuwarten, wie die Ereignisse und ihr Engagements-Verhältniß sich gestalten würden, indem wohl vorläufig an die Wieder-Eröffnung des Theaters kaum zu denken ist. (Augsb. Abendz.)

Der Tod hat so eben einen der berühmtesten Ueberreste des Kaiserthums in's Grab hinabgerissen. Der Graf v. Las Cases, Mitglied der Deputirtenkammer, ist zu Passy gestorben. Er hatte Napoleon eine Treue und Ergebenheit geweiht, welche an Anbetung gränzte, und ward dafür durch die Freundschaft dieses großen Mannes belohnt. In dem Augenblicke, wo die Engländer ihn aus den Umgebungen des gefangenen Kaisers entführten, schrieb Napoleon an ihn jenen berühmten Brief, welcher eben so Dem, der ihn verfaßte, als Dem, der ihn empfing, zur Ehre gereichte. Man las darin: „Ihre Gesellschaft war mir nothwendig; Ihr Benehmen auf St. Helena ist, wie ihr Leben, ehrenvoll und vorwurfsfrei gewesen; gerne sage ich dies Ihnen." Hr. de Las Cases war Verfasser des „historischen Atlas" und der „Denkwürdigkeiten von St. Helena." Er hinterläßt zwei Söhne: der eine ist Seeoffizier, und der andere Ex-Staatsrath und Deputirter.

(Lästerchronik.) In einem Pariser Salon war die Rede von einer gefeierten Tagesschönheit, deren Ruf aber nicht der beste zu seyn scheint; Jemand versicherte: sie habe dermalen nicht weniger als zehn Liebhaber. Da rief ein Fräulein, das der Abwesenden befreundet war, unbedachtsam: „Es ist schändlich, wie man übertreibt. Zehn Liebhaber! Ich möchte so viele haben, als davon abgehen!"

Wie französische Blätter aus Venedig melden, hat des Kaisers von Oesterreich Majestät die Summe von 230,000 fl. aus der Staatskasse zur Errichtung eines Monuments für Tizian in derselben Kirche angewiesen, in welcher die Statue Canova's steht.

(Berlin.) Der Injurienprozeß gegen das Fräulein Charlotte v. Hagn ist entschieden und diese Dame wegen gröblicher Beleidigung eines im Dienste sich befundenen Theaterafficianten zur Gefängnißstrafe auf der hiesigen Hausvogtei verurtheilt; der Beleidigte hat aber auf diese Genugthuung verzichtet, so daß die Sache als beigelegt anzusehen ist, und wir hoffen dürfen, diese Künstlerin noch länger zu besitzen.

(Wien, 7. Mai.) Im Gefolge Akif Efendi's, des an dem hiesigen Hofe neu ernannten türkischen Botschafters, befindet

Digitized by Google

sich auch ein Derwisch, der durch seine eigenthümlichen Gebräuche viel von sich reden macht. Als derselbe neulich die Ehre hatte, der Frau Gemahlin unseres verehrten Staatskanzlers, Fürsten von Metternich, vorgestellt zu werden, warf er derselben bei seinem Eintritt in den Salon eine Rose in's Gesicht, was einen kleinen Schrecken veranlaßte, der jedoch sogleich schwand, als der Derwisch erklärte, daß es bei dem Orden, dem er angehöre, Sitte sey, auf solche Weise vornehme Damen zu begrüßen. (Köln. Z.)

Petersburger Nachrichten zufolge, schenkte Liszt aus dem Ertrag seines ersten Concerts 10,000 Rubel einem Petersburger Instrumentenmacher.

Bei der Vermählung des Kronprinzen von Sardinien war der Luftschiffer Comaschi in Turin mit seinem Ballon aufgestiegen; unglücklicher Weise ließ sich der Ballon in einem Orte nieder, wo eine Besatzung von savoyischen Soldaten liegt. Diese, die den armen Luftschiffer vielleicht für einen aus dem Himmel verstoßenen Engel hielten, prügelten ihn, da er den Ballon nicht gutwillig herausgeben wollte, tüchtig durch, ließen ihn für todt auf dem Platze liegen, und rissen dann den Ballon, im Werth von 18,000 Francs, in Stücke. Der König von Sardinien hat strenge Einschreitung gegen die Schuldigen anbefohlen, und das ganze Regiment für solidarisch haftbar erklärt.

Korrespondenz.

Dresden, 16 Mai.

(Auszug aus einem Privatschreiben.)

Neuigkeiten, die Du aus den Blättern erfährst, mag ich Dir nicht mittheilen. Das Unglück Hamburgs erregt auch hier die allgemeine Mildthätigkeit, und Spenden aller Art fließen reichlich. Ist es wahr, daß die Journalisten den ihnen hierdurch gebotenen Stoff mit der Hälfte des gewöhnlich zu zahlenden Honorars der abgebrannten Stadt verguten wollen, so muß ein schönes Summchen zusammen kommen. — Nur eine Neuigkeit, die Dich gewiß sehr interessiren wird: Die uns so lieb gewordene Marx, deren: „Ei, so komm' doch!" Dich im vorigen Jahre so sehr entzuckte, diese hier allgemein verehrte Künstlerin verläßt uns mit Ablauf ihres Kontraktes im Laufe dieses Sommers. Was auch die Motive ihres Entschlusses seyn mögen, so schmerzlich uns dieser auch trifft, wir können ihn doch nur billigen; denn Fräul. Marx trat, als sie vor zwei Jahren ihre Studien bei Bordogni in Paris beendet hatte, sogleich an unsere Bühne, kannte kaum die Welt, viel weniger die Bretter, und das Vergehen, sich schnell den Beifall des Publikums bis zum enthusiastischen Grade zu erwerben, setzte sie bekanntlich den kleinlichsten Intriguen aus. Sie will nun, wie ich höre, vorerst gar kein Engagement annehmen, sondern zuvor an den Hauptbühnen Deutschlands gastiren und eine Kunstreise nach Italien machen. Ihr großartiger, seelenvoller Gesang, ihr anmuthvolles Spiel und ihre liebliche Figur werden ihr überall alle Herzen gewinnen und ihren bereits glänzenden Ruf vermehren.

Leipzig, im Mai.

Der Thatkraft des menschlichen Geistes ist es abermals gelungen, eine Erfindung in's Leben zu rufen, die namentlich für uns von großer Wichtigkeit ist. Ein geschickter Mühlenbaumeister hat es nämlich dahin gebracht, nach mehrjährigen Beobachtungen und Versuchen ein Mühlwerk herzustellen, das die sogenannten amerikanischen Mühlen noch weit übertrifft und dem der gelungensten Walzenmühlen gleich kommt. Das Bemerkenswertheste dabei ist, daß es bei dem niedrigsten Wasserstande in Bewegung gesetzt werden kann und immer gleichmäßig schönes Mehl liefert, ein Umstand, welcher für unsere Gegend um so schätzbarer ist, da es hier nicht selten vorzukommen pflegt, daß bei trockenen Sommern Mehlnoth eintritt, wie wir vor wenigen Jahren erst zu erfahren leider Gelegenheit hatten. An Mühlen fehlt's zwar in unserer Gegend nicht, wohl aber an Wasser, und eben deshalb können die Mühlen im Sommer oft nicht so viel Mehl liefern, als zum Bedarf unserer volkreichen Stadt erforderlich ist. — Wie in vielen Gegenden Deutschlands wird auch hier das Knochenmehl häufig als Dunger benutzt. Indeß hat man neuerdings die Erfahrung gemacht, daß es nach einem Vorschlage des Professor Dr. Liebig viel wirksamer sey, wenn es vorher mit verdünnter Schwefelsäure benetzt und dann sogleich ausgestreut würde.

Rudolstadt, 18. Mai.

Daß man in unserm Lande auf die Bereitung medizinischer Mittel besonders viel Aufmerksamkeit verwendet, zeigen schon die vielen Balsam-Männer, die von hier aus die Welt durchziehen, um durch ihre Palliativ-Mittel Wunder zu bewirken und die Menschheit von allen Uebeln zu befreien. Daß sie nicht immer und überall die gewünschte Anerkennung finden, ist bekannt. Auch werden ihren Inhabern nicht selten die Gränzen versperrt, um das Volk vor unnützen Ausgaben zu schützen. Da durch dergleichen Maßregeln dieser Handel gleichsam in's Stocken gerathen ist, so wird ihm auf andern Wegen wieder aufzuhelfen gesucht. Ein Prediger in der Nähe von Oberweißbach ist im Besitz zweier Mittel, durch welche, seiner Versicherung nach, Epilepsie und Blutgang in kurzer Zeit sicher und gründlich geheilt werden können. Der Preis für ein jedes ist 1 Gulden. Sonderbarerweise ist der Ertrag zum Bau einer Kirche für seine Gemeinde bestimmt.

Fulda, 20. Mai. — (Eingesandt.)

Zum Vortheil der durch Brand verunglückten Einwohner Hamburgs hatte das rühmlichst bekannte Musik- und Sängerchor des zweiten Infanterieregiments auf Subscription eine musikalische Unterhaltung veranstaltet, welche gestern Abend in dem Pult'schen Saale statt fand. Die Einnahme soll sich beiläufig auf 100 Rthlr. erstrecken. Nach unserem Erachten wäre aber wohl das Doppelte erzielt werden, wenn das Unternehmen mehr Publizität erhalten hätte. Wenn man in der Art etwas thun wollte, so hätte mussen ein Jeder daran Antheil nehmen können, der sich für das Unglück Hamburgs interessirt. Ein solcher Mißgriff kann nur höchstens durch Unkenntniß der Localität entschuldigt werden. — Der Vortrag der zu Gehör gebrachten Tonstücke ist vorzüglich zu nennen, und insofern verdienen der Hr. Musikdirektor Rau und alle mitwirkenden Mitglieder unsern wärmsten Dank. S.

Darmstadt, 19. Mai.

Ein schönes Gemälde, von unserem Frisch kürzlich vollendet, ist gegenwärtig den Kunstfreunden in des Künstlers Atelier zur Beschauung ausgestellt. Ibrahim Pascha's Ruckzug aus Syrien, von Hrn. Frisch in der Gegend von Gaza nach der Natur gezeichnet, ist der interessante historische Stoff des Bildes, welches den Kenner, wie den Liebhaber gleich sehr zu befriedigen scheint. Es ist Eigenthum Sr. Maj. des Königs von Würtemberg und wird, ehe es nach seiner Bestimmung abgeht, in der Kurze zu Frankfurt ausgestellt werden.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 24. Mai. Die Bekenntnisse, Lustspiel in 3 Abth., von Bauernfeld. Hierauf folgt (neu einstudirt): Das Räthsel Lustspiel in einem Akt, von Contessa.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 141. Dienstag, den 24. Mai 1842.

Cabrera.

Historische Novelle aus dem letzten spanischen Kriege.

(Fortsetzung.)

Die Belagerung begann. Der Boden seufzte und stöhnte unter dem Donner des schweren Geschützes der Angreifenden und der Festungskanonen; Draa hatte geschworen, keinen Stein auf dem andern zu lassen, fände er hartnäckigen Widerstand. Dennoch wurden die Aufforderungen zur Uebergabe mit Hohn beantwortet. Man verließ sich mit einem abergläubischen Vertrauen auf Cabrera, welcher auf allen Schleichwegen umherzog, bald hier, bald dort hervorbrach, und überall siegreich blieb. Draa befahl, daß die Hälfte der Armee die ganze Nacht hindurch unter den Waffen bliebe, und dennoch fehlte es nicht an nächtlichen, blutigen Ueberfällen. Die Feinde schienen aus der Erde hervorzuwachsen und in der Luft zu verschwinden, und im Kampfe war jeder Einzelne wie ein Dämon. Quartier nahmen und gaben sie nicht. Perdinnas hörte mit tiefer Entrüstung täglich die Schreckensbotschaften, und brannte vor Begier, eine Gelegenheit zu dem versprochenen Kampfe mit dem Furchtbaren aufzufinden. Allein das Gebirge machte einen Reiterangriff unmöglich. Er mußte in halber Unthätigkeit dem Schauspiele zusehen.

Die Beschießung der Stadt konnte indeß durch nichts gehemmt werden, und am zehnten Tage war an der zugänglichsten Seite eine so große Bresche geschossen, daß ein Angriff mit dem Bajonette die Stadt in des Feindes Gewalt hätte liefern müssen. Schon stiegen dumpfe Besorgnisse in den Gemüthern der Bürger und der Besatzung auf; man sah ein, daß eine Vertheidigung der Bresche unmöglich sey. Da trat plötzlich in der Nacht Cabrera in die Mitte der berathenden Hauptleute und Bürger, und alle Niedergeschlagenheit erhob sich zu lautem Jubel.

„Ihr dürft nicht an mir zweifeln, meine Braven," sagte er, „der Weg zu Euren Häusern geht über meine Leiche. Wir kämpfen für Euch, so lange noch ein Athemzug in uns ist. Thut nur Ihr Euere Pflicht, werft Euch muthig dem Feinde entgegen, und der Sieg ist unser. Die Unüberwindlichkeit liegt in der Einstimmung und im muthigen Vertrauen. Da, wo die Gefahr am dringendsten ist, sollt Ihr mich finden — dem Feinde zum Verderben. Zählt auf mich."

Die eiserne Sicherheit, mit welcher Cabrera jedes seiner Worte sprach, goß in Aller Herzen das festeste Vertrauen. Sie hoben die Rechte jauchzend empor, und schwuren aus voller Seele, mit ihm zu siegen oder zu sterben. Sein Blick, sein Wort schuf aus jedem Einzelnen ein Heer.

Die Feinde hörten voll Verwunderung den lauten Jubel in den Straßen der Stadt, und bemerkten ein unausgesetztes, reges Treiben in den Festungswerken. Kaum waren die Schatten der kurzen Sommernacht von der Gegend gewichen, als Draa zum Sturm blasen ließ, und mit einer bedeutenden Streitmacht den Berg hinauf zog.

Aber noch hatten sie nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt, als ein unerwartetes Schauspiel ihre Blicke fesselte. Die Mauerlücke war mit einer Masse behauener Balken ausgefüllt, das klingende Dröhnen fort und fort neu hinzugefahrner Bäume scholl vernehmlich herab, und der aufsteigende Qualm verkündete, daß man gesonnen sey, eine Feuerwand vor die eingeschossene Mauer zu ziehen. Das Bauholz, welches der vorige Kommandant zur Aufführung einer neuen Kaserne und mehrerer Offizieren- und Beamtenwohnungen hatte zimmern lassen, und die für Cabrera's projektirte Kanonengießerei und andere Fabriken angehäuften Brennmaterialien boten überreichen Stoff zu einer solchen Verschanzung. Alle Hände waren geschäftig, Hunderte von Lastthieren in Bewegung, und bald überragte der Holzstoß weit und breit die Mauer. Draa ließ zum Rückzug blasen, um das Niederbrennen der Flamme abzuwarten.

Als aber am dritten Tage die Gluth, statt zu schwinden, noch immer mehr wuchs, war die Geduld des feindlichen Anführers überwunden. Er ließ, wie bethört, den Sturm auf die glühende Festung unternehmen. Eine gräßliche Scene folgte. Mit verzweiflungsvoller Anstrengung trieben die Offiziere ihre wankende Mannschaft den Berg hinan; Kanonen, die auf beiden Seiten der Bresche aufgepflanzt waren, schleuderten eine eiserne Saat auf die Andringenden; das wilde Geschrei hinauf und herab, der Donner der Kanonen, das Geprassel des Feuers, das Knallen der Musketen betäubten und verwirrten auch den muthigsten Kriegsmann. Noch hielt Ehre und Rachlust und das Kommandowort die Stürmenden auf dem ein Mal errungenen Standpunkte fest. Aber plötzlich erbebte die Erde von einem furchtbaren Knalle. Eine Menge Bomben, die man in das Feuer geschleudert hatte, sprengten den ungeheuern Scheiterhaufen zum Theil auseinander. Ein Meer von Bränden und flammenden Balken stürzte auf die Feinde herab, und mit dem Geschrei, welches auf lange hinaus sprichwörtlich

Digitized by Google

blieb: „Cabrera es un demonio, y Morella un infierno" (Cabrera ist ein Teufel und Morella die Hölle), floh Alles, was noch dem Tode entronnen war, den Berg hinab.

Zu gleicher Zeit griff Cabrera selbst mit seiner Macht die Flüchtigen an. Es gelang ihm, in der allgemeinen Verwirrung sich einer feindlichen Batterie zu bemächtigen, deren Geschütz sogleich in der Richtung des engen Thales hinunter gewandt wurde. Die Kartätschen prasselten in die Reihen der Krieger Oraa's, das Gedränge wurde immer wilder, keine Schlachtordnung ließ sich mehr entfalten, der Kampf wälzte sich immer mehr von der Festung zurück. Jetzt stieg auch die Besatzung dem größten Theile nach herab, und als endlich Cabrera einen Angriff mit dem Bajonette und dem Hirschfänger machen ließ, löste sich der letzte Widerstand in völlige Flucht auf. Die Bauern aus den umliegenden Ortschaften, fast alle geübte Schützen, und Morella's Bürger warfen sich, von Rachlust und Siegsfreude trunken, mit Cabrera's Schaaren über die Feinde her, und machten vollends allen erfolgreichen Widerstand unmöglich. Selbst Perdinnas Schaaren wurden zum Theil, aus ihren Quartieren aufgejagt, mit in den Strom des Verderbens hineingerissen. Vergebens setzte sich der muthige Anführer der drohendsten Gefahr aus. Nur Reste seiner Schwadronen vermochte er um sich zu versammeln, und, die Angriffe der Feinde minder vernichtend zu machen, nicht abzuwehren. Er hatte gelobt, im nächsten Kampfe dem herausfordernden Feinde die muthige Stirne zu bieten, und jetzt mußte er fliehen! Und dennoch trieb ihn die Pflicht von hinnen, während Männertrotz und Männerehre seinen Schritt hätten hemmen müssen. Er fühlte heute zum ersten Male, daß der Kommandostab auch drückend werden kann.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Aus Baltimore (Nordamerika) wird unterm 15. April gemeldet, daß ein neues Dampfboot, der „Medora", welches, mit ungefähr 150 Personen an Bord eine erste Probefahrt machend, in dem Augenblicke, als sich die Räder in Bewegung setzten, durch das Zerspringen des Kessels zerstört wurde, wobei 9 Personen getödtet und etliche 30 schwer verwundet wurden. Mehrere wurden 100 Schuh hoch in die Luft geschleudert, stürzten dann in den Strom herab und ertranken.

Mehrere deutsche Blätter sprechen sich höchst günstig über die Aachener Gastspiele des Komikers Meisinger vom Theater zu Wiesbaden aus. Für drei Rollen engagirt, mußte er in wenigen Tagen fünf Mal spielen, und er electrisirte jedesmal das volle Haus. Selbst Staudigl, der vor ihm den Drovist, Moses, Bertram und Caspar sang, war der Cassa nicht so einträglich. Meisinger gab den Fröhlich, Batel (wiederholt), Perin, Trufaldino, den Stracks in Sänger und Schneider (wiederholt), den Johann in Je toller je besser, und den Baron Palm in List und Phlegma, und wurde in jeder Rolle empfangen und mehrere Male gerufen. Am meisten hervorgehoben wird Meisingers sprudelnder Humor, verbunden mit einer feinen Charakteristik, die nie ins Gemeine übergeht, und das immer fröhliche Spiel des Geistes, welches seine Darstellungen belebt, und ein Zeichen der wahren Komik ist. — Für die nächste Sommersaison geht der Theaterdirektor Hr. Hebl mit seiner Oper nach Lüttich und Antwerpen, von welchem Unternehmen man sich viel verspricht. Zu den Sängern, die er hinführt, gehören die Damen Krüger-Fürth, Adami und die Herren Lenz und Rieger aus Karlsruhe.

(Stuttgart.) Seit einigen Tagen trifft man hier reife Erdbeeren. — In Cannstatt wurden den 19. Mai in den Halbenweinbergen die ersten blühenden Trauben angetroffen.

Wie man von verschiedenen Seiten her vernimmt, wird Hr. Seydelmann auf der Berliner Hofbühne nicht wieder auftreten. Das Warum? wird offenbar, wann die Todten auferstehen! (M. U.)

(Das neue Parlamentshaus in London.) England ist wahrhaft großartig in allen seinen öffentlichen Unternehmungen, wie es der Riesenbau des neuen Parlamentshauses in London wieder beweist. Ein herrlicheres Bauwerk in dem reichsten deutschen Style hat die jüngste Zeit nicht aufzuweisen; majestätisch ist der Anblick der Hauptfronte an der Stromseite, wo der Bau seine ganze äußere Pracht entfaltet. Rasch schreitet das Werk voran, die ganze Fronte am Flusse mit den Corridors, Comité-Sälen und Geschäfts-Räumen ist bis zum zweiten Geschoß vollendet, und die Fundamente sind durchweg bis über die Erde ausgeführt. Ueber den Hauptfenstern der Façade sind die Wappen der verschiedenen Könige Englands angebracht, alle aus Einem Steine gehauen, acht oder neun Fuß im Gevierte haltend; auf den Seiten-Panelen sind die königlichen Insignien angebracht. Die Thätigkeit an allen Enden des Gebäudes erinnert an die alten Bauhütten, welche in England die herrlichsten Kirchenbauten schufen. Mehrere Hundert Maurer sind in der emsigsten Beschäftigung, und die ganze Baustelle ist mit kleinen Strohschuppen bedeckt, unter welchen die Steinmetzen arbeiten. Den frühern Plan, der in mehren öffentlichen engl. Blättern besprochen wurde, eine Anzahl junger Leute nach Köln zu senden, um sich in der Dombau-Hütte als Steinmetzen auszubilden, scheint man für einstweilen aufgegeben zu haben; derselbe wird aber vielleicht noch ausgeführt, wenn mit dem Voranschreiten des Kölner Dombaues auch die Werkthätigkeit in den Steinmetzhütten eine größere Ausdehnung gewinnt und unsere Bauhütte das wieder wird, was sie und die von Straßburg im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert für den größten Theil Deutschlands und selbst für Spanien waren.

(Barmen, 18. Mai.) Gestern Vormittag ereignete sich hier der traurige Unglücksfall, daß zwei Maurergesellen bei Anlegung eines Bollwerks an der Wupper mit einem großen Stein in den Fluß stürzten und leider ertranken. Ein Dritter, der zur Rettung herbeisprang, hätte beinahe dasselbe Schicksal erlitten, wurde aber glücklicherweise noch lebend wieder herausgezogen. Die Leichen der beiden Verunglückten sind später, sich noch fest umklammert haltend, aufgefunden worden. (Elberf. Kreisbl.)

Man schreibt aus der Gegend von Landstuhl: Das Tagsgespräch bei uns bildet eine vor kurzem in der Gemeinde Knopp verübte, freche Prellerei. Eine Ziegemersfrau ließ sich unter dem Vorwande, ein kränkliches Kind durch Sympathie

Digitized by Google

zu heilen, von den Eltern des Kindes alle Gegenstände im Hause, Geld nicht ausgenommen, zeigen. Nachdem mannichfache Beschwörungen und Bannsprüche gethan waren, mußten 400 fl., welche sich eben baar vorfanden, in einen Leinwandlappen gewickelt werden, welches den Eltern streng verboten war, vor dem siebenten Tage zu berühren, an dem die Zigeunerin versprach, wieder zu kommen und die Heilung zu vollenden. Der siebente Tag erschien, aber die Zigeunerin nicht; als man endlich nach dem Geld sehen wollte, fand man statt der eingewickelten Summe Grund und Moos.

(Berlin.) Der aus London hieher berufene preuß. Generalkonsul soll ein sachkundiger Kaufmann, aber einer von jenen Deutschen seyn, welche von englischen Ansichten etwas befangen sind, so daß sein Rath bei den Zollkonferenzen wohl unwillkürlich den englischen Ansprüchen zuneigen dürfte.

(Rh- u. M.-Ztg.)

In Wien hat jüngst ein Gastwirth einen Groschenball veranstaltet; was ist das? werden die Leute fragen. Ein Groschenball ist nichts Anderes, als ein Ball, auf welchem Alles, was verlangt wird, Entrée, Tanzmusik, alle Gattungen Speisen, Bier und Wein, Kaffee, Eis ꝛc. jedes einzeln nur 3 kr. kostet. Der Wirth fand seine Rechnung, aber die Gäste hatten viele Groschen nöthig, bis sie etwas von dem Genossenen in ihren Mägen verspürten, und auf dem Groschenball brauchte man gerade so viel, wie auf einem Nobelball.

(Maler und Dichter.) In einer Gesellschaft galt es, den Unterschied zwischen Beiden zu bezeichnen. „Der Dichter," sagte endlich Jemand, „malt mit Worten, der Maler spricht mit dem Pinsel."

(Thurgau.) Am Auffahrtsfeste wurde die Gemeinde Bischofszell während des Morgengottesdienstes durch Feuerlärm aufgeschreckt. Ein 17jähriger Bube, welcher schon mehrere Versuche gemacht hatte, der Zucht seines Meisters zu entrinnen, glaubte das sicherste Mittel darin zu finden, wenn er diesem das Haus verbrenne, so daß er nicht mehr arbeiten könne. Der erste Versuch wurde entdeckt und vereitelt, das zweite Mal gelang es und das Haus des Meisters brannte nieder. Der junge Bösewicht, welcher eingezogen ist, soll schon in seinem 11ten Jahre sich einer Brandstiftung schuldig gemacht haben.

(München, 14. Mai.) Mit der Anfertigung der neuen Fresken unter dem hinteren Arkadenflügel am Hofgarten, Scenen aus dem griechischen Befreiungskriege darstellend, wird seit dem Anfange dieses Monats wieder fortgefahren. Im Herbst 1843 soll die Arbeit vollendet seyn. In der Ludwigskirche fahren Schüler von Peter Cornelius fort, die Gemälde an den Seitenwänden gänzlich herzustellen, welche bei seinem Abgange nach Berlin noch nicht so weit vorgerückt waren. Das Meisterwerk des Gefeierten, die Auferstehung, ist längst vom Gerüste befreit und zieht täglich neue Schaulustige an.

Emil Devrient hat den Bolingbroke („Glas Wasser") in Königsberg vier Mal als Gast gespielt.

Zu Rüdesheim und Asmannshausen haben die Eseltreiber die Trinkgelder, die sie während der Pfingstfeiertage von den Besuchern des Niederwaldes erhielten, den Abgebrannten in Hamburg bestimmt. Auf der Rossel, am Tempel und an anderen reizenden Punkten des Niederwaldes waren Sammelbüchsen für jene Abgebrannten ausgestellt.

(Bingen, 19. Mai.) Wir hören mit Vergnügen, daß Se. Königl. Hoheit der Prinz Karl von Preußen die „Elisenhöhe" bis an die Ufer des Rheins gekauft hat, um auf diesem reizenden Punkt eine Villa bauen zu lassen.

Korrespondenz.

Mainz, 20. Mai. (Eingesandt.)

Der in Ihrem heutigen vielgelesenen Blatte enthaltene Bericht aus Mainz enthält allerdings die Wahrheit, daß die Dampfboote dieses Jahr die beiden Pfingstfeiertage weniger Reiselustige nach den verschiedenen Gegenden brachten, als wie sonst. Das Dampfboot der Kölner Gesellschaft, „Kronprinz von Preußen" hatte indessen doch am ersten Feiertage ziemlich Passagiere nach Mannheim und weiter an Bord, die es Morgens um 8 Uhr aus dem hiesigen Hafen entführte und die der Idee lebten, bei Zeiten nach Mannheim zu kommen. Dieselben fanden sich jedoch in ihrer angenehmen Erwartung getäuscht, indem sie erst Mittags 4 Uhr kaum den Hafen von Mannheim erreicht hatten. Wer das an demselben Tage, Morgens erst nach 10½ Uhr hier abgefahrene schnelle Dampfboot der Basel-Mainzer Gesellschaft „Adler Nro. 1" benutzte, war glücklicher. Dieses Boot brachte seine Reisenden nur wenige 10 Minuten später nach Mannheim als das besagte der Kölner Gesellschaft und überflügelte also letzteres auf der kurzen Strecke von hier bis Mannheim volle 2¼ Stunden. Die „Adler des Oberrheins" bewähren hierdurch wieder hinlänglich ihren längst anerkannten Werth und Vorzug vor allen, den Oberrhein befahrenden Booten.

Charade

Was, wer in der Ersten Weise
Singt musikverständ'gen Ohren,
Ist das Ganze für die Kreise
Der gelehrten Herr'n Doctoren.

Dieser thut dem ganzen Leibe,
Jener nur den Ohren wehe;
Wem Gesundheit lieb, der bleibe
Drum stets aus des Ganzen Nähe.

Räthsel.

Ich mal' in Luft und auf Papier,
Mit Farben hier, dort Tönen;
Doch macht' ich früheren Gebrauch
Von diesen, als von jenen.

Digitized by Google

In früher Jugend ging ich schon
Bei der Natur in Lehre,
Denn ihr gebührt in Farb' und Ton
Vor aller Kunst die Ehre.

Ich habe, wie sie wirkt und schafft,
Zuerst mit Fleiß studiret,
Und Alles gar gewissenhaft
Mit treuer Hand copiret.

Allein mein Geist mocht' der Copie
Sich ewig nicht bequemen;
Er mußte einmal oder nie
Zur Dichtung Zuflucht nehmen.

D'rum ging ich weiter einen Schritt
Zu freiem Selbsterfinden;
Was mir gefiel, das nahm ich mit,
That Eig'nes mit verbinden.

Hier malt' ich so, dort anders schon,
Wie mir's in Kopf gekommen,
So hat denn die Confusion
Schnell überhand genommen.

Was man gar wohl verstanden dort,
Verstand man hier schon nimmer;
Ich malte fort und immer fort,
Und immer ward es schlimmer.

Hatt' mich begriffen ein Geschlecht,
Auch Söhne noch und Töchter,
Das nächste schon begriff mich schlecht,
Die Enkel immer schlechter.

Und doch ist in der Malerei
Mir Keiner zu vergleichen;
Ob er ein Michel Angelo sey,
Er muß mir dennoch weichen.

Ein Proteus bin ich, anders hier
Und dort, in stetem Wandern,
Gleichwie die Sphinx ein Räthsel mir
Nicht weniger als Andern.

Hier jung, dort alt; hier immerdar
In frischem neuem Gusse,
Dort todt und starr; hier wandelbar,
Dort in beständ'gem Flusse;

Hier schön und edel, dort gemein;
Hier wahrhaft, dort erlogen;
Gediegen hier, dort nur zum Schein
Mit Firniß überzogen;

Durch Maß und Zahl hier eingedämmt,
Dort frei nach Willkür fließend;
Durch steife Regeln hier gehemmt,
Dort breiter mich ergießend.

Mein Pinsel weiß jedwedem Styl
Elastisch sich zu fügen,
D'rum ist's mir auch ein Kinderspiel,
Die Leute zu belügen.

Nach Willkür weiß ich dies und das
Den Guten vorzumalen:
Das Weiße blau, das Trock'ne naß,
Gleichviel, wenn sie nur zahlen.

Doch mag ich auch viel tausend Mal
Sie aus den Augen setzen,
Im Ganzen folg' ich überall
Denselben Grundgesetzen.

Der Geist, der ew'ge, ist der Pol,
Wornach ich stets mich richte,
Natur mein Vorbild und Symbol
In Allem, was ich dichte.

Vom Geist gezeugt nach seinem Bild,
Von der Natur erzogen —
Ist jener es, der mich erfüllt,
Bleib' dieser ich gewogen.

Zwar kann ich jetzt mit der Natur
Nicht mehr so Blicke tauschen,
Doch folg' ich gern noch ihrer Spur,
Weiß oft sie zu belauschen.

Da, wo ich nicht von ihrer Hand
Auf Nebenwege weiche,
Bin ich im Grund in jedem Land,
In jeder Zeit die Gleiche.

Und da, wo mich der Geist beseelt,
Der Geist der ew'gen Wahrheit,
Wird selten je mein Sinn verfehlt,
Mein Sinn voll Licht und Klarheit.

Ein Jeder, der verstanden dies,
Muß mich, den Maler, kennen,
Und wer mich kennt, der kann gewiß
Auch meinen Namen nennen.

H. H.

Auflösung des Palindroms in Nro. 139.

Recken. — Recker.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 24. Mai. Die Verlobten, Lustspiel in 3 Abth., von Bauernfeld. Hierauf folgt (neu einstudirt): Das Räthsel, Lustspiel in einem Akt, von Contessa.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 142. Mittwoch, den 25. Mai 1842.

Cabrera.

Historische Novelle aus dem letzten spanischen Kriege.

(Fortsetzung.)

Alle Gebirgsdörfer waren binnen wenigen Stunden von der Königin Truppen geräumt, und in Morella flocht man den Rosenkranz der Freude um die Dornen des Krieges. Cabrera's Einzug in die Stadt glich einem Triumphe. Die Kanonen wurden gelöst, die Glocken geläutet, und ein immer von neuem auftauchendes Viva Cabrera! übertönte allen Lärm der Rosse und Reiter, der Kanonen und Glocken, der Waffen und Feldmusik. Mit dem Anstande eines Fürsten saß Cabrera auf seinem Pferde, welches nur Schritt für Schritt die stolze Bürde fortzutragen vermochte, so dicht umdrängte die Schaar der Jubelnden den Held des Tages. Seine Züge waren ruhig, wie immer, kein Zucken einer Muskel verrieth die leiseste, innere Bewegung, aber aus seinen dunkeln Augen blitzte doch heute ein Strahl, der aus der Sieges- und Freudensonne Morella's geschöpft schien, und laut bekundete, daß auch der kühne Adler einen Ort finden kann, wo er rastet und sich der Ruhe freuet. In der Halle seines Palastes empfing ihn Joaquina, mit zarter Ehrerbietung einen Kuß und einen Lorbeerkranz auf seine Stirn drückend. Anna preßte ihn aufjubelnd im Gefühle überstandener Gefahr und umringender Freude an das stürmisch klopfende Herz.

Cabrera hätte sich glücklich fühlen müssen bei so zarten Huldigungen, aber gerade sie verfinsterten sein Gemüth. Mußte denn die Schwester ihn bewillkommnen? Und die Mutter lag ermordet, fern von ihm in ödem Gebirgslande! — Er lächelte bitter, als er die Hand den Schwestern zum Danke hinreichte, und suchte in Dienstgeschäften den Frieden, welchen er in den Armen der Seinen nicht fand.

Auch gönnte er sich und seinen Kriegern keine lange Rast. Schon vor Tagesanbruch versammelte er seine Reiter, und gab ihnen die Weisung nach Valencia. Er selbst folgte in der nämlichen Richtung, nachdem er die zur Sicherheit seiner Stadt nöthigen Maßregeln getroffen hatte.

Die Tagesgeschichte hat gefragt, warum er nicht vielmehr den fliehenden Feind verfolgte, da dieser sich mit jedem Schritte weiter von aller Ordnung entfernte und in Machtlosigkeit versank. Es ist glaublich, daß er im Stande gewesen wäre, das ganze Heer des Feindes zu vernichten, allein dennoch ist er nicht zu tadeln, wie Carlos vor Madrid. Er hatte nur über eine gänzlich erschöpfte Anzahl Gebirgskrieger zu verfügen, die stark in ihren Schluchten, unbedeutend im freien Felde waren, und daß nach wenigen Stunden, auch ohne sein weiteres Zuthun, das Heer zerstreut seyn würde, vermochte der Spanier leicht zu berechnen. Konnte nicht eben die zu rasche und weite Verfolgung dem Feinde einen Vereinigungspunkt und neue Kraft geben?

Dennoch würde Cabrera's unbezwinglicher Muth vielleicht diese Schranken durchbrochen haben, hätten ihn nicht auch besondere Rücksichten in Anspruch genommen. Er wußte, daß Maria de Perdinnas in Valencia weilte, so lange die Belagerung gedauert hatte, und nur die enge Umzinglung war bisher ein unübersteiglicher Damm für sein glühendes Verlangen nach einem Ausfluge dorthin gewesen. Jetzt, nach einer kurzen Nachtruhe, führte er seinen Vorsatz aus, und um seinen Kriegern den wirksamsten Sporn zur Eile zu geben, verkündete er Plünderung der reichen Stadt. Nach einem so lange fortgeführten Kampfe, wußte er, war ihre Beutelust zum höchsten Gipfel gestiegen. Die Aussicht auf Liebchens Wiedersehen hätte ihre Schritte nicht so beflügeln können.

Selbst die Hitze des Tages mußte vor dieser innern Gluth weichen. In einer unglaublich kurzen Zeit langten die Schaaren vor den Thoren Valencia's an, gerade zu der gewöhnlichen Badezeit der Einwohner. Das Gerücht von der Besiegung Oraa's war allerdings schon dahin gelangt, allein von einem Ueberfalle träumte Niemand, denn die Macht der Christinos vor Morella schien zu überwiegend, als daß für das offene Land hätte gefürchtet werden können, so lange nur einige Ordnung in den zurückgeschlagenen Truppen blieb. Maria hatte ein Eilbriefchen von ihrem Bruder empfangen, worin dieser meldete, er sey befehligt, die Trümmer des Heeres nach Madrid zu geleiten, und er wünsche, daß sie, unter Bedeckung des alten Unteroffiziers, den er als Boten gesandt hatte, ihm schleunigst dahin folgte; allein man hielt dergleichen, selbst in den nächsten Freundeskreisen für zu weit getriebene Aengstlichkeit, und in das größere Publikum gelangten solche Nachrichten noch gar nicht. Das Geschrei: Los facciosos! tönte daher wie ein unglaublicher Scherz in die Ohren der Lustwandelnden und Badenden, und erst, als die gefürchtete Wetterwolke der feindlichen Reiter sich in der Nähe zeigte, traute man den eigenen Sinnen. Alles flüchtete mit unbeschreiblicher Angst, und nur die schönen Frauen und Jungfrauen, welch-

Digitized by Google

sich eben den erquickenden und verhüllenden Wellen anvertraut hatten, blieben in dem ersten Augenblick rathlos. Noch ehe die Meisten zu einem Entschluß gekommen waren, langten die ersten Schwadronen schon an den Ufern des Guadalavier an, und setzten sich in den Besitz der Badezelte und Kleider. Es schien den übermüthigen Gesellen ein munteres Abenteuer und ein reicher Fang. Im Fall die Stadt durch den raschen Angriff nicht genommen werden konnte, hatte man doch Gefangene, um reiches Lösegeld zu erpressen, oder Repressalien zu nehmen.

Die Damen, denen mit den Zelten jedes Mittel benommen war, sich zu kleiden, erhoben laute Wehklagen und die dringendsten Bitten; aber umsonst. Die Reiter lachten überlaut, und versicherten, sie wollten nichts von dem feinen, seidenen Gezeug zum Feldgebrauch behalten, sondern Alles zurückgeben, sobald die Besitzerinnen es nur mit eigenen Händen in Empfang nehmen wollten. So standen die Sachen, als der Rittmeister Polo angesprengt kam.

„Die Kleider in die Zelte, Achtung," rief er, und wie vom Sturmwinde gejagt, war die Schwadron in Reih' und Glied, und die Damen kleideten sich zitternd, aber doch unbelästigt, in ihren Zimmern an. Dann ließ er sie ehrerbietig fragen, ob nicht Donna Maria de Perdinnas unter ihnen sey, und als dies verneint wurde, eine der Damen aber sich als Freundin und Hauswirthin der Gesuchten kund gab, verkündete Polo den Uebrigen die Freiheit, und ersuchte nur sie, in seiner Begleitung zur Stadt zu fahren. Die Donna stieß einen Schrei der Bestürzung aus, aber im Innersten des Herzens jubelte doch eine Stimme, daß sie mit dem schönen ritterlichen Feinde in nähere Berührung kommen sollte. Manch schönes Auge blickte befremdet und neidisch auf sie, und keine der Damen konnte die Bemerkung unterdrücken: **Quel lastima que tal caballero sea un facciosо!** — Galanterie gegen Frauen wird in Spanien noch höher geschätzt, als in irgend einem andern Lande.

Auf Widerstand traf die kühne Schaar fast gar nicht. Man hatte kaum an die Möglichkeit eines Ueberfalls gedacht, da Cabrera so lange im Schach gehalten war, und daher die Stadt den Händen einer nicht allzugroßen Anzahl Milizen übertragen, die es dann nicht für schimpflich hielten, vor einem Manne die Waffen zu strecken, der eben ein großes Heer regelmäßiger Truppen geschlagen hatte. Cabrera erreichte, durch die Leitung Polo's und seiner schönen Gefangenen, ungehindert die Wohnung seiner Geliebten, welche er noch bei der Zurüstung zur Abreise überraschte, und den Soldaten setzte Niemand ein Ziel, überall zu schmausen, zu brandschatzen und sich zu vergnügen, wie sie wollten. Nur Gewaltthätigkeiten waren untersagt. Die Bewohner Valencia's sahen durch die fremden Gäste allenthalben ihr Eigenthum geschmälert, aber es ging dabei fröhlich und heiter zu, und die Reiter theilten freundliche Worte und Witzhiebe genug, nirgends aber Säbelhiebe aus.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutschen Städte.

Der größte Ruhm, die festeste Gewähr unseres deutschen Staatswesens ruhen unstreitig in der Stetigkeit seiner Entwickelung. Ein entscheidender Sieg, eine vernichtende Niederlage war nie die Folge eines Kampfes der Volkselemente unter einander — wohl hob sich darin eine Kraft höher, wohl sanken früher mächtige Gewalten; aber sie verschwanden nicht aus der Geschichte, und oft, wenn sie vergessen schienen, traten sie neu und kraftvoll hervor. So sahen wir einst, als längst alle Gestalten der Zeit einen durchaus feudalen Charakter angenommen hatten, in den deutschen Städten plötzlich ein verjüngtes Leben entstehen, dessen Keime zweifelsohne in der Urzeit wurzelten; denn so verschiedenartig auch die deutschen Städte entstanden, — ein eigenthümlich demokratisches Prinzip brach sich überall Bahn. Wie hoch damals die Macht der Städte in ihren Bündnissen, insbesondere dem schwäbischen Bunde und der großen Hansa stieg, wie ausgedehnt ihre Handelsverbindungen waren, das ist bekannt.

Schon ihrem innern, auf Gewerbthätigkeit gerichteten Leben nach mußten die deutschen Städte mit dem seit den Kreuzzügen völlig idealisirten Ritterthum in den Kampf gerathen, und indem dessen eigenthümliches, auf kriegerische Abenteuer gegründetes Leben ihnen unterlag, trugen sie nicht wenig bei zur Befestigung eines durch den Landfrieden bedingten staatlichen Zustandes. Aber auch ihre Macht mußte ihr Ziel finden, indem das aristokratische Element sich in seinen Höhepunkten zur Landeshoheit und von der Landeshoheit zu der Landesherrschaft emporschwang; indem ihm die immer matter werdende Kaiserwürde unterlag, verloren auch sie, die deutschen Städte, anfänglich ihre Macht, und folgeweise endlich ihre Selbstständigkeit. Wir kennen die Märkte kaum noch, welche der deutsche Handel einst gleichsam als Monopolien betrachtete; in den Stürmen der Reformation, bei veränderten Staatenverhältnissen, gingen sie über in die Hände der Niederländer und zuletzt — Englands. Nur in den vier Hansestädten Frankfurt, Lübeck, Bremen und Hamburg erhielt sich noch die demokratische Verfassung und Sitte; an sie klammerte sich der Rest des deutschen Handels. Es hat nicht an Leuten gefehlt, die diesen Städten bei dem ersten besten Weltereigniß das nämliche Schicksal prophezeit haben, welches vergangene Ereignisse den sonstigen freien Reichsstädten brachten. — Einsichtsvollere Leute, selbst wenn sie, wie Huber, sonst zu den ausschweifendsten Verehrern des monarchischen Elements gehören, haben das stets als eine Thorheit betrachtet und — erfreulich ist es zu sehen, wie bei dem jetzigen Schicksale Hamburgs die Potentaten Deutschlands wetteifern, ihm aufzuhelfen. Deutlicher kann der Beweis nicht geliefert werden, daß und wie man die Hansestädte schätzt. Es ist das ein höchst erfreuliches Zeichen auf unseren Thronen herrschender ächt deutscher Gesinnung — wir müssen aber annehmen, daß diese Gesinnung durch den in Hamburg selbst lebenden Geist auch gerechtfertigt wird. Und so ist es. — Heiliger, erhebender, als das Glockenspiel des stürzenden Nicolaithurmes, ist uns der Ton gewesen, in dem der Hamburger Senat, die Hamburger Blätter, die Hamburger Privatbriefe der Welt das Leiden der Bürger verkündigten und diese selbst aufzurichten suchten. — Diese würdige, ruhige, Gott vertrauende Gesinnung, diese ächten Empfindungen deutscher Männer, die an dem rauchenden Herde der Väter stehen und weinen aber mit dem Blick auf Gott den Muth nicht verlieren, wieder zu schaffen, was das Schicksal stürzte — das ist es, was auch uns eine wehmüthige Thräne entpreßt, was alle deutschen Her-

Digitized by Google

zen entflammt und begeistert zu dem Ausrufe — Hamburg muß gerettet seyn! Wohl Euch, Ihr Hamburger, wenn dieser Geist fort und fort in Euch lebt; beweinet nicht die dampfende Wiege Eurer Hoffnungen; sie entzündete den Geist Eures Vaterlandes und er ist im Stande, Euch tausendfältig zu vergüten, was Ihr verloren habt; beweinet nicht den Verlust Eurer Vorräthe, Ihr seyd reicher als jede Macht, die ihre Kriegsflotten durch die Meere sendet — der Geist der Redlichkeit, der in Euch lebt, jener Geist der Redlichkeit, der da gegründet ist auf Glauben, Liebe und Hoffen, ist klarer erkannt, denn je, — und keine eigensüchtige Politik, die ihre Berechnungen über Menschenglück hinaussetzt, wird diesen Geist je hervorzuzaubern vermögen. Ihr aber, deutsche Männer, blickt auf Hamburg und erkennt, was ein deutsch-demokratischer Geist ist und bedeutet. Noch leben seine Formen in allen städtischen Verfassungen, mögen sie sich öffnen dem Geiste, der aus ihnen so häufig entwichen ist, nicht jenem Geiste, der stumpfsinnig an Glaubensartikeln kaut und hämisch den Verdienst des Nachbarn beneidet, nein, jenem Geiste, der, auf christliche Bruderliebe gegründet, die Heimath mit Liebe und Innigkeit umfaßt, dem Nachbar die Hand bietet zum Schaffen und reich wird durch den Nachbarn. Bauten wir Hamburg wieder auf, stellten wir es wieder hin, wie es gewesen, es wäre damit noch wenig geschehen; was ihm, was uns Allen noth thut, — das ist ein kräftig-regsames Handels- und Gewerbsleben. Deutschland sieht anders aus als vor hundert Jahren, geschweige denn drüber. Die Bahnen des Handels sind geöffnet durch Chausseen, Poststraßen, Eisenbahnen u. s. f. Die Ideen sind im Nu Gesammteigenthum durch die Presse; ein fester Frieden ist begründet und jede Unternehmung zum Voraus durch Assekuranzen u. s. f. gesichert. Aber es scheint, als sey mit diesem Reichthum materieller Mittel auch der Geist erlahmt, der sie beherrschen soll. Wohl gebe ich zu, daß Fabrikation u. s. f. sich gehoben haben; aber wie wenig können wir des Auslandes, und namentlich Englands, noch entbehren, und wenn auch jener Affengeist, der sich nur mit englischen und französischen Zierathen putzen mag, immer mehr abnimmt, so ist das doch mehr Modesache, als nationaler Charakter. Wie anders würde es seyn, wenn ein ächter Patriotismus unsern Handel belebte, — ein Patriotismus, wie wir ihn in Hamburg gesehen haben. Dieses edle, geistige Gut ist eine unversiegbare Quelle. Es mag seyn, daß die Entwickelung des monarchischen Elements dem Handel in den verflossenen Jahrhunderten nicht günstig war — Handel gedeiht nur bei Verfassungen, die eine freie Bewegung der Kräfte gestatten; abgesehen von den Beispielen des Alterthums, bieten die italienischen, deutschen Städte, die Niederlande und auch England die Belege. Aber betrachten wir unsere monarchisch regierten Staaten genauer, so treffen wir in den deutschen Städten noch überall ein durchweg demokratisches Wesen, und die deutschen Gewalthaber, weit davon entfernt, dasselbe anzufeinden, betrachten es als einen der edelsten Bestandtheile ihrer Staaten und befestigen es durch ausdrückliche Gesetze. Seitdem daher eine große Zolllinie die meisten deutschen Staaten umfaßte, ist es in der That nur die Schuld der Städte, wenn sie zum Theil so wenig Verkehr haben. Referent möchte behaupten, daß eine jede deutsche Stadt ihre eigenthümlichen Gewerbs- und Handelsquellen habe, sie liegen dem Auge offen, das sehen kann; aber dieses Auge ist das des Gemeinsinnes und dieser Gemeinsinn, dem die Heimath über Alles geht, dem an die Heimath in kindlich frommer Einfalt sich jedes Lebensglück schmiegt, ist die edelste Pflanze des deutschen Herzens. Wo also das Herz verdorben ist — nun da wird man auch seine Früchte nicht mehr finden.

Hamburgs Schreckenstage vom 5ten bis zum 9ten Mai 1842.

Von allen Berichten, welche über jene vier Schreckenstage in Hamburger Blättern erschienen, ist derjenige, welchen darüber der dort erscheinende „Freischütz" giebt, wohl der vollständigste und der am lebhaftesten geschriebene; daher wir uns veranlaßt finden, denselben vollständig hier mitzutheilen:

Der Sturm hat ausgetobt! Ehre sey Gott in der Höhe, der unsere Noth geendet, als sie am höchsten gestiegen war. Bebt auch das Herz bei'm Anblick des tiefen Elends um uns her, bei dem Gedanken an das entsetzliche Unglück, das unsere herrliche Vaterstadt, das reiche, blühende und schöne Hamburg betroffen, bei der Erinnerung an jene fürchterlichen Tage und Nächte, wo eine unerhörte Feuersbrunst die volkreichsten und schönsten Theile unserer Stadt in Asche legte, so viele Menschenleben verschlang, unermeßliche Güter zerstörte und der alten Hansastadt mit gänzlicher Vernichtung drohte, wir dürfen darum den Glauben an den Beistand des Höchsten und das Vertrauen auf die eigene Kraft nicht verlieren. Hamburg, das sich nach der Zeit, wo das eiserne Joch des französischen Unterdrückers schwer auf ihm lastete, groß und mächtig wieder erhob, wird sich auch aus diesem Elend wieder erheben. Richten wir in unserer tiefen Bedrängniß unsere Gedanken und Gebete zu dem Allmächtigen, zu ihm, der die schwere Prüfung über uns gesendet, der aber auch die Wunde heilen kann, die er geschlagen und der da züchtiget, um zu segnen. — Wir versuchen nachfolgend unsern geneigten Lesern, die wir gesund und muthigen Herzens anzutreffen hoffen, eine möglichst vollständige und treue Darstellung der furchtbaren Feuersbrunst zu geben.

In der Nacht auf den Himmelfahrtstag (den 5. Mai) ertönte durch die stillen Straßen plötzlich der Feuerruf. Die Glocken schlugen an. Aus der Altstadt stieg eine Feuersäule auf. Der Brand hatte sich mitten in der Deichstraße entzündet. Bei unseren als vortrefflich bekannten Löschanstalten kam indeß der Gedanke einer größern Gefahr, außer in der unmittelbarsten Nähe des brennenden Gebäudes, nirgend auf. Aber schon nach wenigen Stunden, als das Feuer, vom Winde angefacht, von der seit vier Wochen herrschenden Dürre begünstigt und von den gefüllten Waarenspeichern genährt, mit reißender Schnelligkeit um sich griff und die ungeheuersten Anstrengungen der Löschmannschaften es nicht zu dämpfen vermochten, erkannte man die Größe der Gefahr. Mit jeder Stunde griff die Flamme weiter, verschlang die Nachbarhäuser und hatte bei Tagesanbruch schon fast die ganze Deichstraße, die Steintwiete, die Ostseite des Rödingsmarkts, die Grütwiete und den Hopfenmarkt erfaßt. Unglücklicherweise waren die Fleths durch Ebbe und den niedrigen Stand der Elbe fast leer an Wasser, und selbst das wenige Wasser, das sich darin

Digitized by Google

vorfand, lieferte durch die hineingeflossenen Oele, Spirituosa ꝛc. dem gefräßigen Elemente neue Nahrung. Die Nachbarschaft wurde jetzt durch Expressen und auf telegraphischem Wege aufgefordert, Hülfsmannschaften und Spritzen zu senden. Von Altona, Wandsbeck, Bergedorf, Blankenese und andern umliegenden Ortschaften strömte eine Menge Hülfeleistender herbei, die mit aufopfernder Thätigkeit die städtischen Löschmannschaften unterstützten. Aber als wollte das Feuer den verdoppelten Anstrengungen trotzen, brach es mit größerer Kraft hervor. Um Mittag hatten Gluth, Getümmel, Wehruf und Angst schon eine beängstigende Höhe erreicht. In allen Straßen sah man bleiche und bekümmerte Menschen.

Es mochte etwa 1 Uhr Mittags seyn, als plötzlich aus den oberen Theilen der benachbarten Nicolaikirche Rauch drang; das Holzwerk hatte unter der kupfernen Verkleidung Feuer gefangen. Um 3½ Uhr brachen die Flammen unter schauerlichem Anklingen des Glockenspiels überall hervor und bald stand der Thurm in seiner ganzen Höhe in Feuer. Es war ein furchtbar schöner Anblick. Vergeblich waren die Anstrengungen, das Feuer zu dämpfen. Der immer dichter andringende Rauch machte das Aufbringen des Wassers unmöglich. Nach zehn Minuten schon senkte sich die Spitze. Die Gefahr der in der Nähe Wohnenden war aufs höchste gestiegen. In Todesangst stürzten die Flüchtigen, von Möbeln, Betten und Geräthen aufgehalten, nach allen Seiten, zwischen schwankenden Häusern hindurch, von einem Sprühregen heißer Asche und siedenden Kupfers bedroht und sich durch die Geschütze windend, die mühsam durch die gedrängt vollen Straßen zogen, um die noch nicht vom Feuer erfaßten Häuser zusammen zu schießen, oder zu sprengen. Es war dies ein gräßliches, herzzerreißendes, nie aus der Erinnerung weichendes Bild. Von allen Seiten Schrecken, Weh, Verzweiflung und Tod. Gegen 5 Uhr stürzte der Thurm theils in sich selbst zusammen, theils in die Kirche. Aus seinen unteren Mauertheilen schlug die ganze Nacht hindurch, die Umgegend schauerlich beleuchtend, die grüne und rothe Lohe häuserhoch empor.

Sobald dieser erste fürchterliche Act eines unerbittlich über uns hereingebrochenen Drama's beendet war, bewegte eine gewitterschwere Ahnung des nun Kommenden jede Brust und Alles, was in der nächsten Richtung der verheerenden Flamme wohnte, dachte an Rettung seiner beweglichen Habe; doch schwankte Mancher noch allzusehr und versäumte damit den rechten Zeitpunkt, bis es zu spät war. — Der eigentliche Herd der Flamme, die sich bisher in einer ziemlich geraden Richtung gehalten, theilte sich von nun an, durch dieses gigantische Opfer an Macht gewinnend, strahlenförmig aus, und der Mittelpunkt richtete sich geradesweges auf die alte Börsenhalle, wo der Nahrung leider nur allzuviel gehäuft lag.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Dr. Rötscher sagt in seinem vortrefflichen Werke: „Die Kunst der dramatischen Darstellung": Soll die Kunst der dramatischen Darstellung in ihren Mitgliedern einen höhern Standpunkt einnehmen, so muß sie aufhören, sich aus den zufälligen Ueberläufern aus andern Gebieten zu rekrutiren, oft ohne den geringsten innern Beruf und baar an allgemeiner Bildung sich anwerben lassen, weil sie unter neuen Fahne immer noch mehr Gewinn zu erlangen vermag, als ihr Mangel an Ernst, Thätigkeit und Talent ihnen in irgend einer andern Lebensbahn eröffnet.

Gutzkow's „Richard Savage" ist in norwegischer Sprache schon zweimal in Christiania gegeben worden.

Korrespondenz.

Darmstadt, 21. Mai.

Als eine interessante Erscheinung des weiblichen Kunstfleißes dieser Stadt verdienen die gestickten Landschaften und Blumenstücke betrachtet zu werden, an welchen ein Verein von mehr als 60 hiesigen Bürgerstöchtern zwei Jahre hindurch arbeitete und welche die Bestimmung haben, Ihr. kaiserl. Hoheit der Großfürstin-Thronfolgerin von Rußland verehrt zu werden. Man ist erst vor Kurzem damit fertig geworden und sollen diese schönen landschaftlichen Stickgemälde, welche die Hauptansichten der hessischen Bergstraße enthalten, demnächst nach ihrer Bestimmung abgehen, zuvor aber für das kunstliebende Publikum öffentlich ausgestellt werden. Das Namensverzeichniß der Mitglieder dieses temporären Kunstvereins wird der Sendung nach St. Petersburg beigefügt und ist ebenfalls sehr sehenswerth als kalligraphisches Meisterstück von der kunstfertigen Hand des geheimen Kanzlisten Hrn. Ewald, der übrigens keine Belohnung dafür annimmt.

Mainz, 22. Mai.

Die gestrige erste artistische Darstellung zu Gunsten der Abgebrannten in Hamburg, ein Konzert, von der Mainzer Liedertafel, dem Damen-Gesang- und dem Instrumental-Vereine im hiesigen Schauspielhause vor einem ausgesuchten, zahlreichen Publikum ausgeführt, bot eine Auswahl von Gesang- und Musikstücken, wie man sie selten beisammen findet und ließ keinen Wunsch unbefriedigt. Der erste Theil der „Jahreszeiten" von J. Haydn, der Frühling, war vorzüglich einstudiert und zeigte von dem Fleiße der Liedertafel und des Damen-Gesangvereins; die Soli's waren gut besetzt. Die Ouvertüre zur „Belagerung von Korinth" von Rossini führete der Instrumental-Verein mit Gefühl und Präcision aus und allgemein war der Beifall, der ihm dafür wurde. Ein Instrumental-Solo auf der Violine, von einem Fremden à la Paganini gegeben, war kurz, aber so kunstlich, daß es einen wahren Enthusiasmus hervorrief. Wir bedauern, den Künstler, der sich nach beendigtem Spiele so bescheiden zurück zog, nicht näher bezeichnen zu können. Das berühmte Lied: „Des Deutschen Vaterland" von Arndt wurde sehr gut vorgetragen und erhielt glänzenden Beifall; eben so das „Halleluja" von Händl, das den Schluß machte. Es war ein schöner Anfang; der Ertrag mag nicht unbedeutend gewesen seyn.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 26. Mai. Othello, der Mohr von Venedig, große Oper in 3 Abth., Musik von Rossini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 143. Donnerstag, den 26. Mai 1842.

Cabrera.

Historische Novelle aus dem letzten spanischen Kriege.

(Fortsetzung.)

Aber mit freundlichern Blicken konnte Niemand die Feinde anschauen, als Maria de Perdinnas dies that. Ihr Ramon war ja mit ihnen gekommen, und mit ihm Leben und Wonne und Vergessenheit der übrigen Welt. Sie hatte unter Thränen an die Reise gedacht, welche sie weiter hinwegbringen sollte von dem Aufenthaltsorte des Geliebten, und diese Thränen waren in Goldperlen der Freude umgewandelt. „Jetzt, mein Ramon," sagte sie, seine Umarmung leidenschaftlich erwiedernd, „jetzt trennt uns keine feindliche Gewalt wieder von einander. Hier hat nicht die Königin, hier hast Du zu gebieten. In Valencia beschützt mich Dein Arm und Dein Wink. Fort mit den Anstalten zu der verhaßten Reise! —"

Cabrera wand sich lächelnd aus ihren Armen. „Du bist hier sicherer als in Madrid," sagte er, „aber die Rüstungen zur Reise kommen zu passender Zeit. Ich bin nicht mehr der Heimathlose, wie ehemals, und Du, mein theuerstes Leben, folgst mir in diese neue Heimath. Meine Pflicht und mein Interesse lassen mich nur wenige Tage oder Stunden in Valencia rasten. Ich bin frei, wie kein Machthaber der Erde, und dennoch nicht Herr meiner Zeit. Darum laß den Reisewagen gepackt, und verändere nur die Richtung. In Morella soll uns der Himmel, trotz dieser eisernen Zeit, einige goldene Tage der Liebe schenken."

Im Rausche der Freude hatte sich Maria kaum an Morella erinnert. Die Erwähnung dieser Stadt, die ihrer Phantasie wie ein Zauberbild vorschwebte, diente nur dazu, ihre Freude zu erhöhen, und sie sah es gern, als schon am andern Tage der Rückzug dahin angetreten ward. Lange Wagenreihen, beladen mit dem Golde aus erbeuteten Kassen der Regierung, mit Vorräthen aus den Magazinen und vielen andern Werthsachen, waren schon in der Nacht, mit einer hinreichenden Bedeckung, aufgebrochen, und der Marsch ging daher mit wenig verminderter Schnelle von statten. Nicht ohne einen Anflug von Stolz und Eitelkeit empfing Maria die lauten Huldigungen der Bürger Morella's, welche ihr und ihrem Begleiter gebracht wurden, und mit reiner Freude die Willkommsbegrüßungen Joaquinens. Das früher kaum beachtete Kind war zur Jungfrau und ihr zur Freundin emporgewachsen. Sie hatte nicht allein den Geliebten, sie hatte auch ein weibliches Wesen gefunden, dem sie sich mit ganzer Seele hingeben zu können glaubte.

Cabrera schien in der That auch dem Schicksal gebieten zu können. Es folgten goldene Tage der Ruhe und der möglichsten Glückseligkeit. Der Prätendent, welcher mit angstvollen Blicken aus der Ferne die Belagerung Morella's überwacht und einen glücklichen Ausgang für unmöglich gehalten hatte, erhob den kühnen Vertheidiger der bedrängten Stadt zum Grafen von Morella, und begleitete diese Ernennung mit einem überaus freundschaftlichen, eigenhändigen Schreiben. Pedro, welcher die Depesche aus den Händen und einige Worte über den Inhalt aus dem Munde des Couriers bekommen hatte, zögerte absichtlich, um den freudigen Eindruck wahrzunehmen, den die Freudenbotschaft hervorbringen mußte; allein Cabrera reichte das Grafenpatent ruhig seiner Schwester und Braut, in deren Zimmer er eben gegenwärtig war, hin, und zündete mit dem Handbriefe seines Königs die Cigarre an. Pedro schüttelte verwundert das Haupt, und freute sich, daß er wenigstens von dem Freudenstrahle, welcher sich über die Gesichter der beiden Mädchen verbreitete, noch im Weggehen eine flüchtige Ansicht bekam. Er zuerst hätte so gerne den Kameraden die wichtige Nachricht authentisch überbracht, und nun mußte er sich auf einige hingeworfene Vermuthungen beschränken, die der Courier eben so gut zu geben im Stande war, und bei'm Weinschlauche schon längst gegeben hatte. Der Gebieter erschien ihm heute auf eine ärgerliche Weise unempfindlich.

Daß sich Pedro indessen darin verrechnet hatte, konnte ein aufmerksamerer Beobachter leicht bemerken. Cabrera wollte nur nicht kindisch froh erscheinen über einen Titel, über ein Geschenk, von dessen Bedeutung er selbst allein die richtige Ansicht haben konnte, aber im Innersten des Gemüthes war er es wirklich. Mit klopfendem Herzen unterzeichnete der ehemalige Schüler die erste Depesche nach diesem Tage als **Conde de Morella**, und heftete die freudestrahlenden Blicke lange auf die schönen Worte, und murmelte die wohlklingenden Laute und suchte sie in Einklang mit seiner Person, mit seiner Vergangenheit und Zukunft zu bringen. Je lebhafter er sich in seinen eigenen Geist versenkte, desto weniger vermochte er sich als Generallieutenant, Graf von Morella zu denken, so groß schien ihm das Glück, und so klein seine Persönlichkeit. Als ihm aber die Zukunft plötzlich vor die Augen trat, und er die riesenhaften Berge überschaute, welche zu erklimmen sein Ehr-

Digitized by Google

geiz ihn spornte, da erhob sich das Selbstgefühl mit neuer Kraft, und er schloß sarkastisch lächelnd die Depesche.

„Thor," sagte er, und durchmaß das Zimmer mit festem, raschem Tritte, „wenn Du über den ersten Schritt zum Ziele jubelst, wie wird der letzte vollbracht werden können! Diese Grafenkrone ist ein glänzendes Sandkorn, das ich in die Augen meiner Gegner werfe, um sie zu irren, ein Kiesel, den mein Schwert zum Diamanten schleifen muß, soll er Werth haben; aber ein Gegenstand für meine Pläne ist sie nicht. — Gieb mir nur die Splitter Deiner Herrscherkrone, Don Carlos, einen nach dem andern, und ich will sie zusammenschmelzen in den Feuerflammen dieses Krieges, mit spanischem Blute will ich sie läutern, daß die Welt über den Glanz erschreckend staunen soll. Du bist ein todter Sproß des hohen königlichen Baumes, aber es ist noch Leben genug in Spanien, aus welchem ein neuer Königsstamm hervorwächst. Auch die zackige, glühende Krone möchte eine Stirn finden, die keinen Schmerz kennt, wo es gilt, das Höchste zu erreichen. Ich will nicht schlummern, Carlos, ich will leben und wirken, und Du sollst mir mehr noch geben, als dieses Grafenpatent."

Alle Gratulationen nahm Cabrera mit ruhiger Würde entgegen, und heiter erschien er erst nach einigen Tagen, wo ein glänzender Ball die Offiziere seines Heeres und die vornehmen Bürger Morella's vereinigte, und wo er, wie immer, den aufmerksamen, bezaubernden Wirth machte. Er liebte es, sein ganzes Wesen in einen räthselhaften Schein zu hüllen, so rücksichtslos er sonst auch handelte, und diesen Zweck erreichte er vollkommen. Die widersprechendsten Ansichten verbreiteten sich über sein Verhältniß zu Carlos und über die eigenen Pläne. Jede Vermuthung aber stellte sich am Ende günstig für ihn heraus.

(Fortsetzung folgt.)

Hamburgs Schreckenstage vom 5ten bis zum 9ten Mai 1842.

(Fortsetzung.)

Während das heilige Gebäude des St. Nicolaus im innern Schiff der Kirche eine fabelhafte Gluth entwickelte, in welcher man noch manche so oft mit Andacht betrachtete Figuren in ihren Umrissen erkennbar glühen sah, loderte auch schon das stolze Gebäude des Hrn. von Hosstrup an den Eingängen vom Kirchhof auf, wo nur noch eben der hiesige Künstler-Verein mit Hülfe einiger Freunde seine Gemälde-Ausstellung retten konnte; auch wurden die zur Druckerei der Börsenhallen-Liste gehörigen Lettern und Apparate in einem feuerfesten Keller geborgen, wo sie indeß bis heute, den 11. d. M., noch nicht wieder ans Licht haben gefördert werden können. — Rechts ergriff nun das furchtbar gierige Element die Neueburg, in deren engen Straße die Verwirrung der Rettenden, Flüchtenden und Löschenden den entsetzlichsten Grad erreichte, und bis zur Nacht hatte sich das Feuer, trotz aller Gegenwehr der rastlos thätigen Spritzen, die aus allen Gegenden bis zu 60 herbeigeeilt waren, bis zum Ausgange nach dem Rathhause fortgearbeitet, wo es von der Seite der Bohnenstraße her auf eine zweite Flamme traf. Ein namhaftes Opfer forderten diese Stunden durch die Zerstörung der Officin des Hamb. unparteiischen Correspondenten, von welcher auch nicht ein Buchstabe gerettet wurde. Weiter hinauf, vorn in der Bohnenstraße, ging das reichhaltige Lager der Hoffmann- und Campe'schen Buchhandlung mit allen den schönen berühmten Werken in Flammen auf, und während sich über den Hopfenmarkt, durch den kleinen Burstah, das verzehrende Element der Mühlenbrücke näherte, leckte die Flamme von der Seite des Rödingsmarkts gegen den Graskeller, Dreckwall und Mönkedamm heran, zugleich aber näherte sie sich südöstlich dem Herzpunkte Hamburgs, dem alten ehrwürdigen Rathhause, dessen Kaiserbilder schon im Glühlichte dieser furchtbaren Brandfackel wie von Angst und Zorn geröthet erschienen, so wie auch der Bank. — Dieser ungeheure Fortschritt des Elements bewies, daß gewöhnliche Mittel nicht mehr ausreichten, der Zerstörung vielleicht der ganzen Stadt vorzubeugen, und verständige Männer stellten dem bis zum letzten Augenblicke der Möglichkeit auf dem Rathhause versammelten Senate die Nothwendigkeit vor, dem ungewöhnlichen Ereignisse ungewöhnliche Mittel entgegen zu setzen und der Gluth durch Sprengung der in ihrer Richtung liegenden, noch unversehrten Häuser den Fortschritt zu wehren und ihr den Weg abzuschneiden. Der Beschluß wurde gefaßt, so hart es auch den für die geliebte Vaterstadt schlagenden Herzen der Senatoren angekommen seyn mag. Man sprengte nun hart an der Graskellersbrücke das hochbetreppte Haus, rechts vom Burstah her, und erzweckte damit auf dieser Stelle, daß die Flamme nicht zum Neuenwall hinüberdrang. Zur Rettung der Bank machte man ebenfalls die alte Börse durch die Gewalt des Pulvers in sich zusammen sinken, eben so das Rathhaus, das mitten in der Nacht unter einem einzigen ungeheuren Stöhnen sein Daseyn endete, ohne jedoch die Bank gänzlich vor dem Verderben schützen zu können, die inwendig ziemlich ausbrannte, obgleich die Schätze im Gewölbe, das obenein unter Wasser gesetzt werden konnte, sicher geborgen blieben. Die ungeheuren hierzu erforderlichen Quantitäten Pulver erschöpften nur zu bald den Vorrath, und hier zeigte es sich wieder einmal deutlich, wie nützlich, ja wie nothwendig — abgesehen von dem, was er für das Geschäft der Kaufleute erzweckt — der Telegraph für Hamburg ist. Denn in wenigen Minuten war die Botschaft des Senats nach Stade gefördert, daß man dringend um Artilleristen mit Geschützen und einige 1000 Pf. Pulver ersuche. Mit der größten Bereitwilligkeit antwortete die Landdrostei auf demselben Wege, daß das Begehrte sofort nach Brunshausen abgehen solle und das Dampfboot „Gutenberg" nur hinunterfahren dürfe, um dort Alles zum Einladen bereit zu finden, worauf eine Hülfe in wenigen Stunden zur Stelle war, durch welche der nordöstliche Theil der Neustadt und somit außer so vielem Andern auch das Stadttheater gerettet wurden. Es mag hier kurz erwähnt werden, daß der Telegraph, wie er schon am Morgen des Ausbruches Spritzen von Blankenese, Schulau, Wedel und Stade herbei gerufen hatte, später auch zu verschiedenen Malen große Quantitäten Pulver und Hülfe an Spritzen und Mannschaften nebst Militär von Ritzebüttel herbeirief. — Das Feuer drang nun bei Süd- und Südwestwind unaufhaltsam vor, spottete aller Wassermassen, die die Gluth nur zu vermehren schienen, streckte Haus auf Haus vor sich nieder und schritt geradeswegs auf die neue Börse zu. Von allen Seiten trafen jetzt Hülfsmannschaften truppweise, so wie Wagen zur Rettung der Effecten in langen Zügen ein und Angst und Bestürzung waren so groß, daß aller Unterschied

Digitized by Google

der Stände aufhörte, die feinsten Leute, selbst Damen, sich vor die Wagen spannten, auf welchen Sachen gerettet wurden, oder sich an die Spritzen stellten, um die bis zum Tode erschöpfte Mannschaft abzulösen. Mit wahrem Heroismus wagten sich Männer aller Stände in die brennenden Häuser, um zu retten, und viele kehrten nicht wieder, ohne daß in dem allgemeinen Chaos und Tumult eben besondere Notiz davon genommen werden konnte. Schrecklich aber war das Loos von 17 Personen, die in einem, unter dem Hause des Stockfabrikanten Mayer (an der Ecke der zum Mönkedamm führenden Brücke) belegenen Weinkeller sich gratis erfrischten, während das Verderben über ihren Köpfen wüthete. Das Haus stürzte zusammen und begrub Alle unter seinen Trümmern.

Die Front des Feuers erstreckte sich am Freitag Morgen von der Ecke der Reichenstraße bis zum Dreckwall und schob sich bald ganz bis zur neuen Börse vor. Dieses Prachtstück Hamburgs von dem Untergange zu retten, ward die ungeheuerste Anstrengung gemacht. Während nämlich Hr. Smith, Eigenthümer einer vortrefflichen Wasserkunst, seine Ströme über das edle Gemäuer ausgoß, sprengte man mit kühnem Muthe mehrere in der Front gelegene Häuser, so wie auch die Mühle, und siehe da, der Himmel gab ein Zeichen, daß Hamburgs kaufmännischer Ruhm nicht schwinden sollte; wie ein Salamander im Feuer blieb das herrliche Gebäude unversehrt, denn auch die neue, ganz nahe gelegene Schauenburger Straße hielt die seitwärts vom Dreckwall herüber wehende Gluth glücklich ab, und noch steht sie da, die Börse, unter Ruinen und rauchenden Trümmern, groß und herrlich, Hamburgs Ruhm und Zierde, mit ihren hohen Hallen, aus denen mit Gottes Hülfe die Früchte zu unserer Wiedererhebung hervorgehen werden. — Leider verbreitete sich bald nach Mittag das Gerücht, es habe die Flamme vom Dreckwall das breite Fleth überschritten und bei einem Bäcker auf dem Neuenwall gezündet. So war es leider; zwar wehrte der immer noch sehr südliche Wind, daß das Feuer sich höher herauf nach dem Stadt-, Post- und Gasthause verbreitete, doch zog es sich mit rasender Eile dem vielgeliebten Jungfernstieg entgegen. — Alle Bemühungen, diesem neuen drohenden Unheil zu wehren, scheiterten an der furchtbar intensiven Gluth, die allen Wasserströmen spottete, und selbst das unablässige Sprengen mehrerer Gebäude konnte keine Kluft erzielen, groß genug, den Fortschritt der Brunst zu hemmen. Zu gleicher Zeit auch, und nachdem es auf seinem Zerstörungswege die Buchhandlungen von Bödecker, Berendsohn und Niemeyer zerstört hatte, wälzte es sich gegen Abend dem Eimbeckschen Hause und somit auch dem Rathsweinkeller entgegen, wodurch am Freitag Abend eine Brandfackel angezündet wurde, die — wie Capitäne aussagten — durch den Wiederschein am Himmel, bis in die Nordsee hineinleuchtete. Auch die Herold'sche Buchhandlung mit dem Lokale der patriotischen Gesellschaft und diesen Instituts-Bibliotheken fielen als Opfer dieser furchtbaren Macht, und mit ihrem Vorschreiten erwuchs wiederum eine neue Gefahr und zwar für die ehrwürdige Petrikirche. Ehe jedoch die Sonne aufging, hatte sich nordöstlich die Flamme über die Bleichenbrücke einen Weg nach den großen Bleichen gebahnt und ergriff hier unter anderen prachtvollen Gebäuden das Hotel des Senators Jenisch und die Harmonie. — Neue Sprengungen, theils von den Offizieren der hannoverschen Artillerie, theils von dem Ingenieur der Eisenbahn, Lindley, geleitet, verhüteten das Hinüberspringen der Flamme zur Nordseite der breiten Gasse; doch war solches weiter unten in der Gegend der Königstraße nicht zu verhindern, und nur zu bald sah der alte schöne Jungfernstieg den Feind im rothen Mantel gegen sich heranrücken. Bald brannte auch der Jungfernstieg, mit ihm die großen prachtvollen Gasthöfe: St. Petersburg, Stadt London und Streit's Hotel, so wie die Prachtwohnung des menschenfreundlichen Salomon Heine, über deren Asche der Weg zum Gänsemarkt führte. Hier aber zog die schwarze Kunst des Barthold Schwarz dem Elemente eine Gränze. Die beiden letztgenannten Gebäude erbebten von der Macht von 500 Pfund Pulver, und sanken in Trümmer in sich selber zusammen. Auch die köstliche Alsterhalle war im Fall der Noth zu gleichem Opfer ausersehen, doch ging der Kelch an ihr vorüber und an der Ecke des Gerberhofes war von dieser Seite mindestens der Verheerung ein Ziel gesteckt. — Weiter hinauf aber eröffnete sich dem trauernden Blick ein neues erschreckliches Schauspiel. Man hatte nämlich eine Menge Effecten in Kähnen und Ewer auf der Alster geborgen, aber der immer mehr auffrischende Wind trieb so oft und so viele Funken hinein, daß sich diese Fahrzeuge entzündeten. Auch brannte der Schweizer-Pavillon; genug, eine neue Gefahr erwuchs von dieser Seite und man entschloß sich kurz und energisch, die Fahrzeuge in den Grund zu bohren. Also geschah es, und mancher Gedanke tauchte im bangen Augenblicke mit der letzten, einzigen Habe unter die Wellen der Alster, die aber hoffentlich das Pfand herausgeben werden. Auch das herrliche Hotel Belvedere mußte in dieser Nacht den Weg alles Gesteins gehen; es ward gesprengt. So kam der bange Sonnabend heran.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Der Schwäb. Merk. berichtet aus Reutlingen, 8. Mai: Es ist bekannt, wie viele Mühe man sich seit langen Jahren gegeben, mechanische Webestühle herzustellen, welche in Wollentuch das leisten, was ein mechanischer Baumwollenwebstuhl leistet, und wie bis jetzt dieses Problem nicht gelöst werden konnte. Nach langjährigen Versuchen ist es endlich der sächsischen Maschinenbaufabrik in Chemnitz gelungen, eine solche Tuchwebmaschine zu erfinden, und in der hiesigen Tuchfabrik des Hrn. Joh. Gg. Finckh ist seit kurzer Zeit eine Wolltuchwebmaschine aus dieser Fabrik, wahrscheinlich die erste überhaupt existirende, im Gange. Diese Maschine entspricht nicht nur allen Forderungen, die man an einen Webstuhl macht, vollkommen, sondern leistet noch mehr, und wird durch Wasserkraft getrieben. Es kann nicht fehlen, daß diese Erfindung in dem Betriebe der Tuchmanufaktur große Veränderungen hervorbringe. Zwei Stücke Tuch, auf der neuen Maschine gewoben, das eine ganz fertig ausgerüstet, das andere noch roh, sind in den letzten Tagen nach Stuttgart versendet und den bei der Gewerbeausstellung befindlichen Tüchern aus der Fabrik des Hrn. Finckh beigesellt worden, wo sie für die neue Erfindung sprechen werden. Das Garn für diese neue Maschine bedarf ganz keiner andern Zurichtung als zu den gewöhnlichen Handwebstühlen, und das noch rohe Stück Tuch zeigt am deutlichsten die vollkommen gleiche Webung.

Digitized by Google

Riefstahl hat am 16. d. M. in der Universitäts-Stadt Greifswalde ein Conzert für die unglücklichen Hamburger gegeben, welches einen Reinertrag von 400 Mk. Bco. gebracht, eine für diese kleine Stadt außerordentliche Summe. Am 19. wird er ein anderes in seiner Vaterstadt Stralsund geben, und dann direct nach Frankfurt zurückkehren.

In München macht man jetzt, nachdem sich ein unter dem Isarthor, durch welches Jahr aus Jahr ein die meisten Getreide- und Holzwagen fahren, gelegtes Holzstraßenpflaster innerhalb Jahresfrist als sehr zweckmäßig und dauerhaft erwiesen hat, Versuche mit Holzpflaster in größerem Umfang. Auch die Asphaltpflaster-Oefen sieht man wieder vor manchem Hause rauchen.

Lied der Deutschen in Paris. *)

Von Wolfgang Müller.

Von der Oder, von dem Rheine,
Von dem Donaustrom entsprossen,
Grüßen wir uns im Vereine
Deutschen Volkes Stammgenossen.
Und es sind des Kreises Bande
Deutsche Sprache, Sitten, Lieder,
So im fremden Frankenlande
Finden wir die Heimath wieder.

Wir gedenken froh der Zeiten,
Wo wir erstes Wissen tranken,
Bildend für des Lebens Weiten
Die Gefühle und Gedanken.
Hin sind nun der Schule Mühen
Mit der Jugend hellsten Tagen,
Aber uns're Geister glühen,
Aber uns're Herzen schlagen!

Und wir steh'n in weitern Kreisen
Und wir geh'n nach weiterm Streben,
Wollen Allen Recht erweisen,
Die ein großes Leben leben:
Uns're Liebe allen Freien,
Unsern Zorn auf alle Würger!
Allen Völkern freudig weihen
Wir ihr Recht als Weltenbürger!

Aber Deutschland sey vor Allen
Hier ein freudig Hoch erhoben.
Uns're Hoffnungsbanner wallen,
Daß es strebe kühn nach oben:
Frei Gedanken, Worte, Geister,
In gemess'ner edler Reinheit,
Daß die Jünger, daß die Meister
Bauen dieses Domes Einheit!

*) Mehrere Deutsche in Paris feierten vor nicht langer Zeit die Erinnerung an die Universitätsjahre in einem Commerce, bei dem Dingelstedt, Gutzkow, Thalberg, Venedy u. m. A. zugegen waren. W. Müller dichtete bei dieser Gelegenheit dieses Lied, das H. Schindler aus Aachen, der bekannte Freund und Biograph Beethoven's, in Musik setzte, und das mit großem Jubel gesungen wurde. (Die Redakt. der Rhein. Ztg., welcher vorstehendes Gedicht vom Verfasser eingesendet wurde.)

Korrespondenz.

Soden, 22. Mai.

Letzte Woche wurde auch hier für die Hamburger Abgebrannten eine allgemeine Collecte veranstaltet, welche, im Verhältniß, gewiß so reichlich ausfiel, als in einer größeren reichen Stadt. Es war den Bewohnern Sodens genug, zu wissen, daß es einer allgemein großen Noth galt, und was die hiesigen Bewohner noch mehr antrieb, war die Dankbarkeit gegen Hamburg. Als im Jahr 1716 die Kirche dahier erbaut wurde, war die Gemeinde noch nicht so bemittelt, daß sie ohne fremde Hülfe den Bau zur Ausführung bringen konnte, und durch Verwendung des damaligen Geistlichen wurden der Gemeinde Soden von Hamburg 500 fl. übersendet, welche edle That gewiß verdient, bekannt zu werden. — Die Kur hat dahier schon begonnen und verspricht sehr glänzend zu werden. Schon sind viele Gäste anwesend und viele werden noch im Laufe dieses Monats eintreffen, für welche schon Wohnungen bestellt sind. Durch die vielen Neubauten, sämmtlich sehr geschmackvoll eingerichtet, sind wir dieses Jahr im Stande, einige hundert Gäste mehr aufnehmen zu können, als früher.

Berichtigung.

(Eingesendet.)

Die in Nro. 135 der Didaskalia in einem Korrespondenzartikel aus Darmstadt enthaltene Angabe: Hr. Hassel vom Frankfurter Theater habe in der zum Besten der Hamburger Abgebrannten auf hiesigem Hoftheater gegebenen Vorstellung nur unter der Bedingung als Gast auftreten wollen, wenn man ihm erlaube, auf sein Honorar verzichten zu dürfen, muß dahin berichtigt werden: daß Hr. Hassel weder „ein so edles Anerbieten" gethan, noch auf sein Honorar Verzicht geleistet hat. Es versteht sich daher von selbst, daß das „so höchst wohlgefällige Aufgenommenwordenseyn" eben so wenig statt finden konnte, als das vorhergegangene Anerbieten statt gefunden hat, welches man der Wahrheit gemäß hierdurch zur öffentlichen Kenntniß bringt.

Darmstadt, 21. Mai 1842. C. M.

Bemerkung.

Der Hr. Einsender eines Korrespondenzartikels aus Langen-Schwalbach vom 22. Mai wolle uns gütigst, wenn es ihm um die Aufnahme desselben zu thun ist, seinen Namen mittheilen; denn anonyme Einsendungen können, wie wir dies schon oft anzeigten, keine Berücksichtigung finden. Die Redaction der Didaskalia.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 26. Mai. Othello, der Mohr von Venedig, große Oper in 3 Abth., Musik von Rossini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 144. Freitag, den 27. Mai 1842.

Cabrera.

Historische Novelle aus dem letzten spanischen Kriege.

(Fortsetzung.)

Einen Brief, den Cabrera in diesen Tagen von Julio empfing und in welchem dieser heftig drohend die Zurücksendung seiner geraubten Schwester verlangte, ließ er für jetzt völlig unbeachtet, und übergab die Beantwortung der Zeit und seinem Schwerte. Auch an Maria hatte der gekränkte Bruder geschrieben, und seine Worte waren Wermuthtropfen in den Nektar der Freude. Ueber Cabrera's Erhebung schrieb er folgende Worte:

„Du erwähnst in Deinem Briefe seine Ernennung zum Grafen, und meinst, dadurch sey er uns ebenbürtig geworden; als ob der Titel adelte! Du verblendetes Mädchen, hast Du denn noch nie gehört, daß der Namen den Titel erhebt, und nicht umgekehrt! Hänge einen Fürstenstern auf die Brust des Räubers, der Tausenden Leben und Schätze, der mir eine Schwester, der Dir Alles geraubt hat, was Dir werth seyn mußte; und seine verhaßte Gestalt wird nur weiter hinausgesehen, aber nicht überdeckt werden. Ich habe meine Ansicht schon an jenem Abend, wo ich den Ehrlosen aus mißverstandener Großmuth schützte, deutlich ausgesprochen, und dieser Ausspruch gilt für alle Zeiten — so fest, so gewiß, wie meine ungesetzmäßige Gutherzigkeit blutige Früchte — auch für Dich — bringen wird."

Maria war tief erschüttert. Sie weinte schmerzliche Thränen an dem Halse der treuen Duegna, die ihr von Valencia aus gefolgt war. Aber die leidenschaftliche Liebe zu Ramon hatte eine zu dichte Nacht der Selbstvergessenheit über ihre Seele geworfen, als daß die Zornesblitze des gereizten Julio einen dauernden Tag darin hätten hervorrufen können. Sie trocknete schnell ihre Wangen, als der Geliebte eintrat, und umzauberte ihn doppelt mit süßen Worten und Tändeleien, damit er die Thränenspuren, die ihn hätten kränken können, nicht wahrnehmen möchte. Um eine wünschenswerthe Wendung der Dinge hervorrufen zu können, war die Kraft des Briefes schon in diesem Augenblicke erloschen; aber den Funken des Racheverhängnisses, welcher darin lauerte, vermochte kein stürmischer Liebeskuß zu ersticken.

Die Gegenwart gestaltete sich inzwischen immer freundlicher. Schrecken und Ermattung hielten den Feind weit von der Grafschaft Maestrazzo entfernt, und Cabrera begann in seinem Gebiete mit unumschränkter Macht zu herrschen. Valencia und Aragonien mußten ihm reichliche Kontributionen zahlen, und die Städte und Dörfer seiner Grafschaft wurden damit gehoben. Er legte eine Kanonengießerei in dem stark befestigten Cantavieja an, Pulvermühlen und Waffenfabriken zu Mirambel und Morella, und suchte sich überhaupt unabhängig von jeder auswärtigen Hülfe zu machen. Ueberall baute er Mauern und Schanzen, aber das stärkste Bollwerk suchte er sich in der Liebe seiner Unterthanen zu errichten. In diesem Kreise lernte Niemand seine Härte, sondern nur seine Güte kennen; es schien, als ob seine Hand nur zum Wohlthun so mächtig sey. Selbst die Freiheit des Geistes schützte er allenthalben mit beispielloser Freisinnigkeit, und so leuchtete einem Fleckchen der spanischen Erde die schönste, belebende Sonne, während ringsum die verheerendsten Wetterwolken arbeiteten oder lauerten. Seit Jahrhunderten war unter keiner der rechtmäßigen, friedfertigen Regierungen die Friedenspalme so herrlich emporgewachsen, wie unter dem bluttriefenden Schwerte Cabrera's.

Die Unterthanen schauten mit Triumph auf ihren Schutzherrn, und mit stiller, inniger Dankbarkeit auf die liebreizende Maria de Perdinnas, deren zarte Hand es seyn mußte, die den Wilden auf so sanfte, segensreiche Pfade leitete. Einen tiefern Grund vermochte Niemand aufzufinden. Auch war die Vermuthung mindestens halb wahr, da Ehrgeiz und Liebe jetzt um die Herrschaft in seinem Herzen rangen, und seine Neigung ihn in manchen Augenblicken fortriß, auch einen häuslichen Herd neben dem fürstlichen Throne zu erbauen. Auf den Winter war die Vermählungsfeier festgesetzt. —

An dem allgemeinen Kriege nahm Cabrera nicht eher wieder lebhafteren Antheil, als bis feindliche Heerhaufen es wagten, von neuem seine Provinzen zu betreten. Von seiner Bergfeste aus stürzte er sich plötzlich über die nordwärts gelegenen Gegenden, und drang siegreich und mit unglaublicher Schnelle bis Falset, zehn Meilen von Morella, vor. Die kleineren Truppenabtheilungen der Christinos flohen vor seiner Ankunft, und überließen ihm müheloſe Beute; stärkere Corps wurden geworfen oder nahmen feste Stellungen ein, und wäre nicht Julio de Perdinnas in der Nähe gewesen, so würde Cabrera nirgends einen beachtenswerthen Widerstand gefunden haben. Aber Perdinnas fand es schmachvoll, vor einem Namen wie vor einem Gespenste zu fliehen, und statt zurückzugehen, eilte er dem Abenteurer entgegen, um die Ehre seiner Waffenpartei zu retten, und seine eigene Schmach zu vergelten. Die Welt blickte verwundert auf das Schauspiel, wie vor einem halb ungeordneten

Digitized by Google

Haufen regelmäßige Heere scheu zurückwichen, und er wollte dieses Schauspiel mit einem rüstigen Schwertschlage auseinander jagen.

Am 1. Oktober 1838, nicht weit von Falset, zwischen Flix und Morella, kam es zur Schlacht. Perdinnas zählte sechstausend, Cabrera dreitausend Krieger, und auf beiden Seiten focht gleicher Muth und gleiche Erbitterung. Nur die Siegsgewohnheit der Facciosos machte den Kampf einigermaßen gleich. Als aber eine Abtheilung derselben durch einen wilden Reiterangriff auseinandergejagt und zum Theil niedergehauen wurde, verließ auch dieser magische Bundesgenosse den verwegenen Cabrera. Er sah, wie die Feinde ihre düstern Massen zum neuen Angriffe zusammendrängten, er sah, wie sein linker Flügel plötzlich in Unordnung gerieth und zurückwich vor der nahenden Gefahr, und sein richtiger Blick sagte ihm, daß die Schlacht verloren sey, wenn nicht eine besondere Hülfe erscheine. Aber woher diese Hülfe? Nur in einem schleunigen Rückzuge schien noch Rettung, und Cabrera würde sich keinen Augenblick bedacht haben, wenn er nicht seinem Todfeinde gegenüber gestanden hätte. Doch vor ihm zu fliehen, war ihm unmöglich; er würde der Geliebten nie wieder haben nahen können, und so verhallte dies Mal die Stimme der Klugheit ungehört in dem tobenden Aufruhre der Leidenschaft. Wo keine Rettung war, konnte doch der Tod gefunden werden.

„Ihr Feigen," rief er den Seinen wuthentbrannt zu, „Ihr verlaßt mich — nun wohlan, ich werde auch ohne Euch inmitten der Feinde zu sterben wissen. Ich habe allein mich herangekämpft, so will ich denn auch allein sterben."

„Nicht allein, General," ertönte in diesem Augenblicke eine Stimme neben ihm, „sondern mit Euerm Polo und Euern Aragoniern. Zeigt nur den Weg, wir folgen."

(Fortsetzung folgt.)

Hamburgs Schreckenstage vom 5ten bis zum 9ten Mai 1842.

(Schluß.)

Durch den Breitengiebel nach dem Zucht- und Spinnhause, und über den Berg zur Petrikirche und dem Gymnasium wälzte sich die rothe Gluth, und schon seit 10 Stunden waren 200 Personen oben im Thurme beschäftigt gewesen, diese herrliche Pyramide, die älteste Zierde Hamburgs, zu erhalten. Am Abend vorher schon glühte der Knopf in der schier entflammten Luft, die unstreitig in der Höhe viel glühender als in den tieferen Schichten war. Wirklich, es gelang den vereinten Anstrengungen, die traurige Katastrophe bis Morgens 9 Uhr zu verzögern, da aber, mit dem immer näher Kommen der in den brennenden Häusern halbringförmig den Thurm umspielenden Flammen, entzündete sich das Holz unter dem glühenden Kupfer; bald darauf drang der Rauch aus den Fugen desselben, worauf dann die Flamme eilig hervorzüngelte und mit Windeseile so heranwuchs, daß bald nach 9 Uhr, nachdem das Glockenspiel noch einmal seinen eigenen Sterbegesang gespielt hatte, der ganze Thurm einer einzigen ungeheuren Brandfackel glich, die weit ins Land hinein den zweiten Akt unseres beweinenswerthen Drama's verkündete. Das Unheil vollendete sich blitzschnell, denn eine halbe Stunde nach der Entzündung stürzte die herrliche Spitze, fast in sich selbst verzehrt, herab und schlug auf der südwestlichen Seite des Kirchhofs 12 Fuß tief in die Erde ein. Das Herz blutet bei dem Gedanken an solche, mit Riesenschritten daherschreitende Vernichtung unserer stolzesten Zierde, aber selbst in dieser Vernichtung mußte man die Größe der Naturkraft staunend bewundern, die in so viel Minuten das zertrümmert, was Menschen in eben so viel Jahren mühsam erbaut. Jetzt stand, von der Filter- und Schmiedestraße her, auch das prachtvolle Gymnasium in Gefahr. Doch der massive Bau und die Sorgfalt, mit der man für unaufhörliches Bespritzen sorgte, wendeten dieses Unheil ab. Das Gebäude steht zu unser Aller Freude unversehrt da.

Der Sonnabend Morgen indeß brachte eine andere neue Besorgniß, denn es schlichen unheimliche Gerüchte von freveinden Brandstiftern in der Stadt umher. Dort und hier wollte man fremdes Gesindel, deren in der That vieles herbeiströmte, über der That betroffen haben, und eine bedenkliche Gährung und Erbitterung machte sich bemerkbar. Gegen Mittag und Nachmittag forderte der böse Geist des Aufruhrs bereits einige Opfer, denn man legte seine Hände im Wahne an unschuldig Verdächtige. Decken wir einen Schleier über solche Verirrungen, und danken dem Himmel, daß die Besinnung, durch die weisesten Anordnungen der Behörden, von dem guten Geiste der gebildeten Bevölkerung unterstützt, so bald zurückkehrte.

Am selbigen Morgen brachte man die Verbrecher aus dem Spinn- und Zuchthause unter starker Bedeckung auf kleine Fahrzeuge, um sie an die Zuchthäuser benachbarter Städte abzugeben. Brachte dieses schon einen erschütternden Eindruck auf das Gemüth des Zuschauers hervor, so konnte sich Niemand der Thränen erwehren bei dem Anblick der vielen tausend von Menschen, die Reih' an Reih' aus den Thoren zogen, und größtentheils kein anderes Obdach als den blauen Himmel fanden, bis es der von allen Seiten mit Sorgen der verwirrendsten Art bestürmten Staatsbehörde möglich war, für Zelte und Baracken zu sorgen, wie es bald darauf geschah. Lebensmittel, vorzüglich Brod, an dem es eine kurze Zeit zu mangeln begann, wurde von allen Seiten in reichlichem Maße herbeigebracht. Mit banger Erwartung sah man dem Verlauf der fürchterlichsten Katastrophe entgegen, die bei stets südwest bleibendem Winde nicht ausbleiben konnte, da der Wall der Flamme bald Gränzen setzen mußte. Indeß hatte sich die Verheerung bis zum Holzdamm und dem Drillhause fortgepflanzt, wo eine Reihe prachtvoller, neuer und hoher Gebäude an der Alster die Zahl der Opfer vermehren sollte, unter ihnen die hiesige Commandantur und das hohe thurmähnliche Gebäude des schon erwähnten Hrn. Smith, welcher letztere alle Kraft aufbot, durch seine Wasserkunst die Gegend vom Untergange zu erretten. Jedoch gelang ihm dieses nicht einmal mit seiner eigenen Wohnung, die er dermaßen mit Wasser überfluthet hatte, daß die Flammen, begierig, ihren ärgsten Feind zu vernichten, kurze Zeit wirklich davon ablassen mußten. Durch den Brand der Gertruden-Capelle und zugleich vom Pferdemarkt her verbreitete sich die Gluth in ein Quartier, wo eine Menge hoher und meist von Stenderwerk gebauter Häuser jene Classe von Bürgern beherbergten, denen mit ihrer kleinen Habe Alles geraubt wird, und die in Schaaren auf und über den Wall hinausflüchtend dem Schauergemälde den letzten und höchsten Anstrich des Jammers mittheilten. — Indeß waren auch von Lübeck und Kiel noch Spritzen und Mannschaft herbeigeeilt, und am

Digitized by Google

folgenden Sonntag Morgen endlich, nachdem die Gluth 80 Stunden an Hamburgs Herzen genagt, wurde ihr mitten in einem Nest von Gebäuden, in der Lilienstraße, ein Damm entgegengesetzt. Wie viele Häuser eigentlich zerstört wurden, ist noch nicht offiziell bekannt. Doch darf man reichlich ein Viertheil der Stadt, und somit 40,000 Personen annehmen, die ihre ganze Habe verloren haben.

Herzbrechend ist der Anblick der Brandstätte vom Walle bei der Lombardsbrücke aus. Ein weites Trümmerfeld mit unzähligen verkohlten Ruinen, die wie eben so viele Leichensteine zertrümmerten Wohlstandes in die Luft ragen. Die Fluthen der Alster rollen schwer und trübe, den von Rauch bewölkten Himmel abspiegelnd. Statt der stolzen Schwäne, die sie früher stolz durchzogen, treiben Trümmer aller Art, Möbel, verbrannte Holzscheite, Balken und führerlose Kähne darauf umher. Vor uns liegen die Ruinen des alten Jungfernstiegs, dieser herrlichen Straße, der Stolz Hamburgs, die in ihrer eigenthümlichen lieblichen Schönheit ihres Gleichen nicht hatte in irgend einer europäischen Stadt. Die Bäume sind nieder gerissen, die Pavillons zerstört, die prächtigen Häuser Trümmer. Noch sieht man, wie zum Hohn, einzelne Inschriften an den Häuserstümpfen. Man liest mit Wehmuth an einem Haufen verkohlter Steine: Magazin de Paris, Hotel de Russie und Belvedere. Zur Linken liegen die Ruinen von St. Petri, der Bergstraße, des herrlichen Holzdamm, der Zuchthausstraße, des Breitengiebel, der Paulsstraße ꝛc. Im Hintergrunde begränzen den Prospect die Ruinen von St. Nicolai, und hinter und neben diesen erheben sich die Trümmer unseres ehrwürdigen Rathhauses, der Bank, der alten Börse, des Eimbeck'schen Hauses, und einer Menge Privatwohnungen.

Traurig war es anzusehen, wie der, mit geretteten Mobilien überfüllte alte Jungfernstieg in Brand gerathend, jene in Flammen setzte, und diese unsere herrliche Promenade nun einem Feuermeere glich; schrecklich aber, als Tausende und aber Tausende mit ihren Mobilien obdachlos auf dem Walle und vor den Thoren lagen, und dann das Schreckenswort ertönte, innerhalb einer oder zwei Stunden, je nach den Umständen, müsse Alles weggeschafft seyn; keine Feder vermag das starre Entsetzen und die stumme Verzweiflung, die sich auf den Gesichtern malten, so wie das Angstgeschrei der Frauen zu beschreiben, welches jenes unterbrach, wenn weder für weniges noch vieles Geld ein Wagen zum Transport derselben zu erlangen war, um sie weiter und immer weiter zu schaffen und den Flammen zu entziehen. In der Kirche von St. Georg lagerten während der verhängnißvollen Maitage 70 obdachlose Familien; jetzt ist dieser Gottestempel zu einem Kur- und Armenhause umgewandelt worden. Auch der Dorgeloh'sche Salon ist zu einer Zufluchtsstätte für Obdachlose verwendet und vor dem Steinthore für solche einstweilen das Waisenzelt aufgeschlagen. Tausende lagen während der ersten Nächte auf den Feldern außerhalb der Thore und auf den Wegen nach Wandsbeck, Steinbeck, Eppendorf ꝛc. unter freiem Himmel, unter denen sich alte schwache Greise und Säuglinge (letztere mit ihren Müttern, die außerhalb des Damm- und Millernthors auf freiem Felde lagen, wurden später im Waisenhause aufgenommen), Kranke, Sterbende und Wöchnerinnen befanden, ja, es sollen sogar Sterbe- und Geburtsfälle auf freiem Felde stattgefunden haben.

Mannichfaltigkeiten.

(Paris, 14. Mai.) Vicomte d'Arlincourt reist kommenden Montag nach Petersburg ab, und wird auf der Rückreise Berlin berühren. Nochmals kann ich wiederholen, daß er keinen politischen Auftrag hat. In Deutschland hat man Hrn v. Arlincourt in der letzten Zeit, aus Anlaß seines „Pelerin," mannichfach hart beurtheilt, und ihm damit Unrecht gethan. Die kränkenden Aeußerungen in deutschen Blättern haben ihn äußerst schmerzlich berührt. Wir kennen den Vicomte d'Arlincourt persönlich. Sein Charakter ist hier von allen Parteien geachtet, und sein Privat- und öffentliches Leben ist eins von denen, die rein und über jede Gehässigkeit erhoben dastehen. Daß die deutschen Uebersetzungsfabrikanten über sein Buch hergefallen sind, und man dasselbe vielleicht zu viel besprochen hat, ist unmöglich dem Vicomte d'Arlincourt zur Last zu legen. Arlincourt hat kleine Schwächen, wie so viele Größere und Kleinere, als er; daß er sich von französischen Nationalvorurtheilen noch nicht losgemacht, ist eine dieser Schwächen, die er mit den meisten seiner Landsleute theilt; aber die Ehrenhaftigkeit seines Charakters steht jeder Verdächtigung entgegen. In der Angelegenheit des jungen Napoleon Wyse hat er, wie ich mich jetzt klar und bestimmt überzeugt habe, die edelsten Absichten gehabt, einen Unglücklichen, Verlassenen in Schutz zu nehmen. Der Vater des jungen Wyse sandte vor einigen Wochen einen Advokaten mit einer Verleumdungsklage gegen Hrn. v. Arlincourt nach Paris; bald aber nahm er die Klage zurück, und soll jetzt gesonnen seyn, seinem armen Sohn ein Jahrgehalt auszusetzen.

Aus Burgdorf im Kanton Bern sind der Redaktion der Oberdeutschen Zeitung, mit der Bezeichnung als „Ertrag einer kleinen Sammlung unter etlichen hier wohnenden Deutschen und Lesern Ihres Blattes", 20 fl. mit folgendem Motto zugekommen:

Hamburg.

Drei Kirchen mußten sinken
Im wilden Flammenmeer.
Drei Thürme aber blinken
In ew'ger hoher Ehr':
Das sind die Wappenthürme
Der alten, edlen Stadt,
Die Gott durch tausend Stürme
So treu geschirmet hat! —
Er darf ja nicht vergehen,
Der Deutschen Edelstein,
Muß herrlicher erstehen
In wen'ger Jahre Reih'n.
Drum länger nicht das Trauern
In nie gefühltem Weh; —
Wir Alle helfen mauern
An unser'r Burg der See!

Frankfurter Theater.

Seit unserm letzten Berichte ist der Besuch des Theaters kein bedeutender gewesen. Die betrübenden Ereignisse der Hamburger Feuers-

Digitized by Google

brunst, das liebliche und diesmal durch das freundlichste Wetter begünstigte Pfingstfest und die ländlichen Vergnügungen, geboten durch die in voller Anmuth und Frische wieder gekehrte schöne Jahreszeit, sie haben die Theilnahme für Kunst und Künstler zurückgedrängt. Wenn wir einen Rückblick auf die Bühnenleistungen der beiden letzten Wochen werfen, so dürfen wir nicht unerwähnt lassen, mit welcher Bereitwilligkeit sowohl unsere Theaterdirektion, wie auch die Bühnenmitglieder sich den allgemeinen Bestrebungen, der Schwesterstadt Hamburg hülfreich beizueilen, angeschlossen haben. Unter allen Corporationen war unsere Theaterdirektion die erste, welche Hand an's Werk legte und, bevor noch eine öffentliche Aufforderung ergangen war, die Oper Belisar zum Vortheil der Abgebrannten in Hamburg aufführte. Das Ergebniß der Vorstellung im Betrage von fl. 749 17 kr. wurde alsbald dem Hülfs-Comité mit der Andeutung zugestellt, es möchten bei Vertheilung dieser Spende vorzugsweise die verunglückten Mitglieder der dortigen Theater berücksichtigt werden. Außerdem hatten die Mitglieder des Theaters ein Hülfs-Comité gebildet, in Folge dessen eine Collecte unter ihnen stattfand, welche gegen fl. 600 einbrachte. Zu diesen Hülfeleistungen haben sich noch Vorstellungen gesellt, welche die Mitglieder unserer Schau- und Opernbühne in den benachbarten Städten Hanau, Offenbach und Mainz veranstalteten und über welche unter unseren Korrespondenznachrichten bereits berichtet worden ist, oder noch berichtet werden wird. Die fürstl. Thurn- und Taxische Postdirektion bot auch hier hülfreiche Hand, indem sie die Transportmittel zu den angedeuteten Theatervorstellungen in der Nachbarschaft unentgeltlich lieferte. Schließlich statten wir den Herren Theaterdirektoren Maiß, Guhr und Meck, wie dem Personal unserer Bühne den lebhaftesten und wohlverdientesten Dank für ihre humanen Gesinnungen ab und freuen uns zugleich, erwähnen zu können, daß jene Vorstellungen von Oper und Schauspiel in den Nachbarstädten mit einem Beifalle aufgenommen worden sind, welcher für den Werth und die Gediegenheit der Kunstleistungen unseres Theaterinstitutes das beste Zeugniß gibt. W.

Literatur.

Atlas in 28 Blättern, nach den Werken von Berghaus, V. Hofmann, Ritter, Schacht und Volger bearbeitet von C. Glaser. — Mannheim, bei H. Hoff.

Dieses eben erscheinende Werk zeichnet sich vor den übrigen Werken dieser Gattung so sehr aus, daß es in diesen Blättern allen Freunden der Geographie empfohlen zu werden verdient. Aus den bis jetzt erschienenen Lieferungen gibt sich eine selbstständige, kritische Thätigkeit des Verfassers zu erkennen, mit der es ihm gelang, die meistens zu sehr vernachlässigten Rücksichten auf Brauchbarkeit in Schulen, insbesondere beim geschichtlichen Unterricht, ferner auf eine klare, augenfällige Einsicht in den topischen Charakter der Länder, auf eine strenge Auswahl eigentlich wesentlicher und Vermeidung überflüssiger Verzeichnungen, um ein nicht überladenes und dennoch genaues Bild des Landes zu bekommen, in seinem Werke glücklich zu vereinigen. Daß der Hr. Verfasser mit seltenem Fleiße die Hauptquellen der neuesten Forschungen, die Berichte eines Ritter und Berghaus, die trefflichen Specialkarten Ritters und O'Etzel's, Lichtensterns, die historischen Blätter K. v. Spruner's und ähnliche zu seinem populären Werke benutzte, stellt sich aus den zahlreichen Berichtigungen und Ergänzungen in seinen Blättern fremder Länder heraus. Diese gründlichen Leistungen nächst der äußerst correcten und schönen äußeren Bearbeitung, welche auf die allein arbeitende des Verfassers schließen läßt, machen es Ref. zur Pflicht, dieses Werk der Aufmerksamkeit des Publikums zu empfehlen.
C. Z.

Korrespondenz.

Aus dem Mainthale, 23. Mai.

Bei der am zweiten Pfingsttage stattgefundenen zweitletzten Fahrt auf der Taunuseisenbahn stieg im Bahnhof zu Höchst ein Taglöhner in einen Wagen vierter Klasse, um sich nach Kastel zu begeben. Als der Zug sich circa 600 Fuß fortbewegt und die zweite Barriere unterhalb Höchst erreicht hatte, fiel dem Taglöhner ein, seine Stiefel im Wirthshause stehen gelassen zu haben, sprang deßhalb aus dem Wagen, in dem sich zufällig kein Conducteur befand, kam aber mit dem einen Fuß unter die Räder des Zuges, die ihm denselben am Knöchel total abschnitten. Es war schrecklich anzusehen, wie ein Mann den abgerissenen, mit Blut bedeckten Fuß den im Stationshofe zu Höchst versammelten Reisenden zeigte. Die sogleich herbei gerufenen Aerzte erklärten eine Amputation für unumgänglich nöthig, welche Operation denn auch vorgenommen wurde. — Es ist erfreulich, wahrzunehmen, daß schon seit mehreren Wochen zur besonderen Sicherheit für die sich der Waggons bedienenden Reisenden unmittelbar nach dem Tender einige Wagen für den Güter- und Viehtransport sich befinden, welche Einrichtung sich auch von der umsichtigen Leitung des Bahn-Direktoriums erwarten ließ, da Menschenleben wohl mehr werth sind, als Vieh und Waaren. — Viel wird gegenwärtig von der seit mehreren Wochen erfolgten heimlichen Entfernung eines gewissen Stadtschultheißen zu G—g gesprochen, der nicht nur seine Frau und unerzogenen Kinder unglücklich macht, sondern auch eine Waise, deren Vormund er war, um einen Theil ihres Vermögens gebracht haben soll. — Vor länger denn 200 Jahren schickten die Hamburger den beiden nassauischen Dörfern Soden und Sulzbach namhafte Beiträge zur Erbauung ihrer Kirchen. Jetzt, da das unglückliche Hamburg vom Schicksal hart getroffen wurde, regt sich das Gefühl der Dankbarkeit in beiden Gemeinden. Einmüthig ward beschlossen: den unglücklichen Hamburger Brudern nicht nur aus den Kirchenfonds, sondern auch aus den Gemeindekassen der beiden Ortschaften ansehnliche Summen, außer der von dem nassauischen Gouvernement angeordneten allgemeinen Hauskollekte, zufließen zu lassen.

Butzbach, 25. Mai.

Nachdem sich bei uns die Theilnahme an dem Unglück unserer deutschen Brüder in Hamburg durch zahlreiche Beiträge zur Milderung ihrer Noth kund gethan, wird nun die hiesige Liebhabertheatergesellschaft zum Besten unserer ebenfalls durch Feuersbrunst verunglückten Landesgenossen in Niedereisenhausen eine theatralische Abendunterhaltung geben, deren Brutto-Ertrag zur Unterstützung jener vom Geschick so hart Heimgesuchten verwendet werden soll. Die Vorstellung, bei welcher zwei Lustspiele zur Aufführung kommen und diese dann durch Tanzmusik gefolgt seyn sollen, wird am 5. Juni statt finden, und die Gesellschaft hofft, sich in ihrer Bemühung für jenen milden Zweck durch recht vielseitigen Zuspruch unterstützt zu sehen. W. B.

Auflösungen in Nro. 141.

Charade: Quacksalber.
Räthsel: Sprache.

Theater-Anzeige.

Samstag, 28. Mai. Jacob und seine Söhne in Egypten, musikalisches Drama in 3 Abth., Musik von Mehül.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 145. Samstag den 28. Mai 1842.

Cabrera.

Historische Novelle aus dem letzten spanischen Kriege.

(Fortsetzung.)

Cabrera sah mit leuchtendem Blick auf den Redenden, der inzwischen dicht herangesprengt war. „Du konntest mich nicht verlassen, Polo," sagte er, und reichte ihm die Rechte, „aber laß uns eilen, unsere Minuten sind gezählt. Schon ordnen sich die feindlichen Reihen zum Angriff; wir müssen ihm zuvorkommen."

Er drückte seinem Pferde die Sporen in die Seiten, daß es stöhnend sich bäumte und in wilden Sprüngen davon flog. Polo mit seinen aragonischen Reitern folgte unmittelbar, und bald auch der ganze linke Flügel im Sturmschritt. Die feindliche Kolonne machte bei diesem unerwarteten Anblick Halt, und gedachte den unüberlegten Angriff leicht zurückzuweisen. Aber mit Blitzesschnelle hatte Cabrera sie erreicht, die Linie war durchbrochen, ehe noch der Kampf allgemein geworden war, und Julio sah plötzlich da Flucht, wo eben noch die sicherste Siegeshoffnung gewesen war. Wie einen Dämon sah er Cabrera an der Spitze der ergrimmten Reiter gegen die Seinen wüthen, und nur seine persönliche Theilnahme an dem Gefechte konnte das Kriegsglück wieder herstellen. Mit der größten Unerschrockenheit warf er sich in den Strom der Fliehenden, sie durch Wort und Beispiel zur Umkehr ermahnend. Auch brachte des Feldherrn Gegenwart in der That neuen Muth, und Cabrera und Polo hätten ohne Zweifel den Heldentod statt des Sieges gefunden, wären sie lässig in Benutzung ihres errungenen Vortheils gewesen. Ohne auch nur einen Augenblick Zeit durch Ueberlegen unnütz zu verschwenden, wandte Polo seine Lanze gegen den Ort, wo der feindliche Anführer vor der Fronte auf- und abeilte, um die Seinen zu ordnen und zu ermuthigen. Zwar donnerte ein Kugelregen dem Tollkühnen entgegen, als er so augenfällig seinen mörderischen Angriff gegen Julio richtete, aber eine unsichtbare Hand schien ihn zu schirmen; keine Kugel verletzte ihn oder sein Pferd bedeutend. Julio, durch das ungeheißene Schießen seiner Krieger aufmerksam gemacht, wandte sich eben von ihnen ab, als der Feind ihn schon erreicht hatte. Nicht ohne Ueberraschung und einige Bestürzung sah er die ungeahnte Gefahr. Der Säbel konnte nicht mehr schützen. Darum riß er seine Pistole aus dem Sattel und feuerte auf Polo. Einzelne Reiter und Fußgänger seiner Partei stürmten heran, um den Anführer zu beschützen. Aber umsonst war der Menschen Sträuben, da das Schicksal schon entschieden hatte. Polo's Lanze warf den edlen Julio mit einem tödtlichen Stoße unter die Hufe seines eigenen Rosses, und der Kampf zwischen den Aragoniern und den Christinos, der sich in demselben Augenblicke entspann, galt nur noch einer Leiche. Mit Triumphgeschrei drang Polo immer weiter vor, ein ungeordneter Haufen der Verwegensten folgte ihm, und nach drang Cabrera mit den schnell wieder geordneten Regimentern. Die Christinos sahen sich allenthalben überflügelt und auseinander gesprengt, die Offiziere wußten nicht, von wem sie Rath und Befehl holen sollten; die Gemeinen dachten nur an Selbsterhaltung, und so bereitete sich denn das fast Unglaubliche vor, daß fünftausend Krieger vor nicht dreitausend die Waffen streckten. Cabrera, als Sieger, umarmte dankbar den tapfern Polo, der das Geschick des Tages entschieden hatte, und verhieß den um Gnade Flehenden Quartier und Kriegsgefangenschaft. Nur einige Offiziere, diese Gnade verachtend, gaben sich selbst den Tod, und vierzig Reiter retteten sich durch die Schnelligkeit ihrer andalusischen Pferde.

Saragossa zitterte bei dieser Nachricht. Dort hatte man unbesonnenerweise mehrere gefangene Anhänger Cabrera's kürzlich hingerichtet, um ihn selbst dadurch einzuschüchtern und ihm sein künftiges Schicksal vor Augen zu stellen. Jetzt nun stand er siegreich in der Nähe, und der Schrecken, der seinen Waffen vorherging, ließ an keine siegreiche Gegenwehr denken. Allein Cabrera verschob für dies Mal seine Rache, er war durch die Menge der Gefangenen zu sehr belästigt, und hatte außerdem größere Verluste erlitten, als je zuvor. Darum trat er schleunigst den Rückzug an, nachdem er für die Verwundeten gesorgt hatte, und brachte die Gefangenen in seine zunächst gelegenen festen Plätze, zum Theil auch nach Morella, wo ein Eilbote die Siegsbotschaft schon im voraus überbracht hatte.

Die Dämmerung war bereits eingebrochen, als die Sieger in die jubelnde Stadt einzogen. Aber da drinnen ging ein neuer, glänzender Tag auf. Tausend Lämpchen und Kerzen flimmerten und flackerten in der stillen, heitern Oktoberluft, Sinnbilder zierten die Portale oder Fenster der ansehnlichsten Gebäude, und selbst die Thürme hatten einen strahlenden Lichterkranz auf das dunkele Haupt gedrückt. Polo, den Cabrera heute nicht aus seiner unmittelbaren Nähe lassen wollte, drückte seine Freude über die Liebe der braven Einwohner Morella's zu Cabrera und ihre Theilnahme an seinem Glück auf's leb-

Digitized by Google

hafteste aus. „Sie wissen, daß heute ein Festtag für mich ist," sagte dieser in seiner gewohnten, kurzen Manier, aber ein besonderes Lächeln spielte über seine sonst so ernsten Züge, und es schien, als ob etwas Besonderes hinter diesen Zurüstungen lauerte.

In Cabrera's Palais war Alles ruhig. Man sah, daß in den Zimmern Licht brannte, aber die Läden waren geschlossen, so daß nur einzelne Strahlen hindurchdrangen, und es machte einen fast beängstigenden Eindruck, aus der geräuschvollen Lichtwelt in diese dunkeln Räume einzutreten. Bedienten nahmen die Pferde in Empfang, und Cabrera begab sich mit Polo in das Arbeitszimmer, wo er sich einigermaßen erschöpft auf das Sopha warf. Polo folgte seinem Beispiele nicht, sondern blieb in der Mitte des Zimmers, auf seinen Degen gelehnt, sinnend stehen, und sagte nach einer Pause: „Wie mag es kommen, daß die Damen uns heute nicht begrüßen? Ich will nicht läugnen, daß ich mich unendlich darauf gefreut hatte."

„Sie scheinen durch unsere Siege stolzer geworden zu seyn," entgegnete Cabrera; „sonst begrüßten sie uns freundlich, jetzt erwarten sie es von uns. Seltsam! — Aber es ist gut so, denn wer sollte die Früchte von der Männer gefährlichen todträuenden Arbeit mit Sicherheit genießen, als eben die Frauen! —"

„Du bist heute philosophischer als ich, Ramon," sagte Polo mit einiger Ungeduld, „komm, laß uns denn hingehen zu den Stolzen, die ja in der That die Besiegerinnen der Sieger sind."

„Inconsequenz über Inconsequenz," lachte Cabrera, „in diesem Anzuge? So mit Blut übergossen und von Staub bedeckt? Nein, Polo, ich denke, Du folgst meinem Beispiele."

(Fortsetzung folgt.)

Die Stunden der Andacht und Zschokke's Selbstschau.

In dem so eben erschienenen ersten Theile des zweiten Bandes für 1842 der „Bibliothek der neuesten Weltkunde", von Malten, wird von dem Herausgeber dieses Zeitwerkes nachstehende Erklärung abgegeben:

„Ich sehe mich in den Stand gesetzt, hierdurch öffentlich, der Wahrheit gemäß, zu erklären, daß der großherzige Menschenfreund, der unermüdliche Arbeiter im fruchtbaren Weinberge der richtigen Erkenntniß Gottes und seiner Werke, der eifrige Beförderer alles Guten, Nützlichen und Schönen, daß Heinrich Zschokke wirklich der wahre und einzige Verfasser des von so vielen tausend christlichen Seelen mit innigster Erbauung und belehrendem Troste gelesenen vortrefflichen Werkes „Stunden der Andacht" ist, über dessen allgemein anerkannten Werth zwanzig Auflagen längst den überzeugendsten Beweis gegeben haben." — Wenn es nun auch nicht in der Absicht des eben genannten Verfassers der „Stunden der Andacht" lag, als solcher jetzt schon allgemein bekannt und genannt zu werden, mochte es ihn doch, bei herannahendem Alter*) mehr und mehr ermüden, fast täglich Zuschriften zu erhalten, worin man ihn dringend über die Autorschaft befragte. Er mußte endlich den Muth und die Geduld verlieren, dagegen fortwährend zu opponiren, um durch größere oder geringere Zurückhaltung länger ein Geheimniß walten zu lassen, in das bereits viele vertraute Freunde eben so wohl durch ihre Ueberzeugung, als durch oftmalige Wahrnehmung einzelner Umstände eingeweiht waren. Eine seines Talentes, wie seines Rufes würdige Beschäftigung, der Heinrich Zschokke nun schon seit mehreren Jahren alle seine Muße gewidmet hat, betrifft die Zusammenstellung der wichtigsten Ereignisse seines vielbewegten, früchtereichen Lebens. — Der Herausgeber der „Bibliothek der neuesten Weltkunde" kann, mit Sachkenntniß und aus Ueberzeugung, versichern, daß dieses Werk, welches unter dem einfachen Titel: „Eine Selbstschau", von Heinrich Zschokke, im nächsten Sommer, in zwei Bänden, die Presse verlassen soll, für die gebildete Lesewelt im Allgemeinen, wie hauptsächlich für die zahlreichen Leser der „Stunden der Andacht", von hohem Interesse seyn wird. Denn es enthält die eigenthümliche Entwickelungs-Geschichte der Geistesfähigkeiten und der Talentrichtung des Verfassers derselben, so wie darin die nähere Veranlassung von der Entstehung und dem Erscheinen dieses Werkes freimüthig und gründlich dargestellt ist. — Besonders ist in diesem neuen Buche des geistreichen Verfassers der „Stunden der Andacht" die wahrhafte Offenbarung seines Innern, so wie seiner Gott- und Weltanschauung klar enthalten, welche von allen seinen Freunden und Verehrern mit ganz besonderer Theilnahme und Aufmerksamkeit aufgenommen werden wird."

In seiner „Selbstschau", wovon nach dieser Erklärung ein kurzer Auszug folgt, spricht sich Heinrich Zschokke selbst ganz unumwunden und klar über seine alleinige Autorschaft der „Stunden der Andacht" aus. Wir entnehmen diesem interessanten Auszuge folgende Stelle: „Ich entschloß mich, die religiösen Ideen, welche das Ergebniß meines Forschens, meiner eigenen innern Kämpfe von früher Kindheit an, gewesen waren, allwöchentlich in einem Sonntagsblatt den Familien der Schweiz mitzutheilen. Folgendes Tages, auf einem Spaziergang, erfuhr Freund Remigius Sauerländer meinen Willen; das Blatt sollte im niedrigsten Preis hingegeben werden, damit es auch den unbemittelten Haushaltungen zukäme; meinen Namen aber sollte die tiefste Verschwiegenheit decken. Sauerländer gelobte diese, und hat sich als Mann von Wort bewiesen. Weder der Londoner Buchhändler Woodfall hat bei den „Juniusbriefen", noch der Edinburger Ballomtyne bei den „Waverley Romanen" Walter Scott's sein Geheimniß treuer bewahrt. — So erschien mit Anfang des Jahres 1808, von Woche zu Woche, ein Blatt von den „Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung." Ich setzte die Blätter ununterbrochen acht Jahre lang fort. Nur sparsam verirrten sie sich über die Gränze der Schweiz hinaus. Da aber, nach Vollendung des letzten Jahrgangs, der Verleger sie als ein Ganzes zusammen drucken ließ, vernahm ich, mit angenehmem Erstaunen, ihr Eindringen in die entferntesten Gegenden. Manche Zuschrift aus der Fremde, dem unbekannten Verfasser durch des Verlegers Vermittlung übermacht, beruhigte mich, den wohlthätigen Zweck nicht gänzlich verfehlt zu haben, dem ich die Morgenstunden, mir wahrhaft heilige Stunden, von acht Wintern geweiht hatte. — Zugleich begann nun aber auch das in Deutschland nur allzu übliche literarische Geschwätz über den Verfasser. Nicht selten

*) Heinrich Zschokke ward geboren zu Magdeburg, den 22. März 1771. Vergl. dessen lebensgeschichtliche Umrisse im ersten Theil seiner „ausgewählten Dichtungen, Erzählungen und Novellen."

Digitized by Google

gerieth ich in Verlegenheit, wenn vertrautere Freunde, die meine religiösen Ansichten und Grundsätze, oder Eigenthümlichkeiten meiner Schreibart zu kennen glaubten, Anspielungen machten; oder wenn sich in Deutschland, auf meinen Lustreisen, müßige Neugier der Frager geradezu an mich wandte. Weil ich dann weder Wahrheit bekennen, noch Lügen sagen wollte, entschlüpft' ich gewöhnlich mit ausweichenden Antworten, die so ziemlich Orakel-Räthseln glichen."*)

Zschokke bemerkt dann weiter, wie die Stunden der Andacht von verschiedenen Seiten und Religionsparteien angefochten und vertheidigt wurden, und wie Männer, wie der edle Generalvicar von Wessenberg, Kirchenrath Schwarz, Pfarrer Keller für deren Verfasser gehalten und angegriffen worden, und fügt folgende Worte hinzu: „Das thörichte Geräusch ist nun vorüber, die Neugier verflogen. Es liegt ein volles Menschenalter zwischen dem damaligen Beginnen und heut, und noch heut kann ich das damalige Streben nicht bereuen. Es ist für den Zweck desselben nun auch nicht nur gefahrlos, sondern, ich fühl' es: Pflicht ist's, am Abend meines Lebens, in der Nachbarschaft meines Grabes, über einen langen Irrthum zu enttäuschen, der dem Rufe jener ehrwürdigen Männer irgend nachtheilig werden könnte."

Mannichfaltigkeiten.

(Chiemsee, 17. Mai.) Folgende interessante Thatsache, welche mir aus glaubwürdiger Quelle zukam, theile ich Ihnen hier mit, weil sie Viele, besonders Aerzte, ansprechen wird. Etwa 2 — 3 Stunden von Chiemsee entfernt, in der Pfarrei Fraßdorf, lebt ein 18 — 19jähriges Bauernmädchen, welches schon seit mehreren Jahren nichts als Wasser genießt. Eine Krankheit, welche sie im neunten oder zehnten Lebensjahre bestanden, und wobei sie zuletzt nur Milch und Wasser vertrug, führte sie zu dieser besondern Lebensweise. Nur helles Brunnenwasser ist ihre Nahrung, ihr Getränk; nicht das geringste von irgend einem andern Nahrungsstoffe kommt über ihre Lippen. Sie ist von mittler Größe, schlank und mager; die Gesichtsfarbe ist bleich; die Wangen färbt zartes Roth. Die häuslichen Arbeiten verrichtet sie großentheils, nur für die schwerere Bauernarbeit fühlt sie sich zu schwach. Ihr Organismus scheint an keiner besondern Funktionsstörung zu leiden. Von einem Betrug möchte hier um so weniger die Rede seyn, da das Mädchen in der großen originellen Erhaltungsperiode — seit 7 — 8 Jahren — nichts zu erreichen strebte, und wenn sie gleich den Blicken der Neugierigen sich nicht entzieht, und solchen, die sie länger beobachten wollten, nichts in den Weg legte, drängte sie sich doch durchaus Niemanden auf, machte sich nichts weniger als bemerkbar, sondern lebte still und zurückgezogen, wenig beachtet, bei ihren Eltern. Daher mag es auch kommen, daß Wenige hievon unterrichtet waren, und daß eine Erscheinung, die eben so selten als interessant ist, dem ärztlichen Publikum so lange vorenthalten blieb. Wie ich höre, hat der k. Gerichtsarzt von Rosenheim sich nun zunächst für den merkwürdigen Zustand dieser Person interessirt, sie längere Zeit beobachtet, und dieser sey gesonnen, die Resultate seiner Beobachtungen der Oeffentlichkeit zu übergeben. (Münchn. p. Z.)

*) Wie z. B. als ich bei meiner Anwesenheit in Darmstadt (1828) dem trefflichen Hofprediger Zimmermann erwiederte: „Wär' ich der Verfasser, wurd' ich's, wie er, nicht sagen; wär' ich's nicht, durft' ich's nicht."

(Erklärung.) So schön und erfreulich die Theilnahme ist, welche das gesammte Vaterland an dem Hamburger Brandunglücke nimmt, so ist es doch der Redaktion dieser Blätter nicht möglich, alle deßfallsigen ihr zugehenden Artikel, am wenigsten aber die Fluth von Gedichten, worunter sich theilweise Werthvolles befindet, die uns zugesendet werden, zu berücksichtigen, da der Raum unserer Blätter deren Aufnahme verbietet. Bereits eingesendete und noch nicht aufgenommene Mittheilungen über genannte Angelegenheit liegen zur Rücknahme bereit.

Die Red.

Korrespondenz.

München, 23. Mai.

In diesen Tagen wird der Herzog von Altenburg, Bruder unserer Königin, zu Besuch an unserm Hof erwartet. Se. Durchl. begibt sich von hier nach dem Bad Gastein, jedoch erst um die Mitte des nächsten Monats. — Zu den in Mode gekommenen Vergnügungen unserer Cavaliere gehören größere Touren zu Pferd. Häufig schließt sich denselben auch Se. königl. Hoh. der Kronprinz an, der bekanntlich, wie auch der Herzog Max, zu den besten und kühnsten Reitern gezählt werden darf. — Man bezeichnet die mehr oder weniger geräuschlos hier für Hamburg gesammelten Summen als keineswegs unbedeutende, und die öffentlichen Spenden werden hinter denselben nicht zurückbleiben. Dazu kommt manche anderweitige Einnahme. Der alte Schwaiger ist durch eine Benefizvorstellung auf seiner Lipperlbühne in der Vorstadt Au mit gutem Beispiel vorausgegangen. Griseldis von Halm allen Ernstes auf den Brettern des alten Schwaiger! Nächsten Sonnabend läßt die Intendanz, ebenfalls zum Besten der Hamburger, Lachner's „Catharina Cornaro" zum zehnten Mal in kurzer Zeit aufführen, vielleicht nicht ohne einen Mißgriff in der Wahl. Uebermorgen wird dagegen ein großes Konzert der Hofkapelle und Liedertafel gewiß zu einer brillanten Einnahme führen. — Zum Frohnleichnamsfest sind die umfassendsten Anstalten getroffen worden. Bleibt das Wetter günstig, so wird München kommenden Donnerstag eine schwer zu übersehende Masse von Gästen aus der Nähe und Ferne einziehen sehen. — Bekanntlich sind in allen unsern Strafanstalten die Sträflinge neuerdings nach den Konfessionen und Geschlechtern getrennt und von ihren früheren Gefängnissen nach den neuen, für sie bestimmten abgeführt, oder vielmehr gegenseitig ausgetauscht worden. Auf die mit Recht weit und breit berühmt gewordene, unter spezieller Leitung des Ministerialraths v. Wesel stehende, hiesige Straf- und Arbeitsanstalt soll diese an sich gewiß höchst zweckmäßige Maßregel insofern einen empfindlichen Einfluß üben, als die plötzlich abgehenden weiblichen Sträflinge in mancher Branche des großartig eingerichteten Fabrikwesens nur sehr schwer oder gar nicht zu ersetzen sind. — Vom September 1841 bis zum Ende des April sind in den vierzig hiesigen Brauhäusern etwas über 100,000 Scheffel Malz in über 9000 Suden zu Bier versotten worden. — In Bezug auf den Aufenthalt unseres Kronprinzen nach seiner Vermählung hört man jetzt, daß er sein Hoflager abwechselnd hier, und zwar bis zur Herstellung eines eigenen Palais in der königlichen Residenz, und abwechselnd in Würzburg haben, Hohenschwangau aber nur vorübergehend mit seiner Gemahlin bewohnen werde.

Darmstadt, 25. Mai.

Die von Hrn. Herz für die Abgebrannten der Stadt Hamburg in den hiesigen Blättern angekündigte musikalische Abendunterhaltung fand gestern auf dem Chausseehause bei Bessungen statt. Obgleich die Mehrzahl der Anwesenden die Gefühle der Theilnahme für die Leiden der schwergeprüften freien Stadt schon bei einer andern Gelegenheit werkthätig zu erkennen gegeben hatten, so ergriffen sie dennoch freudig

Digitized by Google

den ihnen dargebotenen Anlaß, ein neues Scherflein zur Förderung des großen menschenfreundlichen Zweckes beizutragen. Die bunte Mischung der Gesellschaft zeigte, wenn auch nur für heute, daß die Ausübung der wichtigsten gesellschaftlichen Tugend eine freundliche Annäherung der Stände bewirken kann. — An eine Störung des geselligen Vergnügens hatte wohl Niemand gedacht, und doch erfolgte sie unter Umständen, die nicht die Billigung der zahlreichen Gesellschaft zu finden schienen. Ganz im Widerspruch mit dem in den hiesigen Tagblättern von dem Unternehmer genau bezeichneten Zweck der musikalischen Abendunterhaltung ward ein Circular mit dem Vorschlag in Umlauf gesetzt, den Ertrag der heutigen Einnahme nicht den Abgebrannten von Hamburg, sondern denen des Dorfes Niedereisenhausen zufließen zu lassen. So übel angebracht auch dieser Vorschlag war, da er den Absichten des Konzertgebers zuwiderlief und Jedermann für den bereits ausgesprochenen Zweck Eintrittskarten gelöst hatte, so unterzeichneten doch Manche und das gegebene Beispiel hätte vielleicht noch bei Mehreren, die eher geneigt waren, zu unterschreiben, als zu lesen, was unterschrieben werden sollte, Nachahmung gefunden, wenn nicht inmittelst jenes Circular dem mit seiner Familie ebenfalls anwesenden Hrn. Ernst Emil Hoffmann zur Unterzeichnung vorgelegt worden wäre. Statt seine Zustimmung zu geben, schrieb er sofort darunter: „Geschenkt ist geschenkt, und Geschenktes kann man nicht wieder verschenken." Wegen dieser ganz richtigen Bemerkung, die ohne auffallende Inkonsequenz nicht widersprochen werden konnte, entspann sich nun eine lebhafte Erörterung zwischen ihm und dem Hauptmanne v. B**, und in Folge deren er sich in dem Falle sah, die ganze zahlreiche Gesellschaft anzureden und ihr die Gründe seiner Ansicht auseinander zu setzen. Dieser Vortrag, gesprochen mit einer Freimüthigkeit und Zuversicht, wie man sie an Hrn. Ernst Emil Hoffmann gewöhnt ist, verfehlte seine Wirkung nicht: das übel angebrachte philanthropische Geklänkel mit dem Circular ward dadurch paralysirt und die heutige Einnahme, wie es billig und recht war, ihrer ursprünglichen Bestimmung erhalten. Dieses Intermezzo war sehr interessant und hatte einen großen aufmerksamen Zuhörerkreis um den Sprechenden versammelt. Man trank nachher noch Hoffmann's Gesundheit und zeigte sich von vielen Seiten sehr bereitwillig zur Unterstützung des Vorschlags: demnächst auch eine musikalische Abendunterhaltung im Interesse der Abgebrannten von Niedereisenhausen zu veranstalten.

Mainz, 25. Mai.

Mit Recht war man voll der schönsten Erwartungen über die von der Frankfurter Theaterdirektion veranstaltete Darstellung im hiesigen Stadttheater zum Vortheile der verunglückten Bewohner Hamburgs durch das Frankfurter Oper- und Orchester-Personal, unter der Leitung des Hrn. Kapellmeister Guhr. Nie sah man eine größere Eile, sich Eintrittskarten zu verschaffen; nie mußten so viele Personen aus Mangel an Raum zurück gewiesen werden. Vor 6 Uhr waren Parterre und die obern Plätze schon zum Erdrücken voll, und als um halb sieben Uhr Hr. Guhr erschien, der mit einem wiederholten Hoch empfangen wurde, waren die zwei Logenreihen mit den angesehensten Damen und Herren der Stadt besetzt. Die Ouvertüre aus Wilhelm Tell von Rossini, die nun aufgeführt wurde, zeigte, was ein aus Künstlern bestehendes Orchester unter der Leitung eines Guhr vermag: diese Präcision, dieses Ensemble, diese Kraft und diese Zartheit machten einen unbeschreiblichen Eindruck auf alle Zuhörer, die bei dem Schlusse durch anhaltenden Zuruf ihre Gefühle an den Tag legten. Der hierauf folgende Prolog, vorgetragen von Mad. Frühauf, stellte die alte Hansestadt Hamburg, verbunden mit Mainz, der Vaterstadt des größten Erfinders Gutenberg, in einem wohlgewählten treffenden Bilde dar, das den edlen Zweck der heutigen Darstellung durch den Anstand und die Würde des Vortrags auf eine sinnige Weise beleuchtete. Mit lebhaftem Beifalle bei dem Beginne des Vortrags begrüßt, verließ die Künstlerin nach dessen Schlusse die Bühne unter anhaltendem Zurufe. — Der erste und zweite Akt der Oper „Belisar" von Donizetti, die nun gegeben wurden, stellten uns die Schönheit dieser Oper in einem neuen, zuvor hier nicht geahnten Reize dar. Guhr, als Direktor des Künstler-Orchesters, Pischeck als Belisar, Fräul. Rudersdorff als Antonina, Fräul. Capitain als Irene, Hr. Chrudimsky als Alamir waren Heroen in ihren Rollen, Glanzpunkte am theatralischen Horizonte. Bei einzelnen Partieen sowohl, als nach gefallenem Vorhange erhielten sie rauschende Beweise von Anerkennung, die eben so rein und herzlich waren, als entfernt von Schmeichelei. Daß wir des ausgezeichneten Vortrags der Antonina im ersten Akte und des so vorzüglichen Duetts des Belisar und der Irene im zweiten als der gelungensten Partieen besonders erwähnen, möge als individuelle, auf das allgemeine Urtheil genutzte Ansicht einige Geltung erhalten. In dem zum Schlusse gegebenen zweiten Akte der Oper: „die Puritaner" von Bellini, hörten wir den Bassisten Hrn. Conradi zum Erstenmale. Er gab den Sir Georges. Die Frische und Rundung seiner Stimme und seine gute Manier stellen ihn den Bessern seines Fachs zur Seite und das Duett zwischen ihm und Richard Forth (Hrn. Pischeck) wurde mit wahrem Enthusiasmus angenommen. Fräul. Rudersdorff sang die Elvira sehr gut. Daß wir diesmal die so ausgezeichnete Sängerin Fräul. Kratky nicht hörten, wurde sehr bedauert. Möchte sie und Fräul. Capitain uns recht bald mit einigen Gastrollen beglücken! (Man sagt, sie hätten sich nicht abgeneigt geäußert, nach Eröffnung unserer Bühne einigemal hier aufzutreten.) — Vor zwei Tagen trafen Ih. k. Hoh. die Frau Prinzessin Friedrich von Preußen hier ein. — Die Reiselust nimmt bei der gegenwärtig so günstigen Witterung sehr zu. Unsere großen Gasthöfe sind an jedem Abende besetzt, und vorgestern war der „Europäische Hof" in die unangenehme Nothwendigkeit gesetzt, noch am späten Abende Reisende abweisen zu müssen.

Erklärung.

Die sogenannte „Berichtigung" aus Darmstadt in Nro. 143 der Didaskalia veranlaßt mich zu folgender Bemerkung. Die großh. Hofbühne in Darmstadt engagirte mich für einen kleinen Cyclus von Gastrollen, deren letzte ich in der Vorstellung abspielte, welche zum Besten der Hamburger Abgebrannten gegeben wurde. Das bezügliche Honorar für meine Gastdarstellungen wurde in Rücksicht auf die Gesammtheit derselben verwilligt und hiernach auch in seinem Totalbetrag berichtigt. Nach dem sich mir schon anderweitig dargebotenen Anlaß, meine Pflichten gegen die unglücklichen Abgebrannten in Hamburg nach dem Maße meiner Kräfte zu erfüllen, konnte bei der Beschließung meines Darmstädter Gastspiels keine neue, besonders qualifizirte Gelegenheit mehr für mich vorliegen, meine aufrichtige Theilnahme an dem die altehrwürdige Stadt Hamburg betroffenen großen Mißgeschick zu bethätigen. In gleicher Weise übrigens, als mir die frühere Darmstädter Korrespondenz dieses Blattes, welche meiner Mitwirkung bei der erwähnten Benefiz-Vorstellung gedachte, ihrer mich betreffenden Eröffnungen wegen, völlig unbegreiflich war, eben so mußte mich auch die ihr nachgefolgte „Berichtigung" überraschen, deren taktlose Haltung nach der von mir so eben gegebenen Erläuterung keinem Leser der Didaskalia mehr zweifelhaft erscheinen wird. Frankfurt a. M., 26. Mai 1842. F. S. Hassel.

Theater-Anzeige.

Samstag, 28. Mai. Jacob und seine Söhne in Egypten, musikalisches Drama in 3 Abth., Musik von Mehül.

Montag, 30. Mai. (Mit aufgehobenem Abonnement) Erste Gastdarstellung des Gymnase Castelli vom Odeon-Theater in Paris, bestehend aus 30 kleinen Schauspielern, Sängern und Tänzern im Alter von 5 — 12 Jahren: l'Enfance de Louis XII., ou: la Correction de nos Pères, comédie-vaudeville par Melesville. Hierauf: Etzel und Gemmy, pantomimisches Ballet in 1 Akt von Hrn. Appiani, Balletmeister des Gymnase Castelli.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 146. Sonntag, den 29. Mai 1842.

Cabrera.

Historische Novelle aus dem letzten spanischen Kriege.

(Fortsetzung.)

Rasch zog Cabrera die Klingel. Bedienten trugen prächtige Uniformen für Beide herbei, und Polo mußte sich, wiewohl nicht ohne Widerstreben, eine derselben aufdringen lassen. Der Kammerdiener harrte seiner schon im Nebenzimmer, und binnen kurzem zeigte sich die kräftige, edle Gestalt Polo's in der vortheilhaftesten Bekleidung.

„Hier muß eine Verwechslung vorgegangen seyn," behauptete Polo, „diese Uniform paßt nicht zu meinem Range. Was werden die Damen denken? —"

„Daß die Umstände und Deine blutige Kleidung Dich zu diesem Wechsel nöthigten," erwiederte Cabrera; „eine Schlacht bringt das nicht selten mit sich."

Ohne ein längeres Zögern gab der Feldherr seinem Freunde den Arm, und beide schritten zu dem großen Gesellschaftssaale hin. Alles war todtenstill, nur von der Straße her vernahm man einzelne Töne der jubelnden und lärmenden Menge. Polo fühlte sich beklommen, da öffnete plötzlich der sie begleitende Kammerdiener die Flügelthüren des Saales, und ein Strom von Glanz und Licht blendete seine Augen und seine Gedanken. Er stand wie leblos. Ein Zauberbild entfaltete sich vor seinen erwachenden Blicken. Aber würde es nicht verschwinden, wenn er es wagte, die Schwelle zu überschreiten! —

Der Saal war in einen Tempel umgewandelt. Säulen von Blumen vereinigten sich zu einem Gewölbe von Blumen hoch über den Häuptern der Anwesenden, und tausendfarbige Lichter blitzten wie Sterne aus dem üppigen Grün und der überschwänglichen Blumenfülle hervor. Ein großer Halbkreis von Jungfrauen, mit Guirlanden zusammengeschlungen, und von Jünglingen, welche Wachsfackeln in den Händen trugen, dehnte sich bis zum Hintergrunde aus, und hier, gleichsam die Krone der schönen Versammlung, stand Joaquina, strahlend in bräutlichem Schmucke, an der Seite des Priesters im Meßgewande, vor dem flammenden Altare. — Halb bewußtlos ließ Polo sich in den Saal hineinführen; als aber Cabrera ihm, Angesichts der ganzen Versammlung, für seine aufopfernde Treue und für seine Tapferkeit dankte, und die Braut ihm das Patent als Generaladjutant überreichte, und er in ihr freudeglühendes Auge schaute, da erwachte er zum vollen Bewußtseyn des dargebotenen Glückes, und mit überströmender Freude schwur er dem Freunde von neuem Freundschaft bis in den Tod, und reichte dann der reizenden leise bebenden Braut die Hand, mit einem Entzücken, welches alle ernstern Gefühle bei der nachfolgenden feierlichen Handlung der Einsegnung zu ersticken drohte. Erst die feierlichen Akkorde des geistlichen Liedes, welches ein Chor der ausgesuchtesten Sänger vortrug, gossen eine sanfte, heilige Ruhe über alle Gemüther aus, und der Priester fand für seine begeisterten Worte geweihte Hörer.

In dem ersten Drange der Freude hatte Cabrera die Abwesenheit seiner geliebten Maria nur flüchtig bemerkt; jetzt wurde er mit jeder Minute unruhiger. Kaum war daher die Einsegnung vollbracht, und das junge Paar hatte die Glückwünsche der Umstehenden entgegengenommen, als er sich hastig nach Maria erkundigte. Da überflog es wie ein leichter Schrecken und wie Gewissensvorwurf die blühenden Wangen der Braut, und sie blickte fragend und verlegen in Anna's Augen, welche entzückt neben ihr stand. „Wo ist sie?" lispelten ihre schönen Lippen kaum hörbar, und die Schwester war sogleich mit der bestimmten Antwort bereit: „Fort, Joaquina, fort. Sie hatte sich den ganzen Tag eingeschlossen, und kurz vor unsers Ramon's Ankunft soll sie davongegangen seyn — ganz allein, ohne Begleitung. Gott im Himmel, wenn ihr nur kein Unglück widerfahren ist! Vor all' der Freude hat man nicht ein Mal an sie denken können. Aber ich will sie aufsuchen, in diesem Augenblicke. Sie muß Dich doch sehen, Joaquinetta, meine schöne, glänzende Schwester! —"

Ohne ein Wort zu erwiedern, verließ Cabrera raschen Schrittes die Gesellschaft, welche das junge Ehepaar bald freudig umdrängte. Er forschte überall nach der Entschwundenen, und als er aus dem Munde der weinenden und erzürnten Duegna vernommen hatte, wie Maria durch die Nachricht von ihres Bruders Tode erschüttert und in ihrem innersten Wesen gleichsam zerrüttet worden sey, schwang er sich auf sein Pferd, und jagte nach den Thorwachen, um zu hören, ob sie wohl gar die Stadt verlassen habe. Freilich bekam er auch hier keine genaue, bestimmte Auskunft, denn durch die hin- und herwogende Menge war die Wachsamkeit nothwendig vermindert, allein der Sergeant hatte eine weißgekleidete, zarte Frauengestalt vorüberschweben sehen, und Weiß trug die Donna schon seit geraumer Zeit. Mit dem Befehle, daß eine Anzahl Reiter nach allen Richtungen hin die Straßen und Pfade vor Morella verfolgen sollten, sprengte er selbst zum Thore hinaus,

Digitized by Google

und eilte, wie von einer bösen Ahnung getrieben, auf dem Wege nach Falset vorwärts.

Aber nirgends war eine Spur von der Entflohenen zu finden. Cabrera gelangte bis zu dem nächsten Feldposten.

„Niemand passirt?" fragte er die Schildwache.

„Nein, Sennor Generale," erwiederte der Mann.

„Niemand?" wiederholte Cabrera, „auch kein Frauenzimmer? —"

„Ein Frauenzimmer nicht, aber —"

„Wer denn, Bursche? Rasch! — Du erzählst wie ein altes Weib."

„Gott stehe uns bei und die heilige Mutter Gottes," murmelte der Soldat, sich bekreuzend, „es war ein Geist, Sennor."

Cabrera, der unter andern Umständen über eine solche Meinung gelacht haben würde, schrak heftig zusammen, und es entstand eine kleine Pause, bevor das Gespräch fortgesetzt wurde.

„Ich liebe keine Kindermährchen," sagte endlich Cabrera, „sprich vernünftig, und so, daß man Dich verstehen kann. Wann hast Du Deinen Geist gesehen?"

„Ich hatte kaum meine Wache angetreten," erwiederte der Soldat mit leisem Tone, „als eine hohe, weiße Gestalt dahergeschwebt kam. Sie ging nicht, Herr Graf, ich sage, sie schwebte. Und als ich sie anrief, und sie mir keine Antwort gab, und ich mein Gewehr auf sie anschlug, da schaute sie mich plötzlich mit einem Blicke an, der meine Finger starr machte und meine Augen neblig. Ja, bei'm heiligen Francisco Xaver, Feuerstrahlen schossen aus ihren Augen heraus, und sie wuchs empor, als sie nahe an mich herantrat, daß es mir schien, als könnte ich nichts sehen als sie, als überdeckte sie Alles. Erst als sie eine Strecke vorüber war, wurde sie wieder kleiner, so klein, wie etwa ein gewöhnlicher Mensch. Aber schießen konnte ich nicht, Sennor, es war mir unmöglich. Etwas später hörte ich da drüben bei'm Piquet Schüsse fallen. Es sind da mehrere Menschen beieinander; die haben vielleicht den Muth gehabt, den ich unmöglich haben konnte."

Ohne auf des Soldaten Rede zu antworten, jagte Cabrera blindlings davon. Die weiße Erscheinung konnte Niemand gewesen seyn als Maria; und wenn nun wirklich nach ihr geschossen wäre! Er selbst hatte den strengen Befehl gegeben, auf Jeden zu schießen, der, ohne zu antworten, vor einem Wachtposten vorüberging.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Oper in Paris.

**(Paris, im Mai.) Als dem Einsender dieses die Nachricht von der Ankunft einer deutschen Oper unter der Direktion des Hrn. Schumann, desselben, der schon zwei Mal eine Gesellschaft nach London geführt hat, wurde, und als er dabei das Verzeichniß der erwarteten Künstler und Künstlerinnen las, versprach er sich von diesem Unternehmen einen um so glänzenderen Erfolg, als er Gelegenheit gehabt hat, den Sinn des gebildeteren französischen Publikums für deutsche Musik, und besonders die Achtung, die sie für das deutsche musikalische Talent hegen, kennen zu lernen. Obgleich nun die Vorstellungen durch einen Fehlgriff mit dem Freischütz, der erst vor kurzem mit so viel Glanz und Kostenaufwand auf der großen Oper gegeben wurde, begannen, so wurde diese Vermuthung doch durch ein volles Haus und eine gute Einnahme (über 6000 Frcs., wenn Einsender richtig berichtet ist) bestätigt. Aber o weh! wie konnte man in Paris und in einem Hause, das die italienische Oper so eben erst verlassen hat, mit so schwachen Mitteln auftreten! Kein Tenor und kein Baß! und zur Besetzung dieser Stimmen hatte man Leute aus dem Chor genommen. Die trefflichen Leistungen der Mad. Walker als Agathe, der Mad. Schumann als Anna und des Hrn. Bockh als Kaspar, dazu die vortreffliche Ausführung der Chöre, die mehrmals wiederholt werden mußten und die rauschend applaudirt wurden, verhinderten, daß die Oper nicht ausgepfiffen wurde; indessen rauschte immer, so wie Max auftrat, ein Murmeln durch den Saal, das man eben so gut dem Mißfallen, als einer gewissen Bangigkeit, der Darstellende möchte stecken bleiben, zuschreiben konnte. Die zweite Vorstellung, wieder der Freischütz, trug demnach auch nicht die Hälfte ein, und bei der dritten sank diese Hälfte nochmals sogar unter die Hälfte. Endlich traf ein erster Tenor in der Person des Hrn. Stritt vom Hoftheater in Wiesbaden ein, und sein erstes Auftreten fand als Gomez im „Nachtlager von Granada" von Kreutzer statt. Indem sich Einsender vorbehält, über die Verhältnisse und das kurze Bestehen der deutschen Oper einen ausführlichen Bericht einzusenden, kann er doch nicht umhin, hier zu bemerken, daß die Direction bei dieser Vorstellung schon in so übeln Umständen war, daß erst eine halbe Stunde vor deren Beginne das Orchester, und das zwar auf Bitten der unglücklichen 80 Chor-Mitglieder, sich zu spielen entschloß; es hatte demnach keine Probe stattgefunden, und Hr. Stritt sang zum ersten Mal mit Mad. Schumann und Hrn. Bockh, von denen die Hauptrollen besetzt waren; dennoch war diese Vorstellung eine durchaus gelungene, was nicht allein während der Vorstellung, sondern auch von allen Zeitblättern anerkannt wurde. Die Arie der Mad. Schumann im ersten Akte und das Duett zwischen ihr und Hrn. Stritt: Trauernd trieb ich meine Heerde ꝛc., wurde rauschend beklatscht, desgleichen das Jägerlied des Hrn. Bockh: Ein Schütz bin ich ꝛc. Gomez Arie im zweiten Akte: Kühn will ich der Kraft vertrauen ꝛc., mußte Hr. Stritt da capo singen, und das Terzett aus A dur: Trennt nicht das Band der Liebe ꝛc., ließ nichts zu wünschen übrig. Die Wiederholung dieser Vorstellung hatte denselben Erfolg, und jedes Mal wurden die drei Hauptpersonen stürmisch gerufen. Hiermit scheint indessen der Cyklus der deutschen Opern-Vorstellungen geschlossen zu seyn, und es ist zu bedauern, daß das gute deutsche Sprüchwort: Ende gut, alles gut, nicht immer seine vollständige Anwendung findet, denn hier war durch schlechten Anfang alles verdorben. Einsender dieses bedauert nur die unglücklichen achtzig, von Hrn. Schumann hierher geführten Chor-Mitglieder, die sich in der traurigsten Lage befinden; doch darüber, wie über das Ganze, behalte ich mir vor, mich ausführlicher auszusprechen, sobald das Schicksal der deutschen Oper hier definitiv entschieden ist. Weschè.

Diesem uns zugekommenen Schreiben fügen wir nach einem im Journal des Debats enthaltenen Bericht noch Folgendes bei: „Die deutsche Operngesellschaft wird noch 3 Vorstellungen geben, deren erste am 24., die andern am 26. und 28. Mai stattfinden werden. Die Einnahme dieser 3 Vorstellun-

Digitized by Google

gen soll zur Unterstützung und zur Bezahlung der Rückreise der Gesellschaft verwendet werden, welche seit ihrer Ankunft in Paris noch keine Gagen erhalten hat und sich in der traurigsten Lage befindet. Sollen Künstler, welche in gutem Vertrauen auf ihren Direktor nach Paris gekommen, hülflos und verlassen umherirren?" Ehre dem Journal des Debats, welches die Pariser Theaterfreunde zum Besuch der genannten 3 Vorstellungen auf eine höchst nobele Weise einladet und aufmuntert! Hr. Direktor Schumann wäre nach diesen Vorfällen wohl nicht der rechte Mann gewesen, um die Leitung der Frankfurter Bühne, um welche er sich früher beworben hatte, zu übernehmen.

Das niederrheinische Musikfest.

Ueber dasselbe liest man in rheinischen Blättern aus Düsseldorf, 19. Mai: Die heiteren Tage des Festes sind vorüber und beim Rückblick auf dessen Verlauf wird man eingestehen müssen: Düsseldorf hat schöne Lage gefeiert, und möge die Folgezeit noch viele dieser Art bringen, damit die Saat des wahrhaft Schönen immer freudiger empor steige! — Am Pfingstsonntag wurde Händel's „Israel in Egypten" aufgeführt. Den Eingang des Festes bildete Beethoven's fünfte Symphonie (C moll). Die Großartigkeit des Werkes, der Glanz der Ausführung rissen Alles zu rauschendem Beifall hin. Darauf ein kurzes Rezitativ des Tenor (Hrn. Adolph Schunk vom Theater zu Köln) und mit einem gewaltigen Doppelchore begann der Händel'sche „Israel", dessen einzelne Schönheiten und Glanzpunkte hervorzuheben uns der Raum nicht verstattet. — Der zweite Abend (16. Mai) brachte zuerst Mendelsohns „Lobgesang", eine Symphoniekantate nach den Worten der heiligen Schrift. Es ist dieses Werk ein neuer Beweis von der ganz eigenthümlichen Verbindung des überwältigend Machtvollen und freundlich Ansprechenden, welche in des gefeierten Meisters „Schöpfungen" lebt. Die künstlerische Bedeutung dieses Werkes gebührend hervorzuheben, überlassen wir den Männern des Faches. Aber den Beifall, den es sich bei den Hörern gewann, der sich in wiederholtem Jubelrufen äußerte, der Kränze und Blumen über den geliebten Meister aus schönen Händen streute, — ihn dürfen wir nicht verschweigen, so wenig, als die froh erregte Stimmung, welche diesen Abend auszeichnete. Nun folgte Marsch und Chor (zu den Ruinen von Athen) v. L. van Beethoven, dann unsers Julius Rietz neue Ouverture zu Schillers Hero und Leander, ein großartiges, massenhaft gediegenes, trefflich gearbeitetes Tonwerk, das lauten Beifall, Kränze und Blumen dem verdienten Meister brachte. Haydn's liebliche Motette: „Des Staubes eitle Sorgen", und C. M. v. Webers „Aernte-Kantate" machten den Schluß. In letzterer erwarben besonders die Solostellen des Alt (Fräul. Schloß) und Sopran (Fr. Pirscher) sich Beifall. — Für den Dienstag (17. Mai) war die Mitwirkung des berühmten Violinspielers Ernst versprochen. Leider kam Nachricht, daß er in Weimar augenblicklich erkrankt sey. Dennoch wurde dieser Abend höchst genußreich. Die Sologesänge von Fräul. Schloß (Parto aus Mozart's Titus), Fr. Pirscher (Cavatine aus Meyerbeer's Robert der Teufel), Hr. Oehrlein (der Wanderer von F. Schubert) und Hr. Schunk (Beethovens Adelaide), das Duett des Tenor und Sopran (Schönes Mädchen ꝛc.) aus Spohr's Jessonda, thaten sich hervor. Besonders jedoch steigerte sich der Jubel, als Mendelssohn an den seelenvollen Vortrag eines seiner schönsten Lieder ohne Worte (Heft VI. Nro. 1.) eine freie Fantasie über einzelne Sätze aus Beethoven's Egmont-Ouverture und der 5. Symphonie knüpfte. Erst gegen 11 Uhr trennte sich nach einigen Händel'schen Gewaltchören die begeisterte Versammlung. So war das Musikfest zu Ende. Aber noch nicht der Kunstgenuß. Eine Ausstellung von Werken hiesiger Maler zog fortwährend Besucher in die Akademie-Säle, und am Mittwoch Morgen (18. Mai) gewährte Mendelssohn einer bedeutenden Anzahl von Freunden nachträglich die Freude, in dem Saale der „Lef.-Gesellschaft" ihn und die Herren Lübeck (Violinspieler aus dem Haag) und Julius Rietz (Cello) in dem Vortrage der großen Sonate von Beethoven Op. 47 und seines eignen neuen Trio's (D moll), so wie einiger andern Werke von Beethoven und Joh. Seb. Bach (fantaisie chromatique) zu bewundern. Bei dieser Gelegenheit spielte Mendelssohn unter andern auch auf einem Flügel der Herren André, Greiner u. Comp. aus Bockenheim bei Frankfurt a. M. Der volle, liebliche und ansprechende Ton, wie auch die schöne und ausgezeichnete Mechanik dieses Instrumentes fanden verdiente Anerkennung und Belobung. Von Kennern wurde dieser Flügel als ein vorzügliches Instrument bezeichnet.

Das Sängerfest vom Zürichsee.

(Zürich, 24. Mai.) Zu Rapperswyl ist gestern das Sängerfest vom Zürichsee gefeiert worden, wozu sich auch die Sänger vom Toggenburg und Glarus, die von Appenzell und zahlreich diejenigen von Zug eingefunden hatten. In zwei Fahrten hatten die beiden Dampfschiffe die Sänger und die übrigen Theilnehmer am Feste von Zürich und aus allen Gemeinden der beiden Ufer herbeigeholt. Am Hafen von Rapperswyl wurden die Ankommenden vom katholischen Pfarrer, Hrn. Helbling, in der Festhütte vom reformirten, Hrn. Wirth, und in der neuen evangelischen Kirche mit einem Gesange des Männerchors von Rapperswyl begrüßt, in welchem die Stimmen der Geistlichen und Laien beider Konfessionen herrlich zusammen klangen. Der Präsident des Seevereins, Hr. Pfarrer Sprüngli von Thalweil, hieß die Versammlung im längst ersehnten und glücklich begonnenen Mai mit kräftiger und eindringlicher Rede willkommen. Auf nächstes Jahr wurde von der Harmoniegesellschaft nach Zürich eingeladen, auf bevorstehenden 5. Juni aber nach Aarau: vom dortigen Vereine war eine eigene Abordnung anwesend, und trug hernach in einem Toaste dessen Hoffnung vor, an jenem Tage die sämmtlichen Männerchöre der Schweiz, an die alle von ihm Einladungen ergangen, und von denen einige schon zugesagt hatten, bei sich vertreten zu sehen und einen schweizerischen Gesangsverein zu bilden. Die übrigen Vereinsgeschäfte und die Hauptprobe nahmen die nächsten Stunden weg. An der Ausschmückung des Festplatzes gewahrte man den Eifer der kunstfertigen Hände Rapperswyls und den theilnehmenden Sinn verdienstvoller Anwohner. Blumenbogen führten vom Ufer des Sees durch das Städtchen nach der großen Matte zwischen der evangelischen Kirche und dem Kurhause zum Pfauen, wo ein reich gezierter

Digitized by Google

Zugang zur Festhütte führte. Das unerwartet günstige Wetter hatte schon am Morgen und noch während des ganzen Tages eine Menge Zuhörer von den Seeufern, vom Wald her und aus der Umgegend herbeigezogen. Nicht so stark war der Zudrang zur Kirche, die, obgleich für keine große Gemeinde gebaut, eine ziemlich größere Zahl von Personen hätte aufnehmen können. Die Ausführung der Gesänge, in vorzüglicher Auswahl, war unter der Leitung des Hrn. Stapfer von Horgen in ausgezeichnetem Grade gelungen und von ergreifender Wirkung. Zum Abendessen folgten die Toaste. Die freudige, frische Stimmung, welche die Zürcher von ihrem glücklich überstandenen Wahlkampfe mitgebracht, ging durch die meisten derselben, und gab sich bald im Ausdrucke des Wiedersehens so vieler Eidgenossen am Kurorte Rapperswyl, bald noch in strafenden Rückblicken und scharfen Worten, bald wohlgemuth auf die angebrochene neue Zeit kund. Die Umgebung, in der man sprach, die schöne Vertragsamkeit der beiden Konfessionen hier zwischen den Schwyzerbergen und der nahen protestantischen Kirche, die selbst ein Denkmal von Toleranz, inspirirte andere Redner. Was für das Schweizervolk die Uebung der Harmonie bedeuten sollte, blieb auch nicht vergessen, und das gemüthliche Gespräch eines Glarners mit der Fahne seiner Landsleute, die scheiden sollte und noch nicht mochte, zeugte noch von der heitern Stimmung, die bis ans Ende geherrscht hatte, und die nicht wenig durch das Wetter erhöht war, das, lange zweifelhaft, sich nun zu einem schönen Sommerabend aufgehellt hatte. Erkenntlich und dankend nahm alles von den Festordnern Abschied.

Korrespondenz.

Worms, 26. Mai.

Auch hier gab sich, sobald die Trauerbotschaft von dem Unglück unserer deutschen Brüder an der Elbe einlief, die allgemeinste Theilnahme an dem Schicksale einer Stadt kund, „deren Handel und Verkehr", wie es in dem aus der Feder des Bürgermeisters geflossenen Aufruf heißt, „zu den bedeutendsten Pulsadern unseres deutschen Vaterlandes gehören." Unsere Sympathie war um so lebendiger, da auch unsere Stadt, freilich durch die Barbarei räuberischer Mordbrenner, so vollständig ein Raub der Flamme wurde, daß von alten Gebäuden nur unser schönes Gotteshaus, der Dom, übrig blieb, ein Schicksal, dessen auch der Aufruf in folgenden Worten gedenkt: „Wir wollen eingedenk seyn, wie vor 153 Jahren am Pfingstdienstage die hiesige Stadt, zwar durch Feindeshand, ein Raub der Flamme geworden ist, und sich damals viele Gauen Deutschlands, insbesondere die freien Städte, beeilt haben, ihre kräftige Hülfe und Unterstützung zur Linderung des großen Jammers und Elends zuzusenden." Das Ergebniß der durch die Mitglieder des Gemeinderaths erhobenen Kollekte ist für Worms recht ansehnlich ausgefallen; die Einnahme beträgt nahe an 2000 fl., wozu neben größern Summen von 150 bis 100 fl. durch den Bürgermeister Renz, die große Weinhandlung Valkenberg, auch das Scherflein der Minderbegüterten, wie z. B. eine Sonntagseinnahme der hiesigen Stadtmusikanten, beitrug. Auch die hiesige Freimaurerloge veranstaltete eine hübsche Sammlung. Es ist die Rede, nach dem Vorgang anderer hessischer Städte einen kleinen Theil den armen Abgebrannten in Niedereisenhausen, natürlich mit Zustimmung der Geber, zukommen zu lassen. — Von welchem Geist unser neue Kreisrath, Hr. Regierungsrath Freihr. v. Dalwigk, beseelt ist, davon zeugt eine Stelle in seinem an sämmtliche Bürgermeister des Kreises Worms erlassenen Ausschreiben: „In alle Theile Deutschlands ist der Nothruf gedrungen, und viele Hessen, dem erhabenen Beispiele ihres menschenfreundlichen, geliebten Fürsten folgend, stehen schon in den ersten Reihen derer, die nach Kräften ihren bedrängten Brüdern zu helfen suchen. Die Bewohner des Kreises Worms, des reichsten und gesegnetsten des Großherzogthums, werden in diesem schönen und patriotischen Werke ihren Mitbürgern nicht nachstehen; sie werden die Opfer rechtfertigen, die ihnen vielleicht einst in der Stunde noch größerer Noth und Gefahr von dem gemeinsamen Vaterlande gebracht werden müssen." — Leider haben wir in dem nahen Monsheim eine schauderhafte Mordthat zu beklagen, die ein entlassener Schullehrer S., der sich anschickte, in einigen Tagen nach Amerika auszuwandern, durch Wein und Leidenschaft aufgeregt, verübt hat. Er suchte im Wirthshause den Verwalter der F. v. G. mit einem Messer zu erdolchen, traf aber unglücklicherweise den dazwischen springenden braven jungen Wirth, den Sohn einer Wittwe, tödtlich in's Herz und gab auch noch seinem verfehlten Opfer mehrere Stiche. Er ist bereits den Gerichten überantwortet.

Weilburg, 25. Mai.

Es gereicht uns zum Vergnügen, hier mittheilen zu können, wie befriedigend das am 22. d. M. zum Besten der unglücklichen Hamburger stattgehabte Konzert eines unter der Leitung des Hrn. Reallehrers Anthes bestehenden Gesangvereins ausgefallen. Sämmtliche Stücke, deren gute Auswahl nicht zu verkennen war, wurden mit lobenswerthem Fleiße ausgeführt, und keiner der Anwesenden ging unbefriedigt von dannen. Ganz besonders aber gereicht dem Musikkorps des Regiments und dessen Direktor jene Bereitwilligkeit zur Ehre, womit es ein Unternehmen unterstützte, das unser Weilburg in Rücksicht auf Zweck und Mittel den größeren Städten Deutschlands zur Seite stellt. Der nicht unbedeutende Bruttoertrag wurde der auf Regiminalverfügung gebildeten Amts-Kollekten-Kasse übermacht.

Das Gymnase Castelli.

Die unter diesem Namen bekannte Schauspielergesellschaft von 28 Kindern im Alter von 5 — 12 Jahren ist in Frankfurt a. M. angekommen und wird nächsten Montag den 30 d. M. einen Cyclus von Darstellungen auf der hiesigen Bühne eröffnen. Die Kölnische Zeitung enthält eine Reihe von Artikeln, in welchen sie die Leistungen dieser französischen Kinderschauspieler und Schauspielerinnen bespricht und mit dem größten Lobe hervorhebt, besonders die Namen der Mitglieder Adele, Flora, Victorine, Felix und des 5jährigen Alfred. Declamation, Mimik und Gestikulation, Charakteristik und Ausdruck des Spiels werden als ganz vorzuglich und wahrhaft überraschend geschildert. Der Beifall des Publikums wird als ein enthusiastischer bezeichnet. Indem wir nun die Freunde der französischen Sprache und Bühne auf diese eigenthümliche Erscheinung eines vielgerühmten Kindertheaters aufmerksam machen, glauben wir dem glänzenden Rufe, welcher diesen kleinen Künstlern vorausgeht, Vertrauen schenken und durch ihre Neuheit interessante Anschauungen erwarten zu dürfen.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 29. Mai. Macbeth, Trauerspiel in 5 Acten, nach Shakespeare von Schiller.

Montag, 30. Mai. (Mit aufgehobenem Abonnement) Erste Gastdarstellung des Gymnase Castelli vom Odeon-Theater in Paris, bestehend aus 30 kleinen Schauspielern, Sängern und Tänzern im Alter von 5 — 12 Jahren: l'Enfance de Louis XII., ou: la Correction de nos Pères, comédie-vaudeville par Melesville. Hierauf: Ezel und Gemmy, pantomimisches Ballet in 1 Akt von Hrn. Appiani, Balletmeister des Gymnase Castelli.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

No. 147. Montag, den 30. Mai 1842.

Hamburg's Brand.

(Schles. Ztg.)

Schwach sind unsrer Dichter Klagen,
Schwach ist fremder Hohn und Spott,
Gott der Herr, Er muß es sagen,
Und so spricht dann unser Gott.

Und Er thut in Hamburgs Flammen
Uns die alte Wahrheit kund:
„Deutschland, halte fest zusammen!
Eins und einig sey dein Bund!"

Und in Deutschland hallt es wieder
Ueberall von Hamburgs Brand:
Leidet Eines uns'rer Glieder,
Leidet unser Vaterland.

Und es tönt nach Ost und Westen
Nur Ein Ruf und Hülfeschrei
In den Hütten und Palästen:
Auf! und stehet Hamburg bei!

Niemals trat in schön'rer Reinheit
Noch hervor zu einer Zeit
Solch Gefühl von deutscher Einheit,
Solch Gefühl für deutsches Leid.

Ja, in Hamburgs Flammenscheine
That uns Gott die Wahrheit kund,
Und des Neubaus erste Steine
Sind der neue deutsche Bund.

Breslau, 15. Mai 1842. Hoffmann von Fallersleben.

Cabrera.

Historische Novelle aus dem letzten spanischen Kriege.

(Fortsetzung.)

Nicht sehr fern von diesem Orte, etwas seitwärts im Walde, lagerte das bezeichnete Piquet. Cabrera rief dem ausgestellten Posten die Parole zu, und jagte mit Windeseile auf den durch ein kleines Feuer schwach erhellten Waldplatz zwischen die wenigen Zelte, welche den Soldaten zum Schutz gegen den Thau der Nacht dienten. „Sergeant", rief er mit dumpfer, herrischer Stimme, „was ist hier vorgegangen? Was schaut Ihr mich so starr und erbleichend an? Gott beschütze Euch, wenn Ihr sie wirklich ermordet habt."

Mit einem Sprunge war er vom Pferde und im Zelte. Ein Wundarzt kniete neben Maria de Perdinnas, welche blutend auf einem Strohbette lag, und mehrere Soldaten standen scheu und verstört umher. Cabrera hemmte seine Schritte, wie vor den Pforten des Todes, seine Lippe zitterte und seine Linke umfaßte krampfhaft den Griff des Degens. Niemand redete ein Wort, Niemand wagte den Blick zu erheben. Endlich richtete sich der Wundarzt aus seiner gebückten Stellung empor, und indem er, die Augen starr auf Maria geheftet, einen Schritt zurücktrat, sagte er leise und zögernd: „Es ist keine Hoffnung mehr."

Eine dunkle Röthe schoß durch Cabrera's sonst so bleichen Wangen. „Was sagt Ihr," rief er, und heftete den funkelnden Blick auf den Sprecher, „keine, keine Hoffnung mehr?"

Der Arzt schüttelte leise und wehmüthig das Haupt.

„Ihr lügt, Mensch," entgegnete Cabrera im Wahne der Verzweiflung, „es kann nicht seyn, es muß nicht seyn. Maria! Mein Leben, rede Du mit mir, sag' Du mir ein Wort des Trostes, der Beruhigung. O, diese Barbaren hier, sie können meinen Schmerz nicht verstehen, sie können meinen Verlust nicht begreifen."

Bei dem Klange ihres Namens schien die Jungfrau noch ein Mal zum Leben zu erwachen. Sie schlug die Augen auf, aber kein milder, freundlicher Trost sprach aus ihnen, sondern Zerrüttung, Verwirrung des Geistes. „O, ihr heiligen Väter," wimmerte sie, „habt Barmherzigkeit mit mir, ich bekenne ja offen und zerknirscht, ich habe meinen einzigen Bruder verrathen, ich habe ihn grausam ermordet, ich bin eine Brudermörderin. Fort, hinweg mit der entsetzlichen Folter," rief sie, im letzten Todeskampfe auffahrend, „ich läugne kein Wort, Ihr könnt nichts aus mir herauspressen, als dieses Geständniß, als dieses Wort, daß ich eine Brudermörderin bin. Ach, ist denn Niemand, der mich rettet! —"

Erschöpft sank die Unglückliche zusammen. Der Arzt beugte sich leise über sie, um auf ihren Athem zu lauschen. Dann ergriff er die zarte, marmorweiße Hand, prüfte einige Augenblicke den Puls, und erklärte, sie habe aufgehört zu seyn. Ca-

Digitized by Google

brera folgte fast mechanisch seinem Beispiele. Dann küßte er die schönen, bleichen Lippen, eine heiße, heiße Thräne rann von seinem Auge auf die Entseelte herab, und einige Minuten vergingen in dumpfem Schweigen. Jetzt aber erhob sich der Feldherr wie in raschem Entschlusse, winkte den Soldaten, sich zu entfernen, um eine Tragbahre herbeizuschaffen, und schritt dann mit verschränkten Armen in dem engen Raume auf und ab. „Was mögen meine Braven denken?" murmelte er, „sie hätten mich nie so schwach sehen sollen. Aber wer ein Mann seyn wollte, der sollte es auch ganz seyn; der sollte diese weibischen Gefühle aus seiner Brust verbannen, die man Liebe und Freundschaft und Milde nennt. Regiert doch auch über uns Allmacht, nicht Alliebe! Sonst hätte sie dieses holde Geschöpf, diese schönste Blume der Erde, nicht von vernichtenden Händen berühren lassen, nicht dem Wahne preisgegeben, als habe sie verbrochen, was doch nur meine Schuld war. — Schuld! Ha, Du bist auf gutem Wege, Cabrera, um ein vollendeter Mann zu werden. Also ich schuldig, und jener adelsstolze Weibergeneral unschuldig! Ich kenne fortan kein Recht, als das Recht meines Schwertes und meines Armes, und ich hätte es nie kennen sollen. So wahr die Allmacht da droben mit weiser Hand dies letzte Band zerrissen hat, das mich an Weibischkeit und Wankelmuth band, so gewiß will ich alle jene Knabentugenden aus meinem Herzen reißen, jene Ketten, die ein trüber Priesterwahn erfand, um den Mann aufzuhalten auf der Bahn des Sieges und Ruhmes. Schon an Deinem Grabe, Mutter, habe ich den Schwur gethan, und Du zürntest mir wohl, daß ich Deinen Manen so spärliche Opfer brachte. Aber die Zeit der Versuchung ist vorüber. Ich bin frei, frei — das Wort wiegt Höllenqualen auf, und Spanien soll fühlen, daß Ramon Cabrera frei ist! —" .

Die Soldaten setzten die Bahre vor dem Zelte nieder, und traten leise herein.

„Wer hat die Donna erschossen?" fragte der General.

Des Sergeanten Blicke verriethen, daß er selbst der Thäter war.

„Ihr habt Euere Pflicht gethan," sagte er kalt, „und dürft nicht fragen, welchen Schmerz Ihr mir dadurch bereitet. Löst den Posten am Eingange des Waldes ab. Er hat gegen meine bestimmtesten Befehle gehandelt. Ihm gebührt die Kugel, morgen mit dem ersten Sonnenstrahle.

Er ging; die Soldaten folgten mit der Bahre, und der Sergeant blieb wie versteinert stehen. Er drückte unwillkürlich die Hand gegen seine Brust, als ob er sich überzeugen wollte, daß sie nicht von Kugeln durchlöchert sey, und sagte dann kopfschüttelnd: „Cap sagranat, der würde selbst den Teufel, wenn er seine Pflicht thut, loben — Gott verzeih' mir die schwere Sünde! —"

Nach einer halben Stunde trat Cabrera wieder in den Saal. Er sah eben so heiter und ruhig aus, als vorher, und, wenn nicht hinter der Heiterkeit eine schwarze, düstere Nacht in seinem Auge gelauert hätte, würde man vollends keine Veränderung an ihm haben bemerken können. Unbemerkt mischte er sich unter die Fröhlichen; Niemand sah auf ihn, denn eben tanzte ein schönes Paar mit unnachahmlichem Reize und bewunderungswürdiger Geschicklichkeit die Cachucha, und alle Anwesenden betrachteten mit desto größerer Begier und Aufmerksamkeit diesen Nationaltanz, als er anfing, in der fashionabeln Welt für gemein zu gelten. In Madrid tanzte man nur noch französische Tänze, so wie dort auch die charakteristische spanische Tracht in die farblose Kleidung der Franzosen umgewandelt war, und in der Provinz ahmte man hier und da schon der Hauptstadt nach, wenn auch Jeder anerkannte, die französischen Tänze seyen schaal, wie französische Komplimente, und der spanische Nationaltanz stärkender, glühender Wein dagegen.

Als der Tanz beendigt war, eilte Joaquina auf den Bruder zu. „Hast Du sie gefunden?" fragte sie hastig. Cabrera lächelte, und sagte: „Ja."

„Und Du bringst sie nicht mit Dir?" fragte sie von neuem, „sie ist doch nicht krank?"

„Nein," entgegnete Ramon, „sie wird bald erscheinen."

„Aber, Ramonet, mein Bester," schmeichelte die bräutliche Schwester, „Du bist ja so kalt, wie das Eis auf den Bergen — was ist es mit Dir? Du, Bruder, hast mich so unaussprechlich glücklich gemacht, und eben Du solltest trübe seyn! Der Schöpfer so vielen Glückes, däucht mir, müsse sich nur selig fühlen können."

„Siehe da," sagte Cabrera, „Dein Bräutigam sucht Dich. Gehe denn zu ihm hin, und sey überzeugt, daß ich glücklicher bin als Du."

Er ging davon, und Joaquina erzählte ihrem Polo mit banger Besorgniß des Bruders Benehmen. Aber ein verstohlner Kuß des Heißgeliebten und das fröhliche Gewühl der Menge verscheuchten ihre Besorgniß bald wieder. So war Mitternacht hereingebrochen, und der Jubel hatte eben den höchsten Gipfel erreicht, als Cabrera einem am Eingange harrenden Diener winkte, und durch die geöffneten Flügelthüren Maria auf einem Ruhebette hereingetragen wurde. Man setzte sie in die Mitte des Saales nieder.

„Meine Braut, Donna Maria de Perdinnas," sagte Cabrera, „hätte bei diesem Feste nicht so lange fehlen dürfen, allein ihr Anblick muß sie entschuldigen. Mögen die Damen und Herren sich herbeibemühen."

Er zog die Decke hinweg, und ein Ausruf des Schreckens wogte durch die Gesellschaft. Joaquina stürzte sich mit einem durchdringenden Schrei auf die Leiche der Freundin, Dienerinnen eilten zu ihrer Unterstützung herbei; und als sie nun hinausgetragen wurde, folgte ihr laut weinend Anna, und mit Kummer und Besorgniß Polo. Die auf allen Seiten geöffneten Thüren, die man in der Verwirrung zu schließen vergaß, gestatteten dem Zugwinde überall freien Eingang, die Lichter wehten hier und dort aus, die Blätter rauschten und knisterten, und ein Heer von Geistern schien an den Wänden sein Spiel zu treiben. Von einem panischen Schrecken ergriffen, flohen alle Anwesenden hinaus, und bald sah sich Cabrera, der noch immer die Decke halb aufgehoben hielt, allein und verlassen.

„Das war ein Hochzeitfest," rief er mit lautem, wildem Gelächter, indem er die Decke auf Maria de Perdinnas zurückschleuderte, „jetzt ist der Vorhang gefallen. Das Spiel ist aus, und der Ernst mag beginnen."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Wanderungen durch die Brandruinen Hamburgs.

Ludwig Rellstab theilt in den Berliner Nachrichten eine sehr anziehende Beschreibung seiner an den Pfingsttagen durch die Brandruinen Hamburgs gemachten Wanderung mit. Um Bekanntes und bereits Beschriebenes nicht nochmals zu wiederholen, entnehmen wir der genannten Wanderung nur die nachstehenden Schlußmomente, deren geistvolle Auffassung uns besonders angesprochen hat.

Es war — sagt Rellstab — am zweiten Pfingsttage, inmitten des sonnenhellen von jedem Zauber des Frühlings verschönten Festes, wo wir diese ernste Wanderung vollendeten. Die Nacht, vom ersten Mondesviertel dämmernd erhellt, forderte zu einem neuen Betrachten des schauerlichen Gemäldes auf. Ein silberner Duft überwebte die dunkeln Umrisse der Trümmer; einzelne Flammen züngelten in trübrother Gluth zwischen den Ruinen empor und leuchteten sie mit fahlem Scheine an. Es war, als ob sie, wie die Sage behauptet, vergrabene Schätze andeutend, geheimnißvoll loderten. Gewiß ein weites, schauerliches Grab blühenden Reichthums und Lebens! An langen Reihen der glänzend schimmernden Laternen des neuen Jungfernstiegs gegenüber spiegelte sich dieser düsterglühende Widerschein in dem ruhigen Becken der Alster. Auf weiten Umwegen umkreisten wir die Brandstätte, um zu einem der Punkte zu gelangen, von denen man sie bis tief in ihr innerstes Chaos übersieht. Wir gingen bis zu einer Brücke, wo man die ehemalige Stätte der alten Börse und des Rathhauses übersieht. Hier war das Herz der Verwüstung, der Schrecken! Auf den engen Quais hatte sich das Gedränge der flüchtenden Wagen und Menschen so gestopft, daß man keinen Schritt vorwärts rückte. Diese gefahrvolle Sperrung trat ein, während die Gluth des Brandes gegenüber versengend herüberstrahlte, das Rathhaus in die Luft gesprengt wurde, daß die stürzenden Trümmer und Balken bis in die gedrängte Schaar der Flüchtigen geschleudert wurden; zerschmetterte Fenster prasselten herab, Angst- und Wehruf erscholl von allen Seiten. Einer meiner Begleiter schilderte uns mit erschütternder Lebendigkeit diesen schreckenvollsten Augenblick seiner Erlebnisse während der Tage des Unheils. — Jetzt lag das ganze Bild des Grauens wie eine verkohlte Leiche vor uns; die beiden Riesen der ausgebrannten Thürme schienen Wache zu halten über dem Felde der Zerstörung; einzelne Mauern, Pfeiler, Schornsteine richteten sich gespenstisch aus dem Schutt- und Aschenhaufen empor; ein schwarzer Speicher von vier Stockwerken sah uns aus den Höhlen seiner verödeten Fenster mit matt feurigen Augen an, denn in seinen Mauern glimmte noch die Asche, und die Flammeln leckten heimlich züngelnd empor! Es schlug Mitternacht; schweigend verließen wir die Stätte schauerlicher Gegenwart und entsetzenvoller Erinnerung. — — Wenn man dieses Nachtstück in nächster Berührung mit seinem völligsten Gegensatz, dem reichströmenden glänzenden heitern Lebensbilde, das uns der Festtagnachmittag vorführte, gesehen hat, so geräth man in Versuchung, an der Wahrheit des einen oder andern zu zweifeln! Doch weßhalb? In der menschlichen Brust vertragen sich noch schroffere Gegensätze in viel engerer Nähe, als sich hier im Leben darstellten! Wohl uns, daß es so ist, daß die Endlichkeit unserer Natur sich eben so in Schmerz, Trauer, Sorge erschöpft, als in Lust und Kraft! Und jenes blühende Lebensbild muß uns zweifach erfreuen, weil es zugleich die beste Bürgschaft für die Heilung der tiefgeschlagenen Wunden darbietet. Wo auf allen Spaziergängen noch Tausende von Heiteren hin- und herströmen, wo sich Lust und Freude überall regen, da ist auch theilnehmende und liebende Gesinnung und Kraft zur Hülfe anzutreffen. Es mögen unter dieser wogenden Volksmenge auch Viele derjenigen gewesen seyn, die am Sonntage zuvor ihre Habe in Flammen aufgehen sahen; denn gerade nach dem härtesten Schlage, nach der langen Anspannung in Angst, Sorge und Trauer, wird es dringendstes, heiligstes Bedürfniß, auch den Becher der Freude wieder an die Lippen zu führen, die alte Rechnung des Lebens abzuschließen und der neuen mit neu geweckter Hoffnung entgegen zu schauen! Richtet doch selbst nach Trojas Brande Nestor Worte dieses Sinnes an die „bethränte Hekuba"!

Trink ihn aus den Trank der Labe
Und vergiß den großen Schmerz! — —
— — — — — — — —
Niobe selbst, die dem schweren
Zorn der Himmlischen ein Ziel,
Kostete die Frucht der Aehren
Und bezwang das Schmerzgefühl!

In solchem Sinne betrachtet, war die freudige Bewegung des Festes in den blühenden Umgebungen Hamburgs eine rührend erhebende! Und überdies mit Dank darf man es ja aussprechen, solche Opfer des tiefsten, tödtlichsten Schmerzes, die das innerste Herz zerreißen, haben jene Tage der Prüfung nicht gefordert! Sie haben im Gegentheil so vielfältige Handlungen der Treue, des Muthes, der Hingebung erzeugt, daß Vielen die wohlthuendsten Erinnerungen daran zurückbleiben werden! Und diese Erinnerungen müssen beitragen, manche andere peinliche Eindrücke, die jetzt freilich noch eine verletzende Schärfe üben, nach und nach zu tilgen. Denn, waren auch jene ersten Berichte von Mordbrennern mit Pechkränzen und Brandfackeln Ausgeburte der aufgestörten, angsterfüllten Phantasie, so stellt es doch jetzt Niemand in Abrede, daß das Verbrechen aus dem Unglücke die brandmarkendsten Vortheile zu ziehen gesucht hat, durch wucherische Habgier, ekle Völlerei, Treulosigkeit und Diebstahl unter der heuchlerischen Maske der Hülfsleistung, endlich durch offene Gewalt, da Männer, mit Aexten bewaffnet, die sich für Zimmerleute ausgaben, andringende Gefahr vorspiegelnd, in noch unversehrte, ja keineswegs bedrohte Häuser eindrangen, Thüren und Schränke erbrachen, und unter den Augen, ja selbst dem Beistand der bestürzten Bewohner, die im ersten Augenblick meinten, daß ihnen in der That jene oft nothwendige Gewaltsamkeit der Hülfe werde, Raub und Plünderung verübten. Es ist aber unserer Meinung nach nicht die Volkshefe Hamburgs, über welche man hier das Schuldig ausgesprochen, sondern die Entartung der menschlichen Natur überhaupt, die sich, wie die Erfahrung leider lehrt, bei ähnlichen Anlässen überall ähnlich kund gegeben hat. Möge das Einzelne dieser widerwärtigsten Erscheinungen der Vergessenheit übergeben seyn, aber um so schärfer die Lehre eingeprägt werden, wie viel die Staaten und geselligen Verbände noch an ihren Institutionen zu bessern haben, um das Element einer sittlichen Erziehung bis in die fernsten Wurzeln und Triebe der menschlichen Gesellschaft zu wirksamer Kraft zu fördern!!

Digitized by Google

— Wenden wir also nochmals unser Auge auf das festfrohe Hamburg zurück. Vor allen Thoren wogte es, nicht mehr von Flüchtigen mit Hab und Gut, sondern von Lustwandelnden; auf der Elbe schaukelten sich die Kähne; Wagen, Reiter und Fußgänger bewegten sich bunt auf der schönen Straße nach Blankenese; vor Rainvilles berühmtem Hause saß man in gedrängter Fülle und genoß der herrlichen Aussicht; die Rasenplätze und Gebüsche an den Wällen, welche die ganze Stadt so reizend umziehen, belebten sich durch Gruppen spielender, fröhlicher Kinder; genug, es war ein Festtag, in dem man keinen Zug jener bangen Sorge entdeckte, die allerdings noch die Grundfarbe vieler, vieler Herzen seyn muß. Und doch wich er in Einem von andern Festtagen und Zeiten überhaupt ab; doch durch ein erfreuendes Symptom. Fast noch nie hat man den Hafen in so glänzender Ueberfüllung gesehen; der Mastenwald war bis zur Finsterniß verdichtet, dem Blick undurchdringlich. Zur Bezeichnung des Festes hatten alle Schiffe ihre großen Flaggen aufgezogen, die im prächtigen Farbenspiel die Mastspitzen umwehten. — Dort, auf der leichten flüchtigen Welle lag der sichere Schatz unübersehbarer Reichthümer, dort bewegte sich schaukelnd die feste Gewißheit einer reichblühenden, großartigen Zukunft. Mit dem Hinblick auf diese, wollen wir Abschied nehmen von dem vielgestalteten Gemälde der Trauer und Freude Hamburgs, das die Seele jetzt so mächtig zu den wechselnden Gefühlen und Betrachtungen anregt.

Mannichfaltigkeiten.

(Aarau, 23. Mai.) Am 23. April unternahm der auf einer Reise nach Italien begriffene königl. dänische Assessor und Auditeur E. Selmer aus Kopenhagen, 41 Jahre alt, von Goldau aus einen Ausflug auf den, damals noch zum Theil mit Schnee bedeckten Rigi. Er lehnte in Goldau die Aufforderung, einen Führer mitzunehmen, mit dem Bemerken ab, daß er den Rigi bereits mehrere Male besucht habe und genau kenne. Am obern Dächli scheint er den abkürzenden Fußweg über die Alp Schwendi eingeschlagen, aber wahrscheinlich, durch den Schnee irre geführt, eine halbe Stunde unterhalb des Kulms den Weg verfehlt zu haben und von einer mehrere hundert Fuß hohen Felswand an der Hörnlifluh gestürzt zu seyn, an deren Fuße der Leichnam am Pfingstmontag mit mehreren tödtlichen Verletzungen gefunden wurde. Die nach Altorf vorausgesandten Effekten des Verunglückten, sowie dessen Baarschaft und Pretiosen, welche unberührt gefunden wurden, sind in gerichtliche Verwahrung genommen; der Leichnam aber ist vor einigen Tagen hier beerdigt worden. (Zürcher Ztg.)

Aus Java meldet man vom 14. November: „Unsere Insel, welche überall die Spuren von vulkanischer Thätigkeit wahrnehmen läßt, und zwar in solchem Umfange, daß kein Land in der Welt ihr hierin gleichen dürfte, regt sich wieder unterirdisch. Der Gonung-Guntur, ein Vulkan von 6085 engl. Fuß Höhe, hat große Massen von Rauch, Asche und Steinen unter furchtbarem Gebrülle ausgespieen. Die vulkanischen Aschen und Rapillis haben sich auf 12 engl. Meilen von dem Vulkane umher verbreitet; der Boden war 2 bis 4½ Zoll dick damit bedeckt; über 400,000 Kaffeebäume sind dadurch verheert worden."

Korrespondenz.

Marburg, 22. Mai.

Heute wurde auch in den hiesigen Kirchen die durch Entschließung Sr. Hoh. des Kurprinzen-Mitregenten durch das ganze Land hin von den Predigern zu veranstaltende Hauskollekte für Hamburg angekündigt. Wir werden uns eines für die hiesigen Verhältnisse günstigen Resultats zu erfreuen haben, wenn die Beträge durch eine sogleich veranstaltete Privatsammlung, in Folge deren schon über 400 fl. (wovon 100 Rthlr. vom pensionirten Hrn. Staatsminister v. Schenk zu Schweinsberg) an das Hauptcomité nach Kassel abgesendet wurden, die Beträge von einem in dieser Woche noch zu haltenden großen Konzerte und die Beträge der Hauskollekte zusammen genommen werden. Hierzu kommen noch einzelne Aeußerungen von Wohlthätigkeit, daß z. B. der Direktor des Gymnasiums, Vilmar, eine gediegene Pfingstpredigt zum Besten der Hamburger Abgebrannten hat drucken lassen und in einer Töchterschule von etwa 50 Mädchen mit großem Eifer Strümpfe gestrickt werden. Es verdient noch bemerkt zu werden, daß die erwähnte kirchliche Ankündigung der Hauskollekte mit einem von der hiesigen lutherischen und reformirten Schwestergemeinde in der lutherischen Hauptkirche gemeinschaftlich gehaltenen Gottesdienste, welcher wegen eines neuen Orgelbaues in der reformirten Kirche (welche zugleich Universitätskirche ist) diesen Sommer fortdauern wird, verbunden werden konnte. Die Eröffnung dieser erfreulichen, auch besonders von den Presbyterien gewünschten Simultankirche geschah bei den äußerst zahlreich versammelten Gemeinden durch eine gediegene und ergreifende Predigt des Konsistorialraths und Professors Scheffer, welcher auch schon in diesem Jahre eine treffliche Predigtsammlung zum Besten der hiesigen Kleinkinderschule in der Elwert'schen Buchhandlung hat erscheinen lassen.

Nachdem sich die unterzeichnete Kommission durch das über Hamburg herein gebrochene, außerordentliche Brandunglück bestimmt finden mußte, die kurz zuvor beschlossenen Maßregeln zu Gunsten der Sammlungen für den Bau eines Hauses auf dem Feldberge auf einige Zeit zu vertagen, verfehlt dieselbe nicht, die in der Umgegend für gedachten Zweck bestehenden Comité's, so wie das Publikum überhaupt hiervon in Kenntniß zu setzen. Die Kommission wird nicht säumen, sobald es die Umstände möglich erscheinen lassen, oben gedachte Maßregeln wieder aufzunehmen und hofft dann auf eine recht thätige Mitwirkung und Theilnahme des Publikums.

Die Commission für den Bau eines Hauses auf dem Feldberge.

Dr. Häberlin, Dr. Heffenberg, Hr. Meidinger, de Neufville-Pfeffel, A. Ravenstein, Schnyder v. Wartensee.

Theater-Anzeige.

Montag, 30. Mai. (Mit aufgehobenem Abonnement) Erste Gastdarstellung des Gymnase Castelli vom Odeon-Theater in Paris, bestehend aus 30 kleinen Schauspielern, Sängern und Tänzern im Alter von 5 — 12 Jahren: l'Enfance de Louis XII., ou: la Correction de nos Pères, comédie-vaudeville par Melesville. Hierauf: Thel und Gemmy, pantomimisches Ballet in 1 Akt von Hrn. Appiani, Balletmeister des Gymnase Castelli.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 148. Dienstag, den 31. Mai 1842.

Cabrera.

Historische Novelle aus dem letzten spanischen Kriege.

(Fortsezung.)

Drittes Buch.

Nach dem Siege bei Falset hatte Cabrera keinen Feind in seiner Nähe mehr zu fürchten. Freilich standen seines Fürsten Angelegenheiten nicht eben gut, da in Espartero diesem ein gefährlicher Gegner auftrat, allein für Cabrera war Carlos Noth Gewinn. Nur untergehen durfte der Prätendent nicht, denn in diesen Sturz konnte auch er mit verwickelt werden. Carlos Königstitel und königlicher Anhang sollte ihn erst erheben, bis er sich über ihn erhoben hätte. Mit Ernst war er deshalb auf Verstärkung seiner eigenen Gewalt und seines Heeres bedacht, damit er kräftig einzugreifen vermöge, wenn die Schale zu stark nach einer Seite hinüber schwanken sollte.

Der Eifer für Don Carlos Sache hatte inzwischen überall nachgelassen, und selbst Cabrera sah sich genöthigt, Zwangsmaßregeln bei'm Rekrutiren seiner Regimenter anzuwenden. Die Einwohner seiner Grafschaft zwar hingen noch immer mit gleicher Begeisterung ihm an, allein ihre Zahl war zu gering, um durch sie allein Großes ausführen zu können. Es mußte von außen her Verstärkung hinzu kommen, und Cabrera's Energie ersetzte äußerlich den fehlenden Eifer vollkommen. Wo er mit seiner Schaar in einen Ort einrückte, mochte er der Königin oder Don Carlos huldigen, ließ er die lakonische Bekanntmachung anschlagen: **Los mozos de este pueblo, que no se presenten en el termino de las 24 horas, seran arcabuscados por detras como traidores.** (Die jungen Männer dieses Orts, welche sich binnen 24 Stunden nicht zum Militärdienst gestellt haben, werden als Verräther erschossen.) Und daß es mit dieser Drohung ernstlich gemeint sey, bewies er der Welt mit unerbittlicher Strenge. Wer dem Aufrufe nicht Folge leistete, war dem Tode verfallen, und keine Bitten, keine Fürsprache, kein Lösegeld vermochte ihn zu retten.

Da er auf diesen Rekrutirungszügen zufällig auch einige junge Männer von Familie und Ansehen mit sich wegführte oder erschießen ließ, sandten ihm die Christinos heftige Drohungen zu, und erschossen, als Cabrera sie völlig unbeachtet ließ, wiederum einige seiner gefangenen Krieger. Sie glaubten, es ihm in Energie gleich thun zu müssen, und waren zu kurzsichtig, um Cabrera's Pläne und seinen Charakter überschauen zu können. Einschüchtern ließ er sich nie, und alle milden, sanften Gefühle hatte er abgeschworen.

Die Nachricht von dieser unbesonnenen Rache erreichte ihn, als er eben mit seinen Offizieren zechend in seinem Zelte saß.

„Ein angenehmes Sendschreiben für uns," sagte er, und wandte sich zu seinem Tischnachbar, „was meint Ihr, Hauptmann Forcadell, welche Antwort geben wir ihnen?" —

„Nicht mit der lautlosen Feder, General," entgegnete Forcadell, „sondern mit unsern vollstimmigen Kanonen."

Cabrera lächelte. — „Nicht so rasch, mein Freund," sagte er, „vorläufig werden die Musketen genügen. — Generaladjutant, wie viel unserer Offiziere sind erschossen? Seht die Depesche durch."

„Zehn," entgegnete Polo, indem er das Papier auseinanderfaltete.

„Es waren alle brave Leute," bemerkte Cabrera, „jeder so viel werth, wie sechs solcher Weiberknechte."

„Bei San Jago di Compostella, so ist's," rief Forcadell wuthentbrannt, und die Uebrigen stimmten ein.

„Gut," sagte Cabrera, „so haben wir ja gerade genug zur Hand. Forcadell, Ihr sorgt, daß Euere Compagnie bereit sey, und Ihr, Llangostera, geleitet mit Euern Reitern sechzig gefangene Offiziere aus Perdinnas Heer in das Lager. Aber eilt Euch, damit Ihr unserm Kreise nicht zu lange entzogen werdet."

Forcadell und Llangostera erhoben sich von ihren Sitzen, blieben aber einen Augenblick in dieser Stellung, und blickten den Feldherrn erstaunt und fragend an.

„War mein Befehl nicht bestimmt genug ausgesprochen?" rief Cabrera, und seine zornfunkelnden Augen und der Ton seiner Stimme trieben die beiden Offiziere eiligst von dannen. Er selbst blieb in ungestörter Ruhe, und brachte mit seinen schon halbtrunkenen Gefährten eine fröhliche Gesundheit nach der andern aus.

Forcadella's Schützen marschirten inzwischen auf, Llangostera langte mit den beklagenswerthen Schlachtopfern an, und das Mordfest nahm seinen Anfang. Voll Unruhe blickte Polo auf den Anführer, um eine Aenderung des Entschlusses in den Augen desselben zu lesen, aber selbst der leiseste Anflug von Mitleiden blieb von diesen eisernen Zügen entfernt, und die übrigen Kriegskameraden, im ächt spanischen Sinne, jubelten hoch auf über des Führers Charakterstärke, und bewunderten insgeheim seine unerreichbare Männertugend.

Digitized by Google

„Habt Ihr keine Begnadigung für die wehrlosen Gefangenen, Sennor Generale?“ fragte er mit bescheidener, aber fester Stimme.

„Keine,“ war die Antwort.

„Aber doch vielleicht irgend ein Geschäft für mich?“ fragte Polo weiter; „wo der Donner der Gewehre nicht zur Freude ruft, mag ich auch keine Freude genießen. Es ist mir lieber, dort gegenwärtig zu seyn.“

„Bravo!“ rief Cabrera, „hänge Dir einen Chormantel um, und halte uns eine Fastenpredigt, Polo. Ein guter Spaß erhöht die Freude.“

„Verzeiht, daß ich Euch widerspreche, allein es war nicht auf einen Scherz abgesehen.“

„Wirklich,“ sagte Cabrera mit plötzlich verändertem Tone und mit einem halb verächtlichen, halb zornigen Blicke, „wohlan denn, Generaladjutant, sechs Christinos für einen braven Kriegsmann ist zu wenig, auch habe ich noch eine kleine Rechnung mit denen in Saragossa abzumachen. Darum überbringt den Exekutoren meinen Befehl, daß auch die Unteroffiziere von Perdinnas Abtheilung der Rache zum Opfer dargebracht werden. Hört Ihr? —“

Ein tobender Beifallsjubel lief durch den Kreis der Zechenden. Polo erhob sich schweigend, nahm seinen Degen und verließ das Zelt. Er fühlte den Hohn, der in dieser schrecklichen Sendung für ihn lag, aber Gegenvorstellungen konnten das Uebel nur verschlimmern, nicht gelinder machen, und schon drückte ihn das Bewußtseyn, etwas Schlimmes vollbracht zu haben, wenn er auch Gutes beabsichtigt hatte. Er richtete den Befehl mit tief bekümmertem Herzen, aber zugleich mit kalter Entschlossenheit aus. Zu Cabrera kehrte er erst am andern Tage zurück, als ihn Dienstgeschäfte riefen.

(Fortsetzung folgt.)

Erdbeben und Brand von Lissabon.

Wir lesen in einer der neuesten Nummern des Magazin für die Literatur des Auslandes eine Vergleichung zwischen dem großen Unglück, das Hamburg betroffen, und dem Brande von London im Jahre 1666, und begegnen der Bemerkung, daß nur dieses Unglück jenem an die Seite gestellt werden könne. Wollen wir dies auch bei andern ähnlichen Feuersbrünsten, wo dem Handel im Allgemeinen weniger Verlust und Gefahr drohte, gelten lassen, so können wir nicht umhin, einer furchtbaren Feuersbrunst zu erwähnen, die in ihrer Entstehung schrecklicher, in ihren Folgen dem Handel der europäischen Nationen nicht minder unheilbringend war, als jene London's oder die, welche vor wenigen Tagen einen großen Theil Hamburgs verheerte. Es ist der durch ein Erdbeben verursachte Brand von Lissabon, am 1. Nov. des Jahres 1755.

Schon am 31. Okt., am Tage vor diesem unerhörten Ereigniß, war die Luft um und in Lissabon mit einem Nebel angefüllt, dessen röthliche Farbe und übler Geruch auffielen, welcher jedoch bis zum nächsten Morgen keine Spur zurückgelassen hatte. Als ein anderes Vorzeichen des Unglücks erschien am Abend desselben Tages das ungewöhnliche Anschwellen des Tajo. Am Morgen des 1. Nov. war die Witterung heiter und still, als plötzlich um 9 Uhr ein heftiger Orkan sich erhob und der Tajo durch eine ungeheuere Masse herangetriebenen Seewassers so anschwoll, daß er empört weit aus seinen Ufern trat. Zugleich vernahm man ein unterirdisches Tosen, das, wie Rollen des Donners in der Tiefe, oder wie starkes Wagengerassel, die Häuser erschütterte. Fünf Minuten hatte das Erdbeben erst gedauert, und schon war seine Gewalt so furchtbar geworden, daß viele Gebäude aus ihren Fundamenten wichen und wankten. Auf die Tajo-Ufer fiel der erste Stoß, wo des Königs Pallast stand, und raste von hier aus, in der fürchterlichsten Wuth, binnen wenig Minuten durch die ganze Stadt. Thürme, Kirchen, Palläste, Klöster und andere Gebäude stürzten zusammen, so plötzlich, daß sie Alles unter ihren Trümmern begruben, was nicht mit Windeseile davonzufliehen vermochte. So fielen zunächst am Tajo der königliche Pallast, das Zollhaus, das Kaufhaus, die Lagerhäuser, das alte und neue indianische Haus und andere. Viele Personen, die bei der ersten Erschütterung noch schliefen, hatten ein grauenvolles Erwachen; nur wenigen derselben gelang die Flucht. Andere retteten sich schnell aus der Stadt.

Während auf diese Weise Viele jedes Standes, Alters und Geschlechts in wilder Hast, zum Theil nur halb bekleidet, durcheinander rannten und das Freie zu erreichen suchten, erbebte die Erde, wenig Minuten nach zehn Uhr, auf's neue, heftiger, als zuvor. Im Augenblick lagen diejenigen Gebäude, die beim ersten Stoße nur gewankt hatten, in Ruinen, ihre Bewohner zerschmetternd oder lebendig unter den Schutt begrabend. Viele Kirchen waren gefallen, unter diesen die alte Kathedrale, das Convent und die der Dominikaner, der Carmeliter, der heiligen Dreieinigkeit, die Unserer lieben Frau von Loretto, die neue Kirche, der Dom von St. Vincent und von St. Antonius, das Kloster der Augustiner Eremiten, St. Graza, St. Rochus, das Profeßhaus der Jesuiten ꝛc. Das Fest Allerheiligen hatte einen großen Theil der Einwohner in den Kirchen zum Gottesdienst versammelt, welche meistens ihren Tod unter den Trümmern derselben fanden, indem gleich anfangs in Folge der ersten Erschütterung die Straßen durch den Schutt versperrt worden waren, und so die Flucht Vielen unmöglich gewesen.

Zwischen elf und zwölf Uhr ward die Erde zum dritten Male, und zwar am heftigsten, erschüttert; kein Pallast, keine Mauer war so stark, kein Gewölbe so fest, daß sie nicht auseinander gerissen und zertrümmert worden wären, während sie Hunderte der Flüchtigen unter ihrem Sturze vernichteten. Von allen Gebäuden der großen Stadt blieb ungefähr nur der achte Theil in dieser grauenvollen Verheerung gänzlich unbeschädigt. Außerhalb Lissabon's hatte sich an vielen Stellen der Erdboden wellenförmig erhoben und viele breite und mitunter tiefe Risse bekommen. In solch' unbeschreiblicher Gefahr war es nicht zu verwundern, wenn Viele so bestürzt und betäubt waren, daß sie nicht wußten, wie sie sich retten sollten, während Andere, durch die Erdstöße niedergeworfen, auf Händen und Füßen umherkrochen und der durch das Einstürzen der Gebäude verursachte Staub eine Menge erstickte.

Schien jetzt auch die Gewalt des Erdbebens gebrochen, so begann plötzlich das Meer seine empörten Wogen gegen die Küsten zu treiben, an acht Fuß höher, als je die höchste Fluth gestiegen war. Tausend Schuh weit überstieg der Tajo seine Ufer, setzte, außer dem höher gelegenen Theil der Stadt, Alles unter Wasser und vollendete, so weit es von dem Erdbeben nicht herbeigeführt war, das Verderben eines ungeheuren Vor-

Digitized by Google

rathes kostbarer Waaren. Eben so schnell, als es gekommen, verlief nun das Wasser wieder, und zwar zu einem so niedrigen Stand, daß es drei Fuß unter die geringste Ebbe sank. Nicht lange jedoch, und es brauste von neuem heran, fürchterlicher, als das erste Mal, in seiner Wirkung jedoch schwächer, weil von kürzerer Dauer. In dem Hafen oder Tajo wurden die dort vor Anker gelegenen Kriegs- und Handelsschiffe, über 200 an der Zahl, von ihren Ankern gerissen, ohne jedoch besonderen Schaden genommen zu haben. Dagegen wurden mehrere Böte, auf denen sich Flüchtige zu den Schiffen retten wollten, umgeworfen, und versanken. Bis an 16 Meilen von Lissabon entfernt spürten auf dem Meere segelnde Schiffer die schreckliche Erderschütterung, die sich bald in einem fürchterlichen Getöse, bald in heftigen Stößen und in gewaltigem Aufbrausen des Wassers äußerte.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Lüttich, 16. Mai.) In unserer Gegend hat man eine für den Freund der Geologie und der Naturgeschichte interessante Entdeckung gemacht. Die mit den Arbeiten an der Eisenbahn zwischen Fraiport und Gossontaine beschäftigten Leute fanden nämlich beim Graben eine Grotte, die mit Gebeinen von Raubthieren angefüllt war. Es waren Knochen von Bären, Hyänen, Leoparden u. s. w.; wenigstens will man sie als solche erkannt haben. Das Sonderbarste dabei ist, daß die Grotte rundum von Felsen eingeschlossen war und keinen Ausgang zeigte. Jene Ueberreste konnten also nur in Folge eines geologischen Ereignisses in dieses Felsengrab hineinkommen. Der Ingenieur en Chef, H. Petitjean, hat die nöthigen Maßregeln ergriffen, um diese für die Wissenschaft höchst werthvollen Gegenstände möglichst unversehrt zu erhalten.

Man entdeckte zu Ypern beim Abbrechen einer alten Mauer ein Gemälde von Rubens. Dasselbe hat 10½ Fuß in der Höhe, 6½ Fuß in der Breite, ist vollkommen gut erhalten, und stellt die Königin der Märtyrer, umgeben von Aposteln und Heiligen, dar. Engel halten eine Krone über dem Haupte der Madonna. Zu ihren Füßen sind zwei Mönche aus dem Theatinerorden im Gebet. Das schimmernde Kolorit der Draperien soll von außerordentlicher Wirkung seyn.

An der engl. Küste gerieth kürzlich bei Strangford ein Schiff auf seltene Art in Brand. Es war nämlich auf den Felsen am Ufer festgefahren und erhielt einen Leck. Das eindringende Wasser entzündete die Ladung, welche aus Kalk bestand; in wenigen Minuten flog das Verdeck mit donnerähnlichem Krachen in die Luft, und das Schiff stand in vollen Flammen. Erst als es ein völliges Wrack war, konnte es von dem Felsen weggebracht werden.

Das Leichenbegängniß des polnischen Generals Kniaszewitz (der schon unter Kosziusko im Jahre 1792 für sein Vaterland focht) hat dieser Tage in Paris statt gefunden. Mehr als fünftausend Personen gingen hinter dem Sarge her. Den Kondukt führten Fürst Czartoryski, Graf Plater, die HH. Morawski und Plichta; die Ecken des Leichentuchs wurden von General Pelletier (der die Organisation der Artillerie im Herzogthum Warschau leitete) und den polnischen Generalen Skarzynsky, Dembinsky und Zawronsky gehalten. Auch die französischen Generale Pelet und Rey, der Graf Tracy, Marquis von Mornay ꝛc. wohnten dem Leichenbegängniß bei. Die Leiche wurde unter Eskorte der Linientruppen nach Montmorency geführt, und dort neben jener des berühmten Niemcewitz beigesetzt; Fürst Czartoryski, Graf Plater und General Dembinsky hielten Grabreden.

(Stuttgart, 24. Mai.) Gestern wurden hier die ersten reifen Kirschen zu Markte gebracht.

(Wallis.) Letzterer Tage ist folgendes unglückliche Ereigniß bei Leuk vorgefallen. Ein junger gesunder und kräftiger Mann saß mit einigen Freunden im Gras und genoß mit ihnen eine einfache Mahlzeit, als er mit einem Male in der Knickehle einen starken Schmerz wie von einem Stich verspürte. Er steht auf, betastet sich und fühlt, daß sein Bein mit einer erstaunlichen Schnelligkeit anschwillt. Er will seine Beinkleider ausziehen, aber bereits war die Schwellung so stark, daß sie zu gespannt waren. Seine Kameraden schnitten dieselben auf, bald theilte sich die Geschwulst dem übrigen Körper mit. Ins Dorf getragen, erhielt er ärztliche Pflege, doch umsonst. In minder als zwei Stunden war sein Leib fürchterlich aufgedunsen und er mußte sterben. Man schreibt diesen Fall dem Biß einer Viper zu.

Korrespondenz.

Hamburg, 27. Mai.

Eine nachhaltige Wirkung haben die verhängnißvollen Maitage auf unsere hiesige Journalistik ausgeübt und beinahe ein halbes Dutzend hier erscheinender Blätter durch die Flammen ein rasches Ende erreicht: „das Panorama", „der Telegraph", „Niebour's Magazin", „Töpfer's Thalia", endlich die „Literarischen und kritischen Blätter der Börsenhalle", die wenigstens eine bedeutende Veränderung und wesentliche Umgestaltung erleiden werden. Dr. Wienbarg, der bisherige Redacteur des Literaturblatts der Börsenhalle, hat nunmehr daßelbe käuflich erstanden und wird unter Mithülfe von Niebour beide Blätter unter selbstständiger Leitung herausgeben, so daß diese früher sehr wohl accreditirten, in der letzten Zeit aber immer mehr und mehr gesunkenen und mit sichtbarer Unlust und Geschmacklosigkeit redigirten Blätter gewiß einen bedeutenden Aufschwung nehmen und in neuer, kräftiger Verjüngung wieder in's Leben treten werden. Auch die im Auslande wohl wenig verbreitete Töpfer'sche Thalia ist eingegangen; — die Künstler und Sänger sind bekanntlich auf halbe Gage gesetzt. Der Telegraph ist bis jetzt nicht wieder herausgekommen und wird in Hamburg schwerlich forterscheinen. Doch wage ich mit Bestimmtheit nichts darüber zu sagen, da Hr. Campe mit all' seinen Plänen und Entschlüssen sehr hinter dem Berge zu halten pflegt. — Auf einem andern Felde dagegen blüht jetzt reiche Ernte. Nachdem eine unendliche Menge Darstellungen und Schilderungen der Schreckenskatastrophe in hastiger Eile zusammengeschrieben und — schnell vergriffen sind, folgen nun die „Reflexionen", „Visionen", „Worte an die Mitbürger", „poetische und prosaische Betrachtungen" ꝛc. ꝛc. in hiesigen Zeitblättern und besondern Broschüren. Der Haupttummelplatz all' dieser nachträglichen Betrachtungen, Wünsche und Hoffnungen sind die „Neuen Hamburgischen Blätter" und die „Vaterstädtischen Blätter." Auch Professor Wurm hat „Worte an seine Mitbürger" herausgegeben, die ich bis jetzt nicht gelesen habe. Mit einem Wort, es ist jetzt nichts, was dem schwer getroffenen Buchhandel einiges Leben gibt und das Gehirn der Spekulanten beschäftigt, als Brandliteratur. — Einen höchst wohlthä-

Digitized by Google

tigen Eindruck haben die in unserm gestrigen Korrespondenten abgedruckten schönen und kräftigen, wahre Menschenliebe und ächten Edelsinn athmenden Worte des Buchhändlers Jonghaus in Darmstadt nicht allein in der hiesigen Buchhändlerwelt, sondern in allen Kreisen hervorgebracht. Möchten sie überall Anklang und Nachahmung finden! — Auf unserm Stadttheater gibt eine treffliche französische Schauspieler-Gesellschaft unter Direktion des Hrn. J. Kelm Vorstellungen, die leider in eine sehr ungünstige Zeitperiode fallen. In der Oper gastirt Dem. Jazedé aus München. Doch werden Stadttheater und Eisenbahn gegenwärtig so spärlich — und fast ausschließlich nur von Fremden — besucht, daß es sehr die Frage ist, ob beide Institute in der bisherigen Weise werden fortbestehen können.

Weimar, 25. Mai.

Ich habe Ihnen geschrieben, daß am 21. d. M. die Papiermühle in Oberweimar ausgebrannt ist. Dieses Ereigniß ist mit Umständen verbunden, welche in einem weitern Kreise bekannt zu werden verdienen. Der Eigenthümer, ein rechtschaffener Mann und Vater einer zahlreichen Familie, hatte nämlich in einer langen Reihe von Jahren unaufhörliches Unglück. Als daher das neue über ihn hereinbrach, welches ihm einen Verlust von 16,000 Thalern verursachte, erregte es gleich so viel Theilnahme, daß sich ein Verein von dreißig Bürgern u. a. bildete, um diesen Mann aufrecht zu erhalten. Wäre hier nur von einer gewöhnlichen mildthätigen Unterstützung die Rede, so würde dies kaum eine Erwähnung verdienen, denn dies kommt überall vor. Es handelt sich aber hier davon, einen Bürgergenossen nicht fallen zu lassen; der Bürgersinn tritt hier in seiner schönsten Gestalt hervor und was Hamburg für Deutschland im Großen, ist hier ein einzelner verunglückter Mann für einen zahlreichen Theil der Bürger, nämlich gleichsam ein Ehrenpunkt. Welche schönen Seiten bietet doch unsere Zeit dar!

Mainz, 27. Mai.

Gestern fand die große Frohnleichnams-Prozession bei der günstigsten Witterung statt; die Zahl der Theilnehmer war größer als in den letzten zehn Jahren; als das Ende der Prozession aus der Domkirche ausging, kam der Anfang derselben schon wieder dort an; drei Stunden dauerte der Umgang, bei dem k. k. österreichisches und k. preußisches Militär paradirte und den eine Compagnie k. k. österreichischen Militärs nebst Musik begleitete. Der Hr. Bischof Kaiser pontifizirte in eigener Person und wurde von einem zahlreichen Clerus assistirt. Aeußerer Pomp, Andacht und Frömmigkeit wetteiferten bei diesem religiösen Akte, zu dem sich viele Fremde hier eingefunden hatten. Am Nachmittag gaben die k. preuß. Musiken der drei hier garnisonirenden Infanterieregimenter in Verbindung mit ohngefähr 50 ihrer Sänger das schon früher angekündigte Konzert zu Gunsten der Abgebrannten Hamburgs in der neuen Anlage. Es wurden sieben Pieces vor dem sehr zahlreich versammelten Publikum executirt; fünf Tonstücke: die Symphonie C moll von Beethoven, die Rheinfahrt von H. Neumann, ein Sextett aus Don Juan von Mozart, die Ouvertüre aus les Francs juges von Berlioz und die Jagd aus den Jahrszeiten von Haydn; dann zwei Gesangstücke: ein Trinklied von Marschner und der Herbst am Rhein von Panny, Alles mit der diesen Musikcorps eigenen Genauigkeit und Kraft und unter dem lebhaften Beifalle der zahlreichen Versammlung. Der Ertrag dieses Konzerts muß bedeutend gewesen seyn, da jede Person Eingang bezahlte.

Zweisylbige Charade.

Erste Sylbe.

Ihn pflanzte Noah und noch heut er seine Säfte,
Erfreut des Menschen Herz, erwecket seine Kräfte,
Macht ihn zum zahmen Lamm, zum wilden Leu.
Er öffnet rasch dem Geist der Liebe Zauberreiche,
Er duldet, wo er herrschet, dann nur Freie, Gleiche,
Durch ihn wird auch das Alte wieder neu.
Ob man ihn Cypern, ob Falerner nennet,
Auch an der Elbe, wenn die Sonne brennet,
Erreicht er eine starke, mächt'ge Kraft,
Die in Begeist'rung Helden, Dichter schafft.
Ach, wehe dem, der in geweihten Stunden
Nicht seiner Allmacht Fülle hat empfunden.

Zweite Sylbe.

Zum Fundament des Erdballes ist er bereitet,
Er nützt und schützet, wo auch Volk mit Volk noch streitet,
Er trägt das Festland und den Ocean,
Er lockt nach den fernsten und den wärmsten Zonen,
Er prangt beim Reichen, funkelt in der Herrscher Kronen,
Er ebnet den Geschäften ihre Bahn,
Er gibt durch Kunst auch Mediceer-Werke
Von Schönheit, Dauer und von Pracht und Stärke,
Zeigt deutsche Eintracht an dem Kölner Dom;
Ihm huldigte Athen einst so wie Rom.
Und wer an ihm die Meisterschaft errungen,
Deß' Name wird gefeiert und besungen.

Erste und zweite Sylbe.

Wie sie so schön beisammen stehen,
Wie Eins aus Zwei die Kräfte zieht,
Das ist am Vater Rhein zu sehen,
Wo Lieb', Kunst, Sang und Freiheit blüht.
Die Erste kannt' der Gothe schon,
Fand Kraft darin und Siegeslohn;
Die Zweit', so alt als wie die Welt,
Ward später da durch Kunst erhellt;
Jetzt ist der Beiden Ruhm bekannt
Viel weiter als im deutschen Land.

Das Ganze.

Immer bildend, immer wirkend ist die schaffende Natur,
Gutes kündend, Gutes spendend auf der Schöpfung Segensspur:
So entsteht aus Eins das Zweite,
Wird das Ganze Arzenei,
Wie man diese nun bereite,
Daß sie eine Heilkraft sey,
Wie ein Theil vom Göttersaft
Wand'le sich in kühl'nde Kraft,
Sagt' ich Entstehung hier, Zweck und Gebrauch,
Der Leser wüßt' es, ohn' zu rathen, auch.

Karl Hartmann.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 31. Mai. Zampa, oder: die Marmorbraut, große Oper in 3 Abth., Musik von Herold.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 149. Mittwoch, den 1. Juni 1842.

Doppelte Rechtsbegründung. *)

Was heute gilt, weil's gestern galt,
Was man verehrt, weil's eben alt,
Nicht weil man's würdig findet;
Das Recht, dess sich zu aller Zeit
Der Mißbrauch und der Wahn erfreut:
Historisch ist's begründet.

Was edlere Entwickelung,
Was sich der Geister freien Schwung
Zu hemmen unterwindet;
Das Recht, das die Vernunft verdammt,
Und Scheiterhaufen froh entflammt:
Historisch ist's begründet.

Das hochgeborne Vorurtheil,
Das jeden Werth und alles Heil
Auf Wappenschilder gründet;
Das stolze Schranken um sich zieht
Und naserümpfend niedersieht:
Historisch ist's begründet.

Was aber als der Menschheit Schild,
Als göttlich Recht für ewig gilt
Und nimmermehr verschwindet;
Das den gestörten Gang der Welt
Stets neuverjüngend hergestellt:
Vernünftig ist's begründet.

Der heil'gen Wahrheit Recht, das Licht,
Das strahlend allem Nachtgezücht
Krieg bis zum Tod verkündet;
Das ungehemmt durch Bann und Acht
Sich Bahn bricht durch die dickste Nacht:
Vernünftig ist's begründet.

Das Menschenrecht, das Menschenwerth
Auch in dem ärmsten Bettler ehrt,
Vor keinem Glanz erblindet;
Das groß, durch Gottes Geist belebt,
Die Menschheit hoch und höher hebt:
Vernünftig ist's begründet.

*) Aus der „Rheinischen Ztg."

Cabrera.

Historische Novelle aus dem letzten spanischen Kriege.

(Fortsetzung.)

„Du bist nicht zufrieden mit mir," sagte Cabrera, als er mit Polo allein war, „und in der That, ich würde anders gehandelt haben, wäre ich weniger vergnügt gewesen."

„Dann möchte ich wünschen, Du wärest ewig ernst," entgegnete Polo, „so sehr ich Dir bisher mehr Heiterkeit und Menschenfreundlichkeit gewünscht habe."

„Du bist mein bester Waffengefährte und ein alter Bekannter — dem sagt man wohl, was Andern ein Geheimniß bleibt, und erträgt auch Manches. Aber dennoch fessele Deine Zunge, Polo; ich sollte glauben, auch meinen Ernst hättest Du zu fürchten."

„Du hast mich keinerlei Furcht kennen gelehrt, Cabrera. Weil Du mein Feldherr, mein Wohlthäter, mein Freund und Verwandter bist, folge ich Dir, nicht aus Furcht. Und sehe ich Dich unrecht handeln, so sage ich's Dir."

Cabrera ging mit verschränkten Armen auf und ab. Endlich blieb er vor Polo stehen, und sagte mit unerwarteter Freundlichkeit: „Wenn ich wirklich Unrecht habe, dann magst Du es. Aber ich werde nicht wieder im Rausche handeln, und was ich nüchtern thue, das ist Recht. So mögt Ihr künftig erklären, was Recht heißt." Mit steigender Leidenschaft setzte er dann noch hinzu: „Mit vollem Bewußtseyn will ich die Sättigung meiner Rache erfassen, ich will der Welt zeigen, daß ich grimmig vergelte, wo man mich neckt, daß ich nicht morde, wie ein Weib, aus Laune, sondern wie ein Mann — zur Rache, und darin soll Niemand mir entgegentreten."

Alle fernern Versuche Polo's, den Schwager auf einen bessern Pfad zu leiten, blieben fruchtlos. Auch Joaquina scheiterte mit ihrer zauberischen Beredtsamkeit und Anna mit Bitten und Thränen. Des Bruders Seele schien, wie Polo der

Digitized by Google

Gattin sagte, mit einem ehernen Thore verschlossen, zu welchem nur Ehrgeiz und Zorn und wilde Sinnenlust den Schlüssel führten, aber so fest und scharf bewacht wurde, daß auch mit ihnen kein anderes Gefühl einzudringen vermochte. Als einige Tage später die Nachricht einlief, daß die aufgereizten Feinde wiederum Repressalien an zweihundert Carlisten genommen hätten, die von Balmaseda's Truppen in die Hände der Christinos gefallen waren, schrieb er eigenhändig den Befehl, daß von seinen Gefangenen unverzüglich zehn für Einen erschossen werden sollten, und Joaquina, die ihn eben mit Bitten und Liebkosungen überhäufte, konnte nur an dem schnellen und geheimnißvollen Zusammenlegen des Blattes wahrnehmen, daß etwas Unangenehmes für sie darin enthalten seyn mußte. In des Bruders Antlitz und in seinen Antworten sah sie keine Veränderungen hervortreten. Als sie wenige Stunden später vernahm, was er gerade in ihrem Beiseyn ausgeführt hatte, schauderte selbst die Schwester vor der kalten Grausamkeit zurück, die sich in des Bruders Seele so unerschütterlich emporrichtete, und die ihr wie ein böser Geist erschien, welcher den Verblendeten in einen Abgrund leitete. Sie konnte sich ihm fortan nicht mehr mit der vertraulichen Liebe hingeben, die sonst ein so schönes Band um beide geschlungen hatte.

Cabrera's scharfem Auge entging dieses Fremdwerden nicht, allein es blieb durchaus ohne Einwirkung. Er glaubte sich nur zum Ruhme berufen, und, hatte das Schicksal die schönsten Bande, die ihn an das übrige Leben knüpften, aufgelöst, so freute es ihn, auch die zu zerreißen, welche noch übrig blieben. So glaubte er immer freier und tüchtiger für sein hohes Ziel zu werden. Es schien ihm vollkommen Recht, binnen wenigen Tagen über viertausend wehrlose Menschen erschießen zu lassen, blos weil diese Blutströme durch der Freunde Bewunderung und der Feinde Entsetzen ihm zu einer neuen Glorie wurden. Er wollte den lähmenden Schrecken vor seinem Namen und seinem Heere voraussenden, um mit leichter Mühe den Fuß auf des starken Feindes Nacken setzen zu können, und so das Unmöglichscheinende möglich zu machen.

Sein Fürst blickte voller Hoffnung auf den Gefürchteten. Er sah, wie vor den Angriffen Espartero's das Gebäude seiner Macht täglich mehr zusammensank, und nur in Cabrera erblickte er noch eine kräftige Stütze. Er hatte vernommen, daß der thätige General bereits fünftausend Mann wohlgeübter Truppen und eine Artillerie von vierzig Kanonen in und um seine Grafschaft versammelt habe; er hörte täglich neue Erzählungen über die Kühnheit und den Trotz, welchen Cabrera den Feinden entgegensetzte, und beschloß daher, ihm größere Streitkräfte in die Hand zu geben, damit er auch einen größern Wirkungskreis ausfüllen und sich dem gefürchteten Espartero hemmend auf die Siegsbahn werfen könnte. Er übertrug ihm den Oberbefehl über ein Heer von dreißigtausend Mann, welches zerstreut in den Provinzen Aragonien, Catalonien und Valencia stand, und gab ihm eine fast souveraine Macht, ganz nach eignem Gutdünken zu handeln.

Cabrera empfing mit stolzer Freude das königliche Patent. Er hatte es mit Gewißheit erwartet, und seine Pläne schon längst darauf gebaut. Espartero's wachsende Größe war ihm bis zu diesem Punkte erfreulich gewesen, als ein Hebel seiner eigenen Macht, und jetzt, da dieser Baum seine Früchte gebracht hatte, galt es nur, ihn zu fällen. Hatte ihm doch Don Carlos selbst das Beil in die Hand gegeben! —

Noch in derselben Minute ging er zu Polo, um diesem seine Entschlüsse mitzutheilen.

Nach Verlauf weniger Tage verließ Cabrera mit einer auserlesenen Schaar seiner treuergebenen Truppen Morella, nachdem er Polo zum Gouverneur der Stadt bestellt hatte. Couriere flogen nach allen Seiten hinaus, die Armee der drei Provinzen versammelte sich, und Cabrera durchzog an ihrer Spitze die Länderstrecken, welche schon längst sein genannt waren, und nun in der That völlig von ihm beherrscht wurden. Ueberall ward der Feind, der sich noch in einigen Städten hielt, oder an den Gränzen vordrang, mit Verlust zurückgewiesen. Cabrera's Schnelligkeit und rastloser Eifer gönnte den Gegnern keine Zeit zur Vereinigung, und als die wenigen Wochen des Herbstes verstrichen waren, durfte er seine Schaaren ruhig in die Winterquartiere führen. Er selbst begab sich einstweilen nach Tortosa, um in der Vaterstadt einige Zeit zu rasten und sich zu vergnügen.

Tortosa erbebte bei des Gefürchteten Einzug. Aber fröhliche Gelage und glänzende Bälle stimmten bald die Gemüther um. Man sah, daß Cabrera auch Freude zu bringen vermöchte. Mit besondern Interesse blickten namentlich die Frauen und Mädchen, welche einst vertraulichen Umgang mit dem Schüler Ramon Cabrera gepflogen, auf den mächtigen Mann, und da manche unter ihnen auch für sein Auge noch immer Reize genug bewahrt hatten, so wurde die alte Bekanntschaft erneuert, und Cabrera in einen Strudel wilder Freuden hineingerissen. Nur selten kam er in den Zustand ruhiger Sammlung.

Seine ehemaligen Widersacher triumphirten, denn sie wähnten sich unbemerkt und sicher in diesem Taumel und fröhlichen Treiben. Allein Cabrera, welcher nie seine Pläne und Absichten vergaß, mochte er anscheinend auch noch so zerstreut seyn, bewachte sie im Gegentheil unablässig, und suchte nur eine passende Gelegenheit, sie zu verderben. Es freute ihn, sie in eine angenehme Sicherheit einzuwiegen, um dann mit rauher Hand wecken zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Erdbeben und Brand von Lissabon.

(Schluß.)

Zwei Stunden waren kaum nach dem dritten Erdstoße vergangen, als gegen zwei Uhr Nachmittags noch zwei andere, nicht minder heftige, als die ersten, das Unglück vermehrten. Diejenigen Häuser, die vorher nur geborsten oder beschädigt waren, stürzten nun vollends zusammen. Die Straßen waren von den Trümmern dermaßen angehäuft, daß an ein Durchkommen ohne Lebensgefahr nicht mehr zu denken war. Aus dem Schutte hallte dumpf das Wehklagen und Aechzen der Lebendigbegrabenen und mischte sich mit dem letzten Röcheln Derer, die auf den Ruinen der Tod erreicht hatte.

Um das grausenhafte Elend und den unsäglichen Jammer bis zum höchsten Grade zu steigern, brach, veranlaßt durch das Feuer der Küchen, das unter dem Schutte fortglimmte, gegen 4 Uhr ein Brand aus, der, vom Winde über den größesten, reichsten und bevölkertsten Theil der Stadt getragen, bis zum 5. Nov. seine Verheerung fortsetzte. Viele Häuser, die das Erdbeben nicht völlig vernichtet hatte, die prächtigsten Paläste und

Digitized by Google

Kirchen, zu deren Aufbau unermeßliche Summen verwendet worden waren, gingen in dem Flammenmeere unter. Von Löschen zur Rettung der Gebäude konnte bei der Bestürzung und Angst der Einwohner, die nur aus der Stadt zu fliehen strebten, keine Rede seyn. Große Schätze, die kurz zuvor von Brasilien angekommen waren, gingen verloren: Diamanten, Gold, Silber und andere höchst werthvolle Waaren. Nur Das, was schon vorher davon in die Münze gebracht worden war, blieb erhalten mit dieser, in welcher sich damals 10 Millionen Cruzaden befanden, die der Heldenmuth und die Klugheit eines Unteroffiziers gegen das andringende Raubgesindel während jener Schreckenstage vertheidigte und so erhalten wurden. Dagegen waren die königliche Schatzkammer, das Archiv, das ein Jahr vorher vollendete neue schöne Theater, das Opernhaus und eine Menge andere, besonders der Kaufmannschaft angehörige Häuser, nebst einem unberechenbaren Waarenvorrath den Flammen zur Beute geworden. Namentlich waren es Engländer, die den niedrigen Theil längs des Hafens bewohnten, deren Verlust als der größeste genannt werden muß. Das Erdbeben, Wasser und Feuer hatten, in der schrecklichsten Vereinigung, ihnen über 100 Millionen Frcs. geraubt. Nicht minder groß war, im Verhältniß, die Einbuße der anderen Nationen angehörenden Kaufleute. Die Holländer verloren über 50 Millionen Frcs., die Franzosen nicht weniger; andere Verluste ungerechnet, welche die Schweden, Hamburger, Spanier, Italiener und Eingebornen erlitten hatten.

Nicht genug war es indessen, daß über die bedrängten Bewohner Lissabon's die Elemente ihre unerhörteste Wuth ausgossen; auch ruchlose Menschen, um ungehindert rauben zu können, nährten oder sachten die Gluth des Alles verzehrenden Feuers an. Mörder und Diebe, welche den Kerkern entronnen, hatten die Zahl jener Unmenschen vermehrt, die es sogar gewagt, den königlichen Juwelen-Schatz zu rauben. Im Pallaste Braganza, wo sie reiche Beute zu finden wähnten, traf jedoch viele derselben die Gerechtigkeit. Das Urtheil über ihre Verbrechen ließ nicht auf sich warten und wurde alsbald mittelst des Stranges vollzogen. Die gestohlenen Juwelen hatten sich glücklicherweise bei ihnen noch vorgefunden. Wie schnell übrigens auch die Justiz war, um abschreckende Beispiele in Menge zu geben, so konnte sie doch nicht fernere Gräuel verhüten; im Gegentheil wuchs die Anzahl jener Ruchlosen mit jeder Stunde, welche nicht nur in der zertrümmerten Stadt, sondern auch außerhalb derselben raubten und unmenschliche Bosheiten verübten. Hatte nun auch der König zum Schrecken der Mordbrenner und Räuber die Stadt mit Galgen umgeben lassen, um die Betretenen ohne Verzug und Gnade sogleich daran aufzuknüpfen, so war dennoch dem Uebel kein Damm gesetzt; in spanischen Deserteurs, Matrosen, dem einheimischen Pöbel und selbst in Soldaten, die sich gegen ihre Oberen auflehnten, fanden die Räuberhaufen reichlichen Zuwachs. Nur die jetzt zur Herstellung der Ordnung vom König ernannten Commissäre hatten so wirksame Maßregeln ergriffen, daß es, nachdem viele Schuldigbefundenen (fast 800) vom Leben zum Tod gebracht worden waren, den geängstigten Einwohnern vergönnt war, den nöthigsten Arbeiten obliegen zu können.

Zur Zeit, als das Erdbeben Lissabon heimsuchte, war in dem Flecken (jetzt Vorstadt) Belem die Erschütterung ebenfalls so stark, daß der König und seine Familie ihr Schloß verließen und Zuflucht auf dem freien Felde suchten, wo sie während dreier Tage und Nächte die Leiden und Entbehrungen mit allen Uebrigen, Reichen und Armen, theilten. Namenlos war die Noth Aller, die sich in der Nähe der verwüsteten Stadt gesammelt hatten: Niemand konnte bei einer so eiligen Flucht mit Lebensmitteln versehen seyn, und die Mühlen der Umgegend waren durch die Erschütterungen und die hoch angeschwollenen Flüsse unbrauchbar geworden; an den nothwendigsten Kleidungsstücken fehlte es nicht weniger, Hunderte sah man in Hemden, mit bloßen Füßen, Andere halb nackend, während die meisten Uebrigen in ihren Haus- oder Unterkleidern sich gerettet hatten. Indessen brachten die Landleute der nächsten Umgebung, so schnell es sich thun ließ, viele Lebensmittel; auch die Capitäne aller im Hafen gelegenen Schiffe ließen ihren sämmtlichen Proviant und sonstige Gegenstände den Unglücklichen zuführen. Bald trafen Unterstützungen von entfernteren Gegenden ein; Alles wetteiferte, Andere im Wohlthun zu übertreffen. Spanien that Viel, auch andere Staaten Europa's, namentlich England.

Lissabon erhob sich nach jener Zerstörung in seinem westlichen Theile schöner als zuvor, doch war mehr als ein halbes Jahrhundert vorüber gegangen, bis die Spuren der fürchterlichen Katastrophe, wobei nach Berichten aus damaliger Zeit an 24- bis 30,000 Menschen ihr Leben verloren, verwischt waren.

Ludewig.

Mannichfaltigkeiten.

(Aus den Taunusbädern, 21. Mai.) Unsere Saison hat bereits begonnen und in Wiesbaden, Ems, Homburg ꝛc. sind bereits die Salons und die Reunions geöffnet, für letzteres Bad namentlich scheint sich die Saison diesmal sehr günstig zu gestalten, denn während die Bäder von Baden-Baden und Wiesbaden noch sehr wenig frequentirt sind, findet man hier schon eine Vereinigung der bedeutendsten und mannichfaltigsten Fremden; unsere Salons, so wie unsere Spaziergänge sind sehr belebt und täglich fährt man sechs Mal sowohl in eleganten Omnibus als mit gut eingerichteten Eilwagen von Homburg nach Frankfurt und wieder zurück. Die schöne Welt von Frankfurt ist besonders Sonntags hier vereinigt und es fehlt nichts, um das freundliche Homburg zu einem comfortablen Aufenthalt zu machen. Die Neubauten mehren sich täglich und man sieht der schönsten Zukunft dieses Bades entgegen.

(Möhringen, im Badischen, 20. Mai.) Vor einigen Tagen geriethen vier schweizer Schlossergesellen, Arbeiter in der Fabrik zu Immendingen, hiesigen Amts, mit einem Maurergesellen, aus Hausen im Sigmaringen'schen, im Wirthshause in Streit, warfen den letztern auf die Straße und mißhandelten ihn. Nachdem nun gegenseitig derbe Schimpfworte gefallen, mußte der Maurergeselle die Flucht ergreifen, wurde aber verfolgt, bis er sich nicht mehr anders zu helfen wußte, als durch einen Sprung in die vorbeifließende Donau, wo seine Verfolger von ihm abließen und sich nicht weiter um ihn kümmerten, die Sache aber sorgfältig verschwiegen. Erst nach zwei Tagen, wo der Meister nach seinem vermißten Gesellen forschen ließ, ward die Sache ruchbar, und da fand man denn nach langem Suchen den Unglücklichen in einem 18 Fuß tiefen Loch der

Digitized by Google

Donau ertrunken. Gegen die Schuldigen ist bereits eine Untersuchung eingeleitet. (Karlsr. Ztg.)

Einen sehr empfindlichen Verlust hat die sächsische Künstlerwelt durch den Tod des am 30. März zu Rom verstorbenen Malers Haach, gebürtig aus Meißen, erlitten, eines jungen Mannes, der bereits in weiteren Kreisen sich einen Namen gemacht hatte und zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Auch für Bendemann soll leider sehr wenig Hoffnung vorhanden seyn, daß er der Kunst erhalten werde, da sein Augenübel einen unheilbaren Charakter angenommen haben soll.

(München, 26. Mai.) Im vergangenen Monat wurden dahier 1022 Individuen polizeilich bestraft. Es figuriren darunter nicht weniger als 16 Thierquäler. Jeder wird darin ein erfreuliches Zeichen strengerer Einschreitung gegen solche Unmenschlichkeit unserer Tage erkennen. (N. C.)

Frankfurter Theater.

Macbeth, Trauerspiel nach Shakespeare von Schiller.

Es ist wohl nicht übertrieben, wenn man Shakespeare den genialsten und großartigsten aller dramatischen Dichter genannt hat. Welcher andere käme ihm gleich an dramatischer Productivität, an Wahrheit und Kraft der Charakteristik, an Fülle von Poesie vom Zarten und Heitern bis zum Majestätischen und Tragischen, an genialer Behandlung der Einzelnheiten und des Dialogs? Je mehr man diesen außerordentlichen Meister und Heros des Drama's studirt, desto mehr muß man ihn bewundern. Jedoch würde diese Anerkennung und Bewunderung zu weit getrieben werden, wollte man unbedingt auf des Meisters Worte schwören. Shakespeare's Genius ist von den Einflüssen seiner Zeit nicht frei geblieben und Manches hat sich seinen Werken beigemischt, was wir weder gut heißen, noch schön finden können, namentlich gilt dies von seiner Vorliebe für's Grelle und Blutige, wie von der allzu kühnen und dadurch oft chaotischen Anlage seiner Tragödien. Schiller hat es versucht, in seiner Bearbeitung des Shakespeare'schen Macbeth das Grelle und Schauderhafte zu mildern und das theilweise Zersplitterte zu concentriren, und es ist ihm gelungen. Wir glauben es vertreten zu können, wenn wir seine Bearbeitung des Macbeth dem Originale vorzuziehen finden, und jedenfalls ist sie für die Darstellung auf unserer deutschen Schaubühne geeigneter, wie auch der Denk- und Empfindungsweise unseres deutschen Publikums conformer. Macbeth nimmt übrigens eine der ersten Stellen unter den Trauerspielen ein und vereinigt Alles, was nur verlangt werden kann. Macbeth, dieses düstere Nachtstück, das auf den grauen Nebelgrund einer mährchenhaften Vergangenheit mit keckem Pinsel hingezeichnet ist, diese wilde, öde Gegend, über die der schauerliche Nachtwind hinzieht und die Gespenster und Hexen der mitternächtlichen Welt aufweckt, dieser schreckensvolle Traum der geängstigten Phantasie, dieser gewaltig erschütternde Sturm, in welchem das Meer der erregten Leidenschaft hoch aufbrauf't und das schwache Lebensgeschöpf in seine Tiefen hinab reißt, diese durch die Finsterniß weithin leuchtende Fackel des höllischen Dämons, der den Menschen in's Verderben zieht, dieses laut und mit Donnerworten redende Strafgericht der von den Furien der Schuld und der Sünde geängstigten Seele, dieser umdüsterte Zauberspiegel, in welchem gespenstige Gestalten auf- und abwogen, diese geniale Zeichnung eines ganzen Menschenlebens, von der ersten leisen Bewegung des sündhaften Wunsches, von der ersten, noch erzitternden Begierde an bis zur schauderhaften That und bis in den finstersten Abgrund des Verderbens hinab, von welchem kein Steg mehr aufwärts zum Lichte führt, — wer könnte das Alles ansehen, ohne von der Größe eines Dichtergeistes ergriffen zu werden, den nur Wenige in seinem ganzen Umfange zu würdigen verstehen?

Die Rolle des Macbeth wurde durch Hrn. Baison auf eine Weise gegeben, welche von dessen Talent und Kunststudium den schönsten Beweis ablegte und ihm die lebhaftesten Aeußerungen des Beifalls in vollem Maße gewann. Der Charakter ist schwierig darzustellen, da er aus widerstreitenden Elementen zusammen gesetzt und mit sich selber im Kampf begriffen ist. Lady Macbeth deutet die Grundzüge dieses Charakters in folgenden Worten an:

Glamis und Cawdor bist du und sollst seyn,
Was dir verheißen ist — und dennoch fürcht' ich
Dein weichliches Gemüth — Du bist zu sanft
Geartet, um den nächsten Weg zu geh'n.
Du bist nicht ohne Ehrgeiz, möchtest gerne
Groß seyn, doch dein Gewissen auch bewahren.
Nicht abgeneigt bist du vor ungerechtem
Gewinn; doch widersteht dir's, falsch zu spielen.
Du möchtest gern Das haben, was dir zuruft:
Das muß geschehn, wenn man mich haben will!
Und hast doch nicht die Keckheit, es zu thun!

Diese Züge festzuhalten, uns die gewaltigen Kämpfe des Guten mit den bösen Trieben und Leidenschaften zu veranschaulichen, uns den hochstrebenden Ehrgeiz, die wilde Begierde und dann die Reue und Verzweiflung zu malen, dies hatte sich der Darsteller zur Aufgabe gemacht und er löst'e sie mit Consequenz und Kraft, mit tragischem Schwung und künstlerischer Besonnenheit. Wie die Zeichnung richtig, so war die Färbung frisch und warm und der Künstler wußte uns in jene Illusion zu versetzen, worin man Täuschung so gerne für Wahrheit nimmt. Wäre es uns verstattet, in Einzelheiten einzugehen, so würden wir der vorzüglichen Momente viele hervorheben können, wie z. B. das erste Zusammentreffen mit den Hexen, die vollendet schöne Behandlung der erwachenden Reue nach der Ermordung Dunkans, wo „sie den Schlaf gemordet haben", die fieberhafte Aufregung beim Erscheinen von Banquo's Geist beim Festmahl und ganz besonders die treffliche Charakterisirung und Steigerung in den letzten Akten. Die Scene mit den gedungenen Mördern Banquo's hätten wir weniger pathetisch gehalten gewunscht. Wir glauben, die Darstellung des Macbeth durch Hrn. Baison als eine künstlerische und gediegene hervor heben zu dürfen.

Dem. Lindner gab die Lady Macbeth. Lady Macbeth ist ein stolzes, hochstrebendes, von starken Leidenschaften durchzogenes, mit kalter Besonnenheit verbrecherisches, vor dem feurigen Schwerte der Rache nicht erzitterndes Weib, und wenn die Ausführung solcher Züge auch nicht ganz in die Eigenthümlichkeit der Darstellerin gehört, so wußte sie doch durch die Virtuosität ihres künstlerischen Spieles und durch ihre geistreiche Nüancirung die Theilnahme des Beschauers zu gewinnen und zu fesseln und wurde durch reichen Beifall belohnt. Unter den übrigen Darstellern der heutigen, sehr sorgfältigen Aufführung haben wir noch die Herren Weidner (Banquo), Grahn (Macduff), Wiegand (Dunkan), C. Schneider (Rosse) hervorzuheben, so wie wir auch der Regie des Schauspiels für den uns gebotenen Kunstgenuß Dank zu sagen haben.

W.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, den 1. Juni: Zweite Vorstellung des Gymnase Castelli, vom königl. Odeon-Theater in Paris, bestehend aus 30 kleinen Schauspielern und Tänzern im Alter von 6 — 12 Jahren: La reine de 16 ans. Vaudeville historique en deux actes. Hierauf folgt: Une fête à Bagdad. Ballet pantomime en un acte. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Kohn.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 150. Donnerstag, den 2. Juni 1842.

Hamburg's Dank
an
das deutsche Vaterland.

Uns schlug das Schicksal eine tiefe Wunde,
Doch kaum erscholl davon die erste Kunde
Im theuren, lieben Vaterland:
Da reichte rettend, helfend, voll Vertrauen
Mit freud'ger Hast in allen deutschen Gauen
Man uns die treue Bruderhand.

Wem schwoll das Herz nicht hoch bei so viel Liebe?
Wer weihte nicht des reinsten Dankes Triebe
Dem heißgeliebten Vaterland?
Hammonia hat in des Unglücks Stunden
Die **deutsche Treue** tief gerührt empfunden,
Die **rasch zu helfen** sich verband.

Ja! **Deutschland ist ein einzig Volk von Brüdern,**
Mag, was er will, der Spötter d'rauf erwiedern,
Das Unglück Hamburg's hat's gelehrt.
Und mögen Namen uns und Formen trennen,
Im Herzen dürfen wir uns **einig** nennen,
D'rum sey mein Deutschland hoch geehrt!

Ihr Fürsten und ihr Völker — Dankeszähren
Sind's nicht allein, die wir euch hier gewähren,
Wir geben gerne Herz um Herz.
Der **Sinn**, mit dem ihr zart uns aufgerichtet,
Hat herrlich unf're dunkle Nacht gelichtet,
Und schnell verscheucht den bittern Schmerz.

Geliebtes Deutschland, bald wirst du es sehen,
Hammonia wird herrlicher erstehen,
Dem Phönix gleich mit neuer Kraft.
Ein Geist, ein Muth durchdringt die Herzen alle:
Sich aufzurichten wieder von dem Falle,
Er ist's, der neues Glück uns schafft.

Dann aber, wenn **Hammonia** erstanden,
Dann, Brüder ihr, in allen deutschen Landen,
Wenn irgend eine Noth euch drückt:
Dann kommt zu uns, und **Thaten** sollen sagen,
Wie dankbar unf're Herzen für euch schlagen,
Wie, euch zu helfen, uns beglückt.

So laßt uns denn mit freud'gem Gottvertrauen
Der Zukunft muthig nun entgegen schauen,
Da äuß're's Glück nur niedersank.
Dir, **Deutschland**, bringt, so lang der Elbstrom rauschet,
So lang ein Kind der Red' des Vaters lauschet,
Stadt **Hamburg** seines Herzens Dank.

Hamburg, im Mai 1842. H. R.

Cabrera.

Historische Novelle aus dem letzten spanischen Kriege.

(Fortsetzung.)

Aus Morella erhielt Cabrera fortwährend gute Nachrichten. Es herrschte dort Ordnung in der Garnison, Thätigkeit in den Fabriken, und Friede und Freude unter den Seinigen. Pedro, der Ueberbringer des letzten Schreibens, fügte auch mündlich noch Manches hinzu, und fast hätte Cabrera sich überreden lassen, den Rest des Winters in Morella hinzubringen. Allein der Gedanken, durch seine eigenen Gesetze dort mehr eingeengt zu seyn, als er es in Tortosa und in den übrigen halbfeindlichen Städten war, unterdrückte bald diesen augenblicklichen Wunsch. Doch redete er länger und ausführlicher mit Pedro, als dies sonst der Fall war. Des ehrlichen alten Kameraden Nähe warf noch immer einen Schimmer der früheren Zeit auf Ramon zurück.

„Ich habe auch einen guten Bekannten unterwegs angetroffen," erzählte Pedro unter andern, „den tapfern Valentino, von dessen Bravour in der Schlacht von Pedrera immer viel Rühmens war, und der es Euch, Sennor, nie vergeben konnte, daß Ihr ihn degradirt hattet, statt ihn arquebusiren zu lassen — an das Letztere dachte er freilich nicht — und der sich am Ende heimlich davon machte, vermuthlich um seine Ehre wieder zu suchen, die schon längst fort war. Aber er muß sie nicht gefunden haben, denn er hat sich in ein Bettelmönchs-

Digitized by Google

kleid verkrochen, welches freilich Alles bedeckt. Ich hatte Lust, den grauen Vogel einzufangen, und ihn Euch zu bringen, Herr Graf, aus Spaß, für Euere Scharfschützen zur Schießübung. Aber der Kerl stellte sich viel dummer an, als er ist, und behauptete, er wäre nicht er. Dabei zog er sich hinter einen Graben zurück, der breiter war, als mein Pferd lang, und als ich absteigen wollte, schalt mich mein Bein einen Thoren, und ich jagte ärgerlich von dannen. Seht, Sennor, ich kann jetzt wieder gehen, auch laufen, aber höchstens mit einem chinesischen Mädchen in die Wette. Ach, das Blei ist ein übles Metall, wenn es in eine eiserne Röhre geschüttet wird! — "

Cabrera erhob sich rasch von seinem Sitze. „Valentino — als Bettelmönch," sagte er mit einem räthselhaften Nachdrucke, und zog heftig die Klingel, „Ordonnanz, der Koch ist frei, die Untersuchung ist erledigt. Er mag augenblicklich seinen Dienst wieder antreten, und ich selbst werde mit ihm reden."

Pedro maß seinen Herrn mit fragenden Blicken. Er verstand kein Wort von dieser Rede. Aber er schwieg, und erwartete, ob Cabrera ihm vielleicht Aufschluß gäbe. Ehemals würde er ohne Bedenken gefragt haben; jetzt hatte er gelernt, seine Ungeduld zu zügeln.

Auch ließ ihn dieser nicht lange in Ungewißheit. „Du bist zur rechten Stunde gekommen," sagte er, „um mir einen treuen Diener zu erhalten, dessen Werth ich erst jetzt schätzen lerne. Man hat mir Gift in die Speise gethan, Pedro, aber mein Glücksstern ließ mich den lauernden Tod wahrnehmen, ehe er mich erreichte, und ich wandte meinen Verdacht und Zorn auf den Koch. Der Arme versicherte mir unter Thränen seine Anhänglichkeit bis in den Tod, und behauptete, ein Mönch, der in der Küche gebettelt habe, müsse der Urheber der schwarzen That seyn. Ich nahm seine Worte für Heuchelei, trotz seines musterhaften Wandels, und seine Behauptung für Todesangst; denn die Sache schien zu klar und augenfällig. Nur um etwaige Mitverschworne zu erfahren, habe ich sein Leben gefristet, sonst wäre er schon jetzt eine Beute der Kugel und jenes feigen Valentino. Niemand kann mir nachsagen, daß ich je den Empfindsamen gezeigt habe, wo es ein Menschenleben galt, aber dieser Irrthum würde mich betrübt haben. Ich danke Dir, Pedro, für Deine Nachricht."

„Ich bin unschuldig an Euerm Danke," entgegnete dieser in seinem trübe gewordenen Humor, „wie so viele Menschen an ihrem Glücke. Nichts Gutes und nichts Böses hatte ich im Sinne, sondern lediglich einen Spaß, als ich das graue Schafskleid anredete, und erzählt würde ich es nicht haben, wenn nicht meine alte Geschwätzigkeit, trotz des lahmgeschossenen Fußes, auf den Beinen wäre. Dankt mir nicht, Sennor, sonst komme ich mir vor, wie eine römische Gans. Freilich bin ich ein junger Invalide, und kann Euch eher noch durch Schnattern, als durch rüstiges Zuschlagen ein Mal retten."

„Retten," sagte Cabrera, der, in tiefen Gedanken versunken, nur die letzten Sylben von des Andern Rede aufgefaßt hatte, „retten! Wahrlich, ich habe es tief empfunden und zum ersten Male, daß auch mir die Gefahr nahen kann. — Wie weit fliegen meine Wünsche und Pläne, und was hängt von meinem Athem, von meinem Daseyn und Wirken ab! Und dies Alles wäre nicht größer, nicht stärker, als die Hand eines feigen Bösewichts, als einige Tropfen Gift! Die Welt mit allem ihren Heroismus und ihren Großthaten ist mir längst klein und erbarmenswerth vorgekommen; aber ich dachte immer die Welt und mich, und mich höher als die Welt, und heute — heute muß ich mich zu ihr zählen und mit ihr verachten. "

Seine Blicke trafen auf Pedro, und er fuhr wie aus einem Traume empor. „Pedro," sagte er, „ich glaube, ich habe geschwatzt. Du hast nichts gehört, nicht eine Sylbe, alter Kamerad. Morgen reisen wir ab von dieser widerwärtigen Stadt. Wenn das Leben so eilt, da soll der Mensch nicht rasten."

„Wohlgesprochen, Sennor," erwiederte der Wachtmeister, „in Tortosa giebt es keine Länder und Güter zu erobern, wenn wir nicht eben Vollmond haben. Man sagt, Espartero ziehe auch im Winter Truppen an unseren Gränzen zusammen, um nicht auf sich warten zu lassen bei'm Frühlingsreigen. Seit er Siegsfürst heißt, meint er auch Fürst des Sieges zu seyn."

Bald durchlief ein reges Treiben die Stadt. Die Behörden erschienen vor Cabrera, um Verhaltungsmaßregeln zu empfangen, die Garnison wurde bestimmt, und die übrige Mannschaft rüstete sich zum Abzuge. Die häuslichen Bürger und Bürgerinnen freuten sich über die Zeitung, die üppigen trauerten, und meinten, den glänzenden Gast und Gebieter durch Bitten umstimmen zu können; allein dieser kannte alle Gewebe der Bekanntschaften, die ihn umschlungen hatten, mit derselben Leichtigkeit, wie sie geknüpft waren, und verschwand am andern Morgen, noch ehe die Sonne heraufstieg, aus der öden Gegend, an der Spitze seiner Getreuen. Nach einem äußerst schnellen, abenteuerlosen Marsche langte er in Valencia an, und Pedro sah sich in der Hoffnung auf ein thätiges Leben abermals getäuscht. Was Tortosa dargeboten hatte, gab das reiche Valencia in vielfach vergrößertem Maßstabe, und Cabrera nahm die Gabe willig an, wenn auch eine größere Vorsicht und Aufgeregtheit bei ihm sichtbar blieb. Auf Valentino's Kopf wurde ein Preis gesetzt und Jagd angestellt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Roman im wirklichen Leben.

Im Jahr 1823 ging eine junge Frau, die einen Knaben von etwa dritthalb Jahren auf den Armen trug, zu Fuße nach dem Mont Saint Michel; es war Ebbezeit; sie kam in den Triebsand und bald rief sie laut und herzzerreißend um Hülfe, die Unglückliche war in einen der Sandabgründe gelangt, wo alles verschwindet, ohne daß man jemals die Tiefe ermessen kann. Leute aus der Umgegend, die in geringer Entfernung gingen, eilten auf den Hülferuf herbei, es war aber zu spät für die unglückliche Frau. Schon verschwand ihr Kopf unter dem Sande, doch konnte man das Kind noch retten, das sie bis zum letzten Augenblicke hoch über sich gehalten hatte. Die Behörde ließ sogleich Nachforschungen anstellen, um die Familie des Kindes zu entdecken, das gut gekleidet war und wohlhabenden Leuten anzugehören schien, aber diese Nachforschungen blieben vergeblich. Eine Pächterin in der Gegend von Granville nahm das Kind zu sich und erzog es; man nannte es Karl und bis zu seinem zwanzigsten Jahre bekümmerte man sich wenig mehr um seine eigentliche Herkunft.

Dem jungen Manne war indeß eine dunkle Erinnerung an Paris geblieben; er wußte noch, daß er in einem großen Hause an einem mit Bäumen bepflanzten Platze gewohnt habe, aber

Digitized by Google

an Namen vermochte er sich nicht zu erinnern, weil er noch nicht sprechen konnte zur Zeit, als er jenen Ort verlassen, den er seitdem nicht wieder gesehen hatte. Endlich nahm er sich vor, selbst Nachforschungen anzustellen, und er begab sich nach Paris, das er nach allen Richtungen durchwanderte. Auf dem Platze vor dem Hotel der Invaliden glaubte er sich zu orientiren; es waren die Bäume, unter denen er oftmals als kleines Kind gespielt hatte; er glaubte auch eine der anstoßenden Straßen zu erkennen, aber vergebens bemühte er sich, das Haus wieder zu finden.

„Mein Herr", sagte da eines Tages ein alter Invalide zu ihm, der ihm an den frühern Tagen schon öfters begegnet war und der gesehen hatte, daß er bisweilen Thränen aus den Augen wischte, „wenn Sie Jemanden oder irgend etwas hier suchen, so könnte ich Ihnen vielleicht nützlich seyn, da ich den Platz da seit vierzig Jahren nicht verlassen habe."

Der junge Mann sah nicht ein, was ihn hindern könnte, dem Alten seine Geschichte zu erzählen.

„Warten Sie, warten Sie", sagte der Invalide, „1823? das war das Jahr des Feldzugs in Spanien..., damals wurde der brave Capitän Guemard, der bei der constitutionellen Armee Dienste genommen hatte, ergriffen und in das Gefängniß nach dem Mont Saint Michel gebracht. Eines Tages verließ seine Frau mit ihrem Kinde Paris und man hat nie wieder etwas von ihnen gehört. Die arme Madame Dubreuil hat lange ihre Tochter, ihren Enkel und ihren Schwiegersohn beweint, der an seinen Wunden in dem Gefängnisse starb."

„Guemard!... die Wäsche, die ich trug, als man mich rettete, war allerdings mit einem G. gezeichnet. Ich habe also weder Vater, noch Mutter mehr."

„Aber Sie haben Ihre Großmutter noch, Mad. Dubreuil. Die arme Frau würde sich freuen, wenn.... Ich will Sie zu ihr führen."

Der junge Mann hatte die Kinderkleidungsstücke mit sich genommen, die er getragen, als seine Mutter ihm entrissen worden war, und die man sorgfältig aufbewahrt hatte. Mad. Dubreuil erkannte daran genau einen Hemdkragen, den sie selbst gestickt hatte, und es fand sich ferner, daß man in den Schuhen das Zeichen des Schuhmachers noch erkannte, der damals für die Familie gearbeitet hatte. Auf der anderen Seite konnte das Protokoll, welches durch die Ortsbehörde bei dem Unglück aufgenommen worden war, keinen Zweifel über seine Identität übrig lassen und der junge Guemard, der am Tage vorher ohne Familie und ohne Vermögen war, befindet sich jetzt im Besitze eines jährlichen Einkommens von 60,000 Frcs.

Herr v. Rochow.

Die Königsberger Zeitung enthält folgenden Artikel unter der Rubrik: „Inländische Zustände": „Das Ausscheiden des Hrn. v. Rochow aus dem Ministerium ist gewiß die folgenreichste Veränderung, welche seit der Thronbesteigung unsers jetzt regierenden Königs in den höchsten Kreisen stattgefunden hat, ein Ereigniß, dessen hohe Wichtigkeit wohl mit einigen Worten beleuchtet zu werden verdient. Die allgemeine Meinung hat Hrn. von Rochow längst für den consequentesten, energischesten Vertreter jener Richtung erklärt, bei deren näherer Bezeichnung man vielleicht zwischen den Ausdrücken conservativ und reactionär schwanken könnte. Obwohl diese Blätter eben keine starken Sympathien für jene Richtung gezeigt haben, die in unserer von lebhaften Meinungskämpfen so tief bewegten Zeit von vielen Seiten her kräftig angegriffen wird, so werden sie doch nie anstehen, dem Hrn. von Rochow jene Achtung zu bezeigen, die jeder Unbefangene einer consequenten Thätigkeit selbst des politischen Gegners zu zollen bereit ist. „Hardenberg hatte Alles zu einer constitutionellen Monarchie vorbereitet, sagt Bülow in seinem bekannten Werke; er wollte Reichsstände mit mehr als berathender Stimme. In dieser Zeit war es nun, daß sich die Ansicht des Königs von der Hardenbergs trennte. Der höchstselige König beschloß, dem Beispiele manches großen Baumeisters zu folgen, von der Arbeit auszuruhen und seinem Nachfolger die Vollendung des großartigen Baues zu überlassen, welchen er zur Befestigung seines Thrones und des Glückes seines Volkes unternommen hatte." In den Jahren 1823 und 1824 erschienen die Gesetze über die Bildung von Provinzialständen, und auf diese Zeit folgte jene lange Epoche, in welcher für die Fortbildung unserer Verfassung gar nichts geschah, jene Epoche, welche von ihren Vertheidigern als Stillstand bezeichnet wird, die man aber, da ein europäisches Volk nicht viele Jahre lang auf einer Stufe stehen bleiben, sondern nur vor- oder zurückschreiten kann, jetzt immer allgemeiner die Periode des allmähligen Rückschrittes nennt. Bei der Thronbesteigung unseres jetzigen Monarchen wurde vielseitig die Hoffnung geäußert, daß jetzt unserm Verfassungsbau die fehlende Vollendung gegeben werden würde. Das Bewußtseyn verbreitete sich immer allgemeiner, daß eine große aufgeklärte Nation bloß durch Förderung ihres materiellen Wohles nicht in einem Zustande allgemeiner Befriedigung erhalten werden könne, daß mit der steigenden Aufklärung auch der Wunsch nach erweiterter Theilnahme an den Regierungsangelegenheiten steigen müsse, daß nur durch eine solche jenes schöne Vertrauen zwischen Fürst und Volk ferner erhalten werden könne, welches Preußen so viele und schwere Prüfungen glücklich hat überwinden lassen. Nichtsdestoweniger ist der Einfluß Derjenigen nicht unbedeutend, welche gern bei der Entwickelungsstufe von 1824 stehen bleiben, welche es nicht einsehen wollen, daß mit der großen Freiheit, die den Bürgern unsers Vaterlandes durch die Städteordnung und die kreisständische Verfassung in niedern Sphären gegeben ist, der beschränkte Spielraum, welcher durch die damalige Einrichtung der Provinzialstände ihrer Mitwirkung in höhern Kreisen angewiesen war, sich auf die Dauer nicht vereinigen lasse. Unser Verfassungszustand vom Jahr 1824, nach welchem eine große, an Bildung fast allen Völkern überlegene Nation in den wesentlichsten Beziehungen als völlig unmündig behandelt wurde, nachdem sie bereits während der Befreiungsepoche durch kräftige Thätigkeit des Volkswillens den ruhmvollsten und unwiderleglichsten Beweis ihrer Mündigkeit geführt hatte, dieser Zustand ließ sich für die Dauer nicht conserviren. Eine rein conservative Richtung konnte also nur in den Köpfen Derer liegen, die dergleichen Mißverhältnisse durchaus nicht zu empfinden vermögen. Die gemäßigt Conservativen werden sich wohl entschließen müssen, um nur das Grundprinzip dieses Zustandes zu sichern, wenigstens noch einige wenige und eng abgemessene Schritte vorwärts zu thun, und so aus unserer Verfassung ein Ganzes zu bilden, das, wenn auch ohne

Digitized by Google

Garantie für dauernde Haltbarkeit, doch wenigstens für den Augenblick den Schein einer gewissen Abrundung bietet. Diese conservative Richtung hat aber offenbar schon eine gewisse Beimischung von liberalen Tendenzen; in ihr ist z. B. das Bülow'sche Werk geschrieben.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Ezako aus Draht.) In der französischen Armee wird jetzt eine Probe angestellt mit einer Kopfbedeckung aus Metalldrähten, die nicht bloß leicht und luftig ist, sondern auch mit Hülfe eines Stückes Holz sich stets wieder richtig formen und biegen läßt.

(Nürnberg.) Hier kam der merkwürdige Fall vor, daß der Theaterpächter Brauer gegen die Unternehmer eines Konzertes für die Hamburger Abgebrannten sein Theaterprivilegium geltend machte, weil sie es an einem der gewöhnlichen Theater-Abende geben wollten. Sie mußten es verlegen, indem sie zu der von ihm verlangten Abfindung sich nicht verstehen konnten. Später kündigte er dann selbst eine Opernvorstellung zum Besten dieser Abgebrannten an, bestimmte aber sogleich dabei für sich nicht etwa den Kostenbetrag, sondern die Hälfte der Einnahme, und brachte so das Publikum auf den Gedanken, er möchte selbst — wie man zu sagen pflegt — ein Abgebrannter seyn. (Fr. M.)

Es giebt in Frankreich 84,954 Seidenwebstühle, die 170,000 Arbeiter beschäftigen, jährlich für 140 Mill. Seide verarbeiten, und Seidenzeuge im Werthe von 250 Mill. Frcs. liefern. Davon kommen auf Lyon allein 40 bis 50,000 Webstühle mit 90,000 Arbeitern, die jährlich für 100 Mill. Frcs. Seidenwaaren liefern. Frankreich selbst verbraucht davon jährlich für etwa 75 Mill., und für etwa 140 Mill. Frcs. gehen in das Ausland. —

(Deutsches Treiben in Amerika.) Schon vor längerer Zeit haben wir in der Neu-Yorker Staatszeitung gelesen, daß daselbst ein deutsches Theater eröffnet ward, welches, wie es scheint, guten Fortgang nimmt. Wir wissen, daß in Neu-York wenigstens 30,000 Deutsche wohnen, und so kann es, bei nur mittelmäßiger Unterstützung von Seiten unserer Landsleute, recht gut bestehen. — Der schon seit längerer Zeit gegründete allgemeine deutsche Wohlfahrtsverein besteht glücklich fort, und fortwährend sehen wir Zeichen seiner segensreichen unermüdlichen Thätigkeit.

Bei dem Hamburger Brande soll die Buchhandlung Perthes, Besser und Mauke von ihrem ganzen Bücherverlage nichts gerettet haben, als ein Exemplar von Uhland's Gedichten. Die Kölner Zeitung bringt darüber folgendes Sinngedicht:

Sänger der Sage! Wie hast Du bewährt Dich als Salamander!
Sagenhaft klingt es, doch ist's: Dich nur verschonte die Gluth!

Korrespondenz.

Mainz, 31. Mai.

Frischen Balsam für Hamburgs Brandwunden bietet der Ertrag des gestern von dem Vereine für klassische Musik im Theatergebäude veranstalteten Konzerts. Die Soli's, unter ihnen der Sopran, waren wirklich ausgezeichnet und die Chöre bewiesen in der Ausführung des Spohr'schen Oratoriums: „die letzten Dinge", großen Fleiß beim Einstudieren und lobenswerthen Eifer der Mitglieder, denen sich auf besondere Einladung mit Rücksicht auf den humanen Zweck eine beträchtliche Anzahl von Damen und Herren des ältern Vereinbundes Liedertafel, Damen-Gesang- und Instrumentalmusik-Verein freundlich angeschlossen hatten. Das Orchester, aus den heterogensten Theilen, vornehmlich aus den bessern der hiesigen österreichischen und preußischen Militärmusiken zusammen gebildet, entsprach den gerechten Erwartungen. Möge jener junge Verein, der übrigens nach der Wahl der Tonstücke, mit denen er zum Erstenmale auftrat, namentlich mit einer Sot-disant-Ouverture seines Direktors Hrn. A. Schmitz, über seine durch den Namen klassische Musik angedeutete Aufgabe noch etwas im Dunkeln zu schweben scheint, kräftig, grade und glücklich voran schreiten! Z.

Darmstadt, 31. Mai.

Unter dem 12. d. M. hatte unser Dilettanten-Verein an das hiesige Hülfs-Comité ein Schreiben erlassen und darin die Absicht zu erkennen gegeben, für die Abgebrannten von Hamburg demnächst ein Konzert veranstalten zu wollen. Das Hülfs-Comité säumte nicht, dieses dankenswerthe Anerbieten freundlichst entgegen zu nehmen und sofort die entsprechende Antwort darauf zu ertheilen. Wie es scheint, so bleibt dieses versprochene und von dem Comité angenommene Konzert vorerst noch ausgesetzt, da der erwähnte Verein auf übermorgen eine große Musikaufführung in dem Orangeriehaus des Hofgartens zu Bessungen, zum Besten der Abgebrannten von Niedereisenhausen, bereits angekündigt hat. — Gestern stürzte ein Weißbindergeselle von einem der mittlern Gerüste am Residenzschloß, welches einen neuen Anstrich erhalten soll, hinunter in den trocken liegenden Schloßgraben, ohne bedeutend beschädigt zu werden, da er auf feuchten und lockeren Boden fiel. Bald nach dem Falle hatte er sich von der Heftigkeit der Erschütterung in so weit erholt, daß er sich aus einem Nachbarhause, wohin man ihn gebracht hatte, nach seiner Wohnung führen ließ. — Ein Unglücksfall von ernsteren Folgen ereignete sich gestern Nachmittags bei Bessungen in dem Weiher der dortigen Feldgemarkung. Ein Metzgerbursche, der ganz erhitzt von einem Geschäftsgange zurückgekommen war, verunglückte in demselben, nicht ungewarnt, da mehrere junge Leute von hier, die eben im Baden begriffen waren, ihn dringend ermahnt hatten, mit der nöthigen Vorsicht zu Werke zu gehen. Nicht darauf achtend, stürzte sich der junge kräftige Mann ohne Verzug in den Weiher und war auch in demselben Augenblicke schon eine Leiche. Eine bedauerliche Folge der Vernachlässigung einer der einfachsten und bekanntesten Gesundheitsregeln!

Auflösung der Charade in Nro. 148.

Weinstein.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 2. Juni. Treue Liebe, Schauspiel in 5 Abth., von E. Devrient.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 151. Freitag, den 3. Juni 1842.

Cabrera.

Historische Novelle aus dem letzten spanischen Kriege.

(Fortsetzung.)

So verging das Jahr 1839 in Lustbarkeiten und unbedeutenden Ereignissen, und auch der Januar von 1840 nahm dieselbe Gestalt an, als plötzlich ein neuer Mordanfall auf Cabrera ihn und die Stadt erschreckte. Ein Vermummter hatte ihn eines Abends in der Vorhalle seines eigenen Zimmers angegriffen und ihm zwei Dolchstiche versetzt, welche glücklicherweise ihr genaues Ziel verfehlten. Seine Gewandtheit und sein Muth, so wie die Nähe der Wache, hatten ihn gerettet, aber der Thäter war auf eine unbegreifliche Weise verschwunden, und alle Nachforschungen blieben fruchtlos. Die Leute stellten tausend Vermuthungen auf, während Cabrera überzeugt war, daß Valentino, den er zwiefach gekränkt hatte, der Meuchelmörder sey.

Noch hütete Cabrera das Zimmer, als ein neues überraschendes Ereigniß eintrat. Espartero war mitten im Winter aufgebrochen und bedrängte den rathlosen Prätendenten auf eine Weise, welche das Aergste fürchten ließ. Ein eigenhändiger Brief des Prinzen meldete es ihm, und enthielt zugleich die Aufforderung, schleunigst mit Hülfe herbeizueilen. Cabrera verwünschte seine Wunde und seine Schwäche. Es war ihm unmöglich, mit seiner alten Thätigkeit persönlich einzuschreiten, und von der Absendung eines Hülfskorps hegte er geringe Erwartung. Dennoch säumte er damit nicht, da kein anderer Weg offen stand. Ein Heerhaufen von zehntausend Mann war in kurzem zusammengebracht, und eben so schnell gegen die Gränze der Provinzen vorgerückt. Aber Cabrera's Umsicht und Schnelligkeit fehlte dem Rettungszuge; die Christinos überraschten ihre Gegner in einem Gebirgswege, und trieben sie mit großem Verluste zurück. Auf dem Fuße verfolgt, zerstreuten sie sich während der Flucht im ganzen Lande umher, und nur wenige Reiterschwadronen kehrten geordnet nach Valencia zurück. Cabrera war außer sich vor Zorn und Unmuth.

Der Aerzte strenger Befehl, sich im Zimmer zu halten, durfte jetzt nicht länger berücksichtigt werden, sollte nicht Alles zu Grunde gehen. Schon am andern Tage kehrte der Feldherr zu seinem Heere zurück, und mit ihm Muth und Sieg. Erbitterung und Rachlust beseelte die Schaaren der Carlisten, und der Feind floh schnell über die Gränze zurück. Cabrera folgte, indem er von allen Seiten Verstärkung an sich zog, und schon stand er auf dem Punkte, dem mächtigen Siegsherzog entgegen zu ziehen, als die Nachricht von der Uebereinkunft von Bergara zu ihm gelangte, bestätigt durch ein Schreiben des Prinzen, worin dieser meldete, er habe sich, die Unmöglichkeit einer längern Vertheidigung einsehend, dem Schutze Frankreichs unterworfen, und es sey hiermit der Krieg beendigt. Cabrera möge sofort alle Feindseligkeiten einstellen. Auch lief die Nachricht ein, daß Espartero mit einem Heere von neunzigtausend Mann herbeieile, um Cabrera zur Unterwerfung zu nöthigen.

Die Nachricht durchlief wie ein lähmender Blitzstrahl das Heer. Selbst die Offiziere wankten, und Cabrera gab Befehl, alle weitern Bewegungen des Heeres zu hemmen. Es wäre eine nutzlose Tollkühnheit gewesen, unter solchen Umständen vorzudringen. Eine siegreiche, fünffach überlegene Armee ließ sich nicht durch einen muthlosen Haufen mit Erfolg bekämpfen.

Selbst Cabrera schien zu schwanken. Er wollte dies Mal wohl den Rath seiner Offiziere hören, statt unbedingt zu befehlen. Alle die vorzüglichsten Anführer wurden zu einer Generalversammlung berufen, und erschienen in gespannter Erwartung.

Cabrera las das Schreiben des Fürsten vor, und fragte dann um Aller Meinung, wie die Uebergabe am geeignetsten einzuleiten sey. Alle schwiegen, und senkten den Blick mit einiger Verlegenheit zu Boden, nur Llangostera und Forcadell ließen die Augen in höchster Befremdung von einem Angesicht zu dem andern schweifen, und hefteten den Blick zuletzt auf des Feldherrn unbewegliche Züge. Als sich aber nirgends ein kühner, männlicher Entschluß zeigen wollte, erhob sich Forcadell von seinem Sitze, unfähig, eine so unwürdige Scene länger zu ertragen, und mit einer Stimme, welche trotz ihrer klangvollen Stärke vor innerer Bewegung wankte, sagte er zu den Anwesenden: „Es ist schmachvoll, daß Männer nur einen Augenblick Ueberlegung nöthig haben, um zu entscheiden, wo die Ehre doch längst schon entschieden hat. Noch vor wenigen Stunden vermaßen wir uns, den Kampf mit der Hauptmacht Spaniens aufzunehmen, und jetzt sollte das Wort eines entflohenen Schwächlings uns zu Weibern machen! Ich meine, wir hätten in der That zu siegen gelernt, oder wenigstens ruhmwürdig zu sterben."

Ein sichtbares Mißbehagen, welches mit jedem Augenblicke

Digitized by Google

wuchs, zeigte sich gleich anfangs bei diesen Worten auf Cabrera's Antlitz, und Forcadell würde in seiner begeisterten Rede noch länger fortgefahren seyn, wenn der Feldherr ihn nicht plötzlich mit den Worten unterbrochen hätte: „Wer sich zu klug dünkt, um auf die Zeitumstände zu hören, gehe hinaus.“ Dabei blitzte ein so heftiger Zorn aus seinen Augen, daß Niemand die leiseste Erwiederung wagte. Forcadell und Llangostera gingen schweigend aus dem Saale, und Cabrera schloß mit eigner Hand hinter ihnen die Thür, um ihre Rückkehr zu verhindern.

„Jetzt stört uns kein unbesonnener Schwätzer mehr in unserer ruhigen Berathung — wir können fortfahren,“ sagte er in seinem gewöhnlichen Tone, nachdem er seinen Sitz wieder eingenommen hatte. Mehrere Offiziere nahmen nacheinander das Wort. Einige lobten Don Carlos Entschluß, weil nur auf diesem Wege das endlose Morden der Spanier gegen Spanier enden könne; Andere tadelten ihn, meinten aber, so wie die Sachen jetzt ständen, sey Unterwerfung die beste und einzige Auskunft; noch Andere endlich sagten frei heraus, weder des Prätendenten Unterwerfung, noch die eigene sey besonders ehrenvoll, aber die Nothwendigkeit gebiete, und der Kampf sey stumpfsinnige Vermessenheit. Die größere Anzahl schwieg indeß, niedergedrückt von dem Gedanken an die bevorstehende Schmach, und doch zu ernst, um unnütze Worte zu verlieren.

Der Feldherr, welcher bislang aufmerksam zugehört hatte, musterte jetzt die Schweigenden mit einem langen, durchdringenden Blicke, und sagte dann, ohne Zeichen von Billigung oder Mißbilligung: „Wer die Unterwerfung anzunehmen gedenkt, stelle sich zu mir.“ Zwölf Offiziere von allen Graden folgten dem Aufrufe, und schauten von ihrem neuen Standpunkte mit Blicken von Ueberlegenheit auf die Zurückgebliebenen. Einige Minuten hindurch herrschte eine dumpfe Spannung rings um.

Da erhob sich Cabrera plötzlich, riß eine dicht neben ihm befindliche Nebenthür auf, und herein traten auf seinen Wink eine Menge Bewaffneter. Nach wenigen Augenblicken stand Cabrera von einem Wald starrender Bajonnette umgeben.

(Fortsetzung folgt.)

Herr v. Rochow.

(Schluß.)

Diejenigen sogenannten Conservativen, welche gegen jede Förderung der politischen Thätigkeit und des Selbstbewußtseyns im Volke entschieden auftreten, wünschen offenbar, daß sich der Staat für den Rückschritt erkläre. Sie sehen sehr wohl, daß die allgemeine Regsamkeit der Nation, ihre Mündigkeit in Communalangelegenheiten, ihr durch die Befreiungskriege gehobenes Selbstbewußtseyn an der ständischen Verfassung von 1824 keine Befriedigung finden kann. Sie suchen aber das Heil des Vaterlandes in einer wohlgeordneten, zweckmäßig eingreifenden Verwaltung durch Beamte, sie halten jede Theilnahme des Volkes an diesen Angelegenheiten für störend und gefährlich; ihr Streben muß daher dahin gehen, den Staat mit Berücksichtigung der durch die neueste Zeit selbst im Beamtenmechanismus gebotenen Vervollkommnung wieder auf den innern Zustand vor seiner politischen Wiedergeburt zurückzuführen. Sie sind mit den großen Maßregeln Stein's und Hardenberg's nicht einverstanden, sondern leben der festen Ueberzeugung, daß das Vaterland aus dem großen Unglück von 1807 auch ohne Erweckung des Volksgeistes durch bloße Verbesserung der Verwaltung hätte erhoben werden können, daß jene Erweckung des Volksgeistes ein Mißgriff gewesen, den man nach Kräften wieder gut machen müsse. Wir mögen nicht entscheiden, welche von diesen beiden conservativen Richtungen Hr. v. Rochow verfolgt hat; daß sein Streben überhaupt conservativ war, dürfte bei allen Denen nicht zweifelhaft seyn, die seine Thätigkeit noch im Gedächtnisse haben. So war es denn natürlich, daß Alle, welche nicht in consequenter Erhaltung, sondern in vollkommener zeitgemäßer Fortbildung des Bestehenden das Heil des Vaterlandes sehen, an die Nachrichten vom Ausscheiden des Hrn. v. Rochow zahlreiche Hoffnungen knüpften. Man ist aber bereits von andern Seiten her bemüht gewesen, diese Hoffnungen als ungegründet darzustellen. Nicht der immer lebhafter hervortretenden Ueberzeugung, daß eine Entwickelung unserer Verfassung, eine kräftige Belebung des Volksgeistes nothwendig sey, soll diesen Berichten zufolge Hr. v. Rochow gewichen seyn, sondern jenen Tendenzen, welche auf jede in unsern Tagen irgend anwendbare Weise einer einzigen ausschließlichen Denk- und Glaubensweise allgemeine Geltung zu erzwingen streben. Allerdings werden auch in dieser Richtung bei uns jetzt die letzten verzweifelten Anstrengungen gemacht, wie die Flamme noch ein Mal hell aufflackert, ehe sie gänzlich verlischt, und Hr. v. Rochow soll wirklich dieser Richtung eben so wenig befreundet gewesen seyn wie der des Fortschrittes; allein eine kurze Beleuchtung der neuesten Vorgänge in unserm Vaterlande wird hinreichen, diese Vermuthungen über die Gründe des Austrittes des Hrn. v. Rochow ins gehörige Licht zu setzen. Die Thronrede unseres erhabenen Monarchen, die Gesetze über die alle zwei Jahre stattfindende Berufung der Stände, über die Veröffentlichung ihrer Verhandlungen, über die Bildung ständischer Ausschüsse, die allerhöchste Cabinetsordre vom 10. Dez. v. J., welcher die Presse die gegenwärtige Erleichterung von den frühern drückenden Censurfesseln, unter welchen jedes freimüthige Wort erstarb, zu verdanken hat, haben wohl bis zur klarsten Evidenz erweisen müssen, mit welch' heiligem Ernst unser Monarch für die Entwickelung unserer Verfassung sorgt. Diese ewig denkwürdigen Gesetze haben die Zeit ihres Erscheinens zu einer der merkwürdigsten Epochen unserer vaterländischen Geschichte gemacht; sie mußten bei jedem unbefangenen Beobachter die Ueberzeugung erwecken, daß die Ausführung der edlen Plane unsers Monarchen für Entwickelung unserer Verfassung nicht lange Vertretern jener oben angedeuteten conservativen Richtungen anvertraut bleiben konnte. Das Ausscheiden des Hrn. v. Rochow war also um so sicherer vorherzusehen, je allgemeiner und lebhafter die weisen Absichten unseres Monarchen anerkannt wurden. Die oben angedeuteten conservativen Richtungen lassen sich mit der Richtung, in welcher unser König für sein Volk zu wirken so huldreich verheißen hat, nicht in Uebereinstimmung bringen; die Verschiedenheit seiner Ansichten von den Allerhöchsten mußte also früher oder später den Hrn. v. Rochow zum Austritte veranlassen. Dieser Austritt wurde auch schon lange vorhergesehen. Seit Monaten bringen uns die Zeitungen Gerüchte über denselben, und die endliche Bestätigung ist nicht mehr zu bezweifeln. Wer könnte nach den Vorgängen bei der Huldigung in Königsberg, nach den königlichen Propositionen

an die Landstände noch argwohnen, daß der Austritt des Hrn. v. Rochow einem weniger erfreulichen Umstande zuzuschreiben sey als den aufgeklärten, liberalen Ansichten unsers allverehrten Monarchen? Jeder solche Argwohn muß mit Indignation zurückgewiesen werden als ein böswilliger Mangel an Vertrauen in den wahrhaften Ernst, mit welchem unser König sein Volk einer zeitgemäßen Fortbildung entgegenführt! Mit doppelt freudigem Muthe können wir jetzt den fernern Maßregeln landesväterlicher Weisheit entgegensehen. Welcher Ansicht wir aber auch über Hrn. v. Rochow's Austritt aus dem Ministerium sind, so können wir ihm doch die Achtung nicht vorenthalten, die er durch seine consequente Thätigkeit sich erworben und dadurch noch vermehrt hat, daß er lieber sein Amt als seine, freilich nicht populairen Ansichten aufgeben wollte!"

Mannichfaltigkeiten.

Wenn man noch vor wenigen Jahren ein wohlhabender Mann seyn mußte, um sich in Besitz des vollständigen und bändereichen, dadurch aber auch theuern Voltaire zu setzen, so ist auch hier Abhülfe geworden. Eine Ausgabe der Oeuvres de Voltaire in 7 Bänden, gr. Ler. 8. in 2 Colonnen gedruckt, mit 10 Kupfern, Edition Bacquenois, Paris 1838, brochirt, welche die sämmtlichen Werke des berühmten Autors vollständig, in schöner Ausstattung und sehr klarem und sauberem Drucke enthält, ist um den billigen Preis von fl. 20 (früher 100 Frcs.) zu haben, und somit einem größeren Kreise von Käufern zugänglich. Außer dem sehr correcten Drucke bietet sie noch die Vorzüge, daß sie wenig Platz in den Bibliotheken einnimmt und den kostspieligen Einband der vielbändigen Ausgaben erspart. Dasselbe Werk ist auch in einer Prachtausgabe um etwas erhöhten Preis vorhanden, und wie die ebengenannte in der E. Ullmann'schen Buch-, Kunst- und Antiquariats-Handlung in Frankfurt a. M. zu haben.

(Anwendung der Maikäfer gegen Wanzen.) Unter vielen empfohlenen Mitteln zur Vertilgung der Wanzen soll sich nach vielfältig angestellten Versuchen keines so wirksam gezeigt haben, als Maikäfer (**Scarabaeus Melolontha**), welche man in Flaschen bis zur Hälfte derselben füllt, diese mit Spiritus voll gießt, gut zukorkt und der Sonnenwärme einige Zeit aussetzt. Die Anwendung des so bereiteten Maikäfer-Spiritus ist eben so einfach als wenig kostspielig, indem die von Wanzen angesteckten Bettstellen und sonstige Holzgeräthschaften nur mittelst eines Pinsels in Fugen und Ritzen stark überstrichen werden dürfen. Ganz vorzüglich wirksam ist es aber, dem Kalkwasser beim Anstreichen der von Wanzen heimgesuchten Stuben und Kammern solchen Maikäfer-Spiritus beizumengen.

Ein von Hrn. Pichler in Frankfurt a. M. gezeichneter und lithographirter Plan dieser Stadt wird freundliche Aufnahme finden. Der in kleinerem Format, als die früheren von Frankfurt gezeichneten, vorliegende Plan ist von 18 artigen kleinen Vignetten umschlossen, welche die schönsten Ansichten und öffentlichen Bauwerke der Stadt darstellen und mit dem Plane selber ein gefälliges Ganzes bilden. Da der Preis dieses lithographirten Blattes billig gestellt und der Gegenstand von vaterstädtischem Interesse ist, so hat das Unternehmen sich einer günstigen Aufnahme zu erfreuen.

(Düsseldorf, 28. Mai.) Das wöchentliche Beiblatt des allgemeinen Organs für Handel und Gewerbe vom 23. d. M. enthält einen höchst interessanten Bericht des Herrn Ingenieurs A. W. Beyse aus London über die Leistungen einer von den Gebrüdern Squire erbauten Dampfkutsche. Dieselbe durchlief 2½ deutsche Meilen höchst schwierigen Terrains bergauf, bergab in einer Stunde bei ungünstigem Wetter, es regnete stark, und der Südwestwind wehte mit Kraft. Eine solche Kutsche kann 20 bis 24 Menschen auf ein Mal fassen. Dieselbe kostet circa 5000 Thlr. und der Betrieb für ein Jahr für je 10 deutsche Meilen 3500 Thlr. Die Reisenden fühlten nicht die geringste Erschütterung, wie man sie in Kutschen und Postwagen auf schlechten Chausseen gewohnt ist. Ein solcher Dampfwagen fordert nur Geleise für die Räder. Wir besitzen in dem zerschlagenen Basalt ein Material, um besonders bei Rädern mit breiten Felgen Geleise darzustellen, welche nichts zu wünschen übrig lassen. Die Erfindung eines Coesfelder, Torf in Fluß zu bringen, vermehrt diese Mittel.

Von dem zweiten Bande der bei G. Jonghaus in Darmstadt erscheinenden Wochenschrift — das Vaterland — sind 8 Hefte ausgegeben, welche sich gleich den früheren durch Reichhaltigkeit und Interesse des Inhaltes, wie auch durch ihre wirklich vaterländische und rühmliche Tendenz auszeichnen. Dieses erst seit Anfang l. J. begründete Unternehmen hat bereits verdiente Anerkennung gefunden und einen zahlreichen Lesekreis gewonnen.

(Kopenhagen, 25. Mai.) Es freut uns, berichten zu können, sagt „Fädrelandet", daß die früher von uns erwähnte, von einem Handelshause in Corsoer in Verbindung mit einem unserer tüchtigsten See-Offiziere projektirte Weltumseglung im Auslande großes Interesse erregt hat. Freilich sind von den Agenten in den verschiedenen Ländern noch keine Nachrichten eingekommen, weil die bestimmte Zeitfrist noch nicht verstrichen ist; doch sind bei dem Schiffsführer während seines kurzen Aufenthalts in Berlin eine Menge Vorfragen gethan, welche die Hoffnung erregen, daß das Unternehmen einen erwünschten Fortgang haben wird. Unter denen, die im Auslande das meiste Interesse dafür gezeigt, müssen wir vorzugsweise den König von Preußen hervorheben, welcher eben so, wie der dänische König versprochen hat, Naturforscher auf seine Kosten mit der Expedition zu senden.

Am 20. Mai Nachmittags nach drei Uhr überzog ein aus Süden kommendes Gewitter die Stadt Rinteln. Ein Blitz fuhr unter furchtbarem Krachen in die Wohnung des Gastwirths Propping und zündete zwar nicht, jedoch wurde das ganze Haus und fast Alles, was sich darin befand, mehr oder weniger beschädigt, auch eine alte Frau und ein Kind im Gesicht, jedoch nicht gefährlich, verletzt.

Korrespondenz.

Darmstadt, 30. Mai.

Das Chausseehaus bei Bessungen war gestern Nachmittag abermals der Schauplatz eines großen Wohlthätigkeitsaktes, und zwar dies-

Digitized by Google

mal für die abgebrannten Landsleute zu Niedereisenhausen, veranstaltet von dem „Bessunger Singverein“ und den beiden hiesigen musikalischen Gesellschaften, dem „deutschen Liederkranz“ und dem „Sängerverein.“ Es wurden mehr als 400 Billette abgesetzt, woraus sich abnehmen läßt, daß das hiesige Publikum bei seiner thätigen und großmüthigen Fürsorge für Hamburg auch das Unglück in der Heimath in edler Weise zu berücksichtigen sich rühmlichst bestrebt hat. Die Absichten, wie die Leistungen der drei Singvereine verdienen aber um so mehr volle Anerkennung, als sie aus dem engeren Kreise der geselligen Unterhaltung, in dem sie sich sonst nur zu bewegen pflegen, vor das Publikum traten und von ihrer Kunstfertigkeit zu dem erwähnten edlen Zwecke den uneigennützigsten Gebrauch machten. Für die Grunder dieser unterschiedlichen Singvereine, wie für Hrn. Präceptor Kauß, der dem Bessunger vorsteht, und Hrn. J. D. Anton, der unsern „Liederkranz“ leitet, muß es aber gewiß ein wohlthuendes Gefühl gewesen seyn, den veredelten Gesang im Interesse der Humanität vor einer hörbegierigen Menge frei walten zu lassen. — Unter dem Titel: „68 interessante Definitionen von Immanuel Kant; zusammengetragen aus seinen Werken von C. G....ch in Darmstadt“, ist hier bei C. Kern eine Broschüre erschienen, wovon der Erlös für die Hamburger bestimmt ist. Der Hr. Verfasser hat die ganze Auflage auf seine Kosten drucken lassen. Von jeher ein eifriger Verehrer Kant's und schon in der Jugend durch den väterlichen Unterricht auf diesen scharfsinnigen und unerschöpflichen Denker hingeleitet, hieß ich ein Schriftchen doppelt willkommen, welches den großen Königsberger Philosophen in Verbindung mit der Humanität des Tages bringt; eine Verbindung, die seinem edlen Charakter sowohl, als auch den Strebnissen seines langen ruhmvollen Lebens vollkommen entsprechend ist. Kant's Schriften, wenigstens mehrere derselben, werden bei allen Wandlungen der deutschen Literatur und Philosophie stets ihren Werth behaupten, und nur dann, wenn letztere eine verkehrte oder gänzlich falsche Richtung nehmen sollte, wozu die neuesten Vorlesungen Schelling's zu Berlin einige bedenkliche Anzeichen liefern, dürften sie in Vergessenheit gerathen. — Bei der Einführung der an dem Gymnasium zu Worms neu angestellten Lehrer, welche zunächst an der mit diesem Institut in Verbindung gebrachten neuen Realschule Unterricht zu ertheilen haben, hielt der Direktor des hiesigen Gymnasiums, Hr. Oberstudienrath Dr. Dilthey, vor einem zahlreichen Zuhörerkreis eine dem Zwecke dieser Schulfeierlichkeit entsprechende Rede, welche, um des interessanten Gegenstandes willen, den sie behandelt, durch den Druck bekannt gemacht zu werden verdiente. Dies ist vor Kurzem geschehen, und nach Durchlesung dieser schönen Rede wird man bekennen müssen, daß Hr. Dilthey die großen Vortheile, welche für den verbesserten Jugendunterricht aus Verbindung der gymnasialen und realistischen Schulbildung entspringen, eben so gründlich als einleuchtend entwickelt hat. — Die fast in allen Welttheilen Mitglieder zählende Société des naufragés zu Paris hat vor Kurzem an ihren hiesigen Ehrenpräsidenten Hrn. Ernst Emil Hoffmann mehrere Exemplare eines neu erfundenen „Rettungsgürtels“ mit dem Auftrage gesandt, für die Verbreitung dieses eben so einfachen als wirksamen Apparates seine Verwendung eintreten zu lassen. Die am letzten Freitag und Samstag hier im großen Woog damit angestellten Versuche gelangen vollkommen, so daß über die Anwendbarkeit und den Nutzen dieser Schwimmgürtel, namentlich bei Schiffbrüchen und andern bringenden Wassersgefahren, durchaus kein Zweifel mehr besteht. In dem zusammengepreßten Zustande nimmt ein solcher Rettungsgürtel nur den Raum einer kleinen Schachtel ein und kann daher mit den Reiseeffekten leicht nachgeführt werden. Der Preis des Stücks ist 7 fl. 36 kr. Der eigenthümliche Vorzug der Pariser Rettungsgürtel besteht übrigens darin, daß der Schwimmende im Wasser in aufrechter Stellung bleibt und nicht tiefer bis an den Gürtel, der durch eine einfache Vorrichtung um den Oberkörper befestigt wird, eingetaucht ist.

Marburg, 26. Mai.

In unsern Tagen ist die Noth mannichfach und des Unglücks viel, aber in dieser Zeit waltet unter den Menschen auch eben so sehr der Geist brüderlicher Theilnahme zur Linderung unverschuldeter Leiden vor, und darin rechtfertigt sich — der Egoismus, den man so oft der Gegenwart zum Vorwurf macht, auf die schönste und edelste Art. Es ist der Egoismus der Liebe. Ein Zeugniß davon vermag ich schon heute dem vor ein paar Tagen von hier Gemeldeten hinzuzufügen. Dieselbe Gesellschaft, die vor zwei Tagen das erwähnte Konzert gab und unterstützte, soll wiederum thätig seyn, um für die Abgebrannten in unserer Nähe, für die betreffenden Bewohner des im angränzenden großherzoglich hessischen Kreise Biedenkopf gelegenen Dorfs Niedereisenhausen, worin kurz vor Pfingsten gegen dreißig Gebäude eingeäschert wurden, den milden Sinn zu erwecken und zu fördern. Wohl und Segen jedem Einzelnen, der, so viel er vermag, beiträgt, ohne Prunk und nur im Gefühl, daß er „Mensch dem Menschen sey.“ (*)

Charade

Die Erste wird sich zeigen,
Kommt ihr zu einer Stadt;
Auch wird der Weise schweigen,
Wenn sie den Vorsitz hat.

Was euch in Winterszeiten
Erwärmt, im Sommer labt,
Verdankt ihr meiner Zweiten,
Mit beiden reich begabt.

Verdoppelt ihr das Zeichen,
Womit die Dritte schließt,
So denkt ihr an den Reigen,
Mit dem der Hirt euch grüßt.

Ihr denkt an Alpenhütten,
Des Hirten Aufenthalt,
An Berge, wo inmitten
Der Heerd' sein Lied erschallt.

Nehmt ihr zum Schluß das Ganze,
Das euch mein Räthsel beut,
Seht ihr im Strahlenkranze
Den Bildner unsrer Zeit.

Den Künstler hohen Strebens
Erblickt ihr, glanzgeschmückt,
Der noch im Herbst des Lebens
Des Ruhmes Lorbeer'n pflückt.

H. H.

Theater-Anzeige.

Freitag, den 3. Juni. Dritte Vorstellung des Gymnase Castelli, vom königl. Odeon-Theater in Paris, bestehend aus 30 kleinen Schauspielern und Tänzern im Alter von 6 — 12 Jahren: La Fiole de Cagliostro, vaudeville en un acte. Hierauf: La Sylphide, ballet pantomime en un acte. Zum Schluß: La Grand-Duchesse, vaudeville en un acte. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№o. 152. Samstag den 4. Juni 1842.

Cabrera.

Historische Novelle aus dem letzten spanischen Kriege.

(Fortsetzung.)

Unwillkürlich waren die Offiziere, welche nicht mit eingestimmt hatten, bei dieser Erscheinung von ihren Sitzen aufgesprungen, und standen in drohender oder fragender Stellung dem Piquet gegenüber. Cabrera winkte.

„Sennores," sagte er, „wendet Euere drohenden Blicke nicht gegen diese braven Krieger, sondern gegen jene Weiber dort in Männerkleidung, gegen diese Elenden, welche mir Treue gelogen haben, und die Wahrheit sprechen, sobald sie es ohne Züchtigung zu können meinen. Ihr habt Euch heute ein Recht erworben, auf sie mit Verachtung herabzublicken, denn Ihr handelt wie Männer — mit Festigkeit und Besonnenheit. Soldaten, führt jene Nichtswürdigen ab; meine Befehle wißt Ihr."

Die Soldaten schritten vor, um dieser Anordnung Folge zu leisten. Aber in demselben Augenblicke trat ihnen einer der Verurtheilten mit gebieterischer Haltung entgegen, und gebot Stillstand. „Nicht einen Schritt weiter," rief er, „oder wollt Ihr die Hand an Euern Capitain legen? —"

Ein Murmeln des Unwillens lief durch die Menge der Soldaten. Gerade dieser Offizier war ihnen immer ein milder und allgemein beliebter Anführer gewesen.

„Nicht wie ein wehrloses Lamm wirst Du mich zur Schlachtbank führen," fuhr er mit erhobener Stimme fort, und riß den Degen aus der Scheide, „noch habe ich Kraft im Arme und Muth in der Brust, und Liebe unter meinen Getreuen. Du selbst hast alle Bande zwischen uns zerrissen, blutdürstiger Unmensch - - jetzt erfahre die Folgen."

Aber noch ehe diese raschen Worte herausgestoßen waren, hatte Cabrera mit erhobenem Degen die Reihe der Soldaten durcheilt, und erreichte jetzt eben den Tollkühnen. Die Degen klirrten heftig gegeneinander, und der Capitain stand entwaffnet da.

„Meuterer," rief Cabrera mit Donnerstimme, „ich habe Dich erhoben, ich stürze Dich wieder in Dein Nichts zurück. Euch, Soldaten, achte ich für zu brav und tapfer, als daß ich glauben könnte, Ihr möchtet fortan noch diesen entlarvten Feigling Euern Gebieter nennen. Oder wollt Ihr es wirklich? —"

Mit eigner Hand riß er dem Capitain die Epaulettes von den Schultern, und die Soldaten, von Scham und Furcht angetrieben, führten ihn und die übrigen Offiziere, die nach einer verzweifelten und fruchtlosen Gegenwehr überwältigt wurden, durch den Haupteingang ab. Cabrera folgte ihnen auf dem Fuße, und die Regimenter mußten, unter seiner erdrückenden Gegenwart, ihre eigenen Führer erschießen, nachdem deren Verbrechen vom Profoß laut verkündigt war. Zugleich ward Todesstrafe selbst auf das Aussprechen des Worts „Unterwerfung" gesetzt, und dieser Spruch den einzelnen Kompagnien verkündet. Alle, bis zu dem gemeinsten Troßknecht herab, staunten den mächtigen Feldherrn an, und der Glauben, daß hinter einem solchen kräftigen Auftreten auch wirklich unberechenbare Kraft verborgen sey, befestigte sich in den Gemüthern des ganzen Heeres. Cabrera hatte mehr als eine Schlacht gewonnen; er hatte seines Heeres Geist vom Untergang errettet.

Llangostera und Forcadell näherten sich mit freudiger Ueberraschung dem Feldherrn; denn sie glaubten völlig in seinem Sinne gehandelt zu haben, so wie er in dem ihrigen handelte. Doch fanden sie eine weniger freundliche Aufnahme, als sie erwartet hatten.

„Euere Gesinnung verdient Lob," sagte er, „aber Euere Schwatzhaftigkeit die schärfste Rüge. Nicht durch Worte — durch Thaten soll der Mann sich zeigen. Euere Ermahnung, Forcadell, war schön bis zur Ueberredung, aber wie konntet Ihr denn überreden? Doch nur jene Feiglinge und ihr Leben war unserer guten Sache Tod. Lernt künftig schweigen, wo es Noth thut."

Die Gedemüthigten fühlten Cabrera's Ueberlegenheit und gaben ihm schweigend Recht. Sie hätten leicht den ganzen Plan zerstören können, wiewohl nur die treueste Ergebenheit für Cabrera sie leitete. Dennoch konnten sie einen gewissen Triumph darüber, daß sie am entschiedensten aufgetreten waren, nicht unterdrücken, und des Feldherrn Achtung gegen sie hatte sich auch nicht im geringsten vermindert.

Inzwischen langte die Nachricht an, daß ein neuer Heerhaufen Espartero's in ihrem Rücken vorgedrungen sey, und ein heranziehendes Hülfskorps Cabrera's geschlagen habe. Darum ward augenblicklich die Richtung dorthin bestimmt. Eine blutige Schlacht folgte dem Zusammentreffen. Auf Seiten der Christinos focht Ueberzahl und Siegesmuth, auf Seiten der Gegner finstere Todesverachtung und größeres Feldherrntalent. Der Sieg schwankte, aber endlich entschied Cabrera's persönlicher Muth von neuem das Schicksal des Tages. Mitten durch die feindlichen Massen hindurch brach er sich mit seinem

Digitized by Google

Heere Bahn, und während jene scheu und erschöpft zurückwichen, zog er siegreich in seiner Hauptstadt ein. In Morella wollte er sich verstärken, und dann mit konzentrirter Kraft den Feind überfallen und vernichten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mörder auf hoher See.

In Philadelphia ward in den Tagen vom 13. bis 23. April folgender Proceß wegen Mords auf hoher See verhandelt. Der Angeklagte war Holmes, vormaliger Unterschiffer auf dem William Brown, ein Mann von sanften, keineswegs auf Grausamkeit und Bosheit deutenden Gesichtszügen. Der Betreff der Klage erhellt aus folgender Aussage der Zeugin Mistreß Brigitta Mac Gee. „Ich befand mich," sagte sie, „an Bord des William Brown. Wir verließen Liverpool am 12. März 1841; am 19. April in der Nacht stießen wir, der amerikanischen Küste zusegelnd, auf eine Eisbank. Wir lagen alle in unsern Schlafstellen; eine Stimme rief: das Schiff sinke, und wir eilten auf's Verdeck. Als ich hinauf kam, ließ die Mannschaft die Schaluppe und das Canoe in's Wasser hinab. Kaum war die Schaluppe flott, als mehrere Passagiere vor mir hineinsprangen; ich folgte. Alsbald kam Holmes zu mir und befahl mir, in's Schiff zurückzukehren. Ich weigerte mich, und er verließ mich, ohne weiter ein Wort zu sagen. Die Schaluppe stieß nun vom Schiffe ab, sie hatte 33 Menschen an Bord. Vier Personen einer schottischen Familie stiegen noch ein, aber eine der Schwestern war auf dem Verdeck des sinkenden Schiffs zurückgeblieben; Holmes kehrte dahin zurück, nahm das junge Mädchen, Namens Isabella Edgar, auf die Schulter und ließ sich am Seil, das die Schaluppe an's Schiff band, herunter. Jetzt wurden die Taue der beiden Barken gekappt, und alsbald verschwand das Schiff unter dem Wasser. Es war ungefähr 11 Uhr Nachts. Wir hatten nicht Zeit gehabt, uns zu bekleiden, wir waren beinahe bloß. Mehrere Matrosen beraubten sich ihrer Kleider, um uns zu bedecken. Die Barke, worin sich der Capitain befand, und die Schaluppe blieben beisammen bis zum Tagesanbruch. Wir hatten einen Kompaß und eine Karte; wir waren 250 engl. Meilen vom Land entfernt. Morgens verlas der Capitain die Namen der Mannschaft und der Passagiere in der Schaluppe. Den Tag über half Jedermann rudern. Es war ein Dienstag. In der folgenden Nacht, gegen 10 Uhr, fing man an, Passagiere über Bord zu werfen. Der erste war ein gewisser Owen Riley; er flehte eine der Schottländerinnen an, die Matrosen um Schonung seines Lebens zu bitten. Ich weiß nicht, wie der hieß, der ihm in das Fluthengrab folgte. Der Dritte, der in's Meer geworfen wurde, war Frank Askins; er bot den Matrosen 5 Sovereigns, seine ganze Habe, wenn sie ihn bis zum andern Morgen leben ließen; auch er flehte zu der Schottländerin, Mistreß Edgar, von welcher er glaubte, daß sie einigen Einfluß auf das Schiffsvolk besitze, Fürsprache für ihn zu thun. Es half ihm nichts. Frank Askins hatte zwei Schwestern auf der Schaluppe, die eine, Namens Mary, erklärte, sie würde ihrem Bruder in das Meer nachspringen, oder man könne sie ihm nachsenden. Dies geschah. Man suchte dann die andere Schwester, Ellen, und entledigte sich ihrer auf die nämliche Weise. Ein gewisser James Black, den Holmes gepackt hatte, wurde verschont, indem ich letzteren sagen hörte: „„Mann und Frau darf man nicht scheiden."" Neben mir saß Charles Coalin; Holmes trat auf ihn zu. „„Mein lieber Holmes,"" sagte Coalin, „„Ihr werdet mich doch nicht opfern?"" — „„Ja, Karlchen,"" antwortete Holmes, „„Ihr müßt auch den Sprung machen."" Dies setzte Holmes sogleich in Vollzug. Coalin war der letzte, den ich in's Meer werfen ah. Zwei Passagiere waren den Nachsuchungen der Matrosen entgangen. Am Morgen wurden sie entdeckt; der eine lag unter einer Bank, der andere unter dem Compaßhäuschen verborgen. Sie fingen an zu rudern; als sie müde waren, bemächtigten sich ihrer die Matrosen und warfen sie ins Wasser. Anderthalb Stunden später wurden wir vom Crescent aufgenommen, der unsere Nothsignale bemerkt hatte. Bei unserer Abfahrt von Liverpool bestand das Schiffsvolk aus 17 Mann, den Capitän mit einbegriffen. Neun von ihnen und der Lieutenant schifften sich auf der Schaluppe ein. Sechzehn Passagiere wurden ins Meer geworfen und 17 gerettet, darunter zwei Ehegatten, Black und Patrick, die ihre Weiber bei sich hatten. Während der Zeit dieser fürchterlichen Execution war das Meer ruhig, es ging kein Wind; es regnete bloß. Wir hatten drei Stück Zwieback, wenig Fleisch, einen Vorrath Wasser. In der ersten Nacht war die Schaluppe trocken, in der zweiten ward es nöthig, auszuschöpfen, zumeist in Folge des Regens. Das Bord des Fahrzeugs ragte ziemlich hoch aus dem Wasser. Einige Eistrümmer schwammen um uns herum." Die Zeugin erklärte dann, sie habe ihren Oheim Georges Dutfie, der sie begleitete, sterben sehen; sie habe zwar nicht gesehen, wie Holmes alle diese Unglücklichen ins Wasser warf, aber wohl seine Stimme gehört, und wie ihn seine Schlachtopfer um Gnade anflehten. „Als sich die Schaluppe und das Canoe trennten, rief Holmes dem Capitän zu: „„Capitän Harris! wir werden das Loos ziehen müssen."" — „„Ich weiß, was Ihr vorhabt,"" antwortete dieser; „„ich will nichts weiter davon hören."" Wir waren ursprünglich 65 Passagiere; ein Kind starb unterwegs, 31 gingen mit dem Schiff unter, und wir waren 33 in der Schaluppe." Die Zeugenaussagen der übrigen Frauen bestätigten obige Thatsachen. Sarah Carr: „Ich hörte das Geschrei Riley's. James Macavoy bat um fünf Minuten Frist, ehe man ihn ins Wasser würfe; ein Neger von der Schiffsmannschaft gestattete sie ihm! Ich hörte ihn beten, dann schleuderte man ihn hinaus. Nachdem die Matrosen das sechszehnte Schlachtopfer geliefert, sahen sich dieselben einander an, ob es nichts mehr zu thun gäbe. Einer rief den Frauen zu, keinen männlichen Passagier zu verbergen, denn bei Tages-Anbruch müßten diese doch sterben." — Nach diesen Aussagen und gepflogener Vertheidigung, die sich um den Beweis der Nothhülfe drehte, ward Holmes nur zu fünfjähriger Einsperrung im Grafschaftsgefängniß verurtheilt.

Eine merkwürdige Vergiftungs-Procedur.

(Vor den Assisen zu Koblenz.)

*** Koblenz, 28. Mai.

Großes Aufsehen erregt hier eine bis zum Urtheile auf dem geheimen Wege des Indizien-Systems gereifte Procedur über

Digitized by Google

eine, dem Lafarge'schen Prozeß-Objekte sehr ähnliche Thatsache bei allen denen, die von der Existenz dieses Giftmordes, welche ein Tochtermann an seinem Schwiegervater verübt haben soll, Kenntniß bekommen konnten. Die faktischen Notizen darüber verdankt der Verfasser der Gefälligkeit eines seiner, mit dem Verlaufe der Sache näher Bekannten.

Koblenz, das vier Mal im Jahre öffentlich und mündlich mannichfaltige Verbrechen seines Landgericht-Bezirks vor den Assisen verhandeln sieht, ist auch der Sitz des Justiz-Senates, der geheim und schriftlich gegen die eines Verbrechens bezüchtigten rheinischen Mitbrüder des preuß. rechten Rhein-Ufers verfährt und dadurch bei jenen Bewohnern eine juridische Lethargie, wo nicht bezweckt, doch bewirkt. Hier, wo beide Systeme nebeneinander in Ausführung kommen, ist selbst dem Laien ein Vergleich bequem geworden, der für das geheime und schriftliche Straf-Proceß-Verfahren des Justiz-Senates gerade nicht lobend ausfällt. — Beinahe ein Viertelhundert Gesetz-Bücher, welche im Regierungs-Bezirke Koblenz ihre Geltung bewahren, machen auch das materielle Civil-Recht dem Staats-Bürger höchst verdächtig, weil oft ein und dieselbe Thatäußerung eines deutschen Rhein-Preußen an einer Stelle ein Verbrechen heißt, die wenig Schritte davon weder Vergehen noch Contravention genannt wird und für welche dort Strafe verhängt ist, während hier nicht einmal ein gerichtliches Einschreiten zulässig ist.

Der Lafarge'sche Prozeß, welcher durch Oeffentlichkeit und Mündlichkeit eine cause celebre wurde, drängt sich hier zum Maßstabe der Verhandlung eines sehr ähnlichen Gegenstandes nach dem Inquisitions-Prozesse auf, bei welchem die nächsten Angehörigen des Beschuldigten nicht wissen, was mit ihrem Verwandten vorgehet und der Inquisit selbst seine Richter weder sieht noch kennt, wohl aber die Gewißheit hat, daß sein Inquisitor zugleich auch Stimme gebender Richter ist und die übrigen Richter ihrerseits den ob- und subjectiven That-Bestand nur in dem individuell chromatisirten Bilde beschauen können, das ihnen von dem inquirirt habenden Referenten vorgehalten wird.

Auf dem Westerwalde, in der Gegend von Altenkirchen, zu Ordenshagen, wohnte im Schulgebäude, unter einem bösen Leumund lebend, Franz Anselm, mit seiner Gattin Eva Maria Hasselmaier, seinen beiden Söhnen Adam und Gebhard und seiner Tochter Katharina, welche an den im besten Leumunde stehenden gegenwärtigen Inquisiten Anton Wilmeroth verheirathet ist.

Franz Anselm wurde von seinen Nachbarn insbesondere eines ausschweifenden Lebens bezüchtigt, dessen Folge ein Haut-Ausschlag gewesen wäre, gegen welchen er sich Quecksilber-Präzipitat habe verschaffen wollen, und als ihm dieses mißglückt sey, ein anderes Mittel in Wissen bestellt habe. Anton Wilmeroth mußte, nach seinen Aeußerungen zu schließen, seinen Schwiegervater selbst des Eingriffs in seine eheliche Rechte für verdächtig halten und deßhalb seyen lebhafte Vorwürfe von Seiten Antons wie der ganzen Familie gegen Franz Anselm, ohne jedoch in Feindschaft auszuarten, ausgestoßen worden, welches gegenwärtig zu einem Baustein des Indizien-Gebäudes gegen Wilmeroth gestaltet werden soll.

Am 19. August 1841 ging nun Anselm in der Frühe nach dem 3 Stunden entfernten Altenkirchen, von wo er erst Abends etwa um 5 Uhr zurückkehrte.

Seine Familie hatte zur gewöhnlichen Mittagstunde Milchsuppe mit Brodschnitzel und grüne, mit Mehl angerührte Bohnen genossen, von welchen Speisen die Mutter den Rest ihrem ausgebliebenen Gatten in 2 Töpfen auf den warmen Herd stellte und nach dem Reinigen der Geschirre ihren beiden Söhnen Adam und Gebhard, die inzwischen zur Feldarbeit abgegangen waren, mit der Tochter Katharina gegen 4 Uhr folgte. Nur der Eidam Anton Wilmeroth blieb in der Wohnung, mit Weben beschäftigt, zurück, und will bis zur Ankunft seines Schwiegervaters keine erwachsene Person in Küche und Stube wahrgenommen haben. Ein Gerassel in der Küche sey ihm später beim Durchgehen durch das Herabfallen eines Deckels von einem der erwähnten Töpfe erklärlich geworden, und Kinder, die er aber seines kurzen Aufenthaltes zu Oedenshagen wegen nicht kenne, haben, wie es schon öfters geschehen, bald nach dem Schluß der im oberen Stock gehaltenen Schule ihm beim Weben zugesehen.

Franz Anselm habe ein verbundenes fingerlanges Töpfchen nach seinem Eintreten in der Hand gehabt und dessen Inhalt auf Befragen für Arznei erklärt, habe nach einer Weile sein Essen gesucht und die Milchsuppe ganz, die Bohnen aber, welche ihm der Eidam Anton auf Befragen nach mehr Speise angezeigt hatte, nur zum Theil verzehrt. Etwa eine Stunde später seyen kurz vor den Söhnen die beiden Weibsleute heimgekehrt und wollen, aus der frischen Luft kommend, einen Geruch nach Schwefel, oder vielmehr nach Zündhölzchen, auch ein bläuliches Aussehen am Gesichte des Familien-Hauptes bemerkt haben, seyen aber später, wie die übrigen Familienglieder, durch eine ihnen unerklärliche Erscheinung des Erglühens der Schüssel, des Löffels und des Hafens, woraus der Vater die Milchsuppe genossen, ja selbst des Spülwassers und des Spüllumpens, womit seine Ehefrau rüstig das vom Gatten gebrauchte Geschirre zu reinigen bemüht war, ausnehmend überrascht worden.

(Schluß folgt.)

Frankfurter Theater.

Das Gymnase Castelli.

Auch auf unserer Bühne haben wir jetzt in zwei Vorstellungen die vielbesprochene und zu großem Renommée gelangte Schauspielergesellschaft von Kindern von 6 — 12 Jahren gesehen. Bei Besprechung derselben glauben wir die Leistungen und das Princip wohl unterscheiden zu müssen. Jene sind so ausgezeichnet und überraschend, daß man sie nur bewundern kann. Man sehe diese kleinen Darsteller und besonders die ersten derselben, wie Adèle, Felix, Marius, Charles u. A., und man wird erstaunen über die Leichtigkeit und den Anstand, über die Bühnengewandtheit, über die Sicherheit, über den feinen Dialog und über den Ausdruck eines Spieles, welches selbst den strengsten Anforderungen genügt und jedem erwachsenen Künstler zur Ehre gereichen würde. Mit der Einwendung, dies Alles sey mechanisch und durch strenge Zucht und Disciplin angelernt und nur als eine Art von Dressur zu bewundern, wird man nicht ausreichen. Denn Angelerntes und nur auf mechanische Weise Wiedergegebenes läßt sich leicht erkennen. Diese jungen Darsteller haben aber Alles ganz in sich aufgenommen und geben es mit Geist und Leben wieder. Wollen wir daher die seltene Erscheinung ihrer Leistungen erklären, so müssen wir annehmen, daß sie durch Talent wirklich befähigt, aber gleich Treib-

Digitized by Google

hauspflanzen zu einer Frühreife getrieben und somit vor der Zeit der kindlichen Welt entrückt worden sind; dazu kommt noch die französische Eigenthümlichkeit, die auch im Kinde schon hervortritt und die für die anmuthigen Formen und pikanten Manieren des Konversationsstückes so zu sagen geboren ist. Wollte man deutsche Kinder Jahre lang abquälen, sie würden so etwas nie lernen, wenigstens nie so in sich aufnehmen; eher noch wäre es möglich, ihnen Schiller's Räuber oder Kotzebue's Johanna von Montfaucon einzustudiren. Was nun das Prinzip dieser Kindercomödie betrifft, so wird es, wie es die Schaulust auch immerhin anziehen mag, weder dem deutschen Geiste, noch dem deutschen Gemüth zusagen und wird von uns entweder mit Mißbehagen oder mit einer wehmüthigen Empfindung betrachtet werden. Wozu — fragen wir — diese Eingriffe in die harmlose Kinderwelt und wozu diese frühen Blüthen, denen kein Herbst und keine Frucht bevorsteht? Wozu diese Kunstleistungen ohne höhere Bedeutung, ohne edleren Endzweck, ohne die Möglichkeit, eine wahre Illusion hervorzubringen? Ist die ganze Sache etwas Anderes als eine Geldspeculation des Unternehmers und Meisters und kann sie etwas Anderes bezwecken, als die Schaulust anreizen und die Freunde des Außerordentlichen amüsiren? Wollte man das Prinzip damit entschuldigen, daß ja in der menschlichen Gesellschaft fortwährend Tausende von Individuen geopfert und die Grundsätze der Humanität oft genug hintangesetzt werden, wollte man an Fabriken, Spinnstuben, Arbeitshäuser u. s. w. erinnern, so wäre dies eine eben so laxe als traurige Moral. Nach diesen Bemerkungen müssen wir darauf zurück kommen, daß die Leistungen des Gymnase Castelli jedenfalls selten und sehenswerth sind. Als etwas Außerordentliches und in seiner Weise Vollendetes haben sie aller Orten den größten Beifall gefunden und ist dies auch hier der Fall. Bei der zweiten Vorstellung waren der Besuch und die Theilnahme gesteigert und wir glauben, daß dies bei den ferneren nicht minder der Fall seyn wird. W.

Korrespondenz.

Oberbach am Neckar, im Mai.

Was gewisse Menschen noch im vorigen Jahre als die Idee sanguinischer Köpfe betrachtet haben, die Dampfschifffahrt auf dem Neckar, dieses Problem wäre nun jetzt zur Genüge gelöst. Selbst bei dem nun sehr niedrigen Wasserstande fliegen dennoch die niedlichen Dampfschiffchen schnell auf- und abwärts und geben unserm romantischen Neckarthale eine gewisse Regsamkeit. Wenn gleich der Andrang von Reisenden bis jetzt noch nicht bedeutend genannt werden kann, so hat sich für die Gesellschaft dennoch ein solches Resultat herausgestellt, daß die Existenz dieses Instituts keinem Zweifel für die Zukunft mehr unterliegt. Besonders haben manche Uferbewohner durch Herrichtung von bequemen Landungsplätzen ihre Sympathie an den Tag gelegt. Auch unsere Stadt hat auf eigene Kosten für einen solchen Platz Sorge getragen, der leider aber unbegreiflicherweise an einer der stärksten Strömungen des Neckars angelegt ist, weßwegen die Dampfschiffe auch nicht daselbst landen können. — Ein neues Projekt, das denjenigen Lesern, welche mit der Lokalität vertraut sind, gewiß kühn vorkommen wird, ist die Erbauung einer steinernen Brücke über den zwischen vier bis fünfhundert Fuß breiten Neckar, worüber bereits schon nähere Besprechungen stattfanden. Bevor ich mir aber erlaube, ein freies Wort über diesen Gegenstand zu sprechen, muß ich mich vorerst erklären, daß ich kein Gegner dieses Brückenbaues bin, sondern sehnlich wünsche, daß dessen Ausführbarkeit möglich, der Lokalität entsprechend und durch die enormen Ausgaben den Bürgern nicht nachtheilig seyn möge. Das Terrain dieses bedeutenden Planes ist nach Ansichten des Referenten nirgends geeigneter, als oberhalb der Stadt, weil unterhalb derselben ein Einbruch mit hohem Wasser unverhofft die Stadt überschwemmen könnte. So unpassend es wäre, eine Brücke der Stadt entfernt zu stellen, so müßte man sich doch damit zufrieden geben, da hier die Verhältnisse es nicht anders gestatten. Diese Brücke hätte hauptsächlich den Vortheil, daß die Frequenz sich um etwas verstärken dürfte und der Stadt selbst schon vermöge dieses imponirenden Baues ein großartiges Ansehen, ja selbst einen bedeutenderen Namen verschaffen würde. Dies Unternehmen hat aber auch seine Schattenseiten, die nach ruhig gepflogener Ueberlegung dennoch überwiegend seyn werden. Unsere Stadt zählt ungefähr 3800 Einwohner, unter welchen hauptsächlich ein Mittelstand fehlt, welcher immer einen Hauptbestandtheil unter Einwohnern ausmacht. Außer der nach Heidelberg führenden Straße, die leider auch mit Schneckenschritten ihrer Vollendung entgegen eilt, außer der unfrequentirten Straße nach Amorbach besitzen wir keine Landstraßen, und sind selbst diese einmal geordnet, so wird sich noch Mancher bitter täuschen, der jetzt von einem Güterzug nach Franken und Sachsen träumt. Gesetzt auch, diese prophetischen Aussagen und Ahnungen träfen ein, so geht die Passage weder über die projectirte Brücke, noch kann sie ihr wesentliche Vortheile bringen. Die Erbauung der fraglichen Brücke soll rein aus dem allerdings bedeutenden städtischen Eigenthum bestritten werden, und man will zu diesem Zwecke ein Kapital auf Annuitäten aufnehmen. Ob nun die vorläufig angeschlagene Summe ad 150,000 fl. hinreichend seyn wird, das läßt sich nicht beurtheilen; deßwegen bedarf der Anschlag eines Laien noch näherer Prüfung. Die jährlich sich ergebenden Zinsen sollen durch Holzverkauf gedeckt werden, ohne daß dazu Umlagen erforderlich seyen, ob aber die Gemeinde fähig ist, solche Ausgaben längere Zeit zu bestreiten, ohne daß die Bürgerschaft aus eigenen Mitteln sie unterstützt, das ist noch sehr zweifelhaft. Und wie ungerecht wäre es, auf Kosten unserer 800 Bürger eine so enorme Schuld zu wälzen, da bei uns mit wenig Ausnahmen kein Reichthum vorhanden ist. Es drängt sich noch zuletzt die Frage auf, ob die Brücke wirklich so unumgänglich nothwendig sey. Wie lange bestand die Landstraße von Heidelberg nach Würzburg ohne die Diedesheimer Brücke, da doch diese Straße äußerst frequent ist — und wir, die wir keine Landstraße haben, wollen vorerst eine Brücke bauen, die auf die Vicinalwege der benachbarten Dörfer führt — welcher Unterschied! Oder soll vielleicht die Brücke eine Lockspeise für die Straßen seyn? Die Verpachtung der Neckarfährte trägt bis jetzt nur ein Spottgeld ein — nicht einmal den achten Theil des Ertrags derjenigen von Neckargemünd, welche Stadt sich mit einer fliegenden Brücke begnügt, was für uns ebenfalls hinreichend wäre, da es sich nie annehmen läßt, daß die Brücke sich nur zu 1 pCt. rentiren würde. Suchen wir daher nicht unserer Nachbarstadt mit ihrem Theaterbau nachzuahmen, überlegen wir reiflich, ehe wir zur That schreiten, und eher als wir ein Werk ausführen, das uns in eine furchtbare nachtheilige Täuschung versetzt, begnügen wir uns für diesmal mit dem Satze:

Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.

Aus Preußen, im Mai.

Se. Maj. der König von Preußen haben mittelst höchst huldreichen Cabinetsschreibens vom 16. Mai dem Geheimenrath v. Kieff in Minden ein kleines, aber sehr kostbares Porzellan-Service zu übersenden geruht, mit dem ausdrücklichen Verlangen, es als ein Gegengeschenk zu betrachten für ein kleines Kunstwerk, welches vor einiger Zeit in den Besitz des Geheimenraths gekommen war, was derselbe aber mehr für in eine Kunstsammlung, als in den isolirten Besitz eines Privatmannes passend erachtet und es dem Könige, seinem Herrn, verehrt hatte, um es einer der königl. Kunstsammlungen einzuverleiben. Ein so überraschendes Geschenk ist abermal ein Beweis, wie großmüthig dieser Monarch auch eine kleine Gabe zu erwiedern geneigt ist, wenn sie von guter Absicht begleitet war.

Theater-Anzeige.

Samstag, 4. Juni. Othello, der Mohr von Venedig, große Oper in 3 Abth., Musik von Rossini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 153. Sonntag, den 5. Juni 1842.

Cabrera.

Historische Novelle aus dem letzten spanischen Kriege.

(Fortsetzung.)

Polo legte Rechenschaft von seiner Verwaltung ab, und die Schwestern begrüßten den Bruder nach so langer Trennung freudig, obwohl nicht ohne Betrübniß über sein bleiches, kränkelndes Aussehen. Cabrera betrachtete sich lange und nachdenkend im Spiegel. „Mein Bild von ehemals," sagte er, „schwebt mir nur noch wie eine Traumgestalt vor; ich kann nicht darüber entscheiden. Aber was kümmert es mich, wie groß oder wie klein meine Kraft ist, wenn sie nur für die Gegner ausreicht. Du meinst, meine Hand sey schmächtiger geworden, Joaquina, aber sey versichert, daß sie noch schwerer ist, als daß der Siegsherzog sie auf seinem Haupte zu tragen vermag. Ist sie doch jetzt fesselloß, Schwester, fesselloß — o, wenn Du die Macht dieses Wortes fassen könntest! Gewiß, Du würdest keine Sorge für die Zukunft tragen."

Der Herzog von Vittoria folgte indeß seinem Gegner schneller auf dem Fuße, als dieser geahnt und gewünscht hatte. Ehe noch Cabrera seine Streitkräfte ganz vereinigen konnte, hatten die Christinos schon alle östlichen und südlichen Eingänge des Gebirges besetzt, und nur durch weite Umwege vermochten die Verstärkungen noch bei der Hauptarmee einzutreffen, wurden indeß großentheils auf dem Marsche angegriffen und in flüchtige Trümmer einer geordneten Streitmacht verwandelt. Cabrera überzeugte sich, daß an eine Vermehrung seiner Truppen nicht mehr zu denken sey, und mußte daher mit der vorhandenen Mannschaft dem andringenden Feinde die Spitze zu bieten suchen. Wie ein erzürnter Löwe stürzte er aus seinem Gebirge hervor, um die Feinde zu überraschen, und in einzelnen Schlachten zu vernichten; allein Espartero's Schaaren wichen behutsam zurück, und kleine Vorpostengefechte abgerechnet, hatten seine Züge nicht den mindesten Erfolg. Zu rasch den weichenden Gegner zu verfolgen, schien aber gefährlich, da von allen Seiten überlegene Massen heranzogen, welche ihm durch eine leichte Bewegung den Rückzug abschneiden und ihn völlig einschließen konnten. Er fühlte, daß er einem Feinde gegenüber stand, wie er ihn bis dahin noch nicht angetroffen hatte.

Schanzen erhoben sich überall gegen das Gebirge hin, aber in so weiter Entfernung, daß der Kampf den Charakter eines Gebirgskrieges nicht annehmen konnte. Der vorsichtige Espartero hielt es nicht für rathsam, den Feind in seinem Elemente anzugreifen, wo auch eine kleine Anzahl zu einer furchtbaren Macht werden konnte. Er hoffte, den ungeduldigen, kühnen Gegner durch Zaudern zu ermüden, und in der Dauer der Zeit einen günstigen Augenblick wahrzunehmen, ihn mit Sicherheit zu überwältigen.

Cabrera kehrte mißmuthig nach Morella zurück. Er durfte versichert seyn, daß ihn mit seinen Streitkräften und in seiner Stellung auch der mächtigste Feind nicht überwältigen könnte, allein noch immer beschäftigte ihn der Plan, Espartero mit einem Schlag zu vernichten. Der Gebirgskrieg hatte keinen Reiz mehr für ihn, er wollte nicht wieder Guerillero werden, seit er Oberbefehlshaber der Armee dreier Provinzen gewesen war, und doch hatte gerade darin seine größte Stärke und seine Macht gelegen.

Gegen seine nächste Umgebung war er ungewöhnlich finster und rauh. Weder Anna's Scherze, noch Joaquinens Aufmerksamkeiten fanden die sonstige Anerkennung, und Polo nicht weniger als Pedro hatten schon mehr als ein Mal heftige Ausbrüche seines Zornes zu dulden gehabt, obgleich der Letztere in der neuern Zeit wiederum die wesentlichsten Dienste geleistet hatte. So oft es nur sein Dienst zuließ, war er in der Nähe des geliebten Herrn, und so lästig auch zuweilen seine verständigen Bemerkungen waren, hatte sich Cabrera doch zu sehr an ihn gewöhnt, um ihn gewaltsam von sich entfernen zu können.

Man sah, daß der Feldherr an einem großen Plane innerlich arbeitete. Pedro hoffte schon, daß der alte Geist in Cabrera erwachen, daß er die unnützen Truppen entfernen, und mit der auserlesensten Mannschaft den alten Guerillerokrieg erneuern würde, als dieser plötzlich Rüstungen anordnete, welche dem treuen Pedro höchlich mißfielen. Der entbehrliche Theil der Garnisonen in den Bergstädten wurde mobil gemacht, das schwere Geschütz nach dem Ausgange des Gebirges hingeschafft, und allen zerstreuten Abtheilungen die Richtung nach derselben Gegend hin gegeben. Pedro hatte richtig geahnt; der morgende Tag war zu einem Kampfe auf Leben und Tod bestimmt.

Noch spät am Nachmittage hielt Cabrera Heerschau über die neuangekommenen Truppen, und schien mit dem Resultate dieser Prüfung zufrieden. Er äußerte es sogar einige Male gegen Pedro, der an seiner Seite ritt. Beide waren eine Strecke vor der Suite voraus.

„Es ist eine Macht, mit der ich Tüchtiges ausführen kann," sagte er, halb in Gedanken versunken.

Digitized by Google

„Eine ansehnliche Zahl," murmelte Pedro dagegen.

„Aber ohne Geist, meinst Du," entgegnete Cabrera, rasch emporfahrend, „gemach, mein Freund, ich bin der Geist, welcher diesen todten Körper beleben muß, und ich will es, zum Schrecken der ruhigen und stolzen Feinde. Mein Vertrauen auf einen sichern Ausgang ist heute wieder hoch emporgestiegen."

„Ich habe nie an diesem sichern Ausgang gezweifelt, Sennor. Wir werden morgen sehen, wer Recht hatte."

„Du sprichst wie ein Kind, Pedro, man vermag Dein Geschwätz nie recht zu begreifen. Widersprüche sind Dein Element."

„Das ist kein feiner Ruhm für mich, und ich ärgere mich nur, daß man nicht von Widerthaten reden kann, wie von Widersprüchen. Sonst könnte ich mich trösten, denn Thaten sind immer noch schlimmer als Sprüche."

Cabrera warf einen zornigen Blick auf den Redenden. Er schwieg einen Augenblick, in verhaltenem Unwillen.

„Und dennoch kann Sprechen auch an den Galgen bringen," sagte er endlich mit starkem Nachdrucke, „merke Dir das, unverschämter Gesell. Ich bin es müde, Deine kurzsichtigen Rathschläge zu hören, und vollends, wenn sie in dieser Manier, in dieser Unmanier ausgesprochen werden. Du siehst scharf, wie der spähende Falke, wenn Du Deine Kompagnie überblickst, aber wie eine Eule im Sonnenschein, sobald Du versuchst, die Ferne zu durchdringen."

(Fortsezung folgt.)

Eine merkwürdige Vergiftungs-Procedur.

(Schluß.)

Nach acht Uhr genoß die Familie Kaffee mit Kartoffeln und Butterbrod, der Vater hingegen, der, wie gewohnt, so Manches auf dem Wege getrunken und dort, wie erst vor kurzem zu Hause, gegessen hatte, nahm nur eine Tasse Kaffee und begab sich bald, ohne über ein Unwohlseyn zu klagen, auf's Bett. Auch die übrigen Hausgenossen verspürten weder damals, noch später irgend eine übele Wirkung der erwähnten Speisen, und pflegten schon der Ruhe, als Anselm, der inzwischen in die freie Luft gegangen war und im Hofe sich erbrochen hatte, im Zimmer die Seinigen durch Wimmern weckte. Er klagte über ein wunderliches Gefühl bei Aufschwellen des Leibes, um welchen er sich warme Tücher winden ließ und so einherging. Als das Erbrechen sich von neuem einstellte, wollte besonders die ihm sehr beliebte, nun sehr bekümmerte Tochter Käthe ein blaues Leuchten seines Mundes und einige der Uebrigen auch mit ihr ein solches auf dem Boden an dem Ausgespieenen wahrgenommen haben. — Sein Schwiegersohn Wilmeroth soll mit einiger Ruhe und mit der Versicherung seinen laut jammernden Ehetheil zu trösten versucht haben, daß er immer denselben auch allein zu stützen sich bemühen werde, und dieser Trost soll nun den inzwischen Inquisit gewordenen Mann der Vergiftung seines ihm so nahe angehenden Frauen Vaters verdächtigen. — Um Mitternacht begleiteten beide Söhne den leidenden Vater, der noch ganz gut gehen konnte, zum Arzte nach Wissen und bemerkten unterweges ein dreimaliges Erbrechen, so wie einen zweimaligen Stuhlgang an demselben, der aber das vom Arzte ihm als äußerst dringend anempfohlene Brechmittel eigensinnig genug erst gegen 8 Uhr gebrauchte. Von drei Uhr Morgens des 20. August an wurde der Erkrankte allmählig unter sich vermindernden Schmerzen schwächer; er fühlte Lebensgefahr, äußerte Verdacht gegen seinen Eidam, als habe dieser ihm die Suppe übel angerichtet, welches dieser mit Erstaunen gehört und von der Hand gewiesen haben will, und wünschte um 6 Uhr Abends sich durch Mithülfe seines Seelsorgers mit dem Verluste aller irdischen Genüsse vertraut zu machen, sprach darauf, sichtbar bewegt, viel Unverständliches, und unterlag am 22. August frühe zwischen 3 und 4 Uhr unter einem schweren Lebens-Kampfe. Zu dem oben leise erwähnten Brautschatze sollte der geschiedene Schwiegervater dem Eidam noch ein verderbliches Erbe hinterlassen; denn sein geäußerter Verdacht ist adoptirt worden, und wer vernimmt hier nicht die Worte der ausgleichenden Göttin: „**discite justiciam moniti, nec temnere divos mortales! Nemesis vindicat usque Themis**". —

Die ohne Verzug geöffnete Leiche zeigte den gerichtlichen Aerzten, Physikus Doktor Timpe und Kreis-Chirurgus Meyer, keine Spur eines genossenen Giftes, sondern nur eine todbringende Entzündung im Unterleibe, welche durch grobe Diätfehler und darauf erfolgte Erkältung unter den obgewalteten Symptomen als Blähkolik eingeleitet und erst durch verschmähete oder vernachläßigte Hülfe vervollständigt werden konnte. Die emittirten Massen waren, von den Verwandten weggeschafft, nicht aufzufinden, und diese Aerzte, sich an die juridische Vernehmung übrigens nicht vereideter und wenig classischer Zeugen keineswegs bindend, erklärten, daß eine Vergiftung auch selbst durch Phosphor, welches hier des Leuchtens wegen, wenn solches wirklich stattgefunden hätte, unterstellt werden müßte, um so weniger vermuthet werden könnte, als Luftröhre, Schlund, Speiseröhre, ja die innere Magenfläche und die dünnen Gedärme frei von jeder Entzündung befunden sind, und für die Annahme einer muthwillig vernachläßigten Blähkolik, deren tödtlichen Entzündung, bei dem sonst sehr normalen Zustande des Kadavers, leicht durch Blutentziehung und andere Mittel wohl hätte vorgebeugt werden können, sprächen die Umstände, daß der Verlebte an dem bezeichneten Tage nach Altenkirchen und zurück 3 Meilen zu Fuße gegangen sey, dort, wie zu Hause, Viel und durcheinander gegessen und getrunken habe, wie Milchsuppe, kalte Bohnen, Kaffee u. s. w., daß die Schmerzen sich erst gegen 10 Uhr eingestellt, den andern Tag ohne Arznei-Gebrauch nachgelassen hätten und diese außerdem von der Art waren, wie sie die genannte Kolik erzeugt, und daß endlich die verschlimmernde Erkältung durch den Marsch nach Wissen und zurück um Mitternacht und das Herumgehen des anderen Tages durch die Felder, bei einem so angegriffenen Körper, begründet erscheine. — Theile der tödtlich entzündeten Eingeweide wurden, gleich wie bei der Lafarge, von Gerichts wegen zu Koblenz der Prüfung der Herren Medizinalrath Ulrich und Medizinal-Assessor Mohr übergeben. Auch diese Herren konnten keine Spur von einem Metall-, noch einem organischen Gifte finden, subsumirten aber mit Berücksichtigung der Gerichts-Akten eine Vergiftung durch Phosphor. — Unterstellt man auch eine Vergiftung durch Phosphor, so kann das sachkundige Publikum, beim Mangel aller direkten Inzichten, nur an eine absichtliche oder aus Unverstand erfolgte Selbstvergiftung glauben; denn wer wollte wohl einen Andern durch Phosphor vergiften wollen, von welchem eine der Ge-

Digitized by Google

sundheit nicht schadende, selbst sehr kleine Quantität sich schon durch den ekelhaftesten Geschmack und widerlichsten Geruch auch bei der Vertheilung in eine ganz gefüllte Suppen-Schüssel, zumal in der Wärme, verräth.

Das Indizien-Gebäude in dieser peinlichen Rechtssache besteht nun aus folgenden Inzichten oder Voraussetzungen:

1) daß die Suppe zur Mittagsstunde nichts Schädliches enthalten habe, und Inquisit bis zum Genusse derselben durch den Schwiegervater allein zu Hause und um ihn gewesen sey;
2) daß ein Mißverständniß zwischen den beiden bisher obgewaltet habe;
3) daß Inquisit bei den Leiden des Anselm eine gewisse Kälte gezeigt;
4) daß Anselm selbst den Inquisiten für den Verderber der Suppe angesehen;
5) daß Inquisit an jenem Nachmittage wenig gewebt, und, gleichsam auf Jemanden umspähend, zum Fenster hinaus gesehen,
6) und daß derselbe am Sonntage vor dem Ereignisse einen Gang ohne Vorwissen der Seinigen unternommen habe.

Ob dieses Gebäude eine Verurtheilung zu ertragen vermag, darüber wollen wir immer getrost der Weisheit und Wahrheitsliebe der Richter gesetzlicher Instanzen, die der Erbe Friedrich Wilhelm des Gerechten, selbst weise und gerecht, für einen so hohen Beruf bestätiget oder dazu erwählt hat, entgegensehen; doch bleibe es uns unbenommen, das Schicksal unseres schuldig oder unschuldig seyenden deutsch-preußischen Mitbruders zu betrauern, der, auf Leben und Tod verklagt, schon viele Monden lang der Tortur der Ungewißheit bei der Herzensbangigkeit vor ihm unsichtbaren irdischen Richtern als Märtyrer eines nicht mehr unserer Zeit anzupassenden Rechtssystems preisgegeben ist — **quem dii oderunt inquisitum fecerunt.** —

Nachschrift. Bei Absendung dieser Darstellung wird die Freilassung des Inquisiten kund, ob provisorisch bis auf weiter zu findende Inzichten, oder definitiv, ist dem Verfasser noch unbekannt.

Physiognomien deutscher in Paris lebender Klaviervirtuosen und Tondichter.

J. Rosenhain.

Professor Ferdinand Braun gibt in der Allg. Wien. Musik-Ztg. unter obigem Titel gehaltvolle Charakteristiken; seinen Bemerkungen über unseren Landsmann J. Rosenhain entnehmen wir auszugsweise Nachstehendes:

Rosenhain gehört nicht zu der heutigen Verstandes- und Formelschule. Er ist mehr Psychologe, mehr Gefühlsmensch, ohne deßhalb jene technischen Anlernungen zu entbehren, worauf, bei einem tüchtigen Gewerksmanne, gerechnet werden darf.

Rosenhain hält dafür, das Erste sey, Gedanken zu haben, und das Zweite, meint er, bestehe in der Art und Weise, wie dieselben nach ihrem ursprünglichen Leben ausgedrückt werden müssen. So sucht er richtiges Verhältniß, damit nicht in der Verbindung Beider Widerspruch sey oder Unnatürlichkeit. Er hascht nicht nach Schwierigkeiten, er will nur musikalisch beredt seyn, und es aufwandlos sagen, was gerade durch seine Seele zieht. Runder, voller, gekörnter Anschlag, wahres und inniges Gefühl, das eben so fern von Coquetterie als von Sentimentalität, sind Eigenschaften, auf die er sein Augenmerk richtet. Rosenhain's Individualität als Klavierspieler scheint sich besonders im Sanften, Weichen, Gemüthlichen auszusprechen; auch hegt er eine unverkennbare Vorliebe für singende Adagios und Nocturnen, wobei man einen ausdrucksvollen Gesang geltend machen kann.

Ganz eigenthümlich ist die Art und Weise, wie Rosenhain seine Noten anschlägt; er besitzt den schätzenswerthen Vorzug, dem Instrumente jenen runden, geperlten Ton zu entlocken, der vorzüglich ihm angehört und den man als das Ergebniß einer großen Leichtigkeit und Gleichheit des Anschlages nicht genug bewundern kann. Vorzüglich spricht uns auch R's. Fertigkeit an, ohne alle Vorbereitung sich über die ihm aufgegebenen Themen in Phantasie und Improvisation zu ergehen. Rechnen Sie zu dem, als einen Hauptzug in R's. Spiel, seine feine Grazie und Anmuth, und Sie werden mein Bild in vollem Umfange gewürdigt haben.

Auch über R's. Compositionen, als: seine **Etudes caractéristique**, sein **Poëme**, seine **Romances** für Klavier, seine Trio's und Quartetts u. s. w. spricht sich Professor Braun sehr anerkennend aus und stellt R. schließlich in die Reihe unserer ersten heutigen Klaviervirtuosen.

Jubelfeier.

(Schweinfurt, 30. Mai.) Eine erhebende kirchliche Feier bewegte gestern die Bevölkerung unserer Stadt, welche nicht allein durch die Bedeutung der dem Feste zu Grunde liegenden geschichtlichen Erinnerungen, sondern auch durch die Art und Weise, wie diese Erinnerungen dem leiblichen und geistigen Auge der evangelischen Gemeinde vorgeführt wurden, die lebhafteste Theilnahme erregte. Es ward nämlich vor 300 Jahren am ersten Sonntage nach dem Feste der Dreifaltigkeit die erste evangelische Predigt von M. Sutellius in der hiesigen Salvatorskirche, als ein öffentliches Zeugniß des Uebertritts von Stadt und Gemeinde zur protestantischen Konfession, abgehalten, seit welcher Zeit Schweinfurt stets als ein treu und fleißig bebautes Feld des Glaubens unter allen Stürmen des Schicksals sich bewährte. Die Gedächtnißfeier dieses Bekenntnisses, dessen geschichtliche Nachweisungen in einer zu diesem Zwecke erschienenen Festschrift von Hrn. Pfarrer Beck dahier dargestellt werden, wurden nun gestern auf eine, dem Standpunkte des Protestantismus anpassende Weise in den beiden Kirchen St. Salvator und St. Johann festlich begangen, und während durch Glaubens- und geistvolle Festpredigten, durch Anordnung von allgemeinen biblischen Erbauungsstunden, durch öffentliche Bibelvertheilung und durch eine sehr zweckmäßige und sinnige Einrichtung hinsichtlich der äußern Form von Seite der Geistlichkeit die Bedeutung der Feier wahrhaft christlich hervorgehoben wurde, zeigte sich der evangelische Sinn der Bewohner Schweinfurts übereinstimmend mit jenen Grundsätzen unserer Ahnen, welche in Mitte einer stürmisch bewegten Zeit die Sätze Luther's als Richtschnur sich erwählten. Kaum ver-

Digitized by Google

mochten die Kirchen die Menge der Herbeiströmenden zu fassen, die bereits in der frühen Morgenstunde durch das Lied: „Eine veste Burg ist unser Gott!" die kräftigste Anregung erhalten hatte. Der Schluß des Festes war wahrhaft rührend und begeisternd. Bei dem Abends 7 Uhr von dem Thurme der Johanniskirche herab wiederholten Spiele des erwähnten Liedes nämlich hatte sich aus innerem Antriebe fast die ganze protestantische Gemeinde Schweinfurts auf dem Kirchhofe versammelt, in andachtsvoller Ruhe den Posaunenton mit dem Gesang des Liedes begleitet, und dadurch unaufgefordert gleichsam ein öffentliches Zeugniß abgelegt von der Kraft und der Fülle, mit welcher der evangelische Glaube in den Herzen der Bewohner wurzelt. Unwillkürlich erweckten diese tausendfältigen Stimmen, die gen Himmel drangen, und diese geräuschlosen Augenblicke, in denen die Menge nach dem Schlusse des Liedes betend verharrte, die wohlthuendste Erquickung durch den Gedanken: der evangelische Glaube muß doch wohl ein reiner und Gott wohlgefälliger seyn, da er die Herzen seiner Bekenner so zu begeistern vermag, und nicht allein Schonung und Duldung, sondern auch Liebe und Achtung gegen Andersdenkende verkündet! (Nürnb. Corresp.)

Mannichfaltigkeiten.

Im Verlage der „Nürnberger Zeitung" erscheint: „Hamburg und sein Brandunglück vom 5. bis 8. Mai 1842. Ein Gedenkbuch schlimmer Tage und der sich daran knüpfenden Feste deutscher Treue und Einheit, von W. A. Lieboldt." Der Verfasser ist ein geborner Lübecker, und durch mehrjährigen Aufenthalt in Hamburg auf das genaueste mit den dortigen Lokalitäten vertraut; er bietet eine kurze Geschichte dieser Stadt; eine detaillirte Erzählung des Brandunglücks; eine Mittheilung sämmtlicher von Deutschland und der Fremde beschaffter Hülfsleistungen, und als Album: sämmtliche, dem Brandunglücke gewidmete Gedichte, mit einer artistischen Beigabe. Preis 1 fl. 12 kr. Der Ertrag wird den hülfsbedürftigen Hamburgern überwiesen. Buchhändler Georg Winter in Nürnberg besorgt den Vertrieb des Werkes.

Man theilt uns, schreibt der Spiegel, aus Wien als buchstäblich wahr folgende Anekdote mit: „Ein Engländer wollte von Wien nach Pesth reisen. Da er große Eile hatte und wußte, daß der Weg über Raab geht, beschloß er, die Reise auf der sogenannten „Wien-Raaber-Bahn" zu machen und kam nach einer Fahrt von drei Stunden glücklich in Glocknitz an. Kaum abgestiegen, erkundigte er sich mit Hast, mit welcher Gelegenheit er schleunigst nach Pesth weiter reisen könne? Wie groß war aber sein Erstaunen und zugleich sein Verdruß, als man ihm andeutete, er müsse wieder zurück nach Wien reisen, denn die Wien-Raaber Eisenbahn führe nicht nach Raab und Pesth, sondern nach Glocknitz und Triest.

(Anecdoten.) Zu dem Gewerbeherold des Festzuges in Coburg, einem Schuhmachermeister, sagte ein Fremder, als jener gelegentlich eine Prise Tabak nahm: „Ei, ei, Bester, damals schnupften die Herolde nicht!" „„Das wohl"", erwiederte schnell gefaßt der Herold, „„aber damals waren auch Schuhmacher keine Herolde."" — Derselbe Herold, der spaßhaft genug auch Herold heißt, ein immer heiterer Mann, hatte sich auch anfangs scherzweise geweigert, den Festzug anzuführen. Er habe, meinte er, vor einiger Zeit einen Gerber angeführt, und das sey ihm gar schlecht bekommen; wenn er nun sämmtliche Gewerbe anführe, wo solle das hinaus.

Korrespondenz.

Fulda, 30. Mai.

Höchst erfreulich ist es, wie so manche das Gemüth veredelnde Kunst in Deutschland wieder auflebt und freudig gepflegt wird. Die Musik- und Sänger-Vereine, die Musik- und Sänger-Feste durch alle deutschen Gauen sind freundliche Erscheinungen des deutschen Genius. Hohe Anerkennung verdienen hier Alle, die kräftig ein- und mitwirken. Das Musikchor des dahier garnisonirenden 2. Lin. Inf. Regiments besitzt gewiß die ausgezeichnetste Uebung. Wie weit man es aber in dieser Uebung bringen kann, zeigt das vor zwei Jahren gebildete Sängerchor dieses Regiments, das, in Verbindung mit dem ersteren, neulich zum Besten der Abgebrannten Hamburgs ein großes Vokal- und Instrumental-Konzert zur allgemeinsten Zufriedenheit executirte, vier Tage später auch seinen beiden Vorständen ein Ständchen brachte und drei Tage hierauf mit dem Musikchore in dem Kasinogarten wieder ein Konzert executirte. Nur Eines will uns nicht so ganz gefallen. Das Soll und Muß sollte hier entfernt bleiben, der Beitritt ein völlig freiwilliger seyn, denn die kommandirte Kunst erzeugt immer eine widrige Empfindung, um so mehr, wenn sie blos dem Spaße Anderer dienen muß. Auch möchte es dem Dienste gerade nicht sehr förderlich seyn, wenn besonders Unteroffiziere mit Singübungen und Produktionen zu sehr beschäftigt werden, sofern diese nicht selbst als Dienst angesehen werden sollen.

Kassel, 31. Mai.

In der Fournir- und Elfenbeinschneid-Fabrik der Herren L. Wack u. Comp. sind zwei Secretaire fertig geworden, wovon das eine für London und das andere für Petersburg bestimmt ist, welche Prachtstücke sind. Sie sind von Palisander erbaut und mit Metall, Elfenbein, chinesischer Perlmutter ꝛc. eingelegt. Se. Hoh. der Kurprinz und Mitregent geruhten, dieselben in Augenschein zu nehmen und Höchstihren Beifall zu erkennen zu geben. Jetzt sind sie zu unentgeldlicher Ansicht für das Publikum ausgestellt, was dankbar anerkannt wird. Es möchte dies aber auch wieder einen Beweis abgeben, daß wir auch Gegenstände des Kunst- und Gewerbfleißes liefern können, wenn nur Gelegenheit dazu da ist.

Auflösung der Charade in Nro. 151.

Thorwaldsen.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 5. Juni, Steffen Langer aus Glogau, oder: Der holländische Kamin, Originallustspiel in 4 Abth., mit einem Vorspiel: Der Kaiser und der Seiler, in einem Act, von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 134. Montag, den 6. Juni 1842.

Was giebt's Neues?

Was giebt's Neues? — Geniale
Junge Dichter, vielgepriesen,
Gemmenisten, deren Namen
Sich an Gluck und Mozart schließen,
Die man heute mit Bewund'rung
Neuer Schulen Gründer nennet,
Aber deren Meisterwerke
Ueber's Jahr kein Mensch mehr kennet,

Neue Lehren und Systeme,
Die gelehrt und geistreich klingen,
Doch Nichts sagen und die Wahrheit
Keinen Zoll breit weiter bringen,
Neue Verse, die sich immer
Um den alten Inhalt drehen
Und Erfindungen, die leider
Ihre Probe nicht bestehen.

Was giebt's Neues? — Um ein Aemtchen
Eine Schaar von Aspiranten,
Um ein Kunstwerk zu verwerfen
Unberufene Dilettanten,
Um die Hand der alten Wittwe
Jünglinge, die sich bewerben,
Zwar von Liebe nicht verblendet,
Doch in Hoffnung, viel zu erben;

Heftig streitende Parteien,
Nachbarn, im Prozeß zerfallen,
Klagen über schlechte Zeiten,
Die bei Jung und Alt erschallen,
Männer, die in ihrer Jugend
Helden, Himmelsstürmer waren,
Aber die bedächtig schreiten
Unterm Druck von vierzig Jahren.

Was giebt's Neues? — Freunde, die der
Eintracht schöne Phrasen weihen,
Aber leicht sich um ein Wörtchen,
Um das Mein und Dein entzweien,
Schmeichler viel und Doppelzüngler,
Die in's Angesicht uns preisen,
Aber hinter unserm Rücken
Unsrer Ehre Schmuck zerreißen;

Müh'n viel und tausend Sorgen,
Um sich ehrlich durchzuschlagen,
Tausend Klatschereien, von der
Mißgunst hin und her getragen,
Tausend Lasten des Geschickes,
Dessen Unbestand wir kennen,
Heute frohliches Begrüßen,
Morgen schmerzerweckend Trennen.

Täglich Neues, aber immer
Bleibt's im Grunde doch beim Alten;
Immer kehrt dasselbe wieder,
Nur in anderen Gestalten.
Neues sieht man schnell veralten;
Altes wird zum Neuen wieder,
And're Zeiten, and're Sänger,
Aber stets dieselben Lieder.

W.

Cabrera.

Historische Novelle aus dem letzten spanischen Kriege.

(Fortsetzung.)

Cabrera ritt einige Schritte vor Pedro voraus, dann aber plötzlich sein Pferd herumwerfend, setzte er, noch immer erzürnt, aber doch begütigend hinzu: „Wohlan, morgen soll es sich entscheiden, wer Recht hatte. Es ist gut, wenn mich die Welt in meinem Gebirge fürchtet, aber sie sollen auch da draußen meine Kraft kennen lernen. Mag dieser schleichende Espartero sich immerhin mit Tausenden von Schanzen und Batterien einspinnen wie eine Seidenraupe, mein Auge soll ihn dennoch auffinden, und mein Fuß ihn zertreten. Ich fühle mehr als eines Menschen Kraft und Leben in mir, wenn es gilt, Großes zu wirken."

Pedro wollte eben antworten, als dicht an Cabrera's Seite ein halb verhaltenes, aber dennoch lautes Hohngelächter erscholl,

Digitized by Google

so daß der Gaul des Feldherrn scheu zur Seite prallte, und Pedro augenblicklich anhielt.

„Was war das?" sagte Cabrera dumpf.

„Wer da?" rief Pedro dazwischen, und sprengte dicht an den Rand des Weges, der verdächtigen Stelle zu. Aber eine Todtenstille herrschte ringsum, nur unterbrochen von dem Schnauben der Rosse und dem in der Ferne tönenden, schwachen Geräusche der Stimmen und Waffen von dem Gefolge Cabrera's. Vergebens strengte Pedro seine Augen an, die dichte Finsterniß zu durchdringen.

„Halt, Senor," sagte er schnell und leise zu dem Anführer, welcher inzwischen dicht an seine Seite herangeritten war, „rasselt's nicht dort im Busche? —"

Ohne die Antwort abzuwarten, riß er den Karabiner aus dem Sattelgurte hervor und schoß auf den bezeichneten Ort. Cabrera folgte seinem Beispiele, und beunruhigt durch diese Schüsse, eilten die Nachfolgenden so schnell herbei, als die Dunkelheit es erlaubte. Auch ihnen befahl Cabrera, Feuer zu geben, und setzte dann nachdenkend seinen Weg fort. Eine seltsame Vermuthung war in ihm aufgestiegen, und er hätte viel darum gegeben, wenn ihm Jemand hätte Gewißheit geben können, ob eine der Kugeln ihr Ziel erreicht habe. Allein die Dunkelheit war zu groß, und alles Umhersuchen im Dickigt überzeugte nur, daß eine Entscheidung über den fraglichen Gegenstand unmöglich sey. Auch Pedro schüttelte bedenklich das Haupt.

Noch am Abend spät sann Cabrera über den Vorfall nach. Im Schlosse lag Alles im tiefen Schlummer, nur der einförmige Tritt der Wache vor der Hausthür war hörbar. Cabrera hatte sich auf das Sopha geworfen, und schaute in das Kohlenfeuer, welches in dem ihm gegenüberliegenden Kamin brannte. Die Wärme, welche von dorther sich verbreitete, hauchte ihn wohlthätig an, und ein leichter Traumnebel zog sich unbemerkt über seine Gedankenwelt. Nur die Bilder des heutigen Tages blieben in seinem Bewußtseyn, keine Betrachtung darüber. Aber allmählig verknüpften sich auch diese zu andern Gemälden. Es kam ihm vor, als stände er verborgen hinter einem Busche, vor welchem Hirsche und Rehe schnell nach einander vorüberwechselten. Bei jeder neuen Erscheinung legte er im Traume die Büchse an, aber jedes Mal zischte das Pulver auf der Pfanne, ohne daß ein Schuß erfolgt wäre. Endlich machte er eine ungeduldige Bewegung und schlug die Augen auf. Er sah sich in seinem Zimmer, aber er mußte dennoch träumen, oder er hatte vorher gewacht. Denn dasselbe Zischen berührte sein Ohr, und von den Kohlen stieg ein dichter weißer Dampf empor. Er wollte aufstehen, um zu untersuchen, allein die Wände des Zimmers schienen ihm in einer unendlichen Entfernung zu seyn, und von Müdigkeit überwältigt, sank er wieder zurück in seinen Schlaf und Traum. Das Wild streifte mit immer größerer Schnelligkeit an ihm vorüber, und glühende Augen schauten ihn an, und das Gewehr bekam Zentnergewicht, und eine heiße Juliluft strömte ihm aus den Büschen entgegen. Er wollte gehen, aber die Füße versagten ihm den Dienst — die heftige Anstrengung erweckte ihn von neuem. Mit weitgeöffneten Augen starrte er um sich herum. Es kam ihm vor, als ob die drückende Atmosphäre des Traums im Zimmer herrsche, und leichte Wölkchen von Dampf sah er dahinziehen, von dem Kamine zu den seidenen Fenstervorhängen. Die Zimmerdecke erschien ihm in heftig wogender Bewegung und die Wände wankend, und sich selbst fühlte er zu einem unermeßlichen Umfang aufgeschwollen. Vergebens haschte er nach klarer Besinnung.

Einige Minuten später änderte sich die Scene. Die Kohlen im Kamine erloschen unter heftigem Zischen, als ob eine große Menge Wasser darüber ausgegossen wäre, und als der Dampf einigermaßen abgezogen war, ließ sich ein Rasseln und Rauschen im Rauchfange vernehmen. Cabrera heftete die Augen starr auf diesen Punkt. Einige Minuten vergingen, und eine dunkle Gestalt schlüpfte behutsam aus dem seltsamen Versteck hervor. Es war ein Mann in Bauerntracht, von hohem Wuchse und mit finster blitzenden Augen — weiter vermochte Cabrera noch nichts zu unterscheiden. Der Fremde schwebte mit unhörbaren Tritten über den Fußboden hin zur Thür, die er sorgfältig verriegelte; dann untersuchte er auch die Fenster und die Nebenthüren, und kehrte endlich zu Cabrera zurück. Mit verschränkten Armen und satanischem Lächeln pflanzte er sich vor diesem hin, und schien sich an der Angst zu weiden, welche sich auf dem Antlitze des Unglücklichen zeigte, und an den fruchtlosen Anstrengungen desselben, eine Bewegung zu machen.

„Wie viel Kraft und Leben fühlst Du jetzt in Dir, Elender," sagte er endlich; „wenn Du Espartero's Tausende vernichten willst, so vernichte doch erst mich, einen Einzelnen. Ja, strenge Dich nur an, Ramon Cabrera, schon eine Fliege, die über Deinen Finger läuft, ist zu stark für diese mächtige Hand. Merkst Du mit einem Male, daß auch Du ein Sterblicher bist? Wir Andern haben das schon längst gewußt, und Du mußt mir dankbar seyn, daß ich Dich endlich auf die richtige Bahn gebracht habe."

„Einst stand ich über Dir, und so auch jetzt; Dein Neid hat mich nicht vernichten können. Du glaubtest mich so tief hinabgetreten zu haben, daß Du nicht ein Mal an mein Daseyn denken mochtest, als Du die reizende Ines in Deine Arme schlossest; aber der verachtete Nebenbuhler ist Dir zum furchtbaren Gegner erwachsen. Die Treulose erreichte mein Dolch, und auch Dich hat er getroffen; aber jetzt preise ich den Himmel, daß er meine Hand irre leitete, denn zu mild und leicht hätte Dich ein richtiger Stoß vernichtet. Aber es mußte so kommen; bin ich doch selbst von heiliger Hand zu meinem Racheamt geweiht. Deine langsamen Qualen sind ein Tropfen Vergeltung für die Höllengluth, die Du in meiner Brust angeschürt hast, und für die gotteslästerliche Beschimpfung des ehrwürdigen Victor Saez. Hast Du es gehört, Cabrera? Es ist Rache, die Dich jetzt ergriffen hat, kein wüster Traum. Wenn Du auch schon in den Armen des Todes liegst, Deine Augen und Ohren sollen nicht stumpf seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Dresden, 30. Mai.) Den Verehrern des berühmten Rubini, oder denen, welche ihn gern hören möchten, dürfte es nicht uninteressant seyn, zu erfahren, daß derselbe von Mailand aus bei einem hiesigen Banquierhause accreditirt und sein Herkommen angekündigt ist. Dem Vernehmen nach wird er in den nächsten Monaten, oder im Herbste hier eintreffen.

Digitized by Google

(Danzig, 25. Mai.) Aus einem Briefe Seydelmann's an den Direktor des Theaters in Königsberg theilt das Danziger Dampfboot folgende interessante Stelle mit: „Wie lieb wäre es mir, könnte ich Ihre ehrende Einladung zum Gastspiele benutzen! Wenn es nicht später ein Mal geschehen darf; jetzt darf ich kaum an die Komödie denken. Morgen kommen die drei „gestrengen Herren": Mamertius, Pancratius und Servatius. Erweisen sie sich mild, dann wollen die Aerzte mich zum ersten Mal an die Luft lassen, später soll ich in einer hübschen, gesunden Gegend mich erholen. Ich litt an einem rheumatisch-nervösen Fieber und an der Hirnhautentzündung (wie ich in meiner Reconvalescenz erfahre) und bin also ein sehr angegriffener Mensch. Das hat man davon, wenn man glaubt, des Guten nie genug thun zu können. Ich habe zu viel gespielt, und meine es mit dem Dinge überhaupt zu ernst. Jetzt fühle ich's. Und wenn Gott mir Gesundheit schenkt — treib' ich's wie sonst. Das liegt im Blut, und verzehren soll sich ja jede irdische Kraft, um der neuen Platz zu machen."
(L. A. Z.)

(Bern.) Im Februar letzthin hat sich in der Gemeinde Leimiswyl ein Leseverein von Männern gebildet, der es sich zur Aufgabe gemacht, dem so schädlichen Unglauben und Aberglauben entgegen zu arbeiten, hingegen ächt religiöse Begriffe und alt-eidsgenössischen Biedersinn fortzupflanzen. Jedes Mitglied hat sich verpflichtet, jeden Monat einen aus freiem Stoff gewählten Aufsatz dem Verein einzureichen.

Der fünfte Band des Theater-Lexikons von R. Blum, K. Herloßsohn und H. Margraff umfaßt von Kette bis Niais eine Reihe von belehrenden Notizen, kleineren und größeren Aufsätzen, gedrängten Biographien, Charakterschilderungen u. s. w. und fährt fort, den Schauspielern ein nützliches, besonders aber zum Nachschlagen geeignetes Hand- und Hülfsbuch abzugeben.

Eine der letzten Generalversammlungen des Wiener Gewerbvereines beschäftigte sich mit einer Maßregel von wahrhaft praktischem Sinne, nämlich der Ertheilung von mehr als dreißig Verdienst-Medaillen an Werkführer und Altgesellen, die in einer längern Reihe von Jahren bei demselben Brodherrn sich durch Geschicklichkeit und Fleiß ausgezeichnet hatten.

(Berlin.) Ein Tischlergesell, welcher als Aufseher bei der Maschine in der Filztuchfabrik vor dem Halle'schen Thore beschäftigt ward, hatte am 25. v. M. Nachmittags das Unglück, bei Gelegenheit, wo er einen Riem um die Scheibe der Welle ordnen wollte, von dieser am linken Arm erfaßt und so lange um die Welle herumgeschleudert zu werden, bis ihm der linke Arm nahe am Ellenbogengelenk ausgerissen und der rechte Oberarm zerbrochen war. Auch erlitt der Unglückliche in diesen für ihn so schrecklichen Augenblicken mehrfache Contusionen der Seitenbänder beider Kniegelenke. Alsbald zur Charité gebracht, erfolgte dort die Amputation seines linken Oberarms.

In der großh. hessischen zweiten Kammer der Stände wurde der Gesetzentwurf, betreffend die Vervollständigung des Gewerbsteuertarifs, unter der Bedingung einstimmig angenommen, daß in dem, jenem Tarife angefügten Verzeichnisse die hausirenden Streichfeuerzeughändler gestrichen werden, wobei die Kammer weiter einstimmig beschloß, die Staatsregierung zu ersuchen, aus polizeilichen Gründen den Hausirhandel mit Streichfeuerzeugen zu verbieten. (Hess. Bl.)

(Aus der östlichen Pfalz, 31. Mai.) Leider zeigt sich die seit einigen Jahren bemerkte Krankheit unter den Kartoffeln auch dieses Jahr wieder an verschiedenen Orten in bedeutender Ausdehnung.

(München, 1. Juni.) Seit kurzem verweilt der als Schauspieler und dramatischer Dichter gleich berühmte Eduard Devrient hier. Er wird auf unserer Bühne in einigen Gastrollen auftreten. Auch Hr. Härtinger, einer der vorzüglichsten jetzt lebenden Tenoristen, vom Mannheimer Theater, wird hier erwartet.

(Berlin, im Mai.) Die Arbeiten für die anzulegenden wirklich großartigen Wasserkünste bei Sanssouci schreiten überraschend schnell vorwärts. Der Obergarten-Direktor Lenné, welcher sich eines besondern Vertrauens Sr. Maj. des Königs erfreut, leistet in Bezug auf die Verschönerung dieser Gegend mit verhältnißmäßig wenigen Kosten wirklich Erstaunenswerthes, wie es von allen Sachverständigen ausgesprochen wird. Später wird derselbe zur Anlage eines großen Hains an einem dem Thiergarten entgegengesetzten Theile Berlins schreiten, der jetzt ziemlich öde und verlassen von Spaziergängern da liegt. Auf diese Weise wird die Umgebung Berlins nach und nach in einen Garten umgewandelt werden. Hr. Lenné ist bekanntlich ein Rheinländer und einer der ersten Gartenkünstler Deutschlands.

Baron Dupot in Paris hat jetzt bereits neunzehn Taubstumme durch Magnetismus geheilt. Sein Verfahren ist von der medizinischen Akademie geprüft und im höchsten Grade anerkennend aufgenommen worden. Der Erfolg seines Verfahrens gränzt ans Wunderbare; denn bei dem dritten Versuche hörte ein Kind nicht nur jedes Wort, sondern sprach auch jedes ihm vorgesagte nach.

(Das Gift im Tabak.) In der am 7. Febr. abgehaltenen Sitzung der Akademie der Wissenschaften in Paris trug Hr. Barral eine Abhandlung über mehrere Experimente, welche er mit dem Tabakblatte vorgenommen hatte, und über die von ihm bewerkstelligte Absonderung der „Nocotine", benannter Pflanze, vor. Es gelang Hrn. Barral, diesen Extract in einem bisher noch nicht erreichten Zustande von Reinheit zu gewinnen, und er fand dabei, daß es ein mächtiges alcalisches Salz und energisches Gift ist, das, selbst in schwachen Parzellen genommen, den Tod fast augenblicklich herbeiführt.

In Berlin hat man aus Rossini's Stabat mater — Walzer und Galoppaden arrangirt.

(Berlin.) In einer hiesigen großen Seidenfabrik der Gebrüder Meyer wird jetzt ein kostbarer Teppich als Geschenk für den König gewirkt. Derselbe enthält in der Mitte das Bild des verewigten Monarchen, an den Seiten das Testament. Der Teppich soll 10,000 Thlr. kosten.

(Deutsche Jünglinge.) Ein Geschlecht stirbt jetzt ganz aus, meinte Freund S. neulich, das der deutschen Jünglinge.

Digitized by Google

Die jetzigen sind zerrissen, und flickt man zehn solcher zerrissenen Jünglinge zusammen, so will immer noch kein ganzer deutscher Jüngling d'raus werden. Das Merkwürdigste dabei ist, daß sich die Frauen in frühern Zeiten nach ihnen rissen und die Jünglinge waren nicht zerrissen, jetzt reißen sich die Frauen gar nicht mehr nach ihnen und die Jünglinge sind zerrissen.

(Die Ruinen von Hamburg.) Wenn die Erfindung Daguerres jemals eine eben so interessante als wichtige Anwendung gefunden hat, so geschah dies jetzt, nachdem ein großer Theil Hamburgs in Asche gelegt und dem Auge statt herrlicher Gebäude, Straßen und Thürme nichts als ein Meer furchtbar schöner Ruinen geblieben war. — Wie viele unserer besten Künstler diese malerischen Ueberreste einer frühern Pracht als unvergeßliche Erinnerung in ihre Mappen verzeichneten, so hat auch Hr. H. Biow es sich zur Aufgabe gestellt, mit seinen Daguerrotypen die noch rauchenden Ruinen zu durchwandern, und ehe die Nothwendigkeit die noch stehenden großartigen Trümmer umstürzte, hat er dieselben nach allen Richtungen auf seine Silberplatten fixirt und so eine historisch unschätzbare Sammlung hervorgerufen, die als treue Abdrücke der Natur den spätern Zeiten ein wahrhaftes Bild der Verwüstung zeigen wird, welche das furchtbare Element an jenen für Hamburgs Geschichte ewig denkwürdigen Schreckenstagen anrichtete. Wir hoffen, daß diese Sammlung, die schon jetzt dreißig bis vierzig Bilder zählen mag, nicht getrennt und als schätzbare historische Denkwürdigkeit an geeignetem Orte niedergelegt werde.

Korrespondenz.

Alzei, 29. Mai.

Gestern wurde hier von dem Gesangverein „die Harmonie" ein Konzert gegeben, dessen Ertrag zu Gunsten der Abgebrannten in Hamburg und Niedereisenhausen bestimmt ist; die Theilnahme war sehr zahlreich. Die Bildung dieser Gesellschaft hat auf den hiesigen Ton vortheilhaft eingewirkt; es wäre zu wünschen, daß dieselbe öfter Veranlassung nehme, derartige Konzerte zu geben. — Gegenwärtig ist man hier im Bau eines Realschulgebäudes begriffen, es ist dabei für die Lehrsäle und eine Wohnung für den Direktor Vorsorge getroffen; nur Schade, daß dieses Gebäude an den unvortheilhaftesten Platz kommt, der gewählt werden konnte; mitten auf die Bleiche, hinter die katholische Kirche, wo ehemals ein Graben war, der ausgefüllt ist. Das Gebäude erhält seine Vorderseite nach einer projektirten schmalen Straße, gegenüber von zehn Fuß hoch gelegenen Gärten mit Mauern, also keine freie Aussicht, in der Nähe eine bedeutende Brauerei und Branntweinbrennerei, die beständig ihren Steinkohlenstaub aussendet, wodurch das Oeffnen der Fenster gehindert wird; dieser Staub war schon der Bleiche von großem Schaden und wurde das Bedürfniß fühlbar, deshalb die Bleiche zu verlegen. Der Bauplatz selbst vermehrte auch die Kosten der Fundamente um die Hälfte. Diese augenfälligen Umstände veranlaßten den hiesigen großh. Kreisrath und Bürgermeister, dem Vorschlage des hiesigen Gemeinderaths dazu ihre Beistimmung nicht zu geben. Als diese Discussionen wegen der Baustelle statt fanden, kam zugleich ein von dem großh. Kreisrath an die Stadt gestelltes Verlangen hinzu, ihm einen erhöheten Beitrag zur Miethe einer größeren Wohnung zu geben, oder ihm ein Haus zu bauen. Der hiesige Kreisrath bezieht nämlich von der hiesigen Gemeinde schon seit seinem Amtsantritt einen jährlichen Beitrag zur Miethe, Anfangs von 150 fl. und in letzterer Zeit von 100 fl. Obgleich dieser Beitrag schon manche Kämpfe veranlaßte, so gab man ihn doch fort; nun aber da eine Kreisrathswohnung gebaut werden sollte, war Alles dagegen und zwar aus einfachen Gründen. Die Stadt hat schon durch die erste Einrichtung des Burggraviatsgebäudes zu einer Communalschule, durch die Aenderung dieses Gebäudes zu einem Justizgebäude für das Kreisgericht, Bau der Gefängnisse, Einrichtung eines anderen Schulhauses, Umpflasterung der Straßen, nun Errichtung eines Realschulgebäudes, Einrichtung desselben, Besoldung der Lehrer rc. und viele andere Arbeiten — Ausgaben genug, daß sie zu zwei Anleihen schreiten mußte, die größtentheils durch starke Umlagen gedeckt werden müssen. Da nun, wie gesagt, das Project des hiesigen Gemeinderathes, auf die Stelle, auf welcher jetzt das Schulgebäude gebaut wird, zu bauen, von dem großh. Kreisrathe nicht genehmigt wurde, so stellte man ihm den Bau einer Wohnung für ihn in Aussicht, wenn er das Project des Gemeinderathes genehmigen würde. Diesem Anerbieten wurde nicht widerstanden und die Genehmigung zum Schulbau auf die Bleiche ertheilt. Der Bau einer Kreisrathswohnung wurde zu 10,704 53 kr. veranschlagt und auch sogleich die Versteigerung ausgeschrieben. Hierdurch wird aber die Pflästerung einer neuen Straße und der Verkauf eines Hauses erforderlich, um eine Verbindung mit der Hauptstraße zu erhalten; also abermals 4 bis 5000 fl. Ausgaben. Dieser letztere Bau, zu welchem kein Bedürfniß vorlag, da die Verbindlichkeit, zu der Wohnung des großh. Kreisraths beizusteuern, seither nur durch den geringen Betrag erträglich wurde, hat eine allgemeine Aufregung der damit belasteten Einwohner hervorgebracht.

Bockenheim, 1. Juni.

Wer einräumt, daß pflichttreues Wirken der Volksschullehrer für die bessere Gestaltung des Volkslebens von unberechenbarer Wichtigkeit ist, der wird es uns gewiß nicht verübeln, öffentlich einer Feier zu gedenken, die einem Manne galt, dessen Namen zwar nicht weithin gekannt ist, der aber während seines achtzehnjährigen Wirkens an der hiesigen Stadtschule redlich bemüht war, allgemeines Wohl nach Kräften zu fordern. Wir geleiteten nämlich am 30. v. M. den ältesten der an genannter Schule angestellten Lehrer, Hrn. Georg Aschenbach, zu Grabe. Die liebevolle Sorge der nicht blos die Schule noch besuchenden, sondern auch der längst aus derselben geschiedenen Jugend, bei der Begräbnißfeier ihre Anhänglichkeit an den geliebten Lehrer und ihren Dank öffentlich zu bethätigen; die innige Theilnahme der hiesigen Einwohnerschaft, die zum größern Theile ohne Unterschied der Religion dem Sarge folgte, so wie der benachbarten Collegen des Verstorbenen, welche durch Aufführung eines vierstimmigen Grabgesangs die Feier erhöheten; endlich die gehaltvolle Rede, in welcher unser würdige, für unser Schulwesen mit unermüdlicher Thätigkeit wirkende Hr. Metropolitan Böhm nicht nur die Verdienste des Hingeschiedenen, sondern überhaupt des von so Vielen noch verkannten und nicht selten unter der Last der drückendsten Nahrungssorgen immer noch seufzenden Lehrerstandes der Volksschule würdigte: dies Alles sind sprechende Beweise, wie geliebt und geachtet der Heimgegangene war. Möge er dem noch recht lange in liebevollem Andenken bei uns bleiben! Möge insbesondere die von ihm ausgestreuete Saat reichliche Früchte in unserer Gemeinde tragen!

Theater-Anzeige.

Montag, den 6. Juni. Vierte Vorstellung des Gymnase Castelli, vom königl. Odeon-Theater in Paris: Margot, ou: les bienfaits de l'éducation. Vaudeville en un acte. Hierauf folgt: Les premières amours, ou: les souvenirs d'enfance. Vaudeville en un acte. Zum Schluß: Cendrillon, Pantomime en 4 Tableaux. Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 7. Juni. Der Talisman, Posse mit Gesang in 3 Abth., Musik von Müller.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 133. Dienstag, den 7. Juni 1842.

Cabrera.

Historische Novelle aus dem letzten spanischen Kriege.

(Fortsetzung.)

Der Entsetzliche wandte jetzt den unerträglichen Blick von einem Schlachtopfer hinweg, ergriff einige auf dem Tische liegende Briefe und andere Papiere, zündete sie an dem Lichte an, und warf sie auf die Kohlen, welche, nicht völlig ausgelöscht, schon wieder zu glimmen anfingen. Mit regem Eifer warf er so lange brennbare Stoffe nach und blies, bis die Kohlen wieder in voller Gluth leuchteten; dann zog er ein Fläschchen aus der Tasche hervor, hielt es Cabrera mit den Worten entgegen: „Da ist der Feind, welcher den starken Grafen von Morella überwinden wird," und setzte es dann behutsam auf die Kohlen. Noch einen triumphirenden Blick warf er dem Halbtodten zu, und verschwand mit der Behendigkeit eines Raubthieres da, wo er gekommen war. Eine Todtenstille erfüllte von neuem das Gemach.

Cabrera begriff, trotz der Dumpfheit seiner Sinne, das Beginnen seines Mörders. Er versuchte die äußerste Anstrengung, um sich zu erheben und die todbringende Flasche von den Kohlen hinwegzuwerfen, oder um Hülfe herbeizurufen; allein umsonst. Ein krampfhaftes Athmen war seine Stimme, ein leises Zucken mit den Fingern seine Bewegung. Er wollte sich ergeben in das unvermeidliche Schicksal, aber alle innere und äußere Kraft schien von ihm gewichen. Wie ein Feigling zitterte er vor dem nahen Tode, und ein leiser, gräßlicher Ton rang sich aus seiner Brust hervor, als plötzlich das Glas zersprang, und ein blauer Schein das Gemach erhellte. Ein konvulsivisches Zucken durchflog seine Glieder, und bewußtlos sank er zusammen.

So weit war die Absicht des Mörders völlig gelungen, allein die Hoffnung, daß die That bis zum folgenden Tage verborgen bleiben sollte, ging nicht in Erfüllung. Das helle, lodernde Feuer in dem Zimmer des Grafen hatte die Aufmerksamkeit des Postens gleich anfangs erregt, und er theilte seine Bemerkung Pedro mit, welcher durch Zufall gerade heute Wachtdienste that. Dieser, der seinen Herrn seit der Gefahr in Valencia stets von Mördern umringt glaubte, eilte hastig auf die Straße hinaus, und schaute zu des Grafen Fenstern empor. Die Flamme war inzwischen gesunken, und nur der ruhige Schein des Kerzenlichts erhellte die Gardinen. Schon wollte Pedro die Bemerkung des Soldaten für ein Werk der Einbildung erklären und sich ruhig in die Wachtstube zurück begeben, als plötzlich ein Steinchen von dem Dache herunterrollte und seine Aufmerksamkeit höher hinaufzog. Die Finsterniß verhinderte zwar jede Wahrnehmung durch das Auge, allein das Ohr vernahm Töne, die allerdings im Stande waren, in Pedro's Seele Verdacht zu erregen. Die Ziegel knisterten wie unter einer Last, die sich behutsam fortbewegte, und der langsame Fortschritt bewies deutlich genug, daß keine Katze oder der leichte Marder dort ihr nächtliches Wesen trieben. Es mußte ein Mensch seyn, und sein Geschäft ein böses. Pedro rief leise die Soldaten der Wache herbei.

Allein noch ehe diese irgend einen Schritt unternehmen konnten, zeigte sich Cabrera's Fenster in dem erwähnten blauen Lichte, und Pedro vergaß bei diesem Anblicke die Verfolgung und Alles, nur nicht seines Herrn wahrscheinliche Gefahr. „Eilt, rettet," rief er, mit der Hand nach dem Hause zeigend, und dann stürzte er, so schnell sein Fuß es erlaubte, die breiten Stiegen hinauf zu Cabrera's Zimmer. Er klopfte, er rief — keine Antwort. „Die Thür gesprengt," befahl er mit rücksichtslosem Eifer, und in einem Moment sank sie zertrümmert zusammen. Pedro setzte rasch den Fuß auf die Schwelle, aber eben so schnell kehrte er zurück, nach Luft und Athem suchend. Auch die Soldaten wurden wie durch einen Zauberschlag auseinandergetrieben. Der höllische Dampf, welcher aus dem Zimmer hervordrang, betäubte ihre Sinne und entmuthigte sie. Pedro am ersten faßte sich von neuem, und nachdem er seinen Karabiner in die Thür hinein abgeschossen hatte, eilte er, mitten in der Wolke des Pulverdampfes, zu seinem Herrn, ergriff ihn mit sicherer Hand, und trug ihn bis an das Fenster des Vorzimmers, wo er ohnmächtig mit seiner Beute zusammenstürzte. Wie versteinert standen die Krieger bei diesem erschreckenden Vorfalle, und nur einige hatten Geistesgegenwart genug, die Laden der Fenster aufzureißen, nach dem Arzte zu eilen, und die Bewohner des Hauses zu Hülfe herbeizurufen.

Bald erfüllten Wehklagen und ängstliches Treiben das weite Gebäude. Auch in der Stadt begann es unruhig zu werden. Militärärzte und Offiziere eilten herbei, die Wachen wurden verdoppelt, Patrouillen mit brennenden Fackeln durchzogen die Stadt, und in der Nähe von Cabrera's Wohnung wurden die Häuser bis in den kleinsten Winkel durchsucht. Doch fand sich nicht die geringste Spur des Mörders, und die erzürnte Menge ergoß sich in tausendfache Verwünschungen.

Digitized by Google

Die Bemühungen der Aerzte dagegen um Cabrera selbst schienen einen günstigern Erfolg zu versprechen. Wenigstens fiel das allgemeine Urtheil dahin aus, daß der Funken des Lebens noch nicht völlig erloschen sey. Pedro's rasches Einschreiten und sein umsichtiger Muth hatten verhindert, daß der giftige Dampf seine volle Wirkung ausüben konnte. Eine Minute später jedoch, und auch diese schwankende Hoffnung wäre erloschen gewesen. Ob überhaupt Wiederherstellung möglich sey, blieb noch immer ungewiß.

Erst gegen Mittag des folgenden Tages trat der Oberstabsarzt mit der frohen Botschaft in Joaquinens Zimmer, daß die Vergiftung so weit gehoben sey, um keine tödtliche Wirkungen mehr äußern zu können. Der Kranke sey in einen tiefen Schlummer verfallen, aus dem er ohne allen Zweifel zum Bewußtseyn erwachen werde. Die Damen dürften sich völlig beruhigen. — Die Worte des ernsten, erfahrnen Mannes waren Himmelstöne für das Ohr der Trostlosen. Auch Pedro jubelte hoch auf, als ihn diese Nachricht erreichte, obgleich er selbst das Bett hüten mußte, und Arzneien gegen die zerstörenden Einwirkungen des Giftes nahm.

Nach Verlauf zweier angstvoller Tage endlich wurde die Prophezeihung der Aerzte erfüllt. Cabrera schlug die Augen auf, und schaute seine Umgebung freilich mit Erstaunen, aber doch mit Bewußtseyn an.

„Wie ist Euch?" fragte der Oberstabsarzt leise, indem er die Hand des Kranken ergriff.

„Matt," entgegnete Cabrera nach einer Pause, und versank von neuem in gänzliche Unthätigkeit. Der Arzt winkte Stillschweigen, und so kehrte allmählig, durch abwechselnden Schlummer und die Anwendung stärkender Einreibungen und Mixturen, die Lebenskraft in einem solchen Grade zurück, daß Cabrera einige Winke über das Vorgefallene geben, und mit seinen Schwestern, mit Polo und den Offizieren reden konnte. Auffallend war es dabei, daß er um die kriegerischen Angelegenheiten völlig unbekümmert schien, und auf die erste Frage danach ruhig erwiederte: „Thut, was Euch gefällt." Erst später gab er den gemesseneren Bescheid, Polo möge die Sorge für die Stadt, Forcadell für das Heer übernehmen. „Aber keine Schlacht, Capitano, ich möchte es nicht gern," fügte er ausdrücklich und mit einiger Lebhaftigkeit hinzu.

(Fortsetzung folgt.)

Der Dombau zu Köln.

Eine beachtungswerthe Erscheinung der neuesten Zeit sind die Vereine, welche sich zunächst in Preußen, dann in Bayern, unter dem Schutze der Könige dieser Länder, für den Dombau in Köln begründet haben, und welche in ihren Aufforderungen zu Beiträgen für diesen Zweck die Hoffnung aussprechen, daß die Vollendung jenes herrlichen Denkmals frommer deutscher Kunst eine gemeinsame Nationalangelegenheit aller Deutschen werden möge. Es ist gewiß ein schöner und ergreifender Gedanke, daß alle Glieder unseres Volkes, ohne Rücksicht auf Verschiedenheit ihrer Glaubensbekenntnisse, mit freudig vereinten Kräften an dem Ausbaue eines deutschen Gotteshauses arbeiten, das in einer Zeit begonnen wurde, wo es nur eine christliche Kirche in Deutschland gab. Als ein äußeres Denkmal wieder hergestellter innerer Einigkeit soll dieser Dombau sich erheben; zu dessen feierlichem Beginn will man die Fürsten des Volkes einladen; Katholiken und Protestanten sollen bei dessen gemeinsamer Herstellung vergessen, was sie trennt; nur das Gefühl, daß sie Christen und daß sie Deutsche sind, soll mit Begeisterung sie dabei erfüllen. Wem ein warmes deutsches Herz im Busen schlägt, der fühlt sich wohl ergriffen und bewegt von einem so herrlichen Gedanken. Mit hoher Freude erfüllt es ihn, zu sehen, wie deutsche Fürsten sich an die Spitze dieses großartigen Unternehmens stellen, wie angesehene Männer im Volke sich zu dessen Ausführung die Hände reichen, wie die hohe Bedeutung dieses Beginnens von Tausenden erkannt wird. Aber indem auch ihn die Begeisterung zu werkthätiger Theilnahme an diesem hehren Baue erfassen will, schleicht doch noch eine deutsche Bedenklichkeit durch seine Seele. Sie sey offen hier ausgesprochen. Ist denn der innere Friede zwischen den deutschen christlichen Kirchen, welchen dieser gemeinschaftliche Dombau verherrlichen soll, auch wahrhaft hergestellt? Sind Katholiken und Protestanten, die sich zu dessen Ausführung vereinigen, auch in Wahrheit darüber einig, daß die äußeren Unterschiede ihrer kirchlichen Lehren und Gebräuche keinen hindernden Einfluß mehr üben sollen auf ihren gemeinsamen christlichen Wandel auf Erden? Und wenn sie es wären, sind es auch ihre Priester und Geistlichen? Wird der neue Coadjutor des Erzbisthums Köln, welcher am 4. März feierlich in den Kölner Dom eingeführt wurde, von diesem Mittelpunkte seiner geistlichen Wirksamkeit aus künftig nur den Frieden verkündigen; nicht nur nicht fluchen den Andersglaubenden, sondern auch einen Segen für diese haben? Oder werden die himmelan strebenden Mauern des gemeinsamen christlichen Baues auch hinfort Zeugen davon seyn, daß eine christliche Seele ohne Trost und Beruhigung von ihnen scheiden muß, weil sie einen vor Gott und Menschen erlaubten, aber von den Satzungen der römischen Kirche verdammten Bund für die Erde wie für den Himmel geschlossen hat? — Nicht trübe Ahnungen nur sind es, die zu diesen Fragen veranlassen, sondern Thatsachen, die keinem aufmerksamen Beobachter entgehen können. Durch den zwischen den Staatsregierungen von Preußen und Rom hergestellten Frieden ist die äußere Verwaltung der Erzdiöcese Köln neu geordnet worden; aber von einer wahrhaft innigen und offenen Einigkeit der katholischen und protestantischen Kirchen ist dabei keine Rede gewesen. Von christlicher Gesinnung durchdrungen, hat der König von Preußen, jeden Glaubenszwang seiner katholischen Unterthanen zu entfernen, den Verkehr mit Rom ganz frei gegeben; er will nicht, daß ein Gewissen beschwert, daß irgend Jemand in seinem Reiche, nach Friedrichs des Großen Ausspruch, gehindert sey, auf seine Art selig zu werden; er hat durch Wort und That gezeigt, daß er als evangelischer Christ zwar den Weg seiner Kirche für den besten, aber nicht für den allein seligmachenden hält. Herrscht aber diese Gesinnung und dieser Glaube auch auf der anderen Seite? Haben die katholischen Geistlichen fast aller Orten gerade in neuester Zeit hiervon Beweise gegeben, wo sich Collisionsfälle der kirchlichen Bekenntnisse ereigneten, wie namentlich bei Ehebündnissen verschiedener Glaubensverwandten? Ist es ihnen wirklich nicht möglich, auch ein solches Bündniß zu segnen, wie die evangelische Kirche es thut, wenn dasselbe nur in christlicher Demuth und in christlicher Hoffnung geschlossen wird? Werden sie nach der ehrlichen Stimme ihres Gewissens den Mitbau der Evangelischen am

Digitized by Google

Kölner Dom nicht etwa nur als eine Siegeshoffnung für ihre Kirche betrachten, und würden sie gleich freudig mitbauen, wenn den ehrwürdigen Bau das Geschick erreicht hätte, sich auf evangelischem Boden zu erheben? Nicht neues Mißtrauen erregen sollen diese bedenklichen Worte; nur uns bewahren helfen, daß der vollendete Kölner Dombau nicht einst falsch Zeugniß rede von unserer Zeit, daß sie nicht besser scheine, als sie wirklich ist. Es gibt ein einfaches Mittel zur Hebung dieser Bedenken. Der neue Bischof von Geissel zu Köln erlasse selbst einen Aufruf an die deutsche, katholische wie evangelische, Christenheit zur Mithülfe am Baue des deutschen Domes, dem er vorstehen wird. Er bekenne offen und frei, im Namen der deutschen katholischen Geistlichkeit, in welchem Sinne sie das gemeinsame Werk des deutschen Dombaues aufnimmt; ob die Vereine Recht haben, welche dasselbe als ein herrliches Denkmal eines wahren und innigen Bundes beider christlichen Kirchen zu Einigkeit und Duldsamkeit darstellen; ob fortan jede liebloſe Befehdung über kirchliche Unterschiede gegenseitig vergeben und vergessen seyn soll, und ob auch der evangelisch gesinnte Christ an den Altären dieses deutschen (nicht römischen) Domes duldende Liebe und, wenn er darum bittet, christlichen Segen empfangen solle.

Ich fühle wohl, daß die Aeußerung solch eines Bedenkens von einem Einzelnen sehr unstatthaft erscheinen mag; aber indem ich sie wage, ist mir, als spräche ich die Gefühle vieler Deutschen bei dieser Dombausache aus. Dieselbe ist zu ernst, um nur von der künstlerischen Seite betrachtet zu werden. Sie ist zu herrlich, um nicht alle deutsche Gemüther zu freudiger Theilnahme zu entflammen, wenn es sich in Wahrheit um ein Denkmal eines neuen innern Friedensbundes der getrennten deutschen christlichen Kirchen handelt. Darum werde jedes Bedenken gehoben. B.

(Aus dem allg. Anzeig. d. Deutschen, Jahrg. 1842, Nr. 71.)

Ein merkwürdiges Ehebündniß.

Die „Leipziger Allg. Ztg." erzählt folgende romanhafte Geschichte: „Rom, 19. Mai. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß die höhern Gesellschaftskreise von hier Jahr aus Jahr ein überwinternden Fremden großentheils aus Individuen zusammengesetzt sind, welche ihre Bildung oder ihr Stand in hohem Grad auszeichnet. Schwerlich dürfte von dieser Seite die Salonswelt irgend einer andern europäischen Hauptstadt mit der Roms den Vergleich aushalten. Aber in diesen vielgepriesenen römischen Wintergesellschaften von Fremden, deren Hauptbestandtheil Engländer sind, fallen gar oft Lebensextravaganzen vor, wie man sie sonst nicht von Gebildeten erwartet. Einen Beleg dafür liefert ein als stadtkundiges Factum zu Tage liegender Vorfall aus der allerjüngsten Tagesgeschichte. Er kann unter vielen andern Denen als unterrichtende Warnung dienen, welche uns Deutschen so viel Schönes von der moralischen Atmosphäre vorerzählen, in der die englische Jugend in ihrem Vaterlande jenen Charakter ausbildet, den sie auf den Continent mit herüberbringt. Mit einer Begleiterin verlebte hier diesen Winter die 22jährige Tochter des verstorbenen Lord R.....gh; wie früher in Gesellschaft ihrer Verwandten, so wurde sie Standes halber zu den vornehmsten Kreisen gezogen. Miß Jones (das ist ihr Familienname) ward ihrer hohen Bildung und Liebenswürdigkeit wegen allgemein als Zierde der Gesellschaft angesehen. Bei ihren Spazierfahrten in der Campagna diente ihr ein italienischer Lohnkutscher, Namens Antonio de Pasquali. Miß Jones erfuhr, daß der Mann Wittwer sey, und besprach sehr oft mit ihm und mit sichtlichem Vergnügen das Thema einer zweiten Ehe, wobei sie ihm nicht undeutlich zu verstehen gab, daß sie ein Interesse sonderbarer Art an seiner Person nehme. Der Fuhrmann indeß im vollsten Gefühle seines Standes (er ist von der niedrigsten Klasse der Gesellschaft und, wie man noch zum Ueberfluß wissen will, ein notorischer Trunkenbold und mehrmals auf der Galeere gewesen) hielt dergleichen für einen Scherz seiner Herrin. Diese hingegen entbrannte zu ihm in wilder Leidenschaft. Sie befahl ihm, sie nach dem nahen Albano zu fahren. Kurz nach der Ankunft läßt sie Antonio durch ihren Bedienten mit dem Bedeuten rufen, er solle seine Peitsche mit sich bringen. Er tritt in's Zimmer, und Miß Jones erklärt ihm ihren festen Entschluß, ihn zu heirathen, zerschneidet und zerbricht die Peitsche, sein charakteristisches Handwerkszeug, und schleppt den bestürzten Mann mit sich zu einem mit Postpferden bespannten, bereitstehenden Wagen, der Beide nach Rom bringt. Die Engländerin, Katholikin, eilt ohne Säumniß zum Cardinal-Generalvicar und macht ihn mit ihrem Vorhaben bekannt. Der Cardinal bittet sie dringend, ihren Verwandten und hiesigen Bekannten nicht dieses große Aergerniß zu bereiten, und befiehlt, den Antonio durch Sbirren aus der Stadt zu entfernen. Miß Jones erklärt hierauf, daß es schon zu spät sey. Der Cardinal, um weitern Scandal zu verhüten, läßt darauf die Ehe priesterlich einsegnen. Die englischen Damen, so wie die römischen Prinzen und Herzoge, deren Salons Miß Jones früher beehrte, sind über den Vorfall außer sich. Alle Welt versichert, sie sey geisteskrank!"

Mannichfaltigkeiten.

In Bezug auf die Ereignisse des Hamburger Brandes kommen jetzt täglich neue Anekdoten und einzelne Züge aller Art zum Vorschein. So erzählt ein Tagblatt Folgendes: Eine sehr begüterte Dame war gestorben. Ihr Begräbnißtag war angesetzt, es war der, wo Hamburg in Flammen stand. Alle Welt hatte genug zu thun, die Lebendigen zu retten und ihr Hab und Gut. An die Todten konnte man nicht denken, und von Leichenwagen, Trägern u. s. w. war nichts aufzutreiben. So mußten die Söhne, nach vergeblicher Anstrengung, in das schon brennende Haus zurück, und sie trugen auf ihren Schultern den Leichnam der Mutter durch die Stadt. Solcher Züge sind viel, und die Schriftsteller werden nicht fehlen, die sie zusammen tragen.

Vor dem Assisenhofe des Iseredepartements stand kürzlich ein Kerl, Namens Bondrier, der seinen Vater, einen achtzigjährigen Greis, durch Anzündung der Scheune, worin er schlief, umgebracht hatte. Das Verbrechen war erwiesen, und die Jury sprach ihr „Schuldig", erklärte aber dabei, daß mildernde Umstände vorlägen, und der Vatermörder wurde bloß zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt.

Digitized by Google

(Wiesbaden.) In diesen Tagen hat C. Kreutzer seine neue, Sr. Durchl. dem Herzog dedicirte Oper „das Armband" einstudirt, und seine Tochter wird zum Gastspiel hier erwartet. Hof und Stadt scheinen dem gedeihenden und in allen Nachbarstädten anerkannten Institute Zeichen der Zufriedenheit und Garantieen gesicherten Fortbestehens geben zu wollen. Letztere, die Stadt, hat kürzlich zum Erweiterungsbau des städtischen Theatergebäudes eine sehr ansehnliche Summe, man sagt 26,000 fl., bewilligt; S. D. der Herzog haben sich in jüngster Zeit, wie man vernimmt, bewogen gefunden, ihre Hofcapelle als solche aufzulösen und dem Theaterorchester zur Dienstleistung einzuverleiben. In Folge dieses kommt der Tactirstab der Oper in die Hände des als Compositeur rühmlich bekannten Hofcapellmeisters Rummel.

Korrespondenz.

Dürkheim a. d. Haardt, im Mai.

Der unter dem Namen „Pollichia" für unsere Pfalz gegründete naturhistorische Verein hielt, nach erfolgter Genehmigung, am 17. d. Mts. seine erste allgemeine Versammlung. Bekanntlich hat die Gesellschaft diesen Namen zur ehrenden Anerkennung der Verdienste gewählt, welche sich im vorigen Jahrhunderte der praktische Arzt J. A. Pollich in Kaiserslautern um die Naturgeschichte der Pfalz erworben hat, und diese Wahl erscheint um so passender, als sich die Gesellschaft grade nach dem Vorbilde des genannten Gelehrten eine genaue Durchforschung der Pfalz in naturhistorischer Beziehung zur Hauptaufgabe gesetzt hat. Ihren Sitz hat die Pollichia in der hiesigen Stadt, deren Vorstand nicht nur die zur Aufstellung der anzulegenden Sammlungen nöthigen Lokalitäten zur Disposition gestellt, sondern sich auch mit rühmlicher Bereitwilligkeit erboten hat, die nöthigen Einrichtungen derselben mit städtischen Mitteln zu bestreiten und jährlich einen namhaften Geldbeitrag zur Gesellschaftskasse zu geben. Die Versammlung war sehr zahlreich besucht; nicht nur Freunde der Naturwissenschaft aus allen Theilen der Pfalz, sondern auch Ehrenmitglieder des Vereins aus den angränzenden Ländern hatten sich eingefunden, und noch mehrere ließen den Verein ihrer warmen Theilnahme und thätigen Mitwirkung versichern. Der Direktor der Pollichia, Hr. Dr. Schulz-Bipont in Deidesheim, der zur Bildung des Vereins die erste Anregung gegeben hat, eröffnete die Versammlung mit einer Darlegung dessen, was der provisorische Ausschuß bisher im Interesse der Gesellschaft vorzukehren hatte, worauf die Statuten mit den durch Allerhöchste Genehmigung erhaltenen Modificationen verlesen und zur Wahl des Ausschusses für das nächste Vereinsjahr geschritten wurde. Die Stelle des Präsidenten wurde mit Einhelligkeit der Stimmen dem durch seine gründliche Forschungen im Gebiete der Cryptogamie, namentlich der Bryologie, allgemein bekannten Hrn. Dr. Bruch in Zweibrücken übertragen. Ein Abkömmling unseres berühmten Landsmanns, Hr. Pfarrer Pollich aus Stromberg auf dem Hunsrück, trug sodann eine gedrängte Geschichte seiner Familie vor, die, mit dem Ahnherrn Pollich, dem Leibarzte und Freunde des Churfürsten Friedrich des Weisen beginnend, des Interessanten viel darbot, indem das Geschlecht der Pollich viele auf dem Gebiete des Lebens und der Wissenschaft ausgezeichnete Männer aufzuzeigen hat. Mehrere anwesende Mitglieder zeigten hierauf interessante, in der Pfalz aufgefundene Naturkörper vor und Dr. Schulz hielt einen gehaltvollen Vortrag über das von ihm bei Ellerstadt in der Pfalz (zum Erstenmal in Deutschland) aufgefundene Hypecoum pendulum. Zum Schlusse berieth man sich über die Art und Weise, wie die Zwecke des Vereins am angemessenden und sichersten zu erreichen seyen, und die rege Theilnahme für die Wissenschaft und die Einigkeit der Bestrebungen, welche sich zu erkennen gaben, ließ die Anwesenden mit der Hoffnung scheiden, daß die Gesellschaft bei ihrer nächsten Jahresversammlung schon recht viele erfreuliche Proben ihres Wirkens werde aufzählen können.

Räthsel.

Verschieden, wie nach Inhalt,
So nach Gewicht und Form,
Weiß ich von keiner Regel,
Von keiner festen Norm.

Man liebt mich süß und sauer,
Man liebt mich grob und fein,
Man liebt mich rund und eckig,
Man liebt mich groß und klein.

Man hat mir fremde Theile
Nicht selten beigesellt,
Dem Wesen nach gehör' ich
Jedoch zur Pflanzenwelt.

Ich bin von Allem, was die
Natur ihm mild bescheert,
Das, was der Mensch am meisten
Und wenigsten doch ehrt!

Wenn er nur mich besitzet,
Kann er zufrieden seyn,
Doch nie ist er zufrieden,
Hat er nur mich allein.

Durch viele Proben geh' ich,
Zu werden, was ich bin;
Manch' harte Qual besteh' ich,
Dem Menschen zum Gewinn.

Doch meist nur, wenn ich fehle,
Lernt er auch schätzen mich;
Dann möcht' er oft recht gerne
Mit mir begnügen sich.

Viel besser weiß die Bibel
Zu schätzen meinen Werth,
Und mehr, als in dem Leben,
Werd' ich in ihr geehrt.

Natürlich, wie figürlich,
In Lehre, wie Gebet,
Wohl hundertmal mein Name
Gefeiert in ihr steht.

Wer Gottes Wort verehret,
Spricht ihn stets dankbar aus,
Und hat, wenn auch nicht leiblich,
Doch geistlich mich im Haus.

H. H

Theater-Anzeige.

Dienstag, 7. Juni. Der Talisman, Posse mit Gesang in 3 Abth., Musik von Müller.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 136. Mittwoch, den 8. Juni 1842.

Cabrera.

Hiſtoriſche Novelle aus dem letzten ſpaniſchen Kriege.

(Fortſetzung.)

Forcadell würde ſchwerlich einen ernſten Schritt unternommen haben, denn im Heere war große Unordnung und Verwirrung eingeriſſen. Seit durch Don Carlos Entſagung der, wenn auch nur ſcheinbare Stempel der Geſetzlichkeit von Cabrera's Kriegsführung hinweggewiſcht war, hatte ſich unter den gewaltſam angeworbenen Truppen allenthalben eine gefahrdrohende Gährung gezeigt, welche nur durch Cabrera's Perſönlichkeit niedergehalten werden konnte, und jetzt ohne Maß und Ziel emporſprudelte. Ganze Kompagnien waren bei der Nachricht von des Feldherrn Tode im Begriff, das Gewehr niederzulegen, und der ſchnelle Widerruf allein und die Energie einzelner Führer verhinderten die Ausführung dieſer Entſchlüſſe. Oeffentlich wurde der Aufruhr gedämpft, ſchon nach wenigen Stunden, aber alle Wachſamkeit konnte nicht verhindern, daß täglich eine bedeutende Anzahl Unzufriedener heimlich in das feindliche Lager übergingen. Noch vierzehn Tage in dieſem Verhältniß, und Cabrera war auf ſeine alten Schützen und ſeine Garde beſchränkt.

Forcadell durchſchaute die Schwierigkeiten ſeines Poſtens mit ſicherem Blicke, und beſchloß, kein Mittel unverſucht zu laſſen, dem einreißenden Verderben nachdrücklich zu ſteuern. Sein Plan war ſchnell entworfen — er zog einen Todesring um das Gebirge. Die Bewohner der Landhäuſer und kleinen Ortſchaften, welche dieſer Kreis berührte, mußten ſich binnen vier und zwanzig Stunden tiefer in die Berge zurückziehen, Poſten und Piquets wurden in geringen Zwiſchenräumen von einander ringsum aufgeſtellt, und überall bekannt gemacht, daß Jeder ohne Unterſchied, der es wage, dieſen furchtbaren Kreis zu betreten, ſofort niedergeſchoſſen werden ſolle. Freunde und Feinde erſchraken vor dieſer furchtbaren Maßregel, und bald lag eine breite Strecke um das Gebirge herum, wo kein menſchlicher Laut ertönte, als der Ruf der Poſten, und wo der friedliche Wanderer nicht minder, als der kühne Ueberläufer ihren unvermeidlichen Tod fanden. Anfangs vertraute Forcadell die äußerſten Poſten nur den alten, geprüften Kriegern an, bald aber überzeugte er ſich, daß unausgeſetzter Dienſt und wechſelſeitige Furcht die Ordnung wieder hergeſtellt hatten, und er durfte es ohne Beſorgniß wagen, die alten und neuen Truppen, wenn auch vermiſcht, auf die zweifelhafteſten Poſten zu ſtellen. Außerdem raſtete er weder Tag noch Nacht bei der Beaufſichtigung der Piquets, und wußte ſeine Offiziere zu gleichem Eifer anzuregen. Wenn Eſpartero nur keinen Angriff unternahm, konnte Cabrera auf ſeinem Krankenlager ruhig träumen.

Nicht ohne Beſorgniß ſchaute daher Forcadell auf das Schwinden des Schnees, auf das Knoſpen der Bäume und das auflebende Grün der Thalwieſen hin. Er wußte nur zu gut, daß mit dem Winter eine mächtige Schutzwehr entwich, und in der That, kaum hatten die erſten Strahlen der Märzſonne auch den ſchlüpfrigen Boden der Berge und die ſumpfigen Thalſtraßen trocken und feſt gemacht, als Eſpartero von allen Seiten Neckereien und kleine Angriffe ausführte. Cabrera hatte in dieſem Zwiſchenraume ſeine Kräfte allmählig wieder erlangt, und Forcadell ſah mit Unruhe dem Augenblick entgegen, wo der Feldherr ſelbſt wieder das verhängnißvolle Amt des Führers übernehmen würde; allein Cabrera war nicht mehr der alte, und von ſeinem Einſchreiten wenig Heil zu erwarten. Dennoch mußte ein entſcheidender Schritt geſchehen.

Polo unternahm es, dem Schwager dieſe Nothwendigkeit vorzuſtellen, nicht ohne Beſorgniß, deſſen Stolz empfindlich zu berühren. Aber Cabrera hörte ohne die geringſte Aufregung zu, und entgegnete dann nach einem ungewöhnlich langen Schwanken und Ueberlegen: „Der öſtliche Ausgang iſt uns noch offen, wir ziehen uns zurück.“

Polo blickte ihn mit unverhohlner Befremdung an, und ſagte dann faſt zürnend: „Das Gebirge ſollten wir verlaſſen, das Gebirge, Cabrera! Damit nehmen wir auch von der letzten Hoffnung auf Sieg Abſchied.“

„Das habe ich ſchon längſt gethan,“ entgegnete der Graf von Morella, und eine Thräne perlte langſam über ſeine grabesbleiche Wange.

„Ramon,“ rief Polo außer ſich bei dieſem erſchütternden Anblick, und ſchloß ihn in ſeine Arme, „o, verzage doch nicht, nur Du nicht, und Eſpartero hat noch nichts gewonnen. Ermanne Dich, ſey Mann, ſey wieder Held, Ramon. Spanien zittert vor Deinem Namen, Deines Armes bedarf es kaum; und die Frühlingsluft und ein Sieg geben auch Deinen Nerven die alte Kraft wieder. Bis dahin kämpfen Deine Freunde für Dich.“

Cabrera preßte mit ſchwachem Drucke die Hand des ritterlichen Schwagers und ſeufzte. Dann ſagte er matt, aber

dennoch mit einem Schimmer seiner ehemaligen Entschlossenheit: „Morgen ziehen wir von dannen, Polo, bring dem Heere die Kunde."

„Und Morella? —"

„Bleibt unter Deinem Schutze."

Polo senkte das Haupt, und schien mit sich selbst zu kämpfen. „Ist es wirklich Dein Willen so?" fragte er nach einer langen Pause.

„Unwiderruflich," entgegnete Cabrera, „thue, was ich Dir auftrug."

Polo ging schwermüthig von dannen, während Cabrera sich ermattet auf das Ruhebett streckte, und die Aerzte ihm erklärten, daß er unter keiner Bedingung das Heer zu Pferde begleiten dürfe, anhaltendes Fahren sogar würde ihn angreifen, und er müsse in Morella zurückbleiben, oder sich einer Sänfte bedienen. Noch vor wenig Wochen hätte der stolze Feldherr einen solchen Vorschlag zürnend aufgenommen, und lieber Alles geduldet, als so weibisch zu erscheinen, allein unter den jetzigen Umständen war ihm Ruhe und Bequemlichkeit am meisten willkommen, und er nickte dem Rathe der Aerzte beifällig zu.

(Fortsetzung folgt.)

Lady Henriette Ausseland.

Lady Henriette Ausseland ist ein seltenes Beispiel von persönlicher Aufopferung und treuer Liebe für ihren Gatten. Sie begleitete ihren Gemahl, der den Posten als Major unter den britischen Truppen bekleidete, bei der Eröffnung des Feldzugs im Anfang des Jahres 1776, nach Canada in Nordamerika, gegen die jetzigen vereinigten Staaten. Lieber wollte sie die Ermüdungen des Krieges erdulden, als ohne ihren Gemahl in öder und einsamer Ruhe leben. Während dieses Feldzuges überfiel ihn eine Krankheit, die ihn nöthigte, sich in einer schlechten Bauernhütte bei Chamblain aufzuhalten, und er lag lange Zeit zu Bette. Wie hätte die treuliebende Gattin ihn unverpflegt lassen können?! Sie erfuhr es kaum, als sie sich entschloß, ihm nachzueilen. Sie sah sich aber genöthigt, eine entsetzlich weite Strecke dieses Landes, in der rauhesten und abwechselndsten Jahreszeit und Witterung, unter Beschwerlichkeiten, von welcher sich kein europäischer Reisender eine Vorstellung machen kann, zu durchziehen. Endlich erreichte sie seinen Aufenthaltsort, und pflegte seiner auf dem Krankenlager bis zu seiner Genesung. Als der Feldzug vom Jahre 1777 eröffnet wurde, wollte sie alle Gefahren mit ihm theilen, die der Armee vor Ticonderago, welcher feste Platz belagert wurde, bevorstanden. Nur das ausdrückliche Verbot ihres Mannes, weil für sie die Gefahr zu groß war, konnte sie davon abhalten. Da er aber den Tag nach der Einnahme dieses Ortes verwundet ward, so setzte sie über den See Chamblain, um seiner zu pflegen. — Nach seiner Wiederherstellung beharrte sie bei dem festen Entschluß, den ganzen übrigen Feldzug hindurch ihn nicht zu verlassen. Zu dem Ende schaffte sie sich ein kleines und leichtes Fahrzeug an. Ihr Gemahl befehligte die britischen Grenadiere, die zum Corps des Generals Fraser gestoßen waren, und demnach die Avantgarde der Armee ausmachten. Ihre Stellung war so gefahrvoll, daß keiner sich des Nachts zu entkleiden wagte. Ueberdies brach auf einer dieser Postirungen in dem Zelt, worin der Major mit seiner Gemahlin schlief, plötzlich Feuer aus. Ein entschlossener Grenadier-Sergeant, der bei ihm die Ordonnanz hatte, wagte es, mit augenscheinlicher Gefahr für ihn selbst, vom Rauche zu ersticken, die erste beste Person, die er fassen konnte, aus dem Wege zu reißen. Es war der Major. In eben dem Augenblicke traf es sich glücklich, daß seine Gemahlin ohne zu wissen was sie that, vermuthlich auch halb im Schlafe, herauskam, und sich aus den Flammen rettete, indem sie hinterwärts aus dem Zelte heraus unter dem Wall ging, der rund um dasselbe aufgeworfen war. Der erste Gegenstand, den sie, sobald sie sich besann, erblickte, war ihr Gemahl an der anderen Seite des Zelts, der sich in demselben Augenblicke wieder in das im Feuer stehende Zelt stürzte, um sie heraus zu reißen. Derselbe Sergeant zog ihn jedoch jetzt nicht ohne große Verletzung zum zweiten Mal heraus. Alles aber, was im Zelte um sie gestanden hatte, ward ein Raub der Flammen. Kurz nachher ging die Armee über den Hudsonsfluß. Auch sie setzte ihren Marsch fort, und nahm Antheil an allen unsäglichen Gefahren und Strapatzen, denen die Vordertruppen ausgesetzt waren. Ihr Muth und ihre Standhaftigkeit erhielt aber jetzt eine viel härtere und schmerzlichere Prüfung. Die Soldaten waren nämlich kaum ans Land gestiegen, so mußten die Grenadiere des Majors Schritt vor Schritt mit dem Feinde kämpfen. Die Lady nahm in einiger Entfernung davon in einer kleinen unbewohnten Hütte ihre Zuflucht.

Als aber das Gefecht allgemein und sehr blutig wurde, besetzten die Feldchirurgen diese Hütte, um einen bequemen und sichern Platz für ihre Patienten zu haben. So war die Lady genöthigt, vier Stunden hintereinander das beständige Feuer der Kanonen und des kleinen Gewehrs anzuhören. Ueberdies wußte sie, daß es von dem Posten herkam, wo ihr Mann an der Spitze seines Grenadierkorps stand, und wo er also am meisten der Gefahr blos gestellt war. Sie hatte noch drei andere Frauenzimmer als Gefährtinnen bei sich, nämlich die Baronesse von Riedesel und die Gemahlinnen des Majors Harnage und des Lieutenants Steynell. Die Gesellschaft dieser beiden Letztern wurde aber auch bald für sie niederschlagend. Denn man brachte bald den Major Harnage sehr verwundet her, und gleich nachher kam die Nachricht von dem Tode des Lieutenants Riedesel, der erschossen sey. Man denke sich das Leidwesen dieser unglücklichen Damen, wovon die Lady Zeugin seyn mußte. Und doch gab sie ihren Muth und ihre Entschlossenheit nicht auf, wiewohl mit jedem Tage beide immer schärfer geprüft wurden. Denn bald nachher mußte sie abermals noch ein blutiges Gefecht in der Nähe abwarten, und jetzt vernahm sie leider, daß die ganze englische Armee geschlagen und ihr Gemahl gefährlich verwundet und zum Kriegsgefangenen gemacht sey. Jetzt stieg ihr Schmerz aufs höchste. Sie war von ihrem Manne nicht blos getrennt, sondern sie, die täglich und in jedem Augenblicke die gräßlichen Auftritte des Schmerzes und Todes, welche in der zum Lazareth dienenden Hütte vorgingen, wo sie auch ein dürftiges Obdach fand, sehen mußte, wurde vom Gedanken, ob nicht ihr Gemahl unter den Feinden eben so leide, gefoltert. „Es werden doch Menschen seyn, bei welchen mein Gemahl ist", schrie sie endlich, „ich will, ich muß zu ihm, und Gott wird mir beistehen."

Sie schickte daher durch einen Boten an den General Bourgoyne einen Brief, eröffnete ihm ihr dringendes Verlangen, ins feindliche Lager zu gehen, um ihren Mann zu verpflegen, und

Digitized by Google

bat ihn: ihr dies doch sofort zu erlauben. Sie werde den feindlichen General Gates um die Freiheit, sich ihres Mannes anzunehmen, anzugehen wissen. Wenn nun gleich Bourgoyne aus eigener Erfahrung wußte, daß sie eine äußerst herzhafte, muthvolle, und im Leiden standhafte Dame sey, so setzte ihn dieser Entschluß gleichwohl in Staunen. „Bedenken Sie", antwortete er ihr unter andern, „bedenken Sie, was sie als ein zart erzogenes Frauenzimmer, das schon so viele Angst ausgestanden, das, in der größten Unruhe umhergetrieben, keine Ruhe und Schlaf gehabt, durch völligen Mangel an Lebensmitteln erschöpft und noch dazu 12 Stunden hintereinander vom Regen durchnäßt ist, unternehmen! Sie wollen zum Feinde wahrscheinlich in der Nacht übergehen, und müssen ungewiß seyn, in welche Hände Sie fallen können?!" Dies Alles schien dem General alle menschliche Kräfte zu übersteigen. „Ich will, ich muß, ich beschwöre Sie!" Dies war die einzige Antwort auf seine Einwürfe. —

Was er für sie thun konnte, war auch sehr wenig. Er konnte ihr keinen Wein anbieten; sie hatte jedoch von einer gütigen Hand etwas Rum und trübes Wasser erhalten. Nur ein offenes Boot konnte er ihr geben, nebst einigen Zeilen auf schmutzigem, nassem Papier an den General Gates, dessen Schutz er sie bestens empfahl. Der Feldprediger von der Artillerie, Brudanell, übernahm es freiwillig, sie zu begleiten; so ruderte sie mit einem einzigen weiblichen Bedienten und dem Kammerdiener ihres Mannes, der aber eine beim letzten Gefechte erhaltene Flintenkugel in der Schulter stecken hatte, den Strom herab, dem Feinde zu. Ihre Drangsale waren noch nicht zu Ende.

Die Nacht war schon weit vorgedrungen, ehe das Boot, worin sie war, die feindlichen Vorposten hatte erreichen können, und die Feldwache wollte sie nicht passiren, auch nicht ein Mal an's Land steigen lassen. Vergeblich hielt Brudanell die Flagge gemeinschaftlicher Sicherheit ihnen hin, vergebens stellte er den Zustand dieser ungewöhnlichen Reisenden auf's rührendste vor. Die Wache, welche Verrätherei dahinter versteckt glaubte, und pünktlich bei ihrer Ordre blieb, drohte, in's Boot Feuer zu geben, wenn sie sich vor Tagesanbruch von der Stelle rühren würden. Dadurch mußte sie noch 7 — 8 Stunden in der Dunkelheit und Kälte der Nacht unter Angst und Beklommenheit des Herzens zubringen. Dieser erste Empfang ließ sie auch keine fernere günstige Aufnahme erwarten. Sie wurde jedoch von General Gates mit aller Gefälligkeit und ehrerbietigen Achtung aufgenommen, wie das auch ihr Rang und mehr noch ihre persönlichen Verdienste, ihre Schicksale verdienten. Sie sah ihren Zweck erreicht, und fühlte sich unaussprechlich glücklich, an der Seite ihres Gatten zu seyn, den sie auch in drei Monaten genesen zu sehen die Freude hatte. Und so lebte sie noch acht Jahre mit ihm in der glücklichsten Ehe, und starb in dem schönen Bewußtseyn, allen Pflichten einer liebenden Gattin im vollsten Sinne des Wortes entsprochen zu haben.

Mannichfaltigkeiten.

In Harlaching bei München kamen zwei Männer in Wortwechsel, und einer derselben äußerte im höchsten Zorne: „Würde der Verein gegen Thierquälerei nicht bestehen, so müßte ich Dir eine Ohrfeige austauschen." — Der hatte die rechte Ansicht von seinem Gegner und dem Vereine!

Die Zahl der im Jahre 1840 nach Sibirien auf Zwangsarbeiten und zur Ansiedelung versandten Verbrecher beider Geschlechter durch Gouvernements- und Kreisstädte, in welchen Gefängniß-Comite's bestehen, belief sich auf 130,077 Individuen.

Ein Italiener, Namens Duvella, ist dieser Tage in Gegenwart von Tausenden von Zuschauern auf einem 50 Fuß hoch über die Themse gespannten, 300 Fuß langen Seile über diesen Fluß gegangen. Nächstens will dieser Akrobat auf einem von der Spitze des runden Thurmes des Windsorschlosses nach dem kleinen Park gespannten Seile auf- und niedersteigen.

Die Zahl der neuen merkwürdigen, aber häufig nur auf dem Papier existirenden Erfindungen ist wieder um zwei vermehrt worden. Es wird nämlich in einer Zeitung aus London berichtet: Hr. Payern, französischer Doktor der Medizin, hat ein Mittel entdeckt, eine weit längere Zeit, als man bis jetzt konnte, mit der Taucherglocke unter dem Wasser zu bleiben. Am vorigen Freitag machte er den Versuch in Gegenwart vieler wissenschaftlicher Notabilitäten, und blieb unter Wasser von 9 bis 12 Uhr. Als er wieder heraussstieg, war er durchaus nicht angegriffen. Der Doktor hat auch eine Maschine für die Eisenbahn erfunden, die mit der Kraft von 40 Pferden, ohne Dampf und Feuer, außerordentlich rasch fährt. Der Versuch wird in kurzem gemacht werden.

Nachstehende, für Freunde des Reisens gewiß interessante Notiz, deren buchstädliche Wahrheit wir jedoch nicht verbürgen wollen, lesen wir in einem Tageblatt: Wer hat keine Klagen über die Unannehmlichkeiten einer Reise durch die Wüste gelesen? Zwischen Kairo und Suez liegt eine solche Wüste; um sie zu durchschneiden, brauchte man seither drei Tage Zeit, mußte auf Kameelen reiten, und war zuweilen den Ueberfällen räuberischer Beduinen ausgesetzt. Jetzt legt man die Strecke zwischen beiden Städten in achtzehn Stunden, in einem mit sechs Pferden bespannten Wagen zurück, trifft unterwegs Posthaltereien und Gasthöfe, und trinkt mitten in der von Muselmännern durchschwärmten Wüste guten europäischen Wein. Darin liegt ganz bestimmt „Civilisation" und Fortschritt.

Korrespondenz.

Aus dem Großherzogthum Hessen, 1. Juni.

Am 28. v. M. hat die „General-Versammlung der Actionäre der Gesellschaft für Zuckerfabrication im Großherzogthum Hessen" in Darmstadt statt gefunden, nachdem die nach Beschluß einer frühern General-Versammlung auf den Monat Februar anberaumte General-Versammlung durch besondere Hindernisse und durch Erfolge, welche abzuwarten waren, einen Aufschub erlitten hatte. Welche Beschlüsse in dieser Versammlung gefaßt worden sind, ist freilich nur denen bekannt, die derselben beigewohnt haben; das Recht, einer General-Versammlung beizuwohnen und in derselben berathend und entscheidend mitzuwirken, steht statutenmäßig nur denjenigen Actionären zu, welche wenigstens fünf Actien besitzen. Es wäre doch endlich einmal an der Zeit, daß den sämmtlichen Actionären der Gesellschaft über den Stand des Geschäfts eine ausführliche offizielle Mittheilung gemacht würde;

Digitized by Google

denn bis jetzt wissen diejenigen Actionäre, welche den verschiedenen General-Versammlungen nicht beigewohnt haben, oder ihnen, weil nicht dazu berechtigt, nicht beiwohnen konnten, weiter nichts, als daß sie seit bald zwei Jahren keine Zinsen bezogen haben und daß der von der Direktion in der letzten General-Versammlung zu erstattende Bericht nebst Bücher-Abschlüssen und Inventarien bei zwei Mitgliedern der Gesellschaft in Darmstadt vom 20. Mai an zur Einsicht der übrigen Actionäre offen gelegen hat. Ob das Verfahren der Direktion hier das rechte war, ob es nicht geeigneter gewesen wäre, einem jeden Actionär die sämmtlichen genannten Actenstücke mitzutheilen, wollen wir hier nicht untersuchen, da uns die Gründe gerade dieser Behandlungsweise nicht bekannt sind. In ökonomischen Rücksichten können wir sie nicht suchen, da bei einem Geschäfte, in welchem, ist anders die allgemein verbreitete Ansicht gegründet, in kaum 4 Jahren mehrere 100,000 fl. verlaborirt worden sind, solche Rücksichten wohl am wenigsten maßgebend seyn möchten. Wir wollen nun abwarten, ob vielleicht die Direktion es für gut finden wird, von dem Resultate der letzten General-Versammlung, in welchem wohl über Seyn oder Nichtseyn der Gesellschaft entschieden worden ist, die sämmtlichen Actionäre in Kenntniß zu setzen, wozu sie wenigstens moralisch jedenfalls verpflichtet ist. In dieser Erwartung wollen wir noch diejenigen Mittheilungen verschieben, die wir zur Geschichte der Zuckerfabrication in Hessen zu machen hätten, Mittheilungen, welche ganz geeignet seyn werden, auch das größere Publikum zu überzeugen, daß bei der Art und Weise, wie dieses Geschäft gleich von vorn herein betrieben wurde, ein schlechter Ausgang unausbleiblich war, und selbst, wenn der so oft besprochene Zucker-Vertrag nie in's Leben gerufen worden wäre.

Darmstadt, 4. Juni.

Eine Copie von dem bekannten schönen Gemälde „Ezelin", von Hrn. Otterbein zu Hanau auf Porcellan gemalt, war kürzlich in dem großh. Museum ausgestellt und fand allgemeine Anerkennung, besonders bei denjenigen Kunstfreunden, die die technischen Schwierigkeiten der Porcellanmalerei kennen und somit aus der Erfahrung wissen, daß es für den Künstler keine kleine Aufgabe ist, bei einem Gemälde dieser Gattung, außer der Treue der Darstellung im Allgemeinen, ein lebhaftes, in allen seinen Farbentönen harmonirendes Kolorit hervorzubringen. Hrn. Otterbein ist dies geglückt, und sein schönes Gemälde — wir glauben davon überzeugt seyn zu dürfen — wird überall mit Vergnügen gesehen werden.

Königswinter in Rheinpreußen, im Mai. — Eingef.

Wer in Königswinter bekannt ist, dem muß die Nachricht gewiß sehr schmerzlich seyn, daß unter dem sonst so muntern, lebenslustigen Völkchen in dem schönen Königswinter vor mehreren Wochen plötzlich sich ein Zwiespalt erhoben, in Folge dessen alle Geselligkeit verschwunden zu seyn scheint. Am letzten Charfreitage ließ sich nämlich eine Gesellschaft evangelischer Confessionsgenossen beiderlei Geschlechtes beigehen, auf dem Petersberge ein Trinkgelage zu halten, und in der dort befindlichen Kapelle die Gebräuche und Ceremonien der katholischen Kirche durch Beichthören und Messelesen auf eine höchst pöbelhafte Weise zu profaniren. Indessen, damit noch nicht zufrieden, zog die ganze Gesellschaft in völlig trunkenem Zustande in ein Wirthshaus der Stadt und verzehrte hier zu einer ungewöhnlichen Stunde des Tages Beefsteak, wobei die rohe Art und Weise, wie dies geschah, nur die gemeine Absicht der Verspottung der Vorschriften und Gebräuche der katholischen Kirche bekundete. Der Vorfall hat um so empörender gewirkt, als gerade mehrere Notabeln des Ortes daran Theil genommen haben sollen. Eine fulminante Predigt des katholischen Pfarrers hat indeß die Spannung nur vermehrt. Man hat schon lange, jedoch bis dahin vergebens, einer gerichtlichen Untersuchung entgegen gesehen.

Aus dem Rheingau, im Monat Mai.

(Von einem Besucher des Pfingstfestes auf dem Niederwald.)

Mit Ungeduld sah man bisher der Wiedererrichtung des in Ihrem geschätzten Blatte früher schon einigemal erwähnten Bades in Aßmannshausen entgegen, wozu die Arbeiten immer noch nicht begonnen haben. Im verwichenen Jahre wurde nichts versäumt, um von der herzoglich nassauischen Regierung die Erlaubniß zur Wiederherstellung der Quelle zu erhalten und während der acht Monate, welche bis dahin verstrichen, bildete sich eine Actien-Gesellschaft theils aus Frankfurter, theils aus Mannheimer, Heidelberger und Mainzer Theilhabern, die zu jeder Zeit erforderlichen Falls über mehr als 100,000 fl. verfügen konnte. Da jedoch der Winter vor der Thüre war, so mußte der Anfang der Ausführung bis zum Frühjahre verschoben werden. Es hieß aber mit Einemmale, die Erlaubniß zu den Nachgrabungen habe nicht die Regierung, sondern die herzogl. Domainen-Direktion zu ertheilen. Man wendete sich also auch an diese; doch kaum war man mit ihr einverstanden, als eine zweite Gesellschaft von Rheingauer Theilnehmern zusammentrat und der andern zuvor zu kommen sich beeilte. Diese wußte sich gleichfalls von der Regierung die Erlaubniß zu Nachgrabungen zu verschaffen und kaufte das Terrain schnell an sich. Die ganze Umgegend sah dieses ungern, weil die Rheingauer bei weitem keinen so großen Plan vorhaben, als die erste Gesellschaft auszuführen beabsichtigt, was auch der 10mal kleinere in Aussicht genommene Fonds zeigt. Jeder glaubt, daß nicht eher etwas aus der Sache werden könne, bis beide Theile sich vereinigen. Die erste Gesellschaft hatte nichts Geringeres vor, als die Errichtung einer Anstalt, bei welcher das warme Bad, — von dem in den alten in Rüdesheim gefundenen Dokumenten vom Jahre 1700 es heißt, daß das Wasser auch sehr häufig für Kranke zum Trinken geholt würde, wie z. B. aus einem Briefe des Schultheiß Johann Jörg an den kurfürstl. Mainz. Kammerrath und Vizedom des Landes Rheingau, Hrn. v. Greifenklau, vom 15. Dez. 1699 hervorgeht, daß Ih. Hochw. Gnaden der Hr. Dompropst bettlägerig sey und deshalb schleunigst ihm einige Krüge des Wassers überschickt werden sollten — nur als ein Theil der Anstalt erschien, in der der Aßmannshäuser Rothe ebenfalls als ein für so manche Krankheitsfälle vortreffliches Heilmittel unter der Aufsicht eines geschickten Arztes sollte ausgetheilt werden, welcher Letztere zugleich hätte sorgen müssen, daß dieser Wein immer rein und ächt an die Kurgäste verabreicht worden wäre, da die geringste Mischung mit einem andern auch noch so guten rothen ihm seine Heilkraft völlig benimmt. (Was wohl zu merken ist.) Ferner beschenkte die gütige Natur die Gegend auch noch mit Sauerwasserquellen, der majestätische Rhein leiht sein wohlthätiges Gewässer zu Bädern her und bringt zugleich die Reisenden in jene paradiesische Gegend, die allein schon manchen Naturfreund nach einer bequemen Sommerwohnung seufzen ließ. Solche Vortheile aus der Hand zu lassen, wäre unverzeihlich, deshalb sollte die kleinere Gesellschaft sich so schnell als möglich an die größere anschließen, damit der großartige Plan ungestört ausgeführt werden könne.

Auflösung des Räthsels in Nro. 155.

Brod.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, den 8. Juni. Fünfte Vorstellung des Gymnase Castelli, vom königl. Odeon-Theater in Paris: Albertine, ou: la fille du prisonnier, drame en deux actes, mêlé de couplets par Laurenein, créé par le Gymnase Castelli sur le théatre de l'Odéon à Paris. Hierauf folgt: Zoé, ou: l'amant prêté, vaudeville en un acte. Zum Schluß: Hxeldoet Endymion, ou: la colère de Diane, ballet-pantomime en un acte, par Appiani. Abonnements-Vorstellung.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 137. Donnerstag, den 9. Juni 1842.

Cabrera.

Historische Novelle aus dem letzten spanischen Kriege.

(Fortsetzung.)

Joaquina und Anna vernahmen des Bruders Entschluß mit tiefer Betrübniß und banger Beklommenheit, aber Niemand erschütterte er mehr als den treuen Pedro. Er vermochte den Gedanken, daß Cabrera in der Ebene keinen Ruhm und kein Glück zu finden vermöge, nicht zu verbannen, und sah daher diesen Heereszug als einen Leichenzug an. Um aber seinen Kummer noch zu vermehren, bestimmte Cabrera die Kompagnie, bei welcher er stand, nicht für den Felddienst, und blieb dies Mal unerbittlich. Pedro mußte sich von seinem Gebieter trennen, den er durch so viele Gefahren begleitet hatte, mit dem er aufgewachsen war, den er gewissermaßen als Freund und Verwandten betrachtete. Als er am andern Morgen von Cabrera Abschied genommen hatte, eilte er dem langsamen Zuge des Kranken voraus, setzte sich auf die Höhe des Felsens, den er einst erstiegen, um seinem Generale Morella zu öffnen, und schaute von hieraus dem abziehenden Heere nach, bis die Federbüsche der letzten Reiter hinter dem nächsten Hügel verschwanden; dann kehrte er voll Trauer in seine Wohnung zurück, die ihm heute wie ausgestorben erschien, obgleich die alte, unveränderte Ordnung darin herrschte. Die Bürger Morella's theilten seine Stimmung.

In dem Heere der Christinos dagegen brachte diese Kunde ein reges Leben hervor. Nach Entfernung Cabrera's glaubte Espartero die Eroberung der Bergfesten mit weniger Blutvergießen bewerkstelligen zu können. Der Befehl zum allgemeinen Angriff erfolgte daher schon am nächsten Tage, und, theils mit stürmender Hand genommen, theils durch eine furchtbare Artillerie von achtzig Kanonen und Haubitzen zertrümmert, fielen in dem Zeitraum von kaum einer Woche Castellote, Segura und Cantavieja. Flüchtlinge kamen von allen Seiten in Morella an. Die Vorposten der Feinde erreichten schon die Umgegend, und noch ehe der März völlig zu Ende ging, waren die Außenwerke der Festung erobert. Die Carlisten hatten sich muthig vertheidigt, aber die Uebermacht erdrückte sie.

Bald sah sich Polo von allen Seiten eingeschlossen; nur auf einem gefährlichen Bergpfade konnte noch zuweilen Botschaft von Cabrera herüber und hinüber getragen werden. Polo rieth, einen Angriff auf den Feind außerhalb des Gebirges zu machen, um die Macht desselben zu theilen, aber Cabrera schien keines kühnen Entschlusses mehr fähig zu seyn. Er sah mit Angst dem Verluste Morella's entgegen, und bat den Freund, Alles zur Rettung aufzubieten, aber helfen glaubte er nicht zu können. Der hochherzige Polo vernahm die Kunde mit Trauer, aber ungebeugten Muthes. Er beschloß, die äußerste Möglichkeit zu versuchen, ehe er die letzte Stütze seiner Partei den Gegnern überließe, und wußte auch die Seinen zu gleicher Begeisterung aufzuregen. Die Aufforderung zur Uebergabe wurde entschieden zurückgewiesen.

Mit desto größerem Nachdrucke begann der erbitterte Espartero die Belagerung. Eine Batterie nach der andern wurde errichtet und in Thätigkeit gesetzt, und endlich sogar mit unglaublicher Anstrengung auf einen benachbarten steilen Berg schweres Geschütz hinaufgebracht, um die Stadt in horizontaler Richtung beschießen zu können. Einem solchen Angriffe vermochten auch die festesten Gegenstände nicht Trotz zu bieten. Die Mauern stoben in Trümmern abwärts in die Thäler, Thürme stürzten zusammen, Häuser loderten in Flammen auf, und die Hospitäler wurden zu eng, um die Menge der Verwundeten zu fassen. Dennoch blieb der Gedanken an Uebergabe für Polo's Seele fremd, und auch der Bürger und Soldaten Muth wuchs mit ihrem Elende.

Gegen Ende des Mai's war Morella nur noch ein rauchender Schutthaufen, selbst Cabrera's Palais lag in Asche, und Joaquina wohnte mit ihrer Schwester in einer düstern Baracke. Die Gefahr hatte jetzt den höchsten Gipfel erreicht, und auch Polo begann auf Rettung der Frauen durch Flucht zu denken, nur blieb ihm die Möglichkeit einer solchen Rettung dunkel. Doch stand ja noch ein Schleichweg über den Gipfel des Gebirges offen — Pedro wenigstens war der festen Ueberzeugung, und so entschlossen sich denn die Frauen, nach langem Ueberlegen und Widerstreben, unter des treuen Pedro's Führung den gefährlichen Gang zu unternehmen, sofern Polo versprechen wolle, ihnen unmittelbar zu folgen. Polo, welcher den festen Sinn der Gattin kannte, gab seine Einwilligung, aber als sie weinte an seiner Brust, und er sie mit der Versicherung tröstete, daß nur wenige Stunden sie trennen würden, da stockte doch das Wort auf seiner Lippe, denn er meinte, auf ewig von dem holden Augenlichte zu scheiden, welches ihn auch durch Thränen noch so belebend anlächelte, und seine Worte erschienen ihm wie eine schwere Lüge.

Es war in der Nacht, welche dem dreißigsten Mai folgte,

als Joaquina und Anna, nur von zwei Dienerinnen begleitet und geführt von dem ortskundigen Pedro, Morella verließen. Sie hatten sich einen Platz im Gebirge nennen lassen, wo vollkommene Sicherheit herrsche, und wo Polo sie finden könne, und wanderten mit halbgetröstetem Herzen von der Stadt des Schreckens hinweg, indeß Polo, der nothwendige Geschäfte als Grund seines Verweilens angegeben hatte, Alles vorbereitete, um da einen ruhmvollen Tod zu finden, wo er den Sieg nicht hatte erringen können. Als an dem heutigen Tage die Bomben selbst das Thor zerstört hatten, war ihm die Ueberzeugung aufgedrungen, daß morgen der Todestag Morella's sey, da der Aufgang nach diesem Verluste nicht länger zu vertheidigen stand. Er befahl daher, die ganze Besatzung auf dem Kasernenplatze zu versammeln, eröffnete Allen die Lage der Dinge mit ungeschminkten Worten, und forderte die auf, welche es vorzögen, an seiner Seite, mit dem Schwerte in der Hand, zu sterben, statt sich dem triumphirenden Feinde zu übergeben. Ein lauter Beifallsjubel gab ihm die Gesinnung der Reiter kund, aber in den Reihen des Fußvolks blieb es stumm. Jene hatten schon in der frühesten Zeit unter Cabrera's Führung gekämpft, und waren Erben seines unbeugsamen Muthes und Stolzes geworden; diese trugen die Waffen erst kürzere Zeit, und wußten im Kampfe auch dem Tode furchtlos entgegenzutreten, aber mit ruhiger Ueberlegung vermochten sie es nicht. Polo ertheilte ihnen das Lob, welches sie in reichem Maße verdient hatten, und begab sich dann mit seiner Reiterei an das Thor, welches gerade zum feindlichen Lager hinabführte. In offener Feldschlacht wollte er mit ihnen sterben und sein Leben theuer verkaufen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mineralbrunnen und Heilquellen am Taunus.

Zu den mancherlei Gaben und Schätzen, welche die freundliche Mutter Natur dem Menschen gespendet hat, gehören auch die Mineralbrunnen und Heilquellen. Sie sind die Verjünger des Daseyns, die Wiederhersteller der zerrütteten Gesundheit, die besten und wirksamsten Aerzte, und die Darbieter mannichfacher Lebensgenüsse. Obwohl schon in den frühesten Zeiten gekannt und geehrt, haben sie doch erst in neuester Zeit ihre wahre Anerkennung gefunden. Seitdem das Reisen billiger und bequemer geworden, seitdem man an den Badeorten alle Annehmlichkeiten, die man nur wünschen kann, vorfindet, und seitdem für die Bedürfnisse des Reichen wie des wenig Bemittelten auf's beste gesorgt ist, mehrt sich von Jahr zu Jahr die Zahl der Badelustigen. Wann die warmen Sommertage erscheinen und ein klarer, blauer Himmel freundlich niederschaut, dann füllen sich die den Najaden geweihten Orte, und man sieht die Repräsentanten aller Völker unseres Welttheils und aller Stände vereinigt. Unter den zahlreichen Heilquellen nehmen die des Taunus im Herzogthum Nassau erste Stellen ein, und eine kleine Wanderung durch dieselben dürfte unseren Lesern nicht unwillkommen erscheinen.

1.
Soden.

Soden liegt an der Abdachung des Taunusgebirges in einem lieblichen, von begrünten Hügeln begränzten Wiesenthale, eine Stunde vom Main entfernt. In der neuesten Zeit hat die herzogl. nass. Landesregierung auch diesem Badeorte ihre Blicke zugewendet und von Seiten der Sodener Ortsgemeinde ist viel zur Verschönerung gethan worden; man hat die Quellen neu und zweckmäßig gefaßt, Anlagen und Promenaden sind erstanden und neue Wohn- und Badehäuser haben sich erhoben. Von Höchst aus steigt eine schöne Landstraße sanft hinan und vor uns liegt eine herrliche Gegend: der Taunus mit seinen waldigen Höhen, Burgruinen, Kirchthürmen und Dörfern. Bald darauf senkt sich der Weg wieder und wir begrüßen das ländliche Soden. In diesem Thale weht eine milde, erquickende Luft und die Schatten der Hügel und Bäume kühlen die Au. „Ein eigenes Wohlgefühl" — sagt Dr. Stiebel in seiner trefflichen Badeschrift über Soden — „bemächtigt sich auch des Gesunden in der Stille des Thales, dem Siechen gibt es sogleich eine Vorahnung der Genesung und die Wohlthat des milden Klimas ist eine Eigenschaft, welche kein Bad in Deutschland in einem so hohen Grade besitzt wie Soden, allein hinreichend, die Schwäche zu entfernen, die nach schweren Krankheiten so oft vollkommene Heilung zurückhält." Soden bietet zwar nicht die verderblichen Zerstreuungen und Genüsse der entnervenden Ueberfeinerung, wohl aber Freuden eines harmlosen und beglückenden ländlichen Stilllebens, und jene Ruhe, jenen Frieden, welche dem sinnigen Besucher, dem Freunde der schönen Natur so wohl thun. Eine weite und gesegnete Ebene nach der einen, idyllische Thäler und Berge nach der andern Seite, Wiesen und Wälder laden zu abwechselnden Spaziergängen ein. Von manchem Dichter sind die Umgebungen Sodens besungen worden, und besonders hat Gerning klassische Worte an sie gerichtet:

„Hold liegt Soden versteckt, umkränzt von freundlichen Anhöh'n,
Wie das lächelnde Kind in der Gebärerin Arm.
Halb in Gebüsche verhüllt, mit Fensterumrankenden Reben,
Jegliche Hütt' umgrünt wirthlich ein schattender Baum.
Sieh' und die vielgestreiften, die sanft in einander geschlung'nen
Hügel, emsig gepflegt, laden zum Wonnegenuß.
Welch ein Amphitheater erschuf die milde Natur da!
Welch ein Zaubergefild öffnet dem Kommenden sich!
Wiesen und Wälder und Höh'n und Thäler mit goldenen Saaten
Fesseln den weilenden Gang und den gehobenen Blick."

Professor Justus Liebig, welcher die Sodener Quellen chemisch untersucht hat, sagt unter Anderm: „Der Gehalt dieser Quellen, sowohl an fixen, als an gasförmigen Bestandtheilen, ist, merkwürdiger Weise so abweichend, daß der Arzt für jeden Organismus, für den reizbaren und schwächern sowohl, als für den stärksten, in einer dieser Quellen ein zuträgliches und wirksames Heilmittel zu seiner Verfügung hat." Was in medizinischer Beziehung über den Gebrauch und Nutzen dieser Quellen zu bemerken ist, findet sich in der genannten Brunnenschrift des Hrn. Dr. Stiebel vollständig und genügend aufgeführt.

Soden ist seit langen Jahren ein Lieblingsaufenthalt der Frankfurter und noch mehr der Frankfurterinnen, namentlich aus den mittleren Ständen. Seit Eröffnung der Eisenbahn ist es uns um so näher gerückt. Man lebt dort sehr billig, und wie die Engländer das feste Land besuchen, um Ersparnisse zu machen, so gehen viele Frankfurterinnen nach Soden, um noch

Digitized by Google

ökonomiſcher zu leben, als daheim. Soden iſt das Nizza der Frankfurter, und es iſt nicht zu verkennen, daß ſeine Luft ungemein wohlthätig und nervenſtärkend wirkt, weßhalb es bei Vielen zum wahren Bedürfniß geworden, alljährlich ein paar Wochen hier zuzubringen und der ländlichen Ruhe zu genieſſen. Welch' ein Unterſchied für ſie zwiſchen Stadt und Land! Dort das lärmende Gewoge des Geſchäftslebens, dort das betäubende Geräuſch auf den Straßen, dort die Unruhe des Arbeitens und Erraffens, dort das Spiel mannichfacher Begehrungen und Wünſche, dort hundert Sorgen um den Haushalt, um die Erziehung der Kinder, um die Geſetze der Convenienz, um die Launen des Mannes, um die Ehre des Hauſes bei einem Gaſtmahl, um die Ausgleichung von Mißverhältniſſen in der Familie, und um wie viel Anderes noch, — hier dagegen Entlaſtung von allen jenen Sorgen, Einkehr in ſich ſelbſt, behagliches Thun und Treiben, friedlicher Verkehr mit der Natur, erquickende Wanderungen durch Thal und Flur, ungeſtörter Gedankenaustauſch und heiterer Sinn, wenig Bedürfniſſe und beſcheidene Wünſche. Wer freilich, und deren mag es auch manche geben, ſeine Sorgen mit nach Soden nimmt, der wird bei einer Ortsveränderung nicht viel gewinnen. Die Geſelligkeit in Soden bewegt ſich in den Kreiſen gewohnter Bekanntſchaften aus der Stadt und die vielen Zerſtreuungen, welche der Luxus in den großen Bädern bereitet, kennt man hier nicht; man iſt ganz hier auf dem Lande, und das iſt für den Städter, welcher körperliche und geiſtige Erholungen ſucht, wohl das Beſte. Uebrigens iſt in neueſter Zeit für manche Bequemlichkeiten, für angenehme Wohnung und wohlbeſetzte Tafel ſo geſorgt, daß man ſchon zufrieden ſeyn darf. An den Sonntagen, wo die werthen Freunde und Anverwandten aus der Stadt kommen, um Beſuche abzuſtatten und ſich nach dem Wohlbefinden der lieben Badegäſte zu erkundigen, wird es in Soden oft ſo lebendig und überfüllt, daß man an den bekannten Tables d'Hôte im Naſſauer- und Frankfurter-Hof kaum ein beſcheidenes Plätzchen findet. Seit Eröffnung der Eiſenbahn mehrt ſich, wie bereits bemerkt worden, die Frequenz von Soden auffallend, und wir haben dabei nur das Eine zu bedauern, daß der ſchöne, ächt ländliche Weg über Sulzbach und Rodelheim ganz außer Mode gekommen iſt. W.

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 3. Juni.) Heute fand in den Mittagsſtunden von nach 12 bis gegen 2 Uhr, wie alljährlich, die öffentliche Geſammtſitzung der Akademie der Künſte ſtatt. Nach einem von einem Eleven der akademiſch-muſikaliſchen Section componirten Symphonienſatz folgte die Einleitungsrede des zeitigen Vicedirectors Prof. Wach, worin er als den Zweck der heutigen Verſammlung die Prämienvertheilung an die hieſigen akademiſchen Schüler und an die Schüler der fünf Kunſt- und Gewerksſchulen in den Provinzen nannte. Als ein Hauptreſultat ſegensreicher Wirkſamkeit der letztern ſchilderte er den erfreulichen Fortſchritt unſerer Handwerker, die jetzt ſo weit wären, daß ſie nicht nur mit den beſten ausländiſchen concurrirten, ſondern daß ſie dieſe ſtellenweiſe ſogar überträfen. Bei Beſprechung der erfreulichen Leiſtungen der Akademie und der von ihr beaufſichtigten Anſtalten, ſo wie ihrer Schüler wurde erwähnt, daß in dieſem Jahr auch eine reichliche Prämienvertheilung möglich geworden, welche nachher auch an die Zöglinge im Fache der bildenden Kunſt und Muſik, ingleichen für die Schüler der Kunſt- und Gewerksſchulen ſtattfand. Bedauert wurde in dem Vortrage noch, daß die muſikaliſche Section nicht auch an der großen Ausſtellung Theil nehmen könnte, wofür ſie aber eine öffentliche Muſikaufführung geben würde. In dem Jahresberichte des Secretairs, geheimen Regierungsraths Dr. Tölken, wurde zuerſt wiederum der Blüthe der Handwerksſchulen gedacht, und welchen Einfluß auf ihre Vervollkommnung Friedrich der Große geübt habe, wie er vorzugsweiſe bemüht geweſen wäre, der Akademie eine Aufſicht über das Handwerk zu geſtatten, und dieſes von der Kunſt durchdringen zu laſſen.

(Mainz, 6. Juni.) In der heutigen Sitzung des Aſſiſengerichtshofes wurde Heinrich Reck, Ziegelbrenner, in Monzernheim wohnhaft, durch die Herren Geſchwornen des ihm zur Laſt gelegten Verbrechens der Schriftfälſchung für ſchuldig erklärt, und von dem Aſſiſengerichtshofe zu einer Korrektionshausſtrafe von zehn Monaten verurtheilt. (M. Z.)

Zeitungsberichte aus Hamburg ſchilderten das Grauſen, mit welchem man daſelbſt das Glockenſpiel des brennenden Thurmes die Melodie: „Allein Gott in der Höh ſey Ehr!" anſchlagen hörte, bevor das Gebäude zuſammenſtürzte. Wie es ſcheint, kommt es öfter vor, daß ſich die Uhrwerke in Bewegung ſetzen, ſobald ſich ihnen die Flamme nähert. Im Börſenthurm zu London ſpielte es während des Brandes die Melodie: „Freut euch des Lebens!" — Welch' grauenhafter Contraſt!

(Lüneburg, 1. Juni.) Das Wohnhaus des Großköthners Johann Bartels in Mienenbüttel, Amts Moisburg, iſt in der Nacht am 21. v. M. ein Raub der Flammen geworden, und hat ſich dabei leider der traurige Fall ereignet, daß in demſelben die Hausfrau nebſt drei Töchtern von 11, 4 und 1½ Jahren und ein Schafhirte von 14 Jahren verbrannt ſind.

(Berlin, 31. Mai.) In einem Augenblick, wo von neuem durch die Vorträge des Dr. Kallenbach eine lebhafte Polemik zwiſchen den Allopathen und Homöopathen hervorgerufen worden iſt, macht die wunderbare Heilung des Hofmarſchalls Sr. königl. Hoh. des Prinzen Albrecht, General-Lieutenants v. Stockhauſen, der ſich in dem vorgerückten Alter von 65 Jahren befindet, aus den höchſten Stadien der Waſſerſucht durch die Homöopathie großes Aufſehen. Der General tritt, in dieſen Tagen hergeſtellt, eine größere Reiſe an, nachdem er mehrere Male operirt und von berühmten hieſigen Aerzten ſeine Herſtellung aufgegeben war. Mit dem lebhafteſten Intereſſe betrachtet man dieſe ſeltene, durch den Dr. Wehſemeyer, Leibarzt der Frau Prinzeſſin Albrecht, und den hierher berufenen Dr. Schumann aus Reichenbach in Schleſien bewirkte Heilung, beſonders da ſie einen durch ſeinen Rang, wie durch die Vorzüge ſeines Charakters hoch und in allgemeiner Achtung ſtehenden Mann betrifft.

Ole Bull, der große Geiger, begibt ſich, wie man hört, oder befindet ſich bereits wieder, nach längerer Raſt in ſeinem Vaterlande Norwegen, auf Reiſen. Intereſſant iſt, was er ei-

Digitized by Google

nem seiner Breslauer Verehrer bei seiner unvergessenen Anwesenheit in dieser musikliebenden Stadt in sein Album geschrieben: „Warum ist man oft beschämt, daß man seine Gefühle auf eine passende Art braucht, daß man die Musik z. B. hört und fühlt? Weil die sogenannten Kenner sich immer daraus rühmen, daß sie die Musik nur mit den Augen betrachtet als mathematische Figuren. Ach, warum Gift, anstatt Wein zu trinken! Breslau, 11. März 1839. Ole Bull."

Dr. Karl Gutzkow befindet sich seit einigen Tagen in Frankfurt a. M., wo er nun einen längeren Aufenthalt nehmen und im Kreise seiner geachteten Familie und seiner Freunde die nöthige Muße finden wird, um die reichen Anschauungen und vielfältigen geistigen Anregungen einer eben vollendeten Reise nach Paris zu ordnen und zum Druck vorzubereiten. Diesen Reiseerinnerungen, welche, wie man vernimmt, bei Brockhaus in Leipzig erscheinen sollen, sieht das deutsche Lesepublikum mit Interesse entgegen, da ihr Verfasser, was selbst seine Gegner nicht in Abrede stellen können, zu den geistreichsten unserer jüngeren Schriftsteller gehört. Bei dieser Veranlassung machen wir auf die so eben eröffnete neue Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften (Leipzig, bei J. J. Weber 1842) aufmerksam, von welcher 3 Bände vor uns liegen. Wir finden hier den ersten Band dramatischer Werke, enthaltend „Richard Savage" und „Werner." Beide Dramen führt der Verfasser durch ein kurzes, aber gehaltvolles und sinniges Vorwort ein und deutet darin die mancherlei Kämpfe, Leiden und Freuden eines deutschen Bühnendichters an. Sehr wahr ist hier die Bemerkung: „Der französische Bühnendichter wagt es mit dem Urtheil einer einzigen großen Stadt. Der deutsche wagt es mit dreißig Städten, die alle ihre eigene Ansicht haben, ihre eigene Bildung, ihre eigenen Vorurtheile. Wenn man den Mangel an Bühnenerzeugnissen bei uns beklagt, so kann man überzeugt seyn, daß die meisten Dichter durch diese Nothwendigkeit, durch dreißig Städte gleichsam Gassen laufen zu müssen, abgeschreckt werden. Kein Beruf ist oft so belohnend, keiner so dornenvoll, wie der des Dramatikers." Ueber beide Dramen ist des Lobes wie des Tadels so viel gesagt worden, daß wir jedes weitere Wort für überflüssig halten. — Zwei andere Bände der neuen Ausgabe bringen Gutzkow's vermischte Schriften und enthalten die Quintessenz einer mehrjährigen journalistischen Thätigkeit. Der Verfasser hat früher erschienene Aufsätze geordnet und gefeilt und manches vielleicht Excentrische mit sichtender Hand ausgeschieden. Auch hier begegnen wir in dem Vorworte trefflichen und der klaren Selbsterkenntniß ihres Autors Ehre machenden Worten. Wie aber Gutzkow über Vieles ruhigere und vermittelnde Ansichten gewonnen haben mag, er ist einig mit sich selber geblieben und den Grundprincipien seines Denkens und Fühlens nicht untreu geworden. Viel Gehaltreiches und Vortreffliches, zum Verständniß und zur Literaturgeschichte der neuesten Zeit gehörend, enthalten diese vermischten Aufsätze, welche durch geistreiche, von dem gewöhnlichen Schlendrian abweichende Ideen, durch Frische und Lebendigkeit der Darstellung und durch eigenthümlichen Charakter sich auszeichnen und einen bleibenden Werth behaupten werden.

Korrespondenz.

Darmstadt, im Mai.

Von Reisenden ist schon öfter die Bemerkung gemacht worden, daß der häufige Genuß des Biers mehreren Volksstämmen in Süddeutschland jenes beglückende Gefühl von Behaglichkeit und frohem Lebensmuthe eingeflößt habe, welches als der sicherste Damm gegen das Ueberpurzeln der Zeit und ihre ungestümen Wünsche und Gelüste betrachtet werden könne. Doch scheint es nicht, als ob das Bier überall als moralische Panacee mit Erfolg angewendet werden könne. Bei uns z. B. wird schon seit mehreren Jahren vorzügliches Lagerbier, welches dem baierischen nicht viel nachzustehen scheint, in stets steigender Progression gebraut und noch vor dem Schluß der Saison bis auf den letzten Tropfen getrunken. Trotz dieser Erscheinung, bei welcher der berühmte Königsberger Philosoph, der aus begreiflichen Gründen kein Bierfreund war, bedenklich den Kopf schütteln würde, scheint uns indeß noch viel zu fehlen an dem ungeschmälerten Besitz jenes innern gesellschaftlichen Friedens, den der mit Gerstenähren und Hopfenzweigen geschmückte Bachus überall da, wo er erscheint, in seinem phlegmatischen Gefolge zu haben pflegt. Eher würden wir uns des Gegentheils rühmen können, wenn anders Zank und Streit zu den Vorzügen der Gesellschaft gezählt werden dürfte. Nicht zufrieden damit, ein gutes Lagerbier zu haben, gleich viel, aus welcher Quelle es entspringe, richtete sich nämlich unlängst die Forschbegierde mehrerer seiner Verehrer auf die historische Ermittelung der ersten Felsenkelleranlage in hiesiger Stadt und begingen dabei, wie es schien, einen auffallenden Anachronismus. Dies war das Losungswort zur gährenden und schäumenden Verhandlung einer wichtigen Streitfrage in zweien unserer Localblätter, welche in dieser bedeutenden Angelegenheit Partei ergriffen hatten. Eine neue Nummer brachte gewöhnlich auch eine neue Salve, welche, auf den Felsenkellern bei schäumenden Gläsern entgegen genommen, auf den steigenden Humor der zahlreichen Biergäste eine unglaublich wohlthätige Wirkung hervorbrachte.

Vom Rhein, 30. Mai.

Die Wasserheilanstalt auf dem herrlich gelegenen Marienberg bei Boppart hebt sich unter der umsichtigen Leitung des thätigen Dr. Schmitz immer mehr, und wer sie seit dem vorigen Jahre nicht gesehen, kennt sie nicht so bald wieder. Die Corridore sind neu geplattet, eine neue Trinkhalle wurde errichtet, eine Colonnade erbaut, das Haus für gymnastische Spiele naht seiner Vollendung, die Zimmer haben eine, der Großartigkeit des Ganzen entsprechende Ausstattung erhalten, die meisten Vollbäder sind mit Porzellan ausgekleidet; durch den Wechsel der Restauration und deren Uebertragung in die Hände eines eigenen Verwalters ist jeder desfallsigen Klage abgeholfen. Die Anlagen haben gleichfalls sehr gewonnen und werden fortwährend verschönert. Bereits sind in diesem Jahre über 100 Kranke eingetroffen. — Auch die benachbarten kleinern Anstalten gleicher Art, Mühlthal und Laubach, sind besucht und erfüllen, kaum entstanden, unter der Leitung wackerer Aerzte ihren Zweck. Ueberhaupt scheint die Kaltwassermethode immer mehr Bedeutung zu gewinnen und nachdem mehrere ärztliche Koryphäen sich derselben freundlich zugewendet, ein Schönlein, Masse u. A. bereits direkt Kranke nach Marienberg gewiesen, nachdem die Resultate so laut gesprochen, werden auch die Gegner der Sache ihre Aufmerksamkeit schenken müssen, und das vornehme Absprechen oder Ignoriren, das eifrige Hinweisen auf einen Unbefriedigten oder einen Todesfall und ähnliche Manöver können das Urtheil des unbefangenen, beobachtenden und vergleichenden Publikums nicht bestechen.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 9. Juni. Lucia von Lammermoor, große Oper in 3 Abth., Musik von Donizetti.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 138. Freitag, den 10. Juni 1842.

Cabrera.

Historische Novelle aus dem letzten spanischen Kriege.

(Fortsetzung.)

Kaum wichen die dunkelsten Schatten von den Bergen, als das Zeichen zum Aufbruche gegeben wurde, und die kleine Reiterschaar in möglichster Stille den Berg hinabzog, vierhundert zum Kampfe gegen vierzigtausend. Durch die Dunkelheit und vielleicht auch durch die Sorglosigkeit der Feinde geschützt, erreichten sie unbemerkt den sanfteren Abhang des Berges, und als die Vorposten endlich Lärm machten, und die schläfrigen Piquets in Bewegung kamen, stürmte die muthige Schaar schon daher mit hochgeschwungenen Klingen und verhängtem Zügel. Mehrere Piquets wurden überritten, Verwirrung flog vor den Ansprengenden her und sie hatten schon über die Hälfte des Lagers hinter sich, ohne auf einen nennenswerthen Widerstand zu treffen. Nur einzelne Schüsse, und fast alle wirkungslos, krachten hinter ihnen drein. Die Soldaten stürzten aus den Zelten hervor, um zu ihren Fahnen zu eilen, der Führer Kommandoruf tönte durch das Getümmel, und die Kanoniere der nächsten Schanze sprangen an die Seite ihrer Geschütze. Polo bemerkte, wie die nächste Minute ihn in die Schußlinie der Kanonen bringen mußte, und so sehr ihn auch nach einem Kampfe Mann gegen Mann verlangte, achtete er es doch für Grausamkeit, seine Braven als eine Speise der Kanonen hinzugeben. Rasch lenkte er daher von der eingeschlagenen Richtung ab; die Seinen folgten ihm auch ohne Kommando, und schon glaubte er dem gefährlichen Geschütze entronnen zu seyn, als plötzlich von einer andern Seite Kanonendonner ertönte, und die Kugeln prasselnd in die Reiterhaufen hineinschlugen. Noch ein Mal wurde die Richtung verändert, noch ein Mal rissen die mörderischen Kugeln sich ihre Bahn durch den Nachtrupp, und Polo sah sich vor den Bajonnetten einer Linie der feindlichen Grenadiere, die sich an einen Waldzug lehnte, und in dem Morgennebel unabsehbar verlief. Hier endlich galt es einen ritterlichen Kampf. Wie eine Wetterwolke stürzte sich die kleine Schaar auf den Feind. Nur ein Mal vermochten die Grenadiere zu feuern, schon im nächsten Augenblicke blitzten die Klingen der Husaren über ihrem Haupte. Die Linie stob auseinander vor dem übermächtigen Anprall, die Reiter setzten hindurch, und sahen sich plötzlich in einem Walde hochstämmiger lichter Eichen. Polo wußte, daß sich unmittelbar hinter demselben Wiesen und Ackerland ausdehnten, und erwartete hier noch die größte Masse der Feinde. Rasch setzte er seinen Weg unter den Eichen fort, allein an dem jenseitigen Rande angelangt, ergriff es ihn mit einem wunderbaren Gefühle, als er die Stätten ausgebrannter Wachtfeuer, aber keinen Gegner erblickte. Ein lauter Jubelruf der Seinen weckte ihn bald wieder aus seinem Hinbrüten. Sieg, Sieg, riefen Alle, wie aus einem Munde, und spornten die Pferde nach dem ebenen, thaubeglänzten Wiesengrunde, ohne des Anführers Befehl zu erwarten. Zwar hatte dieser fest gelobt, nur einen ehrenvollen Tod zu suchen, aber eine solche Rettung schien ihm nicht minder ruhmvoll, und er beschloß, mit derselben Kraft jetzt die Rettung zu suchen, mit welcher er noch vor wenig Minuten der Vernichtung zueilte.

Zwar zeigte sich in diesem Augenblick eine Abtheilung Scharfschützen unter den Eichen, allein der Zwischenraum war schon so groß, daß keine Kugel die Reiter erreichte, und als endlich die Uhlanen und Husaren von den entfernteren Enden des Lagers anlangten, waren die Carlisten auch dem Auge entschwunden. Noch ehe es Mittag war, hatte Polo schon eine Schlucht erreicht, wo er unbesorgt anhalten durfte, da er mindestens den Vorsprung einer Stunde gewonnen hatte, und außerdem in dem engen Wege, der sogleich durch einige Baumstämme, durch Steine und Dornengebüsch für Reiterei unzugänglich gemacht wurde, einen Angriff ruhig erwarten durfte. Die Rosse erquickten sich an den jungen, saftigen Blättern, welche weiterhin von den Wänden des Weges herabhingen, die Reiter an dem Wasser der hier und da rinnenden Quellen, und da sich nach Verlauf von zwei Stunden kein Feind gezeigt hatte, zog der kleine Trupp, welcher nur noch aus zweihundert und vierzig Mann bestand, neu gestärkt und von Hoffnung belebt, tiefer in das Gebirge hinein. Polo's Herz schlug hoch auf vor Freude bei dem Gedanken, daß es nicht unmöglich sey, noch heute den Aufenthaltsort seiner Lieben zu erreichen, und als er für die Seinen ein hinreichend geschertes Lager ausgespäht hatte, und die nach den nächsten Walddörfern ausgesandten Boten reichlich mit Mundvorrath zurückkehren sah, klimmte er, seiner Ermattung ungeachtet, die steilen Felsenpfade hinauf, zu dem alten Jagdschlosse, welches der Eigensinn eines früheren Herrschers, gleich einem Adlerneste, auf einer überhängenden Klippe aufgeführt hatte, und welches jetzt sein Theuerstes barg. Joaquinens Freude war gränzenlos, als sie den geliebten Gatten wieder erblickte, aber auch ihr Schreck bei seinem Anblicke.

Digitized by Google

Seine Wangen waren von Anstrengung und Sonnenhitze geröthet, aber der matte Blick seines Auges bekundete seine völlige Erschöpfung, und seine Uniform war zerrissen und mit Blut überströmt. Erst jetzt bemerkte Polo, daß er verwundet sey, und er vermochte nicht, wie er gewollt, seine Gefahr der Gattin zu verhehlen. Pedro hörte mit freudefunkelnden Augen der kurzen Erzählung zu, und rief im Uebermaß seiner Freude: „Die Kanonen haben Euch Morella unter den Händen zerschossen, aber besiegt habt Ihr den Siegsherzog dennoch, Sennor. O, warum hat Pedro diesen Ehrenreigen nicht mitgetanzt! —"

„Und hältst Du es nicht für eine Ehre, die Damen beschützt und errettet zu haben?" lächelte Polo.

„Verzeihung, Sennoras," stotterte der Sergeant, „Ihr seht, daß ich, trotz meiner Gelehrsamkeit, noch immer der alte bin — einfältig und plump. Doch könnt Ihr versichert seyn, daß ich mich von einem so unartigen Gedanken nur auf Augenblicke überrumpeln lasse, und für Euch das Leben sammt einem solchen herrlichen Kampf gern und freudig hingebe."

Anna klopfte ihm freundlich auf den Arm, und beruhigte ihn durch nicht minder freundliche Worte, indeß Joaquina, so gut es die Umstände erlaubten, für Polo sorgte. Seine Wunde war nur leicht, und die Ermattung mehr durch Hunger und Anstrengung hervorgebracht, als durch Verblutung. Dagegen aber half der Mundvorrath und das weiche Lager, welches Pedro, mit Hülfe der Dienerinnen, schon am Morgen herbeigeschafft hatte, und so erschien dann der Capitano am folgenden Tage wohlauf in seinem kleinen Lager. Auch hier fand sich Alles in bester Ordnung, und Polo durfte mit ruhigem Herzen zu seinem Schlosse zurückkehren. Doch ließ er fünfzig der tapfersten und zuverlässigsten Husaren absitzen und ihm dorthin folgen. Mit dieser Besatzung durfte er hoffen, seinen Adlerhorst gegen jeglichen Feind zu vertheidigen, sobald nur hinlänglicher Proviant vorhanden sey.

Während dieser ganzen Zeit war Cabrera unstät umhergezogen. Die kleineren Parteien der Feinde hatten noch immer nicht gewagt, ihn anzugreifen, aber Mangel und Unzufriedenheit rissen in seinem Heere ein. Er mochte sich nicht von der Gegend seines Ruhmes trennen, und erst, als die Kunde von der Eroberung Morella's zu ihm gelangte, zog er eiligst von dannen über den Ebro, und schlug sein Lager bei Xenia auf. Espartero sandte ihm einstweilen den General O'Donnel nach, und beschloß, nach völliger Regulirung der Angelegenheiten in der Grafschaft Maestrazzo, in Person den noch immer geachteten Gegner aufzusuchen und zu vernichten. Cabrera erfuhr erst spät das Vordringen O'Donnels, und als ihm seine Offiziere mittheilten, es sey die Schlacht nicht zu vermeiden, schien der Augenblick ihm die Kraft zurückzugeben. Er verabschiedete seine Aerzte, legte seine Uniform an, und begab sich zu Pferde an die Spitze seiner Truppen, die ihn mit lautem Jubel empfingen. O'Donnel fand einen heftigeren Widerstand, als er vermuthet hatte, und obgleich er durch seine Uebermacht den Feind aus der Stellung bei Xenia zurückwarf, fand er sich doch so geschwächt, daß auch er zurück wich, und nicht ohne bedeutende Verstärkung den Feind von neuem angreifen mochte. Cabrera dagegen begab sich mit seinem Heere nach Berga, wo er bald wieder in Schwäche und Stumpfheit versank.

(Fortsetzung folgt.)

Victor Hugo in Frankfurt a. M.

(Eine Vorlesung im Freundeskreise.)

Die Franzosen sind die Nation der Gegenwart. Sie wollen nicht Ideen aufspüren, unter denen ein kommendes Geschlecht die Auswahl treffen soll; ihre Speculation geht mit dem Leben Hand in Hand, und sie spotten über den deutschen Geist, der dem Strauße gleich seine köstlichen Eier in die Wüste legt, damit die Zukunftssonne sie ausbrüten mag. Der Franzose hält sich am Reellen, und die Vertröstung gilt ihm für Verweigerung. Diese Naturanlage ist vortrefflich für die Praxis, und ungeeignet für die Systematisirung und die Theorie. Daher schreibt es sich, daß, wo unsere Nachbarn an's Idealisiren gehen, wir sie wie Wildschützen auf den Wegen der Nachahmung und zuweilen der Verkehrtheit betreffen. Mit sicherem Blick erkennen sie eine solche Wirklichkeit, die ihnen verwandt ist, ohne daß sie es vermögen, die Gebilde der Vergangenheit anders als im falschen Glanze poetischer Fiktion oder beim Lampenlicht des praktischen Verstandes anzuschauen. So wird es ihnen schwer, die Eigenthümlichkeiten fremder Völker in klarem Umriß aufzufassen, sie sind ein Volk ächter Nationalität, und diese Tugend wird alsdann zum Mangel; während der Deutsche in fremde Zustände bis zum Vergessen seiner Volksthümlichkeit, und in das Mittelalter bis zum Aufgeben der Neuzeit sich versenken kann.

So ist denn nichts seltsamer, als die romantische Schule Frankreichs, deren Elemente, Shakespeare und Göthe, die Verzerrungen Hoffmann's und die Sentimentalität Jean Pauls, ein organisches Ganzes nimmer bilden konnten. Wenn nun ein Romantiker gar zur Gegenwart zurückkehren, wenn er die Fragen des Tages behandeln und den Lebenserscheinungen der Nachbarvölker ins Auge blicken will, so hat er, der die tüchtige Erkenntnißweise seines Volkes aufgegeben, nur noch die Unsicherheit einer allseitig zerflossenen Individualität behalten, welche die Gespenster einer poetisirenden Träumerei überall an die Stelle der Wirklichkeit setzt. So hört Alexander Dumas die Wellen des Rheins „französisch murmeln"; und so hat Victor Hugo im vorigen Jahre Deutschland bereist, ohne hier etwas zu finden als sich selbst und die Geburten seines barocken Gehirns und die Spiegelbilder jener Rococo-Fratzen, die in „Maria Tudor", oder „le Roi s'amuse" oder „Lucrezia Borgia" uns zum Achselzucken oder Lachen herausfordern. Victor Hugo besitzt eine merkwürdige Geschicklichkeit, die Dinge anders zu sehen, als wir prosaischen Deutschen.

Es ist unsere Aufgabe diesmal nicht, Victor Hugo's Reisewerk „le Rhin" im Ganzen aufzufassen, und nachzuweisen, wie wenig er sich zum Commentator unseres Volkes schickt. Als gute Frankfurter wollen wir ihm nur auf seiner Wanderung durch unsere Vaterstadt folgen; wer weiß, vielleicht stampft er mit seinem Fuße ein Heer poetischer Geister aus dem wohlbekannten Boden. Was mag ihn hier zumeist beschäftigen? Das geistige Interesse, repräsentirt in Galerien, naturhistorischen Sammlungen, wissenschaftlichen Anstalten? oder das materielle, wie es an der Mainwerfte, auf der Börse sich darstellt? oder das sociale, in literarischen Vereinen und Museen ausgeprägt? oder das politische, dessen Mittelpunkt der Taxis'sche Palast ist? Alle diese Dinge verdienen keines Romantikers Beachtung, denn Aehnliches findet sich aller Orten; für ihn leben nur die Denk-

Digitized by Google

male des Mittelalters, weil er die Geschichte nach seiner Weise auslegen darf. Die Judengasse, der Römer, der Domthurm sind ihm Alles, was Frankfurts Eigenthümlichkeit ausmacht; und eine verfallende Brunneneinfassung ist ihm lieber, als jener blüthenreiche Gürtel der Spaziergänge um die Stadt her. Gut, so ist Victor Hugo ein Historiker, und wir wollen gerne sehen, wie er im Buch unserer Vergangenheit zu lesen versteht.

Wir werden aber leider finden, daß er uns nur aus seiner Phantasie vorliest. Das bemerken wir sogleich, wie er z. B. von der Judengasse spricht.

„Ich war zu Frankfurt an einem Samstage", sagt er. „Schon lange schweifte ich aufs Gerathewohl umher, und suchte mir mein altes Frankfurt aus einem Labyrinthe häßlicher Neubauten und schöner Gärten zusammen, als ich plötzlich an eine seltsame Gasse kam. Zwei lange Parallelreihen schwärzlicher, düsterer, hoher, trübseliger Häuser, fast ganz gleich gebaut, aber doch mit jener Mannichfaltigkeit, welche die Epochen der guten Architektur[1]) charakterisirt; zwischen diesen dicht aneinander stoßenden, wie im Schreck zusammengedrängten Häuserreihen eine schmale, dunkle, nach der Schnur gezogene[2]) Gasse; — — — ein trübes Schweigen, kein Gesang, keine Stimme, kein Athemzug; — — — überall Staub, Asche, Spinnengewebe, wurmstichige Zerfallenheit, und mehr affektirtes als wirkliches Elend; eine Miene der Angst und Furcht liegt auf den Häuserfronten; die paar Vorübergehenden sahen mich mit Bestürzung und Mißtrauen an.[3]) An den Fenstern der ersten Stockwerke zeigten sich in flüchtiger Erscheinung junge, schöne Mädchen in vollem Schmuck, mit brauner Gesichtsfarbe, au profil busqué,*) oder alte Weiber mit Eulennasen, mit ungeheuerlichen Hauben, hielten sich unbeweglich und bleich hinter den unklaren Scheiben. In den Hausfluren lagen Waarenballen aufgehäuft.[4]) Es waren eher Festungen als Häuser, eher Höhlen als Festungen, eher Gespenster als Menschen. Ich war in der Judengasse am Sabbath. — — — Die Frankfurter Juden leben in diesen düstern Häusern[5]), um Athem und Hauch eines Christen zu vermeiden. Vor zwölf Jahren[6]) wurde diese, im J. 1662 neuerbaute und etwas erweiterte[7]) Straße noch durch Thore geschlossen. Hier riegelte man sie Nachts ein wie Pestkranke, und sie verbarrikadirten sich wie Belagerte."

Sie erlauben mir zu diesem Texte einige Noten, und zwar, wie einem Kommentator gebührt, in ordentlicher Zahlenfolge.

Ad. 1. Unser Autor würde den Styl der Judengasse gewiß nicht schön finden, wenn er wüßte, daß sie in ihrer jetzigen Gestalt erst aus dem Jahre 1712 herrührt. Wer sich so viel mit Architektur beschäftigt haben will, als Hugo, darf sich doch wohl nicht um ein halbes Jahrhundert in der Epoche irren?

Ad. 2. Welch' ein Augenmaß gehört dazu, die krummste aller Gassen für „eine nach der Schnur gezogene" Straße zu erkennen?

Ad. 3. Warum die paar Vorübergehenden unsern Poeten mit Mißtrauen angesehen, läßt sich denken. Sie vermutheten in ihm den scharfsichtigen Geschichts- und Gesichtskenner, der ihnen die Geheimnisse ihrer Existenz von den Augen ablesen und sie vor ganz Europa preisgeben würde. Oder argwöhnten sie, Victor Hugo sey in die Gasse gekommen, um den Trödel als Konkurrent zu betreiben? Daß sie darüber bestürzt wurden, wäre denn ganz natürlich.

Ad. 4. Auf diese Entdeckung machen wir eine hochlöbliche Zollverwaltung aufmerksam. Gehäufte Waarenballen in den schmalen Gängen jener Häuser! augenscheinlich ist's eine Schmuggelei, die der Poet besser als der Douanier zu entlarven verstand.

Ad. 5. Die israelitischen Bürger mögen sich bei Hugo bedanken, daß er zu ihren Gunsten die Einrichtungen von Anno 90 wiederherstellt, und sie in die Gasse zurück verbannt. Es ist noch sehr freundlich von ihm, daß er (ad. 6) die Thore nicht neu bauen und verriegeln läßt, die vor zwölf (soll eigentlich heißen vor ungefähr vierzig) Jahren an beiden Enden der Gasse eine Schranke zwischen den zwei Religionen darstellten.

Ad. 7. Ist bereits unter Note 1 erledigt. Die Jahrszahlen sind Hugo's Stärke nicht.

(Fortsetzung folgt.)

*) Busqué heißt „mit einem Planchett versehen." Was ist nun ein Profil, dem ein Planchett vorgesteckt ist? Etwa ein langnasiges? Ich gebe diese Stelle den Ueberlegungen der Nachwelt hin.

Mannichfaltigkeiten.

Bei dem letzten Pferderennen in Derby hat Oberst Anson mit seinem Pferde Attila nicht weniger als 24,000 Pfd. Sterl. durch Wetten gewonnen. Als aber der Zahltag herankam, konnten mehrere der Wettenden ihre Verbindlichkeiten nicht halten; einer davon, Herr Beates, fallirte allein mit 18,000 Pfd. Sterl. Diese Vorfälle haben in Tattersalle große Bestürzung erregt.

(Coblenz, 7. Juni.) In dem $^3/_4$ Stunde von hier entlegenen Dorfe Niederberg traf vorgestern Morgen ein Fremder, als Viehhändler gekleidet, in einem Wirthshause ein, ersuchte den Wirth, ihm für 24 Schweizer Kühe, die in einigen Stunden dort eintreffen und bis zum 9. zum Ausruhen verbleiben sollten, Stallung in Bereitschaft zu setzen; der Wirth, dem es an Raum gebrach, bat seine Nachbaren, ihm dazu behülflich zu seyn, und sogleich wurden die Scheunen mit Krippen versehen, Pfähle eingeschlagen, Futter und Stroh herbeigeschafft, kurz Alles zur Bequemlichkeit des Viehes eingerichtet. Auch für die Viehtreiber ließ der Fremde Quartier und ein Mahl anordnen, und als der Fremde die Bereitwilligkeit der Bauern sah, versprach er ihnen die 150 Maß Milch, welche die Kühe täglich gäben, und so wurden denn alle Töpfe und Kübel herbei geschafft, die im ganzen Dorfe aufzutreiben waren, um die verheißene Milch zu sammeln und aufzuheben. Während Alles aufs beste zubereitet war, lehnte der Fremde sich von einer Bauersfrau: deren Mann eben abwesend war, ein Pferd, um nach Coblenz zu reiten und dort Hafer und Kleien zu kaufen. Er traf des Nachmittags gegen 2 Uhr hier ein, bestellte in einem Wirthshause für 16 Schweizer Ochsen und 3 Knechte, die unterwegs in Niederberg seyen und des Abends hier eintreffen sollten, Stallung und Quartier, ließ sich zu zwei Fruchthändlern führen und bei dem einen Hafer und bei dem andern Kleien messen und die Kleien sogleich nach Niederberg bringen, jedoch ohne sie bezahlt zu haben; dem Wirth, bei welchem er hier das Pferd stehen hatte, kam das Treiben des Fremden verdächtig vor, und er machte eine Anzeige bei der Polizei. Da der Fremde sich im Wirthshaus nicht mehr einstellte, ritt der Wirth mit dem von dem Fremden zurückgelas-

Digitized by Google

fenen Pferde in Begleitung eines Polizeisergeanten des Abends nach Niederberg, wo sie die Bauern vor dem Dorfe in voller Erwartung der Kühe aufgestellt fanden, und wo es sich denn bald zeigte, daß die ganze Geschichte der Schelmenstreich eines fremden Gauners gewesen, von dem man nichts weiter vernommen hat. (Rh. u. Moselz.)

Am 5. Juni hatte in Aarau die Stiftung des eidg. Sängerfestes statt. 12 — 1400 Sänger mit 60 Fahnen waren der Einladung des aargauischen Männerchors gefolgt, der mit Geschmack und mit Glanz das Fest vorbereitet hatte. Besonders zahlreich hatten die Sänger der Kantone Aargau, Zürich und Basel sich eingefunden; aber auch Bern und Solothurn, minder zahlreich Luzern, hatten ihre Fähnchen gestellt; die östliche Schweiz war ausgeblieben. Am Vorabend des Festes erklärte die Abgeordneten-Versammlung dasselbe als eidgenössisch und am folgenden Tage wurde nach Ankunft der meisten Vereine die Zentralfahne aufgepflanzt. Die Gesangaufführung Nachmittags wurde im Allgemeinen sehr gelobt, einzelne Chöre zeichneten sich aus. Das Abendessen brachte eine Menge begeisterter Reden und Toaste und den Schluß des vom herrlichsten Wetter begünstigten Festes machte ein Ständchen, das man Hrn. Zschokke, dem Verfasser der Stunden der Andacht, brachte.

Korrespondenz.

Hamburg, 6. Juni.

Unsere Lokalblätter, der „Beobachter" und der „Freischütz", sind noch fortwährend mit Berichten und auf den schrecklichen Brand bezüglichen Mittheilungen angefüllt, die einen um so größern Werth haben, da sie meistentheils auf sehr zuverlässigen, von Theilnehmern und Augenzeugen selbst gesammelten Daten beruhen. Der „Freischütz" brachte überdieß einen hübsch geschriebenen und mancherlei zeitgemäße Andeutungen enthaltenden Artikel: „Wanderung durch Hamburg's Ruinen" von Friedrich Clemens. — Die großartigen Pläne zu einem gänzlichen Neubau der in Asche gelegten Straßen, wie sie von einigen englischen und französischen Ingenieurs vorläufig entworfen und in Vorschlag gebracht wurden, sind von unserm Senate und den Behörden nicht vollkommen gebilligt und man wird sich wahrscheinlich mit einer Verbreiterung und möglichsten Geradlegung der neu zu erbauenden Straßen begnügen; beim Jungfernstieg und neuen Wall soll demnächst der Anfang gemacht werden. Die St. Gertruds-Kapelle wird, wie ich höre, zum Gottesdienst der St. Petri-Gemeinde provisorisch eingerichtet; auch daß die Vorstadt St. Georg zur Stadt gezogen und der dazwischen befindliche Stadtgraben mit Schutt ausgefüllt wird, ist so gut wie ausgemacht und gewinnt vollkommene Gewißheit, da in diesen Tagen einer unserer Senatoren in St. Georg sich ein Wohnhaus acquirirt hat.

Nordenstadt bei Hochheim a. Main, 1. Juni.

Heute fand man dahier die ersten blühenden Trauben. Der Weinstock zeigt sich überhaupt sehr gut und läßt ein reiches Weinjahr in Quantität und Qualität hoffen. Auch hat man seit mehreren Tagen reife Erdbeeren.

Vom Neckar, 30. Mai. — Eingesendet.

Der Mangel an geprüften Aktuarien, welche neben dem Bewußtseyn ihres Berufes die erforderlichen Kenntnisse besitzen, wird mit jedem Tage an den badischen Untergerichten fühlbarer, so daß oft zu allerlei Hülfspersonal gegriffen wird, um die Kanzleigeschäfte zu erledigen. So arbeiten z. B. an einem erst vor einem Jahre errichteten Bezirksamt des badischen Unterrheinkreises gegenwärtig ein Messerschmied, ein Kappenmacher, ein Chirurg, ein Kaufmann, ein Glöckner und ein entlassener Schullehrer, welche theils zum Protokolliren, theils zur Ausfertigung der Verfügungen und andern Kanzleigeschäften verwendet werden. Durch diese und ähnliche bunte Mischung erhalten die Gerichtszimmer ein solches Ansehen, daß man Mühe hat, zu glauben, es befinde sich darin das zu einem Gericht oder einer Verwaltungsbehörde gehörige Personal. Deßhalb und im Interesse der bei den Bezirksämtern vorkommenden, oft sehr wichtigen Geschäfte bleibt immer noch eine Verordnung von höherer Behörde wünschenswerth, welche diesen Uebelständen auf kräftige Weise abhilft.

Mainz, 6. Juni.

Der in den letzten Tagen erschienene Rechenschafts-Bericht über die hiesige Kleinkinder-Bewahranstalt für das Jahr 1841 stellt die Lage dieses Instituts in einem sehr günstigen Lichte dar. Vor drei Jahren durch mäßige Beiträge hiesiger Einwohner gestiftet, ist die Anstalt nicht nur im Stande gewesen, alle ihre Bedürfnisse zu bestreiten, sondern sie ist zu einem nicht unbedeutenden Vermögen gelangt und wird, wenn sie so fortfährt, in wenigen Jahren selbstständig werden. Drum sagt auch der Präsident des größern Ausschusses, Hr. Pfarrer Blösinger, in seinem Vorworte zu dem Rechenschaftsberichte: „Mit einem Gefühle der Freude und frohen Vertrauens geben wir diesen unsern dritten Rechenschaftsbericht. Das Zusammenwirken aller Kräfte hat in diesem Jahre, wo nun Alles in seinem Geleise geht und manche Vortheile durch die Erfahrung sowohl in Behandlung der Kinder als in Führung des Hauswesens sich ergeben haben, ein Resultat zur Folge gehabt, welches aufs vollkommenste in jeder Beziehung befriedigen muß. Unsere junge Anstalt darf sich zuversichtlich jeder andern ihrer ältern Schwestern in Deutschland an die Seite stellen, u. s. w." — Die Zahl der seit der Eröffnung aufgenommenen Kinder beträgt 410, am Schlusse des vorigen Jahres besuchten sie 121, im Durchschnitte waren täglich 80 Kinder anwesend. Die Kosten für Unterhaltung eines Kindes, die im Jahr 1840 täglich $5^3/_{11}$ kr. betrugen, wurden im verflossenen Jahr mit $4^3/_4$ kr. bestritten. Die Einnahmen des Jahres 1841 betrugen 4180 fl. 23 kr., worunter 1705 fl. 49 kr. Subscriptionen; die Ausgaben der Haushaltung dagegen nur 2202 fl. 22 kr.; es konnten daher 1250 fl. verzinslich angelegt und 728 fl. als Reservefonds für die Zukunft in Kasse behalten werden. Der Bericht schließt mit der Bitte um Fortbezahlung der subscribirten Beiträge; daß bei einer solchen Verwendung, bei einem so unentbehrlichen Institute Niemand, dessen Verhältnisse es gestatten, zurücktreten werde, das läßt sich von dem einsichtsvollen, mildthätigen Mainzer Publikum mit Zuversicht erwarten.

Theater-Anzeige.

Freitag, den 10. Juni. Letzte Vorstellung des Gymnase Castelli, und zum Vortheil der Demoiselles Abella, Victorine und des Hrn. Felix: Henri IV. en famille, vaudeville en un acte. Hierauf folgt: Le Gamin de Paris, vaudeville en deux actes. Zum Schluß: Minka et Koulikan, ou: les moeurs chinoises, ballet-pantomime en un acte. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 159. Samstag den 11. Juni 1842.

Cabrera.

Historische Novelle aus dem letzten spanischen Kriege.

(Fortsetzung.)

Unter diesen betrübenden Umständen verging von neuem eine geraume Zeit. Espartero hatte inzwischen alle Städte genommen, welche noch der Sache Don Carlos anhingen, und rückte jetzt mit seiner gesammten Macht heran, um den letzten hartnäckigen Gegner in Person aufzusuchen. Cabrera wich zurück, nachdem er eine Besatzung in Berga zurückgelassen hatte, und Espartero folgte langsam. Künstliche Märsche hielten die Entscheidung von einem Tag zu dem andern hin, und Espartero's Zaudern würde dem Gegner noch eine lange Frist geschenkt haben, hätte nicht ein unerwarteter Vorfall neues Leben in die Scene gebracht. Die Königin verließ Madrid, trotz aller Widerrede ihrer Umgebung, und reiste mitten durch die Provinzen, wo die Kriegsfackel noch am heftigsten loderte, um sich in die Bäder von Barcelona zu begeben. Alle Städte, die bis dahin noch feindlich gewesen waren, öffneten ihr die Thore, das Landvolk begrüßte sie mit wildem Jubel, die feindlichen Streifparteien stoben auseinander, und Christine gelangte ohne andere Bedeckung, als die Macht des königlichen Namens und der in Spanien hochgeachteten Frauenwürde, ohne den geringsten Widerstand am 30. Juni in Barcelona an. Ihre Reise schien ein Triumphzug, und sie selbst eine Siegsgöttin zu seyn, welche mitten durch irdische Verwüstung schwebt, ohne davon berührt zu werden. Auch Espartero fühlte sich zu neuer Thätigkeit gedrungen. Am 4. Juli nahm er Berga mit stürmender Hand, und am 5ten hatte er Cabrera mit den Resten der carlistischen Armee gegen die französische Gränze hingedrängt, wo nur ein schwach befestigtes Dorf und einige Verschanzungen seinem weitern Vordringen ein kurzes Ziel setzten.

Noch am Abend desselben Tages ertheilte Cabrera den Befehl, daß die Truppen sich auf das französische Gebiet zurückziehen sollten. Wie ein Todesurtheil traf dieses Wort Offiziere und Soldaten, aber an Widerstand war nicht zu denken, das mußten selbst die Kühnsten gestehen; düster und schweigend zogen die Regimenter durch die herrliche Sommernacht dahin. Es war ihnen, als sollten sie den Blick nie wieder zu dem hohen, glänzenden Himmelsgewölbe empor heben, als müßten sie in die Abgründe der Erde hineingehen.

Um fünf Uhr Morgens erreichte Cabrera die Gränze Frankreichs, an einem Orte, wo etwa zweihundert französische Soldaten aufgestellt waren, zum Schutze der Gegend, da jetzt täglich Flüchtlinge hereindrangen, die nicht immer in den Schranken gesetzlicher Ordnung blieben. Hier ließ er seine Sänfte niedersetzen und verlangte sein Pferd, um wenigstens wie ein Mann in die Gefangenschaft einzutreten, wenn auch keine Rettung mehr zu hoffen sey. Langsam und unsicher setzte er den Fuß auf die Erde, und blieb tiefsinnend vor seiner Sänfte stehen. Mit einer leisen Handbewegung wies er die Umstehenden zurück, welche ihm ihre Dienste anboten, damit er sein Roß besteigen könne, und sagte mit weicher, leiser Stimme: „Laßt mich, es ist das letzte Mal, daß ich spanischen Boden betrete. Spanien, o mein Heimathland! —"

Eine lautlose Stille lagerte sich um ihn her, als betete der Feldherr und Alle mit ihm. Da tönte plötzlich der Hufschlag eilender Reiterei von der französischen Seite; eine leichte Bewegung entstand unter den Spaniern. Jetzt war der verhaßte Augenblick gekommen, wo sie die sieggewohnten Waffen ohne Gegenwehr strecken sollten. Eine Abtheilung französischer Gensdarmen näherte sich dem Kreise der Offiziere, und als auf ihre Frage der Bescheid gegeben ward, daß die Spanier unter Cabrera auf neutralen Boden sich zurückzuziehen wünschten, näherten sie sich dem Anführer, um diesen sofort in Gewahrsam zu nehmen. Ein unwilliges Murmeln ward ringsum hörbar, als der französische Rittmeister sich Cabrera näherte, und ihm den Degen abforderte, dieser aber nahm ihn aus Forcadell's Händen und überreichte ihn ruhig und ohne die geringste innere Bewegung zu verrathen, dem Franzosen. Der Gegner maß ihn mit stolzen und neugierigen Blicken. Der Name Cabrera war überall mit Furcht und Entsetzen genannt, Sage und Phantasie hatten Alles, was damit zusammenhing, in's Ungeheuere getrieben, und nun sollten sich diese Ideen plötzlich mit der Erscheinung vereinigen, welche vor ihm auftrat! Der Gensdarme wagte kaum zu glauben, daß dieser bleiche, schmächtige Mann, mit dem unstäten, fast schüchternen Blicke, jener furchtbare Guerillaführer, der Graf von Morella sey.

Während er indeß, nach der Sitte seiner Nation, einige Höflichkeitsphrasen mit dem Gefangenen auswechselte und Anstalt zum Abmarsch machte, ward von neuem das Stampfen eilender Kavallerie hörbar. Man erwartete eine andere Abtheilung französischer Gensdarmen. Doch nahte sich der Trupp von der entgegengesetzten Seite, und nur wenige Minuten vergingen, als man die Farbe der Reiter erkannte, und die Ue-

Digitized by Google

berzeugung gewann, es seyen Husaren von Cabrera's eigenem Heere — Polo an der Spitze. Mit Sturmeseile sprengten sie auf ihren schaumbedeckten Rossen heran, und noch ehe sich Cabrera von seinem Erstaunen zu fassen vermochte, stand Polo schon an seiner Seite, und die Reiter drängten sich in einer dichten Masse zu ihm heran.

„Willst Du mich nach Frankreich begleiten, Du treuer Freund und Genosse?" fragte Cabrera mit unterdrücktem Schmerze.

„Nach Frankreich, Cabrera," rief Polo, und warf einen finstern Blick auf die Gensdarmen, welche einige Schritte zurückgewichen waren, „nein, das verhüte Gott und alle Heiligen! Zurück nach Spanien will ich Dich führen, in Deine Berge zurück, wo die Erde selbst Dich beschützt, und treue, liebende Herzen für Dich schlagen. Was auch Dein Entschluß seyn mag, Du mußt meinen Bitten nachgeben."

„Entschluß und That habe ich nie weit getrennt," entgegnete Cabrera ruhig, „sieh meinen Degen, Freund, ich kann ihn nicht mehr ziehen, ich habe ihn fortgeschleudert. Glaubst Du, daß ich in die Fremde ginge, wenn die Heimath mich nicht ausstieße? Das weite, schöne, stolze Land meiner Väter hat kein Plätzchen für mich, wo ich das müde Haupt niederlegen könnte! —"

„Kein Plätzchen," rief Polo, „bei Gott, Du bist ungerecht gegen Dein Vaterland. Kehre um, mein Feldherr, folge mir nur wenige Tage, und Du sollst wieder auf einem Boden stehen, wo Deine Macht wurzelt und Deine Kraft sich tausendfach vervielfältigt. Seit der gierige Feind die Trümmer von Morella hingenommen hat, lebe ich mit der Gattin und Schwester frei auf einem Felsen, und habe schon manchen tapfern, kühnen Guerillero zu mir herangezogen, und schwöre Dir hoch und theuer, daß ich noch Jahre hindurch Dich und mich in meiner Adlerburg unangetastet beschirmen will. Folge der Stimme eines treuen, wahrhaften Freundes, Cabrera, kehre um mit mir, und auch Deine Gesundheit wird in der frischen, heitern Gottesnatur wieder aufblühen, und mit ihr Dein Muth, Deine Kraft, Dein Ruhm. Es wird von Dir abhängen, auf's neue die Kriegsflamme durch alle Provinzen Spaniens zu jagen, denn Carlos war nur ein Schatten, und Du bist ein Held, ein Fürst des Krieges."

(Schluß folgt.)

Victor Hugo in Frankfurt a. M.

(Eine Vorlesung im Freundeskreise.)

(Fortsetzung.)

Hören wir unsern Historiendichter und seine hiesigen Erlebnisse nun weiter.

„Frankfurt ist die Stadt der Karyatiden. Nirgends sah ich so viele Kolosse(!) als Lastträger. Nirgends wird Marmor, Stein, Erz und Holz mit so reicher Erfindung und so mannichfaltiger Grausamkeit zum Arbeiten, Wimmern und Heulen gezwungen. Wohin man sich wenden möge, (!) sieht man bedauernswerthe Figuren aus allen Epochen, in jedem möglichen Styl, von jedem Geschlecht und Alter, aus jeder Mährchenwelt, die sich jammervoll unter ungeheurem Gewichte winden und seufzen. Gehörnte Satyrn, Nymphen mit flamändischem Busen, Zwerge, Riesen, Sphynxe, Drachen, Engel, Teufel, ein ganzes Unglücksvolk übernatürlicher Wesen, das irgend ein Zauberer, der in alle Mythologien auf einmal gepfuscht, auffing und in steinerne Hüllen einschloß, ist hier unter Simsen und Tragbalken festgekettet, und bis zur Mitte des Leibes in die Mauern eingesiegelt. Die Einen tragen Balkone, Andere wieder Thürmchen, und die am schwersten Belasteten ganze Häuser. Andere tragen auf ihren Schultern einen frechen Neger aus Erz, der mit einem Gewande von vergoldetem Zinn umkleidet ist, oder einen unermeßlichen römischen Kaiser von Stein in dem ganzen Kleiderprunke Ludwigs XIV., mit seiner langen Perücke, seinem weiten Mantel, seinem Lehnsessel, seiner erhöhten Standbühne, seinem Credenztisch mit der darauf liegenden Krone, seinem Thronhimmel mit der hängenden Einfassung und faltigen Draperien. — — — Diese wundersamen riesigen Denkmale sind Herbergsschilder. Unter diesen titanischen Lasten sind die Karyatiden niedergebeugt in allen Stellungen der Wuth, des Schmerzes und der Ermüdung."

Es folgt nun noch eine lange Beschreibung all' dieser unglücklichen lasttragenden Figuren, und der Poet schließt mit einer malerischen Darstellung des Entsetzens, das die guten Frankfurter Bürger einst packen müsse, wenn einmal dieses steinerne Volk erwachen und sich an seinen Unterdrückern rächen würde. Ich bitte Sie, zu glauben, daß ich durchaus nicht übertreibe, und unserm Autor getreulich nachspreche. Es wird Sie sehr wundern, von so viel Wundern in unserer Stadt zu vernehmen, die Ihnen bisher ganz unbekannt waren; und noch übler werden künftige Reisende daran seyn, wenn sie all' diese Herrlichkeiten suchen und nicht mehr finden. Dann werden sie denken, daß ein anderer Zauberer, der in alle Mythologien pfuschte, die unglücklichen Karyatiden sammt und sonders wieder weggehext habe. Die paar steinernen Köpfe und Figürchen aber, die man hie und da unter Architraven noch erblickt, werden dann als eingeschlummerte Ueberbleibsel aus der Karyatidenzeit erscheinen, die den zaubervollen Moment der Rache an den Frankfurter Bürgern versäumten, und zur Strafe ewigen Lasttragens verurtheilt blieben.

Nachdem Victor Hugo seine Mährchenkenntniß entwickelt, geht er zu einer höchst materiellen Welt über, zu dem Schlachthaus und den Fleischbänken. „Blutige Metzger und rosige Metzgerinnen plaudern anmuthig unter Guirlanden von Ochsenkeulen. Eine rothe Gosse, deren Farbe kaum durch zwei Röhrbrunnen (?) abgeblaßt wird, fließt und raucht mitten durch die Straße. — — — Ich gestehe, wenn ich gewußt hätte, was ich mit einem armen Spanfäuchen anfangen sollte, das ein Metzger an den Hinterfüßen vor mir her schleppte, ohne daß es nur schrie, ohne daß es einsah, was man mit ihm vorhabe; ich gestehe, ich würde es gekauft und gerettet haben. — — Ich mache mir Vorwürfe, daß ich es nicht gethan."

Welch' edles Gemüth verräth sich in diesen Worten! Man denke sich das unschuldige, nichts Böses vermuthende Ferkelchen und sein gräßliches Schicksal; und den Poeten, der es retten wollte und nicht rettete! Aber bei so zartbesaiteten Seelen ist dergleichen nicht zu verwundern; wer schon über steinerne Tragköpfe Mitleiden fühlt, der wird einem wirklich lebenden Wesen seine Theilnahme nicht versagen können. Es steht zu vermuthen, daß Hugo bei der nächsten Schweincotelette, die zwischen seine Zähne kam, geweint haben wird.

Digitized by Google

Vom Schlachthaus kommt unser Wanderer nach dem Römerberg. Diesen Platz bewundert er, was unserm patriotischen Bewußtseyn sehr angenehm ist, und stellt ihn mit riesenhafter Uebertreibung dem Brüsseler Marktplatze gleich. „Es ist ein Platz mit vier ungleichen Seiten, um welchen her jeder Styl und jede architektonische Laune der bürgerlichen Baukunst des Mittelalters und der Renaissance-Periode in Mustergebäuden dargestellt ist, bei welchen, je nach dem Zeitpunkt und Geschmack, die Verzierungskunst mit wunderbarem Geschick Schiefer und Stein, Blei und Holz angewendet hat. Jede Vorderseite hat ihren eigenthümlichen Werth, und trägt zugleich das Ihrige bei zur Zusammenstellung und Harmonie des Ganzen. Zu Frankfurt, gerade wie zu Brüssel, wird dies Ganze jedoch verdorben durch ein paar neue Häuser von albernem Ansehen, die sich wie ein paar Dummköpfe in einer Versammlung geistreicher Leute ausnehmen, und die Schönheit der benachbarten alten Häuser nur noch erhöhen. Ein wunderschönes Gebäude, schon im Zerfall, aus dem vierzehnten Jahrhundert, das, ich weiß nicht zu welchem Zwecke, aus einem Kirchenschiff und einem Thurm, wie er sich bei Rathhäusern findet, zusammengestellt ist, nimmt mit seinem eleganten Schattenriß eine Seite des Platzes ein. Ungefähr in dessen Mitte, an Stellen, die augenscheinlich nicht von der Symmetri angegeben wurden, sind zwei Brunnen wie zwei lebendig treibende Gebüsche (!) hervorgewachsen, der eine aus der Renaissance-Periode, der andere aus dem achtzehnten Jahrhundert. Auf diesen beiden Brunnen stehen, ein seltsames Zusammentreffen! auf ihren zwei Säulen trotzend einander gegenüber Minerva und Judith; das homerische und das biblische Mannweib, die eine mit dem Medusenkopf, die andere mit dem Haupte des Holofernes. Judith, schön, hochmüthig und lieblich, von vier Syrenen umgeben, die zu ihren Füßen in die Trompete stoßen, ist ein Heldenmädchen im Renaissance-Styl. Sie hat jetzt den Holofernes kopf nicht mehr, den sie mit der Linken erhob; aber noch hält sie das Schwert in der Rechten, und ihr im Winde emporflatterndes Gewand erhebt sich über ihr Marmorknie, und zeigt ihr feines und festes Bein in dem stolzesten Auftreten. Einige Erklärer behaupten, diese Bildsäule stelle die Gerechtigkeit vor, und habe in ihrer Hand nicht den Kopf des Holofernes, sondern eine Wage gehalten. Ich glaube es nicht. Eine Gerechtigkeit, welche die Wage mit der Linken und das Schwert in der Rechten hielte, wäre die Ungerechtigkeit. Auch hat die Gerechtigkeit kein Recht, so hübsch und so hoch aufgeschürzt zu seyn."

Trotz dieser galanten Ansicht ist unsere Bildsäule ein- für allemal nur die Gerechtigkeit. Es leben noch Leute hier, die sich der abgängig gewordenen Wage in ihrer Linken erinnern. Die schöne Zusammenstellung der beiden Mannweiber hat unsern reisenden Beobachter verführt. Das zerfallende Gebäude, dessen Zweck er nicht kennt, ist die Nikolaikirche, die nicht aus dem vierzehnten, sondern aus dem zwölften und dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts stammt; und den Styl des Thurmes wird jeder Architekt, der das durchbrochene Geländer oben um das Schiff herum angesehen, mit dem Styl der Kirche in Uebereinstimmung finden. Dergleichen Schnitzer sollte wohl der Verfasser von Notre-Dames de Paris nicht begehen dürfen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Es wird jetzt darüber gestritten, nachdem man die Ansprüche des Engländers, Marquis von Worcester, als unbegründet zurückgewiesen zu haben glaubt, ob der Erfinder der Dampfmaschinen ein Franzose oder ein Deutscher gewesen? Arago behauptet nämlich, Salomon de Caus habe diese Erfindung gemacht, und sey ein Franzose, was er durch mehrere Gründe beweisen zu können glaubt. Dagegen sucht Professor Baumgärtner in Wien nachzuweisen, daß dieser Salomon von Kaus ein Deutscher und also jene merkwürdige Erfindung unserer Nation angehörig sey. In Nro. 60 des Mag. f. d. Lit. d. Ausl. werden in einem interessanten Artikel die Behauptungen Arago's und Baumgärtner's gegen einander gestellt.

In der Hofbuchdruckerei von Albrecht in Weimar ist ein kleines Schriftchen, verfaßt von F. Schrader, erschienen, dessen Ertrag zum Besten der abgebrannten Hamburger verwendet wird. Es führt den Titel: „Die Unglückstage Hamburg's im Jahre 1842", und enthält eine kurz gefaßte Beschreibung des Brandunglücks, der örtlichen Lage der Stadt, der Theilnahme von Deutschland, und als Anhang eine Schilderung der Leiden jener Stadt im Jahre 1813 während der Belagerung, nebst einem Plane von Hamburg. Inhalt und Zweck dieses Schriftchens machen es der allgemeinen Beachtung und Verbreitung würdig.

(Frankfurt a. M., 10. Juni.) Die letzte Vorstellung des Gymnase Castelli auf hiesiger Bühne wird heute, Freitag, den 10., stattfinden und die Gesellschaft sich sodann nach andern Städten Deutschlands zu Gastdarstellungen begeben. Mag man sich auch mit dem diesem Institute zu Grunde liegenden Princip nicht ganz befreunden können, so muß doch ein Jeder den ausgezeichneten Leistungen dieser Kinderschauspieler und dem Außergewöhnlichen ihrer ganzen Erscheinung Gerechtigkeit widerfahren lassen, weshalb auch von ihrem anderweitigen Auftreten nur ein günstiges Resultat zu erwarten steht.

Korrespondenz.

Hamburg, 6. Juni.

Das bisher verwaiste Stadttheater gewinnt jetzt allmählig wieder einigen Besuch, und man achtet es, wie in den ersten Tagen, nicht mehr für unangemessen, in Thalien's Hallen einer Schauspiel- oder schönen Opernvorstellung beizuwohnen, da ja eben durch unser Theater die Existenz so vieler Familien und der Verdienst so vieler wackeren Mitbürger ausschließlich bedingt ist. Der Dem. Jazedó aus München gebührt die Ehre, in so ungünstiger Zeit die verödeten Theaterräume zuerst wieder gefüllt und durch den Zauber ihrer Töne die entzückten Zuhörer zu freudigem Beifall enthusiasmirt zu haben. Sie ist ohne allen Zweifel den ersten unserer jetzigen Sängerinnen beizuzählen. Eine liebliche, frische, glockenreine Stimme, treffliche Schule und bewundernswürdige Kunstfertigkeit, dazu ein lebendiges, angemessenes Spiel finden sich zu einem herrlichen Ganzen vereinigt. Ihre Scala ist durchaus gleichförmig und ein Ton wie der andere kommt voll und rund zum Gehör; ihre Passagen und Cadenzen zeichnen sich durch Rundung und Sauberkeit aus und auch nicht das kleinste Nötchen geht dem Ohr verloren. Ihr Vortrag ist geschmackvoll und schön; nur in tragischen Rollen scheint bisweilen der trefflichen Sängerin Schwung der Phantasie und Gluth und Tiefe des Gefühls in etwas zu

Digitized by Google

fehlen, während Bellini'sche Opern ihr ganz besonders zusagen. Wie sahen sie bis jetzt als Elvire in den Puritanern, Donna Anna in Don Juan und Amine in der Nachtwandlerin. — Hr. Hirschberg ist als zweiter Tenor engagirt, wie ich hoffe, zum großen Vortheil unserer Oper. Seit Schäffer's Abgange war diese Partie fortwährend mangelhaft besetzt und ein Versuchen und Wechseln folgte dem andern. Hr. Hirschberg hat eine schöne, kräftige Stimme, nur fehlt's bisweilen noch etwas an Schule und gehöriger Sicherheit. Im „Postillon" leistete er recht Hübsches. — Seit längerer Zeit hat keine Novität so durchhaltenden Beifall gefunden, als das am vorigen Freitag zum Erstenmale vorgeführte, von B. A. Herrmann übersetzte französische Situationsstück: „Molière." Nach jeder Abtheilung ward der Träger der Titelrolle, Hr. Hendrichs, gerufen. Hier wird jedem tüchtigen Schauspieler in der That eine wahre Glanzrolle dargeboten.

Berlin, im Mai.

Bei einer vorjährigen Vergnügungsreise nach Coblenz machte ich einen Abstecher nach Bad-Ems, um Gelegenheit zu haben, die Königin von Griechenland, für welche ich als geborner Nordländer immer noch viel Interesse hege, dort zu sehen. Das Gewühl und der Reichthum eines so glänzenden Kurorts macht immer einen besondern Eindruck; lebhaft überrascht fand ich mich aber durch die Verschönerungen und das Aufsteigen neuer Gebäude seit meines letzten Besuches in Bad-Ems. Insbesondere war es das unter dem Namen „Panorama" bekannte neue Gebäude, welches meine Aufmerksamkeit auf sich zog; dem Kurhause gegenüber, in geschmackvollem Style erbaut, bietet es auf seinem flachen Dache eine einzige Aussicht dar. Der freundliche Inhaber hatte die Güte, mir Einiges von dem Innern zu zeigen, was in Bezug auf Geschmack und Eleganz alle meine Erwartungen übertraf. Auch hatte ich Gelegenheit, zu bemerken, daß eine freundliche, prompte Bedienung den Aufenthalt daselbst den Besuchern nur angenehm machen kann. Da ich an Pfingsten dieses Jahres wiederum Bad-Ems besuchte, nahm ich Veranlassung, dem Besitzer des Gebäudes, der seitdem einige neue zweckmäßige Einrichtungen gemacht hatte, die ihm gewiß angenehme Versicherung zu ertheilen, daß sowohl auf Dampfbooten, als in Gasthöfen rühmlichst seiner von den Reisenden gedacht würde; weshalb ich auch in diesem Blatte diese Anerkennung gern dem größern Publikum mittheile. Ein Badegast aus Norddeutschland.

Mainz, 6. Juni.

Daß man bei dem eifrigen Streben, die brandverunglückten Brüder in der Ferne zu unterstützen, auch jene in der Nähe nicht vergessen dürfe, bedarf nur der leisesten Anregung, und der humane Geist, dessen sich unser Zeitalter zu erfreuen hat, beseelt augenblicklich die ungezwungenste Theilnahme. Hievon liefert Kostheim den schönsten Beweis. Im engen Kreise weniger, am 4. d. im Gasthause zur Mainlust daselbst versammelt gewesenen Freunde wurde von dem Gemeinderathe Hrn. Benedikt Hohmann das Brandunglück zu Niedereisenhausen bei Biedenkopf berührt, und eine augenblicklich beschlossene Sammlung in dem nur kleinen Zirkel brachte ein erfreuliches Resultat hervor und mit ihm die Ermunterung, die Sammlung auf der Stelle in der Gemeinde fortzusetzen, und so wurde in weniger als einer Stunde die schöne Gabe von 76 fl. 32 kr. für die Brandverunglückten zu Niedereisenhausen aufgebracht und an Hrn. C. E. Hoffmann in Darmstadt eingesandt, — eine Gabe, welche, so herzlich gereicht, den Bewohnern der Gemeinde Kostheim um so mehr Ehre macht, als die alten Wunden, welche eine dreimalige Zerstörung derselben in den jüngsten Kriegsereignissen geschlagen, heute selbst noch nicht ganz vernarbt sind. — Ehre, dem Ehre gebührt!

Darmstadt, 8. Juni.

Von dem großh. Oberbaudirector, Hrn. Geheimenrathe Kröncke, der in seinem hohen Alter fortfährt, sich um die Wissenschaften Verdienste zu erwerben, ist so eben eine interessante Schrift erschienen; sie handelt von den geistlichen Wittwenkassen im Großherzogthum Hessen und enthält Bemerkungen und Vorschläge, wie man sie von einem so erfahrenen und scharfsinnigen Rechner nicht anders erwarten kann. Bei Gründung von neuen Wittwenkassen und andern Versorgungsanstalten ist unseres sachkundigen Kröncke Stimme selten oder nie überhört worden, und die Erfahrung hat jederzeit gelehrt, daß seine Rathschläge Theorie und Erfahrung für sich hatten. In seinen jüngeren Jahren stand Hr. Kröncke mit dem kürzlich zu München verstorbenen Hrn. v. Wibeking in engerer Verbindung, indem beide die Herausgabe des bekannten großen hydrotechnischen Werkes gemeinschaftlich besorgten.

Erstes Verzeichniß der Geldbeiträge,

welche zur Abhülfe der durch den Brand entstandenen Noth von Außen bei der öffentlichen Unterstützungsbehörde in Hamburg bis zum 31. Mai Abends eingegangen sind.

Von	Sr. Maj. dem Könige von Dänemark . .	100,000	Mark Bco.
„	Sr. Maj. dem Könige von Preußen . . .	5,000	Stück Ld'or.
„	Sr. königl. Hoheit dem Hrn. Großherzoge von Mecklenburg-Schwerin.	10,000	Rthlr. $^{32}/_{3}$.
„	Sr. Maj. dem Könige von Sachsen . .	1,600	Stück Ld'or.
„	Sr. königl. Hoh. dem Hrn. Großherzoge von Oldenburg	2,000	„ „
„	der freien Stadt Frankfurt	100,000	Gulden.
„	Sr. hochfürstl. Durchl. dem Hrn. Herzoge von Anhalt-Bernburg	200	Stück Ld'or.
„	Sr. hochfürstl. Durchl. dem Hrn. Herzoge von Anhalt-Dessau	1,000	Rthlr. preuß.
„	Sr. königl. Hoh. dem Hrn. Großherzoge von Hessen und bei Rhein	4,000	Gulden.
„	Sr. königl. Hoh. dem Hrn. Großherzoge von Baden	8,000	„
„	Jh. königl. Hoh. der Frau Großherzogin	1,000	„
„	Sr. Hoh. dem Hrn. Markgrafen Wilhelm	600	„
„	Sr. Hoh. dem Hrn. Markgrafen Maximilian	600	„
„	Sr. Hoh. dem Hrn. Carl Egon Fürst von Fürstenberg	600	„
„	Sr. Hoh. dem Erbprinzen Carl von Fürstenberg	200	„
„	Sr. Hoh. dem Prinzen Maximilian von Fürstenberg	200	„
„	Sr. Maj. dem Kaiser von Rußland . .	50,000	Silb.-Rbl.
„	Sr. Maj. dem Könige der Franzosen . .	20,000	Franken.
„	Sr. hochfürstl. Durchl. dem Hrn. Herzoge von Anhalt-Cöthen	200	Stück Ld'or.
„	Sr. königl. Hoh. dem Hrn. Großherzoge von Mecklenburg-Strelitz	300	„ „
„	Sr. Maj. dem Könige von Würtemberg .	10,000	Gulden.
„	Jh. Maj. der Königin	1,000	„
„	Sr. hochfürstl. Durchl. dem Hrn. Herzoge Carl von Braunschweig	100	Guineen.
„	Sr. Durchl. dem Hrn. Fürsten zu Thurn und Taxis	12,000	Mark Crt.
„	Sr. Durchl. dem Hrn. Landgrafen Gottfried von Hohenstein	300	Mark Bco.

(Fortsetzung folgt.)

Theater-Anzeige.

Samstag, 11. Juni. Ein Glas Wasser, Lustspiel in 5 Aufz. aus dem Franz. von A. Cosmar.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 160. Sonntag, den 12. Juni 1842.

Cabrera.

Historische Novelle aus dem letzten spanischen Kriege.

(Schluß.)

„Ich danke für Deine Treue," erwiederte Cabrera, „doch benutzen werde ich sie nicht. Es mag gut seyn, ja nothwendig daß der wilde Auswuchs unseres Volkes bis auf wenige, lebenvolle Schößlinge des alten, ehrwürdigen Stammes durch die Schärfe des Schwertes getilgt werde; aber es war vermessen, daß ich mich dazu berufen glaubte, und die Mit- und Nachwelt wird mich bitter dafür richten. Mag eine größere Zeit und ein größerer Mann, zu dem das Urtheil der Menschen nicht hinaufreicht, das Schwert des Schicksals ergreifen; ich bin todt für diese Welt, gemordet durch die Hand eines Freiglings, den die Vorsehung beschützt, weil er wohl ihre Pläne förderte. Ich gehe nach Frankreich, Polo, lebe wohl, und bringe auch den Schwestern meinen Abschiedsgruß."

„Nein, nein," sagte Polo mit feuersprühenden Augen und wilder Bewegung, „nicht scheiden; ich scheide nicht, ohne Dich nicht, Cabrera. Hast Du Dich wirklich den Franzosen ergeben? Wohlan, so bin ich meines Gehorsams gegen Dich entbunden, und gebrauche gegen Dich Gewalt. Du wirst es mir einst danken, daß ich mich Deinen Befehlen nicht feig unterzogen habe. Heran, meine Braven, der Graf von Morella wird Euch folgen! —"

Die Husaren ritten einige Schritte vorwärts, aber auch die Gensdarmen drängten sich drohend heran, und die Linie der französischen Infanterie, welche bisher im Hintergrunde gezögert hatte, nahte im Sturmschritt. „Der Graf von Morella ist mein Gefangener," rief der Rittmeister mit allen Zeichen beleidigten Nationalstolzes und gekränkter Soldatenehre, „Monsieur le colonel, und Frankreich wird sich nicht von Aufrührern ungestraft antasten lassen."

„Aufrührer," schrie Polo, „wie einen Aufrührer wird man den hochherzigen Cabrera behandeln. Und hättest Du Tausende Deiner Schergen bei Dir, Franzose, ich würde meinen Herrn und Freund aus ihrer Mitte herausbauen. Zurück, Tollkühner, wenn Dir Dein Leben theuer ist."

Während dieses Gespräches hatte Cabrera sein Pferd bestiegen, und warf sich mit neu aufblitzendem Muthe den Seinen entgegen, die vor dem Einzelnen, wie vor den Bajonnetten eines Quarrée's auseinander stoben. „Halt," rief er mit drohend emporgehobener Rechten, „wollt Ihr Euren General ermorden, Eueren Waffenbruder, Eueren Freund? Höre, Polo, Du ungestümer Helfer, noch stehe ich auf spanischem Grund und Boden, noch bin ich Dein Oberherr, und ich befehle Dir, dem Schicksale wie dem Gesetze seinen Lauf zu lassen. Dein Name sey gebrandmarkt als der Name eines Mörders, wenn die Spitze Deines Degens einen meiner Beschützer erreicht. Hattest Du keinen bessern Trost für mich, als mir die Stunde des Scheidens zu erschweren? — Wahrlich, ich möchte Dich thöricht heißen, daß Du mit der Kette klirrst, die doch nur ein Gott zersprengen könnte! —"

Polo warf unmuthig den Säbel in die Scheide. „Ich gehorche," sagte er, „und die Folgen mögen über Dein Haupt kommen. Gott ist mein Zeuge, daß ich auch den letzten Tropfen Bluts willig für Dich vergossen hätte; aber Leiden soll Dir meine Hülfe nicht bringen. Lebe denn wohl, Cabrera, der Himmel schütze Dich, und sende uns glücklichere Zeiten, wo wir neu vereint mit leichtem Herzen auf die schreckliche Vergangenheit zurückblicken."

Rasch warf er das Pferd herum, und ritt zurück — langsam, schwankend, ohne Plan. Nur dem Anblicke Cabrera's wollte er entrinnen. Der Schmerz überwältigte auch dieses eherne Gemüth.

Cabrera sah ihm wehmüthig nach, dann sprengte er auf einen kleinen Hügel, stieg vom Pferde, und beschied die Offiziere zu sich heran. Mit kurzen, aber eindringenden Worten sprach er seinen Dank für ihre Treue und Pflichtergebenheit aus, drückte jedem Einzelnen die Hand, und lobte seine Tapferkeit. Dann trat er einige Schritte vor, überschaute den weiten, tiefen Kreis seiner Krieger, und winkte, unvermögend, sich ihnen verständlich zu machen, aber und aber mit dem Hute Lebewohl. Ein nimmer endendes Viva, Viva Cabrera! stürmte zu ihm herüber, während aus den vordern Reihen der Husaren einer der Getreuen heraneilte, seine Hand ergriff und sie mit Thränen und Küssen bedeckte — es war Pedro, der treue Jugendgenosse und Kriegskamerad. Die Zunächststehenden folgten seinem Beispiele, trotz der Offiziere Abmahnen, und Cabrera sank fast zusammen unter der Last seiner Gefühle und der ihm bezeugten Liebe und Treue. Die Entferntstehenden lehnten gebeugt auf ihre Gewehre, aber auch unter ihnen blieb kein Auge trocken, kein Herz ungerührt. Es war ein erschütternder Anblick, wie die Männer mit den herkulischen Gestalten und den wilden, eisernen Zügen sich ungescheut den zarte-

Digitized by Google

sten Gefühlen hingaben. Auch Cabrera verhüllte das Antlitz mit beiden Händen, um gewaltsam seiner Krieger und den eigenen Schmerz zu bedecken, und schritt, von Forcadell und Llangostera geführt, den Hügel hinunter. Dann bestieg er von neuem sein Pferd, schaute noch ein Mal rückwärts, und sprengte rasch an die Seite des Gensdarmen-Rittmeisters. Lange blickten ihm die Seinen nach, so lange der Nebel seine Gestalt noch nicht völlig verhüllte; noch immer herrschte eine dumpfe Stille im ganzen Heere. Erst die Nachricht, daß Espartero's Schaaren heranrückten, brachte das Selbstbewußtseyn zurück. Alles schickte sich an, dem Beispiele des Anführers zu folgen. Traurig, niedergebeugt, wie Leidtragende einem Leichenzuge, folgten sie Cabrera's Spur, während Polo seine Schaar versammelte zur Heimkehr in das Gebirge. Wenige Stunden später, und die letzte Spur von Cabrera's einstiger Macht war verwischt. Nur einzelne Nachzügler seiner Mannschaft waren noch auf spanischem Boden sichtbar, fliehend in angestrengter Hast, und gejagt von Espartero's Reitern. Der Herzog von Vittoria war hocherfreut, als er diese Botschaft empfing. „So habe ich denn meinem Werk den letzten Stein hinzugefügt," sagte er stolz, „der zwecklose Bürgerkrieg ist mit Cabrera vernichtet, und Spanien in meiner Hand."

Victor Hugo in Frankfurt a. M.

(Eine Vorlesung im Freundeskreise.)

(Schluß.)

Von dem Platze versteigt sich Hugo in den Römer. Nachdem er das Wahlzimmer der Kurfürsten gesehen, wo er das Bildniß Leopolds II. für das Josephs II. ausgibt, gelangt er in den Kaisersaal.

„Im vierzehnten Jahrhundert kamen die lombardischen Kaufleute, die dem Römer ihren Namen ließen, und hier ihren Kram hielten, auf den Gedanken, den großen Saal mit Nischen zu umgeben, um in denselben ihre Waaren auszustellen. (!) Ein Architekt, dessen Namen sich verloren, maß den Umkreis des Saales aus, und legte fünfundvierzig Nischen an. Im Jahre 1564 wurde Maximilian II. zu Frankfurt erwählt, und dem Volke vom Balkon dieses Saales gezeigt, der von da an Kaisersaal hieß, und zur Ausrufung der Kaiser diente. Jetzt dachte man daran, denselben auszuschmücken; und der natürlichste Gedanke war, in den Nischen, die in der kaiserlichen Halle einmal vorhanden waren, die Bilder aller seit dem Erlöschen der Karolinger erwählten und gekrönten Kaiser aufzustellen, und die noch leeren Nischen für die künftigen Cäsaren zu bestimmen. — — — Es blieben damals, im Jahre 1565, nur noch acht leere Nischen übrig. Man hatte vor, den Saal zu vergrößern, wenn es nöthig würde. Die Nischen füllten sich allmählig an, in jedem Jahrhundert mit vier Kaisern. Im Jahr 1764, als Joseph II. auf den Thron stieg, blieb nur noch eine Stelle leer. Man dachte auf's neue daran, den Kaisersaal zu verlängern, und neue Nischen zu denjenigen, welche vor fünf Jahrhunderten der Architekt der Lombarden angelegt, zu bauen. Im Jahre 1794 nahm Franz II., der fünfundvierzigste römische König, die fünfundvierzigste Stelle im Saale ein. Es war die letzte Nische, es war der letzte Kaiser. Der Saal war gefüllt, und das deutsche Reich stürzte zusammen. Jener unbekannte Architekt war das Schicksal; jener geheimnißreiche Saal mit seinen fünfundvierzig Zellen ist die Geschichte Deutschlands."

Sie sehen, daß auch hier Victor Hugo viel Neues aufzufinden gewußt. Was denken Sie von diesen etwa 3 Fuß breiten und ½ Fuß tiefen Nischen, deren jede ein lombardisches Waarenmagazin enthielt? Was halten Sie von der Wissenschaft unsers Dichters, der seit Maximilian II. nur acht deutsche Kaiser gelten läßt, und somit nicht weniger als vier aus unserer Geschichte wegstreicht? Einer dieser armen weggestrichenen Herrscher ist Leopold II.; denn als Josephs Nachfolger wird uns unmittelbar Franz II. genannt. Sogar die wunderbare Geschichte mit den fünfundvierzig Nischen ist nicht ganz wahr; denn die Zahl derselben ist geringer, und die 45 Kaiser haben nur dadurch alle ihren Platz gefunden, daß man einige an den Wänden konterfeite, die ohne Nischen sind. Es bleibt also von der ganzen Beschreibung weiter nichts Wahres übrig, als daß das Schicksal selber sich bei den Lombarden als Architekt vermiethet hat.

Auf die Beschreibung des Saales folgt eine Aufzählung der deutschen Kaiser. Hier findet sich Gottlob weiter kein Irrthum, als daß Hugo nur einen Conrad zu wenig rechnet; und dies gleicht er sehr gut dadurch wieder aus, daß er einen Friedrich zu viel einschmuggelt. Sodann kommt eine kurze Beschreibung der Krönungsfeier und des Doms, in welchem letztern er das Gehen und Lärmen der großen astronomischen Uhr beschreibt, die leider nicht mehr geht und lärmt: „Alles dies lebt und regt sich und tost in der Kirchenmauer herum mit so vielem Gelärm, als wenn man einen Pottfisch ins große Heidelberger Faß einsperrte und darin wüthen ließe." Diese schöne Vergleichung überlasse ich Ihrem Geschmacke zur gehörigen Würdigung.

Nachdem Victor Hugo in der Kirche noch einige Van-Dyck's, Ruben's und Dürer's entdeckt, von denen wir bisher nichts wußten, besteigt er den Thurm. Mit seiner Beschreibung dieses Unternehmens lassen Sie uns diesen gemüthlichen Vortrag beschließen.

„Ich war auf dem flachen Vorsprung des Pfarrthums. Dort genoß ich eines entzückenden Schauspiels. Ueber meinem Haupte freundlicher Sonnenschein; zu meinen Füßen die ganze Stadt: zur Linken der Römerberg; zur Rechten die Judengasse, die sich wie eine scharfgezeichnete, lange, starre, schwarze Linie mitten unter den weißen Häusern hinzog; hier und dort einige Chordächer sehr unbedeutender alter Kirchen, zwei oder drei hohe Glockenthürme mit Seitenthürmchen, mit dem ausgehauenen Frankfurter Adler geziert, und im Hintergrunde des Horizontes, wie durch ein Echo, durch drei oder vier alte Warten wiederholt, welche ehemals die Gränzen des kleinen Freistaates bezeichneten; hinter mir der Main, ein Silbergewand, in welches die Furchen der Schiffe goldne Streifen zogen; die alte Brücke mit den Dächern von „Sachshausen" und den röthlichen Mauern des ehemaligen deutschen Hauses; um die Stadt her ein dichter Gürtel von Bäumen; jenseits der Bäume eine große Tafelrunde von Ebenen und Ackerfeldern, begränzt durch den blauen Saum des Taunus. Während ich, Gott weiß, welche Träumereien träumte, an den Stumpf des unvollendeten Thurmes von 1509 gelehnt, kamen Wolken und trieben sich, vom Winde gejagt, am Himmel umher, und verhüllten und enthüllten jeden Augenblick breite azurne Risse, und warfen rings auf die Erde große Massen Schatten und Licht. Diese Stadt, dieser Horizont waren jetzt wundervoll. Eine

Digitized by Google

Landschaft ist nie schöner, als wenn sie ihr Tigerfell überzieht. (!!) — Ich glaubte mich auf dem Thurm allein, und wäre den ganzen Tag da geblieben. Plötzlich ließ sich ein Geräusch neben mir vernehmen; ich wendete mich um: es war ein ganz junges Mädchen von ungefähr vierzehn Jahren, die aus einer Dachluke heraus mich lächelnd anblickte. Ich wagte einige Schritte, wendete mich um eine andere Ecke des Pfarrthurms, und befand mich mitten unter den Bewohnern des Thurmes. Da lebt eine ganze kleine Welt in friedlichem Glück. Das junge Mädchen strickt; eine alte Frau, wahrscheinlich ihre Mutter, dreht ihr Spinnrad; Tauben girren auf den Mündungen der Dachrinnen; ein zahmer Affe streckt euch aus seinem Hüttchen die Hand entgegen; die Gewichte der großen Glocke steigen mit dumpfem Geräusch auf- und nieder, und amüsiren sich damit, daß sie Marionetten drehen, in derselben Kirche, wo man Kaiser gekrönt. Dazu noch jener tiefe Frieden der hohen Standpunkte, der aus dem Murmeln des Windes, den Sonnenstrahlen und dem Reiz der Landschaft entsteht; — ist es nicht ein reines, schönes Ganze? Aus der ehemaligen Glockenstube hat das junge Mädchen ihr Zimmer geschaffen; sie hat ihr Bette dort in den Schatten gestellt, und singt hier wie die Glocken fangen, (!) doch mit sanfter Stimme, nur für sich und für Gott. Aus einer der unvollendeten Thurmspitzen machte die Mutter das Kamin ihres kleinen Wittwenherdes, auf dem ihr armer Topf kocht. So sieht es aus oben auf dem Frankfurter Pfarrthurm. Wie so und warum ist diese Kolonie hier oben? Ich weiß es nicht; allein ich bewunderte dies Alles. Diese stolze Kaiserstadt, die so viel Könige geführt (?), so viel Kugeln empfangen, so viel Cäsaren ausgerufen, deren Mauern wie eine Rüstung waren (?), deren Adler in seinen beiden Klauen die Diademe hielt, welche Oesterreichs Adler auf sein Doppelhaupt setzte, ist heutzutage beherrscht und gekrönt durch den demüthigen Küchenherd einer alten Frau, aus welchem ein wenig Rauch emporsteigt."

Ich überlasse Sie jetzt, meine Herren, dieser Rührung, die ein solches Erlebniß des Dichters und eine solche Anschauungsweise in Ihnen erregen muß. Wie würde ich es auch wagen, das poetische Geheimniß jener Thurmbewohner zu entsiegeln durch die kecke Vermuthung, die Wittwe sey nur die Frau des Thürmers gewesen? oder darf ich unsere Vaterstadt des Ruhmes entkleiden, mit dem die Führung so „vieler Kriege" sie schmücken muß? Und wenn unsere Mauern „wie eine Rüstung" waren, gebührt es mir, zu gestehen, daß dieser Harnisch seit Jahrhunderten keinen Waffenstoß mehr aushalten konnte? Nein, lassen wir es uns immerhin gefallen, daß unsere Mädchen wie die Sturmglocke singen, daß unsere Glockengewichte „sich amüsiren," daß unsere Landschaft zuweilen ein Tigerfell überwirft, und daß unser Adler die österreichischen Diademe in den Krallen trug; solche Wunder flößen Respekt ein, und helfen nicht wenig zur Verbreitung der Geographie und zur Heranziehung der Reisenden. Der Wirth zum Schwanen wird Viktor Hugo's Andenken segnen; gleich nach dem Dichterwerke sind die Aktien der Taunusbahn um ein halb Prozent gestiegen; und wie man hört, wird bereits auf ein Monument für Hugo Subscription angenommen. Werden Sie unterzeichnen, geehrte Herren und Freunde?

X.

Mannichfaltigkeiten.

Wenn man sich mit Recht freut, daß in neuerer Zeit ausgezeichnete und seltene Werke der deutschen Wissenschaft und Kunst mehr als früher im Vaterlande aufmunternde Unterstützung finden, so muß man sich doch billig wundern, daß in dieser Hinsicht das mit genialem Fleiß durch Herrn A. Ravenstein zu Frankfurt a. M. geschaffene Relief des Taunus und Westerwaldes eine Ausnahme zu machen scheint. Obgleich über die Kühnheit der Idee zu einem so großen Werke und über das Gelingen der Ausführung nur eine Stimme herrscht; obschon eine von dem Könige von Preußen zur Prüfung der Gediegenheit des Werkes ernannte Kommission dem Werke gleichfalls ihren Beifall zollte; so geschah doch im Grunde genommen bis jetzt gar nichts, um den Künstler für seine Ausdauer und den Dienst, den er durch die plastische Darstellung der Rheinlande der Wissenschaft und dem Unterrichte geleistet hat, nur einigermaßen zu entschädigen. — Das Werk soll kommenden Herbst nach Paris wandern. Vielleicht findet es in der Fremde die äußere Anerkennung, welche ihm das Inland versagt. Bis dorthin ist es in Wiesbaden nochmals öffentlich ausgestellt, und wir rathen daher allen Freunden der Naturwissenschaften, Schulen, Kunstfreunden und überhaupt Jedem, sich den Genuß der Beschauung eines so großartigen Naturbildes, bevor dasselbe vielleicht für immer dem vaterländischen Boden entrückt wird, nochmals zu verschaffen.

Mit Vergnügen vernimmt man, daß in der Mitte des Juli in Friedberg in der Wetterau ein großes Sängerfest statt finden werde, an welchem die Sängervereine aller nahen Städte und Orte Theil nehmen, und bei welchem über Tausend Sänger erwartet werden. Eine solche Vereinigung dürfte auch eine schöne Gelegenheit darbieten, des unglücklichen Hamburgs mildthätig zu gedenken.

Unter den Denkmalen, welche unsere Zeit hervorgerufen hat, ist dasjenige auszuzeichnen, das für den Dichter der Urania, Tiedge, gestiftet werden soll. Es ist dreifach: 1) Von einem zu sammelnden Kapital sollen alle fünf Jahre dreihundert Thaler zur Prämie für das beste poetische, die höhern Interessen der Menschheit berührende Werk bestimmt werden, welches innerhalb dieses Zeitraums in Deutschland erschienen ist; 2) ein freundlicher Platz in einem anmuthigen Gartenhaine soll einfach geschmückt und mit dem Namen „Tiedge's Ruhe" bezeichnet werden; 3) bei zunehmendem Kapitalfond ist noch die Unterstützung älterer verdienstvoller, aber unbemittelter Dichter in Aussicht gestellt.

In Dillenburg bei Ed. Pagenstecher ist ein durch Inhalt und Form werthvolles Gelegenheitsgedicht — das Haus auf dem Feldberg — erschienen, auf welches wir um so mehr aufmerksam machen zu müssen glauben, als der Ertrag desselben zum Besten jenes Baues bestimmt ist. Die Dichtung schließt mit dem folgenden schönen Verse:

Wir sind dir treu, du süße deutsche Erde,
Wir halten fest, wie deine ew'gen Höh'n,
In Freud' und Leid, in Sturm und in Beschwerde,
Wir sind bereit, sie alle zu besteh'n.

Digitized by Google

Deutschland für immer! dröhn' es in die Tiefen,
Die Echo werden wach, die drunten schliefen,
Sie machen weit den heil'gen Schwur bekannt:
Ein Hoch dem großen Vaterland!"

(Lyon, 26. Mai.) Von den durch E. E. Hoffmann hierher gesandten Bohnen sind einige Handvoll gesäet und haben gute Frucht gebracht. Sie sind unter dem Namen haricots de bon secours unter Freunden verspeist worden, wohl bemerkt nach Abzug neuen Samens. (A. Z.)

Korrespondenz.

Von der Fulda.

Unter den Kurorten Deutschlands ist Salzschlirf im Fuldaischen einer der jüngsten, verspricht und verdient aber durch günstige Lage, vortreffliche Einrichtungen, reiche Heilkräfte und durch Benutzung von Seiten eines unermüdlichen, sich selbst aufopfernden Eigenthümers, wie auch durch seine zeitherigen überraschenden Erfolge bei vielfachen Krankheiten ein ihm würdiges, schnelles Emporkommen. Seine, fälschlich oft für Soole gehaltene, kohlensäurenreiche, stark eisenhaltige salinische Quelle gleicht zwar der weltberühmten Racoczy-Quelle Kissingens in ihren Bestandtheilen, enthält dieselben aber in auffallend stärkerem Grade. Sie dient sowohl zur Trink- als auch zur Badekur und sprudelt in einem fast unerschöpflichen Reichthum. Die Bäder sind in der That musterhaft eingerichtet zu nennen, für welche Behauptung hinreichend der Umstand spricht, daß jetzt die größten und renommirtesten Badeanstalten sich beeifern, ihre Apparate nach dem Muster der Salzschlirfer einzurichten, so z. B. Langenschwalbach, Kreuznach, Nonnenburg u. s. f. Salzschlirf ist kein Luxusbad, und wer dahin kommt, um den größeren gesellschaftlichen Zerstreuungen, der Mode, dem Spiele und dem Tanze zu leben, wird sich in seinen Erwartungen getäuscht sehen. Dort herrscht noch die edle Sitteneinfalt der Väder in ihrer ursprünglichen Reinheit und Einrichtung. Keine Paläste, keine Colonnaden und kein Theater verdunkeln des Ortes schönste Zier, die Dorfkirche; kein Spieleppich raubt die Ruhe des Körpers und der Seele, das Auge erfreut nur ein großer, segenspendender grüner Teppich, die herrlichen Wiesen des Thales; kein Mißklang eines reichbewegten, geselligen Lebens unterbricht die ländliche Ruhe und Einsamkeit, und keine Sehnsucht, kein Wunsch nach Veränderung wird unter den still, aber in ewig harmloser Freude lebenden Kurgästen laut. Salzschlirfs Reichthum besteht in seiner Quelle, seinen vortrefflichen Badeanstalten, seinen Naturschönheiten und seinem herrlichen Klima. Den Berichterstatter, der durch Stellung und besondere Umstände vorzugsweise Gelegenheit hatte und hat, das Entstehen und das Wirken dieser Anstalt zu beobachten, hat bei Abfassung dieser Zeilen nicht im entferntesten ein besonderes Interesse leiten können, als das der Wahrheit und des Strebens, einem nicht allein nützlichen, sondern selbst segenbringenden Unternehmen förderlich zu seyn und einer der wichtigsten Heilquellen Deutschlands die Geltung zu verschaffen zu suchen, welche sie vorzugsweise vor vielen andern, ja vor den meisten ähnlichen unbestritten verdient. Auf sie darf Hessen mit vollem Rechte stolz seyn. Möge aber auch dieses Land, das für Herstellung und Emporbringung der Gesundbrunnen und Heilbäder von jeher so große Opfer gebracht hat, nicht außer Augen lassen, daß ein vielseitiges Interesse auch die Erhaltung dieser Heilanstalt verlangt, und daß die Wohlthaten, die die Natur in der Salzschlirfer Heilquelle darbietet, der leidenden Menschheit zu immer größerem und ausgedehnterem Genusse geboten werden mögen!

Aus dem Kreise Biedenkopf, 5. Juni.

Die menschenfreundliche Theilnahme, welche das traurige Geschick der Abgebrannten von Niedereisenhausen im Lande findet, ist ihnen um so mehr zu gönnen, als der Brandschaden in der That viel größer ist, als gemeinhin angenommen zu werden pflegt. Folgende Ziffern dürfen Sie als genau ansehen, da ihre Feststellung von den einschlägigen Behörden ausgegangen ist. Die vom Feuer zerstörten Gebäude sind in dem Brandkataster mit 12,080 fl. versichert, erfordern aber zu ihrer Wiedererbauung mindestens 28,000 fl., wo nicht 31,000 fl., wenn der Voranschlag von Bauhandwerkern der richtigere seyn sollte. Der Verlust an Mobilien und Früchten ist zu 6000 fl. abgeschätzt worden. Bis zum 3. d. waren an Unterstützungen 2500 fl. eingegangen, und wenn die Wohlthätigkeit unserer Mitbürger jenen Unglücklichen nicht noch mehr zu Hülfe kommen sollte, wozu jedoch alle Aussicht vorhanden ist, so werden sie einer traurigen Zukunft entgegen gehen. An der Bewilligung von Steuernachlässen ist übrigens nicht zu zweifeln, da die darauf Bezug habenden Data von dem einschlägigen Finanzbeamten bereits an Ort und Stelle ermittelt worden sind.

Fulda, 6. Juni.

Auf den Artikel aus Fulda vom 5. Juni erwiedern wir Einiges im Interesse des darin übel vertretenen Sängercorps des 2ten Infanterieregiments. Wer die Schwierigkeiten kennt, unter welchen es nach jahrelanger Uebung, nach sauerer Mühe gelungen ist, die Mehrzahl der Sänger, — die oft vor dem Zutritt zu der Fahne keine Note ꝛc. kannten, — dahin zu bringen, daß sie nunmehr die schwierigsten und ausgesuchtesten Compositionen mit einer Präcision vortragen, die diesem Corps schon so oft die vollkommenste Anerkennung und somit den reinsten Lohn zusicherten, — nur der kann es begreiflich finden, daß zur Erreichung eines achtungswerthen, über Mittelmäßigkeit erhabenen Zieles von Seiten der dirigirenden Behörde Ernst und, wo es nöthig, militärische Strenge obwalten, wie ja dies auch in allen Regimentsmusiken, sollen sie einen achtungswerthen Standpunkt bezüglich der Leistungen einnehmen, der Fall ist. Die Ansicht: „die Musen lassen sich nicht commandiren" ist wahr und, Dank sey es dem humanen, einsichtsvollen Regiments-Commando, welches stets den erschlichsten Unterschied zwischen den der Gesangbildung geweihten Mußestunden und jenen zu machen wußte, wo der Soldat unter dem Gewehr stand. Ja, um dem Sängercorps für seine Leistungen den sprechendsten Beweis von Anerkennung und somit Aufmunterung zu geben, wurde dasselbe vom Offiziercorps zu einer Production innerhalb des hiesigen Casino-Lokals „eingeladen", wobei eben so wenig von einem „Muß" und „Soll" die Rede war, als bei dem im erwähnten Artikel bemerkten Ständchen und Konzert. Bezüglich des Konzertes, welches zum Besten der Unglücklichen Hamburgs stattfand, mußte, sollte es zu Stande kommen, natürlicher Weise von Jemand die Anregung und das Arrangement ausgehen. Dies geschah von der hierzu befugtesten Behörde und zwar in Folge einer aus dem Herzen redenden Stimme des ganzen Regimentes, dessen Sängercorps auf das freudigste bereit war, gleicher Gesinnungen, die jeder Gute nur ehren wird, mit dem Anordner des Konzertes zu hegen, und diese durch menschenfreundliche, anspruchslose That zu verwirklichen. Und das wußte die anordnende, von den edelsten Motiven beseelte Behörde, daß hiermit ein Unternehmen angeregt ward, das nicht allein in der Theilnahme für Hamburgs Unglück, sondern auch in dem ächt militärischen Einheitssinn Aller im Voraus zum erfreulichsten Erfolg garantirt war. Der Ertrag dieses Konzertes — dessen Arrangementskosten separat bestritten wurden —, nebst der Unterstützung des Offiziercorps (eine Summe, die nicht allein ein schöner Maßstab für den milden, deutschen Sinn der Einwohner und der Garnison, sondern auch des schönen Einverständnisses beider ist) ward freudigen Herzens und im reinen Gefühl, ein gutes Werk gethan zu haben, auf dem Altar der Wohlthätigkeit niedergelegt.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 12. Juni. (Neu einstudirt): Das weiße Fräulein, große Oper in 3 Abth., Musik von Boieldieu.

Redakteur: J. K. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rehm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 161. Montag, den 13. Juni 1842.

Die Himmelspringer.

Einem englischen Taschenbuch entnehmen wir in nachstehender Uebertragung die Erzählung einer Begebenheit, deren Wahrheit wir um so weniger verbürgen wollen, als das englische Original sich auf eine Angabe seiner Quellen nicht einläßt. Sollte einer unserer Leser Weiteres über diese Geschichte mitzutheilen wissen, so werden wir es gerne zum Abdruck benutzen. Hier folgt nun die Erzählung, wie sie das englische Taschenbuch mittheilt:

Während des Krieges zwischen Schweden und Dänemark im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts zog eine Schaar Schotten unter Sinclair den Schweden zu Hülfe. Sie landete 1612 an der norwegischen Küste mit dem kecken Entschluß, durch das feindliche Land hindurch zu ihren Verbündeten vorzudringen. Ihr Weg ging durch ein langes Thal, welches sich am Ende zu einer tiefen Schlucht verengt. In dieser Schlucht von Gulbransdal lauerten die norwegischen Bauern ihnen auf, überfielen sie plötzlich, und richteten ein solches Blutbad unter ihnen an, daß nicht ein Schotte davon kam, welcher den Schweden die Kunde von dem Unglück hätte bringen können.

Dreihundert Schweden, eine auserwählte Schaar, lagerten damals in Jämtland, bestimmt, den heranziehenden Schotten die Hand zu reichen. Ihr Führer, Erich Dalin, beschloß zu dem Ende, durch den fast unzugänglichen Paß von Ruden vorzudringen, wo er keinen Widerstand erwarten zu dürfen glaubte, da die Norweger weiter südwärts durch ein schwedisches Heer beschäftigt waren. Auf seinem Wege machte er eines Morgens Halt in dem schwedischen Gränzdörfchen, entschlossen, in der nächsten Nacht über die Berge zu ziehen. Aber hierzu bedurfte er eines Führers, und der war unter den Bewohnern des Dörfchens nicht zu finden. Manche von diesen hatten zwar schon den Weg gemacht, aber keiner getraute sich, denselben bei Nacht wiederzufinden, und in der Nacht wollte Dalin die Gränze überschreiten, damit die Norweger ihn nicht gewahr würden. Plötzlich rief Swen Koping, der Wirth, bei welchem Erich eingelagert war: „Wie konnten wir doch alle den einzigen Mann vergessen, der hier zum Führer taugt? Wo ist Jerl Lidens?"

Von hundert Stimmen wurde diese Frage im Dörfchen wiederholt, und endlich kam die Antwort, daß Jerl verreiset sey, und daß er erst in der Nacht zurückkommen würde. So unangenehm dies auch dem schwedischen Anführer war, mußte er sich doch entschließen, seinen Marsch auf den folgenden Tag zu verschieben. „Aber dann," sprach er, „müssen wir Sorge tragen, daß die Norweger nicht mittlerweile Wind von unserer Annäherung bekommen. Wäre Einer von ihnen hier, so möchte er wohl während der Nacht hinüberschleichen, um unsere Ankunft zu melden."

„Das war ein Wort zu seiner Zeit!" entgegnete der Wirth. „Hier sitzt Alf Stavenger, der kennt die Berge besser, als seine Jagdtasche, und es wäre ihm eine Kleinigkeit, seinen Landsleuten die wichtige Botschaft zu bringen. — Alf, es thut mir leid, einen alten Freund zum Gefangenen zu machen; aber Ihr müßt hier in Gewahrsam bleiben, bis unsere Leute über die Berge sind."

„Ich habe große Lust, nicht allein diese Nacht, sondern ewig hier zu bleiben," erwiederte der Angeredete, ein ausgezeichnet schöner junger Mann.

„Ei, ei, Herr Jägersmann?" sprach der Wirth.

„Und warum nicht?" entgegnete der Jäger. „Vertreibt man Euch von Eurem Herd, so müßt Ihr ein anderes Obdach suchen."

„Gewiß ist Emlens Vater hartherzig gewesen!" bemerkte Swen.

„Laßt mich seinen Namen nicht hören!" sprach der Jäger ungeduldig. „Er hat mich nicht nur abgewiesen, sondern dazu auch noch verhöhnt. Aber ich denke, Skialm Harder soll es noch bereuen, und mein Name soll mit Entsetzen in ganz Norwegen genannt werden. Schwede! ich will Euere Leute heute Nacht hinüberführen."

„Da werden sie einen grausigen Weg zu machen haben," bemerkte ein alter Bauer. „Es ist kein Mondschein; wie ist es möglich, in stockfinsterer Nacht neben den Schlünden des Naeroe hinzuziehen?"

„Nacht oder Tag, gleichviel!" rief ein junger Kriegsmann. „Und wären die Felsenzacken himmelhoch, und die Schlünde tief wie die Hölle, wir fürchten sie nicht. Felsen sind unsere Heimath, wir heißen bei unsern Nachbarn die Himmelspringer!"

„Wohlan!" sprach Erich Dalin, „der junge Norweger soll uns leiten."

Am Nachmittag setzte sich der Zug in Bewegung. Jeder Mann war mit einigen Kienfackeln versehen und mit Schneeschuhen, um von dem erklommenen Gipfel auf der norwegischen Seite hinabzufahren. Lautlos stieg die verwegene Schaar den beschwerlichen Weg hinan, auf welchem bald rauhe Felsen zu erklettern, bald fest und behutsam auf dem glatten Boden

Digitized by Google

aufzutreten war, um nicht große Strecken wieder hinabzurutschen. Nach einigen mühevollen Stunden erreichten sie endlich den Bergrücken, als eben die letzten Strahlen der untergehenden Sonne die beschneiten Gipfel vergoldeten. Norwegen lag, bereits halb in Nacht gehüllt, vor ihren Augen ausgebreitet, und ihr Führer deutete ihnen auf den Weg, der hinabführte. Es war ein schmaler, beschneiter Pfad, der sich um steile Felsen am Rand schauerlicher Abgründe herumschlängelte. „Hier," sprach Alf, „müßt Ihr wagen, was Jeder muß, der Norwegen von dieser Seite angreifen will. Hier erst könnt Ihr Euch des Namens Himmelspringer recht würdig machen."

Die Männer schnallten ihre Schneeschuhe an, und wurden von Alf Stavenger in eine einzige lange Reihe geordnet. Hinten hin stellte er die geschicktesten Läufer, vorn die weniger geübten, weil es schwerer war, über den bereits belaufenen Schnee hinwegzukommen, und weil sich nur auf diese Weise ein gleichmäßiges Vorwärtskommen in ununterbrochener Linie hoffen ließ. Darauf aber kam Alles an, daß Jeder bei den oft plötzlichen Wendungen des Weges genau seinem Vormann folgte. Eben darum zündete Jeder seine Fackel an, damit er im Dunkel seinem Hintermann die Bahn bezeichnete. Alf trat mit seiner Fackel an die Spitze, und der lange Zug setzte sich in absteigende Bewegung.

Die Herabfahrt über den glatten Schnee dünkte den Kriegern eine wahre Erholung nach dem beschwerlichen Emporklimmen. Wie geflügelte Götter fuhren sie durch die frische Abendluft dahin. Je tiefer sie hinab kamen, desto gefährlicher ward der Weg; aber in der völligen Dunkelheit, die hier schon eingetreten war, während es auf den Gipfeln noch dämmerte, konnten sie die Tiefe der Abgründe, neben welchen sie hinfuhren, nicht bemerken. Bei der schnellen Bewegung bildeten die vereinzelten Fackeln eine ununterbrochene Linie, die sich wie eine feurige Schlange um die Felsen hinabwand.

Doch endlich schien es dem Führer selber wegen der immer zunehmenden Gefährlichkeit des Weges bang zu werden. Sein Hintermann sah bei'm Schein seiner Fackel, daß Alf, der seinen Lauf gemäßigt hatte, rückwärts sah, und einen ängstlichen Blick auf den Flammenzug warf. „Unverzagt!" rief der Hintermann, „wir werden noch frühzeitig genug kommen, um Eurem einst gehofften Schwiegervater und seiner Nachbarschaft ein nächtliches Leuchtfeuer anzuzünden. „Vorwärts, Stavenger! die Himmelspringer sind hinter Dir!" — Vorwärts!" schrie Alf so laut, daß es durch die ganze Linie ertönte, und diese in noch raschere Bewegung setzte.

Wie ein Pfeil schoß jetzt der Flammenstreif in gerader Richtung fort. Plötzlich erscholl von vorn ein gellender Schrei, und die erste Fackel verschwand. Der Schrei wiederholte sich von Sekunde zu Sekunde, und mit jedem Schrei verschwand eine Fackel. Immer grausiger schwollen die Töne an, bis sie endlich einem Chor der Verdammten aus der Hölle glichen, und in demselben Maße, wie das an den Felswänden widerhallende Geschrei zunahm, verkürzte sich der Lichtstreif. Wenige Minuten, und die letzte Fackel war verschwunden — der letzte der dreihundert Himmelspringer war in einen fürchterlichen Abgrund hinabgestürzt.

Alf war in dem Augenblick, wo er sich umgesehen hatte, in der Nähe einer Felsenecke angelangt, um welche sich der Pfad mit einer plötzlichen Wendung herumbog. Nach seinem Ausruf: „Vorwärts!" hatte er seine Fackel geradeaus geschleudert und sich um die Ecke herumgeschwungen, während sein Hintermann seiner Fackel folgte und diesem seine Hinterleute nachfuhren. So führte Alf Stavenger die Feinde auf den Boden seines Vaterlandes, und hielt sein Wort, daß sein Name in ganz Norwegen mit Entsetzen genannt werden sollte.

Die Mineralbrunnen und Heilquellen am Taunus.

II.

Kronthal.

Das schöne Kronthal ist schon oft beschrieben und besungen worden. Die Lage des Landstädtchens Kronberg und das lieblich romantische Kronthal verdienen es in der That, besungen zu werden, und die dortigen Heilquellen haben ihre Verehrer gefunden. Seit etwa zwölf Jahren ist Kronthal in Aufnahme gekommen und wird, besonders von den Bewohnern Frankfurts, gerne besucht, wenn auch minder zahlreich als Soden. Hr. Medizinalrath Dr. Küster hat das Verdienst, die in frühern Jahren nur wenig bekannten hiesigen Mineralquellen zur Renommée gebracht und ihnen Freunde und Besucher gewonnen zu haben; unter mancherlei persönlichen Opfern und durch Geduld und Ausdauer ist ihm dies gelungen. Außer der ländlichen Ziegelhütte bieten das neuerbaute Küster'sche Wohn- und Badehaus und das neue Gebäude einer Frankfurter Actien-Gesellschaft freundliche und mit allen nöthigen Bequemlichkeiten versehene Zimmer, so wie auch für das Bedürfniß einer einfachen, aber genügenden Tafel gesorgt ist. Freunde der ländlichen Natur finden in diesem schönen Thale mit seinen saftigen Wiesengründen, seinen murmelnden Bächen, seinen schattigen Obst- und Kastanienwäldern ein heiteres Asyl und genießen von den umkränzenden Höhen herrliche Aussichten in eine weite gesegnete Ebene. Kronthals Luft ist mild und stärkend, und seine Quellen haben schon oft ihre heilsame Kraft bewiesen. Dr. Küster hat in einem Brunnenschriftchen die Eigenschaften und Wirkungen dieser Quellen, wie auch deren Gebrauch nachgewiesen, und Kronthal würde sich gewiß einer noch größeren Frequenz zu erfreuen haben, wenn es in dieser Beziehung von dem benachbarten Soden und Homburg nicht beeinträchtigt würde.

III.

Selters.

Setzt man von Kronthal den Weg nach Königstein fort, und wandert man weiter auf der gen Limburg führenden schönen Landstraße, so gelangt man zwischen Waldesgrün und wogenden Saatfeldern, Hügel auf und Hügel ab nach einer fünf- bis sechsstündigen kleinen Reise zu dem weltberühmten Mineralbrunnen von Selters, unfern des Dorfes Niederselters. Nähert man sich diesem Orte, so begegenen einem als Vorläufer desselben die mit gefüllten Wasserkrügen beladenen Wagen der Fuhrleute oder die Bewohner der Umgegend, welche sich dort ihre Krüge gefüllt haben, oder zu füllen gedenken; bald auch gewahrt man die um den Brunnen gelegenen zahlreichen Gebäude von mancherlei Form, die bestimmten Zwecken entsprechen und das Bedeutsame der Anstalt verkünden. Sie enthalten die Geschäftszimmer des herzogl. Brunnen-Comptoirs, die Wohnungen für die höheren Beamten und ihre Familien,

Digitized by Google

die Magazine, die Arbeitssäle und Hallen u. s. w., wie auch die Caserne für ein kleines Militär-Commando. Die Quelle von Selters entspringt in einem freundlichen vom Emsbach durchzogenen Thale. Die Landschaft trägt hier einen ruhigen und friedlichen Charakter. Sanfte Anhöhen mit fruchtbaren Feldern und baumreichen Obstpflanzungen umschließen ihn von allen Seiten und in dem weiten Halbkreise, den das Auge überblickt, wechseln in anmuthigen Gruppirungen, Höhen und Vertiefungen, Thalgründe und Getreidefelder auf das reizendste mit einander ab. Auch erschaut man schöne Dörfer und aus der Ferne winkende Kirchthürme. Der hiesige Mineralbrunnen wird zur Sommerzeit vielfach besucht, bald von Aerzten und Naturforschern, bald von Reisenden und Fremden aller Art. Tritt man nun in die Brunnenanstalt, so wird man durch das hier herrschende Leben und Treiben nicht wenig überrascht. Schon früher haben wir die Schilderung mitgetheilt, welche ein reisender Engländer von diesem Leben entwirft; lassen wir jetzt diejenige eines Franzosen folgen. Derselbe sagt in seinem bei J. B. Bailliere, Buchhändler der königl. Akad. der Medizin in Paris, erschienenen Schriftchen — **Memoire sur l'eau de Seltes** —: „Sehet, wie Alles umher sich regt und bewegt, wie alle Arbeiten zweckmäßig vertheilt sind, und wie jede derselben mit Ordnung und Fleiß betrieben wird. Eine Anzahl von Bauernmädchen sind in emsiger Thätigkeit begriffen; die einen, um die Quelle gruppirt, füllen die Kriege, welche andere ihnen abnehmen und in langen Reihen aufstellen; wieder andere bringen Stopfen herbei, und in einem Augenblicke sind alle Krüge verwahrt. Von anderen werden sie dann wohl versiegelt und weiter befördert. In den Magazinen liegen ganze Regimenter von gefüllten und gesiegelten Krügen hoch über einander. Zu jeder Stunde des Tages sind die angränzenden Räume und die Landstraße mit Wagen und Fuhrleuten bedeckt, welche leere Krüge herbringen und gefüllte abholen. Es ist ein wahres Vergnügen, dies geschäftige Treiben zu beobachten und das Geräusch zu vernehmen, welches durch das Füllen, Hin- und Hertragen, Auf- und Abladen jener Krüge veranlaßt wird, von denen viele bestimmt sind, über's Meers hinüber bis in ferne Welttheile zu wandern. Dieses klare, zum Genuß einladende Wasser, welches perlend schäumt, ist köstlich von Geschmack und einzig in seiner Art. Weithin, wie schon gesagt, wird das Selterser Wasser versendet. An den Ufern des Ganges und des Indus wird es als ein kühlender Trank gegen die tropische Hitze begrüßt; auf Adelaide und Neu-Sidney hat es Eingang gefunden, in Nord- und Südamerika, und in neuester Zeit auch im Orient ist es heimisch geworden. In New-York und Rio Janeiro, in Lima, Valparaiso, St. Jago, Baltimore und Philadelphia wird es zur Erquickung und zur Wiederherstellung der Gesundheit getrunken. Eben so wandert es durch ganz Europa und ist in allen Hauptstädten unseres Welttheiles anzutreffen. Der Handel mit diesem Wasser ist demnach als ein großartiger und weitverbreiteter zu betrachten." Die größte Sorgfalt wird nicht nur auf das Formen und Brennen der bekannten Selterser Wasserkrüge, sondern auch auf das Prüfen ihrer Güte durch die genannte Wässerung verwendet; mit gleicher Aufmerksamkeit werden sie verkorkt, mit ledernen Käppchen verwahrt und verpicht. Jeder ächte Selterser Wasserkrug trägt auf seiner Vorderseite ein Schild mit dem gekrönten nassauischen Löwen und der Umschrift Selters; unter dem Schilde stehen die Worte: Herzogthum Nassau. Der auf der hintern Seite des Krugs unter dem Henkel befindliche Buchstabe bezeichnet den Wohnort und die beigesetzte Ziffer den Namen des Krugbäckers. Auf der untern Seite eines jeden Stopfens sieht man unter einer Krone die Worte: „Nassau Selters" mit einem Aesculapstab, beides reinlich eingebrannt, und die Verwaltung hat sich schon wiederholt veranlaßt gesehen, gerade auf dieses wesentliche Erkennungszeichen des ächten Selterser Wassers besonders aufmerksam zu machen. Bevor das Pech erkaltet, wird auf die Verkappung das Brunnensiegel aufgedrückt, das in seiner Mitte die Zahl des Jahres, worin die Füllung geschehen ist, nebst der Umschrift Nassau Selters enthält. Mit dem Ablauf eines jeden Jahres wird das alte Siegel außer Gebrauch gesetzt, und von da an jede Füllung nur mit dem neuen Jahres-Siegel versehen. Da bei der Verwaltung kein Lager von Wasser unterhalten wird, so ergibt sich hieraus, daß kein anderes Wasser in den Handel kommt, als nur frisches. Nach diesen Andeutungen ist Jedermann in den Stand gesetzt, sich durch eigene Anschauung zu überzeugen, ob man ihn mit ächtem oder falschem Selterser Wasser bedient. Das ächte aber bietet mit Wein und Zucker vermischt einen köstlichen Labetrank, welcher namentlich an heißen Sommertagen ungemein erfrischend und belebend wirkt. —' Den vortrefflichen Bestandtheilen und der großen Sorgfalt, welche auf Füllung und Verstopfung der Krüge verwendet wird, ist es zuzuschreiben, daß das Selterser Wasser sich lange erhält, ohne von seiner Güte zu verlieren, und in dieser Beziehung dürfte ihm kein anderes gleich gestellt werden können. Nichts desto weniger werden gerade in unsern Gegenden viele geringhaltigen Wasser für Selterser verkauft und mit denselben ein starker Unterschleif getrieben, was um so mehr zu tadeln ist, als man das ächte fast eben so billig beziehen kann, als das unächte, und als die Herren Wirthe sich doch für beide mit gleich guter Münze bezahlen lassen.

Schließen wir jetzt diese kurzen Skizzen über den Selterser Mineralbrunnen mit nachstehenden Distichen von Gerning:

„Herrlich und weltberühmt als Labsal über das Weltmeer
Schwimmt mit den Schiffenden treu, Perlen Selteria's, ihr;
Welche, die Wogen der Brust besänftigend, leicht mit Erfrischung
Durch das wallende Blut rollen im lindernden Hauch.
Nymphe Selteria! auch dir töne begeistert mein Loblied,
Die so milde den Trank spendet mit reichlicher Huld.
Dich umschirmen im Wiesengrunde voll rauschender Bäche
Sanfte Hügel, gesenkt von den Tauniden herab.
Festlich kündet dem Wanderer dich die erhabene Reihe
Schlanker Pappeln, zur Luft dir und der Quelle gepflanzt."

W.

Mannichfaltigkeiten.

Der Schauspieler und Theaterdichter F. W. v. Zahlhas lebt gegenwärtig als Theaterdirektor in Sondershausen. Ein dortiges Blatt erinnert an seine Stücke, die „sehr viel Ausgezeichnetes" enthalten, und wünscht ihnen erneuertes Aufleben auf der Bühne.

Digitized by Google

Bei dem diesjährigen Frohnleichnamsfeste mehrerer baierischer Städte bemerkte man nicht mehr das Ausschmücken der Häuser mit Bildern, bunten Teppichen und Tapeten, welcher italienische Gebrauch im vorigen Jahre auf ausdrücklichen höhern Wunsch stattgefunden hatte. Dem Vernehmen nach trug die Geistlichkeit selbst wieder auf die alte Verzierung mit Blumenkränzen und Laubgewinden an, weil sie die Erfahrung gemacht, daß die andern ungewohnten Stoffe zu sehr die Augen der Andächtigen auf sich zogen. Es waren nämlich nicht blos Heiligenbilder, sondern hie und da auch weltliche ohne alle Auswahl ausgehängt worden; so z. B. hing zu W. vor dem Hause eines etwas zerstreuten Beamten ein Teppich, welcher vorstellte, wie die Jungfrau Europa von dem Heidengotte in Ochsengestalt entführt wird.

Die Lust zum Soldatenleben scheint in Belgien nicht gar groß zu seyn; denn gegenwärtig sitzen über 3000 belgische Soldaten im Gefängnisse, die nur aus dem Grunde ein Verbrechen begangen haben, um dadurch von dem Militärdienst ausgestoßen zu werden.

Ueber die jüngste Ermordungsgeschichte zu Nürnberg erfährt man wenig. Kürzlich wurde wieder ein weiblicher Fuß aufgefunden, der das Gespräch auf das früher Besprochene mit neuer Theilnahme zurückträgt.

Die gegenwärtigen Fortschritte in Preußen werden von den englischen Times fast allzu rasch befunden, und das Toryblatt warnt, nicht so hastig vorwärts zu gehen! Gute Times, fürchtet ihr etwa, daß die Bäume in den Himmel wachsen!

(Waadt.) Mendelssohn-Bartholdy hat die Einladung angenommen, dem schweizerischen Musikfeste in Lausanne beizuwohnen.

(Neuenburg.) Der König von Preußen hat aus seiner Civilliste 25,000 Fr. ausgesetzt zur Verfertigung einer großen Karte des Fürstenthums im Maßstabe von $^1/_{25000}$, deren Ausführung Hrn. Osterwald übertragen ist.

(München.) Unser Verein gegen Thierquälerei zählt bereits über 800 Mitglieder, unter denselben befindet sich aber kein Metzger, kein Viehhändler, überhaupt Keiner, der immer mit Vieh umzugehen hat.

Korrespondenz.

Bingen, 7. Juni.

Der Sommer nahet mit all' seiner Pracht und in unserm Bingen wird es immer lebendiger; denn hier ist das Thor der Schönheiten des Rheines, hier ist der Ort, von wo aus man auf Dampfschiffen, Eilwagen, Omnibus, Fiakern so bequem als billig in dieser glückseligen Gegend hin und her spedirt wird. Das soziale Leben gewinnt täglich an Gehalt und Abwechslung, so wie die Verschönerung unserer Stadt beständig voranschreitet; der ländlich reizenden Promenaden sind viele neu errichtet oder noch im Entstehen, Geselligkeit und Frohsinn finden sich allenthalben. Die schönen neuen Anbauten trugen unstreitig Vieles zur Hebung Bingens bei, und mit Recht lobt man den Neubau des schönen Festlokales zum englischen Hofe. In kurzer Zeit feierte man in diesem schönen Saale zwei große Feten, das Mahl nach der Installation unseres Hrn. Bürgermeisters C. Kertell, welches durch die heitere Stimmung sämmtlicher Bewohner und die Begünstigung der Witterung ein wahrer Freudentag in der Erinnerung jedes Theilnehmers bleiben wird, und vor einigen Tagen, wie alljährlich, ein Festessen nach Beendigung der Musterung der Militärpflichtigen. Die Rekrutirungs-Commission und sämmtliche Bürgermeister des Kreises mit vielen Notabeln Bingens und manche gerade anwesende Fremden erfreuten sich dabei unter dem Vorsitze unseres Kreis- und Regierungsrathes eines Festes, wie man dasselbe nur hier erleben kann. Zur allgemeinen Heiterkeit trug unstreitig die schöne Harmonie des Hrn. Dame u. Comp. viel bei und beim Schlusse traten tyroler Sänger auf, welche in ihren volksthümlichen Weisen angenehm unterhielten. Mit Recht lobt man allgemein die thätige und umsichtige Rührigkeit des wackeren Gasthalters zum englischen Hofe. — Unser Badhaus nähert sich täglich seiner Vollendung und wer Bingen mit seiner Umgegend kennt, wird gar nicht in Zweifel stellen, daß viele Auswärtigen der Hygiea hier vertrauen und die Reparatur körperlicher Mängel mit Recht hoffen dürfen. Die Verwaltung hiesiger Stadt verwendet Alles, den von Natur zur Erheiterung geschaffenen Ort bequem einzurichten.

Kastel bei Mainz, 9. Juni.

Bei der Kunde über das große Brandunglück, welches die Stadt Hamburg betroffen, wollten auch die Bewohner von Kastel nicht zurückbleiben, wo es galt, Beweise von Nächstenliebe zu geben. Was in Kastel collectirt worden, beträgt die Summe von einhundert fünfzig Gulden, die als Scherflein zur Unterstützung der unglücklichen Abgebrannten bereits an den hohen Senat in Hamburg abgeschickt worden sind. — Wo Viele Einem geben, Bruder dem Bruder helfend zur Seite steht, ist Rettung nah und das Unglück wird nie Herr über die Menschheit werden.

Logogryph.

Schwer, doch sanft legt auf des Matten
Haupt der Erste seine Hand,
Führt ihn in das Land der Schatten,
An des Lethe stillen Strand.

Aber aus des Todes Räumen
Zieht der Zweit' den Geist empor,
Gibt Empfindung selbst den Bäumen
Und entzückt der Hörer Ohr.

Unterschieden durch ein Zeichen,
Sind sich beide gleich an Macht,
Dieser in des Lichtes Reichen,
Jener in dem Reich der Nacht.

Aber wenn der Nam' des Einen
Nur als Mythe noch bekannt,
Wird der And're in Vereinen
Jetzt noch dankbar oft genannt.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 14. Juni. Lucia von Lammermoor, große Oper in 3 Abth., Musik von Donizetti.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 162. Dienstag, den 14. Juni 1842.

Treue Liebe.

Da das Schauspiel dieses Namens von E. Devrient bereits auf mehreren deutschen Bühnen, wie auch auf der Frankfurter, eine beifällige Aufnahme gefunden hat, so dürfte eine kurze Erzählung des Inhaltes unsern Lesern von Interesse seyn. Wir entnehmen dieselbe einem gehaltvollen Theaterbericht von Meynert in der allgem. Wiener Theaterzeitung, wie folgt:

Der junge Graf Ferdinand von Wartenau liebte eine Landpfarrerstochter, Maria Walter, eine blasse, tiefsinnige Schönheit, mit welcher sich dieses Verhältniß nothwendig etwas sublim und schwärmerisch gestalten mußte. Während er zu seinem Vater reiset, um seine Einwilligung zu seiner Heirath mit ihr einzuholen — eine Angelegenheit, die wegen der Standesverschiedenheit natürlich ihre großen Schwierigkeiten hat, wird das abgelegene Haus, in welchem die frühzeitig verwaisete Maria bei ihren Anverwandten lebt, von Räubern überfallen, ausgeplündert und niedergebrannt. Die Bewohner verlieren bei diesem Brande ihr Leben; Maria selbst aber wird, um die Räuber nicht verrathen zu können, von denselben entführt. Es gelingt ihr zwar, der Räuberhöhle, wohin man sie geschleppt, zu entfliehen, aber erschöpft und bewußtlos wird sie von mitleidigen Menschen gefunden, und eine langwierige Krankheit, die Folge jenes und mancher nachkommenden Schrecken, fesselte sie an das Lager. Da Niemand in der Welt Etwas von ihr hört und weiß, so wird sie, zumal man den verbrannten Leichnam einer ihrer in jener Schreckensnacht umgekommenen Verwandten für den ihrigen ansah, allgemein für todt gehalten, und ihr Geliebter, Graf Ferdinand, versäumt nicht, ihrer vermeintlichen Asche ein prächtiges Monument zu setzen, dann aber, nachdem ein halbes Jahr mittlerweile verstrichen, — sich anderweit zu verlieben. Die reizende junge Baronesse Amalie von Ellwang fesselt sein liebebedürftiges Herz; er hält um ihre Hand an, und gerne wird dieselbe ihm, dem vornehmen und reichen Werber, zugesagt. Auf seinen ungeduldigen Wunsch schreitet man ohne Aufenthalt zur festlichen Verlobung. Nun hat aber der Zufall gefügt, daß die von ihrem Krankenlager endlich erstandene Maria, als sie sich, um ihren Geliebten aufzusuchen, zu Fuße auf den Weg machte, auf dieser Brautfahrt durch abermaliges Unwohlseyn in das Haus der Baronin von Ellwang verschlagen wird. Hier kann ihr nun die untröstliche Entdeckung nicht ausbleiben, daß ihr Geliebter sich unterdessen mit einer anderen Braut versorgt hat. Anfänglich hält sie es für eine Untreue gewöhnlicher Art, und, ohne dabei ihre eigenen Ansprüche vor Augen zu haben, ja, mit Verleugnung ihres Mädchenstolzes, will sie, seiner Schwüre, seiner Tugend eingedenk, ihm sein Unrecht vorhalten, ihm seine Schwüre wenigstens zurückgeben, und so doch „seine Seele retten." Indessen solcher tiefen sittlichen Besorgnisse bedarf es nicht; denn bald darauf erfährt Marie, daß Ferdinand ihr nicht eigentlich untreu geworden, wohl aber, daß er sie für todt hält, und indem er sich von einer todten einer lebenden Braut zuwandte, nur des großen Dichters Ausspruch wahr machte: „der Lebende hat Recht." Auch entgeht es ihr nicht, wie man den Tod der armen Marie gewissermaßen für ein dem Grafen Ferdinand widerfahrenes Glück ansieht, wodurch derselbe einem, seiner Geburt und seinem Stande so wenig angemessenen Verhältnisse entrissen und sich selbst zurückgegeben werde. So beschließt sie denn, todt für ihn zu seyn und zu bleiben; nur ihre Liebe und Treue soll den Tod überdauern, damit, wenn sie sich einst jenseits wiederfinden, Ferdinand erkenne, daß es kein treueres Herz gegeben, als das ihrige. Um nun beabsichtigter Weise todt für ihn zu seyn, ist es vor allen Dingen nöthig, daß sie den Ort verlasse, wo sie sich mit Ferdinand — denn Dieser ist zur Verlobungsfeier bereits im Hause seiner Braut eingetroffen — unter Einem Dache befindet. Das will sie denn auch ohne Weiteres thun; aber Amalie selbst, die natürlich nicht eine Sylbe von dem Zusammenhange der Umstände ahnet, hält sie zurück, ja sie kann sogar, trotz alles Sträubens, das Ansinnen der munteren Braut nicht zurückweisen, die Hand zu einem Scherze zu bieten, der in seinen Folgen sehr verhängnißvoll wird. Amalie kleidet nämlich bei dem veranstalteten Polterabendfeste Marie in eine Maske, welche der von ihr selbst gewählten völlig ähnlich ist, um durch eine solche Doppelgängerei die Gäste desto wirksamer zu necken und irre zu machen. Ferdinand, der vorher seine Braut in dieser Maske sah, kann daher, als bald darauf durch Zufall Marie ihm in derselben Maske entgegentritt, diese für keine Andere als für Amalien halten. In einem Momente stürmischer Zärtlichkeit reißt er ihr die Maske vom Gesicht, und Mariens bleiches Antlitz blickt ihm entgegen. Ohnmächtig sinkt er zu Boden, stößt, als er wieder zur Besinnung gelangt, Amalien von sich, und bildet sich ein, die todte Marie sey ihm erschienen, oder vielmehr sein Gewissen, sein inneres Selbst, sey mit

Digitized by Google

den Zügen seiner begrabenen ersten Liebe vor ihn hingetreten, und habe ihn mahnen wollen, wie er sich und ihr ungetreu geworden. Der weitere Verlauf der Dinge ist nun leicht zu überblicken. Ferdinand, jetzt fest entschlossen, der noch immer von ihm todtgeglaubten Marie seine Treue zu bewahren, will zwar, wie er als Mann von Ehre schuldig ist, die Vermählung mit Amalien vollziehen, und sie in den vollen Genuß aller damit verbundenen Rechte setzen; aber gleich nach der Trauung will er fortreisen, weit hinweg, um ungestört durch sein ganzes Leben die Todtenfeier seiner ersten Liebe zu begehen. Doch Amaliens Edelmuth kommt ihm zuvor. Mariens hoher und reiner Sinn, den Amalie bei diesem Drange der Umstände in seiner ganzen Tiefe kennen zu lernen Gelegenheit hat, erweckt ihre Bewunderung; die Resignation des armen Mädchens fordert sie zum Wettkampfe in dieser Tugend heraus, und so führt, ihre eigenen Rechte freudig opfernd, Amalia selbst dem Grafen die von den Todten erstandene erste Braut und erste Liebe in die Arme.

Es ist nichts streng Originelles, aber auch nichts ganz Gewöhnliches an diesem Stücke, und in mancher Beziehung möchte es den besseren Produkten beizuzählen seyn, obschon die Ausführung in jeder Hinsicht besser ist, als der Stoff an sich.

Auflösung eines linguistischen Räthsels.

Ein Kritiker, der die Lächerlichkeit von Victor Hugo's Beschreibung der Judengasse in Frankfurt (Didaskalia vom 10. Juni) sehr gut nachweiset, verfällt fast selber in diesen Fehler, wenn er zu den Worten au profil busqué bemerkt: Busqué heißt: „mit einem Planchett versehen." „Was ist nun ein Profil, dem ein Planchett vorgesteckt ist? Etwa ein langnasiges? Ich gebe diese Stelle den Ueberlegungen der Nachwelt hin."

Gemach, gemach, Herr Kritiker, die Mitwelt kann dies Räthsel schon lösen. Busqué heißt „mit einem Planchett versehen", denn buse heißt Planchett. Buse oder busqué heißt aber nach Mozins Wörterbuch auch die Schweifung, z. B. des Flintenkolbens. Folglich ist ein profil busqué nicht ein langnasiges, sondern ein geschweiftes Profil, ein Profil, in welchem das Nasenbein mehr hervortritt, als es die griechische Schönheitslinie zuläßt, aber deßwegen noch kein langnasiges, auch kein entschieden häßliches Profil. Die Schönen der Judengasse können sich also trösten über das ihnen beigelegte profil busqué, vorausgesetzt; daß sie so viel Verachtung der Dinge dieser Welt besitzen, wie Schreiber dieses, welcher nicht nur ein profil busqué hat, sondern sogar den Vorwurf der Langnasigkeit nicht zurückweisen kann.

Der Kritiker in Nro. 158 greift den Romantiker Victor Hugo gerade in dem Punkt am heftigsten an, wo er ein wahres Verdienst besitzt, in dem Bemühen, die französische Sprache vor jener Armseligkeit und Verknöcherung zu bewahren, von welcher sie durch die Pedanterie der Akademiker bedroht war, und von welcher wir alle neueren Sprachen bedroht sehen. Jene Verknöcherung kommt eines Theils von der Anmaßung kurzsichtiger Krittler, welche der Triebkraft der Sprache mit der Heckenscheere eines übelverstandenen Purismus den Krieg erklären, wie ein altfranzösischer Gärtner der Triebkraft der Bäume. Sie kommt andererseits von der geistigen Faulheit des Volks, welche für neue Begriffe nicht passende oder wenigstens nationale Wörter schaffen will. Ueber den falschen Purismus der französischen Akademiker brauchen wir hier nicht weiter zu reden: er ist längst zur Genüge gewürdigt. Wir bitten nur, diesen Purismus nicht mit der Sprachfegerei Jahns zu verwechseln, welche das gerade Gegentheil davon und trotz allen Spötteleien seiner Gegner und manchen Mißgriffen Jahns wahrhaft verdienstlich ist, weil sie nicht eine bloße Verneinung wie jene, sondern ein wahres Schaffen im Gegensatz wider die obenangedeutete geistige Faulheit ist. Diese Faulheit ist eine widernatürliche, denn das Wesen des Lebens ist Thätigkeit. Das Leben geht vorwärts in neuen Erfindungen; die Sprache, das Spiegelbild des Lebens soll mit ihm gleichen Schritt halten und für neue Erscheinungen neue Wörter bilden. Allein was geschieht oft in neuerer Zeit? Es werden bestimmte einzele neue Erscheinungen unter unbestimmten alten Wörtern begriffen, weil den Leuten hie und da der Muth ausgeht, eigne Wörter zu schaffen. So lesen wir z. B. in Steckbriefen „modefarbene Hosen." Fragt einen Schneider, was heißt modefarben, und er wird euch Lappen von zehn verschiedenen Farben vorlegen. Dies ist offenbar für eine Sprache der Weg, zu der Einfachheit der Pescherähs zurückzukehren eine Einfachheit, welche polizeilich gefährlich wäre, denn Steckbriefe in der Pescherähsprache wären so gut wie falsche Pässe.

Es ist darum gut, daß es kecke Sonderlinge gibt, welche für neue Anschauungen entsprechende Klangbilder schaffen. Indem Victor Hugo für eine zwar nicht neue, aber von ihm erst fest ins Auge gefaßte Anschauung profil busqué sagt, hat er seine Sprache um ein treffendes Wort bereichert.

Moderne Bescheidenheit.

Sich Pascha gleich als Krämer aufzublasen,
Die Welt verschlingen in gewalt'gen Phrasen,
Das paßt jetzt in die Zeit!
Und wohlthun, um sich damit bläh'n zu können,
Verschmitzt sein eig'nes Machwerk classisch nennen,
Das ist Bescheidenheit! —

Mannichfaltigkeiten.

Kürzlich, erzählt ein englisches Blatt, bemächtigte sich der Kaiser von China der hinterlassenen Güter eines hingerichteten Mandarinen. Dieselben beliefen sich nur auf 115 Mill. Piaster, nicht einbegriffen sechs Landhäuser, und 168 tartarische oder chinesische Frauen.

Der Schloßbaumeister Rabe in Berlin hat der dortigen geographischen Gesellschaft einen Plan zum Wiederaufbau des abgebrannten Theiles von Hamburg vorgelegt, der, wenn er zur Ausführung käme, hinsichtlich der Gradlinigkeit und Breite der Straßen, die alle auf die stehen gebliebene neue Börse, auf das Johanneum, auf die wiederherzustellenden Kirchen und auf öffentliche Plätze auslaufen sollen, nichts würde zu wünschen übrig lassen. Es ist zu hoffen, daß es in Hamburg jetzt nicht eben so gehen werde, wie in London nach dem großen

Digitized by Google

Brande von 1666, wo alle Vorschläge zur Erweiterung und Verschönerung der City an dem Eigensinne der alten Hausbesitzer scheiterten, die ihre Gassen beinahe eben so winklig und feuergefährlich, als sie früher gewesen, wieder herstellen ließen. Es ist berechnet worden, daß das Areal des Londoner Brandes von 1666 vier und ein halb Mal so groß war, als das des Hamburger Brandes von 1842.

(Agram, 28. Mai.) Am 26. April, um 3 Uhr Nachmittags, fiel in der Gegend von Milyana in Pusinsko selo unter Donnerschlägen und einem 15 Minuten angehaltenen Getöse ein Meteorstein; der Fall geschah mit sausendem Geräusch auf einen Acker, und drang einen Schuh tief in die Erde. Als der Stein ausgegraben wurde, wog er nur noch etwas über 2 Pfd., weil jeder der Herbeigeeilten sich ein Stückchen als Seltenheit davon abschlug. — Der Stein war brüchig, der Bruch körnig und aschgrau, mit röthlichweißen, glänzenden, ockergelben Körnern eingesprengt.

Donizetti zu Ehren wurde in Dommayer's Casino zu Hitzing, nächst Wien, ein glänzendes Diner gegeben. Lanner spielte dabei mit seinem trefflichen Orchester, und es wurden stürmische Toaste auf das Wohl des gefeierten Maestro ausgebracht.

Wo keine Leichenhäuser sind, schreit man über Mangel derselben, und wo sie hingestellt werden, bleiben sie unbenutzt. In den vier in Berlin bestehenden Leichenhäusern sind im Laufe des vergangenen Jahres nur acht Leichen eingestellt worden.

Nachdem die erste Serie des **Répertoire du théâtre français à Berlin** (Berlin, Schlesinger'sche Verlags- und Musikalienhandlung) mit Nro. 250 beendigt und abgeschlossen worden, hat eine neue begonnen und liegt dieselbe nun bis Nro. 7 vor uns. Dies Repertoire ist als eine sehr werthvolle Auswahl der besten Stücke der neueren und älteren französischen Bühne bekannt. Nur solche Dramen haben Aufnahme gefunden, die des einstimmigen Beifalls des Publikums in Paris und Berlin sich zu erfreuen hatten; dasselbe Prinzip hat die Herausgeber auch bei dieser zweiten Serie geleitet und geben die Namen: Scribe, Delavigne, Victor Hugo, Dumas, Picard, Melesville, Mazères, Bayard, Duport, Ancelot u. A. die Versicherung eines interessanten Inhaltes. Außer dem Vortheile einer angenehmen Unterhaltung für den Kenner und Freund der französischen Sprache, bietet die Sammlung auch den Vorzug, sich zum Studium sehr zu eignen, da die Lektüre von dramatischen Werken namentlich für die Conversation als sehr bildend anerkannt ist. Der sehr billige Subscriptionspreis ist für 6 Nummern (jede Nummer enthält ein, zuweilen auch zwei vollständige Stücke in gr. 8 geh.) 1 Thaler. Format und Druck der neuen Serie sind denen der frühern gleich.

In einem Intelligenzblatte stand wörtlich: „Zu einer großen Landwirthschaft wird unter sehr guten Bedingungen ein Individuum gesucht, welches Alles übersieht."

(Lübeck, 4. Juni.) Gestern gaben der allgefeierte berühmte Liszt und der wackere Sänger Pantaleoni, beide von St. Petersburg kommend, hier zum Besten der Hamburger Abgebrannten ein improvisirtes Konzert, das dennoch einen Netto-Ertrag von über 900 Mk. ergab. Welcher Beifall Liszt und auch seinem Begleiter (der die ganze italienische Gesangsvirtuosität besitzt) ward, bedarf keiner weiteren Erwähnung. (Als am Sonntage diese beiden Künstler, Liszt und Pantaleoni, und Ole Bull einen im Saale in Raiville's Garten versammelten gesellschaftlichen Kreis mit ihrer Kunst erfreuten, gab bald das auf der herrlichen Terrasse versammelte zahlreiche Publikum durch lauten Beifallruf zu erkennen, daß die Töne der Künstler aus dem Saale zu ihm drängen. Die gefälligen Künstler öffneten die Fenster, und Beifallklatschen, jubelnder Hervorruf, wehende Tücher bezeugten den sich stets erneuernden Enthusiasmus des Publikums.)

(Ludwigsburg.) Ein weiteres, trefflich gelungenes, prachtvolles Orgelwerk von unserem Landsmann Walker hier, mit drei Manual- und zwei Pedal-Klavieren und 64 Registern, für die St. Olaikirche in Reval gefertigt, ist auf dem Punkte, nach dem Orte seiner Bestimmung abzugehen. Das Oberwerk dieser Orgel zierte bei dem Umzuge am Jubiläumsfeste des Königs den Wagen der Ludwigsburger Industrie-Produkte. Ihr Ankaufspreis in Ludwigsburg, ohne Transport, Kosten der Aufstellung, Vergoldung u. s. w., ist 26,000 fl. Dem Vernehmen nach erwartet eine andere nordische Seestadt die Anwesenheit des Künstlers im Norden, um mit ihm über ein ähnliches Werk einen Vertrag abzuschließen.

(Berlin.) Es heißt, daß das Conservatorium der Musik, dessen Leitung der Kapellmeister Mendelssohn-Bartholdy erhält, baldigst zu Stande kommen werde. Da jedoch, wie man vernimmt, die Ausstattung des neuen Instituts auf 15,000 Rthlr. festgesetzt ist, so wird dasselbe wohl schwerlich eine ähnliche Wirksamkeit, wie die Musik-Conservatorien von Paris, Wien und Prag erlangen.

Die deutschen Einwanderer in Amerika haben die Gewohnheit, ihren neuen Niederlassungen Namen von deutschen Städten und Dörfern zu geben, weshalb sich die Nürnbergs, Frankfurts, Hamburgs u. s. w. so vermehrt haben, daß die Postbeamten in Verzweiflung sind. Wenn die Sachen so fortgehen, unterliegt es keinem Zweifel, daß man in 50 Jahren zwei Deutschlande haben wird, deren Karten, mit Ausnahme, daß ein und derselbe Name 2, 3, 4 und 5 Mal auf der nordamerikanischen vorkommt, eine auffallende Aehnlichkeit zeigen werden.

(Düsseldorf, 3. Juni.) In der hiesigen Kunstreiterbude Blondins hatte einer der Artisten das Unglück, verwichene Woche im rasenden Rennen vom Pferde zu stürzen und sich dermaßen zu verletzen, daß er vorgestern an den Folgen der Verletzung gestorben ist.

Im Kaiserthum Oesterreich zählt man gegenwärtig 766 Mönchsklöster mit 10,364 Klosterbrüdern und 157 Frauenklöster mit 3661 Nonnen. Jene gehören 27, diese 29 verschiedenen Orden an.

(Honnef, am Rhein, 5. Juni.) Das alte Siebengebirge scheint seine vulkanische Natur wieder in Thätigkeit setzen zu wollen: denn nicht nur in Bonn, sondern auch hier hat man mehrere Erdstöße wahrgenommen, und zwar mit einem Getöse verbunden, das man dem Fallen eines Balkens auf das Dach

Digitized by Google

des Hauses vergleichen will. Ich selbst habe es bereits zweimal in meiner Schlafstube gehört, aber nicht wie den Fall eines schweren Körpers, sondern gleich dem Knall einer Pistole, die in dem eisernen Ofen abgefeuert würde. Dabei bemerkte man eine starke Erschütterung der Ofenröhre, die eine Länge von etwa 20 Fuß in zwei Krümmungen hatte. Die erste Erschütterung ereignete sich am 25. Abends gegen 11 Uhr; die zweite am 30. Morgens um 5 Uhr und sie war stark genug, um Jemand, der nicht ganz fest schlief, aufzuwecken. Schon mehrere Tage vorher fiel mir einige Mal die Erschütterung der Röhre auf, die ich mir damals nicht erklären konnte, die aber offenbar ebenfalls mit Schwankungen des Bodens in Verbindung stand.

(Baden, 5. Juni.) Von Tage zu Tage entfaltet sich das Saisonleben mit seinen Unterhaltungen und Zerstreuungen mehr und mehr, wie sich die Frequenz sichtbarlich steigert. Die so beliebten Abendreunionen im Conversationshause werden am 15. d. eröffnet werden, wie denn auch das Theater schon Donnerstag den 9. d. seine erste Vorstellung in dieser Saison gibt. Das Freiburger Stadttheater spielt hier während des Sommers unter Gerlachs Direktion, und es geht der Gesellschaft ein guter Ruf voran. (Badez.)

Dieser Tage starb in Stockport William Radcliffe Esq., der Gründer des sogenannten „Power-Loom-Manufaktursystems," und Erfinder der berühmten „Dressing-Maschine," der jenes System seinen Ursprung verdankt. Wiewohl durch die erstaunliche Ausdehnung, die er der englischen Kattunfabrikation gegeben, ein so großer Wohlthäter seines Vaterlandes, und obgleich er vielen Tausenden von Fabrikanten zum Reichthum verholfen, so wie er auch nicht minder ein Wohlthäter der arbeitenden Klassen geworden, hat man ihn doch in Armuth sterben lassen. Aus vergleichsweisem Wohlstand sank er zur Dürftigkeit herab, ohne daß ihm seine Landsleute und Zeitgenossen zu Hülfe kamen. Er ist der letzte von jener glänzenden Gallerie mechanischer Genies, denen die jetzt so weit verbreitete und blühende Baumwollenfabrikation ihren Ursprung und ihren Aufschwung verdankt. Er war der Zeitgenosse und Freund von Watt, Sir Robert Arkwright, Crompton und Sir Robert Peel dem Vater.

Arme Tabaksfreunde, die ihr bis jetzt bei eurer Pfeife, Cigarre oder Dose so manchen guten und schlechten Witz über die Mäßigkeitsgesellschaften gemacht, wißt ihr denn, daß auch eurem Vergnügen der Krieg angekündigt ist? Und von woher? Von Amerika! In Baltimore ward das schreckliche Komplot ausgebrütet, und ein Hr. Whatcoat Chopes heißt der Anstifter der Gesellschaft, deren Wahlspruch: „Keine Pfeife, keine Cigarre, keine Dose mehr!" Nehmt euch vor den Emissären dieser Propaganda in Acht! (Das Vaterland.)

Es freut uns sehr, die zuverlässige Mittheilung machen zu können, daß ein nach Anleitung des Ingenieurs Hrn. Beyse und des Dr. Garthe gebautes Dampfschiff so eben in London fertig geworden ist. Es sind an demselben Motoren in vertikaler Stellung angebracht, auf deren verbesserte Einrichtung die obengenannten Erfinder vom k. Finanzministerium kürzlich ein ausschließliches Patent erhalten haben. Nach den mit diesem Boote angestellten Versuchen hat dasselbe einen eben so schnellen Gang, als das rascheste auf der Themse von derselben Pferdekraft, verbraucht aber in Folge seiner Einrichtung verhältnißmäßig nur sehr wenig Kohlen. Besonders ausgezeichnet ist indeß sein Lauf durch eine äußerst sanfte Bewegung, ohne die mindeste, bei den jetzigen Einrichtungen so sehr unangenehme Erschütterung; es hat zugleich bei der eigenthümlichen Konstruktion der Räder kein Hinterwasser.

Literatur.

Fahrten und Wanderungen in Castilien, Aragon, Andalusien und andern spanischen Provinzen. Mit steter Hinsicht auf geistige Bildung, Industrie, Bodencultur, Verwaltung und Justizwesen, so wie auf finanzielle und politische Verhältnisse. Nach dem Englischen, nebst einem Anhang altspanischer Historien, von Dr. Guttenstein. Heilbronn 1842.

Diese in mancher Hinsicht anziehende und lehrreiche Schrift enthält schätzbare, aus authentischen Quellen geschöpfte statistische und topographische Notizen über das in unsern Tagen so viel besprochene Spanien. Die Sitten, die Freuden, Leiden und Leidenschaften, die sozialen Verhältnisse, die nationalen Bräuche und Eigenheiten der verschiedenen Volksstämme, welche die iberische Halbinsel bewohnen, sind in dieser sorgfältig bearbeiteten Schrift klar und treffend geschildert. Altspanische Historien und Legenden, nach Rodrigo de Toledo bearbeitet, bilden den passenden Schluß eines Buches, das Allen, die Spanien kennen lernen wollen, mit Zuversicht empfohlen werden darf. Auch sind in dieser Schrift über die geheimen Gesellschaften in Spanien, die auf dessen neuere politische Gestaltung so bedeutend einwirkten, interessante Andeutungen gegeben.

Korrespondenz.

Mainz, 10. Juni.

Die gestrige Verloosung der Arbeiten weiblicher Kunstfertigkeit zu Gunsten der hiesigen Stadtarmen fand so große Theilnahme, als seit mehreren Jahren es nicht der Fall gewesen war. Der Ertrag überstieg diesmal wieder 800 fl. Das der Verloosung vorhergegangene Konzert der Liedertafel, des Damen-Gesang- und des Instrumental-Vereins unter der Direktion des Hrn. Musikdirektors Esser hatte an dieser stärkern Einnahme einen besondern Antheil, da Niemand der Eintritt in den Saal gestattet war, der nicht im Besitze eines Loses sich befand und die Neuheit der Sache überhaupt eine gewisse Attraction ausübte. Die Aufführungen der drei Vereine fanden lauten Beifall und lobenswerthe Anerkennung.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 161.
Morpheus — Orpheus.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 14. Juni. Lucia von Lammermoor, große Oper in 3 Abth., Musik von Donizetti.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 163. Mittwoch, den 15. Juni 1842.

Das nächtliche Ungeheuer.

Aus den Papieren eines Jugendfreundes. Mitgetheilt von Carl Hanisch.

Geschäfte riefen mich nach dem Schlosse des Grafen v. S. in M., die vielleicht ein Vierteljahr dauern konnten. Es galt der inneren Ausschmückung einer Rotunde in dem weitläufigen Hofgarten, die einen anmuthigen Hügel krönte und die reizendste Aussicht auf die nahen Gebirge gewährte.

Meine Wohnung wurde mir in einem Flügel des Schlosses angewiesen, der die Gastzimmer enthielt, und, obwohl die Herrschaft nicht zugegen war, für meine Existenz in jeder Beziehung mit gewohnter gräflicher Freigebigkeit gesorgt.

Es war im Beginne des Frühlings, der in jener Gegend zwar etwas später als in mittäglichen Gegenden, aber desto schöner und beständiger sich einstellt.

Ich erinnere mich noch mit innigem Vergnügen der überraschenden Erscheinung, daß eine Partie des Gartens, ein Birkenwäldchen, das Favoritchen genannt, auf welches ich von meinem Zimmer aus blicken konnte, dessen Bäume bei meiner Ankunft noch mit geschlossenen Knospen dastanden, und kaum einen Hauch von hellerer Färbung zeigten, nach einem nächtlichen leichten Gewitter, von warmem Regen begleitet, am folgenden Morgen schon wie mit einem grünen Schleier sich bedeckt und im Laufe des Tages die zarten grünen Blätter bereits entwickelt hatte.

Ich war jung, meine Sinne den Eindrücken der Natur offen; mein ganzes Wesen, selbst noch im Frühlinge der Jahre, badete sich gleichsam in dem Wonnestrome, der mit tausend Düften und Wohlgerüchen die milde Luft erfüllte, und den Körper gleich warmen Wogen schmeichelnd umfloß. Ich hatte, in die Stadt gebannt, lange keinen Frühling in so angenehmen Verhältnissen erlebt; Natur und Menschen beeiferten sich, meinen Aufenthalt zu einer Götter-Saison zu machen; mein empfängliches dankbares Herz nahm freudig an, was ihm so freundlich geboten wurde, und das behagliche Daseyn trug sich auf meine Arbeiten über, die eben so leicht sich entwickelten, als die Pflanzenwelt um mich her.

Der Künstler hat viel voraus vor andern Menschen. Sein an Schönheit gewöhntes Auge erblickt alles in dem erhebenden Lichte der Kunst, und giebt der Seele dieses Bild so rein, sogar reiner wieder, als es solches von der Natur empfangen hat. Er entdeckt Schönheiten, die an andern Beschauern spurlos oder nur düster vorüberziehen; die Natur, in ihren Formen und Farbenakkorden, wird für ihn zum epischen Gesange, den sein poetisch-musikalisches Ohr klar vernimmt und selig wiedertönen läßt in allen Fibern seines Ichs.

Mir mindestens war es damals so, und es muß etwas Wahres an diesen Empfindungen gewesen seyn, weil schon die Erinnerung mein Inneres wieder so warm und fröhlich durchbebt, als schwämme ich noch in jenem Frühlingswonnemeere, was mich so leicht auf seinen sanften, rosigen Wellen trug.

Indessen bekenne ich, daß diese Erinnerung wahrscheinlich von ihrer Wärme verloren haben würde, wenn nicht eine dem Künstler eben so eigene Lust, seine Landschaften mit Figuren zu beleben und zu schmücken, hier sympathetisch mitgewirkt hätte. Zu diesem Bekenntniß füge ich ein weiteres hinzu, daß mein Herz, von dessen Existenz ich in Beziehung auf die schönste Erscheinung in der Natur, die einer Jungfrau, in Wahrheit noch nichts Bestimmtes gespürt hatte, hier einen Gegenstand entdeckte, der in den Vordergrund meiner Frühlingslandschaft trat, und alle Töne derselben erhöhte.

Kurz und prosaisch gesagt, wenn anders man von der Liebe in Prosa sprechen kann, ich hatte bisher kein weibliches Wesen gesehen, das einen entschiedenen Eindruck auf mich gemacht hätte; meine Jugend, meine bürgerlichen Verhältnisse waren von der Art, daß ich an den Besitz einer Gattin noch nicht denken konnte, ehrlicherweise nicht denken durfte. Aber was fragt die Liebe nach Verhältnissen? Alles muß ihr unterthan seyn, wenn sie das Blumenscepter erhebt; und das sind ihre glücklichsten und treuesten Unterthanen, die sich, außer der Liebe, um die ganze verhältnißvolle Welt nicht so viel bekümmern, als ein Eichhorn um eine taube Nuß; ist doch die Liebe an sich das schönste Verhältniß, was je die Natur zu Gunsten ihrer Lieblinge, der Menschen, hervorgebracht hat; und regierte allein die Liebe die Welt, so wäre die Erde ein Paradies ohne Perrücken, Diplome und sonstige Verhältnißzeichen, welche zur Liebe nie oder selten beitragen, sondern vielmehr ihre sanfte Herrschaft zu stören suchen.

Also mein Herz war ein Ignorant, der von dieser Herrschaft vorläufig wohl gehört, aber noch nicht aufgenommen oder vielmehr durch eine gleichgesinnte Ignorantin noch nicht eingeführt worden war in dieses schöne Reich, wo man der Herrscherin damit huldigt, daß man an ihrer Statt in die Hände der Geliebten den Eid der Unterthanentreue ablegt, und diesen Schwur mit tausend Küssen besiegelt.

Es war eines Sonntags Nachmittags, wo ich der Ordnung gemäß mindestens öffentlich nicht arbeitete, und ich benützte diese freien Stunden dazu, mich alles Nachdenkens über das Tagsgeschäft zu entschlagen, und nur der Ruhe im Schoße der erblühten Natur zu leben.

Ich durchstrich den großen Schloßgarten, sorgenlos, wie die Jugend thut, wenn es ihr gut geht. Ich hatte einige Partien desselben noch gar nicht gesehen, und absonderlich war mir an einem entlegenen Orte desselben eine Geisblattlaube entgangen, die mit ihrem zarten, frühtreibenden Grün bereits das hölzerne Gerippe derselben bekleidet hatte und Schatten gewährte. Eine schnelle Wendung des sich fortschlängelnden Weges brachte mich an den Eingang, den ich so eben betreten wollte, als ich erschreckt stehen blieb. Ich hatte mir die Laube leer gedacht, und siehe da, in ihr hatten sich einige Frauenzimmer und Herren zusammengefunden, die sich so still verhielten, daß ich von ihrer Gegenwart nicht früher unterrichtet werden konnte.

Ich — man glaube es mir oder nicht — ich erschrak; bei jungen Männern, die selten in Gesellschaft von Frauenzimmern kommen, mag dieses Erschrecken natürlich seyn, und ich hatte vollkommenes Recht hiezu, da mich der Zufall so überraschend in diesen Kreis geführt, obwohl kein Gegenstand darunter war, der Schrecken erregen konnte, wovon ich mich bald überzeugte, als meine Blicke sich schüchtern hoben, um die Gesellschaft zu überschauen. Mein Erschrecken verwandelte sich in süße Beklommenheit, die ich noch nie gefühlt hatte, als mir ein Mädchenbild in die Augen fiel, das den Stempel der Meisterschaft an sich trug, und in Zeichnung und Kolorit alles übertraf, was ich bisher gesehen hatte. Es lebte, dieses wundervolle Bild! Ein Augenpaar, mild wie Frühlingssonnen, gossen ihren bezaubernden Strahl auf die meinigen, die sich neigen mußten, um nicht geblendet zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Zustand der Musik in Italien.

Der ältere Fétis, der Direktor des musikalischen Conservatoriums in Brüssel, der kürzlich von einer, im Auftrage der Regierung nach Italien unternommenen Reise zurückgekehrt ist, hat eine Reihe von Briefen in der Pariser „Gazette musikale" bekannt gemacht, welche von dem Zustande der Musik in jenem Lande ein sehr ungünstiges Bild entwerfen, und deßwegen auch von den italienischen Zeitschriften heftig angegriffen worden sind. Fétis ist indeß ein zu gründlicher Kenner der Musik, als daß er sich bei seinen Urtheilen übereilt haben sollte; auch stimmt Das, was neuere kunstverständige Reisende in dieser Hinsicht berichten, vollkommen mit seinen Aussagen überein. Auch Fétis leugnet die wohlbekannte Thatsache nicht ab, daß die Italiener vorzugsweise vor allen andern Völkern für die Musik glücklich organisirt sind, daß sie den Instinct für diese Kunst im höchsten Grade besitzen, und daß dieser Instinct sie oft zu Leistungen befähigt, welche nicht unbedeutende technische Kenntnisse zu erfordern scheinen. Er führt den Umstand an, daß er oft die schwersten Musikstücke aus neueren Opern, Duette, Terzette, Quintette, von Leuten ganz nach dem Gehör, aber mit der größten Präcision habe ausführen hören. Dabei ist aber die eigentliche Kunst des Gesanges in großem Verfall, und der Auftrag, welchen der Minister des Innern Hrn. Fétis gegeben, einen Gesanglehrer für das Conservatorium in Brüssel zu engagiren, blieb unausgeführt. Baccai, der Studiencensor am Conservatorium in Mailand, mit dem Fétis sich über den Gegenstand unterredete, verwies ihn, mit voller Anerkennung der Schwierigkeiten der Mission, auf Neapel; in Venedig, Bologna, Florenz und Rom war nichts zu finden. In Neapel wurden Hrn. Fétis zwei Leute empfohlen, Hr. Busti, der Gesanglehrer am dortigen Conservatorium, ein Schüler Nozzaris, also aus einer guten Schule, der aber seiner Stellung, seiner Schüler und seiner Familienverhältnisse wegen Neapel nicht verlassen wollte; und Basadonna ein Tenorist vom S. Carlotheater, der vor einigen Jahren auf der Bühne großen Beifall gehabt, aber durch eine Krankheit der Stimme seine theatralische Laufbahn zu unterbrechen genöthigt gewesen war, und der seine Heilung hoffte, um wieder auftreten zu können. Zwanzig andere Singmeister, die von des Hrn. Fétis Mission gehört hatten, boten sich ihm, während seines Aufenthaltes in Neapel, an, aber alle hatten von den Grundkenntnissen der alten Singschule keinen Begriff. Ein mächtiges Heraustreiben der Töne und eine deutliche Aussprache scheinen jetzt die Haupterfordernisse eines sogenannten guten Sängers zu seyn. So entzückt der Tenor Fraschini im S. Carlotheater das Publikum durch die Kraft seiner Lunge, ohne je den Unterricht eines Lehrers genossen zu haben. Noch vor drei Jahren war er Chorist in Pistoja, und hatte etwa 4 bis 500 Franken jährlichen Gehalt. Eines Tages sollte „Othello" gegeben werden, es fehlte aber an einem Jago. Auf die Anfrage des Unternehmers sang Fraschini die Rolle mit großem Beifall: einer der vielen Theatercorrespondenten, die im Theater waren, machte ihm Anträge zu einem Engagement in einer Mittelstadt, und so stieg Fraschini immer höher, bis er endlich im S. Carlotheater mit 3500 Franken monatlich engagirt wurde. Auch Moriani, der aus einer achtbaren Familie in Florenz abstammt, und zum Advocaten bestimmt war, wurde durch Freunde, die ihn singen hörten, bestimmt, seinen Beruf aufzugeben, und ist gegenwärtig der erste Tenor in Italien. Der Mangel an guten Sängern ist in Italien groß; in Padua, wo Miß Novello in einer Rossinischen Oper auftreten sollte, fehlte es an einem guten Baß, den man vergebens in Padua selbst, Venedi gund Mailand suchte, so daß man endlich seine Zuflucht zu dem alten Botticelli nehmen mußte, der schon seit mehreren Jahren das Theater verlassen hatte und in Padua lebte, aber durch seine Stimme, die er immer gut behandelt hatte, und durch seine gute musikalische Bildung eben so großes Erstaunen als Vergnügen erregte. Zu den bedeutendsten Sängern gehören gegenwärtig: Moriani, Salvi, Fraschini, Ronconi und Coletti, und die Frauen Frezzolini, Strepponi, Novello und Halez. In Mailand hörte Fétis Mercadantes „Vestalin" mit Mad. Fink-Lohr als Julia und der Brambilla als Obervestalin, in Bergamo Donizettis „Marino Faliero" mit Salvi, Coletti und der Strepponi. Coletti war früher bei der Capelle der St. Peterskirche in Rom angestellt, und ist einer der besten Sänger in Italien. In Bologna wurde „Lucrezia Borgia" mit Mariani, Coletti und Miß Novello gegeben, die durch Micherours Unterricht in Mailand sich noch bedeutend vervollkommnet hat. Dem

Digitized by Google

Hallez, eine Schülerin des Pariser Conservatoriums, die jetzt in Bologna ist, war früher in Palermo die Nebenbuhlerin der Dem. Piris. Fétis hatte Dem. Hallez in Paccinis „Sappho" in Neapel gehört, und äußert sich sehr vortheilhaft über sie.

Mannichfaltigkeiten.

Die Hamb. N. Ztg. enthält die Fortsetzung des angefangenen Verzeichnisses der Geldbeiträge, welche zur Abhülfe der durch den Brand entstandenen Noth von Außen eingegangen und zwar nach alphabetischer Ordnung. Das Verzeichniß beginnt mit Anclam und ist nach alphabetischer Ordnung fortgeführt. Die einzelnen Hülfssummen sind meist schon bekannt, und ersparen wir uns daher das Nachrechnen der Wohlthätigkeit.

Die Bevölkerung der Stadt Warschau betrug im vergangenen Jahre, und zwar Christen 50,033 männliche, 53,277 weibliche; Juden 18,053 männliche, 19,106 weibliche, Muhamedaner 2 männliche, zusammen 68,088 männliche, 72,383 weibliche, überhaupt 140,471 Personen. Im Vergleich mit dem Jahr 1840 hat sich dieselbe um 538 Personen vermehrt.

In einem Schreiben, das Hr. Lamartine an Hrn. Debrauz gerichtet, schließt sich der berühmte Poet dem hochherzigen Gedanken an, die Brandbeschädigten von Steyer an dem Ertrag der zu Gunsten der Abgebrannten von Hamburg veranstalteten Sammlungen Theil nehmen zu lassen. „Die Wohlthätigkeit und die Einigkeit", sagt er, „überschreiten den Rhein; die Ueberschwemmten des Mittäglichen, die Brandbeschädigten von Hamburg und Steyer vernehmen mit Wonne, daß sie Brüder über den Gränzen ihrer Nationalitäten haben. Und so hat allmählig und triebweise die Versöhnung der Ideen und der Racen statt, das wahre Zeichen ihrer nahen und dauerhaften Harmonie. Dies ist der wahrhafte Sinn der Politik des Jahrhunderts."

„Schwänke und Abenteuer des Pedrillo Pablo de Molina. Nach dem Spanischen von Dr. Guttenstein. Heilbronn, 1842." — Das Leben und Treiben der Glücksritter in Madrid und Sevilla, die Schelmereien der Studenten von Alcala, die an die losen Streiche der alten Musensöhne von Jena erinnern, die Heuchelei der Mönche, die Gebrechen der Justiz, die ergötzlichen Produktionen der Poeten und Schauspieler sind in diesem altspanischen Sittengemälde meisterhaft geschildert. Fast jedes Capitel enthält pikante, ächt nationale Scenen und Schilderungen, weßhalb dieses Buch allen Freunden humoristischer Lektüre eine angenehme und belehrende Unterhaltung darbietet, indem es sie in die oft originelle Begriffswelt, in das häusliche Leben, in die socialen und sittlichen Eigenthümlichkeiten eines von glühenden Leidenschaften beherrschten Volkes einführt. R. T.

(Wien, 5. Juni.) Am 1. d. M. fand in dem k. k. privil. Theater in der Josephstadt die 100ste Aufführung des mit Recht so beliebten Told'schen „Zauberschleier" statt, bei welcher Gelegenheit Hr. Direktor Pokorny, den Eingebungen seines anerkannten Wohlthätigkeitssinnes folgend, den ganzen Reinertrag dieses Abends der Unterstützung der durch Feuer Verunglückten von Stadt Steyer großmüthig bestimmte. Wenn auch dem Werthe dieser, Auge und Herz in gleich wirksamer Weise in Anspruch nehmenden Bühnenerscheinung das seltene Vorkommniß eines in einer ununterbrochenen Reihenfolge von 99 Abenden ungeschmälert fortbestandenen Zulaufs sich schon hinreichend erklärte, so war dies Mal noch das die Einwohner der Residenz immer mächtig anregende Motiv der Mildthätigkeit hinzugetreten, und so traf es sich, daß das Stück gerade an einem herrlichen, mehr als je in's Freie einladenden Juniabende bei überfülltem Hause seine dramatische Jubelfeier zugleich celebrirte. Uebrigens lieferte Hr. Pokorny einen neuen Beweis seiner Aufmerksamkeit gegen das Publikum, so wie seiner Liberalität überhaupt dadurch, daß er an diesem Abende den äußern Schauplatz des Saales auf das glänzendste erleuchtete. (Oesterr. Beob.)

Ein Ingenieur Blesson bemüht sich darzuthun, daß es nichts Alberneres bei Feuersbrünsten gebe, als das Feuer löschen zu wollen. Es gebe nur ein Mittel, Herr darüber zu werden, nämlich es zu isoliren.

Bamberg ist voll guter Hoffnung. Das dortige Residenzschloß wird hergestellt und man hofft daher, der Kronprinz werde es zu seiner Residenz nehmen.

Frankfurter Theater.

Während der letzten acht Tage wurden den Freunden der Musik zwei Vorstellungen geboten, welche als vorzügliche hervor gehoben und als Beweis angesehen werden können, was unsere Oper gegenwärtig zu leisten vermag, wir meinen die Vorstellungen von Lucia von Lammermoor und von dem weißen Fräulein. Donizetti's Lucia von Lammermoor ist wohl eine seiner schwächeren Compositionen; nachdem er in seiner Jugend gediegene Studien gemacht und sich sogar anfänglich nur mit dem Kirchenstyl beschäftigt hatte, wurde er von dem Strome des Modegeschmacks ergriffen und konnte der Versuchung nicht widerstehen, die glänzenden, wenn auch leichtfertigen Huldigungen und flüchtigen Kränze des Tages zu erobern. Er componirte eine Masse von Tonwerken, welche in Italien mehr oder minder Erfolg hatten, aber meist bald wieder vergessen wurden. Erst in neuester Zeit haben sich einige seiner Opern in Frankreich und Deutschland Bahn gebrochen und festgestellt. Er gehört ganz der neuen italienischen Schule an, die mehr auf äußerliche Effecte, als auf die Innerlichkeit der Kunst, mehr auf die Talente und Eigenschaften befähigter Sänger und Sängerinnen, als auf die Einheit des Ganzen hinzieht; neben einer unverkennbaren Monotonie, die von Gedankenarmuth zeugt, haben Donizetti's Opern des dramatischen Elementes und namentlich der charakteristischen Behandlung nur wenig und dürfen mit dem Maßstabe strengerer Kritik, die nach Principien fragt, nicht gemessen werden; dagegen ist nicht zu verkennen, daß sie manche schöne und einschmeichelnde Melodieen, daß sie viel Süßes und Liebliches enthalten und daß sie dem befähigten Sänger Gelegenheit und Spielraum bieten, um Stimmenfonds und Gesangstalent geltend zu machen. Dies war auch bei der hier besprochenen Aufführung der Fall, in welcher die Herren Pischeck, Ehrudimsky und Wiegand und Dem. Rudersdorf, wie auch Chöre und Orchester trefflich zusammen wirkten. Die Vorstellung wurde mit entschiedenem Beifall aufgenommen, wonach es nicht zu bezweifeln ist, daß diese früher auf derselben Bühne fast mehr als gleichgültig hingenommene Oper nun im Repertoir festen Fuß fassen und der Direktion noch manche gute Einnahme bereiten wird.

Ueber Dem. Rudersdorf lies't man in Lewald's „Europa" die nachstehenden Bemerkungen; ein Schreiben aus Frankfurt a. M. sagt nämlich: „Sie werden keinen Zweifel haben, wenn ich Ihnen sage, daß ich diese Sängerin für eine geistreiche und mit großer Leidenschaft der Darstellung, wie des Gesanges ausgerüstete Künstlerin halte, an

Digitized by Google

deren Gesang und Spiel man Italien und Frankreich erkennt, ich meine Vortrag, Grazie, Gluth und Effect; die zu großen Erwartungen berechtigt, wenn ihre Stimmmittel sich erhalten werden. Hier hat sie ungewöhnlichen Erfolg gehabt und eine Begeisterung in Logen und Parterre veranlaßt, von der ich gelten lassen will, daß ein mathematischer Gesangkritiker an ihr viel aussetzen kann, aber gewiß nicht das, sie beruhe auf Geschmacklosigkeit. Somit ist die Anstellung dieser Sängerin, die für die Oper gewiß das ist, was Mad. Frühauf für das Schauspiel, als eine Komplettirung dieser Branche der Bühne anzusehen, wie sie nur gewünscht werden kann; denn ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß die Namen Capitain, Pischeck, Chrudimsky und Kratky den Klang verdienen, den ihre Stimmen haben, wenn schon Dem. Kratky im Soubrettenfach immer nur als eine Aushülfe angesehen werden darf."

(Schluß folgt.)

Korrespondenz.

Kassel, im Juni.

Die so eben erschienenen Bestimmungen über die Halberstadt'sche Stiftung zu Kassel sind gewiß für die 3000 Theilhaberinnen in allen deutschen Bundesstaaten von höchstem Interesse, da der im März v. J. plötzlich eingetretene Tod der Stifterin eine Stockung in dem Geschäftsgang unausbleiblich nach sich ziehen mußte. Deutschlands vaterlosen und unvermählten Töchtern eine Versorgung zu gewähren, war gewiß ein herrliches Bestreben, des Dankes und der Anerkennung würdig; der Gedanke ward bald zur That, es trat eine Anstalt in das Leben, unter deren Umfang die schwachen Kräfte eines Weibes bald unterliegen mußten. Ueber das, was die Anstalt ihren Theilhabern leistete, mußte billig Jeder erstaunen; daß aber für die Dauer und mit Nachhaltigkeit eine Rente von 20 für eine einmalige Einlage von 62 Rthlr. jährlich nicht gewährt werden könne, war Jedermann klar und so ist es denn nun höchst erfreulich, durch das Zusammenwirken sachkundiger Männer eine Baßs angenommen zu sehen, die Allen Beruhigung und Sicherheit verleiht, dabei aber nicht mehr verspricht, als was nach sorgfältiger Prüfung und Berechnung von dem zinstragenden Grundvermögen von beinahe 400,000 Gulden gezahlt werden kann. Auch die neu errichtete Witwenkasse für Deutschland hat ihre erste Rechnungsablage veröffentlicht und auf den 16. Juni eine Generalversammlung ausgeschrieben. Die Uebersicht gewährt ein erfreuliches Bild des Gedeihens und beweist, daß alle ähnliche Institute, wie Renten- und Lebensversicherungen, ein Bedurfniß der Zeit geworden sind, Assecuranzen gegen Entbehrung und Noth, welche eine unverhältnißmäßige Uebervölkerung allgemein herbeiführt. Derselben abzuhelfen, dürfte es aber kaum ein anderes Mittel geben, als das, was der durch seine Schrift bekannte ehemalige Obristlieutenant von Heßberg dahier, dem Vernehmen nach, projectirt: Bildung großer Gesellschaften zur vereinigten Auswanderung nach Nordamerika, wozu sich bereits Viele bereit erklärt haben, da das Rapp'sche System, welches eingeführt werden soll, sehr lockend erscheint. — Gleich wie an allen andern Orten, sind auch hier mancherlei Veranstaltungen getroffen worden, um der Noth der Hamburger Abgebrannten ein Scherflein beizusteuern. Einer Vorstellung im Hoftheater folgten mehrere Konzerte und die Einnahme der ersteren würde bedeutender ausgefallen seyn, wenn Auber's „Kronbiamanten" gegeben worden wären, welche zum Erstenmale auf dem Repertoire standen und deren Aufführung mit so vielem Beifall gekrönt ward. Fräul. Eder als Theophile erregte Sensation; sie ist eine werthvolle Acquisition. Die Konzertpiece im zweiten Act verschaffte ihr lebhaften Beifall und sie ward am Schlusse gerufen. Die Herren Biberhofer und Derska verlassen uns, da eine Kontraktsvereinigung nicht zu Stande kam; eine glänzende Aussicht für tüchtige Sänger, denen bedeutende Gagen gezahlt werden. Unser erster Tenor bekam beinahe 4000 Gulden! — Dem Hrn. Bolzmann, der sich seit sieben Jahren so vieles Verdienst erwarb, ist ein zehnjähriger Kontrakt ertheilt worden, was einem lebenslänglichen Engagement nahe steht. — Das Lustspiel; „Steffen Langer" reiht sich den früheren Productionen der Mad. Birch würdig an. Die Derbheiten sind wohl noch schärfer ausgeprägt; doch verbürgt die Wahl des mit großer Sachkenntniß behandelten Stoffes die Nachsicht der Verständigen. Hr. Franke (Peter der Große), Hr. Mons (Steffen Langer), Fräul. Herbold (Gärchen Buren) wurden am Schlusse gerufen. — Noch dürfen wir eines seltenen Kunstgenusses nicht unerwähnt lassen, wie uns solcher vor Kurzem zu Theil ward. Der hiesige Musiklehrer und Organist Hr. A. Herstel, ein vielseitig gebildeter und gründlich theoretischer Musiker, hatte ein Orgel-Konzert veranstaltet, zu dem wir um so freudiger eilten, als auch zwei Compositionen von Sebastian Bach angekündigt waren. Ueber das Spiel des Hrn. Herstel war nur Eine Stimme: seine gediegene Ruhe bei den größten Schwierigkeiten des Manuals, seine Sicherheit und Fertigkeit in Behandlung des Pedals, die richtige Verwendung der verschiedenen Register liefern den Beweis, welch' reiche Kenntniß der Harmonie er besitze, wie tief derselbe durch Fleiß und Studium in die Natur des Instrumentes eingedrungen sey, was ihn zu jener geschmackvollen Vollkommenheit des gebundenen Vortrags im strengen Styl geführt habe, die von den größten Orgelspielern erstrebt und als höchste Stufe der Kunst betrachtet werde. Würde Hr. Herstel eine Kunstreise unternehmen, so sind wir überzeugt, daß ihm auch im Auslande diese Anerkennung zu Theil würde.

Mehrere öffentliche Blätter enthalten die absichtlich verbreitete Nachricht, daß die unterzeichneten Mitglieder der hiesigen Theater-Direktion die Uebernahme der Theater zu Mainz und Wiesbaden beabsichtigten. Wir finden uns daher zu der öffentlichen Erklärung veranlaßt, daß diese Nachricht eine müßige Erfindung und der ganze Inhalt dieser Zeitungsnachrichten unwahr ist.

Die Direktion des Stadt-Theaters.
Guhr, Malß, Meck.

Doppel-Palindrom.

Ich Erstes bin ein Haus, das ragt
Nach unten mehr, als oben;
Auch hab' ich, wie mein Kehrport sagt,
Schon Manchen aufgehoben.

Ich Zweites bin die Stub' im Haus,
Die einzige von allen;
Auch geht mein Miethsmann niemals aus,
Ihm scheint's hier zu gefallen.

Nach innen zwar ist wenig Licht
Im Hause, wie im Zimmer,
Der Außenseit' jedoch gebricht
Es nicht an Licht und Schimmer.

Ein grüner Blumengarten sprießt
Aus dem, was Alle schrecket,
Und wer das Zweite rückwärts liest,
Hat, was das Erste decket.

H. H.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 16. Juni. (Zum Erstenmale): Bruder Lein, Schauspiel in 4 Abth., von Heinrich Schmidt.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 164. Donnerstag, den 16. Juni 1842.

Das nächtliche Ungeheuer.

Aus den Papieren eines Jugendfreundes. Mitgetheilt von Carl Hanisch.

(Fortsetzung.)

Man sprach einige höfliche, sogar freundliche Worte des Empfangs, die ich eben so erwiederte; aber fort mußte ich; die doppelte Ueberraschung war zu groß, als daß ich sie hätte ertragen können. Ich ging, mit einer leichten Wunde im Herzen, deren Heilung ich über Nacht hoffte. Aber ich hatte mich geirrt: der Pfeil war mit dem gefährlichsten Gifte bestrichen, das je eine Zauberin in einer Mainacht aus allen Blumen und Blüthen im Mondenschein unter den kräftigsten Beschwörungsformeln der Liebe zusammengebraut hatte; ein wohl- und wehthuender Schmerz zeugte von der stillen Gefahr, in welcher das Organ der zärtlichen Empfindung schwebte, und schien immer tiefer sich einzufressen, so daß eine totale Entzündung zu fürchten war, die mir die Ruhe der Nacht raubte.

Arbeit ist ein treffliches Gegengift bei dergleichen Verletzungen, die kein Arzt, sondern die Verwunderin selbst nur heilen kann, wenn sie denselben Pfeil in das eigene Herz taucht. Es ist eine sympathetische Kur, die ihre Wirkung nie verfehlt.

Ich rannte des folgenden Morgens durch den Garten in die Rotunda. Ich warf nur ein Mal — mehr zufällig, wie ich mich selbst überredete — einen Blick in jenen Theil des Gartens, wo die verrätherische Laube, ein grünes Denkmal meiner Niederlage, stand. Ich wünschte in aller Stille — aber wahrlich nur aus Muth, um zu beweisen, daß ich heute sechs Paar Augen nicht fürchtete —, ihr zu begegnen, die mich zum ersten Mal um meinen ruhigen Schlaf gebracht hatte; aber einsam war der Garten und blieb es; ich gelangte ungestört auf meinen Hügel, um zu malen und nebenbei sie zu vergessen. Es war mir rechter Ernst damit; denn, um meinen Vorsatz stets im Auge zu behalten und das Vergessen nicht zu vergessen, dachte ich beständig an sie; endlich, weil alles nichts helfen wollte, überließ ich mich diesem Nachdenken, und wurde bald mit dem Gedanken vertraut, das süße Bild an meiner Phantasie vorübergaukeln zu lassen, was mir weniger gefährlich und doch auch recht angenehm schien.

Versunken in diese Gaukeleien, die mich nichts um mich her bemerken ließen, wurde ich durch Stimmen unterbrochen, die sich näherten, die — o Himmel! die schon ganz nahe waren. Ich wandte mein Haupt gegen die Ankömmlinge; wer war es? — meine Gefürchtete, in Gesellschaft des Rentschreibers, den ich kannte und der sie geleitete. Er entschuldigte seine und ihre Zudringlichkeit mit dem Wunsche, die Wunder zu sehen, die mein Pinsel während der Zeit geschaffen hatte. — Ich Pinsel selbst, der sonst ein fertiges Mundwerk besaß, und jetzt verlegen war um ein vernünftiges Wort! — Doch stand ich hier als Schöpfer der Werke, die man bewundern wollte, auf sicherem Grund und Boden, der nach und nach meinen Muth bis zur Kühnheit erhöhete, der Huldin fest in's Antlitz zu schauen und ihre mit einer Flötenstimme vorgetragenen Fragen mit der Dreistigkeit eines jungen Professors zu beantworten. Aber inmitten meiner Wonne durchschauerte mich ein Gedanken wie Schneegerieſel durch Blüthenbäume: wie, wenn der junge Mann ihr Auserwählter und ihr Besuch nur Folge baarer Neugierde wäre? Die Herzenswunde, die bei ihrem Anblicke kein Zeichen von Schmerz gegeben hatte, brannte auf's neue bei diesem Gedanken. Indessen schien keine besondere Vertraulichkeit zwischen ihnen zu herrschen, und so beruhigte ich mich wieder, und wir verplauderten ein angenehmes Stündchen, in welchem meine Blödigkeit ab- und mein Gefallen an ihr zunahm.

Ach, es war eine zarte, modellwürdige Gestalt; die schöne Stirne, der köstliche Nacken, von kastanienbraunen Locken beschattet, die wie Seide glänzten. Ein liebliches, doch edles Gesicht; dunkle Augen, von schmalen Augenbrauen zierlich überwölbt; ein Mündchen, frisch und mundig, aus welchem zwei Perlenreihen hervorlachten — kurz, ich hatte bisher vielleicht Schöneres, aber nichts Lieblicheres gesehen.

Sie entfernte sich endlich mit ihrem Begleiter, von mir freundlich eingeladen, den Spaziergang hieher öfter zu wiederholen und das Fortschreiten meiner Arbeit zu kontroliren. Sie warf, ehe sie in's Gebüsch sich verlor, noch einen Blick zurück auf mich — ein Strahl der scheidenden Sonne, der mein Antlitz, gleich einem Gletscher, mit Rosengluth übergoß, die in die Nacht hinein noch schimmerte.

Es war, wie ich an selbigem Abende erfuhr, die Tochter eines gräflichen Hausoffizianten, der, wie mehrere derselben, so auch der Rentbeamte, unten im Dorfe wohnte, aber mit der Herrschaft auf Reisen war. Die schönste Gelegenheit, den Besuch heimzugeben, wozu der gute Rentschreiber, dem ich mich aus bewegenden Ursachen näher angeschlossen hatte, bereitwillig die Hände bot.

Die ältere Schwester — eine Mutter war nicht im Hause

Digitized by Google

— empfing mich und meinen Einführer, der hier ganz einheimisch schien, recht artig, und Albertine, meine Ueberwinderin, konnte ihre Freude nicht verbergen, mich in ihren vier Pfählen zu wissen. Gute und liebende Menschen werden bald vertraut. Der Rentschreiber plauderte mit seiner Mariane oder half ihr im Hauswesen, und ich saß bei der Schwester mit pochendem Herzen, oder folgte ihr in das kleine Gärtchen am Hause, wo junger Salat unter Hyazinthen, und Narzissen zwischen Petersilg und Spinat blühten. Meine Besuche wiederholten sich so oft, daß sie endlich regelmäßig, d. h. täglich wurden und sich in gleicher Progression auch ausdehnten. — Es war so lieblich unter dem einzigen Apfelbaume des Gärtchens, das Bänkchen unter ihm gerade für Zwei recht; wir kosten und küßten in unschuldiger Erstlingsliebe unter Nachtigallengesang, und vergaßen alles um uns her, als ob wir die einzigen Bewohner der Erde gewesen wären.

Was mich in meiner Frühlingsglückseligkeit störte, war der Zwang, vor zehn Uhr Nachts im Schlosse zu seyn, um nicht hinausgesperrt zu werden, was ich schon des Rufes und einiger alten Kammerfrauen wegen nicht wollte, die im zweiten Flügel des Schlosses wohnten.

Zum Schlosse konnte man vom Dorfe aus nicht anders gelangen, als durch einen von Wirthschaftsgebäuden umgebenen großen Hof, dessen Pforte zwar offen blieb, das Schloß selbst aber um die genannte Zeit pünktlich geschlossen wurde. Auf dem Hofe patrouillirte zur Sicherheit ein abscheulich großer Hund, der so gut abgerichtet war, daß er alles festhielt, was hier bei nächtlicher Weile erschien, bis der im Hofe wohnende Wächter herbeigekommen und Personal-Einsicht genommen, im günstigen Falle dann Erlaubniß zum Passiren durch Zurückrufen des Hundes gegeben hatte, dem dieser gehorchte.

(Fortsetzung folgt.)

Schelling in Berlin.

Die Mission Schellings nach Berlin ist in wissenschaftlicher und selbst politischer Hinsicht ein Ereigniß von hoher Bedeutsamkeit, denn offenbar ist sie mit eines der Mittel, womit man der wissenschaftlichen Bewegung der Zeit begegnen wollte. Die Hegel'sche Philosophie nämlich, die, so lange ihr Meister lebte, meistens nur einem engern Kreis Eingeweihter angehört hatte und in der Form, in welcher sie zuerst hervorgetreten war, nie Gemeingut werden konnte, hat sich durch die Bemühungen der Schüler seit dem vorigen Decennium allmählig einen solchen Anhang, vorzüglich in Preußen erworben, daß sie so ziemlich zur herrschenden Zeitphilosophie geworden ist. Der Hauptsitz derselben blieb Berlin, allwärts aber entstanden Filialinstitute, unter welchen die zu Königsberg und Halle und, außer Preußen, zu Tübingen besonders zu nennen seyn möchten. — Hatten aber die Anhänger, die sich übrigens (besonders wo es auf die Folgerungen der Lehre ankam) selbst wieder in mehrere Fraktionen spalteten, das System in eine menschlich faßbarere Ausdrucksweise gebracht und den großen Unverständlichen dem allgemeinen Verständniß näher gerückt, so konnte es nicht lange im Zweifel bleiben, welche zweideutige Stellung die Hegel'sche Lehre gegen alle Grundfesten, auf welche die moderne Welt gebaut ist, einnehme, zumal die Jüngern unter ihnen das Evangelium der neuern Zeit mit einem gewissen genialen Uebermuth hinausposaunten, ja zum Verdruß der Aelteren sich zu Extravaganzen mannichfacher Art hinreißen ließen. Die ärgerlichen Streitigkeiten mit Leo, die hiemit zusammenhängen, sind bekannt genug. Es konnte nun nicht fehlen, daß man auch von Seiten des Staates auf eine wissenschaftliche Richtung, die man früher im Busen genährt hatte, um so mehr herabdrückte, je mehr man zur Kenntniß, namentlich der praktischen Consequenzen, derselben gelangte. So zwang man die Berliner Jahrbücher, ihre Spalten auch andern philosophischen Richtungen zu öffnen, verbot die Hallischen Jahrbücher, behinderte das Aufkommen Hegel'scher Docenten u. s. f.

Als einer dieser Reaktionsversuche ist die Vokation Schellings nach Berlin anzusehen. Dieser Altmeister deutscher Philosophie, der zu Anfang des Jahrhunderts die Wissenschaft revolutionirte, hatte vordem bei mannichfaltigem Wechsel seiner Ansichten einen dem Hegel'schen ähnlichen Standpunkt gehabt und letztern wohl selbst hervorgerufen, denselben aber in der Folge aufgegeben und seit zwanzig bis dreißig Jahren wenigstens keinen literarischen Antheil an der Entwickelung der Wissenschaft genommen. Nun verkündete er seit Anfang der dreißiger Jahre zu München eine neue Lehre, durch welche er nicht allein die seines Freundes Hegel, die er nie recht anerkennen wollte, zu überwinden, sondern überhaupt eine neue Aera der zum Christenthum zurückkehrenden Philosophie einzuleiten beabsichtigte. Er war dazu ausersehen, die verirrte Wissenschaft auf ihrem eigenen Grund und Boden anzugreifen, sie mit ihren eignen Waffen zu schlagen. Es ist begreiflich, welche Spannung sein Auftreten in Berlin bei derartigem Stand der Dinge erwecken mußte, zumal er von vornherein vor einem Kreis von Hunderten aus allen Ständen und Nationen pomphaft genug erklärt hatte, er sey gekommen, um die großen Gegensätze, welche die Wissenschaft bewegen, Rationalismus und Erfahrung, Wissen und Glauben, Philosophie und Christenthum zur Versöhnung zu bringen. Wer Schellings Denkweise kannte, wer wußte, wie weit Hegel ihm wenigstens an systematischer Strenge der Form von jeher überlegen war, schüttelte bedenklich den Kopf, und der nächste Erfolg hat, wie es scheint, dieses Bedenken nur zu sehr bestätigt. Es liegt uns eine Schrift vor, „Schelling und die Offenbarung" (Leipzig, bei R. Binder), welche sehr interessante Data über die neueste wissenschaftliche Wirksamkeit des Philosophen gibt, seine neue Lehre im Auszug mittheilt, und sie sofort einer strengen Kritik unterwirft. Der ungenannte Verfasser ist Hegelianer und zwar, wie es scheint, von der äußersten Linken; daß dieser dem Neuerstandenen keine Rosen streuen werde, läßt sich denken. Er findet das Wesen des Neuschellingianismus in einer großen Verwirrung von Scholastik und Mystik, einem Durcheinander von schwindelnden Abstraktionen und sinnlichen Vorstellungen, versichert, jener sey nicht mehr fähig, sich im reinen Denken auch nur eine kurze Zeit zu bewegen, jeden Augenblick liefen ihm die mährchenhaftesten, bizarrsten Phantome in den Weg, daß sich die Rosse seines Gedankenwagens scheu bäumten, werfe ihm Inconsequenzen, Willkürlichkeiten, kecke Behauptungen, Lücken, Sprünge, Suppositionen, Verwirrungen aller Art nach; er versuche Autoritätsglauben, Gefühlsmystik, gnostische Phantasterei in die freie Wissenschaft des Denkens hineinzuschmuggeln, und behauptet, auf seine Prämissen ließe sich eben so leicht eine jüdische und mahomedanische positive Philosophie oder eine

Digitized by Google

Philoſophie der otaheitiſchen und chineſiſchen Religion bilden. In Bezug auf das Chriſtenthum aber gerathe Schelling in einen noch viel ſchlimmern Widerſpruch, als Hegel; dieſer habe doch eine Philoſophie, wenn auch nur ein ſcheinbares Chriſtenthum, was aber Schelling gebe, ſey weder Chriſtenthum noch Philoſophie, und doch rühme er ſich des Verdienſtes, denen, die Brot von ihm forderten, wirkliches Brot gegeben zu haben, nicht aber Stein, dabei ſprechend, das ſey Brot.

Es mag zugegeben werden, daß vorliegende Kritik ſich auf Vorausſetzungen einer entgegengeſetzten Schule ſtützt, und daß ſie einzelnen genialen Gedankenblitzen des philoſophiſchen Heerführers nicht volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, daß aber Schelling das Ungeheure, was er verſprochen, auch nicht im entfernteſten leiſte, ſcheint ſchon ein flüchtiger Blick auf die Expoſition ſeiner Lehre zu zeigen, deren Aechtheit im Allgemeinen Schreiber dieſes um ſo eher anzunehmen geneigt iſt, als ihm Einſicht in Münchner Hefte geſtattet iſt, die im Weſentlichen mit gegenwärtiger Darſtellung übereinſtimmen. So wäre er denn, was man in München mit Ausnahme Einzelner längſt behauptet hatte, wenn auch kein falſcher, doch nicht der erſehnte philoſophiſche Meſſias, der die Welt aus der Gewalt eines modernen Heidenthums erlöſe, und wir müßten auf einen andern warten.

Auch von einer andern Seite her iſt genannte Schrift von Intereſſe. Sie gibt nämlich einen unzweideutigen Beweis, wie die Hegel'ſche Schule, gewiſſermaßen von außen zur Entſchiedenheit gebracht, allmählig anfange, nicht mehr zu verbergen und abzuläugnen, was denn doch ſo klar am Tage liegt, — eine Aufrichtigkeit, wofür man ihr nur Dank wiſſen kann. So heißt es in Bezug auf das Chriſtenthum an einer Stelle, die Schule habe kein Hehl mehr, daß ſie dieſes nicht als eine Schranke anſehen könne und wolle. „Alle Grundprincipien des Chriſtenthums, ja ſogar deſſen, was man überhaupt Religion nannte, ſind gefallen vor der unerbittlichen Kritik der Vernunft; die abſolute Idee macht Anſprüche darauf, die Gründerin einer neuen Aera zu ſeyn. Die große Umwälzung, von der die franzöſiſchen Philoſophen des vorigen Jahrhunderts nur die Vorläufer waren, hat ihre Vollendung im Reiche des Gedankens, ihre Selbſtſchöpfung vollbracht. Die Philoſophie des Proteſtantismus, von Descartes an, iſt geſchloſſen, eine neue Zeit iſt angebrochen, und es iſt die heilige Pflicht Aller, die der Selbſtentwickelung des Geiſtes gefolgt ſind, das ungeheuere Reſultat ins Bewußtſeyn der Nation überzuführen und zum Lebensprincip von Deutſchland zu erheben.“ Ferner: „die Idee, das Selbſtbewußtſeyn der Menſchheit (d. h. das durch die Hegel'ſche Philoſophie errungene) iſt jener wunderbare Phönix, der aus dem Koſtbarſten, was es auf der Welt gibt, ſich den Scheiterhaufen baut und verjüngt aus den Flammen, die eine alte Zeit vernichten, emporſteigt.“ Wir gehören nicht zu den ſogenannten „Poſitiven“ oder „Hiſtoriſchen“, und reden ſelbſt dem freien Gedanken das Wort, finden uns auch nicht veranlaßt, Ankläger einer wiſſenſchaftlichen Richtung zu werden, die am Ende ihre wahre Widerlegung doch nur innerhalb der Wiſſenſchaft ſelbſt wird finden können. Aber ſelbſt dem Toleranteſten leuchtet es ein, daß es den Staaten, die zur Zeit ein ſehr gutes Bewußtſeyn von der Baſis haben, auf denen ihre Exiſtenz beruht, nicht gleichgültig ſeyn kann, wenn diejenigen, die ſich die Propheten des Tages nennen, die alte Welt, die denn doch des Guten und Großen ſo viel enthält, mit allem Heiligſten, was ſie kenne, ſo geradezu eingeriſſen wiſſen wollen, um über ihrer Schädelſtätte das neue Reich des abſoluten Gedankens zu erbauen.

Ob Schelling das Terrain wird behaupten können, erſcheint nach ſolchen Antecedenzien mehr als zweifelhaft; es ſey denn, daß perſönliche Einflüſſe — und denen ſoll er ohnehin nicht unzugänglich ſeyn — dem Alten jene Stütze gewähren, an der es ihm wiſſenſchaftlich zu gebrechen ſcheint. Gegenwärtig trägt er ſeine „Philoſophie der Mythologie“ vor, eine Art hiſtoriſch-religionsphiloſophiſche Einleitung in ſein Syſtem, in welcher er übrigens ſelbſt den Hegelianern leicht eine größere Anerkennung, als im vorigen Semeſter abtrotzen möchte. H. D.

Mannichfaltigkeiten.

In Würtemberg iſt, da trotz der bisherigen Steuer von 2 Fl. für jeden Hund die Zahl der Hunde ſich von 7000 auf 12,000 vermehrte, jetzt eine höhere Steuer beſchloſſen worden, ſo daß für jeden Luxushund 4 Fl., bei dem Beſitz mehrerer aber für jeden 6 Fl., für Jagdhunde 1 Fl., für Gewerbs- und Sicherheitshunde 24 Kr. erhoben werden. Dieſe Maßregel iſt um ſo zeitgemäßer, als in Stuttgart in dieſen Tagen wieder wüthende Hunde umherliefen.

(London, 7. Juni.) Die Vermählung des don-quixotiſchen Marquis v. Waterford mit der Tochter unſeres Botſchafters in Petersburg, Lord Stuart de Rotheſay, wird übermorgen vor ſich gehen, und die Trauung durch den Erzbiſchof von Armagh vollzogen werden. Der Marquis hat ſeinen Freunden ſcherzhaft betheuert, daß er jetzt den letzten ſeiner vielen dummen Streiche zu machen gedenke.

Wie man anderwärts wohl von Dieben oder Betrügern hört, daß ſie ſpäter Gewiſſensbiſſe empfunden, und deshalb ihr unrechtmäßig erworbenes Gut zurückgegeben hätten, ſo finden ſich in England fortwährend Steuerpflichtige, die anonym Geld einzahlen, um das ſie den Staat früher bevortheilt hatten. So zeigt der Kanzler der Schatzkammer jetzt wieder an, daß er als „Gewiſſensgeld“ zwei 20 Pf.-Banknoten erhalten habe.

Aus Preußen bemerkt man, daß die Zahl der Theologie Studierenden auffallend abnehme, und daß ſogar viele junge Leute, welche ihre drei Jahre faſt vollendet haben, ein anderes Studium ergreifen.

Frankfurter Theater.

(Schluß.)

Die Aufführung des weißen Fräulein wurde mit Vergnügen entgegen genommen. Dieſe Oper, welche auf allen Bühnen längſt das Bürgerrecht gewonnen hat, iſt auch bei uns ſtets beliebt geweſen und wird es bleiben, da ihre Muſik den Kenner wie den Laien in gleichem Maße anſpricht und da ihr Sujet ein in jeder Beziehung vorzügliches iſt. Boieldieu's Compoſitionen athmen Friſche und Leben und ſind eben ſo reich an Gefühl als an Phantaſie; Anmuth und Lieblichkeit ſind ihr Hauptcharakter; ſchöne Geſangpartieen und glänzende, aber nie überladene Inſtrumentirung finden ſich hier vereinigt, und zwar am meiſten in ſeinem „Johann von Paris“, ſeinem „neuen Gutsherrn“

Digitized by Google

und dem „weißen Fräulein.“ Diese Vorzüge errangen auch heute um so lebhaftere Anerkennung, als sie durch eine recht gelungene Aufführung in's beste Licht gestellt wurden.

Hr. Caspari gab den Georg und zeigte die erfreulichen Fortschritte, welche er auf dem Gebiete der Kunst macht; er trug die Gesangpartie nicht nur mit Sicherheit und Geschmack, sondern auch mit Ausdruck und stellenweise mit wahrer Innigkeit vor. Für's Lyrische sind Stimme und Eigenthümlichkeit dieses Sängers besonders geeignet und auf diesem Gebiete wird er seinen Weg zu machen nicht verfehlen. Hrn. Caspari's allzu häufiges Tremuliren ist störend und sollte beseitigt, wenigstens vermindert werden. Spiel und namentlich der ganz ausdruckslose Dialog bezeichnen den Anfänger. Hr. Caspari wurde durch den lebhaftesten Beifall für seine erfreulichen Fortschritte und seine rühmliche Leistung belohnt. — Dem. Capitain (Anna) hat der großen Anzahl ihrer schönen Kunstgebilde ein neues beigesugt; Partieen, wie diese, welche zarten und lieblichen Ausdruck verlangen, versteht sie trefflich auszuführen, indem sie seelenvollen Gesang mit edelm, wahrhaft künstlerischem Spiele verbindet. — Dem. Kratky, welche seit längerer Zeit zu wenig beschäftigt wird und doch, wie bekannt, an Gesangfertigkeit keiner unserer hiesigen Sängerinnen nachsteht, sang und spielte die Jenny vorzüglich. Ihre gediegene Gesangschule, ihr geschmackvoller Vortrag und ihr freundliches Spiel ließen nichts zu wünschen übrig. — Hr. Baumhauer gab den Dikson. Zur Abrundung eines guten Opernpersonales gehören nicht nur Talente, die in den ersten Reihen glänzen, sondern auch mittlere Befähigungen, die an geeigneter Stelle placirt werden können, und zu diesen zählen wir Hrn. Baumhauer. Er ist kein Sänger ersten Ranges, wohl aber in seinem Fache sehr brauchbar und für unser Repertoir zweckmäßig zu verwenden. Ein bühnengewandtes und lebendiges Spiel, ein kräftiger und durchgreifender Tenor und musikalische Sicherheit sind Vorzuge, welche man ihm zugestehen muß und wir glauben, daß somit in Hrn. Baumhauer ein recht brauchbares Mitglied acquirirt worden ist. — Die Rolle der Margarethe wurde durch unsere anspruchlos, aber in ihrem Fach stets erfolgreich und fleißig wirkende Dem. Hoffmann gut dargestellt.

Hr. Conradi gab den Gaveston. Nachdem wir diesen an Dettmer's Stelle engagirten Sänger nun in einer Reihe von Partieen zu hören Gelegenheit gehabt, hat sich unser Urtheil nur zu Gunsten desselben festgestellt. Schon darum dürfen wir uns freuen, ihn gewonnen zu sehen, da er bereits im Besitz eines großen und vielseitigen Repertoirs ist und also die Vorstellungen nur wenig Störung oder Unterbrechung zu erleiden haben. Ferner ist Hr. Conradi ein im kräftigsten Alter stehender Sänger, dessen Stimme, von bedeutendem Umfange, besonders in der mittleren Lage viel Klang und Ausdruck besitzt und die er durch Fleiß und Schule wohl ausgebildet hat. Hr. Conradi zeigt schöne Befähigung für dramatischen Gesang und wird diese unter Guhr's kunsterfahrener Leitung und durch eigene Studien noch mehr entwickeln. Als Dettmer nach Frankfurt kam, hatte er noch nicht die Stufe erreicht, auf welcher er uns verlassen hat. Hr. Conradi darf gerechten Anspruch auf die Gunst eines Publikums machen, welches die Bestrebungen bescheidener, dabei aber befähigter Künstler stets zu würdigen wußte. Jeder neu engagirte Künstler muß sich erst an sein Publikum und dieses muß sich an ihn gewöhnen. Im vorliegenden Falle sind die Aussichten nur günstig; denn mit guten Stimmmitteln und löblicher Gesangsbildung verbindet Hr. Conradi ein einsichtvolles und gewandtes Spiel und nach seinen bisherigen Leistungen glauben wir ihn als den geeigneten Repräsentanten eines ersten Faches bei unserer gegenwärtig wohl organisirten Oper freundlich begrüßen zu dürfen.

W.

Korrespondenz.

Darmstadt, 12. Juni.

Dem Hrn. Pfarrer Snell in dem benachbarten Dornheim wurde letzthin eine Ueberraschung bereitet, die gewiß mit zu den angenehmsten seines Lebens gehört. In seiner früheren Eigenschaft als Rector an der höheren Bürgerschule zu Alsfeld, welche Stelle er von 1804 bis 1812 bekleidete, hatte dieser würdige Schulmann Erinnerungen der Dankbarkeit zurück gelassen, welche bis in's reifere Mannesalter fortwucherten und bei 25 seiner ehemaligen Schüler, zu denen auch Einsender dieses gehörte, den Entschluß hervorriefen, ihrem verehrten Lehrer durch ein äußeres Zeichen ihre dankbaren Gesinnungen zu erkennen zu geben. Zu dem Ende ward kürzlich dem Hrn. Pfarrer Snell durch den Hrn. Bürgermeister der Stadt Alsfeld, ihrem gegenwärtigen Repräsentanten in der zweiten Ständekammer, ein Pokal nebst einer verbindlichen Adresse überreicht, welche mit den Unterschriften aller Theilnehmenden bedeckt ist. Kein Ausdruck verehrungsvoller Dankbarkeit war wahrer und seinem Zweck mehr entsprechend als dieser; denn Einsender dieses ist jetzt mehr als je von der Ueberzeugung durchdrungen, daß seines verehrten Lehrers Unterricht in der deutschen und französischen Sprache, in Geschichte, Geographie und Mathematik vollkommen geeignet war, die Zwecke der höheren Jugendbildung zu fördern und bleibend nützliche Resultate zu erzielen. Es gereicht ihm übrigens zur lebhaftesten Befriedigung, die Dankgefühle, von welchen er sich fortwährend gegen denselben beseelt fühlt, hier zugleich öffentlich aussprechen zu können.

Dr. D — ch.

Vom Taunus, im Juni.

In Würtemberg ist vor einiger Zeit, auf Veranlassung der Regierung, eine sehr schöne und patriotische Idee ausgeführt worden, welche mir einer allgemeinen Nachahmung aller deutschen Staaten würdig erscheint. Unter dem Titel: „Schwäbische Gaue“ ist nämlich von einem Vereine wohlunterrichteter Männer eine geschichtliche Schilderung aller Theile des schönen Schwabenlandes erschienen, mit Rücksicht auf die Naturmerkwürdigkeiten und den eigenthümlichen Charakter der verschiedenen Bevölkerungen jenes ächtesten deutschen Volkes. Jeder Leser, der Würtemberg bereist hat, wird sich über diese originelle literarische Erscheinung gefreut haben, die nichts weniger ist als eine Buchhändlerspeculation, sondern nur veranlaßt wurde durch die große Liebe, mit der der Schwabe an seinem Lande und dessen reichen geschichtlichen Erinnerungen festhält. Wenn man indeß im Herzogthum Nassau vielfach glaubt, daß andere Theile unseres Vaterlandes, namentlich Würtemberg, Thüringen, Sachsen, eine reichere und interessantere Landesgeschichte hätten, mit der sich die unsrige nicht vergleichen könne, so irrt man sehr. Dieser Irrthum hat darin seinen Grund, daß man in jenen deutschen Gegenden von jeher mehr bemüht war, als man es noch bei uns ist, das Interessante, was Jedermann von seiner nächsten Heimath wissen sollte, aufzusuchen und in Schriften bekannt und dem Volke zugänglich zu machen. — Es gibt Realschulen bei uns, wo die Jugend mit der Geographie von Afrika und China geplagt wird und die Namen aller römischen Consuln und Kaiser auswendig lernen muß aber von Deutschland und der deutschen Geschichte die mangelhaftesten Kenntnisse besitzt. Wenn man von solchen einzelnen trostlosen Erscheinungen wegblickt, so kann es nichts Erfreulicheres, nichts Herzerhebenderes geben, als die rege vaterländische Gesinnung, die sich geltend macht in ganz Deutschland. Da es die größte Ehre eines Volkes ist, gegen seine Geschichte nicht gleichgültig zu seyn, so wäre es wünschenswerth, wenn in unserm Herzogthum ein Verein von berufenen Männern zusammenträte, um unter dem Titel: „Nassauische Aemter“ nach der oben angegebenen Weise eine Darstellung des Herzogthums, vorzüglich in geschichtlicher Hinsicht, zu entwerfen. Man wird erstaunen über diese reichen und interessanten Skizzen, zu denen vielfacher Stoff vorhanden ist, der bis jetzt, weil er zum großen Theil im Staub der Archive und Kirchenbucher modert, nicht zur öffentlichen Kenntniß gelangen konnte!!

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 16. Juni. (Zum Erstenmale): Bruder Reich. Schauspiel in 4 Abth., von Heinrich Schmidt.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 165. Freitag, den 17. Juni 1842.

Das nächtliche Ungeheuer.

Aus den Papieren eines Jugendfreundes. Mitgetheilt von Carl Hanisch.

(Fortsetzung.)

Den nächtlichen Eintritt in's Schloß mir zu verschaffen, gelang mir glücklich. Der Koch, ein feister Lebemann in den besten Jahren, dessen Zuneigung ich durch einige lustige Anekdoten gewonnen hatte, und dem ich mein Anliegen unter dem Vorgeben, daß ich in den milden Mainächten die Natur studire, anvertraut hatte, machte mich auf eine kleine Thüre aufmerksam, die neben der großen Haupttreppe in das Souterrain führte, wo sich die Küche und seine Wohnung befand, aus welchem man in die Arena des Schlosses und von hier aus in alle Etagen desselben gelangen konnte. Er gestand mir, daß er bei vorgerückter Nachtzeit sich oft dieses Weges bediene, weil er den Schlüssel, und zwar glücklicherweise in duplo besitze, und gern einen an mich abtreten wolle, so lange ich seiner bedürfe.

Jetzt war mir nur noch der Hund im Wege, von dem ich mich nicht stellen lassen wollte, um dem Hofwächter Red' und Antwort von meinen nächtlichen Wanderungen geben zu müssen. Die Bestie war mir bei Tage schon oft begegnet, und ich hatte Gelegenheit gehabt, seine grimmigen Augen und sein furchtbares Gebiß zu bemerken, dem kein Knochen zu fest war. Dessen nähere Bekanntschaft zu machen, war unter den gegebenen Verhältnissen schwer, seine Freundschaft durch einen lustigen Einfall zu gewinnen, bei seiner Ernsthaftigkeit noch schwerer, wenn nicht unmöglich.

Aber die Liebe macht schlau. Es kam mir ein Gedanken, der mich vielleicht zum Ziele führen konnte und des Versuchs werth war. Gelang dieser nicht, so befand ich mich ohne Nachtheil auf derselben Stelle, ohne meine List verrathen zu sehen; denn Diana, so hieß die Molossin, verstand zu knurren und zu bellen, aber nicht zu sprechen.

Ich nahm, was ich von Fleisch bei Tische unbemerkt beiseite bringen konnte, wickelte es ein, schob es in die Tasche und ging über den Hof, in der Hoffnung, meinen Bestechungs-Prozeß beginnen zu können. Richtig begegnete ich dem Thiere, das bei Tage lammfromm schien; ich enthüllte vor ihm mit aller freundlichen Vorsicht und unter schmeichelnden Ausdrücken mein gebratenes Geheimniß, hielt es leckend hin, und siehe da, meine holde Diana, deren Nase so scharf war als ihre Zähne, kam schnobernd näher und nahm endlich ganz sittsam das Dargebotene in Empfang unter Dankesbezeigungen, die sie sehr deutlich mit dem Schweife auszudrücken beliebte, während sie mit zwei Bissen und zwei Schlucken fertig war.

Der Anfang dieser interessanten Bekanntschaft war gemacht; die Folge mußte lehren, ob Diana Sinn für wahre Freundschaft hatte, oder ob sie, wie viele menschliche Freunde, nur so lange diesem Gefühle huldigte, als etwas zu schmausen da war.

Ich wiederholte noch selbigen Abend das Experiment, dieses Mal mit einem tüchtigen Schinkenknochen versehen, den ich dem Koch bei einem kurzen Besuche in seinem Atelier wegstipitzt hatte.

Kaum erblickt mich Diana, als sie

Mit gemessenem Schritt
Mir näher tritt,
Das Bein empfängt,
Die Schritte lenkt,
Es still in die Hütte trägt
Und kauend sich niederlegt.

So oft ich Gelegenheit hatte, wiederholte ich die Fütterung. Diana wurde täglich freundlicher und meine Hoffnung zuversichtlicher. Sie begleitete mich endlich bis an das Hofthor, vielleicht in der Meinung, daß dort noch ein Geschenk fallen werde; vielleicht auch aus wirklichem Dankgefühl, das stets in Anhänglichkeit übergeht.

Es galt nun, dieses Gefühl auch in nächtlicher Stunde und ohne Braten zu prüfen.

Ich schob den Schlüssel zum Souterrain nebst der Opfergabe in die Tasche, lieferte letztere an die hündische Göttin ab, wurde von ihr richtig begleitet, und eilte mit dem festen Vorsatze zu Albertinen, heute ein Stündchen länger dort zu verweilen, und dann die Prüfung zu beginnen, deren glückliches Resultat mich von allem Zwange und Drange befreite.

Ich theilte der Geliebten, die sich wunderte, mich heute länger als sonst verweilen zu sehen, das Geheimniß mit. Sie war besorgt; ich küßte ihr die Besorgniß von den frischen Lippen. Sie wagte kaum, im Hinblicke auf Diana, mich aus ihren Armen zu lassen, und doch trieb sie, daß ich gehen sollte. Auch die Schwester erinnerte, daß es bald Mitternacht sey; so mußte ich denn aufbrechen.

Ich gestehe, daß ich mit starkem Herzklopfen an die Pforte

gitized by Google

gelangte, sie leise öffnete und so still als möglich über den Hof schlich. Bellte Diana, so waren meine späten Ausflüge verrathen. Es ist eine verzweifelte Situation, auf nicht ganz richtigem Wege zu seyn, und sich der Discretion einer Hundeseele überlassen zu müssen. Ich ging mit gesteigerter Unruhe weiter; kein Hund ließ sich sehen, sich hören. Ich hatte meine Blicke auf die Hundshütte gerichtet, aus welcher ich das Thier erwartete.

Plötzlich schnaubt es hinter mir, — der entscheidende Augenblick ist gekommen. Ich wende meinen Blick, — Diana ist's, die mich umgangen, und nun an meinen Taschen schnobert, die allerdings für die feine Nase des Hundes nach Braten riechen mochten. Ich streichelte den Wackeren, der seine Prüfung ehrenvoll bestanden, und versprach ihm für morgen Abend eine doppelte Portion; er, als wenn er verstanden hätte, was ich gelobt, geht ruhig neben mir her, bis an das Schloß, bis zur Thür, die in das Souterrain führt, welche ich mit dem empfangenen Schlüssel öffne, von dem Begleiter schmeichelnd Abschied nehme, hinein — hinauf tappe leisen Schrittes, um von den Bewohnern des Schlosses nicht gehört zu werden, und endlich ohne Abenteuer mein Zimmer erreiche.

Ich darf wohl nicht versichern, daß ich das dem treuen Thiere gegebene Wort zu bestimmter Zeit löste, und von diesem Augenblicke an fast täglich erst um Mitternacht heimkehrte, stets von Dianen begleitet, die mich gewöhnlich schon am Hofthore empfing und bis an das Schloß brachte. Glückliche Zeiten! die für Manchen so ungenossen vorübergehen, der ihre Seligkeit nicht gekannt und begreifen kann, weil ihm die heilige Natur nichts war und ist, als eine gute Frau, die ihn mit Milch und Butter und Brod versorgt.

(Schluß folgt.)

Assisengericht.

Mainz, 13. Juni.

In welche unangenehme Lage Unerfahrenheit, Unkenntniß der Verhältnisse, gepaart mit Leichtsinn in Wahl der Mittel, sich oder Andern zu helfen, stürzen können, das zeigte die heutige Assisen-Verhandlung in vollem Maße.

Ein junger Mann in moderner Kleidung, in Glacehandschuhen, saß auf der Anklagebank. Der enganliegende schwarze Rock, die sorgfältig frisirten Haare, die schwarz-seidene Binde, die glänzenden Escarpins wiesen auf einen Menschen vom guten Tone die halb geöffneten Augen, der öftere Wechsel der Gesichtsfarbe und seine Haltung auf ein befangenes Gemüth hin. Erst zwanzig Jahre alt, Chef oder Associé einer etablirten Handlung, mit den besten Zeugnissen eines gänzlich tadellosen Lebenswandels versehen, einer Fälschung, eines höchst strafbaren Verbrechens, sich beschuldigt zu wissen und diese Anklage vielleicht durch einen übertriebenen Diensteifer herbeigeführt zu haben, ist wirklich für ein jugendliches Gemüth eine sehr harte Aufgabe. Dem Anklage-Akte zufolge erschien der Angeklagte, Jakob Nagel, Kaufmann von Leopoldshafen, am 25. Februar l. J. auf dem Comptoir der Gebrüder Mayer dahier und fragte bei Michel Mayer, Chef des Hauses, an, ob er einen Wechsel, gezogen zu Leopoldshafen am 20. Febr. 1842, für den Betrag von tausend Gulden durch J. Nagel und Comp. an die Ordre von C. Hannesen auf G. A. Nagel zahlbar drei Monate a dato bei Mayer Seligmann in Karlsruhe, kaufen wolle, wenn Hannesen den Wechsel auf Johann Plier in Mainz und Plier denselben auf die Firma Gebr. Mayer giriren würde? Da Michel Mayer schon im Laufe des verflossenen Jahres einen von Johann Plier auf die Gebrüder Mayer indossirten Wechsel dem Angeklagten abgekauft hatte, so war er bereit, den von Nagel ihm angebotenen Wechsel gegen einen Nachlaß von 25 fl. zu kaufen. Der Beklagte war damit zufrieden und erklärte beim Weggehen, er wolle jetzt das Indossement von Plier besorgen.

Am folgenden Tage erschien er abermals auf dem Comptoir der Gebrüder Mayer und verkaufte in Abwesenheit des Michel Mayer an dessen Bruder und Associé Abraham Mayer einen Wechsel von 1000 fl., welcher durch C. Hannesen in Ruhrort den 23. Febr. 1842 auf Johann Plier in Mainz indossirt und von diesem zu Mainz am 25. Febr. auf die Gebrüder Mayer indossirt war, um 975 fl. baares Geld. Kurze Zeit nach der Auszahlung kam der eingekaufte Wechsel dem Michel Mayer zu Gesicht. Er untersuchte die Unterschriften und schöpfte Verdacht hinsichtlich der Unterschrift des Johann Plier, weil dessen Name mit sehr fester Hand geschrieben war, da Plier, ein bejahrter Mann, nicht mehr so fest schreibt. Er verglich die Unterschrift mit einer andern von Plier, in deren Besitze er sich befand, und wurde in seiner Meinung wegen deren Falschheit noch mehr bestärkt. Um jeden Zweifel zu heben, ließ er sich bei Plier erkundigen und erfuhr, daß er von dem Indossement nichts wisse und die Namensunterschrift falsch sey. Mayer machte daher der Polizeibehörde die Anzeige und es gelang, obgleich der Beklagte den Gebr. Mayer fälschlich angegeben hatte, daß er im Gasthause zum Holländischen Hofe logire, ihn festzunehmen und sich des Geldes zu bemächtigen, in dem Augenblicke, wo er es der fahrenden Post zur Beförderung nach Frankfurt zu übergeben im Begriffe war.

Dem Johann Plier wurde während der Untersuchung seine Namensunterschrift auf dem Wechsel vorgezeigt und von ihm für falsch erklärt; eben dasselbe fand auch von Seiten des Hannesen mit seiner Unterschrift statt, und die vom Gerichte committirten Experten erkannten beide Unterschriften für nicht von Plier und Hannesen herrührend, und sprachen dagegen die Ueberzeugung aus, daß sie von dem Angeklagten nachgemacht seyen.

Nagel, gegen dessen frühern Lebenswandel keine Beschwerden vorliegen, gesteht zu, die zwei Unterschriften gemacht zu haben, in der Absicht, um sich Geld zur Zahlung eines von C. Hannesen zu Ruhrort am 1. Dez. 1841 für den Betrag von 1000 fl. an eigene Ordre auf den Angeklagten pr. Adresse Bernhard Dörfler in Frankfurt a. M. gezogenen, am 1. März 1842 zahlbaren, von Nagel acceptirten Wechsels zu verschaffen, und daß er zu diesem Zwecke das durch den falschen Wechsel von Mayer erhaltene Geld nach Frankfurt habe absenden wollen.

Nagel ist daher beschuldigt, einen Wechsel von 1000 fl., unterzeichnet J. Nagel u. Comp. Hr. J. A. Nagel, zahlbar bei Mayer Seligmann in Karlsruhe, mit den Indossements zur Verfügung des Hrn. J. Plier Werth baar erhalten, unterzeichnet C. Hannesen. Für mich an die Ordre der Herren Gebr. Mayer in Mainz den Werth baar erhalten J. Plier, auf der Rückseite des Wechsels ohne Einwilligung von Hannesen und Plier geschrieben, die Unterschriften dieser beiden nachgemacht, und von

Digitized by Google

diesem falschen Wechsel Gebrauch gemacht zu haben, um Andern zu schaden, oder sich oder Anderen einen unerlaubten Vortheil zu verschaffen, indem er am 26. Febr. 1842 auf dem Comptoir der Gebr. Mayer den falschen Wechsel verkauft und hiefür von denselben die Summe von 975 fl. in Empfang genommen habe.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Regensburg, 12. Juni.) Es sind nunmehr auch die Figuren am nördlichen Giebelfelde der Walhalla, welche die Hermannsschlacht vorstellen, sämmtlich auf ihren Platz gebracht, und demnächst wird auch hier der verhüllende Brettermantel verschwinden und dann der ganze Prachtbau den Blicken des Beschauers offen liegen. Man erwartet täglich die Ankunft des Hrn. Prof. Schwanthaler aus München, der sich an Ort und Stelle von dem Effekte seiner Kunstschöpfung überzeugen will. — Auf dem benachbarten Keilberge sind Glanzkohlen aufgefunden worden, aber leider nur in schwachen Adern. Die Entdeckung eines nachhaltigen Steinkohlenlagers in der Gegend müßte für unsere Feuergewerke und insbesondere für die Dampfschifffahrt von unberechenbar wohlthätigen Folgen seyn.

(Karlsruhe, 9. Juni.) Gestern Abend fiel ein 7jähriger Knabe in den Mühlgraben bei dem Schlosse Rüppurr. Die anwesende 10jährige Schwester desselben, nicht berücksichtigend, daß das Wasser eine Tiefe von mehr als 10 Fuß hat, will den Bruder aus dem Wasser ziehen und geht auch unter. In diesem Augenblick erscheint der bei dem großherzogl. Leibinfanterieregiment dienende Hautboist erster Klasse, Xaver Huber von Mahlberg, wirft sich mit den Kleidern in das Wasser und rettet das Mädchen, welches auf dem Wasserspiegel wieder zum Vorschein gekommen war. Als das Mädchen glücklich ans Land gebracht war, schwimmt Huber wieder zurück, und nun erst gelang es ihm, auch den Knaben zu holen, dessen er nicht früher ansichtig wurde, da er jetzt erst wieder auf die Oberfläche des Wassers kam. Anhaltende Versuche, denselben ins Leben zurückzubringen, gelangen endlich und lohnten so die schöne That des Hautboisten Huber.

Man liest in der Oberdeutschen Ztg.: Die Zeiten, wo Deutschland sich politisch oder geistig einschläfern und in seiner volksthümlichen Entwickelung aufhalten ließ, sind vorbei. Die Nationalgesinnung, das Bewußtseyn, einem großen Ganzen anzugehören, kräftigt sich täglich mehr, und bildet denn natürlich auch ein stärkeres Selbstvertrauen, eine höhere Thatkraft, überhaupt ein großartigeres Gepräge aus, als es der Abderitismus der kleinstaatischen Ansichten gestattete. Heutzutage muß ein Gedanke vor allen Dingen Großes umfassen, wenn er in Betracht kommen soll.

Der nun vollendete achte Band von Pierer's Universal-Lexikon, Detentio bis Doit, schließt sich in Reichhaltigkeit und Vollständigkeit den früheren an. Von den in ihm enthaltenen größeren Artikeln sind als besonders werthvoll und gediegen bearbeitet hervor zu heben: Deutsche Literatur, deutscher Bund, deutsche Sprache und Deutschland. Unter diesen Rubriken wird den Lesern ein mit großer Umsicht und Sachkenntniß zusammengedrängter, aber vollständiger Ueberblick des Wichtigsten aus der Vergangenheit und Gegenwart geboten, und was in größeren Werken aufgehäuft liegt, ist hier zur genügenden Belehrung concentrirt.

(Berlin, 6. Juni.) Mehrere hiesige tüchtige Bildhauer sind mit dem Modelliren der acht Gruppen beschäftigt, welche die hiesige Schloßbrücke zieren sollen. Die Kosten dieser Gruppen, welche in carrarischem Marmor zweiter Gattung ausgeführt werden sollen, sind auf 64,000 Thaler veranschlagt und den Künstlern diese Summe in der Art zugesichert, daß für jede Gruppe 8000 Thlr. ausgezahlt werden sollen, für welche nicht übermäßige Vergütung der Künstler alle Kosten zu bestreiten hat. Dem Bildhauer Dracke ist die Gruppe übertragen, welche eine Victoria darstellt, die einen aus dem Kampf für das Vaterland zurückkehrenden Helden bekränzt. Es soll sich diese Gruppe namentlich auf die Freiwilligen im Freiheitskampfe beziehen. Professor Wichmann macht die Gruppe, einen gefallenen Helden darstellend, welchen die Siegesgöttin wieder aufrichtet und ermuthigt. Der Bildhauer Wredow, welcher in Bezug auf die Ausführung nackter Statuen einer unserer vorzüglichsten Bildhauer genannt werden kann, ist mit der Gruppe beschäftigt, welche die Iris, einen Helden zum Olymp führend, darstellt.

Die beiden Renner des Ritters v. Bethmann, welche in den diesjährigen Wiener Wettrennen beinahe alle Preise errungen, haben bei ihrem Transport zu Wagen nach Pesth, durch die Schuld eines ungeschickten Kutschers, der an ihren Wagen anfuhr, die Füße gebrochen. Der Werth dieser edlen Thiere betrug 10,000 fl. K. M. Man sagt nicht, ob die Jockeyklubs aller Länder Trauer anlegen werden.

(Kampf eines Knaben mit vier Panthern.) Der „Washington Telegraf" (Arkansas) erzählt, daß neulich ein 18jähriger Bursche, Namens John Keller, etwa 18 Meilen westlich von Washington, am Little River, während er sich auf der Jagd befand, von vier Panthern angegriffen wurde. Er erlegte drei derselben und jagte den vierten in die Flucht, nachdem er sich eine geraume Weile mit denselben herumgeschlagen hatte. Die Kolbe seines Gewehrs war von den Zähnen der Panther fürchterlich zugerichtet.

In Belgien fand kürzlich die erste Hinrichtung seit vielen Jahren statt. Der Verbrecher hatte einen achtzigjährigen Pfarrer und dessen Magd ermordet und beraubt. Der König hatte bisher kein Todesurtheil unterschrieben.

Korrespondenz.

Mainz, im Juni.

Während sich längs dem hiesigen Rheinufer großartige Veränderungen in Folge einer vereinfachten und zweckmäßigen Befestigung vorbereiten, ersteht gleichzeitig in dem entgegengesetzten Theile der Stadt ein neues Quartier, dessen Erschließung tagtäglich weiter schreitet und welches binnen Kurzem dem baulustigen Publikum geöffnet ist. Dem beharrlichen Fleiße und der unermüdlichen Ausdauer unserer Mitbürger, der Herren Schmidt und Dr. Schlemmer, ist es demnach

Digitized by Google

gelungen, alle die Schwierigkeiten zu beseitigen, welche jeder großartigen Unternehmung dieser Art, wenn sie durch Privaten in's Leben treten soll, hemmend entgegen stehen und es gebührt denselben doppeltes Lob, da sie bei der Lösung des Ganzen ihr Privatinteresse mit den allgemeinen Rücksichten, einer möglichst ausgedehnten und umfassenden Benützung des ganzen Kästrichgebietes, zu verbinden bemüht waren und selbst große Aufopferungen nicht scheuten, um diesen Zweck zu erreichen. Die Schwierigkeiten des Bodens wurden glücklich überwunden und indem man von allgemeinem Gesichtspunkte aus wirkte, ist den angränzenden Besitzern von Grundstücken gleichzeitig der Weg gebahnt und dieselben sind zum Mitgenusse aller Vortheile eingeladen. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß das neu geschaffene Quartier vielfache Vortheile für den demnächstigen Anbau darbietet und daß dem Publikum eine Mannichfaltigkeit und Auswahl von Bauplätzen geboten werden kann, von welchen man bisher noch gar keinen Begriff hatte. Wenn es im Allgemeinen eine Mangelhaftigkeit der Bauplätze in andern Theilen der Stadt ist, daß ihr Flächenraum viel zu beschränkt zugemessen sich zeigt, wenn dadurch bisher jedes Etablissement, dem Ausdehnung durchaus nöthig ist, gleichsam aus der Stadt gewiesen wurde, so bieten die Bauplätze in der untern Abtheilung des Kästrichs das Wünschenswerthe: die dortigen Häuserinseln erlauben eine Tiefe von 200 bis 300 Fuß, auf denen die neuen benöthigten Geschäfte sich ausdehnen können. Hierbei sind viele Häuserplätze, welche die Anlage der trefflichsten Bergkeller zulassen und also auch hierin Vortheile in Aussicht stellen, die man bisher nur an den Anhöhen von Weisenau zu finden glaubte. Eignen sich die größern der untern Plätze ganz zu Anlagen von Geschäftslokalitäten, Fabrikgebäuden u. dgl., so sind die kleinern für sonstige Gewerbe sehr passend; denn es ist nicht daran zu zweifeln, daß eine Straße, welche den höchsten Ausgangspunkt der Stadt, das Gauthor, mit einer gleichmäßigen Steigung von circa $7^1/_2$ Procent erreicht und dabei noch angemessene Ruhepunkte darbietet, den Vorzug vor jedem andern Zugange, der theilweise sehr schwierig ist, gewinnen wird und daß der größte Theil des auswärts gehenden Fuhrwerks den neuen Weg einschlagen muß, die neue, zu bebauende Straße also bald mit andern bestehenden an Frequenz wetteifern wird. Ihre Verbindung mit neuen Querstraßen führt ihr aber auch von sonstigen Quartieren der Stadt noch Leben und Nahrung zu und es mögen die Hausplätze des untern Kästrichs für die Bedürfnisse an einer dereinstigen Hauptstraße kaum ausreichend seyn. Ganz anderer Art ist der obere Theil des Kästriche, der ein beinah wagerechtes Plateau von über 1500 Fuß Länge bildet, zu dem eine ganz bequem zu fahrende Straße führt. Diese Hochterrasse gehört mit zu den höchsten Stellen innerhalb der Gränzen des Stadtgebietes und gewährt den Bauenden, die auf schöne und gesunde Lage, herrliche Aussicht, Gärten u. s. w. Rücksicht nehmen, überhaupt, die das Stadt- und Landleben vereint genießen wollen, eine der trefflichsten Gelegenheiten, ihre Wünsche zu befriedigen. Man wird nicht leicht eine günstigere Lage für ein Haus wählen können, als sie hier geboten wird. Die Hauptfronte liegt gegen Morgen und bis zum Sonnenuntergange bleiben Neben- und Rückseiten der Häuser der Sonne zugewandt; vor denselben sind 40 Fuß breite Terrassen, 6 Fuß über der Straßenebene liegend, angebracht, wo man im Schutze des Hauses des Nachmittags der Kühle genießen und sich an dem schönen Panorama von Mainz und der Umgegend ergötzen kann; denn nirgends ist auf dieser Höhe von circa 140 Fuß über dem Spiegel des Rheins die Aussicht gehindert und selbst die höchsten Gebäude der Stadt machen keine Störung im Gesammtüberblicke. Die Stadt, der Strom, die blühende Landschaft, bis zum Gebirge mit den blinkenden Dörfern wie mit Edelsteinen geschmückt, unterhalten das Auge im reichen Bilde und die zarten Linien des Taunus sind dem Ganzen ein reizender Saum. Es ist dem Rheinthale insbesondere eigen, daß es, wie die Umgebung Neapels, bei jeder andern Tageszeit und Beleuchtung einen neuen und eigenthümlichen Farbenzauber entfaltet; denkt man sich nun die Häusergruppen einer Stadt, deren Schattirungen in gleichem Grade wechseln, damit in Verbindung, so hat man ein schwaches Bild vom Genusse, der das Auge von diesem Standpunkte aus erwartet. Selbst die Winterlandschaft gewährt wieder ein eigenthümliches Interesse; die beschneiten Häupter des Feldbergs und Altkönigs, die man gerade vor sich hat, nehmen im Glanze der Wintersonne einen großartigen Charakter an und erinnern an die Firnen der Hochgebirge. — Alle Häuser auf dieser Hochebene erhalten Hofräume, Gärten und überhaupt den nöthigen Raum zu den Annehmlichkeiten des Landlebens, ihre Fronten bleiben gleichwohl in geringer Entfernung von einem der lebhaftesten Plätze der Stadt. Daß eben deshalb jene Hausplätze insbesondere auch für solche Geschäftslokale eignen, bei denen Annehmlichkeit der Lage eine wesentliche Empfehlung gewährt, braucht kaum bemerkt zu werden. Das Mainzer „Tivoli" kann sich keine günstigere Stelle wünschen. Es ist nicht ohne besonderes Interesse, daß man beim Einschneiden der neuen Straßen in den Boden des ehemaligen römischen Lagers auf sehr werthvolle Bautrümmer stieß, die in der über 500 Fuß langen neuen Terrassenmauer, an welcher eine grandiose Treppe angebracht wird, eine passende Stelle erhalten.

Logogryphe.

1.

Mit F bin ich bald schnell, bald lahm;
Mit G ich Manchem schlecht bekam;
Mit H that mich der Babst in Bann;
Mit K versöhn' ich Weib und Mann;
Mit R ißt mich der Knabe gern;
Mit R bleibt man mir gerne fern.
Von Allen ist die härt'ste Nuß
Mein M, drum steht es auch am Schluß.

2.

Mit B geb' ich oft Linderung den Wunden,
Oft brauchen Kinder mich bei frohem Spiel.
Mit L hat Mancher süße Ruh' gefunden
In meinem Schatten nach erreichtem Ziel.
Wo ich mit L, da bin mit R ich auch:
Der Färber macht, der Arzt von mir Gebrauch.

H. H.

Auflösung des Palindroms in Nro. 163.

1. Grab — barg. 2. Sarg — Grab.

Bazar zum Vortheil der Abgebrannten in Hamburg.

Der in den prachtvoll ausgeschmückten Sälen des Mühlens'schen Hauses in der großen Eschenheimergasse errichtete Bazar zum Vortheil der unglücklichen Stadt Hamburg wird auch Donnerstag, den 16. Juni für das zahlreich besuchende Publikum geöffnet bleiben.

Theater-Anzeige.

Samstag, 18. Juni. Fidelio, große Oper in 2 Abth., Musik von Beethoven.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 166. Samstag den 18. Juni 1842.

Nur Lieder.

(Rhein. Ztg.)

Ihr sagt, das Lied, wie ich es singe,
Entstürmt zu trotzig meiner Brust;
Ihr mahnt an Kerker, Ketten, Schlinge
Und an des Vaterlands Verlust.
Ihr nehmt dem Vogel nicht die Lieder,
Brennt ihr ihm aus des Tages Licht;
Ich singe sie und immer wieder,
Nur Lieder! And'res hab' ich nicht.

Um Schätze brauch' ich nicht zu sorgen,
Die Armuth hielt mich mild und gut;
Mich fragt kein Weib um Brod am Morgen,
Kein Kind stört weinend meinen Muth.
Gott hat mir nur das Lied gegeben,
Auf Reichthum leist' ich gern Verzicht,
Die leichten Lieder sind mein Leben,
Nur Lieder! And'res hab' ich nicht.

Mein Vater war von schlichtem Stande,
Er weckte früh den Freiheitssinn,
Er weihte mich dem Vaterlande
Die Mutter, gleich der Römerin.
Am liebsten möcht' ein Schwert ich schwingen,
Wo kühn ein Held für Freiheit spricht,
Doch Frieden ist, da muß ich singen,
Nur Lieder! And'res hab' ich nicht.

Und meine Lieder, sie erklingen
Der Freiheit und dem Vaterland.
Ko nt' ich nur größ're Opfer bringen,
Gern gäb' ich Reichthum, Ehr' und Stand;
Und gält' es auch mein altes Leben,
Mir wäre dieses Opfer Pflicht;
Noch Lieder kann ich nur ihm geben,
Nur Lieder! And'res hab' ich nicht.

Wolfgang Müller.

Das nächtliche Ungeheuer.

Aus den Papieren eines Jugendfreundes. Mitgetheilt von Carl Hanisch.

(Schluß.)

Inmittelst dieser meiner Götterzeit verbreitete sich in, und somit auch außer, dem Schlosse das Gerücht, daß es dort wieder spuke, wie vor einigen und vor vielen Jahren; man habe seit einiger Zeit um Mitternacht Thüren öffnen und laufen gehört in dem wohlverschlossenen Gebäude, und es sey zu fürchten, daß dieses unheimliche Getöse ein Unglück in der gräflichen Familie andeute.

Auch zu Albertinen war die Sage gedrungen, und ich lachte herzlich bei deren Mittheilung, daß wahrscheinlich meine nächtlichen Wanderungen Veranlassung zu dem Geschwätze gegeben hätten; was mir übrigens um so lieber war, als sich dadurch aller mögliche Verdacht von dem wirklichen Thäter auf den Spukgeist überwälzte. Albertine behauptete aber, daß dieses Gerücht doch nicht ohne allen Grund und schon früher von nächtlichem Spuke im Schlosse die Rede gewesen wäre; wie denn auch vor einigen Jahren in demselben Zimmer, wo ich schliefe, ein junger Mann eine nächtliche Erscheinung gehabt habe, von welcher er im hitzigen Fieber, das ihn sogleich befallen, in den fürchterlichsten Ausdrücken gesprochen und an diesem Schrecknisse gestorben sey, ohne sein Bewußtseyn wieder erhalten zu haben. Ich suchte ihr begreiflich zu machen, daß die Aussagen eines Fieberkranken, in dessen Hirn sich die Schreckbilder erzeugt und gestaltet hätten, unmöglich beweisen könnten, daß er wirklich eine äußerliche Erscheinung gehabt habe; daß überhaupt der Glaube an das sogenannte Spuken selbst eine Art sanfter Hirnkrankheit sey, die sich aller Leichtgläubigen, besonders des weiblichen Geschlechts schnell bemächtige, und, wie aller Wahnsinn, schwer zu heilen sey. Sie erwiederte schalkhaft, daß es Dinge in der Welt gäbe, die der erleuchtetste Männerverstand sich nicht erklären könne; welchem Argumente ich nichts entgegenzusetzen wußte, als ein Dutzend Küsse, die ihr das kluge Mäulchen verschlossen.

Ich war nicht furchtsam, denn ich war verliebt. Verliebte fürchten nichts als die Erscheinung eines Nebenbuhlers und den Verlust der Geliebten. Ich konnte aber sonderbarerweise das Bild des in meinem Zimmer Gestorbenen nicht aus den Gedanken bringen, und diese Idee erhielt frische Nahrung, als ich am folgenden Morgen von den alten Kammerfrauen und von dem Koche die tragische Begebenheit bestätigen hörte. Ich

Digitized by Google

lachte mich selbst aus, ich, der ohne allen Zweifel Veranlassung zu dem neuen Spuke gegeben hatte; und dennoch lugte aus dem düstern Hintergrunde der Einbildung etwas Unheimliches hervor, dessen ich mich nicht erwehren konnte; obwohl ich mir selbst sagen mußte, daß während meines Aufenthalts in dem allerdings gegenwärtig etwas verödeten Schlosse mir nichts Befremdendes begegnet war.

Meine Abendbesuche wurden in dieser Zeit durch eine Reise Albertinens und ihrer Schwester zu einer nahen Anverwandten unterbrochen. Daher kam es, daß ich nach einem einsamen Spaziergange im Schloßgarten schon gegen zehn Uhr zu Hause und bald darauf in meinem Bette war. Der Mond beschien einen Theil meines Zimmers; Blüthendüfte zogen durch das offengelassene Fenster herein. Ich löschte das Licht, und überließ mich den wachenden Träumen meiner Phantasie, die sich mit der abwesenden Geliebten beschäftigte und mir die wunderlichsten und lieblichsten Bilder vorgaukelte.

Auf der Schloßuhr hatte es schon lange elf geschlagen, und ich war eben im Begriffe, aus den weichen Armen der Traumgöttin in die derben eines gesunden Schlafes zu sinken, als ich im Vorsaale Schritte zu vernehmen glaubte.

Ich strecke den Kopf in die Höhe, um besser zu hören; es ist alles still.

„Du hast Dich getäuscht," sage ich mir selber, aber — da hörte ich dasselbe Geräusch, als ob Jemand mit dünnen Schuhen vorsichtig auf dem Estrich sich der Thüre näherte.

„Es wird doch bei'm Himmel nicht eine der alten Kammerfrauen den Weg verfehlt — oder wohl gar Dir einen Besuch zugedacht haben?" so spotte ich; aber in diesem Augenblicke fällt mir mit dem Bilde der unschönen alten Zofe die Sage von dem nächtlichen Spuke im Schlosse, von dem aus Schreck in meinem Zimmer Verstorbenen ein.

Ich setze mich im Bette auf und strenge meinen Gehörsinn an: ich vernehme deutlich leise Schritte, die sich bald nähern, bald entfernen; endlich glaube ich auch seufzen und stöhnen zu hören.

Das war außer allem Spaß!

Ich greife nach meinem Knotenstocke, einem jungen Eichbaume, der, wie sonst auch, zu Häupten des Bettes steht und nur meines Griffes harrt, um sogleich auf den Feind niederzusausen.

Wer kennt nicht die Augenblicke einer bangen Erwartung? Ich war fest entschlossen, mich gegen jeden Ueberfall zu vertheidigen, ohne zu wissen, ob meine Waffe zu gebrauchen seyn würde. Es rieselte wie kaltes Wasser mir den Nacken hinab, aber mein Muth wurde durch die Furcht erhöht.

Jetzt vernahm ich deutlich, daß eine derbe Hand an der Thür herumtappte, um sie zu öffnen.

„O hättest Du nur geschlossen!" warf ich mir selbst vor, weil ich die üble Gewohnheit hatte, bei unverschlossenen Thüren zu schlafen. Allerdings wäre es ein Bollwerk gegen das Eindringen eines Feindes gewesen, der nicht durch das Schlüsselloch wandeln kann.

Kaum hatte ich das gedacht, so prallte etwas gegen die Thüre, als wenn ein Mann sich an ihr aufrichtete.

Ich faß, mit dem Bakel in der Hand, auf Alles gefaßt.

Ein zweiter schwerer Griff an's Schloß der Thüre erfolgt — sie springt auf; — ein weißes Ungeheuer stürzt herein, kriecht zornschnaubend auf mich zu, und mit einem raschen Satze hat es mich an der Brust.

Ich wollte schreien, aber ich konnte vor Lachen nicht dazu kommen, vor Lachen über meine furchtsame Einbildung.

Es war Diana, die mich heute vermißt und, weiß der Himmel wie, wahrscheinlich mit dem Koch, in's Schloß geschlichen war, um ihre Sehnsucht nach mir oder nach meinem Braten zu befriedigen. Sie verstand, wie mancher große Hund, den Vortheil, unverschlossene Thüren mit einem Schlag auf den Drücker zu öffnen.

Ich streichelte das treue Geschöpf, das seine Freude nicht tappend genug ausdrücken konnte, mich in meinem Verstecke gefunden zu haben.

Das Zumachen der Thüre verstand Diana nicht, ich mußte es also selbst verrichten.

Wir legten uns nebeneinander, ich in's Bett, sie neben dasselbe, und so schliefen wir beide prächtig bis an den hellen Morgen, wo ich sie in aller Stille aus dem Schlosse entließ. Ich verschwieg übrigens den nächtlichen Besuch, um Diana nicht in schlimmen Ruf zu bringen; nur Albertinen theilte ich nach ihrer Rückkehr die Begebenheit mit, die über den vermeintlichen Spuk herzlich lachte.

Assisengericht.

Mainz, 14. Juni.

(Schluß.)

So weit der Anklage-Akt. Zur Unterstützung der darin aufgestellten Behauptungen hatte die Staatsbehörde vier Zeugen und zwei Experten vorladen lassen, die Vertheidigung dagegen zwei Entlastungszeugen.

Der erste Belastungszeuge, Hr. Michel Mayer, deponirte Folgendes: Am 25. Febr. 1842 sey der ihm schon früher bekannt gewesene Angeklagte auf sein Comptoir gekommen und habe ihm den Ankauf eines von J. Nagel u. Comp. in Leopoldshafen auf J. A. Nagel daselbst ausgestellten, mit den Indossements von C. Hannesen in Ruhrort und Joh. Plier in Mainz versehenen Wechsels von 1000 fl. angeboten; er habe sich auch dazu bereit gezeigt, weil er schon ein andermal einen von Joh. Plier indossirten Wechsel von dem Beschuldigten gekauft und derselbe zur Verfallzeit eingelöst worden sey. Am folgenden Tage hätte sein Bruder, Abraham Mayer, den Wechsel für 975 fl. angekauft; bei seiner Nachhausekunft hätte er die Unterschrift des Joh. Plier, des einzigen Mannes, der ihm genau bekannt sey, untersucht und sie sey ihm als nachgemacht vorgekommen, da sie mit sehr fester Hand geschrieben sey und Plier als ein schon bejahrter Mann eine so feste Hand nicht schreibe. Sein Verdacht sey bestärkt worden, als er die Unterschrift des Hrn. Plier mit einer, auf einer Steinkohlen-Rechnung befindlichen, in deren Besitz er gewesen, verglichen habe; er habe daher zu Plier geschickt und nun mit Bestimmtheit erfahren, daß die Unterschrift wirklich nachgemacht sey. Dieses habe ihn bestimmt, der Polizeibehörde die Anzeige zu machen, die den Angeklagten auf der fahrenden Post festgenommen habe, als er das gepackte und versiegelte Geld eben nach Frankfurt hatte absenden wollen; sein Geld habe er kurze Zeit hernach wieder erhalten.

Digitized by Google

Der zweite Zeuge, Abraham Mayer, Bruder und Associé des Vorigen, sagte aus, da er schon von dem Wechsel gewußt, so habe er ihn ohne Anstand ausbezahlt und ihn seinem Bruder bei der Nachhausekunft vorgelegt; er sey auch zu Hrn. Plier gegangen und habe von diesem erfahren, daß er den Wechsel nicht indossirt habe.

Der dritte Zeuge, Johann Plier, erklärte, schon öfter Geschäfte mit dem Beklagten gemacht und ihn stets als ordentlich und solid gefunden zu haben. Am 25. Febr. 1842 sey Nagel zu ihm gekommen und habe ihn um seine Unterschrift auf einen Wechsel von 1000 fl. ersucht; weil er jedoch damals unpäßlich gewesen, so habe er sich nicht damit befassen wollen, wenn er übrigens die Verlegenheit des Angeklagten gekannt, so hätte er ihm die 1000 fl. vorgeschossen. Die auf dem Wechsel befindliche Unterschrift seines Namens erklärte er für falsch.

Der vierte Zeuge, C. Hannesen, von Ruhrort, derjenige, der den in Frankfurt am 1. März verfallenen Wechsel von 1000 fl. ausgestellt hatte, der von dem Beklagten acceptirt worden war, und somit die Veranlassung zu der heute verhandelten Anklage wurde, behauptete, von der ganzen Sache nichts zu wissen; übrigens gestand er zu, am Tage vor der Ausstellung des falschen Wechsels hier in Mainz gewesen zu seyn, mit dem Angeklagten in demselben Gasthofe, sogar in demselben Zimmer gewohnt und sich mit ihm über die Mittel berathen zu haben, wie der am 1. März fällige Wechsel zu decken sey. Eben so wenig konnte er läugnen, daß der Angeklagte gegen ihn zu Zeiten im Geldvorschuß gestanden, namentlich nach einem bei den Akten liegenden Conto Current am 1. Dez. 1841 mit 1221 fl.; daß Nagel bei ihm bis vor kurzer Zeit Commis gewesen und Vollmacht hatte, alle Geschäfte in seinem Namen zu führen, und daß Hannesen mit ihm stets wohl zufrieden war. Das Dunkel, das über den übrigen, diesen Zeugen und den Beklagten angehenden Verhältnissen schwebt, besonders was die Behauptung des letztern wegen einer projektirten ehelichen Verbindung mit des ersteren Tochter betrifft, wurde durch die Verhandlungen nicht aufgeklärt. Daß der Beschuldigte aber für den Vater seiner Geliebten Vieles that, was heute keine Anerkennung findet, das scheint außer Zweifel. Der Beklagte hat seit vorigem Jahre in Leopoldshafen eine eigene Handlung unter der Firma J. Nagel u. Comp. errichtet, mit der dortigen Handlung J. A. Nagel, die sein Onkel leitet, steht er in Geschäfts-Verbindung. Er besorgte nichtsdestoweniger aber noch bis zu seiner Einkerkerung Hannesens Geschäfte, und wurde bei seiner Abreise von Mainz den 24. Febr. von ihm beauftragt, Ausstände in Rheindürkheim und Oppenheim einzutreiben und Vorschüsse auf Kohlenlieferungen, die erst später effektuirt werden sollten, aufzunehmen, und nur dem Umstande, daß alle diese Aufträge mißglückten, ist es zuzuschreiben, daß er auf den unglücklichen Gedanken verfiel, den incriminirten Wechsel zu fabriziren; beinahe möchte man glauben, mehr im Interesse Hannesens, als in seinem eignen. Hannesen erklärte die auf dem Wechsel befindliche Unterschrift seines Namens für falsch.

Die zwei Entlastungszeugen, Anna Zilz, Kellnerin, und Frau Plier, Gastwirthin der Stadt Coblenz, deponirten über die Zusammenkunft des Beklagten und seines ehemaligen Prinzipals (Hannesens) am 23. Febr. 1842. Beide bewohnten ein und dasselbe Zimmer; sie waren die besten Freunde und Hannesen begleitete den Beschuldigten noch bis zum Dampfboote, als er abreiste.

Frau Plier, die Kenntniß hatte von der Verantwortung, welcher sich der Angeklagte durch Acceptationen von Wechseln für Hannesen unterzog, warnte ihn öfter, sich nicht zu weit einzulassen. Hätte er diesen Rath befolgt! — Beide Zeugen geben dem Angeklagten das vorzüglichste Zeugniß wegen seiner Solidität und seinem Fleiße. Seit drei Jahren, sagten sie, steige er in dem Gasthofe ab, und stets sey sein Betragen musterhaft gewesen.

Nachdem nun die zwei Experten noch über die Unächtheit der beiden auf dem Wechsel befindlichen Unterschriften deponirt und ihre Gründe angeführt hatten, warum sie dieselben nicht als von Plier und Hannesen geschrieben erkannten und vielmehr bestimmt als von der Hand des Beklagten verfertigt ansähen, und der Beschuldigte erklärt hatte, er habe den ganzen Wechsel und auch die Unterschriften gemacht, jedoch ohne üble Absicht, ohne genügende Sachkenntniß, da er überzeugt gewesen, daß der Wechsel an dem Tage des Verfalls von seiner eignen Handlung, die die erste Schuldnerin gewesen, bezahlt werden würde, so erhielt die Staatsbehörde (Hr. Generaladvokat Crève) das Wort. Sie stellte sich die Beantwortung dreier Fragen zur Aufgabe: Hat der Angeklagte, sagte sie, die Wechsel unterschrieben? Hat er ohne Wissen von Hannesen und Plier die Unterschriften gemacht? Hat er von dem falschen Wechsel Gebrauch gemacht und dadurch Andern geschadet oder sich oder Andern einen unerlaubten Vortheil zugewendet? Sie hielt alle diese Fragen durch Zeugen, eigenes Geständniß und die Aussagen der Sachverständigen für erwiesen.

Der Vertheidiger, Hr. Anwalt Henco, hielt dagegen die That für nicht strafbar, weil sie nicht aus Niederträchtigkeit, aus Gewinnsucht verübt worden, sondern nur aus dem edlen Drange, Andere aus Verlegenheit zu retten. Sein Klient, behauptet der Vertheidiger, habe die Unterschriften nicht nachgemacht, sondern nur die Namen geschrieben; Plier habe durch den Wechsel nicht in Schaden kommen können, weil derselbe bei J. Nagel zuerst präsentirt und bezahlt worden wäre. Nach dem neuen Strafgesetzbuch ist eine Schrift-Aenderung nur dann ein Verbrechen, wenn für Jemand ein Schaden daraus entstehe; da dies aber hier nicht geschehen, so müsse der Beklagte für nicht schuldig erklärt werden.

Der Herr Präsident setzte in einem gedrängten, aber sehr klaren Resume die Verhandlung auseinander. Nach einer halbstündigen Berathung erklärten die Geschwornen den Angeklagten der That schuldig, beseitigten jedoch den erschwerenden Umstand, daß er beabsichtigt habe, Jemand Schaden zuzufügen.

Der Hof verurtheilte ihn nach den Bestimmungen unsers jetzt geltenden Gesetzbuchs zu einer Correktionshausstrafe von drei Monaten und in die Prozeßkosten. Fünf Jahre Einsperrung wäre noch vor drei Monaten seine Strafe gewesen.

Mannichfaltigkeiten.

(Profil busqué.) In dem Nouveau dictionnaire par F. Roux steht: Busquer v. a. (W. wenig gebräuchlich), ein Manchett in die Schnürbrust setzen. Busquer fortune, wird von Leuten gesagt, die nichts haben, und ihr Glück zu machen suchen. — In dem Wörterbuch von J. A. Solomé steht: Busquer v. a. I. suchen. (In dem Ausdruck busquer

Digitized by Google

fortune, sein Glück versuchen.) II. Ein Planchett in die Schnürbrust stecken ꝛc. Hieraus läßt sich der von V. Hugo gebrauchte Ausdruck: au profil busqué recht gut erklären und ist derselbe wohl nicht unpassend gebraucht.

(Frankfurt a. M., 16. Juni.) Gestern Abend wurden in dem Locale der Sonnengas-Compagnie (große Bockenheimergasse Nro. 105) die ersten Versuche mit dem genannten Gas angestellt, welche höchst befriedigende und überraschende Resultate geliefert haben und demnächst wiederholt werden sollen. Es übertraf dieses Gas an Reinheit, Klarheit und Intensivität das seitherige Oel- und Steinkohlengas bei weitem und hatte sich der lebhaftesten Anerkennung aller Anwesenden, unter welchen sich Sachkenner befanden, zu erfreuen. Da dies schöne Licht weit billiger geliefert werden kann, als die bisherigen und noch andere wesentliche Vorzüge besitzt, so dürfen wir in ihm eine der wichtigsten Erfindungen begrüßen, die sich hoffentlich auch bei der Anwendung im Großen bewähren wird und uns um so willkommener seyn muß, als sie keine ausländische, sondern eine deutsche ist.

Korrespondenz.

Kassel, 11. Juni.

Wir kommen so eben von einer wichtigen feierlichen Handlung, die aber so still und geräuschlos als möglich begangen wurde. Der Grundstein zu dem neuen Schulgebäude wurde gelegt. Nur wenigen Bürgern war es zufällig bekannt geworden, daß dieser Act statt finden sollte; denn der Entschluß dazu ward schnell gefaßt und eilig ausgeführt. Die Mitglieder des Stadtrathes und des Bürgerausschusses waren nur davon in Kenntniß gesetzt worden, so wie die der Schulkommission. Die Maurergesellen hatten um den Platz, wo der Grundstein gelegt werden sollte, einen Kreis gebildet, in dessen Mitte ihre Fahne wehte. Das Hebegeschirr war mit Laubwerk und das Tau mit weiß und blauem Bande umwunden. Der Vicebürgermeister, Hr. Pfarrer Jäger, hielt eine Rede, worin er die Wichtigkeit dieser Handlung für das Wohl der Bürger, sowohl in intellectueller als materieller Beziehung, namentlich auf das Emporblühen des Gewerbswesens, entwickelte, da nach dem jetzigen Standpunkte desselben ohne tüchtige Schulbildung als Grundlage zu seiner ganzen Entwickelung eben so wenig an ein Aufkommen, als an ein Fortschreiten gedacht werden könnte, und schloß mit der Hinweisung auf die nicht genug dankend anzuerkennende Fürsorge, welche Se. Hoh. der Kurprinz und Mitregent dem Schulwesen angedeihen ließen, indem in diesem Jahre hier allein zwei großartige Bauten für dasselbe, ein Gymnasialgebäude und eins für die Bürgerschule, erstehen. Hierauf wurde eine Votivtafel, auf welcher sich die Namen der Mitglieder der städtischen Behörden befinden, und die jetzt gangbaren Münzen in den Stein gelegt und derselbe geschlossen. Die üblichen drei symbolischen Hammerschläge erfolgten sodann von den Mitgliedern der städtischen Behörden, denen der Schulkommission und den Meistern, worauf der Hr. Vicebürgermeister den Segen des Herrn zum Gedeihen des Baues erflehte. Der Hr. Maurermeister Seidler brachte Sr. Hoh. dem Kurprinzen und Mitregenten, unter dessen Schutz dieser Bau beginne, ein dreifaches Hoch aus und forderte die Gesellen auf, einzeln um den Stein zu gehen und drei kräftige Schläge darauf zu führen. Hiermit schloß die ganze Handlung. Von Seiten der Regierung bemerkten wir unter den anwesenden Theilhabern nur den Hrn. Regierungs-Direktor Scheffer und den Hrn. Schulrath Vogt. Am schmerzlichsten vermißten wir die Schuljugend, für die eine solche Handlung bleibende Erinnerung wird und für welche sie von der höchsten Bedeutung ist, die man wahrscheinlich aber aus Rücksichten der brennenden Sonnenhitze nicht aussetzen wollte.

Aus dem Großherzogthum Hessen, im Juni.

Das großherzogl. Ministerium des Innern und der Justiz hat unlängst in einem an die großherzogl. Provinzial-Commissariate zu Darmstadt und zu Gießen und an sämmtliche Kreisräthe erlassenen Ausschreiben die unter dem Titel: „Das Hauskreuz, oder was vom Branntweintrinken zu halten sey“, erschienene Schrift zur möglichsten Verbreitung im Lande nicht nur dringend empfohlen, sondern sich auch noch überdies veranlaßt gesehen, so viele Exemplare von dieser Schrift auf Kosten der betreffenden Oberpolizeikassen anschaffen zu lassen, daß dem Vorstande jeder Gemeinde des Großherzogthums ein Exemplar mitgetheilt werden kann, um davon den geeigneten Gebrauch, etwa durch Mittheilung an die Gemeindeglieder zum Durchlesen, zu machen. Dem großh. Oberconsistorium ist mit dem Auftrage Nachricht davon gegeben worden, durch Verfügungen an die Geistlichen dahin zu wirken, daß auch durch deren Mitwirkung der beabsichtigte wohlthätige Zweck möglichst erreicht werde. Das Oberconsistorium hat sich beeilt, diesen höchsten Auftrag zu vollziehen und den Gegenstand desselben den evangelischen Geistlichen des Großherzogthums auf das angelegentlichste zu empfehlen. Von dieser Art von Einwirkung auf die Erhaltung und Förderung der guten Sitten können übrigens keine andere als heilsame Folgen erwartet werden.

Frankfurt a. M., 14. Juni.

Eine Gesellschaft Taunicen kam kürzlich von der Spitze des Feldbergs nach dem wohl mit Unrecht so verrufenen Städtchen Reifenberg. Die Freunde ließen sich zur nahe gelegenen, imposanten Ruine und von da auf einem romantischen Waldthalweg nach dem Hattsteiner Schloß geleiten. Der dort getroffene Baumschlag mag wohl der schönste im ganzen Taunus seyn. Der alte malerische Ahorn, dessen Wurzeln in dem verfallenen Gemäuer des Schlosses ruhen, ist dem Naturfreund als ein Prachtexemplar zu empfehlen. Der Weg von da um den westlichen Abhang des kleinen Feldbergs nach Falkenstein gewährte durch seine schattige Waldung bei der großen Mittagshitze die angenehmste Erquickung. Schließlich verdient noch rühmlichst des jungen Ungeheuer (man lasse sich durch den Namen nicht abschrecken), Gastwirth zum Nassauer Hof, erwähnt zu werden, der seit Kurzem das ehemalige Wirthshaus zum Ochsen sehr reinlich und ordentlich herstellen ließ und bescheidene Ansprüche bestens zu befriedigen versteht. Das dort genossene Frühstück ließ nichts zu wünschen übrig. Qualität gut, Preis billig. Man verließ diese Gegend, bedauernd, daß dieser schöne Theil unseres geliebten Taunus so wenig besucht und bewundert werde.

S. O.

Dem Publikum diene zur Nachricht, daß man wegen des verläumderischen Inhaltes des Korrespondenzartikels d. d. Alzei, 29. Mai, Didaskalia Nro. 154, — der dem Verfasser gegenüber keiner Erwiederung gewürdigt wird, — die geeignete gerichtliche Verfolgung einzuleiten beabsichtigt.

Alzei, den 9. Juni 1842.

Der Stadtvorstand.

Theater-Anzeige.

Samstag, 18. Juni. Die weiße Frau, komische Oper in 3 Abth., Musik von Boieldieu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 167. Sonntag, den 19. Juni 1842.

Theodor's Beruf.

Nach dem Französischen von Kathinka Zitz.

Mit flüchtigen Schritten eilte ein junges Mädchen durch den Garten eines eleganten Landhauses, und an einem Pavillon stille stehend, warf sie einen flüchtigen Blick um sich, ob sie auch nicht beobachtet würde, dann schlüpfte sie mit dem Bündel, das sie trug, rasch durch die Thüre.

Der Pavillon bestand im ersten Stocke aus zwei Gemächern; das erste und größere diente dem Besitzer, Herrn von Neubeck, zur Bibliothek; das zweite ward zuweilen, wenn das Schloß überfüllt war, als Fremdenzimmer gebraucht, und war daher zur bequemen Aufnahme eines Gastes völlig eingerichtet.

Josephine, die Tochter des Herrn von Neubeck, legte ihr Bündel auf einen Stuhl in der Bibliothek, und klopfte dann an die Thüre des Nebenzimmers, aus welcher sogleich ein junger schmächtiger Offizier hervor trat, der sie ohne weitere Umstände umarmte. Dieser junge Offizier war aber niemand anders, als ihre muthwillige Cousine, Anna von Dahlen, die, am Abend zuvor allein angekommen, Josephine unbemerkt zu sprechen wußte, und von ihr, ohne Vorwissen ihrer Aeltern, ein Asyl für die Nacht verlangt hatte. Es war spät gewesen; Josephine hatte sich nicht ein Mal Zeit genommen, sie zu fragen, was vorgefallen sey; sondern hatte sie nur schnell in dieses unbewohnte Gartenhaus verborgen. Aber in der Stille ihres einsamen Zimmers ward sie, die ein wenig zur Frömmelei neigte, plötzlich von allerlei Gewissensskrupeln gepeinigt, und sobald sie am folgenden Morgen aufgestanden war, eilte sie zu ihrer Cousine und fragte, was ihr denn Schreckliches begegnet sey.

„Nichts Besonderes," erwiederte Anna, „ich bin entführt worden."

„Entführt! . . . durch Räuber?"

„Nein, durch einen jungen Mann . . . . einen Offizier."

„Und das hast Du gelitten?"

„Hm! wenn man nicht der stärkste Theil ist."

„Sich durch einen Offizier entführen zu lassen," kopfschüttelte Josephine. „War es ein Stabsoffizier?"

„Nicht doch . . . nur ein Lieutenant."

„Das ist unverzeihlich."

„Ich gestehe ja mein Unrecht ein," sagte Anna mit tragikomischer Miene, „aber es war unwillkürlich. Stelle Dir vor, es sollte ein Maskenball gegeben werden . . . ."

„Welch ein Abgrund des Verderbens für die Unschuld!" sagte Josephine.

Aber wer kann es einem jungen, lebenslustigen Mädchen übel nehmen, wenn es Maskenbälle liebt! Anna hatte eine Einladung erhalten . . . ihr Vater verbot ihr, sie anzunehmen, . . . das war fast grausam! . . . aber am folgenden Tage war er genöthigt, eine unvermuthete Geschäftsreise zu machen, die ihn wenigstens acht Tage entfernt hielt. Kaum war er fort, als mehrere von Annens Freundinnen sie besuchten, und diese sich in dem Maße ärgerte, als sie den Anschein hatten, sie zu bedauern. Arme Anna! ein so schöner Ball! wie bist Du zu beklagen! . . . Kurz, sie machten ihr den Vorschlag, heimlich mit ihnen zu gehen, sie würde verkleidet seyn, man würde sie nicht erkennen, und ihr Vater nichts erfahren. Anna konnte ihre Abstammung von Mutter Eva nicht verläugnen; wie jene nach dem Apfel, so war diese nach dem Balle lüstern, und um so lüsterner, da sie wußte, daß der Lieutenant Arthur von Holzhausen darauf erscheinen würde, der sie seit einiger Zeit auf alle Weise auszuzeichnen suchte, und ihr schon manches Liebeswort zugeflüstert hatte. Sie gab also dem Verlangen ihres Herzens nach, und wählte zu ihrer Verkleidung die Uniform seines Regiments, sich im voraus darauf freuend, ihn recht zu necken. Kaum auf dem Balle, fand sie ihn auch schon; er stellte sich, als kenne er sie nicht, und immer plaudernd, wußte er sie aus dem zum Ersticken heißen Ballsaale in den Garten zu locken; nach mehreren Gängen durch denselben kamen sie an eine kleine Thür, die auf das Feld ging; hier ward sie von zwei Männern ergriffen, die ihr Geschrei schnell mit einem vorgehaltenen Tuche erstickten, und sie an Arthurs Seite in eine Postchaise setzten, die im Galopp davon fuhr. Als sie einige Stunden gefahren waren, brach glücklicherweise ein Rad, und während der Lieutenant Hülfe suchte, begünstigte die Dunkelheit Anna's Flucht, und da sie das Landhaus ihres Oheims in der Nähe wußte, so war sie gekommen, um von Josephinen ein Asyl zu verlangen.

„Ach", sagte diese, als Anna mit ihrer Erzählung zu Ende war, „wie sehr mußt Du diesen jungen Mann hassen!"

„Nicht doch, im Gegentheile", erwiederte Anna. „Du begreifst das nicht, da Du nie geliebt hast."

„Wer weiß!" sagte Josephine mit einem züchtigen Erröthen.

„Du kennst die Liebe?"

„Ja! . . . aber eine reine Liebe ohne Gewissensbisse . . . eine Liebe, die nur dort oben glücklich seyn kann."

Digitized by Google

„Dort oben!...“ lachte Anna, „nimm Dich in Acht! in dieser Beziehung sind die Entführungen gefährlicher.“

„Scherze nicht über einen solchen „Gegenstand“, bat Josephine ängstlich.

„Dazu habe ich keine Luft“, entgegnete Anna, „denn ich bin in diesem Augenblicke zu besorgt, zu unglücklich!... Morgen kommt mein Vater zurück, und wenn er mich bei meiner Ankunft nicht vorfindet, wenn das Gerücht von dieser Begebenheit laut wird... und solche Dinge verbreiten sich schnell....“

„Mein Gott, das ist wahr“, rief Josephine erschrocken; „was ist zu thun?“

(Fortsetzung folgt.)

Das Tabaksschnupfen.*)

(Klage einer jungen Frau.)

„Hätte ich doch nimmermehr geglaubt, daß mein Mann in so kurzer Zeit andere Dinge höher schätzen könnte, wie mich! Ach, wer trägt, was ich zu tragen habe! — Mein Mann schnupft! Und er hat noch während unseres Brautstandes sich so lustig gemacht über die Tabaksschnupfer, hat ihnen allerhand nachgesagt und hat mir versprochen, da ich einen förmlichen Widerwillen gegen Schnupfer habe, nie selbst dieses Unkraut zu gebrauchen. Er war etliche Mal in Gesellschaft gewesen; hier hatte man ihm eine Prise angeboten, und ehe ich es mich versah, war eine Dose da; erst heimlich, dann vor meinen Augen. Ich will meine Empfindungen und Erfahrungen über diesen Gegenstand hier niederlegen; vielleicht bewirke ich, daß die Jünglinge nicht Tabak nehmen, und erleichtere so ihnen und ihren zukünftigen Frauen das Leben. Mag man mir es nicht übel nehmen, wenn ich über einen so widrigen und Ekel erregenden Gebrauch einige Worte rede. Ich will es unternehmen, die sogenannten Schnupfer darauf aufmerksam zu machen, wie Andere, deren Gefühl nicht durch beizenden Tabak abgestumpft ist, darüber denken.

Das Tabaksrauchen macht einen übelriechenden Mund; doch diesem ist gleich abgeholfen durch Ausspülen; es ist ein merkwürdiger Genuß, das ist wahr; doch ist er ätherischer Art, nicht so körperlich und reizend als das Schnupfen. Wenn zwei Raucher zusammenkommen, wird es ihnen nimmermehr einfallen, den Tabak zu tauschen; sie machen überhaupt nicht sogleich Bekanntschaft mit einander. Man beobachte aber zwei Schnupfer; sie machen auf der Stelle durch die Nase (wie die Hunde) Bekanntschaft zusammen. Sie tauschen die Prisen und sind Freunde; man hört jenes artige und schickliche Schnüffeln, jenes Hinterziehen mit Wollust und ist äußerst glücklich.

Wir wollen zuerst die Ungelegenheiten, die das Schnupfen seinen Jüngern bereitet, betrachten und dann darauf hinweisen, wie es seine unglücklichen Opfer anderen Menschen erscheinen läßt; denn daß ein Schnupfer ein mitleidswerther Gegenstand sey, gestehen die ächten Schnupfer selbst ein.

Die Ritter der Tabaksdose haben ein Bedürfniß mehr, wie andere Menschen, und dies will in unsern Zeiten schon etwas heißen. Mein Mann schnupft alle Tage für so viel Geld Tabak, als mein jüngstes Kind für sein Essen braucht, täglich für 6 pf.; dies beträgt in einem Jahre über 12 Thlr., und wenn mein sonst guter Gemahl 70 Jahre alt wird, so hätte er seinen Kindern 500 Thlr. ohne Zinsen sparen können; diese sind doch an einen Genuß gewendet, den $^{5}/_{6}$ des Menschengeschlechts nicht kennen. Ach, und diese Sucht zu schnupfen! Er kann nichts thun, ohne eine Prise; er ist höchst unglücklich, wenn er die Dose vergessen hat (und wie viel vergeudet er nicht durch Ankauf von Dosen), und ist zufrieden, wenn ihm der schmutzigste Mensch aus der Verlegenheit hilft. Wenn ich meinen sonst reinlichen und frischen Mann betrachte: o wie unglücklich ist er! Er sagt mir: er rieche nicht mehr recht und auch seine Geschmacksnerven hätten gelitten, und gibt es einer Erkältung schuld. Wenn ich ihm erwiedere: es kömmt von deinem widerwärtigen Schnupfen, — wird er böse und meint, ich gönne ihm nichts. Wenn er das Geld, das er für Schnupftabak ausgibt, verspielte, verrauchte oder vertränke, so möchte es noch seyn: doch seine gesunden Sinne auf's Spiel zu setzen, — und das Schnupfen kann alle fünf Sinne angreifen und greift sie oft an, — wegen eines so unwürdigen Genusses: dieser Gedanke ist mir unerträglich! Es ist, als hätte der Schnupfer keinen eigenen Geist mehr; Alles muß durch den bösen Geist des Tabaks geschehen; wenn er nicht schnupft, kann er nicht predigen, nicht arbeiten, nicht einmal auf eine Frage antworten; denn bei irgend einer etwas schweren muß erst eine Prise genommen werden. Der ewige Reiz muß die Organe abstumpfen und ein frühes Grab bereiten.

Nun will ich aber auch schildern, wie mir ein Schnupfer erscheint und was ich zu leiden habe; wahrscheinlich wird ein Dosenbeflissener einem jeden unverdorbenen Menschen so erscheinen. Wie angenehm ist das Insichziehen des Tabaks nicht für den Schnupfer und wie süßtönend ist es für Andere! Die Bröckchen liegen auf der Lippe und dem Kinne und sind gewiß eine Scheuche für Jeden, dem sie mit kußbereitem Munde entgegen kommen. Welch' eine Qual, wenn mich mein Geliebter jetzt mit einem Kusse erfreuen will; und es ist zum Lachen, aber auch zum Weinen, wenn ich sehe, wie die Freunde meines Mannes, die er küssen will, sich drehen und wenden, um der Gefahr auszuweichen, und wenn sie doch daran müssen, welche Gesichter sie ziehen! Ach, wenn nun mein Mann erst ein alter Schnupfer wird: wer die sichet! — Und wenn er alle zwei Stunden ein anderes Schnupftuch nimmt, so bemerke ich doch, wie Menschen, die gerade mit ihm sprechen, mit den Augen Ekel verrathen, wenn sie ein solches corpus delicti sehen.

Wie sehr nun dies Alles eine Frau kränken muß, wird wohl jeder Nichtschnupfer einsehen und wird mich bedauern. Man hält das Schnupfen einer Frau für etwas äußerst Unschickliches und Schmutziges (und es ist es auch); aber glaubt nur, es ist um kein Haar anders um einen solchen Mann. Nur Gewohnheit macht den Fehler schön, bei Leuten, die nicht das Unglück haben, in der unmittelbaren Nähe eines solchen Unglücklichen zu seyn. Jetzt sehe ich erst, wie liebenswürdig ein Mensch mit reiner Nase, Lippe und Kinn ist; das glaubt Niemand, der nicht ein solches Schicksal hat, wie ich. Die Frauen, welche Schnupfer und Schnapser haben, müssen doppelt selig seyn in jener Welt; denn sie haben in dieser ein dreifaches Weh zu tragen gehabt.

Schützen Sie mich gefälligst, Herr Redakteur; denn die Ritter von der Dose werden mich auf das heftigste verfolgen; nehmen Sie ein schwaches Weib in Schutz. Ich erkläre, daß ich nicht

*) Aus dem „Allg. Anz. d. Deutschen.“

Digitized by Google

will, daß die Alten ihr böſes Schnupfen laſſen ſollen, denn dieſe ſind unverbeſſerlich und ſie können gar nicht, weil ſie ihren Kopf ſchon ganz unglücklich gemacht haben; aber die jungen Männer will ich darauf aufmerſam machen, ſich nicht eine Gewohnheit anzueignen, die ihre Bedürfniſſe vermehrt, ihre Organe ſchwächt, ſie unreinlich und andern Menſchen zuwider macht. Ich wollte gern, daß ſie das alte Mütterchen ſo gern küßte, als die Braut, und dies iſt auch ſchon etwas werth. Ich bin ꝛc. Amalie Ehrenbold.“

Die Mineralbrunnen und Heilquellen am Taunus.

IV.

Fachingen.

Wenn man die Berichte von Reiſenden und Naturfreunden vernimmt, wenn man die Lieder und Geſänge unſerer Dichter lieſt, oder wenn ein von Sehnſucht nach der Heimath Erkrankter von Herzensergießungen jener reizenden Fluren oder ſtolzen Berge überfließt, ſo iſt man oft verſucht, ſolche Lobreden für Uebertreibungen oder poetiſche Ausſchmückungen zu halten; Jener ſchildert uns mit glänzenden Farben entzückende Ausſichten, welche er von Bergesgipfeln aus über weite Landſchaften gehabt, und Dieſer malt uns mit lieblichen Farben die friedliche Einſamkeit eines von Wäldern umgränzten Thales. Jener entrollt vor unſern Blicken das großartige Tableau eines Sonnenuntergangs an der Meeresküſte, und Dieſer führt uns mit Luſt unter die grünen Hallen der Waldeinſamkeit: ſie haben aber Alle Recht, und es ſind ihre Lobreden nur ſchwach und ungenügend gegenüber der herrlichen, unerſchöpflichen Natur, welche überall anders geſtaltet, aber überall ſchön iſt, hier großartig, dort lieblich, hier wild-romantiſch, dort freundlich-idylliſch, hier kühn und impoſant, dort beſcheiden und kindlich. Jeder ſchätzt, was er kennen gelernt hat und was ihm lieb geworden iſt. Darum möge der Franzoſe fortfahren, die maleriſchen Ufer ſeiner Loire oder den herrlichen Garten ſeiner Provence, und der Italiener ſein reizendes Arnothal und ſeinen immergrünen Golf von Neapel oder ſein prächtiges Sizilien zu preiſen; darum möge der Schottländer den romantiſchen Beſchreibungen ſeines Walter Scott mit Entzücken lauſchen oder der Schweizer nicht müde werden, die Erhabenheit ſeiner Gletſcher und das ſaftige Grün ſeiner Matten zu rühmen; wir wollen ihnen nicht widerſprechen, und ſie Alle haben Recht. Auch unſer deutſches Vaterland, auch unſere näheren Umgebungen ſind herrlich und jedes Lobes würdig. Vom Odenwald und der Bergſtraße, von der Pfalz bis zum Rheingau, von der Nahe bis zur Moſel, wie viel Naturſchönheiten liegen hier vereinigt, und welchen andern könnte man ſie unterordnen! Die Taunusgegenden und die Ufer der zu ihrem Gebiete gehörigen Lahn ſind nicht minder anmuthig. Die Lahn nimmt in mannichfaltigen Windungen ihren Weg durch ein meiſt enges, aber an wechſelnden Bildern und Schönheiten reiches Thal, und bietet dem Maler wie dem Dichter Stoff zu vielen Studien. Bald eröffnet ſich eine Thalanſicht mit Wieſen und weidenden Heerden, bald treten ſchroffe Felſen dem Blicke entgegen; dort grüßen waldbewachſene Höhen mit verfallenen Burgruinen, und hier winken Dörfer, einſame Mühlen und Thurmſpitzen. Die Lahnufer haben zwar theilweiſe einen etwas melancholiſchen Charakter, der bei trüben Tagen um ſo ſtärker hervortritt; wölbt ſich aber ein klarer, tiefblauer Himmel und ſcheint die heitere Sonne über ihnen, ſo mildert ſich jene Trauer in poetiſche Ruhe und in ſinnige Anmuth. Das durch ſeinen Mineralbrunnen bekannt gewordene Fachinger Thal nimmt unter den Naturſchönheiten der Lahn, von welcher es durchzogen wird, eine der erſten Stellen ein.

Das Dorf Fachingen liegt unfern von Limburg und Dietz, und ganz in ſeiner Nähe finden wir den genannten Mineralbrunnen; ſein Waſſer quillt zu jeder Jahreszeit, bei trockener und feuchter Witterung, in unerſchöpflichem Reichthume hervor; es hat eine mittlere Temperatur, iſt vollkommen hell und durchſichtig, und zeigt ſowohl in der Quelle, als bei dem Einſchenken aus dem Krug in den Becher eine unzählige Menge kleinperlender Gasbläschen; es ſchmeckt höchſt angenehm, ſäuerlich, geiſtig, etwas ſalzig, und iſt überaus erfriſchend, ſo daß es ſelbſt Manche dem Selterſer Waſſer vorziehen. Gleich dieſem wird es, wenn auch in geringerer Anzahl, weithin verſendet, und erhält ſich, wie dieſes, lange in ſeiner urſprünglichen Güte. Die Füllung deſſelben wird mit der nämlichen Sorgfalt und auf die nämliche Weiſe, wie in Selters, betrieben; auch tragen die Krüge, wie die Verpichung, jene bereits beſchriebenen Kennzeichen, nach welchen man ſich von der Aechtheit derſelben überzeugen kann.

Die erſte Geſchichte dieſer, wie der meiſten andern Heilquellen, liegt im Dunkeln. In früheren Zeiten, wo die Arzneikunde noch wenig ausgebildet war, entdeckte man ſie meiſt durch einen Zufall, und die Kunde einer ebenfalls zufälligen Geneſung eines gläubigen Kranken verbreitete ſich erſt in der Umgegend und dann in weiteren Kreiſen. Die Beſucher mehrten ſich, und was das Waſſer nicht that, das that der Glaube. Die Fälle, wo der Wunderborn unwirkſam geblieben, wurden nicht erwähnt, oder bald vergeſſen. Die näheren zuverläſſigen Nachrichten über Fachingen reichen nicht über den Anfang des vorigen Jahrhunderts hinaus. Auf Veranlaſſung der damals fürſtl. Oranien-Naſſauiſchen Regierung wurde die Quelle gefaßt, durch einen Damm gegen die Lahn geſchützt, und gelangte nun bald zu großem Ruf, welcher ſich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Eine Menge chemiſcher Unterſuchungen bis auf die neueſten von Profeſſor Biſchof in Bonn und Profeſſor Kaſtner in Erlangen beſtätigen die Vorzüge des Fachinger Brunnens; auch über die mediziniſchen Heilkräfte deſſelben haben viele der ausgezeichnetſten Aerzte ſich mit entſchiedener Anerkennung ausgeſprochen. Da Fachingen kein Kurort iſt, ſo wird es von Kranken nicht beſucht, wohl aber häufig von Geſunden, welchen das herrliche Thal die reinſten Naturgenüſſe darbietet. —

Faching pfleget den Trank, der geiſtig die Nerven durchſchauert
Und mit beſeelender Kraft brauſend erfriſchet das Blut.
Auch die laufende Gicht und was der ſchleichende Chronos
Uebels dem Körper gebracht, bannt er mit Zaubergewalt.

W.

Mannichfaltigkeiten.

(Düſſeldorf, 7. Juni.) Die Nachwehen des Pfingſtconcertes geben vielfachen Stoff zur Unterhaltung, welche

Digitized by Google

für die bei der Direktion Betheiligten allerdings nicht die angenehmste seyn mag. Durch die Sucht nämlich, stets mehr fremde Virtuosen zum Concerte heranzuziehen, die sich die Reise wie den Aufenthalt tüchtig bezahlen lassen, sind die Kosten des Concertes so gewachsen, daß nicht allein die Einnahme für die Abgebrannten in Hamburg keine gewesen, sondern daß die Kosten dieselbe um 1500 Thaler überstiegen haben, wodurch der Düsseldorfer Verein vollständig bankbrüchig geworden. Obgleich schon alles Eigenthum der Gesellschaft zum Behufe des Concurses inventarisirt ist, so hofft man doch, daß durch Zubuße der Männer, welche die Festleitung übernommen, der Ausfall dieses Mal gedeckt, der Verein gerettet werde.

(Berl. Voss. Z.)

(München, 13. Juni.) Unser Verein gegen Thierquälerei erfreut sich nicht nur von Seite des Publikums einer stets wachsenden Theilnahme, indem ihm immer neue Mitglieder aus allen Ständen beitreten, sondern er sieht auch seine Wirksamkeit bereits von unverkennbaren Folgen gekrönt. Von der ehedem sprüchwörtlichen Rohheit unserer Schlächter, Viehhändler u. s. w. kann man wenigstens auf offener Straße, und wo sie sonst das Auge des Beobachters zu meiden hat, bereits nichts mehr wahrnehmen, und die Grausamkeit, mit welcher der Transport des Jungschlachtviehs ehedem hier betrieben wurde, ist ganz verbannt.

Korrespondenz.

Darmstadt, 14. Juni.

Sie kennen die Fortschritte, welche die Bierbrauerei in den letztverflossenen Jahren hier gemacht hat, und die neuen wirthschaftlichen Einrichtungen, die wir diesem verbesserten Industriezweig zu verdanken haben. Nur Eins fehlte uns seither noch, nämlich jener Nektar aus Walhalla, der zu München unter dem Namen „Bockbier" verzapft wird, und alljährlich bei Tausenden dieser Residenzstadt des Lebens Hochgefühl bis zu seinem Culminationspunkt zu steigern scheint. Erst in dieser Saison ward diesem langgefühlten Bedürfniß abgeholfen, und zwar in der Brauerei zum Schützenhof, wo seit gestern jene Panacee unserer Biertrinker aus vier Fässern in die sich drängenden Gläser der Durstigen strömt. Das Resultat der Consumtion des ersten Tages schon entschied in ausgezeichneter Weise über die Güte dieses neuen Labetrunks, da nicht weniger als 25 Ohm davon verzapft wurden. Aus zierlichen Bechergläsern werden Wodan und seinem Göttergefolge unter dem Schatten von Akazien vom frühen Morgen bis an den späten Abend fleißig Libationen bei dampfenden Pfeifen und Cigarren dargebracht, und wenn Sie die Andacht seiner zahlreichen Verehrer und ihre Behaglichkeit sähen, mit welcher sie des Lebens höchstes Gut, das edle Bockbier, trinken, so würden Sie mit mir gefühlt haben, was eigentlich Göthe sagen wollte, als er dem Grafen Egmont die Worte in den Mund legte:

Süßes Leben, freundliche Gewohnheit des Daseyns und Wirkens,
Von dir soll ich scheiden!

O dieses süße Leben, in dem wir jetzt so selig schwimmen, wird leider nur von kurzer Dauer seyn, und bald werden wir auf der Scala der Genüsse wieder um einige Stufen herabsteigen müssen. Auffallend ist es übrigens, wie die Bierconsumtion in den letztverflossenen Jahren nicht allein hier, sondern auch in andern Städten, namentlich in Mainz und Alzei, bedeutend zugenommen hat. Für die Winzer liegt darin keine Aufmunterung zur Erweiterung ihrer Industrie, im Gegentheil hat man schon hin und wieder Beschränkungen des Weinbaues bemerken wollen.

Darmstadt, 13. Juni.

Schon seit Jahren hört man Viel und Allerlei erzählen, was es mit unserer Stadtkirche dahier geben soll. Endlich, im Frühjahr dieses Jahres, schien es Ernst zu werden. Die Kinder wurden frühzeitiger confirmirt, als sonst, damit die baulichen Umänderungen der Kirche ihren Anfang nehmen könnten, und wenn man die Kinder bedauerte, daß sie, in leichter Kleidung und bei noch kaltem Wetter, ihren Eintritt in die Kirchengemeinde vornehmen mußten, so tröstete man sich damit, daß es nun einmal nicht anders zu machen sey. Vom 1. Mai d. J. wurde die Stadtkirche förmlich geschlossen, der dort stattgefundene Militärgottesdienst in die katholische Kirche und der Gottesdienst der Civilgemeinde in die Stadtkapelle verlegt, wo bisher auch schon alle Sonntage zweimal für die evangelische Civilgemeinde Kirche gehalten wurde. Folge dieser Einrichtung war, daß die Militärgemeinde in der katholischen Kirche, welche hauptsächlich mit Rücksicht auf Gesang und den katholischen Ritus gebaut wurde, aber an wahrhaft hohnneckenden und schallenden Echos laborirt, von der Predigt weit weniger hört, als dies im bisherigen Lokal der Fall war, daß der Nachmittagsgottesdienst in der Stadtkirche völlig ausgefallen ist, (blos der wöchige Vormittagsgottesdienst wird in besonderer Stunde in der Stadtkapelle abgehalten), und daß die enge und kleine Stadtkapelle durchaus nicht dem Bedürfnisse der die Kirche besuchenden Civilgemeinde entspricht. Indessen auch da hätte man sich, wie bei der Confirmation der Kinder, damit getröstet, daß es nun einmal nicht anders zu machen sey, wenn nicht — und das ist gerade das Wenn, über das der Schreiber dieser Zeilen, als über eine öffentliche Sache, sein Mißfallen hier öffentlich auszusprechen sich erlaubt. Seit dem 1. Mai d. J. ist, wie gesagt, unsere Stadtkirche geschlossen, ohne daß bis jetzt mit Bauarbeiten darin der Anfang gemacht wäre, ja, ohne daß nur von den betreffenden Behörden entschieden wäre, welchen Umfang die vorzunehmenden Bauarbeiten haben sollen und deshalb mit den Bauhandwerkern Accorde abgeschlossen wären. Es kann sich nicht fehlen, daß in der Gemeinde dies Anstoß erregt. Dabei ist noch gar nicht abzusehen, wann die Bauarbeiten in's Leben treten. Der Sommer ist schon stark vorgeschritten und es scheint nicht sehr zweckmäßig, nach vielleicht nur begonnenen einigen Arbeiten dann die Sache für den Winter liegen zu lassen. Nein, als räthlicher erscheint, bis zu allseitig entschiedener und abgemachter Bausache das Gotteshaus wieder seiner Bestimmung zu öffnen.

△

Charade

Den stillen Schooß der Ersten nur vertraut
Das Ganze seiner Liebe süße Schmerzen.
Die Zweit' ist Strich und Punkt. Auf Schädel baut
Die Dritt' ihr Urtheil von der Menschen Herzen.

Auflösung der Logogryphe in Nro. 165.

1. Fuß, Guß, Huß, Kuß, Nuß, Nuß, Muß. — 2. Binde, Linde, Rinde.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 19. Juni. Richard Savage, Trauerspiel in 5 Abth., von Karl Gutzkow.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 168. Montag, den 20. Juni 1842.

Theodor's Beruf.

Nach dem Französischen von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Anna hatte vor, in der nächsten Nacht nach Hause zurückzukehren, denn da sie um alles in der Welt nicht wollte, daß ihr Oheim Neubeck etwas von ihrer Entführung erfahren solle, so konnte dieses nicht wohl anders als bei Nacht geschehen. Sie hatte gehofft, Josephinens Bruder, Leo, zu finden, und auf seine Begleitung gerechnet, denn der Schwatzhaftigkeit der Domestiken wollte sie ihre Ehre nicht anvertrauen; aber dieser, im Begriff, eine Reise nach Italien zu machen, befand sich in der Hauptstadt, theils um nöthige Bestellungen wegen seiner Reise zu machen, theils um Abschied von seinen Freunden zu nehmen. Er sollte erst in einigen Tagen zurückkommen; dagegen aber erwartete man stündlich einen jungen Mann, der ihn auf dieser Reise begleiten sollte, und Anna hoffte, vielleicht in diesem Mentor auch den ihr nothwendigen Begleiter finden zu können; noch lag ein ganzer Tag vor ihr, und sie hoffte, daß der Himmel sie bis zum Abend wohl auf irgend eine Weise inspiriren würde.

Indessen bat sie Josephine, ihre Uniform abzulegen und sich des vollständigen Frauenanzugs zu bedienen, den sie ihr in dem Bündel mitgebracht hatte; Anna bat aber vor allen Dingen um ein kräftiges Frühstück, da sie noch vom vorigen Abend her nüchtern war. Josephine versprach, ihr dieses verschaffen zu wollen, als sie nahende Stimmen vernahm, und, einen Blick durch das Fenster werfend, ihre Aeltern erkannte, die gerade auf den Pavillon zukamen. Ihre Verwirrung war nicht klein; Anna sprach ihr Muth ein, und rieth ihr, zu thun, als suche sie ein Buch in der Bibliothek; dann bat sie nochmals, ihr Frühstück nicht zu vergessen, und entfernte sich mit dem Bündel in das Nebenzimmer.

„Ich wiederhole es Ihnen, Madame," sagte Herr von Neubeck zu seiner Frau im Eintreten, „daß ich es so haben will."

„Und ich," erwiederte diese, „ich wiederhole Ihnen, daß Sie nicht gescheut sind. Dieser Pavillon liegt ganz isolirt am Ende des Gartens .... nichts ist unbequemer."

„Aber im Gegentheile ... es ist eine herrliche Einsamkeit, eine wahre Wohnung eines Weisen, mit einer ausgesuchten Bibliothek."

Plötzlich Josephinen wahrnehmend, fragte die Mutter, was sie da mache; sie gab vor, ein Buch zu suchen, konnte sich aber zugleich der Frage nicht enthalten, wer denn das Gartenhaus bewohnen solle, und erfuhr, daß es für den Begleiter ihres Bruders bestimmt sey, den man aber erst in drei bis vier Tagen erwarte.

Bei diesem Nachsatze fiel ein schwerer Stein von Josephinens beklommenem Herzen.

„Sie hören es, Madame," hob Neubeck wieder an, „Josephine findet auch nichts einzuwenden; nur Sie bilden immer die Oppositionspartei."

„Das kommt daher, weil Ihre Ideen stets so widersprechend sind," erwiederte seine Gemahlin.

„Und in was, wenn's beliebt? Tadeln Sie mich vielleicht, weil ich meinem Sohne als Reisebegleiter einen jungen Mann gebe, der seine Studien im Seminarium gemacht hat, und der nach meiner Ansicht ein Bürge von Moralität und gutem Betragen ist?"

„Nein, darin tadele ich Sie nicht .... Zu meiner Zeit erzog man viele junge Leute auf diese Weise. Ich wundere mich nur, daß Sie, der gar nichts glaubt, der sich über die ehrwürdigsten Satzungen wegsetzt, einen solchen Gebrauch wieder aufleben läßt."

„Das ist wahr ..." sagte Neubeck mit einem sonderbaren Grinsen. „Im Allgemeinen glaube ich nur das, was ich sehe, und da ich nichts sehe .... so begreifen Sie das Uebrige; aber ich bin recht böse, daß meine Kinder andere Ansichten haben."

Frau von Neubeck sagte, daß sie nicht wisse, warum er Josephinen in ihren Frömmigkeitsideen ermuntere, die zwar recht löblich seyen, wenn sie nicht übertrieben würden; aber die Welt und die Ehe zu fliehen, sich gänzlich einem abgeschiedenen Leben weihen zu wollen, sey ein Mißbrauch, und es sey ihre Pflicht, sich dem zu widersetzen. Sie gestand zwar zu, daß ihre Tochter ein Musterbild von Züchtigkeit und Sitte sey, so daß sie in der Pension, wo sie erzogen worden, sogar zu dem Modell des Bildes einer Heiligen gedient habe, welches für eine Kirche gemalt worden sey; allein sie behauptete, die Bestimmung eines jungen Mädchens sey, sich zu verheirathen und in der Gesellschaft zu leben, und sie wolle ihre Tochter verheirathet sehen.

„Nun," sagte Neubeck, „so suchen Sie einen Schwiegersohn aufzustöbern, der uns ansteht, und er mag das Mädel nehmen."

Jetzt waren sie an einen Punkt gekommen, der schon Ver-

Digitized by Google

anlassung zu zahlreichen Streitigkeiten zwischen ihnen gegeben hatte.

„Nichts leichter als das," antwortete Frau von Neubeck, „mein Bruder ist Oberst, und in seinem Regimente giebt es viele heirathslustige Offiziere . . . ."

„Ein Soldat!" rief der Edelmann zornig; „sind Sie toll? Ein Schwiegersohn, der sich bei der ersten Gelegenheit todtschießen läßt."

„Zu meiner Zeit verheirathete man die Töchter vorzugsweise gern an Offiziere."

„Sie kommen mir auch immer mit Ihrer Zeit."

„Finden Sie etwas Besseres auf."

„Ich gebe meine Einwilligung nicht."

„Das wollen wir doch sehen."

In Bezug auf den Sohn, meinte sie, sey die Gefahr nicht so groß für ihn, da solle er vorsichtig seyn, da er den jungen Mann, den er erwartete, nicht kenne, und nicht wisse, ob er nicht ein Fanatiker und Scheinheiliger sey.

Theodor von Stiede war der Sohn eines Schulfreundes des Herrn von Neubeck, der, nicht so glücklich wie er, vor etwa zwölf Jahren sein Vermögen durch unglückliche Spekulationen verloren und sich nach Indien eingeschifft hatte, um dort sein Glück zu versuchen. Bei seiner Abreise ließ er seinen Sohn, damals noch ein Knabe, in den Händen einer alten Tante zurück, die eine Betschwester war, und ihn nach ihrer Art erzog; daher kam es, daß Theodor den geistlichen Stand erwählt hatte, worüber sein Vater bei seiner Rückkehr, die vor kurzem erfolgte, ganz trostlos war. Er war reich geworden; Alles, was er in Indien unternommen, war ihm weit über Erwarten geglückt, und als er erfuhr, daß sein alter Freund eine Art Mentor für seinen Sohn suche, hatte er ihn gebeten, Theodor zu wählen, denn er hoffte, daß eine weite Reise und der Umgang mit der Welt ihn verleiten würden, einem Stand zu entsagen, der allen seinen Wünschen entgegen war. Neubeck hatte einem Freunde einen solchen Dienst nicht versagen können, und schärfte seiner Frau jetzt nochmals ein, den Pavillon für den jungen Mann in Bereitschaft zu setzen; dann ging er, um seine Zeitungen zu lesen.

(Fortsetzung folgt.)

Das siebente Gebot im Koffer.

Man schreibt aus einer Stadt am Rhein: Ein seltsamer Vorfall bildet hier das Tagsgespräch. Vor ungefähr dreißig Jahren, während des Zugs der großen Armee nach Rußland, wurde ein französischer Kapitän im Hause eines hiesigen Finanzbeamten einquartirt. Voraussicht oder Ahnung des unglücklichen Ausgangs bestimmte ihn, die besten Habseligkeiten nebst einigem Baargeld in einen Koffer zusammenzupacken, und diesen den zwei Töchtern des Quartierherrn anzuvertrauen, mit welchen ohnehin etwas soldatisch gesinnten Damen der Offizier während der mehrwöchentlichen Cantonnirung in ziemlich befreundete Verhältnisse getreten war. Die beiden Schwestern versprachen die sorgfältigste Bewachung des Depositi, und bei einem etwaigen Sterbfalle des Deponenten die ungesäumte Ablieferung an dessen in Frankreich lebende arme Familie. Als nun die Kunde vom Untergang der meisten Heertrümmer an den Rhein gelangte, beschlich die Schwestern, die in guten Vermögensumständen lebten, die lediglich Gier nach fremdem Eigenthum. Sie erbrachen das anvertraute Gut, verwertheten und theilten dessen Inhalt; den Koffer selbst verkauften sie an einen auswärtigen Juden. Der Kapitän war, wie sie richtig berechneten, ein Opfer des ungeheuren Kriegs geworden, hatte jedoch kurz vor seinem Tode noch so viel Zeit und Kraft gefunden, um durch einen Brief seine entfernte Verwandtschaft von dem Depositi in der Rheinstadt zu benachrichtigen. Nach Verlauf etlicher Monate erschien auch ein Abgeordneter der Familie vor den beiden Schwestern, die indessen, auf eine solche Möglichkeit schon vorbereitet, mit scheinbarer Unbefangenheit erklärten: „Es sey während der Retirade schon ein anderer französischer Offizier, dessen Name ihnen entfallen, zu N. N. eingekehrt, habe von seinem sterbenden Cameraden eine schriftliche Ordre zur Empfangnahme des Koffers vorgezeigt, und hierauf denselben auch wirklich mitgenommen." Der Franzose, dem es an Beweis- und andern Mitteln fehlte, mußte also mit leerer Hand wieder nach Hause wandern. Vor etlichen Tagen kam nun die jüngere Tochter des mittlerweile verstorbenen Finanzmannes (die ältere liegt schon seit Jahren auf dem Siechbette) in eine Trödlerstube, wo unter andern Effecten auch ein alter Koffer verstrichen ward. Bei dem geringen Angebote bot sie einige Kreuzer mehr, und erhielt ihn zugleich zugeschlagen. Wie erschrak sie, als sie bei näherer Besichtigung die Hinterlassenschaft ihres ehemaligen Gastfreundes erkannte, und endlich gar auf dem Grunde des Koffers in großen Frakturbuchstaben die Worte las: „Siebentes Gebot: Du sollst nicht stehlen." Diese von einem der späteren Besitzer vermuthlich aus Scherz eingeklebte Inschrift äußerte auf den Gemüthszustand der nun bereits sechzigjährigen Person eine augenblickliche, außerordentliche Wirkung. Es stellten sich Symptome der Verrücktheit ein, welche sich bis jetzt eher gemehrt als gemindert haben. Mit dem leeren Koffer auf dem Rücken, sah man am andern Tage die stattlichst Aufgeputzte durch die Gassen ziehen; auf Befragen erklärte sie, sie müsse in die Welt hinaus, und in diesem ihrem Schatzkästchen die Beichtzettel ihrer ehemaligen Liebhaber einsammeln. Diese Idee ist so fix geworden, daß die Unglückliche in eine Heilanstalt gebracht werden mußte, welche sie wahrscheinlich in ihrem Leben nicht wieder verlassen wird. Abermals ein Beispiel, wie häufig sich das Unrecht durch sich selber straft!

Mannichfaltigkeiten.

(Wiesbaden, 8. Juni.) Mit dem Beginnen dieses Monats hat sich die Zahl der täglich hier ankommenden Fremden beträchtlich vermehrt. Die bereits erschienene Curliste gibt schon 2265 Curgäste und 2546 Passanten, unter welchen sich besonders viel Engländer, doch auch Repräsentanten aller andern europäischen Nationen befinden. Logisbestellungen für die späteren Sommermonate sind in bedeutender Zahl von norddeutschen und holländischen Familien bereits gemacht worden, und es steht auch zu erwarten, daß durch die Waffenübungen der preußischen Truppen am Rhein, die Feste in Köln, die Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Mainz, die dortige deutsche Gewerbeausstellung ꝛc. noch viele Gäste im Herbst diesem großartigen Curort zugeführt werden. Der Kurfürst von Hessen beabsichtigt nach dem jetzigen Aufenthalt im Schlangenbad, das

Digitized by Google

derselbe Ende Junius verläßt, auf längere Zeit nach Wiesbaden zu kommen, zu welchem Zweck bereits ein freundlich gelegenes Landhaus auf drei Monate gemiethet ist. Den vor einigen Tagen hier eingelaufenen Nachrichten zufolge wird auch Se. Maj. der König Leopold Ende Septembers wieder hierher kommen und eine mehrwöchentliche Cur an der hiesigen Heilquelle gebrauchen, welche bei dem hohen Gaste einen guten Erfolg gezeigt haben soll. Mit Ablauf der Herbstsaison soll mit den großartigen Anlagen um den Kochbrunnen begonnen werden, zu welchem Zweck die städtische Behörde wegen des Ankaufs des erforderlichen Terrains mit dem betheiligten Grundeigenthümer in Unterhandlungen steht. Nur ist zu bedauern, daß das Terrain des bereits niedergerissenen Badehotels zur „Blume" nicht zur Erweiterung der Umgebung des Curbrunnens angekauft und zur Verschönerung des Platzes mitverwendet wird; späterhin dürfte sich keine Gelegenheit mehr darbieten, dasselbe zu erwerben.

(Hanau, 14. Juni.) Unser Lamboifest, zur Erinnerung an die Entsetzung Hanau's im 30jährigen Kriege, war gestern überaus zahlreich besucht, denn viele Tausende waren, wie auch schon vorgestern, in dem Lamboiwald in Heiterkeit und Freude in Zelten, unter Bäumen ꝛc. vereinigt. Essen und Trinken machen allerdings die Hauptbestandtheile dieses Festes aus, allein es ist dennoch ein ächtes Volksfest und wurde seit zweihundert Jahren mit großer Liebe von den Bewohnern unserer Stadt gepflegt; der 13. Juni ist die Kirchweihe der Hanauer. Um so mehr hat es unangenehm berührt, daß diesem Feste der Charakter eines allgemeinen Festes für die ganze Provinz, und selbst für unsere Stadt auch die kirchliche Feier desselben, seit zwei Jahren genommen worden. Dadurch hat sich das falsche Gerücht verbreitet, unser Lamboifest gehe ganz ein, und wenn wir auch zugestehen müssen, daß gestern mehr Menschen als sonst in dem Walde vereinigt waren, daß es überaus lustig darin herging, fehlten doch die sonst gewohnten Gäste aus der Nachbarschaft und namentlich aus Frankfurt in größerer Zahl, und sicher nur deßhalb, weil man nicht recht gewußt, ob das Fest gefeiert werde, oder nicht. Es ist deßhalb wünschenswerth und den Interessen unserer Stadt angemessen, daß das Lamboifest ganz in seiner frühern Feier und zwar auch für die ganze Provinz wieder hergestellt werde.

(Mannh. J.)

Heinrich Steffens hat die Begebenheit, welche in der Erzählung, „die Himmelspringer" Nro. 161. den Lesern der Didaskalia mitgetheilt wird, zu seinem trefflichen Romane Malkolm benutzt, und auf Seite 4 und 5 und 84 und 85 dieses Romans ist die nämliche Erzählung enthalten. Es ist möglich, daß vielleicht das engliche Taschenbuch den Roman Malkolm als Quelle benutzt hat. †

(Berlin, 13. Juni.) Die Frescomalereien in der Vorhalle des hiesigen Museums haben heute unter Leitung des Malers Hermann und unter Oberaufsicht des Direktors Cornelius begonnen. Die großen Cartone nach den Zeichnungen Schinkels sind bereits vorgestern nach dem Museum gebracht worden, da Se. Maj. der König dieselben morgen in Augenschein nehmen will. Besonders zeichnen sich die Cartone Hermanns aus, welcher, als ein Schüler Cornelius, einer der tüchtigsten Mitarbeiter an den großen Frescomalereien in München mehrere Jahre hindurch gewesen ist. Da unsere Hauptstadt bis jetzt noch gar keine großen Frescomalereien besitzt, so ist man hier natürlich auf diese Arbeiten sehr gespannt und schenkt denselben eine besondere Aufmerksamkeit. Jedenfalls dürfte es aber gut seyn, vorher darauf aufmerksam zu machen, daß in Bezug auf die Wirkung der Färbung die Frescomalereien, der Natur der Sache nach, mit Oelgemälden nicht verglichen werden dürfen, indem dies zu den falschesten Urtheilen Anlaß geben würde.

Zu Wedmore in Somerset wurde am vorigen Freitage eine sehr zahlreiche Versammlung von Nichts-als-Theetrinkern gehalten. Alles ging gut bis gegen den Schluß, wo die Musikanten, welche nicht bezahlt wurden und daher wenigstens einige Erfrischungen erwarteten, über bitteren Durst klagten. Vierzehn anwesende Pächter, die ohnehin über den verächtlichen Ton aufgebracht waren, worin der Hauptredner des Abends von ihrem Aepfelwein gesprochen hatte, fanden die Beschwerden der Musikanten gerecht, und luden sie in das vornehmste Wirthshaus ein, wo bis Morgens 5 Uhr, außer einer großen Masse von Branntwein, Gin, Bier und Ale, 16 gewaltige Bowlen Punsch getrunken wurden. Die Musikanten tranken und spielten bis zum hellen Tage.

Bei den letzten Assisen zu York wurde ein junger Mann, Namens Walson, wegen nächtlichen Einbruchs und Raub zum Tode v rurtheilt; seitdem ist jedoch vollkommen erwiesen worden, daß er an dem Verbrechen gänzlich unschuldig war. Da man ihn zum Glücke noch nicht hingerichtet hatte, so wurde er freigelassen, und befindet sich jetzt in seinem Wohnorte Rotherham. Ein Huller Blatt meint, daß es nicht mehr als billig wäre, ihm für die ausgestandenen Leiden eine Schadloshaltung zu geben.

(Frankfurt a. M., 15. Juni.) Aufgefordert von einem Freunde, der meine Liebhaberei für Rosen kennt, besuchte ich vor einigen Tagen den Garten des hiesigen Kunstgärtners Hrn. Schmidt (vor dem Friedbergerthore am Bornheimer Fußweg), und fand daselbst ein überaus reiches Sortiment dieser schönen Blumen in ihrer vollsten Blüthe. Herr Schmidt, dem man nicht mit Unrecht den Namen „Rosen-Schmidt" beigelegt hat, kultivirt vorzugsweise diese Blumengattung und widmet ihrer immer größeren Veredlung seine ganze Thätigkeit und den unermüdlichsten Eifer. Zu allen Zeiten, und selbst bis in den Winter hinein, sind die mannichfaltigsten Arten in großer Anzahl bei ihm blühend zu finden. Man möge es nicht versäumen, sich durch den Anblick dieser (auch in andern Blumengattungen) überaus reichhaltigen Sammlung einen heitern und erhebenden Genuß zu verschaffen! Der Zutritt ist durch die freundliche Zuvorkommenheit ihres Besitzers sehr erleichtert. H.

Korrespondenz.

Mainz, 17. Juni.

In den Wochenblättern von Samstag und Mittwoch ist die längst erwartete Verordnung zur periodischen Ergänzung des hiesigen Gemeinderaths erschienen. Die Wahl beginnt künftigen Sonntag den 19. und dauert volle acht Tage bis zum Sonntage den 26. einschließlich; der achtungswürdige Hr. Clemens Lauteren ist zum Wahlkommissär ernannt worden. Dreizehn Mitglieder sind diesmal zu er-

Digitized by Google

wählen; sechs der Austretenden sind wieder wählbar und werden wahrscheinlich auch wieder gewählt werden. Listen von Kandidaten sind seit einiger Zeit schon in Circulation gesetzt worden und enthalten ohne Unterschied sehr empfehlenswerthe Namen; nur möchten wir darauf aufmerksam machen, daß Männer dabei vergessen sind, die schon seit mehreren Jahren in städtischen Angelegenheiten, ohne Mitglieder des Gemeinderaths zu seyn, gute Dienste geleistet haben, gegen die es daher auf einer Seite eine Art Verbindlichkeit ist, sie zu Gemeinderäthen zu erwählen und die auf der andern Seite durch die Kenntnisse, die sie sich in ihren bisher bekleideten Aemtern erworben haben, auch vollständige Garantie leisten, daß sie als Gemeinderäthe das Wohl der Stadt genügend im Auge behalten werden. Die Männer, die wir aus dem oben angeführten Grunde der Aufmerksamkeit der Wähler empfehlen möchten, sind Hr. Georg Wilhelm Bet, Handelsmann, und Hr. Adam Franz Jost, die beide als Mitglieder der Verwaltungs-Kommission der bürgerlichen Hospizien so viele Beweise von Eifer und Geschäftskenntniß geliefert haben; Hr. Heinrich Joseph Molthan, Rentner, der während mehrerer Jahre als Einnehmer der Central-Armen-Kommission ohne irgend eine Retribution den Fonds verwaltete und seit Errichtung der Kleinkinderbewahr-Anstalt ein thätiges Mitglied des Vorstandes dieses Instituts ist; Hr. Fr. Xav. Geier, früher provis. Stadtbaumeister, der als Techniker im Gemeinderathe vorzügliche Dienste leisten kann, dessen Ernennung bei den bevorstehenden großen Bauten als eine Nothwendigkeit erscheint; Hr. Karl Mellinger, pensionirter Beseher des Rheinschiffahrts-Octroi, ein im Gemeinderechnungswesen wohl erfahrener Mann, der eine sehr gute Acquisition für den Gemeinderath seyn würde; Hr. Buchdruckereibesitzer Prikarts, seit dem Entstehen der Kleinkinderbewahr-Anstalt stets bei dem Vorstande derselben beschäftigt, Mitglied der Gutenberg-Kommission; der Direktor der hiesigen Realschule Hr. Roll; der Professor des Gymnasiums Hr. Baur; die Mitglieder des Vorstandes der hiesigen Section des großh. Gewerbvereins, die Herren Georg Nilius und Friedrich Keußmann. — Möchten unsere werthen Mitbürger, die Wahlfähigen der Stadt Mainz, diese ohne alle Rücksicht im Interesse der Sache gemachten Vorschläge günstig aufnehmen und möchte ja keiner versäumen, seine Stimme abzugeben, damit die Wahl eine Vollswahl sey.

Weimar, 12. Juni.

Eine interessante, bei uns seltene Feier fand am letzten Sonnabend in der Bürgerschule statt, nämlich eine jüdische Confirmation. Zu diesem Zweck hatte sich der Land-Rabbiner Dr. Heß hier eingefunden und verrichtete die feierliche Handlung mit so viel Würde und Geschick, daß die zahlreiche, christliche Versammlung tief ergriffen wurde. Es zeigt gewiß von Liberalität unserer Regierung und unserer Zeit, daß ein christliches Schulgebäude zur Verrichtung dieser jüdischen gottesdienstlichen Feier geöffnet wurde, daß die Versammlung bei nur geringer Zahl hier wohnender Israeliten aus andächtigen Christen bestand und daß, wie man hört, ein christlicher Lehrer die jüdischen Confirmanten in der jüdischen Religion unterrichtet hat. — Am 5. d. M. starb in dem Dorfe Tauradel der Pfarrer J. W. Krause am Schlagfluß, ein Mann, der sich in der landwirthschaftlichen Literatur einen Namen erworben hat. Sein letztes Werk war: „das Getreidebuch, oder neueste Wanderungen durch das wissenschaftliche Gebiet der Getreide."

Frankfurt, 17. Juni.

Bazar für Hamburg's Nothleidende.

Eine schöne Zukunft steht uns bevor, wenn die edle Theilnahme des Weibes die engen Familienschranken durchbricht und die friedliche Schwelle des Hauses überschreitet, um menschliches Interesse weitern und immer weitern Kreisen zuzuwenden. Was sollen die Träume jener Schwärmer von Emancipation des Weibes? Ueberall, wo in der weiblichen Seele die wahre Bildung des Menschen lebt, ist die ächte Emancipation schon geschehen. Sie besteht nur in der geistigen Freiheit, die ihre Schranke erkennt und sie nicht frech zu überspringen wagt, in edler Selbstbestimmung aber an der Lösung der höchsten Fragen der Menschheit Antheil nimmt. Sonst reichte des Weibes Horizont nicht über das Weichbild des Hauses hinaus, heute umfassen seine Sorgen die schönsten und edelsten Interessen des Menschen. Gilt es, im Vaterlande Schönes und Großes zu fördern, in Wissenschaft und Kunst; gilt es, die Thräne des Elendes zu trocknen: unsere Frauen finden sich zusammen und suchen mit nie fehlendem Takt den sicher zum Ziele führenden Pfad. Hierin hat sich unsere Frankfurter Frauenwelt vom großen Befreiungskampfe Deutschlands an bis herab auf unsere Tage bewährt. So fand der Kölner Dombau — einmal zur Nationalsache geworden — eifrige Unterstützung von Seiten unserer Frauen; so jetzt in ungleich höherem Grade das namenlose Unglück, welches vor wenigen Wochen die Stadt Hamburg betroffen hat. — In den prachtvollen Sälen des Mülhens'schen Hauses, ausgeschmückt mit dem Schönsten, was unsere Blumenwelt zu bieten vermochte, war vergangenen Mittwoch und Donnerstag eine Kaufausstellung von Arbeiten unserer patriotischen Frauen veranstaltet, wie man sie selten in so hoher Vollendung anderswo sehen dürfte. Mitten in all der blendenden Pracht des menschlichen Kunstfleißes bewegten sich die in Anmuth und Schönheit blühenden Frauen und Töchter unserer Stadt, um mit süßer Ueberredung die kunstreichen Erzeugnisse ihrer Hände den Schau- und Kaufustigen auszubieten. Man muß es selbst gesehen und gehört haben, mit welch' unwiderstehlichem Reiz und Feuereifer sie für die unglücklichen Abgebrannten den Dollmetsch machten, um zu fühlen, wie es möglich war, daß mit solchen Gesinnungen, bei den jüngst vom gesammten Vaterlande ausgeflossenen Unterstützungen für Hamburg, unsere Stadt in erster Linie stehen konnte. Wie man vernimmt, so sind diese schönen Bemühungen auch abermals mit dem reichsten Erfolge gekrönt worden: die Einnahme soll 2,400 fl. betragen haben. Diese Veranlassung bietet nebenbei Stoff zu einer erfreulichen Bemerkung. Was nämlich unsere deutschen Frauen vor den Damen Englands und Frankreichs rühmlichst auszeichnet, was ein rührendes Zeugniß deutschen Zartgefühls und edler Herzensreinigkeit ist, was als herrliches Zeichen gelten kann, daß es noch gut um unsern Nationalcharakter steht, ist der Umstand, daß hier in unserm Vaterlande nicht üppige Tanzfeste und dergleichen zur Linderung der Noth unserer leidenden Brüder veranstaltet werden — Feste, die bei aller daraus hervorgehenden Unterstützung den Unglücklichen doch nur um so rücksichtsloser an sein Elend erinnern. Es kann nur gut um die künftigen Generationen eines Landes stehen, deren Mütter so zarte Sitte und so reinen Sinn bewahren, wie unsere Frauen und Töchter. Möchten zu allen Zeiten in den Gauen unseres Vaterlandes keine andern Gesinnungen heimisch werden und des Himmels Segen wird uns nie verlassen. §

Aufforderung.

Zur Vollständigkeit des deutschen Nationalwerkes: „Germanien's Völkerstimmen, Sammlung aller deutschen Mundarten" fehlt noch die Mundart Frankfurt's. Wir richten deshalb in diesen Blättern an die mit diesen Mundarten vertrauten Gelehrten und überhaupt Befähigten die höfliche und dringende Bitte, uns gütigst im Interesse der deutschen Sprachforschung einige Dichtungen, Lieder oder Sagen, Volksmährchen, Legenden, kurze Erzählungen aus dem Munde des Volkes u. s. w. auf dem Wege des Buchhandels zukommen lassen zu wollen, da es zur Förderung des deutschen Sprachstudiums höchst wünschenswerth seyn dürfte, daß in dem obengenannten vaterländischen Werke keine der deutschen Mundarten der würdigen und für den Zweck hinreichenden Vertretung ermangele. Mundartliche Sprichwörter werden auch sehr willkommen seyn. Eigenthümliche Ausdrücke ersuchen wir durch hochdeutsche unter dem Texte erklären zu wollen. Bis jetzt haben bereits 205 deutsche Gebiete, Städte und Orte ihre Mundarten eingesandt.

Berlin, im Mai 1842. Dr. Firmenich.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 21. Juni. Robert der Teufel, große Oper in 5 Haupt- und einer Zwischen-Abth., Musik von Meyerbeer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 169. Dienstag, den 21. Juni 1842.

Theodor's Beruf.

Nach dem Französischen von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Frau von Neubeck sah sich nicht sobald allein mit ihrer Tochter, als sie ihr eröffnete, daß sie ihr ein Geheimniß zu entdecken habe. Ohne Josephinens sichtliches Erschrecken zu bemerken, sagte sie ihr, daß sie so gut wie überzeugt sey, daß bis jetzt ihr Herz noch frei geblieben, daß sie daher mit ihrem Bruder, dem Obersten, eine Verschwörung zu ihrem Glücke gemacht, und dieser es übernommen habe, ihr einen Gemahl in seinem Regimente auszusuchen.

„Einen Mann!" rief Josephine, „und noch dazu einen Offizier!"

„Hättest Du auch Vorurtheile gegen das Militär?" sagte die kriegerisch gesinnte Mutter etwas ärgerlich . . . . „Zu meiner Zeit suchte man sie überall . . . . sie waren die Seele der Gesellschaften . . . . es sind die liebenswürdigsten Menschen."

Josephine warf ihr schüchtern ein, daß sie fürchte, daß ihr Vater nicht gleicher Meinung seyn würde.

„Das weiß ich wohl," erwiederte die Mutter; „niemals würde ein Offizier Zutritt in seinem Hause erhalten, und am allerwenigsten als Freier. Wir mußten auf ein Mittel sinnen, ihn einzuschmuggeln, und der Zufall hat es uns geliefert. Der Schützling meines Bruders wird heute statt des jungen Stiede in der Kleidung eines Seminaristen bei uns ankommen."

Dabei suchte sie den Brief, den ihr der Oberst geschrieben, und der voll des prunkenden Lobes des jungen Offiziers war, allein sie fand ihn nicht in ihren Taschen, und tröstete sich damit, ihn in ihrem Sekretair gelassen zu haben. Sie bemerkte Josephinen noch, daß er zwar erst Lieutenant sey, daß man aber Ansprüche auf Alles machen könne, wenn man sich Arthur von Holzhausen nenne.

Josephine hatte nicht sobald den Namen von Annens Entführer vernommen, als sie ihrer Mutter erklärte, daß sie bei ihrer bekannten Abneigung gegen die Ehe sich nicht entschließen würde, zu heirathen. Die Mutter ward aber in ihrer Strafpredigt gegen diesen unnatürlichen Entschluß, wie sie ihn nannte, durch den Ton der Glocke an der Hausthüre unterbrochen, der ihr schon am frühen Morgen einen Besuch ankündigte, und fast augenblicklich erschien auch Herr von Neubeck mit der Nachricht, daß der junge Stiede, den er an seinem Anzug von weitem erkannt habe, eben durch die große Allee herkomme, und von dem Gärtner in das Gartenhaus gewiesen worden sey.

Frau von Neubeck hoffte und Josephine fürchtete den Lieutenant in ihm, und die Letztere machte sich eiligst davon und schlich durch das Gebüsch, um dem Gefürchteten nicht zu begegnen.

Gleich darauf trat ein junger schwarzgekleideter Mann von hübschem Aeußeren ein, der sich auf eine schüchterne Weise als Theodor von Stiede zu erkennen gab. Neubeck bewillkommte ihn, bemerkte ihm jedoch, daß er ihn erst in einigen Tagen erwartet habe.

„Es ist wahr," sagte Theodor, „mein Eifer hat vielleicht die Gränzen überschritten, und durch, ich weiß nicht welche, blinde Ungeduld gedrängt, bin ich unter Ihr Dach geeilt . . ., wie ein gebrechlicher, von den Winden getriebener Kahn."

Neubeck bedauerte das schlechte Wetter, das er unterwegs gehabt, und versprach ihm eine Aufnahme, welche ihn die Strapatzen der Reise vergessen lassen sollte.

„Ich erwartete das von Ihrer Langmüthigkeit," war Theodors Antwort.

Frau von Neubeck fand, daß er seine Rolle so gut spiele, daß man ihn durchaus nicht für einen Offizier halten würde; sie drückte ihm ihr Vergnügen über seine Ankunft aus, Herr von Neubeck stellte sie ihm als seine Gemahlin vor. Theodor, der fand, daß dieses Weib sehr freche Blicke habe, schlug die Augen beschämt zu Boden, und Frau von Neubeck fand das bewunderungswürdig.

Neubeck erkundigte sich nach dem Befinden seines alten Freundes Stiede.

„Mein Vater," erwiederte Theodor, „erfreut sich der Gesundheit des Leibes und des Geistes . . . ."

„Ich glaube," fuhr Neubeck fort, „daß er nicht sehr zufrieden ist mit dem Stande, den Sie ergriffen haben."

„Mein Vater," erwiederte der Seminarist, „ist ein wackerer Mann nach den Begriffen unserer Zeit, aber seine Seele ist von dichter Finsterniß umhüllt! . . . Er behauptet, ich hätte keinen Beruf zu dem geistlichen Stande, und will, daß, bevor ich mich ihm gänzlich weihe, ich erst noch eine Zeit lang auf den Pfaden der Welt wandeln soll! . . . er hofft mich dadurch zu profanen Gedanken, zu weltlichen Gefühlen zurück zu führen . . . . darum hat er mich zu Ihnen geschickt . . . . es ist eine Prüfung zu bestehen, aus welcher ich siegreich hervorgehen werde, und ist ein Mal meine Aufgabe erfüllt, so werde ich

Digitized by Google

wie ein freudig springendes Lamm in den Schafstall zurückkehren."

Frau von Neubeck flüsterte ihm leise zu, daß er seine Rolle zum Entzücken spiele; Theodor sah sie groß an, ohne zu wissen, was dieses Weib von ihm wolle.

„Junger Mann," hob Neubeck an, „wir werden mehr von diesem Gegenstande sprechen, aber erwarten Sie nicht, daß ich alle Ihre Meinungen theile, denn ich habe Voltaire gelesen, ich bin ein Anhänger Voltaires. Für den Augenblick aber denken Sie nur daran, auszuruhen .... Mein Sohn ist noch in der Hauptstadt, und bis zu seiner Rückkehr sollen Sie dieses ruhige, einsame Gartenhaus bewohnen .... hier Ihre Bibliothek, dort Ihr Schlafzimmer," sagte er, auf Beides deutend. „Meine Tochter wird Sorge tragen, daß es Ihnen an nichts fehlt."

„Ihre Tochter! Sie haben eine Tochter?"

„Ein junges Mädchen, das ich Ihnen vorstellen zu dürfen um die Erlaubniß bitte."

„Nehmen Sie an! nehmen Sie an!" flüsterte ihm Frau von Neubeck zu.

Theodor sah sie einen Augenblick fest an und sagte dann: „Nein, Herr Baron, und hätte ich diesen Umstand gekannt, so würde mein Fuß die Schwelle Ihres Hauses nicht überschritten haben, denn das Weib ist die Klippe des Weisen .... und ich schwacher Sterbliche muß ohne Aufschub eine Kreatur fliehen, die das Herz in Aufruhr bringt."

Frau von Neubeck fand den vermeinten Offizier unendlich gewandt und geistreich, aber der Baron fand denn doch seine Skrupel ein wenig zu weit getrieben; er lud ihn ein zu einem kräftigen Frühstücke, dessen er nach seiner Reise wohl bedürfen möge, und rühmte besonders die Trefflichkeit seiner Weine. Aber Theodor bat um die Erlaubniß, sich nicht zu diesem Banket niedersetzen zu dürfen.

Neubeck meinte, ihn hungere vielleicht nicht.

„Im Gegentheil," sagte Theodor, „ich bin gleich den Hebräern in der Wüste, bevor ihnen der Himmel sein Manna geschickt hatte .... ich falle fast um vor Entkräftung .... aber Ihre Weine .... ich würde fürchten, mich von der Gefräßigkeit überraschen zu lassen, und ziehe es vor, daß man mir hier ein leichtes Mahl aufträgt, um der Natur nur gerade das zu gönnen, was nothwendig ist, um ihre Zerstörungen wieder gut zu machen."

Neubeck meinte, über den Geschmack lasse sich nicht streiten, und gab seiner Frau einen Wink, den jungen Sonderling nach seinen Wünschen bedienen zu lassen. Indem sie sich entfernte, wußte Frau von Neubeck dem jungen Geistlichen noch zuzuflüstern, daß sie ihn allerliebst fände, und daß sie wiederkommen würde, wenn ihr Mann sie nicht stören könne.

(Fortsetzung folgt.)

An die Wetterauer Sängerbünde.

Der Tag, an dem das vierte Wetterauer Gesangfest gefeiert werden soll, ist nunmehr bestimmt: es ist der 17. Juli. In Friedberg werden sich alsdann alle Wetterauer Sängerbünde zusammenfinden, von Alsfeld bis Homburg, von Wetzlar bis Frankfurt. — Das Sängerleben hat in der goldenen Wetterau, unstreitig eine der schönsten und reichsten Gegenden des ganzen Vaterlandes, einen überraschend schnellen Aufschwung genommen und es handelt sich nun darum, dieser neuen edlen Richtung des Volkslebens eine festere Grundlage zu geben, damit diese Begeisterung nicht eben so schnell verfliege, als sie entstanden ist.

Wer kann es läugnen, daß die Wetterauer Sängerfeste eine jener wunderschönen Blüthen des deutschen Volkslebens sind, die wir in neuerer und neuester Zeit von einer Gränze des lieben gemeinsamen Vaterlandes bis zur andern sich hervordrängen sehen? — Die erstarkende Vaterlandsliebe der deutschen Herzen ist der heilige Boden, in dem diese Feste wurzeln, und das Gefühl für deutsche Ehre und deutschen Ruhm sollte die erwärmende Sonne seyn, unter der sie gedeihen.

Es war einst eine schöne und große Zeit in Deutschland, als die Minnesänger das Vaterland durchwanderten, die Harfe in der Hand und das Ritterschwert an der Seite. — Damals gingen die Gesänge der Dichter lebendig von Mund zu Mund und vermoderten nicht im Papier, wie es später der Fall war. Diese Zeiten eines großartigen und poetischen Volkslebens scheinen wieder heranzukommen und es scheint, als wenn es eine wesentliche Aufgabe der Singvereine und Sängerfeste wäre, den Geist unserer großen Dichter aus dem Staube zu erwecken und ihre Gesänge aus dem todten Papier ins frische Leben hineinzutragen.

In seinem Volke soll der Dichter leben, seinen Namen soll Jeder kennen, denn wer sein Volk begeistert und veredelt hat, soll unsterblich seyn, wie die Helden, die für's Vaterland gefallen sind. Aus diesem Grunde entbiete ich den Wetterauer Sängerbünden meinen freundlichen Gruß, und da es allbereits Sitte geworden, daß jeder Sängerbund in diesen Gegenden einen Namen führe, so frage ich, ob es nicht entsprechender, schöner, sinnreicher, großherziger und patriotischer wäre, wenn sich jeder einzelne Sängerbund den Namen eines großen deutschen Dichters oder Tonsetzers verliehe, als daß wir undankbar Jene vergessen, ohne welche die Sängerfeste nun und nimmermehr seyn würden, und in unserm schmachvollen Undank unseren Vereinen die Namen heidnischer Götter beilegen, die in unserm Jahrhundert, in unserem Volk, bei unserem Glauben einen großen Theil ihrer Bedeutung verloren haben. Die Gestalt des Dichters, dessen Namen ein Singverein erwählt, sollte in passender Weise auf der Fahne des betreffenden Vereines prangen, gearbeitet von Meisterhand, und die Rückseite dieser Fahne sollte mit einigen sinnreich gewählten Versen des Dichters geschmückt seyn. Geschähe dieses, so würde damit noch ein anderer trefflicher Zweck erreicht; jeder Sängerbund würde gleichsam ein lebendes Denkmal eines großen Dichters und unser Volk würde seine größesten Zierden eben so wohl kennen und verehren lernen, als es dieselben, wenigstens zum großen Theil, nicht gehörig gekannt und nicht gehörig gewürdigt hat.

Nach diesem wohlgemeinten Vorschlage, dem ich eine freundliche Aufnahme bei allen Sängerbünden wünsche, erlaube ich mir noch den Wunsch, daß „die tragbare Halle", welche der löbliche Singverein zu Friedberg vor einem Jahre beantragte, noch in diesem Jahre gebaut werden möchte, da der Grund des allzugroßen Kostenaufwandes bei der Betheiligung von zwanzig Vereinen ganz wegfällt und eine solche Halle sich immer mehr als ein wahres Bedürfniß erweisen wird.

Möchte die Sonne freundlich herableuchten an jenem heiß-

Digitized by Google

ersehnten Festtage; möchte keiner unserer Freunde vermißt werden; möchte nichts die reine Freude stören bei dieser erhabenen Feier, damit diese noch jugendlichen Feste immer tiefer eindringen in das Leben unseres Volkes, und damit der unermüdete Fleiß der wackeren Festordner mit gutem Erfolge gekrönt werde!!

Mannichfaltigkeiten.

(Neustadt a. d. Haardt, 16. Juni.) Zum bevorstehenden Musikfeste werden bereits Vorkehrungen getroffen. Die Zahl der Besucher wird nicht minder seyn, als in Dürkheim, und Jedem kann freundliche Aufnahme zugesichert werden. Was das Herz erfreuen kann, bietet Neustadt in vollem Maße dar. Eine herrliche Gegend — offene biedere Bewohner und seltene Gastfreundschaft. Wir sehen daher mit Vergnügen jenen frohen Tagen entgegen. (M. J.)

Unter dem Titel — Beitrag zur Förderung der Volkswohlfahrt — hat Ludwig Schreck in Leipzig ein Schriftchen herausgegeben, zur unentgeldlichen Vertheilung an Stadt- und Land-Behörden, so wie an jeden Menschenfreund, welches seiner Gemeinnützigkeit wegen der Empfehlung verdient. Es zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, deren erste die Erziehungs- und Arbeits-Anstalten für Armenkinder und die zweite die gemeinnützigen und wohlthätigen Beschäftigungs- und Unterstützungs-Anstalten für Erwachsene umfassen. Das Schr'chen bringt viele beachtungswerthe und gehaltvolle Bemerkungen, und wird zur Förderung der Humanität sein Scherflein beitragen.

Doktor Wollheim's dramatisches Original-Gedicht in fünf Abtheilungen. — Dom Sebastiam — welches in Hamburg zahlreiche und sehr beifällig aufgenommene Darstellungen gefunden hat, und als ein effectvolles, in schöner Diction geschriebenes Bühnenstück gerühmt wird, ist als Manuscript im Druck erschienen und an viele Bühnen versendet worden. Wir glauben auf dieses Drama um so mehr hinweisen zu müssen, als dasselbe in mehreren öffentlichen Blättern bereits mit Anerkennung besprochen worden ist.

(Salzburg, 12. Juni.) Die Vorbereitungen zum Mozartfeste werden thätig gefördert. Bereits ist auf dem Michaelsplatze, wo Mozart's Standbild wird aufgestellt werden, die Unterlage dazu fertig. Zu den Musikfesten, welche in zwei großen Konzerten, dem Mozart'schen Requiem und einer Messe bestehen werden, sind die vorzüglichsten Künstler — Liszt, Thalberg, Neukomm, Staudigl u. A. — eingeladen, und wie man vernimmt, ist von den böhmischen Landständen das Erbieten gemacht worden, 6 Professoren und 12 Zöglinge des Prager Musikkonservatoriums zur Theilnahme an den Musiken kostenfrei nach Salzburg zu senden. Die Tonkunst wird bei so großartigen Maßnahmen in der Festbegehung eines ihrer vorzüglichsten Meisters einen wahren Triumph feiern und überdies einer in der Folge um so größeren Kultur sich zu erfreuen haben, als vom bevorstehenden Mozartfeste Anlaß zur Bildung eines Vereins für den Musikunterricht, wobei insbesondere die Verbesserung der Kirchenmusik ins Auge gefaßt wurde, genommen worden ist. (K. Z.)

(Leipzig, 1. Juni.) Von der letzten Bücher-Messe ist als bemerkenswerth zu erwähnen, daß, nach den übereinstimmenden Berichten der Buchhändler, in der schöngeistigen Literatur sich eine bedeutende Verringerung des Absatzes kundgegeben hat, wahrscheinlich in Folge des immer mehr überhand nehmenden Interesses an politischer Tages-Lektüre. Nach dem bei Weber erschienenen „Leipziger Zeitungs-Katalog für 1841" erscheinen im Königreich Sachsen 159 Zeitschriften; von diesen kommen auf Leipzig 96, Dresden 9, Chemnitz 4, Zittau 4, Zwickau 4, Meißen 4, Grimma 11, verschiedene andere Städte 27.

(Coblenz, 15. Juni.) Es werden Maßregeln getroffen werden, daß die Namen aller hiesigen Handwerker, welche sich in Ems am grünen Tisch betreffen lassen, öffentlich zur Kunde ihrer Mitbürger gebracht werden. (Preuß. Bl.)

(Kissingen, 15. Juni.) Begünstiget durch anhaltend schönes Wetter, erfreuen wir uns einer Cur, welche alle Erwartungen übertrifft. Die Personen-Zahl unserer Bade-Listen hat schon das erste Tausend überschritten und die Frequenz der Bade-Gäste ist um 187 Personen mehr, als dies zur entsprechenden Zeit im vergangenen Jahre der Fall war. Unsere Besorgnisse, daß wegen der silbernen Hochzeit, welche diesen Sommer in der russischen Kaiserstadt gefeiert wird, die Bade-Gäste von dorten so ziemlich ausbleiben würden, sind gehoben, indem wir jetzt schon eine bedeutende Anzahl größtentheils hochgestellter Bade-Gäste aus Rußland hier haben und täglich dahier ankommen sehen. (N. W. Z.)

Literatur.

Galileo Galilei. Zu seinem Gedächtniß im zweiten Säcularjahr seines Todes. 1. Sein Leben und seine Werke, von Libri. Aus dem Französischen mit Anmerkungen von F. W. Carové. Mit Abbildung der Statue Galilei's zu Florenz. Siegen und Wiesbaden. Verlagsbuchhandlung von Friedrich und Scholz, 1842. S. XX. 104.

Dem Publikum wird hier die Lebensgeschichte eines Mannes geboten, der ewig denkwürdig in der Geschichte der Menschheit bleiben wird, dessen Wirken nicht allein dem Bereiche der Wissenschaft, als Schöpfer der Naturwissenschaften, angehört, sondern das in seinen Folgen weit in die Sphäre der Religion selbst übergreift. Der berühmte italienische Mathematiker Libri hat seine Befähigung zur erneuerten Darstellung des Lebens jenes großen Mannes durch seine Werke hinlänglich beurkundet und die getreue Uebertragung dieser Abhandlung ist um so willkommener, als der Uebersetzer den Werth derselben durch zahlreiche, sowohl literärische, als geschichtliche, ergänzende und berichtigende Anmerkungen zu erhöhen gewußt. Wir glauben aber auch vorläufig auf die zweite Abtheilung dieser Schrift aufmerksam machen zu müssen, welche demnächst unter dem besonderen Titel: „Galilei und der römische Stuhl, mit besonderer Beziehung auf die Rechtfertigung des letztern in den historisch-politischen Blättern für das katholische Deutschland" erscheinen wird. Das Publikum darf hier mit Recht einer eben so gediegenen als unparteiischen und geistreichen Arbeit entgegen sehen. — In dem Vorworte zu vorliegender Schrift gibt uns der Verfasser vorläufige Andeutungen zur Geschichte des Verfahrens des römischen Stuhles in Betreff Galilei's und seiner Schriften. Die erste Abtheilung ist auch mit einer Lithographie, die genaue Abbildung der Statue Galilei's von Costolis Meisterhand, nach dem Kupferstiche Spagnoli's,

Digitized by Google

aus dem Atelier des verdienstvollen F. C. Vogel in Frankfurt geziert und das Ganze wird im Gedächtnißjahre des Todes jenes ewig denkwürdigen Mannes, einem Zeitalter, welches sein unsterbliches Verdienst zu würdigen weiß, eine eben so schätzbare als erfreuliche Gabe seyn, welche die thätigen Verleger durch correcten, schönen Druck, schönes Papier und gefälliges Aeußere auszuschmücken gewußt.

Korrespondenz.

Weimar, 14. Juni.

Seit langen Jahren ist die Mildthätigkeit der Bewohner des Landes nicht so vielfach in Anspruch genommen worden, als in der jüngsten Zeit. Eine Kollekte verdrängt fast die andere. Außer der von dem Großherzoge ausgeschriebenen Landes-Kollekte zur Unterstützung für Hamburg sind noch Subscriptionen im Umlauf für die Abgebrannten des benachbarten Dorfes Denstedt, für das fast gänzlich eingeäscherte Städtchen Berga und für den Papierfabrikanten Händel zu Oberweimar, einen Familienvater von 8 bis 10 Kindern, dessen trauriges Geschick von Allen aufrichtig beklagt wird. Die große Theilnahme, welche sich hier und auswärts zeigt, um allen diesen Unglücklichen wieder aufzuhelfen, ist höchst erfreulich. Auch Leipzig hat für das Städtchen Berga große Theilnahme bewiesen und seinen anerkannten Wohlthätigkeitssinn im schönsten Lichte gezeigt; denn bei H. Küstner sind bis jetzt 518 Thlr. 12½ Ngr. und bei den Gebr. Reichenbach 327 Thlr. 27 Ngr. für dasselbe eingegangen. — Vor einigen Tagen deutete die Lärmkanone abermals auf ein Brandunglück im Umkreise, das aber diesmal glücklicherweise nur auf Täuschung beruht hatte. Aber in dem Dorfe Grochwitz, im neustädtischen Kreise, sind erst vor Kurzem wieder einige Wohngebäude in Asche gelegt worden.

Wiesbaden, 19. Juni.

Gestern Abend verkündete die Janitscharenmusik in dem Hotel zum Alleesaal das alljährliche Waterloo-Fest. Als Fremder und Freund solcher Festlichkeiten begab ich mich in das Restaurationszimmer des genannten Gasthofs, wo ich die zahlreiche Gesellschaft in dem Saale übersehen und mich freuen konnte über die muntere, anständige und brüderliche Cameradschaft, die hier herrschte. Sämmtliche Anwesende waren mit der Medaille geschmückt und dienten früher als Unteroffiziere oder Soldaten in dem bei Waterloo durch seine Tapferkeit ausgezeichneten Corps von acht Bataillons Nassau. Mit großer Begeisterung wurden mehrere heldenmüthige Handlungen einzelner Kameraden und der Corps erwähnt; aber auch mit Wehmuth an den Verlust vieler ihrer Kameraden und vorzüglich jener Verwundeten gedacht, die in der Ferme Hougemont durch Brand nicht gerettet werden konnten. — Dem regierenden Fürsten, so wie den noch lebenden Befehlshabern jener Zeit, Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar und Generallieutenant von Kruse, und allen tapfern Nassauern wurde ein stürmisches Hurrah gebracht. Ein Erinnerungsfest nach 27 Jahren mit einer Herzlichkeit der früheren Kameradschaft, wie hier, zu feiern, kann nur den jungen Krieger, wenn es gilt, zu tapfern Handlungen aufmuntern und ihn anfeuern, den Waffenruhm der Väter zu verherrlichen. H.

Räthsel.

Auf einem Thron von Ebenholz,
Gar mannichfach verziert,
Mit mildem Scepter ohne Stolz
Die Königin regiert.

Viel Diener stehen rings um sie
In glänzender Livree,
Doch ihr bescheid'ner Glanz thut nie
Den Unterthanen weh'.

Vor keinem sonst als ihrem Thron
Sind alle Menschen gleich,
Der Bettler und der Fürstensohn,
Gleichviel, ob arm, ob reich.

Viel Thränen trocknet sie, viel Schweiß,
Weht allen Labung zu:
Dem Bösewicht nur macht sie heiß
Und läßt ihm keine Ruh'.

Doch ob man sie als Fürstin gleich,
Als All're, anerkennt,
Hat mehr Gewalt, als sie, im Reich
Ein stolzer Mitregent.

Obgleich ein nachgeborner Sohn,
Wie uns die Bibel lehrt,
Theilt mit der Schwester er den Thron,
Weit mehr, als sie, geehrt.

Das macht, weil er mehr Herrlichkeit,
Mehr Majestät enthüllt
Und alle Länder weit und breit
Mit seinem Glanz erfüllt.

Die Unterthanen als Despot
Läßt ruhen er fast nie;
Groß wär' ihr Elend, ihre Noth,
Regierte nicht auch sie.

Nur wenn Er fort, führt Sie im Reich
Den milden Herrscherstab;
Kehrt Er zurück, tritt Sie ihn gleich
Dem Bruder wieder ab.

Bald kehrt Er wieder um geschwind,
Bald kommt Er spät nach Haus,
Doch gleicht sich beider Regiment
Der Zeit nach immer aus.

Nie aber sieht man sie vereint
Im gleichen Raum und Ort:
Sobald der Eine wo erscheint,
Geht schnell die And're fort.

Ein Haß gar unversöhnlich tief
Für unser Aug' sie trennt:
Nur Er, der „Werde Licht!" einst rief,
Zugleich sein Ende kennt.

H. H.

Auflösung der Charade in Nro. 167.

Nachtigall.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 21. Juni. Robert der Teufel, große Oper in 5 Haupt- und einer Zwischen-Abth., Musik von Meyerbeer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 170. Mittwoch, den 22. Juni 1842.

Theodor's Beruf.

Nach dem Französischen von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

„Sie wollen mich zahm machen!" dachte Theodor, als er allein war; „so ist die Welt! Kaum bin ich in dieses unreine Babylon eingetreten, und schon stellt man mir hinterlistige Schlingen; bei dem ersten Schritte traf ich auf einen Gottlosen, der von Stolz aufgebläht ist .... und auf ein leichtfertiges Weib, das vielleicht verbrecherische Absichten hegt! die Augen dieses Weibes glänzten wie zwei Karfunkeln, und jedes ihrer Worte schien mir ein schneidendes Schwert zu seyn. Sie findet mich allerliebst, hat sie gesagt, und will wiederkommen, wenn ihr Mann uns nicht stören kann! Diese Worte haben Entsetzen in meinem Geiste verbreitet!.... Ein abscheuliches Netz ist vor mir ausgebreitet .... wo bin ich hingerathen? großer Gott! .... Warum bin ich unter die Kinder der Menschen gekommen! .... Wer wird mir die Kraft geben, meine Feinde zu stürzen und mich selbst zu bezwingen, der ich mein größter Feind bin? .... denn meine Seele ist noch nicht losgelöst von den Dingen dieser Erde, und mein Herz ist voll Unflath! .... Meine Blicke verweilen auf der Kreatur mit einem Wohlgefallen, das mich dem unvernünftigen Thiere gleich stellt .... mein Elend ist so tief, daß ich kaum das Wort Weib auszusprechen wage! .... dieses Wort, das hinreichend ist, mir Schwindel zu erregen! .... O Weib! Dein Anblick verdunkelt mein Gesicht und Deine Stimme verwirrt meine Stimme! Deine Nähe erregt mir Zittern, und selbst in der Nacht erfüllst Du meine Träume mit aufrührerischen Visionen. Es ist der Teufel, der, um mich zu versuchen, die Gestalt eines Engels annimmt, und der Himmel und die Hölle streiten sich um mein sündiges Herz. Wohin soll ich fliehen? ... wohin mich verbergen? .... Der Geist der Finsterniß, der sich stets im Kreise um mich herum dreht, verfolgt mich selbst an die Orte, die dem Gebete geweiht sind .... das ist doch arg. Einst, ich entsinne mich, lag ich kniend auf dem Marmorboden und schlug an meine Brust, und als ich meine Stirne wieder aus dem Staube erhob, erblickte ich ein Bild, das man in dem Heiligthume aufgehängt hatte .... es war das Bild einer Heiligen .... ein Sonnenstrahl, der durch das Kirchenschiff zog, schien dieses reizende Haupt mit einer göttlichen Glorie zu umgeben! .... Meine Augen blieben starr darauf geheftet .... und oft brachte ich, lange Stunden in Betrachtung verloren, vor ihm zu .... mehr noch .... ein weltliches Talent, das ich in der Jugend geübt hatte, diente mir dazu, diese himmlischen Züge abzukonterfeien, und seitdem haben sie mich nicht verlassen. Ach! vielleicht habe ich mich dadurch einer schweren Sünde schuldig gemacht .... vielleicht war es eine List des bösen Geistes, um mich sicherer in den Abgrund zu ziehen .... aber nein! .... es ist eine fleckenlose Liebe .... eine Neigung, die nichts mit den Sinnen gemein hat."

Bei diesen Worten zog er ein Miniaturbild aus dem Busen, und nachdem er es zärtlich betrachtet hatte, fuhr er fort:

„Dieses Bild ist ein Band, das mich an ein anderes Vaterland festknüpft! ja, bleibe auf meinem Herzen ruhen, Du meine keusche Lust! .... sey für es gleich einem Schilde der Unschuld, und keine andere als Du soll ihre Wohnung darin haben."

Jetzt trat ein Diener herein und besetzte einen Tisch mit Speisen und Wein; Theodor verbarg das Bild schnell wieder in seinen Busen; doch bevor er sich zum Essen niedersetzte, wollte er sich erst ein gutes Buch aus der Bibliothek holen, um die Nahrung des Geistes mit der des Körpers zu vereinigen. Er trat an den Bücherschrank, und das erste Buch, was ihm in die Hände fiel, war ein Band von Voltaire, den er einen Schriftsteller voller Vorurtheile und Irrthümer nannte .... er war ärgerlich, sich die Hände damit besudelt zu haben. Dann ergriff er die Nonne, von Diderot; obgleich er diesen Schriftsteller nicht kannte, so schien ihm doch der Titel ziemlich auferbaulich, und er begann zu lesen.

Indessen trat Anna, die kein Geräusch mehr in der Bibliothek vernahm, noch immer in Männerkleidung, vorsichtig aus ihrem Zimmer, und ohne den Seminaristen zu bemerken, erblickte sie mit Wohlgefallen den wohlbesetzten Tisch; sie legte schnell ihre Offiziersmütze auf einen Stuhl, und hatte kaum Platz genommen, als Theodor mit dem Ausrufe: „welche Abscheulichkeit!" das Buch weit von sich weg auf die Erde schleuderte.

Anna sprang erschrocken auf; sie hielt sich für verloren, während Theodor mit Erstaunen bemerkte, daß er nicht allein sey, und sich fragte, wer denn der junge Mensch sey, der sich seiner Nahrungsmittel bemächtigt habe.

Anna faßte sich jedoch bald; aus seiner Kleidung schloß sie, daß er wohl der Mentor seyn möge, von dem ihr Josephine gesprochen hatte.

Digitized by Google

„Jüngling," hob Theodor nach einer Pauſe an, „wären Sie vielleicht das Kind des Hauſes, der männliche Schößling des Stammes der Neubeck?"

„Nein, mein Herr," erwiederte Anna, „ich bin ſein Freund und Vetter."

„So, das freut mich," ſagte der Seminariſt; „es würde mich betrübt haben, wenn er dem Soldatenſtande angehört hätte."

Anna war nun überzeugt, daß er der für Leo beſtimmte Begleiter ſey; ſie wollte die Gelegenheit wahrnehmen, ihn in ihr Intereſſe zu ziehen, und um den Anfang zu machen, bat ſie ihn, ohne Umſtände Theil an ihrem Frühſtücke zu nehmen.

Obgleich erſtaunt, daß der junge Offizier das Frühſtück das ſeinige nenne, antwortete Theodor jedoch:

„Trotz Ihrer Uniform flößt mir Ihre Phyſiognomie Vertrauen ein, und ich werde mich willig an Ihre Seite niederſetzen."

Er nahm Platz. Anna legte ihm die beſten Biſſen vor, und fragte ihn, ob er die Soldaten nicht liebe.

„Es giebt gute und böſe," erwiederte der Seminariſt; „wir haben zum Beiſpiel Joſua, der zugleich ein heiliger Mann und ein großer Feldherr war; aber andererſeits haben wir auch Holophernes, der ſich viel vorzuwerfen hatte."

„Ich begreife Ihre Abneigung," ſagte Anna, ihm einſchenkend. „Man ſieht ſelten zwei Perſonen von ſo verſchiedenem Stande, wie wir, bei einander .... und ich geſtehe Ihnen, daß ich dieſes Zuſammentreffen nicht erwartete."

„Meine Ueberraſchung war nicht minder groß, um ſo mehr, da ich Herrn von Neubeck den Wunſch geäußert hatte, allein in dieſem Gartenhauſe zu ſeyn, das ich auf einige Tage bewohnen werde."

Anna ſah ein, daß ihr keine Wahl mehr bliebe, daß ſie ſich ihm anvertrauen müſſe.

(Fortſetzung folgt.)

Madrid.

(Aus den Fahrten und Wanderungen in Caſtilien, Aſturien, Aragon, Navarra, Biscaya, Catalonien, Andaluſien und andern ſpaniſchen Provinzen. Nach dem Engliſchen von Dr. V. F. Guttenſtein. 1842.)

Philipp II. erhielt von Jovellanos den Beinamen „**el Escurialense**“, der Erbauer des Escurials, dieſes dauernden Denkmales ſeines finſtern, fanatiſchen Geiſtes; beſſer wäre die Benennung „**el Madridense**“ geweſen, denn die Aufführung jenes Gebäudes war nur ein harmloſes Vergnügen, im Vergleich zu dem Ungemach, welches er ſeinen Nachfolgern und dem Lande ringsum dadurch zufügte, daß er ſeiner Hauptſtadt eine ſolche Lage, wie die von Madrid iſt, aufnöthigte, woran er hauptſächlich Schuld hatte. Hätte er bei ſeinem Plane die Lage der Hauptſtadt im Mittelpunkte des Reiches beabſichtigt, ſo hätten Toledo, Talavera oder ſelbſt Quadalarara dieſelben Vortheile und noch andere gewährt, welche Madrid gänzlich fehlen, deſſen Lokalität in jeder Beziehung das Gegentheil von dem iſt, was ſie ſeyn ſollte. Es beſitzt kaum eine einzige trinkbare Quelle, keine Schifffahrt, ein ſehr ungeſundes Klima und liegt mitten in einer traurigen Einöde. Dieſes iſt die Lage, welche man für die Hauptſtadt dieſes herrlichen Landes auswählte, welches an den einladendſten Gegenden Ueberfluß hat, und ſchon damals mit prächtigen Städten geſchmückt war, als man den Plan faßte, einen Waldberg, worin „der wilde Eber und der Bär hauſten" (**montana de puerco y osso**), in eine Hauptſtadt umzuſchaffen, ein Plan, deſſen Ausführung als der Triumph deſpotiſcher Macht angeſehen werden kann.

Der Hof verlebt hier einige traurige Monate während jener Jahreszeit, wo wegen der eigenthümlichen herrſchenden Winde das Athemholen im Freien ſo gefährlich iſt, daß Niemand, außer in dringenden Geſchäften, auszugehen wagt, und da die alte ſtrenge Etikette am Hofe aufrecht erhalten wird, ſo trägt ſeine Anweſenheit wenig zur allgemeinen Heiterkeit bei.

Die Granden von Spanien ſind, mit wenig Ausnahmen, an dieſen Ort gefeſſelt, wo ſie, in der That weniger frei als die Bauern, die ihr eigenes Feld beſtellen, ihr Leben in Dürftigkeit und Unterwürfigkeit hinſchleppen. Ihre ungeheuren Beſitzungen liegen halb verödet und die darauf lebende Bevölkerung iſt unabhängig von dem Eigenthümer, der ſie nie ſieht und kaum dem Namen nach kennt. Dieſes barbariſche Syſtem verdanken ſie hauptſächlich dem Escurialenſe, welcher daſſelbe ſeinen Nachfolgern vermachte, durch die es ſo ſorgfältig als eine leitende Staatsmaxime von einer Generation auf die andere verpflanzt wurde. Ihre Paläſte ſind mit einem ungeheuren Troß von Geſinde angefüllt, welches, in Geſchlechtern ſich vermehrend, das Mark ſeines Herrn ausſaugt, deſſen Glanz in keiner Weiſe durch daſſelbe erhöht wird. Dieſer Dienertroß iſt kaum beſſer als die Mönche, mit dem Unterſchiede nur, daß er Nachkommen hinterläßt, wenn man es anders als einen Vorzug betrachten kann, daß eine ſolche Race von Tagdieben (**holgazanes**) ſich fortpflanzt, die ihre Herren zu Grunde richten, ohne etwas zu dem allgemeinen Kapital oder zur Vermehrung des Geldumlaufes beizutragen.

Die Lebensweiſe der meiſten dieſer Granden iſt in Beziehung auf perſönliche Bequemlichkeit und Genuß ſo einfach, daß ſie mit jener eines Landedelmannes von mäßigen Einkünften in England vollkommen verglichen werden kann. Die Eiferſucht, womit dieſe Granden am Sitze der Regierung zurückgehalten werden, um die aus dem Mittelalter herübergenommenen Dienſtleiſtungen zu verrichten, iſt ſo groß, daß ſie nicht nur keine Erlaubniß erhalten, auf ihren Gütern zu wohnen, ſondern nur mit der größten Schwierigkeit die Vergünſtigung eines Beſuches derſelben ſich auswirken können; fallen ſie in Ungnade, ſo verbannt man ſie in der Regel an ſolche Orte, wo ſie kein Intereſſe und keine Verbindung haben. Ehe irgend ein Fortſchritt oder nur der Anfang dazu in der politiſchen und ſtaatswirthſchaftlichen Wiedergeburt des Königreiches gemacht werden kann, muß dieſes Syſtem umgeändert werden; anſtatt daß man jetzt die Landeigenthümer von ihren Beſitzungen zurückhält, muß man ſie nöthigen, Häuſer dort zu bauen und wenigſtens einen Theil des Jahres daſelbſt zuzubringen; anſtatt daß jetzt Auszeichnungen und Orden für oft höchſt unbedeutende, dem Staate ganz nutzloſe Dienſtleiſtungen verſchwendet werden, müſſen dieſelben an die Gründer von Kolonien, an die Beförderer des Straßen- und Brückenbaues, der Agrikultur, der Wieſenbewäſſerung, der Viehzucht vertheilt werden.

Die Abſicht dieſes Entfernungsſyſtems war ohne Zweifel, den Adel von dem Volke zu trennen und ihn zu verhindern, mit dieſem, wie in England, gegen die Tyrannei der Krone gemeinſchaftliche Sache zu machen. Zur Ehre des ſpaniſchen Adels iſt dieſer Plan gänzlich fehlgeſchlagen. Sie verbanden

Digitized by Google

sich mit dem Volke, und so glühend war ihr Eifer für die gute Sache, daß bei den neueren politischen Ereignissen von vierzig, welche an der Spitze des Adels standen, vierundzwanzig noch nicht freigesprochen (impurificados) oder so sehr verwickelt waren, daß sie die Regierung nicht freisprechen konnte. Einige derselben waren dem Könige Ferdinand persönlich befreundet, welcher mit ihnen insgeheim eine Art Coquetterie unterhielt. Diese erlauchten Männer waren über allen Kastengeist erhaben. Während der Konstitutionsperiode hatten viele derselben auf Rang und Hofämter verzichtet, um sich in die Nationalgarde einschreiben zu lassen.

In enger Verbindung mit dem Adel stehen die großen Ritterorden, regelmäßig organisirte Korporationen mit ungeheuren Besitzungen, bedeutenden Privilegien und Immunitäten. Die Mitglieder derselben sind hauptsächlich die jüngeren Brüder des hohen Adels und die Häupter der zweiten und niederen Häuser, welche nicht reich genug sind, um von ihren eigenen Besitzungen zu leben und mit der Absicht, die mit Besoldung verknüpften Komthureien der Orden zu erhalten, in deren Dienste treten. Viele derselben nahmen an den konstitutionellen Bestrebungen Theil, und wurden durch eine tyrannische und ungesetzliche Suspendirung ihrer Orden bis zu gänzlicher Freisprechung derselben Feuerprobe unterworfen, wie die übrigen. Dieses Verfahren wurde auf ausdrücklichen Befehl durch geheime Anklage eingeleitet, indem die Ritter nie erfuhren, durch wen oder wessen sie angeklagt waren. Wie in so vielen andern Fällen, so geschah es auch hier, daß die furchtbare Tyrannei dieser Maßregel ihre Ausführung unmöglich machte. Der feste und hartnäckige Charakter der Häupter dieser Orden, welche mit derselben Beharrlichkeit, womit ihre Vorfahren den Sarazenen Widerstand leisteten, gegen die mönchische Inquisition, die man über sie zu setzen versuchte, ankämpften, triumphirte endlich und es erschien nach neunjährigen vergeblichen Versuchen ein Edikt (1832), wonach der Plan geheimer Anklage als unausführbar dargestellt und bestimmt wurde, daß die Ritter wegen des Antheils, den sie an den Anordnungen des konstitutionellen Systems genommen haben sollten, nach ihren gewöhnlichen Gesetzen und Statuten gerichtet würden.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Die Angabe mehrerer Blätter, daß Prof. Lelewel in Brüssel mit Tod abgegangen sey, erweis't sich als ungegründet.

(Vom Main, 16. Juni.) Dem Kaufmann Schott in Frankfurt ist es nach wiederholten Versuchen gelungen, Kartoffeln auch während des Winters im Freien ohne sonderliche Mühe und Kosten zu ziehen. Am 26. Juli und am 1. August des vorigen Jahres ließ Hr. Schott auf zwei in den Markungen nassauischer Ortschaften gelegenen Ackerfeldern gewöhnliche Kartoffeln $^3/_4$ bis 1 Schuh tief und $1^1/_2$ bis 2 Schuh auseinander stecken, die, nachdem sie zur rechten Zeit gehackt und gehäufelt worden waren, Ende Oktobers zur Blüthe kamen. Als die Kälte eintrat, wurde das Kraut $^1/_2$ Schuh hoch über dem Boden abgeschnitten, sodann an einem Ort mit Laub und etwas Dünger, am andern mit Stroh bedeckt und auf letzteres etwas Erde gebracht. An beiden Orten konnten die Kartoffeln am 10. März geärntet werden; sie hatten ein vollkommen gutes Aussehen und waren vom besten Geschmacke.

(Leipzig, 14. Juni.) Im Laufe der letzten Tage ist hier ein Mal eine unfreiwillige Vergiftung von seltener Art, nämlich durch Schierling vorgekommen, welchen letztern eine ziemlich wohlhabende Familie in einem durch die Hausfrau selbst unvorsichtig bereiteten Petersiliengerichte so reichlich genoß, daß der Mann und die hochschwangere Frau sammt ihrem Kinde bald hintereinander eines gräßlichen Todes starben. Die übrigen Kinder sind durch Arzteshülfe gerettet, weil dies bei diesen noch möglich war, da sie von der ihnen zu bittern Petersilie sehr wenig genossen hatten. Die Magd soll nur zufällig ihren Tod nicht gegessen, nämlich nichts vom Gerichte bekommen haben. (Magdeb. Z.)

(Ems, 17. Juni.) Unser schöner Kurort beginnt sich nach und nach zu füllen. Aus allen Gegenden wandern uns Gäste zu, um an den trefflichen Thermen des freundlichen Ems Genesung zu suchen. Unter den gegenwärtig hier Anwesenden befindet sich Se. königl. Hoh. der Markgraf von Baden. Für Se. Maj. den König von Hannover sind bereits Appartements bestellt, und seit gestern verbreitet sich auch das Gerücht, daß J. Maj. die Kaiserin von Rußland nach der Feier Höchstihrer silbernen Hochzeit noch unser Bad zu besuchen gesonnen sey. Ihre Ankunft würde demnach im August erfolgen, um dieselbe Zeit, wann Se. Maj. der König von Preußen am Rhein sein glänzendes Hoflager aufschlagen wird. Es läßt sich erwarten, daß alsdann für unsern Badeort ebenfalls eine Glanzperiode eintreten und wir uns eines besonders zahlreichen Zuflusses von Fremden zu erfreuen haben werden. (Rh. u. M.)

Korrespondenz.

Bern, 16. Juni.

Am letzten Sonntag begann unser Kantonalschießen bei dem schönsten Wetter, das auch jetzt noch fortdauert und sich allem Anschein nach erhalten wird. Indessen ist es bis jetzt nicht sehr stark besucht, weder aus dem Kanton selbst, noch auch von andern Kantonen, denn es erschienen bis jetzt blos die Fahnen von Murten (Freiburg), Aarau und Luzern; doch hofft man für heute und morgen zahlreicheren Besuch. Indessen dürfte das in Kürzem stattfindende eidgenössische Schießen in Chur immer einen nachtheiligen Einfluß ausüben. Ein einziger, übrigens nicht bedeutender Unfall hat sich bis jetzt ereignet: ein Zimmermann, der eine Scheibe ausbesserte, wurde durch eine abgeprallte Kugel leicht am Arme verwundet. — Verschiedene Blätter haben die Nachricht verbreitet, es werde bei diesem Schießen eine Scheibe zu Gunsten der Abgebrannten von Hamburg aufgestellt; dies ist jedoch die Erfindung eines müßigen Kopfes. Ein für dieselben kürzlich in der Münsterkirche veranstaltetes Orgelkonzert brachte 531 Fr. 70 Rappen, und ein früheres Liebhaberkonzert über 360 Fr. ein, so daß die Gabe aus hiesiger Stadt wohl die Summe von 4,000 Schw. Fr. erreichen, wo nicht übersteigen dürfte. — Zum Erstenmale hatten wir hier eine Blumenausstellung, die, wenn auch nicht besonders groß und zahlreich, doch sehr niedlich war und mehrere Prachtexemplare aus den Familien der Cactus, der Geranien und der Orangen erhielt. Jedenfalls ist es ein schöner Anfang, der für die Folge Erfreuliches verspricht. Die Preisaustheilung wird morgen vor sich gehen.

Digitized by Google

Darmstadt, 18. Mai.

Wenn die Emancipation der Frauen, die allerdings kein leerer Wahn ist, jemals in einer den Forderungen wahrer Aufklärung und höherer Bildung entsprechenden Weise zu Stande kommen sollte, und wenn in Folge derselben große und tiefgreifende Reformen in dem Erziehungssystem des weiblichen Geschlechts sowohl, als auch in seiner gesellschaftlichen Stellung sich geltend machen würden; so würden bei diesem veränderten Stande der Dinge, der noch zur Zeit freilich nur als ein philanthropischer Traum erscheint, die Frauen in eine engere Beziehung zu dem Gemeinwesen gestellt und ihnen somit die Möglichkeit gegeben werden, sich um daſſelbe auch größere Verdienste erwerben zu können. Kommen Frauen durch eine Verkettung von Ereignissen heutzutage mit der Oeffentlichkeit in Berührung, so ist es gewöhnlich die Tugend der Wohlthätigkeit, die man bei ihnen voraussetzt, und die man zur Linderung oder Abhulfe großen Elendes anrufen zu dürfen glaubt. Frauen sympathisirten mit dem von der egyptischen Soldateska des Ibrahim Pascha niedergetretenen unglücklichen Griechenland; Frauen verbanden die Wunden polnischer Tapferkeit, und Frauen endlich zeigten bei der furchtbaren Katastrophe der Stadt Hamburg jenes rege Mitgefühl, jene thätige Theilnahme, welche als der Ausfluß edler und aufgeklärter nationaler Gesinnung zu betrachten ist. Könnte das andere Geschlecht bei verbesserter gesellschaftlicher Stellung nicht noch mehr leisten, als es jetzt schon zu leisten im Stande ist, wo die ihm inwohnende rege Thatkraft, der man nur ein großes Ziel zu stecken brauchte, durch unzählige Fesseln des Vorurtheils und der Convenienz zur trägen Unthätigkeit verurtheilt ist? Ich glaube nicht, und wer diesen wichtigen Gegenstand in nähere Betrachtung zu ziehen sich die Mühe gegeben, wird diese praktische Frage schwerlich unbedingt mit Nein beantworten wollen. — Immer aber bleibt es eine erfreuliche Erscheinung, daß die Frauen, so lange sie noch die alten socialen Schranken um sich gezogen sehen, nicht müde werden, durch die Ausübung der Tugend der Wohlthätigkeit sich dem Gemeinwesen nützlich zu machen. Diese Tugend entfaltete sich auch hier in eben so schöner als edler Weise bei der Nachricht von der Einäscherung eines großen Theiles von Hamburg. Eine von den Damen Frau Oberst v. Bechtold und Frau Oberstlieutenant Fresenius veranstaltete Lotterie von Gaben, welche von JJ. kk. HH. der Erbgroßherzogin und der Prinzessin Karl, wie auch von Jh. Durchl. der Prinzessin Wittgenstein, der Freifrau v. Gerlach und andern Damen mit schönen Beiträgen bereichert wurde, wird — wie man vernimmt — heute im Interesse Hamburg's gezogen und dürfte eine Einnahme von mindestens 1200 fl. versprechen. Sämmtliche Gaben, etwa 600, waren in einem eigens dazu ausersehenen Local in dem Hause der vereinigten Gesellschaft in schönster Ordnung aufgestellt und zogen in den Tagen der Beschauung viele Neugierige herbei, welche eben so sehr über das gefällige Arrangement, als über den menschenfreundlichen Zweck der schönen Unternehmung ihren Beifall und ihre Zufriedenheit bezeigten. D.

Alzei, 19. Juni.

Durch eine in der Didaskalia vom 18. Juni enthaltene Erklärung des Stadtvorstandes von Alzei wird die Korrespondenz aus Alzei vom 29. Mai als verläumderisch bezeichnet, welches den Einsender jener veranlaßt, zu Vermeidung von Mißverständnissen und zu Berichtigung hierauf bezüglich zu bemerken, daß er eine Beleidigung der darin vorkommenden Personen nicht beabsichtigte und er ein so vielgelesenes Blatt nicht benutzt haben würde, um eine verletzende Aeußerung zu machen; daß er sich übrigens wegen der Bezeichnung der ersten Einsendung als „verläumderisch" die gerichtliche Verfolgung vorbehält. Es war ihm auffallend, daß der Stadtvorstand die Erwähnung von notorisch bekannten Thatsachen, die schon seit einer geraumen Zeit die Theilnahme der dabei betheiligten Einwohner lebhaft erhielten, die, nach den Aeußerungen einzelner Gemeinderathsglieder über die Verhandlungen, dem verschiedensten Wechsel der Ansichten und Beschlüsse unterworfen waren, ja die schon bei mehreren Gelegenheiten zu heftigen Auftritten Veranlassung gaben, — als verläumderisch bezeichnet. Die Bleiche, worauf nun das Realschulgebäude und die Kreisrathswohnung gebaut wird, gehört der Stadt und dies war gleich Anfangs bei einem Theil des Gemeinderaths der Grund, warum dieselbe zum Bau benutzt werden sollte, um nämlich den Ankauf des Bauplatzes zu ersparen; dieß schien aber, wenn es sich blos von dem Schulgebäude handelte, besonders bei vorliegendem Gutachten des großh. Kreisbaumeisters gegen den Bau auf der Bleiche, von keinem Belang; wenn aber der Bau einer Kreisrathswohnung hinzu kam, so mochte dies wohl der Grund gewesen seyn, die Genehmigung zum Bau zu ertheilen, da an passenden und billigen Bauplätzen hier großer Mangel ist. Daß nun die Unterhandlungen hierüber mit dem großh. Kreisrathe nicht immer durch förmliche Beschlüsse und Rescripte geflogen wurden, läßt sich leicht denken, da die Meinungen sehr getheilt waren; vielmehr geschahen diese Communicationen gewöhnlich durch einzelne Gemeinderathsglieder. Die Erwähnung dieser Umstände eignen sich nicht in eine Korrespondenz und deshalb geschah auch dieselbe in jener vom 29. Mai nur kurz. Die Erzählung von Thatsachen, welche bei einem großen Theil der Einwohner unangenehme Erregung veranlaßt, kann daher nicht als Verläumdung bezeichnet werden, weil sie den Leuten unangenehm ist, wenn die Thatsachen wahr sind, was zur Genüge dargethan und selbst durch den Augenschein wahrgenommen werden kann.

W. A. Mozart's Sonaten für Pianoforte allein und zu vier Händen.

(Verlag von Joh. André in Offenbach.)

In unserer Zeit hat die Musik unter allen Ständen eine früher nie gekannte Ausdehnung gewonnen und namentlich das Klavier, als dasjenige Instrument, auf welchem man beinahe jegliche Art von Tonstücken ohne Begleitung eines anderen Instrumentes vortragen kann, zieht fortwährend neue Liebhaber an. Es ist nun natürlich, daß dieser Richtung der musikalischen Welt auch von Seiten der Componisten und Musik-Verleger gefolgt wird, woher sich jetzt die Anzahl der Klaviercompositionen in's Unendliche vermehrt hat. Daß sich indessen auch vieles Mittelmäßige und Seichte eingeschlichen, davon kann man sich mit einem Blick in die Erscheinungen der Gegenwart und letzten Vergangenheit überzeugen. Um so mehr freut es uns, wenn wir wieder die älteren klassischen Musikwerke in neuen Auflagen dem Publikum geboten sehen; denn dadurch wird der Sinn für ächte wahre Musik mehr geweckt und gehoben, als durch alle Kritiken über so manche werthlosen Productionen der Gegenwart. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, führt auch die Verlagshandlung ihre neue Ausgabe von Mozart's Sonaten bei dem Publikum ein. — Wir verweisen in dieser Beziehung auf ihren Prospectus (welcher in allen Buch- und Musikhandlungen gratis zu haben ist) und können das darin Gesagte um so mehr bestätigen, als uns die erste Lieferung dieser Meisterwerke bereits vorliegt und wirklich für schöne Ausstattung alles Mögliche gethan ist. Einen anderen Vorzug bietet diese Ausgabe durch äußerste Correctheit, was hier um so mehr in Anschlag zu bringen ist, als sich die Verlagshandlung im Besitz der meisten Originalmanuscripte von Mozart befindet. Für diese Vorzüge ist der Subscriptionspreis, der beinahe nur ein Drittel des gewöhnlichen Musikpreises beträgt, ein sehr billiger zu nennen, wodurch auch, so wie durch die Eintheilung sämmtlicher Sonaten in mehrere nicht sehr starke Lieferungen die Anschaffung sehr erleichtert wird. Wir sehen mit Vergnügen dem Erscheinen der folgenden Lieferungen entgegen und können es uns nicht versagen, diese Ausgabe allen Klavierspielern auf's beste zu empfehlen.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 23. Juni. Das Glas Wasser, Lustspiel in 5 Aufz., aus dem Franz. von A. Cosmar.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 171. Donnerstag, den 23. Juni 1842.

Theodor's Beruf.

Nach dem Französischen von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Nach einer Pause, in welcher nur das Klappern der Messer und Gabeln hörbar gewesen war, fragte Theodor:

„Wie ich sehe, sind Sie gekommen, um Ihre Verwandten zu besuchen?"

„Im Gegentheile," entgegnete Anna, „meine Anwesenheit hier ist ein Geheimniß, und da Sie einen Theil davon kennen, so sehe ich mich gezwungen, Ihnen das Uebrige zu entdecken. Aber zuvor schwören Sie mir, nichts von dem zu offenbaren, was Sie hören werden."

„Ich werde meinen Lippen Schweigen gebieten, und mein Herz ist ein Gefäß der Verschwiegenheit."

„Erfahren Sie denn, daß ich in vergangener Nacht auf einem Maskenballe war ...."

„O!"

„Es war ebenfalls ein junges Mädchen zugegen, in das ich verliebt bin ...."

„Nun?"

„Ich habe sie entführt."

„Ein Jungfernräuber!" rief Theodor aufspringend. „Wenn ich das gewußt hätte, so hätte ich das Brod der Gastfreundschaft nicht mit Ihnen gebrochen."

„Hören Sie mich an," bat Anna.

„Ich muß Sie wider Willen bedauern," sagte der geistliche Zögling; „Sie, so jung und so sanft von Angesicht, Sie haben sich in den Netzen eines Weibes fangen lassen! .... O mein Sohn, wer wird Sie an dem Rande des Abgrundes zurückhalten?"

„In Folge dieses Ereignisses habe ich mich in dieses Haus geflüchtet ohne Vorwissen meiner Verwandten, ausgenommen meiner Cousine Josephine, die mich in dieses Gartenhaus versteckt hat, und Sorge für mich trägt."

„Josephine," sagte der Seminarist bedenklich; „noch eine Tochter Eva's, die Sie in Versuchung führen kann."

„Ich liebe Sie wie eine Schwester," antwortete Anna, „und das ist alles .... Aber ich fürchte ihre Aeltern, besonders meine Tante, die jetzt sehr strenge ist, obgleich sie in ihrer Jugend sehr gefallsüchtig war, und es zuweilen noch ist."

„Sie schien mir in der That der Eitelkeit der Welt sehr ergeben zu seyn," sagte Theodor, „und da ein Weib, welches Ihnen durch Familienbande verwandt ist, Ihnen Stoff zum Tadel geben konnte, wie sehr muß Sie das nicht gegen alle Andere verwahren! .... Fliehen Sie, o mein Sohn, fliehen Sie diese Kreatur, welche den Fall des ersten Menschen verursacht hat! .... fliehen Sie sie gleich einem Gewebe von Argliſt und Verstellung, gleich einem Werkzeuge der Schande und der Verderbniß."

Anna fand das eben nicht sehr angenehm zu hören, obgleich sie sich eines Lächelns nicht erwehren konnte, und Theodor fuhr mit vieler Salbung fort, indem er ihre Hand ergriff:

„Ach, warum ist es meiner Stimme nicht gegeben, Sie auf die Pfade der Gerechtigkeit und der Enthaltsamkeit zurück zu führen. Ich fühle mich gerührt durch Ihre Jugend, ich möchte Sie zur Weisheit bekehren, und würde mich allzuglücklich fühlen, wenn meine Hand Sie aus den Schlingen der Liebe befreien könnte."

Aber plötzlich ließ er ihre Hand los und stieß sie zurück, seine Seele war von Furcht ergriffen, und eine sonderbare Verwirrung beängstigte ihn. Anna versicherte ihn lachend, daß nie ein Weib ihr Herz rühren würde. Da ging gleichsam ein Strahl der Verklärung über das Antlitz des jungen Geistlichen, denn er glaubte, durch seine Reden die Irrthümer ihrer Seele zertheilt zu haben, er nannte dieses einen dreimal feierlichen Tag, und bat sich die Erlaubniß aus, ihr einen Bruderkuß auf die Wangen drücken zu dürfen.

„Aber," hob Anna jetzt an, „das ist noch nicht alles, ich habe Sie noch um einen Dienst zu ersuchen."

„Sprechen Sie," antwortete Theodor, „es ist meine Pflicht, den Schwachen und Unterdrückten zu unterstützen."

„Ich muß durchaus morgen früh in der Stadt seyn; es ist für mich von der höchsten Wichtigkeit."

„Ich verstehe .... Sie fürchten in Arrest gesteckt zu werden."

„Damit aber meine Abwesenheit unbekannt bleibt, kann ich nicht bei Tage dahin zurückkehren."

„So thun Sie es bei Nacht."

„Freilich .... aber so allein bei Nacht im Felde .... Kurz, ich wollte Sie bitten, mich zurück zu begleiten."

„Ich," rief Theodor erstaunt, „ich soll einem Offizier zum Geleite dienen?"

„Sie sind so gefällig," schmeichelte das Mädchen.

„Niemals!" sagte der junge Heilige zürnend .... „Sie haben eine Strafe verdient; ertragen Sie sie ohne Murren und

Digitized by Google

als eine heilsame Buße. Wenn ich Ihnen behülflich wäre, ihr zu entgehen, so würde ich mich zum Theilnehmer Ihrer schlechten Aufführung machen."

„O verlassen Sie mich nicht! . . . . Wenn Sie wüßten, was ich allem ausgesetzt wäre, so hätten Sie nicht den Muth, mir meine Bitte abzuschlagen."

Und ihre Stimme war dabei so zärtlich und wohllautend, daß der Seminarist gar nicht wußte, wie ihm geschah, als sie ihn endlich freundschaftlich bei'm Arme ergriff und mit den weichsten Tönen bat:

„Bestes Kapläncheu, Sie wären so lieb . . . . ich würde Ihnen so dankbar seyn! . . . . Nicht wahr, Sie willigen ein? Ja, ja, ich lese es in Ihren Augen."

„Lassen Sie mich," rief Theodor. „Retro, junger Mann, retro! . . . . Ich weiß nicht, was ich dabei empfinde, aber darunter steckt etwas."

„Sie wollen nicht?"

„Lassen Sie mich, entfernen Sie sich!"

(Fortsetzung folgt.)

Madrid.

(Aus den Fahrten und Wanderungen in Castilien, Asturien, Aragon, Navarra, Biscaya, Catalonien, Andalusien und andern spanischen Provinzen. Nach dem Englischen von Dr. B. F. Guttenstein. 1842.)

(Schluß.)

Fast die ganze Industrie von Madrid wird von Fremden, welche sich aus allen Theilen Spaniens zusammenfinden, besorgt. Die Eingebornen taugen nicht für die gröberen Beschäftigungen, wie die Bewohner fast aller Hauptstädte und selbst in denjenigen Zweigen, worin diese im Allgemeinen sich auszeichnen, nämlich Kaufläden zu führen und Detailgeschäfte aller Art zu betreiben, gelten die Madrider für die schlechtesten in der Welt. Das Handeln mit den gewöhnlichen Kaufleuten ist ein höchst schwieriges und von ihrer Seite wie eine Gefälligkeit betrachtetes Geschäft, und bei dem außerordentlich hohen Preise aller Dinge ist man durch eine Race von Menschen, die es als eine Gunst, die sie den Fremden erweisen, ansehen, wenn sie sich mit ihnen in Handelsgeschäfte einlassen, einem wahren Plünderungssystem ausgesetzt. Catalonien, Valencia, Aragonien, die freien Provinzen, Montana de Santander, Asturien und Galizien liefern den Zuwachs einer Bevölkerung, die so rasch ihrem Verfall entgegengeht, daß die zweite Generation sich schon verschlimmert hat, und daß selbst das Ganze bald dahin schwinden würde, wenn es nicht aus diesen fernen Quellen mannichfaltigen Zufluß schöpfte. Die kräftigen Arme dieser kühnen Stämme begannen den Nationalwiderstand gegen das Joch Napoleons, was die geschwächten und verweichlichten Eingebornen des Ortes nie gethan haben würden.

Alles bezieht Madrid von außen: die Erdbeeren liefert das dreißig Meilen entfernte Aranjuez, die Aprikosen das fünfzig Meilen ferne Toledo, die Pfirsiche kommen auf Maulthieren aus Aragonien und die Butter aus Asturien. Alle Theile von Spanien werden in Requisition gesetzt, nicht zur Befriedigung des Luxus — denn diesen gibt es hier nicht — sondern um den nothwendigen Lebensbedarf einem Orte zu liefern, der, mitten in einer Wüste gelegen, ohne diese fortdauernde unentbehrliche Unterstützung von außen bald wieder zu seinem ursprünglichen Zustande des Waldes zurückkehren würde. Die verschiedenen Geschäftszweige werden hauptsächlich von den ausgewanderten Einwohnern der Provinzen betrieben, welche mit ihrer Heimath in stetem Verkehr bleiben; so werden Orangen und Zitronen von den Valencianern, Datteln von den Murcianern zum Verkauf gebracht.

Dieser Lokalgebrauch ist so gewöhnlich, daß Jedermanns Herkunft bekannt, und bei dem Diario die Sitte ist, sich an einen Catalonier dieser oder einen Valencianer einer andern Straße zu wenden; ähnlich verhält es sich mit den Gasthöfen und Speisehäusern, welche, wie vor Zeiten in dem übrigen Europa, immer nur von denselben Landsmannschaften besucht werden.

Mehrere Ursachen scheinen sich zu verbinden, um diesen eigenthümlichen Charakter der Madrider Bevölkerung zu erzeugen. Die sitzende Lebensweise, welche höchst selten durch irgend eine Abwechselung oder Beschäftigung und gar nie durch jene Mischung von ländlichen und andern Vergnügungen, wie sie fast alle Hauptstädte Europas wenigstens in einem gewissen Grade kennen, unterbrochen wird; der Mangel an literarischer Thätigkeit und allen Hülfsquellen, welche nicht gerade in dem alltäglichen Treiben des gewöhnlichen Lebens bestehen, ohne die verschönernden Zugaben derselben; die völlige Nullität des Charakters, eine nothwendige Folge des Regierungssystems, welches darauf hinausgeht, die ganze Masse des Volks zu nivelliren und Alles, was sich hervorthun könnte, gleich niederzudrücken; das beständige Intriguiren und Stellenerjagen, womit sich ein großer Theil der Bevölkerung beschäftigt, — diese Ursachen können ihre natürlichen Wirkungen nicht verfehlen und dienen als Erklärung für die nicht seltene Abneigung, welche die übrigen Spanier gegen diese Residenzbewohner hegen.

Madrid ist der Sitz des Verderbens jeder Art; alle Mißbräuche der Monarchie finden hier ihren Mittelpunkt; keine Sache ist so schlecht, kein Verbrechen so verabscheuungswerth, wofür man hier nicht einen Vertheidiger fände, in diesem Gemische von Charakteren, wo die Gewohnheit des Intriguirens und Ränkeschmiedens das eigenthümliche Gepräge der ganzen Gesellschaft bildet. Daher der Mangel an Offenheit, wo beständig von Biederkeit die Rede ist, daher jene nichtssagenden Versicherungen, deren Lauterkeit bei näherer Prüfung sogleich verschwindet, daher jene schwache Sympathie mit dem übrigen Theil der Nation, von dem sie getrennt ist; sie scheint nur die Bevölkerung einer lybischen Oase zu bilden, unbekümmert um die Wirbelwinde, welche ganze Karavanen vor ihren Thoren niederwerfen und vernichten.

Den bei weitem für Fremde zugänglichsten Theil der Gesellschaft bilden die Bewohner der Provinzen, welche nothwendige Geschäfte oder andere Ursachen zu einem temporären Aufenthalt in Madrid nöthigen und die ihre heimathlichen Sitten und Gewohnheiten gegen den Einfluß der Residenz bewahren. Im Gegensatze zu allen übrigen Ländern finden sich die besten Sitten nicht in der Hauptstadt, wo sie durch ihre Vermischung mit Fremden ganz entartet sind; die ächten spanischen Sitten muß man auf dem Lande oder in den Provinzialstädten suchen. Das Charakteristische einer Person, welche lange in Madrid gelebt hat, entdeckt sich auf den ersten Blick. Das Streben der Gesellschaft geht darauf hinaus, alles Neue in der Mode und den geselligen Sitten einzuführen und mit Ausnahme des

Digitized by Google

Prado und der Plaza de Toro findet sich wenig Spanisches in Madrid.

Zu den Zierden der Hauptstadt gehören zwei große Theater, welche unter derselben Verwaltung stehen; sie führen abwechselnd italienische Opern und spanische Stücke auf, auch eine verhältnißmäßige Anzahl älterer dramatischer Werke die einzige Gelegenheit, Nationalstücke zu sehen. Die Sanuetes — Zwischenspiele mit Gesang und Tanz — werden gut gegeben und stellen reine, unverfälschte Gemälde des Alltagslebens dar; die Wahrheit und der eigene Geist, der dem Ganzen inne wohnt, machen sie zu einem seltenen Genusse, den kein anderes Land bietet.

Das Amt eines Zensors über verheirathete Personen der höheren Stände wird vom Könige selbst geübt und Klagen wegen Untreue von einer oder der anderen Seite gern angehört und so weit als möglich beseitigt; der angeklagte Theil wird gewöhnlich nach kurzem Verhör in Klöster oder nach entfernten Städten verbannt. Indessen sollen diese Klagen selten seyn und man begnügt sich gewöhnlich mit einer persönlichen Rache, ohne zu dem höchsten Gerichtshofe seine Zuflucht zu nehmen.

Das wichtige Geschäft einer Amme in den reicheren Familien, dem sich die Frauen Madrids nicht unterziehen können und ohne welche es unmöglich wäre, ihre siechen Sprößlinge aufzuziehen, wird vorzüglich von den Eingebornen der baskischen Landschaften und der Montana de Santander geübt. In der Regel werden sie in dem Diario angezeigt und da sie mit ihren Pfleglingen auf dem Prado lustwandeln, so bekunden ihre stattlichen Figuren, ihre üppigen Formen, erhöht durch ihr volles, in Zöpfen herabhängendes Haar, hinlänglich ihre Tauglichkeit zu diesem Geschäfte.

Die Kaffeehäuser sind zahlreich und von dem müßigen Theile des Volkes sehr besucht, welches, ohne irgend etwas zu genießen, ganze Stunden hier zubringt. So regelmäßig sind diese Besuche, daß wenn ein Fremder zu gewissen Stunden des Tages hier eintritt, er Mühe hat, etwas zu erhalten.

Die Gegend auf der einen Seite des Manzanares ist viel besser als die andere und zeigt, was durch Anpflanzung und Bewässerung geleistet werden könnte. Im Frühlinge sind die Ausflüge nach Aranjuez sehr häufig und die Menge von Wagen, die hin und her gehen, zeugt für die große Lust des Volkes, diesen herrlichen Ort zu genießen. Ich erwähnte bereits der prächtigen, mit ewigem Grün geschmückten, durch die Wasserleitung des Tajo beständig erfrischten Gründe und Gärten — dieser reizenden, lieblichen Oase mitten in einer Wüste! Leider erzeugt die häufige Bewässerung eine Malaria und nach der Zeit der Sonnenwende ist der Aufenthalt sehr ungesund.

Auch die andern königlichen Lustschlösser (sitios) werden besucht; San Ildefonso aber liegt etwas fern. So lange die königliche Familie an diesen Orten sich aufhält, stehen sie unter besonderen Polizeiverordnungen, welche öfters für diejenigen, die sie besuchen wollen, mit großen, unnützen Plackereien verknüpft sind, indem man unter allerlei Vorwänden den Eintritt verweigert. Ein solches Verbot dient oft auch als eine Art von Strafe für kleinere Vergehen, und öfters heißt es in königlichen Edikten: „unter Strafe der Verbannung von Madrid und den königlichen Lustorten." Mit besonderer Ausnahme von Aranjuez, welches eine Durchfahrt ist, sind die Gebäude während der Zeit, wo die königliche Familie von den Sitios abwesend ist, geschlossen, und der größere Theil der Einwohner wandert, wie es in einigen deutschen Badeorten der Fall ist, aus.

Dieses Aufbrechen und Auswandern nach dem nächstgelegenen Ort ist eine seltsame Scene, besonders im Escurial, welches die letzte Herbstresidenz ist, und nach welcher dann Madrid wieder bezogen wird. Die Zeit, wenn dieser Aufenthaltswechsel stattfindet, ist im Allgemeinen bekannt; allein die Etikette will, daß man nur kurz vorher eine Anzeige davon macht, wo dann Alles schon in Verwirrung ist; die Straße ist dann mit Wagen jeder Art bedeckt, und man sieht die gemischteste Gesellschaft von Reisenden zu Pferde und zu Fuß und in jeglicher Art und Weise, wie es die Umstände zulassen. Diese Scene würde zu dem Besuche von Finchley ein gutes Seitenstück abgeben.

Mannichfaltigkeiten.

In dem Pesther Kettenbrücken-Bauhof ist am 7. Juni, Nachmittags 2 Uhr, mit der neuen Steinsetzmaschine (travelling crane, beweglicher Kranich), womit zwei Menschen bei 400 Ctr. zu heben im Stande sind, und welche dazu dient, um die großen Quadersteine mit Leichtigkeit und Zeitgewinn auf dem bedeutend hohen Eisenbahngerüst, welches auf dem Fangdamme aufsitzt, über jeden beliebigen Punkt zu bringen und daselbst niederzusetzen, der erste Versuch gemacht worden, und zwar im Beiseyn Sr. königl. Hoheit des durchlauchtigsten Erzherzogs Reichspalatins, dann des Freiherrn von Sina, Grafen Stephan von Szechenyi und einiger anderer Magnaten. Bei dieser Gelegenheit wurden die drei ersten Quadersteine für den Pesther Uferpfeiler auf die schon vorbereitete 4 bis 5 Fuß dicke concrete Schichte glücklich niedergelassen und in Cementmörtel gelegt, welche Arbeit nun thätigst fortgesetzt werden wird. Die Schmiede des Bauhofes haben diesen Akt mit Schüssen aus einem durch sie ausgebohrten alten gußeisernen Rammklotz nach Entfernung der hohen Herrschaften beschlossen.

Der Londoner „Courier" enthält die Beschreibung einer Schriftsetz-Maschine, welche die Herren Young und Delcambre erfunden, vervollkommnet und jetzt in London öffentlich ausgestellt haben. Sie hat das Ansehen eines Klaviers und ist mit 72 Tasten versehen, auf denen der Satz gleichsam abgespielt wird. Der Mechanismus soll sehr einfach und die Zeitersparniß sehr bedeutend seyn, indem die Maschine (an der aber freilich sechs bis acht Personen beschäftigt sind) stündlich 6000 Lettern setzen soll, während ein Schriftsetzer nur etwa 1600 setzt. Die Kosten der Maschine betragen nur 100 Pfd. St. Aus der Beschreibung ersieht man übrigens, daß alle Schwierigkeiten noch nicht beseitigt sind.

Das „Münchener Tagblatt" schreibt: Mit dem v. Kreitmaier'schen Denkmal sieht es leider schlecht aus, denn das dazu zusammengebrachte Geld soll durch das Falliment des Banquierhauses M., wenn nicht ganz, doch größtentheils zu Grund gegangen seyn.

Digitized by Google

Frankfurt, im Juni.

Wir entnehmen dem „Morning Journal", einem zu Kingston auf Jamaica erscheinenden Blatte, nachfolgende, dem bisherigen Gouverneur dieser Insel, Sir Charles Metcalfe, bei Gelegenheit seiner Abberufung von den dortigen deutschen und englischen Israeliten überreichte Adresse, die von demselben darauf ertheilte Antwort und die Bemerkungen, welche obiges Blatt diesen beiden Aktenstücken voranschickt:

„Wir machen unsere Leser in Großbritannien auf die Antwort aufmerksam, welche Se. Exc. der Gouverneur auf eine ihm von den englischen und deutschen Israeliten zu Jamaica überreichte Adresse ertheilt hat, namentlich auf die Stelle, wo davon die Rede ist, daß sie auf dieser Insel alle Rechte und Freiheiten englischer Unterthanen besitzen. Dies Schreiben zeugt nicht allein von dem Edelmuth und der liberalen Gesinnung unseres hochgeschätzten Gouverneurs, sondern es verhängt zugleich wohl verdienten Tadel über das britische Parlament wegen der bigotten und engherzigen Ansichten, welche dasselbe in Beziehung auf unsere israelitischen Mitbürger im Mutterlande befolgt hat. Wer möchte läugnen, daß eine Politik, welche einen zahlreichen, wohlhabenden und rechtlich gesinnten Theil der Bevölkerung von dem Genusse der gemeinschaftlichen Rechte und Freiheiten des Landes ausschließt, eine höchst beklagenswerthe sey?"

„Kingston, 21. März 1842.

Sr. Exc. Sir Charles T. Metcalfe ꝛc. ꝛc.

Ehrerbietigste Adresse der englischen und deutschen israelitischen Gemeinde der Stadt und des Kirchspiels zu Kingston.

Hochgeehrtester Herr!

Wir, die Mitglieder der englischen und deutschen israelitischen Gemeinde dieser Stadt, nehmen uns die Freiheit, Ew. Excellenz ehrfurchtsvoll zu nahen, und im Vereine mit allen Einwohnern dieser Colonie Ihnen unsern tiefen Kummer auszusprechen über den empfindlichen Verlust, welcher durch die nahe Abreise Ew. Excellenz der Insel bevorsteht. Wenn auch an sich schon unsere Interessen mit der Wohlfahrt der Kolonie innig verknüpft sind, so nimmt gleichwohl Alles, was sie betrifft, unsere Theilnahme in noch höherem Maße in Anspruch, da wir hier gemeinschaftlich mit allen unsern Mitbürgern Rechte und Freiheiten genießen, welche uns in andern Besitzungen Ihr. k. Maj. versagt sind. Darum stehen wir nicht vereinzelt, sondern vereinigen unsere Stimme mit der des allgemeinen Bedauerns, welches durch die Einsicht, die hochherzige Gesinnung, die Leutseligkeit, die Ihre Verwaltung ausgezeichnet haben, nur gesteigert werden kann. Sehr undankbar würden wir uns indessen gezeigt haben, hätten wir die gegenwärtige Gelegenheit vorübergehen lassen, Ihnen auch für uns allein, als religiöse Gemeinschaft, unsern innigsten Dank darzubringen, für das edle und uneigennützige Verfahren und für die werkthätige Theilnahme, welche Sie bei jeder Gelegenheit und gegen die Bekenner jeden Glaubens geübt haben. Eben so wenig können wir je vergessen, welch herzlichen Antheil Sie nicht allein an dem Schicksale unserer hiesigen Mitbrüder, sondern auch an dem der Verfolgten zu Rhodus und Damaskus genommen. Die den Armen und Bedrängten geschenkte Theilnahme, der den Bedürftigen geleistete reichliche Beistand, der gemeinnützigen Werken gewährte Schutz, die mit vollen Händen denselben verliehene Unterstützung — allen diesen edlen Handlungen kann der Lohn nicht entgehen, welchen der große Richter unserer Thaten den Wohlwollenden zutheilt. Solche Werke sind geeignet, dem Gemüthe den Frieden, dem Gewissen die eigene Zustimmung zu erhalten, und Ihr Andenken dem Herzen einer dankbaren Nachwelt unauslöschlich einzugraben.

Wenn Ew. Exc. von uns scheiden, so werden wir den Verlust eines erprobten Freundes zu beweinen haben, welcher die besten Interessen des Volkes unablässig mit väterlicher Sorgfalt überwachte, dessen Weisheit die gerechte Verwaltung der Gesetze verbürgte und dessen Leutseligkeit ihm die Liebe und Achtung Aller erwarb. Indem wir Ew. Exc. diese unsere ungeheuchelten Gefühle an den Tag legen, senden wir unsere heißesten Gebete zum Himmel für Ihre glückliche Heimkehr und daß Sie lange und ununterbrochen im Vollgenuß der Gesundheit und des Wohlergehens leben und sich aller Glücksgüter erfreuen mögen, welche die reiche Hand des Allgütigen zu gewähren vermag. Im Namen und Auftrag des Comité's: P. Lawrence, Präsident.

Antwort auf vorstehende Adresse.

An die Mitglieder der deutschen und englischen Gemeinde der Stadt und des Kirchspiels zu Kingston.

Empfangen Sie, meine Herren, meinen innigsten Dank für die Gefühle, welche Sie bei Gelegenheit meiner bevorstehenden Abreise an den Tag gelegt haben. Ich werde es mir stets zur höchsten Ehre anrechnen, solcher Güte würdig gehalten zu seyn. Mit Recht weisen Sie darauf hin, daß Sie in Jamaica allen Ihren Mitbürgern gleichgestellt sind, und Rechte und Freiheiten genießen, welche Ihnen in andern Theilen der britischen Besitzungen versagt sind. Es ist dieses eben so rühmlich für unsere Colonie, als es die Gesetzgebung des Mutterlandes in den Schatten stellt. Ich hege die Zuversicht, daß die Zeit nicht mehr ferne ist, da die Gesetzgebung der vereinigten Königreiche, dem Beispiele Jamaica's folgend, allen getreuen Unterthanen unserer erhabenen Königin ohne Unterschied der Religion gleiche Rechte gewähren wird. Die Erfahrung liefert uns den Beweis, daß dies nicht allein ohne Nachtheil, sondern mit offenbarem Nutzen geschehen kann, und ich hoffe den Tag zu erleben, wo das englische Parlament den Grundsatz feststellen wird, daß Alle, welche zu den Staatslasten beitragen, zu dem Genusse gleicher Rechte berechtigt sind, und wo man allgemein anerkennen wird, daß das Geheimniß, die Staaten auf sicherer Grundlage zu befestigen, darin besteht, alle Interessen zu verschmelzen und alle Herzen in brüderlicher Liebe zu vereinen. — Meine aufrichtigen Wünsche für Ihr Glück und Wohlergehen werden Sie stets begleiten.

Charles Metcalfe."

Palindrom.

Ich bin, was den Pflanzen Saft,
Thieren, Menschen Stärke schafft.
Im Gehäuse warm und frisch
Liebt mich Jeder auf dem Tisch.

Lies mich rückwärts — und du hast,
Was auf tausend Dinge paßt.
Wähle dir, was dir gefällt,
Alles steht zu Dienst — für Geld.

Auflösung des Räthsels in Nro. 169.

Nacht und Tag.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 23. Juni. Das Glas Wasser, Lustspiel in 5 Aufz., aus dem Franz. von A. Cosmar.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

ed by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 172. Freitag, den 24. Juni 1842.

Theodor's Beruf.

Nach dem Französischen von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Theodor war die Beute einer großen innerlichen Bewegung gewesen. Er war fast geneigt zu glauben, daß es eine neue Versuchung des bösen Feindes war, und nahm sich vor, mehr als je über sich zu wachen, um seinen Maleſizien zu entgehen. Aber er hatte nicht lange Zeit, in der Einsamkeit Betrachtungen darüber anzustellen, denn bald erschien Frau von Neubeck.

„Sie sind allein," sagte sie, „desto besser .... Mein Mann ist ausgegangen, wir haben nichts zu fürchten .... doch," fügte sie, auf die Eingangsthüre zeigend, hinzu, „zu größerer Sicherheit schließen Sie diese Thüre."

„Ich soll ...." fragte Theodor fast erstarrt.

„Ja," erwiederte die Dame sehr unbefangen, „damit wir von Niemand überrascht werden."

Theodor resignirte sich in dem Glauben, daß dieses eine neue Prüfung sey, die ihm der Himmel sende, und verschloß die Thüre.

Frau von Neubeck fand den jungen Mann ein wenig schüchtern für einen Offizier, doch glaubte sie, in ihrer Eigenschaft als künftige Schwiegermutter sey es an ihr, ihn zu ermuthigen. Sie setzte sich auf das Sopha, und hieß ihn an ihrer Seite Platz nehmen; aber Theodor sagte mit vieler Demuth:

„Ich muß mich so großer Vertraulichkeit enthalten."

„Kommen Sie nur," ermunterte ihn Frau von Neubeck, „wir haben nur wenige Augenblicke, und wenn wir diese mit Komplimenten verlieren ...."

„Nein, nein," wehrte der Seminarist, „ich werde in einer ehrerbietigen Stellung vor Ihnen verharren."

„Es handelt sich hier nicht um Ehrerbietung," sagte die Dame; „noch ein Mal, kommen Sie her, oder ich werde böse."

Theodor rief heimlich seinen Schutzpatron an, ihm beizustehen, und setzte sich dann linkisch auf den Rand des Kanapee's.

„Aber näher, nur näher," rief Frau von Neubeck; „fürchten Sie sich etwa vor mir?"

Theodor rückte ihr ganz nahe und stieß einen tiefen Seufzer aus.

„In der That, mein Herr," sagte Frau von Neubeck mit einigem Staunen, „Sie entsprechen der Idee sehr wenig, welche man mir von Ihnen gegeben hatte. Man hatte mir einen lebhaften, galanten jungen Mann angekündigt, der, frei heraus gesagt, sogar ein wenig leichtfertig sey."

„O Himmel!" rief der Kirchenaspirant erschrocken, „so war ich denn die Zielscheibe der Verläumdung, und die Bösen haben sich gegen mich verbündet."

„Ich bitte," fiel ihm Frau von Neubeck ein, „nur keine Verstellung mir gegenüber. Sie fürchten sich vielleicht, sich mir so zu zeigen, wie Sie sind? Nun, Sie haben Unrecht .... ich bin gut und nachsichtig, und weiß, daß man Personen Ihres Standes einige Freiheiten verzeihen muß."

Theodor mußte sich kopfschüttelnd sagen, daß dieses Weib eine lebendige Lästerung sey.

„Also," fuhr Frau von Neubeck fort, „machen Sie sich's bequem und lassen Sie uns freundschaftlich sprechen. Sie begreifen, daß in unserer gegenseitigen Lage ...."

„Gegenseitig? ...."

„Es nothwendig ist, uns wohl zu verstehen, um meinen Mann zu täuschen."

„Ihren Mann täuschen?"

„Das ist zwar nicht schwer; allein mit seinen Vorurtheilen und beschränkten Ideen wird es uns doch einige Mühe kosten, ihn Ihre Liebespläne billigen zu lassen."

Theodor wünschte sich, mit Taubheit geschlagen zu seyn.

„Aber," fuhr Frau von Neubeck fort, „mein Wille wird den Sieg davon tragen, und ich werde nicht eher glücklich seyn, als bis ich Ihre Wünsche gekrönt haben werde."

Theodors Zunge klebte ihm am Gaumen.

„Nun, was ist Ihnen denn?" fragte die Dame, doch einigermaßen erstaunt über das starre Schweigen ihres Gesellschafters. „Wahrlich, ich begreife die heutige Welt nicht .... zu meiner Zeit würde sich ein Mann Ihres Standes längst zu meinen Füßen geworfen haben, um mir zu danken."

Theodors Züge drückten den Abscheu aus, den seine Seele empfand, und als ihn Frau von Neubeck zum Sprechen aufforderte, da sprang er auf, gleich einem zürnenden Apostel, und donnerte:

„Ja, ich werde sprechen, verbrecherisches Weib! .... ich werde sprechen, und meine Stimme wird widerhallen wie eine Posaune des Unglücks."

„Was soll diese Sprache bedeuten?" fragte Frau von Neubeck, ihm stolz entgegen tretend.

„Ich werde sprechen," fuhr Theodor fort, „und werde

Digitized by Google

überall Deine Absichten der Unzucht und des Ehebruchs verkündigen."

„Halten Sie ein, mein Herr, Sie verlieren den Verstand," sagte die bestürzte Frau.

„Hinweg, Basilisk!" schrie der Jüngling außer sich, „besudele mich nicht durch Deine giftigen Berührungen."

Frau von Neubeck wollte ihn beruhigen. Sie ahnte hier ein Geheimniß, das sie aufklären wollte, und sagte ihm, daß er sie nicht verlassen dürfe, bevor er ihr alles erklärt habe. Aber er stieß sie zurück und rief:

„Du willst mich zurück halten! . . . . aber ich werde Deinen Krallen zu entgehen wissen."

Er wollte den Pavillon verlassen, aber Frau von Neubeck vertrat ihm den Weg und hielt ihn fest.

„Laß mich los! laß mich los!" rief er, „Weib, das unzüchtiger ist als die Töchter Moabs . . . ." Indem er sich von ihr loszuwinden suchte, ging ihm der Mantel auf und blieb in Frau von Neubecks Händen, da steigerte sich sein Zorn bis zum höchsten Grade, und er rief mit fast versagender Simme: „Ich verfluche Dich! möge der Wind des Zornes über Dein Haupt hinwehen! möge die Erde unter Deinen Füßen vertrocknen; möge sich Dein Körper mit Aussatz bedecken, und Dein Schmerzensgeschrei weit und breit Entsetzen verbreiten, Du neue Putiphar."

Frau von Neubeck blieb in sprachlosem Erstaunen zurück; sie war im Zweifel, ob dieser Mensch ein Narr oder ob er sie verspotten wolle; nur so viel war ihr gewiß, daß es Derjenige nicht sey, den ihr Bruder ihr angekündigt habe. Dieses durchkreuzte alle ihre Pläne, und unwillig warf sie Theodors Mantel, den sie noch immer in der Hand hielt, auf den Stuhl, auf welchem bereits Anna's Offiziersmütze lag, als Josephine herein trat, die noch immer in der Meinung, der junge Mann sey Arthur von Holzhausen, alles aufbot, um ihre Cousine unbemerkt sprechen zu können.

Aber sie traf auf ihre Mutter, welche ihr nun mittheilte, daß sie eine Unterredung mit dem jungen Manne gehabt, und alle Ursache habe zu glauben, daß er nicht der erwartete Offizier sey. Josephine hingegen wollte dessen gewiß seyn; sie behauptete mit aller Bestimmtheit, ihn erkannt zu haben.

„Erkannt!" rief die Mutter, und verlangte eine Erklärung. Josephine wollte Ausflüchte machen, nichts mehr weiter sagen, aber Frau von Neubeck machte Ansprüche auf ein gänzliches Vertrauen; da gestand ihr das Mädchen denn unter züchtigem Erröthen, daß zur Zeit, als sie noch in der Stadt in Pension gewesen, sie den jungen Mann oft mit den andern Zöglingen des Seminars gesehen; daß sie oft Zeugin seines Gebetes in der Kirche gewesen, und durch seine Frömmigkeit erbaut worden sey, denn sein Blick, ohne strenge zu seyn, habe von so aufrichtigem Glauben gestrahlt, daß ihr Herz davon bewegt worden sey.

(Fortsetzung folgt.)

Die Insel Hayti.

(Kölner Zeitung)

Das große Unglück, welches die Insel Hayti, das San Domingo der Spanier, getroffen hat, zieht die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt auf den merkwürdigen Freistaat, den hier eine Bevölkerung von Negersclaven auf den Trümmern einst blühender europäischer Colonien errichtet hat. Auf einem Flächenraume, der jenem der Insel Irland wenig nachsteht, lebt unter einer unabhängigen Verfassung und unter einer durch freie Wahl eingesetzten regelmäßigen Regierung eine Million schwarzer Menschen von demselben unglücklichen Stamme, der einst von seinen weißen Brüdern überall nur als eine Handelswaare betrachtet wurde, noch jetzt in vielen gesitteten Ländern als solche behandelt wird, und dem ein weit verbreitetes, aber deßhalb nicht weniger verwerfliches und schmachvolles Vorurtheil sogar alle höhere Bildungsfähigkeit absprechen möchte. Kein anderer neuerer Staat hat sich unter ungünstigeren Verhältnissen entwickelt, als der Staat der freien Neger auf Hayti. Als die blutige Revolution ausbrach, aus welcher der gegenwärtige Zustand der Insel hervorgegangen ist, bestand die Bevölkerung mit Ausnahme der verhältnißmäßig geringen Zahl der weißen Herren und einer allerdings bedeutenderen, aber auch noch nicht allzu zahlreichen Masse von Mischlingen aus Negern von den verschiedensten Stämmen, die nichts miteinander gemein hatten, als daß die meisten sich so ziemlich auf der gleichen Stufe der Rohheit und Wildheit befanden, daß sie mit gleicher Gewalt der Heimath und ihren Angehörigen entrissen waren, um willenlos, gleich dem Lastvieh, zu den niedrigsten und schwierigsten körperlichen Arbeiten verwandt zu werden, und daß die unmenschlichen Mißhandlungen, die empörenden Grausamkeiten, die sie von ihren Herren und Aufsehern zu erdulden hatten, alle zu dem gleichen Gefühle der glühendsten, unversöhnlichsten, entsetzlichsten Rachsucht entflammten. Der Aufstand, der zuerst auf einer einzelnen Pflanzung ausbrach und sich mit Blitzeseile über die ganze Insel verbreitete, war kein Krieg, wie derselbe von Volksstämmen gegen einander geführt wird, welche durch die tödtlichste Feindschaft entzweit sind; er war keine Anhäufung von Gräueln, wie sie bei bürgerlichen Unruhen die eine Partie gewöhnlich gegen die andere auszuüben pflegt: er war ein Morden, Würgen, Zerfleischen, wie wenn reißende Thiere über einander herfallen, die durch langes Aufstacheln ihrer Blutgier zur schäumenden Wuth gereizt sind. Die Negerstämme in ihrer Heimath, welche durch den Umgang mit Europäern nicht verdorben oder durch Kriege verwildert sind, lassen sich gutmüthigen Kindern vergleichen, die sich unbefangen jedem augenblicklichen Eindrucke hingeben, keinen lange festhalten und bei diesem fortwährenden Wechsel unempfänglich für alle tieferen Gefühle scheinen. Aber kein Geschöpf ist so gutmüthig, welches, wenn man es Jahre lang den ausgesuchtesten Qualen unterwirft, nicht zu dem Grimme des Tigers gereizt werden könnte; und dies war bei den armen Schwarzen auf Hayti, welche sich gegen die Grausamkeit ihrer Herren auflehnten, in vollem Maße der Fall. Ein Beispiel, das wir unter unzähligen auswählen, mag hinreichen, um einen Begriff von der viehischen Unmenschlichkeit zu geben, zu der die große Mehrheit der europäischen Pflanzer herabgesunken war. Ein reicher Pflanzer hatte die Gewohnheit, wenn ihm einer seiner Neger mißfiel, denselben bis an den Hals in die Erde eingraben zu lassen. Er machte sich darauf den Spaß, Steine gegen den Kopf des Unglücklichen zu rollen, bis dieser durch den Tod von seinen Leiden befreit war. Lange ertrugen die wehrlosen Schwarzen alle Mißhandlungen ihres Zwingherrn; endlich standen sie auf und erschlugen den Bösewicht. Toussaint l'Ouverture, der

Digitized by Google

zuerst den wilden Sclavenaufruhr zum geordneten Kampfe für Freiheit und Unabhängigkeit erhob, war ein edler und, wenn wir die außerordentlichen Schwierigkeiten bedenken, die er zu überwinden hatte, ein großer Mann. Der kraftvoll durchgreifende Christoph und der blutige Dessalines, die, beide gleich ihm Neger, ihm in der Gewalt folgten, kamen ihm zwar eben so wenig an Geistesgröße als an Adel der Gesinnung nahe, würden aber nach Allem, was wir von ihnen wissen, auch als Anführer europäischer Heerhaufen nicht geringe Auszeichnung errungen haben. Die Insel war, als es Dessalines gelang, Napoleon's Schaaren von derselben zu vertreiben, in eine Wüste verwandelt. Wie furchtbar die schwarze Bevölkerung, die nach der Vernichtung der Weißen allein zurückblieb, durch den langjährigen Vertilgungskrieg auch verwildert war, so besaß sie doch noch so viel Sinn für gesellschaftliche Ordnung, daß unmittelbar nach der Verdrängung der europäischen Bedrücker die Ruhe wie durch einen Zauberschlag auf der ganzen Insel hergestellt war, der bisher nur in den rauhesten und unzugänglichsten Gebirgsthälern betriebene Anbau überall wieder aufgenommen wurde, und die Einführung einer festen Regierung und Verwaltung bei weitem geringere Schwierigkeiten fand, als in den ehemaligen spanischen Colonien des amerikanischen Festlandes noch zu dieser Stunde vorhanden sind, nachdem dieselben seit so vielen Jahren ihre Unabhängigkeit erkämpft haben. Daß es auch in Hayti, nach der Befreiung von dem europäischen Joche, an gewaltsamen Erschütterungen nicht gefehlt hat, kann viel weniger befremden, als daß im Ganzen die Ruhe so selten und in den letzten zwanzig Jahren immer nur so schnell vorübergehend gestört worden ist.

Seit dieser Zeit hat der Mulatte Jean Pierre Boyer die ganze Insel zu einem Freistaate vereinigt, an dessen Spitze er selbst als lebenslänglicher Präsident mit einer sehr ausgedehnten und wenn auch nicht dem Buchstaben der Verfassung, doch der That nach beinahe uneingeschränkten Macht steht. Die Gesetzgebung ist unter zwei Versammlungen vertheilt: das Haus der Repräsentanten, dessen Mitglieder von den Grundeigenthümern erwählt werden, und den Senat, dessen Glieder die Repräsentanten nach einer dreifachen, von dem Präsidenten vorgelegten Liste ernennen. Der Senat ist natürlich immer aus den ergebensten und zuverlässigsten Anhängern des Präsidenten zusammengesetzt; aber auch die Repräsentanten, deren Ernennung von dem achtbarsten Theile der Bevölkerung ausgeht, und die daher von dem Präsidenten völlig unabhängig seyn sollten, sind gewöhnlich leicht zu leiten, weil die Mehrzahl zu arm ist, um nicht der Bestechung, zu roh und unwissend, um nicht jeder mit einiger Geschicklichkeit vorbereiteten Täuschung zu unterliegen. Boyer ist ein Mann, der es, wie aus hundert unzweideutigen Zügen hervorgeht, aufrichtig wohl mit seinen Mitbürgern meint; wenn seine Regierung dennoch, der von ihm selbst gegebenen republikanischen Verfassung zum Trotze, eine äußerst willkürliche ist, so läßt sich mit Gewißheit voraussetzen, daß dies nicht eine Folge seiner Herrschsucht, sondern der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit zum Besten des Landes ist.

(Schluß folgt.)

Vom Taunus.

(Im Juni.)

Noch nie bin ich befriedigter von einer Feldbergreise zurückgekehrt als in diesen Tagen; denn als begeisterter Verehrer der Schönheiten unseres Gebirges erfreute es mich eben so sehr, als der schönste Sonnenauf- und Untergang, daß in den Nächten, welche man früher ziemlich einsam bei den Feuern am Brunhildisfelsen zubringen mußte, jetzt mehrere Hunderte von Reisenden aus allen Ständen des Volkes der Nähe und Ferne auf dem Gipfel des Feldbergs versammelt sind. Hier verschwindet für den Reisenden, der offenes Auges und Sinnes ist, jeder Anflug von langer Weile; denn man müßte gelbsüchtig seyn, wie Schmeltungus in Yoriks Reise, um sich nicht auf die mannigfachste Weise an den verschiedenartigen Gruppirungen der verschiedensten Menschen zu vergnügen und nicht von der allgemeinen Lust empor getragen zu werden. Die Jünglinge von Reifenberg scheinen sich berufen zu fühlen, in diesen Nächten eine erste Rolle zu spielen und in diesem stolzen Gefühle singen sie, auf dem hohen Felsen stehend, von Mitternacht bis gegen Morgen, oder vielmehr so lange sie Zuhörer haben, jene besseren Gesänge: „Töne, du Feierlied ꝛc.", „Auf, ihr Brüder, laßt uns wallen ꝛc.", die seit dem großen Sängerfeste auf der Nordseite des Taunus heimisch geworden sind. Obgleich ich keinen dieser lustigen Sänger einen Tropfen Wein trinken sah, so ließen sie doch mit gesteigerter Begeisterung das alte Lied des Wandsbecker Boten erschallen: „Bekränzt mit Laub ꝛc." vorzüglich wegen eines neuen, auf unser Gebirge sich beziehenden Verses.

Der Feldberg kann uns Trauben nicht gewähren,
Er ist so felsenreich;
Er bringet nichts als lauter Heidelbeeren,
Die seh'n dem Teufel gleich.

Als der Osten sich blutroth färbte und die Königin des Tages stolz emporstieg, begrüßt von dem tausendstimmigen Jubel glücklicher Wesen, hatten diese Sänger wilden Schlages den guten Tact ihrer Rolle einem kunstgeübten Sängerbunde abzutreten, der sinnig und würdig einen Hymnus auf den erwachenden Morgen darbrachte.

Wie ganz geschaffen zur Freude ist dieses Taunusgebirge nicht allein, wie männiglich bekannt, der wundervollen Fernsicht wegen, sondern weil des Reisenden nach dem ersten hohen Naturgenusse ein Tag beständig wechselnder Freude harret, er möge nun seine Schritte lenken nach den blühenden, wonnevollen Thälern von Kronberg und Eppstein, oder nach den Felsenklüften, den Burgen, der Riesenbuche, dem von Rosen und Jasmin umblüheten Brunnen im Königswalde bei Altweilnau auf der Nordseite des Gebirges. Die Volksfeste sind einer Säule vergleichbar, an denen sich das neue edlere Volksleben empor rankt und deshalb sollten wir jede Erscheinung freudig begrüßen, welche die Keime eines neuen Volksfestes in sich trägt. Es dünkt mir, als wenn in nicht allzu ferner Zeit, wenn die Sängerbünde im Taunus, die jetzt zum Theil noch Kinder sind, zu Männern werden herangewachsen seyn und wenn das Feldberghaus mit seinem Thurme sich prangend erhebt, weit hinein leuchtend in die deutschen Lande, dieses stattliche Gebäude der Schauplatz jährlicher Sängerfeste seyn

Digitized by Google

wird. Wahrlich, ich sehe ihn kommen, den frohesten Tag, der je diesem guten deutschen Volke beschieden war, ich sehe die Panière der befreundeten Sängerbünde wehen, geschmückt mit den heiligen Gestalten unserer Dichter und Patrioten, ich sehe sie geschaart um den Liederkranz der edeln Stadt am Main, ich sehe das Auge der Hörer begeistert, wenn in hundertstimmigem Chore das Lied vom deutschen Vaterlande erschallt, das den Ruhm des edeln Arndt in die spätesten Jahrhunderte tragen wird. — Dieser Tag wird kommen, so gewiß als die Worte des Dichters sich erfüllen:

Und wer ist's, der die reichen deutschen Auen
In Frühlingspracht, in Jugendfülle sieht,
Wie schützend sie der fernen, dunkelblauen
Gebirge wälderreicher Kranz umzieht,
Dem heißer nicht das Herz im Busen klopfet,
Dem eine Thräne nicht im Auge tropfet?
Wie liegst du wunderhold, um deine Höh'n,
Mein Vaterland, wie schön, wie schön!

Turnerlied.

Gesungen von den jungen Turnern bei Eröffnung des Turnplatzes in Berlin am 18. Juni.

(Gedichtet von Direktor August, componirt von Hrn. Hauer.)

Zum rüst'gen Werk vereinet steht hier die frohe Schaar:
Denn neu verklärt erscheinet, was einst so herrlich war,
Was mit der Jugend Scherzen früh festen Sinn vermählt,
Den Muth im deutschen Herzen, die Kraft im Arm gestählt.

Wie's einst in trüben Tagen des Vaterlands erblüht,
Und Siegesfrucht getragen, die uns noch heut erglüh't:
So will auf's neu es leben in jedes Jünglings Brust,
Will hoch das Herz erheben in reinster Freud' und Lust.

Des Leibes Kraft zu mehren für geistigen Gewinn,
Der Weichlichkeit zu wehren mit unerschlafftem Sinn,
Das Vaterland zu lieben, den Fürsten, der es ziert,
Und frei die Tugend üben, die wahren Ruhm gebiert.

Das bleibe Ziel des Strebens, nach dem der Turner ringt,
Das bleibe Kern des Lebens, der durch die Schaale dringt.
Was tüchtig war im Alten, im Neuen leb' es fort.
Treu soll zusammen halten Gedanke, That und Wort.

Mannichfaltigkeiten.

(Baden-Baden, 16. Jun.) Zu den auch in geselliger Hinsicht überraschend günstigen Erfolgen der Morgenkur in der Trinkhalle, zu der Ergötzlichkeit des glänzender als je belebten Corso in der Lichtenthaler Allee, zu allen Annehmlichkeiten des hiesigen Badelebens hat sich nun auch die Eröffnung der Neuniens gesellt. Seit ein paar Tagen verweilt Se. k. Hoh. der Großherzog mit dem Erbprinzen hier, und benutzt das Schwimmbad im Bach, das der Besitzer des Stephanienbades seit vorigem Jahr hat einrichten lassen, und das wirklich „einem längst gefühlten Bedürfniß abhilft."

(Berlin, 18. Juni.) Gestern Abend beehrte der ganze Hof mit seiner Gegenwart die Vorstellung der Hugenotten, während welcher es unter dem freudig überraschten Publikum bekannt wurde, daß Meyerbeer zum General-Musikdirektor ernannt worden ist, in welcher ehrenvollen Stellung der gefeierte Künstler ein Jahrgehalt von 3000 Rthlr. beziehen wird. Seine Funktionen werden sich nicht nur auf das Theater, sondern auch auf die Leitung der Hof-Konzerte erstrecken. Damit Meyerbeer sein hiesiges Verhältniß mit seiner Wirksamkeit in Paris vereinigen könne, ist demselben ein alljährlicher Urlaub von sechs Monaten zugesichert worden.

Wie der „Courrier d'Odessa" meldet, ward ein russischer Kauffahrer, bei Bujukdere vor Anker liegend, in der Nacht vom 15. auf den 16. v. M. von Seeräubern angefallen, die vier unserer die Wache auf dem Schiffe habenden Matrosen, einen davon tödtlich, verwundeten, darauf in die Kajüte drangen, sich hier einiger mit Geld gefüllten Fässer, an Betrag 60 — 100,000 Piaster, bemächtigten, auch das Boot wegnahmen, um den Capitän an ihrer Verfolgung zu hindern, und sich darauf glücklich aus dem Staube machten. Das Fahrzeug war mit seiner eingenommenen Ladung nach Theodosia bestimmt.

Man liest in der Berl. Vossischen Zeitung: In der Stadt Friedland wurde vom 7. auf den 8. Juni die Frau eines dortigen Wagners von lebenden Drillingen (einem Knaben und zwei Mädchen) glücklich entbunden. Bemerkenswerth ist übrigens der höchst seltene Umstand, daß diese Frau bereits früher 14 Kinder und zwar vier Mal Zwillinge, sonach im Ganzen 17 Kinder in dem Zeitraum von 15 Jahren geboren hat.

(Hamburg, 20. Juni.) Liszt hat sich nach Paris begeben, um auszuruhen von den sechsmonatlichen Strapazen, eben so Ole Bull, der sich nach seinem Landsitze bei Bergen zurückzieht. Pantaleoni ist nach Ems abgereist.

Die gegenwärtig in unserm Blatte enthaltene Erzählung — Theodors Beruf — ist nicht nach einer französischen Novelle übertragen, sondern frei bearbeitet nach einem Vaudeville, von welchem nur die Hauptzüge beibehalten worden sind.

K. Z.-H.

Auflösung des Palindroms in Nro. 171.

Mark — Kram.

Theater-Anzeige.

Samstag, 25. Juni. Capriciosa, Lustspiel in 3 Abth., frei nach dem Italienischen des Federici, von C. Blum.

Redakteur: J. k. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 173. Samstag den 25. Juni 1842.

Theodor's Beruf.

Nach dem Französischen von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Frau von Neubeck, welche aus diesem Geständnisse ersah, daß der junge Mann nicht der Lieutenant von Holzhausen, sondern wirklich Theodor von Stiede sey, verbot ihrer Tochter nach einigem Nachsinnen, mit dem Jünglinge zu sprechen, und verlangte den strengsten Gehorsam von ihr, den diese ihr auch versprach. Dann wollte sie sich entfernen, um ihren Mann aufzusuchen, denn sie hoffte, daß er, trotz seines Eigensinnes, unter diesen Umständen Einsicht haben und Theodor so schnell als möglich aus dem Hause entfernen würde.

Aber eben, als sie das Gartenhaus verlassen wollte, trat Neubeck in großer Aufregung, mit einem Briefe in der Hand, ein, den seine Frau augenblicklich für den ihres Bruders erkannte. Er gab seiner Tochter einen Wink, sich zu entfernen, und diese faßte Muth, und wagte es, hinter dem Rücken ihrer Aeltern in Anna's Zimmer zu schlüpfen.

„Also, Madame," hob Neubeck zornig an, „Sie verschwören sich gegen mich, und im Einverständnisse mit Ihrem Bruder, den ich verabscheue, ist es Ihnen gelungen, einen verkleideten Liebhaber in mein Haus einzuschmuggeln! und welch einen Liebhaber! .... einen Offizier .... Arthur von Holzhausen."

Frau von Neubeck beschloß, seinen Irrthum zu benutzen, und meinte, ihre Absicht sey nur löblich gewesen. Doch gestand sie ihm nun ein, daß sie zuerst betrogen worden sey .... daß dieser junge Mann der von ihm gemachten Schilderung nicht entspreche, und daß sein Betragen in Bezug auf sie unverzeihlich sey.

„Sein Betragen?" fragte der Baron mit neugieriger Verwunderung.

„Ja; vorhin war ich allein mit ihm, und da hat er gewagt ...."

„Was hat er gewagt?"

„Mir eine Liebeserklärung zu machen."

„Ihnen?" fragte Neubeck in dem höchsten Erstaunen. „Nun, das muß man gestehen, diese Soldaten besitzen eine Kühnheit ...."

„Aber ich habe ihn auf eine Weise abgefertigt, die ihm Achtung einflößen mußte."

„Nun, sehen Sie wohl, ob mein Widerwille gegen das Militär ungegründet ist."

„So wie dieser giebt es auch wenige," sagte Frau von Neubeck. „Stellen Sie sich vor, daß mir sein Mantel in den Händen geblieben ist. Da liegt er noch auf dem Stuhle."

„Es ist mein Seel' wahr," rief Herr von Neubeck, indem er die Hand nach dem Mantel ausstreckte. „Ich bemächtige mich dieses Beweisstückes."

Aber indem er den Mantel ergriff, bemerkte er die Offiziersmütze und reichte sie seiner Frau hin, die jetzt ihrerseits verwirrt wurde, und nicht mehr wußte, was sie denken sollte.

„Kein Zweifel mehr," rief der Baron, „Sie hatten Recht, mein Schatz, es ist eine Abscheulichkeit! .... und in meiner Wuth trage ich Ihnen auf, ihn aus dem Hause zu werfen."

Aber indem kam Theodor zurück, und kaum hatte er den Baron erblickt, als er ihm entgegen rief:

„Endlich finde ich Sie, ehrwürdiger Neubeck; ich habe Sie vergebens in Ihren Besitzungen gesucht."

Neubeck konnte sich nicht mehr halten, er platzte aus.

„Capitain," sagte er, „Ihr Betragen ist unverzeihlich."

„Capitain?" wiederholte der Seminarist mit großen Augen.

„Nicht zufrieden, sich unter einem fremden Namen bei mir eingeschlichen zu haben," fuhr der Baron fort, „überlassen Sie sich auch noch dem empörendsten Muthwillen."

„Ihre Worte scheinen mir aus der Apocalypse gezogen zu seyn," warf ihm Theodor ein.

„Aber Sie glauben sich Alles erlaubt, weil Sie ein Raufbold sind."

„Unglücklicher Pharisäer!" rief das künftige Kirchenlicht fast bebend, „Sie sind vom Schwindel befallen."

„Ich wette, Sie verstehen mich sehr gut."

„Ich? keineswegs."

„So hören Sie mich denn an!"

„Gehen Sie nicht weiter," bat ihn Theodor, „ich muß Ihren Reden Glauben schenken, denn man rettet sich nur durch den Glauben; und ich habe den unwandelbaren Grundsatz, Alles zu achten, was ich nicht verstehe, daher sind Sie jetzt nach meinen Begriffen der ehrwürdigste Sterbliche hienieden."

Aber Frau von Neubeck zeigte ihm die Offiziersmütze und sagte:

„Mein Herr, es ist unnöthig, länger zu heucheln, ist das nicht Ihre Mütze? was haben Sie zu antworten?"

Theodor erkannte die Mütze des vermeintlichen Offiziers, wollte aber Denjenigen, der sein Vertrauen in ihn gesetzt hatte, nicht verrathen, und schwieg. Frau von Neubeck wußte durchaus nicht, woran sie war.

„Capitain," hob der Baron endlich wieder an, „ich hätte

Digitized by Google

Ihnen wohl Ihre Verkleidung verzeihen können . . . . aber die Beleidigung meiner Frau kann ich nicht dulden."

„Und das Weib hier klagt mich an?" rief Theodor, indem er mit dem Finger auf Frau von Neubeck deutete.

Neubeck zeigte ihm seinen Mantel und sagte:

„Ihr Mantel ist ein schlagender Beweis."

„Jetzt befinde ich mich gerade in derselben Lage wie Joseph in Aegypten," erwiederte Theodor mit kläglicher Miene.

„Sie begreifen, Herr von Holzhausen," fuhr der Baron fort, „daß Sie nach einem solchen Betragen nicht mehr länger bei mir verweilen können . . . ."

„Und Sie heißen mich Raca?"

„Ich habe Sie nicht Raca genannt . . . . aber ich gebe Ihnen eine halbe Stunde Zeit, um mein Haus zu verlassen . . . ."

„O," fiel ihm Theodor mit heiligem Eifer ein, „vergebens würdest Du mich darin zurückzuhalten suchen . . . . ich werde, von Freude erfüllt, diese Höhle der Sünde verlassen . . . . ich werde den Staub von meinen Füßen schütteln und ein Jubellied anstimmen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Insel Hayti.

(Schluß.)

Die Neger sind auf Hayti, wie in ihrem afrikanischen Mutterlande, sehr dem Müßiggange ergeben; sie haben wenig Bedürfnisse und arbeiten ohne Zwang nicht mehr, als zur Gewinnung ihres Lebensunterhaltes unumgänglich nothwendig ist. Boyer hat deßhalb, um sie zur Arbeitsamkeit anzuhalten, mit Hülfe seines Generalsecretärs Inginac, den er zu seinem Nachfolger in der Präsidentenwürde bestimmt hat, ein eigenes Gesetzbuch ausgearbeitet, den Code rural, dessen Bestimmungen in jedem monarchischen Staate Europa's als Maßregeln eines unerhörten Zwanges erscheinen würden, auf den gesellschaftlichen Zustand der seit wenig mehr als einem Menschenalter aus der Sklaverei befreiten Schwarzen aber ohne Zweifel wohl berechnet sind. Dem Einflusse des Code rural ist es zu danken, wenn ein großer Theil der alten verfallenen Pflanzungen sich aus seinen Trümmern wieder erhoben hat, und wenn die Insel gegenwärtig im Stande ist, alljährlich Colonialprodukte zu dem Werthe von mehr als 6 Mill. Rthlr. auszuführen. Hamburg, dessen Verkehr mit Hayti über dreißig Schiffe beschäftigt, führte von dort bereits im J. 1838 Caffee, Tabak, Baumwolle, Häute und Blauholz zu dem Werthe von 1,350,000 Rthlr. ein. Bremen unterhält mit Hayti gleichfalls einen nicht unbeträchtlichen Handelsverkehr; und es läßt sich vorhersehen, daß der Verkehr der Hansestädte mit dem Freistaate der Schwarzen in Zukunft eine noch höhere Bedeutung erlangen wird, da der Anbau in demselben zwar langsame, aber stetige Fortschritte macht, und da die Regierung desselben bisher klug genug war, allen Versuchungen zur Einschränkung der Handelsfreiheit zu Gunsten einer bevorzugten Nation, denen sie von Seiten Frankreichs und Englands ausgesetzt war, beharrlich zu widerstehen. Ein Umstand, welcher der schnelleren Entwickelung des Negerstaates wesentliche Hindernisse in den Weg legt, ist das freilich sehr natürliche Mißtrauen gegen die Weißen, welches die ganze Gesetzgebung der Insel durchdringt. Kein Weißer kann Grundeigenthum auf der Insel erwerben; kein Weißer darf eine Ehe mit einer Eingebornen eingehen und dadurch Ansprüche auf ihr Vermögen erlangen; kein Weißer darf Handel treiben ohne eine besondere Licenz, die jährlich erneut werden muß, und so wie sich die Verhältnisse thatsächlich gestaltet haben, ist es sogar nothwendig, daß der Weiße, um Handel zu treiben, einen Eingebornen zum Partner annimmt, unter dessen Firma das Geschäft betrieben wird.

Daß die große Mehrheit der schwarzen Bevölkerung bis jetzt in der Rohheit und Unwissenheit geblieben ist, zu der die Sklaverei sie herabgedrückt, oder in der dieselbe sie gefunden hat, ist leicht begreiflich; und wenn wir an die furchtbaren Kämpfe zurückdenken, welche die Schwarzen zu bestehen hatten, um ihre Unabhängigkeit zu erlangen, so müssen wir es als einen Beweis ihrer hohen Bildungsfähigkeit gelten lassen, daß sie nicht noch bei weitem mehr verwildert sind. Die Verfassung erkennt den katholischen Glauben als die Staatsreligion an, schließt aber zugleich das ganze Gebäude der Hierarchie aus, welches mit demselben untrennbar verwachsen ist. Nicht der Pabst, sondern der Präsident der Republik ist das Oberhaupt der Kirche; es gibt weder Erzbischöfe, noch Bischöfe oder andere kirchliche Würdenträger, sondern nur einfache Geistliche, die für ihre Leistungen auf ähnliche Weise wie jeder andere Bürger bezahlt werden und weder einen Gehalt, noch andere stehende Einkünfte beziehen. Wenn eine Mutter ihr Kind taufen oder eine Familie einen ihrer Angehörigen mit religiösen Feierlichkeiten begraben lassen will, so wird der Geistliche nach einer bestimmten Taxe bezahlt. Da aber die unbeschränkteste Duldung herrscht, so kann Niemand angehalten werden, seine Kinder taufen zu lassen; und bei der Kostspieligkeit der feierlichen Begräbnisse zieht die große Mehrheit es vor, ihre Todten ohne den Beistand eines Priesters zu begraben. Im Innern der Insel, wo das Christenthum noch keineswegs allgemein verbreitet ist, werden die Begräbnisse nicht selten noch heute mit denselben heidnischen Förmlichkeiten veranstaltet, wie sie im Herzen von Afrika üblich sind. Für den Unterricht ist von der Regierung, deren Geldmittel durch die Unterhaltung eines zahlreichen Heeres, so wie durch die Zahlung der als Preis der Anerkennung ihrer Unabhängigkeit übernommenen Entschädigungssummen an Frankreich erschöpft sind, nur dürftig gesorgt. Es gibt Schulen des gegenseitigen Unterrichtes, in denen die ersten Anfangsgründe gelehrt werden, und in den größeren Städten findet man auch einige höhere Unterrichtsanstalten. Aber die einen wie die andern sind wenig und vorzugsweise nicht von den reinen Negern, sondern von Mulatten besucht. Der Neger, der selbst nie lesen und schreiben gelernt hat, sieht nicht ein, wozu seinen Kindern Kenntnisse helfen sollen, die dem Vater fremd sind. Ungeachtet der tiefen Unwissenheit, in welche die große Masse der Bevölkerung versunken ist, und ungeachtet ihrer angebornen Trägheit ist doch über die ganze Insel ein gewisser Wohlstand verbreitet, der freilich mehr eine Folge des herrlichen Klima's und der natürlichen Fruchtbarkeit des Bodens als des Fleißes seiner Bewohner ist. Selten hört man von schweren Verbrechen, was um so auffallender erscheint, als es die allgemeine Sitte ist, bewaffnet zu gehen. Die Gutmüthigkeit des Negers hat ihn selbst seinen Haß gegen die Weißen, von denen er einst so grausame Härte zu erdulden hatte, leicht vergessen lassen; und ein Europäer kann gegenwärtig ungeleitet von einem Ende der Insel bis zum andern reisen, ohne die geringste Gefahr zu laufen. Die Rechtspflege ist der französischen nach-

Digitized by Google

gebildet; aber man kann sich denken, daß sie auf die roheste Weise ausgeübt wird. Im Allgemeinen ist es nicht zu verkennen, daß die Insel in einer fortschreitenden Entwickelung begriffen ist, welche, wenn sie nicht durch unvorhergesehene Ereignisse unterbrochen wird, mit der Zeit die Negerbevölkerung von Hayti auf die gleiche Stufe der Cultur mit den gebildetsten Europäern zu erheben verspricht. H.

Vom Rhein, im April.

(Durch Umstände verspätet.)

Den Dom zu Köln als Monument deutscher Einheit zu vollenden und zu weihen, ist das Ziel so mannichfacher begeisterter Anstrengungen und der Gegenstand so allseitiger Besprechung geworden, daß es vergönnt seyn wird, eine Ansicht, die bei Vielen vorherrscht, aber noch nirgends ihren Ausdruck gefunden hat, in Anregung zu bringen.

Wenn irgend etwas wahrhaft deutsch zu nennen, so ist es der Geist religiöser Duldung ohne religiöse Indifferenz, jener Geist, der nicht nur mehr als irgendwo, Gott sey Lob und Dank, heimisch ist in unserem gesegneten Deutschland, sondern der recht eigentlich aus deutschem Blute entsprungen, mit deutschem Blute getauft und durch das deutsche Volk für die ganze Christenheit gewonnen worden.

O sancta simplicitas, rief Huß in Constanz auf dem brennenden Scheiterhaufen, und nachdem ein Jahrhundert später der Schwan erschienen, den er im Geiste vorhersah, mußte Deutschland in dreißigjährigem Kampfe sich und der Welt Gewissensfreiheit erobern. Nun fallen sie nicht mehr in Deutschland, ja nicht mehr in Spanien, die gräulichen Menschenopfer, die das Christenthum schändeten, und als Brüder, im Geiste des Stifters unserer erhabenen Religion, reichen sich die Bekenner der verschiedenen Glaubenstheorien friedlich die Hand. Darauf, wenn auf irgend etwas, darf Deutschland stolz seyn, denn dies ist das Größte, was die deutsche Nation vollbracht.

Ein herrlicher Dom soll nun mit vereinten Kräften als ein Denkmal ihrer Einheit an den Ufern des deutschen Stromes vollendet und geweiht werden. Soll er mehr seyn als ein eitles Kunstwerk ohne höhere Bedeutung, soll er von und für Deutschland zeugen, so muß die Gottesverehrung innerhalb seiner hohen Mauern dem Geiste nicht fremd bleiben, zu dem sich Deutschland mit Stolz bekennt, dem Geiste christlicher Duldung und Verbrüderung. Einmal im Jahre wenigstens sollten sich seine Thore öffnen für alle Christen, nicht für die römischen allein. In vereintem Gottesdienste, oder abwechslungsweise nach einander, sollten die verschiedenen christlichen Glaubensbekenntnisse im Dome zu Köln ein Fest christlicher Duldung feiern. So nur kann er ein deutscher Tempel werden, denn der Geist und die Seele, die in ihm leben und weben, sind es, die allein ihm die rechte Bedeutung verleihen, und wir hoffen zu Gott, daß, wenn dereinst in Schutt zerfällt der hohe Dom, den wir mit vereinter Kraft zu Ehren Deutschlands restauriren und vollenden wollen, verklärt bestehen wird der Geist christlicher Liebe und Duldung, den das deutsche Volk, zu Ehren des Christenthums, restaurirt hat, und den es auch noch seiner weiteren Vollendung entgegenführen soll.

Nachschrift. Seitdem diese Zeilen geschrieben worden, sind entsprechende Ansichten vielfach laut geworden und der Anspruch auf Gegenseitigkeit in religiöser Duldung hat sich hierdurch als ein von Vielen tief empfundener bewährt, der ernste Beachtung verdient, und den leider! Ereignisse auch in der letzten Zeit nur auf's neue anregen mußten.

Mannichfaltigkeiten.

(Aeltere Erdbeben auf St. Domingo [Hayti]). St. Domingo liegt in einem vulkanischen Erschütterungskreise, der sehr oft bewegt, d. h. von Erdbeben, und zwar von besonders heftigen, heimgesucht wird. Das Erdbeben vom 7. Mai d. J. — welches uns eben die öffentlichen Blätter mit schrecklichen Farben ausmalen — ist in dem Zeitraume von noch nicht einem Jahrhundert das dritte ausgezeichnete unglückliche Ereigniß dieser Art, welches mit furchtbaren Zerstörungen die Insel St. Domingo betroffen hat. Die beiden früheren heftigen Erdbeben dieses Eilandes, welche noch frisch in traditioneller Erinnerung sind, das letzte sogar in derjenigen noch vieler lebenden Augenzeugen, fallen in die Jahre 1751 und 1770. Am 15. September 1751 wurde auf mehreren westindischen Inseln ein Erdstoß verspürt, auf welchen am 21. desselben Monats und Jahrs ein sehr heftiger folgte, welcher Port-au-Prince zerstörte. Ein 20 franz. Meilen langer Theil der Küste versank in's Meer und bildet seitdem eine Meeresbucht. Am 3. Juni, im Jahr 1770, zerstörte abermals ein fürchterliches Erdbeben einen großen Theil von St. Domingo; lange Spalten zerrissen die Insel, aus welchen mephitische Dünste hervorbrachen, in deren Gefolge Epidemieen unter den Bewohnern ausbrachen. An mehreren Stellen, welche sonst trocken waren, kamen heiße Quellen hervor, die aber nach einiger Zeit zu fließen wieder aufhörten.

In Berlin soll sich vor einiger Zeit ein Verein gebildet haben. Derselbe ist auf Gegenseitigkeit gegründet und zahlt für die Theilnehmer die Strafgelder, in welche diejenigen verfallen, welche auf den Straßen und Promenaden Tabak rauchen. Die Zahl der Versicherten wird gewiß bald sehr bedeutend seyn, da gar Viele bereit sind, sich für einen verhältnißmäßig geringen Beitrag den verbotenen Genuß zu erkaufen. Daß in Berlin mehr geraucht wird, als vielleicht in irgend einer Stadt, ist bekannt; für manchen möchte aber doch die Thatsache überraschend seyn, daß die Tabakshändler Berlins sich erboten haben, für den Fall, daß das Tabakrauchen auf den Straßen erlaubt wird, jährlich 5000 Thlr. an die Armenkasse zu zahlen. Die Polizei ist bis jetzt auf den Vorschlag nicht eingegangen; wahrscheinlich hat die Armenkasse Geld genug.

Nicht blos auf die Felder und die Engländer scheint die anhaltende Dürre einen nachtheiligen Einfluß gehabt zu haben, auch auf die deutschen Buchstaben. Bisher gingen sie wie vernünftige Leute gerade einher, allenfalls etwas vorwärts geneigt, wie's ist, wenn man eilt und vorwärts will. Seit der großen Hitze aber gehen die toll gewordenen Buchstaben in mehreren Zeitungen ganz entgegengesetzt, den Kopf hinten übergebeugt, die Beine weit voran, etwa so! (Dorfz.)

Digitized by Google

Korreſpondenz.

Hamburg, 20. Juni.

In das erhebende Konzert deutſcher Eintracht und deutſcher Bruderliebe, wie es Hamburgs Unglückstage veranlaßten, hat ſich leider ein ſchreiender Mißton eingemiſcht. Endlich iſt ſie erſchienen die längſt erwartete und aus den verſchiedenſten Beweggründen erſehnte Predigt des Hrn. Paſtors Mallet, Primarius zu St. Stephani in Bremen. Sie hat das Evangelium Luc. XIII V. 1 — 5 zum Text. Dieſe Rede war ſchon wochenlang dem Publikum durch das ſchreiende Motto: „Das hat Gott gethan" vorher verkündet, hatte aber, dem ſichern Vernehmen nach, längere Zeit in der Contumazanſtalt der Bremer Cenſur verweilen müſſen, um von den größten Injurien gegen die Bewohner der unglücklichen Schweſterſtadt desinficirt zu werden. So hat Mallet, Ohrenzeugen zufolge, Hamburg mit Sodom und Gomorrha oder mit einem Ninive, in dem kein höheres geiſtiges Leben aufkommen könne, verglichen und behauptet, es ſtehe über der Stadt mit Flammenſchrift geſchrieben: „Du biſt gewogen und zu leicht befunden", auch hinzugefügt, „daß die Stadt ihr Unglück verdient, namentlich deshalb, weil die wenigen Kirchen ſo wenig beſucht ſeyen. Nicht den Menſchen, den Flammen gehörte die Stadt", ruft der Redner. „Himmel und Erde war eine Gluth geworden, die den verhallenden Jammer und Hülferuf der Menſchen nicht vergebens in die weite Ferne trug. Von allen Seiten eilte man herbei, zu wehren, zu helfen, zu retten, und um bald mit Entſetzen zu erkennen, daß einer ſo furchtbaren Macht gegenüber Menſchenhülfe kein Nütze iſt." Dann fährt Mallet fort, die feurigen Wogen hätten mehr als Hunderttauſenden in's Herz gerufen, daß der Menſch über nichts Macht habe, wenn ſie nicht von oben gegeben ſey. Nichts deſto weniger bemerkt er gleich darauf, „man ſey jetzt zu dem Aeußerſten gezwungen, ſelbſt zu zerſtören, damit die ganze Stadt nicht untergehe." Das Sprengen ſcheint der Menſch, nach Hrn. Mallet's Anſicht, mithin auch ohne Macht von oben, und blos mit der von unten, bewerkſtelligen zu können. Hierauf behauptet der Prediger mit Beſtimmtheit, „daß das Unglück über Hamburg blos deshalb gekommen ſey, weil in der heimgeſuchten Stadt, wo ſo viele Menſchen aus allen Theilen der Welt zuſammenſtrömten, das gottloſe Weſen in Augenluſt, Fleiſchesluſt und hoffärtigem Weſen zu einem großen Strome erwachſen ſey." — Bei kleinen Feuersbrünſten nimmt Hr. Mallet mehr eine bewußtloſe That der Natur an, nicht aber bei ſo qualificirten wie die hamburgiſche, über welche er ausruft: „Wenn aber in einer Stadt, die man ſchon längſt wegen ihrer Größe, ihrer Reichthümer, ihrer Schifffahrt, ihres weltumfaſſenden Handels das deutſche Tyrus und Ninive genannt hat, die Brandfackel der Zerſtörung plötzlich geſchleudert wird, und das ſtürzt, was Jahrhunderte geſtanden hat, das in wenigen Stunden zerſtört, woran Generationen gebaut und geſammelt haben, wenn mit den Häuſern, die in Aſche verſinken, auch die Gebäude zu Ruinen werden, an deren Mauern die Geſchichte der Stadt geſchrieben ſteht, ja, ohne welche ſie ſelbſt nicht ſtehen und beſtehen kann, wenn ſogar die Kirchen nicht verſchont werden, da müſſen wir uns beugen und bekennen: Das hat der Herr gethan, es iſt ſeine Hand, es iſt ſeine Züchtigung, es iſt ſein Gericht." Damit aber die St. Stephani-Gemeinde dieſes Ereigniß nicht zur Selbſtüberhebung benutze, bemerkt ihr Primarius, daß daſſelbe ſchmutzige Waſſer der Sünde, das in Hamburg als Strom zu ſehen ſey, als ein Fluß durch Bremen und als Bächlein durch die kleinſten Dörfer laufe. Die Schonung, welche den Bremern widerfahren, ſey ein Zeugniß der göttlichen Langmuth, kein Zeugniß ihrer Unſchuld. Denn auch in Bremen ſey der Mammon eine gewaltige Gottheit, der man Alles opfere und die eigene Seele verkaufe, und nicht fehle es den ſchmutzigſten Göttern der Heiden an Verehrern. Deshalb fordert er zur Buße auf, weil beim Weltgericht Alle umkommen werden, denen nicht vorher die Stunde der Bekehrung geſchlagen. Doch ich enthalte mich aller weitern Bemerkungen über eine ſolche Predigt, die gewiß jeder Menſchenfreund, in der Nähe und Ferne des unglücklichen Hamburg, nicht ohne den größten Unwillen aus der Hand legen wird. — Unſer Stadttheater gewinnt allmählich etwas mehr an Beſuche, und die Direktion thut in der That alles Mögliche, das alte, bewährte Kunſtinſtitut auch durch dieſe ſchwierigen Zeitverhältniſſe glücklich hindurch zu bringen. Dem. Jazedé feiert fortwährend Triumphe und entzückt durch ihre herrliche, glockenreine Stimme und ſeltene Virtuoſität das Publikum bei jeder Vorſtellung auf's neue. Die „Regimentstochter" von Donizetti, in der unſere beliebte Dem. Eichbaum die Hauptrolle gibt, hat bei der erſten Vorſtellung nicht ſehr angeſprochen, doch zweifle ich nicht, daß bei noch mehr abgerundetem Spiel die leichte, gefällige Oper ſich mehr und mehr Beifall erwerben wird. Mehrere der vorzüglichſten Mitglieder unſerer Theatergeſellſchaft, die Herren Reichel, Wurda, Hendrichs, ſind gegenwärtig beurlaubt. Eine neue Auber'ſche Oper, „der ſchwarze Domino", wird uns morgen vorgeführt, über die ich Ihnen gelegentlich berichten werde.

Stuttgart, 21. Juni.

Die ſeit dem Jahr 1824 von des Königs Wilhelm Majeſtät angeordnete, von drei zu drei Jahren ſtattfindende Kunſt- und Induſtrie-Ausſtellung wurde auch in dieſem Jahre, im Monat Mai, abgehalten, jedoch mit der Aenderung, daß es nur eine Induſtrie-Ausſtellung war und die Kunſt-Ausſtellung erſt künftigen Herbſt in dem neuerbauten Kunſtſchul-Gebäude vorgenommen wird. Die diesjährige Induſtrie-Ausſtellung anbelangend, zeichnet ſich ſolche durch Reichhaltigkeit, wie durch erfreuliche, in allen wichtigeren Induſtriezweigen ſich kund gebende Fortſchritte vor allen früheren aus. Es wurden in Folge deſſen auch eine größere Anzahl Ehrenzeichen, und zwar 17 goldene und 37 ſilberne Ehrenmedaillen, ertheilt; ferner 42 Fabrikanten, welche ſchon früher Auszeichnungen erhalten und ſeitdem Fortſchritte bewieſen haben, wiederholt, ſo wie 60 Einſender zum Erſtenmale öffentlich belobt. Unſer rühmlichſt bekannter Schiedmayer, deſſen Einſendung verſpätet war, erhielt gleichwohl für ausgezeichnete Leiſtungen in Verfertigung von Taſteninſtrumenten die Medaille für techniſches Verdienſt und der Fabrikate von den königl. Eiſenwerken geſchah ehrende Erwähnung. — Fortwährend und namentlich in dieſem Jahre geſchieht außerordentlich viel für Verſchönerung der hieſigen Stadt; alte Gebäude werden abgeriſſen und an deren Stelle neue im ſchönſten Style aufgeführt; z. B. der größere Theil des Bürgerhoſpitals, das Stadtpfarrhaus, der Gaſthof zum Adler auf dem Markte u. ſ. w.; aber auch neue Straßenreihen entſtehen, wie die Auguſten- und Paulinenſtraße und die Fortſetzung der Neckarſtraße, welch letztere, vom Charlottenplatze an beginnend, ſich bis in die Nähe des Burk'ſchen Bades erſtrecken wird und in der ſich dann neben herrlichen Privatgebäuden ein Theil der k. Academie mit der Schloßkirche, das Palais J. k. H. der Prinzeſſin Marie, das k. Archiv und das k. Naturalienkabinet, die k. öffentliche Bibliothek, das neue Kunſtſchul-Gebäude und die k. Münze befinden und die alſo des Sehenswerthen viel enthalten wird; der letzte Flügel der großen Infanteriekaſerne naht ſeiner Vollendung, an der Reiterkaſerne wird emſig gearbeitet, kurz, Stuttgart wird bald ganz ſchön werden nach Innen und Außen, wo der k. Schloßgarten und auf mehreren Seiten ſchöne ſtädtiſche Gartenanlagen den Aufenthalt im Freien ſo angenehm machen.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 25. Juni. Capricciosa, Luſtſpiel in 3 Abth., frei nach dem Italieniſchen des Federici, von C. Blum.

Sonntag, 26. Juni. (Zum Erſtenmale): Guido und Ginevra, oder: die Peſt in Florenz, große Oper in 4 Abtheilungen, Muſik von Halevy. — Die vorkommenden neuen Decorationen ſind von Hrn. C. Gropius in Berlin und dem Theatermaler Hrn. Hofmann.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 174. Sonntag, den 26. Juni 1842.

Theodor's Beruf.

Nach dem Französischen von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

So war er denn verjagt . . . mit dem Fuße hinausgestoßen gleich einem Hausthiere; aber er erfreute sich seiner Befreiung; er hatte seiner Meinung nach seine Feinde besiegt, und eine unsichtbare Macht hatte ihm beigestanden. Jetzt wollte er zu denen zurückkehren, welche Gerechtigkeit ausüben; aber bevor er zum Wanderstabe griff, dachte er noch an seinen jungen Tischgenossen, und da man ihn allein gelassen hatte, so wollte er sich nicht entfernen, ohne ihm noch einige heilsame Ermahnungen zu geben. Er klopfte an Annens Thüre, und diese, hoffend, daß Josephine unbemerkt entschlüpfen könne, während sie sich mit dem Schwarzrock unterhielt, öffnete die Thüre und trat ihm in weiblichem Anzuge entgegen.

„Ein Weib! ein Weib!" rief Theodor bei ihrem Anblick. „Wer sind Sie? wo kommen Sie her? wer hat Sie in diese Einsamkeit geführt?"

Er wandte sich ab von ihr, um sie nicht mehr zu sehen, aber Anna forderte ihn auf, sie anzusehen.

„Niemals!" rief er.

„Und doch ist dieses das einzige Mittel, mich zu erkennen."

Diese Stimme war seinem Ohre nicht fremd; er drehte sich langsam herum.

„Was sehe ich?" rief er aus, „sind Sie es wirklich, junger Krieger? Verzeihung, wenn ich Sie erst für die andere Hälfte des menschlichen Geschlechtes gehalten habe . . . . aber zu welchem Zwecke haben Sie sich in diese weibliche Verkleidung gesteckt?"

Anna sagte ihm, daß sie jetzt nicht mehr verkleidet sey, sondern es diesen Morgen gewesen.

„Ein Weib!" rief Theodor zurückprallend, „es ist ist ein Weib gewesen! und meine Hand hat ihre Hand berührt . . . . und meine Lippen haben sich auf ihr Antlitz gedrückt . . . . Abscheulichkeit! . . . ."

Anna trat ihm näher, und bat, ihr Gehör zu schenken, aber Theodor wich immer weiter zurück und rief, sie von sich abwehrend:

„Komme mir nicht näher . . . . weiche, Satanas, weiche!"

Aber sie sagte ihm, daß er sie dennoch anhören müsse, denn sie habe keine andere Hoffnung als in ihn; sie habe ihn diesen Morgen um einen Dienst gebeten, den er ihr versagt, weil er dessen Wichtigkeit nicht gekannt . . . . aber jetzt müsse er alles wissen . . . , was sie ihm erzählt, sey wahr, nur daß sie statt des Räubers die Geraubte sey.

„Sie begreifen, mein Herr," fuhr sie fort, „daß es sich um meine Ehre, um meinen Ruf handelt, daß Sie mir Beides erhalten können. Ich setze Vertrauen in Ihren Charakter, führen Sie mich in die Arme meines Vaters zurück; die Unglücklichen haben ja ein Recht auf Sie, und ich gleiche dem verirrten Schafe, welches auf die Sorgfalt des Hirten zählt."

„Weib!" rief Theodor, sich seiner Bewegung erwehrend, „Weib, gieb diesen flehenden Ton auf, ich kann Dir Dein Unschuldkleid nicht wieder geben. Versuche mich nicht zu erweichen, denn mein Herz ist gestählt gegen List und Bosheit."

Als auch ihre ferneren Bitten, sogar ein in Thränen schwimmendes Auge ohne Wirkung auf den jungen Geistlichen blieb, da nahm sie ihre Zuflucht zu dem letzten Mittel; sie schwankte, brach zusammen, und ehe Theodor es sich versah, lag sie ohnmächtig in seinen Armen.

„Nun, was beginnst Du?" rief er außer sich. „Ein Weib in meinen Armen! Allmächtiger Gott! bedecke mich mit einer undurchdringlichen Rinde."

Er trug sie auf einen Sessel, und allein mit ihr, hatte er nicht den Muth, um Hülfe zu rufen. Und doch schien sie ihm in diesem hülflosen Zustande, mit geschlossenen Augen vor ihm liegend, noch schöner als zuvor . . . . seine Blicke verdunkelten sich, und eine ungewöhnliche Aufregung bemächtigte sich seines ganzen Wesens.

Anna stieß einen tiefen Seufzer aus. Theodor hatte es kaum vernommen, als er ihr zurief:

„Weib, kommt zur Besinnung, ich werde nach Euern Wünschen handeln, meine Schritte werden Eure Schritte unter das väterliche Dach geleiten."

Anna schlug die Augen völlig auf, und fragte, ob er auch gewiß Wort halten würde.

Er schwor es ihr, und versprach, da er das Haus augenblicklich verlassen müsse, sie Abends 10 Uhr an der Gartenthüre zu erwarten.

Josephine war indessen vorsichtig aus dem Nebenzimmer geschlichen, doch in dem Augenblick, als sie die Thüre öffnete, welche nach dem Garten führte, sah sie ihren Vater in gerader Richtung auf den Pavillon zukommen; sie warf schnell die Thüre wieder zu und verbarg sich hinter einen Bücherschrank.

Digitized by Google

Theodor, der ein Geräusch vernommen hatte, rieth dem Fräulein, sich wieder auf ihr Zimmer zu begeben, aus Furcht, daß sie ein Gegenstand der Aergerniß werden könnten, wenn man sie zusammen träfe.

Anna dankte ihm und entschlüpfte; er aber rief ihr nach:

„Beklage mich vielmehr, denn ich bin ein großer Verbrecher; es bleibt mir nichts übrig, als mir das Angesicht zu verhüllen und mich im Staube zu wälzen.“

Gleich darauf trat Neubeck ein, nachdem er zuvor zwei Bediente außerhalb an die Thüre postirt hatte, mit dem Befehl, Niemand hinaus zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Die erste Vorstellung eines neuen Stückes.

Wir leben in einer Zeit des Ueberganges. Unter allen Ständen haben sich mancherlei Kenntnisse und höhere Bildung verbreitet. Dagegen haben bei dieser steigenden Geistesentwickelung das früher vorherrschende Gemüthsleben und die Genügsamkeit des Herzens abgenommen und der kalte Verstand hat ein Uebergewicht gewonnen. Einer späteren Zeit bleibt es vorbehalten, dieses Mißverhältniß wo möglich wieder auszugleichen und Kopf und Herz wieder in größere Harmonie zu bringen. Wenden wir diesen Grundsatz auf's Theater an, so finden wir ihn hier bestätigt. Früher entlockten die Iffländischen Rührspiele den Zuschauern Thränen der Theilnahme und die Kotzebuischen oder Baboischen Ritterstücke begeisterten alle Gemüther; früher ging man ins Theater, um sich einer sentimentalen Rührung oder phantastischen Entzückungen zu überlassen; früher wurde das Urtheil über ein Bühnenstück nur von dem Herzen oder von der Phantasie dictirt. Heutigen Tages hat der Verstand das erste Wort zu reden und alle Welt ist zum Kritiker geworden. Wie die frühere Richtung eine einseitige war, so ist es die jetzige nicht minder; denn eines Theils reicht bei Beurtheilung eines Kunstwerkes der nüchterne Verstand allein nicht aus, und andern Theils ist auch nicht Alles verständig, was die Leute sagen; sie wollen durchaus für geistreiche Kritiker gelten, und glauben darum jedenfalls tadeln zu müssen. Unter solchen Umständen sind Bühnendichter, Schauspieler und Bühnendirektionen übel daran, und bei der ersten Vorstellung eines neuen Stückes müssen sie, wie Dr. Gutzkow sehr bezeichnend gesagt hat, Gassen laufen. Um ein Kunstwerk einigermaßen richtig zu beurtheilen, muß man seinen Geschmack nicht nur an den Meisterwerken geläutert, man muß ihn auch durch die nöthigen wissenschaftlichen Vorstudien begründet haben; die Meisten urtheilen aber nicht nach Grundsätzen, nicht nach besonnener Prüfung, sondern nach zufälligen Stimmungen, nach persönlichen Rücksichten, nach vorgefaßten Meinungen und am häufigsten in den Tag hinein; sie sprechen ab oder zu, und halten es gar nicht für nöthig, sich über ihre Gründe Rechenschaft zu geben.

Man höre einmal die Aussprüche und Urtheile des Publikums bei einer ersten Vorstellung. Dort findet einer die Handlung schleppend und die Intrigue nicht neu; hat aber ein Stück viel Handlung, so nennt man es ein Effektstück, welches nur auf die Schaulust des großen Publikums berechnet sey. Was die Neuheit der Intrigue betrifft, so möchten wir freilich sagen, daß wenig Neues unter der Sonne geschieht, und daß, wenn man will, fast Alles schon dagewesen ist. Nimmt man es mit dem Punkte der Neuheit allzu streng, so behaupte ich, daß unter hundert Stücken kaum Eines Stich halten würde. Jener tadelt die Charaktere und meint, es fehle ihnen Einfachheit und Natur; sind sie aber einfach und natürlich, so nennt sie ein Anderer prosaisch und behauptet, man könne ja den Originalen an jeder Straßenecke begegnen. Tritt aus dem neuen Drama eine Absicht von Belehrung entgegen, so heißt es, die Absicht zu moralisiren stehe im Vordergrund, und ein Drama sey doch keine Predigt; ist dagegen die moralische Tendenz des Stückes nicht klar ausgesprochen, so fragt man, wo die hohe Bedeutung der Bühne sey und ob der Dichter sein Publikum nicht belehren und zu sich emporziehen müsse? Wenn der Dialog etwas mehr enthält, als was nothwendig zur Handlung und zur Charakteristik gehört, so nennt man ihn breit und klagt über die Schönrednerei und die nutzlosen Worte der Autoren; wenn dagegen der Dialog keine Sentenzen und Ausschmückungen enthält, so sagt man, die Sprache sey gehaltlos und man könne das Stück höchstens Einmal sehen. So geht es ins Unendliche fort und schon nach dem ersten Akte brechen Manche den Stab über das Ganze. Dieser will weniger, Jener mehr Monologe; Dieser mehr Leidenschaft, Jener mehr Ruhe; Dieser mehr Gefühl, Jener mehr Geist; Dieser mehr Schattirung, Jener mehr Einfachheit. Auf dieselbe Weise wird über die Darsteller geurtheilt, und man hat ihre Rollen von Seydelmann, von Eßlair, von Emil Devrient, von Pauly, von Löwe weit besser gesehen; sie predigen zu viel, sind zu bürgerlich, zu pathetisch, zu frostig, zu ungestüm, zu einseitig, zu kokett, und wer weiß was Alles noch. Auf hundert Zuschauer kommen heutigen Tages ungefähr achtzig unberufene Kritiker, fünfzehn Individuen, die sich ohne Kritik dem Genuß hingeben, und höchstens fünf, die mehr oder weniger etwas von der Sache verstehen.

Aus diesen Bemerkungen folgt nun, daß das Publikum in seinen Aussprüchen über Kunstwerke und Künstler sich nicht nur gewöhnlich übereilt und daß es sich im Absprechen gefällt, sondern daß es auch in den meisten Fällen lieblos und tadelsüchtig ist. Je mehr Einer Kenntniß von der Sache besitzt, desto vorsichtiger wird er urtheilen; je weniger er davon versteht, desto schneller ist er bereit, sein Votum abzugeben. Auch unter den Spruchfähigen sind viele, denen es nicht darum zu thun ist, die Wahrheit herauszustellen, sondern die nur die Absichten und Zwecke ihrer Parteien und Cliquen im Auge haben; sie wollen nicht Richter, sondern Advokaten seyn, und machen kein Geheimniß daraus, daß es ihnen um weiter nichts zu thun ist, als darum, den Prozeß ihrer Clienten mit einigem Glanze zu führen. Bei unsern Urtheilen sollten wir uns einer vernünftigen Vermittlung befleißigen; wie ein allzu scharfer Tadel, so ist auch allzu viel Nachsicht schädlich. Das Meiste, was von Künstlern und Dichtern produzirt wird, ist weder ganz vorzüglich, noch ganz werthlos, sondern gewöhnlich von mittlerem Werthe; das Meiste hat seine Mängel, aber auch seine guten Eigenschaften. Man wäge daher mit Besonnenheit ab, verwerfe das Gehaltlose und mache aufmerksam auf das Fehlerhafte; aber man hebe auch das Gute hervor, und rühme, was rühmlich ist. Ein pikanter Tadel mag oft geistreich scheinen, ist aber, wenn er die Wahrheit verletzt, nicht viel mehr als ein Spiel mit Worten. Das Genie ist selten, und wäre nur es

Digitized by Google

berechtigt zu schaffen, so würde man bald die Schauspielhäuser verschließen können. Darum lasse man auch Talenten und mittleren Kräften ihren Spielraum, ohne sie zu überschätzen. Der Kritiker, welcher nicht zu vermitteln versteht, sollte entweder die Feder niederlegen, oder er sollte so viel Geist besitzen, daß man ihm das Extreme und selbst den Irrthum seines Geisteswillen verzeihen kann. Das große, in Kunstsachen selten spruchfähige Publikum verbittert sich durch die heutigen Tages vorherrschende Tadelsucht jeglichen Genuß, während es leider auf der andern Seite oft gegen das Gehaltloseste eine unbegreifliche Nachsicht übt. So viel bleibt gewiß, daß Dichter, Künstler und Direktionen dermalen eine höchst schwierige Stellung haben und ihrer Erfolge nie sicher seyn können. Das Alte will man nicht mehr und das Neue ist selten genügend. Was soll man wohl anfangen unter so kritischen Verhältnissen? W.

Ein Vertheidiger Deutschlands in Manchester.

In dem zu Manchester erscheinenden „North of England Magazine" hat sich ein Deutscher, vermuthlich ein dort wohnender Kaufmann, zur Vertheidigung seines von Hrn. Laing in dessen „Notes of a Traveller" angegriffenen Vaterlandes erhoben. Hr. Laing nennt die Deutschen in seinem Buche „unterrichtete Sklaven" (educated slaves), worauf ihm von unserem Landsmann entgegnet wird, daß man die Engländer mit viel größerem Rechte Sklaven, aber „ununterrichtete", nennen könne, denn nirgends sey die Sklaverei des gemeinen Mannes, die Unterdrückung der menschlichen Freiheit zu Gunsten einer sich überarbeitenden Industrie ärger als in dem fabriken- und bergwerkreichen England. „Die Thiere des Feldes haben doch ihre Zeit der Ruhe und des Genusses, der Vogel wirbelt in der Luft seine Freude und seine Lust, aber der englische Arbeiter muß ruhen — nur um zu arbeiten, arbeiten — um nur Luft einzuathmen, oder vielmehr Luft einzuathmen, nur um zu arbeiten." Als charakteristischen Zug der Deutschen führt ihr wackerer Vertheidiger an: „The strongest feeling in the soul of the German is the feeling of his diguity as man." — „Was am lebhaftesten die Seele des Deutschen erfüllt, ist das Gefühl der Menschenwürde" — ein Gefühl, von welchem bei dem zum Thier herabgewürdigten gemeinen Engländer oder Irländer kaum eine Spur anzutreffen sey. „Des Deutschen Nationalität", heißt es dann weiter, „ist allerdings schwächer, als die des Engländers; er ist mehr Mensch als Deutscher, aber gerade dieserhalb bin ich stolz darauf, ein Deutscher zu seyn. Unser Gesichtskreis wie unser Herz werden dadurch erweitert. Wir beschränken unsere Theilnahme nicht auf die engen Gränzen unseres Landes; vielmehr nehmen wir jeden Ausländer mit Achtung auf, und wenn wir in die Ferne reisen, thun wir es mit dem Vorgefühl, daß Gutes unter allen Völkern zu finden sey. Darum ist auch der Deutsche ein so eifriger und erfolgreicher Erforscher der Wahrheit in allen Theilen der Welt. Dem bloßen „Nützlichkeitssucher", wie Hr. Laing Einer ist, entgeht freilich das innere Leben der Deutschen, welches die Quelle ihres Charakters ist: kein Wunder also auch, wenn er nicht weiß, was eigentlich ihre individuelle Unabhängigkeit begründet." — Schließlich findet sich unser deutscher Landsmann auch noch veranlaßt, die Studirenden von Bonn und Heidelberg gegen die abgeschmackte Anschuldigung zu vertheidigen, daß sie auf den Landstraßen umherziehen und — betteln. Hr. Laing war nämlich eben so einfältig wie Hr. Alex. Dumas, einige „fechtende" Handwerksburschen für Studirende zu halten; oder, was noch wahrscheinlicher ist, er hat diese einfältige Geschichte dem Hrn. Dumas auf's Wort geglaubt und nachgeschrieben.

(Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Mannichfaltigkeiten.

Die berühmte Sängerin Falcon, die vor einigen Jahren wegen plötzlichen Verlustes ihrer Stimme die Bühne verließ und nach Italien reiste, ist jetzt wieder in den vollen Besitz ihrer Gesangsmittel gelangt und wird nächstens nach Paris zurückkehren.

Bei einem Bau in Schiedam hat man ein Bild von Rembrandt aus dem Jahre 1617 gefunden. Es stellt eine Rheinansicht dar, und wurde von dem berühmten Maler in seinem elften Jahre angefertigt.

Man liest in Lewald's Europa: Musäus, der wackere, vielbeliebte Erzähler der „Volksmährchen der Deutschen", erscheint so eben in einer neuen illustrirten Ausgabe (Leipzig, Verlag von Mayer und Wigand), auf welche wir die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken müssen, indem wir sie versichern, daß wir seit langer Zeit keine elegantere und geschmackvollere Illustration gesehen haben. Dies gilt nicht blos von den Kompositionen (sie sind von den genialen Künstlern Schrödter und Jordan in Düsseldorf, Osterwald in Hannover und Richter in Dresden; Schrödters köstlicher Humor begegnet uns gleich im ersten Heft), sondern auch von der xylographischen Ausführung, die wir unbedingt meisterhaft nennen dürfen.

(Emden, 15. Juni.) Hier wird sehr über den durch die fast auffallende Dürre herbeigeführten Wassermangel geklagt. Fast sämmtliche Cisternen sind leer, und die wenigen hier befindlichen guten Brunnen genügen nicht für das Bedürfniß, so daß schon Trinkwasser aus der Ems bei Halte geholt wird.

Der berühmte Beckmann, der ausgezeichnete Komiker aus Berlin, trifft Anfangs Juli in Wien ein, und wird sogleich seine Gastrollen im Theater an der Wien beginnen. Außer den beliebtesten, vom vorigen Gastspiele noch in rühmlichem Andenken stehenden Rollen wird er auch in mehreren ganz neuen Stücken auftreten.

Das berühmte Bad Kissingen beginnt sich nach und nach zu füllen, obschon die bis Mitte Juni reichende Kurliste von tausend und so viel Gästen (wozu wohl alle Durchreisende, dann Knechte und Mägde der Herrschaften gerechnet werden), so wie die am Kurplatz ausgehängte Tafelinschrift „233 Gäste mehr als um diese Zeit im vorigen Jahre" nach dem Urtheile Wissender nicht ganz die arithmetische Probe hält. Etwas Klappern gehört heutigen Tags zum Handwerk; man muß, wie jener Wirth, unter der Hausthüre den Vorübergehenden durch Erzählung von der vollen Gaststube Courage machen. Es giebt aber auch der Gelegenheiten zu viele, sein Geld auf eine leichte

Digitized by Google

Weise anzubringen. Der Hamburger Brand, wozu mancher kranke und gesunde Menschenfreund sein für die diesjährige Saison bestimmtes Sümmchen steuerte, die silberne Hochzeit in Petersburg, wohin die meisten russischen, polnischen und selbst auch preußische Notabilitäten ihr Gold tragen, das große Herbstlager am Rheine, wobei viele Leute überflüssigen Humors und Geldes mehr Plaisir zu finden hoffen, als am Salzbrunnen und in der Badewanne, die Brände und Monumente in allen Ecken werden sich heuer auch in andern deutschen Bädern fühlbar machen. (Dorfz.)

In England hat sich eine neue Sekte, die weißen Quäcker, gebildet. Sie zeichnen sich durch weiße Kleidung, weiße Schuhe, weiße Wägen, weiße Hüte u. s. w. aus. Der Stifter der Sekte heißt Jakob, und sein Anhang vermehrt sich.

Korrespondenz.

Bern, 20. Juni.

Unser Kantonalschießen wurde am 18., Nachmittags 4 Uhr, unter dem Donner von 28 Kanonenschüssen geschlossen. Während der ganzen übrigen Dauer desselben war es von dem schönsten Wetter begünstigt und auch nicht der geringste weitere Unfall störte es. Allein ein Umstand machte Epoche: ein einfaches Landmädchen aus der nächsten Umgebung von Bern fand sich letzten Freitag in den Reihen der Schützen ein und schoß fünf Stichnummern, eine Zahl, der sich mancher geübte Schütze nicht rühmen darf. Es wurde einzig bedauert, daß dreizehn Andere tiefer schossen als sie, und sie somit keine Ehrengabe erhalten konnte. Gestern, Sonntag, war die feierliche Vertheilung der Preise unter Tuschen von der hiesigen trefflichen Stadtgarnisons-Musik und kaum war diese vorüber, als sich der Himmel umwölkte und erst ein fruchtbarer Regen, später ein heftiges, mit eiweichen Schlossen vermischtes Gewitter die lechzende Natur erquickte.

Wiesbaden, 23. Juni.

Bei der bisher stets günstig gewesenen Witterung hat die Zahl der hierher kommenden Fremden in den letzten Tagen sich außerordentlich vermehrt; denn die gestern zuletzt erschienene Kurliste weis't bereits schon 3798 Kurgäste und 3936 Passanten nach. Allem Anscheine nach wird unser Kurort auch dieses Jahr seinen Culminationspunkt wieder sehr lange behaupten, denn die jetzt noch fortwährend hier eintreffenden Logisbestellungen erstrecken sich schon bis zu Ende des Septembermonats hinaus. Wir sehen also einer glänzenden Herbstsaison entgegen, und überzeugen uns somit auch, daß, ungeachtet des Emporkommens vieler benachbarten Badeorte, die als unsere Nebenbuhler zu betrachten sind, dennoch die Frequenz an Fremden, die hier Hülfe suchen, sich jedes Jahr steigert, woraus hervorgeht, daß unser weltberühmter Badeort noch stets an Ruf zunimmt, und wozu gewiß die rastlosen Bestrebungen unseres um die hiesigen Heilquellen verdienstvollen Schriftstellers und Arztes, des Dr. Richter, viel beitragen.

Friedberg, im Juni.

Das Jahr 1842 ist noch nicht halb abgelaufen und hat uns dennoch der Schreckensereignisse mancherlei und viel gebracht. Möge es nunmehr mit dem bis jetzt Erlebten genug seyn, möge die zweite Hälfte des Jahres uns, anstatt der Trauerbotschaften von brennenden Städten und Dörfern, von Erdbeben und auf schreckliche Weise verlorenen Menschenleben, Kunde bringen, wie die Völkerfamilien sich immer mehr und mehr einander nähern und sich die Hände brüderlich reichen, wie hier eine Schranke der Humanität sinkt, wie dort in das Reich der Barbarei die Strahlen einer schönen Morgenröthe eindringen, und möge sie namentlich unser großes, schönes Vaterland die Blüthen und Früchte eines dauernden Friedens und der Eintracht genießen lassen. Wahrlich, unser deutsches Vaterland hat in kurzer Zeit sich einen geachteten und großen Namen erworben. Ich weiß eine Zeit, möge sie nie wiederkehren! — wo der in fremden Ländern weilende Deutsche, bei aller ihm persönlich gespendeten Achtung, ein mitleidiges Achselzucken oder ein spöttisches Naserümpfen der Fremden geduldig ertragen mußte, sobald er von seinem Vaterlande sprechen wollte. Daß Deutschland von dem übermüthigen Frankreich gleichsam als ein Gemengsel von Vasallenstaaten, von England ungefähr wie ein auszubeutender ost- oder westindischer Landstrich angesehen wurde, waren wir gewohnt und zuletzt ertrugen wir es sogar mit Geduld, daß uns der stamm- und blutsverwandte Niederländer, Schweizer oder Däne über die Achsel ansah. Nun, Gott sey Dank, es ist nicht mehr so. Das deutsche Volk hat sich einig und stark bei den von außenher drohenden Gefahren, einig und hülfreich bei innerem Unglück gezeigt und der fröhliche Wiener, jubelnd seinem hochherzigen Kaiser folgend, öffnet Herz und Hand dem unglücklichen norddeutschen Bruder. Doch ich wollte ja eigentlich nicht dieses Thema berühren, sondern den Lesern dieses Blattes Kunde geben von einer Frucht des so langen Friedens und der deutschen Eintracht, ich wollte ihnen erzählen von dem schönen Feste, welche das alte, ehrwürdige Friedberg den Söhnen Deutschlands in diesem Jahre bereitet. Der Friedberger Gesangverein schrieb schon vor dem Schlusse des vorigen Jahres das vierte wetterauer Gesangfest aus und lud die Gesangvereine der Wetterau und der angränzenden Landstriche hierzu ein. Von allen Seiten wurde freundlich zugesagt und schon im vorigen Monat betrug die Zahl der angemeldeten Sänger gegen 1100, hierunter die Gesangvereine der Städte Frankfurt, Offenbach, Hanau, Wetzlar, Homburg, Usingen, Lauterbach, Butzbach und sonst noch vieler Orte in Wetterau, Taunus und Vogelsberg. Der gewählte Festvorstand, an dessen Spitze der würdige Kreisrath Hr. Küchler unermüdlich für die schöne Sache wirkt, sorgte nunmehr thätig, daß ein der Stadt Friedberg und seiner Bedeutung würdiges Fest gefeiert werden kann. Die große, im reinsten gothischen Style erbaute Stadtkirche wurde ihm mit Bereitwilligkeit zur Ausführung des Konzertes überlassen. Das Tedeum von Neukomm, ein Festhymnus von Panny und eine Motette von Klein wurden als die auszuführenden Gesangstücke erwählt; Hr. Seminarlehrer Thurn, dem schon der Lehrer des hiesigen Gesangvereins, Hr. Süß, wacker vorgearbeitet hatte, übernahm die musikalische Leitung und eine bedeutende Anzahl Mitglieder der Darmstädter Hoftapelle, so wie Musiker von Homburg und Büdingen übernahmen auf Ersuchen die Ausführung der Instrumentalmusik. Friedberg's Bürgerschaft, die Bedeutung des Festes wohl erkennend und die Ehre ihrer Stadt beherzigend, bereiten sich zu einem würdigen Empfang der fremden Sänger und Musiker thätig vor und von der Liberalität des verehrlichen Stadtvorstandes ist wohl mit Zuversicht auf die Verwilligung eines baaren Zuschusses an den Festvorstand zu hoffen. Der Tag nun, an welchem Friedberg in seinen Mauern so viele fröhliche Gäste versammeln soll, ist der 17. Juli. Nun, wir hoffen auf ein schönes Fest; wir glauben, daß solche Feste dazu dienen, die deutschen Brüder immer mehr einander zu befreunden, daß sie für das deutsche Volk eben solche Vereinigungspunkte seyn werden, wie es die olympischen Spiele den Griechen waren; wir sind überzeugt, daß die sanfte und doch so gewaltige Macht der Töne, welche auch hier wieder Tausende in Frieden und Eintracht zusammenruft, eines der besten Mittel zur Förderung der Gesittung und Einigung sey. Kommet zu uns Alle, die Freude am deutschen Sang und am deutschen Volksleben haben; verlebt den 17. Juli heiter in dem Mittelpunkte der gesegneten Wetterau; nachdem ihr die Weinenden getröstet und aufgerichtet, so freut euch nunmehr auch mit den Fröhlichen. Friedberg heißt seine friedlichen Gäste herzlich willkommen!

C.....dt.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 26. Juni. (Zum Erstenmale): Guido und Ginevra, oder: die Pest in Florenz, große Oper in 4 Abtheilungen, Musik von Halevy. — Die vorkommenden neuen Decorationen sind von Hrn. C. Gropius in Berlin und dem Theatermaler Hrn. Hofmann.

Redakteur: J. K. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 175. Montag, den 27. Juni 1842.

Theodor's Beruf.

Nach dem Französischen von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Theodor wollte sich bei Neubeck entschuldigen, daß er noch immer unter seinem Dache verweile, aber eben sey er im Begriff, sich zu entfernen.

„Capitain!" rief dieser mit schlecht unterdrückter Wuth, „darum handelt es sich jetzt nicht mehr."

„Nun, was haben Sie denn?" fragte der Geistliche besorgt; „warum schwellt der Zorn Ihre Nasenlöcher auf?"

„Herr von Holzhausen," platzte der Baron heraus, „Ihr Betragen ist schändlich. So eben erhalte ich Briefe aus der Stadt .... alles ist entdeckt .... meine Nichte ist von einem Offizier entführt worden. Sprechen Sie, was ist aus Ihrem Opfer geworden?"

Theodor sah seiner Trübsal kein Ende .... er schwieg .... doch als Neubeck ihm drohte, ein Mittel anzuwenden, das ihn schon zum Sprechen bringen solle, da sagte er gereizt:

„Unbilliger Greis! hast Du denn geschworen, mich aus den Pfaden der Sanftmuth und Geduld heraus zu reißen?"

„Sie revoltiren sich endlich?"

„Nein, ich ergebe mich! .... aber erlauben Sie, daß ich mich auf den Weg begebe, und anderwärts einen Stein suche, worauf mein Haupt ruhen kann."

„Sie werden dieses Gartenhaus nicht verlassen; meine Diener werden sich schon zu widersetzen wissen."

„Hättest Du den Vorsatz, mich in Gefangenschaft zu halten?"

„Capitain," sagte der Baron, „Ihr Vergehen kann nicht ohne Strafe bleiben .... auch ich habe eine Tochter, und bin dabei interessirt, daß solche Verführer bestraft werden. Der Staatsprokurator ist benachrichtigt; morgen werden Sie abgeholt werden."

„Abscheulicher Philistäer!" rief Theodor mit Schrecken, „willst Du mich denn zum Mährchen und zum Gelächter der Nationen machen?"

„Indessen werden Sie die Nacht unter Schloß und Riegel zubringen," sagte Neubeck mit kaltem Hohne.

„O nein, nein," flehte der Seminarist, „aus Mitleid thue das nicht! .... laß mich lieber alle Martern erleiden, belaste mich mit Ketten, steche mir die Augen aus .... aber schließe mich nicht in diese furchtbaren Mauern ein."

Als aber der Baron dennoch Miene machte, sich zu entfernen, da faßte er ihn bei'm Arme und rief:

„Unsinniger! wäge meine Worte wohl in der Wagschale...."

„Ich höre nichts."

„Ich umfasse Deine Knie."

Und er fiel in der That vor ihm nieder, aber der Baron wünschte ihm ruhig eine gute Nacht, und sich entfernend, schloß er die Thüre hinter sich zu, indem er den Schlüssel zwei Mal in dem Schlosse herum drehte. Theodor lief an das Fenster und rief ihm nach:

„Stamm Cains! Du hast Unglück ausgesäet, und Schmach und Schande wirst Du erben."

So war der Himmelskandidat denn eingeschlossen, und sollte eine ganze Nacht in der Nähe des Weibes zubringen, deren Reize seine Tugend schon strauchelnd gemacht hatten. Er fühlte seinen Muth erschöpft, und glaubte nur durch ein Wunder siegen zu können.

Josephine befand sich ebenfalls in einer höchst peinlichen Lage, doch war sie einigermaßen durch die Nähe ihrer Cousine beruhigt, und wollte eben den Versuch machen, ob sie unbemerkt wieder zu ihr in ihr Zimmer gelangen könne, als Theodor, von einer plötzlichen Eingebung getrieben, rasch auf die Thüre von Annens Versteck zueilte, sie verschloß, den Schlüssel abzog und in einem Nu zum Fenster hinaus warf; so glaubte er vor allen Versuchungen und Verführungen geschützt zu seyn.

Josephine, die seinem Beginnen zugesehen hatte, wollte ihn zurückhalten, und war ihm nachgeeilt, so daß sie vor ihm stand, als er sich umdrehte; er taumelte entsetzt zurück.

„Ein Weib! noch ein Weib!" rief er aus, „hat denn die Hölle alle ihre Legionen gegen mich losgelassen."

Plötzlich aber, als er sie näher betrachtete, fühlte er sich von einem Schwindel befangen, er starrte sie an, endlich zog er das Bild heraus, das er auf seinem Herzen trug, und nachdem er es mit ihren Zügen verglichen hatte, warf er sich auf die Knie vor ihr.

„Unbekanntes Wesen," rief er aus .... „antworte meiner Stimme. Bist Du vom Himmel herab gestiegen oder aus den Eingeweiden der Erde herauf gekommen? .... kommst Du, mich zu verderben oder mir beizustehen? soll ich Dich verfluchen oder anbeten?"

Josephine verstand ihn nicht, und es ward ihr bange um seinen Verstand.

Digitized by Google

„Dein Angesicht ist sanft," fuhr er fort. „Ich erkenne Dich für meine Beschützerin; so bist Du mir während meinen schlaflosen Nächten erschienen. Deine Augen gleichen denen der Turteltaube und Deine Wangen sind frischer als der Morgenthau; Du bist schön wie Jerusalem."

Josephine machte eine Bewegung, um sich von ihm zu entfernen.

„Nein, gehe nicht von mir," rief er leidenschaftlich, „willst Du mich schon verlassen in dieser Höhle von Löwen und Leoparden?"

Josephine schützte ihre Aeltern vor, die in Besorgniß um sie seyn würden.

„Aeltern?" rief Theodor, „Du hast Aeltern auf Erden?"

Und er erfuhr zu seiner großen Ueberraschung, daß sie die Tochter des Herrn von Neubeck sey.

„Ein Weib!" rief er aus, „nur ein gewöhnliches Weib, o geh! geh!"

Josephine verlangte es nicht besser; sie näherte sich dem Fenster, um zu rufen, aber er hielt sie zurück und untersagte es ihr; auf ihre Frage warum, erwiederte er:

„Es ist nicht mehr Zeit .... ich kann nicht einwilligen, mich von Dir zu trennen .... sieh dieses Bild an, das mir seit langem auf dem Herzen brannte."

Und dabei zeigte er ihr die Kopie des Heiligenbildes, in welchem sie zu ihrer Freude und Verwunderung ihr eigenes Bild erkannte. Er sagte ihr nun, wie dieses Bild ihn vor jeder andern Liebe bewahrt habe, aber gegen ihren Zauber sey es ohnmächtig, denn sie sey seine Geliebte, sein Weib."

Josephine erschrak über die Umwandlung des jungen Mannes, den sie für so weise und tugendhaft gehalten hatte; die überirdische Liebe, die er seit Jahren für ein himmlisches Wesen gehegt hatte, verwandelte sich mit einem Male in ein irdisches Gefühl, sein Traumbild stand verkörpert vor ihm, und er fühlte jetzt zum ersten Male, daß er seinen wahren Beruf bisher verkannt habe. Er hatte lange gekämpft; jetzt überließ er sich den Trieben seines Herzens; er überlieferte sich Josephinen, er bot ihr Seele und Leben an, und widerstand dem Feuer nicht mehr, das ihn verzehrte. Satan trug den Sieg davon; er selbst wünschte jetzt die Hölle, aber die Hölle mit der Geliebten. Er umschlang das bebende Mädchen, und sie an sein Herz ziehend, bedeckte er ihre frischen Lippen mit flammenden Küssen, deren sie sich vergebens zu erwehren suchte, als sie plötzlich einen Schlüssel in dem Thürschlosse herumdrehen hörten.

In der höchsten Seelenangst flehete ihn Josephine an, sie zu verbergen. Er deutete stumm auf das Sopha; sie setzte sich, und er breitete seinen Mantel über sie.

(Schluß folgt.)

Die Raucher und die Schnupfer.

(Erwiederung in Form eines offenen Sendschreibens. Siehe Nro. 167 der Didaskalia.)

Verehrteste Madame Ehrenhold!

In der 167. Nummer der Didaskalia haben Sie eine harte Rüge gegen die Tabaksschnupfer ausgesprochen.

Daß Sie sehr ungnädig waren, als Sie diese Rüge niederschrieben, haben Sie selbst gefühlt, weil Sie am Schlusse den Herrn Redakteur um Schutz gegen die Verfolgungen der Ritter von der Dose ersuchen. Ich verfolge Sie nicht; ich ehre die Frauen,

»sie flechten und weben
Himmlische Rosen in's irdische Leben.«

Aber daß ich die Tabaksschnupfer bescheiden und ehrerbietig in Schutz nehme, werden Sie mir gewiß gütigst erlauben.

Ich gebe Ihnen gerne zu, daß das Tabaksschnupfen eine Untugend, und zwar eine große Untugend ist. Da Sie aber eine Parallele zwischen dem Tabaksrauchen und Tabaksschnupfen ziehen und ersteres eben so sehr in Schutz nehmen, als letzteres rügen, so erlauben Sie mir, den Gegenstand ebenfalls vergleichsweise mit Ihnen zu besprechen.

Sie geben zwar zu, daß das Tabaksrauchen einen übelriechenden Mund macht, behaupten aber, diesem sey durch Ausspülen gleich abgeholfen. Aber sagen Sie mir, riecht denn ein Zimmer, in welchem geraucht wird, nicht wie eine Wachtstube? Müssen nicht alle, die es betreten, den Gestank mitgenießen? Wie sehen Decke, Tapeten und Vorhänge aus? Fragen Sie doch, wenn Sie es nicht selbst aus Erfahrung wissen, alle Frauen, deren Männer ein Abendcolleg besuchen, ob diese nicht in ihren Kleidern, ja in ihren Haaren, einen Uebelgeruch mit nach Hause bringen, den die liebe Frau bei'm Nachtessen einzunehmen hat? Und nehmen denn die meisten Tabaksraucher die geringste Rücksicht auf Andere? Rauchen sie nicht in den Gasthöfen bei Tische? rauchen sie nicht in der Promenade? rauchen sie nicht gegen das klare Verbot in den Wägen der Eisenbahn? Nehmen sie so viel Rücksicht gegen die Damen, daß sie sie nur um Erlaubniß fragen?

Wenn alles dieses von dem Tabaksrauchen überhaupt gilt, was soll ich erst von den heillosen Glimmstengeln (Cigarren) sagen? Ist diese höllische Erfindung zu etwas Anderm gemacht, als um den Rauchern die Augen zu verderben und Häuser und Wälder anzuzünden?

Womit incommodirt aber der Tabaksschnupfer Andere? In seinem Zimmer ist kein Uebelgeruch; Decke, Tapeten und Vorhänge sehen reinlich aus, er behelligt seine Nachbarn nicht bei Tische, auf der Promenade, auf der Eisenbahn; kurz, seine Untugend berührt Niemand, sobald er nur anständig genug ist, fleißig Wasche zu wechseln, und sich eine Art zu schnupfen angewöhnt, daß er nicht auf allen Plätzen, wo er gesessen, Spuren seines Daseyns hinterläßt.

Gehen wir jetzt zum Kostenpunkt über. Und hier, Verehrteste, verlieren Sie Ihren Prozeß in allen Instanzen. Fragen Sie selbst alle, welche Tabak rauchen, fragen Sie selbst die, welche die beiden großen Untugenden des Rauchens und Schnupfens verbinden, welche dieser beiden Untugenden die kostspieligere sey? und alle werden übereinstimmen, daß das Rauchen wenigstens zehnmal so viel kostet, als das Schnupfen. Und was den Ankauf der Dosen betrifft, so werden Sie nicht leicht einen Tabaksschnupfer finden, der ein Dutzend Dosen hätte; und hat er sie, so sind vielleicht zwei darunter von Werth (Gold und Silber behält ja ohnehin seinen innern Werth); aber der Raucher hat wohl 25 Pfeifenköpfe, wovon der geringste 3 — 4 Gulden, die besten aber eben so viel Carolins kosten. Und die Tabaksbeutel und Cigarrendosen! Ihre Zahl heißt Legion, und diese werden nicht nur gekauft, sondern die Herren Raucher lassen sie sich auch von den Damen schenken,

Digitized by Google

die ihre schönen Hände und ihre edle Zeit damit verthun, und bei manchem Weibchen Eifersucht dadurch erregen.

Ganz anders ist es mit den Schnupfern. Nicht leicht wird eine Dame einem Herrn eine Dose schenken und dadurch die Frau eifersüchtig machen. Aber wohin würden die Regierungen kommen, wenn das Schnupfen abkäme? Wenn ein wichtiges Staatsgeschäft abgeschlossen wird, so erhalten die Geschäftsmänner von den Regierungen goldne, mit Brillanten besetzte Dosen. Könnten die Regierungen Pfeifenköpfe, Tabaksbeutel und Cigarrendosen geben? Und wie mancher galante Ehemann hat schon seiner lieben Frau die goldne, mit Brillanten besetzte Dose, die er ja doch nicht tragen kann, zum Geschenk gemacht, damit diese sich dagegen Geschmeide umtausche. Ich nehme die sämmtlichen Herren Goldarbeiter und Juweliere zu Zeugen.

Das Tabaksschnupfen soll die Geruchs- und Geschmacksnerven abstumpfen. Das Abstumpfen der Geruchsnerven ist Sache des Schnupfers; aber das Abstumpfen der Geschmacksnerven hat selbst Vortheile für die Frau. Wenn der Mann nicht mehr fein schmeckt, so quält er auch die Frau nicht, wenn die Suppe versalzen, oder eine Speise mißlungen ist. Und gewiß ist doch nichts widerwärtiger an einem Mann, als wenn er die Speisen critisirt.

Daß man durch die Prise schnell Bekanntschaft mit einander macht, wenden Sie zum Tadel an. Ich möchte es umgekehrt zum Lob anwenden. Sehen Sie zwei Raucher; sie sitzen stundenlang gegen einander über und blasen den Dampf in die Luft, gerade wie Automaten. Zwei Schnupfer werden durch die Prise bald mit einander bekannt und führen dann oft die geistreichsten (mitunter auch nicht geistreiche) Gespräche mit einander. Welches ist schöner?

Sie finden den Genuß des Rauchens merkwürdig, aber doch ätherischer Art. Das Schnupfen ist auch ein merkwürdiger Genuß, aber aromatischer Art. Welches ist besser? Gewiß aromatisch. Aetherisch ist alles, was Geruch in die Luft verbreitet; in der Gärtnerei z. B. sieht und riecht man beim Spazierengehen manche ätherische Gegenstände, aber keine aromatische.

Mit Recht bemerken Sie, daß es bei dem Schnupfer ist, als hätte er keinen eigenen Geist mehr, sondern als müsse Alles (Denken, Arbeiten) durch den bösen Geist des Tabaks geschehen. Aber fragen Sie den Raucher und er wird Ihnen eingestehen, daß bei ihm der Geist in der Pfeife steckt und daß er, wenn er denken will, erst dämpfen und sagen muß: Fahre aus, du unsauberer Geist!

Sie behaupten, daß die Frauen, welche Schnupfer und Schnapfer haben, doppelt selig seyn müßten in jener Welt, weil sie in dieser ein dreifaches Weh zu tragen gehabt. Allerdings, und wer würde nicht allen Damen die höchste Seligkeit diesseits und jenseits gönnen, die sie in jeder Beziehung verdienen. Aber doppelt selig werden auch die Frauen seyn, welche Raucher zu Männern hatten, denn sie werden des Gestankes der Pfeife überhoben seyn. Doch Wehe, dreifaches Wehe den Männern, welche durch ihr Rauchen hienieden ihre Nebenmenschen incommodirt haben und vielleicht Brandstifter geworden sind. Ihnen folgt ein ewig nagendes Bewußtseyn.

Doch bald hätte ich das Wichtigste vergessen, wie das bei langen Briefen gewöhnlich geht. Sie sagen: Welch' eine Qual, wenn mich mein Geliebter jetzt mit einem Kuß erfreuen will. Aber ich frage Sie, spült Ihr Geliebter, wenn er ein Raucher ist, sich jedesmal den Mund aus und gurgelt er sich unmittelbar vor dem Kuß? Gewiß nicht; aber der Schnupfer putzt sich gewiß jedesmal vor dem Kuß die Nase.*)

Doch vergleichen wir uns; ich habe ein versöhnliches Gemüth! Wenn ich auch kein Tabaksschnupfer wäre, so dürfte ich mich doch nicht unterstehen, Sie auf Ihren schönen Mund zu küssen; erlauben Sie mir also, daß ich unter der Betheuerung, daß ich kein Körnchen Tabak weder in der Nase, noch auf dem Kinn habe, Ihre schöne Hand küsse und Ihnen dadurch diejenige Verehrung bezeuge, womit ich Zeitlebens verharre

Johann Daniel Priseur.

Mannichfaltigkeiten.

(Aachen, 23. Juni.) Gestern Abend waren wir Zeugen eines wahrhaft schönen Festes. Die städtische Behörde Aachens hatte unserer trefflichen Liedertafel, als sie sieggekrönt von dem Gesangskampfe in Brüssel zurückkehrte, als Anerkennung ihrer Verdienste und als patriotische Sympathie für den Triumph, welchen in einem fremden Lande die deutsche Kunst davon getragen, eine Fahne zu überreichen beschlossen. Die feierliche Uebergabe derselben fand gestern Abend statt. Nachdem die Mitglieder der Liedertafel, vom städtischen Musikkorps aus ihrem Vereinslokale abgeholt, sich in den großen Kaisersaal des Rathhauses begeben, trafen daselbst auch die städtischen Behörden und der Stadtrath ein und wurden von der Liedertafel mit dem Vortrage eines Liedes, „Gruß an Aachen", aufgenommen. Nachdem Herr Oberbürgermeister, Geheimer Regierungsrath Emundts einige herzliche Worte über die ausgezeichneten Leistungen des Vereins, über seine Triumphe in Brüssel und über seine Bemühungen um den Gesang im Allgemeinen gesprochen, brachte er der Liedertafel ein Hoch aus und überreichte dem Sekretär derselben die Fahne, an welche der Taktführer der Gesellschaft die in Brüssel erhaltene große goldene Medaille befestigte. Die Fahne selbst zeichnet sich durch ihre reiche und geschmackvolle Ausstattung aus. Der Herr Sekretär der Gesellschaft brachte darauf ein Lebehoch aus für alle Bürger der Stadt und ihre Repräsentanten, die Bürgermeister und Stadträthe. Ein patriotisches Lied, nach einer herrlichen und bekannten Melodie aus Händel's Judas Maccabäus, electrisirte die ungemein zahlreiche Versammlung, die selbst in dem gewaltigen Saale nicht Raum genug fand, so, daß allgemein eine Wiederholung dieses Liedes verlangt und auch bereitwillig gegeben wurde. Erhebender konnte dieses Fest nicht schließen, das gewiß bei Allen einen schönen Eindruck zurückgelassen hat. Es war eine öffentliche und verdiente Dankäußerung an einen Verein, der, frei und unabhängig wirkend, seinen Mitbürgern schon

*) O nein, geehrter Herr Priseur! In diesem Punkt liegt eben die Hauptpointe aller dieser Tabaksreflectionen. Wenn alle Schnupfer im Punkte des Küssens reine Nase hielten, wie die Raucher reinen Mund, — ..... ja, dann hätten Sie recht, die Schnupfer in so schöner Weise in Schutz genommen zu haben!

Anmerkung des Setzers.

Digitized by Google

unendlich viel genußreiche Stunden verschaffte, der Stadt Ehre gemacht und durch seine Unterstützung schon manchem Unglück edel zu Hülfe gekommen ist.

(München, 21. Juni.) Die Herren Ed. Devrient und Härtinger bilden durch ihr Gastspiel fortwährend die Glanzpunkte unserer Hofbühne. Rasch folgen sich die herrlichsten Meisterwerke der dramatischen Poesie und der Tonkunst in so trefflicher Besetzung und Ausführung, wie sich dessen wohl nur wenige Bühnen rühmen können, und das stets gefüllte, oft überfüllte Haus läßt den regen Sinn des Publikums für wahrhaft gediegene Leistungen nicht verkennen.

Molière's Denkmal, in der Richelieustraße, in Paris wird zum nächsten Jahrestag seiner Geburt vollendet werden, damit es dann eingeweiht werden kann.

In dem Feuilleton eines rhein. Blattes lies't man ein Gedicht „das Preßgesetz" überschrieben, worin der König von Preußen gebeten wird, das Verlangen des Volks zu erfüllen und die Preßschranken zu vernichten. Das ist gut gemeint, und in schlichter Prosa stimmen wir der Bitte von Herzen bei, aber jenes Gedicht schließt doch etwas wunderlich: „Sprecht, Deutsche, mir von Würde nicht und Ehre, Nicht eher seyd des Namens Mann ihr werth, Bis aus des letzten Censors letzter Scheere Gehämmert ist ein scharfes Männerschwert!" Das muß ein wackerer Schmied seyn, der solches Werk zu Stande bringt.

In den Variétés kommt eine neue Posse an die Reihe: „les fables de Lafontaine" betitelt. Die darin auftretenden Menschen werden Thierköpfe aufhaben. Etwas Aehnliches sah man in einer Wiener Posse schon vor mehreren Jahren.

Nach einer dreißigjährigen Abwesenheit von seiner Vaterstadt ist einer der bekanntesten Kirchenmusik-Komponisten, der großherzogl. weimarische Hofkapellmeister Destouches, ein geborener Münchener und Schüler Jos. Haydn's, dorthin zurückgekehrt, um daselbst sein Leben zu beschließen. Er war ein Jugendfreund Friedrich v. Schiller's und componirte die Musik zu dessen Schauspielen: Wilhelm Tell, Wallenstein, Piccolomini und die Räuber. Ein Freund und Zeitgenosse Göthe's, Herder's, Wieland's, wirkte er thätig in der Blüthezeit des deutschen Schauspiels zu Weimar, welche Bühne als die Wiege der deutschen dramatischen Kunst betrachtet werden kann. — Eine der charakteristischsten Compositionen des genannten Kapellmeisters ist unstreitig das Reiterlied zu dem Schauspiel „Wallenstein's Lager."

Die bekannte Sängerin Julia Grisi hat den Ehescheidungsprozeß gegen ihren Gatten, Hrn. M. v. Meley, vor dem Tribunal erster Instanz in Paris gewonnen.

Die Wittwe des berühmten Componisten Lesueur führte einen Prozeß gegen die Direktion der großen Oper in Paris, um diese zu nöthigen, eine alte Oper ihres Gatten, die bereits 1815 angenommen, aber nicht gegeben wurde, jetzt aufzuführen. Allein die Direktion wurde freigesprochen, da der jetzigen Verwaltung nicht obliegen kann, das darstellen zu lassen, was ihren Vorgängern vor dreißig Jahren dazu ungeeignet schien.

(Stockholm.) Auch hier sind nun Meyerbeer's Hugenotten auf dem k. Theater aufgeführt und mit dem allgemeinsten Beifall aufgenommen worden. Trotz der großen Hitze, die wir gegenwärtig hier haben, ist das Haus jedesmal gedrückt voll, wenn das Werk gegeben wird. Der Oberst Backmann, Intendant des k. Theaters, hat Alles gethan, um die Ausstattung hinter dem Werthe der Oper nicht zurückstehen zu lassen.

Die Zelte, welche vor einigen Jahren bei dem großen Turnier des Grafen von Eglintoun in Schottland gebraucht worden waren, sollen nun in der Wüste von Suez aufgeschlagen werden und die Bequemlichkeit der dort Reisenden erhöhen. Der um den Verkehr zwischen England und Indien über Aegypten so verdiente Hr. Waghorn hat sie zu diesem Behufe angekauft.

Korrespondenz.

Mainz, 23. Juni.

Die hiesige Gemeinderaths-Wahl, die am vergangenen Sonntage ihren Anfang nahm, wird von dem größern Theile des hiesigen Publikums so wenig berücksichtigt, daß am Sonntage nur 7 Personen stimmten und an den vier Wahltagen Sonntag, Montag, Dienstag und Mittwoch in allem nur 110 Personen; wenn das so fortgeht, so kann man mit 10 Stimmen in den Gemeinderath kommen! Die Lithographen und die Post haben bis jetzt mit dieser Wahl am meisten zu thun gehabt; die Lithographen, um die Tausende von Stimmlisten zu drucken, die von verschiedenen Seiten bestellt wurden, und die Post, um diese Listen an ihre Adressen zu befördern. Freilich wurde ein großer Theil derselben auch von andern Kommissionären in den Häusern abgegeben, oder zu den offen stehenden Fenstern hinein geworfen; aber je mehr man sich abmüht, Stimmlisten zu verbreiten, desto weniger wird abgestimmt. Es scheint künftigen Sonntag den obligaten Stimmgebern ein leichtes Spiel bereitet zu werden. Wenn man die vielfachen Erwartungen betrachtet, die sich an die gegenwärtige Wahl knüpfen, wenn man sich an die Behauptungen erinnert, daß alle Bürger sich diesmal zur Wahl einfinden würden, und diese Gleichgültigkeit sieht, in einem Zeitpunkte, wo an der Intelligenz, an der Festigkeit der städtischen Verwaltung Alles gelegen ist, in einem Zeitpunkte, wo die Frage wegen Auflegung von Lokalumlagen zur Entscheidung kommen muß, in einem Zeitpunkte, wo der Gemeinderath für Handel und Gewerbe einschreiten, wo die höchsten politischen, commerziellen und industriellen Verhältnisse in seiner Mitte discutirt werden und seine Verwendung bei der höchsten Staatsregierung zum Besten der Stadt Mainz eintreten sollte, in einem Zeitpunkte, wo die Wissenschaften eine Vertretung fordern, wo Jeder sehnsuchtsvoll etwas Besseres, etwas Entsprechenderes verlangt und dabei die traurige Erfahrung macht, daß der intelligente Theil zu Hause bleibt und die Wahl denjenigen überläßt, die von ihren Meistern, von ihren Brodherren zur Abstimmung angewiesen werden, was soll man dann von dem Handels- und Gewerbestande, was von den Gelehrten und unabhängigen Privatleuten denken, die, wo es sich um die Ergänzung von mehr als ein Drittheil des Gemeinderaths handelt, der Intrigue das Feld überlassen!

Theater-Anzeige.

Dienstag, 28. Juni. Die zwei letzten Abtheilungen des Lustspiels: Die Hagestolzen, von Iffland. Hierauf folgt (neu einstudirt) Die Liebe im Eckhause, Lustspiel in 2 Abth., von Cosmar.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 176. Dienstag, den 28. Juni 1842.

Theodor's Beruf.

Nach dem Französischen von Kathinka Zitz.

(Schluß.)

Indessen hatte sich bei Herrn von Neubeck Alles aufgeklärt; der Lieutenant von Holzhausen liebte Anna von Dahlen schon lange mit der innigsten Liebe, aber arm, wie er war, durfte er bei den Gesinnungen ihres Vaters keine Ansprüche auf die Hand der reichen Erbin machen. Sein Oberst, der ihm wohlwollte, hatte ihm indessen, auf den abenteuerlichen Plan seiner Schwester, der Frau von Neubeck, eingehend, den Wunsch mitgetheilt, ihn mit seiner Nichte zu verbinden; ohne ihm gerade eine verneinende Antwort zu geben, hatte er sich doch auch auf nichts eingelassen, und mit jugendlichem Leichtsinne, den Maskenball benutzend, Anna entführt, dieses als das sicherste Mittel betrachtend, Herrn von Dahlen auch gegen seinen Willen zur Einwilligung zu zwingen; aber durch Annens Flucht war alles vereitelt worden. Durch die frühere Rückkehr des Herrn von Dahlen war auch die Aussicht vereitelt, ihm diesen mißlungenen Versuch zu verhehlen, und Anna's Ruf mußte um jeden Preis geschont werden; er entdeckte sich daher seinem Oberst, und dieser machte den Vermittler, so daß Herr von Dahlen seine Einwilligung zu der Verbindung der beiden jungen Leute gab. Wohl vermuthend, als er erfuhr, in welcher Gegend sie die Flucht ergriffen hatte, daß sie nur Schutz auf dem Gute ihres Verwandten, des Herrn von Neubeck, gesucht haben könnte, begab er sich in Begleitung seines künftigen Schwiegersohnes und des Obersten dahin, um seine Tochter aufzusuchen und sie mit dem Wechsel ihres Schicksals bekannt zu machen. Dort wollte zwar Niemand von der Anwesenheit seiner Tochter etwas wissen, wenn es anders nicht Josephine sey, die nicht zu finden war; aber Theodors Unschuld war aufgeklärt, und Neubeck eilte hin, um den verkannten jungen Mann um Verzeihung zu bitten und ihm die Hand zur Versöhnung zu reichen.

In seine alte Gewohnheit verfallend, antwortete ihm Theodor mit einem Bibelspruche, und versicherte ihn seiner Vergebung; aber damit war Neubeck nicht zufrieden, er wollte ihm vor Jedermann eine Ehrenerklärung geben, und forderte ihn auf, ihn in das Haus zu begleiten. Theodor verlangte es nicht besser, denn dadurch erhielt Josephine Gelegenheit, sich unbemerkt zu entfernen, und schon waren sie im Begriff, den Pavillon zu verlassen, als Neubeck auf den Einfall kam, Theodors Mantel mitzunehmen, denn er wolle Alles erzählen, wie er den Jüngling für den Räuber seiner Nichte, den Verführer seiner Frau, und diesen Mantel als den Beweis des Vergehens gehalten hatte. Aber wer beschreibt sein Erstaunen, als er, den Mantel aufhebend, seine Tochter darunter erblickte!

„Schändlicher Verführer!" rief er aufgebracht, „so bist Du in mein Haus gekommen, um mein Kind zu bethören."

„Aber geblendeter Vater," entgegnete Theodor, „Sie haben uns ja selbst zusammen eingesperrt."

Neubeck war geschlagen, und das um so mehr, als ihm Josephine bemerkte, daß sie nichts zu fürchten gehabt hätte, da ihre Cousine Anna sich in dem Nebenzimmer befände.

Indessen war auch Frau von Neubeck gekommen, um ihre Tochter zu suchen, und zu erfahren, wo Anna sey.

Josephine zeigte auf das Nebenzimmer, sagte aber zugleich, daß Theodor sie eingeschlossen und den Schlüssel zum Fenster hinaus geworfen habe. Neubeck zog den Schlüssel, den er im Garten gefunden hatte, aus der Tasche, und so ward Anna denn endlich aus ihrem Gefängnisse erlöst und in die Arme ihres Vaters geführt, aus dessen Hand sie den Verlobten empfing.

Als man beim fröhlichen Mahle beisammen saß und manche Scherzreden über die Vorgänge des Tages gewechselt wurden, da drohte Neubeck dem Geistlichen mit dem Finger und sagte:

„In der That, lieber Theodor, ich fange an, Sie für einen großen Schelm zu halten."

„Noch bin ich es nicht," erwiederte dieser, „aber ich könnte es vielleicht werden, denn ich fürchte sehr, daß dieses mein wahrer Beruf ist."

Ein schallendes Gelächter folgte auf diese Antwort, und der Seminarist fuhr fort:

„Ja, bester Herr von Neubeck, ich kehre in die Welt zurück .... ich fühle mich geschaffen, um darin zu glänzen, und will mich in den Strudel der Weltfreuden stürzen."

„Langsam," warnte ihn Neubeck, „die Extreme berühren sich."

Kaum waren ein paar Tage vergangen, so trat der umgewandelte Seminarist, das schlichte Haar in duftende Locken verwandelt, das schwarze bescheidene Röckchen gegen einen Frack von der neuesten Modefarbe vertauscht, mit blaßgelben Handschuhen, und einer Lorgnette an goldener Kette, vor den Baron hin, und warb um die Hand seiner Tochter; und da kein Grund vorhanden war, diesen Bewerber abzuweisen, dadurch auch der heißeste Wunsch seines Jugendfreundes, des alten

Digitized by Google

Stiede, erfüllt wurde, ſo legte er die Hände des Brautpaares ſegnend in einander.

„Jungfrau,“ ſagte Theodor, als er den Verlobungskuß auf Joſephinens Stirn drückte, „Jungfrau, werde die Gefährtin meines Lebens, und möge unſere Nachkommenſchaft ſo zahlreich wie der Sand am Meere werden.“

Es war aber dieſes, ſo viel wir erfahren konnten, der letzte Bibelſpruch, deſſen er ſich bediente, denn bald, in einen feinen Weltmann umgewandelt, glänzte er als ſtrahlendes Modegeſtirn in allen Cirkeln der Hauptſtadt.

Das vereinigte norddeutſche Liederfeſt in Preuß. Minden.

§ (Bückeburg, 21. Juni. — Correſp.) In den verfloſſenen Tagen war unſer freundliches Weſerthal der Tummelplatz einer froh-bewegten Menſchenmenge. Am 18. Juni verſammelten ſich nämlich, einem 8jährigen Brauche getreu, die „vereinigten norddeutſchen Liedertafeln“ zur Feier ihres dießjährigen Liederfeſtes in Preuß. Minden. Im Laufe des genannten Tages kamen von Nah' und Fern auf feſtlich geſchmückten Wagen die fröhlichen Sänger gefahren und gegen Abend hatten ſich aus Bielefeld, Bremen, Bückeburg, Hameln, Hannover, Herford, Hildesheim, Minden, Oldendorf, Osnabrück, Paderborn, Pyrmont, Rinteln, Salzuflen und Vlotho 250 Liederbrüder zuſammengefunden, die ſich nach vorgängiger Generalprobe im Saale der Harmonie in einem ſehr geräumigen, am Feſtungs-Glacis erbauten Zelte zu einem heiteren Abendeſſen vereinigten. Es wurde dabei der hohen Bedeutung des laufenden Tages für Deutſchlands Freiheit in würdiger Weiſe durch Toaſt und Lied gedacht. — Den 19. Juni, den Haupttag des Feſtes, begrüßten die ſeit 7 Uhr früh auf dem Markte verſammelten Sänger mit dem effektvollen Liede: „Guter Morgen“; ſodann begab ſich der Zug in die Domkirche, in welcher die Geſangſtücke: „Das iſt der Tag des Herrn ꝛc.“ von Kreutzer, der 11 Pſalm von Marſchner und das Vaterunſer von Seiffart vor einer dichtgedrängten Zuhörermenge ausgeführt wurden. Um 9 Uhr fand die Abfahrt nach der Porta weſtphalica ſtatt; der Feſtdirektor führte den langen Wagenzug an; die übrigen Wagen folgten und waren ſo geordnet, daß die einzelnen Liedertafeln, deren jede an den beſonderen Farben ihrer Feſtfahne kenntlich war, im Zuge zuſammenfuhren. Dieſer lange Zug mit ſeinen mit Eichenlaub-Guirlanden geſchmückten Wagen, den koſtbaren, mit bedeutungsvollen Symbolen und Emblemen gezierten Feſtfahnen, den vielen hundert bunten Fähnlein, die luſtig im Winde flatterten, den Freude ſtrahlenden Männergeſichtern gewährte ein ſo heiteres Lebensbild, als man irgend ſehen kann. Böllerſchüſſe vom Wittekindsberge, in der tiefen Schlucht der Porta mächtig wiederhallend, begrüßten die Sänger bei ihrer Ankunft. Nachdem ſie ein im Freien ſervirtes Frühſtück eingenommen hatten, beſtiegen ſie, von einer zahlloſen Menſchenmenge begleitet, den Wittekinds oder Margarethenberg. Oben ſammelte ſich der Sängerbund, und im weiten Kreiſe an die uralte Wittekindskapelle gelehnt und zu Füßen das Panorama des lachenden Weſerthales, erſcholl nun der hundertſtimmige Männerchor, daß es weithin brauſ'te durch Wald und Thal. Gegen 2 Uhr Nachmittags wurde zur Rückfahrt nach Minden geblaſen, woſelbſt ſich die Liederbrüder und mit ihnen viele „Wilde“ in dem bereits erwähnten Zelte zum Mittagsmahle vereinigten. Der erſte Toaſt galt Preußens „Kunſt und Wiſſenſchaft hochherzig ſchirmendem“ Könige. Sinnreich war die Auswahl der Tafellieder getroffen; deutſche Kernlieder wechſelten ab mit ſcherzhaften Geſängen; einzelne Liedertafeln, wie jene aus Bückeburg, Hameln, Paderborn, Rinteln ꝛc. debütirten zwiſchendurch mit Aufführung artiger Geſangſtücke; der heiterſte Frohſinn würzte das Mahl, und je näher dem Ende, deſto lauter und mächtiger wogte die Freude. Nach aufgehobener Tafel ſchaarten ſich wie durch Zauberſchlag alte Univerſitätsbrüder aus Jena, Bonn, Göttingen ꝛc. zu einer heiteren Gruppe zuſammen; Männer in grauen Haaren wurden Jünglinge unter den Rückerinnerungen an ihre Studienzeit; Jung und Alt herzten ſich brüderlich, und mit dem alten, ſchönen Liede „Gaudeamus igitur etc.“, in jugendlicher Begeiſterung geſungen, endete der fröhliche Tag.

Am 20. Juni verſammelte ſich die Sängerſchaar auf dem großen Domhofe und fuhr, nach Abſingung mehrerer Lieder, nach Hausberge, in deſſen Nähe auf dem Jacobsberge das Frühſtück eingenommen wurde. Von da zurück ging es nach der Bückeburger Clus zum Mittagsmahle, nach deſſen Beendigung 4 tüchtige Soloſänger das zahlreich verſammelte Publikum durch mehrere 4ſtimmige Lieder auf's höchſte entzückten. Ein wackerer Sänger aus Hildesheim trug den Siegespreis davon, denn eine durch Schönheit und Anmuth ausgezeichnete Mindenſerin ſchmückte ſeinen Hut mit einem Kranze von Eichenlaub.

Und damit endete dieſes ſchöne Feſt, von dem Ref. glaubt, daß es, je öfter ſeine Wiederholung ſtattfindet, deſto ſichtbarer auf Belebung, ja auf theilweiſe Reform des öffentlichen Geſellſchaftslebens im nordweſtlichen Deutſchland einwirken werde. Wir Norddeutſchen ſind von der Natur mit einem gravitätiſchen Ernſte begabt, der uns den Söhnen Albions etwas ähnlich macht; dieſer Ernſt beherrſcht auch unſer öffentliches geſellſchaftliches Leben und der geſellige Frohſinn, deſſen erſte Würze, flieht vor ihm ſelbſt da, wo wir uns zuſammenſetzen, um des Tages Mühen zu vergeſſen. Wir fühlen dies und ſchließen uns ab gegen einander, ziehen uns zurück in den ſtillen Kreis der Familie, ſuchen hier all' unſere Lebensfreude, verkümmern aber auch nicht ſelten darin, weil unſer geiſtiges Auge nun nicht mehr hinausſchaut in das vielbewegte Treiben der großen, weiten Welt da draußen. So findet uns der Fremde; gegen ihn ſchließen wir uns vollends ab; er nennt uns kalt, phlegmatiſch, philiſterhaft und preiſ't uns die geſelligen Tugenden unſerer mittel- und ſüddeutſchen Brüder. Um ſolche Urtheile zu Schanden zu machen, müſſen wir nur Eins lernen: mögen wir ja unſern Ernſt bewahren, aber auch die Kunſt verſtehen, ihn am rechten Ort mit dem Frohſinn zu paaren; mögen wir weniger in uns hinein und mehr aus uns heraus leben, mögen wir etiquettenmäßige Förmlichkeit nicht höher achten als Freimuth und Talent zur Geſelligkeit. Die letztverfloſſenen Tage haben Ref. überzeugt, daß wir in dieſer Beziehung einen mächtigen Schritt vorwärts gethan haben; der norddeutſche Sängerbund hat die Bahn gebrochen; er bringt alljährlich Hunderte von Männern in nahe Berührung, ſie lernen ſich kennen, im Geſange geht ihnen das Herz auf, ſie ſchließen Freundſchaften — und ſo wird die Macht des Geſanges die

Digitized by Google

engen Gränzen unseres norddeutschen Stilllebens allgemach erweitern, wird das öffentliche Leben mit tausend Keimen zu vielseitigerem Genusse befruchten und durch so frohen und herzlichen Verkehr unserer Sänger werden jene übertriebenen Vorurtheile für Geburt und Stand, die hie und da noch immer das größte Hemmniß der öffentlichen Geselligkeit sind, mehr und mehr auf das rechte Maß zurück geführt werden. Möchten doch, ihr heiteren Sänger, eure schönen, kräftigen Lieder recht bald widerhallen an unsern freundlichen Bergen!

Mannichfaltigkeiten.

(Aus Oberhessen, 22. Juni.) Major Venator, Kommandant und Direktor der Straf- und Besserungs-Anstalt zu Marienschloß, der rastlos sich um Brennmaterial aus der Erde bemüht, hat ein mächtiges Torflager entdeckt bei Rockenberg, dessen Benutzung er auf sein eigenes Risiko übernommen hat. Es ist in einem Thal zwischen Resten einer Römerstraße und dem Pfahlgraben. Unlängst sind die Arbeiter in diesem Torfstich auf einen Damm von Lett, Eichenholz, Röthel und Balken gestoßen, dessen ganze Länge noch weiterhin durch den Ausstich sich enthüllen wird. In dem bisher eröffneten kleinen Raum zeigte es sich bald, daß dieser Damm eine Rothstraße der Römer war, denn eine sehr wohlerhaltene römische Vase, die nur von den Arbeitern etwas verletzt worden ist, hat man gefunden, einige Eisengeräthe, Hufeisen von antiker Form, einen stählernen Kolben, der einen hölzernen Schaft gehabt zu haben, auch ein Werkzeug von Kupfer, das ein Theil eines Discus zu seyn scheint ꝛc. Man hofft noch Manches der Art zu finden. Die Vase ist etwa ein Fuß hoch, ihr Fuß hat im Durchmesser etwa 3 Zoll, der Bauch derselben ist durch faltige Eindrücke von oben nach unten gestärkt und zugleich geziert. Leer und rein gewaschen ist sie von den Arbeitern, welche nur Schlamm darin gefunden haben wollten, übergeben worden. Ihre Masse ist fester und neuer aussehend, als ein neu gebrannter Hafen gegenwärtiger Häfnerarbeit. Schade, daß ein Arbeiter mit der Schippe am Rande eine Scherbe herausgeschlagen hat. (Hess. Z.)

(Cormenin über Arsenikvergiftung.) Hr. Cormenin hat eine beachtenswerthe Denkschrift über die Arsenikvergiftung an die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften gerichtet. Der Verfasser weiset nach, daß die Fälle dieses Verbrechens mit jedem Jahre zahlreicher werden, und er schlägt einige polizeiliche Mittel vor, um demselben zu steuern. Im Laufe der Jahre 1830 bis 1839 sind in Frankreich 335 Vergiftungen durch Arsenik zur gerichtlichen Untersuchung gekommen, ungerechnet 200 Fälle der Vergiftung, welche wegen Mangels hinreichender Verdachtsgründe gegen bestimmte Personen kein strafrechtliches Verfahren zur Folge haben konnten. Die Zahl der wegen jener 335 Vergiftungen vor Gericht Gestellten belief sich auf 414, von denen 196 freigesprochen, 54 zum Tode, die übrigen aber zu Freiheitsstrafen verschiedenen Grades, von einfacher Einsperrung auf kurze Zeit bis zu lebenslänglicher Galeerenstrafe, verurtheilt wurden. Um die Vergiftungen für die Zukunft zu erschweren, schlägt Hr. Cormenin vor, daß der Verkauf des Arseniks an Privatleute den Apothekern und Krämern unbedingt verboten, den Fabrikanten aber nur im Großen gestattet werden solle. Der Verfasser glaubt, daß eine solche Maßregel durch einfache Ordonnanz rechtsgültig angeordnet werden könne.

(Elberfeld.) In den deutschen Jahrbüchern sagt Arnold Ruge von einer deutschen Zeitung: „Sie wohnt in einem jener beiden Fühlhörner, welche die Schnecke Deutschland nach Osten und Westen jetzt herausstrecken darf." Ein schöneres Bild ist wohl seit lange nicht gedruckt worden. Eine in einem Fühlhorne wohnende Zeitung!

Für wissenschaftliche Reisen verwendete Frankreich bisher nur 12,000 Franken jährlich. Villemain hat im diesmaligen Budget die Summe auf 100,000 Fr. erhöht, und sie wird sich gewiß gut verzinsen.

Das Unglück von Schleiz hat in England ein Seitenstück gefunden. Die Gallerie des Theaters zu Cambridge stürzte am 13. Juni während der Vorstellung mit gewaltigem Krachen zusammen und auf die in den Logen befindlichen Personen hinab. Eine bedeutende Anzahl von Menschen wurde verwundet, doch kam, auf der Stelle wenigstens, Niemand um's Leben.

(Berlin, 23. Juni.) Vorgestern feierte eine der geschätztesten Künstlerinnen des königlichen Theaters, Mad. Louise Schröck, den Tag, an welchem sie vor fünfzig Jahren die hiesige Bühne betreten, bei welcher sie seitdem ununterbrochen gewirkt hat. Der Name Fleck war es, unter welchem die Künstlerin ihre ersten und schönsten Triumphe gefeiert, denn als Gattin des berühmten Mimen dieses Namens hatte sie gerade in der Zeit, in der die Meisterwerke der deutschen Bühne geschrieben wurden, bei deren erster Aufführung mitgewirkt.

Die rheinischen Gasthöfe und Dampfschiffe wollen mit der Reiselust dieses Jahr gar nicht zufrieden seyn. Es ist auch in der That ein auffallender Unterschied gegen früher um diese Zeit bemerkbar. Man glaubt, daß der größte Theil derer, welche nur zum Vergnügen reisen, den Zeitpunkt abwarten, in den das große Manöver und die Grundsteinlegung des neuen Dombaues fällt.

(Passau, 21. Juni) Verflossenen Freitag den 17. Juni trug sich in dem, eine Stunde von hier entfernten, gewerbthätigen Markte Hals ein schauderhafter Unfall zu, dessen glücklichen Ausgang man fast wundervoll nennen kann, da wohl unter tausend ähnlichen Fällen vielleicht kaum einer so gut ablaufen möchte. Hinter der Leupoldseder'schen (vormals Dullinger'schen) Mühle spielten zwei kleine Mädchen, und stiegen unbemerkt auf den Wasserfang. Eines derselben, Amalie Adler, Pflegekind des Schuhmachermeisters Jakob Wimmer daselbst, noch nicht volle 7 Jahre alt, hatte nun das Unglück, rücklings in die Oeffnung der Schwelle zu fallen, wo mit Blitzesschnelle sie das abschießende Wasser erfaßte und unrettbar unter das große Mühlrad trieb. Von da weg gerieth das Mädchen noch unter das fast bis an den Grund gesenkte große Wasserrad der Papiermühle. Ein pfündiger Fisch kömmt da nicht unzermalmt heraus. Das Mädchen aber, wie von einem Schutzengel geleitet, kam unverletzt auch unter diesem Rade durch, und wurde von dem starken Schwall beinahe bis an das gegenseitige Ufer der Ilz getrieben, wo der auf das Geschrei des andern Mäd-

Digitized by Google

chens herbeigeeilte Leupoldseder'sche Mühlbursche Castulus Poschinger, aus Perlesreith, in dem Augenblicke, als er es sah, sogleich in die Ilz sprang und schwimmend es an der Brücke erreichte und glücklich rettete. Keine Quetschung, kein Glied war gebrochen oder verrenkt; das Mädchen war ganz unversehrt, wiewohl die Kleidung so zerfetzt und zerrissen war, als ob sie durch einen Holländer gegangen wäre. Die erste Klage des armen Kindes war nur um die zerrissene Kleidung.

(Passavia.)

In Paris wird jetzt mit großem Beifall eine neue Nachahmung von Kotzebue's „Menschenhaß und Reue" unter dem Titel: „Eduard und Klementine" gegeben.

(Eine gute Lehre.) Eine Frau Landoire brach beim Aussteigen aus einem Pariser Omnibus, dessen Pferde zu schnell fortgingen, ein Bein und beide Arme. Sie klagte auf Schadenersatz, und die erste Instanz verurtheilte die Omnibusgesellschaft der „Parisiennes" zu 6000 Franken Schadenersatz. Die Gesellschaft suchte Cassation nach, und wurde nun zu 10,000 Franken Schadenersatz verurtheilt.

Die Schauspielerin Rachel soll auf ihrer Reise nach St. Petersburg Kopenhagen besuchen wollen; sie geht in Veranlassung der silbernen Hochzeit des Kaisers von Rußland nach St. Petersburg, wo sie sich verpflichtet hat, 18 Vorstellungen gegen ein Honorar von 36,000 Silberrubeln zu geben.

(Warlad, 14. Mai.) Ein höchst trauriger Unfall hat die Familie des Logotheten N. Kantatuzino, auf dessen Gute Horodnitseni, wohin sich derselbe nach seinem Austritte aus dem Justizministerium zurückgezogen hatte, getroffen und das Glück einer der vornehmsten Familien unseres Fürstenthums mit einem Schlage vernichtet. — Auf dem im Garten nächst dem Schlosse gelegenen großen Teiche wollte der Sohn des Logotheten Mathias mit seiner jungen Gemahlin und seiner Schwester in einer kleinen Gondel eine Lustwasserfahrt machen. In der Mitte des Teiches schlägt die Gondel um und wirft die Lustwandelnden in's Wasser. Der junge Kantatuzino und seine Gemahlin Pulcherie ertranken, die Tochter des Logotheten, Helene, wurde zwar gerettet, starb aber bald darauf an den Folgen des Schreckens. Die Mutter der Verunglückten wurde von diesem entsetzlichen Unglück so ergriffen, daß auch sie ihren Kindern in die Grube folgte. Nun steht der vor Kurzem so glückliche Vater da verwaist und von allem unaussprechlichen Unglücke tief gebeugt! (Sieb. B.)

(Itzehoe, 22. Juni.) Am Montag Morgen, den 20. Juni wurde hier leider ein schauderhafter Mord versucht. Ein Dragoner des hiesigen Regiments, nach Allem, was man hört, ein rechtschaffener Mensch, fühlte sich durch die kalte und zurückstoßende Behandlung seiner Braut, des Dienstmädchens eines hiesigen Bürgers, zur Eifersucht getrieben, und, gequält von dieser Leidenschaft, faßte er den Entschluß, mit ihr auf eine grausame Weise zu enden, um so seinen Leiden ein Ziel zu setzen. Des Morgens um 5 Uhr ging er in ihre Kammer, wo sie mit einem andern Mädchen schlief, schoß zwei Pistolen auf sie ab, wodurch er sie lebensgefährlich verwundete, und versuchte dann, sich selbst mit einem Taschenmesser die Kehle abzuschneiden, woran ihn aber die Herbeigeeilten noch in so weit verhindern konnten, daß die Wunde nicht tödtlich wurde. Er befindet sich gegenwärtig im Militär-Krankenhause; das Mädchen ist im Julienstifte untergebracht, doch ist wohl schwerlich an eine Wiederherstellung zu denken.

In Freienwalde bei Berlin hat eine Frau von 103 Jahren sich zum vierten Male verheirathet, und zwar mit einem Manne von etwa 60 Jahren. Unter den zarten Sprößlingen der jungen Wittwe befindet sich ein 80jähriger Knabe.

Korrespondenz.

Aus dem Kreise Worms, im Juni.

Die Lesebibliotheken des Lehrerpersonals der Kantone Pfiedersheim, Osthofen und Worms wurden noch unter der Verwaltung des vorigen Kreisraths vereinigt und in einer General-Versammlung der Beschluß gefaßt, sämmtliche Doubletten unter den Mitgliedern des Vereins zu versteigern. Auch bei dieser Versteigerung, welche kürzlich statt fand, wurde der unglücklichen Hamburger Collegen gedacht; gegen 200 Bände vorzüglicher Schriften aus dem Gebiete der Pädagogik wurden ihnen überwiesen.

Palindrome.

1.

Ewig wechseln die Gestalten,
Die aus meinem Schooß ersteh'n.
Nichts vermag sie festzuhalten,
Sie entstehen und verweh'n.
Darauf will die Sprache deuten
In des Worts verkehrtem Bild:
Bin ich doch nach allen Seiten
In das Letzte eingehüllt!

2.

Ob auch auf sie, die dieses Palindrom
Dich rathen läßt, der umgekehrten Zeichen
Des Namens, den sie führen, voller Strom
Zehn Jahre wirkt, abwechselnd mit dem Licht
Der Mittagssonne, nie wirst du sie bleichen:
Die Farbe der Natur verschwindet nicht.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 28. Juni. Die zwei letzten Abtheilungen des Lustspiels: Die Hagestolzen, von Iffland. Hierauf folgt (neu einstudirt) Die Liebe im Eckhause, Lustspiel in 2 Abth., von Cosmar.

Mittwoch, 29. Juni. (Zum Erstenmale wiederholt): Guido und Ginevra, oder: die Pest in Florenz, große Oper in 4 Abtheilungen, Musik von Halevy. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 177. Mittwoch, den 29. Juni 1842.

Bilder aus der Moldau.

(Von Professor Doktor Tollhausen, gewesener Provisor bei der adeligen Michaeliacademie in Jassy.)

Klima und Boden.

Das eigenthümlich gestaltete Land hat eben so eigene klimatische Verhältnisse, die durch die nach Osten geneigte Lage des Bodens und die Nähe des schwarzen Meeres, des Balkans und der Karpathen bedingt sind. Da der eine Theil des Landes, nämlich der, welcher Siebenbürgen berührt, bergicht, der andere aber längs dem Pruth und der Donau eben ist, so ist die Luft nicht aller Orten gleich. Der bergichte Theil hat kältere, aber gesündere, der ebene wärmere, aber der Gesundheit minder zuträgliche Winde. Unangenehm im höchsten Grade sind die plötzlichen Witterungswechsel. Der Winter ist sehr stürmisch und kalt. Der Frühling wird in den ersten Maitagen durch die Hitze des Sommers verdrängt; der Sommer, der, wie in den Tropenländern, regelmäßige Regen hat, wird gewöhnlich im Juli am heißesten; der Herbst allein ist einigermaßen beständig und so zu sagen die schönste Jahreszeit.

Der Südwind bringt Wärme und schöne Tage, allein meist von kurzer Dauer. Es findet vom Winter auf den Sommer kein Uebergang durch den Frühling statt, sondern die Hitze des Sommers tritt plötzlich im Anfange des Mai's ein; es wehen alsdann gewöhnlich Südostwinde, welche in den Gebirgen Thauwetter, in den Ebenen Regen absetzen. Es öffnen sich sodann die Flüsse, treten in Folge des schnellen Erwärmens der Gebirge aus, und verwandeln die Niederungen in Seen. Da auf diesen ausgedehnten Länderstrecken die Bevölkerung sehr dünn ist, so empfindet der Landmann diese Elementarereignisse nicht so schmerzhaft, indem er seine Heerden alsbald auf die nächsten Weiden treibt, oder die benachbarten Brachen, deren es stets in Menge giebt, zu seinem Feldbau benützt. Manchmal sammeln sich die einsickernden Gewässer unterirdisch an, höhlen den Boden unter der Erddecke aus, und verursachen auf diese Weise Erdfälle. So wurde 1785 in Jassy eine ganze Vorstadt, ohne Schaden zu nehmen, in das vor ihr liegende Thal verschoben; so rückte im Winter 1839 in der Nähe von Christeschty am Pruth durch eine Erdschlipf ein auf einem Bergrücken gelegenes Dorf in die Ebene hinab. Die Hitze erreicht ihren Gipfelpunkt im Monat Juli, die Nächte aber sind fast durchgehends kühl. Es treten alsdann beinahe täglich zu bestimmten Stunden heftige Gewitter mit Sturmwind begleitet ein. Auch pflegt der Nordostwind manchmal mitten im Sommer eine solche Kälte zu verursachen, daß man genöthigt ist, sich winterlich zu kleiden. Das schönste Wetter fällt in die Zeit zwischen Ende September und Mitte November; die Luft ist alsdann mild und der Himmel heiter. So lieblich indeß die Tage dann sind, so kalt sind die Nächte. Der Nordwind verkündigt die Ankunft des Winters und bringt viel Schnee und heftigen Frost, der mit weniger Abwechselung bis zur Mitte Februars andauert. Die dünne Bevölkerung, die sumpfigen Thäler und bergichten Wälder, so wie die den Stürmen des schwarzen Meeres ausgesetzte Lage des Landes erklären die höhere Kälte des Winters, die in jenen Gegenden herrscht. Gegen Ende Februars folgt eine feuchtkalte Witterung, die unter abwechselndem Thauwetter und Schneegestöber gegen Ende Aprils den Beginn der schönen Jahreszeit herbeiführt.

Im Frühling und Herbst wüthen auf das empfindlichste die Stürme der Nachtgleiche, die über das schwarze Meer jene Landschaften heimsuchen und öfters großen Schaden anrichten. Die vielen Sümpfe und Teiche, die sich im Fürstenthum befinden, verbreiten zwar viele Feuchtigkeit in der Atmosphäre; allein ungeachtet dessen ist die Luft, im Ganzen genommen, rein und gesund.

Sichtlichen Einfluß übt dies Klima auf alle organischen Wesen aus. Die Raubthiere, Wölfe, Bären, Füchse, sind hier minder verwegen, als anderwärts, und wagen es nie anders als schaarenweise die Reisenden anzufallen. Auch den Ochsen, Schafen, Schweinen hat der Himmelstrich Eigenthümliches verliehen: ungemeine Sanftmuth und Trägheit. Der Mensch endlich trägt im Allgemeinen das Gepräge der Charakterlosigkeit, der Langsamkeit und der Trägheit an sich.

Die Bewohner der Ebenen sind kleiner und schwächlicher, und erreichen kein so hohes Alter als die Gebirgsbewohner, welche einen kräftigen und gesunden Menschenschlag bilden. Offenbar hat die reinere Gebirgsluft und die bessere Wohnart der Letzteren keinen geringen Antheil an diesem auffallenden Unterschied. Die unregelmäßige Lebensart, die durch alle Klassen verbreiteten Fieberarten, die große Unreinlichkeit und der allgemeine Sittenzustand des Volkes tragen viel dazu bei, ihre Lebenstage zu kürzen und sie schon in der Blüthe ihrer Jahre zu abgelebten Schwächlingen zu machen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Mineralbrunnen und Heilquellen am Taunus.

V.

Weilbach

Bevor wir die stillen Kreise jener der ländlichen Einfachheit mehr als dem städtischen Luxus sich zuneigenden Badeorte verlassen, haben wir noch das schöne und vielgepriesene Weilbach zu besuchen. Weilbach besitzt, gleich Soden und Kronthal, weder das großartige Badeleben von Wiesbaden und Ems, noch bietet es deren zerstreuende und mannichfaltige Genüsse; es hat weder Theater noch Konzerte, weder Bälle noch Reunionen. Darum wird es auch fast ausschließlich nur von Siechen und Kranken besucht, selten von Solchen, welche in die Bäder reisen, um ihr überflüssiges Geld und ihre lästige Zeit bei Roulett oder an reich besetzten Tafeln los zu werden, oder auch deshalb, weil eine Badereise zum guten Ton gehört, und weil sie der Gesundheit wenigstens keinen Schaden bringen kann.

Die Weilbacher schwefelwasserstoffhaltige Quelle entspringt am südlichen Abhange des Taunus, etwa eine halbe Stunde vom Mainstrome entfernt, mitten in jener fruchtbaren, zwischen Mainz und Frankfurt sich ausbreitenden Ebene, die man so recht eigentlich die Fruchtkammer des reichgesegneten Herzogthums Nassau nennen könnte. — Außer Nemdorf besitzt Deutschland keine so reiche kalte schwefelhaltige Quelle; und was jenes für den Norden, das ist dieses für den Süden desselben. Das Klima ist hier sehr mild, und gegen rauhe Stürme durch den Taunus geschützt. Die ganz in der Nähe vorüberziehende Eisenbahn ist für den Besuch von Weilbach ungemein günstig. In dieser freundlichen Gegend, unter dem Einfluß dieser milden Luft und bei dieser köstlichen Heilquelle wird der Kranke bald Erleichterung seiner Leiden finden, und wann seine sich allmählig wieder herstellende Gesundheit ihm kleine Promenaden verstattet, so bieten sich ihm solche nach allen Seiten hin dar. Auf einer kleinen Anhöhe bei Wickert eröffnet sich eine weite Fernsicht; man erblickt den lieblichen Main mit seinen bei Hochheim rebenumgränzten Ufern, die vorüberseglenden Schiffe und leichten Kähne, das brausende Lokomotiv mit seinen Waggons, die überall belebte, fruchtbare Ebene mit ihren Dörfern und Kirchthürmen, den Mainzer Dom, in weiter Ferne die Bergstraße und den Melibokus, und wenn man sich umwendet, so tritt der Taunus dem Auge malerisch entgegen. Die an den Brunnen stoßende trefflich unterhaltene Parkanlage bietet labende Kühlung und manch trautes Plätzchen, das zur Ruhe einladet, und wo unter heiterem Gespräche mit befreundeten Kurgästen die Stunden schnell und angenehm verfließen; will man Ausflüge in die Umgegend machen, so fehlt es an schönen ländlichen Partieen nicht. Somit ist hier Alles vereinigt, was eine reizende Natur während der schönen Jahreszeit ihren Freunden zu bieten vermag. Bei ungünstiger Witterung begiebt man sich in den kleinen, aber freundlichen Conversationssaal im Domainial-Gebäude, welcher das interessante Kabinet ausgestopfter Vögel und Reptilien des Brunnenverwalters Dodel enthält. Herr Dodel, der seit einer Reihe von Jahren hier verweilt, hat vielseitige Verdienste um die Verschönerung des Ortes, wie um die Unterhaltung der Kurfremden.

Die Weilbacher Quelle ist ungemein reichhaltig, und strömt gleichmäßig zu allen Jahreszeiten und unabhängig von jedem Einfluß der Witterung. Die Versendung des Wassers in steinernen Krügen wird mit der größten Sorgfalt betrieben, und so erhält sich dasselbe lange Zeit. Bisher wurden jährlich an 90,000 Krüge und mehr von diesem Wasser abgesetzt. Die herzogl. nassauische Domainenverwaltung ist stets bemüht, den Heilquellen alle Sorgfalt zuzuwenden, und dasjenige, was auf sie Bezug hat, mit den Anforderungen und Fortschritten der Zeit in Einklang zu erhalten. Bei dem inneren Werth und Gehalt dieser köstlichen Mineralwasser, welche keinerlei Konkurrenz zu befürchten haben, wird der bewährte Ruf derselben stets fester begründet. Seit einigen Jahren erhebt sich dicht an der Quelle ein stolzes Kurhaus, das ganz geeignet ist, allen Anforderungen der Badegäste, der reichen wie der wenig bemittelten, zu entsprechen. Die Herren Brückmann und Seebald, die Unternehmer des Etablissements, haben ihre Aufgabe auf großartige Weise gelöst und ein wahres Prachtgebäude der Erde entsteigen lassen. Es enthält außer den Bädern, der Küche, Conditorei u. s. w. mehrere Säle und eine Menge der schönsten, auf's geschmackvollste möblirten Zimmer, wie auch freundliche Mansarden, die um billige Preise zu vermiethen stehen. Ein schöner Obst- und Gemüsegarten, wie eine Reihe von Baumpflanzungen, schließen sich an dieses Gebäude, welches der größten Residenz zur Zierde gereichen würde. Aus den Fenstern des Hauses genießt man eine entzückende Aussicht. Jede Art von Bequemlichkeit wird in demselben den Kurgästen geboten. Obwohl die meisten derselben auf eine einfache Lebensweise hingewiesen sind, und den Tafelfreuden sich nur mit weiser Mäßigung hingeben dürfen, so ist nichtsdestoweniger für gute Küche gesorgt, und auch an trefflichen Weinen fehlt es nicht. Die Bewohner von Frankfurt und Mainz, welche zu ihrem Vergnügen oder zum Besuch lieber Freunde hierher kommen, werden nichts vermissen, und sich im Weilbacher Kurhause auch in dieser Beziehung einen genußreichen Tag zu machen im Stande seyn. —

Obwohl der Verfasser dieser Skizzen nicht zu jenen Söhnen Aeskulap's gehört, von welchen Goethe gesagt hat, daß sie die große und die kleine Welt durchstudiren, um es am Ende gehen zu lassen, wie's Gott gefällt, so würde es ihm doch nicht schwer werden, eine Abhandlung über die Heilkräfte und den Gebrauch der Weilbacher Schwefelquelle zu schreiben; denn er dürfte nur aus zehn vorhandenen Abhandlungen die elfte zusammenstellen. Die Literatur ist auch hier überreich, und über die Heilquellen unseres Vaterlandes sind Hunderte von Büchern und Flugschriften vorhanden. So wie jeder Schulmeister sein Lehrbuch, jeder Pfarrer seine Predigten, jeder Reisende seine Abenteuer drucken läßt, so schreibt auch jeder Brunnenarzt eine Monographie, und zählt darin ein langes Verzeichniß von Krankheiten auf, gegen welche die Quelle Hülfe bringt oder wenigstens bringen könnte. Zugleich unterhält er seine Leser mit erbaulichen Heilungsgeschichten, um sie im Glauben zu stärken, und thut wohl daran, die Fälle vom Gegentheil nicht zu erwähnen; es wäre nicht gut, wenn alle Kranken gesund würden, und die Natur schlägt oft Wunden, die kein Arzt zu heilen vermag. Nach Börne giebt es viele Krankheiten, aber nur eine Gesundheit. Badereisen werden nur auf Anrathen des Arztes unternommen, und diesem wollen wir nicht vorgreifen. Unter mehreren über Weilbach vorhandenen Brunnenschriften verweisen wir nur auf die von Dr. R. Thilenius (Frankfurt a. M. bei Körner), welche in gedrängter

Digitized by Google

Kürze das Wissenswürdigste enthält, und den bei solchen Schriften gewöhnlichen Fehler von übertriebenen Anpreisungen vermeidet.
W.

Das Grab der Lady Stanhope.

Vielleicht werden unsere Leser neugierig seyn, zu wissen, was noch von diesem berühmten Frauenzimmer übrig bleibt, welches Europa mit seinem Ruf erfüllte, dieser Königin von Palmyra, die alle arabischen Stämme ihre Oberherrschaft anerkennen sah, und deren Name, jenen durch die Einbildungskraft der Erzähler des Orients aufgebauten Palästen ähnlich, mit ihr verschwinden dürfte. Folgendes ist, was wir in einer durch einen östreichischen Offizier über den Feldzug der gegen Mehemed Ali verbündeten Armeen geschriebenen Brochüre lesen, die zum Titel hat: Acht Monate in Syrien: „Mitten in den Engpässen des Libanon, auf 3 Stunden in einer nordwestlichen Richtung von Saida, ist das Dorf Djuni gelegen; ehe wir daselbst anlangten, entdeckten wir auf unserer Linken eine Berggruppe, auf der eine große Zahl weißer Gebäude standen, eine seltene Zusammenfügung von Gartenmauern, Häusern, Zelten, über welche ein schwarzgrüner Orangen- und Citronenwald seine goldenen Früchte ausbreitete. Dies war der Aufenthalt der Lady Stanhope; wir blieben an der Thüre stehen, die nicht geschlossen war, und man sah kein menschliches Wesen. Wir traten hinein, und befanden uns in einem unregelmäßigen Raum, der mit Häusern, Bosketen und Alleen umgeben war: es war ein wahres Labyrinth von Bauten aller Art, abgesondert oder aneinander stehend, je nachdem es der Zufall gewollt hatte. Endlich kamen wir in einen Garten, welcher unter seinem Gehölz eine Menge Blumen, blühende Stauden und Rosen verbarg. Da entdeckten wir erst das einzige lebende Geschöpf dieses Aufenthalts, eine junge und schöne Araberin, die beschäftigt war, Oliven zu sammeln. Sie zeigte uns das Gebäude, das einst ihre Gebieterin bewohnte, ihr Zimmer, den Ort, wo sie den Engel zu empfangen hoffte, wenn er vom Himmel kommen würde, den Stall, wo man von Sonnen-Aufgang bis zu Sonnen-Niedergang die weiße Stute für den Engel aufgezäumt und gesattelt bereit hielt, und endlich ihr Grab unter einem Rosenbusch; der Ort desselben ist durch ein seltsames gemauertes Denkmal bezeichnet; man las keine Inschrift darauf; und da mein Gefährte als solche ein unbedeutendes Gekritzel nehmen wollte, so erhob ich sehr die Stimme gegen eine solche Vermuthung. Kaum war ein Jahr verflossen seit dem Tode Lady's Stanhope, und schon war ihre Wohnung einer Ruine gleich. „Jetzt fällt alles zusammen, sagte uns die kleine Araberin; bei Lebenszeit meiner Gebieterin war alles im besten Zustande." Ich konnte der Aussage des jungen Mädchens wenig Glauben beimessen; denn Lady Stanhope hatte nichts als arabische Maurer und Zimmerleute von Djouni in ihren Diensten, die wahrscheinlich die Vorsicht gehabt haben werden, so zu arbeiten, daß, wenn alles auf einer Seite vollendet war, noch ein Beträchtliches auf der andern zu thun übrig geblieben. Uebrigens lebten bekanntlich die Einwohner von Djouni ganz auf Kosten der Lady Stanhope; auch sind jetzt diese guten Leute sehr zu beklagen; sie befinden sich in einem wahren Waisenstand, und sehen sich nach dem Tode ihrer Beschützerin in Armuth und Bedürfniß versetzt. Ein seltsamer Widerspruch, setzt unser Reisender hinzu; Lady Stanhope, die mit so vielem Vertrauen den Engel vom Himmel, den Einzug Christi in sein Jerusalem am jüngsten Tage, und ich weiß nicht wie viel sonst noch erwartete, hat ein Testament hinterlassen, worin sie ihre Erben ernennt."

Mannichfaltigkeiten.

Man schreibt aus Dresden: „Dem. Leclere ist hier an zwei Abenden aufgetreten, am ersten im „Verräther" und dem „Heirathsantrag auf Helgoland"; am zweiten im „Vorsatze" und „Pariser Taugenichts". Nach jedem der genannten Stücke wurde sie hervorgerufen, und fand, besonders im „Pariser Taugenichts", den lebhaftesten Beifall. Die Naivetät, Lebendigkeit und Anmuth ihres Spiels, unterstützt von angenehmer Persönlichkeit, errangen der Darstellerin verdiente Anerkennung, so daß wir bedauern müssen, daß die gegenwärtigen Theaterverhältnisse ein ferneres Gastspiel nicht verstatteten."

Der Compositeur der Oper „Hamlet", Capellmeister Max Maretscheck, befindet sich gegenwärtig mit der Sängerin Mad. Ernst in Nancy, wo er bereits die Opern: „Le pré aux Clercs" von Herold und „La Juive" von Halevy dirigirt hat, und einen Ruf nach Paris erhalten haben soll.

Die Baseler Schützen machen bereits auf die Ehre Anspruch, das eidgenössische Freischießen von 1844 bei Basel feiern zu dürfen. Sie haben sich mit diesem Anliegen an das Solothurner Schützen-Komité gewendet und führen zur Unterstützung an, daß in demselben Jahre auch das Jubiläum der 1444 geschlagenen Schlacht von St. Jakob zu feiern sey.

Nach der „Churer Ztg." sind die Gaben, welche aus dem nördlichen Moskau und dem südlichen Brasilien für das eidgenössische Freischießen geschenkt worden, an einem und demselben Tage durch Abgesandte in Chur abgegeben worden. Die letztere, ein schönes Stück gediegenen Goldes mit acht brasilianischen Goldmünzen in einem höchst eleganten Kästchen von grünem Sammt mit sinnreichen und kostbaren Verzierungen, wird auf 1500 Fr. geschätzt und wird die erste Gabe in der Scheibe Vaterland bilden. Der Becher aus Moskau soll ein wahres Prachtstück und über 800 Fr. werth seyn.

(Paris.) Auber hat seine Direktion des Conservatoriums durch die Einführung einer sehr zweckmäßigen Einrichtung begonnen, nach welcher in dem hübschen neu herzustellenden Saale des Conservatoriums von den Zöglingen wöchentlich zwei Darstellungen und zwar gegen Bezahlung gegeben werden sollen. Das Theater in dem Saale wird dazu vollständig mit Decorationen ꝛc. eingerichtet. — Dies ist ein wichtiger Schritt zur Gewinnung gut ausgebildeter junger Schauspieler und Schauspielerinnen.

(Berlin, 23. Juni.) Meyerbeer hat vorgestern Abend, gleich nach der Vermählungs-Ceremonie seiner schönen und liebenswürdigen Nichte, welche den Hrn. v. Haber heirathet, Berlin verlassen, um nach Paris zu eilen, wo seine Oper der „Prophet" in Scene kommen soll. Im Dezember gedenkt er, hier seine wirkungsreiche Stelle als General-Musik-Direktor anzutreten.

Digitized by Google

Eine sonderbare Taufhandlung fand vorige Woche zu Sitten in Wallis statt. Der Pfarrer des Orts weigerte sich, einen neugeborenen Weltbürger zu taufen, weil sein Vater „der jungen Schweiz" angehört. Unbekümmert um diese Weigerung, versammelten sich viele Verbündete an obengenanntem Orte und feierten ein Taufffest, wie es die Annalen noch nicht aufzuweisen haben. Ein Advokat vollzog die Taufhandlung mit feierlichem Ernste, welcher alle anwesenden Mitglieder als Zeugen beiwohnten. Nach vollzogener Handlung empfing den jungen Christen ein anhaltender Kanonendonner, welcher, so wie ein solenner Kindtauffschmaus, bis in die Nacht andauerte. Wie weit diese Verwickelung noch führen wird, ist leider nicht vorauszusehen; gewiß ist indeß, daß, wofern nicht bald ein Schritt der Nachgiebigkeit von Seite des Bischofs gethan wird, was er, um nicht in Inkonsequenz zu fallen, nicht wohl kann, die Folgen unabsehbar sind, und leicht ein Ergebniß herbeigeführt werden dürfte, was man schüchtern zu ahnen anfängt.

Im Verlage von C. Jügel in Frankfurt a. M. ist so eben eine von dem thurn- und taxis'schen Postsecretär Hendschel bearbeitete Post- und Reisekarte von Deutschland und den Nachbarstaaten erschienen, welche das größte Format der bis jetzt bekannten Postkarten hat, indem sie 16 Quadratschuhe groß ist. Sie kostet nur 1 Ducaten und ist mit musterhafter Präcision ausgearbeitet.

Korrespondenz.

Hamburg, 22. Juni.

Mit vielem Interesse wird hier die „Geschichte des Hamburger Brandes von Friedrich Saß" gelesen. Diese Schrift ist jedenfalls das Bedeutendste und Ausführlichste, was über die unglückliche Brandkatastrophe geschrieben ist, und zeichnet sich vor den improvisirten Fabrikarbeiten über denselben Gegenstand durch genaue Erforschung der Zustände und Thatsachen*), frische, lebendig anmuthige Darstellung und eine Auffassung von allgemein deutsch-nationalem Gesichtspunkte vortheilhaft aus. Sie ist bei Reclam in Leipzig gedruckt und zum Besten der Abgebrannten bestimmt. „In Hütten und in Palästen — bemerkt der Vers. im Vorwort — hat die Trauerbotschaft, welche von der Elbe durch Deutschland flog, die Herzen bewegt und erschüttert. Tausendfach, erhebend und rührend zugleich, hat sich der deutsche Bruderssinn kund gegeben und es scheint mir nun, während ringsum die Trümmer dampfen, während ringsum Kranke und Obdachlose wimmern, fast eine Impietät an dem Verhängnisse, welches auf Hamburg lastet, eine Impietät ferner an dem braven, biedern Wohlthätigkeitssinne unseres deutschen Volkes, mit kalter, spitzer Feder über die Tage des Schreckens und der Noth zu berichten. Indessen gestehe ich, es liegt auch ein hoher Reiz im Annalen des schauerlich-schönen Gemäldes, und in einer Zeit, wie die jetzige ist, in einer Zeit, wo eine flache, culturprunkende Gewohnheit alle ursprüngliche Kraft zu vernichten droht, da muß es dem Schriftsteller, der sich nach Handlung und Kraft, nach großen Thaten und großen Ereignissen vergebens sehnt, schon willkommen seyn, seine Feder in jene Gluthen tauchen zu dürfen, die in ihrer Furchtbarkeit die Habe friedlicher Bürger, das Glück und den Wohlstand einer Stadt verzehren." Das Büchlein besteht aus folgenden Abtheilungen: 1) eine Skizze der Stadt, 2) die Brandtage, 3) unser Nationalsinn, 4) Wünsche für das neue Hamburg. Nächst der zweiten Abtheilung, die ein lebensfrisches, kräftig gezeichnetes Gemälde darbietet, gerade in dem Genre, in welchem Saß vorzugsweise excellirt, ist besonders das Kapitel: „Unser Nationalsinn" von Bedeutung, so wie auch die „Wünsche für das neue Hamburg", schon deshalb, weil sie auf genauer Kenntniß der Verhältnisse beruhen und aus der wohlwollendsten Gesinnung entsprungen sind, eine sorgfältige Prüfung und Berücksichtigung verdienen. „Die Zeit bedurfte eines großen Gedankens — heißt es S. 77 — um sich daran erwärmen und wieder erheben zu können. In der Mark redeten die Männer viel von einem antiquirten Philosophen, und die Weiber bekamen durch einen Klaviervirtuosen die Nymphomanie. In Wien sammelte man für das heilige Grab, in den Hansastädten glaubte man an eine Warrekauri-Chimäre. Endlich sollten wir unsere deutsche Einheit durch den Mithau eines alten hierarchischen Gemäuers am Vater Rhein begründen. —— Was die nationalen Verirrungen in der Praxis betrifft, so wollen wir das Hermannsdenkmal in seiner waldumrauschten Einsamkeit auf der Höhe des Teut nicht dazu rechnen, obgleich ich auch keine Sympathieen dafür anzugeben wüßte; allein die Exaltation, mit der man den Weiterbau des Kölner Domes als ein Werk für die ganze Nation austrief, als worin der tüchtige Venedey — man verzeihe es seinem Kolner Patriotismus — den Franzosen sogar ein Werk der deutschen Einheit ankündigte, war jedenfalls eine bedenkliche Verirrung, und dieses wunderliche Kölner Dombauprojekt, welchem verzückte, die Bewegungen der Nation und der Zeit nicht begreifende Dichter, so wie schlaue Literaturspeculanten sogleich Dombausteine zuschleppen wollten, gab den Beweis, wie sehr unsere deutschen Nationalbestrebungen noch mißverstanden werden, andererseits aber, wie gern man ihnen das liberale Lebensmark ausziehen und dafür dumpfe Vorurtheile zubringen möchte. Der Himmel hat selber gerichtet und uns gerettet!

Nun ruhe, Dom am Rheine,
Sey unvollendet unser Stolz,
Nach Hamburg tragt die Steine,
Nach Hamburg tragt das Holz!

Laßt Hamburg erstehen aus Schutt und Brand,
So wächst und erstarkt das Vaterland!
Laßt werden in allen Gauen,
Um Hamburg neu zu bauen!"

*) Ein Hamburger Korrespondent der „Preußischen Staats-Zeitung" bemerkt dagegen, im Widerspruch mit Obigem über die Broschüre von Fr. Saß: „Man hätte viele Seiten voll Berichtigungen an eine einzige Broschüre zu wenden, wie z. B. an die in Leipzig erschienene „Geschichte des Hamburger Brandes" von Friedrich Saß, der sich in eine brennende Stadt hinein phantasirt, um eine malerisch-romantische Schilderung zu geben, und dabei seiner Einbildungskraft freien Spielraum läßt, die denn auch nicht ermangelt, ihm die allerseltsamsten Dinge vorzuzaubern: Vögel, die gebraten aus der Luft fallen, Pastorenbilder, die aus der brennenden Kirche zum Fenster hinaus schauen, Menschen, die auf der Spitze des entflammten Thurmes herumklettern, Wasser, das in Bächen von der Börse herabströmt — dabei in jeder Stunde Leichen und Todesröcheln, Verzweiflungsrufe, Wahnsinnsgeschrei — lauter Dinge, von denen wir prosaischen Abgebrannten nichts gesehen und gehört haben. Solche Schilderungen thun indessen keinen Schaden."

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 29. Juni. (Zum Erstenmale wiederholt): Guido und Ginevra, oder: die Pest in Florenz, große Oper in 4 Abtheilungen, Musik von Halevy. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 178. Donnerstag, den 30. Juni 1842.

Guido und Ginevra.

Bevor wir zur Besprechung dieser am 26. d. M. auf der Frankfurter Bühne zum ersten Male gegebenen Oper übergehen, wollen wir einen kurzen Ueberblick des zu Grunde liegenden Sujets mittheilen. Es ist von Scribe, und sein Inhalt folgender:

Akt I. Bei einem ländlichen Feste in der Nähe von Florenz sind Ritter, Edeldamen, Lanzenknechte, Landleute u. A. fröhlich versammelt. Ein großes Ensemble beginnt, in welchem die Lanzenknechte die Freuden des Soldatenlebens besingen, und über die Unthätigkeit und Langweile des Friedens klagen, während dagegen die Landleute das Glück des Friedens und des ruhigen Genusses preisen. Fortebraccio, der Anführer der Lanzenknechte (Herr Nork), macht seinen Genossen den Vorschlag, eine der anwesenden Edeldamen heimlich zu entführen und dann gegen ein ansehnliches Lösegeld, welches ihnen nicht entgehen kann, wieder auszuliefern. Der Vorschlag wird angenommen. Unterdessen sind Manfredi, Herzog von Ferrara (Herr Pischeck), und Ricciarda, eine Sängerin (Dem. Kratky), wie auch Guido, ein junger Bildhauer (Herr Chrudimsky), erschienen. Guido, welcher in Trauer versunken, wird um die Ursache derselben befragt, und erzählt, daß er beim vorjährigen Feste eine reizende Unbekannte gesehen und sogleich eine leidenschaftliche Liebe für sie empfunden habe, welche ihn unglücklich mache, da es ihm nicht gelingen könne, seine Geliebte wieder zu finden. Sein Mißgeschick erweckt die Theilnahme der beiden Andern. Bald darauf zeigt sich Ginevra, die Tochter des Cosmus von Medicis (Dem. Rudersdorf), welche mit ihrer Ehrendame Leonore (Dem. Hoffmann), verkleidet und unbekannt, ebenfalls zum Feste gekommen ist. Sie denkt an den Jüngling, den sie unbekannterweise liebt. Da erscheint dieser; es ist Guido. Jetzt wollen die Lanzenknechte den entworfenen Anschlag ausführen, und haben sich Ginevra zur Beute ausersehen. Guido tritt ihnen muthig als Vertheidiger seiner schönen Unbekannten entgegen, und da unterdessen auch Andere dazwischen kommen, so werden die Plane der Lanzenknechte vereitelt, und diese sehen der verdienten Strafe ihres Frevels entgegen. Ginevra, als sie den Herzog Manfredi erkennt, ahnet Unheil für sich und den Geliebten; der Herzog nimmt die Lanzenknechte in Schutz und entzieht sie der Rache, welche das aufgeregte Volk an den Frevlern genommen haben würde.

Akt II. Im zweiten Akte erfahren wir, daß die holde Ginevra mit dem Herzoge Manfredi vermählt ist. Die Vermählung wird eben mit dem größten Glanze bei Musik und festlichen Tänzen begangen. Cosmus von Medicis (Herr Conradi) ist hocherfreut, das Glück seiner geliebten Tochter durch die Verbindung mit einem so würdigen Gemahl krönen zu können. Außer vielen andern Künstlern ist von ihm auch der junge Bildhauer Guido nach Hofe berufen worden, damit er zur Verherrlichung des Festes beitrage. Die Trostlosigkeit der beiden Liebenden, denen jetzt der letzte Stern der Hoffnung untergegangen, kann sich der geehrte Leser leicht denken. Die Sängerin Ricciarda nimmt in anderer Weise lebhaften Antheil an dieser Vermählung, da sie nämlich seit längerer Zeit mit dem Herzoge Manfredi in unerlaubtem Liebesverhältniß steht, und für diesen mit der vollen Leidenschaftlichkeit einer sinnlichen Italienerin glüht; da ihr dieser Liebe und Treue geschworen hat, so geräth sie in heftigen Zorn und schwört, sich an dem Betrüger wie an seiner unschuldigen Braut zu rächen. Manfredi brütet ebenfalls Rache, und will sich den verhaßten Guido, von dessen Neigung zu Ginevra er Kenntniß erhalten hat, aus dem Wege räumen. Zu diesem Behufe kann er sich an keinen bessern Mann wenden, als an den Fortebraccio, welchen er unlängst der verdienten Strafe entzogen und vor der Rache des empörten Volkes geschützt hat. Beide werden bald Handels einig und Guido soll fallen. Nun aber legt sich die schöne Sängerin in's Mittel, und bietet dem gedungenen Mörder ein kostbares Geschmeide, damit er Guido verschone und seinen Arm gegen Ginevra wende. Der Meistbietende behält Recht, und da gegen Ginevra kein gewaltsamer Angriff gewagt werden darf, so hilft sich der Bandit durch List. Er bringt nämlich einen kostbaren Schleier zum Brautgeschenk; kaum hat dieser Ginevra's Angesicht berührt, als sie sich schwer erkrankt und wie von des Todes eisiger Hand berührt fühlt; Alles geräth nun in Verwirrung, und als man den Fortebraccio befragt, erzählt er, er habe diesen Schleier von einem Kaufmann, welcher ihn vom schwarzen Meere her auf seinem Schiffe nach Livorno gebracht. Nun ist kein Zweifel mehr, die Pest ist in Florenz, dieser Schleier hat sie hergetragen, und die arme Ginevra muß als erstes Opfer fallen. Der gute Vater Cosmus ist trostlos, und unter Wehklagen schließt der zweite Akt.

Akt. III. Im dritten Akte befinden wir uns in den Hallen eines Domes und blicken in ein unter demselben liegendes Grabgewölbe, in welchem Ginevra beigestellt worden ist. Ihr

Digitized by Google

Vater trauert und betet für ihre Seele, unter Begleitung von Chorgesängen. Nachdem die Hora geläutet hat, verlassen die Gläubigen die Kirche, und auch Guido darf nicht länger bei dem Sarge seiner an der Pest gestorbenen Geliebten weilen. Endlich ist die Kirche leer. Da erwacht Ginevra, welche sich von den Anfällen der hier poetisch auftretenden Pest erholt hat, und nun Kraft genug besitzt, um eine lange Arie vorzutragen. Unterdessen ist der uns bereits bekannte Bandit Fortebraccio mit seinen Genossen unter dem Schleier der Nacht in die Kirche gedrungen, um daselbst die kostbaren Geschmeide der beigesetzten, an der Pest gestorbenen Ginevra zu rauben. Als Ginevra die Tritte der Räuber hört, glaubt sie, daß sich ihre Retter nahen, um sie an's Tageslicht zurück zu führen; die Banditen aber halten sie für ein Gespenst und werfen sich in panischem Schrecken zur Erde nieder. Diesen Moment benutzt Ginevra, erreicht die Treppe, die aus dem Grabgewölbe emporführt, betritt die Kirche und entflieht.

Akt IV. Scribe liebt die Kontraste, und so führt er uns zu Anfang dieses Aktes zu einem fröhlichen Gelag, welches Herzog Manfredi in seinem Palaste seinen Freunden giebt, dem auch die schöne Ricciarda beiwohnt, welche sich mit ihm wieder ausgesöhnt hat. Manfredi, dem, wie man sich leicht denken kann, in den letzten Tagen viel unangenehme Gedanken durch den Kopf gegangen sind, will sich betäuben und bei'm schäumenden Pokal die Sorgen verscheuchen. Sie sind eben Alle im besten Zuge, als plötzlich an die Pforten des Hauses heftig geklopft wird. Ricciarda tritt auf den Balkon hinaus, um nachzusehen, und erblickt — o, Blendwerk der Hölle! Ginevren. Voll Schrecken erzählt sie dem Herzog, was sie gesehen. Dieser will es zuerst nicht glauben, als er sich aber von der Wahrheit überzeugt und sogar Ginevra's Stimme erkannt hat, die ihn um Obdach anfleht, da geräth er in Wuth und feuert sein Gewehr auf die Arme ab. Für solchen Frevel muß ihn der Himmel strafen. Plötzlich überfällt ihn die Pest, und in diesem Zustande dringt er wie ein Rasender auf Ricciarden ein, die vor ihm entfliehen will.

„Ha, nimmer sollst Du mir entgehen!
Du theilst, Du theilst mit mir die Noth,
Nie wirst den Tag Du wieder sehen,
Wir sind vereint bis in den Tod."

Während dieser tragischen Scene haben die Zecher die Flucht ergriffen und den Herzog mit seiner Sängerin dem Schicksale überlassen. In der zweiten Abtheilung dieses Aktes erfahren wir, daß die Pest in Florenz furchtbar gewüthet und Tausende weggerafft hat; Andere sind entflohen und die Arnostadt ist öde und menschenleer. Nur Fortebraccio und seine Banditen sind von der Krankheit verschont und in ihrem lasterhaften Leben consequent geblieben. Sie dringen eben in den Palast der Mediceer ein, um darin frei und ungehindert zu rauben und zu plündern, und dann mit Schätzen beladen Florenz zu verlassen. Wieder erscheint Ginevra erschöpft und verwundet, im väterlichen Palaste Obdach und Hülfe zu suchen. Guido gesellt sich zu ihr; sie schwören einander ewige Liebe, von Schmerz und Wonne wechselnd durchzogen.

„Komm, o komm, Du Heißgeliebte;
Ja, uns winkt des Himmels Segen,
Winkt der Liebe reiches Glück.
Ja, auf ewig sind wir vereint!"

Dies ist der zwar kurzgefaßte, aber wahrheitsgemäße Inhalt des Scribe'schen Operntextes. Ohne dem Urtheil unserer geehrten Leser vorgreifen zu wollen, glauben wir doch behaupten zu dürfen, daß er den bekannten Texten zur Stummen von Portici, zum Maskenball, zu Robert dem Teufel, zu den Hugenotten, zur Jüdin, zur Favoritin, zur Norma, zu Zampa, zu den Puritanern, zu den Krondiamanten und Andern, welche die Runde auf allen Bühnen gemacht haben, weder nach- noch vorsteht und daher gleichen Anspruch auf die Bewunderung des schaulustigen Publikums zu machen hat. In unseren weiteren Berichten über Guido und Ginevra werden wir auf diese Behauptung zurückkommen.

W.

Bilder aus der Moldau.

(Von Professor Doktor Tollhausen, gewesener Provisor bei der adeligen Michaelisacademie in Jassy.)

(Schluß.)

Die Größe der zum Ackerbau tauglichen Bevölkerung steht in großem Mißverhältniß mit dem Umfange des urbaren Landes, und man kann annehmen, daß wenigstens drei Viertheile des köstlichen Bodens unbenützt öde liegen, und nur der arbeitenden Arme bedürfen, um üppig zu lohnen; denn die Natur hat über diese Gegenden das Füllhorn ihrer Gaben ausgeschüttet und sie mit Vorliebe prachtvoll gebaut, damit sie zu dem blühendsten Wohlstande gelangen möchten. Hier braucht der Ackermann nicht einem felsigen oder magern Boden ein kärgliches Samenkorn sauer abzuzwingen; die jungfräuliche Erde gibt ihm für leichte Mühwaltung eine solch' ergiebige Ernte, daß Nahrung für eine fünfmal größere Bevölkerung, und demnach Ueberfluß zur Ausfuhr vorhanden wäre. Was mehr als Alles für den innern Reichthum des Bodens spricht, ist die dem Lande inne liegende Kraft, jenes Lebensprinzip, jenes rasche Erholen und Gesunden nach den Drangsalen und Verwüstungen der Kriege, das sich zu allen Zeiten auf so erstaunliche Weise bethätigt hat, daß schnell jede Spur früherer Verheerung durch den üppigsten Flor verwischt war. Das rasche Aufblühen des Landes in der gegenwärtigen Zeit ist lediglich die Frucht jener ihm eigenthümlichen Gesundheitsanlage. Wem verdankt es heute sein Genesen anders als der freiwilligen und natürlichen Bewegung von Innen heraus, dem freien Athemholen, der Gewalt von Innen und nicht der Gewalt von Außen.

Eine Reise auf dem Postwagen durchs Land bietet Gelegenheit dar, um sich zu überzeugen, wie menschenleer die Gegenden sind. Da sieht man im ganzen Rundkreis der Steppen kein Dorf, um die Eintönigkeit zu beleben; denn der Landmann, dem die bei dem Durchzug von Kriegsvölkern oder von türkischen Botschaftern erlittenen Unbilden noch in frischem Andenken sind, ist immerdar gewohnt, sich von der Hauptstraße in die Niederungen zurückzuziehen, und so ist man bisweilen versucht, sich in eine Einöde versetzt zu glauben. Nur die Schnelligkeit, womit man über die Gegenden hinwegfliegt, wo nichts als die einsamen Posthäuser vom menschlichen Daseyn zeugen, gibt einigermaßen Ersatz für das Eintönige der Landschaften. Will man sich aber einen Begriff machen, mit welcher Vorliebe die Natur das Land mit ihrem besten Segen überschüttet hat, so mache man einen Ausflug ins Innere des Landes, abwärts von der Poststraße. Lachende Thäler, von rieselnden Bächlein

Digitized by Google

durchschlängelt; blühende Hügel, deren liebliches Grün das Auge erquickt; Wiesenbäche, deren Ufer mit der buntesten Flora verbrämt sind; undurchdringliche Wälder, deren graues Alter Ehrfurcht einflößt; duftende Lindenhaine, auf deren Zweige sich ein Chor gefiederter Sänger wiegt; üppige Gebreite; weidende Heerden auf den fetten Triften; Dörfer in den Ebenen; einzelne Hirtenhütten auf den Anhöhen; in der Ferne die prächtigsten Landsitze der Bojaren mit herrlichen Parkanlagen; die in der Einsamkeit herrschende Stille, nur durch das Gezirpe der Grille oder den Gesang der Nachtigall unterbrochen; endlich das eigenthümlich Bezeichnende einer moldauischen Landschaft, wo Alles auf Kindheit der Menschheit, auf nomadische Zustände deutet — das ist der Anblick, der sich dem erstaunten Reisenden darbietet, wenn er, dem lästigen Gewimmel der Stadt entfliehend, jene Gegenden betritt, um sich am Kelch ungekümmerten Naturgenusses zu laben.

Unter den eben angedeuteten Verhältnissen wäre Ansiedlung deutscher Einwanderer in dem herrlichen Lande nicht nur wünschenswerth, sondern fast Bedürfniß. Welche Vortheile würden für beide Theile entsprießen, wenn auf den großen Länderstrekken, wo der fruchtbarste Boden unbebaut darnieder liegt, den Kolonisten ein Erbpacht ausgemittelt, der Schutz der Regierung und vollkommene Erwerbfreiheit zugesichert, und Abgabenfreiheit auf eine gewisse Anzahl Jahre gestattet würde. Allein schwerlich wird man diese schöne Hoffnung sobald verwirklicht sehen, weil die vielen Vorrechte der Grundbesitzer den Bojaren genug Mittel an Handen geben, die Contracte, die sie zu diesem Behufe mit Ausländern schließen würden, wenn es ihr Vortheil erheischt, zu brechen; daher den Einwanderern ungestörter Genuß ihrer Pflanzungen nicht gesichert ist, und der Vertrag mit den Bojaren zu einem solchen Unternehmen zur Zeit noch nicht Bürgschaft genug darbietet. Zwar hatte der jetzige, für das Wohl des Landes rastlos sorgende Fürst gleich bei seinem Regierungsantritt die Einführung deutscher Kolonisten für höchst zweckdienlich erachtet und dieselbe der Regierung bestens empfohlen; ob aber auch Rußland Contracte dieser Art, ob es im Allgemeinen fremde Kolonisten zulassen würde, ist eine Cabinetsfrage, welche zu beantworten die Folge vielleicht lehren könnte.

Die Bewohner der Moldau treiben hauptsächlich Ackerbau und Viehzucht, letztere mit sichtlicher Vorliebe. Der Grund ist einleuchtend: der milde Himmelsstrich macht diese Menschen, denen der innere Trieb nach Verbesserung gänzlich fehlt, reizlos und träge; und da keine herbe Nothwendigkeit sie zwingt, sich im Schweiße ihres Angesichts das Leben zu fristen, indem die einfache Nahrung, deren sie bedürfen, fast freiwillig gedeiht, so ziehen sie das süße Garnichtsthun des Hirtenlebens den Beschwerden der Feldbestellung vor.

Mannichfaltigkeiten.

Das diesjährige pfälzische Musikfest wird nun definitiv am 20. und 21. Juli in Neustadt a. d. Haardt stattfinden. Die musikalischen Aufführungen werden in einer zu diesem Zwecke neu erbauten Halle, die eine Bühne für etwa 700 Mitwirkende und Raum für etwa 2000 Zuhörer faßt, gehalten werden. Am ersten Tage kommen zur Aufführung: Simphonie aus H dur von Beethoven und Judas Maccabäus von Händel; am zweiten Tage: 1) Festgesang, Text von Gollmick, componirt von A. Schmidt; 2) Kampf und Sieg, Cantate von C. M. v. Weber; 3) Lobgesang von Mendelssohn. Die Anzahl der Mitwirkenden wird noch stärker werden als in Dürkheim; Chor circa 500 und Orchester circa 200 Personen. Die bereits getroffenen Vorbereitungen zum würdigen Empfang der Gäste, die Sorgfalt, welche auf die Einstudirung der genannten Musikpiecen verwendet wird, und die bekannte Gastlichkeit und Herzlichkeit der Pfälzer lassen uns genußreichen Tagen entgegen sehen. Weiteres über das Fest werden wir in diesen Blättern folgen lassen.

(Boppard, 23. Juni.) Unter den Gästen der Wasserheilanstalt Marienberg befindet sich gegenwärtig auch der durch seine Theilnahme an dem Feldzug gegen die Türken, wie durch seinen Zug gegen Chiwa bekannte russ. Generallieutenant und Generaladjutant des Kaisers von Rußland, Graf Perowsky. Unter den Aerzten, die sich auf Marienberg der Wasserkur unterziehen, verdient der als Physiolog und Wundarzt berühmte Dr. Majo aus London genannt zu werden.

Zeitungen aus Banda vom 26. Nov. v. J. theilen einige Details über eine auf dieser Insel statt gehabte merkwürdige Naturerscheinung mit: Nachdem der feuerspeiende Berg daselbst seit einigen Tagen stark geraucht hatte, ließ eine drückende Hitze, verbunden mit einer in Zwischenräumen herrschenden tödtlichen Windstille, ein bevorstehendes Erdbeben vermuthen. Wirklich verspürte man auch am 23. Nov. einen leichten Stoß, der wohl 50 bis 60 Sekunden dauerte. Am 26. Nov., um 6 Uhr Morgens, gewahrte man aufs neue eine Erschütterung des Bodens während einiger Minuten. Kurz darauf hörte man in der Ferne ein sonderbares Geräusch, wie jenes eines schwer herabfallenden Regens, und bald erkannte man diese fremde Erscheinung als ein Seebeben durch die gewaltigen Bewegungen der auf der Rhede liegenden Schiffe. Die See stieg bisweilen in Zeit von zwei Minuten mehr als 9 Fuß über ihren gewöhnlichen Standpunkt, und schrecklich war der Anblick der Wuth, womit die Wellen bald in eine ungewohnte Tiefe ineinander stürzten, bald wieder mit erneuerter Kraft emporstiegen. Mehr als drei Viertelstunden hielt dieses Seebeben an, das, weil es gerade Ebbe war, ohne bedeutenden Schaden oder Unglücke vorüberging, welches aber die allertraurigsten Folgen hätte haben können, wenn durch die Fluth der Wasserspiegel 7 bis 8 Fuß höher gewesen wäre.

(Berlin.) Der neue Theater-Intendant, Hr. v. Küstner, bringt täglich immer mehr Ordnung in das Theaterwesen, welches zwar dem Theaterpersonale nicht sehr zusagt, aber das allgemeine Publikum sehr anspricht, weil sein Interesse dabei wahrgenommen wird. Dem Vernehmen nach will Hr. v. Küstner zuvörderst einige Abänderungen im Opernhause vornehmen lassen, damit die Zuschauer in den Parquet-Logen für ihr schweres Geld künftig bequemer sitzen und besser sehen. — Die jetzt auf der königl. Bühne gastirende Hofopernsängerin, Fräul. Catharina Evers aus Stuttgart, gefällt hier sehr, und dürfte bei einer nächsten Vakanz für unsere Oper gewonnen werden. — Fräul. Ch. v. Hagen tritt im nächsten Monat ihre Urlaubsreise an, während welcher dieselbe zuerst in Breslau zu gastiren beabsichtigt.

Digitized by Google

Korrespondenz.

Aus Rheinhessen, im Juni.

So gelang es endlich nach mehr als zwanzigjährigen Bemühungen der katholischen Gemeinde von Wörrstadt, daß diese unterm 16. d. ihre unter eigenen großen Opfern und durch Hülfe unserer hohen Staatsregierung und noch vieler auswärtigen edlen Menschen erbaute katholische Kirche — die man seit mehr als 200 Jahren vermißte — trotz mancher Widerwärtigkeiten einweihen konnte. Ergreifend war es zu sehen, als Morgens halb zehn Uhr sich der Zug der kleinen katholischen Schaar von Wörrstadt aus der Behausung des Hrn. Apothekers Tossetti in Bewegung setzte, voran getragen das Crucifix, ihm folgend die katholische Schuljugend, dann der hochwürdige katholische Decan des Kapitels, als zur Einweihung durch das hochwürdige bischöfliche Ordinariat hierzu delegirt, mit noch zwanzig geistlichen Herren, alle in Pontificalibus, welchen sich dann der großh. Kreisrath Hr. Müller von Alzei mit noch mehreren Beamten, Katholiken der Umgegend, so wie auch der protestantische Orts- und Kirchenvorstand mit den Repräsentanten der dasigen Judengemeinde — letztere hierzu eingeladen — anschloß, und so prozessionsweise der Zug zur Kirche ging. In derselben angekommen, begann Hr. Decan Mooz die üblichen Einweihungsgebete und Ceremonien, worauf dann ein hohes Amt abgehalten wurde. Die Festpredigt, welche unter dem h. Amt statt hatte, geschah durch den hochwürdigen Hrn. Pfarrer Autsch zu Finthen, ehemaligen Pfarrer von Sulzheim und Wörrstadt. Diese Predigt ist das Ergebniß einer innern und wahren Ueberzeugung und Muster einer wissenschaftlichen und oratorischen Rede gewesen. Nachdem nun diese gottesdienstlichen Handlungen bis halb ein Uhr gewährt hatten, ging der Zug in obiger Ordnung in das Tossetti'sche Haus zurück, von wo aus man sich dann in das Posthaus zu einem herzlichen Mittagsmahl begab, an welchem sämmtliche geistliche Herren, so wie Beamte, Fremde und viele Ortsbürger Theil nahmen. Und so endete denn eine Feierlichkeit, die für Wörrstadts Katholiken von dauernder Denkwürdigkeit seyn wird; denn sie haben ihren Tempel wieder. Ja, es ergab sich der gewiß seltene Fall, daß gleich nach beendigtem Gottesdienste eine Kindtaufe in der Kirche statt hatte, was den Eltern des Kindes, so wie dem Kinde selbst später von angenehmer Erinnerung seyn muß. Aber Eins noch muß ich erwähnen: man wird staunen, wenn ich sage, daß alle diese kirchlichen Feierlichkeiten ohne Glockengeläute statt fanden; denn es fehlt heute noch dem katholischen Kirchenthürmchen selbst das so nöthige Meßglöckchen. Keine Glockentöne, kein metallener Laut verkundeten den Ohren der Anwesenden und Fernen die Heiligkeit der Handlung, aber dennoch war Alles tief ergriffen und die Einweihung in jeder Hinsicht eine erhebende zu nennen.

Mainz, 26. Juni.

Es wird nunmehr mit Bestimmtheit behauptet, alle Hindernisse, die sich der Organisation der Droschkenfahrten in hiesiger Stadt bisher entgegen gestellt, seyen beseitigt und mit dem kommenden 1. Juli würden 20 einspännige elegante Droschken auf den öffentlichen Plätzen und in den gangbarsten Straßen stationiren, um jeder Anforderung zu Personentransport innerhalb der Stadt und ihrer Umgebung zu entsprechen. Der Preis für eine Viertelstunde Fahrzeit wird, wie man vernimmt, auf 8 Kr. für die Person festgesetzt werden. — Ein von den Herren Medizinalrath Gröser und Notar Bruch unterzeichneter, im gestrigen Wochenblatte erschienener Aufruf an die Bewohner der Stadt Mainz setzt sie nicht allein wiederholt von der unserer Stadt zugedachten achttägigen Zusammenkunft der Naturforscher und Aerzte im Monat September in Kenntniß, sondern macht sie auch auf die Verbindlichkeit aufmerksam, diesen so schmeichelhaften Besuch durch freundliches Entgegenkommen und würdige Aufnahme zu erwiedern; die beiden Geschäftsführer richten zu Erreichung dieses Zweckes vorerst an ihre Mitbürger die Bitte, ihre Wohnungen zu Aufnahme so werther Gäste zur Verfügung einer zu Erledigung dieser Angelegenheit gebildeten Kommission stellen zu wollen. Dieser Aufruf wird, wie wir aus der Erfahrung bei früher hier gefeierten Feste wissen, seine Wirkung nicht verfehlen. Jeder, der eine disponible Wohnung hat, wird sich beeilen, dieselbe der Kommission anzubieten; wollte man aber aus einer solchen Bekanntmachung den Schluß ziehen, daß die hiesigen Gasthöfe zur Unterbringung der erwarteten Gäste nicht Raum in Menge darböten, so würde man sich sehr irren, obgleich wir in den Septembertagen eine mögliche Ausnahme nicht in Abrede stellen. Nie in frühern Jahren wurden in den hiesigen großen Gasthöfen so ausgedehnte Vorkehrungen wie jetzt getroffen. Der „Europäische Hof" ist mit dem Baue des im verflossenen Spätjahre angekauften großen Domanialgebäudes und mit der Einrichtung der dadurch gewonnenen Zimmer und Lokale fertig; er besitzt nun in seinem Hotel drei Säle, das Roudel und 87 Zimmer zum Logiren. Der „Rheinische Hof" ist in Erbauung seines großen Nebengebäudes so weit vorgerückt, daß es in zwei Monaten zur Aufnahme von Reisenden bereit ist. Der „Holländische" und der „Hessische Hof" stehen in ihrer früheren Gestalt mit Hunderten von Zimmern den Fremden zu Gebote; der „Rheinfels", die „schöne Aussicht" und das „Victoria-Hotel" bieten, wenn auch keine so großen Räume, wie diese Gasthöfe, doch Platz genug, um ganze Transporte der Eisenbahn und Dampfboote unterzubringen. Der neue „Englische Hof", das noch im Bau begriffene, 6 Etagen hohe Gebäude an der Rheinbrücke, wird in einem oder zwei Monaten fertig, und rechnet man hiezu noch die Gasthöfe in der Stadt, die „Reichskrone", den „Karpfen", den „Frankfurter Hof" und mehrere andere, so finden Tausende hier mit Leichtigkeit Unterkommen und Niemand wird sich weder über zu sehr beengten Raum, noch über nachlässige und zu kostspielige Bedienung zu beklagen haben.

Anfrage.

(Eingesendet.)

Mainz, im Juni.

Wie mag es kommen, daß die während des ganzen Jahres von vielen Tausend Fremden besuchte Stadt Mainz — der Tummelplatz von Reisenden aus allen Weltgegenden, der Centralpunkt von unzähligen Besuchern des herrlichen Rheinlandes — bis jetzt noch das nützliche und angenehme Institut eines „Fremdenblattes" entbehren muß, eine Einrichtung, die fast jedes kleine Provinzialstädtchen längst schon als zweckmäßig anerkennt und genießt!?! — Ist Mangel an Interessenten Ursache einer solchen Lücke in den allergewöhnlichsten Attributen jeder nur einigermaßen organisirten Handelsstadt? Oder wäre vielleicht diese Andeutung hinreichend, einen verständigen und zugleich unternehmungsfähigen Mann zu veranlassen, sich zu seinem eigenen Nutzen und gewiß zur Freude von vielen Tausenden das Verdienst zu erwerben, seine Vaterstadt, oder (wenn er nicht hier geboren ist) das sonst so rühmlich dastehende Mainz von einem Mangel befreit zu haben, den noch vor Kurzem ein unbefangener Fremder ein „unbegreifliches Zurückbleiben in der Cultur" zu nennen sich erkuhnt hat!?! —

Auflösung der Palindrome in Nro. 176.

1. Leben — Nebel. 2. Neger — Regen.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 30. Juni. (Zum Erstenmale wiederholt): Bruder Kain, Schauspiel in 4 Abth., von Heinrich Schmidt.

Redakteur: J. L. Hell e. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Herausgegeben
von
J. L. Heller.

Zwanzigster Jahrgang.
Juli — Dezember 1842.

Frankfurt am Main,
Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by

Inhalts-Verzeichniß der Didaskalia.

Juli bis Ende Dezember 1842.

Gedichte.

Der Ruhm 181.
Glückliche Liebe 185.
Der Mann 190.
Der Nicolaithurm in Hamburg 195.
Der deutsche Sänger 201.
Ein Lied von der Glaserfindung 203.
Der Glockenguß zu Breslau 206.
Die drei Liebchen 209.
Der deutsche Veteran 216.
Deutscher Entschluß 218.
Dem Andenken Creizenach's geweiht 218.
Die Winzer und die Brauer 222.
Das Hermanns-Denkmal 231.
Der Dom zu Köln 233.
Das deutsche Lied 238.
Die Flucht 241—243.
Zum neuen Haus 244.
Rheinlied eines Schwimmers 247.
Die Frankfurter Messe 265.
Husarenlied 267.
An meinen König 267.
Trinklied 268.
Lied von Hoffmann v. Fallersleben 271.
Amine 274.
Ein Lied aus meiner Zeit 276.
No. 24,184.
Commerslied 278.
Deutsches Lied 280.
Politische Lieder 283.
Bei Hamburg's Brand 285.
Zeitrechnung 286.
Zuruf an Herwegh 288.
An den Rhein 290.
Alter und Jugend 294.
Der Dompropst Cuno von Falkenstein und die Bürger von Bingen 299.
Kloster zu Camaldoli 300.
Bei dem Hinscheiden einer 16jährigen Jungfrau 306.
Jugend und Alter 308.
Bei Anhörung des Harmonichord 309.
Das Kloster Disibodenberg im Nahethale 311. 312.
Der 7. September 1842 in Oschatz 315.
Trübe Tage 317.
Drei Becher 321.
Kleine Freuden 324.
Wasserkur 327.
Beim Weine 328.
Heimath 331.
Epilog 333.
An Mozart's Todestage 335.
Bacharach 336.
Das Lied vom freien Wort 339.
Wanderlied 343.
Die Schwestern Milanollo 347.
Alles zum Guten 348.
Der Meister und seine Violine 351.
Das ewige Gotteswort 353.
Am Weihnachtabend 355.
Das Christfest 356.
Vorwärts 358.

Erzählungen.

Lieutenant Rocquevert 179—199.
Das zerbrochene Siegel 200—207.
Der Freiersmann 210—217.
Der Feldgeistliche 218—223.
Lebenswege 224—232.
Die Törtchen des Prinzen Bedredin 233—240.
In vino veritas 244. 245.
Das Glück eines Millionärs 246—248.
Der Todtensinger 249—262.
Der Fischer und der Tod 263—265.
Das Gespenst 266—267.
Die beiden Venetianer 268—276.
Der alte Ziethen 277. 278.
Der schreckliche Reisegefährte 279.
Treue Liebe 280—292.
Der Rabbi von Prag 293—298.
Der Kommandant Manco und der Soldat 300—303.
Die erste Liebe 304—306.
Der graue Ueberrock 307. 308.
Die alte Wanduhr 309. 310.
Der Verdächtige 313—318.
Die Papageien und die Sternenträger 319—360.

Vermischte Aufsätze.

Die Eroberung Warschau's durch die Russen 179—181.
Ankunft des Pianisten Joseph Schad in Frankfurt 180.
Bilder aus der Moldau 182—184.
Die Mainlust in Frankfurt a. M. 182.
Das Erdbeben auf Hayti 184. 185.
Der Kaisersaal in Frankfurt a. M. 186.
Neuntes pfälzisches Musikfest 186.
An Frau Ehrenhold 187.
Die deutsche Oper in London 188. 189. 201.
Wann soll man die Dichter lesen? 189.
Rückblicke auf Humann's Leben 190. 191.
Zum Andenken an Arnold von Mieg 191.
Festprogramm des Wetterauer Sängerfestes 191.
Die Mineralbrunnen und Heilquellen am Taunus 192. 193. 201. 202. 207. 222. 235.
Göthe 192.
Die Lebensversicherungsbank für Deutschland in Gotha 194.
Ueber den Sclavenhandel 195.
Aus den Taunusbädern 196.

Digitized by Google

Das Missionsfest zu Basel 197.
Die Eisenbahnen in den vereinigten Staaten von Nordamerika 198—200.
Eidgenössisches Freischießen 198. 204.
Die Liebge-Stiftung in Dresden 200.
Spanien und die Colonisation 203.
Korsetten ohne Naht 203.
Tagesliteratur 204.
Ueber die Errichtung einer deutschen National-Brand-Assecuranz 205.
Aus dem Leben des Herzogs von Orleans 206
Sismonde de Sismondi 206.
Audienz eines deutschen Publicisten bei dem Herzoge von Orleans 208.
Pfälzisches Musikfest 208.
Napoleon und ein Dichter 209.
Carl Lebrün 209.
Reisebilder aus Oberitalien und Tyrol 210—214.
Die schöne Fanariotin 212.
Das chinesische Heer 213.
Conzert des Herrn Camillo Sivori 213.
Das vierte Wetterauer Gesangfest zu Friedberg 214.
Barbaja und Rossini 215—217.
Akrostichon auf den verstorbenen Dr. de Neufville 215.
Einladung der Betheiligten für Erbauung eines Hauses auf dem Feldberg 216.
Aus Talma's Leben 218.
Ein merkwürdiger Kampf zwischen einem Bären und einem Stier 218.
Der Morgen des 10. August 1792 219—221.
Halm's „Sohn der Wildniß" romantisches Drama in 5 Abtheilungen 221.
Ausflüge an den Rhein und Main 223—227 231—235. 238.
Ein Industrieritter 224.
Das Konzert im Walde 226.
Ein Paar Worte zum Andenken des kürzlich verstorbenen Hrn. Dr. de Neufville 227.
Signale auf Eisenbahnen 228.
Die Tropfsteinhöhle bei Adelsberg 229.
Die Malteser 230 231.
Anfrage. Das Denkmal des preuß. Lieutenant von Gauvin betr. 231.
Antwort hierauf 254.
Einige Worte des jetzigen Königs von Preußen, niedergeschrieben in seinem 14. Jahre 232.
Einfache Bemerkungen über den Besuch des Senckenberg'schen Instituts 232.
Bemerkungen für die Verwaltung der Main-Dampfschifffahrt 233.
Die Deutschen und Franzosen nach dem Geiste ihrer Sprachen und Sprüchwörter 236. 237.
Panorama von Köln 236.
Louis Philipp 239.
Fortschritte des Pisebaues in Deutschland 240.
Mahnung zum Bau am Kölner Dom 241.
Der Sänger Ronconi 241.
Enthüllung des Mozartdenkmals 242.
Bericht der Gräfin Mina über die Ereigniße im königl. Palast zu Madrid 243—245.
Dr. S. Sugenheim's Erklärung 243.
Fragmente aus der Geschichte der Türkei 246—251.
Baden-Baden 248.
Festrede bei der Grundsteinlegung zum Ausbau des Kölner Doms 249. 250.
Das Senckenbergische Naturalienkabinet 249.
Offenes Sendschreiben an Zschokke's Freunde 250.
Bericht der Commission für Erbauung eines Hauses auf dem Feldberg 251. 252.
Urtheil über Deutschland in amerikanischen Blättern 252.
Conzert der Madame Bishop und des Herrn Bochsa aus London 252.
Der Fliegenwedelhandel in der Wetterau 254.
Das Kloster Eberbach 255—258
Die Enthüllung des Mozart-Monuments in Salzburg 256.
Sehenswürdigkeiten der Frankfurter Messe 257. 268.
Die allgemeine deutsche Industrie-Ausstellung in Mainz 257. 288—292.
Gedanken über den Gebrauch des Champagner-Weins bei den festlichen Zusammenkünften der Deutschen 259.
Vorwortung der Händel'schen Oratoriums Belsazer ꝛc. 260.
Biographisches (Schauspieler Wilh. Dettmer betr.) 261.
Frankreichs Centralisation 262. 263.
Generalversammlung der Naturforscher und Aerzte in Mainz 262. 264. 268 269.
Die Mainzer Festlichkeiten während der Anwesenheit der deutschen Naturforscher und Aerzte 263 266.
Eine Reise in den Krater des Vesuv 264.
Ausstellung von Oelgemälden altitalienischer Schule 264. 268.
Conzert des Pianisten Charles Halle 264.
Luftschifffahrt 265.
Versailles 266.
Der schuldige Unschuldige 267.
Beitrag zur Kenntniß der deutschen Journal-Literatur in Nordamerika 270. 271.
Ueber den Eisenbahnzug durch Kurhessen 270. 271.
Die Schaustellung von Mordscenen auf Tableaux an Straßenecken 271.
Die Prehn'sche Schenkung 272.
Die Ausstellung von Blumen, Pflanzen, Obst- und Gemüsesorten in Mainz 272.
Freundschaft 273. 274.
Französische Zustände 275.
Der Fischer von Scheveningen 276.
Toledo 277—279.
Bruchstücke aus Heinrich Zschokke's Selbstschau 278. 284. 285.
Ein Wort zur Berichtigung 279.
Weibliche Bildungsanstalt in Rußland 280.
Der Bauer J. H. Ramcke 281.
Krakau 281.
Das Pantheon in Paris 282. 283.
Auch ein Wort über den Eisenbahnzug durch Kurhessen 283.
Chiaja 286—288.
Ein neuer Ehrentempel für Friedrich den Großen 287.
Vorlesungen über Gesundheitspflege 291.
Die Insel Cypern 292.
Der gastfreie Engländer 293.
Meine Reise über das Meer 294—297. 300. 331—335.
Lefeuer's Te Deum 294.
Die Walhalla 295.
Die Brautzüge beim Münchner Oktoberfest 296.
Spanische Verhältnisse 298.
Eine Wahrheit aus dem Leben 299.
Fachreddin, der Drusenfürst 301—308. 313—324.
Die serbische Familie Petrowitsch 301.
Ueber J. P. Wagners Vortrag im physikalischen Verein 302.
Die musikalischen Instrumente und Automaten von Professor Fr. Kaufmann 304.
Eine Pause 305.
Eine wichtige Entdeckung 306.
Conzert des Pianisten Th. Döhler 306. 312.
Einladung zu einer allgemeinen Versammlung der deutschen Charlatane und Quacksalber 309—311.
Verein gegen Thierquälerei 309. 334.
Vierter Jahresbericht der Mozartstiftung 311.
Englische Rednerinnen 312.
Ernst's Kunstreise in Holland 316.
Ueber Daguerreotypen von Hrn. Carl Reißer 317.
Ueber die Trinkgelder in den Gasthöfen, von M. Hoche 318.
Die große Woche 319. 320.
Erklärung mehrerer Kellner 320.
J. F. Schiereck 321.
Beitrag zur Feier der 25jähr. Stiftung der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft 323.
H. W. Ernst in Frankfurt a. M. 324.
Der Hof des Regenten 325. 330.
Musikalische Celebritäten in Frankfurt a. M. 325.
Erfolgreiche Nachgrabungen im Kloster Disibodenberg 326. 327.
Kongreß der Gastwirthe in Köln 326.
Ueber Auswanderungen nach den vereinigten Staaten von Nordamerika 328—330.
Ueber die 5 Sgr. Taxe der Kongreßwirthe 334.
Bilanz der Mozartstiftung 335.
Der deutsche Komponist in Paris 336.
Wie und durch wen starb Theodor Körner den Heldentod? 337.
Liebe, Vermählung und Hausglück 339—341.
Der Schäfer zu Niederempt 340.
Feier des Jahrestages der polnischen Revolution in Paris 341.
Sonst und Jetzt 342. 343.
Das Conzert des Liederkranzes zu Frankfurt 344.
Die Schwestern Milanollo 345.
Madame 345.
Die Gustav-Adolph-Stiftung 346.
Der deutsche Waffenrock 346.
Die Confirmation des jetzigen Königs Friedrich Wilhelm IV. 347.
Zur Widerlegung der Gegner des öffentlichen und mündlichen Verfahrens in den Rheinprovinzen 348. 349.
Dannecker und Gustav Schwab 350.
Und dennoch bleibt er der deutsche Waffenrock 350.
Zuchtpolizeigericht 351—354.
Frau oder Madame 352.
Festgeschenke 353.
Die Kunst, Wein zu machen 356.
Das Lager bei Grimlinghausen 357.
Vergiftung durch Zündhölzchen 357.
Hundestreue 358.
Ueber das Stehen der Frauen im Schauspielhause dahier 358.
Der Aetna 359.
William Howitt's Besuch bei Uhland 360.

Digitized by Google

Correſpondenzen.

Vom Taunus 179. 210.
Hamburg 180. 189. 194. 198. 206. 217. 220. 245. 250. 255. 256. 257. 259. 274.
Friedberg 181.
Aus dem Großherzogthum Heſſen 182. 267—269.
Darmſtadt 182. 192 201. 207. 227. 232. 236 239. 242. 245. 249. 252. 258. 272. 277. 282. 284. 291. 295. 297. 300. 304. 308. 312. 327. 332. 336. 337. 349. 350. 358 359.
Wiesbaden 182. 219. 235. 247. 255. 278. 293. 310. 324. 339. 346.
Dresden 183.
Naumburg 184.
Aachen 184. 245.
Mainz 185. 186. 187 190. 197. 204 207. 211. 219. 224. 230. 247. 251. 259. 261. 291. 294. 297. 299. 303. 305. 318. 321. 325. 326. 330. 341. 342. 347. 349. 355. 359. 360.
Königswinter 185.
Weimar 187. 233. 248. 254. 301. 302. 310. 350.
Koblenz 187. 342.
Wetzlar 188. 310. 313.
Laubach 188.
Vom Main 190. 191. 228. 313. 315.
Uſingen 190. 218. 231. 246. 254. 260. 291.
Rheinheſſen 191. 355.
Schwalbach 194.
Nauheim 194.
Amt Braubach 194.
Aus dem Badiſchen 194.
Soden 195.
Thüringen 196. 197.
Rödelheim 200.
Von dem heſſiſchen Neckar 202. 203.
Marburg 205.
Sachſen 205. 250.
Offenbach 206. 312. 318. 319. 322. 323. 344.
Lorch am Rhein 207.
Heidelberg 213.
Langenſchwalbach 215.
Bacharach 216.
Oberheſſen 217.
Lich 218.
Gießen 220. 253. 329. 346. 354. 358.
Wicker 222. 306.
Wetter 224.
Vom Rhein 225.
Hofheim 229. 284. 347.
Ems 229.
Vilbel 232. 237.
Leipzig 234. 326.
Erfurt 236.
München 239. 316
Trier 240—242.
Kaſtel 244. 295.
Homburg 250. 330.
Kirchheimbolanden 251.
Altenkirchen 256.
Genf 272.
Fulda 273.
Berlin 274. 345.
Würzburg 283.
Köln 285. 325. 330. 354. 357. 359.
Bingen 289. 343. 359.
Aus der Rheinprovinz 290.
Bamberg 292.
Lyon 309. 330.
Kaſſel 313. 316. 321. 342. 348.
Gotha 314. 352.
St Wendel 314.
Stuttgart 322.
Oberrad 323.
Guntersblum 327.
Aus der rheinbaieriſchen Pfalz 330.
Aus dem Herzogthum Naſſau 331. 332. 344.
Von der Moſel 336.
Aſchaffenburg 337.
Bonn 344.
Mannheim 345.
Bern 347.
Hachenburg 359.

Literatur.

Der Vorläufer 196.
Entwurf zu einer zeitgemäßen Verfaſſung der Juden 199.
Ueber die Vorzüge der einſamen Einkerkerung ꝛc. 208.
Dichterwald. Reichhaltige Auswahl deutſcher Gedichte ꝛc. 210.
Anſprache an meine Gemeinde 223.
Vorleſungen über die moderne Literatur der Deutſchen 230.
Neueſtes Frankfurter Kochbuch von Schünemann 240
Blätter der Erinnerung an Carl Immermann 275.
Leitfaden für angehende Lehrer und Lehrerinnen im Clavierſpielen ꝛc. 279
Schwänke und Abenteuer des Pedrillo Molina 284.
Der Krieg Oeſterreichs gegen Frankreich 350.

Frankfurter Theater, Conzerte.

181. 188. 193. 204. 217. 227. 234. 237. 253. 257. 266. 267. 273. 281. 282. 284. 296. 303. 307. 317. 328. 340. 347. 354. 360.

Mannichfaltigkeiten

durch faſt alle Nummern gehend.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 179. Freitag, den 1. Juli 1842.

Lieutenant Rocquevert.

I.

Die Nationen auf dem Schlachtfelde haben, gleich den Spielern am grünen Tische, ihre Glücks- oder Unglücks-Perioden. Siege oder Niederlagen sind Folgen von gutem oder bösem Geschicke, das, wie Marot sagt, stets Hand in Hand geht.

Unser Land, das sich beständig als ein guter Spieler bewährte, errang um das Jahr 1691, als es selbst auf dem Schlachtfelde verlor, dennoch einen glänzenden Sieg. Ist der Feind an allen Gränzen, so giebt es nichts Angenehmeres, als ihn zu bekämpfen. Deutschland, die Niederlande, Spaniens Gränzen und Italien bildeten zu gleicher Zeit das Kriegstheater. Marschall Catinat machte sich zum Herrn des Passes von Susa, und schlug den Herzog von Savoyen bei Staffard. Der Marschall von Noailles nahm Valenzia, um seinen Eroberungen in Catalonien die Krone aufzusetzen; indeß der Marschall von Lorges in Deutschland seine Siege errang, und Ludwig XIV. in eigner Person mit seiner Armee, unterstützt vom Marschall von Luxemburg, sich Mons und ein Jahr später Namur's bemächtigte.

Vorzüglich von der Belagerung dieser letztern Stadt wird hier die Rede seyn, obgleich unser Schauplatz an Frankreichs Gränzen, in einer kleinen Stadt des Ponthieu, Namens Picquigny, spielt.

Picquigny hatte sich nicht sowohl durch den Tod Philipps mit dem langen Schwerte berühmt gemacht, als durch eine totale Niedermetzlung von Engländern, die das Wort Picquigny niemals anders als Pecquenny auszusprechen vermochten; für uns war aber dieser Ort durch die einzige Thatsache schon hinreichend beachtungswerth, weil zu der Zeit, da wir ihn besuchten, Herr Annibal, Baron von Sonningen, ihr Gouverneur war.

Dieser pomphafte Name schrecke Sie aber ja nicht ab; indem derjenige, der ihn führt, schlechtweg Anastasius Sonin heißt. Er war der Sohn eines Einnehmers bei den Verfallgütern des Chatelet, und im Bereich der Glocken von Paris geboren. Herr Sonin hatte aber für gut gefunden, die Stadt und den Namen zu ändern, und deswegen, ohne Beistimmung des Herrn von Hozier, seinen gemeinen Namen durch eine flammändische Endigung veredelt, indem er zuverlässig, nach dem, was Labruyere schreibt, dachte, daß von angesehenem Orte herstammen, auch von altem Stamm herkommen heißt. Sie sehen daher wohl, unser Sonin hatte nur die ersten Sylben seiner Namen beachtet, indem er sie ohne Zweifel als durch die Familie hinterlassene leere Schilde betrachtete, die Jeder nach Gefallen ausfüllen dürfe. Er hatte daher aus Anastasius Annibal gemacht, und Sonin in Sonningen verwandelt, indem er dem Ganzen noch den Freiherrntitel beifügte.

Wenn man Vermögen hat, darf man sich Lächerlichkeiten erlauben; ist man aber reich, so hören diese auf, solche zu seyn. Das war der Fall bei dem Baron von Sonningen. Herr von Louvois, den er sich bei mehreren Gelegenheiten durch seine Silberlinge verpflichtete, hatte ihn seit dem ersten Feldzuge nach Flandern zu einem Militair-Intendanten ernannt. Aus dem Reichthum machte sich übrigens der Intendant nicht viel, weil er diesen besaß; was er aber nicht hinlänglich hatte, war der Adel; er wählte sich daher, was ihm anständig vorkam, selbst, und ließ sich zum Gouverneur von Picquigny ernennen, wo er mit seiner Tochter Sylvanire residirte. Diese Stelle gab ihm ein kriegerisches Ansehen, eine Außenseite, mit der er gerne prangte, indem er höchst zweideutige Heldenthaten erzählte, die er sich rühmte, unter Kardinal von Richelieu oder Marschall Schomberg ausgeführt zu haben.

Gegenüber von Bürgerlichen war unser Mann über seine Heldenthaten niemals zu erschöpfen, und wann ihm seine Zuhörer vollends berichteten, daß sie vom Waffenhandwerk nichts verständen, dann begann der Baron mit demselben Enthusiasmus von Schlachten zu sprechen, wie Sganarelle lateinisch spricht, seit Geronte ihn belehrt hat, daß er es durchaus nicht kann. Befand sich der Gouverneur mit Kriegsleuten vom Fache zusammen, so beschränkte er sich nur auf schüchterne allgemeine Redensarten; er war zurückhaltend, und ließ sich, ehe er seine eigenen Thaten hervorhob, die ihrigen erzählen; indem er stets darauf dachte, wenn solch ein alter ausgelernter Fuchs in Spanien gewesen, nur vom Kriege im Mailändischen zu sprechen; oder war er in Flandern gewesen, die Belagerung von La Rochelle in der Weise zu schildern, wie Sosius jene von Teleba beschrieben.

Durch diese Manie war der Baron, wie sich leicht denken läßt, allen Abenteurern eine sichere Beute, so wie jenen gascognischen Rittern, die so gewaltige Raufbolde sind, und keinen andern Beruf haben als den, sich einen solchen zu suchen. Diese liehen Herrn Annibal von Sonningen ein gefälliges Ohr und äußerten ihren Enthusiasmus, wofür er ihnen für einige Zeit sein Haus und seinen Tisch anbot. Unter jenen war einer,

Digitized by Google

der ſo klug war, ſich ſo einzuniſten, daß er ſich einen feſten Aufenthalt bei dem Baron auszumitteln wußte; es war ein Mann, der an fünfzig Jahre gränzte, ſich Chevalier von Vagnac nannte, und der durch ſeine Induſtrie darthat, daß wenn in Frankreich der Lächerliche denjenigen tödtet, den er zu erreichen vermag, er doch ſolche am Leben erhält, von denen er Nutzen zieht.

(Fortſetzung folgt.)

Die Eroberung Warſchau's durch die Ruſſen.

Herr Ludwig Blanc hat den zweiten Band ſeiner Geſchichte der 10 Jahre herausgegeben, in welcher er die Ereigniſſe aller Revolutionen, die durch die Juli-Revolution in Europa erzeugt worden ſind, erzählt. Der Aufſtand Polens hat vor Allem ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen. Er enthüllt die Rolle, welche die Diplomatie in dieſem großen Drama geſpielt hat, und gibt einen Bericht über die Erſtürmung Warſchau's, über die Sitzungen des polniſchen Reichstages während der verhängnißvollen Tage am 6. und 7. September, welcher viele Einzelnheiten enthält, die bisher noch nicht bekannt waren. Aus dieſem Grunde theilen wir ihn mit.

Bevor Paskewitſch den Angriff begann, beſchloß er, den Verſuch zu machen, ob die Abſchließung einer Uebereinkunft möglich ſey. Der General Berg erſchien bei den polniſchen Vorpoſten und hatte eine Unterredung mit Prondzynski; der Miniſter-Rath und ſelbſt Krukowiecki erklärten aber, daß man nur auf den Grundlagen des Manifeſtes unterhandeln würde; dies kam einer Abbrechung aller Verhandlungen gleich und der Feldmarſchall befahl den Angriff am Morgen des 6. September. Er bereitete ſeine Truppen hierzu vor, indem er ungeheure Schnaps-Rationen unter ſie vertheilen ließ. Die Ruſſen ſind gute Soldaten, ertragen Strapatzen mit großem Gleichmuthe und ſind gehorſam bis in den Tod; vor dem fürchterlichen Sturme aber, der bevorſtand, ſchien ihr Muth zu wanken.

Beim Anbruch des Tages eröffneten die Ruſſen das Feuer mit 200 Geſchützen. Bald nachher griffen auf dem rechten Flügel Murawieff und Strantmann Uminski an, während die Colonnen unter Kreutz und Luders aus dem Centrum hervorbrachen, ſich auf die Verſchanzungen links von Wola warfen und zwei Redouten wegnahmen; ſie drangen auch in die Batterie 54; der Lieutenant Gordon warf aber die Lunte ins Pulver-Magazin und ſprengte ſich mit den Feinden in die Luft. Wola ward hierauf von den ſiegreichen Truppen im Rücken und von vorne durch das Corps unter Pahlen angegriffen, deſſen Generale ihre trunkenen Soldaten zum Sturme trieben, nachdem ſie die Wälle mit 115 Stück grobem Geſchütz beſchoſſen hatten. Von allen Seiten zugleich angegriffen, zog ſich die zu ſchwache Garniſon in die Kirche zurück, wo ſie ſich verſchanzte. Hier ließ ſie ihr alter Commandant Sowinski auf ein Cruzifix ſchwören, ſich nicht zu ergeben. Die Kirche ward bald von den Ruſſen genommen; faſt alle Polen wurden getödtet und Sowinski ward fechtend auf dem Altar erſtochen. Meiſter von Wola, pflanzten die Ruſſen dort Artillerie auf und marſchirten um Mittag, unter dem Schutz eines Feuers von 100 Kanonen, zum Angriff auf die zweite Linie auf. Dieſe Linie, welche ſich auf die Vorſtadt Czyſte ſtützte, ward auf dieſer Seite durch 40 Geſchütze vertheidigt, die von dem Nuntius Roman-Soltyk und dem General Bem, jenem unvergleichlichen Artilleriſten, der in der Schlacht von Oſtrolenka dem Diebitſch ſo todtbringend war, befehligt wurden. Als die Ruſſen aus dem Fort brechen, deckt Berg ſeine Feldgeſchütze auf, eröffnet ein ſchreckliches Feuer, wirft Infanterie und Kavallerie nieder und reinigt den Boden bis zu den Feſtungswerken von Wola, in welche Soltyk einen Regen von Bomben und Granaten ſchleudert. Der Generaliſſimus Malachowsky ergreift dieſen Augenblick und macht einen Ausfall mit zwei Bataillonen des 4. Regiments, um Wola wieder zu nehmen. Ein erbitterter Kampf entſpinnt ſich am Fuße des Forts, das mit Kanonen geſpickt iſt und durch eine doppelt ſo ſtarke Infanterie, noch durch 4 Bataillone Grenadiere verſtärkt, vertheidigt wird. Dreimal ſtürzen ſich die ruſſiſchen Maſſen auf die beiden polniſchen Bataillone, und jedesmal werden ſie durch einen jener Bajonett-Angriffe, die das 4. Linienregiment unſterblich gemacht haben, ins Fort zurückgeworfen. Der Feind iſt genöthigt, die Eskadrone von Chilkoff gegen ſie zu ſenden, und die beiden Bataillone, die nicht unterſtützt werden, ziehen ſich in guter Ordnung auf die Vorſtadt Czyſte zurück. Die Ruſſen waren Meiſter der erſten Linie, deren die andere Linie beherrſchende Punkte ſie beſetzten.

Um Mitternacht ſchloß ſich der Dictator Krukowiecki mit Einigen ſeiner Vertrauten ein; ohne ſeinen Miniſtern hievon Kunde zu geben, ſchrieb er an Paskewitſch und bat ihn um eine Unterredung. Er gewährte ſie und der Diktator und der General Prondzynski begaben ſich im Geheimen nach Wola. Sie unterhandelten lange, und ein Waffenſtillſtand von 8 Stunden ward abgeſchloſſen. Als die Miniſter am andern Tage, den 7. September, den Schritt erfuhren, den Krukowiecki gethan hatte, überreichten ſie ihre Entlaſſung. Um 10 Uhr verſammelte ſich der Reichstag. Der General Prondzynski erſchien in der Verſammlung und bat den Marſchall um die Erlaubniß, zu reden. Er ſtattete Bericht über die Unterredung ab, die der Diktator uud er im Lager der Ruſſen mit Paskewitſch und dem Großfürſt Michael gehabt hatten. Seine Mittheilungen wurden bei verſchloſſener Thüre vernommen. Er begann ſeine Rede mit der Entwerfung eines trüben Bildes der Lage. „Dieſen Morgen", ſagte er, „ſah ich die ruſſiſche Armee in Schlachtordnung am Fuße unſerer Mauern in der Entfernung eines halben Kanonenſchuſſes ſtehen; ſie befindet ſich in einem vollkommenen Zuſtande und iſt zahlreicher, als wir vermuthet hatten. In dieſem Augenblicke iſt unſere Lage der Art, daß wir durch den Verluſt von Wola und der äußern Redouten außer Stande geſetzt ſind, dem Angriffe des Feindes einige Stunden zu widerſtehen." — Nach dieſem Eingange ſprach Prondzynski ſicherlich in der Abſicht, der Verſammlung Schrecken einzujagen, von dem bevorſtehenden Sturme und malte mit düſtern Farben die Gräuel und Verwüſtungen, die eine gewaltſame Eroberung Warſchau's zur Folge haben würde. Die Nuntien hörten mit Staunen zu und ſchienen von der Sonderbarkeit ſeiner Rede überraſcht zu werden. „Die Bedingungen, welche uns Paskowitſch ſtellt", fuhr er fort, „ſind zwar nicht der Art, wie wir ſelbſt ſie vorgeſchlagen haben würden. Der Marſchall beſitzt einen aufbrauſenden Charakter; Toll iſt bei ihm; Beide ſind wahre Ruſſen und werden bei dem geringſten Widerſpruch des General Krukowiecki ungeduldig. Sie beharren auf ihren Bedingungen, mit denen übrigens der Großfürſt Michael nicht

Digitized by Google

völlig übereinstimmt. Ich habe viel mit dem Großfürsten gesprochen, während der Präsident sich mit Paskewitsch und Toll unterhielt. Der General Krukowiecki hat eine Sprache geführt, die würdig der Nation und vielleicht stolzer war, als die Umstände es erlauben mochten." Prondzynski setzte hierauf die Bedingungen der Uebergabe auseinander; die erste und vorzüglichste derselben lautete: Rückkehr der polnischen Nation unter den Scepter Nikolaus und Erlassung einer vollständigen unbedingten Amnestie, über die man sich noch zu verständigen habe. Der Marschall des Reichstages fragte den General Prondzynski, wie lange der Waffenstillstand dauere? — Bis 1 Uhr Nachmittags. — Der Nuncius Worcell erhob sich und sagte: „Das Vaterland ist schon mehrere Male gerettet worden, dies kann sich wieder ereignen. Wir allein können sein Todesurtheil unterzeichnen. Wer es unterschreiben will, muß diesen Raum verlassen." — Prelizewski sprach nach ihm, rief den allmächtigen Gott an, zog seinen Degen und schwur, sein Vaterland so lange zu vertheidigen, als er den Degen führen könne. — „Versammeln wir die Generale", rief Niemojowski, „und übertragen wir den Befehl Dem, der das meiste Vertrauen zu unserer Sache hat, und verläugnen wir nicht mit einem Federzuge auf eine feierliche Weise unsere Protestationen." — Der Woywode Ostrowski unterstützte diese Motion und fügte hinzu: „Man muß die Bewohner Warschau's bewaffnen und sich mit ihnen auf die Wälle begeben. Wir werden den Feind so lange im Schach halten, bis wir die Stadt mit Verschanzungen umgeben haben, was noch diese Nacht geschehen kann." Der General Prondzynski verlangte das Wort. Man weigerte sich aber, ihn zu hören, und der Marschall des Reichstages, Ostrowski, erklärte: Er werde eher die Sitzung aufheben und seinen Stuhl verlassen. Szaniecki rief aus: „Verlassen wir Warschau, wenn die Russen hereinrücken. Suchen wir in unserem Lande eine andere Hauptstadt, und wenn alle unsere Städte vom Feinde genommen werden, wollen wir uns lieber durch die ganze Welt zerstreuen, als uns entehren."

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(München.) Der längst durch seine Reisen in fast ganz Europa bekannte und durch seine bewundernswerthe Erfindungen berühmte Akustiker Fr. Kaufmann aus Dresden wird nun auch nächstens hier in München in einem Konzerte seine kunstvollen Instrumente hören lassen. Diese Instrumente sind zweierlei Art, selbst spielende und gespielt werdende. Zu ersteren gehören das Symphonion und das Chordaulodion, welche, ein kleines Orchester repräsentirend, durch eine staunenerregende unendlich complicirte Mechanik einen so schönen Vortrag entwickeln, daß der Zuhörer fast das bewegende Uhrwerk vergißt. Namentlich ist es Hrn. Kaufmann gelungen, durch eine sehr sinnreiche Vorrichtung ein Anwachsen und Abnehmen des Tones, ein Eilen und Zurückhalten im Zeitmaße hervorzubringen, das bisher bei derartigen Kunstwerken für unmöglich gehalten wurde. Ferner das Salpingion, bestehend aus neun Naturtrompeten nebst Pauken, ein eigenthümlich konstruirtes Zungenwerk, welches mit einer Präcision und Reinheit Märsche ꝛc., ja sogar das Halleluja von Händel spielt, die nichts zu wünschen übrig lassen, und das namentlich in der Höhe Töne hervorbringt, die mit solcher Sicherheit durch menschliche Lippen nicht hervorgebracht werden können. Das Interessanteste aber bleibt immerhin seiner Construktion nach der Trompeter-Automat. Dieser Trompeter bläst nicht allein mit einer nie fehlschlagenden Sicherheit bis in die höchsten Töne, sondern auch auf einer und derselben Trompete zweistimmige Sätze. Genannte vier Instrumente wirken aber auch zusammen, wobei der Zuhörer außer Sorge seyn kann, daß sich eines der Instrumente bei'm Pausiren verzähle. Es mag Hrn. Kaufmann Jahre langes Studium gekostet haben, diese verschiedenartig sich bewegenden Kräfte zu diesem Zusammenwirken zu zwingen. Das Instrument, welches Hr. Kaufmann selbst mit Meisterschaft und tiefem Gefühl spielt, ist das Harmonichord, dessen innerer Bau noch Geheimniß des Erfinders. Sein Ton ist bald der einer kleinen Orgel, bald der einer Harmonika bis zum Säuseln einer Aeolsharfe, macht übrigens auch in Verbindung mit Gesang eine treffliche Wirkung. Möchte Schreiber dieser Zeilen, welcher Hrn. Kaufmanns Instrumente öfter und zu verschiedenen Zeiten hörte und ihren innern Bau, so weit er dem Auge des Beschauers zugänglich oder erlaubt ist, bewunderte, durch diese wenigen Worte dazu beitragen, die Aufmerksamkeit auf diese wirklich außerordentlichen Leistungen im Gebiete der Musik, Akustik und Mechanik trotz der Konzerten nicht günstigen Jahreszeit zu lenken.

(Weimar, 22. Juni.) Aus Kaltennordheim, einem Städtchen im Eisenach'schen Landestheil unsers Großherzogthums, wird berichtet, daß ein zwölfjähriges Mädchen auf dem Gemeindeplatz am Walde Grasholen gegangen; wie das Kind damit beschäftigt ist, springt ihm eine Otter, grau von Farbe, wohl eine Elle lang, aus dem Grase entgegen, nach dem Gesichte, es will sie abwehren, und wird von ihr in die Hand gebissen. Trotz der angewandten ärztlichen Hülfe starb das Mädchen schon nach einigen Stunden.

(Braunschweig, im Juni.) Hamburg's Unglück ist hier Impuls zu einer Revision der Löschanstalten geworden, die zwar bis jetzt, mit Ausnahme des Schloßbrandes, in ihrer gegenwärtigen Gestaltung, jedem Feuer ziemlich schnell Gränzen gesetzt haben, aber für mögliche gefährliche Fälle doch nicht ausreichen möchten. Die nächstbezweckten Verbesserungen unserer Löschanstalten bestehen in einer 50 Mann starken Vermehrung des Spritzenpersonales, in einer oft wünschenswerth erschienenen bessern und häufigeren Beaufsichtigung und Prüfung der Spritzen und dazu gehöriger Utensilien und in Hinzuziehung aller fähigen Männer zum Lösch- und Rettungsvereine.

(Frankfurt a. M., 29. Juni.) Der heutigen Vorstellung der Oper „Guido und Ginevra" wohnte der k. preußische General-Musikdirektor Meyerbeer bei. Derselbe wird sich morgen nach Paris begeben, um dort bis gegen Ende Oktober zu verweilen, wo er nach Berlin zurückkehren wird. Meyerbeer hat sich mit Anerkennung über die dermaligen Leistungen und das Personal unserer Oper ausgesprochen.

Von dem Handbuch der deutschen Literaturgeschichte von Gervinus, einem Auszug des größern Werkes, das hie und da gleich bei seinem Erscheinen in Schulen eingeführt ward, ist

Digitized by Google

in den wenigen Wochen, seit es ausgegeben ward, bereits die starke Auflage vergriffen. Das Buch ist durch Kürze, Klarheit und gesunden deutschen Sinn ausgezeichnet.

Der Verein zur Unterstützung protestantischer Gemeinden wird sich am 16. Sept. wahrscheinlich in Leipzig versammeln, und hoffentlich werden die beiden Vereine sich brüderlich vereinen.

Korrespondenz.

Vom Taunus, 25. Juni. — Eingesandt.

Ohne der Fortsetzung der in einigen der letztern Nummern der Didaskalia enthaltenen Revue der Taunusbäder vorgreifen zu wollen, sind wir durch eine unlängst in der Hermann'schen Buchhandlung zu Frankfurt a. M. erschienene, von dem praktischen Arzte Hrn. Dr. Pauli daselbst verfaßte Badeschrift: „Homburg vor der Höhe und seine Heilquellen. 8. (Verlag der Hermann'schen Buchhandlung)" von neuem auf diesen Kurort als denjenigen unter den Heilquellen des Taunusgebirges aufmerksam gemacht worden, welcher vorzugsweise der Beachtung des Publikums werth ist. Es soll hier aber nicht von dem Comfort der Saison, oder von den romantischen Umgebungen Homburgs die Rede seyn, sondern lediglich auf die Bedeutung und Wirksamkeit seiner Bade- und Trinkwasser und die dadurch zu heilenden Krankheiten bezieht sich unser kurzgefaßtes Referat. Wir wollen aber nur nach der eben angeführten neuesten Badeschrift des Hrn. Dr. Pauli referiren, oder vielmehr auf diese hinweisen, weil darin eine mit eben so viel Sorgfalt als Sachkenntniß ausgeführte und, wir möchten sagen, den wichtigen Gegenstand fast erschöpfende, schätzbare Abhandlung über die Eigenschaften der Homburger Brunnen und deren therapeutischen Gebrauch enthalten ist. Seitdem Professor Liebig's gründliche Analyse des dortigen Elisabethen- und Stahlbrunnens die Erwartungen des Publikums von der Wirksamkeit ihrer dynamischen Eigenschaften auf die verschiedensten menschlichen Krankheitszustände auf den höchsten Grad gespannt hatte, sind diese Erwartungen in der That nicht unbefriedigt geblieben und haben, obgleich der Elisabethenbrunnen erst seit wenigen Jahren seinen heilenden, segensreichen Trank der leidenden Menschheit spendet, bereits durch so viele erfreuliche Erfahrungen die Probe bestanden, daß der zuversichtliche Glaube an die Heilkraft der Homburger Bäder und Brunnen von Tag zu Tag mehr in die öffentliche Meinung übergeht. Solche Krankheiten, welche Körper und Geist gleich sehr in ihren freien Funktionen beeinträchtigen und in einem zerrütteten Venen- und Nervensystem des Unterleibes, wie in anderen Anomalien des Drüsen- und Lymphsystems ihren Ursprung haben, können vielleicht nirgends besser als am Homburger Elisabethenbrunnen kurirt werden, da dessen Trinkwasser mit wunderbarer Heilkraft auf den gesammten menschlichen Digestionsapparat einwirkt. Der Verfasser der angeführten Schrift hat es sich zur Aufgabe gemacht, denjenigen Theil des Publikums, welcher zur Wiederherstellung einer leidenden Gesundheit an den Gebrauch der Brunnen und Bäder gewiesen ist, über die pharmacodynamischen Verhältnisse des Elisabethenbrunnens genauer zu belehren, und er scheint uns diese Aufgabe so befriedigend gelöst zu haben, daß seine Schrift sowohl vor dem wissenschaftlichen Arzte die Prüfung bestehen, als auch für den Laien in allen ihren Theilen verständlich und nützlich seyn wird. Und dieses Nutzens wegen, den die angeführte Schrift dem Patienten gewährt, indem sie ihn über die Erkennungsmerkmale, wie über die Natur seiner Krankheit eben so faßlich wie genügend aufklärt, und wegen des praktischen Sinnes, womit der therapeutische Gebrauch der Homburger Quellen Allen, die da Linderung ihrer Leiden suchen und sich doch über das Wie und Wann erst mit sich selbst verständigen wollen, unmittelbar an die Hand gegeben ist, dürfen wir der Schrift des Hrn. Dr. Pauli unsere gerechte Anerkennung nicht verweigern und sie dem Publikum getrost empfehlen. Ein kurzer Abriß der Geschichte Homburg's, den der Verfasser seiner Abhandlung über die Mineralquellen vorausschickte, wird dem nicht unwillkommen seyn, welcher sich ein lebendiges Gefühl für historische Erinnerungen erhalten hat. Druck und Papier des Buchs, welches außerdem mit zwei Stahlstichen und einer lithographirten Karte der Umgegend von Homburg geziert ist, sind gut.

Frankfurt, Ende Juni.

In unserem Städel'schen Kunstinstitut sehen wir gegenwärtig ein Tableau, in Wachs modellirt, ausgestellt, das die Madonna mit dem Jesuskinde vorstellt. Um so mehr verdient dieser seltene Gegenstand die allgemeine Aufmerksamkeit, da man lange nichts von dieser schönen Kunst hier gesehen hat und selbige uns, so zu sagen, beinahe ganz verloren gegangen ist. Dieses von Hrn. Friedrich Tazrath modellirte Bild verdient alle Beachtung. Das Ganze ist sehr schön und fleißig gearbeitet und hinsichtlich der Feinheit ist es mit Elfenbein zu vergleichen. Da der Künstler auch Unterricht in dieser Kunst ertheilt, so wäre diese reinliche und angenehme Beschäftigung allen Ständen sehr zu empfehlen, indem das Modelliren in Wachs reinlicher und ausführbarer ist, als in Thon. Bei vielen Gewerben ist das Wachsmodelliren ganz unentbehrlich; für Conditoren, Gold- und Silberarbeiter, überhaupt für alle Metallarbeiter ist es von größter Wichtigkeit. Da gegenwärtig in keiner hiesigen Lehranstalt das Wachsmodelliren gelehrt wird (welches wahrscheinlich aus Mangel an einem Lehrer unterblieb), so wäre die Einführung desselben sehr zu wünschen, indem sich jetzt durch Hrn. Tazrath Gelegenheit darbietet. Möchten die Vorsteher unserer Gewerbschule und ähnlicher Institute ihre Aufmerksamkeit darauf richten; möchten sie dahin mitzuwirken suchen, daß diese nützliche, ja unentbehrliche Kunst wieder allgemein in Anwendung gebracht würde.

Ein Kunst- und Gewerbfreund.

Logogryph.

Mit T kann man Geographie
Der Alten an mir lehren;
Mit K enthalt' ich Bücher, die
Sich praktisch sehr bewähren;
Mit H nach Sonnenaufgang hat
Es täglich mehr und minder statt.

Ein Hauptglied bin ich immer auch
Im Kreise froher Zecher:
Mit T bediene ich den Bauch,
Mit K füll' ich die Becher.
Und bin mit T und K ich leer,
Geb' ich mit H mich selber her.

Hab' ich mich freilich mit dem H
Nur Solo, nicht in Massen,
So sitz' ich mit dem T und K
Im Trock'nen, statt im Nassen,
Da man doch mich mit T und K
Noch nie gern leer und trocken sah.

Scherzrathsel.

Es zaubert ohne h dich aus dem Erdenleben
Mit Götterkraft zu höhern, sel'gen Reichen;
Doch setzest du das h als zweites Zeichen,
So bleibt es an der Erde immer kleben.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 180. Samstag den 2. Juli 1842.

Lieutenant Rocquevert.

(Fortsetzung.)

Sylvanirens Vater mochte sich auch noch so sehr ein kriegerisches Ansehen geben, sein geistlicher oder Beamten-Anstrich leuchtete dennoch unter allem falschen Schein hervor, den er sich zu geben bemühte. Das Fluchen war wie aus seinem Munde verbannt, und um den militärischen Ton nachzuahmen, mußte er seine Stimme verstärken und durch den Bart sprechen. Ueberdies war der Baron nicht groß, hatte einen schmächtigen Hals, und führte seine Lanze sehr schlecht, aber dennoch bediente er sich nichts destoweniger bei jeder Gelegenheit kriegerischer Stellungen. Sein Hut, dessen Feder, wenn sie der Wind emporwehte, so hoch war als er selbst, saß nachlässig auf seinem Haupte; er legte furchtbare Sporen an, und gab sich das Ansehen eines Allgewaltigen, indem er bald mit dem Fuße stampfte, bald die Hand an den Griff seines Degens legte, dessen Spitze stets die Erde berührte. Vermöge einer ihm eigenthümlichen Bewegung drehte er die Spitzen seines Schnurbartes, welche das Alter, gleich seinen Augenbraunen, gebleicht hatte; und noch außer allem diesem gab ihm eine nachlässig gekämmte Perücke das Aussehen einer aufgeblasenen, mürrischen Katze, die die Haare stellt.

Sylvanire, seine Tochter, mußte in der Mitte dieser Umgebungen nothwendig eine Idee von ihrer eigenen Wichtigkeit bekommen; und um so mehr, da sie ihre Mutter sehr frühe verloren hatte, konnte sie bei der so ganz militärischen Erziehung, die sie bei dem Gouverneur in Picquigny erhalten hatte, kein sanftes Temperament bekommen. In Mitte dieses Pulverdampfes und dem Wehen der Federbüsche und Fahnen, das Ohr nur gewöhnt an das Schmettern der Trompeten und Wirbeln der Trommeln, hatte sich Sylvanire eine natürliche Bravour zu eigen gemacht und etwas Bestimmtes in ihrem Wesen angenommen, das ihrem Gesichte einen Ausdruck von Entschlossenheit verlieh, der ihr allerliebst stand. In der Haltung ihres Kopfes lag etwas von kindlichem Ungestüm, ja ein gewisser Trotz, und diese Kühnheit mit der Unschuld eines achtzehnjährigen Mädchens verbunden, war für das Auge so verführerisch und für das Herz so rührend, daß sie für Jeden gefährlich gewesen, wenn er auch selbst die bisherige Unzugänglichkeit des Lieutenants Rocquevert besessen. Jener Lieutenant Rocquevert mit der eisernen Brust, wie ihn ein Dichter jener Epoche genannt hätte, war von der Armee in Catalonien befehligt worden, zu der des Königs in Flandern zu stoßen, auf welcher Reise er Picquigny passirte und bei dem Gouverneur logirte. Ungeachtet seiner dreißig Jahre und seines Waffentreibens, hatte Rocquevert dennoch seine ersten geistlichen Studien nicht vergessen, so daß ihn eine seltene Reinheit der Gesinnungen bei einem nur im geringsten anstößigen Worte unter seinem gewaltigen Schnurbarte zum Erröthen brachte. Er war in seinem Benehmen etwas linkisch und verlegen, was anfangs zwar überraschte, später aber entzückte. Diese schüchterne Haltung des einzigen Mannes, der im Grunde wahrhaft tapfer war, stach mit all' jenen pantomimischen Prahlereien des Herrn vom Hause gewaltig ab, und es hätte nicht viel dazu gefehlt, daß Herr von Sonningen Rocquevert für einen jener Soldaten des Garderegiments angesehen hätte, welchen man aus Geringschätzung den Spottnamen Pierrots beigelegt hatte; doch hütete sich der Gouverneur wohl, diese Meinung zu äußern, als er von Rocqueverts Soldaten erfuhr, ihr Offizier sey eben so unternehmend in der Schlacht, als er verlegen in Gesellschaft sey, und daß er den Musquetenkugeln nicht eifriger entgegengehen könnte, wenn sie Bergamotte-Pastillen wären. Diese Versicherung machte dem Gouverneur, der eine Art von Baron Fönefte, nur etwas älter war und etwas mehr Haltung als jener besaß, viel Vergnügen. Wenn Rocquevert nicht seine Augen niedergeschlagen hätte, als er mit Sylvanire sprach, wäre in ihren beiderseitigen Blicken große Zuneigung zu lesen gewesen, denn Fräulein von Sonningen war überrascht, einen Mann zu sehen, der nicht eine Art Eisenfresser war, der den Arm in die Seite stützte und den Hut auf das Ohr setzte, wie es ihr Vater machte, um zu zeigen, wie sich Kriegsleute benehmen sollten.

Rocquevert seinerseits war durch das kokette, fast behende Benehmen Sylvanirens angezogen, und vernarrte sich in die Frisur mit Vergetten, welche, die blonden Haare des jungen Mädchens zurückstreichend, ihrem Gesichte ein Ansehen von Stolz gaben, das, ohne ihre sanften Augen und ohne ihr freundliches Lächeln, wild ausgesehen hätte. Sylvanire hatte eine so kleine Hand, daß ihr der Chevalier von Vagnac in seinen Anfällen von Schöngeisterei zu sagen pflegte: Derjenige, der einst so glücklich seyn werde, ihre Hand zu erhalten, werde glauben, wenn er so glücklich sey, dieselbe zu besitzen, nichts zu haben. Ihr Fuß bedurfte keines langen und weiten Kleides, um unsichtbar gemacht zu werden; er gehörte zu denjenigen, welche

Digitized by Google

die Schuhmacher jenes Zeitalters Fondane nannten, und vor welchen sie knieten, nicht sowohl in Folge des Anmessens, als um sie zu bewundern.

Rocquevert, der durch Sylvanirens schöne Augen zurückgehalten ward, suchte nach einem wahrscheinlicheren Grunde, um bleiben zu können; sein Pferd wurde durch einen ungeschickten Hufschmied vernagelt, der im Ganzen genommen die Sache hinsichtlich der Angelegenheiten des Offiziers besser machte, als er es glaubte, und den man offenbar tadelte, indessen man ihn im Grunde des Herzens lobte. Dieser herbeigeführte oder zufällige Unfall hatte den nur für zwölf Stunden bestimmten Ruhepunkt in einen Aufenthalt von acht Tagen verwandelt, und was sollte Rocquevert in diesen in Picquigny beginnen?

Der Tag der Trennung nahte heran, und Rocquevert fühlte sich zum ersten Male unzufrieden, zur Armee zu gehen. Wir glauben, Sylvanire war eben so unzufrieden, als er; und den Abend vor Rocquevert's Abreise gab sie ihm als Andenken ein hübsches Band, das sie selbst um seinen Degengriff schlingen wollte. Rocquevert, der freimüthig war und keine Umschweife liebte, erklärte Sylvaniren offen seine Heirathsabsichten, und nachdem er von ihr Abschied genommen, nahm er sich vor, auch Herrn von Sonningen seine Eröffnungen hierüber zu machen.

Deswegen erbat sich der Offizier noch den Morgen vor seiner Abreise ein Gespräch unter vier Augen von seinem Wirthe.

(Fortsetzung folgt.)

Die Eroberung Warschau's durch die Russen.

(Fortsetzung.)

Ein Greis betrat die Rednerbühne und sagte: „Zum letzten Male rede ich zu Euch und meinem Vaterlande und werde mein Leben ohne Zweifel in Sibirien beschließen; aber ich nehme die Hoffnung mit, daß sich einstens alle russischen Provinzen erheben werden. Meine grauen Haare werden diese Zeit nicht schauen; Ihr seyd noch jung, darum grabt es tief in Euer Herz, daß Polen keine anderen Gränzen als den Dnieper und die Dwina haben muß." Godewski, Zientkowicz und Lelewel bekämpfen mit Energie jede Unterhandlung; während dem tritt ein Adjutant Krukowiecki's in den Saal und meldet der Versammlung, daß die Sterbestunde des Waffenstillstandes zu schlagen im Begriffe sey. Der Reichstag setzte seine Berathungen fort. Wolowski beschwört seine Collegen, zum Wohl Polens die Hauptstadt zu verlassen und den Präsidenten der beiden Kammern das Recht zu verleihen, den Reichstag an jedem Orte in Europa, den sie für zweckmäßig halten, zusammen zu berufen. In der Zeit hatte Godewski eine glühende Proklamation entworfen; er liest sie der Versammlung vor und ersucht sie, ihre Berathungen einzustellen und gegen den Feind zu ziehen. Plötzlich donnert das Geschütz; die Fenster des Palastes zittern; es ist das Zeichen zum Sturme. Alle Partien erheben sich und stoßen vereint den fürchterlichen Ruf aus: „Auf die Wälle! auf die Wälle!"

Die Schlacht begann mit einer Kanonade, in welcher die Russen das Uebergewicht an Zahl der Geschütze hatten, aber die Polen sie in der Geschicklichkeit der Zieler übertrafen. 350 Geschütze brüllten zu gleicher Zeit. Um den Hauptangriff, den die Corps unter Kreutz und Pahlen gegen Czyste unternahmen, zu unterstützen, erhielt Murawieff den Befehl, gegen Umiski zu marschiren. Dieser befehligte den linken Flügel der Polen an den Barrieren von Jerusalem. Die Batterie 73 des Colonel Przedpelski, die auf einem hervorspringenden Bollwerk stand, nahm die russische Artillerie, welche Czyste beschoß, in die Flanke, demontirte die feindlichen Geschütze und schlug Alles mit einem Kartätschen-Regen nieder. Murawieff beschloß, die Batterie zu zwingen, ihre Position zu verlassen. Zwei Infanterie-Colonnen, welche der General Witt in Person befehligte, drangen auf beiden Seiten der Chaussée von Raszyn, welche zum Thor von Jerusalem führt, vor. Die polnischen Grenadiere stürzten sich, nachdem die feindliche Linie durch ihre Kartätschen-Salven schon durchbrochen worden war, auf die Colonnen und richteten unter denselben ein großes Blutbad an. Im Augenblicke, wo sie sich sammeln, wirft Uminski die blauen Lanzen-Reuter und die Schwadronen von Sandomir in ihre Flanken, welche sie unter ihre Kanonen zurücktreiben; ihnen eilt aber eine Kavallerie-Brigade der russischen Garde zu Hülfe und drückt die Polen bis zu ihren Linien zurück; hier lassen sich die beiden russischen Regimenter von ihrem Muthe fortreißen und dringen zu weit vor. Die polnischen Kanonen blitzen und von den beiden Regimentern sind nur noch 30 Reiter übrig. Neue Kürassiermassen bilden sich, um die Batterie 73 wegzunehmen; das Geschütz mäht ihre Reihen nieder und der Rest entflieht im Galopp.

Während die furchtbare Batterie mit ihrer eigenen Vertheidigung beschäftigt ist, führen Kreutz und Pahlen an der Stelle der demontirten neue Geschütze auf und beginnen den Angriff auf Czyste wieder; Czyste bildet den hervorspringenden Punkt der zweiten Linie. Ihre Kolonnen marschiren entschlossen auf dem Boden vorwärts, den ihre Kanonen gereinigt haben, und nehmen zwei Batterien. Auf allen Seiten von den Truppen unter Pahlen, die längs den Häusern und durch die Gärten sich schleichen, angegriffen, besteht die 25. Batterie, von Colonel Romanski befehligt, einen verzweifelten Kampf. Romanski fällt, nach Bem der geschickteste Artillerist beider Armeen. Es war 5 Uhr Abends. Ein Regen von Bomben und Granaten haben die Vorstadt Czyste in Brand gesteckt und die Flammen erhellen die mit Todten bedeckten Straßen. Auf den Leichen schlägt man sich in den Gärten und Plätzen Mann gegen Mann. Das 4. Regiment, auf dem Kirchhofe verschanzt, vertheidigt sich mit einem Heroismus, der an Wuth gränzt; doch die Feuersbrunst, die immer näher ihre glühenden Ringe um das Heldenregiment schlägt, zwingt es, sich nach dem Zollamt zurückzuziehen. Der General Nabakoff und die Grenadiere, mit Szachoskoi an der Spitze, dringen bis zur Barriere von Wola vor, suchen sich einen Weg durch die Flammen zu bahnen und verwickeln sich in ein Labyrinth von Sträßchen, Gräben und Parapets. Dreimal greifen sie mit dem Bajonett an und eben so oft werden sie zurückgetrieben, indem 4 Geschütze, die in einer Allee aufgepflanzt stehen, Tod und Vernichtung in ihre Massen schleudern. Bis tief in die Nacht hinein dauerte der mörderische Kampf. An dem Tage war das Volk von Warschau entwaffnet und seine Zusammenrottungen zerstreut worden. Die Straßen der Stadt waren öde und Schweigen herrschte in ihnen; alle Blicke richteten sich nach Praga, wo man jeden Augenblick den zögernden Romarino mit seinen 20,000 Mann heranrücken zu sehen glaubte. Die Erwartung war fürchterlich, noch fürchterlicher die Täu-

Digitized by Google

schung. Um 9 Uhr Abends erhielt die Armee die Kunde von der Kapitulation und den Befehl, sich nach Praga zurückzuziehen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Man lieſt in Nr. 10 der „Zeitung für den deutschen Adel": Mehrere Zeitungen theilen jetzt, als besondere Merkwürdigkeit, „Jugendbriefe von Heinrich Heine" mit, und die, welche sich keine Originale verschaffen können, sind sehr eifrig in Betreibung des Nachdruckerhandwerks. Wir wollen zu diesem Artikel auch einen Originalbeitrag liefern, wenn auch nur in einem Auszuge; das Ganze erschien uns ohnehin nicht interessant genug, um unsere Leser damit zu behelligen. Vor einer Reihe von Jahren, zu der Zeit, als in Braunschweig noch der Herzog Karl regierte, schrieb der jugendlich-schwärmerische Heine, in welchem und an welchem Viele die glühende Freiheitsliebe und den Sinn für Unabhängigkeit besonders bewunderten, an einen vertrauten Freund in Braunschweig: — — — „Sieh doch zu, daß Du auch mir bei dem Herzoge etwas erwirkst, einen Orden, einen Titel, oder dergleichen." — Ironie? Nein, reine, aber freilich etwas bittere Wahrheit.

(Hamburg, 20. Juni.) Unter den Anträgen E. E. Raths an erbgesessene Bürgerschaft im Konvente vom 16. Juni kommt unter den baupolizeilichen und feuerpolizeilichen Verfügungen für die abgebrannten Stadttheile auch folgende Stelle vor: Sämmtliche neu zu erbauende, ein Grundstück ausmachende Gebäude aller und jeder Art sind nach allen Seiten mit massiven Umfassungsmauern von mindestens 15 Zoll Dicke zu versehen. Doch ist zwischen Häusern unter einem Dache, in sofern deren Zahl nicht größer als zwei ist, eine Mauer von Fachwerk zulässig. Vor die in den massiven Mauern liegenden Balkenköpfe sind bei nur 15 Zoll Mauerdicke 5 Zoll, bei jeder größeren Mauerdicke 10 Zoll vorzumauern. Ausnahmen können allein bei kleinen, in Gärten oder Höfen ganz abgesondert liegenden Gebäuden, deren Höhe bis zur Dachfläche 12 Fuß nicht übersteigt, eintreten. Auch dürfen künftig auf hölzernen Vorsetzen durchaus keine Gebäude errichtet werden. Eine Ausnahme davon kann lediglich hinsichtlich der vorgedachten kleinen abgesondert liegenden Gebäude gestattet werden.

(Baden, 18. Juni.) Mit so herrlichem Wetter auch die diesjährige Saison begonnen hat, so steht der Fremdenbesuch doch bei weitem dem von früheren Jahren nach. In Baden rächt sich das Uebermaß einer etwas voreiligen Speculation. Diese Speculation war so weit gegangen, daß man gar nicht glauben wollte, der Erfolg wäre von irgend einem Wechsel der launischen Mode abhängig. Der Ort sollte das Sommerrendezvous der europäischen guten Gesellschaft werden. Nach diesem Zuschnitt sind hier alle Anstalten, alle Unternehmungen getroffen. Sie können sich also denken, auf welche Einnahmen nach solchen Ausgaben gerechnet wird. Sollen sie nur die Kosten decken, so bedarf es wenigstens eines um die Hälfte gesteigerten Fremdenbesuches. Die vorjährige Curliste wies mit Einschluß der Passanten etwas über 20,000, und wir glauben, daß auch die diesjährige dieselbe Zahl erreichen kann. Allein damit wird es sein Ende haben, höher hinauf kann es wohl einmal der Zufall, aber nicht die Nothwendigkeit bringen. Und gerade auf letzte hatte man zuviel gerechnet. Alles im Leben hat seine Reaction, warum nicht auch ein Badeort, der, wenn ihn gleich Kunst und vor allen Natur mit den schönsten Reizen ausgestattet hat, eben so gut aus der Mode kommen kann, als er in die Mode gekommen war. Wir erinnern nur an Spaa und Pyrmont, und wenn wir gleich Baden große Vorzüge zutheilen, so fragt man bekanntlich den sogenannten bon ton der modernen Gesellschaft oft vergebens nach den Gründen seiner Entscheidung.

Bei Interlaken im Kanton Bern erschlug am 14. Juni der Blitz, was in dortiger Gebirgsgegend sonst äußerst selten vorkommt, auf einer Alp, genannt Iselten, einen Mann, drei Kühe, zwei Rinder, und fünf Schafe und Ziegen; ein Knabe, der dabei stund, blieb unversehrt. Als ein anderer Senn, der ebenfalls, vom Schlage betäubt, niedergestürzt war, wieder zu sich selber kam, und seinem unglücklichen Kameraden beistehen wollte, schlug letzterer die Augen wieder auf und sprach, ihn erkennend: „Gut, Jaggi, daß Du mich aufhebst"; — eine kurze Weile darauf aber war sein Lebenshauch entwichen.

Interessant ist es, in welchem Verhältnisse die Anzahl der Reisenden, wie die Masse der Waaren, die durch die rheinischen Dampfschiffe alljährlich befördert werden, seit der Einführung der letztern auf dem Rheine gestiegen ist. Von der Kölner Gesellschaft wurden im Jahre 1827 nur 18,624 Reisende und 57,136 Zentner Waaren, im Jahr 1840 aber 460,946 Reisende und 259,797 Zentner Waaren befördert. Bei der Mainz-Düsseldorfer belief sich die Frequenz im Jahr 1838 auf 81,028 Reisende und 118,779 Zentner Waaren, im Jahr 1840 aber schon auf 152,347 Reisende und 179,600 Zentner Waaren.

Ein junger Mann wurde neulich in dem Examen unter Andern befragt, welche Artikel er vorzüglich führen wolle? — „Südfrüchte", war dessen Antwort. Was verstehen Sie unter Südfrüchte? fragte der Examinator weiter. Antwort: „Melonen, Austern und Geiselstöcke."

Die englischen Gesetze verlangen, daß nicht eher gerichtliche Verhandlungen über einen Mord beginnen dürfen, als bis der Körper des Ermordeten wieder gefunden ist. Die Nichtbefolgung dieser Regel hat ehemals schon mehreren Personen, deren Unschuld zu spät erkannt wurde, das Leben gekostet. Eine der merkwürdigsten Begebenheiten dieser Art ist die des Kapitän Simpson, der 1692 des Todtschlags beschuldigt und zum Galgen verurtheilt wurde. Als er eine Stunde gehangen hatte, und für todt galt, wurde er seiner Familie wiedergegeben, und als man ihn begraben wollte, bemerkte man, daß er noch lebt; man läßt ihm zur Ader, wendet Hülfsmittel an und in wenigen Tagen ist er vollkommen hergestellt. Simpson will sich nicht zum zweiten Male dem Galgen aussetzen, er entflieht auf einem Schmugglerschiffe nach Holland, und eine der ersten Personen, die ihm in Amsterdam begegnen, ist derjenige, den er seinem Urtheil gemäß erschlagen haben soll. Die beiden Todten erkennen sich bei vollem Leben, umarmen sich, speisen zusammen, erzählen sich lustig ihre Geschichte, und erscheinen Arm in Arm in London. Erst nach langen Verhandlungen wurden sie gesetzlich wieder der Liste der Lebendigen einverleibt, und durch

Digitized by Google

einen sonderbaren Zufall wurde Einer von ihnen krank und starb, ehe die Juristen sich über seine Auferstehung verständigt hatten.

Die Neger in Westindien, sagt der Fränkische Merkur, machen sich einen seltenen Begriff von unserm deutschen Vaterlande. Sie halten nämlich das gesammte Deutschland für ein großes und weites Land, das den Namen Hamburg führt, denn nur für diese Flagge des deutschen Reichs haben sie Sinn. Es ist unnütz, ihnen einreden zu wollen, Hamburg sey blos eine Stadt; sie entgegnen, es wäre nicht möglich, daß eine einzige Stadt so viele Schiffe ausrüsten und in die Welt schicken könnte. Von den deutschen Staaten, wie Preußen, Baiern, Sachsen ꝛc., glauben sie, daß es mehr oder minder volkreiche Städte sind, die in dem großen Hamburg zerstreut umherliegen.

Nach den letzten Nachrichten aus Neu-Süd-Wales war Kapitän Roß Ende November vorigen Jahres im Begriff, seine Entdeckungsreise nach dem Südpol anzutreten. Die Mannschaft der Schiffe war im besten Wohlseyn. Roß wird erst 1843 zurückkehren.

In Lieser (Kreis Berncastel) ereignete sich der seltene Fall, daß 4 Geschwister, 3 Schwestern und ein Bruder, worunter ein Zwillingspaar, zu gleicher Zeit an einem Altar getraut wurden.

Korrespondenz.

Hamburg, 28. Juni.

Unser Bühnenpersonal hat in der letzten Zeit wesentliche Veränderungen erlitten. Zunächst kann ich Ihnen die Nachricht mittheilen, daß zur wahren Freude aller Opernbesucher die herrliche Jazedé nun vorerst auf sechs Monate für unsere Bühne gewonnen ist. Sie entzückt durch ihre wunderliebliche, frische, glockenreine Stimme, ihren kunstreichen Gesang und ihr naives Spiel — namentlich als Angela, im „schwarzen Domino" — bei jeder Vorstellung das Publikum mehr und mehr und feiert bei jedem Auftreten neue Triumphe. — Unsere bisherige Primadonna, Mad. Walker, die noch in Paris verweilt, wird dagegen nicht zu uns zurückkehren, da sie, den gegenwärtigen Verhältnissen nach, übermäßige Forderungen stellt, indem sie einen zweijährigen Contract und volle Gage beansprucht. Dem. Wittum, die zweite Sängerin, soll durch zarte Umstände an einem baldigen Wiederauftreten verhindert werden. Auch der Tenor Wurda, gegenwärtig beurlaubt, wird in seinem Vaterlande Ungarn bleiben und, wie es heißt, am Theater in Pesth ein Engagement eingehen. An seiner Statt werden wir vielleicht den kolossalen Breiting, der so eben wieder von London hier eingetroffen ist, für unsere Bühne gewinnen. Der Schauspieler Hoppé hat uns verlassen; die Herren Reichel, Brüning und Hendrichs sind auf Urlaubsreisen begriffen. Neu engagirt sind — wie ich schon früher erwähnte — der Tenorist Hr. Hirschberg, ein junger Mann aus Breslau, mit einer schönen, kräftigen Stimme, der sich zusehends mehr und mehr heraus bildet, sodann Hr. Paetsch aus Stettin, thätig in Oper und Schauspiel, und schon vor längerer Zeit der Komiker Hr. v. Lehmann, der zu unserer Freude jetzt häufiger beschäftigt wird und mehr Gelegenheit gibt, uns an seinem herrlichen trocknen Humor zu ergötzen. Als Schelle in der neulichen Vorstellung der „Schleichhändler" reussirte er glänzend. Hr. Brunert, vom königl. Theater in Hannover, gastirt bei uns und erntet reichlichen Beifall. Hr. Brunert ist ohne Zweifel einer der begabtesten und lebenswürdigsten Schauspieler unserer Zeit. In allen Rollen zeigt er ein feines, gründliches Studium und ein glückliches Durchführen der verschiedenartigsten Charaktere; es ist überall der tüchtig durchgebildete, denkende Schauspieler, den wir bewundern müssen. Alles ist von ihm im Geiste zuvor reiflich erwägt, im Gedanken zurecht gelegt — und wird dann glücklich benutzt im rechten Momente. Es ist nicht das plötzliche Aufblitzen des Genius, es ist vielmehr ruhige, besonnene Reflexion. Wir sahen ihn bisher als Franz Moor, Dominique im „Aschenbrödel" und Till in den „Schleichhändlern." Ich werde gelegentlich vielleicht mir über seine Darstellungen bei uns einige kurze Bemerkungen erlauben. Demnächst wird Hr. Brunert als Luther in Werner's „Weihe der Kraft" und im Faust, mit der Radzivil'schen Musik, auftreten. — Opern des Tages sind „die Regimentstochter" und „der schwarze Domino"; sie werden meist ein paarmal die Woche gegeben und das Haus ist, den Umständen nach, gut besetzt.

Frankfurt.

Der ausgezeichnete Pianist Joseph Schad aus Paris ist dieser Tage hier angekommen und gedenkt, den Sommer in den Taunusbädern zuzubringen. Als ehemaliger Schüler unseres Aloys Schmitt hat Hr. Schad gerechte Ansprüche auf die Theilnahme des Frankfurter Publikums, und die günstigen Erfolge seiner Virtuosität zu Paris sichern ihm eine glänzende Zukunft. Schad ist ein geborner Würzburger, erhielt seinen ersten Unterricht im academischen Institute des berühmten Theoretikers Prof. Fröhlich, studirte sodann Composition bei Röder in München, ward zu Anfang 1833 Schüler von Aloys Schmitt und noch im nämlichen Jahre als Musikdirektor nach Morges am Genfersee berufen. Hier lernte er Franz Liszt kennen, dessen Freundschaft ihm zu Theil wurde und der ihm bald darauf seine eigene Stelle als Professor am Genfer Conservatorium übergab. Nach einiger Zeit schied er aus diesem Verhältnisse aus, um eine große Kunstreise anzutreten und ließ sich endlich zu Paris nieder. „Ueberall", sagt das österreichische Morgenblatt, „erregte Schad durch seine brillante Virtuosität als Pianist und durch seine liebenswürdige Persönlichkeit das lebhafteste Interesse. Unter seinen Compositionen haben besonders die Chopin gewidmeten Notturni Aufsehen gemacht, und Georg Sand sagte von seiner Etüde: la gloche du soir, daß sie eine so hochpoetische Idylle sey, wie man sie nur in den Bergen der Schweiz dichten könne." — Wir wollen hier die vielen anderen Stimmen, die in deutschen und französischen Blättern sich mit höchster Anerkennung geäußert, ganz übergehen und nur noch einen Auszug aus der „Revue musicale de Paris" mittheilen, welche das letzte Konzert Schad's in Paris bespricht: „Hr. Schad hat den Winter über zahlreichen und schmeichelhaften Beifall in den Salons erhalten, die wegen ihres Dilettantismus in größten Rufe stehen; er wollte dieser Kunst jetzt noch durch den Beifall des größeren Publikums die höchste Weihe geben. Er darf mit dem Ergebnisse zufrieden seyn; der günstige Erfolg war glänzend. Hr. Schad zeigte sich als Componist und Pianist, und verdient in beiden Beziehungen hohes Lob. Wir hörten vier Stücke von ihm, alle von verschiedenem Charakter: eine Sonate, ein Andante für Piano und Violine, eine Reverie für's Piano allein, und eine große Phantasie über das Sextett aus Lucia. Das Andante ist ein wunderschönes Werk; wir stehen nicht an, ihm die Palme zuzuerkennen. Die Melodie ist markig, originell, ausdrucks- und seelenvoll. Die „musikalische Träumerei", betitelt: zwei Seelen, ist sehr schwierig in der Ausführung; die rechte Hand spielt ein Duett, welches von der linken begleitet wird. Das Sextett aus Lucia ist vortrefflich arrangirt, so schwierig die Arbeit war; es ist ein brillantes Konzertstück. Hr. Schad spielte es mit Gefühl und Kraft; unter seinen Fingern löst sich der Gesang stets in Klarheit aus dem umgebenden Netze von Akkorden oder Arpeggio's, und von einem Ende zum andern, wie verwickelt auch der Bau des Tonwerkes ist, bleibt der Takt regelrecht und genau sich selber gleich. Hr. Schad ist ein Künstler von großem Verdienst und reicher Zukunft."

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 181. Sonntag, den 8. Juli 1832.

Der Ruhm.

Von

Ludwig Hub.

Wohl des Himmels schönste Gabe,
Nur Erkor'ner Eigenthum,
Das noch über ihrem Grabe
Hell erglänzet, ist der Ruhm;
Mag in schneller Flucht entgleiten
Unabläßig Jahr um Jahr,
Lächelnd auf den Strom der Zeiten
Blicket die Elitenschaar.

Stets in ewig junger Schöne,
Die kein Zeitenwechsel raubt,
Strahlet jener Götterſöhne
Mildverklärtes edles Haupt;
Während spurlos das Gemeine
Der Vergessenheit verfällt,
Wird von immer heiterm Scheine
Der Geweihte licht erhellt.

Darum streben auch so Viele,
Angelockt vom Hochgewinn,
Nach dem hehren, gold'nen Ziele
Ohne Rast mit jedem Sinn.
Manche Ringer nach dem Lohne
Dünkt der Weg gar kurz und leicht,
Doch die stolze Lorbeerkrone
Wird nur Wenigen gereicht.

Jene nur, die unverdrossen
Edlen Saamen ausgestreut, —
Deren Lied die Zeitgenossen
Und die Nachwelt noch erfreut, —
Die den Kampfplatz kühn betraten,
Wenn's für Recht zu streiten galt, —
Männer, treu in Wort und Thaten,
Ihr Gedächtniß wird nicht alt.

Ohne daß durch eig'ne Kunde
Man von ihrem Wirken weiß,
Pflanzet doch von Mund zu Munde
Fort sich ihres Namens Preis,
Und ist gegen hohes Streben
Auch die Mitwelt ungerecht,
Wird verdienten Lohn doch geben
Ihm ein späteres Geschlecht.

Aber jene Modehelden
Mit dem selbstgemachten Ruf,
Deren Lob die Blätter melden, —
Die ein Augenblick erschuf, —
Die dem Zeitgeschmack gefröhnet,
Huldigend nur sadem Tand, —
Die der laute Markt gekrönet,
Nimmer hat ihr Ruhm Bestand.

Nein, es wird die edle Pflanze
In dem Treibhaus nicht gedeih'n,
Wahren Ruhm mit seinem Glanze
Kann nicht Cliquen-Lob verleih'n;
Ob euch Kränze auch gewunden
Zeitungsblätter, nah' und fern:
Irrlichtschein strahlt nur Sekunden,
Doch ein Stern bleibt stets ein Stern

Darum setzet unverdrossen
An das Höchste eu're Kraft,
So nur werdet ihr Genossen
Jener hohen Brüderschaft,
Die, dem Wechsel längst entrücket
Und nicht unterthan der Zeit,
Ist mit ew'gem Glanz geschmücket
Und genießt Unsterblichkeit.

Lieutenant Rocquevert.

(Fortsetzung.)

„Gott strafe mich!“ rief der Baron, seinen Schnurbart zwischen dem Zeigefinger und Daumen drehend, „Rocquevert, Sie verlangen das in einem so geheimnißvollen Tone von mir, wie man ein Duell verlangt. Ich habe so viele in meinem Leben gehabt, daß ich mich, wie ich glaube, darauf verstehe.“

Rocquevert verbeugte sich, als sey er dieses überzeugt, doch lächelte er, um anzudeuten, daß dieses nicht der Zweck seines Vorhabens sey.

Der Gouverneur ging nun aufgeblasen dem Lieutenant in das einsame Kabinet voraus; hier setzte er sich in einen Armstuhl, streckte seine gespornten Stiefel auf einen Stuhl, faltete die Hände über der Brust, und in dieser Stellung warf der Baron seitwärts einen Blick auf den jungen Mann, indem er hochtrabend zu ihm sagte:

„Mein Herr, ich bin bereit, Ihre Mittheilungen anzuhören.“

Diese feierlichen Präliminarien waren nicht dazu geeignet, Rocquevert jene Dreistigkeit zu verleihen, deren er so sehr bedurfte; auch stellte er seine Bitte mit so verlegenem Gesichte, daß es bewies, wie wenig er auf glücklichen Erfolg zählte.

Er hatte kaum die Veranlassung zu dieser Unterredung berührt, so sah ihn der kleine Mann ganz erstaunt an, drehte sich dann auf seinen Spornen, und rief endlich mit einer Mischung von Geldstolz und geistlichem Ansehen, zwei Charakterzüge, die sich in ihm kreuzten:

„Schön! junger Mann, wohin haben Sie wohl gedacht? Wegen des Adels kann ich nichts sagen, Sie sind von gutem Herkommen, das weiß ich. Eine Sonningen kann ihr Wappen neben das Ihrige setzen; allein davon hängt nicht Alles ab. Das Vermögen ist zwar keine Hauptsache, aber ich sehe doch darauf, und Sie haben wenig, dieses ersetzt sich zwar durch die Stelle, allein die Stelle geht Ihnen gänzlich ab. Sie sehen, es stehen dieser Heirath so viele Unmöglichkeiten im Wege, daß ich nicht wüßte, wo ich anfangen sollte, indem sie mir mit einem Male alle entgegentreten, und deswegen bin ich genöthigt, anzustehen . . .“

Rocquevert war lautlos vor solch einer unvereinbaren Auseinandersetzung, und erschrockener, als wenn man ihn mit verbundenen Augen vor einen Halbkreis von Kanonen geführt hätte, und vermochte nur, auf's Gerathewohl einige Worte hervorzustammeln.

Allein ohne auf dieselben zu hören, fuhr der Gouverneur fort:

„Sie sind verlegen zu antworten, ich gebe zu, daß man das seyn kann. Ich will aber statt Ihrer antworten, Sie sehen wohl, daß ich ein guter Kerl bin. Sie wollen mich mit der Zukunft trösten. Die Zukunft, mein lieber Freund, ist die Zuflucht aller derer, denen die Gegenwart nichts bietet. Sie ist das gelobte Land, das man selten erreicht, an welchem Sie aber auch Ihren Antheil haben, wie jeder Andere. Sie können mir erwiedern, Sie gehen unmittelbar auf den Marschallsstab los. Das liegt außer allem Zweifel; da aber dieser Weg sehr lang ist, ist er auch sehr gefährlich, und ich wüßte mir nichts zu denken, wobei man größere Gefahr liefe. Ich weiß es wohl,“ fuhr der Gouverneur in einem kriegerischen Pathos fort, „wir Soldaten machen es uns zum Geschäfte, der Gefahr zu trotzen, und ziehen das Sterben dem Leben vor. Das würde auch selbst nicht in Betracht gezogen, wenn Sie schon eine angesehene Stelle in der Armee bekleideten. Und, mein Gott, ich will nicht ein Mal hoch hinaus. Sie brauchen nicht Feldzeugmeister zu seyn, und die Sache würde sich schon auf das beste gestalten; aber ehe Sie Obristlieutenant wären, würde ich in keinem Falle einwilligen.“

„Wohlan denn, mein Herr, das werde ich werden,“ antwortete Rocquevert mit einer Zuversichtlichkeit, die ihm während der ganzen Unterhaltung gefehlt.

Die Festigkeit bei einem Manne, der nicht gewohnt war, eine solche zu zeigen, machte auf den Greis einigen Eindruck. Er begegnete dem kühnen Blick, mit dem Rocquevert diese Worte begleitet hatte, und dieses Mal senkte der Gouverneur zum ersten Mal die Augen.

„Ei, ei, mein Lieber, wie das bei Ihnen so schnell geht,“ bemerkte der Gouverneur ironisch. „Obrist so in einem Fluge . . . Ich habe nichts dagegen; doch gehört mehr dazu, lieber Freund.“

„Ich werde es werden,“ wiederholte Rocquevert mit fester Stimme und sicherem Blicke.

„Sie werden es! . . . Sie werden es!“ unterbrach ihn Sonningen, etwas ärgerlich über diesen Eigensinn, „Sie werden es, wann es Ihrem Schicksal gefällt . . . allein Sie sind es nicht.“

„Das gebe ich zu,“ antwortete demüthig Rocquevert; „allein ich erbitte es mir als eine Gnade, den Ausgang des Feldzugs abzuwarten, ehe Sie Fräulein Sylvanire verheirathen.“

Der Gouverneur zuckte die Achseln, indem er sagte:

„Sie sind toll, mein Freund, Sie haben sich da seltsame Ideen in den Kopf gesetzt. Sehen Sie, Sie müssen eben so erstaunt seyn, daß ich mich hergegeben habe, Sie anzuhören, als ich es bin, Ihnen zugehört zu haben. Wir wollen abbrechen, wenn es Ihnen gefällig ist.“

Ungeachtet dieser Aufforderung, die Unterredung zu beendigen, verfolgte sie der Offizier beharrlich und sagte:

„Erscheint Ihnen denn der von mir erbetene Aufschub als etwas so Erhebliches, daß Sie mir auch diese Gunst verweigern? Sollten Sie zufällig die Ansicht hegen, der Feldzug ziehe sich in die Länge?“

„Wer sagt das?“ versetzte schnell der Gouverneur, indem er sich beeilte, eine Auslegung zu vernichten, die seinen Worten einen seinem erprobten Patriotismus unwürdigen Sinn unterlegte. „Wer hat Ihnen das gesagt?“

„Es schien mir so,“ fügte Rocquevert hinzu, „Ihre Weigerung deutete . . .“

„Keineswegs,“ unterbrach ihn der Baron; „ich weiß besser als Jemand, daß ein Feldzug unter dem König, meinem Herrn, nicht lange dauern kann;“ — hier entblößte er das Haupt und sagte: „Gott sey Dank, das ist in solchen Angelegenheiten ein Fürst, der etwas ausrichtet! Ich, der hier mit Ihnen spricht, habe die ersten Feldzüge in Flandern mit ihm gemacht.“ — Hier rückte er, sich so seiner Großsprecherei hingebend, den Hut auf die Stirne herab. — „Es war ein blutiger Krieg, meiner Treu! allein er war schnell beendigt. Ich war bei der Rückkehr in Versailles gegenwärtig, als der große König zu den Herren von Boileau und Racine, seinen Historiographen, sagte: „„Es ist mir leid, daß Sie den letzten Feldzug nicht mitgemacht haben; Sie hätten den Krieg gesehen, und wären nicht lange abwesend gewesen.““ Worauf Racine mit einer nur ihm ganz eigenen Geistesgegenwart erwiederte: „„Euer

Digitized by Google

Majeſtät ließen uns nicht ein Mal Zeit, die zu demſelben erforderlichen Kleider machen zu laſſen.““

„Nun wohlan, und ...“ begnügte ſich Rocquevert mit unerſchütterlicher Miene zu erwiedern.

„Ich hoffe,“ verſetzte der Gouverneur, „daß Sie das nicht auf ſich beziehen.“

„Im Gegentheil, weil ich um einen kurzen Aufſchub bitte, bis der Feldzug beendigt iſt.“

„Lieutenant,“ rief von Sonningen, das Wort ſtark betonend, um ſeinen Gegner durch ſeinen Titel zur Demuth zu bringen, „wir gehen beide zu weit, Sie mißbrauchen Ihre Vorrechte, und ich vergebe mich in meinen Rechten der Gaſtfreundſchaft. Für eine Sache muß ich Ihnen aber in jedem Fall Dank wiſſen, und das iſt, den Tag Ihrer Abreiſe erwartet zu haben, um mir Ihren ſeltſamen Vorſchlag mitzutheilen. Sie erſparten mir dadurch die Unhöflichkeit, daß ich mich nicht vor der Zeit Ihrer angenehmen Geſellſchaft berauben durfte. Glück auf die Reiſe, Lieutenant!“

Der Gouverneur drehte ſich auf den Ferſen, und Rocquevert war durch dieſen Schluß wie verſteinert, das Roth trat ihm in's Geſicht; er machte einen Schritt, um auf den Ungezogenen loszugehen, eine Bewegung, um nach ſeinem Degen zu greifen; doch ein plötzlicher Gedanke hielt ihn zurück, ſeine Liebe brachte ſeine Verachtung zum Schweigen, die ſo eben hervorbrechen wollte. Er überlegte, daß der Greis Sylvanirens Vater ſey, und dieſes machte ihn, wenn auch nicht ſtumm, doch wenigſtens unbeweglich, indem er buchſtäblich ſeiner Göttin die Kränkung ſeines Muthes opferte, der durch eine ſo unvorhergeſehene, ungezogene Beſchimpfung erbebte.

Rocquevert wurde bald dafür belohnt, in dieſer ſchweren Probe den Sieg errungen zu haben; denn wenige Minuten nachher, als er an der Spitze einer Kompagnie Grenadiere zu Pferd unter der Feſte vorüberzog und ſich umwandte, bemerkte er Sylvanire auf dem Balkon, die ihm mit ihrem Fächer ein ſüßes Lebewohl zuwinkte. Rocquevert aber nahm ſeinen Degengriff und küßte die Schleife, mit welcher ihn Sylvanire verſchönert hatte. Bald nachher beraubte ihn eine Vertiefung des Erdreichs des Anblicks ſeiner Geliebten, und kurz darauf entſchwand ſeinen Blicken ſogar das ganze Schloß.

(Fortſetzung folgt.)

Die Eroberung Warſchau's durch die Ruſſen.

(Schluß.)

Die denkwürdige Kapitulation von Warſchau war auf folgende Weiſe zu Stande gekommen. Der Reichstag hatte um 4 Uhr eine zweite Sitzung gehalten. Krukowiecki hatte ſeine Entlaſſung eingereicht, glaubte ſich aber, ſo lange ſie nicht angenommen ſey, zu Unterhandlungen befugt. Nach einer heftigen Diskuſſion, an welcher die energiſchſten Mitglieder, die auf den Wällen fochten, nicht Theil nahmen, verwarf die Verſammlung die Entlaſſung des Präſidenten und ermächtigte ihn, zu unterhandeln. Um 5 Uhr ward Prondzynski zum dritten Male in das ruſſiſche Lager geſandt und brachte den General Berg mit ſich zurück. Krukowiecki ſchloß ſich mit ihm ein und widerſetzte ſich, wie man ſagte, mit Feſtigkeit den ruſſiſchen Forderungen. Man hörte, wie er auf den Tiſch ſchlug und ſagte: Wenn es ſo iſt, rufe ich Romarino zurück, bewaffne die Vorſtädte und begrabe mich unter die Trümmer Warſchau's. Der verſchmitzte Ruſſe ließ den Sturm vorübergehen und kehrte mit nachſtehendem Schreiben zurück:

„Sire! In dieſem Augenblicke beauftragt, zu Ihrer Kaiſerlichen und Königlichen Majeſtät im Namen der polniſchen Nation zu reden, wende ich mich durch die Vermittlung Sr. Excellenz des Grafen Paskewitſch von Erivan an Ihr väterliches Herz. Indem ſie ſich ohne irgend eine Bedingung J. M. unſerm Könige unterwirft, weiß die polniſche Nation, daß ſie allein im Stande iſt, das Vergangene vergeſſen zu machen und die tiefen Wunden zu heilen, welche mein Vaterland zerriſſen haben.

Warſchau, 7. Sept., um 6 Uhr Abends.

(Gez.) Graf Krukowiecki, Präſident der Regierung.“

Plötzlich ſtürzt ſich mitten unter die im Regierungspalaſte verſammelten Nuntien der Generaliſſimus Malachowski, keuchend und von Pulver geſchwärzt. Der Greis haranguirt die Verſammelten und beſchwört ſie mit dem Tone der größten Aufregung, jede Unterhandlung abzubrechen und lieber zu ſterben, als ſich zu ergeben. Die Nuntien ſtürzen nach dem Gitter, das aber auf Krukowiecki's Befehl verſchloſſen worden war. Der Marſchall Oſtrowski gibt ſich aber den Soldaten zu erkennen, begibt ſich mit ihnen nach dem Diktator, fordert ihn von neuem auf, ſeine Entlaſſung einzureichen und kehrt mit der ſchriftlichen Entſagung des Krukowiecki in den Schooß der Verſammlung zurück, welche durch Zuruf den Bonaventure Niemojowski zum Regierungspräſidenten ernennt.

Um 11 Uhr Abends kehrten die Generale Berg und Prondzynski zurück und verlangten von Krukowiecki die Ratifikation. Man machte ſie mit der Veränderung der Regierung bekannt. In den Palaſt geführt, fand Berg die Nuntien bewaffnet. Er erklärte, mit keinem Andern als mit dem General Krukowiecki unterhandeln zu wollen. Man holte den General um 3 Uhr Morgens aus Praga.

Beim Anblick des Generals Berg warf Krukowiecki ſeine Mütze zu Boden und rief: „Ich bin Nichts mehr, in bin nur ein einfacher Privatmann.“ — Hierauf ergoß er ſich in Schmähungen gegen Oſtrowski. — „Der Marſchall der Kammern“, ſchrie er zitternd vor Wuth zum General Berg, „iſt in unſern Händen; er hat durch ſeine unſinnige Exaltation den verbrecheriſchen Stolz der Nation genährt. Sie bleiben hier, Herr Marſchall.“ — Der Marſchall antwortete ruhig: „Ich antworte nicht auf leere Drohungen, ſie haben auf mich keinen Einfluß; ich bin hier in Sicherheit, weil ich Polen ſehe. Sie haben keine Vollmacht, um im Namen der polniſchen Nation zu unterhandeln.“ — „Man erlaube mir“, ſagte der General Berg, „den Erklärungen des ehrenwerthen General Krukowiecki Glauben beizumeſſen.“ — Dembinski rief voll Eifer, daß der Marſchall des Reichstages das Vertrauen der Nation beſitze und kein Pole eine Beleidigung deſſelben dulden werde. „Er unterzeichne dann mit mir“, erwiederte Krukowiecki, „und befuge mich, im Namen des Reichstages abzuſchließen.“ — „Nein, nein“, antwortete Oſtrowski, und wies ein Aktenſtück in franzöſiſcher Sprache, das man ihm zum Unterzeichnen vorlegte, von ſich. — Krukowiecki ward wüthend und ſchrie: „Marſchall, Sie ſind verhaftet.“ — „Verhaftet?“ antwortete kalt Oſtrowski. „Glaubſt Du durch Gewalt eine ſchmähliche Unterſchrift von mir zu erlangen? Wären auch 100,000 ruſſiſche Bajonnette hier, ich würde mich nicht von meiner Pflicht entfernen.“ Und

Digitized by Google

ruhig zog er sich mit den kühnsten Patrioten zurück. Gedrängt durch die Generale, die ihn umgaben, und durch die Entmuthigung der Truppen bewogen, unterzeichnete Malachowski die Capitulation, welche den Russen Warschau, die Brücke und den Brückenkopf von Praga überlieferte. Die Russen gewährten dagegen den Polen einen Waffenstillstand von 48 Stunden, um Warschau mit Waffen, Munition und Kleidungsstücken zu räumen; als aber die Armee auf dem Rückzuge nach Modlin war und den Reichstag, dessen meiste Mitglieder zu Fuße gingen, mit sich führte, verletzten die Russen, einmal im Besitze von Praga, kühn die Capitulation, indem sie die Militär-Effekten zurückhielten. Anstatt zu der Haupt-Armee zu stoßen, glaubte Romarino einen andern Weg einschlagen zu müssen; er ging nach Galizien und legte die Waffen nieder. Der letzte Generalissimus der Polen, Rybinski, marschirte nach der Unterweichsel und ward gezwungen, sich nach Preußen zu flüchten. Im Augenblicke, wo die Polen im Begriffe waren, die Gränze zu überschreiten, wandte sich Dembinski mit der Nachhut gegen Polens Feinde und hatte den Ruhm, die letzten polnischen Patronen gegen die Russen abzubrennen. (Rhein. Ztg.)

Frankfurter Theater.

Guido und Ginevra, Oper von Scribe und Halevy.

Die Frage, ob auf unserer Bühne diese nicht nur bedeutenden Kostenaufwand erfordernde, sondern auch in jeder Beziehung schwierig zu executirende Oper zur Aufführung gebracht werden mußte ist nur zu bejahen; denn eine Bühne wie die unsrige ist dem Publikum die Vorführung solcher Werke, die in den Hauptstädten Aufsehen gemacht haben und in der Kunstgeschichte des Tages eine remarquable Stelle einnehmen, schuldig. Zu solchen gehört Guido und Ginevra, und wenn sie erst jetzt bei uns eingeführt wird, so liegt diese Verspätung in störenden Bühnenverhältnissen, welche nicht früher beseitigt werden konnten. Den Inhalt des Textes von Scribe haben wir bereits mitgetheilt und ist nur noch die Berichtigung nachzutragen, daß der Schleier der mit Manfredi verlobten oder vermählten Ginevra vergiftet, nicht aber verpestet war (Akt II.), und daß die Pest erst im vierten Akte entschieden auftritt. Dieser Text ist gleich den andern derselben Gattung von Scribe (Robert der Teufel, Maskenball, Hugenotten, Jüdin u. a.) kein auf geistigen Motiven beruhendes, kein durch seelenvolles Leben oder poetische Durchführung begründetes dramatisches Gedicht, kein Operntext in wahrer und höherer Bedeutung, sondern eine Reihe von Scenen und Tableaus, welche durch Handlung und Charaktere flüchtig zusammengefügt sind. Es ist unnöthig, über die bekannte Gattung dieser modernen Opernsujets uns auszulassen Jedermann weiß, daß sie, ursprünglich für die große Oper in Paris geschrieben, nicht bestimmt sind, Geist und Gemüth zu erheben, sondern nur darauf berechnet, der Entfaltung von Pracht und Luxus, den imposanten Effekten der Bühne und den glänzenden Talenten dramatischer Sänger und Darsteller Spielraum zu verstatten. Dieser Genre ist nun einmal vorhanden und keine Kritik wird es vermögen, ihn weg zu demonstriren. Guido und Ginevra ist nicht schlimmer, aber auch nicht besser als die andern seines Gleichen. Freilich gehört die Pest nicht auf's Theater, aber darum kümmert sich Scribe nicht. Das Außerordentliche macht Glück, und wir werden wohl mit der Zeit noch ärgere Dinge zu sehen bekommen. Je toller, desto anziehender für das große schaulustige Publikum. Werth und Bedeutung der Musik dieser Oper erklären sich im Allgemeinen durch das, was wir eben über das Sujet gesagt haben. Auch der Componist hat sich hier weniger die Aufgabe gestellt, die Tonkunst in ihrer edleren Beziehung zu repräsentiren, und durch erhabene oder rührende Klänge an die Pforten unserer Herzen zu schlagen. Vielmehr will er durch gewaltige Tonmassen und imposante Effekte glänzen, und durch die Pracht und Fülle der Harmonie weiter ausführen und ausschmücken, was der Dichter ihm vorgezeichnet hat. Es gibt Compositionen, die man ohne alle Scenerie, ohne allen Aufwand von Kostümen und Dekorationen executiren kann und die dadurch nichts verlieren; bei andern, wie auch hier, gehören beide unzertrennlich zusammen und werden von einander gestützt und getragen. Jene Tonwerke sind von der Begeisterung geschaffen und vom heiligen Feuer des Genius durchglüht; mit wunderbarer Macht ergreifen sie alle Herzen und locken Thränen in alle Augen; sie sprechen in Klängen jene Sprache, die überall verstanden wird, wo es für die Schönheit empfängliche Gemüther gibt. Diese sind Resultate des Talentes und des Verstandes; sie beruhen auf Studien und Sachkenntniß; sie können gefallen, aber nicht begeistern, können einzelne Schönheiten enthalten, aber nie das ganze und volle Gepräge der Erhabenheit und Schönheit tragen. Halevy's „Guido und Ginevra" gehört zur letzteren Gattung und entfaltet des Componisten bekannte Vorzüge. Derselbe ist aus Aubers und Herolds Schule hervorgegangen und hat unter seinem Lehrer Cherubini Tüchtiges gelernt; er besitzt frische Kraft und kennt die theatralischen Effekte vollkommen; er instrumentirt meisterhaft und schreibt geschickt, aber ungemein schwierig und anstrengend für den Gesang; er hat mehr Gedanken als Empfindung, mehr Breite als Tiefe, mehr Besonnenheit als Feuer. Unverkennbar scheint es uns, daß in Guido und Ginevra die Harmonie vorherrschend, die Melodie aber weniger bedeutend ist, — und doch ist Melodie der eigentliche Kern, die eigentliche Seele der Musik. — Der dritte Act dieser Oper enthält viel Treffliches und auch in den andern findet sich manches Ausgezeichnete. Nach diesen allgemeinen Bemerkungen behalten wir uns die detaillirte Auseinandersetzung eines Tonwerkes vor, welches die Bühnenfreunde um so mehr anziehen wird, als die hiesige Aufführung eine sehr sorgfältige und gelungene, theilweise höchst ausgezeichnete ist und als von Seiten der Direktion Alles aufgeboten worden, um die Oper mit Glanz und nicht ohne bedeutende Kosten auszustatten. Solch' rühmliche Bestrebung verdient Dank, welchen das Publikum durch zahlreichen Besuch und freundliche Anerkennung bethätigen möge. Unsere Bühne ist dermalen so organisirt und ihre Leistungen sind so gestaltet, daß sie gerechte Ansprüche auf unsern Beifall geltend zu machen hat. W.

Korrespondenz.

Friedberg in der Wetterau, 29. Juni.

Bei dem hiesigen Comité, welches sich zur Einsammlung milder Gaben aus dem ganzen Kreise Friedberg für die Brandbeschädigten Hamburg's gebildet hatte, sind zusammen 2050 Gulden eingegangen, wovon bereits früher 1000 und dieser Tage die übrigen 1050 Gulden nach Hamburg abgeschickt worden sind. Eine nicht minder wohlthuende Theilnahme haben die Bewohner der hiesigen Stadt und deren Umgegend auch für die Abgebrannten in Niedereisenhausen bethätigt: für diese Unglücklichen sind bis jetzt bei den Herren Rentamtmann Buß und Professor Ph. Dieffenbach dahier, welche sich alsbald nach der dortigen Feuersbrunst zur Empfangnahme von Unterstützungen in dem hier erscheinenden Intelligenzblatt bereit erklärt haben, schon 650 Gulden dargereicht und größtentheils an den Ort ihrer Bestimmung befördert worden. Indem wir namentlich im Hinblick auf die wohlhabenden und mitunter sehr reichen Einwohner unseres benachbarten Ortes Niederwöllstadt, von welchen zwar Einzelne ihr ansehnliches Scherflein bereits dargebracht haben, hoffen können, daß sich die erwähnte Summe noch vergrößern werde, glauben wir zugleich den herzlichen Wunsch aussprechen zu dürfen, daß wenigstens in demselben Maße von allen Kreisen unseres Großherzogthums jene hülfsbedürftigen Mithessen bedacht werden möchten! —

Theater-Anzeige.

Die auf Montag den 4. Juli zum Vortheil der Pensionsanstalt angekündigte Vorstellung findet Mittwoch den 6. statt.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 182. Montag, den 4. Juli 1842.

Lieutenant Rocquevert.

(Fortsetzung.)

II.

Mehr als ein Monat war verstrichen, als eines Abends der Gouverneur von Picquigny an einem großen Tische, mit einer Karte unter der Hand und den Kompaß zwischen den Fingern, es sich zum Geschäfte machte, die Schlacht in den Dünen, und die durch seinen erhabenen Freund, den Vicomte von Türenne vollführte Einnahme von Dünkirchen zu erklären. Chevalier Vagnac, der Tischgenosse des Barons, machte große Augen, wodurch er den Dank für seinen gefüllten Magen abtrug. Sylvanire, ein zweiter Zeuge der Erklärung, lieh ihr nur mit getheilter Aufmerksamkeit Gehör, und endlich horchte derselben noch eine alte Gesellschaftsdame mit einer Anstrengung, die dem Schlafe nahe verwandt ist.

Der Gouverneur begann sich in seinen strategischen Auseinandersetzungen selbst nach und nach zu verwickeln, als ihn ein unvorhergesehener Vorfall plötzlich seiner Verlegenheit entriß.

Die Schildwachen riefen: „Wer da?" und nach einer den Formen nach herkömmlichen Recognoscirung hörte man das Herablassen der Zugbrücke und den Trott von zwei Mauleseln. Der Gouverneur und seine ganze Gesellschaft traten an das Fenster, und bei dem Scheine der Fackeln war es nicht schwer, eine Portechaise zu erkennen, welche statt von Menschen durch zwei Maulesel getragen wurde. Auf dem vordern ritt ein Postillon, um ihren Gang zu leiten. Diese Art von Wagen war vorzüglich zu jener Epoche auf dem Lande sehr gewöhnlich.

„Verzeihe es mir Gott!" rief der Gouverneur, ehe die Chaise aufgemacht war, „wenn es mein Neffe wäre?"

„Herr Kaspar von Lavedan?" fügte Chevalier von Vagnac hinzu, „wir wollen sehen! Er hat uns erst vergangene Woche verlassen. Sobald kann er nicht schon wieder zurück seyn, das ist unmöglich." Während dieses Geplauders wurde die Thüre der Chaise aufgemacht, und leicht hüpfte ein junger Mann auf die Treppe im Hofe.

„Ist es nicht, wie ich sagte?" rief von Sonningen, in die Hände klatschend. „Es ist Kaspar."

„Man muß nur über Sie staunen," versetzte der Chevalier, sich tief verbeugend.

Sylvanire war ihrem Vetter, kaum als sie ihn wahrgenommen, bis an den Fuß der Treppe entgegengeeilt; hier nahm sie ihn bei der Hand, und sagte ihm leise die einfachen Worte in's Ohr:

„Sie kommen von Namür? Und wo ist Rocquevert?"

„Er lebt, doch lesen Sie," lautete die Antwort des jungen Mannes, indem er seiner Cousine einen großen Brief übergab.

Nachdem dieses geschehen, stiegen beide eilig die Treppe hinan, Sylvanire, um diese Botschaft zu lesen, und Kaspar, um seinen Onkel zu umarmen.

Der neue Ankömmling befahl in eigentlichem Gesandtschaftstone, sein Geleite zu bewirthen, und erzählte ohne Umschweife, daß er von Namür komme, und solche Eile habe, daß er sich in wenigen Augenblicken wieder auf den Weg machen müsse.

Da den Neffen die Zeit drängte, bediente er sich eben so sehr der Pantomime als der Sprache, und zeigte, um seine Eile darzuthun, eine verschlossene und sorgfältig gesiegelte Brieftasche, auf deren Rückseite die Strahlen von Ludwig XIV. Sonne hervorglänzten.

„Aha! eine Botschaft des Königs," äußerte der erstaunte Gouverneur.

Hierauf machte sich ein Jeder mit Kaspar zu schaffen. Ein Diener nahm ihm seinen Federhut ab, ein anderer erbat sich seinen Stock; die Mägde endlich deckten den Tisch und trugen eine Mahlzeit auf.

Der Ankömmling war ein schlankgewachsener junger Mann; die Weise, in der er seinen Kopf warf und seinen Schnurrbart strich, verieth etwas mehr als Eigendünkel; er hatte ein unerträgliches Blinzeln mit dem Auge und eine übermüthige Sprache angenommen, was guter Ton hieß. Sein Anzug bestand in feiner und gesteppter Wäsche, seidenem Kleide, großer Halsbinde, gestickten und mit Fransen besetzten Manschetten, einem Ring am Finger, Degen und Schnallen von Silber; kurz das leibhafte Bild eines Stutzers jener Epoche.

Der Herr des Hauses war außer sich vor Entzücken über die Anwesenheit jenes mit einer Staatsangelegenheit beauftragten Mannes. Er wich nicht von seiner Seite und war ganz Ohr. Ein kleines, jedoch auserlesenes Abendessen war wie herbei gezaubert. Das Auftragen aller dieser Leckerbissen verhinderte den Onkel jedoch keineswegs, sich wegen seiner schlechten Bewirthung zu entschuldigen; die seltsamste Lection, die diesem auf jene provinzialistische, aus der Mode gekommene Entschuldigung zu Theil wurde, aber war, daß Kaspar gar nichts dagegen einwendete, wie das sonst, hinsichtlich der guten Dinge, die der Wirth verachtet, üblich ist. Er beäugelte die Platten,

Digitized by Google

griff zerstreut nach jeder derselben, und versuchte sie mit der höchsten Geringschätzung.

Der Gouverneur beachtete dieses Betragen nicht, sondern horchte nur auf seinen Neffen, und dieser, ohne Zweifel des Sprichwortes eingedenk: „daß die verkauten Bissen sich am besten verdauen," sprach nur mit vollem Munde.

„Ja, lieber Oheim, wie ich Ihnen sagte . . . Lakey, schenke ein! . . . ich bin ungeheuer in Eile. Gestern reiste ich mit dieser Botschaft, die ich nach Versailles bringe, von Namür ab . . . morgen Abend muß ich in Compiegne seyn; mithin . . ."

„Haben Herr Kaspar den König gesehen?" fragte voll Respekt Chevalier von Vagnac.

„Zuverlässig . . . ich habe mich bei Sr. Majestät beurlaubt."

„Und wie steht es mit der Belagerung?" fragte höchst neugierig der Gouverneur.

„Die Belagerung, lieber Onkel, wird mit der größten Thätigkeit betrieben. Ich kann Ihnen besser als irgend Jemand Nachricht von derselben geben, weil mir Herr von Racine, der Historiograph des Königs, die Bülletin des Feldzugs diktirt."

„Mußte man die Meuse nicht abgraben?" versetzte der Greis, als ein erfahrner Mann.

„Keineswegs. Es war nicht ein Mal nothwendig, viele Leute zu opfern. Herr von Vauban hat mit seinen Kanonen und Mörsern die Expedition fast allein vollbracht. Man muß auch gestehen, daß unsere Trancheen etwas Wundervolles sind, indem sie mehrere Berge und Thäler mit beinahe so vielen Um- und Nebenwegen in sich schließen, als Paris Straßen zählt."

„Wahrlich! allein es ist unglaublich," rief der Gouverneur. Der Chevalier wagte nicht anders als sich durch Beifallsbezeigungen zu äußern, aus Furcht, die Erzählung des Diplomaten zu unterbrechen.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus der Moldau.

(Von Professor Doktor Tollhausen, gewesener Provisor bei der adeligen Michaelisacademie in Jassy.)

Postanstalten und Landstraßen.

Die Postanstalten sind unter der gegenwärtigen Regierung um Vieles besser und zweckmäßiger eingerichtet, als sie es früher waren. Sie sind ein Landesregal und werden daher vom Fürsten auf mehrere Jahre an den Meistbietenden verpachtet, der sie als Generalpostmeister mit den gehörigen Pferden und anderen Bedürfnissen zu versehen und unentgeldlich zur Verfügung der Regierung zu stellen hat, so oft hohe Staatsbeamte oder der Fürst selbst das Land durchreisen. Daher ereignet es sich manchmal, daß Reisende einige Stunden warten müssen und keine Pferde erhalten können.

Wer sich dieser Post bedienen will, der thut wohl, sich mit eignem Wagen zu versehen, denn das Fuhrwerk, welches die Post stellt, ist nicht höher und hat keinen größern innern Raum, als das Postkärrnchen, mittelst welchem bei uns zu Lande das Briefelleisen weiter spedirt wird. Das moldauische Fuhrwerk ist blos dadurch von diesem verschieden, daß es statt von einem in einer Scheere laufenden Gaule von 4, 6 und 8 an demselben lose angespannten Pferden gezogen wird; daß es in seinem ganzen Bau durchaus von Holz und ohne das geringste Eisen ist, statt auf zwei auf vier Rädern ruht; daß es, sowie jenes, jedoch mit minderer Bequemlichkeit, Leiterwände zu Seiten- und Rückenlehnen hat, und daß es einen Kasten bildet, der zur Aufnahme von kaum einer Person wenig oder gar nicht geeignet ist. Zur größern Bequemlichkeit wird dieser Kasten mit Stroh ausgefüllt, und zwar so, daß der Reisende in die Mitte desselben zu sitzen kommt, und die Beine, so gut er kann, unterzubringen suchen muß. Dieser sogenannten Karruzze werden nach Vorschrift der Postordnung als Minimum vier Pferde, denen ein Postillon beigegeben ist, an Stricken vorgespannt, und so dies geschehen, geht es in gestrecktem Galopp über Stock und Stein, durch Berg und Thal, über Sumpf und Moor unaufhaltsam fort bis zur nächsten Station, wo man, durch des Postillons Ruf und Peitschenschnalzen von ferne aufmerksam gemacht, bereits die berittenen Knechte in die umliegenden Gründe abgesandt hat, um aus der dort weidenden Heerde der Pferde den neuen Postzug herbeizutreiben. Nicht selten trifft es sich jedoch, daß der Reisende, noch ehe er die nächste Station erreicht hat, mitten im Laufe seine Karruzze abgespannt sieht, und, wenn es ohne Unfall vorübergeht, das Vergnügen haben kann, zu warten, bis der im vollsten Galop dahin fliegende Postillon endlich merkt, daß ihm die Karruzze nicht folgt, und umkehrt, um den Postzug wieder anzuknüpfen. Dies geht so lange an, als das wenige Gepäck des Reisenden dem Wagen erlaubt, leicht dahin zu rollen; hat er aber ein schweres Gepäcke bei sich, in welchem Falle er statt den vorgeschriebenen vier Pferden deren sechs bis acht nehmen muß, dann sind solche Fälle sehr gefährlich, indem der Wagen durch das schnelle Fahren oft eines der vier Räder verliert, die bloß mit hölzernen Nägeln an den hölzernen Achsen befestigt sind, und umstürzt oder fortgeschleift wird, wobei der Reisende, wenn auch nicht mit Arm- oder Beinbruch, doch nicht ohne Verletzung davon kommt.

Ungeachtet des Vortheils einer schnellen Beförderung, den diese Postanstalt bietet, und abgesehen von allen Unfällen, denen man dabei ausgesetzt, ist diese Art zu reisen für den, der nicht daran gewöhnt ist, höchst beschwerlich und ermüdend. Man denke sich in den engen Raum dieses stets mit Umsturz drohenden Fuhrwerks zusammengedrückt, mit Koth und Staub bedeckt, wie durch sturmbewegte Lüfte dahin getragen, daß „Roß und Reiter schnauben und Kies und Funken stauben" — und es wird nicht befremden, daß der Reisende nach einer Tag und Nacht unausgesetzten Fahrt am ganzen Körper wie zerschmettert den Ort seiner Bestimmung erreicht. Diese unangenehmen körperlichen Erschütterungen wirken aber auch oft, besonders bei Winterszeit, sehr nachtheilig auf die Gesundheit, da alsdann der auf einem Schlitten ruhende Kasten, wie eine Windsbraut dahinsausend, die scharfe Luft durchschneidet, und den freien Athemzug behindert. Wer alle diese Beschwerden vermeiden will, muß, wie oben angedeutet, einen eigenen Reisewagen haben, den er, bevor er die Reise antritt, vom Wagner und Schmied sorgfältig untersuchen und herrichten läßt, indem die Radspeichen mit starken Stricken befestigt und die Springfedern und Riemen mit Baststricken unterbunden werden. Ist diese Vorsicht gebraucht, und hat man sich mit kalten Speisen und Wein hinlänglich versorgt, so gibt es wohl keine herrlichere Fahrt als mit der moldauischen Post. Fortan sorge der Reisende für nichts, als sich in seinem Wagen so bequem zu strecken, wie es ihm beliebt. Die verordnungsmäßigen, unter Lei-

Digitized by Google

tung zweier Postillone vorgespannten acht Pferde fliegen unter dem fortwährenden Peitschengeknall und dem anfeuernden Rufe der Reitknechte dahin, und ehe er sich's versieht, hat er die oft sechs Stunden entfernte Station erreicht. Verspricht er gleich beim Einsteigen ein gutes Backschüsch (Trinkgeld), so darf er sich darauf gefaßt machen, daß die Pferde auf Leben und Tod laufen müssen; und nicht selten geschieht es, daß einer von den so angetriebenen Gäulen, die in ihrem kleinen Körper eine unglaubliche Ausdauer besitzen, mitten im Laufe todt zu Boden stürzt. Dieser Umstand greift indeß nicht störend ein, denn der Postzug eilt einen kleinen Augenblick darauf, nachdem der gefallene Gaul losgespannt ist, eben so schnell wie zuvor seinem Ziele zu.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mainlust in Frankfurt a. M.

Man las neuerlich, daß Berlin einen glänzenden Vergnügungsort, einen Wintergarten, erhalten werde und daß der König dem Besitzer des Wintergartens in Breslau, Hrn. Kroll, einen Platz im Berliner Thiergarten zu besagtem Zwecke zum Geschenk gemacht habe. Die Pläne zu den Gebäuden sind bereits genehmigt und sollen „ausgezeichnet" geschmackvoll und schön seyn. Oeffentliche, durch Schönheit ihrer Lage oder zweckmäßige Einrichtungen ausgezeichnete Vergnügungsorte verdienen der freundlichsten Beachtung, da sie im geselligen Verkehr eine nicht unwichtige Stelle einnehmen. Dem Einheimischen sind sie eine willkommene Erholungsstätte nach Arbeit und Beruf und dem reisenden Fremden ein angenehmer Anhaltspunkt. Unsere Frankfurter Mainlust nimmt in dieser Beziehung eine erste Stelle ein und hat sich eines bereits fest begründeten Rufes zu erfreuen. An den stets belebten und heiteren Ufern des Mains gelegen, Angesichts der Stadt, ihrer volkreichen Uferstraßen, der Brücke und der schönen Landhäuser des jenseitigen Ufers, mit den lieblichsten An- und Aussichten stromauf- und abwärts auf Hügel, Flur und Wald, bietet sie ein herrliches und reiches Panorama von Bildern aller Art mit immer wechselnden Staffagen, wie es nur in der Nähe einer großen Stadt sich zu entfalten vermag. Zu jeder Tageszeit während der schönen Saison, am meisten in den Nachmittag- und Abendstunden, findet man hier unter dem grünen Laubdach schirmender Linden Repräsentanten aller gebildeten Stände, welche bei dampfendem Kaffee oder Thee, perlenden Weinen und fein zubereiteten Spenden der edlen Kochkunst sich behaglichem Lebensgenusse hingeben, während das Auge mit Lust auf jenem reizenden Panorama der Umgegend weilt und das Ohr an den lieblichen Klängen einer trefflichen Harmoniemusik sich erfreut. Wenn die weiten Räume der Mainlust überfüllt sind, was nicht selten der Fall ist, so zeigt sich dem Beschauer ein höchst anziehendes Tableau jenes großstädtischen Lebens und Treibens, der Mode und des Luxus, der Eleganz und der Schönheit, ein Tableau, welches sich am effectvollsten präsentirt, wenn bei eingetretener Nacht dieser Lustort, von Hunderten von Lampen brillant erleuchtet, einem Zaubergarten der Armida gleicht.

Wenn wir durch diese Zeilen an die Mainlust erinnern, so geschieht es nicht, um sie den Bewohnern Frankfurt's in's Gedächtniß zurück zu rufen, — dies wäre ein überflüssiges Bemühen — sondern wir wollen nur die Beachtung der Fremden und Reisenden einem Vergnügungsorte zuwenden, der unserer Stadt zur Zierde gereicht und unter deren Sehenswürdigkeiten mit Auszeichnung genannt zu werden verdient. Der Besitzer der Mainlust, Hr. Ried, läßt es an Nichts fehlen, was dazu beitragen kann, seiner Anstalt das Wohlwollen des Publikums zu erhalten. Auch in dieser Saison sind die Gartenanlagen wieder verschönert und durch die Acquisition einer ganz nahe gelegenen Eisgrube ist die Annehmlichkeit erzielt worden, die kalten Getränke den Besuchern jederzeit frisch und kühlend serviren zu können. Sollte die von Vielen gehegte und schon oft ausgesprochene Hoffnung einer zweiten Brücke über den Main, und zwar unfern der Mainlust, sich realisiren, was nach Anlegung einer Frankfurt-Darmstädter Eisenbahn wohl zu erwarten steht und sogar nothwendig werden dürfte, so müßte alsdann das Etablissement des Hrn. Ried an Interesse und gesteigertem Besuch noch gewinnen. Möge die Mainlust bleiben, was sie immer gewesen ist, ein dem Einheimischen wie dem Fremden angenehmer, ihnen frohe Lebensgenüsse bereitender Vergnügungsort und ein schöner Vereinigungspunkt aller gebildeten Stände!

W.

Mannichfaltigkeiten.

(Karlsruhe, 25. Juni.) Die mit der Anlegung der Eisenbahn verbundenen Erdarbeiten haben zu manchen interessanten Entdeckungen Veranlassung gegeben. Einer öffentlichen Erwähnung vorzüglich werth sind die ausgezeichneten Mammuthsreste, welche zu Anfang des vorigen Monats bei Ausgrabung des Einschnittes der Bahn durch die windschläger Höhe bei Offenburg 30 Fuß tief in Mergelboden (Löß) gefunden und von der Direktion des Wasser- und Straßenbaus dem großherzoglichen Naturalienkabinet zur Aufbewahrung übergeben wurden. Es bestehen diese Reste außer einigen minder vollständigen Extremitätenknochen und Rippenstücken in einer fast vollständigen Kinnlade mit zwei Mahl- oder Backenzähnen, die gewiß zu den größten gehören, die das Rheindiluvium bis jetzt geliefert hat, indem jeder derselben, von hinten nach vorn gemessen, 13 badische Zoll lang ist und noch jetzt im völlig ausgetrockneten Zustand beinahe 11 Pfund wiegt. Mit diesen Resten des vorweltlichen Elephanten oder sogenannten Mammuths fanden sich auch zahlreiche Zähne von Pferden, welche fast immer im Verein mit den Mammuthsknochen vorkommen und somit einem Pferde angehören, welches gleichzeitig mit den kolossalen Mammuthen, einer ausgestorbenen Nashornart, dem Riesenhirsch und zweier Arten großer Ochsen einst das Rheinthal bevölkerte. Es ist sehr zu wünschen, daß bei allen Erdarbeiten auf die etwa vorkommenden Ueberreste fossiler Thiere geachtet und nichts verschleudert werde, was uns aus einer Zeit Kunde geben kann, in welche kein geschichtliches Denkmal zurückreicht, namentlich sprechen wir dabei noch den Wunsch aus, daß nicht nur die Gebeine jener großen Riesenthiere, sondern auch die Knochen und Zähne kleinerer Thiere beachtet, aufgehoben und den betreffenden Behörden oder unmittelbar dem großherzoglichen Naturalienkabinet eingeliefert werden möchten.

Digitized by Google

(Cham, 18. Juni.) Vergangene Woche starb dahier der Nagelschmiedgeselle Baumann aus Regensburg. Schon seit mehreren Jahren suchte er, arbeitsscheu, sein Leben durch verschiedene Kunststücke zu fristen, die er den Gästen in Wirthshäusern gegen kleine Gaben vorzeigte; unter andern verschluckte er Steine, die er zu diesem Zwecke immer bei sich führte, und da sie immer wieder von ihm gingen, trug er kein Bedenken, dieses Kunststück vielfältig in Anwendung zu bringen. Seit ungefähr sechs Wochen gingen indessen die verschluckten Steine nicht wieder ab, und vermuthlich in der Absicht, sie durchzutreiben, ließ er nicht ab, immer wieder neue in seinen Magen zu befördern, und gab es sogar den Leuten zum Besten, seinen Unterleib zu befühlen, der durch einiges Schütteln das Geräusch eines Steinhaufens von sich gab. Baumann kam am 8. d. unwohl hier an, und äußerte den Wunsch, hier eine Kur mit sich vorzunehmen, indem, wie er meinte, hiedurch die Steine leicht aus dem Leibe zu bringen wären. Allein natürlich gelang dieses nicht; er litt fürchterliche Schmerzen, und gab nach ein paar Tagen seinen Geist auf. Bei der gerichtlichen Obduction fand man in seinem Magen die fast unglaubliche Zahl von 74 Steinen, alle von länglicher Form, von denen die größten gegen 5 Zoll lang und 1 Zoll dick waren.

Korrespondenz.

Aus dem Großherzogthum Hessen, im Juni.

In Nro. 170 der großh. hessischen Zeitung vom 21. d. M. liest man wieder eine lange Diatribe gegen Hrn. Ernst Emil Hoffmann zu Darmstadt, wozu die vielbesprochene Brandgeschichte von Niedereisenhausen abermals Veranlassung gegeben hat. Keine Arbeit war überflüssiger, keine weniger im Interesse der wahren Humanität, als dieser, angeblich aus dem Hinterlande kommende kolossale Streitartikel, der viel Indignation erregt hat. Wozu diese fortgesetzten gehaltlosen Angriffe gegen einen Mann, der als Wohlthäter und Menschenfreund unter Hessens Bürgern in erster Linie steht? Auch bei Niedereisenhausen hat er sich als solcher gezeigt und nur das hat man ihm nicht verzeihen wollen, daß er sich der ihm wegen dieses Ortes angesonnenen Collecte erst nach erhaltener Auskunft über die Größe des Brandschadens hat unterziehen wollen. War diese Bedingung inhuman? Ich glaube nicht. Oder waren die sonstigen, in seiner diesfälligen Bekanntmachung enthaltenen Bemerkungen anstößig zu nennen und in irgend einer Beziehung mit Recht zu tadeln? Eben so wenig. Denn Hr. Hoffmann hatte ja gleich von vorne herein erklärt, daß er bereit sey, zu geben, und daß er dazu mitwirken wolle, daß den Brandbeschädigten voller Ersatz für den wirklich erlittenen Verlust zu Theil werde. Mehr konnte man wohl nicht von ihm verlangen. Gleichwohl ward er der Gegenstand vielfacher Verdächtigungen und animosen Anfeindungen, die ihren Urhebern wahrlich nicht zum Ruhme gereichen.

Darmstadt, im Juni.

Kürzlich starb in dem benachbarten Eberstadt ein Mädchen, welches in seinen letzten Lebenstagen über seine Garderobe und sonstigen Mobiliarnachlaß zu Gunsten befreundeter und verwandter Personen verfügte. Die früh Verblichene hatte schon vier Wochen im Grabe gelegen, als man eine Geisterstimme in dem Sterbehause zu vernehmen glaubte. Sie schien aus der Bettstelle zu kommen, wo die Verstorbene ihren letzten Athemzug gethan hatte. Der Vorfall machte Aufsehen: die Vettern und Frau Basen des Dorfes kamen in Bewegung und schienen mit Erstaunen sich zu fragen, ob hier „ein Hereinragen der Geisterwelt in die unsrige", wie Dr. Justinus Kerner sich ausdrückt, als gewiß angenommen werden könne? Man war noch mehr erstaunt als der dumpfe Laut der schauerlichen Geisterstimme sich in ein hörbares Deutsch auflöste, verständlich genug, um den Hinterbliebenen begreiflich zu machen, daß die letzte Willensverfügung der Verstorbenen ungültig sey und daß sie eine andere Vertheilung ihres Nachlasses vorzunehmen hätten. Die Stimme eines seligen Geistes nicht zu respectiren — dies wäre mehr als Frevel gewesen. Man würde sich in seine überirdischen Anordnungen zu fügen gewußt haben, wenn nicht die Ortsbehörde andere Ansichten von diesem in unseren Tagen ungewöhnlichen Geisterspuk gehabt hätte. In Folge dieser Meinungsverschiedenheit ward der unsichtbare Geist zu nächtlicher Stunde, wo er zu reden begann, so in die Enge getrieben, daß er aus seinem Schlupfwinkel unter der Bettstelle hervorkam und sich Allen als ein wohlbekannter Knabe präsentirte. Diese prosaische Auflösung des Räthsels, dessen Ursache unschwer zu entziffern, mochte Manchen vielleicht nicht angenehm seyn, hatte aber denn doch das Gute, daß leichtgläubige Gemüther von dem vorgeblichen Geisterspuk ferner nicht mehr beunruhigt worden. Viel Lärm um nichts! wie bei dem bekannten Sonnenbrand in Eberstadt, der vor etwa drei bis vier Jahren das ganze Dorf allarmirte, bis man endlich die glückliche Entdeckung machte, daß die Refraction der Strahlen der untergehenden Sonne in den Fenstern der oberen Etage eines frei stehenden Hauses jenes wallende Feuermeer erzeugte, welches die optische Täuschung einer in heftigem Ausbruch begriffenen Feuersbrunst hervorbrachte.

Wiesbaden, im Juni.

Die große Sorgfalt, welche die herzogl. nassauische Regierung seit einer Reihe von Jahren auf großartige Verschönerungen von Wiesbaden und seiner nächsten Umgebungen verwendete, und die sehr bedeutenden Opfer, welche der dortige Stadtrath zu diesem Zweck gebracht hat, verdienen gewiß die ehrenvollste Anerkennung. Um so mehr muß es daher befremden, daß man sich noch nicht ernstlich damit zu beschäftigen scheint, einem Hauptbedurfniß Genüge zu leisten, welches von Seiten der vielen Brunnengäste, denen das Trinken des heilsamen Wassers am Kochbrunnen verordnet ist, schon längst als einer der empfindlichsten Mängel gerügt wurde. Es ist dieses nämlich der Mangel einer geräumigen und luftigen Trinkhalle zum Schutze gegen die Sonnenhitze und Regen, verbunden mit großartigen, schattigen Anlagen in deren nächsten Umgebung. Höchst mißfällig äußert man sich von vielen Seiten darüber, die sich jetzt darbietende und wohl nie wiederkehrende Gelegenheit bis jetzt nicht ernstlicher beachtet zu sehen, durch den Ankauf des Bauplatzes des ehemaligen Badehauses zur Blume mit Garten u. s. w., den zahlreichen Brunnengästen diejenigen nothwendigen Annehmlichkeiten baldmöglichst zu verschaffen, auf welche selbige gerechte Ansprüche zu haben glauben. Man wurde es allgemein sehr bedauern, und die Bewohner von Wiesbaden es sicher auch späterhin zu beklagen haben, wenn ein so sehr gefühltes Bedürfniß unbefriedigt bleiben sollte und ist der Meinung, daß es selbst im Interesse der hohen Staatsbehörde liege, dem Stadtvorstand, nöthigenfalls mittelst pecuniärer Unterstützung, die Ausführung eines so rühmlichen Unternehmens möglichst zu erleichtern. Durch den Abbruch des Badehauses zur Blume und der sogenannten kleinen Trinkhalle erfreuen sich jetzt die Brunnengäste der Wohlthat einer freieren und reineren Luft, und wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben, das so höchst nothwendige und in seinen Folgen wichtige Unternehmen recht bald in's Leben treten zu sehen.

Mehrere Brunnengäste.

Theater-Anzeige.

Montag, 4. Juli. Die Puritaner, große Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. (Gastrolle) Georg: Hr. Kunz, vom ständischen Theater zu Prag.

Mittwoch, den 6. Juli. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt) Der Templer und die Jüdin. Große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Marschner. (Gastrolle) Brian de Bois Guilbert: Herr Kunz, vom k. k. ständ. Theater in Prag. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 183. Dienstag, den 5. Juli 1842.

Lieutenant Rocquevert.

(Fortsetzung.)

„Ja, meine Herren," fuhr Kaspar fort, indem er ein Glas auf den Tisch setzte, das er so eben geleert . . . „ich will ein wenig von diesem Ragout nehmen. — Das ist nicht alles; vor drei Tagen befahl der König Morgens um zehn Uhr einen allgemeinen Angriff."

„Bei Tag einen Angriff!" rief der Baron, „das geschah zu meiner Zeit nur Nachts."

„Ganz recht," erwiederte der Diplomat, „allein seit der Einnahme von Valenciennes hat man das Verfahren geändert. Bei diesem allgemeinen Angriff handelte es sich darum, dem Feinde eine Redoute und eine Verschanzung von mehr als vierhundert Toisen Länge zu nehmen. Der König befehligte die Tranchern. Er befand sich in Person an der Spitze seines Regimentes, und gab seine Befehle auf halbe Musquetenschußweite. Es standen nur drei Schanzkörbe vor ihm, welche Graf von Fiesque, sein diensthabender Adjutant, vor ihm aufstellen ließ, um ihn zu decken. Es war ein gefahrvolles Vertheidigungswerkzeug! Diese Schanzkörbe waren mit Steinen gefüllt, und es brauchte nur eine Kanonenkugel hineinzufallen, um im Hintergrund eine schöne Niederlage anzurichten. Eine Prellkugel verwundete den Herrn Grafen von Toulouse an der Hand, welch Letzterer sich fast buchstäblich zu den Füßen des Königs befand. „„Ist Jemand verwundet?"" fragte der Fürst, der das Pfeifen der Kugel gehört. — „„Sire,"" sagte lächelnd der junge Graf, „„es kömmt mir vor, als sey ich getroffen.""

„Herrliche Antwort!" rief der Greis, dessen Augen bei dieser Erzählung flammten. „Ach, Adel, wie stolz ist man, dir anzugehören."

Der Chevalier verbeugte sich voll Ceremonie, Kaspar machte dieselbe Bewegung, doch leuchtete einige Ironie hervor, die sein Oheim nicht bemerkte.

„Mit solchen Männern und unter einem solchen Monarchen würde ich die Welt erobert haben," sagte der Gouverneur, seinen Arm ausstreckend.

„Die Belagerten widerstanden auch solch einem Ueberfall nicht lange. Unsere Bomben ließen sie nicht zu Athem kommen. Mit jedem Augenblick sahen sie entweder ihre Kameraden, ihre Söldlinge, ihr Brod oder ihren Wein in die Luft sprengen. Sie waren zum Theil so feig, sich auf die Erde niederzuwerfen, wie man es macht, wenn man eine Bombe fliegen sieht; Andere blieben, Alles aufs Spiel setzend, fest wie die Mauern; und ein dritter Theil hatte sich Nischen in die Verschanzungen gemacht, und hielt sich darin beständig versteckt. Die Musquetiere und Grenadiere hatten kaum die Brustwehr angegriffen, so verließ alsbald der Feind, in der Furcht, abgeschnitten zu werden, plötzlich den bedeckten Weg, und ließ bald nachher Chamade schlagen; kurz, die Stadt ist unser."

„Es lebe der König! ich will beleuchten," rief der Gouverneur.

„Hüten Sie sich wohl davor," bemerkte Kaspar. „Wir haben allerdings die Stadt, doch nicht die Schlösser . . ."

„Die Schlösser, nun die Schlösser werden wir bald haben," versetzte der Gouverneur, seine Partie ergreifend; „um Eure Schlösser gebe ich keine Unze."

„Sie, das glaube ich wohl," bemerkte der Neffe; „das beweis't, daß Sie dieselben nicht kennen."

„Man wird sie nehmen," behauptete der Gouverneur, der gewünscht hätte, daß die Sache schon abgemacht gewesen wäre, um seine Idee mit der Illumination ausführen zu können.

Während jener flüchtigen, von Kaspar gemachten Schilderung, die seine Zuhörer so ganz gefesselt, hatte sich nur Sylvanire dieser interessanten Erzählung entzogen, und die allgemeine Befangenheit benützt, um in einer Ecke des Zimmers das Papier mit aller Vorsicht zu lesen, das ihr ihr Vetter bei seiner Ankunft zugestellt. Stehend, und der Gesellschaft den Rücken gewendet, um das Manöver besser verbergen zu können, hatte sie verstohlen und in Zwischenräumen die Augen auf jenes Dokument geworfen. Als sie geendigt hatte, wankten ihre Füße, ihre schönen Augen vergingen, und sie suchte das verrätherische Papier in den Falten ihres Kleides zu verstecken, allein der zarte Arm versagte ihr den Dienst, und das arme Mädchen sank, noch mit dem Papier in der Hand, auf einen Stuhl.

Bei dem Seufzer, mit welchem jene Ohnmacht begann, wandte sich ihr Vater um, und hatte keine große Mühe, deren Veranlassung zu entdecken; er ging auf Sylvaniren zu, ergriff hastig das überschriebene Blatt, und las, was folgt:

Tagsbefehl, aus dem Quartier des Herrn von Boufflers.

„Herr von Rocquevert, Lieutenant im Regimente Grenadier zu Pferd, wird, weil er auf wiederholte Ermahnung den Befehlen seiner Vorgesetzten entgegenhandelte, und um den Folgen zuvor zu kommen, die eine solche Insubordination herbeiführen

Digitized by Google

könnte, während der Dauer des Feldzuges von der Armee zurückgeschickt, er kann sich auf sein Ehrenwort nach Picquigny oder nach Sankt-Quintin begeben, wohin es ihm gefällt, und dort seinen Arrest aushalten."

„Desto besser!" murmelte der Vater, doch in der Art, um von Sylvanirен, die nach und nach wieder zu sich kam, nicht gehört zu werden. „Desto besser! Das befreit mich von ihm, denn ich denke mir, nach solch einer Entehrung wird er nicht mehr so kühn seyn, Ansprüche auf meine Tochter zu machen. Was hat aber denn der eingebildete Schurke getrieben?"

„Das ist ganz einfach, lieber Oheim; er ist von unserer Nationalkrankheit angesteckt, welche die Italiener furia francese nennen, allein in einem für die militärische Disziplin unerträglichen Grad. Vor dem Sturm der großen Redoute hatte Vauban, der die übertriebene Hitze unserer Soldaten voraus sah, dieselben folgendermaßen angeredet: „Meine Söhne, man verbietet Euch nicht, Euch nach Gefallen von der Brustwehr herab todtschlagen zu lassen, doch werde ich fünf Tambours an meiner Seite behalten, um Euch zurückzurufen, wann es Zeit seyn wird. Sobald Ihr diese hört, ermangelt nicht, auf Eure Posten zurückzukehren."

„Was das schön ist, so von Soldaten sprechen zu hören," bemerkte Chevalier von Vagnac.

„Wohlan! lieber Oheim, Rocquevert fand diesen Befehl unausführbar, und klimmte, ungeachtet der geschlagenen Retraite, auf eine Bastion, und führte zwei Gefangene herbei, nachdem schon Jedermann in's Lager zurückgekehrt war. Für dieses Mal gab ihm Herr von Savoie einen strengen Verweis, und damit war der Offizier davon gekommen. Bei einem zweiten Angriff erklärte Herr von Maupertuis, der an der Spitze seiner Grenadiere marschirte, wenn ihm Jemand voraus eile, werde er ihn eigenhändig niederstoßen. Sich über diese Drohung ärgernd, wurde Rocquevert ungehorsam; Herr von Maupertuis aber stieß ihn, ohne ihn zu verwunden, mit zwei Stößen seiner Partisane zu Boden. Der Lieutenant raffte sich rasch auf; eilte seinem Chef voran, und erklimmte, als der Erste, eine Bastion; allein jener kühne Streich hätte bald eine Verwirrung in die Armee gebracht. Das Kommando wurde nicht mehr verstanden, und Alles ging in Unordnung auf den Feind los. Nach dem Treffen lenkte der wüthend aufgebrachte Herr von Maupertuis den Zorn des Königs auf den ungehorsamen Offizier, und man sah ihn strenge bestraft, um an einem Einzigen ein Exempel zu statuiren, der einer ganzen Armee ein so gefährliches Beispiel gegeben."

„Das ist ganz recht," sagte der Gouverneur, „das wird ihn belehren . . . Wo würde es hinkommen, wenn es jedem Unsinnigen erlaubt wäre, seinem Kopfe zu folgen . . . Das wäre eine schöne Disziplin, meiner Treu!"

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus der Moldau.

(Von Professor Doktor Tollhausen, gewesener Provisor bei der adeligen Michaelisacademie in Jassy.)

(Fortsetzung.)

Die moldauischen Postillone, Surudschy, unter denen man Knaben von zwölf Jahren findet, sind bei dauerhaft in Stand gesetztem Fuhrwerk die zuverlässigsten Kosselenker. Sie verstehen ihr Geschäft aus dem Grunde, und wenn sich auch hin und wider ein Unfall ereignet, so ist es immer dem schlechten Zustand der Wägen, nie der Leitung der Postknechte zuzuschreiben. Sie sind ein guter Schlag Leute, in Strapatzen abgehärtet, dienstfertig und in der Noth erfinderisch. Aeußerst arm, aber ehrlich, leben sie bloß von den Trinkgeldern, die sie vom Reisenden erhalten: denn ihre Besoldung ist der Art, daß ihnen wenig übrig bleibt, um sich zu kleiden und das zu ihrem Zuge benöthigte Strickwerk, das sie selbst stellen müssen, anzuschaffen. Ihre Sommerkleidung besteht in einem leinenen Anzug, der die Stelle des Hemdes und Kittels versieht, in wollenen Beinkleidern, dann in einem breitrandigen Hut, um welchen ein farbiges Band flattert, endlich in Bundschuhen oder Stiefeln. Die Winterkleidung weicht hierin nur darin ab, daß der Hut mit einer Mütze von Schaafpelz verwechselt und ein Mantel aus dicht gewirktem Stoffe getragen wird.

Wenn der Fürst das Land bereist, so wird den diensthuenden Postillonen von den betreffenden Postmeistern die fürstliche Postillonsmontur verabreicht, die in hohen Stiefeln, ledernen Beinkleidern und grünem Frack mit einem dreieckigen Hut, auf dem ein rother Federbusch weht, und endlich in dem eigentlichen Attribut der Postillone, dem Posthorn, besteht.

Die früher meistens unterirdisch angelegten Posthäuser sind nunmehr über den Erdboden errichtet. Sie lassen jedoch in Hinsicht der innern Einrichtung für den Reisenden Alles zu wünschen übrig, da sie in ihrer armseligen Bauart kaum Platz für den Posthalter und dessen Personal gewähren, geschweige denn irgend eine Erquickung darbieten: ein Umstand, der um so fühlbarer, da man die Landstraße dünn bevölkert findet und oft einen halben Tag fahren kann, um einen Ort zu berühren, der weder einen Gasthof noch ein gehöriges Einkehrhaus darbietet, und wo man für gutes Geld höchstens ein Stück trocknes Brod und ein Glas sauern Weins erhalten kann. Es ist daher dem Reisenden anzurathen, sich vor seiner Abreise nicht nur mit Speisen und einem guten Getränke wohl zu versehen, sondern auch sein Reisegefähr in besten Zustand setzen zu lassen; denn bricht unterweges ein Rad, so mag er halbe Tage in der Oede verweilen, ehe in der Umgegend ein Schmied oder Wagner aufgetrieben werden kann, der dem Uebel abhelfe.

Neben dieser fürstlichen Postanstalt unterhalten einige Bojaren auch Privatpostzüge zu ihrem eigenen Gebrauche im Binnenlande.

Beim Eintritt in das Land muß der Reisende der Gränzbehörde seinen Paß zur Visirung vorzeigen und ihn bei der Schranke der Hauptstadt abgeben, um ihn andern Tages visirt von dem Polizeiamte abzuholen und sich bei seinem betreffenden Consulate anzumelden. Beim Austritt aus dem Lande ist zuvörderst die Visirung des Passes von dem Consulat (wenn der Reisende ein Ausländer ist), sodann von der Hatschie (Polizei), und endlich von der Hetmanie (Gränzgeneralat) erforderlich. Zur Visirung des Passes bei den beiden letzteren Behörden erhält der Reisende von seinem Consulate, außer dem Visa seines Passes, noch einen Schein an die Hatschie zur weiteren Visirung. Für das erstere Visa zahlt er in der Regel drei Zwanziger, das zweite Visa wird nach Belieben vergütet, und für letzteres zahlt man einen Silberrubel. Für Reisen binnen der Landesgränze ist eine einfache Ravasch de Drum oder Wegezettel von der Hatschie, auf schriftliche Empfehlung des Consulats dem Fremden ertheilt, hinreichend. Erst gegen Vorwei-

Digitized by Google

sung dieses Wegezettels ist die Posthalterei befugt, die Podroschna oder den Postschein auszustellen, auf welchem die Anzahl der benöthigten Postpferde verzeichnet ist, und der auf jeder Poststation vom Postmeister unterzeichnet wird. Die Podroschna wird für die ganze Strecke im Voraus bezahlt. Keine weiteren Pferde, als die auf der Podroschna verzeichneten, werden auf den Zwischenstationen dem Fremden, selbst dann nicht, wenn er sie für höchstnöthig zu haben erklärte, verabfolgt. Dieses darf aber nicht auffallen; denn da zur Abfahrt der Post keine regelmäßige Stunde bestimmt ist, und man sich dieser Anstalt zu jeder Zeit des Tages und der Nacht bedienen kann, so ist es auch leicht einzusehen, daß manche Postroute der Pferde nicht genug herbeitreiben könnte, wenn Jeder, außer den ihm auf seinem Postschein verzeichneten Pferden, nach Belieben noch einen weitern Vorspann in Anspruch nehmen wollte. Daher muß man sich gleich Anfangs mit der gehörigen Anzahl Pferde versehen, weil die moldauische Post keine andere als eine Extrapost ist, bei welcher die Generalpostexpedition darauf zu wachen hat, daß auf den respectiven Zwischenstationen nicht alle Pferde auf einmal vergriffen werden. Jetzt soll aber von Galacz über Jassy bis an die Gränze der Bukowina nach Czernowitz ein regelmäßiger, nach österreichischer Art projectirter Diligencencours ins Leben treten, und so dem allgemein gefühlten Bedürfniß, dem Publikum durch festgesetzte Abfahrt und Ankunft die Reise erträglicher zu machen, abgeholfen werden. Man findet Postzüge von sogar zwölf Pferden. Das Pferd kostet per Station 1 Piaster 30 Para. Für die Karruzze wird nichts bezahlt.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Pflanzen abzuformen.) Um lebendige Pflanzen sich zu künftigen naturgetreuen Modellirungen abzuformen, beobachte man, nach Heigelin, folgendes Verfahren: Man nehme gleichmäßig angefeuchtete Sägespäne, stampfe sie in ein Kästchen und ebene die Oberfläche durch Aufdrücken eines Brettchens. Auf die so erhaltene Fläche lege man die aufzuformende Pflanze zurecht, indem man diejenigen Theile, Stengel oder Blattspitzen, welche tiefer zu liegen kommen sollen, in die Sägespäne eingräbt, die höher oder hohl zu liegen bestimmten mit Sägespänen fest unterstopft. Hierauf reinige man die abzuformenden, zu Tage liegenden Theile der Pflanze mittelst eines Pinsels sorgfältig von Sägespänen und übergieße sie sodann vorsichtig von innen nach außen mit Gyps. Ist derselbe erhärtet, so wird er von den anhängenden Sägespänen gereinigt und die Pflanze aus der Form herausgenommen. Die Theile, welche mit Gyps unterlaufen sind, hat man mit Vorsicht so auszuschneiden, daß die zu machenden Abgüsse leicht aus der Form fallen.

Eine Versammlung deutscher Architekten wird im September d. J. zu Leipzig gehalten werden.

(Heidelberg.) Bekanntlich erschienen im vorigen Halbjahr geschärfte Maßregeln gegen die Duelle, in Folge deren mehr als ein Student weniger die hiesige Hochschule bezogen haben soll. Seit einiger Zeit ist es nun dem Wirth in der Hirschgasse, wo seither die „Paukereien" stattfanden, auf's entschiedenste untersagt, seinen Saal für dieselben wieder herzugeben. Die Studenten fahren nun nach Ziegelhausen, und das Uebel ist nur ärger geworden. Wegen der weiteren Entfernung wird von den Studenten gewöhnlich die Forderung geschärft und der Ausgang blutiger; außerdem geht gewöhnlich der ganze Tag verloren, während in der nahgelegenen Hirschgasse nur eine oder ein paar Stunden, und so kommt es, daß man die „flotten Bursche" immer weniger im Colleg sieht, die Fleißigen aber Gefahr laufen, Duckmäuser zu werden. An das Heilmittel, das bereits aus der Studentenwelt selbst durch die Burschenschaft sich gebildet hatte, das man unterdrückte, an die Ehrengerichte, eine Jury von Studenten, freigewählt etwa unter dem Vorsitz eines ebenfalls gewählten Professors, scheint Niemand zu denken, und doch kann man wahrlich keinem jungen Manne zumuthen, daß er wegen Beleidigungen seiner Commilitonen zum Universitätsamtmann, wie ein schwächliches Kind zu seiner Mutter, läuft und Anzeige macht; zumal in Ehrensachen kann Jeder nur von Seinesgleichen gerichtet werden.

(Mannh. Abendbl.)

Die große Zahl der Unglücksfälle, welche den Dampfbooten in den Gewässern Nordamerika's fortwährend begegnen, ist um einige neue vermehrt worden. Das Dampfboot Westwind wollte eben von Louisville weiter fahren, als einer der Rauchfänge mit furchtbarem Knall zersprang. Mehrere der Verdeckspassagiere wurden furchtbar verbrüht, und fünf darunter tödtlich verletzt; die Cajütenpassagiere kamen unverletzt davon. Unter den vielen Personen, die über Bord sprangen, sind einige ertrunken. — Auf einem Dampfboote bei Neu-Orleans sprang am 26. Mai der Kessel und wurde über Bord geschleudert. Der Steuermann und drei Matrosen kamen um's Leben; mehrere andere Personen wurden verwundet. Das Boot selbst gerieth in Brand und wäre beinahe gänzlich vom Feuer verzehrt worden.

(Die große Sonnenfinsterniß am 8. Juli.) Am 8. Juli ereignet sich eine der größten Sonnenfinsternisse dieses Jahrhunderts, welche in ganz Europa, fast in ganz Asien, mit Ausnahme einiger südlichen Länderspitzen, im nördlichen Theile von Afrika und einem kleinen nördlichen Theile von Neu-Holland und Neu-Guinea sichtbar seyn wird. Für einen sehr ansehnlichen Strich der Erde wird sie total seyn. Die Zone der totalen Verfinsterung beginnt im atlantischen Meere, durchschneidet Portugal, Spanien, Süd-Frankreich, Nord-Italien, Oesterreich, Ungarn, Rußland und Asien. Nur ein kleiner Theil der deutschen Städte, nämlich der südöstliche, sieht die Finsterniß total, unter diesen namentlich Wien. Der Mond verdeckt dort die Sonne auf eine kurze Zeit ganz, da sein scheinbarer Durchmesser um ein Geringes größer ist, als der scheinbare Sonnen-Durchmesser. In Berlin bleibt von der Sonne im Moment der Verfinsterung noch eine schmale Sichel sichtbar, deren Breite nur den neunten Theil des Durchmessers der Sonnenscheibe beträgt. Genau eben so groß sehen die Finsterniß Bonn, Göttingen, Königsberg in Preußen und Nicolajew in Rußland. Verbindet man diese Punkte auf einer Karte durch eine Linie, so sehen alle Orte, welche nördlich von derselben liegen, die Sonne um so weniger verfinstert, je weiter sie von ihr abstehen, dagegen wird denen, welche südlich von derselben liegen, um so mehr von der Sonne verdeckt, je wei-

ter sie von ihr entfernt, oder je näher sie der Zone der totalen Verfinsterung liegen. In Stockholm z. B. behält die Sonnensichel eine Breite von einem Fünftel des Durchmessers der Sonnenscheibe, in Altona ein Sechstel, in Breslau ein Zwanzigstel, in München dagegen nur ein Vierzigstel. (Berl. Bl.)

Der „Pilot" sagt: Duller beginnt als Historiker eine immer verdienstlichere und anerkennenswerthere Stellung einzunehmen. Seiner trefflichen „Geschichte der Niederlande" hat er jetzt die „Neuen Beiträge zur Geschichte Philipps des Großmüthigen" (Darmstadt, Hofbuchhandlung von G. Jonghaus) folgen lassen, in welchen er in den Briefen dieses Fürsten sehr wichtige Documente zur Geschichte des Reformations-Zeitalters zusammengestellt hat. Besonders hat Duller das deutsche Reformations-Archiv in Brüssel, dessen Rettung und Ordnung dem Dr. Coremans verdankt wird, zu diesem Zweck trefflich ausgebeutet. Die von ihm aufgefundenen Briefe Philipps des Großmüthigen charakterisiren den Landgrafen und seine Zeitverhältnisse so erschöpfend, wie es bisher noch nicht geschehen ist, und werfen auf seine merkwürdige Stellung oft ein ganz neues Licht. Die eigenen historischen Darstellungen Dullers zeichnen sich durch eine große Lebendigkeit und Popularität aus, und da er sich zugleich des gründlichsten Quellenstudiums befleißigt, so lassen sich auf diesem Felde noch sehr tüchtige Leistungen, namentlich für einzelne Perioden der deutschen Geschichte, von ihm erwarten.

Korrespondenz.

Dresden, 30. Juni.

Bei der fortschreitenden Gesangsbildung unserer Tage ist es erfreulich, wahrzunehmen, daß die Sängerfeste von Männerchören immer mehr Eingang finden und von Jahr zu Jahr an Ausdehnung mehr und mehr gewinnen. Auch Sachsen, der Sitz der Wissenschaften und Künste, bleibt darin nicht zurück. Längst schon haben sich hier und da im Lande Vereine gebildet, deren Aufgabe es ist, den Gesang in seiner höchsten Kunst zu üben. Um nun von den Leistungen, welche die Mitglieder der verschiedenen Gesangvereine seit Jahren zu erringen sich bemühten, öffentlich eine Probe abzulegen und den Bewohnern Dresdens einen Genuß zu verschaffen, ist von dem Vorstande der hiesigen „Liedertafel" und dem des „Orpheus" in Uebereinstimmung mit den Mitgliedern beschlossen worden, den 8. und 9. August d. J. hier ein großes Männer-Gesangsfest zu veranstalten, zu welchem die Genehmigung des hohen Ministeriums bereits erfolgt ist. Sänger und Gesangsfreunde Sachsens und anderer Länder, welche diesem Feste beizuwohnen wünschen, werden höchst willkommen seyn. Nach den Bestimmungen, welche in Bezug auf die Festfeier vorläufig getroffen worden sind, versammeln sich die Sänger am Vorabende des Festes, den 7. Aug., zur wechselseitigen Begrüßung und ersten Gesangsprobe im „Hotel de Pologne." Am folgenden Morgen werden die Proben fortgesetzt und das Nöthige vollends besprochen und angeordnet. Das Fest selbst beginnt um 12 Uhr Mittags mit einer Sängerfahrt von der Elbbrücke an stromaufwärts in festlich geschmückten Gondeln. Festgesänge und Lieder, welche unterhalb der Brühl'schen Terrasse, bei der Ankunft in Blasewitz, dem Geburtsorte Naumanns, bei der Abfahrt von Loschwitz, einem Lieblingsaufenthalte Schiller's, und nach der Rückkunft an die Elbbrücke gesungen werden, wechseln mit andern, welche nach eigener Wahl von den verschiedenen Chören zu bestimmen sind, ab. Den Tag beschließt ein heiteres Mahl im Hotel de Pologne. Der zweite Theil des Festes wird in einem Sängerzug bestehen. Die Sänger begeben sich am folgenden Tage, den 9. Aug., in zwei Abtheilungen über die beiden Hochränder des Plauen'schen Grundes; dann geht's im Thale wieder zurück bis zum Reisewitz'schen Garten, wo noch einige Gesänge aller wieder vereinigten Chöre Abends um 9 Uhr das Fest würdig beschließen werden. — Die Theilnahme für die schwergeprüfte Hansestadt gibt sich hier immer noch auf eine höchst erfreuliche und Sachsens würdige Weise kund. Aus allen Städten des Landes, aus jedem Dorfe und Weiler gehen noch fast täglich Beiträge ein, wozu unsere öffentlichen Blätter, unter ihnen besonders die „Vaterlandsblätter" von Schäfer, mitgewirkt haben. Unter den über dieses Brandunglück erschienenen Schriftchen, deren Ertrag ebenfalls jenen Unglücklichen bestimmt worden ist, verdienen das von Dr. Saß (Leipzig, Reclam) und ein zweites von F. Schrader (Leipzig, Wiendrack) als die vorzüglichsten genannt zu werden. Letztere besonders zeichnet sich durch getreue Darstellung und Mannichfaltigkeit im Inhalt aus und hat hier viele Theilnahme gefunden.

Charade

Das Wort, von dem ich räthselhaft hier rede
Hat nur drei Sylben, von zwei Zeichen jede;
Im deutschen Ohr auch hat es guten Klang,
Obgleich es aus roman'schem Stamm entsprang.

Ein Wort, oft ersonnt aus eurem Neros,
Den ächten Anfang eines alten Epos,
Ein Wort, das Rom der Völker Herrschaft gab,
Habt ihr, trennt ihr die letzte Sylbe ab.

Von Gottes Gnaden ein Monarch, ohn' Tadel
Von Anfang, ahnenlos und doch von Adel
War, den mein Wort — rückwärts gelesen — nennt,
Wenn ihr davon die erste Sylbe trennt.

Wenn ihr der letzten Sylbe letztes Zeichen
Voran zur Ersten setzt, zu Seinesgleichen,
So nennt euch diese einen schweizer Fluß,
Der bringt dem Rhein der Alpen letzten Gruß.

Die Letzte wird als erstes Kindeslallen
Der zarten Mutterliebe stets gefallen:
Conjunction des Grunds, Adverb vom Ort,
Lateinisch Verbum — ein verhaßtes Wort.

Frech gegen eine Königin der Wogen
Kam einst das Ganze nordwärts hergezogen:
Der Uebermuth fand den verdienten Lohn,
Und mehr und mehr sank ein sonst starker Thron.

Auflösungen in Nro. 179.

Logogryph: Teller, Keller, Heller.
Scherzräthsel: Tonkünstler und Thonkünstler (Töpfer.)

Theater-Anzeige.

Dienstag, 5. Juli. Macbeth, Trauerspiel in 5 Abth., von Schiller.

Mittwoch, den 6. Juli. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt) Der Templer und die Jüdin. Große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Marschner. (Gastrolle) Brian de Bois Guilbert: Herr Kunz, vom k. k. ständ. Theater in Prag. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. K. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Sohn.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 184. Mittwoch, den 6. Juli 1842.

Lieutenant Rocquevert.

(Fortsetzung.)

Sylvanire, die unter der Last ihres Kummers von dieser Erzählung nichts gehört hatte, und durch die Sorgfalt ihrer Cameristа nach und nach wieder in's Leben zurückkehrte, seufzte schmerzlich und sagte:

„In Ungnade, weggejagt! armer Rocquevert!"

„Ich finde, daß man ihn noch nicht hinreichend gestraft hat," bemerkte rauh der Gouverneur, „er hätte ja auf den Erfolg des Angriffs störend einwirken können, und statt daß ..."

Hier reichte ihm Kaspar den Arm entgegen, stand vom Tische auf, und sagte zu ihm:

„Lieber Onkel, ich habe Ihnen noch ein Staatsgeheimniß anzuvertrauen."

„Ein Staatsgeheimniß," versetzte laut von Sonningen, „Sie erzeigen mir eine große Ehre, Herr Neffe; kommen Sie mit mir in mein Kabinet Sie werden erlauben?" sagte er zum Chevalier.

„Wie! ob ich erlaube .... wenn es sich um ein Staatsgeheimniß handelt!" antwortete rasch, mit Emphase, der Gascogner.

Der Neffe folgte nun dem Oheim in das anstoßende Zimmer. Doch ehe er hineintrat, beugte er sich zum Fenster hinaus, und rief den Leuten von seinem Gefolge zu:

„He da! spannt die Maulesel an meine Chaise, ich komme sogleich hinunter!".

Der Gouverneur schloß Fenster und Thüren, indem er unbedingt meinte, es verhalte sich mit einem Staatsgeheimniß wie bei Liqueur, bei dem man, um ihn aufzufangen, alle Löcher verstopft, wenn man nicht will, daß er davon fliegt.

Ungeachtet dieser übertriebenen Vorsicht, führte der Baron den Diplomaten noch in eine Ecke, und sagte mit feierlicher, doch leiser Stimme zu ihm: „Ich bin bereit, Sie zu hören."

Wir wissen nicht, was ihm Kaspar von Lavedan anvertraute, nur das, daß eine Minute später der Onkel und der Neffe in den Salon zurückkehrten, in welchem sie den Chevalier und das junge Mädchen zurückgelassen.

Der Baron schien von dem ihm mitgetheilten Geheimniß tief ergriffen, denn er sah wenigstens sehr nachdenklich aus.

„Sie verstehen mich," sagte der Diplomat ganz laut zu ihm. „Sie thun, als wüßten Sie nichts. Bleiben Sie auf der Hut!"

„Seyn Sie unbesorgt," sagte der Baron, die Hand auf's Herz legend.

„Sie wissen, was es heißt, ein Staatsgeheimniß auszuplaudern! ..."

„Stille! ..." versetzte der Gouverneur, als wären die Worte des Diplomaten eine Unbescheidenheit gewesen.

„Nun, ich verlasse mich auf Sie, lieber Oheim ... Und küsse Ihnen die Hand. Leben Sie wohl!"

Dieses sagend, nahm der junge Diplomat den Hut unter den Arm, und sprang hüpfend zur Thüre hinaus. Sylvanire wollte Lavedan begleiten, und dieser reichte ihr, um sie die Treppe hinab zu führen, seinen Arm. Das arme Mädchen war noch ganz bestürzt, und weinte.

Im Hofe angelangt, trennte sie sich traurig von ihrem Vetter, und erhielt von ihm einen zärtlichen Kuß, bei welchem ihr der Diplomat in's Ohr raunte:

„Hoffen Sie immerhin, Cousine, noch ist nicht Alles verloren. Morgen kömmt Rocquevert hier vorüber, da können Sie ihn sehen. Leben Sie wohl!"

Zugleich setzte Lavedan seinen Hut auf, stieg rasch in seine Chaise und gab das Zeichen zur Abfahrt. Die Peitschen klatschten, die Schellen am Halse der Maulthiere ertönten, bis sich nach und nach der Lärm der Equipage in der Entfernung verlor.

Eine Stunde später erloschen alle Lichter, und sämmtliche Bewohner des Schlosses von Picquigny, mit Ausnahme Sylvanirens, sanken in tiefen Schlaf. Der Schmerz des armen Mädchens brach in jener Dunkelheit und Stille noch viel heftiger hervor, es verhielt sich mit ihm wie bei den Kirchenlampen, die beständig brennen, deren Helle aber in der Finsterniß und nächtlichen Ruhe viel mehr hervorleuchtet.

III.

Den folgenden Morgen in der Dämmerung ritt Lieutenant Rocquevert langsam einen kleinen Hügel hinan, von dessen entgegengesetzter Seite man nach Picquigny hinab stieg. Schon hörte er das Summen der kleinen Stadt, die mit den weichenden Schatten der Nacht und dem Rauche der Kamine allmählig aus dem Thale hervortauchte. Ein durchsichtiger Nebel schwebte über ihr, er war die Folge von einem jener Sümpfe, deren sich in dieser Gegend, die man Amphibie nennen möchte, so viele vorfinden, und welche wegen der vielen Brücken, die man genöthigt war, über jene Sümpfe zu führen, Ponthieu genannt wird. Rocqueverts Pferd hielt einen regelmäßigen Schritt, und das Haupt senkend, gleich

Digitized by Google

seinem Herrn, schien es die schmerzlichen Gefühle desselben zu theilen. Unglücklicherweise hatte Rocquevert Ursache, verstimmt zu seyn, indem nur zu gute Beweggründe vorlagen, sein Geschick anzuklagen. Mißgeschick von allen Seiten, im Kriege, der sein Handwerk war, und in der Liebe, die ihn beglückte. Zum ersten Mal war er gezwungen worden, dem Feinde den Rücken zu kehren, zum ersten Mal dazu verdammt, seinen Degen in die Scheide zu stecken, weil er ihn zu oft aus derselben gezogen, gerade ungefähr so, wie man Landstreicher durch Einsperren züchtigt.

Seiner Liebe zu entsagen, war Rocquevert keineswegs gesonnen, denn seine Neigung wie seine Tapferkeit waren die einzigen Beweggründe, die ihn von der Armee, wie aus dem Schlosse in Picquigny vertrieben hatten. An jenem Orte, an welchem ihn dieses Mal mehr die Macht süßer Erinnerungen, als seine Reiseroute nach Sankt-Quentin vorüberführte, gedachte er sich nicht aufzuhalten. Obgleich der Lieutenant nicht die Absicht hatte, im Schlosse einzusprechen, das man ihm sicher vor der Nase zugeschlagen hätte, da man ihm bei dem Weggehen die Thüre auf den Rücken geworfen, so hoffte er doch Sylvanire im Vorüberreiten zu sehen. Eine Sache allein ärgerte und beunruhigte ihn. Kaspar von Lavedan hatte einen ganzen Monat hindurch mit Sylvanire, seiner Cousine, unter einem Dache zusammen gewohnt. Dieser Kaspar war ein süßes Herrchen, ein Geck, und diesen Diplomaten hatten die Damen, die der Armee gefolgt waren, und welche der König nach Maubeuge zurückgeschickt hatte, allerliebst gefunden. Kaspar sagte ihnen gerne Artigkeiten; und wollte man ihm glauben, so wurde ihm eine jede die Clelia, sobald er nur Aronce seyn mochte.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus der Moldau.

(Von Professor Doktor Tollhausen, gewesener Provisor bei der adeligen Michaelisacademie in Jassy.)

(Schluß.)

Man kann nunmehr das Fürstenthum in seinem ganzen Umfange mit der größten Sicherheit bereisen. Wenigstens hat Steller dieses das Land zu verschiedenen Jahreszeiten, bei Tag und bei Nacht in allen Richtungen befahren, und nie kann er sagen, daß ihm das Geringste weder gewaltthätig noch heimlich abhanden gekommen ist. Zwar erhebt sich manche Stimme, die in dieser Beziehung mit oft selbst erfundenen Mährchen den geduldigen Zuhörer unterhalten zu müssen vermeint. Allein es bedarf für den Wahrheitsliebenden nur einer leisen Erkundigung, an der Quelle geschöpft, um einen abermaligen Beweis zu haben, wie wenig diesen Gerüchten Glauben beizumessen ist. Es ist auch schlechterdings keine Veranlassung vorhanden, was zu dem Glauben, daß sich auf dem flachen Lande stehende Räuber oder Strauchdiebe aufhalten sollten, berechtigen könnte; denn einestheils ist es hier nicht üblich, auf Reisen Sachen von Werth mitzunehmen, anderntheils ist die moldauische Post viel zu schnell und in ihrem Erscheinen viel zu unregelmäßig, als daß sie überrumpelt werden könnte. Dabei reizen die meilenweit von einander entfernten Dörfer mit ihren ärmlichen ober- und unterirdischen Hütten und ihrer öden Umgegend keineswegs zur Raubsucht; das Bojarenhaus ist aber zu fest und zu gut mit Scharwächtern bestellt, als daß es Räuber wagen sollten, geheime Anschläge auf dasselbe auszuführen. Wenn hier von Raubgesindel die Rede ist, so verwahre ich mich gegen jede Mißdeutung; es soll damit nicht gesagt seyn, als sey dieses Land das Einzige, das keine Diebe hätte. Ich sage nur, daß man mit der Post sicher fährt. Zudem haben die von der jetzigen Regierung zur Vertilgung der Räuber genommenen Maßregeln, durch Errichtung eines Corps stehender Polizeireiter (Slugitors), sich auf's wirksamste bewiesen und dem Raubwesen fast aller Orten im Fürstenthum ein Ziel gesetzt.

Wenn auch in neuerer Zeit ein früher unter dem Namen Petrar bekannter Bösewicht plötzlich wieder in der Moldau auftauchte, aus der er lange verschwunden zu seyn schien, so geschah dies mehr in der Absicht, sich mit Staat und Kirche auszusöhnen, als seine Räubereien auf's neue zu beginnen. Denn nachdem er durch sein Erscheinen auf einem Bojarensitz seine Anwesenheit, jedoch ganz friedlich, bekundet hatte, soll er sich an die Regierung gewendet haben: nunmehr von seinen Verirrungen zurückgekommen, wünsche er sehnlichst, in den Schooß der bürgerlichen Gesellschaft und der Kirche zurückzutreten, und als Erkenntlichkeit dieser Gnade und zum Zeichen seiner aufrichtigsten Reue sey er erbötig, eine namhafte Summe Geldes der Kirche zur Verfügung zu stellen. Allein, wie zu erwarten, der Fürst verwarf diese Bitte, und entsandte streifende Heereshaufen gegen ihn, die ihn auch in weniger als vierzehn Tagen gefänglich einbrachten. Schon war er, zum Galgen verurtheilt, in feierlichem Zuge zur Richtstätte geführt; schon wollte ihm der Henker den Strick um den Hals werfen: da erscholl in demselben Augenblick der Ruf „Gnade!" — In den Schooß der Kirche zurückgekehrt, versah er seit jenem Augenblick bei Sr. Eminenz dem Herrn Erzbischof Benjamin den Dienst eines Reitknechts, und begleitete dessen Wagen allenthalben, wo die Anwesenheit dieser höchsten geistlichen Behörde erheischt wurde. Endlich 1837 war besagter Petrar, vermuthlich im Glauben, er habe nun genug für seine früheren Sünden gebüßt, und sey durch den erbaulichen Umgang, den ihn sein Dienstverhältniß mit Sr. Eminenz dem Herrn Erzbischof habe pflegen lassen, hinlänglich heilig, um zu besserer Beschauung seiner Meditationen wieder ein gefälliges Alleinleben zu führen, an einem frühen Morgen auf und davon und nach Bulgarien verschwunden, von wo er, die Quarantäne umgehend, 1838 abermals mit einem starken Anhang Neubekehrter in die Moldau einbrach, aber bald eingefangen und 1839 dem Henkertod überantwortet wurde.

Die Landstraßen der Moldau geben ein richtiges Bild von der Gewerbs- und Handelsthätigkeit dieses Landes, sowie überhaupt von dem wirthschaftlichen und geistigen Zustande des Volks. Auf den steppenartigen Hochebenen des Fürstenthums, wo für die Landwirthschaft keine Grundfläche verloren geht, werden die Straßen nach Willkür gezogen, und sie verdanken ihr Daseyn und ihre Güte weder der Kunst noch dem Fleiße, sondern lediglich der Frequenz der Verbindung. Im Sommer und bei trocknem Wetter bilden sie für das im Lande übliche leichte Fuhrwerk, dem es an allem Eisen gebricht, eine gediegene Fahrbahn; im Regen und Thauwetter dagegen verschlämmt sich der fette Boden, dem es durchaus an der gehörigen Kiesunterlage gebricht, dergestalt, daß die Straßen im strengsten Sinne des Wortes grundlos sind. Zunächst fehlt es diesen Straßen noch an allen Sicherheits- und Bequemlichkeitsanstalten, welche deren Gebrauch erleichtern könnten, als Abzugsgräben, Erdauf-

Digitized by Google

wärtern oder Geländern an Abhängen, Brustwehren, Baumpflanzungen, Wegweisern, Schirmdächern in öden Gegenden, und nur auf der Straße von Galacz nach Jassy findet man einige von den Woiwoden angelegte Brunnen. Selbst an Wirthshäusern ist Mangel, und die wenigen, die man antrifft, Besitzthum der Grundherren, sind meistens an jüdische Pächter abgegeben, und bieten zwar geräumige Stallung, nicht aber reinliche Zimmer für Reisende dar. Die gegenwärtige Regierung, die Unentbehrlichkeit und Wichtigkeit dieser Anstalt zu einem gebildeten Leben und zu lebhaftem Handelsverkehr erwägend, hat daher ein besonderes Augenmerk auf Brücken- und Straßenbau gerichtet, so daß seit dem Jahre 1834 bis Ende 1840, außer den Straßen- und Brückenbauten, welche die Kreisstädte aus ihrem Gemeindefonds ausgeführt haben, über 20,014 Klafter Steinwege, 14 steinerne und 94 hölzerne Brücken gebaut worden sind. Die von Galacz über Jassy nach der Bukowina projektirte Straße war 1839 um 3397 Klafter vorgerückt, und die Sitzungen der Generalversammlung von 1841 an werden vorzüglich dazu gehalten werden, sich über die Mittel zu berathen, die erforderlich seyn dürften, um durch Schiffbarmachung des Bachluis und der Sireth auch zu Wasser eine Communicationsstraße zwischen Jassy und der Donau zu bewerkstelligen; ein Unternehmen, das schon, abgesehen von allen übrigen damit zu erreichenden Vortheilen, wegen seiner Erleichterung der Communicationsmittel dem Lande von großem Nutzen seyn müßte, da bereits im Jahr 1840 der Handel im Fürstenthum eine solche Lebhaftigkeit erlangt hatte, daß der Werth der Ausfuhr = 42,503,692 Piaster den der Einfuhr = 23,376,251 Pr. um 19,127,441 überstieg, in Galacz 17 neue Schiffe gebaut wurden, und in dessen Hafen 113 russische, 87 österreichische, 137 türkische, 356 griechische, 117 sardinische, 40 jonische, 17 spanische, 10 englische, 10 walachische, 5 neapolitanische, 2 belgische, 2 mecklenburgische, 2 römische und 1 französisches, also 899 Schiffe ein- und ausliefen.

Das Erdbeben auf Hayti.

(Cap Hayti, 16. Mai.) Am 7. d. M., Nachmittags 3½ Uhr, hatten wir hier ein Erdbeben, wodurch in weniger denn einer Minute die ganze Stadt Cap Hayti in einen Schutthaufen verwandelt wurde. Wir wiederholen, die ganze Stadt ohne Ausnahme, kein Haus ist unversehrt geblieben, es stehen nur noch einige Mauern halb.

Kein Zeichen am Himmel gab einen Wink davon; es war gutes, stilles Wetter, jedoch ein wenig trübe. Das Einzige, was wir bei dieser Begebenheit am Himmel bemerkten, war, daß derselbe mit kleinen abgetheilten schwarzen Wölkchen bedeckt war, die sich, „wir beobachteten es", fast gar nicht veränderten, noch vom Winde getrieben wurden. Da nun dieses Erdbeben so ganz unvorhergesehen statt fand, so wurde ein Jeder davon überfallen und schätzt man die Anzahl der Menschen von der Stadt Cap Hayti allein, welche ein Opfer davon geworden, auf 2 bis 3000. — Um Alles zu zerstören, war das Erdbeben noch nicht hinreichend, denn die Waaren waren nur vergraben und hätten noch gerettet werden können; wir müssen indeß leider noch hinzufügen, daß gleich darauf an sieben bis acht Stellen Feuer ausbrach und überall ganze Straßen und was unter dem Schutt begraben lag, verzehrte. Was von dem Feuer, das fünf Tage anhielt, verschont blieb, ist nun gestohlen. Die Plünderung war ohne Gränzen; Hunderte von Pferden standen stets bereit, um mit den gestohlenen Gütern beladen zu werden, und Tausende von Menschen aus dem Innern waren mit der Plünderung beschäftigt. Viele von den Autoritäten sind todt oder schwer verwundet. Unordnung herrschte überall, Keiner wollte gehorchen, Alle befehlen. Ja, so stehen die Sachen, wörtlich wahr. Von Port-au-Prince ist heute eine Sloop mit Lebensmitteln für die Unglücklichen eingetroffen. Port de Paix ist eben so zerstört wie Cap Hayti, St. Jago de los Caballeros soll ebenfalls zu Grunde gerichtet seyn, wie die Umgebungen. In Porto Plato haben nur zwei Häuser stark gelitten, mehrere etwas beschädigt. Uebrigens hören wir von allen diesen Plätzen, daß nirgends solche Plünderung statt gefunden hat, wie hier. Wir haben gar nichts retten können.

Den 17. Mai. Es sind heute ungefähr 150 M. Soldaten eingetroffen von Plaisance, und noch eine größere Anzahl wird von Port-au-Prince erwartet. Im Allgemeinen ist es wieder ruhiger, doch ist die Ordnung noch nicht ganz wieder hergestellt. Bis heute hatten wir noch alle Tage, entweder Abends oder früh Morgens, heftige Erderschütterungen, Gott mag wissen, wann es aufhören soll. Nach der jetzigen Abschätzung soll sich die Anzahl der Todten auf mehr denn die Einwohnerzahl, mehr als 5000 belaufen, wir bezweifeln dies, und nehmen nicht mehr als 2 bis 3000 an.

Bericht eines Augenzeugen bei dem Erdbeben zu Cap Hayti am 7. Mai 1842. (Von dem Capitain des am 29. in Bremen angekommenen Schiffes „Active.") — Vom 28. April bis 5. Mai hatten wir größtentheils gutes Wetter, doch war es Morgens immer sehr heiß und verspürte man während dieser ganzen Zeit fast keinen Seewind, sondern bis Nachmittags fast Windstille, dann aber wohl einen frischen Wind aus WNW. für die Dauer von einigen Stunden.

Am 6. Mai ziemlich gutes Wetter. Die Hitze war jedoch fürchterlich. In den letzten 24 Stunden hatten wir fast lauter umlaufende Winde, doch meistens Windstille. An diesem Tage kam eine schwedische Bark, „Ludwig Stolberg", Capt. Sturm, von Hamburg im Hafen an.

Am 7. Mai Morgens trübe Luft; unerträgliche Hitze und Windstille. Nachmittags 4 Uhr fuhr ich mit der Chaloupe und 4 Mann in Geschäften an Land und sandte dieselbe nebst dem großen Boot, welches Trinkwasser gefüllt hatte, sofort wieder an Bord. Das Zollhaus und das Packhaus meiner Korrespondenten war bereits verschlossen, und ich ging mit dem oben erwähnten norwegischen Capitain (es mochte 5 Uhr seyn) nach dem Hause seiner Korrespondenten, die wir auch antrafen und in deren Comptoir ich so eben für eine sich auf nächsten Morgen darbietende schöne Gelegenheit nach Port-au-Prince einen Brief schreiben wollte. Als ich kaum einige Zeilen geschrieben (es mochte 5 Uhr 20 Minuten seyn) spürten wir ein starkes Erdbeben. Die Steine, womit der Fußboden gepflastert war, wurden in die Höhe geschleudert und ein entsetzliches Krachen ließ sich vernehmen. Ein jeder der im Comptoir Anwesenden warf die Beschäftigung aus den Händen und eilte der nächsten Thüre zu. Sobald ich die Straße erreicht hatte, wandte ich mich nach der dem Hafen zu gelegenen Seite und erreichte auch, nachdem vor und hinter mir oft Mauern umgestürzt und ich über die Trümmer geklettert war, einige leichte Contusio-

Digitized by Google

nen abgerechnet, glücklich den Hafen. Leider trafen wir kein Fahrzeug an, um sofort an Bord zu fahren. Das Wasser war schon um 18 Fuß gestiegen und hatte auch die Brücke bereits überschwemmt. Man konnte vor lauter Staub fast nichts sehen, und hörte auch nichts als ein fortwährendes entsetzliches Krachen vom Einstürzen der Häuser, Paläste und Kirchen. Vom Anfange des Erdbebens mochten nun etwa 4 Minuten verflossen seyn und die Erde bewegte sich noch immer fort. Nachdem nun wohl wieder 5 Minuten verflossen waren, verzog die ungeheure Staubwolke mehr und mehr und die Erdbewegungen wurden schwächer. Man gewann jetzt einen Ueberblick der Verwüstung, der Anblick war aber entsetzlich und ist fast nicht zu beschreiben; die ganze Stadt Hayti war in einem Augenblicke in einen Steinhaufen verwandelt, fast keine einzige Straße war zu erkennen.

Die ganze Wasserseite war mit schwer und leicht Verwundeten, Sterbenden und Flüchtigen bedeckt. Man sah auch viele Todte, welche von Steinen zerschmettert waren. Es war ein herzzerreißender Anblick, zwischen den Ruinen verzweifelnde Mütter nach ihren Gatten und Kindern rufen zu hören. Von zwei Gefährten, mit denen ich zu Anfang des Erdbebens aus dem Comptoir flüchtete, habe ich nichts weiter gesehen und müssen dieselben nach meinem Dafürhalten auf der Stelle, wo ich sie zuletzt sah, in demselben Augenblick von einer Mauer, die ich mich umblickend einstürzen sah, bedeckt und getödtet seyn. Um etwas nach halb 6 Uhr fing die See an, wieder zurückzutreten und war bald wieder auf ihrer gewöhnlichen Höhe, doch war noch immer eine sehr heftige Strömung zu bemerken.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Ein sinnreiches Aushängeschild hat zu London ein Verkäufer von Mackintosh erfunden. Um die Wasserdichtheit seiner Stoffe siegreich zu beweisen, hat er in einen Rahmen den Schoß eines Mackintosh so aufgespannt, daß dadurch eine Höhlung gebildet wird. Diese hat er ganz mit Wasser gefüllt, worin ein Dutzend Goldfischchen herumschwimmen und plätschern. — Wenn man aus seinem Rock einen Fischteich machen kann, und wenn es den Freunden des Fischfangs möglich gemacht wird, in ihren eigenen Rockschößen mit der Gerte zu fischen, so ist dies gewiß das Ideal einer Anzeige, die höchste Vervollkommnung des Charlatanismus.

Von dem in diesen Blättern bereits besprochenen Werke „Der Main von seinem Ursprung bis zur Mündung", mit Städten, Ortschaften, Ritterburgen und Sagen, historisch, malerisch von F. Menk-Dittmarsch, ist die vierte und fünfte Lieferung pag. 145 — 240 erschienen, und werden in denselben u. a. Schweinfurt, Fahr, Kitzingen, Ochsenfurt und Würzburg in historischer und topographischer Beziehung beschrieben. Die beiden neuen Hefte sind geziert mit den Ansichten von Würzburg und Schweinfurt. Kunst und Wissenschaft gehen Hand in Hand, um diese Monographie unseres schönen Stromes zu einer der ausgezeichnetsten literarischen Erscheinungen in diesem Fach zu erheben. Der Verfasser bewährt fortwährend sowohl sein Talent für die Abfassungen historisch-romantischer Beschreibungen, wie auch seinen Fleiß im Studium der Quellen. Die Darstellung ist gedrängt und inhaltreich, und die historischen Erläuterungen enthalten viel Neues und Anziehendes. Wir haben die hier angezeigten Hefte mit Vergnügen durchlesen.

(Danzig, 28. Juni.) Vor Kurzem beging hier der Sattlermeister Hampe, in Langefuhr wohnhaft, mit seiner Frau die diamantene Hochzeit. Das Ehepaar, welches seine 60jährige Ehe stets einig verlebte, ist noch kräftig und munter. Der Mann ist 85 und die Frau 83 Jahre alt.

Korrespondenz.

Naumburg, 2. Juli.

Vor einigen Tagen wurde Naumburg von einem schweren Gewitter heimgesucht. Rings auf den Bergen lagerten sich schwarze, weißgeränderte Wolkenmassen, die, von dem Glanze der Sonne beschienen, einen grauenvollen Anblick boten. Diese rückten näher und näher, zogen sich über der Stadt zusammen und schienen derselben den Untergang bereiten zu wollen. Der Donner krachte fürchterlich und leuchtende Blitze durchzuckten die Luft. Endlich erhob sich der Wind, der einige Minuten später fast zum Orkan wurde. Da senkte sich in einem Weinberge am Spechfart, dicht in der Nähe der Stadt, eine sogenannte Windhose nieder, wirbelte die Erde in die Höhe und schleuderte sie weit fort. Die Vertiefung, welche dadurch entstanden, ist so groß, daß ein zweistöckiges Haus bequem darin Platz finden könnte. Dieser Weinberg war übrigens der einzige in der ganzen Reihe, welcher von dieser merkwürdigen Naturerscheinung ruinirt wurde. Um dieselbe Zeit schlug der Blitz in einen alten Wartthurm am Marienthore, welcher zu einem polizeilichen Gefängniß dient, fuhr, ohne zu zünden, in die Stube des Gefangenwärters, warf hier eine Frau und ein Kind zu Boden, die indeß nur betäubt wurden, und schlug einer ältern Frau, welche am Fenster saß, die Brille von der Nase, aber keine von diesen Personen ist im geringsten beschädigt worden. — Dieser Tage erschoß sich hier ein Kaufmann, ein sonst achtbarer Mann, unbescholtenen Rufes, welcher aber seit einiger Zeit an Geistesschwäche litt und Jeden, der ihm nahete, für seinen Feind hielt. Er hegte einen unversöhnlichen Haß gegen die Menschen und lebte schon seit Jahren, von der Welt zurückgezogen, in seinem Weinberge, wo er auch die That verübte.

Aachen, 1. Juli.

Der hiesige Professor und Direktor der Musik, A. Schindler, Verfasser zweier Werke über Beethoven, ist während seiner letzten Anwesenheit in Paris zum Mitgliede des dasigen Conservatoriums ernannt worden. Diese Auszeichnung ist um so merkwürdiger, da Hr. Schindler in seinen Schriften gegen die neuere Kunstrichtung auf's entschiedenste eifert, welche von Paris ausgegangen und durch ganz Deutschland bis nach Petersburg den rauschendsten und klingendsten Beifall gefunden hat.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, den 6. Juli. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt) Der Templer und die Jüdin. Große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Marschner. (Gastrolle) Brian de Bois Guilbert: Herr Kunz, vom k. k. ständ. Theater in Prag. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. K. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 185. Donnerstag, den 7. Juli 1842.

Glückliche Liebe.

Von

J. Pirazzi.

Nicht die Liebe nenn' ich glücklich,
Die im Schooß des Glückes blüht
Und, so wie es eben schicklich,
Nach des Anstand's Regeln glüht,
Die erwäget und bedenket,
Eh' sie ihre Flammen schlägt
Und, wenn sie das Herz verschenket,
Den Verstand allein nur frägt.

Die in einem Gallawagen
Prunkende Visite macht
Und bei üpp'gen Festgelagen
Paradirt in stolzer Pracht,
Wo der Himmel voller Geigen,
Alles sich nach Wunsche fügt,
Keine Wolken je sich zeigen
Und man ohne Kämpfe siegt.

Wo der Brautstand bald zu Ende,
Amor scheu dem Hymen weicht
Und in einem Documente
Man sich einigt und vergleicht.
Jene nur ist zu beneiden,
Die ein Heer von Feinden trennt
Und trotz aller Prüfungsleiden
Doch in kühnen Flammen brennt;

Die verstohlen nur in Blicken
Redet, wenn sie unbelauscht
Und mit seligem Entzücken
Ihre Herzen schüchtern tauscht,
Die auf still-geheimen Wegen,
Wo nur Gott allein sie hört
Und sich keine Horcher regen,
Treue ihrem Bunde schwört.

Die, wenn Schätze ihr auch fehlen,
Muthig ihrem Stern vertraut,
Auf die Sympathie der Seelen
Mehr als auf den Mammon baut,
Und ob wenig Hoffnung bliebe,
Dennoch stets sich treu bewährt;
Selig nur ist jene Liebe,
Die im Schmerze sich verklärt.

Lieutenant Rocquevert.

(Fortsetzung.)

Kaspar, ein Stutzer von Profession, war ganz dazu geschaffen, Rocquevert in Schatten zu stellen, der um so mehr gegen Andere mißtrauisch war, als er auf sich selbst kein Vertrauen hatte. Der junge Offizier hatte den größten von allen erlaubten Fehlern, er war bescheiden. Ein Mitbewerber, wie der Vetter, flößte ihm keine geringe Sorge ein, indem er ihm so viele Vorzüge zuerkannte, die ihm bei einem Concours den Vorsprung gaben, zu welchem er nichts mitbrachte, als seine linkische Schüchternheit. Er erblickte Kaspar von Blumen und Bändern strahlend, gewandt zu buhlen und den Hof zu machen, der es verstand, sich höfisch bald auf dem einen, bald auf dem andern Fuß zu wiegen, die Hand zierlich auf die Hüfte zu stützen, und, was noch mehr ist, mit den Augen zu spielen und beifällig zu lächeln, ohne alle der andern Kunststücke zu gedenken, welche Frauen außer sich bringen, und die keineswegs Sache des reinen Rocqueverts waren.

Um seine Furcht noch zu erhöhen, hatte unser Offizier, noch ehe er das Lager verließ, eine etwas zweideutige Unterhaltung mit dem jungen Diplomaten gepflogen. Kaspar, auf dem Punkte, abzureisen, hatte den Morgens zuvor in Ungnade gefallenen Rocquevert begegnet, und in jenem geckenhaften Tone, der ihm eigenthümlich war, zu ihm gesagt:

„Wohlan! Lieutenant, Sie wollten mein Vetter werden ... allein Sie haben auf meinen Onkel in Picquigny die Rechnung ohne den Wirth gemacht."

„Wie! Sie wüßten? ... Sylvanire?"

„Ich habe einen Monat mit ihr hingebracht ... Diese gute Cousine hat mir alles erzählt ... Der Vater ist nicht angenehm .... Sie wissen von ihm zu sagen, nicht wahr?"

Digitized by Google

„Herr Kaspar . . .“

„Werden Sie nicht böſe, Vetter, ich habe in Ihrem Vortheil gehandelt . . . Ach! die Geſichter und die Umſtände haben ſich ſehr geändert, Sie werden ſich nicht mehr erkennen . . . Hören Sie, ich reiſe gleich Ihnen nach Picquigny . . . da ich aber vor Ihnen ankommen werde, will ich Ihren Beſuch bei meinem Onkel anmelden . . . Ich ſtehe Ihnen dafür, daß er Sie feſtlich empfängt.“

Rocquevert, durch dieſe Fluth von Worten betäubt, ſuchte ſich zu enträthſeln, ob dieſe Perſiflage Ironie oder Wahrheit enthalte; er trat daher näher zum Sprechenden, um ihn zu fragen.

Dieſer ließ ihm aber keine Zeit, ſondern ſprang in die Chaiſe, die, nur wenige Schritte entfernt, ſeiner wartete, ſchaute noch ein Mal zur Thüre heraus, und verſetzte, den Offizier vor ſich erblickend, der ihm nachgelaufen war:

„Rocquevert, ich kann Ihnen nicht mehr ſagen . . . Sie werden von meinem Onkel gut aufgenommen werden. Ich will Ihnen Quartier machen . . . Leben Sie wohl.“

Die Chaiſe ſetzte ſich in Bewegung und führte den jungen Diplomaten ſammt ſeinem Lächeln und dem noch viel räthſelhafteren Sinn ſeiner Worte hinweg.

Er that wohl daran, das Feld zu räumen, dachte der Offizier. Sonſt hätte er mir mit der Zunge oder mit dem Degen eine Erklärung geben müſſen.

Sich Picquigny nähernd, rief ſich Rocquevert das den Abend zuvor ſtattgefundene ſeltſame Zwiegeſpräch in's Gedächtniß, als ſich der Offizier an einer Ecke, welche die Landſtraße nächſt einer Brücke bildete, und unter dem Schatten einer Partie Bäume plötzlich einem Zelter gegenüber fand, auf welchem eine Dame ſaß, mit einem fliegenden Schleier und einer Reitpeitſche in der Hand. Rocquevert hielt ſein Pferd ſchnell an, und erkannte Sylvanire.

„Reiten Sie weiter,“ rief ſie vorüberrennend, „man beobachtet uns.“

Der Offizier verſtand ſie, und ſetzte ſein Pferd wieder in den vorigen Gang. Rocquevert ritt ſo vorwärts, ohne ſich nur umzuſehen; doch lieh er dem Geräuſch, das Sylvanirens Zelter in ſeinem Rücken machte, ein aufmerkſames Ohr. Als er bemerkte, daß ſich das Geräuſch wieder näherte, ſuchte er ſich zu ſammeln und das Klopfen ſeines Herzens zu unterdrücken.

An ihm vorüberreitend, rief ihm die junge Amazone die Worte zu:

„Ich erwartete Sie! . . . Kommen Sie nicht in's Schloß! Mein Vater verabſcheut Sie!“

„Ich verſtehe Sie,“ antwortete Rocquevert, ſeine Stellung nicht verändernd; „ich wußte das!“

Dann, ohne den Kopf zu drehen, konnte er ſehen, wie ſich Sylvanire in den Alleen der Landſtraße ihren Reitkünſten überließ; ſie verſchwand einen Augenblick, und kam dann wieder auf den Offizier zurück; ſie ſtreifte ihn im Vorüberreiten, und Rocquevert bebte zuſammen über dieſes dem Wind ähnliche Reiten. Das junge Mädchen rief ihm die Worte zu, die Rocquevert wie im Fluge auffing:

„Ich für meine Perſon liebe Sie aber unverändert!“

Das Uebrige ging für ihn verloren; denn bei'm Zuſammentreffen hatten die Reitenden nur einen einzigen Punkt und einen einzigen Augenblick, um ſich verſtändlich zu machen.

Sylvanire kehrte wieder um, als ſie das Ende der Allee erreicht hatte, und traf folglich wieder mit Rocquevert zuſammen. Sie benützte das Müdewerden ihres Pferdes, um ſeinen raſchen Lauf zu mäßigen, und während ſie eine Minute lang neben dem Offizier herritt, konnte ſie ihm allein ſagen:

„Bleiben Sie einige Tage hier . . . . wir wollen dann ſehen, was ſich thun läßt . . . Leben Sie wohl.“

Hierauf flog ſie von dannen, und Rocquevert bemerkte bald, daß ſie mit einem Bedienten zu Pferd zuſammentraf, der ſie an einer Nebenſtraße erwartete.

Der Lieutenant war vor Ueberraſchung verſteinert und von Freude gerührt, gerührt ſelbſt bis zu Thränen. Er vergaß alles, um ſich ohne Rückhalt dem Vergnügen hinzugeben, in welchem ſein Herz ſchwelgte. Er hätte ſein Glück gerne der ganzen Welt mitgetheilt, ſtreichelte ſein Pferd und ſagte ihm zärtliche Worte. Der Offizier fühlte ſich mit einem Mal in eine höhere Region verſetzt. In ſeiner Aufrichtigkeit und Illuſion kam es ihm vor, als müſſe ſeine plötzliche Glückſeligkeit aus ihm hervorſtrahlen wie aus einem Leuchtthurm, und ſein Kopf mit einem Heiligenſchein umgeben ſeyn. Er blickte ſtolz umher, und wähnte ſich um eine Fauſt höher als ſonſt, ja er drückte in ſeiner Liebesgluth jene Degenſchleife, das Pfand einer Liebe, die er bei dem ihn getroffenen Mißgeſchick ſo unwandelbar fand, tauſendmal an ſeine Lippen.

Das Pferd, durch dieſe freundſchaftliche Anſpornung belebt, wieherte ſiegreich und verdoppelte ſeinen kräftigen Schritt.

(Fortſetzung folgt.)

Das Erdbeben auf Hayti.

(Schluß.)

Es kamen nun mehrere Böte der im Hafen liegenden Schiffe nach dem Landungsplatz, worunter auch mein Boot ſich befand, und wir nahmen in daſſelbe von unſern Bekannten und Freunden viele Verwundete und gräßlich Zerſchmetterte auf, die wir an Bord fuhren und, ſo gut es ſich nur immer thun ließ, verbanden und verpflegten.

Kaum hatten wir mit unſerm Boote den Landungsplatz verlaſſen, als das Waſſer wieder ſo plötzlich zu ſteigen anfing, daß in einem Nu die Brücke wieder davon bedeckt war. Dieſes Phänomen wiederholte ſich kurz nach dem Erdbeben faſt von Viertel- zu Viertelſtunde, ſo daß ſich die Böte nur mit größter Vorſicht der Brücke nähern durften, da der Strom ungeheuer reißend war und faſt jeden Augenblick ſeine Richtung veränderte. Um 6 Uhr holten wir ſchon die zweiten Böte voll von ſchwer Verwundeten, worunter ein alter Herr, welcher vom Balcon ſeines Hauſes geſtürzt und ſchwer beſchädigt war, von zwei Söhnen herbeigetragen wurde. Wir fuhren dann noch mehrere Male ans Land, um Hülfsbedürftige an Bord zu holen und, da alle Hülfe von Wund-Aerzten fehlte, ſo gut es ſich thun ließ, zu verbinden und zu verpflegen, wozu eine vortrefflich gefüllte Medizinkiſte uns ſchöne Dienſte leiſtete. Es kam noch ein Boot mit 16 Perſonen einer Familie, worunter der alte Herr, dem beide Beine gebrochen und der linke Arm ſchwer beſchädigt war. Wir ſchienten und verbanden, ſo viel in unſern Kräften ſtand.

Der Hauptſtoß des Erdbebens, welcher die Stadt Hayti in einen Schutthaufen verwandelte, mochte etwa 3 Minuten angehalten haben. Die Bewegung war anfangs von unten auf-

Digitized by Google

stoßend und dann wellenförmig. Am Bord des Schiffs ist die Erschütterung auch, doch nicht sehr stark bemerkt. Die Ketten, vor welchen die Schiffe vor Anker lagen, machten ein Geräusch, als wenn man bei heftigem Wetter die Anker fallen läßt. Die Stöße dauerten während des Abends am 7., jedoch nur leise fort und das Wasser stieg noch immer ganz plötzlich. Der Wind sprang noch immer rund um den Compaß.

Von ganz Hayti ist fast kein Haus stehen geblieben. Das Zollhaus ist zwar nicht ganz eingestürzt, aber eben so wenig als ein Theil des Palais, welches an einem freien Platze liegt, zu gebrauchen, ja man kann sich diesen Gebäuden nicht ohne Gefahr nahen, so drohen die Mauern Einsturz. Das unglückliche Ereigniß fand statt zu einer Zeit, wo sehr viele Leute zu Hause sind, um sich umzukleiden. Leider war auch gerade am 7. Markttag, wo sehr viele Landleute mit ihren Produkten zur Stadt kommen, die dann bei ihren Geschäftsfreunden zu übernachten pflegen.

Wie groß die Zahl der Umgekommenen ist, konnte man bis zum 17. Mai nicht ermitteln. Man nahm an, daß von den 9000 Einwohnern von Hayti und den 1000 anwesenden Landleuten zwischen die Hälfte und zwei Drittel ihren Tod gefunden.

Was die verschütteten Waaren anbetrifft, so wird namentlich von Leinen und Manufakturen wenig gerettet und das, was unter den Schutthaufen hervorgezogen werden wird, doch meist verdorben seyn, da es vom 8. auf den 9. Mai die Nacht fürchterlich regnete.

Das Feuer, welches kurz nach dem Erdbeben ausbrach, ist höchst wahrscheinlich durch die auf die Feuerstellen niedergestürzten Hölzer der Gebäude entstanden und war hauptsächlich an der Südseite der Stadt, wo die meisten Kaufleute wohnen. Förmliche Unruhen brachen während der Zeit vom 7. bis 17. Mai nicht aus, wohl aber Unordnungen, wie sie bei solchen traurigen Veranlassungen leicht Platz haben und wie die Noth sie auch gebietet, um solche Bedürfnisse als Kleidungen, Lebensmittel ꝛc. sich zu verschaffen. Diebstähle wurden auch, doch nicht in großer Masse verübt. Von Ermordungen und Plünderungen hörte man nicht. Die öffentliche Autorität fing nach einigen Tagen an, sich wieder Achtung zu verschaffen und jeder Unordnung zu steuern, und man säuberte die Stadt von fremdem Gesindel.

Mannichfaltigkeiten.

Von Scribe und Clapisson ist eine neue Oper in drei Akten: Le Code Noir erschienen, die vielen Beifall gefunden hat. Das Sujet ist der trefflichen Erzählung der Madame Charl. Reybaud: „der Sclave" entlehnt.

(Von der Mosel, 30. Juni.) Die Traubenblüthe ist in allen Weinbergen vorüber, und die Trauben hängen jetzt schon, was in guten Jahren gewöhnlich erst um Jakobitag zu geschehen pflegt, unter sich; der Stock ist sowohl mit rothen als weißen Trauben vollkommen behangen und bis jetzt noch vom Wolf befreit, so daß, wenn der Nachsommer nur einigermaßen günstig wird, man sich einen guten Herbst versprechen darf.

(Kuriose Ankündigung.) In Nro. 75 des Schweizerboten kündigt sich ein gewisser „M. Thomas Gulley, geboren zu London, Eigenthümer einer Menagerie von Schlangen" mit der Bemerkung an, daß „niemals eine seltenere Zusammenstellung von Reptilien weder in der Schweiz noch in ganz Europa gesehen worden sey." Nach Aufzählung der Schlangen die zu sehen sind, heißt es wörtlich: „Zugleich wird sich sehen lassen die junge Hannoveranerin. Louis Philipp nannte dieselbe die Königin ihrer Race, als sie sich demselben in den Tuilerien präsentirte. Sie ist 6 Schuh 6 Zoll französisches Maß groß, 27 Jahre alt, spricht mehrere Sprachen und macht sich ein Vergnügen daraus, auf die ihr vorgelegten Fragen zu antworten." Diese Wunder sind zu 2 Batzen zu schauen auf dem Schachen in Aarau.

Zu den Ehrenmännern, die sich der Bewohner Hamburgs in den Tagen der Noth thätig annahmen, gehört auch der Hr. Friedr. Seestern-Pauly, Amtmann zu Schwartzenbeck, der mit einem Theile seines Amtspersonals und 200 Wagen aus den Dorfschaften des Amtes persönlich dorthin kam, um unbemittelten Abgebrannten zum Transport ihrer Effekten behülflich zu seyn. Ihm sowohl, wie allen denen, die mit ihm kamen, muß der aufrichtigste Dank für die uneigennützig dargebotene Hülfe ausgesprochen werden.

Nach dem „Liverpool Mercury" sah die Mannschaft des Dampfschiffs „Acadia" am 16. Mai auf ihrer Fahrt nach New-York etwa 100 Eisberge, worunter mehrere von ausnehmender Größe sich befanden. Einer derselben aber war 4 — 500 Fuß hoch, und hatte eine so auffallende Aehnlichkeit mit der St. Pauls-Kathedrale, daß er sogleich darnach getauft wurde. Der Dom war ganz vollkommen da, und es bedurfte keiner starken Phantasie, um sich die Thürmchen, Zinnen ꝛc. hinzuzudenken. Am merkwürdigsten aber ist, daß die „Acadia" auf der Heimfahrt am 6. Juni denselben Eisberg sah, der inzwischen 70 englische Meilen weiter getrieben war. Die Mannschaft an Bord rief augenblicklich: Da ist unser alter Freund St. Paul.

Zu Greenock traf dieser Tage das Schiff „Levenside" ein, welches sich am Tage des großen Erdbebens auf St. Domingo 70 englische Meilen von dieser Insel in See befand, als es plötzlich einen gewaltigen Stoß verspürte, der etwa 2 Minuten lang anhielt. Die Mannschaft glaubte, das Schiff sey auf einen verborgenen Felsen gestoßen, und der Steuermann warf das Senkblei aus. Der Kapitän jedoch vermuthete richtig ein Erdbeben, und ließ den Zeitpunkt der Erschütterung vermerken. Obgleich die See gewaltig bewegt war, erlitt das Schiff keinen Schaden.

Hr. Professor Gruithuisen in München erklärt, daß nicht die zu erwartende Sonnenfinsterniß die große Dürre herbeiführe, sondern der Mangel an Sonnenflecken, welcher, wie im Jahr 1811, wo der herrliche Wein wuchs, eine stets trockene beständige Witterung bewirke. Nur seit dem 25. Juni ist hinter dem östlichen Rande der Sonne heuer zum ersten Male ein großer Sonnenfleck hervorgetreten, der auf der Oberfläche der Sonne weit umher eine auffallende Helligkeit verbreitete, und sich während der Nacht vor dem 28. Juni so stark veränderte und vergrößerte, daß wir am 30. Juni eine Hitze von 26° Reaumur hatten, und welcher Fleck am Tage der Son-

Digitized by Google

nenfinsterniß hinter dem westlichen Sonnenrande verschwinden und jetzt schon veränderlich Wetter bringen wird.

Die neueste Erfindung in Berlin ist — die des neuen Titels: „Registraturrath."

(Aus dem Ries, 28. Jun.) In Hechlingen, Landgerichts Heidenheim, wurde Donnerstag den 25. Jun. l. J. zwischen 12 und 1 Uhr dem Bierbrauer Müller daselbst ein Kind, 9 Wochen alt, entwendet. Eine Weibsperson kam in das Gasthaus des Herrn Müller, ließ ein Mittagsessen für sich und angeblich für ihren Mann, der ein Schweinhändler sey, und den sie von Hüssingen her (eine Stunde entfernt) erwarte, bereiten. Da der Mann nicht kam, so speis'te sie, und befahl, für ihren Mann das Essen aufzubewahren. Diese Weibsperson bemühte sich, dem 9 Wochen alten Kinde des Herrn Müller schön zu thun, und bat die Mutter des Kindes, mit diesem und dem größeren Mädchen, dem das kleine Kind zur Aufsicht übergeben war, ihrem Mann gegen Hüssingen entgegen gehen zu dürfen. Dieses wurde von der Mutter, die nichts Arges ahnete, zugegeben. Als diese Weibsperson außerhalb des Dorfes sich befand, und Gelegenheit gewahrte, mit dem Kinde entfliehen zu können, sagte sie zu dem größeren Mädchen, sie solle nach Hause gehen, und ihren Regenschirm ꝛc. holen, damit sie dann ihrem Manne weiter entgegen gehen könne. Das Kindsmädchen ging zurück, holte den Regenschirm, traf aber bei ihrer Rückkunft die fremde Person sammt dem Kinde nicht mehr an, denn diese war entflohen. Der Gendarmerie, welche von diesem Vorfalle in Kenntniß gesetzt worden ist, gelang es, auf die Spur der Fliehenden zu kommen, und verfolgte durch Streif-Patrouillen diese Weibsperson bis nach Weißenburg, wo sie dortselbst Nachts 11 Uhr mit dem geraubten Kinde in einem Hause aufgefunden, sogleich arretirt und dem Gerichte eingeliefert wurde. Die Kindesräuberin ist aus Holzingen, Herrschaftsgericht Ellingen, gebürtig.

In den französischen Departements Rhone, Loire und Saone et Loire hat eine trockene Wasserhose, oder ein Wetterwirbel, unglaubliche Verheerungen angerichtet. Halbe Wälder wurden entwurzelt und niedergelegt; in der Gemeinde Chauffailles allein wurden 124 Häuser zerstört. Der Verlust an Eigenthum aller Art ist außerordentlich. Ganze Rauchfänge und Mauerstücke flogen wie Federn in der Luft herum. Aber auch viele Menschen sind umgekommen. Die vorläufigen Berichte aus mehreren Gemeinden zählen über 60 Todesfälle.

(Köln, 2. Juli.) Unsere mit dem gestrigen Tage eröffnete Kunstausstellung darf wirklich bedeutend genannt werden, und wenn sie auch nur die beiden großen historischen Bilder von Gallait und de Biefve aufzuweisen hätte, da solche Kunstwerke zu den Seltenheiten gezählt werden können, die nicht alle Tage geschaffen werden.

Die englischen Missionäre, die vom Vorgebirg der guten Hoffnung in's Land der Kaffern geschickt werden, finden in ihrem Bekehrungseifer große Hindernisse darin, daß die Kaffern nichts glauben wollen, wovon sie sich nicht durch den Verstand überzeugen. Lange Zeit bemühte sich einer der Missionäre, einen Häuptling zu bekehren, der darauf beharrte, daß er nichts glauben wollte, was er nicht begreifen könne. Unglücklicher Weise strebte der Geistliche, befangen von den strengen presbyterianischen Lehren, weniger dahin, ihn Gott lieben, als vielmehr den Teufel fürchten zu lehren, der, wie er sagte, fortwährend auf der Lauer stehe, um die guten Absichten der Gottheit mit den Menschen von diesen abzuhalten und seinen Geist zu verdunkeln. Nachdem der Kaffer dem Vortrage des Missionärs mit der größten Aufmerksamkeit zugehört, sagte er ihm: „Du hast mich versichert, daß dein Gott gut und allmächtig sey, hast aber hinzugefügt, der Teufel verhindere uns, daß wir uns nicht zu deinem Glauben bekehren. Es scheint mir, daß du weit besser daran thun würdest, zuerst Gott zu bitten, daß er den Teufel bekehre, dann würdest du viel weniger Mühe mit uns haben.

Korrespondenz.

Königswinter, 2. Juli.

Die Vorkommenheiten in der katholischen Kirche auf unserm benachbarten Petersberge (S. Nro. 156. der Didaskalia), welche das gesellschaftliche Zusammenseyn unserer kleinen Stadt ganz gestört hat, haben zu einer gerichtlichen Untersuchung Veranlassung gegeben. Das Resultat derselben ist noch nicht amtlich bekannt; doch versichert man, der angebliche Thatbestand habe sich nicht in allen Theilen vorgefunden. Am Peter- und Paulsfeste wurde zu der gedachten Kirche auf dem Petersberge von einer zahlreichen Prozession aus Bonn unter der Führung des dortigen Haupt-Pastors gewallfahrtet. Es war dieses das erste Mal, daß Bonn eine solche Wallfahrt angetreten hat. Die Reize unserer herrlichen Natur haben indessen einen großen Einfluß auf die Wallfahrer ausgeübt. — Bei dem heftigen Sturme, welcher gestern hier gewüthet, hat man von neuem eine Erderschütterung wahrgenommen.

Mainz, 2. Juli.

Wir sehen in Kürze dem Erscheinen zweier für die Stadt Mainz interessanten Verlagswerke entgegen, die beide aus der Feder des in der ältern Geschichte seiner Vaterstadt so bewanderten Hrn. Vicepräsidenten Schaab geflossen sind. Das erste derselben, „die Geschichte der Stadt Mainz", ist bereits auf Kosten des Herausgebers gedruckt und liegt zum Verkaufe bereit. Das zweite, „die Geschichte der Walpoden", dieser zu der Epoche des rheinischen Städtebundes so berühmt gewordenen Mainzer Patrizierfamilie, ist eben unter der Presse. Durch die Verwendung Sr. Durchl. des Hrn. Fürsten von Metternich hat, wie wir vernehmen, der Herausgeber die Vergünstigung erlangt, das letztere Werk Sr. Maj. dem Kaiser von Oesterreich dediziren zu dürfen.

Auflösung der Charade in Nro. 184.

Armada, die sogenannte unüberwindliche Flotte Philipp's II.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 7. Juli. Vor hundert Jahren, Sittengemälde in 4 Abth., von Raupach.

Redakteur: J. k. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 186. Freitag, den 8. Juli 1842.

Lieutenant Rocquevert.

(Fortsetzung.)

Wenige Minuten darauf, als Sylvanire sich entfernt hatte, stieg Rocquevert in dem einzigen Gasthof, den Picquigny besaß, im goldenen Lamm, der Einladung des Schildes zu Folge, ab, auf welchem geschrieben stand: hier logirt man gut zu Pferd und zu Fuß; indem er es der Erfahrung anheim gestellt seyn ließ, ob das gute Logis nicht nur eine Prahlerei des Aushängeschildes sey.

Der Reiter trat raschen Schritts in ein geräumiges Gemach des Rez-de-Chaussee, das zugleich als Küche und Speisesaal diente. Vor einer Flamme, gleich dem Fegefeuer, drehte sich unter einem ungeheuern gemauerten Kamin ein langer Bratspieß, durch die Geschicklichkeit eines kleinen schwarzen Hundes getrieben, dem man leichter durch die Speichen des Rades zuschaute, als die Bewegung auf seiner Achse mitmachte.

In einem kleinen Kabinet, das an jenen weiten Saal stieß, ließ sich der Offizier ein einfaches Mahl auftragen, das er kaum mit den Lippen berührte, indessen neben ihm ein Dutzend alter Krieger und Pferdehändler auf einer Bank, um einen rauchenden Tisch her, mit ihren Zähnen das Fleisch von allen möglichen zweideutigen Thieren zerrissen; eine Sache, die den Pariser Garküchen den Namen: Archen Noah auftrieb.

Unter den mannichfaltigen Personen, die der Zufall hier zusamengeführt, befand sich auch ein Grenadier-Korporal, Namens La Coque, der laut genug erzählte, um im anstoßenden Zimmer verstanden zu werden, daß er die Postchaise des Herrn Kaspar von Lavedan bis zur nächsten Poststation geleitet, und daß der Kabinetskourier Abends zuvor im Schlosse zu Picquigny abgetreten, wo er von dem Gouverneur, vorzüglich aber von dessen Tochter, mit offenen Armen aufgenommen worden sey.

Rocquevert wurde aufmerksam, als er hörte, daß es sich um Sylvaniren handle; und der Kriegsmann keineswegs die Nähe eines so empfindlichen Zuhörers ahnend, legte sich, wie sich leicht denken läßt, hinsichtlich dessen, was er über diese Aufnahme dachte, keinen Zwang auf; das, was er jedoch dachte, gefiel dem Offizier durchaus nicht.

Durch Verwendung der Wirthin beschied er den Unteroffizier unmittelbar zu sich. Bei dem Anblick seines Vorgesetzten sah der Subalterne aber nur zu gut ein, daß die Wände Ohren gehabt hatten, und daß er selbst Gefahr laufe, die seinigen zu verlieren; denn die erste Drohung, mit welcher ihn Rocquevert empfing, lief darauf hin, ihm dieselben abzuschneiden.

„Schurke!" sagte der Offizier zu ihm, „besteht Ihr darauf, daß Herr von Lavedan bei seiner Ankunft Fräulein von Sonningen eilig ein Papier in die Hand drückte?"

„Herr Lieutenant," stammelte La Coque, „Sie mögen denken, was Sie wollen; aber es ist die reine Wahrheit . . . ich lasse mir darauf den Kopf abhauen . . ."

„Halte das Maul, Lügner! und gleichfalls behauptetest Du, das Fräulein habe bei der Abreise ihres Vetters geweint?"

„Wie eine Magdalene . . . ich war übrigens auch gerührt."

„Nun, wohl denn! ich verbiete Dir, ferner noch ein Wort über diesen Gegenstand zu sprechen, indem man eine zwischen Verwandten so natürliche Freundschaft mißdeuten könnte."

Der Korporal war vom Weine zu aufgeregt, um sowohl die sonderbare Wirkung wahrzunehmen, die seine Schwatzhaftigkeit auf dem Gesichte des Offiziers hervorgebracht, als die Heftigkeit, die Rocquevert gezeigt, um Sylvanire zu rechtfertigen.

„Herr Lieutenant," sagte er, „es lag weder in meiner Absicht, Ihnen, noch der Wahrheit, und eben so wenig dem Fräulein zu nahe zu treten, doch das, was ich sagte, mißfiel Ihnen, und das ist genug! Nehmen Sie meine Versicherung, daß ich in Zukunft stumm wie ein Fisch seyn werde. Und ich will Spießruthen laufen, wenn ein Einziger von der Armee, zu welcher ich morgen zurückkehre, soll sagen können: Korporal La Coque habe nur im geringsten über diese Sache gesprochen."

„Das ist ganz meine Meinung," versetzte der Offizier ernst; „vor Allem geht Ihr aber zu Euren Saufbrüdern, und sagt ihnen, daß heute der Wein aus Euch gesprochen, und daß auch gestern im Schlosse zu Picquigny Eure Sinne verwirrt gewesen."

Der Korporal erwog einen Augenblick in seinem Innern, dann schnalzte er mit dem Daumen am Ringfinger, hob zugleich die Hand empor, wie ein Tänzer, der mit Castagnetten spielt, und erwiederte:

„Damit basta, ich werde es sagen, weil es Euch Vergnügen macht, Herr Lieutenant; jene werden es aber nicht so leicht glauben . . . Doch das ist ihre Sache."

Nach dieser gemachten Verpflichtung ging der Korporal, nicht ohne zu wanken, hinaus, und fand, vermöge seines schlangenförmigen Ganges, die zu der Küche führende Thüre etwas zu eng.

Rocquevert sank mit schlaffen Armen, gebücktem Körper,

Digitized by Google

mistelltem Gesichte und stierem Blick auf einen Stuhl. Die untröstlichen Betrachtungen, in die er versunken, ließen seinen niedergeschmetterten Geist mit dem Umherirren auf jenen wilden, holperigen Landstrichen vergleichen, auf welchen jeder Berg einen Schlund birgt, und sich an jedem Hügel eine Tiefe erschließt, was nothwendig einen Sturz in die Tiefe herbeiführen muß. Da aber ein Abgrund keine Stufen hat, zerschellten seine Gedanken unaufhörlich an den Vorsprüngen, und er war in jenem Sturze bald durch die strahlendste Freude, die die Worte Sylvanirens bei seinem Zusammentreffen mit ihr auf ihn hervorgebracht, emporgehalten, bald durch die Angst der Verzweiflung und Eifersucht über die Entdeckungen des Korporals wieder hinabgestürzt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kaisersaal in Frankfurt a. M.

In der Sitzung der gesetzgebenden Versammlung vom 22. Juni d. J. verlas Hr. Senator Souchay, als erwählter Referent, den die Ausschmückung des Kaisersaales betreffenden Commissionsbericht, folgenden Inhalts:

„Hochansehnliche gesetzgebende Versammlung! In den Anträgen Hohen Senats und löbl. ständigen Bürger-Repräsentation, welche zur Begutachtung der unterzeichneten Commission gelangt sind, ist die übereinstimmende Absicht ausgesprochen, daß der Kaiser-Saal auf eine seiner geschichtlichen Bedeutung entsprechende und mit den darin aufgestellten und noch aufzustellenden Kaiser-Bildnissen harmonirende Weise decorirt werde. Der Saal selbst bleibt nach diesen Anträgen unberührt, und es handelt sich nur um einen anderen Anstrich der Wände, um einen erneuten Anstrich der Decke nebst der Vergoldung der darin befindlichen Rund-Stäbe und um eine Veränderung der FensterRahmen, damit etwas mehr Licht gewonnen werde. Die Majorität der Commission findet die zu diesem Behuf vorgelegten Pläne und Zeichnungen ihrem Zweck entsprechend, und trägt darauf an: daß hochansehnliche gesetzgebende Versammlung dem Antrag Hohen Senats ihre Zustimmung ertheilen und die für die Ausschmückung des Kaiser-Saals erforderte Summe von 4340 fl. 48 kr. verwilligen wolle. Die Commission: Philipp Passavant. Senator Dr. Souchay. K. Einbigler. Keßler-Gontard."

Das Commissionsmitglied, Herr Schöff Usener, begründete von diesem Commissionsbericht abweichende Ansichten, und verlas folgendes Separatvotum:

„In den ersten Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts erkaufte der Rath mehrere Häuser auf dem Samstagsberg, und unter denselben (1405) von der (im Jahr 1458 ausgestorbenen) Familie Köllner deren Haus, zum Römer genannt, ein Name, den solches schon im Jahr 1322 führte. An deren Statt wurden in den folgenden Jahren (1405 bis 1416) das Rathhaus mit den unter solchen herziehenden Hallen und der Kaisersaal erbaut. Das neue Gebäude behielt den Namen: Römer und der davor liegende Platz nahm zur Hälfte diesen Namen an, während dessen anderer, durch die Rinne geschiedener Theil den alten Namen des Samstagsbergs bewahrt. Die Hallen, nach dem Vorgang des Kaufhauses in Mainz, dienten zu Waaren-Ausstellungen, der Saal zu besondern Feierlichkeiten, zu öffentlichen Gerichtssitzungen, wohin besonders das (am 6. Sept. 1802 zum letztenmal gehegte) Pfeifergericht gehörte, und endlich bei den Kaiser-Krönungen. Die noch vor Augen stehende Form rührt aus jener Zeit her; auch die Blenden, in denen man die Kaiserbilder erblickt, gehören der alten Zeit an. Man ist zu der Annahme berechtigt, daß sie diese Bildnisse aufzunehmen schon damalen bestimmt waren, auch wohl, daß diese schon damalen hineingemalt wurden. Wenigstens deutet der Name: Kaiser-Saal darauf hin. Daß zu jener Zeit Maler im Römer beschäftigt wurden, zeigen die Stadtbau-Rechnungsbücher. Die Treppe, welche noch jetzt von dem Römerberg nach dem Bürger-Colleg führt und sich zu diesem Zweck oben rechts wendet, ging gerade aus und öffnete sich im Fußboden des Kaisersaales. Ein hölzernes Gitter umgab die Oeffnung. Hinter dem dermaligen Getäfel bemerkbare Spuren zeigen, daß die untern Seitenwände röthlich gefärbt und quadrirt waren. Viermal ward der Kaisersaal, nach den in solchem befindlichen Inschriften, hergestellt, nämlich in den Jahren 1612, 1711, 1742 und 1827. In erstgedachtem Jahr (1612) ward aus Veranlassung der Krönung des Kaisers Mathias die schadhaft gewordene Decke des Saales hergestellt und mit „Krodischenwerk" (also nennt es die Chronik) verziert, auch das Wahrzeichen: „ein mit rückwärts gebundenen Händen liegender menschlicher Körper mit abgeschlagenem Haupt, über dem ein Rabe fliegt," gemalt, zur Erinnerung des kurz vorher (am 2. Sept. 1608) stattgehabten Ereignisses, daß einem Mörder, als ihm in diesem Saal der Stab gebrochen ward, ein Rabe um den Kopf und zum Fenster hinaus flog. Die Schreiner-Arbeit ward dem Meister Lippold mit 137 fl. bezahlt; der Maler Hofmann erhielt für die Malerei im Saal 35 fl. und der Maler M. Daniel, welcher die Thüre malte, 2 fl. 12 kr. Aus dem Jahr 1711 ist zu bemerken, daß wegen der Wahl Kaiser Karl VI. der Saal abermals gemalt und geplattet ward. Die bei dem Pfeifergericht gebräuchlichen Gerichtsbänke wurden entfernt und das die Stiege schützende hölzerne Geländer mit einem eisernen vertauscht. Das bei dieser Herstellung ausgelöschte Wahrzeichen ward über dem letzten Fenster rechts im Saal, nach dem Römerberg, angebracht, wo man es noch sieht. Der Herstellung der Kaiserbilder und deren Unterschriften wird ausdrücklich erwähnt. Die in das Jahr 1742 fallende Wahl Kaiser Karl VII. brachte größere Veränderungen in dem Saal hervor. Die Stiege ward vermauert und die dermalige Kaiser-Treppe erbaut. Das Getäfel im Saal ward gefertigt, derselbe selbst am Boden mit Dielen belegt. Die Zierrathen, mit denen die Thüren und das Getäfel bedeckt sind, rühren aus jener Zeit her. Es verdient bemerkt zu werden, daß die Kaiser-Bildnisse bis zu Ferdinand III. einschließlich in Bronze, von Leopold I. an aber in Farben gemalt sind. Ein großer thönener Ofen, in der Ecke rechts des Eingangs unter den Fenstern nach dem Hof angebracht, ward vor ohngefähr vierzig Jahren weggeschafft. Als, nach Erbauung des neuen Bibliothek-Gebäudes, der aus dem Gymnasial-Gebäude einstweilen im Kaisersaal aufgestellte Theil der Büchersammlung entfernt wurde, fand sich Manches beschädigt, und es ward dessen Herstellung beschlossen, die in den Jahren 1827 und 1828 statt fand. Man ging damalen von dem Grundsatz aus, den Kaisersaal nicht in eine Gemälde-Gallerie umzuwandeln.

Digitized by Google

sondern ihn als Denkmal vergangener Herrlichkeit, die nie wiederkehrt, in hergebrachter Form und Zierde zu bewahren. Daher wurde das Vorhandene mit größter Sorgfalt, namentlich auch die Kaiser-Bilder erhalten, das Beschädigte ausgebessert, und ich kann, als beinahe täglicher Augenzeuge, versichern, daß nicht das Geringste willkürlich zugefügt, geändert oder wohl gar neu gemacht wurde, wie jetzt häufig versichert werden will. Man war so besorgt für die Erhaltung jedes Einzelnen, daß sogar das zur Probe versuchte Wegstreichen einer sich oft wiederholenden geringen Verzierung mit Mißfallen bemerkt, und deren Herstellung verfügt ward. Nur das Bildniß Kaiser Leopold II. wurde dahin versetzt, wo zwischen dem letzten und vorletzten Fenster rechts, nach dem Römerberg zu, ein Uhrzifferblatt befindlich war, und der letzte Kaiser Franz II., der sonst keinen Platz gefunden hätte, schloß die Imperatoren-Reihe. War der Saal auch keine Kunst-Gallerie — und dieses sollte er wohl, seiner Bestimmung nach, zu keiner Zeit seyn — so war er doch ein historisches Denkmal, das der Einheimische und Fremde mit Interesse betrachtete. Die Bilder ohne Kunstwerth und ohne Prätention sollten weniger, ohnehin meist unbekannte Bildung darstellen, als die Reihenfolge der deutschen Kaiser bezeichnen, und dienten so historischem Zweck. Sie störten den Eindruck der Vergangenheit nicht, die vor dem Besuchenden vorüberzog. So wie der Saal vor ihnen stand, hatten ihn unsere Kaiser gesehen, die hier im höchsten Schmuck und erhabenster Majestät des heiligen römischen Reichs erschienen. Er war ehrwürdig durch das Andenken der Vorzeit. Jetzt hat sich alles geändert! Von den Wänden (nicht aus den Nischen, denn die neuen Bilder werden vor solchen angebracht) schauen andere Gestalten herab, in bunten Farben und Waffenschmuck, verschieden aufgefaßt, so wie es Laune, Gesinnung, Kunstfertigkeit, Geschmack und Geschichtskunde, vielleicht auch Unkunde, dem Maler eingab. Daher weiche Gestalten mit himmelwärts gewendeten Augen, eher der Stille des Klosters, als dem Glanz des Thrones angehörig; oder Männer trotzenden Blickes mit gezucktem Schwert, lebend sicherlich ein Schrecken des Wanderers, aber kein würdiges Bild des ersten Herrschers der Christenheit; wenig andere in der Milde und Würde, die ihre Regierung bezeichnete. Leider giebt auch Aehnlichkeit der Bilder mit dem Modell Anlaß zu herabwürdigenden Bemerkungen. So erkannten neulich (am 11. Mai 1842) mehrere Bedienten in dem von Brentano gemalten Bildniß Karl IV. ihren Kameraden, den kurz vorher entlassenen Jäger Johann des Herrn Alexander v. Bethmann, der dem Maler gesessen hatte. Es soll mit Andern Gleiches stattfinden. So ist der Saal jetzt in eine moderne Bilder-Gallerie umgeschaffen und den Eintretenden ein weites Feld geöffnet, die Talente verschiedener Maler und ihre Werke einer Polemik zu unterwerfen, über welcher der würdige Eindruck, den die frühere Beschaffenheit des Saales machte, gänzlich verloren geht. Wer den Kaisersaal besucht, wird Zeuge des Gesagten seyn; er wird aber auch hören, wie die meisten Fremden die Aenderung tadeln. Sie wollten den alten historischen Saal, nicht neue Bilder sehen. Man werfe hier nicht ein: „die Idee hat in Deutschland Anklang gefunden, wie die Bilder selbst, Geschenke aus allen Theilen Deutschlands, beweisen!" Dies ist nach eben Bemerktem irrig, und ein hoher Staatsmann, der selbst ein Bild schenkte, hat sich, wie mir glaubhaft versichert ward, mißbilligend geäußert. Aber freilich die zur Schau gestellte Idee eines nationalen Unternehmens führte den Wechselfall herbei, entweder zu geben, oder sich einer Mißkennung auszusetzen. Man sagt ferner wohl: „die seitherige Malerei und Verzierung rührt nicht aus dem Alterthum." Was bezeichnet man denn eigentlich mit diesem Wort? Sind Jahrhunderte kein Alterthum? und doch ist wohl kein Zweifel, daß bei der ersten hier stattgehabten Krönung des Kaisers Maximilian II. im Jahr 1562 der Saal schon mit Kaiserbildern geziert war. Wirft man ihm Geschmacklosigkeit vor, so muß ich fragen: was ist Geschmack? Doch wohl meistens nichts als Gewohnheit, Mode! So hieß noch vor wenig Jahren geschmacklos, was heute unter dem neuen Namen Rococo, als Ausbund des Geschmacks und der Schönheit, eifrig gesucht und verehrt wird. Unsere geschmacklosen Vorfahren würden sich sicherlich sehr wundern, wenn sie uns, ihre geschmackvollen Nachkommen, sähen. Ohne Zweifel üben an uns unsere Enkel das Vergeltungsrecht. Noch bemerke ich: Niemand wird z. B. den Einband der goldnen Bulle geschmackvoll finden. Wollen wir ihn deßfalls mit einem neuen vertauschen? Würden die Kaiser, wenn sie aus dem Grabe erstünden, den Kaisersaal, würden ihn die Kurfürsten, die hier ihre Erzämter ausübten, würden ihn Alle, die Zeugen jener Herrlichkeit waren, in seiner Veränderung wieder erkennen? Gewiß nicht! Mit den alten Verzierungen sinkt ein letztes Denkmal der Wahl- und Krönungsstadt! Vielleicht ist man in Aenderung des Kaisersaales zu weit gegangen, um auf das Alte ganz zurück zu kommen; aber retten sollte man, was noch zu retten ist, und keinenfalls Geld zu weitern Aenderungen verwilligen, die alles verwischen, was durch den Lauf der Zeit und die Anwesenheit unserer Kaiser (von denen ich nur Joseph II., Leopold II. und Franz II. nenne, unter deren Regierung noch manche von uns gelebt, und deren beiden letztern Krönungen sie gesehen haben) die Weihe erhielt. Man mache im Gegentheil den Neueren zur Pflicht, das Alte zu schonen, die bunten neuen Bilder so lose auf die Wand zu befestigen, daß sie leicht herabgenommen, wenigstens auf Angeln so herumgedreht werden können, daß das Alte hinter ihnen erscheint. Erhält man ja mit Pietät die Wohnung berühmter Männer ganz in dem Stand, wie ihre Bewohner sie verließen. Ich erinnere an Luthers Stube auf der Wartburg, an Göthe's Haus in Weimar, und wir, ehehin gesetzlich zur Wahlstadt der römischen Kaiser erhoben, scheuen uns nicht, Hand an den Saal zu legen, wo so viele Kaiser in höchster Würde der Majestät thronten, an den Saal, der als Denkmal der deutschen Geschichte weniger uns, als dem Gesammt-Vaterlande angehört. Ich halte hiernach jede Aenderung in dem Kaisersaal für einen Mißgriff und für eine Versündigung an dem Andenken an das im Strom der Zeit versunkene deutsche Kaiserreich. Ich stimme deßhalb gegen jede Geldverwilligung zu diesem Zweck und gebe diese Erklärung auf den Fall, daß eine Geldverwilligung beschlossen werden sollte, zu den Akten, damit aus solchen ersehen werden kann, daß auch die gegentheilige Ansicht vertreten war. Frankfurt, am 1. Juni 1842. Dr. Usener, Schöff und Senator."

Digitized by Google

Neuntes pfälzisches Musikfest.

Das neunte pfälzische Central-Musikfest wird, wie bereits angezeigt, am 20., 21. und 22. Juli zu Neustadt abgehalten werden. Hier einiges Nähere darüber: Die activen Mitglieder des Vereines, so wie die auswärtigen Mitwirkenden treffen Sonntags den 17. Juli des Nachmittags in Neustadt ein; sie werden am Stadthause von dem Festcomité empfangen und in die für sie bestimmten Wohnungen begleitet. — Die erste Generalprobe findet Montags, des Morgens 8 Uhr, in der eigens hergerichteten Festhalle statt. An demselben und am folgenden Abende Reunionen in Neustadt und Winzingen. — Das erste Concert beginnt unter der Leitung des Hrn. Alois Schmitt aus Frankfurt a. M., am 20. Juli, Nachmittags 4 Uhr. An demselben Abende Reunion mit Militärmusik, Feuerwerk und Illumination auf dem Schießhause. — Das zweite Conzert findet den 21. Juli, Nachmittags 4 Uhr, statt. — Drei Bälle beschließen die Feier des Tages. Transparente und Illuminationen bezeichnen die Ballocale. — Die Festlichkeiten werden an diesen beiden Tagen durch eine Reveille der Militärmusik und Abfeuern der Kanonen angekündet. — Freitags den 22. Juli, des Nachmittags 2 Uhr, große Partie nach der Hambacher Schloßruine. Die Theilnehmer versammeln sich vor dem Rathhause. Der Zug bewegt sich mit fliegenden Fahnen der verschiedenen Vereine und unter Begleitung der Militärmusik an den bezeichneten Ort. — Die Belustigungen allda bestehen in Volksspielen, Musik, Gesang ꝛc. ꝛc. Was die beiden Concerte selbst betrifft, so ist Folgendes zur Aufführung bestimmt: Mittwochs, den 20. Juli: Symphonie in B., von Louis van Beethoven. — Judas Maccabäus, Oratorium in drei Abtheilungen von Händel. Donnerstags, den 21. Juli: 1) Fest-Ouverture, von Alois Schmitt mit Schlußchor „die Macht der Töne", gedichtet von C. Gollmick. — 2) Kampf und Sieg, Cantate, gedichtet von Wohlbrück, Musik von Carl Maria von Weber. — 3) Lobgesang, Symphonie-Cantate nach Worten der heiligen Schrift, componirt von Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Mannichfaltigkeiten.

(Tessin.) Den 26. Juni um Mitternacht wurde zwischen Bellenz und Castigliane eine freche Straßenräuberei verübt. Vier Männer von Faido und Airolo kehrten von einem Freischießen von Lugano nach Hause. Halb schlafend in einer geschlossenen Kutsche mochten sie eben ungefähr eine Stunde außer Bellenz seyn, als plötzlich der Kutscher mit dem Schrei: ich bin des Todes! vom Bocke stürzte. Im gleichen Augenblicke öffnete sich der Kutschenschlag, und fünf handfeste Kerls standen da mit dem Rufe: Geld oder Blut! Zugleich waren Pistolen und Stilete jedem an die Brust gesetzt, und als einer mit dem Arm eine Bewegung machte, fuhr ihm ein Schuß durch die Hand. Alle vier wurden nach einander aus dem Wagen gerissen und unter Mißhandlungen rein ausgeplündert, sogar der Kleider beraubt. Nachdem die Räuber die Kutsche ganz durchsucht hatten, stoben sie. Ungeachtet die Regierung sogleich die ernstesten Maßregeln traf, hat man bis anhin noch keine bestimmten Spuren von den Thätern; doch sollen einige Verhaftungen erfolgt seyn, und die Tessiner Zeitungen werden nicht versäumen, darüber zu berichten. Die Räuber scheinen diejenigen gekannt zu haben, welche sie angreifen wollten, da sie bei ihnen eben bedeutende Summen vermuthen konnten, und wohl auch in Bellenz sahen, daß die Schützen, thöricht genug, ihre Stutzer oben auf dem Verdeck der Kutsche hatten. Zugleich sind früher drohende Maueranschläge namentlich an einen der nun getroffenen gerichtet worden.

(Berichtigung.) Die Rubrik „Mannichfaltigkeiten" in Nro. 175. d. Bl. enthält Notizen über den Großherzogl. Weim. Hofkapellmeister Destouches, worin es am Schlusse heißt: „Eine seiner charakteristischsten Compositionen ist unstreitig das Reiterlied zu dem Schauspiel Wallensteins Lager." Nun war es uns zwar nicht bekannt, daß Hr. D. auch eine Melodie zum Reiterlied componirt hat; es fällt uns jedoch nicht ein, dies bestreiten zu wollen. Das aber glauben wir bemerken zu müssen, daß diejenige Melodie, welche unter Schiller's ehrender Zustimmung gleich bei der ersten Aufführung des Stücks in Weimar, am 12. Okt. 1798 benützt wurde, welche sich bald eines allgemeinen, noch jetzt nicht erkalteten Beifalls erfreuen durfte (sie erschien zuerst im Tübinger Musen-Alm. 1798), das Werk unseres Vaters ist. Zum Beweise führen wir die 1807 in Royal-Quart bei Cotta erschienene Steindruck-Ausgabe des Schiller'schen Reiterliedes an, in welche außer der Composition unseres Vaters nur noch die weniger bekannte Zumsteeg'sche aufgenommen wurde. Die Söhne des 1830 verstorbenen Dr. juris Zahn in Calw.

Korrespondenz.

Mainz, 4. Juli.

Mehrere der neuen Droschken, die hier zu fahren bestimmt sind, sahen wir in den letzten Tagen hier eintreffen; sie kamen von Frankfurt und übersteigen an Schönheit und Eleganz alle Erwartungen. Einige, die bei einem hiesigen Fabrikanten noch in Arbeit sind, werden gleichfalls sehr schön ausgestattet. Daß sie am 1. Juli noch nicht ihre Fahrten beginnen konnten, lag an einigen zu spät getroffenen Anordnungen; ein sonstiges Hinderniß steht nicht mehr im Wege, und im Laufe dieser Woche oder spätestens künftigen Sonntag beginnen sie den Dienst. — In der Gemeinderaths-Sitzung vom verflossenen Samstage kam die Vergebung der hiesigen Theater-Direktion zum Vortrage. Hr. Remie ist immer derjenige, auf den am meisten reflectirt wird, weil man seine Verfahrungsweise kennt und von seiner Solidität die sprechendsten Beweise hat. Von Seiten des städtischen Vorstandes ist, soviel man vernimmt, beschlossen worden, dem Hrn. Remie Anerbietungen zu machen, die er, wie wir hoffen, annehmbar finden wird, oder die doch wenigstens zu einer Vereinbarung führen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 9. Juli. Don Juan, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 187. Samstag den 9. Juli 1842.

Lieutenant Rocquevert.

(Fortsezung.)

Es war eine unerträgliche Alternative, und Rocquevert's geordnetes Leben für dieses Chaos der Empfindungen und diesen Zusammenfluß widersprechender Ereignisse nicht geschaffen. Im Leben giebt es Tage, die über ein ganzes Daseyn zu entscheiden scheinen, wie es auf dem Erdenrund Stellen gibt, auf denen sich viele Wege kreuzen. Vor jenen Kreuzwegen steht der Mensch stille, und sinnt ängstlich nach, welchen Weg er wählen oder welchem Entschluß er folgen soll.

Der arme Offizier marterte sich in schmerzlicher Ungewißheit, und unglücklicher Weise vermochte er mit den in seinem trüben Sinn gesammelten Elementen zu keiner beruhigenden Gewißheit zu kommen. Die ironischen Lebewohl, die der Diplomat an ihn gerichtet, das unverhoffte Zusammentreffen mit Sylvaniren, der Rapport des Korporals, waren solch unheilweissagende Bruchstücke, daß er erwägen mußte, und deren ein jedes von ihnen seine trostreichen Illusionen für sich allein verschlang.

Diese Thatsachen stellte er zusammen, buchstabirte sie so zu sagen, um ihnen einen gemeinsamen Sinn zu geben, ungefähr so, wie ein neu angehender Leser eine Phrase aus zusammengesetzten Sylben bildet.

Die aus dieser Arbeit hervorgehende Bedeutung war für Sylvanire nur sehr ungünstig. Rocquevert, der anfangs gefunden, daß das Zwiegespräch zu Pferd der Triumph leidenschaftlicher Liebe gewesen, betrachtete diese Sache später aus einem bei weitem nicht mehr so schmeichelhaften Gesichtspunkte, und das von Sylvaniren angewandte Mittel verrieth ihm eine schlauere Kenntniß der Welt, als sie einem so jungen Mädchen zusteht.

Dieses Sündigen gegen das Gefühl und die Schicklichkeit versetzte Sylvanirens Tugend einen tödtlichen Streich. Der Offizier ging selbst so weit, an der Reinheit einer Ehre zu zweifeln, die sich so sehr blos stellte.

Kaspar hatte einen ganzen Monat mit Fräulein von Sonningen unter einem Dache gelebt. Kaspar war unwiderstehlich; doch machte er sich nichts aus seinen Eroberungen, und blieb nur denjenigen Damen der unterthänige Diener, über die er noch nicht den Sieg davon getragen. Sylvanire war vielleicht eines seiner Opfer. Und wenn die Thränen des jungen Mädchens bei der Abreise des jungen Mannes auch bewiesen, daß er sie verließ, so zeigte doch das Billet bei der Ankunft Kaspars, daß beide in sträflichem Einverständniß waren. Wer weiß, ob nicht das Bedürfniß, einen Fehler zu bedecken, der Reue erweckte und Folgen hatte, Sylvanirens Verlangen erklärte, sich um jeden Preis in die Freistätte zu flüchten, die eine Heirath gewährt.

Was als das Sonderbarste bei den Beschuldigungen des Lieutenants hervortrat, war das, daß sie mehr unmittelbar gegen Kaspar, als gegen Sylvanire gerichtet waren. Er erhob gegen Jenen viel grausamere Klagen, als gegen diese. Gerne würde er es gesehen haben, wenn ihn das junge Mädchen zum Vertheidiger ihrer Ehre erwählt und ihn beauftragt hätte, seinen glücklichen Nebenbuhler zu einer glänzenden Herstellung ihrer Ehre zu zwingen.

In diese schmerzlichen Gedanken vertieft, sann Rocquevert nur seinem Unglück nach; denn er war so zu sagen in seine Betrachtungen verloren. Das Ausbrennen und Erlöschen seiner Lampe mußte ihn darauf aufmerksam machen, wie lange er schon auf ein und derselben Stelle gesessen. Er blickte um sich her, und nahm wahr, daß ein Kellner auf einer in seinem Rücken stehenden Bank, einen Wachsstock und einen Schlüssel in der Hand haltend, eingeschlafen war.

Rocquevert sah wohl ein, daß die übermäßige Anstrengung des Wartens den Diener zum Schlafen gebracht hatte.

„Dieser ist glücklich," seufzte er, die fromme Ruhe des Dieners beobachtend, „indessen ich! . . ."

Rocquevert weckte den Diener, und ließ sich in das für ihn bestimmte Zimmer führen. Der Offizier legte sich nieder, löschte das Licht, schloß die Augen, schlief aber nicht. Er lag in seiner mit Verzweiflung verbundenen Eifersucht wie auf glühendem Eisen, und er möchte wahrscheinlich, wenn er statt auf diesem rhetorischen Bilde, auf wirklichen Degen gelegen, nicht schlechter geschlafen haben.

Des Haderns müde, schlief Rocquevert doch endlich gegen Morgen ein wenig ein. War er auch in der Wirklichkeit nicht befriedigt, so fand er sich doch durch einen Traum entschädigt. Jener beglückende Traum zeigte ihm nämlich eine glänzende Kapelle, und auf den Stufen des Altars kniete Sylvanire mit der Brautkrone auf der Stirne, neben einem schönen Offizier, der niemand anders als Rocquevert, er selbst, war.

Zugleich mit den Strahlen einer hellscheinenden Sonne drang auch ein Kavalier von mittlerem Alter in das Zimmer

Digitized by Google

des Offiziers, nur mit dem Unterschiede, daß sich die Sonne durch das Fenster, der Mann aber durch die Thüre Eingang verschaffte.

Bei dem Geräusch des Letztern bewegte sich Rocqueveert in seinem Bette, doch noch von seinem Traume befangen, öffnete er eher den Mund als die Augen, und sprach die Worte:

„Das ist der schönste Tag meines Lebens!"

Nach diesem schüttelte er das Haupt, gleich einem Schwimmer, der aus dem Wasser auftaucht, öffnete die Augen, rieb sich mit der Hand die Stirne, und gelangte nach einigem Blinzeln so weit, die Helle zu ertragen und den Morgenbesuch zu erkennen, der sich neben seinem Bette niedergelassen. Dieser war, wie bereits gesagt, ein langer, magerer Kavalier, dessen Gesicht nicht breiter war, als die Flügelweite von zwei grauen Schnauzbärten, welche die Form desselben wie Halbmonde umgaben, und Augenbraunen ungefähr von derselben Farbe und Gestalt beschatteten ein schlaues Auge, das Bosheit sprühte. Diese Person war altmodisch gekleidet, sie trug gelbe Stiefeln mit aufgebogenen Spornen, enge Beinkleider, mit feuerfarbenen, durch langen Gebrauch abgenützten Bändern besetzt; zu diesen ein Wamms von Brokatelle, weniger mit Silberfäden als Schmutzflecken durchzogen; doch glücklicher Weise war dieser Anzug von einem Sammtkragen, welchen Posamentirarbeit schmückte, bedeckt.

„Ach! Sie sind es, Chevalier von Vagnac," rief Rocqueveert, sich in seinem Bette aufrichtend.

„Ich selbst, lieber Herr Lieutenant," versetzte der Gascogner respektvoll. „Ich soll denjenigen aufsuchen, der uns vermeidet."

„Ich vermeide Sie nicht, Chevalier, allein ich sehe, daß Sie mich aufsuchen."

„Allerdings suche ich Sie, und rechne mir dieses zur Ehre; worauf ich jedoch noch einen größeren Werth setze, ist das, Sie zu finden."

(Fortsetzung folgt.)

An Frau Ehrenhold.

(Zu Nro. 167 und 175 der Didaskalia.)

Es thut Noth, Verehrteste und Liebenswürdigste, daß die Akten über das Ihnen so fatale Rauchen und Schnupfen geschlossen werden, weil sonst am Ende den schönen Leserinnen der Didaskalia das Nießen ankommt, wenn Sie nur das Blatt sehen. Vielleicht, und es steht zu hoffen, daß diese Zeilen den Aktenschluß bilden. Ich meines Ortes, nehme es Ihnen gar nicht übel, daß Sie Pfeife und Dose hassen; allein ich bitte um gleiche Toleranz, weil ich — beide liebe. — Ich sehe Sie im Geiste erbleichen und höre Sie ausrufen: Arme Frau (ich habe nämlich eine und habe sie recht lieb), die einen Mann hat, der es so ganz cavalierement bekennt, daß er statt Einer bösen Angewöhnung gar zwei hat! Wären nicht die Akten zum Spruche reif, so würde ich meine Frau veranlassen, über diesen mitleidigen Ausruf sich zu äußern. Dieß muß jedoch unterbleiben und — ich fahre, mit Ihrer Erlaubniß, fort: Warum waren und sind die Frauen von jeher so entschiedene Feindinnen des Tabaks gewesen? Das ist das tiefsinnige Thema meiner psychologisch-naturhistorischen Untersuchung. Ohne Zweifel wissen Sie, daß die königliche Jungfrau Englands, Elisabeth, die Todesstrafe auf's Rauchen setzte — und wären Sie Königin, wer weiß, was geschähe; aber, Theuerste, grade Elisabeths begünstigster Günstling, Sir Walther Raleigh, rauchte so stark, als ich. — Es gab Ausnahmen von dieser Regel, nämlich Jean Nicot brachte den Tabak nach Paris und — die Königin rauchte zuerst, daher das edle Kraut: Königinkraut hieß und erst nachher, was bei den galanten Windbeuteln kaum begreiflich — Nicotiana. Auch heute noch rauchen schöne Spanierinnen, Zigeunerinnen und Belgierinnen, der Damen in Amerika's Urwäldern und derer, die, um das Zahnweh's los zu werden, bei uns rauchen, gar nicht zu gedenken. Was Sie darüber urtheilen, wage ich aus purer Galanterie gar nicht auszusprechen. Item, weil ich hoffe, daß meine Frau dies Blatt nicht sieht, hebe ich den Vorhang vor meinem ehelichen Leben und theile Ihnen, voraussetzend, daß Sie es nicht weiter sagen, folgendes Geheimniß mit: Als ich mich verheirathete, war ich just vierundzwanzig Jahre alt, hatte also bis auf Ein Jahr das kanonische Ehestandsalter. Meine Frau war ein allerliebstes Mädchen, was sogar andere Leute als ich vielfach aussagten. Ich führte die Braut heim. Damals schmollte die Holde wohl über die Pfeife, aber es ging ihr nicht recht von Herzen, weil sie dabei lächelte — und ich rauchte. — Sie trieb allerlei Umtriebe, mich etwas zurückzuhalten; — ich rauchte. Endlich kam sie auf einen Einfall: Lieber — sie nannte meinen Taufnamen — sagte sie, willst Du mir, da es Deiner Gesundheit, Deinen schönen Zähnen (Sie vergeben, daß ich das so sage — aber sie gebrauchte diese Worte, und es ist wahr, daß ich heute noch schöne Zähne habe, ohne Eitelkeit zu vermelden!) schädlich ist, wenn Du den ganzen Tag rauchst, versprechen, drei Pfeifen nur zu rauchen? Ich schlug ein. Wer würde das einer jungen, schönen und geliebten Frau nicht zusagen und auch halten? — Alles in der Welt, besonders Aussprüche, lassen eine Auslegung zu. Ich dachte nach und kam, als ein Advokat, der sich auf Exegese versteht, auf zweierlei: Erstlich dachte ich, kannst Du Dir ja Köpfe wie Eimer kaufen; das mochte ich nicht, weil es eben zu augenfällig gewesen wäre; zweitens, sprach sie nur von drei Pfeifen täglich. Ei, da war ja leicht geholfen! Ich nahm eine Meerschaum'ne, eine Porzellän'ne und eine Hölzerne, und rauchte den ganzen Tag nur diese drei. Meine Frau ist pfiffig, wie Alle. Sie sah die Art und Weise der Auslegung und schwieg stille, aber sie mußte doch lächeln. Glauben Sie, Theuerste, sie habe mich weniger geküßt? Gott bewahre, das hat nur so in späterer Zeit sich vermindert zu meinem Leidwesen, obwohl ich noch, ganz bescheiden zu sagen, höchst liebenswürdig bin. Die Sache kommt aber daher, daß sie Kinder zu küssen hatte, und wenn die mal da sind, mag der Mann eben hintanstehen und sich von den Kindern küssen lassen, die sind dann eigentlich die Postillons d'amour. Meine Frau gewann später eine solche Gesinnung gegen das Rauchen, daß sie mir Pfeifen schenkte, die sehr werthvoll waren, und selbst vor'm Jahre noch mir zum Christfest einen eleganten Tabaksbeutel arbeitete und — wir sind nun schon zwanzig Jahre verheirathet. Das will gewiß etwas sagen!! — Ich schnupfe auch, Theuerste! Kennten Sie den Werth der Prise — o, ich schwöre, Sie kauften sich auf der Stelle eine Dose und schnupften! — Sehen Sie, wenn meine Frau einmal brummt — und — mit Gunst, das thun sie alle, so liebenswürdig sie auch sind, so nehme ich eine

Digitized by Google

Prise — und die Contenance meiner Seele erhält eine wunderbare Elasticität. Muß ich rechnen, und das muß ein Hausvater, dem eben kein goldner Regen zu Theil wurde und der zum Erben weder angebornes Talent, noch alte Tantens hat, und es wird mir schwül um den Kopf, so nehme ich eine Prise, mancher Seufzer geht in Nießen auf. Hat meine Frau oder habe ich Gesellschaft lederner Art, so schnupfe ich — und das hilft über alle Steine des Anstoßes hinaus. — Meine Frau sah's nicht gerne, das ist wahr; aber das kam daher, daß ich ein wenig ein Hans Schlurian bin, der immer Tabak auf dem weißen Linnen der Brust liegen hatte. Nun hat sie mich gelehrt, mit dem Zeigefinger und Daumen diesen Ueberfluß wegschnellen — und es ist Alles gut. Ich habe eine brave Frau, das bekenne ich mit Freuden!! — Ich sehe aber mit Schrecken, daß ich von meinem Thema abkomme, und muß einlenken.

Woher es kommt, daß die Frauen alle die Pfeife und die Dose hassen? Aus Vorbemerktem sehen Sie, Holdeste, daß das „Alle" große Beschränkungen erleidet; doch das soll uns nicht alteriren. Ein's aber muß ich erwähnen. Ich richte diese Zeilen an eine Dame. Die Galanterie erfordert alle Artigkeit, und — mein Seel' — ich habe immer mich dem holden Geschlechte gegenüber so gehalten, daß sie mir nicht Gram wurden (das Brummen meiner Frau ist nur transitorisch); aber jetzt komme ich auf's Eis. Ich soll eine Wahrheit untersuchen. Beides fordert rücksichtsloses Verfahren. Holdeste, nehmen Sie aus Ihres Gatten Dose eine Prise, ich bitte inständigst, damit Sie jener Elasticität der Seele theilhaftig werden, von der ich aus Erfahrung zu reden weiß, damit Sie mir nicht grollen. Ach, mir sollte das wehe thun; denn als ich im Jahr 1829 im Hesperus von André einst die Partie der Damen nahm, dekretirte mir der Frauenverein, wenn ich nicht irre von Augsburg, einen — Kuß als süßen Lohn und beauftragte meine Geliebte, Braut oder Frau damit, wie im Jahrgang 1829 der genannten Zeitschrift zu lesen steht, auch durch die Cotta'sche Buchhandlung, die jenes Kußmandat druckte, zu erfahren ist, was ich mein Leben lang mit Stolz bekenne. Lieber wär's mir nun gewesen, jener Damenverein hätte den Kuß nicht centralisirt; ich hätte ihn lieber auf alle schönen Partnerinnen des Vereins distribuirt und ihn als objective Einheit in subjectiver Vielheit empfangen. — Doch das ist schon wieder eine Episode! Also „frisch gewagt, ist halb geschwommen!" riefen die „Sieben Schwaben", und ich, als der Achte, will auch so denken.

Warum ꝛc. Darum, sage ich, weil —

1. weil das weibliche Geschlecht von seiner Holdseligkeit, Liebenswürdigkeit, Engelgleichheit so fest überzeugt ist, daß es des Mannes Liebe allein und ganz verlangt, und sie nicht mit einer Pfeife oder einer Dose theilen will. Ich sehe, der Eine und Erste Grund ist genug; darum will ich auch meine übrigen in Petto behalten und blos den ausführen. Ich kann mir eben recht gut denken, wie das für ein liebliches Mädchen, Bräutchen, Frauchen empfindlich ist, wenn außer Ihr noch etwas Anderes an den Lippen des Geliebten hängt, nämlich — die Pfeife; noch etwas Anderes an seinem Herzen ruht — nämlich in der linken Westentasche die Dose. Ihre Liebe ist so reich, so innig, so ganz, daß sie mit Recht fordern können, daß auch die Liebe des Mannes nicht verkürzt sey. Sie sehen, Holdgste, daß ich ein guter Advokat bin, der selbst ein bischen Egoismus zu schminken versteht, und ich hoffe, Ihr Groll läßt sich in Liebe auf, ja ich wage noch mehr zu hoffen, ich glaube am Ende, Sie machen mir ein Präsent mit einer schönen Pfeife oder Dose oder gar beiden, weil ich's verdiene. Diese Hoffnung hebt meine Seele, daß ich jetzt noch ein

2tens folgen lasse, was ich anfänglich gar nicht wollte. Alle Polygamie ist gesetzlich verboten. Nun ist das doch offenbar eine feine Race der Art, wenn ein Mann außer seiner lieben Frau (Pix domestica heißt sie, glaube ich, im Corpus juris. Mein Gedächtniß hat jedoch etwas nachgelassen, warum ich, wenn ich etwa irren sollte, bei den Herren Collegen um Entschuldigung bitte!) auch noch an einer Pfeife oder Dose oder beiden mit ganzer Seele hängt. Es ist das Rechtsgefühl, das sich in weiblichen Herzen dagegen sträubt.

Q. E. D.

Was den Grund betrifft, daß eines Rauchers Kuß einen unangenehmen Beigeschmack, der eines Schnupfers einige Gefahr für die Toilette mit sich führe, so erkläre ich den für völlig unerwiesen, weil ich Frauen und Mädchen solche Leute mit vielem Appetit herzen und küssen gesehen habe, von meiner Erfahrung abgesehen. Ja, ich kann verbürgen, daß mir Damen sagten, der Kuß eines Rauchers habe etwas ungemein Pikantes und es fehle etwas zum „Manne", wenn er nicht rauche. Wie gesagt, ich verbürge das, und die verehrliche Redaction wird gebeten, hier unten zu bezeugen, daß ich ein ehrlicher, wahrhafter Mann bin.

Und nun, Verehrteste, scheide ich in Demuth, aber auch in Achtung und Verehrung von Ihnen und empfehle mich ehrerbietigst Ihrer Gunst! Meinen Scherz vergeben Sie gütigst!

W. D. B. Horn.

Mannichfaltigkeiten.

Ein Vetter erzählte seinem Vetter auf dem Breslauer Wollmarkte: „Ich habe Raps im Felde, der ist höher als ein Gardist." „„Du bist aber mal ein Lügner!"" meinte der Andere. „Nun, wetten wir," entgegnete dieser. Sie wetteten um drei Flaschen Champagner. Mit der nächsten Post schickte der Vetter einen Rapsstengel nach Breslau; er hatte gewonnen — der Stengel war noch etwas über 6 Fuß rhein. hoch. Der ökonomischen Sektion der schlesischen Gesellschaft wird nächstens ein Exemplar dieses Riesenrapses mitgetheilt werden.

In Preußen soll ein Gesetz wider den Luxus vorbereitet werden. — In Hessen besteht schon seit dem 1. Mai 1772 ein Gesetz „zur Beschränkung der Kleiderpracht", wonach denen mit keinem Raths-Titul charakterisirten Personen, namentlich Advokaten, Beamten, Kaufleuten, Künstlern ꝛc. ꝛc., weniger nicht deren Weibern und Kindern ernstlich und bei Strafe der Confiskation verboten ist, goldene und silberne Tressen, Litzen oder Bänder, desgl. Sammtstoffe, feine Pelze, Bouquets von gemachten Blumen ꝛc. zu tragen. Die Sage meldet aber, daß auf „diese gnädigste Verordnung" gehalten worden sey, „bei vierzehn Tage lang."

Digitized by Google

Korrespondenz.

Koblenz, 1. Juli.

So wie Se. Maj. unser vielgeliebter König Alles aufbietet, um die hiesige Stadt, so wie die ganze Rheingegend durch großartige Bauwerke zu verherrlichen, so wird auch, sicherm Vernehmen nach, einer unserer dringendsten Wünsche in Erfüllung gehen, daß nämlich die unsere Stadt und Umgegend so verunstaltende Festungs-Mauer längs dem Rheinufer hin verschwinden soll. In Uebereinstimmung mit den großartigen Schloßgarten-Anlagen und Terrassen soll zugleich diese Mauer sinken, und durch ein schönes, geschmackvolles, den fortifikatorischen Zwecken entsprechendes, eisernes Palisaden-Gitter ersetzt werden. Die Anschläge dafür sollen bereits eingefordert worden seyn. Ist dieser sehnliche Wunsch erfüllt, so können wir Koblenzer mit voller Ueberzeugung rufen: „Himmlisch fürwahr sind die Ufer des Rheins!“ — Außer der kürzlich verbreiteten Nachricht über die Berufung mehrerer hiesigen Rechtsgelehrten zu höheren Stellen, steht uns noch ein anderer schlimmer Abruf von hier bevor. Es soll nämlich ein als Verfasser mehrerer Gutachten in Carnevals-Prozeß- und Defizits-Angelegenheiten rühmlichst bei uns bekannter Doktor der Rechte einem zukünftigen Landrath als Kreis-Sekretär folgen. Das wäre freilich ein höchst schlimmer Verlust für das hiesige Barreau, noch mehr aber für die Carnevalsgesellschaft, als deren Pandektus er jedes Jahr kräftig wirkte, und nun auch Hoffnung haben soll, in das Direktorium aufgenommen zu werden, wenn er sonst nicht etwa in anderer Hinsicht als Persona ingrata wieder durchfallen sollte. Man will diese Nachricht aus ungetrübter Quelle vom Rhein her haben. Von daher erzählt man sich auch, daß es einem früher hier aufgetretenen wackeren Tenoristen bei der Operngesellschaft in Paris noch viel schlechter gegangen seyn soll, als zuletzt hier in Koblenz. Viele Mitglieder dieser Gesellschaft hätten sich auf ihrer Rückkehr von Paris bis zum Rheine, so zu sagen, sechtend durchschlagen müssen. Da ist die Kunst wirklich nach Brod gegangen. Von der großen Weltstadt hätte man so etwas nicht erwarten sollen. — Eine höchst erfreuliche Wahrnehmung für unser kunstliebendes Publikum ist die, daß der jetzige Besitzer unseres Schauspielhauses, der in jedem Betracht ein wackerer, durchdringender Mann ist, viele, mitunter großartige und kostspielige Reparaturen darin vornehmen läßt. Geschieht nun auch so viel in Zukunft für die Theaterverwaltung, so läßt sich etwas Gutes erwarten, und tüchtige Mitglieder können getrost ihren Wanderstab hierher setzen. Wir werden ehestens in einem ausführlichen Bericht darauf zurückkommen. — Recht sehr zu bedauern ist, daß die Moseldampfschifffahrt wegen des niedrigen Wasserstandes total in's Stocken gerathen ist. So wie die Direktion schon vor drei Monaten „vom Monat Juni an tägliche Fahrt“ angekündigt, so geschieht dieses jetzt noch fortwährend in den Zeitungen, aber — auf der Mosel nicht. Da ist Holland in Noth! Man will indessen wissen, daß eine, sich schon früher hier gebildete Gesellschaft die Konzession zur Befahrung der Mosel mit Inexplosibles erhalten soll. Die Trierische Gesellschaft würde alsdann die ihrige mit den drei Schiffen an den Nagel hängen müssen. Die Direktion derselben muß eigene Ansichten haben, sonst würde sie es nicht darauf ankommen lassen und der Stimme des Publikums, worunter gewiß einsichtsvolle Männer laut geworden, Gehör geben. Es scheint aber tauben Ohren gepredigt zu seyn. Daher möge jene neue Gesellschaft nur muthig an's Werk treten; ein solcher Sommer, wie der jetzige, wird sie jedesmal reichlich dafür entschädigen. Die Männer vom Rhein werden nächstens mehr liefern.

Weimar, Ende Juni.

Durch ein mechanisches Kunstwerk, welches mehrere Tage hier aufgestellt war, ist die Aufmerksamkeit der kunstsinnigen Bewohner in hohem Grade gefesselt worden. Es war dies nämlich eine von dem Hofuhrmacher Auch hier kunstvoll gefertigte Uhr, welche für das Rathhaus des vor einiger Zeit abgebrannten Städtchens Greußen bestimmt ist. Diese Uhr hat einen dreifachen Hammerzug, einen am Viertelstunden- und zwei am Stundenwerk, eine Vorrichtung, durch welche bei jedem Viertel zugleich die volle Stunde wiederholt wird. Das Stoßwerk ist nach Grahamscher Art eingerichtet und die Räder des Windfanges bewegen sich äußerst sanft durch Schrauben ohne Ende. Das Pendel, welches in einer Minute 30 Schwingungen macht, ist 80 Pfund schwer. In Rücksicht auf äußere Form und kunstreiche Construction dürfte sie vielleicht derjenigen, welche vor Kurzem in Stuttgart ausgestellt war, ohne Bedenken zur Seite gestellt werden können. — Das gegenwärtige Jahr ist durch Brandunglücksfälle überaus merkwürdig. Selten vergeht fast ein Tag, wo nicht Zeitblätter mit Ereignissen dieser Art angefüllt sind. Auch in dem unfern von hier gelegenen Orte Langendembach ist vor einigen Tagen wieder ein Brand ausgebrochen, durch welchen in Zeit von wenig Minuten mehrere Häuser in Asche gelegt wurden. In Folge dieser so häufig im Lande vorkommenden Unglücksfälle sind Besitzer von Gütern, welche dieselben bei auswärtigen Brand-Assecuranz-Anstalten versichert haben, von dem großherzogl. Landschafts-Kollegium wiederholt darauf aufmerksam gemacht worden, nicht zu versäumen, die Policen den Gerichtsbehörden, in deren Bezirke die versicherten Gegenstände sich befinden, zur Bescheinigung vorzulegen, weil außerdem bei einem sich ereignenden Unglück die Versicherungssumme confiscirt werden würde. Ein solcher Fall ist kürzlich bei dem Brande eines benachbarten Ortes vorgekommen. Schon war über die versicherte Summe gesetzlich verfügt, und der Inhaber der Police derselben für verlustig erklärt worden, als das Unglück des Mannes, den es betroffen, mehrere hiesige achtbare Bürger veranlaßte, ein Comité zu bilden und Beiträge für ihn zu sammeln. Das erste Scherflein, was bei dem Comité einging, war jene mit Beschlag belegte Summe, welche der Großherzog selbst dem Unterstützungsvereine zukommen ließ. Gewiß ein schöner Zug eines edlen Fürsten!

Mainz, 7. Juli.

Die Vorbereitungen der hiesigen Liedertafel zu dem während der 20. Versammlung deutscher Aerzte und Naturforscher am 20. Sept. l. J. stattfindenden Musikfeste schreiten, wie wir vernehmen, erfreulich und gedeihlich voran. Recht achtbare Zusagen der (diesmal mit durch die Umstände gebotener Beschränkung) eingeladenen Nachbarvereine, die Mitwirkung der Mannheimer Hofkapelle, so wie die in Aussicht gestellte der Darmstädter Hofkapelle machen einen eben so großartigen als seltenen Kunstgenuß unzweifelhaft. Bei dieser Gelegenheit möchten wir auf ein musikalisches Talent aufmerksam machen, das sich kürzlich bei einer Soirée der Liedertafel allgemeiner Anerkennung zu erfreuen gehabt hat. Es ist dies Hr. Stevenirs von Brüssel, ein junger Violinspieler, der sowohl durch seinen in jeder Hinsicht edlen und meisterhaften Vortrag, als auch durch seine Compositionen bekundete, daß ihm die wahre Weihe der Muse zu Theil geworden. — Hr. Remie hat die Direktion des hiesigen Theaters auf drei Jahre erhalten. Die städtische Behörde hat ihm dabei einen jährlichen Zuschuß von ohngefähr 4000 fl. zugesichert und dadurch bewiesen, daß sie kein Opfer scheut, um den bisherigen nur zu schwankenden Zuständen des hiesigen Theaters ein Ziel zu setzen. Die Nachricht von der Beseitigung dieser für Mainz so wichtigen Angelegenheit auf eine so befriedigende Weise hat unter dem hiesigen Publikum allgemeine Anerkennung gefunden. Den Theil unseres Opern- und Orchester-Personals, der nach London gegangen ist, erwartet man in den nächsten Tagen hieher zurückkehren zu sehen. Auch spricht man davon, daß wir die Aufführung der Hugenotten auf dem hiesigen Theater zu erwarten hätten, wenn die fremden Künstler, die bei der deutschen Oper in London beschäftigt waren, hier ankämen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 9. Juli. Don Juan, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 188. Sonntag, den 10. Juli 1842.

Lieutenant Rocquevert.

(Fortsetzung.)

Bagnac's Worte vernehmend, legte Rocquevert seine Beinkleider und Stiefeln an. Doch konnte er sich bei den letzten Worten nicht versagen, sich umzusehen und den Sprechenden zu beobachten, ob er nicht scherze, dann sagte er ohne Umstände zu dem Chevalier:

„Sie werden durch einen Beweggrund zu mir geführt, theilen Sie mir denselben mit, wenn ich bitten darf."

„Ich habe deren mehr als einen," antwortete Bagnac; „der erste, als der wichtigste, ist der, Sie zu sehen."

Rocquevert konnte nicht umhin, die Arme übereinander zu schlagen, und dabei den Gascogner starr anzublicken, um ihm durch dieses stumme Spiel zu sagen: Sie machen sich über mich lustig!

Der Chevalier kam nicht aus der Fassung, er ertrug, ohne zu wanken, das ganze Peletonfeuer dieses Blickes; ja er sah sogar aus, als sey ihm das Gesagte ernst, und behielt seine feste Haltung.

„Gewiß, mein lieber Herr von Rocquevert," fügte er hinzu, „nur Ihnen, bei Ihrer Bescheidenheit, kann dieser Beweggrund seltsam vorkommen; mir erscheint er als ganz natürlich. Zum Teufel! wer vermöchte mit einem Edelmann, wie Sie sind, unter einem Dache zu schlafen, an einem Tische zu essen, wäre es auch nur ein Mal vier und zwanzig Stunden, ohne erfreut zu seyn, denselben wieder zu sehen und ihm Höflichkeiten erzeigen zu können."

Nun war die Reihe an Rocquevert, sich vor dem Besuchenden zu verbeugen und ihm seinen Dank zu versichern, indem er diesem noch alle jene übertriebenen Höflichkeiten hinzufügte, die als Hyperbeln den Bewohnern des Südens so geläufig sind.

„Ich bin über diesen Beweis Ihrer Freundschaft gerührt, Herr Chevalier," sagte Rocquevert, „und weiß Ihnen Dank, mir zuerst diesen Beweggrund mitgetheilt zu haben, der, wie Sie selbst sagen, nicht der einzige ist."

„Nein, mein Herr," versetzte der Chevalier, „doch dieser betraf mich, und Sie wissen das Sprichwort: Gutes Wort findet guten Ort ... Außerdem bin ich noch von Herrn von Sonningen gesendet."

„Nun sind wir endlich bei der Sache," sagte seitwärts der Offizier.

„Ja, mein lieber Herr," fuhr Bagnac fort, „mein erhabener Freund, der Herr Baron, hatte kaum erfahren, daß Sie hier vor Anker gelegt, so rief er aus: „Wie, Herr von Rocquevert wäre hier, und sollte sein Absteigequartier in einer elenden Herberge nehmen! das dürfen wir nicht leiden! Ein Mann seines Standes, ein so verdienter Offizier, hat auf das Schloß Anspruch zu machen! Chevalier, verfügen Sie sich in meinem Namen zu ihm, und bitten Sie ihn, hier seine Wohnung aufzuschlagen. Wir erwarten ihn ... Es gilt keine Entschuldigung, keine abschlägige Antwort; der Lieutenant muß kommen, er mag wollen oder nicht.""

Rocquevert glaubte nun die wahre Ursache von dem frühen Besuche des Chevalier zu errathen. Er bildete sich ein, dem Gouverneur von Picquigny müsse ohne Zweifel von der Armee der Befehl zugekommen seyn, ihn in der Festung zurückzuhalten, und daß Herr von Sonningen, als ein Mann von Welt, diese Verhaftung etwas eingekleidet habe. Die übertriebene Höflichkeit des Mandatars war es allein, die Rocquevert irre führte; er konnte sich nicht überreden, daß man eine Sendung in so höfliche Formen bringen könne, bei deren Veranlassung dieses doch durchaus nicht der Fall war. Diese Erwägung reichte aber durchaus nicht hin, ihn von seiner Idee abzulenken. Zu jener Zeit war die Artigkeit der Polizeibeamten anerkannt, und Rocquevert hatte oft über das feine Benehmen und die gewählte Sprache solcher scherzen gehört, die beauftragt waren, lettres de cachet zur Ausführung zu bringen. Der Polizeidiener nahte nämlich sachte dem im Briefe bezeichneten Mann, sprach ihm mit entblößtem Haupte leise in das Ohr, und sagte, die Achsel zuckend: „Ich bin in Verzweiflung, mein Herr, ich habe einen Befehl, mein Herr, der Ihre Verhaftung befiehlt, mein Herr, vom König, mein Herr." — „Ich, mein Herr?" — „Sie selbst, mein Herr." — Das war das Ceremoniel und das Formular jener Diener der Polizei. Doch konnte Rocquevert nicht glauben, daß sich ein gascogniſcher Chevalier zu einer ähnlichen Expedition hergeben würde, um dabei noch mehr Höflichkeit als ein Polizeidiener zu entfalten.

Der Offizier brachte Entschuldigungsgründe vor, weniger um zu widerstreben, als um die Strenge eines Befehls an's Licht zu ziehen, die man ihm unter den scheinbaren Annehmlichkeiten einer verbindlichen Einladung zu verbergen suchte.

„Wollen Sie die Güte haben, dem Herrn Gouverneur gehorsamst zu danken, und ihm in meinem Namen die Hand zu küssen," sagte er zu Bagnac. „Ich bin außer Stande, seinem

Digitized by Google

Wunsche zu entsprechen, da ich Willens bin, in einer Stunde abzureisen."

„Nicht doch," erwiederte der Chevalier, „Sie werden ihm Ihren Dank versichern, und sich selbst entschuldigen . . . Ich lasse Sie nicht so frei; ich halte Sie, Sie gehören mir. Ich würde lieber niemals mehr in's Schloß zurückkehren, wenn das ohne Sie geschehen sollte. Ach! Ja, der Baron würde einen schönen Lärm anstellen. Wohlan, geben Sie mir Ihren Arm, lieber Lieutenant, wir wollen gehen."

Diese Beharrlichkeit diente nur dazu, Rocquevert in seiner ersten Ansicht zu bestärken.

„Im Uebrigen," sagte er zu sich selbst, „ist es einerlei, ob ich hier oder dort eingekerkert bin . . . Ja, es ist sogar angenehmer, hier meine Strafe zu erstehen . . . vielleicht kann ich nebenbei doch auch meine Ungetreue, meine schöne Verrätherin sehen."

Er seufzte, und ließ sich durch den Chevalier von Lagnac hinwegführen.

„Nun, das heiße ich sich hübsch fügen," bemerkte der Gascogner, den Offizier mit sich fortführend.

Ehe er hinausging, streckte er noch den Kopf durch das Fenster, und befahl einem Bedienten, der unten auf ihn wartete, Herrn von Rocqueverts Felleisen und Pferd nach dem Schlosse zu bringen.

Der Lieutenant war ganz darauf gefaßt, den Wolf bald aus dem Schaafpelze hervorschauen zu sehen, indem er erwartete, daß sein vorgeblicher gascognischer Freund sich in seinen Gefangenwärter umgestaltete, so bald er die Schwelle des Schlosses überschritten, und daß die Gastfreundschaft, die man ihm so anmuthig darbot, nichts Anderes als eine Gefangennehmung sey. Schon schwebte ihm das dunkle Gemach vor Augen, in das er durch die Sorgfalt des Barons eingesperrt würde.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Oper in London.

London, 16. Juni.

Die Direktion der Herren Götz und Lebrecht währte nur im Ganzen 22 Tage; nämlich am 23. April reisten diese beiden Herren mit ihrer deutschen Oper-Gesellschaft von Mainz ab und am 15. Mai schon ging Hr. Lebrecht plötzlich durch mit dem Batavier, die ganze Gesellschaft im Stiche lassend: ein schlimmer Stich, den Lebrechts alle früheren Stiche — er ist bekanntlich gleich seinem Collegen Götz Schneider gewesen — nicht aufwiegen. Die Gesellschaft war in Verzweiflung; da bot sich als Rettungsengel ein englischer Rentier, Mister Goldshede, der die Direktion übernahm. Da die erste Sylbe in seinem Namen „Gold" lautet, so schien das allgemein als gute Vorbedeutung zu gelten, die sich bis jetzt auch in so fern bewährt, als die Logis-, Diäten- und Gage-Gelder, was bei solch' großer Gesellschaft in die Tausende geht, nicht wie früher in halbmonatlichen Raten, sondern nach englischem Custom allwöchentlich, nämlich Samstag Abends, regelmäßig bezahlt werden. „After annoy there comes joy" jubelten alle Deutschen.

Die german opera fängt an, hier immer tiefere Wurzeln in der Gunst der Londoner zu schlagen. Bisher hatte sie eine gefährliche Rivalin an der italienischen großen Oper; denn diese ist die einzige, die mit der deutschen rivalisiren kann. Sie hat auch den langjährigen Custom für sich, besitzt ein prächtiges Haus mit sieben Etagen, Boxes, ꝛc. Die Königin selbst ist die Patronin, weßhalb das Gebäude „her Majesty's Theatre" genannt wird. Der Hof, die ganze Elite der fremden Gesandten und überhaupt die Fashionables besuchen es vorzugsweise. Uebrigens befriedigen die Leistungen der italienischen Oper nicht durchaus. Der überladene, oft widerlich verzierte Gesang, besonders bei Männern wie Rubini, Tamburini, wo man den Wald vor Bäumen nicht sieht, ist so süßlich, und der neu adoptirte Vortrag, in Folge dessen der Sänger einige Takte im Fortissimo schreit und unmittelbar darauf so leise singet, daß man's nicht hört — ist für uns Deutsche unnatürlich und abgeschmackt. Der alte Lablache (es ist auch ein jüngerer da) ist wohl das beste Mitglied. Er ist ein gediegener, noch mit guten Stimmmitteln begabter Sänger, der mit lebhaftem, naturgetreuem Spiele dem Charakter der Rolle sich anschmiegt und sie schulgerecht wie selbstschöpferisch durchführt. Donna Guiletta Grisi ist ebenfalls ausgezeichnet, Donna Persiani weniger. Dorus Gras, eine Französin, singt auch sehr brav. Außer diesen gehören noch zu den Namhaften Guasco, Ronconi und einige Andere. Der Chor ist erbärmlich; er ist zwar sehr zahlreich, aber Alle singen Unisono (a great Cry and a little Wool), so daß der englische Rezensent der deutschen Oper schon damals 1840 nach der ersten Vorstellung des Freischütz in der „Times" lobend erwähnte: man habe beobachtet, daß die Chorsänger in verschiedenen Stimmen gesungen. Das italienische Ballet ist übrigens unvergleichlich. Als Krone desselben strahlt: Donna Cerito, eine junge, schöne, ausgezeichnete Tänzerin, welche der berühmten Taglioni beinah zur Seite gestellt werden dürfte. Nächst ihr kommt Dem. Gay Stephan, welche auch in der deutschen Oper im Benefiz des Menager's Mister Bunn's getanzt hat. Das italienische Orchester ist sehr stark besetzt; allein die Herren machen auch oft Schnitzer; zu des göttlichen Mozart's Don Juan's erstem Finale haben diese Italiener türkische Musik gesetzt. Herr, verzeih' ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!

Die deutsche Oper hat auch im Covent Garden Theatre ein schönes Haus. Die Decorationen, die Maschinerie sind unvergleichlich. Gas- und Wachsbeleuchtung. Die Mitglieder sind sehr fleißig, die Proben währen oft von Morgens 10 Uhr bis Nachmittags 5 Uhr: 7 Stunden. Bis zum 10. Juni waren schon 26 Opern aufgeführt. Der Freischütz, wie sich von selbst versteht, zuerst, woran die Engländer einen Narren gefressen; alsdann Figaro's Hochzeit, die Zauberflöte, Don Juan, Glucks Iphigenia in Tauris, diese großartige Composition mit ergreifenden Effekten; ferner Spontinis Vestalin, welche aber im Allgemeinen hier nicht viel Glück macht, obgleich die gebildeten Engländer ernste Musik lieben. Beethovens Fidelio immer bei vollem Haus mit vielem Applaus. Zuletzt Meyerbeer's „Robert the Devil", episodisch in 4 Akten. Er machte Glück. Der 3. Akt in der Partitur wurde hier zum 2.; vom 2. Akte nur ein Fetzen, alsdann wird über die ganze Teufels-, Hexen- und Spukgeschichte hinweg gesprungen in den 4. Akt zur zarten, leidenden Isabelle (Mad. Schodel), die in der Romanze so rührend steht und von Robert immer: nein! nein! nein! hören muß. Dies bildet hier den 3. Akt. Endlich im 4. kommt die Mönchgeschichte, die Kirchenmusik und Catastrophe. Mad. Stöckl-Heinefetter-Alice. Breiting (der von Berlin hierher kam) Robert und Staudigl-Bertram, der so teuflisch lachen kann, daß

Digitized by Google

er den Engländern, die das Diabolische leidenschaftlich lieben, die Stelle immer zweimal singen muß. Alle sind einzig, ausgezeichnet in dieser Oper. Die Sängerin Lutzer ist auch noch durch Vermittlung Staudigl's von Prag aus hierher gereist, und wir haben jetzt eine respectable Opern-Gesellschaft, aus den ersten Talenten Deutschlands bestehend. — Staudigl ist ein herzensguter und dabei anspruchsloser Mann. Er war's auch, der das Geschäft mit der neuen Direktion arrangirte, und erwarb sich dadurch ein großes Verdienst um die ganze Gesellschaft. Die ersten Fächer mußten sich einen Gage-Abzug gefallen lassen; sie waren auch viel zu hoch gestellt; daher kamen die fl. 70,000, die Schumann voriges Jahr auszahlte; was blieb da noch für Orchester und Chor übrig?

Am 10. wurde Norma mit großem Beifall gegeben. Mad. Stöckl-Heinefetter ist eine prächtige Norma.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Bischofsheim an der Tauber, 30. Juni.) Vor einiger Zeit wurde in hiesiger Gegend ein schauderhafter doppelter Kindsmord entdeckt, und die muthmaßliche Thäterin, die unnatürliche Mutter, bald darauf eingezogen. Jetzt hat sie ihre Missethat wirklich eingestanden, und wir dürfen durch Berichten der Sache nicht mehr fürchten, dem Gange der Gerechtigkeit vorzugreifen. Den 24. Februar d. J. wurden aus einem tiefen Brunnen bei Mättelhofen, königl. baierischen Landgerichts Würzburg, unweit der badischen Landesgränze, von einem mit Froschfangen beschäftigten Manne die Leichname zweier Kinder herausgezogen. Jedes derselben war in ein Bein von einem Paar Hosen eingenäht und mit Hülfe eines Steines versenkt worden. Das eine Kind war schon über ein Jahr im Wasser, das andere noch ein neugebornes, und erst seit etwa 8 bis 10 Tagen versenkt. Den 2. März wurde zu Großrinderfeld, hiesigen Amts, die dort als Magd in Diensten gestandene Anna Maria Endres von Mättelhofen im Königreich Baiern festgenommen, nachdem es dem in Gerchsheim, großh. bad. Amts Gerlachsheim, stationirten Gendarmen gelungen war, ihr als der muthmaßlichen Thäterin auf die Spur zu kommen. Sie wurde alsbald an das königl. baierische Landgericht Würzburg abgeliefert, wo sie einbekannt hat, die Mutter der beiden aus dem Wasser gezogenen von ihr versenkten Kinder zu seyn.

(Karlsr. Z.)

(Münchner Lokalanekdote.) Unlängst begegnete Einer in der Nähe des Sendlingerthores einem Bekannten in Begleitung eines Fremden. Jener fragte seinen Bekannten: wohin er ginge? Dieser gab zur Antwort: „Den da," auf den Fremden deutend, „führ' ich auf den Viehmarkt."

Frankfurter Theater.

Der Monat Juli begann festlich. Die Zauberflöte zog wie ein milder Sonnenstrahl zwischen Guido und Ginevra, Puritaner und Templer und Jüdin hindurch. Fünfzig Jahre sind vorüber und noch immer wallt das Publikum mit Liebe und Ehrfurcht in das Theater, wenn die alte und doch ewig blühende Zauberflöte — die wahre Hebe unter den Opern — ertönt. Wie geschminkt, wie fratzenhaft erscheinen dagegen die Götzen unserer Zeit! Sie werden meistens schon kränkelnd geboren und stehen, kaum in's Leben getreten, auch schon mit einem Fuße im Grabe. Die Vorstellung der Zauberflöte war eine sehr gelungene. Unsere Mitglieder sind immer durchdrungen von einer höhern Bedeutung, wenn sie Mozart singen sollen, der nicht allein Kehlen, sondern auch Seelen verlangt. Es ziemt uns, Dem. Stemmler vom Hoftheater zu Coburg vor allen zu gedenken, deren Gegenwart in Frankfurt wir diesen Genuß verdanken. Aus diesem Grunde wollen wir es auch mit der Kunst in ihrem Vortrage nicht so genau nehmen und uns nur der Vorzüge erinnern, welche ihr die Natur gab, nämlich eine reizende Persönlichkeit mit einem umfangreichen Organ verbunden. Auffallend war die Höhe und Ausdauer, womit unsere junge Königin der Nacht die obern Notensternchen bis zum dreigestrichenen F' glücklich verfolgte, welches allemal das Signal zu höchst vergnügtem Applause ist. Vielleicht veranlaßt die weitere Gegenwart der Dem. Stemmler auch Darstellungen von Winter's — unterbrochenem Opferfest — und Mozart's — Entführung, die man wegen Mangel an Sopranhöhe fast gar nicht mehr zu hören bekommt. In den Puritanern und im Templer, die rasch auf einander folgten, gab Hr. Kunz vom Theater zu Prag den Sir Georg und Bois Guilbert. Hr. Kunz ist ein Sänger von schönen Mitteln und gehört zu denjenigen, die durch Studien und Aufmerksamkeit auf gute Muster bald eine ehrenwerthe Stellung in der dramatischen Welt erringen werden. Er besitzt bei einer stattlichen Figur eine sonore, durchgreifende und biegsame Baritonstimme und ein gefälliges Opernspiel. War auch in der Rolle des Sir Georg durch die Befangenheit des ersten Auftretens vor einem fremden Publikum die Reinheit der Intonation anfänglich etwas getrübt, so fand sich doch bald die nöthige Festigkeit des Tones wieder und im Vortrage der zweiten Hälfte der großen Arie (Act 2) und im Duett des Finales entfaltete der Gast die Vorzüge eines frischen, energischen und ausdrucksvollen Vortrags und errang lebhaften Applaus. Als Bois Guilbert in der Marschner'schen Oper, in einer Partie, die großen Stimmenfonds erfordert, machte er denselben geltend. Er sang die große Scene (Act 2) mit Kraft und Ausdruck, obwohl theilweise hinsichtlich der künstlerischen Abrundung noch Einzelnes zu wünschen übrig blieb. Hr. Kunz und Dem. Capitain wurden gerufen. Ein weiteres Gastspiel desselben dürfte von Interesse seyn. Dem. Capitain als Rebecca gab uns ein treues Bild von der holden Blume Palästina's, wie sie uns Scott beschreibt. Alle übrigen Personen, selbst Ivanhoe, sind mehr oder weniger Episoden und Hr. Wohlbrück, der Dichter des Textes, hätte wohl daran gethan, ein Personal zu reduziren, dessen Größe nur ein Zersplittern der Handlung, wie der Kräfte herbeiführen mußte, da jede Person doch beschäftigt seyn will, und am Ende keine, außer den beiden Hauptpartieen, etwas Erhebliches zu thun hat.

W.

Korrespondenz.

Wetzlar, 3. Juli.

Ein recht freundliches Ereigniß setzte heute einen großen Theil von Wetzlar's Bewohnern in Bewegung. Es war die Einweihung der neuen Fahne für den hiesigen Gesangverein, welcher im Herbste vorigen Jahres durch die Bemühungen zweier wackerer hiesiger Bürgerssöhne in's Leben trat, und welchem der sehr würdige Hr. Cantor Franke als Direktor vorsteht. Nachmittags 4 Uhr versammelten sich in dem zu dieser Feierlichkeit eigens decorirten Gartensaale des Hrn. Gastgebers Büßer die Stifterinnen besagter Fahne, die Elite der Bürger-Jungfrauen von Wetzlar. Eine Stunde später fand sich auch der Gesangverein im Garten ein. Nicht lange, da öffneten sich die Flügelthüren des Gartensaals. Gleichzeitig ertönte von dem im Saale befindlichen Musikchor ein Marsch zur Bewillkommnung des Vereins, und derselbe marschirte in den Saal. Die Sänger, den Jungfrauen gegenüber aufgestellt, erwiederten mit einem passenden Gesang. Nach dessen Beendigung traten aus dem Halbkreise festlich geschmückter Jungfrauen, in dessen Mitte die mit geeigneten Sinnbildern geschmackvoll

Digitized by Google

verzierte Fahne prangte, drei derselben vor, von welchen die mittlere, Fräul. Christine Beyler, die große Fahne, die beiden ihr zu den Seiten stehenden die vier Stimmenfähnchen trugen, und declamirte Genannte nachfolgendes Gedicht:

Mächtiger greift nichts in's Leben
Als Gesanges-Harmonie!
Sie nur kann uns stets erheben;
Nichts erfreuet mehr als sie!

Was belebt die Regionen? —
Ist's nicht freudiger Gesang?
Da, wo gute Wesen wohnen,
Schallet Harmonieenklang.

Ja, in Deutschland's weiten Gauen
Herrscht Gesanges-Sympathie,
Ueberall, wohin wir schauen,
War sie heimischer noch nie.

Und ein Zweig der Rieseneiche
Deutschen Sanges seyd auch ihr,
Brüder! Euer Bündniß gleiche
Darum dieser für und für.

Blicket auf zu dieser Fahne;
Seht die Bilder, die sie trägt —
Daß zu Deutschthum sie Euch mahne,
Bis der letzte Puls sich regt!

Und so nehmet hin die Spende,
Nehmt sie aus der Jungfrau'n Hand,
Ein Panier in deutsche Hände,
Deutscher Treue Unterpfand.

In der letzten Strophe schritt sie weiter vor und überreichte die Fahne dem Direktor, Hrn. Cantor Franke, welcher sie an den neben ihm stehenden Vereins-Secretair hinwies, der ihr die Fahne abnahm und mit folgenden Strophen erwiederte:

Wo Jungfrau'n sich zu schöner That verbinden,
Wie diese hier, da wird es wahrlich schwer,
Zu würd'gem Dank die rechten Worte finden;
Denn dies Geschenk ist edel, groß und hehr! —
Wir nehmen es mit wärmstem Dank entgegen,
Die schöne That, vor der wir Achtung hegen.

Ein Denkmal sey sie noch in künft'gen Tagen
Die Sängerfahn', die Wetzlar's Wappen trägt;
Wie schön ist sie! Mit Eichenlaub beschlagen; —
Ein deutscher Sinn hat sie so ausgeprägt!
Der Jungfrau'n Werk! Drum laßt uns sie erheben!
Als deutsche Jungfrau'n sollen hoch sie leben!!!

Am Schlusse dieser Erwiederung folgte ein donnerndes „Hoch", welches durch Salven der städtischen Böller, die im Garten aufgefahren waren, erhöht wurde. Hierauf überreichte dieser dem Vereinsfähnrich die Fahne, welcher in Prosa einen sinnreichen Epilog sprach, der mit einem Toast auf die Stifterinnen der Gesangvereins-Fahne endete, welcher gleichfalls von Geschützesdonner begleitet wurde. Hiermit schloß sich das Ceremoniell. Nach eingenommener Erfrischung wurde durch eine Polonaise der Ball eröffnet, an welchem auch Viele aus den höheren Ständen, welche nicht zum Gesangverein gehörten, Theil nahmen, und es herrschte dabei eine ungemeine herzliche Fröhlichkeit. So bewahrheitete sich denn auch hier das unsterblichen Dichters schöner Gedanke: „Freude, nur du einest wieder, was die Mode streng getheilt ꝛc." — Er wird uns unvergeßlich bleiben der schöne Tag, das von unsern hochherzigen Jungfrauen uns gegebene Fest der Fahnenweihe für Wetzlar's wackere Sänger.

Laubach, 6. Juli.

(Auszug aus einem Privatschreiben.)

Gestern Morgen fuhren wir nach Steinbach. Vergebens würde ich suchen, den Eindruck zu beschreiben, den dieser wahrhaft traurige Anblick auf mich machte. Nie habe ich solch' eine entsetzliche Verwüstung gesehen! Ganze Straßen sind bis auf den Grund abgebrannt. Halb abgebrannte Häuser bieten einen jammervollen Anblick dar. In den offenen Stuben sieht man hin und wieder noch Tische, Bänke, Stühle in wilder Verwirrung. In einer derselben saß ein armes Kind, und hielt ein noch kleineres auf dem Schooße, um es einzuschläfern. Neben ihnen hingen einige Lumpen auf einer halb verkohlten Stange; Kleider konnte man sie nicht mehr nennen. Das Dach und die eine Wand des Hauses waren abgebrannt. In meinem Leben vergesse ich diesen Anblick nicht. Kein heiteres Gesicht war zu sehen. Alles ging, den Schutt wegräumend, auf den Trümmern still und in sich gekehrt. Die meisten Leute haben nur die elenden Kleider gerettet, in welchen sie zu ihren Feldarbeiten ausgegangen waren, während ihre ganze Habe daheim vom Feuer verzehrt ward. Sonntag wurde unter einem ungeheuern Zufluß von Menschen der Gottesdienst auf der Brandstätte unter freiem Himmel gehalten. Allgemein war die Rührung. Auch die Herrschaften von Lich, die so viel zur Milderung des Elendes gethan, waren, sichtlich ergriffen, dabei anwesend. — In Wetterfeld, eine Viertelstunde von hier, brach heute ebenfalls ein Feuer aus, welches, wäre es nicht gleich entdeckt worden, sehr schlimm hätte werden können. Durch ungeheuer schnelle Hülfe und Menge des Wassers sind nur zwei Scheunen und ein Haus abgebrannt.

Frankfurt, 8. Juli.

Eine höchst interessante Erscheinung für jeden Natur- und Menschenfreund ist die hier dieser Tage erfolgte Ankunft der Familie Brockstädt, genannt das kleine nordische Kleeblatt, welches Hr. Bolt aus Hamburg im Rauch'schen Hause am Paradeplatz nur kurze Zeit sehen läßt: es sind dies keine Mißgeburten oder verkrüppelte Leutchen, sondern ihre Körper sind in dem schönsten Ebenmaß gebildet; ihr Alter zwischen 16 und 20 Jahren, ihre Größe aber nur 28, 32 und 35 Zoll! „Die Natur hat hier (sagt ein Beurtheiler) mit dem Menschen ein launenhaftes Spiel getrieben und eine Ironie, eine Parodie auf ihn schaffen wollen, um ihm zu zeigen, welch ein elendes Subject er ist." Diese Leutchen, wahre Lilliputaner, wie sie Gellert so poetisch schön den Kindern vorführt:

„Leute,
So groß wie ungefähr ein Daum,
Man denk' erst in die Weite! ꝛc." —

Ueberall erregen diese Lilliputaner die größte Aufmerksamkeit des Publikums. Ihr Benehmen ist äußerst graciös und manierlich. Es sind drei Geschwister, aus dem Holstein'schen gebürtig, und ihre Eltern sind nicht kleiner, als andere Holsteiner. Sie treten auf einem für sie eigens eingerichteten Miniatur-Theater vor das Publikum und stellen die schönsten Tableaux dar.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 10. Juli. (Zum Erstenmale): Molière, oder: das Leben eines Schauspielers, Lustspiel in 2 Acten, nebst einem Vorspiel: Der Name, Lustspiel in 1 Act und einem Nachspiel: Schauspielers Heimgang, Drama in 1 Act, frei nach Devrient, von G. A. Herrmann.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 189. Montag, den 11. Juli 1842.

Lieutenant Rocquevert.

(Fortsetzung.)

Wie groß mußte Rocqueverts Erstaunen seyn, als ihn der Chevalier nach solchen Muthmaßungen statt in das Gefängniß, das er erwartete, in das Prunkzimmer des Schlosses führte. Der Offizier wußte sich das nicht zu erklären. Anfangs hielt er es nur für ein prachtvolles Provisorium, von dem man ihm den kurzen Vorgeschmack geben wollte, um ihm durch diesen Contrast das Trübselige seiner bestimmten Wohnung noch empfindlicher zu machen.

Daher wandte er sich an seinen Führer mit den Worten: „Wo gehen wir denn hin, Herr Chevalier?"

„Wir bleiben, wo wir sind. Sie sind hier zu Hause. Der Herr Baron wünscht, daß dieses Gemach, das er Ihnen bestimmt, Ihren Beifall erhalte."

Mit diesen Worten verbeugte sich der Chevalier von Vagnac und ging hinweg.

Wäre der Offizier aus den Wolken gefallen, so hätte er nicht überraschter und schmerzlicher verwundet seyn können, denn alle diese Thatsachen vereinigten sich, um Punkt für Punkt seine Befürchtungen vom vorigen Abend zu bestätigen.

Der Edelmann war in der Lage dessen, der alle durch eine unselige Prophezeihung verheißenen Unfälle in Erfüllung gehen sehen sollte.

Die Weissagung des Diplomaten verwirklichte sich mit beunruhigender Pünktlichkeit. Man schenkte ihm in einem Schlosse, aus welchem er vor zwei Monaten beinahe fortgejagt worden war, eine merkwürdige Aufnahme. Wer vermöchte alle jene Ausflüchte zu entziffern, an welchen sich die Einbildungskraft des galanten Offiziers festhielt, ehe er bei der schrecklichen Auseinandersetzung verweilte, unter welcher Sylvanirens Ehre so sehr gelitten.

„Sollte ich der Spielball einer diplomatischen Mystification seyn?" fragte er sich, „sollte man mich hier für einen Andern halten? oder könnte ich zufällig irgend einem angesehenen Herrn der feindlichen Armee ähnlich sehen?"

Dieser Gedanke veranlaßte Rocquevert, sich in dem venetianischen Spiegel zu beschauen. Er fand, daß er blaß, eingefallen und mager aussah.

„Bei Gott! es ist wahr," fuhr er fort, „das könnte seyn, denn ich erkenne mich selbst nicht mehr, es ist sich daher nicht zu verwundern, daß man meine Identität bezweifelt. Das verhält sich so. Irgend einem falschen Rapport zu Folge hat mich der Gouverneur gefangen genommen, und hält mich, wer weiß, vielleicht für irgend einen verkleideten Prinzen; und der Chevalier von Vagnac, nichts ahnend, hat diesem Mißverständniß vollends die Krone aufgesetzt."

So von einer Vermuthung zur andern übergehend, hielt sich Rocquevert endlich an das, was mit Sylvanirens Tugend und seiner Neigung am vereinbarsten war, und das war kurz und bündig, daß er bald aus seiner Wohnung hinausgeworfen würde.

„Jage man mich aber immerhin hinaus!" dachte der Lieutenant. „Duldet man mich hier, so ist Alles verloren, selbst meine Ehre."

Mittlerweile hörte er nahende Schritte, und sagte daher zu sich selbst:

„Ohne Zweifel wird nun diese barsche Expedition vollzogen."

Richtig tappte es auch an seiner Thüre, und man trat herein; es war der Baron von Sonningen. Der kleine Greis hatte jenen Tag gegen seine Gewohnheit ein aufgewecktes Benehmen und ein einnehmendes Aussehen. Bei seinem Herannahen entblößte und verbeugte sich Rocquevert, und stand in Erwartung.

„Ich küsse Ihnen die Hände, mein Herr," sagte der Baron zu ihm. „Doch unter uns gesagt, mein Lieber, was dachten Sie, daß Sie nicht sogleich auf's Schloß kamen?"

Der Lieutenant hätte gern geantwortet: „Wie konnten Sie nur denken, mich da zu erwarten?" allein er unterdrückte diese Frage, trat an das Fenster, um sich in vollem Lichte zu zeigen, und winkte dem Gouverneur, zu ihm zu treten, dann sagte er zu diesem:

„Betrachten Sie mich wohl, mein Herr, ich bin ein zu ehrlicher Mann, um aus einem Mißverständniß, dem ich ohne Zweifel die Ehrenbezeugungen danke, die mir zu Theil werden, Nutzen ziehen zu wollen."

Der Gouverneur kreuzte die Arme und sah ihn ganz verwundert an, indem er zu ihm sagte: „Geben wir uns Charaden auf?"

„Meiner Treu," versetzte Rocquevert, „ich fürchte es, denn ohne zu scherzen, könnten Sie sich hinsichtlich meiner nicht so benehmen . . . Lassen Sie ein Mal hören, für wen halten Sie mich?"

Digitized by Google

„Ei der Tausend, für das, was Sie sind, für einen ehrenvollen, tapfern Offizier des Königs."

„Doch weiter . . . ich heiße Rocquevert, mein Herr, bin Lieutenant bei den Grenadiers zu Pferd . . . und sonst nichts."

„Sonst nichts . . . das genügt, mein Herr; allein dadurch, daß Sie mir Ihren Namen und Ihren Stand sagen, setzen Sie mein Gedächtniß herab. Glauben Sie, daß ich diese vergessen?"

„Doch," antwortete Rocquevert, immer überraschter, „wenn Sie das nicht vergessen haben, müssen Sie etwas Anderes vergessen haben."

„Ach! ich entsinne mich," unterbrach ihn der Gouverneur, „Sie spielen auf den Abschied bei unserer ersten Trennung an. Ich gebe zu, daß ich etwas voreilig war . . . Ich bitte, mich deswegen zu entschuldigen, und hoffe, daß Sie mir hinreichend Gelegenheit geben, mein begangenes Unrecht wieder gut zu machen."

Diese in so demüthigem Tone angebrachte, unvorhergesehene Kapitulation machte den Lieutenant vollends irre.

„Herr Gouverneur," fügte er daher hinzu, „ich bin durch Ihre Güte gerührt, und weiß dieselbe um so mehr zu schätzen, da ich in großer Ungnade bin, was Sie ohne Zweifel nicht wissen."

„Im Gegentheil," antwortete der Greis ruhig, „ich wußte dieses. Mein Neffe Kaspar von Lavedan hat mich von dieser Unannehmlichkeit unterrichtet."

Bei dem Namen Kaspar zog der Offizier die Augenbrauen zusammen, als hätte dieses Wort alle finstern Möglichkeiten heraufbeschworen, die jene Ereignisse zur Gewißheit zu machen schienen. Bestürzt über dieses Zeugniß des Gouverneurs, fand Rocquevert keine Antwort, sondern stumm und lautlos ließ er sich von Herrn von Sonningen fortziehen, der zu ihm sagte:

„Das Frühstück erwartet uns, Herr in Ungnade Gefallener, wir können uns bei Tische eben so gut über Ihr Mißgeschick unterhalten, als hier."

(Fortsetzung folgt.)

Wann soll man die Dichter lesen?

Eine geistreiche und pikante Besprechung des deutschen Musen-Almanachs auf 1841 leitet Dr. K. Gutzkow in nachstehender Weise ein. (Vergl. dessen „Vermittelungen, Kritiken und Charakteristiken. Leipzig, Verlag von J. J. Weber. 1842.")

Ich werde dreißig Jahre, Ihr lieben Sänger; ich will Euch nicht mehr beurtheilen. Ich will eine Anzeige, die keine Beurtheilung seyn soll, mit dem Geständniß eröffnen, daß ich nicht mehr so harmlos fühle, wie in meinen Frühlingstagen, nicht so leicht träume, nicht so leicht Thränen vergieße, wie damals, wo mir der Musenalmanach jährlich eine Christbescheerung war. Was blätterte ich sonst in dem zierlichen, goldgerandeten Bändchen! Was nahm ich andächtig Euren Glauben, zärtlich Eure Liebe, gläubig Eure Hoffnungen auf! Und nun — wie wenig rührt mich Eure Nachtigall, wie wenig labt mich Euer Waldesgrün: seyd Ihr Kinder geblieben oder bin ich alt geworden?

Ach, ich denke an meinen alten Lehrer zurück. Kinder, sprach der einst zu uns jungen Primanern, Kinder, wenn Ihr an Poesie noch Freude haben wollt, so genießt sie jetzt! Leset jetzt die großen Dichter, die unsere ewigen Muster sind und bleiben werden! Es kommt der Tag, da Eure Sinne stumpf werden, Eure Augen für die Farbe, Eure Nerven für den Duft erlöschen: Leset jetzt! O, könnt' ich noch mit der Begeisterung lesen, wie damals, als ich so jung war, wie Ihr es seyd!

Diese Erklärung meines Lehrers machte mich damals sehr unglücklich. Ich hatte so viel zu thun, um ein Mann zu werden; da galt es, sich auf so unzählige Capitel im Tacitus, so viel Verse im Sophokles zu präpariren und Geschichtszahlen zu lernen und Mathematik zu treiben und physikalische Experimente zu machen — und das Schöne am Leben, die Poesie — die Poesie konnte mir über Nacht verblühen; mein Sinn für das Schöne mir verwelken! Mit Grauen sah ich unsern Lehrer an, der gesagt hatte: O, könnt' ich Dichter noch so genießen, wie ich sie als Jüngling genoß. Ich war Jüngling, sahe den Winter vor mir, den grauenvollen und hatte so viel, so viel zu thun! Ich war sehr unglücklich.

Verzweifelnd ging ich herum. Ich fühlte, ich mußte mich jetzt an die Dichter machen oder nie. Jetzt wußt' ich, liebt' ich noch Schiller — einst, o Gott — wenn eine Zeit käme, wo Dir der Duft abgestreift wäre vom Schiller und er Dir nichts mehr wäre als ein forcirter Schwärmer. Jetzt konnt' ich noch weinen mit Hölty, singen mit Uhland, schwärmen mit Herder und wie, wenn einst mein Auge trocken, mein Sinn nüchtern bliebe im Lesen und Genießen des Schönen? Ich nahm die Nacht zu Hülfe. Ich las und las. Ich jagte durch Göthe, Shakespeare, Calderon, Ariost, Tasso, Schiller. Ich habe damals alles gelesen, was groß und poetisch ist. So hab' ich nie geweint, wie ich mit Antonius an der Leiche des Cäsar weinte. Es war ein Sonntag, gegenüber predigte Schleiermacher auf der Dreifaltigkeitskirchenkanzel, ich sah durch mein Fenster den kleinen schwarzen Mann, aber mich fesselte Antonius. Ich tragirte ihn selbst hinter der Fenstergardine und mußte inne halten, weil ich vor Schluchzen nicht weiter konnte.

Ich habe damals viel in mich aufgenommen, vielleicht zu viel. Ich habe damals alles gelesen und nichts behalten, wenig verstanden. Ich kenne Göthe, Shakespeare, Ariost, den ganzen Calderon — und habe später alles noch einmal lesen müssen, weil ich mich auf nichts mehr besinnen konnte. O, die Furcht vor dem Lebenswinter war doch wohl zu voreilig gewesen. Mein Professor hatte sich schwerlich gedacht, daß es unter seinen Schülern einen Narren gäbe, der seinen Ausspruch buchstäblich nehmen und die Literaturen aller Völker, aus Furcht, für sie unempfänglich zu werden, verschlingen würde.

Und doch hatt' er in vielem Betrachte Recht. Wie fein, wie bedeutungsvoll müßt Ihr Sänger des Musenalmanachs schon seyn, um mich zu fesseln. Eure Thränen machen mich lachen, Euren Schmerzen glaub' ich nicht: Eure Bilder sind mir nicht neu: wie wenig, was ich mich überwinden kann, zweimal zu lesen! Seyd Ihr flauer, als früher, oder bin ich alt geworden?

Ich schlage das zarte Büchlein auf. Zwei Schildhalter stehen draußen: der Ruge, der Echtermeyer. Was wollt Ihr Hellebardenträger? Der Ruge, ganz blutig von seinen Kämpfen für den freien Gedanken, der Echtermeyer, ein wackerer Mann ohne Bedeutung! Was wollt Ihr unter den Dichtern, unter den Lyrikern? Wie könnt' Ihr Leute werden, lustig Volk, das kein Glaubensbekenntniß hat, als Liebe, Lust, Wein, Weiber und Gesang? Der Wein wird sauer werden, wenn Ihr lange da vor'n steht! Gewiß, Ihr seyd in der Schlacht am Platze; aber hier tretet weg; laßt einen lustigen Gesellen an die Spitze,

Digitized by Google

einen Eichendorff, einen Schwaben, einen Neutralen. Ihr muckt alle Tage in Euren Blättern einen Lyriker ab: wie können die armen Hasen zu Euch Vertrauen fassen? Geht Ihr da weg, Ruge und Echtermeyer. Laßt andere, die sieben Schwaben, oder, wer will, hintreten, den Freiligrath — Ihr gehört nicht in diese kindliche Gesellschaft!

Es folgt nun die Besprechung der einzelnen Gedichte, welche man in oben bezeichnetem Buche, das des Gediegenen und eigenthümlich Aufgefaßten viel enthält, nachlesen möge.

Die deutsche Oper in London.

(Schluß.)

Das Orchester der deutschen Oper ist heuer besser als die zwei vorhergehenden Jahre. Capellmeister Lachner von Mannheim führt die oberste Leitung und dirigirt meistens selbst. Eine ungemeine Präzision weiß er dem Orchester anzueignen. Der Chor-Direktor Hr. Röckel — welcher schon seit Jahren hier in London als Musiklehrer lebt — unterzieht sich mit vieler Liebe und ohne Interesse dem Einstudiren der Chöre. Er ist ein ganz wissenschaftlich gebildeter Mann, der die Chöre nicht mechanisch einbläut, sondern den Sängern die feinsten Nüancen, nach der Absicht des Compositeurs, erklärt und einstudirt. Ein Clavierspieler ist eigens für die Solo- und Chorproben engagirt. Staudigl ist Regisseur, Ganz aus Mainz zweiter Capellmeister.

An Direktion fehlt es hier nicht. Von Oben herab: Mr. Goldshede, der aber nur selten sichtbar ist; oft kommt er nur auf einige Minuten aus seiner Loge auf die Bühne. Dann der Menager, Mr. Bunn (a hebrew), der den Theaterzettel und das Abonnement macht; er soll Theilhaber Goldshede's seyn. Dann die beiden Capellmeister. Der Chor-Direktor mit seinen Adjutanten und endlich der gefallene Direktor, nun Inspizient und Gage-Austheiler Hr. Götz.

Das Orchester besteht aus lauter Deutschen. Zufällig sind die Militär-Aushülf-Instrumentisten auch Deutsche. Das Mainzer Orchester bildet den Stamm; ihm sind einverleibt Darmstädter, Düsseldorfer, Mannheimer, Hanauer und andere Musiker; auch Deutsche, die in London sich niedergelassen, welche aber sehr theuer sind; denn Jeder, wenn er nur zehn Noten zu blasen hat, bekommt ein Pfund Sterling. Die Hornisten sind tüchtige Künstler. Mayer, ein junger Mann, erster Solohornist vom Herzog von Nassau, der schon mit Staudigl bei der Königin Victoria eingeladen war. Zwei Hornisten von der herzogl. Capelle von Sachsen-Meiningen sind ebenfalls vorzüglich. Der Jägerchor im Freischütz und die große Arie in Fidelio mit solchen Horn-Solo's, wie wir sie hier hören, ist ein unübertroffener Ohrenschmaus. Dann der starke Chor von ungefähr 60 Personen. Unter'm Männerchor sind Viele, die recht gut Solopartien singen könnten, wenn man nicht hier Alles ganz gut und supersein geben müßte.

Das Haus ist in der Regel bald gut, bald mittelmäßig besetzt. Dabei ist das Tausenderlei, was hier zu sehen und zu hören, zu bedenken. Die vielen Theater in den vier europäischen Hauptsprachen: deutsch, englisch, französisch, italienisch. Gegenwärtig die Courses (Pferderennen) zu Epson und Ascot-heath bei Windsor, denen selbst die Königin beiwohnt. Die vielen Mornings- (von 2 bis 5 Uhr Nachmittags) und Evenings-Conzerte (von 8 bis 12 Uhr Nachts). Die zahlreichen Gallery's- Exhibition's von Kunstgegenständen aller Art. Die herrlichen Landpartien, die unzähligen Society's-Dinner's, die Annual-Dinner's, u. s. w. u. s. w. Da ist es wohl am Ende noch zu wundern, daß das deutsche Theater wie bisher besucht wird.

Kürzlich gab auch die deutsche Opern-Gesellschaft eine Vorstellung zum Besten eines neu zu gründenden Maison d'Asyle in London für unglückliche Ausländer.

Mannichfaltigkeiten.

In der „Chronik des Jahres 1840", mit Freiheit, Wahrheit und Humor bearbeitet von F. W. Beniken, kön. preuß. Major, ist dem Verfasser bei dem Artikel „Hannover" etwas Menschliches passirt. Er schreibt: „Artillerie und Cavallerie-Detaschements wurden in Hannover gesattelt und angeschirrt bereit gehalten." So weit ist es denn doch noch nicht in Hannover gekommen, daß man Menschen sattelt und anschirrt.

(Putz- und Modesucht.) Ueber die Putz- und Modesucht der Frauen und Töchter klagen die armen Männer und Väter, und hoffen, sie werden, wenn sie recht Predigten dagegen halten, in sich gehen und ablassen von den ewigen Contributionen, womit sie ihre Beutel heimsuchen. — Thörichte Hoffnungen! — Was in Jahrtausenden nicht besser geworden ist, wird durch unsere Predigten auch nicht besser werden. Die jüdischen Damen vor Christo — waren sie nicht schon gleich den jetzigen? — denn so steht geschrieben bei'm Propheten (Esaiä c. 3. v. 16 ff.): Der Herr spricht: „Darum, daß die Töchter Zions stolz sind und gehen mit aufgerichtetem Halse, mit geschminkten Angesichtern, treten einher und schwänzen, und haben köstliche Schuhe an den Füßen, so wird der Herr den Scheitel der Töchter Zion kahl machen, und der Herr wird ihr Geschmeide wegnehmen, und die Häffte, die Spangen, die Ketten, die Gebräme, die Schnürchen, die Bisam-Aepfel, die Ohren-Spangen, die Ringe, die Haarbänder, die Feierkleider, die Mäntel, die Schleier, die Borten, die Kittel, und wird Stank für Geruch seyn, und ein los Band für einen Gürtel, und eine Glatze für ein Kraushaar, und für einen weiten Mantel ein enger Sack."

Der bei Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig erschienene deutsche Musenalmanach (erster Jahrgang) ist nun auch im Preis herabgesetzt und bei Antiquar B. J. Baer sen. in Frankfurt a. M. à fl. 1. 30. zu haben. Derselbe enthält Dichtungen von F. Rückert, N. Lenau, L. Bechstein, F. Dingelstedt, A. Bube, G. Herwegh, F. Sallet, A. Stöber, L. Storch u. A., nebst einer musikalischen Beigabe von Felix Mendelsohn-Bartholdy, und ist auf's eleganteste ausgestattet. Auch die Spenden der Muse werden immer wohlfeiler.

(Zürich, 20. Juni.) Ein Würtemberger, früher Militär und dem Schreiberstande angehörig, kam auf seiner Flucht hierher, angeblich wegen eines Duells (in Wahrheit aber wegen betrügerischer Fälschungen, derentwillen er gerichtlich verfolgt worden); er hatte sich unklugerweise in die literarisch-politischen Händel von Rohmer und Consorten gemischt; dadurch wurde seine Persönlichkeit publik und er hierauf von der Polizei sch-

Digitized by Google

genommen und unter Dach gebracht. Vom Gefängniß ließ er sich 3 Stock hoch herab; unglücklicherweise brach der Strick, und der Bedauernswürdige stürzte 2 Stock hoch auf das Straßenpflaster herab, ohne zwar ein Glied zu brechen, aber wohl noch mit schlimmeren Folgen für ihn; denn vor ein paar Tagen wurde er in einer Chaise, in welche er, an einer Krücke sich stützend, gebracht worden, nach Würtemberg abgeliefert.

(Ulm.) Die diesjährige Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, welche bekanntlich im vorigen Jahre in Bonn stattfand, hält dieses Jahr in hiesiger Stadt ihre Sitzungen. Die Sitzungen finden statt vom 28. Sept. bis 1. Okt., und hat man sich in Betreff alles Näheren an den Prof. Dr. Moser oder an den Prof. Dr. Walz zu wenden.

(Warschau, 25. Juni.) Das Volksfest am Johannis-Abende, wobei zierliche Blumenkränze und andere Gegenstände mit inliegenden Inschriften prosaischen und poetischen Inhalts dem Wasser der Weichsel an einer Stelle anvertraut, an einer andern wieder aufgefangen und aus diesen meist scherzhaften Inschriften dann allerlei Glück, Hoffnungen u. s. w. namentlich für die Zukunft der jungen Damen prophezeiht werden, war diesmal trotz der nicht ganz günstigen Witterung sehr besucht. An den Weichselufern bei Warschau und Praga, so wie auf der Brücke waren über 30,000 Personen jeglichen Standes und beiderlei Geschlechts versammelt.

Ein Würzburger Künstler hat die Legion der Tonschöpfungen so eben durch einen „Schuldentilgungs-Galopp" vermehrt, der origineller Weise den Gläubigern des genialen Componisten dedicirt und demnächst, durch die Lithographie vervielfältigt, Ersteren eine lebenslängliche Rente darbieten soll.

Zur nächsten Leipziger Michaelismesse kann der günstige Leser von Altenburg nach Leipzig zur Eisenbahn fahren. Die Locomotiven, die Wägen, die Kasse, Alles ist parat. Dann soll von Altenburg über Plauen nach Bayern zu gebaut werden.

(Aus dem Hannover'schen, 6. Juli.) Der Magistrat von Hannover hat sich in einer an die Ständeversammlung gerichteten Vorstellung lebhaft gegen den Anschluß an den deutschen Zollverein erklärt und versichert, die ganze Stadt sey einstimmig dagegen. Der Hauptgrund ist, daß die Handwerker dann ihre Waaren viel wohlfeiler geben müßten, da die preußischen Waaren viel wohlfeiler seyen. Das ist freilich ein triftiger Grund für die theuern Handwerker, aber nicht für ihre Abnehmer. (Dorfz.)

Als kürzlich ein Geistlicher in München gegen die Protestanten und insbesondere gegen die Vermählung des Kronprinzen mit einer nichtkatholischen Prinzessin predigte, thaten die Zuhörer das Gescheidteste, was sie thun konnten, sie ließen ihn allein stehen, die Regierung aber entfernte den Thoren.

(Dorfz.)

Korrespondenz.

Hamburg, im Juni.

Die Hamburgische Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe hat folgenden Aufruf veröffentlichen lassen: „Unter den enormen Opfern, welche das furchtbare Brandunglück von unserer Vaterstadt forderte, beklagt die Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe den Verlust ihres Hauses und ihrer sämmtlichen beweglichen Habe. Was in den fast acht Decennien ihres Bestehens durch Gemeinsinn ihrer Bürger für die Förderung ihrer Zwecke geschah, die Schätze einer bedeutenden Bibliothek, ungefähr 55,000 Bände, Apparate, Modelle ihrer Gewerbschule, alles Dieses liegt in Schutt und Trümmern. Die Sprengung des Hauses durch Pulver gestattete in der kurzen Frist nur die Rettung des Archives und eines Theiles der Kupferwerke; aber auch diese letzteren verschlang das tobende Element auf dem freien Platze, wo sie einstweilen geborgen, ehe Transportmittel zu ihrer weiteren Rettung herbei zu schaffen waren. — Bisher ohne alle Unterstützung vom Staate, nur auf den Bürgersinn angewiesen, sieht sich die Gesellschaft unter den herrschenden Verhältnissen, wo nur ein sehr kleiner Ersatz für die bei einer hiesigen Association versicherten Verluste zu erwarten ist, der Mittel beraubt, um auch nur theilweise in den Wiederbesitz dessen zu gelangen, was zur Förderung ihrer Zwecke dringend erforderlich ist. Wenn bei der so erhebenden allgemeinen Theilnahme an unserm Unglück sich die Seele in einem Maße mit Dank erfüllt, der hier vergeblich in Worten eine Form suchen würde, wenn solch großartige Hulfe den Muth neu beleben, die Klage verstummen lassen muß, so kann gewiß nicht ohne Scheu ein Wunsch oder eine Bitte geäußert werden, welche die Pflicht gebietet und der Drang der Verhältnisse auferlegt; sie kann nur in der Hoffnung hervortreten, daß eine billige Prüfung der Motive ihr die Anerkennung nicht versagen werde. — Wenn je seit den ersten Tagen ihres Bestehens sich der Gesellschaft die Nothwendigkeit einer Förderung des intellectuellen Wohles des Gewerbstandes aufgedrungen hat, so geschah dies in dieser Zeit der Zerstörung und des allgemeinen Leidens. Jetzt Forderungen an den so hart bedrängten Staat zu stellen, wäre eben so ungerecht, als eine Ansprache an ihre Mitbürger, sie kann und darf nicht auf die Gaben hinblicken, welche mit freudigem Herzen bereitwillige Hände der Noth des Einzelnen gespendet. Sie kann nur bauen auf den Beistand derer, welche das Streben zum geistigen Ziele schon geistig innig mit ihr verbindet. Mit gesteigerter Energie wird sie im Besitze der wenigen ihr gebliebenen Mittel das Verlorene zu ersetzen suchen. Ihre Schulen haben bereits ihren Fortgang genommen, so weit es jene gestatteten; sie werden es vollkommener können, wenn erst der nothwendige Lehrapparat herbeigeschafft seyn wird. Die Wirksamkeit der Gesellschaft in den weiteren Kreisen des technischen Publikums unserer Stadt wird mehr und mehr eintreten mit dem Wiederersatz der literarischen Hulfsmittel oder mit Wiedergewinnung des Bücherschatzes. In diesem letzteren fand sie stets eine wesentliche Stütze zur Förderung allgemeiner Geistes-, so wie besonderer Fachbildung der gewerbtreibenden Klasse, und sie glaubt demnach die Würde ihrer Stellung nicht zu beeinträchtigen, vielmehr in dem Gefühle der ihr obliegenden Pflichten zu handeln durch die Erklärung, die sie an alle Freunde und Beförderer gewerblicher Bildung richtet, daß sie jede Hulfe an Büchern in dem Gesammtgebiete der bildenden Kunst, der Technik und ihrer Hülfswissenschaften, so, wie an Lehrapparaten, mit dem herzlichsten Danke entgegennehmen und als ein Denkmal edler Theilnahme an ihrem Schicksale bewahren wird. Die verehrlichen Redactionen der öffentlichen Blätter werden freundlichst gebeten, dieser Erklärung eine Stelle in ihren Spalten zu gönnen. Hamburg, im Juli 1842. Namens der Ges. z. Bef. d. K. u nützl. Gew.: Kirchenpauer, Dr., d. Z. proponirender Secretair."

Theater-Anzeige.

Montag, 11. Juli. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abth., Musik von Bellini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 190. Dienstag, den 17. Juli 1832.

Lieutenant Rocquevert.

(Fortsetzung.)

Rocquevert war zu jenem Grade von Passivität gelangt, in welchem Alles gleichgültig ist. Die Wunder häuften sich dergestalt für ihn, daß ihn nichts mehr in Verwunderung setzen konnte. Er ergriff die Partie, Alles mit sich machen zu lassen. Bei'm Frückstück fand er den Chevalier von Vagnac, dessen Ehrerbietigkeit und außerordentliche Gefälligkeit sich um keinen Gran verminderte. Das war jedoch noch nicht Alles, Sylvanire selbst, schöner als jemals, nahm neben dem Lieutenant Platz.

Für den armen Rocquevert war das der härteste Schlag. Zwischen den widersprechendsten Gefühlen getheilt, hatte er das Lächeln auf den Lippen und den Tod im Herzen. Entzückt, Sylvanire zu sehen, weil sie schön war, und er sie liebte, gerieth er andererseits über dieses Glück in Verzweiflung, das ihm die Untreue seines Idols verkündete.

Der arme Lieutenant sprach wenig, und aß noch weniger. Er war wie betäubt, und sein Inneres ganz in Aufruhr. Sein Gefühl war ganz verschieden von dem, was aus seinen Augen sprach, wenn diese auf den Gouverneur oder Sylvanire gerichtet waren.

Sah sie der Offizier so zierlich geputzt, mit klarem Blick, reiner Stirne, so vermochte er sich nicht zu überreden, daß unter solcher Freimüthigkeit Treulosigkeit verborgen seyn könne; hinter azurblauem Himmel sind niemals Wolken versteckt, obwohl sie es sind, die uns oft jenen verhüllen.

Solche Vernunftschlüsse zog sich der verliebte Lieutenant; doch stürmten alsobald wieder in Menge, um seinen Glauben zu vernichten, die Worte des Diplomaten, und sein spöttisches Lächeln auf ihn ein, so wie alle jene Ereignisse, die nur zu sehr die Wirklichkeit seiner ersten Befürchtungen bestätigten.

In jedem Sinne verwundet, aus seinen Himmeln herabgeworfen, verließ Rocquevert den Tisch, an welchem er nur gezwungen etwas zu sich nahm.

Unter dem ersten besten Vorwand zog er sich in sein Zimmer zurück, und überließ sich seinen schmerzlichen Betrachtungen über sein hartes Geschick.

„Es ist vorbei," rief er, seinen Kopf auf seine verschlungenen Arme herabsinken lassend, „es liegt außer Zweifel, ich bin verrathen. Alles beweis't es mir, selbst jene unschuldigen Gunstbezeigungen, die ich früher mit alle meinem Blute erkauft haben würde. Nein, nein, nun werde ich Sie nicht mehr heirathen, mein Fräulein. Die Rocquevert's sind Ehrenmänner. Ihre Schönheit, Ihre Reichthümer verachte ich, weil sie nicht im Stande sind, Ihre Tugend wieder zu erkaufen! . . . Ich begreife ihre List. Das Mädchen wird ihrem Vater Alles gebeichtet haben . . . Sylvanire schien mir sehr angegriffen; das ist klar, sie hatte Gewissensbisse! . . . Ihr Vetter will sie nun nicht mehr, nachdem sie ihm zweifelsohne zuvor alles gewährt . . „Schon gut! liebe Tochter," wird dann der Gouverneur zu ihr gesagt haben, „es bleibt uns immer noch eine Quelle offen; Lieutenant Rocquevert ist da; ich habe zwar spröde gegen ihn gethan; im schlimmsten Fall muß man sich darein ergeben . . . —" „Wenn er aber eher ein Ohr zurückließe, als in diese Partie zu willigen?" — „Welche Vermuthung! er, der noch vor kurzem auf den Knien um Deine Hand bat . . . Bah! das ist noch zu gut für ihn . . . er ist ein einfacher Offizier im untergeordnetsten Grade . . . Du wirst sehen, daß er mit Vergnügen in diese ausgezeichnete Heirath willigen wird . . . Wenn er auch eine Anwandlung von Hellsehen bekommen sollte, sind mein Posten, Deine Schönheit und Deine Reichthümer nicht hinreichend, ihn zu verblenden? . . ." „Ich bin überzeugt," fuhr Rocquevert mißmuthig fort, „das ist die Verfahrungsweise des Gouverneurs und seiner Tochter."

„Hätten sie nicht, um sich selbst höher zu stellen, und aus Achtung gegen mich, etwas mehr Mäßigung zeigen und einen Uebergang wählen sollen? . . . Doch keineswegs, statt mir die Sache allmählig beizubringen, stürzen sie mich hinein, und schmeicheln sich noch mit dem Gedanken, ich bemerke nichts. Das ist zu stark, bei meiner Seele! Vor zwei Monaten komme ich als Lieutenant hierher, und bin auf dem Wege, Obrist zu werden; das leuchtet nicht ein; man logirt mich auf den Speicher; ich mache einen Heirathsantrag, man verabschiedet mich. Gut! ich kehre zurück, und bin weniger als zuvor, Sträfling, in Ungnade, doch was thut das, man kömmt mir entgegen; zuerst die Tochter, dann der Vater. Man bittet mich um Verzeihung; mehr als das, man beherbergt mich, man schmeichelt mir, man räumt mir das beste Zimmer ein. Meiner Treu, es fehlte nichts mehr, als daß der Herr Baron noch käme, mir in eigener Person die Hand seiner Tochter anzubieten."

Rocquevert war noch in jene Betrachtungen vertieft, als mit einem Mal Baron von Sonningen in sein Gemach trat. Der Offizier maß den Gouverneur, indem er glaubte, auf seinem Gesichte einige Zeichen von Unzufriedenheit wahrnehmen

Digitized by Google

zu müssen. In der That konnte sich der Offizier auch vorwerfen, ihn gewissermaßen schlecht unterhalten zu haben; doch war auf dem Gesichte und in dem unerschütterlichen Wohlwollen des Barons nichts wahrzunehmen. Unser Lieutenant nahm aber diese Heiterkeit für ein schlimmes Vorzeichen.

Nachdem der Gouverneur sein Kommen entschuldigt, setzte er sich neben seinen Gast, indem er ihm versicherte, daß er ihm Mittheilungen von der größten Wichtigkeit zu machen habe.

„Nun sind wir auf dem rechten Punkt!" dachte Rocquevert bei sich selbst. Dann fügte er laut hinzu: „Das wundert mich, Herr Baron; doch ich bin bereit."

Der kleine Greis senkte das Haupt, indem er seine Dose hervorzog, doch geschah es in Wirklichkeit nur, um einen Seitenblick auf seinen Gegner zu werfen. Er spielte mit dem Instrument in seinen Händen, nahm dann ein Ende seines Taschentuches in den Mund, und sang einige gedehnte Noten durch die Nase, dann begann er etwas verlegen:

„Herr von Rocquevert, ich schätze Sie!"

Der Offizier, der die Beine gekreuzt und beide Hände auf das Knie gelegt hatte, machte eine stumme Bewegung mit dem Kopfe, um dem Baron für diese freundschaftliche Einleitung zu danken.

„Ja, mein Herr, ich schätze Sie," wiederholte der Gouverneur, als suche er durch jene Wiederholung die Wahrheit dessen, was er angeführt, noch mehr hervorzuheben. „Allein jene Zuneigung bedurfte Zeit, um zu reifen. Das ist nicht Sache eines Tages; und wenn ich das erste Mal, als ich Sie zu sehen die Ehre hatte, Sie so geschätzt hätte, wie heute, würde ich Ihnen gewiß die Hand meiner Tochter nicht verweigert haben."

Rocquevert erblaßte, und rückte unwillkürlich seinen Stuhl etwas weg, doch faßte er sich bald wieder und antwortete:

„Herr Baron, ich habe die Gründe eingesehen, die Sie bewogen, so zu handeln, und da sich überdies meine Stellung nicht veränderte, so muß Ihr Entschluß ohne Zweifel auch noch derselbe seyn . . ."

„Nicht ganz," versetzte ruhig der Gouverneur; „ich habe seitdem reiflich erwogen."

„Das ist sehr gut," versetzte der Offizier, über diese Präliminarien leichthin erschreckt, „das konnte aber nicht zu meinen Gunsten seyn, weil sich meine Lage verschlimmerte, denn bei Eröffnung des Feldzugs hatte ich doch wenigstens Hoffnung, indeß ich jetzt der Hoffnung beraubt und durch eine Ungnade bereichert bin."

(Fortsetzung folgt.)

Rückblicke auf Humann's Leben.

Der große Staatsmann, den Frankreich unlängst so plötzlich verloren, Johann Georg Humann, war am 6. August 1780 in Strasburg geboren. Seine Kindheit fiel in jene Zeit der Revolution und des Schreckens, in welcher man weniger an Ausbildung des Geistes, als an eine gewisse Sicherstellung seiner Persönlichkeit dachte. Nichts desto weniger ward er von seinen dürftigen Eltern schon frühzeitig in die St. Peterschule geschickt, in welcher er einer der besten Schüler war und durch seine Fähigkeiten nicht selten die Aufmerksamkeit seiner Lehrer, so wie des die Anstalt überwachenden Geistlichen auf sich zog. Ein fester Wille, gepaart mit dem in jener Zeit überall sichtbaren Ehrgeize, der theils nach Ruhm, theils nach Reichthum trachtete, offenbarte sich auch in dem strebsamen Gemüthe Humann's. Er widmete sich bald dem Kaufmannsstande und trat in das Geschäft eines Spezereihändlers, wo er mit mühevoller Anstrengung seinen Verpflichtungen oblag und sich durch Treue und Redlichkeit auszeichnete. Der Laden, in welchem er so als Untergebener arbeitete, existirt noch heute, und der Finanzminister Frankreichs hatte auch in den Jahren der Größe seiner niedrigen Stellung in jenem Geschäfte nie vergessen, vielmehr durch einzelne Thatsachen bewiesen, daß er stets dieser Epoche seines bedeutungsvollen Lebens eingedenk geblieben. Durch Fleiß und Sparsamkeit hatte er sich nach einer Reihe von Jahren ein Vermögen erworben, das ihm gönnte, sein eignes Geschäft zu gründen. Glückliche Speculationen, ein Geist der Ordnung und Oekonomie, der sich bis auf das kleinste Detail erstreckte, vermehrte dasselbe sehr bald, und der Umstand, daß er sich mit begüterten Familien verband, brachten es auf eine Höhe, die sein Haus zur Zeit der Restauration in die erste Reihe Strasburg's stellte. H. hatte schon damals bei verschiedenen städtischen Angelegenheiten bewiesen, wie sehr ein durchdringender praktischer Geist ihn belebte, und da er 1821 das gesetzliche Alter erreicht hatte, um in die Deputirtenkammer zu treten, so wurde er von dem Schlettstadter Wahlbezirk als Abgeordneter in dieselbe geschickt. Schon bei seinem ersten Auftreten gab er sich als Anhänger der Opposition zu erkennen und eiferte heftig gegen den Deputirten Syries de Mayrinhac, der die Sprechfreiheit in der Kammer außerordentlich beschränken wollte. Der Herzog von Richelieu, welcher (Dezember 1821) seine Ministerstelle niederzulegen genöthigt war, hinterließ seinem Nachfolger (Villele) ein Gesetz über die Polizei der Presse, das geradezu eine förmliche Unterdrückung derselben beabsichtigte. Humann war einer der eifrigsten Gegner des Entwurfs, als er in der Kammer zur Sprache kam, konnte jedoch trotz seiner Bemühungen unter den damaligen Verhältnissen nichts bewirken. Glücklicher war er in seinen Anträgen hinsichtlich der im Juli 1822 bei Gelegenheit der Zucker-Industrie so lebhaft geführten Debatten, wo er sein Wort auf eine so eindringliche Weise geltend zu machen verstand, daß die Kammer seine Rede drucken ließ und seine Vorschläge mit großer Majorität billigte. Es war der erste parlamentarische Sieg, den H. in der Kammer erlangte, und dieser wirkte entscheidend auf seine weitere Laufbahn ein. Von jenem Augenblicke an beschäftigten ihn bloß staatsökonomische Fragen, während er die ausschließlich politischen in den Hintergrund stellte. Die Discussion über das Budget gab ihm in dieser Beziehung reichlichen Stoff, seine Ansichten zu entwickeln und seinen Behauptungen Autorität zu verschaffen. Er war ein eifriger Gegner des spanischen Feldzuges (1823), durch welchen das demokratische Prinzip mit den Waffen in der Hand bekämpft werden sollte. „Der Krieg, den wir hier zu führen gezwungen werden", sagte er, „ist ein Gegenstand allgemeiner Mißbilligung, er zerstört den Handel nach Außen und mindert den Verkehr im Innern; er vernichtet den Credit des Landes im Allgemeinen, wie den der Privaten im Besonderen. Die Nation will ihn nicht, diesen Krieg, es ist nur eine Partei, die ihn will." Er trat mit aller Kraft gegen den Modus der Schuldumwandlung Villele's (1825) auf, obwohl er selbst Anhänger der Rentenconversion war; indessen ist ihm jenes be-

Digitized by Google

kannte Amendement zu verdanken, vermöge dessen auch ein Theil von Emigranten, die durch die Verträge von 1815 anderen Staaten einverleibt wurden, verhältnißmäßige Entschädigungen erhielten. Bei Gelegenheit der Untersuchung über die öffentlichen Staatsschulden und deren Tilgung (in demselben Jahre) war Humann einer der Kommissäre, die das darauf bezügliche Gesetz zu prüfen hatten. Je mehr sich indessen die damalige Verwaltung von dem eigentlich constitutionellen Wege entfernte, desto weniger wurde von der royalistischen Partei, die noch immer die Mehrheit in der Kammer bildete, auf die zweckmäßigen Vorschläge Humann's Rücksicht genommen; sie wurden vielmehr verworfen, während sie in spätern Jahren und namentlich durch das Gesetz vom 10. Juni 1833 als die einzigen, den Staatscredit fördernden, Mittel betrachtet wurden. Humanns Wirken war unter solchen Umständen fruchtlos. Mit dem Sturze Villele's und der neuerdings angeordneten Wahlen hatte er durch den überwiegenden Einfluß der retrograden Partei sein Mandat als Deputirter verloren, und erst im Mai 1828 ward er durch das Departement des Aveyron wieder in die Kammer geschickt. Auch während dieser Session widmete er all' seine Kräfte den schwebenden Fragen über das Budget und er wurde zum Berichterstatter bei der Kommission der Ausgaben ernannt. Die Wichtigkeit einer Reform, um das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben herzustellen, wurde von ihm bei dieser Gelegenheit abermals mit Klarheit bewiesen; der innere Zwiespalt Frankreichs nahm jedoch von Tag zu Tag mehr überhand, die materiellen Gesichtspunkte wurden ganz außer Acht gelassen, und die Tribune selbst mußte theilweise verstummen, bis endlich die Adresse von 1830 den 221 Deputirten, zu welchen auch Humann gehörte, Gelegenheit verschaffte, ihre Thatkraft zu beweisen. Schlettstadt hatte ihn wieder zum Deputirten ernannt, und kaum war er in der Kammer erschienen, als er zu jener Kommission gewählt wurde, die den Vorschlag Bérard's (6. August 1830), die Erledigung des Thrones betreffend, zu untersuchen hatte. Von nun an arbeitete er in Uebereinstimmung mit der Mehrzahl der Volksvertreter und jenen Männern, welche die Aufgabe hatten, das Staatsruder zu lenken.

(Schluß folgt.)

Der Mann.

„Wer ist ein Mann?"
Der — wo es seyn muß — schweigt und duldet,
Doch kühn dem Feind' die Stirn' auch zeigt,
Der keinem Menschen Antwort schuldet,
Stets Wahrheit spricht — drum nie erbleicht.

„Wer ist ein Mann?"
Der ist ein Mann, der unverdrossen
Im Guten immer vorwärts strebt,
Nicht bei des Leichtsinns Spielgenossen
Gefühl für Tugend untergräbt.

„Wer ist ein Mann?"
Der, welcher wahre Lieb' im Herzen
Sogar für seine Feinde trägt;
Doch leuchten läßt Verstandeskerzen,
Wenn Neid und Bosheit — Lügen prägt.

„Wer ist ein Mann?"
Der von dem Glück nicht wird geblendet,
Der, den nicht Unglück schnell verzehrt,
Und der den Rücken — Schmeichlern wendet,
Gerechten Tadel selbst begehrt.

„Wie heißt, wie kleidet sich der Mann?"
Charakter ist des Mannes Namen,
Die Tugend ist sein sich'res Pferd,
Das niemals — niemals wird erlahmen,
Und Wahrheit ist sein scharfes Schwert.
Sein Schild ist ihm die reine Liebe,
Sein Panzer ist Gerechtigkeit,
Als Helm schützt's Haupt gen Menschenhiebe
Nebst Muth — Gewissenhaftigkeit.
So tritt der Mann dann in die Schranken,
Als Schießbedarf führt er Gedanken
Und edlen Stolz in sich stets nach.
So steht der Mann im Waffenglanze,
Das freie Wort ist seine Lanze,
Bei jedem Angriff ist er wach!

Heppenheim. J. A. Kunkel.

Mannichfaltigkeiten.

Als die Königin von England vor einiger Zeit wieder in Gefahr gewesen war, von einem Pistolenschusse getödtet zu werden und die glückliche Rettung Abends von der Bühne herab im Theater verkündet wurde, verlangte das Volk die Nationalhymne, und stimmte begeistert ein. Wir haben viel Lieder und viel Melodieen in Deutschland, aber das Volkslied, das Alle auswendig wüßten und alle im Herzen trügen und mitsingen könnten, fehlt uns noch. Der Zollverein vereint uns zwar, aber sein Salz ist nicht poetisch, wie es scheint. Auch der Rhein hielt nur eine Zeitlang nach und sein: Sie sollen ihn nicht haben, versickert, wie er selbst, im Sande. (Dorfz.)

Die Ueberreste des Cid und der Chimene, die sich in der Kapelle des Klosters San Pedro in Cardena befanden, sind vor einiger Zeit nach Burgos gebracht und dort in der Kapelle des Rathhauses beigesetzt worden, bis ein ihrer würdiges Denkmal vollendet ist, mit dessen Baue man sich beschäftiget.

In einem Theile Norwegens hat sich ein Verein unter den Landleuten gebildet, um sich gegenseitig bei beschwerlichen Arbeiten, z. B. bei Fortschaffung von Steinen u. s. w. behülflich zu seyn. Dieser Verein trat im vorigen Herbst in's Leben und schon sind mehrere vorher steinige und unfruchtbare Felder in fruchtbares Ackerland verwandelt.

(Ungarn.) Aus dem letzten amtlichen Berichte des Syromier Comitats geht hervor, daß vorigen Winter in ihren Bezirken 290 Stück Horn-, meistens Zugvieh, und 656 Pferde, nach dem Zeugnisse des Comitats-Thierarztes ohne Zeichen einer Seuche, blos aus Hunger gefallen sind.

Digitized by Google

Am 28. Juni fand zu Toulon im Bagno die Hinrichtung eines Galeerensclaven statt, wobei die Scharfrichter so ungeschickt zu Werke gingen, daß man das Beil der Guillotine noch einmal in die Höhe ziehen und zum zweiten Male auf den Verurtheilten fallen lassen mußte.

Vor einigen Tagen stand ein gebrechlicher, in Lumpen gehüllter Greis wegen Bettelns vor dem Pariser Zuchtpolizeigericht. Es war dargethan, daß er in Puy-de-Dom liegende Gründe, im Werthe von 35,000 Franken, besitzt. Er gestand es auch zu, erklärte jedoch, das Einkommen davon sey so unbedeutend, daß er nicht davon leben könne. Das Gericht verurtheilte ihn zu drei Monaten Gefängniß; als man ihn wegführte, betheuerte er noch, er habe keinen Sou, um nach überstandener Strafe in seine Heimath zurückzureisen.

Das Dampfschiff Caledonia, welches am 26. Juni die englische Post nach Hamburg brachte, hat die Fahrt von London dahin mit noch nie erlebter Schnelligkeit (in 41¼ Stunden) gemacht.

Die Londoner Zeitung „The Times" läßt sich für Anzeigen 3 Shilling (etwa 1 Thlr. preuß.) für die Zeile bezahlen.

(Posen, 2. Juli.) Unlängst starb zu Grabow im Schildberger Kreise der pensionirte Gränzaufseher Caspar Pietrowski im 114. Lebensjahre. Er hatte am 9. Oktober v. J. seinen 113. Geburtstag gefeiert.

(Frankfurt, 7. Juli.) Die in den letzten Tagen auf der Taunuseisenbahn zwischen Höchst und Frankfurt veranstaltete Probe mit einem Glockentelegraphen lieferte die günstigsten Resultate. In kaum einer Minute kann auf dieser Strecke mit diesem Telegraphen eine Nachricht von einem zum andern der beiden Orte gelangen.

Korrespondenz.

Vom Main, 9. Juli.

Vor einigen Tagen kehrte ein Mann, der sich für einen Viehhändler ausgab, in ein Wirthshaus zu Hattersheim ein und bestellte für seine nach einigen Stunden einzutreffenden 300 Ochsen hinreichende Stallung, eine sehr bedeutende Quantität Kleien ꝛc. Da die Wirthin ihm erklärte, daß eine solche Menge Kleien in dem ganzen Flecken nicht zu haben sey, so entschloß er sich, nach dem eine Stunde entfernten Städtchen Höchst zu gehen, um dort den für seine zu erwartenden Ochsen nöthigen Bedarf an Futter ꝛc. einzukaufen, und ersuchte die Wirthin hierauf, seine sehr schwere Geldgurte, die nur, wie er sagte, Goldstücke enthielt, aufzubewahren und ihm für zwei Louisd'ors Silbergeld zu geben, da er mit diesem nicht versehen sey. Die Wirthin zahlte ihm einstweilen für einen Louisd'or Silbergeld aus, und er entfernte sich nach Höchst. Nach der Entfernung des angeblichen Viehhändlers kam die ganze Begebenheit der Wirthin verdächtig vor und sie machte deshalb dem betreffenden Schultheiß davon Anzeige, der dann auch nicht unterließ, sofort den Schrank, worin die Geldgurte verschlossen lag, zu öffnen. Zu aller Anwesenden Erstaunen fand man, daß die Gurte zwar nicht mit Gold, aber doch mit — kleinen Kieselsteinen sehr reichlich gefüllt war. Der Schultheiß theilte das Vorgefallene dem herzogl. nass. Amte zu Höchst mit, dessen Thätigkeit es denn auch gelang, den Glücksritter einzufangen und ihn unter sicheren Gewahrsam zu bringen. Er soll dasselbe Individuum seyn, das vor mehreren Wochen in einem Dorfe bei Koblenz einen ähnlichen Streich ausführte.

Usingen, 4. Juli.

Es wird den Freunden der Landwirthschaft interessant seyn, von einer neuen und für den Wiesenbau hochwichtigen Erfindung zu hören, die dieser Tage in Brandoberndorf bei Usingen gemacht wurde. Das ganze Dorf ist jetzt mit Consolidationsarbeiten beschäftigt und der dortige Einwohner Georg Hartmannsheim senior hat einen Pflug erfunden, mit dem man den Rasen schneidet und 25 Ruthen Rasen in zwei Stunden abdeckt, welche Arbeit früher einen fleißigen Mann eine ganze Woche hindurch beschäftigte. Der Rasen wird so glatt abgetragen, wie abgehobelt in 1½ Schuh breiten Stücken, der Breite der Wiese nach. Nun rollt ein zweiter Mann den Rasen in Ballen über die Gränze der Wiese, wo der Ballen liegen bleibt, bis die Wiese planirt ist und dann wird er wieder zurückgerollt, wo er in seine alte Lage paßt. Obgleich ich glaube, daß diese Schilderung faßlich ist, so bemerke ich doch für die, welche eine Abzeichnung dieses Pfluges wünschen, daß sie sich deshalb in portofreien Briefen an Hrn. Geometer Schmidt, der die Consolidationsarbeiten in Brandoberndorf leitet, wenden mögen. Kindischer Eigensinn und abderitisches Wesen stemmen sich noch fortwährend gegen die Consolidation in unserer Stadt: aber wir hoffen, daß es ihnen die längste Zeit gelungen ist, den offenbaren Nutzen der Stadt zu hintertreiben.

Mainz, 8. Juli. — Eingesendet.

In einigen unserer ersten Hotels verlegt man sich seit neuerer Zeit auf ein Uebel, welches ich zur Beachtung des reisenden Publikums nicht unveröffentlicht lassen kann. Ich verstehe nämlich darunter die Zudringlichkeit, mit welcher man die mit den Dampfbooten ankommenden Fremden durch Lohnbediente, Hausknechte ꝛc. überreden läßt und sie durch allerlei Vorstellungen so zu sagen nöthigt, in Gasthöfen zu logiren, in die sie nicht empfohlen sind, oder in welche sie gar nicht wollen. Da unsere meisten Dampfboote bei Nachtzeit ankommen, so sind sich dann die Fremden derartigen Leuten ganz preisgegeben. Verlangen sie z. B. in unseren renommirten „Europäischen Hof", so führt man sie unter dem Vorwande, er sey besetzt, in Gasthöfe, die kaum dem zweiten Range angehören. Wie unangenehm dies nun für den Reisenden seyn muß, läßt sich leicht erklären. Weiter will ich mich über diesen Gegenstand nicht auslassen, sondern die Hoffnung hegen, daß unsere Behörde diesen Uebelstand, welcher unserer Stadt nur Schaden bringt, zu unterdrücken sucht.

Räthsel.

An Farbe und Gestalt vielfach verschieden,
Dien' ich sowohl zum Nutzen als zur Zier;
Verschied'nes Loos ist mir damit beschieden:
Ich schmück' die Dame und den Offizier.
Oft fliege mit dem Pfeil ich in die Wette
Und wieder trifft man liegend mich im Bette.

Zu großen Zwecken diene ich als Mittel:
Gar Mancher machte schon durch mich sein Glück,
Erwarb sich Reichthum, Ruhm und Ehrentitel.
Die Hauptroll' spiel' ich in der Mechanik.
Leicht ist des Räthsels Lösung zu ergründen,
Sie ist in jedes Knaben Hand zu finden.

B—m. G. Buck.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 12. Juli. (Zum Erstenmale): Der Sohn auf Reisen, Originallustspiel in 2 Aufzügen, von L. Feldmann. Hierauf folgt: (neu einstudirt) Der Wittwer, Posse in 1 Act, von Deinhardstein. Christel: Amalie Hallenstein, vom k. Hoftheater zu Hannover.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 191. Mittwoch, den 13. Juli 1842.

Lieutenant Rocquevert.

(Fortsetzung.)

„Ich ziehe Ihre Bescheidenheit sehr in Betracht," versetzte der Greis. „Sie steht der Jugend so wohl an. Und überdies ist sie bei Leuten vom Militär so selten. Ich zum Beispiel war in Ihren Jahren ein Erz-Prahlhans . . . Das ist ein Vorzug mehr, den ich an Ihnen entdecke. Ich will nicht läugnen, daß ich Erkundigungen über Sie eingezogen; diese befriedigten mich, und Sie sollen das auch werden."

„Allein es scheint mir," bemerkte schüchtern der Offizier, „daß diese Vorsicht nach einer förmlichen Zurückweisung völlig unnütz war . . ."

„Sie werfen mir stets diese Zurückweisung in den Bart," versetzte der Greis, unfähig, eine Bewegung des Unwillens zu unterdrücken. „Rechnen Sie mir diesen ersten Vorfall nicht so hoch an. Zu jener Zeit waren Sie mir noch ganz fremd, und ich muß Ihnen sagen, daß ich damals gesonnen war, meine Tochter an meinen Neffen Kaspar von Lavedan zu verheirathen."

„An Herrn Kaspar!" wiederholte Rocquevert, bei diesem Worte aufstehend. „Nun, mein Herr, das ist ja eine sehr gute Partie, die tausend Mal einer solchen vorzuziehen ist, die Ihnen ein Subaltern-Offizier zu bieten vermag."

„Sie werden mir erlauben, nicht Ihrer Meinung zu seyn," versetzte der Greis, der nun auch aufstand. „Leute, die den Degen handhaben, sind mir lieber als diejenigen, die die Feder führen. Ich wünsche, daß mein Tochtermann der Armee des Königs angehört, daß er sich auszeichne, gleich seinem Schwiegervater, zwanzig Schlachten anwohne, wie ich es gemacht, sich rühme, zwanzig Städte genommen und dreißig Pferde unter sich verloren zu haben. Es lebe der Krieg! Herr von Rocquevert."

Der Gouverneur gerieth durch dieses Gespräch so außer sich, daß er um sich schlug und hieb. Man war versucht, zu glauben, er befinde sich in einer Tranchee. Diese heftige Aufregung ermattete ihn, aber er setzte sich wieder, und der Offizier betrachtete ihn eine Minute, ohne zu antworten.

Der arme Lieutenant hatte seine Liebe verschanzt, wie gegen eine Batterie, gegen die er sich zu vertheidigen hatte. Jeden Augenblick nahm man ihm eine Redoute weg; und nun entriß ihm der Eigensinn des Gouverneurs seine letzte Feste. Es war unmöglich, noch länger das mindeste Vertrauen in Sylvanirens Tugend zu setzen.

Deswegen nahm Rocquevert, entschlossen, nach Allem, was er gehört, eine würdige Haltung, und sagte zum Greis:

„Mein Herr, ich begreife Sie nicht."

„Das ist unmöglich, Lieutenant," fuhr der Gouverneur fort. „Ich schätze die Tapferkeit über Alles, die Ihnen Jedermann zuerkennt. Sie sind von altem Geschlechte; was kann man mehr verlangen? Mein Neffe, der Sie kennt, hat mir die besten Zeugnisse über Sie ertheilt; als Belohnung alles dessen gebe ich Ihnen die Hand meiner Tochter. Und so ist nun das Ganze in Ordnung."

Ueber diesen kategorisch abgefaßten Vorschlag gerieth Rocquevert in Erstaunen. Der Name Kaspar, der in diesem Satze wieder vorkam, brachte ihn außer sich; denn jedesmal stieg ihm aus Entsetzen das Blut in's Gesicht. Der arme Offizier wußte nicht mehr, wohin er seine Zuflucht nehmen sollte. Er war nicht geneigt, Ja zu sagen, und wollte sich auch nicht durch eine Zurückweisung befreien. Wenn dem Vater zufällig das sträfliche Benehmen der Tochter fremd seyn sollte, würde ihn ein Abschlag behelligen und Sylvanire dadurch unglücklich werden. Uebrigens war auch Rocquevert nicht der Mann, der nur so mit der Sprache herausrücken konnte; sein großes Vermögen besaß er erst zur Hälfte. Er beobachtete daher ein eigensinniges Stillschweigen und eine sonderbare Regungslosigkeit.

„Was!" rief der Baron, „Sie danken mir nicht, Sie stürzen nicht an mein Herz?"

Der Offizier schwieg noch, und stammelte endlich nur einige Worte von Entschuldigung.

Mittlerweile trat die Tochter des Gouverneurs mit einem versiegelten Briefe herein, auf dessen Aufschrift sie mit sorgenvollem, feuchtem Auge verweilte.

„Was hast Du?" fragte der Gouverneur ärgerlich, unterbrochen zu werden, ehe er zu Ende gekommen.

Das junge Mädchen antwortete bewegt:

„Einen Brief mit der Adresse an Herrn von Rocquevert." Sylvanire erröthete bei Nennung dieses Namens. „Er kömmt von Maubeuge, wo sich die Damen vom Hofe befinden, und man sieht wohl, daß es eine Damenhand ist."

Der Baron besah ihn, und fuhr fort, den Offizier fest in's Auge fassend, der sichtlich betroffen war:

„In der That, Sylvanire hat Recht."

Um dieser Scene ein Ende zu machen, nahm der Greis

Digitized by Google

Sylvanire bei der Hand, und führte sie bis zur Thüre, indem er liebevoll zu ihr sagte:

„Laß uns allein, liebe Tochter, ich habe mit Herrn von Rocquevert einige dringende Angelegenheiten abzumachen."

Das junge Mädchen trocknete eine Thräne und begab sich traurig hinweg. Auf der Thürschwelle schaute sie noch ein Mal um, allein ihr Blick traf nicht auf den des Lieutenants, denn der Offizier schlug klugerweise seine Augen zur Erde. War es Bescheidenheit oder Verwirrung? Als sie wieder allein waren, trat der Gouverneur ernsthaft zu Herrn von Rocquevert, und reichte ihm den Brief.

„Hier, mein Herr," sagte er, „dieser wird Alles aufklären. Nun haben wir den Schlüssel zu Ihrem Rückgängigwerden. Eine neue Liebschaft thut der alten Eintrag; Maubeuge drängte Picquigny in das Reich der Vergessenheit."

(Fortsezung folgt.)

Rückblicke auf Humann's Leben.

(Schluß.)

Der Bericht, den Humann über die Festsetzung des Budgets 1830 lieferte, ist eines der merkwürdigsten Aktenstücke in der Finanzgeschichte Frankreichs. Mit unerschütterlichem Muthe und einer wahrhaft elsässischen Biederkeit entschleierte er im Jahre 1831 den betrübenden Zustand der Finanzen, mit Umsicht gab er die Mittel an, wie und auf welche Weise dem stets zunehmenden Deficit abgeholfen werden könne. Das Talent, welches er bei diesen und ähnlichen Auseinandersetzungen an den Tag legte, zog immer mehr die Aufmerksamkeit der höchsten Staatsmänner wie die des Königs auf sich, und so ward er im Jahre 1832 (11. Okt.) nach dem Tode Casimir Periers und dem Rücktritte des Baron Louis Finanzminister. So entmuthigend die finanzielle Lage des Landes für den neueingetretenen Minister war, so ungünstig die Aussichten waren, einen geregelten Haushalt einzuführen, so gab er dennoch die Hoffnung nicht auf, diese seine Aufgabe durch unermüdliche Ausdauer befriedigend zu lösen. Die Mißbräuche der einzelnen Kassenverwaltungen entgingen seinem Scharfblicke nicht, und so richtete er hauptsächlich ein wachsames Auge auf die Controle, die auch wirklich durch Humann allenthalben und mit dem besten Erfolge geleitet wurde. Einige Tage (während der Verwaltung des dreitägigen Kabinettes) abgerechnet, blieb er bis zum 11. Januar 1836 Minister. Während dieser Zeit hatte er das Inventarium des Domäneneigenthums aufnehmen lassen und die Anlagen der Steuern vielfach verbessert, die Katasterordnung, die man in Frankreich nur oberflächlich handhabte, wurde von ihm auf eine geregelte Weise ausgeführt. Er schuf die Gesetzgebung über die innere Schifffahrt um, und obwohl er damals harte Kämpfe bei dem Conflikte über die amerikanische Schuld zu bestehen hatte, so vergaß er dennoch die eigentlich materiellen Interessen des Landes nicht. Auf seine Vorschläge hin ward ein Dampf-Paketbootdienst auf dem Mittelmeere eingerichtet, und während er die Tilgungskasse regulirte, bezahlte er zugleich viele Rückstände und liquidirte die ehemalige Civilliste. Die Gesetzgebung für die Civilpensionen, die früher mit so vieler Willkür gehandhabt wurde, erhielt durch ihn verbessernde Zusätze. Nachdem H. wegen der vorgeschlagenen Rentenconversion im Jahre 1836, welche die Kammer nicht genehmigte, zum Rücktritte genöthigt war, nahm er seinen Deputirtensitz wieder ein, auf welchem er jedoch nur kurze Zeit blieb, da ihm am 3. Okt. 1837 die Pairswürde verliehen ward. Nicht lange nach dieser Ernennung starb einer seiner Söhne, und dieser Verlust beugte ihn so darnieder, daß er den wichtigsten Kämpfen und Verhandlungen fremd blieb. Die verhängnißvollen Ereignisse, welche durch die orientalische Frage und den Vertrag vom 15. Juli 1840 den Rücktritt des Märzkabinettes bewirkten, veranlaßten ihn endlich, wieder ins Ministerium zu treten, in welchem er mit so vieler Energie bis zu seinem Tode seinem so schwierigen Posten vorstand. Was H. in den letzten Jahren seines Lebens geleistet, gehört noch zu sehr der Gegenwart an, als daß es hier in seinen Einzelnheiten wiederholt zu werden brauchte. Er hatte gegen eine unsinnige Aufregung im Innern des Landes zu kämpfen und zugleich Sorge zu tragen, einem Deficit von mehr als 700 Millionen die Stirne zu bieten. Angefeindet von einem mächtigen Parteigeiste, der in dem größten Theile der Presse einen Wiederhall fand, wußte er sich mit dem Gedanken zu trösten, sein Land von einem Ruin gerettet zu haben, dem es nicht entgangen wäre, wenn die Opposition den Sieg davon getragen hätte. Das Recensement, gegen welches so viele Stimmen laut wurden, ist nichts als eine geregelte Vertheilung der Steuern, und die Erfahrung zeigt, daß seit dessen Einführung viele Tausende von Gebäuden, die früher gar keine Auflage zahlten, nunmehr ihre Gebühren entrichten und zwar zum Vortheile der minder bemittelten Volksklassen. Die Reduction des Heeres, angemessen unserer Zeit des Friedens, ist sein Werk, und die ungeheueren Summen, welche durch diese Maßregel erspart werden, finden ihre Verwendung für materielle Bedürfnisse des Staates. H. war Elsasser und als solcher belebte ihn jene Beharrlichkeit und jener Freimuth, der den Bewohnern der rheinischen Provinzen so sehr eigen ist. Er war dem Kriegsgeschrei gegen Deutschland feind, und erklärte sich offen gegen das Befestigungssystem von Paris, weil man nach seiner Ueberzeugung die Hunderte von Millionen, welche dasselbe kostet, besser hätte verwenden können. Die industriellen Verbesserungen durch Hebung und Erweiterung des Verkehrs hatten stets an ihm einen eifrigen Verfechter, und so hat Strasburg hauptsächlich seinen Bemühungen den Beschluß des Baues einer direkten Eisenbahn von Paris nach dem Elsaß zu verdanken. Seine Vaterstadt hatte sich bei jeder Gelegenheit seines Beistandes zu erfreuen, und einige milde Stiftungen ehren sein Andenken in derselben. Er war Mitglied des Generalraths des niederrheinischen Departements, den er präsidirte. — Was er erreichte, was er war, hatte er seinen eigenen Strebungen zu verdanken. Vernunft und Gewissen leiteten ihn, und als Christ wie als Mensch nahm er die Achtung des Landes mit ins Grab, das sich, nach seinem ausdrücklichen Willen, neben dem seiner ihm vorangegangenen Gattin auf dem Kirchhofe St. Helena in Strasburg befindet — einfach und ohne Prunk, — das schönste Bild seines thatenreichen Lebens.

Zum Andenken an Arnold von Mieg.

Unter diesem Titel schildert eine in München erschienene Denkschrift in wenigen, aber treuen und treffenden Zügen das

Digitized by Google

Leben und die Wirkſamkeit des vor Kurzem verewigten, ausgezeichneten Staatsmannes, welcher, nach einer von früher Jugend auf dem Dienſte ſeines Vaterlandes gewidmeten Thätigkeit, zuletzt eine Reihe von Jahren hindurch die bayeriſche Krone am deutſchen Bundestag vertrat. Die Schrift iſt zunächſt „den Hinterlaſſenen, den Verwandten, den vielen Freunden und Verehrern des edlen Verſtorbenen" zugeeignet; da indeſſen der letzteren Kategorie gewiß alle Jene zuzuzählen, welche die öffentlichen Angelegenheiten unſeres Vaterlandes und ihre Verwalter mit theilnehmendem Auge verfolgen, ſo glauben wir im Sinne des Verfaſſers zu handeln, wenn wir nach ſeiner Schrift ein gedrängtes Bild v. Mieg's öffentlichem und Privatleben entwerfen. Im öffentlichen Leben erſcheint Mieg als ein durch eine ſeltene Vereinigung von Naturgaben, Kenntniſſen und Erfahrung bis zur Vollendung herangereifter Staatsmann und feingewandter Diplomat; zugleich als ein vollkommener bayeriſcher Patriot, dem ſein König und das bayeriſche Volk über Alles gingen. Dabei war er aber auch ein ächter Sohn des gemeinſamen deutſchen Vaterlandes, und von der Ueberzeugung durchdrungen, daß erſt der deutſche Bund in ſeiner reinen Entwickelung einer großartigen und würdigen Exiſtenz der einzelnen Staaten das Siegel der Vollendung und Sicherheit ausdrücke. „Erhaben über gemeine Tagwerkerei — wie er ſich ſelbſt bei der Schilderung des Regierungsdirektors Stumpf in Ansbach ausdrückt — machte er jede Arbeit zum innerſten Eigenthum ſeiner Seele." Dabei gränzte ſeine Schnelligkeit im Arbeiten an's Unglaubliche. Vom früheſten Morgen an benutzte er ſeine Zeit mit ſolcher Ordnung und Genauigkeit, daß er, außer den zeitraubenden Pflichten ſeines Berufes, eine Menge eigener und fremder Privatgeſchäfte beſorgen und eine Maſſe von größeren Privataufſätzen über die wichtigſten Fragen unſerer Zeit hinterlaſſen konnte. In dem Geſchäftsverkehr war er ſtets gerade, offen und zuverläſſig, obgleich die Vorſicht, die ihn das Leben in der großen Welt gelehrt, dieſe Offenheit nur ſelten in tieferes Vertrauen überziehen ließ. Aber ſtets wirkten ſeine feinen, einnehmenden Formen des Umgangs fördernd und wohlthätig auf den Gang der Geſchäfte, weil ſie nicht bloß äußerlich angelernt waren, ſondern aus einem tieferen Grunde, aus ſeinem ganzen innern Menſchen entſprangen. Konziliatoriſche Geſinnungen gehörten zu ſeinem eigenthümlichſten Weſen; er wußte hingegen auch, worauf zu beharren ſey, und erkannte, daß Feſtigkeit eben ſo wohl als Nachgeben jedes diplomatiſche Wirken bedinge. „Die Grundlagen aber, auf welchen alle dieſe Talente und Eigenſchaften ruhten und mit Sicherheit wirkten, waren: eine ſittliche Natur, ein ſtreng rechtlicher Charakter und eine weiſe Selbſtbeſchränkung.... Beſeelt von dem lebendigſten Gefühl für das Wohl des Ganzen, war er doch frühe ſchon weiſe genug, um den beſchränkten Kreis und den poſitiven Standpunkt des einzelnen Menſchen nicht zu verkennen. Nur auf der Stelle, die ihm in der beſtehenden Ordnung der Dinge angewieſen war, nur im vorgezeichneten Kreiſe das Gute zu wirken, das von ihm abhing, hielt er ſich berufen und berechtigt, Andern dagegen überlaſſend, an ihrem Orte daſſelbe zu thun."

Im Privatleben zeichnete ſich Mieg durch Redlichkeit, Treue und Wahrhaftigkeit, durch hohe kindliche Pietät, durch ein tief religiöſes Gemüth, Reinheit der Sitten und Menſchenfreundlichkeit aus. Er war wohlthätig ohne Oſtentation, dankbar bis in's Kleinſte hinab, ſeinen Freunden ein treuer Freund, und der heiterſte, liebenswürdigſte, geiſtreichſte Geſellſchafter. „Im Genuſſe der Kunſt, die er praktiſch auszuüben allmählig aufgegeben, fand er Erhebung des Geiſtes und Gemüths; aber der Eindruck des üppigen Lebens, in dem er ſich zum Theil zu bewegen hatte, war ohne alle Spur auf ihn geblieben." Schickſal und Unglück wußte er mit philoſophiſcher Ruhe und frommer Ergebung zu tragen: „ohne den Thau der Thränen, ſchrieb er ein Mal an ſeine Kinder, vertrocknet das Gemüth; nur vor größerem Mißgeſchick bewahre Euch des Allvaters Güte, und laſſe Euch ſtets den unſchätzbaren Troſt eines reinen Gewiſſens!" Mit welcher Zärtlichkeit er an den Seinigen hing, mögen folgende rührende Zeilen in einem Briefe aus den letzten Jahren ſeines Lebens beweiſen: „Wenn Du hörſt, daß ich einige Wochen unwohl war, ſo heißt Das eigentlich ſo viel, daß ich des Glückes theilhaftig war, ein Mal recht nach Herzensluſt zu Hauſe zu bleiben, und den Umgang der lieben Mutter und Schweſter genießen zu können. Du glaubſt nicht, wie ſelig ich in dieſem Stillleben bin, und wie auch Jene meine Nähe freut. Ich möchte ſo das ganze Jahr krank ſeyn!" Als Mieg am letzten Tage ſeines Lebens (7. Januar 1842) alle irdiſchen Angelegenheiten in Ordnung gebracht hatte, ließ er einen Geiſtlichen zu ſich bitten, der anderthalb Stunden mit ihm allein blieb. Als dieſer wegging, äußerte er mit tiefer Bewegung: „Ich war gekommen, um zu erbauen, und ich bin erbaut worden."

Korreſpondenz.

Aus Rheinheſſen, 6. Juli.

Unſer vaterländiſcher Strom, der gütige Ernährer ſo vieler Städte, Flecken und Dörfer, der die moderne Zeit eben ſo klar und ruhig zurückſtrahlt, als die entlegene Epoche der alten Römer und des wilden Hunnenvolkes, bietet gegenwärtig einen recht erfreulichen Anblick dar bei der Dampfboote raſchem Lauf, die, ohne Unterlaß in Bewegung, ſowohl bei Tag als bei Nacht, Hunderte von Reiſenden aus dem Süden nach dem Norden, oder umgekehrt, befördern. Mit dem neuen, ſchön gebauten und äußerſt elegant eingerichteten Dampfboot Cockerill II., Eigenthum der Kölniſchen Geſellſchaft, machte ich vor einigen Tagen eine Rheinfahrt und hatte das Vergnügen, eine ſo zahlreiche Reiſegeſellſchaft vorzufinden, wie ich mich kaum erinnere, je eine größere auf einem der den Rhein befahrenden Boote angetroffen zu haben. Zu Oppenheim ſtiegen noch zwanzig neue Paſſagiere ein, lauter Auswanderer aus benachbarten Dörfern, die ihrer Heimath auf ewig Lebewohl ſagten, um in den vereinigten Staaten von Nordamerika mit ihren Familien neue Niederlaſſungen zu gründen. Eine Scene, wie dieſe, iſt für den Menſchenfreund wie für den patriotiſch geſinnten Bürger keine erfreuliche, und wenn er in der Runde das reichgeſegnete Land mit ſeinen goldgelben Ernten, den herrlichen Strom erblickt, der dem Rheinländer eine ſicherere Bürgſchaft für die Fortdauer ſeines Wohlſtandes iſt, als alle Friedensſchlüſſe und Traktate der Welt — wenn er alles dies bemerkt, ſo wird er die Widerſprüche kaum zu löſen vermögen, welche die Auswanderer, dieſem Lande und dieſer Natur gegenüber, ihm darzubieten ſcheinen, um ſo mehr, als viele unter ihnen gewöhnlich in guten Vermögensverhältniſſen lebten, die es ihnen nicht unmöglich gemacht hätten, auch in der Heimath ihr ferneres geſichertes Fortkommen zu finden. Die Macht des Beiſpiels und des Menſchen nie raſtender Trieb, ſeine Glücksumſtände zu verbeſſern, machen auch hier ihre Rechte geltend, obgleich die Erfahrung ſchon Viele belehrt hat, daß jenſeits des atlantiſchen Oceans das erträumte Paradies nicht zu finden iſt. Manche kehrten von da wieder zurück auf Koſten ihres Wohlſtandes und ihrer Zufriedenheit, hocherfreut, den deutſchen Boden wieder betreten zu können. Andere mußten bleiben, wohin ein ſelbſtverſchuldetes Geſchick ſie geworfen hatte, um an der Gränze der nordamerikaniſchen

Digitized by Google

Urwälder ihre in Nebel, Schwarzbrod und Freiheit gehüllten Tage in melancholischer Einsamkeit zu vertrauern. Doch wir haben bei uns nicht blos aus Nordamerika, sondern auch schon aus dem Königreich Polen Ausgewanderte zurückkehren sehen, die Alle sehr froh waren „den perlenden Wein am alten Rhein" aus Freundes Hand wieder trinken zu können. Zurückgekehrte Ausgewanderte der letzten Gattung kann man in Dornbürkheim und in Framersheim finden. Geheilt von ihrem Enthusiasmus für das Land der Sarmaten und Moskowiter, folgen sie nunmehr mit Ruhe und Ausdauer der beharrlichen Bewegung des Pflugpferdes und scheinen keinerlei Gedanken mehr zu nähren, welche sie, unruhigen Zugvögeln gleich, in das unendliche Weite fortzutreiben drohen. Diese kleine trube Stelle in unserer vaterländischen Statistik, die jedoch fast allen deutschen Bundesstaaten mehr oder weniger gemein ist, erlischt dem Anblik der lachenden Ernte gegenüber, die jetzt unter des Schnitters emsiger Hand rasch zu Boden sinkt. Man wird weit mehr erhalten, als Kleingläubige erwarten zu dürfen glaubten. Mit der Repsernte z. B. ist man sehr zufrieden; sie hat einen Durchschnittsertrag von acht Mltr. pr. Morgen geliefert und sichert mithin dem Landmanne bei dem demnächstigen Verkaufe eine hübsche Einnahme. Ihr Gesammtertrag wird zu Guntersblum zu 25,000 fl. und zu Eich zu 60,000 fl. angeschlagen. Auch der dermalige Stand des Weinstocks berechtigt zu den schönsten Hoffnungen, die bei der Fortdauer der bisherigen günstigen Witterung in Erfüllung gehen dürften. Diese Ansicht hegt man in zwei bedeutenden weinproducirenden Orten, nämlich zu Guntersblum und zu Mettenheim, wo im Laufe der letztverflossenen 14 Jahre die Kultur der Weinrebe in so ferne eine bemerkenswerthe Verbesserung erlitten hat, als der dortige Gutsbesitzer Hr. Jacob Reichert mit dem ausgezeichnetsten Erfolge bemüht war, die Burgundertraube zu acclimatisiren. Der in den besseren, ja sogar in den gewöhnlichen Jahrgängen gewonnene rothe Wein kann neben den vorzüglicheren Sorten dieser Gattung aus den Rheingegenden die Probe bestehen. In nahe gelegenen Orten hat man mit dem Anbau der rothen Traube schon vor einiger Zeit begonnen, und auch hier dürfte man diesen Versuch nicht zu bereuen haben. D.

Vom Main, 7. Juli.

Zufolge einer Bekanntmachung der Direktion der Main-Dampfschifffahrt ist die Fahrt auf dem Main mit Dampfschiffen wegen niedrigem Wasserstand bis auf Weiteres eingestellt (welche Bekanntmachung jedoch neuerdings, was die Fahrt des „Ludwig" betrifft, wieder außer Kraft gesetzt ist). *) So sehr dieser außergewöhnliche Hemmungsgrund auf dem Main, gleich beim Beginn der Fahrten, einerseits zu bedauern ist, so hat er doch anderseits für die Gesellschaft belehrende Vortheile bei weiterer Anschaffung von Dampfschiffen. Indessen bliebe doch sehr zu wünschen, daß bei der sich bereits gezeigten Personenfrequenz auf den Maindampfsbooten die Fahrten nicht auf der ganzen Strecke von Mainz bis Würzburg eingestellt, sondern, so weit es dem Interesse der Gesellschaft gemäß und thunlich ist, fortgesetzt würden. Die Flußstrecke von Wertheim bis Frankfurt ist in jeder Beziehung die von der Natur begünstigste zwischen Würzburg und Mainz: der Flußweg bildet hier ziemlich gleichen Lauf mit der Landstraße, so wie die geringsten Windungen, und hat stets den günstigsten Wasserstand unter den übrigen Flußstrecken. Auf diese Wasserstrecke munden auch die wichtigsten Seitenstraßen ein, und an derselben liegen die bedeutendsten und gewerbsamsten Städte, welche die Dampfschiffe frequentiren. Von Wertheim bis Würzburg beträgt die Wasserstrecke 26 Stunden, zu Lande dagegen nur 10 Poststunden; ferner führt die aus Würtemberg und durch das Tauberthal ziehende Landstraße in Wertheim den Dampfbooten die Reisenden zu; nach Miltenberg und Oberburg ziehen die Straßen aus dem Odenwald und der Neckargegend; dann die bedeutenden Städte Aschaffenburg, Hanau, Offenbach und Frankfurt liefern starke Frequenz an fremden und einheimischen Reisenden. Hierauf beruht die Zweckmäßigkeit und Möglichkeit der Befahrung besagter Flußstrecke mit Dampfbooten, wenn auch die Strecke von Wertheim bis Würzburg bis zu günstigerem Wasserstand nicht befahren werden kann. In diesem Falle ist mit zwei Booten eine tägliche Fahrt zwischen Wertheim und Frankfurt zu unterhalten, und eine Localfahrt zwischen Hanau und Frankfurt mit zu verbinden möglich, da das Morgens von Wertheim zu Thal abgehende Boot so zeitig in Frankfurt ankommt, daß es füglich noch eine Nachmittagsfahrt nach Hanau und zurück nach Frankfurt machen kann. Dagegen trifft das Morgens von Frankfurt zu Berg abgehende Boot wie bisher zeitig genug in Wertheim ein, um die nach Würzburg bestimmten Reisenden noch denselben Abend dahin befördern zu können. Möge die Verwaltung der Main-Dampfschifffahrtsgesellschaft ihre seitherige Umsicht und Thätigkeit auch auf die hier gemachten wohlmeinenden Bemerkungen übertragen und sie einer Prüfung unterwerfen!

*) Die Redaktion der Allgemeinen Zeitung macht die Bemerkung, „die aus Frankfurter Blättern verbreitete Nachricht von gänzlicher Einstellung der Maindampfschifffahrt sey ungegründet." (!) Was die Frankfurter Blätter darüber berichteten, basirte einzig und allein auf jener Bekanntmachung der Direktion der Main-Dampfschifffahrt, die bis heute und wohl noch auf längere Zeit alle regelmäßigen Fahrten auf dem Maine einstellen mußte. D. R.

Festprogramm

für das

am 17. Juli 1842 in der Stadt Friedberg in der Wetterau stattfindende vierte Wetterauer Sängerfest.

Vorbereitungen am 16. Juli.

§. 1. Empfang der Kapellmusiker. §. 2. Musikprobe. §. 3. Verkündigung des Festes durch Kanonensalven und Musik auf der Schanze.

Festordnung am 17. Juli.

§. 4. Festeröffnung. Morgens 5 Uhr Spiel eines Chorals durch die Blechmusik auf dem Thurm der Burgkirche, dazwischen Böllerschüsse. §. 5. Empfang und Einzug. Vormittags 8 Uhr Empfang der fremden Sänger und Musiker vor dem Mainzer Thore, und sofort festlicher Einzug in die Stadt Friedberg bis zu dem Stadthause. Daselbst Begrüßung durch Musik. Beschluß vermittelst Aufpflanzung der Fahnen. §. 6. General-Probe. Vormittags 10 Uhr General-Probe in der Stadtkirche. §. 7. Erholung. Mittags 12 Uhr Erfrischung der Sänger und Musiker auf dem Burgwall. §. 8. Konzert in der Stadtkirche. Nachmittags 2 Uhr großes Vokal- und Instrumental-Konzert in der Stadtkirche. Die Vorträge sind folgende: Erste Abtheilung: 1) Motette für den Männerchor von B. Klein, mit Begleitung von Blasinstrumenten von L. Schuyder v. Wartensee, ausgeführt von über 1100 Sängern und Instrumentalisten, bestehend aus Mitgliedern der Hofkapelle zu Darmstadt und den Vereinen von Büdingen (Liederkranz und Musiker), Butzbach (Orpheus), Dauernheim, Frankfurt (Liederkranz, Liedertafel und Reeb'scher Verein), Friedberg (Gesangverein und Zöglinge des Schullehrerseminars), Grünberg, Hanau (Frohsinn), Heldenbergen, Homburg (Gesangverein und Musiker), Hungen, Ilbenstadt, Laubach, Lauterbach, Lich, Mainz (Liedertafel), Melbach, Nidda, Niederwöllstadt, Oberrerlenbach, Offenbach (Sängerverein, Polyhymnia und der Musik des großh. hess. IV. Infanterie-Regiments), Ortenberg, Rodheim, Usingen, Wilbel (Liederkranz und Gesangverein) und Wetzlar. 2) Quintett für Flöte, Oboe, Clarinette, Horn und Fagott, von W. Mangold. 3) Festhymnus von Panny, mit Begleitung von Blasinstrumenten von C. Thurn. Zweite Abtheilung. 4) Ouverture von P. Müller für Blasinstrumente (Manuscript), vorgetragen unter Direction des Hrn. Hofkapellmeisters Mangold. 5) Te Deum von Neukomm, für Tenor- und Baßstimmen, mit Militär-Orchesterbegleitung. §. 9. Festzug. Um 4 Uhr Versammlung der Sänger und Musiker im Stadthofe und sofortiger allgemeiner Festzug durch die Stadt nach der großen Festhalle auf der Seewiese. §. 10. Festmahl. Um 4½ Uhr großes Festmahl in der Festhalle, verschönert durch Instrumentalmusik und Vorträge einzelner Gesangvereine. §. 11. Ball. Abends 9 Uhr Ball in dem Salon desselben Festlokals. Die mitwirkenden Herren Sänger und Musiker werden als Ehrengäste dazu eingeführt. Endlich §. 12. Feuerwerk. Feuerwerk während der großen Pause des Balles auf der Seewiese. Friedberg, im Juli 1842. Das Festcomité. (Folgen die Namen.)

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 192. Donnerstag, den 14. Juli 1842.

Lieutenant Rocquevert.

(Fortsetzung.)

Rocquevert nahm den Brief, erbrach ihn, und warf einen zerstreuten Blick auf denselben, der mehr einer Gedankenfolge anzugehören, als die Linien zu durchlaufen schien; nachher legte er den Brief wieder zusammen, wankte eine Sekunde, als bemächtigten sich seiner gleichzeitig zwei verschiedene Ideen; dann antwortete er entschlossen mit dem Ausdruck eines Mannes, der rasch seine Partie ergreift:

„Allerdings! mein Herr, ich will es gestehen . . . hier hoffnungslos abgewiesen . . .“

„Haben Sie sich anderswo Genugthuung verschafft,“ fuhr der Baron fort. „So stehen also die Sachen, nun ich kann es Ihnen nicht als Verbrechen anrechnen . . . Allein diese Neigung ist noch zu neu, als daß sie schon Wurzel in Ihrem Herzen gefaßt haben könnte . . . Wir kennen das . . . So eine Liebschaft in den Tag hinein, nicht wahr?“

„Um Vergebung! nein, mein Herr,“ antwortete der Lieutenant gefaßt, „die Sache ist sehr ernstlich.“

„Wahrlich!“ äußerte der Gouverneur beunruhigt . . . „Lassen Sie hören! Sie übertreiben vielleicht die Wichtigkeit dieser Verbindung . . . Verpflichten Liebesschwüre und Herzenszusagen Jemanden zu irgend etwas? Mein Freund, in der Liebe, wie im Krieg, darf man dem Gewissen kein Gehör schenken! . . .“

Der Offizier vermochte sich nun nicht mehr länger in den Schranken angemessener Höflichkeit zu halten. In den glaubwürdigsten Einwendungen erschöpft, machte die Beharrlichkeit des Gouverneurs das Maß seiner schmerzlichen Empfindungen voll; er vergaß Sylvanire, das Roth stieg ihm in's Gesicht, und er machte seiner Verachtung durch folgende Worte Luft:

„Sie täuschen sich, mein Herr, und kennen mich schlecht, wenn Sie glauben, daß ich Herzensangelegenheiten wie ein Spiel betreibe. Liebesschwüre lassen sich nur wie alle andere durch Meineid brechen . . . Ich gehöre nicht zu denen, die gewissen- und sorglos den Frauen die Tugend und den Familien den guten Ruf rauben . . . Wenden Sie sich deswegen an Andere . . . Ich verstehe mich nicht darauf, die aufrichtige Leichtgläubigkeit eines jungen Mädchens zu mißbrauchen, und es dann zu verlassen, um es irgend einem Gimpel an den Hals zu werfen, der es blindlings und mit offenen Armen aufnimmt. Nein, mein Herr, die Rocquevert's erlauben sich keine solche Niederträchtigkeiten. Das weibliche Wesen, das sich ihnen hingiebt, wird ihr Weib; wenn sie ein solches verführen, geschieht es nicht, um dasselbe zu entehren, sondern in Heirathsabsichten.“

Man mache sich nun eine Idee von der Betroffenheit und der entsetzlichen Verrechnung des Gouverneurs, durch das bis jetzt unterdrückte Feuer dieser ungestümen Apostrophe. Er war wie vernichtet. Mit ganz zerstörtem Gesichte suchte er ein Gewitter zu beschwören, das so schonungslos über ihn herein brach.

In einem Augenblick seine ganze Hoffnung scheitern, alle seine mühevolle Arbeit dahinschwinden sehen. Welche Zerstörung seiner Plane! Ein Schaf, das sich vor seinen Augen in einen Tiger verwandelt, hätte den Baron nicht mehr überraschen können, als dieses unvorhergesehene Erwachen des Offiziers, den er ganz erstaunt betrachtete. Der Greis vermochte sich über diese unselige Entwicklung nicht zu fassen Dieses mühevolle Gebäude, das er so sorgsam aufgeführt, sah er in den Grund zusammenstürzen, gerade als er den Schlußstein in das Gewölbe einsetzte, der es befestigen und beendigen sollte; war das nicht um zu verzweifeln?

Sylvanirens Vater begriff nichts von der fürchterlichen Anspielung, die sich Rocquevert mitten in seinem Zorne auf Kaspar von Lavedan, seinen vermeintlichen Nebenbuhler, erlaubt hatte. Der würdige Mann war durch diese kräftigen Worte, weder deren Sinn noch Zweck ihm klar war, aus der Fassung gebracht. Alles, was ihm verständlich schien, deutete ihm eine Demüthigung in der Person seiner Tochter an, die der Offizier verschmähte. In seinem Kopfe kreuzten sich daher die Gedanken seltsam. Die Worte Verführung und Entehrung summten noch in seinen Ohren, er fing sie auf, um Rocquevert darüber zur Rechenschaft zu ziehen, und in einem Anfall wilder Verzweiflung hob er seine beiden zitternden Arme gegen den Himmel, und rief:

„Ach! mein Herr, wer war hierauf vorbereitet . . . Das sind wohl die jetzigen Sitten. Welche Schmach! Sie haben uns entehrt . . . O, Verkehrtheit, der abscheulichsten Verdorbenheit!“

Nach dieser Verwünschung drückte der Gouverneur seinen Hut auf seine gebräunte Stirne herab, ballte rachegluhend die Faust, die er auf das Griffblatt seines Degens stützte, und verließ stolz das Zimmer.

Rocquevert hatte nicht Zeit gehabt, seine Partie zu ergreifen, noch sich diesem Staatsstreich und jenem Weggehen zu

Digitized by Google

widersetzen, als ein neuer Umstand seine bereits schon sehr schwierige Lage noch verwirrter machte.

Die Thüre ging weit auf, und Sylvanire, die sich ohne Zweifel nur auf die Seite gestellt, um ihren Vater vorbeigehen zu lassen, erschien im Gemache; doch dieses Mal schluchzend, ganz in Thränen gebadet, mit aufgelöst'en Haaren, schwankendem Gang und zitternder Stimme.

Bei diesem Anblick nahm Rocquevert alle Entschlossenheit und allen Muth zusammen; er fühlte, daß das der härteste Strauß sey.

„Ich habe Alles gehört," rief das arme Mädchen herzzerreißend. „Um der Barmherzigkeit willen," fügte sie, die Hände ringend, hinzu, „nehmen Sie mir auch das Daseyn, wenn Sie mir Ihre Liebe entziehen. Glauben Sie, daß ich Ihre Treulosigkeit überleben werde?"

Der Lieutenant sah sie mitleidsvoll an. Diese Bitten, diese bescheidene Stellung würden ihn vielleicht gerührt haben, wenn das letzte Wort Treulosigkeit nicht seine Erinnerungen und seine Energie, die ihn beinahe zu verlassen im Begriff standen, wieder geweckt hätte. Er antwortete daher in einem Tone, in welchen er sich bemühte, Strenge zu legen:

„Ich ein Treuloser, mein Fräulein! wagen Sie es, mich dieses Verbrechens anzuklagen, Sie? . . ."

„Ja, ich!" erwiederte das junge Mädchen mit einer Zuversicht, die nur von sehr kurzer Dauer war, denn sogleich darauf sank sie in die Knie, und fuhr fort: „Habe ich nicht das Recht dazu, ich, die Sie so innig liebte, ich, die Sie noch liebt?"

„Das glaube ich Ihnen nicht," antwortete Rocquevert, das Gesicht abwendend, um seinem Herzen und seinen Blicken das Rührende eines solchen Schauspiels zu ersparen. „Sie haben mich unwürdig hintergangen; ich habe Beweise. Und verhielte es sich überdies anders, gestehen Sie selbst, würde Ihr Vater, der mich anfänglich fortgejagt . . . ja, fortgejagt," wiederholte er mit einer Festigkeit, die ihm noch das Andenken an jenen Schimpf verlieh . . . „Warum war es Ihrem Vater so sehr darum zu thun, mich heute bei sich aufzunehmen? Warum wurde mir vorhin erst Ihre Hand von derselben Person angeboten, die sie mir vor zwei Monaten so schmählich verweigerte, damals, als meine Stellung bei der Armee noch weit besser war, als heute? Antworten Sie mir!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Mineralbrunnen und Heilquellen am Taunus.

VI.

Wiesbaden.

Schon öfters sind die Kontraste geschildert worden, welche das Leben und Treiben an Badeorten vor, während und nach der Saison bieten, und wirklich zeigen sich diese Gegensätze eben so frappant als beachtungswerth. Auch Wiesbaden, obwohl die umfangreiche und bevölkerte Residenz des Herzogthums Nassau, ist während eines großen Theils des Jahres ziemlich still und geräuschlos; Beamte und Bürgersleute gehen ihrem Berufe und ihren Geschäften nach und machen sich nach Außen hin nur wenig bemerkbar; die Gast- und Wirthshäuser stehen leer und werden nur in der Feierstunde von den gewöhnlichen Schoppengästen etwas belebt. Wann aber der heitere Mai-Mond sein blaues Lustgezelte entfaltet, wann die freundlichen Promenaden sich in des Frühlings grüne Livrée kleiden und wann die täglich höher steigende Sonne mehr Wärme und Licht aussendet, dann verwandelt sich Alles wie umgezaubert. Ueberall wird ausgestäubt und gescheuert; jedes Winkelchen wird aufgeputzt, um den Kommenden zum Besuche einzuladen; die Besitzer der Badehäuser ordnen ihre Räume bis zu dem Giebel des Daches hinauf, und in den prächtigen Salons der großen Hotels werden neue Lüstres aufgehängt und neue, blanke Vorhänge an ihre Stelle gebracht. Alles geräth in Thätigkeit; neu engagirte Kellner und Lohnbediente harren der Dinge, die da kommen sollen, und selbst der Kochbrunnen scheint feuriger aufzusprudeln. Bald bringen die vom Eisenbahnhof herkommenden Omnibus die ersten Fremden, und jeder Vorübergehende scheint sie mit Jubel zu begrüßen. Jeder Tag steigert nun das neu erwachte Leben, und bald hat die Saison ihre alten Rechte geltend gemacht und ihre Verehrer aus allen Ländern Europa's um sich versammelt. Wiesbaden während der Saison nimmt ein großstädtisches Ansehen und umschließt die buntesten Gruppirungen von dem Vornehmsten bis zum Niedrigsten, von dem Reichen bis zum wenig Bemittelten, von dem Siechen bis zu dem Gesundesten, von der fröhlichen Jugend bis zum mürrischen Alter, von dem gravitätischen Engländer bis zum lebensfrohen Franzosen, von dem reichen und verschwenderischen Russen bis zum sparsamen und genau berechnenden Holländer, — ein lustiges Gemisch aller Farben und Töne. Wiesbaden bietet als Kurort in jeder Beziehung entschiedene Vorzüge; seine Bevölkerung, die noch im Jahre 1822 nur 5,600 Einwohner betrug, hat jetzt die Zahl von 10,000 ohne das Militär erreicht, und die in demselben Zeitraum ausgeführten Neubauten von kleineren und größeren Gebäuden aller Art haben die Stadt um mehr als $^1/_3$ vergrößert; sie ist Sitz der höheren Landescollegien und ihre Bewohner sind aus Staatsdienern, Bürgern, Künstlern, Gewerb- und Landbau-Treibenden gemischt. Wissenschaftliche und Kunstinstitute verschiedener Art, wie auch ein gutes Theater tragen zur Unterhaltung der Fremden und Gäste das Ihrige bei. An Gast- und Badehäusern verschiedenen Ranges und auf die höchsten, wie auch auf die bescheidensten Ansprüche und finanziellen Mittel berechnet, fehlt es nicht. Demnach und bei der anerkannten Wirksamkeit der Wiesbadener Thermen wächst die Frequenz dieses Kurortes von Jahr zu Jahr. Eine in sehr frischer Färbung gehaltene Skizze aus Wiesbadens Saisonleben möge hier Raum finden; wir entnehmen sie dem Panorama der Heilbäder Kreuznach, Weilbach, Wiesbaden, Schwalbach u. s. w. (Mainz, Druck und Verlag von Joh. Wirth): „Der Morgen und der Abend sind in der Wiesbadener Saison so ziemlich die Stunden eines regeren, kräftig entfalteten Außen-Lebens, was dazwischen liegt, verdampft sich meist in der drückenden Schwüle des Kesselbades, oder es wird an der Table d'Hote hinweg gepraßt, oder in der Siesta verträumt, meistens aber werden bei herabgelassenen Jalousien im wahrsten Sinne des Wortes die Gedanken-Eier für die Unternehmungen des Abends in der Nachmittagshitze ausgebrütet. Aber der Morgen am Kochbrunnen! Welch' ein Gelärme, welch' ein hastiges Drängen zum Quell des Lebens! Der Eine kommt wie auf Springfedern dahergeschnellt, und neben an schleppt sich das

Digitized by Google

Siechthum an der Krücke einher. Hier flattert eine Sylphe heran, ein luftiges, Gaze-gewobenes Wesen, und hinter ihr keucht der dicke, watschelnde Monheer wie eine Locomotive, welcher der Dampf ausgegangen. Hier ein herumwandelnder complet er Schwarzwald von Schnurr-, Zwickel-, Stutz- und Backen-Bärten aller Qualitäten, und dazwischen lächeln aus dem Bartdickigt neckische Engelsköpfchen hervor, mit jenem weißschimmernden Teint des Antlitzes, wie ihn nur Albrecht Dürer seinen Jesukindlein anzuhauchen verstand. Welche Kontraste in diesen hin- und herschwankenden Bildern! Welch' phantastischer Aufputz der Herren- und Damenwelt, welche bizarre Morgen-Toilette! Was fehlt dort jenen Herren in ihren bunt gestreiften Jacken noch an Farben-Gemengsel, daß man sie nicht für van Aken entsprungene Mandrille hält? Und hier die Farbe der Unschuld, die Lilie, neben den himmelschreienden Farben der brennenden Liebe, der Klatschrose, der giftigen bella donna. Dazu die merkwürdigen Kopfbedeckungen! Hier die breitkrämpigen Filze des Herrnhuters, hier die groben Strohhüte des Sklaven von San Domingo, hier der leichtsinnige abgegriffene weiße Castor, hier ein fabelhaftes Hütlein, ein Pendant zu Fortunati's Wunschhütlein, auf dem linken Ohre des Aventuriers sich wiegend, und nun erst die ganze Armee der Roßhaar-, Stroh-, Tuch-, Leder-, Nanking- und Sammtkappen! Eine satyrische Analyse dieses Wiesbadener Brunnen-Negligé-Costumes konnte vielleicht nur ein Lichtenberg niederschreiben; übrigens nimmt es mich sehr Wunder, daß in unserer so Album gesegneten Zeit noch keine Kleiderkünstler auf den Einfall gekommen, ein colorirtes Kurbrunnen-Album mit all' den seltsamen Trachten und Morgen-Negligé-Variationen im Buchhandel erscheinen zu lassen." Nachdem die Badegäste am Kochbrunnen den Vorschriften des Arztes Genüge geleistet und, wenn auch oft mit Widerstreben, die mineralische Panacee in sich aufgenommen haben, kehren sie in ihre Wohnungen zurück, es wird ein leichtes Frühstück eingenommen und nach demselben sucht man noch einigen Zeitvertreib bis zur Stunde des Badens. Der Eine durchblättert jetzt die neusten Journale, der Andere einen Roman von Boz, Balzac oder Storch. Dieser schreibt einen Brief in die Heimath und meldet die Fortschritte seiner Genesung, und Jener erwartet mit Ungeduld den Postboten, der ihm beruhigende Kunde von den Angehörigen bringen soll; Andere wieder plaudern auf dem Hausflur und erzählen einander die Abenteuer der gestrigen Waldpartie, bei welcher sie von einem Gewitter überrascht wurden, oder die wechselnden Launen Fortunas, von der sie am grünen Tische geneckt wurden. Das nun folgende Bad und die Toilette füllen die Stunden so weit aus, daß unterdessen die Sonne Zeit gehabt hat, ihren Höhepunkt zu erreichen. Nun noch eine kurze Wanderung durch die schattigen Gänge der Promenaden vor und hinter dem Kursaal, und es läutet jene Glocke, die man aller Orten gerne vernimmt, die Tafelglocke. Wer die Freuden der Tafel, die sich freilich mit der Brunnenkur nur selten vertragen, wer die Genüsse der üppigen Gastronomie liebt, der findet im Kursaale, in den Vier Jahreszeiten oder im Adler allen Anforderungen entsprochen; wer sich mit weniger begnügt, hat in Gasthöfen zweiten Ranges oder an den Tischen der hier zahlreichen Speisewirthschaften jegliche Auswahl, und es gibt vielleicht nur wenig Badeorte, wo man in dieser Beziehung so ganz nach seinen Wünschen sich einrichten, und, wenn man will, so billig und doch gut speisen kann. Der Nachmittag wird durch die dem Badegaste nöthige Siesta und durch Spaziergänge, durch kleinere oder größere Ausflüge in die Umgegend ausgefüllt.

(Schluß folgt.)

Goethe,
geschildert von König Ludwig I. von Baiern.

* (München, 9. Juli.) Unter dem Vorgestrigen habe ich (im Frankf. Journal) des Erscheinens der Walhallagenossen gedacht. Man kann sagen, daß sich das Interesse an diesem Werk unseres kunstsinnigen Königs hier stündlich mehre. Gewiß wird dies auch auswärts der Fall seyn, wenn dasselbe erst seinem ganzen Inhalt nach mehr gekannt seyn wird. Dazu beizutragen, enthebe ich für Ihr vielgelesenes Blatt aus den Lebensbeschreibungen, deren im Ganzen 159, oder mit Bezug auf einige Doppelbilder 162 sind, die des großen Mitbürgers Ihrer Stadt, des größten deutschen Dichters. König Ludwig I. von Baiern schreibt über Walhalla's Genossen Johann Wolfgang von Goethe, den Dichter und Gelehrten: „Einer angesehenen Frankfurter Bürgerfamilie angehörend, war Goethe zum Rechtsstudium von seinem Vater bestimmt, nicht von der Natur, wie er denn auch, obgleich dessen beflissen, es nicht anwandte. Aus Italien zurück, führte ihn ein freundliches Geschick nach Weimar, wurde Freund, späterhin Minister des geistreichen Herzogs Karl August; einwirkend vielseitig, wie seine Bildung und Kenntnisse. Nebst Schiller, Deutschlands größter Dichter, das ist Goethe, und nicht zu verübeln dem Dichtkunstfreunde der Wunsch, daß er nur hätte dichten sollen in gebundener und in ungebundener Rede, und weit mehr, als es geschehen, sich beschäftigen mit dem Dramatischen; aber wie manche große Männer liebevoll beflissener dessen sind, worin sie nicht ausgezeichnet, so er der Farbenlehre, über 40 Jahre lang. Frühe schon war Goethe mit sich im Reinen und mit Allem; ihn ergriff nichts mehr, er schwebte wie ein Gott über der Welt, gestaltend nach Belieben. Hohe Klarheit sein Wesen, die sich auch in seiner unerreichten Schreibart zeigte. Verstand, wie in seinen meisten Schriften, in seinem Leben vorherrschend; er gehörte dem heidnischen Alterthume an, wäre einer seiner tiefsten Denker gewesen, und, wie Sinnlichkeit dasselbe durchdringt, ist sie fast in allen seinen Werken verwebt. Hätte Goethe auch nur seinen Faust geschrieben, sein Name wäre schon unsterblich. Vom Glücke begünstigt, nicht als wenn Reichthum ihm zugeströmt, aber dadurch, daß ihm bequemes Auskommen zeitig geworden, ohne einem Brodgeschäfte sich unterziehen zu müssen, daß er seinem Genius leben durfte, frühe bereits Anerkennung gefunden, und wie ungewöhnlich lang er auch gelebt, sich nicht überlebte, ohne Körpergebrechen thätige Geisteskraft behalten, bis er leidenslos, ruhig entschlief. Lange entschied in der Kunst und Dichtung großem Gebiet Goethe's Ausspruch, und wurde gleich in der Zeit, in welcher jedes Hohe zu erniedrigen getrachtet worden, versucht, ihn zu verkleinern, so wird doch sein Ruhm fortwährend über Alles glänzend ragen, wenn sie mit ihrem ganzen Treiben längst schon in Vergessenheit wird versunken seyn. Mit Goethe erlosch der vier Sterne, welche in Weimar geleuchtet, letzter."

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

In Preußen ist eine Verordnung erschienen, die an mehreren Orten noth thut. Die Förster sollen den Holzverkauf an Aermere erleichtern. Im Winter sollen alle 8 bis 14 Tage, im Sommer alle Monate kleinere Quantitäten von Holz verstrichen und die Preise nicht künstlich erhöht werden. Das führe nur zum Diebstahl. Die Oberförster, welche für die Armen am besten sorgen, sollen Gratificationen erhalten.

Die französische Akademie der Wissenschaften hat merkwürdiger Weise als Preisschrift eine Lobrede auf den Antichristen Voltaire ausgeschrieben.

Baierische Blätter melden, daß die Schiffe, auf welchen neulich 600 deutsche Auswanderer sich nach Nordamerika einschifften, in dem schlechtesten Zustand gewesen. Zur Aufnahme des ohnehin elenden Antwerpner Trinkwassers wurden unter andern alte Oel- und Weinfässer verwendet. So lange die deutschen Regierungen sich der Auswanderung nicht thätig annehmen, werden die Unglücklichen, die über das Meer wandern, immer die Opfer des Betrugs werden.

(München, 9. Juli.) Es befindet sich dermal ein Mitglied des Comité's für die Feier der Enthüllung des Mozartdenkmals in Salzburg in unserer Stadt, um mit den hiesigen Notabilitäten der Tonkunst Rücksprache über die Anordnungen jenes Festes, das am 4., 5. und 6. Sept. statt finden soll, zu nehmen, und dieselben zur Theilnahme aufzufordern. Bei der kirchlichen Feier sollen eine solenne Messe des dahingeschiedenen Meisters und sein berühmtes Requiem, dann in zwei zu veranstaltenden Konzerten gleichfalls Werke seines unsterblichen Genius zur Aufführung kommen. Der Festchor bei der Enthüllung des Denkmals ist von Mozart Sohn componirt. Die Hofkapellmeister Franz Lachner, v. Neukomm und Pott werden sich in die Leitung des musikalischen Theils des Festes theilen, eben so werden die Sängerinnen von Hasselt-Bart und Stöckl-Heinefetter, so wie die Sänger Standigl und Schmezer, dann mehrere der vorzüglichsten Künstler unsers Hoforchesters zur Verherrlichung desselben mitwirken.

Bei den Franzosen — schreibt Gutzkow — ist von den Literaturen, die sie nicht kennen, gerade immer der Schriftsteller der bedeutendste, der zuletzt bei ihnen war.

In Vaucouleurs läßt der französische Minister des Innern eine Standsäule der Jungfrau von Orleans errichten. Dort verrichtete sie bekanntlich ihre erste Waffenthat.

Korrespondenz.

Darmstadt, 24. Juni.

Nach genauer Zusammenstellung aller bei Eisenbahnen zu beobachtenden Vorsichtsmaßregeln stellt sich heraus, daß 1) die Waggons entweder gar nicht oder nur so verschlossen seyn dürfen, daß man solche im Fall der Noth ohne große Anstrengung aufbrechen kann; 2) daß man keine Locomotive zum Schieben anwendet; denn was nützt es, wenn bei einem Hinderniß die vorangehende Maschine zu Stillstand gebracht, die Waggons aber durch den nachschiebenden Dampfwagen vorwärts gestoßen werden; 3) daß unter keinen Umständen in den Waggons geraucht werden darf; letzteren so wichtigen Umstand habe ich bei der schönen Bell'schen Auseinandersetzung vermißt. Wie dringend aber das Verbot gegen das Rauchen ist, fällt in die Augen, da durch die außerordentliche Schnelle die Luftströmung auf den höchsten Grad gebracht und das kleinste Feuer zum Brand wird. Erst am 24. Mai stand, wie man aus nachstehender wahrheitsgetreuer Erzählung eines meiner Bekannten entnehmen wird, den Benutzern der Taunus-Eisenbahn ein gleiches Unglück wie denen auf der Versailler Bahn bevor. Möchten alle Direktionen vorstehenden drei Vorsichtsmaßregeln die gehörige Aufmerksamkeit schenken, und, daß es geschehe, in jedem Bahnhof durch Anschlag zur öffentlichen Kenntniß bringen.

Ernst Emil Hoffmann.

Am 24. Mai d. J. fuhr ich (der Briefsteller) in Gesellschaft von 11 erwachsenen männlichen, 4 weiblichen Personen und 5 Kindern mit dem um halb zwölf Uhr Morgens von Frankfurt a. M. nach Wiesbaden abgehenden Eisenbahnzug in dem Wagen letzter Klasse, welcher sich zunächst der Locomotive befand und von dieser nur durch einen anderen, mit Federvieh beladenen Wagen getrennt war. Auf der Strecke zwischen Frankfurt a. M. und Höchst, als sich der Zug im raschesten Gang befand, entstand plötzlich in diesem Wagen ein solcher Rauch, daß sich alle Passagiere, namentlich aber die Damen, nach der Ursache befragten. Der Rauch wurde beim weiteren Verfolg und bei etwas stärker eingetretenem Luftzug so mächtig, daß sich plötzlich alle Passagiere dieses Waggons von ihren Sitzen erhoben, um den Grund dieser beängstigenden Erscheinung zu erforschen, welcher sich auch sogleich in einem brennenden, mit Pelz verbrämten Reiserock darstellte, welchen sein tabakrauchender Eigenthümer mit seiner brennenden Pfeife, oder derselben entfallenen Zunder angesteckt hatte. Der Mann gab sich alle Mühe, das Feuer an dem Rock zu ersticken, was ihm aber bei dem fortwährend starken Luftzug nicht gelang. Da bei dem Verlauf dieser seiner vergeblichen Bemühungen die Frauenzimmer immer ängstlicher, eine junge Dame neben mir sogar ohnmächtig wurde und sich die ferneren Folgen dieses unangenehmen Vorfalls, sobald einmal eins der Damenkleider Feuer fing, gar nicht berechnen ließen, so fanden sich am Ende die mitfahrenden männlichen Passagiere genöthigt, dem unfreiwilligen Brandstifter seinen Rock mit Gewalt zu entreißen und ihn dem Wagen hinaus zu werfen. Auf der nächsten Station rief ich das dienstanwesende Eisenbahnpersonal zusammen an unseren Wagen, und trug demselben, in Gemeinschaft aller Mitgefahrenen unseres Wagens, den ganzen Umstand mit der Bitte vor, bei der Bahndirektion dahin zu wirken, daß unter keinen Umständen und in keiner Wagenklasse mehr während der Fahrt geraucht werden dürfe. Noch aber blieb bis jetzt unsere damals schon gestellte Bitte ohne Erfolg.

Auflösung des Räthsels in Nro. 190.

Die Feder.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 14. Juli. Der Barbier von Sevilla, komische Oper in 2 Abth., Musik von Rossini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 193. Freitag, den 15. Juli 1842.

Lieutenant Rocquevert.

(Fortsetzung.)

Das von Rocquevert ausgesprochene Argument war demüthigend für Sylvanire. Jene Widersprüche waren schlagend und zu bedeutungsvoll; aber ach! wie waren sie zu erklären; das lag außer ihrer Macht. Auch gestand sie, in dieser Hinsicht überwunden zu seyn, denn sie sagte schluchzend:

„Ich gestehe es, Rocquevert, die Verhältnisse klagen mich an. Ich weiß nicht, warum sich das Benehmen meines Vaters Ihnen gegenüber so auffallend veränderte; was aber keine Aenderung erlitt, ist mein Herz . . . in diesem lebt meine Liebe für Sie und meine Treue, die ich Ihnen bewahrte."

Der Lieutenant, stehend, blickte auf das Mädchen herab; er fühlte sich zu ihr hingezogen; seine Hand empörte sich, daß sie sich nicht ausstrecken durfte, um dieselbe empor zu richten; seine Lippen bebten, daß sie nicht ein Wort der Verzeihung aussprechen durften, das der Wille des Offiziers im Innern seiner Seele gefangen hielt. Armer junger Mann, er litt noch mehr als sie. Sein Herz sprach zu ihm: „Trockne diese Thränen, tröste diese Verzweiflung durch einen freundlichen Blick; zerstreue diese tiefe Betrübniß . . . " Die Ehre aber hingegen gebot: „Sey unerbittlich; bleibe standhaft. Erstirbt auch das Gefühl, so triumphire doch die Vernunft!"

Die zwei größten Mächte waren im Streit. Nach einem ziemlich langen Kampf sprach das Herz so laut, daß Rocquevert, halb überwunden, schwankend auf das Mädchen zuging, das ihn besiegte. In einer schönen, leidenschaftlichen Aufregung war er auf dem Punkt, die Augen zu schließen, um für Sylvanirens Verbrechen blind zu seyn. Er wollte so eben seine Thränen mit denen des jungen Mädchens vereinen, und jene Klagen ersticken, die sie in ihrem Innersten marterten.

Doch plötzlich hörte er den Tritt eines Pferdes. Bei diesem Geräusch drehte sich Rocquevert um, und von seinem Platze aus konnte er durch das Fenster sein eigenes Pferd wahrnehmen, das ein Bedienter, der erhaltenen Weisung zufolge, sorglos sein Liedchen pfeifend, in das Schloß führte. Dieses höchst gewöhnliche Schauspiel versetzte den Offizier in die Wirklichkeit zurück, und gab ihm seine ganze Kaltblütigkeit wieder. Er maß den ungeheuern Raum, den er, wenn er strauchelte, überschreiten würde. Lohnte es sich der Mühe, dem Vater gegenüber widerstanden zu haben, um in Gegenwart der Tochter zu unterliegen? Wozu hätte es genützt, anfangs so viele Festigkeit zu zeigen, um später so feig nachzugeben? War Sylvanire jetzt weniger schuldig, oder war er abgestumpfter für die Schande?

Solche Betrachtungen bestimmten ihn endlich. Seine gegen das junge Mädchen auf dem Wege der Nachsicht und des Vergessens gemachten Schritte wurden plötzlich gehemmt . . . Er entfernte sich sogar, doch geschah es nur rücklings, so schwer wurde es ihm, den Gegenstand seiner unglücklichen Liebe aus dem Gesichte zu verlieren.

Endlich entriß er sich jenen unüberwindlichen Banden mit Kraftaufwand, und kehrte ihr den Rücken. Sylvanire schrie laut auf. Dieser Ruf hielt den Offizier auf der Schwelle zurück, und nun trat ein Augenblick schrecklicher Unentschlossenheit ein. Unglücklicherweise blickte er Sylvanire nicht an, und der Grausame, die Augen und Ohren gegen das Angstgeschrei seines Opfers verschließend, ergriff ganz außer sich die Flucht.

Rocquevert bemächtigte sich seines Pferdes, noch ehe es über die Zugbrücke des Schlosses gekommen. Er nahm dem Bedienten den Zügel aus der Hand, warf diesem ein Goldstück zu, sprang in den Sattel und entfernte sich, so schnell sein Pferd zu laufen vermochte.

IV.

Sylvanire war ohnmächtig auf den Fußboden niedergesunken. Ihr Vater, durch das lärmende Davonspringen des Lieutenants aufgeschreckt, und durch das Schreien seiner Tochter aufmerksam gemacht, eilte herbei.

Der traurige Zustand seines Kindes rührte ihn, und erhöhte nur noch die Abneigung gegen den Offizier, der die Ursache alle dieses Leides war. Sylvanire war einige Zeit von den heftigsten Convulsionen befallen. Es war Sehnsucht, Wahnsinn; ihre schönen Augen erloschen mit ihrer Stimme, und aus ihrem Munde gingen nur abgerissene Worte hervor, als: „Er verläßt mich . . . Ich bin verloren . . . Er verräth mich . . . Rocquevert . . . Kehre zurück . . . Ich verzeihe Dir . . . Ich liebe Dich."

Der Gouverneur bedurfte Alles aufzubieten, um diesem erschöpften Körper etwas Kräfte beizubringen, und diesen aufgeregten Kopf einigermaßen zu beruhigen.

Allein kaum war Sylvanire wieder im Gebrauch ihrer Sinne, so stieß sie ihren Vater von sich, indem sie ihn ihres Unglücks beschuldigte.

„Sie sind es," sagte sie zu ihm, „ja, Sie, der mein Herz

Digitized by Google

gebrochen. Wenn mich Rocquevert für schuldig hält, so verdanke ich es Ihnen."

„Mir?" versetzte der Gouverneur, durch diesen Anfall aus der Fassung gebracht, und ihn der augenblicklichen Verrücktheit seiner Tochter zuschreibend.

„Ja, Ihnen!" erwiederte sie mit vieler Kraft. „Erklären Sie mir, ich bitte Sie darum, die Veränderung Ihres Benehmens gegen Rocquevert."

Diese Frage entsetzte den Greis, doch antwortete er:

„Ich soll es Dir erklären! Wo denkst Du hin, liebe Tochter? . . . Hast Du denn Lust, eine Waise zu werden? . . . Das kann ich nicht, das darf ich nicht . . . Man würde mir die Zunge herausschneiden, wenn mein Kopf auch noch so lange schüttelte."

„So haben Sie mich zu Grunde gerichtet, entehrt, mein Vater," fiel ihm das arme Mädchen in die Rede, „indeß ein einziges Wort genügte . . ."

„Um mich selbst für immer zu Grunde zu richten," fuhr der Greis fort . . . „Ein Staatsgeheimniß! . . . Doch, Deine Schwäche tritt wieder ein . . . Verzeihe mir mein Schweigen, liebe Tochter."

Sylvanire, durch diesen letzten Schlag tödtlich verletzt, glitt in die Arme ihres Vaters, der, als er sah, daß sie das Bewußtseyn verlor, eilig nach Hülfe rief.

Sylvanirens Dienerinnen kamen schnell herbei, und man trug sie ohnmächtig auf den im Zimmer befindlichen Sopha.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mineralbrunnen und Heilquellen am Taunus.

(Schluß.)

Die reizende Lage von Wiesbaden und seinen Umgebungen ist bekannt. Hinter dem Kursaal leitet ein geschwätziger Bach nach der Dietenmühle, wo man labende Kühlung, frischen Wiesengrund, ländliche Sorglosigkeit, freundliche, liebe Menschen und guten Wein findet. Freunde von sinniger Betrachtung und poetischem Stillleben werden die Dietenmühle bald lieb gewinnen, und wollen sie sich ins Gebiet der Romantik versetzen, so leitet sie von hier aus ein schattiger Weg auf die alte Feste Sonnenberg. Zur Linken hinüber gelangt man zum Geisberg, wo ein neu erbautes Haus seine gastlichen Hallen öffnet. Hier ist ein herrliches Belvedère, und der deutsche Rhein, bei dessen Anblick, ja bei dessen Namen schon alle Herzen höher schlagen, blinkt in den goldenen Strahlen der Sonne. Fremdling, der Du Wiesbadens Heilquellen besuchst, durchwandere das Nero- und Adamsthal, besuche Bieberichs Schloßgarten, oder das unter Obstbäumen versteckte ländliche Schierstein, weile an den lachenden Ufern des von Dampfschiffen belebten Rheines, ersteige auch die waldigen Höhen der Platte, wo Du dann unter Dir ein fruchtbares und gesegnetes Land ausgebreitet siehst, mache Dich recht vertraut mit allen Schönheiten dieser prangenden und lebensfrischen Natur, — und es wird Dir wohl zu Muthe werden und Du wirst eingestehen müssen, daß Deine Erwartungen übertroffen sind. Wiesbadens Umgebungen haben den Vergleich mit denen von Baden-Baden nicht zu fürchten und bieten Alles dar, was Natur und Kunst in schönster Vereinigung aufzuweisen haben.

Wann die Sonne mit ihren feurigen Rossen die strahlende Bahn vollendet und einer andern Herrscherin, der Nacht, Platz gemacht hat, dann wandelt der Bade-Gast gerne wieder in die Nähe des Kursaales. Die Colonnaden strahlen von Hunderten von Lampen und Lichtern, und in den Waarenmagazinen schimmern die zum Verkauf ausgestellten bunten Schätze des Luxus und der Mode; hier Gold und Silber, dort kostbare Vasen und Pokale von farbigem Glase; hier reich garnirte Tabatieren, dort künstliche Blumen und seidene Stoffe. Das flammende Kurhaus mit seinen Prunksälen glüht, wie ein Beschreiber gesagt hat, „wie ein Johanniswürmchen aus seiner blättergrünen Umgebung hervor" und „unter den Colonnaden jetzt welch' herumschwirrendes Nachtfalter-Leben! Welch' behagliches Wiegen in den lauwarmen Abendlüften! Man scheint gar nicht müde werden zu wollen in diesem unsäten Umherflattern. Und dieses verworrene Babel der Sprachen, dies Gesumme, dies Genäsel, dies Gekreisch, und dazwischen hinein die letzten Seufzer einer Nachtigall, herüberklingend aus den dunkeln Gebüschen des Kurhausgartens."

Ein englischer Arzt, welcher ein umfassendes Werk über Deutschlands Heilquellen in englischer Sprache geschrieben, verweilte auch in Wiesbaden längere Zeit und theilt seinen Landsleuten eine ziemlich ausführliche Beschreibung dieses Badeortes, seiner Straßen, öffentlichen Gebäude, Gast- und Badehäuser, Quellen u. s. w. mit. Wir entnehmen seiner Schrift Nachstehendes, welches den Kursaal betrifft: „Wenn auch das Aeußere dieses Gebäudes einer Kritik unterworfen werden kann, so entwaffnet solche die innere, höchst elegante und geschmackvolle Einrichtung wieder. Man gelangt in dasselbe durch einen Corridor, und der Anblick, welcher alsdann dem Fremden sich darbietet, wenn er die Schwelle der innern Thüre, während einer Table d'hote, Sonntags Mittags, oder des Abends, wenn ein Subscriptions-Ball ist, übertritt, ist brillant und überraschend. Ich erinnere mich noch so lebhaft, als wäre es gestern gewesen, der Bewunderung, welche ich empfand und des Eindrucks, als ich während eines Fest-Abends zum ersten Male in dies Gebäude trat. Ein herrlicher Saal, anscheinend ungefähr 130 Fuß lang und etwa halb so breit, 50 Fuß wenigstens hoch, die Decke reich mit Zierrathen versehen und mit mehreren glänzenden Kronleuchtern, nahm mich auf, und war von auf- und abwogenden Menschen belebt. Eine Gallerie, die beiläufig 10 Fuß von der Mauer vorstand, läuft an beiden Seiten des Saales hin, und zwar von dem oberen Ende bis an das untere, wo sie an die herzogl. Loge stößt, die sich über dem Haupteingang befindet. Diese Gallerieen werden von 14 starken Marmorsäulen von grauer, angenehmer Farbe getragen. Die Capitäler der Säulen, die Friese und Architraven sind Weiß und Gold. In der Mitte der Gallerie zur Linken ist das Orchester, mit einem zahlreichen Corps besetzt, dessen harmonische Töne von der gewölbten Decke in den Saal zurückgeworfen werden. Die herzogl. Loge, mit carmoisinrothem und gesticktem Sammet behangen, glänzt in würdiger Pracht. Es befand sich darin eine Versammlung von hohen und ausgezeichneten Personen, auf deren Brust Sterne und Ordensbänder zu sehen waren und auf deren Kopfbedeckung sich wallende Federn wiegten. Die Bade-Saison war ungemein brillant und die hier anwesende Gesellschaft, wenn auch eine gemischte, doch sehr anziehend, und der Tanz bildete die magische Kette, welche alle diese verschiedenen Elemente umschlungen hielt; wie Mancher, welcher den Saal frei und ungefesselt betritt, begegnet hier einem Wesen, welches seinem Leben

Digitized by Google

eine andere Wendung und eine andere Bedeutung gibt! Schon mehr als eine hohe fürstliche Verbindung fand in diesen prächtigen Versammlungen ihren Ursprung. Oftmals in meinem Fortschreiten gehindert, begab ich mich nach dem oberen Ende des Saales und gelangte von hier aus in eine Reihe prächtiger Zimmer, die ich alle glänzend erleuchtet fand. Sie waren mit Pariser Eleganz ausmöblirt und die schönsten Blumen in porzellanenen Vasen verbreiteten süßen Wohlgeruch. Die herrlichen Draperien, die prächtigen Uhren, die großen Candelabres, die herabhängenden Kronleuchter, die überall angebrachten hohen Spiegel, das herrliche Parquet vom feinsten Holze, Alles bot den Anblick einer Einrichtung, wie ich solche in keinem andern deutschen Bade gefunden habe, selbst nicht in Brückenau, obgleich dessen Kursaal, als Gebäude betrachtet, den in Wiesbaden übertrifft. Nachdem ich mich einige Zeit an den Herrlichkeiten dieser Gemächer und an dem fröhlichen Gewühl der Tanzenden im großen Saale ergötzt hatte, trat ich durch eine offene Thüre in die anstoßenden Parkenanlagen, welche mit Blumenparterren, schattigen Alleen, stillen Seen, murmelnden Bächen und Felsengrotten geziert sind. Der Mond beleuchtete meinen Pfad, den ich keineswegs so einsam fand, wie ich aus den im Saale herrschenden Belustigungen geschlossen hatte. Als ich die Glocke Eins schlagen hörte, kehrte ich in den Saal zurück und setzte mich unter eine Fensterwölbung, deren seidene Draperie meine Person zur Hälfte verbarg. Indem ich zuweilen meine Blicke auf das lebendige Gewühl im Saale, dann wieder in den Garten lenkte, verfiel ich in eine jener Träumereien, in die man oft mitten in den heitersten Gesellschaften plötzlich versinkt, und dann Alles umher vergißt. Die Bäume und Gebüsche, die langen Schatten derselben, die einzelnen Gestalten von Umherwandelnden hatten etwas Phantastisches und ich dachte dabei an die Gespenster alter Sagen und an die Nonnen aus Robert dem Teufel. Auch an Holbein's Todtentanz wurde ich erinnert; wenn ich mich aber umwendete, so sah ich den bunten Tanz der Lebenden vor mir, und ward geblendet von den flimmernden Lichtern. Es befanden sich, wie ich bereits bemerkt habe, die lieblichsten und vornehmsten der damaligen Badegäste, Personen aus allen Ländern und Ständen, bei dem Feste. Alle schienen glücklich und fröhlich. Die Schönen glänzten mit Edelsteinen und Perlen, mit ächten und unächten; Manche auch trugen keinen andern Schmuck, als den der Jugend. Einige hatten Blumen in den Locken und eine Rose an der Brust, Andere hatten ihre Gewänder mit Guirlanden geschmückt. Manches Herzchen schlug vielleicht unter Spitzen und Blonden wehmüthig und in geringer Uebereinstimmung mit den munteren Tönen der Musik, während manch' anderes freudig pulsirte, unbekümmert um das Morgen."

In Wiesbaden wird es demnach dem Badegaste nicht schwer werden, seine Stunden und Tage durch das dolce far niente angenehm auszufüllen, und von den Qualen der Langweile frei zu bleiben. Die Natur hat ringsum ihre Schönheiten verschwenderisch ausgebreitet, und die bildende Hand des Menschen hat nachgeholfen, wo es irgend nöthig gewesen, indem sie die Pfade geebnet und manch trautes Plätzchen durch Kunst verschönt hat. Der Kursaal, dessen Umgebungen vor mehreren Jahren durch den Stadtgärtner Herrn Rinz aus Frankfurt a. M. umgeschaffen und erweitert wurden, gewinnt auch im Innern an Pracht und Eleganz mit jeder Saison, und ist in der diesjährigen durch zwei neue Säle, deren pompöse Einrichtung den Beschauer überrascht, bereichert worden. Ein gutes Theater, Leihbibliotheken und Lesekabinette, Konzerte, berühmte Virtuosen und treffliche Militairmusik, Kunst- und Naturalien-Sammlungen, Soiréen und Bälle gesellen sich mit ihren Genüssen zu den Freuden der Natur. Was endlich die Heilkraft der hiesigen Thermen anbelangt, so hat sich diese zu oft und zu auffallend bewährt, als daß es nöthig wäre, ihr eine Lobrede zu halten.

„Tausende fesselt sie stets von dem Ungeheuer der Gicht los,
Das mit Polypenarm schrecklich den Dulder umschlingt.
Hold ist die Nymphe dem Greis, und dem schwer verwundeten Krieger
Bannt sie die Schmerzen hinweg, fühlet ihm wieder den Arm.
Siechlinge wallen dahin, so wie zu Äskulaps Tempel,
Und sie fühlen sich schon halb von der Hoffnung geheilt.
Horch! es ertönet der Göttin Lob in mancherlei Sprache,
Fremder und heimischer Dank steigen aus fühlender Brust."

So erklärt sich nun, daß dieser Kurort alljährlich von vielen Tausenden aus der Nähe und Ferne besucht wird, und daß sein lang begründeter Ruf immer festere Wurzeln schlägt. Möge er fortfahren, den Leidenden und Kranken Trost und Hülfe zu bereiten! W.

Mannichfaltigkeiten.

In den bekannten Vaurhall-Gardens in London wird jetzt der Brand von Hamburg in natura dargestellt. Nach der Beschreibung in den Londoner Blättern ist das auf einem sehr großartigen Fuße eingerichtet und es sollen mehr als 300 Personen dazu gebraucht werden, die Nebenrollen in der grausigen Darstellung zu übernehmen. Daß übrigens die Schilderung nicht sehr getreu seyn kann, geht daraus hervor, daß auch ein großes Schiff in Brand gesteckt wird.

Am 29. Mai stand in dem Instruktionszimmer des Land- und Stadtgerichts zu Culm vor dem Deputirten, Oberlandesgr.-Assessor Siegfried, zur Subhastation des Grundstücks des für blödsinnig erklärten und unter Curatel stehenden Bauern Andreas Kabbe aus Wielzons, Rentamts Rheden, ein Termin an. Während der Deputirte die Termins-Verhandlung niederschrieb, zog der anwesende ꝛc. Kabbe hinter dem Rücken desselben ein mit Hasenschrot geladenes Terzerol hervor und legte es auf den ꝛc. Siegfried an. Glücklicherweise wurden die übrigen im Zimmer anwesenden Gerichtsmitglieder und andere Personen darauf aufmerksam und konnten dem Kabbe noch zur rechten Zeit das Terzerol entreißen, welcher darauf noch ein starkes Messer aus der Tasche zog und damit von neuem auf den Deputirten einzudringen bemüht war, woran er jedoch gleichfalls nach einer hartnäckigen Gegenwehr verhindert wurde. (Marienw. Mitth.)

(Köln, 3. Juli.) In einem Städtchen der Nachbarschaft hat verwichene Woche ein Duell zwischen einem Offiziere und einem reisenden katholischen Pfarrer stattgefunden, dessen Resultat Staunen erregte, indem der Priester so ritterlich mit dem Säbel umzugehen wußte, wie einer jener gewaltigen Prälaten des Mittelalters, die nicht selten im kaiserlichen

Digitized by Google

Heerbanne durch ihre persönliche Tapferkeit hervorglänzten. An einer Wirthstafel mit vielen Offizieren speisend, nahm das anfangs harmlose Gespräch eine so unziemliche Wendung für den Priester, daß er aufstand und sich entfernen wollte. Ein junger Offizier vertrat ihm aber hier den Weg, erklärte, daß die ganze Gesellschaft durch das Aufstehen beleidigt sey, und daß er derselben in seiner Person Genugthuung geben müsse. Was auch der Pfarrer hinsichtlich seines Standes und seiner Unschuld am Hader einwendete, nichts fand Gehör, aber erst, da man ihm mit handgreiflichen Beleidigungen drohte, schickte er sich an, die Sache, und dies auf der Stelle, mit scharfen Waffen auszufechten. Zwei Mal entwaffnete er seinen Gegner auf unblutige Weise, und erst dann, als der junge Mann, der sich mit dem Geistlichen wohl früher nur einen Spaß machen wollen, sich aber getäuscht sah, in der Wuth und Beschämung keinen vernünftigen Vorstellungen Gehör geben wollte, fällte er seinen Gegner durch einen Hieb über das Gesicht. Der ärztlichen Hülfe gelang es, das Leben des Verwundeten zu sichern, und den Zeugen, jeden Namen der Combattanten zu verheimlichen, so daß die Lehre nicht verloren werde, der Ehrenmann, der sie gab, dadurch aber nicht weiter in Verlegenheit kommen kann. (Berl. Z.)

(Aus Oberhessen, im Juli.) Zu Alsfeld, auf dem südwestlichen Theil der Stadtmauer, befindet sich ein Thurm, an welchem eine Kanzeleinrichtung noch sichtbar ist. Bei der Durchreise Dr. Martin Luther's durch diese Stadt nach Worms soll, der übergetragenen Sage nach, dieser große Reformator von dieser Rednerbühne herab zu der auf den vorhinigen Wallgräben, jetzt schönen Wiesenlage, versammelten Volksmenge geistliche Vorträge gehalten und hierdurch die Bewohner Alsfelds für die ersten Anhänger des Protestantismus in Hessen gewonnen haben. — Der Gebrauch dieser Kanzel zu erwähntem Zwecke hatte die Folge, daß dieser Thurm mit dem Namen „Lutherthurm" bezeichnet wurde. — Während des Aufenthalts Luther's in Alsfeld logirte er im Gasthause zum Schwanen, allwo noch heut' zu Tag ein nach Osten gelegenes Zimmer das Lutherstübchen genannt wird. Dieses Thürmchen, im Style des Mittelalters gebaut, war dem Einsturz nahe, ist aber nun im Laufe dieses Jahres durch einen Beschluß des Stadtvorstandes und höherer Genehmigung zufolge wieder renovirt und ein neues Dachwerk in demselben Styl aufgeführt worden, auf welchem ein weißer Schwan als Fahne weht. — Dieses historische Denkmal, als Erinnerung an den großen Reformator, gehört gewiß mit zu den interessantesten in Deutschland, und seine Herstellung und Erhaltung wird darum gewiß auch die Theilnahme aller Freunde vaterländischer Geschichte erregen.

Frankfurter Theater.

Wenn wir dasjenige, was seit dem Beginn des laufenden Theaterjahres (vom 1. Mai an) in Oper und Schauspiel geleistet worden, überblicken, so können wir nicht umhin, die regsame Thätigkeit der Direktion und der Mitglieder mit Anerkennung hervor zu heben. Die Oper unter Guhr's rüstiger Leitung bot ein Repertoir, in welchem klassische Werke älterer Meister mit beliebten Compositionen von Neueren wechselten und neben den Namen eines Mozart, Gluck und Beethoven auch die eines Rossini, Auber und Donizetti erschienen, so wie auch Guido und Ginevra mit sehr bedeutendem Kostenaufwand glänzend in Scene gesetzt wurde. — Das Schauspiel unter der Regie der Herren Meck und Malß war nicht minder bemüht, ältere und neuere Dramen in angenehmer Abwechslung vorzuführen und sich durch Einstudierung von Novitäten auszuzeichnen. Wie wir vernehmen, sollen die Opern Richard Löwenherz, der Schnee und der Wasserträger, so wie als Neuigkeiten die Königin von Cypern, von Halevy, und die Tochter des Regiments, von Donizetti, zur Aufführung vorbereitet werden. Im Schauspiel sahen wir anziehende Wiederholungen von Richard Savage und Eugen Aram, und als neu: den Bruder Kain, treue Liebe, Molière, und den Sohn auf Reisen. Halm's Sohn der Wildniß wird in nächster Woche zum Erstenmale gegeben werden. Sämmtliche Darstellungen zeugten von den schönen Kunstmitteln und dem rühmlichen Fleiße unserer Mitglieder in Oper und Schauspiel, mit deren abgerundeten Leistungen zufrieden zu seyn wir guten Grund haben. Wenn nun die anhaltend schöne Jahreszeit und die verhältnißmäßig geringe Anzahl von Fremden, welche uns die Eisenbahn schnell wieder entführt, den Theaterbesuch wenig begünstigen, so hat sich die Bühnenverwaltung den Vorwurf einer Vernachlässigung des Instituts oder des Publikums in keiner Weise zu machen, da dergleichen ungünstige Verhältnisse eben nicht zu beseitigen sind. Im vorigen Sommer hörte man viel klagen über Repertoir und über manchen Mangel der Anstalt, aber es regnete viel und man ging in's Theater; jetzt ist man mit unserer Bühne sehr zufrieden, aber das Wetter ist herrlich und die Häuser bleiben leer.

Am 10. Juli wurde zum Erstenmale das Lustspiel: Molière, frei nach Desnoyer, von C. A. Hermann, gegeben. Die vorzügliche Aufführung und der dramatische Effekt des Stückes gewannen ihm eine höchst günstige Aufnahme und rauschenden Beifall. Die Rollen des Molière und der Armande wurden durch Hrn. Baison und Mad. Frühauf mit so viel Geist und Frische dargestellt, daß Ersterer als Träger des Hauptcharakters viermal und Letztere zweimal hervorgerufen wurde; bei nächster Wiederholung, welcher man mit Interesse entgegen sieht, werden wir dies Lustspiel weiter besprechen. Ebenfalls sehr beifällig wurde am 12. d. M. die Novität — der Sohn auf Reisen, von L. Feldmann — aufgenommen. Wenn auch der geistige Fond dieser Piece kein bedeutender ist, so unterhält sie doch recht angenehm, besonders im ersten Akte, während der zweite weniger anziehend und theilweise etwas trivial gehalten ist, in welchen Scenen aber die Darsteller nachzuhelfen wußten. Dies Lustspiel, obwohl der leichteren Gattung angehörend, wird gerne gesehen werden. Hr. und Mad. Meck (Herr und Frau Wallner) statteten die Charaktere mit Natur, Gefühl und Laune aus; Hr. H. Schneider und Mad. J. Hoffmann (Julius und Luise) waren ein freundliches und gemüthliches Liebespärchen. Hr. Hassel (Peter) ergötzte durch belustigenden Humor und Hr. Diehl (Wollner) führte seine Aufgabe befriedigend aus. Dieser Novität ging Deinhardstein's Posse — der Wittwer — voraus; man sollte solche Possen in schlichter Prosa, nicht in Versen schreiben; denn die letzteren vertragen sich mit Alltäglichkeiten nicht. Hier sind es auch nur Reime und dazu noch meist schlechte, was wir vernehmen; die Muse war nicht zugegen, als sie niedergeschrieben wurden. — Christel, Peters Sohn, wurde von einem neunjährigen Kinde, Amalie Hallenstein vom königl. Hoftheater zu Hannover, beifällig dargestellt. Die Kleine hatte gut memorirt, sprach fließend, bewegte sich leicht und bescheiden und verdient Aufmunterung. — Möge das Publikum durch zahlreicheren Besuch als seither unserer Theaterdirektion die Anerkennung, auf die sie gerechten Anspruch zu machen hat, nicht vorenthalten!

W.

Theater-Anzeige.

Samstag, 16. Juli. (Zum Erstenmale wiederholt): Molière, oder: das Leben eines Schauspielers, Lustspiel in 2 Acten, nebst einem Vorspiel: Der Name, Lustsp. in 1 Act und einem Nachspiel: Schauspielers Heimgang, Drama in 1 Act, frei nach Desnoyer, von C. A. Herrmann.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 194. Samstag den 16. Juli 1842.

Lieutenant Rocquevert.

(Fortsetzung.)

Der Gouverneur von Picquigny, von allen Seiten bedrängt, vom Unglück so zu sagen umringt, stand da, verwirrt, vernichtet, durch sein Mißgeschick gleichsam regungslos gemacht.

Einen solchen Moment wählte Chevalier von Vagnac, um dem Baron sein Kompliment zu machen. Der Chevalier wußte nichts von den entscheidenden Ereignissen des Tags; denn er war nach dem Frühstück auf die Jagd gegangen, und von dieser mit vollem Ranzen, aber leerem Magen zurückgekehrt, wie es einem geschickten Jäger geziemt.

Die zahlreiche Beute hatte den Gascogner in die beste Laune versetzt, er trat daher etwas lärmend herein, klirrte mit den Spornen, und rieb sich vergnügt die Hände.

Die Freude ist blind, gleich der Liebe, der Chevalier bemerkte daher keineswegs die düstere Stimmung des Herrn von Sonningen; er meinte, er sey nur damit beschäftigt, einige alte Kriegserinnerungen zusammen zu stellen, die er beim Mittagsmahl verschlucken müsse.

Um diesem Leiden ein Ende zu machen, schritt der Chevalier stattlich auf den Baron zu, klopfte diesem auf die Schulter und sagte zu ihm:

„Lieber, erhabener Freund, Sie sind der verschmitzteste Diplomat, den ich kenne. Ihre Tapferkeit ist anerkannt, aber Ihre Schlauheit bringt die hellsehendsten Leute zur Verzweiflung. Hier sind wir nun unter vier Augen beisammen, wollten Sie mir daher wohl anvertrauen, warum Sie mich als wohlwollenden Gesandten an den jungen Offizier abgeschickt, den Sie vor kurzem beinahe zur Thüre hinauswarfen?"

Herr von Sonningen hatte ihn schwätzen lassen, ohne sich darum zu bekümmern, wenn er auch im Ganzen nicht so fühllos war, daß er den Pfeil dieser neuen Frage nicht gefühlt hätte.

Der Gouverneur blickte den Chevalier nur seitwärts an, doch schon bei dem Anblick dieser drohenden Miene, und dem Blitze, der aus dem dunkeln Auge hervorschoß, sah der Gascogner, daß er sich auf den Ausbruch eines furchtbaren Sturms gefaßt machen müsse.

Er täuschte sich auch nicht. Der Baron brach gegen seinen Gast los, beschuldigte ihn des ganzen Unheils, und lud ihm die Verantwortlichkeit aller Ereignisse auf den Hals. Der Chevalier hatte nicht recht gehandelt, den Lieutenant zu holen. Er hätte sich den Befehlen des Gouverneurs widersetzen und ihm nicht gehorchen sollen.

Und als der arme Chevalier sich damit entschuldigte, nur dem Wunsche des Barons entsprochen zu haben, erwiederte ihm dieser mit der lächerlichsten Narrheit:

„Wenn ich aber sagte, springen Sie hier zum Fenster hinaus, würden Sie es thun?"

„Ich würde es thun," versetzte keck der Gascogner, der dadurch hoffte, seinen Gegner zu entwaffnen.

„Nun, so thun Sie es," rief der Baron.

Der Chevalier ging auf den Kreuzstock zu, indem er hoffte, der Baron würde dadurch seine Aufforderung zurücknehmen.

Am Kreuzstock angelangt, und wahrnehmend, daß der Gouverneur auf seinem eigensinnigen Stillschweigen beharrte, bemerkte der Chevalier:

„Sie sind nicht bei kaltem Blute, und würden sich später zu große Vorwürfe machen. Ich habe Mitleiden mit Ihnen, und ein zu weiches Herz, um Sie nicht vor ewigen Gewissensbissen bewahren zu wollen."

Der Chevalier hatte diese Probe zu schlecht bestanden, um sich einer neuen aussetzen zu wollen, und ließ sich alles Unheil zur Last legen, zu dessen Sündenbock ihn der Gouverneur ausersehen. Der Gascogner konnte solche grobe Beleidigungen ertragen. So lange der Donner nicht die besetzte Tafel zerschmetterte, war er entschlossen, seine Streiche auszuhalten. Er senkte das Haupt, denn man ißt ja nur gemächlicher in dieser Stellung. Im äußersten Fall war er mit Philosophie gewaffnet, so daß die Vorwürfe an seiner Person hinabliefen, wie das Wasser über Pech.

Uebrigens konnte sich auch der Chevalier nicht erinnern, je eine solche wüthende Warnung erhalten zu haben, und daher war er froh, noch wohlfeilern Marktes durchgekommen zu seyn, als er es nur geglaubt, und dankte dem Himmel für die Ableitung, die durch das Eintreffen einer neuen Person herbeigeführt wurde.

Der Wächter der Zugbrücke brachte dem Gouverneur einen Grenadier-Sergeanten, der mit dem Befehlshaber des Schlosses unter vier Augen zu sprechen wünschte.

Der Mann hatte ein volles Gesicht, starken Schnauzbart, große Augen, und, ungeachtet eines Säbelhiebs, der auf seiner Stirne eine ehrenvolle Runzel bildete, ein angenehmes Aeußeres. Der Ankömmling entblößte sein Haupt mit der linken

Digitized by Google

Hand, indem ihm der rechte Arm, den er noch in der Schlinge trug, abgenommen worden war.

„Wer seyd Ihr?“ fragte ihn der Baron.

„Sie sehen es, gnädiger Herr, ein Grenadier-Sergeant, der vor Namür verwundet wurde. Ich heiße Sansraison, und bin ein ehemaliger Bedienter des Herrn von Rocquevert. In Maubeuge, wo ich mich unter dem Vorwand, mich zu heilen, pflegte, erfuhr ich, daß mein Herr so zu sagen kassirt und in Ungnade gefallen sey, doch weiß ich eigentlich nicht warum. Hierauf nahm ich den Weg unter die Füße, und begab mich in's Lager. Dort sagte man mir, mein Lieutenant habe seine Richtung nach diesem Neste genommen, und deswegen bin ich hier, um zu bitten, daß Sie mir Auskunft über ihn ertheilen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Lebensversicherungsbank für Deutschland in Gotha.

Es ist der Jahresbericht der Lebensversicherungsbank für 1841 erschienen, und ist sehr erfreulich wahrzunehmen, wie das Vertrauen zu der Anstalt von Jahr zu Jahr wächst; es schlossen sich ihr 641 Personen neu an, und so ist die Zahl sämmtlicher Theilnehmer auf 10,875 Personen gestiegen, die mit 18,255,700 Rthlr. versichert sind.

Im vorigen Jahre hatte die Bank weniger Versicherungen auszuzahlen, als dieß der Wahrscheinlichkeitsberechnung gemäß hätte der Fall seyn müssen. Es waren, jener Berechnung nach, 179 Todesfälle anzunehmen, wirklich aber traten nur 164 Todesfälle ein, und 28,032 Rthr. waren an Hinterbliebenen für Versicherungen auszuzahlen. Fünf der Gestorbenen haben durch Selbstmord geendigt, und ihren Erben wird natürlich die versicherte Summe, den Statuten der Bank gemäß, nicht ausgezahlt. Ein Theilnehmer an der Bank fand den Tod durch Mörderhand, der Thäter ist in den Händen der Justiz, doch kann die Bank nicht Ersatz der an die Hinterbliebenen des Ermordeten gezahlten Versicherungssumme von dem Mörder ansprechen, da dieser ganz mittellos ist. Ein Versicherter ward von der Bank ausgeschlossen, da er, notorisch dem Trunke in hohem Grade ergeben, sein Leben fast geflissentlich verkürzt.

Die Verwaltungskosten betrugen 1841 einschließlich der Remunerationen der Agenten in allen Theilen Deutschlands 39,714 Rthlr., eine Summe, die nur etwas über fünf Prozent der Gesammteinnahme beträgt und gewiß sehr mäßig genannt werden darf, wenn man bedenkt, wie viel Gutachten von Aerzten zu honoriren sind, welche weitläuftige und kostspielige Korrespondenz das Institut zu führen hat.

Sehr anzuerkennen ist die Offenheit, mit der die Bank jedes Jahr Rechenschaft ablegt und die für die Sicherheit und die Solidität des ganzen Institutes eine sehr werthvolle Bürgschaft leistet.

Die meisten Theilnehmer scheint die Bank in Nord- und Mitteldeutschland zu haben. Weniger verbreitet ist sie wohl in Süddeutschland, und namentlich im österreichischen Kaiserstaate. Auch hier wird sie indessen gewiß im Laufe der Zeit mehr und mehr bekannt werden, und das Vertrauen finden, das sie während eines dreizehnjährigen Bestehens glänzend gerechtfertigt hat.

(Lewald's Europa.)

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, Anfangs Juli.) In neuester Zeit sind hier kurz hintereinander drei Selbstmorde vorgefallen. Zuerst der Buchhändler Eysenhard, der erst vor einigen Jahren sich hier etablirte. Es schwebt ein Dunkel über dem Motive, da er nicht ohne Vermögen war, und überdies eine reiche Frau geheirathet hatte. Er hat übrigens den Selbstmord — Erhenkung — mit großer Ueberlegung ausgeführt. Er war mißsüchtig, dabei karg, aber eben deshalb stets auf Gewinn bedacht, und ließ sich sonach in Spekulationen ein, die statt Vortheil Verlust herbeiführen mußten. Er hatte den Hasselberg'schen Verlag von Kinderschriften an sich gebracht, und wollte nun dergleichen neu verlegen. Dazu gehörten Bilder. Er etablirte daher eine Steindruckerei, um diese wohlfeiler zu erhalten. Was er dabei gewann, verlor er aber wieder, da er die dabei Angestellten nicht immer beschäftigen konnte. Hierzu kam häuslicher Unfriede, und daß er zuletzt noch ein Frömmler ward. Der andere Selbstmörder war der Kriegsrath von Held. Wegen des schwarzen Buchs, das er mit v. Leipziger u. Cortessa unter der Regierung Friedrich Wilhelm II. schrieb, kam er gleich diesen in Criminaluntersuchung und hat den ihm zuerkannten Strafarrest in Colberg abgesessen. Er wurde darauf durch Verwendung eines Freundes Salzfaktor in Berlin. Er war immer ein excentrischer Mensch, und hat sich als ein tiefer Achtziger in dem Garten seines Bruders, außerhalb der Thore Berlins, erschossen, nachdem er einen Kassendefekt von 2000 Thlr. gemacht. Dazu hat ihn keineswegs eine unregelmäßige, verschwenderische Lebensweise verleitet, sondern häusliche Mißstände, die dringendste Ausgaben erfoderten, welche über seine Kräfte gingen. Der Dritte war ein Jude, Namens Nathan, der einen Handel mit Schnittwaaren trieb und sich wie Haman aufknüpfte. Ihm stand eine Criminaluntersuchung wegen eines falschen, noch dazu in der Synagoge geleisteten Eides bevor. — Früher hat sich ebenfalls ein Frömmler dadurch getödtet, daß er sich verstümmelte. (Leipz. Z.)

(Hildesheim, 10. Juli.) Das Lehrer-Gesangfest, welches in diesen Tagen hier statt fand, hat einen Ueberschuß von 103 Thalern für die Schullehrer-Wittwen-Casse gewährt.

Den 2. Juli ging Theodor Körners „Zriny“ zum ersten Male über die Bretter der Leopoldsstädter Bühne in Wien, und hatte sich einer, im Ganzen genommen, recht gerundeten Repräsentation zu erfreuen. Zriny, dieser glühende Heldengesang eines, in voller Jugendkraft für alles Schöne und Edle begeisterten Dichterhelden, wird nie seine Wirkung auf das empfängliche Publikum verfehlen, denn die in diesem Trauerspiele handelnden Gestalten sind wahr und meisterhaft charakterisirt, die Sprache ist so ungeschminkt und doch so edel, die Gesinnung so durchaus rein, und vom Strahle höheren Strebens umglänzt, daß uns eine Vorführung dieses trefflichen Heldendramas um so mehr erquicken muß, als wir uns in neuerer Zeit derlei Dramen aus den überrheinischen Gauen holen müssen, Dramen, welche von charakterlosen Charakteren, von niedrigen, frivolen Gesinnungen, und von, mit Bombastflitter beklebten Dictionsfloskeln — aufgeblasen sind.

Digitized by Google

(Mad. Viardot-Garcia in Madrid.) Die berühmte Sängerin am französischen Operntheater, Mad. Viardot-Garcia, eine Spanierin von Geburt, ist jetzt der glänzendste Stern am Opernhimmel von Madrid. Ihre schöne Stimme, deren Ausdehnung ihr gestattet, die tiefsten Noten des Contraalts mit den höchsten des Soprano-Staccato mit Leichtigkeit zu nehmen, geben ihr Gelegenheit, sowohl den Tancred in der gleichnamigen Oper, als die Desdemona im „Othello" mit ungemeinem Erfolge zu geben. Ihren Triumph jedoch feierte sie kürzlich in Gegenwart der Königin und des gesammten Hofes in Rossini's „Barbiere di Siviglia." Bei der Scene nämlich der Musikstunde im zweiten Akte war das Publikum auf den Vortrag einer außerordentlichen Bravourarie gefaßt, als zur allgemeinen Verwunderung Mad. Garcia eine Reihe von kleinen Liedern anstimmte, welche ihr Vater componirt hatte, und die vor mehreren Jahren sehr populär gewesen waren. Diese unter gewöhnlichen Umständen höchst einfachen Melodien erlangten unter der kunst- und gefühlvollen Behandlung der Sängerin einen so reizenden Charakter, daß sie, die Zuhörer zu stürmischem Dacaporufen unaufhörlich entflammend, zur beliebtesten Gesangspartie wurden. Es heißt, die junge Sängerin wolle gleich nach Beendigung ihrer Gastrollen in Madrid eine Kunstreise nach Italien unternehmen.

(Frederick Yates Tod.) Bekanntlich war der talentvolle Schauspieler und Direktor des von ihm gepachteten Adelphi-Theaters in London, Hr. Frederick Yates, vor einiger Zeit genöthigt gewesen, in Folge einer wiederholten Berstung kleiner Brustgefäße, eine Luftveränderung zu suchen, und einen mehrmonatlichen Aufenthalt in Dublin zu nehmen. Als Hr. Yates, am 21. Juni von Schottland rückkehrend, im Londoner Bahnhofe eben abstieg, ward er vom Blutschlage getroffen, und verschied auf der Stelle. Die Londoner Blätter widmen dem Andenken dieses beliebten Künstlers einen ehrenden Nachruf.

Am 26. Juni wurde Rossini's „Stabat mater", unter der Mitwirkung der Sängerinnen Beltrami-Barozzi und Zecchini, dann der Herren Facchini und Monti für die Hauptrollen auf dem Theater della Fenice in Venedig zum ersten Male aufgeführt. Die Aufführung dieses Meisterwerkes, wobei die Einnahme zur Bildung eines Fonds für die dortigen Kinderbewahranstalten bestimmt war, ging unter dem einstimmigsten Beifalle der Zuhörer vor sich.

In einer Versammlung der königl. geographischen Gesellschaft in London berichtete Hr. Murchisson, daß ein Beamter der Regierung, bei einer Fahrt auf dem Jubastrome in Afrika von Osten nach Westen, einen bedeutenden Landstrich entdeckt habe, der von einer Pygmäen-Race, nicht über 4 Fuß hoch, mit einer sonderbaren Religion und Regierung, und genau den Pygmäen des Herodot gleichend, bewohnt werde. Wer's glaubt!

Ein Urtheil des Pariser Strafgerichts hat unlängst das Börsenspiel für ein Vergehen erklärt.

Der Fürst Pückler hat sich und sein aus Mohren, Türken und arabischen Pferden bestehendes Gefolge in Dresden sehen lassen. Der Mohr war so glänzend schwarz, daß man von Stiefellack sprach. Die kostbarste Stute war mit einer prächtig gestickten Decke drapirt und hatte ein Halsband und eine goldene mit ächten Edelsteinen besetzte Spange am Vorderfuß.

Korrespondenz.

Hamburg, 6. Juli.

Eine so eben hier bei G. Böhecker erschienene Schrift: „Erinnerungsblätter an den Brand von Hamburg vom 5. bis 8. Mai 1842 von Dr. Siemers, mit 4 Ansichten" durfte für's Erste wohl einen würdigen Schlußstein der so zahlreichen Brandliteratur bilden. Es ist dies vorzugsweise eine historische Urkunde, für Mit- und Nachwelt berechnet. Der Verfasser, ein geachteter hiesiger Arzt, hat das Verdienst einer treuen, kurzen, historisch genauen Darstellung. Als Augenzeuge des Brandes ward ihm die Gelegenheit, Vieles selbst zu sehen, und seine Verhältnisse gestatteten ihm später, aus sichern Quellen anderer Beobachter und Helfer zu schöpfen, so wie die Urtheile und Wünsche aller hiesigen Bürgerklassen zu vernehmen. Einen besondern Werth für das Ausland und das theologische Publikum hat auch die Anlage: eine vollständige Uebersicht und Auszüge aus allen, von hiesigen Predigern in allen Kirchen, am Bußfeste, unmittelbar nach dem Brande gehaltenen Predigten. Elegant und prächtig ist die Ausstattung dieser „Erinnerungsblätter" und die beigegebenen vier Ansichten gehören gewiß zu dem Besten und Saubersten, was in dieser Art geliefert ist. Die Schrift verdient mit Recht der Empfehlung und wird hoffentlich auch im Auslande eine weite Verbreitung finden. — Gestern hatten wir einen interessanten Theaterabend. Meyerbeer's köstlicher Robert le diable wurde in neuer Besetzung aufgeführt: Hr. Breiting (vom Hoftheater in Petersburg): Robert, Hr. Lehr: Bertram, Dem. Jazeds: Alice. Das Haus war trotz des schönen Sommerwetters sehr besetzt und die Erwartung Aller in hohem Grade gespannt. Leider gelang es Hrn. Breiting nicht, den hohen Erwartungen vollkommen zu entsprechen. Kurz und treffend war die Bemerkung meines Freundes: „Breiting schreit mehr als er singt." Mir wenigstens — und das war die fast allgemein sich aussprechende Ansicht — ist unseres Wurda Gesang unendlich viel lieber. Breiting's Stimme fehlt es zu sehr an allem Schmelz, an eigentlichem Wohllaut. Dann scheint es auch, als ob er kein richtiges Maß und Verhältniß seiner Stimmmittel zu halten wisse. Wo dieselben hinreichen, überschreit er sich, während seine Stimme in der Höhe so wenig Kraft und Umfang hat, daß die Uebergänge meist schroff werden und von feinen Schattirungen gar nicht die Rede seyn kann. Auch im Spiel und in seinen Bewegungen ist er — kolossal und — um es milde zu sagen — mir oft wunderlich vorgekommen. Glänzend reussirte dagegen Hr. Lehr (vom Hoftheater zu Hannover), dessen herrlich sonoren Baß, voll Mark und Kraft, wir schon bei der Darstellung des Freischutzen kennen gelernt hatten. Alice-Jazeds war wie immer trefflich. — Beim Tivoli-Theater sind in der letzten Zeit ebenfalls mehrere Veränderungen vorgegangen. Die Primadonna Mad. Struve hat sich, Kränklichkeitshalber, von der Bühne zurückgezogen und an ihrer Stelle ist ein Fräul. v. Gehringer engagirt worden. Der beliebte Komiker Hr. Wilke ist diesen Sommer fast noch gar nicht aufgetreten; er soll, wie es heißt, eine Brunnenkur gebrauchen. Vielen Beifall hat das frei nach dem Französischen von Dr. Mettler bearbeitete Lustspiel: „die Memoiren des Teufels" gefunden, das in den Hauptpartieen sich einer recht guten Besetzung erfreut. Dasselbe wird, von Hermann bearbeitet, demnächst auch auf unserem Stadttheater gegeben werden.

Schwalbach, 11. Juli.

Aus zuverlässiger Quelle kann ich Ihnen die Mittheilung machen, daß wir auch dieses Jahr ein Konzert und zwar den 30. d. M. haben werden, welches der Frankfurter Orpheus, in Verbindung mit dem hiesigen Singverein, geben wird. Bereits hat sich der Direktor des Orpheus, Hr. Jungmann, in diesen Tagen hier befunden, um die nöthigen Verständigungen einzuleiten. Mit besonderer Befriedigung haben wir zudem vernommen, daß der Orpheus auch den folgenden Tag nach dem Konzert, den Sonntag, den Kurort beleben und mit seinen herrlichen Gesängen entzücken wird, so daß wir ohnstreitig diese

Digitized by Google

beiden Tage als den Glanzpunkt unserer diesjährigen Saison ansehen dürfen. Zuversichtlich wird aber auch der hiesige Singverein und die Stadt sich bemühen, so ehrenwerthen Gästen ihren Aufenthalt angenehm zu machen und ihre Verdienste um das hiesige Kurleben zu würdigen. Der schöne Sommer hat auf die Zahl der hiesigen Badegäste eingewirkt. Wie erfrischend und kräftigend ist aber auch gerade in solchen heißen Sommertagen unsere Bergluft, die mit unsern labenden, weltberühmten Quellen auf das innigste harmonirt.

Nauheim, 10. Juli.

In unserem kleinen Kurort trat, wie dies schon aus den meisten größeren Bädern berichtet wurde, die diesjährige Saison Anfangs nur zögernd auf. Allmählig gestaltete sich jedoch die Frequenz der Kurfremden günstiger und seit mehreren Wochen herrscht hier ein reges Treiben. Die vielen und dauerhaften Heilungen hartnäckiger Krankheitszustände, welche durch den Gebrauch unseres natürlich warmen, gasreichen Soolsprudels bewirkt worden sind, wenden dem jungen Soolbad immer mehr Verehrer zu und das in diesem Jahre in der unmittelbaren Nähe des Sprudels neu eingerichtete Gasbad erfreut sich eines besonderen Beifalls und hat seine ausgezeichnete Heilkraft schon in verschiedenen Fällen bewährt. Nur klagen die Fremden noch immer über Mangel an hinreichenden Wirthschaftsräumen und Anstalten zur geselligen Unterhaltung. Um so willkommener ist ihnen daher die Aussicht auf die Feier des großen Wetterauer Gesangfestes, welche nächsten Sonntag in dem benachbarten Friedberg statt finden wird.

Aus dem herzogl. nass. Amt Braubach, 11. Juli.

Die hiesige Gegend, wo meistens Kleinberger Reben gepflanzt sind, kann sich heuer keines großen Traubensegens erfreuen. Man verspricht sich im Allgemeinen blos den vierten Theil einer guten Ernte. Die Trauben aber, ohngeachtet der langwährenden Trockenheit, gedeihen sehr, und Einsender dieser Zeilen hat die Ueberzeugung, daß in den bessern Lagen der Gemarkung Camp schon mehrere Trauben lautern. Hat die Aussicht auf eine geringe Quantität für unsere Winzer Betrübendes, so bietet ihnen die Hoffnung eines, im Vergleiche mit der Art, vorzüglichen Weines doch auch Erheiterndes dar. Ueberhaupt muß bei ihnen während sechs Mißweinjahren die Hoffnung Vieles thun.

Aus dem Badischen, Anfangs Juli.

Fortgang der allgemeinen Versorgungs-Anstalt im Großherzogthum Baden.

Die dieser Tage ausgegebene Bekanntmachung der Rechnungs-Resultate vom Jahre 1841 der gedachten Anstalt veranlaßt uns, wie wir seit ihrem Bestehen gethan haben, so auch jetzt einige Mittheilungen über dieselbe den verehrlichen Lesern dieser Blätter zu machen. Das Meiste entnehmen wir aus dem Vortrage (erstattet in der Generalversammlung am 6. Juni l. J.) des um die Anstalt hochverdienten Direktors derselben, Hrn. Ministerialrathes Freihrn. v. Stengel, und erlauben uns, nur Weniges beizufügen. — Der in früheren Jahren wohlbegründete Kredit der Anstalt hat sich im Inlande bewährt und über das benachbarte Ausland verbreitet. Die Summe der Einnahme des letzten Jahres beträgt 1,911,919 fl. 10 kr. Der reine Einnahmsüberschuß, welcher nach Beendigung der Revision der Statuten zur Rentenerhöhung verwendet wird, beläuft sich auf 29,247 fl. 33 kr. Die letzte Jahresgesellschaft 1841 zählt 3,049 Einlagen mit einem Einlagekapital von 180,225 fl. 31 kr. Darunter sind 774 Einlagen von Ausländern mit einem Einlagekapital von 64 717 fl. 54 kr. Die Kapitalien der Anstalt betrugen am Schlusse des Rechnungsjahres 3,123,419 fl. 24 kr. Der Zinsertrag beträgt nach einer Durchschnittsberechnung 4²/₅ vom Hundert des Gesammtkapitals. Das Kapitalvermögen selbst ist größtentheils gegen doppeltes Unterpfand in Liegenschaften sicher angelegt. Das Institut der Darleihen auf Annuitäten erfreut sich eines stets wachsenden Beifalls, sowohl von Seiten der Gemeinden als der Privaten, welche sich durch Zahlung eines etwas höheren als gewöhnlichen Zinses ihrer Schulden allmählig entledigen wollen. Die in dieser Weise angelegten Kapitalien betrugen am Schlusse des vergangenen Rechnungsjahres 1,528,262 fl. 20 kr., wozu in dem laufenden Jahre noch 177,940 fl. gekommen sind. Ueber diese Darleihen bestehen 572 Kapitalbriefe. Sehr günstig gestalten sich die Ergebnisse der Hinterlegungskasse. Der dermalige Stand derselben ist 786,519 fl. 55 kr. Da die Anstalt von den Depositen nur 3% Zins zahlt, während sie von ihrem Darleihen 4²/₅% bezieht, so ergibt sich, selbst wenn sich der Stand der Hinterlegungskasse nicht erhöhen sollte, für das laufende Jahr ein Ueberschuß von mehr als 11,000 fl. Mit Recht erfreut sich dieser Theil der Anstalt wohl des Vertrauens, welches er genießt. Denn da das Gesammtvermögen der Anstalt für das hinterlegte statutenmäßig verhaftet ist, so werden wohl nicht leicht mit größerer Sicherheit Kapitalien angelegt werden können. In der ersten Klasse der ersten Jahresgesellschaft beträgt die Rente für das laufende Jahr 7 fl. 17 kr., und in der ältesten Klasse derselben Jahresgesellschaft 76 fl. 48 kr. Die Versorgungsanstalt erfüllt nämlich ihre schöne Aufgabe, indem sie die Ersparnisse des kräftigen arbeitsfähigen Alters sammelt, und eine mit der abnehmenden Arbeitskraft immer mehr und mehr steigende Rente gewährt. Als Beweis diene Folgendes: Die Mitglieder der zuletzt genannten Klasse und Jahresgesellschaft haben für eine volle Einlage von je 200 fl. an Renten gezogen

im Jahre	1837 erstmals nach §. 31 der Statuten							10	fl.	24	kr.
„	„	1838,	schon mit der Erhöhung,					24	„	5	„
„	„	1839,	„	„	„	„		43	„	39	„
„	„	1840,	„	„	„	„		51	„	46	„
„	„	1841,	„	„	„	„		57	„	57	„
							Zusammen	187	fl.	51	kr.

mithin nur 12 fl. 9 kr. weniger, als ihre volle Einlage betragen hat. Nimmt man aber hinzu, was das Mitglied, oder nach § 43 der Statuten auch dessen Erben, noch für's Jahr 1842 an Renten erhält mit . . . . 76 fl. 48 kr.

so hat dasselbe schon	264	fl.	39 kr.
also über seine Einlage von	200	fl.	— kr.
mehr	64	fl.	39 kr.

Eine neue Redaction der Statuten liegt bereits einer Commission zur Berathung vor. Durch diese beabsichtigte Aenderung sollen die Renten noch mehr erhöht werden. Und so ist denn unsere Anstalt nicht nur fest gegründet, sondern wird auch stets, bei ihrer eben so musterhaften als uneigennützigen Verwaltung, allen billigen Wünschen und Erwartungen ihrer Mitglieder entsprechen.

Charade

Die Erste ist es, deren Feuer
Mit Macht durchdringt des Menschen Geist;
Bewahr' uns Gott! daß man nicht „theuer"
Mit Recht die zweite Sylbe heißt.
Das Ganze wünsch' ich voll Gedeih'n
Wohl einem Völklein an dem Rhein.

G. B.

Theater-Anzeige.

Samstag, 16. Juli. (Zum Erstenmale wiederholt): Molière, oder: das Leben eines Schauspielers, Lustspiel in 2 Acten, nebst einem Vorspiel: Der Name, Lustsp. in 1 Act und einem Nachspiel: Schauspielers Heimgang, Drama in 1 Act, frei nach Desnoyer, von G. A. Herrmann.

Sonntag, den 17. Juli: Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abtheil. Musik von Mozart. (Sarotte) Königin der Nacht: Dem. Stemmler, vom herzogl. Hoftheater in Koburg.

Redacteur: J. J. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

№. 196. Sonntag, den 17. Juli 1842.

Der Nicolaithurm in Hamburg am 5. Mai 1842.

Unaufhaltſam wälzen Flammen
Sich durch Hamburg's Mauern fort,
Häuſer ſtürzen hier zuſammen,
Ganze Straßen brennen dort;
Um des Feuers Macht zu wehren,
Donnern die Kanonen d'rein,
Was die Flammen nicht verzehren,
Schmettern die Geſchütze ein.

Aus der niedern Häuſer Menge
Ragt der Nicolaithurm,
Seiner Glocken dumpfe Klänge
Läuten unaufhörlich Sturm.
Hülfe ruft er für die Armen,
Denen das Verderben naht,
Fleht zum Himmel um Erbarmen
Für die hart bedrängte Stadt.

Aber immer näher ziehet
Sich heran das Flammenmeer,
Wie ein Feuerofen glühet
Heiß die Luft ſchon um ihn her.
Denn nicht nur die niedern Hütten
Reißt die Macht der Gluthen ein,
Wo die Elemente wüthen,
Iſt nichts groß und iſt nichts klein.

Seht, wie mit geſchäft'gen Händen
Hunderte der Spritzen Strahl
Nach des Thurmes Mauern wenden!
Ach! es zittern allzumal
Tauſend Herzen für den alten
Kirchthurm, der viel hundert Jahr'
Bei dem ew'gen Schickſalswalten
Leid- und Freud-Verkünder war.

Was dem Untergang verfallen,
Stürzt das leicht'ſte Sandkorn ein!
Sieh' dort! unbemerkt von Allen,
Fällt ein Funken, ſchwach und klein,
In ein Habichtsneſt, vom Sturme
Angefacht wird ſchnell die Gluth
Und es ſchlagen aus dem Thurme
Flammenzungen, roth wie Blut.

Und die Balken brennen nieder
Und die hohe Säule wankt
Gleich dem Rieſen, deſſen Glieder
Eine Schlange feſt umrankt.
Seine Stunde iſt gekommen,
Einen Retter gibt es nicht,
Und die Menge harrt beklommen,
Bis der Bau zuſammen bricht.

Wie, von Flammenringe umgeben,
Huß einſt auf dem Holzſtoß ſang,
Wie der Schwan vom Erdenleben
Scheidet mit melod'ſchem Klang,
Wie der Held im Kampfgemenge
Hinfällt mit dem Schlachtgeſang,
Spielen hohe Feierklänge
Von dem Thurm den Grabgeſang.

Denn, von mächt'ger Gluth geſchwungen,
Tönt der Glocken letzter Klang,
Sie, die ſtets mit ehr'nen Zungen
Auf des Lebens letztem Gang
Viele Tauſende begleitet,
Wenn Eins nach dem Andern ſchied,
Eh'n ihr Ende ſelbſt bereitet,
Und es tönt ihr letztes Lied:

Allein Gott in der Höh' ſey Ehr'
Und Dank für ſeine Gnade,
Darum daß nun und nimmermehr
Uns rühren kann ein Schade!
Ein Wohlgefall'n Gott an uns hat,
Nun iſt groß' Fried' ohn' Unterlaß,
All' Fehd' hat nun ein Ende.

Und kaum iſt dies Lied verklungen,
Das, wie ſonſt, ſo hehr und ſchön
Dank dem Vater hat geſungen,
Preis dem Herrn auf Himmelshöh'n,

Digitized by Google

Stürzt der Thurm in sich zusammen
Auf das alte Gotteshaus
Und es brechen nun die Flammen
Nur noch aus den Trümmern aus.

Wenn auch wir von hinnen scheiden,
Sey Gott Dank und Preis gebracht,
Der auch in den schwersten Leiden
Immer Alles wohl gemacht,
Der nach seiner milden Gnade
Uns mit Wohlgefallen liebt,
So daß selbst der Ird'sche Schade
Uns nur reichern Segen giebt.

Und wenn auch des Unglücks Flammen
Dich umstricken, armes Herz,
Bricht dein Erdenglück zusammen,
Blick' vertrauend himmelwärts!
Hat der letzte Puls geschlagen,
Bricht das müde Herz entzwei,
Muß des Friedens Morgen tagen
Und „all' Fehd'" ist dann vorbei.

Gerber.

Lieutenant Rocquevert.

(Fortsetzung.)

Da wir nun eben so neugierig sind, zu erfahren, was aus Lieutenant Rocquevert geworden, als Sergeant Sansraison, suchen wir den Offizier auf, ehe wir zu etwas Anderm übergehen, und die Antwort des Gouverneurs abwarten.

Nachdem Rocquevert das Schloß Picquigny verlassen, hatte er die nächste beste Straße eingeschlagen, die sich ihm dargeboten. Niemals in seinem Leben hatte er noch Aehnliches gelitten, denn er hatte noch niemals geliebt. Als der ehrliebende Offizier auch vollends das Schloß aus den Augen verloren, fühlte er, daß sich seine Augen mit schweren Thränen füllten. Er bereute, so muthig widerstanden zu haben, indem er es als Hartherzigkeit betitelte. Und man muß es zur Schmach seiner Ehre, aber zum Ruhm seiner Liebe eingestehen, daß er unterwegs sein Pferd mehrere Mal umwendete, indem es ihm vorkam, als entfliehe er, durch das Fliehen des Schlosses, dem Glück und Stern seines Lebens, um der Finsterniß, dem Tod und dem Elend in die Arme zu gehen. Er marschirte daher so zu sagen rückwärts, sann auf eine Ehrenerklärung, indem er sich schmeichelte, einer herabwürdigenden Capitulation überhoben zu werden. Doch kaum kam er dem Ziele näher, so fühlte er sich zu diesem entehrenden Schritt nicht stark genug, und kehrte so schnell als möglich zurück. Endlich hatte die Vernunft die Oberhand gewonnen, Rocquevert beschloß, auf seiner Flucht zu beharren, und traf endlich, abgehetzt auf seinem armen Pferde, das weißer Schaum bedeckte, in der kleinen Stadt Oisemont ein.

Der Offizier hielt an bei'm ersten grünen Wedel, der einen Gasthof verhieß, und verlangte ein Zimmer. Glücklicherweise war eines frei, das man ihm auch also gab. Rocquevert versah sich mit Allem, was er zum Schreiben bedurfte, und schloß sich in sein Zimmer ein; die Thüre verstellte er, um sicher zu seyn, nicht gestört zu werden, und seinen Degen legte er neben sich auf den Tisch, auf welchem er einige Briefe schrieb.

Der an Sylvanire gerichtete enthielt, neben der Spur einiger Thränen, folgende Worte:

„Mein Fräulein!

Um Sie für immer zu fliehen, was die Nothwendigkeit erfordert, bleibt mir nur ein Ausweg: und das ist der Tod. Ich habe meine Zuflucht zu ihm genommen. Wenn Ihre schönen Augen auf diesen Zeilen verweilen, wird die Hand, die sie geschrieben, erstarrt seyn. Die Kraft zu sterben wurde mir nur dadurch, weil mir diejenige fehlte, fern von Ihnen zu leben. Das Grab ist das einzige unerbittliche Gefängniß, das mich abzuhalten vermag, mich Ihnen zu Füßen zu werfen. Lebend durfte ich Sie nicht lieben, ohne mich zu entehren; todt werde ich Sie unaufhörlich lieben. Wenn der Grabstein meinen Körper gefesselt hält, wird meine Seele, frei wie Gott, von dem sie ausgeht, ihren Aufschwung zu Ihnen nehmen, und sich Ihre Wohnung zu ihrem Tempel erwählen.

Leben Sie wohl und glücklich. Lieutenant Rocquevert."

P. S. „Ich sende Ihnen diese Degenschleife zurück, die Sie mir einst Abends im Schlosse zu Picquigny schenkten. Ich hatte sie als ein sehr kostbares Pfand aufbehalten. Sie mögen dieselbe nun hinfort als eine theure Reliquie aufbewahren. Noch ein Mal, leben Sie wohl."

Nach Beendigung dieses Briefs löste Rocquevert die Degenschleife, küßte sie noch tausend Mal, packte sie darin in den Brief und überschrieb denselben. Nachdem dieses geschehen, richtete er die Augen gen Himmel, machte, ohne zu zittern, das Kreuz, und ging mit festem Schritt auf seinen Degen los.

In Picquigny beschäftigte man sich indeß fortwährend mit dem Lieutenant, nur auf verschiedene Weise und unter verschiedenem Titel.

Sergeant Sansraison hatte seine Zeit nicht gut gewählt, um sich wegen seines Herrn bei dem Gouverneur zu erkundigen, denn dieser ergoß in seiner üblen Laune seine Galle über Rocquevert. Doch der Sergeant außer sich, seinen abwesenden Herrn beschimpfen zu hören, vermochte seine Entrüstung darüber nicht zu ersticken. Er warf mit Schimpfreden um sich, die selbst den Gouverneur angriffen, welcher den Sergeanten, das Recht des Stärkern an ihm geltend machend, in das Gefängniß werfen ließ.

Diese Scene war nicht ohne einigen Lärm vor sich gegangen. Sylvanire, aus ihrer Ohnmacht wieder zu sich gekommen, erkundigte sich um die Ursache dieses Tumultes, und ihre Neugierde steigerte sich, als sie erfuhr, wer der Urheber desselben gewesen. Sie hatte kaum den Namen des Sergeanten nennen hören, so fuhr sie mit der Hand über die Stirne, als suche sie derselben eine Erinnerung zu entlocken, und diese trat eben so schnell hervor, wie das Wasser aus jenem Felsen, an welchen Moses mit seinem Stabe klopfte.

„Sansraison, ein Grenadier-Sergeant, vor Namür verwundet," wiederholte sie, „es muß der nämliche seyn." Sie suchte in einigen, auf einem Tische in ihrem Boudoir umherliegenden Zeitungen, und las folgenden Bericht:

„Man schreibt uns aus Namür, unter dem Datum vom 3. Juni: Genannter Sansraison, Sergeant im Regimente Grenadier zu Pferd, arbeitete gestern in der Tranchee. Er hatte so eben einen Schanzkorb aufgestellt; doch ein Kanonenschuß nahm den Schanzkorb hinweg. Sogleich stellte er einen andern auf dieselbe Stelle, doch ein zweiter Kanonenschuß nahm auch

Digitized by Google

diesen sogleich mit sich fort. Der Sergeant, ohne ein Wort zu sagen, nahm einen dritten und stellte ihn auf, ein dritter Kanonenschuß führte aber auch den dritten Schanzkorb von dannen. Hievon abgeschreckt, verhielt sich nun der Sergeant ruhig, allein sein Offizier befiehlt ihm, diesen Ort nicht ohne Schanzkorb zu lassen. Der Sergeant erwiedert ihm: „Ich will hingehen, allein ich werde dort todtgeschossen werden." Er ging hin, und indem er einen vierten Schanzkorb aufstellte, war sein Arm durch einen Kanonenschuß zerschmettert. Er kehrte zurück, seinen hängenden Arm durch den andern gehalten, und begnügte sich, zu seinem Offizier zu sagen: „Ich hatte doch Recht gehabt!"

„Das ganze Lager bewunderte eine solche Kaltblütigkeit, verbunden mit solchem Muthe. Der König, dem diese Handlung berichtet wurde, bat Herrn von Racine, einen seiner Hofkavaliere und, was noch mehr ist, seinen Historiographen, diesen schönen Zug in dem Berichte über den Feldzug aufzuzeichnen."

Der Sergeant bedurfte nicht dieses preiswürdigen Rufs, um Sylvanire das lebhafteste Interesse einzuflößen. Diese verschaffte sich sogleich Zutritt in den Kerker des Gefangenen, um ihm Trost zu bringen, dessen sie selbst noch bedürftiger gewesen wäre, als er.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Sklavenhandel.

In Paris ist unlängst ein für die Geschichte der Humanität, oder vielmehr für die Versuche und Experimente, welche menschlicher Sinn gegen Unmenschlichkeit und Bestialität noch immer machen muß, höchst interessantes Buch erschienen, es ist: Des colonies françaises, par Victor Schoelcher, und behandelt die berüchtigte Sklavenfrage, die Frankreich so sehr zur Unehre gereicht. Wir haben in Deutschland auch noch allerhand barbarische und höchst unsittliche Dinge, grausame Todesstrafen, das Rädern, fürchterliche Prügelstrafen, Spießruthenlaufen und dergleichen Abscheuliches, wir haben Zahlenlotterien, wir haben in Mecklenburg einen schwer und übermüthig bedrückten Bauernstand, aber wir brauchen doch nicht wie die Franzosen bei dem Wort Sklaverei roth zu werden. Hr. Schoelcher ist mit schönem und edlem Eifer an seine Arbeit gegangen. Er hat achtzehn Monate lang die Antillen bereist und viel mit den Bedrückern, wie mit den Bedrückten, mit den Pflanzern, wie mit den Sklaven verkehrt. Die materielle Lage der Sklaven schildert er als ziemlich günstig. Aber die Pflanzer sorgen für das körperliche Gedeihen ihrer Sklaven, wie ein gescheuter Viehzüchter für seine Pferde, für seine Ochsen sorgt. Sonst ist der Sklave ein Wesen, seinem Herrn zugehörig, wie das Pferd, wie der Ochse. Rechtlos, jeder Laune, jeder Bosheit dieses seines Herrn und Quälers hingegeben, ohne Unterricht, den grausamsten Strafen, der Peitsche unterworfen, die, wie ein französischer Kritiker sehr richtig sagt, gleich sehr den erniedrigt, der sie schwingt, als den, der unter ihren Streichen blutet, müssen die Schwarzen tückisch, grausam, rachsüchtig werden. Manchen Pflanzer fällte schon Gift, das ihm vielleicht die Lieblingssklavin gemischt hatte, manches Feld schon ward von den Sklaven zur Nachtzeit wieder verwüstet, das sie an heißen Tagen unter der Geißel ihrer Zwingherren hatten bauen müssen, in manches Herrenhaus schleuderten die Schwarzen die Brandfackel. Und die Verwaltung der Kolonien beträgt, Herr Schoelcher weist dies mit Belegen nach, die wohlwollenden Absichten der Regierung des Mutterlandes und des Königs, der, ein humaner und feindenkender Mann, natürlich den tiefsten Abscheu gegen die Sklaverei hegt. Es ist vorgekommen, daß ein würdiger Geistlicher, der seine Religionsschüler zur Menschlichkeit gegen die Sklaven ermahnte, sich dem allgemeinsten Hasse der Pflanzer preisgegeben sah und aus den Kolonien förmlich fliehen mußte. Eine ungesäumte Aufhebung der Sklaverei nach vorausgegangener mäßiger Entschädigung der Sklavenbesitzer erscheint dem würdigen Publizisten als das einzige Mittel, endlich mit der heillosen Sklavenfrage zu Ende zu kommen. Am Schlusse seiner Arbeit theilt Hr. Schoelcher den Versuch zu einem Gesetzentwurf mit, die Stellung der freien Neger zu ordnen. Dieser Entwurf wird von Sachverständigen als höchst durchdacht und zweckmäßig gerühmt. (Lewald's Europa.)

Mannichfaltigkeiten.

In Belgien haben zwei Leute, Van Kerkhove und Coen, die Vorsteknägel, welche die Schienen festhalten, zwischen Buggenhout und Termonde weggenommen und wurden dabei ertappt. Da ihnen nicht unbekannt war, welche furchtbaren Folgen dies haben konnte, so hat das Assisengericht von Ostflandern sie am 13. Juni zu einstündiger Ausstellung am Pranger, zu achtjähriger Einsperrung und zehnjähriger Polizeiaufsicht nach erstandener Strafe verurtheilt.

(Dresden, 8. Juli.) Der französischen Schauspielertruppe, deren ich in meiner letzten Mittheilung gedachte, erging es vor 14 Tagen wie der deutschen Operngesellschaft in Paris. Der Direktor ließ sie im Stich. Durch die Unterstützung einiger hiesigen Franzosen wurden indeß noch ein paar Vorstellungen ermöglicht, so daß jene so halbwege mit Reisemitteln versehen werden konnte. Unter den Gästen unserer Bühne zeichnete sich in letzter Zeit besonders Hr. Carl Devrient aus, obwohl sein Spiel nicht so wie das seines Bruders Emil gefiel. Namentlich füllte seine Darstellung als Monaldeschi in Laube's Stück gleiches Namens das Theater vollkommen. Die Oper hat zwei sehr gute Acquisitionen am Bassisten Hrn. Dettmer und am Tenoristen Hrn. Reynheld gemacht. Letzterer, ein Anfänger, erfreut sich des Applauses des Publikums in einem Maße, wie es kaum dem ausgebildetsten Künstler zu Theil wird. Namentlich besteht sein Verdienst auch darin, daß er einen andern hiesigen Künstler zu möglichster Thätigkeit anspornt, um dem gefährlichen Nebenbuhler das Terrain abzuschneiden. (Berl. Z.)

(Wien, 8. Juli.) In Döbling, Nähring u. s. w. hatten die Wirthe heute „Soiréen" um halb 6 Uhr Morgens angekündigt, und an diesen Orten tanzte man „zu Ehren der Sonnenfinsterniß."

(Zur Notiz den Herren Apothekern.) In einer Vorstadt von Nürnberg verordnete dieser Tage eine Hebamme der Wöchnerin Bittersalz. Man holt es in der Apotheke; die Wöchnerin aber will es nicht nehmen, es schmeckt zu widerlich,

als sie es an die Lippen bringt. Als die Hebamme kommt, nimmt sie selbst die Tasse voll, da es ihr schon seit einigen Tagen im Magen fehle. Sogleich wird sie zum Sterben krank. Der Apotheker hatte Bleizucker statt Bittersalz verabfolgt. Anfangs war wenig Hoffnung, daß die Person wieder aufkomme, doch gestaltete sich nach einigen Tagen ihr Zustand so, daß sie wahrscheinlich mit dem Leben davon kommen wird. Gegen den Apotheker ist eine gerichtliche Untersuchung eingeleitet.

Aus den amtlichen Berichten des Londoner Postamts geht ein fortwährendes Steigen der Briefzahl und der daraus erwachsenden Einkünfte hervor. Folgendes giebt eine kurze Uebersicht dieses Verhältnisses: 1) Das Londoner Generalpostamt beförderte durchschnittlich in vier Wochen des Jahres 1839, wo noch keine Ermäßigung des Briefporto's statt fand, wöchentlich 1 Million 622,147 Briefe; 1840 dagegen, nach Einführung des Penny-Porto, in dem gleichen und korrespondirenden Zeitraum 3 Millionen 390,000; 1841: 5 Millionen 70,000, und 1842 5 Millionen 430,000. Die Distriktspost in London 1839: 1 Million 21,305; 1840: 1 Million 390,000; 1841: 1 Million 800,000; 1842: 1 Million 960,000. Das vereinigte Königreich wöchentlich nach dem Durchschnitt der 16 ersten Wochen des Jahres 1839: 1 Million 505,673; 1840: 3 Millionen 80,000; 1841: 3 Millionen 790,000; 1842: 4 Millionen 90,000. Der Zuwachs im Jahre 1841 gegen das vorhergehende Jahr beträgt also für das Londoner General-Postamt 5 pCt., für die Londoner Distriktspost 3 und das vereinigte Königreich 8 pCt.; seit der Einführung des Pennyporto überhaupt ist aber die Briefzahl um 160 pCt. gestiegen. Die Vermehrung im Jahr 1841 würde weit bedeutender gewesen seyn, wenn die Geschäfte nicht so daniederlägen. Die Einführung des Postvorschusses gegen geringe Prozente hat namentlich für die unteren Klassen sehr vortheilhaft gewirkt, indem es sie der bedeutenden Kosten bei Uebersendung von Geld in Briefen überhebt. Das Postamt ist dadurch eine Art Nationalbank geworden. In dem mit dem 8. Januar 1841 endenden Vierteljahre belief sich die Zahl der Depositа zu diesem Behuf auf 355,924 mit einem Werth von 651,281 Pfd. Strl.; in dem entsprechenden Vierteljahr 1842 auf resp. 706,672 mit 1,629,276 Pfd. Strl. Das Postamt war somit seit der allgemeinen Einführung dieses Systems vor zwei Jahren der Kanal für den Umlauf von mehr als 4 Mill. Pfd. Strl. unter den mittlern und untern Klassen. Die reinen Einkünfte des Postamts im Jahr 1841 waren 13 pCt. höher als 1840, ungeachtet des großen Drucks, der auf der Geschäftsthätigkeit lastet, nämlich 1841: 441,115 Pfd., 1840 nur 393,166 Pfd. Strl.

(Keine Särge mehr!) Es ist bekannt, daß der alte Dichter Tiedge in Dresden (wie schon seine edle Freundin Elise Gräfin v. der Recke vor ihm) sich ohne Sarg, unmittelbar in die kühle Erde legen ließ — das Gesicht bedeckt mit weichem Moos und den todten Leib mit Blumen. — Wie spricht diese Idee das Gemüth an! wie viel Gründe sprechen außerdem dafür, diese Art des Beerdigens wieder allgemein zu machen. Vom utilistischen Gesichtspunkte aus wird der Wegfall eines theuern Stückes des leidigen Leichenpompes (des letzten Unsinnes, den der Mensch dem Menschen anthut) nicht außer Betracht bleiben. Wie viele Thränen flossen schon aus den Augen der Wittwer und Waisen auf die letzten Groschen, mit welchen der theure Sarg bezahlt werden mußte. Auch bei reichen Leuten sollte das Unvernünftige endlich erkannt werden, Hunderte von Thalern an Truhen zu verschwenden, welche nach 20 Jahren nutzlos in der Erde verfault seyn werden. — Der Hauptgrund ist der, daß mit den Särgen die gräßliche Furcht vor dem Wiedererwachen im Grabe verschwindet. Eine Furcht, die viele Menschen bis zum Verzagen peinigt und ihnen das Sterben erschwert. Gewiß hat nur ein falscher Begriff von Anstand die Särge erfunden: vielleicht gar eine fast lächerliche Fürsorge (für die Gebeine bei der künftigen Auferstehung!). Kein Grund spricht für die Särge, als der der lieben guten alten eingefleischten Gewohnheit, die in Stadt und Land auf Kanzeln und Kathedern, in Haus und Hof und allenthalben noch so vielem alten Gerümpel, das die Welt nur verunstaltet, eine heilige Verehrung zu erhalten weiß.

Korrespondenz.

Soden, 13. Juli.

An unsern heilbringenden Quellen ist die Saison schon seit mehreren Wochen im besten Zuge und außer den für längere oder kürzere Zeit hier weilenden Brunnen- und Badegästen wird unser Kurort auch von Durchreisenden aus der Nähe und Ferne, besonders aber von unsern freund-nachbarlichen Frankfurtern, häufig besucht. Der wohlthätige Einfluß unseres hiesigen milden Klima's, welches man mit dem von Nizza schon oft verglichen hat, die anerkannte Wirksamkeit unserer Mineralbrunnen und die schönen Umgebungen mit allen Reizen der Ländlichkeit bedürfen keiner weiteren Anpreisung. Zur Verschönerung des Ortes und seiner Umgebungen wird alljährig von der hiesigen Gemeinde eine ansehnliche Summe verwendet. Ob der Bau eines Kursaales, der schon öfters in Anregung gebracht worden, für Soden wünschenswerth und ob mehr vortheilhaft, oder ob mehr nachtheilig sey, ob er den ländlichen Charakter und die Einfachheit des hiesigen Lebens und Treibens nicht gefährden würde, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Sodens schönster Kursaal ist vom blauen Himmelszelte überwölbt und von grünen Laubgängen und murmelnden Bächen durchzogen; Sonne und Mond sind unsere Lüstres und die grünen Wiesengründe unsere harmlosen Spielbänke; an Konzertsängern und Virtuosen fehlt es in den benachbarten Hainen nicht und auch für das Vergnügen der Tanzlustigen ist durch bescheidene Dorfmusikanten und prunklose Kirchweihfeste gesorgt. Man möge verschönern, aber nicht überschönern und wie Wiesbaden kein Soden ist, so möge auch Soden kein Wiesbaden werden wollen. Nichts ist gefährlicher als der Versuch, seine Sphäre zu überschreiten und in kleinen Verhältnissen den Großen spielen zu wollen. Der während der Saison ständige Aufenthalt eines hiesigen Brunnenarztes, des Hrn. Medicinalrath Dr. Thilenius, ist dankbar anzuerkennen und wird dadurch einem Bedürfniß abgeholfen. Die Besitzer der Hotels zum Nassauer, Frankfurter, Holländischen und Englischen Hof bieten den Kurgästen und Fremden freundliche Wohnungen, gute Bewirthung und angenehme Restauration und die heurige anhaltend günstige Witterung läßt im Verein mit den genannten Vorzügen nichts zu wünschen übrig.

Theater-Anzeige.

Sonntag, den 17. Juli: Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abtheil. Musik von Mozart. (Gastrolle) Königin der Nacht: Dem. Stemmler, vom herzogl. Hoftheater in Koburg.

Redakteur J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 196. Montag, den 18. Juli 1842.

Lieutenant Rocquevert.

(Fortsetzung.)

Rocquevert war die gemeinschaftliche Neigung jener beiden rechtlichen Wesen, und daher auch der Gegenstand ihrer traurigen Unterhaltung.

Der Sergeant erkundigte sich bei Sylvanire, ob der Offizier im Laufe des Morgens nicht einen Brief erhalten habe.

„Einen Brief? Allerdings, vor einigen Stunden, ich selbst stellte ihm denselben zu; er kam von Maubeuge; sollten Sie die Person kennen, die ihn geschrieben?"

„Das will ich meinen!" antwortete der Sergeant, „weil ich es selbst bin. Wenn ich aber sage ich selbst, so heißt das meine Frau, denn verstehen Sie mich wohl, mein Fräulein, mehr als diktiren kann ich nicht, seit mich das Entbehren meiner Hand zu diesem Geschäfte unfähig . . . Aber was haben Sie denn mein Fräulein? Sie wanken wie ein Soldat, den eine Kugel getroffen."

„Nichts, es ist nichts," antwortete Sylvanire, sich an die Mauer lehnend. „Sie erfüllen mich mit Freude. Ich lebe, ich komme wieder zu mir selbst, ich hoffe . . . Ach! mein Gott! er verrieth mich also nicht! . . ."

„Er, mein Lieutenant! Jemand verrathen! . . . Das wollte so viel sagen, als Sansraison hat dem Feinde den Rücken gekehrt!"

Diese Unterhaltung währte einige Zeit. Der Soldat ließ sich durch Sylvanire alle empörenden Scenen des Vormittags erzählen. Als Sansraison von den kleinsten Umständen unterrichtet war, schüttelte er den Kopf und sagte:

„Ach! ach! ich gestehe, hierin liegt etwas, um den Kopf darüber zu verlieren."

„In der That," fügte Sylvanire hinzu, „ich verstehe es nicht."

„Meiner Treu, ich eben so wenig, doch das ist einerlei, Sie schwören darauf, mein Fräulein, mir die reine Wahrheit gesagt zu haben, und unschuldig zu seyn?"

„Ich schwöre das vor Gott, der im Innersten unserer Herzen liest!"

„Das ist gut! Also seit der Durchreise des verwünschten Diplomaten hat Ihr Herr Vater, der Grobian, den ich nur um Ihretwillen achte, die Batterien hinsichtlich meines Herrn anders aufgestellt?"

Sylvanire nickte bejahend mit dem Kopfe, indem sie sagte: „Und dieser nämliche Vater, der höchst ungestüm seyn kann, ohne dadurch weder Ihnen, noch ihm zu nahe zu treten, antwortet, wenn man ihn über die so plötzliche Veränderung in seinem Benehmen fragt, es sey ein Staatsgeheimniß."

„Nun wohl, das ist möglich," fuhr der Soldat nach einigem Nachdenken fort. „Es handelt sich also nur darum, die Sache in's Reine zu bringen, und das Staatsgeheimniß zu errathen, oder, wenn das nicht geht, etwas der Art zu erfinden. Es bedarf nichts weiter, als dem Lieutenant, meinem Herrn, eine glaubwürdige Aufklärung zu geben . . . Gut, ich unterziehe mich diesem, wenn Sie mir den Schlüssel, um in's Freie zu kommen, zu verschaffen vermögen?"

„Ich weiß aber den Weg nicht, den Ihr Herr genommen," bemerkte Sylvanire.

„Was thut das!" versetzte Sansraison, „mein Herz wird mir als Kompaß dienen . . . ich werde ihn schon aufzufinden und zurückzuführen wissen; seyn Sie unbesorgt."

„Gott möge Ihnen beistehen!" seufzte Sylvanire; ich will mich für Ihre Befreiung verwenden."

Ehe sie den Kerker verließ, drückte sie dem würdigen Sergeanten noch die Hand.

V.

Sylvanire, durch die Hoffnung, die der Sergeant Sansraison wieder in ihr erweckt, ganz aufgerichtet, verfügte sich zu ihrem Vater.

Mit der Zeitung in der Hand, erschreckte sie das ohnehin schon ängstliche Gewissen des Gouverneurs; sie wußte ihm die ärgerlichen Resultate, die ihm die ungerechte Verhaftung eines tapfern Soldaten, auf welchen die Aufmerksamkeit des Königs gelenkt war, so anschaulich darzustellen, daß Sansraison auf der Stelle wieder in Freiheit gesetzt wurde.

Der Sergeant wußte nicht, welchen Weg er einschlagen sollte, nachdem er das Schloß verlassen. In dieser Verlegenheit ließ er den Zufall walten und stellte die Führung seines Pferdes dem lieben Gott anheim.

Sansraison hatte keinen Grund, sich weder über seine Eingebung, noch über die Straße zu beklagen, die er gewählt, denn nach einem Ritt von wenigen Stunden traf er in der kleinen Stadt ein, und erkannte sogleich Rocqueverts Pferd, das man gerade an dem Troge vor dem Gasthofe trinken ließ.

Wie sich leicht denken läßt, stieg der Sergeant ab, und hatte nichts Eiligeres zu thun, als zu fragen, ob Lieutenant Rocquevert nicht hier logire. Er erhielt zur Antwort, daß

Digitized by Google

allerdings ein Offizier vom Regimente Grenadier zu Pferd hier abgestiegen sey, doch daß er sich mit dem ausdrücklichen Befehl in sein Zimmer eingeschlossen habe: er wolle durch Niemand in seiner Ruhe gestört werden.

Die ungewöhnliche Vorsicht erschreckte den Sergeanten, er ahnte irgend ein Unglück unter derselben, und rief aus:

„Ach, mein Gott! wenn er in seiner Verzweiflung! . . .“

Dann sich zum Wirthe wendend, fuhr er fort:

„Guter Mann, dieser Befehl des Lieutenants erstreckt sich nicht auf mich; ich bin sein Freund, sein Diener, ich muß ihn auf der Stelle sehen, koste es, was es wolle.“

Und ohne sich um die Einwendungen zu bekümmern, die man ihm machte, um ihn zurückzuhalten, ging Sansraison rasch auf das Zimmer zu, das man ihm als das von Rocquevert bezeichnete, und klopfte kräftig, ohne vorherige Präliminarien, an die Thüre.

Der Widerstand, den der Sergeant bei'm Aufmachen fand, belehrte ihn, daß die Thüre verstellt seyn müsse.

Man antwortete nicht von innen. Dieses Schweigen machte den Sergeanten sehr traurig. Er fing daher an zu schrieen und verdoppelte seine Schläge.

„Herr von Rocquevert! Gnädiger Herr!“ rief der arme Soldat mit etwas gedämpfter Stimme; „Gnädiger Herr, ich bin es, Sansraison, machen Sie auf! machen Sie auf!“

Keine Antwort.

Der Sergeant schwankte auf seinen Beinen, er glaubte mit dem Kopfe durch die Wand rennen zu müssen, es wurde trüb vor seinem Blick, und mit halberstickter Stimme sagte er traurig:

„Er ist todt, nun will ich auch sterben.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Taunusbädern.

Ems, 12. Juli.

Seht, Embasia winkt, die zärtlich pflegende Nymphe,
Die, von Quellen umtönt, waltet am Ufer der Lahn.
Embasis nannten sie schon hochsinnige Griechen und Römer,
Und mit der Palme des Ruhms trägt sie den Namen hinfort.

Seit dem Jahr 1840 erlangte unser Cur- und Badeort, welcher als solcher und namentlich als Heilbad seit langer Zeit eines europäischen Rufes genießt, durch Rußlands Kaiserin eine solche diplomatische Berühmtheit, daß er allgemein als der Fürstensitz des europäischen Badelebens betrachtet wird. Auch Ems hebt sich gleich den andern Bädern des Herzogthums von Jahr zu Jahr. Die herzogl. General-Dämonen-Direktion, deren großartigen Verordnungen in neuester Zeit Ems sehr viel zu verdanken hat, hat den Cyklus ihrer prachtvoll im Innern eingerichteten und ausgeschmückten Bade-Etablissements durch den Ankauf der vier Thürme erweitert.

Zwei tausend fünf hundert sieben und achtzig Curgäste verweilen gegenwärtig an unsern heilbringenden Thermen und die Zahl der bis dahin durchgereisten Fremden beträgt 961. — Der König von Hannover wohnt in stiller Zurückgezogenheit unter dem Namen eines Grafen von Diebholz mit Sr. Durchl. dem Prinzen Alexander von Solms-Braunfels im oberen Flügelbau des herrschaftlichen Badehauses. Außerdem verweilen noch viele fürstliche Personen in unserer Mitte, welche Massen ihres goldenen und silbernen Schimmers nach allen Seiten hin ausstreuen. Wir nennen unter den vielen nur Ihre Hoheiten den Herrn Markgrafen Wilhelm von Baden nebst Gemahlin, Ihre Durchl. die Frau Fürstin von Isenburg-Birstein nebst Prinzessin Caroline, Ihre Erlaucht die Frau Gräfin von Schönborn-Wiesentheid, die Frau Gräfin von Elz, den Herrn Grafen Hugo von Waldbott-Bassenheim, den Fürsten Constantin Czartoriski und dessen Gemahlin.

Wir haben Hoffnung, daß auch in diesem Jahre die hohe kaiserliche Frau des Nordens, welcher unser Curort so viel verdankt, uns wieder mit ihrer Gegenwart beglücken wird. — Das große Herbstmanöver, eines der seltensten Pracht- und Feldlager der Könige und Fürsten Deutschlands und der ihnen befreundeten Souveräne des Auslandes, in der Rheinprovinz wird unserem Curorte hoffentlich auch einige Goldperlen und Glücksblicke zuwerfen.

Schlangenbad, 13. Juli.

Sowie die Schlange sich verjüngt an diesem Quelle,
Der abzustreifen ihr verhilft die alte Haut,
So blüht des Kranken Leib bald wieder frisch und helle,
Der dieser milden Milch der Felsenbrust vertraut.

Schnepler.

Nicht mit Unrecht bezeichnet man Schlangenbad als den ruhigsten und sentimentalsten Cur- und Schmollwinkel in der Reihe der Taunusbäder. Seitdem der berühmte Hufeland sagte: Daß Schlangenbad ganz dazu gemacht sey, ein Bad der Damen zu seyn, indem es Schönheit, Jugend, feine, weiche, reine, lebendige Haut, Biegsamkeit und Leichtigkeit der Glieder gebe, wird es vorzüglich von Damen aus höheren Ständen besucht, deren schöne Gluth der Empfindung und übrigen Reize weiblicher Liebenswürdigkeit durch den Gebrauch unserer Thermalbäder und durch den aromatischen Thau des engen grünen, zu einer großen Laube verwandelten Thales neue anmuthsvolle Färbung und jugendliche Frische erhalten. Die Frequenz nimmt mit jedem Jahre zu. Im Jahre 1832 betrug die Zahl der Curgäste nur 308, im J. 1841 nahe an 800. Sie ist hauptsächlich durch die weise und umsichtvolle Verwaltung und ihre zweckmäßigen Verbesserungen und Verschönerungen veranlaßt worden. Auch die Privaten sind nicht zurückgeblieben. Außer den herrschaftlichen Gebäuden (das obere ist alt, das untere ist neu) sind in neuester Zeit noch viele Gebäude zur Aufnahme von Curfremden aufgeführt worden, die mit eben so großer Bequemlichkeit als Eleganz meublirt und für Fremde aus allen Ständen bewohnbar sind. — Die Verwaltung des Ganzen wird von dem Hrn. Hausmeister Riehl geleitet, einem fein-gebildeten, sprachkundigen, sehr zuvorkommenden Manne. Gegenwärtig beträgt die Zahl der Badegäste 337 und die der durchgereisten Fremden 90. — Die Restauration in dem oberen und unteren herrschaftlichen Badehause, nebst der Terrasse vor ersterem, welche Hr. Gastwirth Priester versieht, befriedigt gegen einen mäßigen Preis die Zunge des größten Feinschmeckers.

Mannichfaltigkeiten.

Am 6. Mai starb zu Königsberg in Preußen der Major a. D. Graf Waldburg v. Truchseß, früher Rittmeister im 3. Kü-

Digitized by Google

rassierregiment, eine seltene Art von Sonderling, aus dessen Leben sich eine bedeutende Anekdotensammlung zusammenstellen ließe. Truchseß besaß vielseitige Bildung, war aber auch in mancher anderer Hinsicht ein Virtuose, unter Andern auch im Trinken. Ein Gutsbesitzer, der in dieser Hinsicht auch etwas zu leisten glaubte, kommt eigens nach seiner Garnison, um mit ihm in die Schranken zu treten, und begibt sich nach dem Weinhause, wo er den Gegner zu finden weiß. Der Graf sitzt schon beim Glase, Jener nimmt ihm gegenüber Platz, und fordert ihn, ohne ein Wort mit ihm zu wechseln, durch eine Pantomime zum Kampfe heraus. Die Ausforderung wird angenommen, unermüdlich Glas um Glas geleert, bis der kühne Landschwede besiegt unter den Tisch fällt. Truchseß steht ruhig von seinem Platze auf, zeigt auf den Besiegten unter dem Tische mit den Worten: „Der Schw—h—d, der da liegt, wird die ganze Zeche bezahlen"; Jener stammelt ein „Ja, ja!" und der Sieger verläßt, vom Jubel der zahlreichen Zuschauer begleitet, den Kampfplatz. Er hatte hier seine Tageszeit regelmäßig eingetheilt, die er meistentheils in verschiedenen Gasthäusern zubrachte; jedes hatte seine bestimmte Stunde, wo er bestimmt anzutreffen war. In mehreren hatte er einen bestimmten Ausgabenetat, den er monatlich auszahlte, und selbst Rechnung darüber führte, die oftmals die Forderung des Wirths überstieg; aber er drohte, nicht wiederzukommen, als jener die ihm überreichte Summe zu groß fand.

(Karlsruhe, 11. Juli.) Gestern Nachmittag hat die Leichenfeier eines treuen, im bescheidenen Wirken ausgezeichneten und wahrhaft geschätzten Dieners des Fürsten eine zahlreiche Menschenmenge auf dem Kirchhofe versammelt. Am 8. d. M. starb der großherzogliche Kammerfurier und Rath Georg Morstadt. Mit ihm ist der letzte Veteran aus den Reihen der großherzoglichen Hofdiener geschieden, die im vorigen Jahrhundert schon in ruhigen, wie in sturmbewegten Zeiten und auf der Flucht während der französischen Revolutionskriege dem badischen Fürstenhaus die treueste Anhänglichkeit bethätigten. Mit sichtbarer Theilnahme hatte das gesammte bürgerliche Hofpersonale in Wagen und zu Fuß dem Leichenkondukte sich angeschlossen. In einem glücklichen Ehebund bereiteten ihm vier Kinder, ein anmuthsvolles Schwesternpaar, von welchem die Jüngere als Madame Neumann und seither als Madame Haizinger in der Kunstwelt rühmlichst bekannt ist, und zwei durch reiche Geistesgaben ausgezeichnete Brüder glückliche und frohe Tage.

Die Zahl der Bibelvereine in Großbritannien beträgt 2228, in Irland 530, auf dem Festlande in Europa 1500, in Asien 83, in Afrika 16, in Amerika 2800, in Australien 17, in Westindien 266 (69 der letzteren werden von freien Negern geleitet).

(London.) Am 4. Juni erfolgte zu Cambridge die feierliche Einsetzung des neuen Kanzlers der Universität, Herzogs von Northumberland, unter den herkömmlichen akademischen Feierlichkeiten. Die Pausen wurden durch Lebehochrufe und furchtbare Mißlaute ausgefüllt, in welcher die Füchse und Jungburschc der Universität ihre streng toristische Gesinnung kund gaben. Die Lebehochrufe galten der Königin und ihrer Familie, dem Herzoge von Wellington, den Erzbischöfen und Bischöfen, Sir R. Peel und den Ministern, General Sale und der indischen Armee rc.; durch die Mißlaute wurden Daniel O'Connel mit dem jungen Dan (seinem Sohn), „Hänschen Russel", die Whigs, die Radikalen, die Vorsteher der Universität gefeiert; den Schluß machte ein allgemeines Bellen zu Ehren der „Pudel" — bull-dogs heißen sie nach englisch akademischem Sprachgebrauch.

(Mannheim, 11. Juli.) Drei große Notabilitäten der deutschen Kunst weilen gegenwärtig in unserer schönen Stadt: erstens der Schauspieler Döring, zweitens der Komponist Konradin Kreutzer und drittens die Sängerin Stöckl-Heinefetter (in dieser Reihenfolge kamen sie an). Meister Döring trat schon zweimal auf, und soll noch fünf Mal auf den Brettern erscheinen. Möchte man doch um's Himmels und der heiligen Kunst willen auf gediegene, inhaltsvolle Stücke sehen, damit der Name des großen Mimen als Anknüpfungspunkt für die Besprechung eigentlich großer Leistungen diene. Unter den uns zu Ohren gekommenen Stücken befindet sich doch immer viel Mittelgut. Hr. Kreutzer wird uns hoffentlich nicht zum ersten und letzten Male vorgeführt worden seyn, und dafern es die Reisepläne des tiefgemüthlichen Tondichters gestatten, halten wir es für mindestens anständig, daß man von seiner Gegenwart dahier Notiz nimmt. Mad. Stöckl-Heinefetter hat entsetzlich viel wieder gut zu machen, man ist ihr daher schuldig, sie ganz bald auftreten zu lassen. Wenn Jemand fragen sollte, inwiefern Mad. Stöckl etwas gut zu machen, was sie denn eigentlich verdorben oder verbrochen habe, dann kann geantwortet werden: Nicht sie selbst, sondern Andere haben viel verdorben.

(Mainz, 14. Juli.) Wir sind diesen Morgen Zeuge einer eben so schmerzlich ergreifenden als freudig erhebenden Handlung gewesen. Um 8 Uhr sollte eine junge, anständig gekleidete Frauensperson, wie es hieß, wegen Mangel eines Heimathsscheines, auf dem Schub nach ihrem Geburtsorte gebracht werden. Kaum auf der Rheinbrücke angelangt, scheint sie das Schamgefühl so übermannt zu haben, daß sie sich zu plötzlichem Tode entschloß, eilte dem sie begleitenden Gendarmen zu Pferde voran, warf Tuch und Regenschirm hinweg und stürzte sich über die Brücke in die Fluthen. Fast in demselben Augenblicke stießen von allen Seiten Nachen zur Rettung vom Ufer, allein schon war ihnen ein eben so muthiger, als entschlossener junger Mann zuvorgekommen, der mit Hintansetzung seines eigenen Lebens augenblicklich der Unglücklichen nachstürzte und, als sie eben im Begriffe war, unterzugehen, sie mit fester Hand ergriff, worauf sie von einem herbeieilenden Nachen aufgenommen und an das Ufer gebracht wurde. Wir können uns nicht versagen, den Namen dieses Menschenretters seinen Mitbürgern zur Kenntniß zu bringen, er heißt Johann Jonas, Sackträger in Mainz. Möge sein schönster Lohn in dem Bewußtseyn liegen, welches die stete Begleiterin einer solch schönen That ist. (M. Unterh. Bl.)

(Ein Schweinskopf mit Inschrift.) Bei der Geburtstagsfeier eines reichen, aber etwas bornirten Gutsbesitzers kam unter andern auch ein wilder Schweinskopf auf die Tafel, welcher von den Kindern desselben zu dieser Feier angeschafft war und die Inschrift hatte: „Vivat unser guter Vater!"

Digitized by Google

Wie wenig auch jetzt noch die Gefahr beachtet wird, welche das Unterstehen unter Bäumen bei Gewittern bringt, davon giebt der Umstand einen neuen Beleg, daß kürzlich im k. Landgerichte Arnstein zwei Personen, ein Pflasterer von Arnstein und eine Frau von Gau-Aschach, vom Gewitter auf freiem Felde überrascht, sich unter Birnbäume flüchteten, und beide als Opfer ihrer Unvorsichtigkeit vom Blitze erschlagen wurden.

Literatur.

Der Vorläufer, eine Zeitschrift zur Beförderung größerer Mündigkeit im häuslichen und öffentlichen Leben. Herausgeber: C. Fr. Stößner, Verlag der Bredtmann'schen Buchhandlung in Schaffhausen. Jede Woche 2 Nummern zu 1/2 Bogen in 4°. Preis des Jahrgangs von 104 Nummern: 4 fl.

Ein halber Jahrgang dieser Zeitschrift von 1842 liegt vor uns. Wir haben den mannichfachen Inhalt genau durchgesehen, und finden im Allgemeinen, daß hier eine Menge edler Kräfte zu dem trefflichen Ziele hinstreben, das Volk über seine wichtigsten Interessen, Religion und kirchliche Ansichten, Erziehung und Schulwesen, Industrie und Erwerbthätigkeit, Sitten und Lebensweise, auch hie und da über staatliche Angelegenheiten, auf gemeinfaßliche Weise zu belehren, ohne daß jedoch der Ton allzu tief herab gestimmt würde. Die Haltung aller Aufsätze ist von der Art, daß man augenscheinlich den Gebildetern im Volke und allen denen, welche nach freier, vorurtheilsloser Anschauung streben, die vielen in einem Gährungsprozesse befindlichen Lebensverhältnisse in möglichster Klarheit vorzuführen beabsichtigt, und geradezu die Tendenz bekundet, aller Verkusterung des Horizonts einerseits und aller blendenden, der Sittlichkeit und der Volkskraft verderblichen Negation entgegen zu arbeiten. Eine gewiß lobenswerthe Aufgabe, welche es verdient, daß Gleichgesinnte sich anschließen und nicht blos durch Beiträge an geistigen Mitteln, sondern auch durch Verbreitung in den befreundeten Kreisen diese Zeitschrift unterstützen. Unter den Aufsätzen, welche besonders in's praktische Leben eingreifen und deshalb die Aufmerksamkeit zunächst ansprechen, halten wir für vorzüglich gediegen durch die darin dargelegten Erfahrungen: des Hrn. Directors Bagge (zu Frankfurt a. M.) „Ueber das Lesen der Kinder in ihren Freistunden", worin der wackere Pädagog die Fragen: Wann, was und wie sollen unsere Kinder lesen? ausführlich und klar erledigt. Für die Verbesserung der Volkssitten sind von Wichtigkeit die Nachrichten und Vorschläge, betreffend „Handwerksgesellen-Vereine" und „Dorfbibliotheken." Für die Gewerbkunde und Berichtigung der Ansichten von den neuern Fortschritten finden sich kurze, wohldurchdachte Bemerkungen über die Bedeutung der polytechnischen Schule, den Nutzen der Gewerbefreiheit ꝛc. Ein Aufsatz von Dr. Reuter in Aschaffenburg, betreffend die Nachtheile, welche der Mangel an Selbstbeherrschung der Eltern in der häuslichen Erziehung zur Folge hat, verdient, wiewohl bisweilen etwas zu allgemein und unbestimmt gehalten, eine besondere Beachtung, vielleicht am fruchtbarsten abseiten der Seelsorger. Hr. Pfarrer Bleicher aus Göffingen zeigt, wie das gesunkene Ansehen der Geistlichkeit wieder zu heben sey. Eine ausführliche Abhandlung hat den Bildungszustand der Volksschullehrer zum Gegenstande. Mehrere geistliche Reden des auch als Publicist und durch die neueren Reformvorschläge rühmlichst bekannten Dr. R. Haas suchen zu beweisen, daß die Mannichfaltigkeit der religiösen Ansichten viel Heilsames darbiete, und warnen vor Vorurtheil, Selbsttäuschung und Werkheiligkeit. — Außer den genannten Aufsätzen finden sich noch manche interessante Notizen, auch kleine polemische Erörterungen. Wir wünschen, daß diese kurze Anzeige der genannten Zeitschrift bei allen Freunden des gesunden Verstandes und vernünftiger Volksbildung Eingang verschaffen möge. Frankfurt a. M., Juli 1842.

J. M. Jost.

Korrespondenz.

Aus Thüringen, 7. Juli.

Wir fanden unlängst in Ihrem weitverbreiteten, in unserer Provinz sehr gern gelesenen Journal eine Korrespondenzmittheilung aus Jena in Bezug auf das am 19. v. M. daselbst stattgehabte Erinnerungsfest des Corps der alten Krieger Thüringens. Es mußte Jedem, der als Anwesender daran Theil genommen, sehr erfreulich seyn, dieses Festes in dem Frankfurter Journal gedacht zu sehen; doch drängte sich insbesondere auch den zum Corps selbst gehörigen Kameraden darum der Wunsch auf, daß irgend ein im Zeitungskorrespondenzwesen geübter Bekannter es über sich nehmen möge, die in jener Mittheilung eingeflossenen Unrichtigkeiten einer Berichtigung zu unterwerfen. — Wir wollen in der Kürze nur einige berühren. Daß über 15,000 Menschen aller Stände zugegen gewesen seyn sollen, mag von uns nicht bestritten werden, jedoch 20,000 waren es nicht. Zweitens waren auch nicht 3000 alte Krieger gegenwärtig, sondern ohngefähr die Hälfte, also 1500 Mann. Der Feldhauptmann des Corps, geheimer Sekretär Händel aus Weimar, dem wir nach der ihm eigenen Beobachtungsgabe die meisten spezielleren Mittheilungen verdanken, hat uns solches verbürgen können. Zu erwähnen ist dabei, daß dem Feste 14 Stabsoffiziere und ältere, in den Ruhestand versetzte Offiziere, die nicht in weimarischen, sondern theils in preußischen, sächsischen, altenburgischen, meiningenschen und schwarzburgischen Militärdiensten gestanden, beigewohnt haben, daß solche Hand in Hand, kameradschaftlich ein Jeder mit einem jetzt dem Bauern- oder Handwerksstande angehörigen vormaligen Waffengefährten und Kampfgenossen im Zuge marschirten und den einmal gewählten Führern, unberücksichtigt ihrer jetzigen individuellen Stellung, willig Folge leisteten. Daß ein Student aus Ungarn hundert alte Krieger allein verpflegt habe, ist eine Unwahrheit. Blos als die Quartierbillets von Seiten der Bürger vertheilt waren und noch eine kleine Anzahl der Veteranen ohne solche Billets übrig blieb, wurden dieselben von mehreren Studenten theils in die Speisehäuser, theils in ihre Wohnungen mitgenommen und daselbst bestens verpflegt; eine ziemliche Anzahl wurde auch von den Studenten in ihren Quartieren über Nacht behalten, wodurch sich am Tage darauf noch eine höchst vergnügte Nachfeier entspinnen mußte. Wir reihen dieser Berichtigung noch eine zweite Berichtigung, die jedoch in ihrer Beziehung eine weit wichtigere ist, an. Ueber die Feier des mehrerwähnten Kriegerfestes, welches, wir wiederholen es, ein in seiner Weise noch nicht dagewesenes deutsches Fest, noch dazu in unserer Provinz, welche ja das Herz Deutschlands genannt wird, zu nennen ist, sind zwei Beschreibungen erschienen, eine von dem Pfarrer Lossius zu Kalbsrieth, zum Besten invalider Krieger herausgekommen bei Fr. Frommann in Jena; die zweite von Dr. J. Günther in Jena, in der Albrecht'schen Hofbuchdruckerei in Weimar und von da sehr leicht in allen Buchhandlungen zu haben, zum Besten des am 21. Mai durch unverschuldetes Brandunglück schwer heimgesuchten Papierfabrikanten Ernst Händel in Oberweimar, dem Bruder des Corpsführers, geheimen Sekretär Händel in Weimar. Da man uns um Entscheidung gebeten, welcher von beiden der Vorzug zu geben sey, so müssen wir uns für die Letztere aussprechen *), da sie vollständig und treu Alles enthält, was beim Feste gesprochen, gesungen, gethan worden, statt daß die erstere zwar das Wesentliche, aber nicht das Spezielle in sich begreift.

*) Wir sind im Besitz eines Exemplars der Günther'schen Beschreibung und können solche des interessanten Inhalts und des wohlthätigen Zweckes halber bestens empfehlen. Drei Silbergroschen ist ohnehin ein billiger Preis. D. R.

(Schluß folgt.)

Theater-Anzeige.

Montag, 18. Juli. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth., Musik von Lortzing.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 197. Dienstag, den 19. Juli 1842.

Lieutenant Rocquevert.

(Fortsetzung.)

Nach einigen Minuten der schrecklichsten Angst bewegte es sich im Zimmer, der Zugang wurde frei gemacht, und die Thüre erschloß sich.

Sansraison stürzte in die Arme des Offiziers.

Der Sergeant betrachtete und befühlte ihn, er drückte ihn, als fürchtete er, eine Leiche in seine Arme zu schließen.

„Ich danke Dir," sagte der Lieutenant zu ihm, „Du kömmst gerade recht, um mir sterben zu helfen."

„Sterben! Gnädiger Herr," rief der Sergeant, „wo denken Sie hin? Diese Waffe? Wie? War das wirklich Ihr schreckliches Vorhaben? Diesem muß ich mich widersetzen."

Und hiermit bemächtigte sich der Sergeant des Degens, dessen Griff an ein Möbel festgebunden war. Rocquevert hoffte auf diese Weise, gleich Vatel, sich am sichersten in's Herz zu treffen.

„Lieber Freund," sagte der Offizier schmerzlich, „Du sollst selbst urtheilen, ob ich noch länger leben kann. Höre mich an . . ."

Nach Beendigung seiner Erzählung gab Sansraison zur Antwort:

„Ich wußte bereits dies Alles. Zum Glück ist von alle dem, was so traurig scheint, nichts wahr, und Alles, was so dunkel scheint, wird sich aufklären. Fräulein Sylvanire liebt Sie, und ist unschuldig."

„Doch," fiel Rocquevert ein, „was enthielt das Papier, das sie bei der Ankunft ihres Vetters erhielt und verbarg?"

„Den Tagsbefehl, der Sie von der Armee verbannte."

„Warum weinte sie, als jener Mann abreiste?"

„Weil die traurige Nachricht nicht geeignet war, sie zu erfreuen."

„Wäre es möglich!" rief der Offizier, als erwache er zum Leben; doch fügte er noch strenge hinzu:

„Das ist noch nicht Alles, es gehört noch mehr dazu. Woher rührt diese auffallende Veränderung in dem Benehmen des Gouverneurs?"

Hier zauderte Sansraison mit seiner Antwort. Doch war es nicht, daß er nicht auf dieselbe vorbereitet gewesen, sondern es war ihm nur unangenehm, eine bloße Vermuthung für Wahrheit auszugeben.

„Pah!" sprach er zu sich selbst, „es handelt sich darum, ihn zu retten, darum ist auch dieses verwegene Mittel erlaubt!"

Dann fuhr er laut fort:

„Ich weiß nicht, ob es mir erlaubt ist, Ihnen die Sache zu entdecken, Herr Lieutenant. Ich setze mich wegen Ihnen viel aus, weil sie ein Staatsgeheimniß ist. Jener Diplomat vertraute diesem brummigen Gouverneur auf seiner Durchreise, daß man Sie nur dem Schein nach strafe, und man Sie nach beendigtem Feldzuge zum Obristen zu ernennen gedenke."

„Zum Obristen!" rief Rocquevert bestürzt

„Oder zu etwas dergleichen," fuhr der Sergeant fort, ohne die Miene zu verändern.

„Wäre das wahr, so läge Alles am Tage . . . Sylvanirens Eile . . . Das arme Mädchen von meiner scheinbaren Ungnade unterrichtet, ritt mir entgegen. Großmüthige Seele! . . . Das veränderte Wesen des Vaters war also Folge seines Eigennutzes. Es ist Alles klar. Ach, mein Gott! wie gut ist es, daß ich nicht todt bin!"

„Das war aber nicht Ihr Verdienst," bemerkte der Sergeant.

„Du sagtest, sie liebe mich noch," fuhr Rocquevert fort, der sich von seiner ersten Idee nicht abbringen ließ.

„Ob sie Sie liebe . . . Wie eine Unsinnige . . ."

„Ach! komm, daß ich mich ihr zu Füßen werfen kann, um ihre Verzeihung zu erhalten; sie erwartet mich ohne Zweifel; keine Zögerung, wir müssen fort!"

Der Sergeant war auf einen so raschen Entschluß nicht gefaßt; er hatte seine Sache nur zu gewinnen gesucht, um Zeit zu gewinnen. Eine plötzliche Aufklärung machte Alles wieder zweifelhaft, und der Gedanke des Selbstmordes war nicht fern genug, um nicht sogleich wieder zurückzukehren, sobald der Betrug entdeckt war. Er brachte daher tausend Vorwände, tausend Schlauheiten hervor, um die Rückkehr nach Picquigny hinaus zu schieben: „Es war zu spät, die Pferde waren zu abgehetzt, man solle erst den folgenden Morgen abreisen, und dergleichen mehr."

Nichts vermochte Rocqueverts Ungeduld zu hemmen, man hätte sagen mögen, Sylvanirens Angst treibe ihn. Vielleicht sah er mit seinem geistigen Auge, wie das arme Mädchen, auf den Balkon des Schlosses gelehnt, unaufhörlich nach der Seite hinschaute, auf welcher sie den Sergeanten hatte abreisen sehen. Auf diese Stelle gebannt, verursachten aufreibende Sorgen der Tochter des Gouverneurs heftiges Herzklopfen. Jedes Geräusch, das sie von dieser Seite her auf der Landstraße vernahm, erfüllte sie mit Schauder. Sie suchte mit ihrem durchdringenden

Digitized by Google

Auge die Ferne zu ergründen, auf jedes Rauschen mit aufmerksamem Ohr zu horchen. Doch ach! ihr Haupt, ermüdet von dieser entsetzlichen Spannung, sank bald auf ihren Busen herab, und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Wenn mich der Sergeant hintergangen hätte . . . wenn er Rocquevert nicht gefunden hat . . . oder, wenn er ihn gefunden, dieser sich weigerte, zu kommen, das wäre noch schrecklicher! . . .

Solche untröstliche Betrachtungen quälten das Innere des jungen Mädchens.

Rocquevert bestrebte sich, mit solcher Eile zu ihr zu fliegen, als hätte ihre tödtliche Angst auf ihn zurückgewirkt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Missionsfest zu Basel.

Die Baseler Zeitung schreibt aus Basel: Am 6. Juli wurde hier das Missionsfest gefeiert. Zahlreicher als in früheren Jahren hatten sich dieses Mal die Festgäste aus der Ferne und Nähe eingefunden, weil das Missionswesen mehr und mehr unter der Geistlichkeit der Schweiz, Badens und des Elsasses Anklang und Anerkennung findet. Eine besondere Eigenthümlichkeit der diesjährigen Feste aber war die Anwesenheit von vier Missionären: Isenberg aus Abessynien, Weitbrecht, Lacroix und Sutter aus Ostindien, welche von der Thätigkeit, von den Schwierigkeiten und Erfolgen auf ihren Arbeitsfeldern berichten konnten. Hr. Inspector Hoffmann, welcher die Reihe der Vorträge eröffnete, konnte berichten, daß die vor einem Jahre ausgesprochenen Hoffnungen nicht nur erfüllt, sondern übertroffen worden seyen. Diese Anstalt hat seit dem Jahre 1816 175 Zöglinge ausgesendet, von diesen sind 42 gestorben, 12 wegen Krankheit oder aus anderen Gründen vom Missionsfelde abgetreten, also 121 noch in Thätigkeit als Missionarien. Von den 203 bisherigen Zöglingen (28 noch in der Anstalt befindliche eingerechnet) sind 161 aus Deutschland, wovon 103 allein aus Würtemberg, 30 aus der Schweiz, 12 aus verschiedenen Ländern. Von den ausgesendeten Zöglingen stehen 52 im Dienste der englisch-bischöflichen Missionsgesellschaft, 29 in dem der hiesigen Gesellschaft, 21 in dem der evang.-russischen Kirche, die Uebrigen arbeiten für einzelne kleinere Gesellschaften. Von den bisherigen Missionsfeldern der Baseler Gesellschaft ist das am Kaukasus seit 1835 durch einen russischen Ukas geschlossen; in West-Afrika thürmt das ungesunde, oft tödtliche Klima dem Missionswerke oft schreckliche Hindernisse entgegen; nur in Ostindien sieht die Gesellschaft aufmunternde Früchte ihrer Bemühungen, die Segnungen des Christenthums und der Civilisation zu verbreiten. Seit sieben Jahren sind dort sieben eigene Stationen von der hiesigen Gesellschaft errichtet worden, an welchen 18 Missionarien und 9 eingeborene Katechisten arbeiten, es werden bereits 311 Mitglieder der neuen Gemeinden gezählt, 14 Katechumenen, 92 Zöglinge in den verschiedenen, von diesen Missionarien gegründeten und geleiteten Erziehungs-Anstalten, in ihren Schulen 980 Kinder. Aber auch die Arbeit in Westafrika ist nicht aufgegeben: in Akropong beabsichtigt die Gesellschaft, eine Missionskolonie zu gründen, wozu bereits Anstalten getroffen sind. Es soll der Versuch gemacht werden, christliche Neger aus Westindien, unter Leitung des in Afrika bewährten Missionärs Riis, dahin zu bringen, um daselbst eine Kolonie anzulegen, in welcher die nöthigen Arbeiten, bei denen in diesem Klima Europäer erliegen müssen, durch Schwarze ausgeführt werden. Im Jahre 1841 betrugen die Einnahmen der Missionsgesellschaft 101,643 Schweizer Franken, die Ausgaben 103,042 Franken, wovon ungefähr 40,000 Franken für die Anstalt in Basel, für Ausrüstungen ꝛc., über 60,000 Schwz. Franken für die indische Mission. Bei der Ausdehnung, welche das Comité seiner Thätigkeit gibt, sieht es bedeutend vermehrten Ausgaben entgegen; die indische Mission wird künftig 80,000 Franken kosten, die afrikanische 20,000 Franken, die Ausgaben in Europa 40,000 Franken, zusammen also eine Ausgabe von 140,000 Franken, die durch vermehrte Beiträge gedeckt werden muß. Auch sind in neuerer Zeit Frauenvereine gegründet worden, deren Zweck dahin geht, durch Absendung von Lehrerinnen nach Ostindien die Missionsthätigkeit zu unterstützen, und besonders auf Hebung des Zustandes des schrecklich verwahrlosten und mißhandelten weiblichen Geschlechts in Indien hinzuwirken. Die Feier am Mittwoch wurde durch Ansprachen der Missionarien Sutter und Weitbrecht, die beide aus der Missionswelt Ostindiens lebendige Mittheilungen brachten, auf eigene Weise belebt, und die dringende Ermahnung des Hrn. Dr. Barth, welcher die Bedeutung der Missionssache für unsere Zeit der Versammlung ans Herz legte, hatte durch jene Gemälde aus Indiens Leben in den Gemüthern eine wichtige Grundlage gewonnen. Bei der Feier am Donnerstag wurden fünf nach Ostindien in das Arbeitsfeld der hiesigen Gesellschaft bestimmte Zöglinge der Baseler Anstalt feierlich eingesegnet, nachdem drei von ihnen Worte des Abschieds gesprochen hatten. Die Missionarien Isenberg und Lacroix machten interessante Mittheilungen von ihren Erfahrungen in Abessynien und Bengalen.

Mannichfaltigkeiten.

Der bei der Dresdner Hofbühne engagirte Bassist Dettmer hat sich sehr beifälliger Aufnahme zu erfreuen, und die dortigen Blätter sprechen sich mit entschiedener Anerkennung über seine Leistungen aus. Seine Darstellung des Bois Guilbert in Marschner's „Templer und Jüdin" wird in der Ztg. f. d. eleg. W. mit folgenden Worten besprochen: Ausgezeichnet als Templer war Hr. Dettmer. Mehr als in jedem frühern Part gelang es ihm in diesem, seine außerordentlichen Kunstmittel zu einem harmonischen Ganzen zu verschmelzen, und so, wie seinerseits durch die Kraft und Schönheit seiner Stimme hinzureißen, andererseits auch durch Sicherheit, Geschmack und Gefühl die strengsten Kenner zu befriedigen. Die große Arie im 2. A. trug er so herrlich vor, daß man sie nach berauschendem Furore sogar wiederholt haben wollte, was natürlich als reine Unmöglichkeit unterblieb. Nicht minder wirksam durch leidenschaftliches und zugleich durchdachtes Spiel, besonders in der Kapitelscene, erntete der Künstler reichlichen, wohlverdienten Beifall.

(München, 13. Julius.) Bekanntlich beschäftigt man sich seit einiger Zeit sehr rege mit Untersuchung der Luft-Elektricität und des Erdmagnetismus. Die letzte Sonnenfinsterniß forderte demnächst dringend zu Experimenten auf, um den etwaigen Einfluß des Sonnenlichts auf diese Agentien zu ermitteln,

Digitized by Google

Dr. L. Dietrich hat letztere gemacht, und den Stand der Luft-Elektricität mittelst des Bohnenberger'schen Elektroscops und des Schwaiger'schen von Nobili verbesserten Galvanometers, zu deren Dienst er noch eine eigene Vorrichtung hatte, zu erforschen gesucht. Das Resultat war, daß beide doch so höchst empfindliche Instrumente während der Sonnenfinsterniß gänzlich stumm blieben, drei und vier Stunden später aber die positive Elektricität mit lebhafter Bewegung markirten. Die Magnetnadel wich dagegen kurz vor wie zur Zeit der Sonnenfinsterniß merklich ab. Die Folgerungen, die sich aus dem Ergebniß dieser Experimente ziehen lassen, dürften von hohem Interesse seyn. (A. Z.)

(München.) Hr. Reventlow unterhält hier das Publikum durch Proben seines großen mnemotechnischen Talents, und hält auch Vorlesungen über die Gedächtnißkunst. Er wiederholte 90 ihm vorgesprochene Namen ohne Stockung in derselben Reihe; spielte eine Schachpartie und ließ sich während derselben eine ganze Reihe Wörter aus ihm unbekannten Sprachen mit ihrer Bedeutung vorsagen und wiederholte sie nach beendigter Partie. Eine schwere, aber zwecklose Kunst!

In einem gegenwärtig vor dem betreffenden Gerichte in Paris anhängigen Testamentsproceß wurde folgender interessante Bericht über den Testator, einen französischen Offizier, gegeben. Hr. Rault war auf dem Rückzug an der Berefinabrücke i. J. 1813 von den Russen zum Gefangenen gemacht und nach Sibirien geschickt worden. Ein Brief, den er dorther an seine Verwandten in Frankreich schrieb, und worin er über die ihm widerfahrene grausame Behandlung Klage führte, wurde auf der russischen Post angehalten und dem Kaiser vorgelegt. Anstatt seine Lage zu verschlimmern, wurde dies der Grundstein seines Glücks. Kaiser Alexander ließ ihn nach Petersburg kommen und nahm ihn unter seine Protection. Hr. Rault errichtete ein großes Handlungshaus für französische Weine und sah sich nach zwanzig Jahren im Stande, nach seinem Vaterlande mit einem Vermögen von 800,000 Francs zurückzukehren; kürzlich ist er nun mit Tod abgegangen und hat es seinen nächsten Anverwandten hinterlassen.

(Freiburg, 11. Juli.) Die im Januar d. J. in Rom stattgehabte Bekehrung eines Juden, Alphons Ratisbonne (Regensburger) aus Strasburg, und seine Aufnahme in den Schooß der katholischen Kirche hat in Frankreich und besonders im Elsaß, wo die Familie Ratisbonne in großem Ansehen steht, ein ungewöhnliches Aufsehen erregt. In Journalen und Broschüren wurde diese „wunderbare", durch die Erscheinung der Jungfrau Maria und deren bekannte Wundermedaille bewirkte Bekehrung besprochen und gerühmt. Wir haben dagegen nichts einzuwenden. Aber daß man diese Angelegenheit in den Kreis unserer Volksschulen zieht, die Kinder auffordert, die gedruckte Beschreibung zu kaufen, daß sogar Katecheten über diese Bekehrung Aufsätze machen lassen, wie dies alles in der Mädchenschule Adelhausen geschehen ist, halten wir mindestens für unpassend. Es kann nicht umgangen werden, daß bei solchem Anlasse Kinder von 12 und 13 Jahren über Judenthum, Katholicismus und Protestantismus Dinge hören und selbst Urtheile fällen, die für ihr Alter nicht passen; unwillkürlich wird da eine Polemik angeregt, welche dem zarten Gemüthe junger Mädchen eher nachtheilig als vortheilhaft ist. Wir sind vollkommen der Meinung, daß unsere Jugend ächt religiös erzogen und in dem Glauben unserer Kirche herangebildet werde, aber man verschone sie mit solchen Wundergeschichten, die von vielen bezweifelt werden und Kopf und Herz der Kinder mit Ansichten und Gefühlen anfüllen, die selten gute Früchte bringen. Auffallend bleibt es immer, daß Lehrer und Lehrerinnen willkürlich ohne Anfrage bei der Behörde Bücher und Schriften einführen dürfen, die leicht nachtheilig wirken können. Es wurde dieser Uebelstand schon öfter gerügt, und sollte von Schulbehörden nicht geduldet werden, wenn man auch nur den ökonomischen Grund berücksichtigen will. Manchen Eltern fällt es schwer, nur die vorgeschriebenen Schul- und Unterrichtsbücher zu kaufen, warum nun auch unnöthige Ausgaben veranlassen?

(Graubünden.) Auf einer Alp der Gemeinde Dardin zeigte sich neulich ein Bär mit zwei Jungen. Ein siebenjähriger Knabe nämlich stieß unversehens, als er zur Weide fuhr, auf denselben. Durch sein Geschrei und seine heftig abwehrenden Bewegungen gelang es ihm, den Bären, der in aufrechter Stellung abwechselnd sich ihm näherte und zurückwich, so lange von sich abzuhalten, bis ein in der Nähe befindlicher Mann mit einer Flinte herbeieilte, und durch einen Schuß den Bären verwundete. Da aber die Flinte nur mit Schrot geladen war, so scheint der Bär keinen Schaden genommen zu haben; denn er entfernte sich mit seinen Jungen langsam und die spätere Verfolgung ihrer Spur hatte keinen Erfolg.

„Sie sollen ihn nicht haben!" singen sie jetzt in der Schweiz. In den französischen Schweizerblättern hieß es schon öfter: „Le Rhin est à nous!" Nun hat das Rheinliedsfieber auch einen Berner Schulmeister befallen und er wirft dem gemüthlichen Niklas Becker ein Trutzlied an den Hals, in welchem Strophen vorkommen, die also lauten:

„Drum, wenn sie künftig fragen,
Gehört der Rhein uns an?
So wird man ihnen sagen:
Er ist ein Schweizermann!

Man wird den Rhein nicht geben
In eine fremde Hand,
So lang' wir Schweizer leben
Im freien Alpenland."

„Der deutsche Bote aus der Schweiz" macht sich den Spaß, das gewaltige Rheinfresserlied ganz mitzutheilen, begleitet es aber mit folgender Randglosse: „Da wird man wohl des Stromes rechtes Ufer von Fluseh bis Basel eindämmen, und ihn selbst bei Basel vermauern müssen. Aber dann kämen die Schweizer Rheinpatrioten gar in Gefahr, ersäuft zu werden. Drum wäre unser Rath:

„Und wollt ihr ihn nicht lassen
Zur freien Schweiz hinaus,
So trinkt den Rhein, den nassen,
Bis auf die Neige aus."

Wohl bekomm' es dem Schulmeister Wöltli in Bern!

Achenbach in Düsseldorf malt gegenwärtig den Untergang des Dampfschiffes „Präsident", ein kecktes Wagstück, aber für den kühnen Pinsel Achenbach's nicht ungeeignet; er hat sich an die Sage gehalten, daß der „Präsident" durch einen heranstür-

Digitized by Google

zenden Eisberg unterging, und er hat diesen Moment des gegenseitigen Heranstürzens festgehalten. Die Krystallisation und Farbenpracht der Eismassen bietet eine wunderbare phantastische Anschauung, und die Ohnmacht der Menschen, die das Feuer bezwungen haben, steht dieser ungebändigten Macht in schauerlichem Kontraste gegenüber.

(Sonderbare Abneigung.) Peele, der Sohn eines englischen Pachters in der Provinz Suffolk, hatte einen merkwürdigen Abscheu vor dem Gelde. Wo er dies sah und klimpern hörte, entfernte er sich sogleich. Sein Vater hielt dies Anfangs nur für Einbildung, und steckte ihm zwei Mal Geld in die Tasche. Doch als John Peele dies zufällig ergriff, bekam er Zuckungen, und so mußte jedes fernere Experiment dieser Art aufgegeben werden. Diese Zuckungen sind doch besser, als solche, durch welche viele Leute verlockt werden, wenn sie das Geld Anderer in die Finger bekommen, es in ihre Tasche zu stecken.

Die Redaktion des Stuttgarter Kunstblattes hat statt des kürzlich verstorbenen Dr. Schorn der bekannte Schriftsteller und Künstler Förster übernommen; jene des Literaturblatts geht von Menzel an Dr. Albert Schott, früher Professor in Bern, über.

Korrespondenz.

Aus Thüringen, 7. Juli.

(Schluß.)

In Bezug auf die Schrift des Pfarrer Loffius fühlen wir uns im Auftrage einer großen Anzahl der alten Krieger verpflichtet, noch Folgendes hinzu zu fügen. Der Verfasser erzählt am Schlusse seiner Beschreibung: „Viele der Kampfgenossen, die den bisherigen Festen beigewohnt und wahrgenommen hatten, wie das spätere allezeit das vorausgegangene übertroffen, sich aber eingestanden, daß das Jenaische, wenigstens in ihrem Kreise, von keinem nachfolgenden übertroffen werden dürfte, schlugen vor, mit dem Jenaischen die Reihe der weimarischen Kriegerfeste zu beschließen. Es sey wünschenswerther, sagten sie, wenn es in seiner Schönheit und Kraft verschwinde, als wenn es allmählig langsam vergehe. Die meisten Krieger konnten sich aber nicht entschließen, das Fest vor „ihrem Abmarsch in's Hauptquartier" aufzugeben, hielten es aber für rathsam, die Feier desselben in weiteren Zwischenräumen zu begehen. So wurde Buttstädt zum Orte der nächsten Feier bestimmt." — Diesen Worten muß Folgendes entgegnet werden. War auch das Jenaische Kriegerfest unter allen bisher dagewesenen durch die Hülfsmittel, die dem Corpsführer und den Festordnern zu Gebote standen durch die gastfreundliche Theilnahme der Einwohner Jena's und durch die Aufnahme der Studenten in den Zug des Kriegercorps und daß man ihnen die polizeiliche Ordnung überließ, das glänzendste und gelungenste, so ist es doch nicht der Culminationspunkt dieser dermalen so vielen Anklang findenden Feste zu nennen. Der Glanzpunkt derselben kann nur die Zeit seyn, wann vielleicht blos noch zehn von diesen alten wackern Männern, die in jenen merkwürdigen Tagen, vom Fürsten und Vaterlande aufgerufen, demselben mit „Hab und Gut, Gesundheit, Blut und Leben", wie der edle Arndt singt, zu Dienste standen, sich zusammenfinden und im Greisenalter sich in der Erinnerung an jene großen Tage erfreuen. Man hindere sie also an diesen Zusammenkünften von Seiten der Staatsregierungen ja nicht; es würde ihnen ein Tag ihres nur noch kurzen Lebens, auf welchen sie sich das ganze Jahr hindurch freuen, ungerecht geraubt werden. Und wollte man etwa äußern, daß die weimarischen Kriegerfeste mit Jena beschlossen werden möchten, so ist dies eine ganz unrichtige Bezeichnung. Es müßte heißen: die einstweilige Verlegung der bisher im Großherzogthum Weimar stattgehabten allgemeinen Kriegerfeste in andere, der Provinz Thüringen angehörige Städte und Ortschaften. So z. B. würde der edle König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., gewiß seine Allerhöchste Genehmigung nicht versagen, wenn man Erfurt, die Hauptstadt Thüringens, zur nächsten Feier wählte; von Seiten der Bewohner Rudolstadt's und der dasigen Behörden sind bereits die freundlichsten Einladungen ergangen und dies ist auch aus dem Altenburgischen und Gothaischen der Fall gewesen, statt daß Hr. Pfarrer Loffius noch gar nicht vergewissert ist, ob Buttstädt sich zu solcher Festfeier eignet und ob die dortigen Behörden sich der Festordnung und Leitung unterziehen wollen. Genug! dem sey, wie ihm wolle; wir haben Gelegenheit gehabt, die Geltendern des Corps ihre Meinung dahin aussprechen zu hören: daß die Kriegerfeste bis zum letzten Mann und wenn es auch nicht mit der kirchlichen größeren Ceremonie geschähe, doch ganz gewiß in einem freund-kameradschaftlichen kleinen Zirkel, aber immer öffentlich à la Wallenstein's Lager, gefeiert werden würden! — Gott ehre die wackern Veteranen! —

Mainz, 16. Juli.

Seit dem Gutenbergsfeste im Jahre 1837 erinnert man sich keiner so zahlreichen Versammlung bei den musikalischen Aufführungen in der neuen Anlage wie gestern, wo die so beliebte k. k. österreichische Musik spielte. Um 4 Uhr Nachmittags waren schon beinahe alle Sitze in dem jetzt so sehr erweiterten Kreise besetzt; um 5 Uhr war wegen der Menge der Stehenden fast nicht mehr durchzukommen und immer strömten noch neu Ankommende zu Fuß und zu Wagen herbei. Man schätzte die Zahl der in dem geschlossenen Raume anwesenden Zuhörer auf ohngefähr 5000; außerhalb desselben können auch noch 1000 bis 1500 Personen sich aufgehalten haben. Se. k. Hoh. der Prinz Friedrich von Preußen, Se. Durchl. der Herzog von Nassau, Se. Exl. der hiesige Hr. Vicegouverneur, die königl. preuß. Generale und sehr viele fremde und einheimische Herren und Damen trugen durch ihre Gegenwart zur Verschönerung einer Unterhaltung bei, deren Glanzpunkt ein von Hrn. Kapellmeister Zuliehner aus den beliebtesten Opern zusammen getragenes Potpourri bildete, das so schöne, so passende Uebergänge, so unerwartete, überraschende Passagen enthielt, daß lauter Beifall (eine an diesem Orte ganz ungewöhnliche Erscheinung) den glänzenden Eindruck, den diese ausgesuchten Musikstücke auf die zahlreiche Versammlung machten, zu erkennen gab. Bis gegen 8 Uhr blieb die Gesellschaft beisammen. Die Abfahrt der vielen, mitunter brillanten Equipagen, der Omnibus und Droschken gewährte einen sehr belebten Anblick, der nur durch die Sorge vor Unfällen getrübt wurde, die leicht hätten entstehen können, weil man unterlassen hatte, bei angehender Abfahrt den leer ankommenden Wagen den zur Rückfahrt bestimmten Weg zu untersagen und somit ein Gedränge, ein Aufenthalt entstand, dem die wirklich sehr thätige Polizei nicht schnell abhelfen konnte. Es sollte daher am Abende den leer ankommenden Wagen zur Heraufahrt in die Anlage stets nur der steilere Weg an dem Krätzer'schen Pavillon gestattet seyn. — Die neue Droschken-Anstalt erfreut sich einer ungemeinen Theilnahme. Vom frühen Morgen bis zum späten Abende rollen die eleganten Wagen, mit Personen besetzt, durch alle Straßen; die Nachfrage nach ihnen ist immer stärker, als die Mittel zur Befriedigung. Von Sonntag bis gestern Abend müssen schon schöne Summen eingegangen seyn. Man kann dieser zu rechter Zeit begonnenen, so lang erwarteten Unternehmung ein gutes Prognosticon stellen.

Auflösung der Charade in Nro. 194.

Weinjahr.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 19. Juli. (Neu einstudirt): Kunst und Natur, Lustspiel in 4 Abth., von Albini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 198. Mittwoch, den 20. Juli 1842.

Lieutenant Rocquevert.

(Fortsetzung.)

Als sie aufstiegen, war der Offizier in dem Maße heiter, als der Sergeant besorgt. Sie reisten ab, ließen ihre Pferde auslaufen, und kamen mit einbrechender Nacht im Schlosse Picquigny an.

Das war der entscheidende Augenblick; der Sergeant suchte sich unter dem Vorwand, die Pferde zu besorgen, davon zu befreien, seinen ehemaligen Herrn zu dem Gouverneur zu begleiten. Rocquevert durchkreuzte ihm aber dieses Vorhaben, und es erschienen daher beide vor Herrn von Sonningen, der allein war.

Hier reichte der Offizier dem Gouverneur ohne alle weiteren Präliminarien, in Gegenwart des Sergeanten, die Hand, der sich klugerweise auf die Seite gestellt, weil er sich schon im voraus auf die Wendung fürchtete, die diese Confrontation den Angelegenheiten geben würde.

„Wir sind verloren," dachte er, als er das Folgende hörte, was Rocquevert zum Gouverneur sagte:

„Ich gestehe mein Unrecht, Herr Baron; es ist sehr groß; allein haben nicht auch Sie sich hinsichtlich meiner etwas vorzuwerfen? Warum haben Sie mir nicht anvertraut, was ich so eben erfuhr, daß man sich heimlich sagt, ich werde zum Obristen befördert."

„Zum Obristen!" wiederholte der Gouverneur, durch diese Nachricht wie versteinert, „ich weiß nichts davon . . . Wer hat es Ihnen gesagt?"

„Dieser, mein Herr," antwortete der Offizier, auf Sansraison deutend.

„Und von wem weiß es dieser?" fragte mit furchtbarer Stimme der Gouverneur.

„Von Ihnen," versetzte der Sergeant, wohl einsehend, daß er sich nur durch Unverschämtheit aus dieser Geschichte herauswinden könnte.

„Von mir, Schlingel!" rief der Baron entsetzt, auf den Sergeanten losgehend.

Doch der Offizier hielt ihn auf, und sagte, ihm entgegen tretend:

„Wenn es nicht wahr ist, so ist Ihre Tochter . . ."

„Unschuldig!" rief Sylvanire, in den Salon stürzend. „Sprechen Sie, lieber Vater, dulden Sie nicht, daß man mich beschuldigt."

„Entweder ist sie schuldig, oder ich bin Obrist," sagte Rocquevert.

„Nein, sie ist nicht schuldig," antwortete der Vater; „allein ich bin verrathen. Es ist ein Staatsgeheimniß, das dieser dreifache Schurke ausgewittert," und hiermit erhob er seinen Stock gegen den Sergeanten.

Beide Liebenden hielten sich bereits umschlungen.

„Schlagen Sie zu! Schlagen Sie zu!" sagte der Soldat zum wüthenden Greis, ihm den Rücken hinstreckend; „Sie rauben mir dadurch meine Freude nicht, so richtig getroffen zu haben. Herr von Rocquevert wäre also wirklich Obrist?"

„Da Du es ausgeplaudert hast, Halunke! muß es Dir doch Jemand gesagt haben," fuhr der Baron außer sich fort.

„Meiner Treu, ich wußte nichts," antwortete Sansraison phlegmatisch.

„Wie," unterbrach ihn Rocquevert, „Du wußtest es nicht?"

„Durchaus nicht! Allein ich war der Zauberer, wozu bei Ihnen jedoch kein großes Verdienst gehörte, indem es Ihnen nicht fehlen konnte, und das Uebrige hat der Herr Baron verrathen."

„Ich," wiederholte der Gouverneur erschrocken, „ich sollte mich verrathen haben! Sie wußten nichts! und ich sollte Alles gesagt haben, ich bin verloren. Doch glauben Sie von Allem nichts, Herr von Rocquevert, man hintergeht Sie, Sie sind nicht Obrist."

„Obrist!" wiederholte eine Stimme außerhalb der Thüre, es war die des Chevalier von Bagnac, der so eben hereintrat, „Obrist! Ach! nun ist das Geheimniß am Tage, oder ich werde nicht klug daraus! Ich gratulire Ihnen von ganzem Herzen, Herr von Rocquevert."

„Wollen Sie schweigen," sagte der arme Gouverneur, nicht mehr vermögend, jener Plauderhaftigkeit Schranken zu setzen. „Chevalier, ich bin durch Sie bloßgestellt, Sie sind ein Undankbarer, Sie bringen mich um!"

„Pah! Pah! ich nehme Alles auf mich," unterbrach ihn der Sergeant, im höchsten Grade gesteigert.

Zugleich trat er an das Fenster, und rief den im Hofe vorübergehenden Soldaten aus vollem Halse zu:

„Kameraden, es lebe Obrist Rocquevert. Ihr erhaltet doppelte Ration, meine Freunde, tummelt Euch und illuminirt!"

(Schluß folgt.)

Die Eisenbahnen in den vereinigten Staaten von Nordamerika.

Die Beilage zur „Augsburger Allgemeinen Zeitung" bringt unter vorstehender Rubrik wieder einen interessanten Artikel des Hrn. Rath Beil, Direktors der Taunus-Eisenbahn, über das amerikanische Eisenbahnwesen. Wir finden uns veranlaßt, denselben in unserem Blatte mitzutheilen:

„In den Fragmenten über Eisenbahnen und deren Betrieb, welche wir im Monat Februar d. J. (als Manuscript) veröffentlicht haben, sind die amerikanischen Eisenbahnen nur oberflächlich berührt, haben aber auf Mittheilungen hingewiesen, welche aus dem Nachlaß des in Amerika verstorbenen Ritters v. Gerstner dieserhalb zu erwarten stünden. In einer Zeit, wo die Frage über die Anlage von Eisenbahnen an der Tagesordnung ist, sind solche Mittheilungen von großem Interesse, zumal neuere Nachweisungen über den Stand des amerikanischen Eisenbahnwesens noch mangeln und in Deutschland sich bloß auf einzelne Berichte beschränken, welche während des Aufenthalts des Hrn. v. Gerstner in Amerika oder durch Tell-Poussin 1836 veröffentlicht worden sind. In dem neu erschienenen Werke des Ritters v. Gerstner über die innere Communication der Vereinigten Staaten in Nordamerika, nach dessen Tod aufgesetzt, redigirt und herausgegeben von dem Civil-Ingenieur L. Klein, sind sämmtliche ausgeführte und noch im Bau begriffene Eisenbahnen übersichtlich zusammengestellt und Anlage und Betrieb derselben einer ausführlichen Beleuchtung unterworfen. Außer England, wo der Grundstein für das Eisenbahnwesen gelegt worden ist, hat Belgien und Amerika das Beispiel gegeben, welche Vortheile errungen werden, wenn das Fortschreiten der Zeit erkannt, nach richtiger Wahrnehmung deren Bedürfnisse kräftig erfaßt und mit consequentem Handeln ausgeführt werden. Deutschland's und Frankreich's Eisenbahnen würden nie auf den jetzigen Standpunkt gekommen seyn, wenn nicht Belgien durch sein kräftiges Voranschreiten das Ziel gezeigt hätte, wo die Entwickelung der Zeit hin will. Ohne das Vorbild und die gemachten Erfahrungen der belgischen Bahnen würde die Bedächtigkeit der deutschen Actiengesellschaften es nie gewagt haben, aus dem arithmetischen Geleise der Vorsicht herauszutreten und Capitalien auf ungewisse Erfolge hinzugeben. Ist Amerika dem Beispiel Belgiens würdig nachgefolgt, hat es selbst in der Anzahl der Bahnen letzteres überflügelt, so können jedoch solche in keine gegenseitige Vergleichung gebracht werden, indem die belgischen Eisenbahnen als Anlagen des Staats Ausführungen und Anordnungen für deren Betrieb erhalten haben, welche die amerikanischen Eisenbahnen als Privatspeculationen mit den größten Anstrengungen nie erreichen werden. Die belgischen Bahnen werden in jeder Zeit für neue Bahnanlagen ein sehr instructives Vorbild bleiben, indem die älteren Linien den neueren ihre Erfahrungen geben und auf die Verbesserungen hinweisen, welche die Fortschritte der Wissenschaft hervorgerufen und dort eine um so entsprechendere Lösung finden, als die Regierung mit entschiedener Neigung für die Sache und gründlichster Kenntniß derselben diesen so wichtigen Theil der Staatsverwaltung überwachen und leiten läßt.

Indessen wir nun zu den Mittheilungen über das amerikanische Eisenbahnwesen übergehen und dazu das neuere Werk über die inneren Communicationen der Vereinigten Staaten von Nordamerika, so wie noch andere darüber zugekommene Nachrichten benützen, behalten wir uns vor, am Schlusse des zweiten Artikels eine ausführliche Ansicht darüber auszusprechen, und, dazu die gemachten Erfahrungen der Jahre 1840 und 1841 als Maßstab benützend, diese neuen Mittheilungen, welche den Stand der amerikanischen Eisenbahnen nur bis Ende 1839 umfassen, entsprechend zu bemessen. In den Vereinigten Staaten waren im Jahr 1840 178 Eisenbahnen mit einer Weglänge von 9400 englischen Meilen (4000 deutschen Wegstunden) theils eröffnet oder noch im Ausbau begriffen. Die Kosten dieser Ausführungen erforderten die Summe von 180 Millionen Dollars (288 Mill. Thlrn.). Die wichtigsten Punkte des Landes sind durch großartige Anlagen von Eisenbahnen und Kanälen mit einander verbunden, und ungeachtet vieler dabei vorgekommenen Schwierigkeiten und höchst ungünstiger Terrainverhältnisse mit seltener Ausdauer vollendet worden. Die Ausführung mehrerer Anlagen von Eisenbahnen war um so mißlicher, als die Erfahrung bereits anderwärts bestehender Bahnen dazu füglich nicht benützt werden konnte, indem Klima und Beschaffenheit des Terrains, so wie sonstige örtliche Verhältnisse, ganz eigene Constructionen und Anordnungen dafür erforderten, in vielen Fällen auch die beschränkten Mittel erst einen Maßstab suchen mußten, das in Frage stehende Project entsprechend zur Ausführung bringen zu können.

Benennen wir nunmehr die ausgeführten Eisenbahnen, und bezeichnen zuerst die, welche im Staate New-York, dem reichsten und bevölkertsten der Unionsstaaten, ausgeführt oder noch im Bau begriffen sind. Im Anfang des Jahres 1840 waren in dem Staate New-York 27 Bahnen in diesem Fall — nämlich: 1) Mohawk-Eisenbahn mit einer Gesammtlänge von 18 Meilen und einem Ausführungscapital von 1,144,227 Dollars. Diese Bahn hat zwei schiefe Flächen mit stationärer Dampfkraft; Steigung 1 : 18. 2) Saratoga-Schenectady, 21½ Meilen lang und 344,276 Dollars Kosten. 3) Troy-Ballston, 25 M. lang, Kosten 468,869 D. 4) Saratoga-Washington, 40 Meilen lang, 600,000 D. Kosten. 5) Utica-Schenectady, 77¾ Meilen lang, Kosten 1,780,842 D. 6) Syracuse-Utica, 52¾ Meilen lang, Kostenbetrag 965,600 D. 7) Auburn-Syracuse, 26 Meilen lang, Kosten 630,000 Dollars. 8) Skaneateles, Pferdebahn, 5¼ Meilen lang, 30,000 D. Kosten. 9) Syracuse Onondaga, 4½ Meilen lang, Kostenbetrag 42,000 D.; wird mit Pferden betrieben nach den Steinbrüchen. 10) Auburn-Rochester, 78 Meilen lang, Kostenbetrag 1,500,000 D. 11) Tonawanda, 32 Meilen lang, Kostenbetrag 498,000 D. 12) Rochester, Pferdebahn, 3 Meilen lang, Kosten 30,000 D. 13) Scottsville-Caledonia, 8 Meilen lang, Kosten 32,000 D. 14) Medina-Darien, 20 Meilen lang, Kosten 200,000 D. 15) Buffalo-Niagara-Falls, 22½ Meilen lang, Kosten 165,000 D. 16) Buffalo-Blackrock, Pferdebahn, 3½ Meilen lang, Kosten 20,000 D. 17) Lockport-Niagara-Falls, 24⅛ Meilen lang, Kosten 195,000 D. 18) Zweigbahn nach Lewiston, Pferdebahn, 3½ Meilen lang, Kosten 27,000 D. 19) Ithaca-Owego, Pferde- und Locomotivbahn, 28¾ Meilen lang, Kosten 575,000 D. 20) New-York-Harlem wird mit Pferden und Locomotiven betrieben; hat nur eine Länge von 7¾ Meilen und hat 1,170,000 D. gekostet *). 21) Eisenbahn von

*) Da diese Bahn ihren Dienst innerhalb der Stadt versieht und es von mehrfachem Interesse ist, die Einzelheiten davon zu ken-

New-York nach Albany ist 140¼ Meilen lang, die Kosten betragen 2,815,000 D. 22) New-York-Erie, 454 Meilen lang, Kosten 6,000,000 D. 23) Brocklyn-Jamaica, 11 M. lang, Kosten 420,000 D. 24) Long-Island, 83 Meilen lang, Kosten 1,584,500 D. 25) Zweigbahn nach Hempstead, Pferdebahn, 2½ Meilen lang, Kosten 13,000 D. 26) Hudson-Berkshire, 33¾ Meilen lang, Kosten 540,000 D. 27) Catshill-Canajoharie, 72 Meilen lang, Kosten 1,000,000 Dollars.

(Fortsetzung folgt.)

---

nen, so entnehmen wir dem angezogenen Werke über die innern Communicationen der Vereinigten Staaten, was über diese interessante Bahnanlage bemerkt wird. „Die Stadt New-York ist auf einer schmalen Erdzunge zwischen dem Hudson und dem East-River erbaut und umfaßt ein Gebiet, welches von der Bay bis zum Harlem-Fluß 8 Meilen mißt, während die Breite oder die Entfernung zwischen den zwei Flüssen im Durchschnitt nur zwei Meilen beträgt. Der untere oder südliche Theil der Stadt ist schon ganz und zwar dicht gebaut; für den nördlichen ausgedehnteren Theil hat man einen Plan entworfen, dem gemäß zehn breite Straßen (Avenues genannt) von Süden gegen Norden in einer Länge von circa 6 Meilen fortlaufen und in winkelrechter Richtung durch 133 parallel zu einander angelegte schmälere Straßen durchschnitten werden. Seit einer Reihe von Jahren nimmt die Bevölkerung der Stadt New-York im gleichen Verhältniß mit jener des Staates gleichen Namens zu und beträgt fortwährend gerade den zehnten Theil der Bevölkerung des letzteren. Diese jährliche Vermehrung der Bevölkerung der Stadt beträgt 15,000 Seelen, weßhalb fortwährend Bauplätze in dem nördlichen Theil des Stadtgebiets von den Staatsbehörden verkauft werden und dieser daher immer mehr angebaut wird. Seit lange jedoch sind in der nördlichen Gegend, dicht an dem Harlemer Fluß oder bei der 133sten Straße, eine Reihe Häuser gebaut, die einen kleinen Ort, Namens Harlem, bilden. Der lebhafte Verkehr zwischen den von einander entfernten Stadttheilen machte die Anlage einer Eisenbahn wünschenswerth, und am 15. April 1831 ging die Acte durch, laut welcher einer Actiengesellschaft ein 30jähriges Privilegium für den Bau einer Bahn innerhalb des Stadtgebiets von der 23sten Straße bis zum Harlemer Fluß ertheilt wurde. Die Stadtbehörde gab ihre Einwilligung zu dem Bau der projectirten Bahn, räumte der Compagnie das Terrain der vierten Avenue in dem noch nicht bebauten Stadttheil auf eine Länge von 5 Meilen ein und gestattete außerdem, die Schienen durch lebhafte Straßen bis in das Innere der dichtbevölkerten Stadt zu legen. Das Actienkapital der Gesellschaft, früher auf 250,000 Dollars bestimmt, wurde später auf 500,000 Dollars und dann auf 750,000 Dollars erhöht und derselben außerdem gestattet, zur Vollendung des Baues 400,000 Dollars aufzunehmen. Die Stadtbehörde erlaubte der Gesellschaft auch noch, die Bahn auf einer der lebhaftesten Straßen der Stadt, Bowerey genannt, so wie durch einige andere Straßen bis zur Stadthalle — City-Hall — zu verlängern und durchaus ein doppeltes Geleise anzulegen. Für den Transport der Reisenden gestattete sie den Gebrauch von Dampfwagen auf 5 Meilen der Bahn, nämlich vom Harlemer Fluß bis zur 32sten Straße, auf der weiten Strecke bis zur Stadthalle aber nur die Anwendung von Pferdekraft. Die Harlemer Bahn versieht, wie aus Obigem erhellt, eigentlich den Dienst von Omnibus innerhalb der Stadt New-York. Durch diesen eigenthümlichen Zweck und ihre Anlage durch die Mitte einer volkreichen Stadt von mehr denn 300,000 Einwohnern, nicht minder aber wegen der Kostspieligkeit ihres Baues und der Art und Weise ihres Betriebs zeichnet sich diese Bahn wohl vor allen andern Unternehmungen dieser Art aus." — So weit, was die Anlage dieser Bahn betrifft, deren weitere Details auf das ausführlichste von dem Ritter v. Gerstner angegeben werden.

Eidgenössisches Freischießen.

Eröffnung, Sonntags den 16. (nach dem Bülletin von Benedict und Otto.) „Der Himmel wölbte sich hell und rein; jede Wolke war gewichen. Als Vorglanz des schönen Festes besäumte die aufgehende Sonne den Kamm der fernen Schneeberge mit rosiger Gluth; ihre Strahlen fanden die Einwohner von Chur längst wach und rüstig. Leben in allen Gassen; Leben schon um 5 Morgens auf dem Festplatz. Manch' neugieriger Blick gilt dem Gabensaal; aber noch verhüllen ihn neidische Tücher. Und die Fahnenburg! noch ist sie öde; sehnsüchtig harrt sie dem köstlichsten Schmuck entgegen. Ein Alpenhorn ertönt! Alles strömt nach der Straße. Es ist der Hirt von Klosters; er bringt die stattliche Zeitkuh, festlich geschmückt. — Drinnen in der Stadt wird's immer lauter. Zu allen Thoren rollen grün überwölbte Wagen ein mit den Schützengesellschaften des Landes. Wie fröhlich, wie lebenskräftig erschallen ihre Lieder! Wie schwingt der greise, aber rüstige Fahnenträger vom Heinzenberg, mit dem ehrwürdigen weißen Barte, die Flagge. Viele kennen und lieben ihn auch außer Bünden. — Die Stunde naht. Man drängt sich nach dem Sammelplatz. Schon sind dort die vereinigten Kadettenkorps der evangelischen und katholischen Kantonsschule eingetroffen. Wenn ihr sie gesehen hättet, Mitglieder des Gr. Rathes, Euer Beschluß, diese lebenskräftige Jugend der Waffen zu berauben, hätte Euch auf der Seele gebrannt. Wie männlich ernst und doch freudig, wie stolz, mit Männern des Vaterlandes die heil. Fahne geleiten zu dürfen, schritten sie einher. Mögt ihr es nie vergessen, Jünglinge von Chur und Disentis, ihr war't zusammen um die eidg. Fahne geschaart und euere Fahnen wehen nebeneinander auf der Fahnenburg. — Kriegerische Musik ertönt. Es sind die Schützen aus dem Ober-Engadin mit der selbst gebildeten Blechmusik. Ein langer, stattlicher Zug. Voraus marschieren, in schlichter Landestracht, vier greise Gemsjäger. Die Schützen sind alle gleich, schützenmäßig gekleidet. Seyd willkommen, ihr kräftigen Gestalten. Freude, Begeisterung strahlt von den verbräunten Gesichtern. Das feurige Auge sucht, was wir Alle erwarten: die eidg. Fahne. — Und wieder Musik. Sie kömmt. Nein. Es sind die Schützen von St. Gallen, die treuen Freunde des Nachbarkantons: an ihrer Spitze stand Landamman Näff und RR. Curti. Ach, in ihrer Mitte fehlt Einer, der so herzlich sich sehnte nach diesem Feste. Eine Thräne seinem Andenken. — Endlich kömmt sie; die Tambouren wirbeln, die Fahnen senken sich. Der Zug wird geordnet. Voraus die Kadetten in ihren kornblauen Röcken; dann ein Peloton Militär und das bunte Korps der Zeiger, Markensammler und Schreiber. Hierauf die bündnerische Festmusik in der Scharfschützenuniform des Kantons. Vor der eidgenössischen Fahne marschirt ein Peloton Schützen von Chur. Neben jener trägt der Aktuar des künftigen Zentralkomites die bündnerische Kantonalfahne. Es folgen die Komite's, ein zweites Peloton Schützen als Fahnenbedeckung, die Festmusik von Zürich, sämmtliche Schützengesellschaften und ein Peloton Militär bildet den Schluß. — Wie der Zug sich durch das Volk drängen mußte, wie Plätze und Gassen, Fenster und Balkone sie kaum fassen konnten Alle, die mit begeistertem Ruf oder zartem Händewinken grüßen wollten die heilige Fahne, brauche ich dir nicht zu sagen. Endlich war der Festplatz erreicht, aber auch schon von Tausenden bedeckt: selbst die Dächer der verschiedenen Gebäude trugen besorgnißerre-

Digitized by Google

gende Massen. Nur mit Mühe konnte Raum gemacht werden; der Kreis bildete sich. — Der Präsident des abtretenden Komité's, Hr. RR. Munzinger, übergibt die Fahne dem Präsidenten des neuen Zentralkomité's, Hrn. Bundslandammann Brosi. Die Fahne wird aufgepflanzt und mit 22 Schüssen begrüßt; der Ehrenwein herumgeboten."

Des neuen Präsidenten erster Toast erinnerte an den Spruch unter dem Giebelbilde des wackern Wengi: „Wir wei künftig nur dem Laster, nit der Meinig g'häßig si."

Während des Mittagessens kamen die Sennen von Klosters und Heinzenberg mit ihren vierbeinigen Ehrengaben in den zum Festplatz gehörigen Baumgarten. Ein lauter Jubel aus der Speisehütte ertönte, die Kühe mußten auch eingeführt werden und ein einstimmiges Bravo empfing sie.

Die erste Nummer wurde von Hrn. Bühler zum weißen Adler in Zürich geschossen. Ihm wurde die Medaille von Amsterdam.

Heute (11.) Morgens sind mit ihren Fahnen eingerückt: die Schützengesellschaft der Stadt Zürich, der Stadt Basel, von Locle, des Kantons Tessin, von Davos und von Winterthur. — Bei der Tafel brachten Toaste aus: die Herren Landr. a Marca, Casimir Pfyffer, Gerichtspräsident Tanner, RR. Brunner, RR. Felber, Hr. Jenni und Christ. Bis heute Abends wurden 34 Doppel im Stich und 184 in der Prämienscheibe gelöst; gestern 7500, heute circa 20,000 Marken im Kehr. Lord Vernon steht tapfer im Feuer trotz dem besten Schweizerschützen. Er hat die meisten Nummern den ganzen Tag (20). Den Becher für 20 Nummern haben bis jetzt erhalten: Hr. J. J. Koller von Speicher. Lord Vernon. Hr. J. G. Egger von Aarwangen. Hr. J. G. Ernst von Wiesendangen. Hr. Bühler zum weißen Adler in Zürich. Hr. Hauptmann Friedrich Jenni von Enneda.

Am 12. erhielt die meisten Nummern Lord Vernon mit 25, die zweitmeisten Hr. Koller mit 22. Becher für 20 Nummern erhielten die Herren Kaspar Rüfte und Kaspar Ringger, beide von St. Gallen. Hr. Kasimir Pfyffer erinnerte am Montag in kurzer und einfacher Rede an die zu gleicher Stunde in Sempach vorgehende Schlachtfeier.

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 6. Juli.) In diesem Sommer sollen nun auch hier noch Versuche mit Holzpflasterung gemacht werden, von der sich aber Sachkenner nicht so viel Günstiges versprechen, als die sanguinischen Pariser davon erwarten. — Zu den al Frescomalereien, welche jetzt in der Vorhalle des Museums gemacht werden, hat man den dazu nöthigen Kalk aus München verschreiben müssen, da der hiesige sowohl, als der aus der Umgegend die Farben alle zu dunkel hält.

Korrespondenz.

Hamburg, 14. Juli.

Am 11. Juli sahen wir Hrn. Grunert als Mephistopheles. Die Durchführung dieser Rolle gehört für einen Schauspieler gewiß zu den schwierigsten Aufgaben, da selbst die Ansichten der Kunstrichter und Aesthetiker über diesen Punkt nicht vollkommen übereinstimmen. Unser geschätzte Gast näherte sich mehr der Seydelmann'schen Auffassung; er gab den Teufel mehr diabolisch, als weltmännisch, er ließ fortwährend mehr den Geist durchblicken, der stets vermeint, als „den edlen Junker, in rothem, goldverbrämtem Kleide", der selbst zur Hexe spricht: „Ich bin ein Cavalier, wie andere Cavaliere." Diese beiden verschiedenartigen Elemente zu einem, aus einem Gusse geformten Ganzen zu verschmelzen, scheint uns das Ideal einer Darstellung des Mephistopheles, allein ein für den Künstler kaum zu erreichendes. Hr. Grunert war ein wackerer Teufel und Vieles in seiner Leistung war ausgezeichnet; wie immer mußten wir auch hier sein Studium, seine Reflexion, den denkenden Künstler bewundern. Die Schülerscene gelang im Ganzen glücklich; ächt diabolisch war er in dem zärtlichen Gartenrencontre, nur daß er nicht immer die Ironie vollkommen in seiner Gewalt hatte, oder sie vielmehr, unserer Ansicht nach, nicht überall hinlänglich und deutlich genug durchschimmern ließ. Auch Hr. Fehringer verdient als Faust alle Anerkennung für das fleißige Studium und die glückliche Benutzung seiner herrlichen Mittel. Dem. Stich gab das Gretchen natürlich, zart und ächt jungfräulich. In Hrn. Lehr — vom Hamburger Korrespondenten fortwährend irrthümlich „Behr" titulirt — der bis jetzt als Caspar im „Freischützen", Bertram in „Robert" und Anarström aufgetreten ist, haben wir einen Baßisten mit herrlicher Stimme, voll Mark und Kraft, und von tüchtiger Kunstbildung kennen gelernt, und würde dieser Sänger, der, wie es heißt, Hrn. Reichel zu remplaciren bestimmt ist, für unsere Oper jedenfalls eine sehr glückliche Acquisition seyn. — Die Daguerreotypie hat bei uns durch Hrn. Biow's Bemühungen außerordentliche Fortschritte gemacht. Die Portraits, die Biow jetzt liefert und wovon wir mehrere zu sehen Gelegenheit hatten, beweisen erstaunenswürdige Fortschritte dieser Erfindung; alle Mängel, welche man früher den Daguerreotypen-Portraits vorwarf, sind jetzt verschwunden. Keine starre Kälte mehr im Ausdruck der Physiognomieen, vielmehr ist der ganze Reiz des Lebens im hohen Grade wiedergegeben. Diese Vortheile sind hauptsächlich dadurch errungen, daß die abzunehmenden Personen völlig im Schatten außer dem Bereich der blendenden Sonnenstrahlen sitzen und die Sitzung auf unbegreiflich kurze Zeit reducirt ist. 6 Sekunden bei klarer Luft, und höchstens 10 bei noch so bedecktem Himmel bedarf B. nur zur Erzeugung der kräftigsten und deutlichsten Portraits. Es ist begreiflich, daß diese Schnelligkeit die Züge in ihrem reinsten Ausdruck erhält. Ein eben so großer Fortschritt ist die neue Methode, die Lichtbilder in Gold zu firiren; sie werden jetzt von der hohen Goldfarbe bis zum wärmsten Sepia-Ton geliefert und erhalten hierdurch einen eigenthümlichen Reiz im Gegensatz zu der frühern bläulichen Kälte des Silbertones. Besonders schön sind die Gruppen und Familienbilder, welche der Künstler jetzt liefert; wir sahen dergleichen von zwei, drei und vier Personen, die geschmackvoll geordnet und in bestimmten Handlungen abgebildet waren. Höchst interessant ist auch Biow's Sammlung von trefflich gelungenen Daguerreotypen der Hamburger Ruinen, welche gleich nach dem Brande aufgenommen wurden und wobei seit der Erfindung Daguerre's wohl zum Erstenmale dieselbe eine so historisch wichtige Anwendung gefunden hat. — Einem Gerüchte zufolge soll der Besitzer des Tivoli diesen Lustgarten sammt dem dazu gehörigen ländlichen Theater dem Staat käuflich überlassen haben, und höhererseits beabsichtigt werden, das Gast- und Armenhaus nach diesem Lokale hin zu verlegen. Auch wird von der Fama sogar der Kaufpreis mit 180,000 Mk. bezeichnet. Doch kann auch ich Ihnen die Sache nur eben als — Gerücht mittheilen, da ich bis jetzt nichts Zuverlässiges darüber in Erfahrung gebracht habe. — Bei Berendsohn erscheint demnächst eine neue Chronik von Hamburg, elegant ausgestattet, mit vielen Kupfern, bearbeitet von Friedrich Clemens, ein Werk, das, theils weil gute Chronik bisher gänzlich fehlt, theils jetzt nach der Schreckenskatastrophe, die so wesentliche Veränderungen in Gestaltung und Verwaltung zur unausbleiblichen Folge hat, von doppeltem Interesse seyn dürfte.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 21. Juli. (Neu einstudirt): Der Wasserträger, Oper in 3 Abth., Musik von Cherubini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohr.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 199. Donnerstag, den 21. Juli 1842.

Lieutenant Rocquevert.

(Schluß.)

Der Gouverneur vermochte nicht mehr Stand zu halten; er klammerte sich fest am Sergeanten, legte diesem die Hand auf den Mund, schäumte vor Wuth, und war dergestalt außer sich, daß ihm die Rede versagte.

Bereits rief man im Hofe: „Es lebe Obrist Rocquevert!"

„Henker!" rief endlich der Gouverneur, am Fenster erscheinend. „Schweigt, Bösewichter! man täuscht Euch."

Und sich dann noch seiner wahnsinnigen Zungengeläufigkeit überlassend, heulte er folgende Drohung:

„Den ersten Soldaten, der von der Stelle geht, strecke ich nieder; die erste Lampe, die man anzündet, schlage ich in Stücke."

Ein schlecht unterdrücktes Gelächter war die Erwiederung auf dieses lächerliche Geschwätz.

Ein solcher Stoß brachte den Baron vollends zur Verzweiflung. Er packte den Chevalier in seiner konvulsivischen Wuth am Halse und schüttelte ihn tüchtig, indem er zu ihm sagte:

„Sie sind die Veranlassung von alle diesem, Sie haben mich zu Grunde gerichtet; durch Sie, durch den mein Neffe seiner Stelle entsetzt wird, und durch den ich verhaftet, gehenkt, vielleicht noch gar .... Auf meinen Kopf wird ein Preis gesetzt .... Ein Staatsgeheimniß ausplaudern, dasselbe auf den Straßen ausschreien. Was wird man sagen? Mein Andenken wird dadurch entehrt!"

Jede Trostgründe verschmähend, die man ihm von allen Seiten zollte, packte der Gouverneur seinen Kopf mit beiden Händen, und rannte im Salon auf und ab, indem er unaufhörlich rief: „Ich bin verloren, führt mich in die Bastille! Ein Staatsgeheimniß, großer Gott! ein Staatsgeheimniß!"

Dieser Schmerz hätte Lachen erregen müssen, wenn er nicht vielmehr das Mitleiden rege gemacht hätte, denn die Verzweiflung des Gouverneurs war wahr, natürlich und rührend.

Vergebens umringten ihn Sylvanire, der alte Chevalier und der Lieutenant; er stieß sie Alle mit der Hand zurück.

Plötzlich bemerkte man im Thale vier Fackeln, welche die Finsterniß mit solcher Schnelligkeit durchschnitten, daß sie nur zu dem Geleite eines Staatskouriers gehören konnten.

Es war auch wirklich ein solcher. Der Bote war im Schlosse Picquigny abgestiegen, um dem Gouverneur ein Paket einzuhändigen.

„Jetzt ist es aus, das ist mein letzter Tag," stammelte der Baron, an allen Gliedern zitternd.

Er erbrach im höchsten Schrecken das königliche Siegel, und überreichte Rocquevert einen an ihn überschriebenen Umschlag. Er seinerseits wagte es nicht, die Augen auf die Depesche zu werfen, die ihn vernichtete.

Rocquevert im Gegentheil las laut einen Brief vor, von Herrn von Cavoie, seinem Beschützer, den wir in folgenden Worten genau hersetzen:

„Mein lieber Lieutenant!

„Nachdem Sie Ihre Kühnheit abgebüßt, erheischt es die Gerechtigkeit, Sie auch für Ihren Muth zu belohnen. Jener Hauptstreich von Ihrer Seite, der die Wegnahme einer wichtigen Redoute entschied, hat Ihnen nur eine scheinbare Ungnade zugezogen. Noch an demselben Tag beschloß der König, Ihnen den Rang eines Obristen zu ertheilen, wenn er Sie auch wegen des guten Beispiels strafen mußte. Se. Majestät, das Interesse kennend, das ich für Sie hege, geruhten, mich von diesem Ihrem heimlichen Vorhaben allergnädigst zu unterrichten. Ein junger Schreiber, Herr Kaspar von Lavedan, befand sich gerade in jenem Augenblick neben mir, und aus Furcht, daß er das Geheimniß nicht ausplaudere, das er hatte hören können, beauftragte mich der König, denselben aus dem Lager zu entfernen und ihn mit einer Botschaft nach Versailles zu senden. Das that ich auch; allein da heute dieses Geheimniß der ganzen Armee mitgetheilt wurde, sende ich Ihnen hier unter diesem Umschlag das Obristen-Patent."

Der Gouverneur, nachdem er sich die Augen gewischt, wie man es mit einer Brille zu thun pflegt, die trübe Gläser hat, hatte nun auch seine Depesche zu Ende gelesen, in welcher man ihm die Wegnahme von Namür und seiner Schlösser anzeigte.

Diesen Schlag hielt aber der Baron nicht mehr aus; die Freude übermannte ihn. Nahe daran, umzusinken, fiel er, die Stirne mit Schweiß bedeckt, auf einen Stuhl. Der arme Mann sprach irre in seiner Freude; er verlangte Rocqueverts Patent selbst in die Hand zu nehmen, und sagte dann mit der Miene eines Mannes, der nach einer ihm schwer auf dem Herzen gelegenen Last hoch aufathmet:

„Endlich, großer Gott! bin ich gerettet! Nun ist es kein Staatsgeheimniß mehr!"

Mit der Person des Gouverneurs ereignete sich auch eine vollkommene, plötzliche Veränderung. Er zog stolz seinen Man-

Digitized by Google

tel empor, legte die Hand auf seinen Degengriff, trat so, seinen Hut auf das linke Ohr geschoben, an das Fenster, und rief, als wolle er sich die Kehle abschreien:

„Lieben Freunde! Lieben Kinder! wir sind Sieger! Namür ist in unserer Macht; Seine Majestät haben Herrn von Rocquevert, meinem Tochtermann, die Würde eines Obristen verliehen. Nun illuminire man! Es lebe der König!"

Hurrah's und Vivat's beantworteten die Mittheilung dieser Neuigkeiten.

Höfe, Gewölbe und Gänge füllten sich mit Lichtern und Lärm. Es gestaltete sich ein allgemeines Fest, nur ganz aus dem Stegreif.

Der glückliche Rocquevert erschien, mit Sylvaniren an der Hand, am Fenster, das erzeugte einstimmiges Entzücken. Das Glück sprach aus allen Gesichtern. Der Baron triumphirte; und der Chevalier von Vagnac stand nun nicht mehr an, zu ihm zu sagen und mit Emphase vor ihn zu treten:

„Herr Baron, das haben Sie um das Vaterland verdient."

„Nicht wahr!" versetzte der Baron im Tone erheuchelter Bescheidenheit, „ein Anderer würde an meiner Stelle verlegen gewesen seyn. Sie müssen gestehen, ich habe mich nicht schlecht herausgezogen!"

Der Sergeant betrachtete jubilirend nur die beiden Liebenden.

Obrist Rocquevert trat zu ihm, und sagte:

„Und Du, mein Freund, welchen Wunsch kann ich Dir erfüllen?"

„Mir, Obrist, gar keinen. Ich wünsche nichts mehr . . . Doch nein, ich irre mich, denn jetzt fühle ich zum ersten Mal, nur noch einen Arm zu haben."

„Und warum das, lieber Freund?"

„Weil ich Sie nur halb umarmen kann."

Rocquevert reichte ihm die Hand und schloß ihn in seine Arme.

„Was mich jetzt tröstet," fügte Sansraison gerührt hinzu, „ist das, Obrist, daß Sie wenigstens wissen, daß, wenn auch mein Arm ein Stumpf ist, mein Herz doch am rechten Orte sitzt."

Frédéric Thomas.

Die Eisenbahnen in den vereinigten Staaten von Nordamerika.

(Fortsetzung.)

Resumirt man die von Hrn. v. Gerstner in mehreren Tabellen aufgestellten höchst interessanten Nachweisungen, welche mit allen andern in der neuesten Zeit erschienenen Benachrichtigungen über das amerikanische Eisenbahnwesen vollkommen übereinstimmen, so ergibt sich hinsichtlich der Eisenbahnen von New-York, daß am Schluß des Jahres 1839 455 englische Meilen oder $98^1/_2$ deutsche Meilen Eisenbahnen eröffnet und im Betriebe waren. Die ganze Länge aller am Ende des Jahres 1839 theils schon ganz vollendeten, theils noch im Bau begriffenen Eisenbahnen war $1298^1/_2$ englische Meilen oder circa 280 deutsche Meilen. Nebst den obigen 455 Meilen bereits eröffneter Bahnen war noch auf 156 Meilen der Unterbau und theilweise auch der Oberbau vollendet, und es blieben daher noch 687 Meilen zu vollenden übrig. Außer den 27 bezeichneten Bahnen waren bis 1839 noch 86 Eisenbahngesellschaften incorporirt worden, deren Actiencapital zusammen auf 26,000,000 Dollars festgesetzt war. Die längste von einer Gesellschaft unternommene Bahn ist jene von Hudson zum Erie-See oder von Troppan nach Dunkirk, welche 454 Meilen mißt. Die längste von einer Gesellschaft ausgeführte Bahn ist die von Utica nach Schenectady von $77^3/_4$ Meilen. Die längste und bereits im Betrieb befindliche Eisenbahnlinie ist jene von Albany bis Auburn von $172^1/_2$ Meilen, welche von vier Compagnien ausgeführt wird.

Im Allgemeinen sind die Steigungen bei den Bahnen im Staate New-York weit größer als bei den europäischen Bahnen. Die Ursache davon liegt nur theilweise in den schwierigen Terrainverhältnissen, denn bei den meisten Bahnen würde man viel günstigere Steigungen erhalten haben, wenn man die damit verbundenen größeren Bauauslagen nicht gescheut hätte. Unter den angeführten 27 Bahnen gibt es nur drei, deren Maximum der Steigung unter 30 Fuß per Meile oder 1 : 176 ist. Auch mit den Krümmungen (Curven) der Bahnlinien nimmt man es in Amerika weniger genau als in Europa, denn die Hälfte der angegebenen Eisenbahnen haben zum kleinsten Krümmungshalbmesser weniger als 100 Fuß. Die Locomotiven mit amerikanischer Construction erlauben in dieser Beziehung weiter zu gehen, indem man keinen Anstand findet, mit denselben über Krümmungen von 400 je 250 Fuß Radius (wie es auch bei der unter Nro. 17 benannten Bahn vorkommt) zu fahren. In Städten, wo man oft unter rechtem Winkel von einer Straße in die andere einbiegen muß — jedoch nur mit Pferden fahren darf — werden häufig Krümmungen mit 60 Fuß Radius angelegt. Beinahe alle Eisenbahnen im Staate New-York sind Holzbahnen mit Flachschienen, mit Ausnahme jener von Long-Island, welche mit massiven Schienen versehen ist. Wir behalten uns vor, am Schlusse unserer Artikel über die amerikanischen Eisenbahnen die Anwendung der Flachschienen in dem Staate New-York einer besonderen Beurtheilung zu unterwerfen und darzuthun, in wiefern deren Anwendung für Bau und Betrieb von Eisenbahnen auf die längere Zeit von Nutzen ist.

Das für Eisenbahnen im Staate New-York am Schlusse des Jahres 1839 bereits verwendete Capital betrug 11,144,357 Dollars. Da sämmtliche Unternehmungen von Privaten ausgeführt wurden, so ist der bei weitem größte Theil dieser Summe von den betreffenden Actionären eingezahlt worden. Der Staat hat vier Compagnien Darlehen bewilligt, deren Ertrag bis Ende 1839 1,050,000 Dollars ausmachte. Es wurden diesen vier Compagnien Darlehen im Betrag von 3,800,000 Dollars zugesagt, und es sollte die fernere Ueberlieferung von Staatsschuldscheinen im Betrag von 2,750,000 Dollars in dem Maße erfolgen, als die Bauten vorrücken und die Compagnien von ihren eigenen Mitteln zu deren Vollendung beigetragen haben würden. Außer diesen vom Staate dargeliehenen 1,500,000 Dollars waren im Ganzen noch Privatanlehen oder Schulden zum Betrag von $1^1/_2$ Mill. gemacht worden. Für die Vollendung der noch (am Schluß 1839) im Bau begriffenen Eisenbahnen und einiger derjenigen, die bereits im Betriebe sind, ist nach den letzten Ueberschlägen noch eine Summe von 1,148,811 D. erforderlich. Die Baukosten sämmtlicher 27 Eisenbahnen im Staate New-York von $1298^1/_2$ Meilen Länge werden, wenn die Kostenanschläge für deren Vollendung nicht überschritten werden sollten, 22,632,457 Dollars betragen. In diesem Fall werden also die Baukosten einer einfachen Bahn sammt Gebäuden, Locomotiven, Wagen ꝛc. per

Digitized by Google

englische Meile nur 17,430 Dollars ausmachen. Auf die deutsche Meile berechnet, ergibt sich ein Betrag von 81,750 Dollars (166,000 fl. C. M.) oder 116,000 Thaler dafür. Läßt man jene Bahnen, bei denen bloß auf Holz gefahren wird, ganz außer Rechnung, so erscheinen die Kosten von 1265 Meilen Bahnen mit 22,550,457 Dollars. Mit Auslassung endlich der New-York-Erie-Eisenbahn, deren Kostenbetrag noch sehr ungewiß ist, erscheinen die Auslagen für 811 Meilen Bahnen mit 16,550,475 Dollars, und dieses gibt per Meile einfache Bahn mit allen Zubehörungen 20,530 Dollars oder 196,000 Gulden C. M. für die deutsche Meile.

So weit, was das Allgemeine der ausgeführten und im Bau begriffenen Bahnen des Staates New-York ist; und gehen wir nun zu den Resultaten über, welche diejenigen Bahnen lieferten, die im Betrieb waren. In dem Staate New-York waren am Schluß 1839 13 Eisenbahnen mit Locomotivkraft im Betriebe, welche eine Gesammtlänge von 393½ Meilen haben und von welchen die Meile im Durchschnitt 24,000 Dollars kostet. Von diesen 13 Eisenbahnen werden 10 für den Transport von Reisenden und Gütern, drei aber bloß für Reisende benützt. Der Verkehr ist auf den Bahnen außerordentlich verschieden und an Gütern durchaus sehr gering. Der größte Verkehr an Reisenden findet auf der New-York-Harlemer und nächst derselben auf der Hudson-Mohawk-Eisenbahn statt; die zwei Bahnen sind aber auch von allen angeführten 13 Linien die kürzesten. Den größten Verkehr an Gütern hat ebenfalls die Mohawk-Hudson-Eisenbahn, und es beträgt derselbe gegen 20,000 Tonnen (200,000 Centner) jährlich. Wenn man Reisende und Güter auf eine Meile reduzirt, so findet man, daß in einem Jahre auf allen 13 Bahnen 26,051,176 Personen und 1,941,559 Tonnen Güter eine Meile befördert wurden, und werden diese Zahlen durch die Länge sämmtlicher Bahnen (393½ Meilen) dividirt, so ergibt sich der mittlere jährliche Verkehr für jede dieser Bahnen mit 66,204 Reisenden und 4934 Tonnen Fracht. Die Preise der Plätze sind auf den Eisenbahnen des Staates New-York geringer als auf jenen der andern Unionsstaaten. Im Jahr 1838 war der Preis eines Platzes auf der Harlemer Bahn nur 2½ Cents per Meile; am höchsten war er dagegen auf der Saratoga-Schenectady-Eisenbahn, nämlich 5½ Cents. Im Mittel ist der Preis eines Platzes bei allen 13 Bahnen 3,73 oder 3¾ Cents oder 21 kr. C. M. per deutsche Meile. Der Tarif für Frachten ist bei jenen Bahnen am niedrigsten, auf welchen die meisten Güter verführt werden, und beträgt im Mittel für die Meile 6⅓ Cents per Tonne und auf die deutsche Meile berechnet 29,4 Cents für die Tonne (20 Centner.)

Die jährlichen Brutto-Einnahmen auf allen 13 Eisenbahnen betragen: a) für Reisende 971,343; b) für Güter 122,548; c) von andern Quellen, namentlich von der Beförderung der Briefpost 43,780 Dollars. Die Einnahme vom Gütertransport machte also nur den achten Theil jenes vom Personentransport aus. Resumirt man die Erträge dieser Bahnen in ihren verschiedenen Rubriken (welche in dem Werke über die innern Communicationen der Vereinigten Staaten mit beigegebenen Tabellen sehr ausführlich beleuchtet sind), so ergibt sich, daß bei allen 13 Bahnen die jährlichen Brutto-Einnahmen 1,137,118 Dollars, die Betriebs-Auslagen 551,608 Dollars, mithin der reine Gewinn 585,610 Dollars ausmachte. Die Betriebsauslagen betrugen also bei allen Bahnen zusammen nur 48½ Procent, der Netto-Gewinn 51½ Procent von der Brutto-Einnahme, was mit Rücksicht auf den durchschnittlich geringen Verkehr von 66,000 Reisenden und 5000 Tonnen Güter als ein sehr günstiges Resultat angesehen werden kann.

Das günstigste Verhältniß zwischen Einnahmen und Auslagen findet bei zwei, und zwar den längsten Eisenbahnen statt, auf welchen blos Reisende befördert werden — nämlich bei jenen zwischen Schenectady, Utica und Syracuse. Bei diesen waren die Auslagen nur 33 Procent oder ein Drittel der Brutto-Einnahme. Am ungünstigsten dagegen war das Verhältniß bei der New-York-Harlem-Bahn, bei welcher beinahe die ganze Brutto-Einnahme von den Betriebsauslagen absorbirt wurde. Da die Baukosten der 13 Bahnen per Meile im Mittel 24,000 Dollars betragen haben, so ist der Netto-Gewinn = 6,21 Procent der Anlagekosten, welches eine Verzinsung des Eisenbahn-Baucapitals von 6⅕ Procent nachweist. Da der Verkehr auf allen diesen Bahnen im Zunehmen ist, so ist nicht zu zweifeln, daß Brutto-Einnahmen und Netto-Erträgnisse sich von Jahr zu Jahr vermehren werden.

Die Unterhaltungskosten der Bahnen im Staate New-York sind sehr verschieden, und weichen mitunter auf eine auffallende Weise von einander ab. Während die Mohawk-Bahn, welche zwei Geleise hat, für die jährliche Unterhaltung 697 Dollars per englische Meile und die Bahn Schenectady bis Syracuse (mit einfachem Gleise) 310, die Bahn Buffalo-Niagara-Falls 354 Dollars und die von New-York-Harlem (mit zwei Geleisen) 933 Dollars per englische Meile erforderten, kamen bei der Towanda-Eisenbahn dafür nur 124 Dollars per Meile in Anrechnung. Letztere Bahn ist übrigens in keinem guten Zustande und mangelhaft überwacht, daher solche bei Beurtheilungen nicht in die Linie der Vergleichungen mit aufgenommen werden kann.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Büdingen, im Juli.) Nachstehendes Einladungsprogramm zu dem landwirthschaftlichen Feste, welches Montag den 25. Juli dahier gefeiert werden soll, ist von dem Festcomité ausgegeben worden. — Dieses Fest, veranlaßt durch die von den Behörden ausgeschriebene, zur Beförderung der Viehzucht stattfindende Preisvertheilung, wird auf den Hammerwiesen, eine halbe Stunde von Büdingen, begangen werden. Die Festlichkeiten bestehen zunächst in einem Feierzuge aus der Stadt, in der solennen Preisvertheilung, in einem Schießen, Mittagessen, in einer Lotterieziehung, in Spielen der Jugend und in Tanzbelustigungen. Den Festtag verkünden, Morgens halb 6 Uhr, Böllerschüsse und Instrumentalmusik von den benachbarten Höhen der Stadt. Der Festzug ordnet sich um 7 Uhr in der Vorstadt und begibt sich in folgender Weise durch die Neustadt, Altstadt, Schloßgasse und den äußeren Schloßhof nach den Hammerwiesen: voran Jugend mit Fahnen; Jugend mit Gewinnsten des Schießens; dann folgen die Schützen mit Musik und Fahne, der Singverein mit Fahne, das Festcomité; weiter: ein Wagen mit allegorischen Personen, repräsentirend die Viehzucht, den Acker-, den Garten- und Weinbau, die Obstbaumzucht, die Jagd- und Schützenkunst, die

Digitized by Google

Freude und den Scherz; ferner folgen: Wagen des landwirthschaftlichen Vereinsvorstandes und der Behörden, Wagen des Stadtvorstandes, decorirte Wagen auswärtiger Theilnehmer am Feste; hieran schließt sich Jugend mit den Gewinnsten der Lotterie, Jugend mit Fahnen und endlich Musik. Nach der Ankunft auf dem Festplatze, welchen eine geschmückte Tribüne ziert, bewillkommt, zur freudigen Theilnahme an dem Feste einladend, eine der allegorischen Personen die höchsten Herrschaften und übrigen Anwesenden — und während die Musik spielt und Festlieder gesungen werden, nehmen die Beschauung des Viehes und das Schießen ihren Anfang und Fortgang. Den Vormittag beschließen die Preisvertheilung und Worte, gesprochen von einer zweiten allegorischen Person. Hierauf beginnt das Mittagessen in den Zelten. Um 2 Uhr Nachmittags ist feierliche Einholung der Frauen und Jungfrauen aus der Stadt durch den Singverein mit Musik, wornach stattfinden die Ziehung der Lotterie und Jugendspiele, welche, so wie das Schießen und die Tanzbelustigungen, bis zum Abend fortdauern und die Freude des Tages beschließen.

(Berlin.) Von Seiten des hohen Ministeriums ist das Geheimniß der Liepmann'schen Erfindung des Oelbilderdrucks nunmehr veröffentlicht und somit zum Gemeingute gemacht worden, indem das dabei zu beobachtende Verfahren, von dem Erfinder beschrieben und mit sechs erläuternden Tafeln versehen, hier erschienen ist. Die Methode besteht darin: einen Farbenkörper von beliebiger Dicke anzufertigen, der mosaikartig das abzudruckende Bild seiner ganzen Dicke hindurch gleichartig enthält. Denkt man sich also z. B. diesen trockenen und harten Farbenkörper mit einer feinen Säge in hundert Scheiben durchgesägt, so muß jeder dieser hundert Theile das vollständige Bild auf seinen beiden Durchschnittsoberflächen enthalten. Werden darauf diese Flächen mit ein wenig Oel erweicht, so kann man davon auf Leinwand, Pappe oder Papier so viel Oelbilder abdruckend entnehmen, als die Farbenmasse zuläßt. Diese Farbenmasse selbst besteht aus bis zum feinsten Staub zerriebenen Malerfarben, die, mit Oel zubereitet, zu einem sehr bald trocknenden und festen Körper werden. Mittels der Feinheit der Farbe und der eigenthümlichen Anwendung des feinen farblosen Formsandes kann der Künstler einestheils dem Bild eine solche Verschmelzung der Tinten beibringen, daß deren Unterscheidung nur vom bewaffneten Auge erkannt wird, wie er andererseits mit vollkommener Freiheit dasselbe zu impastiren vermag. Die Methode gewährt ferner den Vortheil, daß die Theile größerer Bilder von verschiedenen dazu angelernten und geübten Arbeitern zu gleicher Zeit angefertigt werden können, indem diese Massen alsdann, an und über einander gelegt, sich dergestalt verbinden, daß sie eben so zu einem einzigen Farbenkörper werden, als wären sie nur von Einem gefertigt.

Literatur.

Entwurf zu einer zeitgemäßen Verfassung der Juden in Preußen. (Breslau, bei Aderholz.)

Die in Preußen bevorstehende neue Gesetzgebung über die Juden hat, wegen ihres Zusammenhangs mit den andern wichtigen Zeitfragen, so wichtiges Interesse, daß wir nicht umhin können, unsere Leser auf die vorliegende kleine Schrift aufmerksam zu machen, welche sie mit Geist und Gründlichkeit behandelt. Der Verfasser hat allen, zum Theil sehr schwer aufzufindenden, Quellen mit deutscher Gründlichkeit nachgespürt, und die Resultate auf so pikante Weise einander gegenüber gestellt, daß seine kaum aus 80 Seiten bestehende, kleine Schrift vielleicht das Wichtigste und Anziehendste ist, was über diesen Gegenstand erschienen. Sie zeigt actenmäßig, wie, so lange das Edict von 1812 allein vorherrschte, das ist: so lange die Juden, mit einigen Beschränkungen, überall als Staatsbürger betrachtet wurden, Alles einfach, klar und Jedem genehm war; wie aber, seit sich hierüber eine gewisse Gesinnungsänderung in den höhern Kreisen kund gab, die Judengesetzgebung in Preußen ein wahres Labyrinth geworden, aus welchem kaum herauszukommen ist. Die nothwendige Folge hiervon ist, daß es jedem Beamten im höchsten Grade unangenehm seyn muß, so ungeheuer viel über die Juden studiren und mit Juden zu thun haben zu müssen, daß er sich eines unangenehmen Gefühles gegen sie, so unschuldig sie auch an diesen, Niemanden mehr als ihnen nachtheiligen, Gesetzverwickelungen sind, kaum wird erwehren können. Das Edict von 1812 besteht nämlich jetzt in Preußen neben 14 anderen Judengesetzgebungen, welche, ohne alle Rücksicht auf dessen jetzige Provinz-, Districts- oder Amtseintheilung, (nur je nachdem die Ortschaften 1812 zu Preußen oder einem andern Staate gehörten), kraus durch das Land laufen. In dem einen Städtchen dürfen die Juden z. B. Landesbesitz erwerben und Häuser kaufen; in einem anderen, ganz nahe daran gelegenen, und zu demselben Amte gehörigen, dürfen sie Beides nicht; in einem dritten dürfen sie nur das Eine und nicht das Andere. Es müssen die Behörden in Preußen, wie der Verfasser sagt, „die ganze Stufenleiter der Judengesetzgebungen, von der unduldsamsten Ausschließung des Mittelalters bis zur unbeschränktesten Gleichstellung der französischen Gesetzgebung, fortwährend auf- und niedersteigen.“ Diese Verwicklung, die man wohl eine Verwirrung nennen darf, geht so weit, daß über die Vornamen der Juden, d. i. über die, anscheinend so ganz außer dem Kreise der Staatsgesetzgebung liegende, Frage: ob ein Jude sich Hans oder Peter nennen darf, drei verschiedene Gesetzgebungen herrschen, vermöge deren ein Jude (in Folge der Cabinetsordre vom 22. Dec. 1833) in Posen weder Hans noch Peter, in den übrigen Provinzen, (wie aus der Cabinetsordre vom 9. März 1841 hervorgeht) mit Ausnahme der Rheinprovinzen, zwar Hans, aber nicht Peter; dann aber, (laut Ministerialverfügung vom 22. März 1841) am Rhein sowohl Hans als Peter heißen darf. Es entsteht hierdurch in diesem sonst so trefflich geordneten Staate gerade in Beziehung auf die Juden eine solche Unsicherheit, daß selbst die Oberbehörden hierüber oft in Zweifel sind, so daß — höchst merkwürdiger Weise — die Juden in Danzig, stets nach ministeriellen Erlassen, bis zum 17. September 1814, nach der alten Judenverfassung, von da bis zum 10. März 1820 nach dem Edicte vom 11. März 1812, d. i. als Staatsbürger, von da bis 1. Mai 1832 wieder nach der alten Verfassung, d. i. als Schutzjuden, endlich seit dem 1. Mai 1832, nach des hochseligen Königs eigener Entscheidung, großentheils nach dem Edicte von 1812, doch auch zum kleineren Theil nach der alten Verfassung, behandelt werden mußten. Eben solche Unsicherheit herrscht in Beziehung auf die Cultusfragen, und es geht aus dem Ganzen hervor, daß eine Regulirung ihrer Verhältnisse, nämlich eine zeitgemäße, allerdings ein wahres Bedürfniß ist. Für Letztere macht der Verfasser einige Vorschläge, die zwar sehr zu billigen sind, aber keineswegs im Einklange mit denen stehen, welche öffentliche Blätter uns mittheilen. Aber er vertraut mit Recht auf Friedrich Wilhelm's IV. hohen Gerechtigkeitssinn, und wir glauben voraussetzen zu dürfen, daß seine Brochüre der Sache seiner Glaubensgenossen von wesentlichem Nutzen seyn, viele Leser belehren, alle angenehm ansprechen werde.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 21. Juli. (Neu einstudirt): Der Wasserträger, Oper in 3 Abth., Musik von Cherubini.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Sohn.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 200. Freitag, den 22. Juli 1842.

Das zerbrochene Siegel.

(Aus dem „Vaterland", Wochenschrift, herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung v. C. Jonghaus in Darmstadt.)

Eine halbe Stunde von Conquet, einem hübschen kleinen Dorf in der Bretagne, an der Küste des Oceans, liegt das alte Schloß Plouerneck, dessen dunkle starke Thürme majestätisch gegen den melancholischen Himmel der Bretagne sich erheben. Auf der östlichen Seite des alten Herrenhauses dehnt sich weithin ein Wald aus; westlich liegt das Meer, dessen blaue Oberfläche von raschen Fischerkähnen häufig durchfurcht wird. Bei Tage hört man zuweilen in der Nachbarschaft des weitläufigen Gebäudes den Gesang eines Hirten oder das Geläute einer Heerde, bei der Nacht aber unterbricht kein Lärm die feierliche Stille, kein Thun und Treiben verräth das Daseyn und die Nähe von Menschen; man möchte sagen, jedes Geschöpf lausche auf das Klagen des Windes in den Aesten der alten Eichen, und das Rauschen des Oceans, dessen Wogen sich an den nahen Felsen brechen.

Dem ernsten Charakter der Landschaft entspricht auch das Schloß; die graue Farbe der Mauern, die halb zerfallenen Zacken der Thürme, die mit Moos bedeckten Dächer, der alte Balkon von Eisengittern, Alles an dem ehrwürdigen Haus steht in vollkommenem Einklang mit dem fast traurigen Ernst der Umgebung.

Wie viele Familien haben nach und nach das stattliche Herrenhaus bewohnt? Welchen ritterlichen Helden hat es im Laufe der Zeit zur Wiege gedient? Wie haben sie alle gelebt, was haben sie gewirkt und geschaffen? Wie sind sie gestorben? Bei welchen gefährlichen Unternehmungen, in welchen Schlachten ertönte der bizarre Klang ihres britischen Namens? Ich weiß es nicht; nur die letzten Schicksale dieses edlen Stammes sind mir bekannt geworden, und ich gebe sie, wie ich sie hörte.

Im Jahre 1793 bewohnte der Marquis von Tréseguidy das Schloß Plouerneck mit seinen zwei Söhnen, seiner Schwiegertochter und seinem kaum zwölfjährigen Enkel. Seine Gemahlin war schon seit mehreren Jahren gestorben. Die Familie lebte still und eingezogen, und kümmerte sich nur wenig um das, was in der Welt vorging. Im Anfang seiner Verheirathung hatte der älteste Sohn des Marquis, der Graf von Tréseguidy, zuweilen wohl seine junge Gemahlin zu den Vergnügungen und Festlichkeiten in Brest begleitet, nach dem Tode der Mutter aber hörten auch diese seltenen Ausflüge auf, und er lebte nun blos seinen Studien und seiner Familie.

Der Baron, sein Bruder, war einige Jahre jünger, von weniger ernstem Charakter als der Graf, und hatte das Leben der meisten jungen Edelleute seiner Zeit geführt, das heißt, er hatte mehrere Jahre lang am Hof Ludwigs XVI. gelebt, und war dann wieder zu der rauhen Küste zurückgekehrt, welche einstens der Schauplatz seiner kindlichen Spiele gewesen war.

So lebten also jetzt die beiden jungen Männer das eingezogene Leben ihres alten Vaters. Der Graf begab sich nach dem Frühstück immer in seine Bibliothek oder unterhielt die Familie durch Vorlesen; der Baron setzte sich zu Pferde und eilte, von seinen Jägern und seinen Hunden begleitet, zur Jagd in den nahen Wald. Frau von Tréseguidy setzte sich neben ihren alten Schwiegervater nieder, der sich selten nur von seinem Lehnsessel erhob. Der kleine Raoul lief während dieser einförmigen Tage mit dem Sohn eines Schiffers, Namens Janekin, in der Umgebung von Plouerneck herum, oder hörte auch, zwischen dem Großvater und der Mutter sitzend, auf die Unterhaltung des Vaters.

Im Sommer erging sich die Familie häufig in den Wäldern oder am Gestade des Meeres, und dehnte zuweilen ihren Spaziergang bis nach Conquet hin aus; doch geschah letzteres nur selten, weil die Beine des alten Marquis nicht immer Kraft genug hatten, einen so weiten Gang zu thun. Wenn es aber geschah, dann ruhte sich der alte Marquis mit seinen Kindern immer in der Hütte des Fischers Janekin aus. Er ließ sich auf einem alten hölzernen Sessel nieder, während seine Söhne und seine Tochter auf dem Bette oder dem Tische ihres Wirthes Platz fanden. Der junge Raoul benutzte den Halt, um mit seinem Spielkameraden, Pierre Janekin, im Dorf herum zu laufen.

Der Tag, an dem der Marquis Conquet besuchte, war immer ein Tag der Freude für die Bewohner desselben. Sie zogen ihrem alten Lehnsherrn, sobald sie ihn erblickten, entgegen und begleiteten ihn zu Janekins Hütte. Herr von Tréseguidy liebte die biedern Leute wie die Freunde seiner Kindheit, er kannte ihrer aller Lebensgeschichte, und wußte den jungen Leuten tausend Kleinigkeiten aus dem fleißigen Leben ihrer Väter zu erzählen. Das Verhältniß zwischen dem Adel und dem Volk der Bretagne war ehedem ein gar schönes. Der Lehnsherr war einfach wie der Belehnte; der Bauer arbeitete für den Herrn, und dieser zog für den Bauer, wenn es galt, das

Digitized by Google

Schwert. Die ganze Bevölkerung war durch unauflösliche Bande, durch die Bande der Dankbarkeit und Achtung verbunden.

Wenn der Marquis in's Dorf eintrat, beeilte sich Janekin, schnell seine Hütte in Ordnung zu bringen. Er brachte seine nassen Netze hinaus und breitete sie in der Sonne aus, er reinigte den Boden von allen Austermuscheln, Schnecken u. s. w., legte ein reines Tuch von grobem Stoff über sein Bette hin; kurz, er gab seiner ganzen Wohnung ein Ansehen von Ordnung und Reinlichkeit. Dann zog er seine schöne Sonntagsjacke an, schlüpfte in seine Schuhe, und empfing, seine rothe wollene Mütze in der Hand, den geehrten Gast.

„Guten Tag, Janekin," rief ihm schon von weitem Herr von Tréseguidy entgegen, „ich bringe Besatzung in Dein Haus, mein Freund! Nicht wahr (bei diesen Worten wies er auf seine Kinder), nicht wahr, ich führe ein schönes Regiment?"

„O Herr Marquis," entgegnete der Fischer, indem er ihn gravitätisch begrüßte, „alles, was der liebe Gott auf der Erde Janekin verliehen hat, alles gehört Ihnen, alles, seine arme Hütte, seine Netze, sein Leben."

„Ich danke Dir, mein Freund," sagte Herr von Tréseguidy, indem er die rauhe derbe Hand Janekin's drückte, „mein altes Haus ist auch nie einem der Deinigen verschlossen gewesen, und ich denke, es soll niemals Undankbare in unseren Familien geben."

(Fortsetzung folgt.)

Die Eisenbahnen in den vereinigten Staaten von Nordamerika.

(Schluß.)

Wie bereits schon bemerkt worden ist, werden wir am Schlusse des zweiten Artikels alle Einzelnheiten der amerikanischen Eisenbahnen ausführlich beleuchten und mit den gemachmachten Erfahrungen der Jahre 1840 und 1841 vergleichen. Wir enthalten uns daher aller Bemerkungen und gehen nunmehr zu den Eisenbahnen über, welche sowohl in den östlichen Staaten (New-England) als auch auf dem westlichen Territorium — dem unabhängigen Staat Ohio — theils ausgeführt oder noch im Ausbau begriffen sind. Unter der allgemeinen Benennung: Oestliche Staaten oder Neu-England versteht man die am meisten östlich gelegenen sechs Staaten der Union: Maine, Newhampshire, Vermont, Massachusetts, Rhode-Island und Connecticut; sie werden im Westen von New-York, im Norden von den englisch-amerikanischen Besitzungen, im Osten und Süden vom atlantischen Ocean begränzt. Im Anfang des Jahres 1840 waren in den östlichen Staaten 21 Eisenbahnen theils im Betrieb, theils noch im Bau begriffen, nämlich: 1) Eisenbahn von Quincy (nach den Steinbrüchen zum Neponsetfluß) war die erste, welche im Jahr 1827 in den östlichen Staaten erbaut wurde. Sie hat eine Länge von 4 englischen Meilen, wird mit Pferden betrieben und hat einen Kostenaufwand von 600 (?) Dollars erfordert. 2) Boston-Lowell, $25^3/_4$ Meilen, Gesammtkosten 1,800,000 Dollars. 3) Zweigbahn nach Charlestown, $1^3/_4$ Meilen lang, Kosten 100,000 Dollars. 4) Nashua-Lowell, diese Bahn hat eine Länge von $14^1/_4$ Meilen und erforderte einen Kostenaufwand von 353,662 Dollars. 5) Boston-Portland, $19^1/_2$ Meilen lang, Kosten 530,500 Dollars. 6) Boston-Maine, 15 Meilen lang, Kosten 240,000 Dollars. 7) Oestliche (in Massachusetts), 38 M. lang, und 8) Zweigbahn nach Marblehead, 3 M. lang, Kostenbetrag 1,435,000 Dollars. 9) Oestliche (in Hampshire), $15^1/_2$ M. lang, Kosten 300,000 D. 10) Boston-Providence, $42^1/_2$ M. und 11) Zweigbahn nach Dedham, 2 M. lang, Kostenbetrag 1,947,039 D. (Pferdebahn). 12) Zweigbahn nach Taunton, 11 M. lang, Kosten 260,000 D. 13) New-Bedford-Taunton, 20 M. lang, Kostenbetrag 400,000 D. 14) New-York-Providence-Boston, $47^1/_2$ M. lang, Kosten 2,500,000 D. 15) Boston-Worcester, 44 Meilen und 16) Zweigbahn nach Milburg, $3^1/_4$ M. lang, Kostenbetrag 1,848,085 D. 17) Westliche, 117 M. lang, Kosten 4,299,429 D. 18) Norwich-Worcester, 59 M. lang, Kosten 1,475,000 D. 19) Newhaven-Hartford, 37 M. lang, Kosten 750,000 D. 20) Housatonic, 73 M. lang, Kosten 1,095,000 D. 21) Bangos-Orono, 10. M. lang, Kosten 150,000 Dollars.

Sämmtliche Bahnen haben eine Länge von $602^1/_2$ Meilen und 388 Meilen waren davon bereits eröffnet. Sie wurden von 18 verschiedenen Actiengesellschaften unternommen; die längste einer einzigen Compagnie angehörige Bahn ist jene von Worcester nach Westokbridge, welche 117 Meilen mißt. Im Allgemeinen sind die Steigungen der Eisenbahnen in den östlichen Staaten mäßiger als im Staate New-York, indem 40 Fuß per Meile (1: 32) als das Maximum angenommen werden kann, sowie die Krümmungen ebenfalls viel mäßiger sind, da deren Halbmesser selten kleiner als 1000 Fuß sind. Während im Staate New-York beinahe alle Eisenbahnen bloß Flachschienen haben, sind jene in den östlichen Staaten durchaus mit massiven Schienen versehen, und zwar in der Regel mit einem Gewicht von 55 bis 58 Pfund per Yard. Mit Ausnahme der Boston-Lowell-Bahn haben alle Eisenbahnen bloß einfache Geleise von 4 bis $8^1/_2$ Weite, obschon der Unterbau fast durchaus für doppelte Geleise angelegt worden ist.

Auf sämmtlichen Bahnen in den östlichen Staaten waren zu Anfang des Jahres 1840 74 Locomotiven vorhanden, welche für 376 Meilen eröffneter Bahnen benützt wurden und im Durchschnitt für eine Weglänge von 9 Meilen eine Locomotive erforderlich machten. Auf der kurzen Quincy-Eisenbahn, der ersten, welche im J. 1827 in den östlichen Staaten erbaut wurde, so wie auf einigen andern kleinen Zweigbahnen bedient man sich der Pferde zum Transport. Für den Bau der Eisenbahnen in den östlichen Staaten war bis zu Anfang 1840 eine Summe von 16,413,233 Dollars verausgabt. Rechnet man noch hinzu die zur Vollendung der Bahnen noch erforderlichen 3,130,482 Dollars, so ergibt sich, daß die Baukosten von $602^1/_2$ englischen Meilen Eisenbahnen im Ganzen 19,543,715 Dollars betragen, was im Durchschnitt per Meile einfache Bahn mit allen Zubehörungen 32,447 Dollars ergibt und für die deutsche Meile berechnet 167,726 Rthlr. erfordern würde. Vergleicht man die Baukosten der Eisenbahnen im Staate New-York mit denen der östlichen Staaten, so ergibt sich, daß letztere durchschnittlich 80 Procent mehr gekostet haben als erstere. Der größte Theil dieser Summe wurde von Privatactionären eingezahlt; jedoch hat der Staat Massachusetts sechs Compagnien Darlehen zum Gesammtbetrag von 4,540,000 Dollars bewilligt. Rechnet man hinzu, daß der Staat für die westliche Bahn eine Million subscribirt und 400,000 Dollars bereits eingezahlt hat, so ergibt sich, daß der Staat Massachusetts

Digitized by Google

5 Mill. Dollars für die Herstellung von Eisenbahnen beigetragen hat.

Die in dem Staat Massachusetts ausgeführten Eisenbahnen zeichnen sich durch ihre solide Construction, ihre geregelte Verwaltung und ihre günstigen Betriebsresultate vor allen anderen Bahnen der Vereinigten Staaten aus. Beleuchtet man diese Bahnen etwas näher, so ergibt sich, daß die Bahnen Boston-Lowell, Mashua-Lowell, Boston-Portland, Oestliche, Boston-Providence, Zweigbahn nach Taunton, Boston-Worcester eine Gesammtlänge von 167½ Meilen und im Durchschnitt berechnet 42,525 Dollars per englische Meile (317,520 Rthlr. per deutsche Meile) gekostet haben. Der jährliche Verkehr dieser Bahnen betrug durchschnittlich 97,000 Reisende und 18,500 Tonnen Güterfracht. Der Mittelpreis eines Platzes war 4 Cents per Meile und der mittlere Frachtpreis per Tonne betrug per Meile 7. 6 Cents. Stellt man Einnahme und Ausgabe dieser sieben Bahnen gegeneinander über, so ergibt sich, daß die jährliche Brutto-Einnahme 896,839 D. und die jährlichen Betriebsauslagen 395,448 D. betrugen und einen Nettogewinn von 501,391 Dollars ergaben. Die Betriebsauslagen machten daher 44 Procent von der Brutto-Einnahme aus. Vergleicht man den Nettogewinn per Meile Bahnlänge (2996 D.) mit den Baukosten der Bahnen (per Meile 42,525 D.), so ergibt sich, daß der erstere im Mittel 7 Procent ausmachte. Die Geschwindigkeit der Fahrten auf den Bahnen in Massachusetts mit Personen ist 18 bis 24, mit Gütern 10 bis 12 engl. M. per Stunde, wobei aber der Aufenthalt nicht mit eingerechnet ist. Die Unterhaltungskosten der Bahnen beliefen sich im Durchschnitt auf 404 Dollars per engl. M. und die Unterhaltung der Locomotiven und Transportwagen auf 17 Cents per Meile Fahrt. Für Feuerung der Locomotiven wird in der Regel weiches Holz benutzt, was jetzt keinen Anstand mehr findet, weil mehrfache Vorrichtungen angewendet werden, welche das Aussprühen der Funken verhindern.

In den Berichten, welche die verschiedenen Eisenbahncompagnien jährlich an die Legislatur zu erstatten haben, müssen sowohl die Quellen der Einnahmen als auch die Betriebsausgaben in ihren verschiedenen Rubriken angegeben werden. Indem wir uns vorbehalten, die Gesetzgebung für Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten später ausführlich zu beleuchten, gehen wir nun zu den Eisenbahnen über, welche im Staate Ohio ausgeführt oder noch in Arbeit begriffen sind. In diesem Staate waren am Schluß des Jahres 1839 sechs Bahnen theils ausgeführt oder noch im Bau begriffen: 1) Mad-river-Lake-Erie, 130 Meilen lang, Kosten 910,000 Dollars. 2) Little-Miami, 85 M. lang, Kosten 1,000,000 D. 3) Monroeville-Sandusky, 15 M. lang, Kosten 90,000 D. (Pferdebahn). 4) Cleveland-Newbury, 6 M. lang, Kosten 18,140 D. (Pferdebahn.) 5) Fairport-Tainsville, 3 Meilen lang, Kosten 22,000 D. (Pferdebahn). 6) Ohio, 177 Meilen lang, Kosten 1,239,000 Dollars. Von diesen Bahnen waren erst im Ganzen 39 Meilen eröffnet, wovon 15 Meilen mit Locomotiven, die übrigen mit Pferdekräften betrieben wurden. Die ganze Länge der unternommenen Eisenbahnen betrug 416 Meilen. Zu sämmtlichen Bahnen wurden Flachschienen verwendet, mit Ausnahme einiger kleinen Bahnen, wo wegen noch nicht angeschaffter Schienen auf dem bloßen Holz gefahren wurde. Bis zum Anfang des Jahres 1840 waren für diese Bahnen 420,000 Dollars ausgelegt, wovon mehr als die Hälfte von dem Staate den Actiengesellschaften dargeliehen wurde. Um sämmtliche Bahnen zu vollenden, bedarf es nach den Ueberschlägen der Ingenieurs noch 2,859,000 Dollars, welches mit den bereits verausgabten Kosten von 420,000 Dollars einen Gesammtbetrag von 3,279,000 Dollars ausmacht, und auf die Gesammtlänge der Bahnen für jede Meile einfache Bahn einen Durchschnittsbetrag von 7883 Dollars ergeben würde. Da von den Bahnen in Ohio im Jahr 1840 nur ganz kurze Strecken im Betriebe waren, so war es nicht möglich, die Betriebsresultate genau zusammen zu stellen.

Mit den Eisenbahnen im Staate Ohio schließt der erste Band des Werkes über die inneren Communicationen der Vereinigten Staaten von Nordamerika, und wir werden, sobald es möglich ist, den zweiten Artikel nachfolgen lassen, worin die weiteren Bahnen bezeichnet und diejenigen Nachträge enthalten sind, welche wir am Schlusse der Einleitung dieses Artikels erwähnt haben.

Beil.

Die Tiedge-Stiftung in Dresden.

Für das Andenken von Männern, welche durch die Forschungen und Erzeugnisse ihres Geistes oder durch ihre Thaten und Werke berühmt und der dankbaren Erinnerung der Nachwelt würdig geworden, hat man vielleicht zu keiner Zeit mehr gethan, als heutigen Tages geschieht. Während die Standbilder der Heroen in Krieg und Frieden, in Kunst und Wissenschaft sich in Erz und Marmor prangend erheben, wird auch derer gedacht, die als dii minorum gentium ihren Namen rühmlich bewährt haben. Man scheint hierbei mehr und mehr auf den Grundsatz zu kommen, neben den Monumenten plastischer Kunst auch Stiftungen zu begründen und letztere dürften namentlich bei solchen Veranlassungen als sehr geeignet erscheinen, wo es weniger großartige, Länder und Völker umfassende Celebritäten, als vielmehr minder ausgedehnte, dennoch aber schöne und ehrenhafte Bestrebungen zu verherrlichen gilt. So bei C. A. Tiedge, dessen edle Gesinnung und Tendenz selbst von solchen, welche seine Dichtungen nicht überschätzen, anerkannt werden und dessen Namen immer mit Achtung und Liebe genannt werden wird, so auch bei ihm, dem Sänger der Urania, den man mit dem französischen Lamartine nicht ohne zureichenden Grund in Parallele bringen kann. Die in Dresden begründete Tiedge-Stiftung wird gewiß aller Orten in unserm gemeinsamen Vaterland den lautesten Anklang finden und mit der wärmsten Theilnahme entgegen genommen werden, da sie auf ächt humanen Prinzipien beruht und ihre segensreichen Wirkungen nicht ausbleiben werden. Nach den Statuten dieser Stiftung ist ihr Zweck ein doppelter, und zwar also:

1) Es sollen alle 5 Jahre dem Verfasser des in diesem Zeitraum in deutscher Sprache, sey es in gebundener oder ungebundener Rede, erschienenen dichterischen Werkes, das von einer schiedsrichterlichen Commission als der deutschen Literatur am meisten zu Ehren gereichend und die höheren Interessen der Menschheit fördernd erkannt wird, hundert Ducaten als Anerkennung und Achtungsbezeugung übersendet werden. Die Stiftung ist bereits so weit fest begründet, daß sie am 1. Januar 1848 zum Erstenmal den eben bezeichneten Preis auszugeben im Stande seyn wird.

2) Soll die Stiftung dahin gehen, daß deutsche Dichter

Digitized by Google

und Künstler, nämlich Musiker, Maler und Bildhauer, bei eintretendem Bedürfniß in vorgerückten Jahren mit einer jährlich zu gewährenden Geldsumme von mindestens 60 und höchstens 150 Thalern bis an ihr Lebensende, oder so lange Noth vorhanden, bedacht werden mögen. Würdigkeit und Bedürftigkeit sollen der Maßstab für die Bewilligung solcher Beihülfe seyn. Die Wirksamkeit dieser Stiftung beginnt, sobald ihr Fond eine Höhe erreicht hat, um jährlich 120 Thlr. Interessen zu gewähren.

Das Gemeinnützige dieser Stiftung ist nicht zu verkennen. Jedoch würde namentlich die zweite Aufgabe derselben durch das bloße allmählige Anwachsen der Zinsen nur langsam erreicht werden, und es ist daher nöthig, daß durch noch andere Mittel nachgeholfen werde, durch Konzerte, Kunstausstellungen, Verloosungen u. s. w. In dieser Beziehung ist es sehr wünschenswerth, daß sich für diesen Zweck zahlreiche Hülfscomité's in den bedeutenden Städten Deutschlands bilden und mit dem Hauptcomité in lebhaften Wechselverkehr treten. Da die Bildung solcher Comité's bereits in Berlin, Breslau, Leipzig, Magdeburg, Prag, Weimar und Wien freundlichst in Aussicht gestellt ist und dazu die einleitenden Schritte schon gemacht werden, so halten wir es für Pflicht, auch die edlen Menschenfreunde und Beförderer alles Guten, deren unsere Stadt so viele zählt, auf die Tiedge-Stiftung, welche eine gemeinsam-vaterländische seyn soll und will, aufmerksam zu machen. Wir zweifeln nicht, daß auch bei uns die angeregte schöne Idee Wurzel fassen und daß sich Männer von Einsicht und Einfluß vereinigen werden, um das Andenken eines edlen deutschen Dichters auf würdige Weise zu ehren und ihm ein lebendiges Monument zu setzen, welches segenbringend von Geschlecht zu Geschlecht wachsen und gedeihen möge. Indem wir uns freuen, durch gegenwärtige Andeutungen ein erstes Scherflein aus unserer Stadt beigetragen zu haben, werden wir nicht unterlassen, unsere Aufmerksamkeit auch ferner einem so schönen Unternehmen zuzuwenden, und sind wir gerne bereit, die Spalten unseres Blattes demjenigen zu eröffnen, was auf die Angelegenheiten der Tiedge-Stiftung und namentlich eines in Frankfurt a. M. zu bildenden Hülfscomité's Bezug hat.

Die Red. d. Didaskalia.

Mannichfaltigkeiten.

Welch ein Zufall des Schicksals, daß an demselben Tage das tragische Ereigniß in Frankreich sich zutrug und das Glück seiner Königsfamilie so schrecklich störte, während am andern Ende Europa's, im fernen Norden, die russische Kaiserfamilie eines der schönsten Familienfeste in Glanz und Freude feiert! Welch ein Stoff zu ernsten Betrachtungen über den Wechsel aller irdischen Dinge: Paris und Petersburg am 13. Julius 1842!

Auf dem Werft der Great-Western-Dampfschifffahrts-Gesellschaft zu Bristol ist gegenwärtig ein eisernes Dampfschiff fertig geworden, welches die engl. Blätter selbst den Weltwundern beizählen zu dürfen glauben. Es hat 1000 Pferdekraft und 3600 Tonnen Gehalt, führt 6 Masten, ist 325 Fuß lang, 51 breit und 33 tief. In dem Hauptsalon können 380 Personen zugleich zu Mittag speisen, und für 360 Passagiere sind bequeme Schlafstätten vorhanden. Das Schiff wird 1000 Tonnen Kohlen und eine Bemannung von 130 Köpfen führen.

In Erlangen erscheint eine neue Zeitung, die allgemeine Gesundheitszeitung, von welcher die allgemeine Turnzeitung und allgemeine Wassercurzeitung wöchentliche Beilagen bilden. Alle drei kosten in Erlangen 30 kr. Drei „allgemeine Zeitungen" für 30 kr.! — Beispiellos wohlfeil!

(Wien, 13. Juli.) Die Eröffnung der deutschen Saison hat uns bisher, außer ein paar Gästen minderen Ranges, nichts von Bedeutung gebracht, und macht in der rühmlichen Stagnation aller unserer Bühnen vor der Hand keine Ausnahme. Im Burgtheater haben die kurz vor seinem Schlusse daselbst stattgefundenen Gastspiele des Hrn. Hendrichs aus Hamburg Interesse erregt, und es wäre zu wünschen, ihn für diese Bühne gewonnen zu sehen, bei welcher der Mangel eines Liebhabers in nicht gar langer Zeit fühlbar werden dürfte.

Bei Liverpool soll am Strand eine Flasche aufgefunden worden seyn, in der sich ein Papier befand mit den Worten: „In's Meer geworfen aus dem Dampfschiffe President, nachdem es Neuyork 21 Tage verlassen. Mehrere Eisberge passirt und zuletzt zum Wrack geworden. Vierzehn Matrosen todt. Wenn dies gefunden wird, möge es unserer Freunde willen veröffentlicht werden. John Kerkman, Passagier. Viel Leiden von Kälte und Hunger; haben zwei unserer Gefährten gegessen." Man scheint die Zuverlässigkeit dieser Angabe nicht für ganz unmöglich zu halten, obwohl die vielen Fabeln, welche bereits über das Schicksal des Dampfschiffes President in Umlauf gesetzt worden, allgemein mißtrauisch gemacht haben. Die Bestätigung wird jetzt von denen erwartet, welche die Handschrift des unterzeichneten Passagiers kennen.

Korrespondenz.

Rödelheim, 20. Juli.

Kommenden Samstag, den 23. d., Nachmittags, wird das im Laufe der letzten sechs Monate gegrabene, neue Nidda-Flußbett dahier eröffnet und dürfte dieses, namentlich beim Durchbrechen des Dammes und Einsturz des Wassers, einen recht interessanten Anblick gewähren, indem der Wasserfall über 6 Fuß beträgt. Die Eröffnung geschieht hinter dem Gasthaus zum Frankfurter Hof.

Theater-Anzeige.

Samstag, 23. Juli. (Auf hohes Begehren): Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth., Musik von Lortzing.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

No. 201. Samstag den 23. Juli 1842.

Das zerbrochene Siegel.

(Fortsetzung.)

Die Wintertage wurden auf eine andere Weise hingebracht. Der Marquis und seine Kinder versammelten sich dann um das große Kamin, und der Graf las mit seiner schönen wohlklingenden Stimme aus seinen Lieblingswerken vor, zuweilen auch aus einem jener kleinen Bücher, die von liebenswürdigen Federn zur Freude von Familienzirkeln geschrieben sind, aus dem Telemach, aus Paul und Virginie, aus der Indischen Hütte, damals noch ganz neuen Schriften Bernardin St. Pierre's. Frau von Tréseguidy folgte mit Interesse, die Augen auf ihren Gemahl gerichtet, der mit seltener Vollkommenheit las, diesen schönen Erzählungen. Raoul stand mit halbgeöffnetem Munde, den Kopf auf die Schulter der Mutter gelehnt, lauschte stumm und wagte kaum zu athmen.

Doch die glückliche Familie sollte sich ihres stillen Glückes nicht lange freuen. Der Vulkan, der in Paris tobte, und Menschen wie leblose Dinge verschlang, hatte seine brennende Lava bis in die stillen Wälder der Vendée geschleudert. Der junge Larochejacquelin sammelte alle Edelleute und alle Landleute um sich, die dem Könige von Frankreich treu geblieben waren.

Die Herren von Tréseguidy glaubten diese Ehrenschuld zahlen zu müssen, verließen eines Nachts ihr Schloß und begaben sich heimlich mitten durch tausend Gefahren in das Hauptquartier der Vendéer.

Der alte Marquis wohnte nun allein mit seiner Schwiegertochter und seinem Enkel Raoul in Plouerneck. Janekin zog in's Schloß, während sein Sohn Peter, ein Jüngling von 19 Jahren, stark und kühn wie Jean Bart, in Conquet seiner Fischerei weiter nachging. Bei'm Scheiden hatte der Graf von Tréseguidy seinen Vater, seine Gemahlin und seinen Sohn der erprobten, gränzenlosen Treue des alten Seemanns empfohlen.

Drei Monate verflossen, ohne daß die jungen Männer etwas von sich hatten hören lassen. Ein einziges Mal war ein Einwohner von Conquet in's Schloß gekommen und hatte ein Billet gebracht, worauf aber nur die vier Worte standen: „Wir befinden uns wohl." Die junge Frau durchweinte ganze Nächte, der alte Marquis alterte sichtbar von Tag zu Tag, und Raoul war in immerwährender Unruhe. Endlich eines Abends, im Augenblick, als der Marquis sich in sein Zimmer zurückziehen wollte, trat Janekin mit einem zusammengelegten Papier ein. Frau von Tréseguidy ergriff es mit krampfhaftem Zittern; es enthielt folgende Zeilen:

„Die Vendéer Armee hat vor drei Tagen bei Savenay eine Niederlage erlitten. Wir sind durch ein Wunder dem Tod entgangen. Wir sind auf der Flucht, man verfolgt uns. Wenn Gott uns seinen Beistand verleiht, werden wir am 27. November in der Nacht auf Schloß Plouerneck eintreffen. Janekin komme uns entgegen nach dem Walde hin, wir erwarten ihn auf der Straße nach dem Weiher. Auf Wiedersehen, ihr Lieben!

C. H. de T."

„Der 27. November ist ja heute," sagte Janekin.

„Ja wohl! schnell fort! mein Freund," rief Frau von Tréseguidy. „Noch hast Du Zeit genug, um zu jenem Ort des Zusammentreffens zu kommen. Schnell!"

Janekin nahm seine Pistolen und entfernte sich mit raschen Schritten. Als der treue Fischer bereits den düstern Wald erreicht hatte, wo der Mond halb verborgen hinter Wolken die Pfade beleuchtete, hielt ein Trupp Reiter am Thor des Schlosses. Der eine derselben stieg ab und läutete mit Ungestüm die Glocke. Der greise Marquis zitterte in seinem Bette, Raoul erwachte und rief seiner Mutter. Frau von Tréseguidy, die in Erwartung ihres Gemahls in einem Lehnstuhl bei'm Kamin eingeschlummert war, sprang rasch auf, stürzte an's Fenster, öffnete es, und rief mit zitternder, bewegter Stimme: „Bist Du es, Charles?" Aber von Schrecken ergriffen, sank sie zurück. Bei'm Schein des Mondes hatte sie unter den Mänteln der Reiter die Uniform der Republik erkannt. Ohne Rath, was sie thun solle, ganz verwirrt vor Schrecken, stürzte sie in das Zimmer des Marquis.

„Hast Du sie gesehen, liebe Tochter? Eile ihnen schnell entgegen. Meine alten Glieder zittern so vor Freude, daß ich nicht zu gehen vermag. Eile, eile, führe sie hierher."

„O Gott, mein Vater, sie sind es ja nicht!" rief die junge Frau, und sank fast ohnmächtig auf einen Stuhl. „Es ist nicht mein Gemahl, es sind nicht Deine Söhne, es sind Republikaner, die draußen harren. O Himmel! Alles ist verloren!"

In diesem Augenblick ertönte die Glocke zum zweiten Mal, und zwar heftiger als das erste Mal.

„Was sollen wir thun?" sagte der Marquis, starr vor Entsetzen.

„Wäre Janekin nicht fort, dann könnte er uns die Gegenwart der Soldaten ertragen helfen," sagte Frau von Tréseguidy.

Digitized by Google

Raoul trat in's Zimmer und erzählte, die Diener hätten so eben mehreren Reitern das Thor geöffnet. In der That hörte man bereits das Klirren ihrer Sporen im Korridor.

„Ermanne Dich, mein Kind," sagte, auf ein Mal wieder gefaßt, der alte Marquis, „laß uns in dieser gefährlichen Lage unsere Ruhe nicht verlieren. Laßt mich auf alle Fragen dieser Menschen antworten. Raoul, sprich Du kein Wort. Ein Wort könnte unser Leben bedrohen."

Ein Diener trat ein und meldete dem Marquis, ein Capitain von der Gensdarmerie von Brest wünsche ihn zu sprechen.

„Laß ihn eintreten, Bertrand," antwortete der Marquis mit Ruhe. Der Greis hatte die ganze Energie seiner Jugend in dem verhängnißvollen Momente wieder erlangt. Das göttliche Feuer der väterlichen Liebe, das in seinen Augen strahlte, hatte auch sein Herz erwärmt.

Man hörte die schweren Tritte von zwei Männern auf der Treppe, und bald öffnete sich die Thüre vor einem jungen Offizier, der von einer sorgfältig in einen Mantel gehüllten Person begleitet war. Der Republikaner schien überrascht, als er in's Zimmer trat; auf ein solches Bild, wie es sich jetzt seinen Blicken darbot, war er nicht gefaßt gewesen. Der alte Marquis saß bei seiner Tochter und seinem Enkel, sein Antlitz war ruhig und seine Silberhaare verdeckten die Blässe seiner Stirne.

(Fortsetzung folgt.)

Der deutsche Sänger.

Von J. Pirazzi.

(Vorgetragen bei dem vierten wetterauer Sängerfest in Friedberg.)

Der deutsche Sänger ist ein Mann,
Der ohne Prahlen sagen kann,
Daß er nach dem, was gut ist, strebt,
Daß Kunst mit Leben er verwebt
Und, was im Lied er feurig singt,
Auch tief in seine Seele dringt.

Die Kunst ist ihm ein Heiligthum,
Er haschet nicht nach eitlem Ruhm,
Er treibt sie nicht um schnödes Gold,
Er steht in keines Herren Sold,
Er übt sie gern und übt sie frei
Und ohne Prunk und Ziererei.

In England's und in Frankreich's Gau'n
Ist solch ein Jünger nicht zu schau'n,
Italien auch bringt nicht hervor
Den krafterfüllten Männerchor,
In Rußland ist es viel zu kalt,
Germanien ist der Sängerwald.

Dort blüht in Städten groß und klein
Gleich Eichen ein Gesangesverein
Und nicht der Stand und nicht der Rang,
Es gilt allein der Stimme Klang,
Es gilt das Herz; ob arm, ob reich,
Die Sänger sind sich alle gleich.

Der deutsche Sänger liebt das Land,
Das ihm vertraut, das ihm verwandt,
Wo er auf einem engen Raum
Geträumt den schönen Jugendtraum,
Wie weit das Schicksal ihn auch trieb,
Die Heimath bleibt ihm ewig lieb.

Doch diese Strecke nicht allein,
Sein Vaterland muß größer seyn,
Denn, wie ihr oft gehört, er singt:
So weit die deutsche Zunge klingt,
Vom Belt, der Donau, bis zum Rhein,
Das ganze Deutschland soll es seyn.

Der deutsche Sänger, wie bekannt,
Ist kein Philister, kein Pedant,
Er liebt die Freude, liebt den Wein,
Mag lieber froh als traurig seyn,
Auch folgt er gern der Minne Spur,
Ihr huldigend — ein Troubadour.

Doch theilt er auch des Bruders Schmerz,
Mitfühlend schlägt sein warmes Herz,
Oft ist er Retter in der Noth,
Ein treuer Freund bis in den Tod,
Denn seine Lieder geben kund
Den enggeschloss'nen Brüderbund.

Der deutsche Sänger schätzt das Wort,
Das kämpfet für der Freiheit Hort,
Das kühn für Wahrheit und für Licht
Mit edlem Männermuthe ficht;
Vernimmt solch reinen Klang sein Ohr,
Ertönt des Beifalls voller Chor.

Doch treibt versteckt und heimlich nie
Er leidige Demagogie,
Er achtet des Gesetzes Band
Und ehret auch die wack're Hand,
Die leitend dessen Zügel führt —
Wenn er am Fortschritt nicht genirt.

So stoßet denn die Gläser an,
Es gelte diesem Ehrenmann:
So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt,
Die deutschen Sänger im Verein,
Sie sollen laut gepriesen seyn!

Die Mineralbrunnen und Heilquellen am Taunus.

VII.

Schlangenbad.

Während aus der Masse von Eindrücken, welche die Außenwelt auf uns hervorbringt, die meisten über lang oder kurz verschwinden und auf der Tafel unserer Erinnerung kaum eine Spur zurücklassen, bleiben andere fest und in aller Farben-

Digitized by Google

frische stehen und begleiten uns durchs Leben. So steigt auch jetzt wie durch einen Zauberschlag Schlangenbads romantisches Thal vor meine Seele und ich gedenke weit hinter mir liegender, aber glücklicher Tage. Leben sie auch noch in Euerm Gedächtniß, meine Freunde? Wir gingen damals in die sogenannte lateinische Schule in W. und lasen den Cornelius Nepos, der uns eben so viel Lust bereitete als Unlust. Um uns bei diesen ersten Wanderungen durch das Gebiet des klassischen Alterthums aufzumuntern, lohnte uns der würdige Rektor S. durch kleine Sonntagswallfahrten, welche von Zeit zu Zeit in die Umgegend gemacht wurden und stets für uns reich an Vergnügen waren. Eines solchen Tages liebliches Bild steht jetzt vor mir. Wir waren über Dotzheim und Frauenstein gen Schlangenbad gezogen durch saftgrünes Wiesengelände und über sanft anschwellende Hügel, durch labende Waldeskühle und an bemoosten Felsen oder einsam gelegenen Mühlen vorüber; wir hatten dabei wacker botanisirt und besonders auf die hier wachsenden Giftpflanzen, den Schierling, die schwarze Belladonna und den rothen Fingerhut Jagd gemacht; wir hatten uns mit aller Empfänglichkeit des kindlichen Alters in die stille Natur und Pflanzenwelt hineingelebt. So stiegen wir den steinigen, schroff sich senkenden Pfad vom Georgenborn hinab, und unter uns lag in Mittagssonnengluth und von tiefblauem Himmel überwölbt das friedliche Thal der hier weilenden, aber harmlosen Schlangen, das Schlangenbad. „Wie schön!" war unser Freuderuf, als wir hinunterschauten. Es standen uns damals noch keine so großen Redensarten wie jetzt zu Gebote, aber wir fühlten, bewunderten und liebten um so inniger und tiefer. Jener Eindruck, er ist noch so frisch, als sey er erst wenige Tage alt, und doch liegt ein Viertel Jahrhundert zwischen ihm und diesen Zeilen! Empfanden wir damals, als wir noch mit Epaminondas und Pausanias verkehrten, wirklich feuriger und poetischer oder ist es nur der wunderbare Zauber der Erinnerung, der uns umstrickt? Alles Vergangene, wie strahlend und groß, als ob die Götter uns dadurch für den Verlust entschädigen und über die Flucht der Zeit trösten wollten! Gedenkt es Euch noch, meine Freunde, wie wir die langen Corridore des alten Badehauses staunend durchschritten, wie wir die uns begegnenden Kurgäste ehrfurchtsvoll begrüßten, wie wir, als wir in die hohen Badehallen traten, das urplötzliche Erscheinen einer Najade kaum noch bezweifelten und wie endlich die harmlosen Vipern, welchen Schlangenbad seinen Namen verdankt, uns mit den Schauern der Mährchenwelt durchbebten? Wie schön war es, als wir unter sommerabendlichen Dämmerungen den Rückweg antraten, als die fernen Dorfglocken durch das Waldgehege zu uns aus den Thälern heraufstönten, als der Mond über die Tannenwipfel emporstieg und das Farrenkraut und die bemoosten Baumstämme mit Silberglanz überzog! So ist mir Schlangenbad lieb geworden und es stets geblieben. In Bezug auf Schönheiten der Kunst und Wissenschaft, der Mode und der Gewohnheit ist unser Geschmack manchem Wechsel unterworfen, aber die Schönheiten der Natur bleiben für den Jüngling wie für den Greis dieselben, wenn auch in ihren Eindrücken etwas stärker oder schwächer. Schlangenbad mit seiner friedlichen Einsamkeit, in welcher man die Welthändel und ihre Sorgen bis auf die Erinnerung vergessen kann, ist ein trauter Winkel der Erde, dessen Ruhe und Stille im Kontrast zum bunten Gelärme großer Städte ungemein wohlthätig sind. Es wird vorherrschend von Personen der höheren Stände und besonders von vornehmen Damen besucht, welchen es schon Hufeland als ein Bad der Verschönerung und Verjüngung anempfohlen. Sein klares und zartes Wasser giebt der Haut Feinheit und Frische, macht die Glieder geschmeidig und belebt die Nerventhätigkeit; die stärkende Luft und der balsamische Hauch der Vegetation in dieser grünen Thallaube, der friedliche Charakter, den hier Alles trägt, sie erquicken den Leidenden. Außer den beiden herrschaftlichen Gebäuden sind in neuester Zeit noch mehrere andere in Aufnahme gekommen, in welchen für die Bedürfnisse der vornehmen Welt auf's beste gesorgt ist, und auch die Frequenz von Schlangenbad hat sich während der letzten zehn Jahre mehr als verdoppelt.

„Festlicher Wonnegesang erschallt aus gewölbeter Badhall',
Unter dem Wellengetön schlägt Melodieen das Herz.
Wonniglich dehnen die Arme sich aus und umschlingen die Heilfluth,
Wie des Geliebten Arm sich um die Liebende schlingt.
Und gleichförmiger fließt der Strom des Lebens nun wieder,
Wenn sich die Welle mit ihm Stürme besänftigend mischt.
Aehnlich dem Lethe verbannet sie selbst der Erinnerung Schmerzen,
Gießend Beruhigung aus über's gereizte Gefühl.
Also hebt sich der Mensch aus ihrer sanften Umwallung,
Wie sich am Abend der Schwan aus gerötheter See.
Und das verstimmete Saitenspiel des bekümmerten Lebens
Tönet jetzt neubewegt wieder harmonischen Klang."

(Schluß folgt.)

Die deutsche Oper in London.

(Nachtrag zum neulichen Artikel in Nro. 188 — 189.)

Die deutsche Oper in London schloß diese Saison ihre Vorstellungen auf's ruhmvollste mit Meyerbeer's „Hugenotten." Diese Oper wurde in einem Zeitraum von zehn Tagen, worunter ein Sonntag und ein Ruhetag, siebenmal gegeben. Es feierte dies geniale Tonwerk bei den Engländern einen außerordentlichen Triumph, und unseres deutschen Landsmanns Meyerbeer's Name ging vor den Insulanern auf als ein Stern erster Größe, der mit der Fülle seines Zauberlichtes das feuchte Nebelland erleuchtete. — Die Königin fand an dieser Operndichtung solch' hohes Wohlgefallen, daß sie die wiederholte Aufführung auf's dringendste begehrte und derselben mit Prinz Albert, dem König und der Königin von Belgien, nebst einem great deal of fashionable company beiwohnte. „Several pieces received much applause, and two or three of them were encored (da capo verlangt) particularly the hymn sung by Staudigl in the first act, and Mlle. Lutzer's air at the beginning of the second act." Durch diese Zeilen in einem engl. Journale wird das ganz grundlose Gerücht am schlagendsten widerlegt, das sich am Rhein verbreitet, als ob der Gegenstand der Operndichtung hinsichtlich der Religion von den Engländern anstößig befunden worden und zu einem öffentlichen Scandal im Theater Anlaß gegeben. Wir hören, daß diese Fabel sogar in Paris verbreitet worden und selbst zu Meyerbeer's Ohr gedrungen, bis der großh. hess. Konzertmeister Hr. Schneider, der von London nach Paris gereist, das Gerücht Lügen strafte und Meyerbeer, bei welchem sich eben einige schadenfrohe Pariser Musik-Heroen befunden, zu dieser

Digitized by Google

Letztern augenfälligem Leidwesen, die für den deutschen Componisten erfreuliche Wahrheit verkündigte.

Ein großer Theil des Verdienstes, die Hugenotten zu solch' glücklicher Aufführung gebracht zu haben, gebührt dem eisernen Fleiß und der genialen Leitung des wackern Kapellmeisters Lachner, der es als eine heilige Aufgabe betrachtet, die deutsche Kunst in England auf's würdigste zu repräsentiren, und seinem ganzen Orchester diese lobenswerthe Gesinnung einflößte. Außer ihm verdient die Thätigkeit des Chor-Direktors Hrn. Röckel und des Hrn. Prof. Ehlers, der eigens wegen Aufführung der Hugenotten von Mainz nach London gereist, genannt zu werden. Daß der gefeierte Staudigl und die ruhmgekrönte Lutzer, gleich der Heinefetter, nicht wenig zum Erfolg beigetragen, versteht sich von selbst. Nach einem Briefe, den wir eben aus London empfangen, soll die Lutzer beinah jeden Abend bei Hofe singen und am 7. d. M. bei der Königin sogar zum Handkuß zugelassen worden seyn. Staudigl befindet sich ebenfalls noch in London und paradirt als Löwe in den musikalischen Salons. Er ist es auch gewesen, welcher die neun letzten Vorstellungen auf seine eigene Rechnung und sein Risiko gegeben, da die krämerische Besorglichkeit der beiden englischen Unternehmer Goldshede und Bunn das Theater schließen wollte. Staudigl hat, Gott sey Dank, nichts dabei eingebüßt. 108 Pfund, welche er der unglücklichen Direktion: Götz und Lebrecht, leihweise vorgeschossen, zog er sich nicht ab von den Einnahmen, sondern verzichtete großmüthig darauf zum Besten der Gesellschaft, die ihm aus Dankbarkeit einen Ehrenbecher gab.

Die letzte Vorstellung wurde bei gedrängt vollem Hause gegeben. Die deutschen Künstler mit Hurrah empfangen, mit tausendstimmigem Hurrah und „come back" entlassen.

Und somit ist die deutsche Oper in London eine gewaltige Nebenbuhlerin der italienischen geworden.

Mannichfaltigkeiten.

Auf dem Thurme des alten Domes zu Meißen ist der sogenannte Schafstall abgebrochen worden und das Plateau wird mit einer schönen Gallerie umgeben.

(München, 13. Juli.) Ein höchst bedauernswerthes Unglück hat sich vorgestern Nachmittags dahier zugetragen. An einem Hause in der Prannersstraße wurden einige mit Roßhaar ꝛc. gefüllte Säcke aufgezogen. Der Lehrjunge des Hauses zeigte große Lust, sich mit und auf einem solchen Sacke bis zum Speicher hinaufziehen zu lassen. Man warnt ihn, man weist ihn weg und zu seiner Arbeit; aber der Unglückliche ersieht den Augenblick des Beginnens des Aufziehens, und hängt sich unter dem Sacke an dem Hacken fest. So gelangt er bis zum vierten Stockwerke, schon will man auf dem Speicher die Last in Empfang nehmen, da verläßt den Jungen die Kraft, und er stürzt aus der schwindelnden Höhe herab auf das Pflaster der Straße. Sehr bedeutend verletzt, wird er sogleich in das allgemeine Krankenhaus gebracht, wo der Ausspruch der Aerzte sehr großen Zweifel an seinem Aufkommen erregt. (So eben erhalten wir die Nachricht, daß der Unglückliche bereits gestorben ist.) (Eilbote.)

Korrespondenz.

Darmstadt, 16. Juli.

Die vielfältigen Verschönerungen öffentlicher Vergnügungsorte hiesiger Gegend, das Werk unseres allverehrten Erbgroßherzogs königl. Hoh., haben durch die Anlage einer Mineralquelle unter dem Namen Albertsbrunnen, in einer nahen, schönen Waldgegend, einen wesentlichen Zuwachs erhalten. Ueberhaupt scheint die nächste Zeit unserer Residenz bedeutende Bauten und dadurch manche Verschönerung und Belebung zuzuführen; so z. B. den großartigen Bau unserer Eisenbahn, namentlich des hiesigen Bahnhofs, welcher, nordwestlich der Stadt, in der Kürze beginnen soll. — Die Hauptkirche der Residenz ist nach einem zweckmäßigen Plan unseres neuen Stadtbaumeisters in Umbau genommen und ein großes Gebäude für die Real- und höhere Gewerbschule unter derselben technischen Leitung ebenfalls im Bau. — Die äußere und innere Restauration des Residenzschlosses nähert sich der Vollendung und macht das Innere der Stadt um Vieles freundlicher, obgleich der früher erhabene Charakter der Façade, namentlich des neuen Schloßgebäudes rücksichtlich seines architektonischen Effekts viel verloren hat und die schönen Sculpturarbeiten des mittleren Hauptpavillons, aus buntem Sandstein vorzüglich gearbeitet, zu einer todten Tünchmasse hierdurch umgebildet wurden. — Nur eine Stimmung herrscht über die seit Jahr und Tag begonnene Restauration der Schloßkirche und den Neubau des Monuments für den höchstseligen Großherzog Ludwig den Ersten. Eine bedauernswerthe Verzögerung waltet über beiden Bauten, obgleich dieselben hochstehenden Staatstechnikern anvertraut sind. Man hatte Hoffnung, daß die Schloßkirche am nächsten Ludwigstag, den 25. August, wieder dem Gottesdienst eröffnet werden würde; doch der vor einigen Tagen erfolgte Abbruch der kürzlich neu aufgeführten Emporbühnengewölbe und Ausbruch der Hauptumfassungswände zur Anlage von Kaminen lassen leicht erkennen, daß bis zu jenem Tage dieser Kirchenbau nicht vollendet wird. — Mit dem Abbruch oder vielmehr Abtragen einer nicht geringen Anzahl fehlerhafter Quadersteine und Substituirung besserer Quader haben die Arbeiten an dem Monument nun wieder einen gänzlichen Stillstand genommen, obgleich der Monumentskasse keineswegs die Mittel fehlen, diese Arbeiten rascher und sachgemäßer zu führen. Geht diese Ausführung in der Weise fort, so ist voraus zu sehen, daß vor dem Jahre 1850 an Beendigung dieses Nationalwerks nicht gedacht werden kann, was wir indessen nicht erwarten wollen, um ausführlicheren Betrachtungen überhoben zu werden.

Berichtigung.

Auf der letzten Seite der Didaskalia, Nro. 199, letzte Spalte, erste Zeile, statt: „so wichtiges Interesse", soll heißen: „so großes Interesse."

Theater-Anzeige.

Samstag, 23. Juli. (Auf hohes Begehren): Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth., Musik von Lortzing.

Redakteur: J. L. Hellen. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 202. Sonntag, den 24. Juli 1842.

Das zerbrochene Siegel.

(Fortsetzung.)

Der junge Offizier richtete besonders seine Blicke auf Frau von Tréseguidy, deren zitternde Hand sanft die Locken des kleinen Raoul strich. Der edle Anblick des alten Mannes, die reizende Gruppe der Mutter und des Kindes hielten einen Augenblick die Frage auf den Lippen des Offiziers zurück, die er hatte thun wollen. Die Zögerung war aber nur kurz; er trat in die Mitte des Zimmers und fragte mit lauter Stimme:

„Bürger Tréseguidy, wo sind Deine Söhne?"

„Meine Söhne sind seit einiger Zeit auf Reisen, mein Herr; außerdem weiß ich nicht, wer Ihnen das Recht giebt, hier in meinem Hause und in dieser Stunde der Nacht mich also zu befragen."

„Du täuschest uns, die Bürger Tréseguidy waren mit in der Schlacht von Savenay; Ihr erwartet sie; vielleicht sind sie schon hier. Wir haben sie bis zum nächsten Dorfe verfolgt. Das Weitere ist Sache dieses Bürgers hier, eines Kommissärs der Republik." Der junge Mann deutete bei diesen Worten auf seinen Gefährten, der seinen Mantel halb öffnete und die dreifarbige Schärpe blicken ließ. „Ihm hast Du weiter zu antworten; meine Sendung ist erfüllt, sobald die Durchsuchung des Schlosses vollendet seyn wird. Der Bürger, Mitglied des Revolutionsausschusses, wird mit acht meiner Leute hier zurückbleiben."

Der junge Offizier grüßte, und war eine halbe Stunde nachher auf seinem Rückwege nach Brest. Sein Gefährte war in der That Mitglied des Revolutionsausschusses und hieß Rignard. Bei'm Ausbruch der Revolution war er Chaisenarbeiter in Nantes. Eine Kreatur Carriers, hatte er sich bald seines Meisters würdig gemacht, und auf dem kleinen Thron, den er im Namen des souverainen Volkes einnahm, gerirte er sich wie ein Kaiser. Diese Klasse von Menschen bildete gewissermaßen das komische Personal jener Bande, und ihre Art und Weise belustigte manches Mal in der Schreckenszeit von 1793. Die Plumpheit ihrer Sprache, die Gemeinheit ihrer Bewegungen standen im lächerlichsten Gegensatz zu dem studirten Ernst und der Würde, die ihre Haltung annahm. Der Mann der Kneipe sah immer durch die ernste Maske der Obrigkeit hindurch. Rignard war groß, hager und sehr bleich; seinem Körperbau fehlte es an jeglichem Verhältniß, jede seiner Bewegungen war eine ungeschickte und plumpe. Er war wie eine häßliche Holzpuppe, die die Kinder mit einem Faden sich bewegen lassen. Das Stechende seiner grauen Augen, welche wie die einer wilden Katze glänzten, milderte allein den grotesken Ausdruck seiner ganzen Erscheinung. Das unwillkürliche Lachen, zu welchem der Anblick seines unverhältnißmäßigen Körpers leicht verführte, wurde sehr schnell durch den Ausdruck von Grausamkeit, der sich in seiner Miene aussprach, verdrängt. Bei'm Anblick dieser gefährlichen Person wünschte Herr von Tréseguidy den jungen Offizier zurück. Er fühlte, der Richter hatte dem Henker den Platz geräumt. Er warf einen Blick voll Unruhe auf seine Tochter und seinen Enkel, umarmte beide im Drange seines väterlichen Gefühls mit Inbrunst, und verließ mit dem Mitglied des Revolutionsausschusses das Zimmer, wozu ihn dieses mit den Worten aufgefordert hatte: „Bürger, folge mir und steh' Rede."

„Unverschämter!" murmelte der Edelmann.

Als Rignard sich entfernt hatte, erhob sich Frau von Tréseguidy, lauschte einige Augenblicke mit ängstlicher Miene auf die am Ende des Corridors verhallenden Tritte, und öffnete dann rasch die Thüre, Raoul an der Hand mit fortziehend. Angekommen in ihrem Gemach, eilte sie nach dem Fenster, welches sie offen gelassen hatte.

„Raoul," sagte sie zu ihrem Sohne, indem sie ihn auf den Arm hob, „Dein Gesicht ist schärfer als das meinige; sieh dort hinunter in der Richtung des Weihers von Tréouregat, blicke scharf, siehst Du dort Niemand?"

Das Kind sandte seine Blicke in die Finsterniß des Waldes.

„Ich sehe nichts, liebe Mutter," antwortete es nach einigen Augenblicken des Schweigens.

Die Gräfin rückte einen Stuhl an's Fenster und stellte Raoul darauf.

„So, nun wende Dein Auge nicht vom Rande des Waldes dort unten, mein liebes Kind. Es gilt die Rettung Deines Vaters, die Rettung Deines Onkels. Wenn Du irgend etwas bemerkst, rufe mich." Sie selbst stellte sich an die Thüre des Gemachs und lauschte gespannt auf jedes Geräusch im Innern des Hauses. Eine peinliche halbe Stunde verfloß. Furchtbare Seelenangst quälte die Arme; ohne Aufhören lief sie von der Thür nach dem Fenster, und lauschte dort und blickte hier sich um. Oefters frugen und antworteten sich Mutter und Kind mit leisem Tone und abgebrochenen Sätzen.

Digitized by Google

„Siehst Du noch nicht drei Menschen aus dem Walde kommen?"

„Nein," antwortete jedes Mal der verständige Raoul, dessen lebhafter Geist ganz die Gefahr seiner neuen Lage erfaßt hatte.

Plötzlich aber stieß das Kind einen halblauten Schrei aus, stürzte auf seine Mutter los und rief: „Hier sind sie! Hier sind sie!"

Frau von Tréseguidy sah in der That eine Gruppe von dunklen Gestalten, die rasch auf Plouerneck zuschritten.

„Das sind sie, wir müssen ihnen ein Zeichen geben."

Raoul, der an der Thüre stehen geblieben war, stieß jetzt einen zweiten Schrei aus, aber dies Mal voll Angst und Schrecken.

„Man steigt die Treppe herauf, man kommt hierher!"

Es war ein fürchterlicher Augenblick. Um keinen Verdacht rege zu machen, setzte sich die unglückliche Gräfin mit anscheinender Ruhe bei'm Kamin nieder. Raoul begann im Zimmer zu spielen, wohl begreifend, wie viel auch von seinem Benehmen abhänge.

Bald trat der Marquis ein, gefolgt von dem Revolutionsmann; er warf einen fragenden Blick auf seine Tochter, um sich über die Entdeckung zu versichern, die sie etwa gemacht hatte; die gesenkten Augen der jungen Dame aber konnten ihm nichts verrathen.

„Bürgerin," sagte Rignard in einem nachlässigen Tone zur Gräfin, „wir haben das ganze Haus untersucht, vom Speicher bis zum Keller, es bleibt jetzt nur Dein Zimmer zu besichtigen übrig."

Raoul maß mit seinen Blicken den groben Menschen, der es wagte, seine Mutter zu duzen.

„Was ist denn das hier?" fuhr das Mitglied des Revolutionsausschusses fort, indem es die Thüre einer anliegenden Stube öffnete, „aha, das ist ein recht bequemes Zimmer für mich! Hier will ich schlafen, so lange ich hier seyn werde. Man mache mir mein Bett hierher."

(Fortsetzung folgt.)

Die Mineralbrunnen und Heilquellen am Taunus.

(Schluß.)

Der beliebte Verfasser des Werkes: **Bubbles from the Brunnens of Nassau, by an old man (Sir Francis Head)** hat das schöne Schlangenbad in besondere Affection genommen und sich längere Zeit hier aufgehalten. Wir wollen seinen anziehenden Berichten Einiges entnehmen. Er erzählt: „Mein Aufenthalt in Langenschwalbach war mir so angenehm geworden, mein Körper hatte sich durch die beständige Bewegung so erholt, mein Geist so erheitert, daß ich das eigentliche Ziel meiner Reise „Schlangenbad" darüber beinahe vergessen hätte. Ich setzte mich jetzt endlich in den Wagen, legte mein Felleisen neben mich und sagte ihm Valet, dem mir liebgewordenen Badeort, wo ich einen mir unvergeßlichen Zeitraum meines Lebens verbracht hatte. Eine Zeit lang fuhr der Wagen gegen Osten zu allmählig aufwärts, bis wir auf einen hohen Berggipfel gelangten. Von hier genoß ich eine herrliche Aussicht, und die Gegend glich einem großartigen Park. Tief unter mir spielten die Schwalbacher Musikanten, und sie, wie der Ort selber, waren in Nebel gehüllt; auch klangen die Töne nur verworren herauf, bald stärker, bald schwächer und oft kaum vernehmbar; ihr Eindruck in der Stille meiner Umgebung war eigenthümlicher Art. Jetzt wandte meine Straße plötzlich rechts und schlängelte sich einen langen felsigten und engen Hohlweg hinab, der von unten bis oben mit Buchen und Eichen bewachsen war. Das eine Rad eingehemmt, rollte mein Wagen eilig hinab. Der Weg bog sich öfters und steile Wände verhinderten die Aussicht. Nach kaum zweistündiger Fahrt, welche stellenweise schöne Naturansichten bot, erblickte ich Schlangenbad, in den magischen Mantel seiner fast melancholischen Ruhe gehüllt. Schlangenbad besteht nur aus einigen, aber großartigen herrschaftlichen Gebäuden, einigen Gasthöfen und wenigen Häusern und Mühlen, welche letzteren von dem berühmten Mineralwasser getrieben werden, nachdem zuvor schöne Damen darin gebadet haben. Der erste Eindruck des Ortes war eben kein günstiger und hatte etwas Düsteres und Gefängnißartiges, was die auf einer Terrasse spielenden Musikanten und einige Gruppen von Badegästen nicht zu verdrängen vermochten; je mehr ich indessen das Thal und seine friedlichen Pfade und Promenaden durchwanderte, desto mehr befreundete ich mich mit ihm, und später habe ich es sehr lieb gewonnen." — Sir Francis Head erzählt nun, wie er sich ein Zimmer gemiethet und sich in Schlangenbad niedergelassen, wie er einen kleinen originellen Mann und dessen Frau kennen gelernt hat, und beschreibt sodann die herrschaftlichen Gebäude und deren Parkanlagen. Ueber die Entdeckung der Quellen will der Engländer eine Sage vernommen haben, die er auf folgende humoristische Weise seinen Landsleuten mittheilt: „Ein junges Rind befand sich in einem kränklichen Zustand; je mehr es fraß, desto magerer ward es; je mehr ihm die Alte das Fell leckte, desto rauher und steifer ward dieses; keine Fliege im Walde mochte nach ihm stechen, es käute nicht wider und seine Hüften standen aus der Haut hervor. Niemand wußte zu sagen, was ihm fehle, noch konnte man es kuriren, und sein Herr gab es für verloren. Nach wenigen Wochen erschien es jedoch plötzlich wieder unter der Heerde, seine Rippen waren mit Fleisch bedeckt, es hatte Augen wie ein Reh, die Haut war so weich wie bei einem Maulwurf, der Athem roch lieblich nach Milch, und der Mund war mit Speichel bedeckt! Jeden Tag verbesserte sich sein Zustand, und diese Erscheinung erregte so viel Aufmerksamkeit, daß der Hirt dies Rind genau beobachtete und nun entdeckte, daß es jeden Abend in den Wald lief, aus einer unbekannten Quelle trank und dann ruhig wieder in das Thal zurückkehrte. Dieser Vorfall war von den Landleuten jedoch schon vergessen, als eine junge Dame in der Gegend dieselben Krankheitssymptome zeigte als das Rind. Ihre Verwandten wandten Alles an, sie herzustellen, aber vergebens, die Aerzte wußten nicht mehr zu helfen. Der Hirt, welcher zufällig davon hörte, bewog zuletzt die junge Dame, von der Quelle zu trinken. Sie that es und ward in kurzer Zeit völlig gesund. Mehrere Kranke folgten ihrem Beispiel und die Quelle wurde durch diese glücklichen Erfolge berühmt." — Mit Vergnügen folgt der Leser den gemüthlichen Betrachtungen und den theilweise recht anziehenden Beschreibungen des Engländers, der bald mitten in der Nacht von einem Gewitter aufgeweckt wird, dessen Erhabenheit ihn überrascht, bald Berge ersteigt und Bäume erklettert, und von dem herabfallenden Regen durchnäßt wird, ohne sich im Anschauen des herrlichen Rheinthals, das unter ihm ausgebreitet liegt, stören zu lassen. Da uns der Raum dieser Blätter

Digitized by Google

weitere Auszüge nicht verstattet, so verweisen wir auf das oben genannte Werk, das von den Engländern, als mit Geist und Humor geschrieben, gerühmt wird.

Da in Schlangenbad für lärmende und großstädtische Zerstreuungen, für Bälle und Reunionen nicht gesorgt ist und auch nach dem Charakter dieses Ortes nicht gesorgt seyn soll, so ist der hiesige Badegast um so mehr auf die schönen Umgebungen des Thales angewiesen, welche den Kranken wie den Gesunden hier freundlich anlächeln und anziehen. Die interessantesten Punkte sind: Die schöne Aussicht, Rauenthal mit einer Kapellruine, Bubenhausen, die Burg Scharfenstein bei Kiderich, Georgenborn mit seiner benachbarten Waldeskühle, das Chausseehaus, die Mühle bei Wambach, Frauenstein, das Kloster Eberbach u. A., und endlich das herrliche Rheingau mit seinen vielgepriesenen Naturschönheiten. Nach der Gefangenschaft eines langen Winters, nach der dumpfen Beengung einer anstrengenden Bureauarbeit, nach dem lästigen Zwange gesellschaftlicher Convenienzen, nach einem den Geist niederdrückenden Siechthum, wie wohl muß es den Besuchern von Schlangenbad hier zu Muthe werden, wann die friedliche Waldeinsamkeit und das idyllische Stillleben unter diesen Felsen, Wiesenbächen und Thalgründen sie umfangen und wann ein tiefblauer Himmel ihren Blicken entgegenstrahlt. W.

Mannichfaltigkeiten.

Die „Times" enthält folgende Mittheilung: Die Mutter Oxford's war eine sehr arme Frau, die zu Birmingham lebte. Da ihr deshalb die Mittel fehlten, um nach London zu kommen und ihres Sohnes Verrücktheit zu bezeugen, so bekam sie, angeblich von der Regierung, die Mittel zur Bestreitung der Reisekosten. Nach Oxford's Einsperrung besuchten ihn vornehme Damen, die er um Unterstützung seiner Mutter bat. Man richtete ihr darauf an der Ecke der Westminsterstraße einen Tabacksladen ein, der sehr stark von Leuten besucht ward, die ein Behagen daran fanden, sich in Gesellschaft der Mutter eines seynwollenden Königsmörders zu sehen. Unter ihnen war ein ältlicher Herr, der sich so weit verstieg, daß er um die Frau Oxford, welche Wittwe war, sich bewarb und sie wirklich heirathete. Sehr bald ward er ihrer jedoch aus irgend einer Ursache überdrüssig, trennte sich von ihr, und setzte ihr jährlich 100 Pf. St. aus, welche Summe er aber auf Andringen gewisser Patrone Oxford's auf 150 bis 200 Pf. St. erhöhte, von welchem Gelde die durch ihren Sohn bekannt gewordene Frau jetzt sehr angenehm in London lebt.

(Daguerreotype ohne Licht.) Folgende Stelle aus einem Schreiben Alexander v. Humboldt's an den Unterzeichneten enthält eine so hochwichtige Nachricht, daß wir deren unverzügliche Mittheilung in diesen Blättern uns nicht erlassen können. K. L. v. Littrow. „Das Wunderbarste der neuen Physik sind Mosers (in Königsberg) nur noch unvollkommen bekannt gewordenen Versuche, Lichtbilder in der Finsterniß hervorzubringen. Auf eine mit vielen gravirten Figuren versehene Achatplatte wurden schmale Glimmerstreifen gelegt, und auf diese die Silberplatte, so daß die Entfernung zwischen den beiden Oberflächen 1/8 Linie betrug, und ein bequemes Hindurchsehen erlaubte. Als nach einigen Stunden die Silberplatte in die Quecksilberdämpfe gebracht wurde, zeigte sich ein deutliches Bild aller auf der Achatplatte befindlichen Figuren. Diese Versuche geschahen in tiefster Finsterniß. Wenn zwei Körper hinreichend genähert werden, so bilden sie sich auf einander ab. Jeder Körper ist als selbstleuchtend zu betrachten, auch wo unsere Sehorgane nicht erregt werden. (Poggendorfs Annalen 1842, Band 56.) A. v. Humboldt."

(Koblenz, 20. Juli.) Es lebe die Konkurrenz! mag das Publikum ausrufen. Man fährt auf der Loire für 2 Sous, wohl geschrieben zwei Sous oder zehn Pfennige, auf schönen eleganten Dampfbooten die Wegestrecke von 25 Stunden zwischen Nantes und Angers! Das Faktum ist wahr und in den offiziellen Anzeigen im „Breton" zu lesen. Die Loire wird nämlich von mehreren Dampfschifffahrts-Gesellschaften befahren, welche einander in wohlfeilen und schnellen Fahrten zu überbieten suchen; mögen sie das thun, das Publikum gewinnt dabei.

In einer bedeutenden Stadt Italiens soll ein Tischlermeister aus religiöser Schwärmerei wahnsinnig geworden und von der firen Idee beseelt seyn, z. B. locker gewordene Stuhlbeine ꝛc. ohne allen Leim, blos durch Gebet, wieder fest machen zu können. Das dumme Volk läuft schaarenweise in seine Werkstätte, um da den Wundermann in seiner eigenthümlichen Mütze ruhig, die Hände gefaltet, auf einem morschen Stuhle sitzend, zu sehen. Er spendet jedem seinen Segen zu großer Beruhigung der ihn Besuchenden. Noch hat die Polizei diesem Unfug nicht gesteuert, sondern scheint ihn vielmehr noch zu begünstigen.

(Schreckliche Resultate des chemischen Geräths des Hrn. Marsh.) Es hatte schon vor mehr als drei Jahren eine Vergiftung durch Arsenik statt, die lange einer gerichtlichen Bestätigung entgangen war, und neulich den Gegenstand mehrerer Audienzen des Assisenhofs von Aveyron ausmachte. Den 20. Mai 1839 starb ein gewisser Johann Anton Gauthier, Müller, in schrecklichen Zuckungen, nebst Leibschmerzen und Erbrechen. Das öffentliche Gerücht beschuldigte dessen Wittwe, und gab einen jungen Menschen, mit dem sie ehebrecherische Verbindungen unterhielt, als Mitschuldigen an, und den die Wittwe in der That nach ihrem Leidjahr heirathete. Da jedoch die Eröffnung des Leichnams keine Giftsubstanz entdecken ließ, so schloß sich die gerichtliche Untersuchung bald durch eine Ordonnanz, daß kein Grund vorhanden sey. Zwei Jahre waren verflossen, und die Schuldigen schienen gänzlich der Strafe entgangen zu seyn, als die Veröffentlichung der Debatten eines berühmten Prozesses, in welchem das Marsh'sche Geräth eine große Rolle spielte, die Untersuchungs-Richter auf's neue dazu bewog, diese Sache wieder vorzunehmen, und ihre Zuflucht zu dem mächtigen Forschhebel zu nehmen, den man den neuen Fortschritten der Chemie verdankt. Die anfänglich aus Gauthier's Leib genommenen Eingeweide waren sorgfältig aufbewahrt worden. Es wurden drei Chemiker aus Montpellier beauftragt, zu deren Analyse vermittelst des Marsh'schen Geräths zu schreiten, und die Konklusionen ihres Berichts waren, daß sie vermittelst dieses Geräths Arsenik in den ihrer Untersuchung unterworfenen Organen entdeckt haben; daß sie das Gift in einem Glasröhrchen in metallischen Zustand bringen konnten, und daß diese ersten Resultate noch durch auf einem Teller hervorgebrachte Arsenikflecken bestätigt waren. In Folge dieser Entschei-

Digitized by Google

dung wurde die gerichtliche Untersuchung vorgenommen; sie führte die Kenntniß von ernsten Thatsachen herbei, die erstlich geheim geblieben waren, und demnach die Anklagung der Frau Gauthier und ihres vorgeblichen Mitschuldigen. Nach dreitägigen Debatten und neuen Untersuchungen wurde die Sache endlich vor dem Assisenhof entschieden, welcher Julie Philippon, Wittwe Gauthier, zum Tode verurtheilt hat. Ihr Mitangeklagter ist freigesprochen worden.

(Neustadt, 19. Juli.) Die Proben zu dem diesjährigen Musikfeste haben heute unter der Leitung des Hrn. Aloys Schmitt ihren Anfang genommen. Die Festhalle ist sehr geräumig und die Musik nimmt sich gut in derselben aus. Neustadt hat seit gestern nicht nur ein sehr bewegtes, sondern wirklich festliches Aussehen angenommen: ein großer Theil der Häuser ist nämlich mit Kränzen und Fahnen geschmückt, was, soweit Einsender sich erinnert, bei diesem Feste noch in keiner Stadt der Fall war. Die erste Reunion im Köhler'schen Saale gestern Abend war außerordentlich belebt; die Landauer Blechmusik spielte und erntete nach jedem Musikstücke den lautesten Beifall. Gegen Mitternacht wurde Hrn. Schmitt ein Ständchen gebracht, welcher darüber sehr gerührt gewesen seyn soll. Der Himmel scheint das Fest begünstigen zu wollen; jedoch werden die erforderlichen Anstalten getroffen, um jede allenfalls mögliche Unterbrechung des Konzerts durch Regen zu verhindern. Die ersten Proben sollen zur Zufriedenheit der Dirigenten ausgefallen seyn, obgleich viele auswärtige Künstler, welche ihre Mitwirkung zugesichert hatten, ausgeblieben sind. Seit mehreren Jahren zum Erstenmale wird daher das Konzert nur von Pfälzern, und zwar, allem Anscheine nach, gelungen zur Aufführung kommen. Ueberall herrscht Heiterkeit und gute Laune. Die Vorbereitungen zu dem ländlichen Feste am dritten Tage werden auf's eifrigste betrieben. Auf dem Schloßberge werden zum Empfange vieler Gäste Zelte und Tische aufgeschlagen und die dahin führenden Wege fahrbar hergestellt. Oberhambach selbst putzt sich gleich einer jungen Braut heraus.

Korrespondenz.

Vom hessischen Neckar, 15. Juli.

Die Klagen über die Trockenheit des diesjährigen Frühlings und Sommers sind so ziemlich aus allen deutschen Gauen erschollen und noch scheint ihnen kein Ziel gesetzt zu werden, denn trotz der Hoffnung, welche uns ein Sternkundiger durch das Erscheinen von Sonnenflecken auf Regen gemacht hat, dürsten unsere Fluren schon wieder, und die Sommergewächse, erst zweimal mit Regen getränkt, zeigen, besonders auf höher gelegenen Feldern, eine sehr unregelmäßige und dürftige Entwickelung. Ueberaus unerfreulich, ja betrübend ist die Aussicht auf die Wiesen und die Futterkräuter, die den Landmann mit der größten Besorgniß über die winterliche Ernährung seines Viehes erfüllen und ihn schon jetzt zum Theil an Viehabschaffungen denken lassen. Die Winterernte dagegen, seit mehreren Tagen begonnen, obgleich auch auf sie der Mangel an Regen zur Zeit ihrer Entwickelung rücksichtlich der Dichtigkeit nachtheilig eingewirkt hat, fällt ergiebiger aus, als man wohl erwartet hätte. Die Aehren sind voll starker und mehlreicher Körner. Die Aepfelbäume sind nur theilweise mit Früchten gesegnet. — Bei dem anhaltend trockenen Wetter ist unser Neckar erstaunlich klein geworden und viele Leute, besonders Schiffer, glaubten den Zeitpunkt eingetreten, wo die Dampfschiffahrt eingestellt werden müßte. Allein jetzt bewährt sich der Bau der beiden Neckardampfboote und der Neckar selbst als ein zur Schiffahrt auch beim niedrigsten Wasserstand noch immer tauglicher Strom und darf insofern mit einigem Selbstgefühl auf sich schauen, wenn er namentlich sieht, wie seine größeren Brüder, Donau, Elbe, Main, Mosel und andere, fremdländische Ströme von größerem Rufe in ihrer Seichtheit der Dampfschiffahrt unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen. Die Neckardampfboote Wilhelm und Leopold ziehen regelmäßig, leicht und ungehindert ihre bereits gewohnte Straße in täglichem schönem Wechselverkehr, meist mit Passagieren wohl besetzt und überwinden die starken, durch Wasserabfälle gebildeten Stromschnellen mit der Energie ihrer Maschinen. So wie jede neue Einrichtung manche Interessen verletzt und Klagen Einzelner hervorruft, so ging es auch mit der Dampfschiffahrt auf dem Neckar. „Der Verkehr durch die Neckarorte, der Verdienst der Einwohner, besonders der Wirthe, werde geschmälert, Alles ziehe auf dem Strome vorbei", so hieß es und schon wurden Stimmen laut, die nicht ungern, ja mit Freuden, hätten verkündigen mögen: die Neckardampfschiffahrt hat aufgehört! Indessen gehen sie fort, die netten Boote, werden von den Klagenden, und mit Vergnügen und mit vieler Kostenersparniß gegen andere Transportmittel, benutzt; — man gewöhnt sich allmählig an die vermeintliche geringere Einkehr und sieht am Ende, daß es nicht so schlimm mit all' den Befürchtungen steht und daß man doch auch Unrecht hat, eine Einrichtung weg zu wünschen, die einer Gegend wahrhaft zum Schmucke und Tausenden von Menschen zu Nutzen und Freude gereicht. So dauere sie denn fort und gedeihe die Dampfschiffahrt auf unserem Strome und gewähre noch vielen Tausenden den Menschen die hohe Freude, inmitten dieser schönen grünen Ufer und Berge auf den Wogen bequem und rasch dahin eilen und Erholung und liebliche Erinnerung sich mit in die Heimath nehmen zu können! Die Neckardampfboote, deren jetzt ein drittes gebaut wird, haben zwar diese bequeme Einrichtung nicht, wie die Dampfboote des Rheins, die großen Räume fehlen, um behaglichen Schrittes auf dem Verdecke hin und her wandeln zu können und angenehmen Gefühles auch rückwärts schreitend seinem Ziele immer näher zu kommen (wie die Menschheit, wenn auch bisweilen rückschreitend, doch immer vorwärts kommt); allein es wäre in der That sonderbar, wenn man darum sich in Tafel ergießen und vergessen wollte, daß man in einer Kutsche regelmäßig festgepackt sitzt und nur durch kutschenrechtliches Ordnen der Füße in eine einigermaßen behagliche Lage kommen kann. Aber es gibt Menschen, die, wenn sie einmal etwas Besseres versucht, auf das Gute schmälen, weil es nicht besser ist, ob sie gleich wissen sollten, daß sich Alles nach den Verhältnissen bequemen muß und ein Pferd darum nicht minder nützlich ist, weil es nicht gleich dem Elephanten Thürme tragen und statt eines Streiters zehn in die Schlacht führen kann.

(Schluß folgt.)

Berichtigung.

In dem Aufsatz über die Eisenbahnen, Nro. 199 der Didaskalia, Spalte 4, Zeile 20, soll es heißen: 1000 statt 100 Fuß; Sp. 5, Z. 28: 400,000 statt 200,000 Ctr.; ferner in Nro. 200, Sp. 3, Z. 6. von unten: 60,000 statt 600 (?) und Sp. 4, Z. 32: 4 Fuß 8½" lichter Weite statt 4 bis 8½.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 24. Juli. Steffen Langer aus Glogau, oder: Der holländische Kamin, Originallustspiel in 4 Abth., mit einem Vorspiel: Der Kaiser und der Seiler, in 1 Act, von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Redakteur: J. L. Heil. — Druck und Verlag von Heil'r und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 203. Montag, den 25. Juli 1842.

Ein Lied von der Glaserfindung. *)

Es lehnte das Schiff an den sandigen Strand,
Die Schiffer von Tyrus betraten das Land.
Sie waren gezogen
Durch's dunkele Meer,
Sie waren geflogen
Im Sturme daher.
Jetzt wollten gemächlich und sicher sie ruh'n,
Und gütlich sich thun.

Bald flackerten lustig die Scheiter im Brand'
Es glühte der trockene, körnige Sand.
Die Kessel voll Braten,
Die Schläuche voll Wein;
Zu Gaste geladen
Möcht' Mancher wohl seyn.
Doch, Jammer! sie haben umsonst sich gequält;
Der Dreifuß, der fehlt.

Mit List und mit Schlauheit geht viel in der Welt.
Es wurden drei Blöcke an's Feuer gestellt,
Drei mächtige Stücke
Von salzigem Stein
Und dann mit Geschicke
Die Kessel hinein.
Jetzt brodelt und knistert's; es wallt durch die Luft
Ein köstlicher Duft.

Die Tyrier schmausten aus Schüssel und Krug,
Erzählten Geschichten sich viel und genug,
Bald ernst, bald zum Lachen,
Bis tief in die Nacht.
Dann wurden die Sachen
Zu Schiffe gebracht;
Doch statt der drei Steine, da schimmert es gar
Hellglänzend und klar.

Die Gläser, die liebt Ihr nun Alle so sehr,
Der Schiffer von Tyrus gedenkt Ihr nicht mehr,
Doch lacht Euch entgegen
Der Wein im Krystall,
So dankt Ihr den Segen
Den Tyriern all.
Ich dachte gar oftmals das Glas in der Hand
Der Schiffer am Strand'.

Und wurde dem Liebchen ein Vivat gebracht,
Und tönt' es recht lustig hinaus in die Nacht,
Da klang mir zum Zweiten
Das Glas in der Hand;
Ich dachte mit Freuden
Der Schiffer am Strand'.
Die sind zwar gestorben nach Menschengebrauch;
Sie liebten wohl auch.

Dann zieh' ich nach Hause, vergnügt und allein,
Noch leuchtet ihr Fenster in dämmerndem Schein'.
„Schlaf' wohl und verbleibe,
Du Engel, mir hold!
Bald blickt durch die Scheibe
Der Morgen wie Gold."
Ein Gruß wird dann scheidend den Alten gesandt,
Den Schiffern am Strand.

Und wär' ich ein König und mächtig und reich,
Ich ließ euch errichten ein Denkmal sogleich.
Ihr solltet mir ragen
Hellleuchtend von Glas,
Von Bergen getragen,
In riesigem Maß.
Wie solltet ihr blicken so hell durch das Land,
Ihr Schiffer vom Strand'!

*) Aus den „Gedichten von Heinrich Hoffmann. Frankfurt am Main, Druck und Verlag von Johann David Sauerländer. 1842."

Digitized by Google

Das zerbrochene Siegel.

(Fortsetzung.)

Während der Mensch ein kleines düsteres Kabinet untersuchte, welches dicht nebenanstoßend voll Papiere und alter Geräthe lag, hatte sich Raoul in aller Stille nach dem Fenster geschlichen. Zu seinem Schrecken gewahrte er in einer Entfernung von etwa zwanzig Schritten seinen Vater, seinen Onkel und Janekin. Glücklicherweise kamen sie von der dem Haupteingang, den man mit einer Schildwache besetzt hatte, entgegengesetzten Seite. Aber das Fenster öffnen und rufen: „Rettet euch!" war eine gefährliche Sache; seinem Großvater und seiner Mutter konnte er ebenfalls nicht unter den Augen des Republikaners ein Zeichen geben. Das arme Kind, dem der Himmel bei dieser Gelegenheit eine wunderbare Geistesgegenwart verlieh, verlor indessen seine Fassung nicht. Es erinnerte sich, daß Rignard's Gefährten in die Küche gezogen waren, und vermuthete, dort hätten sie sich betrunken, denn es hatte die Refrains ihrer Trinklieder erschallen hören. Es hoffte darum, Janekin könne in's Schloß kommen, ohne die Aufmerksamkeit der Trunkenbolde zu erregen.

„Aber mein armer Vater wird vielleicht in einem Augenblick hier in's Zimmer treten!" sprach der Knabe zu sich. Und er hatte recht vermuthet. Die Thüre öffnete sich. Die Herren von Tréseguidy erschienen, dann Janekin.

Der Letztere wollte eben den Mund zum Reden öffnen, als das Kind rasch die Hand des Vaters und des Onkels ergriff und beide mit Heftigkeit in das dunkle Kabinet stieß, das der Republikaner kaum erst verlassen hatte.

„Was bedeutet dieser Lärm?" frug der mißtrauische Rignard, indem er schnell aus einem benachbarten Zimmer trat.

Janekin stand noch auf der Schwelle, unbeweglich und stumm, wie die Statue des Stillschweigens.

Raoul warf sich in seine Arme und rief: „Ei, guten Tag, Janekin, was bringst Du mir denn von Brest mit?"

Beim Anblick der dreifarbigen Schärpe Rignard's hatte der Fischer seine Sprache und seine Fassung wieder gewonnen.

„Was ich von Brest mitbringe, Junker Raoul? Einen tüchtigen Appetit, einen gehörigen Durst und ganz geräderte Glieder."

Der Marquis und die Gräfin waren in einer furchtbaren Seelenangst. Der Vater ahnte noch gar nichts von der Nähe seiner Söhne, die Anwesenheit Janekin's machte ihn irre, und Frau von Tréseguidy selbst wußte nicht, was sie der ungewöhnlichen Klugheit ihres Kindes verdankte. Waren ihr Gatte und Schwager vielleicht schon in der Gewalt der Soldaten der Republik? Waren sie aus Vorsicht draußen geblieben? Oder standen sie vielleicht in diesem Augenblick unten an der Pforte, im Begriff, einzutreten und so ihre geächteten Häupter dem Messer Carriers zu überliefern? Schreckliche Ungewißheit!

Das Mitglied des Revolutionsausschusses nahte sich jetzt Janekin, fixirte ihn mißtrauisch von Kopf bis zu den Füßen und sprach:

„Du kommst von Brest, sagst Du, was hattest Du denn dort zu thun?"

„Ich will Euch dies nach dem Essen erzählen," erwiederte Janekin mit großem Gleichmuth. „Wenn ich jetzt den Mund öffne, dann geschieht es, um etwas Substanzielleres hineinkommen zu lassen, als den Staub dieses Zimmers."

„Gut," sagte Rignard, der da hoffte, mit Hülfe des rebseelig machenden Weins das Geheimniß, hinter welches er noch nicht hatte kommen können, aus dem Bauer herausholen zu können, „gut, ich will Theil an Deinem Mahl nehmen, ich komme auch von Brest."

„Ihr kommt von Brest?" sagte der schlaue Bretagner, „nicht möglich! Dann hätte ich Euch ja begegnen müssen!?"

Bei diesen Worten verließen die beiden Männer aus dem Volk das Gemach, der eine im Vertrauen auf seine Machtvollkommenheit, der andere auf die Güte Gottes und auf die Eingebungen seiner treuen Hingebung.

Kaum hatte sich die Thüre geschlossen, so warf sich Raoul an der Mutter Brust mit den Worten: „Sie sind da!" Die Thüre des Kabinets öffnete sich, und die ganze Familie fand sich beisammen.

Wer vermöchte die Gefühle zu schildern, mit denen alle diese einander so unentbehrlichen Personen sich wieder fanden, so nahe die Gefahr, die ihrer aller Leben bedrohte! Nachdem der Graf den Vater und die Gattin umarmt hatte, erzählte er, daß sie von Reitern bis zum nahen Dorfe verfolgt worden wären, daß sie diesen nur hätten entrinnen können, indem sie sich in den Wald gestürzt, dessen verborgenste Pfade ihnen bekannt waren. Dem treuen Janekin waren sie eine Viertelstunde vom Teich von Trévouergat begegnet. In Plouerneck angekommen, waren sie durch eine Hinterpforte eingetreten, zu der der Fischer den Schlüssel bei sich geführt. Die Stunde ihrer Ankunft, noch mehr aber die Gewohnheit in solchen Tagen der Gefahr hatte ihnen solche Vorsicht angerathen. Daher war es denn gekommen, daß sie sogleich bis zum Gemach der Frau von Tréseguidy hatten gelangen können, ohne daß sie gehört worden waren, ohne aber auch nur die leiseste Ahnung zu haben von der Gefahr, in die sie sich stürzten. Raoul hatte sie gerettet! Die Gräfin drückte das geliebte Kind an ihr Herz, und in ihren Augen strahlte die zweifache Liebe der Gattin und Mutter.

„Doch, was beginnen wir jetzt, meine Kinder!" sagte der Marquis, „in diesem Kabinet könnt Ihr nicht bleiben; jeden Augenblick kann dieser Mensch wieder eintreten, und vielleicht fällt es ihm dann ein, noch ein Mal jedes Zimmer zu durchsuchen. Das geringste Geräusch kann seinen Verdacht und sein Mißtrauen wecken. Bedenkt, nur eine dünne Wand scheidet Euch heute Nacht von ihm; er kann Euren Athem hören, wenn Ihr schlaft; denn hier im Nebenzimmer wird er bleiben. Also fort! fort!"

Die Gräfin erbleichte. „O! mein Gott! wohin aber sollen sie? Sind sie nicht durch ein Wunder hierher gekommen, und können sie jetzt, da dieser Mensch unten ist, noch ein Mal das Haus durchschreiten, ohne daß man sie hört und sieht?"

„Es ist wahr, mein Vater; und gelingt es uns selbst, die Treppe hinabzukommen, ohne daß man uns hört, dann fallen wir in die Hände der Blauen, die den ganzen Wald um Plouerneck durchstreifen. Wir bleiben heute Nacht hier im Kabinet, ohne zu schlafen; vielleicht rettet uns gerade die Kühnheit dieses Plans."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Spanien und die Colonisation.

Das Projekt der spanischen Regierung, in unbewohnten Gegenden des Landes Dörfer anzulegen, ist nicht neu, sondern früher schon versucht und zum Theil auch ausgeführt worden. Namentlich hatte man (es war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts) die Sierra morena dazu ausersehen und dieselbe mit deutschen Auswanderern zu bevölkern gesucht. Zur Erreichung dieses Zwecks bediente sich die Regierung eines Deutschen, Namens Thüriegl, aus Bayern, der ihr Züge von Auswanderern zuführte und bei ihrer Ansiedlung in jenem Landestheil mitwirkte. Zschokke erwähnt in seiner bayerischen Geschichte dieses Mannes, der zu seiner Zeit als Auswanderungsagent eine nicht unbedeutende Rolle spielte, jedoch in einer Weise, die mehr an die eines Abenteurers als eines zuverlässigen Geschäftsführers zu erinnern schien. — Christian Herrgen, ein gebornet Mainzer, war im Jahr 1787 Sekretär bei dem damaligen österreichischen Gesandten am Madrider Hofe, dem Grafen v. Kaggeneck, und in seinen damals nach Deutschland geschriebenen Briefen, wovon Einsender dieses mehrere durch Freundes Hand erhalten hat, äußert er sich auch über jenen Thüriegl und das Schicksal der durch seine Vermittelung in der Sierra morena angesiedelten deutschen Landsleute. Derselbe lebte damals zu Madrid und galt als der Besitzer eines sehr großen Vermögens. Die verdrießlichen Händel, die Hauptmann Thüriegl (denn so nannte er sich) während seines Aufenthalts zu Madrid hatte, mögen hier unberührt bleiben. „Bei seiner Colonisten-Affaire in der Sierra Morena, fährt Legationssekretär Herrgen in seinem Schreiben vom 22. Januar 1787 fort, soll er sich durch himmelschreiende Ungerechtigkeiten bereichert haben. Ich habe hier in Madrid schon viele Deutsche, Männer und Weiber, gesprochen, welche durch ihn dorthin verschwatzt waren, allein daselbst beinahe Hungers gestorben wären, und die nun hier in Madrid in höchster Misere leben." — Der reisende Fischer*) besuchte auch die deutschen Colonien in der Sierra Morena. Zu Guarda Romana, eine dieser Colonien, ward er durch den Anblick der gutgebauten Häuser von Quadersteinen angenehm überrascht. Carolina ist der Hauptort sämmtlicher Colonien auf der Sierra Morena. In der Nähe desselben sind die Alleen durch steinerne Einfassungen vom Wege getrennt; man findet Springbrunnen, Statüen, Bänke u. s. w. und glaubt sich einer ansehnlichen Stadt zu nähern. Wirklich entspricht der Anblick dieser schnurgeraden Straßen und schön gebauten Häuser der Erwartung, aber das Todte und Verödete des Ganzen erregt die schmerzlichsten Erinnerungen. So urtheilt Fischer, und seine Schilderung bestätigen Herrgen's oben erwähnte Bemerkungen über Thüriegl und sein spanisches Ansiedlungsprojekt.

Es könnte aber leicht kommen, daß bei der jetzt veränderten Lage der Dinge in Spanien, und mit Rücksicht auf den Eingangs dieses erwähnten neuen Colonisationsplan der dortigen Regierung, auswanderungslustige Deutsche sich bestimmen ließen, in jenem Lande, besonders wenn sie durch Vortheil versprechende Aufmunterungen dazu angeregt würden, eine neue Niederlassung zu suchen. Für diese sind die bedauerlichen Schicksale ihrer Vorgänger eine ernste Warnung der Geschichte, und wenn ihnen diese nicht genügen sollte, so wird ihnen das aus einer Revolution kaum hervorgegangene Spanien sagen, was sie dort auf die Dauer zu hoffen und zu erwarten haben.

D. Dr. D — ch.

*) Vergl. die interessante Schrift: Reise von Amsterdam über Madrid und Cadix nach Genua in den Jahren 1797 und 1798. Von Christian August Fischer. Berlin, 1799.

Mannichfaltigkeiten.

(Neue Moden in Paris.) Nicht blos in den Meubles und den Verzierungen der Wohnungen will man den Geschmack früherer Zeit, das Rococo, wieder in die Mode bringen; die Pariser Elegants gehen schon weiter; mehrere haben sich Fracks von Seide machen lassen, und sind öffentlich in denselben erschienen. Man fand, daß diese Neuerung allerdings sehr gut kleide und für die warme Jahreszeit vollkommen passe. Unsere Vorfahren hatten Anzüge für jede Jahreszeit, und das war ein verständiger Luxus; wir dagegen tragen einen und denselben Frack im Winter wie im Sommer. — Eine andere Mode, welche in der Weltstadt sehr allgemein wird, ist die Vorliebe für das Baden im Flusse. Die ganze vornehme Welt wetteifert in diesem Genusse, und vor allen gilt es unter den Damen für sehr fashionable, in der Seine zu baden und zu schwimmen. Die schönen Najaden tragen dabei sehr niedliche Ueberwürfe. — Eine dritte Mode, die aber eine Empfehlung nicht verdient, ist die des hohen Spieles, die sich ebenfalls immer mehr ausbreitet. Seit die öffentlichen Spielhäuser unterdrückt sind, benutzt man gewöhnliche Spiele, namentlich das Whist, um große Summen zu wagen. So verlor ein junger eleganter Mann bei den letzten Wettrennen in Chantilly in kurzer Zeit im Whistspiele 37,000 Fr.

(Französische Schauspieler in Deutschland.) Wie die deutschen Operngesellschaften in Paris und London, so befindet sich jetzt auch die französische Schauspielergesellschaft in Dresden ohne Haupt; der Direktor derselben, Hr. Kelm, hat seine Gesellschaft treulos verlassen und die Mitglieder richten nun an das dortige Publikum die Bitte, noch einige Vorstellungen zu besuchen und ihnen die Mittel zur Rückkehr in ihr Vaterland zu verschaffen. Nicht minder hat der Direktor der gegenwärtig in Deutschland reisenden italienischen Operngesellschaft, Graf Marafini, sich von derselben getrennt, wobei aber die Gesellschaft den Vortheil hat, daß sie ihre klägliche Primadonna, die Signora Marafini los wird. Die Gesellschaft, die zuletzt in Hildesheim spielte, wollte in Hannover noch einige Vorstelluugen geben, fand aber daselbst keinen Chor zur Unterstützung, da die Bühne für den Augenblick geschlossen ist.

Ludwig Döbler spendet in London noch immer seine Sträußchen, und erntet dafür Lorbeern in den Kranz seiner Auszeichnungen. Er hat die Bewohner dieser Stadt völlig bezaubert, und dieses gehört gewiß zu den merkwürdigsten Kunststücken im Gebiete der natürlichen Magie. Döbler ist der erste Escamoteur, dem an den Ufern der Themse ein solches Glück erblüht, aber freilich besitzt er neben seiner anziehenden Kunstfertigkeit auch einen eigenen Zauber in der Persönlichkeit, im Vortrage, und in seinem feinen Benehmen.

Digitized by Google

Hr. und Mad. Rettich schließen im Laufe dieser Woche die glänzende Reihe ihrer Gastspiele in Leipzig. Sie werden darauf zunächst in Dresden und sodann in Nürnberg auftreten.

Es werden jetzt in Paris 571 Tagesblätter gedruckt, wovon 39 Caution stellen müssen.

(Wien.) Die Gastrollen des Hrn. Kunst erscheinen in einer ununterbrochenen Folgenreihe, und gewähren eine interessante Abwechslung. — Zur sechsten Gastrolle wählte Hr. Kunst, den 13. Juli, den Roderich in dem Schauspiel nach Calderon: „Das Leben ein Traum". Der Darsteller fand sich dieses Mal in seinem eigentlichen Elemente.

(Aus den Coulissen.) Ein Blick hinter die Coulissen ist manchmal ergötzlich genug, und lustig die Mischung von Wahrheit und Dichtung in den Eßscenen. Bei deutschen Hoftheatern verlangt Don Juan wirklichen Champagner und einen wahrhaften Fasan. In Paris werden Meringuen durch weißen Quarkkäse vorgestellt.

(Konstanz, 18. Juli.) Ein Unglück trug sich heute früh auf der Gemarkung Wollmatingen zu, wo während eines starken Gewitters ein Hirtenknabe, welcher sich zum Schutze gegen den Regen hinter sein Zugvieh gestellt hatte, nebst drei Ochsen vom Blitze erschlagen wurde. Man hat schon öfter bemerkt, daß der Blitz gerne auf Hornvieh ableitet, vielleicht wegen der bei starken Gewittern diesen Thieren entströmenden elektrischen Materie, weshalb anzurathen ist, daß sich Menschen aus deren unmittelbaren Nähe wegbegeben.

Korrespondenz.

Vom hessischen Neckar, 15. Juli.

(Schluß.)

Schöne Gegenden sind es, in welche uns die Neckardampfboote führen! Wir beginnen mit der alten Reichsstadt Heilbronn, dem schwäbischen Frankfurt, reich an historischen Erinnerungen und Bauten, wie an Leben der Gegenwart und an bedeutenden gewerblichen Bauten der Neuzeit, gelagert in einer trefflichen Gegend, im Lande des Korns und Weins. Wir schwimmen an Neckarsulm vorbei, schauen in die weinreichen Hügel des lieblichen Weinsberg, berühmt durch seine Weibertreue, wie durch seinen, trotz seiner Wanderungen und Forschungen im Nachtgebiete der Natur, doch am heitern Sonnenlicht heiter wandernden, trefflichen Dichter und Menschen Justinus Kerner, und nahen uns bei den berühmten Neckarsalinen dem alten, ehrwürdigen Wimpfen mit seinen schmückenden Thürmen und seinem über alle Beschreibung schön gelegenen, in diesem Jahre reichbesuchten Bade. Wir ziehen vorbei an all' den zahlreichen malerischen Ortschaften und Burgen Ehrenberg, Gundelsheim mit Horneck, Hornberg, Guttenberg, Hochhausen, Neckarelz, Diedesheim, Minneburg, Gerach, Zwingenberg, Stolzenfels, Eberbach, Hirschhorn, Dilsberg, Neckarsteinach und Neckargemünd, die jetzt alle in einem schönen Panorama, gleich dem Rheinpanorama, zusammengestellt sind, bis wir dem weltberühmten Heidelberg uns nahen, wo die Natur mit der verschwenderischesten Fülle alle Schönheiten ausgegossen zu haben scheint, die eine Gegend nur anziehend machen können. Und was soll ich erst von diesem Heidelberg sagen, wenn in den Mauern seiner unübertroffenen Schloßruine das jährliche Musikfest gefeiert wird! Ich war Zuhörer am 12. d. M., wo das große Oratorium Haydn's „Schöpfung" aufgeführt wurde. Sind die Hofräume, geschlossen durch die großartigsten Bauten der verschiedensten Zeiten und geschmückt mit Bäumen und Gesträuchen, schon geeignet, den Menschen in innige Betrachtungen zu versetzen, wie wirkt es erst, wenn man diese Tausende festlich gekleideter Menschen betrachtet, die alle erwartungsvoll nach dem geschmackvoll mit Guirlanden und Blumen geschmückten, zwischen Mauern sanft aufsteigenden Orchester mit seinen halbtausend Musikern blicken und nun plötzlich unter der zweckmäßig darüber gebauten Bedachung die Macht der Töne hervorbrausen hört, die weiten Hallen der Burg erfüllend und das Lob des Schöpfers preisend! Es läßt sich dies nur fühlen, nicht beschreiben. Noch hallen die herrlichen Töne in meiner Seele nach, die klangreich, seelenvoll und tiefen Gefühls der Brust der Fräul. Capitain und all' den Sängern und Sängerinnen entströmten, die sich hier vereinigt hatten, um ein Tonstück aufzuführen, das zu den größten Schöpfungen der Tondichtkunst gehört und gleich einer Raphael'schen Madonna ewig entzücken und uns zu den lichten Höhen emporheben wird, wo wir den Urquell der Güte und Allmacht zu suchen haben, den jedes Geschöpf in seiner Zunge preist und den Keiner allein auf rechte Weise gefunden zu haben und zu verehren, mit Geringschätzung seines Bruders, sich rühmen soll. Ach, wie klein und bejammernswerth kommen uns in solchen Stunden die Menschen vor, die, wie es in jüngster Zeit nicht selten geschehen, den Saamen des Hasses und der Zwietracht zwischen Bekennern verschiedener Confessionen, die doch in der Wurzel Eines Glaubens, auszuwerfen trachten und so das erste Gebot Gottes, das der Liebe, frevelhaft verletzen, sogar da verletzen, wo er seine heiligste Stätte für deren Verkündigung aufgeschlagen hat. Sage mir doch, welche Stimme entquillt einer katholischen, welche einer protestantischen Brust, wenn du diese unbekannten Sänger und Sängerinnen hörst? Wahrlich, du wirst verstummen! — Ob des hohen Genusses, welchen uns das diesjährige Musikfest durch seine treffliche Aufführung und durch sein herrliches Wetter gebracht, möchten wir den Unternehmern um so mehr danken, als es wohl nur ihrem Eifer und ihrer Beharrlichkeit gelungen ist, die entgegen stehenden Schwierigkeiten zu beseitigen. Möchte, so lange Friede in unseren Gauen wohnt, es alljährlich wiederkehren zur Ehre Heidelberg's und zur Freude seiner und der weitesten Umgegend Bewohner, die alle so gern auf allen Wegen ihm zufliegen, um des Jahres mindestens einmal den hohen Genuß zu haben, den seine Gegend und dieses sein Musikfest ihnen bieten.

Frankfurt a. M.

Korsetten ohne Naht.

In allen Damenzirkeln hören wir seit einiger Zeit so viel Schmeichelhaftes über die Patent-Korsetten auf dem Lager des Hrn. Hri. Kapp und den Umstand, daß auch die höchsten weiblichen Herrschaften unserer Nachbarhöfe sie mit ausschließlichem Vorzug beehren; wir wollten deshalb nicht anstehen, diese schöne neue Erfindung näher in Augenschein zu nehmen, um unseren auswärtigen Leserinnen Mittheilung davon machen zu können.

Wir müssen gestehen, nie etwas so Graziöses gesehen zu haben und competente Richterinnen in der Sache versichern uns, daß keine Nähekünstlerin im Stande sey, die Rundung der Formen, die Grace und mithin die Möglichkeit zu erreichen, wobei alle Bewegungen mit aller Leichtigkeit statt finden können. Wir haben ein solches Korsett auf eine Büste geschnürt gesehen und können uns nicht besser über die Schönheit dieser Korsetten ausdrücken, als daß sie auf die Büste gegossen scheinen. Die Damen können sich bei Mad. Kapp, Katharinenpforte Nro. 88, davon überzeugen.

Theater-Anzeige.

Montag, 25. Juli. Der Wasserträger, Oper in 3 Akth., Musik von Cherubini.

Redakteur: J. C. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 204. Dienstag, den 26. Juli 1842.

Das zerbrochene Siegel.

(Fortsetzung.)

Der Marquis bestand darauf, daß sie fliehen müßten; während sie aber also unschlüssig schwankten, glaubte die Gräfin, deren Unruhe alle ihre Sinne schärfte, die leisen Tritte eines Mannes im Corridor zu vernehmen.

„Stille!“ sagte sie, „man kommt.“

Die Thüre öffnete sich ganz leise, und herein trat eine braune Gestalt mit langen hängenden Haaren. Es war der gute Janekin.

„Ich bin's,“ sagte er ganz leise, „verstecken Sie sich, Herr Graf, verstecken Sie sich, Herr Baron; der Blaue ist unten auf der Treppe. Der Schurke hat mich trunken machen wollen, allein er ist in seine eigene Schlinge gegangen. Doch halt, ich vergaß Ihnen zu sagen, daß er Siegellack und ein Stückchen Kupfer mitbringt, ich weiß nicht, was er damit machen will, aber seyn Sie auf Ihrer Hut.“

Rignard nahte sich, eins der liebenswürdigen Liedchen jener Zeit singend. Der Fischer ging ihm entgegen. Die Gräfin eilte schnell in ihr Gemach.

„Aha, da bist Du ja, Du verschmitztes Seethier,“ schrie der Trunkenbold Janekin entgegen, „habe ich Dir denn nicht gesagt, Du solltest mir zwei von meinen Leuten holen? Vorwärts, nimm diesen Leuchter, und hole mir sie geschwind herbei.“

Janekin hatte unwiderstehliche Lust, den Unverschämten zu erdolchen, allein er hielt sich zurück, da er wohl einsah, dieser Gewaltstreich müsse die Gefahr seiner Herren nur vergrößern. Indessen packte er doch mit seiner harten, schwieligen Hand wie mit einer Zange die magere Hand Rignards, und drückte sie ihm, daß alle Knochen krachten. Diese kleine Rache erleichterte ihn ein wenig.

„Willst Du mich los lassen, Du Haifisch,“ schrie der Unglückliche, „oder ich . . . ich guillotinire Dich . . .“

Janekin kam bald mit den zwei Leuten zurück, welche das Mitglied des Revolutionsausschusses verlangt hatte. Als er in's Zimmer trat, hatte sich Rignard ganz und gar verändert. Seine Trunkenheit war wie ein leichter Nebel zerstreut; sein Gang war fest und sicher geworden; seine Rede, eben noch lallend und stammelnd, war bestimmt, sein Gesicht verlor die Röthe, die der Wein hervorgerufen, und hatte bald wieder jene finstere Blässe, die auf dem Antlitz eines Richters Einen, so zu sagen, schon im voraus das Todesurtheil lesen läßt. Er warf einen Blick um sich her, in dem alles Feuer des Hasses glühte.

„Du bist also ganz allein, Bürger Tréseguidy?“ sagte er zum Marquis.

Herr von Tréseguidy, der einen trunkenen Menschen vor sich zu sehen erwartet hatte, fürchtete sich beinahe vor dem Eisesantlitz des ehemaligen Wagenbauers. Er hatte auf die plumpe Vertraulichkeit eines Menschen aus der Schenke gerechnet, und fand ein schlaues, mißtrauisches Wesen, das auf eine Gelegenheit lauerte, den Gegner zu verderben.

„Ja, ja, ich bin allein,“ antwortete stammelnd der Greis, „meine Tochter ist ermüdet, sie hat sich in ihr Gemach zurückgezogen.“

„So, so, die Bürgerin hat sich zurückgezogen,“ sagte das Mitglied des Revolutionsausschusses, indem es auf eine eigene Weise diese Worte betonte.

„Und warum soll denn die Frau Gräfin nicht zu Bette gehen, wenn sie Lust hat zu schlafen?“ fragte Janekin mit barschem Ton.

„Ich habe zwei Bemerkungen zu machen, Bürger Janekin,“ rief Rignard mit komischer Feierlichkeit. „Erstens spricht man nicht so, wie Du es thust, mit einem Commissär der Republik; dann nennt man Niemanden mehr Marquis oder Gräfin; dergleichen Etiquetten sind abgeschafft. Die Todten allein nennen sich noch so. Verstehst Du?“

Darauf ließ Rignard seine zwei Subalternen herzutreten, setzte zwei Lichter auf einen Tisch, zog aus seiner Tasche ein Stück Siegelwachs und ein Siegel, verlangte Papier, und begann alsobald Siegel an die Thüren zu legen.

„Meine armen Söhne sind verloren!“ dachte der unglückliche Vater.

Um 4 Uhr Morgens hatte Rignard seine Operationen vollendet. Er hatte nicht bis zum andern Tag warten wollen, die Zimmer, in denen er verdächtige Papiere vermuthete, unter die Aufsicht der Republik zu stellen. Er hatte den Bewohnern von Plouerneck nur zwei Zimmer zum Gebrauch überlassen: das, welches die Gräfin einnahm, und das, worin die Vorfälle sich ereigneten, die wir erzählt haben. In dem benachbarten Gemach ließ er sein Ruhebett aufschlagen. Jenes dunkle Kabinet, welches den Herren von Tréseguidy zur Zuflucht diente, hatte er versiegelt, wie alle übrigen Zimmer im Schloß. Unten hatte man den Speisesaal und die Küche der Dienerschaft und den

Digitized by Google

Schergen Rignards zum Gebrauch überlassen, der seine zwei Leute wieder dahin schickte.

Der erste Schein des Morgens, der durch die Fenstergitter des Schlosses drang, beleuchtete eine eigenthümliche und im höchsten Grade interessante Scene. Es war eine Art stillen Drama's, in dem alle Personen durch den Zufall auf eine malerische Weise gruppirt waren. Ein Maler hätte seine ganze Kunst aufbieten können, eine solche Gruppirung zu erfinden, und es wäre ihm nicht besser gelungen. Es fanden sich in dem stillen Zimmer alle Elemente zu einem herrlichen Gemälde zusammen. Erschöpft von den Unruhen der Nacht und den Qualen der steten Seelenangst, hatte sich der Marquis auf das Lager geworfen. Sein schönes, weißes Haupt war durch seinen rechten Arm gestützt. Sein Antlitz trug den Ausdruck der tiefsten Trauer, und in der unruhigen Bewegung seiner Augenlieder erkannte man die Angst seines Herzens, die ihn selbst während des Schlummers bewegte. Das Mitglied des Revolutionsausschusses, als es seine Geschäfte verrichtet hatte, und den Tag schon so nahe sah, wollte sich nicht mehr in sein Kabinet zurückziehen; vielleicht war es auch seine Absicht gewesen, den Schlaf des greisen Marquis zu belauern und ein und das andere indiscrete Wort während eines Traumes zu erlauschen. Er saß in einem Lehnsessel beim Feuer und war eingeschlafen. Unter seinem kohlschwarzen Haar blickte sein bleiches und boshaftes Antlitz gespenstisch hervor; seine beiden langen hageren Hände krallten sich auf seinen Schenkeln, wie wenn sie eine Beute fassen wollten. Von Zeit zu Zeit durchrieselte ein nervöser Schauer alle seine Glieder und machte ihn auf seinem Stuhle wanken. Litt er vielleicht im Schlafe die Qualen, die er am Tage seinen Opfern bereitete? Was aber wirklich schön, was wirklich poetisch in dem Gemälde war, das war Jaukin, der sich nicht mit den beiden Helfershelfern Rignards zurückgezogen hatte. Er hatte nicht einen Moment der Verführung des Schlafes nachgegeben. Er lag auf dem Boden ausgestreckt und sein Haupt war an die Thüre des Kabinets angelehnt. Beim geringsten Geräusch sah er scharf nach den Zügen Rignards, auf welche gerade der Schein eines Wachsstocks fiel; er beobachtete die geringste Bewegung seiner Wimpern, immer bereit, die Herren von Tréseguidy durch irgend ein Zeichen zu bedeuten. Die beiden Brüder waren, nachdem sie lange mit ihrer furchtbaren Ermüdung gekämpft, eingeschlafen. Das Geräusch ihres Athmens wurde bald hörbar, und schien sich von Minute zu Minute steigern zu wollen. Gränzenlos war die Angst des armen Fischers. Er wollte die Ruhe der armen jungen Männer nicht stören, denn er wußte, daß sie seit drei Tagen und drei Nächten keinen Augenblick der Erholung gefunden hatten, er wußte, daß dieser Schlummer der beste Balsam für ihre ermüdeten Glieder war, aber er mußte auch fürchten, Rignard könne erwachen und so seine Opfer entdecken. Der treue Diener verwandte das Auge nicht von dem Antlitz des Republikaners. Wenn der Athem der beiden Brüder die tiefe Stille der Nacht unterbrach, dann pochte sein Herz mit mächtigen Schlägen; wenn Rignard die leiseste Bewegung mit seinem Stuhle machte, dann sträubten sich seine Haare und sein Blut starrte in seinen Adern.

(Fortsetzung folgt.)

Tagesliteratur.

Die „Königsberger Zeitung" enthält Folgendes: Im Allgemeinen steht das ganze Zeitungs- und Journalwesen bei uns noch so niedrig, und man hört noch so oft schiefe und wegwerfende Urtheile über dasselbe fällen, daß es nicht unpassend scheint, einige Worte über die Bedeutung desselben, seinen Einfluß auf das Volk, d. h. die Gesammtheit und seine Stellung in demselben zu sagen. Die Literatur — dies lehrt die alltäglichste Erfahrung — ist in Deutschland durchaus noch kein Gemeingut dieser Gesammtheit geworden, und das großartige Interesse unserer überrheinischen und überseeischen Nachbaren am Allgemeinen in seiner weitesten Bedeutung schrumpft bei uns meistens, trotz aller schönen Redensarten von dem einen, großen Vaterlande, zu einem ziemlich engherzigen Partikularismus zusammen — theils eine Folge der politischen Verhältnisse Deutschlands, das bis auf die neueste Zeit jedes inneren Haltpunktes, jedes Selbstbewußtseyns entbehrte; theils ein nothwendiges Ergebniß der vornehmen Abgeschlossenheit und des unfreundlichen Zunftgeistes deutscher Wissenschaft, die jede Berührung mit dem realen Leben als eine Entweihung ihres abstrakten Idealismus ansah, und eine Versöhnung des letzteren mit jenem als flache Popularität verachtete. Daher blieben die Bemühungen der Regierungen, die wir trotz tadelnder Bemerkungen im Einzelnen durchaus nicht geneigt sind zu verkennen, diese Bemühungen um Bildung des Volkes und Verbreitung jeder Art geistigen Interesses fast ohne allen Erfolg. Die Staatszeitung zeigt uns in ihren höchst gelehrten statistischen Abhandlungen, daß es in Deutschland und namentlich in Preußen mehr wissenschaftliche Leute, mehr Bildungsanstalten gebe, als irgendwo, und dennoch begegnen wir im Leben selbst keinen, entschieden in die Augen fallenden, Resultaten derselben. Namentlich greifen die niederen Bildungsanstalten der Elementarschulen durchaus nicht so tief und unmittelbar ins Volksleben ein, wie es im Geiste ihrer ersten Begründer beabsichtigt ward; nach wenigen Jahren sind ihre, ohnedies dürftigen, Spuren bei den meisten der von ihnen Gebildeten verwischt, und die an Rohheit gränzende Gleichgültigkeit und Interesselosigkeit zeigt zu deutlich, daß sie aus jenen Anstalten keine Ideen für und vom Leben mitbekommen haben. Zwei bedeutende und vielleicht durchweg gültige Gründe lassen sich für diese auffallende Erscheinung anführen, Mangel an Oeffentlichkeit in der prägnanten Bedeutung, die unsere Zeit diesem Worte gegeben hat, und Formlosigkeit des von der Mehrzahl nicht zu bewältigenden Stoffes. Beiden Uebelständen soll und kann die Tagesliteratur abhelfen; sie ist daher in dieser Hinsicht als eine fortgesetzte Schule für das Leben zu betrachten, und noch zu wenig bei uns in ihrer sittlichen Bedeutung erfaßt, als höheres, fortlaufendes Bildungsmittel der Gesammtheit erkannt worden. Die Fortschritte und Resultate der Wissenschaft müssen in allgemein verständlicher Sprache durch die Tagesblätter, die Jedermann zu Gebote stehen, mitgetheilt und besprochen werden, um auf solche Weise nicht blos Wissen zu verbreiten, sondern ganz vorzüglich Nachdenken zu erwecken und das Urtheil zu schärfen. Denn unser Volk lebt gedankenlos in den Tag hinein; sein größter Feind ist seine sogenannte vertrauensvolle Urtheilslosigkeit. Vorzugsweise ist dies in Beziehung auf politische Dinge der Fall, daher müssen ganz besonders Zeitungen und politische Blätter zu

Digitized by Google

dem in ihr Gebiet fallenden Wissen sich in der genannten Weise verhalten, sie müssen politische Bildung zu verbreiten, Nachdenken und Urtheil über den Staat und die eigenen Beziehungen zu denselben zu wecken suchen. Ihre Hauptaufgabe muß es seyn, dem Volke für seine eigene Entwickelung, für seine Verhältnisse und Institutionen, mit einem Worte für sich selber Sinn und Interesse zu geben, und es zu überzeugen, daß damit erst seine eigentliche, seine innere Geschichte beginnt, die nicht an den Höfen und auf den Schlachtfeldern gemacht wird, sondern die geräuschlosen Thaten des sittlich-intellectuellen Fortschrittes berichtet. Schon hat die deutsche Tagesliteratur in neuester Zeit einige glückliche Versuche der Art gemacht; die mildern Censurbestimmungen, die dieses Jahr uns brachte, haben nicht verfehlt, einen günstigen Einfluß auf sie zu äußern, und wir zweifeln nicht, daß sie sich der sehnlichst erwarteten Censurfreiheit würdig zeigen werde. Möge unser Volk durch steigende Theilnahme an der Tagesliteratur darthun, daß es das Bedürfniß nach einer Geschichte fühlt.

Höchst erfreulich ist es uns daher, zu bemerken, daß diese Ansicht von der Bedeutung der Tagesliteratur und ihrem sittlich wichtigen Einflusse auf die Volksbildung jetzt auch schon in den höchsten Sphären unserer Beamtenwelt festen Fuß zu fassen anfängt. In einer Ministerialverordnung vom 28. Mai hinsichtlich einer zu veranstaltenden Uebersicht über die periodische Presse und Tagesliteratur in den Provinzen wird unter Anderm mit Recht behauptet: „Das reiche Material, welches dieselbe für die Beurtheilung der politischen, sittlichen und intellectuellen Entwickelung der Nation darbietet, ist bisher nicht genugsam gewürdigt worden.“ — „Soll die periodische Literatur für das Verständniß und die Fortbildung der Volkszustände benutzt werden, so bedarf es vielmehr eines nähern Eingehens auf das Wesen und Wirken der Tagespresse, einer aufmerksamen Verfolgung ihrer Bewegung und einer gründlichen Kenntniß ihres Gehalts und ihrer Einwirkung.“ Da habt ihr es selbst gehört, ihr deutschen Zeitungen; ein Minister selbst ertheilt euch ein Recht und eine Bedeutung, wovon ihr meistens keine Ahnung hattet, geschweige denn, daß ihr sie wagtet, für euch in Anspruch zu nehmen; ein Minister der Polizei spricht von eurer politischen Bedeutung, gesteht euch einen Einfluß auf die Fortbildung der Volkszustände zu. Wahrlich, ihr werdet Angesichts dieser Worte vor euch selber erröthen müssen, wenn ihr bedenkt, was ihr in diesem Sinne bisher gethan und gewirkt habt; wenn ihr bedenkt, wie wenig ihr im Interesse der Bewegung, die hier sogar ein Minister von euch verlangt, die erleichterten Censurvorschriften benutzt habt.“

Eidgenössisches Freischießen.

Eines Abends stellte ein St. Galler Schütze in der Speisehütte den Antrag, es möge den Bündnern durch Handmehr untersagt werden, fürder zu sagen: „wir gehen in die Schweiz“, wenn sie über die bündnerische Gränze nach einem andern Kanton reisen wollen. Durch Stimmeneinhelligkeit wurde der Antrag zum Beschluß erhoben.

Die Bülletins haben die Reden vom Samstag noch nicht gebracht. Dagegen theilen wir, denselben vorgreifend, über den an diesem Tage, Abends 8 Uhr, erfolgten Schluß des Schießens und über das, was damit verbunden war, folgende von einem Augenzeugen herrührende Schilderung mit: Sieben Kanonenschüsse verkündeten den Schluß des Schießens. Kaum hatte das Echo am gegenüber liegenden Calanda verhallt, so erblickte ich vom Schießstande her einen festlichen Zug. Koller von Speicher hatte die letzte Nummer des Tages; aber nicht nur dies, er hatte auch seinen Nebenbubler, Lord Vernon aus England, besiegt. Beide hatten sich bis zum letzten Augenblicke die größte Nummernzahl streitig gemacht und der letztere außer einer nicht geringen Fertigkeit in Handhabung des Stutzers auch eine weit größere Zahl von Schüssen, als jener, aufgeboten, um Sieger zu werden. Wirklich hatte Lord Vernon bis kurze Zeit vor dem Schluß einen bedeutenden Vorsprung. Allein jetzt ergab sich, daß Koller während des ganzen Schießens 153, Lord Vernon 149 Nummern erhalten hatte. Welch' glänzender Triumph des schweizerischen Schützenstolzes! welch' bedeutungsvolles Ergebniß für das simige, nicht aus Armuth, sondern aus Fülle der Empfindungen kindlich deutende Schützenvolk! Sogleich umgaben die Appenzellerschützen ihren Waffenbruder, bekränzten ihn und führten ihn im Triumph zum Gabenhause. Jubelnd und Beifall rufend drängte sich eine ungeheure Menschenmasse nach. Nun tiefe Stille und aus der Mitte der Schaar, aus den gewandtesten Kehlen ertönte ein Siegeslied. Es waren dieselben Appenzeller, die seit ihrer Ankunft beim Feste die Freude und die Zierde desselben gewesen waren. Diese herrlichen Stimmen, der reinste, klangvollste Kuhreigen, dessen unendliche Modulationen nur der Ausdruck einer tief bewegten, wonneerfüllten Brust seyn können, rissen auch die Zuhörer hin. Vergebens suchte der greise Herold den Gefühlen der Menge Worte zu leihen, auch ihn übermannte das Gefühl. Mehr als alle Worte sagten die folgenden Lieder, welche das Glück des Schweizers priesen, von dessen Wahrheit alle Herzen überzeugt waren. Es war der schönste, sinnvollste Moment des Festes, und als solcher von allen, die ihn erlebten, anerkannt. — Am folgenden Tage sah man die beiden Helden des Festes, begleitet von Egger von Aarwangen und Bänziger von Appenzell, welche beide über 100 Nummern hatten, alle vier bekränzt, in traulichem Gespräche, Arm in Arm umherwandeln.

Mannichfaltigkeiten.

Der Violinist Hr. Sivori, schon darum beachtungswerth, weil er des berühmten Paganini einziger Schüler ist, wird sich demnächst im Frankfurter Schauspielhause hören lassen. Oeffentliche Blätter sprechen sich über seine Kunstleistungen rühmlich aus, und somit glauben wir die Freunde des Violinspiels auf Hrn. Sivori aufmerksam machen zu müssen.

(Bensheim, 20. Juli.) Eine kreisräthliche Verfügung, die unser neuestes Wochenblatt bringt, schafft einen thierquälerischen Gebrauch ab, der schon längst Vielen ein Gräuel war. Es wird nämlich der bisher übliche Transport des Schlachtviehes mittelst Hetzen von Hunden, vermöge Höchster Genehmigung Gr. Ministeriums, insbesondere aus sanitätspolizeilichen Gründen, bei einer Strafe von 3 fl. gänzlich untersagt.

Digitized by Google

Am Abend des 11. Juli wurde im cafe féderal in Chur eine Bündnerheldin gefeiert: Anna Maria Bühler von Ems. Diese fiel im J. 1799 als 21jähriges kräftiges Alpenmädchen im Dorfe Ems den Pferden der ersten französischen Kanone in die Zügel, tödtete den Stücknecht, und verschaffte durch das hieraus in der engen Dorfgasse entstehende Gesperr den Flüchtenden Zeit, sich der Kanone zu bemächtigen und die Franzosen wieder aus dem Dorfe zu treiben. Ein wackerer Solothurner Schütze erzählte dem übrigen im Kaffeehaus versammelten Publikum diese Heldenthat; ungemeiner Feierjubel ertönte der hocherfreuten und bewegten, nun betagten Frau; ihr erloschenes Auge erglühte in jugendlichem Feuer, und heitere Jugenderinnerung goß sich über ihr Antlitz. Man beschloß, der Heldin eine Festmedaille prägen zu lassen.

Frankfurter Theater.

Wann die längeren Abende wieder erscheinen, so werden die Theaterfreunde den Besuch einer ansehnlichen Zahl von Novitäten und neuen Einstudierungen, welchen beizuwohnen die schöne Jahreszeit sie abhielt, nachzuholen haben. In Oper und Schauspiel wird jetzt fleißig gearbeitet und mit unserm vollständigen und wohl organisirten Künstlerpersonal Vorzügliches geleistet, so daß die Klagen des schwer zu befriedigenden Publikums allmählig verstummen. Cherubini's Wasserträger bot den Musikfreunden einen genußreichen Abend, da diese klassische, seit längerer Zeit nicht aufgeführte Oper ausgezeichnet gegeben wurde. Unser treffliches Orchester, der gediegene Chor und das Sängerpersonal schienen um den Preis zu welteifern und machten die Vorstellung zu einer der herrlichen Composition würdigen. Hr. Wiegand ist in der Rolle des Wasserträgers, als einer seiner besten Leistungen, bereits anerkannt und wußte auch heute in Spiel und Gesang den darzustellenden schönen Charakter und die rührenden Klänge des Tonsetzers geltend zu machen. Hr. Caspari (Graf Armand) und Dem. Capitain (Constanze) hoben das Seelenvolle und Lyrische in allen Situationen mit Empfindung und Wahrheit durch schönen Gesangsvortrag hervor. Hr. Conradi, als zweiter Commandant der italienischen Soldaten, sprach an. Er ist im Besitz einer sehr sonoren und kräftigen tieferen Baritonstimme und einer gleichen, registerfreien Scala, dabei versteht er, methodisch zu singen; er hielt seine Rolle einfach und würdig und wirkte in den Chören vorzüglich.

Das Lustspiel — Molière — wurde sehr beifällig wiederholt; es beruht auf historischem Grunde und ist, wenn auch nicht mit erschöpfender Charakteristik, doch mit jener französischen Bühnenkenntniß bearbeitet, welche den Zuschauer zu fesseln nicht verfehlt. Die Titelrolle wurde durch Hrn. Baison nicht nur effectvoll, sondern auch mit feiner Nüancirung und mit dem ihm eigenen sorgfältigen Studium unter lebhaftem Beifall und wiederholten Hervorrufungen gegeben, eben so Molière's Frau durch Mad. Frühauf, welche sich der Gunst unseres Publikums im hohen Grade zu erfreuen hat.

Einer neuen Einstudierung der Falschmünzer und der ersten Aufführung von Halm's Sohn der Wildniß sehen wir mit Vergnügen entgegen.

W.

Korrespondenz.

Mainz, 16. Juli.

Mit wahrer Zufriedenheit vernimmt man, daß es keinem Zweifel mehr unterliegt, daß die unter der Leitung des Hrn. Provinzial-Baumeisters Opfermann in dem hiesigen Residenzschlosse vorgenommenen Bauten und Einrichtungen bis zum Monate September beendigt und daß ein Theil derselben schon so weit vorgerückt ist, daß man sich mit den Anordnungen zum Transporte und zur Aufstellung der Bildergallerie, des Museums und der naturhistorischen Sammlungen in den neu errichteten Localitäten bereits beschäftigt. Die Stadt Mainz wird daher bald im Besitze von mehreren, in einem einzigen Gebäude aufgestellten wissenschaftlichen und Kunstsammlungen sich befinden; sie vermehrt dadurch nicht nur die Annehmlichkeit des hiesigen Aufenthalts, sondern erringt auch den Ruhm, mit geringen Mitteln Großes geschaffen zu haben. Damit legt sich aber die Stadt Mainz auch die Verbindlichkeit auf, die ihr gehörenden Kunstschätze allen denjenigen, welche sie besuchen wollen, zugänglich zu machen, die Besuchenden vor jeder Belästigung zu bewahren und sie gegen jene in Schutz zu nehmen, die sich etwa deren Unkenntniß der hiesigen Gebräuche zu nutze machen könnten, um für kleine Dienste große Belohnungen zu erhalten. Daß in Bezug auf diese Anstalten von Seiten unserer städtischen Behörde alles Erforderliche geleistet werden wird, dafür bürgen die wiederholten reiflichen Verhandlungen, die, wie man hört, im Gemeinderathe über diese Angelegenheit statt finden. Es soll dort bestimmt worden seyn, ein Reglement zu erlassen, in dem die Bedingungen angegeben seyen, unter denen der Besuch der Sammlungen gestattet seyn und das Eintrittsgeld (kein Trinkgeld), das dafür erlegt werden soll. Diesem Reglement wäre die größte Publizität zu geben. Weiter hätte man eine Instruction für die bei den Sammlungen anzustellenden Beamten beliebt, die mit einem den Besuchern vorzulegenden Buche zu Eintragung von Bemerkungen oder Beschwerden in Verbindung stünde. Dann wäre man darüber einig, daß mehrere Personen sowohl bei der Bildergallerie und dem Museum als bei der Bibliothek angestellt werden sollten, damit stets Jemand vom Fache anwesend wäre, der die Sammlungen nicht nur zeigen, sondern auch mit Sachkenntniß Erklärungen geben und die an ihn gerichteten Fragen beantworten könnte. Rücksichtlich der bei der Bildergallerie anzustellenden Beamten wären, wenn wir gut unterrichtet sind, außer dem bisherigen Conservator, dem verdienten Veteran Rittl. Müller, zwei Personen in Vorschlag, der Maler Hr. Schmitt und der Zeichenlehrer der Realschule Hr. Lindenschmitt, beide tüchtige Männer, die, wenn die Intraden der Eintrittsgelder es gestatteten, man beide anstellen sollte; wäre dieses aber nicht der Fall, so möchte Schmitt passender seyn, da er die meisten Reisen gemacht und Hauptstädte, wo bedeutende Gallerien sich befinden, während mehrerer Jahre besucht und dort gearbeitet hat; er war in München, Wien, Rom, Florenz und Neapel; er ist dabei ein geschickter Maler. Gegenwärtig hat er eine Madonna auf Goldgrund in Raphael'scher Manier, nach der Madonna granducale in Florenz, und eine Dreifaltigkeit, ein schönes Altarbild, in seinem Atelier in Arbeit, wovon das erste für die Nicolaikapelle im Dom zu Mainz und das andere für eine Landgemeinde bestimmt ist; dabei hat er keine Anstellung, kann also den größten Theil seiner Zeit der Bildergallerie widmen, was bei Lindenschmitt, der öffentlicher Lehrer ist, nicht seyn kann. Bei dem Museum soll außer dem schon bejahrten Professor Arens ein jüngerer Gelehrter angestellt werden. Was die Sammlungen des naturhistorischen Vereins angeht, so wird die Gesellschaft, deren Eigenthum sie sind, auch ihre Beamten anstellen, oder wenigstens vorschlagen wollen; jedenfalls muß sie sich aber dem allgemeinen Reglement unterwerfen. So viel vorerst, bald werde ich Ihnen in dieser alle Kunstliebhaber und Gelehrte interessirenden Angelegenheit bestimmtere Kunde zu geben im Stande seyn. Daß sie befriedigend ausfallen werde, davon glaube ich Sie jetzt schon versichern zu können.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 26. Juli. Die Gunst des Augenblicks, Lustspiel in 3 Abth., von Devrient. Vorher geht: 1) Ouverture aus Faniska von Cherubini. 2) Violinkonzert Nro. 1, componirt und vorgetragen von Hrn. Camillo Sivori (Schüler Paganini's). Nach dem Lustspiel: 3) Le Carnaval de Venise (chanson populaire), souvenir de Paganini, vorgetragen von Hrn. Camillo Sivori.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 205. Mittwoch, den 27. Juli 1842.

Das zerbrochene Siegel.

(Fortsetzung.)

Diese Nacht war schrecklich für Alle, aber am schrecklichsten dennoch für Janekin. Der Republikaner erwachte sehr spät. Als er die Augen öffnete, hatten sich Herr von Tréseguidy und Janekin bereits erhoben, und die Gefangenen waren benachrichtigt von dem Stande der Dinge. Der Tag verging ziemlich gut. Gegen Abend aber, als sich Rignard einen Augenblick entfernt hatte, erklärten die jungen Männer Janekin, sie würden vor Hunger und Durst umkommen. Diese Nachricht brachte den treuen Diener ganz außer sich. Weder er noch der Marquis hatten diese neue Gefahr geahnet. Die Ereignisse der verflossenen Nacht hatten ihre Aufmerksamkeit so in Anspruch genommen gehabt, daß dieser so natürliche Gedanke ihnen gar nicht in den Sinn gekommen war.

„Was nun thun?" fragte sich die ganze Familie.

Der Marquis äußerte zuerst seine Meinung. „Können wir vielleicht irgend eine Oeffnung in die Scheidewand machen?" sagte er.

„Wäre es denn nicht möglich, das Siegel zu brechen, und es dann wieder herzustellen?" meinte die Gräfin.

„Wenn wir uns nun durch ein paar Kugeln von diesen Raubmördern befreiten?" brummte Janekin.

Keiner aber dieser drei Vorschläge war annehmbar. Der erste bot zu viele Schwierigkeiten, der zweite war zu gefährlich, und der dritte zu gewaltsam.

„Nun denn, so warten wir bis morgen," sagten die Gefangenen, „morgen aber müssen wir uns Lebensmittel verschaffen."

Eine düsterere Wolke ruhte auf der Stirne des kleinen Kreises, als Rignard wieder eintrat. „Bürger," sagte er zum Marquis mit einem teuflischen Lächeln, „morgen früh reise ich nach Brest ab, wohin mich Staatsgeschäfte rufen. Ich werde einige meiner Leute als Wächter der Siegel zurücklassen. Du wirst für dieselben Sorge tragen, nicht wahr? Am Montag werde ich wieder zurückkommen."

„Und wirst das Nest leer, die Vöglein ausgeflogen finden," dachte Janekin für sich.

Die Nacht war angebrochen, Rignard zögerte nicht lange und zog sich in das Nebenzimmer zurück. Der Marquis legte sich im Gemache selbst zur Ruhe. Janekin, der am Tage einige Stunden geschlafen hatte, nahm seinen Posten wieder ein, dies Mal aber hatte er nur die Gefangenen zu überwachen.

Gegen Mitternacht schlief der eine der jungen Männer ein. Man hörte einen Augenblick ein leises Schnarchen, bald aber folgte wieder eine Todtenstille. Janekin hatte eine Todtenangst gefühlt, er beruhigte sich aber wieder, als das Geräusch aufhörte. Indessen, es war alles verloren. Eine unselige Schlaflosigkeit hatte den Republikaner wach gehalten, er hatte alles gehört. Er begriff sogleich alles, was vorgegangen war, mit seinem in solchen Dingen geübten Scharfsinn. Er erhob sich ganz leise, öffnete die Thüre und trat in das Zimmer des Marquis. Janekin sah das fürchterliche Unglücks-Gespenst, von einem Strahl des Mondes beleuchtet, kommen. Rignard näherte sich auf den Fußspitzen dem Marquis. Der Greis schlief fest, aber ein schmerzliches Lächeln schwebte auf seinen Lippen. Rignard warf einen giftigen Blick auf den Edelmann, den Blick eines Tigers auf einen eingeschlummerten Reisenden. Dann nahte er sich Janekin, der ihn zwischen den Augenliedern hindurch blinzelnd beobachtete, dabei aber schnarchte, daß die Fensterscheiben bebten. Der Unmensch stand vor ihm und sah ihn fest an.

„Schläft er, oder schläft er nicht?"

Um sich von der Wahrheit zu überzeugen, beugte er sich ganz auf ihn herunter. Janekin fühlte an seinen Haaren den Athem des Republikaners. Nach einigen Augenblicken einer stummen und genauen Beobachtung erhob er sich wieder, indem er sagte: „Er schläft," und zog sich in sein Zimmer zurück.

Als der Morgen kam, hatten Rignard sowohl als Janekin jeder einen Entschluß gefaßt. Der Erstere hatte beschlossen, in Plouerneck zu bleiben, die Herren von Tréseguidy hungern zu lassen und sie dann dem Henkerbeil zu überliefern; der Zweite hatte sich fest vorgenommen, vor den ersten 24 Stunden die Familie durch List zu retten oder mit Hülfe der Diener des Hauses der Agenten der Republik sich zu entledigen. Während des Frühstücks erklärte Rignard, er werde nicht reisen, und wolle in der nächsten Nacht zwei Leute in seinem Zimmer schlafen lassen; zugleich befahl er seinen Schergen, in und außerhalb Plouerneck die strengste Wache zu halten. Nach dem Essen setzte Janekin die Herren von Tréseguidy in Kenntniß, daß sie verrathen wären, und daß sie sich bereit halten sollten, in der Nacht auf das erste Zeichen, das er ihnen geben würde, abzureisen.

„Wohin aber sollen wir fliehen?" sagte der Marquis.

Digitized by Google

„Ich bin alt, meine Beine werden mich nicht weit tragen. Und meine Tochter und mein Enkel? Man wird uns eingeholt haben, ehe wir eine Stunde entfernt sind."

„Seyn Sie unbesorgt, Herr Marquis," antwortete Janekin, „ich werde Sie auf einem Wege führen, wo gute Pferde nicht besser laufen als schlechte, und wo die Frau Gräfin und Raoul eben so schnell voran kommen, als Harnik, der Piqueur des Herrn Baron. Wir dürfen nur im entscheidenden Augenblicke keine Minute verlieren."

Die ganze Familie traf nun mit der größten Vorsicht alle Anstalten zur Abreise.

Der Marquis händigte dem hochherzigen Janekin ein Kästchen voll Gold und Juwelen ein, indem er sagte: „Das wird uns unser Leben fristen, mein Freund! Wir wollen den kleinen Schatz theilen, wenn Gott Dein Vorhaben segnet."

Janekin lächelte schwermüthig und schwieg. Eine Stunde nachher war Janekin zu Conquet in seiner Hütte.

„Peter," sagte er zu seinem Sohn, einem starken und muthigen Jungen, den die Wogen gestählt hatten, einem ächten Kind der Bretagne, „um Mitternacht hältst Du dich mit unserer kleinen Schaluppe hinter dem Felsen von Benaguet bereit; Du packst Vorräthe von aller Art und in gehöriger Menge ein, denn Du wirst den Herrn Marquis und seine Familie nach England bringen. Hier ist ein Kästchen voll Geld, daraus nimmst Du, was zur Zurüstung nöthig ist, und dann bringst Du's mit in das Schiff. Um Mitternacht, wie auch das Wetter sey, sey also am Ort der Zusammenkunft, mein lieber Junge. Sey pünktlich, denn eine Viertelstunde zu spät bringt vielleicht sechs Personen den Tod."

„Verlaß Dich auf mich, Vater, um Mitternacht bin ich hinter dem Felsen von Benaguet," erwiederte Peter.

„Gott segne Dich und leite Dich, mein lieber Peter," sagte Janekin, indem er die gebräunte Stirne seines Sohnes zärtlich küßte.

Bei seiner Ankunft in Plouerneck fand der Fischer Rignard in Berathung mit seinen Untergebenen. Er gab ihnen seine Instruktionen.

„Ihr sterbet heute Nacht, dafür stehe ich Euch, wenn wir uns nicht retten," dachte Janekin, indem er mit einer gutgespielten Gleichgültigkeit hinter ihnen vorbeiging.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Errichtung einer deutschen National-Brand-Assecuranz.

Die großen Brandunglücke, welche während der letzten Monate Mai und Juni namentlich in unserem deutschen Vaterlande stattgefunden haben, mahnen alles Ernstes an die Realisirung des bereits in mehreren Zeitungen kurz vor und auch nach dem ungeheueren Brande Hamburg's zur Sprache gebrachten Vorschlags zur Errichtung einer deutschen National-Brand-Assecuranz. Wir wollen zwar hoffen und herzlichst wünschen, daß Feuersbrünste, wie die angedeuteten, nicht mehr vorkommen möchten; aber was hilft hier das Hoffen und Wünschen? Die Möglichkeit, daß über kurz oder lang das furchtbare Element des Feuers in dem bisherigen oder vielleicht auch noch größeren Maße verheerend wüthen werde, ist nicht in Abrede zu stellen; und darf uns die Wahrscheinlichkeit des Gegentheils abhalten, auf mögliche Nothfälle im voraus bedacht zu seyn? Gewiß nicht! Aber warum will man auch hier, wie bei so manchen anderen Dingen, vor der Hülfe erst die Noth hereinbrechen lassen, welche namentlich dann auch noch Das im Sturze hinabreißt, was sonst wohl noch kräftig und unterstützend hätte existiren können? Sind denn die stehenden Heere im Frieden nicht auch nur Vorsichtsmaßregeln für den möglichen Fall eines inneren oder äußeren Feindes? Daß auch die Gefahr des Feuers in staatswirthschaftlicher Hinsicht als beachtenswerth anerkannt ist, beweisen augenfällig die von den Staaten errichteten Immobiliar-Brand-Assecuranzen; nur schade, daß man hier offenbar auf halbem Wege stehen geblieben ist. Mag auch die Versicherung der Mobilien als eine alleinige und somit unmittelbare Obliegenheit des Staates mit vielen und weit mehr Umständen verbunden seyn, als die der Immobilien (Gebäude); so ist und bleibt jene für den Familien- und folglich auch für den Nationalwohlstand nicht weniger wichtig und darum mindestens eben so wünschenswerth, als diese: Hamburg, Steyr, Berga, Niedereisenhausen, Frieman, Steinbach und andere Orte, welche in der neuesten Zeit durch Feuersbrünste heimgesucht worden sind, liefern hierzu zwar einen traurigen, aber unumstößlichen Beweis. Dazu kommt noch, daß die milde Gaben reichende Hand zuletzt wohl auch müde wird, um so mehr, da auch hier gerade nicht Alles Gold ist, was glänzt. Will man entgegnen, daß ja so viele Gesellschaften zur Versicherung von Mobilien und Waarenvorräthen gegen Brandschaden Gelegenheiten darbieten; so wird man diesen Einwand für bedeutungslos halten müssen, wenn man den hier in Rede stehenden Gegenstand von einem gemeinnützigen Standpunkte zu betrachten, wenn man also vorzugsweise nur allein den Vortheil des Gesammtpublikums zu berücksichtigen geneigt ist. Wie wünschenswerth es wäre, daß letzterer besonders ins Auge gefaßt werden möchte, lehrt uns die Erfahrung, daß bei den gegenwärtigen Verhältnissen in der Regel gerade der weniger Bemittelte seine Mobilien, die nicht selten seine ganze Habe ausmachen, entweder aus einer gewissen Sorglosigkeit unversichert läßt oder aber, namentlich wegen zu hoher Prämien, unversichert lassen muß, während die in- und ausländischen Aktionäre bedeutende Summen, allerdings contraktmäßig und somit auf eine redliche Weise, einstreichen, welche Summen indeß lediglich der deutschen Nation bleiben müßten, wenn die Brand-Assecuranz in ihrer möglichsten Vollkommenheit eine Nationalanstalt wäre. Ueberdies wäre es für Brandverunglückte gewiß wohlthuender, wenn man den Wohlthätigkeitssinn, der sich zwar in der Letztzeit wieder in einem hohen Grade kundgegeben hat, anzurufen weniger genöthigt ist, zumal da er ohnehin in vielen anderen Fällen oft genug in Anspruch genommen wird, abgesehen von der Beruhigung, die es dem Versicherten gewähren muß, wenn er weiß, daß für ein außerordentliches Unglück eine ganze Nation einsteht, während er sonst immerhin zu fürchten hat, daß eine Gesellschaft, auch wenn sie über einige Millionen verfügt, im unglücklichen Falle bei starker Betheiligung leicht ihre Mittel gänzlich erschöpfen kann.

Was man auch einwenden möge: wir sind der festen Ueberzeugung, daß allen Forderungen, die man an das in Rede stehende Institut machen kann, blos der Staat und zwar nur allein dadurch Genüge zu leisten vermag, daß er es unternimmt, eine

Digitized by Google

Brand-Assecuranz in ihrem ganzen Umfange als eine Staatsanstalt zu errichten. Je größer aber der Staat ist, desto vollkommner ist offenbar die Erreichung des fraglichen Versicherungszweckes möglich, desto leichter lassen sich die Brandschäden repartiren; und in dieser unserer innigsten Ueberzeugung und nur im Interesse unseres deutschen Vaterlandes sprechen wir hier unmaßgeblich unsern Wunsch aus: daß alle hohen Regierungen Deutschlands sich dahin vereinigen möchten, eine allgemeine deutsche Mobiliar- und Immobiliar-Brand-Assecuranz und lediglich zum Vortheil des versicherungsbedürftigen Publikums zu gründen. — Da an einem solchen National-Institut jeder deutsche Staat, so verschieden auch sonst sein Interesse von dem der übrigen Staaten seyn mag, unbestreitbar verhältnißmäßig ganz den nämlichen Antheil haben würde; so dürfte dieser Wunsch wohl auch leichter zu realisiren seyn, als das Projekt auszuführen war, mehrere Staaten zu Einem Zollsystem zu vereinigen. Möchte daher dieser unser Wunsch realisirt und auch dadurch die immer engere Verbrüderung der deutschen Nation gefördert werden! E. C. K.

Mannichfaltigkeiten.

„Das Vaterland, Wochenschrift für Unterhaltung und Volksbildung. Darmstadt, Hofbuchhandlung von G. Jonghaus." — Diese in wöchentlichen Heften von drei Bogen erscheinende Zeitschrift gehört ins Gebiet der populären und hat seit Anfang d. J. bis jetzt, wo des dritten Bandes zwei erste Lieferungen vor uns liegen, die Bestrebungen und Leistungen ihrer Redaktion in günstigem Lichte gezeigt. Das Vaterland bietet seinen Lesern nicht nur Unterhaltung durch Novellen und kleine Erzählungen, sondern auch Belehrung aus den Gebieten der Vergangenheit und Gegenwart; — außer den in ihm enthaltenen größeren Artikeln ist es auch reich an bunten Notizen aller Art. Die solchen Inhalt belebende volksthümliche Gesinnung und vaterländische Tendenz erhöhen den Werth desselben und machen es der Verbreitung würdig.

(Köln, 22. Juli.) Ein Mann, welcher am 30. April d. J. durch den Biß eines wüthenden Hundes eine leichte Verletzung an der Hand erhalten hatte, ist gestern unter allen Symptomen der Wasserscheu hierselbst verschieden, nachdem die ersten Zeichen dieses Leidens erst seit einigen Tagen eingetreten waren.

(Bemerkungen eines Reisenden.) Der bekannte Humorist Weber sagt in seinen „Briefen eines in Deutschland reisenden Deutschen": „In dem gewerbsamen Lohr am Main blühet der Schiffbau, die noch berühmtere Spiegelfabrik aber ist eingegangen. Man rühmte sonst die Wahrheit der Lohrer Werkzeuge der Selbstbeschauung vor französischen Spiegeln, aber gerade hier liegt vielleicht der Grund des Verfalls einer Fabrik, die nicht schmeichelte. Nicht alle Freunde und Freundinnen des beschaulichen Lebens sind auch Freunde der Wahrheit!"

(Koblenz, 22. Juli.) Die Arbeiten zum Wiederaufbau des Königstuhles bei Rhense haben bereits begonnen; man hofft, daß dieses ehrwürdige Denkmal alter Zeit bis zur Ankunft Ihrer Majestäten schon weit gefördert seyn werde. — Die königliche Burg Stolzenfels wird bis zum Spätsommer ganz vollendet seyn. Die innere Ausstattung wird auf das thätigste betrieben. In dem hiesigen königl. Residenzschlosse werden die Räume der zweiten Etage, welche zur Aufnahme der nächsten Umgebungen Ihrer Majestäten bestimmt ist, bis zur Ankunft des Hofs eingerichtet seyn.

Ein berühmter Schmarotzer sagte von einem langweiligen Bankier, bei dem man vortrefflich speiste: Man ißt ihn, aber man verdaut ihn nicht!

Dingelstedt hat nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte Paris verlassen und lebt jetzt in London. Den Winter hofft er in Rom oder Neapel zuzubringen. Es ist 1842 doch so übel nicht in der Welt im Allgemeinen, und die Literatur läßt das deutsche Talent, das sich hinauswagt, just nicht an der Heerstraße verhungern. Das Erfreulichste dabei ist, daß es der Mäcene und der Protektion überhaupt nicht mehr bedarf.

Während Rubens Statue zu Antwerpen mit gerichtlichem Beschlag belegt worden, und bis heute noch nicht aus ihrem Kerker losgekommen ist, hat sich in Holland eine Kommission gebildet, um Rembrand ein Denkmal zu setzen. Es soll auf dem neuen Börsenplatze in Leyden, der von da an Rembrandsplatz heißen wird, aufgerichtet werden.

Peter Joseph Dumont ist im Hospital Necker zu Paris, 88 Jahre alt, gestorben. Er war 34 Jahre seines Lebens in der Sklaverei zu Algier, deren Schrecken er im vollsten Maße kannte. Lord Ermouth befreite ihn 1819. Bei der französischen Expedition nach Algier ließ er sich als Guide-Interprète anstellen, welches Amt er bis vor Kurzem bekleidete.

„Rom's Dichterheroen. Eine Sammlung der schönsten römischen Poesien in Uebersetzungen. Herausgegeben von Dr. J. Henning. 2 Bände. Hamburg, Verlag von G. Bödecker 1842." — Da sich in unsern Tagen nicht nur der Gelehrte der Schätze des klassischen Alterthums erfreut, sondern auch die Gebildeten in weiteren Kreisen gerne mit ihnen verkehren, so finden Uebersetzungen römischer und griechischer Autoren ein großes Publikum. Mit Recht hat man Uebersetzungen die „Eisenbahnen der höheren Kultur" genannt. Zur Verbreitung der Kenntniß der römischen Literatur unter dem größeren Publikum ist diese Sammlung bestimmt. Der Herausgeber ist bemüht gewesen, von jedem Dichter das Vorzüglichste auszuwählen, und zwar in solchen Uebertragungen, deren Werth anerkannt ist. Die Sammlung zerfällt in Oden, Satyren, Episteln, Idyllen, Metamorphosen, Heroiden, erotische Gedichte, Elegien und Epigramme. Bei der Reichhaltigkeit des Inhalts, der zweckmäßigen Auswahl und den trefflichen Uebertragungen wird diese Blumenlese den Freunden des Schönen eine willkommene Gabe seyn.

Eine Gemeinde bat ihren Pfarrer, Gebete um Regen zu halten. „Meine Kinder," erwiederte er, „für Euch thue ich Alles; aber ich fürchte, daß Euch Gott nicht erhört, so lange wir Nordwind haben."

Digitized by Google

Simon Bolivars Asche soll nach einem Decret des Congresses von Neugranada aus Santa Martha nach der Hauptstadt Caracas gebracht und dort in einem Mausoleum beigesetzt werden.

In der Fabrik zu Bremgarten im Aargau hat ein gräßliches Unglück stattgehabt. Ein junger Mann von Zufikon, der als Spinner daselbst arbeitete, verwickelte sich in einen Riemen eines Wendebaumes. Augenblicklich wurde derselbe dadurch so stark in die Höhe gerissen, daß durch ihn die Gypsdecke eingeworfen, ein 7 Zoll starkes Holz beschädigt, und der obere Boden aufgehoben wurde. Ein Bein wurde ihm dadurch vom Leibe gerissen und der übrige Körper gräßlich zerquetscht. Daß er augenblicklich todt war, läßt sich denken.

Die Commission der dramatischen Schriftsteller und Componisten in Paris hat am 14. Juni, in einer dazu ausgesetzten Audienz, dem Minister des Innern eine Denkschrift überreicht, worin sie um die Begründung eines neuen Operntheaters bittet. Der Minister hat die Deputation sehr wohlwollend empfangen, ihr erklärt, daß er bereits über diesen Gegenstand Bericht eingefordert habe, und eine Entscheidung der Commission baldigst zukommen solle.

Nach der neuesten N. N.schen Verordnung werden die Feldwebel und Unteroffiziere mit Sie angeredet. Ein Mal fuhr ein ganz junger Fähnrich einen gedienten Feldwebel mit den Worten an: „Er ist ein Esel!" — „Verzeihen Sie," entgegnete der Feldwebel ganz ruhig, „nach der neuen Verordnung muß es heißen: „Sie sind ein Esel, Herr Fähnrich."

(London.) Die herrliche Cerito hat in einem neuen Ballete: „Alma, oder die Tochter des Feuers", den glänzendsten Sieg davon getragen. Ihre Anmuth und Leichtigkeit war unbeschreiblich; Perrot unterstützte sie als Künstler ersten Ranges.

Korrespondenz.

Marburg, 11. Juli. — Eingef.

In der so vielfach und leider größtentheils arg bewegten Zeit sind auch wir von gewissen Erscheinungen nicht ganz frei geblieben, die ihrer Natur nach nicht freudig und ihrer Quelle nach nicht so rein und lauter, oder so schuld- und zwecklos seyn möchten, als Mancher glaubt oder glauben machen will. — Da haben wir das Beispiel hier gehabt, daß ein, im Uebrigen gewiß ganz unbescholtener Einwohner das Taufen seines Kindes nicht geschehen lassen wollte aus einem Sektirer-Geist, welcher allen Vorstellungen, so wie allen schonenden Einwirkungen der betreffenden Behörden beharrlich widerstand. Ueber die Taufe des Kindes ist ein Jahr hingegangen, indessen ist sie heute in der Stadtkirche auf eine Anordnung, die von dem rücksichtsvollsten und umsichtigsten Verfahren der hohen Staatsregierung zeugt, bewirkt worden. Man hatte, die befangene Ansicht des Vaters schonend, einen Curator bestellt, auf dessen Begehr das Kind die äußere Weihe empfangen hat, das erste Zeichen im ersten Alter, daß es in den großen christlichen Kirchenbund, dessen göttlicher Stifter von keinen menschlichen Sectirungen wußte, aufgenommen sey. — Sicherem Vernehmen nach soll indessen vor kurzer Zeit noch eine andere Erscheinung hier aufgetaucht seyn, die freilich darum bedeutender erscheint, weil sie nicht wohl aus der Ansicht eines Einzelnen hervorgeht, sondern ein vielleicht mehrfach getheiltes und befördertes Vorhaben voraussetzt, — dem nicht ganz nachzusehen seyn möchte. Vier Handwerksgesellen, darunter drei Schreinergesellen und ein Bäckergeselle, sollen nämlich in der letztvergangenen Zeit Taufen in der Lahn vollzogen haben. Einer von ihnen hat den Akt verrichtet und zwar bei Personen beiderlei Geschlechts, was gemeinsam zwischen Tag und Nacht stattgefunden haben soll. Auch soll das heilige Abendmahl von Jenem dargereicht worden seyn. Es sind Fremde gewesen. Mit eben so schonender, als gewiß taktvoller Rücksicht soll die betreffende Behörde sich auf die Fortweisung dieser Versucher mit ihren Handwerksbüchern beschränkt haben. Wir haben übrigens keinen anderen Zweck bei dieser Veröffentlichung, als den, um zu versichern, daß alle solche Sectirungen bei uns keinen Anklang und keine Verbreitung finden. Dann aber halten wir auch in unserer schlichten und einfachen Ansicht dafür, daß man in einer ohnehin genug gespaltenen Zeit die kirchlichen Spaltungen ja nicht vermehren möge, was gewiß in unserem Marburg nicht der Fall seyn wird, wenn es sich nur daran erinnert, daß hier vor dreihundert Jahren der kräftigste Versuch von einem uns und der Weltgeschichte angehörigen Fürsten gemacht wurde, das kirchlich Getrennte zu vereinigen. (*)

Aus Sachsen, im Juli.

In mehreren Ortschaften, besonders in der Nähe von Wurzen, sind in der jüngsten Zeit von einer Frau eine Menge Betrügereien verübt worden, die zu manchem lächerlichen Auftritte Anlaß gegeben haben. Die Landleute in dieser Gegend wurden nämlich öfter als je von dem Ableben entfernter Verwandter benachrichtigt und gleichzeitig, nach einer detaillirten Erzählung aller Nebenumstände der Krankheit, mit Angabe der letzten Worte des Verblichenen, zum Leichenbegängniß eingeladen, wofür von der Ueberbringerin solcher Botschaften gewöhnlich ein Botenlohn, je nach der Entfernung der Orte von einander, gefordert wurde. Oftmals haben sich daher Leute, denen dergleichen Einladungen gemacht worden waren, in schwarze Trauerkleider gehüllt, haben mit der tiefsten Betrübniß meilenweite Strecken Weges zurückgelegt, um nach dem Wohnorte der theueren Verstorbenen zu gelangen und ihnen nach Brauch und Sitte das Geleite zur letzten Ruhestätte zu geben. Aber am Ziele ihrer Wanderung angekommen, wurden sie enttäuscht; gewöhnlich wurde ihnen hier Gelegenheit, sich von dem besten Wohlseyn der todtgeglaubten Verwandten persönlich überzeugen zu können. Dergleichen Aprilscenen sind seit Kurzem mehrere vorgekommen und die Folge davon ist, daß entfernte Verwandte wirklich Verstorbener nur selten es wagen, den an sie deshalb ergangenen Einladungen zur Leichenfeier zu folgen, fürchtend, daß man mit ihnen gleiche Späßchen treiben wolle. Man hat jetzt ermittelt, daß diese schlauen Betrügereien von einer Frau, Namens Enke aus Wurzen, ausgeführt worden sind. Sie hat sich aus ihrem Wohnorte entfernt, doch dürfte es gelingen, ihrer Person bald habhaft zu werden und so das Land von dieser neuen Industrie zu säubern. — Bis in die neuesten Zeiten sind in Familien immer noch Personen vermißt worden, welche das Schicksal in dem verhängnißvollen Jahre 1812 als Militär nach Rußland geführt hat und von dort nicht wieder zurückgekehrt sind. Manche Angehörige solcher Vermißten, über deren Loos ihnen seitdem keine Nachricht geworden, leben daher oft noch im Zweifel, hoffen aber zuweilen doch noch auf ihre Rückkehr, weil manchmal hier und da Beispiele vorgekommen sind. Auch jetzt ist wieder gegen drei solche Verschollene auf Strehla und gegen einen aus Lichtensee ein Aufruf erlassen worden, mit dem Bemerken, in ihre Heimath zurück zu kehren, falls sie noch am Leben seyn sollten.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 28. Juli. Der Schwur, komische Oper in 3 Abth., Musik von Auber.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 206. Donnerstag, den 28. Juli 1842.

Der Glockenguß zu Breslau. *)

Vor dem glüh'nden Ofen prüfend
Ernst der Glockengießer stand;
Freudefelig war sein Knabe
Helfend, schürend ihm zur Hand.

Und es prasselten die Flammen,
Qualmend kocht' des Erzes Fluth.
Da ertönte hell das Glöcklein,
Das zur Abendmette lud.

„Knabe," also sprach der Meister,
„Habe Acht, und wach' genau!
Ein Gebet noch will ich sprechen
Vor dem Guß zu unsr'er Frau.

„Sorg', daß nicht die Gluth sich mind're;
Schüre fort, wie du gethan!
Aber wehe deinem Haupte,
Wenn die Hand berührt den Hahn!"

Und er ging. Sein Schritt verhallte
Durch die Wölbung. Scheu und bang
Stand der Knabe, bis der letzte
Laut in weiter Ferne klang.

In dem Ofen fingt die Flamme,
Spielend leckt sie d'ran empor,
Und tief innen kocht es murrend;
Es bethört ihm Sinn und Ohr.

„Ach! nur einen einz'gen Tropfen
Von der heißen Fluth zu seh'n!"
Er erfaßt den Hahn. — Er öffnet. —
Eh' er's denkt, ist es geschehn.

Und es zuckt wie Wetterleuchten,
Von den Wänden flammt es hell.
Zischend in die Form hernieder
Unaufhaltsam braus't der Quell.

Aus der Werkstätt' eilt der Knabe;
Angst beflügelt seinen Schritt
Bis zur Kirche, wo das Meister
Zürnend ihm entgegen tritt.

Seine Knie' umfaßt der Arme
Gnade flehend, und er schreit:
„Wehe! Herr, ich hab' gefrevelt!
Wild hat sich das Erz befreit!"

„Ha, Unsel'ger! — Meine Warnung! —
Büßen mußt du deine Lust!"
Und es dringt des Schwertes Spitze
Knirschend durch des Knaben Brust.

Durch die Menge stürzt der Meister
Nach der Werkstätt', bleich vor Wuth;
Aber dort ist Alles schweigsam,
Im Verglimmen liegt die Gluth.

Den gewicht'gen Hammer faßt er;
Weiternd folgte Schlag auf Schlag,
Bis die Form, die festgebaute,
Trümmernd ihm zu Füßen lag.

Sieh! die Glocke stand gegossen,
Rein und herrlich an Gestalt;
Doch zur Seite lag des Knaben
Blut'ge Leiche, starr und kalt.

„Gnäd'ger Gott! — Ich bin ein Mörder!
Ich erschlug den Knaben dort! —
Wohl, mein Leben ist verfallen,
Und nach Sühne schreit der Mord.

„Laßt mich sterben! — Eine Gnade,
Fleh' ich, daß ihr mir verleiht:
Diese Glocke laßt mich hören
Auf dem Weg zur Ewigkeit."

Als die Stunde nun gekommen
Und der letzte schwere Gang,
Da ertönte von dem Thurme
Reiner, mächt'ger Glockenklang.

*) Aus den „Gedichten von Heinrich Hoffmann. Frankfurt am Main, Druck und Verlag von Johann David Sauerländer. 1842."

Digitized by Google

Hell und milde wogt's herüber,
Wie ein fromm Versöhnungswort,
Und der Meister betet stille,
Schreitet dann getröstet fort.

Von dem Magdalenen-Thurme
Hat die Glocke hell und weit
Manchem wohl seitdem gegeben
Zu der Richtstätt' das Geleit'.

Doch ich weiß nicht, ob sie wieder
Je so tröstlich hat getönt,
Ob sie jemals einen Mörder
Mit dem Himmel ausgesöhnt.

Das zerbrochene Siegel.

(Fortsetzung.)

Er eilte nun, dem Herrn von Tréseguidy seinen Plan für die nächste Nacht mitzutheilen. Die unglücklichen jungen Männer, welche der Hunger auf eine furchtbare Art zu quälen begann, billigten Alles, was ihnen vorgeschlagen wurde. Der Marquis aber, ängstlich, wie es oft alte Leute sind, sah tausend Schwierigkeiten wider das Gelingen des Plans.

„Wie sollen wir der Wachsamkeit dieser Teufel entwischen?" sagte er, „und dann sind wir gewiß noch keine hundert Schritte vom Schloß entfernt, so werden sie uns auch schon verfolgen."

„O, darum seyn Sie unbesorgt, Herr Marquis, wenn die Blauen Sie verfolgen, dann ist es nicht in dieser Welt."

„Wie verstehst Du das, mein Freund?"

„Das werden Sie schon sehen, Herr Marquis."

Rignard trat in's Zimmer mit einer erheuchelten gutmüthigen Miene, grüßte fast höflich die Frau von Tréseguidy, indem er einen verstohlenen Blick auf die versiegelte Thüre des Kabinets warf.

„Janekin," sagte er zum Fischer, der sich mit Respekt hinter dem alten Herrn hielt, „Du mußt einen erschrecklich tiefen Schlaf haben, wenn Du heute Nacht nicht den Lärm gehört hast, den die Ratten hinter der Thüre gemacht haben, die Dir zum Kopfkissen gedient hat."

Der Marquis und die Gräfin erbleichten.

„Wenn ich etwas im Schlaf hören könnte, so wäre es gewiß meine eigene Person," erwiederte Janekin listig, „meine selige Frau pflegte zu sagen, ich schnarche wie ein Meerschwein, aber . . ."

„Du bist sehr glücklich, wenn Du so schlafen kannst," unterbrach ihn Rignard, indem er einen stechenden Blick auf ihn warf. „Ich schlafe nicht so fest, ich."

„Nicht?" sagte der Fischer, „ei!"

„Und warum hattest Du Dir denn den Fußboden zum Lager und die Schwelle jener Thüre zum Kopfkissen gewählt? Ich meine, Du müßtest da sehr hart gebettet gewesen seyn."

„Daraus mache ich mir nichts, daran bin ich gewöhnt. Ich verlasse den Herrn Marquis nicht, weder bei Tag, noch bei Nacht."

Als der Republikaner sah, daß er den Bretagner nicht in Verlegenheit bringen könne, schwieg er. Er wußte seine Opfer in seiner Gewalt, und wollte aus raffinirter Grausamkeit ein Geständniß nicht entreißen. Am Abend ging Janekin hinunter in die Küche, schwatzte eine Zeitlang mit den Dienern und den Republikanern, setzte dann mehrere Fiaschen spanischen Weins und einen Krug herrlichen Branntweins auf den Tisch, begab sich nachher mit großer Vorsicht in den Stall und sattelte ein Pferd. Die Nacht war ganz hell, man hörte von ferne die Wogen des Oceans an dem Felsen der Spitze St. Mathieu sich brechen. In den Häusern von Conquet sah man hier und da Lichter glänzen. Der Wind war kalt und durchdringend, kam aber von einer vortheilhaften Seite. Janekin versicherte sich darüber nochmals, indem er die Hand über den Kopf hielt.

Als er wieder zurückkam, aßen die Republikaner zu Nacht. Er ging bis zur Thüre des Speisesaals, die der Kälte wegen zugemacht worden war. Durch das Schlüsselloch sah er Rignard beim Feuer sitzen; dieser sprach, ohne daß er seinen Kopf nach seinen Leuten hin wendete:

„Trinkt also nicht so viel, Trunkenbolde, — trinkt nicht so viel. Ihr wißt, daß Ihr beide heute Nacht abwechselnd wachen sollt. Du, Romgoët, von 10 Uhr bis Mitternacht, und Du, Prichon, von Mitternacht bis 2 Uhr, und ich von da bis zum Morgen. Ihr seht, ich behalte mir nicht den besten Theil vor. Vor allen Dingen vergeßt nicht, mich sogleich zu wecken, wenn Ihr den geringsten Lärm in dem Zimmer oder in dem Kabinette hört. Diese Spitzbuben-Aristokraten dürfen uns nicht entwischen. Aber Du trinkst ja zu viel, sage ich Dir, Romgoët, Du trinkst ja wie eine Auster . . . Ich hätte diese elenden Vendéer auf der Stelle ergreifen und in den Käfig sperren können; aber pah! ich mache mir nichts daraus, sie vor Hunger halb sterben zu lassen, ehe ich sie zur Guillotine des Bürgers Carrier schicke. — Aber noch ein Mal, trinkt nicht zu viel, ihr Schurken . . ."

„Niederträchtiger Mörder!" sprach Janekin zu sich, unbeweglich, wie eine Statue in seinem Schlupfwinkel stehend.

„Sie haben uns doch verfluchte Mühe gemacht," sagte einer der Leute Rignard's, indem er ein Glas Xeres hinunterstürzte. „Wenn dies verdammte Gehölz nicht gewesen wäre, hätten wir sie eingeholt, ehe sie hier gewesen wären. Es ist freilich wahr, wir sind hier nicht übel daran, gutes Bett, gutes Feuer, guter Wein und gute Küche."

Und er füllte wieder von neuem sein Glas.

„Weißt Du, Bürger Rignard," sagte ein Anderer, indem er mit einem dampfenden und duftenden Braten liebäugelte, den ein Diener auf den Tisch stellte, „daß diese Trè . . . Trè . . . figuini . . . ihr Marquisat und wer weiß was sonst noch für ein Stückchen von dem Brätchen da geben würden. Ihre Magen mögen schön eingeschrumpft seyn, wahrhaftig! Zwei Tage, ohne was zu essen! Das wäre ein schlechter Spaß für mich."

Die Republikaner stimmten ein lautes Gelächter an, und zwischendurch hörte man die gellende Stimme Rignard's wie das Gezisch einer Viper. Janekin war ganz außer sich gebracht durch diese rohen Scherze, und konnte kaum seines Zorns Herr bleiben. Um Alles zu vermeiden, was seine Pläne stören könne, zog er sich vorsichtig zurück und ging hinauf in das Zimmer. Der Marquis und die Gräfin sprachen mit einander vor dem Kamin. Raoul unterhielt sich mit leiser Stimme mit den Gefangenen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Aus dem Leben des Herzogs von Orleans.

Der Prinz war einer der schönsten Jünglinge, die man sehen konnte, und namentlich am Hofe Karls X. außerordentlich beliebt. Er war besonders der Liebling des Herzogs und der Herzogin von Berry. Auch nach der Ermordung des Herzogs von Berry dauerte die Theilnahme der Herzogin für den jungen Herzog von Chartres noch fort; sie wünschte, daß er ihre Tochter, Mademoiselle de France, heirathe, und der König billigte diesen Plan vollkommen. Der Prinz hatte die Oberstenstelle des Husarenregiments Chartres bekommen, die von jeher in seiner Familie gewesen war. Er zeigte den größten Eifer für den Militärdienst, und erwarb sich bald das Zutrauen und die Neigung seines Regiments. Der Herzog von Chartres war mit seinem Regiment in Joigny, als die Julirevolution ausbrach. Als man nach den ersten verworrenen Nachrichten eine genauere Kunde von der ganzen Bedeutung der Vorgänge in Paris bekommen hatte, eilte der Prinz, nachdem er dem Nächstkommandirenden den Befehl des Regiments übergeben hatte, nach Paris. Am 30. Juli kam er an die Linie der Bürgerwachen, welche außerhalb der Barrièren gezogen war. Hier wurde er angehalten und nach Montrouge gebracht, wo der Maire Luillier ihn als Gefangenen behielt. Hr. Boismilon, der ehemalige Lehrer des Prinzen, der in seinem Gefolge war, eilte sogleich nach dem Stadthause, um von Lafayette einen Befehl zur Loslassung des Prinzen zu bekommen. Der Republikaner Pierre Leroux hatte schon dem General einen Befehl angerathen, worin statt der Befreiung die Gefangenhaltung gültig anerkannt wurde, als Odilon-Barrot dazu kam, und auf seine Zurede Hr. Comte nach Montrouge geschickt wurde, um den Prinzen zu befreien. Unter der Vorhalle des Theaters der Nouveautés lagerte eine Bande der heftigsten, und in ihrem republikanischen Zorn gefährlichsten Parteigänger jener Tage, unter Anführung von Etienne Arago. Diese Leute erfuhren um dieselbe Zeit die Verhaftung des Herzogs. „Es ist ein Prinz", riefen sie, „auf, ihn zu erschießen!" Arago versuchte vergebens, sie abzuhalten, und da er es nicht konnte, so schrieb er schnell ein paar Worte an Lafayette, er möge eilen, den Herzog von Chartres zu befreien, dessen Leben in Gefahr schwebe. Die Republikaner hätten damals gerne die Stadthauspartei auf eine unwiderrufliche Weise bloßgestellt, um alle versöhnlichen Maßregeln zu entfernen und sie zu den äußersten zu nöthigen. Arago stellte sich an die Spitze seiner Leute, und verlängerte die ohnedies weite Strecke, indem er sie auf langem Umwege an die Barrière du Maine führte. Hier gelang es ihm, sie zu einem Halt zu bewegen, indem er ihnen vorstellte, daß sie noch ein Stück Weges nach Montrouge hätten, und erst ausruhen müßten. Er konnte nun die Wache an der Barrière bewegen, Niemand mit Waffen herauszulassen, und eilte selbst nach Montrouge, wo indessen Comte angekommen war. Der Prinz reiste sogleich mit Postpferden nach Groix-le-Berny, wo er auf einen Vorweis des Maire's weitere Postpferde bekam. Nachdem die Statthalterschaft eingesetzt war, erhielt der Herzog von Chartres Befehl, sogleich mit seinem Regiment nach Paris aufzubrechen. Am 4. August kam er vor Paris. An der Barrière des Thrones schwenkte das Regiment auf, und man erwartete Ludwig Philipp, der mit dem Herzog von Nemours kam, um das Regiment einzuholen, das schon so lange den Namen Orleans geführt hatte. An der Barrière hatten sich mehrere Lehrer des Kollegiums Heinrichs IV. eingefunden, und viele der ehemaligen Schulkameraden des Herzogs. Wie er sie nach einander erkannte, begrüßte er sie mit Vertraulichkeit, und die zahlreich versammelte Menge jubelte, als der Prinz, von allen diesen Freunden seiner Kindheit umgeben, ausrief: „Nie werde ich die Dankbarkeit vergessen, die ich meinen Lehrern schuldig bin, so wenig als die Anhänglichkeit meiner Schulkameraden." Als Ludwig Philipp zwischen seinen blühenden Söhnen, Chartres und Nemours, das schöne Regiment durch Paris nach dem Palais-Royal führte, wurden sie auf dem ganzen Wege von dem freundlichen Zuruf des Volkes begrüßt. Bei der Thronbesteigung seines Vaters nahm der Herzog von Chartres die Würde eines Herzogs von Orleans an, und wurde Kronprinz. Er ließ sich in die Artillerie der Nationalgarde einreihen, und diente unter General Lafayette, unter dessen Befehlen auch sein Vater in der Pariser Nationalgarde gedient hatte.

Mannichfaltigkeiten.

(Aus dem Moselthale, 21. Juli.) Jede verdienstliche Handlung ist einer Veröffentlichung würdig! Den 18. d. M. fuhr ich von Trarbach nach Traben mit der Ponte, in welcher mehrere Menschen waren. Plötzlich rief der Gymnasiast Otto von Coll, Sohn des Bürgermeisters in Zell: „Dort ertrinkt Einer!" und wir sahen, wie ein Badender oberhalb Traben, von der heftigen Strömung fortgerissen, vom Wasser verschlungen wurde. Ohne einen Augenblick sich zu besinnen, warf Coll seine Bücher weg, sprang völlig angekleidet aus der Ponte in die Mosel, bis an die Schultern, behauptete sich gegen die heftige Strömung des Flusses, und forschte mit der gespanntesten Erwartung nach dem Verunglückten, den er in dem Augenblick bei den Haaren faßte, als er einen Augenblick aus dem Wasser auftauchte. Zur Freude aller Zuschauer brachte er denselben, der ohne diese rasche That unrettbar verloren gewesen wäre, glücklich an's Land. Dieser nämliche junge Mann, erst 15 Jahre alt, rettete auch, wie versichert wird, schon voriges Jahr durch Schwimmen den Gymnasiasten Schmitz von Kleinig, der in eine Untiefe gerieth und dem Ertrinken nahe war.

(Hamburg, 12. Juli.) Im Anfange des vorigen Jahrhunderts brannte zu Wechselburg in Sachsen, dem Wohnsitze des Grafen von Schönburg-Wechselburg, die Kirche ab. Damals lebte in Hamburg ein Musiklehrer, Namens Görner, gebürtig aus der zu der Standesherrschaft Schönburg-Wechselburg (Speziallinie des uralten Geschlechts derer von Schönburg, gestiftet von dem 1656 gestorbenen Grafen Wolfgang Heinrich) gehörenden Stadt Penigk. Görner verwendete sich für die abgebrannte Kirche seiner Heimath, und aus Hamburg gingen 798 Thlr. 12 gGr. als freiwilliger Beitrag nach Wechselburg. Im Jahre 1737 stand die Kirche wieder und die Wechselburger zogen sammt den Bewohnern der eingepfarrten Ortschaften frohlockend und dankend in das neue Gotteshaus ein. Die Wohlthat aus dem kirchlich gesinnten Hamburg blieb unauslöschlich den dankbaren Herzen der Wechselburger eingeprägt; ihrer ward auch bei der Jubelfeier 1837 nicht vergessen. In der Pfingstwoche 1842 kam die Kunde von dem Brande und der Verwüstung Hamburgs in die Thäler der Mulde. Da gedachte

Digitized by Google

man auch sogleich wieder jener Wohlthat. Der Ortsprediger Dr. Kalb sprach am ersten Pfingsttage am Schlusse der Predigt eine Aufforderung aus, Gutes zu thun, zumal an des Glaubens Genossen, und die alte Schuld der Dankbarkeit nach Kräften wenigstens theilweise abzutragen, und er sprach aus aller Sinne. Auch der brave, arme Handarbeiter, der seiner Familie das tägliche Brod sauer verdient, brachte mit Freuden sein Scherflein. Die Gemeinde Wechselburg selbst brachte 37 Thlr. 28 Ngr. auf, die eingepfarrten Ortschaften Seitenhain, Göppersdorf, Hartha, Mutzscheroda, Nöbeln, Altschillen, Korba, Meusen, nebst dem Filiale Göhren, schossen 47 Thlr. 2 Ngr. zusammen. Se. Erl. der Herr Graf Alban, Graf und Herr zu Schönburg-Wechselburg, legten 25 Thlr. bei. Die ganze Summe von 110 Thlr. Pr. Crt. wurde für den St. Petrikirchenbau-Verein, dessen Zwecke sie fördern soll, bestimmt, und dem Hauptpastor Dr. Alt zugesendet, „keine Gabe der Wohlthätigkeit, wie es in dem Geleitschreiben des Dr. Kalb heißt, sondern ein nur kleiner Zoll viel größerer und langjähriger Dankbarkeit, deren Verpflichtung Enkel von Urvätern gern ererbt haben."

Wie die Naturforscher, Philologen und andere, wollen nun auch die Advokaten eine jährliche Versammlung halten, die erste soll diesen Herbst in Cannstadt stattfinden. Während einer solchen Versammlung wird immer Deutschland seine schönsten glücklichsten Tage verleben, denn so lange werden doch alle Prozesse ruhen?

In Weimar war kürzlich Wilhelmine Krüger, ehemaliger Unteroffizier im 2. preußischen Husarenregiment, anwesend. Sie ist aus Pirna gebürtig, und wanderte, als die Franzosen die Dresdener Brücke sprengten, mit einem andern Mädchen nach Schlesien, wo Beide als Freiwillige in jenes Regiment traten. Sie machte die Feldzüge bis 1815 mit, erhielt wegen Auszeichnung in der Schlacht bei Paris das eiserne Kreuz und den russischen St. Georgsorden. Im vorigen Jahr heirathete der weibliche Husar einen andern Husarenunteroffizier; beide beziehen eine kleine Pension, und treiben einen Handel mit Galanteriewaaren in einem brandenburgischen Städtchen. In Weimar wurden sie vom Hofe reichlich beschenkt, und erschienen auf der Parade, wo sie — Wilhelmine Krüger in Frauenkleidern und mit ihren Ehrenzeichen geschmückt — die älteren Offiziere als Kampfgenossen begrüßten.

Korrespondenz.

Hamburg, 23. Juli.

Unsere Eisenbahn hat sich in der letzten Zeit einer sehr zahlreichen Frequenz zu erfreuen gehabt, wozu das Waisenkinderfest und die Fahrt der Altonaer Liedertafel nach Bergedorf ihr gut Theil beitrugen. Die furchtbare Katastrophe, welche in so vielen Verhältnissen Hamburg's plötzliche Veränderungen zuwege gebracht, hat auch in dem jährlichen sogenannten Waisengrün einen Wechsel geschafft. Anstatt daß die Kinder sonst, den Kapitän an der Spitze und von ihren Lehrern begleitet, durch die Straßen der Stadt und Vorstadt ihren Umzug hielten und reiche Spenden der Mildthätigkeit ernteten — was immer ein eigentliches Volksfest war und von dem Dichter Eberhard so wahr und rührend geschildert ist — wurde ihnen diesmal eine Fahrt auf der Eisenbahn nach Bergedorf bereitet. Man kann sagen, daß Bergedorf wohl noch zu keiner Zeit seines Bestehens eine so große Zahl von Besuchern sah, als an diesem Tage. Denn außer den 326 Waisenkindern kamen mit der Eisenbahn noch circa 1300 Passagiere aus Hamburg und aus der ganzen übrigen Umgegend war es lebhaft herbei geströmt. — Am letzten Donnerstag hatte die Altonaer Liedertafel unter der Leitung des Hrn. Marxsen eine Fahrt veranstaltet, die abermals eine sehr zahlreiche Gesellschaft nach Bergedorf hinlockte. Gesang und heitere Geselligkeit in den weiten Hallen des herrlichen „Frascati" ließen die im Ganzen dem Unternehmen nicht günstige Witterung vergessen; auch der Graf von Blücher-Altona beehrte die Gesellschaft mit seiner Gegenwart. — Am nächsten Montag, Dienstag und Donnerstag haben nun die großen Wandsbecker Pferderennen statt, die, wie alljährlich, bereits eine große Anzahl Fremder aus dem benachbarten Holstein und Mecklenburg unserer Stadt zugeführt haben. — Von unserm Theater ist diesmal wenig zu berichten; wir hatten in der letzten Zeit meist Wiederholungen. Die Sängerin Dem. Wittun ist nun von der Bühne abgegangen und hat sich einstweilen in's stille Privatleben zurückgezogen. Hr. Hendrichs ist von seiner Urlaubsreise nach Wien zurückgekehrt und als Molière wieder aufgetreten. Das Gerücht, daß die Heinefetter für unsere Oper gewonnen werden sollte, scheint sich indeß nicht zu bestätigen; wir entbehren immer noch einer ersten Sängerin und — eines Tenors. Einstweilen muß jeder Theaterbesucher — in Ermangelung eines Bessern — wolens volens mit Hrn. und Mad. Cornet fürlieb nehmen, die in der letzten Zeit wieder häufig auf der Bühne sich präsentirt haben. — Noch bemerke ich Ihnen als Curiosum, daß nach dem Beispiele von Willibald Alexis in Berlin auch unser gewandte und vielseitige Literat Dr. Wollheim demnächst eine Buchhandlung etabliren und sich somit mehr dem Practischen zuwenden will.

Offenbach a. M., 26. Juli.

Mehrere hiesige und auswärtige Freunde des am 25. Juli v. J. in der Nähe von Babenhausen durch einen unglücklichen Schuß auf der Jagd umgekommenen Bürgermeisterei-Beigeordneten Joh. Friedrich Pfalz dahier, der namentlich auch wegen seines wahrhaft biederherzigen Sinnes in unserer Stadt allgemein verehrt wurde, hatten sich alsbald nach seinem Tode entschlossen, auf das Grab desselben ein Denkmal zu setzen, das in seiner natürlichen Einfachheit dem Charakter des Verblichenen entsprechen und dessen Inschrift die Liebe und Hochschätzung zu demselben in wenigen Worten ausdrücken sollte. Dieser Entschluß ist nun zur That geworden. Gestern nämlich, als am Todestage ihres geliebten Freundes, versammelten sich an einem bestimmten Orte diejenigen Männer, welche zur Ausführung jenes Projektes im reinen Gefühl ihrer trauernden Herzen zusammen getreten waren, wie auch die Mitglieder der beiden hiesigen Sängervereine. Von jenem Orte der Zusammenkunft ging man nach 7 Uhr Abends gemeinschaftlich auf den Friedhof, um der Enthüllung des einige Stunden zuvor gesetzten Denksteines beizuwohnen. Nachdem am Grabe, von einer großen Anzahl hiesiger Bewohner umgeben, die erwähnten Sängervereine einige Strophen des Klopstock'schen Liedes: „Wie sie so sanft ruh'n" gesungen hatten, hielt ein Nachbar des Verstorbenen, Hr. Kaufmann Friedrich Wilhelm Hagedorn, eine vortreffliche Rede, welche sichtbar von und zu Herzen ging, und nach welcher Rede als Schluß dieser Handlung der Erinnerung und Trauer von jenen zwei Vereinen die letzten Strophen des besagten Liedes gesungen wurden. Wen Zufall oder Verehrung und Liebe an dieses Grab führen, der findet auf der im Feuer vergoldeten Messingplatte des Steines in wenigen Worten eingegraben, wie dieser Ehrenmann gelebt: „Ihrem durch ein unglückliches Ereigniß leider zu früh dahingeschiedenen Joh. Friedrich Pfalz (geb. den 19. Mai 1789, gest. 25. Juli 1841) weihen in Liebe einige seiner trauernden Freunde diesen Stein: prunklos, einfach und natürlich, ein Bild seines Lebens; möge er der Nachwelt die Stelle zeigen, wo ein Biedermann ruht."

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 28. Juli. Der Schwur, komische Oper in 3 Abth., Musik von Auber.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 207. Freitag, den 29. Juli 1842.

Das zerbrochene Siegel.

(Schluß.)

„Meine armen jungen Herren," sagte Janekin zu ihnen, „noch drei Stunden und dann sind Sie gerettet. Weinen Sie nicht, Frau Gräfin, die Stunde der Befreiung ist nahe, aber wenn ich Ihnen sagen werde: Jetzt fort! dann zögern Sie aber auch nicht eine Minute. Gehen Sie hinunter, alle Thüren werden vor Ihnen offen seyn, und eilen Sie so schnell als möglich bis zu dem Felsen von Benaguet. Dort werden Sie meinen Peter mit einer guten Schaluppe finden, mit Ihren Schätzen und mit Lebensmitteln. Bald werden Sie dann in der Passage du Tour seyn, und da kann man Sie nicht verfolgen. Außerdem bleibe ich auch hier, um Ihre Flucht zu decken."

„Wie! Du gehst nicht mit uns, Janekin?" frugen zu gleicher Zeit Frau von Tréseguidy und der Marquis.

„Nein, ich muß bis zum Anbruch des Tages hier bleiben, um zu verhindern, daß man Sie einhole."

„Aber," sagte der Greis . . .

„Ich muß es so machen," versicherte Janekin mit festem Ton.

Man hörte die Thüre des Speisesaals sich öffnen und ein ferner Lärm von Gesang und Toben drang herauf in's Zimmer.

„Sie sind betrunken," fuhr der Fischer fort. „Dies macht unsere Sache leichter. Doch halt, da höre ich sie auf dem Corridor. Adieu, mein Herr, mein lieber Herr!" fügte der treue Bretagner hinzu, indem er sich niederkniete und die Hand des alten Marquis küssen wollte.

„Du vor mir knieen, mein edler Retter!" rief Herr von Tréseguidy. „Umarme mich, mein Freund."

Janekin warf sich schluchzend in die Arme des alten Mannes.

„Aber still, da sind sie," sagte er, indem er rasch die Thränen trocknete, die über seine braunen Wangen liefen.

Jedes hatte seinen Platz wieder eingenommen, als Rignard mit Romgoët und Prichon, den zwei Individuen, die heute Nacht wachen sollten, eintrat. Der Fischer saß an dem Fenster, der Marquis schaute in die Gluth des Kaminfeuers, um nicht den Blicken seiner Verfolger zu begegnen, die Gräfin durchblätterte mit Raoul ein Bilderbuch. Nichts verrieth ihr großes Vorhaben, welches das Schicksal ihres Lebens entscheiden sollte. Das Mitglied des Revolutions-Comités, das sich zu guter Letzt auch noch betrunken hatte, warf einen zufriedenen Blick auf die schuldlose Gruppe.

„So ist's schön," sagte er zu sich selbst, „noch eine Hungernacht für diese zwei Aristokraten im Kabinet da, und dann fort mit ihnen nach Nantes."

Bald darauf trennten sich alle diese Personen, die von so verschiedenartigen Gefühlen bewegt waren.

Als die Glocke von Conquet 11 Uhr schlug, erhob sich Janekin, der bis dahin in tiefstem Schweigen da gesessen hatte, mit der größten Vorsicht, und trat an's Fenster. Der Himmel hatte sich zwar mit Wolken überzogen, der Wind aber war immer noch günstig. Der Marquis schlief fest, trotz der Gefahren, die ihn umgaben. In dem Zimmer der Republikaner hörte man das Schnarchen von zwei Männern.

„Romgoët thut seine Pflicht," dachte Janekin, „ich will die meinige thun."

Er zog unter dem Bette des Herrn von Tréseguidy ein Paar Pistolen hervor und ging mit bloßen Füßen, um alles Geräusch zu vermeiden, aus dem Zimmer hinaus; er setzte die Gräfin und Raoul in Kenntniß, daß sie sich bereit halten möchten, öffnete die kleine Thüre des Schlosses und bahnte so den Weg zur Flucht.

Um halb 12 Uhr weckte er den Marquis, zerbrach das Siegel des Kabinets und ließ die Gefangenen heraus.

Romgoët schlief noch nicht.

„Nun fort, schnell fort! ohne eine Sekunde zu verlieren. Mein Leben wollte ich hingeben, Ihren Füßen Flügel zu verleihen."

Die Herren von Tréseguidy trafen den Marquis, die Gräfin und Raoul an der Thüre des Schlosses. Obgleich die jungen Männer, erschöpft von Hunger, kaum sich aufrecht zu halten vermochten, so boten sie den Rest ihrer Kraft auf, und die ganze Familie eilte, so schnell sie's vermochte, nach dem Meere hin. Janekin sah sie wie Schatten am Schloß vorbei eilen und hinter dem Felsen von Benaguet verschwinden. „Jetzt," dachte er, „müssen sie Zeit gewinnen; vier oder fünf Stunden länger, und sie sind gerettet."

Er öffnete leise die Thüre des Zimmers der Republikaner. Romgoët saß aufrecht im Bette in der Haltung eines Menschen, der mit gespannter Aufmerksamkeit lauscht. Obgleich halb trunken, war es ihm doch gelungen, sich wach zu erhalten, und er hatte das Geräusch gehört.

„Romgoët!" rief ihn Janekin mit leiser Stimme an, indem er wie ein Phantom an dem Bette erschien, welches jener mit seinem Gefährten theilte.

Romgoët, erschrocken, erblickte Janekin bei'm Scheine des

Digitized by Google

Mondes, der hinter den Wolken hervortrat; er wollte Rignard rufen, allein er fühlte mit einem Male den kalten Lauf eines Pistols auf seiner Stirne.

„Wenn Du Dich rührst," rief ihm der Fischer in's Ohr, „wenn Du ein Wort sprichst, wenn Du nur ein Zeichen giebst, dann sitzt auch eine Kugel in Deinem Kopf."

Der Trunkene, starr vor Furcht, sank in sein Bett zurück, und rührte sich sich nicht mehr bis zum Morgen. Die ersten Strahlen der Morgensonne beschienen die Façade von Plouerneck, als Rignard erwachte.

„Du hast also für mich gewacht, Prichon?" sagte er, indem er sich gähnend die Augen rieb.

Janekin dachte, jetzt sey es Zeit, auch an seine Rettung zu denken. Er stürzte hinaus, schwang sich rasch auf das bereit gehaltene Pferd, und verschwand im Walde.

Rignard schäumte vor Wuth, als er die Zimmer leer und die Gefangenen verschwunden fand. Er ließ von Locmaria eine Abtheilung Gensdarmerie kommen und durchsuchte drei Tage lang jeden Winkel der Wälder mit der Blutgier einer Hyäne.

Aber alle seine Bemühungen waren vergebens. Die Schaluppe Peters nahte sich bereits dem rettenden Hafen von Plymouth, und der heldenmüthige Janekin war glücklich in dem Hauptquartier der Vendée'schen Armee.

Die Mineralbrunnen und Heilquellen am Taunus.

VIII.

Schwalbach.

Zwischen waldbekrönten Hügeln, in einem engen und tiefen Thal gelegen, enthüllt sich Schwalbach erst dann dem Blicke des Wanderers, wann er demselben ganz nahe getreten ist. Bunte Gruppen von Häusern, zum Theil an die Hügel gelehnt, oder von kleinen Gärten begränzt, schattige Baumalleen und saftige Wiesengründe, aber auch prangende Gasthöfe und Kurgebäude, stets wechselnde Staffagen von Lustwandelnden, treten dem Blick in freundlicher Mischung entgegen. „Hier erwarten den Freund der Natur, der sich dem Geräusche seiner größeren Welt zu entziehen Bedürfniß fühlt — sagt Fenner von Fenneberg — die wohlthuenden Genüsse einer süßen Einsamkeit, in der ihm das kunstlose Lied der nahen Flur- und Waldsänger eine entzückende Begleitung wird; und die große Mannichfaltigkeit von Punkt zu Punkt sich umwandelnder Aussichten laben das Auge des Wanderers durch eine so reiche Fülle von Gemälden, als man sie selten so in einem beschränkten Thalraum zusammengestellt findet. Durch Buchen und Linden-Alleen, welche von einem Brunnenthale zum andern hinüberleiten, hat die Kunst die Naheverwandten zur engeren Vereinigung geführt, und jetzt von dieser zu jener, jetzt von jener zu dieser Quelle wallfahrtet die bunte Menge, um den erfrischenden Trank zu schöpfen, der dem Gesunden ein köstliches Labsal, dem Kranken eine belebende Arznei gewährt." — Vom Paulinenberge zeigt sich Schwalbach mit seinen Thälern als ein romantisches Tableau; nach Adolphseck, wo man noch wenige Ueberreste einer alten und berühmten Burg findet, führt ein enger, aber lieblicher Wiesengrund; die alte Feste Hohenstein ist in Wildniß und tiefe Gründe versteckt und schaut stolz herab von schwindelnder Höhe; den zum Eisenhammer führenden Weg umragen nackte Bergwände und aus der Ferne ertönen des Hammers dumpfe Schläge. Will man weitere Ausflüge machen, so bieten Schlangenbad und das Rheingau dazu Gelegenheit. Da das Schwalbacher Thal von Regen und rauhen Winden oft heimgesucht wird, so ist dem Kurgast vor Allem ein tiefblauer Himmel und warmer Sonnenschein zu wünschen, damit er dieser schönen Gegend recht froh werden könne.

Schwalbach besitzt mehrere Brunnen verschiedenen Gehaltes. Der Weinbrunnen ist sanft und lieblich von Geschmack und leicht verdaulich. Seit Jahrhunderten wird er von Leidenden gesucht und gepriesen, und während er von Vielen ausschließlich getrunken wird, macht er bei Andern den Schlußstein der Kur. Der Stahlbrunnen, welcher erst vor ungefähr 70 Jahren vom Wetzlarer Arzte Schweizer entdeckt und beschrieben wurde, fällt schärfer auf die Zunge und ist äußerst erfrischend, ermunternd und belebend; er enthält viel Kohlensäure und sagt zarteren Nervenconstitutionen am meisten zu. Der Paulinenbrunnen ist der mildeste, lieblichste und geistreichste aller bekannten Eisensäuerlinge, und wurde im Jahr 1828 durch Hrn. Oberbergrath Zengerle, in Wiesbaden, entdeckt, seit welcher Zeit er von Jahr zu Jahr in Ruf und Ansehen gestiegen ist. Das neu errichtete Badehaus in Schwalbach darf zu den ausgezeichnetesten gezählt werden, welche Deutschland besitzt; sein edler Baustyl und seine zweckmäßigen inneren Einrichtungen haben allgemeine Anerkennung gefunden. In zweiundvierzig große geräumige, mit allen Bequemlichkeiten versehene Bäder werden durch dicht verschlossene Röhren die Wasser aus den verschiedenen Quellen geleitet, und für diejenigen, welche es vorziehen, unmittelbar nach dem Bade nicht im Freien zu seyn, ist ein schöner, gelinde durchwärmter Saal vorhanden, in welchem zugleich die neuesten Tagblätter zu Jedermanns Benutzung aufgelegt sind. Unter den hiesigen Hotels nimmt der Herrn Grebert angehörige Alleesaal mit seinen geräumigen Sälen, geschmackvollen Salons und ebenso bequem als elegant eingerichteten Zimmern wohl den ersten Rang ein, so wie er auch treffliche Bewirthung und sorgfältige Bedienung bietet; seine Lage, ganz in der Nähe des Badehauses, und seine freundlichen Umgebungen gereichen ihm zum besonderen Vorzug. Als ebenfalls sehr empfehlenswerthe Gasthöfe sind zu nennen: Die Post, Goldne Kette, Der Russische Hof, Zum Herzog von Nassau, Zum Kaisersaal, Die beiden Indien, Die neue Welt u. A.

Schließen wir nun unsere Schwalbacher Skizzen mit einem Fragment aus Sir Francis Head's bereits angeführtem Werke über die nassauischen Taunusbäder. Der Verfasser erzählt:

Es war den ganzen Tag über sehr heiß gewesen, die Straßen lagen mit Staub bedeckt und man fühlte bei jedem Schritt die Wärme des Erdbodens. Schwach und erschöpft schien das animalische und vegetabilische Leben und die ganze Natur ausgetrocknet und dürstend. Die drückende Hitze hatte den Schritt der Lustwandelnden gelähmt. Endlich verschwand die Sonne, nachdem sie zuvor noch einige Augenblicke die westlichen Bergspitzen geröthet hatte. Kaum waren ihre tyrannischen Strahlen gewichen, so lebte Alles wieder neu auf. Gleich einer Heerde kriechender Höflinge, welche zitternd vor ihrem König gestanden, fühlten Alle, daß sie sich nun selbst überlassen waren und wieder freier athmen konnten. Die Sonnenschirme wurden einer nach dem andern zugemacht, die Fußgänger auf der Promenade gingen rascher, selbst wohlbeleibte Patienten, die lange auf den

Digitized by Google

Bänken geruht hatten, fingen an, sich zu erheben, jedes Blatt schien plötzlich ein neues Leben zu fühlen, durch den Abendwind erfrischt, der aus dem Thale heraufkam. Die Luft wehte so angenehm erfrischend in mein Fenster und war so unwiderstehlich einladend, daß ich meinen breiträndigen Hut ergriff, um noch einen kleinen Ausflug zu machen. Als ich bei dem rothen Teich, der dem Indischen Hof gegenüber liegt, vorüberging, blieb ich stehen, um die Pferde zu beobachten, welche man hier in die Schwemme führte. Ich hatte mich über das Geländer am Rande des Teichs gelehnt und erfreute mich an dem Entzücken der Rosse in dem erfrischenden Bade, als sich plötzlich ein heftiger Regenschauer ergoß; bevor ich jedoch hundert Schritte gegangen war, um einen Regenschirm zu holen, hatte der Regen schon wieder aufgehört. Diese kurzen Regengüsse sind in den nassauischen Gebirgen, wenn es den Tag über heiß gewesen ist, an den Abenden häufig. Da die Luft sehr angenehm war, wanderte ich die Straße hinan, welche nach Bad Ems führt; auf der Höhe angelangt, bot sich mir ein herrliches Schauspiel dar. Es würde mir unmöglich seyn, wollte ich dem Leser die Frische der Landschaft beschreiben. Unter mir lag Langenschwalbach, dessen Schieferdächer noch feucht von dem Regenguß waren; sie sahen so rein, so frisch aus, daß meine Augen mit Vergnügen von einem derselben zum andern schweiften. Als es anfing dunkler zu werden, vermehrte sich die Frische der Landschaft, die trockenen versengten Kornfelder bekamen eine reichere Farbe, das grüne Gras schien sich unter dem Thau zu beugen; das ganze Gemälde, die Berge, die Stadt, Alles erschien wie erneuert. Plötzlich stieg aus dem Thale majestätisch ein feuchter Nebel empor, der sich bis über die Häuser ausbreitete, und zuletzt über dem ganzen Städtchen schwebte. Schwalbach hatte sich aus einer blauen Stadt in eine weiße verwandelt. Alles wurde nun dunkel, und der große Wald auf den südlichen Bergen, so wie die kleinern auf den Anhöhen zerstreuten Holzungen hatten so sehr ihre Farbe verloren, daß sie wie schwarze Flecken erschienen. In kurzer Zeit war Alles unter mir verschwunden; ich setzte mich auf den Boden, und mit dem Rücken an einige Korngarben gelehnt, genoß ich die erhabene Ruhe, die geheimnißvolle Ungewißheit der vor mir liegenden Scene. Ich glaube dem Leser schon gesagt zu haben, daß außer mir sich ohngefähr 1200 Fremde in Langenschwalbach befanden. Jedes Haus war demnach bewohnt, und sobald es finster ward, brachte es einen wirklich romantischen Effekt hervor, als alle Häuser fast zu gleicher Zeit erleuchtet wurden. In jeder Richtung, hier unter dem Dache, dort im Parterre eines Hauses, sah man Lichter erscheinen; mein Auge floh von dem einen zu dem andern, bis endlich die große Anzahl derselben es ganz unmöglich machte, auf alle zu merken. Die Tiefe des Thales erschien wie von leuchtenden Fliegen angefüllt, die durch einander funkelten, bis in kurzer Zeit diese phantastische Verwirrung verschwand. Jedes Haus, jedes Stockwerk war jetzt deutlich durch eine regelmäßige und sehr angenehme Beleuchtung bezeichnet. Während ich in dichter Finsterniß saß und nach der munteren, funkelnden Scene vor mir blickte, konnte ich nicht umhin, mir zu gestehen, daß von allen Contrasten in der Natur es keinen lebhafteren geben kann, als der plötzliche Wechsel zwischen Dunkel und Licht. Wie bald würden wir fortwährenden Sonnenschein müde werden, wie traurig würde es seyn, in gänzlicher Finsterniß durch's Leben zu tappen, und welche Lieblichkeit theilen sich doch beide durch den Wechsel einander mit. Wie prächtig war diese Finsterniß nach einem heißen, brennenden Tage auf der Höhe dieser Berge, und dann wie lieblich wieder der Anblick dieser funkelnden Lichter. Schatten und Licht sind es, durch welche die Natur alle ihre Gemälde erhebt. Nachdem ich noch eine Zeit lang in der Dunkelheit verweilt hatte und es anfing, kühl zu werden, wanderte ich nach meiner Wohnung, trat in mein Schlafzimmer, löschte mein Licht aus und hüllte mich in mein Kopfkissen. W.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M., 27. Juli.) Gestern wurde uns Gelegenheit geboten, wieder eine hervorragende Notabilität der Künstlerwelt in dem Violinisten Hrn. Sivori, welcher im hiesigen Schauspielhause spielte, kennen zu lernen. Hr. Camillo Sivori, ein Schüler des großen Paganini, hat den ihm vorausgegangenen Ruf vollkommen gerechtfertigt. Seine Technik erregt wirklich Erstaunen und mit einer bewunderungswürdigen Sicherheit und Ruhe überwindet er die größten Schwierigkeiten. Sein Spiel ist glockenrein; klar und bestimmt, rein und fest tritt jeder Ton hervor und keiner, auch nicht in den schnellsten Passagen, geht verloren. Was in diesen Beziehungen auf der Violine geleistet werden kann, das erscheint hier in meisterhafter Vollendung. Zur Reinheit und Schönheit des Tones, zur technischen Fertigkeit gesellt Hr. Sivori einen geschmack- und ausdrucksvollen methodischen Vortrag. Bei solchen Vorzügen konnte dem Virtuosen ein glänzender Succes nicht fehlen und der Beifall, den man ihm spendete, war stürmisch. Da Hr. Sivori Freitag den 29. d. M. im Schauspielhause abermals spielen wird, so halten wir es für Pflicht, auf einen so eminenten Virtuosen, dem selbst die strengen Techniker unseres Orchesters entschiedene Anerkennung zollen, aufmerksam zu machen und die Freunde der Musik zu veranlassen, Hrn. Sivori's Talent kennen zu lernen.

Am 30. d. M. wird der Frankfurter Gesangverein Orpheus, unterstützt von vielen andern Sängern und Sangesfreunden, unter der Leitung seines Direktors Hrn. Jungmann, in Langenschwalbach ein Konzert veranstalten, in welchem auch Hr. Rieffstahl mitwirken und eine große Violincomposition executiren wird. Dem Konzert sind Sängerfestlichkeiten verschiedener Art beigesellt, so daß es außer den musikalischen auch gesellige Genüsse zu bereiten verspricht. Dem Schwalbacher Kurpublikum muß dies Konzert um so willkommener seyn, als ein Theil des Ertrags desselben zu wohlthätigen Zwecken bestimmt ist.

(Hamburg.) Der hier erscheinende „Freischütz" schreibt: „Traurig ist es, zu berichten, daß die Polizeibehörde noch immer mit Herbeischaffung bei'm Brande entwendeter Gegenstände beschäftigt ist, und man kann annehmen, daß die bis jetzt aufgefundenen einen Werth von 50,000 Mark haben. — So ward vor einigen Tagen von einem Frachtwagen eine nach Kiel bestimmte Kiste als verdächtig von dem Thorbeamten mit Beschlag belegt. Man öffnete sie und fand eine reiche Sammlung Andenken an die Feuersbrunst des 5. Mai. Die Untersuchung ergab, daß die Kiste von einem Zimmergesellen abgesandt war, der bei'm Brande tüchtig gerettet hatte, d. h. für sich. Dieses

Digitized by Google

menschenfreundliche Individuum scheint ein leidenschaftlicher Raucher zu seyn, denn man fand in der Kiste auch unter andern eine erlesene Sammlung von Pfeifenköpfen, bemalte und unbemalte, Köpfe von Porzellain, Maser und Meerschaum; ja selbst irdene hatte der uneigennützige Retter nicht verschmäht, und sich mit diesem Artikel so reichlich versehen, daß er für seine Lebenszeit daran genug haben würde. Es dürfte wohl einige Zeit vergehen, ehe der Zimmergesell sein Pfeifchen in Ruhe und Freiheit wird rauchen können."

Ein Engländer kommt nach dem Hospiz des großen St. Bernhard und verlangt Fische zu seiner Mahlzeit. — „Wir haben keine, Mylord." — „Aber Ihr habt ja einen See!" — „Das Wasser ist zu kalt; die Fische können nicht darin leben." — „Die Fische? nicht leben können? Dummes Zeug! Ich will's Euch zeigen." — Und bei'm ärgsten Sturme, der den Gipfel des alten Bergriesen umbraus't, entkleidet sich der Tourist, und auf keine Warnung hörend, springt er in die eisige Fluth. Er schwimmt eine Weile darin umher, kommt endlich mit leuchtendem Blick an's Ufer, wo er in freier Luft mit der methodischen Langweiligkeit eines Gentlemans seine umständliche Toilette besorgt. Dann tritt er in's Hospiz, verzehrt ein reichlich besetztes Frühstück und erwiedert auf alle Komplimente und Lobeserhebungen, die man ihm wegen seines Schwimmtalents macht, nichts als die Worte, die er mit echt englischem Accente zwischen den Zähnen brummt: „Vos poissons sont des imbéciles."

Korrespondenz.

Lorch am Rhein, 22. Juli.

In der Rhein- und Moselzeitung findet sich ein Artikel aus Rheindiebach, vom 17. Juli, den am 16. d. M. zu Lorch stattgehabten Brand betreffend, der in andere Zeitungen und auch in das Frankfurter Journal übergegangen ist. In diesem Artikel werden Klagen laut über das Benehmen der Bewohner des hiesigen Fleckens, welche, da sie öffentlich ausgesprochen worden sind, eben so öffentlich beleuchtet werden müssen. Der erste Vorwurf ist große Lässigkeit bei dem Brande. Der Korrespondent der Rhein- und Moselzeitung, welcher wahrscheinlich später, als Einsender dieses, der von dem ersten Hülferuf an zugegen war, auf der Brandstätte erschien, fand die Bewohner Lorchs meist schon ermüdet, da sie theils früher, theils zu einer Zeit gearbeitet hatten, wo die Gefahr am größten war, und somit auch die Anstrengungen am stärksten seyn mußten, theils auch aus der weitläufigen Gemarkung herbeigeeilt und dadurch schon erschöpft waren. Ferner waren die Meisten mit Ausräumen, sowohl ihrer eigenen Häuser, als deren ihrer Verwandten und Freunde beschäftigt, da es zu retten galt und nicht zu löschen. Einsender dieses hat vielfache Gelegenheit gehabt, die Thätigkeit und die Anstrengungen der helfenden Lorcher und Fremden zu beobachten. Man bemerkte sogar Damen aus den ersten Ständen nicht allein mit Raumen und Wegtragen von Mobilien aus den brennenden und bedroheten Häusern beschäftigt, sondern auch in den Reihen der Wassertragenden, was sicherlich kein Zeichen von Lässigkeit ist. Wenn nun der gedachte Korrespondent einzelne Bewohner von Lorch später, gewiß nicht während der heftigsten Gefahr, hat müßig dastehen sehen, so läßt sich dies leicht aus der Ermüdung derselben, theils aus ihrer Ueberzeugung erklären, daß die Gefahr für die anliegenden Gebäude meist vorüber war, und die noch in Flammen stehenden mit Löschen nicht mehr gerettet werden konnten, — eine Ansicht, die jeder unbefangene Beobachter theilen wird. — Was nun den andern Vorwurf betrift, daß man sich unzeitige Witze über die Helfenden erlaubt habe, so ist es abermals eine bekannte Sache, daß auch bei den ernstesten Ereignissen, namentlich bei solchen, wo Verwirrung und Bestürzung herrscht, hin und wieder komische Scenen vorfallen, die dann natürlich zu Witzen Veranlassung bieten. Will man Alles nur von der schlimmsten Seite betrachten, so können diese Witze auch gewissermaßen als unzeitig erscheinen; keinenfalls hat man aber den Helfenden und namentlich den helfenden Fremden damit zu nahe treten wollen. So gern nun die Bewohner von Lorch die Hülfeleistungen der umliegenden nassauischen Orte, so wie der jenseitigen Nachbarn dankend anerkennen, so können doch solche Vorwürfe, die höchstens nur Einzelne treffen, nicht auf die Einwohner von Lorch überhaupt bezogen werden. Daß dieses aber geschehen und, wie zur Warnung für künftige Fälle, öffentlich ausgesprochen worden ist, kann jedem Unbefangenen nur hart und ungerecht erscheinen.

* *

Mainz, 24. Juli.

Hr. Remie ist von seiner Reise, die er zu Bildung der hiesigen Theatergesellschaft unternommen hat, noch nicht zurückgekehrt. Mancher andere Direktor würde sich durch die späte Uebernahme des hiesigen Theaters wegen des aufzufindenden Personals in Verlegenheit befinden; allein die ausgedehnte Bekanntschaft und die langjährige Praxis des Hrn. Remie überheben ihn mancher Unannehmlichkeit. Von den früher hier angestellten Schauspielern sind, wie wir hören, nur die Herren Herbold und Hartig wieder engagirt worden, beide sehr brauchbar und in vieler Hinsicht nicht wohl entbehrlich. Hr. Kapellmeister Ganz, gegen dessen Beibehaltung bei der Orchesterdirektion einige Stimmen laut wurden, ist nicht entfernt worden, wie sich das von Hrn. Remie, einem vorsichtigen Manne, der sich durch Leidenschaftlichkeit nicht bestimmen läßt, wohl erwarten ließ; aber Hr. Remie hat in dem ausgezeichneten Talente des Hrn. Esser eine Acquisition gemacht; er hat nun zwei Direktoren, und zwar mit Recht, denn einer genügte nicht, besonders da Bärwolf in Paris zurückgeblieben ist. Ganz hat seine Qualitäten, Esser die seinigen. Suum cuique!

Darmstadt, im Juli.

Hr. Baurath Lange, vormals in königlich griechischen Diensten, gegenwärtig hier seinen Kunststudien lebend, benutzte einen seiner früheren Besuche der untern Rheingegenden unter andern auch dazu, die Ansicht der Stadt Köln, von Deutz aus gesehen, nach der Natur zu zeichnen und das vielbewegte reiche Leben, welches sich dem Aug' auf diesem Punkte darbietet, in seinem landschaftlichen Gemälde treu wieder zu geben. Dieses im Ganzen wie in seinen einzelnen Theilen trefflich gelungene große Blatt, in welchem weder der Architekt noch der Zeichner zu verkennen ist, verdiente durch eine verwandte Kunst vervielfältigt zu werden. Dem als Kupfer- und Stahlstecher rühmlichst bekannten Hrn. Poppel zu München ward der diesfällige Auftrag zu Theil, und das unter seinem unermüdlichen Grabstichel hervorgegangene schöne Kunstblatt, wovon wir dieser Tage einen Probeabdruck zu sehen Gelegenheit hatten, dürfte so sehr allen Kunstanforderungen entsprechen, daß es von Kennern und Liebhabern als ein schätzenswerther Beitrag zu den neueren rheinischen Städteansichten betrachtet und aufgenommen werden wird. Den Verlag davon hat die Kunsthandlung von G. Lange dahier übernommen, aus welcher schon manches schöne und gediegene Werk hervorgegangen ist.

Theater-Anzeige.

Freitag, 29. Juli. Vocal- und Instrumental-Konzert, in welchem Hr. Camillo Sivori (einziger Schüler Paganini's und Ehrenmitglied mehrerer philharmonischen Gesellschaften) die Ehre haben wird, folgende Piecen vorzutragen: 1) Violinkonzert Nro. 2. 2) Fantasie von Beriot. 3) La Prière de Moise und Thema varié von Paganini (auf der G-Saite ausgeführt). Vorher geht (zum Erstenmale wiederholt): Der Sohn auf Reisen, Lustspiel in 2 Abtheil., von Feldmann. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 208. Samstag den 30. Juli 1842.

Sismonde de Sismondi.

Genf und mit ihm die französische Literatur haben wieder einen großen Verlust zu beklagen. Sismondi ist am 25. Juni in einem Alter von 69 Jahren, nach einer langen und schmerzhaften Krankheit, gestorben.

Seine Familie stammt ursprünglich aus Pisa, und wanderte von da zu Anfang des 16ten Jahrhunderts nach dem Dauphiné und dann nach Genf. Hier wurde Johann Karl Leonhard Sismondi den 9. Mai 1773 geboren, hier machte er auch seine Studien. 1792 verließ er Genf und begab sich mit seiner Familie nach England. Bei der Rückkehr in seine Heimath, 1794, wurde er mit seinem Vater, der ein Mitglied der alten Regierung gewesen war, als verdächtig eingezogen und Beide zu dem Verlust von zwei Fünftheilen ihres Vermögens und zu einem Jahre Gefängniß verurtheilt. Nach Ablauf seiner Haft ging er nach Toskana. Hier wurde er in Folge einer Insurrektion von den Franzosen als Aristokrat und dann wieder von den Insurgenten als Franzose gefangen gesetzt, denn Genf gehörte damals noch zu Frankreich. Trotz aller dieser Begegnisse kehrte Sismondi 1800 nach Genf zurück.

Seine vielen Werke sind theils in Genf, theils in London, theils in Paris herausgegeben worden. Die politischen Grundsätze Sismondi's waren republikanisch, doch hielt er für eine freie Verfassung immer eine aristokratische Beimischung nothwendig. In seinem Sinne war dieses aristokratische Element Vertreter der allgemeinen Interessen der Civilisation und der Freiheit, als welchen es sich auch in England oft genug bethätigt hat. Man weiß, mit welchem Schmerz er dieses Element in der Genfer Republik angegriffen sah. Es geschah dies durch jene Umwälzungs-Versuche, die sich erst in diesen Tagen, und zwar zu Gunsten der Aristokraten, entschieden haben.

Aber nicht weniger als die französische Demokratie haßte er auch den Napoleonischen Despotismus, und zeigte überall, vor den Ereignissen von 1814, seinen Abscheu gegen die kaiserliche Regierung. Es scheint, als ob er seine Ansicht nach der Rückkehr des Kaisers von Elba geändert habe. In einer Broschüre fordert er die Franzosen auf, sich um Napoleon zu sammeln und mit ihm die Unabhängigkeit der Nation zu vertheidigen. Napoleon bedachte ihn bei einer Vertheilung des Kreuzes der Ehrenlegion. Aber Sismondi erklärte, daß er nie ein Amt oder irgend eine Art von Belohnung annehmen würde.

Seit der Unabhängigkeit Genfs war er Mitglied des großen Rathes, wo ihm seine ausgebreiteten Kenntnisse, sein Scharfsinn und seine Loyalität ein gerechtes Uebergewicht gaben. Seine Reden waren kraftvoll und überzeugend, denn durch alle blickte der moralische Charakter, der Sismondi auszeichnete. Sein öffentliches Leben war dem Wohle des Vaterlands, der Freiheit der Völker und der Wissenschaft gewidmet; sein Privatleben, reich an Zügen der Wohlthätigkeit, wurde verschönt durch die Freuden der Freundschaft und durch seine Liebe zu einer Lebensgefährtin, die des charaktervollen Mannes würdig war. Er zählte zu seinen Freunden seine berühmtesten Landsleute und viele ausgezeichnete Männer aus andern Ländern Europa's.

Vermöge seiner ungeheuren literarischen Thätigkeit konnte Sismondi nach den verschiedensten Seiten hin segensreich wirken. Politik, Gesetzgebung, Ackerbau, Staatswirthschaft, Dichtkunst, hauptsächlich aber Geschichte, alles dies wird in den vielen Werken abgehandelt, die aus seiner Feder geflossen sind. Außerdem hat er für gelehrte Zeitschriften, besonders für die Revue Encyclopédique und die Bibliothèque universelle de Genève nicht selten wissenschaftliche Aufsätze geliefert. Bekannt ist auch eine Abhandlung, die er für die Atti dell' Academia italiana gearbeitet hat; denn die italienische Sprache war ihm zur zweiten Muttersprache geworden.

Literat in der eigentlichen Bedeutung des Wortes, theilt Sismondi mit einigen Wenigen der ausgezeichnetsten Geister Frankreichs das Verdienst, die Aufmerksamkeit der Franzosen auf fremde Literatur und auf die eigene ältere gelenkt zu haben. Seine vier Bände De la littérature du Midi de l'Europe (1813), die mehrmals aufgelegt wurden, enthalten ohne Zweifel manche Irrthümer, aber sie haben mit den Schriften Guinguené's und der Frau von Staël in Frankreich das Interesse des Publikums an der zauberhaften italienischen Poesie wieder erweckt und für die spanische und portugiesische ein neues geschaffen. Sie hatten die Schätze, die in den Liedern der Troubadours verborgen lagen, zu Tage gebracht, ehe noch Raynouard seine „Auswahl von Original-Poesieen der Troubadours" veröffentlichte und gründlichere Studien über die Sprache der Provençalen gemacht wurden.

Eine vollständige, das heißt eine gerechte Würdigung Sismondi's als Historiker würde uns zu Erörterungen führen, für die uns kein Raum gegeben ist. Seine historischen Schriften sind der größte und wesentlichste Theil seiner Werke. Die Titel derselben sind folgende: Geschichte der italienischen Republiken

Digitized by Google

des Mittelalters, 16 Bde; Geschichte der Franzosen, 21 Bde, mit Ausnahme dreier noch unvollständiger Bände; Geschichte der Wiedergeburt der italienischen Freiheit, 2 Bde; Geschichte des Falls des römischen Reichs und des Sinkens der Civilisation, 2 Bde. Endlich finden sich auch noch geschichtliche Untersuchungen unter der Form eines Romans in: Julia Severa oder das Jahr 492, 3 Bde.

Nur wenn man bedenkt, daß Sismondi nicht einen Augenblick unbenutzt ließ, kann man sich erklären, wie sein Leben für die ungeheuren Studien, die seine geschichtlichen Werke erforderten, und für seine anderen Arbeiten ausreichte. Dafür, daß er die Treue an die Geschichte brachte, daß er ihre wahre Gestalt zeigte, daß er ihren Einfluß und ihren Zweck erkannte, wird sie selbst ihm ein Denkmal setzen. — Mit einer Ausdauer, wie sie nur das Pflichtgefühl hervorrufen kann, verglich er die Quellen, gab der Geschichte ihr natürliches Kolorit wieder und schützte sie vor den Willkürlichkeiten oberflächlicher und den Verfälschungen parteiischer Forscher.

Wie im Jahre 1780, als Johannes von Müller den ersten Band seiner Geschichte der Schweiz veröffentlichte, geschah es auch in unserem Jahrhunderte (1808, als Sismondi's Geschichte der italienischen Republiken erschien), daß ein Schweizer die Kunst der Geschichtschreibung regenerirte.

Kehren wir zu dem Manne selbst zurück: Sismondi starb an einer Magengeschwulst. „Seine Gebeine," sagt der Genfer Courier, „ruhen auf dem Friedhofe von Chêve, an der Seite jener kleinen Kirche, die er das ganze Jahr hindurch jeden Sonntag besuchte, um, wie ein schlichter Bürger, dem Unterrichte in der göttlichen Moral beizuwohnen, die er stolz war, sich als Norm vorzusetzen und durch sein ganzes Leben mit gewissenhafter Strenge zu befolgen." (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Audienz eines deutschen Publizisten bei dem Herzoge von Orleans.

Unter dieser Aufschrift theilt der deutsche Kurier nachstehende, mit W. (Weil) unterzeichnete, interessante Schilderung mit: „Mittags 12 Uhr fuhr ich in die Tuilerien, durch das Gitterthor von der Rivolistraße her zum Pavillon Marsan. Hr. v. Boismilon, des Kronprinzen früherer Erzieher, nunmehr Secrétaire des commandements, führte mich bei dem Herzog ein. Der Salon, mit kostbaren Teppichen belegt, umgeben von Schränken mit inkrustirten Verzierungen von Elfenbein und Gold, vereinigte die höchste Eleganz mit der edelsten Einfachheit. Der Kronprinz, ein schlanker, geistvoll blickender Herr, trat mir einige Schritte entgegen, und zeigte, gleich nach den ersten Worten, die liebenswürdigste Leutseligkeit. Die Unterredung wurde in französischer Sprache geführt, mit einer einmaligen Unterbrechung, die mir um so merkwürdiger war, als sie bewies, daß die französische Sprache ein Wort von der höchsten politischen Bedeutung nicht hat, welches der Prinz der deutschen entlehnte, worauf er in unserer Muttersprache die Unterhaltung fortsetzte. Er sprach deutsch mit der höchsten Vollendung und ohne alle fremde Betonung. Dennoch ging er wieder zum Französischen über, mit der artigen Wendung: „denn ich sehe, daß Sie besser französisch sprechen, als ich deutsch." Er kannte die deutsche Literatur, und schien Freude daran zu haben, Stellen aus unsern Klassikern in das Gespräch einzumischen. Heine's Buch der Lieder stellte der Prinz den klassischen Erzeugnissen an die Seite, an Fr. Rückert tadelte er die „morgenländische Sentenzenweisheit des Universitätsprofessors." Wie erquicklich ihm aber die deutschen Klassiker und die Literatur überhaupt seyen: der deutschen periodischen Presse folge er nur, weil sein „Beruf" es erfordere (par état). Im Lauf des Gesprächs äußerte er: „Glauben Sie mir, ich achte die Deutschen zu sehr, als daß ich ihnen eine schöne Zukunft streitig machen sollte. Franzose von ganzer Seele, liebe ich mein Vaterland mit Leidenschaft, aber ich bin fern von jenen veralteten Begriffen der Kaffeehauspolitiker, welche in muthwilligen Eroberungszügen die Größe und Stärke Frankreichs bewähren wollen. Wir haben für die Erhaltung des Friedens große Opfer gebracht, sehr große, — (hier hielt er einen Augenblick ein, setzte dann aber rasch hinzu:) ich bereue sie nicht. Aber was ich eben von Deutschland wünsche, ist, daß es „selbstständig" sey — (das Wort „selbstständig" sagte der Prinz auf deutsch, und fuhr dann fort, deutsch zu sprechen.) Ich wünsche nicht einmal, daß es immer, oder ohne seine eigene Konvenienz zu Rathe zu ziehen, uns beistimme. Ich fordere keineswegs einen überwiegenden französischen Einfluß, ich bin zufrieden mit dem Einflusse, den ein Land von 34 Millionen auf die allgemeinen europäischen Angelegenheiten naturgemäß zu üben berufen ist. Ich möchte aber, daß Deutschland eine eigene Politik habe, und daß in europäischen Angelegenheiten nicht stets und immer vorauszusehen sey, Deutschland stimme mit Rußland." — „Gewiß", sagte er dann später, „Deutschland kann in den Augen der Welt, in England, in Frankreich, überall, nur dann das gebührende Ansehen erlangen, wenn es sich in europäischen Dingen eine eigene Politik bildet, wenn die andern Staaten die Ueberzeugung erlangen, daß es aus eigner Wahl, aus eigner Bestimmung, in seinem eignen unbefangenen Interesse sich entscheidet." — „Sie sehen", sagte der Kronprinz mit einem feinen, wohlwollenden Lächeln, „daß ich Deutschland nicht verringern, daß ich es eher erheben möchte. Unser eignes Interesse macht es wünschenswerth, daß ein selbstständiges Deutschland in der Politik sich geltend mache." — Er beklagte, daß die deutschen Mächte — wie er glaubte, Rußland zu Liebe — sich nicht hätten entschließen können, die Königin Isabelle von Spanien anzuerkennen, was beigetragen hätte, der unglücklichen Halbinsel schon längst den Frieden zu geben. „Mein Haus hat thatsächlich (durch die Anerkennung der Abschaffung des salischen Gesetzes) ein Opfer gebracht, in der Hoffnung, Spanien den Frieden zu geben. Die deutschen Mächte, welche doch wohl wissen mußten, daß des Don Carlos Sache eine verlorne ist und war, hätten bei der Anerkennung Isabella's ihren mäßigenden Einfluß auf Spanien üben können. Es geschah nicht." — In der syrischen Angelegenheit habe sich dasselbe Phänomen dargestellt, was der Prinz näher nachwies, als sich hier ausführen läßt. — Doch sprach er mit sichtbarer Vorliebe von „dem Geiste und dem guten Willen" des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, und mit Achtung von der „scharfblickenden Geschäftsklugheit" des Fürsten Metternich. Im Laufe des Gesprächs, das durch die Leutseligkeit des Prinzen immer ungezwungener wurde, deutete ich auf die Zukunft hin, auf die Befangenheit, mit welcher viele Politiker noch immer den Zustand Frankreichs beurtheilen; wie sie glauben, Alles sey nur

Digitized by Google

für die Lebensdauer des Königs Ludwig Philipp, während ich doch, nach den genauesten Forschungen bei den verschiedensten Parteien, die Ueberzeugung geschöpft hätte, es werde einst der Thron ruhig übergehen von Vater auf Sohn. „Ich kenne die Meinung, welche Sie erwähnen, ich weiß aber auch, wie irrig sie ist." Mit tiefer Bewegung setzte er hinzu: „Wir sind fünf Brüder, und es ist also wahrscheinlich, daß einer von uns das Unglück haben wird, den König zu überleben. Die Thronfolge wird aber vollkommen ruhig vorübergehen, im höchsten Falle wäre es ein Gensdarmeriehandel." (Nous sommes cinq frères, et il est probable, qu'un de nous aura le malheur de survivre au Roi. Mais la succession se passera tranquillement; ce sera tout au plus une affaire de gendarmerie.) Nach 1 Uhr verließ ich den Prinzen, entzückt von seinem Geiste, seiner Offenheit und seiner Huld. Einige Monate darauf traf ihn das unerwartete Geschick. Edler Sohn! „Das Unglück, den König zu überleben", war ihm nicht bestimmt!"

Pfälzisches Musikfest.

(Neustadt, 23. Juli.) Die Festwoche naht ihrem Ende. Das Resultat des diesjährigen Musikfestes war in jeder Beziehung ein höchst befriedigendes und erfreuliches. Der Himmel war zwar dem Feste nicht ganz günstig; dessen ungeachtet verursachten die regnerischen Momente, die zweite Hauptprobe abgerechnet, nirgends eine Störung. — Die beiden Aufführungen können gelungen genannt werden; auffallende störende Fehler kamen nicht vor. Neben den Chören, bekanntlich die Glanzpunkte unserer großen Conzerte, zeichneten sich dieses Jahr auch die Orchesterstücke durch tüchtiges Zusammengreifen und gehörige Schattirung vortheilhaft aus, was allgemein anerkannt wurde und hauptsächlich dem Bau, resp. der Aufstellung des Orchesters beigemessen werden muß. — Beide Conzerte waren sehr besucht; es sollen nahe an 1800 fl. eingegangen seyn. Diese Einnahme beweist übrigens, wie gering die Mittel sind, welche dem eigentlichen Musikvereine zu Gebote stehen und wie sehr es zu bedauern ist, daß der bei weitem größte Theil der Einnahme durch die Unkosten absorbirt wird, welche das Aufschlagen der Bretterhütten verursacht. Daß diese, unter solchen Verhältnissen, auch nicht gegen den ungünstigen Einfluß des Witterungswechsels gehörig geschützt werden können, ist begreiflich. — Während den drei Festtagen waren Neustadt und Hambach aufs festlichste geschmückt. Fast kein Haus war ohne Kränze oder Fahne. Wenn dergleichen Aeußerlichkeiten auch nicht zur Hauptsache gehören, so geben sie doch ein rühmliches Zeugniß für die Theilnahme und Aufmerksamkeit, welche die Bewohner von Neustadt bei dieser Gelegenheit an den Tag legten. Der dritte Festtag war der belebteste. Nach dem von dem Comité festgesetzten Progamme ordnete sich vor dem Stadthause der Festzug, welcher nach 3 Uhr auf dem Hambacher Schlosse ankam. Böllerschüsse empfingen denselben auf der Gemarkungsgränze und große Flaggen in den Nationalfarben webeten von den höchsten Punkten der Ruine. — Der Zusammenfluß von Menschen war ein ganz außerordentlicher. Auch Se. Durchl. der Herr Regierungspräsident, Fürst Wrede, beehrte das Fest mit seiner Gegenwart und wurde allenthalben aufs freudigste begrüßt. — Der Sängerchor brachte ihm ein weit hin schallendes Lebehoch, welches der Herr Fürst mit einem Hoch auf den Central-Musikverein der Pfalz erwiederte. — Ueberall war nur Heiterkeit und frohe Laune bemerkbar. Chöre, worunter das Walhallalied, der Jäger aus Churpfalz u. s. w., wechselten mit Musikstücken ab, welche die Landauer Militärblechmusik vortrug. Eine zweite erst kürzlich gebildete ähnliche Musik von Speyer spielte Märsche u. a. m. auf. Am Fuße der Ruine fanden Volksbelustigungen statt. — Der Festzug ging mit einbrechender Nacht und während die Schloßruine durch bengalisches Feuer erleuchtet war, in derselben Ordnung nach Neustadt wieder zurück, in der er gekommen. An der Stadt wurde er von einem Fackelzuge empfangen. Auf dem Marktplatze wurde der Stadt von dem Vorstande des Vereins für ihre herzliche, freundliche Aufnahme ein tausendstimmig wiederholtes Lebehoch ausgebracht. Eben so wurden die Leistungen und Bemühungen der beiden musikalischen Dirigenten, so wie der ersten Sängerin Fräul. H. von Sp., durch ein Ständchen anerkannt. So endete abermals ein Musikfest, das durch seine alljährliche Wiederholung immer mehr Theilnahme in allen Ständen erweckt und ein wahres Nationalfest zu werden verspricht. Im nächsten Jahre soll dasselbe, wenn anders die dortigen Verhältnisse es erlauben, in Landau und eventuell in Kaiserslautern stattfinden. Zur Aufführung sind bestimmt: Moses, Oratorium von Fr. Lachner, welcher zugleich zum Dirigenten gewählt wurde, und der 95. Psalm von Mendelssohn. — Der seitherige Vorstand wurde durch die Generalversammlung abermals einstimmig in der Funktion als solcher bestätigt. (Sp. Ztg.)

Mannichfaltigkeiten.

Unzuverlässigkeit des ersten Eindrucks. Als Bernardin de St. Pierre seine schöne Erzählung „Paul und Virginie" beendigt hatte, wünschte er die Meinungen der vorzüglichsten Pariser Literatoren darüber zu vernehmen. Es wurde zu diesem Zwecke eine Soirée veranstaltet, und der Verfasser las sein Manuscript vor. In der Gesellschaft befanden sich mehrere literarische Notabilitäten, unter andern Necker mit seiner geistreichen Gemahlin, der Abbé Galliani und der große Naturforscher Buffon. Anfangs hörte man dem Verfasser schweigend zu, allmählig aber erschlaffte die Aufmerksamkeit, die Anwesenden fingen an zu flüstern, schauten einander an, und hörten endlich gar nicht mehr zu. Buffon sah nach der Uhr und bestellte seinen Wagen. Die der Thür zunächst Sitzenden schlüpften hinaus; einer der Anwesenden fing laut an zu schnarchen; Necker lachte, weil die Damen weinten; und die Damen, welche sich ihrer Thränen schämten, wollten nicht gestehen, daß die Geschichte sie interessire. Niemand äußerte auch nur das geringste Lob; Madame Necker allein kritisirte die Unterredung zwischen Paul und dem Greise. Die Moral schien ihr abgedroschen und fade. St. Pierre zog sich höchst gekränkt zurück, er betrachtete die ungünstige Meinung der Versammlung als ein über sein Werk ausgesprochenes Todesurtheil. Und gleichwohl machte „Paul und Virginie", in vielen Sprachen übersetzt, die Wanderung durch die ganze civilisirte Welt, und fand überall die lauteste Anerkennung. Bei vielen unserer jetzigen literarischen Produkte tritt gerade der umgekehrte Fall ein: bei dem

Digitized by Google

Erscheinen werden sie gepriesen, und — im nächsten Jahre sind sie Makulatur.

Bei einer neulichen Trauung in England hatte das Brautpaar sein Erscheinen in der Kirche beinahe bis 12 Uhr verzögert, weßhalb einer der Anwesenden, damit die kanonische Stunde nicht überschritten würde, auf den Glockenthurm stieg, und den Hammer so lange hielt, bis die Ceremonie vollzogen war.

Gefängniß-Literatur.

Ganz kürzlich hat ein eben so concinnes als tüchtiges Schriftchen über die gegenwärtig allerwärts angeregte Frage des besten Weges einer Gefängnißreform die Presse verlassen. Es führt den Titel:

Ueber die Vorzüge der einsamen Einkerkerung als Mittel zur Besserung der Verbrecher in den Strafanstalten, von C. Aug. Diez, Doktor der Medizin und Vorstand der Strafanstalten zu Bruchsal. Karlsruhe, 1842. 8°. 76 S. Preis 42 kr.

Wir glauben, den Inhalt dieses Schriftchens nicht besser zusammengedrängt wiedergeben zu können, als indem wir die Vorrede wörtlich abdrucken; sie lautet: „Seit man in mehreren deutschen Staaten, wie namentlich in Preußen, in Schleswig-Holstein, in Frankfurt und im Großherzogthume Baden ernstlich an der Reform der bestehenden, oder Bau und Einrichtung neuer Strafanstalten arbeitet, ist auch der Streit über die vortheilhafteste Einrichtung dieser Anstalten, und namentlich über die Vorzüge des Systems absoluter Isolirung der Verbrecher (des sogenannten Pennsylvanischen) und jenes der moralischen Isolirung durch Stillschweigen unter Tags mit völliger Isolirung vermittelst einzelner Schlafzellen bei Nacht (des sogenannten Auburn'schen) auf deutschen Boden verpflanzt, und nicht immer mit redlichen und ehrenhaften Waffen geführt worden. Namentlich wurde, seit die königl. preußische Regierung durch Berufung des Dr. Julius und andere Schritte ihre Hinneigung zum strengeren Pennsylvanischen Systeme zu erkennen gegeben hatte, dieses System durch eine Reihe von Zeitungsartikeln angegriffen und angeschwärzt, von denen einzelne allerdings aus einer redlichen Ueberzeugung hervorgegangen seyn mögen, deren Mehrzahl aber das Gepräge von Unkenntniß oder absichtlicher Entstellung des wahren Sachverhaltes trägt. So wenig dieselben auch geeignet sind, auf den wahrhaft Sachkundigen Einfluß zu machen, so können sie doch dazu dienen, die öffentliche Meinung irre zu leiten, und dieses ist in einem Zeitpunkte wie der gegenwärtige, wo alle Regierungen mehr oder minder, und oft weit mehr, als sie es selbst wissen und gestehen wollen, sich von der öffentlichen Meinung leiten lassen, und bei einem Gegenstande, wie das Gefängnißwesen, wo einmal geschehene Mißgriffe nur schwer und mit großen Opfern wieder zu verbessern sind, von der höchsten Wichtigkeit. Dies hat dem Unterzeichneten Veranlassung gegeben, seine Ueberzeugung von den großen Vorzügen, ja von der alleinigen Anwendbarkeit des Pennsylvanischen Systems, welche ihm seine psychologischen und ärztlichen Studien, und seine Erfahrungen als Vorstand zweier nicht unbeträchtlicher Strafanstalten aufgenöthigt haben, in den folgenden Blättern niederzulegen, und die Seichtigkeit und Geringfügigkeit der bis jetzt diesem Systeme gemachten Einwürfe darzuthun; und er schmeichelt sich, daß seiner Stimme um so mehr einiges Gehör geschenkt werden möge, als er durch frühere Studien und gegenwärtige Stellung mehr als viele Andere in den Stand gesetzt ist, seine Ansichten zu berichtigen und festzustellen, und als diese Ansichten durchaus keine vorgefaßten, sondern vielmehr durch die Macht der Wahrheit gegen seine frühere, dem Auburnschem Systeme zugewandte Meinung, ihm aufgedrungen sind. Die vom Verfasser vorliegenden Büchleins ausgesprochenen Ansichten sind schon vor ihm und besser, als er es vermag, von Dr. Julius (in dessen: Nordamerika's sittliche Zustände, 2r Band, und: Schleswig-Holsteins künftiges Strafsystem u. s. w. Altona 1840), Moreau-Christophe (in mehreren Schriften) und neuerlich von Sr. königl. Hoh. dem Kronprinzen von Schweden (über Strafe und Strafanstalten, aus dem Schwedischen übersetzt von A. von Treskow. Leipzig 1841), und Dr. G. Varrentrapp in Frankfurt (über Pönitentiarsysteme, Frankfurt a. M. 1841) dargelegt und vertheidigt worden; und nicht der Wahn, dem von Jenen Gesagten etwas Wesentliches beifügen zu können, sondern die Absicht, jene größtentheils in größeren, nicht Jedermann zugänglichen Schriften niedergelegten Wahrheiten durch ein kleineres Schriftchen, welches seinen Weg leichter in Jedermanns Hände findet, weiter zu verbreiten und zugänglicher zu machen, hat ihm die Feder geführt. Wenn es ihm gelungen ist, dem Vorurtheile, welches häufig noch gegen das Pennsylvanische System besteht, einigermaßen entgegengearbeitet, jenen halbwahren oder absichtlich unwahren Zeitungsartikeln, durch welche man dieses System zu bekämpfen versucht, einiges Gegengewicht gegeben zu haben, vor Allem aber, wenn er hoffen dürfte, auch nur ein kleines Scherflein dazu beigetragen, daß unser Großherzogthum bei dem Bau der neuen Männerstrafanstalt vor dem unverbesserlichen Mißgriffe der Einführung des Auburnschen Systemes bewahrt wird, würde er seine Absicht vollkommen erreicht und sein Thun reichlich gelohnt sehen!" Bruchsal, im Juni 1842. Dr. Diez." — Wir glauben hiermit hinlänglich auf die Schrift selbst aufmerksam gemacht zu haben und wollen uns daher nur noch eine Bemerkung anzureihen erlauben. Diese Schrift scheint von Bedeutung, nicht allein durch das, was sie sagt, sondern namentlich auch durch die Persönlichkeit des Sprechenden. In der letzten Zeit ist nämlich die angebliche Schädlichkeit des Pennsylvanischen Systems auf körperliche und geistige Gesundheit die Hauptangriffswaffe der Gegner dieses Systems geworden. Es haben zwar nur zwei Aerzte, die Doktoren Coindet und Gosse von Genf, diese Ansicht getheilt, sie machen jedoch ungefähr dieselben Vorw rfe auch dem Genfer System und betrachten überhaupt die ganze Gefängnißfrage auch einseitig medizinischem Standpunkte, d. h. sie stellen an eine Strafanstalt ungefähr dieselben Forderungen wie an eine Heilanstalt. Alle übrigen Aerzte aber ohne Ausnahme, welche mit Gefängnissen oder Irrenanstalten in näherer Verbindung stehen, haben sich gegen diese Ansicht erhoben: in Frankreich die von der Pariser medizinischen Academie zur Prüfung dieses Gegenstandes als Commission ernannten, europäischen Rufes sich erfreuenden Doktoren Pariset, Marc, Louis, Villermé und Esquirol, von denen der letztere wohl als der größte Irrenarzt aller Nationen dieses Jahrhunderts gilt und der vorletzte der erste Schriftsteller war, welcher die Gesundheitsfrage der Gefangenen ausführlicher behandelte (mémoire sur la mortalité dans les prisons. 1829); in Deutschland namentlich der bekannte Irrenarzt Flemming. Dennoch verstummte dieselbe Anklage nicht und von gewisser Seite wurden die eben angeführten sehr verachtet als Theoretiker für nicht gültige Autoritäten ausgegeben. Nun kommt Dr. Diez, vielleicht der einzige Arzt, der zugleich Vorstand einer Strafanstalt und zwar einer nach dem Grundsatze nächtlicher Isolirung und stillschweigender Vereinigung vor wenig Jahren neu erbauten ist, spricht sich gegen das System seiner Anstalt, der vollkommensten Auburn'schen in Deutschland, auf das entschiedenste aus und erkennt nur in der absoluten Isolirung Heil. Der Titel eines Praktikers wird ihm schwer zu versagen seyn. Sollte der Wunsch dieses theoretisch unterrichteten und praktisch erfahrenen Mannes seiner Erfüllung näher seyn, als er selbst vermuthet hatte? Wenigstens lesen wir in dem Frankfurter Journal vom 26. Juli Folgendes: „Auf eine Anfrage des Hrn. Welcker (in der Ständeversammlung) bemerkte der Regierungscommissär, daß die neue Strafanstalt nach dem sogenannten Pennsylvanischen System eingerichtet werde."

G. B.

Theater-Anzeige.

Samstag, 30. Juli. (Neu einstudirt): Die Waise und der Mörder, Melodrama in 3 Acten; nach dem Französischen des Frederic, von Castelli, Musik von Seyfried.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 209. Sonntag, den 31. Juli 1842.

Die drei Liebchen. *)

Drei munt're Burſche ſaßen
Gemüthlich bei dem Wein,
Und ſchenkten ihn gar wacker
In ihre Gläſer ein.

Da ſprach der Eine: „Füllet
Die Becher bis zum Rand!
Ich hab' zu Haus ein Liebchen,
Dem ſey ein Gruß geſandt!

„Schwarzaugig und ſchwarzlockig,
Wie eine Tanne ſchlank,
Und Lippen, glühend friſche,
Wo manchen Rauſch ich trank."

Da trafen ſich die Gläſer,
Und gaben guten Klang;
Es mochte fernhin tönen
Wie grüßender Geſang.

„Ei", ſprach der Erſte wieder,
„Das deut' ich mir ſchon gut:
Mein Liebchen denkt jetzt meiner
Und unſ'rer Küſſe Gluth."

„Nun denn", ſo rief der Zweite,
„Auch ich beſitz' ein Lieb,
Mit dem ich ſchäkernd manchmal
Mir ſchon die Zeit vertrieb.

„Braunaugig und braunlockig,
Leicht ſchreitend wie ein Reh,
Und ihre Stimme rein r
Als Glocken auf Berges Höh'."

Da trafen ſich die Gläſer,
Und gaben guten Klang;
Es mochte fernhin tönen,
Wie grüßender Geſang.

Da rief der Zweit' in Freuden:
„Dies Klingen iſt mir werth.
Sie ſingt jetzt wohl das Liedlein,
Das ſcheidend ich ſie gelehrt."

„Auch ich," ſprach leis der Dritte,
„Ich weiß wohl eine Maid.
Wir lieben uns ſo treulich
In alle Ewigkeit.

„Blauaugig und blondlockig,
Mild wie der Sonnen Licht;
Ich kann es nicht beſchreiben
Dieß Engelsangeſicht!"

Es trafen ſich die Gläſer;
Des Dritten Glas zerſprang.
Ein Schmerzensruf, lang zitternd
Und gellend war der Klang.

Die beiden Erſten ſchauten
Ernſt, ſchweigend hin vor ſich;
Der Dritte aber weinte
Viel Thränen, bitterlich.

Und zu derſelben Stunde
In fernem Heimathsthal,
Da tönten wie Himmelsgrüße
Die Glocken im Choral.

Nur eine Einz'ge hörte
Die frommen Klänge nicht;
Die ſchlummerte ſtill und friedlich
Ein Engelsangeſicht.

Die milden, blauen Augen,
Die waren ohne Glanz,
Und in den blonden Locken,
Da lag ein Todtenkranz.

*) Aus den „Gedichten von Heinrich Hoffmann. Frankfurt am Main, Druck und Verlag von Johann David Sauerländer. 1842."

Digitized by Google

Napoleon und ein Dichter.

Legouvé hatte sein Trauerspiel: Heinrich's IV. Tod, vollendet, und wünschte es dem Kaiser vorzulegen, bevor er es dem Theatre-Français einreichte. Napoleon erklärte sich bereit, es zu hören, und Talma sollte es lesen. Die Audienz war zur Mittagsstunde anberaumt, und der Dichter traf mit Talma zur gegebenen Frist in Saint Cloud so pünktlich ein, als es sich erwarten ließ. Die Schwestern des Kaisers mit den Damen ihrer Umgebung wollten sich in den „blauen Salon" verfügen, um die Vorlesung eines neuen Werkes vom Verfasser des Verdienstes der Frauen zu hören; doch wurden sie von Napoleon selbst auf's allerhöflichste abgewiesen, indem er sagte, die Sitzung solle eine geheime, und außer der Kaiserin und dem Großmarschall Niemand gegenwärtig seyn; auch verriegelte er eigenhändig die aus dem blauen Salon zu den übrigen Gemächern führende Thüre, und winkte dann Legouvé, sich auf einen Stuhl niederzulassen. Der Dichter schien zu zaudern; da rief der Herrscher mit gutmüthigem Unwillen:

„Wie? soll ich auch etwa stehen bleiben?"

Talma begann die Vorlesung.

Während der peinlichen Herzensergießungen Heinrichs gegen Sully über den Stolz der Medicäerin lächelte Napoleon seiner Josephine freundlich zu, als wolle er ihr für ihre Sanftmuth und unwandelbare Güte danken; bei der Schilderung von des Königs Liebe zu Sully und den Betrachtungen über das Glück für einen Herrscher, solch einen treuen und ergebenen Freund zu besitzen, winkte er mit der Hand Duroc zu, der, mit einem Arm auf die Lehne eines Sessels gestützt, stehend mit großer Aufmerksamkeit zuhörte.

Als Talma an die von der Todesahnung eingegebenen Worte des Bearners kam:

„Erbebend weiß ich nicht, welch schwarzes Vorgefühl . . ."

unterbrach ihn der Kaiser mit der Bemerkung, daß ein König zwar ein sterblicher Mensch sey, wie jeder andere, und daher auch beben könne, doch dürfe er nie bekennen, daß er zittre.

Legouvé nahm die Handschrift aus des Vorlesers Händen, und veränderte zur Stelle das getadelte Wort in: „Voll Schauder weiß ich nicht . . ."

Endlich erreicht die Verschwörung gegen des Königs Leben ihr Ziel, und Heinrich fällt durch den Mordstahl, den eifernde Mönche in Ravaillac's Hände gegeben. Sully erzählt, verloren in Trauer und Schreck, die fürchterliche Begebenheit.

„Armer Mann! Trefflicher Mann!" wiederholte Napoleon mehrere Male in großer Bewegung, während Josephine in Thränen zerfloß, und setzte dann hinzu: „Sie haben wohlgethan, Legouvé, die Urheber des Verbrechens zu bezeichnen. Sie können sich indessen auf harte Federkriege gefaßt machen; doch sage ich Ihnen den unbezweifeltsten Erfolg vorher."

Nach der Vorlesung sprach Napoleon mit dem Dichter von seinen übrigen Werken, und verhieß, sein Talent noch würdig zu belohnen; der bescheidene Dichter antwortete, er sey mehr als hinlänglich durch die ihm gewordene öffentliche Anerkennung und durch seinen Platz im Institut belohnt.

„So wollen Sie also nichts?" fragte der Kaiser mit forschendem Blick; „reizt ein Ihrgehalt Sie nicht? Ich weiß, Sie sind nicht reich."

„Sire, ich habe die Ehre, Eurer Majestät zu versichern, daß ich zufrieden bin."

„Sie sind ein ächter Mann der Wissenschaft, mein lieber Legouvé."

Am nächsten Tage befahl der Kaiser die schleunigste Annahme des Stückes, und ließ sagen, er selbst werde mit der Kaiserin der ersten Vorstellung beiwohnen. Acht Tage später verkündete der Theaterzettel diese erste Vorstellung für den nächsten Abend. (Lew. Europa.)

Carl Lebrün.

(Nekrolog.)

Carl Lebrün, ein lange Reihe von Jahren Mitglied (namentlich im komischen Fache kaum übertroffen) und Direktor der Hamburger Bühne, ward 1791 zu Halberstadt geboren, widmete sich früh der Bühne, trat jedoch von der Hamburger Direktion, die er gemeinschaftlich mit Schmidt verwaltete, später wieder zurück und privatisirte seitdem.

Er gab heraus: Kleine Lustspiele und Possen, Mainz 1808. — Neue kleine Lustspiele und Possen 1818. — Neueste kleine Lustspiele und Possen 1820. — Erzählungen und Versleien, Leipzig 1820. — Lustspiele, Mainz 1822, 2 Thle. — Bühnenspiele 1825. — Neue Bühnenspiele 1825 und 1830. — Picard's Lustspiele 1826. — Lustspiele und Erzählungen 1827. — Vor- und Nachspiele für die Bühne 1833 — 1834. 2 Bde. — Der Mann mit der eisernen Maske. Ein Rechtsstreit. Hamburg 1836. — Außer den hierin enthaltenen Stücken, welche großentheils auch einzeln sich vorfinden, lieferte er mehrere Dramen in Kotzebue's Almanach dramatischer Spiele (im 19. 21. 22. 23. 24. 31. 32. Jahrgang) und in das Jahrbuch deutscher Bühnenspiele (2. 4. 5. Jahrgang) und ließ auch noch einzelne Sammlungen seiner theatralischen Arbeiten im Druck erscheinen.

Große Bühnenkenntniß, ein rascher, witziger Dialog und und eine gewandte Behandlung der, meist ausländischen Originalen nachgebildeten, Charaktere und Situationen haben Lebrün's dramatischen Arbeiten überall eine freundliche und ehrenvolle Aufnahme verschafft. — Sein treffliches „Jahrbuch für die Hamburger Bühne auf 1841" ist nicht allein für die älteren Theaterzustände von großer Wichtigkeit, sondern auch von bedeutendem allgemein literarischem Werthe. An dem Blum-Marggrafschen Theaterlexikon nahm er fortwährend thätigen Antheil und lieferte viele werthvolle größere Artikel für dasselbe; es findet sich darin auch seine Autobiographie. — Des Verstorbenen Gemahlin und seine liebenswürdige Tochter Antonie sind Zierden der Hamburger Bühne.

Mannichfaltigkeiten.

(Dresden, 21. Juli.) Unter den Prämien, welche das Ministerium des Innern in dem Zeitraume vom 1. April bis letzten Juni d. J. bewilligt hat, befindet sich auch eine von 200 Rthlr., welche der Töpfermeister Friedr. Wilh. Knobloch in Steinigtwolmsdorf erhielt, wegen Erfindung eines in

Digitized by Google

einem gewöhnlichen Stubenofen angebrachten Gasapparates, mittelst dessen das erforderliche Leuchtgas erzeugt und zugleich die Stube geheizt wird. Daß diese Erfindung eine praktische ist, leidet keinen Zweifel, denn nur nach sehr genauer, strenger Untersuchung ertheilt jenes Ministerium Prämien. Um so mehr muß man aber wünschen, daß die so nützliche Erfindung bekannter und benutzt werde, der Erfinder auch sich darüber öffentlich ausspreche.

(Berlin, 23. Juli.) Dem Mechaniker und Maschinenbauer Neukrantz hierselbst ist unter dem 21. Juli 1842 ein Patent „auf eine durch Zeichnung und Beschreibung erläuterte Buchdruckerpresse zum gleichzeitigen Drucken mit zwei Typenformen, in ihrer ganzen Zusammensetzung, ohne Beschränkung anderer in Anwendung einzelner bekannter Theile derselben", auf 6 Jahre, von jenem Tage an gerechnet, und für den Umfang der Monarchie ertheilt worden.

(Luther's Rath.) Einen jungen Studenten belehrte Luther 1521 folgendermaßen über das, was er auf der Kanzel zu thun habe: „Steige hinauf, thue das Maul auf, und höre bald auf: denn man kann den Leuten in einer Viertelstunde mehr predigen, als sie in zehn Jahren thun werden. Wenn Du merkst, daß die Leute am liebsten zuhören, so beschleuß Deine Predigt, so hast Du auf eine andere Zeit wieder Zuhörer."

Seit Herabsetzung der Stempelsteuer für Journale in Großbritannien und Irland hat sich die Zahl der Blätter verdoppelt! Im Jahre 1836, wo der Stempel von jedem Blatte 4 d. betrug, wurden täglich 35,576,056 Zeitungsnummern gedruckt; im März 1841 dagegen war die tägliche Auflage aller Blätter bereits bis auf 61,495,503 Nummern gestiegen. Die Zeitungen in England selbst trugen zu dieser Vermehrung am meisten bei.

Mr. le Blanc theilte jüngst der Academie der Wissenschaften in Paris die Resultate seiner chemischen Untersuchungen über die Salubrität der Luft mit. Er hatte nicht allein aus der Sorbonne, aus den Militär- und andern Schulen, aus dem Museum ꝛc., sondern selbst aus der Deputirtenkammer Luftproben genommen. Die letzte Sorte soll eine der verdorbensten gewesen seyn.

(Fulda, 25. Juli.) So eben ist das Programm zur Einweihungsfeier des Bonifacius-Denkmals dahier erschienen. Ich hebe aus demselben das Wesentlichste hervor. Der Plan, dem großen Deutschen-Apostel dahier ein Denkmal zu setzen, ging von dem jetzigen Herrn Medizinalrath Schneider und dem Hrn. Oberbürgermeister Mackenrodt aus, wurde am 30. März 1828 veröffentlicht, von vielen hohen Monarchen und deutschen Fürsten, insbesondere von Sr. Hoheit unserm Kurprinzen und Mitregenten begünstigt, und fand überall erfreuende Theilnahme. Das aus Erz in kolossaler Größe gearbeitete Denkmal wurde im Jahre 1830 vom Hrn. Prof. Henschel in Kassel begonnen. Die feierliche Enthüllung und Einweihung desselben geschieht Mittwoch den 17. August l. J. durch Se. Excellenz den Hrn. Landesbischof. Das Fest wird am Vorabende durch Glockengeläute und Kanonensalven eingeleitet. Sr. Hoh. dem Kurprinzen, falls er dem Feste beiwohnen sollte (und er hat es versprochen), wird an demselben Abend von der Bürgerschaft ein Fackelzug gebracht. Der Festmorgen wird mit Kanonensalven begrüßt. Um 9 Uhr versammeln sich die theilnehmenden Personen in der Domkirche, und von da aus begiebt man sich nach dem Monumentsplatze. Unter Vortretung der Schuljugend und der Eleven sämmtlicher hier befindlichen Lehr-Anstalten, so wie der Zünfte mit ihren Fahnen, eines Musik-Corps, der Bürger und unmittelbar nach einer Anzahl weißgekleideter Jungfrauen mit Guirlanden kommt der Meister und die Urheber des Denkmals. An sie reihen sich die Geistlichen, das Domkapitel, der hochw. Hr. Bischof, die evangelische Geistlichkeit und die übrigen Honoratioren. Unter Kanonensalven und Glockengeläute wird das von den Jungfrauen umstellte Monument enthüllt und bekränzt. Der hochwürdigste Hr. Landesbischof nimmt hierauf die kirchliche Weihe vor und wird eine Einweihungsrede halten. Nachdem man nun zurückgekehrt, beschließt ein Tedeum die kirchliche Feier. Abends wird die Stadt beleuchtet werden und unter Fackelschein eine musikalische Produktion bei dem Monumente stattfinden, so wie Bankette aller Art. Auch die Armen sind dabei nicht vergessen, und werden im heil. Geist-Hospitale gespeist.

Die populaire Geschichte Napoleons, erzählt von einem alten Soldaten in der Scheune und gesammelt von Balzac, ist in einer dritten Auflage erschienen. Frankreich ist noch lange nicht gesättigt mit bonapartistischer Lobspeise.

(Nordamerikanische Civilisation.) In Louisiana duellirt man sich mit besonderer Vorliebe; man schlägt sich auf Pistolen, Degen, Flinten, Carabiner gewöhnlich auf 25 Schritte. Es ist leicht begreiflich, daß man seine Proben abgelegt haben müsse, um für einen Bramarbas in diesem Lande zu gelten, wo Jedermann den Eisenfresser spielt. Dennoch war es einem Hrn. G. gelungen, sich diesen Ruf zu erwerben, und ihm verdankte er den Vorzug, in seiner Eigenschaft als Journalist, stets ziemlich frei von der Leber weg reden zu dürfen. Indessen schrieb er eines Tages in seinem Journal, daß Hr. L., ein Bretagner von guter Familie, Schulden mache, und sie nicht bezahle. L. kommt am folgenden Morgen zu G. Ihr Artikel mißfällt mir, sagt er zu diesem, wenn Sie ihn morgen früh wiederholen, so ohrfeige ich Sie morgen Abend. — Mich! schrie G. bleich vor Zorn und Gleichgültigkeit affectirend. — Sie selbst! — Sie denken etwas spät daran, der Artikel ist beim Drucker, und ich habe die Gewohnheit, nie die Probebogen zu corrigiren. — So! Ganz wohl. Also morgen, auf der Börse. — Sie finden mich dort. — Am folgenden Morgen, um halb zwölf Uhr, war ganz New-York auf der Börse. G. erwartete ihn in der Mitte des Saales. Fünf Minuten vor zwölf Uhr trat L. ein, nach der Uhr sehend. Sogleich bildet sich ein ungeheurer Kreis; alle Blicke richten sich auf die beiden Antagonisten. Es schlägt zwölf: L. geht auf G. zu. — Ich mache Sie aufmerksam, ruft der Letztere, daß ich Feuer gebe, so bald Sie die Hand aufheben. — Bei diesen Worten streckt er seinem Feinde zwei gespannte Pistolen entgegen. L. lacht, als drohte ihm ein Kind. Er hatte nicht einmal ein einfaches Stöckchen in der Hand, besaß aber dafür alle physischen Eigenschaften eines Bretagners. Waffen! schrie er, Sie haben also Furcht! Und seine Hand fällt auf G's Wange. Ein Pistolenschuß ist die Replik. — Einer zweiten Ohrfeige antwortet ein zweiter Pistolenschuß. Bei der dritten Ohrfeige zieht G. einen Dolch

Digitized by Google

und durchbohrt seinen Gegner zu wiederholten Malen. Beim vierzehnten Stich fällt der Franzose todt nieder. Und ganz New-York wohnte diesem Morde wie einem Schauspiele bei. Das ist die liebenswürdige Civilisation der vereinigten Staaten. (W. A. Th.)

Die Thee-Einfuhr aus China nach Großbritannien betrug vom 1. Juli 1841 bis 28. Februar 1842 nicht weniger als 26,405,788 Pfund. Die Theetrinker können dem chinesischen Kriege also noch ruhig zusehen. „Geld ist Macht!" sagt ein englisches Sprüchwort.

Der König von Belgien hat den Befehl erlassen, daß zwischen der Abfahrt von Dampfschiffen jedesmal eine halbe Stunde Zwischenraum liegen müsse. Diese Anordnung ist deswegen getroffen worden, um das gefährliche Wettfahren der Capitäne unter einander zu verhindern.

In Malten's Weltkunde heißt es: „Deutschland ist Europa's von der Fürsehung voraus bestimmter Hauptmarkt und Stapelplatz." Die Deutschen mißverstehen dies aber, und lassen sich von den Amerikanern Vogelmist, von den Engländern Federmesser, daß sie ihre Federn schneiden können, oder fertige Stahlfedern, und von allen Ländern etwas bringen. Ihre eigenen Produkte versauern, ihre Fabrikanten und Industrie-Menschen müssen verkümmernd sich das Bischen Leben abquälen. — „Die großen, bisher so wenig benutzten und theilweise so arg vernachlässigten Wasserstraßen Deutschlands müssen sich gegenseitig verbinden. Ihre bisherige Vereinzelung ohne Plan und System mußte nothwendiger Weise unfruchtbar bleiben. Erst wenn Rhein und Donau, Weser und Main verbunden seyn werden, wie jetzt schon Elbe und Oder, Weichsel und Warthe; erst wenn das Netz der Eisenbahnen ganz Deutschland von der Ostsee bis zum adriatischen Meere bedeckt: erst dann ist deutsche Eintracht, deutsches Wohlergehen, deutsche Macht fest begründet und gesichert. Wenn kein Glied des deutschen Bundes mehr dem allbelebenden deutschen Interesse fremd ist, erst dann werden sich die unerschöpflichen Quellen des Reichthums und der Größe erschließen, deren Mündungen bis jetzt nicht geöffnet wurden; erst dann wird die aus 40 Millionen bestehende Gemeinschaft deutscher Nationalität und deutschen Ruhmes beginnen." Doch hier ist die Rechnung noch ohne den Wirth gemacht. — In Bezug auf allgemeines deutsches Wohlergehen und Eintracht muß zuerst ein politisches Prinzip praktisch alle 40 Millionen durchdringen, sonst wird aus allen den romantischen Aussichten nichts. — Wir haben das schon öfter gesagt, jeder edle Deutsche wird's aber gut finden, wenn wir's von Zeit zu Zeit wiederholen, bis es nicht mehr nöthig, d. h. vorläufig bis an unser seliges Ende, wonach aber hoffentlich Andere die Mahnung fortsetzen! (Ameise.)

Lady Fox, die Wittwe des berühmten Staatsmannes, ist, 97 Jahre alt, in London gestorben.

Den Michaelisthurm in Hamburg, der einfallen will, weil ihn die Würmer stachen, nennt die Weimar'sche Zeitung „das Meisterwerk des unsterblichen Sonnin." Da der Thurm aber noch keine hundert Jahre alt ist, so sieht's mit der Unsterblichkeit des Baumeisters auch etwas wurmstichig aus. Die die alten Münster und Dome bauten, verstanden sich auch auf's Material, und ließen statt des Holzes lieber die Steine reden.

In Berlin ist der Galgen unter Feierlichkeiten abgebrochen worden; das sind wahre und erfreuliche Feierlichkeiten; wohl einem Staate, wenn man recht viele Galgen abbrechen kann, wenn recht viele Richtschwerter in die Sammlungen der Antiquitätenliebhaber wandern!

Das „Journal des Debats" sagt: Man liest im Altonaer Merkur, einem Copenhagener Blatte ꝛc.

Der größte Saal, den es gegenwärtig gibt, ist in der Reitschule zu Moskau. Er hat 500 Fuß Länge und 133 Fuß Breite und wird von keiner Säule gestützt. Der berühmte Saal in Padua ist nur 240 Fuß lang und 80 Fuß breit.

Logogryphe.

1.

Wem das Theuerste entrissen,
Was dem Leben Werth kann geben,
Zeig' ich mich in vollster Größe
Und zerstör' oft starkes Leben.

Streich' des zweiten Lautes Zeichen,
Siehst der Freude Spielgenossen,
Wenn er nicht nur dem Verstande,
Auch der edlen Brust entsprossen.

2.

Nur dem edelsten Gewissen
Steh' ich schützend stets zur Seite,
Der Verbrecher wird mich missen,
Und der Freund der wilden Freude.

Setzt man für das letzte Zeichen
Nun das erste, werd' ich künden:
Wie des Glücks Momente weichen
Und des Lebens Stunden schwinden.

Heppenheim. J. A. Kunkel.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 31. Juli. Don Juan, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Montag, 1. August. Drittes und letztes Konzert, in welchem Hr. Camillo Sivori (einziger Schüler Paganini's und Ehrenmitglied mehrerer philharmonischen Gesellschaften) die Ehre haben wird, folgende Pieces vorzutragen: 1) Konzert, mit obligaten Glöckchen, von Paganini. 2) Variationen für die Violine allein, über das Thema: „Mich fliehen alle Freuden", von Paganini. 3) (Auf Verlangen): Le Carnaval de Venise (chanson populaire), souvenir de Paganini. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 210. Montag, den 1. August 1842.

Der Freiersmann.

Erzählung von E. Marlea.

In seinem ledernen Sorgenstuhl saß der alte Tischlermeister Span und hielt sein Mittagsschläfchen. Er hatte wie gewöhnlich sein bequemes Werktagswamms an; die blüthenweiße Zipfelmütze aber, welche den ergrauten Kopf bedeckte, so wie seine übrigen Kleidungsstücke, welche er trug, und der etwas altmodische Bratenrock, der neben ihm an einem Nagel hing, zeigten an, daß es heute Sonntag sey. Dem Schlummernden gegenüber, am offenen Fenster, durch welches eine milde Mailuft hereinströmte, saß Käthchen, seine Tochter, ein achtzehnjähriges Mädchen, gesund, frisch und von hübschem Aeußern.

Das sonntägig geputzte Bürgermädchen hatte ein Gesangbuch in den Händen; aber mit der Erbauung schien es nicht recht gehen zu wollen; ihre Augen flogen zerstreut über die Buchstaben, und alle Augenblicke stand sie auf und sah zum Fenster hinaus, die Straße hinab; dann setzte sie sich seufzend wieder nieder, und ließ von neuem die zerstreuten Blicke über die Buchstaben des Andachtsbuches hin irren. —

Meister Span wachte inzwischen auf und beobachtete einige Zeit, schweigend und still vor sich hinlächelnd, seine Tochter.

„Käthchen!" rief endlich der Alte.

Aber Käthchen streckte so eben mit langem Hals den Kopf zum Fenster hinaus, und hörte ihren Vater nicht.

„Käthchen! Meine Pfeife sollst Du mir holen!" rief Meister Span etwas stärker.

Allein Käthchen war im Geiste abwesend, und der Alte rief vergebens. Da erhob sich Meister Span aus seinem Sessel, ging auf das Mädchen zu, und tippte ihr leise auf die Achsel.

„Hast Du's gehört?"

Käthchen fuhr erschrocken zusammen.

„Gleich, Vater!" gab sie zur Antwort, und eilte in die anstoßende Schlafkammer. Nach einigen Minuten kam sie wieder heraus und reichte dem Alten eine Schlafmütze hin, ähnlich derjenigen, die er auf hatte.

„Ei, ei, wo hat die Jungfer Tochter ihren Kopf, oder vielmehr ihre Gedanken?" fragte der Alte schmunzelnd. „Soll ich denn die altgewaschene über die frischgewaschene ziehen?"

„Ach, wahrhaftig, Er hat schon eine auf," sagte das Mädchen verlegen. „Hat Er denn nicht Seine Mütze gefordert?"

„Meine Pfeife will ich haben."

Käthchen trug die Mütze zurück, und brachte nun geschäftig ihrem Vater Pfeife und Tabak.

Meister Span ließ sich wieder gemächlich nieder in die weichen Arme seines alten ledernen Hausfreundes, wie er den Sessel nannte, der noch von seinem Großvater herrührte, und seit drei Menschenaltern seinen Platz neben dem Ofen behauptete. Nachdem er die Pfeife mit dem gebeizten dürren Kraut, welches die bekannte Etiquette des schwarzen Reiters trug, gestopft, in's Glimmen versetzt und sich mit einer angenehmen Dampfwolke umgeben hatte, begann er seine hübsche Tochter, die wieder an ihrem Platz am geöffneten Fenster saß, und sich jetzt mit ihrem Strickstrumpf etwas zu schaffen machte, förmlich in's Verhör zu nehmen.

„Sag' mir doch ein Mal an, Mädel, was Dich seit einigen Tagen so alterirt, daß Du nicht mehr weißt, wo Dir der Kopf steht? Wohin gehen Deine Gedanken? An was oder an wen denkst Du?" fragte er.

Käthchen beugte sich tiefer auf ihr Strickzeug herab, um ihrem Vater die Röthe, welche seine Fragen ihr in's Gesicht gejagt hatten, zu verbergen.

„Ach, Vater, ich denke — an gar nichts," war ihre verlegene Antwort.

„So? hm, wenn ein Mädchen gefragt wird, an was sie denke, und sie antwortet: an gar nichts! aber die Verlegenheit lichterloh auf ihren Wangen und auf ihrer Stirne brennt, so heißt das so viel als: ich denke an meinen Herzallerliebsten. Folglich waren Deine Gedanken — bei'm Wilhelm."

„Geh' Er doch, Vater! Was glaubt Er denn?"

„Nu, nu! Da braucht man just kein Studirter zu seyn, um dahinter zu kommen, wenn ein flinker Bursche einem jungen Mädchen den Kopf verrückt hat."

„Ach, im Kopf ist's wohl noch ganz richtig," meinte Käthchen naiv, indem sie unwillkürlich ein paar Mal mit den Fingerspitzen über die Stirne strich; „aber das Herz ist mir oft entsetzlich beklommen; ich weiß selbst nicht warum."

Meister Span erwiederte keine Sylbe darauf. Käthchen musterte mit ein paar verstohlenen Blicken sein Gesicht, und da sich der gewöhnliche Ausdruck väterlicher Güte nicht im geringsten darauf vermindert hatte, so war sie überzeugt, daß ihr Vater nicht gegen die geheimen und heißen Wünsche ihres Herzens sey, die er bereits mit dem väterlichen Scharfblick entdeckt zu haben schien; diese Voraussetzung ermuthigte sie.

„Er könnte aber auch schon längst wieder zurück seyn, nicht

Digitized by Google

wahr, Vater?" hob sie nach einer Weile wieder an, ohne es zu wagen, von ihrem Strickstrumpf aufzusehen.

„Wer denn, Käthe?" fragte der Alte schalkhaft.

„Je nun — der Wilhelm."

„Ei, Mädel, das ist auch kein Katzensprung von unserm abgelegenen Gränzstädtchen bis nach München, und von da wieder zurück. Indessen hätte Wilhelm meiner Rechnung nach doch schon vorgestern hier wieder eintreffen müssen; allein es können ihn besondere Vorfälle daran verhindert haben. —"

„Es wird ihm doch kein Unglück — "

„Wer wird denn gleich das Schlimmste fürchten."

„Horcht, Vater! Geht da nicht die Hausthüre auf?" unterbrach Käthchen freudig erschreckend den Vater, indem sie aufsprang.

„Ja, es kommt Jemand!" erwiederte Vater Span ruhig.

„Wahrhaftig, er ist's!" rief sie, und eilte nach der Stubenthüre. „Wilhelm! Wilhelm!"

In diesem Augenblick drehte sich die Stubenthür in ihren Angeln, und Käthchen rannte ihrer eintretenden Mutter in die Arme.

„Na, na, na! Hast Du den Veitstanz? Mich wie toll beinahe über den Haufen zu rennen —" belferte Frau Eva Span. „Wilhelm! Wilhelm! schreit sie, als ob ihr der Kopf brenne. Hast Du denn den naseweisen Burschen immer auf der Zunge, um mich in's Grab zu ärgern? Aber warte nur, warte! den Wilhelm will ich Dir aus dem Kopfe treiben, darauf kannst Du Dich verlassen! Was meinst Du denn? Wenn so ein Wort Pathe Schlagauf, Dein bestimmter Bräutigam, hörte; was glaubst Du wohl, Jungfer Unverstand, was er thun würde? Er ließe Dich auf der Stelle sitzen."

„Ach, wenn der kommt, stehe ich ohnedem nicht auf," antwortete das Mädchen schnippisch.

„Du wirst aber aufstehen, wenn er kommt, und in die Kirche wirst Du mit ihm gehen; und unser Herr Pfarrer wird Dich mit ihm kopuliren, und ich werde sagen: Amen! Es ist schon Alles richtig."

„Eh' ich den heirathe, eh' geh' ich nach Frankfurt, oder nach Würzburg, oder nach München, und suche mir einen Dienst," maulte Käthchen, und verzog trotzig den kleinen Mund.

Jetzt war es mit der Geduld der Frau Eva Span am Ende. Sie hatte zwar Käthchen, ihr einziges Töchterlein, selbst etwas Weniges verzogen, und Vater Span sie gemüthlich hierin gewähren lassen, weshalb sich denn auch das Span'sche Ehepaar manche kleine Unart von ihrer Einzigen gefallen lassen mußte; aber eine solche Drohung, wie sie sich das Mädchen so eben erlaubt hatte, ging über alle Gränzen der mütterlichen Nachsicht; denn das war gerade der Fleck, wo Frau Eva am leichtesten zu verwunden war.

„Was?" fragte sie höchlich erbittert, und stemmte beide Hände in die Seite, „fort willst Du mir laufen, undankbares Kind? Einen Dienst willst Du Dir suchen? Jetzt, da die Alten Dich groß gefüttert haben, jetzt brauchst Du sie nicht mehr? jetzt willst Du davon fliegen? So, so — da — da — wenn Du glaubst, es geschieht Dir bei Deinen Eltern zu viel; wenn Du glaubst, Dein Glück anderswo zu machen; hier im Schrank sind Deine sieben Sachen, nimm sie heraus, schnüre Dein Bündel, gehe, wohin Du Lust hast, und komme mir ja nicht mehr vor die Augen! Meinst Du, ich ließe mich von meinem einzigen Kinde drangsaliren? Geh' nur, geh'! Dein ganzes Dichten und Trachten ist doch nur, mich in das Grab hinein zu ärgern."

Unter diesen Worten hatte Frau Eva einen großen Schrein, der in der Ecke stand, aufgerissen, und fing an, einige Kleider und Weißzeug, welches ihrer Tochter gehörte, auszuräumen.

(Fortsetzung folgt.)

Reise-Bilder aus Oberitalien und Tirol.

(Von Heinrich Sander.)

Es ist doch etwas Schönes ums Reisen, wenn man einen wohlgefüllten Geldbeutel, gutes Reisewetter und gute Reisegesellschaft hat!

Mein Geldbeutel gleicht zwar in der Regel dem Fasse der Danaiden, das bekanntlich nie voll ward; doch damals, als ich ans Reisen dachte, oder vielmehr daran denken mußte, war er ungewöhnlich feist, und ich durfte in seiner Begleitung und unter seinem Schutze mich schon ein wenig hinaus in die Welt wagen. Gutes Wetter, — nun meine Reise ward im Herbste unternommen, und da ist das Wetter noch immer so passabel, — ward durch Oberitalien und Tyrol gemacht, und in Italien blüht ja ein ewiger Frühling, und in Tyrol übersah ich bei dem Anblicke seiner imposanten Alpengebirge, seiner rauschenden Bergströme und Wasserfälle und seiner blühenden Thäler, daß erstere mitunter mit Schnee bedeckt und letztere bisweilen von Boreas heimgesucht waren.

Meine Reisegesellschaft hatte ich mir nach Belieben auswählen können; denn unter 85 Waffengefährten, deren Commandant ich während einer langen Seefahrt von Athen nach Triest gewesen, und mit denen ich eben die Quarantaine verlassen hatte, würde sich wohl mancher gerne dazu verstanden haben, auch mein Reisegefährte zu Land zu werden. Alle waren mir lieb und werth geworden; denn vier Jahre lang hatten wir zusammen gleiches Ungemach, gleiche Mühseligkeiten und gleiche Strapatzen ertragen; alle hatten wir unsere schönen Luftschlösser in Hellas niederreißen und unsere Lebenshoffnungen unter ihre Trümmer begraben müssen; — hatten zuletzt noch die Leiden und Freuden einer langwierigen Seefahrt und Quarantaine miteinander getheilt; — und gleiches Ungemach und gleiches Schicksal hat ja schon oft aus Menschen und Thieren Freunde gemacht, warum sollten sie nicht auch aus Vorgesetzten und Untergebenen Freunde gemacht haben? Aber nicht ein jeder hätte mein Reisegefährte werden können, denn der eine zog nach Westen, der andere nach Norden, und der dritte nach Osten, als wir in Triest die Quarantaine verließen. Jeder zog hin, wo er vor vier Jahren hergekommen war, um dort den Zurückgebliebenen von denen zu erzählen, die nicht mehr zurückkehren konnten, um sich dort einen neuen Lebensplan zu zeichnen, und darnach ein neues Gebäude von Hoffnungen und Täuschungen aufzuführen.

Doch ich vergesse, daß ich von meiner Reisegesellschaft reden und nicht sentimentalisiren wollte. Bretos, ein Grieche, Casali, ein Italiener und Hiltl, ein Bayer — letzterer seit vier Jahren mein unzertrennlicher Freund und Waffenbruder, — waren meine Begleiter. Bretos war ein junger Mann, der als Knabe schon nach Frankreich gekommen und dort seine Erziehung erhalten hatte. Er war während der jetzigen Regierung in sein Vaterland zurückgekommen, hatte sich dort der Architectur gewidmet, und wurde nun auf Kosten des Staates nach Berlin

Digitized by Google

gesendet, um sich auf der dortigen Akademie in seinem Fache auszubilden. Die Kosten der Seereise zu ersparen, hatte er sich meinem Militärtransporte angeschlossen und sich mit der einfachen Verpflegung eines Soldaten begnügt. Casali, der zwar in Rom geboren, aber in Deutschland erzogen worden, hatte Bretos während der Seefahrt kennen gelernt, und da beide ein und dasselbe Reiseziel hatten, so hatten sie sich in kurzer Zeit näher einander angeschlossen und waren bald innige Freunde geworden.

Ich habe an verschiedenen Orten, namentlich in meinen „Erinnerungen aus Griechenland", von dem Charakter der Griechen im Allgemeinen nicht viel Gutes sagen können, um so mehr ist es meine Pflicht, hier der Handlung eines Griechen zu gedenken, die es wirklich verdient, gelobt zu werden. Casali, obwohl von guter Familie, — sein Vater stand in Diensten bei einem deutschen fürstlichen Hofe, — war doch nicht vermögend; als blutjunger Mensch war er als gemeiner Freiwilliger in das griechische Corps eingetreten, hoffte da auf ein baldiges Avancement, konnte es aber, gleich so vielen andern jungen Leuten, die gleiche Hoffnungen hatten, nicht einmal zum Unteroffizier bringen. Nach beendigter vierjähriger Dienstzeit trat er — und zwar in keinen sehr glänzenden Umständen — mit meiner Abtheilung die Rückreise nach Deutschland an. Da er keine Geldmittel besaß, so wäre er, wie jeder andere arme Teufel, genöthigt gewesen, in seiner abgetragenen Uniform und mit dem geringen Betrage seiner dreimonatlichen Soldatenlöhnung, die nach dem Werbvertrage einem jeden ausgedienten Soldaten als Unterstützung zu seiner Heimreise von mir in Triest ausbezahlt wurde, die weite Reise nach Berlin anzutreten, wenn Bretos sich nicht seiner angenommen hätte. Auf das einfache Versprechen Casali's, daß ihm seine Eltern bei ihrer Ankunft in Berlin alles vergüten würden, vertrauend, versah er — der selbst unbemittelt war — ihn aus seinem Koffer mit Leibweißzeug und mit einem schönen Civil-Anzuge, gab ihm so viel von seiner Baarschaft, daß er die Reise mit uns zu Wagen machen konnte, und sorgte überhaupt für alle seine Bedürfnisse, wie selten ein Bruder für den andern sorgt. — Hilti, mein dritter Reisegefährte, hatte es, ohnerachtet er ein tüchtiger Soldat und zu jedem militärischen Avancement befähigt war, doch nicht weiter, als bis zum Feldwebel bringen können, und als solcher hatte er eben so wenig Lust, länger in Griechenland zu bleiben, als ich, der ich in der Charge über ihm war. Wir waren zusammen nach Griechenland gekommen und so wollten wir auch zusammen wieder nach unserem Vaterlande zurückkehren.

Es war also, wie ich oben schon bemerkte, zur Herbstzeit des Jahres 1837, als wir in einem bequemen Wagen Triest verließen und unsere Landreise antraten. Der Wagen war mit unsern Koffern ziemlich schwer bepackt, und deßhalb beschlossen wir, auf einem näheren Fußpfade, der durch die Weinberge führt, die Höhe von Optschina zu ersteigen, um uns dort noch so lange der schönen Aussicht über Triest, seine Umgebung und das adriatische Meer zu erfreuen, bis der Wagen auf der weit längeren Chaussee-Strecke ebenfalls oben angelangt seyn würde. Rüstig schritten wir unsern malerischen Pfad hinan, und schon nach einer Stunde standen wir oben an der Stelle, von wo aus mir vor vier Jahren zum erstenmale der überraschende Anblick des Meeres ward. Aber nichts kann auch imposanter, nichts kann prächtiger seyn, als die Aussicht, die sich dem Auge hier oben darbietet. Man denke sich die Schönheit und Heiterkeit des herrlichsten Septembertages, die ungetrübte Bläue des Himmels, wie sie nur der südlichen Zone eigen ist, vor sich das adriatische Meer, von der Sonne beglänzt, und mit einer Menge von Schiffen und Booten bedeckt, die mit ihren weißen Segeln auf der glatten Wasserfläche wie Schwäne dahingleiten; zur Linken die Stadt Triest, die sich in einem weiten Halbmonde mit ihren vielen Villa's in den Wingerten, von denen die Berge ringsum bedeckt sind, verliert; man denke sich dieses Alles zusammen, denke es sich aber unendlichemal schöner, unendlichemal reizender, als ich es hier beschreiben kann, und man wird sich dann auch leicht vorstellen können, mit welchem Entzücken sich meine Blicke — obwohl nicht zum erstenmale — an diesem prächtigen Gemälde weideten, und mit welchem Zögern ich endlich, als unser Wagen ebenfalls die Höhe erreicht hatte, und die andern schon eingestiegen waren, meinen herrlichen Standpunkt verließ und immer wieder die Blicke zurückwarf, gleich als sey ich an dieses Zauberbild gefesselt.

Ich hatte endlich auch den Wagen bestiegen, hatte den letzten Blick, indem ich zugleich den letzten Abschied von Allem aussprach, was mir durch lange Gewohnheit lieb und theuer geworden war, über dieses reizende Panorama geworfen, und nun rollte der Wagen auf der Hochebene hin, der deutschen Heimath entgegen. Ich kann nicht sagen, daß mich die Hoffnung, nun bald auf vaterländischem Boden wandeln zu können, besonders erfreut hätte, so sehr hatte die Fremde, mit ihren fremden Sitten und Gewohnheiten, diese Freude, wie süß sie auch nach langer Trennung von seinen Angehörigen und Freunden seyn mag, gedämpft!

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Man lies't im Hamb. Telegraph: Dr. Laube hat in seinem Lustspiele „Rococo" den Versuch gemacht, sich im Geist des französischen Conversationsstückes zu bewegen. Im Allgemeinen sollten unsere jungen Dramatiker diesem französischen Geiste nicht zu sehr vertrauen! Unser Publikum ist weit mehr geneigt, Lustspiele im englischen Charakter zu goutiren. Scribe's „Glas Wasser" hat, als Lustspiel genommen, Niemanden befriedigt. Man lacht darin nicht, man lächelt nur. Der Deutsche macht sich wenig aus sogenannten feinen Lustspielen, er will gesunde, körnige, naturwahre Lebensgemälde, in denen er sich selbst wiedererkennt. Der Deutsche will im Lustspiel lachen, nicht lächeln, er wird das englische, sich mehr der Posse nähernde Lustspiel immer den französischen, noch so geistreichen Combinationen vorziehen. So fehlen auch diesem Rococo alle Ingredienzien eines deutschen Lustspiels. Es ist, wie aus dem Französischen übersetzt und würde doch auch in Frankreich nicht genügen. Es fehlen Witz, Beobachtungsgabe, gesunde Laune, es fehlen originelle Charaktere. Den Witz ersetzt Dr. Laube durch Prügel. Sein komischer Bedienter Tulpe muß das Publikum durch die Angst vor dem Stock seines Herrn belustigen. Das erinnert doch wahrlich zu sehr an den Geist der veralteten extemporirten Comödie, der sich nur noch in den Policinellkasten erhalten hat. Das Sujet dieses Lustspiels sind: abhandengekommene Briefe. Man

Digitized by Google

muß gestehen, daß es peinlich ist, fünf Akte hindurch nur von ächten oder verfälschten Briefen reden zu hören. Man hat den Hauptgrund, warum dies mit so großen Verheißungen angekündigte Stück nicht gefiel, darin gefunden, daß es zu sehr auf äquivoque Lebensverhältnisse gebaut ist; indessen liegt der Grund doch weit mehr in dem Mangel des bühnengerechten Geschickes, in dem überfluthend breiten und redseligen Dialoge, in dem Mangel jedes persönlichen Reizes, der in den vorgeführten Charakteren liegen sollte.

In diesen Tagen, am 20. Juli, hat der evangelische Missionsverein im Großherzogth. Baden sein 2tes Jahresfest in Lahr unter der lebhaftesten Theilnahme gefeiert. Eine große Anzahl von Freunden der Mission, namentlich viele Geistliche, hatten sich aus allen Gegenden des Landes, aus Würtemberg, dem Elsaß und der Schweiz dazu eingefunden. Die erstatteten Berichte und die abgehaltenen Reden gaben erfreuliche Aufschlüsse von der zunehmenden Wirksamkeit des Vereins, überhaupt von den gesegneten Leistungen, welche dermalen in allen Theilen der Welt für die Verbreitung der göttlichen Lehre mit preiswürdigem Eifer thätig sind.

Bei der neulichen Hinrichtung des Kutschers Good zu London vertheilte der Verein zur Verbreitung von Tractätchen 63,800 Exemplare auf dem Richtplatz und in der Umgebung desselben.

Bei den Assisen von Chester wurde unlängst ein gewisser Santyn zum Tode verurtheilt, weil er seine drei Kinder vergiftet hatte, um von der Begräbnißgesellschaft, deren Mitglied er war, 20 Thlr. zu erhalten.

In Würzburg erschien ein „Schuldentilgungsgalopp", vom Compositeur seinen Gläubigern dedizirt. — In Braunschweig hat ein Werk die Presse verlassen unter dem schauerlichen Titel: Blutige Fußtapfen; die Leihbibliotheken raufen sich drum.

Literatur.

Dichterwald. Eine neue reichhaltige Auswahl deutscher Gedichte zur Bildung des Geschmackes und zur Uebung im schönen und richtigen Vortrage. Für Gymnasieen, Bürgerschulen und zum Privatgebrauch herausgegeben von praktischen Schulmännern. Zweiter Cursus für höhere Classen. Frankfurt a. M., Jäger'sche Buch-, Papier- und Landkarten-Handlung, 1842. gr. 8.

Mit welchen Schwierigkeiten eine Sammlung poetischer Stücke behufs der Declamationsübung in Schulen zu kämpfen habe, bezeugen die vielen mehr oder minder gelungenen Versuche. Die gegenwärtige Sammlung hat auf alle Erfordernisse, sowohl auf die wesentlich wichtigen pädagogischen Rücksichten, als auch auf Angemessenheit des Stoffes, Schönheit der Form und zweckmäßige Reichhaltigkeit, Bedacht genommen. Schon der im vorigen Jahre erschienene erste Cursus hat sich den Beifall aller Sachkenner erworben. Dieser zweite wird nicht minder für höhere Klassen und reifere Schüler und Schülerinnen befriedigend angewendet werden. Die Stücke sind hier umfangsreicher, inhaltsschwerer, und für die gebildetere Jugend anziehender. Sie sind sämmtlich von der Art, daß sie durch Form und Inhalt, wie durch ihren Einfluß auf deutsche Gesinnung, vorzugsweise schon in früher Jugend memorirt zu werden verdienen, um einen Theil der Grundlage deutscher Bildung auszumachen. — Alles minder Bekannte an Ausdrücken und Anspielungen, so auch Manches zum Verständniß des Metrums ist am Ende kurz erläutert. Wir empfehlen diese Blumenlese mit voller Ueberzeugung allen Schulmännern, Lehrern und Freunden deutscher Poesie.

J. M. Jost.

Korrespondenz.

Vom Taunus, im Juli.

Die ältesten Leute diesseits und jenseits des Gebirges haben mir die Versicherung gegeben, daß noch in keinem Jahre ihres Gedenkens so zahlreiche Schaaren von Reisenden unsere Gegend in allen Richtungen durchwandert hätten, als heuer. Es scheint demnach, als wenn unser Gebirge nachgerade zu demselben großen Rufe weithin gelangen sollte, als es der Harz, Thüringen, der Schwarzwald und die schwäbische Alp schon lange sind. Schüler und Meister berühmter Maler-Academieen sind keine Seltenheit mehr in unserer Heimath, wie früher, und ich habe deren einige sagen gehört, daß sie in dem Weilthale eine bei weitem reichere Ernte an schönen Landschaften gehabt hätten, als sie vermutheten. Demnach ist zu hoffen, daß auch die Betriebsamkeit unserer Steindrucker, Stahl- und Kupferstecher sich dieses reichen und sehr mannichfaltigen Stoffes bemächtigen werde, und daß man, was bis jetzt noch nicht der Fall ist, in den Kunsthandlungen eine Reihe von 12 — 20 Taunuslandschaften kaufen könne, bei denen die Nordseite des Gebirges nicht allein nicht vergessen, sondern eben so reichlich vertreten ist, als die weit bekannteren schönen Punkte der Südseite. Was aber eben so sehr zu wünschen ist, als dies, und was ich gewiß im Namen jedes Freundes unserer Gegend ausspreche, ist, daß sich ein gründlicher Kenner der Oertlichkeit und Geschichte des Taunusgebirges veranlaßt finden möge, ein Reisehandbuch für die Taunusreisenden zu geben, welches mit Steindrücken auch Sagen, Gedichte, geschichtliche Skizzen und die Stammbäume der adelichen Geschlechter unserer Gegend verbindet. Es ist in der That auffallend, daß ein solches Unternehmen nicht schon angeregt und ausgeführt worden; aber da wir in einer Zeit leben, in der alles Einträgliche versucht und schnell gefördert wird, so hoffe ich, daß sich mein Vorschlag gerade jetzt einer regen Theilnahme erfreuen werde.

Auflösung der Logogryphe in Nro. 209.

1. Schmerz — Scherz.
1. Ruhe — Uhr.

Theater-Anzeige.

Montag, 1. August. Drittes und letztes Konzert, in welchem Hr. Camillo Sivori (einziger Schüler Paganini's und Ehrenmitglied mehrerer philharmonischen Gesellschaften) die Ehre haben wird, folgende Pieçen vorzutragen: 1) Konzert, mit obligaten Glöckchen, von Paganini. 2) Variationen für die Violine allein, über das Thema: „Mich fliehen alle Freuden", von Paganini. 3) (Auf Verlangen): Le Carnaval de Venise (channon populaire), souvenir de Paganini. Vorher geht: (Zum Erstenmale) Das diamantene Kreuz, Originallustspiel in 2 Abth., von Deinhardstein. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 211. Dienstag, den 2. August 1842.

Der Freiersmann.

Erzählung von S. Maclea.

(Fortsetzung.)

Käthchen stand inmitten der Stube und blickte furchtsam und mit weinerlichem Gesicht bald auf ihre erzürnte Mutter, bald auf ihren Vater, als erwarte sie seine Einsprache; aber Meister Span saß ruhig in seinem Großvaterstuhl, und blies mit dem größten Phlegma die blauen Dampfwolken seines schwarzen Reiters vor sich hin.

„Mutter, sey Sie doch nur ruhig; es war ja nur Spaß," bat jetzt Käthchen kleinmüthig, als sie wahrnahm, daß ihr Vater sich nicht rührte.

Der Zorn Frau Eva's fing schon an zu verrauchen, da sich die Tochter aufs Bitten legte.

„Du sollst aber keinen Scherz mit Deiner alten Mutter treiben wollen," erwiederte sie besänftigter; „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß Dir's wohlgehe und Du lange lebest auf Erden. Für dies Mal will ich es dabei bewenden lassen, wenn Du mir versprichst, ein gehorsames Kind zu seyn. Jetzt geh' in die Küche, und mache einen guten, tüchtigen Kaffee, und hole drüben bei'm Bäcker ein halbes Dutzend Bretzeln. Ich habe die Frau Gevatterin Schlagauf und den Herrn Gevatter eingeladen. Er wird Dir seinen Heirathsantrag machen; daß Du hübsch artig gegen ihn und gehorsam gegen Deine Mutter bist. Geh' jetzt."

„Ach, Gott, wenn doch nur der Wilhelm da wäre!" seufzte Käthchen still vor sich hin, und schlich traurig in die Küche.

„Der Tausendsasa!" keifte ihr Frau Eva nach. „Muß ich mich doch ärgern, wenn ich nur den Fuß in's Haus setze."

„Laß es gut seyn, Mutter," begütigte Meister Span. „Du kennst ja das Sprichwort: Jugend hat nicht Tugend."

„Das ist ein dummes Geschwätz, wodurch die jungen Leute nur verdorben werden. Zu meiner Zeit — du lieber Gott! als ich noch ein junges Mädchen war —"

„Ja, Eva, da hast Du mir manchen Apfel über den Gartenzaun gereicht," unterbrach sie ihr Mann. „Dankbar stieg ich alsdann zu Dir hinüber, und dann ging's an ein Herzen, Küssen und Drücken. —"

„Schweig!" rief ärgerlich Frau Eva. „Du bist ein alter Esel."

„Nu, nu! Du brauchst Dich ja nicht zu schämen, Evchen, wir sind ja unter uns."

„Jetzt laß das dumme Zeug bei Seite. Ich habe etwas sehr Wichtiges und Ernsthaftes mit Dir zu reden, Adam."

„Fang' nur an, Eva."

„Adam," hob seine Frau mit Salbung an, „der liebe Gott hat unsere Ehe erst spät mit einer Tochter gesegnet, als wir bereits zwölf Jahre verheirathet waren, und kaum noch hofften, daß der liebe Gott unsere Bitten erhören würde."

„Ja, Eva, Gott hat uns gesegnet," antwortete Meister Span in größter Ruhe.

„Wir haben das Mädchen erzogen, wie es rechtlichen ehrlichen Bürgersleuten zukommt: sittsam und gottgefällig."

„Ja, Eva, das haben wir."

„Die Zeiten waren aber nicht die besten; wir haben unserer Tochter kein sonderliches Heirathsgut erübrigen können."

„Da hast Du Recht, Evchen."

„Es ist nun an der Zeit, daß wir suchen müssen, die Käthe unter die Haube zu bringen."

„Einverstanden, Eva."

„Der Kaufmann Schlagauf, unser Gevatter, ist ein wohlstehender Mann."

„Ja."

„Und hat, wenn seine Alte die Augen zumacht, noch ein hübsches Sümmchen zu gewärtigen."

„Möglich."

„Der Schlagauf hat ein Auge auf seine Pathe, unser Käthchen, geworfen."

„Kann seyn."

„Er will sie heirathen."

„Wirklich?"

„Ich habe daher mit der Frau Gevatterin, seiner Mutter, bereits abgemacht. —"

„Was?"

„Je nun, daß wir unsere Tochter ihrem Sohn zum Weibe geben."

„Ich aber sage: nein!"

„Warum?" fragte die Frau piquirt.

„Weil ich das hübsche, gesunde, lebensfrohe Mädchen dem kränklichen, filzigen, duckmäuserischen Krämer nicht geben will. Basta!"

„Wem denn?" fuhr sie heftig auf.

„Dem Wilhelm," war die ganz ruhige Antwort.

„Was? dem Wilhelm? Will Er mich zum besten haben, Meister Span?"

„Wilhelm ist ein flotter und brauchbarer Bursche, ein geschickter Tischler," fuhr der Alte fort, ohne sich durch die Hef-

Digitized by Google

tigkeit seiner Frau aus der glücklichen Gemüthsruhe bringen zu lassen; „das Mädel mag ihn; er mag sie: sie mögen einander heirathen, und sehen, wie sie durchkommen, wie wir's selbst auch gemacht haben."

„Aber um Gotteswillen, Mann, bedenke doch nur! Der Bursche hat ja keinen rothen Heller im Vermögen; womit will er denn anfangen? Du hattest doch wenigstens Dein eigenes, wenn auch gleich verschuldetes, Haus, als wir uns heiratheten."

„Hast Du denn vergessen, daß er eine alte, wohlhabende Tante in München hat, die als Haushälterin in einem reichen Grafenhaus dient, und die keine näheren Verwandten und Erben hat als ihn. Deshalb ist er ja expreß nach München gegangen, um die alte Tante zu besuchen und sie um eine erkleckliche Unterstützung zu seiner Heirath anzugehen. Das hat Wilhelm alles schon mit unserer Käthe abgekartet, und ich habe es mit angehört, ohne daß die beiden jungen Leute es merkten."

„Ei der tausend, das wird eine große Unterstützung werden!" höhnte Frau Eva. „Die alten Tanten sind die Rechten, die bei ihren Lebzeiten herausrücken. Sie wird ihm glücklichenfalls ein paar Frauenthaler schenken, das wird der ganze Plunder seyn. Und auf ihren Tod zu warten? Du lieber Gott! die alten reichen Tanten und Onkels haben just das zäheste Leben. Ich wette, daß er mit der Unterstützung seiner alten Tante noch keine Hobelbank kauft."

„Er braucht sich keine zu kaufen; ich gebe ihm eine. Und es ist nicht wahr, daß alle alten Tanten geizig sind," erwiederte Meister Span gelassen.

„Und ich hätte also gar nichts drein zu sprechen, ich, die Mutter?"

„Wenn Du als Mutter sprichst, — ja; wenn Du aber Deine Tochter an den Meistbietenden verkuppeln willst — nein. Käthe will den spindelbeinigen Hungerleider nicht; wer kann's ihr verdenken? Sie will lieber den Wilhelm heirathen; das finde ich ganz natürlich. Wir wollen unsere Tochter berathen, wie es rechtschaffenen Eltern zukommt; aber wir wollen sie zu Nichts zwingen, denn das würde doch keine guten Früchte tragen."

„Willst Du mich zu todt ärgern? Ich habe ja den Schlag auf und seine Mutter schon zum Kaffee gebeten; ich habe ihnen ja schon gesagt, daß Du Alles zufrieden seyst; daß Alles diesen Nachmittag in Richtigkeit gebracht werden solle. Willst Du mich jetzt Lügen strafen? Willst Du mich zu Schanden machen?"

„Ei, ei, Evchen, da bist Du sehr voreilig gewesen," meinte der alte Adam Span. „Wenn ich Dir auch sonst das Regiment im Hause gerne gönne, so hättest Du doch bedenken sollen, daß ich in solch wichtigem Falle, wo es das Glück unseres einzigen Kindes betrifft, meiner Autorität als Mann und Vater nichts vergeben darf. Indessen laß die Leute nur kommen, ich will schon mit ihnen auf gute Manier fertig werden. Ich werde dem Krämer sagen: Herr Gevatter, lassen Sie sich meinen Kaffee und meine Bretzeln schmecken, langen Sie nur tüchtig zu; aber den Appetit zu meinem Mädel lassen Sie sich vergehen."

(Fortsetzung folgt.)

Reise-Bilder aus Oberitalien und Tirol.

(Von Heinrich Sander.)

(Fortsetzung.)

Bald hatten wir Optschina erreicht. Hier ist das erste österreichische Zollamt; unsere Koffer mußten vor demselben abgepackt und revidirt werden; man schien jedoch unserer Redlichkeit zu trauen und ließ uns mit einer leichten Untersuchung davon kommen. Mein Koffer blieb ganz verschont. Der Zollbeamte, unter dessen Aufsicht die Revision vorgenommen wurde, interessirte sich mehr um die neuesten Ereignisse in Griechenland, von denen ich ihm erzählen mußte, als um das bischen griechischen Tabak, den wir allenfalls in unseren Koffern haben mochten. So oft ich später in einem oder dem andern Wirthshause in den mephitischen Dampf des österreichischen Knellers eingehüllt wurde und als Gegenwirkung eine Pfeife meines griechischen Götterkrautes dampfen konnte, pries ich im Stillen die Nachsicht und die Urbanität jenes Zollbeamten.

Die Gegend, durch welche unser Weg führte, ist weit schöner und weit fruchtbarer, als jene zwischen Triest und Adelsberg. Sie hat hier eine reichere Vegetation und bietet dem Auge nicht den einförmigen und traurigen Anblick jener mit Felsenbrocken und niederen verkrüppelten Gesträuchen überdeckten Einöde dar. Die Bora, dieser heftige Nordwestwind, der nicht selten beladene Frachtwagen umwirft, die Dächer der Häuser abdeckt und selbst unter den Schiffen im Hafen von Triest die gräulichsten Verheerungen anrichtet, hauptsächlich aber jene Gegend heimsucht, scheint seine verwüstende Macht nicht in voller Stärke in dieser Gegend auszuüben. Ueberall bemerkt das Auge mit aufgesetzten Steinen umfaßte Getraidefelder und traubenreiche Weinreben auf obstbeladenen Bäumen; denn der Weinbau wird hier mit hohen Reben auf Bäumen und in Verbindung mit dem Ackerbau betrieben; häufig fällt es jedoch auch auf sterile Flächen, die keinen Anbau zulassen. Nicht wenig trägt indessen das Meer, da, wo es bisweilen zwischen Felsenbuchten etwas weiter ins Land hereintritt und dem Auge wieder sichtbar wird, zur Verschönerung des Ganzen bei; solche Stellen sind mitunter äußerst romantisch bald mit einer Kapelle, bald mit einigen Fischerhütten, bald mit einer Ruine geschmückt, und nur mit Zögern verläßt das Auge diesen Anblick, um beim Weiterfahren auf andere Gegenstände überzuschweifen.

Zu Monfalcone machten wir Mittag. Leider war es Fasttag in der Küche unseres Wirthshauses; wir konnten für unsere hungrigen Leiber nichts bekommen, als Suppe — und das war eine fürchterliche Suppe, an die ich noch heute mit Schrecken denke, — nebst gebackenen Fischen; letztere waren nicht übel, aber wir mußten sie auch theuer genug bezahlen. Der Wein, den wir hier, wie fast durchgehends in Oberitalien und Tirol tranken, hat etwas Widerliches für eine an die süßen und feurigen griechischen, oder an die Geist und Herz belebenden Rhein-Weine gewöhnte Zunge; er ist von hellrother Farbe, hat eine eigenthümliche Herbe und dabei so viel Säure, daß ich manchmal versucht war zu glauben, ich tränke mit Wasser vermischten rothen Essig. Es gibt jedoch sehr edle Ausnahmen von dieser allgemeinen Regel, besonders zeichnen sich einige welschtirolische Weinsorten durch Güte und Feuer aus; nicht minder auszuzeichnen ist der Prosecco, der in dem Triestiner Gebiete wächst.

Digitized by Google

Sehr ergötzlich fand ich die Musik, die ein alter Italiener und sein junges Weib während dem Essen unsern Ohren zum besten gaben. Das junge, recht artige Weibchen sang zur Mandoline, und der alte Mann copirte auf eine höchst komische Weise mit den Lippen den Ton irgend eines Instruments, das ich im Original noch nie gehört habe, und dem ich deßhalb auch keinen Namen zu geben weiß. Dem freundlichen Weibchen zu Liebe griff ich tiefer in meinen Geldbeutel, als ich es sonst bei derlei Veranlassungen gewohnt bin, und recht artig dankte sie mir dafür, als sie, ihre Mandoline unter den Arm nehmend, hinter ihrem Ehekrüppel zur Thüre hinaus ging.

Als wir des Nachmittags weiter fuhren, begegneten wir einigen Mädchen, die von dem Felde Baumfrüchte nach Hause trugen. Recht heiteren Gemüthes antworteten sie auf die Scherzreden, die wir ihnen zuriefen. Ueberhaupt scheinen mir die Bewohner dieser Gegend ein recht harmloses und gemüthliches Volk zu seyn und sich unter der österreichischen Herrschaft gar nicht unglücklich zu fühlen.

Erst am späten Abend kamen wir in Palmanova an. Dies ist eine Festung, von der ich nur wenig zu sagen weiß, weil ich zur Nachtzeit ankam und mit Tagesanbruch weiter fuhr. Durch einen sonderbaren Zufall verlor ich hier einen meiner Reisegefährten. Casali hatte sich sogleich nach dem Nachtessen zu Bette gelegt und wir andern drei waren ihm, von dem ungewohnten Wagenfahren ziemlich ermüdet, bald nachgefolgt. Unsere vier Betten, groß, breit und hoch, wie man sie nur in Italien findet, waren in einem und demselben Zimmer. Bald ruheten wir alle vier in Morpheus Armen. Ich träumte von Irini, wandelte noch einmal mit ihr zwischen den blüthereichen Oleandergebüschen des Thales von Amphissa, und — alle guten Geister loben Gott den Herrn! betete ich zähneklappernd, denn ein Gespenst, mit einer Lampe in der Hand, — nachdem ich die Augen gerieben, sah ich, daß es ein weibliches war, — trat herein und schritt auf Casali's Bett zu. „Mein Jott, wie bist Du jarstig jeworden!" und „Meine Mutter!" dies waren die Laute, mit denen sich Mutter und Sohn nach mehr als vierjähriger Trennung wieder begrüßten; denn das Gespenst war niemand anders als Casali's Mutter.

Ich schlief wieder ein, schlief bis zum Tagesanbruch, und erst da erfuhr ich den ganzen Zusammenhang des sonderbaren Zufalls, der hier, in dieser unbesuchten Gegend Oberitaliens, Mutter und Sohn, — die eine vom hohen Norden und der andere vom tiefsten europäischen Süden kommend, — zusammenführte.

Casali's Vater hatte in Familienangelegenheiten eine Reise nach Italien unternommen, auf welcher ihn seine Gattin — eine geborne Italienerin — begleitete. Vor seiner Einschiffung hatte Casali an seine Eltern von Athen aus geschrieben, und auf diese Art hatten die Letzteren erfahren, wann er ohngefähr in Triest ankommen könne; sie hatten daher beschlossen, ihre Reise über Triest zu nehmen und dort ihren Sohn abzuholen. Um ihn, falls er schon von Triest aus auf der Heimreise begriffen seyn sollte, nicht zu verfehlen, trennten sich die beiden Eltern in München. Der Vater wählte die Reiseroute über Salzburg und die Mutter jene über Inspruck; dies waren die beiden Straßen, auf denen sie möglicher Weise ihrem Sohn begegnen konnten. Von mehreren Soldaten, die einige Tage vor uns von Triest abgereist waren, und die Casali's Mutter begegneten, hatte diese Erkundigungen nach ihrem Sohne eingezogen und erfahren, daß er in unserer Gesellschaft nachkomme; sie war von München aus Tag und Nacht gefahren, ohne jedoch die nöthigen Vorsichtsmaßregeln zu vergessen, die sie, um ihren Sohn nicht zu verfehlen, anwenden mußte; überall hatte sie nachgefragt und nachfragen lassen; so kam sie in derselben Nacht nach Palmanova, in der wir dahin gekommen waren, der Zufall wollte, daß sie in demselben Gasthause abstieg, in dem wir eingekehrt waren, sie durchblätterte das Fremdenbuch und fand mit freudigem Schrecken den Namen ihres Sohnes darin. Die darauf folgende Scene ist schon beschrieben, und es bleibt mir nichts mehr zu sagen übrig, als daß Casali mit seiner Mutter, nachdem sie dem gutherzigen Eretos ihre Erkenntlichkeit für die ihrem Sohne erwiesene Wohlthat auf alle mögliche Weise zu bezeigen gesucht, nach Triest wieder zurückfuhr, um dort mit seinem Vater zusammen zu treffen.

Von Palmanova aus kamen wir zur Mittagszeit nach Codroipo; des Nachmittags passirten wir den Tagliamento, über dessen Bett eine beinahe viertelstündige hölzerne Brücke, die sehr dauerhaft und schön gebaut ist, führt. Der Fluß ist zwar an und für sich nicht breit, aber er wird es, sobald im Frühjahre die Schneegewässer von den Tiroler Alpen kommen und alle Flüsse und Bäche in reißende Ströme umwandeln. Auf der schönen, mit einer herrlichen Allee bepflanzten Straße kamen wir gegen Abend nach Pordonone, und von da endlich nach Sacile, wo wir übernachteten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Die Bäckergesellen zu Cork wollen das Parlament in einer Bittschrift um Abschaffung der Nachtarbeit ersuchen, welche, wie sie behaupten, so schädlich auf ihre Gesundheit einwirke, daß selten einer aus ihrer Mitte ein Alter von 40 Jahren erreiche.

Man sagt, Rubini wolle nur für ein Kreuz der Ehrenlegion den Parisern wieder das hohe Glück zu Theil werden lassen, sein Falsett zu bewundern. Es ist sehr an der Zeit, daß welsche Sänger dem Staate Gesetze vorschreiben und sich selbst Orden dekretiren. O goldener Friede!

(Braunschweig, 27. Juli.) Se. herzogl. Durchl. haben geruht, den Ertrag einer Vorstellung des Hoftheaters für den Fonds des Lessing-Denkmals zu verwilligen. Damit nun diese zugleich ein Fest der Erinnerung werde, ist eines der Werke des großen Mannes selbst, den eine dankbare Nachwelt zu feiern sich gedrungen fühlt, seine Emilia Galotti dazu gewählt worden. Die Aufführung findet am Sonnabend den 30. d. M. statt.

(München, 26. Juli.) Nicht allein Meister Streck und der Gastwirth zum Prater, nicht allein die sämmtlichen Privatgesellschaften dahier, nicht allein verschiedene Handwerks-Innungen, nicht allein Künstler und Studierende veranstalten hier zu gewissen Zeiten Festbälle — auch die Holz- resp. Schaitenweiber treten nun in die Reihe dieser Festgeber. Dieselben veranstalteten am verflossenen Sonntag in dem Gebhard's-

Digitized by Google

schen Bräuhause einen splendiden Ball. Das ganze Lokal, ja sogar die Trinkgeschirre waren mit Blumen geziert, und herrschte die größte Fröhlichkeit. Das heißt große Fortschritte in der Schaiten-Industrie machen!

In Glückstadt wurde am 26. und 27. Juni ein Sängerfest gefeiert, welches durch seine freisinnige und ächt deutsche Richtung, wie durch zahlreiche Theilnehmer aus allen Orten der Niederelbe sich auszeichnete. Es wurden fast nur Lieder von Uhland, Schenkendorf, Arndt, Hoffmann von Fallersleben u. s. w. gesungen und Toaste, wie „dem einen deutschen Vaterlande", „der deutschen Kraft", „den braven Hannoveranern" u. s. w., mit Begeisterung ausgebracht und aufgenommen. So bricht sich der Geist des Fortschritts und der freien Entwickelung überall Bahn, und in der gleichmäßigen Huldigung, die ihm in allen Theilen des Vaterlandes bei jeder Gelegenheit gebracht wird, sehen wir ein glücklicheres Zeichen beginnender wahrer Einheit Deutschlands, als wenn Tausende helfen, todte Mauern aufbauen. (Sächs. Vaterlandsbl.)

In der Arbeit ist das Hermanns-Denkmal vollendet, aber der Hauptsache nach noch nicht gelungen. Der Kopf soll dem des Napoleon so ähnlich sehen, wie ein Ei dem andern und man fordert mit Recht, daß der französische Kopf wieder abgenommen und ein deutscher aufgesetzt werde. Beim Metall thut das zum Glück gut.

Bei H. im R., in einer benachbarten Stadt H., kamen in der Mitte des Wonnemonats d. J. acht unter sich gut bekannte Männer unvermuthet an der Wirthstafel zusammen, welche netto 600 Jahre zusammen brachten und wozu P. 81½, K. 78, H. 75½, L. 74½, F. 74, G. 73½, M. 72 und J. 71 Jahre beitrugen. Sonderbar, aber auch ziemlich natürlich, sind, mit Ausnahme eines Einzigen, der jedoch Landeskind ist, Sämmtliche Stadteingeborne und 50, 60, ja 70 Jahre in Bekanntschaft zusammen.

Korrespondenz.

Mainz, 30. Juli.

Die seit dem Anfange des gegenwärtigen Monats hier in's Leben getretene Droschken-Anstalt erfreut sich stets eines großen Zuspruchs und man sieht mit Verlangen der größeren Ausdehnung derselben durch Vermehrung ihrer Wagen entgegen. Dieses Wohlwollen des hiesigen Publikums, das zeitgemäße Einrichtungen gern unterstützt, verdankt die Anstalt nicht nur der Schönheit ihrer Wagen und den billigen Fahrpreisen, sondern auch den passenden Anordnungen, die bei ihrem Entstehen mit Genehmigung der obern Behörde bekannt gemacht wurden und wodurch einem bisher gefühlten Mangel bei dem Gebrauche der Miethkutschen abgeholfen wird. Zu den Anordnungen, die sich durch Zweckmäßigkeit besonders auszeichnen, zählt man folgende: Die Fuhrwerke müssen, wenn sie nicht leer oder unbestellt sind, stets im kurzen Trabe fahren. Den Kutschern ist das Abwarten oder Mitnehmen anderer Personen, wenn die Fahrenden ihre Zustimmung nicht geben, untersagt. Das Publikum kann sich aus der Reihe der Droschken frei wählen und das Abfahren kann unter Angabe schon gemachter Bestellung nicht verweigert werden. Die Wagenführer dürfen auf den Straßen nicht hin und her fahren, um Verdienst zu suchen; sie dürfen kein Trinkgeld annehmen. Einem Fuhrwerke vorzufahren, das nicht im Schritte fährt, ist ihnen verboten. Die Kutscher dürfen sich während des Fahrens mit den mitfahrenden Personen in kein Gespräch einlassen und unter keinem Vorwande einem Mitfahrenden die Zügel übergeben. Sie dürfen sich bei strenger Strafe zur Selbsthülfe der Peitsche nicht bedienen, wobei besonders Kinder zu berücksichtigen sind. Durch diese Anordnungen ist der Unhöflichkeit, dem Eigennutze und der Unvorsichtigkeit der Droschkenführer ein Ziel gesetzt. Das Publikum, das die Dienste dieser beliebten Fahrgelegenheit in Anspruch nimmt, kann gewiß seyn, ohne Rücksicht der Person oder des Standes bedient zu werden und dabei wird dem hier bisher so üblichen Gebrauche, Kinder, die sich hinten auf Wagen setzen oder hängen, mit der Peitsche davon zu entfernen, wodurch schon so manches Unglück entstand, abgeholfen. Nicht allein die Droschkenführer, sondern auch die übrigen Kutscher werden sich so weisen Verfügungen unterwerfen müssen, wenn sie sich der Gunst des Publikums würdig machen wollen.

Räthsel.

Einen Schreiber kenn' ich nach eig'ner Manier,
(Die unsrige wär' ihm zu theuer),
Der schreibt in die Luft, statt auf Papier,
Und taucht seine Feder in Feuer.
Ist die Schrift geschrieben, höret er auf
Und schüttet Wasser statt Sand darauf.

Obgleich er alle Methoden kennt,
Hat er doch an keiner Gefallen.
Er springt von Fraktur schnell auf Current
Und verweilt bei keiner von allen.
Auch ist, so weit man auf Erden schreibt,
Kein Schreiber, der weniger sitzen bleibt.

Er schreibt nach eigenem Kopfe nur,
Nicht, was And're ihm möchten dictiren,
Und kümmert so wenig sich um Censur,
Als um kritisches Recensiren.
Was er flüchtig geschrieben, das feurige Wort,
Schallt mächtig weiter von Ort zu Ort.

Einen schnelleren Schreiber man nirgends trifft,
Als den dieses Räthsel nennet;
Nur Schade, daß seine so herrliche Schrift,
Kaum geschrieben, man nicht mehr erkennet.
Auch finden nicht Alle einen Sinn,
Nicht Alle dieselbe Bedeutung darin.

Wo der Eine die Sprache der Liebe sieht,
Davor alle Furcht muß weichen,
Da sieht der And're mit bangem Gemüth
Nur drohende Fragezeichen:
Die Schrift, die der Eine mit Freude und Lust,
Lies't der Andere nur mit beklemmter Brust.

Den Schreiber selber sieht man zwar nicht,
Auch kennt ihn in Wahrheit nicht Jeder,
Doch die Hand, die hervor aus dem Dunkel bricht
Mit in Licht gebadeter Feder,
Thut lauter, als mit Prophetenmund,
Auch den, der sie führet, dem Geiste kund.

H. H.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 2. August. Der Heirathsantrag auf Helgoland, Lustspiel in 2 Abth., von Schneider. Hierauf: Die Landpartie nach Königstein, Lokalskizze in einem Akt und 4 Tableaux.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 212. Mittwoch, den 3. August 1842.

Der Freiersmann.

Erzählung von S. Maclea.

(Fortsetzung.)

„Ich merke schon, Du hast ein Komplott gegen mich gemacht," sprudelte Frau Eva jetzt erbost; „mit schönen Redensarten willst Du mir den Mund stopfen; aber schöne Redensarten machen meine Tochter nicht satt, wenn sie dermaleinst mit einem armen Mann am Hungertuch nagen müßte. Doch, nur Geduld! Ich bin die Mutter, das Mädchen ist meine Tochter — mein Recht lasse ich mir nicht nehmen. Die alte Schlagauf hat mein Wort; ihr Christian wird mein Schwiegersohn — bis in einer halben Stunde werden sie da seyn — da mache ich die Sache richtig. Und wenn Du's nicht zufrieden bist, so laufe ich auf's Amt und mache einen solchen Spektakel, daß euch Allen Sehen und Hören vergehen soll. Ich lasse mich von Dir scheiden — ja, scheiden lasse ich mich von Dir, Du alter Trotzkopf! und ich setze die Heirath durch, und wenn Du grün und gelb vor Aerger wirst."

Die leidenschaftliche Frau verließ im größten Zorn die Stube, und schlug die Thüre hinter sich zu.

Meister Span erhob sich aus seinem Sorgestuhl, klopfte gelassen seine Pfeife aus, und brummte vor sich hin:

Ein Kreuz, ein Leid,
Ein böses Weib
Hat mir der Herr gegeben!

„Ja, bös ist meine Eva, wenn sie anfängt, und ich würde mich oft darüber ärgern, wenn nicht Aerger der Gesundheit Schaden brächte. Indessen, so ganz Unrecht hat das Weib nicht: schöne Redensarten machen nicht satt. Aber die alte Tante in München wird schon ein Uebriges thun, und der alte Adam Span ist auch nicht so ganz ohne — wie er sich stellt, und so arm, wie sein eigenes Weib es glaubt," fügte er mit einem selbstgefälligen Lächeln hinzu. „Aber mag es kommen, wie es will, dem Schlagauf gebe ich mein Käthchen nicht."

In diesem Augenblick ward sein Monolog unterbrochen. Käthchen kam athemlos herein.

„Er ist da! Er kommt! Ich habe ihn die Straße heraufkommen sehen!" rief sie hastig schon unter der Thüre.

„Wer denn, meine Tochter?"

„Ei nun — der Wilhelm."

Es dauerte nur wenige Minuten, so trat ein schöner junger Mann herein, schlicht gekleidet, und ein kleines Bündel am Stecke tragend.

„Gott grüß Euch, Meister! Guten Tag, Käthchen!" mit diesem Gruß reichte er beiden abwechselnd die Hand.

„Bist Du da, Wilhelm? das ist recht!" entgegnete freundlich sein alter Meister, und schüttelte herzlich die dargebotene Rechte. „Was bringst Du Neues mit aus München."

Ueber Wilhelm's Gesicht flog eine Wolke des Unmuths.

„Nichts Besonderes," entgegnete er mit einem Seufzer. „Meine Tante, die ich seit zehn Jahren nicht mehr gesehen hatte, und die sich in dieser Zeit gewaltig verändert hat, in jeder Hinsicht, nahm mich ziemlich trocken auf Sie will noch in ihren alten Tagen heirathen, einen Lakeien ihres gnädigen Herrn, der wohl mehr in ihre Thaler, als in ihr faltiges Gesicht verliebt seyn mag. Ich hatte ein Anliegen an sie, das sie mir leicht hätte gewähren können, von dessen Gewährung mein ganzes Glück abhängt; aber — sie schlug es mir rund ab."

Meister Span machte ein nachdenkliches Gesicht; Käthchen ward bleich, und sah zuweilen ängstlich auf ihren Vater. Es trat eine Pause ein.

„Laß es gut seyn, Wilhelm," nahm der alte Tischlermeister endlich wieder das Wort; „wenn Du immer ein braver Bursche bleibst, wie bisher, so wird der liebe Gott entweder Deine alte Tante von ihrer Narrheit heilen, oder Dir auf eine andere Weise helfen. Geduld, fester Sinn und Gottvertrauen führt früher oder später doch zum vorgesteckten Ziele. In meinem Hause sollst Du jederzeit gelitten seyn, als wärest Du mein leiblicher Sohn."

„Ach, Meister Span," erwiederte Wilhelm, und heftete wehmüthig seine Blicke auf Käthchen. „Ihr wißt gar nicht, welche schöne Hoffnungen ich in meinem Herzen gehegt habe, als ich meine Reise nach München antrat. Ich träumte mir die Erfüllung meiner besten Wünsche; und nun ist Alles wieder, wer weiß wie lange, in's Ungewisse hinausgeschoben, wohl gar nie zu erreichen. Nur eine Hoffnung bleibt mir noch, freilich eine sehr ungewisse; aber betrügt mich auch diese, so thue ich mir einen Tod an, oder ich gehe unter die Holländer nach Batavia."

„Nu, nu, Narr! wer wird dann so desperat sprechen, wenn nicht gleich der Himmel voller Geigen hängt," schalt der alte Span. „Hast Du nicht noch mich, Deinen alten Lehrherrn und Meister? War nicht Dein verstorbener Vater, der Kantor,

Digitized by Google

mein intimster Special? Habe ich ihm nicht auf dem Sterbebette versprochen, als Du eben erst vierzehn Jahre alt warst, für Dich nach Kräften zu sorgen, Dir in allen Lagen des Lebens mit Rath und That beizustehen? Habe ich nicht mein Wort in Allem treulich gehalten? Und jetzt, wo ich alt bin, und Du mir, als ein tüchtiger Geselle zur Hand gehen sollst, jetzt willst Du fortlaufen, nach Batavia, wie ein Nichtsnutz, der den Seinen daheim ein Gräuel ist?"

„Ach, Meister, wenn Ihr wüßtet —" erwiederte Wilhelm in weinerlichem Ton, und sah wieder wehmüthig auf Käthchen hin.

Meister Span, welcher wohl wußte, wo den jungen Mann der Schuh drückte, war eben im Begriff, demselben eine tröstliche Erklärung zu geben, als Mutter Eva zur Thüre herein fuhr, brausend und tobend, wie ein Ungewitter.

„Ei, Du Rabenkind!" keifte sie gegen ihre Tochter, „willst Du mich denn durchaus zu todt ärgern? Ach! ich bin ein armes, unglückliches, geschlagenes Weib! Der Mann ein starrsinniger Trotzkopf — die Tochter ungerathen — die Milch angebrannt und rauchig — der Kaffee übergelaufen, und jede Minute können sie kommen. Soll ich denn vor den Leuten mit Schimpf und Schande bestehen? Ah! So? Der Musje ist wieder zurück?" fragte sie gedehnt mit höhnischer Miene, da sie jetzt erst Wilhelm wahrnahm. „Nun, das hätte ich mir gleich denken können! Der Bursche hat den Alten und die Junge behext; mit seinem ersten Fußtritt in's Haus ist auch wieder Unordnung in allen Ecken."

„Sey Sie ruhig, Frau Meisterin, ich will Sie nicht länger inkommodiren. Noch heute packe ich mein Felleisen und gehe in die weite Welt," erwiederte kleinmüthig Wilhelm.

„Ach, Mutter, denk' Sie sich, er will fort, nach Batavia," klagte Käthchen, und die Thränen rannen über ihre Wangen.

„Nun, das ist der erste gescheidte Streich, den der Wilhelm in seinem Leben machte," entgegnete ihre Mutter plötzlich besänftigt und freundlich. „Ja, Wilhelm, gehe Du nach Batavia; Du giebst einen ganz hübschen Soldaten ab. Führe Dich fein ordentlich auf, so wird Dir Gott Segen und Gedeihen schenken, und Du kannst es am Ende noch ein Mal zum Korporal oder gar zum Feldwebel bringen. Ich wünsche Glück. Wenn Du erst ein paar Dutzend Türken und Heiden massakrirt hast, so kannst Du uns auch per Gelegenheit ein Mal schreiben. Es soll mich recht freuen, wenn ich dann höre, daß Dir's gut geht. In meinem Hause hätte ich Dich so nicht länger dulden können, und bald wird Alles anders hier werden. Meine Tochter heirathet den Kaufmann Schlagauf, und noch heute ist der Verspruch."

„Was?" fuhr Wilhelm ergrimmt auf, „der hochbeinige Schlagauf, von dem sie Spottbilder herumtragen, der will Käthchen heirathen? Das soll er sich unterstehen, wenn er eine ganze Rippe im Leibe behalten will! Aus der Heirath wird nichts, Frau Meisterin! Gott soll mich verdammen, wenn ich das leide!"

(Fortsetzung folgt.)

Die schöne Fanariotin.

In einem Gäßchen in Konstantinopel lebte ein armer griechischer Handwerker, der indeß unbestritten von der kaiserlichen Familie der Comnenen abstammte. Er hatte mehrere Kinder und unter ihnen eine Tochter, die etwa 14 Jahre alt war, als sie der französische Gesandte von B. zufällig bemerkte, auf den die Schönheit des Mädchens einen solchen Eindruck machte, daß er sich erbot, für die Erziehung desselben Sorge zu tragen, sie nach Frankreich mit sich zu nehmen und ihre Zukunft zu sichern. Durch fünfzehnhundert Piaster bewog er die Eltern des jungen Mädchens, ihm Sophien zu überlassen. Zwei Jahre lang scheute er weder Mühe noch Kosten, um ihr eine gute Erziehung zu geben, und als er von seinem Hofe zurück berufen wurde, war sie sechzehn Jahre alt, ein Wunder von Schönheit und Bildung. Er zog die Reise zu Lande vor und wurde namentlich von dem Grafen Johann von Witt, dem Gouverneur der Festung Kaminiek Podolski, sehr freundlich aufgenommen, der sich leidenschaftlich in die schöne Griechin verliebte. Der Graf war ein schöner Mann von kaum dreißig Jahren, bereits Generallieutenant und stand in großer Gunst bei der Kaiserin Katharine; Sophie nahm deshalb seine Bewerbung und die Hand an, welche er ihr bot. Der Gesandte aber wollte sich von dem Mädchen nicht trennen und der Graf von Witt mußte deshalb durch List und Gewalt in den Besitz der Geliebten zu kommen suchen. Als der Gesandte einst einen Spazierritt vor der Festung machte, ließ der Graf sogleich alle Zugbrücken aufziehen und begab sich mit Sophien in die Kirche, wo ein Pope das junge Paar trauete. Dem Gesandten erlaubte man die Rückkehr in die Festung nicht; der General sandte ihm sein Gefolge zu und alle Geschenke, welche er Sophien gegeben, so wie die 1500 Piaster, mit denen er dieselbe früher erkauft hatte. Nach den Flitterwochen, die mehrere Jahre dauerten, besuchte der Graf von Witt mit seiner Frau alle Höfe Europa's und die außerordentliche Schönheit Sophiens machte überall das größte Aufsehen. In Hamburg traf der Graf von P., ein reicher Pole, mit ihm zusammen, der sich sofort in die schöne Frau verliebte, eines Morgens zu dem Grafen ging und ohne Umstände zu ihm sagte: „ich kann ohne Ihre Frau nicht leben; ich weiß, daß ich ihr nicht gleichgültig bin; ich könnte sie entführen, will aber lieber Ihnen mein Glück verdanken. Hier sind zwei Papiere; das erste ist eine Scheidungsurkunde, der nur Ihre Unterschrift noch fehlt, da die der Gräfin schon darunter steht; das andere ist eine Anweisung auf zwei Millionen Gulden, die Sie noch heute bei meinem Banquier erheben können."

Der Graf Witt nahm den Antrag an; die schöne Sophie, zum zweiten Male verkauft, wurde Gräfin von P. und gelangte in den Besitz eines Reichthums, mit dem in Europa sich kein anderer messen konnte. Ihr Gemahl wußte jeden ihrer Wünsche zu befriedigen. Eines Tages wünschte sie z. B. einen Perlenschmuck und der Graf bat sie, ein Jahr Geduld zu haben, damit er ihr einen Schmuck bieten könne, der ihrer würdig sey. Er schickte darauf in alle große Städte Europa's und Asiens die Zeichnung einer Perle und meldete den Juwelieren, daß er für jede Perle von der Größe der Zeichnung tausend Louisd'or zahlen würde. Im Oriente brachte man hundert Perlen der gesuchten Art zusammen und am nächsten Namenstage seiner Gemahlin legte ihr der Graf ein Perlenhalsband um, das hunderttausend Louisd'or kostete. Um seine Frau unsterblich zu machen, beschloß endlich der Graf, einen Garten anzulegen, der ihren Namen tragen und Alles übertreffen sollte, was die Welt in dieser Art gesehen. Er wählte dazu ein großes Land-

Digitized by Google

stück aus. Zweitausend seiner Bauern arbeiteten zehn Jahre lang daran, er gab über zwanzig Millionen Gulden aus und verwirklichte endlich bei Tulcrin die Schilderung Tasso's von den Gärten Armidens. (Sophiowka ist nach der letzten Revolution in Polen den Krongütern einverleibt worden und heißt jetzt Czaritsine-Sad oder der Garten der Czarin.)

Nach dem Tode des Grafen erbte Sophie dessen unermeßliches Vermögen und es begann nun für sie ein neuer Lebensabschnitt. Sie milderte das Schicksal ihrer zahlreichen Unterthanen, baute Schulen und Straßen, legte Fabriken u. s. w. an und wollte endlich auf ihren Besitzungen in der Krim auch eine Stadt, Sophiopolis, gründen, welche durch alle Künste geschmückt werden sollte. Schon waren die Pläne entworfen, aber die Ereignisse, welche nach 1811 eintraten, verhinderten die Ausführung. Die Gräfin von P., die allbewunderte schöne Kanariotin, starb am 2. Juni 1823 in Berlin. (Modenz.)

Reise-Bilder aus Oberitalien und Tirol.

(Von Heinrich Sander.)

(Fortsetzung.)

Am dritten Tage unserer Reise näherten wir uns den Gebirgen, die sich hier nach und nach entwickeln. Serravalle, das erste Städtchen, das wir von Sacile aus erreichten, hat eine überaus reizende Lage; ein kleiner, aber höchst anmuthiger See bespült beinahe seine Häuser; die schönsten Thäler wechseln von nun an mit den imposantesten Gebirgspartien ab. Zur Mittagszeit kamen wir nach Sta. Croce, das sehr malerisch an dem Abhange eines Berges liegt; am Fuße desselben breitet sich ebenfalls ein kleiner See aus, der auf drei Seiten mit hohen und schön gruppirten Felsen eingeschlossen ist, und bei dem ersten Anblicke mich lebhaft an die räthselhaften Erscheinungen der Fata morgana erinnerte. Die umliegenden Felsen, Gebirge, Bäume, Sta. Croce selbst mit seinen Häusern und seinem schönen Kirchthurme, der dunkelblaue Himmel mit seinen milchweißen Wölkchen, alles spiegelt sich, mit allen seinen Farben, so genau und in so scharfer Zeichnung in dem Gewässer des See's ab, daß man im ersten Augenblicke der Ueberraschung nicht anders glaubt, als eine zweite Landschaft unter'm Wasser zu sehen.

Am Abend erreichten wir Longarone; von hier aus führt die Straße in unzähligen Windungen, die oft beinahe wieder zur alten Stelle zurückkehren, bis zu einer enormen Höhe; immer sieht man das Städtchen in der Tiefe liegen, aber das Rauschen des schäumenden Bergstromes, der sich von einer Anhöhe herabstürzt, und das Geklapper der Mühlen, die er unten im Thale treibt, so wie das Lärmen, Rufen und das Gewühle der Arbeiter, die man mit unbewaffnetem Auge nur noch wie Ameisen hin und her wimmeln sieht, sind in halber Höhe für das Ohr längst nicht mehr hörbar. Diese Straße ist wirklich ein Meisterstück von Straßenbaukunst; oft ist sie lange Strecken durch Felsen gehauen, von denen sie überhangen ist; oft ist sie aber auch ganz ins Freie herausgeführt und mit den ausgesprengten Felsstücken unterbaut. Ist man ganz oben angekommen, so sieht man sich in einer ungeheueren Gebirgseinöde; Berge auf Berge sind gehäuft, aber der Anblick dieser ungeheueren Gebirge macht auf das Gemüth einen mehr großen, mehr erhabenen als angenehmen Eindruck; kaum gewahrt man außer der Straße noch etwas, was ein Zeugniß davon gibt, daß diese Einsamkeit von Menschen betreten wird; man fühlt sich so einsam, so allein, daß man sich bei dem Schalle seiner eigenen Stimme befremdet umsieht.

An diesem Tage übernachteten wir in Ampezzo, wo ich seit Triest zum ersten Male wieder die deutsche Sprache hörte; auch bezahlte ich hier zum ersten Male meine Wirthsrechnung nach dem 24 fl. Fuße, der in ganz Deutsch-Tirol üblich ist. — Auffallend geringer fand ich hier überdies noch meine Rechnung, als seither in den italienischen Städten, durch die wir gekommen waren; der Unterschied machte mehr als ein Drittheil aus; und noch viel auffallender fand ich denselben, je weiter wir in das eigentliche, das heißt, in das deutsche Tirol kamen. Auch bemerkt man erst von hier aus die Kleidertracht der Tiroler, so wie man sie häufig bei uns auf Messen und Märkten zu sehen Gelegenheit hat; während aber die kräftige Gestalt und die kühnen treuherzigen Züge des Tirolers durch seine malerische Tracht sehr gewinnen, so verliert dagegen die Tirolerin, — die nicht minder robust ist, und deren Körperformen nicht selten eben so hart und derb als die des Mannes sind, — in ihrer Tracht — wenigstens im Innthale — sehr, denn eine unförmliche, unten breite und oben zuckerhutförmig zugespitzte Wollen- oder Pelz-Mütze und kurze Kleider-Taillen, wie sie hier üblich sind, müssen auch das schönste Gesicht und den schönsten Wuchs verunstalten.

Ungewöhnlich viele hübsche und auch freundliche Gesichter sah ich in Brunnecken, wo wir am folgenden Tage unser Nachtquartier nahmen; auch schien es mir gerade nicht schwer, irgend ein galantes Abenteuer mit einer oder der andern schönen Brunneckerin anzuknüpfen.

Von Brunnecken führt der Weg fortwährend zwischen hohen Gebirgsrücken hin; die Gegend ist wilder und einförmiger als seither, aber doch fesselt auch sie mit ihren ungeheueren Felsenmassen und ihren imposanten Schluchten das Interesse des Reisenden. Nicht minder interessant ist die Mühlbacher Klause, eine Festung, die früher unbedeutend gewesen zu seyn scheint, gegenwärtig aber nach allen Regeln der Festungsbaukunst neu aufgeführt wird, und zum größten Theile schon vollendet ist. Sehr malerisch nehmen sich diese Bauten schon in der Ferne aus, kommt man aber näher, so wird man erst durch das rege Leben und Treiben der Arbeiter überrascht, die zu vielen Hunderten hier beschäftigt sind.

Wir hielten uns hier einige Stunden auf, weshalb wir erst spät am Abend in Sterzingen, das am Fuße des Brenner liegt, ankamen. Als wir des andern Morgens weiter fuhren, waren statt der zwei Pferde, mit denen wir seither gefahren, deren vier vor den Wagen gespannt; diese Vorsicht muß bei allen Fuhrwerken, die den Brenner aufwärts gehen, angewendet werden. Anfangs war unser Weg weniger steil, als ich ihn erwartet hatte, allmählig aber nahm er an Steilheit, aber auch an Mannichfaltigkeit der Umgebung zu. Bald eine im Nadelgehölze halbversteckte Hütte oder Mühle, bald himmelanstrebende Felsen und schwindelerregende Abgründe, bald ein mit brausendem Getöse die Felsen herabstürzender Wasserfall: alles dieses machte unsere Fahrt äußerst anziehend. Je mehr wir uns dem höchsten Gipfel näherten, desto schärfer und kälter wehete uns die Luft entgegen. Als wir oben anlangten, fanden wir alles, so weit unser Auge sah, mit Schnee bedeckt. Vor dem Wirths-

Digitized by Google

hause, das oben steht, wurden die zwei Vorspannpferde wieder abgespannt und, nachdem wir uns etwas erwärmt hatten, wurde die Reise fortgesetzt. Bald überfiel uns ein so heftiges Schneegestöber, daß die Straße ganz verschneit wurde, und man kaum noch die Spur derselben entdecken konnte. Mittags kamen wir in Stainach, einem aus mehreren recht ansehnlichen Häusern bestehenden Weiler, an, wo wir recht muntere Gesellschaft trafen. Achtzehn bis zwanzig Tiroler Jäger, die vom Urlaub nach Inspruck — ihre Garnison — zurückkehrten, hatten die Wirthsstube eingenommen und erfüllten sie mit lärmendem Jubel. Alles schien guter Dinge zu seyn, und man bemerkte an ihnen nicht die bei aus Urlaub zurückkehrenden Soldaten gewöhnliche Niedergeschlagenheit. Es waren mitunter recht charmante Leute dabei, und recht gerne unterhielt ich mich mit ihnen während der paar Stunden, die unser Kutscher seine Pferde rasten ließ. —

Bald ging es wieder bergab. In der Abenddämmerung erreichten wir Schönberg, dessen gastlicher Wirth uns einlud, die Nacht bei ihm zuzubringen und erst mit dem andern Morgen nach Inspruck aufzubrechen. Gerne hätten wir, da die Nacht vor der Thüre war, und sie sehr finster zu werden drohete, seiner Einladung gefolgt, aber unser Kutscher, mit dem wir von Triest aus bis Inspruck accordirt hatten, und dem es darum zu thun war, bald wieder nach Hause zurück zu kommen, wollte nichts davon wissen. Wir fuhren also weiter, nachdem er sich mit einigen Talglichtern versehen hatte, und bald war die Nacht völlig angebrochen. Zwischen Felsen und Klüften, oft an bodenlosen Abgründen hin, führte unser Weg, und nichts schützte uns vor dem Hinabstürzen, als ein zwei Fuß hohes Geländer, das an jeder Stelle, wo die Straße an einem solchen Abgrunde hinzieht, angebracht ist. Die Fahrt wurde mit zunehmender Dunkelheit immer mißlicher; bisweilen ging es im schnellsten Trabe bergunter, und jeden Augenblick mußte man fürchten, auf der schmalen, oft in die schroffsten Felsen eingehauenen Straße umgeworfen und in den tiefsten Abgrund geschleudert zu werden. Um das Unangenehme unserer Lage noch zu erhöhen, brannten die beiden Lichter in den Laternen ab, ohne daß wir es eher gewahrten, als bis wir in völliger Dunkelheit saßen. Es mußte Halt gemacht werden; der Kutscher suchte in allen Taschen nach Feuerzeug, und unter Ausströmung einer halben Legion Maledetto's fing sein vom Schnee befeuchteter Zunder, nach mehr als viertelstündigem Schlagen, endlich Feuer; er zündete ein anderes Licht an und, dieses in der Hand, schritt er vor seinen Pferden her, um sie an gefährlichen Stellen zu führen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M., 1. August.) Künftigen Montag, den 8. August wird auf hiesiger Bühne zum Vortheil des Hrn. Julius Weidner Halm's neues Drama: „Der Sohn der Wildniß" aufgeführt. Die Hauptrollen dieses in Wien und Berlin mit entschiedenem Beifalle aufgenommenen Stückes sind hier durch Mad. Frühauf, Hrn. Baison und den Benefizianten besetzt und es ist demnach eine vorzügliche Darstellung zu erwarten, welche, so wie Hrn. Weidner's langjährige ausgezeichnete Künstlerwirksamkeit das Publikum durch recht zahlreichen Zuspruch lohnen möge!

In der Gemeinde St. Agnes, am Fuße der Alpen, stürzte vor einigen Tagen ein alter Landmann, als er seine Ziege und ein Zicklein auf die Weide führte, in einen 200 Schuh tiefen Abgrund. Der unglückliche Greis war, obgleich vielfach zerrissen und zerquetscht, dennoch am Leben geblieben, und bald gesellten sich die Qualen des Hungers zu denen seiner Wunden. Gegen Abend sah er seine Ziege zu sich herabsteigen. Als das treue Thier unten angekommen war, reichte es ihm seine Euter, und erhielt ihn so vier Tage lang, während es zugleich durch sein Blöcken Hülfe herbeizurufen schien. Diese kam endlich am fünften Tage; allein schon lag der arme Alte in den letzten Zügen, und starb wenige Augenblicke, nachdem man ihn wieder an's Tageslicht gebracht hatte.

Der Haupttreffer der am 15. Juni zu Wien statt gefundenen 11. Ziehung der hochfürstl. Esterhazy'schen Anleihe, welcher 40,000 Gulden C. M. gewann, wurde in Pesth bei Hrn. M. Lueff, „zur Minerva", verkauft; die Gewinnerin ist eine würdige ungarische Dame, Frau v. A. in Pesth.

(Bern.) Die beiden Tagsatzungsgesandten, Hr. Kramer von Genf und Hr. Torrent von Martinach aus dem Kanton Wallis, haben im Jahr 1814 zu Leipzig und ganz besonders bei dem nachherigen Rückzug Napoleon's unter dessen Nobelgarde bei Hanau geschlagen und sind daselbst unter einer und der nämlichen Compagnie gestanden. Seither haben beide Herren sich nie wieder gesehen, bis der Zufall sie an die Tagsatzung nach Bern geführt, wo nach gegenseitiger Mittheilung der erlebten Abenteuer die beiden Kriegsgefährten sich freudig wieder erkannten.

(Hardheim im Badischen, 28. Juli.) Vor einigen Tagen fand hier ein sehr beklagenswerther, durch große Unvorsichtigkeit herbeigeführter Unfall statt. Der ledige Seifensiedergeselle Oppenheimer von Gernsheim, Großh. Hessen, der bei Seifensieder Seligmann Eselbacher in Arbeit stand, wollte nämlich kochende Lauge aus dem Siedekessel ausschöpfen, fiel aber durch Unvorsichtigkeit in den Kessel und zwar mit dem Kopfe zuerst. Der Meister, der nahebei stand, zog ihn sogleich wieder heraus und verbrannte dabei die Hände. Obgleich dem Verunglückten augenblickliche ärztliche Hülfe zu Theil wurde, zweifelt man doch an seinem Aufkommen.

Theater-Anzeige.

Auf vieles Verlangen wird Hr. Camillo Sivori Freitag, den 5. August ein letztes Konzert zu geben die Ehre haben.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 213. Donnerstag, den 4. August 1842.

Der Freiersmann.

Erzählung von S. Maclea.

(Fortsetzung.)

Frau Eva Span sah den jungen Mann, in dem die wüthendste Eifersucht empor loderte, einige Augenblicke verblüfft an; aber sogleich wieder ihrer häuslichen Autorität sich erinnernd, fuhr sie giftig heraus: „Ich glaube, Er will seinen Jux mit mir haben, Musje Gelbschnabel? Geh' Er meinetwegen hin, wo der Pfeffer wächst, nach Batavia oder nach Jerusalem; werde Er Soldat oder zu was Er sonst Lust hat; aber das Kommandiren in meinem Hause, das lasse Er sich vergehen. Ich mag meine Tochter an Hans oder an Kunz verheirathen, darnach hat Er auf Gottes weitem Erdboden am allerwenigsten etwas zu fragen. Und was die Drohung gegen meinen zukünftigen Herrn Schwiegersohn betrifft, dafür haben wir eine gute Polizei, die mit einem solchen Störenfried schon noch fertig werden wird, dafür steh' ich."

Wilhelm schwieg, und stellte sich an das offene Fenster, der Familie finster und trotzig den Rücken zukehrend; Frau Eva Span, noch immer fort belfernd, nahm ihre Tochter mit in die Küche, um möglichst den verunglückten Kaffee zu restauriren.

„Meister, ich seh' es ein, es thut hier mit mir nicht mehr gut," sagte Wilhelm, sich plötzlich entschlossen gegen den Alten wendend, der in gewohntem Gleichmuth, doch nachdenklich, in seinem Sorgestuhl saß. „Gebt mir meine paar Gulden rückständigen Lohn; ich verlasse noch heute Euer Haus und morgen die Stadt."

„Deinen rückständigen Lohn will ich Dir meinetwegen auszahlen, wenn Du ihn brauchst; aber fort darfst Du nicht; Du bleibst in meinem Haus nach wie vor," war des Meisters Antwort.

„Wollt Ihr ein Unglück herbeiführen, Meister?"

„Es wird kein Unglück geben, hoffentlich."

„Da kennt Ihr mich schlecht; denn wenn ich den dürrbeinigen Kerl, den Schlagauf, als Freiersmann hier sähe, es gäbe Mord und Todschlag. Daß ich Eure Käthe habe heirathen wollen, und deshalb auf die Unterstützung meiner alten Tante gerechnet habe, das werdet Ihr längst gemerkt haben."

„Freilich habe ich das gemerkt; aber deshalb will ich gerade, daß Du bleiben sollst."

„Soll ich bei dem Verlobungsfeste Eurer Tochter zugegen seyn?"

„Ja, das sollst Du?"

„Das will ich wohl bleiben lassen, Meister, ich würde mich schlecht auf die Gratulation verstehen. Haltet mich darum nicht auf, damit ich noch bei Zeiten fortkomme."

„Millionentausendsapperment," fuhr Span, außergewöhnlich sich ereifernd, auf. „Mache mich nicht wetterwendisch, Wilhelm, und warte ab, bis das Lied zu Ende ist. Du bleibst da, und wenn der Schlagauf kommen sollte, muckst Du Dich nicht, beleidigst ihn mit keinem Wort, keinem Blick, am wenigsten mit einer Handgreiflichkeit; Du passest allein auf mich, was ich thue, und bekümmerst Dich um sonst Niemand. Doch weißt Du was?" fuhr er nach einigem Nachdenken fort. „Geh' hinauf auf Deine Kammer, da bleibe, bis ich Dich rufe. Wenn Du mir aber fortgehst, ohne meine Einwilligung, so sind wir für immer geschiedene Leute," fügte er, mit dem Finger drohend, hinzu.

Kaum hatte Meister Span seinem rappelköpfisch gewordenen Gesellen diese Instruktionen ertheilt, denen Wilhelm aus alter Gewohnheit für den Augenblick nicht zuwider zu handeln wagte, und daher sich bis auf Weiteres in seine Kammer begab, als die Stubenthüre abermals sich aufthat, und die Frau Schlagauf und ihr Herr Sohn, der erwartete Bräutigam, von der Ehehälfte Meister Span's herein komplimentirt wurde.

Frau Schlagauf stand schon in dem ehrwürdigen Alter der Sechziger, war aber noch so rüstig, daß sie mit Hülfe ihrer unermüdlichen Zunge sowohl ihren Herrn Sohn, als dessen ganzes Hauswesen dominirte. Herr Schlagauf war ein sehr langer und eben so hagerer Mann, mit dürren Spindelfingern, weit vorstehender, äußerst spitzer Nase, kahlem Kopf und einem fast zahnlosen Munde; er trug ein etwas altfränkisches Kostüm, dem man es ansah, daß es Sparsamkeit halber außerordentlich geschont und vielleicht noch einige Decennien auszudauern bestimmt war. Seine Manieren und die Weise, sich auszudrücken, stimmten ganz genau mit seinem äußern Erscheinen überein. Aber er war, trotz seinem eckigen Wesen, ein praktikabler Mann, und tief in die Mysterien des Gottes Merkur eingeweiht, d. h. er hatte bei einem engen Herzen ein sehr weites Gewissen, weshalb er sich auch bald von einem unbedeutenden Viktualienkrämer zu einem wohlhabenden Spezereihändler der kleinen Stadt Lerchenhain emporgeschwungen hatte. —

Herr Schlagauf hatte es lange verschmäht, irgend eine

Digitized by Google

Schöne mit seiner Hand zu beglücken, da er ausgerechnet hatte, daß eine Heirath und die damit verbundene wachsende Haushaltung ein weit bedeutenderes „Soll" in seinem Contobuch herbeiführen würde; er aber ein großer Verehrer von dem „Haben" war. Erst als er in dem respektablen Alter der Vierzigen stand, und seinem Ansehen nach getrost für einen Fünfziger gelten konnte, vermochte er dem eindringlichen Zureden seiner Mutter nicht länger zu widerstehen, welche durchaus noch Großmutterfreuden erleben und liebe kleine Enkelchen auf dem Schoße wiegen wollte. Er entschloß sich mit schwerem Herzen zu dem nicht länger zu verschiebenden Passivum einer Ehe. Natürlich klopfte Herr Schlagauf nur an die vornehmsten Thüren seiner Vaterstadt an; aber an der ersten, zweiten und dritten wurde er abgewiesen, und ein witziger Kopf, dem er vielleicht unbewußt in's Gehäge gekommen war, brachte ihn in Lerchenhain bei den Töchtern der angesehenen Beamten und Bürger vollends um allen Kredit. Dieser brachte nämlich eine Karrikatur des heirathslustigen Negozianten in Umlauf, in welcher derselbe, zum Sprechen getroffen, mit abgezogenem Hut, vor einem ansehnlichen Hause stand, und die gekrümmten Finger seiner Rechten nach der Thüre ausstreckte, im Begriff, an dieselbe anzuklopfen; aber ein großes Vorhängeschloß, welches daran hing, deutete an, daß sie für ihn verschlossen sey, und aus dem Fenster, zu dem er mit lüsterner Miene empor sah, beugte sich ein schönes Mädchen, welches ihm mit schalkhaftem Lächeln ein sehr niedliches Körbchen herabreichte. Seitdem diese Karrikatur im Städtchen in Umlauf gekommen war, hatten sich alle Lerchenhainerinnen, die sich zu den Honoratioren zählen konnten oder zählten, gleichviel, ob schön oder unschön, reich oder arm, wie verabredet, dem karrikirten Freiersmann einen Korb zu geben, und gegen alle seine glänzenden und klingenden Vorzüge taub und blind zu seyn. Eine Großstädterin mit kleinem Einkommen würde wohl schwerlich dem Beispiel der thörigten Kleinstädterinnen gefolgt seyn, und eine so ansehnliche Partie von der Hand gewiesen haben; aber Herr Schlagauf fürchtete die Prunk- und Verschwendungssucht der Großstädterinnen, und so wäre beinahe das ganze Heirathsprojekt gescheitert. Frau Schlagauf hatte sich aber die Großmutterschaft fest in den Kopf gesetzt, und bewog daher ihren Sohn, die hochmüthigen Honoratioren, die das Solide nicht zu schätzen wüßten, zu verachten, und eine oder mehrere Stufen herabzusteigen.

(Fortsezung folgt.)

Reise-Bilder aus Oberitalien und Tirol.

(Von Heinrich Sander.)

(Fortsezung.)

Eine Reisegesellschaft, wenn sie auch den ganzen Tag über noch so geschwätzig ist, und sich bald über dieses, bald über jenes zu unterhalten weiß, wird allmählig schweigsamer und stiller, wenn der Abend sich nähert, und verstummt ganz, wenn völlige Dunkelheit eingetreten ist, und keiner den andern mehr im Wagen sehen kann. Ein jeder lehnt sich dann in seine Ecke und überläßt sich seinen Träumereien; dieser denkt an die Lieben, die er verlassen, jener an die, die er wieder zu sehen hofft; der schwelgt in den Erinnerungen aus der Vergangenheit, jener malt sich im Geiste ein Bild der Zukunft, und schmückt es, je nach seinen Hoffnungen, bald mit freundlichen, bald mit düstern Farben aus. — Auch wir drei saßen stumm und nachdenklich in die Wagenecken gelehnt, aber weder die Vergangenheit, noch die Zukunft, beschäftigte unsere Einbildungskraft. — Ich dachte an nichts, als an die vielen Votivtafeln, die ich in den letzten drei Tagen gesehen; ich rechnete im Stillen alle die Arme, Beine und Hälse zusammen, die nach diesen Tafeln in diesen Klüften schon gebrochen wurden, und ihre Zahl ward Legion; jeden Augenblick fürchtete ich diese ungeheure Zahl mit meinen armen Gliedmaßen noch vermehren zu müssen. Bald hing ich an einem Felsenzacken gespießt, bald lag ich in einem tiefen Abgrunde zerschmettert, — bald dachte ich mir, wie beweglich es seyn müsse, wenn einer oder der andere meiner griechischen Freunde früher oder später desselben Weges kommen, und er auf einem schöngemalten Täfelchen ein paar kopflose Kameraden aus Hellas, in einem tiefen Abgrunde, unter den Trümmern eines grünlackirten Wagens stecken und darunter die herzbrechenden Worte lesen sollte:

O Wanderer, sele still,
Und hör', was ich erzählen will!
Hier an dieser Felsenwand
Zerschmetterten die Köpfe
Ein paar arme dumpfe Tröpfe;
Sie zogen einst, wie dir bekannt,
Kopflos, wie du, nach Griechenland,
Und weil sie sich das Recht vergeben,
Fortan mit Kopf und Sinn zu leben,
So stieß, als sie zurückgekehrt,
Wie dieses Schreckensbild dich lehrt,
Das Schicksal, hier an diesem Gestein,
Den dummen Kerlen die Köpfe ein.
Du hast denselben Streich gemacht,
D'rum nehme deinen Kopf in Acht,
Und weil jeder Wanderer hier beten muß,
So bet' auch du einen englischen Gruß.

Recht herzliches Mitleid hatte ich mit mir selber und recht gerne hätte ich für meine arme Seele einen englischen Gruß gebetet, aber ich konnte keinen zu Stande bringen, denn so oft ich ihn auch anfing, so blieb ich doch immer in der Mitte stecken und ich konnte nicht mehr weiter. Ich kam wirklich wegen dieser Liederlichkeit meines Gedächtnisses in einige Collision mit meinem Gewissen, jedoch suchte ich es dadurch zu beschwichtigen, daß ich im Stillen gelobte, als Buße für diese Liederlichkeit, noch heute Abend in dem Gebetbuche meiner Wirthin den englischen Gruß auswendig zu lernen.

Doch Scherz bei Seite! — Recht froh war ich, als uns endlich, bei einer unerwarteten Biegung der Straße, die zahllose Menge der Lichter von Inspruck aus dem Thal entgegen schimmerte. Bald darauf fuhren wir zu dem Thore von Inspruck ein; etwas weniger bescheiden, als noch vor einer Stunde auf meiner Votivtafel, gab ich hier, auf Befragen des wachthabenden Unteroffiziers, meinen Namen und gewesenen Stand an; der Wagen rollte durch die hellerleuchteten Straßen, und als ich endlich mit Freund Hilti und Bretos hinter dem wohlbesetzten Gasttische im Ritter, oder im Schwanen, oder wie das Gasthaus heißen mag, — wer Lust hat, es aufzusuchen, dem sey gesagt, daß es in der Nähe vom goldenen Dacherl ist, —

Digitized by Google

saß, und ich den guten rothen Welschen im Glase perlen sah, war mir bald jede Erinnerung an Felsen, Abgründe, Halsbrecherei und Betrotsein entschwunden und in der Behaglichkeit des Augenblicks wurde sogar mein frommes Gelübde vergessen.

Wir hielten uns zwei Tage in Inspruck auf und hatten somit Zeit genug, uns darin umzusehen. Die innere Stadt ist unregelmäßig, zum Theil nach italienischem Geschmacke, gebaut, desto schöner aber sind die Vorstädte; die ganze Stadt ist durch den Inn in zwei Theile geschieden, die durch zwei Brücken mit einander verbunden sind. Entzückend ist die Aussicht, die man von der obern Innbrücke aus genießt. Das Thal, durch welches der Inn sich wie ein in einen grünen Teppich gewirkter Silberband hinschlängelt, hat hier seine größte Breite und ist von beiden Seiten durch hohe, um diese Zeit mit Schnee bedeckte Gebirgsketten begränzt. Der Sehkreis des Auges ist nicht ausgedehnt genug, um all' das Pittoreske und Mannichfaltige, das ihm hier entgegen tritt, mit einem Male zu überblicken. Tage lang muß man hier weilen, um den ganzen Reiz dieses herrlichen Standpunktes auffassen zu können.

(Schluß folgt.)

Das chinesische Heer.

Die neueste (Juli-)Nummer des United Service Magazine enthält über die chinesische Armee nachstehende interessante Details. Die Stärke der chinesischen Streitkräfte ist sehr verschieden angegeben worden; bald wird sie auf 800,000, bald auf 1,000,000 und dann sogar auf 1,800,000 Mann angegeben; die Berichte aber, welche die russische Mission in Peking darüber ertheilt, sind aller Wahrscheinlichkeit nach gewiß die zuverlässigsten. Nach denselben zerfällt das Heer in vier von einander getrennte Klassen, die aus eben so viel verschiedenen Völkerstämmen bestehen. Die erste und vornehmste unter diesen Klassen sind die Mandschus; sie bilden 678 Compagnieen, jede zu 100 Mann, zusammen also eine Streitmacht von 67,800 Mann. Die Mongolen, welche die Mandschus bei ihrem Einfall in China begleiteten, und sich dann dort festsetzten, machen die zweite Klasse aus, die 210 Compagnieen oder 21,000 Mann zum Contingent stellt. Die dritte Klasse besteht aus jenen Chinesen, die sich mit den Mandschus zur Vertilgung der letzten eingeborenen Dynastie der Mins vereinigten, und ihnen dann zum Besitz des Thrones behülflich waren; die Truppen dieser Klasse bilden 270 Compagnieen, zusammen 27,000 Mann, und bedienen zugleich die einzige Artillerie des Reiches, die auf 400 Stücke geschätzt wird. Diese drei Klassen belaufen sich also zusammen auf 115,800 Mann, größtentheils Reiterei, die in 8 Standarten oder Divisionen eingetheilt ist. Die vierte und letzte Klasse zählt nur eingeborene Chinesen, wird aus der allgemeinen Masse des Volkes rekrutirt und zu dem Dienst in den Garnisonen im Innern des Landes verwendet; sie führt den Namen „Truppen der grünen Fahne" und beläuft sich auf 500,000 Mann. Außer diesen vier Klassen besteht noch eine Abtheilung irregulären Militärs von ungefähr 125,000 Mann, so daß also das gesammte chinesische Heer 615,000 Mann regulärer und 125,000 Mann irregulärer Truppen stellen kann, von denen 175,000 Mann beritten sind. Zu dieser Streitmacht muß man aber noch ein ansehnliches Corps leichter mongolischer Reiterei hinzuzählen, welche sowohl hinsichtlich ihrer Gebräuche, als der Natur ihres Dienstes nach viel Aehnliches mit den russischen Kosaken haben; ihre Anzahl wird ungefähr auf 500,000 Mann angeschlagen, doch sind sie zu großen Schwankungen unterworfen, so daß sich im Fall der Noth nicht mit Sicherheit auf ihren Beistand zählen läßt.

Die Hauptquartiere des chinesischen Heeres sind Peking und seine Umgebungen, die Districte der Mandschus und besonders die Ufergegenden des Flusses Amur, so wie auch die an den Fluß Ili im Westen des Altai-Gebirges angränzenden Landschaften. Der Befehlshaber der Truppen hält sich in letztgenannter Gegend auf, und ist also Statthalter des chinesischen Turkistans. In der Festung Tschalgan garnisoniren 12,000 Mann, ungefähr 40,000 stehen gewöhnlich in der Nähe von Canton, und je nach den Umständen werden in den andern Provinzen des Reichs 10 bis 40,000 Mann unterhalten. In Peking allein liegen beständig 40,000 Mann Infanterie und Cavallerie in Garnison, die in acht Divisionen Mandschus, acht Divisionen Mongolen und acht Divisionen Chinesen eingetheilt sind, und sich von einander durch ihre Fahnen und Uniformen unterscheiden. Jede Division hat ihr besonderes Zeughaus, Civil-Departement, Zahlamt und ihre Schule für die Soldatenkinder.

Nach dem chinesischen Dienstreglement ist es jedem Soldaten gestattet, sich zu verheirathen; ihre männlichen Nachkommen werden vom Tage ihrer Geburt an in's Regiments-Register eingetragen, und sobald dieselben das gehörige Alter erreicht haben, müssen sie die vorhandenen Lücken ausfüllen. Jedes Individuum der ersten, zweiten und dritten Klasse erhält außer seinen Waffen, seinem Pferde und seiner Ration Reis, für seine Familie noch einen monatlichen Sold von 12 bis 17 Shillingen; dafür muß er sich selbst bekleiden und seine Waffen und seinen Anzug in Ordnung halten. Die Soldaten der vierten Klasse aber werden mit Stücken Landes abgefunden, die sie selbst bebauen müssen, um ihren Unterhalt davon zu bestreiten; nur die Hefe des Pöbels liefert die Rekruten zu dieser letzteren Klasse. Die Haupt-Waffenübungen der Truppen, sowohl der Mandschus wie der Chinesen, der Reiterei wie des Fußvolks, bestehen im Bogenschießen; eine geringere Anzahl übt sich auf das Abfeuern einer Art von Gewehren ohne Schloß ein, und nur eine kleine Abtheilung beschäftigt sich mit dem Laden und Abfeuern der Kanonen.

Die Bekleidung der Truppen unterscheidet sich nur sehr wenig von der Tracht des gemeinen Volks, mit Ausnahme des Kurma oder Ueberrocks, der eine Art von Jacke ist, und mit der Fahne, unter welcher der Soldat dient, von gleicher Farbe seyn muß; doch geben die seidenen Stiefel und der Fächer, den sie zur Kühlung beständig bei sich tragen, ihnen ein sehr verweichlichtes, ja lächerliches Ansehen; selbst in Kriegszeiten vermag ein stählerner Helm, ein wattirter Kittel und ein Bambus-Schild ihrer Gestalt keinen martialischen Anstrich zu verleihen. Die Reiter sind behend in allen ihren Bewegungen, stürzen kühn zum Angriff herbei — wenn kein Feind sich ihnen entgegenstellt; doch ihren kleinen, schlanken Pferden mit dem kurzen hurtigen Gang gehen alle Eigenschaften eines Streitrosses ab. Der Sattel ist von höchst weichen Materialien angefertigt, und vorn und hinten so hochstehend, daß es nicht leicht seyn möchte, einen Reiter aus demselben zu werfen; die Steigbügel sind so

kurz, daß ihre Kniee mit ihrem Kinn in die engste Berührung kommen.

Eine bedeutende Anzahl der chinesischen Truppen wird zum militärischen Dienst an den Flüssen, Kanälen und Landstraßen verwendet. Ungefähr alle fünf (englische) Meilen bemerkt man ein viereckiges, mit einem Wachtthurm und einer Fahne versehenes Gebäude, worin die Soldaten sich aufhalten, die hier alle Obliegenheiten der Polizei zu erfüllen, und der Regierung die Depeschen zu überbringen haben.

Konzerte des Hrn. Camillo Sivori im Schauspielhause in Frankfurt a. M.

So viel Virtuosen auch heutigen Tages die Welt durchreisen, und so gleichgültig man auch gegen Konzerte geworden ist, so finden doch außerordentliche Leistungen noch immer die verdiente Anerkennung. So bei Hrn. Sivori, welcher überall Bewunderung seines Talentes errungen und zahlreiche Verehrer seiner seltenen Virtuosität um sich versammelt hat. Seine drei von ihm hier gegebenen Konzerte waren nicht nur zahlreich besucht, sondern machten auch in jeder Beziehung Sensation. Herr Sivori, ein würdiger Nachfolger Paganini's, gehört zu den Violinisten ersten Ranges, indem er den höchsten Grad von Virtuosität und technischer Fertigkeit mit geschmackvollem, an Ausdruck reichem Spiele vereinigt, und mit der größten Ruhe und Sicherheit alle Schwierigkeiten leicht überwindet. Auf diese Weise erinnert er an den großen Meister, in dessen Schule er sich gebildet hat. Er trug verschiedenartige Konzertstücke, alle in gleicher Vollendung vor, und das überraschte Auditorium lohnte ihn mit einem enthusiastischen Beifall, welcher hervorragenden Kunstleistungen gezollt wird. Da wir nur unbedingte Anerkennung ausgesprochen haben, so können wir in solcher unsern Bericht zusammen fassen, und haben nur den vielseitig geäußerten Wunsch beizufügen, Herr Sivori möge noch ein viertes Konzert veranstalten, um uns noch einige seiner glänzendsten Piecen vorzuführen. Da der Virtuose von hier aus seine Kunstreise weiter fortzusetzen gedenkt, so halten wir es für Pflicht, das auswärtige Publikum auf eine so ungewöhnliche Erscheinung aufmerksam zu machen, und zweifeln nicht, daß Herr Sivori aller Orten eine gleich freundliche Aufnahme wie bei uns finden wird. W.

Korrespondenz.

Heidelberg, 22. Juli.

In unseren künstlerischen Tagen ist es eine Lebensfrage geworden: „woher für so viele Künstler Konzerte — volle Konzerte!" Saison, Witterung, Laune des Publikums ꝛc., wie entscheidend sind sie für ein erfolgreiches Auftreten des Künstlers! Doch ohne darob zu seyn, dürfen wir auch die Frage umkehren: „woher für so viele Konzerte die Künstler — wahre Künstler!" Und sind denn diese frei von den oben berührten Einwirkungen? Doch der wahre Genius bricht sich überall Bahn! Wir sind gestern hier durch ein Konzert begluckt worden, wie — ich darf es sagen, denn es ist die allgemeine Stimme — selten eins in unsern Mauern war. Joseph Schad, Pianist aus Paris, dessen Namen wir nach langer Unterbrechung wieder in mehreren Blättern Deutschlands gerühmt fanden, veranstaltete es. Seine Gegenwart in einigen Privatzirkeln reichte hin, für sein Spiel eine so schnell sich verbreitende Theilnahme hervorzubringen, daß der große Museumssaal am Abende seines Konzerts die Menge der Herbeiströmenden kaum fassen konnte. Die Erwartungen wurden übertroffen. Den Beginn des Konzerts machte das von den vorzüglichsten Künstlern des Mannheimer Orchesters meisterhaft ausgeführte Quartett in E moll von Beethoven. Mit Applaus begrüßt, erschien darauf der Konzertgeber; das große Sextett aus Lucia di Lammermoore, für Piano allein von ihm selbst arrangirt, ließ uns die Kraft eines vollen Orchesters hören. Mit Sicherheit und Kraft ließ er das große Thema imposant hervortreten. Ganz im entgegengesetzten Charakter gehalten ist ein Andante für Piano und Violin, das darauf folgte. Wir stimmen den Pariser Kritikern bei, indem wir mit ihnen diesen Madonnengesang anerkennen. Hr. Gallenberg, Mitglied des Mannheimer Orchesters, war durch die Zartheit und den seelenvollen Vortrag seines Spieles die zweite würdige Stimme in dieser Piece. — Der dritte Vortrag des Hrn. Schad, eine musikalische Dichtung über Schiller's Lied von der Glocke war einfach und seelenvoll. Zwei darauf von ihm vorgetragene Melodieen steigerten den Beifall noch mehr und der Schlußvortrag einer seiner neuesten Compositionen über das bekannte Tedeum (Herr Gott, wir loben dich) zeigte uns den in jeder Beziehung talentvollen Componisten und Spieler. — Einen neuen Reiz erhielt außerdem das Konzert durch das meisterhafte Violoncellspiel des Hrn. Heinefetter von Mannheim, welcher eine Composition von Frankomme über ein russisches Thema vortrug. Den Künstlern standen zwei Dilettanten, welche die Gesangstücke vortrugen, würdig zur Seite. — Bei der bevorstehenden Kunstreise, welche Hr. Schad durch Deutschland zu machen gedenkt, wird ihm die freundlichste Beachtung aller Musikfreunde nicht fehlen.

Räthsel.

Noch einen Schreiber, wenn auch nicht hier,
Könnt, Räthsel-Errather, ihr finden.
Er schreibt in die Luft, statt auf Papier,
Und braucht weder Federn, noch Dinten:
Kein Schreiber, wie viel auch derer sind,
Schreibt so steif wie dieser und doch so geschwind.

Die Schrift ist deutlich und leserlich,
Nur muß man den Schlüssel verstehen,
Auch erhält, was er geschrieben, sich,
Wenn gleich die Zeichen vergehen.
Er wechselt Briefe von Ort zu Ort
Und, eh' sie geschrieben, sind sie schon fort.

Er schreibt, was ihm And're dictiren, nur
Und erhält seine Weisung von oben,
Drum ist, was er schreibt, wie der Censur,
So aller Kritik überhoben:
Wohl verdient er den Namen „Geheim-Secretär",
Denn kein Schreiber ist so verschwiegen, wie er.

Hat er auch nicht immerwährend zu thun,
Bleibt er stets doch auf seinem Posten
Und schaut, auch wenn seine Arme ruh'n,
Dienstfertig nach Westen und Osten,
Die Befehle der Obern zu jeder Zeit
Verschwiegen und schnell zu vollziehen bereit.

So bisher ein dienstbarer Geist der Gewalt,
War er uns, dem Volke, nicht wichtig;
Doch wird er vielleicht (er ist noch nicht alt)
Einst zu höheren Dingen tüchtig:
Wenn gleich noch Vieles zu leisten bleibt,
Bis er für uns Alle — an Alle schreibt.

H. H.

Redakteur: L. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 214. Freitag, den 5. August 1842.

Der Freiersmann.

Erzählung von E. Maclea.

(Fortsetzung.)

Da Herr Schlagauf weder eine reiche, noch eine vornehme Frau hatte erobern können, so entschloß er sich kurz und gut, aus dem geringeren Bürgerstande das allerhübscheste Mädchen heimzuführen, um wenigstens die häßlicheren Töchter der Honoratioren halb todt zu ärgern. Das allerhübscheste Bürgermädchen von Lerchenhain war aber Käthchen Span, die Herr Schlagauf und seine Frau Mutter aus der Taufe gehoben und an ihrem Konfirmationstage mit einem neuen schwarz eingebundenen Gesangbuche beschenkt hatten. Käthchen Span, das beinahe vergessene Pathchen, war jetzt die Glückliche, auf welche wohlgefällig die Blicke des heirathslustigen Herrn Pathen fielen, und da er wußte, daß solide Ehen am besten durch Mäkler- und Weibervermittlung zu Stande gebracht werden, so übernahm mit Freuden Frau Schlagauf selbst das verdienstliche Geschäft. In kürzester Zeit hatte diese mit ihrer Gevatterin Span die Sache in Richtigkeit gebracht, und das bildschöne Käthchen war verkuppelt, ehe sie noch eine Ahnung davon hatte. Nach Vater Adam glaubte Frau Eva nicht viel fragen zu dürfen, da derselbe sehr den häuslichen Frieden liebte, und nur selten sich gegen das Regiment seiner Ehehälfte auflehnte, dann aber, wenn dies geschah, mit eisenfester Beharrlichkeit und dem entschiedensten Erfolg. Doch dieses schien Frau Eva in gegenwärtigem Fall gar nicht zu gewärtigen, da nach ihrer Meinung die Werbung des wohlhabenden Kaufmanns um die Hand ihrer einzigen Tochter als ein großes, von Gott gesandtes Glück erscheinen mußte. Allein in dieser Hinsicht hatte sich die sonst gutherzige Frau, die das Glück ihrer Tochter jedoch nur allein in den harten Thalern des ihr bestimmten Mannes begründet glaubte, über die Ansicht ihres Eheherrn bitter getäuscht.

„Guten Tag, Herr Gevatter! Bin erfreut, Sie gesund und wohl zu sehen! Ein schöner, herrlicher Tag heute," begann Frau Schlagauf mit Zungenfertigkeit, als sie in die Stube trat, und machte dem alten Tischlermeister ihre Reverenz."

„Wir sind so frei gewesen, Herr Gevatter, Ihrer Einladung Folge zu leisten. Sehen recht gesund aus, Herr Gevatter, haben sich wenig verändert seit der Zeit, als wir uns das letzte Mal hier versammelt hatten zum frohen Kindtaufsschmaus," ließ sich Herr Schlagauf vernehmen."

„Obligirt, Herr Gevatter, obligirt. Nehmen Sie Platz, Frau Gevatterin. Herr Gevatter, machen sich's bequem," erwiederte der alte Tischlermeister, und setzte Beiden Stühle hin.

„Wie alt ist jetzt Jungfer Käthchen, Herr Gevatter?" fragte der Negociant.

„Verwichenen zweiten Weihnachtstag war sie gerade achtzehn Jahre alt."

„I Du mein Gott, wie die Zeit vergeht! Da kann man sehen, daß man alt wird," sagte Frau Schlagauf mit Salbung.

„Hähähä! Hätte vor achtzehn Jahren nicht geglaubt, daß ich heute wieder in derselben Stube säße, meinem Pathchen zu Liebe, und zwar ebenfalls einer feierlichen christlichen Handlung halber; freilich gar verschieden von der ersteren, hähähä!" scherzte Herr Schlagauf.

„Ich sollte Sie eigentlich schelten, Herr Gevatter, daß Sie das Mädchen so wenig zu mir geschickt haben, um ihr alles Liebe und Gute anthun zu können; denn ich habe immer recht viel auf meine Pathe gehalten," sekundirte Frau Schlagauf ihren Sohn.

„Werden sich über des Mädels seltenen Besuch nicht sehr alterirt haben, Frau Gevatterin," war Vater Adam's lakonische Antwort.

„O doch, doch, Herr Gevatter. Wäre mir recht angenehm gewesen, wenn sie mich öfter besucht hätte. Mein Hauswesen läßt mir freilich nur wenig Zeit übrig, und man hat vom frühen Morgen bis in die späte Nacht sich zu sorgen, zu placken und zu quälen; aber für mein liebes Käthchen hätte ich doch immer ein paar Augenblicke übrig behalten, wenn sie mich dann und wann besucht hätte. Nun in Zukunft werde ich mich desto besser entschädigen können, und hoffentlich meine Pathe unter den familiärsten Verhältnissen immer um mich haben."

„Aber wo steckt denn Mamsell Käthchen?" fragte jetzt Herr Schlagauf verwundert; „ich habe sie ja noch mit keinem Auge gesehen."

„Sie kommt so eben aus dem Bäckerladen mit einem Korb, Herr Schlagauf," erwiederte etwas hämisch und, wie es schien, mit einiger Beziehung, der alte Tischlermeister, und deutete durch das offene Fenster.

Bei dem Wörtchen „Korb" ward der Freiersmann einige Augenblicke fahl, und die äußerste Spitze seiner Nase zitterte; denn die fatale Karrikatur fiel ihm bei, von der man ihm boshafterweise eine Copie durch die Post übersandt hatte. Er schoß einen giftigen Blick nach dem Alten; da dieser aber den

Digitized by Google

Blick mit der größten Unbefangenheit hinnahm, so beruhigte sich der Spezereihändler alsbald mit dem Gedanken, daß der alte Mann viel zu beschränkt sey, um eine absichtliche Sarkasme von ihm erwarten zu können. Herr Schlagauf wandte sich jetzt an Mutter Eva, welche so eben ein ungeheures Kaffeeservice herein trug und auf den Tisch stellte.

„Warum läßt sich denn Jungfer Käthchen gar nicht sehen?" fragte der Herr Schwiegersohn in spe zum andern Mal; „weiß sie denn nicht, daß ich hier bin?"

„Entschuldigen Sie, Herr Gevatter; den Augenblick wird sie herein kommen," war Frau Eva's Antwort; „sie war bis jetzt mit dem Kaffeekochen beschäftigt und konnte noch nicht abkommen. Das dumme Ding genirt sich auch. Nun, Sie wissen ja, Frau Geratterin, wie die jungen Mädchen sich oft zieren, wenn sie vom Bräutigam und von Hochzeit sprechen hören. Na, da kommt sie ja schon."

Käthchen trat mit verweinten Augen und einem Teller voll Bretzeln in der Hand in die Stube; auf einen drohenden Blick ihrer Mutter wollte sie sich zwingen, ein freundliches Gesicht zu machen, was ihr aber schlecht gelang und gar trübselig anzuschauen war. Sie machte ihrem Bestimmten einen kurzen Knicks, stellte hastig die Bretzeln auf den Tisch und trat, wie ein blödes, schutzsuchendes Kind an die Seite ihres Vaters.

Frau Eva reichte ihren Gästen Kaffee und Backwerk, und munterte vergebens ihre Tochter durch Winke und Blicke auf, freundlich zu seyn. Frau Schlagauf, welche es bemerkte, und Käthchens Benehmen für jungfräuliche Befangenheit hielt, kam ihrer Gevatterin bereitwillig zu Hülfe.

„Sey doch nicht so schüchtern, liebe Pathe," redete sie dem Mädchen leutselig zu; „siehst Du uns doch an wie wildfremde Leute, und wir sind doch alte Bekannte und Freunde, die es gar gut mit Dir im Sinne haben. Komm, setze Dich zwischen mich und meinen Herrn Sohn, denn ein Mal mußt Du doch vertraut mit ihm werden."

„Stelle Dich doch nicht so albern, und thue, was die Frau Gevatterin Dich heißt," befahl Frau Span ihrer Tochter; Käthchen folgte zögernd.

Der Freiersmann betrachtete das schöne Käthchen mit verliebten Blicken; denn obgleich er das Geld über Alles liebte, so wußte er doch auch recht gut den Werth des reizenden Mädchens zu schätzen; und je mehr er Käthchen betrachtete, um so mehr überzeugte er sich, daß sie ihn für alle Töchter der Honoratioren, die ihn mit einem Körbchen heimgeschickt hatten, reichlich entschädigen werde, und pries sich jetzt in Gedanken glücklich, daß es so und nicht anders gekommen war. Im Vorgefühl seines ihn erwartenden Glückes streckte er die magere Hand aus, und ergriff mit den langen spindeldünnen Fingern die kleine plastische Hand der Auserwählten. Käthchen verspürte bei dieser Berührung ein leises Entsetzen durch ihre Glieder rieseln, und es däuchte ihr in diesem Augenblick weniger schrecklich, in dem tiefen Teich des Städtchens zu liegen, als in den Armen dieses Mannes. —

„Ich werde hoffentlich ein recht vergnügtes, häusliches Leben mit meiner Zukünftigen führen," sagte Herr Schlagauf mit einem faunenhaften Grinzen, und versuchte die widerstrebende kleine weiche Hand zwischen seinen knöchernen Fingern an die welken Lippen zu bringen.

„Ja, liebe Pathe, Du sollst es recht gut bei uns haben," betheuerte die zukünftige Frau Schwiegermutter. „Wir werden zwar nicht in Saus und Braus dahin leben, wie verschwenderische Leute, sondern einfach, ehrbar und Gott wohlgefällig. Aber Du wirst es nie bereuen, einem so braven, wohlhabenden Manne anzugehören."

(Fortsetzung folgt.)

Reise-Bilder aus Oberitalien und Tirol.

(Von Heinrich Sander.)

(Schluß.)

In der Kirche zum Hl. Kreuz betrachtete ich mit vielem Interesse das herrliche Grabmal des Kaisers Maximilian I.; es ist dies ein Marmorsarkophag mit dem Standbilde des Kaisers und vierundzwanzig Basreliefs, aus cararischem Marmor, die Thaten desselben vorstellend, zum größten Theile von Alexander Collin aus Mecheln. — Einige Tafeln, die entweder in den Kriegszeiten verstümmelt, oder von Collin nicht vollendet wurden, sind in einer späteren Zeit ergänzt worden, sind aber auch nur Stümperei im Vergleiche zu Collins Arbeit. Acht und zwanzig eherne colossale Statuen, von den Tirolern Löffler, Godel und Lendenstreich gefertigt, so wie drei und zwanzig kleinere, sind auf beiden Seiten der Kirche aufgestellt. Ein jedes der Standbilder trägt auf einer Inschrift seinen Namen; größtentheils sind es deutsche Kaiser und Kaiserinnen. Mit nicht minderem Interesse betrachtete ich in der sogenannten silbernen Kapelle das Grabmal Ferdinand's II. und seiner Gemahlin, der schönen Philippine-Welser.

Vor Allem zog mich jedoch das Denkmal des Andreas Hofer, das in derselben Kirche aufgestellt ist, an. Es ist dies ein Meisterwerk des Professers Schuller zu Wien. Aus weißem Marmor, der dem schönsten pentelischen gleichkömmt, gehauen, steht Hofer in colossaler Größe, in der malerischen Tirolertracht, und als ein Ideal von Mannes-Schönheit und Kraft da; über dem Rücken hängt sein Stutzen, in der Rechten hält er die Fahne. Auf der vorderen Seite des Piedestals stellte Schuller in einem herrlichen Basrelief die Scene dar, wo Hofer seine Verbündeten zur Fahne schwören läßt. Das Ganze ist so herrlich ausgedacht und so meisterhaft ausgeführt, daß ich nicht müde werden konnte, es zu betrachten; mehr als einmal zog's mich zu derselben Stelle zurück, und ich weiß nicht, war es mehr die Kunst des Darstellenden, oder das Interesse, das ich für den Dargestellten fühle, was mir dieses Kunstwerk so unendlich werth machte.

In der Jacobskirche sah ich die Altäre der beiden Heiligen Vitalis und Benigni, die, nachdem ich die Kunstwerke der Hl. Kreuz-Kirche gesehen, kein Interesse mehr für mich haben konnten. Die Gerippe dieser Heiligen liegen, reich in Gold gekleidet, hinter Glasscheiben auf ihren Altären. Die andächtige Menge mag sich vielleicht besser an ihrem Anblicke erbauen, als ich.

Das goldene Dacherl, in dessen Nähe wir uns einlogirt hatten, spielt unter den Sehenswürdigkeiten Inspruck's eine große Rolle, darum darf es hier nicht unerwähnt bleiben; denn in Inspruck gewesen zu seyn und das goldene Dacherl nicht gesehen zu haben, wäre so viel, als in Rom gewesen zu seyn und den Pabst nicht gesehen zu haben. Ein Erker des Hofkammergebäudes ist mit einer Art vergoldeter Ziegeln gedeckt, und diese

by Google

bilden das goldene Dächerl; es soll von Friedrich mit der leeren Tasche um 30,000 Gulden errichtet worden seyn.

Am dritten Tage nach unserer Ankunft setzten wir mit einem zufällig aus München hier anwesenden Kutscher unsere Reise weiter fort. Wir fuhren an der Martinswand, die durch ungeheuere, beinahe vertikale Felsen gebildet ist, und an der Maximilians-Grotte vorüber. Beide sind durch die Sage, nach welcher sich Kaiser Maximilian bis zu dem höchsten, fast unersteigbaren Punkte dieser Felsen verstiegen haben soll, bekannt. Von hier führt die Straße wieder aufwärts. Der Morgen war etwas nebelicht, aber nichts destoweniger war doch die Aussicht von der Höhe der Straße in das herrliche Innthal äußerst reizend. Von Zirl aus geht die Straße größtentheils wieder abwärts; die Höhenrücken werden immer niedriger; so kömmt man nach Seefeld und endlich über die Tiroler Gränze nach Mittenwald, dem ersten bayerischen Flecken; immer mehr und mehr treten die Tiroler Alpen in den Hintergrund zurück; eine ganz andere Gegend breitet sich vor den Augen aus; statt der riesigen Gebirge sieht man jetzt nur noch sanft abgerundete Hügel, und statt der dichten dunkellaubigen Waldung sieht man nun lichte Stellen, und zum Theil wohlangebaute Getraidefelder.

Von Mittenwald aus kamen wir an dem Walchensee und dem Kochelsee vorüber nach Benedictbeuern. Hier verlieren sich schon die letzten Wellenschläge des Gebirges.

Gar behaglich war unser Nachtquartier in Benedictbeuern, aber doch konnte ich am andern Morgen die Abfahrt des Wagens nicht erwarten, so sehr zog mich, da ich nun einmal München so nahe war, die Freude des Wiedersehens dahin. Als das Frühstück eingenommen war, der Kutscher sich aber für meine Ungeduld viel zu langsam zur Abfahrt rüstete, machte ich mich allein und zu Fuß auf den Weg, in der Hoffnung, daß mir der Wagen bald nachkommen werde. Rüstig schritt ich auf der Straße vorwärts und dachte mir etwas Rechtes darauf zu gute zu thun, wenn der Wagen mich erst nach einer tüchtigen Strecke Weges einholen würde. Der Mauthbeamte zu Mittenwald hatte mir das Tölzer Bier als das vorzüglichste in ganz Bayern gerühmt, und ich kann mir nicht anders denken, als daß eine gewisse Anziehungskraft, die dieses vorzügliche Bier auf mich ausübte, mich unglücklicherweise auf die Straße nach Tölz statt auf jene nach München führte. Schon eine Stunde war ich marschirt, und mehr als einmal hatte ich mich nach dem Wagen umgesehen, und immer konnte ich, zu meiner Verwunderung, von demselben noch nichts hören und sehen; endlich kam ich zu dem ersten Stundenzeiger, und als ich „nach Tölz" darauf las, gewahrte ich mit Schrecken meinen Irrthum. Es war Niemand fern oder nah im Felde zu sehen, der mich auf den rechten Weg hätte weisen können, denn es war gerade Sonntag; glücklicherweise hatte ich aber meine Karte bei mir und konnte mich nach ihr orientiren; schnell war dieses geschehen, und ohne lange zu zaudern, sprang ich über Wiesen, Gräben und Felder, in der Richtung nach der Straße hin, die nach München führt. Endlich hatte ich sie denn auch erreicht, aber nun hatte ich noch eine schöne Strecke bis zur ersten Raststation zu marschiren; doch singend und pfeifend schritt ich rasch vorwärts, und nach mehreren Stunden hatte ich denn auch das Vergnügen, unsern Wagen vor einem recht ansehnlichen Dorfwirthshause meiner harren zu sehen. Mit Gelächter empfingen mich meine Reisegefährten, als sie aber sahen, mit welch' gesundem Appetite ich, nach der ungewöhnlichen Motion, den von Benedictbeuern mitgebrachten Resten einer Ente zusprach und wie mir eine Halbe Bier — der Wirth gab es für Tölzer aus, und wahrlich, es war auch sehr gut — besser schmeckte, als die andere, so beneideten sie mich fast um meine unfreiwillige Excursion, die wirklich nicht wenig zu der frohen Laune beitrug, mit der ich, nachdem Hunger und Durst gestillt war, die Reise fortsetzte.

Mit jedem Schritte, den unser Wagen vorwärts rollte, fühlte ich mich heimischer, obschon meine Heimath noch mehr als 50 Meilen entfernt war. Aber München war für mich eine zweite Heimath geworden; ich hatte dort eine neue Catastrophe meines Lebens begonnen, hatte mir dort, obschon als Fremdling dahingekommen, manchen lieben Freund gewonnen, und darum liebte ich es wie meine Heimath.

Nach und nach traten mir schon bekannte Gegenstände entgegen, endlich ward uns auch die herrliche Stadt in der Ferne sichtbar, und als wir gegen Abend Sendlingen erreichten, und als zur Rechten und Linken die fröhlichen Münchner, die, wie auch ich oft gethan, den Sendlinger-Bräu besuchten, schaarenweise an uns vorüberströmten, so glaubte ich, in jedem einen alten Bekannten begrüßen zu müssen; und als ich gar endlich zu dem Thore einfuhr und in dem Hubergarten das Zimmer Nro. 13 — das ich vor mehr als vier Jahren länger als sechs Wochen bewohnt hatte — wieder bezog, und alles in der alten Ordnung wieder fand, war mir's, als erwache ich eben von einem langen traumreichen Schlafe; aber das Erwachen war angenehm, so angenehm, wie es selten nach einem schweren Traume ist.

Das vierte Wetterauer Gesangfest zu Friedberg, am 17. Juli 1842.

Ueber dieses Fest theilt die „Hess. Ztg." folgenden Bericht mit: Das Festcomité, den großh. Kreisrath Hrn. Küchler an der Spitze, hatte mit unermüdlicher Thätigkeit die nöthigen Vorbereitungen zu dem Feste und zu dem Empfange der zu erwartenden zahlreichen Gäste getroffen. Die Stadt war festlich geschmückt; Fahnen in den freundlichen hessischen Farben wehten von den Thürmen der schönen gothischen Kirche und der Burg; eben so waren Häuser und Straße mit Fahnen, Guirlanden, Blumen und Maien verziert; fröhliche Menschen belebten die ganze Stadt. Am 16. trafen bereits die mitwirkenden Mitglieder der großh. Hofkapelle aus Darmstadt in mehreren mit Fahnen festlich geschmückten Wagen ein und wurden von einem Theile des Festcomité's am Weichbilde der Stadt empfangen. Um 4 Uhr fand eine Vorprobe in der Stadtkirche statt, an der auch die Zöglinge des Schullehrer-Seminars und der Friedberger Gesangverein Theil nahmen. Groß war die Freude, als an der Hand des Direktors des Musikfestes, Hrn. Thurn, der Componist eines der aufzuführenden trefflichen Tonstücke, der verehrte Ritter von Neukomm, erschien und dem allgemeinen Wunsche entsprach, die Leitung seines Tedeums selbst zu übernehmen. Auf einer Reise von Salzburg nach Paris begriffen, erfuhr Neukomm in Frankfurt die Aufführung seines gewaltigen Tonwerkes bei dem Wetterauer Gesangfeste und überraschte so mit seiner Gegenwart in Friedberg auf's angenehmste. — Nach der Probe gewährte die sehr tüchtige Musik

des großh. 4. Inf. Regiments, auf der in eine geschmackvolle Tribune umgewandelten Schanze, am Ende der schönen breiten Straße an der Burg, dem Publikum eine angenehme Unterhaltung, die Abends in der großen Festhalle fortgesetzt ward. Diese, 300 Fuß lang, in der Mitte 80, an beiden Flügeln 50 Fuß breit, mit den hessischen, preußischen und nassauischen Farben geschmückt, war der Hauptvereinigungspunkt während der Festtage. — Der erhebende Choral: „Herr, wir singen Deiner Ehre", mit Blasinstrumenten vom Thurme der Burgkirche ausgeführt, weckte, mit Böllerschüssen, die gestern und heute öfters erschallten, zum frohen Feste. Die Straßen waren bald bunt belebt. Tausende sammelten sich von allen Seiten in heiterster Freude und schönster Eintracht, die nichts trübte. Die Landstadt, im Herzen der Provinz und der schönen Wetterau, ward der Schauplatz eines wahren Nationalfestes, bei dem sich der gemüthliche Sinn des deutschen Volkes aufs schönste entfaltete. — Gegen 9 Uhr zogen 30 Gesangvereine, in mehr als 60 (nach Anderen über 80) meist vierspännigen Wagen, mit Fahnen, Musiken, den Mitgliedern der Empfangskommission und des Festcomité's zu Pferde und zu Wagen, vom Mainzer Thor zur Stadt ein, durch die breite Straße nach der Schanze, wo die Fahnen, 35 an der Zahl, aufgepflanzt wurden. Der Anblick war großartig; der Jubel lebhaft. Unter den reichgeschmückten schönen Fahnen zeichnete sich besonders die des Wetzlarer Vereins, unter den einziehenden Wagen der der Offenbacher Gesellschaft Polyhymnia aus, der wie ein Dampfboot decorirt war und zum allgemeinen Ergötzen mit rauchendem Schlot durch die Straße zog. — Nach der um 10 Uhr begonnenen Hauptprobe ward den Sängern eine Restauration auf dem Burgwalle, diesem reizenden Orte, der eine herrliche Fernsicht über die fruchtbaren Fluren der Wetterau nach dem Vogelsberge hin bietet. — Um 3 Uhr begann das Konzert selbst, in der schönen großen Stadtkirche, von Hrn. Thurn brav geleitet. Die meisterhafte Motette von Klein, Männerchor, mit Blasinstrumenten-Begleitung von Schnyder von Wartensee, ausgeführt von mehr als 1100 Sängern und Musikern, war von großem Effecte, der sich noch gesteigert haben würde, wenn die Pausen kürzer gewesen wären. Die Herren Hofsänger Birnstill, Cramolini, Döring und Michel aus Darmstadt sangen die Solopartieen mit viel Beifall. Gewaltig wirkten die Chöre und die Darmstädter Orchestermitglieder bewährten ihren alten Ruhm. Ganz besonders erfreute sich des Beifalls der Kenner und entzückte alle Anwesenden das Quintett für Flöte, Oboe, Clarinette, Horn und Fagott, von Hofkapellmeister W. Mangold, vortrefflich vorgetragen von den Gr. Hofkapellisten Altfuldisch, Bickel, Reitz, Stautz und Haller. Panny's Festhymnus, mit einem Accompagnement von Blasinstrumenten von Thurn, schloß die 1. Abth. würdig, wie eben so eine Ouverture von P. Müller, Pfarrer in Staden, für Blasinstrumente, die 2. Abth. eröffnete, bei der nur die Weglassung der Streichinstrumente bedauert werden mußte, die ihren schönen Effekt noch viel gehoben haben würden. Neukomm's grandiöses Tedeum, von dem berühmten Meister, zur Zierde des Festes und Anfeuerung aller Vereine, selbst dirigirt, schloß die im Ganzen höchst gelungene Darstellung. Donnernder Beifall folgte und gerührt sprach der Meister seinen Dank aus und pries das deutsche Volk glücklich, um seiner edlen Liebe zum Gesange willen! — Man sammelte sich nun im Stadthofe zum glänzenden Zuge mit fliegenden Fahnen und schallender Musik durch die Stadt nach der Festhalle auf der Seewiese. Außer vier Musikchören, erblickten wir dreißig Sängervereine im schönen Zuge: den Liederkranz, die Liedertafel und den Neeb'schen Verein von Frankfurt, den Liederkranz und den Gesangverein von Vilbel, den Gesangverein und die Zöglinge des Schullehrer-Seminars von Friedberg, den Sängerverein und die Polyhymnia von Offenbach, ferner die Gesangvereine von Büdingen, Butzbach, Dauernheim, Grünberg, Hanau, Heldenbergen, Homburg, Hungen, Ilbenstadt, Laubach, Lauterbach, Lich, Mainz, Meibach, Nidda, Niederwöllstadt, Obererlenbach, Ortenberg, Rodheim, Usingen und Wetzlar. — Ein Festmahl vereinte alle diese Gesellschaften und viele Fremde in der Festhalle. Nicht minder waren alle Gasthöfe, namentlich die schönen Locale der Herren Trapp und Simon in der Stadt besucht. Fröhliche Gesänge, angemessene Trinksprüche erheiterten die Gesellschaft. Bälle, Illumination und Feuerwerk folgten. Freude und Jubel waren überall groß, eben so aber auch, was besonders lobenswerth, Ordnung und Anstand. Viele hielt eine frohe Nachfeier bis zum dritten Tage fest. Alle schieden mit dankbaren Erinnerungen an das freundliche Friedberg und seine biederen Bewohner!

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Heute, Freitag den 5. August, findet ein von den Geschwistern Amalie und Elise Hallenstein im Saale des Weidenbusches veranstaltetes Konzert statt, auf welches aufmerksam zu machen wir nicht ermangeln wollen, überzeugt, daß bei den löblichen Bestrebungen der genannten jungen Konzertgeberinnen ihre Hoffnung auf freundliche Theilnahme von Seiten der Musikfreunde in Erfüllung gehen werde.

Das Jahr 1842 gleicht ganz dem Jahre 1785. Die Monatstage fallen auf dieselben Wochentage, die beweglichen Feste auf die nämliche Zeit; wer einen Kalender für 1785 besitzt, kann ihn für 1842 brauchen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 211.
Blitz.

Theater-Anzeige.

Freitag, den 5. August. (Auf vieles Verlangen): Vocal- und Instrumental-Konzert, in welchem Hr. Camillo Sivori, (einziger Schüler Paganini's und Ehrenmitglied mehrerer philharmonischen Gesellschaften) die Ehre haben wird, folgende Pieçen vorzutragen: 1) Violin-Konzert, souvenir de Paganini, componirt von Carl Guhr. 2) Adagio et Rondo russe, componirt von Beriot. 3) Variationen über ein Thema aus der Nachtwandlerin (auf der G-Saite), componirt von Camillo Sivori. Vorher geht: Erste Liebelei und erste Liebe, Lustspiel in 1 Act, von Th. Hell. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. K. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 215. Samstag den 6. August 1842.

Der Freiersmann.

Erzählung von E. Maclea.

(Fortsetzung.)

Frau Schlagauf schilderte nun umständlich der zukünftigen Schwiegertochter das sie erwartende Glück, dessen Beschreibung freilich wenig mit den Forderungen des jungen lebensfrohen Mädchens harmonirte und sie mit Angst und Grauen erfüllte. Selbst Frau Eva Span, die ihre Tochter nur deshalb an einen wohlhabenden Mann verheirathen wollte, um ihr eine bequeme, sorgenlose, annehmliche Zukunft zu bereiten, selbst sie ward nun stutzig und verlegen, da sie in der Beschreibung der redseligen Frau Gevatterin gerade das Gegentheil für ihre Tochter fürchten mußte. —

Frau Eva führte ihren Mann bei Seite.

„Höre, Alter," fing sie an, „ich habe mir die Sache reiflicher überlegt — ich will mein Kind dem Schlagauf doch nicht geben."

„Jetzt, Evchen, sehe ich, daß Du noch ein Mutterherz im Leibe hast! Nein, der da kriegt unsere Tochter von nun an bis in Ewigkeit nicht," erwiederte der alte Span mit vieler Heiterkeit, und schüttelte seinem Weibe treuherzig die Hand.

„Aber Du mein Gottchen," flüsterte Frau Eva ängstlich, „wenn wir die Leute nur mit guter Manier wieder los wären. Die Alte wird mir eine gute Portion Grobheiten in's Gesicht werfen."

„Ei, was fragen wir nach dem Krämer und dem alten Feuermörser, seiner Mutter," war Span's Antwort, und ruhig kehrte er zu den Genannten zurück.

„Herr Gevatter," hob der Tischlermeister gelassenen, doch festen Tones an, „es ist mir zwar eine rechte Ehre, daß Sie Ihre Pathe, meine Tochter, zur Frau nehmen wollen, und daß sie ihr eine so herrliche Aussicht bieten, und so weiter; aber ich muß es Ihnen offenherzig gestehen, daß es mich nicht recht freut. Mein Weib da hat den Handel abgemacht, ohne mir vorher ein Wort davon zu sagen; ich aber bin der Vater, und gebe meinen Konsenz nicht dazu. Basta!"

Käthchen fiel ihrem Vater frohlockend um den Hals, und verrieth dadurch genugsam die Meinung ihres Herzens. —

Frau Schlagauf machte große Augen; der Freiersmann ward abermals fahl, und die äußerste Spitze seiner Nase zitterte stärker denn früher.

„Herr Gevatter, bedenken Sie wohl, was Sie sprechen," erwiederte Frau Schlagauf in vornehm gehobenem Ton; „so ein respektabler Mann, wie mein Herr Sohn, klopft nicht alle Tage an die Thüre eines armen Mannes, um seine Tochter zur reichen angesehenen Frau zu machen."

„Unsere Tochter hat Genügsamkeit von uns gelernt, Frau Gevatterin."

„Undank ist der Welt Lohn!" krächzte der unglückliche, alte, aus seinem geträumten Himmel herabgestürzte Liebhaber. „Ich habe das junge Ding nur aus purer Menschenliebe aus seiner Armuth ziehen wollen, und damit ein christliches, dem Himmel wohlgefälliges Werk zu thun geglaubt. Wir können, Gott sey Dank, jeden Augenblick Partieen treffen, welche die Jungfer Span weit hinter sich zurück lassen."

„Ich glaub's, Herr Gevatter, und wünsche Ihnen von Herzen Glück dazu," war Span's gelassene Antwort.

Der Freiersmann, über den neuen unerwarteten Korb ergrimmt, der ihm hier so schonungslos gegeben wurde, war eben im Begriff, in giftigen Ausfällen, mit welchen oft reichere Leute die ärmeren zu kränken suchen, seine schwarze Galle zu dämpfen, als die Thüre aufging und der Lehrling des Gewürzhändlers bleich und athemlos herein trat.

Herr Schlagauf und seine Mutter erschraken heftig, als sie den Unerwarteten erblickten, denn sein Erscheinen kündete ihnen nichts Gutes.

„Herr Jesus! Was giebt's? Brennt es bei uns, Joseph?" schrie ihm Frau Schlagauf entgegen.

„Ach! weit schlimmer! Die Polizei ist in unserm Hause, und will — den Herrn Prinzipal arretiren," stotterte der Lehrling.

„Arretiren!" riefen die Anwesenden erstaunt.

Frau Schlagauf sank halb ohnmächtig auf den Stuhl zurück.

„Das Gerücht geht in der Stadt," erzählte der Lehrling, „Herr Salomon, der oft Geschäfte mit dem Herrn Prinzipal macht, sey in München mit falschen Goldstücken erwischt worden. Als ich daher die Polizei in's Haus treten sah, dachte ich mir, daß es vielleicht gut sey, wenn der Herr Prinzipal vorher davon in Kenntniß gesetzt wäre, und lief deshalb geschwind hierher."

Während dieses kurzen einfachen Berichts des Lehrlings drückten die Mienen des Spezereihändlers eine unbeschreibliche Angst aus; dann griff er mit zitternden Händen nach seinem Hut.

„Ich bin verloren — ruinirt!" murmelte er zwischen den Zähnen. „Herr Gevatter, ein Irrthum das — mit der Poli-

Digitized by Google

zei,“ wandte er ſich mit erzwungener Faſſung an den Tiſchlermeiſter; „will ſehen, was es iſt. Wünſch' guten Abend beiſammen.“ Und ſofort verließ er mit ſeinem Lehrling eilig das Haus.

(Fortſetzung folgt.)

Barbaja und Roſſini.

(Nach A. Dumas.)

Roſſini, dem damals ſchon ein großer Ruf voranging, war in Neapel angekommen; der Erſte, der ihm beim Ausſteigen aus dem Reiſewagen aufſtieß, war, wie leicht zu erachten, der Impreſario von San-Carlo. Barbaja ging dem Maeſtro mit offenen Armen entgegen, und ohne ihm Zeit zu laſſen, einen Schritt zu thun, oder ein Wort zu ſprechen, ſagte er:

„Ich komme, Dir ein dreifaches Anerbieten zu machen, ich hoffe, Du wirſt keines ausſchlagen.“

„Ich höre“, antwortete Roſſini mit dem bekannten feinen Lächeln.

„Ich biete Dir mein Hotel an, für Dich und Deine Leute.“

„Angenommen.“

„Meine Tafel für Dich und Deine Freunde.“

„Angenommen.“

„Und eine neue Oper zu ſchreiben, für mich und mein Theater.“

„Nicht angenommen.“

„Was? Du ſchlägſt mir ab, für mich zu arbeiten?“

„Weder für Dich, noch für ſonſt Jemanden. Ich will keine Muſik mehr machen.“

„Du biſt toll, mein Beſter. Was willſt Du dann in Neapel anfangen?“

„Ich will Macaroni eſſen und Eis ſchlürfen. Das iſt meine Paſſion.“

„Ich laſſe Dir Eis bereiten von meinem Limonadier, dem erſten in der Straße Toledo, und ich mache Dir Macaroni mit eigener Hand, von denen Du Wunder ſagen ſollſt.“

„Teufel! das wird Ernſt.“

„Aber Du gibſt mir eine Oper dafür.“

„Wir wollen ſehen.“

„Nimm Dir einen Monat, zwei, ein halbes Jahr, ſo viel Zeit Du willſt.“

„Nun denn, ein halbes Jahr.“

„Abgemacht.“

„Gehen wir ſoupiren.“

Schon von dem Abend an wurde Barbaja's Palais zu Roſſini's Verfügung geſtellt, der Eigenthümer trat völlig in den Schatten, und der berühmte Maeſtro konnte ſich wie zu Hauſe betrachten, in der ſtrengſten Bedeutung des Wortes. Alle Freunde und ſelbſt Bekannte, die er auf ſeinen Spaziergängen antraf, wurden ohne Umſtände an Barbaja's Tafel eingeladen, wo Roſſini mit der vollkommenſten Ungezwungenheit den Hausherrn ſpielte. Zuweilen klagte er auch wohl darüber, daß er nicht Gäſte genug für die Tafel ſeines Wirthes auftreiben konnte, wenn er es nämlich mit aller Mühe nicht über zwölf bis fünfzehn gebracht hatte. Dies waren die ſchlimmſten Tage.

Barbaja, ſeiner ſelbſt übernommenen Rolle als Koch getreu, erfand jeden Tag ein neues Gericht, gab die älteſten Flaſchen ſeines Kellers zum Leeren her, und fetirte alle Unbekannte, die Roſſini ihm vorzuführen beliebte, als wären ſie die beſten Freunde ſeines Vaters geweſen. Nur ein Mal ließ er unter dem Deſſert mit unendlicher Leichtigkeit und Gewandtheit ein Wort entſchlüpfen über die verſprochene Oper und über den glänzenden Erfolg, der ihr gar nicht fehlen könne. — Aber trotz aller redneriſchen Vorſicht des Impreſario machten die wenigen hingeworfenen Worte auf den Maeſtro die nämliche Wirkung, wie weiland die drei ſchrecklichen Worte bei Belſazers Feſtmahl. — Darum erging nun an Barbaja, deſſen Gegenwart bis dahin geduldet war, Roſſini's höfliches Erſuchen, künftig nicht mehr bei Deſſert zu erſcheinen.

So verliefen Monate, das Libretto war längſt fertig, und noch kein Zeichen wurde ſichtbar, daß der Komponiſt Hand ans Werk legen wolle. Den Diners folgten die Promenaden, dann die Landpartien; mit Jagen, Fiſchen, Reiten brachte der edle Maeſtro ſeine Mußeſtunden zu, aber nicht von der kleinſten Note war die Rede. Zwanzig Mal des Tages ergriffen Barbaja Wuthanfälle, Nervenzucken, die unwiderſtehlichſten Verſuchungen, einen Skandal anzufangen: und doch that er ſich Gewalt an, denn Niemand hatte wie er ſein Vertrauen auf Roſſini's unvergleichliches Genie geſetzt.

Fünf Monate lang ſchwieg er mit mehr als exemplariſcher Reſignation. Am erſten Morgen des ſechſten Monats, als er endlich einſah, daß keine Zeit mehr zu verlieren und keine Schonung mehr am Platze war, zog er den Maeſtro bei Seite:

„Ach, mein Beſter, weißt Du denn wohl, daß nicht mehr als neun nnd zwanzig Tage mehr übrig ſind zum beſtimmten Termin?“

„Zu welchem Termin?“ fragte Roſſini mit aller Verwunderung eines Mannes, dem man eine ganz unverſtändliche Frage ſtellt, weil man ihn für Jemand anders anſieht.

„Zum 30. Mai.“

„Zum 30. Mai!“ Nämliche Verwunderung.

„Haſt Du mir nicht eine Oper verſprochen, die an dieſem Tage aufgeführt werden ſollte?“

„Ah! ich — verſprochen?“

„Hier gilt es nicht, den Verwunderten zu ſpielen!“ ſchrie der Impreſario, deſſen Geduld zu Ende war, „ich habe das letzte Ziel abgewartet, weil ich mich auf Dein Genie verließ, und die unendliche Leichtigkeit im Arbeiten, die Gott Dir verliehen hat. Jetzt iſt es mir unmöglich, länger zu warten, ich muß meine Oper haben.“

„Könnte man denn nicht eine alte Oper arrangiren, und den Titel ändern?“

„Das kann Dir einfallen? und die Sänger, die ausdrücklich zu einer neuen Oper engagirt ſind?“

„Du nimmſt ſie in Strafe.“

„Und das Publikum?“

„Du ſchließeſt das Theater.“

„Und der König?“

„Du nimmſt Deine Entlaſſung.“

„Alles richtig, bis auf einen gewiſſen Punkt. Aber wenn auch weder die Sänger, noch das Publikum, noch der König mich zwingen können, mein Verſprechen zu halten, ſo habe ich mein Wort gegeben, Herr, und Demenico Barbaja hat noch nie ſein Ehrenwort gebrochen.“

„Dann iſt es ein Anderes.“

„Alſo morgen verſprichſt Du mir anzufangen?“

Digitized by Google

„Morgen ist es unmöglich, ich habe eine Fischfangpartie im Fusaro."

„Gut", sagte Barbaja, die Hände in den Taschen, wie er zu thun pflegte, wenn er seinem Zorn nicht freien Lauf lassen konnte, „wir sprechen nicht mehr davon. Ich werde sehen, welche Partie ich zu nehmen habe."

(Fortsetzung folgt.)

(Frankfurt, 3. August.) Heute haben wir einen unserer trefflichsten Mitbürger zu Grabe getragen, den Nestor unserer Aerzte, den edelen und ebenbürtigen Freund und Studiengenossen des großen Hufeland, Hrn. Dr. med. Matthias Wilhelm de Neufville. Dem überaus reichen Segen, welchen der Heimgegangene, wie als Arzt, so als Berather und Helfer und Tröster, durch eine lange Reihe von Jahren gestiftet, gebührt die wärmste und dankbarste Huldigung, und wir glauben, es den Manen des Unvergeßlichen schuldig zu seyn, daß wir sein Leben zu schildern versuchen. Statt mittels einer förmlichen Biographie, bewerkstelligen wir Das indessen ganz kurz durch die Hinweisung auf ein Akrostichon, welches dem Hochverdienten bei Gelegenheit seines fünfzigjährigen Doktorjubiläums, unter Einsendung eines Lorberkranzes, gewidmet worden war und also lautete:

„Herrn Dr. med. Matthias Wilhelm de Neufville
zum goldnen Jubeltage.
Am 27. März 1834.

Dreimal selig der Mann, dem Gott so fristet die Tage
Edelster Thätigkeit zum Heile der leidenden Brüder!
Nicht dem Helden sowohl, der glänzet im Schlachtengewühle,
Eifriger Nichts, denn rings nur Tod zu verbreiten und Elend,
Ununterbrochen bemüht, die Schläf' umkränze der Lorber!
Freudiger weihet ihn Dir, Gefeierter, heut' Hygiea!
Vielen ja rettetest Du das schwer gefährdete Leben,
Immer erheitertest Du mit Trost bekümmerte Seelen,
Labend ihr edleres Selbst mit unvergänglicher Nahrung!
Liebe, sie schwellet darum für Dich gewiß alle Herzen,
Einhellig ist ihr Gebet: Dich kröne vollendeter Segen!"

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 31. Juli.) Eine Festlichkeit eigenthümlichster Art gewährte heute vielen Tausenden von Berlinern ein höchst anmuthiges Schauspiel. Es war die Feier des 25jährigen Stiftungsfestes der vom Generallieutenant v. Pfuel gegründeten Schwimmanstalt. Selten ist wohl ein Institut so reichhaltig in den dadurch beabsichtigten Folgen gewesen als dieses. Es haben in der Anstalt seit 1817 22,361 Personen schwimmen gelernt, darunter 14,686 unentgeldlich, wobei etwa 1200 vom Civilstande, der Rest Soldaten. Außerdem aber haben sich zahllose Anstalten nach dieser ersten gebildet, und somit ist die Kunst des Schwimmens gewiß auf den beiweitem größten Theil der militairpflichtigen Bevölkerung übergegangen. Es konnte daher nicht fehlen, daß die Feier auch, abgesehen von ihrer anziehenden Form, große Theilnahme im Publikum fand. Schon um 5 Uhr Morgens versammelte man sich auf dem Kasernenhofe neben der Anstalt. Mit Musik, unter Vortragung der Fahne von 1817, wurde nach 6 Uhr auf die Anstalt marschirt; gegen 1000 Personen, mit Einschluß der 200 Schwimmer, waren zugegen. Nachdem der Sänger, Hr. Zschische, welcher zu den Hauptschwimmern gehört, eine Festrede gesprochen, und von einem andern Redner, Prof. Schott, die obigen statistischen Mittheilungen gemacht waren, wurde ein Festlied gesungen und dann dem General v. Pfuel ein dreifach donnerndes Lebehoch gebracht. Hierauf begaben sich die Schwimmer am Ufer eine Strecke stromaufwärts, um sich dort umzukleiden und eine große Schwimmfahrt in Kostümen zu unternehmen. Die eingeladenen Gäste und die vielen Tausende von Zuschauern vertheilten sich theils am Ufer, theils in zahllose größere und kleinere Gondeln, welche die Spree bedeckten. Gegen 8 Uhr begann der Schwimmzug, begünstigt durch schönes mildes Wetter und abwechselnden Sonnenschein. Ein großes reichdrapirtes, mit Tannengebüschen in einen Garten verwandeltes Fahrzeug mit Militairmusik eröffnete ihn. Ihm folgte eine Muschel, von hohem Schilf umgeben, gezogen von zwei Delphinen, auf der Neptun mit dem Dreizack in grüner Schilfkrone und langem Schilfbart thronte. Zwei allerliebste Genien standen zu seinen Füßen vorn an der Muschel im Schilf, und lenkten die wasserspeienden Delphine. Ringsum schwammen Tritonen mit Schilf- und Lilienkronen und Muschelhörnern. Die zweite Abtheilung bestand aus Indianern mit hohem Federkopfputz und Korallenhalsbändern. Dann folgten Sektionen in verschiedenen Volkstrachten, als Schotten, Neapolitaner, Wilde, alle durch die Kopfbedeckung, zum Theil durch Waffen und Attribute, z. B. Keulen, kenntlich. Einen prachtvollen Zug bildete ein auf einer großen schilf- und weinbekränzten Tonne schwimmender Bacchus mit seinen Bacchanten, die mit Weinlaub bekränzt seinem Thyrsusstabe gehorchten. Gegen den Schluß erschien auch ein Froschkönig auf hohem Schilfthrone, von grotesken Riesenfröschen umgeben, die sich kopfüber in's Wasser stürzten und die seltsamsten Gebärden und Pantomimen ausführten, unter Anderm auch lustig zechten. Ein Zug Matrosen, die von der Brücke in voller Kleidung herabsprangen, vollendete das eben so mannichfaltige als neue und höchst anmuthige Schauspiel. Viele Tausende von Zuschauern und Zuschauerinnen (da Wasser oder Kostüme Alles verhüllten, was nicht offen den Blicken preiszugeben war) begrüßten die rüstigen Schwimmer vom Ufer und aus den Gondeln her mit lautem Jubel und geschwungenen Hüten und Tüchern. Gegen eine Stunde dauerte dieser durch die buntesten, mannichfaltigsten Gestalten und frischesten Farben belebte Festzug dieser Wassermaskerade, vielleicht die erste und einzige ihrer Art. Vereint mit dem landschaftlichen Bilde, welches der dort ansehnlich breite Fluß mit seinen grünen Ufergärten, Landhäusern mit Balkons und hohen Dampfschornsteinen gewährte, bedeckt mit den Hunderten von überfüllten Gondeln, Segelbooten, kleinen Schaluppen, stellte sich das Ganze als ein überaus reiches und reizendes Schauspiel dar, dessen Eigenthümlichkeit ihm die dauerndste Aufbewahrung in der Erinnerung der Anwesenden sichert. Der Verein hat übrigens eine Medaille mit dem Bildniß des Generallieutenants v. Pfuel zum Gedächtniß dieser Feier schlagen und unter die ältesten Mitglieder vertheilen lassen.

(Frankfurt, 5. August.) Das auf heute angekündigte Concert der Geschwister Hallenstein wird, eingetretener Umstände wegen, morgen, Samstag den 6. d., stattfinden.

Korrespondenz.

Bad Langenschwalbach, 2. August.

Wenn es den Bewohnern größerer Städte angenehm ist, ihren beengenden Mauern, düstern Straßen und dumpfen Gemächern einmal zu entfliehen, die Last des monotonen Berufslebens abzuschütteln und unter blauem Himmel und grünen Bäumen freier zu athmen, wenn auf Bergeshöhen oder in lachenden Thälern ihr Geist neuer Schwung, ihr Herz neue Frische gewinnt und sie sich um ein Jahrzehnt verjüngt fühlen, so gewährt es dagegen den Bewohnern kleinerer Städte einen nicht minder reichen Genuß, wenn bei ihnen die Kunst festliche Tage bereitet, wenn sie ihre heitern Gaben spendet und wenn reisende Virtuosen bei ihnen einkehren, oder deutsche Sangesbrüder mit fröhlichen Liedern die sonst geräuschlosen Straßen beleben. Man wird gleichgültig gegen das, was man besitzt, aber man liebt, was man nur selten hat. Am 30. v. M. zog die fröhliche Sängerschaar des Frankfurter Orpheus mit Sang und Klang und wehender Fahne bei uns ein, während die festlich geschmückten Wagen, auf denen sie gekommen war, folgten. Mit herzlichen Worten wurden sie von den Schwalbachern begrüßt und eben so herzlich war ihr Dank. Solche Momente der brüderlichen Annäherung haben immer für den Beschauer, wie für die Betreffenden selbst viel Ergreifendes und wirken um so mehr, als sie den Vortheil des ersten Eindrucks für sich haben. Nach dem festlichen Einzug folgte eine kurze Gesangprobe und nach dieser eine gemeinsame Mittagstafel im Kaisersaal, bei welcher die heitere Stimmung ungestört forttönte. Abends 6 Uhr begann im Alleesaal des Hrn. Grebert das Konzert, welchem der größte Theil des hiesigen Kurpublikums und der hiesigen Musikfreunde beiwohnte, so daß das geräumige Local mit Zuhörern angefüllt war. Unter Leitung des Direktors des Frankfurter Orpheus, des Hrn. Jungmann, und unter Mitwirkung des neu begründeten Schwalbacher Gesangvereins ertönten frisch und kräftig, präzis und abgerundet, jene schönen vierstimmigen Männergesänge, die alle Herzen so mächtig berühren und aus denen Freundschaft und Liebe, Vaterland und Freiheit, Kraft und Männerwürde, Frühling und Schönheit uns entgegen blühen, jene Gesänge, die mit Recht zu den herrlichsten Spenden unserer vaterländischen Kunst gezählt werden dürfen. Zwischen den verschiedenen Abtheilungen derselben sang Hr. Jungmann mit schöner, klangvoller Tenorstimme und tief empfundenem Vortrag mehrere Lieder, deren letzteres namentlich mit stürmischem Applaus aufgenommen wurde und spielte Hr. J. B. André Variationen für das Pianoforte von Thalberg. Hr. C. Riesstahl trug, accompagnirt von Hrn. Musiklehrer Horr aus Frankfurt, eine seiner neuesten Compositionen vor. Das brillante Spiel, die Sicherheit, womit er die technischen Schwierigkeiten überwand, der geschmackvolle Vortrag errangen einem Künstler, dessen Namen in der musikalischen Welt bereits ehrenhaft bekannt ist, lebhaften Beifall. Bei heiterer Geselligkeit wurde im Saale des russischen Hofes unter Gesang und passenden Toasten der erste Tag auf's angenehmste beschlossen. Nachdem am folgenden Morgen die Sänger sich das bunte Badeleben mit seinen wechselnden Gruppen und Staffagen beschaut, nachdem sie einen labenden Trunk aus unseren Mineralquellen gekostet und die schattenreichen Buchen- und Lindenalleen, wie auch die besonnten Thalwege der Brunnenumgebung, durchwandert hatten, vereinigte man sich zu einem Ausflug nach den Ruinen des Schlosses Hohenstein. Dies zerfallene Schloß, umringt von waldigen Höhen und Felsengelüfte, seine hier eingestürzten, dort noch hoch empor ragenden Mauern und Thürme, das wild wuchernde Gesträpp und der sich empor rankende Epheu, die schwindelnde Tiefe umher und das vom Wind bewegte flüsternde Buschwerk, über dem Ganzen des Himmels weite blaue Wölbung und der Morgensonne goldener Strahl, dies Alles machte einen poetischen Eindruck. Als nun ein Theil der Sänger, welcher die Zinnen eines Thurmes erstiegen hatte, das schöne Quartett anstimmte: „Das ist der Tag des Herrn", als die harmonischen Klänge von Fels zu Felsen flossen, da ward es still und feierlich und Alles schien andächtig zu lauschen. Dieser Moment war tief ergreifend und begeisterte einen Anwesenden zu einer warm empfundenen Rede über die Erhabenheit der Natur und die Herrlichkeit der Kunst, welche beide nie altern, sondern in ewiger Verjüngung fort leben und wirken, während Anderes, was Menschen geschaffen, zerfällt und fortgerissen wird vom Strome der Zeit. Wie schön, wann in solchen Weihestunden wir unserer edlen Natur ganz bewußt werden und wann alle Lebenspulse schlagen in freudiger Aufwallung! Die Erinnerung an diese Stunde, wohl die schönste unseres kleinen Festes, wird uns immer werth bleiben. — Nach der Mittagstafel im Kaisersaal versügte sich die Sängerschaar, von vielen Bewohnern Schwalbach's begleitet, nach den Ruinen von Adolphseck, wo sich auch viele Kurgäste einfanden. Unter Sang und Klang, fröhlicher Geselligkeit und Naturbetrachtung enteilten die Stunden und kurze Regenschauer, die mitunter herabfielen, vermochten es nicht, die gute Laune zu stören. Als aber die Bäume und Felsen längere Schatten warfen, als abendliche Nebel über dem Wiesengrunde schwammen, da ordnete man sich zum Rückzug. In Schwalbach angekommen, ging derselbe durch den größten Theil der Stadt, unter Vorantritt unserer Kurmusik und mit flatternder Orpheusfahne. Die Sänger trugen farbige Laternen und hatten sich mit Eichenlaub geschmückt. Dieser Laternenzug, während dessen auf einer Anhöhe ein stattliches Feuerwerk abgebrannt wurde, gefiel sehr und nahm sich besonders aus einiger Entfernung schön aus. Die mit Zuschauern aus allen Ständen belebten Straßen, das bunte, fröhliche Gedränge, das phantastische Leuchten und Funkeln der Laternen, der festliche Gesang und das Jubelrufen der Anwesenden, dabei eine schöne, sternenhelle Nacht und eine wahrhaft erquickende Luft, dies Alles machte einen poetischen Eindruck und muß als ein schöner Moment bezeichnet werden. Beim Alleehause angelangt, wurde der Zug mit Jubel abermals begrüßt, und als nun die farbigen Lämpchen erloschen, da schien man solches wahrhaft zu betrauern und hätte gerne dies Schauspiel noch einmal beginnen gesehen. Eine Abendtafel und ein Ball machten den Schluß der beiden festlichen und genußreichen Tage, deren Erinnerung uns lieb und werth bleiben wird. — So hat der günstige Einfluß der Kunst und des Gesanges sich abermals, wenn auch auf anspruchlose, doch auf höchst freundliche Weise bewährt! Wir haben uns durch ihn nicht nur von neuem mit dem edeln deutschen Männergesang befreundet und an seinen harmonischen Klängen erfreut, sondern auch neue Lust und Liebe für dessen Pflege gewonnen, wir haben nicht nur im traulichen Austausch von Gedanken und Empfindungen uns brüderlich einander genähert, sondern auch unseren geehrten Badegästen vergnügte Stunden bereitet. Schließlich haben wir nun für die treffliche Leitung und Anordnung des Ganzen dem hiesigen Festcomité, welches seine Aufgabe zur allgemeinen Zufriedenheit gelöst hat, den Mitgliedern des Frankfurter und Schwalbacher Orpheus und den mitwirkenden Künstlern herzlich zu danken, wie auch ganz besonders Hrn. Jungmann, dessen treffliche musikalische Leitung und rühmlichen Eifer wir nach Verdienst anerkennen und zu würdigen wissen. Möge im folgenden Jahre ein ähnliches Fest uns Alle froh und gesund wieder vereinigen! —

Frankfurt, 4. August.

In dem Garten des Blumengärtners Hrn. Joh. Carl Müller in Bornheim befindet sich gegenwärtig eine von ihm erzogene Melone, welche 20 Pfund schwer ist, und wegen ihrer außerordentlichen Größe als ein sehr seltenes Exemplar bewundert zu werden verdient. Auch hat derselbe die schönsten Gurken von 4 Pf. Schwere und von 2½ Schuh 19 Zoll Länge herangezogen. Es zeugen diese Früchte in seltener Größe und Schönheit jedenfalls von einem aufmerksamen Fleiße des Gärtners.

Theater-Anzeige.

Montag, 8. August. (Zum Vortheil für Hrn. und Mad. Weidner und zum Erstenmale): Der Sohn der Wildniß, romantisches Drama in 5 Abtheilungen, von Friedrich Halm. — Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 216. Sonntag, den 7. August 1842.

Der deutsche Veteran.

Zum Jubiläum fünfzigjährigen Dienstes in der k. k. österreichischen Armee von Graf Leiningen.

Wir rufen: Ehre dem Soldatenstande!
Er sey der Achtung jedes Wackern werth!
Er ist ein Schild dem theuern Vaterlande,
Er ist ein Schutz für Weib und Kind und Herd,
Er gibt den Frieden uns zum Unterpfande:
Die Feinde scheuen das gezückte Schwert.
D'rum Ehre, hohe Ehre dem Soldaten,
Der Eintracht Hort und segensvoller Saaten!

Doch lauter rufet: Ehr' dem Veteranen,
Ergraut für Fürst und Volk im heil'gen Kampf,
Der muthbeseelet unter seinen Fahnen
Dem Tod getrotzt in heißem Pulverdampf,
Der kühn voranschritt auf des Ruhmes Bahnen!
Geschütz-Donner, Rosses-Huf-Gestampf
Als Schlachtmusik, Dragoner-Schwerter-Klirren
Und Flintenkugeln um die Ohren schwirren.

Da mag sich, auf dem blut'gen Schlachtgefilde,
Des Mannes Muth, des Mannes Werth bewähr'n.
Kaltblütig steht er jedem Schreckensbilde.
Die Schlacht mag weinen ihre ehr'nen Zähr'n,
Der Kriegsgott rasseln mit dem furchtbar'n Schilde,
Bellona Tod und Grausen rings gebähr'n —
Der Tapf're stürmet voran über Leichen,
Zu siegen oder ruhmvoll zu erbleichen.

Doch der dort oben über Wolken thronet
Und jedes Menschen Haupthaar hat gezählt,
Der das Verdienst auf Erden schon belohnet,
Er hat sich manchen Helden auserwählt;
Daß er ein Greis bei seinen Freunden wohnet,
Die Brust vor'm Pfeil des Todes ihm gestählt.
Wir aber soll'n Ehrfurcht dem Heldengreise
Und schau'n auf jene Zeit zurück, die heiße.

Es lebt am heut'gen Tag in unsrer Mitte
Ein solcher Heldengreis, ein Ehrenmann,
Der beigewohnet jenem großen Ritte,
Wo mancher blut'ge Tropfen Schweißes rann,
Der mitgekämpft nach ächter Rittersitte
Und von der Völkerschlacht erzählen kann,
Der mitgewürfelt um die blut'gen Loose
Und nun auf Lorbeer'n ruht im Friedensschooße.

Ein halb Jahrhundert sank in's Meer der Jahre,
Seit er geleistet seinen Kriegereid.
Als Jüngling folgt' er jubelnd der Fanfare —
Die Welt lag aufgeschlossen groß und weit.
Jetzt als ein Greis mit würd'gem Silberhaare
Empfängt er den Tribut von unsrer Zeit;
Wir rufen: Heil dem wackern Veteranen!
Heil Deutschlands Helden! Heil den deutschen Fahnen!

Mainz. Ph. Walburg Kramer.

Der Freiersmann.

Erzählung von S. Maclea.

(Fortsetzung.)

Frau Schlägauf, welcher der Schrecken in die Glieder gefahren war, wankte ihrem Sohne nach, indem sie kläglich winselte: „Ach, Du mein lieber Heiland, Du mein Gott, habe ich Das um Dich verdient! Was hilft es mir nun, daß ich jeden Sonntag meine milde Hand aufgethan habe, um mein Scherflein in den Opferstock zu legen? Was hilft es mir, daß ich den lahmen Christoph täglich mit Suppe und Kartoffeln traktirt habe? Ach, Du lässest mich dafür elendiglich verderben, statt mir diesseits und jenseits zu lohnen."

„Siehst Du nun, Mutter, wie unglücklich unser Kind hätte werden können, wenn es nach Deinem Kopfe gegangen wäre; wenn man blos nach dem Gelde, und nicht auch nach dem Herzen sieht," sagte Vater Span mit vorwurfsvollem Ton zu seiner Frau, nachdem die honorable Sippschaft das Haus verlassen hatte.

Das laute Winseln und Jammern der forthumpelnden Frau Schlagauf lockte Wilhelm aus seiner Kammer herab; neugierig

Digitized by Google

trat er in die Stube, um zu erfahren, was sich zugetragen habe. Mit Verwunderung vernahm er das Geschehene. Er konnte sich einer heimlichen Freude nicht erwehren, denn sein Käthchen war ja nun des verhaßten Freiers erledigt, und die fast verdrängte Hoffnung konnte sich wieder auf's neue breit machen in seinem Herzen. Aber daß sein Geschick sich eben so schnell, und zwar zu seinem Glück, wenden würde, wie sich das seines Nebenbuhlers zum Unglück gewendet hat, das hätte er kaum zu ahnen gewagt.

Der Amtsdiener Greif trat herein, aber nicht mit der finster wichtig gravitätischen Miene, welche sonst diese Leute bei ihren Funktionen und amtlichen Vorladungen zur Schau zu tragen pflegen, sondern mit sehr heiterer Stirne und einem freundlich verzogenen Mund.

„Vetter Wilhelm, Du hast Morgen früh um zehn Uhr auf dem Amt zu erscheinen, und zwar bei Herrn Landrichter," waren des Themisdieners verhängnißvolle Worte.

Die Tischlerfamilie konnte nicht begreifen, was Wilhelm bei'm Landrichter zu thun haben könne, wenn es nicht um einer schlimmen Ursache willen sey, und doch war Wilhelm ruhig und heiter, wie das gute Gewissen, und der Amtsdiener, dessen Gesicht bei unerwarteten Vorladungen immer als Barometer gelten konnte, war äußerst freundlich.

„Wißt Ihr nicht, Vetter, was der Wilhelm droben soll?" fragte der alte Span den Abgesandten der Gerechtigkeit.

Greif zog wichtig die Augenbraunen in die Höhe und ließ die ausgestreckte Rechte gravitätisch auf dem gelben Bambusrohr ruhen. „Vetter, das darf ich Euch nicht sagen; mein Amt, meine Pflicht erlaubt's nicht; ich bin ein geschworner Mann. Aber das darf ich Euch sagen: eingesteckt wird Wilhelm nicht; contrair: es wird ihm was Angenehmes arriviren."

Wilhelm ging ein Licht auf. „Vetter Greif, Du bekommst einen blanken Thaler von mir, wenn Du sagst, was es ist, und zwei Thaler, wenn es das ist, was ich vermuthe," rief er in freudiger Spannung.

Der geschworne Mann ward schwankend, obgleich sein Chef ihm eigens das Ausplaudern untersagt hatte. „Im Grund genommen, warum soll ich die zwei Thaler nicht verdienen?" überlegte er im Stillen; „ein Staatsgeheimniß ist es nicht, ein Fall kriminalicher auch nicht; die zwei Thaler aber thäten mir wohl — ich will's ihm sagen."

Die Familie umstand mit gesteigerter Neugierde den Amtsdiener, bis er mit sich in's Reine gekommen war.

„Ich will Dir was sagen, Wilhelm," hob Greif nach einer kurzen Pause der Ueberlegung an: „Du weißt, ich habe immer viel Regard für Dich gehabt, denn wir sind Untergeschwisterkinder, nämlich der alte vorvorletzte Amtsdiener Krackelbein selig war mein und Dein Urgroßvater. — Verstanden? Wir sind also ganz nahe Verwandte. Deshalb, und nicht wegen der lumpigen zwei Thaler, die Du mir giebst, will ich Dir auch sagen, was droben auf dem Amt Deiner wartet; aber ein Hundsfott, der mich verräth! Der Herr Landrichter ließe mich's wenigstens acht Tage auf dem Brod fressen, wenn er merkte, daß ich ausgeplaudert hätte."

„Aber in Kuckucks Namen, schießt doch ein Mal los!" fuhr der sonst so gleichmüthige alte Span heraus.

„So hört. Diesen Morgen bekamen wir mit der Post zwei Schreiben von München. Das eine war dünn, das andere dick. In dem dünnen stand, daß der Jude Salemon falsches Geld gemacht hat, und der Spezereikrämer Schlagauf sein Helfershelfer ist, den so eben die Gensdarmen auf der Straße attrapirt und in Arrest gebracht haben; in dem andern Schreiben aber lagen für 500 Thaler Kassenscheine, die durch das Landgericht dem Tischlergesellen Wilhelm Redlich von Lerchenhain zugestellt werden sollen. — Verstanden?"

„Fünfhundert Thaler! — Juhheh! Nun ist Käthchen mein!" rief Wilhelm im Ausbruch der höchsten Freude, und drückte das Mädchen ohne Umstände an die Brust.

„Kommen die fünfhundert Thaler von der alten Tante in München?" fragte Vater Span.

„Nein," erwiederte Greif, „sie kommen von einem Herrn mit einem ganz kauderwelschen Namen; ich glaub', es ist ein Franzos. Das Geld ist eine Gratifikation, das heißt nämlich eine Belohnung, für den Wilhelm."

„Eine Belohnung für den Wilhelm? Ei, wofür denn?"

„Na, das wird er Euch wohl am besten selbsten erklären können. Ich habe noch im Schlagauf'schen Hause zu thun, und muß jetzt fort."

„Also, Wilhelm, und Ihr, Vetter Span, mit den Eurigen, reinen Mund gehalten über das, was ich Euch anvertraut habe. Und vergiß nicht morgen die zwei Thaler, Wilhelm. Adjes beisammen." Nach diesen Worten verließ Greif die Familie, auf deren Gesichtern, bis selbst auf die Mutter Eva, große Heiterkeit verbreitet lag.

(Schluß folgt.)

Barbaja und Rossini.

(Fortsetzung.)

Abends speisete Rossini mit trefflichem Appetit, und machte der Tafel des Impresario alle Ehre, die Erörterung von heute früh schien vergessen. Beim Weggehen befahl er seinem Bedienten ernstlich, ihn mit Tagesanbruch zu wecken, und ihm eine Barke nach dem Fusaro in Bereitschaft zu halten. Dann überließ er sich dem Schlafe des Gerechten.

Am andern Morgen läuteten schon die fünfhundert Glocken der frommen Stadt Neapel, und noch hatte Rossini's Bedienter sich nicht sehen lassen; die Sonne schien durch die Fenstervorhänge, Rossini sprang auf, rieb sich die Augen, und klingelte: die Klingelschnur blieb ihm in der Hand. Er rief durch das Fenster, das in den Hof ging: das Palais blieb stumm, wie ein Serail. — Er rüttelte an der Zimmerthür: sie gab nicht nach, sie war von Außen fest verwahrt.

Jetzt rannte Rossini wieder ans Fenster, und fing an, nach Hülfe zu heulen, über Verrath, über Auflaurer! Aber nicht einmal den Trost hatte er, daß das Echo seine Klagen beantwortete, Barbaja's Palais war das taubste Gebäude, das es auf der Welt geben kann. Aus dem vierten Stockwerk hinunter zu springen, diese Idee — zu Rossini's Ehre sey es gesagt — kam ihm auch nicht einen Augenblick zu Sinne.

Nach einer guten Stunde zeigte sich endlich Barbaja's baumwollene Mütze an einem Fenster des dritten Stockwerks. — Rossini hatte gute Lust, einen Ziegel nach ihm zu werfen, doch begnügte er sich mit Verwünschungen.

„Wünschen Sie etwas?" fragte der Impresario pfiffig.

„Den Augenblick soll man mich herauslassen."

Digitized by Google

„Wird geschehen, wie Ihre Oper fertig ist."

„Das ist eine willkürliche Freiheitsberaubung."

„Willkürlich so viel Sie wollen, aber ich muß meine Oper haben."

„Ich beklage mich bei allen Ihren Künstlern, und wir werden sehen." —

„Ich nehme sie in Strafe."

„Ich zeige es dem Publikum an."

„Dann schließe ich das Theater."

„Ich gehe bis zum König."

„Dann nehme ich meine Entlassung."

Rossini merkte, daß er in seinem eigenen Netze gefangen war. Als Mann von Kopf änderte er schnell Ton und Manieren, und sagte ganz ruhig:

„Ich lasse den Scherz mir gefallen, und bin nicht böse darüber, aber darf ich nicht wissen, wann ich meine Freiheit wieder erhalte?"

„Wann ich die letzte Scene der Oper in der Hand habe", erwiederte Barbaja, seine Mütze abziehend.

„Gut, lassen Sie heute Abend die Ouverture abholen."

Abends überbrachte man Barbaja richtig ein Musikheft, worauf mit großen Buchstaben geschrieben stand: Ouverture zu Othello."

Barbaja's Salon war voll musikalischer Celebritäten, wie er die erste Zusendung von seinem Gefangenen erhielt. Man setzte sich sogleich ans Piano, man trug das neue Meisterwerk vor, und wurde darüber einig, daß Rossini mehr als ein Mensch sey, daß er, Gott ähnlich, ohne Mühe und Arbeit, bloß durch die Macht seines Willens erschaffe. Barbaja, fast wahnsinnig über sein Glück, riß das Stück den Bewunderern aus der Hand, und schickte es in die Schreibstube.

Am nächsten Morgen erhielt er ein zweites Heft, überschrieben: „Othello, erster Akt"; auch dieses wurde den Kopisten übergeben; nach drei Tagen war die Partitur zu Othello abgeliefert und kopirt.

Der Impresario kannte vor Freude sich nicht mehr, er fiel Rossini um den Hals, er entschuldigte sich auf's rührendste und herzlichste wegen des Kunstgriffes, zu dem er genöthigt gewesen, und bat ihn, seinem Werke die Krone dadurch aufzusetzen, daß er den Proben selbst beiwohnen wolle.

„Ich werde selbst zu den Sängern gehen", sagte Rossini hingeworfen, „und ihre Partien ihnen einstudiren. Die Herren vom Orchester will ich die Ehre haben, bei mir zu empfangen."

„Nun wohl, Lieber, Du kannst Dich mit ihnen verständigen. Meine Anwesenheit ist nicht nothwendig, ich werde Dein Meisterwerk bei der Generalprobe bewundern. Aber noch einmal, verzeihe mir, was ich gethan habe."

„Kein Wort mehr davon, oder ich werde böse."

„Also bei der Generalprobe."

„Bei der Generalprobe."

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Köln, Ende Juli.) Unser wackere Direktor Spielberger hat sich ein neues Recht auf unsere Dankbarkeit erworben, indem er uns Mad. Schodel, erste Sängerin des deutschen Theaters in London, wo sie mit ungetheiltem Beifall gesungen, vorführte. Sie trat zwei Mal als Valentine in den Hugenotten, ein Mal als Jüdin und als Lucretia Borgia auf, und riß das zahlreich versammelte Auditorium stets zu den rauschendsten Beifallsbezeugungen hin. Wir werden die Freude haben, sie zur Zeit der großen Herbst-Manövres wieder auf einige Zeit zu besitzen, worauf alle Opernfreunde sich schon im voraus freuen. Dem Vernehmen nach wird dieselbe sich in der Zwischenzeit auf einen Cyclus Gastrollen nach Wiesbaden begeben.

Die allerliebste Oper von Donizetti: „Die Regimentstochter" wurde vergangenen Mittwoch in Wiesbaden mit großem Beifall aufgenommen. Mad. Schumann, die als Gast die Marie gab, trug viel zum Succes dieser Oper bei, und wurde nach mehrfach lebhaftem Applause mit Hrn. Gerstel (Sergeant Sulpice) von einem zahlreich versammelten Publikum hervorgerufen. Eben so wurde der Kapellmeister Eisfeld nach langer Krankheit rauschend empfangen, und das Orchester zu einer Interade veranlaßt. Dieser Empfang aber steht mit dem Gerüchte in Widerspruch, daß Hr. Eisfeld in Folge von Differenzen, die durch den Uebergang der Hofkapelle in das Theater-Orchester entstanden, seinen Abschied erhalten habe. Denselben Gerüchten nach sollen noch ferner Mad. Keßlern-Münch, Dem. Seeland, Frau v. Schauroth und die HHn. Stritt, Meisinger und Christen die Wiesbadener Bühne verlassen. Da aber diese Künstler unter diejenigen Mitglieder gehören, die im Publikum das meiste Interesse erregen, so dürfte ihr Abgang einen höchst nachtheiligen Einfluß auf das künftige Abonnement äußern, das mit dem ersten September beginnt. Man hofft jedoch, daß diese übrigens sehr verbreiteten Gerüchte aus der Luft gegriffen sind.

(Mosbach, im Großherzogthum Baden, 30. Juli.) In der Nacht von vorgestern auf gestern kam beim hiesigen Amt die Nachricht ein, daß der Jäger des Grafen von Helmstädt zu Hochhausen, Forstpraktikant Oßner, durch mehrere Schüsse verwundet auf dem Finkenhofe liege. Obgleich nun der Finkenhof zum hessischen Gebiete gehört, wurde doch sogleich Jemand dahin beordert, wodurch man folgendes Nähere erfuhr und damit abermals den Beweis erhielt, daß Wilderei meist zum Verbrechen führt: Am Abend des 28. ging Oßner vom Finkenhof aus in den Wald auf den Anstand, hatte jedoch kaum tausend Schritte gemacht, als er zwei Schrotschüsse in den Leib erhielt, ohne daß er Jemanden sah und hörte; der eine Schuß ging in den linken Arm und Schenkel, der andere in den Bauch. Nach dem ersten Schuß that Oßner noch einen Sprung über einen Busch, was einen Leistenbruch herbeiführte und ihm beim Verband große Schmerzen verursachte. Den zweiten Schuß erhielt er, als er eben an eine Birke getaumelt war und jetzt sah er einen Mann mittlerer Größe in leinenem ländlichem Gewand mit großem Hut, eine Flinte in der Hand, davoneilen. Schnell feuerte er sein Gewehr auf denselben ab, glaubt aber nicht, ihn getroffen zu haben. Der Verdacht dieser That fiel auf Leute aus Kälbertshausen, welche schon früher im Gerüchte als Wilderer standen. Vorgenommene Haussuchungen bestärkten diesen Verdacht und führten die Verhaftung des Gemeindeverrechners herbei, bei dem man eine frischabgefeuerte Doppelflinte fand, und den Oßner früher schon Nachts im Wald getroffen und dort Streit mit ihm gehabt hatte. Oßner befindet sich in sorgfältiger ärztlicher Behandlung, und man hofft, ihn zu retten.

trotz dem, daß der Schuß in den Bauch tief eingedrungen ist und man hier allein 29 Schrote herausbrachte.

Das Baselandschaftliche Volksblatt macht sich aus Anlaß des eidgenössischen Schützenfestes zu Chur lustig über „das viele Reden, gegenüber den kleinmunzigen Thaten.“ Das Reden und Predigen scheine besonders am diesjährigen Feste in eine wahre Krankheit ausgeartet gewesen zu seyn, von welcher nur wenige unangesteckt blieben. „Jeder fühlte sich gedrungen, den Mund zu öffnen, es mochte Sinn oder Unsinn herauskommen, und die Buchdruckereien waren in Verlegenheit, woher sie genug Papier nehmen sollten, um alle Reden im Druck herauszugeben. Zum Beweis des Gesagten diene ein Toast, welchen der in Bern wohnende Schreinermeister Lorenz von Basel ausbrachte, und der nach dem Schützenbülletin wörtlich lautete: „„Thüre Aidgenossen, Fründe, Brüder! Und i nimes! — und i brings! bi dem fyrliche Alos! wo! — nit nur dorum! — sondere au deßwege! — und nit allei deßwege! sondere au derowege! — i bi bewegt! — und! es goht mer z'Herze! — denn! i waiß, — und, ihr Alli wisse, — daß, — jo, — i gitrau me'rs z'sage, — daß, — indem wir Alli, das scheni Band umschlunge; — Kummer und Verdruß, — Alles isch furt, ihm allei verdanke mer's, — und, — erkenne mer jo Alli, wer wurd nit mit mir? — denn! — i bi fest überzigt, mir Alli hend en, und er isch's, und er blibt's! — unser aidgeneschi Fahne! — in Kopf und Herz! Darum! — thürste Fründ und Aidgenossen, trink en! und i kan ni anderst! — und mit tiefer Rierung! — und der Grund! — und dorum! Vivat ho! und noemal ho! — und abermal ho! —““

(Kreuznach, 1. Aug.) Wer noch vor einem Jahrzehnt den Rheinstrom bereisete, um sich an den wundervollen Naturschönheiten des reichgesegneten Stromes zu ergötzen, dachte wohl nicht daran, einen Abstecher in das Nahethal zu machen, das ihm kaum dem Namen nach bekannt seyn mochte. Jetzt ist es anders geworden, und eine Menge Fremder strömt auch dieser reizenden Gegend zu, besonders seitdem unsere Bäder die verdiente Anerkennung gefunden, und Kreuznach selbst zu einem lieblichen Sammelpunkt und Aufenthaltsort von Gästen aus der Nähe und Ferne geworden. In dem sonst so öden Städtchen regt sich jetzt ein geschäftiges Leben; jedes Jahr ruft neue Verschönerungen hervor, und Gewerbfleiß und Verkehr gewinnen zusehends. Die elfte Kurliste, die gestern ausgegeben wurde, zählt bereits 1896 Kurgäste und 120 durchgereis'te Fremde.

Korrespondenz.

Bacharach, 30. Juli.

Die Didaskalia (Nro. 207) brachte uns einen Korrespondenzartikel aus Lorch, dessen Verfasser den Korrespondenten der Rhein- und Moselzeitung, welcher das am 16. d. M. in Lorch stattgehabte Brandunglück berichtete, hinsichts dessen am Schlusse gemachten Bemerkung: „daß Bewohner von Lorch sich lästig bei dem Brande zeigten und an verschiedenen Stellen unzeitige Witze über die Helfenden sich erlaubten“, angreift, und diese gemachten Vorwürfe hart und ungerecht nennt. Wenn der Verfasser des fraglichen Artikels aus Lorch den in der angeführten Bemerkung gebrauchten Ausdruck: „Bewohner von Lorch“ auf diese alle ohne Ausnahme bezieht, so ist man hierdurch gerne bereit, diesen Punkt dahin zu berichtigen, daß einzelne Personen, namentlich der Hr. Kaplan von dort, sich sehr thätig zeigten. Dagegen aber, daß derselbe die den Lorchern gemachten Vorwürfe für hart und ungerecht hält, muß von hier aus gradezu das Gegentheil behauptet werden, welche Behauptung man sogar beweisen könnte, doch solche Beweise zu führen, ist hier der Ort nicht; indessen, da die Winke verstanden worden sind, so werden gewiß in Zukunft solche Aergernisse — sollten sie auch, wie bei uns, durch strengeres Eingreifen der Polizei beseitigt werden — nicht mehr vorkommen; und hat der Berichterstatter seine Absicht, die um so weniger dahin gerichtet seyn konnte, die Helfenden abzuschrecken, da man von Fremden — besonders diesseitigen — nur solche bemerkte, die, wo Noth vorhanden, alle andern Rücksichten vergessen und helfen, vollkommen erreicht.

Das traurige Schicksal, welches vor einiger Zeit über unsere Schwesterstadt Hamburg herein gebrochen war, hat, nach vielfach bestätigten Wahrnehmungen, das Publikum hiesiger Stadt und Gegend zu sehr und nachhaltig in Anspruch erhalten, als daß die unterzeichnete Kommission für Erbauung eines Hauses auf dem Feldberge hoffen dürfte, die Wiederaufnahme der Sammlungen zum Behufe der Realisirung gedachten Projectes von einem günstigen Erfolge begleitet zu sehen. Sie hat daher beschlossen, jene Sammlungen erst in kommendem Frühjahre, unter hoffentlich günstigeren Umständen, wieder aufzunehmen. Ueber das, was bisher in der berührten Sache geschehen, welche Beiträge vorläufig eingegangen sind u. s. w., wird die Kommission unter gleichzeitiger Vorlage der bereits angefertigten Risse öffentlichen Bericht erstatten. Sie ladet daher alle diejenigen, welche an dem Unternehmen in irgend einer Weise Antheil nehmen, insbesondere aber diejenigen Taunusfreunde, welche der Sache in der am 5. Febr. d. J. abgehaltenen Zusammenkunft den ersten Anstoß gaben, dann aber die Mitglieder des physikalischen und geographischen Vereins und überhaupt aller, für die Beförderung von Wissenschaft, Kunst und Geselligkeit bestehenden Gesellschaften, so wie endlich die Mitglieder der in der Umgegend für den Bau des Feldberghauses in Anregung gebrachten Comité's ergebenst ein, sich Dienstag den 23. August, Abends 8 Uhr, im Lokale der Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und deren Hülfswissenschaften zu einer deßfallsigen allgemeinen Versammlung recht zahlreich einzufinden. Zugleich ersucht die Commission alle Architekten und Bauverständige, welche Risse (über deren Erforderniße Hr. A. Ravenstein, B 110, Seilerstraße, nähere Auskunft zu ertheilen bereit ist) für den projectirten Bau zu fertigen die Güte haben wollen, solche, wo möglich, noch vor dem 23. August gefälligst einzuliefern, so wie sie bis dahin einlaufende sonstige Mittheilungen in Bezug auf das Unternehmen für ihre Berichterstattung mit Vergnügen entgegen nehmen und benutzen wird.

Frankfurt a. M., 5. August 1842.

Die Kommission für Erbauung eines Hauses auf dem Feldberg.

Auflösung des Räthsels in Nro. 213.

Der Telegraph.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 7. August. Der Schwur, oder: Die Falschmünzer, komische Oper in 3 Abth., Musik von Auber.

Montag, 8. August. (Zum Vortheil für Hrn. und Mad. Weitner und zum Erstenmale): Der Sohn der Wildniß, romantisches Drama in 5 Abtheilungen, von Friedrich Halm. — Abonnement suspendu.

Redakteur: L. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 217. Montag, den 8. August 1842.

Der Freiersmann.

Erzählung von E. Maclea.

(Schluß.)

„Erklär' mir, Wilhelm, wie hängt das zusammen mit Dir, dem Franzosen und den fünfhundert Thalern?" war Span's erste Frage, als sich der Amtsdiener entfernt hatte.

„Das will ich Euch sagen, Meister," erwiederte der Geselle. „Auf meinem Weg nach München, als ich noch zwei Stunden von der Stadt entfernt war, da hatte ich beinahe eine Reisekutsche eingeholt, die langsam vor mir herfuhr; ein vornehm gekleideter Herr, wahrscheinlich des vielen Sitzens in der Kutsche müde, schlenderte gemächlich neben her. Ich war der Kutsche schon ziemlich nahe, als sie plötzlich still hielt und der Herr wieder einstieg; doch im Einsteigen entfiel ihm etwas aus der Brusttasche, das er nicht bemerkte. Ich lief hinzu, und fand eine schöne Brieftasche. Vergebens rief ich nun dem Kutscher, daß er halten solle; er hatte seine Pferde bereits in einen scharfen Trab gesetzt und hörte mich nicht mehr. Ich lief noch eine Weile nach, und rief und schrie; doch als es mir nichts half, ließ ich ab und blieb zurück. Jetzt betrachtete ich meinen Fund genauer, und fand in der Brieftasche, außer mehreren französisch geschriebenen Briefen und Papieren, eine Anzahl Banknoten und Kassenscheine, im Werth von einigen Tausend Thalern. Einige Minuten schwankte ich wohl, ob ich nicht den Fund für mich behalten solle, da ich das Geld gerade am nöthigsten hätte brauchen können; allein zum Glück fiel mir noch zur rechten Zeit ein, daß ich alsdann einen schlechten Streich begehen, und der auf unrechte Weise erworbene Mammon mir keinen Segen und kein Gedeihen bringen würde. Ich resolvirte mich daher kurz, die Brieftasche sammt ihrem Inhalt der Polizeibehörde in München abzuliefern, durch die sie am sichersten wieder zu ihrem Eigenthümer gelangen konnte. Ich that es, ehe ich noch die alte Tante aufgesucht hatte, und dachte in meinem Sinn: wenn der vornehme Herr das Seinige unversehrt zurück erhält, so wird vielleicht für den ehrlichen Finder auch Etwas abfallen. Nun, der Herr hat seine Brieftasche wieder, wie ich jetzt weiß, und läßt mir einen so großen Lohn zukommen, wie ich mir ihn nie geträumt hätte. Fünfhundert Thaler! — Meister, heh! bin ich nicht ein gemachter Mann? Bin ich jetzt Euer Käthchen werth? Was meint Ihr, Meister, Frau Meisterin; wollt Ihr mir nicht Käthchen zum Weib geben? Bin freilich nicht so reich wie der Krämer Schlagauf; aber was mir das Glück beschеert hat, habe ich redlicherweise verdient."

Käthchen betrachtete ihren Wilhelm mit Blicken, wie sie ihn noch nie betrachtet hatte; stolz hob sich ihre jungfräuliche Brust, denn sie hielt sich in diesem Augenblick mit Recht für das beneidenswertheste Mädchen der Stadt; das Span'sche Ehepaar sah sich einige Minuten schweigend an.

„Wie ist's, Käthe," fragte Vater Adam seine Tochter, „ist das der rechte Freiersmann? Willst Du ihn heirathen?"

Diese Frage jagte hohe Gluth auf Käthchens Wangen und Stirne; doch unbedenklich gab sie durch ein seliges Lächeln und ein stummes Kopfnicken ihre Beistimmung.

„Was meinst Du, Eva," fragte nun der alte Tischlermeister nicht ohne Rührung seine Frau, „sollen wir dem Wilhelm unser Mädel geben oder nicht?"

Die schlichte Bürgersfrau, durch die jüngste Erfahrung umgestimmt, erwiederte nach kurzem Ueberlegen in sehr weichem Ton, den man sonst an ihr nicht gewöhnt war: „Es ist wahr, der Wilhelm ist ein kreuzbraver Mensch, ein seelenguter Junge — meinetwegen! ich gebe Euch meinen Segen von ganzem Herzen."

„Da hast Du sie denn! Liebt Euch, heirathet Euch und macht Hochzeit so bald als möglich," sagte nun Vater Span, und führte seine Tochter dem jungen Manne in die Arme.

„Weiß Gott, Ihr seyd ein Goldmeister, eine allerliebste Meisterin!" jubelte der Glückliche, und drückte seine schöne junge Braut fest an die Brust.

Meister Span nahm jetzt seine Frau am Arm. „Komm her, Alte, mit Dir habe ich noch ein Wörtchen insbesondere zu reden, was die jungen Leute mit anhören sollen," sagte er, indem inniges Vergnügen aus seinem gefurchten Antlitz strahlte.

„Was hast Du denn noch, Adam?"

„Sieh, Evchen, als ich Dich vor dreißig Jahren heirathete, da hatte ich Dich lieb — ja, freßlieb."

Frau Eva sah ihren Mann groß an.

„Nu, nu, ich habe Dich noch lieb," fuhr Vater Adam fort; „aber die Liebe nach der *silbernen* Hochzeit ist doch immer eine andere, als die in den Honigmonaten nach der *ersten* Hochzeit; das ist ganz natürlich. Du warst damals ein junges, ganz passables Weib, und ich konnte Dir durchaus nichts abschlagen. Du hattest denn bald zu dem, bald zu jenem Lust; bald wolltest Du ein neues Kleid, bald dies, bald jenes; dem Kaffee warst Du auch nicht feind, und kurz und gut,

Digitized by Google

mein Verdienst ging rein von Hand zu Mund. Holla! dachte ich, das thut auf die Länge kein gut! Du mußt gescheid seyn, Span. Ich fing nun an, Dich tüchtig anzulügen, das heißt, zu unserm beiderseitigen Besten. Hatte ich zum Beispiel einen Gulden für die Arbeit erhalten, so log ich Dir vor, nur fünfzig Kreuzer dafür erhalten zu haben, und legte das überschüssige Geld alles bei Seite. So habe ich in einem Zeitraum von dreißig Jahren unser Häuschen schuldenfrei gemacht, dasselbe in ziemlich guten Stand gesetzt, und nebenbei noch ein Sümmchen erspart, das endlich mit den dazu geschlagenen Interessen bis auf achthundert Gulden angewachsen ist. Wenn Du's nun zufrieden bist, Mütterchen, so geben wir davon unserer Käthe vierhundert Gulden, nebst dem schon bereitliegenden Bettweißzeug, und was dazu gehört; es soll ihre Mitgift seyn. Wilhelm soll keine so arme Frau bekommen, wie er sich vielleicht eingebildet hat."

„Adam, was Du thust, ist mir Alles recht," erwiederte Mutter Eva bewegt.

„Ach, wo sollen wir mit all' dem Reichthum hin!" rief Wilhelm überrascht.

„Danke Gott für das, was er Dir so unerwartet beschеert hat; es ist ein guter Anfang, um den manches junge Brautpaar Euch beneiden wird. Bleibt immer brav, Kinder, und haltet mit dem Eurigen gut Haus, so habt Ihr für böse Zeiten einen Sparpfennig, werdet nicht darben, sondern ein zufriedenes Leben führen."

Barbaja und Rossini.

(Schluß.)

Der Tag der Generalprobe kam endlich, es war der Vorabend des 30. Mai, der dem wackeren Barbaja so viele Bangigkeiten verursacht hatte. Die Sänger waren an ihren Posten, die Musiker nahmen Platz im Orchester, Rossini setzte sich ans Piano.

Einige elegante Damen und privilegirte Herren hatten die Logen des Prosceniums eingenommen. Barbaja, strahlend und triumphirend, rieb sich die Hände und spazierte leise vor sich hin pfeifend auf seinem Theater herum.

Zuerst exekutirte man die Ouverture — wüthender Applaus erschütterte die Wölbung von San-Carlo. Rossini stand auf und neigte sich.

„Bravo!" schrie Barbaja — „nun die Tenor-Cavatine."

Rossini setzte sich wieder ans Piano, Jedermann war stille, der erste Violinist erhob den Bogen, und man hob die Ouverture von neuem an. Dasselbe Beifallklatschen, noch enthusiastischer, wo möglich, erscholl, als geendigt war.

Rossini stand auf und neigte sich.

„Bravo! bravo!" wiederholte Barbaja. „Aber nun die Cavatine."

Das Orchester begann die Ouverture zum dritten Male.

„Ach was!" rief Barbaja ärgerlich, „das ist alles recht schön, aber wir haben keine Zeit, hier zu bleiben, bis morgen. Nehmt jetzt die Cavatine vor."

Nichts desto weniger fuhr das Orchester fort, die Ouverture zu spielen. Barbaja packte den ersten Violinisten beim Kragen und schrie ihm ins Ohr:

„Was, zum Teufel, spielt ihr denn immer das Nämliche seit einer Stunde?"

„Ei, wir spielen, was man uns vorgelegt hat", sagte der Violinist mit dem ruhigsten Phlegma von der Welt.

„So wendet das Blatt um, ihr Schafsköpfe!"

„Wir mögen umwenden, so viel wir wollen, hier ist nichts, als die Ouverture."

„Was, nichts als die Ouverture!" schrie der Impresario erbleichend, „das ist also eine abscheuliche Mystifikation!"

Rossini stand auf und neigte sich.

Aber Barbaja war erstarrt in einen Lehnsessel zurückgesunken. Die Prima-Donna, der Tenorist, Jedermann eilte — ihm beizustehen; im ersten Augenblicke glaubte man ihn von einem tödtlichen Schlagflusse getroffen. Rossini, bestürzt über die ernsthafte Wendung, die sein Scherz zu nehmen schien, näherte sich ihm mit wahrhafter Unruhe.

Doch wie ein Löwe machte Barbaja einen Sprung gegen ihn, und hob an, gräßlich zu heulen: „Fort mit Dir, Verräther, oder ich richte ein Unglück an!"

„Wir wollen sehen", lächelte Rossini, „ob nicht zu helfen ist."

„Wie soll zu helfen seyn, Ungeheuer? auf morgen ist die erste Aufführung bestimmt."

„Wenn nun die Prima-Donna unpäßlich wäre?" flüsterte Rossini dem Impresario ganz leise in's Ohr.

„Unmöglich", erwiederte dieser im nämlichen Tone — „sie hat noch niemals die Rache und die Orangen des Publikums sich zuziehen mögen."

„Wenn Sie sie ein wenig bitten wollten?"

„Kann nichts helfen. Du kennst die Colbron nicht."

„Ich glaubte, Sie stünden besser mit ihr."

„Gerade deshalb geht es nicht."

„Wollen Sie mir erlauben, einen Versuch zu machen?"

„Thue, was Du willst, aber ich sage Dir zum voraus, es ist verlorene Zeit."

„Vielleicht."

Andern Tages war auf einem Mauerzettel an San-Carlo zu lesen, daß die erste Vorstellung des Othello wegen Unpäßlichkeit der Prima-Donna um acht Tage verschoben sey.

Acht Tage darauf ward Othello gegeben.

Nachdem der Vorhang unter dem stürmischsten Applaus gefallen war, suchte Barbaja, vor Rührung weinend, überall nach dem Maestro, um ihn ans Herz zu drücken: aber Rossini, wahrscheinlich der Bescheidenheit nachgebend, welche die Triumphatoren so wohl kleidet, hatte den Huldigungen der Menge sich entzogen.

Am andern Morgen klingelte Barbaja dem Souffleur, der zugleich die Stelle eines Kammerdieners bei ihm vertrat.

„Bitte Rossini, zu mir herunter zu kommen", sagte Barbaja.

„Rossini ist abgereist", erwiederte der Souffleur.

„Was? abgereist?"

„Nach Bologna, mit Tagesanbruch."

„Abgereist, ohne mir ein Wor' zu sagen!"

„Doch, Signor, er läßt Ihnen Lebewohl sagen."

„Nun, so frage bei der Colbron, ob ich ihr aufwarten dürfe."

„Verzeihung, die Colbron ist auch verreiset."

„Unmöglich!"

„Ganz sicher: sie sind miteinander in einem Wagen gefahren."

Digitized by Google

„Die Unglückliche! mich verläßt sie, und wird Rossini's Geliebte."

„Verzeihung, Signor, sie ist seine Frau geworden."

„Ich bin gerächt!" sprach Barbaja. Th...

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Seit länger als vier Monate anhaltend schöne, kaum durch eine schnell vorübergehende Regenwolke getrübte, dabei meist heiße Witterung. Für einen Theaterdirektor konnte sie nicht ungünstiger seyn. Unser Bühnenrepertoir, unsere Aufführungen, die Thätigkeit des Personals, sie waren gut und des besten Lobes werth, aber für die Kasse vermochten sie nur wenig glänzende Resultate zu bringen. Das Publikum lies't den Theaterzettel, findet Alles ganz in der Ordnung und — geht in's Freie. Im Winter — sagt man — mögen die Unternehmer ihrem Schaden wieder beikommen! Allerdings wird das Theater im Winter mehr besucht, aber wie viel entgeht ihm in dieser Beziehung auch dann durch die Hunderte von Soireen, Club's, Reunionen, Bälle, Konzerte, Museen, Sängervereine, Leseabende, Soupers, Vereine und Vereinssitzungen, Vorlesungen u. s. w.? Freilich sind das Dinge, die man nun ein Mal nicht ändern kann, aber es folgt daraus, daß die Privatunternehmer einer Bühne dabei wenig Seide spinnen werden, am wenigsten in unserer Stadt, wo das Publikum große Ansprüche zu machen gewohnt ist. Man verlangt bei uns, daß die ersten Fächer in Oper und Schauspiel durch Mitglieder von Talent und Bedeutung besetzt und auch die zweiten, ja selbst die untergeordneten würdig ausgefüllt seyn sollen; man darf dies auch verlangen, und wir wollen ein unserm Bildungsgange angemessenes Theater besitzen. Was zu diesem Behufe für finanzielle Mittel erfordert werden, ist bekannt, und der jährliche Gagenetat der hiesigen Bühne beläuft sich auf mehr als 90,000 Gulden; den starken Betrag der übrigen Kosten und Ausgaben kann man sich leicht denken. Im Verhältniß zur Bevölkerung und zur Wohlhabenheit der Stadt ist der hiesige Theaterbesuch keineswegs ein bedeutender zu nennen, und nur an trüben Winterabenden wird das Haus mitunter stark besucht; unter solchen Umständen dürfte es nicht unpassend erscheinen, eine Anstalt, deren gegenwärtiger Zustand in artistischer Beziehung ein erfreulicher, und deren Streben, Würdiges zu leisten, ein unverkennbares ist, der freundlichen Beachtung und der thätigen Theilnahme im Interesse der guten Sache zu empfehlen.

(Nürnberg, 3. Aug.) Endlich hat das Comité des diesjährigen Nationalfestes zur Feier des Geburts- und Namensfestes Sr. Maj. des Königs sein Programm ausgegeben. Den darin enthaltenen Abtheilungen zufolge, weicht es einigermaßen von den früheren Arrangements ab, doch so, daß man mit diesen Abänderungen zufrieden seyn darf. Das Pferderennen, jene englische Thierquälerei, und das Gesangfest, das bei dem gewöhnlich auf dem Ludwigsfelde vorherrschenden Staub und bei der Hitze der Jahreszeit ohnehin nicht erbaulich war, fallen weg, dagegen finden drei Brautzüge statt, einer aus der Stadt, der zweite aus dem Burgfrieden, der dritte aus dem k. Landgericht Nürnberg, an welche öffentlich Hochzeitgeschenke aus der Festkassa ausgetheilt werden. Die Speisung der Armen, welche bei dem letzten Feste zum ersten Mal vorkam, ist auch bei dem heurigen beibehalten worden. Die mittelalterlichen Aufzüge und die sonstigen Volksbelustigungen werden auch dieses Jahr den Festplatz so belebt wie immer machen. Der Albrecht Dürer-Verein hat heuer eine solche Menge von Aktien an hohe Personen abgesetzt, daß eine brillante Verloosung der in großer Menge zu der Ausstellung von Kunstgegenständen einlaufenden Objekte sich ergeben wird.

Aus Nürnberg läßt sich die Augsb. Abendztg. vom 25. Juli l. J. schreiben: „In Bezug auf den Artikel, Aeronautik betreffend, glauben wir schuldig zu seyn, mitzutheilen, daß vor der Hand der Wind des Artikels noch das Wahrste an der Sache ist. Seit vielen Jahren beschäftigt sich zwar ein gewisser Hr. Leimberger mit der Erfindung einer Flugmaschine, allein er hat bisher noch keine Katze in die Höhe gebracht. Ein vorhandenes Modell soll zwar recht niedlich und einleuchtend seyn, allein man bedenke nur, daß Modelle noch keine Ausführung im Großen sind, sonst brauchten wir uns über die Anwendung des Galvanismus als bewegende Kraft nicht mehr lange die Köpfe zu zerbrechen, denn wir haben hier solche Modelle gesehen, die im besten Gange waren, ohne daß selbst ihre Verfertiger für größere Durchführungen stehen können."

Wenn in einer Zeit, deren Literatur von Lehr- und Lese-Büchern aller Art überfluthet ist, ein solches die neunte Auflage erlebt, so darf dies wohl als ein Beweis seiner Gediegenheit gelten. In dieser Beziehung machen wir auf die unlängst erschienene neunte Auflage von „Dr. Krebs Anleitung zum Lateinschreiben zum Gebrauche der Jugend" aufmerksam, welche sich nicht nur zum Unterricht in Gymnasien, sondern auch ganz besonders zum Privatunterricht eignet und durch Vollständigkeit wie durch methodische Anordnung und stufenweises Fortschreiten vom Leichteren zum Schwereren auszeichnet.

(Graubünden.) Es hat die Schützengesellschaft von Uri bei'm Weggehen in Chur eine Erklärung abgegeben, dahin gehend, daß die Schützen des Kantons Uri fürder keinen Antheil mehr nehmen werden an einem sogenannten nationalen Feste, bei welchem die freie Meinungsäußerung auf eine so despotische Weise geknebelt werde; von Uri werde die Schützenfahne nie mehr erscheinen, bis bessere Garantieen dem freien Worte für diejenigen Eidgenossen gegeben seyen, die den Radikalismus verabscheuen und an Bund und Recht halten wollen.

Frankfurter Theater.

Seit unserm letzten Berichte waren es die Konzerte des Hrn. Sivori, welche die Theilnahme der Kunstfreunde am meisten in Anspruch nahmen; wir haben dieselben bereits mit vorzüglicher Anerkennung besprochen. In dem alten, aber von dem größeren Publikum noch immer gerne gesehenen Drama — die Waise und der Mörder — gewann die ausgezeichnete Darstellung der Mad. Frühauf, deren seelenvolles Spiel und künstlerisches Eindringen in den Geist ihrer Rollen sich abermals bewährte, den ungetheiltesten Beifall. — Mozart's Don Juan ging am 31. Juli über die Bühne. Von allen Opern kennen wir nur diese allein, welche noch nie anders, als entweder bei überfülltem, oder doch bei wohl besetztem Hause bei uns gegeben wor-

Digitized by Google

den. Don Juan ist und bleibt für unsere Musikfreunde ein mächtiger Magnet, wodurch die so häufige Klage über den verflachten und verderbten Geschmack unserer Tage einigermaßen wenigstens widerlegt wird. — In Kreutzer's Nachtlager von Granada erfreute unser trefflicher Baritonist Hr. Pischeck durch eben so schöne Stimmmittel, als durch gediegenen, geschmackvollen und an edelstem Ausdruck reichen Vortrag. Wenn irgend ein Mitglied unserer Oper, so versteht es Hr. Pischeck, immer siegreich sich in der Gunst des Publikums zu behaupten. Auch haben wir des Beifalls zu erwähnen, womit Hr. Ballin belohnt wurde für den ansprechenden und kunstgerechten Vortrag des schönen, aber schwierigen Violin-Solo's (Act 2). Hr. Ballin nimmt unter den Virtuosen unseres wackeren Orchesters eine der ersten Stellen ein. — Eine Novität — das diamantene Kreuz, von Deinhardstein — fand getheilte Aufnahme. Handlung und Charaktere sind ziemlich abgenutzt, jedoch ist der Dialog leicht und fließend. Hr. Nork (Baron) führte seine Rolle mit entschiedenem Erfolge durch, wußte die Theilnahme zu fesseln und wurde hervorgerufen. Wir fanden in seiner Darstellung eine würdige Repräsentation, wohl nüancirte Charakteristik und gewandte, lebendige Dialogisirung zu rühmen. Da Hr. Nork in Oper und Schauspiel gleich zweckmäßig zu verwenden ist, und vielseitig in das Repertoir eingreift, so dürfen wir demselben unsere Anerkennung nicht vorenthalten. Fräul. Neustädt nahm die feine, schadenfrohe, kokette Erbin zu schwerfällig und ohne die hier erforderlichen Schattirungen, auch Hr. C. Schneider hätte seinen Liebhaber etwas interessanter und abgeglätteter ausstatten dürfen. — Der nahen Aufführung von Halm's Sohn der Wildniß sieht man mit Erwartung entgegen, da diesem Drama nicht nur ein günstiger Ruf vorausgeht, sondern es auch zum Benefiz unseres ausgezeichneten Veteranen, des Hrn. Weidner, welcher seit länger als einem Vierteljahrhundert an der hiesigen Bühne kräftig und glänzend wirkt, gegeben wird. Möge sich bei dieser Veranlassung die Anerkennung der ruhmlichen Kunstleistungen des Hrn. Weidner bethätigen! W.

Korrespondenz.

Hamburg, 2. August.

Der deutsche Sänger Ludwig Uhland weilt — wie Sie aus unsern Blättern ersehen haben werden — seit einigen Tagen in unserer Stadt und besuchte mehrmals die Stadtbibliothek. Vorige Woche veranstaltete Professor Wurm seinem Landsmanne zu Ehren eine kleine Abendgesellschaft, zu der einige namhafte hiesige Gelehrte eingeladen waren. Uhland wird sich von hier nach Kopenhagen begeben. Auch Hoffmann von Fallersleben wird von seinen Freunden seit längerer Zeit erwartet, indem er wieder seine gewöhnliche helgolander Badereise machen wollte. Ueberhaupt ist die Zahl der unsere Stadt besuchenden Fremden diesen Sommer, und zumal im letzten Monate, größer als jemals. — Unter dem Titel: „das Ende der Kirche St. Nikolai" hat der Pastor Freudentheil ein herrliches, schwungreiches Gedicht herausgegeben, das ein neues Zeugniß gibt, wie in den Adern des betagten Mannes noch ein jugendliches Dichterfeuer glüht und die Muse ihrem Lieblinge immer noch freundlich zur Seite steht. Freudentheil ist als Dichter in Deutschland geschätzt und anerkannt; als Gelegenheitsdichter, im schönsten Sinne, möchte er kaum zu übertreffen seyn; diese Threnodie ist ein wahres Meisterwerk. Der Ertrag ist als ein Scherflein zum Wiederbau der Kirche bestimmt. Noch immer ist die Brandliteratur nicht geschlossen. Wie ich höre, sollen demnächst zwei neue Werke über die Brandkatastrophe erscheinen. Eines, nach sorgfältig gesammelten mündlichen und authentischen Berichten und unter Mitwirkung von vorzüglichen Talenten, wird Hr. Mettlerkamp herausgeben. — Auf unserm Stadttheater fand am Sonnabend ein neues Drama: „die Handwerker", mit einem Nachspiele: „der Marquis", nach dem Französischen, von W. Friedrich (Riese) mäßigen Beifall, der sich gegen das Ende hin durch das unerquickliche Nachspiel merklich abkühlte. Schiller's ewig wahrer Ausspruch: „Alles wiederholt sich nur im Leben" bewährt sich auch an diesem französischen Produkte, das in seinen Elementen starke Reminiscenzen der ebenfalls aus dem Französischen uns zugekommenen Stücke: „die Findlinge", „Jadhet" u. dgl. enthält und dabei, gleich den meisten neueren Bühnenspielen der Franzosen, jener Zeitrichtung huldigt, die die verschiedenen Stände der Gesellschaft in allerlei Conflicte gebracht und dadurch gewissermaßen gleichgemacht haben will, so daß deren specielle Verhältnisse eine Zusammenwürfelung erleiden müssen, die in der Regel nur durch höchst rohmanhafte Motive herbeigeführt werden kann. Hr. Hendrichs und Hr. Brüning namentlich erwarben sich Beifall. Bei der Wiederholung wurde der Schluß etwas verändert und das Nachspiel weggelassen — nur zum Vortheile des Stückes. — Hr. Abresch ist bis jetzt als Raoul und Tamino mit glücklichem Erfolge aufgetreten. Bei Hrn. Abresch finden wir einen schönen, wohlklingenden Tenor, der gleichwohl in der Tiefe weit voller und kräftiger, als in der Höhe ist und etwas zum Bariton hinneigt, mit einer trefflichen Gesangmethode und einem angemessenen, lebendigen Spiele vereinigt, so daß dieser Sänger jedenfalls für die Oper eine glückliche Acquisition seyn würde. — Unsere heutigen „Nachrichten" enthalten einen ausführlichen Nekrolog Carl Lebrün's, vermuthlich aus der Feder des Dr. Töpfer.

Aus Oberhessen, 2. Aug. — Eingesendet.

In dem Beiblatt zur Hanauer Zeitung vom 29. Juli befindet sich in dem Artikel Offenbach, 26. Juli, über das Friedberger Sängerfest unter Anderm angeführt: „Als ein Curiosum erwähnen wir, daß von Bilbel zwei Sängervereine an dem Feste Theil genommen hatten, deren Fahnen die eine die Inschrift: Protestantischer Singverein. Eintracht und Liebe ꝛc., die andere: Katholischer Singverein trugen. Sonderbarer Weise bekennt sich der Fahnenträger des protestantischen Vereins zur katholischen Kirche." Zur Steuer der Wahrheit muß ich bemerken, daß der Offenbacher Berichterstatter zwar gesehen hat, aber doch nicht recht. Es befanden sich allerdings zwei Singvereine von Bilbel dort. Der eine, unter der Leitung des sehr thätigen katholischen Lehrers Hrn. Aued, trägt schon seit Jahren den Namen Liederkranz und die Fahne dieses Vereins hat die Inschrift: Liederkranz von Bilbel. Dem Vereine selbst ist nie eingefallen, sich katholischer Singverein zu nennen, da über zwei Drittel der Mitglieder evangelisch und nur ein Drittel katholisch sind. Jeder für den Verein Taugliche konnte ohne Unterschied der Confession aufgenommen werden. — Die Fahne des andern Vereins trug die Inschrift: „Evangelischer Singverein von Bilbel. Eintracht und Liebe sey unser Schild." Diese Inschrift war freilich — gelinde ausgedrückt — für ein Volksfest sehr unpassend. Singt dieser Verein in der evangelischen Kirche zu Bilbel, so kann er immerhin seine Fahne dort aufpflanzen; es wird Niemand in der Inschrift etwas Anstößiges finden; in Friedberg hätte sie aber nicht prangen sollen, weil es Vielen geschienen, als wäre diese gesuchte Inschrift von einem nicht lobenswerthen Parteigeist eingegeben worden. Die Sängerfeste sollen vereinen und nicht Veranlassung zu Reibungen und Spaltungen geben und hoffentlich wird dieser sogenannte evangelische Singverein bis zum fünften Wetterauer Sängerfest sich eines Andern besonnen und eine andere Fahne angeschafft haben; oder er wird lieber ohne eine solche dort erscheinen wollen und sich mit seinen katholischen Singbrudern recht herzlich freuen. Und daß er dieses wird können, bewies er dadurch, daß er (freilich ein Curiosum) einen Katholiken zum Fahnenträger gewählt hatte. Ein Evangelischer.

Theater-Anzeige.

Montag, 8. August. (Zum Vortheil für Hrn. und Mad. Weidner und zum Erstenmale): Der Sohn der Wildniß, romantisches Drama in 5 Abtheilungen, von Friedrich Halm. — Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 218. Dienstag, den 9. August 1842.

Der Feldgeistliche.

Von Kathinka Zitz.

Zur Zeit, als der große französische Kaiser sich noch mit welterobernden Plänen trug, und die Last französischer Einquartierung schwer auf den deutschen Landen lag, war der verwundete Quartiermeister eines Chasseurregiments bei dem Schmiede eines deutschen Dorfes einquartirt worden. Christian war ein junger munterer Cyklope, dessen vor kurzem verstorbener Vater ihm mit seinem Geschäfte auch noch manchen ersparten Thaler und schöne Felder hinterlassen hatte, so daß der wohlhabende und dabei hübsche Schmied von allen jungen Dorfschönen mit sehr günstigen Augen angesehen ward, und jede sich gerne im Brautkranze neben dem schmucken Bräutigam gesehen hätte. Bisher hatte Christian den allgemeinen Franzosenhaß getheilt; aber seit der alte Quartiermeister Robert bei ihm eingezogen war, hatte sich nach und nach eine merkliche Veränderung in seinen politischen Ansichten kund gegeben, nicht daß ihn der alte graubärtige Brummbär umgestimmt hätte, der kümmerte sich den Henker um den dummen Deutschen! aber der Alte hatte eine Tochter, ein liebliches blühendes Kind von achtzehn Jahren, das ihn in seiner Krankheit pflegte und deutsch sprach, denn Marie war im Elsaß erzogen, und so hatte sie mit ihren Schelmenaugen nach einigen Wochen eine solche Gluth in dem Herzen des armen Grobschmieds entzündet, daß das Feuer in seiner Esse nichts dagegen war. Das Schlimmste aber war, daß er ein so eifriger Franzosenfreund ward, daß er oft das ganze Regiment bis auf den Trompeter herab hochleben ließ, und dem ganzen Dorfe zum Aergerniß gereichte. Ja, es ging so weit, daß er als ein schlechter Patriot verschrieen ward, und seine Gesellen im Zorne über sein Franzosenthum ihm einst die Arbeit aufkündigten und ihn alle verließen, als er sie gerade wegen überhäufter Arbeit am dringendsten bedurft hätte.

Er sah sie ziehen, und zwar ohne besondern Zorn. Obgleich er nun drei Mal so viel arbeiten mußte, so war er doch nun auch sein eigener Herr; er ward nicht mehr durchkreuzt in seinen politischen und verliebten Meinungen; zudem verweilte Marie oft in seiner Werkstätte, mit einer weiblichen Handarbeit beschäftigt, und vertrieb sich die Zeit durch Gesang; denn ihr Vater war bereits so weit genesen, daß er auf war, und sogar schon wieder täglich einen Spaziergang machen konnte. Hatten ihm seine Gesellen gleich einen argen Streich gespielt, daß sie Christian so in der Arbeit stecken ließen, so bereute dieser doch seine Neigung zu dem schönen Soldatenkinde nicht, und er nahm es sehr übel, daß die Schmiedeburschen sich erlaubt hatten, schlecht von den Franzosen zu sprechen, während er sein Eisen, seinen Ambos und seinen Hammer zu den Füßen einer Französin niederlegte.

Christian dachte ernstlich an eine Heirath mit Marie; und wenn auch diese fürchtete, daß der alte Quartiermeister nicht sehr geneigt seyn würde, seine Einwilligung zu einer Verbindung mit einem Deutschen zu geben, so war ihr Herz doch dem hübschen Burschen ganz und gar nicht abgeneigt, der ihren verwundeten Vater drei Monate lang mit der größten Sorgfalt gepflegt und manches Schimpfwort von ihm ertragen hatte. Christian bildete sich aber auch nicht wenig auf seine medizinischen Kenntnisse ein; hatte er doch alle Pferde des Dorfes zu kuriren, daher hatte er sich auch eifrig herbeigedrängt, und dem Regimentschirurgen bei dem Verbande des Beines des alten Soldaten geholfen, wofür dieser ihn mit einer wahren Sündfluth von Verwünschungen überschüttete, denn der Quartiermeister war sehr heftig. Als ihm aber der gute Schmied in seiner Dienstbeflissenheit an einem Tage, wo er glaubte, daß der Alte verscheiden würde, gar den Dorfpfarrer brachte, um ihn, mit allen Tröstungen der Religion versehen, in das unbekannte Jenseits zu spediren, da gerieth er, der einen unüberwindlichen Widerwillen gegen alle Geistlichen hatte, in eine solche Wuth, daß der von Natur muthige Christian sich unter den Tisch versteckte, und der erschrockene Pfarrer ihn im Davoneilen gleich einem vom Teufel Besessenen exorzirte.

Eines Tages nun sollte eine Abtheilung vom Regimente des alten Robert in dem Dorfe einziehen; der Quartiermeister war ihm in der besten Laune von der Welt entgegen gegangen, als Marie, die zu Hause geblieben war, plötzlich bemerkte, daß er seine Pfeife vergessen hatte; sie wollte ihm mit derselben nacheilen, aber Christian litt es nicht; er übernahm es, sie ihm zu bringen, und hoffte, in der heitern Stimmung, in welches ihn das Wiedersehen seiner Kameraden versetzen mußte, ihn nach und nach auf sein Heirathsgesuch vorzubereiten.

Marie hatte eine geraume Zeit, mit ihrer Arbeit und freundlichen Gedanken an die Zukunft beschäftigt, da gesessen, als ein schwarzgekleideter, mit dem Kreuz der Ehrenlegion geschmückter Mann herein trat, und nach dem Schmied Christian fragte, und als er hörte, daß dieser ausgegangen sey, Marien bedeu-

Digitized by Google

lete, daß er während der Zeit des Aufenthaltes des Chasseurregiments in diesem Dorfe ein Einquartierungsbillet bei dem Schmied erhalten hätte.

Marie warf ihm einen schnellen Blick zu, und konnte sich eines Lächelns über die sonderbare Uniform dieses Soldaten nicht enthalten, dann fragte sie ihn, ob er in diesem Regimente diene.

„Ich diene auf meine Weise," erwiederte er mit einem milden Lächeln; ich bin der neue Feldkaplan."

„Der Feldkaplan!" rief Marie mit Entsetzen. „Und Sie wollen hier wohnen?"

„Ohne Zweifel."

„Unmöglich! unmöglich, hochwürdiger Herr!" fiel ihm das geängstigte Mädchen ein. „Hier wohnt bereits mein Vater, ein verwundeter Quartiermeister."

„Beruhigen Sie sich, mein Kind," erwiederte der Geistliche, „ich werde Niemand belästigen . . . ich bin ein sehr ruhiger Nachbar. Der kleinste Winkel genügt mir, und wird immer besser seyn als das Bivouac. Ein Feldgeistlicher ist so zu sagen ein Soldat und unter Kameraden . . . ."

Während Marie in der größten Angst wegen des Zusammentreffens des Geistlichen mit ihrem Vater war, hatte sich dieser in einen großen ledernen Sessel gesetzt, in dem er sich so behaglich wie ein Domherr befand, und fragte nun das Mädchen nach dem Namen ihres Vaters.

„Es ist der Quartiermeister Robert."

„Robert?" sagte der Kaplan nachsinnend; „wie ist mir denn? ich glaube, man hat mir von ihm gesprochen . . . . ein wackerer Soldat, der tüchtig trinkt und eben so sehr flucht . . . . und dabei die Geistlichen nicht ausstehen kann."

Marie nickte bestätigend, und der Kaplan fuhr lächelnd fort: „Das hat er mit vielen sehr ehrenwerthen Leuten gemein, welchen ich darum nicht im geringsten übel will . . . . man muß auch mit seinen Feinden zu leben wissen, und das besonders in Kriegszeiten. Doch," fügte er hinzu, indem er sich aus dem Sessel erhob, „wer weiß, ob ich nicht Frieden schließe mit dem wackern Robert."

Aber Marie erklärte dieses als eine Sache der Unmöglichkeit; sie sagte dem geistlichen Herrn, daß ihr Vater niemals einwilligen würde, unter einem Dache mit ihm zu wohnen, daß er weiter ziehen, sie mit nehmen, und der arme Christian dann vor Kummer sterben würde. Der Kaplan versicherte, daß er durchaus nicht gesonnen sey, Christian's Tod zu verursachen; doch ward er nun sehr begierig, den Grund von Robert's Haß gegen seine Amtsbrüder zu erfahren, und nachdem er Marien Verschwiegenheit gelobt hatte, erzählte ihm diese, daß sie eine sehr alte, sehr reiche und sehr fromme Tante gehabt hätte, deren einzige Erbin sie gewesen; plötzlich sey diese Tante krank geworden . . . . der Pfarrer ihres Ortes habe sie nicht mehr verlassen, und als sie gestorben, habe sie ihm ihr sämmtliches Vermögen hinterlassen.

Der ehrliche Kaplan verabscheute von Grund der Seele diesen Mißbrauch eines heiligen Amtes, und fragte, aus welchem Dorfe das Mädchen gebürtig sey.

„Aus Champ-Fleury im Elsaß," erwiederte Marie.

Sichtbar erschüttert, forschte der Geistliche nun auch nach dem Namen des Pfarrers, und als er den Namen Pascal hörte, erkannte er mit Unwillen seinen eigenen Bruder in diesem unwürdigen Diener des Altars.

(Fortsetzung folgt.)

Deutscher Entschluß.

„Es ist beklagenswerth, sehen zu müssen, wie „bei einem nur etwas erfreulichen Gastmahle im„mer Champagner getrunken, und dieses schnell „verrauschende Getränke unserem trefflichen Rhein„wein vorgezogen wird."

(Worte des Abg. Sander in der Sitzung der badischen zweiten Kammer vom 30. Juli d. J.)

Thorheiten zu bekämpfen, dies ziemt dem deutschen Manne,
Drum haut, ihr Deutsche, hauet die Thorheit in die Pfanne:
Verbannt die thör're Sitte, dem Franzwein stets zu fröhnen; —
Laßt durch Champagnerfreunde den Rheinwein nicht verhöhnen.

Sind wir beim Freudenfeste, laßt deutschen Wein uns bringen,
Denn mit Champagnerpfropfen viel blanke Thaler springen! —
Und welcher gleicht von allen wohl jenem edeln Weine
Voll Feuer, den uns reifet die Sonn' am alten Rheine.

Drum wählet, deutsche Brüder, als künftige Parole
An froher Tafelrunde nicht ferner die frivole
Nach jenem Schaumgewächse; — des Rheinweins Zaubersäfte
Sie bringen Hochgefühle und stählen deutsche Kräfte!

A. H.

Aus Talma's Leben.

Es ist ein trübseliges Ding um eine verblühte Blume, aus der keine Frucht sich entwickelt, und eine noch betrübtere Sache um ein verfehltes Künstlerdaseyn, wenn es am Bettelstab längs des Randes des offenen Grabes dahinwankt. Diese Betrachtung fiel sogar dem lustigen alten Plaisance schwer auf's Herz; mit ungewohnter Ernsthaftigkeit trat er das Pflaster von Paris, und dachte eben seiner schönsten Tage, als er plötzlich an einen Herrn anrannte, in welchem er, den Blick erhebend, alsbald den berühmten Talma erkannte.

„Wie?" rief Talma, „Du bist es, altes Haus? Wie geht's, mein guter Plaisance? Du bist's doch selber?"

„Mit Haut und Haar, Herr Talma."

„Nun, und wie geht's? Was machst Du?"

„Leider nichts. Ich bin alt und schwach."

Eine Thräne drang in Talma's Auge, und in seiner bezaubernd anmuthigen Weise erinnerte er an die Dienste, welche der alte Kunstgenosse ihm früher geleistet. — „Du warst überall bei der Hand", sprach er: „und wenn es mein Benefiz galt, nahmst Du mit der undankbarsten Rolle vorlieb, mit der des abscheulichen Bösewichtes, den die Gallerie auszischt. Doch ist es der Himmel selbst, der Dich mir sendet. Ich bedarf Deiner schon wieder einmal. Komm morgen früh zu mir."

Mit diesen Worten reichte Talma dem Greis seine Karte, die er zusammengefaltet und mit einem Goldstück beschwert hatte. Plaisance erröthete; aber er nahm die Gabe und verhieß zu kommen. Talma empfing ihn auf's beste, führte ihn in seine

Bibliothek, zeigte auf einige Schränke voll unaufgeschnittener Bücher, und sagte:

„Das ist mein Augiasstall, lieber Alter. Du mußt mir alle diese Bücher aufschneiden; doch bin ich nicht reich und kann Dir dafür nicht mehr geben, als täglich fünf Franken, was für das langweilige Geschäft eine spottschlechte Bezahlung ist, wie ich recht wohl fühle. Eile Dich aber nicht damit, sondern geh' fein bedachtsam zu Werke, damit Du kein Buch beschädigst. Jetzt aber wollen wir erst frühstücken."

Das Frühstück war vortrefflich, und Plaisance ließ sich bei der Arbeit gehörig Zeit, las dann und wann wohl auch ein paar Seiten, und war mit dem Aufschneiden noch nicht fertig, als Talma schon eine angemessene Versorgung für ihn ermittelt hatte.

Auch im Geben also war der große Tragöde ein Künstler!

(Lewald's Europa.)

Ein merkwürdiger Kampf zwischen einem Bären und einem Stier.

Auf einer der Hochalpen in Tirol schlich ein großer Bär an eine Heerde Kühe heran, um eine davon zu ergreifen. Kaum erblickte ihn der Sennjunge, als derselbe mit Blitzesschnelle auf einen Tannenbaum kletterte, von dessen Höhe aus er den nachfolgend beschriebenen Zweikampf mit ansah. Wie gewöhnlich, so befand sich auch diesmal ein Bulle (in Tirol Stier genannt) bei dieser Heerde, welcher ihr zum Schutze und zur Aufsicht diente. Die Annäherung des Bären wurde von dem Bullen gar bald gemerkt, der nun zur Warnung der Heerde ein fürchterliches Gebrülle erhob, und mit den Vorderfüßen Massen von Erdschollen hinter sich in die Lüfte schleuderte, worauf die Kühe in wilder Flucht zu Hauf liefen, einen dichten Kreis bildeten, und mit gesenkten Köpfen ihre Hörner nach außen gerichtet vorhielten. In dieser festen Stellung seine Heerde lassend, ging der muthige Stier auf die Bestie los, und griff sie mit Ungestüm an. Es mochte wohl anfänglich nicht in der Absicht des Bären gelegen haben, mit dem kühnen Bullen anzubinden, indem man dort zu Lande kein Beispiel weiß, daß je ein solcher Anfall stattgefunden hätte; allein der grimmige Hunger bannte das Raubthier an die Stelle fest, welche es beutelos nicht verlassen wollte.

Stoß auf Stoß blitzte es von den Hörnerspitzen, Schlag auf Schlag flog es von den Bärentatzen zur gewissen Vernichtung der Kämpfenden, die sich in weitem Bogen wie Furien herumschlugen, und nicht mehr von einander abließen. Schon blutete der Stier aus mehreren tiefen Wunden; aber auch der Bär ward jämmerlich zerstoßen, und war kaum mehr im Stande, die erneuerten Angriffe abzuwehren. Es sollte nun zur Kampfesentscheidung kommen, wozu beide Theile ihre letzten Kräfte anstrengten. Scheu umkreisten sich die wüthigen Thiere, ein jedes den Angriff des andern abwartend, und nur auf eine Blöße des Gegners lauernd, um über ihn herfallen zu können. Endlich begann der Bulle den Kampf auf's neue, indem er mit gewaltigem Anlaufe loslegte; der Bär ließ ihn herankommen, bog seitwärts aus, und sprang ihm auf den Nacken, in welchem er sich festbiß, seine scharfen Klauen in das Fleisch seines Verfolgers einsenkend. Fürchterlich brüllend, rannte der Stier, mit dem Bären am Halse hängend, herum, mit Gewalt versuchend, denselben in die Luft zu schleudern, oder abzuschütteln, was aber, da der Bär nicht mehr losließ, unmöglich war. Der zu Tode gemarterte Bulle hätte unfehlbar allein unterliegen müssen, wäre er nicht dem Triebe gefolgt, auch den Gegner mit sich ins Verderben zu ziehen. Unweit des Kampfplatzes gähnte der schaurige Abgrund der Felsenwandung herauf; diesen eilte der Stier zu erreichen, und, angelangt am Rande desselben, stürzte er sich mit dem angeklammerten Bären in die bodenlose Tiefe hinab. W..m..t.n.

Mannichfaltigkeiten.

(München, 3. August.) Die Kunst des Daguerreotypirens hat durch Hrn. Isenring, welcher sich noch hier befindet, einen neuen, nie geahnten Fortschritt gemacht; es ist nämlich demselben gelungen, die Bilder nicht mehr grau in grau auf die Platte zu bringen, sondern mit aller Farbenpracht, so daß solche den schönsten Gemälden gleichen.

(Freiburg.) Jüngst brach am frühen Morgen in der neuen Stadt Feuer aus. Die Bewohner des brennenden Hauses konnten nicht entfliehen, weil die Stiegen brannten. Die Leiter, welche von Außen zur Hülfe gebracht wurde, war zu kurz, um das dritte Stockwerk zu erreichen, wo eine fast verzweifelnde Mutter ihr Kind zum Fenster hinaushielt, um durch dieses Zeichen die Menschlichkeit zu wecken; da drängte sich der Blechschmied Johann Roschi, ein Berner, die Leiter hinan, schwang sich auf den Nacken des zu oberst Stehenden, und konnte so das Kind erreichen, das er, um leichter hinunter zu kommen, mit den Zähnen am Hemdchen packte und auf diese Weise rettete. Bald darauf kam regelmäßige Hülfe, und nach anderthalb Stunden Arbeit ward man des Feuers Meister. Die That des Roschi fand allgemeinen Beifall. (Soloth. Bl.)

(Wien, 1. August.) Ein hiesiger Arzt, ein ziemlich reicher, aber sehr geiziger Mann, hatte sich malen lassen, und dieses Bild, nachdem es in der Kunstausstellung verdiente Anerkennung gefunden, dem Künstler zurückgegeben, weil ihm der Preis von 40 fl. K. M. zu hoch schien. Aus gerechter Entrüstung verkaufte der Maler das Bild an einen Trödler im Johanniterhofe, und dieser stellte es öffentlich aus. Natürlich war das Original über diese allgemeine Ausstellung etwas erbost, und drang gerichtlich auf Hinwegnahme seines, eben nicht schmeichelhaften Konterfei's. Der Trödler verlangt nun 120 fl. dafür, und gibt dasselbe, bis zu völliger Entrichtung dieser Summe, fortwährend den Blicken der Menge preis.

Man liest in Nro. 214 des Frankf. Journals unter den Annoncen die Anzeige, daß Hr. Albert Harff in Köln einen Gasthof zum „Kölner Dom" eröffnet hat. Wenn die Dombau-Manie soweit geht, daß sogar Gasthöfe und Wirthshäuser sich ihr anschließen zu müssen glauben, so ist dies doch etwas stark und dürfte leicht zu Mißbräuchen und zu unangenehmen Spöttereien Veranlassung bieten. Ein ähnliches Schild soll einmal ein Wiener Gasthof getragen haben; auf demselben waren drei Geistliche abgemalt, ein katholischer, ein protestantischer

und ein israelitischer, welche mit den Gläsern anstießen, und darunter las man: „Zum Toleranzel."

Wie in Bayern, so ist nun auch im Königreich Hannover gesetzlich angeordnet, daß zu jedem Begräbniß ein Geistlicher zugezogen werde, um, wenn auch nicht eine Rede zu halten, doch Gebete und den Segen am Grabe zu sprechen (der Verstorbene mag reich oder arm seyn).

Korrespondenz.

Usingen, 1. August.

Der hiesige Singverein „Walther von der Vogelweide" hat es wegen der bei uns obwaltenden seltsamen Verhältnisse nie dahin bringen können, ein Sängerfest zu veranstalten. Nun ist es aber dennoch so weit gediehen, daß am 14. August das erste Taunus-Sängerfest in dem lieblichen Buchwalde, „Taubenköpfchen" genannt, einige Minuten vor der Stadt, gefeiert werden soll. Die mitwirkenden Singvereine sind der Singverein „Schiller" von Wehrheim, die von Anspach, Königstein und Oberursel. Daraus läßt sich leicht entnehmen, daß dies erste Fest dieser Art in unserer Stadt keineswegs mit den Wetterauer Sängerfesten wetteifern, sondern zu denselben in dem Verhältnisse stehen soll, wie die kleineren Feste in Altgriechenland zu den olympischen Spielen. Da sich bei günstigem Wetter eine große Volksmasse aus der Umgegend zu dem Feste einfinden dürfte, so hat das Festcomité die Errichtung von zwei großen Mastbäumen mit Gaben zur Belustigung der Jugend veranstaltet. Wie tiefe Wurzeln die Wetterauer Sängerfeste im Volksleben geschlagen haben, ist in ganz Deutschland bekannt, ob aber unsere Taunus-Sängerfeste ein gleiches Glück haben werden, hoffen wir von der Zukunft. Der Boden unserer Gegend ist nicht so dankbar, wie in der Wetterau, der Wohlstand ist nicht so durchgehend wie dort, uns fehlen die von regem Verkehre belebten Handelsstraßen, welche jenes schöne Land durchziehen in allen Richtungen und so manches Andere, was da seyn muß, wenn sich der Mensch ganz der Freude hingeben soll. Der Besuch aus den benachbarten und befreundeten Städten Butzbach, Homburg, Friedberg würde gewiß die Freude des Festes bedeutend vermehren und die Besucher würden die Erinnerung eines froh verlebten Tages mit sich in die Heimath zurücknehmen! —

Lich, 1. August.

Am 29. Juli wurde die jährliche landwirthschaftliche Preisvertheilung in Lich vorgenommen, die erste, welche hier abgehalten wurde. Morgens um 7 Uhr versammelte sich eine reitende Ehrengarde, welche den großh. Kreisrath von Hungen an der Gränze der Gemarkung empfing. Um 8 Uhr versammelten sich die anwesenden Mitglieder des landwirthschaftlichen Vereins, so wie der würdige Bürgermeister Vogt und die Stadträthe. Der Sängerchor, unter Leitung des unermüdet thätigen Lehrers Hrn. Anthes, kam mit seiner schönen Fahne unter Gesang vor das Rathhaus gezogen, worauf denn, unter Begleitung eines Musikchors und der reitenden Ehrengarde, der Zug, welchem sich auch der großh. Kreisrath angeschlossen hatte, nach dem Festplatz begann. Hier angelangt, defilirte mehrmals die Ehrengarde, während ein Festlied gesungen wurde, und es fing hierauf die Musterung des vorgeführten Viehes an, die bis zum Mittag dauerte und während welcher Volksbelustigungen statt fanden. Der Viehstand wurde überaus schön gefunden. Nach beendigter Preisvertheilung begab sich ein großer Theil der Anwesenden zu einem gemeinschaftlichen Mittagsmahl im Gasthaus zum goldenen Hirsch, bei welcher Gelegenheit sich allgemeine Zufriedenheit mit den angeordneten Festlichkeiten kund gab, so wie auch alle Theilnehmer über die guten Speisen und sonstige Einrichtungen des Gastgebers Hrn. Dietrich sich höchst beifällig aussprachen. Um 3 Uhr holten die jungen Leute auf ländlich geschmückten Wagen und unter Begleitung der Ehrengarde die Jungfrauen in der Stadt ab und brachten sie zum Festplatz, wo freier Tanz bis spät in die Nacht statt fand. Zur Verschönerung des Festes wurde Abends ein schönes Kunstfeuerwerk abgebrannt, welches einer bedeutend größern Stadt als Lich keine Unehre gemacht haben würde.

Dem Andenken M. Creizenach's geweihet.

(Von A. Tendlau.)

Eine Sonne ist erloschen,
Und ein Kämpfer ist gefallen,
Und ein Priester ist gestorben,
Israel! in deinen Hallen.

Eine Sonne ist erloschen,
Die geleuchtet dir in Klarheit,
Und ein Kämpfer ist gefallen,
Der gestritten dir für Wahrheit,
Und ein Priester ist gestorben,
Der zur Gottheit dich geführet,
Deine Jugend ihr geweihet
Und das Herz dir selbst gerühret.

Eine Sonne ist erloschen,
Eh' ihr Abend angefangen,
Und ein Kämpfer ist gefallen,
Eh' der Kampf zu End' gegangen,
Und ein Priester ist gestorben
In des heil'gen Lebens Mitten —
Laß' darum die Thräne fließen,
Israel! in deinen Hütten.

Doch vor Allen ziemt die Trauer
Dir, o Juda's jungem Leben!
Dir ja war sein ganzes Hoffen,
All' sein Streben hingegeben.
Jünglinge, die ihr den Gründer
Eures Heil's in ihm verehret,
Jungfrau'n, die ihr frommen Herzens
Auf sein treues Wort gehöret,
Laßt um ihn die Thräne fließen
Wehmuthsvoll und gramumwunden,
Laßt die Thräne reichlich fließen,
Daß er, ach, so früh' entschwunden!

Eine Sonne ist erloschen —
Doch ihr Strahl ist uns geblieben;
Und ein Kämpfer ist gefallen —
Doch die Schaar wird nicht zerstieben;
Und ein Priester ist gestorben —
Aber an der heil'gen Stelle,
Wo das Feuer er gezündet,
Lodert's fort in heil'rer Helle.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 219. Mittwoch, den 10. August 1842.

Der Feldgeistliche.

Von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Durch dieses Ereigniß war Marie, deren ganze Hoffnung auf dieser Erbschaft beruht hatte, nun zu fortwährender Armuth verdammt, und ihr Vater, der sie über alles liebte, hatte von diesem Augenblicke an alle Geistlichen dem unbegränztesten Haß geweiht. Marie aber, deren gutes Herz Niemand hassen konnte, bedauerte selbst den Feind, und bat den lieben Gott im Himmel, ihm zu verzeihen, wie sie ihm bereits verziehen hatte. Sie bat nach diesen Eröffnungen den Kaplan zu wiederholten Malen, sich ein anderes Quartier zu suchen, aber dieser war nun erpichter als zuvor darauf, die ihm angewiesene Wohnung zu behalten, denn er war entschlossen, das Vergehen seines Bruders um jeden Preis wieder gut zu machen; wie? das wußte er selbst noch nicht, aber er hoffte, daß ihm der Himmel schon das rechte Mittel eingeben würde. Alles, was er für Marien thun konnte, war, daß, als diese ihren Vater kommen sah, er ihr versprach, sich eine kleine Weile zu entfernen, damit sie ihn auf seinen Besuch vorbereiten könne.

Während sie den Kaplan durch die eine Thüre hinaus ließ, trat Robert, auf Christian's Arm gestützt, im eifrigen Gespräche begriffen, durch die andere ein.

„Morbleu! ich werde gehen," rief der Alte, und ein Hasenfuß, wie Du, soll mich nicht daran verhindern."

„So, Ihr wollt Euch aussetzen, eine Kugel in den Arm oder in das Bein zu bekommen . . . oder vielleicht noch höher hinauf. Nein, Freund, der Feind, das ist ein schauderhaftes Ding."

„Geh' mir doch mit den Kugeln, das sind die Accidenzien des Staats . . . und welch ein Stand ist der unsere! . . . Sieger von ganz Europa . . . . Dank sey es dem kleinen Korporal, dem Hauptarbeiter, die Sache geht nicht übel; für den Augenblick bearbeiten wir Dein Vaterland, und außer einigen Schrammen hie und da machen wir gerade keine schlechten Geschäfte."

„Das alles, Freundchen, verhindert den Feind nicht, und ich verwette meinen Ambos und meinen Hammer, daß Ihr bei Euerm Unternehmen getödtet werdet."

Maria stieß einen Schreckensschrei aus, und Christian erzählte ihr umständlich, daß ihr Vater nichts Eiligeres zu thun gehabt hätte, als er seinen Capitain wieder gesehen, als ihn zu bitten, ihm das erste Unternehmen anzuvertrauen, wobei Gefahr wäre, um die verlorene Zeit wieder einzuholen. — „Das ist doch zu unvernünftig," fuhr der wohlwollende Schmied fort; „seine Wunde ist ja kaum geheilt, und er wird noch nicht im Stande seyn, vor dem Feinde davon zu laufen, da er noch hinkt."

Der alte Soldat stieß einen grimmigen Fluch aus bei diesen Worten. Marie hing sich liebkosend um seinen Hals und warf ihm Mangel an Liebe vor, daß er sie schon wieder verlassen wollte, er aber polterte heraus:

„Ich Dich nicht lieb haben, mein einziges Kind! . . . . Wenn ich eine Belohnung verdienen will, so geschieht es ja nur, um Dir armem Ding etwas hinterlassen zu können, da der verfluchte Pfaff Dich um alles bestohlen hat."

Maria erschrak bei dieser Erwähnung, denn sie hatte den günstigen Augenblick noch nicht gefunden, um ihrem Vater die Hausgenossenschaft eines Geistlichen zu verkündigen; auch jetzt ließ ihr Christian keine Zeit dazu, denn er wandte sich an den Quartiermeister und sagte:

„Aber, Vater Robert, wenn Euch nun was Menschliches begegnet, was wird dann aus Eurer verwaiſ'ten Tochter werden?"

„Pah!" erwiederte der Alte, „dann wird sie wohl noch einen ehrlichen Stelzfuß finden, der sie heirathet."

„Sie einen Stelzfuß heirathen . . . pfui; doch da hätte ich Euch wohl etwas Besseres für sie vorzuschlagen."

„Was denn?"

„Mich selbst, Vater Robert, der ich doch ein vollständiges Exemplar von einem Menschen bin."

Der Graubart sah ihn an, indem er einen schon halb ausgestoßenen Fluch wieder unterdrückte, und nach einigen Minuten des Nachdenkens sagte er:

„Im Grunde, wenn Marie Dich leiden mag, und ich zum Marschiren beordert werde . . . . so will ich Dir sie lieber geben, als sie schutzlos in Deinem Hundelande zurücklassen. Doch," fügte er, Christian's Dankergießungen unterbrechend, hinzu, „doch unter einer Bedingung nur."

„Und diese ist?"

„Daß ich keinen Bessern finde als Dich, bevor ich abziehe.

„Das scheint mir sehr schwierig," bemerkte der ländliche Adonis mit einiger Geckenhaftigkeit.

„Ganz und gar nicht," erwiederte der Alte; „wenn der

Digitized by Google

erste beste Franzose, wenn ein Kamerad sie haben will, so ist unser Vertrag gebrochen."

„Und wenn Ihr keinen findet?"

„So wirst Du mein Schwiegersohn."

Damit war Christian zufrieden. Er beschloß, den Alten so wenig als seinen Schatten zu verlassen, und ihn eher mit dem ganzen Regimente zu entzweien, als einen Soldaten bis zu ihm gelangen zu lassen.

Indem klopfte es an; die erschrockene Marie, die den Kaplan in dem Kommenden vermuthete, faßte nun ihren ganzen Muth zusammen und stammelte unter ängstlichem Herzklopfen heraus, daß Jemand mit einem Einquartierungsbillete dagewesen sey.

„Ein Kamerad," rief der alte Robert, „desto besser."

„Es ist nicht gerade ein Kamerad," sagte Marie verwirrt, „es ist . . . ."

„Nun?"

„Es ist . . . ."

„Potz Donner, wird's bald? . . . es wird doch nicht gar der Teufel seyn? . . ."

„Es ist der neue Regimentsprediger," platzte Marie heraus.

Der zornige Alte gerieth in die höchste Wuth, und wollte keine Minute länger in dem Hause bleiben, sondern sogleich seine Sachen zusammen packen und ein anderes Obdach suchen. Christian, der auf das Anklopfen an die Thüre geeilt war, hatte sie geöffnet, aber statt des erwarteten Geistlichen trat ein schmucker Soldat ein, der ein Bündel auf der Spitze seines Säbels trug, und dem Hausherrn ein Einquartierungsbillet vorzeigte. Christian empfing seinen Gast mit einer Miene, die diesem deutlich sagte, daß er ihn lieber in das Pfefferland als in sein Revier wünschte, und Marie, die auf den ersten Blick den metamorphosirten Feldprediger erkannt hatte, ward noch verlegener, als ihr Vater sie rauh anfuhr:

„Was hat mir das dumme Ding da denn von dem Pfaffen vorgeschwätzt?"

Der Geistliche gab ihr ein Zeichen, nichts zu verrathen, und antwortete statt ihrer, daß der Feldprediger in der That ein Billet zu dem Schmiede gehabt, es aber gegen das seinige ausgetauscht hätte.

„Sacrebleu, daran hat er wohl gethan," rief der Quartiermeister; „ein Kamerad, statt eines Pfaffen, das ist pures Glück! He! Wein her, Grobschmied, und von dem besten, den Du in dem Keller hast, wir müssen dem neuen Gaste Ehre anthun."

Christian machte ein essigsaures Gesicht, als er ging, um diesen Befehl auszuführen, denn es dünkte ihn nicht angenehm, einen muthmaßlichen Nebenbuhler zu traktiren, und während Marie auf einen Wink ihres Vaters den Soldaten von seinem Gepäcke befreite, sagte der Alte:

„Ah ça, Du bist wohl noch neu in dem Regimente, denn ich kenne Dich nicht?"

„Ja, Freund, ich bin erst kürzlich bei der neuen Truppenaushebung dazu gekommen." Und während Christian Gläser und Flaschen brachte und sie auf den Tisch setzte, gewann er einen unbeobachteten Augenblick, um Marien zuzuflüstern, daß sie um ihres Glückes willen verschwiegen seyn sollte, was sie sich auch in ihrem Herzen gelobte, und beschloß, nicht ein Mal Christian etwas davon zu sagen, da sie dessen Hang zur Schwatzhaftigkeit kannte. Als der Schmied seinen Gästen eingeschenkt hatte, hieß ihn der Quartiermeister sich zum Teufel scheren, und ihn unter vier Augen mit dem Kameraden und den Flaschen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Morgen des 10. August 1792.

(Nach den Berichten des Marineministers Bertrand, des Syndicus Röderer und den Bemerkungen des Generals Lafayette u. A.)

Bei dem letzten Lever, welches Ludwig XVI. am 5. Aug. hielt, gab sich unter den zahlreichen Anwesenden eine große Unruhe kund. Man hegte Besorgnisse für die königliche Familie, welche diese keineswegs theilte. Es waren alle Vorbereitungen getroffen, um den König und die Seinen in der Nacht vom 7. auf den 8. August nach Schloß Gaillon in der Normandie abreisen zu lassen. Die Gardeschweizer sollten die Abfahrt schützen, die Schweizer von Courbevoie die Durchfahrt durch S. Denys, Franconville und Pontoise. Die Reiter der unterdrückten Garde sollten die 600 Pferde im Marstall zu Versailles besteigen und sich zur Hälfte eine halbe Stunde jenseits S. Denys, zur Hälfte zu Triel aufstellen. Von Pontoise bis Gaillon sollten zwei Schweizerregimenter abtheilungsweise aufgestellt werden. Die ehemaligen Minister Bertrand und Montmorin erwarteten die letzten Befehle des Königs in dieser Angelegenheit und ersterer erinnerte den König, die Documente der Civilliste zu verbrennen. Da erhielten sie die Meldung, daß J. J. M. M. die Abreise bis zu dem Augenblick der dringendsten Gefahr verzögern wollten. Montmorin hatte seinem Freund schon sechs Monate vorher seine Meinung geäußert, daß es zur Republik kommen und daß diese von kurzer Dauer seyn würde, wenn der König ermordet, von langer, wenn er förmlich gerichtet würde. Er und Bertrand thaten ihr Möglichstes, um den König zur Abreise zu bestimmen. Der König ließ ihnen sagen: „Es gibt noch Mittel, den Aufstand zu hintertreiben oder zu verzögern. Es handelt sich bloß darum, Zeit zu gewinnen. Es ist weniger Gefahr dabei, zu warten, als zu fliehen." Zur Erklärung dieser räthselhaften Worte wurde Bertrand mitgetheilt, der König habe eine Million zur Vertheilung an den Maire Pétion, an den Abgeordneten Lacroix und an den Oberstwachtmeister Santerre hergegeben. (Lafayette berichtet in seinen Memoiren, Danton habe acht Tage vor dem 10. Aug. 50,000 Thaler empfangen, und Madame Elisabeth habe geäußert: Wir sind unbesorgt; wir können auf Danton zählen). Die Königin (wurde dem Exminister weiter mitgetheilt) habe mit Bezug auf den Fluchtplan gesagt: „Herr Bertrand bedenkt nicht, daß er uns in die Hände der Constitutionellen liefern würde." Dies stimmt zu dem merkwürdigen Bescheid, welchen Lafayette von der Königin erhielt, als er sich erbot, den König nach Compiegne zu führen: „Wir sind ihm sehr dankbar; aber wir ziehen doch vor, uns einen Monat in einen Thurm einsperren zu lassen."

Am Abend des 9. August, um drei Viertel auf elf Uhr, wurde Röderer, Generalsyndicus des Departements, zum König beschieden. Um elf Uhr erschien er im Schloß, während in den umliegenden Quartieren (auf Befehl des Generalcommandanten Mandat) Rappel geschlagen wurde. Bald darauf erschien auch der Maire Pétion. Bei diesem beschwerte sich Mandat, daß die Polizeiverwaltung ihm Pulver verweigert

Digitized by Google

habe. Pétion gab ausweichende Antworten, fand es erstickend heiß im Cabinet und ging hinunter, um Luft zu schöpfen. Röderer folgte nach einiger Zeit seinem Beispiel. Im Hof wurde er von einigen Grenadieren der Nationalgarde angehalten. Einer derselben beklagte sich bei ihm, daß er vor etlichen Tagen auf dem Platze Ludwigs XV. von Marseillern niedergeworfen worden sey und die Rettung seines Lebens Herrn Santerre verdanke. Röderer wandte sich in den Garten und erging sich auf der Terrasse längs des Schlosses bis zum Thor, welches nach dem Pont-Royal führt. Dort von Schildwachen zur Umkehr genöthigt, traf er in der Mitte der Terrasse den Maire Pétion, der in Begleitung von Stadtbeamten und Nationalgarden ohne Gewehr von der Seite des Saals der Nationalversammlung herkam. Der Maire drückte ihm die Hoffnung aus, daß es Nichts geben würde. Es war etwa halb ein Uhr. Der Lärm eines Rappels vom Schloß her bestimmte die Gesellschaft, in das Gebäude zurückzukehren. Unten an der großen Treppe wurde dem Maire gesagt, er sey in die Nationalversammlung beschieden, und Pétion nahm in Folge dieser Weisung seinen Weg nach dem Garten zurück. (Die Meldung war falsch; Pétion wurde erst zwei Stunden später vorgefordert.)

Röderer empfing im Schloß eine Meldung vom Departement, daß in der Antonsvorstadt große Aufregung herrsche. Dem König kam eine übereinstimmende directe Meldung zu. Gegen drei Viertel auf Eins hörte man von verschiedenen Seiten die Sturmglocken. Die Fenster des Schlosses waren geöffnet. In der Stille der Nacht konnte man deutlich die Klänge unterscheiden. Alles horchte und jeder nannte die Kirche, deren Glocke er zu erkennen glaubte.

Ein neuer Brief vom Departement meldete, daß in der Antonsvorstadt höchstens zweitausend Mann, darunter aber alle Kanoniere mit ihren Stücken versammelt seyen. Die übrigen Bürger ständen marschfertig vor ihren Häusern. Einer der Minister meinte, die Departementverwaltung solle das Martialgesetz verkünden. Röderer hielt die Verkündung für unnütz und behauptete, überdem sey nur die Stadtverwaltung dazu befugt. Um dies zu beweisen, suchte er das betreffende Gesetz in der im Cabinet vorhandenen Sammlung. Mad. Elisabeth kam herzu, fragte ihn, was er lese, und fragte weiter, nach ertheilter Auskunft, ob das Departement die beregte Befugniß habe. Röderer verneinte. Einen Augenblick später näherte sich ihm die Königin und wünschte zu wissen, wann die Marseiller abzuziehen gedächten? Der Syndicus gab die Auskunft, daß ihr Abmarsch nur von der Auszahlung von 20,000 Livres abhänge, die sie, unzufrieden mit den Parisern, begehrt hätten, und die ihnen auf Antrag des Maire vom Departement zugesichert seyen.

Um halb drei Uhr erhielt Röderer die beruhigende Meldung, daß es mit den Zusammenrottungen nicht vorwärts wolle, daß die Bürger des Dastehens überdrüssig seyen und wahrscheinlich nicht vorrücken würden. Ein großer Mann in grauem Kleid machte dem König einen entsprechenden mündlichen Bericht, und es ging im Kabinet des Königs von Mund zu Mund die, wie es schien, angenehme Kunde: „Die Sturmglocke schlägt nicht an."

Dagegen kam nach drei Uhr den Ministern die Nachricht zu, daß der Stadtprocurator Manuel Befehle gegeben habe, die von Mandat zur Verhinderung der Vereinigung der Vorstädte S. Antoine und S. Marceau auf dem Pontneuf aufgestellten Geschütze zurückziehen zu lassen. Ferner: daß der Maire in die Nationalversammlung beschieden und von dort auf's Stadthaus (oder vielmehr nach Haus) zurückgekehrt sey. Diese letztere Kunde bestätigte sich gegen vier Uhr, als der Tag zu grauen begann. Die Kutsche des Maire rasselte leer aus dem Hof. Mad. Elisabeth, welche auf das Geräusch an's Fenster getreten war, forderte die Königin auf, die herrliche Morgenröthe zu betrachten. Es war zum letzten Mal in ihrem Leben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 3. August.) Unsere berühmtesten Stickerinnen sind jetzt mit dem Brautkleide für die Prinzessin Marie, künftige Kronprinzessin von Baiern, und die bei der Hochzeit gegenwärtigen hohen Fürstinnen beschäftigt. Die, Silber in rothen Sammt gestickte, 6 Ellen lange Schleppe der Fürstin von Liegnitz kostet allein 600 Thaler zu sticken, etwa eben so viel kostet das, Silber in blauen Sammt gestickte Kleid der durchlauchtigen Frau Mutter der Braut, der Prinzessin Wilhelm. Diese beiden Stücke werden jetzt von Mad. Lawisch, einer unserer ersten Künstlerinnen in diesem Fach, in höchster Eile gefördert. Das Brautkleid selbst arbeitet eine andere Hofstickerin für 1200 Thaler, woneben die Stickerinnen noch eine besondere Belohnung von 200 Thalern erhalten.

In London ist jetzt unter dem Patronat des bekannten deutschen Kleiderkünstlers Stultz ein Asyl für arme alte Schneider errichtet worden, wozu Stultz selbst 12,000 Pf. St. beigesteuert hat! Seine Frau hat für die Kapelle, welche mit dem Asyl verbunden wird, eine Orgel versprochen. Bei einem Banquet, welches zu Ehren des neuen Institutes gegeben wurde, brachte eine Kollekte 2000 Pf. ein. 100 Frauen von Schneidern, welche bei ihren Freundinnen sammelten, aber blos Silbergeld annahmen, brachten jede in einer Börse 5 Pf. 5 Sh.

(Zeitungs-Naivität.) Man sagt, das Männchen der Heuschrecke singe, das Weibchen aber nicht. „Was für ein glückliches Völkchen die Heuschrecken seyn müssen!" ruft ein amerikanisches Blatt, „sie haben stumme Weiber."

(Schaffhausen.) Die Redaktoren des hier erscheinenden „Vorläufers" erlassen einen „Aufruf an Deutschland und die Schweiz zu einem Denkmal für Heinrich Zschokke, den Verfasser der Stunden der Andacht" und erklären, das angemessenste Denkmal schiene ihnen, unter dem Namen der „Zschokkes Stiftung" einen Fond zur Bildung und Unterstützung von Volksbibliotheken, und zwar durch Beförderung des Absatzes edler, volksthümlicher deutscher Bücher und Zeitschriften aus allen Zweigen des geistigen Lebens zu begründen, und die zweckmäßige Verwendung der jährlichen Zinsen, so lange Zschokke lebe, ihm allein zu überlassen, späterhin aber das jedesmalige Comité des Vereins mit diesem Amte zu betrauen.

In der Leipz. Ztg., im Frankfurter Journal und andern Blättern wurde unlängst eines preußischen Husarenkorporals Wilhelmine Krüger, der sich in den deutschen Befreiungs-

Digitized by Google

kriegen 1813 und 14 so rühmlich ausgezeichnet habe und darum mit mehreren Orden geschmückt worden sey, erwähnt. Zugleich wurde von und über denselben Allerlei erzählt. Polizeirath Eberhardt hat nun — so erfahren wir aus einem Bericht aus Gotha in der Magdeb. Ztg. — die Heldin W. Krüger als eine Betrügerin erkannt, die sich fälschlich jene Orden zugeeignet und einen gewesenen preußischen Husaren nennt. W. Krüger hat sich auch schon unter den Namen Weber und Hauschild umhergetrieben und ist schon mehrmals in Untersuchung gewesen. Polizeirath Eberhardt hat sie deßhalb arretiren und an die Behörde in Erfurt abliefern lassen.

(London, 4. August.) Miß Fanny Elsler ist aus Amerika nach London zurückgekommen. Die amerikanischen Blätter weisen ihr nach, daß sie gegen 140,000 Dollars mit ihren Füßen verdient hat. Schlägt man ihre Reisekosten auf 40,000 Dollars an, so kommt die Tänzerin um 100,000 Dollars reicher nach Europa zurück.

(Düsseldorf, 3. August.) Fay, der Kölner Maler, ist von den Sälen hiesiger Academie verwiesen worden, nachdem er den Preis in der Elberfelder Konkurrenz erhalten hatte. Nach dem Buchstaben des Gesetzes soll dem Academiker ein Atelier auf der Akademie nur fünf Jahre offen stehen, später nur ausnahmsweise. Die Ausnahme hatte sich aber seither als Regel gestaltet, und gilt noch für Alle als solche, mit der Ausnahme wieder, daß man einige Talentlose von der Academie fortwies, unter welche man jedoch jetzt Fay nicht zählen wird, der die Meisten überflügelt hat, welche schon 20 Jahre auf der Academie trotz des Gesetzes arbeiten und ruhig auf ihren Lorbeeren schlummern. Der anerkannte Künstler ist jetzt nach München gereis't, um dort die Kartons für die Elberfelder Rathshalle zu vollenden.

Ein Wrack, welches seit zwei Jahren der Schifffahrt auf der Themse bei Gravesend sehr hinderlich war, wurde dieser Tage in die Luft gesprengt. Ein Taucher trug zinnerne Büchsen mit Pulver in das Wrack, welche dann durch galvanische Batterien entzündet wurden. Einige Ladungen von je 40 Pfund brachten keine bedeutende Wirkung hervor. Nun wurden zwei Büchsen von 116 und eine von 165 Pfund in den Rumpf des gestrandeten Schiffes gelegt. Die beiden ersten Schüsse lockerten die Balken auf, beim dritten vernahm man ein lautes Rollen, das Wasser gerieth in heftige Bewegung, und gleich darauf war die Luft 20 Schritte weit mit den emporgeschleuderten Trümmern des Wracks, um welche dichte Rauchwolken sich zogen, geschwärzt. Der Taucher fand nur noch den Boden des Schiffes und auch dieser war zerschmettert.

---

durchgehends nichts mehr zu wünschen übrig lasse. Bei den kürzeren Lokalfahrten mag dies wohl der Fall seyn; allein nicht auf größeren Reisen, wie z. B. von hier nach Basel und zurück, da, wie die Erfahrung lehrt, die festgesetzten Verhältnisse zwischen Raum und Zeit öfter mehr auf dem Papier wie in der Wirklichkeit anzutreffen sind. Ein Beispiel mag dies erläutern. In dem Hafen von Mannheim angekommen (ich habe einen bestimmten Fall vor Augen), wurden die Reisenden bald nach ihrer Ankunft, d. h. in der vierten Nachmittagsstunde, auf ein anderes bereit stehendes Boot der Kölnischen Gesellschaft befördert, welches die Fahrt zu Berg sofort begann, jedoch mit solch einem angenfällig ungünstigen Erfolge, daß es von einem andern Boote derselben Gesellschaft, welches erst Abends halb 11 Uhr von Mannheim abgefahren war, früh Morgens eingeholt wurde. Dieses schnell segelnde Boot nahm nun die Reisenden auf, die die ganze Nacht hindurch, von Nachmittags 4 Uhr an, in dem alten schwerfälligen Dampfkasten — wahrlich nicht zu ihrem Vergnügen — auf dem Rheine herumgeschaukelt worden waren. Aber auch an diesen Wechsel, der Anfangs nur Gutes zu verheißen schien, knüpfte sich für die Reisenden eine zweite unangenehme Erfahrung, nämlich die, daß sie Abends — im Widerspruche mit der ihnen bei den unterschiedlichen Agenturen ertheilten Auskunft — nicht zeitig genug in Straßburg eintrafen, um noch für diesen Tag von der letzten Eisenbahnfahrt nach Basel Gebrauch machen zu können. Sie mußten übernachten und erreichten erst den dritten Tag die Stadt Basel, eine Art zu reisen, wozu man des Transportmittels der Dampfboote und der Eisenbahn wahrlich nicht bedurft hätte. Nicht minder unerfreulich waren die auf der Rückreise gemachten Erfahrungen. Dem Indicateur zufolge, der den Passagieren an dem Comptoir des Bahnhofs zu Basel behändigt wurde, sollte die Reise mittelst Eisenbahn und Dampfboot denselben Tag ununterbrochen bis Mainz fortgesetzt werden können. Niemand zweifelte daran, denn es war ja deutlich gedruckt zu lesen. Die Reisenden waren aber dennoch getäuscht worden: das Kölner Boot, welches sie zu Straßburg bestiegen hatten, fuhr nur bis Mannheim und setzte die Passagiere dadurch in die Nothwendigkeit, daselbst übernachten zu müssen. Natürlich war dies für Viele höchst unangenehm, indem sie sich nicht blos über einen beträchtlichen Verlust an Zeit, sondern auch über eine unnöthige Vergrößerung der Reisekosten zu beklagen hatten.

Wiesbaden, 4. August.

Die Prophezeihungen, die man uns im Frühjahre schon in Betreff der starken Frequenz von Fremden im Spätsommer und Herbste hierselbst gegeben hat, haben sich nun vollkommen bestätigt, denn der Andrang von täglich hier ankommenden Kurgästen ist so bedeutend, daß es, besonders wenn man große Familie oder viele Dienerschaft mitbringt, wirklich schwer hält, ein allen Wünschen entsprechendes Unterkommen finden zu können. Hotels, Bad- und Privathäuser sind noch vollauf besetzt und weitere Bestellungen für Ausgang dieses Monats und des Septembers sind auch noch so überaus zahlreich, daß wir den Kulminationspunkt der diesjährigen Kur noch weit hinaus zu erhalten berechtigt sind. Die heute erschienene Kurliste zählt bereits schon 9130 Kurgäste und 8402 Passanten, und unter diesen befinden sich viele fürstliche und andere hohe Personen. Ungeachtet dieses Jahr die grünen Tische weniger als früher besetzt sind, so entwickeln sich doch auf den Bällen, Reunions, Soirées und in den Konzerten ein außerordentlicher Aufwand und Pracht, und aus Allem geht deutlich hervor, daß viel Reichthum unter hiesigen Fremden herrschen muß.

Korrespondenz.

Mainz, Anfangs August.

Man würde sehr irren, wenn man sich dem Glauben überlassen wollte, daß die Regulirung der Dampfschifffahrt auf dem Oberrhein

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 10. August. Zampa, oder: Die Marmorbraut, Oper in 3 Abth., Musik von Herold.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohr.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 220. Donnerstag, den 11. August 1842.

Der Feldgeistliche.

Von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Christian gehorchte mit einem kläglichen Blick, und während Marie das Gepäcke des Geistlichen in die für ihn bestimmte Kammer trug, trank der Quartiermeister seinem Kameraden fleißig zu, und hatte ihn nach einer halben Stunde so lieb gewonnen, als wenn er ein alter wiedergefundener Freund von ihm wäre; nur wollte es ihm nicht gefallen, daß er ihm nicht besseren Bescheid that.

„Sapperment!" rief er aus, „Du trinkst nicht, Du fluchst nicht . . . Weißt Du, daß man Dich für einen Soldaten des Papstes halten könnte."

„Da hätte man vielleicht so unrecht nicht," gab der Kaplan lachend zur Antwort.

„Auf Deine Gesundheit," rief Robert, indem er das Glas leerte.

„Auf die Eurige, erwiederte der Kaplan anstoßend.

„Was ist das, auf die Eurige? . . . Willst Du mich wohl duzen . . . oder wir bekommen Händel."

„Nun, nun, beruhige Dich nur . . . ich verspreche Dir, Dich zu duzen."

„Das läßt sich hören . . . Ich sehe schon, Du bist von gutem Stoffe. Wenn Du erst vierzehn Tage älter geworden bist in dem Regimente, dann wirst Du dem Weine nicht mehr Gnade widerfahren lassen als den jungen Dirnen . . . So fehlt Dir zum Beispiele eine persönliche Annehmlichkeit, um dem schönen Geschlechte zu gefallen."

„Was denn?" fragte der Geistliche lachend.

„Ein Schnurrbart, sapperment!"

„Freilich," erwiederte dieser noch immer lachend; „aber Schnurrbärte waren nicht üblich in dem Korps, bei welchem ich diente."

„So! nun, das Reglement vor Allem. Man hielt also strenge Manneszucht in Deinem Regimente?"

„Das versteht sich," sagte der Kaplan gutherzig; „ob gleichwohl unser General sehr nachsichtig ist."

„Der Henker! solch ein Chef gefiele mir auch."

„Ja, Freund," sagte der Geistliche mit Salbung, „ja, Ihr würdet ihn lieben . . . Er vergiebt öfter, als er straft . . . . Toleranz und Güte ist sein Wahlspruch! . . . Er weiß, daß das Vergessen der Beleidigungen die erste aller Tugenden ist . . . Diejenigen, welche die Tugend ausüben, sind seine Erwählten . . . . und Glück in diesem, Friede in dem andern Leben, dieses, mein lieber Bruder, sind die Belohnungen, welche er ihnen aufbewahrt."

Robert lachte überlaut und rief:

„Was zum Henker hältst Du mir da für eine Predigt; Du gebärdest Dich ja wie ein Feldprediger."

Der Kaplan erröthete; die Gewohnheit hatte ihn unwillkürlich hingerissen.

„A propos, vom Feldprediger," fuhr Robert fort; „wenn der unserige gekommen wäre, so würde ich ein Mal das Rauhe heraus gekehrt haben."

„Darum kam ich an seiner Stelle," erwiederte der Kaplan heiter. „Er wußte alles, hatte Euren Widerwillen und dessen Grund erfahren . . . Jemand aus Champ-Fleury hatte ihm Alles erzählt."

„Desto besser," brummte der Alte, „dann werden wir uns immer nur im Profil sehen . . . Nichts als der Anblick seines Rockes regt mir schon alle Nerven auf . . . Ich werde dann an den Heuchler aus unserem Dorfe erinnert . . . Wenn ich daran denke, so gerathe ich in Wuth, und wenn er hier wäre . . ."

„Und wenn er hier wäre," erwiederte der Kaplan kalt, indem er den Quartiermeister, der im Begriffe war, aufzustehen, wieder auf den Stuhl niederdrückte; „wenn er hier wäre, Robert, wenn er Dich bäte, ihn anzuhören, so würdest Du ihn nicht fliehen, sondern ihn anhören . . . ."

„Ich würde mir die Ohren verstopfen."

„Du würdest ihn anhören, Robert," sagte der Kaplan mit Wärme, „Du würdest ihm verzeihen . . . . denn glaubst Du nicht selbst auch der Verzeihung zu bedürfen?"

„Nein," rief der alte Soldat mit Stärke, „nein, ich bedarf keiner Verzeihung für ein ähnliches Verbrechen. Tausend Donnerwetter, ich war ein wilder Kerl im Kriege . . . ich habe den Bürger geschlagen, ihm seine Hühner genommen . . . habe zuweilen den Feind geplündert . . . aber ich habe niemals eine Waise beraubt . . . habe keine armen Mädchen zu Grunde gerichtet . . . und wenn ich ihnen auch hie und da ein Küßchen geraubt habe, so hat sie das nicht ärmer gemacht . . ."

„Und," fiel ihm der Kaplan immer eifriger in das Wort, „wenn dieser Mann nun mit Thränen in den Augen zu Dir käme, und Dir mit Verzweiflung in der Seele sagte: Robert, Du beschuldigst mich ungerechterweise . . . ich habe um das Erbe

Digitized by Google

Deiner Tochter nicht nachgesucht ... vergieb das unwillkürliche Leid, das ich Dir zugefügt, und glaube mir, daß ich dieses Geld jetzt verabscheue ... ich will es Dir erstatten ... nur fluche Deinem Feinde nicht."

Der Kaplan hatte während dieser Rede eine Brieftasche hervorgezogen und sie dem Quartiermeister hingehalten, der ihn erstaunt fragte, was das bedeuten solle. Der Geistliche ward sehr verwirrt, er rang nach Fassung, und sagte endlich:

„Verzeih, meine Seele war so erweicht, als ich an das Unglück Deiner Tochter dachte, daß ich es zu lindern hoffte, indem ich Dir mein kleines Vermögen anbot, und wähnte, ihr so das ihrige zurückerstatten zu können.

„Nie, nie," rief Robert, indem er dabei das Glas so heftig auf den Tisch stieß, daß es in Stücke sprang ... „ich möchte sein Geld nicht ... Der Heuchler hat es erschlichen, er mag es auch behalten ... es würde mir die Hände besudeln, und ich ziehe es vor, ihn und seine ganze schwarze Bande nach meinem Gefallen zu hassen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Morgen des 10. August 1792.

(Fortsetzung.)

Unmittelbar darauf kam Mandat zu Röderer und theilte ihm mit, daß er bereits zwei Mal vor den Stadtrath berufen sey und daß er schlechte Lust habe, dieser Einladung zu folgen. Röderer entgegnete, daß er den Befehlen des Maire zu gehorchen habe, und Mandat gehorchte, wiewohl ungern. Der Generalcommandant war bei einem großen Theil der Nationalgarde verhaßt, weil er stets versicherte: Ich bürge mit meinem Kopf für die guten Absichten des Königs; ich bin sicher, daß der Hof nichts Schlimmes im Schild führt. Röderer fand Anlaß, diese Versicherungen Mandats einigermaßen in Zweifel zu ziehen. Bald nach dem Abgang des Commandanten ließ die Königin den Syndicus zu sich rufen, um einer Besprechung mit den Ministern beizuwohnen. Sie fragte ihn, was er für räthlich hielte. Röderer meinte, es sey nöthig, daß der König sich mit seiner Familie in die Nationalversammlung begebe. Der Marineminister Dubouchage entgegnete: „Ihr schlagt vor, den König zu seinem Feind zu führen." Röderer wies darauf hin, daß bei der Abstimmung über Lafayette das Verhältniß zu Gunsten Dieses und folglich des Königs wie vier zu zwei gewesen sey. In der Nationalversammlung sey die geringere Gefahr. „Herr!" nahm die Königin in entschiedenem Ton das Wort, „hier ist eine Streitmacht. Es ist Zeit, einmal zu sehen, wer die Oberhand behalten soll, der König und die Verfassung, oder die Faction." — „Nun, dann müssen wir sehen, welche Anstalten zum Widerstand getroffen sind", entgegnete Röderer; „Lachesnaye, der Stellvertreter Mandats, kann uns Auskunft geben." Lachesnaye wurde gerufen, gab auf Röderers Fragen befriedigende Auskunft, bemerkte aber zugleich der Königin im Tone des Unwillens: „Die Gemächer sind voll von Leuten, welche den Dienst stören und den Zutritt zum König hindern, was die Nationalgarde sehr übel stimmt." — „Wie so?" versetzte die Königin. „Ich bürge Euch für alle Leute, die hier sind. Sie werden vorn, hinten, inmitten der Reihen marschiren, wie Ihr es verlangt. Sie sind zu Allem bereit, was nöthig seyn kann; es sind zuverlässige Leute." Röderer schloß aus diesen Worten, daß der feste Entschluß zu einem Kampf gefaßt sey, daß Leute da seyen, die der Königin den Sieg verhießen, und daß die Zurücktreibung oder die Niederlage der Zusammengerotteten zu einem Angriff auf die gesetzgebende Versammlung benutzt werden wolle. Er bestand darauf, daß der König an die Nationalversammlung schreiben und ihren Beistand verlangen solle. Dies wurde verworfen. Die Minister verstanden sich lediglich dazu, daß zwei von ihnen, Joly und Champion, sich in die Versammlung begäben, um ihr die Lage der Dinge zu schildern und die Absendung von Bevollmächtigten aus ihrer Mitte ins Schloß zu begehren.

Während dieser Berathung bei der Königin musterte der König die Truppen im Schloß, d. h. im Innern des Gebäudes, in den Höfen und im Garten. In den Gemächern standen, schlecht bewaffnet, die Edelleute (vom Volk Dolchritter genannt), unten an der großen Treppe die 800 Gardeschweizer, durch constitutionelle Gardisten auf mindestens 1200 Mann verstärkt. In den Höfen und im Garten befand sich die von der Pariser Nationalgarde gegebene Schloßwache, durch Mandat schon um Mitternacht verdoppelt, so daß sie 2400 Mann mit 11 Stücken Geschütz betrug. In Folge von Weisungen, deren Ursprung im Dunkeln liegt, erschienen am frühen Morgen während der Musterung noch außer jenen 2400 Mann andere Bataillone der Nationalgarde. Von jenen elf Stücken standen drei im Königshof, zwei im Prinzenhof, und je eins im Schweizerhof, im Hof von Marsan, am Thor der Reitschule (d. h. des Saals der Nationalversammlung), an der Königsbrücke und an der Drehbrücke. Im Hof wurde Ludwig anfangs, wie im Innern des Schlosses, mit dem Ruf: „Es lebe der König!" empfangen. Weiterhin stand das Bataillon der Section vom Rothen Kreuz. Dies rief, wie auch alle Kanoniere: „Es lebe die Nation!" Während dieses Rufes rückten zwei böse Bataillone ein, vermischt mit Pikenmännern. Ihr Feldgeschrei war: „Es lebe die Nation! Es lebe Pétion!" Sie wurden auf der Terrasse gegenüber der Terrasse der Feuillants aufgestellt. Die dem Könige ergebenen Bataillone der beiden ehemaligen Distrikte Filles S. Thomas und Petits Pères hatten als zuverlässige Leute die Terrasse längs des Schlosses eingenommen. Sie empfingen nicht nur den König mit Ergebung; sondern sie bewogen ihn auch, den Posten an der Drehbrücke zu besuchen, in der Hoffnung, daß seine freundliche Zusprache die beiden dort stehenden bösen Bataillone gewinnen würde. Aber die Pikenmänner riefen dem König entgegen: „Nieder mit dem Veto! Nieder mit dem Verräther!" zogen zum Thor des Königshofs hinaus und stellten sich mit ihren Geschützen längs dem Gitter gegen das Schloß auf. Zwei andere Bataillone, die in den Königshof eingerückt waren, hörten, daß die Schweizer auf das Volk schießen wollten und daß sich in den Gemächern eine große Menge Dolchritter befanden. Sie liefen auseinander, und stellten sich zum Theil mit zwei Geschützen auf dem Carrousel auf.

Bald nachdem Champion und Joly sich in die Nationalversammlung verfügt hatten, hörte die bei der Königin vereinigte Rathsversammlung Hohngeschrei aus dem Garten herauf. Die Minister eilten an die Fenster, und Dubouchage rief: „Großer Gott! Das ist der König, der verhöhnt wird! Was Teufel will er da unten? Geschwind, daß wir ihn holen." Er und S. Croix eilten hinunter. Die Königin vergoß Thränen, ohne ein Wort zu sagen. Sie hatte die Augen roth geweint,

Digitized by Google

als der König, von den beiden Ministern begleitet, zurückkam. Er war erhitzt und erschöpft von der Bewegung, die er sich gemacht hatte, allein sein Gleichmuth schien durch den letzteren Vorfall wenig erschüttert zu seyn.

Röderer setzte ohne den König und die Königin seine Besprechung mit den drei Ministern fort. Die Zahl der Berathenden wurde jetzt (um 6 Uhr) durch neue Mitglieder des großen Rathes des Departements vermehrt. Kaum waren diese angelangt, so meldeten zwei (königlich gesinnte) städtische Beamten, Borie und Lerour, daß die Sectionen den bisherigen großen Stadtrath durch neue Vertreter ersetzt hätten, daß Pétion in sein Haus gesperrt, Mandat festgehalten oder getödtet, daß ganz Paris in Waffen, die Vorstädte marschfertig und das Bataillon (des ehemaligen Distrikts) der Cordeliers (von der Section Theatre français, später Section Marseille) und die Marseiller wirklich auf dem Marsch seyen. Röderer erneuerte dringender seinen alten Vorschlag. Dubouchage entgegnete: „Es ist keine Sicherheit für den König auf dem Weg zur Nationalversammlung. Er muß hier bleiben." Röderer beschloß darauf, sich mit den neun Großräthen in die Versammlung zu verfügen, und ihrer Weisheit anheimzustellen, was zu thun sey. Auf dem Weg durch den Garten begegneten ihnen die Minister Champion und Joly und baten sie, ihre Mühe zu sparen. Die achtzig versammelten Mitglieder schienen nicht geneigt, sich mit der Sache des Königs zu bemengen. Röderer und die Departementsräthe kehrten sonach zurück. An dem Thor zwischen der Vorhalle und dem Garten, wo mehrere Stücke aufgepflanzt waren, fragte ihn ein Kanonier in kläglichem Ton, ob sie denn genöthigt seyn würden, auf ihre Brüder zu schießen? Röderer erwiederte: „Ihr schießt nicht eher, als bis man auf Euch schießt." Die Departementsräthe riethen dem Syndicus, dasselbe auch den andern Kanonieren zu sagen. Sie gingen durch die Vorhalle in den Hof, wo unmittelbar vor dem Schloßthor vier oder fünf Stücke aufgepflanzt waren, wie auf der Gartenseite. Zur Rechten, vom Schloß bis an die Mauer, welche den Hof vom Carrousel trennte, stand ein Bataillon Nationalgarden, zur Linken, parallel, das Schweizerbataillon, und zwischen beiden und in gleicher Entfernung vom Schluß und vom geschlossenen Königsthor standen fünf bis sechs Stücke gegen das Carrousel gerichtet Röderer an der Spitze der Departementsräthe forderte das Bataillon Nationalgarden auf, nicht anzugreifen, aber gut Stand zu halten. Er wiederholte dieselbe Aufforderung bei den Kanonieren in der Mitte des Hofes. Die meisten derselben hatten sich bei seiner Annäherung entfernt, um Nichts zu hören. Einer der fünf oder sechs, welche bei den Stücken geblieben waren, fragte ihn: „Und wenn sie auf uns schießen, werdet Ihr da bei der Hand seyn?" — „Allerdings", antwortete Röderer, „und zwar vor Eueren Kanonen, damit wir die ersten sind, die fallen." Die Departementsräthe wiederholten: „Wir Alle." Auf diese Worte entlud der Kanonier sein Geschütz und trat seine Lunte aus.

In diesem Augenblick, nach 8 Uhr, erschienen die zwei (früher angekündigten) Bataillone, das der Cordeliers und das der Marseiller auf dem Carrousel, und sofort brachte ein Abgeordneter derselben den Schweizern die Aufforderung, den Patrioten keinen Widerstand zu leisten. Gleichzeitig gab der städtische Beamte Borie den Schweizern und den Kanonieren die schriftliche Aufforderung, Widerstand zu leisten. Es ward am Königsthor geklopft. Röderer wandte sich dorthin. Ein Nationalgardist hielt ihn an und äußerte dieselbe Bedenklichkeit, wie der Kanonier am Gartenthor. Röderer gab dieselbe Antwort: „Man verlangt nicht, daß ihr angreifen, sondern nur, daß ihr nicht angegriffen werden sollt." — „Das sollte auch draußen auf dem Carrousel gesagt werden," meinte der Bürger. Röderer erklärte sich bereit, es zu thun. Da kam ein kleiner Kanonieroffizier herein, und erklärte, daß die Bewaffneten auf dem Carrousel mit ihren zwölf Kanonen durch das Schloß vor die Nationalversammlung ziehen und vor derselben bleiben wollen, bis sie die Absetzung des Königs ausgesprochen habe. Röderer bemerkte ihm, erstlich gehe der Weg zur Versammlung nicht durch's Schloß, und zweitens sey es ungesetzlich, in Waffen vor der Versammlung zu erscheinen. Der kleine Mann versicherte, es solle blos geschehen, um sie zu schützen, damit die Furcht vor den Verschwörungen des Hofes sie nicht länger hemme. Röderer bezog sich einfach auf das Gesetz, welches geböte, von dem Vorhaben abzustehen. Der kleine Mann erbot sich endlich, seine sechs Oberen herbeizurufen; allein Röderer fand nicht für gut, dieselben abzuwarten. Draußen ward fortwährend an das Thor geklopft; etwa zwanzig Mann hatten von innen die Mauer erklommen und saßen rittlings auf derselben als Neugierige oder als Unterhändler, Andere sprachen von innen über die Mauer hinüber in einem Ton, der erwarten ließ, daß sie das von nur drei Schildwachen gehütete Thor öffnen würden. Röderer sagte deshalb seinen Kollegen: „Wartet ihr hier die Unterhändler ab; ich eile zum König, um ihn zu bestimmen, sich in die Nationalversammlung zu begeben."

Die Departementsräthe begleiteten den Syndikus zum König durch die gedrängt vollen Gemächer. Auf Röderers Verlangen ließ Ludwig alle Personen, außer seiner Familie und den Ministern, aus seinem Kabinet abtreten. Der Syndikus erklärte, es sey dringend nöthig, daß der König sich in die Versammlung zurückziehe; die Mannschaft zur Vertheidigung des Schlosses sey zu schwach und nicht gut gestimmt; die Kanoniere hätten auf die bloße Empfehlung, sich zu wehren, ihre Stücke entladen. Der König wandte ein: „Ich habe nicht viel Leute auf dem Carrousel gesehen." — „Aber sie haben zwölf Kanonen," erwiederte Röderer, „und eine unermeßliche Menge ist aus den Vorstädten im Anzug."

(Schluß folgt.)

Korrespondenz.

Gießen, 2. August.

In keiner Stadt des Großherzogthums haben wohl die Ergebnisse des nunmehr beendigten Landtags so lebhafte Freude, so sanguinische Erwartungen erregt, als in der hiesigen. Schon sieht der ehrliche Gießener an seiner Stadt neue Weltwege vorbeiziehen, endlos nach entgegengesetzten Richtungen sich ausdehnend; schon erblickt er auf seinem Strom bunte Wimpel sonder Zahl, in seinem Hafen die Erzeugnisse aller Zonen, die unansehnlichen Krämchen werden Läden, die Läden erweitern sich zu Waarenlagern; seine Märkte, die bisher nur den nahewohnenden Landmann herbeizogen, bringen Käufer und Verkäufer aus weitester Ferne, — kurz, seine Vaterstadt hat den bescheidenen Rang einer Provinzialhauptstadt aufgegeben, hat universelle Bedeutung gewonnen, — ist Weltstadt geworden. Er selbst reis't des Morgens nach Besorgung seiner Geschäfte von hier ab, nimmt in Frankfurt ein Gabelfrühstück ein, speis't zu Mainz zu Mittag, trinkt in Wiesbaden

Digitized by Google

Kaffee und ist des Abends noch zeitig genug zu Haus, um an der Wirthstafel begeistert in des Studiosen Sang einstimmen zu können:

Stoßt an, Gießen soll leben!
Hurrah hoch!!

Eisenbahn und Lahnschifffahrt sind nämlich die Hauptpunkte, die das Rosenlicht der Zukunft bringen werden, das neue Anatomiegebäude und die Lahnbrücke werden den Glanz der Stadt anderweitig fördern. — Kaum darf ich's wagen, mit dem mir nun einmal eigenthümlichen kalten Verstand das strahlende Phantasiebild näher anzusehen, doch da ich anderseits auch begeistert bin für jeden Fortschritt des öffentlichen Lebens, wo und wie er sich findet, und aus angeborner guter Sinnesart Niemand gern eine Freude verderben möchte, selbst wenn ich's könnte, erlaube ich mir nur einige Bemerkungen: Ob Eisenbahnen den Wohlstand eines kleinern Ortes, — man gestattet mir wohl, wenigstens jetzt noch Gießen so zu nennen — bedeutend zu heben geeignet seyen, läßt sich im Allgemeinen wohl nie, in einzelnen Fällen immer nur sehr schwierig bestimmen. Einzelninteressen werden gefördert, andere, und zwar sehr viele, zurück geschoben, was am schmerzlichsten in der nächsten Zeit nach Eröffnung der Bahn fühlbar seyn wird. Werden z. B. (abgesehen von der Beeinträchtigung des Vortheils einzelner Stände, wie der Kutscher und Fuhrleute) die vielen fremden Gäste, welche Gießen auf den hier sich durchkreuzenden Straßen zueilten, ferner noch hier Halt machen oder vielmehr raschen Flugs an der Stadt vorbeirollen? Wird nicht so mancher Käufer, die Länge des Wegs nicht mehr scheuend, an der zweiten Quelle vorbeigehen, um an der ersten seine Einkäufe zu machen? Wird nicht der Fruchthandel der Wetterau seinen Hauptabzug nach dem Main vor wie nach behalten? Und welche besondere Produkte hätte der Gießener dem Welthandel anzubieten? Wird die Lahn ein Weg für Solche werden, welche Naturschönheiten aufsuchen, etwa die ausgenommen, die sich durch den Duft verleiten lassen, welchen C. Duller über Gießen und seine Umgebungen ausgegossen hat? Wird sich die Zahl der Studierenden mehren, die denn doch dem hiesigen Ort so außerordentlichen Vortheil gewähren? Doch man sagt, Eisenbahnen seyen eine Forderung der Zeit schlechthin, des Fortschritts der Welt überhaupt, man müsse darum über Kleines hinwegsehen und das Ganze und Große in's Auge fassen. Das ist freilich auch mein Glaubensbekenntniß, dem ich unter den gegebenen Umständen nur eine sehr weite Verbreitung wünsche. Jedoch selbst von dieser Seite aufgefaßt, bleiben in Rücksicht auf die politische Organisation, in der sich Deutschland befindet, bei dem Zustand unserer Handelsverhältnisse u. s. w. zumal für kleinere Staaten Bedenklichkeiten so specieller Art, daß man sich nicht allzu sehr wundern darf, daß die Eisenbahnfrage in unserer Kammer, die doch verschiedentlich gezeigt hat, daß sie sich über engherzige Rücksichten zu erheben weiß, nur eine sehr zweideutige Stimmenmehrheit sich hat erwerben können. Alles in Rechnung gebracht, sind wir gemeint, daß man bei seinen Erwartungen in Absicht auf die Eisenbahn jedenfalls einen etwas erweiterten Maßstab wird anlegen müssen, daß man ferner die Realisirung des Projekts sich nicht zu nahe denken, ja diese selbst vorerst noch nicht über alle Zweifel erhaben halten dürfe. Denn solche Dinge wollen bei uns ihre Zeit haben, abgesehen von zufälligen Verhältnissen, die oft auf das nachhaltigste auf ein solches Unternehmen einwirken, wie z. B. die stellenweise Ungünstigkeit des Terrains, welche die Köln-Aachener Bahn nachgerade faß unmöglich machte. Und wie? gelänge es nun nicht, sich mit den Nachbarstaaten über die Fortsezung der Bahn zu verständigen? Freilich wird man an dem Factum der Ständewilligung einen Stützpunkt haben, und — man soll sich nicht an Möglichkeiten zerarbeiten, so lange man eine nicht unbegründete Wahrscheinlichkeit hat. Die Schiffbarmachung der Lahn anlangend, so hat uns eine Maskendarstellung auf einem Balle vorigen Jahres die Resultate derselben in effigie vorstellig machen wollen. Ein Dampfschiff nämlich, den regelmäßigen Dienst zwischen Gießen und Heuchelheim versehend, führte dem nunmehrigen Universalhandelsplatz die wunderlichsten Reisenden, Menschen aller Zungen und Länder, zu. Man hat darüber gelacht, doch dünkt mir, lag dem heitern Spiel eine bedeutsame Wahrheit unter. Sollte man, da man in unserer Zeit so großartige Communicationswege kennen gelernt hat, auf kostspielige Seitenpfade so viel Gewicht legen? Welche Resultate liefert, um an etwas Aehnliches zu erinnern, die Maindampfschiffahrt? Allerdings wird man in der Folge Bausteine leichter hierher bringen können, etwas Besonderes aber für den Handel von ein paar armen Kähnchen zu erwarten, scheint nicht recht begreiflich. Erwünscht wäre es, daß der Erfolg meine Ansicht widerlegte. Man mißverstehe übrigens vorstehende Bemerkungen nicht. Ich erkenne den vollen Werth des Empfangenen an, möchte ihn nur richtig geschätzt wissen und stimme darum gern in den allseitigen Dank ein, den die Stadt ihrem Deputirten Hrn. Schmitthenner durch Nachtmusik, Festmahl u. dgl. in diesen Tagen ausgedrückt hat. — Hr. Schmitthenner scheint überhaupt einer der geeignetsten Männer zu seyn, den Gießen zum Vertreter seiner Interessen in der Ständeversammlung wählen konnte. Er gehört zu den ausgezeichnetsten Docenten und interessantesten Persönlichkeiten der hiesigen Hochschule. Von Haus aus Theologe, legte er sich bald auf Philologie der Muttersprache und hat namentlich das Studium des Altdeutschen mit entschiedenem Erfolg gefördert. Als Professor der Geschichte nach Gießen berufen, wußte er sich durch geistreiche Behandlung seines Stoffes, so wie durch rhetorisch-elegante Darstellung solche Anerkennung zu erwerben, daß sich sein Auditorium sogar über die Gränzen der akademischen Jugend erweiterte. In der Folge in den Oberstudienrath nach Darmstadt versetzt, war er besonders in der neuen Organisirung des Studienwesens thätig, kehrte aber bald wieder hierher zurück, um die Cameralwissenschaft zu lehren. Die ausgebreiteten Kenntnisse und Erfahrungen, die er sich in den verschiedenen Phasen seines Lebens gesammelt, seine Theilnahme an lokalen Interessen, die Popularität, die er sich durch ein lojales Benehmen bei der gesammten hiesigen Einwohnerschaft erworben, sind wohl Veranlassung gewesen, daß die Wahl fast einhellig auf ihn fiel. Welcher politischen Richtung er zugethan ist, wird aus seinen bezüglichen Schriften nicht recht klar, immerhin tragen sie jedoch das Gepräge einer gewissen Freisinnigkeit und zeichnen sich sonst durch klare Uebersichtlichkeit, scharfe Begriffsbestimmungen und eine Art philosophischer Auffassung und Behandlung ihrer Probleme vortheilhaft vor ähnlichen aus. Für Förderung materieller Interessen scheint er wie wenige der Mann zu seyn. — Schließlich mag noch der außerordentlichen Theilnahme Erwähnung geschehen, welche das vielfache Brandunglück jüngster Zeit hier gefunden hat. Von den veranstalteten Sammlungen ist schon früher in diesen Blättern die Rede gewesen. Vor Allem aber verdient die rege Anstrengung der Studierenden die höchste Anerkennung, die sich nicht nur bei dem Brande in dem nahen Steinbach äußerst thätig zeigten, sondern auch hier und in Salzhausen Konzerte zum Besten der Abgebrannten veranstalteten, die einen bedeutenden Gewinn abwarfen. Es war ein interessantes Schauspiel, wie sie, die Röcke verkehrt, zu Hunderten beim Löschen wüthend eingriffen, Häuser abrissen, Löschapparate ordneten, Reihen stellten, Bauern begossen, die aus denselben durchbrennen wollten und auf der Brandstätte bivouaquirten, bis die Gefahr vorüber war. Wohl gebührt ihnen der größte Antheil am Stillen des großen Brandes. Auch die weibliche Jugend Gießens hat sich große Verdienste um die Unglücklichen erworben. Sie veranstaltete neulich eine Verlosung weiblicher Arbeiten, welche natürlich die allseitigste Unterstützung fand und somit ein unerwartetes Resultat lieferte. Es ist erfreulich, von einer solch aufopfernden Gesinnung berichten zu können, wie sie sich bei dieser Gelegenheit in unserer Stadt documentirt hat.

Theater-Anzeige.

Des Ausrückens der Stadtwehr wegen bleibt das Theater heute, Donnerstag, 11. August geschlossen.

Samstag, 13. August. (Zum Erstenmale): Marie, oder: Die Regiments-Tochter, komische Oper in 2 Abth., Musik von Donizetti.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 221. Freitag, den 12. August 1842.

Der Feldgeistliche.

Von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Der Kaplan schlug vor, für den Augenblick lieber nicht weiter von der Sache zu reden; der Quartiermeister war damit einverstanden; doch konnte er sich nicht enthalten, seinem Kameraden die Hand mit tiefer Empfindung zu drücken, und ihm zu sagen, daß er ein gutes Herz hätte und ein wackerer Bursche sey. Marie, die eben eingetreten war, und den letzten Theil des Gesprächs mit angehört hatte, stimmte lebhaft in das Lob ihres Vaters ein, der ihr lächelnd mit dem Finger drohte und sagte:

„Ja, er ist ein guter Kerl, der mir gefällt, obgleich er keinen Schnurrbart hat und wie ein Mädchen trinkt. Aber ich werde ihn schon bekehren und um die Bekehrung anzufangen, wollen wir einer neuen Flasche den Hals brechen und ein schönes Regimentslied dazu anstimmen."

Marie kicherte leise und bedauerte den armen Kaplan im Stillen, während ihr Vater ihn ungeduldig fragte:

„Nun, singst Du nicht?"

„Doch, doch . . . ich singe zuweilen . . . nur weiß ich eben nichts Passendes für den Augenblick."

Da begann Robert aus voller Kehle zu singen:

Zum Teufel mit dem Regiment,
Dem Regiment der Pfaffen!

Der Kaplan that lebhaften Einspruch gegen dieses Lied, so daß der Quartiermeister geärgert rief:

„Nun, zum Henker, so singe Du selbst, oder ich werde glauben, daß Du ein Heuchler, ein Schleicher bist, und dann wird eine gänzliche Trennung zwischen uns statt finden."

Dagegen sträubte sich der Kaplan mit Wärme, und nachdem er seine Garnisonserinnerungen hervorgerufen, sang er endlich auf eine Kirchenmelodie ein Lied zum Lobe des Kaisers, wodurch er den Alten vollkommen zufrieden stellte, der seines Lobes kein Ende finden konnte, ja, er kam nach und nach auf den Gedanken, daß ihm ein solcher Schwiegersohn besser anstünde als der einfältige Schmied, und ohne erst lange wie die Katze um den heißen Brei zu schleichen, zog er den Kaplan in eine Ecke, und fragte ihn in der besten Weinlaune:

„Die Hand auf das Herz, Bursche, wie gefällt Dir meine Erbin?"

„Ich glaube, daß sie eben so gut als schön ist, Kamerad." Hierauf neigte er sich zu Mariens Ohr und fragte diese:

„Und Du, Mariechen, was hältst Du von dem Kameraden?"

„Ich, Vater, ich habe ihn so lieb, als wenn ich ihn schon zehn Jahre kennte."

„Wenn ich also zu der Expedition beordert werde und unterwegs bleiben sollte, so wirst Du seinen Schutz nicht ausschlagen?"

„Ja," rief der Kaplan mit Wärme, „ich will ihr Freund, ihr Beschützer, ihr Vater seyn."

„Halt!" rief der Alte mit großen Augen. „Du bist noch zu sehr Gelbschnabel, um ihr Vater zu seyn . . . willst Du aber ihr Mann seyn, das lasse ich mir eher gefallen."

Das Erstaunen und der Schrecken des guten Kaplans waren so komisch, daß Marie sich eines lauten Lachens nicht enthalten konnte, und als ihr Vater sie fragte, was sie zu seinem Vorschlage sage, so erwiederte sie neckend:

„Je nun, Vater, wenn er mich haben will, so bin ich es wohl zufrieden."

Robert forderte also den Kaplan auf, sich nun auch seinerseits zu erklären; und dieser wußte sich nicht anders aus der Verlegenheit zu helfen, als mit der Einwendung:

„Dazu ist vor allen Dingen die Einwilligung meines Generals nöthig."

„Der Teufel, das ist wahr," sagte der Alte, der in seinem Eifer, für die Zukunft seines Kindes zu sorgen, alle Formalitäten vergessen hatte; „da Du aber sagst, daß er eine gute Haut und nachsichtig sey . . ."

Der Kaplan mußte unwillkürlich lachen, meinte aber, so weit ginge seine Nachsicht denn doch nicht. Der Alte fand jedoch den Gedanken, ihn zu seinem Schwiegersohne zu machen, so reizend, daß er die Verlobung als geschlossen ansah, und ihn aufforderte, seiner Braut den Verlobungskuß zu geben; — Marie fragte ihn schelmisch, ob ihm der Gehorsam denn so schwer würde, und da der gute Geistliche dachte, daß ein väterlicher Kuß den Himmel unmöglich beleidigen könne, so entschloß er sich endlich, und küßte das Mädchen mit komischer Verlegenheit auf die Stirne; damit war aber der Alte nicht zufrieden, sondern er ruhte nicht eher, als bis der Kaplan seiner Tochter einen schallenden Kuß auf beide Wangen gedrückt hatte, wofür er den Himmel heimlich um Verzeihung bat.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

(Schluß.)

Gerderet, Mitglied der Departementsverwaltung, ein eifriger Patriot*), dem es sehr um die Erhaltung des Königs zu thun war — er war Spitzenhändler der Königin — nahm das Wort, um Röderer's Gesuch zu unterstützen. „Schweigt", unterbrach ihn die Königin; „Ihr habt hier Nichts zu reden; laßt den Syndicus sprechen. Herr Syndicus, wir haben Streitkräfte." — „Madame, ganz Paris marschirt", entgegnete der Syndicus, und schloß seine erneuerte Aufforderung an den König mit den Worten: „Wir bitten um Erlaubniß, Ew. Maj. fortzuziehen." Der König sah ihn scharf an und sagte dann zur Königin gewandt: „Gehen wir." — „Herr Röderer, Ihr bürgt für das Leben des Königs!" rief Madame Elisabeth. „Mit dem meinigen", erwiederte Röderer (er dachte nur an den Gang zur Versammlung) und gab Befehl, zwei Reihen Nationalgardisten zum Geleit des Königs zu bilden. Der König kündigte dem Hof seinen Entschluß an und begab sich mit seiner Familie, zwei Hofdamen und den Ministern in die Mitte des Geleites. Dem ihm zur Rechten gehenden Nationalgardisten nahm er seinen Hut und setzte ihm dafür den seinigen, mit einer weißen Feder besetzten, auf, welchen der Bürger für gut fand unter den Arm zu nehmen. Unter der Vorhalle sagte der König: „Was soll aus den Leuten werden, die oben geblieben sind?" — „Diejenigen, welche Degen haben, brauchen sie nur abzulegen und im Gefolge Ew. Majestät auf dem Weg durch den Garten das Schloß zu verlassen", antwortete Röderer. „Das ist wahr", sagte der König. „Aber", fuhr er einige Schritte weiter fort, „es sind eben doch nicht viel Leute auf dem Carrousel." Röderer wiederholte seine frühere Entgegnung.

Unter den Bäumen der Tuilerien führte der Weg über große Haufen dürrer Blätter, in welche man bis über die Knöchel einsank. „Heuer fallen die Blätter früh", bemerkte der König. Röderer erinnerte sich, daß wenige Tage zuvor Manuel geschrieben hatte, der König würde mit den Blättern fallen.

Einige und zwanzig Schritte von der Terrasse, mit welcher der Bereich der Nationalversammlung anfing, kamen Abgeordnete von derselben dem Könige entgegen, um ihm eine Zuflucht im Schoß derselben anzubieten. Allein die Treppe der Terrasse war mit Menschen bedeckt, welche zu dieser Einladung nein sagten unter dem Ruf: „Sie sind die Ursache all unseres Unglücks; es muß ein Ende damit werden; nieder mit ihnen!" Röderer sprach im Namen des Gesetzes; die Masse beruhigte sich. Bloß ein Mensch mit einer langen Stange fuhr fort zu schreien: „Nieder! nieder!" Röderer stieg die Stufen hinauf, nahm ihm die Stange und warf sie in den Garten. Der Schreier verstummte und verschwand, und der König gelangte mit den Seinen in die Nationalversammlung.

Etwa die Hälfte der auf dem Carrousel vereinigten Empörer (welche nach des Königs wiederholter Bemerkung keineswegs zahlreich waren), d. h. die Marseiller und das mit ihnen vereinigte kleine Bataillon von Brest rückten um dieselbe Zeit, wo der König in die Nationalversammlung eintrat — nach neun Uhr — durch das von innen geöffnete Königsthor in den Schloßhof ein. Granier, der zweite Befehlshaber der Marseiller, stieg die Treppe hinauf, redete den Schweizern zu, zum Volk überzugehen und führte einige aus den Reihen weg. Die Schweizeroffiziere befahlen, Feuer die Treppe hinab zu geben, und gleichzeitig krachten aus allen Fenstern des Schlosses Schüsse in den Hof hinab und auf das Carrousel. Nach Barbaroux hätten die Marseiller beim ersten Feuer nur sieben Mann verloren und dasselbe erwidert. Jedenfalls war in wenigen Augenblicken der Hof wie gekehrt, denn die Marseiller flohen in Verwirrung auf das Carrousel zurück, von wo aus drei schlechtgezielte Kanonenschüsse abgefeuert wurden. Begünstigt von einem mörderischen Feuer aus den Schloßfenstern, reinigten sechzig Schweizer das Carrousel und nahmen den Empörern vier Geschütze weg. Ein anderer Trupp Schweizer setzte sich (wie Röderer am Morgen geahnt hatte) nach dem Saal der Nationalversammlung in Bewegung, wurde aber durch ein wohlgenährtes Feuer von den Terrassen zum Rückzug genöthigt.

Gleich nach den ersten Schüssen (um halb zehn Uhr) drang die Nationalversammlung in den König, daß er seinen Truppen Befehl zur Einstellung des Feuers gebe. Der König schrieb einen Befehl; fünfzehn Mitglieder der Versammlung sollten ihn überbringen; sie wurden durch ein entsetzliches Getümmel im Hof der Reitschule zerstreut und kehrten einzeln zurück. „Nun, Herr v. Hervilly", sagte die Königin zum Gardegeneral, „haben wir nicht wohl gethan, zu bleiben?" — „Ich wünschte, daß Ew. Majestät mir diese Frage in sechs Monaten wiederholte", erwiederte der General. Die Königin hoffte; die Nationalversammlung schwebte in Angst, und verlangte von neuem einen königlichen Befehl zur Einstellung des Feuers. Nach einigem Gerede über die Unmöglichkeit, denselben zu überbringen, erbot sich Hervilly dazu, machte aber dem König die Bedingung, daß er den Gebrauch davon machen dürfte, den er für den besten hielte. Er erhielt den Befehl, und bahnte sich mit demselben einen Weg, nicht durch den Garten, sondern durch die Stadt nach dem Carrousel. Im Schloß angelangt, schob er den Befehl in die Tasche und traf tüchtige Anstalten zur Vertheidigung. Indessen hatte sich endlich die von Santerre bis um 9 Uhr zurückgehaltene Antonvorstadt, 10,000 Mann stark, in Bewegung gesetzt, schob die flüchtigen Haufen vor sich her, und griff mit Uebermacht das Schloß an. Gegen Mittag entschied sich der Kampf zu Gunsten der Empörer. Die Nationalversammlung sprach die Enthebung des Königs und die Absetzung der Minister aus. Die Königin glaubte so wenig an eine nachhaltige Wirkung dieser Beschlüsse, daß sie nach der Ernennung Rolands zu St. Cyr sagte: „Ich hoffe, Ihr werdet Euch nichtsdestoweniger für den Minister der auswärtigen Angelegenheiten halten," und auf die Nachricht von den Fortschritten der Empörer: „Der Herzog von Braunschweig wird am 23. dennoch in Paris seyn."

*) Patriot war damals gleichbedeutend mit Königsfeind! Gerderet war äußerlich ein Feind und innerlich ein Freund des Königs. Indem die Königin ihn unfreundlich zur Ruhe verwies, machte sie den Fehler gut, den er durch unnöthige Offenbarung seiner wahren Gesinnung begangen hatte. Späterhin wurde Gerderet in Gesellschaft von Tallien Lieferant. Die Schuhe, die er den Truppen lieferte, hatten Sohlen von Roßleder und hielten etliche Tage, so daß die Truppen nicht marschiren, den Feind nicht erreichen und keinen entscheidenden Erfolg erringen konnten. Bei entscheidenden Erfolgen hätte Frankreich dem Ausland furchtbar gegenüber gestanden, bei halben Erfolgen blieb das Ausland furchtbar für Frankreich und ein Anerbieten des Friedens unter der Bedingung der Verschonung des Königs annehmbar. Lieferanten schlechter Schuhe dienten somit als Werkzeuge der großen Politiker der Sache des Königs sowohl, wie sich selber. Bonaparte hielt etwas auf gute Schuhe, denn der Marschall von Sachsen hatte gesagt: die Kriegskunst liegt in den Beinen.

Digitized by Google

Den Empörern wird von ihren Gegnern das Lob ertheilt, daß sie scharfe Zucht unter sich hielten. Dreihundert Diebe, welche sich mit oder hinter ihnen in's Schloß geschlichen und auf Plünderung ertappt wurden, fanden nach Standrecht den Tod durch den Strang.

Halm's „Sohn der Wildniß", romantisches Drama in fünf Abtheilungen.

Es spielt in den Sevennen und in Massilia, dem jetzigen Marseille, in jener von den Phocäern 560 angelegten Handelsrepublik am mittelländischen Meere, die durch weise Einrichtungen ihrer Verfassung und griechische Cultur großen Einfluß auf die anwohnenden Barbaren ausübte und sich bis Cäsar in jener unabhängigen Lage erhielt, die von hellenischem Geiste zu erwarten war. Die Zeit unseres Drama's ist hundert Jahre nach der Gründung der phocäischen Colonie. Das Sujet ist einfach, vielleicht das einfachste der neueren Dramatik: es handelt sich um die Versittigung eines Tectosagen durch den hellenischen Geist nicht sowohl, als durch die Liebe. Wir sagen, es handelt sich um die Versittigung, nicht um die Versittlichung, denn Ingomar besitzt alle Tugenden, die einen Mann machen, bis zur Treue herab; wir wenigstens finden nichts an diesem Charakter, was gegen den Geist anläuft. Gegen die Formen der Ackerbau und Handel treibenden Phocäer verstößt die rauhe Weise des Sohnes der Sevennen, die hellenische Verfeinerung und Denkweise kann sich nicht mit ihr vertragen. Wir gestehen ein, der Dichter konnte leicht in die Gefahr gerathen, statt eines romantischen Dramas einen „Bezähmten Widerspenstigen" zu schreiben: Die Anlage dazu ist vorhanden; denn ein Tectosage mit edlen Sympathien und rauhen Manieren wird vom zweiten bis zum fünften Act von Parthenia in griechischer Sitte unterrichtet. Diese Gefahr ist durch die hinreißende Beredsamkeit der Halm'schen Lyrik nicht nur vermieden worden, sondern die letztere feiert auch einen Triumph, den die Kritik ihr um so weniger verleiden kann, als der Dichter an die Herzen appelliren würde. Denen, die uns entgegnen, daß die Liebe in dem vorliegenden Stücke nur zu gesellschaftlichen Zwecken benützt werde, repliciren wir zum Ueberfluß, daß gesellschaftliche Zwecke am Ende das Höchste des irdischen Lebens sind. Wenn eine der ältesten Städte Europa's noch bis auf den heutigen Tag gern in jene Zeit zurückdeckt, die die Bildung unter den Ligurern anlegte, wenn die Hauptstadt des Departements der Rhonemündungen noch heute auf das alte Phocis stolz ist, so beweiset das vielleicht, daß neben griechischer Sitte und Anmuth auch die Liebe zur Verfeinerung jener Barbaren thätig war, deren wilder Muth schwerlich einer kleinen griechischen Colonie, die flüchtig in dieses Land kam, erlegen seyn mochte. Was uns dagegen der inneren Wahrheit zu widerstreiten scheint, ist, daß Ingomar die Liebe erst durch Parthenia kennen lernt. Wir geben zu, daß die Liebe geweckt werden muß; aber daß sie dem Tectosagen weniger beschieden sey, als der Griechin, ist eine Voraussetzung, die von Natur und Geschichte verworfen wird. Die Liebe ist von Gott, wer sie fühlt — und jeder fühlt sie — der weiß sie auch zu definiren. Haben uns nicht die civilisirten Römer von der Zärtlichkeit des Barbaren Arminius und der Barbarin Thusnelda berichten müssen? Nimmt die Liebe keine Stelle in den Kriegsgesängen der Indianer ein? Preisen die Tscherkessen nicht vor Allem das Weib und die Tugend des Weibes? Die Sprache der Liebe kann eine andere seyn in Massilia, als in den Thälern und auf den Bergen der Sevennen; aber sie wird hier wie dort mit derselben Eindringlichkeit reden, wenn ihre Zeit gekommen ist. Die Civilisation hat der Liebe nichts gegeben; aber sie hat ihr in vielen Fällen die Treue genommen.

Bis auf diese Ausstellungen müssen wir in Halm den Dichter anerkennen. Dieses Drama besteht nicht aus effectvollen Combinationen, es ist das unmittelbare Werk der Begeisterung. Die Liebe ist gewiß kein Thema für ein Drama, sie kann höchstens ein solches veranlassen; und doch hat uns Halm bewiesen, daß sie in ihrer göttlichen Einfachheit selbst ein Drama werden kann. Das erklärt auch, daß der Dichter ihr ihren göttlichen Charakter unverkümmert erhält; er ordnet sie nicht den Leidenschaften unter, sie macht nicht wild, sie verklärt die Leidenschaften, sie macht selig. So viel Effekt, wie in dem Drama Halm's enthalten ist, konnte nur die Poesie einem lyrischen Stoffe entnehmen. So viel Interesse an eine Handlung zu knüpfen, die in der Entwickelung eines einfachen Liebesverhältnisses liegt, das durch keine bedeutenden äußeren Einwirkungen gestört wird, konnte nur dem Dichter gelingen, der seine Fühlfäden und die rechte Sprache besitzt für das menschliche Herz, in dessen Tiefen Sympathieen klingen, die Tectosagen, Phocäer und die Zeitgenossen des neunzehnten Jahrhunderts verstehen, fühlen und empfinden.

Schließlich noch einige Worte über die Darstellung. Vorerst ist das scenische Arrangement zu würdigen, obschon wir eingestehen müssen, daß Marseille im Jahre 480 nicht die vollendete Architektur des ersten Acts, die an die Propyläen erinnern könnte, besessen haben wird. Das Ensemble ist demnächst in seinem Zusammengreifen anzuerkennen. Das Interesse des Stücks wendet sich nur um zwei Charaktere, um Parthenia und Ingomar. Die erstere wurde von Madame Frühauf gegeben. Von dieser Schauspielerin gilt, was Lessing von der Hensel sagte: „Ihr besonderer Vorzug ist eine sehr richtige Declamation; ein falscher Accent wird ihr schwerlich entwischen, sie weiß den verworrensten, holprichsten, dunkelsten Vers mit einer Leichtigkeit, mit einer Präcision zu sagen, daß er durch ihre Stimme die deutlichste Erklärung, den vollständigsten Commentar erhält. Sie verbindet damit nicht selten ein Raffinement, welches entweder von einer sehr glücklichen Empfindung, oder von einer sehr richtigen Beurtheilung zeugt." Genügen diese Vorzüge für das Drama und für tragische Situationen? Zum großen Theil; denn die Kraft des Organs kann man einer so begabten Schauspielerin erlassen, wenn sie neben jenen Vorzügen entscheidende Züge, feine und jeglichen Ausdrucks fähige Gesichtsmuskeln und alle Anlagen einer seelenvollen Pantomime besitzt, und wenn sie da, wo in der That physische Beschränkungen obwalten, durch unermüdlichen Fleiß, künstlerische Hingebung und geistreiche Individualisirung vergessen macht, was ihr zur Vollendung des Ganzen fehlt. Somit war denn auch der Totaleindruck der heutigen Leistung dieser Künstlerin eben so überraschend und ergreifend, wie die Detaillirung. Sollen wir einzelne Mängel rügen, wo der Enthusiasmus des Publikums sich so unzweideutig aussprach? Wir möchten Madame Frühauf aufmerksam machen, daß sie in affectvollen

Momenten zu häufig den Kopf ſchüttelt, daß ſie nicht ſelten, den rechten Zeigefinger vorſtreckend, die plaſtiſche Einheit ſtört, daß ſie in der höchſten Leidenſchaft, wo die Anſtrengung die Bruſt beengt, neben jener Kopfbewegung, die Bruſt ſchlägt und preßt, was den großen Formen tragiſcher Darſtellung nicht anſteht. Aber Mad. Frühauf iſt und bleibt immer eine der vorzüglichſten Schauſpielerinnen der deutſchen Bühne und eine Zierde der hieſigen. In der heutigen Rolle möchten wir ihr den Anzug der Sappho abrathen. Ein kräftigeres Gewand würde die griechiſche Anmuth nicht beeinträchtigen, aber zu dem heroiſchen Gehalt des Charakters beſſer ſtehen. Daß der letztere nicht ganz in ſeiner imponirenden Urſprünglichkeit hervortrat, iſt auf eine der phyſiſchen Beſchränkungen zurück zu führen, die unſere Künſtlerin durch eben jene geiſtreiche Individualiſirung ausgleicht, die wir ihr oben nachgerühmt haben. Trifft ſie mit ihr nicht immer den Dichter, ſo wird ſie doch ſtets das Herz des Publikums treffen, und die Poeſie beleben, wenn auch nicht ganz den Charakter reproduziren. Man verſtehe uns nicht falſch, wenn wir von „Poeſie beleben" ſprechen: die wahre dramatiſche Poeſie iſt ohne den Schauſpieler lebendig, aber daß dieſes Leben nicht in der Wirklichkeit der Darſtellung untergeht, daß die Poeſie Realität wird, ohne doch ihren idealen Charakter zu verlieren, in dieſem Reſultat beſteht eben die Aufgabe der Darſtellung des höheren Drama's. Iſt dieſes Reſultat vorhanden, ſo mag die anatomiſche Kritik gegen den vollſtändigen Organismus des Charakters viel einwenden; die äſthetiſche Kritik aber wird die Vorzüglichkeit einer Leiſtung ſolcher Art nicht beſtreiten können.

Hr. Baiſon gab den Ingomar. Dieſer vortreffliche Schauſpieler iſt es für uns um ſo mehr, als wir früher in ſeinem Fache eine routinirte Mittelmäßigkeit wirkſam ſahen. Hr. Baiſon hat ſich an der literarhiſtoriſchen Quelle der deutſchen Bühne gebildet, indem er von Leſſing bis auf die neueſte Zeit die Phaſen des deutſchen Drama's und der deutſchen Kritik verfolgt hat. Vielleicht werden wir in ihm mit der Zeit den correcteſten Darſteller erblicken, wenn er nämlich den plaſtiſchen Theil ſeiner Leiſtung ſo ausgebildet haben wird, wie den rhetoriſchen. Daß Hr. Baiſon nicht in eine allzu feine Detaillirung verfällt, iſt eine Weiſe, die wir eher rühmen, als tadeln mögen. Es laſſen ſich viele künſtliche Effecte aus einer Rolle zuſammen leſen, die viele Applauſe veranlaſſen, aber im Leben kein poetiſches Facit. Nach dieſem ſtrebt Hr. Baiſon, er weiß, daß die überraſchendſten Nüancen keinen Helden bilden, der vielmehr fix und fertig, wie Minerva aus dem Haupte Jupiters, aus dem Genie des Schauſpielers hervor gehen muß. Mag nun Einzelnes verfehlt ſeyn, ſo wird man doch nicht an der menſchlichen Natur und an dem göttlichen Geiſte irre werden, die in einer Compoſition ſehr verſtändiger und feiner, aber nicht aus der inneren Wahrheit, ſondern aus äußerer Combination hervorgegangener Nuancen ſelten anzutreffen ſeyn werden. In der heutigen Leiſtung traf Hr. Baiſon nicht ganz die weichen Momente. Vielleicht wird er uns entgegnen, daß der Tectoſage die civiliſirte Sentimentalität vermeiden mußte. Aber die Liebe, wie ſie dieſen Sohn der Wälder trifft, zerſchmilzt das Herz, und die weichſten Empfindungen müſſen auch weichere Formen annehmen, zumal in einem romantiſchen Drama. Auch Hr. Baiſon wurde nach jedem Act gerufen. Wir glauben ſomit den Erfolg des Halm'ſchen Drama's auf unſerer Bühne als einen glänzenden bezeichnen zu dürfen. — rn.

Mannichfaltigkeiten.

(Homburg v. d. Höhe.) Mit Vergnügen vernehmen wir, daß nächſten Freitag den 12. d. M. der Pianiſt Hr. Conrad Baldenecker aus Frankfurt a. M., unterſtützt von dem Violiniſten Hrn. Ballin und mehreren ausgezeichneten Sängern, bei uns ein Konzert geben wird; da hier Kunſtgenüſſe dieſer Art ſeltener, als an andern Badeorten geboten werden und Hr. C. Baldenecker's Virtuoſität uns bereits durch den Ruf bekannt iſt, ſo dürfte dem bevorſtehenden Konzert ein zahlreicher Beſuch im voraus zu verſichern ſeyn.

(Mannheim, 7. Aug.) Geſtern iſt der durch ſein Werk: „Theorie der Schauſpiel-Kunſt" als Schriftſteller und durch ſeine mimiſchen Darſtellungen als Künſtler berühmte großherzogl. badiſche penſionirte Hof-Schauſpieler Thürnagel dahier verſtorben.

Neulich übergab Hr. Wyſe dem engl. Unterhauſe eine Petition des deutſchen Geſanglehrers Mainzer, welcher vorſtellte, daß er im letzten Jahr mehr als 100,000 jungen Engländern Unterricht im Singen ertheilt habe, die Lection zu nicht mehr als $1\frac{1}{2}$ Penny für den Zögling, und daß man ihm daher eine kleine Geldunterſtützung aus der Staatskaſſe zum Bau einer Singſchule bewilligen möge. Mehrere Mitglieder äußerten ſich ſehr günſtig über die Vorzüge der Mainzer'ſchen Lehrmethode. In dieſes Lob ſtimmte auch Sir R. Peel mit ein, fügte jedoch bei, die Sache bedürfe der Ueberlegung.

In Mexico ſchreitet die Civiliſation fort. Man lieſt in einem Bericht von Chicago: Unſere Oberrichter haben ein Decret erlaſſen, nach welchem in Zukunft jedem Advokaten unterſagt iſt, während ſeines Vortrags vor dem Tribunal — die Cigarre im Mund zu haben.

Wir in Deutſchland ſingen noch gar zu viel in unſern Liedertafeln; bei dem Singen ſtehen wir noch in der Zeit des Gefühls, und in der Gefühlsperiode hat ſich die Zeit des Gedankens und des Sprechens, und am wenigſten die des Handelns entwickelt. (K. Z.)

Theater-Anzeige.

Samſtag, 13 Auguſt. (Zum Erſtenmale): Marie, oder: Die Regiments-Tochter, komiſche Oper in 2 Abth., Muſik von Donizetti.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 222. Samstag den 13. August 1842.

Der Feldgeistliche.

Von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Der alte Robert hatte zwar am andern Tag sein gestriges Räuschchen, aber nicht seine Heirathspläne verschlafen, und saß in großer Eintracht bei seinen Kindern, als der noch nichts ahnende Christian herein eilte, um ihm zu sagen, daß er in der Schenke eben von einem seiner Kameraden erfahren, daß er noch am Abend dieses Tages mit einer Expedition gegen den Feind beauftragt werden sollte. Der alte Mann war außer sich vor Freude, daß ihm sein Capitain so schnell Wort gehalten, und sah, wenn ihn kein unglücklicher Flintenschuß traf, schon das Ehrenkreuz und eine Pension im Hintergrunde. Marie weinte bei dem Gedanken eines möglichen Unglücks; Christian suchte sie zu trösten, und sagte zu dem Quartiermeister:

„Im schlimmsten Fall bleibt Euch ein Schwiegersohn, Vater Robert, vermöge unserer Uebereinkunft, und da ihr nichts Besseres gefunden habt . . . .“

„So, meinst Du, Grobschmied . . . .“ sagte der Alte mit einem boshaften Lächeln; „Du bist aber im Irrthume . . . . ich will einen Soldaten zum Schwiegersohne . . . . und da steht er,“ fügte er hinzu, indem er auf den Kaplan deutete. Christian glich einer Salzsäule. Nachdem er erst einige Male nach Luft geschnappt, rief er: „Wer? der da? der unbekannte Soldat? . . . Und Ihr willigt darein, Mamsell Mariechen? . . . Das ist eine Abscheulichkeit von Eurer Seite.“

Der Alte gebot ihm Schweigen; der Kaplan bat ihn sanftmüthig, sich zu beruhigen, aber der wüthende Schmied hielt ihm beide Fäuste drohend entgegen und rief:

„Ich soll mich beruhigen, wenn Ihr mir mein Glück stehlt . . . . Wenn ich schon drei fette Gänse und meine Verwandtschaft zur Hochzeit bestellt habe.“

„Willst Du schweigen, häßlicher Cyclope,“ herrschte ihm der Quartiermeister zu. Aber Christian ward nur noch wüthender, er kannte sich selbst nicht mehr, und nannte den Kaplan einen abscheulichen Verführer. Eine solche Beschimpfung konnte der Alte nicht auf seinem künftigen Schwiegersohne sitzen lassen, und forderte diesen auf, den Pickelhäring zur Vernunft zu bringen, worauf dieser im salbungsvollen Tone anhob:

„Der Zorn ist eine abscheuliche Sünde, mein lieber Sohn! . . . bedenkt, daß Geduld und Ergebung die schönsten Tugenden eines guten Christen sind.“

„Geh' zum Henker mit Deiner Predigt,“ unterbrach ihn der Alte, „versetze ihm einen tüchtigen Säbelhieb, und damit hat die Geschichte ein Ende.“

Diese Rede brachte Christian wieder zu Verstand, er ward ruhiger; doch hinderte es ihn nicht zu sagen, daß dieses ein abscheuliches Verfahren von einer treulosen Dirne sey; dann ging er, um seine Gänse und seine Verwandtschaft wieder abzubestellen. Der Quartiermeister machte sich indessen bereit, um fertig zu seyn, sobald er die Ordre seines Chefs erhielte, und Marie war nicht sobald mit dem Kaplan allein, als sie ihn mit der Rolle neckte, die er sich zu spielen auferlegt.

„Sie verstehen sich ganz und gar nicht darauf, den Soldaten zu spielen,“ sagte sie, „denn Sie predigen, statt zu fluchen, und lassen sich erst bitten, wenn Sie mich küssen sollen, als ob das so schwer wäre . . . . Christian hätte es sich nicht zwei Mal sagen lassen. Dabei ist der arme Junge jetzt trostlos . . . . mit unserer Heirath ist es aus, und ich werde am Ende eine alte Jungfer bleiben, denn Sie können mich doch nicht heirathen.“

„Nein, mein Kind,“ erwiederte er lachend, „und hätte ich auch den besten Willen dazu; aber trösten Sie sich, wir werden schon Alles fertig bringen.“

„Glauben Sie? . . . Uebrigens ist es noch ein Glück, daß Christian einen Geistlichen zum Nebenbuhler hat.“

„Gewiß . . . . ein Anderer an meiner Stelle hätte die gute Stimmung Ihres Vaters benutzt . . . .“

„Und ich,“ sagte sie schelmisch, „da ich Sie schon sehr artig finde, so kann man nicht wissen . . . . um so mehr, da die Uniform Sie sehr gut kleidet . . . .“

„Meinen Sie . . . ?“ fragte er zögernd.

„Und“, fuhr sie fort, „ich weiß nicht, wie es kommt, aber Sie gefallen mir heute viel besser als gestern.“

Das hatte der gute Kaplan nicht erwartet; er erkannte darin den Einfluß der Uniform, und machte sie schüchtern auf seinen Stand aufmerksam; sie aber rief lachend:

„Ich beichte dem Geistlichen ja nur meine Freundschaft für den Soldaten.“ Aber sogleich wieder ernst werdend, bat sie ihn, ihr einen Dienst zu erzeigen, und als er sich dazu bereit erklärte, ersuchte sie ihn, sich zu dem Capitain zu begeben, und von ihm zu erlangen, daß ihr kaum genesener Vater noch nicht gegen den Feind geschickt werde. Aber sie hatte noch nicht aus-

Digitized by Google

gesprochen, als eine Ordonnanz eintrat, welche eine versiegelte Depesche, nebst einer geschriebenen Ordre für den Quartiermeister überbrachte. Da der Alte nicht lesen konnte, so öffnete Marie das Papier und las:

„Diesen Abend Schlag neun Uhr wird sich der Quartier„meister Robert, von vier Soldaten begleitet, auf den Weg „begeben. Beim Ausgang aus dem Dorfe verfolgt er den „Hohlweg bis an den Wald. Die feindlichen Vorposten wer„den Feuer auf ihn geben . . . er wird aber immer vorwärts „gehen und diese Depesche dem Obersten des 104. Regiments „bringen, welches in dem eine halbe Stunde von hier entfern„ten Dorfe Stollberg liegt."

Maria brach in Thränen aus; schon hielt sie ihren Vater für verloren unter den Schüssen der feindlichen Vorposten; vergebens war der Zuspruch des Kaplans, der ihr vorstellte, wie schnell dieser Auftrag ausgeführt seyn würde, daß die Dunkelheit der Nacht ihn den Augen der Feinde verbergen, daß Gott ihn schützen würde. Umsonst! sie sah ihn schon todt und starr vor sich liegen; und als der Zeiger der Wanduhr der neunten Stunde immer näher rückte, da stieg ihre Angst bis zum Entsetzen; schon vernahm man den gleichmäßigen Schritt der kommenden Soldaten, welche dem alten Krieger zur Bedeckung dienen sollten, da wickelte sich der Kaplan schnell in den Soldatenmantel des Quartiermeisters, der an der Wand hing, drückte den Tschako tief in die Augen, ergriff die Depesche, und bevor Maria sich noch besinnen konnte, hatte er sich an die Spitze der Soldaten gestellt, und war mit ihnen verschwunden.

Maria saß in namenloser Angst bei der düster brennenden Lampe, und betete für den edeln Mann, der sich so großmüthig für das Wohl ihres Vaters aufopferte; schon war der Quartiermeister mehrmals aus der Kammer gekommen, und hatte gefragt, ob noch keine Marschordre für ihn gekommen sey, da aber seine Tochter stets verneinte, so glaubte er endlich, die Nachricht des Schmieds sey eine falsche gewesen. Es schmerzte ihn.

„Ich hatte mich so sehr darauf gefreut," sagte er zu Marien; „solche gute Gelegenheit kommt nicht alle Tage, und wäre mir ein Unglück begegnet, so hättest Du in dem Kameraden einen guten Mann gefunden."

Da Maria sich aber jetzt ein Herz faßte, und sich bestimmt gegen diese Verbindung erklärte, so sagte er gegen seine Gewohnheit ruhig:

„Nun, wie Du willst, der Schmied bleibt Dir noch immer . . . Er ist ein wenig dumm, aber das schadet nichts bei einem Ehemanne."

Es war bereits halb elf, als an der Thüre angepocht ward; in der Hoffnung, den Kaplan zurückkommen zu sehen, rief Marie ein freudiges Herein; Christian erschien, und blieb mit weit aufgerissenem Munde stehen, als er den Quartiermeister vor sich stehen sah, und fragte ihn, ob er es auch wirklich selbst sey. Maria bedeutete ihn, zu schweigen, aber ohne auf sie zu hören, platzte er heraus, daß er ihn ja vor anderthalb Stunden in Begleitung von vier Soldaten habe fortgehen sehen, und als ihm Marie lebhaft versicherte, daß er sich getäuscht haben müsse, versicherte er mit aller Bestimmtheit:

„Ganz und gar nicht, Jungfer! ich sehe hell, trotz meinem Kummer, besonders bei der Nacht, denn ich bin, mit Ehren zu melden, wie eine Katze beschaffen . . . und sah ganz deutlich den Vater Robert mit vier von seinen Kameraden hinausgehen, um eine Depesche dem Feinde an der Nase vorbei zu tragen; und wegen der Depesche bin ich meiner Sache sehr gewiß; denn ich habe den Soldaten, der sie Euch gebracht hat, selbst herauf begleitet."

(Schluß folgt.)

Die Mineralbrunnen und Heilquellen am Taunus.

IX.

Ems.

Wenn man die Monographien der Thermen, Heilquellen und Mineralbrunnen von Deutschland überblickt, deren es, ohne Uebertreibung gesagt, einige Hunderte gibt, so ist es besonders auffallend, daß jede Heilquelle als ein Universalmittel gegen alle nur denkbaren und möglichen Krankheiten angepriesen wird. Man nehme irgend eines dieser Brunnenbücher zur Hand, und man wird erstaunen über das ellenlange Verzeichniß von menschlicher Gebrechlichkeit, gegen welche Uebel aber hier ein untrügliches Heilmittel geboten wird. So in allen Schriften fast dasselbe, nur mit etwas anderen Worten und nur in einer etwas veränderten Reihenfolge der einzelnen Krankheiten. Was folgt daraus? Abgesehen davon, daß Jeder seine Waare lobt und geltend zu machen sucht, ist es durch die Erfahrung vielfältig und zur Genüge bewiesen, daß der zweckmäßige Gebrauch der Heilquellen seinen wohlthätigen Einfluß erwiesen hat. Es kommt vielleicht weniger auf die Qualität der Mineralbrunnen, als vielmehr auf den Gebrauch des Wassers überhaupt an, welches Element zu allen Zeiten und von den berühmtesten Aerzten gepriesen worden. Wasser ist gewiß eines der mächtigsten Heilmittel. Auf einem Brunnen in Constantinopel liest man die Inschrift: „Im Wasser wurzelt alles Lebendige." — Die Wirksamkeit des Wassers erklärt sich durch die Erhaltung der Flüssigkeit unserer Säfte, ihrer freien Bewegung in den kleinsten Gefäßen; es bewahrt dadurch vor Obstructionen, Stagnationen und Verhärtungen, und löst die vorhandenen auf; es hilft in chronischen, wie in acuten Krankheiten; es verdünnt das Blut und erhöht die Thätigkeit aller körperlichen Lebensverrichtungen. Daß die verschiedenen mineralischen Bestandtheile seine Wirkung noch erhöhen und ihr für besondere Fälle einen bestimmten Charakter anweisen, ist gewiß. Was aber den Werth der Brunnenkuren noch erhöht, ist der Gebrauch derselben in freier Luft und die damit verbundene Körperbewegung, das einfachere, naturgemäße Leben, die Enthaltung von städtischem Luxus und die Entfernung von dem wogenden Lärmen und Treiben der Welt, wie auch von den Sorgen und Mühen des Berufslebens; inmitten der freien Natur, von frischer Luft umweht und erkräftigt, ein sorgenloses und behagliches Leben führend, fühlen Körper und Geist sich bald gestärkt und erheitert und somit erklärt es sich, daß der Besuch der Heilquellen und das Vertrauen zu denselben immer zunehmen und daß alljährlich Tausende ihnen zueilen, um neue Gesundheit und Lebensfülle zu gewinnen. Die Thermen von Ems behaupten in diesen Beziehungen eine der ersten Stellen und werden namentlich von Personen aus den höheren und höchsten Ständen der Gesellschaft besucht.

Digitized by Google

Wenn man Langenschwalbach verläßt, um nach Ems zu reisen, so führt die Chaussee von Kemel nach Holzhausen durch ein Gehölz von ärmlichen Fichten und die Gegend trägt hier einen weniger anziehenden Charakter. Von Holzhausen nach Singhofer senkt sich die Straße allmählig abwärts, und bald werden auch die Umgebungen wieder schön und freundlich. Das Thal und die Berge gewinnen einen malerischen Anblick, die Vegetation wird üppiger, die Felsen sind nach Form und Charakter großartig, das Auge wandert von einem prächtigen und auffallenden Gesichtspunkt zu dem andern. Hinter Nassau wendet sich die Straße nach Westen und folgt den Windungen der Lahn; bald kommt man nach Laufenau und nähert sich nun schnell dem schön gelegenen Dorfe Ems, in welchem die berühmten Quellen anzutreffen sind. Hr. Dr. Krüger sagt in seiner trefflichen Schrift über Bad Ems: „Die Lage von Ems und sein Klima gehören zu den mildesten Mittel-Deutschlands; vorzüglich geeignet, um den kranken Nordländer an den Uebergang in den Süden von Europa zu gewöhnen. In einem höchst reizenden Thale gelegen, an den grünenden Ufern eines Flusses, der nirgends stehende Wässer erzeugt, dagegen die Sommerhitze mildert und die Luft erneuert; geschützt durch seine ringsum von der lebhaftesten Vegetation zeugende, malerisch gruppirte Berge gegen die Hauptgewalt der rauhen Ost- und Nordwinde, die den an dem hiesigen Kurorte versammelten Brustkranken und Nervenschwächlingen beschwerlich fallen würde; seine Wohnhäuser, durch die Eigenthümlichkeit der Ortslage durchgehends dem Kranken Landluft gewährend, nirgends den Blick in die freundliche Natur beschränkend, dem Kranken vielmehr Gelegenheit darbietend, mit wenigen Schritten den Fuß in Wald und Gebüsch zu versetzen, — hat Ems unstreitig von der Natur auch die äußeren Vorzüge empfangen, die im Allgemeinen seiner ihm unter den Heilquellen angewiesenen Bestimmung entsprechen. Derjenige Badegast, dessen Kräfte zu schwach sind, um die Berge besteigen zu können, findet an den Ufern der Lahn, aufwärts und abwärts und in den vielen Seitenthälern eine große Mannichfaltigkeit ebener Pfade, dem Auge überall und in steter Abwechslung liebliche Ansichten gewährend; wohl jedoch dem Freunde der Natur, wenn er auch auf die Höhen sich zu begeben vermag; — mit jedem aufsteigenden Schritte verändert sich ihm die Landschaft; hier erfreut seinen Blick ein stilles freundliches Waldthal, dort überschaut er, rückwärts den Blick wendend, das Lahnthal selbst von dem schiffbaren Flusse durchschlängelt, mit reizenden Ufern und regsamen Werkstätten der Menschen; hier begegnet er der einsamen Wohnung des Landmannes oder Försters; dort eröffnet sich ihm, inmitten der ihn umgebenden ruhigen, einfachen Natur, die überraschende Fernsicht zerstörter erinnerungsreicher Burgen, üppiger Gefilde, bevölkert mit Städten und Dörfern, — Alles Eindrücke, um das Gemüth des zwiefach an Körper und Geist Leidenden mit der Stimmung zu erfüllen, die nöthig ist, um die gestörte Harmonie des Lebens wieder herzustellen."

Ems ist in jeder Hinsicht in den letzten zwanzig Jahren ganz umgestaltet worden, und jeder Badegast, der die hiesigen, besonders in der neuesten Zeit, trotz vieler Schwierigkeiten des Terrains vollführten Anlagen und Bauten betrachtet, womit Privatleute und Ortsgemeinde, vor Allem aber die Fürsorge des Landesherrn, den Ort und dessen Heilanstalten verschönert und vervollkommnet hat, der wird einstimmen, daß Ems in dieser Beziehung an regem Eifer und kräftigem Willen jetzt gegen keinen Kurort Deutschlands zurücksteht. Schon zu den Zeiten der Römer war Ems bekannt, und eine Menge von hier aufgefundener Alterthümer aus jener Zeit bestätigen dies. Die älteste archivarische Urkunde über Ems ist vom Jahre 1173; es ist jedoch darin nur von den bei Ems gelegenen Silber- und Bleibergwerken die Rede; erst in einer Urkunde vom Jahr 1355 sind auch seine Bäder genannt; — der erste Arzt, welcher über die Heilquelle zu Ems ein Buch schrieb und drucken ließ, war Johann Dryander, Professor in Marburg. Die heutigen Badeanstalten in Ems befinden sich in vier verschiedenen Häusern: im herzogl. Kurhause, in dem ebenfalls der herzoglichen Domaine gehörigen steinernen Hause, in dem Armenbade-Hospital und in den vier Thürmen. In den übrigen Privathäusern wird nur ausnahmsweise gebadet, indem das Mineralwasser dahin transportirt werden muß. Die Bade-Anstalt im Kurhause ist die größte, und umfaßt ohngefähr 80 Badecabinette, von denen jedes drei bis vier Mal täglich gebraucht werden kann. Man kann warmes und kaltes Wasser nach Belieben ab- und zulassen. Es wäre nur zu wünschen, daß diese Bade-Cabinette etwas geräumiger und luftiger seyn möchten. W.

Mannichfaltigkeiten.

Wie die Kasseler Ztg. berichtet, hat Forstläufer Henze zu Ihringhausen im Simmershäuser Forste während der heißen Tage im Juli dreimal eine Schlange von ungewöhnlicher Größe, eine Ringelnatter (coluber natrix), ungefähr 14 Fuß lang und in der Mitte etwa $^1/_2$ Fuß dick, gesehen. Sie sonnte sich, in drei Ringe zusammengerollt, auf einem Baumstumpfe, von 6 Fuß Umfang, dessen ganze Schnittfläche sie in ihrer dreifachen Krümmung einnahm. Bei Annäherung des Forstschützen hob sie den Kopf aus der Mitte empor und schoß dann schnell in die Höhlung des Baumstammes hinab, die etwa 9 Zoll weit ist.

M. James, der englische Publicist, trug in einer unlängst in London gehaltenen Versammlung von Autoren und Verlegern darauf an, dahin zu wirken, daß das literarische Eigenthumsrecht von allen civilisirten Nationen gegenseitig anerkannt und geschätzt werde; es wurde beschlossen, die Regierung aufzufordern, mit den auswärtigen Mächten zu diesem Zwecke zu unterhandeln. England wird von Amerika auf dieselbe Weise betrogen, wie Frankreich von Belgien. Die literarische Piraterie wird in demselben Grade im Größern getrieben, als die Seeräubereien vermindert werden.

Das Pierer'sche Universal-Lexikon liefert nach einer kurzen Verzögerung den 9. Band, in welchem mehrere wichtige und höchst interessante Artikel, wie der dreißigjährige Krieg, Düsseldorf, Edinburgh, Elberfeld, Electricität, Elektromagnetismus, England ꝛc. Einige Artikel sind fast ganz neu und aus den besten Quellen geschöpft. Die Redaction macht den Abnehmern Hoffnung, noch vor Ablauf des Jahres mit dem 14. Bande zu beginnen.

Der junge Pianist Hr. Friedrich Schröder aus Frankfurt a. M. befindet sich noch immer in Wien, wo er schon mehrmals öffentlich und mit dem entschiedensten Beifall gespielt

Digitized by Google

hat. Auch als Componist ist er bereits hervorgetreten und in Nro. 175 und 178 der allg. Wien. Theaterztg. wird dieser Productionen rühmlich gedacht. In der Musikalienhandlung von Haßlinger sind eine Phantasie von Fr. Schröder für Pianoforte über ein Motiv aus Mozart's Figaro und Prüme's „Melancholie", wie auch Trois morceaux de Salon erschienen. Beide Compositionen werden als gelungen und zu den schönsten Erwartungen berechtigend hervorgehoben, in welcher Beziehung wir auf die genannten Nummern der Wien. Theaterztg. verweisen.

Wie wir bereits berichtet haben, gastirt gegenwärtig Hr. Abresch, früher Mitglied der Frankfurter und jetzt der k. k. Hof-Oper in Wien, auf dem Hamburger Stadttheater und zwar mit Erfolg. In Nro. 176 des Hamb. Corresp. wird das Auftreten des Hrn. Abresch vortheilhaft besprochen und bemerkt, daß zwar seine Stimme der gänzlich ungetrübten Klarheit entbehre, dennoch zu den herrlichsten gehöre, die man gehört habe. Diese Behauptung klingt freilich sonderbar und jener Berichterstatter muß nur wenig schöne Tenorstimmen kennen. Gesangsvortrag und Spiel des Hrn. Abresch werden ebenfalls sehr rühmend hervorgehoben. Hr. Abresch wurde mit Dem. Jazedé gerufen.

Die Comedie française tischt das Hugo'sche: Le roi s'amuse mit neuem Gepränge auf, kann aber nicht hindern, daß François I. nach wie vor seine Zuschauer langweilt.

Korrespondenz.

Wicker, unweit Hochheim, 7. August.

Noch in keinem Jahre entwickelte sich der Weinstock so günstig und erfreulich, als in diesem. Kaum hatte die Mutter Erde ihre Kindlein in das liebliche Grün gehüllt, eröffnete auch der Weinstock seine Augen von dem langen Winterschlafe und trieb bald erfreuliche Zweige, an welchen schnell reichliche und gesunde Gescheine prangten, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigten. Der gelinde, schneereiche Winter und der holde Mai, in welchem auch nicht ein Maifröstchen hier vorkam, wirkten erfreulich auf das Wachsthum des Weinstockes, welcher, weil fortwährend die Sonne ihre wohlthätigen Strahlen herabsandte, schon im Mai und Anfangs Juni gleichförmig und schnell verblühte. Fortwährend günstiger Witterung sich erfreuend, nahmen über Erwarten mit jedem Tage die Trauben so im Wachsthum und Gedeihen zu, daß man schon am 26. v. M. in dem hiesigen herrlichen Nonnenberge des Hrn. Weilbächer zu Mainz reife Trauben fand, die seitdem auch in andern Weinbergen anzutreffen sind. Lächelt uns der Himmel noch einige Wochen lang, dann werden wir uns diesmal eines ausgezeichneten 1842er zu erfreuen haben. — Am. 2. d. M. trug man in Flörsheim wohl den ältesten Lehrer des Herzogthums Nassau — J. Kleinfelder — zur stillen Gruft. Nachdem dieser Veteran bis zu seinem siebenzigsten Jahre im Schulfache segensreich gewirkt hatte, lebte er mit einem angemessenen Ruhegehalte zwanzig Jahre lang, meist bei seinem Sohne, dem Hrn. Knabenlehrer A. Kleinfelder daselbst, welcher dessen Lebensabend durch eine treue Pflege rühmlichst versüßte. Sanft, wie der erwähnte Nestor gelebt, entschlief er am 30. v. M., neunzig Jahre, einen Monat und zwei Tage alt.

Die Winzer und die Brauer.

(Von Ludwig Hub.)

Es sind die Winzer und die Brauer
Entbrannt in einem grimmen Strauß:
Den Wein, so theuer meist und sauer,
Sticht Gerstensaft jetzt häufig aus;
Das Bier, sonst nah' verwandt dem Wasser,
Kredenzt man kräftig jetzt und gut,
Es schmelzen täglich seine Hasser:
Ihr Winzer, seyd auf eurer Hut!

In allen deutschen Gau'n ermuntert
Die Brauer man zu kühnem Streit,
Sie, die begriffen das Jahrhundert,
Stets vorwärts schreitend mit der Zeit.
Der Wein soll gänzlich unterliegen,
Der lang' geherrscht mit Uebermuth;
Die tapfern Brauer wollen siegen:
Ihr Winzer, seyd auf eurer Hut!

Es glänzet Einer hell vor Vielen,
Der läßt vom „Brauhaus" aus gewandt
Fortwährend die Geschütze spielen;
Sie reichen weit umher im Land.
Des Weingott's eif'rigster Verehrer
Verlangt, getroffen, Bier mit Muth
Und wird zu einem Seidel-Leerer:
Ihr Winzer, seyd auf eurer Hut!

Ja, ja, für ein gefülltes Seidel
Läßt Mancher schon den Römer steh'n,
Weinzecher mit ergrautem Scheitel
Sieht man am Stab in's Bierhaus geh'n;
Da trifft man Herr'n mit Kupfernasen,
Sich labend an der braunen Fluth,
Die früher nur beim Weine saßen:
Ihr Winzer, seyd auf eu'rer Hut!

Sorgt nur, daß ihr auf eu'ren Feldern
Statt Reben — baldigst Gerste baut,
Und, statt mühselig Wein zu keltern,
Lernt doch, wie bai'risch Bier man braut!
Der Untergang ist euch geschworen
Und wenn ihr läßig länger ruht,
Dann gibt euch Jedermann verloren:
Ihr Winzer, seyd auf eu'rer Hut!

Doch ihr laßt nicht den Muth euch rauben,
Weil nah' den reichsten Herbst ihr wißt
Und weil die Lust am Saft der Trauben
Seit Noah bei uns erblich ist.
Wenn nur geneigte Götter senden
Euch noch ein wenig Sonnengluth,
Dann wird sich rasch das Blättchen wenden,
Dann, Brauer, seyd auf eu'rer Hut!

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rehm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 223. Sonntag, den 14. August 1842.

Der Feldgeistliche.

Von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Wer beschreibt das Erstaunen und die Wuth des alten Mannes? Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Er lief an die Kammerthüre des Kaplans, und als er sie leer fand, brach er in solche Flüche aus, daß den Zuhörern angst und bange ward, und verlangte von seiner Tochter zu wissen, was aus dem Burschen geworden sey.

Indem hörte man das Losfeuern mehrerer Gewehre in der Ferne, und Marie gestand ihm nun alles mit der tiefsten Rührung, und sagte ihm, daß der edelmüthige Mann, sich für ihn aufopfernd, vielleicht in diesem Augenblick für ihn getödtet werde. Aber das brachte den Quartiermeister nur noch mehr in Wuth, er hatte lieber selbst getödtet seyn wollen, sah in dem Eindringling nur den Räuber seiner Großthat, und schwur, daß der Verräther ihm diesen Streich bezahlen solle. —

„Ha!" rief er mit Wuth, „der Schuft hat mich um meinen Ruhm bestohlen — hat mein Kind um mein Ehrenkreuz und meine Pension gebracht, und ich Esel wollte ihm das Mädel geben . . . ."

„Und zu meinem Nachtheil obendrein," fiel ihm Christian in die Rede. „Aber nicht wahr, Vater Robert, wenn er jetzt wieder kommt, dann ist es nichts mehr mit der Heirath?"

„Ich ihm meine Tochter geben! . . . lieber wollte ich sie dem Teufel geben . . . sie ist Dein."

Christian dankte ihm mit der lebhaftesten Freude; Marie aber zerdrückte eine stille Thräne in ihrem Auge, denn es schmerzte sie tief, daß man den edeln Mann nicht ein Mal beklagte. Da öffnete sich die Thüre, und er selber trat herein. Marie eilte mit einem Freudenschrei auf ihn zu, und fragte, ob ihm kein Unfall zugestoßen sey, was er in seiner gewohnten milden Weise verneinte. Vom Zorne geröthet und angeschwollen wie ein Puterhahn, verwies der alte Soldat seine Tochter mit einem Wink nach ihrer Kammer, und eine zweite sehr energische Gebärde zeigte dem Schmied den Weg nach der Thüre, der sich, mit Schadenfreude im Herzen, entfernte, um abermals Anstalten zu seiner Hochzeit zu treffen. Sobald die beiden Männer allein waren, sagte Robert mit unterdrückter Wuth:

„Ein einziges Wort — kommst Du von dort her?"

„Ja," erwiederte der Kaplan kalt.

„Hast Du die Depesche übergeben?"

„Ich habe."

„Tod und Teufel! so ist es denn wahr," donnerte der Alte. „Weißt Du, daß Du mich bestohlen hast? Weißt Du, daß die Ehre dieser That und die Flintenschüsse, die sie auf Dich abgebrannt haben, mir von rechtswegen zukamen? Weißt Du, daß nur eine feige Memme sich an der Stelle eines Andern schlägt?"

„Das wußte ich nicht," erwiederte der Kaplan lächelnd.

„Sapperment, so will ich es Dir lehren, und zwar gleich hier unter vier Augen; Du wirst mir Rechenschaft geben."

Der Geistliche ward sichtlich bestürzt, doch Robert fuhr fort:

„Du wirst mich tödten oder ich tödte Dich, das ist das Beste, was jetzt geschehen kann. Wenn man im Regiment erfährt, daß der alte Robert, aus Furcht vor einigen Schrammen, einen Stellvertreter gehabt hat, so bin ich entehrt. Und," fügte er mit tiefer Empfindung hinzu, „und mein armes Kind, dem ich eine Aussteuer erworben hätte, das Kreuz und die Pension, die man mir schon so lange schuldig ist . . . . Tausend Donnerwetter! heraus mit der Fuchtel, und das geschwind."

„Robert, hört mich an."

„Ich höre nichts."

„Beruhigt Euch."

„Zieh die Klinge!"

„Ich thue es nicht."

„Wehre Dich, oder ich renne Dir das Eisen durch den Leib."

„Ich schlage mich nicht, und Ihr werdet mich nicht tödten," sagte der Kaplan kalt.

„Ich Dich nicht tödten?" rief der Alte, indem er den Säbel zog, „und warum denn nicht?"

„Weil ein braver Soldat keinen verwundeten Feind schlägt," erwiederte der Geistliche, indem er die rechte Hand unter dem Mantel hervor zog, die mit einem blutigen Tuche umwickelt war, und dann, ohne ein weiteres Wort zu sagen, in seine Kammer ging. Robert, der das nicht erwartet hatte, sah ihm bestürzt nach.

Aber er sollte am folgenden Tag noch mehr überrascht werden. Die Soldaten der Eskorte hatten glücklicherweise den Tausch in der dunkeln Nacht nicht bemerkt. Alles, was geschehen war, war unter Roberts Namen geschehen, ihm blieb der Ruhm, sein Stellvertreter hatte nichts als eine Wunde davon getragen; in dem Tagsbefehl ward der Name des Quartiermeisters auf

Digitized by Google

die ehrenvollste Weise erwähnt, die Kameraden ließen ihn hochleben, nannten ihn die Ehre des Regiments, und der Obrist schickte ihm das längst verdiente Kreuz.

Kaum war dem Alten alles klar geworden, und er, mit dem stolzen Ehrenzeichen auf der Brust, wieder in seine bescheidene Wohnung gekommen, als ihm Christian, mit einem großen Blumenstrauß geschmückt und allen seinen Vettern und Basen begleitet, entgegen kam, um dem künftigen Schwiegerpapa seine Verwandtschaft vorzustellen, und ihm anzukündigen, daß die Hochzeitsgänse bereits gerupft würden. Aber der Alte fuhr ihn schnöde an und erklärte ihm, er könne seine Gänse nur behalten, so wie er seine Tochter behalten wolle, um sie seinem braven Kameraden zu geben, und ohne den Schmied sammt seiner verdutzten Sippschaft weiter zu beachten, ging er gerade auf die Kammer des Kaplans zu, klopfte an, und lud ihn ein, heraus zu kommen.

Die Thüre ging auf, doch statt des erwarteten Soldaten trat ein Geistlicher in seiner Amtskleidung heraus und sagte wohlwollend:

„Nun, Kinder, was wollt Ihr von mir? Handelt es sich um eine Trauung oder eine Kindtaufe? Bedarf ein Kamerad meines Trostes?"

Christian glaubte plötzlich von dem Staar befallen worden zu seyn. Robert betrachtete den Kaplan ganz bestürzt und rief: „Wie! . . . bist Du es! . . . Sie sind es, der . . . . es sind doch seine Züge . . . . seine Augen, ..." Plötzlich ergriff er seine Hand und sagte mit weicher Stimme: „Ja, ja, hier ist ja die Wunde . . . . ich erkenne sie."

Der Kaplan zog den Alten bei Seite und sagte: „Nun, Robert, nicht wahr, ich bilde mich nach und nach, und mache dem Regiment Ehre? Du siehst, daß man trotz dieser schwarzen Uniform einiges Verdienst besitzen, und daß auch ein Geistlicher Muth haben kann. Sey künftig minder streng, und bedenke, daß es in allen Ständen gute und böse Menschen giebt, daher laß uns den bösen verzeihen."

Es klärte sich nun alles auf; der Quartiermeister erfuhr, daß der Pfarrer von Champ-Fleury der Bruder des Kaplans gewesen; er war gestorben, und der Kaplan bediente sich der edlen Lüge, daß er auf dem Todesbette bereut, und ihn beauftragt hätte, der Beraubten das unrechtmäßige Gut wieder zu erstatten. Der Quartiermeister fiel dem braven Geistlichen ein Mal über das andere um den Hals, und versicherte ihm, er sey würdig, Oberst seines Chasseurregiments zu seyn, und weihte ihm von dieser Stunde an die treueste unverbrüchlichste Freundschaft. Zwei Tage später verrichtete der würdige Mann die Trauung zwischen Christian und der ihm endlich zu Theil gewordenen Marie.

Ausflüge an den Rhein und Main.

(Von Dr. Wilhelm Dieffenbach.)

Frankfurt, im Juli, 1842.

An Fr. v. K***.

Auf meiner ersten Reisestation, die mich noch um eine gute Strecke von dem Kurorte, den ich zu besuchen gedenke, trennt, glücklich angekommen, säume ich nicht, Ihnen die Eindrücke treu wieder zu geben, die ich während meines kurzen Aufenthalts hier empfing, und die, wie ich glaube, einen belehrenden Rückblick zu verdienen scheinen. Ich erfülle dadurch ein Gelübde, welches ich ohne Ihr Wissen gethan habe, und welches unerfüllt zu lassen mir nur dann möglich seyn würde, wenn ich den hohen Werth Ihres freundlichen Wohlwollens weniger zu schätzen wüßte. Es ist dies ein freudiges Dankopfer, welches ich Ihnen achtungsvoll darbringe für die angenehmen Stunden, die ich in Ihrer interessanten Gesellschaft letzthin zuzubringen das Vergnügen hatte.

Was wäre das menschliche Leben ohne Kunst und Wissenschaft? hörte ich Sie ausrufen, als ich mit Ihnen, in die Reize der erhabensten Kunstanschauungen verloren, die prächtige Gemäldegallerie zu *** bewunderte. Nur der berühmte Philosoph von Genf, der bei seinem habituellen Hange zur Paradorie einst eine Abhandlung gegen die Künste und Wissenschaften schrieb, hätte Ihnen darin widersprechen können. Um so weniger glaube ich daher befürchten zu dürfen, Ihnen Langeweile zu verursachen, wenn ich meinen skizzirten Reisebericht zunächst damit beginne, daß ich hier in des Hrn. Professor Zwerger Atelier eingeführt zu werden das Vergnügen hatte. Die Erwartungen, mit denen ich eingetreten war, fanden reiche Befriedigung, besonders durch die Beschauung des seiner Vollendung nahen colossalen Standbildes von Karl dem Großen, modellirt von dem für Kunst leider zu früh verstorbenen Wendelstädt und ausgeführt von Hrn. Schweder aus Magdeburg, der, was das Technische der Vollendung und die glückliche Auffassung der Ideen des Bildners der Statue anlangt, gewiß Vorzügliches geleistet hat. Man erblickt den Kaiser im Reichsornat in einer wahrhaft kaiserlichen Stellung, welche durch die glückliche Kostümirung noch um Vieles verschönert wird. Noch kennt man den Standort nicht, der dieser neuen großartigen Zierde von Frankfurt angewiesen werden soll.

Andere Skulpturen in des Hrn. Zwerger Atelier, z. B. die für das neue Börsengebäude dieser Stadt, sind theils angefangen, theils ihrer gänzlichen Vollendung nahe, unter letzteren namentlich die „Klugheit", „Afrika" und mehrere der andern Welttheile, welche durch Statuen repräsentirt werden sollen. „Australien" hat Hr. v. Launitz übernommen, wie auch die Bildsäulen, welche den See- und Landhandel vorstellen sollen. So wirken mehrere bewährte Künstler vereint zusammen, um, was die Ausschmückung des neuen Börsen-Gebäudes anlangt, etwas Ausgezeichnetes und der „freien Stadt Frankfurt" Würdiges zu leisten. Dannecker's berühmte Ariadne auf Naxos besitzt das Bethmann'sche Museum schon längst, und das Innere des prächtigen städtischen Bibliothekgebäudes schmückt gegenwärtig Göthe's Statue in sitzender Stellung, aus cararischem Marmor, von einem italienischen Künstler geschaffen. Rechnen wir noch hinzu das Gutenberg-Denkmal von Hrn. v. Launitz und die Schwanthaler'sche Göthe-Bronzestatue, welche beide Kunstwerke nicht lange mehr auf sich warten lassen werden; so wird Frankfurt künftig eine Reihe von Kunstgebilden der neueren Skulptur besitzen, wie sie wohl schwerlich viele Städte Deutschlands aufzuweisen haben werden.

Vielleicht war in der neueren Zeit noch nie eine Epoche der Entwickelung und Fortbildung der deutschen Bildhauerkunst günstiger, als die gegenwärtige, wo ein wahrhaft nationaler Aufschwung Fürsten wie Völker ergriffen hat, das Andenken großer Männer des Vaterlandes zu verherrlichen. Welche Denkmale sind nicht bis jetzt schon durch diese thatkräftige Aeußerung

Digitized by Google

deutscher Nationalität entstanden, und wie viele werden wir bei der Fortdauer der Segnungen des Friedens für die Folge noch entstehen sehen? Ein Volk, das seine Vergangenheit nicht ehrt, ist der freundlichen Gegenwart nicht werth, die ihm lächelt; indem aber eine Nation Denkmale baut, bekundet sie ein reges Selbstgefühl, ohne welches für die Dauer nichts Großes zum Heil des Vaterlandes vollbracht werden kann.

Aus dem Tempel der Kunst führe ich Sie in den der Natur, an die in des Sommers schönsten Schmuck gekleideten lachenden Gestade des sanft dahin fließenden Mains, da, wo die schattenreichen Lindenallee'n der herrlichen Mainlust zum Besuche und zu längerem Aufenthalte einladen. Mit Vergnügen werden Sie dort verweilen und einem wirthschaftlichen Etablissement Glück wünschen, welches Natur und Kunst so freigebig bedacht haben. Nur zu einer Vorsicht rathe ich Ihnen — dem Wasserspiegel des Flusses nicht zu nahe zu kommen, damit die Zurückstrahlung Ihres Bildes Ihnen nicht das tragische Geschick des durch die Kunst verewigten Narcissus bereite. Diese Vorsicht sind Sie Ihren Freunden und der Gesellschaft schuldig, der Sie hoffentlich noch lange zur Erheiterung und Zierde gereichen werden.

Bad Weilbach.

Unsere Reisehandbücher würden einen Vorzug mehr haben, wenn sie außer der Statistik der Sachen zugleich auch eine Statistik der Personen enthielten, in so ferne nämlich diese für das gebildete reisende Publikum ein besonderes Interesse haben. Hierher gehörige Notizen sollten aber an den betreffenden Stellen solcher Werke um so weniger vermißt werden, als die Bedeutung und Wichtigkeit eines Ortes öfter nur von Einer Persönlichkeit abhängt. Ferney war nur ein gewöhnlicher Landsitz an den Ufern des Genfersee's, aber mit dem unsterblichen Voltaire einer jener strahlenden Punkte des Erdkreises, der sein Licht nach allen Weltgegenden verbreitete. Ermenonville würde man vielleicht kaum dem Namen nach kennen, wenn nicht Rousseau dort gelebt und geendigt hätte. Sanssouci wäre nur ein fürstliches Lustschloß wie viele, wenn ihm nicht der philosophische König, der es einst bewohnte, durch seinen Aufenthalt daselbst die rechte Weihe und historische Bedeutung ertheilt hätte. Dies sind nur Beispiele im Großen, aber die Anwendung davon auf die Kenntniß der Personen-Statistik des täglichen Lebens ist unschwer zu machen.

Der Kurort Weilbach wird durch eine neu entdeckte Mineralquelle für die Folge eine noch wichtigere Bestimmung erhalten, als er jetzt schon hat. Diese Quelle, welche nach der chemischen Untersuchung des Hrn. Apothekers Jung zu Flörsheim kohlensaures Natron in nicht unbedeutendem quantitativen Verhältnisse enthält, liegt unfern des Schwefelbrunnens nahe an der nach dem Dorfe Weilbach führenden schönen Akazienallee, in einer Vertiefung des Feldes, wo das Geflügel des Waldes, namentlich wilde Tauben, öfter in Schwärmen sich einzufinden pflegt, um an dem pikanten Wasser den Durst zu stillen. Diese Wahrnehmung soll zunächst auf die Entdeckung der neuen Mineralquelle geleitet haben. Bereits haben die gegenwärtigen Besitzer des Weilbacher Bad- und Kurhauses bei der herzogl. nassauischen Regierung um die Ertheilung der diesfälligen landesherrlichen Concession nachgesucht.

Mannichfaltigkeiten.

(Bestrafte Keckheit.) Die Sängerin F. befindet sich in diesem Augenblicke in Baden-Baden. Mehrere Personen speiseten im Konversationshause an der Table d'hôte, und man sprach von der jungen, schönen Künstlerin. „Ich kenne sie sehr genau," bemerkte da ein junger Herr, den man zum ersten Male sah, und der zu verstehen gab, daß er mit der Künstlerin auf sehr vertrautem Fuße lebe. Ein dicker Herr, der sich über die impertinente Keckheit des jungen Stutzers ärgerte, entgegnete ihm geradezu, daß dies nicht wahr sey, und daß er eine Lüge gesagt habe. — „Wie so, Herr?" fuhr der Stutzer auf; „mit welchem Recht können Sie mich so in's Gesicht der Lüge beschuldigen?" — „Weil mir es so beliebt, Herr, und weil ich der Bruder der Künstlerin bin." — „Das ist etwas Anderes," fiel der junge Herr entschuldigend ein; „ich erlaubte mir allerdings nur einen schlechten Scherz, und gestehe sehr gern, daß ich nie der Geliebte des Fräuleins F. gewesen bin." — „Und ich, mein Herr," entgegnete darauf der Dicke mit großem Wohlgefallen, „gestehe gern, daß ich der Bruder der Künstlerin nicht bin, und sie gar nicht kenne." Damit entfernte er sich. — Der junge Mann, der Anfangs die Fassung einigermaßen verloren hatte, sammelte sich bald wieder, fing von neuem von seinem Siege zu erzählen an, und sagte, er habe seine Behauptung vor dem dicken Herrn nur Anstands halber zurückgenommen, sey aber wirklich der beglückte Liebhaber der schönen Künstlerin gewesen, und sey es noch. — „Herr, das lügen Sie!" entgegnete sogleich eine liebliche Stimme am anderen Ende der Tafel. „Die Sängerin, die Sie so grausam verläumden, bin ich, und Sie werden mir Rechenschaft geben müssen." Der junge Mann wurde durch diese unerwartete Erklärung so ganz verblüfft, daß er sogleich seinen Hut nahm, und unter dem Gelächter aller Anwesenden den Saal so schnell als möglich verließ. — „Nun wahrhaftig", fuhr jene angenehme Stimme fort, als der Stutzer sich entfernt hatte, „der Herr hat heute viel Unglück. Ich bin nicht nur Fräulein F. nicht, sondern habe dieselbe auch nie gesehen."

Käftner erzählt: Ich lese in einer Beschreibung: „Bei ihren Heirathen sehen sie nicht auf Reichthum, sondern auf Witz, Schönheit und Annehmlichkeit, so daß öfters die Tochter eines armen Mannes das Oberhaupt einer Nation bekommt." Dieses Volk, würdig, von einem Theokrit oder Geßner besungen zu werden, wie heißt es? — — Hottentotten!

Im Laufe des Monats Juli d. J. ist bei Böhme in Leipzig folgendes Schriftchen erschienen, welches wegen der darin ausgesprochenen Idee die Aufmerksamkeit jedes Deutschen in Anspruch nehmen muß: „Deutschland durch den Vertrag von Verdun im Jahre 843 selbstständig. Blicke auf die Ereignisse und Zustände der Vergangenheit und Gegenwart. Ein Aufruf an die deutschen Fürsten und Völker zu einer tausendjährigen Jubelfeier."

Eine erfreuliche Erscheinung sind die auf fast allen Punkten Spaniens sich verbreitenden Sparkassen. Auch zu Valencia ist jetzt eine solche, nebst einer Darlehnsbank ins Leben getreten.

Digitized by Google

Zeit-Literatur.

Ansprache an meine Gemeinde, von Dr. Abraham Geiger, Rabbiner. Breslau 1842. Motto: Es ist eine Zeit zum Schweigen und eine Zeit zum Reden.

Es wird in Deutschland so viel über jüdische Angelegenheiten öffentlich geredet, geschrieben und gedruckt, daß man nicht umhin kann, anzunehmen, durch dieselben müsse ein allgemeineres und größeres als ein blos separatistisch-jüdisches Interesse angeregt seyn, und in Wahrheit ist dem auch nicht anders. Dieselben zerfallen nämlich in äußere und innere, in die sogenannte Emancipations- und in die Kirchen- oder Synagogen-Frage. Jahrhunderte lang in abgesonderte Quartiere verwiesen und als abgesonderte Gemeinheit behandelt, fanden sich die Juden hinsichtlich ihres Glaubens, ihrer Lebensweise, überhaupt ihrer Zustände, in einem Dunkel gehüllt, welches christliche Gelehrte mit und ohne Absicht zu vergrößern sich ordentlich angelegen seyn ließen, indem sie solches durch großentheils mißverstandene oder vergessene Stellen des Talmuds, einer für andere Zeiten und Zustände veranstalteten Sammlung von Meinungen und Ansichten seit mehr als einem Jahrtausende zu ihren Vätern eingesammelter Rabbinen, aufzuhellen versuchten. — Die letzten fünfzig Jahre haben die Ghetti und mit ihnen jenes Dunkel verschwinden machen, die jüdischen Zustände lassen sich klar erkennen, und sind eben keine andern als die christlichen auch: Gesittung, Bildung und Intelligenz neben Gemein-, Roh- und Unwissenheit; Ringen um bürgerliche Gleichstellung und politische Rechte neben gleichgültigem Stumpfsinne, um Freiheit im Forschen und Denken neben gedankenlosem oder absichtlichem Festhalten an Abgestorbenem. Der geistig und sittlich ausgebildete Jude unterscheidet sich in nichts von dem eben so ausgebildeten Christen, und nur quantitativ, nicht qualitativ in dem, was ihm abgeht und was er anstrebt. Grade, weil dieses nicht so allgemein eingesehen oder zugegeben werden durfte, mag ein Beispiel zur Erläuterung hergesetzt seyn. Es ist wohl nicht aus Vorliebe für die Juden, daß es, man darf sagen, allgemein schmerzlich empfunden ward, wie man hörte, die königlich preußische Regierung gehe damit um, ihren jüdischen Unterthanen ihnen gesetzlich zustehende Rechte wieder zu entziehen; Niemand ließ sich durch die vorgeblich wohlwollende Absicht irre machen, Jeder sah ein, daß hier ein Rückschritt geschehen solle und fühlte in der bedrohten Stellung der preußischen Juden die eigene gefährdet. Vorliegende Brochüre handelt blos von einer inneren Angelegenheit der jüdischen Gemeinde zu Breslau, wie sich die preußische Staatszeitung ausdrücken würde, der Breslauer Judenschaft. Allein alle größeren jüdischen Gemeinden Deutschlands befinden sich in gleicher Lage, wie die zu Breslau; überall möchte die alte Zeit an sich das Wunder Josua's wiederholt, die Welt in ihrem natürlichen Kreislaufe aufgehalten sehen. Dies gestaltet sich allenthalben ungefähr so, daß sich ein Rabbiner oder dergleichen vom alten Schlage vorfindet, der den Talmud zu lesen versteht, sonst aber nichts; derselbe genügt dem intelligenten Theile der Gemeinde nicht, welcher ihm einen wissenschaftlich gebildeten jüdischen Gottesgelehrten entgegen setzt, den jener als Ketzer, Neuerer, wie es in Baiern heißt, Neologen ꝛc. verschreit, und bei dem sinnesverwandten, ignoranten Theile der Gemeinde Glauben und Unterstützung findet. Wie aus dem ersten Abschnitte der Brochüre, Sachverhältniß überschrieben, hervorgeht, ward der Hr. Verfasser, nachdem er sich als Gelehrter und Kanzelredner rühmlich bekannt gemacht, in Folge einer vom jüdischen Ober-Vorsteher-Collegio zu Breslau im Frühjahre 1838 eröffneten Concurrenz mit 56 Stimmen gegen eine zum Rabbinats-Assessor daselbst mit der Verpflichtung zur Abhaltung belehrender und erbaulicher Synagogal-Vorträge erwählt, und trat nach vorher erlangter Naturalisation im J. 1839 sein Amt an. Einem Hrn. Tiktin, welcher dort seit 1821 als stellvertretender Ober-Rabbiner fungirt und auf althergebrachte Weise in Müßigang und Unwissenheit die Tage verlebt hatte, mißfiel der neue College über die Maßen, und er that mit seiner Partei Alles, um ihm das Leben sauer zu machen. Als die Denunciationen und Anschwärzungen bei den Behörden nichts fruchteten, als der Hr. Verfasser täglich in der öffentlichen Achtung stieg, suchte Tiktin seinen Anhang, mit Ausnahme einiger Schwachköpfe, Fanatiker und Rechthaber, die Plebs der Gemeinde, gegen denselben mehr und mehr aufzureizen, was zu öffentlichem Scandale führte, und Tiktin's Suspension vom Amte zur Folge hatte. Nun erschienen zwei Druckschriften dieser Partei, eine unter Tiktin's Namen und eine im Namen einiger zu ihm haltenden Gemeindeglieder, in welchen sich neben den banalen Phrasen vom „Gotte und Glauben der Väter, vom flachen Indifferentismus ꝛc.", die heftigsten Angriffe auf Geiger's Religiosität fanden, und gegen welche Brochüren die vorliegende gerichtet ist. Hatte es früher die Tiktin'sche Partei nicht verschmäht, ihre bei den Behörden versuchten Denunciationen, als deren Veranlassung die eigene Rechtgläubigkeit geltend gemacht werden wollte, durch eine von dem bekannten Joel Jacobi, wiewohl derselbe bereits aus Ueberzeugung vom jüdischen Glauben zum christlichen übergetreten war, ausgearbeitete Denkschrift zu unterstützen, so hat sie sich nun nach andern Verbündeten umgesehen, nämlich Gutachten von einigen polnischen Juden verschrieben, nach welchen Geiger ein Sadducäer, ein Karäer und Gott weiß, was sonst Alles seyn soll. Der zweite und interessanteste Abschnitt seiner Brochüre mit der Ueberschrift: die religiöse Verschiedenheit, weist nun mit Gelehrsamkeit und Ironie aus den anerkanntesten jüdischen Autoritäten die Unwissenheit und Begriffsverwirrung von Tiktin und Consorten in der jüdischen Theologie aufs ergötzlichste nach, zugleich, woher dieselben rühren, weil nämlich diese Rabbiner oder jüdischen Theologen gar keine Vorstudien gemacht, vielmehr ganz andern Geschäften und Hantierungen obgelegen haben, und gleichsam über Nacht die Gelehrsamkeit und Amtstüchtigkeit wie der Geist Gottes über sie gekommen seyn soll. Gestattet uns auch hier der Raum keine detaillirte Nachweisung, so können wir uns jedoch nicht versagen, anzuführen, wie der gelehrte Hr. Verfasser nach dem Vorgange des Maimonides über die Autorität des Talmuds denkt und sich ausspricht: „Die talmudischen Satzungen und Anordnungen verdienen nicht deshalb Anerkennung, weil sie im Talmud verzeichnet sind, sondern der Talmud hat deshalb und in so fern Autorität, weil und in wie fern die in ihm verzeichneten Satzungen und Anordnungen allgemeine Anerkennung finden." Schwerlich kann von irgend einer Satzung oder Anordnung des Talmuds gesagt werden, daß sie noch unter den Juden allgemein als verpflichtend anerkannt werde, wohl aber wird umgekehrt vom bei weitem größern und intelligenten Theile derselben der Talmud nur noch als ein historisches Curiosum betrachtet, wie die christliche Gottesgelahrtheit ohne Zweifel gleichfalls Curiosa aufzuweisen hat, die nur noch als solche Interesse haben, welche aber Niemand als kanonisch wird gelten lassen. Möchte sich dies der Hr. Berichterstatter über die jüdischen Angelegenheiten in der noch versammelten badischen zweiten Kammer bemerken, wenn er nicht vorziehen sollte, die lehrreiche Brochüre selbst zu lesen. Jeder aber wird bei einigem Nachdenken finden, daß diese Zerwürfnisse nicht dem Judenthum eigenthümlich sind, sondern überhaupt der Zeit angehören, in welcher wir leben.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 14. August. (Zum Erstenmale wiederholt): Der Sohn der Wildniß, romantisches Drama in 5 Abtheilungen, von Friedrich Halm.

Montag, 15. August. Lucrezia Borgia, große Oper in 3 Abth., Musik von Donizetti. (Gastrolle) Lucrezia Borgia: Mad. Schodel, erste Sängerin vom k. Hoftheater in Hannover.

Dienstag, 16. August. Die Frau von dreißig Jahren, Lustspiel in 3 Abth. Hierauf: Pianoforte-Konzert, vorgetragen auf einem Flügel von Pleyel in Paris von Hrn. Halle, Virtuos aus Paris.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 224. Montag, den 15. August 1842.

Lebenswege.

Erzählung von M. Brandes.

Ein Greis lag auf seinem Sterbebette und machte sein Testament, dessen Hauptpunkte ungefähr wie folgt lauteten:

„Ich vermache dem Armenhause 1000 fl., der Spitalkirche eben so viel; meiner alten Dienerin Brigitta, für ihre treuen Dienste 500 fl., und Martin, dem Hausknecht, 200 fl."

„Für mein übriges Vermögen, bestehend in liegenden Gründen, Häusern und guten Staatspapieren, setze ich zum alleinigen Universalerben ein: meinen lieben Sohn Gottfried; meinen andern Sohn Eduard enterbe ich, weil er mir niemals gehorchte, seine Zeit mit Schwindeleien und Leichtsinn zubrachte, und keinem soliden Geschäfte sich widmete. Mein sauer erworbenes Vermögen würde bald von ihm verschwendet seyn."

„Doch wird mein guter Sohn Gottfried, mein Universalerbe, der mir stets gehorchte und alle meine Wünsche erfüllte, seinem Bruder Haus und Tisch nicht verweigern, und falls derselbe später, wie nicht zu hoffen, ein solides Leben beginnen sollte, demselben mit Rath und That beistehen."

Das Testament wurde mit noch mehreren Clauseln vermehrt, rechtskräftig geschlossen, und eine Stunde nachher lag der Greis todt auf seinem Lager.

Die Nachmittagssonne schien durch die hellen, großen Spiegelscheiben, an dem Bette des Verstorbenen standen Vettern, Basen und Tanten und alle, die zur Sippschaft eines reichen Mannes gehören (denn nur die Reichen haben viele, die Armen wenige Verwandten) und sie weinten — oder schienen es wenigstens — der größere Theil aber beneidete den reichen Erben.

Dieser Gottfried oder Godefroi, wie er sich seit seiner Heimkehr von Paris gerne nennen hörte, stand am Fuße des Bettes. Er war ein elegant gekleideter hübscher junger Mann, sein Gesicht war ernst, es war so zu sagen eine zufriedene Traurigkeit darüber verbreitet, pflichtgemäß, anständig; eine Betrübniß, wobei man den besten Appetit hat, der einem nicht irre macht; man sah es Herrn Godefroi an, daß nichts ihn stören würde, in diesem Augenblick auch das verwickeltste Handelsgeschäft in Ordnung zu bringen.

Mit dem weißen battistenen Sacktuch fuhr er sich zuweilen über die Augen, aber von Thränen sah man keine Spur, und doch wären ein paar Thränen jetzt gar nicht unanständig gewesen. Er stand da, und blickte ruhig auf das erstarrte Angesicht des todten Vaters; denn er war ja ein guter Sohn gewesen, er hatte im Comptoir immer fleißig gearbeitet, lebte und webte in den Geschäften. Er war ehrbar, friedlich; freilich sollte er im Geheim ein arger Sünder seyn, sollte auf seinen Reisen Streiche begangen haben, die zu abscheulich sind, um sie zu erzählen; doch dies waren nur Vermuthungen; er stand jetzt da, geachtet, geschätzt, — der Erbe einer halben Million. — Wie viel Tugenden giebt eine halbe Million!

Jetzt öffnete sich rasch die Thüre, und herein stürzte ein schöner, junger Mann; sein Gesicht war bleich wie Schnee, wild flogen die langen schwarzen Locken um sein Haupt. Er stürzte nieder an das Lager des Greises und ergriff die starre Hand, die er mit heißen Thränen benetzte.

„Todt! — rief er endlich — „gestorben bist Du, mein Vater, ohne mir Deinen letzten Segen zu geben; war ich denn nicht auch Dein Kind? Ich habe nicht immer Deinen Willen vollzogen, ich erfüllte nicht Deine Wünsche, aber ich war kein Verbrecher, ich suchte stets nur das Gute, wenn ich auch einen andern Weg wandelte, als den, den Du mir vorgezeichnet. Ach, konnte ich meiner Seele gebieten, konnte ich meinem Geiste Ketten anlegen? Mein Wille war gut — ich hoffte Deine Liebe zu erstreben, daß Du meine Gedanken erkenntest, daß Du meine Empfindungen fühltest! Aber Du bist gestorben ohne Liebe für mich! O, mein Vater!" Er weinte laut. Keiner der Umstehenden blieb ungerührt, nur der Bruder war kalt und ruhig. Eine alte Tante flüsterte einer andern in's Ohr: „Er scheint doch ein guter Mensch, schade, daß er enterbt ist." Der Schmerz hört scharf; er hörte diese Worte und fuhr rasch in die Höhe, eine dunkle Röthe hatte die Blässe seines Gesichtes ersetzt. „Enterbt!" rief er mit lauter Stimme, „enterbt bin ich? Ihr Alle glaubt, weil er mich seines Geldes enterbte, vergieße ich hier meine Thränen; weil Ihr Alle mit dem Golde abwäget Haß und Liebe, Glück und Leid; weil Ihr Alle auf der einen Seite, wo das Gold ist, den Tag und die Sonne, und da, wo es nicht ist, Dunkelheit und Nacht erschaut; — weil Ihr das todte Metall für das höchste Leben nehmet, und das Leben allein in das todte Metall zusammenpreßt. Ich bin arm, ja ich bin ein Bettler geworden; aber o! wäre ich reich, hätte ich Millionen, ich würde sie alle, alle dahin geben, könnte ich diese todten Lippen öffnen, und von diesen Lippen nur ein einziges Wort der Liebe vernehmen."

Noch einen Blick warf er auf den glücklichen Bruder und verließ das Zimmer.

Digitized by Google

Er eilte hinaus in die Einsamkeit des Waldes. Die Nacht dämmerte heran, und die Sonne vergoldete nur noch die Gipfel der Bäume. Er eilte immer weiter fort, um ferne zu seyn von den Menschen. Er wollte ganz allein seyn mit seinem Unglück. Der stolze Schmerz duldet keine Zeugen. —

Er stand jetzt auf einem frei ausgehauenen Raume, die Nacht war ganz hereingebrochen. Die Vögel schwiegen in den Zweigen, das Wild ruhte auf seinen Lagern; nur die Bäume rauschten, und oben am dunkelblauen Nachthimmel schimmerte ein Viertel des Mondes und die ewigen heiligen Sterne.

Er sank nieder am Fuße eines Baumes und öffnete seine heiße Brust dem kühlen Hauche der Nacht — er erfrischte Gesicht und Locken im feuchten Grase, dann sprach er:

„Ich habe das Große, das Erhabene gesucht im weiten Raume des Weltalls, und sie wollten mich in den Staub hinabziehen; wie ein Wurm sollte ich kriechen von der Wiege bis zum Grabe, während mein Geist mit Adlerschwingen die Räume des höhern Lebens durchschwebte. An ihren trüben Wassern sollte ich mich laben, wenn ich dürstete, in ihren schwülen Kammern sollte ich mich erholen, wenn ich glühte, und Du, heilige Natur, botest mir doch eine so reine Quelle, und Du, o hehre Welt, wo die Dichtkunst, wo die Weisheit, wo alle Vollkommenheiten als reinere Sonnen strahlen, wo alle großen Gedanken des geistigen Menschen in unverwelklichen Blumen ewig duften und blühen, Du warst mein Tempel stets, wo ich Frieden und Ruhe fand!“ — Er versank eine Weile in Nachdenken, dann sprach er: „Du starbst ohne Liebe für mich, mein Vater, aber ich habe Dich geliebt! Ich habe den bittern Lebenskelch oft an meine Lippen gesetzt, aber auch des Lebens reine Freuden habe ich genossen. —“

Er schaute in die dunkle Waldesnacht hinaus, als wenn er da einen lichten Gegenstand suchte; sein Auge strahlte. „Amanda! Du meiner Seele Leben, meines Daseyns Licht! Du allein hast mich verstanden, Du allein theiltest meine Gefühle, Du allein hast mich erhoben, wenn der Erde Schatten mich niederdrückten, Du allein kennst meines Daseyns Bedeutung, Du allein der Liebe heilige, süße, allmächtige Gewalt!“

Ein sanfter Thränenthau benetzte seine Augen, der wilde Sturm seines Innern war beruhigt, ein wehmuthsvoller Frieden legte sich balsamisch um sein wundes Herz, indem er sinnend zur Stadt zurückkehrte.

Nach drei Tagen begleiteten zwei Söhne den Vater zur letzten Ruhestätte. Der eine war im modischen schwarzen Kleide mit schön frisirtem Haare, der andere hatte wild herabhängendes Haar; der eine hatte rosenrothe, schöne Wangen, der andere war bleich wie der Tod; der eine betete oder schien am Grabe zu beten mit großer Andacht, und wischte sich dabei den Staub, der von der Grabeserde aufflog, von den Kleidern; der andere warf sich auf diese Grabeserde nieder, und Niemand sah die Thränen, die zum letzten Male auf seines theuren Vaters sterbliche Hülle flossen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Industrieritter.

Man muß heutigen Tages, wo es der Menschen so viele gibt, allerlei Mittel anwenden, um sich ehrlich durchzuschlagen. Viele verfallen auch auf unehrliche Mittel, und es ist zu bewundern, wie sie in dieser Hinsicht eben so viel Finesse, als Dreistigkeit entfalten. Ein solcher Industrieritter hat sich in den ersten Tagen d. M. im Kurort Homburg v. d. H. umhergetrieben, und wir halten es für Pflicht, zur Verhütung von weiteren Mißbräuchen, dessen Verfahrungsweise nachstehend zu veröffentlichen. Er schrieb sich unter dem Namen eines Dr. D.r.ng, Privatgelehrter aus Berlin, in das Fremdenbuch des Gasthofs zum Adler ein und wußte sich bald nicht nur bei der Tafel durch sein angenehmes Unterhaltungstalent beliebt zu machen, sondern auch in der Gunst mehrerer sehr achtbaren Badegäste fest zu stellen. Er erzählte viel und anziehend von seinen gemachten Reisen, sprach über Literatur und Politik mit Einsicht und Sachkenntniß, zeigte Bildung und Belesenheit, und wußte die Conversation durch Humor und Lebendigkeit zu würzen. Zugleich gab er sich für einen Mitarbeiter von mehreren Zeitungen und Zeitschriften, und namentlich von dem Frankfurter Journal und der Didaskalia, wie auch für den Verfasser der in letzterer enthaltenen Novellen — Cabrera — Lieutenant Rocquevert — u. a. aus und las den Badegästen Correspondenzberichte aus Homburg, welche demnächst abgedruckt werden sollten, vor. Allmählig rückte er weiter, theilte seinen neuen Freunden im Vertrauen mit, daß er beim Roulett sein Geld verspielt habe, daß er aber sein Honorar von mehreren Redaktionen stündlich erwarte, und daß er in momentaner Verlegenheit sich befinde. So verschaffte er sich von fünf bis sechs ihm wohlwollenden Personen gegen fünfzig Gulden, die er bald wieder zu erstatten versprach. Nach Vollendung dieser kleinen Anleihen war er eines Morgen sans prendre congé plötzlich verschwunden, und ließ den Herrn Wirth, wie seine freundlichen Darleiher in getäuschter Erwartung zurück. Niemand weiß, von wannen er gekommen, noch wohin er gegangen ist. Die Redaktion des Frankfurter Journals hat die Ehre, diesen Herrn Doktor weder persönlich zu kennen, noch mit demselben in literarischen Verbindungen zu stehen; eben so wenig ist er der angebliche Verfasser der genannten Novellen.

Ausflüge an den Rhein und Main.

(Von Dr. Wilhelm Dieffenbach.)

Wiesbaden. —

Ich traf gerade Sonntags auf der Eisenbahn hier ein, und fand noch nie eine zahlreichere und glänzendere Versammlung am Kursaale bei der großen Kaffeepartie, welche, begünstigt durch die herrlichste Witterung, für den Schaulustigen viel Anziehendes hatte, sey es, daß die elegante Welt zwischen Rhein und Main sich heute hier versammelt hatte, oder daß die durchdringende Musik von der Höhe der Terrasse herab auf die Besuchenden anregend und aufmunternd wirkte. Kein Tisch, kein Stuhl blieb unbesetzt, und in dem bunten Gewühl der auf- und abwogenden Menge entdeckte man die lieblichsten weiblichen Gestalten, welche bei der Kunst des Putztisches nichts gespart zu haben schienen, um ihre natürlichen Reize in das möglichst günstigste Licht zu setzen. Manche unter ihnen waren so leicht, ätherisch und durchsichtig gekleidet und von einer Art weißem Dunstgewebe in der Eigenschaft von Flugmänteln umflossen,

Digitized by Google

daß ich bei jedem Luftzuge besorgte, die eine oder andere dieser mehr schwebenden als gehenden Grazien würden durch den Wind emporgehoben und zu einer unfreiwilligen Himmelfahrt genöthigt werden. Diese Lufterscheinung — vielleicht die interessanteste unter allen — unterblieb jedoch, und die Sterne erster und zweiter Größe, die hier ihre Bahnen beschrieben, warfen in steigendem Maße ihren blendenden Lichtglanz in die Gesellschaft, je mehr das sinkende Gestirn des Tages die Entfaltung ihrer Anmuth zu begünstigen schien.

Wenn Sie — um gleichsam mit einem Sprunge von der Romantik auf die Prosa des Lebens zu kommen — in neuerer Zeit die Taunuseisenbahn befahren haben, so dürfte Ihnen die Wahrnehmung schwerlich entgangen seyn, daß sich die oberste Verwaltungsbehörde um die Verbesserung des Dienstes, besonders in den Hauptbahnhöfen, unläugbare Verdienste erworben hat. Keine Anfrage bleibt unbeantwortet, kein Zweifel ungelöst, und der Reisende darf in allen Stücken auf die prompteste Hülfe und Beförderung zählen.

Eisenbahn und Friedhof nebeneinander, wie bei Kostheim, können als die sprechendsten Sinnbilder der Bewegung und Ruhe dienen. Da schienen die stummen Zeugen der Vergänglichkeit alles Irdischen, die schwarzen Kreuze und die düsteren Grabsteine mit ihrem bedeutungsvollen Sta viator! ernst mahnend zu uns herüber zu blicken, und uns zur ungelegenen Stunde an das Ende aller menschlichen Dinge zu erinnern, während wir unaufhaltsam dahin sausten und die Luft, fast wie ein Meteor, durchfurchten. So ist der Mensch. So lange die Lebenskraft in ihrer Fülle seine Adern durchströmt, glaubt er noch eine Ewigkeit vor sich zu haben, ohne nur der Vermuthung Raum zu geben, daß vielleicht im nächsten Herbste schon die Liebe auf seinen Grabhügel eine Trauerweide pflanzt. Wohl denen, die, ihrer Bestimmung sich bewußt, das Leben genießen, ohne es zu vergeuden, und die, am Ziele ihrer Tage, auf die durchlaufene Bahn mit freudiger Erinnerung zurückblicken können!

Mannichfaltigkeiten.

In einem Dorfe bei Roveredo soll am 8. Juli einige Stunden nach der Sonnenfinsterniß eine Henne ein Ei gelegt haben, auf dessen Schale, dem spitzigen Theile zu, die Sonne mit dem eingetretenen Mondesschatten deutlich, wie eingravirt, zu sehen ist. (?)

(Konstanz, 7. Aug.) Vor einigen Wochen kam in einem rheinischen Blatte die Klage vor, daß die mit Dampfbooten ankommenden Reisenden von den verschiedenen Agenten der Gasthöfe so sehr mit Zudringlichkeiten überhäuft werden, daß dieses zur wahren Plage geworden sey. Diese Manier, Gäste zu erwerben, hat sich seit einiger Zeit auch hier eingeschlichen, und wir können es nicht verhehlen, daß wir darin öfter eine unangenehme Behelligung der Reisenden erblickt haben; allein wie jede Sache ihre zwei Seiten hat, so hat uns gestern ein Vorfall belehrt, daß jene Bewerbungen auch zur Ergötzlichkeit des Publikums und der Reisenden selbst ausfallen können. Dem Besitzer eines neuen hiesigen Gasthofes gelang es nämlich, einem seiner Geschäftsconcurrenten einen Reisenden abzuspannen; dies führte natürlich zwischen dem ersteren und dem anwesenden Oberkellner des zweiten einen lebhaften Wortwechsel herbei; — viel lustiger ging es indessen her, als nach Umfluß einer Stunde ein Rheinschiff anlangte, wo dann der Wortwechsel in Handgreiflichkeiten überging und der erstere Hotelsbesitzer und sein Oberkellner mit dem früheren Vertreter seines Concurrenten sich so wacker durchprügelten, daß Hüte und Regenschirme die possierlichsten Formen erhielten; um den Handel vollständig zu machen, wurde in der Hitze des Kampfes auch dem handfesten Steuermann eines versetzt, der es dann alsbald mit reichlichen Zinsen an die Betreffenden zurückzahlte. Inzwischen sahen die Reisenden, während man ihre Wagen bespannte, um sie zum Gasthof zu führen, der Unterhaltung zu, und waren billig erstaunt ob dem Eifer, auf solche Weise Gäste zu erwerben. (Seebl.)

(Landwirthschaftliches.) Der Schwäb. Merkur vom 9. August berichtet, wie man zu Hohenheim verfährt, um dem drohenden Futtermangel abzuhelfen: Auf die fleißigste Bearbeitung der ausgedehnten Runkelrübenfelder, bei welchen sich das Legen der Samen gegenüber vom Setzen junger Pflanzen auf das vortheilhafteste durch freudiges Gedeihen, trotz der bisherigen trockensten Witterung, bewährte, wird alle Mühe und Pflege verwendet, um dadurch baldiges und ergiebiges Winterfutter zu erhalten; die Aussaat von Wickfutter in einer Mischung von Wicken, Hafer, Erbsen und Ackerbohnen ist möglichst ausgedehnt. Auf solchen Feldern, welche im nächsten Frühjahr zu Wickfutter vor der Repssaat bestimmt sind, und auf welchen jetzt die Getraideernte vorüber ist, wird, soweit der Dünger zureicht, Wintergerste zur Grünfütterung im Herbst, sowie im künftigen Frühjahr und da, wo kein Dünger aufgebracht werden kann, Futterroggen zu Weide im Spätjahr oder zum Frühjahrsgrünfutter in die Stoppeln eingesäet, und bei letzterem werden theilweise Winterwicken untergemischt. Auf minder kräftiges Feld, welches Roggen trug und im künftigen Jahre Kartoffeln erhalten soll, wird Spörgel theils zur Weide, theils zur Herbstgrünfütterung gesäet. Auch mit der Ansaat von Inkarnatklee auf ein kleineres Feld, das jetzt vom Waizen geleert ist und im nächsten Jahr mit Kartoffeln bestellt werden soll, wird zur Futtergewinnung im nächsten Frühjahr als Zwischennutzung der Versuch gemacht. Auf den nächstjährigen Kleefeldern ist durchaus eine Nachsaat von Kleesamen vorgenommen worden. Da das Gedeihen der Stoppelrüben auf hiesigen Feldern meistens unsicher ist, und bei der gegenwärtigen Witterung doppelt gefährdet wäre, so hat man den Anbau derselben im Großen unterlassen.

Der Dechant Noël de Quersonnières ist einer der ältesten Leute Frankreichs, wenn nicht Europa's. Dieser merkwürdige Greis ward in Valenciennes 1728 geboren und lebt jetzt in Paris. Er erfreut sich des höchsten Wohlseyns und kennt fast keine Altersgebrechen, hält vier Mahlzeiten des Tags, rasirt sich selbst, liest und schreibt ohne Brille und singt sehr gut. Er pflegt die Musen nicht ohne Glück und mischt tausend interessante Anekdoten in seine Unterhaltung. Man sagt, daß de Quersonnières gegen die Reize des schönen Geschlechts nicht unempfindlich sey; in seinem 90. Jahre freite er eine 16jährige Engländerin, die in den Wochen starb und ihm einen Sohn hinterließ, dem er erzählt, daß seine Großmutter im 125. Le-

bensjahre gestorben ist. „Ich lade Euch zu meinem Begräbniß", sagt er oft scherzend, „aber erst im nächsten Jahrhundert."
(Telegraph.)

Korrespondenz.

Mainz, 6. August.

Ueber den projectirten neuen Stadttheil im Käfrich ist ein Plan erschienen, der, mit der perspektivischen Ansicht von Mainz, auf dem Papier einen recht freundlichen Anblick gewährt, in der Wirklichkeit aber reichen Stoff zu betrübenden Betrachtungen darbietet über die Art der Ausführung einer Unternehmung, von welcher man sich Anfangs nur Gutes für das Gemeinwesen unserer Stadt versprechen zu dürfen glaubte. Je weiter nämlich das von einer gewissen Seite so sehr angepriesene Projekt in der Ausführung fortschritt, desto mehr entwickelte es den Charakter einer bloßen Privatspeculation. In Folge dieser unerfreulichen Wahrnehmung, die so auffallend war, daß die neu angelegte Straße, wegen ihrer unverhältnißmäßig starken Steigung, für schwer beladenes Fuhrwerk, besonders aber für Festungsgeschütz, als völlig unbrauchbar sich darstellte, soll von Seite unseres verehrlichen Festungs-Gouvernements bereits Inhibition verfügt worden seyn, eine Maßregel, womit die öffentliche Meinung sich um so mehr einverstanden erklärt, als auch das Publikum sich von der neuen Straße in ihrer jetzigen äußerst kläglichen Anlage nur einen unbedeutenden Vortheil versprechen durfte. Einer der Angränzer des unteren Theils der neuen Straße, Hr. St. George, brachte, blos um eine Ausfahrt auf dieselbe haben zu können, aus eigenen Mitteln das große Opfer von wenigstens 12,000 fl., ohne dafür etwas Anderes als getäuschte Erwartungen und Verdruß zu ernten. Das normale Böschungsverhältniß der Straße war nämlich schon an seiner Hofraithe so sehr überschritten worden, daß dieselbe tiefer als das neue Straßenpflaster zu liegen kam, sohin die Ausfahrt nach dieser Seite unmöglich wurde. Sein Geld hatte er im eigentlichen Sinne des Wortes auf die Straße geworfen, während die Unternehmer durch die beliebte stärkere Steigung des Terrains, die hier Niemand gut heißen will, wenigstens einige Tausend Gulden an verringertem Kostenaufwand gewonnen haben sollen. Eigene Bemerkungen drängen sich Einem ferner am Ende der Straße, oben auf der Terrasse, auf, wo der Raum zu zwölf neuen Bauplätzen eingetheilt worden ist. Hier ist die Fortsetzung der Straße zur Linken (wie es scheint, aus übertriebener Achtung gegen fremdes Privateigenthum) so scharfsinnig projektirt worden, daß z. B. der Weinberg der Wittwe Reichert um eine Breite von 1½ Fuß von der Straße getrennt ist, wodurch, was man dankbar anerkennen muß, zwar die Einfriedigung desselben allerdings besser geschützt, der Besitzerin aber damit zugleich die Möglichkeit benommen ist, ihr dasiges Grundeigenthum als Bauplatz veräußern zu können, weil jener schmale Striemen Land, der den Unternehmern gehört, ihren Grundbesitz von der Straße abschneidet. In dem neuen Stadium, in welches die sogenannte gemeinnützige Unternehmung nun getreten, durfte dieselbe jedoch bald eine veränderte Richtung erhalten, und zwar so, daß die Interessen der Stadt und der Festung, wie auch wohlbegründete Privatansprüche, dabei die gebührende Berücksichtigung finden werden.

Wetter, 10. August.

Am 24. Juli d. J. wurde, obgleich keine öffentliche Ankündigung vorausging, hier ein Sängerfest, bestehend aus den Singvereinen von Biedenkopf, Buchenau, Holzhausen, Marburg, Kirchhain, Rauschenberg und dem hiesigen gehalten. Auf einem festlich geschmückten Wagen fuhr Morgens eine Deputation des hiesigen Singvereins nach dem Dörfchen Göttingen, sämmtlichen Vereinen entgegen. Vor Wetter angekommen, begrüßte unser Verein die Ankommenden mit Weismann's „Willkommen." Nach oben angegebener Folge der Vereine zogen dieselben, mit Fahnen und Kränzen, die verschiedenen Direktoren von je zwei Wetterer Jungfrauen geführt, mit Musik auf den Marktplatz in die Stadt, bei welchem Zuge besonders der zahlreiche Verein von Biedenkopf, aus Herren und Damen bestehend, unter der Leitung des wackeren Hrn. Rector Dornseiff, die Aufmerksamkeit auf sich zog. Nach einiger Erholung der Gäste versammelten sich sämmtliche Vereine wieder auf genanntem Platze und sangen Luther's Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott." Hierauf ging der Zug in voriger Ordnung auf den Festplatz, den Wollenberg, der wegen seiner schönen Anlagen und reizenden Aussicht dazu gewählt war. Dort angekommen, ward wieder von sämmtlichen Vereinen gesungen und später sangen verschiedene Vereine allein, wonach man sich durch Tanz belustigte. Eine in Wetter wohl noch nie zusammen gesehene Menschenmasse hatte das Fest herbei gezogen; dieses berücksichtigend, wird man den Festordnern Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn Mancher vielleicht Erwartungen gehegt, die in einem Landstädtchen nicht zu befriedigen stehen. In der Stadt sowohl als auf dem Festplatz war für Küche, Kaffee und guten billigen Wein, worüber sich besonders Alle höchst beifällig aussprachen, mehr als hinreichend gesorgt, und bedarf es mehr bei einem Feste, dem eine höhere Tendenz zu Grunde liegt? — Die Singvereine zogen Abends fröhlich wieder heim und wir schmeicheln uns der angenehmen Hoffnung, daß sich dieselben kommendes Jahr zu einem zweiten Sängerfeste an einem geeigneten Orte zusammen finden werden. Möge dann auch Niemand mit einem, ein Sängerfest in seinen schönen und unschuldigen Freuden leicht trübenden Mißtrauen sich dem Feste anschließen!

Räthsel.

Es ist wo ein Brunnen, dem Menschen sehr nah',
Obgleich ihn im Leben kein Auge je sah.
Zwei Röhren entfließt, was den Brunnen erfüllt,
Doch wechselt sehr häufig, was jenen entquillt;
Denn noch sind im Brunnen im schönsten Vertrau'n
Vier liebliche Jungfrau'n nebst Bruder zu schau'n,
Die Jungfrauen füllen die Röhren mit Wein,
Doch gießt oft der Bruder auch Wermuth hinein.
Und über dem Brunnen da brennet so hehr
Ein Lichtchen; erlischt es, fließt jener nicht mehr.
Noch birgt auch des Brunnens verborgenster Raum
Viel giftige Schlangen, doch hält sie im Zaum
Die Jungfrau, der längst schon die Aufsicht vertraut
Der Meister, der einst diesen Brunnen gebaut.
So lange im Brunnen die Jungfrau noch wacht,
Da haben die giftigen Schlangen nicht Macht;
Doch sinket die Jungfrau in sinnlichen Traum,
Da reißen die Schlangen sich plötzlich vom Zaum
Und toben und wüthen im Brunnen umher,
Dann fließen die Röhren des Brunnens nicht mehr,
Weil schnell von den Schlangen die Jungfrau'n verscheucht,
Die einst diesen Röhren die Füllung gereicht,
Und wird von den Schlangen das Licht auch verzehrt,
Ist ewig der herrliche Brunnen zerstört. —
Der Brunnen ist wohl jetzt schon Vielen bekannt,
Den Andern wird morgen die Lösung genannt.

Heppenheim. J. A. Kunkel.

Theater-Anzeige.

Montag, 15. August. Lucrezia Borgia, große Oper in 3 Abth., Musik von Donizetti. (Gastrolle) Lucrezia Borgia: Mad. Schodel, erste Sängerin vom k. Hoftheater in Hannover.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 223. Dienstag, den 16. August 1842.

Lebenswege.

Erzählung von M. Brandes.

(Fortsetzung.)

In einem eleganten, reich geschmückten Zimmer saß ein junges Mädchen, angekleidet mit einem einfachen weißen Gewande, glänzend braunes Haar beschattete die hohe weiße Stirne und fiel in langen Locken an den Wangen herab. Amanda war ernst und nachdenkend, und eine halb vollendete Stickerei ruhte müßig auf ihrem Schoße. Sie war schön, so schön, daß ich, da ich so kurz wie möglich schreiben will, es jedem Liebenden überlasse, sich dabei die Züge seiner eigenen Geliebten zu denken. Sie war einsam und sinnend, und an was denkt ein junges Mädchen von 18 Jahren? Ist die Rose ihres Herzens noch unentfaltet, so malt sie sich das Glück ihrer kommenden Liebe mit allen Bildern der schönsten Hoffnungen aus; liebt sie, so sind es die Kränze der Gegenwart, die Sterne ihres Daseyns, die sie umschlingen und bestrahlen. Das Glück, welches sie erfüllt, wünscht und hofft sie ewig und unvergänglich. Und Amanda liebte und ward geliebt, aber ein trüber Schatten überflog ihren Himmel.

Die Mutter trat ein, eine noch nicht alte Frau, aber doch schon in der Stimmung so vieler Mütter, welche vergessen haben, daß auch sie einst geliebt und gehofft, und je mehr sie einst gefühlt, desto despotischer das Herz ihrer Kinder beherrschen, — ob mit Recht oder Unrecht, will ich nicht beurtheilen.

Sie hatte dabei den Grundsatz, bei jeder wichtigen Entschließung immer nur den Willen ihres Mannes vorzustellen, während es nur ihr eigener war, denn der Gatte kannte keinen andern Willen als den ihrigen, und sie war dadurch in den Stand gesetzt, Alles desto sicherer zu vollbringen.

Nach einigen gleichgültigen Gesprächen sagte sie: „Du wirst gehört haben, Amanda, daß Eduard enterbt ist; es thut mir leid um den guten, talentvollen jungen Mann. Ich hatte heute schon einen harten Kampf mit dem Vater, welcher es durchaus bereut, ihm die Zusage Deiner Hand gegeben zu haben."

Amanda erzitterte, sie wußte genug, sie kannte ihre Mutter; sie erfuhr aus diesen wenigen Worten, daß von diesem Augenblick an ihre Mutter nach und nach immer stärker als Gegnerin ihrer Liebe und ihrer Hoffnungen auftreten würde, und der dunkle Schleier einer tiefen Traurigkeit umhüllte ihre Seele — sie hatte nie den wahren Schmerz gekannt — darum kam er ihr bei diesen wenigen Worten plötzlich unverhofft, vernichtend. Die Sonne ihres Glückes war dem Untergange nahe, und eine trübe Nacht begann sich auszubreiten über ihr schönes jugendliches Haupt.

Denselben Tag kam Eduard zu ihr, er umschlang sie mit zu wildem Ungestüm und drückte sie an sein Herz. „Jetzt ist mir wohl," sagte er, „bei Dir, mein süßes Leben, Du giebst mir des Daseyns Wonne und seine Hoffnungen wieder. Was können die Menschen mir anhaben, wenn Du mir bleibst? Was kann das Schicksal mir rauben, wenn Du, mein theures Mädchen, mein bist? Ja, ich war verlassen, unglücklich; mein Bruder hat ein steinernes Herz, die Welt nur Hohn und Spott, nur Du allein bist Liebe und Güte. O, Amanda! wie liebe ich Dich; laß Deine Augen stets mir strahlen, laß Deinen süßen Athem mich umwehen, daß ich erstarke und gesunde!"

Amanda weinte stille an seiner Brust, denn sie liebte ihn mit allem Feuer einer ersten Liebe; sie vergaß in diesem Moment ihren Schmerz und war glückselig bei ihm.

„Du liebst mich, Amanda," fuhr er fort, „und ich werde Deiner würdig seyn. Ich habe Aussichten, ich habe Hoffnungen, ich habe von Vielen Anerkennung gefunden; ich will ringen nach dem Höchsten; das Beste, was das Leben bietet, will ich erstreben, um es huldigend zu Deinen Füßen zu legen. Ich zittere nicht vor des Lebens Stürmen, ich werde sie besiegen, denn Du bist mein lichter Stern, der mich führet. O! wenn ich nicht Dein Glück bereiten kann, Amanda, so möchte ich für Dich sterben." Eine Thräne schimmerte in seinem männlichen Auge, indem er dieses sprach.

Er mußte sich trennen. Amanda hatte ihm von ihrer Mutter nichts gesagt, und er ging mit einem Herzen voll freudiger Hoffnungen, Zuversicht, Treue und Glauben.

Der edle Bruder Godefroi hatte sein Ziel erreicht; er war reich, geschätzt und geachtet - - ihm fehlte nur noch Eines zur höchsten Vervollkommnung seines Glückes — er wünschte eine junge schöne Frau zu besitzen; daß sie auch reich seyn mußte, verstand sich von selbsten. Ihre geistigen Fähigkeiten, ihr Gemüth und Herz kümmerten ihn wenig, dies waren ihm die unnöthigsten Dinge, und hatten, wie er sich ausdrückte, nur für Philosophen und Schwärmer Werth. Das Herz ißt und trinkt nicht, das Gemüth tanzt nicht, und Geist ist keine baare Münze, womit man spekuliren kann.

Der vortreffliche Mann dachte sehr ernsthaft an's Heirathen.

Digitized by Google

Im Geschäfte war er von früher Jugend schon sehr gut eingeübt, alle Activa und Passiva, so wie alle Unternehmungen, waren ihm genau bekannt, und er brauchte daher nach seines Vaters Tode nicht mehr Zeit daran zu verwenden.

Jetzt stellte er einmal Betrachtungen an, die nicht in seine gewöhnliche Sphäre gehörten. Er wunderte sich über sich selbst, und erschrak fast, daß er einmal an etwas dachte, welches nicht zu einem reellen, baaren Gewinne führen sollte: an eine Frau; er liebte es durchaus nicht, an etwas Anderes zu denken, er betrachtete alles Andere, was nicht Geld und gute Papiere waren, als höchst komisch und abgeschmackt; auf seinen Geldsäcken einst zu sterben, wie sein Vater, und dabei noch einen edlen Sohn dem Elende preiszugeben, schien ihm ein ruhmvolles Ende. Zusammenscharren wie ein Hamster, der Armen sauer verdienten Lohn verringern und schmälern, auf einer andern Seite hinwieder große Summen nutzlos vergeuden, wo es Prahlerei und Eitelkeit galt, dies war seines Daseyns glorreicher Zweck. Kunst war ihm ein Possenspiel. Zu was nützte sie? — Besuchte er die Vorstellungen eines geachteten Künstlers, so mußte er wissen, daß Vornehmere und Reichere als er daselbst seyn würden.

Jetzt ließ er also die Revue der schönsten und reichsten Mädchen an seinen Blicken vorüberziehen. Er wählte lange und verwarf wieder, es lockte ihn hier und wieder dort. Endlich klebten seine Gedanken fest an einem Gegenstande, der ihm vollkommen würdig schien, von ihm beglückt zu werden. Dies war Amanda.

Godefroi besuchte einen seiner Geschäftsfreunde, einen sehr erfahrenen Mann, theilte demselben die Angelegenheiten seines Herzens mit, und erkundigte sich genau nach den Vermögensumständen von Amanda's Vater. Dieser sprach nur belobend und versprach, die Sache als Unterhändler einzuleiten.

Herr C., Amanda's Vater, fühlte sich hochgeehrt durch den Antrag dieses reichen, geachteten Mannes, gab vorläufig so viel wie seine Einwilligung, und wünschte nur zuerst noch mit seiner Frau darüber zu sprechen.

Diese war entzückt über eine so glänzende Partie für ihre Tochter, und zu gleicher Zeit den armen Lump, wie sie Eduard gegen ihren Mann nannte, vom Halse zu bekommen.

So wurde das Complot geschmiedet, welches das Glück und die Hoffnung eines edlen Paares vernichten sollte — so streut der Mensch den Giftsaamen in das schöne Eden, welches Gott und die Natur uns bieten, und kümmert sich nicht um das Böse, welches später daraus entkeimt.

Eduard wohnte nicht mehr im väterlichen Hause; er hatte ein einsames Zimmer gemiethet, wo er fleißig seinen Studien lebte; er hatte nur einen Gedanken, ein Streben jetzt — Amanda, und er suchte mehr als jemals sich nützlich und seine Talente geltend zu machen, um in den Augen aller Menschen ihrer würdig zu seyn. Er sah sie selten. Wahre Liebe erkennt und findet sich auch aus der Ferne, und wo die Treue unwandelbar ist, da blühet die Hoffnung des Wiedersehens desto schöner fort; nur wo dieselbe wankt und sinkt, geht die Liebe unter.

Amanda's Mutter war ihrer Tochter gewiß, sie wußte, daß sie alles über dieselbe vermochte, wenn sie ernsthaft wollte; sie bereitete sich mit einer gewissen Feierlichkeit vor, ihr Herz von Eduard zu entfernen; — ja diese Frau, welche das zarte Gemüth Amanda's kannte und es zu behandeln verstand, fand eine Freude daran, bei dieser Folterung recht methodisch zu Werke zu gehen, und das Herzblut ihres Kindes tropfenweise zu vergießen. Aber sie hatte sich dennoch verrechnet; sie fand mehr Festigkeit, als sie erwartet hatte; sie bot alle Mittel der Ueberredung auf, sie stellte die Armuth und die Verzweiflung als Begleiterinnen ihres Liebesbundes vor, sie malte ihr auf der andern Seite wieder die vortrefflichen Vorzüge Godefroi's, seine Reichthümer, sein Ansehen, den Glanz seines Hauses, die große Rolle, die sie in der Welt spielen könnte; sie suchte sogar ihr Herz dadurch zu bestechen, indem sie dieselbe auf die Mittel aufmerksam machte, die sie alsdann haben würde, um ihre Neigung für Wohlthätigkeit zu befriedigen. Sie ließ nichts unversucht, was Beredsamkeit, Herrschsucht und List vermögen; aber sie scheiterte dennoch. Die Liebe siegte.

Amanda erwiederte: „Ich kann die Treue nicht brechen, die ich ihm gelobt; ich kann mein Herz einem fremden Manne nicht geben ohne Liebe, ich kann mit dem Heiligsten kein Spiel treiben. Ich kann nur einmal lieben und diese Liebe gehöret ihm, mit ihr mein Leben und mein ganzes Daseyn. Mutter, Du kannst, wenn Du willst, mich von ihm trennen, aber meine Liebe nicht. Mein Leben gehört Dein, doch mein Herz und meine Seele gehören ihm, diese werden den edlen, theuren Freund nie verlassen in seinem Unglück, in seinem hochsinnigen Dulden. Wenn alle Welt ihn verstößt und verläßt, ich werde ihn nie verlassen, meine Treue für ihn soll unwandelbar seyn bis zum Grabe, und wenn meine Augen auch ewig weinen und mein Herz im Gram vergehen müßten!"

(Fortsetzung folgt.)

Ausflüge an den Rhein und Main.

(Von Dr. Wilhelm Dieffenbach.)

Kreuznach.

Die Tour von Mainz bis Bingen, auf einem kölnischen Dampfboot, war eine recht ergötzliche Lustfahrt, begünstigt durch das herrlichste Wetter und die anregendsten geselligen Berührungen, die unter dem Zelte des Verdecks und in guter Gesellschaft, wo das Bedürfniß der Unterhaltung sich geltend macht, selten zu fehlen pflegen. Es war ein genußreicher Morgen, der bei dem Anblick des vor uns liegenden paradiesischen Rheingaues und seiner vielen Naturschönheiten alle Mitreisenden besonders heiter zu stimmen schien. Unter diesen befand sich auch ein lustiger Engländer (gewiß eine seltene Erscheinung), dem es zur höchsten Selbstbefriedigung gereichte, auf dem nahen Johannisberg kürzlich von dem berühmten Sechsthalerwein getrunken zu haben. So theuer war ihm die Erinnerung an den gehabten edlen Genuß, daß er gelobte, bei dem ersten Anti-Korngesetz-Banket, dem er in England beiwohnen würde, ächten Johannisberger auftischen zu lassen, wenn die „verfluchte Kornbill" von der überfluthenden Macht der öffentlichen Meinung vernichtet werde. Und dieser Zeitpunkt schien ihm ziemlich nahe zu liegen.

In dem Hafen von Bingen nahm uns ein eleganter Omnibus auf und brachte uns in weniger als zwei Stunden nach Kreuznach, einer Stadt, die als Kurort noch im Werden begriffen ist, die aber gleichwohl für die Folge viel zu leisten verspricht. Schon erhebt sich in der Nähe des Kurbrunnens in dem romantischen Nahethal ein in schönem Style aufgeführtes Kurgebäude, welches, wie man hört, bis zum Geburtstag des

Digitized by Google

Königs vollendet seyn soll. Die Dimensionen des Raumes, sowohl des großen schönen Hauptsaales, als auch der Seitenappartements, sind auf sehr zahlreiche gesellige Zusammenkünfte berechnet, und im Uebrigen ist kaum daran zu zweifeln, daß das neue Kurhaus bei seiner demnächstigen Einweihung den Anforderungen der Kunst und den Erwartungen des Publikums entsprechen dürfte. In dieser Gegend, dem eigentlichen Mittelpunkt des Kur- und Brunnenlebens, wird, wie man behauptet, künftig eine neue Vorstadt entstehen, wozu jetzt schon durch Aufführung eines neuen Gasthauses der Anfang gemacht worden ist. Wie dem auch sey, so geht Kreuznach durch die vorzügliche Heilkraft seiner Quellen einer schönen Zukunft entgegen.

Interessante Punkte der Umgegend sind die bekannte Ebernburg und der Rheingrafenstein. Von ersterer, für die Sie sich besonders interessiren, kann ich Ihnen berichten, daß ihr Besitzer, Herr Bürgermeister Günther zu Bingart, daselbst ein recht wohnliches Wirthschaftsgebäude hat errichten lassen, welches die Bestimmung hat, in der schönen Jahreszeit den Kurgästen und anderen Besuchenden geöffnet zu werden. Allem Anscheine nach dürfte dasselbe noch in dieser Saison seiner Bestimmung übergeben werden, wofür die Freunde der Natur und einer erheiternden Lustwandlung auf diesen interessanten historischen Punkt dem Unternehmer gewiß großen Dank wissen werden. Hr. Günther ist zugleich auch Besitzer eines interessanten Antiquitäten-Kabinets, zu dessen Bereicherung die neueren Ausgrabungen auf der Ebernburg nicht wenig beigetragen haben sollen.

Mannichfaltigkeiten.

(Potsdam, 9. August.) Heute ist der Handelsjude Löbel Moses Labaschin von Deutsch-Ostrowo im Großherzogthum Posen aus dem hiesigen Armen-Lazareth als geheilt entlassen worden, jedoch noch die Spuren eines mörderischen Ueberfalls tragend, den derselbe am Montag den 1. Aug. Nachts hier erlitten hat. Derselbe, ein alter würdiger Greis, kam an gedachtem Abend 3/4 auf 11 Uhr auf der Eisenbahn von Berlin hier an, um andern Tages nach Braunschweig weiter zu reisen. Er trug sein Päckchen mit Sachen auf dem Rücken. Unbekannt hier in der Stadt, hatte er, nach seiner Aussage, schon an verschiedene Gasthofsthüren geklopft, aber keinen Wirth ermuntern können, als ein Mann sich ihm nahte und als Führer nach einem Nachtquartiere sich erbot, das, da es in der Stadt nicht mehr zu finden, er vor dem Thore ihm nachweisen wolle: „er sey selbst in der Fremde gewesen und kenne solche Verlegenheit", setzte der Unbekannte noch hinzu. Dieser führte den Labaschin nun um die Stadtmauer vor das Berliner Thor, und immer weiter ging es nach Klein-Glienicke zu, daß der arme Greis, vom Tragen schon ermüdet, bald nicht mehr folgen konnte, doch sein Führer sprach ihm Muth ein und führte ihn so in die hinter Klein-Glienicke liegende Forst. Hier meinte jener nun gegen denselben, daß sie bald zur Stelle wären, als mit Einemmale der Unbekannte einen andern Ton annahm und mit den Worten: „Gib Dein Geld her" den alten Mann an die Gurgel packte, ihn niederwarf und das Knie auf ihn setzte. Da der Labaschin noch bei voller Besinnung die Kopfhaare des Raubmörders erfaßte, so sprang dieser aus überwiegendem Schmerze gleich wieder auf, zog ein Messer und gab ihm einen Schnitt über die rechte Hand; dieser schrie furchtbar, jedoch vergebens, nach Hülfe, worauf der Raubmörder den Stock des Labaschin ergriff und damit den Kopf ihm zerbläute, in der Absicht, ihn zum Schweigen zu bringen. Während dieses Ringens, doch unter starkem Blutverlust und mit Rücklassung seines Päckchens, hatte der Angefallene sich dem Mörder zu entziehen gewußt, ohne seine kleine Baarschaft ihm zu belassen, die er glücklich rettete, und kam am 2. d., früh Morgens, bluttriefend nach dem königlichen Polizei-Bureau, von welchem aus er sogleich in's Armenhaus-Lazareth geschickt wurde. Von dem Raubmörder ist noch nichts ermittelt; die in dem Päckchen enthaltenen Sachen, besonders Bücher, sind theilweise wiedergefunden, und, obgleich entlassen aus dem Lazarethe, tragen des Labaschin's Kopf und Hand noch Spuren dieses Attentats.

Man erzählt folgenden galanten Zug von dem jungen Sultan Abdul-Medschid. Als er kürzlich vor seiner Abreise nach Dolma-Batsche, der Sommerresidenz, dem Harem in der Winterresidenz Lebewohl sagte, bemerkte er, daß eine seiner Frauen, genannt Fatme die Circassierin, halb ohnmächtig auf ihren Polstern lag und aus ihren halbgeschlossenen Augen sich gleich einer Perle eine große Thräne hervorstahl. Sogleich zog der Sultan gerührt seinen Ring vom Finger und schenkte ihr denselben. An diesem Ringe prangt ein Saphir, der einen Werth von weit über 100,000 fl. haben soll, wie uns eine Notiz aus Konstantinopel meldet. Man kann hieraus einen Tarif machen, was Frauenthränen noch heutzutage in Konstantinopel gelten. Bei uns, im Occident, ist solche mittelalterliche Galanterie längst verschwunden. Man schämt sich bald, galant zu seyn. (Lewald's Europa.)

Selten mag wohl in dem Raum einer kleinen Brochüre sich ein solcher Reichthum von Wissenschaft und Scharfsinn zusammengedrängt finden, als in „Macchiavel und Montesquieu", von Theodor Benazet (einem Sohne des Pächters des Konversationshauses zu Baden-Baden.) Diese geistreiche Uebersicht der Werke und Leistungen der zwei berühmten Schriftsteller, und namentlich die treffliche, eine Fülle von eben so neuen als wohlbegründeten Gedanken entwickelnde Charakteristik des so vielfach genannten, im Grunde doch so wenig gekannten Macchiavel bekundet von Seiten des Verfassers den unverkennbarsten Beruf zu einer politischen Wirksamkeit, die ihm mit der Zeit nicht entgehen kann, und die um so erfreulichere Früchte tragen wird, als reifes Nachdenken und umfassendes Wissen den Grund dazu legen.

(Nimmermuckung.) Der „Sammler" berichtet: Jüngst erhielt in Nr... ein Bittwerber, der seine Behörde mit einer Unzahl von Bittgesuchen ununterbrochen belästigte, von dem hierüber erzürnten Richter folgenden schriftlichen Bescheid: „Bittsteller wird nunmehr mit seinen Gesuchen ab- und zur Nimmermuckung gewiesen."

Der Titel eines Buches wird von den Censoren in Rußland als der sichere Spiegel des Inhalts angesehen, und während unter einem glatten Aeußern der sündhafteste Autor sich in einen Bücherschrank einschleichen könnte, wird ein verdächtiger Kopf das unschuldigste Werk, das je aus einer Presse hervorgegangen ist, verdammen. Ein merkwürdiges Beispiel

Digitized by Google

hiervon begegnete einem Reisenden, der Petersburg zum ersten Male besuchte, und unter seinen verschiedenen Reisehandbüchern zufällig das astronomische Werk besaß, das den Titel führte: „Revolutions of the heavenly bodies"; wörtlich: „Umwälzungen der Himmelskörper"; d. i. die Berechnung des Umlaufes der Planeten ꝛc. Kaum hatte der Censor seine Augen auf das Titelblatt des Buches geworfen, als er demselben sein Urtheil sprach. Das erste Wort war genug für einen strenggesetzlichen Russen — gleichviel, wo die Scene der Handlung — und nicht zufrieden damit, das Buch zu konfiziren, erhielt die Polizei den Befehl, auf seinen kühnen Einführer ein wachsames Auge zu haben. (Berl. Zt.)

Ein junger Maurergesell aus dem südlichen Frankreich macht jetzt durch seine lyrischen Gedichte Epoche. Er heißt Louis Charles Poncy. Seine in Pariser Blättern mitgetheilten Gedichte sind vielversprechend.

Die englische Regierung will drei gefeierten Seehelden: Sidney Smith, Exmouth und Saumarez Denkmäler errichten lassen.

Ein Industrieritter ist, wie Jeder weiß, kein Ehrentitel, doch die Industrie wird von Tage zu Tage ritterlicher, davon zeugen die Tausende von Musterreitern, die wie Heuschrecken durch alle Länder ziehen. Diese haben einen neuen Zuwachs erhalten. Die Berliner Kleider-Fabrikanten, Costümiers, Bekleidungskünstler u. s. w. haben den genialen Einfall gehabt, Reisende auszusenden, die, nach der neuesten Mode gekleidet, mit einem eleganten vergoldeten Maße von Maroquin in der Tasche, die Provinzen durchziehen, den Honoratioren ihre Aufwartung zu machen, bei Bestellungen ihnen Maß nehmen, dies in ihre Portefeuille eintragen, eine sauber lithographirte Empfehlungskarte überreichen und in ihr Hotel erster Klasse zurückkehren, um an der Wirthstafel ohne Maß gut zu essen und zu trinken, die Mitspeisenden zu betrachten und in Gedanken zu ermessen, welche von ihnen mit ihrem Maße noch zu messen wären, diese zu besuchen und dann ihren Stab oder ihre Elle unmaßgeblich weiter fortzusetzen.

In Passy bei Paris ist eine würdige, 82jährige Dame der unseligen Gewohnheit, Nachts im Bette zu lesen, als Opfer gefallen. Die Bettvorhänge hatten Feuer gefangen; die Unglückliche war erst vom Rauch erstickt, und dann verkohlt worden, und als man herbeikam, war nur noch eine Leiche zu finden.

Korrespondenz.

Vom Rhein, im Aug. — Eingesendet.

Zur Geschichte der Dampfschifffahrts-Annehmlichkeiten mag folgender streng wahrer Bericht dienen, betreffend eine Fahrt am 1. August. — Auf Anfrage in den beiden Bureaux der Kölner Gesellschaft in Baden, ob man zuverlässig bei 7 Uhr Abfahrt von da Abends des nämlichen Tags vor dem letzten Eisenbahnzuge nach Frankfurt in Mainz ankomme, war die Antwort aufs bestimmteste bejahend. In Ifelsheim befand sich ein von der Straßburger Kanal-Gesellschaft ausgeschossenes, sehr kleines Dampfboot (Stadt Basel), um mit drei Reisewagen die Fahrt nach Mannheim zu machen, die unter allen Umständen sehr langsam vor sich ging. Endlich zwischen 4 und 5 Uhr in Mannheim angelangt und mit gutem Grunde auf schnelle Aufnahme an Bord eines andern Bootes rechnend, war dies bereits vor einer Viertelstunde abgegangen, wiewohl es unglaublich ist, daß man vom Dach des „Hotel de l'Europe" das Straßburger Boot nicht hätte erblicken können, wenn dort ein Wächter aufgestellt gewesen wäre. Verhindern es Bäume, Krümmungen oder sonstige Lokalitäten, so wäre es wohl leicht, irgend Signale zu erfinden. Nach jener verdrießlichen Täuschung fuhr der Adler des Oberrheins, der Ifelsheim 4 Stunden später verlassen hatte, heran und erreichte Mainz vor 11 Uhr Abends. Erst nach 3 Stunden Zeitverlust und der weiteren Annehmlichkeit, im Regen irgend ein Unterkommen, außer einem Wartesaal, der nicht existirt, zu suchen, kam ein zweites Kölner Schiff den Rhein herunter, nahm die harrenden Passagiere auf und landete sie kurz vor 12 Uhr Mitternachts in Mainz, wo wegen mangelnden Raumes in den stark besetzten oder bereits geschlossenen Gasthöfen das Unterkommen äußerst schwierig war; am Ufer brannte nicht eine Laterne. Alle weiteren Bemerkungen übergehend, wird es Jedem einleuchten, wie die Reisenden mehr und mehr in die Kategorie der Waarenballen und des Reisegepäcks treten und als solche behandelt werden.

Lösung des gestrigen Räthsels.

Es ist jener Brunnen der reinsten Lust:
Die göttliche Quelle — die menschliche Brust.
Die Röhren, aus denen sein Inhalt entquillt:
Die Augen, von allerlei Thränen gefüllt.
Vier Jungfrau'n, man fühlt sie, doch sieht man sie nie,
Sind: Liebe und Freude, Musik, Poesie.
Den Bruder, der gießt mit geschäftiger Hand
Den Wermuth, hat man wohl als Schmerz schon erkannt;
Er hat sich ganz nahe zur Liebe gedrängt,
Der bis zu dem Grabe er Wermuth noch schenkt.
Das Licht, das am Brunnen hoch oben am Rand,
Ist Lichtstrahl der Gottheit — der klare Verstand.
Jetzt sind auch die Schlangen wohl Jedem bewußt:
Die Bosheit, der Neineid, die sinnliche Lust;
Nicht ist dies der Schlangen vollzählige Reih',
Es sind noch der kleinern gar viele dabei.
Die Jungfrau, die, wachend am kräftigen Zaum
Der Tugend, die Schlangen im untersten Raum
Stets fesselt, hat man wohl, auch ohne genannt,
Schon längst als die heilige Unschuld erkannt.
Und wem diese Jungfrau noch lebt in der Brust,
Dem frömt auch der Brunnen der reinsten Lust.

J. A. Kunkel.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 16. August. Die Frau von dreißig Jahren, Lustspiel in 3 Abth. Hierauf: Pianoforte-Konzert, vorgetragen auf einem Flügel von Pleyel in Paris von Hrn. Halle, Virtuos aus Paris.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 226. Mittwoch, den 17. August 1842.

Lebenswege.

Erzählung von M. Brandes.

(Fortsetzung.)

Die Mutter erwiederte nichts; sie war klug genug, zu wissen, daß Gewalt hier nicht zum Ziele führe, und beschloß, ein wirksameres Mittel zu ergreifen.

„Du weißt, Du ahnst nicht, wie unser Glück und Unglück, Leben und Tod in Deinen Händen ruht," sagte sie sanft, ehe sie ging. Den folgenden Tag sprach der Vater mit seiner Tochter.

„Amanda," sagte er, „Du gabst gestern der Mutter eine abschlägige Antwort, Du glaubst dabei eine große Tugendrolle zu spielen; wohlan, wir werden und können Dich zu nichts zwingen, aber sagen muß ich Dir, was ich bis jetzt mit Willen Dir verschwieg, um Dich nicht zu beunruhigen. Du hältst mich für reich, ich war es, unglückliche Unternehmungen haben mein Vermögen zerrüttet; noch ist der Glanz meines Hauses da, aber es steht auf einem Abgrunde, ich bin nahe daran, banquerott zu machen. Schande und Gefängniß warten meiner, ich werde es nicht überleben; Tod von eigener Hand wird mich davon befreien. Nur Deine Verbindung mit Gottfried kann den Untergang von mir abhalten; ich sage Dir nichts weiter, Amanda! — Kannst Du Deine Eltern in Tod und Schande jagen? Kannst Du, ihr einziges Kind, sie einer verliebten Grille wegen dem Verderben preisgeben, so thue es, heirathe Deinen Geliebten und sey glücklich mit ihm, wenn Du es seyn kannst, und die Schatten Deiner durch Dich gemordeten Eltern Dir Deine Freude nicht trüben."

Stufenweise mehrten sich die schrecklichen Gefühle des Mädchens bei dieser Rede ihres Vaters; sie war vernichtet, die tiefste Verzweiflung erfüllte ihre Seele. Hier war keine Hülfe, keine Rettung für sie — der Tod wäre in diesem Augenblicke ihr Seligkeit gewesen. Aber auch ihr Leben gehörte nicht ihr, sie mußte es ihren Eltern zum Opfer bringen.

Sie sank ihrem Vater zu Füßen und sagte leise, aber fest: „Vater, ich werde Dir gehorchen! Ich bin bereit, Dir meine Schuld als Kind abzutragen, verfüge über meine Hand."

Da wurde des Alten Angesicht von Freude erhellt. „Du bist mein liebes, gehorsames Kind," sprach er, küßte sie und ging, die Siegesbotschaft seiner harrenden Gattin zu bringen.

Den folgenden Tag machte Herr Godefroi Amanden den ersten, förmlichen Besuch. Ich müßte zuvor erst ein Schneidermagazin durchsehen, wollte ich die Eleganz seiner Kleider beschreiben, und doch sah der Philister, der lederne Philister überall hervor. Wem das Geniale nicht aus den Zügen strahlt, der mag sich in Gold und Seide einhüllen, er mag alle Kostbarkeiten auf sich verwenden, er bleibt flach und oberflächlich; das geistreiche Weib fliehet ihn oder lacht ihn aus, und nur die Verhältnisse der Welt und des Lebens können es ihm näher bringen, oder auch allenfalls die Sucht nach Gold und Schimmer, niemals sein Herz.

Die Sache wurde in's Reine gebracht, die Verlobung festgesetzt. Aus besonderem Zartgefühl für ihre Tochter verlangte die Mutter, daß sie in einigen Tagen erst stattfinden sollte. Das glückliche Ziel war erreicht, und Amanda? —

Eduard saß in seinem Zimmer und war emsig beschäftigt, eine wichtige Abhandlung auszuarbeiten, die ihm Ehre und Nutzen bringen sollte. Es war Nacht, und draußen brauste ein heftiger Herbststurm durch die Straßen, warf alle Ziegeln von den Dächern und jagte die Menschen in die Häuser.

Der junge Mann lehnte sich einige Augenblicke in seinen Stuhl zurück, und schien auf das Toben des Sturmes zu lauschen. Einen Blick warf er durch das Fenster, wo ein dunkler Himmel hereinschaute, schwarz und sternenlos.

Er legte die Hand auf sein Herz, auf dieses stolze, liebende Herz, und eine schnelle Röthe überflog seine blassen Wangen, als seine Lippen den Namen Amanda sprachen. Er wollte eben seine Arbeit wieder beginnen, als er ein leises Geräusch von außen vernahm, es waren die Tritte eines Kommenden; wer sollte ihn, den Einsamen, in dieser Zeit besuchen?

Die Thüre öffnete sich, im dämmernden Schimmer seiner Lampe erblickte er eine verhüllte Frauengestalt, sie legte den Mantel ab, — es war Amanda.

„Eduard," sprach sie, „ich komme zu Dir in dieser Stunde, unschicklich für mein Geschlecht, verderblich für meinen Ruf; aber ich mußte kommen, denn es ist die letzte Stunde meines Glückes, und vielleicht auch des Deinigen. Wir sprechen uns heute zum letzten Male."

Ich bin nicht gesonnen, den Schmerz zweier unglücklichen, edlen Menschen auszumalen, denen die Natur alles gegeben hatte, was zur Hoffnung, zum Glück, zur Wonne berechtigen konnte, und die durch die Schlangenwege der List und der Ge-

Digitized by Google

meinheit auf die höchſte Stufe des Jammers gebracht wurden. Sie, deren Zukunft ein blühender Garten voller duftenden Blumen hätte ſeyn ſollen, ſchauten hinaus in eine trübe, troſtloſe Nacht.

Sie erzählte ihm Alles, und er, dem Alles verloren war, erhob ſich über ſeinen Schmerz, er, der ſonſt ſo heftige Menſch, ſtand ruhig bei ſeinen bittern Leiden — auf ſeinen blaſſen Zügen ſtrahlte jene geiſtige Erhabenheit, die allen irdiſchen Jammer, wenn auch nicht beſiegt, doch ſiegreich trägt. Sie ſank an ſeine Bruſt und weinte.

„Hilf und rathe mir," ſagte ſie, „zeige mir den Pfad, den ich zu wandeln habe; kann ich leben ohne Dich? Ich kann es nicht, ich fühle in dieſem Augenblick, wie ich es nicht können werde. O, Hülfe dorten meinen Eltern; — aber ich kann mich nicht trennen von Dir — Du biſt ein ſtarker Mann, ich nur ein ſchwaches Weib, ich werde unterliegen im Jammer und Wahnſinn."

Sie lag in halber Ohnmacht an ſeiner Bruſt, er hielt die theure ſüße Geſtalt zum letzten Male in ſeinen Armen, ſie, die ſein Alles, ſein Glück und ſein Daſeyn bildete, zum letzten Male in dieſer einſamen Stunde der Nacht. Draußen brauſ'te der Sturm heftiger. Sie, die er heilig gehalten wie ſeine Gottheit, deren Geiſt er gebildet, deren Herz ihm angehörte, ſie, mit all ihrer Vollkommenheit, rein, jung und blühend, ruhte zum letzten Male an ſeiner Bruſt; nie mehr ſollte er dieſe Lippen küſſen, nie mehr den ſüßen Hauch dieſes Mundes athmen. Sein Heiligthum ſollte der Rohheit, der Gemeinheit preisgegeben werden auf ewig. Der Gedanke, mit ihr zu ſterben, kam zum erſten Male in ſeine Seele; jetzt in dieſem Augenblick ſterben mit ihr, noch ein Mal den Kelch des Lebens leeren, dann ſterben; die letzten Augenblicke genießen, Lippe an Lippe, Herz an Herz, dann zuſammen den letzten Zufluchtsort ſuchen, der ihnen übrig, den Tod; eintreten in jenes unbekannte Land, von wo kein Wanderer zurückgekehrt, an jene ehernen Pforten ſchlagen, die ſich nur ein Mal öffnen. Es war nur ein flüchtiger Gedanke, dann war er wieder der ſtarke Mann, der alles zu ertragen weiß. Amanda mußte fort, und nur einen ſchwachen Hoffnungsſchimmer nahm ſie mit ſich, er wollte mit ſeinem Bruder ſprechen und verſuchen, ob dieſer zu vermögen wäre, ſeine Anſprüche auf Amanda's Hand aufzugeben.

(Fortſetzung folgt.)

Das Konzert im Walde.

Daß Friedrich der Große ein großer Verehrer der Muſik war und auf der Flöte es zu einer nicht geringen Fertigkeit gebracht hatte, iſt ſo bekannt, als ſeine Vorliebe für den rothen Spaniol. Seiner Freude am Flötenblaſen verdankte Friedrich auch jene ſeltſame Gewohnheit, den Kopf ſtets nach der rechten Seite zu neigen. Sein muſikaliſches Talent und ſeine Liebe zur Muſik koſtete ihm ſchwere Opfer, eine ſeltene Ausdauer und unbeugſame Willenskraft, und iſt an einem Monarchen wie Friedrich um ſo höher zu ſchätzen, als der Schutz der Künſte und die Vorliebe für dieſelben dasjenige Steckenpferd erlauchter Häupter iſt, welches das materielle Wohl wie die Freiheit eines Volkes am wenigſten gefährdet.

Friedrich Wilhelm I. war ein abgeſagter Feind der Künſte und Wiſſenſchaften, was ſchon der eine Umſtand beweiſt, daß er bei ſeiner Thronbeſteigung die Maler, Muſiker ꝛc. aus Berlin wegjagte, den berüchtigten Gründling zum Präſidenten der Akademie der Wiſſenſchaften erhob, und — vielleicht mehr aus Unkenntniß als aus Abſicht — den berühmten Philoſophen Wolf von Halle entfernte. Offen, bieder, aber in Wort und Sitte derb, ſträubte ſein geſunder tüchtiger Sinn ſich gegen jene ſüßliche Ueberfeinerung, welche zu ſeiner Zeit aus dem moraliſch tiefgeſunkenen und dem König eben darum nur um ſo verhaßteren Frankreich herübergekommen war. Seine Hauptfreude fand er an ſeiner Rieſengarde, der er eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit widmete, an den Paraden und Uebungen, zu welchen er ſeine Armee auf's eifrigſte anhielt, und an ſeiner Bierſtube, wo er in Geſellſchaft einiger Vertrauten ſich rückhaltlos jenem fidelen, gutmüthig derben und doch ſo unbeſchreiblich reizenden Kneipenleben hingab, das nur Deutſchland allein eigen iſt. Man zeigt noch heutzutage in Charlottenburg ein ganz eigenthümliches Gemälde, das Friedrich Wilhelm I. in ſeiner Bierſtube darſtellt, wie er eben ſeinen Zechgenoſſen den jungen Prinzen vorſtellt, der zum Erſtenmal das Sanctum Sanctorum dieſer Erholungsſtube betritt. Wie die Römer einſt ihren Söhnen beim Austritt aus dem Jünglingsalter den Männerrock überreichten, ſo empfängt hier Friedrich der Große zu jener Zeit eine Pfeife aus der Hand ſeines erlauchten Vaters, und in den reſpectvollen und doch heiteren Zügen der Uebrigen ſcheint man zu leſen, daß ſie eben das Dignus est intrare im Chor ſingen. Das Gemälde macht durch die unbeholfene Tracht jener Zeit ſowohl als durch die entſetzlich hölzerne und plumpe Behandlung der Figuren einen äußerſt burlesken Eindruck. Der Geſchmack des jungen Prinzen war dem ſeines Vaters geradezu entgegen; er war äußerſt wißbegierig, hochgebildet, den Künſten und Wiſſenſchaften warm zugethan, ein Freund von Maupertuis, Algarotti, Voltaire, mit welchen er korreſpondirte. Sein liebſter Aufenthalt war das Schloß Rheinsberg, das ihm nach ſeinem Aufenthalte in Küſtrin angewieſen und von ihm ſein „Muſenſitz" genannt worden war, weil er ſich hier ganz zwanglos ſeiner Vorliebe für Poeſie hingeben durfte, wogegen ſein Vater freilich ſtets einen unüberwindlichen Widerwillen äußerte. „Mein Sohn", pflegte er zu ſagen, „iſt nur ein franzöſiſcher Geck, ein Schöngeiſt, der Alles verderben wird, was ich geſchaffen habe." Mit Mühe war der König dahin zu bringen, daß er dem Prinzen die eigene Auswahl ſeiner Lectüre erlaubte, aber die Muſik verbot er ihm ein für allemal, und zwar unter Androhungen fürchterlicher Strafen.

Es war zwar gefährlich, gegen einen ſolchen Vater ungehorſam zu ſeyn, allein die Leidenſchaften binden ſich nicht an Vernunftgründe, ſonſt wären ſie keine Leidenſchaften mehr. Friedrich wollte die Flöte blaſen lernen, trotz aller Verbote ſeines Vaters; dazu mußte er ſich bequemen, in einem Gewölbe zu muſiciren, deſſen Zuglöcher mit Matratzen verſtopft waren, und für ſeinen Muſiklehrer war es mit der höchſten Gefahr verbunden, zu dieſem Zwecke in's Schloß zu kommen, wo ſo viele Aufpaſſer und Wohldiener des Königs den Handlungen des Prinzen auflauerten. Dennoch wagte es dieſer Mann, Quantz mit Namen, und erwarb ſich durch dieſe Handlung den Dank und die Freundſchaft des Prinzen.

Friedrich Wilhelm liebte die Jagd, als ein Vergnügen, das viele Aehnlichkeit mit dem Kriege habe, und die Kraft des Mannes zu jenem gleichſam ſtähle und abhärte, zugleich aber

Digitized by Google

auch, weil er sie für die einzige eines Prinzen würdige Beschäftigung hielt. Darum empfahl er sie auch seinem Sohne, und Friedrich, der sich lange hiegegen gesträubt hatte, zeigte auf einmal hiefür eine Begeisterung, welche den König in die glücklichste Laune versetzte. „Brav", sagte er, „mein Sohn scheint ein Mann zu werden; vielleicht kann noch etwas aus ihm werden." — Allein die Freude an der Jagd war es nicht, welche den Prinzen veranlaßte, so oft die wildreichen Forsten zu besuchen, sondern eine ganz andere Absicht lag diesen Ausflügen zu Grunde. Er hatte auf der Flöte eine gewisse Virtuosität errungen, und die Duette, welche er mit seinem Lehrer blies, genügten seinem künstlerischen Ehrgeize bald nicht mehr; er strebte nach einem größeren Wirkungskreise zu Entfaltung seines Talents, er wollte glänzen, Nebenbuhler haben und vor Allem Bewunderer gewinnen. Wozu auch ein Talent, das man nicht zeigen darf! Aber ein Concert zu organisiren, war keine so leichte Sache, denn Friedrich Wilhelm I. pflegte in solchen Sachen keinen Scherz zu verstehen und das Andenken an den unglücklichen Katte war noch zu lebhaft und frisch. Wenn indeß der Erbe eines Throns Wünsche äußert, so fehlt es nicht an erfinderischen Köpfen, welche diesen Wünschen entgegenzukommen wissen, unbekümmert, wie viel sie hiebei auch wagen. Ein Hofcavalier machte eines Tages den Prinzen darauf aufmerksam, daß sich in den Forsten von Oberwald eine geräumige unterirdische Höhle befinde, die weit genug von allen menschlichen Wohnungen entfernt sey, um einen günstigen Ort für ein Concert abzugeben, wenn der Prinz diesen Schritt wagen sollte. — „Gut", sagte Friedrich, „wir wollen unter dem Vorwand einer Jagdpartie dorthin gehen. Meine Musiker stecke ich in Piqueurtracht, wir musiciren da nach Herzenslust und lassen indeß durch meine Bedienten ein paar Hirsche tödten. Wenn wir dann Abends mit unserer Jagdbeute im Triumph nach Hause ziehen, kann der König nichts merken. Das einzige Uebel an der Sache ist, daß um unser Geheimniß zu viele Personen wissen werden." — „Königliche Hoheit", entgegnete der Cavalier, „darüber dürfen wir außer Sorge seyn; wer unser Mitschuldiger ist, den wird das Schicksal des Lieutenants Katte wohl verwarnen, seine eigene Haut zu Markte zu tragen." Alles ging, wie der Prinz und der Hofmann es verabredet hatten, und je einmal in der Woche fand ein Concert im Walde statt; man machte einen Hehl aus diesen Concerten, als wolle man gegen das Wohl des Staates oder gegen das Leben des Königs sich verschwören, und es gelang auch vollkommen, den eigentlichen Zweck jener Jagdpartien vor den Augen des Königs zu verbergen, der mit einer Mischung von fürstlichem Stolz und väterlicher Freude seinen Sohn am Abende mit Staub, Schweiß und Koth bedeckt aus dem Walde zurückkehren sah.

Auf der Rückkehr von einer Reise durch seine Staaten, kam Friedrich Wilhelm eines Tages durch den Forst von Oberwald; seine Wagen waren noch nicht weit in den Forst eingedrungen, als er in kleiner Entfernung von sich mehrere Flintenschüsse hörte und einen schwergetroffenen Hirsch aus dem Walde dringen und mitten auf der Landstraße verendend zusammenstürzen sah. Da sich kein Hundegebell noch Hörnerschall und fröhlicher Jagdruf vernehmen ließ, so muthmaßte der König, daß ein paar verwegene Wilddiebe freventlich dies edle Wild gefällt, und befahl seiner Begleitung, die verbrecherischen Schützen alsbald zu verfolgen und zu ergreifen. Wenige Minuten später brachte man zwei Bedienten in königlicher Livree vor ihn, die man auf der That ertappt hatte, und in welchen Friedrich Wilhelm alsbald zwei Lakaien seines Sohnes erkannte. — „Hans", sagte er zu dem Einen, „Dir muß Dein Leben sehr unlieb geworden seyn, wenn Du Dich erfrechst, mir mein Wild wegzuschießen, um es zu verkaufen oder zu essen." — „Ich schieße es nicht für mich, Majestät", versetzte der Diener, „sondern auf höheren Befehl." — „Wer hat es Dir befohlen, Schurke?" donnerte der Monarch. „Ich habe schwören müssen, es Niemanden zu sagen." — „Nun denn, Hallunke, so schwöre ich Dir, daß ich Dich an die nächste beste Eiche hängen lasse, und da wollen wir denn sehen, wer seinen Schwur am besten hält." — Der Lakai kannte den König und wußte wohl, wie wenig dieser zu spaßen pflege. Mit Angst und Zittern gestand er am Ende, daß er aus Auftrag des Prinzen die Hirsche schießen müsse, während dieser mit seinen Freunden in der Höhle musizire. Mit einem Kernfluche gab ihm der König die Weisung, den Weg zur Höhle zu zeigen, und schritt hinter dem bebenden Diener nach der Höhle hin.

Das Tutto verstummte eben, und der Prinz trug sein Adagio mit ausgezeichneter Präcision vor, als Friedrich Wilhelm wie ein Medusenhaupt in dem Eingang der Höhle erschien. Mit einem „Tausend Schock Schwerenoth" trat er in die Mitte der erschreckten Musiker, und musterte sie mit seinem strengen Blicke Einen nach dem Anderen. „Ei, ei!" rief er, „also auf diese Weise befolgt man meine Ordres; ich habe Dir schon ein Mal verziehen, Herr Sausewind, aber dies Mal sollst Du sehen, wie ich die Ungerechtigkeit ahnden werde. Euch aber, Ihr vernaledeiten Bänkelsänger und Seilgaukler! will ich lehren, meinen Sohn zum Ungehorsam gegen mich zu verführen." Noch am selben Abend saßen alle Theilnehmer des Concerts auf der Wache, und ein dumpfes unheimliches Gefühl, wie die Ahnung einer blutigen tragischen Katastrophe, überkam die Einwohner von Berlin. Jeder dachte an Katte, an Küstrin und sein schwarzbehangenes Schaffott. Drei Tage lang schwebte diese Angst über den Bewohnern der Hauptstadt, denn es hieß, der König liege krank zu Bette, theils in Folge der Reisestrapazen, theils auch aus Alteration über den Ungehorsam seines Sohnes, und jeder neue Morgen brachte traurigere Nachrichten vom Befinden des Königs; und vielleicht zum Glück der gefangenen Musikanten nahm das Uebel mit solch rasender Schnelligkeit zu, daß der König schon in wenigen Tagen, am 31. Mai 1740, seinen Geist aufgab, und Scepter und Krone des preußischen Königreichs dem nachmaligen Friedrich dem Einzigen oder Großen überließ. Daß dieser die Musiker straffrei ließ, und für den gehabten Schreck reich entschädigte, brauchen wir nicht hinzuzufügen.

Ausflüge an den Rhein und Main.

(Von Dr. Wilhelm Dieffenbach.)

Ausflug.

Schwerlich wird man sich von Kreuznach trennen können, ohne für diesen Kurort und seine wackeren Bewohner eine bleibende Vorliebe gefaßt zu haben. Denken Sie sich eine gewerkfleißige deutsche Landstadt, in Mitte einer schönen, von der gesundesten Luft durchwehten Gegend gelegen, und Sie haben ein Bild von Kreuznach, so wie es sich jetzt den Blicken des

Digitized by Google

Beobachters darstellt. Wenn in den mit äußerem Glanz erfüllten Taunusbädern Ceres mit ihrem edlen Gefolge sich scheu zu verbergen scheint und kaum in ihren äußeren Umgebungen bemerkbar wird; so erscheint dort die wohlthätige Göttin noch auf offener Straße mit der Ernte reichem Segen, ihre goldenen Aehren an die vorangehenden oder nachfolgenden Gruppen lustwandelnder Kurgäste mit freigebiger Hand ausstreuend. Ceres gehört hier noch zur guten Gesellschaft und Hygica, die erhabene Beschützerin der Leidenden, schämt sich nicht, neben ihr als Ebenbürtige aufzutreten. Möge dieses freundliche Verhältniß zwischen beiden noch lange fortbestehen. Kreuznachs Bewohner und die Kurfremden werden dabei nur gewinnen können.

Auch hier befindet sich jetzt eine Anzahl fremder Gäste, welche die Rheinbadekur gebrauchen. Man scheint für die Folge auf größeren auswärtigen Zuspruch zu zählen, da das an dem Ufer des Rheins stehende neue Kur- und Badehaus zu dem Behuf aufgeführt worden seyn soll. Die Einrichtung ist für warme und kalte Bäder getroffen, die jedoch das nöthige Wasser nicht unmittelbar aus dem Rheine empfangen, was ihre Wirksamkeit sehr zu schwächen scheint. Auf den beiden Plateformen des Hauses genießt man eine herrliche Aussicht auf die Stadt Bingen und das Rheinthal, welches, von diesem Punkte aus gesehen, auf das Auge des Beschauenden einen überaus wohlthätigen Eindruck macht. Uebrigens glaubt man dem finanziellen Erfolge dieser neuen Badeunternehmung, die äußerst kostbar seyn soll, kein günstiges Prognosticon stellen zu können. Dieselbe ist auf Kosten der Stadt Bingen ins Leben getreten.

Mehr als den Najaden des Rheins scheint die hiesige jüngere schöne Welt der gütigen Nymphe des Brünnchens der Hildegardis (an der Stelle des ehemaligen Nonnenklosters dieses Namens) zu vertrauen. Schon am frühen Morgen, wenn die Gegend kaum von dem grauen Gewand der Dämmerung entkleidet ist, wird mit der Trinkkur daselbst begonnen. Die Legende berichtet aber auch, daß die berühmte Heilige dieses Brünnchen mit den Nägeln ihrer Hand gegraben habe. Es würde mehr als Frevel seyn, die Heilkräfte einer solchen Quelle bezweifeln zu wollen.

Sie kennen zwar die reizende Umgebung von Bingen, aber schwerlich dürfte Ihnen schon bekannt seyn, daß man eben mit der Aufführung eines Landhauses, nach Art der Schweizerhäuser in dem Berner Oberlande, auf dem benachbarten Rautsberg thätig beschäftigt ist. Der neue freundliche Landsitz, unweit von dem aus seinen Ruinen wieder erstandenen Schloß Rheinstein gelegen, soll bis zum kommenden Herbst vollendet seyn. Auch die in derselben Gegend gelegene Elisenhöhe, oder deren Nähe, wird künftig in einen wohnlichen Aufenthalt im schönsten Geschmack sich verwandeln. Gründer dieser neuen Ansiedlung, welche ein artiges Lustschloß schmücken wird, ist Se. k. Hoh. der Prinz Karl von Preußen, welcher zu dem Behuf von der Stadt Bingen bereits eine ansehnliche Waldfläche erworben hat. Die ersten vorbereitenden Arbeiten, namentlich die geometrische Aufnahme und Eintheilung des Ganzen, haben bereits begonnen. Beide neue Ansiedelungen werden, wenn sie vollendet sind, der schönen Gegend einen Reiz mehr verleihen und den Rheinreisenden das Vergnügen gewähren, ein noch reicheres landschaftliches Gemälde bei der Vorüberfahrt schauen und bewundern zu können.

Eine noch jugendliche, zu den schönsten Hoffnungen berechtigende Anstalt von Bingen ist die neue Realschule, welche Anfangs mit mancherlei Vorurtheilen und Hindernissen zu kämpfen hatte, jetzt aber, wo sie in Betreff der Lehrmittel reicher dotirt und ihre Gemeinnützigkeit selbst den blödesten Augen einzuleuchten scheint, in der erfreulichsten Entwickelung begriffen ist, wie ich mich durch die zuvorkommende Güte des Herrn Schumacher, Lehrer der Mathematik und Physik an dieser Anstalt, zu überzeugen Gelegenheit hatte.

Mannichfaltigkeiten.

(Recept zu einer historischen Novelle.) Koche einen alten Tröster in frischem Wasser, oder deutlicher zu reden: nimm eine alte Chronik, schöpfe daraus, so viel du willst, bringe eine Liebschaft hinein und schreibe darauf los; einen richtigen Satz zu schreiben, hast du ja in der Schule gelernt; ein Funke von Poesie ist nicht nöthig, nur sorge dafür, daß die alten Weiber Historie und Geographie daraus lernen können und daß der Titel möglichst pikant sey.

Einem aufgeblasenen Schulmeister, der gewöhnlich gehänselt wurde, stellte Jemand die Räthselfrage: Wie drückt man den Satz mit einem Worte aus: Er ist ein halber Narr? Als die Antwort gegeben wurde: Seminarist (Semi-Narr ist), fuhr der Schulmeister heftig auf und schrie: Sie wollen doch damit nicht auf mich sticheln? — Keineswegs — versetzte der Andere — denn Sie sind ein ganzer Narr.

„Luise, oder das Weib, wie es seyn soll", wird nicht gefunden! verkündete jüngst der Ausrufer bei einer Bücherauction, um anzudeuten, daß das Buch unter obigem Titel abhanden gekommen sey.

(Trier.) Die hiesigen Assisen des dritten Quartals sind mit einem Todesurtheile gegen einen geständigen und überführten Brandstifter geschlossen worden. Ein gleiches Urtheil gegen eine Brandstifterin bezeichnete die Eröffnung dieser Sitzungen am 19. v. M., und so hat es sich leider bestätigt, daß die Feuersbrünste, welche im Laufe dieses Jahres die Blicke des Erbarmens so oft auf sich zogen, theilweise zugleich ein schreckender Widerschein der Gluth menschlicher Leidenschaften, der Rache und der Habsucht seyen.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 18. August. Othello, der Mohr von Venedig, große Oper in 3 Abth., Musik von Rossini.

Redacteur: J. L. Heiter. — Druck und Verlag von Heiter und Rohr.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 227. Donnerstag, den 18. August 1842.

Lebenswege.

Erzählung von M. Brandes.

(Fortsetzung.)

Gottfried suchte eben aus den verschiedenen Kostbarkeiten des vor ihm stehenden Juweliers das Brautgeschenk Amanda's aus, als sein Bruder zu ihm eintrat. Der Juwelier entfernte sich. Eduard erzählte dem Bruder sein ganzes Verhältniß mit dem Mädchen, und bat ihn in einfachen, aber herzlichen Worten, ihm das Einzige, das Theuerste, das Glück seines Lebens nicht zu rauben. Gottfried hatte sie ja nie geliebt, liebte sie auch jetzt nicht, kannte sie jetzt noch kaum, für ihn wäre es etwas Leichtes, der Hand eines ihm gleichgültigen Mädchens zu entsagen, und dem armen Bruder, dessen väterliches Erbe er genommen, den er von der Stätte seiner Kindheit vertrieben, das Glück seines Lebens zu lassen. Doch Godefroi fühlte dies Alles nicht, er wunderte sich überaus über das Verlangen seines Bruders. Was wußte er von den Gefühlen, die ein Menschenherz bewegen, betrüben und beglücken!

„Wie kann es Dir einfallen, lieber Bruder," sagte er, „daß Du noch Ansprüche auf Amanda machst? Ich habe ihre und ihrer Eltern Zusage, und da Du doch keinen Theil am Vermögen hast, so —" Eine Zornröthe überflog das Gesicht Eduard's.

„Still! sprich nicht weiter!" erwiederte er.

„Warum nicht?" sagte Godefroi, und lächelte gelassen, „ich bin bewiß, sie nimmt mich lieber als Dich; Du giebst aber Deine großartigen Ideen nicht auf und hältst etwas auf Weiberliebe. Geld ist die Losung, ich habe dessen genug. Dies ist die Lockspeise, womit man sie anzieht. Geld ist der Stern des Lebens, mein armer Bruder. Höre, wir sind jetzt allein unter uns, Geld ist die Tugend, sonst giebt es keine; Geld ist die Ehre, die Macht und die Herrlichkeit. Begehe Verbrechen und Sünde, sey so zu sagen ächt lasterhaft, habe nur Geld, und Du bist doch ein tugendhafter Mann. Sieh' mich an, ich sage Dir gerade heraus, ich liebe nichts auf der Welt, ich habe niemals etwas geliebt, ich habe nie etwas gethan, was nicht zu meinem Vortheil war, ich war niemals der Narr, mich für Andere zu plagen. Was kümmern mich alle eure Sentimentalitäten! Seyd tugendhaft, seyd großartig, seyd freigebig! ich bin es nicht, und werde es nie seyn; und doch, wer ist geachteter als ich? Wer weiß, oder wer wagt es, mir etwas Uebles nachzureden? Und ich sage es Dir mit brüderlichem Vertrauen, ich habe doch so Manches gethan, was ihr mit eurer Sprache als schlecht, boshaft, lasterhaft und was weiß ich betiteln würdet; aber ich habe den Talismann, der die bösen Geister verjagt. Wir sind die Braminen, ihr seyd die Parias; rührt sich einer von euch, spricht er nur ein lautes Wort, so wird er gepackt mit eisernen Zangen. Es ist zum Lachen, daß Du den Gedanken haben kannst, auf das Mädchen, mit welchem ich mich dieser Tage verloben werde, noch Ansprüche zu machen. Wie kannst Du so thöricht seyn, zu glauben, daß sie, das im Wohlleben erzogene Mädchen, mich, den reichen Mann, nicht lieber nehme, als Dich armen Jungen? Nimm doch die Gewißheit an, daß die Weiber nichts lieber haben als Glanz und Reichthum; sie nehmen einen Caliban, einen Gnomen, wenn er ihnen die Schätze der Erde mitbringt, und vergessen all' das gefühlvolle Geprunke, womit sie sich und euch benebelten."

Eduard hatte ruhig und ernst zugehört, dann entgegnete er: „Du beschmutzest des Daseyns Heiligkeit mit trüben Flecken, Du reißest der Menschheit Krone vom Haupte und trittst sie mit Füßen. Du verhöhnest das Edle, verspottest die Tugend, und hüllest Dein Ich in den Mantel der Selbstsucht, und Du bist mein Bruder! Das Bild unserer Mutter, unserer herrlichen, frühverstorbenen Mutter lächelt so milde auf uns herab; wir sind beide ihre Kinder, und sie hat mich sehr geliebt, sie hätte ihren Sohn nicht verbannt aus ihrem Hause. O, mein Bruder! ich gehe von Dir, so wie ich kam, ohne Hoffnung, denn nur aus Liebe zu Amanda kam ich zu Dir. Du wirst sie zur Gattin erhalten, aber Du wirst nicht glücklich seyn mit ihr. Du wirst diese Blume verderben, denn Du weißt nicht sie zu warten; sie wird verwelken in Deinen Händen, und nur Dornen werden Dir bleiben. Armer reicher Mann, Du glaubst glücklich zu seyn! Wie wenig kennst Du das Glück. Nie wirst Du den köstlichen Preis erkennen, der Dir erzwungen durch Amanda zu Theil wird; nie wirst Du jene reiche unaussprechliche Quelle von Glückseligkeit finden, die dieses Weib zu geben vermag für den, den sie liebt. Du kennst die Frauen nicht; und wagst über sie zu sprechen; Dir wird sie kalt und theilnahmlos erscheinen, Du wirst ihr Herz zur Einöde machen, wo ein Paradies für mich geblühet hätte. Du glaubst das Glück zu finden, aber Du hast es noch nie gekannt."

Es war eine rauhe Winternacht, dünne Schneeflocken fielen herab, ein scharfer Wind wehte über die öden Felder, und die

Digitized by Google

beschneiten Bäume streckten ihre Aeste gespensterartig durch das Dunkel. Ein schönes Landhaus, unweit der Stadt, war glänzend erleuchtet; der strahlende Lichtschimmer verbreitete sich weit umher, rauschende Musik erschallte aus dem Saale; man hörte die Tritte der Tänzer und Tänzerinnen, flüchtige Gestalten flogen an den hohen Spiegelfenstern vorüber. Man feierte die Hochzeit Amanda's.

Unten, gegen das Gitter hingelehnt, stand ein Mann, alle Festigkeit, aller Muth, den er errungen hatte, war verschwunden in diesem Augenblicke.

Leser oder Leserin! Hattest Du schon ein Mal einen Traum, der Dich mit unaussprechlichem Kummer erfüllte, der Deine Seele mit Verzweiflung quälte, der Dir Schmerzen vorstellte, wovon Du nie eine Ahnung hattest? Empfandest Du auch zu gleicher Zeit den tröstenden Gedanken, daß dies nur ein Traum sey? Sagtest Du Dir nicht selbst, ich schlafe, es ist ein Traum, dies kann nicht die Wahrheit seyn, es ist unmöglich! und endlich erwachtest Du wieder zum Leben, zum Lichte, zum Glücke!

Auch er glaubte zu träumen, aber er erwachte nicht, um das Glück zu finden. Sein Traum war Wirklichkeit.

Amanda wurde heute die Gattin eines Andern, das Brautgemach war geschmückt für sie mit einem Andern, seine Zukunft, seine Hoffnung, sein Leben verloren; er hielt sich mühsam an das Gitter. Man ging aus und ein, aber Niemand achtete auf ihn, und nur ein Gedanke erfüllte noch seine Seele: sie noch ein Mal zu sehen, zum letzten Male.

Die Tanzmusik schien seines Schmerzes zu spotten. Solche Walzermusik macht einen bittern Eindruck auf betrübte Herzen. Dieses Pfeifen des Picolo's, das Schreien der Geigen und Klarinetten und das Gelärm der Trompeten zerfleischen das Herz; diese Musik ist ein Diabolino, welcher uns verletzt und boshaft lacht über unsern Kummer.

Der Hof war voller Wagen, mit Hülfe eines solchen erkletterte er das Fenster und übersah den Saal.

Lust und Freude, Blumen und Lachen überall. Ein Paar näherte sich dem Fenster. Es war Amanda und ihr Gatte. Sie brannte wie eine Feuerblume, und Godefroi, ihr Gemahl, umfaßte und küßte sie auf den hübschen Mund; sie erwiederte seine Liebkosungen nicht, aber sie duldete sie.

Eduard war außer sich, er drückte seine Hand auf sein Herz, sein Haupt fiel gegen die Fensterscheiben.

(Fortsetzung folgt.)

Ausflüge an den Rhein und Main.

(Von Dr. Wilhelm Dieffenbach.)

Mainz.

So ungerne ich auch heute von Bingen schied, so fand ich doch reichen Ersatz auf der Rückfahrt für das, was ich einzubüßen geglaubt hatte. Noch nie hat ein Komet die herrschende Volksmeinung treffender widerlegt, als der Düsseldorfer, der in der heutigen Mittagsstunde in dem Hafen von Bingen anlegte. Er sollte für mich nur das günstige Vorzeichen der überraschendsten Erscheinung seyn und mir unwiderleglich beweisen, daß die Kometen bisweilen auch die freundlichen Vermittler der sanftesten Neigungen seyn können. Dank dir, brausender Wasserstern, daß ein glücklicher Zufall deinen glanzvollen Salon in ein kleines Eden umwandelte, welchem angehört zu haben die genußreichste Erinnerung meines Lebens bleiben wird. Aber die Göttin Erinnerung (ich weiß nicht, ob man sie je dargestellt hat) zählt auch einen Stachel zu ihren Attributen, der das fühlende menschliche Herz unbarmherzig verwundet bei der lebhaften Vorstellung unwiderbringlich verlorener Freuden und köstlicher Augenblicke, die, von der Gunst des Schicksals ein Mal gewährt, selten in ihrer ganzen Fülle je wiederzukehren pflegen.

Eine herrliche Frucht der Segnungen eines vieljährigen Friedens sind die literärischen und industriellen Versammlungen unserer Zeit, zu welchen Mainz thätig mitgewirkt zu haben das unläugbare Verdienst sich erworben hat. Die nahe bevorstehende allgemeine Industrie-Ausstellung, wie auch die diesjährige Zusammenkunft des naturhistorischen Vereins werden dies wiederholt bestätigen. Groß und prächtig ist das für letzteren bestimmte Local in dem ehemaligen kurfürstlichen Residenzschloß, besonders ausgezeichnet aber ist der mit den schönsten Stuckatur- und Säulenarbeiten geschmückte allgemeine Sitzungssaal, dessen gänzliche Vollendung nun nicht lange mehr anstehen dürfte. Die anstoßenden kleineren Säle sind für die Sitzungen der einzelnen Sectionen dieser gelehrten Gesellschaft bestimmt. In dieses neue Local wird künftig auch das naturhistorische Kabinet verlegt werden, welches unter der thätigen und kenntnißvollen Pflege des Hrn. W. Nikolaus, Conservator an demselben, in neuerer Zeit bedeutend gewonnen hat. Das Geschlecht der Vögel ist jetzt das reichhaltigste, aber auch das der Vierfüßer enthält mehreres Sehenswerthe, wie z. B. einen Löwen von seltener Größe, aus van Aken's Menagerie, und einen Auerochs, durch die Huld des Kaisers von Rußland dem Kabinet verehrt. Selbst diese größeren Exemplare, die unläugbar zu den schwierigeren Arbeiten in der Kunst des Ausstopfens gehören, sind von Hrn. Nikolaus sehr naturgetreu dargestellt worden. Uebrigens hat derselbe für naturhistorische Kabinette in der Nähe und Ferne schon manche hübsche Arbeit geliefert, welche die freundlichste Anerkennung der Sachkenner gefunden hat.

Unmöglich konnte ich die Industriehalle unbesucht lassen, von der ich schon so viel Schönes gehört und gelesen hatte. Die reiche Waarenausstellung befriedigte meine Erwartung vollkommen und ich freute mich sehr über eine neu aufstrebende Anstalt, die dem gemeinnützigen Streben des Localgewerbvereins von Mainz ihre Entstehung verdankt.

Ein paar Worte zum Andenken des kürzlich verstorbenen Herrn Dr. de Neufville.

In dem damals so glänzenden Göttingen erhielt er seine medicinische Bildung. Er benutzte mit Fleiß die Männer als Lehrer, deren Namen noch in hohen Ehren stehen; nämlich Richter, Stromeyer, Wrisberg, Blumenbach ꝛc. ꝛc. Seine Inaugural-Dissertation handelt „de indole morborum periodica“ etc., die er bald nachher, deutsch übersetzt, vermehrt und commentirt, herausgab, und die günstig aufgenommen wurde. Er kam im Jahr 1784, als praktischer Arzt, nach Frankfurt. In einer guten Schule gebildet, kam er bald in Aufnahme. Ich wurde drei Jahre später nach ihm, als Arzt, recipirt, und traf oft mit ihm, am Krankenbette, collegialisch zusammen, wo ich Gelegenheit hatte, ihn als denkenden Arzt und fühlenden Men-

schen kennen zu lernen. Er behandelte jeden Kranken mit gleicher Willfährigkeit und Theilnahme, reich oder arm. Vor mehreren Jahren feierten seine Collegen sein fünfzigjähriges Doktor-Jubiläum mit aufrichtiger Theilnahme durch einen allgemeinen Besuch und Glückwunsch in seiner Wohnung, wofür er, tiefgerührt, mit Innigkeit dankte; zur Theilnahme an einem, ihm zu Ehren veranstalteten Gastmahle konnten sie ihn, seinen festen Grundsätzen nach, nicht bewegen, denn er lebte äußerst mäßig und liebte alle rauschenden Vergnügungen nicht; sein Symbolum war: Simplex veri sigillum. — Er ist, nach unserem Staatskalender, seit mehreren Jahren der Senior der Aerzte. Ich, als ihm dort am nächsten stehend, folge ihm nach der bürgerlichen Ordnung nach, und werde ihm auch bald, nach der natürlichen Ordnung, nachfolgen. Er war, wie gesagt, nicht allein ein guter Arzt, sondern, was noch mehr ist und den Werth des besten Arztes unendlich erhöhet, auch ein guter Mensch. Er nahm den besten Ruf mit in die Gruft, und hat sich durch seine Handlungen das schönste Denkmal selbst gesetzt; das sind Denkmäler, die fester sind als Erz und schöner, als selbst der Meißel eines Thorwaldsen sie hervorbringen kann; die Kunst des Letzteren kann das Staunen der Beschauer erregen, aber eine aufrichtige Thräne in dem Auge eines einzigen Ueberlebenden ist dem Todten eine weit herrlichere Zierde. Der Paneqyrikus des Geistlichen kann sehr schmeichelhaft seyn und die Grabschrift ein feines Lob enthalten, aber die rührendste Lobrede auf den Verstorbenen ist ein stiller Seufzer verschämter Armen. Von solchen Todten gilt das, was auch von dem unsrigen gilt:

Semper honos, nomenque tuum laudesque manebunt. *)

Frankfurt, im August 1842.

Med. Dr. Hoffmann sen.
Königl. preuß. Hofr.

Mannichfaltigkeiten.

(Rom.) Die historisch-politischen Blätter enthalten einen Bericht über einen Besuch Seiner Majestät des Königs von Bayern in der Propaganda zu Rom, am 7. Juni d. J. Wir heben daraus Folgendes hervor. „In dem Museum der Propaganda wurden dem königlichen Gaste die jungen Chinesen der Anstalt vorgestellt. Das Collegium enthält dermalen ihrer fünfz allein das eigentliche chinesische Priesterhaus, in dem auch Mezzofanti diese Sprache lernte, befindet sich in Neapel, dessen Luft ihnen besser zusagen soll. Einer der chinesischen Jünglinge hielt eine bewillkommende Anrede an den König in der Sprache des Confutse. Da indessen Se. Majestät mit der Sprache des großen Kaisers nicht vertraut ist, so sah der gute Chinese sich genöthigt, die Anrede ins Italienische zu übersetzen, was er denn auch mit der Stimme zitternder Bescheidenheit that. Wir theilen dieselbe wörtlich hier mit: „„Glanz umstrahlet alle Herrscher des wahren Glaubens, vor anderen aber wird gerühmt in Europa der von Bayern. Friede und Eintracht sind sichtbar in seinem Reiche, und Geschicklichkeit des Volkes und Reichthumsfülle und Freude, was die Früchte guter Herrschaft sind, die ihre Wurzel in der Tugend gründet. Sein Erstgeborener, mit den Augen von Schnn, würdigte uns schon ein Mal seines Anblickes. Nun würdigt uns auf's neue der große Fürst selbst mit den Blicken von Sac. Woher aber, daß er gestattet den Zöglingen, vor ihm zu stehen? Daher, ein Glaube einigt sie, eine Seele sind Alle.““ Der König Ludwig drückte dem jungen Redner seinen Dank für seine Begrüßung aus, und fügte den Wunsch bei, daß er die Anrede zum Andenken in chinesischer Sprache geschrieben zu haben wünsche; ein Wunsch, dem man denn auch später entsprach. In der schriftlich dem Könige übersandten Rede (chinesisch und italienisch) nennt sich der Redner am Schlusse in folgender Weise: „In tiefer Ehrfurcht schrieb diese Zeilen, um sie auf den Knieen zu überreichen, zu den Füßen des großen Königs von Bayern, im Staube ausgestreckt, Franciscus Leang, mit dem Schreibpinsel."

Eine Reliefkart: von Europa, 2 Fuß 4 Zoll hoch und 2 Fuß 9 Zoll breit, von Louis Erbe in Stuttgart, so eben herausgegeben und von Sr. Majestät dem Könige von Würtemberg mit der goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft gekrönt, ist dermalen bei Hrn. Ravenstein zur Einsicht der Interessenten, besonders Lehrer, aufgestellt, und erwirbt sich den gerechten Beifall aller Kenner. Dabei ist ihr Preis, 16 fl., billiger gestellt, als man es bei dem Umfange des nicht etwa planimetrisch, sondern sphärisch bearbeiteten Werkes erwarten konnte. Wie wir wissen, ist Herr Ravenstein, mit dem Verfasser befreundet, bereit, Bestellungen auf das Relief entgegen zu nehmen und mit Ersparung der sonst üblichen Spesen für die Besteller zu ermitteln. Auch von Palästina hat Hr. Erbe eine treffliche Reliefkarte so eben beendet, welche für den Unterricht sowohl als das rein geographische Studium dieses Landes von hohem Interesse ist.

Frankfurter Theater.

Donizetti's Tochter des Regiments.

Wir leben weder in jenen Zeiten, die freilich nur selten erscheinen, wo große Meister der Kunst durch ihre Werke veredelnd und mächtig begeisternd auf den Geschmack und die Neigung einwirken, noch in solchen, wo ein gänzlicher Mangel an Talenten und ein totaler Verfall der Kunst uns an Allem verzweifeln ließe; wir befinden uns aber in einer Zeit der Mittelmäßigkeit und der oberflächlichen Richtungen. Wir besitzen Talente genug und überall regen sich schöne Kräfte; manches Einzelne von Werth erhebt sich und an gefälligen Formen besonders fehlt es nicht. Doch mangelt diesen Talenten und Kräften die wahre Weihe, der rechte Ernst und die edlere Bestrebung; sie huldigen nur dem Augenblick und nur den Launen der Menge; ihre Gebilde sind flüchtig entworfen und flüchtig vollendet und wollen nur gefallen, unbekümmert um die Mittel zum Zweck. Sehr richtig sagt L. Rellstab: „Das Außerordentliche scheint jetzt abgeblüht; wir müssen zufrieden seyn mit dem, was uns die Gegenwart bieten kann. Nur hat man sich vor dem Irrthum zu hüten, daß, weil das jetzige Niveau der Kunstwerke eben keine sonderliche Höhe erreicht, dieser Zustand der wäre, mit dem man sich nun für's Beste begnügen müsse; daß vielleicht nichts Anderes zu erstreben sey, und größere Höhen und Tiefen nicht zu erreichen, oder vollends nicht vorhanden wären! Mit bewußter Auswahl und Sonderung konnte sich Donizetti zu einem Vaudeville, wenigstens zu einem Auber in seiner besseren Zeit stempeln, wenn er auch edlere Sphären nicht zu erreichen vermöchte. Doch in der Flüchtigkeit, die sich mit dem Mangel an Tiefe verbindet, bleiben die Werke allzu spur-

*) Immer wird Dein Name in ehrenvollem Andenken bleiben.

Ad. Glatt, hübsch, wohlgefällig im ersten Augenblick, aber eben so schnell entgleitend, ohne eine Spur ihres Eindrucks zurück zu lassen. Unsere einsichtigeren, durchgebildeten Künstler sind leider meist schwerfällig in der Behandlung der weltlichen und theatralischen Formen; die oberflächlicheren bemächtigen sich dieses Gebietes leicht und nicht ungeschickt. So entsteht Halbheit auf beiden Seiten, und das Publikum hat am Ende nicht Unrecht, wenn es den halb gelungenen Scherz dem halbgelungenen Ernst vorzieht, möge auch der kunstgeübtere Betrachter den höheren Werth des letzteren anerkennen." Diese Bemerkungen des gediegenen und ehrenhaften Berliner Kritikers sind sehr wahr und finden auf die meisten Werke der heutigen Kunst ihre Anwendung. Was die Regimentstochter betrifft, so ist ihr Sujet, nach St. Georges und Bayard von Carl Sollmick gewandt, gut und fließend übersetzt, angenehm unterhaltend, nicht abgenutzt, pikante Situationen bietend und für's Amüsement des Augenblicks mit französischer Leichtigkeit trefflich berechnet. Die Handlung geht in Tyrol zur Zeit der französischen Invasion vor. Französische Grenadiere haben in einem frühern Feldzug bei Verwüstung einer Meierei, deren Inwohner die Flucht ergriffen hatten, ein zurück gebliebenes kleines Kind, ein Mädchen, gefunden. Da dies Kind nun hülf- und elternlos war, so haben sie es zu sich genommen und als die Tochter des Regimentes erzogen. Marie, so heißt die Regimentstochter, ist lieb und gut und hat ihre 1500 Väter alle unter dem Pantoffel; auch soll sie einen derselben, also einen ihrer Väter, heirathen. Unterdessen aber verliebt sich das gute Kind in den jungen Tyroler Tonio und macht sogar das Regiment mit dieser Neigung bekannt. Das kann nicht gehen, denn Franzosen und Tyroler sind ja Feinde und wie könnten die Grenadiere ihre Tochter einem Feinde zur Frau geben! Doch es wird Rath geschafft und Tonio läßt sich aus leicht begreiflichen Gründen als französischer Grenadier anwerben. Im zweiten Act ist Marie, deren Verwandte sie entdeckt und als ihr verlorenes Kind reklamirt haben, zur jungen Marquise und zur Besitzerin von Millionen geworden und soll einen jungen Grafen heirathen. Die Grenadiere interveniren, Tonio erscheint, Marie faßt sich kurz und reicht dem Tyroler die Hand. Alles geht glücklich zu Ende, nachdem zuvor allerlei Verwicklungen und wunderbare Zufälle den Beschauer überrascht und amüsirt haben. — Die Musik ist eine leichte Composition, welche Donizetti's gefälliges Talent bekundet und, ohne im Ganzen von Bedeutung, doch im Einzelnen viel Ansprechendes und Unterhaltendes bietet.

Der Rellstab'schen Beurtheilung dieser Oper entnehmen wir noch Nachstehendes: „Es zeichnen sich einige Musikstücke durch ansprechende Einzelheiten besonders in jener leichten, mehr durch rhythmische Mittel getragene Melodik aus. Dahin gehört das erste, nur zu lange Duett zwischen der Regimentstochter und dem Feldwebel Sulpiz. Auch das Duett Nro. 4 zwischen Marie und Tonio hat ein glückliches melodisches Thema auf die Worte: „Seit jener Zeit, daß, Holde, dich", fällt aber sehr in's Flache in dem Satz: „Nicht zweifeln darf ich länger." Dieser hat ganz das Gepräge der spätern Verflachung Auber's, wo er Balletrhythmen statt der Gesangsrhythmen unterschob, etwas, das, unseres Erinnerns, in der Oper: „der Gott und die Bajadere" zuerst recht hervorzutreten begann; dort freilich durch den Stoff gewissermaßen gefordert. — In dem Chor im Finale: „Und was nun beginnen" hat das Orchester ein gesangreiches, angenehm fließendes Thema. Ueberhaupt bilden die militärischen Chöre den gelungneren Theil des Werkes, und einige derselben verdienten den lebhaften Beifall des Publikums vollkommen. — Die Romanze No. 10 des zweiten Aktes leitet sich sehr melodisch ein. Auch das vorhergehende muntere Terzett ist ein originelles, drolliges Musikstück, das freilich die Situation durch seinen Charakter etwas verspottet. Indeß nimmt man es damit nicht so genau in der komischen Oper, vollends bei dieser Gattung, der man schon von vorn herein größere Lizenzen gestattet. Wir könnten noch manche gelungene Einzelnheit bezeichnen, ja einen größeren Theil haben wir vielleicht überhört; aber aus diesen mehr zufällig hingestreuten Blumen und Flittern kann sich doch der Werth des Ganzen nicht bestimmen, und überdies ist keine derselben von so hervortretender Bedeutung, daß sie für sich eine dauernde Geltung in Anspruch nehmen könnte."

Die neue Oper wurde beifällig aufgenommen und besonders schien der zweite Act die Zuschauer zu amüsiren; wir glauben, daß die Novität noch viele Wiederholungen sehen wird, da man ihr den Vorzug der Unterhaltung nicht streitig machen kann und da die Aufführung eine sorgfältige war. Dem. Capitain hatte eine schwierige Aufgabe zu lösen, da hier eben so viel Gesangfertigkeit als Gewandtheit der Darstellung erforderlich sind und da die Charakteristik der Regimentstochter im ersten und der Marquisin im zweiten Akt viel Schattirungen verlangt. Dem. Capitain fand Beifall. — Hr. Conradi (Sergeant Sulpiz) führete uns ein sehr anziehendes Bild der derben, aber biedern Soldatennatur vor und wußte die komischen Effecte seiner Rolle trefflich hervorzuheben; der Gesang war kräftig, sicher und ausdrucksvoll und somit hat Hr. Conradi sich der Gunst des Publikums abermals auf würdige Weise empfohlen. — Die einfache, aber freundliche Partie des Tonio ist für Hrn. Caspari und seinen lieblichen Tenor recht geeignet und wurde somit beifällig hingenommen. — Dem. Hoffmann (Marquise) und Hr. Hassel (Hortensio) wirkten zur gelungenen Aufführung mit, wie auch die sorgfältig einstudirten Chöre und unser stets wackeres Orchester. B.

Korrespondenz.

Darmstadt, 12. August.

In unserer projektirten Kirchenbaute ist seit Anfang Mai, wo die Stadtkirche zu dem Behufe geschlossen wurde, bis jetzt so viel als nichts geschehen, obgleich seitdem ein Zeitraum von mehr als drei Monaten nutzlos verstrichen ist. Noch ist keine Aussicht vorhanden, diesen unerklärlichen Stillstand, den, wie man hört, der Gemeinderath der Residenz keineswegs verschulden soll, bald seinem Ende nahen zu sehen. Unterdessen rückt der Winter heran und die Hauptkirche der evangelischen Gemeinde wird bleiben, was sie ist, eine verödete Stätte der Gottesverehrung und ein redender Beweis der Unbeständigkeit menschlicher Pläne und Unternehmungen. Gestern erst soll darüber in der Sitzung des Gemeinderaths lebhaft debattirt worden seyn, und zwar so, daß, wie man hört, die diesfälligen Verhandlungen in ihrer Entwicklung einen sehr stürmischen Charakter offenbarten. Namentlich soll es in dieser Sitzung entschiedene Mißbilligung gefunden haben, daß 5 oder 6 Gemeinderathsmitglieder sich ohne Zustimmung des ganzen Gemeinderaths für ermächtigt halten konnten, in dieser so wichtigen städtischen Angelegenheit bei den einschlägigen höheren Behörden besondere Schritte nach Gutfinden zu thun. Welches Ziel die erwähnte kleine Minorität dabei im Auge gehabt, darüber, heißt es weiter, sey selbst dem Gemeinderathe die gewünschte Auskunft verweigert worden, es sey denn, daß, wie ausdrücklich bemerkt wurde, die dabei nicht betheiligten Herren Gemeinderäthe sich in des Hrn. Concipienten Wohnung bemühen wollten, um dort sofort Belehrung aus den Akten entgegen zu nehmen. Dieses sonderbare Anerbieten, welches man mit der collegialischen Geschäftsverhandlung nicht vereinbar fand, soll jedoch von Niemand angenommen worden seyn. — Von einer andern Seite hört man auch das ominöse Wort „Kirchenneubau" fallen; allein dafür wolle der Himmel unseren Gemeinderath bewahren, und zwar zum Heile unserer städtischen Finanzen, die durch eine Kirchenneubaute wieder den kläglichen Anblick vom Jahre 1832 gewähren würden. — So unerklärlich als das ungeborne Projekt des Umbaues unserer Stadtkirche ist der langsame Fortgang des Bauwesens in der Schloßkirche, an welcher schon seit Jahr und Tag gebaut wird, ohne das Ende der desfallsigen Arbeiten bis jetzt voraussehen zu können. Der kirchliche Kultus der zahlreichen evangelischen Stadtgemeinde befindet sich daher in der ungünstigsten Lage, und die Urtheile, die man darüber im Publikum vernimmt, sind keineswegs geeignet, unserem Kirchenbauwesen zum Ruhme zu gereichen. Einer lobenswerthen Erwähnung verdient es dagegen, daß es dem beharrlichen Eifer und der Einsicht des Vorstandes der israelitischen Gemeinde gelang, den mit vielen Arbeiten verknüpften Umbau der Synagoge und deren Verschönerung in einem Zeitraume von kaum 7 Monaten in der wünschenswerthesten Ordnung und Uebereinstimmung zu Stande zu bringen. „Gehet hin und thuet desgleichen!"

Redakteur: J. K. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 228. Freitag, den 19. August 1842.

Lebenswege.

Erzählung von M. Brandes.

(Fortsetzung.)

Amanda erblickte und erkannte Eduard in der Dunkelheit; das Auge der Liebe ist scharf. Er hörte einen schwachen Schrei und sah sie wanken. Ihr Mann wußte nicht, was er denken sollte, er hatte nichts bemerkt. Die Reize seiner schönen Frau hatten zum ersten Male in seinem Leben sein dürres Herz erwärmt.

Eduard sprang herab und eilte durch den Garten, worin er aus früherer Zeit jeden Baum kannte, und gelangte endlich an eine Laube, wo er so oft glücklich gewesen, und die jetzt entblättert und öde war. Er setzte sich auf eine Bank, stützte das Haupt auf die Hand, und blieb einige Zeit unbeweglich; da flüsterte eine harmonische Stimme seinen Namen. —

„Großer Gott! sie ist es, sie! Amanda, kommst Du, meiner zu spotten?" Der an Wahnsinn gränzende Schmerz machte ihn bitter. „Du hast mein Leben zertrümmert, meine Hoffnung vernichtet, mein Herz gebrochen. O, Amanda, warum hast Du mich so behandelt!"

Sie kann nicht antworten, die Thränen ersticken ihre Stimme; sie neigt sich zu ihm herab: ihr Gesicht berührt das seinige, und das feine Gewebe ihres Gewandes umflattert ihn wie Wolken der Morgenröthe. Er war in einer Hölle und trug den Himmel in seinen Armen.

„Laß mich sterben, Eduard, von Deiner Hand!" sagte sie, „ich habe den Wunsch meiner Eltern erfüllt, ich bin seine Gattin geworden. Jetzt, mein heilig geliebter Freund, meine Liebe, mein Leben, gieb mir den Tod von Deiner Hand; laß mich nicht zurückkehren zu ihm. Sieh, schon blinken Lichter durch den Garten, man wird mich suchen."

Der Mond brach durch die ziehenden Wolken.

Er betrachtete sie, diese göttliche Gestalt, diese edlen Formen; ihre herrlichen Augen strahlten ihm begeistert entgegen. Der Lichtschimmer näherte sich durch die entlaubten Bäume. Er hatte nur noch einen Augenblick, und er war wieder Herr seiner selbst geworden.

„Nein," sprach er, „Du sollst nicht den Tod verlangen, laß uns die Last dieses Lebens ertragen, der Himmel wollte es so, wir wollen uns seinem Willen unterwerfen. Lebe, sey zufrieden und glücklich! Die Zeit wird vielleicht mein Bild in Deinem Herzen erlöschen, aber dennoch erinnere Dich zuweilen Deines Freundes. Lebe wohl, Amanda — lebe wohl für immer!"

„Nein, Eduard, ich muß Dich wiedersehen!"

Er eilte aus dem Garten. Er hielt an in einiger Entfernung. Die Nacht war vorgerückt, die Gäste zogen ab, die Fackeln erloschen, die Musik schwieg, und in kurzer Zeit nahm Ruhe die Stelle des Geräusches ein. Die Lichter verschwanden nach und nach, außer in einem Zimmer, wo eine einsame Lampe durch die Nacht schimmerte. Es war das Brautgemach.

Sterne leuchteten am Himmel, es waren dieselben, die so oft seinem Glücke gestrahlt hatten. Er weilte lange auf dieser Stelle, und die Nacht war bald vorüber, auch die Lampe des Brautgemaches war erloschen, als er sie verließ.

Das Meer wogte und schäumte, die Wellen gingen hoch, der Wind wehte stark, doch das Dampfschiff bugsirte, aller dieser Hindernisse ungeachtet, das nach Amerika abgehende Paketboot hinaus auf die hohe See; die Kanonen donnerten den Abschiedsgruß, das Dampfschiff löste seine Taue und kehrte zum Hafen zurück, und bald schwebte der stolze amerikanische Bau dahin auf der öden Wasserwüste gegen Westen, dem Lande der Freiheit.

Auf dem Schiffe selbst war noch alles in Aufregung, noch schimmerte in manchem Auge die Thräne des Abschieds, noch zitterte manches Herz von den letzten Ermahnungen, von den letzten Wünschen der Zurückgebliebenen, noch erbebte manches Gemüth von dem Neuen und Fremden, welches es umgab.

Das Schiff war schon in Amerika, man trat schon auf amerikanischen Boden, die europäischen Formen und Meinungen waren am Ufer zurückgeblieben, die amerikanischen Gesetze galten hier in aller Kraft; der Fuhrstrich des Schiffes, mit welchem es den Ocean durchschnitt, war schon zu Amerika gehörend. Wer ein Asyl suchte, hatte es schon gefunden, und keine Macht der Erde würde gewagt haben, hier, noch so nahe an Europa's Küste, Jemanden anzugreifen, der sich dorten befand.

Passagiere aller Art waren daselbst vereinigt; die ärmeren Auswanderer befanden sich in Menge im Schiffsraume zusammengedrängt, wo ihr Aufenthalt nicht zu den angenehmsten gehörte, und den nur die Hoffnung einer besseren Zukunft ihnen verschönern konnte. Die gebildeteren Klassen hatten die besseren

Digitized by Google

Schiffsplätze in Besitz, und man weiß aus mancher Beschreibung, wie elegant und prachtvoll diese gewöhnlich auf einem amerikanischen Postschiffe eingerichtet sind. Der Kapitän leitet nicht allein das Schiff, sondern hat auch ein sorgsames Auge für seine Passagiere. Dem gebildeteren Theile derselben stehet er als Wirth voran, und versteht die Honneurs vortrefflich zu machen; er ist mild und zugleich streng in der Ausführung seiner Pflichten. Die Damen sind besonders seinem Schutze anvertraut, und es ist bekannt, mit welcher zarten Aufmerksamkeit der Amerikaner das schöne Geschlecht behandelt.

Die Küste verschwand nach und nach den Blicken, und bald sah man nichts als den weiten Himmel über der unendlichen Meeresfläche; der Wind wurde sanfter, die Wogen geebneter, das Schiff glitt dahin wie ein riesiger Schwan; der Tag neigte sich, und durch die fliehenden Wolken schimmerte die Abendsonne und besäumte sie mit Purpur und Gold.

Wie schön ist das Meer, wie herrlich, wie unendlich, wie groß! In seinen krystallenen Tiefen ruhen die geheimnißvollen Zauber einer wunderbaren Welt — sein Zürnen zerstört die mächtigsten Flotten der Menschen, vernichtet ihren Fleiß und die Mühen vieler Jahre: verschwunden ist Alles in seiner Tiefe und läßt keine Spur mehr zurück, und dann lächelt es wieder und bespült kosend den tanzenden Kiel Deines Schiffes. Die Gestirne des Himmels tauchen darin auf und nieder, spielende Delphine plätschern durch die milde, spiegelglatte Fluth, sein sanfter und doch kräftiger Hauch weht Dich stärkend an, und träumerisch schaust Du in die Tiefe, und glaubst jene wundervollen Syrenenklänge zu hören, welche einst den Ulysses so süß verlockten.

(Fortsetzung folgt.)

Signale auf Eisenbahnen.

(Aus der Allg. Ztg.)

(Frankfurt a. M., im Julius.) In mehreren über das Eisenbahnwesen veröffentlichten Ansichten und Nachweisungen haben wir die Mangelhaftigkeit des auf den meisten Bahnen eingeführten Signalsystems berührt und den Wunsch ausgesprochen, daß recht bald eine entsprechendere Einrichtung gefunden werden möge. Wir haben diese Ansichten darauf gegründet, daß die auf vielen Bahnen in Anwendung gebrachten Signale, nämlich hohe Stangen mit beweglichen Armen, farbige Ballons, mehrfarbige Laternen ꝛc. den beabsichtigten Zweck nicht erreichen, indem Nebel, Dunkelheit, starkes Regenwetter und Schneegestöber solche nutzlos machen, auch an und für sich, wegen leichter Irrung der zu gebenden Zeichen, für die Sicherheit des Bahnverkehrs sehr nachtheilig seyn können. Bei einer Angelegenheit wie das Eisenbahnwesen, wo, namentlich in Deutschland, noch gar kein bestimmtes System über Anlage und Betrieb vorliegt, wo jeder Techniker in seinem selbstgeschaffenen System den Stein der Weisen zu finden geglaubt hat und jede Bahnadministration für sich anordnet, was sie für eigene Oertlichkeit am besten hält, muß man die Erfahrungen mehrerer Jahre abwarten, um einen richtigen Maßstab zu finden, die Erfordernisse dieser so wichtigen Angelegenheit entsprechend zu bemessen. Wir gehören nicht zu denen, welche darin einen wesentlichen Vortheil für den Eisenbahnbetrieb finden, mehrfache Zeichen und umständliche Anordnungen eingeführt zu haben, etwaige Vorfallenheiten und Bedürfnisse auf der Bahn mittelst complicirter Signale oder sonstiger Andeutungen durch die Bahnwärter an die Hauptstationen bekannt zu machen; wir gehören vielmehr zu denen, welche den durch Erfahrung erprobten Grundsatz angenommen haben, bei allen außergewöhnlichen Geschäftseinrichtungen — wo Leute von der untersten Volksclasse benutzt werden müssen — so wenig als nur möglich Signal- resp. Telegrapheinrichtungen dabei anzuwenden, wo es aber zum Besten des Dienstes nothwendig erscheint, solche alsdann so einfach als thunlich, so klar und bestimmt wie nur möglich zu geben. Weit entfernt, die auf den nordischen Bahnen mit nicht unbedeutenden Kosten, und, wie es scheint, mit vieler Aufmerksamkeit ausgeführten Signal- resp. Telegrapheinrichtungen als ganz unbrauchbar zu bezeichnen, zumal solche bei hellem Wetter und sorglicher Ueberwachung theilweise ihren Zweck erfüllen, können wir aber dessen ungeachtet dieselben nicht gut heißen und einer Nachahmung werth halten, indem sie gerade im Winter — einer Jahreszeit, wo ihre Dienstleistungen am nothwendigsten sind — sich als unzulänglich erweisen, und wie die Erfahrung mehrfach bewiesen hat, sehr leicht Anlaß zu bedauerlichen Folgen geben können. Es ist eine bekannte Thatsache, daß es leichter ist, zu tadeln, als besser zu machen, sowie überhaupt die jetzige Zeit reicher ist an oberflächlichen Urtheilen und schonungslosen Beschuldigungen, als an Vorschlägen und Verbesserungen, welche sich auf gründliches Nachdenken und wahrhaft guten Willen zur Sache begründen. Dieser Vorwurf soll die Beleuchtung vorliegender Angelegenheit nicht treffen, indem wir dem von uns ausgesprochenen Mangel an Vertrauen zu den bisherigen Signal-Einrichtungen auf Eisenbahnen einen unmaßgeblichen Vorschlag gegenüberstellen, welcher bereits eine praktische Anwendung und Ausführung erhalten hat, und es Jedem überlassen, an Ort und Stelle ihn in allen seinen Einzelheiten zu untersuchen und sich von dessen Werth oder Unwerth zu überzeugen. Uebergehend nunmehr zur Hauptsache, wollen wir vor Erläuterung des neueren die älteren Signal-Einrichtungen berühren und in zwei Abtheilungen näher bezeichnen. In die erstere gehören die Signalscheiben an den Excentrics für den Dienst der Locomotive, sowie die Signale, welche die Bahnwärter den Locomotivführern am Tage mit Fahnen, bei Nacht mit mehrfarbigen Signallaternen zu geben und anzudeuten haben, ob Umstände es erfordern, langsam zu fahren oder stille zu halten. In die zweite Abtheilung kommen die sogenannten Bahntelegraphen, mittelst welcher Störungen in dem Bahnbetrieb, Unfälle an Locomotiven und Wagen den Hauptstationen angezeigt und geeignete Hülfe verlangt werden. Was die ersteren, namentlich die beweglichen Scheiben an den Excentrics betrifft, so ist nichts dagegen zu bemerken, indem solche bei gehöriger Ueberwachung vollkommen ihren Zweck erreichen, auch keinen Unfall befürchten lassen, wenn die Bahnadministration für den Dienst bei den Excentrics nur ganz verlässige Männer anstellt und mit keinen sonstigen Verrichtungen beauftragt. Lassen die Signale, welche die Bahnwärter wegen des Stillhaltens oder Langsamfahrens den Locomotivführern zu geben haben, noch manches zu wünschen übrig, so sind sie deßwegen nicht verwerflich, indem dieselben bei richtiger Dienstführung bis jetzt ihren Zweck in der Hauptsache erreicht haben. Anders verhält es sich aber mit den Einrichtungen, welche wir in die zweite Abtheilung gebracht und in ihren

tized by Goog

dienstlichen Verrichtungen näher bezeichnet haben. Wie schon bemerkt, bestehen solche in hohen Stangen, woran sich oben bewegliche Arme befinden, welche mittelst eines Zugs so geleitet und gestellt werden können, als es zur Formirung des Zeichens bedarf, welches für den vorgekommenen Fall vorgeschrieben ist. An diesen Stangen befinden sich auch Ballons und Laternen, welche letztere bei Nacht durch Anbringung verschiedener Glasfarben Ereignisse bezeichnen und Bedürfnisse kund geben. Damit die Bahnwärter, welche die Zeichen empfangen und weiter zu geben haben, mit denselben vertraut werden, so hat jeder derselben ein Signalbuch bei sich, worin die sogenannten Signal- oder Telegrapheinrichtungen genau abgebildet und alle zu gebenden Zeichen mit möglichst genauer Beschreibung erläutert sind. Alle diese Einrichtungen und Vorschriften werden aber — wie bereits schon angeführt worden ist — ganz nutzlos, wenn Nebel, Schneegestöber oder sonstiges Unwetter eintritt, wo alsdann für die Bahn die unangenehme Lage entsteht, Vorfallenheiten nur auf ganz gewöhnliche Weise den entfernteren Stationen bekannt machen zu können. Sind diese Mißstände von den meisten Bahnadministrationen zwar längstens erkannt, auch vielfache Versuche gemacht worden, die bisherigen Einrichtungen durch bessere zu ersetzen (namentlich durch elektro-magnetische Kraft oder Schallröhren), so entsprachen aber solche bei genauerer Prüfung nicht den gehegten Erwartungen oder bewiesen sich als unausführbar. Mehrere Bahnadministrationen unterließen es daher, die berührten Hauptsignale einzuführen, zogen es vielmehr vor, etwaige Störungen in dem Bahnbetrieb auf andere möglichst schnelle Weise den entfernteren Stationen bekannt zu machen, hoffend, daß Zeit und weiter zu machende Versuche ein günstigeres Resultat erzeugen würden. Von dieser Ansicht geleitet, entstand der auf der Taunus-Eisenbahn angewandte Versuch eines Hauptsignals mittelst Glocken, welches vor dem verflossenen Winter angebracht, im Laufe des Frühjahrs verbessert, und nun mit den gemachten Erfahrungen auf die Bahnstrecke von Frankfurt nach Höchst — zwei Wegstunden — vollständig ausgeführt ist und in seinen Verrichtungen den Erwartungen entspricht und den beabsichtigten Zweck vollkommen erreicht. Wir sind weit entfernt, dieses neue Glockensignal als etwas Vollkommenes zu bezeichnen und für jede Bahnanlage entsprechend zu halten, glauben aber, nach den gemachten Wahrnehmungen solches zweckmäßig benennen zu dürfen, zumal es Männern vom Fach vielleicht Veranlassung geben wird, nach gemachter gründlicher Prüfung weitere Verbesserungen anzugeben, die um so leichter zulässig sind, als dieses Glockensignal in seiner ganzen Ausführung so einfach und klar ist, daß Vermehrung oder Abänderung einzelner Theile nicht schwierig sind. Wir werden, sobald es nur möglich ist, eine ganz genaue detaillirte Zeichnung dieses Glockensignals anfertigen lassen und mit einer ausführlichen Beschreibung begleiten, solche an alle Bahnadministrationen einsenden und eben so bereit seyn, alle weiter gewünschte Auskunft zu ertheilen, als dankend erkennen, wenn über etwaige Mängel oder Vorschläge zu Verbesserungen uns Mittheilungen zukommen sollten. Beil.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Die renommirte Sängerin, Mad. Schodel, welche erst neuerlich bei der deutschen Oper in London glänzende Triumphe gefeiert, hat ihr hiesiges Gastspiel mit der Rolle der Lucrezia Borgia eröffnet und den lebhaftesten Beifall, wie auch wiederholte Hervorrufungen gefunden. Mad. Schodel gehört zu den Sängerinnen, welche mit imposanten Stimmmitteln und gediegener Gesangbildung Kraft und Leidenschaft, Schwung und Feuer der Auffassung verbinden, und sich besonders zur Darstellung tragischer und heroischer Charaktere hinneigen. Indem wir uns eine weitere Besprechung dieser Künstlerin, deren früheres glänzendes Gastspiel auf hiesiger Bühne noch im besten Andenken steht, vorbehalten, hegen wir den Wunsch, sie auch als Fidelio, Donna Anna u. a. wieder zu sehen, und machen die Opernfreunde auf ein so interessantes Gastspiel aufmerksam.

(Frankfurt a. M.) Mit Vergnügen machen wir auf das nächsten Montag den 22. d. M. stattfindende Benefiz des Hrn. C. Schneider, eines geachteten und thätigen Mitgliedes unserer Bühne, dessen Darstellungen durch Einsicht und Studium sich auszeichnen, aufmerksam. Das Lustspiel in drei Abtheilungen: „Die Memoiren des Teufels", nach dem Französischen bearbeitet von B. A. Herrmann, hat, wie bekannt, in Paris viel Aufsehen gemacht, und gehört zu jenen spannenden und pikanten Dramen der neuesten französischen Schule, welche ihren Effekt nie verfehlen und die Schaulust befriedigen. Da in demselben die HH. Baison, Grahn, C. Schneider, Lußberger, Meck und Hassel und die Damen Meck, Frühauf, Lindner und Weidner beschäftigt sind, so steht eine anziehende Darstellung zu erwarten, und es wäre nur zu wünschen, daß eine ungünstige Witterung dies Benefiz begünstigen möge.

Die königl. Regierung von Mittelfranken, Kammer des Innern, macht bekannt, daß, wegen der häufigen Unglücksfälle auf der Fürth-Nürnberger Staatsstraße durch Scheuwerden der Zugpferde bei Herannahen des Eisenbahntrains, Jeder, der die fragliche Straße mit Gespann passirt, bei 1 fl. 30 kr. Strafe gehalten ist, sofort bei Herannahen des Eisenbahntrains anzuhalten, abzusteigen, und sein Zugvieh bei dem Kopfgeschirr zu fassen, bis der Bahnzug vorüber ist.

Korrespondenz.

Vom Main, im August. — Eingesendet.

Reiselust, oder Reisebedürfniß, oder Reisezwang haben den Zudrang zum Reisen unendlich vermehrt, und welches Motiv auch vorherrschen mag, ein Jeder will bei der so wesentlich erleichterten Communication und den vielfachen und so außerordentlich beschleunigten Mitteln einer bequemen Expedition die Zeit nach Möglichkeit benutzen, um seinen speziellen Zweck im weitesten Sinn zu erreichen. Daher die bestimmten Fahrstunden der Dampfboote und Eisenbahnen, die sich, bei gehöriger Regulirung des Dienstes, in ihrem präcisen Ineinandergreifen gegenseitig ergänzen, resp. ergänzen sollen. Wenn aber eine Gesellschaft, wie die Kölnische, der das Publikum einen so regen Beginn der Thätigkeit zu danken hatte, den es durch die stets steigende Frequenz gewiß hinlänglich lohnte, wenn eine solche Gesellschaft ausschließlich nur ihren Zweck fördert, ohne das Interesse der Reisenden zu vertreten, wenn Stunden auf dem Papier existiren, die bei den Fahrten nicht gehalten werden, wenn die Agenten und Bureau-Beamten Zusagen geben, die

ohne Erfüllung bleiben*) — so muß im Interesse der dabei betheiligten Privaten sich eine Stimme öffentlich erheben, damit die Direktion der Gesellschaft wisse, wie es steht, und bei Zeiten in ihrem eigenen, wie im Interesse der Reisenden Sorge treffe, die schleunigste Abhülfe zu schaffen. — Es sind in letzter Zeit mehrfache Reclamationen des Publikums gemacht worden. Der Einsender ist bisher — wie so Viele mit ihm — aus Princip und Gewöhnung mit den Booten der Kölner Gesellschaft gefahren. Er würde es wohl auch ferner thun, aber nur in der festen Ueberzeugung, daß sie die Rechte ihres Publikums ehrt. Von der miterlebten und bereits von einem andern Betheiligten besprochenen Fahrt am 1. Aug. wollen wir nicht reden. Aber es ist erwiesen, daß die Boote meist erst nach Abgang des Eisenbahnzuges in Mainz anlangen, erwiesen, daß dies sehr häufig in der Differenz von wenigen Minuten, stattfindet und eben dadurch erwiesen, daß sie bereits vorher anlangen könnten, wenn die Abfahrtszeit nur etwas früher angesetzt werden würde. — Am 8. Aug. kam die „Stadt Basel" ¼ nach 3 Uhr in Mannheim an. Der Conducteur wies die Passagiere in das bereitliegende andere Boot, und bat, sich ja nicht zu entfernen, da das Boot in höchstens ¼ Stunde abgehe. Alles beeilte sich nach dem andern Boot und blieb um so mehr, da man sich freute, daß diese schnelle Weiterbeförderung der versprochenen präcisen Ankunft in Mainz gelte, da viele der Passagiere sicher darauf gerechnet hatten, mit dem letzten Bahnzug noch nach Frankfurt zu gelangen. Der Erfolg war anders — die Sache verzögerte sich von Minute zu Minute — und so ward es 4 Uhr. Aber, statt daß man dann endlich abfuhr, kamen nun noch einige Wagen mit Waaren, die bei der Schwere des Gewichts und der mangelhaften Förderung eine geraume Zeit zum Ab- und Einladen in Anspruch nahmen, so daß es nach halb fünf wurde, bis die Abfahrt wirklich erfolgen konnte. Der Schluß ergibt sich von selbst. Nach dieser Verzögerung von mehr als einer Stunde kam denn das Boot um 9 Uhr nach Mainz; der Eisenbahnzug war bereits in Hattersheim und die sämmtlichen Passagiere mußten noch ein Unterkommen in Mainz oder Kastel zu gewinnen suchen. — Aber die Frage drängt sich hier natürlich auf, ob es an seinem Platze ist und erlaubt, die Reisenden so aufzuhalten, gegebene Versprechungen so schlecht zu erfüllen, und um einiger Waaren willen eine ganze Schiffsequipage in ihrer Expedition zu hemmen? — Oder haben die Waaren keine präcise Stunde, in der sie abgeliefert seyn müssen? — Müssen die Passagiere erst auf die übrige Schiffsladung warten? — Nur bei der wahren Strenge kann man hier auch wahrhaft loyal handeln — dies ist bei der Post, bei der Eisenbahn und bei jeder einigermaßen präcisen Expedition sonstiger Art immer so gewesen, und die stets richtige Maxime. Sobald man anfängt, unpräcise, nachsichtig, indifferent zu seyn, so ist jedem Unfug Thür und Thor geöffnet! — Und wer entschädigt die Reisenden für ihre getäuschten Erwartungen? — Oder welche Entschädigung wird ihnen dafür? — Aerger, Mehrausgabe an Geld, Verlust an Zeit, verfehlter Reisezweck, Unannehmlichkeiten mancherlei Art, und für den in Geschäftszwecken Reisenden manchmal selbst noch Verluste, die sich kaum taxiren lassen. Jeder vernünftige Reisende begreift recht wohl, daß, wenn sonstige Hindernisse, Unglücksfälle, Aufregung der Elemente, oder ähnliche Ereignisse den Aufenthalt herbeiführen, er sich mit dem momentanen und einmaligen Unglück trösten muß. Wenn es sich aber um Vernachlässigung, um Saumseligkeit, um Mißachtung der Interessen handelt, so hat Jeder, der mit gutem Vertrauen sein gutes Geld gibt, auch das Recht, über die Täuschung Klage zu führen. Eine volle Stunde Aufenthalt, und eine halbstündige Verspätung der Ankunft, wie sie seyn kann und soll, das sind Sachen, die lassen sich ausgleichen und dies darf der Reisende mit vollem Recht verlangen! — Von dem Gange resp. der Langsamkeit der Boote wollen wir dabei noch gar nicht reden, obgleich mit Zug und Recht sich auch hier Anlaß zu mancher tadelnden Bemerkung finden möchte. Die „Adler" machen die so viel größere Strecke von Basel bis Straßburg und kommen doch oft nur eine Stunde später, als die Boote der Kölner Gesellschaft in Mainz an! — Von gewissen Seiten verlautet, auch auf den Booten wird es vielfach gehört, und selbst der Capitän consentirte in schweigender Gebärde, gewisse Worte fallen hinter dieser Plackerei. Aber eine Gesellschaft, wie die Kölnische, und gewiß nicht so weit herabsteigen, deßhalb die Rechte ihrer Passagiere zu verkümmern? — das möchte wohl nimmermehr zu glauben seyn — dafür steht gewiß die Gesellschaft zu hoch, zu ehrenvoll. Aber um sich von jedem Verdacht freizumachen, um jeden Vorwurf, selbst jeden Anlaß eines Argwohns zu beseitigen, ist der Gesellschaft nur in ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse dringend zu rathen, diese Mißstände durch Beschleunigung und Präcision in Abgang und Ankunft der Boote, und durch möglichst strenge Controlle des Dienstes abzuschaffen, und sich das Vertrauen nicht zu entfremden, welches ihr das Wohlwollen des Publikums so freigebig zugewendet hatte!

*) In den in den gelesensten Blättern der Rheingegend oft wiederholt enthaltenen Anzeigen der Kölnischen Gesellschaft heißt es wörtlich in der Rubrik: „Fahrten zwischen Köln, Düsseldorf und Koblenz, Mainz, Mannheim, Straßburg und Basel, in direktem Anschluß an die Züge der rheinischen Eisenbahn-Gesellschaft von und nach Köln und Belgien, und an die übrigen vom und zum Rhein führenden Eisenbahnzüge" u. s. f. Als Abfahrtsstunde des Schiffes von Mannheim nach Mainz ist Mittags 4 Uhr darin angegeben. Die Abfahrt aber geschieht meist eine halbe, auch drei Viertel Stunden später. Diese, das reisende Publikum sehr in Nachtheil und Unannehmlichkeiten bringende Verzögerung findet, wie die Redaction dieses Blattes bestimmt anzugeben weiß, jetzt auf der 4 Uhr-Fahrt von Mannheim nach Mainz fast täglich statt und erweckt den lebhaften Unwillen desselben, der sich oft in den lautesten Klagen und Reclamationen Luft macht. Auf Zeit-Angaben, von den betreffenden Herren Agenten den Reisenden gegeben, so wie auf die in den öffentlichen Bekanntmachungen solcher Gesellschaften enthaltenen festen Bestimmungen muß man sich verlassen können, sonst muß, das kann nicht fehlen, mit Einemmale ein solches Institut das seither in so großem Maße genossene Zutrauen des Publikums sicher verlieren. D. R.

In der Nummer 224 Ihres Blattes v. m. 15. August 1842 findet sich ein Korrespondenzartikel aus Mainz, welcher die unverkennbare Absicht hat, die Art und Weise, wie die Unterzeichneten den neuen, im Kästrich anzulegenden Stadttheil in Ausführung zu bringen gedenken, in den Augen ihrer Mitbürger herabzuwürdigen. Es wird leicht seyn, die Unwahrheiten und Abgeschmacktheiten dieser Einsendung durch eine einfache Erklärung des Sachverhalts offen zu legen; die Unterzeichneten müssen jedoch dringend wünschen, bevor sie dieses thun, den anonymen Beurtheiler ihrer Absichten und Handlungen zu kennen, um überzeugt zu seyn, daß es ihm auch um die Wahrheit zu thun ist. Sie fordern ihn daher auf, sich ihnen unverzüglich durch eine öffentliche Erklärung der Autorschaft jenes Korrespondenzartikels zu erkennen zu geben, und bitten ihre verehrlichen Mitbürger, bis dahin ihr Urtheil in der Sache von solchen arglistigen Einflüsterungen ungetrübt zu erhalten.

Mainz, den 16. August 1842.

Dr. Schlemmer.
Joh. Schmitt.

Logogryph.

Das Stäbchen, das mein Ganzes nennt,
Vereint, nachdem zuvor es trennt.
Kopflos ziert es den Ehrenmann,
Der rechtlich sein es nennen kann.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 229. Samstag den 20. August 1842.

Lebenswege.

Erzählung von M. Brandes.

(Fortsezung.)

An der Schiffsgallerie stand ein junger Mann, und blickte hinaus nach der Seite, wo das Land schon längst seinen Blicken entschwunden war; lange starrte er dorthin, dann athmete er tief auf, er trat einige Schritte zurück, und ein leises Lebewohl entschlüpfte seinen Lippen.

In dem Theile des Schiffes, der den armen, meistens aus Deutschen bestehenden Auswanderern angewiesen, war auf dem Verdecke ein reges Leben. Eine Gruppe war besonders dabei bemerkbar. — Ein silberhaariger Greis mit sanften, ehrwürdigen Zügen, zwei Jünglinge, wovon der eine noch knabenhaft, der andere aber schon im kräftigen Alter war, und ein junges, schönes Mädchen bildeten sie. Die Aehnlichkeit aller ließ sie als Geschwister und hinwiederum als Kinder des Alten erkennen. Eduard, den der Leser leicht in dem oben besprochenen jungen Mann erkennen wird, betrachtete diese anziehenden Gestalten, die alle vier in ihrer Art schön, einfach und doch wieder edel erhaben waren, wie man sie noch in den Bildern der alten deutschen Maler am treuesten wiederfindet, und auch in manchen Gegenden unseres deutschen Vaterlandes, wo die überfeine Kultur das reine, ächte Gepräge noch nicht verwischt hat, jene länglichten, blaßrothen Gesichter, die schöngeformte Nase, den naiven und doch wieder stolzen Zug um Mund und Kinn, jene ruhigen, sanften und doch ernsten Züge, bei den Jünglingen in kräftiger, bei den jungen Mädchen in sehr zarter Bildung, die blauen, so unbeschreiblich treuherzigen Augen; auf dem weiten Ocean fand sich dieses herrliche Bild.

Sie hielten ihr einfaches Abendmahl von den Vorräthen, welche sie mitgenommen hatten, und als es vorüber war, zog der Greis sein schwarzes Käppchen ab, eben so die beiden Söhne, und alle vier beteten leise und andächtig ein kurzes Gebet. Man sah es ihnen an, es war ihnen ernst, denn es war ächte Frömmigkeit und keine Frömmelei. Die Abendsonne brach durch die Wolken und umgab mit einer Glorie die Silberlocken des Greises, und glänzte in den feuchten unschuldsvollen Augen des jungen Mädchens. Ueber diese ganze Scene war eine Einfalt, ein sorgloses Vertrauen, eine kindliche Unschuld verbreitet, wie Eduard sie noch nie gesehen.

„Ihr wollt auch ein neues Vaterland suchen," sagte Eduard zu ihnen, näher tretend. Der Greis erwiederte: „Der Herr sprach: „„Stehe auf, verlasse Dein Land und gehe, wohin ich Dich führe, und ich will Dich schützen auf allen Deinen Wegen!"" — „Ihr hofft wohl Euer Glück in Amerika zu finden?" — „Ich hoffe nur auf Gott." — „Und Ihr fürchtet Euch nicht auf der langen Fahrt?" — „Der Herr spricht: „„Fürchte Dich nicht, denn ich bin mit Dir."" — „Seyd Ihr allein mit Eurer Familie?" — „Ich bin der Diener Gottes meiner Gemeinde, und als wir fanden, daß es nicht mehr gut sey bei uns, zogen wir aus." — „Wie, auch Eure Gemeinde?" — „Sie sehen hier einen großen Theil derselben, der andere folgt auf einem andern Schiffe, nur Wenige sind zurückgeblieben, und ich vertraue dem Herrn," fuhr der Greis mit erhöhter Stimme fort, „der seinen Engeln befiehlt, uns auf allen unsern Wegen zu bewahren."

Das Mädchen hatte demüthig zugehört, und als Eduard mit ihr sprach, schlug sie die großen blauen Augen zu ihm auf und antwortete ihm mit eben so einfachen, wenn auch mit wenigern biblischen Ausdrücken als der Vater.

Eduard verließ unter herzlichen Grüßen diese guten, einfachen Menschen, um in die große Kajüte zurückzukehren, wo die Elite der Passagiere versammelt war.

Jene hatten einen guten, trostreichen Eindruck bei ihm zurückgelassen. In diesen einfachen Gemüthern hatte er in diesem kurzen Momente wahrgenommen, wie das wahre Glück des Lebens nur in jener innern Seelenruhe bestehe, die sich im vollen Vertrauen auf eine allwaltende Vorsicht kund giebt; er hatte gesehen, wie der ächte Gottesglaube die feste Säule ist, die niemals wankt, der feste Anker, worauf sich die beste Hoffnung des ganzen irdischen Lebens vertrauungsvoll stützet, der Schild, welcher vor den Pfeilen des Bösen bewahrt, der Balsam, der alle Schmerzen mildert; — jetzt befand er sich wieder unter Menschen anderer Art.

Hier hatten die Leidenschaften in ihren verschiedenartigsten Erscheinungen schon ihr Spiel getrieben, unter der glatten Hülle der höhern Bildung ruhten oder tobten alle Stürme des Herzens und der Seele. Eduard befand sich hier in solchen Kreisen, deren Ton er seit seiner Kindheit schon kannte und auch in höhern. Er fand hier Altadelige, welche ihre Prätentionen, ihren Hochmuth, ihren Egoismus mit auf das Schiff genommen hatten, um sie nach Amerika zu verpflanzen. Er fand hier Menschen aller Art, die, auf einem kleinen Raume versammelt, die verschiedensten Wünsche und Zwecke hatten. Er sah

Digitized by Google

hier die Kontraste so verschiedener Nationen: den in seiner Selbstsucht dahinbrütenden Engländer, den muntern, alles leicht aufnehmenden Franzosen, den gläubig hoffenden Deutschen und den resoluten, seiner Kraft sich selbst bewußten Amerikaner.

Die Reisenden hatten eine glückliche Fahrt, Neptun lächelte ihnen günstig, und in der kürzesten Zeit betraten sie den amerikanischen Boden.

Eduard hatte Empfehlungsbriefe nach New-York, wo er beschloß, einige Zeit zu verweilen. Er hatte noch keinen bestimmten Lebenszweck gewählt in diesem freien Lande, und wünschte sich zuerst mit der Lebensweise daselbst etwas vertrauter zu machen. Sein mütterliches Vermögen, welches er mit sich genommen, schützte ihn vor Mangel. Er wurde mit Güte aufgenommen. Seine Bildung, sein offenes, bescheidenes Wesen, sein Fernseyn von aller Heuchelei, brachten ihn bald in die geachtetsten Zirkel dieser großen, reichen Stadt. Als man erst seine gediegenen Kenntnissen bemerkte, fehlte es ihm nicht an vortheilhaften Anerbietungen, diese nützlich anzuwenden. Doch er schlug alle festen Chargen aus, obschon er nicht dem Müßiggange lebte, sondern seine Zeit nützlich, aber doch nur nach eigener Wahl verwendete. Er war in dieses Land der Freiheit und der Unabhängigkeit gekommen, nicht um sich in abhängigen Diensten zu schmiegen, so ehrenvoll sie auch seyn mochten, er wollte lieber in seiner Lebensweise so einfach wie möglich leben, aber dafür ganz frei seyn. Die Art und Weise hier gefiel ihm. Sein Herz athmete frei auf unter diesem Himmel. Die trüben Wolken, die ihn so lange umnachtet, schwanden nach und nach, seine Gedanken wurden milder, seine Ansichten klarer, das praktische, kräftige Leben um ihn her gab seiner Seele die Spannkraft wieder, die er durch die frühern Widerwärtigkeiten theilweise verloren hatte. Die Bitterkeit seiner Seele war ganz geschwunden, und nur eine sanfte Wehmuth, der Erinnerung geweiht, erfüllte noch sein Herz. Er lernte die amerikanischen Frauen der gebildeteren Stände kennen, und fand darunter viele, deren vollkommene geistige Ausbildung, deren reine hohe Lebensansichten, mit aller Körperschönheit gepaart, seine Bewunderung erregten. Er fand, daß die hohe, fast an's Uebertriebene gehende Ehrerbietung, welche die Frauen in diesem Lande genießen, denselben auch mit Recht gebührte. Sein Herz wurde, wenn auch nicht erwärmt, doch erheitert, belebt in der Nähe solcher reinen, tugendhaften Gestalten, die reizend von Körper und Seele, so fern von aller Koketterie, von aller eitlen Gefallsucht, als die lieblichsten Blumen erschienen, die das Leben erheitern und verschönern. Die Zeit verfloß, die Luft der Freiheit, die er hier einathmete, schien auch auf seinen Körper einzuwirken; er war stärker und kräftiger geworden, Gesundheit lag auf seinem Angesichte, die Blässe darauf war von einem sanften Rosenlichte gefärbt, Kraft und Muth lag in seiner Gestalt und Haltung. Er war einer der schönsten Männer, und sein tugendhafter Wandel verschaffte ihm in diesem sittenstrengen Lande die Achtung Aller.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tropfsteinhöhle bei Adelsberg.

Eine besondere Eigenthümlichkeit der julischen Alpen sind die vielen in ihnen vorkommenden Höhlen und Klüfte, die theils klein an der Oberfläche befindlich sind, theils aber auch größer und mehr oder minder in das Innere der Gebirge eindringen, oft so, daß man bei Manchen bis jetzt immer noch vergeblich ein Ende zu erreichen versucht hat. Eine der berühmtesten und merkwürdigsten dieser Höhlen ist unstreitig jene bei Adelsberg.

Die Gegend, in welcher diese Höhle sich befindet, ist eine traurige, mit Felsenbrocken überdeckte Einöde, in der nur selten ein Grashalm oder ein niederes Gesträuch dem müden Auge des Wanderers wohlthätig entgegen tritt. Sie liegt auf dem Rücken einer ausgedehnten Anhöhe, die, obwohl kaum 3000 Fuß über der Meeresfläche erhaben, dennoch von dem rauhesten und unfreundlichsten Klima heimgesucht und so sehr den heftigsten Stürmen und Winden preisgegeben ist, daß die Bewohner dieser rauhen Gegend nicht einmal die wenigen Bodenerzeugnisse zu ihrem ärmlichen Unterhalte würden erzielen können, wenn nicht ihre armseligen Steinfelder durch eine Menge kleiner Mauern, hinter welchen die Saat einigermaßen vor den Stürmen geschützt ist, umgeben wären. Besonders aber verheerend wüthet hier die Bora, ein Nordostwind, der allenthalben die Spuren seiner Macht zurückläßt, auf der Straße nicht selten beladene Frachtwagen umwirft, ja sogar den Schiffen in dem Hafen von Triest bisweilen äußerst gefährlich wird.

Der Flecken Adelsberg, von dem die erwähnte Höhle ihren Namen führt, liegt an dem südöstlichen Abhange einiger hier sich ziemlich bedeutend über die Fläche erhebenden Felsen. Dieser Flecken ist, obgleich seine Umgebung so ärmlich, dennoch nicht so sehr von Allem entblößt, was man gewöhnlich zu den Annehmlichkeiten des Lebens zählt; er hat mitunter recht ansehnliche Gebäude, und darunter einige Gasthäuser, die den Reisenden zu behaglicher Ruhe und Erholung einladen; auch scheinen die Bewohner ein recht freundlicher und gegen den Fremden recht zuvorkommender Menschenschlag zu seyn, und nichts von der Rauhigkeit und Schroffheit ihrer Umgebung in sich zu haben. Wenigstens haben sie bei mir und vielen meiner Kameraden diesen günstigen Eindruck hinterlassen.

Um zu der Höhle zu gelangen, muß man sich, wenn man Adelsberg im Rücken hat, südwestlich wenden. Nach einer kleinen halben Stunde Weges kommt man zu dem Poyk-Flusse, der hier zwischen Felsenklüften in die Tiefe hinabstürzt; das schon in der Entfernung gehörte Rauschen und Tosen des Wasserfalles ist hier so stark, daß man kaum mehr seine eigene Stimme hören kann; über diesen Wasserfall führt eine hölzerne Brücke zum Eingang in die Höhle.

Es war am Tage vor Sylvester des J. 1833 als ich, bei unserem Durchmarsche von München nach Griechenland, mit vielen meiner Kameraden diese Höhle besuchte. In Adelsberg hatten wir Halt gemacht, ein jeder hatte sich mit einem Lichte versehen, ein Führer war uns von dem Ortsvorstande beigegeben worden, und somit konnten wir uns ohne alle Gefahr in das Innere dieses anstaunungswerthen Naturwunders wagen. Ich will es versuchen, hier eine kurze Schilderung desselben zu entwerfen, um einen anschaulichen Begriff davon zu geben.

Nachdem die Brücke über den Poyk überschritten und man in die Höhle selbst ohngefähr hundert Schritte gegangen ist, wird das Ohr auf einmal wieder durch ein viel heftigeres Brausen, als es außen der Wasserfall veranlaßt, erschreckt; dringt man etwas weiter vor, so sieht man in einer undurchdringlichen Nacht, in der die Menge unserer Lichter wie Sterne funkelten. Hier wird das Brausen stärker, und man gewahrt

beim schwachen Schimmer der Lichter, in bedeutender Tiefe, das Schäumen des Poyk. Ein schmaler, in die Felsen gehauener Weg führt etwas aufwärts zu einem, dem Besuche des Kaisers Franz gewidmeten Denkmale; auf diesem Wege kommt man man wieder zurück auf die vorige Stelle, und schreitet von da, auf vielen steinernen Stufen, zu dem Poyk hinab, eine hölzerne Brücke führt über denselben; jenseits schreitet man auf steinernen Stufen, unter denen der Poyk wieder verschwindet, bis zu einer schwindelnden Höhe hinauf, und kommt dann in die Kronprinz-Ferdinands-Grotte, in welcher ein, dem Besuche dieses Prinzen gewidmetes Denkmal steht.

Ist man in dieser Grotte wieder einige Hundert Schritte weiter vorgedrungen, so kommt man an einen Seitengang, der aller Wahrscheinlichkeit nach in die, auf der höchsten Spitze der Felsen gelegene Ruine Adlersburg führt. Bald darauf engt sich der Weg so sehr ein, daß man, um durchzukommen, schlüpfen muß. Diese enge Stelle ist indessen nur kurz; hat man sie durchschlüpft, so steht man plötzlich in einem großen, runden, sehr hohen Raum, welcher der Turnierplatz genannt wird, und früher wohl der Sitz eines Vehmgerichts gewesen seyn mag, was die Nähe der Adlersburg, und der Seitengang dahin, auch wahrscheinlich macht.

Nun kommt man immer weiter, indem der Weg bald steigt, bald fällt, die Höhle bald enger, bald weiter wird; nicht selten ist der Boden so schlüpfrig und grundlos, daß man sich sehr hüten muß, von dem an solchen Stellen mit Steinen und Holzwerk erbauten Wege abzukommen; immer hört man das unterirdische Brausen des Poyk; nicht selten dringt die Luft schneidend durch Risse ein; endlich, nach wenigstens zweistündigem Gehen, wird das weitere Vordringen durch einen See gehemmt.

Die vielen Tropfsteingebilde, die man in dieser Höhle findet, sind wirklich prächtig und staunenswerth; bald hängen sie als riesenmäßige Eiszapfen von der Decke des Gewölbes herab, bald bilden sie die sonderbarsten Arabesken, und nicht selten die täuschendste Aehnlichkeit mit irgend einem Gewächse, oder Kunstwerke.

Der weitere Fortgang der Höhle, und wie groß und tief der See ist, der diesen Fortgang unterbricht, ist bis jetzt noch unbekannt. Wohl möchte es sich der Mühe verlohnen, Mittel zu treffen, um den unterirdischen See zu überschiffen und zu untersuchen, was diese Felsenmassen noch weiter in ihrem Schooße bergen; bis jetzt aber hat sich der Muthige noch nicht gefunden, der sich an ein solches Unternehmen gewagt hätte; so viel ist jedoch ermittelt, daß der Poyk, viele Stunden von dem Punkte entfernt, wo er sich zwischen Klüften und unter Felsen verliert, wieder und zwar in seiner ganzen Breite zum Vorschein kommt, sich aber auf's neue wieder in den Schooß der Gebirge verliert.

Heinrich Sander.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) In Nro. 163 d. Bl. haben wir einen ausführlichen Bericht über den gegenwärtigen Zustand der Musik in Italien mitgetheilt, in welchem die Sänger Moriani, Salvi, Fraschini, Ronconi und Coletti und die Frauen Frezzolini, Strepponi, Novello und Halez als die jetzt am meisten renommirten bezeichnet wurden. Da nun Hr. Ronconi, ein Bruder des hier lebenden, als Gesanglehrer allgemein geschätzten und eine erste Stelle einnehmenden, durch Gediegenheit der Methode ausgezeichneten Hrn. Professor Ronconi, gegen Ende dieses Monats einen Cyclus von Gastrollen auf hiesiger Bühne eröffnen wird, so scheint es uns geeignet, ein Urtheil der „Revue et Gazette musicale de Paris" (Sonntag, 14. August) über den genannten Sänger in wörtlicher Uebertragung hier wieder zu geben: „Alle englischen Journale vereinigen sich, die Erfolge des Giorgio Ronconi zu bestätigen. Die Rolle des Richard in den Puritanern ist für ihn ein wahrer Triumph gewesen. Hinsichtlich des Pathetischen hat er Rubini und des Energischen Lablache egalisirt; in der Cavatine und in dem berühmten Duo ist er hervorgerufen und mit dreimaligem Applaus begrüßt worden. Für die, welche Ronconi kennen, konnte sein Succes keinen Augenblick zweifelhaft seyn; denn eine frische und reine Stimme, eine tiefe Empfindung, eine seltene Vollkommenheit der Methode und des Styles sichern ihm eine Stelle unter den Sängern ersten Ranges; seine Anerkennung war um so vollständiger, als er das Andenken an Tamburini zurückdrängen und gegen die politischen Preoccupationen ankämpfen mußte, welche London bei Gelegenheit des Attentats auf die junge Königin in Trauer versetzt hatten. Man sieht einer Wiederkehr Ronconi's für nächsten Winter mit Erwartung entgegen." Durch Vorstehendes glauben wir auf das Gastspiel des Hrn. Ronconi auf der Frankfurter Bühne aufmerksam machen zu müssen.

Man erzählt, sagt der Courrier français, daß der Herzog von Orleans, etwa 14 Tage vor seinem Tode, seinen Kammerdiener, einen jungen Deutschen, der sein ganzes Zutrauen genoß, gefragt habe, ob er schon bedacht habe, was er thun würde, wenn der Tod ihn plötzlich seines Herrn beraube. Der Kammerdiener, über eine so sonderbare Frage betroffen, antwortete, daß er nie an eine solche Lage gedacht habe, und daß er den Prinzen bitte, nicht mehr davon zu sprechen. — „Aber kurz, was würdest Du thun?" erwiederte der Herzog. — „Gnädiger Herr, ich weiß nicht," antwortete der Kammerdiener. — „Wohlan! mein Freund," sagte der Herzog, „wenn dies mir je zustößt, so rathe ich Dir, die Stelle eines Aufsehers der Kirche von Dreux zu verlangen, damit Du länger bei mir seyest."

(Zuckerbeleuchtung.) Hier eine Nachricht, welche die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen verdient. Es handelt sich um die Zuckerbeleuchtung. Man schreibt aus Nantes: „Im Augenblick, wo unsere Ackerbaukundigen und Seehäfen sich wegen der Zuckerfrage gegenseitig einen hitzigen Kampf liefern, werden Sie ohne Zweifel die wichtige Entdeckung, die neulich gemacht worden, und die, indem sie eine neue Industrie gründet, das Zuckerrohr und die Runkelrübe in vollkommener Eintracht vereinen soll, nicht ohne Vergnügen vernehmen. Früher habe ich ein Erfindungsbrevet für ein neues Beleuchtungssystem, das ich vermittelst einer Mischung von Zucker und anderen geringen Substanzen erhalte, verlangt, und heute vernehme ich, daß mir dasselbe bewilligt ist. Das Licht, welches aus dieser Combination entsteht, ist eben so hell, als das Gaslicht, und kommt viel billiger zu stehen. Ich fühle mich glücklich, nach fünfjährigem Nachforschen und Beharrlichkeit zu einem ähnlichen

Digitized by Google

Resultat gelangt zu seyn. Unsere Kolonisten und Runkelrübenzuckerfabrikanten dürften sich demnach gänzlich beruhigen! Die Zuckerkonsumtion wird so beträchtlich werden, daß sie leicht einen Absatz für ihre Produkte finden werden; und von heute an können sie sogar ihre Bemühungen verdoppeln, um uns deren in Fülle zu liefern. Hesmart, Ackerbaukundiger."

(München.) Im hiesigen Militärspitale ereignete sich folgendes sonderbare Ereigniß: Ein dortselbst unter ärztlicher Behandlung gewesener Gemeiner vom Kuirassier-Regimente Prinz Karl entleibte sich in Folge von Geisteszerrüttung selbst, indem er in den mit siedendem Wasser gefüllten großen Badkessel sprang, den Deckel hinter sich zuschlug, und so eines furchtbaren Todes starb. (Landbote.)

Vor einigen Tagen ereignete sich in der Nähe von Oettingen nachstehender trauriger Vorfall: „Der einzige Sohn eines sehr wohlhabenden Metzgermeisters von genanntem Orte, welcher mit eingekauftem Vieh zurück nach Hause kehrte, wurde auf dem Wege plötzlich von der Kolik befallen. Mehrere Personen, welche ihm zu Hülfe eilen wollten, fürchteten sich vor dem Hunde des Kranken, da der Hund Niemanden zu ihm ließ, man sah sich genöthigt, seine Eltern hiervon zu benachrichtigen, allein während diese nach Zurücklegung des weiten Wegs endlich an die Stelle gelangten, war ihr Sohn bereits eine Leiche."

(Schaffhausen.) An der Scheune des Gastwirths J. Boll an der Landstraße von Schaffhausen nach Konstanz sind drei Rebstöcke zu sehen, an welchen von Jedermann 2682 Trauben gezählt werden können.

Thorwaldsen ist noch immer der Alte, Rüstige; er hat, wie das Kunstblatt meldet, die 11 Palmen hohe Statue des Apostels Thaddäus in zehn Tagen ohne fremde Beihülfe fertig modellirt.

(Freiburg.) Schon längst war die Berner Diligence im Verdacht, Contrebande zu machen; sie wurde daher letzter Tage etwa eine Stunde vor Freiburg plötzlich angehalten, untersucht und der Verdacht vollkommen begründet gefunden. Roß und Wagen sind mit Beschlag belegt worden.

Ein beklagenswerthes Unglück hat sich dieser Tage in der Nähe von Alsberg, Landgerichts Orb, ereignet. Der Forstgehülfe des dortigen Reviers bemerkte am Abende, indem er seinen gewöhnlichen Platz auf dem Anstand einnehmen wollte, in geringer Entfernung ein Mädchen mit Grasen beschäftigt. Indem er seine Schritte auf sie richtete und nur ein kurzer Raum ihn von ihr trennte, kam plötzlich das Gewehr des Forstmannes einem Strauch zu nahe, dasselbe entlud sich, und das Mädchen, vom tödtlichen Schusse getroffen, sank entseelt nieder.

Der Verein gegen Thierquälerei in München empfiehlt Fischschmalz als sehr wirksames Mittel gegen den Bremsenstich bei den in gegenwärtiger heißer Witterung entsetzlich geplagten Pferden.

Ein preuß. Buchhändler ließ ganz vor Kurzem ein, von einem preuß. Censor mit dem Imprimatur versehenes, historisches Werk in Leipzig drucken. Die Leipziger Censur strich zwei Oktavseiten weg, und das königl. sächsische Ober-Censur-Kollegium bestätigte diesen Strich, indem es zugleich darauf hinwies, daß die in einem andern Lande ertheilte Genehmigung zum Drucken ihm keine Richtschnur seyn könne.

Korrespondenz.

Hamburg, 12. August.

Die hiesigen Theaterverhältnisse haben sich wider alles Erwarten seit der unglücklichen Katastrophe so günstig gestaltet, daß die Schauspieler nicht nur für den Monat Juli schon wieder ihre vollständige Gage erhalten haben, sondern auch überhaupt die Direktion bessere Geschäfte macht als in irgend einem frühern Sommer. Das Beste thun dabei allerdings die ungewöhnlich zahlreichen Fremden. — Aus Leipzig erfahren wir, daß der berühmte Balletmeister Joseph Fenzl aus Wien mit seinen Kindern und Zöglingen in einigen Tagen hier eintreffen wird, um im Stadttheater mehrere Tanzproductionen und Pantomimen aufzuführen. Vorbereitet wird außerdem an Neuigkeiten eine deutsche Bearbeitung des Scribe'schen Lustspiels: „Oscar, ou le mari, qui trompe sa femme" von W. Friedrich, und Lorzing's neue Oper „Casanova." Moscheles wird von den Musikfreunden demnächst hier erwartet.

Hofheim am Taunus, im August.

Es mag wohl für manchen Freund der Bienenzucht nicht uninteressant seyn, zu wissen, daß wir ganz in unserer Nähe einen um die Bienenzucht sich ganz besonders verdient gemachten Mann besitzen, welchem fortgesetzte Aufmerksamkeit und Anerkennung gespendet werden muß. Es ist dies nämlich Hr. Pfarrer Fuckel in Okriftel am Main (früher in Reichelsheim), welcher auf gedachte Weise eine Musterwirthschaft besitzt und überhaupt in diesem Fach schriftstellerisch bekannt ist. Es ist kaum glaublich, auf welche Manier der biedere und brave Mann die kleinen, zarten Insekten praktisch zu behandeln versteht; man sollte meinen, es wären diese Thierchen in besonderem Gehorsam unterrichtet! — Von nah' und ferne wird der Hr. Pfarrer um Rath und That angesprochen, sey es schriftlich oder mündlich. Darum dem Verdienst seine Krone!

Ems, 14. August.

Unsere Saison hat zwar ihren Glanzpunkt schon überschritten, doch sind die Promenaden noch immer sehr belebt. Auch Se. Durchl. der Herzog von Sachsen-Meiningen und Se. Gnaden der Erzbischof von Iconien, Coadjutor und Administrator der Erzdiöcese Köln, verweilten hier. — Gestern gab die italienische Sängerin, Mad. Virginie Giorgi, vom Theater zu Rom, im kleineren Kursaale ein Konzert, welches sehr besucht war. Die Künstlerin erntete reichen Beifall, doch blieben ihre Leistungen im Allgemeinen hinter den Erwartungen zurück. In den Zwischenräumen spielte ein Schüler von Felix Mendelssohn, Hr. Ferd. Kufferath aus Köln, einige Stücke auf dem Piano, und zwar zur großen Befriedigung des Publikums. Derselbe wird nächstens ein eigenes Konzert veranstalten, welches unsern Badefremden einen genußreichen Abend verspricht. Im Uebrigen wiederholt sich hier täglich die alte Klage über die unzureichende Einrichtung des hiesigen Lesekabinets, namentlich über die höchst üble Beschaffenheit des dazu verwendeten Lokals. Es ist unbegreiflich, daß in dieser Beziehung nicht längst Abhülfe geschehen ist. Es dürfte unerläßlich seyn, dazu eine passende Räumlichkeit im neuen Kursaale zu verwenden.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 230. Sonntag, den 21. August 1842.

Lebenswege.

Erzählung von M. Brandes.

(Fortsetzung.)

Eduard hatte bis jetzt sich nur in New-York und der Umgegend aufgehalten. In dieser großen, gebildeten Stadt hatte er noch keine Gelegenheit gehabt, das ächte, in seiner Urkraft stehende Amerika kennen zu lernen. Er beschloß, es zu sehen.

Er nahm Abschied von seinen Freunden, setzte sich auf ein Dampfschiff und fuhr Hunderte von Meilen pfeilschnell auf dem mächtigen Strome. Städte, Ansiedlungen flogen an den beiden Ufern vorüber. Bald wurden sie seltner. Die Natur wurde größer, erhabener, einsamer. Mächtige Felsenrippen bogen sich über den Strom, dessen Wogen wilder zu rollen schienen, je weiter er sich in die Wildnisse seines Heimathlandes ergoß. Hohe Wälder erstreckten sich bis an's Ufer, und die Zweige ihrer gewaltigen Bäume badeten sich in den Fluthen. Immer seltner wurden menschliche Wohnungen; nur zuweilen erblickte man Rauch aufsteigen, als Zeichen derselben, und bei Nacht schimmerte durch das Grün des Waldes ein einsames Licht.

Das Dampfschiff hielt an einer Station. Die Gegend schien hier Eduard zu reizend, und er beschloß, am Lande zu bleiben. Das Schiff flog weiter, er blieb allein zurück. Es war viel poetische Laune dabei, die ihn in dieser Einöde zurückhielt, wo, wie ihm der Schiffskapitän gesagt hatte, auf mehrere Meilen keine menschliche Wohnung zu finden sey. Er hatte einige Lebensmittel bei sich, eine gute Flinte und ein Jagdmesser. Ein paar Tage dachte er diese Einsamkeit zu durchstreifen, und dann wieder zu Menschen zurückzukehren; das Finden derselben überließ er seinem guten Glücke. Er befand sich in einem Eichenwalde, dessen herrliche Bäume von ungeheurer Höhe waren. Nie vielleicht hatte ein menschlicher Fuß diese Gegend betreten. Es war Mittag, der Himmel ohne Wolken, die Sonne brannte in aller Gluth; aber durch dieses dichte Laubgeflechte drang kaum ein Strahl. Es war kühl und ruhig, Eichhörnchen sprangen ohne Scheu durch die Zweige, Eidexen raschelten im dürren Laube, womit der Boden dicht bedeckt war; große fremdartige Vögel schauten ihn mit funkelnden Augen neugierig an, flogen aber nicht davon, auch ein herrlicher Dammhirsch zog dicht an ihm vorbei und bog den schlanken Hals nach ihm um. Kein Lüftchen regte sich, aber durch den Wald zog ein mächtiges Rauschen, das wie ferner Orgelton klang. Kein geebneter Pfad bot sich ihm dar, dem Zufall mußte er folgen, wohin er seine Schritte lenkte. Es war ihm so unendlich wohl in dieser erhabenen Einsamkeit, wo er so ganz sich selbst überlassen, wo Niemand über ihn wachte als das Auge Gottes allein, wo alle Künstelei der Menschen verschwunden, wo alles gebildet war in seiner urkräftigen, uranfänglichen Gestalt. Wie klein erschien ihm hier alles menschliche Treiben, ihr Ringen, Streben und Sorgen. — Er wanderte weiter und weiter, und als es Nacht wurde, erquickte er sich von den mitgenommenen Speisen, trank aus einem klaren Waldbache, und legte sich, in seinen Mantel gehüllt, unter einem Baume zur Ruhe, nachdem er zuvor mit einem einzigen Gedanken an Gott und an die Unendlichkeit und Größe seiner Werke mit mehr Andacht und Heiligkeit gebetet hatte, als es in allen erbauten Tempeln geschieht.

Am andern Morgen weckte ihn ein Sonnenstrahl, der durch die Zweige seines Baumes fiel. Er stand auf und wanderte weiter, kraftvoll und muthig, in der heitersten Stimmung. Er zog auf diese Weise zwei Tage durch diese Einsamkeit; am dritten Tage waren seine Lebensmittel zu Ende. Er beschloß, Menschen zu suchen, und nahm seine Richtung gegen Süden, wo, wie ihm der Kapitän gesagt, Niederlassungen zu finden seyen; da hörte er plötzlich ein fürchterliches Geschrei. Er wußte nicht genau, war es Thiergebrülle oder eine Menschenstimme, und näherte sich dem Orte, wo es herkam; da erblickte er einen Menschen im Kampfe mit einem ungeheuren Wolfe. Der Mensch war dem Unterliegen nahe; Eduard ergriff sein Gewehr und erschoß glücklicherweise das Unthier. Der zu Boden geworfene Mensch erhob sich und sah sich nach seinem Retter um. Es war ein Indianer von herkulischer Gestalt, halb nackt, nur ein Thierfell hing um seine Schultern. Er erblickte Eduard und erhob ein Freudengebrüll, daß der Wald wiederhallte; dann stürzte er zu den Füßen des Europäers, blickte ihn mit den großen, brennend schwarzen Augen an, aus denen eine unaussprechliche Dankbarkeit strahlte, deutete auf das getödtete Thier, und legte, einige unverständliche Worte sagend, die Hände demüthig auf sein Herz. Die Gebärde war deutlich genug — Eduard verstand sie. Er hatte einen starken Freund in dieser Wildniß gewonnen.

Der Gerettete würde ihm zum Führer, er leitete den Europäer auf Pfade, die dieser niemals gefunden hätte. Eduard hatte sich in seinem Herumschweifen, statt näher zu kommen, bedeutend weiter von den Ansiedelungen entfernt. Ohne diesen

Digitized by Google

Zufall hätte seine Lage, so romantisch diese auch war, dennoch sehr gefährlich für ihn werden können. Der Wilde stützte ihn mit starker Hand, wenn sein Fuß strauchelte; wenn er so müde war, daß er nicht mehr gehen konnte, so trug ihn der Natursohn auf seinem Rücken. — Unaufhaltsam ging der Weg rasch weiter. Der Wilde fand Zeichen, um seinen rechten Pfad zu erkennen, die auch das schärfste europäische Auge nicht wahrgenommen hätte.

Gegen Abend erreichten sie den Wigwam des Indianers; sie fanden daselbst eine braune Frau, einen Knaben und ein fünfzehnjähriges Mädchen von derselben Farbe, die Familie des Wilden.

Eduard, von der Müdigkeit durch die schnelle Wanderung bezwungen, mußte die Einladung seines Wirthes annehmen. Man beeiferte sich, ihm seinen Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Nachdem man ihm gedörrtes Bärenfleisch zum Nachtimbiß aufgewartet, und er, vom Hunger bezwungen, diese Kost recht schmackhaft gefunden hatte, bereiteten sie ihm ein Lager von weichen Fellen, um seine müden Glieder darauf auszuruhen. Die Nacht sank hernieder; bald lagen seine Wirthe in tiefen Schlaf versenkt. Nur Eduard, trotz seiner Müdigkeit, konnte nicht schlafen. Er mußte lächeln über sein Abenteuer. Seine jetzige Lage — er, der feingebildete Europäer, lag jetzt auf Thierhäuten ausgestreckt, in der Hütte eines Wilden der amerikanischen Urwälder. Hätte er vor drei Jahren sich dieses träumen lassen, als er, von Amanda's Liebeskuß beseligt, noch seine Hoffnung und seine Zukunft sich ganz anders ausmalte?

Eine stille Wehmuth umfing seine Seele. Menschliche Hoffnungen, menschliche Wünsche, menschliches Glück! was seyd ihr anders als ein Spiel, als Schattenbilder, welche flüchtig vorüberziehen und keine Spur ihres Daseyns zurücklassen. Des Ruhmes Glanz — er verschwindet; des Helden Lorbeeren — sie verwelken. Alle Größen, welche die Erde bietet, sie sinken ein Mal in Trümmer. Augustus verlor seine Legionen, Crösus seine Schätze, die Söhne des Perikles sanken zu türkischen Idioten herab, die des Romulus zu pfälsischen Sklaven, auf den Trümmern von Palmyra weiden arabische Ziegen, und von dem meerbeherrschenden Karthago entdeckt kaum mehr das scharfe Auge des Forschers eine Spur; das hundertthorige Theben ist ein Mumienbehälter, und die Asche des Giganten unsers Jahrhunderts wurde zum kleinlichen Theaterspiel eines Ministers; alle Tempel stürzen ein, alle Säulen brechen, alle Glorie, von Menschengeist, von Menschenhänden hervorgebracht, schwindet; nichts bleibt von Allem, als ein weites Grab und die Moderspuren der Vernichtung; und wenn die Nachkommen diese Gräber öffnen, diese Gräber des Ruhmes, der Gewalt, des Reichthums, der Schönheit, des Glanzes, und wie alle diese Räder heißen, die auch den besten Menschen sein ganzes Leben hindurch spornen und treiben, so nehmen sie die dürren Ueberreste, die nackten Gebeine, umhüllen sie mit kostbaren Dingen, läuten mit goldenen Schellen, spielen und trösten sich damit, tragen sie als Amulete, hängen sie als Votivtafeln in ihren neuerbauten Tempeln auf, singen und jubiliren und sagen: das ist der Nachruhm.!

(Fortsetzung folgt.)

Die Malteser.

(Frei bearbeitet nach dem Englischen von Friedr. Wetzel.)

In dem Gemälde der merkantilischen Welt bildet ohnstreitig das mittelländische Meer einen der seltsamsten und schönsten Züge. Aus der Geschichte dieses Meeres wird man ersehen, in welcher melancholischen Folge Nationen und Reiche sich erhoben haben, verblüht und verwelkt sind, und wenn die prächtigen architektonischen Ruinen dieser verschwundenen Staaten traurig dem Reisenden eine politische Moral darbieten, so ist es keine andere, als wie er sie auf den gewöhnlichen Leichensteinen ländlicher Friedhöfe findet:

Was ich jetzt bin, wirst du einst auch seyn,
Bereite dich, mir zu folgen!

Indem wir jedoch die Wahrheit der Lehre, welche uns die Geschichte und die Erfahrung darbieten, völlig erkennen, indem wir zugeben, daß kein Mensch bestimmen kann, welche von den Mächten des mittelländischen Meeres am nächsten verfallen, oder welcher Theil sich am frühesten im Glanz erheben wird, so würde man doch, sollte man eine Lage angeben, die trotz des Verhängnisses oder Glücks, der Spaltungen oder Feindseligkeiten immer der Kern des Handels gewesen ist und immer seyn muß, finden, daß im mittelländischen Meere die kleine Insel Malta dieser Punkt am wahrscheinlichsten seyn möchte, und da die politische Wichtigkeit ihres Besitzes jetzt allgemein anerkannt ist, so wird es nicht ohne Interesse seyn, eine kurze Darstellung von den kleinen Begebenheiten zu überliefern, durch welche nach und nach dieses wichtige Arsenal und Festung der englischen Flagge anheim fiel.

Zu jenen Zeiten der Schifffahrt, als man noch nicht wagte, sich weit von dem Ufer zu entfernen, da man ängstlich strebte, Gefahren zu umgehen, denen wir jetzt kühn die Spitze bieten, zu jenen Zeiten konnte eine kleine nackte Insel, kaum zwanzig Meilen lang und zwölf Meilen breit, von wenig Nutzen oder Wichtigkeit seyn. An der nördlichen Küste befand sich zwar eine schmale Landzunge, ohngefähr eine Meile lang und einige hundert Yards breit, an deren beiden Seiten sich mehrere Buchten verbanden, die jetzt zwei der prächtigsten Häfen der Welt ausmachen, allein zu den Zeiten, von denen ich spreche, war diese große Außenlinie den Schiffern eine Hieroglyphe, die sie nicht zu entziffern vermochten. Gewöhnt, ihre lilliputanischen Schiffe und Flotten in kleine Baien und Buchten zu verbergen, verstanden oder wußten sie die Wichtigkeit dieser ungeheueren Schlupfwinkel nicht zu schätzen, noch bewunderten sie die große Tiefe des Wassers, die solche enthielten, und da in der früheren Kriegskunst, wo man sich noch der Wurfspieße, Pfeile und Steine bediente, sich gegenseitig mit heißem Sand verbrannte, der Vortheil, den eine solche Position gegen unsere Kugeln und Bomben bietet, unberücksichtigt blieb, so würde man eben so wenig die Wichtigkeit eines so großen Hafens eingesehen haben. Daß Malta keinen großen Ruf haben konnte, beweis't das Faktum, daß die Gelehrten sich noch jetzt darüber streiten, ob St. Paul an dieser kleinen Insel oder an Melita im adriatischen Meere Schiffbruch litt. Hätte eine dieser beiden Inseln damals in Ansehen gestanden, so würde dieser Schiffbruch jetzt nicht mehr bestritten.

Als die Schifffahrer kühner wurden und man die Schiffe

Digitized by Google

größer baute, so brauchte man mehr Wasser-Tiefe und mehr Lebensmittel. Malta fiel in die Hände mehrerer Besitzer. Als Karl V. Sicilien und Neapel eroberte, bot er Malta jenen tapfern Kriegern der Christenheit, den tapfern Feinden der Türken und Korsaren, den Rittern von St. John von Jerusalem an. Diese sonderbaren Männer, die sich durch ihr Gelübde des Heldenmuths und des Cölibats auszeichneten, waren so eben nach tapferem Widerstand von einer Armee von 300,000 Sarazenen, die sie unter Solimann II. von der Insel Rhodus, die ihr Orden 210 Jahre inne hatte, vertrieben, überwältigt und geschlagen worden.

Beseelt durch das edelste Blut Europa's, welches in ihren Adern floß, dürstend nach Rache, doch obdachlos und verlassen, würden diese braven und enthusiastischen Männer jeden Flecken, wo sie sich niederlassen konnten, bereitwillig angenommen haben. Malta war aber zu dieser Zeit noch so unbedeutend, seine Oberfläche war nämlich so rauh und unfruchtbar, so brennend die Felsen, daß die Ritter, nachdem sie die Insel genau besehen hatten, an Karl V. einen Bericht machten, den man jederzeit als ein rührendes Document betrachten muß; denn, obgleich die Malteser zu ihren Zeiten gewiß als die Bravsten der Braven galten, obgleich sie durch den ritterlichen Eid, der sie verband, geschworen, „niemals die Zahl ihrer Feinde zu zählen", so war es nach der festen stolzen Stellung, die sie auf Rhodus gehabt, das harte Schicksal und die Noth allein, die sie zwang, eine Zuflucht auf einem Felsen zu suchen, wo sie kaum Erde genug fanden, ihre Standarte aufzupflanzen. Man hat die Ehre „eine leere Wasserblase" genannt, ihre Farben sind jedoch in Aller Augen so schön, daß sie uns reizen und ermuthigen, mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die zu überwinden uns so leicht nichts Anderes veranlassen könnte. Dies war der Fall bei den Maltesern, als sie sahen, daß ihnen keine andere Wahl blieb, als den trockenen brennenden Felsen zu ihrem Aufenthalt zu nehmen, und im Angesicht ihrer barbarischen Feinde landeten diese Löwen des Kreuzes und etablirten sich in ihrer neuen Höhle.

Wenn Menschen einmal den festen Entschluß gefaßt haben, dem Unglück die Stirne zu bieten, so erheitert sich die Scene. Die Furcht vor der Gefahr tritt in den Hintergrund; Schwierigkeiten aller Art werden nur durch den nebelartigen Raum vergrößert, der sie von uns trennt. Die Ritter hatten sich nicht so bald auf Malta niedergelassen, so sahen sie auch alle Vortheile ein, die ihnen ihr neuer Aufenthalt bot.

Die ganze Insel war ein Felsen von Quadersteinen, die man mit besonderer Leichtigkeit bearbeiten konnte. Materialien, um Paläste und Häuser zu bauen, wie sie der Würde des Ordens angemessen, waren überall an dem Ort vorhanden, und es ward überdem augenscheinlich, daß, wenn sie den Felsen nach den Regeln militärischer Wissenschaft blos ausbrechen würden, sie nicht nur Materialien zum Bauen erhalten, sondern daß auch der Festungsgraben mehr Tiefe gewinne, je mehr sie den Fels für ihre Stadt aushöhlten. Durch diese Ueberzeugung ermuthigt, machten sich die Ritter emsig an die Arbeit. Oft ward die entstehende Festung von ihren barbarischen Feinden angegriffen, oft wurden die halb erhobenen Mauern durch das Blut der Christen und Türken verkittet; bevor jedoch der Orden die Insel ein Jahrhundert im Besitz hatte, gewann sie schon damals das erstaunliche Ansehen, welches sie uns jetzt darbietet; ein Bild und ein Beispiel, um der Welt zu beweisen, was Muth, Festigkeit und Ausdauer vermögen.

Die schmale Zunge nackten Felsens, welche auf der Nordseite der Insel die beiden Häfen trennt, ward auf allen Seiten von der See aus unzugänglich gemacht, und auf der einzigen, wo man zu Lande dahin gelangen konnte, errichtete man Halbmonde, Ravelins, Basteien, eine über die andere, und von so riesenmäßiger Größe, daß der Wall auf seiner Escarpe (steilen Seite) 130 bis 150 Fuß Höhe erhielt, also beinahe fünfmal so hoch als bei einer gewöhnlichen Festung. Auf dieser so befestigten engen Zunge Land baute man die Stadt Valetta, mit einem Pallast für den Großmeister und fast eben so prächtigen Schlössern für die Ritter; jetzt ist sie eine der schönsten Städte in der Welt. Auf jedem hervorstehenden Punkt der verschiedenen Buchten in den beiden großen Häfen, welche die Stadt Valetta von einander trennte, erbauten man Forts, die einander flankirten, und von denen man den Hafen nach allen Seiten bestreichen konnte. Gelangt ein Schiff, nachdem es vom heftigen Winde hin- und hergeworfen, nach vielen Anstrengungen endlich in den großen Hafen von Malta, so bietet die plötzliche Ruhe, die Stille, welche auf dieser tiefen unbewegten Oberfläche herrscht, dem Fremden einen höchst überraschenden Contrast mit den unzähligen Kanonen, die er nach allen Richtungen in den übereinander gebauten Batterien erblickt. Furchtbar scheinen sie ihm zu bedeuten, daß er sich in dem Bereich des Todes befindet, in einem Schlachthause, aus dem kein Entkommen ist, und sollte er sich die geringste Beleidigung erlauben, so würde die um ihn herrschende Stille, nachdem er der Wuth der Elemente entgangen, die Ruhe des Grabes für ihn.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

In öffentlichen Blättern wird jetzt auf die Nothwendigkeit zu Begründung von Vereinen der Einfachheit in der Kleidung und Lebensweise aufmerksam gemacht. Verlorne Mühe, so lang Mittelstand und untere Klassen von der Narrheit besessen sind, die Modethorheiten der höheren nachzuäffen! Ein tüchtiges „Narrenausschneiden" des deutschen Philisterthums wäre besser!

(Schnelles Fahren in Rußland.) Die Wegstrecke von Petersburg nach Moskau beträgt 204 Stunden, die der Kaiser in 36 Stunden, indem er sich hierzu der Kronbauern bedient, zurück legt. In 42 Stunden hat sie Einsender dieses, ebenfalls mit Kronbauern fahrend, auch einigemal gefahren, und käme also dieses Transportmittel unseren Locomotiven an Schnelligkeit gleich. Die Schnelltraber in Petersburg aber, die zu Wettfahrten gebraucht werden, leisten noch weit Erstaunlicheres. Ein solches Pferd, vor einem kleinen, leicht gebauten einsitzigen Schlitten, dessen Kasten von dünnem Bleche gemacht ist, angespannt, durchläuft die Bahnstrecke auf dem Newa-Eise von 1 Werst, oder 18 Minuten, in reinem Trabe in nur 2 Minuten. Zwei Kosaken zu Pferde reiten nebenher, und obgleich sie pleine carrière einlegen, sind sie kaum im Stande, mit fort zu kommen, so holen diese Schnelltraber aus, und

Digitized by Google

schießen, mit dem Bauche beinahe die Erde bestreifend, wie ein abfliegender Pfeil dahin. W..m..tin.

Der Maler Isenring, fortwährend in München sich aufhaltend, zeigt in der „Allg. Ztg." an, daß es ihm gelungen, durch ein neu entdecktes Verfahren die Daguerre'schen Lichtbilder ganz der Natur getreu mit aller Farbenpracht zu schmücken, so daß dieselben den vollendetsten Gemälden gleichen.

Die Herren Escher v. d. Linth, Girard und Desor haben das Schreckhorn bestiegen. Die bisher unmöglich geglaubte Besteigung dieses Gletschers beruhte also mehr auf einem Schrecken wegen des Namens als der Gefährlichkeit des Berges. Die Fernsicht auf dem Schreckhorn soll noch interessanter seyn als die auf der Jungfrau.

Literatur.

Daß wir seit etwa einem Dezennium in eine neue Periode weltgeschichtlicher Entwickelung eingetreten sind, gibt man jetzt ziemlich allgemein zu, so wie auch, daß sich der Geist der neuen Zeit in allen Sphären menschlicher Freithätigkeit bereits manifestire. Noch stehen wir aber zu sehr im Flusse des Werdens, sind selbst in die Bewegung der Zeit zu sehr hineingezogen, als daß ein allseitiges klares Bewußtseyn des Geistes über sich selbst möglich wäre. Andererseits ist es aber auch nicht zu verkennen, daß man allmählig sich aus dem Gewirre privater Meinungen und Ansichten, wie sie der Tag bringt und nimmt, zu einer gewissen Selbstorientirung zu erheben und schon mit einem umfassenderen, objectiveren Blick dem Gange der Dinge zuzusehen beginnt. So sehen wir einen schätzbaren Beitrag zu dem theoretischen Selbstverständniß der neuen Zeit über die Richtung, welche die redenden Künste in Deutschland genommen haben, in den „Vorlesungen über die moderne Literatur der Deutschen, von Dr. A. Jung" (Danzig 1842). Der geistreiche Verfasser findet das Wesen des „Modernen" in der jungen Literatur, welches er als eine Art Coincidenz der dreifachen vorangegangenen Richtung, — der philosophischen, klassischen und romantischen, ansieht, dem Inhalt nach in der Unabhängigkeit des Individuums, seiner Freiheit und in der Verbindung des freien Individuums mit andern Freien, — dem Socialen. Als Form bezeichnet er dem Inhalt entsprechend einerseits das Elegante, andererseits das Populäre. Mit gewandter Feder läßt er sich sodann über die Ausgangspunkte des modernen Geistes aus, die ihm außer den bezeichneten Richtungen früherer Kunst, so wie der Entwickelung des menschheitlichen Bewußtseyns im Allgemeinen, wesentlich in den Namen Byron und George Sand, besonders aber Hegel gelegen zu seyn erscheinen. Als Vermittler des Göthe'schen Zeitalters mit dem gegenwärtigen bezeichnet er Varnhagen, Rahel, Immermann, Bettina, Sternberg und Menzel. Die Begründung aber der jungen Literatur knüpft sich nach ihm an Börne und Heine und hat ihre wichtigsten Vertreter in Laube, Mundt, Kühne, Wienbarg, vor Allem aber in Gutzkow, in dessen literarischer Thätigkeit er drei Perioden unterscheidet. Seine höchste Vollendung, seine Glorie feiert der moderne Geist in Seatsfelt. Er ist ihm der moderne Dichter par excellence, der Shakespeare der Jetztzeit. — Indem wir genanntes Schriftchen als vorzüglich geeignet bezeichnen, um sich mit dem Geiste und der Entwickelung der neuesten Literatur unseres Vaterlandes vertraut zu machen und es als einen wesentlichen Vorzug desselben rühmen, daß es seinen Stoff nicht mit schulmeisterlicher Gelehrsamkeit, sondern selbst in moderner Weise, mit populär-philosophischer Eleganz behandelt, möchten wir nur eine etwas übergroße Vorliebe für das Charakteristische des literarischen Zeitgeistes tadeln. Denn, alle hervorgehobenen Vorzüge desselben auch zugegeben, so kann doch nicht in Abrede gestellt werden, daß unsere modernen Literaturkryphäen in dem weltlich-cavalieren Getriebe, in der irdisch-glatten Conception der Dinge, in der burschikos-genialen Negligee-Philosophie einen selbstgefälligen, gecken Aristokratismus zur Schau tragen, der der sonstigen Charaktertiefe deutscher Männlichkeit wenig anstehe, daß sie auf den Quergügen auf der Oberfläche menschlich-irdischen Daseyns nur zu sehr den Kern des endlichen Lebens, das Ueberweltliche und Ueberirdische in demselben vergessen oder es geradezu läugnen und höhnen. Dieses aber ist — der heilige Ernst der Idee. Göthe's Votum über die Heine'sche Poesie war bekanntlich das Wort des Apostels: „Wenn ich die Sprachen der Menschen und Engel redete, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle." Ein Gleiches fällt Einem unwillkührlich bei einem guten Theil der Erzeugnisse der modernen Literatur ein. H. D.

Korrespondenz.

Mainz, 18. August.

Hr. Obergerichtsrath Metz, der ehemalige Bürgermeister der Stadt Mainz, hat die auf ihn gefallene Gemeinderaths-Wahl abgelehnt und ist der Buchdruckereibesitzer und Verleger des Wochenblatts, Hr. Heinr. Jos. Prikarts, statt seiner eingerückt. Hr. Prikarts hat als Mitglied der Gutenbergskommission, als Vorstandsmitglied der Kleinkinder-Bewahranstalt und bei der hiesigen Section des Gewerbvereins mehrfach bewiesen, daß die städtischen Angelegenheiten an ihm einen thätigen Beförderer finden und man erwartet von ihm und den übrigen neu ernannten Mitgliedern des nächstens zusammen tretenden Gemeinderaths, daß sie nunmehr diejenigen ihrer Kollegen, die schon längere Zeit in dieser Versammlung sitzen, in ihren Bestrebungen zu Beseitigung der in der städtischen Verwaltung noch bestehenden Mängel eifrig unterstützen und, wo es nöthig seyn sollte, die Initiative ergreifen werden.

Logogryph.

In finstere Wolken gehüllt, wie Zeus auf nie wankendem Throne,
Schicken die, so ich dir nenn', oft ihre Pfeile herab!
Den Schützen und Pfeilen sey Preis, sind letz're von Wahrheit geschärfte;
Spott sey den Schützen, wenn Neid ihnen die Pfeile gestählt.
Wird's erste der Zeichene utfernt, steht irdischer Könige höchsten,
Denn, wie erhaben sein Thron, bietet kein and'rer sich dar;
Noch hat er viel Königen vor, daß niemals ihn Schmeichler umgeben,
Denn er ist Feldherr im Krieg, Rath und Minister sey selbst.
Heppenheim. J. A. Kunkel.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 228.

Nabel — Adel.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 21. August. (Zum Erstenmale wiederholt): Marie, oder: Die Regiments-Tochter, komische Oper in 2 Abtheil., Musik von Donizetti.

Montag, 22. August. (Zum Vortheil des Hrn. Carl Schneider und zum Erstenmale): Die Memoiren des Teufels, Lustspiel in 3 Abth., nach Arago und Bermond, von B. A. Herrmann.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 231. Montag, den 22. August 1842.

Das Hermanns-Denkmal.

(Aus dem „Musenalmanach für 1843. Mit Beiträgen von 150 deutschen Dichtern. Herausgegeben von Friedrich Steinmann." *)

Oben auf dem Teut erbauen
Will ein Künstler Mal und Zeichen;
Weit soll's in die Lande schauen
Aus den Teutoburger Eichen,
Und soll allem Volke weisen:
Eins ist Deutschland und sein Eisen,

Das der Held mit starken Händen
Hoch empor zum Himmel recket,
Daß es rings nach allen Enden
Seine Wucht und Spitze strecket,
Daß es leuchte, daß es flamme,
Eins und einig jedem Stamme.

Und die Fasces und die Aare
Roma's trieb der Held zu Staube,
Naht der Feind sich dem Altare,
Gierig stets nach neuem Raube:
Dann erschallt die Donnerstimme,
Und der Leu steht auf im Grimme.

Weithin rasselt's von dem Schilde,
Fähnlein sammeln sich und Wappen,
Decken Blachfeld und Gefilde,
Heer zu Fuß und Heer zu Rappen;
Eins ist Deutschland, seine Speere,
Seine Gauen, seine Heere.

Sieh' denn auf, ein mächtig Zeichen
Aus vereinter deutscher Spende,
Die rings alle Gauen reichen,
Daß der Künstler es vollende:
Eine Leuchte, eine Flamme,
Eins und einig jedem Stamme!

Salzuffeln. Rudolf Brandes.

*) Erscheint im September.

Lebenswege.

Erzählung von R. Brandes.

(Fortsetzung.)

Die erwähnten waren ungefähr die Betrachtungen, welche Eduard auf dem Lager des Wilden anstellte. In dieser Hütte, aus Baumzweigen geflochten, lagen Menschen um ihn her in jener natürlichen Rohheit, in jenem einfachen Zustande, wie die Natur den Menschen geschaffen; aber in ihnen lagen eben so alle Keime zu jenen eingebildeten und wirklichen Größen, welche, durch die Kultur hervorgebracht, zur Erhebung und zum Falle bringen.

Der Mond schimmerte durch die Blätter, welche das Dach der Hütte bildeten; eine tiefe Stille herrschte; plötzlich hörte er ein Geraschel von außen, wie von brechenden Baumzweigen; durch die Oeffnung glänzten die funkelnden Augen irgend eines Thieres. Die heißen Athemzüge desselben ließen sich vernehmen. Der Wilde, an derartige Besuche gewöhnt, erwachte, erhob sich mit halbem Leibe vom Lager, und griff nach einem neben ihm stehenden Beile. Doch bald entfloh das Thier, und Eduard versank in einen tiefen Schlaf.

Am andern Morgen führte ihn sein Wirth, nachdem sie sich mit Lebensmitteln versehen, weiter.

Eduard deutete mit der Hand nach Süden, und der Wilde, obschon selbst keine Spur von europäischen Niederlassungen wissend, verstand ihn doch genau, und der Weiße hatte zu diesem Natursohn das Vertrauen, daß er ihn zum Ziele führen würde.

Doch der Tag neigte sich bald zu Ende, und immer noch hatten sie nichts als Wildniß gesehen, kein Zeichen von Menschen. Sie hatten oft geruht, dann waren sie hoffnungsvoll weiter geschritten, das Ziel, nämlich Wohnungen civilisirter Menschen, zu erreichen.

Die Sonne vergoldete schon die Gipfel der Bäume, der Abendwind rauschte in den Blättern, der Führer Eduard's schritt stumm und schweigend neben ihm her, kein Laut entschlüpfte seinen Lippen, aber seine Augen spähten, seine Ohren lauschten. Plötzlich blieb er stehen, unbeweglich, wie eine Statue; dann legte er sich mit einem Ohr gegen die Erde, sprang rasch wieder auf, deutete mit fröhlichem Gesichte nach einer Gegend hin, deren Richtung er schnell einschlug. Eduard wußte nicht recht, was dieses zu bedeuten habe, und folgte ihm — doch bald sah er in der Ferne Rauch aufsteigen, bald lichtete sich der Wald. Eine Reihe von Hütten lag vor ihm. Der

Digitized by Google

Ton eines Glöckleins schallte ihm entgegen, und das Ziel seiner Wanderung war erreicht.

Es war ein Dorf von deutschen Ansiedlern. Die Hütten standen in einer Reihe. In der Mitte eine größere; es war die Kirche der Gemeinde, deren Glöckchen zur Abendruhe läutete.

Die Nacht war schon hereingebrochen, als Eduard mit seinem Begleiter ankam; die meisten Hütten waren geschlossen, die Bewohner schliefen schon. Nur in einer brannte Licht. Er klopfte an die Thür, eine bejahrte Frau öffnete; er verlangte den Hausherrn zu sehen. Die Dienerin war bereit, seinem Wunsche zu willfahren. Bevor er sich zu ihm führen ließ, nahm sein Begleiter stummen, aber rührenden Abschied von ihm, die einfache, ungekünstelte Dankbarkeit des Wilden war gränzenlos. Er wußte seinen Gast jetzt sicher, überreichte ihm noch seine Pfeife aus Thon, als Zeichen eines ewigen Bundes, und verschwand bald im Dunkel des Waldes.

Eduard trat in die Stube. Ein Greis saß an einem rauhgezimmerten Tische, und neben ihm ein junges Mädchen, welches ihm aus einem großen Buche vorlas. Eine Lampe brannte und erhellte spärlich das Gemach. Der Greis erhob sich und bewillkommte den Fremdling, und als Beide sich näher betrachteten, erkannten sie sich als alte Bekannte. Es war der Priestergreis vom Schiffe, und das junge Mädchen war seine Tochter, die er damals schon gesehen und bewundert hatte. Hier hatten diese einfachen Menschen den Zufluchtsort gefunden, den sie mit so vieler Mühe gesucht hatten. Hier hatte sich eine deutsche Gemeinde gebildet; in der Tiefe der amerikanischen Urwälder erklangen deutsche Laute, herrschten deutsche Sitten und Gebräuche.

Die ganze Gemeinde hatte ein großes Stück Land gekauft, und dasselbe mit vieler Arbeit zum Theil urbar gemacht. Mit wie vieler Mühe sie zu kämpfen hatten, läßt sich nicht beschreiben.

Jetzt aber, nach Verlauf von einigen Jahren, waren große Wälderstrecken ausgehauen und blühende Felder erstreckten sich weit umher; deutscher Fleiß zeigte sich hier in seinem größten Glanze.

Eduard verlebte hier glückliche Tage, Tage der Ruhe und Zufriedenheit. Ein neues Leben, neue Hoffnungen, neue Wünsche erfüllten wieder seine Brust. Ueber ihm wölbte sich ein heiterer Himmel; Tugend und Unschuld begleiteten seine Schritte; des Lebens frischer Muth und Kraft durchströmte seine Adern. Was wollte er mehr? Und in einem Bilde des reinsten Glückes erschien ihm des Geistlichen Tochter Elisa. Der Heiligenschein der frömmsten Unschuld leuchtete auf ihrem Angesichte, und doch erröthete sie, so oft sie Eduarden erblickte. Die schlafenden Gefühle in der Brust der Jungfrau waren dem Erwachen nahe; die Rose ihres Herzens begann sich zu entfalten; das süßeste Glück, der Wehmuth Schmerz, der Liebe Lust und Weh umfing mit zauberischem Schleier die Gedanken des Mädchens, ohne daß es eine Ahnung davon hatte. So saß sie oft einsam im Schatten des nahen Waldes, und ihr Haupt neigte sich in Gedanken vertieft auf die Brust herab; die kleine Hand preßte sich auf das klopfende Herz, die schönen Augen umdunkelten sich mit Thränen, sie weinte und lächelte wieder, sie wußte nicht warum. Wie schön ist die Jungfrau in der reinen Unschuld ihrer ersten Liebe. Wenn die Gedanken fern von aller Sünde, die Seele nur süß schwärmt und träumt, und die Hoffnung ihr erblüht wie ein grüner schöner Baum, und die Zukunft sich ihr eröffnet voller Sonnenglanz und Licht; wo nicht die kleinste Wolke von Schuld und Bösem ihre trüben Schatten wirft, sondern wo ihr ganzes Daseyn rein, fromm und gut ist: wie schön ist dann die Jungfrau!

Als einst das Mädchen wieder einsam war, begegnete ihr Eduard. Er fand sein Glück. Der Mann und das junge Mädchen verstanden sich. Als die Abendglocke vom Dorfe her erschallte, ruhte sie beseligt an seiner Brust, küßte er ihr die reine Stirne und dann die unentweihten rosigen Lippen, und als sie nach Hause kamen, trat Eduard zu dem Greise, das Mädchen an der Hand führend, und sprach: „Vater, ich liebe Deine Tochter und sie liebt mich; gieb sie mir zum Weibe, dann werden wir beide glücklich seyn und auch Du.“ Dies war gesprochen nach einfacher patriarchischer Sitte, wie es in jenem Lande, in jenem einsamen stillen Walddörfchen sich schickte, und wie des Mannes Herz ihm eingab.

Der Greis sah Beide eine Weile aufmerksam an, und als des Mädchens Wangen glühend und freudig erröthelen, als des Mannes Augen hoffnungsvoll und muthig strahlten, da legte er ihre Hände ineinander und sagte:

„Was ich schon lange hoffte, was ich wünschte, der Herr hat es in Erfüllung gehen lassen, und sein heiliger Segen möge Euch begleiten überall, wo Ihr wandelt. Du bist gekommen zu uns als Fremling, aber Dein Eingang war Segen und Heil, Dein Wandel fromm und recht; darum gebe ich Dir mein Kind, den kostbarsten Schatz, den ich besitze. Du wirst es glücklich machen, und nicht wollen, daß mein Haupt traurig zur Grube fahre.“

Eduard reichte dem Greise die Hand. In diesem Handschlag lagen alle heiligen Versprechungen eines deutschen Mannes; „und weil,“ fuhr der Greis fort, „wir aus einem Volke, weil ein deutsches Vaterland unsere Wiege war, und weil wir hierher gekommen sind, um ein neues Vaterland hier zu gründen, so soll unser, unserer Kinder und Enkel Streben seyn, daß deutsche Treue, deutsche Redlichkeit, deutsche Kraft hier bestehe und gedeihe in ihrer uranfänglichen Reinheit und Einfalt von jetzt an bis in ferne Zukunft, und daß alle Sünden und Laster, die das alte, uns ewig theure Vaterland betrüben und verwirren, die der Selbstsucht, der Eitelkeit, des Neides und wie sie alle heißen, fern bleiben aus unserer Gemeinde, darüber wollen wir wachen und sorgen mit vereinten Kräften, und der Herr wird seinen Schutz und seine Hülfe senden, damit sie blühe und fortbestehe Ihm zum Ruhme und zum Heile. Gott allein nur gebührt die Ehre!“

Der Greis stand hoch aufgerichtet, begeistert strahlte sein ehrwürdiges Angesicht. Seine beiden Söhne waren in das Gemach getreten und hatten ernst und still, mit abgezogenen Hüten, zugehört; das Mädchen lehnte vertrauungsvoll am Herzen des Geliebten, und der Schimmer der untergehenden Sonne beleuchtete diese würdige Scene. Man sah es Allen an, das Wort des Greises klang in Aller Herzen wieder. Nie beschien die Sonne edlere und bessere Menschen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Malteser.

(Frei bearbeitet nach dem Englischen von Friedr. Wepel.)

(Schluß.)

Von dieser so befestigten Stadt und Hafen Valetta, dieser stolzen Feste der Christenheit, machten die Malteser eine Zeit lang Ausfälle und setzten ihre Feindseligkeiten gegen die Türken und Korsaren Algiers und Tripolis fort. Ich übergehe jedoch die glänzenden Siege, die sie erfochten, und die blutigen Verluste, die sie erlitten, um an das Ende meiner Geschichte zu eilen.

Gewiß ist, daß die Ritter die Leidenschaften und die Veranlassungen, welche dem Orden sein Daseyn gaben, überlebten, er verfiel aus Mangel an dieser Nahrung, die er so manches Jahrhundert durch die Sympathie, den Schutz und Beifall der sämmtlichen Christenheit erhalten. Kurz, als das menschliche Geschlecht in der Civilisation weiter vorrückte, verloren sich dessen heftige, wilde und intolerante Leidenschaften allmählig und die Wichtigkeit des Ordens mußte nothwendigerweise verwelken wie seine Brauchbarkeit. Sein Verfall geschah jedoch nicht zu früh — er hatte lange genug gelebt und gewirkt. Da der heilige oder vielmehr unheilige Krieg mit all' seinen unchristlichen Gefühlen schon lange aufgehört, so würde es eine große Inconsistenz gewesen seyn, wenn die großen Nationen Europa's eine allgemeine Neigung zum Frieden gezeigt, oder irgend einen Traktat mit den Turken abgeschlossen hätten, während sie zu gleicher Zeit einen Orden begünstigt, dessen Grundsätze die Vernichtung der Ungläubigen war.

Ihr Gelübde, in ledigem Stande zu bleiben, worauf der Orden früher so stolz war, beschleunigte in aufgeklärteren Zeiten den Verfall seines Ansehens; man fand es lächerlich — es wurde verletzt — der heilige Eid wurde gebrochen. Mit einem Wort, der Orden St. Johns von Jerusalem paßte nicht mehr für das Zeitalter, und Burk hat bereits gesagt — „The age of chivalry has fled!" (Die Zeiten der Ritterschaft sind vorüber.)

Im Jahr 1798 unterzeichnete dieser Orden, nachdem er beinahe 708 Jahre bestanden hatte, sein eignes Todesurtheil, und starb im Angesicht Europa's eines schimpflichen Todes — „selo de se." Den 9. Juni d. Jahres griffen die Franzosen ihre Insel an, und obgleich, wie Napoleon ganz richtig bemerkte, man nur die Thore zu schließen brauchte, um ihn abzuhalten, so ward Valetta doch übergeben durch Verrätherei. Diese Schändlichkeit wird man sich am besten aus folgendem Auszug der Erklärung einiger Malteser Deputirten erklären:

— „Es wird Jedermann bekannt seyn, daß der Angriff auf Malta in Paris entworfen und den angesehensten Rittern des Ordens auf Malta mitgetheilt ward. In Ziffern geschriebene Briefe gingen unaufhörlich hin und her, ohne daß es den sonst so vorsichtigen alten Großmeister Hompesch beunruhigte." —

Sobald die Franzosen die Stadt-Häfen und uneinnehmbaren Festungswerke Valetta's im Besitz hatten, begannen sie an den öffentlichen Gebäuden jeden Gegenstand, welcher an den hohen Adel und die glänzenden Thaten, die hier verrichtet wurden, erinnerte, zu verstümmeln. Die Wappen des Ordens, so wie die der vornehmsten Ritter, wurden an dem Pallast und den stattlichsten Gebäuden vernichtet. Die Ritter, welche ihren eigenen Ruhm befleckt und ein unauslöschliches Schandmal auf ihre Schilde gebracht, durften sich nur wenig beklagen, daß man das Bildniß ihres Ruhms so beschimpfte, sie trugen ja selbst die größte Schuld.

Da der Orden St. Johns von Jerusalem jetzt verfallen war, so wurden seine Insignien dem Winde preisgegeben. Diejenigen Ritter, welche nicht im Interesse Frankreichs handelten, mußten in drei Tagen die Insel verlassen, und der Großmeister Hompesch begnügte sich mit einem schimpflichen Gehalt. Denen, welche die Franzosen begünstigt hatten, wurde gestattet, zu bleiben; da sie aber der Wuth des Volkes ausgesetzt waren, und ihre falschen Freunde sie nicht beschützten, so flohen manche, andere kamen aus Mangel um, alle aber waren gehaßt und verachtet.

Den 26. Sept. 1798 wurde die Insel von den Engländern blockirt, da aber die Festungswerke uneinnehmbar waren, so versuchte man die Uebergabe durch Hungersnoth zu erzwingen.

Zwei Jahre lang hielten die Franzosen muthig die schrecklichsten Leiden ihrer Einschließung aus, standhaft und willig unterwarfen sie sich jeder Entbehrung — ihr Vorrath an Wein, Fleisch und Brod, der in den kleinsten Rationen vertheilt ward, verminderte sich von einem Tag zum andern, bis zuletzt gar nichts mehr vorhanden war. Anstatt aber die Feste zu übergeben, lebten sie von dem Fleisch ihrer Pferde, Esel und Maulesel, und als auch diese verzehrt waren und ihre einzige Nahrung nur noch in Katzen und Ratten bestand, die in großer Anzahl in den Häusern und Gassen herumschwärmten, als durch die anhaltende Hungersnoth die Lampe ihres Lebens ganz zu verlöschen drohte, kurz, als sie, wie einer ihrer Monarchen einst so großartig sagte: „Alles, nur ihre Ehre nicht verloren hatten", dann erst übergaben diese Braven von unerschütterlichem Muth, unbeflecktem Ruhm, durch Hungersnoth wandelnden Gerippen ähnlich, den 4. Sept. 1800 den Platz.

Während des langwierigen Krieges, den Frankreich mit England führte, machte letzteres wohl nie eine bessere Operation, als, indem es sich Malta's bemächtigte. Selbst wenn die Insel noch in dem rohen Zustand gewesen wäre, wie sie den Rittern übergeben wurde, so wären doch für eine Seemacht wie England solche herrliche Häfen in dem mittelländischen Meere eine sehr werthvolle Eroberung gewesen. Schätzen wir aber nicht allein den schönen Umriß derselben, sondern erwägen die riesenartige und kostspielige Weise, mit welcher diese Stadt nicht allein uneinnehmbar befestigt worden, sondern daß sie auch mit Cisternen, unterirdischen Vorrathshäusern, bombenfesten Magazinen, prächtigen Kasernen und Palläſten versehen ist, so ist es sehr angenehm, der Kette der Begebenheiten nachzugehen, die eine so angemessene Verbindung zwischen zwei der stärksten Häfen in der Welt und einer der ersten Seemächte der Erde hervorgebracht haben.

Ausflüge an den Rhein und Main.

(Von Dr. Wilhelm Dieffenbach.)

Mainz.

An der großen Wasserstraße des Rheins, die einen beträchtlichen Theil Europa's mit dem Ocean und seinen Küstenländern verbindet, braucht man eben nicht lange zu verweilen, um mit Reisenden aus entfernten Weltgegenden in Berührung zu kommen und von ihnen interessante Mittheilungen aus dem Schatze

Digitized by Google

ihrer Erfahrungen und Beobachtungen zu erhalten. Heute war mir der Zufall in dieser Beziehung günstig, als ich mit einem Nordamerikaner aus New-York zusammen traf und mich mit ihm über die Zustände seines Vaterlandes zu unterhalten Gelegenheit hatte. Die Sklaverei in den südlichen Staaten ließ ich nicht unberührt, um des Amerikaners Meinung darüber zu vernehmen, die ich wohl für unparteiisch halten durfte, da bekanntlich die nördlichen Staaten dieses große gesellschaftliche Uebel nicht kennen. Er erfaßte die Frage gleich bei ihrer praktischen Seite und erklärte, daß die unbedingte Aufhebung der Sklaverei, wie die Abolitionisten wollten, eine Unmöglichkeit sey, da ein gesetzlicher Akt der Art nicht viel besser als ein gewaltsamer Umsturz der öffentlichen Ordnung zu betrachten seyn dürfte, indem dadurch die bisherigen Eigenthumsverhältnisse in ihren Grundfesten unterwühlt und an die Stelle des Wohlstandes und Reichthumes sofort Mangel und Armuth gesetzt werden würde. Es sey gar nichts Seltenes, fügte er hinzu, daß Grundeigenthümer mehrere hundert, ja bis zu achthundert, Sklaven besäßen, und daß sie für immer ruinirt seyn würden, wenn sie diesen, in Folge eines Machtspruchs der Gesetzgebung, die Freiheit schenken müßten, da man den Werth eines Sklaven im Durchschnitt auf 4 — 500 Dollars anschlagen könne. Und hiernach ließen sich leicht die mit der vorgeschlagenen Maßregel im Zusammenhange stehenden großen Vermögensverluste berechnen, für welche der Gesetzgeber keinen Ersatz bieten könne, am wenigsten aber auf dem Wege der Ablösung bei dem eigenthumlosen Sklaven, der nur seinen starken Arm besitze, um seines Herrn Felder zu bauen.

Diese Gründe des Amerikaners mögen allerdings von Gewicht seyn, und erwägt man noch, daß, den neu sten Zählungen zufolge, in den südlichen Staaten 2,487,213 Sklaven leben, so überblickt man die Schwierigkeit in ihrer ganzen Größe, welche sich dem die menschliche Freiheit achtenden Gesetzgeber in dieser Beziehung darbietet, wenn er es nur versuchen will, den gordischen Knoten der Sklaverei einer modernen christlichen Republik zu durchhauen. Die christliche Religion ist die der Freiheit und allgemeinsten Gesetzlichkeit, und doppelt empört muß sich der Menschenfreund fühlen, wo er ihren heiligsten Geboten öffentlich Hohn gesprochen sieht. Seitdem der berühmte Raynal seine philosophische und politische Geschichte der Niederlassungen der Europäer in den beiden Indien schrieb, mag sein Abscheu erregendes Gemälde von dem Zustande der Sklaven vielleicht Vieles von seinem brennenden Kolorit verloren haben; allein gleichwohl bleiben sie immer höchst unglückliche bemitleidenswerthe Menschen, die auf den schützenden Arm der gebildeten Menschheit ein ewiges Recht haben.

Korrespondenz.

Usingen, 16. August.

Kaum bin ich aus dem Strudel der Freuden erwacht, den mir das am 14. d. M. dahier stattgefundene Taunus-Sängerfest genießen ließ, so rechne ich es mir zur Pflicht, allen auswärtigen Sängern und Gesangfreunden, welche nicht unserem Feste beiwohnten, hiermit einen flüchtigen Ueberblick desselben zu geben. — Sonntag den 14. August, Nachmittags 2 Uhr bereitete sich der hiesige Gesangverein „Walther von der Vogelweide" zum Empfang der noch mitwirkenden drei Gesangvereine: von Oberursel, Wehrheim und Kuspach am Unterthor, von wo aus diese vereinigten vier Vereine unter Begleitung schönster Blechmusik an die Schule (das Local des Walther von der Vogelweide) zogen, um von da aus den Hauptzug nach dem 20 Minuten von der Stadt gelegenen Wäldchen „Taubenkröpfchen" zu beginnen, welcher um 3 Uhr seinen Anfang nahm. Alle Vereine mit ihren Fahnen, so wie jeder Mitwirkende mit der Auszeichnung eines rothen Atlasbandes über die Brust mit den Worten „Taunus-Sängerfest" versehen, bewegte sich der Zug von der Neustadt nach der Hauptstraße zu, wo der Festmarsch von Stunz: „Auf, ihr Brüder, laßt uns wallen, ꝛc." gesungen und mit Blechinstrumenten begleitet wurde. Die Menge der Menschen war hier unzählbar, doch durch frühzeitige Hülfsmittel war die Ordnung leicht zu erhalten. Der Zug ging nun immer mehr seinem Bestimmungsorte zu, wo man schon Alles aufgeboten hatte, daß die Einrichtung eine tadellose sey und wirklich hatte auch das löbl. Festcomité von allen Seiten nur Frohsinn und brüderliche Einigkeit zu vernehmen, welche noch durch frohen Gesang vermehrt wurden. Ja, ein wirklich schönes brüderliches Fest feierten wir hier! Für Alles war bestens gesorgt; die Schuljugend übte sich an Kletterbäumen, welche mit den schönsten Gaben geschmückt waren. Der reifere Jüngling suchte sein Vergnügen auf den vier großen Tanzböden, kurz, Jeder war vergnügt. Dem Festcomité gebühret für seine zweckmäßigen Anordnungen der beste Dank. — Zu schnell nur rückte die Nacht heran, welche uns unsere Sangesbrüder wieder entriß. Nach einem fröhlichen Abschiedsgruß, verbunden mit einem von Hrn. Direktor Ohlenmacher dargebrachten Toaste, schieden die Vereine unter dreimaligem Lebehoch und in der Hoffnung, auch im Jahre 1843 wieder ein Taunus-Sängerfest veranstalten zu können.

D * *

Anfrage.

Die jetzt zerfallene Burg Goldenfels bei Stromberg in Rheinpreußen vertheidigte bekanntlich 1793 der preuß. Lieutenant v. Gauvain mit 35 Füsilirn auf Befehl des Obersten Szekuly auf das hartnäckigste und heldenmüthigste gegen 600 Franzosen. Der Feind bot voll Achtung Pardon. Man erfuhr seinen Namen, nun riefen sie wüthend: „C'est un emigré, sabrez le B....." „Ich bin ein Deutscher" mit diesen Worten stürzte Gauvain wüthend auf den Feind und fiel als Held. Das Denkmal, welches ihm zu Ehren gesetzt wurde, haben aber die Franzosen bei ihrem Rückzuge von Mainz 1799 aus kleinlicher Rachsucht zerstört. — Einsender wünscht zu wissen, ob es wieder hergestellt ist. Wo nicht, so ist er bereit, zur Herstellung auch seinerseits einen Beitrag dazu zu geben.

Frankfurt a. M., im Aug. 1842. Ein hiesiger Bürger.

Zu der bereits angekündigten Versammlung aller Interessenten für den Bau eines Hauses auf dem Feldberg, welche Dienstag am 23. d. M., Abends 8 Uhr im Lokale der Gesellschaft z. Beförd. nützl. Künste ꝛc., stattfinden und wo über den seitherigen Fortgang des Unternehmens Bericht erstattet werden wird, ladet die ernannte Commission hiermit nochmals ergebenst ein.

Theater-Anzeige.

Montag, 22. August. (Zum Vortheil des Hrn. Carl Schneider und zum Erstenmale): Die Memoiren des Teufels, Lustspiel in 3 Abth., nach Arago und Vermond, von B. A. Herrmann.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 232. Dienstag, den 23. August 1842.

Lebenswege.

Erzählung von M. Brandes.

(Schluß.)

Elisa ward Eduard's Gattin. Jahre vergingen, das Glück begleitete sie überall und verwandelte ihre einfache Hütte in ein Paradies. Elisa war ein Engel an Güte und Anmuth, und die Zeit, welche gewöhnlich alle Schönheit verwelken macht, schien die ihrige nur noch zu erhöhen. Auch die Kolonie ward immer blühender. Eduard's Geist, seine Kenntnisse, trugen zur Verbesserung von Vielem bei. Wohlstand erblühte immer mehr und mehr. Doch was soll ich hier eine Schilderung eines glücklichen Lebens geben? Der Mensch braucht so wenig, um glücklich zu seyn, wo die Zufriedenheit waltet, wo Einigkeit die Herzen verbindet, wo der Eine nur sein Glück in dem des Andern findet, wo ein liebender Blick alle Stürme besänftigt, wo ein herzlicher Händedruck allen Kummer verscheucht. Ich könnte hier diese Erzählung schließen, wenn ich nicht noch eine Hauptbegebenheit in Eduard's Leben schildern müßte, die auf einige Zeit einen Wehmuthschleier über sein Glück verbreitete.

Zehn Jahre waren vergangen, seit er sich in Amerika befand. Drei liebliche Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen, vermehrten noch seine Freuden. Oft schon hatte er von seinen New-Yorker Freunden Briefe erhalten, worin sie ihn aufforderten, ein Mal mit seiner Gattin seine Einsamkeit zu verlassen, um sie zu besuchen. Immer hatte Eduard diesen Aufforderungen kein Gehör geschenkt. Jetzt fügte es der Zufall, daß, wegen eines bedeutenden Produktenverkaufs, er eine Reise machen mußte. Er beschloß, seine Gattin mitzunehmen, und bei dieser Gelegenheit seine alten Freunde in New-York zu besuchen. — In Amerika reis't man schnell. Seine Vorbereitungen waren bald getroffen, und ein Dampfschiff trug das Paar nach der großen Stadt. Freudig wurden sie empfangen. Man bewunderte seine liebenswürdige Gattin, die bei aller bescheidenen Einfachheit dennoch jene Würde besaß, welche Ehrfurcht verschafft. Mehrere Wochen waren vergangen, Eduard's Geschäfte vollendet. Beide sehnten sich nach ihrer bescheidenen Wohnung zurück, wo ihre Kinder, wo ihr wahres Glück sich befanden. Das Geräusch dieser Stadt konnte sie wohl auf kurze Zeit ergötzen, aber auf längere Dauer wollte es ihnen nicht weiter behagen. Der Tag der Heimreise war festgesetzt, und in Gedanken malten sie sich schon die Freuden des Wiedersehens ihrer Lieben und der ihnen so theuer gewordenen Einsamkeit aus.

Ein Schiff mit deutschen Auswanderern war angekommen; viele Deutsche eilten hinaus, um die neuangekommenen Landsleute zu sehen, und vielleicht auch manchen Bekannten dabei zu begrüßen. Eduard ging mit seiner Gattin auch an den Hafen. Oft genug sind von Reisenden schon die Scenen der Ausladung eines Schiffs von Auswanderern geschildert worden. Man weiß, wie viele Bilder des Jammers, des Lächerlichen, auch oft des Ekels dabei vorkommen. Der Amerikaner ist nicht mitleidig; er spricht: Hilf Dir, so gut Du kannst. Daher die vielen Unglücklichen in diesem Lande, die daselbst Elend statt Glück fanden, und sich mit Sehnsucht in ihr altes Vaterland zurückwünschen. Das Glück ist dorten wohl zu finden für den, der es mit offenen klaren Sinnen zu suchen versteht, aber auch nur für diesen.

Die Sonne neigte sich zum Untergange. Ueberall erblickte man Gruppen dieser armen Leute, die sich endlich in dem Lande ihrer Verheißung befanden, die, noch betäubt von der langen Fahrt, kaum ihren Sinnen trauten, daß sie sich jetzt auf festem Boden befanden, daß die Gefahren überstanden waren, und die jetzt hoffnungsreich in die ungewisse Zukunft hinausblickten.

Eine Gruppe besonders zog die Aufmerksamkeit Eduard's auf sich. Es war ein Mann und eine Frau, die ein kleines Kind in den Armen hielt. Beide saßen mit dem Rücken gegen ihn gewandt auf einem Balken; neben ihnen lagen in einem großen Bündel ihre Habseligkeiten. Die ganze Stellung dieser Fremdlinge zeigte Betrübniß an. Da war kein freudiges, hoffnungsreiches Umherblicken, da war nicht ein Mal ein Sehnen nach Hülfe, fast unbeweglich, mit dem Kopfe zur Brust herabgesenkt, saßen sie, nur ein leises Weinen des Kindes ließ sich vernehmen; dann bemerkte man, wie es die Mutter fester an ihren Busen drückte.

Eduard und seine Gattin näherten sich. Eine unbestimmte Ahnung sagte ihm, daß ihn hier eine unverhoffte Begegnung erwarte. — Wie oft ist dies bei dem Menschen der Fall, daß ein Vorgefühl ihm eine wichtige Begebenheit verkündet. Dies ist ein noch unenthülltes Räthsel in der geistigen Natur des Menschen. Der Mann drehte halb den Kopf herum, ein Schauer durchbebte beide. Eduard riß fast heftig seine Frau mit vor. Elisa, das harmlose, unschuldige Weib, wußte von nichts. Aber sie, die drei Andern, erkannten sich. Wie ein Blitzstrahl des Himmels fiel dieses Erkennen in ihre Seele. War es ein Traum, war es Wahrheit? Es waren sein Bruder Gottfried und Amanda. Hier hereingeschleudert in dieses fremde Land, verlassen, einsam, elend. Er, der stolze, höhnende Mensch, niedergedrückt, mit

Digitized by Google

Trostlosigkeit in den Zügen, und sie, die einst so blühende, schöne Rose, welk, bleich und matt. Wo war der Glanz, die Pracht, der Reichthum, wo sein Uebermuth, wo ihre Holdseligkeit? — verschwunden, vernichtet auf immer. Es gab kein deutlicheres Bild der Vergänglichkeit irdischen Wesens als in diesem Wiedersehen. Was soll ich hier schildern, wie so dies alles kam, wie Reichthum in Armuth, Glanz und Uebermuth in Elend und Verzweiflung übergingen. Dies sind Bilder, die sich auf dem weiten Erdenrunde fast täglich erneuern, die nie aufhören, nie verschwinden, und wovon manche in geheimer Stille, manche wieder im schauerlichen Lichte sich darstellen. Gottfried hatte durch Unglücksfälle sein ganzes Vermögen verloren, wollte sich in seiner Verzweiflung durch schurkische Mittel helfen, wurde entdeckt, und so war auch seine Ehre gebrandmarkt. Das Zuchthaus erwartete ihn, wenn er blieb. Seine unglückliche Gattin, die ihre Abneigung zu ihm nie überwinden konnte, und die nur durch Pflicht und Tugend an ihn gebunden war, hatte nie ihm Trost gegeben, nie mit einem heitern Sonnenblick seine dunkle Nacht erleuchtet. Der Schmerz und das Unglück hatte sie trübe und bitter gemacht. Sie folgte ihm mit ihrem einzigen, von mehreren noch übrigen Kindern als treues Weib, aber nicht als schützender, tröstender Engel, wie eine jede liebende Gattin dem unglücklichen Gatten ist. -

Auch Amanda erkannte Eduard; sie schaute ihn erst an mit erloschenen Augen, worin keine Hoffnung und keine Zukunft mehr wohnt; doch plötzlich flammten sie auf, strahlend in ihrem alten Liebesglanze. Ein Himmel voller Sehnsucht, Liebe und Entzücken leuchtete darin nur einen Augenblick; es war ein seliges Vergessen der Wirklichkeit, eine heilige Rückerinnerung an Tage der Wonne. Aber es war nur ein Augenblick, dann sank sie ohnmächtig zusammen; Eduard fing sie in seinen Armen auf. Diese ganze Scene hatte kaum einige Minuten gedauert, noch war kein Wort gesprochen worden; aber eine Welt von unaussprechlichen, verschiedenartigen Empfindungen war in diesen paar Minuten zusammengedrängt.

Amanda kam unter Elisa's und Eduard's Pflege wieder zu sich. Es wurde gesprochen, bewillkommt, die erstaunte Elisa in wenig Worten etwas aufgeklärt. Ich wage hier nicht, eine nähere Beschreibung des Ganzen zu geben: Eduard behauptete auch hier seinen edlen Charakter; er sorgte auf die zarteste Weise für seinen unglücklichen Bruder und für sie, die seine Seele jetzt mit den wehmüthigsten Erinnerungen füllte. Verschwunden war aller Groll, alle Bitterkeit aus seinem Herzen, er sah nur das Unglück und half.

In New-York verschaffte er seinem Bruder durch einen großen Theil seines Vermögens ein sicheres Auskommen, und durch seiner Freunde Hülfe die Aussicht, sich wieder zu erheben; dann nahm er Abschied. Mit sich konnte er ihn nicht nehmen in seine stille Einsamkeit; dorthin durfte er das Unglück nicht verpflanzen, wenn er die Ruhe und das Glück seiner Gattin, seiner Kinder, seines Schwiegervaters und der ganzen frommen, redlichen Gemeinde schonen wollte. Wo der heilige Friede waltet, darf das durch Verbrechen und Schuld erzeugte Unglück nicht hinzutreten, wenn er fortbestehen soll.

Er kehrte mit seiner Gattin in sein Dörfchen zurück.

Amanda lebte nicht mehr lange. Fern von ihrer Heimath, verfiel sie endlich dem lang ertragenen Grame, und in ihren letzten Augenblicken hatte sie noch den einzigen, theuren Trost, daß ihre Hülle in dem Lande ruhen würde, wo Derjenige lebte und glücklich war, den sie stets liebend im Herzen getragen hatte.

Einige Worte des jetzigen Königs von Preußen niedergeschrieben in seinem 14. Jahre.

(Elberfeld.) Unter dem Titel: „Ein Selbstgespräch Friedrich Wilhelm IV., Königs von Preußen, niedergeschrieben als Kronprinz beim Antritte seines 14. Jahres, herausgegeben nach einer Abschrift seines damaligen Lehrers, Friedrich Delbrück's", ist in Bern eine Flugschrift erschienen, wobei der Verleger, Jenni, erklärt, er könne die Aechtheit verbürgen. Der Aufsatz ist aus Königsberg, vom 17. Oktober 1808, und ist „Fritz" unterzeichnet. Derselbe trägt durchaus nicht das Gepräge einer Erdichtung. Wir entlehnen ihm folgende Hauptstelle:

„Als ich den Händen meines Erziehers anvertraut wurde, wußte ich nichts, als was man mir gelegentlich erzählt hatte, sowohl über die Gegenstände, die mich zunächst umgaben, als auch über Dinge, auf welche zufällig die Rede kam. Ich konnte weder lesen, noch schreiben, noch zeichnen; ich sprach nur deutsch, und dieses sehr unvernehmlich. Heute bin ich mir des Unterschiedes zwischen Sprachen und Wissenschaften und Kunstgeschicklichkeiten deutlich bewußt. Ich verstehe Deutsch, Französisch und Englisch in dem Grade, daß ich die besten, wenn auch schweren Schriftsteller mit Nutzen zu lesen, richtig vorzulesen, und sie nach dem verschiedenen Geiste und den Regeln der Sprache in einander überzutragen im Stande bin, auch meine eigenen Gedanken in denselben sowohl schriftlich als mündlich mitzutheilen weiß; jedoch nicht ganz fehlerfrei. Am meisten bin ich, wie sich von selbst versteht, meiner Muttersprache mächtig und gewogen, und die beiden fremden Sprachen treibe ich mit gleicher Lust und Eifer. Das Englische fing ich erst im Juni 1807 in Memel an, und trieb es vier Monate lang heimlich, um an meinem Geburtstage die Königin, meine geliebte Mutter, durch den ersten englischen Brief zu überraschen; dies gelang mir auf eine belohnende Weise. Noch weiß Sie nicht, daß ich auch in den beiden letzten Monaten des abgewichenen Lebensjahres mit gleicher Heimlichkeit eine todte Sprache zu erlernen angefangen habe. Die lateinische, über deren Hauptschwierigkeiten ich hinweg bin, voll Ahnung des Genusses, welchen die Meisterwerke aus der Blüthezeit der römischen Literatur verheißen. — Ich will in Gedanken dieses Zimmer mit lebenden Wesen anfüllen, mit jener Versammlung, welche mir meine letzte Geburtsfeier unvergeßlich macht, und es tritt aus den gesellschaftlichen Verhältnissen und Verbindungen das Familienleben und die Familienliebe in ihren ehrwürdigen und anmuthigen, das Vaterland in seinen verpflichtenden Beziehungen vor die Seele und vergegenwärtigt mir die Gegenstände, welche ich als Sohn, als Bruder, als Anverwandter und als Freund und Mitglied des Staats mit Liebe umfasse. Indem ich dabei die verschiedenen Eindrücke vergleiche, welche mein Benehmen zu verschiedenen Zeiten und verschiedenen Formen auf meine theuersten Angehörigen, auf nahe und ferne Zeugen gemacht hat, so wird mir auf's neue einleuchten müssen, daß das Wissen und das Thun eigentlich nie getrennt seyn sollten, und daß nur derjenige auf Bildung Anspruch machen kann, in welchem sich

Digitized by Google

das Eine nie findet, ohne das Andere; und daß Vorsätze, die man nicht ausführt, Versprechen, die man nicht hält, so wie die Reue über verletzte Pflicht eigentlich gar keinen Werth haben, daß schon am 14. October 1804, am letzten Tage meines 9. Jahres, jenes bekannte Wort mir an's Herz gelegt wurde: „Wenn ich mit Menschen- und Engelszungen redete, und hätte der Liebe nicht" u. s. w.; so wie auch jener Rath eines weisen Königs: „Gehorche der Zucht deines Vaters, und verlache nicht das Gebet deiner Mutter, denn solches ist ein schöner Schmuck an deinem Halse." Möchten beide Kernsprüche, welche ich in glücklichen Zeiten zum Erstenmal hörte, nie aus meiner Seele kommen und mich kräftig antreiben, das abzulegen und zu ändern, was allen, welche mich lieben, und es so gut mit mir meinen, und auch mir selbst, wenn ich darüber nachdenke, an mir mißfällt und mißfallen muß."

Ausflüge an den Rhein und Main.

(Von Dr. Wilhelm Dieffenbach.)

Oppenheim.

Nordamerika ist für den deutschen Auswanderer kein Eldorado, wie der in dem vorhergehenden Schreiben erwähnte Reisende aus New-York bemerkte, aber ein Land, setzte er hinzu, welches dem starken und thätigen Arbeiter mit den Seinigen ein gutes Auskommen sichern und letzteren eine bessere Zukunft eröffnen kann. Es ist leerer Wahn, äußerte er weiter, wenn dahin kommende Kolonisten, die vom Ackerbau leben wollen, sich der Meinung hingeben, daß die Güter des Lebens ihnen bald in Fülle zuströmen und sie binnen kurzem Reichthümer sammeln würden. Wie überall, so führe der Ackerbau auch hier nur nach und nach zu höherem Wohlstande, freilich zu einem dauernden und gehörig begründeten Wohlstande, dessen Früchte auch die kommenden Geschlechter genießen könnten. Was nun die eigentlichen industriellen Niederlassungen insbesondere anlange, so böten diese für den unternehmenden und geschickten Gewerbsmann viel Anziehendes dar, da er sich in dem weiten Kreise der ausgedehntesten Gewerbsfreiheit bewegen könne und nirgends den lästigen Druck vexatorischer fiskalischer Maßregeln bei seinen Unternehmungen zu besorgen habe. Frei wie die Luft, die er einathme, könne er dem Strom der Zeitbedürfnisse rasch folgen und werde, wenn er ein geschickter Pilot sey, früh oder spät einen guten Hafen erreichen.

Diese Bemerkungen des Amerikaners waren die Trostgründe, welche ich dem betrübenden Anblick einer Gesellschaft von Auswanderern entgegensetzte, welche heute früh in dem Hafen von Oppenheim zu Schiff gingen. Begleitet von ihren Freunden und Verwandten, hatte sich an dem Ufer eine zahlreiche Menge versammelt, in deren buntem Gewühl man manche ergreifende Abschiedsscenen wahrnehmen konnte. Hochbetagte Eltern riefen ihren scheidenden Kindern das letzte Lebewohl zu, Brüder rissen sich mit stummem Schmerze aus den Armen ihrer weinenden Schwestern, Liebende trennte das Schicksal, vielleicht für immer, und zu dem Weh des Abschieds sollte noch das niederdrückende Gefühl einer ewigen Trennung hinzukommen. Ist es möglich, daß das menschliche Herz solche Proben bestehen und doch wieder froh und zufrieden werden kann? Ach ja! Die unzerbrechliche Kette der Uebel des Lebens umschlingt den Menschen wie den Laokoon seine Schlangen, und ohne diese immerwährenden Kämpfe zwischen dem Guten und Bösen, zwischen Hoffen und Fürchten, würde das menschliche Leben kaum einen Tag lang zu ertragen seyn. Eine der Schönen vom Lande reichte ihrem scheidenden Geliebten einen Blumenstrauß von Kornblumen, Rosen, Rosmarin und Zweigen von Trauerweiden. Er begriff den Sinn dieses letzten Reisepasses, der ewig lächelnden Flora in das Reich der Schatten, drückte die letzte Gabe der Liebe schluchzend an sein Herz und verschwand in dem Gedränge. Die Schiffsglocke tönte zum zweiten Male, Alle waren jetzt an Bord, und bei der Räder erstem Umschwunge begrüßte ein dreifaches Hurrah die trauernden Scheidenden, die ihrerseits den letzten Zuruf der Liebe mit Herzlichkeit erwiederten.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Heute, Dienstag den 23. August wird Hr. Charles Halle, Pianist, dessen Namen den Lesern französischer Journale nicht unbekannt seyn wird und der in der Pariser Künstlerwelt eine anerkannte Stellung behauptet, im hiesigen Schauspielhause ein Konzert geben. Nach dem entschiedenen Beifall, den Hr. Halle hier und in Wiesbaden gefunden, läßt sich eine gesteigerte Theilnahme mit Gewißheit voraussetzen.

(Luzern.) Am letzten Freitag produzirte hier der junge Puglieſi aus Palermo seine bewunderungswürdige Fertigkeit in der Auflösung von verschiedenen ihm vorgelegten mathematischen Aufgaben durch bloße Kopfrechnung. So gab er unter andern von der Zahl 99,225 die Quadratwurzel 315 in einer halben Minute an, und in eben so viel Zeit die Kubikwurzel 28 aus der Zahl 21,952. Auf die Frage: in wie viel Zeit ein Dampfschiff, welches in jeder Sekunde 51 Fuß zurücklegt, die ganze Erde von 8333⅓ Stunden Umfang (die Stunde von 16,000 Fuß) umfahren könnte, gab er nach 5 Minuten die Antwort: in 30 Tagen, 6 Stunden, 12 Minuten und 59 Secunden. Auf die Frage: zu welcher Summe ein Kapital von 3333 Fr., zu 4 Prozent auf Zinseszinsen angelegt, während 23 Jahren anwachse, gab er in 3½ Minuten die Antwort: zu 8215 Fr. u. s. w. Der junge Puglieſi hat nach seiner Aussage keine mathematischen Studien gemacht, sondern verdankt diese Fähigkeit seiner Naturanlage, die an ihm zuerst im Alter von 6 Jahren bemerkt worden seyn soll.

Hr. Green trifft alle Vorbereitungen, um in Begleitung von mehreren Personen, unter denen sich sogar eine Dame befinden wird, in einem Luftballon aus England nach Frankreich zu segeln.

Korrespondenz.

Darmstadt, 18. August.

Der Verfasser des in der heutigen Nummer (227) der Didaskalia abgedruckten Korrespondenzartikels aus Darmstadt vom 12. August ist in den Angelegenheiten, über welche zu schreiben ihm beliebt hat, sehr schlecht unterrichtet. — Eine ausführliche Widerlegung alles dessen,

Digitized by Google

was hier Unhaltbares und Ungegründetes gesagt ist, würde zu weit führen und für die geehrten Leser wahrscheinlich sehr langweilig seyn; darum nur einige berichtigende Notizen. Es ist wahr, daß die hiesige Stadtkirche zum Behufe einer mit ihr vorzunehmenden Reparatur bereits seit Monaten geschlossen ist, während heute noch kein genehmigter Bauplan vorliegt, nach welchem jene Reparatur bewerkstelligt werden soll. Der Gottesdienst in dieser Kirche hätte also recht gut bis heute fortgesetzt, vielleicht sogar, da der vorgerückten Jahreszeit wegen ein Bau für dieses Jahr nicht mehr wohl zu beginnen seyn dürfte, vor nächstem Frühjahr nicht eingestellt zu werden nöthig gehabt, und das kirchlich gesinnte Publikum hat darum völlig recht, wenn es sich über das voreilige Schließen der Kirche bitter beklagt. Allein wer trägt denn nun die Schuld dieses Mißstandes? Offenbar nur diejenigen, welche den unzeitigen Befehl zum Einstellen des Gottesdienstes gaben, ehe sie sich dessen versichert hatten, daß auch alle nöthigen Vorbereitungen zum unmittelbaren Beginnen der Bauarbeiten getroffen seyen. Von wem dieser Beschluß ausgegangen, ist hier zur Genüge bekannt. Daß und welche gewichtige Ursachen dem Umstande zu Grunde liegen, daß noch immer kein genehmigter Bauplan in der betreffenden Angelegenheit vorliegt, darüber kann Jeder, der sich dafür interessirt, die befriedigendste Auskunft bei der Oberbaubehörde erhalten, die freilich zu bedeutungsvolle Pflichten zu erfüllen, zu wichtige Verantwortungen auf sich hat, als daß sie sich durch das unberufene Urtheil einzelner Schreier sollte irre machen lassen, und in ihrem amtlichen Ansehen zu hoch steht, als daß sie sich zu öffentlichen Vertheidigungen solcher in Zeitschriften erscheinenden Korrespondenzartikel könnte veranlaßt sehen. Ueber den „ominösen Kirchenneubau" (ein schönes Wort) hat der Verfasser des in Rede stehenden Artikels wahrscheinlich nur die einseitigen Urtheile irgend eines gelehrten Ortsbürgers vernommen, der ihm nur die großen Ausgaben der Stadtkasse vorgerechnet, aber von den dermaligen extraordinären bedeutenden Einnahmen derselben geschwiegen hat. Uebrigens ist diese Sache zu wichtig, um hier so gelegentlich nebenbei verhandelt zu werden. — Die Klage über langsames Fortschreiten der Bauarbeiten in der Schloßkirche trägt ebenfalls das Gepräge eines übereilten und unberufenen Urtheils an sich. Solche Raisonneurs fragen nicht nach den vielen Schwierigkeiten und Hindernissen, welche ein Baumeister zu überwinden hat: ihnen ist es einerlei, ob die Arbeit über Bausch und Bogen hingepfuscht, ob die Maurerarbeit im Winter oder Sommer aufgeführt ist, wenn nur das Gebäude recht bald fertig dasteht und von Außen begliffen erscheint. Damit ist es aber freilich nicht gethan. Uebrigens kann sich Jeder, der von dem Bauwesen nur einigen Begriff hat, durch eigene Anschauung davon überzeugen, daß die Bauarbeiten in der Schloßkirche ihrem Ende sehr rasch entgegen gehen, so daß die Wiedereröffnung derselben mit dem 1. Nov. mit Sicherheit zu erwarten steht. Schließlich noch die Versicherung, daß der Nichtunterzeichnete zu keiner bei vorliegender Sache betheiligten Behörden und Personen in irgend einer dienstlichen oder persönlichen Beziehung steht. Wer seinen Namen zu wissen wünscht, kann ihn bei der verehrlichen Redaction erfragen.

Wilbel, 12. August.

Erklärung, als Erwiederung auf den Artikel der Didaskalia Nro. 217: „Aus Oberhessen."

Um Ostern 1838 bildete sich unter Leitung des jetzt verstorbenen Lehrers **Gruner** und des hier unterzeichneten Lehrers **Perron** ein Singverein in der evangelischen Gemeinde, der sich den Zweck setzte, durch Gesang den Sinn für Kirchlichkeit zu fördern und einem edleren Volksgesang Eingang zu verschaffen. Ein ähnlicher Verein bildete sich um jene Zeit in der katholischen Gemeinde unter Leitung des Lehrers **Rind**. Anfänglich waren in beiden Vereinen männliche und weibliche Mitglieder aufgenommen. Zeit und Umstände verwandelten die Chöre in Männerchöre. Zugleich geschah es nun bei der Verwandlung, daß durch freundschaftliche Verbindungen und andere Interessen der kirchliche Unterschied bei Aufnahme der Mitglieder aufhörte. Doch nannte man nach wie vor zur Unterscheidung unsern Verein den evangelischen, den andern den katholischen Singverein. Daß dem so ist, kann man aus einem Aufsatze: „Friedberger Intelligenzblatt, 1838, Nro. 25" ersehen. So wird in einem Artikel der großh. hess. Zeitung 1841, Nro. 299: „Wilbel, 25. Okt.", der auch kurz nachher in dem Frankfurter Journal aufgenommen wurde, unser Verein „evangelischer Singverein" genannt, ohne daß es, unseres Wissens, Jemand aufgefallen wäre; wenigstens wurde uns nie eine tadelnde Bemerkung gemacht. Seit einigen Jahren nennt der andere Verein sich „Liederkranz." Wir hatten keinen Grund, einen besondern Namen zu wählen; der bestehende genügte uns; unser Zweck blieb ja derselbe. So kam der Name „evangelischer Singverein" ohne weiteres Bedenken auf die Fahne und die Inschrift ist durchaus keine gesuchte, wie der Hr. Einsender sich auszudrücken beliebt. Das hervorgehobene „Curiosum" bezüglich des kath. Fahnenträgers mag uns rechtfertigen gegen die angedeutete Beschuldigung eines nicht lobenswerthen Parteigeistes.

Perron, Lehrer. Hinkel, Bürgermeister. Prescher, als Träger der Fahne.

Frankfurt, im August.

Schon längst ist die Klage laut geworden, daß die naturhistorische Sammlung des Senckenberg'schen Institutes für das hiesige Publikum fast gar nicht vorhanden ist. Dieselbe ist die ganze Woche hindurch nur zweimal geöffnet, Mittwochs und Samstags, und jedesmal nur auf zwei Stunden; obendrein sind die Stunden des Mittwochs (2 bis 4 Uhr Nachmittags) so gewählt, daß während des Sommers sie Niemand benutzen mag. Die Städel'sche Gallerie ist sechsmal die Woche geöffnet, eben so die Stadtbibliothek; hoffen wir, daß nach Vollendung des Neubau's eine gleiche Einrichtung getroffen werden wird. Man kann nicht einwenden, daß bei einer häufigeren Oeffnung der Sammlung ein vermehrtes Aufsichtspersonal nöthig wäre; Gallerieen und Naturalienkabinette sind zur öffentlichen Benutzung da, sind ohne eine solche ganz überflüssig, und was hierzu erfordert wird, dem muß sich eine Verwaltung, die das Beste will, nothwendig auch unterziehen. Ohnedem kann jeder Hiesige und Fremde, zu jeder beliebigen Zeit, das naturhistorische Museum besuchen, wenn er sich nur bequemt, dem Pförtner ein Trinkgeld zu reichen; dieser schließt alsdann die Säle auf, und man geht gemächlich ohne alle Aufsicht darin umher, wie ich selbst schon Dutzende von Fremden dort in stundenlanger Beschauung fand. Und bei der Einrichtung dieses Museums ist auch eine Aufsicht fast gar nicht vonnöthen. Während des Bauens ist gegenwärtig der Zugang Allen untersagt; doch wohlverstanden, nur allen denen, die sich zur Zahlung des Spergeldes nicht bequemen. Ich selbst habe kürzlich gesehen, wie ein paar ganz anständig gekleidete Leute vom Pförtner zurückgewiesen wurden, obschon es Fremde waren, während vorher und nachher, am nämlichen Tage, andere Leute in großer Zahl die Thüre geöffnet fanden. Eine solche Verschiedenheit in der Behandlung der Besucher ist schwerlich in den Statuten der Senckenbergischen Stiftung vorgeschrieben.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 230.

Tadler — Adler.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 23. August. Der Fabrikant, Schauspiel in 3 Abtheilungen, nach dem Französischen des Emil Souvestre, für die deutsche Bühne bearbeitet von E. Devrient. Hierauf: Nationaltänze, ausgeführt von Hrn. Balletmeister Uetz und Dem. Dupe, Solotänzerin, beide vom großh. Hoftheater zu Karlsruhe, unter Mitwirkung des Hrn. Balletmeisters Meersmanns und der Dem. Krause.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 233. Mittwoch, den 24. August 1842.

Die Törtchen des Prinzen Bedredin.

I.

Ein Mittagessen von Carême.

Eines Morgens arbeitete Carême in seinem Laboratorium. Das Haupt in beide Hände gestützt und in tiefes Nachdenken versunken, sann er über eines jener erhabenen Küchenprobleme nach, deren Lösung er stets mit so viel Beharrlichkeit und Eifer verfolgte.

Er war so vertieft, daß er sogar nicht ein Mal seine Kabinetthüre öffnen hörte, und eben so wenig wahrnahm, daß eine junge Frau hereintrat. In einen reichen Cachemir gehüllt, das Gesicht durch einen Schleier von englischen Spitzen verborgen, blickte diese neugierig umher, und untersuchte durch ein flüchtiges Examen den seltsamen Ort, den sie mit Sturm einnahm.

Carême's Laboratorium bestand in einem geräumigen Gemache, das zwei ungeheure Fenster erleuchteten. Zwischen rothen Vorhängen warf die Sonne ihr Licht in seltsamen Strahlen, und verbreitete einen purpurnen Wiederschein. Auf der rechten Seite stand eine Bibliothek, die ungefähr aus tausend Bänden bestehen mochte. Zur Linken erblickte man, als Gegenstück eines Pianoforte, einen mit silbernen Casserolen besetzten Ofen.

Ein Portrait von Vatel, gemalt von Rigaut; ein schöner Kupferstich, Cambacérès darstellend, und eine Skizze des Fürsten von Talleyrand, von Robert, waren die einzigen Rahmen, welche die kahlen, mit braunem Stoff bedeckten Wände schmückten.

Der Schreibtisch des berühmten Haushofmeisters nahm die Mitte des Kabinets ein. Newton verband mit seinen Studien des Himmel-Systems nicht mehr frommen Glauben, als Carême bei seinen gastronomischen Forschungen. Um ihn den Gedanken zu entziehen, die ihn für äußere Wahrnehmungen unzugänglich machten, war es nöthig, daß die junge Frau sachte auf die Schulter des Denkers klopfte.

Er schrak zusammen, wie ein Mensch, den man plötzlich aus dem Schlafe erweckt, erröthete, entschuldigte sich wegen seiner unhöflichen Zerstreuung, und bot der reizenden Unbekannten, als ein Mann, der Lebensart versteht, und dem es keineswegs an seinen Manieren gebricht, einen Armstuhl.

Diese schlug ihren Schleier zurück, und zeigte Carême eines der sanftlichsten Gesichter, das sich die Phantasie eines Dichters auszumalen vermag; denn die Dame war nicht nur schön, sie war anbetungswürdig.

„Kennen Sie mich, mein Herr?" fragte eine einnehmende, melodische Stimme.

„Wenn ich ein einziges Mal die Ehre gehabt hätte, Madame zu sehen, so würde sie aus meinem Herzen und aus meinem Gedächtniß nimmer gewichen seyn," antwortete Carême, sich verbeugend.

„Um so besser!" versetzte diese. „Ich hoffe, die Frau wird der Künstlerin nichts nachgeben, die Unbekannte nichts der Frau von ausgezeichnetem Ruf. Ihr Wohgefallen wird mich aber nur um so stolzer und Ihre Verbindlichkeit um so dankbarer machen. Doch ich komme, um mir eine große Gefälligkeit von Ihnen zu erbitten, Herr Carême."

„Diese Gefälligkeit müßte an das Unmögliche gränzen, wenn ich mich nicht beeilen sollte, Ihren Wünschen entgegen zu kommen, Madame."

„Ich bin über Ihre Bereitwilligkeit entzückt. Und dennoch darf ich nicht verhehlen, daß ich komme, um mir in einer sehr wichtigen, ernsten Angelegenheit Ihre Güte zu erbitten. Die Frauen sind, wie Sie wohl wissen, anspruchsvoll und kühn."

Carême verbeugte sich, und wartete stillschweigend, bis sie sich erklärte.

„Herr Carême, meine Absicht ist, Sie zu bitten, mir ein Mittagsmahl für einen meiner Freunde zu bestellen."

„Das Wenige, was ich weiß, steht allen Liebhabern jener Wissenschaft zu Befehl," versetzte er, eine Feder ergreifend, um einen Küchenzettel zu schreiben.

„Meine Forderung erstreckt sich weiter, als Sie nur vermuthen . . . Ich wünsche nämlich, daß dieses Mittagsmahl ganz allein Ihr Werk sey."

Carême nahm hier eine ernste und würdige Haltung an, indem er sagte:

„Ist es Madame auch bekannt, daß ich der Ehre theilhaftig bin, dem Herrn Fürsten von Talleyrand anzugehören, und daß diese Stellung mich hindert, meine Dienste Jemand anders, als Seiner Excellenz zu widmen?"

Sie entledigte sich nun durch eine höchst anmuthige Bewegung ihres Shawls und ihres Hutes, ging auf das Pianoforte zu, und fing an zu singen. Niemals vermochte wohl eine reinere, göttlichere Stimme Glucks ernste Schöpfungen mit so viel Kraft, Geschmack und Umfang vorzutragen!

Carême, hingerissen, fühlte, wie sein Herz gewaltig schlug.

Digitized by Google

Die Augen voll Thränen, sank er der Sängerin zu Füßen und rief, überwunden, ja besiegt:

„Ich werde Ihnen gehorchen, und Alles thun, was Sie verlangen, Madame."

Diese stand auf, ihre Stirne strahlte von Vergnügen und Begeisterung; sie reichte Carême die Hand, indem sie mit kindlicher Freude sagte:

„Tausend Dank; ich nehme Ihr Versprechen an und halte Sie bei'm Wort. Bedenken Sie aber wohl, ehe Sie sich zu mehr verbindlich machen, daß ich sehr unbescheiden bin."

„Ich werde Ihnen blindlings gehorchen."

„Warten Sie," unterbrach sie ihn, „Sie sollen eine neue Arie hören, damit Ihnen das Gefühl, besiegt zu seyn, nicht allzuschmerzlich wird."

Sie sang nochmals. Dieses Mal flossen Carême die Thränen über die Wangen; er war außer sich.

„Nun diktire ich meine Gesetze," versetzte die junge Frau mit einschmeichelnder Emphase, während der berühmte Haushofmeister hochachtungsvoll seine Lippen auf die kleine Hand drückte, unter deren Finger die Tasten des Pianoforte so kräftig erklangen.

„Ich hoffe, Sie werden mir ein reichliches und kostbares Mittagessen für drei Personen zurecht machen, bei welchem aber Niemand, selbst der vertrauteste Ihrer Gehülfen, die geringsten Zurichtungen machen, noch Hand anlegen darf. Die unbedeutendste Sauce, selbst die Suppe muß Ihr Werk seyn. Nur noch ein Wort wage ich beizufügen; niemals haben Sie, niemals werden Sie für einen Liebhaber dieses Werk unternehmen, der geeigneter und würdiger wäre, die Wunderwerke Ihrer Wissenschaft und die Schöpfungen Ihrer Kunst mehr zu schätzen."

„Es soll Ihnen pünktlich entsprochen werden, Madame."

„Uebermorgen, präcis vier Uhr, wird man kommen, um Alles abzuholen, was Sie im voraus zurecht machen können; dann steigen Sie in einen Miethwagen, der Sie am Thore dieses Hôtels erwarten wird; Sie lassen sich die Augen verbinden, ein gescheuter und vertrauter Diener wird Sie in die Backstube geleiten, wo Sie dann Ihr Werk vollenden werden. Dieselben Vorsichtsmaßregeln werden auch bei Ihrer Rückkehr beobachtet werden."

„Wozu alles dieses geheimnißvolle Wesen?" fragte Carême, entzückt über die romantische Wendung, die dieses Abenteuer nahm.

„Sie haben gelobt, zu gehorchen; gehorchen Sie daher auch ... Leben Sie wohl."

Sie legte auf Carême's Schreibtisch eine kleine Brieftasche von Maroquin mit goldenem Schloß, und wollte entfliehen ... doch Carême hielt sie auf, nahm stillschweigend die im Portefeuille enthaltenen Banknoten heraus, und fügte mit ernstem Tone hinzu, der keinen Widerspruch erlaubte:

„Sie würden mich beleidigen, Madame, wenn Sie darauf beständen, dieses anzunehmen. Ich werde die Brieftasche, als ein kostbares Andenken von Ihrer Seite, aufbewahren; den Inhalt derselben werden Sie aber die Güte haben, an arme Künstler zu vertheilen. Das sind meine Bedingungen, die einzigen, unter welchen ich mich etwas unterziehen kann," fügte er hinzu.

Sie reichte ihm die Hand, indem sie die des würdigen, vortrefflichen Haushofmeisters herzlich drückte.

„Ich unterwerfe mich; doch vergessen Sie nicht, daß Sie nicht nachforschen dürfen, wer ich bin; in dieser Hinsicht ist jede Frage untersagt. Kaum sind Vermuthungen erlaubt; außer durch mich selbst, sollen Sie nichts erfahren." Damit verschwand sie.

(Fortsetzung folgt.)

Ausflüge an den Rhein und Main.

(Von Dr. Wilhelm Dieffenbach.)

Oppenheim.

Die Abschiedsscene der Auswanderer in dem Hafen dieser Stadt machte auf mich einen tiefschmerzlichen Eindruck; mehr als je erkannte ich den Werth des Vaterlandes und bedauerte Alle, die, durch die Macht der Umstände oder bloße Täuschungen getrieben, ihre Heimath verlassen, um jenseits des Meeres, auf unwirthlichem Boden, dem Schicksal eine neue Existenz abzutrotzen. Fühlen sie sich in ihrer neuen Lebenslage ihrer Aufgabe nicht gewachsen, entgehen ihnen die zureichenden Mittel zur Gründung der ersten häuslichen Niederlassung, so sind sie öfter noch viel schlechter daran als die unglücklichen Sclaven, die wenigstens einen Herrn haben, der — wenn auch nur aus Eigennutz — ihnen die zureichende Nahrung und Kleidung verabreichen läßt. Denn diese haben, wie schon erwähnt, den schönen Marktpreis von 4 — 500 Dollars per Stück, eine Angabe, die nicht übertrieben zu seyn scheint, da schon Say in seinem bekannten Werke: Traité d'economie politique, den gewöhnlichen Preis eines Negers in den westindischen Kolonien zu 2000 Franken angibt. Die Sklaven bilden demnach einen sehr werthvollen Bestandtheil des Inventars der Pflanzer, an dessen Integrität ihnen mindestens eben so viel gelegen ist, als an der guten Pflege und Erhaltung ihrer Pferde und Ochsen. Von keinem Pflanzer ist unter diesen Umständen eine aufrichtige Zustimmung zur Freilassung der Sklaven zu erwarten, im Gegentheil sind sie die entschiedensten Widersacher dieses politischen Problems und werden lieber alles Andere zum Opfer bringen, als die Aufgebung eines Rechts, selbst mit Rücksicht auf Entschädigung, welches ihnen so große und glänzende Vortheile bei der Bewirthschaftung ihrer Colonien sichert. Ein Pflanzer von der Insel St. Thomas, dessen Bekanntschaft ich vor einigen Jahren zu Wiesbaden machte, sprach sich ganz in diesem Sinne aus, und er ließ aus seinen Bemerkungen ziemlich deutlich hindurchblicken, daß ihm die Anstrengungen des christlichen Europa zu Gunsten der schwarzen Bevölkerung in den Kolonien nicht viel besser als blödsinnige Philanthropie erscheine. Die Arbeit des freien Mannes in den westindischen Inseln ist — wie auch Say bemerkt und durch Ziffern nachweist — viel theurer als die des arbeitenden Negers, und darin mag hauptsächlich der Grund liegen, warum die Pflanzer, selbst nicht einmal gegen Entschädigung, von der Emancipation ihrer Sklaven etwas hören wollen. In der letzthin zu Paris erschienenen Schrift: Des colonies francaises, par Victor Schoelcher, wird der Welt das alte Brandmal der Bewirthschaftung der französischen Kolonien aufs neue in scharfen Zügen vor Augen gelegt; allein noch zur Zeit scheint wenig Hoffnung vorhanden zu seyn, daß des Publicisten wohlgemeinte Absichten im Interesse der Humanität in der Wirklichkeit praktische Geltung erhalten werden. Was England unter seinem reformirten Parlament in dieser Beziehung schon längst gethan, ist bekannt; die ungeheuere Summe von 20 Millionen wurde als Entschädigung der Pflanzer aus

Digitized by Google

Staatsmitteln aufgewendet zur Vollbringung eines großen Akts der Menschlichkeit und Gerechtigkeit, vermöge dessen die Neger in den britischen Kolonien ihre Freiheit erhielten, jedoch nicht plötzlich, sondern erst nach Ablauf einer durch das Gesetz bestimmten Übergangsperiode von sechs oder sieben Jahren, für deren Dauer die freigelassenen Schwarzen bei ihren bisherigen Herren in der Eigenschaft von Lehrlingen zu verbleiben verpflichtet waren. England hat durch diese große Maßregel sein Kolonial-System entschieden verbessert und eine zahlreiche Bevölkerung mit sich ausgesöhnt, die unter dem fortgesetzten Druck des eisernen Sklavenjochs die Fahne der Freiheit früh oder spät gegen ihre Unterdrücker aufgepflanzt haben würde. Aber noch weit mehr könnte England zu dem steigenden Flor seiner ost- und westindischen Kolonien beitragen, wenn es, wie Montgomery Martin in seinem trefflichen Werke über diesen Gegenstand nachweist, die reichen Hülfsquellen derselben im Interesse des Ackerbaues, der Gewerbe und des Handels ergiebiger zu machen sich bemühen wollte. Dem Urtheile eines Mannes wie M. Martin, der kein bloßer statistischer Stubengelehrter ist, sondern ein Mann von Welt und Erfahrung, vertraut mit den englischen Besitzungen in Asien und Amerika aus mehrjähriger selbsteigener Anschauung, darf man wohl um so mehr vertrauen, als er seine Forschungen während seiner mehrjährigen Reisen hauptsächlich auf diesen Gegenstand richtete und in Folge derselben die gelehrte Welt mit einem Werke beschenkte, welches über den heutigen Zustand der zahlreichen britischen Kolonien in beiden Hemisphären ein helles Licht verbreitet. Englands centrifugales Streben nach Erweiterung der Gränzen seiner außereuropäischen Besitzungen erscheint hiernach als einer jener großen politischen Mißgriffe, die fast zu allen Epochen der Geschichte gemacht wurden, wenn das Glück die Unternehmungen einer ins Unendliche strebenden Macht zu begünstigen schien.

Mannichfaltigkeiten.

Mit der von öffentlichen Blättern bereits mitgetheilten Verheirathung der gefeierten Sängerin Miß Adelaide Kemble mit einem Hrn. Sartoris, die damit denn wohl für immer der Bühne entzogen werden wird, hat es seine volle Richtigkeit; daß sie aber eine Wittwe, und in Mailand zwei Kinder habe, dem widerspricht man jetzt auf das bestimmteste. Sie war freilich mit ihrem Lehrer, Signor Cartgenore, bereits versprochen, dieser starb indessen vor der Hochzeit.

Die Engländer, die in so vielen Stücken andern Völkern voraus sind, stehen den meisten in Bezug auf Ackerbauinstrumente nach. An die schweren Ackerpflüge spannen sie nicht weniger als drei, oft vier oder gar fünf Pferde. Auf einem kleinen Felde, sagt ein Reisender, sahen wir vier Pflüge auf einmal in Arbeit, von denen zwei von vier und zwei von drei Pferden gezogen wurden. So brauchte man 14 Pferde, vier Männer und vier Knaben zu einer Arbeit, die z. B. ein Schotte mit zwei Pferden und einem Mann in nicht viel weniger Zeit besser gethan haben würde. Auf einem andern Felde sahen wir sogar sechs Pferde vor einer Egge-Maschine.

Vor Kurzem schlug bei Bordeaux der Blitz ein und tödtete wahrscheinlich mehr lebendige Wesen als je auf einmal durch einen Blitzstrahl um das Leben gekommen sind. Er schlug nämlich unter eine Heerde Kühe und tödtete hundert Stück, so wie die zwei Hirten.

Bei Gelegenheit einer Besprechung von Braunthals Drama „Don Juan", bemerkt Lewalds Europa sehr richtig: Es wäre nun einmal an der Zeit, daß die Dichter sowohl den Faust, als den Don Juan für abgethan hielten, denn ein kleinerer Geist wird nicht füglich hoffen können, Göthe oder Mozart in den Schatten zu setzen, sich neben Byron zu stellen, oder auch nur den armen, nicht zur Reife gediehenen Grabbe als Staffel zu benutzen, und ein wahrhaft Begabter wird dem Genius eines Vorangegangenen die schuldige Pietät nicht weigern dürfen, sondern darauf halten, daß die Spur seines Dichtens und Trachtens hienieden nicht durch Nachtreterei verunstaltet werde.

(Berlin.) Am 25. v. M. gab man zum ersten Mal „Bruder Kain", Schauspiel in vier Aufzügen, nach einer alten Chronik von Heinrich Smidt. Das wesentlichste Interesse ruht bei diesem Stücke auf dem Stoff, der überdies sehr komplizirt ist. Er ist mit vieler Geschicklichkeit und ziemlicher Theaterkenntniß behandelt. Der mimischen Darstellung gebührt Lob. Hr. Grua wurde am Schluß hervorgerufen.

Ein junges Dämchen irgendwo schrieb einem Herrn: „Heute habe ich einen Wechsel zu zahlen, den ich in meiner Zerstreuung völlig vergessen hatte. Da ich nun nicht im Stande bin, ihn einzulösen, so würde ich sehr dankbar seyn, wenn Sie mir, edelster Freund, das Sümmchen vorstrecken wollten. Es beträgt nur zweihundert Gulden. Ihre L.....

N. S. Ich schäme mich so sehr, diesen unbescheidenen Schritt zu thun, daß ich das Billet gewiß wieder zerrissen hätte, wenn nicht das Mädchen schon fort wäre, um es Ihnen einzuhändigen."

Die Herren Beale und Compagnie in der Regentstraße zu London haben eine neue Art Pianoforte erfunden, dem sie den Namen Euphonikon geben, und das ungeachtet eines sehr vollen und starken Tones äußerst klein und zierlich ist. Es hat, zugemacht, die Größe eines Spieltisches, nur daß es etwas länger ist, und oben die Baßseiten offen hervortreten, wodurch es eine Aehnlichkeit mit einer Harfe erhält. Eine Eigenthümlichkeit an ihm ist ein dreifacher Resonnanzboden, und die Erfinder, welche mehrere Jahre an dem Instrument gebaut haben, versichern, daß es, gleich der Violine, durch das Alter immer besser werde. Es hat die gewöhnlichen sieben Oktaven und steht am vortheilhaftesten in der Mitte des Zimmers.

Am 1. August starb auf seiner Landwohnung Windgap-Cottage, bei Kilkenny, wo er geboren war, der beliebte und fruchtbare irische Novellist John Banim. Er wurde nur 42 Jahre alt und ist, ungeachtet der ihm im Jahr 1837 von der Whigregierung verliehenen Pension von 150 Pfd., die später um 40 Pfd. erhöht wurde, in Armuth gestorben. Er hinterläßt eine Wittwe und eine Tochter.

Die Grafschaft Kent hatte, stolz auf ihre früheren Siege, die Kühnheit, dem ganzen übrigen England einen Wettkampf

Digitized by Google

im Fangball- (cricket-) Spiel anzubieten. Zu diesem Ende fanden sich die ausgezeichnetsten Cricketspieler in der alten Stadt Canterbury zusammen, wo das Spiel: „Kent v. England" am 2. August begann und am 4. endigte. England trug die Palme davon.

Ein Feuer in Crediton, welches 36 Häuser in Asche legte, war durch den Leichtsinn zweier Kinder von 6 und 4 Jahren entstanden, welche brennende Zündhölzchen in ein Strohdach steckten, das sie von einem Dunghaufen aus erreichen konnten.

Lessing sah einen gewissen Hegel in Braunschweig Comödie spielen, und verließ, da er dessen Grimassen nicht mehr aushalten konnte, das Theater. Auf der Straße begegnete ihm ein Bekannter und fragte ihn: „Nun, wie gefällt Ihnen der Hegel?" „So außerordentlich, daß ich, wie Sie sehen, ganz weg bin!" versetzte Lessing.

Im Auftrage des englischen Parlaments sind alle englischen Fahrzeuge gezählt worden, die über 50 Tonnen Last haben, und es hat sich daraus ergeben, daß sich die englische Handelsflotte auf 14,416 Schiffe beläuft; rechnet man die königliche Marine und die Dampfschiffe dazu, so ergibt sich eine Zahl, welcher die der Schiffe aller andern Völker der Welt zusammen kaum gleich kommen dürfte.

Korrespondenz.

Weimar, 20. August.

Gestern ist die Frau Großherzogin im erwünschten Wohlseyn aus dem Bade Franzensbrunn wieder nach Belvedere zurück gekehrt und wird, wie es heißt, heute die Festlichkeiten des Vogelschießens, welches wegen seiner Großartigkeit in frühern Jahren einen gewissen Ruf erlangt und heute begonnen hat, mit ihrer Gegenwart auf kurze Zeit beglücken. Der Platz, auf welchem dasselbe gehalten wird, gleicht auch wirklich einer Messe im Kleinen und ist von Künstlern und Sehenswürdigkeiten aller Art besucht. Unter diesen verdienen besonders erwähnt zu werden die berühmte Menagerie von Anton van Aken, das Zauber-Theater des bekannten Professors der natürlichen Magie, Ferd. Becker aus Berlin, die rühmlich bekannten Panoramen von Cornel. Suhr aus Hamburg und das Theatrum mundi oder Georama mit Wasserkünsten von Mayrhofer aus Wien. — Die Getraideernte ist hier nun zum Theil fast überall beendigt und hat einen Ertrag geliefert, welcher alle Erwartungen weit übertroffen hat.

Frankfurt, 18. Aug. — Eingesandt.

Wenn durch eine mehrtägige regelmäßige Fahrt der Main-Dampfschiffe das reisende Publikum auf eine sichere Beförderung von Frankfurt nach Bingen rechnen konnte, und auch in den letzten Tagen die Schiffe sehr besetzt waren, so fand leider am 16. und 17. August wieder eine Unterbrechung statt. Am 16. August im Begriff, mit mehreren Reisenden nach Bingen zu fahren, erfuhren wir auf dem Bureau in Frankfurt a. M., daß wegen einer Reparatur das Schiff an diesem Tage nicht kommen würde. Da wir bei dem heißen Wetter die Wasserfahrt der Eisenbahn vorzogen, blieben wir bis den folgenden Tag, den 17. August, wo wir hörten, daß es bestimmt eintreffen würde. Um halb zwei Uhr ließen wir unsere Bagage, aus Kisten und Koffer bestehend, auf das Bureau bringen, lösten die Karten auf zwei Uhr, erkundigten uns, wo wir die Reiseeffecten unterbringen könnten, und erfuhren nun zwar mit der größten Artigkeit, daß, da kein Local dafür bestimmt sey, wir solche nur auf die Landungsbrücke niederlegen möchten. Ohngeachtet der schwülsten Sonnenhitze harrten wir vergeblich bis drei Uhr, unsere Bagage bewachend, immer in dem tröstenden Gedanken, einigen Rauch unterhalb des sogenannten Grindbrunnens wahrgenommen zu haben; allein auch dieser wurde zur Täuschung, und es war nur eine Staubwolke, welche wir bemerkt hatten. Nachdem wir uns den Betrag der gelösten Karten zurück geben ließen, welches auch mit der größten Bereitwilligkeit geschah, setzten wir, schweißtriefend, theils zu Fuß, theils per Fiaker, unsere Wanderung zur Eisenbahn fort, wo wir doch wenigstens in einem anständigen Local den Fünfuhr-Zug abwarten und uns von den ausgestandenen Mühen und der Hitze wieder erholen konnten. Möge es doch eine ernste Aufgabe für die Verwaltung der Main-Dampfschiffe seyn, falls dieselbe Passagiere auf die Boote haben will, daß jene auch ein anständiges Unterkommen finden, sonst wird man die seitherige Gelegenheit des Reisens den Dampfschiffen auf dem Maine vorziehen.

Der Dom zu Köln.

(Aus dem „Musenalmanach für 1843. Mit Beiträgen von 150 deutschen Dichtern. Herausgegeben von Friedrich Steinmann.") *)

Zu Straßburg steht ein hoher Thurm
In wundervoller Pracht.
Er hat getrotzt gar manchem Sturm,
Doch nicht der Welschen Macht.

Zu Köln am Rheine ragt ein Dom
Schon manches Hundert Jahr;
Er spiegelt sich im hellen Strom;
Deutsch ist er immerdar.

Und hoch vom Thurme blickt ein Krahn;
Man schaut ihn rings im Gau.
Nicht tönt ein Schlag, nicht fällt ein Span;
Nicht fertig ward der Bau.

Doch eine Sage geht urall —
Den Zweifler treffe Hohn! —
Wenn einem Königsgreise folgt,
Gerecht wie er, sein Sohn:

So füge bald sich Stein an Stein,
Es schall' des Hammers Ton. —
O holde Sage du am Rhein,
Bewährtest bald dich schon!

Friedr. Steinmann.

*) Erscheint im September.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 24. August. Don Juan, große Oper in 2 Akth., Musik von Mozart. (Gastrolle) Donna Anna: Mad. Schodel, erste Sängerin vom k. Hoftheater in Hannover. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 234. Donnerstag, den 25. August 1842.

Die Törtchen des Prinzen Bedredin.

(Fortsetzung.)

Carême war die zwei darauf folgenden Tage hindurch dergestalt in Staunen versunken, daß er mehr als ein Mal seine Küchenbetrachtungen vergaß, um der Fee nachzusinnen, die durch das Berühren ihrer Zauberruthe den berühmtesten Haushofmeister des neunzehnten Jahrhunderts in einen Koch umgewandelt hatte. Treu in den unbedeutendsten Kleinigkeiten, bei Verpflichtungen, die er eingegangen, trieb er es in seiner Gewissenhaftigkeit so weit, daß er Früchte, Gemüse, Wildpret, Geflügel, Spezereien und Fleisch selbst aussuchte. Das ausgezeichnete Wissen des Theoretikers vereinigte sich hier mit der Erfahrung des Praktikers, um jeden Gegenstand streng zu untersuchen, und nichts Mangelhaftes in Anwendung zu bringen.

Den dritten Tag, um vier Uhr, kamen, wie es die junge Frau voraus bestimmt, zwei schwarz gekleidete Bediente, um Carême's Vorbereitungen abzuholen. Wenige Augenblicke darauf brachte ein Greis einen Brief, der nur die Worte enthielt: „Das Tuch um die Augen, der Wagen erwartet Sie."

Carême legte, ohne etwas in Betracht zu ziehen, seine Uniform als Haushofmeister an, schnallte seinen Degen um, und stieg in den Miethwagen, der ihn an der Thüre erwartete, in welchem die Vorhänge sorgfältig herabgelassen waren. Ungeachtet dieser Vorsicht, verband der Greis dennoch Carêmen die Augen mit einem sehr kostbaren Caschemirtuch.

Der Wagen fuhr ungefähr zehn Minuten. Endlich hielt er stille. Zwei Bediente halfen Carême hochachtungsvoll aussteigen, dann führten sie ihn eine Treppe hinan, und geleiteten ihn in ein Zimmer, nachdem sie zuvor durch mehrere Gemächer gegangen. Nun erst war es dem Helden des Abenteuers gestattet, die Binde zu lösen, die seine Augen bedeckte.

Man hatte ihn in ein kleines Zimmer geführt, in welchem sich zwei tragbare Oefen befanden, damit er hier seine Küchenoperationen vollenden konnte. Durch einen kleinen Neger, der sogleich wieder hinaus ging, wurde ihm eine Schürze von weißem Atlas, in welche sein Namenszug gestickt war, und eine kleine Tapeziermütze überreicht. Eine silberne Klingel ruhte auf einem sammtenen Kissen, neben dem größern der beiden Oefen. Punkt fünf Uhr schellte Carême mit der Klingel. Sogleich traten zwei Bediente herein, und empfingen aus den Händen des Haushofmeisters die durch ihn zubereiteten Platten. Sie hörten hochachtungsvoll auf die kurzen und deutlichen Lehren, die er ihnen über die Weise ertheilte, wie sie die Gerichte serviren sollten, die er ihnen anvertraute. Dann nahm er Schürze und Mütze ab, zog wieder sein Kleid an und erwartete seine Befreiung. Man säumte nicht, die Thüre wieder aufzuschließen, welche die Bedienten beim Hinausgehen doppelt verriegelt hatten. Wie das erste Mal, zeigte sich ein kleiner Neger. Er reichte dem Haushofmeister den Caschemirshawl, dessen sich dieser Letztere schon ein Mal bedient hatte, bedeutete ihm durch Pantomime, sich das Tuch um die Augen zu leger, nahm ihn an der Hand und führte ihn in ein anstoßendes Gemach. Man stellte hinter Carême einen Armstuhl, hieß ihn Platz nehmen, und löste seine Binde . . . Hier befand sich der Autor De l'art de la cuisine au dix-neuvième siecle, vor dem Mittagsmahle, das er selbst zubereitet hatte... Er saß am Ehrenplatze, zwischen der Unbekannten und einem jungen Romanschreiber.

„Werden Sie mir meine List verzeihen?" fragte dieser Letztere, Carême die Hand reichend. „Ich wünschte Sie bei mir zu bewirthen. Allein wie sollte ich Carême ein Mittagsmahl aufstellen, das seiner würdig war, wenn es nicht just Carême selbst zubereitet hatte? Doch die berühmteste unserer Sängerinnen, für die ich eben so viele Verehrung als Hochachtung hege, und die mich mit geschwisterlicher Freundschaft beehrt, kam mir dabei zu Hülfe."

Carême war höchst gerührt, und mit kaum hörbarer Stimme murmelte er vor sich hin:

„Es wäre nicht möglich gewesen, das Talent eines Künstlers mit mehr Zartgefühl zu ehren. Dieser Beweis Ihrer Freundschaft, den Sie mir hier geben, wird in meiner Erinnerung niemals erlöschen."

„Und ich, sollte ich Ihre Freundschaft vergessen, mein guter Carême, ich, den Sie aufgenommen haben, als ich in der Dunkelheit und unbekannt war? Ihr Kredit und Ihre Börse, ich erröthe nicht, es zu sagen, ich fühle mich vielmehr beglückt und stolz dadurch, es kund machen zu können, haben mich unterstützt. Ich danke Ihnen den Schutz des Herrn Fürsten von Talleyrand; ja, begünstigten mich Glück und Ruf auch ein wenig, waren nicht Sie es, dem ich dieses verdanke? Doch wir wollen das köstliche Mittagsmahl, das unserer harrt, nicht kalt werden lassen. Sie sind ein Feinschmecker, wie Sie in einem Ihrer Werke selbst sagten, und niemals hat sich wohl eine glücklichere Gelegenheit dargeboten, dieses zu beweisen."

Digitized by Google

Carême bestätigte jene Worte durch ein Lächeln, setzte sich an den Tisch, breitete die Serviette aus, und bewaffnete sich mit seinem Löffel.

Es war, ich versichere Sie, ein interessantes und entzückendes Schauspiel, diesen Meister der französischen Kochkunst seine eigenen Werke kosten zu sehen, und sich darüber zu freuen, wie er sich in den Wundern gefiel, die er geschaffen hatte. Bald bestätigte er es laut, ein ander Mal klärte sich seine Stirne, die durch das Studium kahl geworden war, so äußerst freudig auf, wie bei einem Dichter, wenn sich ein ganzes Parterre erhebt, um eine Scene in einem Trauerspiel zu beklatschen. Er aß in kleinen Bissen, wußte seine Genüsse zu Rathe zu halten, und kostete sie langsam mit der Wollust eines Weinkosters, der dreißigjährigen Bordeauxwein vor sich im Glase erblickt.

Eine Feldhühnersuppe schien ihm durch die Vortrefflichkeit ihrer Zuthaten, durch den unaussprechlichen Vorzug ihres Duftes, und die merkwürdige Eigenschaft ihres Wildgeschmacks dergestalt den Beifall zu verdienen, daß er sich umdrehte, um sich noch ein zweites Mal von derselben geben zu lassen.

Ortolanen à la provençale machten ihr Glück minder. Kaum hatte Carême die Gabel in die Speckschnitte gestochen, die das Vögelchen umgab, so zogen sich die Falten seiner Stirne in tiefe Furchen. Ein schmerzlicher Seufzer entschlüpfte seinen Lippen, und er schob sachte den Teller von sich. Ach! die Trüffeln hatten nicht den rechten Geruch; der Mann von Genie hatte hier an der alltäglichsten Kleinigkeit gescheitert, er war betrogen worden, wo es selbst der unbedeutendsten Köchin nicht geschehen wäre. Von welchen Zufälligkeiten hängt nicht immer das Gelingen einer Sache ab? Und wie viele Demüthigungen stehen nicht neben dem Ruhm!

Carême blieb düster und stumm, bis im Augenblick, in welchem man eine mit einer Vermeil-Glocke bedeckten Platte auftrug, bei welcher er, vermöge einer kühnen und originellen Neuerung, den Wunsch ausgesprochen hatte, daß sie zwischen dem dritten Gang und dem Dessert allein aufgetragen werden sollte. Es war eine jener Freiheiten, die sich nur Genies erlauben dürfen.

(Fortsetzung folgt.)

Ausflüge an den Rhein und Main.

(Von Dr. Wilhelm Dieffenbach.)

Guntersblum.

Man kann diesen ansehnlichen und freundlichen Ort der hessischen Pfalz, der nur eine halbe Stunde von dem Rhein entfernt liegt, nicht betreten, ohne für die ländliche Industrie seiner Bewohner das günstigste Vorurtheil zu fassen. Reiche Getreidefelder, deren goldgelber Segen sich eben unter der fleißigen Hand des Schnitters neigte, herrliche Weinberge und schöne Gärten erfreuen das Auge in der Runde und steigern den Eindruck des reizenden ländlichen Gemäldes bis zu einer Höhe, daß man mit Hölty singen möchte:

Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Engel segneten ihn, als er geboren ward,
Streuten Blumen des Himmels
Auf die Wiege des Knaben aus.

Diese idyllische Stimmung dürfte sich noch um Vieles steigern, wenn man Gelegenheit hat, das nicht zu verachtende Erzeugniß des Rebstocks an Ort und Stelle zu kosten. Alle größeren Weinlager befinden sich außerhalb des Orts an dem sogenannten Kellerweg, der, seiner hohen Lage wegen, die Anlegung von tiefen und trockenen Kellern gestattet. Hier sind zugleich auch die Kelterhäuser, die an schönen Abenden, besonders Sonntags, für Freunde und Verwandte gesellige Vereinigungspunkte darbieten. In traulichem Kreis, unter schattigem Blätterdach, verlebt man da die Abendstunden und huldigt nach besten Kräften dem Gesetze des ewigen Kreislaufs der Natur, der hier, im perlenden Wein, für die Anhänger des Kultus des indischen Gottes einen der angenehmsten Uebergangspunkte zu haben scheint. Die weiteste Gastfreiheit herrscht bei diesen ländlichen Pikniks und kein Fremder wird uneingeladen vorüber gehen können.

Guntersblum hat nicht bloß guten Wein, sondern auch treffliches Quellwasser, welches dem schön gebauten, von einer ungeheueren Ulme beschatteten St. Julianbrunnen entströmt, dessen reicher Wasserschatz durch die vermauerte hohe Bergterrasse, in welcher er sich befindet, beschützt wird. Hier ist zugleich die Eichanstalt, sehr günstig gelegen wegen der Nähe der Bergkeller. Das ganze Brunnenlokal ist sehr geräumig, durchgängig mit Quadersteinen ausgemauert und in seiner äußeren Anlage einem eigentlichen Kurbrunnen sehr ähnlich. Unter dem Schatten der hohen prachtvollen Ulme, dem noch lebenden Zeugen dahingeschwundener Jahrhunderte, und in der Nähe des aus drei Ausgußröhren reichlich strömenden köstlichen Labequells scheint ein Bankett eines Mäßigkeitsvereines ganz an der rechten Stelle zu seyn, und ich erlaube mir, diese ausgezeichnete Lokalität, deren Werth von den Wassertrinkern bis jetzt noch nicht gehörig gewürdigt zu seyn scheint, hierzu in Vorschlag zu bringen.

Ein anderer anziehender Punkt in der Umgebung von Guntersblum ist des Herrn Generals von Stockhorn reizender Landsitz, der mit dem großen, schön gebauten Wohnhaus und dem Lustgarten unmittelbar an die Hauptstraße gränzt. In Mitte des melancholischen Dunkels einer hohen Baumgruppe dieses ausgedehnten Gartens steht ein Denkmal der zärtlichsten Elternliebe, gesetzt dem Fräulein Stephanie v. Stockhorn, gest. 1833 im 21. Lebensjahre. Wer könnte das Ziel eines ausgepilgerten Erdenwallers erblicken, ohne betrachtungsvoll dabei zu verweilen, am meisten aber da, wo der Todesengel den Stachel der Vernichtung in die kaum entwickelte Rose erbarmungslos einsenkte!

Für die kirchlichen Interessen der Gemeinde Guntersblum, in so ferne sie auf die Ausübung des Kultus in einem würdig ausgestatteten Gotteshause Bezug haben, ist durch Wiederherstellung der evangelischen Kirche nach dem von dem großh. Kreisbaumeister Hrn. Opfermann entworfenen Plane bestens gesorgt worden. Im Aeußeren ist sie schon vollendet und gewährt mit ihren beiden schönen Thürmen einen recht freundlichen Anblick. Es war angenehm, dem Namen dieses Architekten hier wieder zu begegnen, dessen Neubaute zu Kastel — der große Gasthof zum goldenen Bären mit seinem prächtigen Saale — ich erst kürzlich in Augenschein zu nehmen Gelegenheit hatte. Der Bauunternehmer, Hr. Barth, hat damit ein großartiges Werk begonnen, welches, bald vollendet, alle Erfordernisse

Digitized by Google

zum Betriebe einer eleganten Gastwirthschaft in sich vereinigen dürfte.

Scheut man nicht die Mühe einer kleinen Excursion in die Umgegend, so kann man den großen Rheindurchstich am Geyer, eine der vielen hydrotechnischen Bauten des Hrn. Oberbaudirektors Krönckе, und die Schwedensäule, welche die Stelle bezeichnet, wo Gustav Adolph mit seinen Tapferen über den Rhein ging, in Augenschein nehmen.

Mannichfaltigkeiten.

Ein Berliner Gemäldehändler, der in den Läden und Buden der Trödler herum zu stöbern pflegt, um wo möglich einmal etwas Ausgezeichnetes zu erwischen, war eines Tags so glücklich, einen ganz vorzüglichen Murillo zu entdecken. Das Meisterbild war völlig unscheinbar geworden, und nur an einer versteckten Stelle konnte ein scharfes Auge das herrliche Kolorit des spanischen Raphael erkennen. Er erstand das Bild für den Preis von drei Thalern. Nachdem er diesen Schatz in seine Wohnung gebracht, und das Bild hatte reinigen lassen, wollte unter Andern auch das Museum es ankaufen, und bot dafür einen Preis von 2000 Thalern. Der Besitzer des Bildes beharrte auf 600 Friedrichsdor. Indessen hatte der Trödler erfahren, welchen Schatz er aus den Händen gelassen. Er lief eiligst zu dem Bilderhändler, und bat ihn auf das dringendste, ihm wenigstens eine Vergütung von 100 Thalern zukommen zu lassen. „Der Kauf ist abgemacht", erhielt er zur Antwort, „Sie haben Ihr Geld bekommen, ich empfehle mich Ihnen." Man rieth dem Unglücklichen, zu einem Advokaten zu gehen, und dessen Beistand zur Wiedererlangung des Bildes in Anspruch zu nehmen. Die Klage ward eingeleitet. Der Fremde hatte das Bild von der minderjährigen Tochter des Trödlers gekauft, und ward verurtheilt, dasselbe gegen Empfangnahme des Kaufgeldes herauszugeben. Vergebens bot er dem Trödler das Doppelte der erbetenen Gratification an; der Trödler wollte auf keinen Vergleich eingehen. Nach vierzehn Tagen kaufte Lord R. das Bild von dem Trödler für 800 Friedrichsdor. Der Trödler hat jetzt eine Manie auf verräucherte Bilder; er kauft solche, wo er nur ihrer habhaft werden kann. Aber die Murillos sind noch seltener, als dieser Rechtsstreit.

Der Ehemann der Exregentin von Spanien hat die ihm schwerlich willkommene Ehre, sich von einem Hrn. Hubertus im Salon zur Novellenfigur benutzt zu sehen. Der kühne Jäger setzt, um der Sache noch mehr Nachdruck zu geben, in einer Note hinzu: „Nach Thatsachen aus Fernando Munnoz Leben." Die Novelle beginnt an einem regnichten Herbstabende des Jahres 1829 zu Montreux am Genfersee im Hause des Ubrenhändlers d'Omain, mit dessen Tochter der Abenteurer eine Liebschaft hat. Ferdinand's Vater ist der Kleinhändler Munot, d'Omains ältester Freund. Ferdinand Munot geht nach Paris, wo er mit einem Monsieur Guillaume bekannt wird u. s. w. Die Novelle ist noch nicht zu Ende, verspricht aber pikant zu werden, wenn sie auch bis jetzt noch kein bedeutendes, schaffendes Talent beurkundet.

Die erste Eisenbahn in England wurde im Jahre 1811 von Croydon nach Wandsworth angelegt; in den ersten 20 Jahren dieses Jahrhunderts wurden nicht mehr als 20 Parlamentsschüsse über Eisenbahnen erlassen, 10 Jahre später aber, von 1820 — 30 gingen 49 Eisenbahnbills durch. Im Jahre 1836 hatten die Eisenbahnen in England zusammen eine Länge von 840 Meilen, und gegenwärtig ist die Länge aller vorhandenen und in der Anlage begriffenen Eisenbahnen fast nicht mehr zu berechnen.

Ein vornehmer Beamter sollte auf seiner Visitationsreise durch eine kleine ungarische Stadt kommen, weshalb man ihm mehrere Ehrenpforten errichtete. Unglückseliger Weise hatte man über die Richtung, von welcher er kommen sollte, nicht die gehörigen Erkundigungen eingezogen, so daß dem würdigen Beamten bei seiner Einfahrt ins Städtchen ein hellerleuchtetes Lebewohl! und bei seiner Ausfahrt aus demselben ein glänzendes Vivat! entgegen schimmerte.

(Strasburg, 19. Aug.) Der Pariser Doktor L., ein enthusiastischer Phrenologe, deklarirte vorige Woche sein Stubenmädchen beim Polizeikommissär des Quartiers als Diebin, auf die einzige Thatsache hin, daß er an ihr, im Augenblick, da sie die Haar auskämmte, das Organ des Diebsinnes auf eine enorme Weise entdeckt habe. Der Polizeikommissär entdeckte dem Doktor die Unmöglichkeit, eine solche Deposition anzunehmen, und dieser zog sich zurück. Drei Tage darauf kehrt derselbe Phrenologe, strahlend vor Freude, zum Kommissär zurück, um ihm zu melden, daß das Mädchen, als er ihr aus phrenologischen Gründen den Abschied gegeben, in der That für 1200 Fr. Kostbarkeiten, nebst einer Börse mit 27 Napoleons bei ihrer Entfernung entwendet hat. Da er aber außerdem das Organ der Verwandtenliebe an ihrer Stirne beobachtet hat, so kann er auch angeben, wo die Diebin zu finden ist: sie muß sich zu ihrer Mutter, ihren Schwestern oder irgend einer nahen Verwandten begeben haben. Der Kommissär wies dies Mal die Hülfe der Wissenschaft nicht von sich, und Emilie G. wurde richtig bei ihrer Mutter arretirt, wo sie die entwendeten Gegenstände verborgen hatte. Der Doktor L. bekam seine Effekten zurück, eine Satisfaktion, die nicht nur die öffentliche Anwendbarkeit seiner Theorie, sondern auch deren materielle Nützlichkeit (wie der Franzose dies verlangt) in's Licht stelle.

Nicht leicht hat eine Frau so viele Länder gesehen und so merkwürdige Schicksale erlebt, als die Wittwe des bei Waterloo gefallenen Obersten Engel. In ihrem 17. Jahre (1778) heirathete sie den Sergeantmajor eines Schweizerregiments und ging mit ihm nach Frankreich. Nachdem er als Offizier alle Ereignisse der Revolution erlebt, kam er mit seinem Regiment nach Aegypten. Als ein treuer Anhänger Napoleons stieg er bis zum Obersten, folgte diesem nach Elba, und fiel nebst zwei Söhnen bei Waterloo. Seine Frau begleitete ihn überall hin, und wurde Mutter von 21 Kindern. Selten haben Geschwister so weit von einander gelegene Geburtsörter, als die Kinder dieses Ehepaars. Z. B. Kairo, Josephstadt in Böhmen, Semlin, Rotterdam ꝛc. Sechs Söhne sind auf dem Schlachtfelde geblieben, zwei gingen mit Napoleon nach St. Helena. In der Hoffnung, bei dem neunten Sohne in Amerika ein Unterkommen zu finden, reisete die Mutter nach Neuorleans, und kam nur gerade noch dort an, um ihm die Augen zuzudrücken. Sie kehrte nach Europa zurück, gerieth auf der Wahlstätte von

Digitized by Google

Waterlod, wo sie einst, an der Seite ihres Gatten kämpfend, tödtlich verwundet worden war, in Gefahr zu erfrieren, und ging nach Italien, um ihre noch einzige Tochter am Hofe der Herzogin von Parma (Kaiserin Maria Louise) aufzusuchen, doch vergebens. Die Herzogin erwies ihr zwar Wohlthaten, sie durfte sie aber nicht sehen. Nunmehr wandte sich die Verlassene nach ihrer Vaterstadt Zürich, wo sie, von allen Mitteln entblößt, ihre Schicksale niederschrieb (Lebensbeschreibung der Wittwe des Obersten Engel von Langwies in Bürden, geb. Egli, 1821), um dadurch einige Unterstützung zu erhalten. — Weil sie deutsch sprach, hatte sie im Jahre 1810 den ehrenvollen Auftrag, mit der Gesandtschaft, welche die kaiserliche Braut abholen sollte, nach Wien zu gehen. Sie war es, die den Einfall hatte, den Kaiser von Oesterreich zu bitten, den Vogel und das Hündchen, welche die Erzherzogin als ihre Lieblinge pflegte, durch Eilboten nach St. Cloud zu schicken, um dadurch seiner geliebten Tochter eine angenehme Ueberraschung zu bereiten. Vom Jahre 1811 an wohnte die Obristin Engel immer da, wo sich der französische Hof aufhielt, ohne eine Anstellung oder Besoldung zu haben. Ihr Mann besaß ein Landhaus bei Malmaison.

Korrespondenz.

Leipzig, den 15. August.

So eben ist hier in der Verlagsbuchhandlung von Eichhorn erschienen: „Die Aufgabe des Jahrhunderts. Eine Festrede zur Enthüllung des Bonifazius-Denkmals in Fulda, von H. König." H. König ist in seiner literarischen Bedeutung als Dichter und selbstständiger Denker anerkannt, und diese neue Schrift giebt wieder neue Kunde von seiner tiefen und edeln Begeisterung für die Strebungen der Zeit. Gerade jetzt, da Fulda seine geschichtliche Erinnerung in der Errichtung des Bonifazius-Denkmals sich wieder ins Gedächtniß ruft, mag es auch öffentlich ausgesprochen werden, daß gewiß einst eine Zeit kommen wird, wo Fulda sich mit Stolz erinnern wird, daß H. König in seinen Mauern geboren ward, und daß er so viele Kräfte seines Denkens und Dichtens an seine Vaterstadt angeknüpft hat. Wir müssen es stets mehr lernen, nicht nur unsere Vergangenheit, sondern auch unsere Gegenwart gehörig zu würdigen. Eben zum Verständniß und zur gehörigen Würdigung unserer Zeit und besonders der Strebungen der deutschen Nation liefert die obengenannte Schrift einen hochwichtigen Beitrag. Mit seiner bekannten Freimüthigkeit und Charakterstärke, aber auch mit zarter Milde und Schonung, zeigt König, welche Entwicklung das religiöse Leben in Deutschland genommen und welche es zu nehmen hat. An die Zeit des Bonifazius anknüpfend, zeigt er, wie damals bei der erst aufkeimenden Bildung eine strenge Kircheneinheit aufgestellt wurde; wie es nöthig war, daß jeder seine persönliche Ueberzeugung den öffentlich aufgestellten Satzungen unterordnen mußte, oder sie ihnen wenigstens nicht öffentlich entgegenstellen durfte. Auf unsere Zeit übergehend, zeigt er, wie die erstarkte Bildung unserer Nation sich von dem Kirchendogma unabhängig gemacht habe; wie die Sittlichkeit und die Religiosität jetzt in der selbst gewonnenen Ueberzeugung ihre Wurzeln haben und wie es die Aufgabe des Jahrhunderts sey, diese persönlichen Ueberzeugungen immer unabhängiger, freier und ungehinderter hervortreten zu lassen. — Dieß ist der wesentliche Grundgedanke der Schrift von König, und es mag genügen, alle denkenden Zeitgenossen auf dieselbe aufmerksam zu machen, da sie aus der kernhaften Darstellung gewiß Erquickung und neue Geistesnahrung ziehen werden. In einer Zeit, wo namentlich auf dem religiösen Gebiete die häßlichsten Mißgeburten zu Tage kommen, ist es von doppeltem Interesse, einen besonnenen und tiefen Geist darüber zu vernehmen; von Pietisten und Rationalen wird die offene Sprache Königs manche Anfeindung erfahren, aber die Besonnenen und Einsichtigen, die an einer ruhigen und stetigen Entwickelung unseres Nationallebens arbeiten, werden gewiß den hier dargelegten Ansichten ihren gerechten Beifall nicht versagen. Schließlich muß ich Sie noch auf einen Irrthum aufmerksam machen, der von hiesigen Blättern aus auch in Andere überging. König hat diese Rede nicht bei der Enthüllung des Bonifazius-denkmals gehalten (da ja diese auch den Zeitungen nach erst am 17. dieses stattfindet), diese Rede ist nur eine gedruckte; mögen vor dem ehernen Denkmale auch Andere in anderem Sinne das Wort gehabt haben, möge auch König sich nicht veranlaßt gesehen haben, zu einer solchen weit hinausgreifenden Rede unmittelbar die Tribüne zu betreten, er hat durch die Presse zur gesammten deutschen Nation gesprochen und es ist daher der Beruf der öffentlichen Presse, ihm den Beifall aus vollem Herzen zuzurufen.

Frankfurter Theater.

Die Memoiren des Teufels, Lustspiel in drei Abtheilungen, nach dem Französischen.

Soulié's Memoires du diable sind die Veranlassung dieses Stücks, das durch effectvolle Ver- und Entwickelung spannt und unterhält. Bis auf die Hauptperson Robert besteht das Personal aus Episoden; und selbst jene Rolle erfordert weniger Charakteristik als Routine. Es liegt am Tage, daß eine Erzählung des Inhalts die Wirkung künftiger Vorstellungen schwächen würde; denn, wie man leicht einsehen kann, ist es die Handlung allein, an die sich das Interesse knüpft. Deßhalb sey hier nur so viel gesagt, daß Robert, der Schreiber eines Notars, durch die chronique scandaleuse, die er von einem Marquis, einem Chevalier, einem Grafen und seiner Gemahlin bewahrt, einer unglücklichen Baronin und ihrer Tochter zum Rechte verhilft. Das Stück verfehlte durch ein treffliches Ensemble die Wirkung nicht, die unter solcher Voraussetzung einer mit französischer Gewandtheit geschürzten, wenn auch nur oberflächlich und ohne Charakteristik motivirten Intrigue stets zu Theil werden wird. Robert (Hr. Baison) wurde durch mehrmaligen Hervorruf ausgezeichnet, eine Ehre, die neben ihm den beiden Episoden: Marie (Mad. Frühauf) und Gauthier (Hr. Meck) am Schluß des Stücks zu Theil wurde. Wenn es dem Director ansteht, durch Uebernahme kleiner Rollen dem Ganzen ein passendes Relief zu geben, so verdient die Bereitwilligkeit der Mad. Frühauf um so mehr Anerkennung, als diese nicht durch dieselbe Rücksicht bestimmt werden kann und als es an der Tagesordnung ist, daß der Schauspieler das Ganze weniger vor Augen hat, als die Interessen seiner Stellung. Mad. Frühauf hat in Molière und dem heutigen Stück bewiesen, daß eine ausgezeichnete Darstellerin auch Episoden die Vollendung gewähren kann, welche nicht selten das ganze Stück mit tragen hilft. Hoffen wir, daß Hr. Baison bei sich darbietender Gelegenheit Gleiches mit Gleichem vergelten wird, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß das rectificirende Drama unserer Bühne dem anderer weder an Abrundung des Ensemble, noch an meisterhafter Detaillirung der einzelnen Rollen nachstehen und die Concurrenz mit den meisten aushalten wird. Hr. Meck, der in der heutigen Rolle des Gauthier wiederholt bewies, was die Wahrheit der Kunst vermag, indem sie selbst Carricaturen zu Characteren erhebt und Situationen, die an das Komische streifen, mit tragischer Wirkung ausstattet, geht zu jenem Ende dem Schauspielpersonal gewiß mit dem besten Beispiel voran. Der Benefiziant, Hr. C. Schneider (Chevalier von Rapinière) wurde bei seinem Auftreten freundlich begrüßt und seine Darstellung fand Beifall.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 25. August. Norma, große Oper in drei Akt. Musik von Bellini.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rehm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 235. Freitag, den 26. August 1842.

Die Törtchen des Prinzen Bedredin.

(Fortsetzung.)

Nachdem Carême die beiden andern Gäste einige Zeit dem Reiz der Neugierde preisgegeben und einige Sekunden in Erwartung gelassen, hob er triumphirend die Glocke empor, und ließ drei kleine Törtchen, zwar von ganz eleganter Form, doch übrigens ganz einfach, ansichtig werden, deren Aussehen jedoch schon allein hinreichte, die Lüsternheit des übersättigtsten Magens zu wecken. Ich wäre außer Stand, Ihnen die einladende goldene Farbe dieser Törtchen zu beschreiben; sie reizten die Eßlust schon durch ihren Anblick.

Carême reichte einem jeden seiner Gäste ein Stück dieser köstlichen Zwischenspeise, und behielt das dritte für sich.

Man muß zugeben, daß die Pastetenbäckerkunst niemals etwas Aehnliches erfunden, noch hervorgebracht hatte. Wenn es Vatel vergönnt gewesen wäre, diese auserlesene schmelzende Kruste zu kosten, die mit der darin befindlichen Crême so herrlich zusammen paßte, so würde dieser große Vatel aus Wuth Thränen vergessen und die verzweiflungsvolle Hand an den Degen gelegt haben, wie an dem Tage, an welchem ihm die Marée versagte.

Der Dichter und die Prima-Donna reichten in einer Aufwallung von natürlichem Enthusiasmus Carême die Hände, und drückten ihm die seinigen in einem Gefühl der Bewunderung. Er nahm diese Huldigung nicht mit der Hingebung eines Künstlers auf, der nicht seines Gleichen hat, und der augenscheinlich sein Uebergewicht anerkennen muß; sondern es sprach sich in seinem Wesen vielmehr im Gegentheil eine Art von Untergeordnetseyn aus.

„Ach," sagte er, „bei diesem Werke steht meiner Ausführung nur sehr untergeordnetes und sehr mittelmäßiges Verdienst zu. Der Ruhm, ein solches Wunder erfunden zu haben, gehört nicht mir an, obgleich ich der einzige Haushofmeister in Paris bin, der sie zubereiten kann. Das Geheimniß dieses außerordentlichen Gebäckes ist heut zu Tage nur drei Personen bekannt, mich dabei indegriffen. Niemals vielleicht, mein Freund, haben Sie bei Ihren romantischen Schöpfungen so Sonderbares und Fremdartiges zusammen ausersonnen, als die Reihe von Umständen, die dieses Rezept in meine Hände gelangen ließ. Wenn es ihnen Freude macht, will ich Ihnen das Nähere davon mittheilen; es läßt sich nicht läugnen, es steht diesem keinen gastronomischen Feste an, und wird die nur zu wenig anerkannte Wahrheit herausstellen, daß das Studium der Kochkunst bei der Erziehung von jungen Leuten eben so wenig vernachlässigt werden sollte, als das für Musik und Zeichnen.

„Als ich vor sieben oder acht Jahren, angestrengt von langem Nachdenken über ein Mittagessen, das Seine Excellenz der Herr Fürst von Benevent geben wollte, mein Geschäftslokal verließ, und mich ein wenig in den Straßen von Paris erging, denn nichts erleichtert das Denken so sehr, als das Gehen . . . es handelte sich nämlich darum, eine neue Platte zu erfinden, welche die verschiedenen Eigenschaften der zwei entgegengesetztesten europäischen Küchen, der italienischen und der englischen, vereinigen sollte . . . hörte ich mich, in meinen Nachforschungen vertieft, plötzlich bei meinem Namen nennen; ich schaute empor und entriß mich meinen Betrachtungen, um in das wirkliche Daseyn zu treten."

„Derjenige, der mich anzureden würdigte, war der Herr Fürst von Parma, der Erzkanzler des Kaiserreichs. Seiner Gewohnheit zufolge erging er sich, ehe er sich in das Theater des Variétés verfügte, das er jeden Abend mit seiner Gegenwart beehrte, in den Gängen des Panorama's. Hinter Seiner Durchlaucht, in einer Entfernung von zwei oder drei Schritten, gingen, wie immer, in französischem Kleide, den Degen an der Seite und mit dem Hute unter dem Arme, der Marquis von Villevieille und der Marquis von Aigrefeuille; der Erstere sicherlich die vollkommenste Personification, die man vom Heißhunger entwerfen kann. Einer meiner Lieblingswünsche ging immer dahin, seine skelettartige Magerkeit besiegen zu können, denn es schmerzte mich stets, daß ein Gastronom einem Hungerleider gleichen sollte. Der Marquis von Aigrefeuille hingegen hatte durch seine runde Figur das Aussehen eines Mannes, der einem guten Tisch Ehre macht, indem er aus Vergnügen und nicht aus Bedürfniß ißt."

„Nun!" sagte Seine Durchlaucht zu mir, „was machen Sie in diesem Augenblick, Herr Carême? Mit welchen Vervollkommnungen haben Sie die Küche seit kurzem wieder bereichert?"

„Nichts, was einem so ausgezeichneten Gastronomen, als der gnädige Herr sind, verdiente angeführt zu werden," antwortete ich; „doch schmeichle ich mir nichts desto weniger, Denselben in kurzem eine Neuerung vorlegen zu können, die vielleicht den hohen Beifall erhalten dürfte."

„Ich erwähnte sodann meines Vorhabens, die italienische

Küche mit der englischen in Verbindung zu setzen; wozu inzwischen die Marquis von Aigrefeuille und von Villevielle herangetreten waren, um mir zuzuhören."

„Carême," antwortete mir der gnädige Herr, „Sie geben Ihrem Genie eine falsche Richtung. Mit den Engländern ist nichts zu machen, ihre Küche ist barbarisch; ich halte aber auch nicht mehr auf die der Italiener, die die Gewürze verschwenden und nichts verstehen, als den Gaumen zu verbrennen, wodurch sie ihn der Empfindung berauben. Dem Pudding werden Sie niemals seine Unverdaulichkeit benehmen können, eben so wie den Maccaronis, versalzen und verpfeffert zu seyn. An Ihrer Stelle würde ich meine Nachforschungen dem Alterthümlichen und dem Oriente zuwenden. Die Griechen und die Römer verstanden sich auf gutes Essen; und die Indier, Perser und Türken, mit ihren saftigen Früchten, verstehen Conserven und Backereien besser zu bereiten, als ein Volk auf der Welt. Wenn Sie diesen nachkommen wollen, nehmen Sie Ihre Zuflucht zu ihnen. Uebrigens haben eigene Schöpfungen stets den Vorzug, und Niemand mehr als Sie besitzt in dem Maße das Wissen und die nothwendige Einsicht, um zu diesem Zwecke zu gelangen."

„Der Marquis von Aigrefeuille und Herr von Villevielle bezeugten die Worte des Fürsten mit einem für mich höchst schmeichelhaften Lispeln. Ich beschloß, mich so ruhmvollen Ermunterungen würdig zu zeigen, und setzte mein Herumschlendern und meine Betrachtungen fort."

(Fortsetzung folgt.)

Die Mineralbrunnen und Heilquellen am Taunus.

X.

Homburg v. d. Höhe.

Mit dem steigenden Bedürfniß mehren sich auch die Mittel zur Befriedigung. Seitdem alle Welt reist, sieht man aller Orten Reisegelegenheiten und Gasthöfe, Omnibus und Droschken, und seitdem alle Welt ins Bad gehen zu müssen glaubt, werden alljährlich neue Heilquellen entdeckt, neue Kurhäuser erbaut und neue Brunnenschriften geschrieben. So tritt auch hier eine mächtige Concurrenz ein und die jungen Renommé's werden den alten gefährlich. Vor 25 Jahren war in unseren Taunusgegenden Wiesbaden der einzige strahlende Stern, neben welchem Schwalbach und Ems bescheiden genannt werden durften; jetzt sind Soden, Kronthal, Homburg, Weilbach, Kreuznach, Salzhausen und andere wetteifernd daneben getreten. Außerdem haben die Wasserheilanstalten und die zur Mode gewordenen Flußbäder sich geltend gemacht. Nicht nur in unseren Taunusgegenden, sondern überall in Deutschland ist es so gegangen, und man darf ein Fortbestehen mit Gewißheit annehmen. Man hat über diese Bademanie manchen guten Witz gemacht, und sie hat allerdings auch ihre Kehrseite; aber ist es anders mit andern Dingen? Ist Anderes weniger übersetzt? Werden in Fabriken und mittelst Dampfmaschinen nicht mehr Waaren produzirt, als deren consumirt werden können? Gibt es nicht mehr Bücher, als Menschen, die sie lesen; mehr Aerzte, als Kranke; mehr Advokaten, als Clienten; mehr Virtuosen, als Dilettanten; mehr Schauspieler als Zuschauer; mehr Monumente, als berühmte Männer; mehr Wirthshäuser, als Gäste? Ein dreißigjähriger Krieg hat über Deutschland viel Unheil gebracht, ein dreißigjähriger Frieden hat auch seine Schattenseiten.

Zu den Badeorten, die in jüngster Zeit sich bedeutend gehoben haben, gehört Homburg vor der Höhe, dessen Kurlisten auch in gegenwärtiger Saison sehr ansehnlich ausgefallen sind. Die Stadt und Residenz Homburg vor der Höhe liegt am Fuße des Taunusgebirges und ihre Lage ist ausnehmend schön und freundlich. Die Straßen sind breit und mit schönen Häusern geziert. Die Bevölkerung besteht aus etwa 4,500 Einwohnern, welche Handel, Gewerbe und Ackerbau treiben. Seitdem Homburg sich zum Kurort erhoben, ist für große und kleine Wohnungen zum Behuf der Fremden in Gast- und Privathäusern, wie auch für Tafel und Vergnügungen bestens gesorgt. Die Umgebungen der Stadt sind malerisch und besonders einladend die herrlichen Waldpartien, und die ganz nahen Thäler und Höhen des Taunus. An das landgräfliche Residenzschloß, welches viele Sehenswürdigkeiten enthält, schließt sich der weit ausgedehnte Schloßgarten mit herrlichen Alleen von Linden und Kastanien, Rasenplätzen, Eremitagen, Teichen und Bosquets. Dieser Garten steht durch eine Pappelallee mit zwei anderen Parks und dem Tannenwalde in Verbindung; dunkle, mit dichten Gebüschen umgebene Irrgänge und Partien aller Art sind häufig und auf's beste geordnet. Im großen Tannenwald befinden sich sieben kleinere und größere Teiche, welche mit einander in Verbindung stehen, und in diese romantische Anlage viel Abwechslung bringen. Weitere Ausflüge von Homburg bieten Friedrichsdorf, Oberursel, Königstein, Kronberg, Reifenstein, der Feldberg und der Altkönig dar, die jede ihre besonderen Annehmlichkeiten und Naturschönheiten haben. Zu dem eine Viertelstunde von Homburg entfernten Cur- oder Elisabethenbrunnen führt ein angenehmer Weg durch ein Wiesenthal, in welchem man Alleen und Promenaden angelegt hat. In seiner Nähe, mehr nach der Stadt zu, liegt der Sauerbrunnen, von hohen Pappeln umgeben; unfern davon sind die Brunnen, welche das Wasser zu den Bädern liefern. Das Wasser des Elisabethen-Brunnens hat die Kraft, langwierige Leiden und chronische Uebel, besonders Unterleibsbeschwerden, theils vollkommen zu heben, theils zu lindern, und ebenso wirksam hat es sich bei Hämorrhoidal-Beschwerden, Obstruktionen, Hypochondrie, Bleichsucht, Krämpfen u. s. w. erwiesen. Das Wasser der Sauerbrunnen gibt einen lieblich erquickenden und kühlenden Trank, besonders mit etwas Zucker und Wein vermischt, und es kann ohne allen Nachtheil selbst Fieberkranken gereicht werden. Die Wirkung der Badequellen ist die aller Soolbäder, und zwar in einem schon sehr bedeutenden Grade. Der neue und großartige Kursaal geht seiner Vollendung entgegen und wird denen anderer Badeorte nicht nachstehen; außer den schönen Umgebungen und den Heilkräften des Wassers sind es vorzüglich die Hazardspiele und die Verführung des grünen Tisches, welche die Besucher in vermehrter Anzahl nach Homburg führen und hier verweilen lassen. W.

XI und XII.

Kreuznach und Salzhausen.

In Bezug auf ersteren Badeort, welcher, wenn auch nicht direkt am Taunus gelegen, doch im Rayon gegenwärtiger Skizzen nicht fehlen darf, verweisen wir auf einen in Nr. 255

Digitized by Google

b. B. enthaltenen Bericht des Hrn. Dr. Dieffenbach, welcher eine wiederholte Besprechung überflüssig gemacht hat.

Wir beenden nun unsere kleine Gallerie mit einem Blick auf das am Saume des Taunus gelegene und höchst anmuthige Salzhausen und machen zu diesem Behufe auf das von Medizinalrath Dr. C. Ph. Müller herausgegebene Brunnenschriftchen über die Soolquellen zu Salzhausen aufmerksam, welches seinen Gegenstand kurz, aber erschöpfend behandelt, und dem wir als Schlußstein Nachstehendes entnehmen: „Die Heilkräfte Salzhausens sind es, die nun schon beinah seit zwanzig Jahren in ihrer Wirksamkeit fortwährend beobachtet wurden und darin sich erprobt haben. Salzhausen gehört demnach zu den ältesten Soolbädern in der Umgegend, und verdient in dieser Beziehung eine besondere Erwähnung. An Vertrauen haben diese Quellen bisher zugenommen, indem ihnen nicht bloß die steigende Menge wirklich Leidender, sondern auch ausgezeichnetere Männer, welche nur auf eigene Erfahrung und Sachkenntniß ein Urtheil zu gründen gewohnt sind, ihre Aufmerksamkeit mehr und mehr zugewandt haben. Ich brauche in letzterer Beziehung unter anderen wohl nur einen Liebig und Balser in Gießen zu nennen, welche die Heilkräftigkeit Salzhausens selbst geprüft haben. Wenn auch die Menge neugieriger Badegäste, welche mehr dem Vergnügen nachgehen, als einem Bedürfniß folgen, und heute da-, morgen dorthin strömen, es vielleicht nicht seyn würde, welche Salzhausen fortwährend aufsucht, so ist es dagegen vielmehr die zunehmende Zahl wirklicher Kurgäste, welche namhafter Leiden wegen daselbst Hülfe sucht und bisher vielfach Befriedigung und Heilung gefunden hat. Diese Art von Ruf muß wohl einem Bad einen solideren Werth sichern, wodurch es mehr seinem wahren Zweck zu entsprechen vermag, als durch alle sonstige Berühmtheiten ephemerer Art."

Ausflüge an den Rhein und Main.

(Von Dr. Wilhelm Dieffenbach.)

Worms.

„Dahin bist du, ehrwürdiges, uraltes Worms. Unzählige Jahrhunderte werden das Andenken deiner Zerstörung nicht auslöschen!" ist der pathetische Ausruf ihres Geschichtschreibers, Hrn. August Pauli, dem bei Schilderung der Entsetzen erregenden Zerstörung dieser Stadt durch die Franzosen im Jahr 1689 die Feder entsinkt, während Clio, die ernste Muse, die Vollendung des begonnenen Schauergemäldes, von dem gefühlvollen Historiographen, der als Deutscher schreibt und empfindet, gebieterisch zu fordern scheint. Er thut es mit einer Art Resignation, die den patriotischen Historiker so wohl kleidet, und die uns den Vandalismus der Franzosen unter ihrem Ludwig XIV., den seine Schmeichler den Großen nannten, in ihrer ganzen abschreckenden Größe erscheinen läßt.

Noch mehr aber wird man den edlen Unwillen des Geschichtschreibers dieser Stadt theilen, wenn man die herrlichen Denkmäler sieht, die jene furchtbare Katastrophe einer einst volkreichen und blühenden deutschen freien Reichsstadt überlebten, und die noch Jahrhunderte lang als stumme Zeugen der Geschichte gegen Frankreich und seine räuberischen Anschläge auf das linke Rheinufer dastehen werden.

Es bedurfte eines Zeitraumes von mehr als 150 Jahren, um die Stadt Worms wieder auf die Stufe emporzuheben, auf welcher sie dermalen steht. Als frühere freie Reichsstadt und späterhin als Gränzstadt des großen Kaiserreichs, hatte sie jedoch fortwährend mit der Ungunst der Zeiten zu kämpfen, so daß der schrecklichen Zerstörung Schutt und Graus in unverkennbaren Merkmalen dem Auge des Beobachters entgegen trat. Erst unter der großherzoglich hessischen Regierung sollte Worms das werden, was es jetzt schon ist, und für die Folge noch mehr zu werden verspricht. Nicht genug, daß diese Stadt seit dem Jahr 1815, wo sie hessisch wurde, um Vieles freundlicher geworden — nein! dabei ist es nicht geblieben, sondern man hat auch den Interessen des Ackerbaues, des Handels und der Gewerbe von Seite der Staatsregierung eine besondere Berücksichtigung zu Theil werden und mehrere öffentliche Anstalten ins Leben treten lassen, die sämmtlich auf Förderung des Gemeinwohls der Stadt oder der Gegend berechnet sind. — Für den auf dem Rheine ankommenden Reisenden ist der Eintritt in die nächste Vorstadt sehr einladend und angenehm durch die breite und schöne Straße und freundliche Umgebung, in die er sich am Ende der Pappelallee, die vom Hafen nach der Vorstadt führt, versetzt sieht. Eben ist man hier mit der Erbauung einer neuen, schönen Brücke über die Gieße beschäftiget, welche in ihrer Ausmündung in den Rhein den Winterhafen von Worms bildet. Zu den Annehmlichkeiten, welche die bis in das Innere der Stadt führende breite schöne Rheinstraße für den Verkehr darbietet, kommt noch die Bequemlichkeit der in neuerer Zeit ins Leben getretenen Omnibusfahrten, welche mit der An- und Abfahrt der Dampfboote correspondiren. — Der Fruchtmarkt, auch eine von den neueren städtischen Einrichtungen, hat sich schnell gehoben und in der günstigsten Epoche des Jahres pflegen dort öfter 1000 bis 1200 Malter Getraide wöchentlich verkauft zu werden. Die neue Sparkasse gibt dem Geldüberfluß eine produktive Ableitung, während das neue Pfandhaus dem augenblicklichen Geldmangel unter den möglichst vortheilhaften Bedingungen abhilft.

Mannichfaltigkeiten.

Französische Blätter erzählen folgende Geschichte, welche sich kürzlich in Neapel zugetragen haben soll. Die Gräfin Manficoli, eine junge Wittwe von zwei und zwanzig Jahren, war seit dem Tode ihres Gatten, sowohl wegen ihrer ausgezeichneten Schönheit, als wegen ihres großen Vermögens, der Zielpunkt der Wünsche aller jungen Herren Neapels. Nur einem der Seufzenden gelang es, Eindruck auf das Herz der jungen Wittwe zu machen; es war der junge Herzog von Permello. Er bewarb sich um die Hand der Gräfin, sie wurde ihm gewährt und die schöne Dame erwartete von nun an mit lebhafter Ungeduld die Beendigung der Trauer. Diese Zeit nahte sich bereits, als eines Tags bei einem Feste, welchem die beiden jungen Brautleute beiwohnten, sich ein Zauberer zeigte, welcher den Damen anbot, ihnen die Zukunft zu enthüllen. Die Gräfin war die Erste, welche eine ihrer schönen Hände zum Examen überließ; aber kaum hatte er sie befragt, als er sehr unruhig schien: Gnädige Frau, sagte er mit bewegter Stimme, Sie stehen an den Pforten des Glücks, doch Sie werden sie nicht überschreiten und in Verzweiflung sterben. Die Gräfin schien erschrecken, der Zauberer verschwand, und der junge Herzog bemühte sich, seiner schönen Braut die zärtlichste Sorge zu widmen. Dies Alles war beinahe ver-

Digitized by Google

gessen, als sich zwei Monate später der Herzog von Permello nach Rom begab. Die Gräfin schloß sich in ein Kloster ein, um dort seine Rückkunft zu erwarten, aber Tage, Wochen, Monate verstrichen und der junge Herzog erschien nicht. Endlich erhielt die Gräfin einen Brief von ihrem Bräutigam. „Gnädige Frau," schrieb er ihr, „wir hatten uns betrogen, als wir uns für einander bestimmt glaubten; ich heirathe morgen die Prinzessin Marie Dorna, lassen Sie uns diese Kindereien vergessen und bleiben wir Freunde." Die Gräfin hatte kaum diese Zeilen gelesen, so fiel sie ohnmächtig nieder; als man sie aufhob, war sie todt. Denselben Abend noch reiste der Vater der Gräfin nach Rom, und fünf Tage später sank der Herzog, im Augenblick, als er in den Wagen steigen wollte, von drei Dolchstichen durchbohrt, nieder, und starb, ohne mehr ein Wort hervorbringen zu können. Die Gerichte beider Regierungen sind mit dieser Begebenheit beschäftigt, welche in diesem Augenblick das größte Aufsehen erregt.

(Nürnberg, 15. Aug.) Die Zeitungen haben bereits mehrere Male über eine Erfindung Bericht erstattet, durch welche ein hiesiger Techniker dem Ruhm, den unsere Stadt als Mutter der Taschenuhren in der Geschichte der Mechanik genießt, neuen erhöhten Glanz verleihen will: ich meine die Erfindung der Luftschifffahrt mit willkürlicher Leitung. Ohne mich in romanhafte Spekulationen einzulassen, über den mächtigen Einfluß, welchen jene Erfindung, wenn sie sich in ihrer Anwendung bewährte, auf die Verhältnisse der ganzen civilisirten Welt ausüben müßte; ohne ferner bei dem Mangel an hinlänglicher Sachkenntniß und uneingeweiht, wie ich in die Geheimnisse des Erfinders bin, auf eine Würdigung der Sache selbst einzugehen, will ich Ihnen lediglich in Kürze mittheilen, was ich aus zuverlässiger Quelle darüber in Erfahrung gebracht habe. Der Mechaniker Leinberger will durch langes Forschen Mittel und Wege gefunden haben, den Luftballon der Willkür des Elementes, der er bisher preisgegeben war, zu entziehen, und seine Leitung einzig und allein von menschlicher Kraft und menschlichem Willen abhängig machen, so daß von nun an zu einem sichern, regelmäßigen Verkehrsmittel würde, was bisher nur als physikalisches Spielwerk oder höchstens einzelnen Kühnen zum Behufe wissenschaftlicher Forschungen dienen konnte. Das Wesentliche der Erfindung, welche diese Wirkungen hervorbringen soll, besteht in einem mit dem Ballon verbundenen Dampf-Apparate, durch welchen es eben möglich würde, dem Luftschiff nach Belieben jede denkbare Richtung zu geben, es vor- und rückwärts zu lenken, mit ihm aufzusteigen oder sich niederzulassen. Der Leinberger'sche Ballon soll aus leichtem Messing bestehen, zwei konische Spitzen, welche ihm im Durchschnitt die Form eines Schiffes geben, sollen zum leichtern Einschneiden in die Luft dienen, das von der Dampfmaschine getriebene Ruderrad das Fortschreiten und die Wendungen sichern, während ein eigenthümliches, bisher unbekanntes, Gas als Füllung in höhere Regionen emporführt. Dieses Gas ist außerordentlich leicht und so wenig kostspielig, daß zu seiner Herstellung nur 50 fl. erforderlich sind, wo eine gleiche Quantität Wasserstoffgas — das gewöhnliche Füllungsmittel — über 4000 fl. kosten würde; es ist, nach dem Ausdrucke des Erfinders, die Seele des Ganzen, ohne seine Anwendung die Ausführung unmöglich. Zu seiner steten Reproduktion ist ein eigener Gaserzeuger in der blechernen Gondel angebracht, welche außer dem Feuerungsmaterial, Raum für die Passagiere und für Mundvorrath enthält. Der Ballon, welchen Hr. Leinberger nach diesen Prinzipien zu bauen begonnen, sollte ursprünglich in einer Länge von 90, und mit einem Durchmesser von 30 Pariser Fuß hergestellt werden; seitdem hat aber Hr. Leinberger seinen Plan erweitert, und will demselben gleich eine Länge von 120 Fuß bei 40 Fuß Durchmesser geben, so daß sich der Kubikinhalt auf 83,700 Fuß, die Tragkraft auf 4—5000 Pfund belaufen würde. Das Ruderrad, mit einem Nachdrucke von zehnfältiger Pferdekraft wirkend, würde in einer Minute 25 Umwälzungen zu 20 Fuß Entfernung, sonach im Ganzen einen Raum von 500 Fuß zurücklegen. Eine der Spitzen ist zum Theil vollendet, die andere angefangen, und in 7—8 Wochen könnte das Ganze fertig und zur ersten Auffahrt bereit seyn, wenn die nöthigen Fonds vorhanden wären. Allein daran fehlt es eben. Die Kosten des Ballons sind auf 5000 fl. veranschlagt und sollen durch Aktien à 5 fl. aufgebracht werden, von denen aber erst der geringste Theil placirt ist. Sechshundert Gulden — angeblich ein Darlehen einer ungenannten Gesellschaft — und zweihundert Gulden aus den theilweisen Einzahlungen des seit dem 18. Juni d. J. gebildeten aëronautischen Vereins waren bisher die einzigen Mittel, mit denen Leinberger operiren mußte. Grade die Großartigkeit und das Ungewöhnliche der angeblichen Erfindung machen es erklärlich, wie dieselbe überall nur auf Ungläuben und Theilnahmlosigkeit stoßen konnte, gleichwohl wäre es sehr bedauerlich, ja, bei der verhältnißmäßigen Geringfügigkeit des Aufwandes geradezu unverantwortlich, wenn Deutschland dieselbe durch Mangel an der nöthigen Unterstützung scheitern oder in fremde Hände gerathen ließe, und sich, um einiger tausend Gulden willen, wo nichts Anderes, so doch wenigstens die negative Genugthuung vorenthielte, sie gewogen und zu leicht gefunden zu haben. (Nach. Ztg.)

Korrespondenz.

Wiesbaden, 22. August.

Zu den Verlusten, welche die hiesige Bühne durch den bevorstehenden Abgang der bei dem Publikum sehr beliebten Theatermitglieder Meisinger und Christen erleidet, gehört für das Orchester auch jener des sehr tüchtigen Kapellmeisters Eisfeld und des bekannten Virtuosen J. K. Mayer, ersten Solo-Hornisten der hiesigen Hofkapelle. Der Letztere verläßt mit dem 1. October d. J. den hiesigen Dienst, um in jenen der fürstlichen Hofkapelle in Sondershausen zu treten. Die sehr ehrenvollen, die Existenz des Künstlers sichernden Bedingungen, welche Hrn. Mayer Seitens der Hof-Intendanz in Sondershausen gemacht wurden, sowie die ihm dahier nicht gewährte gleichmäßige Verbesserung seiner Dienstverhältnisse sollen sein Entlassungsgesuch hervorgerufen haben. Durch den Dienstaustritt des Hrn. Mayer dürfte im Dienste der herzoglichen Hofkapelle und des hiesigen Theaterorchesters, welchem dieselbe einverleibt worden ist, eine Lücke entstehen, die schwerlich sobald wieder durch einen Andern wird ausgefüllt werden können. Das eminente Talent des Hrn. Mayer auf dem chromatischen Horn wird von allen musikalischen Autoritäten in Deutschland und England anerkannt und sein Name glänzt an der Spitze der jetzt lebenden ersten Virtuosen auf diesem Instrumente, deren Zahl klein ist, und durch die Coryphäen Löwe in Wien und Gollay in Paris repräsentirt wird.

Redakteur L. v. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 236. Samstag den 27. August 1842.

Die Törtchen des Prinzen Bedredin.

(Fortsetzung.)

„Ich irrte lange Zeit," fuhr Carême fort, „planlos umher, ohne darauf zu achten, welche Straßen ich durchstreifte. Endlich steigerte die Ermüdung des Gehens meinen Appetit so sehr, daß ich den wissenschaftlichen Studien entsagte, um auf Mittel zu sinnen, etwas zu essen zu erhalten. Ich erkannte nun den Ort, wo ich war; es war einer der engen, schwarzen Durchgänge, welche die Straße Saint Antoine durchschneiden, und ein kothiges Netz um den Place royale bilden, vor mir stand eine schlechte Garküche mit ihrem Pferdefleisch und ihren zweideutigen Kaninchen. Mein Magen empörte sich aber schon bei dem Gedanken an solche Speisen. Ich zog es daher vor, in einen kleinen Pastetenbäckerladen zu treten, den ich in der Entfernung von fünfzig Schritten bemerkte. Ich vermochte mich des Lächelns nicht zu erwehren, wenn ich bedachte, Carême sey zum Nachtessen auf ein Stück schlechten Kuchen beschränkt. Zu meiner großen Verwunderung befand sich aber im Laden auch nicht ein Stück dieses groben Backwerks. Ich sah nichts, als eine Art von Törtchen von nicht sehr einladendem Aussehen, die mir eine alte Negerin darreichte."

„Als ich sie in den Mund brachte, glich aber nichts meinem Staunen! Stellen Sie sich vor: Ovid habe schönere Verse, als die seinigen, von einem thracischen Bauer aus dem Stegreif sprechen hören! Ich aß ein zweites Törtchen; konnte nicht eine seltsame Fügung des Zufalls dem erstern seinen himmlischen Duft und seinen unaussprechlichen Geschmack gegeben haben? Das zweite übertraf aber vielleicht noch an Vollkommenheit dasjenige, das mich zuerst so in Verwunderung gesetzt."

„Madame," fragte ich die Negerin, „wer hat diese Törtchen verfertigt?"

„Ich," versetzte sie.

„Geben Sie mir das Rezept von denselben," fügte ich hinzu; „ich will es bezahlen."

„Hiermit zog ich aus meiner Brieftasche eine fünfhundert Franken-Note, die ich der Afrikanerin hinreichte. Doch diese wies sie zurück und antwortete mir:"

„Mein Herr, ich kann Ihr Anerbieten nicht annehmen. Ich habe einer Sterbenden versprochen, das Rezept dieses Backwerks nur ihrer Tochter, und zwar nur unter der Bedingung mitzutheilen, daß das Kind selbst Niemand von demselben Einsicht nehmen lassen dürfe, ehe es achtzehn Jahre alt sey."

„Ich brauche nicht hinzuzusetzen, daß diese Antwort, weit entfernt, meine Neugierde zu befriedigen, sie noch lebhafter erregte."

„Wer war diese Sterbende?" fragte ich.

„Ich habe ihren Namen niemals erfahren. Eines Abends wurde ich in London zu der Pflege einer armen Fremden herbeigerufen, die im Laufe des Tags plötzlich krank geworden, und unmittelbar zuvor mit einem kleinen Mädchen angekommen war, das ein Jahr zählen mochte."

„Nachdem sie der Arzt gesehen, erklärte er, daß sie die Nacht nicht überleben würde. Seine Prophezeihungen waren nur zu wahr; das Delirium säumte nicht, sich auszusprechen; zwei Ideen kreuzten sich unaufhörlich in den Worten der Unglücklichen: der Schmerz, ihre Tochter zu verlassen, und das Rezept eines Backwerks, das sie mit besonderer Geschicklichkeit zuzubereiten verstehe; sie sagte, die in Rede stehenden Törtchen seyen die Erfindung eines persischen Prinzen."

„Mit dem anbrechenden Morgen hörte das Delirium auf; die Sterbende hob das Haupt in die Höhe, gab mir ein Zeichen, näher zu treten, und wiederholte mir mit klarer Stimme den Inhalt des Rezeptes."

„Behalten Sie dasselbe sorgsam auf," fügte sie hinzu, „es ist die einzige Hoffnung, die mir für das Glück meiner Tochter bleibt; sie sey mit Ihnen allein die Besitzerin desselben, bis sie achtzehn Jahre zählt; schwören Sie es mir! Es ist ein Talismann, der sie beschützen wird."

„Dann sank sie zurück, mein Herr . . . und war todt."

„Unerachtet meiner Armuth, würde ich aber nicht den Muth gehabt haben, mich von dem Kinde zu trennen, das eine arme Mutter ohne Stütze in der Welt zurücklassen mußte. Ich verkaufte die wenigen Fetzen und das bischen Schmuck der Dahingeschiedenen; ließ sie anständig begraben; miethete von dem Uebrigen einen kleinen Laden, und legte mich darauf, Törtchen nach der Vorschrift von Margarethens Mutter zu verfertigen. Dieser neue Handel verfehlte nicht, mir so guten Unterhalt zu verschaffen, daß ich meine Stelle als Krankenwärterin aufgeben konnte, um meine Pflegetochter anständig zu erziehen."

„Zwölf Jahre verstrichen, und nach Verlauf derselben hatte ich so viel erworben, daß ich eine Reise nach Paris unternehmen konnte. Das war einer meiner sehnlichsten Wünsche, mein Herr. Margarethens Mutter war eine Französin, und eine

Digitized by Google

innere Stimme ermahnte mich, das Kind in sein Vaterland zu bringen. Ich verließ daher London, und reis'te nach Paris, sobald es nur der Friede erlaubte."

„Meine Törtchen erhielten in Paris denselben Beifall, der ihnen in London zu Theil geworden, doch haben sie bis jetzt in Margarethens Lage nicht die glückliche Aenderung herbeigeführt, die ihre Mutter mit so viel Zuversicht in ihrer Todesstunde voraussagte."

„Kann ich Mademoiselle Margarethe nicht sehen?"

„Sie schläft in diesem Augenblick, mein Herr; sie kehrt mit sieben Uhr aus der Pension nach Hause, und legt sich mit acht Uhr zu Bette, um den folgenden Morgen ihre Studien wieder ganz früh beginnen zu können."

„Ich versank einige Augenblicke in Nachsinnen, und speis'te ein drittes Törtchen. Nach diesem neuen Versuch, durch welchen ich mich überzeugte, daß ich keine Unvorsichtigkeit begehe, sagte ich zu der Negerin:

„Morgen, punkt vier Uhr, werden Sie mir sechs Stück von Ihren Törtchen in dem Hôtel des Herrn Fürsten von Benevent zubereiten; hier ist die Adresse."

„Sie sah mich mißtrauisch an."

„Fürchten Sie nichts," sagte ich zu ihr, „ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre, Ihrem Geheimniß nicht nachzuforschen. Was mich zu diesem Verfahren bestimmt, ist allein das, die Törtchen warm, und im Augenblick nach ihrer Zubereitung serviren zu können. Sie werden alles, was zu denselben erforderlich ist, mitbringen."

„Sie kam den darauf folgenden Tag, wie ich es gewünscht hatte, und verfertigte das Backwerk."

„Ich ließ die Törtchen an der Tafel des Herrn Fürsten serviren, bei welchem gerade Seine Durchlaucht der Erzkanzler speis'te. Ich erwartete gespannt den Erfolg meines Versuchs. Der gnädige Herr säumte nicht, mich rufen zu lassen. Ich hatte mich auf Lob gefaßt gemacht; doch Herr von Talleyrand ertheilte mir Vorwürfe, indem er mir sagte:

„Carême, was enthielten denn die Törtchen, die Sie serviren ließen? Kaum hatte Cambacérès von denselben gekostet, so wurde er feuerroth, und von einer plötzlichen Indigestion befallen."

„Der Fürst von Parma hatte bisher noch in seinem ganzen Leben keine Indigestion gehabt."

(Fortsetzung folgt.)

Die Deutschen und Franzosen nach dem Geiste ihrer Sprachen und Sprüchwörter.

Unter diesem Titel hat der in Paris lebende, durch die Ehrenhaftigkeit seiner Gesinnungen und Bestrebungen rühmlich bekannte J. Venedey ein Buch herausgegeben (Heidelberg. Akademische Verlagshandlung von C. F. Winter. 1842.), auf welches aufmerksam zu machen, uns zum wahren Vergnügen gereicht, da es aus der Masse der fortwährend erscheinenden Schriften als ein leuchtender Punkt hervortritt und sich durch inneren Werth auszeichnet. Wenn man dies Buch nach der Mode des Tages nur flüchtig durchblättert, so wird man in ihm angenehme Unterhaltung finden; wenn man es aber prüfend und verweilend liest, so wird es reiche Belehrung und treffliche Geistesnahrung bieten und tiefe Blicke in das Verständniß beider Völker eröffnen. In ihm ist keine Seite, die nicht ein Goldkorn, nicht einen erquickenden Trunk, nicht eine geistvolle Beobachtung spendete. Venedey hat lange gesammelt und geforscht, erwogen und verglichen, ehe sein Werk an's Licht trat, und so gleicht es einer zur Reife gediehenen, kräftigen Frucht. In der Sprache prägen sich Geist und Gemüth der Völker aus, und ihre Sprüchwörter sind die Weisheit auf der Straße. Diese Wahrheit ist anerkannt, aber so anschaulich, so klar wie hier, ist sie vielleicht noch nicht gemacht worden. Mit großer Sachkenntniß und seltenem Fleiße verbindet der Verfasser einen scharfen Blick der Beobachtung und ein unbefangenes Urtheil, wozu sich noch ein edles deutsches Gemüth mild und versöhnend gesellt. Das Buch zerfällt in zwei Abschnitte — Sprache und Sprüchwort; — diese führen uns vor und erläutern, wie Deutsche und Franzosen über Natur und Menschen, Familie und Erziehung, Gefühl und Gemüth, Genuß und Entsagung, Liebe und Freundschaft, Arbeit und Ausdauer, Reichthum und Armuth, Tugend und Laster u. s. w. denken und empfinden. Besser, als durch eine ausführliche Beurtheilung, glauben wir unseren Zweck, dieser trefflichen Schrift einen weiten Kreis von Freunden zu gewinnen, dadurch zu erreichen, daß wir den Verfasser selber reden lassen, und so mögen hier einige Auszüge ihre Stelle finden. Zuerst theilen wir das Kapitel über die Liebe mit. Venedey sagt:

„Das Herz lügt nicht!" — Das ist es. Nur schade, daß nicht alle Welt das Herz auf der Zunge hat, oder daß Viele gar die Zunge, wie der Weise in Frankreich, ins Herz verschließen. Wer nur ins Herz sehen könnte! Aber da fehlt es. Mit den Völkern im Allgemeinen ist's schon leichter als mit den Menschen; das Sprüchwort ist hier der Schlüssel, und wenn ein deutsches Wahrwort sagt: „Das Herz ist reich oder arm, nicht die Kiste", so schließt uns eben dieser Schlüssel die Herz- und Schatzkammer beider Völker auf und zeigt uns, welches reicher, welches ärmer ist.

Die Liebe ist der schönste Edelstein des Herzens, das reichste Kleinod des Schatzes. Beide Völker berühren sich hier oft in ihren Sprüchwörtern; und wenigstens so lange, als von jener tändelnden Liebe, die kommt und geht und mit dem Heiligen zu spielen scheint, so wie von ihren nächsten Folgen die Rede ist, reicht das deutsche Sprüchwort dem französischen die Hand.

Vorerst sagt der Franzose: „L'amour fait passer le temps, le temps fait passer l'amour." Das muß nun wohl mitunter in Deutschland auch der Fall seyn, oder besser, dieser Zeitvertreib der Liebe und diese von der Zeit vertriebene Liebelei heißt auch in dem deutschen Sprüchworte mitunter Liebe, wie etwa:

Frauenlieb ist fahrende Hab',
Heute Lieb, Morgen schad' ab.

Und ich glaube gar, daß die Frauen oft genug das Recht haben mögen, das Sprüchwort umzukehren und auf die Männer anzuwenden. Die Männer maßen sich überall ein Privilegium der Gesetzgebung an, und die Frauen müssen oft darunter leiden. Wenn ich eine Frau wäre, ich würde zur Revolutions- und Emanzipationspartei gehören; aber wahrlich nicht um des Code Napoléon oder Codex Friderici, nicht um des Civil- oder Staatsgesetzbuches, sondern einzig und allein um des Gesetzbuches der Weisheit auf der Straße willen. Dort handelt

Digitized by Google

es sich um einen lumpigen Mord und Todtschlag, oder gar um Mein und Dein, Alles kaum des Redens werth, hier aber um die Ehre des Geschlechtes, und sich da hintangesetzt zu sehen, ist auch zu arg.

Doch zurück zur Liebe. Vor Allem also ist die Liebe in Frankreich ein passe-le-temps, ein Zeitvertreib, und daher ist es denn natürlich: loin des yeux, loin du coeur. — Damit ist nun Deutschland ebenfalls halbwegs einverstanden: „Aus den Augen, aus dem Sinn!" Beide Völker und beider Sprüchwörter sagen ferner zugleich: „Amour aveugle raison," zu deutsch: „Die Liebe ist blind." Und das wird schon ernster. Lustiger aber ist, wenn beide die Liebe zum Tanzmeister machen, und zwar die französische gar zu einem sehr geschickten, kunstfertigen, dem's nicht Jeder gleichzuthun im Stande ist, denn „Amour apprend aux ânes à danser."

Und es ist bekannt, daß die Esel schwerer tanzen lernen, als selbst der schwerfälligste Bär. Die deutsche Liebe scheint aber eine weniger kunstfertige Tanzmeisterin zu seyn, denn das Sprüchwort weiß nichts von den tanzenden Eseln, sondern begnügt sich mit einem einfachen „Liebe lehrt tanzen."

Noch in einem andern Sprüchworte treffen beide Völker zusammen. Der Franzose sagt:

Amours qui commencent par anneaux,
Finissent par couteaux,

was der Deutsche mit: „Jähe Liebe, lange Feindschaft" übersetzt. — Endlich haben beide Völker noch ein Sprüchwort, in dem sie abermals ungefähr denselben Gedanken aussprechen, und zwar: „le honteux n'eut jamais belle amie!" auf deutsch: „Blödes Herz buhlt keine schöne Frau."

Aber wie übereinstimmend auch diese beiden Sprüchwörter sind, so deuten sie doch einen Unterschied, verschiedenes Wesen bei beiden Völkern an. Bei dem Franzosen gehört zur bonne aventure eine Dosis Unverschämtheit, und das ist oft genug Alles, wodurch der Sieger seine Gegnerin, wenn er sie in eine Stellung bringt, wo sie mit Anstand nicht mehr zurück kann, zwingt, „de rendre les armes." Auch in Deutschland gehört unstreitig zu derartigem Siege Keckheit; aber das Sprüchwort fand doch für nöthig, das Herz mit ins Spiel zu bringen; die Unverschämtheit scheint demselben nicht auszureichen. Jedenfalls aber wird der Deutsche seltner sich in diesem Kampfe bewähren; er sucht ihn wenigstens nicht so oft, denn es steht geschrieben: „Buhler geben schlechte Krieger." Und das ist sicher wahr in Deutschland

(Schluß folgt.)

Panorama von Köln.

Eine von Ludwig Lange nach der Natur gezeichnete, und von Johann Pappel in Stahl gestochene Ansicht von Köln ist so eben erschienen, Druck und Verlag von Gustav Georg Lange in Darmstadt. Mit wahrem Vergnügen weilt der Blick auf diesem herrlichen Panorama einer der wichtigsten und großartigsten Städte unseres Vaterlandes, deren Vergangenheit reich ist durch geschichtliche Denkwürdigkeiten und deren Gegenwart von einem kräftigen Handel- und Gewerbtreiben belebt wird. Wer kennt es nicht, das alte und majestätische Köln, und wer mögte dem Motto dieses Panoramas — qui non vidit Coloniam, non vidit Germaniam (Wer Köln nicht gesehen, hat Deutschland nicht gesehen) nicht beistimmen? Zwischen gesegneten Ufern sehen wir den deutschen Rhein seine stolze Bahn ziehen und links den grünen Strand mit seinen Gruppen von hohen Pappeln, Landhäusern, Wiesen und Fluren, rechts die malerisch gelegene Stadt mit ihren Thürmen, Palästen und Häusern bespülen. Weithin dehnt sie sich und ihre langen Häuserreihen und hoch ragenden Mauern verkünden des Rheines stolze Beherrscherin, deren wundervoller Dom seiner Vollendung entgegengeführt werden soll. Im Hafen, auf der Brücke, auf den Quai's, am jenseitigen Ufer, überall Leben und Bewegung. Dort die mächtig dahinbrausenden Dampfschiffe, auf deren Verdeck die Repräsentanten aller Nationen Europas versammelt sind; hier die mit den Produkten aller Länder beladenen Segelschiffe, dort lustig bewimpelte Kähne, hier die mit Wagen und Menschen bedeckte Schiffbrücke, dort wechselnde Gruppen von Lustwandelnden und hier von fleißigen Arbeitern, welche die Waaren nach den Magazinen schaffen oder aus denselben nach den Schiffen bringen, ein wahrhaft großartiges Panorama, bei dessen Anblick man Stunden lang verweilen mag. Der Zeichner hat dies Alles mit Geist und Wahrheit aufgefaßt, und der Stahlstecher hat es treu und schön wiedergegeben. Nicht eine trockene oder schwerfällige Copie, sondern ein frisches und anziehendes Tableau liegt vor uns und wir freuen uns, dem Publikum ein werthvolles Kunstblatt vorführen und aufs beste empfehlen zu können. Es wird, wie alles Vorzügliche, nicht nur seine Freunde, sondern auch seine Käufer finden, und von Kölns Bewohnern mit Stolz, von den Fremden aber mit freudigem Staunen betrachtet werden. So nehmt es denn wohlwollend auf, ihr Freunde der Kunst und des Schönen.

W.

Mannichfaltigkeiten.

(Die Walhalla.) Obgleich von einer gewissen Seite erwartet wird, daß die Protestanten recht wacker zum Ausbau des katholischen Doms in Cöln beitragen möchten, so ist es doch für die Protestanten gerade nicht sonderlich erbaulich, solche Männer wie Huß, Luther, Melanchton, Zwingli, Ulrich v. Hutten, Franz von Sickingen, Churfürst Friedrich der Weise und viele andere Männer, welche Deutschlands größte und unvergänglichste Zierde sind, von der Walhalla gänzlich ausgeschlossen zu sehen, und solche Dinge sind wahrlich nicht geeignet, der so wünschenswerthen Einigkeit Deutschlands sonderlichen Vorschub zu leisten, und müssen den wahren Vaterlandsfreund nur betrüben.

(Mainz, 23. August.) In der heutigen Sitzung des Assisengerichtshofs wurde Johann Schmitt, 38 Jahre alt, Taglöhner aus Biebelnheim, ein schon öfters bestraftes Subjekt, des ausgezeichneten Diebstahls für schuldig erklärt, und sofort durch den Hof zu dreijähriger Zuchthausstrafe verurtheilt, unter der besonderen Schärfung, daß der Verurtheilte jedes Jahr auf die Dauer von vier Wochen je um den andern Tag in seiner Kost auf Wasser und Brod beschränkt, und während derselben vier Wochen einsam eingesperrt werden soll.

(M. Z.)

Digitized by Google

In Wien starb am 9. August ein türkischer Handelsmann, Israel Askinasi, in dem seltenen Alter von 110 Jahren!

Der königl. hannoversche Hofschauspieler Hr. Pohle ist, nachdem er drei Mal im k. k. Hoftheater nächst der Burg gastirt, gestern von Wien wieder abgereist.

Hr. Beckmann tritt zum letzten Mal im Theater an der Wien am 18. d. M. auf, und gibt zu seinem Benefice ein großes komisches Quodlibet, in welchem er die beliebtesten Scenen seiner sämmtlichen mit Beifall gegebenen Stücke noch einmal vorführen, dann ein Abschiedslied an das Publikum vortragen wird.

Ein kürzlich bei Hallberger in Stuttgart erschienener neuer vierbändiger Volksroman von C. Spindler „Der Vogelhändler von Imst (Tyrol vor hundert Jahren)" wird in Menzel's Literaturblatt für des Verfassers bestes Werk und für einen der vorzüglichsten deutschen Romane erklärt.

Von Otto Prechtler wird auf den Hoftheatern zu Stuttgart und Karlsruhe ein fünfactiges Lustspiel: „die Königin von Saratoga", in die Scene gehen.

(Die englischen Annoncen.) John Perry, ein englischer Schriftsteller, den der Leser wahrscheinlich nicht kennt, und von welchem der Schreiber dieser Zeilen ebenfalls sehr wenig zu erzählen weiß, schrieb einst folgende sonderbare Phrase, vielleicht das Einzige von seinen Schriften, das ihn überlebt: „Das beste Mittel gegen den Spleen ist, täglich eine Seite voll Annoncen zu lesen."

Korrespondenz.

Darmstadt, 23. August.

In der Didaskalia vom 18. d. scheint ein Artikel aus Darmstadt zu tadeln, daß „5 oder 6 Gemeinderathsmitglieder sich ohne Zustimmung des ganzen Gemeinderaths für ermächtigt halten konnten, in dieser so wichtigen städtischen Angelegenheit" (nämlich Reparatur oder Umbau der Stadtkirche) „bei der einschlägigen höheren Behörde besondere Schritte nach Gutfinden zu thun," wobei erwähnt wird, daß dem Gemeinderathe Auskunft über das Ziel dieser Schritte verweigert worden sey. Das Verhältniß der Sache ist folgendes. Die hiesige Haupt-Stadtkirche bedarf einer Ausbesserung. Ein von einem früheren Stadtbaumeister entworfener Plan dazu wurde durch einen andern verdrängt, der, von der Oberbaudirektion nicht empfohlen, in dem Gemeinderath die Zustimmung der Majorität erhielt. Die Minorität gab, hiergegen protestirend, ihre Gründe zu Protokoll, welche aber zunächst nicht beachtet wurden. Die Besorgniß, durch Ausführung des von der Majorität genehmigten Plans mit unverhältnißmäßig großen Kosten doch nur eine Kirche zu erhalten, die weder den technischen Erfordernissen der nothwendigen Festigkeit und Solidität, noch den ästhetischen Ansprüchen des guten Geschmackes entsprechen dürfte, bewog die Minorität (bestehend aus den Gemeinderäthen Emmerling, Hermann, Harres, Jaup, Jungmann, Kern und Reh,*) die Gründe ihrer Ansicht unmittelbar Sr. Königl. Hoh. dem Großherzog vorzulegen und um Nicht-Genehmigung des von der Majorität vorgeschlagenen Planes zu bitten. Diese Bitte wurde erfüllt. — Die Minorität dürfte hierbei gewiß in ihrem Rechte gehandelt haben; denn in jedem monarchischen Staate Deutschlands wird es recht und erlaubt seyn, daß, wenn der Beschluß oder Vorschlag einer Behörde die Genehmigung des Fürsten erfordert, die in dieser Behörde im vorliegenden Fall überstimmte Minorität sich direkt an den Fürsten wenden darf. Daß aber solche Genehmigung erforderlich ist, wird man nicht bezweifeln können, sobald man erwägt, daß von einem Umbau der ersten Kirche der Residenzstadt die Rede ist, und daß, abgesehen davon, wie bekanntlich bei deutschen protestantischen Kirchengemeinden der protestantische Landesherr zugleich oberster Bischof ist, in dieser Kirche der Eingang zu der Gruft der fürstlichen Ahnen enthalten ist. — Was endlich die gerügte Verweigerung einer Auskunft über das Ziel der Schritte der Minorität betrifft, so bestand dieses Ziel anerkannter Weise in allerhöchster Verweigerung der Genehmigung zum vorgelegten Plane. Da aber die Majorität den Antrag stellte, die Behörden möchten ihr die von der Minorität bei des Großherzogs K. H. eingereichte Vorstellung abschriftlich mittheilen, so hat diese Minorität erklärt, sie sey allerdings bereitwillig, das Concept dieser Vorstellung zu den gemeinderäthlichen Akten zu geben, aber nicht eher, als bis jener Antrag (da er einen Tadel des Schrittes der Minorität zu enthalten scheint) entweder zurückgenommen, oder von der höhern Behörde zurückgewiesen sey. — Die ganze Diskussion würde wohl nicht entstanden seyn, wenn die Behörde, welche die landesherrlichen Episcopalrechte auszuüben hat, den vielleicht richtigeren Weg eingeschlagen hätte, einen Plan zur Ausbesserung oder zum Umbau der Kirche selbst vorzulegen, dem Gemeinderath überlassend, ob er die dazu erforderlichen Kosten verwilligen wolle.

*) Der auch zur Minorität gehörende Gemeinderath Wiener war gerade abwesend.

Erfurt, 19. August.

Auf der alten, unsern von hier gelegenen Burgruine Gleicher, welche ihrer romantischen Lage und Fernsicht wegen einem großen Theile Ihrer Leser bekannt seyn dürfte, wurde vorgestern ein thüringisches Sängerfest gefeiert. Diesem wohnten bei die Liedertafeln von hier, aus Ohrdruf, Georgenthal, Wechmar und Stadt-Ilm; Liederfreunde aus Langensalza, Gotha und Waltershausen. Die Liedertafel aus Plaue war eines Brandunglücks wegen, welches kürzlich ihr Städtchen betroffen hatte, nicht erschienen. Schon am frühen Morgen dieses Tages begrüßten Musik und Böllerschüsse von der Burgruine herab große Züge von Sängern, die auf grüngeschmückten Wagen mit Fahnen und Flaggen von allen Seiten herbeigezogen kamen. Um zwei Uhr erfolgte der eigentliche Einzug in die Burg, in deren innerm Raume alle Vorbereitungen bereits getroffen waren. Nachdem die Sänger die Fahnen der verschiedenen Liedertafeln halbkreisförmig aufgepflanzt hatten, begannen die beiden Musikchöre, das eine von hier, das andere von Langensalza, den Vortrag von Webers unübertrefflicher Festouverture, dann folgte als passende Introduktion die „Weihe des Gesanges", das „Lied vom deutschen Vaterland" u. a. m. Unter den Anwesenden befand sich auch der bekannte Ludwig Storch aus Gotha, welcher u. a. mit kräftigen Worten in einer kurzen Rede den Zweck des Festes schilderte. Den ganzen Tag über herrschte in den alterthümlichen Räumen der Burg Frohsinn und Freude, und Abends endete das Fest so schön, als es begonnen hatte. Man trennte sich erst spät mit der scheidenden Sonne, und wünschte die Sänger das nächste Jahr eben so zahlreich wieder versammelt zu sehen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 27. August. (Zum Erstenmale wiederholt) Die Memoiren des Teufels. Lustspiel in 3 Abth., von Herrmann.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 237. Sonntag, den 28. August 1842.

Die Törtchen des Prinzen Bedredin.

(Fortsetzung.)

II.

Die Folgen einer Indigestion.

„Herr von Cambacérès zum ersten Mal in seinem Leben, bei dem Herrn Fürsten von Talleyrand, von einer Indigestion befallen, und zwar an einer Tafel, die unter Carêmes Aufsicht servirt wurde!"

„Das war, um vor Verzweiflung und Schande zu sterben," versetzte Carême, noch jetzt, nur bei der Erinnerung an dieses unselige Ereigniß, erblassend.

„Und," setzte er mit einem flüchtigen Schauer hinzu, „ein solcher Stoß hätte auf mein ganzes Leben störend einwirken und meinen Ruf vernichten können, den ich mir durch so viel ruhmwürdige Leistungen erworben, ja ich war nahe daran, an Händen und Füßen gebunden, den Sarkasmen meiner Feinde und Nebenbuhler preisgegeben zu werden. Der Schlag war um so furchtbarer, da er mich an der Stelle traf, an welcher ich mich für unverwundbar hielt. Ich hatte mir mein ganzes Leben hindurch vor Augen gestellt, das große Verdienst meiner Kochkunst bestehe darin, die Gesundheitslehre mit der Gastronomie zu verbinden ... und nun sollte der berühmteste, der stärkste, der untadelhafteste, der unüberwindlichste Magen von Europa durch mich darnieder liegen!"

„In welcher Verzweiflung ich meine Nacht hindrachte, liegt außer meiner Macht zu schildern."

„Von Stunde zu Stunde ließ ich mich nach dem Fürsten von Parma bei einem meiner Zöglinge erkundigen, der durch meine Fürsprache in der Mundküche Seiner Durchlaucht angestellt war. Der Erzkanzler befand sich fortwährend sehr leidend; er schien in einer außerordentlichen Aufregung zu seyn, und ein hinzugetretenes Fieber hatte seine Unpäßlichkeit vergrößert. Gegen fünf Uhr Morgens belehrte mich endlich ein Billet, der Kranke sey in einen festen Schlaf versunken. Die Aerzte hätten das Hôtel verlassen, und die Versicherung ertheilt, daß auch den folgenden Tag keine beunruhigenden Symptome mehr eintreten würden."

„Ueber den Zustand meines Schlachtopfers wenigstens beruhigt, wollte nun auch ich versuchen zu schlafen. Brauche ich aber hinzuzufügen, daß ich kein Auge schloß?"

„Ich ging frühe in mein Geschäftslokal herunter, um in der Kunst, für die ich mit Leidenschaft lebte, und in welcher ich so schrecklich hintergangen worden war, Zerstreuung zu suchen. Kaum war ich aber fähig, meine Gedanken auch nur zu den einfachsten Zusammensetzungen zu sammeln. Es geschah mir, daß ich ein Crême, das ich zu meiner Unterhaltung zu Herrn von Talleyrand's Frühstück selbst machte, zwei Mal zuckerte, ein ander Mal staunte ich über mich selbst, daß ich das Vermeil-Casserole, in welchem sich dieses Crême befand, über ein Rechaud hielt, in dem kein Feuer brannte."

„Gegen Mittag kam ein Läufer des Fürsten von Parma, um mir zu sagen, sein Herr wünsche mich sogleich zu sprechen."

„Das war der letzte Schlag. Seine Durchlaucht wollten mir ohne Zweifel mein Vergehen und meinen Schimpf in's Gesicht sagen. Ich unterwarf mich einer Strafe, die ich durch meine unerhörte Verblendung verdient hatte, indem ich eine fürstliche Tafel durch erbärmliches, nur zufällig aufgefundenes Backwerk aus der Vorstadt Saint-Antoine servirte. Wie ein Soldat, der, um degradirt zu werden, seine Uniform anlegt, zog ich meine Staats-Uniform als Haushofmeister an, und begab mich zum Fürsten. Kaum hatte mich ein Huissier gemeldet, so wurde ich zu Seiner Durchlaucht geführt. Dieselben waren blaß, entstellt, erschöpft, niedergeschlagen. Ich fiel auf die Knie, ohne meine Thränen und mein Schluchzen unterdrücken zu können."

„Beruhige Dich, Carême," sagten der gnädige Herr liebevoll zu mir; „Du trägst an meiner Indigestion keine Schuld."

„Ihre Großmuth macht mich noch reuevoller, und vergrößert noch mein Vergehen, rief ich aus."

„Er gab mir ein Zeichen, aufzustehen, und deutete mir, auf einem Stuhl Platz zu nehmen, der neben ihm stand. Dann fuhr er fort, indem er mit der Hand über die Stirne strich, die noch die Spuren einer leidenden Nacht trug:

„Hast Du das Rezept zu diesen Saffran-Törtchen mit Granaten selbst erfunden?"

„Nein, Gnädigster Herr, auch wurden sie nicht eigenhändig durch mich zubereitet."

„Hierauf richtete er sich rasch auf, als hätte ihn eine Schlange gebissen, bemeisterte aber seine Aufregung, und befahl mir durch einen Wink, fortzufahren."

„Ich gestehe meinen Fehler in seiner ganzen Größe," versetzte ich; „das Geständniß desselben ist meine Strafe. Ja, gnädigster Herr, ich weiß nicht, was mich für ein Schwindel ergriff, daß ich nicht erröthete, die Tafel meines Herrn, jene

Google

Tafel, an der sich Euer Durchlaucht befanden, mit Törtchen zu serviren, die eine alte Negerin, die einen Laden in der Straße Saint-Antoine hält, fabrizirt und in demselben verkauft."

„Carême," rief der Fürst, „ich muß auf der Stelle erfahren, wer diese Negerin jene Törtchen zubereiten lehrte."

„Ich glaubte damals, ich gestehe es, der Erzkanzler vermuthe einen Vergiftungsversuch nach seinem Leben, so außerordentlich war seine Aufregung."

„Sie wollte mich in der Kunst, diese zuzubereiten, nicht unterweisen; umsonst bot ich ihr Geld, das Geheimniß zu erhalten; sie weigerte sich jedoch standhaft, es mir zu verkaufen. Alles, was ich weiß, ist das, daß sie in Begleitung eines jungen Mädchens von England hierher kam."

„Mein Gott!" murmelte Seine Durchlaucht für sich hin, „mein Gott! sollte ich endlich dem Geheimniß auf der Spur seyn, nach dem ich seit so langer Zeit schon vergebens forsche!"

„Er klingelte; worauf ein Kammerdiener erschien, zu welchem er sagte:

„Peter, nehmen Sie meinen Wagen, und verfügen Sie sich auf der Stelle mit Herrn Carême zu einer alten Negerin, die in der Straße Saint-Antoine Backwerk verkauft. Bringen Sie diese Frau, so wie das junge Mädchen, das bei ihr wohnt, hierher. Eilen Sie, die Pferde sollen ventre à terre laufen; jede Minute des Zögerns wird für mich zu der Dauer eines Jahrhunderts. Schwebte ich nicht noch in einigem Zweifel, so ginge ich selbst."

„Ich gestehe es, meine Gedanken waren in völlige Verwirrung gerathen. Ich verstand nichts von dem, was vorging. Der Kammerdiener theilte mein Staunen; er gestand mir unterwegs, daß er Seine Durchlaucht seit zwanzig Jahren, die er der Ehre genieße, in Dero Diensten zu stehen, nicht so bewegt gesehen habe."

(Fortsetzung folgt.)

Die Deutschen und Franzosen nach dem Geiste ihrer Sprachen und Sprüchwörter.

(Schluß.)

Der Charakter des Deutschen ist zu ernst zu diesem Kampfe, er sucht anderswo den Zweck seines Lebens und Streitens. Die ewige Tändelei der spielenden Liebschaften sagt ihm nicht zu, und wer sich in Deutschland diesem spielenden Kampfe lange ergeben kann, beweist schon dadurch, daß er nicht zum Kern der deutschen Männer gehört. Aber nur in Folge des Ernstes des deutschen Charakters ist das Sprüchwort wahr; dagegen in Frankreich wäre es eine Lüge. Ja, im Gegentheil ist dieser kleine Krieg in Frankreich eher eine Vorschule des großen, und wer hier in dem erstern weiß de faire les armes, dem kann man schon deßwegen halbwegs zutrauen, daß er auch anderswo seine Feinde zwingen werde, de rendre les armes. Denn wer zu dem Einen nicht gleich gut wie zu dem Andern taugt, ist kein ganzer Franzose.

Die Redensart: rendre les armes, bei den Frauen, die endlich die letzte Bitte ihres Geliebten erhören, ist wieder, mir scheint es, bezeichnend und bekundet einen Charakterzug der französischen Weiber. Man muß sie zwingen, die Waffen zu strecken, sie besiegen; die deutschen Frauen — ergeben sich. Die französische Frau, was man auch von ihrem heißen Blute sagen mag, ist in Bezug auf die Liebe oft und meist so kalt, wie der Nordpol. Deßwegen ist sie im Stande, sich bis auf den letzten Augenblick zu vertheidigen. Die Liebe ist bei ihr meist nur ein Mittel zur Erreichung irgend eines Zweckes, der außer derselben liegt; Stolz, Eitelkeit, die kälteste egoistische Berechnung sind nicht selten die einzigen Triebfedern, die das Herz in Bewegung setzen, und daher denn die Möglichkeit, sich so lange zu wehren, bis diese Nebenzwecke erreicht sind. Der Kopf ist bei ihnen oft genug allein im Spiele, das Herz bleibt kalt. Es ist eine allgemeine Bemerkung, daß die französischen Frauen nie mit dem Gefühle, sondern nur mit dem Witze kokettiren, nicht ihrem Herzen, sondern ihrem Kopfe Luft machen. Koketterie ist aber das kalte Spiegelbild der Liebe, und so tritt uns dies Bild in Frankreich, mit den Schmetterlingen des französischen Esprit umgeben, entgegen.

Die deutsche Frau ist in der Liebe viel weniger wehrhaft, als die französische. Die Waffen strecken ist wenigstens in Deutschland keine allgemeine Redensart in dem angedeuteten Sinne; denn, wie gesagt, die deutsche Frau ergibt sich dem Geliebten, sobald sie einmal liebt und lieben kann und darf. Das Herz ist hier mit im Spiele, der Kopf ist Nebensache. Wenn ein deutscher Mann eine deutsche Jungfrau nur berühret, so fährt sie schon zitternd zusammen, denn sie fühlt ihm gegenüber ihre Waffenlosigkeit. Und so ist denn auch das Spiegelbild der Liebe, jener blasse Schatten Koketterie ein anderer als in Frankreich: anstatt mit dem Witze spielt in Deutschland die Kokette mit Gefühl und Gemüth. Sie ist deßwegen nicht besser, sondern schlechter, denn sie spielt mit Höherem, Heiligerem. Doch ist der Unterschied nicht weniger wahr und bezeichnend, und wer Deutschland und Frankreich kennt, hat gewiß tausend- und abertausendmal Gelegenheit gehabt, ihn zu beobachten.

Die angeführten sind ungefähr alle Sprüchwörter, welche die Weisheit auf der Straße in Frankreich in dem Kapitel der Liebe aufzuweisen hat. Der Kreis der Erfahrungen, der Spruchwahrheiten ist so ziemlich geschlossen mit diesen luftigen, spielenden Schmetterlingen, mit jenem Zeitvertreibe, jener Blindheit der Liebe, ihrer Tanzmeisterkunst. Aber mir will es dünken, als ob noch viel fehlte, als ob wir nur in der Vorhalle angekommen wären, als ob wir erst in das Heiligthum selbst eintreten müßten, vor dem wir bis jetzt tändelnd gestanden.

— — Und wahrlich, dem ist also. Ich kenne einen Spruch, der uns Einlaß verschaffen wird.

„Das Herz lügt nicht!"

Da öffnet sich das gewaltige Thor. Aber noch ist der Weg versperrt, und der Wächter mit flammendem Schwerte fragt, wer wir sind? Hier die Parole: „Das Herz ist reich oder arm — nicht die Kiste."

Tretet ein! — — —

Da wallten wunderbare Orgeltöne aus den tiefen Hallen des sich vor uns öffnenden gothischen Doms hervor, und aus dem Chore drangen Frauenstimmen wie Harfenklänge uns entgegen:

„Wo dein Herz, da dein Gott!"

Und in tausendfachem Echo klang es wieder:

„Wo dein Herz, da dein Gott!"

Digitized by Google

Und ich sank auf's Knie und betete mit:

„Wo dein Herz, da dein Gott!"

— — Dann wurde Alles stille. Nur wie ein leiser Seufzer hauchte es durch die Hallen, und der Seufzer wurde bald zum Worte, und das Wort zum Liede, und abermals sangen Mädchenstimmen in die wallenden Orgeltöne hinein:

„Was liebt, das betrübt,
Was herzt, das schmerzt."

Und andere seufzten singend ihnen Antwort gebend:

„Liebe ist des Leides Anfang."
„Keine Liebe ohne Leid."

Und im Chore stimmten Alle ein:

„Wer mir Liebe erzeugt, der bereitet mir Sorge."

— — Von neuem schwieg die Orgel, tiefe Grabesstille, Himmelruhe herrschte in dem heiligen Dome, und mich ergriff ein wunderbares Wehen, die Brust wurde zu enge, das Herz hob sie hochauf, das Leid der Liebe, die Wollust des Schmerzes, die Wonne der Wehmuth drohten, sie zu sprengen. Da rauschte es wie Taubenfittige über uns, und aus der Höhe drangen Engelstimmen herab, in die sich der Orgel schauervolle Töne mischten, als sie milde sangen:

„Liebes geht über Schönes!"
„Liebe empfindet keine Arbeit!"
„Liebe ist der größte Reichthum."
„Liebe überwindet Alles."

Und wieder schwiegen diese wunderbaren Töne, und wieder herrschte jene fromme Stille, bis von neuem die Orgel anhub, und darin eine Mannesstimme, nicht sang, nicht sprach, aber bis in die tiefsten Tiefen des Herzens drang:

„Liebe erwirbt Liebe."
„Liebe wird um Liebe erkauft."
„Liebe kommt der Bitte zuvor!"
„Der Liebe Wunden kann nur heilen, der sie schlug."

Und ob ich auch den Sänger, der so milde sprach, so gottergeben sang, weder hörte noch sah, weil seine Lehre, ohne des Körpers zu bedürfen, vom Geiste zum Geiste drang, so sagte mir doch mein Inneres, daß es dieselbe Stimme, die einst auf dem Berge gepredigt, und die Welt durch Liebe wiedergeboren habe. Ich fühlte die Wunden meines Herzens, die die Liebe geschlagen, von neuem bluten, aber sie hatten keine Schmerzen mehr, denn ich wußte, daß die Liebe sie heilen, daß die Liebe der Bitte zuvorkommen werde. — Wie lange diese Stimme in den Hallen wiederklang, sie verklang zu schnelle. —

Endlich aber trat wieder tiefe Stille ein. Ein neuer Seufzer schwebte durch die Kirche, und aus den Vorhallen klang es wie sanftes Wehklagen, und unter Thränen sangen dort in Demuth reuige Sünder:

„Liebe und Gesang
Kennt keinen Zwang!"

Und eine Stimme von Oben antwortete:

„Liebe ist der beste Wächter."

Aber jene seufzten nur tiefer, sangen nur wehmuthvoller:

„Liebe und Noth
Kennt kein Gebot."

Und dieselbe Stimme von Oben antwortete wieder:

„Liebesstück
Ist kein Diebesstück."

Und die Orgeltöne schwellten von neuem die Brust, der Dom hallte wieder von dem tausendstimmigen Chor aller Anwesenden:

„Wo dein Herz, da dein Gott!"

Mannichfaltigkeiten.

(Mozarts Ankunft in Salzburg.) Am 10. August kam gegen 10 Uhr Mozarts ehernes Standbild in Salzburg an, nachdem es am 5. d. M. von München abgegangen. Ein gewichtiger, großer Mann, von 4300 Pfund, 12 Schuh Größe! Kein Wunder, daß man ihm selbst auf dieser Hierherreise viel Ehre anthat. Nicht nur war sein Wagen mit sechs Pferden bespannt, sondern auch mit Guirlanden und vier Fahnen geschmückt, zwei mit den Nationalfarben Baierns, und zwei mit denen Oesterreichs, so wie auch mit der Aufschrift „Mozart" versehen. Auch passirte er allenthalben mauth- und zollfrei, und an der baierischen Gränze empfingen ihn drei Deputirte des Mozartscomités. Also nur noch einige Tage, dann wird Mozart seiner Vaterstadt eine Zierde abgeben, wie sie noch keine besaß, mögen auch Leute der untern Classen daran für jetzt einigen Anstoß nehmen, indem es bei ihnen dermalen noch zu dunkel, um deutlich zu erkennen, von welcher Wichtigkeit die Musik für das menschliche Leben ist, wie vielen Tausenden sie nicht nur die erlaubteste und lauterste Unterhaltung, Freude und Erholung gewährt, sondern wie sie überhaupt das ganze Menschengeschlecht veredeln hilft, und, die erhabensten Gefühle erweckend, eine Menge böser Neigungen und Triebe dämpft und erstickt, wie nebst vielen andern ein großer Mann des sechzehnten Jahrhunderts von ihr sagt:

Hier kann nicht seyn ein böser Muth,
Wo da singen Gesellen gut,
Hier bleibt kein Zorn, Zank, Haß und Neid,
Weichen muß alles Herzeleid,
Geiz, Sorg, und was sonst hart anleit,
Fahrt hin mit aller Traurigkeit.

Doch nur Geduld, Orpheus Zauber wird auch diese blinden Neider erreichen, und sie seine Macht dann um so mehr fühlen, je deutlicher sie einsehen lernen werden, wie viel die Welt jedem hohen Künstler verdankt. (W. Th. Z.)

(Aus Mühlhausen in Thüringen.) Dr. H., ein hiesiger homöopathischer Arzt, verabreichte kürzlich einem Mädchen, welches an Syphilis litt, etwa ½ Loth homöopathische Tropfen, die nicht weniger als zwölf Gran Sublimat, eins der tödtlichsten Gifte, enthielt. Werden solche Fälle nicht die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich ziehen, und sie auffordern, dem Unwesen des Selbstdispensirens, welches aller Controlle entbehrt, und Leben und Gesundheit gefährdet, durch kräftige Handhabung der Gesetze zu steuern?

Digitized by Google

(Buch zum Krebsfang.) Wenn wir Deutsche nicht schon grundgescheidte Leute wären, jetzt in unserer bücherreichen Zeit müßten wir es ohne weiters werden, denn über was in der Welt erscheint heut zu Tage nicht ein Buch? So ist erst wieder in Stuttgart erschienen ein: „Neuestes Taschenbuch für Freunde des Fischfangs, mit Andeutungen zum Frosch- und Krebsfang und zur Schneckenzucht." Ein Buch zum Krebsfang!! — Man behaupte noch, unsere Literatur gehe nicht vorwärts.

Auch die in neuester Zeit so vielfältig beachtete und besprochene Kunde der Gefängniß- und Besserungs-Anstalten hat jetzt ein öffentliches Organ gefunden durch die von den Doktoren Nic. Heinr. Julius in Berlin, Friedrich Noellner in Gießen und Georg Varrentrapp in Frankfurt a. M. herausgegebenen und diesem Gegenstande ausschließlich gewidmeten Jahrbücher (Frankfurt a. M., Verlag von Franz Varrentrapp 1842.) Das erste Heft enthält interessante Mittheilungen über den gegenwärtigen Zustand der Gefängnisse in verschiedenen Ländern und Städten, und gehaltvolle Abhandlungen, Vorschläge und Notizen über wichtige hierher gehörende Fragen. Eine Beurtheilung dieser Jahrbücher wissenschaftlichen Journalen überlassend, glauben wir auf deren Erscheinen hinweisen zu müssen.

Der vor einigen Jahren in Dresden herrschende Actienschwindel, welcher Actienunternehmungen wie Pilze emportrieb, ist jetzt mit großem Verluste ganz vorüber; denn es mußten zwei Zuckersiedereien, eine Maschinenbaufabrik und eine große Bierbrauerei, alles Actienunternehmungen, wegen Mangel an Absatz eingestellt werden, wobei die Unternehmer sehr große Verluste erlitten. Am besten erhält sich die Champagnerfabrik, welche sehr bedeutende Geschäfte nach Nordamerika macht. Ihre Actien stehen daher noch sehr gut.

Die k. k. Hofschauspielerin Dem. Auguste Anschütz, deren Leistungen sich vorzüglich durch eine reizende poetische Auffassung auszeichnen, hat in Berlin am Schlusse ihrer mit seltenem Beifalle begleiteten Gastvorstellungen als Parthenia in Halms „Sohn der Wildniß" die am dortigen Hoftheater nicht so häufig vorkommende Ehren-Spende eines Lorbeerkranzes erhalten.

(Mittel, die Levkoien vom Blühen abzuhalten, sie zu einer riesenhaften Größe zu erziehen und dann nach Belieben sie wieder blühen zu lassen.) Diese interessante Entdeckung hat Hr. Bauinspector Bude in Hildburghausen gemacht und zu wiederholten Malen bewährt gefunden. Es wird nämlich im ersten Herbst der Stengel unterhalb der Krone mit einem Bindfaden ziemlich fest unterbunden. Dadurch wird die Pflanze vom Blühen abgehalten und ihre ganze Kraft des Wachsthums wirft sich auf die Entwickelung der Aeste und der Zweige. So kann man die Levkoie einige Jahre nach einander fort wachsen lassen, und wenn sie eine Höhe und einen Umfang der Krone erreicht hat, daß sie einem kleinen Baume gleicht, dann löst man den Bindfaden vom Stamme los und die Blüthen treten im Frühjahre mit ungewöhnlicher Pracht und Schönheit hervor.

Frankfurter Theater.

Gastspiel der Madame Schodel.

Schon in früheren Jahren hat Mad. Schodel zu zwei verschiedenen Malen die hiesigen Opernfreunde durch Gastspiele erfreut und dadurch ihrem Namen bei uns einen guten Klang verschafft. Ihr drittes eben beendigtes Gastspiel fiel in einen ungünstigen Moment, da, wie bekannt, die anhaltend heiße Witterung das Schauspielhaus ganz verödet läßt. Hiervon abgesehen, verfehlte die treffliche Sängerin nicht, das weniger zahlreich als sonst versammelte Auditorium lebhaft zu interessiren und jenen Beifall zu erringen, welcher vorzüglichen Kunstleistungen immer gespendet wird. Die eigenthümlichen Vorzüge der Mad. Schodel bestehen in der ausdrucksvollen und energischen Weise, womit sie singt und darstellt. Auf den Namen einer dramatischen Sängerin hat sie vollen Anspruch zu machen, und nimmt in dieser Beziehung noch immer eine erste Stelle ein; Kraft und Leidenschaft, pathetischer Ausdruck und Wärme sind hier unverkennbar, und werden durch gediegene Gesangbildung und geschmackvollen Vortrag gehoben. Als Lucrezia Borgia gelang es ihr, diese bei uns in Mißkredit gerathene Oper wieder in Ansehen zu bringen, und als Donna Anna in Don Juan zeigte sie die Fülle und den Umfang ihrer noch immer schönen Stimmmittel, wie die gerühmten dramatischen Eigenschaften im vollsten Werthe. Wir bedauern, die treffliche Sängerin in anderen ihrer glänzenden Partien nicht hören zu können, da Contractsverpflichtungen sie zum Gastspiel nach Köln rufen. In beiden genannten Opern zeichnete sich besonders Hr. Pischeck als Alfonso und Don Juan durch seinen meisterhaften, den Anforderungen der strengsten Kritik genügenden Gesang aus, und man darf behaupten, daß dieser herrliche Sänger, wohl einer der ersten unserer jetzigen Baritonisten, der hiesigen gegenwärtig vorzüglichen Oper zur wahren Zierde gereicht. — Ueber das Wiederauftreten unserer talentvollen Andersdorff im nächsten Bericht.

Korrespondenz.

Bilbel, 25. August.

Wenn der 25. August als der Namenstag unseres allverehrten Großherzogs uns ohnhin von besonderer Bedeutung ist, so wurde derselbe diesmal noch mehr in seiner Bedeutung gehoben durch einen Umstand, der auch wohl einen Nicht-Hessen angeht. — Die seit Herbst 1840 begonnene und nun vollendete neue Brücke — zu Ehren unseres theuern Landesvaters „Ludwigsbrücke" genannt — wurde heute Morgen um 11 Uhr durch die nächste Baubehörde und den hiesigen Ortsvorstand eröffnet. Der von Frankfurt nach Friedberg gehende Eilwagen war ausersehen, in Begleitung von mehreren Beiwagen, unter Schmettern der Posthörner und einigem Gewehrfeuer die erste Tour über dieses Prachtwerk zu machen. Ihm begegnete ein geschmückter Guterwagen. Eine wogende Menge Zuschauer drängte sich herbei, das sehr bescheidene Schauspiel zu sehen. Auch das Ansache ergreift, wenn daran sich Erinnerung und Hoffnung knüpft! — Die Brücke ist schön, das ist nur Eine Stimme. Nicht so einstimmig spricht man sich über die Zweckmäßigkeit derselben aus. Ob sie zu niedrig oder zu schmal ist, darüber wollen wir nicht urtheilen. Wir vertrauen darin den Ansichten erfahrner Männer, und schauen getrost in die Zukunft, die uns genauer unterrichten wird.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 28. August. (Zum Erstenmale wiederholt) Die Memoiren des Teufels. Lustspiel in 3 Abth., von Herrmann.

Redakteur: J. P. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 238. Montag, den 29. August 1842.

Die Törtchen des Prinzen Bedredin.

(Fortsetzung.)

„Heil der Schnelligkeit, mit der uns die Pferde führten, wir waren bald an Ort und Stelle. Die Negerin empfing gelassen, ja selbst mit einigem Vergnügen den Befehl, uns zu folgen."

„Sie kennen also Herrn von Cambacérès?" fragten wir sie.

„Nein; allein was thut das?" erwiederte sie. „Beschützt mich nicht der Talisman meiner Törtchen? Ich bin es fest überzeugt, die Voraussetzungen der Sterbenden fangen an sich zu erfüllen."

„Sie rief nun ein junges Mädchen von seltener Schönheit herbei, das höchstens vierzehn bis fünfzehn Jahre zählen mochte, und stellte uns dasselbe vor, nachdem sie einige Worte in englischer Sprache zusammen gewechselt. Das junge Mädchen ergriff die Hand der alten Frau, richtete die Augen zum Himmel, als wolle es zu diesem flehen und ihm danken; dann kehrten wir in das Hôtel des Fürsten zurück."

„Kaum hatten die Negerin und das junge Mädchen die Schwelle des Kabinets von Seiner Durchlaucht betreten, so stieß der Erzkanzler einen Schrei der Ueberraschung und Freude aus. Er ging auf das junge Mädchen zu, schloß es in seine Arme, drückte einen Kuß auf seine Lippen und rief:

„Liebes Kind, seit vielen Jahren suche ich Dich."

„Die Bescheidenheit machte es mir zur Pflicht, mich zu entfernen; ich verließ das Kabinet des gnädigen Herrn, und harrte bis fünf Uhr im Vorzimmer auf seine Befehle. Dann riefen mich aber meine Geschäfte zum Herrn Fürsten von Talleyrand, und ich kehrte in dessen Hôtel zurück, um dort die Befehle zu ertheilen, welche die wichtigen Funktionen erforderten, die mir anvertraut waren."

„Ich erwartete, wieder zum Fürsten von Parma gerufen zu werden, doch das geschah nicht. Seine Durchlaucht erwähnte nicht mehr mit einem Worte des Abenteuers, in welchem ich eine Rolle gespielt hatte. Einesmals erkühnte ich mich, bei einer Küchenkonferenz, die ich mit dem außerordentlichen Gastronomen hatte, auf die geheimnißvollen Törtchen anzuspielen. Allein ein unzufriedener Blick des Fürsten belehrte mich, daß ich unbescheiden gewesen, und legte mir Schweigen auf. Worauf ich mich sehr hütete, wieder in diesen Fehler zu verfallen."

„Dennoch, ich läugne es nicht, beschäftigte mich das Geheimniß der romantischen Törtchen oft mitten in meinen ernstesten Studien. Meine Nachforschungen, die Negerin zu entdecken, waren stets fruchtlos gewesen. Ein Pastetenbäcker (ich muß ihm wohl diesen Namen geben, indem die französische Sprache kein anderes Wort hat), ein Pastetenbäcker, sage ich, hatte das Comptoir jener Frau bezogen, und verkaufte die gemeinsten Aepfel- und Pflaumen-Krapfen. Er hatte die Negerin niemals gesehen; diese war sogar nicht mehr in ihren Laden zurückgekehrt. Diener des Herrn Cambacérès hatten ihre Kleider abgeholt und die Miethe aufgekündet, indem sie zwei Termine im voraus bezahlten."

Ich verlor mich in den seltsamsten Vermuthungen. Hatten der gnädige Herr die Törtchen so vorzüglich gefunden, und wollten sie durch eine List, die den schönen Tagen der Gastronomie würdig war, das Monopol derselben für sich behalten? Allein diese Törtchen wurden niemals auf seiner Tafel servirt. Er kannte das junge Mädchen nicht, ehe er es gesehen, und doch hatte er so große Freude bezeugt, es wieder zu finden!... Und seit dieser Zeit wußte Niemand, selbst nicht im Hause des Fürsten, was aus der Negerin und ihrer Gefährtin geworden. Sie erschienen niemals im Hôtel. Sie begreifen leicht, wohl bei keiner Veranlassung wurde eine Neugierde auf eine so harte Probe gesetzt, als die meinige."

„Drei Jahre waren vergangen; ich hatte beinahe die näheren Umstände dieses Abenteuers ganz vergessen, als mich eines Morgens der Herr Fürst von Talleyrand würdigte, in mein Laboratorium herabzukommen. Er erzeigte mir öfters die Ehre eines so ausgezeichneten Beweises seines Wohlwollens, ja, erlauben Sie mir, hinzuzufügen, seiner Freundschaft."

„Carême," sagte er zu mir, diese Worte mit einem unaussprechlichen Lächeln begleitend, „ich habe Ihnen ein Geheimniß anzuvertrauen. Ich weiß, daß Sie als gewissenhafter und rechtlicher Mann die Verpflichtungen halten, die Sie eingehen. Schwören Sie mir, daß Niemand das Geheimniß erfahren soll, das ich Ihnen entdecken will, und daß dieses Geheimniß mit Ihnen stirbt. Schwören Sie mir dieses auf Ihre Ehre."

„Der Fürst verlangte diesen Schwur in halb ernsthaftem, in halb scherzhaftem Tone von mir, den er gewöhnlich gegen mich beobachtete, und ich versprach ihm, was er wünschte."

„Hören Sie," sagte er, „ich kann Ihnen nun ohne Gefahr das Rezept eines Zwischengerichtes geben, dem Sie auf dem Küchenzettel eines großen Diners, das ich Donnerstag geben werde, eine Stelle anweisen müssen."

„Ich warf einen Blick auf das Rezept . . . es war außer Zweifel das der geheimnißvollen Törtchen."

„Der Fürst konnte sich nicht versagen, über meine Ueberraschung und meine Verwirrung zu lachen. Er ging hinweg, indem er sich weigerte, mir die Auseinandersetzungen und Aufklärungen zu geben, die ich mir von seiner Güte erbat. Doch machte ich mich nichts desto weniger an's Werk. Nach einigen Versuchen brachte ich die Törtchen zu einer solchen Vollkommenheit, daß ich gewagt hätte, mit der Negerin in die Schranken zu treten."

„Es war eine sonderbare und unerwartete Mischung der scheinbar widersprechendsten Substanzen. Bei Nennung eines jeden der verschiedenen Gegenstände, aus denen dieses Rezept besteht, müßte man glauben, einen schlechten Mischmasch, das Resultat einer tollen Phantasie zu erhalten, und nicht ein vernünftiges Produkt der Kochkunst . . . Doch Sie vermochten ja selbst zu urtheilen. Hat Ihr Gaumen jemals etwas Köstlicheres gekostet? — Und dennoch gesellt sich der Käs zum Madera, wie bei dem Sambayon, Pfeffer und Zucker schließen einen beispiellosen Bund mit Milch und Oel; und endlich setzen noch Saffran, Zimmt und Honig in das höchste Erstaunen, indem sie mit Fleisch-Jüs, Pomeranzengeist, Granatwasser und dem brennenden Saft des Ingbers zusammengemengt werden."

(Fortsetzung folgt.)

Das deutsche Lied.

(Aus dem „Musenalmanach für 1843. Mit Beiträgen von 150 deutschen Dichtern. Herausgegeben von Friedrich Steinmann.") *)

Ein deutsches Lied, wem soll es gleichen?
Ein deutsches Lied, wie soll es seyn?
Es gleiche uns'ren deutschen Eichen,
Es sey wie unser deutscher Wein.

Frei, wie der Eiche luft'ge Krone
Im Sturm sich wiegt auf nerv'gem Schaft,
So sey das deutsche Lied, so wohne
Freiheit in ihm und deutsche Kraft.

Hell, wie der Traube Saft vom Rheine,
Feurig, wie ihr gereiftes Blut,
Durchström's das irdische Gebeine
Und weck' den Gott, der in ihm ruht.

Auf uns'rer Wälder grünen Hallen
Ruht mild der Sonne Frühlingsschein:
Auf! laßt ein deutsches Lied erschallen,
Singt von der Eiche, von dem Rhein!

Ist je in fremder Knechtschaft Grausen
Der deutschen Worte Klang verwehrt:
Dann lasset die Karthaunen brausen
Und stimmt das Lied an mit dem Schwert!

Stade. A. C. Bethe.

*) Erscheint im September.

Ausflüge an den Rhein und Main.

(Von Dr. Wilhelm Dieffenbach.)

Worms.

Die gewerblichen und Handelsinteressen von Worms und der Gegend würden, wie man hier allgemein überzeugt zu seyn scheint, unendlich gewinnen, wenn die projektirte, von den Ständen des Großherzogthums bereits genehmigte, stehende Brücke über den Rhein sich unter den Auspizien der Staatsregierung demnächst verwirklichen sollte. Man betrachtet diese Brücke als eine nothwendige Ergänzung des Systems der Staatsstraßen in den beiden Provinzen diesseits und jenseits des Rheins, und die Vortheile, die sie für den Handel im Allgemeinen, wie für den Binnenhandel insbesondere darzubieten scheint, möchten die etwaigen finanziellen Nachtheile, die aus ihrer Anlage entstehen sollen, weit überwiegen. Bei der den Bewohnern des Großherzogthums in nahe Aussicht gestellten Realisirung des großen Eisenbahnprojekts erscheint sie den Bewohnern dieser Gegend des linken Rheinufers fast als Bedürfniß, und selbst dem Auslande, dem großen westlichen Nachbarstaate gegenüber, ist sie für Deutschland nicht ohne strategische Bedeutung.

Die materiellen Interessen einer einzelnen Stadt oder eines ganzen Landes würden aber ihrer eigentlichen Grundlage entbehren, wenn nicht höhere Geisteskultur ihnen helfend und schützend zur Seite stünde. Auch darin hat sich Worms eines besonderen Vorzugs zu erfreuen, da die erst vor Kurzem mit dem dasigen Gymnasium in Verbindung gebrachte höhere Gewerbsschule einem dringenden Zeitbedürfnisse in entsprechender Weise abhilft. Seit der provisorischen Administration des linken Rheinufers unter den Alliirten erscheint daselbst ein politisches Blatt unter dem Titel: „Wormser Zeitung", herausgegeben und redigirt von Hrn. A. Kranzbühler. Sie wirkt schon in so ferne nützlich, als darin öfter locale Interessen besprochen werden.

Das gesellige Leben in Worms scheint den Anforderungen zu genügen, die man heutzutage in dieser Beziehung an das gebildete Publikum einer bevölkerten Rheinstadt zu machen berechtigt ist. Hier bringt der lebenslustige jüngere Theil der Gesellschaft die schönen Sommermonate nicht in träger Ruhe zu, sondern widmet der Erholung durch Tanz und Musik im Freien manchen jener reizenden Abende der schönen Jahreszeit, die ganz zur geselligen Erheiterung geschaffen zu seyn scheinen. Das hierzu eingerichtete Gesellschaftslocal, von hohen Ulmen beschattet, liegt im Wäldchen am Rhein, und gestern Abend erst ertönte dort der Instrumente Klang bei der Kerzen Glanz, die Mitglieder des bunten geselligen Kreises zur Theilnahme an dem gemeinschaftlichen Vergnügen auffordernd. Das Auge des Zuschauers fand manchen angenehmen Ruhepunkt in den bewegten Gruppen, und die schöne Aussicht, deren er sich hier bei dem Anblick der Flora von Worms in bequemster Weise erfreute, konnte an Interesse etwa nur mit der Munterkeit der Unterhaltung verglichen werden, die allgemein herrschte. Zu einem anderen geselligen Vereinigungspunkt dient Herrnsheim, wo der große herzoglich Dalberg'sche Park durch seine reizenden Anlagen und interessanten Gruppen den Naturfreund zum Besuche und längerem Verweilen einladet. Das herrschaftliche Schloß hat einen Stock mehr erhalten und wird, nach gänzli-

Digitized by Google

cher Vollendung der Bauarbeiten, einen recht freundlichen Anblick in seiner ansprechenden Umgebung gewähren.

Der Liebhaber von Alterthümern und betrübenden Denkmälern der älteren und neueren Franzosenherrschaft wird in Worms nicht lange zu suchen brauchen, um manches hierher gehörige Interessante in Augenschein nehmen zu können. Aber auch die moderne Kunst hat dort ein freundliches Asyl gefunden, und zwar, was die Malerei betrifft, bei Hrn. Particulier Wandel, der eine Sammlung von schönen Oelgemälden besitzt, worunter mehrere aus den Ateliers berühmter Meister hervorgegangen sind. Die büßende Magdalena von Guido Reni, des Ulysses Rückkehr und andere werthvolle Stücke wird man nicht ohne lebhaftes Kunstinteresse beschauen können. Je mehr Künste und Wissenschaften sich in ihren Erzeugnissen über Stadt und Land gleichförmig verbreiten, desto mehr wird der Kultur, als Gemeingut der Menschheit, vorgearbeitet, und alle darauf abzielenden Anstalten verdienen daher geschätzt und empfohlen zu werden.

Mannheim.

Wenige Rheinstädte gewähren einen so freundlichen und einladenden Anblick als das schöne Mannheim mit dem stattlichen Hafen, geziert mit weit ausgedehnten Lagerhäusern und einem großen Gasthause, dem europäischen Hofe, der erst im vorigen Jahre eröffnet wurde. Dieser erste Eindruck, den der auf dem Rheine ankommende Reisende empfängt, könnte nicht günstiger seyn, und gibt ihm zugleich einen vortheilhaften Begriff von der commerziellen Bedeutung dieser Stadt, auf welcher, trotz ihres noch jugendlichen Alters (erbaut 1606), des Schicksals eiserne Hand schon öfter schwer genug gelastet hat. Gleich ihrer Schwesterstadt Worms wurde sie von den Franzosen auf ihrem mordbrennerischen Zuge in die Pfalz zerstört (1688), der früheren und späteren schweren Unbilde nicht zu gedenken, die ihr im dreißigjährigen Kriege und während der französischen Staatsumwälzung widerfuhren.

Mannheim, durch seine reichen Hülfsquellen wie durch seine geographische Lage ausnehmend begünstigt, hat die ihm in weniger als zwei Jahrhunderten auferlegten schweren Schicksalsprüfungen siegreich bestanden, und ist jedesmal schöner als zuvor aus seiner Asche wieder erstanden. Von welcher andern Rheinstadt, die mit Mannheim ähnliche Schicksale erlebte, ließe sich dasselbe sagen? Fast keine derselben ist ohne Spuren der Erinnerung geblieben an jene schrecklichen Katastrophen, die der paradiesischen Pfalz und ihren blühendsten Städten durch den aller Menschlichkeit entfremdeten Louvois, den Kriegsminister Ludwigs XIV., mit dem Zorne und der Grausamkeit eines Attila in dem großen Tempel der Zügellosigkeit, den Tuilerien, gegen Sitte und Völkerrecht bereitet wurden. O, Deutschland, welche blutige Lehren hast du nicht schon von Frankreich erhalten und welche bittere Erfahrung fehlte dir noch, um dich gegen das drohende Ungewitter im Westen stets wach und gerüstet zu erhalten?

Ich kehre zurück aus den Nebelregionen der Politik in den Sonnenschein einer heiteren Abendlandschaft, in welcher ich Mannheim mit seinen pallastähnlichen Gebäuden, seinen Kirchen und Thürmen in stolzer Ruhe vor mir erblicke. An der Schiffbrücke brechen sich die Wellen des Stromes, während das Geläute der ankommenden und abfahrenden Dampfboote den nimmer rastenden Verkehr auf der großen Wasserstraße ankündigt. Omnibus und andere elegante Fuhrwerke stehen am Ufer zur Aufnahme der aussteigenden Fremden bereit. Hier steigt ein durch die Kornbill gemästeter schwerfälliger Lord ein, während neben ihm ein von Porterbier und Grog gerötheter Landsmann mit einer Art Oppositionsmiene Platz nimmt. Beide scheinen in der letzten Parlamentssitzung ihre Ansichten über den Reichthum und das Elend Großbritanniens in pikanten Zügen ausgetauscht zu haben. Eine junge Lady, heiter und sorglos wie der Stand, dem sie angehört, mit einer Reisekarte und einem Scott'schen Romane in der Hand, tritt freundlich grüßend hinzu und scheint zwischen beiden Staatsmännern, die die Laune des Schicksals heute auf Eine Bank gebracht hat, die Rolle eines Engels der Versöhnung übernehmen zu wollen. Schweres Tagwerk für eine reizende Lady, die auf dem Blumenpfade ihres jungen Lebens die tückische Windrose der Politik noch nicht studirt zu haben scheint!

Solcher interessanten Gegensätze gab es noch mehrere und sie alle brachten Leben und Ausdruck in die Staffage des Vordergrundes der schönen Landschaft, welche nach dem letzten Schwarme der Reisenden, der sich aus dem Hafen in die Stadt ergoß, erst der abendlichen Ruhe zu genießen schien.

Die Fügungen des Zufalles haben öfters interessante Verwickelungen im Gefolge und ich stand auf dem Punkt, einem Impromptu des Lebens entgegen zu gehen, als mir in dem Pfälzer Hof ein Zimmer mit zwei Betten angewiesen wurde, in welchem eine Masse von Reiseeffekten pyramidalisch aufgethürmt war. Wie erstaunte ich nicht, als ich ein Parasol ergriff und auf dem Ueberzug den beliebten Namen C.. B..... las. Also ein von der unsichtbaren Hand des Schicksals eingeleitetes Rendezvous mit einer geschätzten Dichterin, sagte ich zu mir selbst, und wollte mich eben zu ihrem würdigen Empfange vorbereiten, als der Hausknecht mit der gleichgültigsten Miene von der Welt hereingestolpert kam, die da liegenden Effekten wie ordinäres Frachtgut auf den Rücken lud und mich allein ließ. Aber das zweite Bett, welches ich ihn nun auch mitnehmen hieß, blieb ruhig stehen und der selige Traum weniger Augenblicke hatte sich bald in die nüchternste Prosa von der Welt aufgelöst. Verdrießlich warf ich mich auf das Sopha hin, grollte den Launen eines feindlichen Geschicks und las zu meiner Beruhigung — den neuesten Basler Missionsbericht, den mir unterwegs ein reisender Missionär zugesteckt hatte.

Mannichfaltigkeiten.

Boieldieu's wahrhaft romantische Oper „Rothkäppchen" ist von der Opera-comique in Paris unter großer Theilnahme des Publikums wieder auf die Scene gebracht worden. Dieser Versuch reiht sich würdig den Wiederaufführungen des Richard Löwenherz, des Wasserträgers, Joconde's und der Dalayrac'schen Opern an.

Einige deutsche Dichter reisten hie und da wohl schon mit ihren Manuscripten umher, um durch ihre persönliche Einwirkung die Aufführung derselben bei den hochlöblichen Hoftheaterintendanzen zu bewerkstelligen; aber so großartig wie ein neuer französischer Autor haben sie's noch nicht verstanden. Der Verfasser des Trauerspiels Agrippine, kein geringerer als der Herr

Digitized by Google

Marquis de Larochefoucault-Liancourt, packt nämlich alle Schauspieler, die obbesagte Tragödie auf dem Odeon in Paris dargestellt haben, in eine Diligence, um sie nach Lyon, St. Etienne und Bourges reisen zu lassen und dort das Stück genau so wie in Paris zu geben. Ein großes Beispiel, das Nachahmung verdient. Da wir jetzt auch schon einige fürstliche und gräfliche Personen unter unsere Bühnendichter zu zählen so glücklich sind, so wäre Hoffnung vorhanden, in Deutschland dieses Beginnen nachgeahmt zu sehen. Wie wird sich die poetische Bourgeoisie darüber ärgern, denen jetzt nur noch einzelne Blätter zu Gebote stehen, das Publikum zu bearbeiten, während die Aristokratie sogleich den Beweis handgreiflich beizubringen im Stande ist.

(Lewald's Europa.)

(Würzburg, 18. Aug.) Die Versteigerung der weltberühmten Salzburg, bei Neustadt a. d. S., in der schönsten Gegend Frankens gelegen, welche am 30. Aug. d. J. stattfindet, erregt allgemeine Aufmerksamkeit, und es äußern sich von allen Franken Wünsche, daß diese ehemalige stolze Kaiserburg Kaiser Karls des Großen, welche uns an die merkwürdigsten Weltbegebenheiten erinnert, in solche Hände käme, daß die Restauration mit Beibehaltung des eigenthümlichen Baustyls, zur Zierde für ganz Franken und zur staunenswürdigen Erinnerung der Nachwelt, aus ihren Trümmern in ihrer ehemaligen ehrwürdigen Gestalt wieder hervorgehe. Von vielen Seiten wird der patriotische Wunsch geäußert, mittels freiwilliger Beiträge die Salzburg anzukaufen und zu erbauen, und solche Sr. k. Hoh. unserem Kronprinzen zum Brautgeschenke zu geben. Daher erwartet man baldigst, daß öffentlich hierüber Einladungen geschehen möchten, um den allgemein laut werdenden Wunsch realisiren zu können.

(Bacharach.) Freunde der Naturgeschichte und besonders der Ornithologie glauben wir auf die Sammlung einheimischer Vögel des Beigeordneten und Gastwirths Herrn Friedrich Bastian dahier aufmerksam machen zu müssen, da dieselbe zu den interessanten Sehenswürdigkeiten hiesiger Gegend gezählt werden darf. Den größten Theil seiner Mußestunden widmet Herr Bastian dem Ausstopfen selbst eingebrachter Vögel, welche in buntem Gemische aufgestellt sind, und dem Besuchenden von dem gefälligen Wirthe mit Vergnügen gezeigt werden. Unter den etwa 80 Exemplaren der Sammlung befinden sich viele von vorzüglicher Schönheit, und es wäre denselben nur ein helleres, der Beschauung günstigeres Lokal zu wünschen.

Joseph Mendelsohn hat in der H. A. Pierer'schen Verlagshandlung in Altenburg 1842 eine Broschüre erscheinen lassen, worin eine Biographie und Charakteristik Ferdinand Philipps, Herzogs von Orleans, Kronprinz von Frankreich, Schilderung der Katastrophe vom 13. Juli ꝛc., Würdigung der politischen Stellung des Prinzen, Hinblick auf das System Louis Philipps, auf die veränderte Lage der Parteien in Frankreich, die neugebildete Deputirtenkammer und die französische Regentschaftsfrage enthalten sind. Wenn auch dies Heftchen keinen besonderen Werth geltend zu machen im Stande ist, so mag es doch als eine zeitgemäße und populair gehaltene Erscheinung hingenommen werden.

(Anekdote vom Herzog von Orleans.) Während einer Vorstellung wurde einst Fanni Elsler mit Blumen eigentlich überschüttet. Ein Rosenstrauß, dem die Hand eines ungeschickten Enthusiasten eine falsche Richtung gab, fiel in die Loge des Herzogs, zwischen ihn und seine Gemahlin, und zwar hatte sich das Band gelöst, und die Blumen zerstreuten sich im Fallen. Die Herzogin schien etwas verlegen. — Weißt du was, liebe Freundin, sagte der Herzog, es würde zu lange währen, die Blumen einzeln zurückzuwerfen, wir wollen es besser machen. Und hierauf erbat er sich eines der reichen Armbänder der Herzogin, befestigte es um die Rosen, und gab es seiner Frau mit den Worten zurück: — Jetzt, Madame, versuchen Sie, es wieder zurückzusenden; man muß die Künste aufmustern! Die Herzogin lächelte über dieses großmüthige Auskunftsmittel ihres Gatten und warf den Strauß auf die Scene.

„Zu ebener Erd' und erster Stock" (Du Haut en bas) erhält die Pariser in Athem.

(Frankfurt a. M.) Der bekannte Baritonist Giorgio Ronconi, einer der ersten jetzigen Sänger Italiens, ist hier angekommen. Er wird nächsten Montag den 29. d. M. ein Konzert im hiesigen Schauspielhaus geben, und dann, wie man vernimmt, in mehreren seiner, zum Theil von Donizetti eigens geschriebenen dramatischen Partieen auftreten. Ronconi's Name ist den Kennern und Freunden der Gesangkunst bekannt.

Anzeige.

Zu dem bekannten Programme des Sänger-Preiskampfes, welcher am 25. und 26. nächsten Monats zu Brüssel stattfinden soll, bringen wir auf Ersuchen des Gretry-Vereines zur Kenntniß der deutschen Gesangvereine, daß Se. Maj. der König Leopold noch einen weitern Preis, in einem äußerst kostbaren Becher von vergoldetem Silber (en vermeil) bestehend, für den obsiegenden Verein auszusetzen geruht haben.

Theater-Anzeige.

Montag, 29. August. Großes Vocal- und Instrumental-Konzert im Schauspielhause, in welchem Hr. Giorgio und Mad. Giovannina Ronconi, aus London, unten benannte Piecen die Ehre haben werden vorzutragen: Erster Theil. 1) Letzter Satz aus der C moll Sinfonie von Beethoven. 2) Duett aus der Oper „Normanni in Parigi" von Mercadante, vorgetragen von Hrn. und Mad. Ronconi. 3) Romanze aus der Oper „Maria di Rudenz" von Donizetti, vorgetr. von Hrn. Ronconi. 4) Tremolo für die Violine von Beriot, vorgetr. von Hrn. Rudersdorff. 5) Romanze, vorgetr. von Mad. Ronconi. Zweiter Theil. 1) Ouverture (neu) aus der Oper „Gemma di Bergy" von Donizetti. 2) Arie aus der Oper „Saffo" von Paccini, vorgetragen von Mad. Ronconi. 3) Duett aus der Oper „Elena da Feltre" von Mercadante, vorgetr. von Hrn. und Mad. Ronconi. 4) Arie aus den Puritanern von Bellini, vorgetr. von Hrn. Ronconi. 5) Terzett aus Lucrezia Borgia, vorgetr. von Mad. Ronconi und den Herren Ronconi und Gaspari. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

No. 239. Dienstag, den 30. August 1842.

Die Törtchen des Prinzen Bedredin.

(Fortsetzung.)

„Als ich mich den darauf folgenden Donnerstag in den Speisesaal verfügt hatte, um die Ordnung des Mahles zu leiten, das Tranchiren der Bedienten zu beaufsichtigen, war die erste Person, die ich bemerkte, das junge Mädchen, das die Negerin drei Jahre vorher zu dem Fürsten gebracht hatte. Mit Brillanten bedeckt, nahm es den Ehrenplatz zur Rechten des Herrn Fürsten von Talleyrand ein. Neben ihr saßen Seine Durchlaucht der Fürst von Parma. Ich war so verwirrt, daß ich meinen Hut sollen ließ, den ich in der Hand hielt, und als ich mich aufrichtete, stieß ich einen Bedienten in den Mund."

„Als der Augenblick herankam, in welchem die Törtchen ihnen servirt wurden, nahm ich sie aus den Händen des Speisemeisters und stellte sie mit großer Kühnheit selbst der jungen Dame gegenüber."

„Bei dem Anblick derselben vermochte sie nicht, einen leisen Ausruf zu unterdrücken; dann wechselte sie gerührt einen Blick mit dem Herrn Erzkanzler. Endlich würdigte sie die Törtchen, mit eigener Hand vorzulegen, und trieb das Wohlwollen so weit, daß sie mir, nachdem sie dieselben gekostet, sogar eine Artigkeit über ihre Zubereitung sagte. Nach beendigtem Diner, als man aufgestanden war, glitt ich an Herrn von Aigrefeuille vorüber, und fragte ihn nach dem Namen der jungen Dame."

„Es ist die Herzogin von D..." antwortete er mir; „sie heirathete vergangene Woche den jungen Herzog von D ..., der so reich, so brav und so schön ist, wie Sie wissen! Sie bringt ihm als Heirathsgut höchst bedeutende elterliche Güter zu, die sich wenigstens auf fünf Millionen belaufen."

„Ich verstummte."

„Eine Törtchenhändlerin ihrem Mann fünf Millionen als Heirathsgut zu bringen!... Und dennoch verhielt sich die Sache genau so; die Erkundigungen, die ich bei dem Notar des Herrn Fürsten hierüber einzog, bestätigten die Richtigkeit der mir von Herrn von Aigrefeuille ertheilten Nachrichten."

„Seit dieser Zeit konnte ich nichts entdecken, das mich auf die Spur dieses Geheimnisses führte, oder mir erlaubt hätte, einen so festgeschlungenen gordischen Knoten zu lösen, und da ich Alexanders Schwert nicht besaß, ihn zu zerhauen, ergriff ich meinen Theil, indem ich nicht mehr an die Sache dachte."

„Wohlan denn!" sagte die Prima-Donna, „so will ich es übernehmen, die Sache aufzuklären."

„Sie, Madame?" versetzte Carême erstaunt.

„Ich selbst."

„Durch welches Wunder?"

„Ach! ohne Wunder, selbst ohne irgend etwas Romantisches, auf die alltäglichste, einfachste, bürgerlichste Weise. Ich bin eine Instituts-Genossin von Margarethe von B ..., der jetzigen Herzogin von D ..."

„Welch seltsamer Zufall?" murmelte Carême.

„Ein Zufall, der mit mir zweihundert junge Mädchen vereinigte, die eben so wie ich in das Geheimniß eingeweiht sind, das Sie mit so viel Antheil und Neugierde erfüllt. Seit Sie dieses Räthsels gegen uns erwähnten, schwebt mir das Wort der Lösung stets auf den Lippen."

Nun war die Reihe, aufmerksam zuzuhören, an Carême.

„Im Jahr 1776," sagte sie, „wurden zu Montpellier zwei anstoßende Häuser von zwei Familien bewohnt, die in den freundlichsten, nachbarlichen Verhältnissen zusammen lebten, nur mit dem Unterschied, daß das eine eine einfache Bürgerwohnung war, und das andere ein Hôtel. Das eine gehörte Herrn Cambacérès, der Rath bei dem Steuergericht war; das andere dem Grafen von B..., dem Gouverneur in der Picardie."

„Der Sohn des Raths war mit der Tochter des Gouverneurs in der größten Vertraulichkeit erzogen worden. Ungefähr im gleichen Alter, Thür an Thüre wohnend, sahen sie sich täglich, ja stündlich. Die alte Tante, in Abwesenheit des Gouverneurs mit Dianen's Erziehung beauftragt, hatte niemals daran gedacht, einer Vertraulichkeit Schranken zu setzen, die seit achtzehn Jahren bestanden."

„Regis brachte fast alle seine Abende bei den beiden Damen hin, deren Umgang und Gesellschaft er beinahe allein bildete, mit Ausnahme eines alten Oheims, der Oberhelfer und ein großer Piquetspieler war, welcher regelmäßig von fünf bis neun Uhr kam, und sich der verwittweten Frau Gräfin von B ... gegenüber an einen Spieltisch setzte."

„Während sich die Alten an der Abwechslung des Spiels und den Fügungen der Karten ergötzten, unterhielten sich die jungen Leute mit Lektüre, indem sie sich in die Welt der Ideale und der romantischen Dichtungen warfen. Tausend und eine Nacht war eines jener Bücher, das ihnen die Wittwe erlaubt hatte; diese so phantastischen, so naiven und so wunderbaren Erzählungen, in welchen die orientalische Einbildungs-

Digitized by Google

kraft ihre sonderbaren und unzähligen Schätze verschwendet, waren für sie am alleranziehendsten. Sie kannten alle Helden dem Namen nach; ihre kleinsten Abenteuer waren ihnen bekannt; sie lasen stets wiederholt die Geschichten, in welchen ein armer, junger unbekannter Mann mit einem Mal ein Prinz geworden war, und so die Tochter eines Kalifen heirathen konnte, von der er geliebt wurde."

„Deswegen war ihnen auch Bedredin-Hassan, der heimliche Gemahl der Dame-de-Beauté, ihr Lieblingsheld."

„Eines Abends, als sie wohl zum hundertsten Mal die Abenteuer dieses armen Prinzen lasen, der so herabgekommen war, daß er an Damaskus Thoren Törtchen verkaufen mußte, wandelte sie die Lust an, Törtchen, ähnlich denen, die der Prinz verkaufte, zu verfertigen, deren Rezept zum Theil in dem Buche von Galland erklärt war. Das Vorhaben wurde mit großer Freude ausgeführt; man ging in die Küche; Regis, der bereits die Leidenschaft in sich keimen fühlte, die ihn später zu dem berühmtesten Gastronomen in Europa machte, leistete bei den Küchen-Versuchen des jungen Mädchens nicht geringe Hülfe. Nach vielen unfruchtbaren Proben, nach tausend überspannten Versuchen, gelangten sie endlich dahin, vortreffliche Törtchen zu Stande zu bringen; sie beeilten sich, ihr Meisterstück der Wittwe und dem Oberhelfer vorzuzeigen. Diese kosteten anfänglich jenen Küchen-Mischmasch mit gerechtem Mißtrauen, doch säumten sie später nicht, seine Vortrefflichkeit und Güte anzuerkennen."

(Schluß folgt.)

Louis Philipp.

In dem Artikel, den J. Janin unter der Ueberschrift: „Der König", in der Presse veröffentlicht hat, heißt es von Ludwig Philipp: „Kaum aus dem Bett bis zum Augenblicke des Einschlafens ist der König beschäftigt. Vor allen Dingen kommen die ernsthaftesten Dinge. Wenn er dann weder an die Deputirtenkammer noch an die Pairskammer, weder an das Innere noch an das Auswärtige des Landes, weder an England noch an Spanien, noch an Rußland, noch an die vereinigten Staaten, noch an seine Familie denkt; wenn er nicht gegen die Emeute, gegen den Dolch, gegen die Opposition, gegen die Journale, gegen die Broschüren zu kämpfen braucht; wenn auch alle seine Kinder ihm zur Seite sind und man nicht kommt, ihm zu sagen: „Sire, eilen Sie, Ihr geliebter Sohn stirbt! Ihr Herzog von Orleans ist todt!" dann beschäftigt er sich mit dem Schlosse der Tuilerien, dem Schlosse zu Versailles, seinem Steckenpferde, dem Schlosse zu Fontainebleau, dem Schlosse zu Compiegne, dem Schlosse zu Pau, dem Schlosse zu Eu, mit all' den Schlössern und all' den Häusern, deren Eigenthümer oder Nutznießer er ist. Er will Alles wissen, was man in der Deputirtenkammer und was man in der Pairskammer sagt, was die Arbeiter in Lyon murmeln und was im Staatsrathe verhandelt wird, welches Gemälde in der Gallerie der Schlachten in Arbeit ist. Sein Auge ist auf Alles, sein Ohr auf Alles gerichtet. Er beschäftigt sich kaum minder mit der Ernennung eines Unterpräfekten als mit der Ernennung eines Pairs von Frankreich. Er kennt fast alle Namen in Frankreich. Er sagt Ihnen sicher, wer sein Freund und wer sein Feind ist, und unter seinen Freunden hat er Abtheilungen: zweifelhafte Freunde, die jedoch Freunde sind, und unter seinen Feinden hat er die unbarmherzigen, gefährlichen Feinde und die unschuldigen, nützlichen Feinde. Er ist ein wohlorganisirter und sehr thätiger Kopf, der stets gerade vorwärts schreitet, um Alles zu begreifen, und krumm, um, nachdem er Alles begriffen, sein Ziel zu erreichen. Es gehört keine geringe Kaltblütigkeit dazu, Sie können mir es glauben, all dieser Bewegung und all' diesen unbemerkten Aufregungen zu genügen. Zu gleicher Zeit lebt er mitten in allen Extremen: heute bis zur Anbetung geschmeichelt, morgen bis zur Lästerung beschuldigt; heute vom Beifallsrufe der Massen empfangen, morgen vom Meuchelmörder erwartet; heute triumphirend, glücklich, der Zukunft sicher, und morgen, ach! kaum fähig, das Schluchzen zu unterdrücken, das ihm die Stimme raubt, die Thränen, die ihm über die Wangen rollen, die schrecklichen Erschütterungen, die ihm das Herz zermalmen. Was den Meuchelmord betrifft: den verachtet der König. In den traurigen Augenblicken, wo das Verbrechen über dem Haupte des Königs schwebt, athmet dieser frei. Er ist merkwürdig ruhig und spielt um sein Leben mit einem unglaublichen Muthe. Stets erinnert er sich, daß er Krieger und Revolutionär gewesen, daß er seinen Kopf in dem zweifachen Spiele der Revolution und der Schlachten aufgesetzt hat. Der noble junge Mann, der durch den Tod des Herzogs von Orleans ältester Sohn dieses glorreichen Hauses geworden, ist ein ruhiger Muth, ein ernster Sinn, ein Edelmann voll Würde und Zurückhaltung. Der Herzog von Nemours ist voll Verachtung und Stolz, er ist weit mehr Prinz als die Prinzen, seine Brüder. Er ist wenig beliebt und wird nie populär werden. Durch sein kaltes Wesen hat er die Deputirtenkammer und folglich die ganze Nation beleidigt. So reden die Politiker in den Wind, und sie sehen nicht ein, daß gerade diese Beschuldigungen eben so viele Lobeserhebungen für den jungen Prinzen bilden. Allerdings hat der Herzog von Nemours die dazu leichte Popularität nicht gewünscht, die vagabundirenden Freundschaften verschmäht, und versuchen wollen, ob es ihm gelingen würde, ganz einfach geachtet zu werden. Als die Deputirtenkammer dem Herzoge von Nemours eine Dotation verweigerte, die dieser nicht nachgesucht, wußte der Herzog von Nemours sehr wohl, daß er mit einigen freundlichen Grüßen und einigen rechtzeitig angebrachten Händedrücken diese Dotation erhalten könne. Er behielt seinen Hut auf dem Kopf, er zog seine Handschuhe über die Hände, er gab seine ein wenig ernsthafte Abgeschlossenheit nicht auf. Was lag ihm denn auch daran, populär zu seyn? Allein jetzt, wo der Tod seines älteren Bruders den Herzog von Nemours zu einem unentbehrlichen Mann gemacht, jetzt, wo es sich darum handelt, nicht sich entfernt zu halten, sondern sich unvermeidlich in die Leidenschaften und den Stolz der Menge zu mischen; jetzt, wo es sich für den Herzog von Nemours nicht um die Erlangung einer Dotirung, sondern um Erhaltung einer so theuer erkauften Krone auf dem Haupte seines Neffen, des Grafen von Paris, handelt: jetzt können Sie darauf rechnen, daß der Herzog von Nemours bald Heinrichs IV. Rechnung anzustellen wissen wird. War Paris eine Messe werth, so ist es gewiß auch ein Hutabnehmen und einen Händedruck werth."

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

Ueber die unerhörte Menge großartiger Unglücksfälle, die sich in wenigen Monaten zusammengedrängt, sagt ein Schweizerblatt: „Die Geschichte aller Zeiten weist kein Jahr auf, das eine so traurige Berühmtheit erreicht hätte, wie diese dem Jahr 1842 zu Theil wurde. Das Unglück schreitet schnell und, wie es scheint, über die ganze Erde. Im Hafen von Baltimore fliegt ein Dampfschiff mit 150 Passagieren in die Luft, dann sinkt Hamburg in Schutt und Trümmer, gleichzeitig fanden 80 Menschen auf der Versailler Eisenbahn den fürchterlichsten Tod — an demselben Tage werden ganze Städte auf Domingo durch ein Erdbeben vernichtet, Steyer in Oestreich ist ein Raub der Flammen und hundert Familien stehen vereinsamt und verarmt. Ungarische und bayerische Städte und Dörfer stehen in Flammen, als wenn der Erzfeind und der Schwede mit ihren Schaaren den rothen Hahn aufgepflanzt hätten. — Zu Schleiz stürzte die Decke des Schauspielhauses ein und an 30 Menschen fanden lachend ihr Grab. In Unterscheizerbach, im Badischen, fanden 2 Frauen und 3 Kinder den Flammentod. Die Dörfer Niedereisenhausen und Steinbach im Hessen-Darmstädtischen, Rottorf im Hannoverischen, Wasserbillig bei Luxemburg, Freimar bei Gotha, Biberach im Würtembergischen, Ilsfurth und Masmünster im Elsaß liegen in Asche. Und nun auch die gewerbreiche Stadt Camenz in der Oberlausitz. — Ein edler Fürstensohn zerschmetterte sich auf einer Spazierfahrt den Schädel — und alles dies zusammen — in zwei Monaten. Wer möchte da nicht aufseufzen: „Und das Unglück schreitet schnell." Welch' ein Unheil wird jetzt noch aus der Pandorabüchse der Gegenwart hervorsteigen? Wir können nicht umhin, beizufügen, daß unsere durch und durch materielle Zeit durch solche Schläge scheint so recht von der Vergänglichkeit und Unzuverlässigkeit des Irdischen belehrt werden zu sollen."

(Dresden, 22. August.) In literarischer Hinsicht ist bemerkenswerth, daß der rühmlichst bekannte Dichter Julius Mosen ein neues Trauerspiel: „Bernhard von Weimar" geschrieben und bereits der hiesigen Bühne eingereicht hat. Diese ist jetzt ziemlich verwaist, da Emil Devrient noch in St. Petersburg verweilt und Karoline Bauer noch immer nicht zurückgekehrt ist.

Man weiß, daß der italienische Sänger Rubini nicht eher wieder sich auf dem Pariser Theater hören lassen will, bis ihm das Kreuz der Ehrenlegion zu Theil wurde. So lächerlich diese Anmaßung auch ist, so findet sie doch ihre Vertreter. Unter Anderm liest man Folgendes in einem Blatte: „Es lebt Niemand, der, so hoch er auch stehen mag, sich nicht geehrt fühlte, mit Rubini eine Auszeichnung zu theilen, und der nicht eben so den Hochmuth, die Parteilichkeit, das Vorurtheil oder die Schwachheit einsähe und empfände, wenn man den König der Kunst einer solchen Gunst berauben wollte u. s. w." Es ist übrigens das erstemal, daß die Presse sich herbeiläßt, solche Gesinnungen zu verlautbaren.

Ein Hr. Hoyer in Auerbachs Hofe in Leipzig zeigt an an mit der Ueberschrift: „Etwas Großartiges in Beinkleidern!" So eben habe ich direkt aus Paris empfangen: Gummi-Elasticum-Gurt-Patent-Hosenzeuge grauer Couleur. Der Erfinder dieses ausgezeichneten und unverwüstlichen Stoffes hat für Frankreich Patent, und ist der Stoff hier einzig und allein bei mir zu haben. Ein Paar darnach verfertigte Beinkleider sind der Glanz unserer Zeit: sie sind eng und weit, straff und nachgiebig zu gleicher Zeit, passen dem kleinsten und dem größten Menschen, dem grad und krumm gewachsenen; sie sind nicht zu verwüsten, mit einem Worte: durch diesen Stoff ist das Räthsel der Beinkleider gelöst. Sie kosten 10 Thlr.

Das neuerdings fast ehrenrührig gewordene Prädikat: „Deutscher Michel" hat einen sehr edlen und dem deutschen Volke Ehre machenden Ursprung. Der Erste, welcher mit diesem Beinamen ausgezeichnet wurde, war Johann Michael Obertraut, ein wackerer Degenknopf und dänischer General-Lieutenant. Den Ruf seiner Tapferkeit machte er am meisten gegen die Spanier geltend, denen er in vielen Aktionen empfindlichen Verlust verursachte. Wenn die Geschlagenen dann von ihrem Schaden sprachen, so thaten sie das mit den Worten: „das haben wir wieder dem deutschen Michel zu danken." Wurde damals irgend etwas Kühnes, Großes, Verwegenes ausgeführt, und man fragte, wer der Thäter gewesen sey, so war die Antwort: „der deutsche Michel hat es gethan!"

(Stylprobe.) In der letzten Nummer des Schlesischen Kirchenblattes steht als Miscelle: „Wenn du nicht kannst, was du willst, so will, was du kannst." Wenn du nicht deutsch conjugiren kannst, so wolle es lernen!

Der bekannte Komponist, Herr Ferdinand Hiller, befindet sich, aus Italien zurückgekehrt, gegenwärtig in seiner Vaterstadt Frankfurt a. M., wo er für längere Zeit verweilen und sich mit der Ausführung bereits begonnener Tonwerke beschäftigen wird.

(Einfaches russisches Volksmittel gegen Frostschäden.) Die Rinde von völlig reif gewordenen Gurken, aus denen der Saame herausgenommen worden, wird mit den inneren weichen Theilen derselben an der Sonne getrocknet und trocken aufbewahrt. Zum Gebrauche wird dieselbe vorher in warmem Wasser aufgeweicht und dann mit der inneren Seite auf die Froststellen aufgelegt. Schon nach wenigen Minuten sollen auch die heftigsten Schmerzen in den entzündeten Stellen nachlassen, und nach kurzer Zeit alle Geschwulst, Röthe und Schmerzen völlig verschwinden. So oft die Rinde trocken wird, muß sie mit frischer vertauscht werden. Wer demnach an Frostschäden zu leiden hat, der mag die Gurkenzeit wahrnehmen und den Versuch künftig getrost wagen.

Mendelssohn soll eine große Oper für das Pariser Theater in Arbeit haben, wozu Scribe ihm den Text geliefert hat.
(Lewald's Europa.)

Nach dem kürzlich verstorbenen großen Tonsetzer Cherubini soll nunmehr eine Straße in Paris genannt werden, wie dies schon mit Mehul der Fall war.

(Wien.) Hr. Lanner kündigte an, daß er an einem öffentlichen Belustigungsorte, während der Sonnenfinsterniß, mit seiner Bande Walzer spielen werde. Das kleinliche Schauspiel gewann durch diese patriotische Zuthat an Imponirendem.

In den öffentlichen Blättern hat man bereits so viele Beispiele gelesen, wie durch unvorsichtigen oder zuweilen auch böswilligen Gebrauch von Zündhölzchen das größte Unglück veranlaßt wurde, und doch häufen derlei Berichte sich täglich. So ereignete es sich am 4. d. Morgens zwischen Reppendorf und Kitzingen auf der Straße, daß ein ganzer Sack Zündhölzchen, der in einem schwer beladenen Frachtwagen unten zunächst der Wäsche sich befand, durch die Reibung sich entzündete, und — wäre nicht die schleunigste Hülfe von den zufällig anwesenden Personen geleistet worden, — wahrscheinlich den ganzen mit werthvollem Gute belasteten Wagen in Asche gelegt hätte. Den Genannten gelang es jedoch, den brennenden Sack mit der schon angegangenen Wäsche vom Wagen zu entfernen, ehe das Feuer einem andern Gegenstande sich mitzutheilen vermochte.

Korrespondenz.

München, 25. August.

Bekanntlich werden die landesfürstlichen Geburtstage nicht leicht irgendwo so allgemein öffentlich begangen, als in Baiern. Heute, wo wir gleichzeitig den Geburtstag und das Namensfest unseres verehrten Königs feiern, würde der Fremde diese Wahrnehmung zuverlässig von einer Gränze des Landes bis zur andern in allen größeren und kleineren Städten, und selbst in den bedeutenderen Dörfern machen können. Mit alleiniger Ausnahme von Nürnberg, wo heute wegen des Volksfestes Stadt und Umgegend das festlichste Gepräge tragen, zeichnet sich natürlich München als Hauptstadt vorzugsweise aus. Seit der Morgenstunde, in welcher Trommelschlag und Trompetenruf die verschiedenen Truppengattungen der Garnison und der Landwehr zum Ausrücken gerufen haben, herrscht in allen Straßen die lebhafteste Bewegung und namentlich in der Nähe der Kirchen wallt ein mächtiger Strom von Fremden und Einheimischen fast ohne Unterbrechung auf und ab. Später beginnen die verschiedensten Festlichkeiten an den öffentlichen Vergnügungsorten, so in der Nachbarschaft auf einem vielbesuchten Dorfe die Eröffnung einer großen Rutschbahn, und Abends werden die Plätze, wo sich eine fröhliche Menge nur immer versammeln mag, durch Lampenschein und steigende Raketen markirt. Für das Theaterpublikum wird Meyerbeer's große Oper: „die Anglicaner und die Puritaner" bei beleuchtetem Hause als Feststück gegeben. Möge, wie nicht anders zu erwarten, auch der königlichen Familie und vor Allem dem verehrten Könige selbst der heutige Tag in Berchtesgaden als ein recht froher und glücklicher vorüber gehen. — Spontini hat diesen Morgen unsere Stadt wieder verlassen. Die von Berlin aus verbreitete Annahme, der gefeierte Tonmeister werde sich nach Paris begeben, ist unbegründet. Wenigstens ist gewiß, daß er heute die Reise nach Italien angetreten und hier wiederholt sich dahin geäußert hat, daß er vorerst für längere Zeit dorthin gehe. — Unter den übrigen zahlreichen Fremden, die in diesem Augenblick hier sind, befindet sich auch der königl. preußische Gesandte am österreichischen Hof, Freiherr von Canitz. — Hofschauspieler Rott aus Berlin, der gegenwärtig hier gastirt, erregt durch sein ausgezeichnetes Spiel nicht geringe Aufmerksamkeit. Vorgestern sahen wir ihn zum Erstenmal als König Lear, morgen wird er als Wallenstein in Wallenstein's Tod auftreten. — Zu den Merkwürdigkeiten, welche von jeher in unserer Stadt vorzugsweise die Aufmerksamkeit der Fremden auf sich gezogen haben, gehört jetzt mit vollem Recht auch das Steigerwald'sche Glaswaarenlager, das sich nicht nur durch seine weltbekannten trefflichen Glasarten auszeichnet, sondern auch durch den wahrhaft klassischen Geschmack in der Anfertigung von Neuigkeiten jeder Gattung, vom größten, wahrhaft kolossalen Candelaber an bis zum niedlichsten Toilettengegenstand.

Darmstadt, 26. August.

Se. Hoh. der Erbgroßherzog ist heute früh nach Nürnberg abgereist. Höchstdieselben werden in einigen Tagen von dort wieder zurück erwartet. — Zur Feier des hohen Namensfestes Sr. k. Hoh. des Großherzogs und Se. Hoh. des Erbgroßherzogs ward gestern in der katholischen Kirche eine von Hrn. Friedrich Wiese, Mitglied der Hofkapelle, componirte vierstimmige Messe aufgeführt, bei welcher viele Mitglieder des Opernpersonals, unter andern auch Frau v. Poißl und Hr. v. Westen, mitwirkten. Bei einer so glücklichen Besetzung konnte es nicht fehlen, daß die gelungene Composition des Hrn. Wiese auf die Zuhörer den erhebendsten Eindruck machte. — Nachdem das Gotteshaus der hiesigen israelitischen Gemeinde in seinem Inneren und Aeußeren neu hergestellt und auch nach einer Seite hin angemessen erweitert worden war, wurde die Einweihung desselben heute Nachmittag solenn gefeiert. Es war eine erhebende und bedeutungsvolle gottesdienstliche Feier, erhebend durch die Art, in welcher sie stattfand, und bedeutungsvoll durch die Umstände, welche sie veranlaßt und herbeigeführt hatten. Der Rabbine Hr. Dr. Auerbach hielt eine eindringliche und wohldurchdachte Rede, in welcher er das Judenthum und seine Schicksale aus dem religiösen, historischen und politischen Gesichtspunkt beleuchtete, indem er einerseits das Wesen der israelitischen Religion, die auf Gott, Tugend und Unsterblichkeit gegründet sey, entwickelte, andererseits aber auch die Wandlungen schilderte, welche die israelitische Religion und ihre Bekenner, den Staate und den andern Religionsbekenntnissen gegenüber, im Laufe der letztverflossenen Jahrhunderte erfahren hatten. Als einen der schönsten Triumphe der modernen christlichen Civilisation hob er die Religionsfreiheit hervor, die man auch den Israeliten gegönnt, und die bürgerlichen Rechte, die man ihnen eingeräumt habe, obschon er, im Hinblick auf einen engverbrüderten Nachbarstaat, nicht verkannte, daß in dieser Hinsicht noch Manches zu hoffen und zu wünschen sey. Vor Allem aber hob er glänzend hervor die ausgezeichneten Verdienste, welche der hochselige Großherzog Ludwig I. und dessen Regierung sich um die religiöse und bürgerliche Lage der Israeliten erworben haben, und wie der jetzt regierende Großherzog k. Hoh. fortfahre, sie nicht allein in dem Besitze der erworbenen Rechte zu erhalten, sondern sie auch darin zu befestigen. Alles, was Dr. Auerbach in seiner ausführlichen Rede sagte, war eines unterrichteten und denkenden Bekenners der israelitischen Religion vollkommen würdig, und wir glauben nicht, daß weder der lange genug mißverstandene, große Spinoza, noch Moses Mendelssohn, noch andere hervorragende Geister aus Israel an seiner schönen, von reinen Religionsbegriffen durchdrungenen Rede etwas auszusetzen gefunden haben würden. Wir haben sie mit großem Interesse gehört und müssen bekennen, uns sehr gut erbaut zu haben. Wahrscheinlich hatte auch Hr. Auerbach auf einen zahlreichen und gebildeten Kreis von Zuhörern gezählt, und diese Voraussetzung erwies sich als vollkommen begründet. Der großh. Kreisrath der Residenz, Freihr. v. Stark, der Geheimerath Hr. v. Kuder, der Bürgermeister und Gemeinderath, der evangelische Prälat Hr. Dr. Köhler, der Hr. Hofprediger Dr. Zimmermann, mehrere andere Geistliche der Residenz, der Direktor der Rechnungskammer Hr. Ludwig, der Direktor des Administrativ- und Justizhofes Hr. Goldmann und viele andere Personen wohnten der erhebenden gottesdienstlichen Feier bei, die, bei festlicher Beleuchtung des neu hergestellten Gotteshauses, ihres Eindrucks auf die Theilnehmenden um so weniger verfehlte, als auch die mit recht ansprechender Musik begleiteten schönen Gesänge der Bestimmung des Tages vollkommen angemessen waren.

D.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 30. August. Der Sohn auf Reisen, Lustspiel in 2 Abth., von Feldmann. Hierauf: Herr Hampelmann sucht ein Logis, Local-Lustspiel in 4 Abth.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 240. Mittwoch, den 31. August 1842.

Die Törtchen des Prinzen Bedredin.

(Schluß.)

„Während sich alle vier Personen jener heitern Kinderei hingaben, wurde unter den Fenstern des Hôtes das Anfahren eines Wagens vernehmbar. Eine Postchaise fuhr in den Hof, und ein ernster, strenger Mann öffnete die Thüre des Salons. Die Gräfin-Wittwe ging dem Reisenden entgegen, um ihn zu umarmen, und Diane reichte ihm hochachtungsvoll die Stirne zum Kusse hin. Es war der Herzog von P . . .“

„Er grüßte den Oberheiser kalt, warf einen eisigen Blick auf Regis, und zog sich in seine Gemächer zurück. Der junge Mann kehrte, mit dem Tode im Herzen und den schmerzlichsten Vorgefühlen zum Raube, zu seiner Mutter nach Hause zurück.“

„Ach! sein Vorgefühl täuschte ihn nicht; er sollte Dianen nur noch ein einziges Mal sehen; denn sie reiste den zweitfolgenden Tag mit ihrem Vater ab, der sie, ohne sie zu fragen, mit dem Marquis von B . . . verlobt hatte.“

„Regis glaubte dem Schmerze dieser Trennung zu unterliegen; doch das Studium und die Zeit milderten diesen Kummer einigermaßen. Nachdem er Advokat geworden, erhielt er von seiner Vaterstadt eine Pension von zwölfhundert Gulden, und säumte nicht, sich bald neben den ausgezeichnetsten Mitgliedern vor den Schranken von Montpellier einen Namen zu erringen. Ich habe nicht nöthig, Ihnen seine übrige Geschichte zu erzählen, diese ist bekannt. Der unbedeutende Regis wurde der berühmte und mächtige Cambacérès, Erzkanzler und Fürst von Parma.“

„Im Jahr 1793, in der ärgsten Schreckenszeit, erhielt Cambacérès, der den Prinzen Bedredin und seine Törtchen längst vergessen hatte, einen Brief, dessen Schriftzüge sein Herz klopfen machten, und seine Augen mit süßen Thränen füllten. Er war von Dianen.“

„Ich war genöthigt, auszuwandern,“ sagte sie; „mein Mann fiel kämpfend bei Quiberon; Verbannung und Armuth sind nun das, was mir zu Theil wird. Ich bin Mutter, und bitte Sie um Ihren Schutz für mein Kind. Erhalten Sie für dasselbe auf bessere Zeiten sein väterliches Erbe, auf das von der französischen Regierung Sequester gelegt wurde. Regis, ich bitte Sie darum bei dem Andenken an den so schönen und zugleich so schmerzlichen Abend, an welchem wir die Törtchen des Prinzen Bedredin verfertigten. Diane von P...“

„Nachschrift. Ich reise nach England. Sobald ich in London angelangt bin, werde ich Ihnen wieder schreiben, um Sie in den Stand zu setzen, mir antworten zu können.“

„Cambacérès wartete ein halbes Jahr auf diesen zweiten Brief, doch kam er nicht.“

„Nun aber schickte er, ungeachtet des Kriegs und der mannichfachen Schwierigkeiten solcher Nachforschungen, Agenten nach England, um Dianen zu entdecken und nach Frankreich zurückzuführen, wo er, vermöge seines Einflusses, darauf zählte, ihr ihre Güter zurückzugeben. Allein keine Nachforschung vermochte ihm über Dianen Licht zu verschaffen. Und das war natürlich, weil Diane in der größten Armuth in London angekommen und gleich den Tag nach ihrer Ankunft gestorben war.“

„Nun ist Ihnen alles klar. Der Zufall, oder wenn wir nicht ungerecht seyn wollen, die Vorsehung hat sich Ihrer bedient, um Dianens Tochter durch Seine Durchlaucht den Fürsten von Parma die sequestrirten Güter des Marquis von P . . . wieder zukommen zu lassen. Als Vormund brachte Cambacérès die junge Waise, um ihre Erziehung zu vollenden, in eines der ersten Institute in Paris. Später verheirathete er sie an den Herzog von D . . .“

„Die alte Negerin nun, eine der beglücktesten Gouvernanten, bewohnt ein prachtvolles Gemach in dem Hôtel ihrer Pflegetochter, und macht nur noch dann Backwerk, wann sie die Kinder der Herzogin mit Törtchen des Prinzen Bedredin bewirthen will.“

Gegen das Ende von Signora's Erzählung versank Carême in tiefes Nachsinnen.

„So hätte also die Gastronomie auch ihren Roman,“ versetzte er. „Wie schade ist es, daß diese Geschichte nicht bekannt ist. Vielleicht würde sie auf die unerläßliche Nothwendigkeit aufmerksam machen, vor allem Andern der Kochkunst eine Stelle bei der Erziehung der Frauen einzuräumen. Diese Kunst würde die richtige Urtheilskraft eben so gut, wenn nicht besser, entwickeln, als die mathematischen Studien, und ihnen Mittel an die Hand geben, ihr Glück in der Welt zu machen und ihr Fortkommen zu befördern, dessen sie eine minder kluge und minder vorsichtige Leitung beraubt.“

Diese zwar seltsame Ansicht kam uns doch keineswegs lächerlich vor; ja sie erschien uns nicht ein Mal abgeschmackt oder kleinlich. Carême war einer jener Menschen, die ihr Gewerbe, das sie verstehen, sich so angelegen seyn lassen, und dasselbe

Digitized by Google

mit solchem Enthusiasmus treiben, daß sie eine wahre Kunst daraus machen.

„Lieber Carême," sagte der Romanschreiber, „ich werde diese Geschichte einst aufzeichnen, das verspreche ich Ihnen; es soll nicht lange anstehen, daß Sie sie veröffentlicht und zu lesen bekommen sollen."

Ach! weder Carême, noch die Prima-Donna, und eben so wenig die Herzogin von D . . . bekamen sie zu lesen; alle Drei ruhen im Grabe, der Erste in Paris, die Zweite in Brüssel, und die Dritte im Herzen von Deutschland.

Cambacérès, Herr von Villevielle und Herr von Aigrefeuille sind gleichfalls von der Weltbühne abgetreten. Von sämmtlichen Personen, die in dieser Geschichte eine Rolle spielten, blieb keiner mehr übrig, als derjenige, der die Geschichte der Törtchen des Prinzen von Bedredin niederschreibt.

Fortschritte des Pisebau's in Deutschland.

Vergraben ist in finstere Nacht
Der Erfinder großer Nam' zu oft;
Was ihr Geist grübelnd erdacht,
nutzen wir.
Aber belohnt Ehre sie auch?

Klopstock.

Im Norden des quellenreichen Taunus entspringt der Weilbach, der beständig wachsend in mäandrischen Windungen die Aemter Usingen und Weilburg durchfließt, und nachdem er vielen Mühlen und Hammerwerken sein Wasser geliehen, nach siebenstündigem Laufe dicht unter Weilburg in die Lahn fällt. An dieser Mündung erheben sich stattliche Wohnhäuser und großartige Fabrikgebäude, alle Schöpfungen eines Mannes, der von neuem bewiesen hat, daß die Verdienste, die sich ein Freund des Volkes um sein Vaterland erwerben kann, eben so verschieden sind, als die Beziehungen des Lebens selbst.

Der Name dieses trefflichen und wohlwollenden Bürgers, der vor drei Jahren durch den Tod seinem großen Wirkungskreise entrissen ward, ist Wilhelm Wimpf. Ich habe nicht die Absicht, eine Charakteristik des Verewigten zu geben, obgleich ich viele Beweise und Zeugnisse seines trefflichen Verstandes, seiner großen Intelligenz, seiner Herzensgüte und seiner unerschütterlichen Willenskraft besitze. Ich wünschte nur seine Verdienste um den Pisebau oder das Bauen in gestampfter Erde und die Einführung dieser Bauart aus dem südlichen Frankreich und Spanien nach Deutschland bekannter zu machen und in Ihren geehrten Blättern ein Näheres zu sagen über die außerordentliche Anerkennung, welche diese so wohlfeile, dauerhafte, feuerfeste Bauart blos durch die ihr von Hrn. Wimpf verliehene Anregung bis jetzt in den verschiedensten Gegenden unseres Vaterlandes gefunden hat.

Alles, was kurzsichtige oder übelwollende Gegner, namentlich Maurer und Baumeister gegen den Pisebau vorgebracht haben, ist eitel Unsinn, der tausendmal durch die Erfahrung widerlegt worden ist. Nicht Jedermann spricht und handelt im Interesse des Allgemeinen, sondern viel lieber in seinem eigenen, und so kommt es dann, daß Maurer, Zimmerleute und Baumeister, so lange es ihnen möglich war, sich bemühten, bei dem Landvolke Vorurtheile gegen den Pisebau zu erwecken, bloß weil sie sich durch die Einfachheit dieser Bauart beeinträchtigt glaubten und weil die Erbauer von Pisegebäuden in fast gänzliche Unabhängigkeit ihrer früheren Vormünder gesetzt wurden.

Tamen res bona triumphat! Von den früheren kurzsichtigen Bemerkungen, die Hr. Wimpf hören mußte, als er seine ersten Wohngebäude, seine Mahlmühle, seine Magazine, seine Steingutfabrik in Pise baute, bis zu der ehrenden und dankbaren Anerkennung, die diese Bauart heutigen Tages allenthalben findet, ist ein ungeheurer Abstand. Damals (das heißt vor 50 Jahren) redete man von dieser Sache wie von einer Narrheit, und heute kann der Reisende, der das Herzogthum Nassau und die angränzenden hessischen und preußischen Gebiete durchwandert, in allen Dörfern stattliche Pisegebäude, Scheunen und Ställe sowohl, als Wohnhäuser sehen, jedes Gebäude ein leuchtendes Wahrzeichen, daß das Gute und Nützliche sich Bahn bricht durch die dicksten Vorurtheile und durch den zähesten Schlendrian.

Das Hauptverdienst unseres verewigten Wohlthäters und Volksfreundes bestehet indeß darin, daß, nachdem er seine Wohnhäuser und Fabrikgebäude in Pise aufgeführt hatte, er nicht dabei stehen blieb, sondern sich auch bemühete, seine vielfachen Erfahrungen in einem Büchlein bekannt zu machen, das in der Classischen Buchhandlung zu Heilbronn erschienen ist und den Titel führt: „Der Pisebau, oder vollständige Anweisung, äußerst wohlfeile, dauerhafte, warme und feuerfeste Wohnungen aus bloßer gestampfter Erde, Pisebau genannt, zu erbauen, aus 36jähriger Erfahrung geschöpft, mit vielen lithographirten Tafeln erläutert, von W. T. Wimpf, Besitzer mehrerer Fabriken."

Das Büchlein muß großen Beifall und günstige Beurtheilung bei Sachverständigen gefunden haben, denn aus fernen Gegenden kamen Nachfragen und Briefe an die Söhne unseres Freundes, aus denen ich einiges Wissenswerthe und die Sache Fördernde mitzutheilen im Stande bin.

Der erste Brief war von dem Hrn. Pfarrer Krapf zu Weikersdorf nächst Stockerau in Niederösterreich. Derselbe war in Besitz des Pisebüchleins gekommen und hatte nach dieser faßlichen Anleitung, ohne alle andere Hülfe, ein Kellerhaus gebaut von 42 Schuh lang und 24 Schuh tief, das ihm über alles Erwarten gut gelungen war. Durch diesen glücklichen Erfolg ermuntert, beabsichtigte er nun ein dreistöckiges Pfarrhaus von 78 Schuh Länge und 48 Schuh Tiefe, sowie ein zweistöckiges Wirthschaftsgebäude von 96 Schuh Länge und 24 Schuh Tiefe ebenfalls in Pise zu bauen und um bei diesem großen Unternehmen ganz sicher zu gehen, wünschte er einige Aufschlüsse, die ihm auch sogleich bereitwillig ertheilt wurden.

Der zweite Brief ist datirt vom 23. Febr. 1841 von Hrn. Landammann Brunnschweiler zu Hauptweil, Canton Thurgau in der Schweiz. Derselbe enthält die interessante Mittheilung, daß sich in dasiger Gegend noch Reste von Pisegebäuden befinden, die schon 150 bis 200 Jahre alt seyn können, daß aber diese Baukunst in der Schweiz ganz verloren gegangen sey. — In Folge des mit den Söhnen des Hrn. Wimpf begonnenen Briefwechsels schloß Hr. Brunnschweiler einen Contract mit dem Pisebauer Krumbach aus Kirschhofen bei Weilburg, demzufolge Hr. Krumbach für die Hin- und Herreise 60 Gulden nebst den Transportkosten für seine Geräthe, während seines

Digitized by Google

Aufenthalts zu Hauptweil freie Kost und Wohnung und 2 Gulden Taglohn erhielt. Das zu erbauende Haus war ein Schulgebäude und der Beifall, den dasselbe fand, so allgemein, daß aus allen Kantonen der Schweiz Arbeiter an Hrn. Krumbach geschickt wurden, um von ihm das Pisebauen zu lernen, und daß das wohlgelungene Schulhaus zu Hauptweil von der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft eine Prämie von zwölf Napoleonsd'or erhielt.

Mittlerweile kamen noch andere Zuschriften. Eine aus Sidney in Australien von Hrn. Luther, der einige Pisebauer dorthin zu ziehen wünschte; sodann eine andere von Bronlbach bei Lörrach im Badenschen von einem Hrn. Baer, der von dieser Bauart durch schweizerische Zeitungen Kunde erhalten hatte. Der letzte interessante Brief ist von einem Hrn. Pammer in Munderfing im Pflaggfeld, Bezirk Mattighofen, Innviertel Oberösterreich. Derselbe wünschte einen Pisebauer und erhielt ihn in dem famösen Hrn. Krumbach, der in der Schweiz schon so große Anerkennung gefunden hat, und ganz unter denselben Bedingungen. Nach einem Briefe des Letzteren findet der Pisebau dort eben so großen Beifall als in der Schweiz, und es sind ihm bereits mehrere Aufträge ertheilt worden, welche er in jener Gegend nach einander ausführen soll.

So hat denn der Pisebau die große Reise gemacht von den Ufern der Lahn bis an die Quellen des Rheins und die Ufer der Donau. In einigen Jahrzehnten wird man in den Dörfern und Landstädtchen Deutschlands keine andere neuen Gebäude als solche finden. Jeder arme Bauer, der früher in einem stallähnlichen Gebäude mit seiner Familie wohnen mußte, kann sich jetzt mit geringen Kosten ein zweistöckiges gesundes Haus bauen; eine Gemeinde, die sich jetzt Jahre lang besinnt über den Bau eines schönen und geräumigen Schulhauses, kann jetzt rasch an's Werk gehen, und in ganz kurzer Zeit und mit geringen Kosten dasselbe errichten.

Alle diese Wohlthaten verdankt Deutschland dem praktischen Verstande und der edlen Sinnesart eines einzigen Biedermanns. Keine glänzende Anerkennung ward ihm zu Theil während seines Lebens, kein ehernes Denkmal erhebt sich zu seiner Ehre, und er wollte keines; aber jedes neue Pisegebäude, das einer armen Familie Obdach, Sicherheit und Bequemlichkeit verschafft, ist ein Tempel seiner Ehre.

Lassen Sie mich diese auf Thatsachen gegründeten Mittheilungen damit schließen, daß ich alle Vaterlandsfreunde bitte, aus der Geschichte und den Fortschritten des Pisebaues die Lehre zu schöpfen, daß es ein Gesetz der Natur zu seyn scheint, daß allen edeln und uneigennützigen Bestrebungen erst die wahre Anerkennung zu Theil wird nach dem Tode des Menschenfreundes, und daß Herders Worte ewig wahr bleiben: „Auf dem Strome der Vergessenheit schwimmen immer einige Schwäne; sie erhaschen die versinkenden Namen und tragen sie empor nach dem Tempel des Ruhms."

Mannichfaltigkeiten.

Auf welcher niedrigen Stufe der Bildung sich der Bauer in einigen Theilen Frankreichs heute noch befindet, beweist Folgendes: Der Pfarrer von Behormet war wegen sittenlosen Wandels seines Amtes entsetzt worden. Er wußte von jetzt an sein Brod nicht bequemer zu verdienen, als daß er die Leichtgläubigkeit oder vielmehr den Aberglauben des Landvolks benutzte, um sich zu bereichern. Die Menge seiner Betrügereien erregte endlich die Aufmerksamkeit der Polizei, er wurde verhaftet und am 29. Juli zu Gefängniß verurtheilt. Wir führen hier die gewöhnlichen mehr oder weniger üblichen Diebsknisse nicht an, deren der Expfarrer sich bediente, um die armen Bauern zu betrügen. Wohl aber verdient eine seiner Betrügereien einer besondern Erwähnung. Um nämlich die Bauern je nach seinem Zwecke aufzumuntern oder einzuschüchtern, hatte er ihnen Briefe vorgezeigt, die, obgleich sie den Poststempel Paris trugen, aus dem Himmel oder der Hölle kamen. Jene waren vom Engel Gabriel unterzeichnet und versprachen im Falle der Folgsamkeit gegen den Pfarrer alle Freuden des Paradieses, die letztern aus der Hölle kommenden dagegen waren von Beelzebub unterzeichnet und voll der schrecklichsten Drohungen gegen die Ungehorsamen. Ob ein so grober Betrug in der entferntesten Ecke Deutschlands gelingen könnte?

Bei der Trauerfeierlichkeit für den Herzog von Orleans in Notredame zu Paris wurden zur Ausschmückung des Innern der Kirche erfordert: 150 Zimmerleute, 100 Tischler, 102 Tapezierer, 20 Maurer, 30 Lampisten, 20 Maschinisten, 50 Dekorationsmaler, 20 Anleimer, 50 Vergolder, 300 Arbeiterinnen mit der Nadel. Für das Aeußere waren noch außerdem beschäftigt: vier ganze Werkstätten von Stickern, fünf von Tapezierern, fünf von Sattlern, zwei von Wagnern, drei von Dekorationsmalern, vier von Possamentiren, dann noch Schneider, Schuhmacher, Maschinisten, Zimmerleute, Schreiner, Wachslichtfabrikanten u. s. w. Man darf annehmen, daß während zwölf Tage und Nächte mehr als sechstausend Personen zu diesen Veranstaltungen gebraucht wurden und daß mehr als bei der Bestattung Napoleon's in Thätigkeit waren.

(Neu-York.) Jüngst hatten wir hier Gelegenheit, die Resultate einer eben so interessanten als furchtbaren Erfindung zu sehen. Es handelte sich nämlich von einer untermeerischen Batterie, erfunden von Hrn. Colt, welche bestimmt ist, bei Seeaffairen Schiffe in die Luft zu sprengen. Man hatte zu einem solchen Versuche ein altes Schiff ausersehen, welches seltsam beflaggt war. Seine Flaggen waren mit Todtenköpfen und kreuzweise gelegten Beinknochen bemalt. Dieses Schiff wurde vor dem Castle-Garden aufgefahren und die untermeerische Batterie daran befestigt. Die letzte besteht aus einer Kiste mit explodirenden Materialien, deren Zusammensetzung noch ein Geheimniß des Erfinders ist; die Kiste kann ein Taucher an den vordern Theil eines Kriegsschiffs befestigen, und sie wird durch einen im Wasser liegenden eisernen Draht mit dem Schiffe, von welchem die Zerstörung ausgeht, in Verbindung gesetzt. Bei dem Experimente vor dem Castle-Garden war die Verbündung in einer Entfernung von 200 bis 300 Yards bewirkt. Herr Colt stand auf dem Schiff „Nord-Carolina" und brachte den leitenden Draht mit einer voltaischen Säule in Berührung. Die Explosion erfolgte mit Blitzesschnelle und so furchtbar, daß von dem alten Schiffe auch nicht ein Stück zusammenhängend blieb, welches mehr als einige Zoll Größe hatte. Engländer, welche dem Versuche beiwohnten, hielten dieses neue nordamerikanische Mittel im Seekriege für sehr bedeutungsvoll. Um

Digitized by Google

die Lunte bei'm Sprengen der Minen zu zünden, hat man in England schon früher die voltaische Säule benutzt, wodurch die Arbeiter gegen mögliche Unglücke durch zu frühzeitige Explosionen völlig geschützt sind.

Im holsteinischen Dorfe Sibstin, Guts Wahrendorf, soll in diesen Tagen das fast Unglaubliche geschehen seyn, daß ein sechsjähriger Knabe, welcher Furcht vor dem Schulbesuch hatte, und, wie man sagt, schon einige Male auf Verlangen des Lehrers zur Schule geholt worden war, zwei Mal den Versuch gemacht haben soll, sich aufzuhängen, das erste Mal an einem Baume, und als ihm dies mißglückte, in einer Hecke, wobei er von Vorübergehenden zeitig entdeckt und abgeschnitten wurde. Das Gerücht fügt hinzu, daß er den Lehrer von seinem Vorsatz durch einen andern Knaben vorher in Kenntniß habe setzen lassen.

Korrespondenz.

Trier, im August.

Trier, seine Bewohner und seine Zustände.

Trier hat eine reizende Lage an den Ufern der lieblichen Mosella, ist im Ganzen eine freundliche Stadt mit Trümmern und Monumenten aus altersgrauer Zeit, besitzt eine vortreffliche Bibliothek, worunter der sogenannte codex aureus und eine ziemliche Portion Incunabeln, nebst einer schönen Domkirche, die ein seltenes Kleinod bewahrt: den Rock Christi, der wie aus einem Guß keine einzige Naht, nicht einmal einen Nähnadelstich aufzuweisen hat. Doch dies Alles kann man in Büchern und Blättern weit ausführlicher lesen. Ueber die äußere und innere Physiognomie Trier's herrscht wenig oder gar keine Meinungsverschiedenheit, aber die Auffassung des Charakters seiner Bewohner und seiner Zustände wird stets individuell seyn, und wir theilen hier die unsrige unmaßgeblich mit. Wenn ein Reisender sich nur kurze Zeit in einer Stadt aufhalten kann und er wünscht dennoch ein ziemlich treues Bild von dem Treiben und Wesen des Kerns der Bevölkerung sich zu verschaffen (die vornehme Kaste gleicht sich allerwärts), so besucht er die Cafés, Wirthshäuser u. s. w., kurz alle dem öffentlichen Vergnügen gewidmeten Orte, sieht, hört, beobachtet und vergleicht, — und der Eindruck, den er mit hinweg nimmt, wird von der Wahrheit nicht allzu fern seyn. In den kleineren Städten des Nordens von Deutschland, wo sich das bürgerliche Leben mehr in Familien isolirt und wo man es gewissermaßen für unanständig hält, seine freien Abende in Wirthshäusern zuzubringen, daher auch dort nur der Auswurf der Gesellschaft sich in miserablen Kneipen amüsirt, dürfte obige Behauptung falsch seyn; am Rhein aber und an der Mosel ist der Bürger geselliger, d. h. sie kommen häufiger an öffentlichen Orten zusammen und diskutiren bei einer Flasche Wein die Fragen des Tages. Die Zahl dieser dem Bacchus gewidmeten Tempel ist in Trier Legion, da auch jeder Metzger und Bäcker und nebenbei noch viele andere Handwerker Schenkwirthe sind. Mit des Lesers Erlaubniß biete ich mich ihm als Guide und Cicerone an und mache mit ihm eine kleine Runde durch die renommirtesten Estaminets. Da ist zuerst das „rothe Haus" und der „Trier'sche Hof", beides noble Gasthäuser, die im Sommer zweimal Table d'hote halten. Du erhältst dort ein gutes Glas Moseler und darfst eine gute Küche, wenn du kein Engländer bist, oder für keinen gehalten wirst, nicht zu theuer bezahlen. Im Trier'schen Hofe zumal findest du Abends viele Trierer, die du an ihren gutmüthigen, übrigens häufig geistlosen Gesichtern; an ihren durchgängig mehr oder weniger dicken Bäuchen, und, wenn sie gehen, an ihrem watschelnden Gange sogleich erkennst. An der Behaglichkeit, mit der sie „schnauven" — so viel als gut essen und trinken — und an der Fülle des Schnaur-Quantums schließest du mit Recht auf wahre Lebemänner, und das sind sie denn auch im vollen Sinne des Worts. Es gibt hier, was für eine so kleine Stadt wie Trier viel sagen will, eine Anzahl begüterter Leute, die den lieben langen Tag nichts thun, als — schnauven. Reiche Müßiggänger findet man zwar aller Orten, aber gewöhnlich treiben sie doch Etwas, z. B. das edle Waidwerk u. dgl. m. In Trier aber opfern sie blos ihrem Götzen Bauch, daher es denn kein Wunder ist, wenn sich der Götze dankbar bezeigt und seine Priester mit dicken Bäuchen beschenkt. Wie überall so macht auch hier das Geld den Mann und alle diese Schnauvhelden werden weit mehr respektirt, als der minder wohlhabende, aber thätige und fleißige Bürger. Gewöhnlich findest du diese Drohnen der Gesellschaft Morgens von ½ 12 bis 1 Uhr im Stübchen links bei Hecker, Besitzer des Gast- und Weinhauses: In Venedig. Hier kannst du die fröhlichen Schmeerbäuche sich unterhalten hören über die Libationen des vorigen Tages und sie ein edles altes Kartenspiel spielen sehen: das geistreiche „Churtrierisch", welches sie beständig üben, auf daß bei späteren Generationen dieser Zeitvertreib ihrer Altvordern nicht in Vergessenheit gerathe.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Neuestes Frankfurter Kochbuch, von W. Schünemann.

Wie sich auch die Literatur der populären und hauswirthschaftlichen Fächer in unsern Tagen zur feineren Stellung und Bedeutendheit erhebt, davon ist das in J. D. Sauerländer's Verlag so eben erschienene „Neueste Frankfurter Kochbuch, von W. Schünemann, erstem Koch im Gasthof zum weißen Schwan", ein sehr erfreulicher Beweis. Die Kunst des Apicius erscheint in diesem reichhaltigen Handbuche mit allen den reichen Erfahrungen der gegenwärtigen Zeit und des jetzigen Geschmacks klar, faßlich und gründlich dargestellt und von kundiger Hand in systematischen Zusammenhang und practisch-erprobte Detailvorschriften gereiht. Es ist dies keine gewöhnliche Sammlung von Kochrecepten, deren geprüfte Tauglichkeit nur auf dem Titel oder in der Vorrede versichert wird; es ist ein populär-wissenschaftliches Compendium verläßlicher Regeln, anwendbar für Das, was das gewöhnliche Hausbedürfniß erfordert, bis zu dem, was Tafelluxus und Gastmähler in Anspruch nehmen. Dabei hat das Buch die Absicht, ein treues Spiegelbild und Resumé der im In- und Ausland vielgepriesenen Frankfurter Küche zu seyn, welche so zu sagen die Sprachen aller Lande spricht und die Tafelgenüsse aller civilisirten Nationen in sich aufgenommen hat und gastfreundlich darbietet. In dieser Hinsicht sind Name und Stellung des Verfassers die sichersten Garantieen, daß hier etwas Sorgfältiges und hundertfach Erprobtes geliefert wird, wie es das Renommée eines theoretisch und practisch ausgebildeten Mannes erwarten läßt, der wie Hr. Schünemann an der culinarischen Spitze eines der gern besuchten Frankfurter Etablissements steht, welches seinen Ruf über ganz Deutschland verbreitet. Das Publikum erhält also hier ein sorgfältig ausgearbeitetes Original-Werk, kein verdächtig ab- und aus andern zusammen geschriebenes Kochbuch, sondern eine gründliche und sehr reichhaltige Darstellung alles Dessen, was die Frankfurter Küche an Eigenthümlichem und Angeeignetem in sich faßt. So empfehlenswerth das Innere, so elegant ist das Aeußere des Buches, welches wohl bald den Weg in alle Haushaltungen und Gasthöfe finden wird.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 31. August. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abtheil., Musik von Lortzing.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 241. Donnerstag, den 1. September 1842.

Die Flucht.

Von S. Maclea.

Wer ist jener junge Ritter
Auf dem schaumbedeckten Roß,
Der durch Sturm und Ungewitter,
Nur gefolgt vom kleinen Troß
Treuer Diener, gleich am Pfeile
Nach dem fernen Ziele flieht,
Hinter dem in wilder Eile
Die ergrimmte Ate zieht?
Wer ist jene Göttingleiche,
Die sich zitternd an ihn schmiegt,
Die in seinen Armen liegt,
Und das Antlitz birgt, das bleiche?

Glaukon ist es und Irene,
Das getreuste Liebespaar,
Dem die Anadyomene
Zum Verderben günstig war.
Lächelnd bietet sie der Jugend
Ihre Göttergabe an,
Schmeichelt selbst die ernste Tugend
Auf die kurze Rosenbahn;
Doch wen sie mit Blüthenkronen
Schmückt, mit ihrer Huld beschenkt,
Wird zum Abgrund hingelenkt
Oft von neidischen Dämonen.

In der Jugend Frühlingsprangen
Stand Irene, holdgeschmückt,
Von den Grazien umfangen,
Als die Göttin sie umstrickt.
Seligkeit im jungen Herzen,
In dem liebetrunk'nen Blick,
Ahnte sie noch keine Schmerzen,
Noch kein herbes Mißgeschick;
Aber ihre Thränen flossen
Bald auf's schneeigte Gewand,
Denn sie war dem Sklavenstand,
Eine Sklavin, nur entsprossen.

Glaukon aber, der im Feuer
Seiner ersten Jugendgluth
Sie anbetet, dem sie theuer,
Der im kühnen Jugendmuth
Unter tausend heil'gen Schwüren
Einzig sie allein begehrt,
Der sie will zum Tempel führen,
Wo den Hymen man verehrt —
Ist zu hohem Glanz geboren,
Ist des Königs einz'ger Sohn,
Einst zu zieren einen Thron,
Von Fortuna auserkoren.

Darf er ihr von Hymen sprechen?
Glauben ihm das Sklavenkind?
Doch Cythere will sich rächen,
Und der Liebesgott trifft blind.
Schranken, die der Mensch gezogen,
Bieten Amorn nimmer Trutz,
Gegen seinen Pfeil und Bogen
Giebt es weder Schirm noch Schutz.
Selige Gewalt der Liebe!
Menschen würden Götter seyn,
Wenn nicht Wehe, Schmerz und Pein
Ewig dein Gefolge bliebe. —

Glaukon und Irene bauen
Auf ein gütiges Geschick,
Ihrem Hoffen und Vertrauen
Lächelt bald ein Sonnenblick.
Völker hatten sich verbunden,
Fielen feindlich in das Land,
Und es schlugen Todeswunden
Ihrer Helden starke Hand.
Und der König saß mit Zagen
Auf dem goldgeschmückten Thron;
Glaukon nur, sein tapf'rer Sohn,
Will es mit den Feinden wagen.

Und der Prinz zog fort in Schlachten,
Wandte kühn des Krieges Glück;
Beute und Trophäen brachten
Seine Krieger stolz zurück.

Da begrüßten Jubellieder
Den beliebten Fürstensohn,
Denn den Frieden bringt er wieder,
Und die Eris floh davon.
Und gewärtig schönen Lohnes,
Den sein Herz so heiß begehrt,
Legt er stolz sein Heldenschwert
Nieder an dem Fuß des Throns.

„Mögen die erhab'nen Götter
Segnen Dich, mein tapf'rer Sohn!
Laß den Vaterlandesretter
Schmücken diese Lorbeerkron' — "
So empfängt des Herrschers Milde
Nyke's Günstling; dieser spricht:
„Für den Sieg im Schlachtgefilde
Gnüget mir der Lorbeer nicht.
Einen Lohn sollst Du gewähren,
Werther als das Lorbeerreis;
Dieser sey des Siegers Preis,
Wenn Du ihn im Volk willst ehren."

„Laß die Jungfrau, die erkoren
Ich in meines Herzens Lust,
Die, als Sklavin zwar geboren,
Athmet einer Göttin Brust,
Mich zu Herens Tempel führen,
Zu des Opfers heil'gem Brand,
Mit dem Myrthenkranz sie zieren.
Lege Deine Vaterhand
Segnend auf die Rosenbande,
Die mir Aphrodite beut,
Und Irene werde heut
Eine Fürstin diesem Lande."

Tief versenkt in ernstes Schweigen,
Schaut der König vor sich hin,
Denn er will dem Sohn nicht beugen
Seinen stolzen Herrschersinn.
Der Vasallen tiefe Stille
Lauert durch den weiten Saal,
Ahnend des Gebieters Wille
Bei des Prinzen nied'rer Wahl.
Da ertheilt mit strengem Blicke
Laut der König den Bescheid:
„Stets, mein Sohn, war ich bereit,
Galt es Deinem Ruhm und Glücke."

(Fortsetzung folgt.)

Mahnung zum Bau am Kölner Dom.

J. Venedey sagt in seiner Schrift: „Der Dom zu Köln. Buchdruckerei und Verlagshandlung in Belle-Vue, bei Konstanz. 1842.": Jahrhunderte hat die Krisis gedauert, durch die das deutsche Jünglingsalter durchgehen mußte, um zur Mannbarkeit zu gelangen. An Geist und Körper krank, schleppte sich das deutsche Volk, ein Gespenst seiner eignen frühern Größe, dahin. Und wie um den kranken Löwen, sammelte sich um das deutsche Volk alles Gethier der Wälder, und der Wolf und der Fuchs zauf'ten zugleich an seinen Mähnen, und wollten die Haut des Kranken theilen. Zuletzt aber wurde doch der Löwe des Spieles überdrüssig, raffte sich wieder einmal zusammen, zeigte dem Wolf die Zähne und schlug den Fuchs mit seiner Tatze nieder. Da wunderte er sich fast über die eigne Kraft, wagte kaum selbst an sie zu glauben, und legte sich ruhig wieder hin, noch unbewußt der seine Glieder von neuem durchglühenden Gesundheit, noch unbewußt der strotzenden Kraft seiner jungen Mannbarkeit.

Die Ruhe aber galt den entwöhnten Nachbarn abermals für Schwäche. Und noch einmal wagten sie, nicht mehr den Löwen bei der Mähne zu erfassen, sondern nur davon zu sprechen, wie sie die Haut theilen wollten.

Und siehe, da erhob sich der König der Thiere, reckte die Glieder und jubelte dem Kampfe entgegen.

Da sahen Alle, daß die Zeit gekommen; und Freund und Feind starrten verwundert den Genesenen an.

Ja, die Zeit ist gekommen. Das deutsche Volk fühlt, daß es zum Manne geworden, es fühlt, daß das Siechthum und die Krankenruhe vorüber.

Auf denn, an's Werk, mein Volk! daß dich die Nachbarn, die deine Kraft kennen und achten, nicht der geistigen Ohnmacht, der Willenlosigkeit, der moralischen Faulheit anklagen dürfen. So lange die Krisis, die den Jüngling zum Manne umschaffen sollte, dauerte, waren Siechthum und Krankenruhe natürlich. Aber in Zukunft würden sie beweisen, daß das deutsche Volk, wie stark es ist, doch nicht zur That berufen, daß es, obgleich ein Riese, den zu wecken selbst die Tapfersten fürchten, dennoch ein Zwerg an innerm Werthe, an eignem Wollen, an eigner Thatkraft.

D'rum auf, mein Volk, an's Werk, baue den Dom des deutschen Volkslebens, baue ihn in die Wolken hinein, und pflanze oben auf die Fahne Deutschlands.

Und wie das Bild des deutschen Volkes in allen gothischen Domen wiederstrahlt, und weil der Dom zu Köln dieser Bilder großtes, so sey dein erstes Tagewerk die Vollendung dieses Riesenbaues. Jener Krahnen oben mahnt dich an eine Erbschaft, die deine Väter dir hinterlassen haben. Trage sie ab als eine Schuld der Gegenwart an die Vergangenheit.

Ich weiß es, die gothischen Dome sind Symbole einer andern Zeit, denn die, an deren Schwelle wir heute stehen; ich weiß es, diese wird andere Symbole, andere Kunst- und Bauwerke schaffen, wenn sie dereinst auf die höchste Stufe ihres Seyns hinaufgestiegen, wenn sie, wie das Mittelalter, in der Zeit, als die gothischen Dome gebaut wurden, zur Selbsterkenntniß und zur Beruhigung gelangt ist. Aber der Dom zu Köln ist deßwegen nicht weniger das lebendige Bild des deutschen Volkes, groß in seinen Einzelnheiten und in seinem Ganzen. Jahrhunderte der Rath- und Thatlosigkeit haben an beiden gleichthätig zerstörend gewirkt, und deßwegen braucht es der That, der lebendigen Regsamkeit, um beide zu der Höhe zu bringen, zu der sie berufen wurden.

Der Dom zu Köln sey unser Sühnopfer, mit dem wir die Vergangenheit abbüßen, und rein an die Zukunft anknüpfen. Das Werk der Wiedergeburt Deutschlands ist eine ganz andere Riesenaufgabe, als das Ausbauen des Doms zu Köln. Zeigen

Digitized by Google

wir an dem Kleinen, daß wir, des Großen würdig, zu Großem berufen.

Am Rhein regte sich zuerst wieder der Geist eines eignen deutschen Volkes, weil gerade der Rhein vom Feinde bedroht wurde. Noch immer ist es möglich, daß diese Drohung sich dereinst wiederhole; noch immer ist es möglich, daß man dereinst versuche, sie zu verwirklichen. Deßwegen laßt uns an den Rhein einen Gränzwachtthurm hinbauen, wie kein Volk und keine Zeit einen ähnlichen gehabt haben; deßwegen laßt uns an den Rhein den Reichsbannerträger Deutschlands aufstellen, daß er hoch über die Berge hinwegschaue, und die deutsche Fahne zum Trotze aller Feinde, zum Troste aller Freunde Deutschlands in die Wolken hineinschwinge. Der Rhein ist die Wiege Deutschlands, aber Deutschland ist zum Manne herangewachsen, und deßwegen stehe an seiner Wiege ein Zeichen seiner Kraft und seines Willens.

Der Dom zu Köln sey der Gränzwachtthurm Deutschlands, und so oft der Feind droht, rufe seine Sturmglocke die Männer deutscher Art zusammen Er sey Deutschland's Reichsbannerträger, und so oft und so lange innere Zwietracht an dem Marke deutscher Kraft nagt, erinnere die deutsche Fahne, die des Domes Spitze ziert, daß dies Riesenwerk eine Ruine blieb, weil der Geist der Zwietracht Deutschlands Kraft zersplittert hatte, daß ein Wunder der Ruine neues Leben gab, sie verjüngte und bis zu den Wolken erhob, und daß dies Wunder der Gedanke der Einheit, das wiedererwachte Bewußtseyn des deutschen Gemeinsinnes, die Hoffnung auf ein einiges, gesammtes und geordnetes deutsches Vaterland war.

Der Sänger Ronconi.

Ronconi, einer der ersten der heutigen Sänger Italiens, ein gefeierter Baritonist, gab am 29. v. M. ein Conzert im Frankfurter Schauspielhause. „Ei nun", dachten und sagten Manche, „wir wollen's einmal abwarten, ob er was versteht. Es ist vielleicht nur Zeitungslärmen; man kennt solche Dinge schon." — Diesmal nicht so, und wir haben hier ein wirkliches Renommée vor uns. In Italien, Frankreich und England ist Ronconis Name von gutem Klang, und die Honorare, welche die dortigen Bühnen ihm zahlen, beweisen dies noch besser, als die günstigen Beurtheilungen der Journale. Die Frankfurter Blätter haben Hrn. Ronconi's Celebrität nicht improvisirt, denn, wo Nichts ist, da hat die Fama ihre Macht verloren. Rezensenten mögen oft übertreiben, Thatsachen aber können sie nicht erfinden. Bei dem Rufe unseres Gastes hätte man einen zahlreichern Besuch erwarten dürfen. Die drückende Hitze, die allzuhäufigen Theatervorstellungen und die Uebersättigung des Publikums haben den Kunstsinn sehr abgestumpft; auch haben Concerte, selbst von anerkannten Virtuosen, ihre Anziehungskraft bei uns verloren, und in dieser Beziehung sind die Künstler wie die Direktionen gleich übel daran. Nichtsdestoweniger hätten wir mehr Kunstsinn von Seiten unserer hiesigen Gesangsfreunde gerade bei dieser Veranlassung, wo es ein hervorragendes Talent zu hören galt, vorausgesetzt. In solchen Dingen haben Franzosen und Engländer mehr Tact und Urbanität, als wir. Ganz abgesehen hiervon, halten wir es für Pflicht, unsern Gast freundlich zu begrüßen und seine Kunstleistungen nach Verdienst zu würdigen.

Der Geschmack in Kunstsachen zeigt sich in den verschiedenen Ländern sehr verschieden, und die Einen achten wenig, was die Andern hochschätzen. An dem deutschen Sänger rühmt man vor allem Kraft und Fülle der Stimme und rührenden, besonders lyrischen Gesang, und mit der eigentlichen Virtuosität nimmt man es weniger streng. Unsere hochgefeierte Sophie Löwe hat in Mailand wenig Erfolg gehabt, während wir sie in Frankfurt vergötterten. In Italien verlangt man weniger imposante Stimmmittel, als vielmehr Geschmack, gebildete Schule und technische Fertigkeit. Der deutsche Gesang ist der getragene, und der italienische der colorirte; jener verlangt vorherrschend Kraft und Empfindung, dieser Leidenschaft und Feuer, und wiederum Anmuth und Grazie. Wie sich Rossini zu Mozart, so verhält sich der deutsche Gesang zu dem italienischen, und beide Gattungen vollkommen zu vereinigen, dies wird nicht leicht gelingen. Betrachten wir nun Hrn. Ronconi vom Standpunkt seiner Schule, so müssen wir den Lobsprüchen seiner Landsleute beistimmen. Obwohl heute sein Gesang durch den sichtlich unangenehmen Eindruck, welchen das nur schwach besetzte Haus auf ihn machte, beeinträchtigt wurde, so war doch der Meister leicht zu erkennen. Die Stimmlage ist hoher Bariton, voll und kräftig, besonders in den höheren, weniger in den mittleren Tönen. Diese Mittel versteht er trefflich zu gebrauchen. Sein Vortrag ist klar, schön, abgerundet und geschmackvoll, dabei einfach und fern von Effekthascherei; er überladet nicht und schließt sich dem Charakter der Composition überall an; seine fließenden Perioden, seine Tonbildung, sein stets an der rechten Stelle angebrachtes und kaum hörbares Athemholen, sein herrliches Mezza voce, seine perlende Coloratur, kurz, die ganze Schule bekundet den modernen italienischen Gesangkünstler. Ueber seine Leistungen als dramatischer Sänger müssen wir unser Urtheil noch zurückhalten, da er heute nur zum Flügel sang, wo ein leidenschaftliches Hingeben und starke Färbungen unpassend gewesen wären. Einer Parallele zwischen den Herren Ronconi und Pischeck wollen wir uns überheben, haben aber mit wahrem Vergnügen bemerkt, wie der Letztere, im Parterre anwesend, seinen fremden Kollegen mit freudiger Theilnahme anhörte und bewunderte. Wahre Künstler wissen einander immer zu schätzen, und eben an dieser Achtung erkennt man ihren Werth. Kleine Kräfte suchen einander noch mehr zu verkleinern, und rechnen sich Fehler vor, die sie selber in vollem Maße besitzen.

Mad. Ronconi ist eine gute, wenn auch nicht gerade bedeutende Sängerin, die ebenfalls sehr beifällig aufgenommen wurde. Das Accompagnement de Piano wurde von dem Bruder des Sängers, Hrn. Professor Ronconi, präcis und geschmackvoll executirt.

Hr. Ronconi wird dem an ihn gerichteten Wunsche, auch in einigen dramatischen Partieen aufzutreten, nicht entsprechen, da er eine hohe Einladung erhalten hat, sich auf den Johannisberg Sr. Durchl. des Fürsten und Staatskanzlers v. Metternich zu begeben. Möge er in geeigneterer Saison zu uns wiederkehren! Den Ertrag des ihm zukommenden Honorars vom obenbenannten Konzerte hat Hr. Ronconi der hiesigen Pensionsanstalt zum Geschenke gemacht. W.

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 25. Aug.) Zwei Söhne eines hiesigen Schlächtermeisters, welche die Turnanstalt vor dem neuen Thore besuchen, hatten sich dort mit einem andern Knaben erzürnt und sich unter der Drohung von ihm getrennt, ihn das nächste Mal tüchtig durchzuprügeln. Der Verwandte und Erzieher dieses Knaben, ein höherer Justizbeamter, schickte deshalb zu dessen Schutze am nächsten Turntage seinen Bedienten mit. Als dieser mit dem Knaben von der Tychischen Bade-Anstalt, die sie noch besucht hatten, zurückkehrten, und die Behrenstraße passirten, wurden sie hier von den Söhnen des Schlächtermeisters, denen sich noch einige erwachsene Knaben beigesellt hatten, eingeholt, welche sogleich über den andern Knaben herfielen. Der Bediente wehrte sie ab, was sie so wüthend machte, daß einer der Angreifer ein Messer zog, um den Bedienten damit zu verwunden. Unter Beihülfe einiger hinzukommenden Arbeiter wurden sie jedoch verjagt. Der Bediente setzte mit dem seiner Obhut anvertrauten Knaben seinen Weg, die Kanonierstraße entlang, fort. Kaum hatte er jedoch die französische Straße passirt, als er von zwei Männern in Hemde-Aermeln, von denen der eine ein sogenanntes Querholz trug, woran die Schlächter das geschlachtete Vieh aufzuhängen pflegen, wüthend angefallen, und zuerst mit den Fäusten in's Gesicht, dann aber mit dem Querholze so fürchterlich in den Kopf geschlagen wurde, daß er bewußtlos zu Boden stürzte. Damit nicht zufrieden, wurde der Unglückliche von dem einen Manne auch noch mit Füßen getreten, worauf sie ihn liegen ließen. Dieser eine Mann war der Schlächtermeister **, der Vater der obengenannten beiden Knaben, der andere aber war ein Communal-Beamter. Es hatte sich inzwischen ein Volkshaufe um den besinnungslos Daliegenden versammelt und die Erzählung einiger Zeugen des Vorfalls erregte den allgemeinen Unwillen. Man hob den Zerschlagenen auf, trug ihn vor die Wohnung des Schlächtermeisters, nöthigte ihn, denselben zu sich hereinzunehmen und ärztliche Hülfe holen zu lassen. Inzwischen steigerte der Unwille des Publikums mit der Zunahme der Menge sich immer mehr und artete in Excesse aus. Man warf dem Schlächter die Fenster ein und die herbeigeeilten Beamten vermochten den ausbrechenden Tumult nur dadurch zu stillen, daß sie, dem allgemeinen Verlangen entsprechend, den schwer Verwundeten an's Fenster tragen ließen, um zu beweisen, daß er noch lebe, und demnächst seine Fortschaffung nach seiner Wohnung veranlaßten. Dort liegt der Arme noch krank darnieder. Die ganze Brust und die rechte Seite des Unterleibes, vorzüglich in der Leber-Gegend, schmerzen bei jeder Berührung und es läßt sich noch nicht absehen, ob und welche innere, vielleicht lebensgefährliche, Verletzungen die entsetzlich rohe Behandlung der beiden Männer hervorgerufen hat.

Während zweier Tage landeten in New-York nicht weniger als 3000 Auswanderer, und während der Monate April, Mai, Juni 12,000. In Quebeck kamen bis Mitte dieses Jahres 16,292 Emigirte an.

Korrespondenz.

Trier, im August.

(Fortsetzung.)

Von Venedig ist es nur ein Katzensprung bis zu Peter Zunk, wo du außer einer Kalbscotelette und gewöhnlichem Moseler auch ausgesuchte Leckerbissen und exquisite Weine haben kannst. Den Schenkwirth Peter Zunk setzen hauptsächlich Churtrierer, den Italiener P. Zunk die preußischen Friands in Nahrung. So hätten wir denn, den weniger besuchten Luxemburger Hof ausgenommen, die noblen Refugia der Trier'schen Schnauverei durchgemacht. Doch gibt es in den Vorstädten auch noch eine Masse anständiger Estaminets, unter denen Mettlach in Zurlauben (Triersch: Zerlaben), einer angenehmen, an der Mosel gelegenen Vorstadt, am besuchtesten ist. An Kirmeß- (Kirchweihs-) Tagen öffnen sie sich indeß den untern Klassen als Tanzböden, und dein Ohr wird dann an demselben Orte, wo du früher ziemlich gutes Deutsch vernahmst, vom Trier'schen Jargon unangenehm affizirt. Willst du vielleicht noch einen Augenblick in's Casino gehen? Als Fremder kann ich dich dort einführen, dir jedoch wenig Unterhaltung versprechen, es sey denn, du vertiefst dich in die Journale und Zeitungen des Lesekabinets. Du mußt nämlich wissen, daß die Trierer wenig von der Lebhaftigkeit und dem Humor der Rheinländer besitzen. Kommst du im Winter nach 8 Uhr, so ist das geräumige Lokal wie ausgestorben. Höchstens siehst du noch in der Ecke eine Whistpartie, die ihren Robber nicht beendet, und am Billard einen Lieutenant, der die Contrepartie gern gewinnen möchte. Auch im Sommer gewahrst du hier nichts von dem bewegten Treiben des Kölner oder Koblenzer Casino's, ein seltsamer Widerspruch mit der sonstigen Geselligkeit in Trier. Selbst zur Zeit des Carnevals, für das übrige Rheinland ein so bedeutungsvolles Fest, bist du hier nichts weniger als in Jocus tollem Reiche; du glaubst im Norden, in Berlin zu seyn. Ein paar magere Redouten im Trier'schen Hofe und bei Peter Zunk, an welchem letzteren Orte zu dieser Zeit die Trier'sche Jugend ihre démêlés mit der Faust auszufechten pflegt, was sie „Tubak geben" nennt, und der Spaß hat ein Ende. Ich habe mit dir, geliebter Leser, nun genugsam, wie der Student zu sagen pflegt, herumgeleiert. Willst du indeß noch eine Stunge sogenanntes Bairisch bei Goedschel oder ein eben so gutes Glas Trier'schen Gerstensafts bei Papa Merten genießen — ich habe nichts dagegen; in die zahllosen Viezkneipen jedoch begleite ich dich nicht. Ein Hauptgetränk der untern Klassen, mußt du wissen, ist der Aepfel- und Birnenwein, welches Fluidum man hier zu Lande „Trank", gewöhnlicher „Viez" nennt. Die Anzahl dieser Boutiken ist allzu groß, als daß ich sie anzugeben im Stande wäre, woraus du auf die Leidenschaft der Trierer zu ihrem Viezе schließen kannst. An heitern Sonntagen wallfahrtet Alles, was die Woche über gehämmert, gebügelt, geschlachtet u. s. w., u. s. w. hat, hinaus nach den benachbarten Dörfern, wo der beste Viez verzapft wird, und kommt gewöhnlich sehr „beschnauvt", i. e. berauscht, nach Hause. Besonders wenn der Viez gut gerathen ist, alsdann ist die Majorität der Trier'schen Handwerker an solchen Tagen oder Abenden gewiß „beschnauvt." Nachdem ich dir somit Trier gezeigt habe, wie es ißt und trinkt, bliebe mir noch übrig, dir ferner mitzutheilen, wie es denkt und spricht. Letztere Anforderung hat indeß seine Schwierigkeit. Beiläufig habe ich dir schon manche allgemeine Andeutungen und Fingerzeige in dieser Beziehung gegeben, und damit mußt du dich begnügen, denn, offen gestanden, der Trierer ißt und trinkt eigentlich mehr, als er denkt; natürlich immer mit Ausnahmen, worunter ich denn vorzüglich das treffliche Carreau rechne. Ich will dir lieber etwas von Trier's Zuständen erzählen, und weil ich voraussehe, daß dich das langweilt, mich kurz fassen. Was zuerst den politischen Zustand Trier's anbelangt, so habe ich dir schon oben einen Umriß davon gegeben. Dem Liberalismus des übrigen Rheinlands huldigt auch Trier, doch nicht mit jener dem Rheinländer eigenthümlichen Lebendigkeit und Energie. Wenn aber auch langsam und bedächtig, schreitet dennoch Trier politisch vorwärts und die „Rheinische Zeitung" wird von dem Gebildeten mit vieler Zufriedenheit gelesen. In wissenschaftlicher Beziehung zählt es einige tüchtige Männer in seinen Mauern und steht andern Städten nicht nach. (Schluß folgt.)

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 242. Freitag, den 2. September 1842.

Die Flucht.

Von S. Maclea.

(Fortsetzung.)

„In dem Schmuck der Königskrone
Deiner Ahnen folgst Du mir,
Herrschend auf dem mächt'gen Throne;
Doch, was soll die Sklavin Dir?
Soll der Purpur einst Dich zieren,
Darf nur einer Fürstin Hand
Dich zu Hera's Tempel führen,
Zu des Opfers heil'gem Brand.
Wer zu einem Thron geboren,
Suche nicht das Glück im Staub;
Nied'rer Leidenschaften Raub
Werden schwache, blöde Thoren."

Da enteilt der Prinz von hinnen,
Gluth des Zornes im Gesicht,
Schwere Thränentropfen rinnen,
Und er sinnend also spricht:
„Was soll mir die gold'ne Krone,
Was das purpurne Gewand,
Fesselt auf dem Königsthrone
Mich nur ein verhaßtes Band?
Nur die gold'ne Aphrodite,
Nur Cupido's Angesicht —
Aber eitle Größe nicht —
Giebt dem Daseyn Reiz und Blüthe."

„Aufruhr könnt' ich um mich breiten,
Und in blanker Waffenzier
Kühn mir mein Begehr erstreiten,
Tausende, sie folgten mir;
Doch die großen Götter ehren
Will ich, feindlich nicht das Schwert
Gegen meinen Vater kehren
Und den heimathlichen Herd;
Ihn nur flieh'n will ich, ihn meiden.
In Irenens Liebesblick
Möge ruhen mein Geschick,
Meine Freuden, meine Leiden."

Und als sich in stiller Feier
Eine schöne Frühlingsnacht
Hüllt in ihren Sternenschleier
Und am Himmel Luna wacht,
Tritt der Prinz auf leisen Füßen
Ins jungfräuliche Gemach,
Und mit heißen Liebesküssen
Küßt er die Geliebte wach.
„Oeffne Deine schönen Augen,
Süßes Weib, von mir erwählt;
Laß das Traumbild, das dich quält,
Laß den Morpheus weg Dir hauchen."

„Angebrochen ist die Stunde,
Wo ich ganz der Deine bin;
Für den Kuß von Deinem Munde
Warf ich Kron' und Scepter hin.
Alles ließ ich vorbereiten:
Dämmert Eos Rosenlicht,
Wird Cupido uns begleiten
Und die Sklavenfessel bricht.
Schiffe harren schon am Strande,
Wenig Stadien von hier,
Und kein Wahn mehr raubt Dich mir
In dem fremden fernen Lande."

„Darum fort mit allem Harme,
Du mein theures zweites Ich,
Schlinge um mich Deine Arme
Wie ich jetzt umschlinge Dich."
Purpur auf verschämten Wangen,
Und im Herzen süße Pein,
Läßt in seligem Umfangen
Sie sich ganz die Seine seyn.
Luna laß den Schleier gleiten
Vor Dein Silberangesicht,
Denn Du Sprödе ahnest nicht
Liebesglück und Liebesfreuden.

Chronos eilet ohne Säumen
Mit der schönen Nacht vorbei,
Und die Rosse Eos bäumen
Sich beim frühen Hahnenschrei.

Digitized by Google

Und es dröhnt mit ehr'nem Hammer
Dumpf an des Palastes Thor,
Ruft aus stillverschwieg'ner Kammer
Das verbund'ne Paar hervor.
Und sie folgen rasch dem Zeichen,
Das der Diener einer gab;
Leise Hand in Hand hinab
Sie die Marmorstufen steigen.

Und fort aus dem Königsschlosse
Geht's mit ungezähmter Hast,
Und die leicht behuften Rosse
Jagen ohne Ruh' und Rast.
Und Thalassa wälzt die Wogen,
Auf des Pontus dunkler Fluth
Schwillt das Segel schon zum Bogen,
Das am Mast des Schiffes ruht.
Fröhlich bläht das Rettungszeichen
Sich in naher sich'rer Bucht,
Und gelungen ist die Flucht,
Wenn das Ufer sie erreichen.

Doch jetzt hüllet sich der Himmel
In ein schwarzes Leichentuch,
Und ein gräßliches Getümmel
Tobt wie Eumeniden Fluch.
Bäume stürzen, Felsen beben,
Und der Wildniß scheue Brut,
Die ihr gräulich Mörderleben
Nährt in schwacher Feinde Blut,
Stößt entsetzliches Gebrülle
Aus der angsterfüllten Brust;
Die chaotisch tolle Lust
Wechselt mit der tiefsten Stille.

„Horcht! — Ich höre dumpfes Schwirren
Aus der nächt'gen Ferne dort —
Rosse stampfen — Waffen klirren —
Ha! der König nahet dort!"
Ruft mit schreckensbleichen Zügen
Glaukon plötzlich. „Sollen wir
Der Erinny's noch erliegen,
Und der Markstein wäre hier?
Muth! noch sind wir unverloren!
Seht, dort schimmert schon das Ziel —
Seht das schwimmende Asyl
Ist uns nah, das wir erkoren."

(Schluß folgt.)

Enthüllung des Mozartdenkmals.

Zu diesem Feste ist ein Programm erschienen, das wir nachfolgend mittheilen. Erster Tag. Sonntag den 4. September. §. 1. Am 4. September, Morgens 6 Uhr, verkünden 25 Böllerschüsse den Beginn des festlichen Tages. §. 2. Um 9 Uhr Vormittags findet das übliche sonntägige Hochamt in der Domkirche statt, bei welchem eine von Mozart komponirte Messe unter der Leitung des Ritters von Neukomm ausgeführt wird. §. 3. Nach dem Hochamte setzt sich der Festzug vom Domplatze aus nach dem Michaelsplatze in Bewegung. Er nimmt seinen Weg durch die Mode-, Lyzeal- und Getreidegasse, dem festlich geschmückten Geburtshause Mozarts vorüber, und wendet sich dann über den Markt und Residenzplatz dem Michaelsplatze zu. Die Ordnung des Zuges ist folgende: 1) Zwei Festordner. 2) Eine Musikbande. 3) Die Knappen des Salzbergwerkes am Dürrenberge nächst Hallein in ihrem Kostüme. 4) Die Zünfte. 5) Die bei dem Denkmale beschäftigt gewesenen Maurer und Steinmetzen in ihrer Handwerkstracht. 6) Zwei Festordner. 7) Die Schuljugend. 8) Zwei Festordner. 9) Die Studirenden des Gymnasiums und Lyzeums. 10) Zwei Festordner. 11) Der Magistrat der Stadt Salzburg, dem das Stadtbanner vorgetragen wird. 12) Zwei Festordner. 13) Die Zöglinge des Mozarteums mit ihren Vorstehern. 14) Zwei Festordner. 15) Die anwesenden Glieder der Familie Mozart, zu jeder Seite von einem Festordner geleitet. 16) Ein Knabe (Zögling des Mozarteums), die Schenkungsurkunde des Mozartdenkmals tragend. 17) Das Mozartkomité. 18) Zwei Festordner. 19) Die Autoritäten, Honoratioren der Stadt, die Mitglieder des Museums und die sich anschließenden Gäste. 20) Zwei Festordner. 21) Eine Musikbande. — Anmerkung: Die von den beiden Musikchören vorgetragenen Stücke sind nach Motiven von Mozart's Komposition arrangirt. — §. 4. Sobald der Zug vollständig auf dem Michaelsplatze angelangt ist, und den Gliedern desselben die bestimmten Plätze von den sie empfangenden und geleitenden Festordnern angewiesen wurden, erschallt eine dreifache Fanfare, und es beginnt die Festrede, welche das Mitglied des Mozart-Komité's, Ritter v. Neukomm, auf einstimmiges und wiederholtes Verlangen von Seite des Komité's zu halten übernahm. Der Schluß dieser Rede leitet den Enthüllungsakt ein. Das Denkmal wird sichtbar, allgemeine Fanfare, Böllerschüsse und Schwingen der Fahnen. Hierauf wird eine Festkantate, die von W. A. Mozart Sohn nach Mozart'schen Motiven komponirt wurde, denen er auch selbst die Worte unterlegte, unter dessen eigener Leitung aufgeführt. Nach deren Beendigung übergiebt der Präses des Komité's der Stadt die Schenkungsurkunde des Denkmals, worauf von Seiten des Herrn Bürgermeisters eine kurze Dankrede erfolgt. Endlich schließt die Enthüllungsfeier mit einem Chore, zu dessen Melodie ein Marsch aus: La clemenza di Tito mit einigen dem Rhythmus angepaßten Versen gewählt wurde. §. 5. Der Nachmittag ist der Besichtigung der hiesigen Festung und dem Genusse der mannichfaltigen von der Höhe derselben sich darbietenden Prospekte gewidmet, wozu den sich darum meldenden Gästen Karten ausgetheilt werden. §. 6. Abends 7 Uhr präcise beginnt das große Konzert. Ein Prolog eröffnet dasselbe. Nach Beendigung des Konzertes, gegen 10 Uhr, wird von den Studirenden des hiesigen Gymnasiums und Lyzeums ein Fackelzug auf dem Michaelsplatze unter Begleitung von Harmoniemusik ausgeführt. Den Schluß macht die Beleuchtung der Statüe mit bengalischem Feuer, während welcher von der Festung das Spiel des sogenannten Hornes, eines auf derselben befindlichen uralten Orgelwerkes, ertönt. Zweiter Tag. Montag den 5. September. §. 7. Vormittags 9 Uhr feierlicher Dankergottesdienst für Mozart in der Domkirche, wobei des Meisters Requiem unter Leitung des Ritters v. Neukomm aufgeführt wird. §. 8. Nachmittag eine Partie zu dem eine halbe Stunde

Digitized by Google

von der Stadt entfernten Schlosse und Weiher Leopoldskrone, woselbst ein kleines Volksfest mit einem Schifferstechen und einem Alpenzuge arrangirt ist, der die Heimkehr der Aelpler nach vollendeter Abtriftung darstellt. §. 9. Abends, präcise 7 Uhr, das zweite große Konzert. Nach dem Schlusse desselben Beleuchtung der Mozartstatüe mit bengalischem Feuer und abermaliges Spiel des Hornes auf der Festung. Anmerk. Das Programm der in beiden Konzerten vorkommenden Stücke wird besonders bekannt gemacht werden. Die Leitung derselben haben die Herren Lachner, k. bayer. Hofkapellmeister, und Pott, großh. oldenb. Hofkapellmeister und Komitémitglied, übernommen. Der Eintrittspreis ist zu 1. fl. K. M. W. W., das Billet zu einem Sperrsitze, das Entree inbegriffen, zu 2 fl. K. M. W. W. festgesetzt. Dritter Tag. Dienstag, 6. Sept. Vormittag ist auf Veranlassung des Komites und durch die Gefälligkeit der k. k. Salinen-Verwaltung zu Hallein das Salzbergwerk auf dem Dürrenberge erleuchtet, und die Einfahrt für die mit Karten versehenen Gäste frei. Die Menge dieser Karten mußte auf eine, durch Lokalverhältnisse geforderte Zahl beschränkt werden. — Denjenigen Gästen, die an dieser Partie nicht Theil nehmen, steht gleichzeitig eine Belustigung in dem k. k. Parke Hellbrunn offen. Dort ist Anstalt getroffen, daß der Parkaufseher die zu einer bestimmten Stunde eintreffenden und ebenfalls hierzu mit Karten versehenen Gäste durch den Thiergarten über das sogenannte steinerne Theater zu der neuen Aussicht führe, auf der ein ungemein schöner Prospekt über alle, die Salzburger Ebene einschließenden Gebirge sich darbietet, und von da hinab zu den Wasserkünsten geleite, welche der, die Gesellschaft erwartende Brunnenmeister spielen lassen wird. — Der Nachmittag ist Spazierfahrten in die Umgebungen Salzburgs gewidmet. Abends um 8 Uhr beginnt der Festball in den Lokalitäten des dortigen Museums, mit welchem die Mozart-Feier schließt.

Mannichfaltigkeiten.

Von dem unsern Lesern bekannten historisch-topographisch-malerischen Werke „der Main von seinem Ursprung bis zur Mündung" von F. Menk-Dittmarsch (Mainz, im Verlag von Victor v. Zabern 1842) ist die sechste und siebente Lieferung, pag. 241 336 erschienen, nebst Ansichten von Hanau und Aschaffenburg. Diese beiden Hefte schließen sich an Werth und Gehalt den früheren würdig an, und führen dem Leser Beschreibungen und historische Denkwürdigkeiten von Würzburg, Oberzell, Tüngersheim, Gambach, Neustadt, Wertheim, Mittenberg, Kleinheubach, Klingenberg und andere vor. Somit werden wir bald im vollständigen Besitz eines trefflichen Werkes seyn, welches in vielen Zeitschriften mit gebührendem Lobe hervorgehoben worden, und als eine wahre Bereicherung dieses Zweiges der Literatur zu betrachten ist.

(Gaunerstreich.) In Moskau hat vor einiger Zeit nacherzählter Vorfall großes Aufsehen erregt. In dem englischen Club in Moskau erschien vor einiger Zeit ein Fremder, an dessen Finger ein Ring mit Diamanten vom schönsten Wasser und von seltener Größe funkelte. Ein vornehmer Russe bemerkte ihn und bat um die Erlaubniß, ihn genauer betrachten zu dürfen. „Auch Sie lassen sich täuschen," sprach der Fremde; „was Sie für einen Diamanten halten, ist nur eine, wenn auch sehr gelungene, Nachahmung." — „Eine solche Nachahmung habe ich nie gesehen, und ich möchte den Stein wohl meinem Juwelier zeigen, um ihm zu beweisen, wie weit man es in der Kunst gebracht hat." Der Fremde vertraute dem Russen den Ring ohne Umstände an. Dieser ging sofort zu dem Juwelier und fragte denselben, wie viel ein solcher Stein wohl werth sey. Der Kaufmann entgegnete, nie einen so schönen Diamant gesehen zu haben. Der vornehme Russe versicherte ihn zwar, es sey nur ein nachgemachter, aber der Juwelier blieb dabei, daß der Stein ächt und wohl 100,000 Rubel werth sey; 80,000 würde er selbst sogleich dafür bezahlen. Der Russe kehrte in den Club zurück, wo der Fremde ruhig spielte, den er fragte, ob er den Ring nicht verkaufe. Der Fremde versicherte, kein Geld zu brauchen, und wiederholte, daß der Ring auch nichts werth sey, daß er ihn nur als Andenken trage, der Russe aber bot, um wo möglich einen großen Gewinn dabei zu machen, zehntausend, dann zwanzig und endlich dreißigtausend Rubel. Der Fremde blieb unerbittlich. Der Russe bot endlich fünfzigtausend Rubel, und nun sagte der Fremde: „da Sie denn durchaus darauf bestehen, so sey es, aber die Herren hier alle sind Zeugen, daß man mich gewissermaßen genöthigt, einen unächten Stein für fünfzigtausend Rubel zu verkaufen." „Geben Sie nur her," fiel der Russe ein, der so schnell als möglich in den Besitz des kostbaren Ringes zu kommen wünschte. Der Fremde zog denselben vom Finger und übergab ihn dem Russen, der sogleich eine Anweisung von fünfzigtausend Rubel auf seinen Banquier ausstellte, welcher nach einer Stunde das Geld bezahlte. Am nächsten Morgen begab sich der glückliche Käufer wieder zu dem Juwelier und zeigte ihm an, daß er ihm jenen kostbaren Diamanten verkaufen wolle. „Dieser da," entgegnete der Juwelier, „ist unächt, wenn gleich sehr schön. Es ist merkwürdig, wie sehr er dem Solitair gleicht, den Sie mir gestern zeigten. Ein Anderer als Sie würde damit leicht betrogen worden seyn." Der bestürzte Russe erzählte, wie die Sache gekommen; er war durch einen schlauen Betrüger hintergangen worden. Während des Handels hatte der Fremde gewandt den ächten Diamant entfernt und an dessen Stelle einen ganz ähnlichen falschen gebracht. Man suchte ihn in der ganzen Stadt, erfuhr aber bald, daß er einige Stunden, nachdem er die fünfzigtausend Rubel erhalten, mit der Post abgereis't sey.

In Italien sind selbst die Seidenwürmer musikalisch. Ist der Himmel trübe, so werden sie von ihren Pflegern durch Gesang erheitert, und fängt es an zu wittern, so macht man Instrumentalmusik, daß sie den Donner nicht so hören. Die Seidenernte soll übrigens heuer trotz der Musik nicht besonders ausgefallen seyn und die Frau Schulzin mag das Band zur Haube etwas schmäler nehmen.

Korrespondenz.

Trier, im August.

(Schluß.)

In sittlicher Hinsicht halte ich Trier für weit unverdorbener, als viele am Rhein gelegene Städte, wenn auch die Bewohner letzterer in conventioneller Hinsicht abgeschliffener und rassinirter sind. Da findet hier noch Etwas von jener Einfachheit der Sitten, die am Rhein der ungeheure Zudrang und Durchzug von Fremden längst verwischt

Digitized by Google

hat, dagegen auch mehr von jenem dörflichen Stolz auf Hab und Gut, der jeden armen Teufel einen Lumpen schilt. Die Trier'sche Industrie ist weit zurück geblieben, was theils von der Indolenz des hiesigen Charakters, theils von der für den Handel ungünstigen Lage der Stadt herrührt. In neuerer Zeit hat man eine Dampfschiffahrtsverbindung mit Koblenz versucht. Wir wollen das Beste von ihr hoffen, wenn auch eine gewisse Unbeholfenheit und Hartnäckigkeit bei diesem industriellen Unternehmen von Seiten der Trier'schen Entrepreneurs bis jetzt noch kein günstiges Resultat erzielt hat. Der Gegenstand ist schon allzu viel in den öffentlichen Blättern besprochen worden, um hier noch einmal erörtert zu werden. Jetzt noch ein paar Worte über den Trier'schen „Kunstsinn", damit du auch in ästhetischer Beziehung die Trierer würdigen kannst, und dann entläßt du mich. Wie ich hoffe, freundlich, denn Wahrheit muß stets des Cicerone's erste Pflicht seyn. Sollte ich mich in Manchem geirrt haben, so war ich wenigstens in bona fide und finde Beruhigung in meinem guten Gewissen. Trier hat allerdings einige gute Künstler hervor gebracht, doch läßt sich von diesem Umstande auf die Kunstliebe der Trierer keineswegs schließen, da sich ihre früher erwähnte Apathie auch auf die Kunst erstreckt. In früheren Zeiten soll das Theater besuchter gewesen seyn; in neuerer aber muß beinahe jeder Theaterdirektor, wie überhaupt am Rhein, eine unvermeidliche Beute seiner Gläubiger werden. So sehr sich auch ein paar Trier'sche Schöngeister durch Appellationen an den Trier'schen Kunstsinn u. dgl. abmühen, die Kunstliebe der Trierer zu erwecken und zum Besuch des Theaters, der Konzerte u. s. w. anzufeuern — es will wenig verfangen, und Niemand hat Etwas davon, als der Schöngeist eine Freiloge oder ein Freibillet. Doch halt! Pater peccavi! Bald hätte ich eines Instituts vergessen, das in manchen Augen den Kunstsinn der Trierer gewiß documentiren wird. Es ist — ein Liebhabertheater. Ja, ja, günstiger Leser, was wirst du sagen, wenn ich dir erzähle, daß voriges Jahr deren zwei, eigentlich drei hier existirten und immer volle Häuser. Da wurden „Hedwig" und die „Ahnfrau" nur so weggespielt. Und wer, glaubst du, sind die Acteurs? — Du wirst es ohne meine Beihülfe sicherlich nicht errathen. Nichts als Handwerker, einfache Handwerker. Und meiner Treu! Abgesehen davon, daß die Entrée gratis war, fandest du dort Amüsement genug. Der Anstand dieser Acteurs und Actricen, wenn sie als Helden und Heldinnen auftraten, oder gar wenn sie die ungezwungene Haltung und den feinen Ton eines Mannes von Welt darzustellen hatten — ich sage dir, es war, um sich die Seiten zu halten. Doch ich schwatze hier eigentlich aus der Schule. Ueber Dilettantenvorstellungen soll man sich alles Tadels enthalten, selbst, wie es einigemal geschah, wenn sie öffentlich im Theater für Geld auftreten, denn das Geld wird zu guten Zwecken verwandt und du erkaufst dir mit deiner Eintrittskarte nicht das Recht der Kritik, sondern blos (oder vielmehr) ein Anrecht auf die Dankbarkeit deiner armen Mitbrüder, die von der Einnahme gewöhnlich nur ein Drittheil erhalten, denn alles Uebrige verschlingen die Unkosten. Für Vokalmusik zeigt der Trierer noch am meisten Sinn, und hier muß man ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Es bestehen zwei dergleichen Vereine, der „Liederkranz" und die „Liedertafel" und sie leisten für eine Stadt wie Trier Außerordentliches. Namentlich wird dir die Liedertafel Bewunderung abnöthigen, und wenn ich mich nicht irre, sprachen sich auch im Jahr 1840 bei ihrer Durchreise Uhland und Schwab, als Ersterem auf der Liedertafel seine eigenen schönen Lieder so herrlich entgegen tönten, in diesem Sinne aus. Nur spielt auch auf der Liedertafel ein materieller Hebel des Trier'schen Kunstsinns eine bedeutende Rolle — die Schnauverei.

(Wir glauben, die Bemerkung dürfte hier wohl fast überflüssig erscheinen, daß gegenwärtige humoristische Schilderung augenscheinlich auch nur als solche sich geltend machen will.)

Darmstadt, 29. August.

Ein Mitglied des Gemeinderaths der Residenz, Hr. Ernst Emil Hoffmann, hat seine Ansicht über den schon längst beschlossenen Umbau und die Verschönerung der Stadtkirche in einem, den Raum von zwei Bogen füllenden Gutachten niedergelegt und seine Herren Collegen durch Mitwirkung der Presse bereits davon in Kenntniß gesetzt. Man ersieht daraus, daß man bis jetzt blos mit Zirkel, Lineal und Maßstab auf dem Papier sehr fleißig gebaut und an Bauplanen sehr erfindungsreich gewesen ist, da bereits der dritte Plan, entworfen von dem Hrn. Hofbaudirektor Moller, zur Begutachtung vorliegt. Der erste, von Hrn. Baumeister Harres ausgegangen und auch von den höheren Behörden genehmigt, ward wieder aufgegeben, weil der zweite, von seinem Dienstnachfolger Hrn. Stadtbaumeister Jordan entworfene, nach der Ansicht der überwiegenden Majorität des Gemeinderaths, größere Vorzüge in sich vereinigte und in dieser Eigenschaft von den höheren und höchsten Staatsbehörden, mit alleiniger Ausnahme der Oberbaudirektion, anerkannt und gutgeheißen wurde. Die Ausführung unterblieb jedoch, in Folge der Schritte, welche die kleine Minorität des Gemeinderaths für sich gethan hatte. Nun ist das Bauprojekt des Hrn. Moller an der Tagesordnung, welches Hr. Hoffmann in seinem lithographirten Gutachten sowohl in technischer als finanzieller Beziehung zu beleuchten bemüht ist. Es würde zu weit führen, hier auf die interessanten Details seiner Beleuchtung einzugehen, welche in ihrem Zusammenhange den neuesten Bauplan als den unbrauchbarsten von allen erscheinen lassen. Allerdings scheinen die Ausstellungen, welche Hr. Hoffmann macht und die Gründe, mit welchen er sie unterstützt, eine beachtende Erwägung für sich in Anspruch nehmen zu dürfen. Der Kostenüberschlag des ersten Projekts war auf 26,000 fl., und der des zweiten auf 35,000 fl. berechnet; der jetzt vorliegende dritte erreicht schon die Summe von 46,000 fl., welche, wie Hr. H. bemerkt, leicht auf das Doppelte steigen dürfte, wenn er den Vorgang mit der hiesigen neuen katholischen Kirche dabei in Betrachtung ziehe. Also drei Projekte für eins! Vielleicht war man bei dem welthistorischen Thurmbau von Babylon glücklicher. Die hier angeführten Thatsachen bestätigen die in Nro. 227 der Didaskalia enthaltenen Angaben des Berichtes aus Darmstadt, worauf hier ausdrücklich aufmerksam gemacht wird, da die in Nro. 232 enthaltene Replik jenen zu entkräften und als unwahr darzustellen sucht. Der Ton, in welchem dieselbe gehalten ist, verleiht dem artigen Hrn. Verfasser die gegründetsten Ansprüche auf eine Rednerstelle in der Volksversammlung einer englischen Fabrikstadt. Seiner Wohlredenheit wird dort der verdiente Beifall nicht versagt werden. In dem angegriffenen Bericht wurde nichts gesagt, was nicht der Wahrheit gemäß war, und wenn der Antikritikus sogar das Bauwesen der Schloßkirche in Schutz nehmen will, so gibt er dadurch eine auffallende Blöße, welche fast bemitleidenswerth erscheint, wenn man weiß, daß die in dieser Kirche neu aufgeführten Emporbühnengewölbe und andere Maurerarbeiten wieder niedergerissen werden mußten. Noch mehr darüber zu sagen, wäre eine überflüssige Arbeit, besonders dem Verfasser der erwähnten Replik gegenüber, der es sich einmal in den Kopf gesetzt zu haben scheint, die Rolle eines Champions des öffentlichen Bauwesens unserer Stadt, selbst der öffentlichen Meinung zum Trotz, spielen zu wollen. — Dem Vernehmen nach wird schon in der nächsten Gemeinderathssitzung, künftigen Mittwoch oder Donnerstag, die Diskussion über das städtische Kirchenbauprojekt wieder aufgenommen werden. Diese Angelegenheit ist nunmehr in ein Stadium getreten, daß es uns wahrlich nicht überraschen würde, wenn wir für die Folge noch mit einem vierten und fünften Bauriß beglückt werden würden. Schließlich noch die Bemerkung, daß die Residenz, trotz der guten Verwaltung der Communalinstanden, keine extraordinären Einnahmen hat, die nicht schon ihre Bestimmung hätten, sohin darauf der Plan einer Kirchenneubaute, welche der oben erwähnte Antikritikus im Auge zu haben scheint, mit Bestand nicht gegründet werden kann.

Von der Intendanz des Theaters zu Wiesbaden sind wir beauftragt, um irrthümlich verbreiteten Gerüchten zu begegnen, anzuzeigen, daß die Stelle des Kapellmeisters am genannten Theater dem herzoglichen Hofkapellmeister Rummel, nicht aber dem Hrn. Kapellmeister Kreutzer übertragen wurde. Die Redaction.

Theater-Anzeige.

Freitag, 2. Sept. Das Nachtlager in Granada, Oper in 2 Abth., Musik von Kreutzer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 243. Samstag den 3. September 1842.

Die Flucht.

Von S. Maclea.

(Schluß.)

Und im Sturmflug geht es weiter,
Fest im Arm die süße Last,
Und die tapferen Begleiter
Folgen ihm mit wilder Hast;
Doch vergeblich ist ihr Jagen
Nach dem nahen Meeresstrand,
Denn die schnellen Rosse tragen
Sie an eines Abgrunds Rand.
Weit und tief zu ihren Füßen
Klafft ein Spalt in ihrer Bahn,
Und der wüthende Orkan
Hat die Brücke weggerissen.

An des Orkus finst'rer Schwelle
Steh'n die Flüchtigen gebannt,
Und schon kommt mit Wetterschnelle
Das Verderben angerannt.
Und mit blank gezücktem Schwerte
Sprengt der König auf sie dar,
Und mit drohender Gebärde
Folgt die mordbereite Schaar;
Doch die unerschrocknen Reiter
Glaukon's steh'n zum Kampf zur Wehr
Schon bereit, und Schild und Speer
Schwingen sie als kühne Streiter.

„Ha, Verräther! Meinem Grimme
Weichet ohne Säumen aus!"
Ruft der Fürst mit Donnerstimme —
„Gebt die Sklavin mir heraus,
Daß ich alsobald sie tödte,
Fasse die Sirenenbrut,
Meine nackte Waffe röthe
In des Herzens warmer Fluth!
Ihrem Räuber Fluch! Verderben!
Theilen soll er ihren Lohn —
Sey es auch mein eigner Sohn —
Unverzüglich soll er sterben!"

Und Irene hört's mit Grauen
Was der Hocherzürnte droht,
Nicht erbarmend will sich bauen
Eine Brücke ihrer Noth.
Und sie sinkt zu Glaukon's Füßen:
„Rette, mein Geliebter, Dich!
Ich nur will dem König büßen,
Die Erinnen fordern mich.
Gib den finsteren Gewalten
Heim mich, und mein Sterbeblick
Mög' Dein künftiges Geschick
Zu dem glücklichsten gestalten."

Doch mit unnennbaren Blicken
Schließt sie Glaukon an die Brust:
„Laß sie ihre Speere zücken,
Du mein Leben, meine Lust,
Laß den König hier vergießen
Unser purpurrothes Blut,
Laß Kocytus Wogen fließen,
Des Phlegethon's glüh'nde Fluth:
Nur vereint zum finstern Strande
Gehen wir. So sey's, wie's muß!
Nach dem dunkeln Schattenlande
Bringe uns der letzte Kuß."

Und mit seiner Rechten schwinget
Er den scharfen Todesstahl,
Seine Linke fest sich schlinget
Um die Jungfrau seiner Wahl.
Alsogleich beginnt das Toben
Wilden Streites, weithin schallt
Das Getöse, daß es oben
In den Wolken wiederhallt.
Da zuckt in den schwarzen Räumen
Einer Flamme greller Strahl,
Und es prasselt durch das Thal,
Daß sich hoch die Rosse bäumen. —

Und der Kampf ist ausgerungen
An dem weiten Firmament,
Und die Donner sind verklungen,
Ruhig jedes Element.

Digitized by Google

Und es tritt mit Götterlächeln
Phöbus aus dem Wolkenflor,
Leichte Zephyretten fächeln
Durch das Regenbogenthor.
Alles athmet neugeboren,
Alles jubelt Dank und Preis;
Nur der königliche Greis
Steht in tiefem Schmerz verloren.

Aller Streit ist nun geendet
In dem kriegerischen Kreis,
Denn entscheidend hat gesendet
Seinen Blitz der große Zeus.
Wie der Sturm von grünen Zweigen
Kaum entblühte Blüthen knickt,
Also liegen hier zwei Leichen
Von dem Götterstrahl erdrückt.
Lächelnd, Arm in Arm geschlungen,
Hält sich Bräutigam und Braut;
Doch des Lebens Lust und Laut
Ist entflohen und verklungen.

Und zu Glaukon's blasser Leiche
Tritt der greise König vor:
„Ach, mein Sohn, noch einmal steige
Aus dem Erebus empor!
Sie sey Dein, die Du erwählet —
Tochter sey Irene mir —
Doch der Tod hat euch vermählet,
Und zum Hades eilet ihr.
Styg'scher Gott, gieb meinen Erben
Mir zurück, den einz'gen Sohn!
Lasse nicht mein Haus verderben,
Nicht verwaisen meinen Thron!"

Doch zum tiefgebeugten Greise,
Durch das goldgesäumte Grün,
Flüstern Zephyretten leise,
Als sie durch die Zweige flieh'n:
Laß die Thränen, laß das Klagen —
Götter walten hoch und hehr,
Und kein Sterblicher soll zagen,
Schlägt das Herz ihm bang und schwer.
Freuden, Leiden wechseln stündlich,
Ewig rollt Fortuna's Rad
Nach Kronions weisem Rath,
Unerforschlich, unergründlich. —

Bericht der Gräfin Mina
über
die Ereignisse im königlichen Palast zu Madrid während der Nacht vom 7. Oktober 1841.

(Madrid, 14. August.) Unter dem Titel „Urkunden zum besseren Verständniß der Abdankung der Ober-Hofmeisterin des Palastes (Documentos para entender mejor la renuncia de la Camarera Mayor de Palacio)" ist so eben eine 54 Seiten starke Druckschrift auf Veranlassung des Hrn. Arguelles erschienen, die dieser bis jetzt nur an seine vertrauten Freunde vertheilt hat. Der Verfasser derselben hat es nicht für gut befunden, die Beschuldigung, als ob der Vormund der königlichen Kinder deren Erziehung vernachlässige, zu widerlegen oder auch nur zu beantworten. Dagegen spricht er dem Vormunde die Befugniß zu, alle, auch die höchsten Stellen des weiblichen Hofstaates nach Gutdünken zu besetzen. Bekanntlich hat Hr. Arguelles die Stellen, welche durch den Abgang der Herzoginnen von Medina-Celi, Alba, Gor u. s. w. erledigt wurden, durch junge Damen von niedrigerer Abkunft ausgefüllt. Der von der entlassenen Ober-Hofmeisterin, Marquisin von Belgida, erhobene Vorwurf, daß es im Palaste Personen gäbe, welche die der Königin schuldige Achtung aus den Augen setzten, wird dahin beantwortet, daß die Gouvernantin (Mina's Wittwe) die würdige Gemahlin eines in den Jahrbüchern der Unabhängigkeit und Freiheit der Nation glänzenden Generals, und folglich über jeden Verdacht erhaben wäre. „Der Vormund", heißt es dann, „der in seinem väterlichen Hause die Regeln der Höflichkeit und des Anstandes gewissenhaft zu beobachten gelernt hat, kann sie unmöglich im Palast einer minderjährigen Königin verlernt haben, deren Bewahrung und Beschützung ihm, vermuthlich aus guten Gründen, sein Vaterland anvertraut hat."

Das merkwürdigste, in dieser Schrift veröffentlichte, Aktenstück ist jedoch ein von der Gouvernantin (aya) der Königin, auf Verlangen des Vormundes, abgefaßter Bericht über das, was unter ihren Augen in der verhängnißvollen Nacht vom 7. Oktober 1841 im Innern des Palastes vorging. Es dürfte für die Zeitgeschichte von Wichtigkeit seyn, daß dieser Bericht so weit wie möglich verbreitet werde, und deßhalb beeile ich mich, Ihnen denselben in treuer Uebersetzung mitzutheilen. Er lautet, wie folgt:

„Ich blieb bei den Prinzessinnen bis halb sieben Uhr Abends, und nachdem ich zu der Vice-Gouvernantin gegangen war, um sie zu veranlassen, bis zu meiner Rückkunft meine Stelle zu vertreten, ging ich in meine Wohnung hinauf. Ein viertel vor acht, als ich mich eben anschickte, wieder in die Wohnung Ihrer Majestät hinabzugehen, hörte ich plötzlich ein Lebehoch, das von vielen Stimmen, die aus dem inneren Hofe des Palastes zu kommen schienen, erscholl. Sobald ich es vernahm, lief ich, so wie ich mich befand, zu der Treppe der Hauptthür der Damen, stieg sie in der größten Eile hinab und trat in die Glas-Gallerie, wo ich die Hellebardier-Schildwache antraf, die mich fragte, was das zu bedeuten habe. Ohne ihm zu antworten und aus allen Kräften laufend, kam ich an die Haupttreppe, wo ich im Vorbeigehen bemerkte, daß ein zahlreicher Haufen Bewaffneter sich auf dem Absatze der Treppe, wo die Löwen stehen, befand, und daß die Wache der Hellebardiere sich oben an das Geländer der Treppe gestellt hatte, und die Waffen fertig hielt, die ersten Schüsse empfangend, welche die Aufrührer, gerade als ich dort in ihrem Rücken vorüberging, abfeuerten. Jener ersten Gefahr entgangen, setzte ich meinen Weg fort, stets laufend, und kam in die Gallerie del Camon*), um durch das Zimmer der Aufwärterinnen in die Wohnung Ihrer Majestät zu gelangen. Allein, ehe ich die Thüre erreichte, hörte ich neue Flintenschüsse, durch welche einige Scheiben der Gallerie zerbrochen wurden. Als ich die Thüre erreichte, umklammerte ich den Griff mit der Angst, den die begründete Furcht,

*) Eine Gallerie mit Glasscheiben.

dort, wo ich mich befand, erschossen oder verwundet zu werden, in mir erregte, und fand sie verschlossen, ohne daß ich mir Gehör verschaffen konnte, bis ich in den Zwischenräumen des Flintenfeuers wiederholt anklopfte. Die Vice-Gouvernantin öffnete die Thüre, und fragte mich, was dort vorgehe, und, indem ich ihr nur das, was ich gesehen hatte, erzählen konnte, traten wir beide in den Saal Ihrer Majestät. Dort befanden sich, außer den beiden Prinzessinnen, Donna Josefa Lellis de Navarrete, Dame d'Atour Ihrer Majestät; Donna Dorotea de Roman, Hofdame Ihrer Majestät; Donna Terese de Ferris, Hofdame Ihrer Majestät, und Don Francisco Valdemosa, Musiklehrer. Außerdem befanden sich dort zwei Kammerfrauen, die die Aufwartung hatten. Sobald die Königin mich sah, warf sie sich in meine Arme, und befragte mich in der höchsten Aufregung: „Gouvernantin, sind es Factiosen?" Ich antwortete: „Es giebt keine Factiosen." „Wer sind sie denn? Was wollen sie von mir? Das ist auf uns abgesehen." Ich antwortete ihr, alles, was ich ihr sagen könnte, sey, daß ich die Treppe vorübergegangen wäre, auf welcher man sich schlüge. Diese Antwort konnte weder die Königin noch deren Schwester zufriedenstellen. Der Zustand der Letzteren war wo möglich noch beunruhigender als der der Königin; denn sie befand sich krampfhaft in den Armen der Vice-Gouvernantin und schrie: „ich will wissen, was vorgeht; ich werde ruhiger seyn, wenn man mir es sagt." Beide Prinzessinnen waren in einem Zustande, der auch die verhärtetste Person hätte rühren müssen. Ich erfuhr durch die Damen, daß die Infantin gerade ihren Gesang-Unterricht begann, als sie das erste Geschrei, das mich beunruhigt hatte, vernahmen; und daß sie selbst, ohne zu befürchten, daß es sich um einen so ernsten Auftritt handle, sogleich alle Thüren und Fenster der Wohnungen mit Schlüsseln und Riegeln verschlossen und sich auf den Saal und den Alkoven Ihrer Majestät, wo wir uns befanden, beschränkten. Man reichte den Prinzessinnen Wasser, damit sie sich von ihrem Schrecken erholten; und da wir, die wir sie umgaben, überzeugt waren, daß ihre Gesundheit und selbst ihre Erhaltung großentheils von unserer Kaltblütigkeit und Festigkeit abhing, so fingen wir, die Vice-Gouvernantin und ich, an, sie zu ermahnen, die Furcht abzulegen und den Ausgang einer Verwickelung, die, so furchtbar sie auch scheinen möge, doch hoffentlich nicht übel ablaufen würde, mit Ruhe abzuwarten; und daß jedenfalls die Gefahr nicht durch Geschrei und vergossene Thränen verringert werden würde. Diese Vorstellungen, so wie das von den Uebrigen gegebene Beispiel anscheinender Kaltblütigkeit stellten einigermaßen die Ruhe wieder her; wir brachten sie dazu, sich mit uns in den zwischen zwei Fenstern des Saales befindlichen Zwischenraum zu setzen. Einer der rührendsten Auftritte, welche diesem Augenblicke vorausgingen, entstand in Folge der außerordentlichen Betrübniß der Infantin. Zitternd vor Angst sagte sie zu der Vice-Gouvernantin: „Inés, ich will Dir etwas sagen: Inés, ich will beten." Dies wiederholte sie unter dem heftigsten Schluchzen und Wehklagen. In der That begleiteten wir sie sämmtlich zu dem Betstuhle der Königin, und die Thränen, welche ich vergoß, dienten mir zum Trost, indem ich die Lage jener unschuldigen Kinder berücksichtigte, welche zu dem Himmel mit Inbrunst beteten, daß er sie beschützen und aus einer Gefahr, deren Umfang sie nicht so kannten, wie ich selbst, befreien möge. (Fortsetzung f.)

Mannichfaltigkeiten.

(Mannheim, 30. August.) Die Würfel sind gestern auch hier zu Gunsten Meyerbeer's in Beziehung auf seine Hugenotten, diese Meisterschöpfung, gefallen. Die Aufführung war ausgezeichnet. Das Orchester und die Chöre unter Vincenz Lachner's erfahrner und sicherer Leitung leisteten Vorzügliches, und brachten die gewaltigen imposanten Tonmassen der Composition zur vollen Geltung. Die Rollen der Margaretha (Dem. Neukäufler), der Valentine (Mad. Lehmann-Rauch) und des Pagen (Dem. Eder) waren gut und genügend besetzt. Herr Härtinger als Raoul bewährte sich als ausgezeichneter und bei uns mit Recht beliebter Tenor, nur im Vortrag der Recitative wäre noch Manches abzurunden, was sich bei wiederholten Vorstellungen ohne Zweifel ordnen wird. Hr. Härtinger und Mad. Lehmann-Rauch wurden nach dem Schlusse des vierten Aktes hervorgerufen. Hr. Ditt als St. Priest verdient einer vorzüglichen Erwähnung mit Beziehung auf seine volle, umfangreiche und sehr angenehme Baßstimme. Dieser Sänger berechtigt zu den schönsten Erwartungen. Die Partie des Marcell ließ Manches zu wünschen übrig, jedoch zeigte der Darsteller auch gelungene Momente. Was der beschränkte Raum erlaubte, wurde in Betreff des scenerischen Arrangements geleistet. Wir freuen uns demgemäß, dies gediegene Werk des gefeierten Meyerbeer auf eine würdige Weise auch bei uns eingeführt zu sehen, und erwarten baldige Wiederholungen, welchen ein gleicher Erfolg nicht fehlen wird.

(Wiesbaden.) Obwohl die Saison ihrem Ende naht, so drängen sich doch musikalische Soiréen und Konzerte noch immer. Ein solches findet heute im Kursaale statt, und zwar unter der Aegide eines gefeierten Namen, des Chevalier Bochsa, des Meisters des Harfenspiels und des anerkannten Komponisten. Bochsa's Namen ist in der Kunstwelt Niemanden unbekannt. Er begleitet die Sängerin Mad. Bishop aus London, welche überall großen Beifall gefunden, namentlich in Petersburg, Wien und Preßburg; ihre treffliche Gesangschule wird gerühmt. Nach dem Konzerte werden wir Weiteres über diesen Künstler berichten.

(Philippseich, im August.) Am 10. v. M. wurde hier ein Scheibenschießen gleich im Anfang durch folgenden traurigen Fall gestört. Es hatte sich der Zeiger berauscht und wurde deshalb ein anderer Mann mit diesem Amt beauftragt. Nachdem das Schießen eben begonnen hatte, fand sich ersterer dennoch ein und ging gleich hinter die Mauer, um an einer einfachen Maschinerie etwas in Ordnung zu bringen. Obgleich das gewöhnliche Warnungszeichen zufällig sogar doppelt gegeben wurde, entfernte sich derselbe doch nicht von der Oeffnung, welche hinter der Scheibe durch die Mauer geht, damit die Kugel bei einem Schwarzschuß die Maschinerie in Bewegung setzen kann; auch die Warnung des anderen Zeigers vermochte ihn nicht dazu zu bewegen. In demselben Moment aber ward sein Leichtsinn bestraft; eine Kugel drang ihm in die rechte Brust. Welchen Schrecken die Gesellschaft und welche Verzweiflung namentlich den ganz unschuldigen Schützen ergriff, läßt sich denken. Glücklicherweise jedoch war der Schuß nicht tödtlich, und die schnell herbeigeholten Aerzte gaben Hoffnung, den Verwundeten zu retten. Unter unsäglichen Schmerzen

wurde ihm die Kugel nach Verlauf von anderthalb Wochen am Schulterblatt herausgeschnitten, und er befindet sich nun wieder wohl. — Dies zur Warnung und zur Berichtigung entstellter Erzählungen über diesen Vorfall. (Hess. Z.)

Frankfurt a. M., 18. August.

Die Specialbekanntmachung *), welche das k. baierische Ministerium des Innern unter'm 29. Jun. d. J. gegen den Unterzeichneten erließ, veranlaßt denselben, folgende, das richtige Verständniß jener vermittelnde Thatsachen und Bemerkungen zur Wissenschaft des Publikums zu bringen.

Erstens habe ich bezüglich der dem Vorstande des Reichsarchives zu machenden Vorlage meiner Urkunden-Excerpte niemals ein Versprechen gegeben, welches, um der Sicherheit willen, doch wohl schriftlich ertheilt worden wäre und sich auch noch vorfinden müßte. Es wäre daher erwünschlich, daß man solches, falls meine Behauptung mit der Wahrheit nicht übereinstimmte, zur öffentlichen Kenntniß bringen ließe.

Zweitens muß ich der Meinung, die dem k. Ministerium von dessen Untergebenen beigebracht worden zu seyn scheint: ich hätte nämlich unter dem Vorgeben anderer wissenschaftlichen Zwecke die Benutzung der Documente des Reichsarchives zur Ausarbeitung meiner Kirchen- und Volkszustände Baierns zu erlangen gewußt, die Thatsache entgegenhalten: daß ich in dieses Buch auch nicht ein einziges, dem Reichsarchive enthobenes Document aufgenommen habe. Es ist das freilich nicht meine Schuld, sondern die Archivsbeamten, welche, eingedenk jener gesetzlichen Bestimmung: daß Urkunden des Reichsarchives nur nach vorgängiger, durch einen Beamten bewerkstelligten Prüfung, ob selbe nicht etwa Specialien enthalten, deren Veröffentlichung man zu scheuen habe, mitgetheilt werden dürfen, mir alle Documente vorenthielten, deren Inhalt nur im mindesten hätte Anstoß geben können. Es scheint mir demnach, jedoch ganz unmaßgeblich gesagt, aus jener Meinung des k. Ministeriums der Pflichttreue der Archivsbeamten ein ungleich zweideutigeres Compliment zu resultiren, als dem Unterzeichneten. Alles, was die mehrbesagte Anstalt zu jenem Buche beigesteuert hat, beschränkt sich auf die Ausbeute aus den zwei, S. 584 desselben angeführten, handschriftlichen Werken, die mir nur mitgetheilt wurden, weil sie nicht das Geringste enthalten, dessen Bekanntmachung der k. baierischen Regierung unangenehm seyn könnte.

Drittens muß ich hier auf eine Auslassung aufmerksam machen, die in dem fraglichen Ministerialerlasse wahrzunehmen ist. Während sich derselbe nämlich über Nichtthatsächliches so ausführlich ergeht, vermeidet er andererseits selbst die leiseste Berührung einer offenkundigen Thatsache, nämlich meiner den Handschriften der Münchner Hofbibliothek vormals gewidmeten unbeschränkten Forschungen, von welchen so viele Resultate in meine Kirchen- und Volkszustände Baierns bereits übergegangen sind und noch übergehen werden. Ich glaube zwar, die eigentliche Ursache dieser Unterlassung zu kennen, will jedoch meine diesfällige Meinung hier nicht zur allgemeinen Wissenschaft bringen, sondern es dem Publikum überlassen, aus den in der sechsten Anmerkung der Vorrede des genannten Buches gegebenen Andeutungen jene zu errathen, und hier nur noch darauf hinweisen, wie gewissenhaft ich dem in der fraglichen Anmerkung erwähnten, wirklich, wenn auch nicht dem k. Ministerium gegebenen Versprechen der Nichtveröffentlichung des hier in Rede stehenden Buches während des preußischen Kirchenstreites (und die Lockung, davon abzusehen, wäre damals zweifelsohne doch besonders verführerisch gewesen!) nachgekommen bin.

Viertens kann ich nicht umhin, folgende Thatsachen an das Licht der Oeffentlichkeit zu ziehen. Einen Theil des Manuscriptes der Vorrede habe ich am 20. Jun. d. J. und die größere Hälfte am 24. desselben Monats nach Gießen abgeschickt. Da der mit der Verlagshandlung getroffenen Uebereinkunft zufolge ein besonderer Abdruck derselben veranstaltet werden sollte, so mußte erst das Imprimatur der dortigen Censurbehörde erwirkt werden. Aus Anlaß der von dieser erhobenen Beanstandungen sah ich mich zu einer zweimaligen Umarbeitung der Vorrede genöthigt, die erst am 20. Jul. das Imprimatur erhielt (was Alles durch ein Schreiben des Censors, Hrn. Oberbibliothekars und Professors Dr. Adrian zu Gießen v. 13. Julius, so wie durch mehrere Briefe des Hrn. Buchdruckereibesitzers Heyer erwiesen werden kann) und nur vor wenigen Tagen im Drucke beendet wurde. Es ergibt sich hieraus nun folgende Frage: Wie konnte das k. baierische Ministerium des Innern schon am 29. Jun. d. J. von einer Schrift (die daselbe in dem mehrgedachten Erlasse freilich als eine bereits im Drucke erschienene bezeichnet) Einsicht genommen haben, von der damals gedruckte Exemplare doch unmöglich schon nach München gelangt seyn konnten? Auch scheint der fernere Umstand, daß das k. Ministerium, nach seinem eigenen Bekenntnisse, bereits unter'm 16. Jun. seine untergeordneten Vollzugsorgane auf das bevorstehende Erscheinen meines Buches aufmerksam machte, einer Aufklärung zu bedürfen. —

Fünftens scheint mir die in dem fraglichen Ministerialreskripte vorkommende Bezeichnung meines Buches als „Schmähschrift" eine etwas ungenaue zu seyn. Es ist allerdings nicht in Abrede zu stellen, daß in meinem Buche, so wie in der Vorrede desselben, auf den Grund der zuverlässigsten Ermittelungen, sich Wahrheiten finden, die nicht jedem Ohre lieblich tönen werden; es ist allerdings wahr, daß ich aus dem beträchtlichen Theile des zwischen den preußischen und baierischen Ultramontanen, so wie zwischen diesen und Rom in den Jahren 1837 — 1839 gepflogenen Briefwechsels, der sich abschriftlich in meinen Händen befindet, sowohl über die von jenen gegen die k. preuß. Regierung bisher gesponnenen Ränke, wie auch über das, was sie gegen letztere noch im Schilde führen, in der fraglichen Vorrede Aufschlüsse gebe; es ist allerdings wahr, daß ich in eben dieser es versucht habe, die von jener Priesterfaction fort und fort geschürte Gluth des confessionellen Zwiespaltes zu dämpfen, die katholischen Stämme Deutschlands, indem ich ihnen die mir genugsam bekannten wirklichen letzten Zwecke der in Rede stehenden Partei und deren Gefahr für das katholische Volk selbst enthülle, über ihre wahren Interessen aufzuklären. Das Alles aber sind keine „Schmähungen", welchen die Censurbehörde eines, dem erhabenen Wittelsbachischen Hause so nahe verwandten Fürsten, wie des Großherzogs von Hessen königl. Hoheit sind, wohl auch schwerlich das Imprimatur ertheilt haben würde ꝛc.

E. Eugenheim.

*) Vergl. Nro. 219. des Frankfurter Journals.

Nachdem wir in Folge der letzten Entgegnung in Nro. 234 des Journals über die mehrfach gerügten Mißstände bei der rheinischen Dampfschifffahrt gewünscht haben, die Erörterungen über diesen Punkt zu schließen, so halten wir, um etwaige Irrungen und Mißdeutungen für uns, wie für unsere Korrespondenten zu vermeiden, uns gedrungen, nachträglich zur Steuer der Wahrheit nur noch die Bemerkung beizufügen, daß der Rüge-Artikel vom Main in Nro. 228 der Didaskalia durchaus nicht von den frühern Berichterstattern herrührt, und daß die Ehrenhaftigkeit sämmtlicher Korrespondenten uns sogar das Vertrauen aussprechen läßt, daß ihrer Abfassung gewiß nur die beste Absicht zu Grunde gelegen hat. Die Redaktion der Didaskalia.

Theater-Anzeige.

Samstag, 3. Sept. Der Sohn der Wildniß, romantisches Schauspiel in 5 Abth., von Fr. Halm.

Sonntag, 4. Sept. (Neu einstudirt): Die wandernden Komödianten, komische Oper in 2 Abth., Musik von Fioravanti. Hierauf folgt: Ein Glas Eppelwein, oder: Ursachen und Wirkungen. (Eine Parodie des Lustspiels: „Ein Glas Wasser"), Lokallustspiel in 2 Abth., von Hallenstein. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. K. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

No. 244. Sonntag, den 4. September 1842.

Zum neuen Haus.

Von

Ludwig Hub.

Meister haben und Gesellen
Mit den Hämmern und den Kellen
Aufgeführt von Stein die Zellen
Und vollendet steht das Haus.
Weithin glänzen seine Zinnen;
Schmuck von außen, blank von innen
Ist's, und fröhlich soll beginnen
Heut' des Bauherrn Einzugsschmaus.

Während sich die Eigner eilen,
In die Zimmer sich zu theilen,
Mag der Blick wohl sinnend weilen
Auf den Mauern und gerührt;
Nach dem freundlichen Asyle
Ziehen hoffnungsvoll jetzt Viele:
Manche Lust- und Trauerspiele
Werden bald hier aufgeführt.

Seit der Mensch hat stolz gemieden
Grünen Waldes süßen Frieden
Ist ihm vieles Weh' beschieden
In dem sichern Haus von Stein;
Wohl lebt er darin geborgen,
Doch ihn ängst'gen tausend Sorgen
Um das ungewisse Morgen,
Und das Haus wird oft zu klein.

Wie viel Leidensträger fassen
Diese engen, dunklen Gassen,
Diese trüben Häusermassen,
Wie viel Sorge, wie viel Noth!
Auch im Haus, das neu sich hebet
Und empor zum Himmel strebet,
Wird bald Mancherlei erlebet,
Folgt sich bald Geburt und Tod.

Traurige und frohe Herzen,
Götterwonnen, grimme Schmerzen,
Trübe Lampen, Strahlenkerzen
Wechseln rasch in seinem Raum;
Bald vernimmt's des Jubels Töne
Und bald wieder Angstgestöhne;
Denn ein Häuflein Erdensöhne
Träumt in ihm den Lebenstraum.

Und der Tod mit seinen Schauern
Wird gar oft die Lust in Trauern
Wandeln zwischen diesen Mauern;
Sie umschließen einen Sarg;
Bald dann wird das Leben siegen,
Einen Säugling wird man wiegen,
Wo man sah den Todten liegen,
Den die kühle Erde barg.

Während mancher Hausgenosse,
Wohnend in dem Erdgeschosse,
Steiget in die Pracht-Karosse
Aus dem Zimmer, reichgeschmückt,
Haus't im Dachstuhl froh ein schlichter,
Liederreicher, junger Dichter,
Der beim Glanz der Himmelslichter
Reich sich fühlet und beglückt.

Es wird in den weiten Gängen
Eine bunte Schaar sich drängen
Und nach lieblichen Gesängen
Schallt vielleicht ein Lästerwort.
Daß in Zukunft nicht entzweie
Sich der Hausbewohner Reihe,
Sey der Wunsch zum Fest der Weihe!
Ja, hier sey ein Friedensort!

Mögen doch des Hauses Zimmer
Von den rothen Flammen nimmer
Licht erhellt seyn und ihr Schimmer
Wandeln nie in Tag die Nacht!

Digitized by Google

O, daß Brand sie nie verheere
Und ihr Inneres verzehre,
Daß im glüh'nden Feuermeere
Nicht versinke ihre Pracht!

Jenem Bauherr sey's vertrauet,
Der das Weltall hat erbauet,
Der vom Himmel niederschauet
Und uns rettet aus Gefahr:
Daß er gnädig sich erweise
Eu'rem Werk, mit emsigem Fleiße
Aufgebaut und sau'rem Schweiße,
Fleht ihn jetzt und immerdar!

In vino veritas.

Aus dem Leben eines fidelen Hauses.

Als ich noch in Heidelberg studirte, es war anno 1817 oder daherum, ist mir etwas arrivirt, daran hab' ich meiner Lebtage oft gedacht, und bin niemals der Sache recht auf den Grund gekommen, obwohl ich dafür einstehe, daß sie sich gerade so zugetragen hat. Nun, es giebt ja manch wunderlich Begebniß, von dem man das A und das Z nicht recht begreift!

Ich wohnte damals nahe an dem Mittelthorthurm weiland, und war ein kreuzfideles Haus, dem die ächtrheinische Natur recht tief im Holze steckte.

Mein bestes Geschäfte war Collegia-Schwänzen, Kurzweil-Treiben, Kneipen und Dämmern. Die dritte und letzte Abtheilung meiner Thätigkeit hatte ein besonderes Terrain und Lokalität, nämlich die vielbekannte Schwarzei, wo edler Nektar von Deidesheim ꝛc. floß, und das Trottoir vor den Fenstern schöner Mädchen; dabei war ich übrigens kreuzbrav und ein leidlich hübscher Kerl und ein Altdeutscher mit langem Haare und deutschem Rocke; wie das so in der Zeit lag. Doch — das Alles sind Allotria!

Meine Laune war rosenfarben alle Tage, und ich hatte allezeit Durst, im Sommer wie im Winter; aber dem Bier war ich spinnefeind, denn ich war eine ächte Rheinschnake, und das Bier lag mir im Magen wie Granit.

In demselben Hause mit mir wohnten drei Patrone, welche die Tauben seiner nicht zusammentragen konnten. Der Eine war ein kleiner dürrer Doktor der Medizin, der aber nicht an heftiger Praxis laborirte; auch eine Rheinschnake wie ich, der auch trinken konnte wie ein Ritter vom Sankt Goarer Hanselorden; der Zweite war ein Maler von untersetzter Statur, just kein Raphael, aber dennoch ein Maler, wie München und Düsseldorf, Dresden und Berlin sie dutzendweis heutzutage ausbecken, die am Ende noch Apotheken- und Wirthshausschilder malen. Sein Angesicht leuchtete in Rubinpracht und schillerte stark in's Stahlblaue. Der Dritte war ein verrückter Hofrath. Alle Drei waren ein Herz und eine Seele, und saßen schier jeden Abend in des Doktors Stube und tranken sich Haarbeutel an bis auf die Erde. Selbige Stube hieß „Scharlach" von wegen des Scharlachs in Bingen, den jedermänniglich kennt und weiß, was der vermag. Ich aber weiß noch mehr von seinen Kräften, wie der Verfolg meiner Historia darthun wird.

Im Scharlach sah's wundersam aus — denn alle Drei waren Junggesellen. Da hingen statt der Gardinen grüne Vorhänge von altem Rasch an den Fenstern. Zwischen diesen war ein Spiegel zu sehen, der in alten Zeiten einmal ganz, jetzt aber verwunderlich fragmentirt war, und auch an diversen Stellen das Quecksilber verloren, dennoch aber noch eine Stelle hatte, etwa handgroß, welche zu des Doktors Toilette hinreichen mochte. Ein Bücherbrett war auch zu sehen, darauf Bücher unter einer reichen Staublage, die von ihrer Blüthezeit träumten, recht ungestört und ruhig. Sonst bestand das Meublement des „Scharlachs" aus einem alten Tisch mit Geisfüßen und mit grünem Wachstuch beschlagen, aus vier uralten Lehnsesseln mit Rohr geflochten, und aus Armen Beinen — Knochen mit allerliebsten Verkrümmungen, aus Kinder-Skeletten, Todtenköpfen und derlei menschlichen Fragmenten, einigen Gläsern mit schmalen und breiten Bandwürmern, einigen chirurgischen Instrumenten, einer Geige und einer Anzahl Flaschen, ganz und in Scherben, nebst vier Römern und einer Lampe; eine Anzahl schlechter Pfeifen und einen bleiernen Tabakstopf nicht zu vergessen. Wer aber meint, daß in dem Allem Ordnung gewesen, der irrt. Zur schönern Draperie der Wände trugen einige alte Klausröcke von weißer Farbe oder, daß ich der Wahrheit näher komme, von einer Farbe, die selbst der erste Schönfärber von Lyon nicht würde haben benamsen können, das Ihrige, und zwar sehr viel, bei, wie auch Spinnengewebe.

Nicht ohne Grund habe ich den „Scharlach" so genau beschrieben. Es wird sich Alles herausstellen. Nur das muß ich noch ergänzend hinzufügen, daß man aus den Fenstern den Mittelthorthurm sehen konnte in seiner stattlichen Höhe und Schönheit, für die das moderne Pack keinen Sinn hatte. Gleich und Gleich gesellt sich gern, sprach der Teufel zum Kaminfeger, da sie beide schwarz waren. Das ist ein rheinisch Sprüchwort; aber es ist wahr, denn ich fand's an mir und den Dreien bewährt.

Einst, es war am Abend Sancti Martini, wo man am Rheine sich jedes Mal einen Habemus antrinkt, hatte ich in der Schwarzei und Reiffelei ein Ditto gethan, wenigstens glaube ich, daß ich nicht ganz allein heimging. Mir war so wohl und behaglich, und die Leute sagten, es regne unverschämt, wie das so in dem guten Heidelberg Sitte und Herkommen ist; ich aber konnte das gar nicht finden. Indessen mochten sie doch Recht haben, denn ich fand die Dachtraufe arg, weil sie das verdammte Unwesen angestellt und den Klingelzug sammt dem messingenen Löwenkopfe an meiner Thüre weggeschwemmt hatte, wenigstens schloß ich so, weil ich ihn nicht finden konnte. Nachdem ich lange gesucht, wollte ich ärgerlich werden, besann mich aber bald, und sang aus vollem Halse: Gaudeamus igitur, wie ich denn jedes Mal gerne singe, wenn ich so ein bischen angetrunken seyn thue.

Alsobald thät sich oben im dritten Stocke, und zwar im „Scharlach" ein Fenster auf, und das Doktörchen fragte: „Rheinschnake, bist Du es? —" Sie hatten mir nämlich diesen Namen beigelegt, während der Doktor Fontanell, der Maler Blutegel und der verrückte Hofrath Heber hieß, Alles mit besonderer Beziehung, weil alle Drei gut zogen, nämlich aus dem Glase.

Als das Fontanell so fragte, entgegnete ich äußerst artig: „Zu dienen, und ich finde die Klingel nicht, die weggeregnet ist, und der Regen will das auch an mir versuchen, weil ich

Digitized by Google

das Wasser auf den Tod hasse; aber er bringt's doch nicht fertig, so gewiß heuer ein Rachenputzer wächst, wie keiner mehr! Gaudeamus igitur!"

„Alle Wetter!" rief das Fontanell, „es ist unsere Rheinschnake, die müssen wir einlassen!"

Gleich darauf humpelte es die Treppe herunter. Die Thüre ging auf und das Fontanell rief aus: „Rheinschnake, Dir ist's Fliegen vergangen, denn Du bist naß wie eine Katze!"

„St!" sagte ich, „in mir ist Feuer. Der Neptunismus taugt keinen Deut!"

„Du hast Recht, Schnake," lachte das Fontanell und nahm mich in Arm, und wir erreichten, nachdem wir einige Mal die Stiege geküßt, den „Scharlach." Da saßen, glühend und selig, die beiden Freunde Blutegel und Heber. Das Fontanell aber fiel mir um den Hals und zerküßte mich in großer Liebesgluth, ich aber sang: In diesen heil'gen Hallen kennt man die Rache nicht, und fiel aus Fontanell's Armen in den Lehnsessel, daß er krachte.

„Du hast uns recht gefehlt, Du herzliebe Rheinschnake," fing der Heber an, und wurde breiweich. „Meine Seele sehnte sich nach Dir, und ich hatte Heimweh nach Dir, Du meine treue Seele. Wie mochtest Du uns treulos werden und herumkneipen in der bierfidelen Stadt, die nicht weiß, wie poetisch unser „Scharlach" ist? —" Und er fing an, Krokodilsthränen zu weinen wie Pflückerbsen, und schluchzte aus tiefer Brust und trank einen Römer nach dem andern leer, und kredenzte mir über die Maßen liebreich, aber weinend.

Der Maler hielt sich den Bauch und lachte, daß er schier platzte, und wußte nicht worüber. Endlich rief er aus: „Rheinschnake, dieser verrückte Hofrath ist nie komischer und nie verrückter, als wenn er eben so heult. Lach' Einer da nicht! Trink, Du edle Schnake, denn Du hast den besten Zug an Deinem fetten Halse, und wärst Du in Bingen jung geworden, so soll's mich nicht wundern. Ach, ich denke daran, mein tapferer Freund, als ich meine Rheinfahrt vor meinem Römerzuge machte, da kam ich nach Bacharach, wo der Kügelchen zu Besuch war, bei dem Pater Landolf, der damals, wie im Hase zu lesen ist, mit seinem buckligen Valentin im alten Kloster mutterseelenallein wohnte. Er hatte guten Wein, und der griesgramige Valentin, der geizig wie der Teufel war, mußte kredenzen, weil der Kügelchen versprochen hatte, ein schönes Altarblatt in die Klosterkirche zu malen. Der zog Dir essigsaure Gesichter, wenn eine Flasche nach der andern geleert wurde. Was mir aber das Nest merkwürdig macht, ist das, daß ich in der Zelle eines Paters Kapuziner schlief, und Nachts alle die alten Schmöger an meiner Zelle vorüber lustwandelten und Hora's sangen, und mich auch zu einem Kapuziner machen wollten; aber ich schlug sie alle zur Thüre hinaus bis in das alte Refectorium, da blieb ich liegen und schlief, bis mich der bucklige Valentin fand und maulte über das heillose Gerümpel, das ich angestellt in selbiger Nacht." — Und er lachte wieder grundrasend, daß ich mitlachen mußte, und das Fontanell küßte mich unaufhörlich, daß ich mich seiner nicht erwehren konnte. Ich aber sang überlaut:

Bei'm großen Faß zu Heidelberg,
Da sitzet der Senat;
Und auf dem Schloß Johannisberg
Der hochweltweise Rath!

(Schluß folgt.)

Bericht der Gräfin Mina

über

die Ereignisse im königlichen Palast zu Madrid während der Nacht vom 7. Oktober 1841.

(Fortsetzung.)

„Gleich darauf meldete eine der Kammerfrauen, die sich neben der Thür des Saales befanden, sie höre Schläge. Wir horchten aufmerksam, und gewahrten, daß das Geräusch aus dem Entresol kam. Wir schlossen daraus, daß die Aufrührer sich jener Gemächer bemächtigt hätten, und daß die Schläge durch das Niederreißen einer dünnen Wand verursacht wurden, deren Holz man deutlich sägen hörte. Der Zweck dieser Arbeit konnte kein anderer seyn, als das Auffinden des Einganqs der inneren Treppe, welche in das Hauptgeschoß führt. Wir befürchteten so sehr, daß ihnen dieses gelingen möchte, — und dann hatten sie kein anderes Hinderniß, um in das Gemach der Königin einzudringen, als zwei von uns verschlossen gehaltene Thüren, — daß wir, die Vice-Gouvernantin und ich, es für gerathen hielten, die Prinzessinnen vorzubereiten. Wir sagten Ihrer Majestät, daß die Schläge, welche man hörte, anzeigten, man risse eine Wand nieder, um die Treppe zu suchen; daß wir, für den wahrscheinlichen Fall des Auffindens derselben, sie bis zur inneren Thür gelangen lassen und dann sagen würden, sie möchten keine Gewalt gebrauchen, wir würden sie öffnen, und daß Ihre Majestät alsdann so ruhig wie möglich sie befragen möchte, was sie wollten, und daß wir nach Maßgabe der Antwort handeln würden."

„Um halb elf Uhr konnte man die Prinzessinnen bereden, sich schlafen zu legen, obgleich man vorsichtig genug war, sie sich angekleidet niederlegen zu lassen, um jeden Augenblick bereit zu seyn. Um unsere Aufmerksamkeit nicht auf verschiedene Punkte zu vertheilen, stellten wir ein Bett für die Infantin in den Alkoven Ihrer Majestät. Kaum hatten sie sich niedergelegt, als eine Kugel durch das Fenster eben dieses Alkovens eindrang, die Scheibe zerbrach, den Fensterhang mit fortriß und in die innere Fensterlade einschlug, so daß, falls wir in der Eile und Bestürzung diese Lade zu schließen vergessen hätten, die Kugel in das Bett der Infantin eingeschlagen seyn und diese vielleicht getödtet oder verletzt haben würde. Der Lärm des Schusses erschreckte die Prinzessinnen, die sich sogleich nach dem Saal zu wendeten, auf's neue. Da ich aber jenen Ort nicht mehr für sicher hielt, so erinnerte ich mich, eine vermauerte Thür in dem Alkoven Ihrer Majestät gesehen zu haben, die, wie man mir sagte, zu der Wohnung führte, welche der Infant Don Francisco inne gehabt hatte. Ich untersuchte sie gemeinschaftlich mit der Vice-Gouvernantin, um zu sehen, ob es möglich wäre, einen Weg zu öffnen, um die Prinzessinnen nach jenem Orte zu bringen, allein wir hatten keine Werkzeuge, und selbst wenn wir deren gehabt hätten, und ein Eingang eröffnet worden wäre, so hätten wir sie doch nur um etwas von der Treppe entfernt, welche die Rebellen hartnäckigst aufsuchten. Das Feuern dauerte unterdessen an verschiedenen Punkten fort, und von Zeit zu Zeit hörte man das Anrufen der Schildwachen, das gewöhnlich durch Flintenschüsse beantwortet wurde. So trat denn Mitternacht ein, und wir beschlossen, die Prinzessinnen in einen Gang oder Korridor zu bringen, der wegen seiner Lage und wegen der Dicke seiner Wände größere Gewißheit gewährte, sie vor den etwa auf die Fenster gerichteten Schüssen sicher zu stel-

len. Ungeachtet man die Schüsse, namentlich die auf den Saal der Botschafter abgefeuerten, welche einen furchtbaren Lärmen verursachten, deutlich hörte, beruhigten sich doch die Prinzessinnen dort so sehr, daß die Schüsse keinen großen Eindruck mehr auf sie machten. Als Beleg möge dienen, daß sie sich erinnerten, nicht zu Abend gespeist zu haben, weil wir ihnen nichts geben konnten, so daß sie von 2 Uhr Nachmittags des 7. bis 8 Uhr Morgens des 8. keine Nahrung zu sich nahmen und bereits in Frage stand, was zu thun wäre, wenn sich unsere schwierige Lage verlängerte.

„Um halb zwei Uhr vermochten wir die Prinzessinnen, sich auf zwei auf den Fußboden ausgebreitete Matratzen niederzulegen; und wir setzten uns um sie und hatten das Vergnügen, sie einschlafen zu sehen. Kurz zuvor sagte mir die Königin mit der größten Unbefangenheit zwei- oder dreimal: „Gouvernantin, ich will dem Herzoge de la Vittoria sagen lassen, er möge kommen." Ich überzeugte sie von der Unmöglichkeit, dies zu thun. Um zwei Uhr kam eine Kugel aus dem Schauspielsaal und zerbrach die Fensterscheibe. Die Nähe jenes Saales veranlaßte uns, zu glauben, die Kugel sey durch das uns gegenüberliegende Fenster gedrungen; und wenngleich selbst in diesem Falle die Prinzessinnen keinen Schaden leiden konnten, weil sie sich in einem Winkel, der sie schützte, befanden, so waren wir Uebrigen doch sehr bloßgestellt, und der geringste Zufall konnte unsere Trostlosigkeit und Verwirrung steigern. In diesem Betracht benutzte ich die Beobachtung, welche die Dame d'Atour Ihrer Majestät mit meiner Genehmigung gemacht hatte, indem sie sich mit großer Vorsicht bis an das blaue, an die königlichen Appartements stoßende Zimmer begab und meldete, daß sie durch das Schlüsselloch zwei Schildwachen bemerkt hätte, ohne ihre Uniform unterscheiden zu können. Demnach entschloß ich mich, mit ihr dorthin zu gehen und mit ihnen zu sprechen, um sie von der Lage der Prinzessinnen zu unterrichten und dadurch ihre Anführer, die, meiner Vermuthung nach, zu den Aufrührern gehörten, zu veranlassen, ihr Vorhaben einzustellen, oder, falls sie dabei beharrten, wenigstens davon zu unterrichten, daß der Tod der Königin und der Infantin von Spanien die Folgen desselben seyn könnten."

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Wiesbaden.) Nächsten Montag, den 5. September, wird der Pianist Conrad Baldenecker aus Frankfurt a. M., unterstützt von achtbaren Künstlern, im neuen Marmorsaale des Kurhauses ein Conzert geben, in welchem auch dessen 8jähriger Bruder, Aloys Baldenecker, zwei Pieçen auf der Violine vorträgt.

Metz hat jetzt seine Emeute, und wenn sie auch nicht zu den blutigen gehört, so gehört sie doch wenigstens zu den sonderbarsten, die unser Zeitalter, so reich an Emeuten, aufzuweisen hat. In unserer Kathedrale befanden sich 14 ungeheuer große Gemälde, Scenen aus dem Leben Christi darstellend, ohne künstlerischen Werth, die der Vorstand das Stück zu 500 Fr. der Kirche zu Saaralde verkauft hat. Alle Leute von Geschmack billigten es, daß man diese unförmlichen Zierathen entfernte, um so mehr, als sie mehrere architektonische Schönheiten der Kirche verbargen. Aber das Volk war an diese Gemälde gewöhnt, und es war nichts weniger als die eilige Dazwischenkunft einiger ehrwürdigen Geistlichen nöthig, um dessen Aufregung zu stillen, als man vor einigen Tagen zur Abnehmung der Gemälde schritt. Vorzüglich waren es die Frauen, die sich widersetzen wollten; sie meinten, es stecke etwas dahinter, man wolle die Kathedrale zu einem protestantischen Tempel machen ꝛc. Endlich besänftigten sich jedoch die frommen Amazonen, sie zogen sich zurück, und die Wegtransportirung der Gemälde ging ohne weitere Störung vor sich. Nun spreche man noch von der Irreligiosität des französischen Volks!

(Rio-Janeiro.) Der Goldbergbau in der Provinz Minas Geraes ist jetzt sehr bedeutend. Das Gold findet sich in einem Eisenglimmerschiefer. Der Bergbau fing mit Tagebau an, ist jedoch jetzt an vielen Orten unterirdisch geworden. Vor allen am glücklichsten ist der Bergbau in Gongo-Socco, dessen Ertrag auf $\frac{1}{5}$ der ganzen Produktion vom brasilianischen Gouvernement geschätzt wird. Die mittlere Gewinnung beträgt täglich 15 englische Pfund Gold. Man schätzt, daß Gongo-Socco seit zwölf Jahren 30,000 englische Pfund Gold, 22 Karat fein, geliefert hat. Die Baue haben jetzt eine Tiefe von 100 Meter, und der längste Stollen ist 900 Meter lang. Was die Goldproduktion am meisten erschwert, ist der Mangel an Bergleuten, obgleich ein jeder Bergmann monatlich 250 Franken erhält, und dann die 18 Tagereisen weite Entfernung von Rio-Janeiro.

Korrespondenz.

Kastel bei Mainz, 1. Sept.

Heute Nachmittag zwischen 5 und 6 Uhr ereignete sich auf der hiesigen Rheinbrücke ein Unglücksfall, der schlimme Folgen hätte haben können. Es brach nämlich an einem großen Omnibuswagen, der Passagiere von Mainz hierher in den Bahnhof bringen sollte, auf der Rheinbrücke die Achse; der mit Personen und deren Reiseeffecten schwer beladene Wagen schlug um, und das darauf befindliche Gepäcke fiel in den Rhein, wurde aber durch die Schnelligkeit und den Fleiß der sich auf dem Platze befindlichen Schiffer glücklich an's Land gebracht. Das größte Glück bei dem Vorfalle war, daß Niemand von den im Wagen befindlichen Personen beschädigt wurde. Wäre indessen der Wagen, der zufällig auf der Mitte der Brücke fuhr, auf einer Seite derselben gewesen, hätte er ohnfehlbar durch seine den unteren Theil des Wagens weit überwiegende Oberlast einen Ueberschlag über das nicht sehr hohe Brückengeländer gemacht und sämmtliche sich im Wagen befindliche Passagiere hätten dann wahrscheinlich ihr Grab im Rheine durch den schrecklichen Tod des Ertrinkens gefunden. Es wäre wünschenswerth, daß ferneren ähnlichen Unglücksfällen, die bei dem gewohnten Ueberladen der großen Omnibuswagen noch häufiger vorfallen können, durch strenges Einschreiten der Polizei vorgebeugt werde.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 4. Sept. (Neu einstudirt): Die wandernden Komödianten, komische Oper in 2 Abth., Musik von Florevanti. Hierauf folgt: Ein Glas Eppelwein, oder: Ursachen und Wirkungen. (Eine Parodie des Lustspiels: „Ein Glas Wasser"), Lokallustspiel in 2 Abth., von Gallenstein.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 245. Montag, den 5. September 1842.

In vino veritas.

Aus dem Leben eines fidelen Hauses.

(Schluß.)

„Ach, Johannisberg!" begann schluchzend Heber. „Das ist der Solitair unter allen Bergen! Hört an, Gesellen, wie es mir da erging, als noch der Abt von Fulda Herr daselbst war! Ihr wisset, ich bin ein alter Knabe und ein Mainzer Kind. Da saß ich ein Mal auf dem Johannisberg, und mein Arm war lang, daß ich hinabreichen konnte in den Rhein, und der führte nur Johannisberger; aber von dem vielen Schöpfen wurde ich müde. Alsbald trat zu mir so ein alter Bruder Benediktiner und reichte mir einen Heber, dessen einer Schenkel in den Rhein reichte und der andere in meinen Mund, und ich trank, bis ich meinen ersten Rausch hatte. Das kam aber daher, daß der mir den Heber gab, daß er eine rothe Nase hatte, und in prophetischem Geiste sah, daß ich auch eine bekommen würde, und darin lag die Sympathie der Seelen. Der Pater aber war der Pater Kellermeister des Abts von Fulda, und ein Zauberer dabei, der mich urplötzlich in die Trinkstube zu den „Drei Sauköpfen" nach Mainz herte, wo ich über Philosophie sehr tiefsinnig sprach. Da nannten sie mich den „verrückten Hofrath Heber", und ich wurde gleich darauf Professor der Philosophie in Mainz, und erhielt dann den Ruf an die alte Ruperto-Carolina. Ach, das waren mir selige Tage! Aber den Heber kriegte ich seitdem nicht mehr, und der Rhein führt lauter Schweizer Schneewasser seitdem, und das rührt mich, o das rührt mich, daß ich weinen muß!"

Und er heulte wieder wie eine Leichenfrau, die es für Tagelohn thut. Der Maler lachte, und der Doktor küßte mich, und ich sang: bibite Collegiales!

„Hast Du Deiner Lebtage größere Narrheit gehört?" flüsterte mir das Fontanell in's Ohr; „glaub's nur nicht, er ist betrunken; aber sieh mich mal an, ich komme mir vor wie ein Faß und mein Mund ist der Spunden. Gieb mir 'ne Flasche, Rheinschnake!"

Ich reichte ihm singend eine dar, und er ließ sie hinabkollern, und sank dann zur Erde und regte sich nicht mehr.

Lange währte es nicht, da verstummte des Blutegels Lachen, und des Hebers Wimmern. Sie lagen alle unter dem Tische, und ich allein saß noch da und trank, denn es standen noch Flaschen da voll puren Rheingoldes. Ich deklamirte: Sic splendent littora Rheni, und trank. —

Da schlug es Zwölfe vom Mittelthorthurm herüber, so dumpf und langsam, so gespenstig-unheimlich, wie ich es noch niemals gehört, und in demselben Momente erlosch die Lampe. Der Regen mußte aufgehört haben, denn der Mond, oder, Gott weiß, was für ein absonderlich Himmelslicht leuchtete zwielichtig, aber doch deutlich und klar genug in den „Scharlach", daß ich Alles, was vorging, genau beobachten konnte.

Zuerst sah ich die Bandwürmer lebendig werden in ihren Spiritusgläsern und zum Loche herausſteigen. Die schwammen lustig in der Luft herum, wie es Blutegel in frischem Wasser thun, und umkreis'ten mich mit schauerlichem Pfeifen. Mich überlief's eiskalt; aber dabei blieb's nicht. —

Jetzt bewegten sich die menschlichen Fragmente, die Arme zuerst, und Einer griff zum Bogen der Geige, die nur noch eine Saite hatte, und strich einen Hexentanz, wie ein zweiter Paganini. Es waren Töne, die Mark und Bein durchdrangen. Die andern Arme und Hände trommelten schauerlich dazu auf dem Tische, und Einer schlug den Takt mit einem Bandwurm, den er am Schwanze faßte. Die Beine wurden jetzt auch lebendig und tanzten in wunderlichen Capriolen in der Stube herum. Hören und Sehen verging mir fast. Ich wollte auf, aber der Taktirer gab mir mit dem seltsamen Taktirstocke Eins über das Gesicht, daß ich kraftlos in den Sessel sank und angstvoll schrie: „Fontanell, Blutegel und Heber, helfet mir!" — Die aber schliefen fest.

Da regte sich einer der Todtenköpfe, und glotzte mich an aus den tiefen leeren Augenhöhlen und sprach: „Mucke nicht, Rheinschnake, sondern höre mich an. Ich war einst schön und jung und verliebt, und gehörte einem Mädchen an, schwarzaugig und kohlhaarig. Ich küßte meinen Geliebten so lange, bis ich am Wangenkrampfe starb; darum kann ich auch die Kinnladen nicht aufthun, sondern summe nur durch die Zähne. Ich muß seitdem hier am Martinsabend umgehen. Rheinschnake, küsse mich dreißig Mal, so werde ich erlöst!"

„Höre mich," rief der andere Kopf, „ich gehörte einem schönen Mädchen an, das in des Geliebten Armen den Himmel und die Erde vergaß; ich wurde eine Kindesmörderin, und der alte Widmann schlug mir den Kopf ab. Hier stehe ich, und mein Leib liegt in Mannheim in dem fünften Grabe, links neben der Thüre des Todtenhofs. Nimm mich, Rheinschnake,

Digitized by Google

und trage mich hinunter und lege mich zu meinem Rumpfe; sonst raste ich nicht!"

„Still!" rief darauf ein anderer Kopf, „höre mich und erlöse mich, Rheinschnake! Ich gehörte einem Reutlinger Nachdrucker, und war ärger wie ein Haifisch auf Raub aus. Ich lernt' es von meinem Vater. Der sagte auf seinem Todesbette, Kind, was Du thust, das thue Alles mit Nachdruck! Leider meinte er's anders, als ich es nahm, und nun ist's um meine Ruhe geschehen. Willst Du mich erlösen, so gehe zu dem Buchhändler ******, der auch Alles mit Nachdruck thut, und hole von meinen Verlagsartikeln ein Dutzend, schneide sie klein und mache einen Salat daraus, und den gieb mir am ein und dreißigsten Dezember dieses Jahres zwischen elf und zwölf gabelweise ein."

„Ich bin ein Zeitungsschreiber —" begann der Vierte — aber ich war außer mir. Hol' Euch alle der Teufel, ihr gottloses Gelichter, rief ich aus. —

Doch das Wort blieb mir im Munde stecken; denn plötzlich that sich das Fenster auf, und der Mittelthorthurm neigte seine Spitze zu mir herein und sagte: „Prosicut! Hör' mal, Rheinschnake, was Dir das gespenstige Pack hier aufträgt, laß seyn. Ich bin Dein treuester Freund, der Dich mit seinem Auge aus einer Kneipe in die andere begleitete, und oft in stillen Nächten seinen langen Schatten Dir nachsandte, zu sehen, was Du treibst. Ich muß Dir das Horoscop stellen, denn ich bin ein Hellseher, der kürzlich von Weinsberg aus ist magnetisirt worden. Hör' mich an! Und Ihr, tolles Pack, regt Euch nicht!" Alles schwieg. Ich starrte den Entsetzlichen an, der mich aus den Dachlucken gar seltsam und schauerlich ansah und also sprach:

„Du trampest Straße auf, Straße ab; Du kneipest über die Maßen, Du wirst nicht mehr nüchtern, seit Du mit diesem Volke, das da liegt und schnarcht, umgehest. Was soll das werden? Ich sehe Dich durch's Examen fallen! Ich sehe Dich ein Doktordiplom kaufen, wie's andere Advokaten auch machen; aber das hilft Dir nicht. — Darauf wanderst Du als Burschenschaftler in die Hausvogtei und wirst zur endlosen Untersuchung verdammt; endlich giebt man Dich los. Du weißt nicht, was thun. Da wirst Du ein Branntweintrinker, ein Bettler — und stirbst an der Wassersucht elendiglich! So ist's!"

Da schlug's Eins, und ich sank vom Stuhle hinab auf die Erde zu meinen drei Freunden! —

Nun sind zwanzig Jahre und mehr vorüber, und ich denke mit Schrecken noch an jene Nacht; aber sie wurde mir heilsam. Ich zog aus und betrat den „Scharlach" nicht mehr, hörte auf zu dämmern, sagte mich los von der Burschenschaft, kneipte nicht mehr und wurde solid. Nun sage mir Einer, ob nicht in vino veritas ist? Aber sie sind alle todt, Fontanell, Blutegel und Hofrath Heber, ja auch der Mittelthorthurm ist gefallen, und ich lebe noch, trinke, aber bin der Präsident des Mäßigkeitsvereins dahier.

Bericht der Gräfin Mina
über
die Ereignisse im königlichen Palast zu Madrid während der Nacht vom 7. Oktober 1841.

(Schluß.)

„An der Thür angekommen, rief ich die Schildwache an und fragte, ob ein Offizier dort wäre; und da ich zur Antwort erhielt, es wäre ein Major dort, so bat ich, ihn kommen zu lassen. Dieser meldete sich in der That und fragte, was wir wollten, worauf ich antwortete: „Sagen Sie dem, den es angeht, daß die Kugeln in das Zimmer Ihrer Majestät gedrungen sind, daß ihr und der Infantin Leben sich in großer Gefahr befinden, und daß ich es anzeige, um meine Verantwortlichkeit für den Fall eines Unglücks zu decken." — „Wem wollen Sie denn, daß ich es sage", war die Antwort, „da ich selbst in diesen Gemächern, den Palast vertheidigend, eingeschlossen bin? ich habe bereits eine halbe Kiste Patronen aus diesen Fenstern verschossen. Madame, der Palast ist durch die äußere Wache verkauft worden, und ich werde hier belagert gehalten. Wo ist die Königin?" — In ihrem Zimmer. „Und wer ist bei ihr?" — Die dienstthuenden Damen. — „Und wer hat den Schlüssel zu dieser Thüre?" Hierauf gab die Dame d'Atour eine zweideutige Antwort. Da man aber durchaus wissen wollte, wer ihn hätte, antwortete ich, ich hätte ihn in den Händen. Nun wollte jener wissen, wer ich wäre, und da er meinen Namen, vermöge des von mir bekleideten Amtes, das ich ihm angab, erfuhr, so sagte er, er bedauere sehr die schlimme Lage, in der ich mich befände. „Ich bedauere nicht meine persönliche schlimme Lage", erwiederte ich, „ich bedauere die der Nation und der Königin, die mir in diesem Augenblick als höchst bedenklich erscheint." — Auch mich schmerzt dieselbe, entgegnete er, um Gotteswillen öffnen Sie mir diese Thür, damit ich mit meinen Kameraden an der Seite der Königin in ihrer Vertheidigung sterben könne. — Im ersten Augenblicke wollte ich dieses großmüthige Anerbieten annehmen, allein in Betracht einer von der Dame d'Atour gemachten Bemerkung dachte ich daran, daß die kritische Lage der Prinzessinnen noch verschlimmert werden könnte, falls man sie aus dem Innern ihrer Zimmer vertheidigte. Ich lehnte deßhalb den Antrag ab und ebenfalls das, was der Major, der, wie er sagte, Dulce hieß, hinzufügte, nämlich die Prinzessinnen möchten sich in die von ihren Vertheidigern besetzten Gemächer verfügen. Wir empfahlen uns, indem wir ihm erklärten, die Prinzessinnen würden seine guten Gesinnungen erfahren, und ich nahm mit der Dame d'Atour meinen Platz neben den Prinzessinnen wieder ein, welche noch schliefen. Bis ein Viertel nach sechs Uhr Morgens des 8., wo wir bemerkten, daß das Feuern ganz eingestellt war, fiel nichts Merkwürdiges vor, und wir gewahrten nur, daß die Aufrührer die ganze Glas-Gallerie inne hatten, in welcher sie, wie wir durch ein kleines inneres Fenster sahen, von Zeit zu Zeit, meistens in Mäntel gehüllt, umhergingen. Um die angegebene Stunde stellte sich die Dienerschaft des inneren Palastes ein und sagte, man möge ihnen die Thür öffnen, da Alles vorüber wäre; allein ich gab es nicht zu, wenn man gleich die Stimme der Redenden kannte; denn ich befürchtete, es möchte ein Kunstgriff der Aufrührer seyn, um in das Gemach Ihrer Majestät einzudringen. Wenige Minuten später stellte sich der Intendant des Palastes an einer anderen Thüre ein, und da ich ihn an der Stimme erkannte, öffnete ich die Thüren und erfuhr durch ihn selbst den glücklichen Ausgang eines eben so unerwarteten als beklagenswerthen Vorfalles. Die Prinzessinnen erwachten gerade und erfuhren aus dem Munde des Herrn Heros, daß sie alle Furcht ablegen könnten. Fast zu derselben Zeit empfing ich den General Iriarte, der durch mich erfuhr, wie die Prinzessinnen sich befanden. Darauf kam der Herzog de la Roca, um Ihrer Majestät die Ankunft des Regenten des Reichs anzukün-

Digitized by Google

digen, der von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten und dem Kriegsminister begleitet war. Von Ihrer Majestät in ihrem Gemach empfangen, theilte der Regent ihr in kurzen Worten mit, was vorgegangen war, indem er unter Anderem sagte: „der Zweck der Aufrührer war die Entführung Ew. Majestät und der Infantin; diesen Zweck hatten sie ohne Scheu vor mehreren Personen eingestanden; ein gewisser Fulgosio, der kraft des Vertrages von Vergara übergegangen ist, war damit beauftragt, Ew. Majestät hinter sich aufs Pferd zu nehmen; er selbst sagte, er würde Ew. Majestät, in einen Mantel gehüllt, entführen." Endlich bat der Regent die Prinzessinnen, sich in den Saal der Botschafter zu verfügen, damit die vielen dort anwesenden Personen sich überzeugen könnten, daß sie an ihrer Gesundheit keinen Schaden gelitten hätten, was doch bei einem so beispiellosen Frevel leicht der Fall hätte seyn können. Nachdem Ihre Majestät erklärt hatte, dorthin gehen zu wollen, ließ er sie und die Infantin eine kleine Erfrischung einnehmen. Dann gingen beide mit mir in den Saal der Botschafter, der von Leuten, meistens in Uniform, doch auch in bürgerlicher Tracht, und selbst in Mänteln, angefüllt war. Als sie gewahrten, daß die Prinzessinnen gesund, wenngleich sehr bleich, waren, gaben alle ihre Freude durch Lebehoch zu erkennen, und drängten sich, ihre Hände zu küssen. Ihre Majestät sagte darauf, sie wolle den Major der Hellebardiere kennen lernen, und der Regent erwiederte, dies entspräche seinem eigenen Wunsche, denn er stände im Begriff, ihn vorzustellen, und zugleich die achtzehn Hellebardiere, welche das St. Fernando-Kreuz, mit dem er sie so eben im Namen Ihrer Majestät geschmückt hätte, so wohl verdienten. Der Oberst Dulce und die achtzehn Hellebardiere küßten darauf Ihrer Majestät, welche ihnen sagte, daß sie ihnen sehr dankbar wäre, die Hand.

„Dieser Bericht umfaßt Alles, was mein Gedächtniß von den Ereignissen jener denkwürdigen Nacht aufbewahren konnte. Im Palaste, den 16. Oktober 1841.

(Unterz.) Juana Maria Vega de Mina."

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Die Bestrebungen unserer Theaterdirektion, dem Publikum interessante Vorstellungen zu bieten, werden allgemein anerkannt. Das Repertoir von Oper und Schauspiel hat noch zu keiner Zeit mehr Abwechslung geboten und befriedigt die verschiedensten Anforderungen, in welcher Beziehung es gegenwärtig wohl dem keiner andern deutschen Bühne nachsteht. Auch das Künstlerpersonal ist vorzüglich und complett und man darf voraus setzen, daß die einzelnen Mitglieder nicht unterlassen werden, durch Fleiß und Liebe zur Sache die Direktion bei deren löblichen Bemühungen zu unterstützen. Die gegenwärtige Herbstmesse wird uns mehrere Novitäten bringen, namentlich F. Lachner's große und bereits viel besprochene tragische Oper „Catharina Cornaro, Königin von Cypern" und die komische Oper „Riquiqui", Musik von H. Esser. Beide Tonwerke sind von deutschen Componisten und verdienen demnach um so mehr der freundlichsten Beachtung. Die erstere soll reich an schönen Melodieen und durch treffliche Instrumentation ausgezeichnet seyn und die letztere, deren Sujet originell und effectvoll, wird als das Werk eines talentvollen jungen Tonsetzers gerühmt. Am 10. Sept. d. J. wird die jugendliche, anmuthige und in Bordogni's moderner Schule gebildete Sängerin Dem. Pauline Marr, seither Mitglied der Dresdener Bühne, ein längeres Gastspiel beginnen; sie tritt als Donna Anna in Don Juan, Prinzessin in Robert der Teufel, Königin in den Hugenotten, Desdemona in Othello, Elvira in den Puritanern, Amme in der Nachtwandlerin und als Norma und Ginevra auf. Indem wir das Publikum auf die bevorstehenden Kunstgenüsse vorbereiten, zweifeln wir nicht, daß es bei den nun wieder länger gewordenen Abenden das Theater gerne aufsuchen und sich dessen, was es zu bieten vermag, erfreuen wird.

(Die Fortschritte des Pisebau's in Deutschland betreffend.) In der Didaskalia Nro. 240 wird, in Beziehung auf die Broschüre eines verstorbenen Hrn. Wilhelm Wimpf, der besonderen Anerkennung, welche jene wohlfeile, dauerhafte und feuerfeste Bauart bereits in den verschiedensten Gegenden unseres Vaterlandes gefunden, erwähnt. Ohne die menschenfreundlichen Absichten und das Verdienst der Uebertragung aus dem südlichen Frankreich und Spanien auf unsern vaterländischen Boden, so wie die angeführten Vorzüge, nur im mindesten in Zweifel ziehen zu wollen, dürften die Wirkungen eines, in jenem Aufsatze nicht erwähnten Elementes, „des Wassers", die gepriesene Bauart doch einigermaßen gefährden. Einem Augenzeugen sey es daher gestattet, hier zu erwähnen, wie bei der Ueberschwemmung von Lyon, im Herbst 1840, und namentlich im Faubourg Vese gerade die Pisebauten durchgehends bis auf den Boden zerstört wurden, während die Mauern der von Stein aufgeführten Gebäude meistens unversehrt blieben. An einem, theils von Mauerwerk, theils von Pise aufgeführten Gebäude wurde letzteres ganz weggeschwemmt, ersteres dagegen mit einer daran hängenden Treppe erhalten. Freilich gehören dergleichen Ueberschwemmungen zu den, Gottlob! seltenen Naturereignissen. Auch dürfte Mangel an sonstigen Materialien die Anwendung jener Bauart wohl bedingen, inzwischen an Flüssen und in engen Thälern Vorsicht dabei jedoch besonders zu empfehlen seyn.

(Trostberg.) Der schon seit einigen Tagen vermißte David Lachermeier, gebürtig von Jettenbach im Königreich Bayern, 19 Jahre alt, Jagdgehülfe des herrschaftlichen Jägers von Stein, wurde am 22. d. M. unweit Tengting, im k. Landgerichte Tittmoning, erschossen gefunden, und aller Wahrscheinlichkeit nach durch einen Wildschützen. Ein Jagdhund lag noch als treuer Wächter bei dem Getödteten, und bewies ihm noch im Tode seine Treue; ein rührendes Beispiel von Anhänglichkeit eines Hundes, wenn man bedenkt, daß derselbe beinahe 48 Stunden nicht von der Leiche seines Herrn kam, da Lachermeier Samstags den 20. Abends erschossen wurde, und man denselben erst Montags Nachmittags auffand. Der vermeintliche Thäter wurde bereits ergriffen, und dem Gerichte überliefert. Wie viele Opfer sind schon des Wildes wegen gefallen, und werden noch fallen!

(Wiesbaden.) Einige von dem gegenwärtig hier verweilenden Maler Beer aus Frankfurt a. M. retouchirte alte Gemälde machen Aufsehen. Da die Kunst, alte Bilder auf eine geschickte Art wieder herzustellen, ebenso schwierig als selten

Digitized by Google

ist, so glauben wir auf Hrn. Maler Beer, der in dieser Beziehung Vorzügliches leistet, aufmerksam machen zu müssen.

Korrespondenz.

** Darmstadt, 1. Sept.

Einer von dem Bürgermeister der Residenz unter dem Gestrigen erlassenen Bekanntmachung zufolge, werden hier die Wahlen zur Wiederbesetzung des Bürgermeistereiamtes, welches Ende dieses Jahres erledigt ist, für die Dauer der nächstfolgenden Jahre mit dem 12. d. beginnen und am 20. endigen. Ehe noch diese Bekanntmachung erschien, zeigte sich schon bei vielen unserer Mitbürger ein lebhaftes Interesse an dem bevorstehenden Wahlakt, und mehr als je scheinen sie von der Ueberzeugung durchdrungen zu seyn, daß die Verhältnisse der Stadt, deren jährliche Ausgabe mehr als 200,000 fl. beträgt, einen erfahrenen, gediegenen Mann erfordern, der Selbstständigkeit mit der nöthigen Geschäftskunde vereinigt, so daß er mit Ehren an der Spitze der städtischen Geschäfte stehen und löbliche Bürgerschaft überall würdig repräsentiren kann. Nur durch einen, seinen mannichfaltigen Berufspflichten völlig gewachsenen Bürgermeister kann der verehrliche Gemeinderath die nöthige Ausdauer haben, der Stadt Bestes beharrlich zu berathen und zu fördern, besonders hier, wo dieses Bürgercolleg von Männern aus allen Ständen zusammen gesetzt ist, welche vermöge ihrer gesellschaftlichen Stellung und ihrer Bildung von ihren Mitbürgern wohl mit Recht erwarten dürfen, daß sie von ihrem Stimmrecht den umsichtigsten und wohlerwogensten Gebrauch machen, damit der Gemeinderath einen Vorstand erhalte, deren weder er, noch die wählende Bürgerschaft sich zu schämen braucht. Denn im entgegengesetzten Falle könnte man es keinem Gemeinderathsmitgliede verargen, wenn es sich seiner Verbindlichkeit, für seine Mitbürger als solches zu arbeiten, enthoben erachten wollte. Außerdem kann es für die Bürger der Residenz, gleichviel, ob sie zu den Reichen, Bemittelten oder Armen gehören, nur eine Ehrensache seyn, die mit ihrem persönlichen Wohl in einem so engen Zusammenhange stehenden Gemeindeangelegenheiten von Männern verwaltet zu sehen, die auch in ihrem Privatleben als achtungswürdig erscheinen. In der Bürgerschaft Hände ist jetzt das Schicksal der städtischen Angelegenheiten für die nächstkommenden sechs Jahre gelegt, und wenn jeder Stimmberechtigte von seinem Rechte in der Art Gebrauch macht, daß er drei anerkannt tüchtigen Kandidaten, von denen jeder gleich befähigt und berufen ist, das erste Gemeindeamt zu bekleiden, seine Stimme gibt, so kann es nicht fehlen, daß wir einen gehörig qualifizirten Bürgermeister erhalten, den die öffentliche Stimme mit Beifall auf seinem Stuhle begrüßen wird.

Aachen, 31. August.

Was den Kunstfreund gegenwärtig hier fesselt, ist die durch belgische Blätter bereits angekündigte Erscheinung der Demoiselles Milanollo, Kinder von 8 und 13 Jahren, welche Konzerte auf der Violine geben. Therese, die Aeltere, ist Schülerin von Lafont, und sie selbst Lehrerin ihrer Schwester Marie. Man muß Beide hören, um das zu glauben, was die Tagesblätter ihnen nachrühmen. Es ist, als ob die h. Cäcilia zwei Engel der Kunst herab gesandt hätte, um alle Heroen derselben zu beschämen; denn hier scheinen Theorie und Praxis durch eine höhere Weihe auf's vollkommenste ersetzt zu seyn.

Hamburg, 27. August.

Seitdem Bauernfeld's werthloses Preisstück: „Industrie und Herz" auf unserm Stadttheater kläglich ausgepfiffen und für immer zu Grabe getragen wurde, ist uns im Schauspiel nichts Neues dargeboten. Desto schönere und mannichfachere Genüsse bietet statt dessen die Oper, in der wir die liebliche Nachtigall Fischer-Achten bisher als Susanna (in Figaro), Norma und Gabriele (im Nachtlager) zu hören und zu bewundern Gelegenheit hatten. Wir tragen kein Bedenken, Mad. Fischer-Achten eine erste dramatische Gesangskünstlerin zu nennen; in so hohem und seltenem Grade finden sich alle Requisite, eine herrliche, frische Stimme, treffliche Methode und ein lebendiges Spiel bei ihr vereinigt. Vor Allem in schalkhaften, naiven Rollen ist sie unübertrefflich; ja, ihre Stimme scheint, seit den paar Jahren, daß wir sie nicht hörten, an Schmelz und Wohllaut beinahe noch gewonnen zu haben. Reicher, jubelnder Beifall des trotz des heißen Sommerwetters zahlreich versammelten Publikums ward der Künstlerin bei ihrem jedesmaligen Auftreten zu Theil. Die letzte Aufführung des „Nachtlagers von Granada" war eine recht gelungene, indem Hr. Leithner die Partie des Prinz-Regenten zu seinen Glanzrollen zählt und hierin nicht leicht seines Gleichen finden möchte. — Tanz die Fülle haben wir jetzt auf unserm Repertoir — von großen und kleinen Gästen. Hr. Fenzl aus Wien hat mit seinen Kindern und Zöglingen einige Vorstellungen gegeben und Beifall gefunden. Es ist ein niedliches Kinderballet. Die Kleinen tanzen und springen mit so vieler Leichtigkeit, Sicherheit und Grazie und sind so allerliebst costümirt, daß man eine solche Pantomime mit Freuden einmal ansieht. Auguste Nielsen, eine junge Kopenhagenerin, gab bei ihrer Durchreise ein paar Tanzdivertissements und hat in der That einen hohen Gipfel der Kunst erstiegen. Das Charakteristische ihres Tanzes ist edle, sinnige Einfachheit; sie setzt dem koketten Anreiz seelenvolle Grazie entgegen und — siegt. — Zur wahren Freude gereicht es mir, Ihnen aus guter Quelle mittheilen zu können, daß Hr. Hendrichs der Unsrige bleiben wird und sich somit das schon in öffentlichen Blättern verbreitete Gerücht, als habe er von Ostern an ein vortheilhaftes Engagement in Berlin angenommen, von selbst widerlegt. Leider haben wir aber noch immer keine Aussicht, Halm's „Sohn der Wildniß", der über alle bedeutenden Bühnen bereits die Runde gemacht hat und an unserm Hendrichs gewiß einen trefflichen Darsteller finden würde, so bald bei uns aufgeführt zu sehen.

Kunstnachricht.

(Frankfurt a. M.) Sicherm Vernehmen nach wird der bei uns noch in sehr rühmlichen Andenken stehende Zauberer Prof. Ferd. Becker aus Berlin zur nächsten Messe hier eintreffen, um hierselbst seine Kunstvorstellungen aus dem Bereiche der natürlichen Magie ꝛc., denen sich seit Kurzem auch noch die Leistungen einer höchst auserwählten Künstlergesellschaft anschließen, zu geben. Da wir bereits früher Gelegenheit hatten, die Vorstellungen des Hrn. Prof. Becker mit wahrer Befriedigung zu sehen und sich derselbe gewiß unterdeß auf seinen großen Reisen im In- und Auslande bedeutend vervollkommnet haben wird, dieses auch durch viele Zeitschriften und namentlich durch die Hannover'sche Zeitung, den Hall'schen Courier und unlängst durch die Leipziger, Berliner, Kasseler und andere namhaften Zeitungen bestätigt wird, so dürfen wir uns in der That diesmal einen recht angenehmen Genuß versprechen. Wie verlautet, wird Prof. Becker jetzt auch noch ein höchst brillantes Theater in ächt orientalischem Style und dazu passenden Decorationen aufstellen, um durch seine jetzt noch weit größere Auswahl von Kunstapparaten, welche er größtentheils erst neuerdings erfunden haben soll, ein desto glänzenderes Ganze herzustellen und Alles in möglichst großartigem Style auszuführen, was er damals wegen seiner verspäteten Ankunft nicht bewerkstelligen konnte. Wir wünschen und versprechen ihm deßhalb um so viel mehr diesmal einen recht zahlreichen Besuch, wie er sich dessen bereits damals zu erfreuen hatte.

***

Theater-Anzeige.

Montag, 5. Sept. Marie, oder: Die Regimentstochter, komische Oper in 2 Abth., Musik von Donizetti.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 246. Dienstag, den 6. September 1842.

Das Glück eines Millionärs.

Humoreske nach M. Mery von Kathinka Zitz.

Wenn man die Brücke von Hihgate hinter sich gelassen hat, erblickt man auf dem Wege nach Bedford ein reizendes Landhaus, welches einem Messerschmied von Birmingham gehört, der sich von den Geschäften zurückgezogen hat. Dieser reiche Handwerksmann hieß William, wie alle Engländer, und Shoffield, wie einige von ihnen. Er hatte während dreißig Jahren so viele Messer verkauft, daß er sich auf ehrliche Weise ein ungeheures Vermögen erworben hatte; an jedem verkauften Messer hatte er den Stiel gewonnen; sein Ruf hatte seines Gleichen nicht in Providence-Buildings. An dem Tage, an welchem er inne ward, daß er fünfzehntausend Pfund Sterling Renten besaß, gab er seine Messer auf und ward Privatmann; seine Absicht war, das Leben zu genießen. Er abonnirte sich auf den Sun — um nur die letzte Seite zu lesen, worauf die Bekanntmachungen stehen, wie alle Engländer zu thun pflegen, weshalb sie auch so stark in der Politik sind. Vermöge der täglichen Angabe des Suns kaufte er einige Grundstücke in der Grafschaft Kent, um London näher zu kommen, wo er sein Leben im Schoße des Vergnügens zu endigen hoffte.

Im Frühling des Jahres 1834 nahm Shoffield Besitz von diesem Landhause in der Nähe von Hihgate, und nahm zwei Bediente an, welche gelbe Borden und blaue Handschuhe trugen. Milne, der berühmte Wagenfabrikant von Edgar-Road, verkaufte ihm eine Berline, drei Pferde und einen schwarzen Kutscher, der seit der Abschaffung des Negerhandels emancipirt war. Jeden Tag lud der Postwagen von Bedford einen frischen Salmen und einen Hummer aus Adelphis Fischerei vor seiner Thüre ab. Shoffield war vierzehn Tage lang glücklich wie ein heidnischer Gott.

Beim Beginnen der zweiten Hälfte des Monats seufzte er, als er nach dem Messer griff, um seinen Salmen zu zerlegen, und warf einen melancholischen Blick nach dem Norden von England. Sein Bedienter meinte, er beklage sich pantomimisch über die Unreinlichkeit des Messers, und bot ihm ein Dutzend andere auf einem Teller dar. Shoffield gab dem Teller einen heftigen Faustschlag, so, daß dieser in Stücke zerbrach und die Messer auf die Erde fielen. Der Bediente begehrte augenblicklich seine Entlassung, denn der englische Bediente ist sehr stolz, weil er frei geboren ist und Handschuhe trägt.

„Gott verdamme mich!“ sagte Shoffield, „ich fürchte den Spleen zu bekommen. Ich glaubte nicht, daß es so schwer sey, nichts zu thun; ich war so glücklich in meiner Werkstätte zu Providence-Buildings! Ich muß doch meinen Nachbar Kemble um Rath fragen.“

Kemble ist der Sohn des berühmten Schauspielers gleiches Namens, und ist zudem der Herausgeber der Quarterly Review. Er ist ein Mann von vierunddreißig Jahren, ernst wie seine Vierteljahrschrift, grau eingebunden, mit einer Weste mit schmalem Rand. Shoffield hatte für Kemble's Vater eine Sammlung unschuldiger Dolche fabrizirt, welche zu den Rollen Hamlets und Macbeths bestimmt waren; dadurch hatte er den Sohn kennen gelernt.

Der jüngere Kemble sann in einem warmen Treibhause über einen Artikel gegen die Birmanen nach, als ihm sein Bedienter den Nachbar Shoffield anmeldete. Die Unterhaltung begann wie gewöhnlich unter Engländer. Shoffield setzte sich und sah Kemble an, Kemble betrachtete Shoffield, und dieser Austausch von Blicken dauerte eine halbe Stunde. Schweigen herrschte auf beiden Seiten. Dieser Zustand der Dinge hätte sich bis zum Abend hinausdehnen können, hätte Kemble nicht die Correktur eines Artikels zu machen gehabt, welcher die Werke Tay-is-Koës, eines gelehrten Mandarins, betraf, der 3587 Jahre vor der gewöhnlichen Zeitrechnung existirte. Er hatte also keine fünf Minuten länger zu verlieren. Er stieß daher ein Ach! aus. Auf dieses Ach! erhob sich Shoffield mit der bestürzten Miene eines Mannes, welcher zu belästigen glaubt, und grüßte bereits, um sich zu verabschieden, als ihn Kemble zurückhielt.

„Master Shoffield,“ sagte er, ohne die Zähne von einander zu thun, „Sie haben mir ohne Zweifel etwas zu sagen. Sie können sprechen.“

„Ja, Master Kemble, ja, ich wünsche, daß Sie mir einen Rath geben, Sie, der Sie so gelehrt sind.“

Kemble ließ sich durch dieses Kompliment keineswegs aus seiner Ruhe bringen.

„Lassen Sie hören, welchen Rath?“

„Sie sollen mir ein Mittel angeben, um die Zeit mit Lust todt zu schlagen; seit ich das Handwerk aufgegeben habe, langweile ich mich zum Sterben. Was muß ich thun?“

„Wohlan! abonniren Sie sich auf meine Zeitschrift, Master Shoffield.“

Digitized by Google

„Ja, das wäre schon was; ich abonnire mich auf ein Jahr. Wie oft erscheint sie des Jahrs?"

„Viermal; ein Band jedes Vierteljahr; aber ein tüchtiger Band von vierhundert und fünfzig Seiten."

„Master Kemble, mir scheint das sehr wenig, um drei Monate damit auszukommen."

„Wohlan! so kaufen Sie die ganze Sammlung von 1827 an dann haben Sie an dreißig Bände zu lesen."

„Gut, ich nehme die ganze Sammlung. Jetzt was anders, Master Kemble; geben Sie mir eine Liste der Vergnügungen, die man sich zu London für Geld verschaffen kann."

Anständige Vergnügen, nicht wahr?"

„Ich verlange keine andere."

„Es gibt keine anständigen Vergnügen."

„Denken Sie wohl nach, Master Kemble."

„Sie können in den großen Cigarren-Divan gehen!"

„Was thut man in diesem Divan?"

„Man lies't meine Vierteljahrsschrift; und dann ist eine Drehorgel da, die einen Choral von Luther spielt, während Sie lesen."

„Das scheint mir nicht sehr ergötzlich, Master Kemble."

„Sie können es ja versuchen?"

„Ich will es versuchen. . . . Wissen Sie nicht sonst noch Etwas?"

„Sie können am Strand spazieren gehen, von Temple-Bar bis Humpherford-Market."

„Und nachher?"

„Nachher gehen Sie wieder von Humpherford-Market bis Temple-Bar."

„Das ist nicht sehr kostspielig."

„Einen Shilling in einem Omnibus und nichts zu Fuß."

„Ist das Alles, Master Kemble?"

„Sie können auch den Nebel mit einem von mir erfundenen Demometer messen. Das ist ziemlich amüsant. Diese verschiedenen Zerstreuungen können Sie langsam bis an das Ende Ihrer Tage führen. Wie alt sind Sie, Master Shoffield?""

„Acht und fünfzig Jahre."

„So eilen Sie, Ihr Vermögen zu genießen; eilen Sie... Morgen werde ich Ihnen unfehlbar die Sammlung meiner Zeitschrift überschicken. Wollen Sie zwei Sammlungen?"

„Meinetwegen; es ist ein Vergnügen mehr."

(Fortsetzung folgt.)

Fragmente aus der Geschichte der Türkei.

(Von G. Kaut.)

Ohne Zweifel finden sich unter den Lesern dieser Blätter auch solche, denen es Unterhaltung gewähren dürfte, in die Vergangenheit eines viel besprochenen Reiches, in die Zeit seines höchsten Glanzes, dessen Erlöschens, und wiederum in die seines tiefen Falles geführt zu werden. Darum habe ich es versucht, das Interessanteste in dieser Beziehung hier kurz zusammen zu stellen.

I.

Die Türkei auf dem Gipfel ihrer Macht.

Im Jahr 1520 bestieg Soliman II. den Thron der Osmanen. Die Lektüre von den Thaten seiner Vorfahren bewirkte in ihm den Entschluß der Nachahmung. Er wollte ihnen nicht allein gleichkommen, sondern sie wo möglich noch übertreffen, und zwei Dinge hatte er gefunden, welche seinen Vorfahren nicht geglückt waren, nämlich die Eroberung von Rhodus und von Belgrad; daher beschloß er, beide Plätze zu erobern, es koste, was es wolle. Schon 1521 sehen wir ihn mit einer mächtigen Armee vor Belgrad, welcher Festung er sich auch nach kurzem Widerstande bemächtigte. Doch wollte er die europäischen Herrscher nicht vor der Zeit zu den Waffen nöthigen und drang nicht weiter nach Westen vor. Dahingegen erschien er noch in eben dem Jahre vor Rhodus, dem Sitze der Johanniter-Ritter, welche diese Insel seit 1306 inne hatten, und eroberte sie nach lebhaftem Widerstande. Kaum war die Eroberung von Rhodus gelungen, so wandte Soliman seine Waffen wieder nach einer andern Seite. Er hatte einige Gesandte zum ungarischen Könige Ludwig II. geschickt, welche mit abgeschnittenen Ohren zurückkamen. Daß sich Soliman diesen Schimpf nicht gefallen ließ, kann man sich leicht denken. Mit einer zahlreichen Armee brach er in Ungarn ein und näherte sich mit 200,000 Mann Mohacz. Der König von Ungarn rückte ihm mit 30,000 Mann entgegen. Dieser, ein junger Mann ohne Kriegserfahrung und sehr übel berathen, vertraute das Commando seines Heeres einem Mönche an, der eher geschickt war, eine Messe zu lesen, als an der Spitze einer Armee einem kühnen und zahlreichen Feinde entgegen zu treten. Man stellte den armen König in die vordersten Reihen; die Schlacht begann, die Ungarn wurden, wie voraus zu sehen, geschlagen, und der König, durch einen Morast setzend, versank in seiner schweren Rüstung darin. Erst nach zwei Monaten zog man seinen Leichnam heraus, und man erzählt, daß sich Soliman kaum hätte der Thränen erwehren können, als er erfuhr, auf welche leichtsinnige Weise der König geopfert worden war. Unaufhaltsam drang er nun vor und erschien sogar vor Wien. Aber durch die wüthendsten Stürme konnte er die gutvertheidigte Stadt nicht nehmen, und als endlich sogar ein Entsatz heranzog, mußte er eiligst die Belagerung aufheben und sich durch Ungarn in seine Staaten zurückziehen.

Noch im Alter war das kriegerische Feuer in Solimans Seele nicht erloschen. Ehe sein großer Geist schied, wollte er noch die Freude haben, den Blitz des Krieges zermalmend auf Deutschland geschleudert zu haben. 1565 drang er an der Spitze einer zahlreichen Armee in Ungarn ein, des Entschlusses, nur auf den Mauern des erstürmten Wiens seiner Thaten Ziel zu setzen. Der für Deutschland zu früh geschiedene edle Körner läßt in seinem Trauerspiele „Zrini" den großen Soliman sehr schön über seine Thaten und seine Zeit sprechen, nämlich also:

„Die Welt, die flammende, hätt' ich bezwungen,
Wär' ich der einzige Held in meiner Zeit;
Doch große Männer lebten mein Jahrhundert,
Und große Helden standen wider mich.
Ich darf mich nicht des Glückes Liebling schelten,
Ich hab's mit Kraft dem Schicksal abgetrotzt,
Was es dem Bittenden verweigern wollte.
Was hat den Alexander groß gemacht,
Was hat die Welt den Römern unterworfen?
Kein Kaiser Karl stand ihnen gegenüber,
Kein la Valette wehrte ihren Sieg.
Karl! Karl! Du hättest jetzt nicht leben sollen.

Digitized by Google

Und dein Europa lag zu meinen Füßen!
D'rum ruf ich dich zum letzten großen Kampf,
Haus Oesterreich! — jetzt rüste deine Fahnen,
Held Soliman will siegend untergeh'n."

Und der große Soliman ging zwar bald unter, aber nicht als Sieger. Vor der ungarischen Festung Szigeth angekommen, war der Sultan noch zweifelhaft, ob er dieselbe erst erobern, oder ob er gerade auf Wien losrücken sollte. Seine Heerführer fürchteten sich aber vor der Tapferkeit des Commandanten Zrini und riethen, Szigeth unbestürmt liegen zu lassen. Dies beleidigte seinen Stolz so, daß er fest auf Szigeth's Eroberung bestand. Er ließ die Feste mit Heftigkeit angreifen, aber mit Löwenmuth schlug die Besatzung, den heldenmüthigen Zrini an der Spitze, die Stürmer ab. Bald darauf starb er aus Gram über das Mißlingen seiner Unternehmung. Aber Szigeth war damit nicht gerettet; denn die Feste wurde dessen ungeachtet erstürmt und die blutige Siegesfahne auf ihren Trümmern aufgepflanzt. —

Selim II., Soliman's Sohn, war seinem Vater sehr unähnlich. Er war, Mahomed's Gesetz entgegen, ein Liebhaber des Weins, und man erzählt, daß, als ihm die Ceremonien der Säbelumgürtung ein wenig zu lang dauerten, er zwei Becher Weins getrunken habe. Unter seiner Regierung entstanden sogar zu Konstantinopel Weinhäuser. Gewiß würde seine schwelgerische Lebensart dem osmanischen Reiche einen starken Stoß versetzt haben, hätte ihm nicht von seinem Vater her eine wohlregulirte Armee zu Gebot gestanden. Auch er ging dessen ungeachtet auf Eroberungen aus; denn er hätte sich gern bei seinem Volke durch die Erbauung einer Moschee beliebt gemacht, was aber keinem türkischen Kaiser, der das Reich nicht durch eine eroberte Provinz vergrößert hatte, erlaubt war. Die Insel Cypern, seit 1476 den Venetianern gehörig, zog seine Blicke auf sich. Der delikate Wein dieser Insel mochte seinem Gaumen sehr zusagen. Unter einem schönen Himmel gelegen, war Cypern blühend und glücklich; aber gegenwärtig ist der Boden schlecht bebaut, und eine Welt voll Trümmer bietet sich dem Blicke dar. An Cyperns Namen knüpfen sich auch mythologische Erinnerungen. Der Meeresschaum entstiegenen, der holden Liebesgöttin Aphrodite oder Venus waren Städte und Tempel geweiht, deren Ueberreste man noch jetzt sieht. Als aber der Islam seine Fahne aufpflanzte, da verschwand, wie wenn der versengende Samum die Länder bestreicht, Wohlstand und Glück. —

1570 langte eine starke Armee vor Cypern an, und es dauerte nicht lange, so hatten die Türken die Festung Nikosia mit stürmender Hand genommen. Doch ging die dabei gemachte Beute verloren. Die Türken hatten nämlich eine Anzahl junger Mädchen auf das Schiff gebracht, um sie in Konstantinopel als Sklavinnen zu verkaufen. Eines dieser Mädchen warf aus Verzweiflung Feuer in die Pulverkammer des Schiffes, und Schiff und Inhalt flogen in die Luft. Nach einer Belagerung von zwei Monaten mußte sich die Festung Famagusta ebenfalls ergeben. Zwar hatten sie der Besatzung freien Abzug versprochen; da jedoch die Türken 30,000 Mann verloren hatten, so hielten sie den Akkord nicht, verkauften die gemeinen Soldaten als Sklaven und brachten den tapfern Anführer Bragadinnos martervoll um's Leben. Schon während der Belagerung von Famagusta hatten die christlichen Potentaten eine ansehnliche Flotte zusammen gebracht, welche, von einer zahlreichen und tapferen Mannschaft besetzt, und geleitet von dem erfahrenen Großadmirale Don Juan d'Austria und dem berühmten Genuesen Andreas Doria, stark genug gewesen wäre, die türkische Macht zu zertrümmern, hätte nicht verderblicher Egoismus die Hand im Spiele gehabt. Andreas Doria wird von seinen Zeitgenossen beschuldigt, als habe er nie mit Ernst darnach getrachtet, durch einen entscheidenden Schlag das Kriegsfeuer auszulöschen, weil er sich so lange als möglich daran habe wärmen wollen. 1571 wurden die Türken in der großen Seeschlacht bei Lepanto so geschlagen, daß die ganze türkische Seemacht verloren gewesen wäre, hätte nicht Doria absichtlich einige Schiffe entwischen lassen. Jedermann glaubte nun, die vereinigte Flotte würde nach Cypern segeln und diese Insel den Türken entreißen; aber zu aller Welt Erstaunen trennte sich die mächtige Flotte, und das schöne Cypern war für die Venetianer verloren. Der Großvezir konnte sich über dies Benehmen der Christen nicht genug wundern, und sagte einstens zu dem venetianischen Ambassadeur, die Christen sollten über die gewonnene Seeschlacht nicht zu sehr frohlocken; der Verlust einer Flotte wäre mit dem Verlust eines Königreichs nicht zu vergleichen. Die Türken hätten den Venetianern den rechten Arm abgelöst, der schwerlich wieder wachsen würde; die Christen hingegen hätten den Türken nur ein wenig den Bart ausgerauft, der schon wieder zu wachsen beginne. —

Unter Soliman II. war die Türkei am mächtigsten; nachher sank ihre Macht. Die Sultane zogen sich immer mehr in den Harem zurück und ergaben sich der Wollust in einem entnervenden Grade. Alle Disciplin im Heer schien sich mehrmals ganz auflösen zu wollen, namentlich schadete das Janitscharensystem dem Reiche sehr. —

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

„Mefistofeles. Revue der deutschen Gegenwart in Skizzen und Umrissen. Von Friedrich Steinmann. Zweites Heft. Kassel, bei Hotop, 1842." — Bei aller Achtung vor dem freien Worte, bei aller Verehrung jenes Muthes, der frank und frei den schwierigsten Verhältnissen zum Trotz seine Ueberzeugung ausspricht, kann der wahre Freund der Literatur dennoch Bücher der Art, wie das vorliegende, nicht billigen. Es war eine der gefährlichsten Verirrungen des als Kritiker und Dramatiker so geachteten Müllner, das Wechseln und Wogen der literarischen Urtheile, die Ebbe und Fluth der kritischen Gunst und Ungunst, mit einem Worte das Leben der Literatur durch geheime Motive, Buchhändlerintriguen und Privatinteressen erklären zu wollen. Müllner hat jene Phrasen, die man im Munde der Schriftsteller so oft hört, autorisirt: „Er tadelt mich, weil er mich beneidet; er tadelt mich, weil ich ihn nicht lobte; er verfolgt mich, weil ich einen Vetter seines Freundes oder den Freund seines Vetters nicht gegrüßt habe." Müllner schrieb gegen Brockhaus und Vieweg, deckte seine eigenen Honorarverhältnisse auf, kramte fortwährend in der schmutzigen Wäsche der Literatur und hat durch seine im höchsten Grade indiscrete Polemik den Saamen zu einer Wuchergattung von Büchern gelegt, der wir auch die vorliegende Schrift des

Digitized by Google

Hrn. Steinmann anreihen müssen. Der Herausgeber dieses zeitschriftartigen Unternehmens ist ohne Frage ein Mann von Einsicht, ein heller Kopf, ein Schriftsteller, der der Sache des Lichtes und der Wahrheit dienen möchte. Die Gesinnung des Hrn. Steinmann zu bezweifeln, ist die Kritik nicht befugt. Wohl aber darf sie die Mittel verwerfen, mit denen Hr. Steinmann seine verschiedenartigen, meist liberalen und achtbaren Zwecke zu erreichen sucht. Er strebt, ganz in der Weise Müllner's, zu sehr die Literatur aus Privatverhältnissen zu erklären, er findet nirgends mehr Sachlagen, sondern nur noch Persönlichkeiten, er hascht nach ungedruckten Briefen, sagenhaften Gerüchten, ja nach einer Chronik der Thatsachen, die man nicht selten befugt ist, Chronique scandaleuse zu nennen. Diese Waffe sollte der edeldenkende Schriftsteller immer verschmähen. Gesetzt auch, man schenkte seinen oft trüben Quellen und unverbürgten Anekdoten Glauben, so ziehen ihn doch die Anekdoten vom Hauptzweck ab, treten in den Vordergrund und geben einem Buche, wie dem vorliegenden, statt des Ansehens eines Dokumentenmagazins für die Geschichte der Zeit und ihrer Wirren nur das Ansehen eines literarischen Oeil de boeufs, eines zeitgenössischen „Hirschparkes", in welchem die Felder der Literatur nicht nach dem Griffel Klio's, sondern nach der Plauderhaftigkeit ihrer Kammerdiener beurtheilt werden. Abgesehen von mehreren polemischen Excursen, die zu sehr das persönliche Interesse des Hrn. Herausgebers betreffen, kann man den einzelnen Rubriken dieses Heftes Mannichfaltigkeit und Curiosität nicht absprechen. Undurchblättert wird dieses Buch von keinem Literaturfreunde bleiben. In unserer obigen Rüge war es uns zunächst nur um die Feststellung eines allgemeinen Standpunktes zu thun.

(Champagnerverbrauch in Deutschland.) Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß sich der Champagnerverbrauch in Deutschland seit der Julirevolution so wesentlich gesteigert hat, daß jetzt jährlich mindestens zwei Drittheile dieses Weines mehr, als früher, getrunken werden. Seit Anfang der dreißiger Jahre hat der Champagner aufgehört, ein Privilegium der Aristokratie zu seyn. Er ist populair geworden, und hat das Recht erhalten, sich bei allen Festlichkeiten, selbst in den kleinsten Städten und auf dem Lande einzustellen. Deutschland erzeugt jetzt Rheinwein-, Neckar- und Lößnitzer Champagner, drei Sorten, die edel genug sind, um mit dem echten Gewächse in die Schranken zu treten, und dennoch setzen die französischen Weinhändler Tausende von Flaschen mehr, als früher, an uns ab.

Korrespondenz.

Usingen, im August.

Wie freudig regt sich in den meisten Theilen Deutschlands der Handel, die Industrie und der Ackerbau. Mit welcher Emsigkeit werden große und kleine Quellen des Nationalwohlstandes entdeckt und ausgebeutet! So erfreulich dies ist, so bedauerlich ist es, wenn einzelne Gegenden in diesem segensreichen Fortschritte zurückbleiben, wenn sie allein in lethargischem Schlafe verharren. Dies ist besonders in unserer Gegend der Fall und zwar theils aus Mangel größerer Kapitalien, theils aus Mangel derjenigen Intelligenz, die zu größeren Unternehmungen erforderlich ist. Als Beleg hiefür möge es dienen, wenn ich Ihnen sage, daß im Amt Usingen die reichsten Torfwiesen unbenutzt liegen bleiben und sich Niemand findet, der sie ausbeutet, obgleich das Holz einen außerordentlichen Preis hier zu Lande erreicht hat, der, wegen der Concurrenz der Hüttenwerke, welche besser bezahlen können, als die armen Bauern, immer noch im Steigen ist. Es ist schon lange her, als der unternehmende Gradirmeister von Nauheim, Hr. Wilhelmi, mit Bohrmaschinen in hiesige Gegend kam, um das Terrain in Hinsicht des Torfbaues zu untersuchen. Er hatte den Plan, wenn seine Untersuchungen günstig ausfielen, eine große Actiencompagnie für Torfbau zu gründen. Aber er fand sich betrogen in seinen Untersuchungen und kehrte unverrichteter Sache zurück, weil sich Niemand fand, der ihn mit unserer Gegend genauer bekannt gemacht hätte. Seitdem ist man wenigstens aufmerksam geworden auf die Torfgründe in der Gemarkung Wernborn, Hausen, Pfaffenwiesbach ꝛc., welche zusammen etwa 12 — 16 Morgen treffliches Torfland besitzen. Der hiesige Bürger Hr. Benedict Dienstbach besitzt einen großen Torfbau in hiesiger Gemarkung, aber ihm ist es noch nicht gelungen, das Torfbrennen allgemein in Gang zu bringen, obgleich er mit bloßem Torf seine Branntweinbrennerei unterhält. Nichts wäre wünschenswerther, als wenn diese Zeilen einem unternehmenden Manne zu Gesicht kämen, der die Behandlung des Torfs genau kennt und der die nöthigen Kapitale besitzt, um die Sache in's Große zu treiben. Er könnte für einige Gulden ganze Strecken bis jetzt ungebrauchten Torflandes kaufen und könnte bei den hohen Holzpreisen eines sehr guten und schnellen Absatzes sich versichert halten. Wir rathen demselben, sich zuvörderst wegen näherer Mittheilungen an Hrn. Schultheiß Maibach zu Wernborn, Amts Usingen, zu wenden, der bereitwillig ist, dieselben auf jede portofreie Anfrage zu ertheilen.

Zweisylbige Charade.

Demagog im höchsten Grade,
Herrscht die Erst' in manchem Staate,
Kein Gesetz ist ihr bekannt.
Herber Kummer, sieches Schleichen,
Sind die wohlbekannten Zeichen,
Wenn sie uns in Fesseln bannt.

Wen die Zweite soll beschützen,
Der darf sie nur gut besitzen,
Unschuld ist ihr Fundament.
Sie ist eine Ehrengabe,
Theu'rer als die beste Habe,
Dem, der ihren Werth erkennt.

Hörst du je das Ganze tönen,
Gellend oder nur ein Stöhnen,
Freund, die Pflicht erheischt es dann,
Daß du helfend rasch dich zeigest
Und nicht von der Stelle weichest,
Bis du, was du sollst, gethan.

D...m. W. Sauder.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 6. Sept. Die Memoiren des Teufels, Lustspiel in 3 Abth., nach Arago und Vermond, von B. A. Herrmann.

Redakteur: J. K. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 247. Mittwoch, den 7. September 1842.

Das Glück eines Millionärs.

Humoreske nach M. Mery von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

„Ich empfehle Ihnen," fuhr Kemble fort, „besonders einen Artikel, der in sieben Bänden enthalten ist, über die Urbarmachung von Neuholland. Die vier ersten Fragmente des Artikels sind dem Beweise geweiht, daß man einen großen Wald, der sich im Süden befindet, gänzlich ausrotten müsse, um das Innere dieser großen Insel der Gesundheit zuträglich zu machen. Die drei letzten Fragmente befassen sich mit der Zerschmetterung eines Gelehrten von Botany-Bay, der mir einen Brief geschrieben hatte, um mir zu beweisen, daß gar kein Wald im Süden der Insel vorhanden sey, weil sich überhaupt kein einziger Baum auf dem Boden von Neuholland befände. Sie werden in der nächsten Nummer meinen achten Artikel lesen, der siegreich erweis't, daß dieser Wald nothwendigerweise existiren muß, und daß er sumpfig ist. Wir werden längstens in zwei Jahren sehen, was der Gelehrte von dort antworten wird. Sie können nicht glauben, welchen Reiz solche Streitigkeiten dem Leben geben; das ganze Geheimniß, glücklich zu seyn, ist in ihnen enthalten."

„Sie erfüllen mich mit Freuden," sagte Shoffield, sich verbeugend; „erlauben Sie mir, Ihnen die Hand zu drücken. Adieu, Master, schicken Sie mir die zwei Sammlungen noch heute Abend."

Er nahm Abschied von Master Kemble.

An demselben Abend brachte ein Bedienter auf einem Karren einen Ballen der Quarterly Review vor Shoffield's Haus. Es waren drei Sammlungen. Der ehrliche Messerschmied stürzte sich mit dem Kopfe voran in diesen Ocean des brochirten Glückes; er schnitt den ersten Band auf, der ihm in die Hände fiel, legte sich auf die übrigen zerstreut umher liegenden Bände wie auf eine Matratze nieder, und las die Analyse einer Rede, welche ein protestantischer Missionär den Söhnen der Wilden, die den Capitain Cook ermordet hatten, unter einem Palmbaum der Insel Owhyhee hielt. Diese Rede war nicht gesprochen worden, weil die Wilden die Sprache des Predigers nicht verstanden, eben so wenig, wie dieser die Sprache der Wilden verstand. Der Missionär hatte sich durch Zeichen ausgedrückt; die Pantomime hatte drei Stunden gedauert; die Wilden waren eingeschlafen. Der Messerschmied Shoffield schlief auch ein, wie ein wahrer Wilder von Birmingham.

Mit der Morgenröthe stand er auf und warf einen traurigen Blick auf sein gelehrtes Nachtlager. Sein Kopf war schwer; er ging aus, um frische Luft einzuathmen, und verschluckte ein paar Dutzend Wolken, die in den Zustand des Nebels übergegangen waren, und dieses luftige Magenmittel erleichterte ihn sehr. Er ward leicht wie ein Luftschiffer, und wiegte sich nachlässig in dem Morgenwinde. Dann trank er Thee, um die verschluckten Wolken aufzulösen, und das Gleichgewicht ward wieder hergestellt.

„Ich bin so ziemlich glücklich," sagte er lächelnd.

Gleich darauf ward ihm ein Billet von seinem verabschiedeten Bedienten übergeben, der John hieß, wie alle englischen Bedienten. Dieses Billet war folgendermaßen abgefaßt:

„Wenn Sie ein Gentleman wären, so könnte man sich Ihre übelen Launen gefallen lassen; aber so sind Sie nur ein schlichter Messerschmied, und folglich meines Gleichen. Ich erwarte Sie mit geschlossenen Fäusten unter der Brücke von Hihgate; ich habe einen Zeugen und drei Wetter; bringen Sie die Ihrigen mit, wenn Sie welche haben. John."

Dieses Billet war ein Faustschlag, der schwer auf Shoffield's Haupt niederfiel. Er suchte lange nach einem Gedanken in der Einöde seines Gehirns; er betrachtete den Nebel, zog seine Handschuhe aus, zog sie wieder an, knöpfte seine Weste zur Hälfte auf, ging um eine Fichte herum, gab dem Zeigefinger und dem Daumen seiner rechten Hand die Gestalt eines V, um sein Kinn damit zu stützen; endlich stieß er einen tiefen Seufzer aus, gleichsam als unartikulirte Vorrede des Monologs, den er sich selbst halten wollte.

„Wie," sagte er, „kaum bin ich seit zwei Tagen glücklich, da will mich ein Bedienter todtschlagen, unter dem Vorwande, daß ich kein Gentleman sey. Ich muß mich sogleich unter den Schutz der Gesetze stellen."

Er verlangte seinen Kutscher und seine Pferde. Der Gärtner sagte ihm, alle seine Bedienten wären John nachgefolgt, und hätten eine Bekanntmachung zu Hihgate, zu Hampstead und zu Cricklewood angeheftet, in welcher sie alle Bürger aus den Grafschaften Kent und Middlesex, die Dienste in dem Hause des Messerschmieds von Birmingham nehmen würden, mit dem Zorne des furchtbaren Johns bedrohten.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Rheinlied eines Schwimmers.

Von S. H. Rosenthal.

Am Rhein, am Rhein! so habt ihr oft gesungen,
— Ihr meint damit den edlen deutschen Wein —
Dem Wasser ist kein Loblied noch erklungen,
D'rum sing' ich jetzt: Im Rhein, im deutschen Rhein.

Den edlen deutschen Wein mußt du bezahlen
Und hast du nichts, so ist er auch nicht dein.
Der freie deutsche Rhein gehört uns Allen
Und schließt uns gleich in seine Arme ein.

Wenn von des Tages Mühen wir ermatten,
Nimmt uns der greise König in den Schooß;
In seiner schilfbekränzten Ufer Schatten
Da löset er uns alle Sorgen los.

Auf seinen Wellen wiegt er uns in Frieden
Und trägt an's sich're Ufer uns zurück,
Erzählt uns murmelnd seine alten Mythen
Und seine Träume über Deutschlands Glück.

O schaut nur in die spiegelklare Tiefe,
Wie heimlich ist's da drunten, wie gesund,
Als ob uns Göthe's Stimme daraus riefe:
„Wie wohlig ist's dem Fischlein auf dem Grund!"

Drum, Brüder, frisch geregt en're Hände;
Der alte Vater kühlt, was in uns brennt,
Du reinstes, heiligstes der Elemente,
Du bist des Burschen wahres Element.

Und stimmt mir an das Liedlein von den Raben:
Sie sollen ihn nicht haben unsern Rhein,
So lang sich deutsche Schwimmer in ihm laben
Und sich erfrischen in den Wellen sein.

Fragmente aus der Geschichte der Türkei.

(Von G. Kaut.)

(Fortsetzung.)

II.

Die Wendepunkte der türkischen Macht.

Wohl sucht man vergeblich in der Geschichte nach einem Monarchen, dessen Waffen während seiner langen Regierung weniger Ruhe gefunden hätten, als die des Sultans Mahomed IV. Seine Zeit ist der Wendepunkt der osmanischen Macht, und er ist der letzte der Osmaniden, der die ganze Christenheit durch den Gebrauch der ungeheueren Kräfte eines Reiches, das sich von den Ufern des Euphrats bis an's adriatische Meer, und von den Pyramiden bis in's heutige Rußland erstreckte, in Furcht und Schrecken versetzte.

Als 1648 sein Vater Ibrahim strangulirt wurde, war Mahomed erst acht Jahre alt. Während seiner Minderjährigkeit führten seine Mutter und Großmutter die Vormundschaft. Beide Frauen konnten sich nicht mit einander vertragen, was zur Folge hatte, daß 1651 Mahomed's Großmutter erwürgt wurde. Die Armee kommandirte der berühmte Großvezier Kiuperli mit solchem Glücke, daß die Pforte von der Minorennität des Sultans keinen Schaden hatte.

Schon 1645 hatte Sultan Ibrahim die Republik Venedig mit Krieg überzogen, welcher der kandische genannt wird, weil es sich um den Besitz der Insel Kandia handelte. Obgleich Eroberungssucht eine Hauptursache zu diesem Kriege gewesen seyn mochte, so ist es doch möglich, daß folgende Begebenheit, welche ein gleichzeitiger Schriftsteller erzählt, viel dazu beitrug, die Fackel des Krieges anzuzünden. Im Jahre 1644 fiel nämlich ein Aga bei dem Sultan Ibrahim in Ungnade und wollte deßhalb mit seinem Sohne nach Aegypten reisen; unterwegs aber wurde sein Schiff von den Maltesern genommen, worauf die Ritter mit ihrer Beute in den Hafen von Kandia einliefen, bald hierauf aber nach Malta segelten, in der Meinung, ihr Gefangener sey ein Prinz kaiserlichen Geblütes, weßhalb sie sich auf ihren Fang nicht wenig einbildeten. Diese Begebenheit erregte in ganz Europa Aufsehen. Den Großtürken aber verdroß der ganze Vorfall sehr. Statt die Malteser dafür zu züchtigen, fiel sein ganzer Zorn auf die Insel Kandia, welche damals den Venetianern gehörte und sehr volkreich und blühend war. Schon die Alten nannten sie das hundertstädtige Kreta, und daß sie von mythologischer Berühmtheit ist, wissen die Leser wohl ebenfalls.

Die ganze Insel Kandia war voll kleiner Festungen, von welchen die Türken Canea und Retimo gleich anfangs eroberten. 1666 rückten sie vor die Hauptstadt Kandia. Da sie aber die Stärke dieser Festung kannten, so nahmen die Zurüstungen zur Belagerung viel Zeit weg, und erst im Mai des Jahres 1667 begann daher die Belagerung, welche eine der merkwürdigsten der neueren Kriegsgeschichte ist, mit großer Heftigkeit. Den Hafen hatten die Türken frei lassen müssen, wodurch es möglich war, daß die Festung die nöthigen Verstärkungen und Zufuhren erhalten konnte. Im übrigen Europa herrschte damals Friede; der 30jährige Krieg hatte ausgetobt und man fing eben an, sich wieder zu erholen: daher sendeten nicht nur viele christlichen Mächte dem bedrängten Kandia Truppen, unter andern Braunschweig-Lüneburg zwei Regimenter, sondern auch mancher Offizier, der seinen Muth zeigen wollte, ging als Volontär dahin. Die Venetianer hatten sich von Frankreich den Marquis de Ville zum Commandanten erbeten, und im Juni 1668 erschien eine französische Flotte mit 7000 Mann unter der Anführung des Duc de Beaufort. Auf dieses Hülfscorps setzte man großes Vertrauen, daher wurde ein Hauptausfall unternommen, der jedoch durch die zu große Hitze und Unbesonnenheit der Ausführung nicht nur gänzlich mißglückte, sondern der auch dem Anführer de Beaufort das Leben kostete. Hierauf zogen die Franzosen wieder ab. Endlich 1669 waren die Türken bis an den Hafen vorgedrungen, so daß sie auch diesen bestreichen konnten. Den Venetianern blieb nun nichts übrig, als die Festung durch Akkord zu übergeben, was sie auch thaten. Während der Belagerung sollen 30,985 Christen und 118,754 Türken geblieben seyn. Die Türken hatten 56 Stürme gethan und 472 Minen springen lassen. Welchen Muth und welche Ausdauer mußten damals die Türken bewiesen haben, eine solche Unternehmung im Angesichte von ganz Europa glücklich auszuführen. Aber Kandia ist auch der Türken letzte bedeutende Eroberung.

Digitized by Google

Schon 1660 war Mahomed genöthigt, einen zweiten Krieg zu führen. Georg Ragozky, Fürst von Siebenbürgen, mischte sich 1657 in den Krieg zwischen Polen und Schweden; ward aber von den Polen übel zugerichtet nach Hause geschickt. Siebenbürgen war aber damals von der Pforte abhängig, daher wurde Ragozky vom Sultane zur Rede gestellt, warum er sich ohne Vorwissen der Pforte in einen auswärtigen Krieg eingelassen habe. Der trotzige Ragozky wollte aber kaum seinen Fehler einsehen, geschweige denn um Verzeihung bitten. Eine türkische Armee brach in Siebenbürgen ein, den Ungehorsamen zu züchtigen. Ragozky verlor Schlacht und Leben. Auch fiel die Festung Großwardein in türkische Hände. Da merkten die Christen, daß sich das Ungewitter bald auch über Ungarn ziehen würde, und daß es den Türken bloß an einer Ursache fehlte, in dieses Land einzufallen, welche sich nur zu bald fand. Der Graf Zrini hatte nämlich nicht weit von Carischa eine neue Festung anlegen lassen, und dieselbe nach seinem Namen Neu-Zriniwar genannt. Dies beleidigte den Sultan, und er erklärte daher 1661 dem deutschen Kaiser den Krieg. Mehrere ungarische Festungen fielen in der Türken Hände, so daß denselben der Weg nach Wien offen stand. In dieser Noth brachten die Christen eine ansehnliche Armee zusammen, worunter sich auch ein Corps Franzosen befand. Bei St. Gotthardt traf diese Armee 1664 auf die Türken; eine blutige Schlacht erfolgte, und die Christen errangen einen herrlichen Sieg. Allein die Schlacht hatte nicht die Folgen, die sie hätte haben sollen und können, denn man traute dem König von Frankreich nicht recht, und so kam ein Waffenstillstand auf zwanzig Jahre zu Stande.

Im Jahr 1667 mußte Mahomed seine Waffen gegen Polen kehren. Die Kosaken hatten sich unter türkische Hoheit begeben, darüber entstand mit Polen ein Krieg, in welchem die Türken die für unüberwindlich gehaltene Festung Caminieck eroberten. Johann Sobiesky, damaliger Feldherr der Krone Polen und nachheriger König, schlug die Türken 1673 bei Chozin so entscheidend, daß 30,000 ihrer Krieger auf dem Platze blieben. In dieser Schlacht traf Sobiesky persönlich mit dem Pascha Soliman zusammen. Es erfolgte ein Zweikampf, in welchem Sobiesky seinen Gegner durch einen gewaltigen Säbelhieb erlegte. Doch forderte der verwirrte Zustand Polens den Frieden, der 1676 zu Stande kam.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Auf der Insel Korsika ereignete sich kürzlich folgender Vorfall, der für Land und Leute bezeichnend ist. Ein Mann, Namens Santa Lucia, Bandit von Profession, hatte einem Arzt in Rokaserra den Tod geschworen, und dieser begab sich seiner Sicherheit halber in die Hauptstadt des Departements. Dort war er kaum einige Tage, als Santa Lucia ihm Morgens 6 Uhr auf der Straße begegnete, anschlug, und ihn auf dem Fleck todt schoß. Der Knall rief die Leute an Thüren und Fenster, viele liefen auf die Gasse und umringten den Mörder, der indessen ganz kaltblütig erklärte, daß er Jedem, der ihm nahe komme, sein Messer in den Leib rennen werde. So entkam er, denn die eingeschüchterte Menge machte ihm Platz. Als er am Zollhause war, riefen die Beamten ihm zu, er solle sich gefangen geben. „Kommt und holt mich", war seine Antwort. Drei Soldaten, die ihn festnehmen wollten, verwundete er mit seinem Stilet, lud dann sein Gewehr, schoß es auf seine Verfolger ab, lud noch einmal und — „er schlug sich seitwärts ins Gebirge."

(Vom Neckar, 31. August.) Gestern feierte der berühmte Dr. Strauß, Verfasser des „Leben Jesu", in Horkheim, einem von Heilbronn etwa eine Stunde entfernten Dorfe, seine Hochzeit mit Agnese Schebest. Pfarrer Rapp, ein Studien- und Glaubensgenosse des Dr. Strauß, vollzog die Trauung. Unter den Hochzeitgästen war auch Justinus Kerner. Dr. Strauß wird nun mit seiner Neuvermählten seine in Sontheim, einem Dorfe unweit Heilbronn, gemiethete Wohnung beziehen. Wie man sagt, hat derselbe in Heilbronn selbst keine Wohnung bekommen können, und mußte die traurige Erfahrung machen, daß Leute, die ihm eine solche zugesagt, als sie erfuhren, wer er sey, ihr Wort wieder zurück nahmen. An einem Hause, in welchem er übernachtete, soll man sogar den Teufel an die Wand gemalt haben; Angaben, die für gewiß erzählt werden, an denen man aber wohl zweifeln dürfte, da sie einen merkwürdigen Beitrag zur Kulturgeschichte der ehemaligen freien Reichsstadt Heilbronn liefern würden. (Oberd. Z.)

(Wien, 30. August.) Gestern Nachmittags traf die berühmte Fanny Elsler, von Berlin kommend, hier ein. Somit ist die große Frage gelöst, um welche sich hier Tausende stritten, ob sie ihr Interesse früher nach Paris, oder ihr Herz nach der Vaterstadt ziehen würde. Mit Vergnügen sehen wir, daß sie den letzteren Entschluß gefaßt, und wünschen nur, daß sie auch Proben ihres Talentes auf heimathlichem Boden ablegen wolle, wozu sie jedoch vorläufig nicht disponirt scheint. Ihre Anwesenheit käme unserm Hofoperntheater sehr zu statten, dem, trotz der namenlosen Hitze, das Wasser schon sehr in den Mund läuft, denn auch im Opernrepertoire ist ungeheure Leere eingetreten. Ein unglücklicher Fall im Bade, bei welchem sich unsere böhmische Nachtigall, Dem. Lutzer, beschädigte, und die Abwesenheit der Mad. van Hasselt machen die Aufführung größerer Werke unmöglich, und den letzten Glanz hat Dem. Cerrito's Abgang von unserm Ballete abgestreift. Für den 5. September ist die erste Aufführung des Gutzkow'schen „Richard Savage" nach endlosen Aufschiebungen angesetzt; endlich eine Oase in einer freudenlosen Einöde, denn zwischen dem „Sohn der Wildniß" und „Richard Savage" liegt eine lange, schlecht ausgefüllte Pause.

Der Assisenhof des Departements Puy de Dôme war kürzlich sechs Tage lang mit dem Prozesse eines Ackerknechts, Namens Jaques Besson, beschäftigt, welcher der Ermordung seines früheren Dienstherrn, des Grundbesitzers v. Marcellange, angeschuldigt war. Hr. von Marcellange, nach allen Berichten ein sehr wohlwollender Mann, lebte getrennt von seiner Frau, einer Tochter des Grafen v. la Rochenégly de Chamblas, welche mit ihrer Mutter ihren Mann auf jede Weise quälte und ihm sein Haus so zur Hölle machte, bis er es endlich verließ und auf einem entfernten Gute der Landwirthschaft oblag. Hier wurde er, als er eben am Kamin vertraulich mit seinen Dienern sprach, erschossen. Der Schuß kam zum Fenster herein und traf ihn tödtlich. Der Verdacht fiel sogleich

Digitized by Google

auf Besson, welcher von ihm, als Werkzeug und Spion seiner Gattin, vor kurzem entlassen worden war, und manchfach dafür Rache zu nehmen gedroht hatte. Besson wurde, so lange er im Gefängniß saß, von Frau v. Marcellange, die überhaupt besonderes Interesse an ihm zu nehmen schien, und nach einigen Aussagen in näherem Verhältnisse zu ihm gestanden seyn soll, reichlich verköstigt. Ein anderer Diener, der ausgesagt hatte, Frau von Marcellange und ihre Mutter habe ihn bewegen wollen, ihren Gatten zu vergiften, ist wegen Meineids gestraft worden; doch fiel durch die ganzen Verhandlungen ein sehr schlechtes Licht auf Frau von Marcellange, was auch der General-Advokat nachdrücklich hervorhob. Besson wurde auf die Zeugen-Aussagen hin, welche meist auf Hörensagen beruhen, zum Tode verurtheilt.

In Jerusalem erscheint unter der Redaktion des Bischofs Alexander von Ostern an eine allgemeine protestantische Zeitung, und zwar, wie englische Blätter melden, in englischer, preußischer und hebräischer Sprache. (Mainz. Unterhbl.)

(Neuß, 29. August.) Bei der fortdauernden Dürre werden unsere Gärten, die so schon ziemlich verkümmert sind, noch von zahllosen Raupen und Milben heimgesucht, die besonders statt der Kohlpflanzungen lediglich besenartige Blattrippen zurücklassen. Glücklicher Weise hat Zufall und Nachdenken Mittel gegen beiderlei Ungeziefer an die Hand gegeben. Ein hiesiger Landmann, sehend, daß die nah an den Straßen liegenden und daher oft bestaubten Kohlfelder verschont blieben, bestreute seine Beete mit Straßenstaub, und erhielt sie dadurch; ein Anderer, welcher bemerkte, daß mehrere große Ameisen (Bärameisen) Raupen angefallen, scharrte im Walde ein ganzes Nest dieser Thiere in einen Sack, verpflanzte es in sein Kohlfeld und hatte die Freude, dasselbe in wenig Stunden von allen Raupen gesäubert zu sehen.

(Mord durch Musik.) Vor einigen Wochen saß die Gattin des Gastwirths N. zu Kapsdorf bei Schiedlagwitz mit ihrem Säuglinge an der Brust in ihrer Stube, als unvermuthet eine herumziehende Musikbande ihr lärmendes Geschmetter auf der Hausflur erschallen ließ, wovon die Mutter erschrak und das Kind sichtbar erbebte. Letzteres, obgleich bis dahin völlig gesund, verfiel bald darauf in die heftigsten Krämpfe, die, trotz der angewendeten ärztlichen Mittel, das zarte Leben zum großen Schmerze der Eltern binnen 30 Stunden brachen. Ein schlagender Beweis, daß die schon oft laut gewordenen Klagen über die lästige und gefahrbringende Zudringlichkeit der wandernden Orpheussöhne nicht aus der Luft gegriffen sind!

Es wird sich demnächst ein Verein bilden unter dem Titel: „Harfenjungfrauenunddultgesindel-Vernichtungsverein", sein Zweck, der ganz seinem Titel entsprechen wird, ist gewiß ein sehr zeitgemäßer. Dieser Verein könnte sich auch den Titel geben: „Verein gegen Menschenohrenquälerei."

Korrespondenz.

Wiesbaden, 4. Sept.

Konzert der Mad. Bishop.

Wiesbaden ist noch immer von zahlreichen Fremden belebt und noch mit jedem Tage finden sich neue Touristen ein. Der Centralpunkt der feineren Kurwelt ist der Kursaal mit seinen reizenden und wahrhaft entzückenden Prunkgemächern. Die ersten Kunstnotabilitäten finden hier Gelegenheit, ihre Talente vor der Elite der gebildeten Welt zu produziren. Nachdem die seelenvollen Töne einer Schodel noch immer nachklingen, hatten wir gestern Abend im Marmorsaal des Kurhauses einen neuen Kunstgenuß. Wir hörten ein Gesangstalent von erster Bedeutung, nämlich Mad. Bishop, vormals erste königl. Kammersängerin am Hofe zu London. Sie trug Arien und Recitative von Bellini, Nicolini und Donizetti vor. Der Erfolg war glänzend und die Sängerin erhielt lebhaften Beifall. In dem Gesang dieser Künstlerin finden sich die Vorzüge der modernen Schule und des colorirten Gesanges mit einem ausdrucksvollen und schönen Vortrag vereinigt und sie genügte in diesen Beziehungen jeder Anforderung. Hr. Chevalier Bochsa, welcher die Sängerin, deren Lehrer er ist, auf ihrer Reise nach Italien begleitet, accompagnirte sie auf der Harfe, so wie er auch mehrere Konzertstücke auf diesem Instrumente vortrug. Der Ruf des Hrn. Bochsa als Virtuos und Componist für das genannte Instrument ist zu bekannt, als daß wir Weiteres beizufügen für nöthig erachten, und auch seinen Leistungen wurde rauschender Beifall. Da Mad. Bishop und ihr Begleiter beabsichtigen, in Frankfurt a. M., Mainz und Darmstadt Konzerte zu geben, so werden sich die Kunstfreunde an diesen Orten von den Talenten beider Virtuosen zu überzeugen Gelegenheit finden.

Mainz, 4. Sept.

Die Beendigung der Vorarbeiten zu dem am 21. d. M. dahierstattfindenden Musikfeste, zur Feier der Anwesenheit der 20sten Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, gestattet, einige Data über dieses in jeder Hinsicht das größte Interesse bietende Fest mitzutheilen. Zur Aufführung sind bestimmt: 1) eine Symphonie in C, von W. A. Mozart, unter Direktion des Hrn. B. Lachner; 2) das Oratorium „Belsazar, oder der Fall Babylon's", von Händel, unter Leitung des Hrn. H. Esser. Zur Mitwirkung schließen sich der Mainzer Liedertafel, der Veranstalterin des Festes, mehrere hiesige und auswärtige Vereine (von Aschaffenburg, Darmstadt, Frankfurt, Hanau, Wiesbaden u. m. a. O.) und das ganze Hoftheater-Orchester von Mannheim an, so daß die Instrumentalmusik von ungefähr 120, die höchst effectvollen, abwechslungsreichen Chöre von etwa 1000 Theilnehmern executirt, in dem äußerst günstigen Locale, der Fruchthalle, einen eben so großartigen als seltenen Kunstgenuß gewähren werden. Die Solopartieen, von Frau Pirscher (Sopran), Fräul. Schloß (Alt), Hrn. Härtinger (Tenor), Hrn. Oehrlein (Baß), vorgetragen, lassen ebenfalls das Vorzüglichste erwarten. — Am 22. Sept. wird dann ein auf's glänzendste ausgestatteter Festball in der Fruchthalle den auswärtigen Ehrengästen die schönste Gelegenheit bieten, mit den unserer Stadt und Umgegend angehörigen Freunden der Wissenschaft, der Kunst und alles Schönen einige heitere Stunden zuzubringen.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 7. Sept. (Neu einstudirt): Welcher ist der Bräutigam? Lustspiel in 4 Abth., von Joh. v. Weißenthurn. (Gastrolle) Köthe: Dem. Herrmann, vom Stadttheater zu Bremen.

Donnerstag, 8. Sept. Die Favorite, große Oper in 4 Abth., Musik von Donizetti. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 248. Donnerstag, den 8. September 1842.

Das Glück eines Millionärs.

Humoreske nach M. Mery von Kathinka Zitz.

(Schluß.)

„Mein Gott!“ rief Shoffield, und die folgende Sylbe crystallisirte sich auf seinen Lippen.

Der Gärtner rechete eine Allee und sagte nichts weiter.

Der unglückliche Messerschmied verlor sich in seinen Irrgarten, um Rath von den Bäumen zu fordern. Bei jedem Schritte blieb er stehen; er zerstörte eine Rasenstelle mit der Spitze seines Fußes; er zerkaute Lindenblätter; er sagte: my God! er nahm eine Prise Taback in seiner leeren Dose; er stellte sich vor einen Baum in der Stellung eines Borers; er zog seine Uhr, und sah an dem entgegengesetzten Zeiger nach der Stunde; er war am Ende so aufgeregt, als hätte er französische oder italienische Nerven unter seiner Oberhaut besessen.

Aber er mußte einen Entschluß fassen.

In seinem Leben und in seinem Eigenthume bedroht, zögerte Shoffield nicht länger; er nahm die Jacke seines Gärtners von einem Busche, zog sie an, und sein Landhaus verlassend, machte er sich heimlich auf den Weg nach London, und zwar zu Fuße, und mit seinem letzten Messer bewaffnet. Als er über die Brücke von Hihgate ging, war er von einem Schauer überlaufen; sechzig Klafter unter seinen Füßen, ganz unten in der Tiefe eines Flußbettes, auf einem Teppich von blühenden Disteln, erblickte er John, der mit seinen Wettern eine Vorprobe hielt; einer von ihnen wettete eine Krone, daß Shoffield nicht kommen würde.

„Er hat gewonnen,“ sagte der Messerschmied ganz leise, und entfernte sich schnell, indem er den Staub von seinen Schuhen schüttelte.

Schwer athmend, und von Angst erfaßt, hielt er nicht eher an, als in der Schenke von Hampstead, wo er eine Pinte Porter verlangte. Als er eben das Gefäß von falschem Silber an seine Lippen bringen wollte, erblickte er John, der mit seiner Gesellschaft daher kam, und die geballten Fäuste gegen Himmel erhob. Der Porter fiel in Cascaden von den Lippen des Messerschmieds. In seiner außerordentlichen Verwirrung stürzte er auf die Straße, indem er rief: „Gott rette den König!“ Der häßliche rothköpfige Bursche, der die Schenke besorgte, wechselte die Farbe, mit Ausnahme der Haare.

Man weiß, daß auf der grünen Höhe von Hampstead immer einige Hundert gesattelte und gezäumte Esel stationiren, die zu Lustritten nach der Umgebung von Cricklewood bestimmt sind. Shoffield schwang sich auf den ersten Esel, der ihm in die Hände fiel, und ihn statt des Sporns mit seinem Messer antreibend, schlug er die endlose Straße ein, die in das Herz von London führt, und Totennham-Rood genannt wird. Der Schenkbursche von Hampstead bestieg ebenfalls einen Esel und verfolgte den Flüchtling wegen des nichtbezahlten Porters; John und seine Begleiter bildeten auch eine Reiterei und folgten den Spuren des flüchtigen Messerschmieds.

Vor Wellington-Seminary sah ein Polizeimann einen todtblassen Menschen, mit einem blutigen Messer bewaffnet, im Galopp daher kommen, und hielt dem Esel seinen Stab vor; aber das Thier warf den Mann des Gesetzes auf das Pflaster, und die ganze Reiterei von Hampstead setzte über ihn weg. Von diesem Augenblicke an betrachtete sich Shoffield als den größten Verbrecher von London, und sah sich bereits zu Tyburn aufgehängt.

In der Hitze seiner Flucht hatte er dennoch die Treppe von Humpberford-Market erreicht. Hier blieb sein kluger Esel plötzlich stehen, Shoffield sprang über den Kopf des Thieres, eilte die Treppe hinunter, indem er immer vier Stufen zugleich übersprang, erreichte die Themse, und versteckte sich in dem untern Raume eines Paketboots.

Dort würde er geglaubt haben, der Reiterei von Hampstead Trotz bieten zu können, wenn er nicht hätte fürchten müssen, daß sich seine Feinde in Fußvölker umgewandelt hätten. Er empfahl also dem Himmel seine Seele.

Das Paketboot fuhr die Themse hinab bis nach London-Bridge. Shoffield stieg auf den Ruf des Capitains auf das Verdeck, als dieser die Passagiere aufrief. Man hielt gerade vor dem Tower. Der Messerschmied von Birmingham glaubte hinter sich auf der Themse den vierfüßigen Wiederhall der Reiterei von Hampstead zu hören; er eilte, an das Ufer zu kommen, und sich erinnernd, daß er einen Freund unter den Messerschmieden am Westende von Hart-Street in der City besaß, flüchtete er sich zu ihm. Er hielt sich unfehlbar für einen großen Missethäter. Als er in das Zimmer seines Freundes trat, kehrte er dem Spiegel den Rücken zu, um keinen Verbrecher zu sehen.

Die zwei Tage, die er in diesem Asyl zubrachte, wendete er an, um eine Auswanderung vorzubereiten. Shoffield nahm

Digitized by Google

einen Paß unter einem erborgten Namen, den er dem Schreiber des Alien-Office, der diese Art Pässe ausliefert, mit hundert Pfund bezahlte; er versah sich mit einem Kreditbrief auf unbestimmte Zeit, und schiffte sich zu Southampton nach Livorno ein, auf dem Fahrzeug Bull, Capitain Cox.

So hatte Shoffield innerhalb weniger Tage die Launen eines feindlichen Geschickes erfahren, und trotz seines Reichthums war er dahin gekommen, sein Vaterland verlassen zu müssen. Man erzählt, daß er nach einer längeren Reise wieder in die Heimath zurückgekehrt sey, und von neuem sein altes Gewerbe betrieben habe, da ihm die Pein des Müßiggangs und der Langweile unausstehlich wurde.

Fragmente aus der Geschichte der Türkei.

(Von G. Kaut.)

(Fortsetzung.)

Als nach Abschluß des zwanzigjährigen Waffenstillstandes der deutsche Kaiser von den Türken nichts mehr zu befürchten hatte, nahm er allerlei Veränderungen in der ursprünglichen Verfassung des ungarischen Landes vor, was das Volk sehr gegen den Kaiser und alle Deutschen erbitterte. Nur deutsche Commandanten waren in den Festungen, und Ausländer verwalteten die Aemter. Außerdem erlitten Ungarns protestantische Einwohner ihrer Religion wegen allerlei Verfolgungen und Bedrückungen, und diese unklugen Schritte von Seiten der Regierung reizten die Gemüther so, daß 1678 die verzehrende Flamme des Aufruhrs über ganz Ungarn loderte. Dies ward von Frankreich gern gesehen, sogar unterstützt. Ludwig XIV. benutzte jede Gelegenheit, um das mächtige Haus Oesterreich, das ihm in seinen ehrgeizigen Planen hindernd im Wege stand, möglichst zu schwächen. 1682 wählten sich die Aufrührer in dem Grafen Emmerich Tökely einen Anführer, der, kühn und unternehmend, und von französischem Gelde unterstützt, anfangs dem Kaiser viel zu schaffen machte. Doch zu schwach, weiteren Widerstand zu leisten, rief er die Türken zu Hülfe. Sultan Mahomed war nicht zum Kriege geneigt und würde wahrscheinlich Tökely's Hülferuf wenig beachtet haben, hätte ihm nicht Ludwig XIV. vorstellen lassen, daß der Kaiser Leopold ja gar nicht zu einem Kriege gerüstet wäre. So kam es denn, daß die Türken mit einem gewaltigen Heere in Ungarn einbrachen (1683), sich wider Vermuthen nicht mit Belagerungen von Festungen aufhaltend. Gerades Weges rückten sie auf Wien los, vor welcher Stadt sie am 14. Juli erschienen, die Belagerung sogleich beginnend. Gränzenlos war die Bestürzung in Wien, und nur mit Mühe rettete sich der kaiserliche Hof nach Linz. Wien wäre jedenfalls verloren gewesen, hätte nicht Herzog Karl von Lothringen ein Vertheidigungscorps von 12,000 Mann hinein werfen können. Die Türken machten ihre Hauptangriffe gerade da, wo die Stadt am festesten war. Der König von Frankreich hatte ihnen einen Angriffsplan geschickt, der nicht ganz richtig war, was aber die unwissenden Türken nicht beurtheilen konnten. Wie es diese beturbanten Cannibalen in der Regel machten und machen, so hatten sie auch diesmal die ganze Umgebung von Wien total verwüstet, nicht bedenkend, daß es ihnen selbst zum Verderben gereichen könnte. Allmählig fingen die Lebensmittel im türkischen Lager zu mangeln an; was noch da war, wurde mit Kargheit vertheilt. Da murrten die Janitscharen, die ohnedieß mit dem Großvezier Kara Mustapha in keinem guten Vernehmen standen, und die Unzufriedenheit, Muthlosigkeit im Gefolge, verbreitete sich bald über das ganze türkische Heer, und als endlich der tapfere Joh. Sobiesky, derselbe, der bei Chozin dem türkischen Pascha die Stärke seines Armes zeigte, sowie die deutschen Hülfstruppen der bedrängten Stadt zu Hülfe kamen: da mußten die Türken, nachdem sie die Schlacht vor den Thoren Wiens verloren hatten, fliehend abziehen, den Christen eine unermeßliche Beute zurücklassend. Es ging wohl hier dem großen Soliman nach, der einst sagte, daß die Türken nie weiter als bis an den Fluß Raab gegen die Christen avanciren sollten; überschritten sie diesen, so könnten sie versichert seyn, daß es ihnen unglücklich ginge.

Das war die letzte gewaltige Anstrengung der Türken, Oesterreich zu überwältigen. Von nun an verhielten sie sich fast immer defensiv.

Nach der Niederlage bei Wien zogen sich die Türken nach Ungarn. Die Oesterreicher folgten ihnen und erstürmten 1686 die Festung Ofen, damals die Hauptstadt von ganz Ungarn. Dieser Stadt hatte sich einst Soliman der Große durch List bemächtigt. Der ungarische Prinz Johann hatte sich nämlich unter den Schutz dieses Sultan's begeben, der auch that, als nähme er auf das Interesse des Prinzen großen Bedacht. Eines Tages mußte sich Johann auf Solimans Befehl ins türkische Lager begeben, und unter dem Vorwande, ihm ihre Aufwartung machen zu wollen, folgten ihm bei seiner Rückkehr so viel Türken, daß dieselben ohne Mühe die Besatzung niederhauen und Ofen einnehmen konnten. Segedin ging ebenfalls 1686 an die Kaiserlichen über. Diese Festung war schon 1551 von den Christen bis aufs Schloß erobert gewesen. Statt aber Alles aufzubieten, auch des Schlosses Meister zu werden, trieben die Soldaten allerlei Kurzweil, unter welcher Zeit eine Taube mit einem Briefe ins Schloß flog, worin die Besatzung eines unfehlbaren Succurses versichert ward. Dies geschah auch und die Christen wurden so geschlagen, daß die Türken nach dem damaligen barbarischen Gebrauche 5000 Christen-Nasen nach Konstantinopel senden konnten. 1687 trafen die Oestreicher bei Mohacz auf die Türken und schlugen sie total. Nachdem nun durch das Kriegsglück der kaiserlichen Waffen den Ungarn weiter keine Wahl übrig blieb, unterwarfen sie sich und entsagten ihrem bisherigen Wahlrechte. Seitdem ist Ungarn ein Erbreich des österreichischen Hauses. Die Schlacht bei Mohacz war das letzte Unglück, das Sultan Mahomed IV. als Beherrscher der Osmanen erlebte. Sein widriges Kriegsgeschick erregte in Konstantinopel einen Aufstand gegen ihn. Er ward abgesetzt und in's Gefängniß gesteckt, worin er 1693 starb.

(Fortsetzung folgt.)

Baden-Baden.

Wie es unstreitig ist, daß unter allen Ländern Europa's Deutschland die ausgezeichnetsten Bäder hat, so läßt sich auch nicht in Abrede stellen, daß unter diesen selbst wieder Baden-Baden den ersten Rang einnimmt, was nämlich äußeren Glanz und Großartigkeit seiner Einrichtungen betrifft. Man nennt

Digitized by Google

Genua die Stadt der Paläste; mit gleichem Rechte läßt sich von Baden-Baden sagen, daß es die Stadt der Hotels sey; denn nirgends in der Welt wird sich ein Ort finden, wo die Zahl großer und kleiner Gasthöfe verhältnißmäßig so bedeutend ist, als eben in dem genannten. Ein glänzendes Gebäude dieser Art reihet sich an das andere, und die Namen aller Nationen und Höfe Europa's müssen dazu dienen, ein Hotel von dem andern zu unterscheiden, in welchem die höchsten Personen der Gesellschaft eben so eine passende Unterkunft finden, als der bescheidene und schlichte Bürger. Die Umgegend ist herrlich, und es dürfte schwer fallen, in dem an schönen Landschaften so überreichen Großherzogthume einen Punkt aufzufinden, der reizender wäre, als es Baden-Baden ist. Die malerischsten Bergformen, die dichtesten Wälder, die frischesten Thäler, die prächtigsten Ruinen, das bebauteste Land, alles findet sich daselbst zusammen gedrängt. Es ist daher kein Wunder, wenn während der schönen Jahreszeit die Elite der europäischen Gesellschaft einem solchen Orte zuströmt, wenn dieser einer der Hauptsammelpunkte der vornehmen Welt geworden ist, mit jedem Jahre es noch mehr wird. Es ist nicht die geringste Annehmlichkeit, die Baden bietet, daß man daselbst eben so unbefangt und frei leben kann, als in der größten Stadt. Wer die Lust und die Mittel hat, Luxus zu entfalten, Glanz um sich zu werfen, den großen Herrn zu spielen, der findet hierzu alle Gelegenheit. Wer mitten in dem Gedränge und dem Prunke einer Gesellschaft, in der alle Nationen Europa's repräsentirt sind, ein stilles und einfaches Leben führen will, mag es thun, ohne daß er sich hiedurch zum Gegenstande der Kritik und des Tadels machte. Fürst und Bauer, Adel und Bürgerthum, Vornehm und Gering, alle diese Gegensätze bestehen friedlich neben einander, keiner stößt den andern ab. Selbst an dem Sammlungsorte der eleganten Welt genießt man die größte persönliche Freiheit, benimmt sich Jeder, wie individueller Geschmack und nationale Sitte es verlangt. Schreiber dieser Zeilen hat beobachtet, wie sogar eine Dame an dem besuchtesten Vergnügungsorte in aller Behaglichkeit ihre Havanna-Cigarre aufblies, ohne bemerken zu können, daß die Raucherin deshalb die besondere Aufmerksamkeit des anwesenden Publikums auf sich gezogen hätte.

Obgleich Baden-Baden bereits so reich ist an Anstalten, die zur Bequemlichkeit und Annehmlichkeit der Badegäste dienen, so läßt doch die Freigebigkeit des Großherzogs jetzt wieder eine Trinkhalle errichten, welche, wenn vollendet, das großartigste und schönste Baudenkmal seyn wird, dessen sich irgend ein Bad rühmen kann. Diese Halle ist im byzantinischen Style gebaut, und dazu bestimmt, alle ausgezeichneten Mineralwässer Deutschlands dem Liebhaber zu reichen, so daß man in dieser Anstalt jede mögliche Trinkkur zu machen die bequemste Gelegenheit haben wird. Das herrliche Gebäude rückt rasch seiner Vollendung entgegen, und dürfte schon im nächsten Jahre dem Gebrauche frei gegeben seyn.

Gespielt wird leider auch in diesem Sommer viel in Baden, und eben jetzt ist eine Gesellschaft aus Paris anwesend, gehörig mit Napoleond'ors versehen, und von der Absicht geleitet, den Inhalt der Koffer der Bank zu vermindern, wo nicht gar zu leeren. Noch hat aber dieser Spielverein kein besonderes Glück, wohl aber den Verdruß gehabt, schon manche Rolle seines edlen Metalles von dem Bankhalter einstreichen zu sehen. Was höchst widrig an den Spieltischen auffällt, ist der Umstand, daß dieselben sehr häufig von Damen besetzt sind. Manche dieser unweiblichen Frauen hört man deutsch reden, und scheinen einer Klasse der Gesellschaft anzugehören, von der man Besseres erwarten dürfte. Der Zudrang der Fremden ist dieses Jahr größer als je, und wenn man dieselben täglich einströmen sieht, so begreift man schwer, wo sie alle Unterkunft finden können. Merkwürdiger Weise ist das Leben in Baden-Baden verhältnißmäßig wohlfeil; für ein schon ziemlich gutes und reichliches Mittagessen z. B. zahlt man einen Gulden, für ein ausgezeichnetes ein Fünffrankenstück.

Mannichfaltigkeiten.

Die bekannte rheinische Dichterin Adelheid v. Stolterfoth hat eine neue poetische Spende geboten, deren Ertrag zum Besten des Kölner Doms bestimmt ist; unter dem Titel: „Burg Stolzenfels" hat die Verfasserin, im Verlag von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. 1842", ein romantisches Gedicht herausgegeben, welches von Freunden der Poesie mit Vergnügen gelesen werden wird. Es führt die wichtigsten Momente der berühmten Burg Stolzenfels in einem Kranz von Romanzen und Sagen den Lesern vor und schildert die Naturschönheiten, welche die hohe Feste umschließen. Nachfolgende Stelle aus dem zweiten Gesang möge hier Raum finden:

Hold glänzt des Mondes gold'ner Strahl im Rhein
Und hold darinnen auch der Sterne Schein;
Die Wellen zittern dann vorbei dem Strand,
Als zögen still sie durch ein Geisterland.
Doch wenn die Sonne volle Purpurglut
Hat ausgegossen auf der grünen Flut,
Wenn ihr entsteigt im frischen Morgenhauch
Der weiße, helle Dampf gleich Opferrauch,
Wenn dann die Fischer rudern drüber hin
Und lange Netze silbertriefend zieh'n,
Wenn fern am Strand des Wand'rers Frühgesang
Im Wind zusammenhallt mit Glockenklang,
Wenn's stolz und fröhlich aufrauscht um's Gestein,
Dann ist er schön der königliche Rhein!
Ja, Leben ist der Tag, die Nacht ist Tod,
Schafft sie gleich auch, wie der, für's Morgenroth.
Und Morgenroth glüht rings auf diesen Auen,
Auf Städt' und Burgen, die herniederschauen.
Schön alles, alles! aber schöner doch
Burg Stolzenfels mit ihrem Thurme hoch,
Mit ihren Mauern, wo des Epheu's Ranken
So grün, so dicht im Morgenwinde schwanken,
Mit ihrem Garten, seinem klaren Brunnen,
Dem kühlen Schatten vor dem Strahl der Sonnen,
Den hohen Hallen, reichgeschmückt durch Bilder,
Durch Waffen auch und bunte Wappenschilder,
Mit seinem Schatz — viel edler noch als Gold,
Das aus dem Schacht an's Licht des Tages wollt.

Am 31. August, Abends, wurde bei Bischofsheim v. d. Rh. eine schreckliche Freveltat verübt. Der k. Revierförster Glös-

Google

lein von Burgwallbach wurde nämlich von einem Wildfrevler, den er auf der That ertappte und anhielt, durch einen Schuß in den Unterleib getödtet. Im Fallen jedoch riß der tödtlich Getroffene seinen Mörder mit zu Boden, und der den Förster begleitende Forstgehülfe verwundete denselben durch einen Schuß am Arme. Nichtsdestoweniger entfloh derselbe, wurde aber durch zwei ihm nachgesandte Schüsse an der Hüfte so schwer verletzt, daß auch für sein Aufkommen keine Hoffnung vorhanden ist.

Aus Breslau schreibt man: „Zu je ernsteren Besorgnissen die anhaltende Trockenheit Veranlassung giebt, einen um so größeren Kreis gläubiger Gemüther findet unter Ungebildeten die bereits seit vielen Wochen entstandene und schnell verbreitete fabelhafte Ansicht: „die Eisenbahn allein trage alle Schuld an diesem Mißgeschick; sie lasse die Wolken nicht über sich hinweg, sondern vertreibe sie vielmehr, weshalb es nicht regnen könne." Ja, die umwohnenden Landleute wollen sogar schon den „Herrn der Eisenbahn", den „Gott sey bei uns", in einen nahe gelegenen Dorfkrug haben einkehren sehen."

Das Baselandschaftliche Volksblatt schreibt: Die eidgenössischen Frauen, welche ihre Männer, und die Jungfrauen, welche ihre Schätze im Lager zu Thun haben, können hinsichtlich der Aufführung vollkommen beruhigt seyn, denn sie werden unter sehr strenger Zucht gehalten. Gleich Anfangs gab der Oberst Rilliet einen gedruckten Befehl heraus, worin er den Soldaten nicht weniger als 12 Stücke verbietet, nämlich: 1) das Spielen, 2) bürgerliche Kleider zu tragen, 3) in den Wirthshäusern Schulden zu machen, 4) Gebäude, Bäume ꝛc. zu beschädigen, 5) in der Aare zu baden, 6) an gefährlichen Orten zu rauchen, 7) nach dem Zapfenstreich herumzuschlendern, 8) nach 10 Uhr noch im Wirthshause zu seyn, 9) etwas Soldatisches zu verkaufen, 10) Zank und Streit anzufangen, 11) Feuer zu machen, und 12) über die Brücken von Thun zu gehen. Das ist ja eine wahre Bußzeit.

Vor acht Tagen erschoß sich in Hohenzioz (im Jerichow'schen Kreise des Regierungsbezirks Magdeburg) ein polnischer Edelmann, welcher sich erst vor drei Vierteljahren dort angekauft und verheirathet hatte, nachdem er seine sämmtlichen Papiere verbrannt. Während des polnischen Aufstandes hatte er den preußischen Kriegsdienst, worin er als Lieutenant stand, verlassen und war zu seinen Landsleuten übergetreten. Die nähere Ursache seines Todes ist nicht ermittelt.

Korrespondenz.

Aus dem Weimarischen, 30. August.

Nach einer Verordnung vom 27. d. M. ist das Flößen von Langholz auf der Saale innerhalb des Großherzogthums für die Dauer des gegenwärtigen großen Wassermangels verboten worden. — Ungeachtet unsere Fluren durch einen sanften Regen erquickt worden sind, haben sie sich doch von ihrem traurigen Aussehen noch nicht erholt. Bei dem Anblick der abgestorbenen Früchte und der vergilbten, zum Theil der Blätter schon fast beraubten Bäume sollte man glauben, in der Jahreszeit wenigstens um vier Wochen vorgerückt zu seyn. Dabei gibt es so viel Mäuse und Hamster auf den Feldern, als man sich einer solchen Erscheinung seit dem Jahre 1812 nicht wieder erinnern kann und hier und da hört man das abergläubige Sprüchwort: „Viele Mäuse, große Kriege." Damals gab es Mäuse in solcher Menge und so verschiedenfarbig, daß man sich erlaubte, sie mit den französischen Regimentern zu vergleichen, welche nach Rußland marschirten. Noch ehe die Verordnung erschien, gegen diese schädlichen Thiere Maßregeln zu ergreifen, waren von einigen Landgemeinden des Großherzogthums zur Vertilgung der Hamster bereits Anstalten getroffen und für das Einfangen und Abliefern derselben Prämien festgesetzt worden. Dasselbe geschah z. B. schon am 16. d. M. in dem Orte Vieselbach, wo der Ortsvorstand für das Abliefern eines Hamsters 3 Pfennige bestimmte. Seitdem war es eine Lust, mit anzusehen, mit welcher List man sich bemühte, diese Thiere zu verfolgen und sie in ihren oft tiefverborgenen Höhlen aufzusuchen. Wie emsig man gewesen, beweis't, daß innerhalb zehn Tagen nicht weniger als 4310 Stück eingeliefert wurden, wofür die Gemeindekasse gegen 36 Thlr. verausgabte. Daß in dieser kurzen Zeit nur ein kleiner Theil eingefangen werden konnte, braucht wohl kaum erwähnt zu werden und man ist neugierig auf die Summe, welche im ganzen Umfange des Großherzogthums eingeliefert wird. — Am 27. d. M., an welchem Tage es unaufhörlich gedonnert, aber nur wenig geregnet hatte, gewahrte man Abends gegen 10 Uhr am östlichen Horizonte ein seltenes Phänomen. Aus einer düstern Wolke drängte sich in der Gegend von Blankenhain, wie es schien, nicht ohne Mühe, eine feurige Kugel hervor, welche ein völlig dunkelrothes Aussehen hatte und ungefähr nicht ganz die Größe des Vollmondes haben mochte. Sie verbreitete einen schönen, fast das Auge blendenden Glanz um sich, welcher dem der aufgehenden Sonne nicht ganz unähnlich war, wodurch die Gegend weithin im Umkreise erleuchtet wurde. Dies dauerte ungefähr zwei Minuten. Hierauf theilte sich diese Kugel mit Blitzesschnelle in zwei kleinere, welche fast egal groß waren und die Gestalt von Kegelkugeln hatten. Ihre Bewegung war zitternd, der Schein aber stärker, als zuvor. Kurz darauf schmolzen beide wieder zusammen, bildeten eine unregelmäßige Feuermasse, deren Farbe nach und nach matter wurde und zuletzt in der grauen Wolke ganz verschwand.

Frankfurt, 6. Sept.

Auf unserer gegenwärtigen Herbstmesse werden sich, außer den in diesem Blatte schon erwähnten Kunst-Darstellungen des rühmlichst bekannten Taschenspielers Hrn. Becker, noch folgende Sehenswürdigkeiten produciren: 1) Hr. Corvi wird mit einem beliebten Affen- und Hunde-Theater das lachlustige Publikum durch die Darstellungen der komischsten Scenen amüsiren, so wie durch die römisch-athletischen Uebungen eines 18jährigen Mannes und das „Orakel zu Delphi" angenehm unterhalten; — 2) wird Hr. Boll aus Hamburg das bekannte und berühmte nordische Kleeblatt (Leutchen im Alter von 20, 16 und 11 Jahren, nur 28 bis 35 Zoll hoch, und 16 bis 36 Pfund schwer) vorstellen, das gewiß die Aufmerksamkeit des Publikums in hohem Grade in Anspruch nehmen wird; — 3) stellt Hr. Neukom, Landschaftsmaler aus Schaffhausen, ein Panorama und Cosmorama, oder die große optische Reise durch die Schweiz, auf, die mit Recht den Freunden solcher Anschauungen empfohlen zu werden verdient. Wir verweisen unsere Leser in Betreff der nähern Details darüber auf die Anschlagzettel.

Auflösung der Charade in Nro. 246.

Nothruf.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 8. Sept. Die Favorite, große Oper in 4 Abth., Musik von Donizetti. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

No. 249. Freitag, den 9. September 1842.

Der Todtenfinger. *)

Eine Erzählung nach Thatsachen.

Erste Abtheilung.

Der Sturm wurde immer heftiger und brach sich mit furchtbarem Tosen an den Mauern eines großen massiven Gebäudes, welches ihm allein auf der weiten Schneefläche, über die er hin tobte, einen Widerstand entgegensetzte. Schon viele Jahrhunderte hatten die starken Mauern diesem sie fast stets bekämpfenden Feinde Trotz geboten; zum Beweise, daß auch das Werk von Menschenhand den Elementen zu widerstehen vermag, besonders wenn es Nächstenliebe und Frömmigkeit geschaffen hat, und sein Zweck stets nur der gewesen ist, die Ausübung der edelsten und aufopferndsten Tugenden möglich zu machen.

Der kurze Wintertag war zu Ende gegangen und zugleich mit der Nacht wieder ein heftiges Schneetreiben eingetreten, welches bereits zwei Tage gedauert, aber während des Nachmittages aufgehört hatte.

Ungeachtet dieses wenig einladenden Wetters verließen mehrere dunkle Gestalten, mit langen Gebirgsstöcken versehen, zum Theil Schaufeln und Stricke tragend und von großen Hunden begleitet, das Gebäude. Als sie in's Freie getreten waren, theilten sie sich in kleine Trupps, und verschwanden, ihren Weg nach verschiedenen Richtungen nehmend, bald in der Dunkelheit.

Es waren die Mönche aus dem Hospize auf dem großen St. Bernhard, welche bereitwillig ihr eigenes Leben der Ausübung der schwersten und uneigennützigsten Pflicht zum Opfer brachten.

So sehr es auch draußen stürmte und tobte, so sehr auch der eisige Wind und die heftige Kälte der Natur des Menschen feindlich entgegen trat, man vergaß bald das grausige Wetter, befand man sich in dem behaglich erwärmten und freundlich erleuchteten geräumigen Refektorium des Klosters. Hier bot die dienstbereite Gastfreundschaft seiner Bewohner Alles auf, den müden und erstarrten Wanderer für die beschwerliche und gefahrvolle Reise durch Ruhe und Erquickung zu entschädigen.

An jenem Novemberabende, wo das Wetter sich so ungemein stürmisch anließ, befanden sich nur wenige Reisende in dem Hospize. Die langen Tische in dem Refektorium standen deshalb auch meist alle leer, und nur an einem, dem Kamine zunächst befindlichen, saß eine kleine Gesellschaft. Es waren Reisende, die, von Aosta heraufgekommen, des schlechten Wetters wegen schon mehrere Tage hier oben verweilt hatten. Guter Punsch dampfte vor ihnen auf dem Tische; der schon halb geleerte Inhalt der Schale bewies, daß man sich bemühte, den draußen wehenden Sturm, welcher zuweilen unheimlich durch den Kamin herabtobte, in der behaglichen Umgebung des Gastzimmers zu vergessen.

„Horch!" sagte ein junger Mann, indem er sein Glas, welches er bereits an die Lippen gehoben hatte, wieder auf den Tisch setzte; „horch! schon wieder läutet die Nothglocke!"

„Es wird ein Zug von St. Pierre erwartet," erwiederte ein magerer, finster blickender Italiener, dessen gelbe Gesichtsfarbe und kleinen schwarzen Augen im grellen Widerspruche standen mit den offenen, Vertrauen erweckenden Zügen des jungen Mannes. — „Schon gestern, glaubten die Mönche, würde er eintreffen, und deshalb sind mehrere von ihnen die ganze Nacht auf den Beinen gewesen; eine angenehme Beschäftigung in der jetzigen Jahreszeit! Wenn auch nicht angenehm, doch beneidenswerth — wenn ich Katholik wäre, ich würde mein Leben auf dem St. Bernhard beschließen. —"

„Ihr seyd ein Ketzer, Maestro!" erwiederte der Italiener, den jungen Mann lauernd anblickend, „was habt Ihr in unserm gesegneten Italien zu thun, warum bleibt Ihr nicht in Eurem kalten Norden?"

„Die Liebe zu meiner Kunst trieb mich hin - die größere Liebe zum Vaterlande treibt mich zurück - auch habe ich nicht gefunden, was ich suchte."

„Nicht?" fragte der Italiener verwundert, „Ihr habt nicht gefunden, was Ihr suchtet? dann habt Ihr wohl nicht mit rechten Augen gesucht oder seyd mit nicht zu befriedigenden Ansprüchen hinüber gegangen. Giebt es schönere Bilder, als die eines Raphael, Michel Angelo, Guido Reni, Correggio und hundert Anderer unserer Meister, die ich nicht Alle aufzählen will."

„Ich suchte die Gebilde, die in mir leben, deren Daseyn ich fühle, und die ich nicht wiederzugeben vermag in Farben und Tönen. Je mehr ich aber die Werke Eurer erhabenen Meister anstaune, je undeutlicher werden diese Bilder, je mehr fühle ich, daß ich mich immer weiter von dem Ziele entferne, selbst zu schaffen und den Genius in mir entfalten zu lassen. — Er verhüllt sich vor dem größeren, der aus den fremden Ge-

*) Aus Lewald's Europa.

Digitized by Google

bilden mich anschaut, mir zurufend: Staune mich an, und lerne Deine Unbedeutenheit erkennen! ahme mich nach, das ist der einzige Weg, der Dir übrig bleibt! Ich will aber nicht die große ausgefahrene Straße ziehen, mit all' den stümperhaften Nachbetern Eurer großen Meister. Raphael wäre nie Raphael geworden, wäre er nicht seinen eigenen Weg gegangen. Die Empfindung, die Auffassungsweise des Deutschen ist eine andere, als die Eurige, die jetzige Zeit eine andere, als die, worin jene unsterblichen Werke entstanden sind. Ein deutscher Maler, wenn der Genius der Kunst wirklich in ihm lebt, sollte nie den Fuß auf italischen Boden setzen und sich rein erhalten von jeglichem fremden Beigeschmack!"

„Ihr habt's groß vor," erwiederte der Italiener spöttisch, „findet wahrscheinlich mehr Gefallen an den langen blassen, verrenkten Gestalten der deutschen Schule."

„Auch diese Zeiten sind vorüber, und unsere Malerschulen können sich jetzt mit den Eurigen ohne Furcht messen. Wir sind im Aufblühen, Ihr schon lange im Verwelken und Vermodern; wir leben in dem Frühlinge der Kunst, und auch bei uns wird die Sonne das Zenith erreichen, Ihr dagegen seyd tief im Winter, und labt Euch nur noch an den Blumen, die in Euerer längst verschwundenen schönen Jahreszeit geblüht haben!"

(Fortsetzung folgt.)

Fragmente aus der Geschichte der Türkei.

(Von G. Kaut.)

(Fortsetzung.)

III.

Die Türkei in der Tiefe ihrer Erniedrigung.

Als nach dem Seesiege bei Navarin die Christenheit einen zweiten Tag von Lepanto gefeiert hatte und russische Bajonnette vor den Thoren Konstantinopels aufgepflanzt waren, drohte zwar der Pforte kein äußerer Feind mehr, aber dessen ungeachtet konnte sie sich nicht der Ruhe erfreuen. Mit desto mehr Schwierigkeiten hatte sie in ihrem Innern zu kämpfen. In zwei Kriegen wurde die politische Existenz des osmanischen Reichs durch einen seiner eigenen Vasallen gefährlich bedroht, nämlich durch

Mehemed Ali.

Sobald derselbe Statthalter von Aegypten geworden war, fing er an, die Befehle des Sultans zu verachten, ganz als Souverän regierend. Nur wenn es sein Interesse erlaubte, gehorchte er, darum erschien auch sein Sohn Ibrahim mit einem ägyptischen Heere in Morea. Hätte ihm nicht der Sultan das Paschalik dieser Provinz versprochen, so würde er wohl zu Hause geblieben seyn. Als der Sultan im Jahre 1829 20,000 Mann Hülfstruppen gegen die Russen verlangte, sowie die Rechnungen über Einnahmen und Ausgaben, kam Mehemed Ali diesem Befehle nicht allein nicht nach, sondern stellte auch ein wohl disciplinirtes Heer von 40,000 Mann auf, welches im Stande war, jeden Angriff der Türken abzuwehren. Seine ganze Kriegsmacht stand schon damals auf europäischem Fuße und ließ die türkische weit hinter sich. — Die fortwährende Spannung, welche sich zwischen Mehemed Ali und der Pforte erhielt, brach endlich in einen offenbaren Krieg aus. 1831 ward der Vicekönig als Empörer seiner Würde entsetzt und geächtet. Ein Kampf auf Leben und Tod war nun unvermeidlich. Wohl mochte auch Mehemed Ali sehr hochfliegende Plane gehabt haben. Ihm war wohl der Rang eines Vicekönigs noch zu gering und Aegypten zu klein, und gewiß hatte er den Vorsatz gefaßt, das Joch der Abhängigkeit abzuschütteln und der Gründer eines ägyptisch-kretensischen Reiches zu werden, zu dessen Vormauer er Syrien erringen wollte. 1832 brach daher Ibrahim Pascha in Syrien ein, und es zeigte sich bald, wie überlegen die Aegypter den Türken im Kriegführen waren. Polnische und französische Offiziere standen als Commandeurs in den Reihen der Aegypter, während bei den Türken immer noch muselmännischer Stolz und Eigensinn herrschte. Schon am 4. Mai 1832 erstürmte Ibrahim die Festung St. Jean d'Acre, und er konnte sich nun, da er diesen Hauptpunkt inne hatte, in Syrien behaupten. Die Aegypter drangen in Natolien ein und schlugen die Türken am 21. Dez. 1832 in der Schlacht bei Koniah entscheidend. Der Weg nach Konstantinopel stand nun den Aegyptern offen, und unrettbar wäre nun die Pforte verloren gewesen, wäre nicht Rußland energisch dazwischen getreten und hätte mit eiserner Faust den wankenden Thron der Osmanen gehalten. Am 6. Mai 1833 kam durch die Vermittlung Englands, Frankreichs und Oesterreichs der Friede zu Koniah zu Stande. Die Statthalterschaften Abessinien, Syrien und Kreta kamen noch zu Aegypten. In Syrien brach 1834 ein sehr gefährlicher Aufstand gegen die Aegypter aus. Mehemed Ali mußte selbst seinem Sohne zu Hülfe eilen. Durch Verträge wurde zwar die Ruhe wieder hergestellt, doch war dies nur scheinbar. Die Syrier waren immer mit der Herrschaft der Aegypter unzufrieden.

Dem Sultan Mahmud mußte diese Demüthigung und der Verlust schöner Provinzen sehr schmerzlich seyn; aber wegen des zerrütteten Zustandes seines Heeres war es gefährlich, den Frieden mit dem stolzen Vasallen zu brechen. Ein unauslöschlicher Haß setzte sich in des Sultans Brust fest. Kosrew Pascha war stets bemüht, Mahmud gegen den Vicekönig aufzureizen, und endlich loderte der in der Asche glimmende Funke zur Flamme auf. Der Sultan beschloß, noch einen Kampf mit seinem Vasallen auf Leben und Tod zu wagen. Recht gut sah er aber auch ein, daß seinen an wenig Gehorsam gewöhnten Truppen ein zweites Koniah bevorstände, wenn nicht eine bessere Disciplin eingeführt würde. Zu diesem Ende nahm er mehrere preußische Offiziere in seine Dienste, die als Instructoren der Armee auftreten sollten. Doch vermochten dieselben trotz ihrer Geschicklichkeit und ihres Eifers nicht das zu leisten, was man erwartet hatte. Der Stolz und der Starrsinn der Türken setzten ihnen Hindernisse entgegen, die zu überwinden sie nicht im Stande waren. Alle Orientalen scheuen bekanntlich jede Disciplin und werfen einen unauslöschlichen Haß auf diejenigen, welche dieselbe einführen wollen. Es läßt sich nun das Verhältniß, in welchem die preußischen Offiziere zu den Türken standen, leicht denken.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Festrede.

Bei der am 4. d. M. stattgehabten feierlichen Grundsteinlegung zum Ausbau des Kölner Domes hielt der hochwürdigste Herr Erzbischof und Coadjutor von Geissel folgende Rede:

„Seyd uns gegrüßt auf Thronen und Fürstenstühlen! Seyd uns gegrüßt aus Schlössern, Städten und Dörfern! Seyd uns gegrüßt Ihr Alle, von nah und fern, die hier zu Tausenden in weiten Kreisen umherstehen! Wir rufen Euch einen freudigen, herzlichen Willkomm zu und begrüßen Euch an dieser Stätte mit dem Gruße des Heilandes: „Friede sey mit Euch!" — Friede sey mit Euch, denn Ihr seyd ja gekommen zu einem Werke des Friedens.

„Seit vielen Jahren stand in der alten heiligen Stadt Köln am Rheine ein altehrwürdiger Bau, groß und mächtig, mit weiten Schiffen und Hallen, und mit hohen Chören, Säulen und Kuppeln, in stiller, ernster Majestät. Aber es war die Majestät der Trauer, der Ernst der Erstarrung; denn unausgebaut waren die Schiffe und Hallen geblieben, unvollendet die Säulen und Chöre, und nur halb erhoben blickten die Zinnen und Thürme trauernd hinaus ins schöne lebenskräftige Land. Schon seit vielen Jahren war der Baumeister mit seinen Werkleuten von dannen gegangen, und hinter ihm war die Alles zerstörende Zeit in den Bau eingezogen und hatte ihr stilles, langsames, aber um so tiefer eingreifendes Werk begonnen. Jahr um Jahr folgten sich in dem gesegneten Rheinlande und spendeten erneuertes Leben und Wachsthum. Am Fuße des Baues ging ein verjüngtes Menschengeschlecht um das andere in gesteigerter Geschäftigkeit vorüber. Aber keines derselben hatte ein mitfühlendes Herz für das trauernde unvollendete Haus, und jedes wiederkehrende Jahr brachte ihm, statt der Vollendung, nur neuen Verfall. Der alte Riesenbau schien dem Verderben der Zeit heimgegeben für immer! — Da erging aus eines hochherzigen Königs Munde das tröstende Wort: Wie steht doch das altehrwürdige Gotteshaus zu Köln am Rheine so verlassen in zerfallender Majestät! wohlan, so soll's nicht länger mehr seyn — wir bauen es aus! Und das königliche Wort durchdrang alle vaterländischen Gaue, und in allen Herzen hallte es wieder: wir bauen es aus. Dem Worte aber folgte rasch der freudigen That rüstiger Anfang; und heute stehet Ihr hier, in weiten Kreisen geschaart, dieses Anfangs Zeugen und Mithelfer. Von nahe und fern seyd Ihr gekommen, um Zeuge zu seyn der Wiederherstellung und Ausschmückung, welche der ehrwürdige Bau bereits gewonnen, und Zeuge zu seyn der Weihe des Grundsteins, auf welchem fortan dessen Fortbau sich erheben und, will's Gott, glücklich vollenden soll. Darum rufen wir Euch aus freudigem Herzen Gruß und Willkomm zu; denn Ihr seyd gekommen zu einem Feste der Religion, der Kunst und des Vaterlandes; Ihr seyd gekommen zu einem Gotteswerke.

„Zu einem Gotteswerke haben wir hier den ersten Stein gelegt; denn was wir bauen, ist ein Haus Gottes. — Zwar wohnt der Unendliche nicht in geschlossenem Raume. Der Himmel ist sein Thronstuhl und die Erde der Schemel seiner Füße. Aller Himmel Himmel vermögen nicht, ihn zu fassen. Darum wissen wir wohl, daß er keines Hauses bedarf; aber er hat gewollt, daß wir seines Hauses bedürfen. Des ewigen Vaters Wort, das im Anfange bei Gott war, Gott von Gott und Licht vom Lichte, ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt, daß wir seine Herrlichkeit gesehen haben, voll Gnade und Wahrheit. Der Eingeborne des Vaters, in Menschengestalt unter den Menschen wandelnd, hat auf Erden das Gottesreich gegründet und seine heilige Kirche gegründet, daß sie, eine reichgeschmückte Braut des Herrn, eine Spenderin seiner Gnaden sey bis an der Welt Ende. Alle Völker lehrend, sollte sie alle wiedergebären aus dem Wasser und dem Geiste; sollte die Seinen in seinem Namen versammeln, damit er mitten unter ihnen sey, und sollte das Gnadenmahl der Liebe in Brod und Wein, mit seinem Fleische und Blute sie speisend, mit ihnen feiern, und das blutige Opfer des Hohenpriesters, der, sich selbst zur ewigen Erlösung dargebend, in das Allerheiligste einging, unblutig mit ihnen begehen, und so seinen Tod verkünden, bis daß er in Verherrlichung wiederkehrt. Er wollte unter den Seinen wohnen, wenn auch dem leiblichen Auge unsichtbar, sichtbar doch dem geistigen Auge des Glaubens in geistiger Nähe. — In solchem begeisternden Glauben erhoben die frommen Vorväter diesen gewaltigen Bau, und weihten ihn zu einer Wohnung des Allerhöchsten, zu einem Hause Gottes, damit er unter ihnen seine bleibende Rast nehme, ihnen stets ein schützender Schild sey und ein treuer Hort. Sie bauten ihn zu einem Tempel der christlichen Weisheit und Wahrheit, damit hier Gottes Geist wehe und die Seinen, an dieser Stätte in seiner Wahrheit unterrichtet und von seinem Geiste erleuchtet, in der Furcht des Herrn wandeln, treu anhangend dem, der da ist der Weg, die Wahrheit und das Leben. Sie erhoben diesen Bau weit und groß, als des Landes gemeinsame Erz- und Mutterkirche, in welcher der unversiegbare Born des christlichen Lebens behütet werden, und von welcher aus, durch die Auflegung der Hände in apostolischer Sendung ausgerüstet und begabt, die Diener des Herrn von Geschlecht zu Geschlecht seine Lehre und seine Sakramente hinaustragen sollten in Städte und Dörfer zur fortwährenden Pflege des Himmelreiches. — Und was die frommen Väter begonnen, das sollen und wollen wir vollenden. Ein Haus des Herrn wollen wir erbauen, damit er darin wohne in stiller Herrlichkeit. Den Tempel christlicher Weisheit und Wahrheit, des Landes Mutterkirche wollen wir vollenden, damit, wie von der Väter Zeit her der siebenfache Born der Sakramente befruchtend durch das Land sich ergieße, und von hier aus fort und fort die Lehre des Kreuzes durch seine Diener hinausgetragen werde, Frieden, Heil und Segen bringend bis zur letzten Hütte. — Darum gilt des Tages Ehre vor Allem dem Herrn, denn wir feiern sein Fest, ein Fest der Religion.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz.

Darmstadt, 6. Sept.

Ich kenne die Würde des Ochsen, denn fast Alles, was groß ist, ist von ihm benannt. Varro.

Ein Ackerbaufest in der Nähe der Residenz hatten wir bisher hier noch nicht gehabt, und um so größer war daher die Neugierde des Publikums, als die Landwirthschaft ihre Banner für den gestrigen Tag in dem benachbarten Griesheim entfaltete. Schon vom frühen Morgen an waren Fuhrwerke aller Art in Bewegung, um den Anforderungen

Digitized by Google

der Menge, welche sich dahin drängte, Genüge zu leisten. Der Verkehr war den ganzen Tag über so ungewöhnlich lebhaft, daß Griesheim eher einer Vorstadt der Residenz, als einem isolirten Dorfe, in einer Entfernung von anderthalb Stunden, zu gleichen schien. Gleich am Eingange des Orts war ein großes Zelt aufgeschlagen, welches einen Rauminhalt für mehr als 1000 Personen hatte. Hier war der eigentliche Mittelpunkt des Festes, welches Vormittags mit der Viehschau und der daran sich knüpfenden Vertheilung der Preise an die ausgezeichnetsten Ochsen- und andere Viehzüchter begann. Die mit Laubwerk geschmückte und mit einer Tribüne versehene vordere Façade des großen Zeltes war hierzu ganz besonders geeignet. Schönes Rindvieh und andere Hausthiere wurden vorgeführt, welche für die Fortschritte der Viehzucht des Kreises Großgerau ein sehr günstiges Zeugniß ablegten. Die Vertheilung der Preise war sehr solenn, begleitet mit Reden und der Trompeten Schall, welche den ehrenvollen Sieg der Gekrönten mit verherrlichen halfen. Ueber der Tribüne prangte die mit Laubwerk geschmückte Inschrift: „Es lebe die Landwirthschaft!" und daneben schimmerten aus einem Kranze die Worte hervor: „Heil dem Bauernstande!" zwei Wünsche, die, mit Rücksicht auf die andauernde Trockenheit und den mageren Sandboden, auf welchem die Festlichkeiten statt fanden, von dem Publikum sehr zeitgemäß gefunden wurden. An 10 bis 12 Tafeln, welche zur Rechten und Linken der in Mitte des Zeltes aufgerichteten Estrade vertheilt waren, vereinigten sich mehrere hundert Gäste zu einem Diner, welches die Nachmittagsstunden von 1 — 4 Uhr ausfüllte. An einer der Tafeln auf der Estrade saß der Präsident des landwirthschaftlichen Vereins, Hr. geheimer Staatsrath Schenck, der Hr. Regierungspräsident Freihr. v. Lichtenberg von Mainz, der großh. Kreisrath des Kreises Großgerau, Hr. Heim, und andere Personen von Auszeichnung aus der Nähe und Ferne. Eine Menge Toaste wurden an dieser Tafel ausgebracht, die zu der festlichen Bedeutung des Tages in irgend einer Beziehung standen. In dem dichten Menschengewühl in- und außerhalb des Zeltes war es schwer, sie alle hören und nur zum Theil verstehen zu können. Hr. Schenck erwähnte der ausgezeichneten landwirthschaftlichen Verdienste der Gemeinde Griesheim und trank auf ihr Wohl; Hr. v. Lichtenberg zeigte sich auch heute wieder als gewandter Festredner, indem er mehrere Gesundheiten in geläufiger Rede ausbrachte. Wer in weiterer Entfernung nichts davon vernehmen konnte, ward durch Böllerschüsse und den Touche des Orchesters stark angeregt, in das allgemeine Lebehoch kräftig mit einzustimmen. Vor dem Festzelte belustigte sich die Menge durch den Anblick von ergötzlichen Spielen und die Wettkämpfe, welche die an dem Gipfel einer 60 Fuß hohen Kletterstange ausgehängten Preise in Tüchern, Mützen ꝛc. fast ohne Unterlaß hervorriefen, da selbst die geübtesten Baumsteiger, weil die Stange mit Seife übermäßig geglättet worden war, meist unter der Hälfte der mühsam erklommenen Höhe das menschlichen Kräften unerreichbare Ziel wieder aufgeben mußten. Einem jungen flämmigen Burschen aus Bickenbach, der einen Preis dieser Art früher schon zu Großgerau gewonnen hatte, gelang es, sich nur bis zu einer Entfernung von etwa fünf Fuß von dem ersehnten Ziel empor zu arbeiten; allein in diesem Augenblicke verließen ihn seine Kräfte; er schien mehr von dieser Höhe zu fallen, als sich herunter zu lassen und hatte kaum noch so viel Kraft und Besinnung, um die wenigen Schritte vom Steigbaum bis zur Chaussee gehen zu können, wo er für todt niederfiel und von da in ein nahes Haus weggetragen wurde. Trotz der schleunigst angewandten ärztlichen Hülfe, soll derselbe Abends schon gestorben seyn. So schön es auch ist, gymnastische Uebungen mit landwirthschaftlichen Festen in Verbindung zu bringen, so wäre doch sehr zu wünschen, daß das Maß menschlicher Kräfte dabei nicht überschätzt werden möge, wenn dergleichen Spiele auch für die Folge Interesse erregen sollen. Die überwiegende Mehrzahl der Gäste des ländlichen Festes zog die bei weitem gefahrlosere Gymnastik des Tanzbodens vor, wo die Tagesbelustigungen in später Nacht ihren Schluß fanden.

Karlsruhe, 2. Sept.

Der Kunstverein für das Großherzogthum Baden hat auf den 1. Oct. eine Generalversammlung anberaumt, in welcher der §. 10 der Statuten dahin abgeändert werden soll, daß vom 1. Jan. 1843 von den jährlichen Beiträgen der Mitglieder des Kunstvereins ein Zwölftel als ständiger Beitrag an die Kasse des Kölner Dombaues in Karlsruhe abgegeben werde.

Frankfurt a. M., 7. Sept.

Gestern traf hier, von Dresden über Weimar kommend, Professor Becker, der rühmlichst bekannte Berliner Zauberer, ein, um, wie verlautet, nach mehrjähriger Abwesenheit auf's neue einen Cyklus seiner seltenen Kunst-Academieen hier zu arrangiren. Derselbe soll, nach einstimmigem Urtheile Sachverständiger und Kenner, die ihn bereits früher und auch neuerdings wieder sahen, während seiner mehrjährigen Entfernung von Frankfurt wenigstens um das Doppelte sowohl im Vortrag, als hinsichtlich seiner Leistungen sich vervollkommnet haben. Insbesondere soll dessen Theater vermalen an Pracht und Schönheit Außerordentliches darbieten, wozu namentlich der orientalische Styl und Geschmack, in dem es jetzt hergestellt worden, wesentlich beitragen dürfte.

G. P.

Das Senckenbergische Naturalienkabinet.

(Frankfurt, 2. Sept.) Zu unserer neulichen Mittheilung können wir heute einen bemerkenswerthen Zusatz liefern. Diesen Morgen um eilf Uhr verfügten sich zwei Damen nach dem Senckenbergischen Institute, um die naturhistorische Sammlung zu sehen. Sie fanden an der Thüre zwei andere fremde Damen, welche sich beschwerten, es sey ihnen der Eingang verweigert worden. Demungeachtet zogen jene die Klingel, und es erschien eine Pförtnerin mit der Erklärung, es könne Niemand der Eintritt gestattet werden, weil man im Bauen begriffen sey. Die beiden Damen entgegneten, daß es ihnen auf ein Trinkgeld nicht ankomme, und die angeblich für Jedermann verschlossene Thüre wurde ihnen sofort von der Pförtnerin geöffnet, die fremden Damen aber, welche kein Trinkgeld angeboten, durften nicht in das Gebäude!! Waren die Besucherinnen hierüber schon verwundert, so wuchs ihr Erstaunen noch mehr, als sie in den Sälen eine Menge Fremder fanden, die demnach alle das angebliche Hinderniß des Bauens durch ein Trinkgeld besiegt hatten. Diese Thatsache spricht für sich. Es ist ein schmählicher Mißstand, daß ein Besucher um seiner Freigebigkeit willen zugelassen wird, während man im nämlichen Augenblick einen anderen zurück weist, ein Mißstand, der unsere Stadt in den Augen des reisenden Publikums herabsetzen muß. Wenn die Verwaltung des Instituts, Behufs Untersuchung dieses verwerflichen Schacherwesens, die Namen der betreffenden Personen zu erfahren wünscht, so stehen sie ihr zu Gebote; wir hoffen, daß sie es für ihre Pflicht erachten wird, eine solche Mißhandlung des Publikums nicht länger zu gestatten. Leider ist unsere erste Mittheilung bis jetzt ohne bemerkbare Folge geblieben. Indessen wissen wir, daß die Verwaltung des Institutes Männer zählt, welche Mißbräuche jeder Art mit der Wurzel auszurotten bemüht sind.

Theater-Anzeige.

Freitag, 9. Sept. (Zum Erstenmale): Der betrogene Betrüger, Lustspiel in 3 Acten, nach: „Oscar, ou: le mari, qui trompe sa femme" des Scribe, von G. Kettel. Vorher geht: Der Brautschleier, Lustspiel in 1 Act, von Johanna Franul v. Weissenthurn.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohn.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 250. Samstag den 10. September 1842.

Der Todtenfinger.

Eine Erzählung nach Thatsachen.

(Fortsetzung.)

„Es ist jetzt Mode bei Euch, von einer Nationalität zu schwatzen," versetzte giftig der Italiener, „und deshalb glaubt Ihr, müßt Ihr auch selbstständige Malerschulen haben, aus denen Keiner herüber soll zu uns, um sich ein Bischen aufzuflachsen zu einigen verschrobenen Nachäffereien. Ihr werdet's nimmer weit bringen, ihr kalten Naturen, in Eurem finsteren Norden. Die Kunst gedeiht nur im Lichte einer ungetrübten heißen Sonne, die das Blut feurig durch die Adern jagt und das Gehirn versengt, daß es die zauberhaften Gebilde schaffe, die man selbst nachher bei kaltem Verstande anschaut, und sich wundert, daß man sie hat hervorbringen können!"

„Solche Bilder sind nicht vom Genius der Kunst erzeugt, es sind nichts als kranke fratzenhafte Auswüchse einer überspannten Phantasie, keine Schöpfungen einer heiligen, reinen Begeisterung!"

„Streitet Euch nicht, meine Herren," mischte sich ein dicker Walliser in das Gespräch, das immer hitziger zu werden drohte — „streitet Euch nicht, der Punsch wird kalt. Ihr sprecht da so viel von Frühling und Sommer, und vergeßt den Winter, der uns auf diesem höchsten bewohnten Punkte Europa's festhält. Hört nur, wie der Sturm im Kamin heult, als ob ein Dutzend Teufel darin ihr Wesen trieben. Was giebt's, Bruder Enrico? Ihr seyd ja so eilig!" fragte er einen rasch durch den Saal schreitenden Mönch.

„Wahrscheinlich ein Unglück!" antwortete dieser in der ruhigen Sprache der Ordensgeistlichen. „Es ist ein Hund zurück aus der Richtung von St. Pierre. Wir wollen Alle aufbrechen, nur zwei Brüder werden zu Eurer Bedienung zurückbleiben."

„Und woraus schließt Ihr auf ein Unglück?" fragte rasch und theilnehmend der junge Maler.

„Der Hund drängt, wieder fortzukommen — es befinden sich Menschen dort in Noth, wenn sie, was Gott verhüten möge, nicht schon verschüttet sind."

„So will ich Euch begleiten! zwei Arme mehr, können von Nutzen seyn!"

„Ihr würdet uns nur hinderlich werden; Ihr kennt nicht die Wege, nicht die Mittel, in diesem tiefen Schnee und heftigen Sturme mit Sicherheit zu gehen; wir würden Euch bewachen müssen, und Ihr würdet zwei fremde Arme für Euch bedürfen, statt mit den Eurigen zu helfen. Euer Wille ist ehrenwerth, aber ihn auszuführen, wäre thöricht" — bei diesen Worten entfernte sich der Mönch rasch, und bald vernahm man das Geräusch der Abziehenden.

Die Nothglocke läutete in kurzen Zwischenräumen unaufhörlich. Der Sturm jagte die schwachen wimmernden Klänge mit sich fort, so daß nur dann und wann ein verlorener schnell verhallender Ton in das Refektorium drang.

Das Gespräch der darin befindlichen Gesellschaft handelte jetzt lediglich von Ereignissen, die sich im Bereiche des Hospizes zugetragen, und erschöpfte sich in mannichfachen Muthmaßungen über den Ausgang der heutigen Expedition.

So verflossen mehrere Stunden; da wurde Geräusch auf dem Hofe hörbar, und die an die Fenster Eilenden erblickten bei'm Scheine von Laternen viele langsam näher kommende Gestalten. Bald öffnete sich die Thüre des Refektoriums. Zwei Mönche in ihren braunen jetzt durchnäßten und theilweise mit Schnee bedeckten Gewändern trugen auf einem leichten Tragsessel eine sorgsam in Mäntel und Decken verhüllte Frau, ihnen folgten zwei andere, ebenfalls auf dieselbe Weise eine Frau tragend. Neben ihnen erschienen drei fremde Männer, nebst den übrigen Bewohnern des Klosters. Die Gruppe, welche sich so gebildet hatte, gewährte einen malerischen Anblick. In der Mitte der ernsten Mönche, gehüllt in die dunkle, zum Theil mit Schnee beladene Ordenstracht, waren die beiden Frauen niedergesetzt worden, ängstlich hing jedes Gesicht an den nun enthüllten Zügen, und selbst die großen zottigen Hunde blickten mit ihren treuen klugen Augen in unverkennbarem Antheil zu ihnen auf.

„Wie geht es, Eleonore, wie geht es, Betty? seyd Ihr wohl? Rede, ich beschwöre Dich, Eleonore," waren Fragen, die fast einstimmig von zwei der Fremden an die beiden Frauen gerichtet wurden.

„Ich bin wohl, ganz wohl, Dank der aufopfernden Güte dieser Männer," sagte die jüngere, indem sie aufstand und den Mantel abwarf, „o! wie sollen wir Euch vergelten, was Ihr für uns gethan habt." Ihr schönes Auge leuchtete von Dankbarkeit und Bewegung, als sie dies, zu den Mönchen gewendet, sprach, und Jedem derselben freundlich die Hand drückte.

„Wir thaten nichts, Jungfrau, als unsere Pflicht," sagte ein großer ernster Mann, „wir würden mit Recht Vorwürfe verdienen, hätten wir sie zu erfüllen Anstand genommen. Nicht uns, sondern dem Allmächtigen dort oben gebührt Euer Dank.

Digitized by Google

Laßt uns beten für die Seele dessen, der heute wahrscheinlich sein Grab gefunden hat — der Herr sey seiner armen Seele gnädig!" Alle entblößten ihre Häupter, und eine tiefe Stille, nur dann und wann von leisem Gemurmel unterbrochen, herrschte eine Zeit lang in dem geräumigen von Menschen angefüllten Gemache.

„Und wie geht es Dir, Betty?" fragte der ältere der Reisenden wieder, „ich hoffe und wünsche, daß auch Du Dich wohl fühlen mögest."

„Schwach, schwach, theurer Bruder, ach! der Schreck und die Kälte — ich werde es nicht überstehen. Wenn Du mir Thee besorgen könntest — ach! ich verschmachte."

„Nun, nun, Schwester, verschmachten werden Dich diejenigen nicht lassen, die Dir das Leben mit Gefahr ihres eigenen gerettet," sagte lächelnd der ältere Fremde.

„Der Thee soll gleich bereit seyn, aber besser wäre es, sich erst umzukleiden, oben sind geheizte Zimmer, während der Zeit werden wir für eine gute Mahlzeit Sorge tragen."

„Schön, schön, der Vorschlag ist den Umständen angemessen," entgegnete geschwätzig die ältere der Damen, welche mit dem Namen Betty angeredet worden war. „Komm, Eleonore, ich muß mich schämen, ich sehe so zerzaust aus, ich glaube, meine Haube ist ganz verschwunden; ach mein Gott!" rief sie in komischer Angst, als sie sich überzeugt, daß sie wirklich diese schützende Bedeckung verloren, und die verschiedenartigen Vorrichtungen, ihren dünnen, theilweise in's Graue spielenden Haaren durch fremde Locken und Flechten eine längst entschwundene Jugendlichkeit zu verleihen, sichtbar waren, — „ach mein Gott, was man auf solcher italienischen Reise nicht Alles erlebt. — Wer mir gesagt hätte, daß ich in solchem Aufzuge vor Männern — o! — ich wäre lieber in England geblieben."

„Geh, geh, liebe Schwester, der Schaden wird bald ersetzt seyn." —

„Ersetzt?" sie seufzte tief, als wollte sie sagen — „es läßt sich nie ungeschehen machen, daß man mich so gesehen hat," und verließ mit ihrer jüngeren Gefährtin das Gemach. — —

(Fortsetzung folgt.)

Offenes Sendschreiben
an
Heinrich Zschokke's Freunde in Deutschland.

Unter den noch lebenden deutschen Schriftstellern, deren Werke in den weitesten Kreisen Verbreitung gefunden und die namentlich auf das Volk, seit mehr denn einem halben Jahrhundert, bildend, belehrend und veredelnd eingewirkt haben und noch täglich einwirken, steht in erster Reihe Heinrich Zschokke. Wenige haben so wie er durch ihre Schriften die heilige Sache der Wahrheit und des Lichtes nach allen Seiten hin unablässig zu fördern gestrebt, und nur Wenige haben von der ihnen verliehenen Gabe des Wortes einen so schönen Gebrauch gemacht, als der edle Verfasser der Stunden der Andacht und so vieler andern trefflichen Schriften. Aber er that noch mehr; er verband auch die That mit den Worten, und gab damit ein in unseren Zeiten seltenes Beispiel. Sein häusliches und Familienleben darf als Muster hingestellt werden und mit inniger Liebe und hoher Verehrung fühlt sich unwiderstehlich zu diesem Kreise trefflicher Menschen hingezogen, wer das Glück hatte, sie näher kennen zu lernen.

Vielen von ihren Zeitgenossen als wahrhaft groß und edel anerkannten Männern wurde schon, doch erst von nachfolgenden Generationen, die gebührende Anerkennung gezollt und man überlieferte ihr Andenken der Nachwelt durch Monumente, welche sich in Erz oder Stein prangend erhoben. Unsere Tage geben vom Abtrag solcher Ehrenschulden mehrfache Beispiele, und wir freuen uns, daß, zur Ehre Deutschlands, wenigstens nachträglich geschieht, was früher zu thun versäumt wurde. Immer bleiben Monumente anregend zu manchem Schönen und Großen, und besonders für das jüngere Geschlecht, auf dessen Gemüth sie begeisternd und zu jeglicher Tugend ermunternd einwirken. Was aber, meine lieben Freunde! können und müssen wir thun, um dem noch lebenden Zschokke, dem Lieblinge Deutschlands, dem Stolz der Schweiz, der unläugbar einer der größten und verehrungswürdigsten unserer Zeitgenossen ist, unsere Liebe und Achtung zu bezeigen? Können wir etwas Geeigneteres beginnen, als wenn wir uns bemühen, das von ihm selbst mit so glänzendem Erfolge Erstrebte möglichst zu fördern: Verbreitung von Bildung, Belehrung und Veredlung des Geistes und Herzens unserer Mitmenschen, namentlich unter demjenigen Theile des Volks, der über der Sorge für seine alltäglichen Bedürfnisse fast alles Höhere vergißt? So wie der Körper, will auch der Geist seine Nahrung und Ausbildung haben, damit unsere irdischen Zustände vollkommener und wir Gott ähnlicher werden.

Unsere Aufgabe sey es daher, dem Gefeierten nicht ein todtes, sondern ein lebendes Denkmal zu stiften, das in seinem Sinn und Geiste segenbringend fortwirke und seinen Namen auf ferne Nachkommen bringe.

In dieser Beziehung ist uns schon eine achtbare Stimme zuvorgekommen, indem von Seiten der Redaktion des in Schaffhausen erscheinenden „Vorläufers" ein Aufruf an Deutschland und die Schweiz ergangen, um gemeinsam die schöne Idee einer Zschokke-Stiftung zu verwirklichen. Die deßfallsigen Vorschläge sind zunächst auf Bildung und Unterstützung von Volksbibliotheken in Deutschland und der Schweiz gerichtet. Ohne die Gründe auseinander zu setzen, nach welchen die Vereinigung der beiden genannten Länder uns sehr schwierig und vielleicht unmöglich erscheint, glauben wir die Ueberzeugung aussprechen zu müssen, daß es besser seyn wird, wenn Deutschland für sich in dieser Angelegenheit dasjenige thut, was es seinen öffentlichen Verhältnissen und Einrichtungen, seinem Culturzustande und seinen Bedürfnissen am zuträglichsten hält, und dasselbe zu thun der Schweiz anheimstellt. Nicht bezweifelnd und voraussetzend, daß die Mehrzahl von Zschokke's deutschen Freunden und Verehrern diese Ansicht der Sache theilt, gleichwohl aber mit uns wünscht, die herrliche Idee einer solchen Stiftung noch während der Lebzeiten des Gefeierten auch im deutschen Vaterlande zur Freude an seinem Lebensabend und zu seinem Andenken verwirklicht zu sehen, haben wir mit der Redaktion des „Vorläufers" und den dortigen Freunden bereits die nöthige deßfallsige Verständigung gepflogen. Wir hegen das feste Vertrauen und den Glauben, daß trotz mancher Schwierigkeiten, welche sich auch diesem schönen Werke in den Weg stellen werden, das beabsichtigte Denkmal der Liebe und Verehrung dennoch zu erzielen ist, nur muß man des Guten nicht zu viel auf einmal wollen, und dagegen ein

Digitized by Google

allmähliges Ausdehnen der Wirksamkeit eines solchen Vereines räthlicher finden. Concordia res parvae crescunt. Würde man sich z. B. vorerst darauf beschränken, für gute Volksschriften gemeinnützigen Inhalts Preise auszusetzen, die Zuerkennung derselben dem würdigen Zschokke, so lange er lebt, selbst überlassen, — dann nach Maßgabe der Kräfte des Vereins eine Anzahl solcher Bücher anschaffen, und durch das Loos an diejenigen Ortsgemeinden austheilen, welche durch Einzelne aus ihrer Mitte oder in ihrer Gesammtheit durch einen kleinen jährlichen Stiftungsbeitrag sich betheiligt haben, so würde nach und nach nicht nur manches gute Samenkorn in fruchtbare Erde fallen und so dem Volke nur das Bessere in die Hände kommen, sondern es würden auch die Verfasser von Schriften gediegenen Inhaltes die verdiente Anerkennung im Vaterlande leichter finden als bisher, wo nur zu häufig das Mittelmäßige durch alle Künste der Industrie und Speculation das Bessere zu verdrängen strebt. Jeder Contribuent würde durch einen noch genauer zu bestimmenden Beitrag zum Mitgliede der Stiftung werden und dadurch den Anspruch auf eine Prämie, in Einem oder mehreren Büchern bestehend, erhalten. Hierzu bedürfte es keiner großen Beiträge und keiner umständlichen Correspondenz. Auch werden die resp. obrigkeitlichen Behörden, Pfarrer und Schullehrer eine solche löbliche Wirksamkeit, die sich bereitwillig ihrer Aufsicht unterzieht, gerne unterstützen. Jedes Jahr, etwa an Zschokke's Geburtstag, könnte die Verloosung stattfinden, und man würde sich nach den jeweiligen Mitteln in der Wirksamkeit richten. Die Zeit wird dann bei dem zu hoffenden gesegneten Erfolge schon an Handen geben, was weiter geschehen kann.

Wir schließen nun mit dem Wunsche, daß diejenigen Freunde und Verehrer Zschokke's, welche in Bezug auf die beabsichtigte Stiftung zweckmäßige Vorschläge und Mittheilungen zu machen haben, uns dieselben in portofreien Briefen durch Vermittlung der Redaktion der Didaskalia zukommen lassen mögen; wir werden dann später ein gewissenhaftes Resumé geben und so die weitere Entwickelung der Sache einstweilen vorbereiten, bis es an der Zeit seyn wird, die Constituirung einer Commission zur Entwerfung geeigneter Statuten und der einzuhaltenden weiteren Schritte zu veranlassen. Wir vertrauen namentlich auf Zschokke's Vaterstadt Magdeburg, die erst kürzlich noch durch dessen „Selbstschau" ein so herrliches Andenken erhielt, und hoffen, daß sich edle Männer in ihrer Mitte finden, welche zur Ehre ihrer Stadt den Centralpunkt des künftigen Vereins für sich reclamiren, und kräftig zu einer solchen neuen Zierde Deutschlands mitwirken werden. So möge es uns bald gelingen, den Worten die That folgen lassen zu können, und der Schweiz gegenüber zu beweisen, daß auch im deutschen Vaterlande Zschokke's Name einen guten und vollen Klang besitzt. Einige Frankfurter Bürger.

Festrede.

(Schluß.)

„Aber auch ein Fest der Kunst begehen wir heute; denn in diesem Bau hat sie zur höchsten Blüthe sich entfaltet; in ihm erscheint sie vorzugsweise als christliche Kunst. Sie hat sich Gott geweiht und feiert darin ihre höchsten Triumphe. — Es war eine wunderbar begabte Zeit, die eine solche Kunst gepflegt. Während sie die menschlichen Wohnungen klein und niedrig an der Erde ließ und selbst die Königspaläste und Kaiserburgen nur dürftig ausstattete, führte sie die Gotteshäuser in reichem, prachtvollem Baue empor; denn sie fühlte, sie baute für Gott, für dessen Majestät nichts zu groß war, seiner würdig zu seyn. Ein felsenfester Glaube beflügelte ihren Hammer, und eine tiefsinnige Frömmigkeit gab ihrem Meißel Leben und Seele zum festen, unerschütterlichen Baue und zu sinnvoller Verzierung in bedeutungsreichen Bildern. So begeistert erhob sie auch diesen hochgewaltigen Bau und zierte ihn mit dem reichsten Schmucke. Vertrauend auf den Grundstein, der da ist Jesus Christus, und gefestet auf den Felsen, auf den er seine Kirche gebaut, lagerte sie in den Tiefen die breiten, gewaltigen Fundamente und baute darauf die stämmigen Mauern. Gleich himmelansteigenden Palmen führte sie die Säulen stark und schlank empor, legte darüber die weiten Kreuzgewölbe und Kuppeln, der Decke des Himmels vergleichbar, goß das Licht, wie aus höheren Räumen verklärend, in die Schiffe und Hallen, pflanzte die strahlende Rose, wie eine Sonne der Ewigkeit, in die Chöre und trug die Firsten und Thürme hoch in die Luft, als wollte sie an ihnen emporsteigen, um mit ihren Hoffnungen und Wünschen, ihren Freuden und Leiden, ihren Gefühlen und Gebeten dem Himmel näher zu seyn; und zuletzt setzte sie auf die Zinnen der Thürme das Erlösungszeichen, die erblühende Kreuzesblume, als Dornenkrone christlichen Kampfes und als Siegeskranz christlichen Triumphes im christlichen Frieden. — So entfaltete sich die christliche Kunst reich und mannichfaltig in diesem altehrwürdigen Baue und machte ihn zu einem Wunderbaue, wie die auf- und niedergehende Sonne keinen zweiten sieht in solcher Ausbildung. — Und was die christliche fromme Kunst der Vorväter begonnen, so reich und schön, das sollen und wollen wir vollenden in gleichem Gottvertrauen und gläubig innigem Gemüthe. Wir wollen die unvollendeten Schiffe und Hallen ausbauen, die Säulen, Strebebogen und Firsten emporführen, und die Thürme in des Himmels Blau hinauftragen, daß sie, ein Denkmal christlicher Kunst, ein Zeugniß der Frömmigkeit geben allen künftigen Geschlechtern.

„Und auch ein Fest des Vaterlandes ist uns dieser hehre Tag. Der alte gewaltige Dom zu Köln, das Werk der rheinischen Vorfahren, ist ein kostbarer Schatz für alle Stämme deutscher Nation, ein Werk der Ehre und des Ruhmes für das Gesammtvaterland. Begonnen in einer Zeit, in welcher Deutschland, der Erde größtes und mächtigstes Reich, weithin gebot, und unterbrochen in trüben Tagen schmerzlichen Verfalles, kann es nur durch die wiedererwachte und vereinte Kraft vollendet werden. Was das kühne Jahrhundert des Hohenstaufen Friedrich II. mit Begeisterung angefangen, das soll und wird die mit erneuerter Kraft jugendlich emporstrebende Zeit des Hohenzollern Friedrich Wilhelm IV. vollenden. Der Gedanke des größten und prachtvollsten Gotteshauses auf deutscher Erde hat alle deutschen Herzen entzündet, und aus allen Gauen sendet die Liebe ihre Gaben zu dem gemeinsamen Werke. Darum feiern wir heute ein Fest des erstarkten einmüthigen Vaterlandes, ein Fest der Eintracht und Liebe. Darum sehen wir heute einen der glorreichen Tage des alten Deutschlands in stärkendem Glanze erneuert, — wir sehen hier, an der Seite des erlauchten Friedensfürsten seiner Zeit, die Edelsten der deutschen Nation, die Blüthe des Vaterlandes, zu der Weihe des Grund-

Digitized by Google

steines eines Gotteshauses versammelt, während Andere, ebenfalls die Edelsten und Höchsten der Nation, welche dem gemeinsamen Werke ihre lebendigste Sorgfalt schenken, dieses Fest in geistiger Gegenwart mit feiern. Darum seyd Ihr gekommen zu Tausenden von nahe und fern, um Zeuge zu seyn der erhebenden Feier; und mit freudigem Herzen haben wir bei'm Werke des Friedens Euch begrüßt mit dem Gruße des Friedens.

„So möge denn das große Werk, wie es heute unter den feierlichen Segenssprüchen der Kirche für Gott begonnen, mit Gott auch wachsen und gedeihen zu einem fröhlichen Ende! — Zum Ausbaue eines Gotteshauses haben wir den Grundstein gelegt, — so liege er denn fest zur Ehre Gottes, damit, wie auf ihm der Dom emporwächst, groß und mächtig, das Reich Gottes auf Erden wachse und ausgebreitet werde. Er liege fest, ein Denkmal deutscher Frömmigkeit, damit deutscher frommer Sinn gepflegt werde auf den Thronen und in den Hütten. Er liege fest, ein Denkmal deutscher Kraft, Eintracht und Liebe. — Dem Herrn erbauen wir das Haus, auf daß sein Auge offen sey über dieser Stätte Nacht und Tag, auf daß sein Herz wohne an diesem Orte ewiglich, und er, wenn auch unsichtbar, sichtbar doch dem geistigen Auge, im Tabernakel thronend, die Gebete erhöre, die wir zu ihm emporsenden. Möge sein Segen wie milder Abendregen und gleich dem geweihten Wasser, mit welchem wir den Grundstein begossen haben, in reichster Fülle herabsteigen auf den erlauchten königlichen Protector und Beförderer dieses Baues und sein ganzes königliches Haus. Er steige herab auf diesen Dom, diese Stadt, dieses Land und dieses Reich und das ganze deutsche Vaterland, damit sie wachsen und aufblühen in Macht und Stärke, in Eintracht und Liebe; damit der Name des Herrn groß sey unter allen Stämmen deutscher Nation, und sein Reich zu uns komme, auf daß Friede sey auf Erden unter den Menschen, die eines guten Willens sind, und Ehre dem Gotte der Ehren in der Höhe!"

Korrespondenz.

Hamburg, 1. Sept.

Hr. Grunert, von Helgoland zurückgekehrt, ist nochmals als Martin Luther in der „Weihe der Kraft" und als Shylok aufgetreten. In der letztgenannten Rolle genügte er jedoch unsern Anforderungen durchaus nicht, und so sehr wir in Grunert den tüchtig durchgebildeten, denkenden Künstler ehren, eben so sehr mangelt ihm doch der geniale Funke, der elektrisch zündet und den Zuschauer ergreift, die schöpferische Phantasie, Eigenschaften, wie sie einem Darsteller des Shylok unumgänglich nöthig sind, und durch kein Studium, keine Reflexion ersetzt werden können. Wir rechnen den Shylok zu den am wenigsten gelungenen Partieen des Hrn. Grunert. Desto vortheilhafter zeichnete sich Dem. Stich als Porcia aus. — Hr. Wurda, unser trefflicher Tenor, ist von seiner Urlaubsreise nach Ungarn zurückgekehrt und als Guido in „Guido und Ginevra" wieder aufgetreten. Mad. Fischer-Achten feiert fortwährend Triumphe. — Am Tage der Enthüllung des Mozart-Standbildes in Salzburg haben wir auf dem Stadttheater eine Mozart-Feier zu erwarten. Nach einem eigens dazu verfaßten, durch lebende Bilder unterstützten Prolog, wird Mozart's Meisteroper: „Don Juan" mit zum Theil neuer Besetzung und neuen Dekorationen zur Aufführung kommen. Kurz darauf dürfen wir uns das Erscheinen von Lortzing's „Casanova" versprechen. Nach dieser Novität soll das Schauspiel mit Halm's „Sohn der Wildniß" hervortreten, und wir werden Gelegenheit finden, über dieses jedenfalls bedeutende neue dramatische Produkt, über das wir bereits der Recensionen und Referate pro und contra so viele gelesen haben, ein eigenes selbstständiges Urtheil zu bilden. Endlich werden wir bald ein Lustspiel: „der galante Abbé", aus dem Französischen übersetzt, von Töpfer überarbeitet, zu sehen bekommen, in welchem Hr. Hendrichs eine bedeutende Charakterrolle zu geben bestimmt ist. Das Stück soll in Braunschweig mit gutem Erfolg in Scene gegangen seyn.

Aus Sachsen, 1. Sept.

Einen neuen, in den Jahrbüchern der Meteorologie nur selten wiederkehrenden Abschnitt bildet unstreitig das gegenwärtige Jahr. Man kann sich zwar erinnern, daß es Sommer gegeben, in welchen die Sonnengluth ebenfalls einen hohen Grad erreichte, so, daß die Schnitter auf den Feldern niedergesunken und arme Reisende verschmachtet auf den Straßen aufgefunden worden sind. Gewöhnlich waren dies aber nur wenige Tage und in der Regel pflegte sich darauf die dunstgeschwängerte Atmosphäre durch Gewitter abzukühlen und zu läutern. Anders war es in diesem Jahre. Nach einem mäßig kalten, aber schneereichen Winter, in welchem die Communicationen, besonders in und nach dem Erzgebirge, wochenlang unterbrochen waren, erfolgte nach schnellem Thauwetter ein schönes Frühjahr und diesem ein trockener, heißer Sommer. Zwischen diesem und den Sommern von 1811, 1819, 1822 und 1827 hat man neuerlich Vergleiche anzustellen versucht und allerdings auch einige Aehnlichkeit gefunden, die aber von der anhaltenden Trockenheit des jetzigen Jahres himmelweit verschieden ist. Man nehme die Chroniken zur Hand und blättere darin, aber auch da wird man lange suchen müssen, ehe man Aufzeichnungen findet, daß die gesegneten Fluren Sachsens auf Höhen und in Niederungen meilenweit verbrannt, daß die schönen, im Elbgrunde sich hinziehenden Wiesen ein vergilbtes, den Wüsten Afrika's ähnliches Ansehen dargeboten, daß das Flußbett der Elbe fast versteckt, daß die Fische im Wasser gestorben, daß die begütertsten Landwirthe nicht Futter genug gehabt, um das Vieh zu sättigen, daß die Brunnen vertrocknet gewesen und die Mühlen den Bedarf des Volkes nicht mehr befriedigt hätten. Nur in den Jahren 1725 und 1791 findet man ähnliche Data's verzeichnet, aber bei weitem nicht in dem Maße, wie wir sie in diesem Jahre erlebten. Die Chronisten jener Jahre bemerken nur, daß es sechs Wochen hindurch nicht geregnet und daß es an manchen Tagen eine fast unerträgliche Hitze gewesen sey, wodurch Krankheiten entstanden seyen unter Menschen und Vieh. Als besonders merkwürdig verdient bemerkt zu werden, daß in dem Jahre 1725 in vielen Städten und Dörfern das Wasser in den meisten Brunnen einen pfuhligen Geschmack gehabt habe und mit Myriaden kleiner Insekten geschwängert gewesen sey, durch dessen Genuß man die Seuchen noch mehr befördert zu haben glaubt. Gleichwohl hat man auch in den genannten Jahren gute Ernten und reichen Obstsegen gehabt. Aber von einer Trockniß, die den ganzen Sommer hindurch gedauert und den Wäldern, Wiesen und Feldern schon im August ein spätherbstliches Ansehen verliehen, melden jene Chronisten nichts; eben so wenig scheint man damals die Plage der Hamster und Feldmäuse so tief empfunden zu haben, als in diesem Jahre. Darum ist der diesjährige Sommer in jeder Hinsicht merkwürdig und die aus den Umständen hervorgegangenen Erscheinungen und Nothstände verdienen getreu vermerkt und in den Annalen der Zeitgeschichte aufbewahrt zu werden.

Homburg v. d. Höhe, 8. Sept.

Künftigen Samstag den 10. d. M. werden die ausgezeichnete Sängerin Mad. Bishop aus London und der ruhmlich bekannte Harfenist Ritter v. Bochsa sich dahier in einem Konzerte hören lassen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 10. Sept. Die wandernden Komödianten, komische Oper in 2 Abth., Musik von Fioravanti.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 251. Sonntag, den 11. September 1842.

Der Todtenfinger.

Eine Erzählung nach Thatsachen.

(Fortsetzung.)

Kurze Zeit nachher saß die Gesellschaft wieder vereint im Refektorium; das gut zubereitete Mahl sowohl, als der erwärmende und belebende Thee stärkte die ermatteten Lebensgeister der Angekommenen, und rief jene behagliche Stimmung hervor, welche wir nach glücklich überstandenen Gefahren und Mühseligkeiten in der Befriedigung sonst gewöhnlicher, durch Entbehrung aber wieder werthvoll gewordener Genüsse finden. Auch die übrigen Reisenden hatten an demselben Tische Platz genommen, und bald wurde die Unterhaltung eine gemeinsame, belebt von dem auf Reisen so gewöhnlichen Drange nach gegenseitiger Mittheilung.

„So nahe war Ihnen die Gefahr," sagte theilnehmend der junge Maler, als der jüngere der zu den beiden Frauen gehörenden Reisenden das Abenteuer des heutigen Tages erzählt hatte; „welche Angst müssen Sie, und vor Allem die Damen ausgestanden haben?"

„Das können Sie denken, mein Herr," erwiederte die ältere Dame, welche jetzt wieder in dem Schmucke einer kolossalen Haube glänzte. „Als Alle schrieen: eine Lawine! eine Lawine! fort! fort, rettet Euch — fuhr es mir wie Blei in die Füße, gerade, als ob ich in einem bösen Traume wäre, konnte ich nicht von der Stelle, und hätte mein Bruder mich nicht auf den Arm genommen," setzte sie, verschämt um sich blickend, hinzu, „ich wäre ein Opfer geworden, wie der arme junge Franzose, der mit uns von Martigny abreis'te."

„Vielleicht gelingt es den Anstrengungen der Mönche, auch ihn noch zu retten; es giebt Beispiele genug, daß verschüttete Personen ausgegraben und wieder zum Leben gebracht worden sind."

„Dieser aber ist todt, und wird nicht wieder lebendig werden," ertönte es vom untern Ende des Tisches in langsamem und tiefem Tone.

Derjenige, welcher diese Worte sprach, war ein langer hagerer Mann mit fast kahlem Scheitel, obschon sonst noch in kräftigem Alter; er gehörte zu den letzt angekommenen Reisenden, jedoch nicht zu der bereits bekannten Gesellschaft, welche sich als eine englische Familie eingeführt hatte.

Alle blickten den Sprechenden an, dessen, einem Todtenkopfe nicht unähnliche Züge theilnahmlos und unverändert blieben.

„Wodurch kommt Ihnen diese Wissenschaft?" fragte nach einiger Zeit der ältere Engländer; „Sie waren, wenn ich nicht irre, der Vorderste in unserm Zuge," und können demnach von dem Schicksale unseres Reisegefährten keine nähere Kunde haben als wir!"

„Und doch weiß ich bestimmt, daß er todt ist — denn," setzte er unheimlich hinzu, „ich habe vorgestern schon seine Leiche gesehen, und wußte schon vorgestern, daß er heute sterben würde!"

„Das klingt sehr sonderbar. — Vielleicht fügt es der Himmel, daß Ihr Traum doch nur ein Traum bleibt."

„Traum? wär's nur ein Traum gewesen — nein, es war ein Gesicht, und leider ist ein jedes solches Gesicht immer wahr geworden."

„Erklären Sie sich näher — Sie wollen uns durch Mährchen und Visionen den Tod eines Menschen beweisen, in unseren Zeiten werden die Geister, und Alles, was in ihr Gebiet hinüberstreift, so selten, daß es ein wahres Glück seyn muß, ein Mal eine so ungewöhnliche Bekanntschaft zu machen!"

„Ich wollte, ich könnte das auch sagen," erwiederte langsam der Kahlköpfige. „Viel wollte ich darum geben, wenn ich es sagen könnte. Doch wozu Ihnen Mittheilungen machen, die Sie doch von vorn herein für ein Mährchen halten." —

„Erzählen Sie, mein Herr," sagte der junge Maler mit Theilnahme, „das Hinüberragen einer andern Welt in unser irdisches Daseyn läßt sich nicht abläugnen — ich will es wenigstens nicht mehr thun, nachdem ich selbst eine ähnliche Erfahrung gemacht habe."

„Wir sind sehr gespannt auf Ihre Erzählung," bat auch der jüngere Engländer, und da die Uebrigen ebenfalls den Kahlköpfigen bestürmten, so brach dieser sein anscheinend theilnahmloses Schweigen.

„Meine Erzählung ist einfach und kurz — ich besitze die unglückliche Gabe, Personen, zu denen ich in näherer Beziehung stehe, drei Tage vor ihrem Tode als Leiche, und zwar ganz in dem Zustande zu erblicken, in welchen der Ausgang aus dem Leben sie versetzen wird. Seit meinem vierzehnten Jahre bin ich mit dieser unheimlichen Fähigkeit ausgerüstet. Sie kostet mich die Ruhe meiner Nächte, die Heiterkeit meiner Tage. Der vor mir sitzende lebendige Mensch verändert plötzlich sein Aussehen, die Zeichen des Todes werden sichtbar, bald liegt er als eine Leiche mit all' den oft grausigen Zeichen der Todes-

Digitized by Google

art, die ihn treffen wird, vor mir. Die Vision währt nur wenige Sekunden, sie erreicht mich aber rücksichtslos an jedem Orte und zu jeder Zeit genau drei Tage vor der Todesstunde dessen, der dann nur noch diese Zeit zu leben hat. Da habe ich mehrmals mir theure Freunde todt gesehen, als noch das blühendste Leben in ihnen wogte, von den scheußlichsten Wunden entstellt. Ein Mal habe ich mich verleiten lassen, ein junges, mir theures Mädchen, das ich als verstümmelte Leiche erblickte, vor seinem nahen Tode zu warnen. Sie verlebte die drei Tage in der furchtbarsten Qual, verließ ihr Zimmer nicht, und ich selbst wich nicht von ihrer Seite. Als die Zeit da war, stürzte in meiner Gegenwart ein Theil der Decke des Zimmers ein, und zerschmetterte die Unglückliche — ich selbst, der ich nur wenige Schritte vor ihr stand, blieb unversehrt. — Seit jener Zeit habe ich wenigstens Niemanden mehr seinen nahen Tod verkündet, sondern die mir gewordene Kunde davon für mich behalten." Der Sprechende blickte, nachdem er eine Zeitlang geschwiegen, mit seinen großen tiefliegenden Augen in der Gesellschaft umher, unwillkürlich schien Jeder seinem Blicke auszuweichen, der, wie nach einem Opfer suchend, keinen unberührt ließ.

„Ach, mein Gott," kreischte die ältere der Damen, „man sollte sich ängstigen, in Ihrer Gesellschaft zu seyn, und wie lange sind wir mit Ihnen gereist — Gott, Eleonore, mir wird unwohl — wenn er mich als Leiche sähe — ich glaube, mich rührte der Schlag."

„Beruhigen Sie sich, ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß ich Sie ganz lebendig sehe," sagte ruhig der Unheimliche.

„Und den armen François haben Sie todt erblickt?" fragte mit unverkennbarer Spannung der jüngere Engländer.

„Es war heute vor drei Tagen am Nachmittage um fünf Uhr, wir saßen zusammen im Wirthshause zu Martigny, und tranken eine Flasche St. Peray. In der heitersten Stimmung erzählte er von seiner Braut und der nahen Hoffnung, sie bald heimzuführen, da wurde sein Auge leblos — er lag als eine blasse erstarrte Leiche vor mir, sein schwarzes Haar hing feucht über seine krampfhaft verzerrten Züge. Die Kleider waren naß und mit Schnee bedeckt, Nase und Mund damit verstopft — Alles dauerte nur einen Augenblick — aber ich wußte, was ihm bevorstand."

(Fortsetzung folgt.)

Fragmente aus der Geschichte der Türkei.

(Von G. Kaut.)

(Schluß.)

Die Anstalten zu einem Kriege wurden vom Sultane getroffen und in Konstantinopel selbst mit großer Strenge Truppen ausgehoben, eingeübt und nach Asien gesendet. Die Großmächte Europa's sahen voraus, welche nachtheilige Folgen dem Sultane ein Krieg mit dem Vicekönige bringen würde und warnten ihn vor jedem feindseligen Schritte, immer bemüht, den Frieden aufrecht zu erhalten. Aber der Sultan erklärte in seinem Grimme, er könne nicht mehr den Uebermuth des frechen Vasallen ertragen, eines Menschen, den er aus dem Staube gehoben und der sich frech erkühne, bei jeder Gelegenheit zu drohen, den schuldigen Tribut nicht mehr zu zahlen, der viele Länder mit Krieg überzogen und der sich überall als Verräther benommen habe, gegen einen solchen Menschen könne nur Waffengewalt gebraucht werden. Falls ihn daher der Vicekönig nicht als Oberherrn anerkenne, wäre er zum Kampf entschlossen.

Als noch Unterhandlungen gepflogen wurden, stand die türkische Armee unter dem Oberbefehle Hafiz Pascha's am Taurus, einem Gebirge, das zwischen Syrien und Natolien die Gränzscheide bildet. Die Türken waren voreilig und überschritten dies Gebirge, nicht bedenkend, daß hierdurch der eiserne Würfel des Krieges fallen würde. Mehemed Ali verlangte nun, daß die türkischen Truppen Syrien räumen sollten und daß ihm die Erblichkeit der Regierungsgewalt in Aegypten zugesagt würde. Da sich die Pforte hierauf nicht einließ, so war der Krieg unvermeidlich. Die Avantgarde der türkischen Truppen rückte nun vor und ward mit der ägyptischen Vorhut handgemein, welche letztere geworfen wurde. Mit neuer Wuth waren die Bewohner der syrischen Gebirge gegen die Aegypter aufgestanden, und alle Auspicien stellten sich zu Gunsten der Türken. Der Vicekönig hatte nun keine andere Wahl, als den von Mahmud hingeworfenen Fehdehandschuh aufzuheben, und er sandte daher seinem Sohn Ibrahim Befehl, die türkische Hauptarmee anzugreifen, wo er sie fände.

Während dieses Standes der Dinge starb am 1. Juli 1839 Sultan Mahmud, dessen Regierung eine Reihe von Unglücksfällen auszeichnete. Er war ein Mann von schöner Gestalt und hatte schöne Gesichtszüge, in welchen Ernst, Stolz und Festigkeit eingeprägt waren. Er war einer besseren Zeit würdig; er verlor Schlachten und Provinzen, aber dennoch schwebte noch etwas von dem Abglanze des alten türkischen Löwen um ihn, das seinen Feinden und Vasallen Ehrfurcht einflößte. Mahmud's Sohn, Abdul-Medschid, bestieg nun den Thron der Osmaniden und gab sogleich Befehl, daß seine Streitkräfte zu Wasser und zu Lande ihre Feindseligkeiten gegen Mehemed Ali einstweilen einstellen sollten. Noch hatte aber Hafiz Pascha diesen Befehl nicht erhalten, als der entscheidende Schlag schon geschehen war. Unweit Nisibi war es am 24. Juni 1839 zwischen den Türken und Aegyptern zu einer großen Schlacht gekommen. Schon am Abend vorher standen sich beide Armeen in Schlachtordnung gegenüber. Die Türken hatten den Vortheil einer guten Stellung, hatten aber ihre rechte Flanke bloßgestellt, welcher Fehler den Verlust der Schlacht zur Folge hatte. Ein von Hafiz Pascha in der Nacht vom 23. auf den 24. Juni auf die ägyptische Avantgarde gemachter Angriff hätte Ibrahim zum Verderben gereicht, wäre er mit größerer Klugheit, mit dem Bajonnette und nicht durch unnützes Schießen eröffnet und ausgeführt worden. Mit dem Säbel in der Faust mußte sich Ibrahim unter seine schon fliehenden Truppen werfen, und es gelang ihm nur mit Mühe, die aufgelösten Bataillone wieder zu sammeln und die Türken zurückzudrängen. Den folgenden Tag fand die Schlacht statt. Soliman Pascha bemächtigte sich eines durch die Türken unbesetzt gebliebenen Hügels und richtete von hier aus ein mörderisches Kartätschenfeuer auf die ihm gegenüber stehende türkische Cavallerie, während sich die Infanterie in Sturmkolonnen aufstellte. Dies war der entscheidende Moment, die türkische Cavallerie schwankte, löste sich auf und überritt ihre eigene Infanterie, welche die Waffen wegwarf und sich in eiligster Flucht zu retten suchte. Die Aegypter erbeuteten 104 Artilleriestücke und 20,000 Flinten. Uebrigens ist diese

Digitized by Google

Niederlage der türkischen Armee den preußischen Offiziere nicht zuzuschreiben, denn der stolze Hafiz befolgte ihre Rathschläge nie, der, wie alle Türken, wähnte, ein geborner Feldherr zu seyn, und daher nur mit Widerwillen fremde talentvolle Offiziere in seinem Heere sah. Einem solchen türkischen Anführer einen guten Rath zu geben, möchte wohl die schwerste Aufgabe von der Welt seyn, und weder ein Cäsar, noch Friedrich, noch Napoleon würden sie jemals gelöst haben. Noch ein anderes Unglück traf den jungen Sultan. Seine ganze Flotte unter dem Oberbefehle Kapudan Pascha's ging nämlich am 15. Juli 1839 zu Mehemed Ali über. Die Folgen der Londoner Conferenz am 15. Juli 1840 sind den Lesern noch in zu frischem Andenken, als daß ich mir hierüber viel zu sagen erlauben sollte. Vor den Waffen der Europäer war bald der Nimbus, der das Haupt des Vicekönigs bis dahin umgeben hatte, verschwunden, und mit Staunen vernahm man in Europa die Ereignisse in Syrien. Bald waren Saida, Sue, Beyrut und St. Jean d'Acre an Syriens Küste gefallen, und der gefürchtete Vicekönig war nach diesen unverhofften Schlägen so geschwächt, und die vielgepriesene Disciplin seiner Truppen so schwankend und unzuverlässig, daß es den siegreichen Waffen der Verbündeten ein Leichtes gewesen wäre, den, dem entkräfteten Boden des osmanischen Reichs entsprossenen Mehemed Ali zu vernichten, oder in die brennenden Sandwüsten Afrika's zu vertreiben; aber mancherlei Rücksichten nöthigten die Mächte, die Waffen nicht allein ruhen, sondern den Vicekönig von Aegypten auch im ungestörten Besitze seines Landes zu lassen, wenn sich nicht ein verheerender Krieg im Westen entzünden sollte. Man denke nur an Frankreichs drohende Stellung.

Mannichfaltigkeiten.

Wer ist der Komponist der Parisienne? Die Antwort auf die Frage lautet: Kasimir Delavigne dichtete den Text und A. Rowinski machte die Musik. Allein nun sehe man in Erlach's Buch: „Volkslieder der Deutschen"; dort steht Band II. Seite 457 — 59 ein Soldatenlied: „Ein Schifflein sah ich fahren ꝛc.", das im Jahr 1813 — 15 besonders bei der englisch-deutschen Legion und bei der hannoverschen Armee häufig gesungen ward, und noch heute in ganz Norddeutschland im Munde des Volkes lebt. Diesem ist Takt für Takt die Parisienne nachgebildet. So gründet sich denn auch dieser musikalische Nationalstolz der Franzosen auf deutsches Eigenthum!

(Vom Unterrheinkreis, 3. Sept.) Gestern wurde auf Veranstaltung des Frhrn. v. Babo, des Vorstandes der Kreisstelle des landwirthschaftlichen Vereins, im Rathhaussaale zu Seckenheim eine Versammlung gehalten, welche dazu bestimmt war, sich über die Mittel zu berathen, wie den Folgen der langen Trockenheit am besten abgeholfen werden könnte. Zur Milderung des Futtermangels soll beitragen können: die Anwendung der Erdstreu, die zu erbittende Abgabe von Waldstreu aus den Domänenwaldungen und das Schneiden des Futterstrohs zu Häcksel, das Ueberbrühen desselben mit einem Absud von Wurzelgewächsen, oder auch mit bloßem Wasser, um das Stroh durch Selbsterhitzung nahrhafter zu machen, und das Beweiden der Kleefelder und Wiesen. Es wurde sodann aufmerksam gemacht, daß die Landleute, statt ihr Vieh um Spottpreise zu verkaufen, es lieber schlachten und einsalzen sollten, und daß sie wohl thäten, wo möglich wenigstens die Kälber zu behalten u. dgl.

(Aus dem Badischen.) Ueberall erregt die kürzlich erschienene Schrift des Hrn. Ministerialraths Christ in Karlsruhe über deutsche National-Gesetzgebung*) bei denen, welche dieselbe gelesen haben, einen tiefen Eindruck. Die Neuheit der Ansichten, das wahrhaft Klassische in der Darstellung und die Sicherheit der ganzen Behandlungsweise wirken wohlthuend und überzeugend auf den Leser. Besonders überraschend ist der Anhang, in welchem der Verfasser die Ansichten des berühmten Hrn. v. Savigny, jetzigen k. preuß. Justizministers, zu bekämpfen sucht. Unwiderlegbar scheint, was der Verfasser über die Nothwendigkeit eines für den ganzen Zollverein gemeinsamen Handelsgesetzbuchs anführt, und gewiß wird hierin der ganze deutsche Handelsstand mit ihm übereinstimmen. Wir theilen in dieser Beziehung die Ansicht eines andern Blattes, das über die Schrift des Hrn. Christ sich ausspricht und sagt: „Wir wären begierig, zu lesen, was gegen die dichtgeschaarte und festgeschlossene Phalanx von Argumenten, womit die Schrift ins Feld rückt, wird vorgebracht werden können."

Korrespondenz.

Mainz, 7. Sept.

Unsere Messe, die für die meisten Käufer und Verkäufer eigentlich nichts ist, als das Pandämonium des größern Meßverkehrs in Frankfurt a. M., geht heute zu Ende. Ueber die Merkwürdigkeiten, welche während dieser Messe der Neugier des Publikums sich feilgeboten, um des guten Geschmacks willen, kein Wort. Kein Wort über die lächerliche „Erbschafts-Anzeige" des Karl Dreyfus und die seiner Nachahmer aus polnisch Lissa; über den Uequebaugh und den Hrn. Künstler mit seinen betriebsamen Flöhen; über den Ausverkauf französischer Fabrikanten durch Bodenröder und die magischen Lufterscheinungen F. Kopelents; über die Stadt London in Korkholz und die unvergleichlich billigen Waaren des Hrn. Max Bommas; über die Straßdiamanten Paul Camagni's und die Neunkreuzer-Waaren Joseph Lang's; über den weit- und hochberühmten Kunstarbeiter (wie er sich selbst nennt) Hrn. Stricker, der Geschirr stickt, und die Hunde- und Affen-Komödie ꝛc. ꝛc. Das Alles wandert auch nach Frankfurt über und nomadisirt von da weiter durch ganz Deutschland. Wir hatten diesmal kein „lebendiges Wachsfiguren-Kabinet in Lebensgröße" und keine „k. k. privilegirte reißende lebendige Thier-Menagerie", wie in der Frühlingsmesse, was wirklich sehr zu bedauern war. Die einzige wirklich beachtungswerthe Ausstellung war die des Landschaftsmalers Hrn. J. H. Neukom von Schaffhausen, in seinem Diorama, oder seiner malerischen Reise durch die Schweiz. Nichts Interessanteres und Anziehenderes sowohl für diejenigen, welche das ebengenannte Land schon bereis't haben, wie für solche, welche es bisher nur aus Beschreibungen oder Bildern kennen, als diese bequeme, malerische Erinnerungs-Erfrischung, diese täuschende Vergegenwärtigung ostgenannter und vielgerühmter Orte oder Gegenden. Wie geheimnißvoll überraschend ist dieser Rheinfall bei Mondbeleuchtung; wie majestätisch dieser Rigikulm, mit seinem Panorama von 300 beeis'ten Gipfeln, Gletschern, seinen 20 Seen und zahllosen

*) Ueber deutsche National-Gesetzgebung. Ein Beitrag zur Erzielung gemeinsamer, für ganz Deutschland gültiger Gesetzbücher und zur Abschaffung des römischen und des französischen Rechtes insbesondere, von A. Christ, großh. bad. Ministerialrathe. gr. 8. geh. Preis 1 fl. 12 kr. Karlsruhe, bei Müller.

Digitized by Google

Thalgeländen; wie prachtvoll dieser Jungfrau-Koloß auf dem Gipfel der Wengernalp; wie perlend und brausend dieser Staubbach; wie saftig und erhaben dies Grindelwaldthal, mit seinen beiden Gletschern; wie himmelragend dieser Mont-Blanc, mit seinem gewaltigen, 14,770 Fuß hohen Dromedar-Rücken. Dazu gesellen sich noch, um die pittoreske Reise von einem Endpunkte zum andern, vom Rheinfall bis zum Mont-Blanc, zu vervollständigen, die treuesten und malerischsten Ansichten von Zürich und seiner entzückenden Fernsicht über den See und die fernere Gebirgswelt, vom Albis und seiner berühmten Perspective, von Zug, seinem See und dem Rigi, von Luzern und dem Pilatus auf der einen, wie der Hofkirche und dem Vierwaldstädtersee auf der andern Seite, von Tellsplatte und dem Wallfahrtszuge zur Kapelle; von Flüelen und dem Bristenstock, von Bern und seiner Ansicht der Hochgipfel des Oberlandes, von Thun, seinem See und dessen herrlicher Umgebung, von Interlaken und den Naturschönheiten des unvergleichlichen Bödeli, vom Schreck- und Finster-Aarhorn, diesen erst in neuester Zeit erklimmten riesigen Felszacken von 11,000 bis 12,000 Fuß Höhe, von Freiburg, mit seinen über schwindelerregenden Abgründen schwebenden Drahtbrücken, von dem romantischen Lausanne und den durch J. J. Rousseau berühmt gewordenen Gipfeln Savoyens, von Genf und seiner paradiesischen Umgegend, seinem See und seinem Berg (Salève), vom Mont-Blanc überragt. — Als nicht unwillkommene, wenn gleich schauerliche Beigabe, zeigt sich der neueste Brand in Hamburg, ein eben so wahres, als ergreifendes Bild. Hr. Renkom hat die Eintrittspreise zu seinem Diorama so niedrig gestellt, daß dasselbe von Jedermann besucht werden kann.

Kirchheimbolanden, 1. Sept.

Von unserer allerhöchsten Landesstelle ist das von hier aus eingereichte Gesuch, mittelst freiwilliger Beiträge aus der ganzen Pfalz auf dem Donnersberge einen steinernen Thurm erbauen zu dürfen, welcher ein herrliches Panorama darbieten und Schutz gegen ungünstige Witterung gewähren wird, genehmigt und mit demselben eine sehr geschmackvolle und dem Zwecke entsprechende Thurmzeichnung als Bauplan remittirt worden. Dieselbe wird als Lithographie den zum Einzeichnen circulirenden Listen beigefügt werden.

Bericht der Commission für Erbauung eines Hauses auf dem Feldberge.

(Erstattet am 23. Aug. an die im Lokale der Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und deren Hülfswissenschaften versammelten Freunde dieses Unternehmens.)

Die von dem Vorstande des geographischen Vereines für den Bau eines Hauses auf dem Feldberge ernannte Commission hat Sie einladen lassen, um Ihnen über den Stand dieses Unternehmens öffentlichen und ausführlichen Bericht zu erstatten. Leider sieht sie sich nicht im Stande, Ihnen die Beendigung ihrer Arbeiten anzeigen zu können, indem solche durch das traurige Schicksal, welches die Stadt Hamburg betroffen, eine bedauerliche Hemmung erfahren haben. Dennoch ist mittlerweile Manches geschehen, wodurch dem Unternehmen eine sichere Basis gewonnen seyn dürfte. Hoffen wir, daß die öffentliche Besprechung dieser Vorgänge das Interesse des Publikums an dem projectirten Baue vermehren und demselben recht viele neue Gönner und Freunde erwerben möge.

Gehen wir zuerst auf die historische Entwickelung des nunmehr zu seiner wirklichen Ausführung heran reifenden Projectes zurück, so finden wir schon seit geraumer Zeit theils als stillen Wunsch, theils auch öffentlich ausgesprochen: die Idee, auf dem Gipfel des Feldberges ein Obdach, sey es nun in Gestalt einer, die Aussicht zugleich erweiternden Warte oder in der Form eines mehr schützenden Hausbaues zu errichten. Insbesondere gebührt dem physikalischen Vereine die Ehre, schon seit dem Jahre 1828, durch die von demselben damals veranstalteten meteorologischen Beobachtungen hierzu angeregt, die letztere Idee kräftig gefördert zu haben. Alle diese Wünsche, die sich namentlich im Januar dieses Jahres in einer Reihe von Zeitungsartikeln kund gaben, würden indeß wahrscheinlich ohne unmittelbaren Erfolg geblieben seyn; denn noch fehlte der Idee ein Mittelpunkt, dem sich die vereinzelt stehenden Kräfte hätten anzuschließen vermocht. Ein solcher wurde aber gewonnen, als auf Einladung der Herren Dr. A. Clemens und A. Ravenstein unterm 5. Februar d. J. eine Versammlung von Taunusfreunden zusammen trat, ein Comité wählte und den Beschluß faßte, den geographischen Verein um Uebernahme der ungetheilten Leitung der angeregten Angelegenheit anzugehen. Von diesem Zeitpunkte an war das Unternehmen als begründet anzusehen, und es dürfte eben so billig als gerecht seyn, diejenigen Männer, welche als Theilnehmer an jener Versammlung zu dieser Begründung mit beitrugen, öffentlich zu nennen; es waren folgende: Kupferstecher Borniger, Peter Jos. Brentano, Dr. Clemens, Glaser Grosch, Ed. Hauger, A. Hammeran, J. L. Heller, Schöff v. Heyden, Wilh. Hermann; Direktor Kosel, Dr. Küchenmeister, Heinr. Meidinger, Joh. Georg Mousson, Stiftsgärtner Ohler, de la Penha, Professor Pierre, Aug. Ravenstein, Maler Heinr. Rosenkranz, Steinmetzmeister Gotti. Rust, Briefpost-Inspektor Räth, Dav. A. Schnapper, Carl Schneider hinter der Rose, Schnyder von Wartensee, Dr. Schwarz, Dr. Trapp aus Homburg, Bau-Inspektor Westerfeld aus Homburg und J. G. Weygandt.

Der Vorstand des geographischen Vereines glaubte sich der an ihn gerichteten Aufforderung um so weniger entziehen zu dürfen, als derselbe in dem Bau eines Hauses auf dem Gipfel des Feldberges neben der damit bezweckten Annehmlichkeit für Gebirgswanderer zugleich auch ein Mittel erkannte, die Naturwissenschaften im Allgemeinen und durch Fixirung eines bleibenden Signales und Aufstellung topographischer Hülfs- und Orientirungsmittel die Landeskunde insbesondere zu fördern. Schon unterm 12. Februar ward dem Vorstande von Seiten des in Homburg am 6. Februar zusammen getretenen Comité's die erfreuliche Nachricht, daß demselben bereits mehr als 800 fl. für den Bau zugesichert seyen, ein Resultat, welches in jeder Hinsicht glänzend genannt zu werden verdiente. Es möchte vielleicht auffallen, daß der Vorstand des geographischen Vereines die damals so günstige Stimmung zur sofortigen Einsammlung freiwilliger Beiträge unbenützt ließ. Erwägt man aber, daß dem Comité zu Homburg, nachdem sich Se. Durchl. der Hr. Landgraf einmal beifällig für die Sache ausgesprochen und sogar einen Kostenbeitrag subscribirt hatte, kein weiteres Hinderniß zur Vornahme der Subscriptionen im Wege stand, während der Vorstand des geographischen Vereines zur Vornahme ähnlicher Schritte vor allen Dingen versichert seyn mußte, daß auch herzogl. nassauischer Seits dem Projecte gleicher Beifall gezollt werde, so wird man die anfängliche Zurückhaltung erklärlich finden, zumal man vernommen hatte, daß höheren Ortes der Wunsch bestehe, sich vorerst noch öffentlicher Geldeinsammlungen für gedachten Zweck zu enthalten, bis über die Art und Weise der Betheiligung Sr. herzogl. Durchl. eine Bestimmung getroffen sey. Diesem Letzteren wurde denn auch unterm 8. und 14. Februar ausführlicher Vortrag erstattet. Da jedoch hierauf keine unmittelbare Höchstlandesherrliche Entschließung erfolgte, die Zeit aber drängte, so wurde unterm 8. März die noch gegenwärtig bestehende Commission mit dem Auftrage ernannt, die Sache nunmehr auf andere zweckdienliche Weise in Gang zu setzen. Diese Commission constituirte sich am 16. desselben Monats und suchte sofort bei hohem Senate hiesiger Stadt, der herzogl. nassauischen, großh. hessischen und kurfürstl. hessischen Regierung um die Erlaubniß nach, für den Bau eines Hauses auf dem Feldberge in deren Gebiet zu freiwilligen Beiträgen öffentlich auffordern zu dürfen.

(Schluß folgt.)

Theater-Anzeige.

Sonntag, 11. Sept. Robert der Teufel, große Oper in 5 Haupt- und einer Zwischen-Abth., Musik von Meyerbeer. (Gastrolle) Isabella: Dem. Marr, vom k. Hoftheater zu Dresden. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 252. Montag, den 12. September 1842.

Der Todtenfinger.

Eine Erzählung nach Thatsachen.

(Fortsetzung.)

Noch ehe eine weitere Frage an den Sprechenden von den in ängstlicher Spannung Zuhörenden gerichtet werden konnte, vernahm man Geräusch in den nahen Gängen, die Thüre öffnete sich, und von beschneiten Mönchen wurde eine Bahre in das Refektorium getragen. Tiefes Schweigen herrschte im Gemache; jedes Auge hing unverwandt an dem mit einem Mantel verdeckten, auf der Bahre ruhenden Körper. Die Hülle wurde entfernt, und man erblickte den jungen François, gerade so wie der unheimliche Kahlkopf ihn als Leiche beschrieben hatte. Mund und Nase mit Schnee angefüllt, seine Züge krampfhaft entstellt und beschattet von seinen feuchten dunkeln Locken!

Der Anblick eines Todten wirkt, wenn uns Gewohnheit nicht abgestumpft hat, immer ergreifend auf unser Gemüth. Selbst derjenige, welcher vor dem Uebergange aus diesem Leben in ein anderes nicht ängstlich erbangt, der mit frommem gläubigen Vertrauen auf eine Fortdauer nach dem Tode hofft, fühlt sich unangenehm berührt durch den Anblick einer Leiche. Der Todte hat die Gränze überschritten, welche zwischen hier und dem dunkeln Jenseits gezogen ist, und über welche nur das Röcheln der Sterbestunde, das letzte Aufzucken der körperlichen Hülle den Weg bahnt. Was er zurücklässt, sonst so belebt, anmuthig, reizend — geliebt, — es sind noch dieselben Formen, und doch, von der Hand des Todes berührt, fremd und unheimlich. Die Abneigung unseres eigenen Körpers vor der seelenlosen Hülle, wir vermögen sie nicht zu unterdrücken; das Todte stößt das Lebendige zurück; ein kaltes Rieseln überläuft uns; wir ahnen die Schauer des Sterbens, und der irdische Theil unseres Selbst, der vor der Verwesung erbangt, übt seinen mächtigen und nie zu vertilgenden Einfluß auf unsere Seele aus.

Die Leiche des jungen François brachte diesen Eindruck auf die Anwesenden in um so stärkerem Grade hervor, als ihr Erscheinen bereits auf eine unheimliche Weise angekündigt worden war. Am meisten war der Kahlköpfige selbst bewegt, seltsam zuckten die Muskeln seines Gesichts, seine Augen schienen aus ihren Höhlen heraustreten zu wollen, während er die herabhängende starre Hand des Todten ergriff und unverständliche Worte murmelte.

„Das ist seltsam, bei Gott, seltsam!“ brach endlich der jüngere Engländer das Schweigen; „wie er ihn beschrieb, so liegt er da — aber diese unheimliche Geschichte soll uns nicht abhalten, Belebungsversuche anzustellen.“

„Nutzlos — nutzlos —“ sprach leise der Kahlkopf vor sich hin, der noch immer die Hand des Todten festhielt: „Nutzlos — Alles umsonst — er wird nie wieder erwachen.“

Die Mönche trugen den Todten fort, und versicherten die Gesellschaft, daß alle nur möglichen Belebungsversuche gemacht werden sollten, doch, setzte der Vorsteher hinzu, ich zweifle zum Voraus am Erfolge; eine lange traurige Erfahrung hat mir in dieser Beziehung einen sehr sichern Blick verschafft; der junge Mann ist nicht erstarrt, sondern durch die über ihn gefallene Lawine erstickt. Wir werden ihn bald in den Todtenkeller tragen müssen, damit seine Angehörigen ihn dort finden können — dann legen wir ihn zu den Uebrigen auf die Felsen unseres Friedhofes, denn die Erde bedeckt hier nicht die Gestorbenen. Unter der Decke des ihnen näheren Himmels reifen ihre Gebeine der Auferstehung entgegen. —“

Der Mönch entfernte sich, und ließ die Gesellschaft in einer ernsten, von den Schauern der Geisterwelt berührten Stimmung zurück.

So sehr aber die nähere Beziehung zu den Gestorbenen, wenigstens zu ihren todten Körpern unserer Natur und dem in uns pulsirenden Leben entgegen ist, ein nicht zu unterdrückender Drang treibt uns dennoch immer zu jenem dunkeln Reiche hin. Sey es die Begierde, etwas von der Art und Weise der Fortdauer nach dem Tode zu erfahren, sey es die unbewußte Verbindung, in welcher wir wirklich mit den Seelen der Abgeschiedenen bleiben, wir werden selten eine Gelegenheit vorbeigehen lassen, um uns der dunkeln Gränze des Jenseits zu nahen; die Schauer, die unsere Seele erfüllen, welche unser Blut erstarren machen und unser Haar empor sträuben, wir weichen ihnen nicht aus, wir suchen sie sogar unwillkürlich auf, und selbst die schwächsten, furchtsamsten Naturen vermögen dem unheimlichen Reize nicht zu widerstehen, mit der Geisterwelt, sey es durch eigene Handlungen oder durch Anhörung von Erzählungen in nähere Beziehung zu treten.

So auch hier; es war Keiner in der Gesellschaft, und selbst die beiden Frauen machten keine Ausnahme, der nicht gewünscht hätte, in der jetzigen Stimmung durch noch andere Beweise von der Verbindung der Lebenden mit den Todten erhalten zu werden.

Digitized by Google

Am meisten schien der junge Engländer ergriffen, seine schönen, ohnehin bleichen Züge bedeckte oft eine solche Leichenblässe, daß seine Gesichtsfarbe der des Todten ganz ähnlich war, bis die innere Erregung das zurückgetretene Blut wieder gewaltsam in seine Wangen trieb. Häufig lag seine Hand in der seiner reizenden Gefährtin, deren besorgte Blicke verriethen, daß ihr der Seelenzustand ihres Freundes nicht unbekannt blieb.

„Sagten Sie nicht," wandte sich Lord Clairford, dies war der Name des jüngeren Engländers, an den deutschen Maler, „sagten Sie nicht vorher, daß auch Sie eine ähnliche Erfahrung gemacht hätten, wie unser Reisegefährte dort unten, welcher uns einen so überzeugenden Beweis von der Wahrheit derselben gegeben hat. Ich glaube den Wunsch der Gesellschaft auszusprechen, wenn ich Sie bitte, uns Ihre Geschichte nicht vorzuenthalten."

„Gern würde ich bereit seyn, mein Abenteuer zu erzählen," entgegnete der Maler, „wenn ich nicht befürchten müßte," setzte er erröthend hinzu, „daß meine Handlungsweise in manchen Stücken der Mißbilligung der Damen ausgesetzt wäre."

„Das wird so arg nicht seyn, die Frauen werden Nachsicht üben," erwiederte Lord Clairford, diese anblickend.

„Erzählen Sie, mein Herr," setzte die ältere derselben, Miß Betty Darson, hinzu. Es schaudert mich zwar schon jetzt, und ich sollte genug haben, aber wenn ich Ihre Geschichte nicht erfahre, mache ich mir noch viel schrecklichere Gedanken."

Der junge Maler begann:

„Auf einer Reise in das Albaner Gebirge verweilte ich längere Zeit in einem kleinen reizend gelegenen Dörfchen. Die einzelnen Hütten und Häuser waren malerisch an dem schnell und schäumend dahin fließenden Bache gruppirt, von dunkeln Bäumen und hohen kahlen Felsen umgeben. Etwas höher als die übrigen Wohnungen lag ein großes, altes, theilweise verfallenes Gebäude, früher das Stammschloß eines reichen Adeligen, jetzt die bescheidene, mühsam erhaltene Behausung eines Pächters. Stand man Abends oben auf dem wüsten Platze vor dem halb in Ruinen liegenden Schlosse, und sah bei'm Scheiden der Sonne in das friedliche enge Thal, die stille Ruhe, welche darin herrschte, zog unbewußt in des Hinabblickenden Seele. Und doch war es nicht die schöne Gegend allein, welche mich dort fesselte und mich meinen Aufenthalt von Tag zu Tag verlängern ließ. In des Pächters Wohnung, wo ich ein Unterkommen gefunden hatte, blühte eine so liebliche Blume, in solcher vollendeten Schönheit, wie sie selten die schöpferische Hand der Natur hervorbringt. Mit Fiormona lebte ich unter einem Dache, der Zauber ihrer Schönheit bannte mich in ihre Nähe. Sie schien nicht unempfänglich für meine Bewerbungen, ihre großen schwarzen Augen hatten mit dem Feuer der Liebe tief und lange in die meinigen geblickt, und in einem jener seltenen Augenblicke, wo wir unbeobachtet waren, hatte ein Druck ihrer Hand den meinigen erwiedert. So sehr ich mich aber auch bemühen mochte, sie wieder allein zu sehen, es war unmöglich, den Argusaugen der alten Tante zu entgehen. Sie haßte in mir den Fremden, und bewachte Fiormona auf jedem Schritt, wich nicht von ihrer Seite, und brachte mich dadurch fast zur Verzweiflung.

(Fortsetzung folgt.)

Urtheil über Deutschland in amerikanischen Blättern.

Es geschieht im Ganzen ungemein selten, daß amerikanische Zeitungen von Dem, was in Deutschland geschieht, Notiz nehmen. Der Ledger aber enthält jetzt Briefe aus Frankfurt a. M. und wir können nicht umhin, daraus Einiges für unsere Leser zu entnehmen. Es heißt darin: „Die Angelegenheiten von Deutschland gehen langsam vorwärts. Dies Volk hat immer eine große Abneigung gegen schnelle Bewegungen gezeigt und es verdankt diesem Umstande wahrscheinlich seine Erhaltung. Die Deutschen gehen nicht schnell; aber sie gehen dagegen nie zurück, wie die Franzosen, die dadurch alles Zutrauen in sich selbst verlieren. Ihr Vorrath von Geduld und Langmuth ist ziemlich groß, ja sogar größer als nöthig; aber in Verbindung mit ihren andern Eigenschaften ist dies eher eine Tugend als ein Laster zu nennen. Die Deutschen sind ein gewaltig häusliches Volk und die Ruhe ihrer Heimath geht ihnen über Alles. Lord Bacon's Ausspruch: „Wer Frau und Kind besitzt, hat dem Glücke Geißeln gegeben; denn sie sind große Hindernisse sowohl bei Wagnissen als Thorheiten", paßt auf die deutsche Nation außerordentlich gut. Wenn die Frauen eine andere Stellung in gesellschaftlicher Hinsicht einnähmen, wenn sie die Belohnungen vertheilten, wenn sie kühn und befehlend wären und versuchten die Männer bei allen ihren Handlungen zu leiten, wenn sie den Unternehmungsgeist und die Arglist der französischen Frauenzimmer besäßen, was für eine Revolution würden wir dann auf ein Mal in Deutschland entstehen sehen. Dadurch würde mehr geschehen, als durch die beste Constitution, die man ihnen geben könnte. Statt auf ihren Studirzimmern zu sitzen und über Philosophie zu brüten, würden sie sich ins Leben rasch hineinwerfen und Männer werden. Die Sentimentalität hat sich wie ein Krebsschaden bei den Deutschen eingefressen; sie droht alle ihre Männertugend zu vernichten und muß ausgerottet werden. Wenn sie ein Wenig mehr Praxis und etwas weniger Theorie besäßen, so wären sie vollkommen und wenn mich nicht Alles trügt, so sind sie auf dem besten Wege, der Vorschrift Göthe's zu folgen, der seinen Mephistopheles sagen läßt:

„Grau, theurer Freund, ist alle Theorie,
Und grün des Lebens gold'ner Baum."

Schelling lehrt noch immer positive Philosophie in Berlin, während die Schüler Hegel's im negativen Sinne vordringen. Während die höheren Classen fortfahren in der Verfeinerung und Ueberbildung, beginnen die niederen Classen mit Ernst zu arbeiten, und die Fortschritte, die sie machen, sind erstaunlich. Es fehlte ihnen nur die Veranlassung zur Gewerbthätigkeit und diese haben sie im Zollvereine gefunden. Dieser wächst wie eine Schneelawine, nicht weil die Fürsten wünschen, Mitglieder zu werden, sondern weil das Volk nach Vereinigung strebt. Die Vereinfrage aber in ihren Folgen ist die wichtigste seit 1812 zur Sprache gekommene Maßregel. Jede abstrakte Idee, jede Theorie kann man hindern, in einem Lande Wurzel zu schlagen, in dem der Presse durch Censur der Mund gestopft ist. Wenn aber für praktisch-systematische Industrie, für Handel und Fabriken Bahn gebrochen ist, wenn Hunderte und Tausende sich mit Gewerbszweigen beschäftigen, von denen die Landeseinkünfte abhängen, dann ist es

Digitized by Google

ſelbſt einer deſpotiſchen Regierung nicht möglich, die Quellen des Nationalreichthums zu verſtopfen. Die Ideen, welche durch Gewerbthätigkeit hervorgerufen und erweitert worden, ſind unvergänglich, und ich hoffe, daß ſie ſehr viel für Deutſchland thun werden. Wenn die arbeitenden Claſſen anfangen zu leſen, wenn ſie Zeit dazu erübrigen, und wenn ſie ſich Bücher anſchaffen können, dann finden ſich auch ſtets talentvolle Leute, welche für ſie ſchreiben, und erſt dann kann man von wahrer volksthümlicher Literatur ſprechen. Die Gelehrtenrepublik iſt die machtloſeſte von allen, wie wir in Deutſchland zur Genüge geſehen haben. Ein Volk kann bis zum jüngſten Gerichte ſchreiben, ohne einen Schatten von Volksfreiheit zu beſitzen; aber ein Volk kann nicht arbeiten und thätig ſeyn, ohne die Wichtigkeit der Freiheit zu fühlen. Dies trat auch bei den Deutſchen ein, ſobald ſie in den Zollverband traten. Es herrſcht jetzt ein Volksgeiſt unter ihnen; ſie ſprechen jetzt ſchon über praktiſche, ausführbare Sachen — über Armeen, Flotten, Handels- und Schifffahrtsverträge mit den vereinigten Staaten, vom Feſtungs- und Schiffsbaue und dergleichen. Sie nahen ſich jetzt dem Zuſtande, den man im Engliſchen ſo treffend mit dem Ausdrucke „wide awake“ (völlig aufgewacht) bezeichnet." — So urtheilen reiſende Amerikaner über Deutſchland.

Conzert der Madame Biſhop und des Herrn Bochſa aus London.

Frankfurt a. M.

Geſangskunſt und Virtuoſität haben heutigen Tages einen ſo hohen Grad von Ausbildung erreicht, daß man in größeren Städten kaum noch etwas Anderes, als Vorzügliches zu hören bekommt. Mittelmäßiges darf es nicht wagen, hervorzutreten; Ausgezeichnetes wird verlangt, und nur das Außerordentliche macht noch Aufſehen. Daher erklärt es ſich auch, warum in öffentlichen Blättern ſo viel des Lobes zu leſen. Es gibt der achtbaren Leiſtungen, der zur Virtuoſität gelangten Talente, ſelbſt der begründeten Renommées ſo viele, warum ſollte man ihnen die verdiente öffentliche Anerkennung vorenthalten?

Zu den bereits accreditirten Namen gehören auch die beiden obengenannten. Obgleich die Stimme der Mad. **Biſhop** nicht mehr in aller Friſche ſteht, und wenn ſie auch in den höheren Tönen gelitten hat, ſo iſt ſolche doch immer noch angenehm und wohlklingend. Der Geſang dieſer Künſtlerin bringt einen wohlthuenden Eindruck hervor, und trägt einen freundlichen Ausdruck von unverkünſtelter Empfindung. Dieſer Vortrag iſt auf eine treffliche Geſangmethode geſtützt, und entſpricht ſelbſt ſtrengen Anforderungen; leichte Volubilität, perlende Coloratur, ſeine Abrundung und Fluß der Paſſagen, ſchöner Triller, Geſchmack in den Verzierungen ſind vereinigt und bilden ein kunſtgerechtes Ganzes, welches mit vollem Rechte gerühmt werden muß. — Hr. **Bochſa** iſt als einer der erſten und wenigen Meiſter der Harfe längſt bekannt, und ſeine Compoſitionen für dies Inſtrument genießen überall der Autorität. Hr. **Bochſa** entfaltete eine Virtuoſität, die um ſo mehr Staunen erregte, als die Harfe eines der ſchwierigſten Inſtrumente iſt. Mit Leichtigkeit alle dieſe Schwierigkeiten überwindend, und mit wahrhaft überraſchender Virtuoſität von den tiefſten bis zu den höchſten Chorden auf- und abfliegend, war ſein Spiel von höchſter Präziſion und Sicherheit, und übertraf in techniſcher Vollendung ſogar die Erwartungen der Kenner. Sein vielleicht allzu rapider und vehementer Vortrag dürfte in Deutſchland, wo man die Kunſt gerne in Milde und geweihter Ruhe erſcheinen ſieht, und vor Allem das Gemüth befriedigt ſehen will, manchen Hörer finden, welcher von anderen Schönheitsprincipien ausgeht, als unſer Virtuoſe. Die beiden geehrten Gäſte ernteten rauſchenden Beifall und von vielen Seiten wurde der Wunſch nach Veranſtaltung eines zweiten Conzertes ausgeſprochen.

Das Conzert fand im Saale zum Wolfseck des Hrn. **Fay** ſtatt. Dieſer in ſeinen Dimenſionen ſehr ausgedehnte, in ſchönem Verhältniß erbaute, freundlich und geſchmackvoll dekorirte Saal eignet ſich für Conzerte ſehr gut, und es nimmt ſich die Muſik in ſeinen akuſtiſchen Räumen trefflich aus. Es wäre derſelbe daher zu ſolchem Zweck wohl zu empfehlen, da der Saal im Weidenbuſch nicht immer disponibel iſt. Aber, wird man ſagen, die feine, die höhere Geſellſchaft will einen Saal, in welchem nie andere, als ariſtokratiſche Elemente ſich bewegen. Wollte ſie dies Prinzip konſequent feſthalten, ſo dürfte ſie weder das Theater, noch den Saal im Weidenbuſch, noch die Mainluſt beſuchen. Wann endlich werden dieſe langweiligen Vorurtheile einmal aufhören, ſich geltend zu machen? W.

Mannichfaltigkeiten.

Die Basler Zeitung ſagt in einem Artikel über die wiſſenſchaftliche Befähigung der Jeſuiten: „Wie ſehr übrigens der Jeſuitenorden auch in der Lehrmethode noch zurück ſey, davon wird ſich Jeder überzeugen, wenn er vernimmt, daß z. B. in dem geprieſenen Freiburg die Phyſik noch in lateiniſcher Sprache vorgetragen wird, während doch für dieſe ganz moderne Wiſſenſchaft die lateiniſche Sprache gar keine geeigneten Ausdrücke beſitzt, und daher in Deutſchland Philologen und Naturforſcher darüber einig ſind, daß weder der Sprache, noch der Naturwiſſenſchaft durch eine ſolche Verbindung ein Dienſt erwieſen werde. Eben ſo wird in Freiburg unter dem Titel von Naturrecht das Halleriſche Syſtem in Mönchslatein vorgetragen, und ein unverdautes, ſchwerfälliges Material, meiſt Polemik gegen die längſtverſchollenen Rouſſeauiſchen Doktrinen, in ſcholaſtiſcher Form zum Beſten gegeben: Gedächtnißwerk ohne einen lebendigen, das Ganze durchdringenden Gedanken."

Auf einem ſchleſiſchen Gute ereignete ſich kürzlich der unglückliche und für die Viehwirthſchaft ſehr beachtenswerthe Fall, daß, für die Brauerei eingemaiſchtes und in Gährung übergegangenes Getreide den Kühen als Futter gereicht wurde. Die Kühe fraßen gierig, wurden aber durch den entwickelten Gährungsſtoff ſo ſtark vergiftet, daß nach kurzer Zeit zwölf Stück ſtarben.

Bericht der Commiſſion für Erbauung eines Hauſes auf dem Feldberge.

(Schluß.)

Das erwähnte Geſuch fand im Allgemeinen die gehoffte beifällige Aufnahme; insbeſondere zeigte ſich die herzogl. naſſauiſche Regierung

dem Unternehmen geneigt, indem sie dasselbe mittelst besondern Ausschreibens sämmtlichen herzogl. Aemtern zur Förderung angelegentlichst empfahl. Nur von kurhessischer Seite erfolgte ein abschlägiger Bescheid. Nun erst war es thunlich, eine öffentliche Aufforderung zu freiwilligen Beiträgen zu erlassen, was auch unterm 4. April geschah. Gleichzeitig wurden an verschiedenen Orten in hiesiger Stadt Subscriptionslisten aufgelegt, während nach mehr denn 50 Orten der Umgegend schriftliche Aufforderungen zur Theilnahme und zur Bildung von Filial-Comité's ergingen. Leider zeigte sich das Publikum, durch Beisteuern mancher Art gleichzeitig in Anspruch genommen, nicht sehr geneigt, das Project durch zahlreiche Geldbeiträge fördern zu helfen und die Commission war daher gerade zu einer Sitzung versammelt, um über die Ergreifung wirksamerer Maßregeln zu berathen, als die Nachricht von dem in Hamburg ausgebrochenen verheerenden Brande eintraf, welche alle weitern Schritte, im Interesse der Sache selbst, einzustellen gebot. Man hatte gehofft, der Eindruck, welchen jenes unglückliche Ereigniß hervor gebracht hatte, würde weniger nachhaltig seyn, als er sich wirklich gestaltet hat; daher die unterm 29. Mai bekannt gemachte vorläufige, später aber bis zu nächstem Frühjahre hinaus geschobene Vertagung aller auf durchgreifenden Erfolg berechneten Maßregeln. Das, was bis jetzt für den Bau an Geld theils eingegangen, theils unterzeichnet ist, finden Sie in der vorliegenden Liste in alphabetischer Ordnung eingetragen. Der Betrag erreicht die Summe von 226 fl. 43 kr. Besonders dankenswerth ist das Anerbieten der Ehlhalter Taunusschiefergrube, die nöthigen Dachschiefer für die Hälfte des Anschlagpreises, so wie das Anerbieten der Herren Gebrüder Lossen, aus der Michelbacher und Emmershäuser Eisenhütte je einen Ofen unentgeltlich für den Bau zu liefern. Eigenthümlich erscheint dagegen die Weigerung des Reifenberger Gemeinde-Vorstandes, der Sache durch freiwillige Personal-Leistungen oder dergleichen einigen Vorschub zu leisten, eine Weigerung, die auf die irrige Voraussetzung begründet ist, der Bau werde die Reifenberger Wirthe benachtheiligen, während gerade das Gegentheil zu erwarten steht. Hr. Pfarrer Hannappel ebendaselbst, der Besitzer einer Sammlung in dortiger Gegend aufgefundener römischer Alterthümer, hat dagegen seine Mitwirkung zum Besten des Baues mit dankenswerther Bereitwilligkeit zugesagt.

Wenn Sie nun auch, nach Allem, was oben angeführt wurde, das eingehaltene Verfahren den Umständen gemäß und die Verschiebung eines definitiven Angriffes der Sammlungen bis zu nächstem Frühjahre zweckmäßig finden dürften, so schließt dies doch nicht aus, ebenwohl schon jetzt und in der Zwischenzeit Ihre Theilnahme an dem projectirten Baue, deren die Commission versichert seyn darf, durch Unterzeichnung von Beiträgen und Fürsprache bei Andern um so mehr zu bethätigen, als in der That die sehr namhafte Summe von 20,000 fl. kaum hinreichend seyn wird, um einen seinem Zwecke vollkommen entsprechenden Bau aufzuführen.

Wie nun dieser Bau einzurichten und zu benutzen seyn dürfte, darüber erlaubt sich die Commission, Ihnen in dem zweiten Abschnitte dieses Berichtes nähere Mittheilung zu machen, indem sie Ihnen zugleich diejenigen Risse zur Einsicht übergibt, welche bisher zur Vorlage gekommen sind. Als leitende Idee wurden hierbei die beiderlei Gesichtspunkte festgehalten, daß das Gebäude nicht allein ein Obdach für die zahlreichen Taunuswanderer, sondern auch insbesondere ein permanent bewohnter, der allgemeinsten Benützung offen stehender, wissenschaftlicher Beobachtungspunkt werden müsse. Seinen Zweck als Wirthschaftsgebäude wird der Bau in jeder Hinsicht von selbst erreichen, wenn nur einigermaßen für genügende Unterkunft gesorgt ist. Die Zahl derjenigen, welche den Feldberg besuchen, hat schon im Laufe dieses Sommers so zugenommen, daß sich für einen Gasthalter, sey er nun, was allerdings besser wäre, zugleich angestellter Förster oder auch nur Wirthschaftspachter, jedenfalls ein günstiges Prognostikon stellen läßt. Man kann also füglich die Gestaltung dieses Verhältnisses der Zeit und dem Bedürfnisse selbst überlassen. Anders verhält es sich mit der Erreichung wissenschaftlicher Zwecke; die hierzu nothwendigen Einrichtungen gehen nicht so unmittelbar aus dem Bedürfnisse selbst hervor. Hier bedarf es besonderer Vorkehrungen, um das Gebäude gleich anfänglich dazu geschickt zu machen, den wichtigeren, über den gewöhnlichen Anforderungen des leiblichen Wohlseyns so oft in den Hintergrund tretenden, wissenschaftlichen Zwecken zu genügen. Diese Zwecke denken wir uns theils als unmittelbar wissenschaftlich, theils als wissenschaftlich belehrend. Wir begreifen unter den ersteren namentlich die in geographischer Hinsicht so überaus wichtige Fixirung des dermaligen trigonometrischen Punktes 1r Ordnung auf der Plattform des neuen Hauses, ferner die Herstellung einer Einrichtung für meteorologische Beobachtungen, deren permanente Vornahme unter Controlle des geographischen oder physikalischen Vereins dem betreffenden Förster beziehungsweise Wirthschaftspachter zur Pflicht gemacht werden müßte und endlich die gleich anfänglich in Aussicht zu nehmende Errichtung eines Gauß'schen magnetischen Observatoriums. Unter den wissenschaftlich belehrenden Zwecken für die Besucher des Gebäudes verstehen wir die zweckmäßige und dauernde Herrichtung topographischer Orientirungsmittel, wodurch den Besuchern der Aufenthalt nicht allein angenehm, sondern auch nützlich und belehrend gemacht wird. In dieser Beziehung dürfte namentlich auf der offenen Plattform ein sogenannter Orientirungs-Horizont mit gutem Fernrohr, im Innern des Belvedere ein gleichfalls genau orientirtes Rundgemälde der Aussicht, vielleicht auch eine plastische Darstellung der nächsten Umgegend nicht fehlen, um einestheils Nutzen und Annehmlichkeit eines Besuches bei günstigem Wetter zu erhöhen, anderntheils aber bei verdeckter Aussicht dem Wanderer doch einigen Ersatz für die Beschwerde der Reise zu gewähren. — So ausgestattet, glauben wir, das Haus seinen Brüdern auf dem Brocken, Rigi u. s. w. ohne Bedenken an die Seite, ja vielleicht noch über dieselben setzen zu dürfen. Denn nicht mehr ein gastliches Obdach allein, ein bleibendes Monument des wissenschaftlichen Strebens und des geläuterten Geschmackes unserer Zeit sollte es werden. Dazu aber bedarf es, wie Sie, verehrteste Anwesende, wohl einsehen, bedeutender Theilnahme, und wenn wir auch hoffen dürfen, daß des Herzogs von Nassau Durchlaucht, dessen wohlwollender Gesinnung für den vorliegenden Plan wir uns versichert halten dürfen, demselben eine großartige Unterstützung zuwenden wird, so ist es doch zunächst die Aufgabe aller Freunde der Naturwissenschaften, des Schönen und Erhebenden, durch die That zu zeigen, daß die Idee sie nicht nur auf der Oberfläche berührt, sondern ihr Inneres wahrhaft angesprochen hat. Darum möchten wir Sie schließlich bitten, den ermunternden Eindruck, welchen die heutige Versammlung so vieler Gleichgesinnter hervorzubringen so geeignet ist, nicht vorüber gehen zu lassen, ohne den festen Entschluß zu fassen, mit Hand anzulegen an einem Werke, welches so recht bestimmt zu seyn scheint, ein weit sichtbares Denkmal des erwachenden Gemeinsinnes unserer Zeit zu werden.

Korrespondenz.

* Darmstadt, 9. Sept.

Der hier erscheinende „Hessische Hausfreund" bringt heute unter Anderem auch folgenden Artikel: „Es haben sich mehrere Hundert hiesige Bürger vereinigt, bei der nun bevorstehenden Bürgermeisterwahl Nachfolgenden ihre Stimmen zu geben: Gemeinderath Ernst Emil Hoffmann. Beigeordneter Justus Kahlert, Gemeinderath Philipp Wiener. Weit entfernt, irgend Jemand vorzugreifen, und wohl wissend, daß noch sehr viele achtbare Bürger hierzu hätten genannt werden können, kann man doch nicht mehr als drei wählen, und man hielt es für Pflicht, diese Vereinigung öffentlich bekannt zu machen, damit diejenigen, die gleicher Ansicht sind, nicht durch Vereinzelung von Stimmen ein anderes Resultat hervorbringen. Jedenfalls möge Jeder, der es mit seiner Vaterstadt gut meint, abstimmen."

Theater-Anzeige.

Montag, 12. Sept. Pfeffer-Rösel, oder: die Frankfurter Messe im Jahr 1297, romantisches Schauspiel in 5 Abth., nach E. Döring's Novelle: „Sonnenberg", von Charl. Birch-Pfeiffer. (Gastrolle) Pfeffer-Rösel: Dem. Herrmann, vom Stadttheater zu Bremen.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 253. Dienstag, den 13. September 1842.

Der Todtenfinger.

Eine Erzählung nach Thatsachen.

(Fortsetzung.)

„Es scheint," bemerkte spöttisch der Italiener: „daß der deutsche Maestro mehr Gefallen an unseren Mädchen, als an unsern Bildern gefunden habe."

„Wir wollen darüber nicht streiten," fuhr dieser nicht ohne einige Verlegenheit fort: „ich will zugeben, daß Italien viele schöne Frauen und Mädchen besitzt, und in dieser Hinsicht vor vielen andern Ländern den Vorzug verdient. — Doch, um meine Erzählung zu beenden, es ist noch Niemanden gelungen, zwei Liebende zu überlisten, und so fanden auch wir endlich Gelegenheit, uns auf eine kurze Zeit zu sprechen; ich bat, ich flehte um eine längere Zusammenkunft. Fiormona stellte meinen Bitten die Unmöglichkeit entgegen, der Wachsamkeit der Alten zu entgehen — endlich, was vermögen die Bitten des Geliebten nicht, entschloß sie sich zu einer Unterredung auf meinem Zimmer, und versprach, noch in der kommenden Nacht, wenn Alles schlafen würde, mich wieder zu sehen. Das Zimmer, welches man mir eingeräumt hatte, hing mit dem bewohnten Theil des Hauses nur durch einen langen Gang, wie sie in alten Gebäuden und Klöstern angetroffen werden, zusammen und stieß unmittelbar an die verfallenen und jetzt gänzlich unbewohnten Räume des alten Schlosses. Es mußte in späterer Zeit von einem früher größeren Saale abgetrennt worden seyn, denn die an der Decke angebrachten Verzierungen waren an einer Seite nicht vorhanden, und die ganzen Verhältnisse des Zimmers ließen deutlich erkennen, daß eine spätere, dem Plane des Bauherrn fremde Veränderung mit ihm vorgegangen sey. Dennoch war die Absicht, das Gemach in wohnlichen Zustand zu setzen, keineswegs erreicht, man fühlte immer, daß es seinem eigentlichen Zwecke entfremdet sey, wie das bei derartigen Veränderungen gewöhnlich der Fall ist. An jeder Seite befanden sich ursprünglich zwei Fenster, später hatte man zwei davon wieder zugemauert; eins von den noch vorhandenen hatte die Aussicht auf den wüsten, mit Schutt und Unkraut angefüllten innern Raum des Schlosses, das gegenüberliegende blickte in das reizende Thal. Auch die Thür, welche nach dem Gange führte, war verstümmelt, und die frühere hohe breite Flügelthür in einen kleinen bescheidenen Durchlaß verwandelt worden. Es befanden sich nur wenige Möbel in dem Zimmer, welche bei seiner beträchtlichen Höhe und Größe darin kaum bemerkbar blieben."

„Hier erwartete ich Abends Fiormona. Der Mond schien hell und beleuchtete magisch den wüsten Hofraum des Schlosses. Schon als es im nahen Dorfe Zehn schlug, dachte ich mir, sie könne kommen; ich zählte die Minuten, die viertel, die halben Stunden, und immer aufgeregter, immer fiebrischer klopften meine Pulse. Wer die Qual, die nicht zu beschreibende Erregung einer solchen Erwartung kennt, der nur vermag es, sich ein Bild meines Zustandes zu machen. Bald schlich ich leise durch das Zimmer und lauschte an der Thür, ob nicht ein leichter knisternder Ton auf dem langen Gange hörbar werde, bald öffnete ich behutsam die nur angelehnten Thürflügel und starrte in die Finsterniß hinaus; dann setzte ich mich auf das Bett, um meinen übermäßig angestrengten Sinnen einige Ruhe zu gönnen, aber nicht einen Augenblick vermochte ich es, dies Vorhaben auszuführen; immer strebte mein Auge in dem magischen Helldunkel des Zimmers, Fiormona's liebliche Gestalt zu erblicken, immer stockte mein Athem, um deutlicher jeden Ton, jeden Laut zu vernehmen. So verging eine lange qualvolle Viertelstunde nach der andern; der Mond senkte sich hinter einen großen, auf der Mauer des Schlosses gewachsenen Hollunderstrauch, und die seltsamen Schatten der Blätter spielten auf dem Fußboden des Zimmers. Mitternacht war vorüber, ich saß in fieberhafter Erregung auf meinem Bette, noch immer in den leeren unsicher beleuchteten Raum hineinstierend, noch immer mein Gehör bis zum Schmerze anstrengend. Meine Hoffnung fing an zu sinken, ich begann zu wünschen, die Nacht mit dieser Tantalusqual möge vorüber seyn — da stand plötzlich, als ich meine Blicke wieder der Thür zuwandte, eine weibliche Gestalt innerhalb derselben. Es waren die schlanken Umrisse von Fiormona's schönem Körper — langsam und unhörbar nahte sie sich meinem Lager und stand bald dicht vor mir — ich wollte sprechen, vermochte es aber nicht — ich streckte meine Hand aus, um die Geliebte zu empfangen — aber ich erfaßte Nichts, es war mir nur, als ob mein Arm durch eine eisige Luftschicht sich bewege — plötzlich ertönte ein Schrei aus der Mitte des Zimmers — ich erblickte Fiormona, und einen Augenblick gleichzeitig eben so deutlich jene räthselhafte, dicht vor mir stehende weibliche Gestalt — dann war diese verschwunden, und ich eilte der ohnmächtigen Fiormona zu Hülfe."

„Kaum war diese wieder zu sich gekommen, als sie am ganzen Körper zitternd sich zur Flucht anschickte. Fort, fort — flüsterte sie — eile, verlasse dieses Haus, oder Dir und mir droht ein Unheil, wenn es nicht schon zu spät ist!"

Digitized by Google

„Bleib', ich beschwöre Dich, Fiormona; sprich, Geliebte, was bewegt Dich so?"

„Sahst Du sie nicht?" sprach sie kaum hörbar und sich scheu umblickend. „Sahst Du sie nicht? Sie stand dicht vor Dir! Fliehe, fliehe! oder wir sind Beide verloren!"

„Also auch Du sahst jene Gestalt?" fragte ich, während ein nie gekanntes Grauen mich beschlich, „es war kein Gebilde meiner Phantasie?"

„Verlaß dies Haus, Carlo, verlaß es, denn mich siehst Du nie wieder!"

„Und wer ist jenes räthselhafte Wesen?"

„Frage mich nicht, frage mich nicht; sie kann jeden Augenblick wieder zwischen uns stehen, und ihr zweiter Anblick bringt den Tod." Sie eilte fort auf den Flügeln der Angst. Ich aber verließ bei'm frühesten Morgen das friedliche Thal. — Die schöne Fiormona habe ich niemals wieder gesehen."

„Und Sie glauben wirklich, mein Herr," fragte der ältere der englischen Reisenden, „daß jene Gestalt nicht ein bloßes Erzeugniß Ihrer aufgeregten Phantasie gewesen sey?"

„Ich bin fest überzeugt, daß sie es nicht war," erwiederte der Maler, „denn deutlich sah ich einen Augenblick zwei weibliche Wesen in dem Zimmer, und wie wäre es möglich gewesen, daß auch Fiormona die Unheimliche erblickt habe, wenn diese überhaupt nur ein Erzeugniß meiner Einbildungskraft gewesen wäre?"

„Täuschung — nichts als Täuschung," bemerkte lächelnd Lord Darson, der ältere Engländer; „wahrscheinlich war die dicht vor Ihnen stehende Gestalt nichts Anderes als der Schatten Fiormona's, den Sie Beide bei der unsichern Beleuchtung als aufrecht stehend erblickt zu haben glauben. Er mußte natürlich verschwinden, als Fiormona in Ohnmacht sank, und so erklärt sich die grause Geistergeschichte auf die einfachste Weise. Wie täuschend das Licht des Mondes wirken kann, habe ich selbst erfahren: ich erwachte eines Nachts, als ich auf Reisen ebenfalls in einem Zimmer schlief, was zu Auftritten aus der Geisterwelt einen ganz geeigneten Schauplatz hätte abgeben können, und sah deutlich bei der hellsten Beleuchtung des Mondes am Fenster eine Nonne in ihrer Ordenstracht stehen. Ihr in die Kapuze gehüllter Kopf schien auf die Brust herabgesunken zu seyn; so stand sie unbeweglich. Ich setzte mich, um die Gestalt näher zu betrachten, vermochte aber, aller Anstrengung ungeachtet, nichts Anderes darin, als eine Nonne in der eben beschriebenen Stellung zu erblicken. Nun rief ich sie an, erhielt aber keine Antwort; da sprang ich auf, und was war es? — Nichts weiter als ein am Fenster hängendes großes Handtuch; ich lachte und legte mich wieder nieder. Im Bette erblickte ich aber in dem Handtuche genau wieder die Nonne, so daß mir am Ende nichts übrig blieb, als aufzustehen und das Handtuch an eine andere Stelle zu legen. — Zu welch' einer schönen Geistergeschichte könnte diese einfache Begebenheit den Stoff liefern; und auf diese Weise sind sie alle entstanden. Aufgeregte Einbildungskraft, Täuschung des Lichtes, oft auch die Lust mancher Menschen, Andere zu mystifiziren", setzte er hinzu, einen scharfen Blick auf den Kahlköpfigen heftend, „das allein sind die Ursachen aller Geistergeschichten."

„Niemand könnte sehnlicher wünschen, Sie möchten Recht haben, mein Herr", sprach tonlos der Leichenseher, „als ich. Alles, was ich besitze, wollte ich gern hingeben, sähe ich nicht stets in dem blühenden fröhlichen Leben — Leichen und Tod. Freuen Sie sich, daß Sie nicht zu denen gehören, welche zu der Geisterwelt in näherer Beziehung stehen; aber deßwegen, weil Sie dergleichen Erfahrungen nicht gemacht haben, weil es überhaupt nur Wenige sind, denen diese traurige, dem irdischen Leben widerstrebende Fähigkeit verliehen ist, die Verbindung der Abgeschiedenen mit den Lebenden ganz abläugnen wollen, hieße alles Dasjenige als irrig oder unrichtig bezeichnen, was man nicht selbst gesehen oder erfahren hat."

„Seyn Sie überzeugt, mein Herr", setzte der Maler hinzu, „die Gestalt, welche ich sah, war nicht Fiormona's Schatten, es war dies schon deshalb nicht möglich, weil das Mondlicht durch dasjenige Fenster in das Zimmer fiel, welches sich an derselben Seite befand, wo mein Bett stand, auch sah ich die Gestalt noch, als Fiormona schon hingesunken war, und sah ferner deutlich, wie sie nach und nach zerrann."

„Meinetwegen", scherzte der Lord, „dennoch wird mich Niemand jemals dahin bringen, sogenannte Geistergeschichten, und an all' den Spuk, der damit in Verbindung steht, an Ahnungen, Vorgesichter u. s. w. zu glauben. In Altengland", fügte er lächelnd und sein Glas ergreifend hinzu, „in Altengland ist überhaupt nicht die Geisterwelt, wohl aber der menschliche, schaffende, denkende, spekulirende Geist thätig."

„Und doch bin auch ich", sagte Lord Clairford, „in der jüngsten Zeit in den Fall gekommen, zu zweifeln, ob dennoch nicht der allgemein verbreitete Glaube, daß es den Abgeschiedenen gestattet sey, unter gewissen uns unerklärlichen Verhältnissen in einer für die Lebenden sichtbaren Gestalt zu erscheinen, für mehr, als eine bloße Täuschung gehalten werden müsse."

„Was? auch Sie, den ich so oft darüber spotten hörte, der alle Geistergeschichten stets, und zwar mit Recht, Ammenmährchen und Weibergeschwätz nannte? Ich muß gestehen, Clairford, Ihre eben gemachte Bemerkung befremdet mich mehr, als Alles, was ich bisher gehört habe."

„Sie werden uns hoffentlich Ihre Geschichte ebenfalls erzählen", bat theilnehmend der Maler.

(Fortsezung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Bern.) Die „A. S. Z." enthält eine anschauliche Beschreibung der Besteigung der Jungfrau, welche am 14. Aug. durch die Herren Studer und Bürki von Bern in Begleitung von vier tüchtigen Führern unternommen wurde. Mit Hülfe einer mitgenommenen 24' langen Leiter mußten weitklaffende Firnspalten überschritten werden, am eigentlichen Horne der Jungfrau, über eine jäh abfallende eisige Wand hinauf, mußte während $3^1/_2$ Stunden Tritt für Tritt von dem vordersten Führer mit einem Beil in das harte Eis eingehauen werden. Als die Spitze erreicht war, wurde sie erst mit dem Beil verebnet und Raum für drei Personen gewonnen, und es gewährte einen eigenen Anblick, diese so zu sagen in den Lüften stehen zu sehen. Die Aussicht war im eigentlichen Sinne des Wortes unbegränzt, prachtvoll, besonders die Ansicht der Schnee- und Eisgebirge der nächsten Umgebungen; auch die südliche Alpenkette zwischen Wallis und Piemont bot von den Spitzen des Gotthard bis zum Montblanc den erhabensten Anblick dar; unmittelbar zu den Füßen zeigten sich in ungeheuerer Tiefe

Digitized by Google

die grünen Weiden der Thäler von Grindelwald und Lauterbrunnen, gegen das Land hinaus wurden Interlaken und Thun deutlich, Bern noch durch das Fernrohr unterſchieden, weiterhin verſchmolz alles in unbeſtimmten dunſtigen Umriſſen. Die Luft war ſtill und warm, Niemand klagte über Kälte, und noch weniger über die von gewiſſen Reiſenden auf ſolchen Höhen beſchriebenen Wirkungen der verdünnten Atmoſphäre, von denen auch nicht das Geringſte bemerkt wurde. Nachdem eine Fahne auf der Spitze aufgepflanzt, wurde nach einem dreiviertelſtündigen Aufenthalte der Rückweg angetreten, und zwar rücklings, wie über eine Leiter hinunter, Fuß für Fuß in die eingehauenen Tritte ſetzend, welche von dem Schmelzen des Eiſes meiſt mit Waſſer angefüllt waren. Auf dieſe Weiſe gelangte man ſehr ſchnell, in $^{3}/_{4}$ Stunden wieder auf den Rothhalſattel und von dort hinunter auf den Aletſchgletſcher. Bei dem obern Bergſchrund entfiel Hrn. Studer ſeine Mütze, welche ſogleich in der blauen Tiefe verſchwand; ſchnell knüpfte Führer Bannholzer das mitgenommene 95' lange Seil um, und rutſchte, von den andern gehalten, wider den Willen der Reiſenden derſelben nach. Bald war das Seil zu Ende, der Waghals knüpfte ſich los und ſtieg noch einige Klafter tiefer hinunter; kaum hörte man ihn mehr, endlich erſchien er wieder mit fröhlichem Jauchzen, das Verlorene in der Hand, band das Seil wieder um und wurde von den oben Stehenden ſchnell ans heitere Tageslicht hinauf befördert. Der Weg über den Aletſchgletſcher war wegen des erweichten Schnees außerordentlich mühſam, und erſt um 11 Uhr Nachts erreichte die Geſellſchaft höchſt ermüdet die gaſtlichen Sennhütten von Märjellen.

Die große Dürre hat ihre Herrſchaft bis weit nach Norden hin ausgebreitet und hat in Norwegen viele Waldbrände erzeugt.

(Warſchau, 30. Auguſt.) Am 29. Juli d. J. zwiſchen 9 und 10 Uhr Morgens ereignete ſich in dem Dorfe Czernauka bei Czerniowce (in Galizien) ein ſchauderhafter Vorfall: ein toller Wolf kam plötzlich aus dem Walde heraus und biß 10 Perſonen, welche ſich theils bei der Arbeit auf dem Felde, theils im Dorfe ſelbſt befanden. Die Beſtürzung, welche dieſes Raubthier unter den Einwohnern des Dorfes verurſachte, war ſo groß, daß ſie, anſtatt daſſelbe zu verfolgen, alle eiligſt davonflohen und ſich in ihren Häuſern verſchloſſen. Tags darauf wurden die verwundeten Perſonen nach Beſichtigung der Wunden in das Stadt-Hoſpital in Czerniowce gebracht, wo nach Verlauf von 14 Tagen bei zweien, nämlich bei einem 6jährigen Mädchen und bei einer 56jährigen Bauersfrau die Tollwuth ausbrach. Zur Vorbeugung der Tollwuth wendet man zweckdienliche Mittel nach der Dworskiſchen Methode an, denjenigen aber, bei welchen dieſe Krankheit bereits ausgebrochen iſt, gibt man die in der neueſten Zeit ſo angeprieſene Medizin: gentiana cruciata. Vier Aerzte beſuchen die Verwundeten täglich mehrmals, und mit Spannung erwartet man den Ausgang dieſes auf jede Art traurigen Ereigniſſes. Der Wolf, welcher nach dieſem Vorfall den ganzen Tag im Walde herumirrte, wurde von einem beherzten Schäfer mit einer Keule erſchlagen, und obgleich letzterer dabei zwei Wunden erhielt, ſo befindet er ſich dennoch bis jetzt bei erwünſchter Geſundheit.

Die „Preuß. Staatszeitung" enthält über die Wiedereröffnung des Königsſtädter Theaters einen längern Bericht, welchem wir Folgendes entnehmen: Nach einer Raſt von zwei Monaten, welche zu innerer Erneuerung des Theatergebäudes verwendet wurden, haben die Vorſtellungen auf der Bühne der Königsſtadt vor dicht gefülltem und in friſchem Glanze ſtrahlendem Hauſe wieder begonnen. Ueber die Reſtaurirung des Theaters iſt bereits in dieſen Blättern berichtet worden; aber erſt bei voller Beleuchtung, wie ſie nun ſtattſtand, konnte der Effekt der vorgenommenen Auffriſchungen und Verſchönerungen ſich vollſtändig zeigen. Die Helligkeit, welche durch den ganz weißen Grund der Wände, Brüſtungen und Lehnen des Zuſchauer-Raums hervorgebracht wird, macht einen ſehr freundlichen, erheiternden Eindruck, und die Friſche der Vergoldungen und Malereien, ſo wie das energiſche Roth der Polſter-Ueberzüge und Gardinen, erzeugen eine Anregung der Phantaſie und erhöhte feſtliche Stimmung, wie ſie einem Theater-Publikum erwünſcht iſt. Vorhang und Plafond ſind in ſehr lebhaften Farben gemalt und auf ſtarke ſinnliche Wirkung berechnet, daher man, was die Ausführung anbetrifft, nicht zu hohe Kunſtforderungen daran zu machen hat.

Nach Nürnberg ſind dieſer Tage zwei Abgeordnete aus Lyon gekommen, um ſich ein Bildniß eines gewiſſen Kleeberger zu verſchaffen und Notizen über ſeine früheren Verhältniſſe einzuziehen. Dieſer Kleeberger, von dem Deutſchland gar nichts weiß, hat ſich in Lyon einen unſterblichen Namen gemacht. Ein geborener Nürnberger, gründete er im Anfange des 16. Jahrhunderts in Lyon eine große Handlung und erwarb ungeheure Reichthümer. Seine Wohlthätigkeit war ſo unbegränzt, daß er weit und breit in Frankreich „der gute Deutſche" hieß. In ſeinem Teſtamente vermachte er der Lyoner Bürgerſchaft über 20 Millionen Franks zu milden Stiftungen. Anfangs hatte er in Lyon ein Denkmal von Holz, dann eins von Stein; jetzt wollen ihm die Lyoner ein großes Standbild von Erz gießen. Wirklich hat man in Nürnberg ein paar Münzen mit ſeinem Bildniß aufgefunden, das nun für die Geſichtsbildung der Statue zum Muſter dienen wird.

(Wiesbaden, 11. Sept.) Zum Vortheil des von hier abgehenden Kapellmeiſters Eisfeld wird künftigen Mittwoch, den 14. September, ein großes Vocal- und Inſtrumental-Concert im hieſigen Schauſpielhauſe ſtattfinden. In demſelben werden außer den Mitgliedern der hieſigen Oper, ſowie dem geſammten Chor- und Orcheſterperſonal, mehrere fremde Kunſtnotabilitäten mitwirken. Zu dieſen letzteren gehört der noch dahier weilende ausgezeichnete Pianiſt Hallé, und der Virtuos auf dem chromatiſchen Horn Hr. Maier. Hr. Kapellmeiſter Eisfeld, welcher das Verdienſt hat, durch eine dreijährige umſichtige Leitung des hieſigen Theaterorcheſters daſſelbe zu einer Ausbildung gebracht zu haben, die bei einer Opernbühne zweiten Ranges ſelten zu finden iſt, gewährt durch den zu erwartenden Kunſtgenuß ſeinen zahreichen hieſigen Verehrern zugleich Gelegenheit, ihren Dank für ſeine ſeitherigen trefflichen Leiſtungen als Opern-Dirigent thatſächlich auszudrücken.

Der bekannte franzöſiſche Schiffskapitän Freycinet iſt dieſer Tage in ſeinem 63. Jahre geſtorben. Er hatte eine Weltumſeglungsreiſe gemacht, welche für die Wiſſenſchaft reiche Früchte trug.

Digitized by Google

Unter dem Namen Franz Fels hat Mad. Birch-Pfeiffer ein Drama in 5 Abtheilungen: „Elisabeth" geschrieben, welches in Breslau mit großem Beifall aufgenommen worden ist. Die Schlesische Zeitung gibt über dies Stück einen gehaltvollen Bericht, welcher sich dahin ausspricht, daß es zu den besseren Arbeiten der Verfasserin gehört und mit bekannter Bühnenkenntniß bearbeitet, wenn auch nicht auf tiefere historische Anschauung basirt ist. Es darf demnach andern Theatern zur Aufführung empfohlen werden, und wird nicht ermangeln, das schaulustige Publikum anzuziehen.

In einer Gesellschaft, wo viel über Literatur gesprochen wurde, kam auch die Rede auf Jean Paul. Einer, der sehr gelehrt scheinen wollte, wurde gefragt, ob er diesen famösen Schriftsteller auch kenne. Derselbe hatte jedoch noch nichts von diesem gehört, glaubte aber, es sey ein berühmter französischer Dichter, und um eine recht großartige Meinung von sich zu geben, und nicht als ein Unbelesener dastehen zu müssen, antwortete er, indem er ganz gemächlich eine Prise Tabak nahm: „Ja, meine Herren, ich kenne diesen berühmten Schriftsteller sehr genau, denn ich habe ihn sogar in der Ursprache gelesen."

Frankfurter Theater.

Von einem achtbaren und unparteiischen Kunstkenner sind uns nachstehende Notizen über Dem. Rudersdorff zugekommen:

Dem. Rudersdorff ist mit einem außergewöhnlichen Gesangstalente und mit entschiedener Kunstbefähigung begabt. Sie besitzt eine klangvolle Stimme von edlem Ausdruck und von einem Umfang, welcher sie fähig macht, Alt- und Sopran-Partieen zu singen, dabei von seltener Volubilität, wodurch sie besonders für den italienischen Gesang geeignet wird. Durch geistvolle Auffassung weiß sie die genannten Vorzüge zu erhöhen, und man muß zugestehen, daß ihre Leistungen den Beruf zur Kunst bekunden. Was die Schule betrifft, so zeigt auch diese rühmliche Eigenschaften, scheint jedoch etwas übereilt, weil die junge Sängerin den Zweck hatte, die Bühne so bald als möglich zu betreten. Man erkennt diese Uebereilung an einem etwas unebenen, geräuschvollen und überhäuften Passagenwesen, an regelwidrigen Trillern und vorzüglich an der ungleichen Behandlung der verschiedenen Stimmregister. Diese zu sehr beschleunigte Schule und die mit dem Einstudieren von neuen Rollen verknüpfte Anstrengung mögen schuld daran seyn, daß die physischen Mittel etwas gelitten haben und daß ihr Gesang dadurch mitunter beeinträchtigt wird. Bei ihrer zarten Constitution scheint Dem. R. einige Ruhe zu bedürfen, bis sie die volle Kraft ihres Organs wieder erlangt hat. Es wäre sehr zu bedauern, wenn durch fortgesetzte Anstrengungen diese reichbegabte Sängerin einer Kunst entzogen würde, deren Zierde zu werden sie offenbar berufen ist. Wir sprechen den Wunsch aus, daß die zahlreichen Freunde und Verehrer dieses schönen Gesangtalentes sich einer besonnenen Kritik anschließen und die Sängerin hinsichtlich ihrer physischen, jedenfalls etwas angegriffenen Mittel auf den rechten Standpunkt leiten möchten, und zweifeln nicht, daß Dem. R. der Kunst und unserer Oper erhalten werden wird. — Dem. R. hat in letzterer Zeit ihr Talent durch treffliche Ausführung mehrerer Gesangpartieen auf erfreuliche Weise bewährt und sich der fortdauernden Gunst des Publikums würdig bewiesen.

Korrespondenz.

Gießen, Anfangs Sept.

Man ist in unserer Provinz seit längerer Zeit auf den Erfolg eines Unternehmens aufmerksam gewesen, welches zum Zweck hatte, ein in der Nähe dieser Stadt befindliches Braunsteinlager auszubeuten. Der hiesige Hofgerichts-Advocat Briel hat dasselbe aufgefunden und Dr. Ettling gab so eben eine gründliche und sorgfältige Analyse in Liebig's Annalen der Chem. und Pharm., aus welcher hervorgeht, daß der hiesige Braunstein dem besten Ilmenauer an die Seite gesetzt werden kann, daß er sich leichter gewinnen läßt, als dies gewöhnlich der Fall ist, er also billiger geliefert werden kann, und daß er sich leichter und vollkommener in Salzsäure auflöst, als der sächsische. Hr. Briel hat sonach für seine vielfachen Opfer reichlichen Ersatz zu hoffen und die Umgegend von Gießen sieht einer neuen Erwerbsquelle entgegen, denn bereits sollen bedeutende Bestellungen aus schottischen Fabriken gemacht worden seyn. — Man unterhält sich hier viel von den gehässigen Anfeindungen, welche der hiesige Forstmeister, Professor Heyer, wegen seines Werkes: „die Waldertragsregelung", von einer Seite erfahren, wo dies am wenigsten zu erwarten war. Heyer ist seit mehr als zwanzig Jahren als praktischer Forstmann in unserm Lande thätig und seine zahlreichen und herrlichen Schöpfungen in den Walddistrikten der Provinz Oberhessen, wie in denen der Provinz Starkenburg sprechen zu vortheilhaft für seine Befähigung als theoretischer und praktischer Forstmann, als daß nicht etwas Ausgezeichnetes von seinen literarischen Leistungen im Gebiete des Forstfaches zu erwarten wäre; auch ist seine Waldertragsregelung das Beste, was über diesen Gegenstand geschrieben worden ist und es dürfte kaum einen forstwissenschaftlichen Schriftsteller in Deutschland geben, welcher mit so viel Gründlichkeit, Scharfblick und Sachgemäßheit des Urtheils die seltene Gabe eines geistreichen Vortrags, eines edeln, klaren Styles verbindet. Wenn man in dem Auslande, wo Heyer's Verdienste als praktischer Forstmann nicht bekannt seyn können, dessen Theorie von Leuten vielleicht bekrittelt sieht, denen er nicht willkommen entgegen tritt, so ist dies nicht auffallend; wenn aber zwei Männer des Inlandes, die mit seinem Wirken genau bekannt sind, in ausländischen Blättern auf die verletzendste Weise gegen ihn auftreten und sogar an seinem Style, den sie nicht zu erreichen vermögen, hofmeistern, so muß dies hier höchlich auffallen und man kann nicht umhin, dem Eifer solcher Gegner persönliche Gründe zu unterstellen. Hr. Heyer mag sich damit trösten, daß, in dieser Provinz wenigstens, seine großen Verdienste als Forstmann von allen Ständen dankbar anerkannt werden und daß seine schriftstellerischen Arbeiten von Ausländern, die zu einem Urtheile befähigt sind, mit großem Beifalle aufgenommen worden sind. — Ein heiserer Rabe zu Jena suchte neulich der Welt vorzukrächzen, Liebig sey der mächtige Adler nicht, für den ihn die Welt nehme; zum Lohn wird der arme Jenaische Rabe ausgelacht und Liebig segelt in seinen stolzen Höhen weiter, unbekümmert um das gefiederte und ungefiederte Gesindel, das tief unter ihm quickt und krächzt.

Auf mehrfache Anfragen, ob ich vielleicht Verfasser oder Einsender des in der Dibaskalia vom 1. Septbr. aus Darmstadt datirten, die Bürgermeisterwahl betreffenden Artikels sey, erkläre ich, daß ich es nicht bin und bitte die Redaktion, dies zu bewahrheiten. *)

Darmstadt, den 8. Septbr. 1842. Ernst Emil Hoffmann.

*) Wir bestätigen dieses hiermit. D. Red.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 13. Sept. Marie, oder: die Regimentstochter, komische Oper in 2 Abth., Musik von Donizetti.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 254. Mittwoch, den 14. September 1842.

Der Todtenfinger.

Eine Erzählung nach Thatsachen.

(Fortsetzung.)

„Meine Erfahrung in dieser Beziehung gehört der jüngsten Zeit an, ich habe sie erst auf dieser Reise gemacht, welche wir, Lord Darson, Miß Betty Darson, des Lords Schwester, Miß Eleonore Darson, die Tochter des Lords, meine Braut, und ich gemeinschaftlich unternommen haben."

„Auf dieser Reise?" fragte ängstlich Miß Betty; „auf dieser Reise? Mein Gott, so bin ich am Ende wohl selbst mit dabei gewesen, und weiß es gar nicht — ich bitte Sie, Herr Clairford, bringen Sie mich nicht mit in die Geschichte, ich glaube an Gespenster und würde mich zu todt ängstigen, wenn ich erführe, daß eins in meinem Zimmer, oder auch nur in einem Hause gewesen wäre, worin ich mich aufgehalten; ich würde mich noch nachträglich zu todt ängstigen."

„Da dem wirklich so ist," erwiederte lächelnd der junge Lord, „so wird die Gesellschaft mich entschuldigen, wenn ich, um Miß Betty Darson nicht zu erschrecken, meine Geschichte nicht erzähle."

„Also wirklich ist dem so?" seufzte tief Miß Betty; „ich bin wirklich mit dabei gewesen? — Dann ist es gewiß besser, wenn ich die näheren Umstände erfahre, damit meine Phantasie mir keinen Streich spiele, wiewohl ich nie geglaubt hätte, daß ich mit einem Gespenste zusammen hätte gerathen können; aber was erlebt man nicht auf Reisen."

„Nun, so erzähle, Clairford," sagte Lord Darson; „ich selbst bin gespannt auf das, was Dir begegnet seyn soll."

„Wer den Rhein bereist hat," begann dieser, „kennt die freundliche und reizend gelegene Stadt B. Sie bildet den Schlußpunkt der schönen, unvergleichlichen Rheingegend. Das an den Ufern dieses herrlichen Stromes dicht hinziehende Gebirge thürmt sich unfern von B., gleichsam wie zum Abschiede, in hohen malerischen Formen übereinander, und tritt dann weiter in das Land zurück, sich allmählig, dem Meere zu, immer mehr verflachend."

„Auf einer wieder etwas vorspringenden Bergkuppe am linken Ufer des Stromes, fast eine halbe Stunde landeinwärts von B., steht die Kreuzkirche. Hat man diesen Punkt, zu welchem eine Allee von alten dunkeln Tannen führt, erreicht, so eröffnet sich eine Aussicht, die am ganzen Rheinstrom, vielleicht auf der ganzen Erde wenig ihres Gleichen findet. Auch wir erstiegen den Kreuzberg, und blickten von dort entzückt hinab in die paradiesische Gegend. Die Kreuzkirche selbst bietet manches Sehenswerthe, und wird auch aus diesem Grunde von Reisenden vielfach besucht. Unter derselben befindet sich eine Art Todtenkeller, in welchem nebst mehreren Särgen auch die mumienartig erhaltenen Leichen längstverstorbener Mönche den Besuchenden gezeigt werden. Das Todtengewölbe selbst ist weder sehr geräumig, noch sehr hoch, dunkel, und die darin herrschende Luft wirkt einigermaßen beängstigend auf unsere Lungen. Unser Führer, ein Priester an der dortigen Kirche, erklärte in einem schwer zu verstehenden Deutsch die Merkwürdigkeiten der Todtengruft; ich hatte mich von den Uebrigen um einige Schritte entfernt, von dem strengen, ernsten, braunen, pergamentähnlichen Gesichte einer der Mönchsmumien angezogen. Je länger ich den Todten betrachtete, je mehr traten seine eigentlichen Züge in meiner Phantasie hervor; ich sah die gebogene Nase, die geraden, scharf gezeichneten Augenbraunen, die ernsten, finsteren, braunen Augen, den kleinen, von schmalen Lippen eingefaßten Mund, und den langen wallenden dunkeln Bart; — es war mir fast, als müsse ich ihn fragen, wie lange er hier schon schlafe, und als würde er sich erheben und meine Frage beantworten. Ich lächelte dann über meine Thorheit, und strich mehrmals dem Alten über sein hartes Gesicht. Plötzlich kam mir der Gedanke, ich müsse mir ein Andenken von ihm mitnehmen; ich ergriff seine Hand, nur die Finger, fast denen eines Skelettes ähnlich, jedoch mit einer braunen, lederartigen, verhärteten Haut überzogen, ragten aus der Umhüllung hervor. Ich versuchte einen derselben abzubrechen, erfaßte den Mittelfinger und bog eine Zeitlang auf und abwärts — da bebte ein eigenthümlicher Ton, einem schmerzhaften Seufzer ähnlich, durch das Gewölbe, und der Finger war in meiner Hand."

„Ach Gott, ja," rief angstvoll Miß Betty, „ich entsinne mich dieses schaudervollen Tones, ach, mein Gott, daß ich dabei seyn mußte."

„Auch ich," schaltete die jüngere Engländerin ein, „auch ich erinnere mich, diesen Ton gehört zu haben."

„Wir haben ihn Alle gehört," bemerkte Lord Darson; „er erregte ja sogar die Aufmerksamkeit unseres Führers; es ist dies aber auch sehr natürlich, warum soll der Bruch eines solch alten zähen Stoffes keinen Ton von sich geben? Aber, daß es wie ein schauerlicher Seufzer geklungen hätte, ist wieder eine von den beliebten Ausschmückungen."

Digitized by Google

„Doch, doch, wie ein recht schauerlicher Seufzer, gerade so, als ob eine der alten Mumien geseufzt hätte," — bestätigte Miß Betty.

„Es ist Schade, daß Du das jetzt erst findest, liebe Schwester; in dem Gewölbe selbst ist es Dir weiter nicht aufgefallen."

„Ich war viel zu sehr ergriffen, deshalb schwieg ich; hätte ich gewußt —"

„Nun, lassen wir das," unterbrach sie lächelnd ihr Bruder; „Clairford ist uns die eigentliche Geistergeschichte noch schuldig, denn in dem bloßen Seufzer wird sie wohl nicht bestehen sollen."

„Keineswegs," fuhr dieser fort. „Ich steckte den Finger ein, und packte ihn, als wir wieder in unserem Gasthofe waren, in meinen Koffer zu den andern Merkwürdigkeiten, welche ich mir auf der Reise gesammelt hatte. Wir waren am Abende fröhlich und guter Dinge; der wohl eingerichtete Gasthof auf der Insel Nonnenwerth, die reizende Lage desselben und die gute Bewirthung verfehlten nicht ihren erheiternden Eindruck. Obgleich man an der Bauart der Zimmer die ehemalige klösterliche Bestimmung derselben wohl noch erkennen kann, so ist ihre jetzige Einrichtung doch ganz im besten und neuesten Geschmack, und läßt in keiner Beziehung etwas zu wünschen übrig."

(Fortsetzung folgt.)

Der Fliegenwedelhandel in der Wetterau und den Taunusgegenden.

Herder, dessen Verdienste um Deutschland und die Menschheit unsterblich sind, erzählt uns irgendwo in seinen Schriften folgende Anekdote die jeder Deutsche kennen und nie vergessen sollte. Sie ist aus jener schönen Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege, wo, wie Menzel sagt, Deutschland alles, alles verloren hatte, nur seine Tugend nicht; aus jener Zeit, wo unsere Gelehrten lateinisch und französisch schrieben, wo kein deutscher Dichter das Vaterland in seinen Gedichten erwähnte und unser Volk jeglichen Gefühles für Nationalehre entbehrte. Ein deutscher Gelehrter kam nach Paris, und da es ihm gelang, dem Cardinal Richelieu vorgestellt zu werden, antwortete er auf die Frage, welcher Nation er angehöre: Ich bin ein Engländer! worauf ihn der stolze Minister verachtend ansah und ihm höhnend entgegnete: „Sie sind kein Engländer! Sie sind ein Deutscher, das sehe ich an Ihren geschmeidigen Bücklingen, an Ihrer demüthigen Stirne und Ihrem scheuen Blick!"

Die Zeiten, wo ein französischer Minister so denken und sprechen konnte, sind Gottlob vorüber, die Herrschaft französischer Sitten im täglichen Verkehr und französischen Geschmackes in der Literatur ist dem erwachenden und sich kräftig rührenden Nationalgefühl unseres Volkes gewichen, aber dennoch müssen wir mit schwerem Herzen bekennen, daß, um mich eines Ausdrucks Sheridan's zu bedienen, unsere Nationalehre aus allen Poren blutet, ehe der furchtbare Uebelstand, dessen Beleuchtung diese Zeilen gewidmet sind, aus unserem Volksleben hinweggetilgt seyn wird.

Vor ungefähr 40 bis 50 Jahren ereignete es sich, daß zwei Französinnen, welche das Unglück aus ihrem Lande vertrieben hatte, sich in dem nassauischen Orte Espa, Amts Usingen, niederließen, um ein anderes großes Unglück über diese Gegend zu bringen. Sie machten die ersten Fliegelwedel, zierten sie mit bunten Bändern und schickten kleine Kinder aus, um sie in Butzbach, Friedberg, Gießen, Usingen ꝛc. zu verkaufen. Die Sache gelang und dehnte sich mit jedem Jahre aus, weil den armen Leuten dieser Gegend nichts willkommener war, als unter dem Vorwand dieses erbärmlichen Handels auf den Bettel zu gehen. Sie gingen immer weiter in reichere Gegenden und zwar im Sommer nach Coblenz und den Rhein hinunter bis nach Köln. — So weit war diese pestartige Krankheit schon vorgeschritten, als der Friede von 1815 geschlossen wurde. Von dieser Zeit an wurde die Bettelei unter dem Vorwand des Fliegenwedelhandels ins Große getrieben und gleichsam organisirt nach dem Sinne des französischen Sprüchworts: l'appetit vient en mangeant. Die verwegenen Bettler setzten über das Meer und machten unserm Vetter John Bull jährliche Besuche. Sie sagten den Engländern: „Wir sind arme Deutsche, geplündert und ausgezogen von den Franzosen." Bei diesen Reden tanzten sie den Siebensprung, sangen deutsche Volkslieder in den Straßen der englischen Seestädte und brachten es dahin, immer unter dem Vorwand jenes Handels, daß sie, wie einst die Hansen im Stahlhof, in der sogenannten German tavern zu London eine eigene Handelsniederlage bildeten.

Jedes Jahr wurden diese schmachvollen Bettelfahrten ärger und zwar auf die natürlichste Weise von der Welt. Die Engländer gaben Geld, und nach deutschen Begriffen viel Geld; sie glaubten, was ihnen gesagt wurde und fanden Vergnügen an dem schimpflichen Gaukelspiel dieser Leute. Die Abenteurer kamen jeden Herbst zurück und lachten über die Bauern, die daheim geblieben waren, gesäet und geärntet und doch nichts vor sich gebracht hatten. Sie aber trugen anstatt der blauen Kittel, wie ihre Väter und Brüder, schöne schwarze Frackröcke und rothe Westen, feine Hüte und bunte Hosen, und wenn die andern Bauern für einen Kreuzer Schnaps tranken, so zeigten sie ihre blanken Guineen und tranken Wein.

So ist es dann jetzt gekommen, daß dieses schändliche Gewerbe sich über einen großen Theil der Wetterau ausgebreitet hat und dieses Uebel immer noch im Steigen ist, so daß Niemand einsieht, wie weit es noch getrieben wird. Auch wird nicht blos England von diesen Leuten heimgesucht, sondern auch Rußland und Frankreich, und hierin liegt das Empörende dieser Sache.

Die Pariser Correspondenten, welche in den schönen Kaffeehäusern auf den Boulevards frühstücken und den Tag über in den Lesecabinetten, in der Deputirtenkammer, im Palais Royal ꝛc. sich herumtreiben und Abends im Theater sind, mögen unseren öffentlichen Blättern berichten über die Achtung, die Deutschland bei den Franzosen zu gewinnen anfange, von dem Fortschreiten des Studiums unserer Schriftsteller bei den Franzosen ꝛc.; man glaube mir, an dem ganzen Geschwätz ist nicht die Hälfte wahr. Das französische Volk ist vor allen andern Völkern ein praktisches Volk, ein Volk, das sich durch Zeitungsartikel nicht von dem Gegentheil dessen überzeugt, was es jeden Tag mit eigenen Augen sieht. Nun begibt sich aber in Paris, was die feinen Herren Correspondenten der Allg. Ztg. nicht zu sehen und nicht zu wissen scheinen. Sie könnten aber, wenn sie wollten, jeden Tag ganze Truppen dieser armen Schelme, dieser armen Bauernbuben, dieser prostituirten deutschen Mädchen und Weiber, und jener verruchten Kerle finden, die gleichsam Seelenverkäufer

Digitized by Google

sind. Die Pariser Polizei hat ganz vernünftig gehandelt, als sie diesen Leuten ihr Treiben innerhalb der Vorstädte verbot, und die Herren Correspondenten müssen sich nach la Villette, la Chapelle begeben, wenn sie diesen Gräuel, diese Geiger und Sänger, diese Bettler, welche deutsche Lieder singen zur Belustigung des Pariser Pöbels, mit eigenen Augen sehen wollen. Einen solchen Correspondenten müßte irgend ein Franzose, der immerhin, wenn auch kein Geld, so doch Nationalehre besitzt, fragen: Monsieur, ces sont donc vos compatriotes? und nach einer solchen Frage müßte er einen Bericht an seine Zeitung schicken, über das Gefühl, sich in Frankreich, dem stolzen und ehrgeizigen Frankreich, seines lieben deutschen Vaterlandes schämen zu müssen.

Das Herumschweifen ist in Gegenden des Taunus und der Wetterau, die sich sonst durch einen ehrenhaften Charakter so vortheilhaft auszeichneten, heimisch geworden, und sehr schwer wird es auszurotten seyn! Es gibt hier in den Dorfschaften wahrhafte Zugvögelnaturen, die im Frühling oder gegen das Ende des Winters mit Kindern, Weibern und Mädchen, entweder leiblichen oder gedungenen, ausfliegen bis nach Amerika oder wenigstens nach England, Paris, Marseille, Petersburg ꝛc., und die im Herbst zurückkehren, zuweilen mit vielem Geld, zuweilen mit wenigem, die aber immer dann den Sitten des Volkes am meisten schaden, wenn sie am glücklichsten gewesen sind. Daß auf diesen Bettelfahrten zuweilen Kinder und Mädchen verloren gehen, oder liederlich und entehrt zurückkommen, versteht sich von selbst.

Fraget man nach der Quelle dieses unseligen Wesens, so ist es großentheils die Armuth dieser Ortschaften im Nassauischen, die den Landmann entmuthigenden Zehnten, und im Darmstädtischen der Mangel an großen Fabriken.

Nachdem ich dem zahlreichen Kreise Ihrer Leser glaube diesen schwarzen Flecken auf unserer Ehre in seinem wahren Lichte dargestellt zu haben, erlaube man mir, mit wenigen Worten die Mittel anzugeben, vermittelst deren diese Schande getilgt werden kann. — Dieselben sind ganz einfach folgende: Befreiung dieses armen Volkes von dem drückenden Zehnten durch billige Ablösungsverträge und kräftige Belebung der Fabriken und Manufakturen. — Der Hunger hat diese Krankheit erzeugt, und nichts Anderes als die Nahrung kann sie heilen!

Mannichfaltigkeiten.

Ein Fremder, der kürzlich gegen Abend dem Strome der Pariser Spaziergänger folgte, hörte eine kreischende Stimme durch die Menge rufen: „Zwei Sous, zwei Sous für die Freiheit!" Er suchte den seltsamen Freiheitshändler auf, und fand ein altes Weib, die einen Käfich vor sich stehen hatte, in welchem allerlei Vögel, die eben erst gefangen schienen, ängstlich hin- und herflatterten: „Zwei Sous für die Freiheit!" Wenn eine mitleidige Pariser Dame diese zwei Sous erlegte, so nahm das Weib einen Sperling aus dem Käfiche und ließ ihn fliegen. Für eine Schwalbe oder einen ähnlichen schwerer zu fangenden Vogel ließ sich die Alte fünf und sechs Sous zahlen. Ehe es Nacht ward, waren alle ihre Gefangenen verkauft, und die guten Pariser gingen mit dem frohen Bewußtseyn nach Hause, ein Dutzend lebender und für die Freiheit bestimmter Wesen aus ihrem Kerker erlöst zu haben. Am nächsten Tage aber stand das Weib abermal mit einem frischgefüllten Käfiche auf ihrem Platze: „Zwei Sous für die Freiheit!" Und so fängt sie täglich so viel Vögel ein, als sie erlangen kann, um sie Abends den Parisern zu verkaufen. „Zwei Sous für die Freiheit!"

Die neueste Nummer des Journal de la Belgique bringt im Auszug eine Beschreibung der Dombaufeier; der Auszug ist entnommen aus dem wiederholt, also wohl durch Mißverständniß und nicht durch einen Druckfehler sogenannten Dornblatt und der Dombauverein wird darin zu einem Donbauverein umgeschaffen.

Korrespondenz.

Weimar, 3. Sept.

Noch immer werden hier die Bauten im Schlosse eifrig betrieben, doch hofft man, die Arbeiten bis zur Mitte dieses Monats ihrer Vollendung entgegen zu führen. Was die menschliche Kunst zu leisten vermag, sieht man auch hier; die Wände einiger Zimmer werden künstlich mit Marmor bekleidet, die, spiegelhell polirt, ein prachtvolles Ansehen gewähren. Die neuen Möbel werden zwar, wie man hört, in Mainz verfertigt; dagegen werden aber die ältern von hiesigen Gewerken wieder restaurirt, und zwar mit einer Feinheit und Eleganz, die das ursprüngliche Alterthum dieser Geräthschaften kaum noch ahnen lassen. Gleiche Anstalten, wie hier, bemerkt man auch in der eine Stunde von hier entfernten Ettersburg. Das dortige Jagdschloß, der Lieblingsaufenthalt Karl August's, wird ebenfalls geschmackvoll wieder hergerichtet. Schon den ganzen Sommer wurde darin gebaut und es ist jetzt seiner Vollendung nahe. — Vorgestern strömte auf unsere Fluren ein wohlthätiger, zwölfstündiger Regen herab; obwohl diese Erquickung für viele Früchte zu spät kommen mochte, so hat doch Alles ein frischeres Ansehen erhalten und die Landleute sind nun im Stande, das Land für die Wintersaat bearbeiten zu können. — Ungeachtet die Trockniß dadurch etwas vermindert worden ist, wurden heute doch wieder Maßregeln gegen mögliche Feuersgefahr angeordnet. Wie hier, soll nämlich auch überall auf dem Lande in jedem Hausstande stets ein Gefäß, mit Wasser gefüllt, bereit gehalten werden, damit zu jeder Stunde dem Ausbruche eines Brandes sogleich kräftig vorgebeugt werden könne. — Auch in unserer kalten, forellenreichen Ilm hat man die Bemerkung gemacht, daß ungewöhnlich viele Fische sterben. Besonders trifft es hier die junge Brut, welche man dutzendweise auf der Oberfläche dahin schwimmen sieht.

Ulfingen, im Sept.

Der Hartmannshenniſche Rasenpflug.

Wir haben die größten Denker, die scharfsinnigsten Erfinder, aber wie ehren wir sie?
Ludwig Börne.

Dank sey es dem Einflusse Ihres Blattes, die Kunde dieser interessanten Erfindung, die in der Geschichte der Landwirthschaft bedeutendes Aufsehen machen wird, ist schon in sehr entfernten Gegenden bekannt worden und ohne Uebertreibung wird sie der Consolidation den größten Vorschub leisten. Vortrefflich kommt diese Erfindung den braven Bürgern von Ulfingen und der Umgegend zu statten und jetzt läßt sich schon bemerken, daß die Gegner der Consolidation an Zahl und Kraft bedeutend schwächer geworden sind und daß die traurige Minderzahl schwerlich dem Andrange vernünftiger Ansichten noch lange widerstehen kann. Einige Bürger von Ulfingen, die früher hitzige Gegner der Consolidation waren, sehen jetzt ihren Nutzen ein und tragen ihrerseits wiederum dazu bei, die Ansichten ihrer minder einsichtsvollen Mitbürger aufzuklären. Der größte Uebelstand in hiesiger Gegend ist indeß der, daß die Bürger aller größeren Unternehmungen ganz entwöhnt sind und daß es ihnen schon seit langen Jahren zur anderen Natur ge-

Digitized by Google

worden ist, Alles gehen zu lassen, wie es geht. Durch diese beklagenswerthe Thatsache ist mit dem Unternehmungsgeiste auch aller Gemeinsinn abhanden gekommen und es werden wenige Gegenden seyn, wo diese beiden Eigenschaften, welche, verbunden mit einem höhern Grade von Intelligenz, als bei uns gefunden wird, das ächte Bürgerthum ausmachen, so schwach sind als bei uns. — Daß die Erfindung des genannten Pfluges neu ist und ganz originell, geht daraus hervor, daß sie von den gebildetsten Landwirthen die glänzendste Anerkennung findet. So erhielt Hr. Hartmannshenn unter andern Zuschriften auch eine von dem Herzog Alexander von Würtemberg, der ihn um ein Modell ersuchte; ferner von Rittergutsbesitzern und Bauern der verschiedensten Gegenden Deutschlands und in diesen Tagen ward dem Erfinder auch die Ehre eines Besuches zu Theil, Seitens des früheren nassauischen Staatsministers Grafen v. Walderndorff, der sich durch Augenschein von dem großen praktischen Nutzen des Rasenpfluges überzeugte und sich ein Modell bestellte. Bei dieser allgemeinen und ehrenden Anerkennung ist es gewiß billig, für unseren Erfinder eine angemessene Belohnung in Anspruch zu nehmen, denn wie wir hoffen dürfen, sind die traurigen Zeiten vorüber, wo Deutschland die erste Pflicht eines großen und edeln Volkes vergaß, gegen seine Erfinder und Wohlthäter auf großartige Weise dankbar zu seyn. Deutschland hat in neuester Zeit Riesenschritte gethan, um in Europa eine achtung gebietende Stellung einzunehmen, aber immer werden wir hinter Frankreich und England zurückstehen, wenn wir nicht eben so großmüthig gegen unsere Erfinder sind, als wir bis in die neueste Zeit undankbar gewesen sind. — Schließlich lassen Sie mich noch eine Hauptursache anführen, warum das Amt Usingen in Hinsicht der Landwirthschaft hinter den andern Aemtern des Herzogthums zurücksteht. Vorzüglich deshalb, weil kein einziger Zögling aus unserm Amte in der landwirthschaftlichen Anstalt zu Wiesbaden ist und dann, weil, so lange Usingen steht, die jährliche landwirthschaftliche Preisvertheilung noch nie hierselbst Statt fand. Wenn diese beiden Uebelstände gehoben seyn werden, wird auch ein regeres Interesse für den landwirthschaftlichen Verein für das Herzogthum Nassau sich kund geben, welches demselben aus vielfacher Rücksicht gebührt und ihm in unserer Gegend nur zu lange gefehlt hat.

Antwort

auf die

im Frankfurter Journal Nro. 231 vom 22. August 1842 (Didaskalia) gestellte Anfrage eines Frankfurter Bürgers und deutschen Patrioten.

Das dem heldenmüthigen Vertheidiger des Schlosses Gollenfels zu Stromberg im Kreise Kreuznach des Großherzogthums Niederrhein, J. L. von Gauvain, Lieutenant des königl. preuß. Füsilier-Bataillons von Schenk, im Jahre 1793 von seinen Kameraden gegründete Denkmal, welches 1799 die Franzosen auf ihrem Rückzuge von Mainz aus Rachsucht zerstörten, ist am 14. Nov. 1833 unter huldvoller Theilnahme Sr. königl. Hoh. Friedrich Wilhelm, Kronprinzen von Preußen, durch die Einwohner der Stadt Stromberg wieder erneuert worden, und steht wohlerhalten auf dem Grabe und dem Wahlplatze des Helden im Schatten eines Baumes, welcher zur Bezeichnung des Grabmals vom jetzigen Besitzer der Burg den 20. März 1793 am Sterbe- und gleichzeitigen Begräbnißtage dem Gefallenen gesetzt wurde.

Die vier Seiten des in Form eines Obelisken gearbeiteten Denkmals zieren folgende Worte:

J. L. von Gauvain
Lieutenant
des
Königl. Preußischen
Füsilier-Bataillons
v. Schenk.

Er fiel als Held
am
20. März 1793.

Sein Leben war des Heldentodes
werth.

Erneuert am 14. November 1833 unter huldvoller
Theilnahme Seiner königl. Hoheit Friedrich Wilhelm,
Kronprinzen von Preußen.

Durch die
Einwohner von Stromberg.

Stromberg, am 10. September 1842.

Der Bürgermeister: Lambrecht.

Viersylbige Charade.

Die beiden Ersten.

Wenn der Strahl der Frühlingssonne
Nieder auf die Erde schwebt,
Und die Schlummernde dann wieder
Neu erweckt ist und belebt;
Wenn die Maienlüfte linde
Durch das Grün der Bäume weh'n,
Dann auch sind auf Hain und Fluren
Sie gar bunt durchmischt zu seh'n.

Die beiden Letzten.

Nur dem Menschen ward gegeben
Meiner Sylben zweites Paar;
Und aus nie geseh'nen Quellen
Strömt es schnell und wunderbar.
Auch die Völker von einander
Scheidet's auf dem Erdenrund,
Und ihr Hoffen, Wünschen, Wirken
Geben sie durch solches kund.

Das Ganze.

Ach gewiß, wie manche Schöne
Wurde denen sicher schon,
Die durch solches ihre Triebe
Gaben kund, alsdann zum Lohn.
Doch wie Vieles, das im Glanze
Heute strahlte, morgen schwand,
So auch ist uns fast das Ganze
Nur dem Namen nach bekannt.

K. Hartmann.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 14. Sept. Guido und Ginevra, oder: die Pest in Florenz, große Oper in 4 Abth., Musik von Halevy. (Gastrolle) Ginevra: Dem. Marr, vom k. Hoftheater zu Dresden. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohn.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 253. Donnerstag, den 15. September 1842.

Der Todtenfinger.

Eine Erzählung nach Thatsachen.

(Fortsetzung.)

„Müde von der Reise, schlief ich ein, sobald ich mich auf die elastische Matraze des Bettes ausgestreckt hatte. Wie lange ich geschlafen, weiß ich nicht; plötzlich erwachte ich, es war mir, als ob Jemand leise meinen Namen ausgesprochen hätte. Daß ich völlig wach war, weiß ich ganz gewiß, so gewiß, daß Niemand in der Welt mich bereden soll, ich hätte es mir eingebildet oder geträumt; ich war vielmehr ganz munter und vollkommen Herr meiner Geisteskräfte — nicht aber der meines Körpers, denn ich vermochte nicht irgend ein Glied zu rühren, oder die Augen zu öffnen, und doch konnte ich deutlich Alles im Zimmer sehen, so, als ob es heller Tag gewesen wäre. — — An meinem Koffer stand der Mönch aus der Todtengruft in der Kreuzkirche; — — obgleich seine Gesichtsfarbe eben so dunkel und mumienartig, wie die des Todten aussah, so waren seine Züge doch nun deutlich zu erkennen, und genau so, wie ich sie mir in der Todtengruft gedacht hatte; ich sah die gebogene Nase, die geraden, scharf gezeichneten Augenbraunen, die ernsten, finstern, braunen Augen, den kleinen, von schmalen Lippen eingefaßten Mund, und den langen, dunkeln, wallenden Bart."

„Der Mönch stand an meinem Koffer, und warf mit einer gewissen Hast meine Sachen so lange durcheinander, bis er das Papier, worin der abgebrochene Finger eingewickelt war, gefunden hatte. Er nahm diesen heraus, und versuchte mit Aengstlichkeit, sich denselben wieder anzusetzen. Jedes Mal fiel der Finger dabei auf den Boden, und ich hörte deutlich den Fall. Der Mönch bückte sich immer schnell darnach und erneuerte dann seinen vergeblichen Versuch. Nach einiger Zeit wickelte er den Finger wieder in das Papier und legte ihn an dieselbe Stelle, wo er ihn gefunden hatte. Dann drehte er sich um, und blickte mich finster an. Ich lag wie im Starrkrampf, vermochte kein Glied zu rühren, aber ein namenloses Grauen durchzuckte mich; dies vermehrte sich bis zum Entsetzen, als der Mönch langsam auf mich zuschritt — ich wollte schreien, aufspringen — Alles vergebens, ich hatte jede Macht über meinen Körper verloren. Der Mönch trat dicht vor mein Bett und stierte mich mit seinen finstern Augen so durchbohrend an, daß es mir war, als ob zwei glühende Eisenstangen, von seinen Augenhöhlen ausgehend, mich durchdrängen. Dann hob er seine Hand in die Höhe, an welcher, wie ich deutlich sah, sich nur vier Finger befanden, und strich mir zu wiederholtenmalen langsam damit über das Gesicht. Nie in meinem Leben habe ich eine so schaudererregende Empfindung gehabt — ich fühlte die Lücke, wo der fünfte Finger fehlte, und zuweilen die Berührung des abgebrochenen Stumpfes. Es ergriff mich eine furchtbare Wuth, ich hätte aufspringen und mit meinem Quälgeist kämpfen mögen — Alles, Alles war ich zu thun bereit, um nur diesem gräßlichen Zustand ein Ende zu machen; aber noch immer war es mir nicht möglich, nur ein Glied meines Körpers zu rühren. Endlich trat der Mönch zurück, an das Kopf-Ende meines Bettes, wo ich ihn nicht zu sehen vermochte. Allmählig fühlte ich, daß ich wieder Herr meines Körpers wurde; zuerst öffnete ich die Augen — es war dunkel im Zimmer — nichts zu sehen — ich sprang auf, in einer Art von Wahnsinn durchsuchte ich jeden Winkel, ich hatte keinen andern Gedanken, als den Mönch zu fassen, zu erwürgen, oder von seiner Berührung zu sterben. — Als ich nichts entdecken konnte, riß ich an der Klingel und erhielt bald Licht. In dem freundlichen wohnlich eingerichteten Zimmer war kein Gegenstand zu erblicken, der auf jenen unheimlichen Besuch hätte schließen lassen. Ich öffnete meinen Koffer — Alles lag auf der gewohnten Stelle; als ich den eingewickelten Finger herausnahm, kam es mir vor, als befänden sich mehrere und andere Falten in dem Papier, als durch ein einmaliges Einwickeln entstanden seyn konnten. — Sonst fand ich nichts — aber wie ich es erzählt, so habe ich es gesehen, wenn gleich mit geschlossenen Augen, und empfunden, wenn gleich nicht Herr meiner Glieder!" —

„Clairford! Clairford! Sie sonst ein so verständiger junger Mann," lachte der Lord Darson, „nein! ich würde es nicht glauben, wenn ich es nicht selbst gehört hätte! Ich bitte Sie, wie kann darüber ein Zweifel obwalten. Sie haben geträumt. Ein lebhafter Traum, kurz vor dem Erwachen, hervorgerufen durch die Ereignisse des Tages — daran haben Sie einen Augenblick gezweifelt?"

„Denken Sie, was Sie wollen, Lord Darson, ich weiß ganz gewiß, daß ich nicht geträumt habe, daß ich völlig erwacht und munter war. Die ganze Welt," setzte er in Aufregung hinzu, „wird mir diese Ueberzeugung nicht nehmen."

„Nun, nun," entgegnete Lord Darson, „wenn Sie es durchaus wollen, meinetwegen. Ich für meine Person habe

Digitized by Google

jetzt übrigens keinen Zweifel mehr hinsichtlich des Ursprungs der Geister- und Gespenstergeschichten."

„Sie haben doch den schrecklichen Finger fortgeworfen, Clairford?" fragte ängstlich Miß Betty, die sich jetzt erst von ihrem innern Schrecken zu erholen anfing.

„Das habe ich nicht, Miß Betty, er ist mir nunmehr erst werthvoll geworden, denn ich will sehen, ob sich der Besuch des Mönchs erneuern wird, geschähe es nicht —"

„Dann," sagte lächelnd Lord Darson, „dann werden Sie sich vielleicht deutlicher erinnern, daß wir an jenem Abend einige Flaschen Portwein getrunken hatten."

„Also der gräßliche Finger ist hier," entgegnete in Angst Miß Betty, „hier bei uns, nicht weit von mir — hier in diesem unheimlichen Kloster, wo man ohnehin — hu!" schrie sie plötzlich auf, sich die Augen zuhaltend und sich dicht an ihren Bruder drängend.

„Alle Versuche sind vergebens gewesen," sagte ein ernster Bernhardiner Mönch, der unbemerkt eingetreten war. „Der junge Mann ist todt, und liegt bereits im Todtenkeller."

(Fortsetzung folgt.)

Das Kloster Eberbach.

(Aus dem Englischen; frei bearbeitet von Friedr. Wetzel.)

Genau um die bestimmte Stunde erschien mein Führer vor der Thür des neuen Badehauses zu Schlangenbad. Der Himmel hatte sich umwölkt und erfrischende Kühle die brennende Hitze ersetzt. Unter so günstigen Umständen beschloß ich, um 12 Uhr Mittags meine kleine Reise anzutreten. Ich bestieg das mir mitgebrachte Reitpferd, ein niedliches Langohr, das ich schon mehrere Mal geritten, und das mein Liebling geworden, und in kurzer Zeit hatten wir den unermeßlichen Wald erreicht, welcher jenen Theil des Herzogthums Nassau umgibt, von wo man auf den Rhein und den Main hinabsieht. Eine Stunde ohngefähr schritt Katharinchen, so hatte ich meinen Liebling genannt, ganz geduldig auf den engen Pfaden, welche sich an verschiedenen Stellen so häufig durchkreuzen, daß sie selbst einen Philosophen verwirren könnten. Obgleich man aber sagt, daß der menschliche Verstand immer vorwärts geht, so finden wir doch oft, daß der animalische Instinkt ihn überholt; Katharinchen wenigstens schien eine ganz genaue Kenntniß der Karte des Herzogthums Nassau zu haben. Zuweilen trafen wir plötzlich auf Spuren von Rädern, die von Wägen zurückgelassen worden, welche nicht nur aus den Wolken gefallen, sondern auch wieder dahin zurückgekehrt zu seyn schienen; man bemerkte sie unvermuthet, und sie verschwanden auch wieder auf eine so unerklärbare Weise. Hier und da trafen wir auf kahle Stellen, wo das Holz niedergehauen war, dann folgten wir wieder einem Pfad, welcher für die Rehe allein bestimmt schien, denn er war so enge, daß wir zuweilen genöthigt waren, unseren Weg durch das Gebüsch zu erzwingen. Endlich befand ich mich plötzlich und ganz unerwartet an dem Rande eines höchst malerischen und steilen Thales.

Dicht über mir stand auf seinem Felsen der große Pfeiler oder Schloß „Scharfenstein", früher die Residenz der Bischöfe von Mainz. Unten lag in einer beträchtlichen Tiefe das Dorf Kiedrich; ein Weinberg, in welchem man hier und da grob ausgehauene steinerne Stiegen sah, auf denen die Landleute zu ihrer Arbeit gelangen konnten, bildete den jähen Abhang. Auf einem felsigten Pfade von ohngefähr 1 Fuß 9 Zoll breit ritt ich, gefolgt von dem Führer, durch diesen Weingarten hinab, bis wir die Mühle des Dorfes erreichten, deren Räder ich von weitem bemerkt hatte, wie sie sich nachlässig in einem Wasser herumdrehten, das zu diesem Zweck kaum stark genug war. Das kleine Dorf Kiedrich erschien mir, als ich vorüber ritt, wie eine verworrene Vermischung von braunen Hütten und grünen Gärten, mit Ausnahme eines großen mit Schiefer gedeckten Hauses, dem Herrn Baron von R— gehörig, dessen Schloß jetzt so hoch über mir lag, daß ich Mühe hatte, hinauf zu blicken. Wie stolz, dachte ich bei mir selbst, muß ein Herr seyn, wenn er jeden Morgen sieht, wie der riesenmäßige Schatten seines Besitzthums sich über das Thal ausbreitet, dann jeder Wohnung seinen täglichen Besuch macht, und so jedem Vasallen für einige Augenblicke die Sonne des Himmels verdunkelt.

Nachdem ich Kiedrich verlassen hatte, gelangte ich wieder in den Wald, und fast eine ganze Stunde lang konnte ich nichts erblicken, als die edlen Bäume, die mich umgaben. Der Geist gewöhnt sich aber bald selbst an die engste Beschränkung, und obgleich ich selten kaum 50 Schritte vor mir sehen konnte, so befanden sich doch in dieser kurzen Entfernung tausend unbedeutende Gegenstände, welche mich interessirten. Das Blätterwerk der Buchen glänzte so herrlich und schön, neuer Aufwuchs, dessen Farbe lichter als die der alten Bäume war, schien das Gewand des Herbstes zu tragen; entdeckte man dann den Irrthum, so erkannte man freudig, daß man Jugend für Alter genommen. Der Wald veränderte jetzt plötzlich sein Ansehen, anstatt der Buchen erblickte man eine Armee von Eichen, die ohngefähr 50 Jahr alt seyn mochten; unter ihnen zerstreut, befanden sich alte Veterane, welche das Geschlecht ihrer Kameraden, mit denen sie einst blühten, überlebt hatten. Ihre Stämme waren verfault, die eine Seite nur war ihnen geblieben; sie glichen jetzt leeren Schilderhäusern, und doch waren sie selbst in diesem verfallenen Zustand mit so frischem Laub bedeckt, als die übrigen. In diesem grünen Gemälde bemerkte ich einen blassen Gegenstand, der, als ich vorüber ritt, meine Aufmerksamkeit besonders erregte. Es war eine riesenmäßige Eiche, die von dem Blitz niedergeschmettert worden; sie war die größte in dem Walde gewesen, und in der That, sie war es noch; wahrscheinlich hatte sie die Strafe des Stolzes und Hochmuths erlitten. Jedes Blatt, jeder Ast, jeder Zweig war verschwunden; der Stamm war von der Rinde entblößt, verbrannt und gebleicht; seine Ränder zeigten die rauhesten Lineamente; ein todter Mensch könnte keinen größeren Kontrast mit einem lebenden bilden, als dieser Baum mit diesem lieblich grünen Blätterwerk, das ihn umgab.

Nachdem ich meinen Weg noch eine beträchtliche Strecke in mannichfaltigen Krümmungen fortgesetzt hatte, gewahrte ich plötzlich mitten in einem vor mir liegenden einsamen Thale den Gegenstand meiner Reise: „das ganz alte Kloster Eberbach." Die sylvanische Lieblichkeit, die Ruhe, den Frieden dieser Einsamkeit zu beschreiben, ist mir nicht möglich. Wenn man fast ganz von waldbedeckten Hügeln oder vielmehr Bergen umgeben ist, so erwartet man gewiß nicht, in dem Schooße eines solchen Thales ein unermeßliches, einsam stehendes Gebäude zu finden, dessen Größe und Pracht nicht nur mit der Erhabenheit der umgebenden Natur harmonirt, sondern das auch in den größ-

ten Hauptstädten Europa's einen ihm würdigen Platz einnehmen dürfte.

Dieses unregelmäßige Gebäude mit seiner Kuppel, seinen Thürmchen, Statuen, seinen hohen, mit Schiefer belegten Dächern, glich dem Pallast irgend eines mächtigen Königs, und doch hat dieser Monarch anscheinend keine Unterthanen als die Bäume des Waldes, die von allen Seiten das Gebäude umgeben, und selbst die Gartenmauern enge umschließen.

Fast auf der ganzen Erde würde ein Mensch, der ihr ein ewiges Lebewohl sagen wollte, keinen geeigneteren Ort für seine Zurückgezogenheit finden können, und gewiß, wenn es möglich wäre, daß die vegetabilische Schöpfung uns für den Verlust des Umgangs mit unsern Nebenmenschen entschädigen könnte, so würden die Waldungen von Eberbach uns diesen Trost reichlich gewähren. Eine reizendere und romantischere Lage hätte man für ein Kloster nicht finden können. Ich würde mich aber über diese Entdeckung gewundert haben, hätte mir nicht die Geschichte oder Sage dieses Wunder hinlänglich erklärt.

In dem Jahre 1131 faßte der heilige St. Bernhard, dieser berühmte Aufmunterer zu dem Kreuzzug gegen die Ungläubigen (dessen Begleiter nur in dem Rheingau allein sechs Besitzungen hatten, nämlich Tiefenthal, Gottesthal, Eberbach, Eibingen, Nothgottes und Marienhausen), den frommen Entschluß, ein Kloster zu bauen. Da er aber nicht wußte, wo er den Grundstein anbringen sollte, so geht die Sage, daß er einen wilden Bären über diesen wichtigen Gegenstand befragte. Die Bestie führte ihn in das Thal Eberbach, wo es mit seiner Schnauze die Linien des Grundsteins bezeichnete.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Salzburg, 5. Sept.) Heute regnet es tüchtig. Es ist, als wolle der Himmel zum Requiem sich in Trauer hüllen. Dieß wird Viele abhalten, zu den heutigen Productionen zu kommen. — Das gestrige Konzert war sehr besucht. Der große Carabiner-Saal der Residenz faßte zur Noth die Andrängenden. Gleich nach 7 Uhr begann dasselbe. Eine Ouverture aus der Oper „Titus" eröffnete es. Sie wurde meisterhaft ausgeführt, und mit Recht durch großen Applaus gekrönt. Darauf folgte ein Prolog, gedichtet von Eduard Anschütz und gesprochen von dem k. Hofschauspieler Heinrich Anschütz. Die Dichtung ist eine gelungene zu nennen, ganz der Feier anpassend. Der Vortrag war deutlich und kräftig, voll Gefühl, doch vielleicht etwas zu theatralisch gehalten. Ihm folgte ein Klavier-Konzert in D moll, von einem Sohne Mozart's vorgetragen. Nach diesem erschien Mad. van Hasselt-Barth, die Arie der Donna Anna aus Don Juan beginnend. Sie sang mit einer Macht der Stimme und mit einer Fertigkeit, die Alles zu endlosem Applause hinriß. Eine Symphonie in G moll beschloß die erste Abtheilung. Die zweite begann mit einer Baß-Arie aus der Oper „Figaro", welche von dem k. k. Hofoperusänger Staudigl mit bekannter Virtuosität gesungen wurde. Ein Quintett aus der Oper „Cosi fan tutte" wurde von Mad. van Hasselt-Barth, Dlle. Meßmer, Dietz, Staudigl, Reisinger ganz vorzüglich vorgetragen. Nicht minder entsprach das darauf folgende Violoncell-Adagio des k. b. Hofmusikus Menter. Eine Arie aus der Zauberflöte, gesungen von dem k. b. Hofsänger Dietz, erntete ebenfalls großen Beifall. Nach dieser kam ein Terzett aus der Oper „Cosi fan tutte", von Mad. Hasselt-Barth, Dlle. Meßmer und Staudigl vorgetragen. Den Schluß des Konzerts machte der Chor pignus futurae gloriae. Nach dem Konzert war Fackelzug und Beleuchtung des Monuments mit bengalischem Feuer. Es war dies ein genußreicher Abend, wie Salzburg ein gleicher sobald nicht wieder zu Theil werden wird. Diese schönen, in einfachem Satz so viel Melodisches in sich fassenden Schöpfungen Mozarts, von der kräftigen Stimme eines Staudigl, der klangvollen einer Mad. van Hasselt-Barth, dem angenehmen Tenore eines Dietz vorgetragen, wen sollen sie nicht begeistern? Wer konnte ungerührt bleiben bei der ausgezeichneten Durchführung der Ouverture? Nach jedem Vortrag stets ein allgemeiner Beifall, der oft erst endete, nachdem dem unbescheidenen Wunsche nach Wiederholung genügt war. Wirklich! man leistete Unglaubliches. Denn es mag nichts Kleines seyn, vier Tage fortwährend angestrengt zu seyn durch viele Proben, durch die Production selbst. Und doch! wer konnte eine Ermüdung bemerken im heutigen Requiem? Waren es nicht dieselben kräftigen Töne, dieselbe Fertigkeit der Hände, welche das begeisternde Dies irae, das herrliche Benedictus, die schwierigen Fugen durchführten? Es ist nicht zu verhehlen, daß Manches hätte besser seyn sollen, um ganz ausgezeichnet genannt werden zu können. Im Ganzen aber blieb fast nichts zu wünschen übrig und die Ausführung ist eine sehr gelungene zu nennen. Auch heute war die Kirche außerordentlich voll und auf dem Oratorium sah man wieder Seine Majestät den König von Bayern. — Der Regen läßt wieder nach, so daß man Nachmittags doch einen Ausflug nach der Leopoldskron wird machen können. Dort wird ein Schifferstechen und Zug der Aelpler stattfinden. Sie ersehen aus dem Conzertprogramm, daß die Heinefetter nicht hier ist. Es haben uns überhaupt die großen Notabilitäten, von deren Hicherkommen so viel gesprochen worden, alle im Stiche gelassen. Wenn sie mit Mozart's Dürftigkeit zu kämpfen hätten, würde es Niemanden wundern. So aber sie so glücklich sind, bei Lebzeiten zu ärnten, was jenem erst nach dem Tode zu Theil ward, zählten Manche auf das kleine Opfer, das sie durch ihre Mitwirkung dem unsterblichen Meister gebracht hätten.

(Fulda, 8. Sept.) Der werthvolle Brillantring, den Se. Hochw. Erc. der Hr. Bischof zu Fulda bei der Einweihung des Bonifacius-Denkmals verloren hatte, ist wieder gefunden. Der redliche Finder ist der Kutscher des Hrn. v. Bibra zu Romrod. Derselbe sah den Ring Abends bei der Beleuchtung in der Nähe des Monuments funkeln, machte seinem Dienstherrn auf dem Heimwege Anzeige von dem Fund, und der Hr. Bischof erhielt nach seiner Rückkunft von Kassel den Ring durch denselben zugesendet. Der Goldreif des Ringes ist zwar zertreten, die darin verwahrten Reliquien des heil. Bonifacius aber und sämmtliche Edelsteine sind unverletzt.

Besançon ist der einzige Ort, welcher in der Uhrenfabrication mit Genf und Neuschatel einen Vergleich aushalten kann, denn es wurden dort im vorigen Jahre 4948 goldene und 44,912 silberne Uhren verfertiget.

Digitized by Google

Bei einer Verhandlung vor Gericht in Paris erschien kürzlich als Zeuge der Direktor einer Actienunternehmung zur Verleihung von Tischzeug und sagte unter Anderm aus, daß die Unternehmung, die er leite, täglich gegen zehntausend Servietten ausleihe, von denen täglich im Durchschnitt zwei- bis vierhundert gestohlen würden.

(Wien, 7. Sept.) Der Monat September hat zwei Glückliche gemacht. Das große Loos mit 80,000 fl., welches nach Völkabruck versandt worden, ist von einem sogenamnten Haberbauer daselbst, in Compagnie mit zwei andern seiner Collegen, gewonnen worden. Der Gewinner langte wenige Tage nach der Ziehung schon hier an. Der erste Treffer mit 250,000 fl. C. M. der am 1. Sept. gezogenen Staatsanleihe von 1839 fiel dem Hrn. Mayer, Beamten der Sparkasse in Wien, zu.

Das „Magazin für die Literatur des Auslandes" entschuldigte kürzlich einen kleinen Irrthum, den es übersehen, mit der jetzigen großen Tageshitze.

Korrespondenz.

Hamburg, 7. Sept.

Ueber die hiesige Mozart-Feier am 4. Sept. bin ich Ihnen noch einen kurzen Bericht schuldig. An dem denkwürdigen Tage, wo, wie die Preuß. Staatszeitung sagt, am Rhein und an den Alpen, in Köln und in Salzburg, ein großer deutscher Kunst- und National-Akt geübt wurde, war auch von unserer Direktion, die allen Bestrebungen der Gegenwart mit speculativem Geiste folgt, eine lange vorher von Töpfer schon angekündigte Mozart-Feier veranstaltet. Ein ziemlich unbedeutender Prolog, von Dr. Töpfer gedichtet und von Hrn. Hendrichs gesprochen, sammt fünf lebenden Bildern, die Hauptmomente aus Mozart's „Entführung aus dem Serail", „Don Juan", „Zauberflöte" und „Titus" darstellend, ging der Vorstellung des Don Juan voran. Musikalisch wurde der Prolog eingeleitet mit der Zauberflöte-Ouvertüre, welche auf würdige Weise ausgeführt ward. Den Schluß bildete ein Tableau, Mozart's Büste, bekränzt und von Genien umschwebt. Die Besetzung des Don Juan war theilweise neu, die Ausführung jedoch durchaus keine gelungene und des Tages würdige. Ausgezeichnet brav war Mad. Fischer-Achten: Donna Anna, die an diesem Abend ihre Meisterschaft, namentlich auch in Mozart'schen Opern, herrlich bewährte. Hr. Reichel: Leporello; ein unglückliches Gelüst desselben, daß er durchaus den Leporello übernehmen wollte, wozu ihn weder Stimme, noch Sprache, noch seine ganze Persönlichkeit im mindesten qualifiziren; so trefflich Hr. Reichel in den ihm angemessenen Partieen, Bertram, Marcel, Domin, Sarastro, auch ist, so wenig konnte er hier genügen; die Direction sollte solche Mißgriffe vermeiden. Hr. Boß: Commendatore. Hr. Leithner gibt seit längerer Zeit den Don Juan, und wenn er ihn auch im Ganzen genügend singt, so ist doch sein Spiel zu steif und eckig. Endlich aber und leider Mad. Cornet: Donna Elvira. Es ist ein wahrer Jammer mit diesem immerwährenden Auftreten von Hrn. und Mad. Cornet; beide können des Spiels auf den Brettern gar nicht satt werden. Wir sind gewiß weit entfernt, die ausgezeichnete musikalische Durchbildung der Mad. Cornet nur im geringsten verkennen zu wollen; allein ihre Stimme ist nun einmal passirt. Dennoch ist es eine Manie, die sie nicht von der Bühne entfernt bleiben läßt. Das Publikum ist mit Recht unwillig darüber, zumal der erfindungsreiche Direktor den Namen einer andern Sängerin auf den Zettel setzt, und seine Frau Gemahlin dann zufälliger Weise die Partie übernommen hat. Hr. Cornet schaltet überhaupt unumschränkt und hat als mächtiger Alleinherrscher die Kritik vieler unserer Lokalblätter in seiner Gewalt. Und doch kann sein „Kunst-Institut" ihm nie genug besprochen, d. h. gelobhudelt, werden. Wagt ein hiesiges Blatt, eine nur im geringsten tadelnde Kritik aufzunehmen, so wirft Cornet sogleich dem Herausgeber einen Prozeß an den Hals. So ist in unsern Blättern jedem, auch noch so ruhig und bescheiden geäußerten Tadel die Veröffentlichung unmöglich gemacht. Exempla sunt odiosa.

Wiesbaden, 9. Sept.

Mit dem 1. Sept. begann dahier das neue Theaterjahr unter den bisherigen Abonnementsbestimmungen. Dieselben sind weniger für den Vortheil der Theaterkasse als jenen der Billetsmakler berechnet; denn jedem Abonnenten ist gestattet, sein Billet dem Meistbietenden, er sey fremd oder einheimisch, nach Belieben zu überlassen. Dieser Billetverschleiß bildet dahier einen neuen Industriezweig, der den Debitanten und Unterhändlern einen ganz anständigen Gewinn verschafft. Ob darunter die Kasse leidet, läßt die Leiter der Bühne unbekümmert, da keiner von ihnen das Defizit zu decken hat. Zur Eröffnung des neuen Theaterjahrs wurden am 1. September der arme Poet und der Pariser Tangenichts, beide an einem Abend, aufgeführt. Stücke ähnlichen Gehalts folgten, als am 6. der Unwille des Publikums gegen den dirigirenden Regisseur des Schauspiels auf eine sehr unzweideutige Weise sich kundgab. Die Folgen dieser Manifestation, welche sich wiederholen dürfte, können nicht ausbleiben. Eine einstweilige Entschädigung gewährte dem Publikum die gestrige Opern-Vorstellung. Unter der Leitung des bisherigen Dirigenten der Hofkapelle, Kapellmeisters Rummel, wurde Weigl's Oper: „die Schweizerfamilie", mit einer in Ansehung des Orchesters und der Execution der Ensemblestücke seltenen Präcision ausgeführt. Dem. Kreutzer debütirte in der Rolle der Emmeline. Derselben ist in der charakteristischen Darstellung dieser Partie weniger Monotonie, im Gesang aber mehr Geschmack zu empfehlen. Einige schöne Mitteltöne gewähren nur eine geringe Entschädigung für die vielen forcirten Höhetöne, welche die Gehörnerven afflziren. Mit besonderem Humor und großer Kunstfertigkeit im Gesang und Spiel gab Hr. Meisinger die Rolle des Paul; demselben ward der rauschendste Beifall zu Theil. Wie dieses sehr beliebte, mit dem 15. Oct. abgehende Mitglied bei der Oper dahier ersetzt werden kann, ist noch zur Zeit ein Räthsel, da der hiesige Baß buffo, aus ökonomischen und anderen Rücksichten, bestimmt seyn soll, dessen Rollenfach zu übernehmen, diesem aber nicht wohl zugemuthet werden kann, außer dem Baß auch noch Tenor durch die Finte zu singen. Hr. Meisinger wird in der Darstellung der heiteren, komischen Charaktere überall eine höchst willkommene Erscheinung seyn. Derselbe beabsichtigte, unbeschadet der Erfüllung seiner hiesigen contractlichen Verpflichtungen, einen Gastrollencyklus auf der Frankfurter Bühne während der gegenwärtigen Messe zu eröffnen, wodurch ein definitives Engagement daselbst in Aussicht gestellt war. Die desfallsige Erlaubniß wurde jedoch demselben von hier aus verweigert, obgleich Recht und Billigkeit sein Gesuch unterstützten. Daß die neue Theatersaison dahier ohne das Vorhandenseyn einer ersten und Bravour-Sängerin eröffnet wurde, zeigt von keiner besonderen Achtung gegen das zahlende Publikum. Die Lenker des hiesigen Thespiskarren scheinen die seit sechs Monaten befolgte Taktik fortsetzen und sich mit den wandernden Primadonnen, aus Norden und Süden, je nachdem es die Götter fügen, auch ferner behelfen zu wollen.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 15. Sept. Steffen Langer aus Glogau, oder: Der holländische Kamin, Original-Lustspiel in 4 Abth., mit einem Vorspiel: Der Kaiser und der Seiler, in einem Akt, von Charl. Birch-Pfeiffer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 256. Freitag, den 16. September 1842.

Der Todtenfinger.

Eine Erzählung nach Thatsachen.

(Fortsetzung.)

Letzte Abtheilung

„Nun, wie geschlafen?“ fragte am andern Morgen Lord Darson seinen künftigen Schwiegersohn, als die Gesellschaft sich beim Frühstück wieder zusammen gefunden hatte.

„Oh — so ziemlich — die Erzählungen von gestern hatten mich aufgeregt. — Seht!“ fuhr Clairford fort, sichtbar bemüht, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben; „seht, das Wetter ist hell geworden, wir werden unsere Reise fortsetzen können.“

„Auch sind dazu schon alle Anstalten getroffen; sobald wir gefrühstückt haben, wollen wir aufbrechen.“

„Müssen wir wieder reiten, liebster Bruder?“ fragte Betty, welche bereits in einer gewählten Morgentoilette prangte, mit gezierter Aengstlichkeit.

„Wenn Du es nicht vorziehst, durch den ellenhohen Schnee zu gehen, wird Dir weiter nichts übrig bleiben!“

„Man wird mich bald todt nach Italien kommen sehen,“ erwiederte sie mit matter Stimme und halbgeschlossenen Augen — „halb todt — wenn,“ setzte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu, „wenn mein zarter Körper überhaupt die Fatiken dieser Reise aushalten wird. — Ach, diese Maulesel! — ein eigensinnigeres Geschöpf existirt auf der Welt nicht. — Läßt man ihnen nicht den Willen, so riskirt man, entsattelt zu werden, und läßt man sie gehen, so suchen sie sich stets diejenigen Wege aus, die dicht am Abgrunde hinführen! Nein! diese Thiere sind nicht geeignet für ein Wesen mit zarten Nerven und Schwindelanfällen begabt. Ich halte es überhaupt unpassend für eine Dame von Distinktion, auf einem Esel zu reiten, selbst wenn er Anspruch auf die Verwandtschaft mit einem Pferde macht!“

„Und doch wird Dir nichts übrig bleiben, als Dich dieses unpassenden Transportmittels zu bedienen; es sey denn, Du wolltest Dich hier bei den guten Mönchen des St. Bernhard eine längere Zeit ausruhen.“

„Ausruhen? ich bitte Dich, theuerster Bruder, sprich den Namen „Mönch“ nicht so oft und unnöthig aus; wäre es nicht am frühen Morgen, ich könnte Krämpfe bekommen! Nicht einen Augenblick habe ich geschlafen, der Sturm heulte, als wenn alle bösen Geister losgelassen wären, und immer glaubte ich den schauderhaften Mönch mit den vier Fingern zu sehen, auch bin ich nicht ganz gewiß, ob er mir nicht, als ich ein Mal etwas eingeschlummert war, über das Gesicht gestrichen hat. —“

„Wie kannst Du daran zweifeln, so wie überhaupt an Clairfords gut ausgedachter Geschichte,“ lachte Darson, „man sieht deutlich vier rothe Streifen auf Deinem Gesicht; Du hast wahrscheinlich heute noch gar nicht in den Spiegel geblickt?“

„Was? — wäre es möglich? mir ist es entgangen — hu, es wäre schrecklich,“ stöhnte Betty, und entnahm in größter Eile ihrer kolossalen Reisetasche einen kleinen Spiegel, sich ängstlich darin betrachtend.

„Tröste Dich, tröste Dich, Schwester,“ scherzte ihr Bruder, „Du bist ganz unversehrt, keine Spur von Röthe ist zu sehen, Du hast Deine gewöhnliche interessante Farbe.“

„Sie sollten die arme Miß Betty nicht so necken,“ bemerkte Clairford, welcher bisher wenig Antheil an dem Gespräche genommen hatte; „denn ich habe nunmehr die feste Ueberzeugung gewonnen, daß meiner gestrigen Erzählung keine Täuschung zum Grunde gelegen hat.“

„Auf welche Weise, Clairford? auf welche Weise? ich bin gespannt, zu erfahren, wie Sie zu dieser Ueberzeugung gelangt seyn wollen.“

„Auf die einfachste Art von der Welt,“ versetzte dieser ernst; „der Mönch aus der Kreuzkirche z. B. hat den weiten Weg bis hierher nicht gescheut und mir in der vergangenen Nacht einen zweiten Besuch abgestattet. Bei seinem Anblicke fiel es mir plötzlich ein, daß gestern gerade ein Monat seit dem Tage, wo ich den Raub des Fingers beging, verflossen war.“

„Die Sache fängt an, interessant zu werden,“ sagte spöttisch Lord Darson. — „Also ein zweiter Besuch? und war er dem ersten ähnlich? oder sind neue schreckenerregende Thatsachen zu berichten?“

„Er war durch nichts von dem ersten verschieden — nur dadurch vielleicht, daß ich noch deutlicher meines wachenden Zustandes mir bewußt war.“

„Ich bitte Sie, Clairford, treten Sie mir den Finger ab. — Vielleicht habe ich denn auch noch Hoffnung, mit der Geisterwelt in nähere Berührung zu kommen.“

„Sie wünschen den Besitz des Fingers? — Ja!“ sagte er nach einigem Nachdenken — „ja, Sie sollen ihn haben, obgleich ich Ihnen sicher kein angenehmes Geschenk damit mache.“

„Lassen Sie das meine Sorge seyn! holen Sie mir ihn

Digitized by Google

gleich; Clairford, ich bin neugierig, diesen schrecklichen Finger zu sehen, auf welchen sein ehemaliger Besitzer einen so großen Werth zu legen scheint, und der vielleicht auch mir das Glück seiner näheren Bekanntschaft gewährt. Holen Sie mir ihn her, Clairford, da Sie ihn mir doch ein Mal geschenkt haben!"

„Ich entspreche Ihrem Wunsche," erwiederte dieser, sich entfernend. Bald kehrte er zurück, und übergab dem Lord einen kleinen in Papier gewickelten Gegenstand.

„Wir wollen diese Merkwürdigkeit näher in Augenschein nehmen," sagte der Lord, indem er sich anschickte, das Papier zu öffnen.

Die Anwesenden drängten sich neugierig um den Tisch, an welchem der Lord stand, nur Miß Betty hielt sich in einiger Entfernung, jedoch in furchtsamer Erwartung gleichfalls unverwandten Blicks nach dem für sie so unheimlichen Gegenstande hinsetzend.

„Hm," sagte Darson, indem er das Papier auf den Tisch fallen ließ. — „Hm, Sie haben das Gelenk gut getroffen, Clairford, die alten Sehnen müssen völlig vertrocknet gewesen seyn, daß sie so schnell gebrochen sind. Der gute Mönch ist wahrscheinlich an Krämpfen gestorben. Sieh, Betty," wandte er sich plötzlich zu seiner Schwester, ihr den Finger dicht vor die Augen haltend, „sieh nur, der Nagel ist ganz blau!"

„Pfui! Pfui!" schrie diese, mit einer Schnelligkeit zurückspringend, welche gegen ihre sonstigen gemessenen Bewegungen sehr abstach. — Pfui! William, bleib mir mit dem widerlichen Dinge vom Leibe! Du weißt es ja," setzte sie, hinter einer Bank stehend, in affektirtem Pathos hinzu — „Du weißt es ja, wie leidend meine Nerven sind!"

„Nun, nun," scherzte dieser, „ich glaubte nicht, daß ein alter Finger Dich so afficiren könnte. Was Besonderes ist an dieser Reliquie nicht zu sehen," fügte er hinzu, indem er sie den Anwesenden zeigte, und sie dann wieder einwickelte; „ich werde diesen Mönchsfinger sorgsam aufheben, um zu sehen, ob auch mich sein Herr eines Besuches würdigen wird. — Aber nun ist es Zeit, daß wir Anstalten zum Aufbruche machen. Hüllt Euch tüchtig ein, Kinder; draußen ist's kälter wie hier, und wir haben einen weiten beschwerlichen Weg bis Aosta."

(Fortsetzung folgt.)

Das Kloster Eberbach.

(Aus dem Englischen; frei bearbeitet von Friedr. Wetzel.)

(Fortsetzung.)

Das Kloster wurde gebaut und keine Kosten gespart; eine prachtvolle Kathedrale, ein großer Pallast mit einem Kloster durch Colonnaden verbunden und an verschiedenen Plätzen mit dem Bildniß eines Bären geziert, erhob sich schnell auf der angewiesenen Stelle. Es zogen Mönche ein, die das Kloster manches Jahrhundert bewohnten.

Im Jahre 1803 hob es der Herzog von Nassau auf, und die Mönche verließen ihre Zellen. Drei oder vier blieben allein zurück. Das Kloster wurde theils zu einem Gefängniß für Sträflinge, theils zum Aufenthalt für unglückliche Geistesschwache bestimmt.

Bevor ich in das große Thor eintrat, über welchem man die kolossale Statue der Jungfrau Maria, von St. John und des heiligen Bernhard selbst erblickt, bewog mich mein Führer, nach einer Grotte zu gehen, wo er mir eine herrliche Aussicht versprach. Ich willigte ein, und wir stiegen immer zickzack durch eine Allee von starken Eichen, die ungefähr 20 Fuß von einander standen, nach einem Berge, auf dessen Gipfel eine Pflanzung sehr schöner Tannen wuchs. Als ich auf die Anhöhe gelangte, bot sich meinen Augen eine Aussicht auf den Rhein dar, die ich ohne Ausnahme für die schönste in dieser Gegend halte. Vom Johannisberg bis Mainz konnte ich den majestätischen Fluß in seinem ununterbrochenen Laufe gewahren. Beide Städte bildeten von dem Punkt aus, wo ich stand, einen Winkel von ohngefähr 120 Grad. Zwischen mir und dem Wasser lag der Rheingau, bedeckt mit Weinbergen, oder von Kornfeldern umgeben, die nur den Schnitter erwarteten. Da die Ernte aber noch nicht begonnen hatte, so waren die einzigen lebenden Gegenstände in diesem Gemälde junge Weiber mit weißen Tüchern um die Köpfe gewunden, und emsig beschäftigt, den Wein zu beschneiden. Unmittelbar vor mir fuhr das Kölner Dampfschiff stromaufwärts nach Mainz. Auf der andern Seite des Rheins erblickte ich eine weit ausgedehnte Strecke fruchtbaren Landes.

Als ich dieser herrlichen Gegend den Rücken gewandt, gewahrte ich das Kloster zu meinen Füßen; es war so dicht von allen Seiten mit Waldungen umgeben, daß man glauben konnte, es wäre schon fertig gebaut vom Himmel auf diese Stelle gefallen.

Einen nobleren Wohnsitz kann unsere Phantasie uns kaum schaffen. Die Kreuz- und Quer-Gänge, die Pflanzungen von Tannen gaben ihm ein erhabenes stattliches Ansehen, ich konnte es nicht genug bewundern. Ohnerachtet der ländlichen Schönheit dieses Orts, fühlte ich aber doch großes Mitleid für diese armen, verlornen, irregeleiteten Wesen, die ihr Leben hier so nutzlos in einer selbst gewählten Verbannung zugebracht hatten. Wie würden sie, dachte ich bei mir selbst, jetzt von dem Ort aus, wo ich stand, die moralische Einsamkeit ihres Klosters mit der natürlichen Fröhlichkeit und Lieblichkeit dieser reizenden Landschaft verglichen haben, von der sie durch die dicken Mauern ihrer Residenz auf immer getrennt waren. In der That, ich glaube, wenn irgend etwas in dieser Welt vermag, die grobe Kutte eines Mönchs zu durchdringen und sein Herz heftiger klopfen zu lassen, so war es der Anblick, dem ich so eben den Rücken gewandt, nämlich: „ein Weinberg voll Weiber." Daß der Wein bestimmt war, das Alter zu erfreuen und die zärtlichen Neigungen des sanftern Geschlechts, den Zenith unseres mittäglichen Lebens zu erheitern, sind Wahrheiten, deren Erwägung in den Mauern eines Klosters Folter gewesen seyn müssen.

Als ich von der Grotte herabstieg, sah ich unter mir, an dem großen Eingangsthor des Klosters ein Dutzend Karren mit Holz beladen, jeden von sechs Gefangenen gezogen. Da sie keine Fesseln trugen und der ganze Trupp nur von einem einzigen Soldaten in der nassauischen Uniform eskortirt wurde, so erstaunte ich, warum sie nicht alle die Flucht ergriffen, wenn sie in den dichten Wald geführt wurden. Die Furcht vor der Strafe hielt sie jedoch zurück, und da in dem Herzogthum keine großen Städte sind, so hätten sie keine andere Zuflucht als ihre eigene Behausung gehabt, von wo man sie bald wieder zurückgebracht hätte. Der Wald würde ihnen zwar Schutz gewährt haben, allein auf längere Zeit hätten sie darin verhungern müssen.

Digitized by Google

Als ich in den großen Hof trat, hielt ich es für nöthig, den Commandanten um die Erlaubniß zu bitten, das Gebäude in Augenschein nehmen zu dürfen. Ich machte ihm demnach meine Aufwartung und war sehr angenehm überrascht, als er sich erbot, mich zu begleiten. Er war ein schöner großer Mann von ungefähr 40 Jahren und ächt martialischem Ansehen; siebzehn Jahre hatte er bereits in diesem Thale über Gefangene und Geistesschwache geherrscht, wovon die Zahl der ersteren sich auf 250 und die der letzteren auf 100 belaufen mochte.

Als ich ihm durch mehrere sehr schöne Kreuzgänge folgte, bemerkte ich an den Wänden die Porträts von 25 Mönchen in Oel gemalt; alle waren in das strenge Kostüm des Ordens gekleidet und glichen sich sowohl in Gesichtszügen als der Kleidung einander so sehr, daß der Name der einzige anscheinende Unterschied zwischen jedem einzelnen Individuum war, an dessen gewesene Existenz man sich dadurch noch jenseits des engen Grabes, welches seine Gebeine umschloß, erinnern sollte. Wir stiegen eine steinerne Treppe hinauf und gelangten an die untere Abtheilung der Gefängnisse, deren eine Hälfte für die Männer, die andere für die Weiber bestimmt war.

(Fortsetzung folgt.)

Die Enthüllung des Mozarts-Monuments in Salzburg

hatte am 4. Sept. ganz in der angeordneten feierlichen Weise statt, wie das in der Didaskalia unlängst mitgetheilte Programm es vorher verkündete. Vor dem feierlichen Akte der Enthüllung trat auf ein dreifaches Schmettern der Trompeten eine allgemeine Stille ein. Nun wurde von dem Mitgliede des Mozarts-Comité's, Siegmund Ritter von Neukomm, nachstehende Festrede abgehalten:

„Seit mehr als einem halben Jahrhunderte ist Mozarts Name ein europäischer geworden. So wie Raphael Sanzio wurde Mozart in der Blüthe seines schönen Kunstlebens hinweggerafft. Ueber Raphaels frühes Grab weinte sein kunstliebendes friedliches Zeitalter; aber Mozarts Leichenfackeln waren brennende Städte und sein Grabgesang das Angstgeheul einer durch böse zerstörende Umtriebe erschütterten Welt, und so verschwand der arme Sänger spurlos. — Spurlos? — Nein. Seine Zaubertöne tönten tröstend fort und fort bis zu uns herüber in glückliche Zeiten langen Friedens, denen es endlich möglich ward, das Andenken Mozarts durch ein würdiges Denkmal zu ehren. Von seiner Vaterstadt aus erging ein Aufruf an die ganze gebildete Welt, und Deutschland, so weit die deutsche Zunge reicht, und Böhmen, Ungarn, Galizien, Dänemark, Schweden und die Schweiz antworteten freundlich auf diesen Ruf, und so gelang es den vereinten wohlgeordneten Kräften, unterstützt von allgemein verehrten Künstlerhänden, Mozarts Andenken bildlich der Nachwelt zu überliefern. Aber nicht uns, o Herr! nicht uns, sondern Deinem heiligen Namen allein gebührt Ehre und Ruhm. Dank sey Dir, von dem alles Gute kommt, daß Du diesen herrlichen Genius schufest. Es falle die Hülle und Mozarts Bild strahle fort, ehrend und geehrt bis in die spätesten Zeiten. In diesem Augenblicke wurde durch des Herrn Kreishauptmanns, Grafen von Chorinsky, ältesten Sohn die Zugvorrichtung am Denkmale angezogen, und Gestalt und Züge des gefeierten Tonsetzers stellten sich den Augen der Menge zum ersten Male in so voller und so würdiger Abbildung dar. Ein begeisterter Jubelruf, in den das Schmettern der Trompeten, das Schwingen der Fahnen und das Donnern der Böller einfiel, begrüßten zu drei wiederholten Malen den Meister, und lange noch währte der Ausdruck der allgemeinen Rührung, als eine Festcantate, von W. A. Mozart, Sohn, nach Mozarts Motiven componirt, denen er auch selbst die Worte unterlegte, unter dessen eigener Leitung begann, nach deren Beendigung der Herr Kreishauptmann und Präses des Comités, Graf von Chorinsky, der Stadt die Schenkungsurkunde des Denkmals mit nachfolgender Anrede übergab:

„Das Standbild des unsterblichen Mozart steht nunmehr enthüllt vor unseren Augen, ein Denkmal, dem großen Meister in seiner Geburtsstadt von der zahllosen Menge seiner begeisterten Bewunderer geweiht. Seine Schöpfungen sind ein Gemeingut aller Nationen geworden, aber mit gerechtem Stolze blickt Salzburg zu dem erhabenen Standbild seines gefeierten Mitbürgers empor, dessen hoher Genius solche unsterbliche Werke schuf. Mit dem heutigen Tage hat das Comité die ihm so ehrenvoll anvertraute Aufgabe gelöst, und ich habe nunmehr im Namen und im Auftrage desselben die Ehre, das dem unsterblichen Meister unter dem väterlichen Schutze unsers allergnädigsten Kaisers errichtete Denkmal durch die gegenwärtige Urkunde dem versammelten Stadtvorstande als ein unveräußerliches Eigenthum dieser Stadt mit dem Wunsche zu übergeben, daß es stets als eine wahre und hohe Zierde derselben geehrt und bewahrt werden möge."

Nachdem hierauf der Herr Bürgermeister die Urkunde übernommen, beantwortete er die Rede des Herrn Kreishauptmanns in würdiger dankbarer Weise.

Nach 10 Uhr Abends wurde von den Studierenden des Gymnasiums und Lyceums ein Fackelzug auf dem Michaelsplatze unter Begleitung von Harmoniemusik ausgeführt, nachdem vorher die Statue mit bengalischem Feuer beleuchtet worden, während gleichzeitig das auf der Festung befindliche Orgelwerk, „das Horn" genannt, den Klang seiner gewaltigen Töne bis in die entferntesten Punkte der Stadt sendete. Hierauf wurde eine von dem gefeierten Sänger der „Iunisias" unter dem Titel „Oesterreich" eigens dazu gedichtete Hymne unter allgemeiner Chorbegleitung abgesungen. Der wahrhaft poetische Hauch des Textes hatte in dem von dem Ritter von Neukomm dazu componirten Satze die würdigste Verdollmetschung gefunden.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M., 14. Sept.) Um mehrfachen Wünschen zu entsprechen, wird Mad. Bishop aus London den 15. d. M. im Mülhens'schen Saale auf der großen Eschenheimerstraße ein zweites und letztes Konzert geben. Da die Gesangsvirtuosität dieser trefflichen Künstlerin den lebhaftesten Beifall gefunden und auch der anerkannte Ruf des Hrn. Bochsa sich glänzend bewährt hat, so wird den zahlreichen hiesigen Musikfreunden die Wiederholung so seltener Kunstleistungen nicht anders als willkommen seyn. Näheres über dies Konzert besagt das Programm.

Digitized by Google

Mehreren Kandidaten zu Landwehr-Offizieren wurde von dem Obristen des Regiments, bei dem sie ihr Jahr abgedient hatten, das kurze und bündige Entlassungsattest „feig" ertheilt. — Als nun von der höhern Behörde eine Anfrage kam, wie es denn zuginge, daß alle diese jungen Leute feig wären und sich daher zu Soldaten ganz und gar nicht paßten, klärte es sich endlich auf, daß das Ganze nur ein Irrthum gewesen sey, durch die Orthographie des Obristen veranlaßt, welcher „fe—ig" (fähig) hatte schreiben wollen.

(Breslau, 9. Sept.) Gestern früh wurde der hiesige, 32 Jahr alte Fleischergesell Johann Zimmermann von drei großen Fleischerhunden, mit welchen er auf der Hospitalwiese hinter Morgenau das Heu seines Meisters hütete, so schwer gebissen und an vielen Stellen seines Körpers zerfleischt, daß er wenige Stunden darauf im Kloster der barmherzigen Brüder durch den Tod Erlösung von seinen unsäglichen Schmerzen fand. Das Unglück soll durch ihn selbst, nach Aussage eines zweiten Wächters, dadurch hervorgeführt worden seyn, daß er sich mit den Hunden neckte und dann nach ihnen geschlagen hat.

Korrespondenz.

Hamburg, 10. Sept.

Halm's „Sohn der Wildniß" hat auch bei uns sehr angesprochen. Dennoch scheint es mir, als ob dieses Stück in der Charakteristik und Durchführung (namentlich in den letzten Akten) an Schwächen leide, die auch durch den Deckmantel der herrlichen und bezaubernden Diction nicht ganz verhüllt werden können. Zu den besten Kritiken gehört jedenfalls, was Christern (?) in der „Neuen Hamburger Modezeitung" über dieses Drama sagt. Die beiden Hauptrollen sind bei uns durch Hrn. Hendrichs und Dem. Stich trefflich besetzt. — Hr. Berthold, vom Leipziger Stadttheater, eröffnete am 8. Sept. als Van Beete in Lorzing's „Czaar und Zimmermann" sein Gastspiel mit vielem Beifalle. Hr. Berthold ist ein Baßbuffo, wie sie in Deutschland zu den seltenen gehören und seine ganze Erscheinung, sein Spiel und Gesang wirken vereint, um eine ächt komische Wirkung hervorzubringen. Dabei ist es lobend anzuerkennen, daß er sich von aller Uebertreibung und Ueberladung fern hält, und eben dadurch, daß er durchaus nicht nach Effekt hascht, mit seiner Komik so günstig wirkt. Heute tritt der Gast als Rocco in Lorzing's „Casanova" auf und ich werde mir über das fernere Gastspiel dieses trefflichen Buffo Ihnen demnächst zu berichten erlauben. — Unsere „Neuen Hamburgischen Blätter" von dieser Woche enthalten einen gediegenen, zeitgemäßen Aufsatz über eine dringend nothwendige Schulreform, vermuthlich aus der Feder des Dr. Kröger, der den längst gehegten und wiederholt geäußerten Wunsch aller intelligenten und wohlmeinenden Freunde der Vaterstadt in klarer und schlagender Weise ausspricht. In Folge der Brandkatastrophe ist so Vieles bei uns geändert und gebessert, der in Asche gelegte Stadttheil wird sich glänzender und prächtiger erheben, allein einer Hauptursache des Uebels, jenen so zerstörenden Auftritten wüthender Pöbelhorden, wie wir sie in jenen Tagen erlebt haben, für alle Zukunft auf die sicherste Weise durch eine bessere Volkserziehung, durch eine dringend nothwendige Schulreform vorzubeugen, daran hat bisher Niemand gedacht. Eine Reform an Haupt und Gliedern wäre nothwendig, sowohl unserer niedern Volksschulen, wie der Real- und Gelehrtenschule unseres Johanneums. Die Oberaufsicht des Letztern ist in den Händen eines bejahrten Kaufmannes, der alles Andere sehr gut kennen mag, nur nicht — das Schulwesen. Die jungen Lehrer müssen, um nur irgend spätere Anwartschaft zu haben, Jahre lang umsonst arbeiten, ohne auch nur die geringste Remuneration zu erhalten — eine Unbilligkeit, wie sie meines Wissens in keinem andern Staate existirt —, die neu anzustellenden Lehrer werden immer knapper und schmäler honorirt — so haben z. B. die in den letzten Jahren angestellten Professoren beinahe nur die Hälfte der Einnahme wie die früheren — so daß es gar nicht möglich ist, daß unter solchen Umständen die Lehrer ihr hohes Amt mit Lust und Eifer verwalten, und die schönste Zier eines wohlorganisirten Staates, die Schulen, prosperiren können. So hat man die Lehrer des Waisenhauses vor Kurzem plötzlich und eigenmächtig gekündigt, oder ihnen das Honorar auf die Hälfte reducirt. Die Stellung der wirklich tüchtigen, gewissenhaften und treufleißigen Lehrer zu verbessern, mußte eine der ersten Sorgen des Staates seyn, denn von guter Jugenderziehung ist das Wohl eines Staates abhängig. „Solche Männer — heißt es in dem genannten Aufsatze — müßt ihr aber nicht wie eure Handwerksleute und Comptoirbedienten betrachten und sie wie Dienstboten auf Kündigung stellen oder sie kündigen, wenn euch „ihre Nase" etwa nicht gefällt, ihr Mund nicht euer Thun lobhudelt oder ihr Kopf dem euern überlegen ist, euch im Selbstherrschen hinderlich scheint. Solche Männer, denen ihr eure Kinder übergebt, müßt ihr nicht schlechter behandeln und besolden, wie eure Schreiber, Bediente und Hausknechte, denen ihr eure Säcke und Waarenballen anvertraut." Aehnliche und in der That gerechte Wünsche der Art wird man auch in dem bald erscheinenden Hansa-Album ausgesprochen finden.

Altenkirchen, im Reg.-Bezirk Koblenz, 4. Sept.

Der Bau der neuen Berliner Straße, welche die Haupt- und Residenzstadt mit der Rheinprovinz in direkte Verbindung setzt, naht immer mehr seinem Ende, und wir dürfen hoffen, daß unser freundlich gelegenes Städtchen hierdurch ein regeres Leben und eine größere Geschäfts- und Gewerbethätigkeit erhalten wird. Zwar hat dieses Städtchen durch die bessere Herstellung der durch dasselbe ziehenden Düsseldorf-Köln-Frankfurter Straße, und die ganz besonders gute und bequeme Posteinrichtung auf derselben bereits sehr an Frequenz gewonnen; es wird sich aber diese Frequenz, sobald der Bau der Berliner Straße beendigt seyn wird, noch bedeutend vermehren, indem wir alsdann nach allen vier Winden hin mit bequem und zweckmäßig eingerichteten Chausseen versehen sind. Es ist auch schon Vieles zur Verschönerung des hiesigen Orts geschehen. Mit jedem Tage entstehen neue Gebäude, und für Vergnügungen jeder Art ist bereits hinlänglich gesorgt. Der vor einigen Jahren entstandene, geschmackvoll und zweckmäßig eingerichtete, ganz neue Gasthof von Hrn. H. Luyken entspricht ganz den Ansprüchen und dem Bedürfnisse der Zeit, und wir können mit Recht und in Wahrheit versichern, daß kein Reisender, weß Standes er auch seyn möge, denselben unbefriedigt verlassen wird. Vor wenigen Tagen ward uns das Glück zu Theil, Se. k. Hoh. Prinz Karl von Baiern (Schwager unsers vielgeliebten Königs) in unserm Städtchen zu begrüßen. Höchstdieselben übernachteten in dem eben berührten Gasthofe und verließen denselben am folgenden Morgen mit der größten Zufriedenheit. Für Reisende jedes Standes, welche die Strecke von Düsseldorf-Köln nach Frankfurt oder umgekehrt angenehm und gefahrlos zurück legen wollen, können wir mit Recht die den hiesigen Ort berührende Straße empfehlen. Das Springen eines Dampfkessels oder einer Locomotive ist nicht zu befürchten, und eben so wenig eine lebensgefährliche Carambolage der Wagen, und dennoch wird das Ziel auf eine äußerst schnelle Weise erreicht.

Auflösung der Charade in Nro. 254.

Blumensprache.

Theater-Anzeige.

Freitag, 16. Sept. Der Wasserträger, große Oper in 3 Abth., Musik von Cherubini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 257. Samstag den 17. September 1842.

Der Todtenfinger.

Eine Erzählung nach Thatsachen.

(Fortsetzung.)

Ehe eine Stunde vergangen war, zogen die Reisenden, welche der Zufall auf dem St. Bernhard zusammengeführt hatte, nach verschiedenen Richtungen die beiden Straßen hinab, deren eine bei Martigny die Rhone erreicht, während man, die andere verfolgend, bei Aosta zuerst die gesegneten Fluren Oberitaliens betritt. Steil, in mannichfachen Windungen, oft an jähen Abgründen entlang, aus deren unabsehbarer Tiefe die Spitzen der Bäume dem Nebel entsteigen, zieht sich die letztere von der Höhe der Alpen hinab. Der Schnee lag tief und der Weg war zum größten Theile verweht, so daß es nur durch die genaue Ortskenntniß der Führer möglich wurde, denselben ohne augenscheinliche Gefahr zu verfolgen.

Clairford hielt sich dicht an der Seite des jungen schönen Mädchens, das er bereits als seine Braut vorgestellt hatte, ängstlich jeden Tritt des Maulthiers, welchem eine so theure Last anvertraut war, bewachend.

Oft, wenn er so dicht neben ihr hinschritt, entglitt aus der Hülle des die Liebliche beschützenden Pelzmantels, nur ihm bemerkbar, eine kleine zarte weiße Hand, welche er niemals unterließ, mit Zärtlichkeit zu drücken, und so lange in der seinigen vor der kalten Zugluft zu verwahren, bis die Besitzerin derselben sie ihm wieder entzog, wahrscheinlich, weil sie glaubte, den Beobachtungen der übrigen Gesellschaft ausgesetzt zu seyn.

Clairford hing mit großer, fast schwärmerischer Liebe an seiner Braut; ihr anmuthiges, hingebendes, kindliches Wesen zog ihn, den festen, sich selbst vertrauenden, oft stolzen Mann mächtig an; es war für ihn ein beseligender Gedanke, diese zarte liebliche Blume zu pflegen und zu beschützen. In diesen Gefühlen schritt er auch jetzt an der Seite der Geliebten hin, die Beschwerden des Weges kaum beachtend, aber desto öfter aufblickend zu dem freundlichen, von der kalten Luft anmuthig gerötheten, ihm so theuern Antlitze.

Eleonore liebte in Clairford das Ideal eines Mannes, wie es ihre jugendliche Phantasie sich ausgemalt hatte, und wie sie es in ihm verwirklicht sah. Sie hing an ihm mit unwandelbarem Vertrauen, unterwarf sich gern seinen Ansichten, und opferte mit jenem beseligenden Entzücken, welches in der Hingebung gegen den Geliebten für ein sanftes, kindliches, weibliches Gemüth liegt, oft ihre eigene Ueberzeugung der seinigen auf.

So hatte auch die Erzählung von der Erscheinung des gespenstigen Mönches aus dem Munde Clairfords einen tiefen Eindruck auf sie gemacht; sie zweifelte nicht im entferntesten an der Wahrheit derselben, und selbst die Spöttereien ihres eignen Vaters vermochten nicht ihren Glauben zu erschüttern, obgleich derselbe sonst ihren eigenen Ansichten über derartige Gegenstände keineswegs entsprach.

„Du hättest Dir auch ein Maulthier nehmen sollen, Henry," sagte sie besorgt, als dieser sich mühsam auf dem mit Geröll und Steinen angefüllten Wege durch den tiefen Schnee durcharbeitete, „Du setzest Dich zu großen Anstrengungen aus."

„Mein Platz ist an Deiner Seite, theure Eleonore; nichts in der Welt würde mich vermögen, Dich ohne Schutz nur der Sicherheit Deines Thieres zu überlassen, und belohnst Du mich nicht reichlich für diesen geringen Dienst?" setzte er sie zärtlich anblickend, hinzu. Erröthend senkte die Angeredete die langen dunkeln Wimpern über ihre glänzenden Augen; aber die kleine zarte Hand entglitt wieder, wie durch Zufall, der schützenden Hülle, um in demselben Augenblicke in einer weit angenehmeren zu ruhen.

Der Kahlkopf war der Begleiter Lord Darson's und seiner Schwester; Letztere betrachtete nicht ohne fortwährende Beängstigung die sich stets gleich bleibenden starren Züge des Leichensehers, und wäre gerne in der Nähe ihrer Nichte und Lord Clairfords geblieben, hätte es Letzterer nicht verstanden, das Maulthier Eleonorens stets in einer solchen Entfernung von den Uebrigen zu halten, daß seine Worte nur das Ohr derjenigen erreichten, für die sie bestimmt waren.

Betty's Angst steigerte sich, je gefährlicher der Weg wurde, und als es nach einigen Stunden wieder zu schneien begann, wollte sie vollends verzweifeln.

„Gestehen Sie es nur," wandte sie sich an ihren Begleiter, der eben bemüht war, ihr Maulthier über eine schwierige Stelle des Weges zu führen, „gestehen Sie es nur, daß Sie mich auch bereits als Leiche gesehen haben! Glauben Sie, ich hätte Ihre mitleidigen Blicke nicht bemerkt? — Es ist schrecklich, so als lebendige Leiche auf der Erde herumzureisen, und namentlich auf einem Maulesel und in solch einer Kälte. Hab' ich nicht Recht?" fuhr sie fort, „o! geniren Sie sich nicht, verschweigen Sie mir Nichts. — Glauben Sie, ich fürchte mich mehr vor dem Tode, als andere Menschen? Aber ich beschwöre

Digitized by Google

Sie, reden Sie, ich sterbe vor Angst, wenn Sie nicht sprechen, bin ich Ihnen erschienen — bin ich Ihnen erschienen, mein Herr?" fragte sie nochmals heftiger, „Sie werden mir doch antworten können?"

„Wenn ich die Leichen aller Menschen sehen sollte, die ich lebend sehe, so würde ich wohl nichts als Leichen erblicken," antwortete der Kahlköpfige, der seinen Scheitel jetzt unter einer thurmartigen Pelzmütze verborgen hatte. „Sie können sich übrigens beruhigen; drei Tage kann ich für Ihr Leben bürgen."

„Drei Tage nur? nur drei Tage? und warum nicht länger. Glauben Sie, daß ich nach drei Tagen sterben muß — ach! mein Gott, mir wird schwindelig, o! meine Nerven, William, William! komm mir zu Hülfe — o!" setzte sie in den schmelzendsten Tönen hinzu, „verlaß Deine arme Schwester nicht, die ja nur noch drei Tage zu leben hat."

„Was soll der Unsinn," sagte Lord Darson nicht ohne Aerger. „Es ist jetzt wahrlich weder Zeit noch Ort dazu, um die Mährchenerzählungen von gestern Abend weiter fortzusetzen."

(Fortsetzung folgt.)

Das Kloster Eberbach.

(Aus dem Englischen; frei bearbeitet von Friedr. Wetzel.)

(Fortsetzung.)

Obgleich ich den ganzen Tag über die frische Luft genossen hatte, so herrschte doch in diesem Gebäude überall eine solche Reinlichkeit, daß kein Geruch irgend einer Art mich belästigte. Von den Zellen der Mönche hatte man drei oder vier zusammen genommen und daraus geräumige Zimmer für Schneider, Weber, Zimmerleute, Schuhmacher u. s. w. gemacht. Alle diese Professionisten arbeiteten von einander getrennt unter der Leitung eines Aufsehers. In jedem Zimmer standen die Fenster weit offen, die Wände waren weiß angestrichen, auf den reinlichen Dielen war kein Fleckchen zu bemerken. So anziehend aber diese außerordentliche Reinlichkeit für mich war und für jeden Reisenden seyn wird, so betrachten sie doch manche Gefangene als eine Strafe, denn für Personen, die an Unreinlichkeit gewöhnt sind, ist wohl nichts peinigender, als wenn man ihnen fremde Gewohnheiten aufdringen will. Die Zimmer der Weiber waren auf dieselbe Weise eingerichtet; Fleiß und Nettigkeit waren überall vorherrschend. Für junge Sträflinge war eine treffliche Schule vorhanden, wo man ihnen täglich Unterricht in religiösem Gesang, Lesen, Schreiben und Rechnen ertheilte.

Nachdem ich die untere Flur in Augenschein genommen hatte, stieg ich in das obere Stockwerk, wo in einzelnen Zellen diejenigen Gefangenen eingesperrt waren, welche wieder in den vorigen Fehler zurückgefallen waren, die nämlich dasselbe Verbrechen zum zweiten Male begangen hatten. Manche von diesen Unglücklichen mußten drei, vier bis fünf Jahre im Gefängnisse bleiben, und ich versichere, daß es mir nichts weniger als Vergnügen machte, als ich sie in ihren Zellen besuchte. Außerhalb jeder Thüre hing ein kleines schwarzes Bret, auf welchem der Vor- und Zuname des Gefangenen, so wie sein Vergehen und seine Strafe bemerkt waren; die gewöhnlichen Vergehen waren Wildodieberei, Holz- oder Grasstehlen u. s. w.

Als ich einem nach dem andern dieser Bedauerungswürdigen meinen traurigen Besuch machte, überzeugte ich mich, daß ihr Aussehen wenigstens gesund schien, was die natürliche Wirkung der mäßigen, regulären Lebensweise, welche sie führen mußten, und der reinen, frischen Luft war, die durch ein kleines offenes Fenster in jede Zelle eindrang. Sobald jedoch ihre Thüren geöffnet wurden, bemerkte ich in ihren Mienen einen Ausdruck von heftigem Verlangen nach Freiheit; ängstlich hefteten sie ihre Augen auf mich und schienen in Verzweiflung zu seyn, als die Thüre schnell wieder zugeschlossen ward. Jeder Gefangene mußte sich mit einer Arbeit beschäftigen; einer von ihnen hatte so eben einen Sarg fertig gemacht, der für einen armen Wahnsinnigen bestimmt war, welcher vor kurzem seinen traurigen Lebenslauf vollendet hatte. Der Deckel dieses Sarges war nicht flach, sondern bildete an manchen Seiten ein Prisma, oben war nach der ganzen Länge des Sarges ein schwarzes Kruzifix gemalt.

So lange der Soldat, welcher den Commandant begleitete, mir die Gefängnisse der männlichen Sträflinge auf- und zu schloß, so lange war ich standhaft genug, denn wir sind alle mehr oder weniger gewöhnt, menschliches Elend zu sehen; als er jedoch an die Zellen der Frauen kam, fühlte ich zum ersten Male in meinem Leben, daß mich meine Kaltblütigkeit verlassen würde.

In der Miene der ersten weiblichen Gefangenen, die ich erblickte, glaubte ich einen Mangel an Standhaftigkeit zu entdecken, — wovon ich dem andern Geschlecht auch niemals viel zugetraut habe. — Die arme Frau! sie war gewiß Mutter, denn sie zeigte eine fast hysterische Aengstlichkeit nach ihrer Befreiung. Als ich eintrat, stürzte sie nach der geöffneten Thüre zu, so daß sie der Soldat ihr gewaltsam dicht vor dem Gesichte zuschlug.

(Fortsetzung folgt.)

Sehenswürdigkeiten der Frankfurter Herbstmesse.

Um das bunte Tableau des vielbewegten Meßlebens zu vollenden, bedarf es außer den ernsten auch der heiteren Bilder. Zu jenen gehören die mannichfachen Staffagen des Geschäftstreibens, zu diesen die wandernden Straßenvirtuosen und Sehenswürdigkeiten aller Art. Die geeignetste Tageszeit für letztere ist der Abend, einmal, weil alsdann den Beschauern die gehörige Muße vergönnt ist und sie nach Unterhaltung und Erholung sich sehnen, und dann auch, weil alle jene Wunderdinge und Merkwürdigkeiten beim trügerischen Lampenlicht sich besser ausnehmen, als beim allzu klaren Sonnenschein. Man läßt sich gerne täuschen, wenn die Täuschung nur eine angenehme ist. Glücklich, wer vor diesen bretternen Buden voll Sehnsucht und Ungeduld steht, wem sie noch eine schöne Traum- und Zauberwelt verschließen, wer ihre Mysterien noch nicht entschleiert hat! Glücklich, wer noch Phantasie genug besitzt, um sich durch die großartigen Anreden jener Ausrufer vor den Thüren der Meßbuden begeistern zu lassen, und wer denn seinen letzten Sechser freudig spendet, um sich den Eingang ins Feenland und in die magisch erleuchteten Räume zu erkaufen.

1.

Die Kunstproduktionen des Hrn. Ferdinand Becker.

Diese nehmen unter den Sehenswürdigkeiten unserer Herbstmesse wohl die erste Stelle ein. Die Zauberbühne dieses Künst-

Digitized by Google

lers ist nicht nur geschmackvoll decorirt und schön beleuchtet, sondern es darf auch sein Apparat ein reich assortirter und eleganter genannt werden. Wenn wir Hrn. Beckers überraschende Produktionen mit denen des Hrn. Döbler, welcher im vergangenen Jahre so beifällig bei uns aufgenommen worden, in Vergleich stellen, so haben sie darin einen Vorzug, daß Hr. Becker mit weit größerer Schnelligkeit executirt, und darum wirklich mehr überrascht. Döbler pflegte eine Produktion in die andere zu schieben, oft sogar mehrere mit einander zu verflechten, wodurch vom Effekt Manches verloren ging; Becker dagegen läßt Alles rascher sich entwickeln, Schlag auf Schlag folgen und jedes Zauberstück selbstständiger wirken. Auf diese Weise sind bei ihm die Effekte frappanter, und was die technische Manipulation betrifft, so zeigt er sich in derselben als ein wahrer Meister. Dagegen besitzt Döbler feinere Tournieren und ein vornehmeres Savoir faire, wodurch er seinen Produktionen einen liebenswürdigen Anstrich zu geben versteht. Hr. Becker fesselt den Beschauer durch höchst auffallende und trefflich ausgeführte Zauberstücke, die zu beschreiben zu weit führen und sie auch ihres Reizes berauben würde. Man muß sie sehen und bewundern. Freunden der natürlichen Magie dürfen wir Hrn. Beckers Produktionen als wirklich interessant bestens empfehlen und ihnen eine recht angenehme Unterhaltung versprechen, um so mehr, als hier Vieles geboten wird, was man in solcher Weise und so gewandt ausgeführt noch nicht gesehen hat. Wir sind überzeugt, daß die Darstellungen dieses Künstlers sich hier einer eben so günstigen Aufnahme zu erfreuen haben werden, wie sie solchen auch an andern Orten zu Theil geworden ist.

2.

Panorama der merkwürdigsten Weltansichten, von Hrn. H. G. Grombach.

Es gewährt ein eigenthümliches Vergnügen, die Welt zu durchreisen, Berge zu ersteigen, Meere zu überschiffen, und inmitten der Pracht und Größe ferner Städte zu wandeln, ohne dabei die engen Räume einer friedlichen Bude zu verlassen. Wer, wie die meisten Menschen, an seinen Wohnort geknüpft ist oder ihn nur selten verlassen darf, der wird hier auf den Schwingen seiner Phantasie dorthin getragen werden, wohin sein Fuß nie gelangen kann; wem es aber vergönnt war, die Welt ein Mal zu durchfliegen und die Hütten und Paläste fremder Völker zu beschauen, den werden bei Betrachtung dieser Panoramen freundliche Erinnerungen überkommen und ihn in die Freuden und Leiden vergangener Tage zauberisch zurückführen. In dieser anziehenden Kunstgallerie erblickt man malerische Ansichten von Philadelphia und dessen Seehafen; von Meriko, mit ragenden Schnee- und Eisbergen im Hintergrund; von San Jago, mit seinen Klöstern; von dem großen Brand in Hamburg; von Amsterdam; von dem berühmten Zug mit der Asche des Kaisers Napoleon, vom Innern der Invaliden-Kirche; von Berlin; vom Krönungszug des Kaisers Ferdinand vor dem Dom zu Mailand und von Jerusalem und seinen Umgebungen. Diese Ansichten sind mit sorgfältiger Beibehaltung der Lokalcharaktere behandelt, und wie ihr Totaleindruck ein überraschender ist, so bieten auch ihre Einzelheiten und bunten Staffagen eine mannichfache Unterhaltung. Nicht nur bei künstlicher Beleuchtung, sondern auch bei Tag präsentiren sich die genannten Tableaus sehr vortheilhaft, und der seitherige zahlreiche Besuch derselben beweist, wie viel Vergnügen das Publikum daran findet, sich den angenehmen Illusionen dieser bequemen und billigen Wanderung durch die Welt hinzugeben. Die Bude des Hrn. Grombach liegt gerade dem Pariser-Hof gegenüber.

Die allgemeine deutsche Industrie-Ausstellung in Mainz.

Mainz, 14. Sept.

Die Eröffnung, welche am 12. Sept. erfolgte, stillte endlich die Erwartung so vieler Industriellen und befriedigte dieselbe, wenn man den allgemeinen Aeußerungen nach ein Urtheil zu fällen berechtigt ist. Nach dem, ersten Besuche erscheint es durchaus unmöglich, über den Werth der Ausstellung im Ganzen sich mit Bestimmtheit zu äußern, obschon man nicht umhin kann, zuzugeben, daß die Anordnungen nach den vorhandenen Räumen sowohl im Interesse der Aussteller, als auch zur Bildung eines möglichst geregelten Ganzen mit Rücksicht auf die Aufmerksamkeit des schaulustigen Publikums mit Sorgfalt und Geschmack durchgeführt sind. Vor dem Palais füllt den Hofraum eine ohngefähr 120 Fuß lange und 50 Fuß breite Bude aus, welche mit demselben in Verbindung gebracht ist und zur Aufnahme von großen Maschinen, Wagen u. dgl. verwendet wurde. Diese Bude bildet den Eingang, hier wird man von einem Portier empfangen, um Abgabe von Stock und Schirmen ersucht, dann an die Kasse verwiesen, wo man entweder eine Abonnementskarte zu 1 fl., oder eine Eintrittskarte für 12 kr. erhält. Tritt man nun in den geschlossenen Raum, so sieht man eine schöne Anzahl verschiedenartiger Maschinen, die mit so viel Fleiß und Sorgfalt gearbeitet sind, daß man wohl bekennen muß, Deutschland brauche nicht mehr viel Zeit, um das in diesem Fache Versäumte nachzuholen. Am Eingange des Palais gibt man die Eintrittskarte ab und schreitet durch einen mit Blumen und Bäumen verzierten Gang in den Saal Nro. 2, welcher eine reiche Auswahl musikalischer Instrumente, namentlich Flügel und Piano's enthält, wo durch die herrlichen Töne, die ihnen stets anwesende Dilettanten entlocken, das lauschende Ohr ergötzt wird. Nro. 3 enthält Eisen- und Stahlwerkzeuge, grobe Messing-, Zink- und Eisenguß-Waaren, Draht und Drahtarbeiten und andere Rohmetallfabrikate. Nro. 4: Leder und Lederarbeiten von Sattlern, Schuh- und Handschuhmachern und Säcklern. Nro. 5: Ein Billard, getriebene Arbeiten und Modelle. In Nro. 6 im ersten Stocke, Vorplatz, findet man Möbel, Zinkguß-Statuen und Teppiche. Nro. 7, der große Saal, ist mit Porzellain, Krystallen, Gemälden, mit Gold-, Silber-, Eisen- und Zink-Gußwaaren, nebst andern kunstvollen Gegenständen bestellt, die sich bei der sehr geschmackvollen Dekorirung vorzüglich gut beschauen lassen. Nro. 8 und 9 enthalten Baumwollenstoffe durch alle Rubriken, Möbel, Lustres und Bronzearbeiten. Nro. 10: Seidenstoffe, von den Cocons bis zu den feinsten Stoffen. Nro. 11, Hausflur des zweiten Stockes: Wachstücher und Möbel. Nro. 12 und 13: Chemische Produkte, Messer und chirurgische Instrumente, Wachsleinwand und Möbel. Nro. 14: Physikalisch-mathematische Instrumente, Uhren, Tapeten und Möbel. Nro. 15: Lakirte Blechwaaren, Lampen, Spenglerarbeiten, Stroh- und Weidengeflechte, Steingut, Thon, Verzierungen und Bürsten. Nro. 16: Möbel. Nro. 17: Leinwand, Tapeten und Möbel. Nro. 18: Papier und was dahin einschlägt, Buchbinder- und Etui-Arbeiten, Stickereien und Copiltorwaaren. Nro. 19: Wolle und Wollewaaren und Ranking. Nro. 20, Hausflur des ersten Stockes: Einen großen Betstuhl, Gypsfiguren und Statuen. Nro. 21, 22 und 23: Feinere Waaren von Wolle als: Tücher, Merino's, Tibets, Tischteppiche, gedruckte Wollstoffe, Möbelstoffe, Shawls, Haarstoffe und Pelzwaaren, Hirschhorn-Arbeiten, Vasen und Draperien, Lustres, Möbel u. a. m. Nro. 24, Hausflur, enthält Schlafröcke, Hemden, Teppiche und Möbel. Hier angekommen, befindet man sich wieder an der Stelle, durch die man in den Palast getreten ist. Ohne sich zu hindern, können auf diese Weise Hunderte auf der einen Seite herein und auf der andern hinaus gehen; man kömmt nun zum zweiten Male in die Bude und hat die erste Tour vollendet. Bei diesem ersten Ueberblicke ist man von der Menge der Gegenstände so ergriffen, daß es nicht gut möglich ist, mehr als diese Reihenfolge zu be-

Digitized by Google

schreiben; bei weiteren Besuchen werden wir jedoch nähere Angaben über den Inhalt der verschiedenen Säle folgen lassen. Am Eröffnungstage haben von 1 bis 5 Uhr 226 Personen, nebst 60 Abonnenten die Ausstellung besucht; gestern beehrten auch Se. Maj. der König von Würtemberg dieselbe mit Ihrer Gegenwart und sprachen sich, wie man vernimmt, sehr befriedigend darüber aus.

Korrespondenz.

Hamburg, 6. Sept.*)

Der endlich genehmigte neue Bauplan verbindet mit einer ganz lobenswerthen Pietät gegen das frühere Aussehen unserer guten Hansastadt auch manche Verschönerung. Dazu ist ganz besonders zu rechnen der dritte Jungfernstieg, den wir bekommen werden, und der schöne freie Platz, der die Petrikirche, Rathhaus und die aus dem Brande wunderbar erhaltene neue Börse umgeben wird. Mit den inneren Fortschritten und Verbesserungen will es nicht so rasch vorwärts gehen. Wohl hätte man gewünscht, daß diejenigen, welche in dem ersten Schrecken und dem ersten Anlauf so dringend auf Reformen antrugen, ihren Bemühungen treu geblieben und nicht so überaus schnell vom begonnenen Werke zurück getreten wären. — Der verstorbene Lebrun hat eine Bibliothek hinterlassen, die im dramatischen Fache zu den Seltensten gehört, was man in dieser Hinsicht nur besitzt. Die Wittwe, noch engagirt an unserm Stadttheater, beabsichtigt, diese kostbare Bibliothek im nächsten Jahre verauctioniren zu lassen. Unser tüchtiger Bibliograph Dr. Hoffmann ist bereits mit Abfassung des Catalogs beschäftigt. — Unser Buchhandel ist noch zu sehr an dem Ausfüllen seiner alten Lücken interessirt, als daß er schon an neue Unternehmungen gehen könne. Nur mühsam ergänzen die Leihbibliotheken ihren meist im Feuer aufgegangenen Büchervorrath. Zum Glück ist die Neugier des Lesepublikums grade auf einige Werke ausschließlich gerichtet und gestattet, durch mehrfache Anschaffung derselben das nächste Leihedürfniß zu befriedigen. Zu diesen gehört ganz besonders das bei Vieweg in Braunschweig erschienene Werk: Theresens Tagebuch. Die Nachfrage nach dieser Schrift ist außerordentlich. Jeder will sie gelesen haben, Jeder will über sie mitsprechen können. Da das Geheimniß dieses Buches längst gelüftet ist, so können wir wohl die Verfasserin nennen. Es ist die in den hiesigen diplomatischen Kreisen hochgeschätzte Frau Staatsräthin v. Bacheracht, Tochter des durch seine Verdienste um die Naturwissenschaften so hochgefeierten hiesigen russischen Gesandten, des Geheimeraths v. Struve. Frau v. Bacheracht hat in ihren Briefen aus dem Süden und diesem Tagebuch ein Gemüth entfaltet, eine Weiblichkeit, wie wir sie in unserm Zeitalter, wo so viele weibliche Schriftsteller sich in outrirter Leidenschaftlichkeit gefallen, wenig antreffen. Therese zeigt sich in ihrem Buche ganz als das aufopferungsfähige, hingebende, edle Wesen, das sie auch im Leben seyn soll und ihr die Freundschaft Jedes erwirbt, der das Glück hat, in ihre Nähe zu kommen. Daß es bei einer so muthig in die Oeffentlichkeit hervortretenden Erscheinung nicht an Verdächtigungen und hämischen Scheelblicken des Neides fehlt, versteht sich von selbst. Mag diese geistvolle Schriftstellerin darüber unerschüttert bleiben und sich für ihren edlen Sinn durch ihr Bewußtseyn belohnt fühlen. Eine Schriftstellerin gehört der Welt an, wie sehr sich auch gewisse Leute bemühen mögen, sie in die Sphäre der Coterie herabzuziehen. Heinrich Beta sagt im „Gesellschafter" sehr wahr: „Therese ist Bettina, aber eine weibliche und correctere Ausgabe derselben. Unsere Freude, in Theresen eine neue, kräftige, muthige Kämpferin auf dem Schlachtfelde des Geistes zu sehen, werden alle tüchtigen Männer und Frauen theilen. Wir können dem wahrhaft gebildeten weiblichen Geschlechte nichts so sehr aus der neuesten Literatur empfehlen, als die Briefe aus dem Süden und Theresens Tagebuch, zwei Schriften, die aus einem guten und edlen Frauenherzen geflossen sind." — Unser Stadttheater hat im verflossenen Monat wieder nur die Hälfte der Gagen bezahlen können. Man fürchtet doch sehr, daß die fernere Zukunft dieser einst so blühenden Anstalt ernstlich bedroht ist. Mad. Fischer-Achten macht nach wie vor dasselbe Glück.

*) Von einem zweiten Korrespondenten.

Frankfurter Theater.

Gastspiel der Dem. Pauline Marx

Mit den wieder länger gewordenen und von unfreundlichen Regenschauern durchzogenen Abenden ist die lange vermißte Theaterlust zurückgekehrt und mit Vergnügen sieht man die Räume des Schauspielhauses gefüllt. Ein wohlbesetztes Haus äußert nicht nur auf die Zuschauer seinen belebenden Einfluß, sondern auch auf die Bühnenmitglieder, welche nicht gerne vor leeren Bänken spielen. Wer mag ihen solches verargen? Bei der rasch vorübereilenden Schönheit und kurzen Dauer ihrer Gebilde, denen nur der Augenblick Kränze flicht, ist es wohl verstattet, daß sie den Wunsch hegen, sich von Bewunderern so zahlreich, als möglich umgeben und durch deren Theilnahme aufgemuntert zu sehen. Ein leeres Haus kann den besten Künstler verstimmen, ein volles steigert die Kräfte selber des weniger Begabten. Nehmt dem Sänger oder dem Mimen seine Hervorrufungen, seine Applaudissements, seine Kränze, zerlegt seine Leistungen mit scharfem Messer der Kritik, — was bleibt ihm dann übrig? Die Sonne des nächsten Tages bescheint sein Kunstgebilde nicht mehr, während die Werke anderer Künstler verweilen und nach Jahren noch zur Beschauung vorliegen.

Bei überfülltem Hause eröffnete Dem. Pauline Marx den Cyclus eines längern hiesigen Gastspieles als Prinzessin in Robert der Teufel. Diese noch in voller Jugendlichkeit stehende Sängerin ist bereits in Besitz eines Namens von gutem Klange und wurde als solche auch von uns empfangen und begrüßt. Anmuthige Persönlichkeit und würdige Repräsentation unterstützen die Wirkung ihres schönen Gesanges. Die Stimme ist Mezzo-Sopran und von edlem Ausdruck, kräftig und klangvoll, besonders in den mittlern Tönen und die Verbindung der Brust- und der Kopftöne so wohl abgerundet, daß die Uebergänge nur wenig bemerklich werden. Diese Mittel versteht die Sängerin trefflich zu gebrauchen und mit künstlerischer Einsicht zu mäßigen und zu steigern. Ihre Schule ist gediegen und zeugt von gründlichem Studium. Reinheit der Intonation, klare und fließende Passagen, schöne Coloratur und ein ganz ausgezeichneter, vollkommen regelrechter Triller sind in ihrem Gesang harmonisch vereinigt. Dabei verschmäht sie unpassende Effecthascherei und ist bemüht, den Charakter der Composition festzuhalten und hervorzuheben. Sowohl in obiger Rolle, wie auch als Ginevra war ihr Vortrag ein dramatischer, den Situationen angemessener und in der Grabesscene (Act 3, von Guido und Ginevra) erreichte sie den Glanzpunkt ihrer Leistungen, welche durch anhaltenden Beifall und wiederholte Hervorrufungen belohnt wurden.

Hr. Chrudimsky, welcher sich namentlich in letzterer Zeit durch vorzügliche Ausführung mehrerer Partieen und durch Kraft und Frische seiner klangvollen Tenorstimme auszuzeichnen Gelegenheit fand, führte auch die Rolle des Guido kunstgerecht und als ein der freundlichsten Beachtung würdiger Sänger aus. Unser Baritonist Hr. Pischek, der entschiedene Liebling des Publikums, war als Manfredi vortrefflich und verband gediegenen Gesang mit dramatischem Vortrag. Hr. Conradi (Cosmus) und Dem. Kratky (Ricciarda) schlossen sich den Genannten auf rühmliche Weise an und hielten ihre Rollen im Charakter der Tondichtung; eben so Hr. Nork (Fortebraccio), welcher seiner Partie durch lebendige Auffassung und wohl nuancirtes Spiel volle Geltung verschaffte und als ein vielseitig brauchbares Mitglied unserer Bühne in Oper und Schauspiel rühmlich wirkt. — Orchester und Chöre zeigten sich in bekannter Tüchtigkeit, und somit kann die Opernvorstellung mit Recht eine sehr gelungene genannt werden. W.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 258. Sonntag, den 18. September 1842.

Der Todtenfinger.

Eine Erzählung nach Thatsachen.

(Fortsetzung.)

„Aber, theuerster Bruder," rief die Empfindsame mit Thränen in den Augen, „der Herr will mir nur drei Tage des Lebens garantiren, ich werde also am Sonntage sterben, o, daß ich gerade an einem Sonntage sterben muß, und nicht einmal in London."

„Laß das Geschwätz, Betty, ich habe nun völlig genug davon, jene Häuser, die Du da siehst, sind der Ort, wo wir Halt machen und uns etwas erquicken werden; wenn Du gegessen und eine zeitlang hinter dem Ofen gesessen hast, wirst Du schon andere Gedanken bekommen."

„Glaubst Du, William? Du hältst nichts von diesen Sachen, ich wollte, ich könnte es auch — aber meine Nerven, meine Nerven. — Werden wir dann ein ordentliches Mittagessen erhalten, mich hungert gewaltig; mein zarter Körper kann sich an das Reiten auf einem Maulesel durchaus nicht gewöhnen."

Abends gelangten die Reisenden wohlbehalten nach Aosta, wo sich am andern Morgen der Kahlköpfige von ihnen trennte.

Im raschen Fluge durchzog man Italien, und ruhte erst wieder aus, als die „göttliche Roma" erreicht war. Es war beschlossen, hier mehrere Monate zu verweilen, und gegen Anfang Januars nach Neapel vorzurücken, um dem von Süden kommenden Frühlinge so weit als möglich entgegen zu reisen. Aber wie viele unserer Entwürfe und Plane, besonders wenn sie recht lange und vorsichtig vorher überlegt und ausgedacht sind, werden von der rauhen rücksichtslosen Hand des Schicksals zerstört! So ging es auch hier. Kaum hatte die Familie Darson's und Clairford sich in Rom einigermaßen behaglich eingerichtet, welches im November für Nordländer, und besonders für Engländer, seine vielfachen Schwierigkeiten hat, als Clairford einen Brief von seinem Vater erhielt. Der Inhalt desselben war von der Art, daß er nicht nur Clairford, sondern auch Lord Darson und die Seinigen bestimmte, schon am andern Tage Rom zu verlassen, und auf dem kürzesten Wege über Marseille nach London zurückzukehren. Der alte Lord Clairford meldete seinem Sohne, daß er nach dem Urtheile seiner Aerzte nur noch eine kurze Zeit leben könne, indem sich die Wassersucht bei ihm ausgebildet habe; daß es sein sehnlichster Wunsch sey, ihn, seinen einzigen Sohn, vor seinem Tode noch ein Mal zu sehen und ihn mit Eleonoren Darson verbunden zu wissen.

Das Paketboot, welches die Reisenden in Civita vecchia aufnahm, war ein kleines, unreinliches italienisches Schiff, doch, wie sich später ergab, ein ziemlich guter Segler. Es führte nur wenig Passagiere, so daß die Cajüte fast ganz zur Disposition der Neuangekommenen blieb.

Der Wind, welcher in den beiden ersten Tagen günstig gewesen, setzte, als man die Nordspitze von Corsika umfahren hatte, nach Südwest um, und machte dadurch die Bewegungen des Schiffes sehr unangenehm. In der vierten Nacht erhob er sich zum förmlichen Sturm, und nicht ohne Gefahr tanzte das kleine Fahrzeug auf den haushohen Wellen des erzürnten mittelländischen Meeres. Die beiden Frauen machte ein ziemlich heftiger Anfall der Seekrankheit für das, was sich zutrug, unempfindlich. Darson und Clairford, welche schon die vorige Nacht schlaflos zugebracht hatten, suchten, von Müdigkeit befallen, ihre Betten auf, unbekümmert über die heftigen Schwankungen des Schiffs und des damit verbundenen eigenthümlichen, nicht zu beschreibenden Getöses. Die Schlafstätten waren, wie dies auf Schiffen gewöhnlich ist, an der Wand in solcher Weise angebracht, daß sie am Tage eine Art von Schrank bildeten. Beide Lords schliefen in einem kleinen Zimmer zusammen.

„Eine angenehme Musik, die uns in den Schlaf lullt, Clairford," sagte Lord Darson, bereits in seinem Schlafbehälter liegend, während jener noch mit dem Ordnen einiger Sachen beschäftigt war. „Es ist ein Gesause, Gepolter und Geheul, als wenn alle bösen Geister los wären; man muß sich festhalten, um nicht aus seiner Schublade herauszufallen — aber löschen Sie das Licht, es könnte umfallen, und legen Sie sich nieder, nach einigen Stunden, wenn der Sturm nicht aufgehört hat, wollen wir wieder auf's Verdeck. Ich glaube, es wäre doch besser gewesen, wie hätten die Reise zu Lande gemacht."

„Der Uebergang über die Alpen ist jetzt schwierig," erwiederte Clairford, das Licht auslöschend und sich niederlegend, „wer weiß, welche Zeit wir dazu nöthig gehabt hätten. Unser Schiff hält sich besser, als ich es Anfangs glaubte. Hoffentlich werden wir morgen im Hafen von Marseille vor Anker gehen. Sie schlafen wohl schon?" setzte er hinzu, als er die langen Athemzüge seines Gefährten vernahm. „Gute Nacht, Darson —

Digitized by Google

Gute Nacht — Gute Nacht, theure Eleonore —" flüsterte er dann leise vor sich hin. — —

Es war für längere Zeit der letzte Laut einer menschlichen Stimme, welcher in dem kleinen Gemache hörbar wurde, denn die beiden Bewohner desselben waren in tiefen Schlaf versunken. So wie die größte Stille, würde auch die vollkommenste Finsterniß darin geherrscht haben, hätte die Thüre nicht ein kleines Glasfenster gehabt, wodurch der matte unsichere, oft schwanke Schimmer einer an der Treppe, welche auf das Verdeck führte, brennenden Laterne drang.

So mochten mehrere Stunden vergangen seyn, als Darson sich plötzlich heftig am Arme ergriffen fühlte. —

„Darson! Darson!" ertönte die Stimme Clairfords, „vermag denn nichts Sie aus dem Schlafe zu erwecken!"

„Was giebt's? was giebt's?" rief dieser, sich ermunternd, und in demselben Augenblicke neben Clairford stehend, dessen Gestalt er vor seinem Lager erblickte, „ist Gefahr vorhanden? So kommen Sie hinauf, was stehen Sie hier und halten mich fest?"

„Sahen Sie ihn nicht? Sehen Sie ihn nicht? Darson! Er stand doch dicht an Ihrem Bette, und nahm aus Ihrem Koffer den verhängnißvollen Finger!"

„Was?" rief dieser erstaunt, „ich fange fast an zu glauben, daß Sie an einer fixen Idee leiden — Sie machen mich besorgt."

„Bei Allem, was mir heilig ist, bei der Liebe zu Ihrer theuren Tochter, versichere ich Ihnen — der Mönch war hier — hier in der Kajüte!"

„Zünden Sie Licht an, Clairford — rasch, vielleicht wird sich das Räthsel aufklären."

„Das ist Alles vergeblich," sagte dieser, als Darson mit dem angesteckten Lichte genau alle Winkel und Ecken des kleinen Raumes durchsuchte; „Sie werden nichts finden, gewiß nicht. Und doch war er hier; er nahm aus Ihrem Koffer den Finger, und bemühte sich, denselben sich anzupassen, dann, als ihm dies nicht gelang, — setzte er mit innerem Schauder hinzu — dann trat er wieder vor mein Bett und strich mir mit seinen vier Fingern über das Gesicht, daß mir das innerste Lebensmark erkaltete. Nein! Nein!" fuhr er in heftiger Aufregung fort, „ich will diesen Spuk nicht mehr sehen; ich darf ihn nicht mehr sehen! sie würde mich langsam tödten — diese scheußliche Berührung. —"

„Beruhigen Sie sich, Clairford. Sie leiden an bösen Träumen — Ihre Nerven sind afficirt, gebrauchen Sie den Rath eines Arztes, wenn wir in London sind."

„Nicht Träume, nicht Nerven. — Es ist Wirklichkeit. — Niemand wird mich überzeugen, daß ich den schrecklichen Mönch jetzt nicht schon drei Mal gesehen hätte — und —" fügte er nachsinnend hinzu, „ist es heute nicht wieder derselbe Tag des Monats, an welchem ich den Finger abbrach?"

„Die Sache fängt an, mich zu langweilen, Clairford," erwiederte Darson, jedoch nicht ohne Unruhe. „Sie können sich übrigens trösten, ich nehme den alten Finger mit, es ist ein bloßer Zufall, daß wir in dieser Nacht in einem Zimmer geschlafen haben, sonst würde der Herr Pater doch wahrscheinlich mir seinen Besuch gemacht haben. Verlassen Sie sich darauf, Sie sollen den Finger weder wachend noch träumend wiedersehen. Wäre Ihr Mönch übrigens besser unterrichtet gewesen, so konnte er wissen, daß ich jetzt der Eigenthümer seines werthvollen Fingers bin, und daß er mit mir seine magnetischen Streichübungen vornehmen müßte."

Clairford schien durch diese Versicherungen Lord Darson's einigermaßen beruhigt. An Schlaf war für diese Nacht nicht mehr zu denken, und so gingen Beide auf das Verdeck, wo sie zu ihrer Freude wahrnahmen, daß der Wind minder heftig geworden und mehr nach Süden umgesetzt hatte. Am Abend lag das Schiff vor seinem Anker im Hafen von Marseille.

(Fortsetzung folgt.)

Das Kloster Eberbach.

(Aus dem Englischen; frei bearbeitet von Friedr. Wetzel.)

(Fortsetzung und Schluß.)

Als wir die dritte Zelle betraten, stand ein junges schlankes Landmädchen vor mir, sie mochte ungefähr 18 Jahre alt seyn; in der Hand hielt sie einen Spinnrocken, ihr Haar war schwarz, sie sah sehr gesund aus, und in ihren Gesichtszügen glaubte ich die reine Unschuld zu lesen. Sie war die einzige der Gefangenen, welche mich bei meinem Eintritt nicht sogleich anblickte; weder vor- noch rückwärts weichend, blieb sie unbeweglich stehen und schlug die Augen mit einem Ausdruck voll Gram zu Boden, daß ich jeden Augenblick erwartete, sie würde in Thränen ausbrechen. Solch' ein lebendiges Gemälde jugendlichen Unglücks konnte ich nicht länger betrachten. Als die Thüre hinter ihr verschlossen war, dankte ich dem Commandant für seine Artigkeit und fügte hinzu, daß ich den Soldat nicht länger damit belästigen wolle, mir die anderen Zellen auch aufzuschließen, indem ich als Entschuldigung vorgab, ich bemerkte, sie seyen einander alle gleich.

Nachdem ich dem Commandanten noch einige Zeit über die Regeln und Disciplin der Gefängnisse zugehört hatte, fragte ich, ob sich noch schwerere Verbrecher als diejenigen, welche ich gesehen, unter seinem Gewahrsam befänden; er verneinte es. Als er im Begriff war, die Treppe hinabzusteigen, fragte ich ihn ganz gleichgültig, für welches Vergehen das junge Mädchen, das ich so eben gesehen, so schwer büßen müsse. Schweigend wies er mit dem Finger nach dem schwarzen Bretchen, auf welchem des Mädchens Name und ihr Vergehen bemerkt war. Mit dem größten Erstaunen laß ich in Bezug auf letzteres „wegen Unzucht." Da sie sich solches zum zweiten Male hatte zu Schulden kommen lassen und überführt worden war, so hatte man sie in eine Zelle gesperrt, die wie die übrigen nur ein kleines Fenster in der Decke hatte, von wo sie nichts Anderes sehen konnte, als das, wornach sie vielleicht am wenigsten zu blicken wagte: „den Himmel."

Gewiß, ihr äußeres Ansehen hatte mich über ihren Charakter falsch urtheilen lassen; überhaupt will ich in diesem Punkt es weder behaupten, noch glaube ich selbst, daß ich, wie man im Allgemeinen sagt, hierin Kenner bin. Hätte ich in den Gesichtszügen des armen Kindes ihr Vergehen zu entdecken gesucht, so ist es sehr wahrscheinlich, daß ich mich nicht getäuscht haben würde, allein in ihrem Alter glaubt man bei jungen Mädchen edlere Gefühle zu finden.

Ich folgte dem Commandanten nach einem andern Theil des Klosters, welcher seit längerer Zeit zu einem Asyl für arme Geistesschwache eingerichtet worden war; die Meisten wurden

Digitized by Google

von der Regierung unterhalten, die Uebrigen von ihren Familien verpflegt.

Meine Aufmerksamkeit wurde hier nur wenig in Anspruch genommen. Ich fand in reinlichen luftigen Zimmern, die, so wie diejenigen in dem Gefängniß, aus drei oder vier Zellen bestanden, acht bis zehn Geistesschwache beisammen. Manche von ihnen schienen ganz unschädlich, ja sogar glücklich zu seyn, obgleich in der Ecke des Zimmers eine Art eiserner Käfig für Widerspenstige oder gefährliche Kranken zu sehen war. In einer dieser Gruppen stand ein Wahnsinniger, der früher Student der Medizin gewesen war; er mochte ohngefähr 30 Jahre alt seyn und war von außerordentlich starkem Körperbau. Ich hatte nicht sobald das Zimmer betreten, so erhob er seine Augen von einem Buch, in dem er zu lesen schien, faltete seine Arme und starrte mich mit wilden Blicken an, die mit den einfältigen Mienen, welche seine Leidensgefährten charakterisirten, einen auffallenden Kontrast bildeten. Je länger er mich anblickte, desto finsterer zog sich seine Stirn in Falten, und obgleich ich seinen Blick fest erwiederte, so glaubte ich doch, nach seinen blitzenden Augen zu urtheilen, daß er wie ein wildes Thier auf mich zugesprungen wäre, hätte ich nicht mit dem Soldat sogleich das Zimmer verlassen.

Nach Besichtigung der großen Gemächer besuchte ich zunächst die Zellen, in welchen diejenigen eingesperrt waren, die zu keinem Umgang mit Anderen geeignet waren; die Meisten waren traurigen, schwermüthigen Gemüthszustandes. Manche lagen anscheinend schlafend auf ihren Betten, während andere, besonders Weiber, bei unserem Eintritt zu entfliehen versuchten; sie wurden aber von dem Commandanten auf eine schonende Weise zurückgewiesen. Ueberhaupt war das Benehmen dieses würdigen Kriegers gegen Alle, die unter seinem Commando standen, eine bewundernswerthe Mischung von Milde und unerschütterlicher Festigkeit.

Ich würde den Gang, welcher diese Zellen verband, noch weiter fortgeschritten seyn, hätte nicht der Leichnam des armen Geschöpfes, dessen Sarg ich gesehen, den Weg versperrt. Ich verließ daher das Gebäude und ging in den Garten des Klosters, der mit völlig ausgewachsenen Fruchtbäumen angefüllt war, welche die Mönche dahin gepflanzt hatten.

In diesem einsamen Ort befand sich eine Art von Sommerhaus, wo man die gefährlichsten Wahnsinnigen eingesperrt hatte; keiner war jedoch gefesselt, obgleich manche so heftig waren, daß der Commandant dem Soldaten einen Wink gab, sie in Ruhe zu lassen.

Nachdem ich dem verdienstvollen Commandeur dieses sonderbaren Aufenthalts für Verbrecher und Wahnsinnige, die von einer Garnison, nicht stärker als acht Mann, in völliger Unterwürfigkeit gehalten wurden, meinen herzlichsten Dank abgestattet und von ihm Abschied genommen hatte, streifte ich noch einige Zeit lang in den Nebengebäuden herum. An verschiedenen Stellen gewahrte ich die alte, aus Holz oder Stein grob zugehauene Figur eines Bären, das Sinnbild des Klosters; ich trat sodann in die Cathedrale, welche sich seit der Zeit ihres Glanzes sehr verändert hatte. Die zerbrochenen Scheiben in den Fenstern waren künstlich mit Lehm befestigt; auf den Gräbern der Bischöfe und Aebte lagen Korngarben, Haufen von Spreu, Bündel von Gras u. dergl. Meine Aufmerksamkeit wurde jedoch durch das ehrwürdige Eingangsthor, das, als ich um eine Ecke wandte, plötzlich vor meinen Augen stand, vorzüglich gereizt. Ueber demselben erblickte ich die kolossalen Statuen des heiligen Bernhard mit seinem Bischofsstab, des heiligen John, mit einem langen schwachen Kreuz in der Hand, zu dessen Füßen ein Lamm lag. In der Mitte, über den beiden Heiligen, stand die Jungfrau Maria, mit einer Glorie um das Haupt, und einen Olivenzweig in der Hand.

Die Sonne war während dieser Zeit schon lange untergegangen, und die Düsterheit in den Hallen mahnte mich an meine Rückkehr. Sobald ich aber unter den großen gewölbten Himmel trat, lehnte ich mich auf meinen Stab und stand bei dem Anblick des Mondes, der unterdessen über dem großen Berge aufgegangen war, und mit seinem Schein das alte pittoreske Gebäude und die Statuen über meinem Haupte beleuchtete, wie in den Erdboden eingewurzelt.

Als ich in der Stille und Einsamkeit den lieblichen Planet betrachtete, dessen Schein immer glänzender ward, je mehr das Tageslicht abnahm, dachte ich über die sonderbaren Abwechslungen nach, von welchen er in dem kleinen Thale Eberbach Zeuge gewesen.

Noch ehe das Kloster gebaut ward, hatte er dieses Thal von einem Jahrhundert zum andern einsam und verlassen gesehen; eine Generation von Eichen und Buchen war den andern gefolgt, noch ehe sich ein menschliches Wesen geneigt gefühlt hatte, unter dieser vegetabilischen Gesellschaft zu blühen oder zu vergehen. Er war Zeuge gewesen, als sich das prachtvolle Gebäude wie durch Zauberkraft aus der Erde erhob und bald die Gipfel der höchsten Bäume seiner Umgebung überragte. Er hatte gesehen, wie Reichthümer und Schätze in seine stolzen Mauern gebracht wurden, ohne daß etwas Anderes herausdrang, als der Morgen- und Abendgesang der Mönche, dessen Nachhall, als ihn der Wind durch das Thal führte, allmählig schwächer ward, bis er sich zuletzt in dem Rauschen der Blätter verlor. Er hatte endlich gesehen, wie die Mönche ihr Kloster verlassen mußten, und wie oft hatte er nicht, wenn er seitdem im vollen Glanze um Mitternacht das alte Gebäude beleuchtete, aus ihren heiligen Zellen den Schrei des armen Wahnsinnigen vernommen, auf dessen Haupt sein mildes Licht fiel, und dann sein wildes Schmerzensgelächter, wenn er, aus seinem zerrütteten Schlafe aufgeschreckt, die brennende Stirne gegen die eisernen Gitter des kleinen Zellenfensters drückte, als wolle er wie Heinrich IV.

prendre la lune avec les dents.

Als er in seinem stillen Lauf nach und nach jedes Fenster des alten Klosters beleuchtete, wie oft sah er da nicht den Verbrecher auf dem Lager des Frömmlers liegen, und die Entehrte allein, verschlossen in der ehemaligen Zelle des Keuschen! Der Wahnsinnige schläft jetzt ruhig auf dem Lager, wo der Schwärmer früher vergebens die Ruhe suchte, und der Dieb sieht sich gezwungen zurückgehalten, wo der Heuchler sich ehemals freiwillig einschloß.

Aus diesen Betrachtungen, welche beim Anblick des Mondes wie Pilze in mir emporkeimten, ward ich von Katharinchen und ihrem Trabanten gerissen, der mir freundlich zu verstehen gab, daß es Zeit sey, nach Hause zurückzukehren. Ich schwang mich in den Sattel und wir traten den Rückweg durch die verwickelten Waldgänge an, bis wir spät in der Nacht die Lampen erblickten, welche den Garten und die Lauben meiner neuen Caravanserai, des neuen Badehauses zu Schlangenbad, beleuchteten.

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt, 18. Sept.) Morgen, den 19. d. M., wird der Pianist Charles Hallé im Saale des Mülhens'schen Hauses ein Konzert veranstalten. Außer vielem Vorzüglichen, welches darin geboten wird, steht den Musikfreunden der seltene Genuß bevor, drei ausgezeichnete Notabilitäten der Tonkunst vereinigt zu sehen, indem Felix Mendelssohn-Bartholdy, welcher gegenwärtig in unserer Stadt verweilt, Ferdinand Hiller und Charles Hallé das berühmte Trippel-Konzert von S. Bach vortragen werden. Da eine solche Vereinigung und Zusammenwirkung von hervorragenden Künstlern zu den seltenen Erscheinungen gehört, so kann besagtem Konzerte die freundlichste Beachtung zahlreicher Verehrer der Musik nicht fehlen. Näheres wird das Programm besagen. Eintrittskarten sind in den Musikalienhandlungen der Herren André und Dunst à 1 fl. 24 kr. und Abends an der Kasse à 1 fl. 45 kr. zu haben.

Die Erfolge Emil Devrient's in St. Petersburg sollen außerordentlich gewesen seyn. Er spielte dreißig Male hintereinander. Er wurde mit Auszeichnungen geehrt, die man in Petersburg sonst nur für Tänzerinnen und Virtuosen hat. Seine Einnahme kann man ermessen, wenn man hört, daß von seinen Benefizen eines („Werner") allein 6,000 Rubel eintrug. Man wünschte in Petersburg E. Devrient für einen ganzen Winter zu fesseln. Die deutsche Schauspielmuse muß dem trefflichen Künstler danken, daß er die ihm deshalb gemachten Anträge ausschlug. Gegenwärtig gastirt E. Devrient in Riga und ist demnach schon auf der Rückreise begriffen.

Die Agramer politische Zeitung enthält Folgendes: „Einen sprechenden Beweis, wie weit Mißbräuche bei uns getrieben werden, lieferte ein dieser Tage im herlaner Bade vorgekommener Fall. Ein Jurassor des süzerer Bezirks wurde im Gespräch von einem eperieser Bürger beleidigt. Der Jurassor wendet sich wegen Satisfaktion an den Stuhlrichter, der den Bürger auch sogleich zu 6 Stockstreichen verurtheilt, die ihm der Jurassor in seiner Gegenwart an einem öffentlichen Orte verabreichen läßt. Aus 6 Stockstreichen sind zufällig 27 geworden, und der Betreffende hat sich obendrein durch ein ärztliches Zeugniß ausgewiesen, daß er vermöge seines kränklichen Zustandes für körperliche Strafen nicht geeignet sey! Gegen dieses Intermezzo eines Badelebens haben sich die Gäste mit Entrüstung ausgesprochen, und man hofft zuversichtlich, daß das Comitat die Sache nicht gleichgültig hinnehmen wird.

Man sprach einst von einem bekannten Erbauungsschriftsteller. Einer der Anwesenden sagte: „Er hat mehr für die Ewigkeit, als für die Nachwelt geschrieben."

Am 4. Sept. steigerte sich die Frequenz auf der Wien-Raaber Eisenbahn auf 11,614 Personen.

Korrespondenz.

Darmstadt, im Sept.

Bei dem vermehrten Anbau der Kartoffeln und der Genußsucht der Menschen, die, wie sie sagen, sich für einige Kreuzer in eine vergnügte Stimmung versetzen wollen, kann es nicht befremden, daß der aus jener sonst so nützlichen Frucht gewonnene Branntwein, der überall so wohlfeil zu haben ist, der Trunksucht der arbeitenden Klassen in der Stadt wie auf dem platten Lande den wirksamsten Vorschub thut und — was sehr zu beklagen — öfters die unglücklichsten Folgen nach sich zieht. Mit dem übermäßigen Genuß des so schädlichen Branntweins (und wo wird immer Maß und Ziel gehalten?) flieht der häusliche Friede und das Glück aus den Familien, und mit ihm verschwindet zugleich die Grundbedingung einer dauernden soliden bürgerlichen Existenz. Die traurigen Folgen, die sich zunächst daran knüpfen, wird Jeder kennen, der sich in dem bürgerlichen Leben nur einigermaßen umgesehen hat. Aber noch trauriger ist es, wenn der übermäßige Genuß des Branntweins zum Verbrechen und gerades Weges vor die Schranken des peinlichen Gerichts führt! Ein solcher Fall ereignete sich erst kürzlich in dem zu dem Kreise Bensheim gehörenden Dorfe Gadernheim. Ein dortiger Ortsbürger, erzählt man, hatte in Gesellschaft eines Soldaten und siebzehnjährigen jungen Burschen in einem benachbarten Orte das Wirthshaus besucht und mit ihnen gezecht. Alle drei kehrten zusammen wieder nach Hause zurück. Unterwegs begannen, wie es scheint, die aufsteigenden Dünste des Branntweins erst in den Köpfen recht zu rumoren und es entspann sich, eines geringfügigen Gegenstandes willen, eine Streitigkeit, in welcher der erwähnte Ortsbürger, Vater von fünf Kindern, gegen die zwei jungen kräftigen Burschen allein stand. Der Kampf ward so ernsthaft, daß letztere in die Steinhaufen der Chaussee griffen und ihren unglücklichen Gegner im eigentlichen Sinne des Wortes zu Tode steinigten. Ihr wildes und drohendes Benehmen bei ihrem Eintritt in das Dorf soll die Ortsbehörde veranlaßt haben, ohne Weiteres zu ihrer Verhaftung zu schreiten. Also wieder ein Opfer, welches einer beklagenswerthen Leidenschaft unter empörenden Umständen gefallen ist, und zwei Unglückliche mehr, welche der strafende Arm der Gerechtigkeit erwartet! Kann man bei solchen bedauerlichen Erscheinungen die Bestrebungen der Mäßigkeitsvereine verkennen, den ernsten moralischen Ermahnungen der Kirche und Schule seinen Beifall versagen? Gewiß nicht. — In Norwegen soll, neueren Zeitungsnachrichten zufolge, alles Branntweinbrennen nach zehn Jahren ganz aufhören; eine Vorkehrung, wodurch ein großes gesellschaftliches Uebel, das im Norden noch weit mehr Schaden anrichtet als bei uns, bei der Wurzel ausgerottet wird. Gleichwohl sollte das Beispiel von Norwegen für andere Länder Europa's nicht ganz unbeachtet vorübergehen. Schon Gustav III., König von Schweden, suchte dem Branntweinsaufen durch verschärfte Auflagegesetze zu steuern. In andern Staaten hat man schon Aehnliches versucht. Der in Aussicht stehende magere Ertrag der diesjährigen Kartoffelernte leitet auf's neue die Aufmerksamkeit der Vaterlandsfreunde auf eine die Branntweinconsumtion beschränkende Finanzpolitik, und gewiß würde der überwiegenden Mehrzahl der Bevölkerung unter den jetzigen Umständen ein großer Dienst geleistet werden, wenn die Branntweingewinnung aus Kartoffeln möglichst eingeschränkt werden könnte. Denn der Verbrauch davon für diesen landwirthschaftlichen Productionszweig geht wirklich in's Unglaubliche. Um in dieser Beziehung nur eines Beispiels zu erwähnen, mag schließlich noch angemerkt werden, daß die Brennereien zu Erbach im Odenwalde jährlich allein gegen 2500 bis 3000 Malter Kartoffeln zur Bereitung des Leib und Seele vergiftenden Fusels bedürfen. Welch eine ungeheure Quantität des trefflichsten Nahrungsmittels geht dadurch für die Bevölkerung der Gegend nutzlos verloren!

Theater-Anzeige.

Sonntag, 18. Sept. Die Hugenotten, große Oper in 5 Abth., Musik von Meyerbeer. (Gastrolle) Margarethe: Dem. Marx, vom k. Hoftheater zu Dresden. — Anfang: 6 Uhr.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 259. Montag, den 19. September 1842.

Der Todtenfinger.

Eine Erzählung nach Thatsachen.

(Fortsetzung.)

Die Krankheit des alten Lord Clairford war bis zur Ankunft seines Sohnes und seiner künftigen Verwandten bedenklich vorgeschritten. Er drang daher mit Aengstlichkeit auf die Beschleunigung der Vermählung Henry's mit Eleonore, und da Niemand derselben ein Hinderniß in den Weg legte, die Wünsche der jungen Leute aber denen des alten Lords begegneten, so wurde dieselbe kurze Zeit nach der Rückkehr in aller Stille vollzogen.

Das Glück des jungen Ehepaars war um so ungetrübter, als der Zustand des alten Clairford sich nunmehr täglich wieder besserte. Er konnte wieder das Bett verlassen und im Zimmer umhergehen. Die zärtliche Pflege seiner schönen anmuthigen Schwiegertochter war für ihn besonders wohlthuend; er hatte selbst nie eine Tochter besessen, und seine Gattin schon lange verloren; bald wurde ihm daher Eleonore fast eben so theuer, als sein eigener Sohn.

Henry schwelgte in dem Blüthemonate seines jungen ehelichen Glücks. Sein höchster Wunsch war erreicht; Eleonore, welche er mehr als sich selbst liebte, war sein eigen, und fühlte sich in seinem Besitze eben so beglückt, wie er in dem ihrigen. Wer vermöchte es, das Entzücken solcher Tage zu schildern, wo die Seele keine andere Beschäftigung kennt, als jenen Empfindungen der höchsten Seligkeit sich hinzugeben, die uns sonst nur als ein Ersatz mannichfacher Leiden, wie die Sonnenblicke während eines Regentages, spärlich zugesandt werden, und welche die kalte Hand des Todes mit dem geliebten Gegenstande selbst oft unwiederbringlich uns entreißt! Besser ist es, nie das Glück kennen gelernt zu haben, welches in der Vereinigung zweier gleichgestimmter Seelen liegt und in dem Austausche ihrer Empfindungen, in der Wonne der Hingebung und der Aufopferung für einander enthalten ist; besser, in dem flachen herzlosen Treiben der Welt auf der Oberfläche des großen Stromes fortschwimmen, als hinabsinken in das tiefe Meer des Schmerzes von der heitern sonnigen Höhe des Glücks. O, wer ein Mal am Grabe eines Menschen geweint hat, den er mit der ersten ganzen Kraft seiner Seele geliebt, der ein Theil seines Selbst gewesen, mit dem er geistig verwachsen war, Freuden und Schmerzen getheilt hat; — dessen Auge wird nie mehr das Weinen verlernen, wenn auch die Hand der Zeit die erste brennende Thräne trocknet; dessen Herz wird nie mehr in Entzücken aufflammen, in wie mannichfacher Gestalt auch die Freude dasselbe anregen mag.

Clairford hatte nichts weiter zu thun, als seine junge reizende Gattin zu lieben, und auch sie kannte keine andere Beschäftigung, als die Liebe. „Warum kann eine solche Zeit nicht von längerer Dauer seyn? Warum kann sie nicht niemals aufhören? Ist es nicht eine traurige Erfahrung, daß die meisten Menschen, wenn sie älter und, wie sie sich einbilden, verständiger werden, über jene Thorheiten, dafür halten sie dann die edelsten Gefühle ihrer Seele, lachen und spötteln? — Muß es uns nicht mit Schmerz erfüllen, wenn wir sehen, daß die kurze Spanne Zeit, welche zwischen den Jahren unserer Blüthe und denen unseres Herbstes liegt, uns so stumpf macht, daß wir auch nicht ein Mal mehr im Stande sind, unsere frühere Empfindungsweise nur noch zu begreifen? Hat die Natur, indem sie uns die Fähigkeit nahm, in den beglückendsten Seelengenüssen zu schweigen, uns auch zugleich unfähig machen wollen, unseres vorigen Zustandes bewußt zu bleiben, damit die Sehnsucht darnach uns nicht verzehre? Damit wir nicht einen Ekel bekommen möchten vor unserer gesteigerten Vernunft und unserm ehrbaren Philisterthum? O, Eleonore! daß wir nie dieser Schwäche anheim fallen, wir wollen uns stets vergegenwärtigen, wie unaussprechlich glücklich wir jetzt sind, damit wir nie aufhören, es zu seyn!"

„Nie, nie kann ich aufhören, Dich zu lieben, mein Henry; warum soll denn die Ahnung, daß es anders werden könnte, unser Glück trüben? So lange Du mich liebst, werde ich so glücklich seyn, als ich es jetzt bin."

„O, wie liebe ich Dich, Du herzige theure Eleonore! — "

Küsse besiegelten diese tausend Mal gegebene Versicherung. Henry beobachtete Eleonorens Schlummer; er hatte auf ihre leisen, leichten Athemzüge gelauscht und sich überzeugt, daß der sanfte Gott seine Mohnkörner auf ihre Wimpern gestreut, dann noch einen Kuß auf ihre Lippen gehaucht, und war dann gleichfalls, in den Gefühlen seines Glückes noch eine Zeitlang schwelgend, nach und nach dem Schlafe anheimgefallen. In dem angenehm erwärmten, von dem matten Schein der Lampe erleuchteten Zimmer herrschte die tiefste Stille, nur von dem leisen Picken einer kleinen Standuhr unterbrochen, deren durchsichtiges Zifferblatt das Nachtlicht erhellte.

So ruhten die beiden Glücklichen sanft, während Reichthum

Digitized by Google

und Ueberfluß bemüht waren, jede harte Berührung des Lebens von ihnen fern zu halten. —

Ein leichter Seufzer entstieg dem Busen der reizenden jungen Frau, und kaum hörbar lispelte sie den Namen ihres Gatten; die Träume waren geschäftig, die lieblichen Bilder der Wirklichkeit ihr in magischem Zauberlichte vorzuführen, damit auch die Zeit, in welcher der Schlaf die engere Verbindung zwischen Seele und Körper aufhebt, für die erstere nicht ohne Genuß verfließen möge.

Ihn aber, der in den Träumen der geliebten Gattin lebte, der mit dem beruhigenden Bewußtseyn ungetrübten Glückes dem Gott des Schlummers in die Arme gesunken war, ihn schienen nicht so liebliche Bilder zu umgaukeln. Sein Athem stockte von Zeit zu Zeit, dann hob sich seine Brust krampfhaft, kalter Schweiß perlte auf seiner Stirn, und Todtenblässe bedeckte sein Gesicht. Bewegungslos lag er da, fast einem Todten ähnlich. Plötzlich sprang er wild auf, seine Fäuste waren geballt, seine Augen stier auf eine Ecke des Zimmers gerichtet — so stand er, ein Bild des Entsetzens und der Wuth, am ganzen Körper zitternd, da. —

„Verfluchter! — Scheusal!" brüllte er mit kreischender Stimme, welche, ein widerlicher Mißton in das süße Geflüster des Traumes, die holde Schläferin erweckte. „Was willst Du hier? Fort, Du Teufel! Du Unding! Warum suchst Du mich auf? — Ich habe ja Deinen Finger nicht mehr! — Weshalb nimmst Du ihn von einer Stelle, wo er nicht ist? Binde meine Kräfte nicht — denn ich will mit Dir kämpfen, Dir all' Deine morschen Knochen zerbrechen und sie den Winden zum Spielwerk geben! Du sollst sie dann suchen, wenn Du kannst — hä! ha! ha! ha!"

„Henry, mein theurer Henry, was ist Dir? Mein Gott, wie siehst Du aus? Hat ein böser Traum Dich geneckt? — Komm, komm, Geliebter — Deine Miene erschreckt mich. Sieh nicht so wild nach jener Ecke!"

„Dort ist er verschwunden — und dort aus jenem Schranke, aus der dritten Schublade, nahm er den Finger, wo er doch nicht ist!" rief dieser noch immer in heftiger Aufregung, indem er den Schrank öffnete und den bezeichneten Behälter aufschloß: „Wahrhaftig!" setzte er mit innerem Schauder hinzu, „wahrhaftig! da liegt der verhängnißvolle Finger — und heute ist wieder derselbe Tag des Monats, an dem ich jenen unseligen Raub beging!"

„Wie kommt der Finger hierher? Hat das Gespenst ihn selbst hineingelegt, um mich zu quälen? Dein Vater hat ihn an sich genommen, und nun liegt er doch wieder hier in meinem Schrank!"

„Beruhige Dich, mein Henry. Sey nicht so aufgeregt, Du zitterst. Lieber, lieber Henry, denke an etwas Anderes, denke an mich, an mich, die ich Dich so unaussprechlich liebe, und sey wieder ruhiger." — Thränen erstickten ihre Stimme; es waren die ersten Thränen! — Er küßte sie fort, und bald lächelte ihr noch feuchtes Auge wieder, wie die Sonne durch die schillernden Tropfen eines Mairegens. — O, glücklich der, dem die Liebe die Thräne von den Wimpern küßt, dem sie den Schmerz in Entzücken umwandelt, oder auch nur zur Wehmuth mildert; nie, nie wird er den finstern Mächten des Unglaubens und der Verzweiflung anheim fallen!

(Fortsetzung folgt.)

Gedanken über den Gebrauch des Champagner-Weins bei den festlichen Zusammenkünften der Deutschen.

Diese Blätter sprachen vor wenigen Tagen die Bemerkung aus, wie sehr der Verbrauch des französischen Champagner-Weins in Deutschland neben dem Verbrauche der deutschen moussirenden Weine seit der Juli-Revolution zugenommen hat. Die Verhandlungen der Franzosen, Briten, Belgier und Holländer über ihre Handelsverhältnisse zu Deutschland haben in diesem Jahre fast eindringlicher als je die Stimmung jener Völker gegen das Wohl des deutschen Handels- und Gewerbfleißes dargethan. Auf der andern Seite haben auch deutsche Landstände, Handelskammern und Privaten in einer Menge von Eingaben, Abhandlungen und Artikeln der periodischen Presse ihre Wünsche, Klagen, Schmerzens- und Nothrufe veröffentlicht. Der deutsche Mittel- und Bürgerstand sollte, ohne sein Heil immer nur und noch lange vergeblich von allgemeinen staatlichen Verfügungen abzuwarten, sich selbst zu helfen suchen, so oft er kann. Die Ehre, die Pflicht gegen das Vaterland erheischen es so ernstlich als der materielle Vortheil. Die leidige Sucht der Deutschen, den eigentlichen Festpunkt ihrer Festmahlzeiten und freudigen Zusammenkünfte durch ein allgemeines wiederholtes Leeren der Champagner-Flaschen zu feiern, kann selbst dem unbefangenen Ausländer nur als eine Thorheit unserer gebildeten Stände, als eine Versündigung gegen uns als Nation, gegen die Produkte des deutschen Bodens erscheinen. Der Franzmann wird und muß schadenfroh dazu lächeln. Die Rhein-, Mosel- und Main-Rebgelände liefern einen Ehrentrunk, womit die respektiven Unterthanen auf die Gesundheiten der Machthaber von Preußen und von Baiern, von Baden, Hessen, Nassau u. s. w. auf das geziemendste trinken könnten. Dieser Gedanke mußte jedem Deutschen sich aufdringen, welcher den Festmahlen der Gutenbergstadt Mainz in den Jahren 1837 und 1840 beiwohnte. Konnte der Genius Gutenbergs sich ungetrübt solcher Huldigung freuen, sich freuen, so viele deutsche Literaten, unter fortwährendem Hinunterschlürfen des ausländischen Weins, von deutscher Sprache, Literatur, Wissenschaft und Kunst, von Wiederbelebung des deutschen Gemeinsinnes und Gewerbfleißes, von tüchtiger nationaler Haltung gegenüber dem anspruchsvollen, stolzen, unbilligen Ausland schwatzen zu sehen? — Die vielverheißenden Festlichkeiten, welche in Mainz den versammelten Männern der Wissenschaft, der Kunst, der Industrie dargeboten werden, sollen auch sie wieder im Knallen der Champagner-Flaschen einen der Glanzpunkte feiern? im Mittelpunkte des Rheinweinhandels? zu Ehren des Landesherrn, in dessen Gebiet die Liebfrauenmilch und der Scharlachberger, der Niersteiner, Bodenheimer, Laubenheimer und so manche edle Arten Rebensaftes wachsen?

Nach den Erkundigungen des Engländers Dr. Bowring in Frankreich und in der Champagne selbst beträgt die jährliche Ausfuhr des Champagner-Weins in das Ausland 1,650,000 Flaschen. Von diesen gehen 467,000 (also etwas über ein Viertheil der Ausfuhr) nach England, 479,000 nach Deutschland, etwa 400,000 nach den nordamerikanischen Freistaaten. Wenn auch Deutschland von seinem Champagner-Bezug etwa zwei Drittheile (ungefähr 300,000 Flaschen) wieder an Rußland, Dänemark und Schweden abgibt, wie groß, wie unnöthig

Digitized by Google

bleibt immer noch der Verbrauch unter uns! und wie theuer besteuern wir uns freiwillig und unpatriotisch durch die hohen Preise des Sillery — wovon doch nur 10,000 Flaschen aus 50 Morgen Rebland erzielt werden sollen, — des Moxtebello! Jeder Deutsche kann und sollte in seinem Kreise solcher Ausgabe entgegen arbeiten, so wie der in den rheinischen Städten wieder sicht- und hörbaren Vermehrung ausländischer Wärterinnen und Erzieherinnen unsrer Kinder. Der Mittel- und Bürgerstand, als der Kern der Nation, entsage einmal dem fremden Flitter und Unwesen frischweg!

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt, 17. Sept.) Gestern Abend wurde dem gegenwärtig in unserer Stadt verweilenden Componisten Felix Mendelssohn-Bartholdy von den vereinigten hiesigen Gesangvereinen, unter dem Zudrang von Verehrern und Freunden des Meisters, eine festliche Serenade vor seiner Wohnung gebracht, und von demselben mit freudiger Ueberraschung entgegen genommen.

Ein großer Prozeß beschäftigt in diesem Augenblick die Pariser, in dessen complicirte Wendungen auch der berüchtigte Vidocq verwickelt ist. Vidocq, bekanntlich längere Zeit an der Spitze der geheimen niederen Polizei stehend, ist im Besitze vieler Geheimnisse und hat nach seinem Austritt aus dem Dienste, durch seine viele ausgezeichneten Verbindungen ein Bureau de Contre-Police auf eigene Faust gegründet, das sich angeblich mit der Entdeckung von Diebstählen, Aufschlüssen über Personen ꝛc. beschäftigte, das aber im Stillen seine Wirksamkeit immer weiter ausdehnte und dem jetzigen Chef der geheimen Polizei, Allard, viel zu schaffen machte. Schon lange suchte man daher diesen gefährlichen Menschen los zu werden, mußte ihn jedoch, mancher Rücksichten halber, mit Schonung behandeln. Allein die Entdeckung großer Unterschleife, die seit längerer Zeit bei der Depositenkasse stattfanden, und in die er verflochten seyn soll, bewirkten endlich seinen Sturz; er und seine Gehülfen wurden verhaftet, seine Papiere versiegelt und die Instruktion wird eifrig fortgesetzt. Zu gleicher Zeit wurden noch elf andere Personen, größtentheils Angestellte bei dieser Casse, verhaftet, und die jetzt eingetretenen Nachforschungen geben das Resultat, daß bereits über 300,000 Francs durch betrügerische Mittel, falsche Reclamationen, nachgemachte Unterschriften u. s. w., mit Einverständniß einiger Beamten, aus dieser Casse erhoben wurden. Wird Vidocq schuldig befunden, so wird er seine vielbewegte Laufbahn wahrscheinlich da enden, wo er sie angefangen, auf den Galeeren, da man die äußerste Strenge walten lassen wird.

Die Korrespondenz durch Brieftauben hat zwischen Frankreich, Belgien und England in neuerer Zeit so sehr zugenommen, daß die französische Postverwaltung darauf aufmerksam wurde.

Die Bank von England ist eine der stärksten Festungen der Welt. Der „Sun" bemerkt bei Gelegenheit eines neulich in London vorgefallenen lärmenden Auflaufs: Das Dach ist eine vollkommene Batterie, reichlich mit Geschützen versehen, und Schießscharten können augenblicklich angebracht werden. Auch ist stets ein Wachposten vorhanden, der jeden Angriff zurückweisen kann. Würden auch sämmtliche Bücher der Bank vernichtet, so hätten die Staatsgläubiger doch nicht den mindesten Nachtheil zu erleiden. Vor vielen Jahren schon sind Vorsichtsmaßregeln für die Möglichkeit eines solchen Ereignisses getroffen worden.

(Den Bulgarinnen gebührt die Krone.) Im „Pilger" schreibt Jemand: Die Natur legte allen ihren Zauberreiz einer einfachen Schönheit in die Mädchen Bulgariens. Die regelmäßig schönen Züge einer Griechin, mit den feurigen Blicken und malerisch-schönen Formen des Leibes einer Osmanin, geben den Bulgarinnen einen ungemeinen Liebreiz. Dazu gesellt sich die zweckmäßig schöne Nationalkleidung, das freie, und doch streng sittsame Betragen, die Geschicklichkeit und der Wille zu allen häuslichen Arbeiten. Und so gebührt den Mädchen dieses Landes die Krone vor allen. Die Natur wollte noch einmal zeigen das Weib in seiner ursprünglichen engelreinen Gestalt.

Der Kaiser Napoleon zeigt in dem Memorial, das er auf St. Helena dictirte, wie man Monarchieen stiftet kraft des Muthes und des Genies; Louis Philipp I. lehrt, wie man sie erhält durch Weisheit, Arbeit und Klugheit; Chateaubriand weiset nach, wie sich die Besiegten selbst durch die Poesie und den Glauben retten.

(Nachlese.) In manchen Gegenden soll zur Zeit der Wassermangel so groß seyn, daß die Weinwirthe jetzt reinen Wein einschenken, weil sie — ihren Wein nicht mehr wässern können; in Bierwirthschaften soll's eben so seyn. Dieser seltene Umstand war seit Menschengedenken noch nicht da und wird lange nicht mehr wiederkehren.

Selbst Danziger aus den gebildetern Ständen sprechen gewöhnlich den Vokal o wie den Diphthong au aus. Ein Mädchen, das einst in einer Gesellschaft, um eine Probe ihrer Kunstfertigkeit zu geben, von der Mama zum Vortrage eines Liedes aufgefordert wurde, sang die bekannte Arie: „So, so, wie ich dich liebe, so liebe auch mich ꝛc." — auf folgende Art variirt: „Sau, Sau, wie ich dich liebe, Sau liebe auch mich," und keiner der anwesenden Danziger nahm daran Anstoß.

Am 1. Sept. erschien zu London ein neuer dreibändiger Roman von dem unermüdlich schreibseligen Capitän Marryat, „Percival Keene" betitelt.

Die höchste Spitze des Maladetta — den die Franzosen den Montblanc der Pyrenäen nennen — wurde am 20. Juli zum Erstenmal von dem ehemaligen russischen Offizier Hrn. v. Aschitascheff und von dem jungen Franzosen Hrn. v. Franqueville erstiegen.

Seit 1719 war die Seine nicht so wasserarm, wie vor einigen Tagen.

(Wassermangel.) Jauer, 30. Aug. Die hiesigen „Unterhaltungs-Blätter" enthalten folgende Bekanntmachung: „Da bei der anhaltenden trocknen und heißen Witterung der Wassermangel immer fühlbarer und die Sparniß des Wassers um so nothwendiger wird, so sehen wir uns veranlaßt, das Stuben-, Haus- und Treppen-Waschen, so wie allen unnützen

Digitized by Google

Verbrauch des Röhr-Wassers und des Wassers aus den öffentlichen-Pumpen bei einer Strafe von 15. Sgr., so lange dieser Wassermangel anhält, zu untersagen. Der Magistrat. (Polizei-Verwaltung.)"

(Kirchensitz.) Zwei Familien zu Londonderry in Irland waren lange in Streit über das Recht auf einen Kirchensitz. Jede Partei hatte Leute angestellt, um die Bewegungen der Gegner zu beobachten. Früh von fünf Uhr wurde die Kirche selbst an Sonntagen von beiden Parteien eifersüchtig bewacht, und mehr als einmal öffnete man sogar gewaltsam die Kirchthüre, um von dem streitigen Platze Besitz zu nehmen. Vor einiger Zeit kamen am Sonntage, gleich nach dem Anfange des Gottesdienstes mehrere Personen in die Kirche, und näherten sich dem Sitze, den der jetzige Inhaber mit einigen Freunden eingenommen hatte. Als er sich weigerte, seinen Sitz aufzugeben, erfolgte im Angesichte der versammelten Gemeinde ein förmlicher Kampf, bis ein Offizier, der hinaus gegangen war, um dem Aergerniß ein Ende zu machen, mit mehreren Polizeidienern erschien, welche die Streitenden auseinander brachten.

(Frankfurt a. M.) Am 15. d. M. gab Mad. Bishop im Saale des Mühlens'schen Hauses, unter Mitwirkung des Hrn. Chevalier Bochsa, ein zweites Conzert. Mad. Bishop trug mehrere Gesangstücke vor, in welchen sie ihre bereits gerühmte Virtuosität glänzend entfaltete; auch zeigte sich heute die Lieblichkeit und Anmuth ihrer Stimme auf besonders erfreuliche Weise. Sie gehört zu den Meisterinnen der italienischen Gesangsschule. Hr. Bochsa bewährte sein längst begründetes Renommée, und beide Conzertgeber ernteten rauschenden Beifall.

Korrespondenz.

Hamburg, 14. Sept.

Ueber der Aufführung des Lortzing'schen „Casanova" auf unserer Bühne scheint ein Unstern zu walten. Die erste Vorstellung der Oper am vorigen Sonnabend hatte einen zweifelhaften Erfolg, was jedoch weit weniger der niedlichen Oper selbst, als andern gleich zu besprechenden Nebenumständen zuzuschreiben ist. Zuerst hatte Hr. Cornet, der, wie ich Ihnen schon neulich schrieb, die Theaterbülletins bei uns ausgibt, in den „Nachrichten" bekannt gemacht, daß er, auf ausdrücklichen Wunsch des Componisten die Hauptpartie übernommen habe. Das machte schon von vornherein viel böses Blut; das Publikum will einmal Hrn. und Mad. Cornet mit ihren ausgesungenen Stimmen nicht mehr auf der Bühne haben; ferner kam noch hinzu, daß im ersten Acte Hrn. Cornet-Casanova die Stimme umschlug und das zahlreich besetzte Haus durch lautes Zischen seine Unzufriedenheit zu erkennen gab. Dann war das ganze Zusammenspiel auch nicht recht lebendig und eingreifend, wie es bei einer solchen Conversations-Oper nothwendig ist, und endlich schien, nach dem Urtheil vieler Musikverständigen, der Kapellmeister Krebs die Tempi etwas zu langsam zu nehmen. Am Schlusse der Oper gaben sich zwei divergirende Ansichten kund, indem ein Theil lebhaft applaudirte, ein anderer zischte. Wahrlich, die niedliche Lortzing'sche Oper ist unschuldig an diesem Schicksal und wenn sie auch an Gehalt und Melodienreichthum den „Czaar und Zimmermann" bei weitem nicht erreicht, scheint es mir doch, als ob sie bei wiederholter fleißiger und tüchtiger Darstellung sich gewiß immer mehr die Gunst des Publikums gewinnen werde. Die Rollen waren im Uebrigen durch Dem. Eichbaum und Jazedé, so wie die Herren Henry, Boß und Pätsch trefflich besetzt. Ausgezeichnet in Spiel und Gesang war Hr. Berthold, vom Leipziger Stadttheater, als Rocco, dem auch vorzugsweise der lebhafteste Beifall gezollt wurde. Hr. Berthold ist seiner ganzen Persönlichkeit nach für diese Rolle besonders geeignet, die schwerlich einen bessern Repräsentanten finden dürfte. Bis jetzt hat wegen Krankheit des Hrn. Boß die Wiederholung der Oper noch immer ausgesetzt werden müssen und leider ist durch diesen Umstand das Gastspiel des trefflichen Berthold allzu früh unterbrochen. Wir haben jedoch Hoffnung, den beliebten Gast im nächsten Jahre, hoffentlich unter günstigern Umständen, wieder bei uns zu sehen. — Von der hiesigen Journalistik und Literatur ist kaum etwas von Belang zu melden. Christern's „Kobold" hält sich und — man muß es gestehen — gehört keineswegs zu den schlechteren Journalen. Namentlich die „kleine Chronik" zeichnet sich durch interessante und pikante Notizen aus. Hebbel's Gedichte sind bei Campe erschienen; sie sind ausgezeichnet durch Kraft und Originalität und würdig des Dichters der Judith. — Dr. Henning wird uns verlassen; er hat, wie es heißt, eine ehrenvolle Stelle am Gymnasium zu Parchim angenommen.

Mainz, 16. Sept.

Die hiesige Liedertafel hat nun auch ihr Festprogramm ausgegeben. Dienstag den 20., Nachmittags um 2 Uhr, findet die Generalprobe des Musikfestes in der Fruchthalle statt, Mittwoch den 21., Nachmittags um 4 Uhr, das Musikfest und Donnerstag den 22., Abends um 8 Uhr, der Festball in demselben Lokale. Für den 20., 21. und 22. sind durch die Festcommission musikalische Mittags- und Abendtafeln im Saale des Pariser Hofs veranstaltet und auf Donnerstag um 7 Uhr Morgens ein Frühstück in der neuen Anlage; wer diesen musikalischen Versammlungen beizuwohnen Gelegenheit hat, der versäume es nicht, denn man wird schwerlich etwas Unterhaltenderes finden, als diese Liedertafeln. — Künftigen Sonntag wird die hiesige Bühne mit einer Opernvorstellung der „Norma" von Bellini eröffnet. Der neue Direktor, Hr. Remie, wird es gewiß an nichts fehlen lassen, um zu leisten, was die Mittel unserer Bühne gestatten. Das Haus ist im Innern restaurirt und wird jeder billigen Anforderung genügen. Ueber den Bestand des engagirten Opern- und Schauspielpersonals vernimmt man nur vage Gerüchte; Hr. Remie äußert sich darüber nicht, er mag wohl seine guten Gründe dazu haben; sein Vorgänger hat für sein zu großes Vertrauen in gewisse Personen wenig Dank geerntet. Hr. Remie wird denken, wer urtheilen will, der komme, sehe und höre.

Charade
(Zweisylbig.)

Es jubeln der Geschöpfe Heere,
Wenn neugeschmückt die Erst' erscheint.
Die Zweite schützt als starke Wehre
Gar manches Thier vor seinem Feind;
Das Ganze aber füllt mit Lust
Der frohen Waldgesellen Brust.

R. F. Gockenbach.

Theater-Anzeige.

Montag, 19. Sept. Die Waise und der Mörder, Melodrama in 3 Akten, nach dem Französischen des Frederic, von Castelli, Musik von Seyfried.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 260. Dienstag, den 20. September 1842.

Der Todtenfinger.

Eine Erzählung nach Thatsachen.

(Fortsetzung.)

Als am andern Morgen die Geschichte erzählt wurde, schien Lord Darson betroffen.

„Ich wollte sehen, lieber Sohn," sagte er, „ob dem jungen Gatten noch Zeit übrig bliebe, an Gespenster zu denken, und deshalb legte ich vorgestern heimlich den Finger an die von Dir genannte Stelle "

„Die mir der Mönch auf seine schreckliche Art gezeigt hat. Sie werden mir nun zugestehen, daß nicht blos Träume mich heimsuchen; doch sey dem wie ihm wolle, ich will nicht länger in der Nähe dieses Fingers athmen, und schicke denselben noch heute nach B. zurück, damit er wieder in die Gruft unter der Kreuzkirche gelegt werde. Ich bin meiner und Eleonorens Ruhe dies schuldig, und nichts soll mich abhalten, meinen Vorsatz auszuführen. — "

„Ei, ei, guten Morgen, meine liebenswürdigsten Damen! Guten Morgen, meine Herren, wohl geruht? — Alle sehen recht gesund und blühend aus — freut mich von Herzen, ich gehöre nicht zu den Aerzten, welche die Gesundheit eine Epidemie zu nennen belieben."

„Ah! Seyn Sie willkommen, Doktor Willgrave, schon so früh auf den Beinen? — Haben schon einen starken Ritt gemacht? Frühstück, Betty! besorge Frühstück! Nach einer solchen Motion in der scharfen frischen Luft schmeckt es."

„Sehr gütig, sehr gütig, mein Lord. Aber wie befinden sich der Herr Sohn und die reizende Lady? Sehen etwas angegriffen aus — natürlich! — natürlich das! — Aber ich komme eigentlich, um Ihnen zu melden, daß es mir endlich gelungen ist, mein Kabinet durch eine wirkliche ganz ächte ägyptische Mumie zu bereichern. Es ist ein Prachtexemplar — die Gesichtszüge sind noch deutlich zu erkennen. Die Todte, denn es ist eine weibliche Mumie, muß ein schönes Frauenzimmer gewesen seyn. Wie schmeichelhaft für sie, daß ihre Reize noch nach mehreren tausend Jahren bewundert werden! Es können sich gewiß nur wenige Schönheiten einer solchen Gunst des Geschickes rühmen!"

„Sie sind ein vom Glücke begünstigter Mann, Doktor Willgrave," fuhr Lord Darson launig fort, „aber bitte, das Frühstück ist, wie Sie sehen, Ihres Angriffs gewärtig; während Sie eben erst eine so kostbare Acquisition gemacht haben, stehen Sie im Begriff, Ihr Kabinet abermals durch ein neues werthvolles Exemplar aus der Vergangenheit zu vergrößern."

„Ich stehe im Begriff?" fragte dieser, die Gabel wieder heruternehmend, mit welcher er im Begriff stand, ein saftiges Stück Braten zum Munde zu führen; „ich stehe im Begriff? Daß ich nicht wüßte, ich bitte, mein Lord, erklären Sie sich näher, auf welche Weise ich im Begriff stehe?"

„Mein Schwiegersohn beabsichtigt, Ihnen ein Geschenk mit dem Finger eines todten Mönches zu machen, den er für schweres Geld in der Kreuzkirche unweit B. erhalten hat, in deren Todtengewölbe eine Anzahl Mönche wohlkonservirt seit mehreren hundert Jahren schlafen."

„Einen Finger? einen Finger? Schade, daß es nur ein Finger ist, aber ich werde pars pro toto besitzen; sehr viel werth," sagte der Doktor lebhaft, und das Essen ganz vergessend; „aber wo ist der Finger, spannen Sie mich nicht auf die Folter, zeigen Sie ihn mir; es ist mir nicht möglich, eher einen Bissen dieses so köstlichen Fleisches zu genießen."

„Du wirst den Finger so auf die beste Art los, mein Sohn," flüsterte Darson leise Clairford zu, „denn was Doktor Willgrave ein Mal in seinem Kabinet hat, wird, so lange er lebt, gewiß in keines Andern Besitz kommen."

„Und doch hätte ich den Finger lieber nach B. gesandt," sagte Clairford eben so leise; „ich bin ein Mal — — "

„Den Finger, o! ich bitte um den Finger; Sie lassen mich mehr nach dem Finger schmachten, als manche Schöne ihren Anbeter nach ihrer Hand." —

„Ich hole ihn. — Hier ist er," sagte Clairford zurückkommend. „Die Bedingung jedoch, unter welcher ich Ihnen dieses Geschenk mache, ist die, strenge darauf zu achten, daß der Finger niemals in eines Andern Besitz gelange."

Der Doktor sah Clairford einigermaßen erstaunt an. — „Darüber beruhigen Sie sich, das versteht sich ganz von selbst. Nein, nein," setzte er, wohlgefällig den Finger betrachtend, hinzu, „du bist eine Zierde meines Kabinets, Fingerchen; es müßte sonderbar zugehen, wenn Du mit meinem Willen dasselbe wieder verlassen solltest. Wirklich ein schönes Exemplar! Wenn Sie mir vielleicht ein Ursprungsattest darüber ausstellen könnten, würde sein Werth noch erhöht werden."

Digitized by Google

„Das kann nicht geschehen," sagte rasch und mit innerm Schauder Clairford, „Sie müssen ihn so nehmen!"

„Ich werde Ihnen ein Ursprungsattest schreiben," fügte Darson spöttelnd hinzu. „Der Finger ist von dem Bruder Philippus, welcher, Anno 1230 geboren, schon im Jahre 1259 lebendig eingemauert wurde, weil er eine Liebschaft mit einem hübschen jungen Mädchen gehabt haben sollte, die nicht ohne Folgen geblieben. Wenige Tage darauf entdeckte man seine Unschuld; die Mauer wurde eingerissen, er lebte noch, verschied aber nach einigen Stunden. In der Todesangst hatte er sich seinen eigenen Finger abgebissen, welcher daher isolirt neben seinen Leichnam gelegt worden ist."

„Sie sollten über solche Dinge nicht scherzen," sagte unwillig Clairford.

„Ei, das ist herrlich! Also eine Art von Abälard. Ich bin wirklich entzückt über dieses Geschenk; gestatten Sie mir, Ihnen meinen aufrichtigsten Dank dafür zu sagen. Aber wie geht es Lord Clairford? Hoffentlich gut, die Medizin wirkt, nicht wahr? Er wird sich wesentlich erleichtert fühlen?"

„Wollen Sie sich nicht zu ihm bemühen?" schaltete Betty würdevoll ein; „Lord Clairford hat schon mehrmals sehnlichst nach Ihnen verlangt."

„Ja, ja, sogleich; erlauben Sie nur, verehrte Miß Betty, daß ich den abgebissenen Finger des Pater Philippus mir erst sorgfältig einwickele; so so, nun bin ich bereit. Wissen Sie auch," wandte er sich im Gehen zu Lord Darson, „wissen Sie auch vielleicht den Familiennamen des Pater Philippus, es würde dies für mich von großem Interesse seyn."

„O ja, Doktor Willgrave; Pater Philippus hieß, ehe er Mönch wurde, Philipp Schleicher, und war der Sohn eines Handschuhmachers."

„So? Ei, also Schleicher! Der Sohn eines Handschuhmachers — sehr wichtig — sehr wichtig —" sagte Willgrave noch in der Thüre. „Nochmals meinen verbindlichsten Dank; aber vergessen Sie das Ursprungsattest nicht. Wenn Sie erlauben, so bin ich so frei, es mir morgen zu holen. Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen."

„Sie hätten den Finger dem Doktor nicht geben sollen," sagte Clairford zu Darson, als jener sich entfernt hatte; „es wäre für mich beruhigend gewesen, wenn ich ihn wieder in B. gewußt; wer steht mir dafür, daß mir der Zufall nicht noch ein Mal einen Streich spiele? Auch Eleonorens wegen hätte ich es sehr gewünscht; denn auch sie berühren diese Geschichten unangenehm, und werden am Ende nachtheilig auf ihre Gesundheit wirken."

„Aber ich bitte Dich, mein Sohn, Du wirst wirklich so abergläubisch, wie eine alte Kinderfrau. Der Finger ist fort, was willst Du mehr? Hat Pater Philippus," setzte er lachend hinzu, „noch ferner Lust, seinen Finger zu suchen, so mag er den Doktor Willgrave besuchen, der wird schon mit ihm fertig werden."

„Und doch wäre es mir lieber gewesen, der Finger wäre nach B. zurückgesandt," setzte Lord Clairford gedankenvoll hinzu,

(Fortsetzung folgt.)

Bevorwortung des Händel'schen Oratoriums Belsazer, oder der Fall Babylons.

(Aufzuführen in Mainz am 21. September Nachmittags 4 Uhr im Local der Fruchthalle.)

Bekanntlich hat die Mainzer Liedertafel zu Ehren der deutschen Naturforscher und Aerzte, welche in diesem Monat ihre Versammlung in Mainz halten, ein Musikfest veranstaltet, und zur Aufführung bei demselben die Sinfonie in C dur von Mozart Nro. 4 und das Oratorium Belsazer von Händel bestimmt. Die Sinfonie ist allgemein bekannt und gewürdigt, und es ist erfreulich, daß man auch einmal daran gedacht hat, unserm Mozart eine Huldigung zu bringen, da dieser unsterbliche Meister bei musikalischen Festen fast immer seinem Nebenbuhler Beethoven weichen muß.

Das Oratorium ist zwar weniger bekannt als Händels Messias, Judas Maccabäus und das Alexanderfest, aber nichts desto weniger klassisch, aus welchen Gründen wir es nicht für überflüssig halten, durch vorausgeschickte Andeutungen über Historie und über die Musikstücke selbst das Anhören derselben sinnlich faßlicher zu machen, und deßhalb auf einen sichern Standpunkt der Beurtheilung zu führen.

Der Stoff aus der heiligen Schrift, dem Propheten Daniel entnommen, behandelt die Geschichte der Eroberung Babylons durch den Perserkönig Cyrus, nachdem die wunderbare Erscheinung einer schreibenden Hand bei einem schwelgerischen Gastmahle, welches der babylonische König Belsazer, der Unterdrücker der Juden, seinen Großen gibt, das Verderben angekündigt hat.

Der erste Theil beginnt mit einem Chor der Babylonier, welche, übermüthig auf die Festigkeit ihrer durch Wälle und Thürme, so wie durch den Euphrat beschützten Stadt, die Bemühungen des Perserkönigs Cyrus verlachen, welcher die Stadt belagert.

Cyrus ermahnt seine Soldaten, die Verhöhnungen der hochmüthigen Babyloner nicht zu beachten, da er durch einen Wink Gottes zu dieser Belagerung berufen, und ihm dabei befohlen sey, den Fluß in sein altes Bette abzuleiten, wodurch der Schutz, den der Euphrat der Stadt gewähre, wegfalle. Voller Jubel ermuthigen ihn die persischen Soldaten in dem Chor Nro 2: „Ans Werk, ans Werk! nicht zaudert mehr, Gott und Cyrus führen euch!" — Cyrus sagt nun, daß jedes Werk mit Gebet zu beginnen sey; und nun folgt der großartige Chor Nro. 3, worin alle musikalische Kunst mit der größten Kraft und Klarheit gepaart erscheint. In Nro. 4 werden wir an den Hof Belsazers geführt, der sich bei einem Trinkgelage so weit vergißt, daß er die heiligen Gefäße der Juden, welche sein Vater Nebucadnezar aus dem Tempel zu Jerusalem mitgenommen hatte, zu irdischen unheiligen Zwecken mißbrauchte. Belsazers Mutter, Nitocris, und die Juden machen ihn auf das Gotteslästerliche dieser That aufmerksam, und drohen ihm mit dem Zorn des Einigen. Daraus entsteht der Chor Nro. 7 voll musikalischen Schönheiten. Er beginnt mit den Worten: „Allmählig steigt Jehova's Zorn, bis er die höchste Höh' erreicht", u. s. w. Doch der verblendete Belsazer hört weder auf den weisen Rath seiner Mutter, noch auf der Juden Ermahnungen. Darauf tritt der Prophet Daniel auf, und verweiset das trauernde Volk der Israeliten auf die Prophezeihungen, welche ihm eine nahe

Digitized by Google

Erlösung aus der babylonischen Gefangenschaft verheißen, worauf sie mit freudiger Zuversicht ein Danklied anstimmen, Nro. 9.

Der zweite Theil fängt mit dem Chor Nro. 10 der beim Gastmahl versammelten Babylonier an, worin sie ihre falschen Götter für die ihnen verliehenen Gaben: Gold, Wein und frohen Sang, preisen. In dem Chor Nro. 11 wird dem Gott des Weins Gesach ein Loblied gesungen. So großartig Händel die fromme Würde und den lauten Jubel der Israeliten schilderte, eben so groß zeigt er sich hier in der Erfindung und Zeichnung der bachantischen Chöre der Heiden. Nachdem Belsazer die Warnung seiner Mutter noch einmal trotzig zurückgewiesen und seine Zechgenossen zur Fortsetzung des Festes aufgefordert hat, erscheint eine schreibende Hand und zeichnet die geheimnißvollen Worte an die Wand: Mene, tekel, upharsin. Die Babylonier verstummen plötzlich mit ihrem Jubel und starren voll Schrecken die geheimnißvolle Schrift an, die keiner ihrer Weisen entziffern kann. Da brechen sie in einen wehmüthigen und verzweifelnden Chor aus, Nro. 15. Doch Nitocris ermuthigt sie und räth dem König, den israelitischen Propheten Daniel rufen zu lassen. Daniel erscheint und erklärt dem verzagenden König die Worte so: „Der Gott, den du so frech gelästert, hat deines Reiches Tage gezählt und geendet; gewogen wardst du auf der Wage und leicht befunden; dein Reich wird bald zertheilt, und wird den Medern und Persern eigen." — Nachdem Nitocris ihren Sohn in einer herrlichen Arie ermuthigt, führt uns der Dichter wieder in das persische Lager, wo Cyrus seine Soldaten zum Kampf anfeuert. Muth- und kraftvoll stimmen diese in den Schlußchor der zweiten Abtheilung ein, und preisen ihren tapferen Anführer.

Im Anfang der dritten Abtheilung hören wir die Babylonier, welche dem Flusse Euphrat, den Cyrus von der Stadt abgeleitet hat, seine Treulosigkeit vorwerfen. Die Perser waren bei Nacht durch das trockene Bette des Euphrat in die Stadt gelangt, in den Pallast gedrungen, und hatten den König, der, Schreck und Warnung vergessend, beim Mahle schwelgte, getödtet. Die Israeliten, aus ihrer Gefangenschaft befreit, preisen nun in dem Chor Nro. 20 den Sieg des wahren Gottes: „Baal sank dahin, Nabo stürzte und auch Gesach schwindet" u. s. w. Cyrus tröstet die jammernde Nitocris, und verspricht den Israeliten Rückkehr und die Wiederaufbauung ihres Tempels. Darauf folgt im Schlußchor Nro. 23 das Danklied zum einigen und wahren Gott. — Händel ist vorzüglich deßhalb zu bewundern, weil er die schwierigsten Formen der Kunst mit einer solchen Leichtigkeit und Klarheit anwendet, wobei er den geistigen Rapport zwischen Dichtung und Musik nie aus den Augen verliert, daß Künstler wie Laien davon belehrt, erbaut und ergriffen werden, und alle Gebilde seiner Erfindungen, seyen sie noch so großartig, dennoch immer klar vor unsern Augen stehen. Händel spricht in seinen Oratorien das wahre Evangelium der Tonkunst. — Schließlich bemerken wir noch eines musikalischen Curiosums in diesem Werke, das zu interessant ist, um es hier mit Stillschweigen zu übergehen. Dieses besteht aus zwei Stellen, die eine auffallende Aehnlichkeit haben mit Stellen aus Mozarts Zauberflöte. Diese finden sich in dem Chore Nro. 3 wie in dem Andante Nro. 19, und erinnern an den Gesang der geharnischten Männer im letzten Finale und an das Quartett der Pamina mit den drei Genien.

Die Sinfonie Mozarts wird von dem Hofkapellmeister Vincenz Lachner, das Oratorium von Hrn. Esser, Musikdirektor der Mainzer Liedertafel, dirigirt. Die Solostimmen sind in den Händen der Damen Pirscher (von Darmstadt) und Schloß (von Cöln) und der Herren Härtinger (von Mannheim) und Oehrlein (von Cöln), also ausgezeichnet besetzt.

C. B.

Mannichfaltigkeiten.

(Die Wetten in Indien.) England ist hinsichtlich der Wetten ein armseliges Land gegen Indien; Wetten ist bei den Indiern die Seele, das Leben der Gesellschaft. Die Frauen rauchen ihre Houkahs, und wetten um Gold Mohars; die Männer rauchen ihre Chillums, und wetten um Rupien Lacks. Der geringfügigste Umstand kann der Gegenstand einer Wette werden. Wie viele Mandeln sich auf einem Teller befinden? Wessen Geschlechtes wird der erste Vorbeigehende seyn? Solche Fragen veranlassen Wetten nach unserm Gelde von 1000, 2000, ja sogar 100,000 fl. Man liebt dort nicht weniger als in Albions Nebelgefilden, durch ungeheuere Parien von sich sprechen zu machen. Mancher Nabob ist nur dadurch zum am Bettelstab wandernden Weisen geworden, weil er sich durch einen seinen Spitzbuben zu einer enormen Geldwette verleiten ließ. — Nicht nur hinsichtlich der Parien, auch der Spitzbuben und schlauen Betrüger wegen, kann Indien mit Frankreich und England sich messen.

Karl Heinzen, der ein recht gutes Buch über die Leiden und Entbehrungen Deutscher in Diensten der holländischen Nation geschrieben hat, warnt jetzt in der Kölner Zeitung, den Einflüsterungen holländischer Werber, die binnen Kurzem Deutschland durchziehen werden, Gehör zu schenken. In Batavia und Java hat nämlich Fieber, Dolch und Gift der Eingebornen und die barbarische Behandlung der Soldaten die Reihen der Regimenter sehr gelichtet, und man erweis't uns guten Deutschen wieder die Ehre, die Compagnien der Holländer auf's neue vollzählig machen zu dürfen. Hoher Sold, angenehme Abenteuer, ein lustiges Leben versprechen die Werber, aber von hundert Deutschen, die ihnen glaubten, haben immer neunzig in den holländischen Kolonien ein frühes, ruhmloses Grab gefunden. Ein tüchtiger Mensch darf überhaupt nur zum Frommen seines Vaterlandes die Waffen führen, was gehen uns Deutsche die Händel der Holländer mit den Malaien an? (Lewald's Europa.)

(Zürich.) Felix Mendelssohn-Bartholdy, der große Componist, kam auf seiner Reise durch die Schweiz vor einigen Tagen nach Zürich, verweilte aber zum allgemeinen Bedauern nur so kurze Zeit, daß es den hiesigen Musikfreunden und Künstlern nicht möglich war, ihn nur zu sehen. Kaum eine Stunde vor schon festgesetzter Abreise erhielt er noch eine Einladung zum Besuche unseres Blindeninstituts, die er aus dem edlen Beweggrunde nicht abweisen zu dürfen glaubte, weil einige Blinde, angehende Componisten, sein Urtheil und seine Belehrungen über ihre Compositionen zu vernehmen wünschten. „Wenn ich Blinden nützlich seyn kann, so darf ich nicht abreisen," mit diesen Worten verließ er den Gasthof, als schon der Reisewagen vorgefahren war, und eilte in's Institut, wo

Digitized by Google

er über zwei Stunden mit dem größten Interesse verweilte. Dem Vortrage mehrerer Compositionen der Blinden hörte er mit sichtbarer Freude zu, gab seine Belehrungen und sprach sich auf's günstigste über die beachtungswertheften Compositionstalente einiger Zöglinge aus. Seine Freude und gemüthliche Ergriffenheit über die anspruchslosen Leistungen der blinden Zöglinge war so groß, daß er sich die Erlaubniß erbat, denselben aus Dankbarkeit auf dem Pianoforte etwas spielen zu dürfen. Nirgends auf seiner ganzen Reise, auch nicht in Lausanne, soll er sich haben bewegen lassen zu einem Vortrage auf dem Piano, hier aber drängte ihn sein edles Herz, den Blinden das Unaussprechliche und geistig Erhabene in dem Zauberreich der Töne zu erschließen durch eine freie Phantasie voll Geist und Seele, mit deren Vortrag er noch überdieß eine an's Zauberhafte gränzende technische Virtuosität verband. So hat sich Mendelssohn als ein großer und edler Mensch erwiesen.

(London.) Sir John Herschel beschreibt im Athenäum zwei von ihm erfundene Methoden, Lichtbilder auf vegetabilen Farben zu erhalten. Die eine nennt er Chrysotyp. Das Papier wird folgendermaßen präparirt. Man bestreicht mit einem weichen Pinsel dünnes glattes Papier mit einer Auflösung von 100 Gran krystallisirtem citronensaurem Eisen-Ammonium in 900 Gran Wasser, trocknet das Papier und dessen Vorbereitung ist fertig. Das photographische Bild drückt sich darauf leicht ab, ist aber sehr schwach und oft unsichtbar. Um es zum Vorschein zu bringen, benetzt man das Papier mit einer Auflösung von Gold in Salpeter-Salzsäure, sorgfältig neutralisirt durch Soda und so verdünnt, daß die Farbe der Auflösung nicht dunkler ist als Xereswein. Das Bild erscheint hierauf gleich, wiewohl nicht in ganzer Intensivität, wozu mehrere Minuten nothwendig sind. Ist es deutlich genug hervorgetreten, so wird das Papier mehrere Male mit Wasser (jedesmal mit frischem) gewaschen. Jedoch ist es so nur halb fixirt, um es ganz zu fixiren, muß man es mit einer schwachen Auflösung von Jodkali bestreichen, es so ein paar Minuten stehen lassen (besonders wenn die Lichter durch diese Bestreichung stark verwischt wurden) und dann in reines Wasser thun. Nachdem es getrocknet ist, können keine Agentien mehr eine Veränderung darauf hervorbringen. Die andere Methode ist: eine Mischung in gleichen Theilen von dem eben erwähnten Salz und einer gesättigten Auflösung von Cyaneisen-Kalium. Das Resultat ist eine sehr schwarze Tinte, welche das Papier ganz empfänglich für Bilder macht, sehr bald weiß wird und positive Bilder liefert. Der einzige Fehler ist, daß sie in wenigen Stunden wieder schwinden. Dasselbe Papier kann aber immer auf's neue zu Bildern benutzt werden.

Aus Spanien wandern gegenwärtig viele Leute nach Algerien aus. Tausende von Einwohnern des Königreichs Valencia sind bereits hingezogen.

Bei der Legion von gelehrten und ungelehrten, geistreichen und beschränkten Leuten, welche heutigen Tages den Doctortitel tragen oder sich mit solchem schelten lassen, welche ihn durch Kenntnisse erworben oder durch baares Geld erkauft haben, — (auf mehreren Universitäten ist er sehr billig zu haben) —, bei dieser Masse von Doctoren weiß man das Blei vom Golde nicht mehr zu unterscheiden. Was nun anfangen? Soll man den A. als Doctor anreden oder nicht? Ist B. Doctor oder sonst wer? Man will Niemanden beleidigen und ein „Guten Morgen, Doctor!" ist eben so billig zu haben, als er sich, besonders auf der Straße und an öffentlichen Plätzen, gut macht, am besten, je legerer er in eiligem Vorüberflug hingeworfen wird. Besonders stark in solcher Betitulirung sind die Herren und Damen vom Theater, die Alles, was je eine Rezension geschrieben hat oder noch schreiben könnte, als Doctor begrüßen; sie verbrauchen alljährlich starke Quantitäten dieses schönen Wörtchens, um so mehr, da sie es auch an die holden Frauen jener Herren von der Feder verschwenden. Dieses Bedoctern ist nun freilich ein Mißbrauch, — aber was liegt daran? Er bringt Niemanden Schaden und der Vernünftige lacht darüber. Andere Orte, andere Gebräuche! In Wien heißt alle Welt, wofern sie nur einen ganzen Rock trägt, Ew. Gnaden und in Frankfurt a. M. Jeder, der etwas mehr, als orthographisch schreiben kann, Doctor. Trotz allen Widerstrebens wird man hier nebst der ganzen Familie zum Doctor gemacht und wahrhaft verdoctert. Ei nun, das Spiel ist harmlos und wird oft genug humoristisch. Wer aber einen Namen hat, der bedarf keines Titels. W.

Korrespondenz.

Usingen, im Sept.

Von hier nach dem lebhaften Bad Homburg sind nur drei Stunden Wegs, welche durch die Post oder unsere sehr schönen, während der Messe jeden Tag gehenden Familienwagen auf 1½ reducirt werden. Aber mit ungeheurer Mühseligkeit legt dagegen der Frachtfuhrmann den Weg auf die Homburger Höhe zurück und eben so der Fußwanderer. Wie viele tausend Reisende, Fuhrleute und Fußgänger würden nach solchem mühevollen Steigen hier einkehren wollen zu kurzer Rast, wenn ein reinliches und anständiges Wirthshaus ihnen zu Diensten wäre, etwa an der Stelle, wo man noch den Schutt des alten Römerkastells, „Saalburg" genannt, erblickt und welche in der Sprache des Volks „der fröhliche Mann" genannt wird. Wie wünschenswerth ist für die zahlreichen Wanderer, die nächtlicher Weile diesen Weg machen, ein solches Wirthshaus! Dieses läßt mich glauben, daß ein tüchtiger Mann, der an bezeichneter Stelle ein anständiges Haus in Bise erbaute, sein Glück machen könnte und deshalb möge denn dieser Vorschlag in die Welt fliegen und dem Unternehmer, der ihn ergreift und in's Leben führt, den besten Erfolg bringen zu seinem Nutzen und der Reisenden Bequemlichkeit und Erleichterung.

Auflösung der Charade in Nro. 259.

Waldhorn.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 20. Sept. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. (Gastrolle) Amine: Dem. Marx, vom k. Hoftheater zu Dresden.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 261. Mittwoch, den 21. September 1842.

Der Todtenfinger.

Eine Erzählung nach Thatsachen.

(Fortsetzung.)

Monate verflossen den jungen Gatten in stillem, ungestörtem Glücke. Mit dem Beginne der besseren Jahreszeit waren sie hinaus auf's Land gezogen, und bewohnten ein in der Themseniederung, zwölf Stunden oberhalb London gelegenes anmuthiges Landgut. Miß Betty Darson hatte sich bewegen lassen, die räucherige Hauptstadt ebenfalls zu verlassen, und dem jungen Paare in der Führung der Wirthschaft behülflich zu seyn. Gern ließ ihr Eleonore den Ruhm, daß ohne sie die ganze Haushaltung nicht bestehen könne, und stellte das in der Stille wieder her, was Betty, die sich niemals um Wirthschaftsangelegenheiten bekümmert hatte, verdorben haben mochte.

Der einzige Wunsch des alten Lord Clairford war seiner Erfüllung nahe gerückt. Eleonore erwartete im folgenden Monate ihre Entbindung. In der heißen Jahreszeit hatte Henry's Vater mehrere Wochen auf dem Landgute zubringen können, seit einiger Zeit war er aber wieder, von einem neuen Krankheitsfall heimgesucht, zur Stadt zurückgekehrt. Lord Darson besuchte seine Kinder häufig, jedoch immer nur auf kurze Zeit.

„Es ist recht hübsch hier," sagte er nach wenigen Tagen, „aber doch ein bischen langweilig; ich will ein Mal wieder nach London reiten und nach meinen Angelegenheiten sehen. Lebt wohl, Kinder, Ende der Woche bin ich wieder hier."

In seinem Alter noch immer ein tüchtiger Reiter, legte er die Strecke bis London in vier Stunden zurück, und prahlte nicht selten mit der Schnelligkeit seiner Pferde.

„Ich muß nach London, liebe Eleonore," sagte eines Morgens Clairford, indem er einen langen Kuß auf ihre Lippen drückte; „der Vater ist wieder unwohl, und verlangt mich zu sehen. Zu Mittag bin ich morgen wieder hier, Du kannst sicher auf mich rechnen."

„Mußt Du fort, theurer Henry — Du fellest mich jetzt eigentlich gar nicht mehr verlassen," sagte sie erröthend und die Augen niederschlagend; „wer kann wissen, ob Du mich noch gesund wieder siehst?"

„Immer noch solche trübe Gedanken, Herzensweib, Du mußt sie in Dir gar nicht aufkommen lassen, obgleich sie bei Deinem Zustande natürlich sind. Du weißt es ja, Theure, wie ungern ich mich von Dir entferne; und wenn Du mir rähst, meinen kranken Vater nicht zu besuchen, so will ich bleiben."

„Vergieb mir, theurer Henry, vergieb mir, ich bin jetzt oft zu besorgt und erregt, ich mache mir selbst Vorwürfe deshalb, aber doch kann ich es nicht ändern!"

„Das wird sich Alles wieder geben, wenn ich erst unsern Kleinen auf Deinem Arme mich anlächeln sehe. O! meine geliebte, innig geliebte Eleonore, ich fühle es, wie es möglich ist, daß sich unser Glück noch vermehren kann!"

Er drückte einen langen, langen Kuß auf ihre Lippen, und doch, als sich ihr Kopf von seiner Schulter, wo er geruht hatte, erhob, glänzten Thränen in ihren Augen.

„Du weinst, Eleonore? Komm, laß mich sie fortküssen Deine Thränen!"

„Und Du kommst sicher zu morgen Mittag wieder? ich kann mich ganz gewiß darauf verlassen?"

„Ganz gewiß; habe ich Dir je mein Versprechen nicht erfüllt?"

„Welches Pferd willst Du reiten?"

„Den Rappen, er ist der schnellste Läufer!"

„Aber ein unbändiges, wildes Thier, reite lieber ein anderes Pferd!"

„Beruhige Dich, ich weiß ihn zu bändigen," sagte er mit dem Stolze eines guten Reiters. „Mit dem Rappen bin ich um so eher wieder bei Dir."

Ein Diener meldete, das Pferd sey gesattelt, und die Gatten schieden nach herzlicher Umarmung. Leonore winkte Clairford noch lange mit dem Schnupftuch, und dieser erwiederte ihre Grüße, seinen Hut schwenkend.

Clairford fand seinen Vater mehr von der Krankheit angegriffen, als er geglaubt hatte, da jedoch keine Gefahr vorhanden war, so verließ er am Morgen des folgenden Tages, nachdem er seinem Schwiegervater noch einen Besuch abgestattet hatte, London wieder, um zu der angegebenen Zeit bei Eleonoren einzutreffen.

Er mochte einige Stunden geritten seyn, als er einen etwas näheren Seitenweg einschlug, welcher die an jener Stelle bedeutende Krümmung der Straße abschnitt. Ueber einen kleinen Bach, dessen von Wiesen begränzte Ufer mit Weidenbäumen bepflanzt waren, führte eine schmale, durch ein niedriges Geländer geschützte Brücke.

Fast in der Mitte derselben erblickte er einen Mann stehen, dessen wenige graue Haare im Morgenwinde flatterten. Sein

Digitized by Google

Pferd scheute, als es den Fuß auf die Brücke setzte; Clairford, welcher diese Untugend seines Pferdes niemals bemerkt hatte, suchte es mit Gewalt fortzutreiben, da bäumte es sich hoch auf und sprang in schnellem Bogensatze über das Geländer der Brücke. Auf der Wiese gewann es wieder festen Fuß und stand so, ohne zu straucheln, am andern Ufer des Baches. „Du sollst Deinen Willen nicht haben," sprach Clairford vor sich hin, der keinen Augenblick im Sattel geschwankt hatte, und wandte bei diesen Worten das Pferd, um wieder über die Brücke zurückzureiten. Noch immer stand der Mann, fast den Weg versperrend, darauf.

„Sie gönnen mir wenig Platz, mein Herr," rief ihm Clairford zu, „aber, sehe ich recht — so erblicke ich einen alten Bekannten vom St. Bernhard!"

„Reitet zu! Henry Clairford! reitet zu! und schont Eures Pferdes nicht" — sprach in melancholischem Tone der Kahlköpfige, „ehe zwei Stunden vergehen, wird Eure blühende Gattin eine Leiche seyn! — Reitet zu, Henry Clairford! wollt Ihr sie noch lebend wiedersehen!"

Er wandte sich, und ging längs den Weiden am Bache fort. — Der Rappe aber bäumte sich wieder und flog im Galopp die Straße hinab. — Da fühlte er zum ersten Male die scharfen Sporen des Reiters seine Flanken berühren, und hin tobte er in sausender Carriere. —

(Schluß folgt.)

Biographisches.

Ueber den gegenwärtig bei der Dresdener Hofbühne engagirten Bassisten Wilhelm Dettmer lesen wir in der Leipziger allgemeinen Theater-Chronik einen Artikel, welchem wir nachstehende biographische Notizen entnehmen: „Wilhelm Dettmer ist am 28. Juni 1810 zu Breinum, nicht weit von Hildesheim, wo sein Vater ein ansehnliches Landgut besaß, geboren. Nach seiner Confirmation, wo sein Vater nach Hildesheim zog, besuchte er das dortige Gymnasium, das er nach einigen Jahren verließ, fest entschlossen, sich dem Willen des Vaters, der ihn zum Oekonomen machen wollte, nicht zu fügen. Dettmer wanderte nach Magdeburg, um sich dort als Artillerist aufnehmen zu lassen, wurde aber als Nichtpreuße zurückgewiesen; darauf verweilte er längere Zeit in dem Schullehrer-Seminar zu Ahlefeld, weniger wohl in der ernsten Absicht, sich zum Lehrer auszubilden, als vielmehr um Zeit zu gewinnen, einen Plan für die Zukunft zu fassen. Nach einiger Zeit führte ihn der Zufall mit einem Hrn. Nitschke, Direktor einer reisenden Schauspielergesellschaft, zusammen. Der speculative Direktor glaubte in dem jungen Manne ein verborgenes Genie erkannt zu haben und trug ihm sofort ein Engagement bei seiner Bühne an. Gewiß mag Dettmer bei diesem Antrag erst nicht wenig verwundert gewesen seyn, doch bald entschloß er sich und — sagte zu.

Die erste Rolle, welche er spielen sollte, war der Herr von Eberbach, in H. Claurens allbekanntem „Bräutigam aus Mexiko." Mit klopfendem Herzen erwartete Dettmer den entscheidenden Abend, denn seine Aeltern wußten von allem kein Wort. „Was wird der Vater sagen", dachte D., „wenn er's erfährt?"

Der angehende Mime sollte darüber bald Gewißheit erhalten, denn obgleich sonst kein Theater-Enthusiast, wollte der gute Alte sich doch einmal aus Curiosität „die Kartoffeln in der Schaale" und den „Bräutigam aus Mexico", der einige hundert Millionen im Vermögen haben sollte, ansehen. Nichts Böses ahnend, saß er im Parterre und amüsirte sich vier Akte hindurch ganz vortrefflich. — Der letzte Akt beginnt, und Herr von Eberbach — der sich auch nicht träumen läßt, daß unter seinen Bewunderern in spe sein „Alter" sich befinden könne, tritt auf und spricht seine ersten Worte ohne Anstoß.

Der Alte unten traut erst weder seinen Augen, noch seinen Ohren, plötzlich aber bricht er in die Worte aus: „Potz Donnerwetter! is denn datt nich meien Junge?" — stürzt aus dem Theater und nach Hause, wo er der erschrockenen Hausfrau zuruft: „Denk, denk, Mutter: Dei verfluchter Junge is Comödiante worren!"

Die Prophezeihung des Vaters: „daß der Comödiante bald betteln gehen werde", wäre fast schon nach einigen Wochen in Erfüllung gegangen, denn die Gesellschaft, bei welcher D. engagirt war, löste sich gänzlich auf.

Auf den Rath eines seiner Collegen, Pfeil aus Stettin, wandte D. sich nach Holzmünden an der Weser, wo er bei dem Direktor W. Moor wieder ein kleines Engagement fand. Doch auch hier blieb er nur kurze Zeit, denn Moor war gezwungen, „sobald die ersten Lerchen schwirrten", sich möglichst einzuschränken und jedes ihm irgend entbehrliche Mitglied zu kündigen. Daß auch D. sich unter der Zahl dieser Mitglieder befand, dürfen wir dem übrigens achtungswerthen Hrn. Moor nicht zu hoch anrechnen. D. war damals noch Anfänger, und hatte sich noch nicht als Sänger versucht.

D's. Lage war aber diesmal wirklich traurig, ohne Geld, Engagement und NB.! ohne Repertoir! eine schöne Situation für einen angehenden Schauspieler! —

Doch verlor er den Muth nicht! Er sagte sich selbst: „Dein Unglück ist gewissermaßen ein Glück für dich! was sollte aus dir werden, wenn du dich immer nur bei kleinen Gesellschaften herumtreiben wolltest? Du willst kein Comödiante bleiben, wie dein Alter sagt, sondern ein Künstler werden! aut Caesar, aut nihil! — Du mußt etwas lernen! mußt an größeren Bühnen dein Glück versuchen."

Ueber Hildesheim beschloß er seinen Weg zu nehmen. Warum? wußte er eigentlich selber nicht, doch zeigte es sich später, daß er ganz recht daran gethan hatte, denn in Hildesheim traf er mit einem Schauspieler Leidel zusammen. Beide waren so ziemlich in gleichen Nöthen, d. h. schnellste Hülfe that Beiden noth, und sie schlossen daher, wie Fürsten, einen ewigen Bund auf einige Zeit: als Treuverbündete zusammen zu wirken. Kleine Stücke, unter anderen die „Braut" von Th. Körner, wurden einstudirt, nebst einigen Bagarien, und so ihr Heil in mehreren kleinen Städten versucht. Bei einer solchen Aufführung in dem Städtchen Elze hatte D. das Glück, die Bekanntschaft eines dort lebenden Gelehrten, welcher früher Hauslehrer bei dem Intendanten des Hannöverschen Hoftheaters, Grafen Platen von Hallermund, gewesen war, zu machen. Von diesem Freunde erhielt D. eine Empfehlung an den Grafen, trennte sich von seinem bisherigen Gefährten, und ging nach Hannover, wo er sogleich Engagement erhielt.

Hier war es der treffliche Holbein, welcher sich des jungen

Digitized by Google

Mannes besonders annahm, und hier erhielt D. den ersten gründlichen Unterricht im Gesang und Musik.

Er studirte mehrere Rollen ein, so wie die Partien des Saraſtro und des Kaspar im „Freischütz", welche er in Hildesheim als Gast sang und dort seine Landsleute zum Enthusiasmus hinriß.

Aus Unmuth über Mangel an größerer Beschäftigung verließ D. aber bald Hannover, um sich als erster Bassist und zugleich als erstes Mitglied des Schauspiels bei dem bekannten Direktor Santo zu engagiren, welcher zu der Zeit in Lüneburg und Celle spielte.

Hier, wo in vielfacher Beschäftigung sich sein Talent entwickeln konnte, hatte er sich bald zum Liebling des Publikums emporgeschwungen, auch als Buffo fand er vielen Beifall, obwohl Gestalt und vor allem sein mächtiges Organ ihn unstreitig zumeist auf das seriöse Heldenfach anweisen.

Bald wurde das Braunschweigische Hoftheater auf D. aufmerksam, und nicht lange währte es, so hatten der Regisseur Gaßmann und der Capellmeister Bäsecke ihn von Celle nach Braunschweig entführt.

In Braunschweig debütirte D. als Masseru im „Opferfest", und hier erregten gleich die ersten Worte, welche er sprach, eine solche Sensation, daß das Publikum vor Erstaunen über die Macht eines solchen Organs eine Zeit lang nicht zu sich kommen konnte. Nach seiner ersten Arie, so wie am Schlusse der Oper, wurde er stürmisch gerufen, und dieser Beifall wiederholte sich in anderen Partien, z. B. in der des Pietro in der „Stummen", Pizarro im „Fidelio" u. s. w.

Uebrigens benutzte D. hier, wie in allen Orten, wohin er kam, den Unterricht der besten Gesangslehrer. Aber auch in Braunschweig war seines Bleibens nicht allzu lange, weil er abermals mit seiner Beschäftigung nicht zufrieden war, und er auch theilweise für das ganze erste Fach noch nicht genügte. Er verließ Braunschweig und zwar — zu Fuß, ein dünnes Ränzlein à la Vetter Benjamin aus Polen auf dem Rücken und in der Tasche nicht weniger als drei baare blanke Thaler! — Man sieht, das Studium der Oekonomie ist doch nicht so ganz unnütz.

Sein Weg führte ihn über Magdeburg, Brandenburg, Berlin, Dresden, bis nach Breslau. Trotz aller Oekonomie gerieth D. auf dieser langen Fußtour — (denn wohlfeile Eisenbahnfahrten gab es damals noch nicht, und die Post und gewöhnlichen Fahrgelegenheiten waren zu theuer) — nicht selten in harten Kampf mit dem Erbfeinde aller fahrenden Genies, dem Hunger, und mitleidige Bauern mußten oft mit einem Stück Brod und einem Glase Wasser zu Gunsten D's. interveniren. — „Unglückselige Oekonomie!" —

Endlich langte D. in Breslau an, vielleicht etwas schmächtiger als jetzt, aber lustig und guter Dinge, voll Vertrauen auf sein Talent und seinen Glücksstern! und allerdings wandte sich sofort das Blatt, denn sein Gastspiel fiel so günstig aus, daß er engagirt wurde.

Breslau war wieder in sofern für D. von großem Nutzen, als er hier die Sängerin Vernier kennte lernte, der er einen großen Theil seiner Gesangsbildung dankte. Von Breslau folgte er einem Rufe nach Cassel, wo er unter Spohr und dem genialen Musiker Hasemann seinen Gesang zu veredeln strebte. Vielleicht wäre Cassel für lange Zeit das Ziel der Wanderungen D's. geworden, da er sich hier mit einem in jeder Beziehung liebens- und achtungswerthen Mädchen, der Tochter des Obersteuer-Controleurs Stöckler verheirathete, das Publikum ihn auch gerne sah, aber Verhältnisse, die weiter zu berühren wir nicht befugt sind, welche aber größtentheils durch den dortigen Baritonisten herbeigeführt wurden, veranlaßten D's. Scheiden von Cassel. Nachdem er mit dem glänzendsten Erfolge in Mannheim und Frankfurt a. M. gastirt hatte, schloß er mit der Direktion des Stadttheaters zu Frankfurt einen höchst ehrenvollen Contrakt ab. Wie er darauf in Frankfurt a. M. während einer Reihe von Jahren als eines der beliebtesten Bühnenmitglieder verweilte und dann für die Dresdner Bühne engagirt wurde, bei welcher er am ersten Mai d. J. eintrat, und gegenwärtig unter allgemeiner Anerkennung wirkt, ist bekannt.

Mannichfaltigkeiten.

(Wien, 13. Sept.) Noch immer sind die Unterhandlungen mit Fanny Elsler im Gange, hinsichtlich ihres ersten Auftretens zum Besten der Armen. Man schwankt in dem Glauben, sie im Kärnthnerthor- oder Josephstädter Theater auftreten zu sehen, und, einem persönlichen Wunsche des Kaisers zufolge, soll dieses einzige Auftreten im Burgtheater statt finden — ein unerhörter Fall. Gewiß ist es, daß Fanny, von Hrn. Balochino's langem Mäkeln irritirt, erklärte, für ihre eigene Rechnung nun gar keine Verbindlichkeit einzugehen. Unmittelbar nach ihrem ersten und zugleich letzten öffentlichen Erscheinen in Wien, begibt sich die berühmte Tänzerin nach Paris, wo sie für sechs Vorstellungen die Summe von 60,000 Francs erhält, welche sie als Dedit bei ihrem gebrochenen Contracte der Pariser Oper zahlen müßte. Sie ist sodann mit 4000 Francs für jeden Abend auf fünf und zwanzig weitere Vorstellungen engagirt, und von London und St. Petersburg sind ihr die brillantesten Anträge zugekommen. Man sieht, daß die alte Welt ihr Möglichstes thut, die schöne Fanny zu fetiren, und wenn auch keine Deputationen des Staatsrathes sie empfangen, keine Glocken geläutet werden bei ihrem Einzuge, und bis heute Niemand aus Liebe zu ihr närrisch geworden, wie dies das überspannte Amerika aufzuweisen hat, so dürften sich doch die materiellen Vortheile für Fanny in beiden Hemisphären gleich seyn.

Der englische Novellist Bulwer, welcher sich für deutsche Literatur lebhaft interessirt, hat Körner's: „Wo ist des Sängers Vaterland?" frei in's Englische übersetzt. Der Hamburger Telegraph theilt in einfacher Uebertragung die Dichtung Bulwer's mit und wir lassen solche nachstehend folgen:

Wo ist des Briten Vaterland?
Wo der freie Fuß kann wandern,
Wo die freie Sonne glühen,
Wo die freie Luft kann wehen,
Wo ein freies Schiff kann tragen
Hoffnung, Stärke — überall wo
Woge kann auf Woge rollen —
Ost und West — von Pol zu Pole —
Wo ein freier Fuß kann wandern —
Da ist des Briten Vaterland!

Wo ist des Briten Vaterland?
Wohin Herz und Muth mag kommen,
Wo ertingt Arbeit den Boden,
Wo die starke Hand kann wirken;
Wo, in die Wüste hineingeweht,
Sonne fernhin ist ausgesäet;
Wo Geld oder Ruhm wird gewonnen,
Wo nie untergeht die Sonne;
Wohin Herz voll Muth mag kommen, —
Da ist des Briten Vaterland?

Wo ist des Briten Vaterland?
Wohin des Geistes Licht mag kommen,
Wo unsers Gottes heilig Wort
Bricht in die wilde Horde;
Wo eine neue Heerde gewonnen
Wird dem leuchtenden Hirten;
Wo die Kirchenglocke kann läuten,
Wo Seelen an Seelen sich stärken,
Wohin heiliger Glaube kann kommen, —
Da ist des Briten Vaterland!

Wo ist des Briten Vaterland?
Wohin des Menschen groß Gesetz mag kommen,
Wo die große Wahrheit kann sprechen,
Wo des Sclaven Kette kann brechen,
Wo des Weißen Geißel kann ruhen,
Wo der Schwarze wohnet in Frieden,
Wo von seiner Engelhalle
Gott uns sieht als Brüder alle;
Wohin Licht und Freiheit kommen, —
Da ist des Briten Vaterland! —

(Schriftsteller-Honorare in Italien.) In Valery's Werke über Italien (Curiosités et Anecdotes Italiennes) finden sich einige anziehende Details in Bezug auf die pecuniaire Lage der italienischen Schriftsteller. In Italien werden die Wissenschaften und die Literatur um ihrer selbst willen, nicht aber des Gewinnes halber, gepflegt, indem es nöthig ist, reich zu seyn, um schreiben oder vielmehr drucken lassen zu können. Ariost ließ den „Orlando furioso" auf eigene Kosten drucken, und die ersten Ausgaben der „Gerusalemme liberata" wurden gegen den Wunsch Tasso's in Fragmenten und sehr unkorrekt gedruckt. Der größte Theil der Schriftsteller hält sich für glücklich, wenn der Verleger es übernimmt, ihre Manuscripte auf seine Verantwortlichkeit herauszugeben. Mailand, Venedig und Florenz sind die einzigen Städte, in welchen die Manuscripte zuweilen bezahlt werden; aber das Honorar übersteigt selten zehn Thaler für den Bogen oder 200 Thaler für einen Band von 400 Seiten. Monti's Uebersetzung der Iliade trug ihm nur 100 Thaler ein, und man beschuldigte Parini einer übertriebenen Gewinnsucht, als er 150 Zechinen (450 Thaler) für den Wiederabdruck seiner reizenden Gedichte: il Mattino und il Mezzogiorno forderte, welchen er la Sera hinzufügte. Bei der ersten Ausgabe von Manzoni's „Adelchi" überstiegen die Unkosten den Ertrag, und die vielgelesenen „promessi Sposi" brachten ihm in der ersten Auflage kaum 250 Thaler ein. Silvio Pellico erhielt von einem Turiner Buchhändler dieselbe Summe für die einzige italienische Ausgabe seiner „Prigioni." Der erste lyrische Dichter Italiens, Giuseppe Borghi, verlor an seinen Hymnen Geld, obgleich sie die 26ste Auflage erreichten. Grossi, der noch kürzlich für die Hoffnung des italienischen Parnasses galt, ist genöthigt worden, die Musen aufzugeben und sein Brod als Notar in Mailand zu suchen. Diese traurige Lage der Dinge hat sich jetzt etwas verbessert, da alle italienischen Staaten, mit alleiniger Ausnahme Neapels, das literarische Eigenthumsrecht anerkannt haben, und die Schriftsteller fangen endlich an, einigen Nutzen aus den Erzeugnissen ihrer geistigen Anstrengungen zu ziehen. (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Im Kloster Lehnin bei Brandenburg haben zwei entmenschte Zigeleiarbeiter den Brenner in die Gluth eines Ziegelofens geworfen. Von dem Unglücklichen konnten nur noch die Füße, die der verzehrenden Flamme entrissen wurden, bestattet werden!

Korrespondenz.

Mainz, 19. Sept.

Die Aufführung der Oper „Norma" von Bellini war sehr befriedigend. Mad. Ernst bekundete als Norma die Sängerin ersten Ranges. Vier Jahre sind beinahe verflossen, daß wir sie in derselben Rolle sowohl als Sängerin wie als Schauspielerin zu bewundern Gelegenheit hatten. Gestern hat sie bewiesen, daß bei der herrlichen Gesangschule die Zeit nicht nachtheilig, sondern auf's vortheilhafteste bei ihr gewirkt hat. Dem. Holzhäuser gab mit kräftiger, lieblicher und umfangreicher Stimme die Adalgisa. Hr. Perette bewährte als Sever den denkenden Dramatiker bei einem äußerst vortheilhaften Aeußern. Hr. Egner gab mit ausgezeichneter Baßfülle den Oroviſt und die mit jugendlichen Kräften ausgerüsteten Chöre wirkten im Vereine mit dem wackern Orchester wie immer. Vor Anfang der Oper wurde die Ouvertüre aus Oberon aufgeführt und Dem. Marie Fürst sprach einen gehaltvollen, dem neu gestalteten Institute anpassenden Prolog. Nicht zu vergessen ist die reichhaltige und geschmackvolle Garderobe, in der selbst die k. k. österreichische Militärmusik, 50 Personen stark, costümirt erschien. Das Musikfest, welches Mittwoch den 21. d. M., Nachmittags 4 Uhr, in der Fruchthalle, einem außerordentlich günstigen Locale, statt hat, wird auf eine nicht minder würdige als effectvolle Weise eingeleitet, indem die vorzüglichsten Metall-Instrumentalisten unserer trefflichen österreichischen Militärmusik am Morgen des genannten Tages um 7 Uhr von der Gallerie des Hauptthurms unseres Doms Chorale ertönen lassen werden. Ueberhaupt verspricht die musikalische Feier, sowohl nach den bisher gehaltenen Proben als auch nach den zusammenwirkenden Mitteln einen sehr seltenen und grandiosen Kunstgenuß. Besonders gespannt ist man auf die Leistungen der hier noch nicht gehörten, aber in der musikalischen Welt klangvoll bekannten Solistin Fräul. E. Schloß (Alt) und Hrn. Härtinger (Tenor).

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 21. Sept. Richard Savage, oder: der Sohn einer Mutter, Trauerspiel in 5 Abth., von Carl Gutzkow.

Donnerstag, 22. Sept. Don Juan, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart. (Gastrolle) Donna Anna: Dem. Marx, vom k. Hoftheater zu Dresden.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 262. Donnerstag, den 22. September 1842.

Der Todtenfinger.

Eine Erzählung nach Thatsachen.

(Schluß.)

Ehe eine Stunde verging, flog des Rappen Huf über die Brücke von Clairford's Landgut, dann brach das edle Thier zusammen und lag todt zu den Füßen seines Herrn. Dieser ließ es unbeachtet liegen, und stürzte die große breite Treppe der Säulenhalle hinauf. Oben begegnete ihm Betty. —

„So wissen Sie es schon, Clairford," schluchzte sie weinend," der Arzt meinte, es sey doch noch Hoffnung da. —"

„Was, was, was soll ich wissen? Ist Eleonore krank? was ist ihr begegnet?" — Ohne eine Antwort zu hören, eilte er weiter in das Schlafgemach seiner Gattin.

Die Fenster waren verhangen, so daß er nur mit Mühe die Gegenstände zu erkennen vermochte, bis sich sein Auge mehr an die Dunkelheit gewöhnt hatte.

Eleonore lag im Bette — er stürzte vor demselben auf die Knie und ergriff ihre zarte bleiche Hand.

„Was ist geschehen? meine theure, meine geliebte Eleonore, o, sag' mir, Du Liebe, sag' mir, was ist geschehen?" —

Ihr mattes Auge hing voll unaussprechlicher Liebe an ihm, sie versuchte es, den Druck seiner Hände, welche die ihrige umschlungen hatten, zu erwiedern, aber sie vermochte es kaum.

„Mein Gebet ist erhört," flüsterte sie leise, während Clairford mit der äußersten Angst seiner Seele jedes Wort von ihrem Munde ablas, ehe noch der Schall ihrer Stimme sein Ohr berührte. — „Mein Gebet ist erhört, ich sehe Dich noch wieder, ehe ich sterbe, mein Henry. — — — Habe Dank, Du Guter, für alle Deine Liebe — ach! ich wäre gern, gern noch bei Dir geblieben — aber mein Herr und Gott hat es anders gewollt — — — das kleine Wesen, welches mir vorangegangen, werde ich oben wieder finden." — —

Clairford sprang auf — seine Miene war völlig eine andere geworden, wild und stier blickte sein Auge, sein Haar hing unordentlich um seine Stirn. „Reden Sie, Doktor, was hat sich zugetragen. — Ich bin Mann," setzte er mit Anstrengung hinzu — „ich will es wissen."

„Ihre Frau Gemahlin ist zu früh niedergekommen; wir haben Alles aufgeboten, das Leben des Kindes zu erhalten — es war nicht möglich. —"

„Und ist der Zustand meiner Frau gefährlich?" fragte er kaum hörbar, während man das Klopfen seines Herzens deutlich wahrnehmen konnte.

„Ich glaube nicht, daß sie genesen kann," erwiederte achselzuckend der Doktor — — „es ist eine zu große Schwäche" — — —

Clairford hörte nicht mehr, er lag schon wieder auf den Knien vor dem Bette der theuren Kranken, und hatte wieder ihre kalte Hand ergriffen.

„Du darfst mich nicht verlassen, meine Eleonore — Du darfst es nicht — was sollte aus mir werden. — O! Eleonore! Eleonore! höre mich, theure Liebe, geliebte Eleonore!" — Ein herzlicher freundlicher Blick war die Erwiederung der bis zum Tode Ermatteten.

„Und wo ist unser Kind, laßt mich es sehen, wo ist es?"

„Dort liegt es eingewickelt zu meinen Füßen — laß es jetzt, Henry," bat sie, „laß es still liegen — es wartet auf mich. — —"

„O! mein Gott, mein Gott," seufzte dieser — „und was ist die Veranlassung von diesem Allen, o! wäre ich hier geblieben!"

„Der Brief, Henry, der Brief — dort liegt er!"

Clairford eilte zum Tisch — Entsetzen faßte ihn, als sein Auge den abgebrochenen Mönchsfinger erblickte. Dr. Willgrave hatte ihn, mit wenigen Zeilen begleitet, zurückgesandt, und Eleonore den verhängnißvollen Brief geöffnet. —

„Mein Lord," schrieb Willgrave, „so gern ich auch den hiebei kommenden Finger des Philippus Schleicher behalten hätte, so sind doch Umstände eingetreten, die mich zwingen, mich davon loszusagen. Ich fange an, an Gespenster zu glauben. Sie mögen mich auslachen, aber ich kann den Finger nicht behalten. Mündlich werde ich mir die Ehre geben, Ihnen näheren Aufschluß darüber zu ertheilen.

Ew. Lordschaft ergebenster Dr. Willgrave."

Wozu die Schmerzen, die nicht zu beschreibende Seelenqual des armen Clairford am Sterbebette seiner geliebten Gattin schildern. — Er küßte ihr die Augen zu, hauchte ihren letzten Athemzug ein, und war ein verzweifelnder, für immer geknickter Mensch, als das treueste Herz der Erde, das mit so unaussprechlicher Liebe an ihm gehangen, aufgehört hatte, zu schlagen. —

Am dritten Tage legten sie die schöne Hülle der so früh

Digitized by Google

Verblichenen in die kalte Erde, und neben sie diejenige jenes unschuldvollen Wesens, das nur geathmet hatte, um zu sterben! —

Wenige Wochen nachher erhielt der Bürgermeister der Stadt B. folgenden Brief:

„Mein Herr!

Ich bitte Sie, den hier beiliegenden Finger, welcher einer Leiche in der Kreuzkirche angehört, von wo ihn eine frevelnde Hand entfernt hat, wieder an die Stelle, die ihm gebührt, legen zu lassen; auch ersuche ich Sie, von den beigeschlossenen zweihundert Pfund Sterling einhundert Pfund unter die Armen der dortigen Stadt zu vertheilen, die übrigen hundert Pfund aber zum Besten der Kreuzkirche zu verwenden.

London, am .... Lord W. Darson."

Frankreichs Centralisation.

(Aus den Briefen aus Paris, von Dr. K. Gutzkow.)

Diese, dem deutschen Lesepublikum bereits angekündigten, und von demselben mit Spannung erwarteten Briefe aus Paris sind nun in zwei Bänden, Leipzig, bei Brockhaus, erschienen. Die Wahl der Briefform finden wir sehr zweckmäßig, da sie der Subjektivität des Verfassers freien Spielraum läßt, und zugleich die Objektivität nicht ausschließt. Soviel auch über die Weltstadt an der Seine geschrieben worden ist, so wird man doch nicht aufhören, jede neue und mit Geist bearbeitete Wanderung durch dieselbe willkommen zu heißen, denn ein so großartiger Stoff wird nicht nur nicht erschöpft, sondern er erscheint auch fortwährend anders gestaltet und anders variirt. Auf jener großen Bühne treten immer andere Menschen, andere Helden, andere Berühmtheiten auf, und die Sonne eines jeden Tages bescheint andere Ereignisse und andere Gruppirungen. So oft man auf dies tausendfältig gestaltete und immer bewegte Leben und Treiben, auf dies wunderbare Gemisch von Ruhm und Nichtigkeit, von Glanz und Dunkel, von Tugend und Verworfenheit, von Poesie und Prosa, blicken mag, immer wird der Anblick ein anderer seyn und des Beschauers Theilnahme auf's neue fesseln. Dazu kommt noch, daß jeder Betrachter, wofern er ein eigenes Urtheil besitzt, die Dinge anders auffaßt, anders durchlebt und anders wieder gibt. Zu diesen Männern von selbstständiger Ansicht gehört Karl Gutzkow, in dessen Briefen man nicht Wiederholungen fremder Anschauungen, nicht dürre Beschreibungen, noch trockene politische Raisonnements findet, sondern die uns in dem vollen Reize einer eigenthümlichen und geistreichen Auffassung entgegen treten. Solches aber scheint uns die Hauptsache, denn was ist Wahrheit und wer dürfte sich rühmen, sie über allen Widerspruch erhoben und für alle Welt festgestellt zu haben? Ueber den Inhalt dieser Briefe und über die Meinungen und Ansichten ihres Verfassers wird, wie das in Deutschland üblich ist, viel gestritten und geschrieben werden; darin aber wird man übereinstimmen, daß sie interessant und durch die Frische ihrer Farben höchst anziehend sind und sich dem Besten anschließen, was wir in diesem Zweige der Literatur besitzen. Einer weiteren Besprechung der Gutzkow'schen Briefe erlauben wir uns einige Auszüge aus denselben vorauszuschicken.

Paris, 8. April 1842.

Frankreich schöpft seine Kraft aus seiner Einheit. Bei allen Schwankungen seiner Dynastieen, bei aller Kurzlebigkeit seiner Ministerien bleibt eine gewisse Grundlage der Verwaltung sich gleich, die noch von Napoleon's administrativem Talente herrührt. Paris ist das Herz eines Körpers, der in allen seinen Funktionen gehorsam den Eingebungen des Herzens folgt. Alle Gesetze sind zum Vortheil dieser Einheit gegeben. Der Instinkt des Franzosen, Partei, Masse, ein großes Ganzes zu bilden, ein gewisser Instinct der Ordnung bei aller Beweglichkeit des Charakters kommt jenen Institutionen entgegen, die aus Frankreich ein leicht, schnell und im Allgemeinen gut regiertes Land gemacht haben. Alle Springfedern des öffentlichen Lebens in Frankreich schaffen jene moralische Kraft, welche die Folge der Einheit eines Staates ist. Der Unterricht, die Religion, die Sprache, die Presse, das Heer, die Nationalgarde, der einzige Orden der Ehrenlegion, die Steuern, die Schuld, die gleiche Vertheilung der Repräsentation nach Kopfzahl und Steuerlast, die Eintheilung in Departemente, die Departementalräthe, die Unterpräfekten, die Oberpräfekten, die Telegraphen und jetzt sogar die Eisenbahnen, alle diese Institutionen sind erfunden im Sinne der Einheit, eingeführt im Sinne der Centralisation. In ganz Frankreich herrscht nur ein Gesetz. Ueberall dieselbe Regierung, dieselbe Controle, dieselbe Freiheit, dieselbe Abhängigkeit. Leben und Tod nach den gleichen Gesetzen vor dem Maire geregelt, überall dieselbe Verpflichtung zum Kriegsdienst und dieselbe Art der Aushebung, dieselbe Besteuerung, die gleiche Vertheilung der Lasten nach dem Einkommen, dieselbe Wahlmethode bei allen politischen Acten, dieselbe Gerichtsverfassung, dasselbe Gesetzbuch. Man kann in Frankreich viel zerstören, ohne noch auf jene Grundlagen zu kommen, die es den Franzosen so leicht gemacht haben, sich nach den heftigsten Schlägen des Geschicks wieder so schnell zu erholen.

Könnte man von irgend einem erhabenen Punkte in Paris aus das ganze Leben Frankreichs mit einem Male übersehen, so würde man über diese geschäftige, summende Gleichförmigkeit erstaunen, die an die Thätigkeit eines Bienenkorbes erinnert. In 36,000 Gemeinden, heißt es in einem hübschen Gemälde dieser Einheit, 36,000 Glocken, die mit Sonnenaufgang die Landleute zur Arbeit und zum Gebet rufen. Die einen klingen in den strahlenden Pyrenäenhimmel, die andern in die Nebel des Oceans! Mit ihren kleinen Taschen sieht man auf Holzschuhen oder barfuß die braunen südlichen Kinder und die blonden des Nordens in die Schule gehen. 432,000 Gemeinderäthe wandern, ihre Einberufungsschreiben in der Hand, durch Wald und Feld, über Berg und Thal nach dem Gemeindehaus, um unter 36,000 Maires das Beste ihrer Gemeinde zu berathen. Dort wandert der Alpenbewohner, die Flinte auf der Schulter, nach Havre zu, um sich einzuschiffen in eine Garnison von Martinique oder Guadeloupe, während der Normann die Seeklippen von Ingouville verläßt und Briançon gegen Savoyen vertheidigt. — Dies Geld, das der Einnehmer in dem Heidedistrict des Landes als Steuer vom Betrieb der Harzbäume gewinnt, dies selbe Geld baut eine Militärstraße im Elsaß, trocknet die Sümpfe von Rochefort aus, erweitert die Seinequais in Paris. Die Bankbillets, die der reiche Eigenthümer vom Boulevard des Italiens in Paris dem Steuereinnehmer des zweiten Arrondissements an Zahlungsstatt übergibt, werden jene Mauthbeamte besolden, die der Schutz der Tuchmacher in

Digitized by Google

Sedan, der Spitzenfabrikanten von Lille und der Branntweinbrenner von Montpellier und Pezenas sind. Da sind ein baskischer Hirt, dessen Hütte hundert Fuß über den Bergwassern der Pyrenäen liegt, und ein Fischer aus Boulogne, dessen Hütte von der Fluth des Meeres bespült wird. Beide haben sich über ihre Dorfschulzen zu beklagen. Ihre Eingaben kommen an demselben Tage in Paris an, man entsiegelt sie zusammen, und zusammen geht an Beide die Antwort ab, an einem Tage nach Norden und Süden Prüfung und Entscheid von Seiten der Oberbehörde.

Von Dem, was Frankreich durch seine moralische Einheit besitzt, hat Deutschland so gut wie Nichts. Sogar unser einziges Bindemittel, die Sprache, ist bei uns so verschiedenartig, daß den norddeutschen Marsch-Bauer der Anwohner des Bodensee's nicht verstehen würde. Frankreich hatte einst seine Picardie, sein Burgund, seine Tourraine, seine Bretagne, sein Anjou, wie wir unser Schwaben, Franken, Sachsen, unsere Pfalz und unser Sauerland haben. Provinz gegen Provinz, Stamm gegen Stamm ist bei uns selbst in der Sprache verschieden und verfolgt sich mit Bitterkeit und Spott. Verhöhnend spricht der Süddeutsche von der Sprache des Berliners, der Berliner macht den Sachsen lächerlich, Provinz ist gegen Provinz eifersüchtig. Auch in Frankreich herrschte einst der Cantongeist. Aber schon Richelieu legte die Grundlage zur jetzigen Einheit. Richelieu hob die Macht der Vasallen, Ludwig XIV. die Macht der Parlamenter auf. Durch den Despotismus kam Frankreich zur Freiheit, durch die Revolution zur Gleichheit. Die Revolution zerstörte das Mittelalter, hob alle Lokalrechte, alle Provinzialgesetzgebungen auf, die Revolution schuf jene glatte Tafel, auf welche das jetzige Frankreich die Kraft seines politischen Daseyns begründen konnte, die Centralisation.

(Schluß folgt.)

Erste Generalversammlung der Naturforscher und Aerzte in Mainz.

Mainz, 20. Sept.

Ueberraschend ist der Anblick, der sich den in die Halle des nordwestlichen Flügels des ehemaligen kurfürstlichen Residenzschlosses Eintretenden darbietet; vor wenigen Monaten noch eine Ruine, ist das Innere nun ein mit dem Modelle vom Gutenbergsdenkmal, mit den Altären und Grabsteinen der Römer gezierter Raum, der zu einer mit architektonischer Meisterschaft erbauten steinernen Stiege führt, auf der man in den großen Academiesaal und in die, die naturhistorischen Sammlungen enthaltenden Gemächer gelangt.

War man jedoch bei dem Eintritte in das Gebäude angenehm überrascht, waren die Erwartungen schon da übertroffen, so erstaunte man aber höchlich bei dem ersten Blicke in den großen Sitzungssaal; eine fürstliche Pracht von Gold-, Marmor- und Stuccatur-Arbeiten bietet sich hier dem Auge dar; dabei eine Höhe, eine Räumlichkeit, eine Schönheit der Formen, wie sie gewiß selten vorkommen.

Der Saal war, als wir eintraten, schon beinahe ganz angefüllt, die Sitze waren meistens eingenommen und auf den reservirten Plätzen bemerkte man unter andern angesehenen Personen Se. Durchl. den regierenden Hrn. Landgrafen von Hessen-Homburg, Gouverneur, Se. Exl. den Hrn. Grafen v. Leiningen, Vicegouverneur, den Hrn. Generalmajor v. Quadt, Commandanten der hiesigen Bundesfestung. Die Versammlung war sehr zahlreich und konnte wohl 1100 Personen zählen, als Hr. Dr. Gröfer, einer der Geschäftsführer, die Tribüne bestieg und in einem gemüthlichen, sehr gut gehaltenen Vortrage dieselbe willkommen hieß. Er äußerte dabei, der Muth, vor so gelehrten Personen zu sprechen, würde ihm mangeln, zählte er nicht auf ihre Nachsicht. Die gegenwärtige Lage der Stadt Mainz, ihre früheren Verhältnisse, ihre schon im Jahre 1474 gestiftete Hochschule, der im Kriege erfolgte Untergang dieser Bildungsanstalt, die seit dem Frieden gemachten wissenschaftlichen Fortschritte und gestifteten Gelehrtenvereine bildeten den Fortgang seiner Rede. Auf den Verein der naturforschenden Gesellschaft eingehend, bemerkte der Sprecher, wie diese Versammlung unter dem Vorsitze des Hrn. Notar Bruch sich gebildet und durch die gegenwärtige Zusammenkunft besondere Wichtigkeit erlangt habe. Nicht nur das deutsche Vaterland, bemerkte er, richte seine Blicke auf die gegenwärtige Versammlung der Naturforscher und Aerzte, sondern ganz Europa. Die Stadt Mainz habe dieses auch vollkommen begriffen, daher der Vorstand derselben so große Opfer zu würdigem Empfange der anwesenden Gelehrten gebracht, wofür er dieser Behörde hiermit den öffentlichen Dank darbringe; diesem Danke füge er den Wunsch bei, daß die Versammlung mit Nutzen geführt und den erwünschten Vortheil bringen möchte. Dieser Vortrag wurde von allen Anwesenden sehr günstig aufgenommen. Hr. Notar Bruch nahm nun das Wort: auch er hieß die Versammlung willkommen, gab hierauf eine geschichtliche Darstellung der seit dem Monat Sept. 1822 gehaltenen Versammlungen der Naturforscher und Aerzte, that dann Meldung von der durch die 19. Versammlung in Antrag gebrachten Revision der Statuten derselben und machte den Vorschlag, zu dem Behufe die hier anwesenden 6 Geschäftsführer der 19. Versammlung als Commission zu constituiren, damit dieselbe in dieser Angelegenheit ihr Gutachten abgäbe; diesem Vorschlage gaben die Anwesenden ihre Zustimmung.

Es wurde nun Vorlesung gegeben 1) von einer Zuschrift der kaiserl. russischen naturforschenden Gesellschaft in Moskau, die ihren Präsidenten, Hrn. Staatsrath Fischer, als Deputirten zur 20sten Versammlung gesendet hat, 2) von einem Erlasse des landwirthschaftlichen Vereins der Provinz Rheinhessen, der einen Preis von 100 Dukaten auf die beste Beantwortung der Preisaufgabe wegen der Knochenbrüchigkeit des Rindviehs gesetzt hat. 3) Eine Zuschrift eines Dozenten in Bonn wegen Ernennung einer Kommission zu wissenschaftlicher Darstellung der Verrichtungen des Nervensystems. 4) Eine Zuschrift von dem Vorstande des Gartenbauvereins in Darmstadt, der gleichfalls eine Deputation zur 20sten Versammlung gesendet hat.

Es wurden nun Vorträge gehalten von Hrn. Pastor Brehm, über die Eigenthümlichkeiten der Thiere rücksichtlich ihrer Nachkommenschaft; von Hrn. Dr. Stiebel von Frankfurt über einen ihm vor kurzem vorgekommenen Krankheitsfall, wo Infusorien in menschlichen Abgängen in Menge vorhanden waren; ein dritter von Hrn. Professor Kastner von Erlangen über das Licht, seine Entstehung und Wirkung. Alle drei Vorträge nahmen die Aufmerksamkeit der zahlreichen Zuhörer in hohem

Grade in Anspruch; nach ihrer Beendigung verfügte man sich in die Sektionen, um Präsidenten und Sekretaire zu wählen, und die Versammlung wurde aufgehoben.

Mannichfaltigkeiten.

(Landwirthschaftliches.) Die sogenannten Aepfeltrester, welche bei etwas Aufeinanderlagern einen unleidlichen Geruch verbreiten und der Gesundheit höchst schädliche Dünste entwickeln, weswegen auch die Polizei auf deren sofortige Entfernung aus der Stadt mit Recht bedacht ist, wurden seither theils vergraben oder in's Wasser geworfen, und nur der geringste Theil zur Fütterung des Viehes verwendet. Einsender dieses hatte Gelegenheit, über diesen Gegenstand mit einem praktischen Oekonomen aus der Pfalz zu sprechen, und hörte von demselben, daß sich die Aepfeltrester zum Branntweinbrennen sehr gut eigneten, und er bedaure nur, dergleichen in seiner Gegend nicht genugsam auftreiben zu können. — Es scheint, daß hier zu Land in den Brennereien von der Benutzung der Trester wenig oder kein Gebrauch gemacht worden ist. Bei dem heurigen im Verhältniß zu früher hohem Preis der Kartoffeln verlohnte es sich wohl der Mühe, daß Brennereibesitzer dieser für die Landwirthschaft insbesondere und für das Publikum überhaupt nicht unwichtigen Angelegenheit ihre ganze Aufmerksamkeit schenkten.

Ein Reisender erzählt, daß man schwerlich eine prächtigere Abtei finden könnte, als die der Benedictiner in Catanea, die im vorigen Jahrhunderte mit allem erdenkbaren Luxus gebauet worden ist. Es könnten Hunderte von Menschen bequem in dem Palaste leben, wo sich vierzig Mönche, die ein jährliches Einkommen von 340,000 Livr. haben, gemächlich zum Tode vorbereiten. Die guten Väter haben ein Museum, eine Bibliothek, einen sehr schönen Garten, Säle mit kostbaren Gemälden, und sie bringen selbst in die Buße Raffinement, denn sie haben zwei Refectorien, eines zu den fetten Tagen, ein anderes zu den Fasttagen. Dieses Kloster, in dem nur adelige Mönche wohnen, hat sehr bedeutende und zahlreiche Vorrechte. Die Orgel in der Kirche wird von Manchen selbst der berühmten in Freiburg vorgezogen, und rührt von einem unlängst verstorbenen Benedictiner her. Jeder dieser vierzig Mönche hat seine eigene Equipage. Verschweigen dürfen wir aber auch nicht, daß das Kloster sehr viel Gutes thut und die Vorsehung der Umgegend ist. —

In Gameskop, Grafschaft Bregentved in Seeland, ist ein uralter Eichbaum von beträchtlicher Größe, unten hohl und gewöhnlich mit allerlei Zeug behängt, denn derselbe ist mehrere Meilen umher wegen vermeinter Heilkraft bekannt, und wird jährlich von vielen Menschen beiderlei Geschlechtes besucht, die, als Patienten, ganz entkleidet, drei Mal von einer und derselben Seite her um denselben her kriechen, und bei'm Weggehen einen Fetzen oben hinauf werfen. Viele behaupten, dadurch von langwierigen und schmerzlichen Krankheiten befreit worden zu seyn.

Am 5. Sept. d. J. wurden in der Nähe von Thann, k. baier. Landgerichts Herrieden, am Altmühlflusse von einem benachbarten Jäger zwei wilde Gänse angetroffen, wovon er die eine erlegt, die andere aber nur verwundet hat. Es mag dies als eine Vorbedeutung anzusehen seyn, daß sich in diesem Jahr der Winter bald einstellen werde.

Dr. Karl Gutzkow, der sich gegenwärtig in Frankfurt a. M. aufhält und von dort aus seinen nach wie vor in Hamburg erscheinenden „Telegraphen" redigirt, hat ein neues Drama beendigt unter dem Titel: „Ein weißes Blatt", Schauspiel in 5 Aufzügen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß sich die Repertoire der bevorstehenden Wintersaison diese Novität aneignen werden.

(Spritzenschläuche.) In Lyon hat man jüngst eine neue Art Wasserschläuche zu Feuerspritzen benutzt. Sie bestehen aus einem Leinengewebe und Gummi elasticum, zeichnen sich vor den gewöhnlichen durch größere Leichtigkeit und Haltbarkeit, so wie auch dadurch aus, daß sie weniger kostspielig sind.

Zwei Stunden von Urach liegt die uralte würtembergische Bergfestung und Burg Hohenneuffen, die noch unter den würtembergischen Herzogen eine beständige Garnison hatte, deren Hauptmann einst dem Herzoge die wichtige Meldung machte, der noch heutzutage gar viele gleichen: „Auf höchstdero Festung Neuffen ist nichts Neues vorgefallen!" Der Herzog antwortete: „Gottlob, wenn nur nichts Altes eingefallen ist."

Charade
(Zweisylbig.)

Die Erste wandelt Alles um,
Macht Schöne häßlich, Kluge dumm;
Zum Unrecht wandelt sie das Recht,
Den freien Mann zum niedern Knecht;
Den Glauben selbst verkehrt sie oft,
Bringt Mißmuth dem, der Lust nur hofft.

Die Zweite drückt den Sünder schwer
Und macht das Leben freudenleer;
Wie er sie auch verbergen mag,
Sie kommt doch endlich an den Tag.

Wo Erst' und Zweite im Verein
Verweilen, strahlt der Sonnenschein
Des Glückes und der Heiterkeit
Und ist das Herz der Ruh' geweiht.
Beglückt, wen stets das Ganze ziert,
Wer dessen Krone nie verliert!

Kronberg. Joseph Kahn.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 22. Sept. Don Juan, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart. (Gastrolle) Donna Anna: Dem. Marr, vom k. Hoftheater zu Dresden. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 263. Freitag, den 23. September 1842.

Der Fischer und der Tod.

„Komm, Kathrine," rief eines Abends Jan Holder, ein Fischer an der Südersee, seiner Hausfrau zu, „setz' Dich in den Sessel da, und höre die neue Geschichte an, die mir Myn Heer Van der Lind so eben in Amsterdam erzählt hat."

„Geh' an den Galgen mit Deinen Geschichten!" erwiederte Kathrine, indem sie emsig fortfuhr, ihr Zinn zu putzen. „Ich weiß die Zeit besser anzuwenden, als die Tollheiten anzuhören, die Du einfältig genug bist, zu glauben."

„Liebes Kathrinchen," bat Jan, „nur ein halbes Stündchen höre mir zu. Du wirst sehen, es ist die schönste Geschichte, die Dir noch vorgekommen ist."

Kathrine ließ ihr Zinn stehen und nahm in dem Sessel Platz, nicht aus Neugier, sondern ihrem Mann zu gefallen. Jan fing an zu erzählen. Eine halbe Stunde verging und die Geschichte war kaum eingeleitet; eine Viertelstunde weiter, und man sah noch immer nicht, wo sie hinaus wollte. Kathrine rückte ungeduldig auf ihrem Stuhl hin und her, und als eine volle Stunde verflossen war, ohne daß Jan bis zur Hälfte seiner Erzählung gekommen wäre, sprang sie auf, und sagte ihrem Mann rund heraus, er sey ein langweiliger Schwätzer, dem sie nie mehr zuhören würde.

„So sind die Weiber!" sprach Jan, „ungeduldig wie Krabben. Da läuft sie mir fort mitten in der schönsten Erzählung. Auf ein ander Mal werd' ich meine schönen Geschichten für mich behalten oder sie Leuten mittheilen, die sie zu schätzen wissen. Meinetwegen; geh' Du an Dein Zinn, und ich gehe zu Bett." Er legte sich nieder, recht verdrossen über seine gute Frau, die gar keinen Sinn für schöne Historien hatte, während er selber kein größeres Vergnügen kannte, als dergleichen vorzutragen. Kathrine beendigte ihre Arbeit, und ging dann gleichfalls zu Bett.

Es war eine stürmische Novembernacht, und der Sturm war ungewöhnlicher Weise von Donner und Blitz begleitet. Das Sausen des Windes, das Rauschen des Regens und das Brausen der Südersee ließ das Ehepaar in seinem einsamen Häuschen nicht einschlafen. So hatten sie zwei Stunden gelegen, über das Unglück nachdenkend, welches der Sturm auf der See anrichten würde, als sie ein Klopfen an der Hausthür hörten. Anfangs dachten sie, der Wind schüttele die Thür, allein bald wiederholte sich das Klopfen stärker, und sie vernahmen deutlich den Ruf: „Jan Holder, gebt mir ein Obdach, oder ich muß hier umkommen!" Und das Klopfen ward mit verdoppelter Heftigkeit erneuert.

„Wer seyd Ihr denn, daß Ihr zu solcher Stunde und in solch einer Nacht Einlaß begehrt?" rief Jan.

„Willst Du schweigen!" flüsterte Kathrine, ihrem Mann den Mund zuhaltend. „Wer weiß, ob es nicht ein Räuber ist!"

„Und wer weiß, ob es nicht ein ehrlicher Mensch ist," entgegnete Jan. „Sollen wir ihn auf einen grundlosen Verdacht hin in dem Unwetter verderben lassen?"

„Ehrlich oder nicht," sprach Kathrine, „laß ihn anderswo ein Unterkommen suchen. Thue mir den Gefallen, und ich will Dir in Zukunft geduldig zuhören, wenn Du auch zwei Stunden in einem Stück erzähltest." Bei diesen Worten schlang sie die Arme um ihn, um ihn am Aufstehen zu hindern.

„Nein," sagte Jan, „Du hast mir heute Abend den Verdruß gemacht, mir inmitten der schönsten Geschichte von Schiffbruch, Geistererscheinungen, Seeräuberei und Mord fortzulaufen, und jetzt will ich Dir zum Trotz den Fremden einlassen."

Während dieses Gesprächs ging das Klopfen und Rufen fort, und endlich schrie der Unbekannte: „Jan Holder! Schaafskopf! soll ich hier außen umkommen, während Du mit Deinem Weib erörterst, ob es räthlich sey, mir aufzumachen oder nicht?"

„Das nenn' ich Höflichkeit!" sprach Jan, den Fuß aus dem Bett setzend und sich von seiner Frau losmachend. „Das muß ein merkwürdiger Gesell seyn, der in einem Athem eine Gefälligkeit erbittet und schimpft. Der Bursch ist im Stand, wenn ich ihn gespeis't und geherbergt habe, und weigert sich, meine schönste Geschichte anzuhören."

Er öffnete die Thür, und ein Mann von mehr als sechs Fuß Höhe, dem Ansehen nach etwa sechsundzwanzig Jahre alt, trat ein. Seine Kleidung ließ auf Wohlstand, seine Haltung aber nicht eben auf eine sorgfältige Erziehung schließen. Seine Gesichtsfarbe war mehr als frisch, sein Haar röthlich gelb. In seinem Blick hatte er etwas Schlafriges. Bei'm Eintreten schüttelte er dem Fischer und seinem Weib herzhaft die Hand, nahm seinen Mantel ab, schob ungeheißen einen Stuhl an's Kamin, setzte sich und wand seinen Mantel aus und wärmte sich die Füße. Kathrine deckte unterdessen den Tisch und trug etwas kalten Braten und Waizenbrod auf, während Jan ein Fläschchen Wachholderbranntwein herbeiholte. Der Fremde ließ

Digitized by Google

sich nicht lange bitten, zuzugreifen, und bewährte eine Eßlust, die mit seiner Gestalt im Verhältniß stand.

Bisher war er ziemlich schweigsam gewesen. Als er aber einige Gläschen Wachholder zu sich genommen, löste sich seine Zunge, und er entwickelte eine Gesprächigkeit, welche die seines Wirthes weit hinter sich ließ. Vergebens bemühte sich Jan, seine unterbrochene Schauergeschichte wieder auf's Tapet zu bringen; der Rothkopf ließ ihn nicht zum Wort kommen. Was er erzählte, übertraf das tollste Zeug, was Jan je gehört hatte. Dabei mischte er allerlei Späße ein, machte sich über alle Welt und selbst über Jan und Kathrine lustig, und zwar auf eine Weise, daß diese selber herzlich lachen mußten. Kam er auf Thiere zu sprechen, so ahmte er deren Stimme nach, grunzte wie ein Schwein, bahte wie ein Esel, gackerte wie eine Gans, miaute wie eine Katze, bellte wie ein Hund, und sang bald wie eine Amsel, bald wie eine Drossel, bald wie eine Nachtigall. Nachdem das Ehepaar sich über all' diese Tollheiten so abgelacht hatte, daß ihnen die Thränen den Wangen herunter liefen, setzte er sie durch Bauchrednerei in Erstaunen. Sie hörten Menschenstimmen bald aus dem Schornstein, bald durch die Hausthür, bald unter dem Fußboden, bald aus Jan's Rocktasche hervor. Dann kamen Taschenspielerkünste an die Reihe. Der Gast verschlang Gabeln und Gläser, schlug Kugeln durch den Tisch, und stieß sich Messer und Nadeln in die Augen, ohne sich oder den Tisch zu verletzen. Nichts schien ihm unmöglich. Seinem Gesicht konnte er alle möglichen Gestalten und Farben geben. Bald stellte er einen Einfaltspinsel vor, bald einen Rasenden, bald einen Greis, bald eine Mumie. Zu Jan's größtem Erstaunen ahmte er die Gesichter vieler seiner Bekannten nicht nur aus der Nachbarschaft, sondern auch aus Rotterdam, Ostende und Brüssel nach, und um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, erzählte er die Geschichte von Mynheer van der Lind Wort für Wort so, wie dieser sie unserm Jan erzählt hatte, und zwar so, daß er die Stimme, die Ausdrucksweise und selbst das Gesicht des Amsterdamer Schiffers täuschend wiedergab. Jan blickte ihn mit Staunen, ja mit Grauen an; es war ihm, als hätte er den leibhaftigen Teufel vor sich, und doch kam ihm auch wieder das Ganze so spaßhaft vor, daß er immer wieder von Zeit zu Zeit in unbändiges Lachen ausbrach.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreichs Centralisation.

(Aus den Briefen aus Paris, von Dr. K. Gutzkow.)

(Schluß.)

Man kann Erhebliches gegen diese Centralisation einwenden, aber man wird ihre Vortheile nicht verschweigen dürfen. Sie sichert Frankreich eine übersichtliche und kräftige Regierung, sie sichert dem Lande bei allen Schwankungen der Systeme jenes materielle Gedeihen, das bei dem sparsamen Sinne der Franzosen schon jetzt wieder große Reichthümer in allen Theilen des Landes aufgespeichert hat. Der Centralisation verdankt Frankreich die Möglichkeit, sich in sich selbst zu sammeln. Es bildet sich der Stoff für künftige Erschöpfungen, der Ersatz für die möglichen großen Verluste. Die Centralisation ist das einzige Mittel gegen jenen Localegoismus, an welchem in Deutschland Alles kränkelt, ja, an dem auch in England Alles kränkeln würde, wenn England nicht gegen den Egoismus der Gemeinden den gewaltigen Gegendruck des Egoismus der Nation hätte, wenn das wuchernde Schlinggewächs der Privilegien dort nicht von dem Baume der Freiheit übertragt würde. Es mag lächerlich erscheinen, über jeden Stein, der aus einer Kirchhofmauer fällt, erst an die Centralstelle des Departements zu berichten, über jeden Brückenbau erst an das Ministerium der öffentlichen Arbeiten zu Paris, aber wer sichert der Ordnung des Ganzen, daß die Gemeinde die Lücke der Kirchhofmauer wieder ausfüllt, daß die Provinz aus eignem Entschluß dort eine Brücke baut, wo Jahrhunderte lang ein Weg aus Steinen und Brettern oder ein langer Umweg genügte? Ja, gesetzt man baute in Marseille mit ungeheuern Kosten einen Quai, die Ausgaben brächten das Budget der Stadt in Unordnung, man schlüge die Accise des Brotes, die Taxe des Fleisches auf, man ließe um einen glänzenden Quai die Masse der ärmeren Bevölkerung darben, würde man in diesem Falle die ausgleichende Controle einer Centralbehörde nicht der Autonomie der Gemeinden vorziehen?

Allerdings trifft man in Frankreich nicht jene kräftige Selbstständigkeit, jenes poetische Colorit des Provinzlebens, das uns an Deutschland so werth, an Belgien so überraschend ist. Paris absorbirt alle höhern Lebensfunktionen Frankreichs. Paris ist die Blume im Reiche der Mitte, der duftende, betäubende Auszug aller Kräfte der Nation. Nichts macht sich ohne Paris, keine Unternehmung, kein Streben, kein Ruhm, keine Belohnung, nicht einmal ein Erfolg. Die Provinz ist der Docht, nur Paris die Flamme. Die Provinz frägt, und Paris gibt die Antwort. Paris macht Könige und setzt sie ab. Die Provinz ist ein Dorf, nur Paris eine Stadt. Von Paris entspringt Alles und von Paris kehrt es wieder zurück. Es gibt Alles und es nimmt Alles. Die Provinz ist nur Werkzeug, nur Organ, nur Prozeß. In der Provinz kann man eine Wahrheit erfinden, sie bleibt ein Traum, bis Paris sie anerkennt. In der Provinz gibt es Künstler, nur in Paris ist die Kunst. Was man in der Provinz schreibt, wird nur in Paris ein Buch. Man darf geboren werden und sterben in der Provinz, leben aber kann man nur in Paris.

Ja, es ist wahr, Alles, was in Frankreich nicht Paris ist, ist ohne Leben, ohne Farbe, ohne Blüthe. Es gibt reizende Gegenden, aber es fehlt die Gesellschaft, die sie belebt. Kein Thal, keine Gebirgskette, kein Wildbad wird in Frankreich bedeutend werden, da nichts mit Paris wetteifern kann. Glückliche Pyrenäenquelle, glückliches Provencethal, wenn du gewürdigt wirst, gemalt im pariser Salon zu hängen! Die Berge haben Burgen, die Städte alte Thürme, um die sich Epheu schlingt, man besucht sie nicht, man pflegt sie nicht: kein Schloßtrümmer, keine tausendjährige Eiche, kein altes Veilleß ragt in Frankreich so frisch, so jung noch in die Zeit herein, wie unsere Burgen am Rhein, unsere Warten, unsere Rathhäuser, unsere Münster und Dome. Es gibt herrliche Bauten in Frankreichs Provinz, aber es fehlt ihnen die pariser Beleuchtung; die Städte haben Alleen, haben blumenbepflanzte Wälle, haben Theater, Plätze, herrliche Statuen, aber Allem fehlt die Seele, das Relief, der überzeugende Glaube, die Anerkennung, die einschmeichelnde Sicherheit und selbstgetragene Würde. Ich war in Lyon. Eine Stadt, die schon an Italien mahnen könnte und die sich quält, an Paris zu erinnern. Die Damen könnten schon den weißen italienischen Schleyer tragen, aber sie

Digitized by Google

tragen die pariser Moden. Man spricht in Lyon französisch, ohne es zu wissen. Das Französisch der Provinz ist nicht mehr die Sprache, in der Racine und Molière geschrieben haben, sondern eine Sprache des Bedürfnisses, eine Sprache, die auch die Pferde verstehen, eine Sprache, die, wie jede andere, nicht der Geist, sondern der Magen erfunden hat.

Die Nachtheile der Centralisation sind aber noch größer. Die Zurückführung aller der Quellen, die das politische Leben Frankreichs bewässern, auf einen einzigen pariser Ursprung, läßt von der Beschaffenheit dieses Ursprungs das Leben des ganzen Landes abhängig werden. Hier ist in der That möglich, was jener Ungar in Donaueschingen für möglich hielt, durch ein Zuhalten der Donauquelle den Wienern die Donau abzusperren. Trübt man hier die Quelle, so trübt man alle Ströme. Die Administration wird abhängig von der Tagespolitik. Die Minister benutzen die Centralisation zur Erreichung ihrer Wahlzwecke. Die Ministerien entscheiden über das Wohl des kleinsten Fleckens in der Normandie und dieser Flecken wird für die Minister wählen. Die Centralisation ist das weite Tummelfeld der Bestechungen. Eine Reise nach Paris, Besuch bei eitlen Beamten, Bestechung der höheren Instanzen, die Franzosen sagen es selbst, daß dies die täglichen Vorkommnisse in der Staatsmaschine sind, warum es ihnen nicht nachsprechen? Man besticht nicht gut den nächsten Beamten, der in unserem Orte wohnt, täglich mit uns verkehrt, leicht aber den, der in weiter Ferne keine Entdeckung zu befürchten hat. Man besticht auch nicht mit Geld, man besticht durch Einladungen an industriellen Unternehmungen, durch Verwendung für die Interessen Dessen, der sich für uns verwendet, man besticht durch seinen Einfluß in der Provinz, durch seine Wahlstimme, durch Huldigungen, ja nicht selten durch ein angenehmes Aeußere und Dory würde sagen, zuweilen auch durch eine hübsche junge Frau.

Und doch überwiegen die Vortheile der Centralisation unendlich. Was hat Deutschland von seiner bunten Mannichfaltigkeit? Pittoreske Reisen, größere Bildung, aber auch den Fluch der Uneinigkeit. Hätten wir Spaniens Verhältnisse, auch bei uns würde sich Saragossa gegen Bilbao, Bilbao gegen Madrid empören. Wir haben kein gemeinschaftliches Recht, keine gemeinschaftliche Verfassung, keine gleiche Religion, Frankreich ist trotz aller seiner neuesten Demüthigungen doch so wunderbar elastisch nur durch seine Centralisation. Es ist wahr, sie dient zu gleicher Zeit dem Despotismus und der Freiheit, sie macht Alles möglich. Aber in Paris ist nicht Alles möglich, Paris wacht, Paris ist ein Land für sich, seine Faubourgs, seine Arrodissements, seine Gesellschaftsklassen, seine Staatsgewalten kämpfen gegen einander, halten sich Schach, und was die Mehrzahl in Paris gibt, kann das Land selbst schon getrost hinnehmen. Es ist vielleicht ein Unglück, wenn eine Million über dreißig entscheidet, aber das Unglück wäre noch größer, wenn die Vendée, wenn das südliche Frankreich, wenn irgend ein Flecken Frankreichs sich dem Ganzen widersetzen dürfte.

Die Centralisation mildern, ist leicht gesagt. Wie es beginnen? Gegen die Einführung von regierenden Oberpräsidenten der Provinzen sprechen alle Erfahrungen. Selbst Preußen erlebte, daß ein freisinniger Oberpräsident sich gegen Berlin anstemmen konnte. Dem Franzosen muß man so wenig wie möglich Macht in die Hände geben. Er wird sie immer mißbrauchen. Den Städten Frankreichs ist ihre historische Bedeutung entfallen, alles Eigenthümliche ist an ihnen erloschen. Ihre Geltung erhalten sie nur noch durch ihre Besatzung, ihre Regierungscollegien, ihre Gerichtshöfe und durch ihre Industrie. Die Industrie aber wird ihnen durch das pariser Finanzsystem gesichert. Den Städten eine Art Selbstregierung lassen, wozu? In Deutschland hat man diesen Weg eingeschlagen, weil er seit Jahrhunderten von selbst bestand und viele unserer Städte früher reichsunmittelbar waren. Man hat sie sich selbst regieren lassen, weil sie größtentheils so verschuldet sind, daß der Staat wünschen muß, mit ihren innern Angelegenheiten verschont zu bleiben. Auch vergißt der Deutsche, wenn er eine Art Freiheit für sich hat, für die Freiheit der Anderen zu sorgen. Gesetzgeber für die Straßenlaternen seines kleinen Ortes, kümmert ihn das Licht seines Vaterlandes wenig. Der Deutsche ist concret, der Franzose abstract. Seine Gedanken genügen ihm nicht als Begriffe, sondern er muß sie auf dem Papier malen können. Die Centralisation läßt sich zeichnen. Es ist ein großes, kunstvoll gearbeitetes Netz, wo jede Masche, jeder kleine Zirkel in den andern greift. Diesen Schematismus zum Gesetz zu machen, die Centralisation in die Wirklichkeit einzuführen, bedurfte es nur einer Tugend, die wir Deutsche gar nicht, der Franzose aber im höchsten Grade besitzt. Man wird erstaunen, wenn ich diese Tugend nenne. Es ist der Gehorsam.

Die Mainzer Festlichkeiten während der Anwesenheit der deutschen Naturforscher und Aerzte.

** Mainz, 21. Sept.

Zu den vielen Sehenswürdigkeiten, deren wir uns bei Gelegenheit der 20. Versammlung der Naturforscher und Aerzte erfreuen, kam heute auch eine militärische Parade der k. k. österreichischen Garnison wegen Anwesenheit Se. k. Hoh. des Erzherzogs Johann. Vorher hatte der erlauchte Prinz die allgemeine deutsche Industrieausstellung besucht, und wird auch die Versammlung der Naturforscher und Aerzte noch heut Vormittag mit seiner Gegenwart beehren.

Seit gestern Morgen um 10½ Uhr, wo die Mannheimer Liedertafel und das Orchester mit dem Dampfboote hier eintrafen, feierlich daselbst empfangen und unter Musikbegleitung in die Stadt geführt wurden, folgten sich die Gesangvereine von Frankfurt, Aschaffenburg, Hanau und Wiesbaden, die auf der Eisenbahn ankamen und ebenfalls von Deputationen feierlich eingeholt wurden. Die Lebhaftigkeit hier in den Straßen hat sich dadurch verdoppelt; alle Gasthöfe und beinahe alle Privathäuser sind mit fremden Gästen angefüllt. Unterdessen hört man keine Klagen über größere Theuerung; auch befürchtet hier Niemand, daß man sich, wie das anderswo der Fall gewesen seyn soll, den Andrang zu Ueberforderungen zu Nutzen machen könnte. Es sind Tausende eingetroffen, es könnten noch Tausende eintreffen, alle würden untergebracht und Niemand übernommen werden. Eine große Menge von Gästen ist für Mainz keine Last; es ist nur ein Mittel zur Erhöhung der Geselligkeit und Freude. Man sah dies recht augenfällig bei dem Festmahle am Montage in der Fruchthalle; mehr als 1100 Personen nahmen Theil daran; aber alle Anordnungen waren so gut getroffen, daß Jeder befriedigt hinweg ging und Niemand gegründete Klagen führen konnte. Der Toast, der auf das Wohl Sr. königl. Hoh. des Großherzogs von Hessen von Hrn.

Medizinalrath Dr. Grösser, und jener auf die 20. Versammlung der Naturforscher und Aerzte, der von Hrn. Regierungspräsidenten Freihrn. v. Lichtenberg ausgebracht wurde, wurden mit dem freudigsten Enthusiasmus erwiedert. Eben so war das Festmahl, das die Mainzer Studiengenossen gestern in dem Gasthofe zum Bären in Kassel vereinigte, eines der angenehmsten und unterhaltendsten, dem man beiwohnen konnte; nahe an 300 Personen, die alle in Mainz ihre Studien gemacht haben, bestiegen um 1 Uhr ein Dampfboot und machten unter Musik und Gesang eine zweistündige Fahrt auf dem Rheine, nach deren Beendigung sie an's Land stiegen und in einem feierlichen Zuge mit Musik in den Gasthof zogen. Zu diesem Mahle waren die vorzüglichsten Anordnungen getroffen und Speisen sowohl als Getränke ausgezeichnet. Die von den Herren Neus, Vater, Nikl. Müller und Phil. Thielmann für dieses Fest gedichteten Gesänge waren aus dem Leben gegriffen und dem Gelage so angepaßt, daß sie bis in die späteste Nacht die zahlreiche Gesellschaft bei der munterstenLaune erhielten. Die Toaste wurden von den Herren Präsident Neus, Präs. Freihr. v. Lichtenberg, Präs. Pitschaft, Bürgermeister Nack, Prof. Baur und Obergerichtsrath Metz, so wie von Hrn. Prof. Müller ausgebracht und waren, obgleich improvisirt, doch den Gesinnungen und dem Geiste der Theilnehmer in dem höchsten Grade angemessen und, um uns eines sonst gewöhnlichen Ausdrucks zu bedienen, aus ihrer Seele genommen.

Heute früh um 7 Uhr brachte eine Musikbande von der oberen Gallerie des Domthurms eine Musik frommeren Gepräges, die von erhebender Wirkung war, und heute Abend findet nach beendigtem Musikfeste eine große Réunion in den obern Sälen des Casino's statt, die sehr glänzend zu werden verspricht. Morgen früh wird, wie ich Ihnen früher schon geschrieben habe, ein musikalisches Frühstück in der neuen Anlage eingenommen, auf das, als etwas ganz Neues, die allgemeine Aufmerksamkeit Einheimischer und Fremder ganz vorzüglich gerichtet ist. Unter allen diesen Zerstreuungen verlieren jedoch die hier anwesenden Naturforscher und Aerzte den Zweck ihres Hierseyns nicht aus den Augen; die Sektionen sind sehr besucht, und die Vorlesungen, welche die ausgezeichneten Professoren halten, fesseln die Leute vom Fache sowohl, als die Dilettanten, und an diesen Vormittagen sollte man sich eher in die Aula einer Hochschule, als in eine an Vergnügungen aller Art so erfinderische Stadt, wie Mainz, versetzt glauben.

Während ganz Mainz festlich bewegt ist, während überall Celebritäten sich versammeln und es überall in unsern Mauern von Namen voll gewichtigen Klanges wimmelt, hat auch unser Theater sich festlich geschmückt, um gleich bei seiner Eröffnung Celebritäten der Musikwelt bei uns einzuführen: Mad. Bishop, diese renommirte, treffliche Sängerin, die mit der Kunde von Triumphen, die sie in Petersburg, London und Wien erlangt, bei uns einzog, und alle Herzen mit Bewunderung erfüllte, und Bochsa, der bekannte Harfenist, der Vater der Harfe, der Liszt seines Instruments, der Lehrer zweier Kaiserinnen und der gefeierte Liebling der englischen haute volée. Das Haus war gefüllt und der Beifall ungewöhnlich. Alles war von Bewunderung hingerissen, so viele verschiedene Eigenschaften in einer Sängerin vereint zu sehen. Wie herrlich gab sie die neckische Rosine und dann wieder die tragische Rolle der Anna Bolena. Alles staunte über die Kraft dieses hinreißenden Spiels, über die herrliche Schule und Methode dieser Sängerin, die schon der russische Dichter Bulgarow nur die Nachtigall Englands nennt. Bochsa kam, sah und siegte. Wer kennt nicht Bochsa's Namen in der Musikwelt, Bochsa's Talente, Bochsa's Kompositionen! den stürmischen Beifall vermag ich Ihnen nicht zu schildern; das Hervorrufen nahm beinahe kein Ende, und man freut sich allgemein auf das zweite dramatische Konzert, das nächsten Freitag im hiesigen Theater statt findet.

Mannichfaltigkeiten.

(Mainz, 18. Sept.) Heute Nachmittag war hier großes Wettturnen, an welchem die Hanauer, Darmstädter und Frankfurter Turngesellschaft auf's kästigste Theil nahmen. Die Menge der Zuschauer war über alle Erwartung groß und die Befriedigung allgemein. In der That haben die jungen Ringer eine Kraft und Elastizität der Glieder entwickelt, die nichts zu wünschen übrig lassen. Es wird gewiß eine Zeit kommen, wo auch in dem kleinsten Städtchen, ja, in jedem Dorfe eine Turnanstalt zu finden seyn wird; denn was ist dem Menschen wohl nöthiger, als ein gesunder, kräftiger Körper, der, durch fortwährende Uebung gestählt, auch fähig ist, zur rechten Stunde mit festem Arme das Vaterland zu vertheidigen?

Schlechten Dichtern ist der Reim nur eine Krücke, die ihren lahmen Gedanken forthilft.

In Athen hat eine Anzahl von Künstlern und Dilettanten einen Verein zur Aufführung altgriechischer Tragödien in der Ursprache gebildet. In Griechenland hat ein solcher Plan Sinn; aber die Ausführung dürfte doch wohl am Mangel von Personen scheitern, welche der alten griechischen Sprache mächtig und in den Geist der Alten tief genug eingedrungen sind, um etwas Erquickliches leisten zu können.

Der Herzog v. Berwick kam einst durch ein Städtchen am Niederrhein; der Thorschreiber trat an den Wagen und fragte nach dem Namen des Reisenden. „Düc (Herzog) de Berwick" sagte der Kammerdiener und der Wagen fuhr weiter. Der Thorschreiber schüttelte den Kopf und rief: „Ei der tausend, der gibt's hoch!" Als am Abend das Verzeichniß der Durchpassirten eingegeben wurde, stand der Duc de Berwick darin als „der dicke Bärenwirth."

Der Dichter der Todtenkränze, Freihr. v. Zedlitz, ist vom Könige von Bayern zum Ritter des Civilverdienst-Ordens der bayerischen Krone ernannt.

Theater-Anzeige.

Freitag, 23. Sept. Griseldis, dramatisches Gedicht in 5 Abth., von Fr. Halm.

Redaktrur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 264. Samstag den 24. September 1842.

Der Fischer und der Tod.

(Fortsetzung.)

Mitternacht war vorüber, als der Fremde den Wunsch ausdrückte, sich zur Ruhe zu begeben. Kathrine wies ihm ein bequemes Lager in dem anstoßenden Gemach an, und ging dann gleichfalls mit Jan zum zweiten Mal zu Bett. Nach einem langen Gespräch über den seltsamen Gast, dessen Ende war, daß Beide nicht zu sagen wußten, was sie aus ihm machen sollten, schliefen sie ein. Jan schlummerte nichtsweniger als sanft. Er träumte in einem fort, und seine Träume waren zwar nicht toller als die Abendunterhaltung — aber mannichfaltiger und unzusammenhängender. Bald war er in der Arche Noä, und wohnte einem Konzert bei, welches die Vögel, Vierfüßer und Insekten aufführten; bald war er wieder in seinem Haus und hörte Menschenstimmen aus dem Kamin, aus der Decke, aus den Schränken und Schubladen, die einen laut, wie der Donner, die andern leise, wie ein Flüstern, und doch dabei so deutlich, daß kein Ton verloren ging; einige bezaubernd wie Sphärenmusik, andere schaurig wie Grabestöne. Und dazwischen erblickte er das Proteusgesicht seines Gastes in allen möglichen Verwandlungen, sah ihn Messer, Gabeln und Teller zum Nachtisch verspeisen, und zum Schluß seinen Magen aus den Hosen herausziehen und die unverdaulichsten Gegenstände wieder herausnehmen.

Beim Erwachen meinte der Fischer, er habe von dem Augenblick an, wo er sich zuerst niedergelegt hatte, in einem fort geträumt. Allein bald ward er seinen Irrthum gewahr, denn der rothhaarige Gast trat aus dem Nebenzimmer ein, und wünschte dem Ehepaar guten Morgen. Das Frühstück ward aufgetragen, und der Fremde nahm Theil daran, und würzte es mit einer Fortsetzung der Unterhaltung vom vorigen Abend. Eine neue Ueberraschung bereitete er seinen Wirthsleuten dadurch, daß er eine genaue Bekanntschaft mit Dingen verrieth, welche sie bisher nur allein zu wissen geglaubt hatten. Zwischendurch machte er sich bald über Jan, bald über Kathrinen lustig, aber immer so, daß sie nicht zornig werden konnten, sondern herzlich lachen mußten. Bei aller Heiterkeit konnten sie sich aber doch nicht eines unheimlichen Gefühles in der Nähe ihres Gastes erwehren, so daß es ihnen gar nicht unlieb war, als er nach Beendigung des Frühstücks Anstalt zur Abreise machte. Er schüttelte der Hauswirthin herzlich die Hand, dankte ihr für ihre Sorgfalt, und versicherte, er werde dieselbe nicht vergessen. Jan begleitete ihn eine Strecke, damit er den Weg nicht verfehlte. Als der Fischer ihm glückliche Reise wünschte, sagte der Fremde: „Jan, Ihr seyd gastfrei gegen mich gewesen, und verdient darum meinen Dank. Ich meine nicht eine bloße Danksagung, denn das wären nur Worte; Thaten aber sind besser, als Worte, und ich möchte mich durch die That dankbar beweisen. Sprecht zwei Wünsche aus, mögen dieselben lauten, wie sie wollen, Ihr werdet sehen, daß sie in Erfüllung gehen. — Nun, was glotzt Ihr mich an, wie eine Nachteule? — Ich spaße nicht, sagt, was Ihr wünscht."

„Geehrter Herr," erwiederte Jan, keineswegs diese Worte für Ernst nehmend, „ich danke Euch für Euer Wohlwollen; allein glücklicher Weise kann ich solche geringe Gefälligkeiten unentgeltlich leisten. Seht, ich habe ein gemächliches Häuschen, tausend Gulden in der Bank zu Amsterdam, sechs hübsche Boote und ein hübsches Weibchen, die zwar ein bischen ungeduldig ist, namentlich wenn sie auf meine Erzählungen hören soll, übrigens aber mich von Herzen liebt. Sagt selber, was soll ich noch weiter wünschen?"

„Jan," sagte der Unbekannte, „ich freue mich, daß Ihr so zufrieden seyd. Indeß erwägt mein Anerbieten. Es wird Euch schwerlich je wieder ein ähnliches gemacht werden."

„Ich sehe, werther Herr," erwiederte Jan, „daß Ihr immer gern spaßt, und ich meines Theils verstehe Spaß, und sage Euch also hiermit zwei Wünsche, die ich lange gehegt habe. Der erste wäre, daß, wer sich auf den Sessel meiner Frau setzt, nicht eher wieder aufstehen kann, als ich es will; — der zweite, daß, wer auf meinen Sauerkirschenbaum steigt, so lange darauf bleiben muß, bis ich ihm erlaube, herabzusteigen."

„Eure Wünsche sind gewährt, Jan," sprach der Fremde, und ging von dannen.

Das Benehmen des Rothkopfs war, seitdem er das Haus verlassen hatte, ganz und gar nicht scherzhaft gewesen, und die letzte Zusicherung hatte er in einem Ton gegeben, welche Jan's Ansicht von dem Sinn seiner Aufforderung wankend machte. Halb zweifelnd, halb glaubend, ging der Fischer nach Haus, und beschloß beim Eintritt in seine Wohnung, sich sofort Gewißheit zu verschaffen, ob seine Wünsche gewährt seyen.

Es war an diesem Tag so wenig an Fischen zu denken, wie am vorigen, mithin war Erzählen für Jan dringendes Bedürfniß. Kaum sah er seine Kathrine in ihrem Sessel sitzen, so begann er die Erzählung von Mynheer van der Lind von

Digitized by Google

euem, und, o Wunder! er erzählte volle drei Stunden, ohne daß Kathrine Miene gemacht hätte, von dem Stuhl aufzustehen. Jan war jetzt der glücklichste Mensch unter der Sonne. Wenn er eine Geschichte auf dem Herzen hatte, so brauchte er jetzt nur seine Frau oder, falls diese abwesend war, einen herbeigerufenen Nachbar in den Sessel zu nöthigen, und er konnte seine Erzählung so weit ausspinnen, wie er wollte, ohne daß ihm der Zuhörer fortlief. Also verlebte Jan vergnügt den Winter, und als die Kirschenzeit kam, da bewährte auch der Sauerkirschenbaum seine wunderbare Eigenschaft. Die Kirschendiebe stellten sich wie gewöhnlich ein, und wenn Jan Morgens in sein Gärtchen ging, fand er sie richtig auf den Baum gebannt, so daß er sie greifen, binden, und entweder dem Bürgermeister überliefern oder durchbläuen konnte.

(Schluß folgt.)

Eine Reise in den Krater des Vesuv.

Dieses gewaltige Wagniß hat jüngst ein französischer Gelehrter, Preisser, unternommen. Seine lebendige Schilderung darüber, welche eben bekannt geworden, ist folgende:

Wie wir einmal auf dem Plateau des Berges waren, eilten wir, geleitet von dem Lichte des vulkanischen Feuers, um zu dem Krater zu gelangen, und hier entwickelte sich vor unsern Blicken eine der allergroßartigsten Scenen der Natur, deren Erinnerung niemals verwischt werden kann. Wir stehen vor einem ungeheueren, trichterförmig gestalteten Schlunde. Im Grunde desselben, den das Auge nicht erspähen kann, braust die kochende Lava. Die Flammen flackern in der Luft, und eine mächtige Säule weißen, erstickenden Rauches erhebt sich in Wirbeln nnd verbreitet sich weit umher. Von Zeit zu Zeit lassen sich starke Detonationen vernehmen. — Ich war von diesem großen Phänomen ganz ergriffen, und bemühte mich, doch vergebens, bis unten in den Krater zu schauen. Die Wirbel dicken Rauches, welche fortwährend aus dem Trichter aufstiegen, gestatteten dem Auge nicht, den Abgrund zu erreichen und das fürchterliche Schauspiel zu untersuchen. Die Stimme meines Führers riß mich aus meinen Betrachtungen; er bot mir an, mich gegen eine gute Belohnung bis auf den Boden des Kraters zu leiten. Ich sah ihn starr an, um zu erfahren, ob er nicht scherze. Die Idee, meine Glieder in diesem Feuermeer braten zu lassen, sprach mich nicht sonderlich an. Indessen erinnerte ich mich der Geschichte des Architekten Suflot, welcher im Jahr 1750 an langen Stricken, die am Rande des Kraters befestigt waren, sich in den Schlund des Aetna hinab ließ, und des ähnlichen Wagnisses eines gewissen englischen Bischofs, der sich, an einen vorspringenden Felsen am Krater des Vesuv befestigt, in denselben hinab gelassen hatte. Ich schritt vor zum Rande des Abgrundes, um das Unternehmen in seinen möglichen Folgen zu ermessen. Der Rand des Trichters war beinahe steilrecht. Hin und wieder gaben zwar einige Hervorragungen von bizarren Gestalten einen Anhaltspunkt, aber von deren Festigkeit konnte ich mich nicht überzeugen. Im Geiste berechnete ich die Geschwindigkeit und den Fall, und kam zu dem Schlusse, daß bei dem letztern alle Hülfe unmöglich sey. Auch hatte ich die Aussicht, durch den dicken Rauch und die sauren Dämpfe, welche dem Schlunde entstiegen, erstickt zu werden. Diese ersten Untersuchungen hatten nichts Einladendes. Aber den Vesuv zu verlassen, ohne ihn bis zu seinen Eingeweiden zu sehen, mich schon so vielen Beschwerden ausgesetzt zu haben, ohne deutlich den brennenden See und das ganze große Naturspiel anzuschauen, das würde mir für immer eine schmerzliche Erinnerung gewesen seyn! Ich befragte meinen Führer über die Art der Hinabsteigung. — Sehr oft, sagte er, ist die Hinunterfahrt ganz unmöglich, denn die Gestalt des Kraters verändert sich fortwährend; aber seit dem Jahre 1840 hat sich eine Menge Unebenheiten von Lava-Fragmenten an den Wänden vorgeschoben; sie bilden hin und wieder Erhabenheiten, und diese machen es möglich, daß man langsam und mit vieler Vorsicht in den dunkeln Schlund hinabsteigen kann. Vor einem Jahre, so fuhr er fort, bin ich mit einem Engländer in den Krater gestiegen, und wir sind ohne irgend ein bedeutendes Ereigniß wieder zu Tage gekommen.

Diese letzten Worte brachten mich zum völligen Entschluß. Man soll nicht sagen, daß ein Franzose sich zurückzog, während ein Engländer es erfolgreich wagte. Mit einigen Stücken Stricke befestigte ich meine in Lappen zerrissenen Schuhe, meine Hände schützte ich durch ein Paar starke Handschuhe, und mein Führer hüllte mir den Kopf bis an den Mund in ein dickes Tuch ein, in welches ich meine Nase putzen konnte, um nicht von den Schwefeldämpfen erstickt zu werden; dann bewaffnete ich mich mit meinem Stock und schickte mich zur Hinunterfahrt an. Den Rücken wider die Lava gelehnt und den Körper rückwärts gebogen, suchten wir mit Fuß und Stock die Lavavorsprünge, auf welche wir treten konnten. Unser Vorrücken war langsam und mühsam. Zuweilen mußte man sich auf die Seite legen und eine Strecke hinabgleiten lassen, wenn der Stützpunkt zu entfernt war. Die Hitze wurde, so wie wir tiefer kamen, unerträglich. Der Schweiß rollte von unsern Stirnen und durchnäßte unsere Kleider. Ein saurer, erstickender Dampf reizte uns beständig zum Husten, und zuweilen waren wir von jenem so eingehüllt, daß alles Vorwärtsschreiten unmöglich ward. Man mußte warten und sich das Gesicht bedecken, bis der Dampf eine andere Richtung genommen hatte. Eine geistige Aufregung unterstützte uns und munterte uns auf, so wie wir tiefer kamen; ich schämte mich, auf dem halben Wege zurückzukehren. Einmal glaubte ich, daß es um mich geschehen wäre; ich setzte meinen Fuß auf ein nicht festhaltendes Lavastück, welches hinter demselben sich fortschob. Ich schrie, und glücklicher Weise kam ich bei meinem Falle auf die Schulter meines Führers zu liegen, der sich rasch rückwärts niederwarf und behende auf seinen Stock stützte. Ich zittere noch heute, wenn ich an die Gefahr denke, welche mich bedrohte. Aber auch von jenem Augenblicke war meine Aufmerksamkeit ganz eingenommen von der des Schauspiels, welches sich zu unseren Füßen dem Auge entwickelte. Wir waren nach mehr als zweistündiger Arbeit zu der Stelle gekommen, wo man leichter hinabsteigen konnte, und ich beklagte die aufgewendete Mühe nicht. In geringer Tiefe unter mir breitete sich ein Feuermeer aus, in welchem es merklich kochte. Blaue Flammen flackerten auf seiner Oberfläche umher, wie beim Schwefel im feurigen Flusse. Eine ganz weiße Feuersäule erhob sich senkrecht aus dem Grunde und drehete sich um sich selbst. Der Wind, welcher auf dem Kraterrande wehete, schlug in den Trichter hinein und vertrieb die Rauchsäule, und solche Augenblicke mußte man festhalten, um daß siedende Lavameer zu beobachten. Dieses selbst veränderte

Digitized by Google

beständig seinen Höhestand: zuweilen hob es sich nach und nach, aber schnell, wie das Meer bei einer starken Fluth; dann aber senkte es sich wieder und verschwand gänzlich dem Blicke. Wenn es längs dem Rande des Trichters aufstieg, so war es rothglühend und ließ ein dumpfes, donnerähnliches Brüllen vernehmen. Die Erde bewegte sich und zitterte unter unseren Füßen; die Lava stieg dann immer höher, öffnete sich endlich krachend und warf ein Felsenstück in die Luft; dann, als hätte es seinen Zorn besänftigt, fiel der feurige See wieder langsam, um sich später wieder zu erheben.

Ich hatte noch sehr Vieles zu untersuchen, aber ich war genöthigt, wieder empor zu steigen. Die Hitze drohete, mich zu ersticken, und ich fürchtete, unwohl zu werden. Der Schweiß rieselte von meinem Körper; meine Respiration war durch das Verschlucken des sauren Gases von Zeit zu Zeit unterdrückt. Meine geborstenen und blutigen Füße versagten ihren Dienst; ich gab meinem Führer ein Zeichen, und wir bewegten uns so schnell, wie es gehen wollte, aber leichter, als wir herabgekommen waren, nach der Atmosphäre. Wie ich aus dieser Höhle herausstieg, war ich nicht mehr erkennbar. Der Rauch hatte mich in einen Neger oder vielmehr in einen Teufel verwandelt. Meine Kleider waren durch die Einwirkung der Dämpfe mit allen Farben buntscheckig geworden und von der Flamme versengt. Entkräftet von der Anstrengung, warf ich mich der Länge nach neben einer Spalte hin, aus welcher eine breite Flamme aufloderte, um mich vor der strengen Kälte und dem eisigen Winde zu schützen, welche in diesen hohen Regionen hausen. Der Tag brach an, und nach und nach erhellte sich der Horizont. Es ist ein zauberisches Schauspiel, die Sonne auf dem Vesuv aufgehen zu sehen. Das Prachtvolle der Aussicht, welche sich dabei dem Beschauer entfaltet, läßt sich nicht beschreiben. Die kräftigsten Worte wären zu matt, um die Empfindungen auszudrücken, welche dabei in der Seele auftauchen. Man sieht Pozzuoli, das mycenische Vorgebirge, die köstlichen Gestade von Pausilippo mit ihren blumigen Hügeln, die Inseln Procida, Ischia, Capri, das Vorgebirge von Sorrento und Neapel amphitheatralisch längs dem ungeheuren Meere sich ausbreiten. Welch ein Zauber in diesem bewundernswürdigen Bilde, und welcher Contrast mit den fürchterlichen Einoden der Umgegend!

Ausstellung von Oelgemälden altitalienischer Schule.

Frankfurt a. M., 21. Sept.

Seit einigen Tagen wird eine im Modellsaale unseres Städel'schen Institutes (gleicher Erde, im Hofe links) zur freien Beschauung ausgestellte Sammlung von Oelgemälden altitalienischer Schule, so wie auch zweier von Rubens von Freunden und Verehrern der Kunst zahlreich besucht. Noch immer stehen die herrlichen Kunstgebilde, mit welchen die berühmten Maler Italiens die Kirchen, Klöster und Paläste geschmückt haben und deren Ruhm im Strome der Zeit nicht untergegangen ist, als unerreichte Muster da, und noch immer wandern die Jünger der Malerkunst nach dem Lande, wo die Orangen blühen, um sich durch die Beschauung und das Studium jener Meisterwerke, in welchen Schönheit der Form und Idealität vereinigt sind, zu begeistern und zu bilden. Unter den Bildern der obengenannten Sammlung, deren spezielle Würdigung wir Männern vom Fach überlassen müssen, befinden sich viele, welche wir als vorzüglich bezeichnen zu müssen glauben. Wir deuten einige derselben nachstehend an: die Abnahme vom Kreuz, Nro. 14, ein sehr schönes und wohl erhaltenes Bild von Giacomo Palma, — Elias in der Wüste, Nro. 31, von Simone Cantarini du Pesaro, mit einem trefflichen Engelskopf; Hände, Brust und Arme vorzüglich in Zeichnung und Farbe und wohl erhalten, — Portrait einer Dame, Nro. 70, von Paul Veronese, — heilige Mutter Gottes mit Heiligen, Nro. 35, von Tizian, mit einigen schönen Köpfen voll milden und lieblichen Ausdrucks, — Skizze von Nic. Poussin, Nro. 25, — David mit dem Haupte Goliath's, Nro. 10, von Bernardo Campi, ein vortrefflich componirtes Bild, — knieende Mutter Gottes, Nro. 63, von Leonardo da Vinci, — die stillende Mutter Gottes, Nro. 50, von Francesco Rondani, sehr lieblich in der Wirkung, — der Sturz der Titanen, Nro. 44, von Rubens, im Jahre 1600 in Mantua gemalt, eine geniale und meisterhaft behandelte Composition, — Kindermord, Nro. 27, von Guido Reni und Reitergefecht, Nro. 61, von Borgonone, besonders gut ausgeführt. Außer den hier angedeuteten Gemälden umfaßt die Sammlung noch viele andere von besonderem Kunstwerth. Indem wir es für Pflicht halten, die Aufmerksamkeit des Publikums auf diese Exposition, welche von Morgens 10 bis Abends 6 Uhr geöffnet steht, aufmerksam zu machen, fügen wir den Wunsch bei, daß ein Theil derselben von wohlhabenden Kunstfreunden acquirirt werden und somit in unserer Stadt verbleiben möge.

Zweite Generalversammlung der Naturforscher und Aerzte in Mainz.

** Mainz, 22. Sept.

Ungleich zahlreicher war die heutige Versammlung als die erste. Die Zahl der Theilnehmer hat sich seitdem bedeutend vermehrt; der offiziellen Kundmachung in den „Tagblättern" zufolge, sind in den letzten Tagen noch 175 auswärtige Mitglieder eingetroffen; auch waren heute so viele Damen anwesend, als die Gallerie fassen konnte.

Interesse bot diese Sitzung in hohem Grade, da Fragen, die für das künftige Gedeihen der Anstalt von Wichtigkeit sind, zur Entscheidung kamen. Um 10 Uhr wurde sie mit Ablesung einer Einladung eröffnet, worin die hier Anwesenden ersucht wurden, bei der im künftigen Monate in Straßburg stattfindenden Gelehrten-Versammlung sich zu betheiligen. Hierauf erstattete die in der letzten Generalversammlung wegen Revision der Statuten ernannte Commission Bericht; sie trug nach Anführung der Gründe darauf an, die Statuten so, wie sie bisher bestanden, zu lassen und auch während der nächsten fünf Jahre keine Abänderung derselben in Vorschlag zu bringen; dieser Antrag wurde mit überwiegender Stimmenmehrheit angenommen. Es handelte sich bei der vorgeschlagenen Revision um das gewissen Mitgliedern zustehende Stimmrecht (dermalen steht es nur denjenigen zu, die Schriftsteller in naturwissenschaftlichen und medizinischen Fächern sind); man wünschte diesem Stimmrechte eine größere Ausdehnung zu geben, und zwar, wie es scheint, aus wichtigen Ursachen; allein die Mehrheit der Versammlung entschied sich dagegen. — Nun kam die Frage wegen der Stadt, wo die 21. Versammlung der Naturforscher

Digitized by Google

und Aerzte gehalten werden sollte, zur Sprache. Hr. Medizinalrath Gröser bemerkte, daß Grätz in Steiermark schon im vergangenen Jahre als künftiger Versammlungsort vorgeschlagen worden sey und daß viele Rücksichten diese Stadt hierzu besonders qualifizirten. Von einer andern Seite wurde jedoch Bremen in Antrag gebracht, dagegen aber von einem Dritten eingewendet, Grätz, die Hauptstadt von Steiermark, biete durch ihre Lage und Größe, so wie durch die Eigenthümlichkeiten des Landes dem Gelehrten manche Merkwürdigkeiten dar: als Universität mit vielen wissenschaftlichen Sammlungen ausgestattet, eigne sie sich vorzüglich zu einer Zusammenkunft von Naturforschern, zu deren gastfreundlichen Aufnahme man dort gewiß alle Vorkehrungen treffen würde; andere Rücksichten, als solche, die sich auf Deutschland überhaupt bezögen, möge man bei der Wahl nicht vorherrschen lassen; ein Mann habe gesagt, kein Oesterreich, kein Preußen, sondern ein Deutschland; dieser Mann wohne in Grätz (lebhafter Beifall). Der frühere Redner brachte wiederholt Bremen als Versammlungsort in Vorschlag; Bremen, sagte er, sey eine große Stadt, reich an Sammlungen und Kunstschätzen; sie sey in stetem lebhaften Verkehre mit Amerika, und erhalte von dort nicht allein sonstige bemerkenswerthe Gegenstände, sondern sogar lebende Thiere; auch könnten Naturforscher und Aerzte der jenseitigen Hemisphäre weit leichter dorthin kommen, als in eine andere vom Meer weiter entfernte Stadt; hinzukomme, daß man bisher immer für die Versammlungen zwischen einer südlich und einer nördlich gelegenen Stadt gewechselt habe, daher sey diesmal eine nördliche an der Reihe.

Ein Mitglied verlangte die Abstimmung mittelst der Ablesung der Namen und die Erklärung eines jeden Stimmberechtigten, welche der beiden Städte er als künftigen Versammlungs-Ort bezeichne. Diesem Verlangen wurde jedoch nicht entsprochen, sondern durch Handaufheben und Zuruf mit entschiedener Mehrheit Grätz als der künftige Versammlungsort bezeichnet, und bei der Gegenprobe Bremen nur von wenigen Personen angenommen; nach dieser Entscheidung schlug Hr. Dr. Gröser die hier anwesenden Herren Dr. Langer von der Universität und Prof. Schröter vom Johanneum zu Grätz zu Geschäftsführern des künftigen Jahres vor, was gleichfalls angenommen wurde.

Der Sekretair der Versammlung, Hr. Pfarrer Schmitt, verlas dann einen Antrag, demgemäß die Themate über wichtigere Fragen jedes Mal in der vorhergehenden Versammlung gestellt, und sodann der künftigen Versammlung zur Lösung aufgegeben werden sollen, damit sie in der Zwischenzeit gehörig vorbereitet werden könnten. Auch dieser Vorschlag wurde gutgeheißen.

Jetzt hielt Hr. Professor Dr. Leukard von Freiburg einen Vortrag über Beobachtungen an den Menschen ähnlichsten Thieren, Hr. geheime Hofrath Dr. von Martius von München einen zweiten über die Krankheiten der Indier, und Hr. Professor Alexander Fischer von Waldheim von Moskau einen dritten über die Einrichtung des von ihm erfundenen pankratischen Mikroskops, die vieles Interesse erregten und mit Applaus belohnt wurden, worauf die Sitzung ein Ende nahm, und die dritte Generalversammlung auf künftigen Samstag anberaumt wurde. In den heutigen Sektionssitzungen kamen bemerkenswerthe Vorträge vor, worunter wir nur desjenigen erwähnen, den Hr. Professor Kupfer und Hr. Ramoffsky von Petersburg und Kasan über magnetische Beobachtungen hielten. — Ueber das gestrige Musikfest, die Reunion dansante im Kasinosaale und das heutige musikalische Frühstück in der neuen Anlage werde ich einen weiteren Bericht einzusenden nicht ermangeln.

Mannichfaltigkeiten.

Die Pariser schenken jetzt der Eisenbahn nach Versailles auf dem linken Ufer wieder Vertrauen. Am 28. August fuhren viele Tausende darauf nach Versailles.

Konzert des Pianisten Charles Halle.

Seit langer Zeit hatte kein Konzert sich eines so zahlreichen und ausgewählten Auditoriums zu erfreuen, als das am 19. d. M. stattgehabte des Hrn. Halle. Nicht nur der Saal, sondern auch die Vor- und Nebenzimmer waren überfüllt und Viele mußten wegen Mangel an Raum abgewiesen werden. Solcher Zudrang gehört zu den Seltenheiten und man weiß, wie wenig die Konzerte im Allgemeinen besucht werden. Diesmal war aber auch Ungewöhnliches geboten und die Namen eines Mendelsohn-Bartholdy, Ferdinand Hiller und Charles Halle bildeten einen schönen Dreiklang. Felix Mendelsohn ist gegenwärtig eine unserer ersten Celebritäten und selten vergeht eine Woche, wo nicht die Tagespresse etwas Neues, sey es auch nur eine Anekdote, über ihn zu berichten hätte. Es geht mit dem Ruhm wie mit dem Reichthum; der Anfang der Erwerbung ist unendlich schwer; besitzt man jedoch einmal ein gewisses Kapital, so geht es um so leichter. Auf zwei Pariser Flügeln und einem der Herren André und Greiner aus Bockenheim trugen die genannten Künstler S. Bach's Trippel-Konzert mit musterhafter Präzision und Gediegenheit vor. Hr. Charles Halle, dessen Ruf und Stellung in Paris begründet sind, darf mit Recht zu den Meistern des Klavierspiels gezählt werden. Ohne das Instrument zu überbieten, weiß er dessen Kraft und Umfang vollkommen geltend zu machen, und ohne nach Effekten zu haschen, versteht er sich auf den wahren Effekt, welcher in ruhiger Kraft und besonnenem Vortrag begründet liegt. Sein Spiel ist wohl durchdacht, gleichmäßig und brillant, immer klar und verlend, dabei anmuthig und frei von allem Polternden. Die technische Fertigkeit hat jenen Höhepunkt erreicht, auf welchem unsere modernen Virtuosen sich bewegen. Der Vortrag bekundet vorherrschend den Charakter des Anmuthigen und gefällt durch abgerundete und noble Form. Von Laien und Kennern gleichzeitig anerkannt, fand Hrn. Halle's Spiel den entschiedensten Beifall und machte den Wunsch rege, ihn in einem zweiten Konzerte nochmals zu hören. Mendelsohn-Bartholdy hat Frankfurt wieder verlassen; Ferdinand Hiller beabsichtigt, längere Zeit hier zu verweilen, um eine begonnene Oper zu vollenden, und Charles Halle wird sich demnächst nach Leipzig begeben. Wir sind ihm für die Veranstaltung des hier besprochenen höchst genußreichen Konzertes den besten Dank schuldig. W.

Theater-Anzeige.

Samstag, 24. Sept. Norma, große Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. (Gastrolle) Norma: Dem. Marr, vom k. Hoftheater zu Dresden.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 265. Sonntag, den 25. September 1842.

Die Frankfurter Messe.

Von E. Maclea.

Das ist er noch der Römerberg, der alte,
Auf dem so oft des Reiches Jubel schallte,
Wenn in des Römers hohem Kaisersaale
Der Deutschen Kaiser saß beim Krönungsmahle.

Derselbe Berg, wo einst die Ritterspiele
Gehalten wurden; wo zu ihrem Ziele
Sich kühne Kämpfer suchten Gegners Brust,
Des Armes Kraft, der Männlichkeit bewußt.

Noch steht er da, gefüllt mit engen Gassen
Der Buden, die des Fleißes Früchte fassen,
Einladend zum Verkaufe ausgestellt:
Viel Auserles'nes für ein mäßig Geld!

Doch wo sind jene Kaufherr'n, die vom Norden
Und Süden kamen sonst, und allen Orten?
Nicht seh' ich der Lombarden Wechsler-Heer,
Nicht die von Augsburg, Ulm und Nürnberg mehr!

Nicht Pelzwerk mehr von Rußlands eis'gen Feldern,
Nicht Spitzen aus Brabant und Tuch von Gedern;
Nicht Straußenfedern aus der heißen Zone;
Nicht blanke Tressen vom Gestad' der Rhone?

Nicht seh' ich wandeln mehr die schmucken Ritter
In aufgeschlitztem Sammt, gestickt mit Flitter;
Nicht jener buntgeschmückten Fräulein Chor
Durch's alte, enge, düst're Hasenthor. —

Das Thor verschwand, die Gassen wurden weiter,
Das Geld ward leicht, und mit ihm auch die Kleider;
Ich sehe jüngere Geschlechter walten:
Die Leidenschaften aber sind die alten.

Statt eit'le Junker seh' ich schöne Gecken
In ihren mod'schen ungeheu'ren Fräcken
Mit keckem Aug' die Schönheit scharf visiren
Und selbstgefällig sich ihr präsentiren.

Hier tritt ein junger Herr aus dem Gedränge
Und kauft für Liebchens Ohren ein Gehänge,
Dann für die eig'ne zarte Hand noch Ringe,
Das Alles nur für wenig Silberlinge.

Dort flucht ein Kaufherr über schlechte Messe;
Er brachte Waaren von der Feueresse,
Gewehre, Dolche, scharfe Säbelklingen;
Doch wer begehret jetzt nach solchen Dingen!

Ein And'rer schimpft auf jenen Mustereiter,
Der reis't für einen weltberühmten Schneider,
Schnell reißt der Dampf ihn durch die halbe Welt,
Sammt seinen Moden, für geringes Geld.

Der Mensch bleibt stets derselbe; nur mitunter
Entledigt sich die Zeit vom alten Plunder,
Und zeigt sich in verjüngender Gestalt,
Und unwillkürlich folgt ihr Jung und Alt.

Und wohl dem, der ihr folgt. Die alten Zöpfe
Die kläglich schreien nach Egyptens Töpfe,
Sie hemmen nimmer der Gewalt'gen Schritt,
Und müssen noch am Ende selber mit.

Drum kauft und tauscht, was uns von ihr geboten —
Laßt euch nicht irren die lebendig Todten —
Sey's auf dem Jahrmarkt, auf dem Markt der Welt;
Sey's mit dem Geiste oder blankem Geld.

Der Fischer und der Tod.

(Schluß.)

Auch in andern Stücken ging unserm Fischer Alles nach Wunsch. Seine Fischzüge fielen immer reichlicher aus als die anderer Leute, ja es hieß sogar, er finge bessere Fische, — wenigstens wurden sie ihm besser bezahlt. Nach einer Reihe von Jahren hatten sich seine sechs Fahrzeuge auf zwölf, und seine tausend Gulden in der Bank auf zweitausend vermehrt. Er war zwar nicht mehr jung, aber noch frisch und gesund und wohlgemuth. Nie ließ er sich einfallen, daß all' dies Glück mit Schrecken ein Ende nehmen könnte.

So saß er eines Tags allein in seiner Stube, und sann

Digitized by Google

über eine abenteuerliche Geschichte nach, die er kürzlich gehört hatte, und wartete mit Sehnsucht darauf, daß Jemand käme, dem er sie wiedererzählen könnte. Da ging die Thür auf, und herein trat ein langer hagerer Mann, mit einer Sense auf der Schulter, und forderte unsern Jan auf, ungesäumt mit ihm zu gehen. Der Fischer sah den Unbekannten mit großen Augen an, und äußerte, es sey jetzt nicht die Zeit zum Heumachen. „Das mag seyn," erwiederte der Hagere, „ich meine nur, Du solltest mit mir kommen, eine kleine Fahrt in Charons Kahn zu machen. Mein Name ist Tod, und Deine Lebenszeit ist abgelaufen."

Jan erschrak nicht wenig über diese unerwartete Botschaft. Schnell aber sammelte er sich, und stellte dem ungebetenen Gast vor, daß er noch frisch und gesund und nichts weniger als lebenssatt sey. Der Tod erklärte, daß er davon keine Notiz nehmen könne; Jan könne zufrieden seyn, sechzig Jahre gelebt zu haben, und möge nur geduldig mittrollen.

„Erlauben Ew. Gestrengen wenigstens, daß ich in der Geschwindigkeit noch einige Kleinigkeiten in die Reihe mache. Nehmt einstweilen in dem Sessel Platz und raucht eine Pfeife."

„Meinetwegen," sagte der Tod, stellte seine Sense in einen Winkel, steckte sich eine Pfeife an, und nahm in dem Sessel Platz. Jan fing frischweg an, seine Geschichte zu erzählen, und war im besten Zug, als Kathrine von ihrem Ausgang zurückkehrte. Jan erklärte ihr mit kurzen Worten, welchen Gast sie im Hause hätten, worüber Kathrine heftig erschrak. Der Tod aber erklärte ihr mit Artigkeit, daß er vorläufig keinerlei Absicht auf sie hätte, daß er aber in zwanzig Jahren so frei seyn würde, sie abzuholen. Jan fuhr in seiner Erzählung fort, bis der Tod seine Pfeife ausgeraucht hatte. Da unterbrach ihn dieser mit der Bemerkung, daß es jetzt Zeit sey. Jan fing an zu lachen, und erklärte ihm, welche Bewandtniß es mit dem Stuhl habe. Der Tod ward zornig und wollte ihm zu Leibe, aber er saß fest. Jan sagte ihm rund heraus, er könne nicht von der Stelle, wenn er ihm nicht sein Wort gäbe, ihn noch zwanzig Jahre am Leben zu lassen. Uebel oder wohl, mußte der Tod einwilligen, und sofort erhielt er die Erlaubniß, aufzustehen. Er ergriff seine Sense und schlich ärgerlich von dannen.

Jan fühlte sich jetzt doppelt glücklich, daß er noch volle zwanzig Jahre mit seiner Kathrine zu leben hatte, und daß sie auch der Tod nicht trennen könnte. Er versprach sich noch manchen vergnügten Augenblick, und seine Hoffnung betrog ihn nicht. Mit dem Feuer der Jugend hatte sich bei Kathrinen auch die Ungeduld verloren, so daß sie jetzt Jan's Geschichten nicht mehr blos darum anhörte, weil sie auf ihren Sessel gebannt war, sondern weil sie auch wirklich Behagen an denselben fand. Beide blieben bei zunehmenden Jahren noch ziemlich rüstig, und wußten wenig von Krankheiten oder sonstigen Beschwerden dieses Lebens zu sagen. Als daher nach zwanzig Jahren der Tod sich richtig wieder einstellte, bedauerte Jan von ganzem Herzen, daß er den Sensenmann so wohlfeilen Kaufes hatte davonkommen lassen. Er lud ihn auf's höflichste ein, in dem Sessel Platz zu nehmen, der Tod aber dankte mit einem höhnischen Lächeln, und die beiden Alten folgten weinend seiner peremtorischen Aufforderung.

Der Weg ging durch den Garten, und Kathrine machte schluchzend ihren Jan darauf aufmerksam, wie einladend die reifen Kirschen an dem bekannten Baum seyen. Jan schielte nach ihrem Führer, und da derselbe nach einer andern Richtung hinsah, sprang er trotz seinen achtzig Jahren wie ein Hirsch nach dem Baum und kletterte wie eine Katze hinauf. Der Tod sah sich um, erblickte den Flüchtling und eilte ihm nach auf den Baum. Während der Tod auf der einen Seite hinaufkletterte, sprang Jan auf der andern Seite herunter, und hielt sich den Bauch vor Lachen, als der hagere Gesell in den Aesten zappelte und so wenig wieder herunter konnte, wie früher die Kirschendiebe. Der Tod, welcher bei seinem Erscheinen sehr barsch gewesen war, gab jetzt gute Worte, aber Jan ließ ihn nicht eher herunter, bis er die Zusage gegeben hatte, weder ihn noch Kathrinen eher als nach Ablauf von weiteren zwanzig Jahren abzuholen.

Jan hatte auf diese Weise dargethan, daß er, wenn auch ein gewaltiger Plauderer, doch keineswegs auf den Kopf gefallen war. Am Abend des Tages, wo er den Knochenmann so schlau auf den Baum gelockt hatte, feierte er seine goldene Hochzeit, und die in der Geschwindigkeit geladenen Gäste versicherten ihm, er tanze noch eben so rüstig, wie vor fünfzig Jahren. Jan war fröhlich und guter Dinge; er dachte nur an die Gewißheit, daß er noch zwanzig Jahre zu leben hatte (denn daß der Tod ein Mann von Wort sey, bezweifelte er nicht), und er quälte sich nicht mit dem Gedanken, daß er in seinem hundertsten Jahr kein Mittel mehr hätte, den Tod zu berücken. Die zwanzig Jahre verflossen, der Tod, als ein Ehrenmann, stellte sich keinen Augenblick früher oder später ein, aber er kam mit dem festen Entschluß, sich nicht zum dritten Mal äffen zu lassen. Indeß bemerkte er, sobald er eintrat, vermöge seiner Menschenkenntniß, daß er dies Mal nicht auf seiner Hut zu seyn brauchte. Das alte Ehepaar war jetzt wirklich lebenssatt. Ihre Sinne waren abgestumpft, ihre alten Freunde waren längst dahingeschieden, sie standen vereinsamt in der Welt. Sie bewillkommten den Tod wie einen wahren Freund, und folgten ihm freudig in's Schattenreich.

Der mehrerwähnte Stuhl und der Baum sind noch vorhanden, aber sie haben ihre wunderbare Kraft verloren. Es wäre zu wünschen, daß der Rothkopf sie ihnen wieder verliehe, um einem Schriftsteller Anlaß zu einer Erzählung zu geben, die eben so wahr, wie diese, und unterhaltend wäre.

Luftschifffahrt.

(Leipzig, 20. Sept.) Wir erhielten (meldet die hiesige Allg. Ztg.) aus verlässiger Hand folgende Mittheilung: „Durch die nun nicht mehr gestörte Ablieferung des dünnen Messingblechs ist Hr. Leinberger seit acht Tagen fest und thätig mit dem Bau seines Ballonkolosses beschäftigt; drei Gesellen und Handlanger löthen, andere biegen und förmen die Sprengungen, welche von innen die Seitenwände des Ballons ausspannen, Schreiner, Zimmerleute, Schlosser ꝛc. arbeiten nach Anleitung des Erfinders an Vorrichtungen, deren Zweck Manchem nicht recht einleuchtet, da er nie noch solch' einen Gegenstand unter die Hand bekam. Bereits wölbt sich in sanfter Biegung ein Segment des Ballons in die sinnreiche Hängmaschinerie, durch welche der ganze Ballon leicht und ohne Druck während der successiven Fertigung manipulirt werden kann; schon diese Einrichtung zeugt von einem Geiste, der auf die solide Basis des Uebrigen schließen läßt. Um Ihnen die Größe

Digitized by Google

und Kraft des Ballons selbst anschaulicher zu machen, bemerke ich, daß der nun gegenwärtig gebaut werdende Cylinder 40′ Durchmesser, 120′ Länge, 125⅝′ Umkreis, 83,809[11]/n C.′ Inhalt, der Ballon wiegt 15 Ctr. Material, hat, 52 Ctr. Steigkraft, die Gondel mit Allem wiegt 38 Ctr., folglich bleibt 14 Ctr. Steig- und Tragkraft für mitfahrende Personen. Und nach dieser Berechnung können progressiv Luftschiffe bis zu 500 Ctr. Ladung hergestellt werden. Unter Allem, was dieser herrlichen Erfindung den glänzendsten Erfolg sichert, ist es das hier neu in der Aeronautik angewendete Gas ganz allein, was die Ausführbarkeit der Leinberger'schen Erfindung möglich macht. Dieses Gas, leicht und selbst während der Luftfahrt unausgesetzt in jedem Bedarfe zu erzeugen, mit geringen Kosten anzuschaffen — die Füllung von circa 84,000 C.′ kostet weit unter 100 Fl., während eben so viel Wasserstoffgas 4000 Fl. kosten würde — das, eine willkürlich zu bestimmende Tragkraft entwickelnd, dennoch zu keiner Explosion geneigt ist, dieses Gas, das die Hälfte und expansirt ein Drittel der atmosphärischen Luft wiegt — dieses Gas ist allein die Seele der ganzen Erfindung; mit gewöhnlichen runden Ballons mit Wasserstoffgas wäre die Ausführung der direkten Fahrt nach obigen Prinzipien die reine Unmöglichkeit selbst, da die Rundung des Ballons zu viel Fläche dem Angriffe des Windes preisgibt, die Dampfmaschine mit ihrem Feuer eine gefahrvolle Explosion leicht herbeiführen könnte und überhaupt bei diesen Ballons die physikalischen und mechanischen Kräfte nicht in dem Uebermaß erzeugt und vereinigt werden könnten, als es nach dem obigen neuen Systeme so mächtig, kräftig und gefahrlos geschehen kann. Bei ruhigem Winde wird der Widerstand der Luft als 0 betrachtet; dieser Widerstand ist jedoch sehr verschieden; bei der Windstille kann die archimedische Luftschraube (das Ruderrad), jede beliebige Richtung mit Dampfkraft erzwingend, durch dieselbe binnen 24 Stunden circa 100 Meilen zurücklegen; bei günstigem Winde — oft legt die Geschwindigkeit des Windes 50′ und mehr in einer Sekunde zurück — ergibt sich ganz leicht eine doppelte und mehrfache Geschwindigkeit, also selbst über 200 Meilen in Einem Tage. Bei contrairem Winde wird lavirt, oder sogleich durch starke Gaseinströmungen höher ein besserer Luftstrom gesucht. Hier soll sich die Gaskraft auf das glänzendste erproben und durch die Dampfkraft der Ballon sich im Luftkreis einen neuen, noch unberechenbaren Schnellauf bilden. Da früher der Ballon nur zu 30′ Durchmesser und 90′ Länge zu 2500 Fl. veranschlagt war, zur Erreichung eines höhern Endzwecks derselbe zu obiger Größe gebaut auf 5000 Fl. veranschlagt ist, so wird diese Relation, die ich aus einer authentischen Quelle erhalten habe, alle Freunde der Kunst und Wissenschaft einladen, sich mit fünf Gulden Beiträgen der ersten aëronautischen Gesellschaft Deutschlands in Nürnberg anzuschließen, damit diese erste und größte Erfindung unseres Jahrhunderts so vollständig ausgeführt wird, als die Großartigkeit und Wichtigkeit derselben es erfordert; so sehr dieselbe auch überall auf Unglauben und daraus entspringende Theilnahmlosigkeit stößt, verdient sie schon der verhältnißmäßigen Geringfügigkeit des Aufwandes wegen jedes freundliche Entgegenkommen. Green's Ballon in London hat 12,000 Pf. St. gekostet, er hat dabei nicht den vierten Theil der Verbindlichkeiten übernommen, zu denen sich Hr. Leinberger freiwillig verpflichtet, die, wie öffentliche Blätter sogar melden, auch darin bestehen, daß er jede Stadt Deutschlands mit seinem Luftschiffe besuchen wird, in welcher ein für das Ganze thätig sich verwendendes Comité sich gebildet hat, damit Jedermann sehe und erkenne, was er bezweckt. Worte, Versicherungen, guter Wille bauen kein Luftschiff; reges, ungesäumtes, vereintes Zusammenwirken hat die Pyramiden erbaut, und kann — weil der Erfinder höhern Orts nirgends Unterstützung fand — nun auch nur allein das Luftschiff mit voller Gewißheit herstellen."

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt.) Die anhaltend heiße Witterung dieses Sommers hat auf die Vegetation mehrerer Bäume in der Nähe hiesiger Stadt außerordentlich eingewirkt. In der Allee an der Bockenheimer Chaussee stehen vier Kastanienbäume in Blüthe. In dem nahen Bockenheim selbst findet sich in dem Garten des Hrn. Marr die gewiß seltene Erscheinung an zwei Aepfelbäumen, daß sie reife Frucht, Blüthe und von dieser wieder neue Frucht, nämlich einige wie Wallnüsse dicke Aepfelchen, zugleich tragen. — In Kronberg bei Königstein stand jüngst ein Pflaumbaum in voller Blüthe. Im Monat August trug ein Weinstock an dem Hause eines hiesigen Bürgers völlig reife Trauben, und man erblickte an demselben zu gleicher Zeit neue Gescheine.

(William Stone.) Ein großes statistisches Genie ist vor Kurzem in London gestorben. Er war es, der die pikante Statistik der englischen Nationalschuld erfand, der nämlich berechnete, welchen Raum jene Schuld, in gemünztem Gelde, der Länge, Breite und Dicke nach einnehmen würde; wie viel Menschen gebraucht würden, sie von der Stelle zu schaffen, wie viel Wagen, um sie aufzuladen u. s. w. Wenn Finanzmänner und Oekonomen ein wichtiges Problem dieser Art zu lösen hatten, so wandten sie sich nur an Stone. Dieser merkwürdige Mann unterwarf alle sozialen Beziehungen dem unwandelbaren Gesetze der Arithmetik und stellte den Satz auf, daß nur Zahlen Recht behalten. So zählte er die Gläser Gin zusammen, die monatlich in London getrunken, oder die Beefsteaks, die dort gegessen wurden. Diese Untersuchung theilte er dann stets den Journalen mit, welche sie mit sehr ehrbarer Miene ihren Lesern mittheilten. Es war bei ihm zur völligen Monomanie geworden und er zählte im Theater die Zuschauer, bei Tische die Schüsseln; er rechnete bei Tage, er rechnete bei Nacht. Und nun spreche man von den Launen unserer Bestimmung! dieser Mann, der vom Kalkuliren so eigentlich lebte, ist endlich am Kalkulus (Blasenstein) gestorben. (Lewald's Europa.)

Zwei, die an entgegengesetzten Enden einer langen Tafel saßen, geriethen in ernste Händel. „Säße ich neben Ihnen, ich vergriffe mich wahrhaftig," schrie der Eine; „nehmen Sie aber den Willen für die That und die Ohrfeige für empfangen an." — „Mein Herr", entgegnete der Andere sehr kalt, „wäre ich in Ihrer Nähe, so stieße ich Ihnen meinen Degen durch den Leib; nehmen Sie nun den Willen für die That und sich für todt an."

In der k. Bergstadt Bleistadt, elbogner Kreises, kam kürzlich ein schreckliches Beispiel von Bruderhaß vor. Ein Bruder wollte den andern, der das Brauhaus gepachtet hat, dadurch

Digitized by Google

zu Grunde richten, daß er bei mehreren Gebräuen in das abzukühlende Bier zur Nachtzeit durch eine Dachöffnung schädliche Ingredienzen warf. Theilweise hatte er seinen Zweck bereits erreicht. Am 6. September jedoch wurde er von seinem eigenen Neffen um 11 Uhr in der Nacht gerade bei der Ausübung seines Bubenstücks angetroffen und auf der Stelle niedergeschossen.

Herloßsohn war von einer hitzigen Krankheit befallen, ist aber zur Freude seiner vielen Freunde wieder hergestellt.

S. M. der König von Bayern hatte schon im März vorigen Jahres die Einnahme einer Vorstellung im k. Hoftheater in München zum Denkmal für den verewigten Eßlair bestimmt, der fünfundzwanzig Jahre lang die Zierde seiner Hofbühne war; dieses Denkmal, von Herrn Professor Gärtner entworfen und von Herrn Bildhauer Sickinger ausgeführt, ging am 8. September nach Mühlau bei Innsbruck ab, wo es den Hügel, unter dem Eßlair „den langen Schlaf thut", bezeichnen wird.

Die Anzeige eines neuen Buches, das den Titel „le livre terrible" führt, wurde mit Beschlag belegt. Es wurde dann aber, wahrscheinlich nach genommener Einsicht, wieder freigegeben. Es wird nicht so fürchterlich seyn wie sein Titel. Der Verfasser heißt Dutheil.

Die glücklichste aller Frauen ist die Frau Oberbürgermeisterin von Köln, ihr König hat nicht nur den Festball mit ihr eröffnet, sondern sie auch zur Tafel gezogen, an der außer ihr nur fürstliche Personen Antheil nahmen. (Dorfz.)

(Mainz, 22. Sept.) Am Schlusse der heutigen Sitzung der Naturforscher und Aerzte wurde der Gesellschaft mitgetheilt, daß am Freitag um 3 Uhr Nachmittags im Kreuzgange des Domes Schwanenthalers Monument für Frauenlob zu sehen sey.

Als neulich ein Galeerensklave im Bagno von Brest hingerichtet wurde, wohnten dreitausend seiner Leidensgefährten kniend, die Mütze in der Hand, der Exekution bei, und außer einer imposanten Militärmacht, waren noch Kanonen, mit Kartätschen geladen, auf die Knienden gerichtet. Das war ein Memento Mori!

Ein Bericht aus Mainz in der Kölner Ztg. über die erste Versammlung der Naturforscher und Aerzte meldet unter Anderm: „Pfarrer Brehm verlas eine Abhandlung über den Muth der Vögelmännchen bei der Brut der Weibchen. Leider enthielt diese Arbeit des fleißigen Ornithologen zu viel Bekanntes, eine zu große Häufung der Beispiele, und sie war überhaupt zu lang, als daß sie in allgemeiner Versammlung durchaus hätte ansprechen können. In der Mitte der Vorlesung war es daher schon ziemlich unruhig in der Versammlung geworden, und man verstand kaum etwas mehr, als die zahlreich sich wiederholenden Worte: Männchen, Weibchen — Weibchen, Männchen, und zuletzt waren auch diese Klänge nicht mehr deutlich vernehmbar, wohl aber noch ganz am Ende die kräftigen und keineswegs ironisch ausgesprochenen Worte des Dankes für die Aufmerksamkeit der Versammlung; denn auch diese standen im Heft!"

Als ein Beispiel, daß Takt und Feinheit auch in Frankreich nicht überall zu Hause sind, führen die Journale folgenden Eingang einer Anrede an den Herzog von Nemours an: „Gnädiger Herr, die Stadt Aire, welche sich zur Ehre rechnet, den Chirurgen Ew. königl. Hoh. zum Mitbürger zu haben, hat schon längst gelernt, Sie zu lieben ꝛc."

(Frankfurt a. M., 24. Sept.) Künftigen Dienstag den 27. d. M. wird Hr. Michael Folz, Flötist aus Neapel, ein Konzert im Saale des Mülhens'schen Hauses veranstalten, in welchem Fräul. Marx, erste Sängerin des Hoftheaters zu Dresden, und Hr. Pischeck mitwirken werden. Englische und französische Blätter sprechen sich sehr günstig über seine Kunstleistungen aus. Er spielt auf einem Instrumente von ganz neuer Construction, welche sehr vortheilhaft und für die Freunde des Flötenspiels von besonderem Interesse seyn soll.

Viersylbige Charade.

An die zwei Ersten glaubt man nimmer,
Ob auch Herr Becker *) sie erzeugt,
Und man vor ihm sich staunend beugt;
Man glaubt nicht und doch sind sie immer
An holden Mädchen, schönen Frauen,
Gar oft und wunderbar zu schauen.
Sie bringen Unheil oft, auch Glück
Und strahlen aus des Mädchens Blick,
Das unserm Auge wohlgefällt
Und uns wie angefesselt hält.
Umsonst sucht man zu widerstehen
Und bald ist's oft um uns geschehen. —
Melodisch klingen in das Ohr
Der beiden Andern sanfte Töne;
Sie krönen stets des Ganzen Schöne,
Bekannt als wahres Meisterstück,
Schön für das Ohr und für den Blick.
Er weilt nicht mehr in dieser Welt,
Der uns das Ganze hingestellt.

*) Der Taschenkünstler auf gegenwärtiger Frankfurter Herbstmesse.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 25. Sept. Die Zauberflöte, Oper in 2 Abth., von Mozart. (Gastrolle) Königin der Nacht: Dem. Mayrad, großh. badische Hofopernsängerin. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. K. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 266. Montag, den 26. September 1842.

Das Gespenst.

Nach dem Englischen, von F. F.

Ich red' es an, gäbst auch der Höllenrachen.
Hamlet.

„Liebster Georg," sagte Hauptmann Bromley zum Major Herford, „laß uns geschwind in Jerring's Haus schlüpfen, damit wir dem langweiligen O'Reilly entgehen, der dort auf uns zugerannt kommt."

„Recht gern, Fritz. Aber warum läßt Du den Gesellen nicht kurz abfahren, anstatt vor ihm zu fliehen, wie vor einem Manichäer *), einem Gerichtsboten oder einer Riesenschlange, — drei Wesen, welche meines Erachtens Linné als Arten einer und derselben Gattung hätte nebeneinander klassifiziren sollen?"

„Ich möchte es wohl, aber Du vergißt, daß sein Vater mein Helfer in der Noth war, und daß ich während meines Aufenthalts in Irland das Vergnügen der Jagd auf seinen Haiden in reichem Maße genossen habe."

„Das sind Gründe, die sich hören lassen. Unsere List aber hilft uns nichts. Da ist er, uns unser Himbeerenwasser mit seinem hibernischen Dialekt zu würzen."

„Guten Morgen, lieber Bromley. Wie leben S', Major Herford? Hoben S' meinen braunen Hund Pluto nit g'sehn? Bromley, wissen S', mein Pluto, der Kapitalhund für Hasel-hühner, Feldhühner, Rebhühner ꝛc."

In diesem Ton ging es eine gute Weile fort, bis endlich der Irländer schloß mit der Bitte an seine unglücklichen Zuhörer, mit ihm auf dem Kaffeehaus von Piazza zu Mittag zu essen, und dann in's Coventgarden-Theater zu gehen, um Fanny Kemble zu sehen. Der letztere Vorschlag war nicht übel, angesehen O'Reilly wußte, daß Bromley dort eine Loge hatte, in welche er so mit guter Manier Einlaß gefunden hätte.

„Bedaure unendlich, liebster Freund, daß ich Ihre gütige Einladung nicht annehmen kann," erwiederte Bromley. „Aber ich bin eben im Begriff, nach meinem Jagdhäuschen in Cumberland abzureisen. Beiläufig gesagt, sollte das Schicksal Sie in jene Gegend verschlagen, so würde es mich freuen, Sie dort zu sehen. — Heißt das nicht, den guten Jungen mit seiner Manier abfahren lassen? Jetzt aber zu Wagen, Herford."

*) Manes, Gläubiger.

Kaum war ein Monat verflossen, und Bromley saß in seinem Jagdhaus mit einer zahlreichen Gesellschaft bei'm Mittagstisch, als plötzlich einer der Gäste rief: „Was kommt da für ein merkwürdiges Fuhrwerk die Allee herauf?"

„Es wird doch nicht O'Reilly seyn!" rief Herford.

„Das verhüte Gott!" entgegnete Bromley. „Auf eine so unbestimmte Einladung hin wird er doch den weiten Weg nicht gemacht haben?"

Das Gig, oder richtiger gesprochen der Rumpelkasten, gezogen von einer erbärmlichen Mähre, kam langsam zur Thür herangerollt, und heraus sprang ein Mann, der verschiedentliche Ueberröcke auszog, und sofort von Bromley, dem er herzlich die Hand schüttelte, als Hauptmann O'Reilly erkannt ward.

„Bedaure, Liebster, daß i so spät komm; i hob do en Daifelsvieh, dos hot beinah fünf Stunden g'braucht zu'n letzten acht Postmeilen."

„Jedenfalls erfreut, Sie zu sehen," murmelte Bromley; „aber ich fürchte, Sie werden ein schlechtes Unterkommen finden, denn alle Zimmer sind besetzt."

„Hot nix z' sog'n, mein Lieber! Do mißt i kein O'Reilly seyn, wenn i auf solche Kleinigkeiten sehen wollte."

„Nun gut, wir wollen sehen, was sich in Betreff eines Zimmers für Sie thun läßt, wiewohl ich sehr an einem glücklichen Erfolg zweifle," sprach Bromley, führte seinen Gast in sein eigenes Ankleidezimmer und kehrte zur Tischgesellschaft zurück, die ihn sofort mit Fragen über den merkwürdigen Smaragdländer bombardirte.

Bromley antwortete wenig, und dachte für sich: „Ich wollt', ich wär' ihn los. Je nun, vielleicht thut's ein schlechtes Zimmer, etwa das, worin die Frau des Gärtners gestorben ist. — Heda, Lodor!" rief er dem Kellermeister zu, „laß geschwind die obere Dachstube für den Herrn Hauptmann O'Reilly zurecht machen."

Bald nachdem dieser Befehl ertheilt war, erschien O'Reilly, und nach Beendigung der Mahlzeit begann er, die Gesellschaft mit Sagen aus seiner Heimath zu unterhalten. Geistergeschichte folgte auf Geistergeschichte bis am späten Abend, wo die Gesellschaft sich trennte und Jeder auf sein Zimmer ging.

„Nä, was dieser O'Reilly für ein langweiliger Gesell ist!" flüsterte der junge Husarenlieutenant Williamson dem Hausherrn zu, als er ihm auf dem Gang gute Nacht wünschte.

„Ha! ha! Williamson," erwiederte Bromley lachend, „es hat Sie geärgert, daß er so sehr die Aufmerksamkeit von Mar-

Digitized by Google

garethe Seymour in Beschlag nahm, denn wirklich schien das Fräulein seine Schauergeschichten den hinterlistigen Honigwörtchen eines gewissen Lieutenants vorzuziehen, dessen Namen wir verschweigen wollen. Uebrigens, nur nicht ängstlich, mein Lieber; ich hoffe, er soll uns nicht lange langweilen. Mit diesem Balsam für Ihr wundes Herz gute Nacht!"

„Gruhsame Nacht!" schallte es durch den Gang von Seiten O'Reilly's, der begann, die enge Treppe hinaufzuklimmen, und mit einiger Schwierigkeit sein Schlafgemach ausfindig machte.

„I muß g'stehn, dos is e possirlichs Plätzle, wo mich Freund Bromley einlogirt hat. Er sagt immer, i wär en Saudaifel, und i will wetten, er denkt noch e bissel mehr. Hie werd' i mit Gewalt in Mäßigkeitsverein aufgenommen. Die Thür da schließt nit, das Fenster da könnt' 'nem Pferdstall Ehre machen; eine Scheibe ganz, drei mit Stroh ausgestopft."

Mit diesen Betrachtungen kroch der wohlgemuthe Irländer in sein Bette. Obwohl kein Zärtling, fand er es doch schwer, einzuschlafen, denn die Windstöße, der auf den Schiefersteinen dicht über seinem Haupt knatternde Regen, ferner die Liebesgesänge einer schwarzen Katze (an der er später Rache nahm), endlich das Gebell verschiedener jungen Hunde in einem Stall unter ihm vereinigten sich, ihn wach zu erhalten.

Ueberlegend, wie er es anstellen möchte, um für die nächste Nacht ein weniger abscheuliches Schlafzimmer zu bekommen, schlummerte er endlich doch ein, ward aber, wie er später erzählte, durch ein sonderbares Begebniß wieder aufgeweckt.

(Schluß folgt.)

Versailles.

(Aus den Briefen aus Paris, von Dr. K. Gutzkow.)

Paris, 16. April 1842.

Am verwichenen Sonntag fuhr ich mit der Eisenbahn nach Versailles. Die mildeste Frühlingsluft, der schönste Sonnenschein begünstigte die Fahrt. Von dem geschmackvoll eingerichteten Bahnhofe des rechten Ufers kommt man in etwas mehr als einer Stunde nach der weltberühmten erinnerungsreichen Residenz des vierzehnten und fünfzehnten Ludwig. Die Fahrt geht langsam. In St. Cloud stiegen die aus, die hier schon ihre Sommerwohnungen bezogen haben. Das Thal von St. Cloud ist ein lieblicher, ländlicher Aufenthalt.

Ich verehre Alles, was mit der Geschichte verwitterte. Ich ehre diesen Sturm und Regen der Jahrhunderte, der über Hütten und Paläste den grauen Schleier des Alters legt. Versailles hat gesündigt und gebüßt; warum es anklagen? Die Hand der Revolution ging schonend über diese Grotten und Tempel hinweg; warum an diesen Steinen nur den Schweiß der Völker sehen, der sie kittete: warum sich erzürnen über eine Periode, die gerichtet ist!

Drei große Alleen führen auf die Höhe des versailler Schlosses. Links und rechts die alten Gebäude waren Marställe und Remisen, waren Gastwohnungen für die Dienerschaft fremder Herren, die nach Versailles kamen, um anzubeten und zu staunen. Hier wurden Schönheiten untergebracht, ehe der Weg gebahnt war, sie auf's Schloß zu bringen. Hierher wurde verbannt, was sich oben vor dem eifersüchtigen Blicke der Favoritinnen verbergen mußte. Welche Erinnerungen! Welche Poesie hier selbst im Kleinsten und Unscheinbarsten! Vergebens bannt man vom Auge die gaukelnden Gestalten jener vergangenen Zeiten fort. Immer rollt vor ihm ein Gewühl von goldnen Staatswagen, mit bunten Läufern und Heiducken, rauschen die seidnen Gewänder über die marmornen Treppen, wiederhallend von den Steifschuhen dieser bewunderten, mächtigen Weiber. All' diese Einsamkeit, diese Oede belebt sich! Zu den Statuen sieht man die Urbilder, zu den Helden die Gelehrten, zu den Frauen die Dichter, die ihrer Schönheit schmeichelten. Man lächelt, daß uns von allen Seiten Schriften und Bilder an Louis Philipp erinnern sollen, an Louis Philipp, der aus Versailles ein Gemäldemuseum gemacht hat.

Man blickt noch ein Mal rückwärts, um vom Eingangshofe des Schlosses die großartige Aussicht zu genießen. Man schreitet durch zwei marmorne Bilderreihen alter französischer Krieger an der Capelle rechts durch einen Corridor, man betritt den Garten, den berühmten Garten von Versailles. Die tiefblaue Luft über uns, links die begränzende Hügelkette, der Blick hinunter in den Frühlingsschimmer der Alleen, fern am Rande das saftige Wiesengrün, man glaubt dies Alles schon einmal gesehen zu haben. Man erinnert sich der hundert Nachahmungen von Versailles in den deutschen Markgrafschaften und alten geistlichen Bisthümern, man denkt an Schwetzingen, an die vielen Monrepos und Monmirails, die Solitüden und Sanssoucis. Versailles aber steigt als das kühn entworfene, groß gedachte Musterbild noch höher vor unsern Augen auf. Diese Dimensionen, diese Fronten, diese Wasserbecken mit den lieblichsten Erfindungen der Bildhauer, diese Riesentreppe, diese blendenden Marmorstatuen, diese endlosen Fernsichten! Die Großartigkeit der Maßstäbe überwältigt uns, die Frühlingsluft erweitert die Brust, überwunden und geblendet folgt man träumerisch dem spielenden Sonnenstrahl.

Wie sinnig die in Bronze ausgeführten Ideen zu den großen Wasserstrahlen, die am ersten Mai springen werden! Die Bronze im glänzendsten grünen Lüstre, wie ein schweizerischer Bergsee. Die Gruppen sinnig vertheilt, schalkhaft erfunden und meisterhaft ausgeführt. Wie lieblich am Springbrunnen der Terrasse die beiden Knaben, die nach einem Vogel greifen! Man übersieht die geschmacklos verschnittenen Bäumchen, die rechts und links den Weg von der Terrasse herab besetzt halten. Man betrachtet die putzigen kleinen Laubkegel als Staffage zu den übrigen Reizen der Kunst und Natur, betrachtet sie wie jene drolligen Metamorphosen lydischer Bauern in mundaufsperrende häßliche Frösche, die, wenn die Wasser springen, die in der Mitte thronende Diana mit dem Erguß ihres Zornes bespritzen. Man betritt die große Allee mit ihrem, in der Mitte ausgebreiteten grünen Wiesenteppich. Rechts und links die schlanke griechische Götterwelt. Alle süßen Geheimnisse der Mythologie sind hier durch den Meißel der Bildner verrathen, die tausend und einen Liebschaften der großen Götter, die Umtriebe, Abenteuer und Mädchenraube der kleinen. Wie die Faunen durch die Büsche lauschen, wie die Satyrn hüpfen, um die badenden Nymphen zu überraschen! Mancher dieser zottigen Waldgötter hat eine frappante Physiognomie. Es sind keine arkadischen Griechen, es sind Petitmaitres von Versailles. Es sind die Züge der gesuchtesten Roués der Höfe von Ludwig XIV. und XV., die die Bildhauer hier verewigt haben, sowie man unverkennbar an vielen der geraubten Proserpinen und überrasch-

Digitized by Google

ten Dianen die Züge der Maintenon und Montespan erkennen wird.

Leichte, üppige, frivole Welt! Sie endete mit einem Schafsote; warum soll man sie verdammen? Warum nicht über jenes wandernde Fräuleinstift lächeln, das zu zwei und zwei geschart, angeführt von einer grün bebrillten alten Bonne, durch die Alleen schreitet, sich niederläßt zwischen einer reizenden Venus und einem adlergetragenen lieblichen Ganymed, um in Thomas a Kempis, Fenelon oder einem Bildungsbuche der Madame Guizot zu lesen? Warum soll man sich in diesem Marmorglanz und Blüthenschimmer, unter diesem blauen Himmelsdach, in diesen spielenden Sonnenatomen, im Abglanz der blitzenden Strahlendecke des Bassins nicht eingestehen, daß es schön sey um eine Welt der Dichtung, schön um den ionischen Himmel der Idealität, schön um eine Auffassung des Lebens von der Sonnenseite der Kunst und Natur.

Durch eine Pforte, an einem Häuschen vorüber mit der lächerlichstörenden Inschrift: Secours aux noyers (wer wird sich hier ertränken!), tritt man in die wilden Partien des Parkes ein. Hatte im Garten, den wir eben verließen, die Natur unter der Scheere des Laubbildners geseufzt und war sie ihr durch manche freie Anomalie doch zuweilen neckisch entschlüpft, so war sie hier losgebunden und dem eignen Triebe überlassen. Man kommt zum großen und kleinen Trianon, den Privatzaubergärten jener Armiden, die einst die Könige von Frankreich zu Sklaven einer nicht gut geschlafenen Nacht, zu Sklaven ihrer Migräne machten. Es sind unscheinbare kleine Häuser, bedeutend nur durch die Erinnerung. Hier ertheilte die Maintenon Audienzen, hier hörte sie die Vorlesungen der Dichter und moralisirte, als sie nicht mehr lieben konnte, hier badete sich in den dunkeln Rococogemächern die Dübarry und salbte mit duftendem Oel jene schönen Haare, die ihr höhnisch der Henker wegschnitt, als sie den üppigen, weichen Körper auf das Bret der Guillotine legen mußte. Es flüstert hier in den Bäumen nach dem Kosen der Liebe, es rascheln in dem noch vom Herbst gebliebenen Laube nach Intrigue.

Die Revolution hat sich an den alten fränkischen Königen vergriffen, hat ihre Gebeine aus den Särgen von St. Denis gerissen, hat Statuen niedergerissen, hat die Bildwerke der Kunst verstümmelt, ihnen die Arme und Nasen abgeschlagen, nur an Versailles ist sie vorübergegangen. Sie hatte Versailles vergessen. An dem Tage, wo die pariser Nationalgarde gewaltsam die königliche Familie von Versailles nach den Tuilerien abholte, war diese verloren, Versailles gerettet. Man dachte nicht mehr an die Schale, da man den Kern hatte. Wie man kostbare Möbel gegen Staub bedeckt, so lag auf Versailles dreißig Jahre eine Hülle. Napoleon haßte Versailles, weil er die Unsittlichkeit haßte, die Bourbonen lüfteten die Decke ein wenig, Louis Philipp wagte es, sie ganz zu heben, indem er aus Versailles ein Gemäldemuseum machte. Die Dynastie Orleans kann wieder von Versailles sprechen. Der junge Herzog von Orleans spricht von Horace Vernet, Scheffer und David und denkt dabei an das kleine Trianon. Als er sich mit der Prinzessin von Mecklenburg vermählte, feierte man ein großes Fest in jenem berühmten Ballsaale, auf dem sich die ersten Symptome der Revolution gezeigt hatten. Man räumte den Saal für das Fest des jungen Brautpaares auf und fand ihn so, wie ihn die Revolution verlassen hatte. Noch sah man auf der Erde die Spuren des militärischen Bankettes, sah Lichtstumpfe, zerbrochene Gläser, Champagnerkorke, sah die zertretenen Cokarden der Gardes du Corps und die festlichen Bänder der Offiziere des Regiments von Flandern. Die Dynastie Orleans hat Alles wieder scheuern, putzen und sauber anstreichen lassen.

Das Museum von Versailles erläutert in Bildern die Geschichte von Frankreich. Die Säle muß man schockweise, die Bilder nach der Elle messen. Viele dieser Darstellungen haben nur Tapetenwerth. Es sind einige Meisterwerke darunter, die Mehrzahl gehört zu dem Genre von Gemälden, das man alte Schildereien nennt. Nur mit Mühe erwehrt man sich der Vorstellung von einer fabrikartigen Anfertigung dieser Bilder. Und doch sind es nur gesammelte, allmählig, in langen Zeitzwischenräumen aufgespeicherte Beiträge zu einem und demselben Zweck. Mit Clovis und Dagobert fangen diese Erinnerungen an. Die Schlacht bei Zülpich, die Thaten Karls des Großen, die Kreuzzüge, die Jungfrau von Orleans, die Ligue und Fronde, die Schlachten am Rhein, bis zur Revolution, bis auf Napoleon, bis auf die Einnahme von Antwerpen und Constantine; kein Gefecht, kein Scharmützel ist vergessen. Es macht einen Eindruck wie ein Orbis pictus für Kinder. Man kann diese Galerie als Schlachtenfibel für den Unterricht in der Geschichte benutzen. Man sollte die Gymnasien von Paris hierher führen, um sie auf eine amüsante Weise die Geschichte zu lehren.

Die Mainzer Festlichkeiten während der Anwesenheit der deutschen Naturforscher und Aerzte.

** Mainz, 24. Sept.

Eine merkwürdige Episode unter den vielfachen Ergebnissen, welche bei Gelegenheit der Versammlung der Naturforscher und Aerzte dahier sich ereigneten, bildete die gestrige feierliche Enthüllung des von dem berühmten Schwanthaler in München verfertigten Monuments von Frauenlob, dem bekannten mittelalterlichen Sänger zu Ehren der göttlichen Mutter, der im Domkreuzgange begraben ist und von Mainzer Matronen zu Grabe getragen wurde. Das Monument besteht in einer weiblichen Figur von mehr als halb erhabener Arbeit in Marmor, in Lebensgröße, die auf des Dichters Sarg einen Lorbeerkranz niederzulegen im Begriffe steht. Die Ausführung ist trefflich und macht einen tiefen Eindruck. Die Stelle, die Schwanthaler zur Aufstellung bezeichnet hat, ist gut gewählt; das Monument fällt sogleich in die Augen, wenn man durch die in der Mitte der Domkirche befindliche Thüre in die sogenannte Memorie tritt. In seiner Nähe befindet sich auch die neu eingerichtete gothische Michaeliskapelle, die zu den Wahlen des Domkapitels bestimmt ist und außer einem schönen Altare mit einer von Schmitt gemalten Madonna, durch die aus der ehemaligen Schloßkirche entnommenen so schönen Chorstühle und die nach der Angabe des Hrn. Baurath Rödler angebrachten zweckmäßigen gothischen Fenster eine der sehenswerthesten Kapellen des Doms geworden ist. — Die zahlreichen Fremden und Einheimischen, die der Enthüllung des Monuments beiwohnten, äußerten sich auf das beifälligste in Anerkennung des Kunstwerths desselben und über die in dem Kreuzgange und der an ihn anstoßenden Michaelskapelle vorgenommenen Bauten.

Digitized by Google

Welch herrlichen Anblick bot am 21. d. M. unsere zu einem glanzvollen Festsaale umgeschaffene Fruchthalle dar, als sich in ihr zu einem Musikfeste etwa 900 singende Herren und Damen aus den Vereinen von hier, Aschaffenburg, Bensheim, Biebrich, Bingen, Darmstadt, Frankfurt, Friedberg, Hanau, Wiesbaden, Worms u. a. O. und 150 Instrumentalisten, darunter vornämlich das Theaterorchester von Mannheim, nebst einem Auditorium von mehr als 3000 Menschen versammelt hatten. Hr. Hofkapellmeister Vincenz Lachner dirigirte eine Symphonie von Mozart (Nro. 4) und verschaffte durch deren meisterhafte Ausführung dem Koryphäen unserer deutschen Tonsetzer die ihm auch in dieser Gattung der Composition wohlgebührende Anerkennung. Der zweite Theil des Musikfestes brachte uns Händel's Oratorium „Belsazar" unter der sichern und feurigen Leitung des Musikdirektors der Liedertafel, Hrn. Heinr. Esser. Die Solopartieen gaben den Damen Pirscher und Sophie Schloß, so wie den Herren Härtinger und Oehrlein die beste Gelegenheit, ihre schönen Stimmen und ihre vorzügliche Kunstbildung darzulegen; der Tenorist Hr. Härtinger errang sich einen Doppellorbeerkranz. Die zum Theil überaus schweren Chöre wurden von den Dilettantenvereinen mit bewunderungswürdiger Präcision, Kraft und entsprechender Nüancirung vorgetragen, besonders der Chor Nro. 7: „Allmächtig steigt Jehova's Zorn", mit dem Schlußsatze: „Und welchen Weg er geht, auf sein geächtet Haupt fährt schnell herab der Donnerkeil"; ferner Nro. 11, Nro. 18: „Tapfrer Fürst" und Nro. 19: „Seht, wie so schnell Euphrates weicht", riß das zahlreiche, großentheils aus Kunstverständigen aller Nationen bestehende Publikum zu solchem Entzücken fort, daß es, nach sehr häufigen Zeichen des Beifalls, am Schlusse, der Aufforderung eines der anwesenden Naturforscher entsprechend, den vereinten Mitwirkenden ein donnerndes Hoch erschallen ließ. Auch der Festball, der am 22. Abends in der Fruchthalle statt fand, war glänzend und zahlreich besucht, (es mögen wohl 5000 Menschen in dem Festraume umhergewogt seyn). Die Decorationen, die Beleuchtung waren magisch, die Ordnung bei dieser enormen Menschenmenge musterhaft. Aller Blicke strahlten trotz dem lästigen Staube von Heiterkeit und Freude. Musikfest und Ball wurden zu Ehren der Anwesenheit der 20. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte von der Mainzer Liedertafel veranstaltet und gaben auf's neue freudige Kunde, daß dieser Verein, der jetzt mit dem Damen-Gesang- und dem Instrumental-Verein zu den schönsten Leistungen gekräftigt dasteht, noch immerfort als eine Zierde unserer Stadt in seinem eifrigen Wirken zu Förderung der Tonkunst lebenskräftig fortschreitet.

Hr. Ritter Bochsa ist von seiner Reise nach Köln, wo er, wie man vernimmt, im Theater mit außerordentlichem Beifall auftrat, wieder hieher zurückgekehrt, und gab gestern Abend im hiesigen Schauspielhause eine zweite Vorstellung mit Madame Bishop; beide Künstler erhielten von den zahlreichen Zuschauern die lautesten Beweise von Beifall und Anerkennung. Der Journalist Dr. Zirndorfer von Frankfurt am Main begleitet den Chevalier Bochsa auf seiner Reise als Sekretair. — Die auf heute angekündigte dritte und letzte Generalversammlung der Naturforscher und Aerzte findet erst künftigen Montag statt. Heute Abend wird ein großes Bankett in der Freimaurerloge, den anwesenden Gästen zu Ehren, gegeben. Hiesige, die nicht Mitglieder des Ordens sind, wurden, soviel wir wissen, nicht eingeladen. Es kommen immer noch Theilnehmer an den Sitzungen hier an; die heute und gestern erschienenen Tagblätter enthalten wieder die Namen von mehr als 80 Personen. Morgen früh findet eine Dampfschifffahrt auf einem der Kölnischen Gesellschaft gehörenden Dampfboote nach Bingen statt, das Abends um 5 Uhr von dort wieder hieher zurückfährt; die Sitzungen der Sektionen waren heute Vormittag wieder sehr besucht, besonders jene der Forst- und Landwirthschaft, wo Hr. Dr. Fritschler über Knochenbrüchigkeit des Rindviehs, Hr. Corum über das Ausbleiben der Saatkartoffeln, und Hr. Zimmer über die Vermehrung und das Verschwinden der Raupen sehr interessante Vorträge hielten.

Frankfurter Theater.

Das Engagement der Dem. Hermann, von dem wir vernehmen, daß es bereits abgeschlossen ist, verschafft unserer Bühne eine Persönlichkeit, die wir, um die gewöhnliche Theatersprache beizubehalten, einstweilen als eine „angenehme Erscheinung" bezeichnen dürfen. Mit diesem Begriff verbinden sich Hoffnungen, denen wir um so mehr Raum geben, als Dem. Hermann auf unserer Bühne Gelegenheit finden wird zu Vorbildern und Ausbildung. So viel können wir zugeben, daß hier Routine und in sofern auch Talent vorhanden ist, als so viel Jugend bereits die ersten Elemente der Bühne hinter sich hat und eine recht anmuthige Haltung bewahrt. Wird man auch etwas gestört im Spiele der Dem. Hermann, so ist es das noch Unreife der Persönlichkeit, dem die Leidenschaft selbst in der Comödie noch nicht recht zu Gesichte steht. Im Repertoire der letzteren Zeit war nur der betrogene Betrüger neu, ein feines Intriguenstück, das auf tüchtigem gewandten Zusammenspiel eben so sehr beruht, wie auf anmuthiger Individualisirung. Hr Baison, als Oscar, war seiner Rolle Meister. Wenn wir auch dem Spiele der Dem. Lindner nach wie vor jenen ursprünglichen naiven Reiz zugestehen wollen, der ihre Persönlichkeit vergessen macht, so ist sie doch wenig für die pikante Grazie des immer auf etwas schlüpfrigem Grunde ruhenden modernen französischen Lustspiels geeignet, die selbst, wo sie nicht am Orte ist, Beifall findet, denn das Publikum will nun einmal heute zu Tage, daß man nicht nur vor ihm, sondern auch mit ihm Comödie spielt. Deshalb und weil Dem. Hoffmann die Beweglichkeit und die kanstischen Situationen der Kammerzofe durchaus nicht veranschaulichen konnte, ergab sich ein Resultat, das ganz so aussah, wie eine nach einem durchgreifenden Zusammenspiel umhertastende Comödie. Die Totalwirkung blieb aus. Das Mehrrepertoire brachte uns auch eine Wiederholung des Gutzkow'schen Richard Savage. Wir erwähnen dieser Vorstellung, um die Schauspieler aufmerksam zu machen, daß ein Gutzkow'sches Drama vor Allem sorgfältiges Studium des Dialogs verlangt, während unsere Bühne Mitglieder zählt, die diese erste Verbindlichkeit des Darstellenden gegen den Dichter öfters unerfüllt lassen. Ohne auf Specialitäten eingehen zu wollen, bemerken wir nur, daß die jüngeren Schauspieler unserer Bühne in dieser Hinsicht eine ehrenvolle Ausnahme sind. Mad. Frühauf bewies auch heute wiederum als Miß Ellen, wie sehr sich der Dichter auf diese Grazie und Gluth der Empfindung verlassen kann. Man wird Mad. Frühauf immer als diejenige Schauspielerin bezeichnen müssen, die neben der geistreichen und pikanten Detaillirung der modernen Darstellung nicht nur die sentimentalen Mitteltöne, sondern auch die Höhe der Leidenschaft erreicht; und wenn wir auch zugeben, daß die Kritik dieser Schauspielerin Manier nachweisen kann, so wird sie doch anerkennen, daß Mad. Frühauf selbst ihre Manier zu überraschender Wirkung erhebt.

(Schluß folgt.)

Redakteur: L. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohr.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 267. Dienstag, den 27. September 1842.

Husarenlied.

Von Georg Herwegh.

Es flammt mein Herz, es schwillt mein Muth,
Ich schwinge meinen Stahl,
Und hätt' ich einen Federnhut,
So wär' ich General!

Wie klingen die Trompeten hell
Des Morgens um die Vier!
Der Tambour schlägt sein Eselsfell,
Die Esel schlagen wir.

Zur Seite blitzt uns das Gewehr,
Der Tod aus auf'rer Hand;
Wir reiten hin, wir reiten her,
Wir reiten um's Vaterland.

Und ob sich auch manch schönes Kind
Die Aeuglein schier zerweint,
Husaren sausen wie der Wind
Vorüber in den Feind.

Das ist ein Leben auf der Wacht
So lustig und so frei!
Das geht so leicht in heißer Schlacht
Vorüber und vorbei!

Der Himmel wird uns aufgethan
Wie ein Juwelenschrein;
Husarensäbel klopfen dran
Und drinnen ruft's: Herein!

(Rhein. J.)

Das Gespenst.

(Schluß.)

Am folgenden Morgen erschien O'Reilly als ein anderer Mensch. Bleich und mit hohlen Blicken grüßte er ernsthaft die Gesellschaft, und setzte sich schweigsam an das unterste Ende des Frühstückstisches.

„Guten Morgen, Herr Hauptmann!" sagte Fräulein Seymour, als sie fröhlich an dem Ritter von der traurigen Gestalt vorbeihüpfte. „Ei, wie sehen Sie so niedergeschlagen aus; man meint, einer Ihrer hibernischen Geister wär' Ihnen nach der langen Abhandlung, die Sie gestern Abend in Betreff derselben gegeben, heute Nacht erschienen und hätte Sie behext."

O'Reilly sah die Sprecherin an. Ein kalter Schauer schien ihn zu durchrieseln, und hastig verließ er das Zimmer. Bromley, der ihm an der Thür entgegen kam, folgte, betreten über sein ungewöhnliches Aussehen, ihm in ein anderes Zimmer, und befragte ihn über die Ursache dieser auffallenden Erscheinung. Lange wollte der Irländer nicht mit der Sprache heraus, endlich nach vielem dringenden Zureden ließ er sich also vernehmen:

„I schlief wie en Roß, do hört i die große Glocken do schloge und im nehmlichen Moment en Daifelsgeklapper im Zimmer. Schaun's, sogt i, do donzen d'Rotzen en Lendler — und setz mi auf im Bett und sieh mi um noch em Stecken, um en Aus auf'z'spülle. Wie i mich so umschau, seh' ich e Mensch dostehn die blinzelt mi on und sogt: „Wachst, O'Reilly?" — Auf z'warten, Ew. Gnoden, sogt ich (hol Dich der Daifel! docht ich); oder i weiß nit, wos Se wolle? — Do dreht se den Kopf e bisle bei Seiten und sogt — nein, dos vergeß i in mein Leben nit, wos sie sogt! Sie hot mir anb'fohl'n, es g'haim z'halten, d'rum kann i Ihnen nichts weiter erzählen." So sprechend, schlich der Sohn Irlands hinweg, wo möglich noch betrübter aussehend, als zuvor.

Bromley erzählte bei'm Frühstück, was er von O'Reilly gehört, und Alle beschlossen, bei'm Mittagessen dem Geisterseher zuzusetzen, daß er die Rede seiner nächtlichen Besucherin zum besten gäbe. Indeß bei'm Mittagessen ergab sich keine Gelegenheit, und erst, als die Herren sich in's Gesellschaftszimmer zurückzogen, rief Fräulein Seymour den Irländer zu sich, und bat ihn, die am vorigen Abend unterbrochene Geschichte von der Erscheinung der Frau von Tyrone auszuerzählen. O'Reilly that es, obwohl man ihm deutlich ansah, wie unangenehm es ihm war, von solchen Dingen zu reden. Die Schöne achtete dies nicht, und war unbarmherzig genug, ihn auch noch mit Fragen über das dem Hausherrn vorenthaltene Geheimniß zu quälen. „Bitte, sagen Sie mir's, ich sag's nicht weiter. — Nun, wenn Sie nicht wollen, zwingen kann ich Sie nicht, aber das sag' ich Ihnen, ich spreche dann kein Wort mehr mit Ihnen."

„Schaun S', mein Engel, Ihnen würd' i g'wiß nix obschlog'n, oder do müßt i jo mein Wort brechen. — Nu, worten

Digitized by Google

S', Ihnen z'G'fallen — hait hobe mer 'n Ersten — den Dritten will i Ihnen sog'n, wos dos Ding zu mir g'sogt hot."

„Auf Ehre, Sie sind sehr verbindlich, Herr Hauptmann!" rief das Husärchen. „Aber erlauben Sie mir die Bemerkung, daß Ihre Geistergeschichten besser für die Kinderstube passen, als für das Gesellschaftszimmer, denn Sie werden mir zugeben, daß nur Kinder mit Aufmerksamkeit die Beschreibung von Dingen anhören können, über die jeder vernünftige Mensch lachen muß."

„Wollen Sie die Güte haben, Herr Lieutenant, mir meine Guitarre aus dem Bücherzimmer zu holen?" unterbrach ihn das Mädchen, als sie sah, daß der Irländer die Stirn runzelte. Und während der Husarenlieutenant hinging, ihr Gebot zu erfüllen, wandte sie sich an O'Reilly mit den Worten: „Herr Hauptmann, ich erwarte von Ihnen, daß Sie dem Lieutenant kein Wort erwiedern, wenn er zurückkommt."

„Wie S' befehle, schönster Engel. I seh wohl, aus dem Laitnant spricht blos d' Aifersucht. Oder, wie ich dem Hauptmann Bromley gesogt hob, wos i vergangene Nacht geseh'n hob, hot mein'n Glauba on übernatürliche Dinge bestärkt, und i möcht wohl seh'n, ob der Herr Laitnant 's Herz hot, in main'n Zimmer z' schlof'n, denn Bromley hot mir g'sogt, das Gärtnerweib wär' im selben Bett g'storben."

„Haben Sie es gehört?" rief Bromley dem Husarenlieutenant entgegen, als dieser en troubadour hereintrat, auf der Guitarre klimpernd, deren blaues Band er um den Nacken geschlungen hatte. „Haben Sie gehört, daß O'Reilly es in Frage stellt, ob Sie es wagen, der schönen Störerin seiner Nachtruhe in's Angesicht zu sehen?"

„Wirklich? Wir wollen sehen. Klingeln Sie, Bromley, und lassen Sie meine Sachen auf sein Zimmer bringen. Glaubt der Herr Hauptmann vielleicht, ich jäbe Etwas auf den Unsinn, den er uns diesen Morgen erzählt hat?"

Bromley gab den verlangten Befehl und wünschte ihm eine geruhsame Nacht, — ein Wunsch, dessen Erfüllung sehr zweifelhaft war.

Am folgenden Morgen war Alles in gespannter Erwartung. Der Lieutenant erschien, und Alle fragten wie mit einem Munde: „Nun, haben Sie dieselbe Erscheinung gehabt, wie Hauptmann O'Reilly?"

„Nicht ganz dieselbe," antwortete der junge Held. „Ich gestehe, daß der Gedanke an die verstorbene Gärtnerfrau mehr Wirkung auf mir hatte, als ich hätte denken sollen. Ich schlief endlich ein und erwachte, halb erstickt durch einen Schwefelgeruch, und hörte ein sonderbares Geklapper, welches von einem in dem Zimmer herumrennenden Wesen herrühren mußte. Das Ding rannte durch die Thür, und das Geklapper verlor sich allmählig in der Ferne. Es ward wieder ruhig. Ich zerbrach mich den Kopf über die Störung, schlief darüber wieder ein et me voici einigermaßen mehr zu den Ansichten des Hauptmanns O'Reilly bekehrt, als ich es gestern Abend war."

„Hier liegt eine Täuschung zu Grunde," nahm der sonst schweigsame Brinsdell das Wort. „Mit Hauptmann O'Reillys Erlaubniß will ich diese Nacht in seinem Zimmer schlafen, und wofern sich Jemand einen schlechten Spaß macht, dem soll es übel bekommen."

O'Reilly willigte mit Vergnügen ein und Brinsdell brachte die Nacht in seinem Zimmer zu. Am folgenden Morgen erzählte er, die Kälte des Zimmers sey ihm unbehaglich gewesen, und überdies hätten ihn die Ratten im Schlaf gestört, sonst aber Nichts.

Während seiner Erzählung trat O'Reilly ein, in eine Anzahl Ueberröcke eingemummt, und in demselben Augenblick erschien ein Bedienter mit der Meldung: „Die Kutsche des Herrn Hauptmanns O'Reilly steht bereit." Der Irländer beurlaubte sich und hatte eben die Hausthür geöffnet, als die Silbertöne (wie er sie zu nennen pflegte) von Fräulein Seymour hinter ihm erklangen.

„A propos, Herr Hauptmann, Ihr Versprechen. Heute ist der Dritte, und als Ehrenmann können Sie das Haus nicht verlassen, ohne mir den Rath der Dame blanche zu offenbaren."

„Also, wie i den Hauptmann Bromley erzählt hob", antwortete der Irländer, „i schlief wie e Rotz, do hört i e Stimmen: O'Reilly, wochst?" — „Aufg'warten, Ew. Gnoden", sogt i. „Sie sind e wunderschöner Engel", sogt i und docht, e Bissel Schmeichelei konn immer Nix schoden." — „O'Reilly", sogt S', ich hob wos Guts für Dich."

„'Soll mi frain", sogt' ich, „spendiren S' mer Ihrn Nomen, mein Engel, denn so long i in diesen Lond do bin, hob i nix Anders kriegt als Stöß und Rothschläg'. — „Nu jo, en Roth," sogt's weiße Ding zu mer, „will i der gebe und sonst noch wos. I haiß Erdichtung, i hob mein Hauptresidenz in Irland, und i will dir rothe, wenn du in so en schlechts Zimmer gestopft wirst, erfind' e Geistergeschichten, und i gib dir mein Wort, do werden sich Narren gnug finden, die dem Ding auf'n Grund kommen wollen und sich hier einquortir'n. Derweiln schläfst du ruhig in ihren Betten." Domit wor s' verschwundn."

„Aber, Herr Hauptmann", sprach das Mädchen, als der Irländer den Fuß auf den Tritt seines Gigs setzte, „wie erklären Sie das Klappern u. s. w., was der Lieutenant gehört hat?"

„O, mein englisches Fräulein, dos ist kein groß Ghaimniß. Seng'n S', e schworze Kotzen mit 'ner Nußscholen an jede Pfoten geklebt und 'n brennenden Zigaarenzinder on Schwonz g'bunden', die mocht Ihn'n des Daifels Lärm, wenn man s' in e Zimmer 'nein practicirt. — Toujours à vous, mon ange!" Mit diesen Worten sprang der Smaragdländer in sein Fuhrwerk, versetzte seinem Rozinante verschiedentliche Hiebe, und jagte davon, so schnell, als das elende Thier laufen konnte.

„Ich hätte nich übel Lust, dem Gesellen nachzureiten und ihn wissen zu lassen, daß ich nich Derjenige bin, der sich solche plumpe Späääße gefallen läßt."

„Puh! Dummes Zeug!" versetzte Bromley. „Kommen Sie, liebster Freund, in das Gesellschaftszimmer und trinken Sie ein Glas Maraschino. Und während wir über diese Geschichte und über unseren abgeschiedenen Freund sprechen, lassen Sie uns gestehen, daß er uns eine ganz feine Nase gedreht und uns mit unseren eignen Waffen geschlagen hat. Wir haben kein Recht, ihm zu zürnen, und auch Sie können nicht anders als nachsichtig seyn gegen den Verfasser der Geschichte vom Gespenst."

Digitized by Google

Der schuldige Unschuldige.

Daß ein Dieb auf der That ertappt, verfolgt, gerichtet und verurtheilt wird, dies kommt in den gerichtlichen Akten öfters vor; daß aber ein Unschuldiger das Opfer eines Diebstahls wird, daß die Gendarmerie, welche den Thäter in Händen hat, denselben losläßt und ihm Theilnahme und Schutz gewährt; daß die Justiz sich hintergehen läßt und den Aussagen des Diebes glaubt; ihm als Entschädigung, vor dem Urtheil, die von ihm entwendete Summe zuspricht und ihm dafür dankt, den Unschuldigen ausgeliefert zu haben; dies ist das Schauspiel, welches ein Prozeß vor dem Zuchtpolizeigericht von Valence darbot.

Ein wackerer Elsässer, der kein Wort Französisch spricht, Johann Georg Schwartz, Bäckerknecht, gebürtig von Marckolsheim (Niederrhein), verließ vor einiger Zeit sein Dorf, um in Algerien in seinem Handwerk zu arbeiten; er versah sich mit Büchelchen und einem Paß; seine Eltern füllten in ihrer Sorgfalt den Sack und den Beutel des Gesellen mit den zur Reise nöthigen Gegenständen. Schwartz reiste zu Fuß, gab wenig aus, und kam in Lyon an, wo er einen Elsässer antrifft. Der Anblick eines Landsmannes reizte seine Freigebigkeit: Schwartz beherbergte den Kameraden und zog mit ihm in die Kaffeehäuser. Bei einigen Flaschen Bier fragte Klein, dies ist der Name des unverhofften Freundes, Schwartz, wo er hingehe. Auf die Antwort Schwartz's wandelte Klein, der sich für einen Erdarbeiter ausgab, die Lust an, Schwartz nach Algier zu begleiten; man trank den Abschiedstrank bei Philipp, einem deutschen Kaffeesieder in Lyon, stieß auf das Wohl des Landes an, und nun ging's fort. Auf der ganzen Reise nahm Klein, der auf die geringe Reiseunterstützung, die ihm der Staat bewilligt, wanderte, den besser gespickten Beutel seines Kameraden in Anspruch. Unsere beiden Reisenden kamen, von Müdigkeit erschöpft, in Saint Rambert, zwei Stunden von Saint Vallier an und nahmen ein bescheidenes Mahl; Klein, welcher Französisch spricht, diente seinem Reisegefährten als Dollmetscher, und empfahl dem Wirth an, sie gut zu bedienen, indem sie nicht reich seyen. Den andern Tag schützte Klein eine Unpäßlichkeit vor und ließ Schwartz allein abreisen.

Kaum war eine halbe Stunde verflossen, als Klein halb angekleidet, unter dem Rufe: Ein Dieb! Zu Hülfe! Schwartz nachgelaufen kam, und ihn bald einholte; er stellte seinen Kameraden, der nichts von diesem Auftritt verstand, unter die Obhut zweier Kantonniers und holte die Gendarmerie von Saint Vallier, beschuldigte Schwartz des Diebstahls, beschrieb den Beutel, gab den Inhalt an, ließ ihn durchsuchen, und die Gendarmen bemächtigten sich des Geldes. Auf die Bitte Klein's ließ der Maire von Saint Vallier Schwartz 10 Fr. 80 Cent. einhändigen, um sich nach Valence zu begeben; Schwartz wurde von den Gendarmen dahin geführt; mittelst eines Dollmetschers befragt, läugnete er den Diebstahl, erbot sich, zu beweisen, daß er Geld bei sich gehabt habe, daß Klein nichts besessen und blos mit elenden Lumpen bedeckt war, während er, Schwartz, einen wohlversehenen Sack und reinliche Kleider gehabt. Klein, welcher fürchtete, seine List möchte entdeckt werden, bat den Herrn Königsprokurator, ihm den Ueberrest seines Geldes (100 Fr.) einzuhändigen, und versprach, sich auf die erste Aufforderung zu stellen. Dieser Magistrat, durch den Schein, der ganz zu Gunsten Klein's war, betrogen, händigte ihm die Summe ein. Seitdem ist Klein verschwunden, und, trotz den thätigsten Nachforschungen, hat man weder in Frankreich, noch in Algerien etwas von ihm erfahren.

Nach zweimonatlicher vorläufiger Haft konnte endlich Schwartz erklären, wie Klein gegen ihn gehandelt, und durch Attestate und Briefe aus seiner Heimath beweisen, daß er rechtschaffen ist, und mit 200 Fr. abgereist war. Nach mehreren von dem Staatsanwalt begehrten Vertagungen, um neue Erkundigungen einzuziehen, wurde Schwartz auf die Vertheidigung des Hrn. Eduard Darnaud, Advokaten, freigesprochen.

Dieser vor den königlichen Gerichtshof von Grenoble gebrachte Ausspruch wurde bestätigt. Wir fügen hinzu, daß der Herr Königsprokurator dem armen Schwartz die 10 Fr. 80 Cent., die Klein, der vorgebliche Bestohlene, sich zu erschleichen gewußt hatte, einzuhändigen die Güte hatte.

Frankfurter Theater.

(Schluß.)

Hr. Baison war, wie immer, im Pathos der Leidenschaft vortrefflich; wo die weicheren Gefühlstöne, wo das innerste Herz aufgeht, ist er dann und wann zu declamatorisch; gewiß aber bleibt dieser Schauspieler nicht nur einer der verständigsten seines Fachs, sondern auch einer der wenigen, die von dem hohen Berufe ihrer Kunst durchdrungen sind. Hr. C. Schneider (Steele) bethätigte seine Strebsamkeit und seinen Kunsteifer; seine Leistung war sorgfältig angelegt und wurde verständig durchgeführt. Wenn Richard Savage als dasjenige Stück Gutzkow's bezeichnet werden kann, das am wenigsten die Massen durchdringen wird, so ist es doch bei ineinander greifender Darstellung stets des Erfolges auf ein fein gebildetes Publikum sicher. Eine treffliche und vorurtheilfreie Kritik über dieses Stück bringt die Wiener Theaterzeitung vom 16. September. Gutzkow scheint in Oesterreich und am Burgtheater namentlich zuerst jene ruhige Würdigung zu finden, zu der sich der Parteiwirrwar im übrigen Deutschland nicht erheben konnte.

Marie, oder: die Regimentstochter hat festen Fuß gewonnen und fesselt durch ein unterhaltendes Sujet, welches sich dem Werthe nach denen eines „Brauer von Preston", eines „Postillon von Longjumeau", eines „Czaar und Zimmermann" u. a. anschließt, wie durch leichtfaßliche, gefällige Musik und durch Rollen, welche dem Sänger wie dem Darsteller gleichen Spielraum bieten. — Die alte, aber nicht veraltete komische Oper von Fioravanti — die wandernden Comödianten — bereitete uns zweimal heitere Abende. Ein bei aller Einfachheit interessantes und effectvolles Sujet ist hier mit lieblicher, überall charakteristischer Musik vereinigt und ein kerngesunder, frischer Humor belebt das Ganze. Es wurde con amore gespielt und gesungen. — Lorzing's „Czaar und Zimmermann", welche bei uns zu einer Lieblingsoper geworden, machte wiederholt ihren Anspruch auf unsern Beifall geltend. — Die Favorite, von Donizetti, enthält neben Manchem von geringerem Werthe viele ausgezeichneten und dramatischen Gesangsnummern und kann bei einer so vorzüglichen Aufführung, wie es die hiesige ist und bei welcher die Herren Pischek (Alphonse), Chrudimsky (Fernand), Conradi (Balthasar) und Dem. Capitain (Leonore) mit so entschiedenem Erfolge wirken, nicht anders als sehr ansprechen. Chöre und Orchester waren auf's sorgfältigste einstudirt und die ganze Vorstellung eine in allen Theilen abgerundete. — In Cherubini's Wasserträger und Mozart's Don Juan sahen wir Frau v. Keßlern-Münch als Marcelline und Zerline. An die Stelle der abgegangenen Dem. Karsten ist Frau v. Keßlern-Münch getreten. Im Besitz eines sehr ausgedehnten Rollenkreises stehend, ist sie vielseitig brauchbar und wird durch ihr Engagement jeder Störung unseres Opernrepertoirs vorgebeugt.

Dem. Pauline Marx setzt ihr Gastspiel mit entschiedenem Erfolge fort und wir sahen sie weiter als Königin in den Hugenotten, Donna Anna, Amine und Norma. Wiederholt haben wir die Gediegenheit

Digitized by Google

dieser Sängerin zu rühmen. Sie schließt sich dem Charakter der Compositionen an und strebt nur nach solchen Effekten, welche auf dramatischen Motiven begründet sind, deshalb sind ihre Leistungen abgerundet und bilden ein consequentes Ganzes. Das Organ der Sängerin ist, wie bereits bemerkt worden, Mezzo-Sopran und ihre Töne sind voll und sonor. Die Wirkungen ihres Gesanges sind immer schön und beruhen auf künstlerischer Einsicht. Ihre Coloratur ist perlend und, so wie ihre Cadenzierungen, nicht überladen, die Aussprache stets deutlich und der Triller ausgezeichnet. Bei diesen Vorzügen des Gesanges und bei einem angemessenen und ungekünstelten Spiel kann es nicht fehlen, daß sie ihre Rollen zu voller Geltung bringt, und wir dürfen sie als eines der ausgezeichneten Talente unserer heutigen Opernbühne mit Recht bezeichnen. Als Amine hob sie nicht nur die Lieblichkeit und den Glanz der Bellini'schen Musik, sondern auch das Lyrische und Seelenvolle des Charakters wirksam hervor, eben so als Norma. In der Rolle der Donna Anna in Don Juan wußte sie durch gediegenen Vortrag und durch Kraft und Fülle der Durchführung den Anforderungen der Kenner zu genügen. Beifall und Hervorrufungen wurden reichlich gespendet und man sieht dem ferneren Gastspiele der Dem. Marr mit Vergnügen entgegen. W.

An meinen König.

(Rhein. Ztg.)

Aus dürrem Stabe wird das Laub noch brechen
Und auch der nackte Felsen wird noch grün,
Du darfst Ein Wort, ein einzig Wort nur sprechen,
Und uns're ganze Hoffnung wird erblüh'n.

Nur in der Hoffnung ruht das schön're Leben,
Die Hoffnung ist auch unser Heil und Hort,
Du gibst uns Alles, willst du Hoffnung geben,
Und unser ganzes Hoffen ist Ein Wort.

O sprich Ein Wort in diesen trüben Tagen,
Wo Trug und Knechtessinn, Lug und Schmeichelei
Die Wahrheit gern in Fesseln möchten schlagen,
Mein König, sprich das Wort: das Wort sey frei!

Köln, 22. Sept. 1842. Hoffmann von Fallersleben.

Korrespondenz.

Aus dem Großherzogthum Hessen, im Sept.

Das fünfzigjährige Amtsjubiläum des Hrn. Oberschulraths und Professors Dr. Christian Theodor Roth zu Friedberg in der Wetterau.

Am 10. Sept. waren es 50 Jahre, daß Hr. Oberschulrath und Professor Dr. Ch. Th. Roth seine Wirksamkeit als öffentlicher Lehrer begonnen hatte. Dieser hochverehrte Mann, welcher seine ganze eigentliche Lebenszeit der Förderung des gesammten Schulwesens gewidmet hat, war im erhebenden Bewußtseyn der hohen Bestimmung und Würde des Menschen unausgesetzt vorzugsweise für das schönste Ziel menschlichen Strebens, für Menschenbildung und Menschenwohl, mit heiligem Eifer zu wirken bemüht gewesen. Diese warme Liebe und diese unermüdliche Thätigkeit in seinem Berufe war besonders bedingt durch die ihn beseligende Grundidee: daß das ganze Menschengeschlecht eine große Familie sey, der Mensch also den Menschen brüderlich lieben müsse. Von dieser Christusidee tief durchdrungen, strebte er darum in dem ihm bestimmten Wirkungskreise nur nach menschheitlichen Zwecken, zu deren Erreichung er namentlich die Schule als eines der kräftigsten Mittel zählt, um welche er sich in der That große Verdienste erworben hat. In dieser Hinsicht mag es im Hinblick auf das Volksschulwesen des Großherzogthums Hessen schon genügen, hier zu bemerken, daß derselbe unter Mitwirkung anderer, größtentheils verstorbener Ehrenmänner das Friedberger Schullehrer-Seminar im J. 1817 nicht nur in's Leben gerufen (schon im J. 1811 hatte Roth einen Vorschlag wegen Errichtung desselben dem Staatsministerium übergeben), sondern demselben auch beinahe ein Vierteljahrhundert als Direktor rühmlichst vorgestanden hat, was auch von der hohen Regierung auf die ehrendste Weise anerkannt worden ist. Unter Anderem wurde ihm am 30. Juni 1841 von Sr. königl. Hoh. dem Großherzog von Hessen das Ritterkreuz des Verdienst-Ordens Philipps des Großmüthigen verliehen. Als eine andere ehrende Anerkennung seiner Wirksamkeit, besonders als Seminar-Direktor, glauben wir auch die Huldigung anführen zu müssen, die demselben am Tage seines fünfzigjährigen Amtsjubiläums zu Friedberg von denjenigen Lehrern inner- und außerhalb des Großherzogthums Hessen dargebracht worden ist, welche früher Zöglinge der erwähnten Schullehrerbildungsanstalt waren. Nachdem nämlich die Kinder der oberen Klassen der Schule zu Friedberg um 6 Uhr Morgens vor der Wohnung des Jubilars einen passenden Choral mehrstimmig gesungen und einige Stunden später die Lehrer dieser Schule, wie auch die der beiden Seminarien (Schullehrer- und Prediger-Seminar), ferner die Vorsteher der Hülfsgesellschaft (welche er gründen half), die Geistlichen, die Mitglieder des Stadtvorstandes u. s. w. ihm gratulirt hatten, erschienen auch jene Lehrer bei ihrem unvergeßlichen Freunde und brachten ihm ihre und ihrer abwesenden Amtsbrüder herzlichste Wünsche dar, während sie ihm einen meisterhaft gearbeiteten silbernen Ehrenpokal überreichten, auf welchen die beiden Inschriften eingegraben sind: „Dem Oberschulrath Professor Dr. Christ. Theod. Roth von seinen Zöglingen und Freunden am 10. September 1842, dem 50. Jahrestage seiner öffentlichen Wirksamkeit, in Dankbarkeit und Liebe" — und: „Was Du gesäet in der Zeit: Es lebet fort in Ewigkeit."

(Fortsetzung folgt.)

Charade

(Zweisylbig.)

Die Erste, sie kann nur gedeih'n
In südlich-heißen Jahren,
Und vor der Zweiten — eine Pein! —
Mög' Jeden Gott bewahren!
Mein Ganzes da oft helfen muß,
Wo's Erste war im Ueberfluß.

R—m. Fr. Gockenbach.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 27. Sept. Die Memoiren des Teufels, Lustspiel in 3 Abth., von C. A. Herrmann.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 268. Mittwoch, den 28. September 1842.

Trinklied.

Von

Ludwig Hub.

Auf, ihr Freunde, füllt das Glas!
Trinkt! Die Zeit hat Flügel.
Ach, wer weiß, wie bald das Gras
Wächst't auf unserm Hügel.
Zechergluck und Jugendschwung,
Wer will sie verdammen?
Trinkt! Wir kommen ja so jung
Doch nicht mehr zusammen.

Ach, wie schnell entschwand die Zeit
Seit den schönen Tagen,
Wo wir noch das Kinderkleid
Frohen Sinn's getragen,
Wo wir dann mit keckem Sprung
Flohen unf're Ammen!
Trinkt! Wir kommen ja so jung
Doch nicht mehr zusammen.

Unf'rer Tage kleine Zahl
Laßt uns weis' gebrauchen! —
Weingefüllt winkt der Pokal
Zaub'risch auf die Augen,
Selbst wenn bei Erinnerung
Sie in Thränen schwammen.
Trinkt! Wir kommen ja so jung
Doch nicht mehr zusammen.

Freundschaft hoch! Sie soll uns hier
Immer eng' umschlingen!
Treu verbunden wollen wir
Nach dem Edlen ringen!
Kann doch von Vereinzelung
Großes nimmer stammen.
Trinkt! Wir kommen ja so jung
Doch nicht mehr zusammen.

Und ob auch der Körper sey
Unterthan den Jahren,
Wollen wir doch frisch und frei
Unsern Geist bewahren!
Allem Schönen Huldigung!
Stets soll's uns entflammen!
Trinkt! Wir kommen ja so jung
Doch nicht mehr zusammen!

Die beiden Venetianer*).

I.

Es war vor der Schlacht bei Chioggia, welche den Untergang oder die Unabhängigkeit Venedigs entscheiden sollte, als zwei Hauptleute des republikanischen Geschwaders, das unter dem Befehle des tapfern Zeno stand, in ihre weiten Mäntel gehüllt, bei einem herabglimmenden Wachtfeuer saßen, und in Erwartung des verhängnißvollen Tages hinausstarrten auf die Insel und das Meer, welche die Nachtnebel, die sie umhüllten, kaum von einander unterscheiden ließ.

Der Mond konnte nicht das Dunstgewebe durchbrechen und zeigte ihnen nur in unsichern Umrissen die Feldschanze, hinter welcher sich Peter Doria mit den Genuesern befand.

„Ihr seyd einsylbig geworden, Signore Francesco Paruta?" fragte sein Gefährte. „Ihr gedenket wohl an etwas Liebes in der Heimath?"

„Ich denke an Venedig, an meine Vaterstadt," antwortete der Angesprochene, „an die stolze Braut des Meeres, die ihre letzte Hoffnung auf uns, und auf den kommenden Tag gesetzt, und voll peinigender Ungeduld es wohl kaum erwarten kann, bis ihr ein Bote Nachricht bringt von unserem Siege oder unserem Untergang."

„Wir wollen das Erstere hoffen," antwortete Jacopo Facionelli, „ist doch der weise Doge Contarini selbst an unserer Spitze, und der tapfere Zeno unser Führer."

In diesem Augenblicke schollen die Tritte eines Mannes an das Ohr der beiden Hauptleute, und eine Gestalt, in klirrender Rüstung, trat auf sie zu.

*) Aus den „Neue Erzählungen und Novellen von Johann N Vogl. Wien, Verlag und Druck von J. B. Wallishauser.

Digitized by Google

„Ah, ſieh da, unſer würdige Capitano Leopardo Lanzerotti," rief Jacopo, „Gott zum Gruße!"

„Gleichfalls, Ihr Herren und Kampfgenoſſen," erwiederte der Angekommene, ein Mann von hohem, kräftigem Wuchſe, ſonnenverbranntem, aber edlem Antlitze, welches dichte ſchwarze Locken umſchwirrten. „Mich langweilt's drinnen im Zelte, unter den Würflern und Zechern," fuhr er fort, „und ſo Euch genehm, will ich ein halbes Stündchen mit Euch verplaudern."

„Setzt Euch zu uns", entgegnete Jacopo Facionelli, „die Luft iſt ziemlich angenehm, und den Nachtnebel ſind wir ſo gut als die ungariſchen Zigeuner gewohnt."

Der Hauptmann warf ſich nieder, daß die Rüſtung dröhnte. „Nichts Neues aus dem Hauptquartier?" fragte er.

„Semper la stessa campagna," erwiederte Jacopo, „nichts als den gemeſſenen Befehl, uns bereit zum Aufbruch zu halten."

„Langweilige Geſchichten," brummte Leopardo, „ich kann das unthätige Far niente nicht ertragen, und wollte bei allen Teufeln, daß es ein Mal losginge."

„Unſer Gefährte hier ſcheint ſich leichter in unſer allgemeines Schickſal zu fügen," erwiederte Jacopo. „Da ſeht nur, wie er, ganz in ſich verloren, dort ſitzt, und in das verkohlte Reiſig hineinſtarrt, als ob er daraus einen Liebesbrief leſen könnte. Heda, Signore Francesco Paruta, träumt Ihr, oder ſeyd Ihr wach?"

Bei dieſer Anrede fuhr Francesco aus ſeinen Gedanken empor und blickte den Hauptmann an. „Was wünſcht Ihr, Signore?"

„Per Dio, in aller Welt nichts," ſagte dieſer, „als Euch aus Euern finſtern Träumereien herausreißen. Solch' eine Stimmung taugt nichts vor einer Schlacht."

„Die Stimmungen der Seele," erwiederte Francesco, „laſſen ſich nicht in unſerer Bruſt hervorrufen, wie wir ſie eben am liebſten hätten; daß die meinige aber weder auf den kommenden Tag, noch auf meinen Muth einen Einfluß haben ſoll, darüber dürft Ihr ruhig ſeyn."

„Corpo di bacco, wer daran zweifelt," ſagte Jacopo, „der hat es mit mir zu thun. Ich kenne Euch als einen tapfern Capitano, aber ich wette meine Gage, die ich der wucheriſchen Vivandiera für Refosco und Proſecco ſchuldig bin, daß Ihr auch ein verliebter Capitano ſeyd."

„Ihr ſcherzt immer," ſagte Francesco.

„Ei, geſteht nur Euere Herzensangelegenheiten, ſo etwas löſet eine Felſenlaſt von der Bruſt, das weiß ich noch aus früheren Zeiten her, bevor ich Signora Venere mit Signore Bacco vertauſchte."

„Thut's immerhin," nahm Leopardo das Wort. „Seht, ich bin ſo verliebt wie Einer, in deſſen Adern wälſches Blut rollt, und will Euch meinen Liebesroman ſogleich und ohne Umſchweiſe zum beſten geben. Ihr wißt, ich bin ein geborner Venezianer, Patrizier, doch war ich ſeit meinen erſten Jünglingsjahren nicht wieder in der Inſelſtadt. Immer auf dem Meere, immer im Kampfe. Erſt focht ich bei Manſalier, wo Roſſi fiel, dann ſchlug ich die Schlacht bei Caſtel-Baldo und Baſſano mit, von da ging es gegen die Iſtrioten und Dalmatiner, dann nach Kandia, die Kalergi zu züchtigen, die ihres Eides vergaßen, und ſchließlich mit Zeno nach dem Oriente, wo wir den Paläologus wieder den Thron zu Konſtantinopel erkämpften, und der Ehre, Famagoſta zu erobern, entſagend, hierher flogen, um uns an unſere tapfern Landsleute wider die Genueſer anzuſchließen."

„Bevor ich jedoch den Fahnen Zeno's folgte, brachte mich ein Auftrag dieſes Feldherrn zu dem Proveditore generale nach Dolo an der Brenta, wo ich das ſchönſte aller Weiber Italiens ſah und liebte."

„Es war eine venezianiſche Dame, welche nur auf Beſuch nach Dolo gekommen war, und nach einigen Wochen wieder nach Venedig zurückkehrte."

„Meine beſchränkte Zeit erlaubte mir nicht, ſie öfter als ein Mal, und das nur in Gegenwart der Gemahlin des Proveditore, die nicht von ihrer Seite wich, zu ſprechen; doch warf ſie in dieſer einmaligen Zuſammenkunft einen Feuerbrand in meine Bruſt, welchen die blutigſte Schlacht und der ſchreckenvollſte Seeſturm nicht zu erlöſchen vermochten, und ich habe gelobt, nur noch die Einnahme von Chioggia abzuwarten, und dann auf den Flügeln des Sturmes nach Venedig zu eilen, um ſie dort aufzuſuchen."

„Und ihr Name?" fragte Jacopo, „kennen wir Eure Donna?"

„Den Namen," verſetzte Leopardo mißmuthig, „den habe ich nicht erfahren."

„Ha, ha, ha, Ihr ſcherzt," entgegnete der Erſtere.

„Mit nichten. Ich weiß ihren Namen nicht, da mich Artigkeit und Zeit verhinderten, darnach zu fragen, doch ihr Bild lebt in meiner Bruſt, und ich muß ſie finden, und wäre ſie in den geheimſten Gemächern des Markuspallaſtes."

„Viel Glück zu Euren künftigen Abenteuern —" erwiederte Jacopo. „Und nun iſt die Reihe an Euch," ſprach er, ſich an Francesco wendend, „Paruta wißt Ihr vielleicht auch nicht den Namen Eurer Schönen, die Euch ſo viel zu denken macht?"

Bevor aber Francesco, welcher bereits die Stirne in unmuthige Falten zog, noch eine Antwort auf dieſe Frage geben konnte, erſcholl von allen Seiten Trommelgewirbel im Lager, und rief die Hauptleute an ihre Plätze.

(Fortſetzung folgt.)

Dritte Generalverſammlung der Naturforſcher und Aerzte in Mainz.

** Mainz, 26. Sept.

Die hohen Genüſſe, deren wir ſeit acht Tagen theilhaftig wurden, haben heute ihr Ende erreicht; es bleibt uns davon jetzt nur das Andenken, die Rückerinnerung, die uns aber den Männern, welche uns dieſe Genüſſe verſchafften, ſtets mit Dank verpflichten werden.

Die heutige Sitzung wurde mit einem höchſt intereſſanten Vortrage des Hrn. Mayer, Präſidenten della academia labronica in Livorno, eröffnet. Als Deputirter der gelehrten Geſellſchaft, der er vorſteht, hieher geſendet, um die 20. Verſammlung der Naturforſcher und Aerzte zu begrüßen, entledigte er ſich ſeines Auftrags auf eine glänzende Weiſe in einer bündigen Rede, die er, obgleich geborner Italiener, in wohlklingender deutſcher Sprache hielt. Vor Allem, ſagte er, finde er ſich verpflichtet, für die freundliche Aufnahme, die ihm hier geworden, ſeinen Dank zu erkennen zu geben; man erkenne es an dem Verſammlungsorte ſo vieler gelehrter Männer aller Natio-

Digitized by Google

nen, daß die Völker an ihren wechſelſeitigen Fortſchritten den innigſten Antheil nehmen; es ſey dies ein höchſt erfreuliches Zeichen der Zeit, und was ſich durch die auf Gutenbergs Monumente befindliche Aufſchrift ausſpreche, werde hier zur Wirklichkeit erhoben. Die Völker von Germanien und Italien hätten ſeit mehreren Jahrhunderten gleiche Nacheiferung, in den Wiſſenſchaften fortzuſchreiten, gezeigt; dies ſey aber beſonders der Fall, ſeitdem Gutenberg die Buchdruckerkunſt erfunden, Raphael und Albrecht Dürer ſich einander die Hände gereicht und Copernicus durch ſeine Forſchungen ſein Vaterland ſo ſehr verherrlicht habe. Das Ziel, welches Deutſchland und Italien ſich geſetzt, durch Verbreitung und Erhöhung der Wiſſenſchaft den Menſchen wieder mit Gott zu vereinigen, werde durch die Bemühungen der gelehrten Männer, die erlangten Kenntniſſe zu verbreiten, und die Scheidewände, welche die Völker getrennt hielten, dadurch zu beſeitigen, immer näher gebracht. Er ſchlage daher der ehrenwerthen Verſammlung vor, der gänzlichen Vereinigung der gebildeten Völker ein Lebehoch zu bringen. (Lebhafter, langanhaltender Beifall folgte auf dieſen Vorſchlag.)

Nun hielt Hr. Geheimerath Dr. Crève von Frankfurt einen gelehrten Vortrag über die Macht der Einbildungskraft in der ſomatiſchen Sphäre des Menſchen; dann ſprach Hr. Dr Kirnberger jun. von hier über das Weſen und den inneren Zuſammenhang der Imponderabilien; hierauf hielt Hr. Dr. Vogt aus Neuſchatel einen allgemein verſtändlichen Vortrag über Gletſcher. Hr. Vogt war Begleiter des durch ſeine wiſſenſchaftlichen Reiſen bekannten Gelehrten Hrn. Aggaſize während der Jahre 1840, 1841 und 1842; er nahm Theil an den Beobachtungen, die auf den hohen Gletſchern der Schweiz, und namentlich auf dem „die Jungfrau" benannten in der Gegend von Bern ſtatt fanden; in einer Geſellſchaft von 18 Perſonen brachte er in dem vergangenen Sommer zwei Monate auf dieſem 7000 Fuß über der Meeresfläche erhabenen Berge zu, als deren Reſultat er ſich berufen fühlte, zu verkünden, daß nicht nur die Schweiz, ſondern ganz Deutſchland, Holland, England und Skandinavien in frühern Zeiten mit Gletſchern bedeckt geweſen, die großentheils durch die Bewegung verſchwunden ſeyen. Nach lebhaftem dieſem Redner gezollten Beifalle nahm Hr. Dr. Plagge von Gießen das Wort, er ſprach über das Sehen, und ſtellte eine neue Theorie auf, die allgemeine Aufmerkſamkeit erregte.

(Schluß folgt.)

Sehenswürdigkeiten der Frankfurter Herbſtmeſſe.

III.

Großes Mailänder Hunde- und Affentheater.

Dieſes hat ſich des lebhafteſten Beſuches von Jung und Alt zu erfreuen. Man erſtaunt, daß es Affen und Hunde dahin gebracht haben, aufrecht zu gehen, und allerdings iſt dies nichts Geringes. Wir Menſchen haben uns ihnen gegenüber unſerer Bildung zu ſchämen. Sie, zum gebückten Gange geboren, lernen den aufrechten, und wir, zum aufrechten beſtimmt, lernen den gebückten. Wie ſelten gehen wir gerade und aufrecht, und wie häufig bücken wir uns vor dem, welcher reicher oder mächtiger iſt als wir. Wer hat es alſo weiter gebracht? Sie, ohne Adel geboren, haben gelernt, ſich als Grafen oder Marquiſe zu benehmen, während wir, die Herren der Erde, uns jeden Tag ſelber erniedrigen und hundert Mal den Rücken krümmen. Dieſe Hunde und Affen ſind bewunderungswürdig, denn ſie lernen durch Dreſſur, während wir oft beim beſten Unterricht nichts lernen; ſie ſind gehorſam und fragen weder nach Urſachen, noch nach Folgen, während wir uns jedem Befehl widerſetzen und bei jeder Veranlaſſung hundert unnütze Fragen zu ſtellen haben. Höchſt ergötzlich ſind die Leiſtungen dieſer geiſtreichen Affen und gemüthlichen Hunde. Sie ſetzen ſich zu Tiſch und laſſen ſich vom kleinen Kellner Jacob bedienen, ihr Bajazzo läßt ſich während der Tafel als Paganini hören. Mad. Batavia macht eine Spazierfahrt und wird von ihrem unvorſichtigen Kutſcher umgeworfen, und Mad. Pompadour hat die Ehre, ſich mit einer Laterne zu produziren. Sogar nach Amerika machen dieſe Künſtler eine Auswanderung, welche jedoch nicht auf politiſchen Motiven beruht. Sehr humoriſtiſch iſt die furchtbare Beſtürmung der Feſtung Conſtantine, wobei ſich der Feuerhund ſo tapfer hervor thut, daß er ſchon längſt einen Orden verdient hätte. Wir empfehlen dieſes Affen- und Hundetheater allen großen und kleinen Kindern, überzeugt, daß es Niemand ohne Befriedigung und Rührung verlaſſen wird.

IV.

Neukom's Diorama oder maleriſche Reiſe durch die Schweiz.

Der Landſchaftsmaler J. H. Neukom aus Schaffhauſen hat durch dieſe in Nro. 251 d. B. bereits rühmlich beſprochene maleriſche Schweizer-Reiſe ſich der Beachtung des Publikums würdig gemacht. Die großartigen Naturanſichten, die lieblichen ſaftig-grünen Thäler und gewaltigen Gletſcher, wie auch die Hauptſtädte der Schweiz überraſchen hier den Beſchauer. Die Anſichten ſind nicht nur kunſtgerecht, ſondern auch naturgetreu ausgeführt, und der zahlreiche Beſuch, welcher dieſem Diorama zu Theil wird, beweiſt, daß man den Werth der intereſſanten Galerie zu würdigen weiß und mit Vergnügen bei ihr verweilt.

Mannichfaltigkeiten.

In Dijon und der ganzen Umgegend iſt die Weinleſe ſo reichlich ausgefallen, daß man befürchtet, es werde an Raum gebrechen, um den Wein gehörig unterzubringen. Die Weinpreiſe ſind dort bereits ſehr geſunken.

Wie es ſcheint, wird der vortreffliche Schauſpieler Theodor Döring in ſein Stuttgarter Engagement nicht wieder zurückkehren. Mißhelligkeiten mit dem Regiſſeur Moritz ſollen ihn zu dieſem äußerſten Schritt bewogen haben. Döring iſt ein ſo ausgezeichneter Schauſpieler und, wenn man ihn zu nehmen weiß, ein ſo gutmüthiger und treuer College, daß ihn jede Bühne mit Freuden zu den Ihrigen zählen wird.

(Würzburg, 20. Sept.) Geſtern ging eine Schildkröte von 182 Pfund an den Fürſten v. Taxis von Hamburg nach Regensburg hier durch, welche, wie man vernimmt, dazu beſtimmt iſt, am Wallhalla-Feſte zur Tafel verwendet zu werden.

Digitized by Google

(Regensburg, 24. Sept.) Nachdem in dem hiesigen Wochenblatte erst kürzlich die bestehenden Verordnungen gegen Verleitgebung der Gesundheit nachtheiligen Bieres wiederholt in Erinnerung gebracht worden, wurde vorgestern eine bedeutende Quantität solch' schlechter Waare durch die Polizeibehörde ausgelassen. Das Publikum erkennt mit Dank diese Vorsorge für sein Wohl und findet strenges Einschreiten hier um so mehr an seinem Platze, als der Preis des Bieres hoch genug ist, um dafür den Genuß eines vollkommen tarifmäßigen Getränkes mit Recht ansprechen zu können. Daß übrigens nicht bloß verdorbenes, sondern auch stark gewässertes Bier der Gesundheit schädlich ist, erweist ein dieser Tage in der polytechnischen Zeitung von Leuchs erschienener Artikel.

Korrespondenz.

Aus dem Großherzogthum Hessen, im Sept.

(Fortsetzung.)

Die Herzenswünsche seiner Schüler erwiederte der gefeierte Lehrer, sichtlich bewegt, in seiner bekannten eindringlichen Weise ungefähr mit folgenden, höchst bedeutungsvollen Worten: „Sie, meine Freunde, habe ich als Jünglinge gekannt und stehen jetzt als Männer vor mir — Dies ergreift und rührt mich. Die 18,000 Tage, welche ich für die Schule gelebt habe (des Vierteljahrhunderts meines frühern Daseyns nicht zu gedenken), waren für mich frohe und heitere Tage, und unter diesen sind nur wenige, die mich in einem solchen Grade beglückt haben, als der heutige Tag. Was ist's, das Sie aus der Nähe und Ferne mit Aufopferung hierher führt? Was ist's, das Sie Ihre häusliche Bequemlichkeit hinten ansetzen ließ, um einen Mann an dem Abend seines Lebens noch einmal zu sehen? Ist's, um einem Ceremoniel zu genügen? Nein! Denn gebildete Männer geben sich leeren Gebräuchen nicht hin. Ist's Ehre, die Sie mir erweisen wollen? Ehre, als Anerkennung eines sittlichen Lebens, allerdings zum Theil, weil ich die Anerkennung meiner Bestrebungen und meines Charakters von Ihnen nicht bezweifle, vielmehr davon auf's innigste überzeugt bin. Ist's Liebe und Theilnahme? Gewiß bin ich auch Dies überzeugt, weil ohne Liebe und Theilnahme Alles erkalten muß. Allein die Beantwortung jener Fragen ist hierdurch noch nicht erschöpft. Die Kraft und Macht der Idee, die uns für Menschenbildung und Menschenveredlung begeistert, ist es; die Einheit unseres Wollens und unserer Zwecke zur Entwickelung der geistigen Kräfte der uns Anvertrauten ist es, warum der heutige Tag für uns ein festlicher Tag ist. Alle Stände sind im Staate organisch nothwendig und darum gleich achtungswerth. Die anderen Stände erforschen blos das wirklich Vorhandene; der Lehrer und Erzieher aber soll Das, was noch nicht vorhanden ist, wirklich zu machen suchen: er soll unter Anderm dafür wirksam seyn, daß der Mensch zum Selbstbewußtseyn gelange, daß er ein guter, frommer Mensch werde; er soll die noch nicht vorhandene Vernunft wirklich machen u. s. w., weil es göttlicher Wille ist, daß durch alle Stände bis zum Taglöhner herab Jeder vernünftig denken, Jeder, ohne Ausnahme, sein inneres, geistiges Eigenthum selbstständig verwalten soll. Das war mein Bestreben, war stets mein Standpunkt, von welchem ich ausging; und daß mein Bestreben nicht erfolglos geblieben ist, dafür stehen Sie als Zeugen da. Fahren Sie, wie bisher, so auch ferner fort; denn das Böse muß untergehen, das Gute gelingen. Suchen Sie also das Böse, das sich als wirklich vorhanden geltend machen will, zu unterdrücken, zu zerstören: die Lüge, die Bosheit u. dgl. Suchen Sie aber auch zugleich Gesetzlichkeit, Bürgertugend und Sinn für Religion zur Herrschaft zu bringen; und dann bin ich auf das entschiedenste überzeugt, daß Staat und Kirche Ihre Bestrebungen anerkennen und gern die Hände bieten werden, Sie zu unterstützen in Allem, worüber Sie sich noch beklagen könnten; und alle Hindernisse kräftigst und schleunigst zu beseitigen, die Ihren menschheitlichen Zwecken etwa noch im Wege stehen ꝛc." Die Wirkungen dieser kurzen Rede, die der Inbegriff eines fünfzigjährigen Strebens, zu beschreiben, dafür hat die Sprache keine Worte: das reinste Gefühl der Liebe, der Dankbarkeit und Verehrung, und die Begeisterung für die heilige Sache der Menschheit trat in die Erscheinung — thränengefüllte Blicke waren im Allgemeinen die erste Antwort; in Aller Augen las man deutlich den hohen und wahren Sinn des festlichen Tages; Jeder erkannte in seinem Lehrer wiederum jenes Vorbild, dessen Begeisterung für die Erziehung, Bildung und das Heil der Menschheit ihn auf's neue stärkte für sein noch nicht vollendetes, mühevolles Tagewerk. — Von seinen ehemaligen Schülern, nebst seinem Sohn, dem Hrn. Seminarlehrer Wilhelm Roth zu Friedberg, zu einem einfachen Mittagsmahl eingeladen, erschien der Jubelgreis, von einer Deputation derselben abgeholt, gegen 2 Uhr in dem schönen Saale des Trapp'schen Gasthauses, wo ihn der Männerchor eines für dieses Fest besonders gedichteten und in Musik gesetzten Liedes begrüßte. Bei dem Mahle alsdann — das von dem einhellig gewählten Festordner, Hrn. Lehrer Ph. Merz von Oberstadt (bei Darmstadt) mit einem rührenden Gebete eröffnet wurde, worin er besonders gegen die Vorsehung den Dank dafür aussprach, daß sie sich immer gnädig erwiesen gegen den geliebten Mann, dem die Feier galt — waren über 60 Kinder um ihren geistigen Vater versammelt.

(Schluß folgt.)

Frankfurt a. M., 26. Sept.

Wir danken dem Verfasser des Artikels über die Ausstellung von Oelgemälden altitalienischer Schule in Nro. 264 der Didaskalia für den Genuß, den uns, angeregt durch sein Referat, die Beschauung jener Meisterwerke verschafft hat. Mit Vergnügen sieht man sich nach jenem Lande versetzt, nach dem sich so viele Jünger der Kunst umsonst sehnen und aus dem uns hier Blüthen aus seiner schönsten Zeit dargeboten werden. Namentlich zog ein Gemälde: der Titanen Sturz von Rubens, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Die Vorzüge und Eigenthümlichkeiten, die wir in Werken dieses großen Meisters in Wien, München und kürzlich in Köln zu bewundern Gelegenheit hatten, erkannten wir in dem genannten Gemälde wieder. Der Herzog von Mantua, Rubens Gönner, der in dem damals noch jungen Künstler den schlummernden Genius ahnte, sandte denselben (wie uns v. Hasselt in seiner Histoire de Rubens und Smith im Life of Rubens erzählen) im Jahre 1601 *) nach Rom, die großen Meister zu studieren, von wo er wieder nach Mantua kam. Die Malerei auf vergoldetem Leder mag Rubens im Doggen-Palast in Venedig, wo er zuerst gewesen und wo jetzt noch Werke der alten venetianischen Schule, auf Leder gemalt, stehen, erlernt haben. Nächst diesem Bilde fühlt sich das Auge noch durch den Anblick anderer gediegenen Kunstwerke angezogen und es ist nur zu bedauern, daß, wie uns eine Avis beim Ausgange belehrt, die Sammlung nur noch bis zum 30. d. ausgestellt bleibt, weßhalb wir die Kunstfreunde hiesiger Stadt nochmals darauf aufmerksam machen.

*) Der Hr. Aussteller dieser Gemäldesammlung wird uns erlauben, ihn darin zu berichtigen, daß sein Bild nicht 1600, wie er in der Aufschrift an demselben sagt, sondern 1601 gemalt worden seyn kann, denn erst in diesem letztern Jahre hatte Rubens Rom gesehen und sich jene kräftige Manier zu eigen gemacht, die ihn später so auszeichnete.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, den 28. Sept. Der Templer und die Jüdin. Große Oper in drei Abtheilungen. Musik von Marschner. (Gastrolle) Rebecca: Dem. Pauline Marx, vom königl. Hoftheater zu Dresden. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 269. Donnerstag, den 29. September 1842.

Die beiden Venetianer.

(Fortsetzung.)

Nicht lange, so stürmten auf Befehl ihres Feldherrn die venetianischen Truppen unter Pisano und Contarini nach den Wällen von Chioggia, und der Donner der Kanonen, welche eben in Deutschland von Constantin Anklitzen erfunden wurden, und zum ersten Male in Italien bei dieser Belagerung ihre vernichtenden Donner entsendeten, verkündeten den Anfang des entscheidenden Kampfes.

Francesco Paruta und Leopardo Lanzerotti waren jedoch nicht bei den Stürmenden.

Nach dem Befehle des Feldherrn hatten sie mit ihren Rotten den Schanzen der Genueser gegenüber auf fernere Befehle zu harren.

Mißmuthig, zur weiteren Unthätigkeit verwiesen zu seyn, stampfte Leopardo den Boden, und ging mit gewaltigen Schritten vor seinem Haufen auf und nieder, während Francesco Paruta, auf seinen langen Degen gestützt, die feindlichen Schanzen genau im Auge behielt.

„Zähmt Euren Unmuth, Signor Leopardo Lanzerotti," sprach Francesco, ohne seine Stellung zu verändern, „ich müßte mich sehr irren, wenn dieser Angriff auf Chioggia nicht eine Finte des klugen Zeno seyn sollte."

„Der Himmel gebe, daß Ihr Recht hättet, Senor Paruta," antwortete dieser, „doch seht, da naht Jemand."

Wirklich nahte eine Gestalt in höchster Eile, während ein fernes verworrenes, und immer mehr und mehr zunehmendes Getöse die Bestürmung von Chioggia anzeigte.

Der Mann sagte der Wache auf dem Vorposten die Parole, und eilte sodann auf die beiden Hauptleute zu.

„Was bringt Ihr?" fragten Beide.

„Befehl von dem Oberfeldherrn an Capitano Paruta und Lanzerotti," war die Antwort.

„Der ist?"

„Bei der dritten Salve aus dem deutschen Geschütze wider die Schanzen aufzubrechen, und sie um jeden Preis zu nehmen."

„Soll geschehen," sagte Paruta.

„Endlich, endlich!" — jubelte Leopardo, — „nun freu't Euch, Ihr Genueser!"

Der Mann entfernte sich wieder, und schon auch erbebte die Erde unter der Erschütterung der ersten Salve.

„Das ist die erste! —" sagte Leopardo, den Helm mit dem rothen Federbusch in den Scheitel drückend.

„Haltet Euch fertig! —" rief Francesco zu seinen Leuten, und was dahingestreckt lag, richtete sich auf, griff zu den Hellebarden und reihte sich mit den Andern; in wenigen Minuten stand die Rotte kampffertig.

Da donnerte die zweite Salve.

„Nummer zwei! —" rief Leopardo. — „Ha, ha, werden die Genueser Gesichter schneiden, wenn die steinernen Kugeln angeflogen kommen."

Nun erfolgte eine lange Pause, ein dumpfes Gedröhne inner den genuesischen Schanzen verkündete, daß ein großer Theil der Besatzung sich nach der bedrängten Veste wendete.

„Merkt Ihr's nun, wo Zeno hinaus will?" fragte Paruta.

„Cospetto di bacco!" rief Leopardo, „Ihr habt Recht, wir sollen dem Feind in den Rücken, während Pisani und Zeno ihn von vorn her empfangen."

Da krachte die dritte Salve!

„Nun d'rauf und d'ran, Ihr Kinder!" rief Paruta. „Auf gutes Glück, Capitano!"

„Wie es kommt," antwortete Leopardo. „O Cesare o niente!"

Nach diesen Worten stürmten beide Hauptleute mit ihrer Armada gegen die Schanzen. Bald hatten die muthvollen Rotten das feindliche Glacis erreicht, flogen, sprangen und stürzten die Contrescarp hinab, in den Graben, überstiegen die Verpallisadirungen trotz eines Hagels von Pfeilen, Bolzen und Steinen, der die Hälfte der Krieger zu Boden warf, und stürmten die Schanze.

Trommeln wirbelten, sowohl innerhalb als außerhalb derselben, überstimmt durch das betäubende Geschrei der Angreifenden, wie der Vertheidiger der Schanzen.

Bald war Alles handgemein.

Ein heftiger mörderischer Kampf begann, jede Fußbreite Erde ward mit Blut vertheidigt, und mußte mit Blut gewonnen werden. Noch hielten sich Genueser und Venetianer das Gleichgewicht.

Francesco Paruta kämpfte besonnen und unerschrocken an der Spitze seiner Leute, während Leopardo Lanzerotti wie ein Todesengel auf der andern Seite in die feindlichen Reihen einhieb.

Jetzt wurde der Letztere von der Uebermacht derselben zurückgeworfen. Brüllend vor Wuth und seine Landsleute aneifernd, suchte er, jedoch vergebens, sich eine Bahn durch die

Digitized by Google

Speere und Hellebarden der Feinde zu brechen. Seine Stimme scholl laut durch das Geschrei der Kämpfenden, und das Geächze der Gefallenen.

Nicht lange, so sah er sich an Paruta's Seite gedrängt.

„Die Kerls wehren sich wie die Bären," sagte Leopardo, sich im Gefechte an Paruta wendend — „aber sie sollen doch aus ihrer Falle!"

Nach diesen Worten war es den beiden Hauptleuten wieder gelungen, an einen Ort der Schanze vorzudringen, von welchem dieselbe genommen werden konnte.

War der Kampf früher schon fürchterlich, so wurde er es noch um Vieles mehr, da Sieg oder sicheres Verderben sich an die nächste Minute knüpfte.

Wie Tieger fochten beide Parteien. Da wurde Francesco leicht im Arme verwundet. Ein über und über mit Blut bespritzter Genueser führte in diesem Augenblick einen so wüthenden Streich nach seinem Haupte, daß er dieses ohne Zweifel gespalten haben würde, aber Leopardo kam ihm zuvor, und streckte ihn zu Boden.

„Dank, Kamerad!" rief Francesco; „gleichfalls!" entgegnete Leopardo, denn schon im nächsten Augenblicke legte Paruta's Degen einen Rasenden zu den Leichen, dessen Speer Leopardo's Leben bedrohte.

Da erscholl von der entgegengesetzten Seite fürchterlicher Kanonendonner, allgemeine Verwirrung herrschte in der Schanze. Zeno hatte die Genueser auf der andern Seite aus den Schanzen gelockt, und war dort mit ihnen handgemein geworden. Seine List war gelungen, während er einen Theil des Feindes beschäftigte, wurden die minder besetzten Schanzen von den beiden Hauptleuten genommen. Eine gänzliche Niederlage der Genueser rettete die Republik.

Zweitausend Genueser waren auf der Wahlstatt geblieben, unter ihnen Peter Doria.

Auf der eroberten Schanze aber lagen die beiden Hauptleute, Francesco Paruta und Leopardo Lanzerotti, einander in den Armen, mit einem langen glühenden Kusse ein ewiges Freundschaftsbündniß besiegelnd.

(Fortsetzung folgt.)

Dritte Generalversammlung der Naturforscher und Aerzte in Mainz.

(Schluß.

Nach Hrn. Dr. Plagge nahm der erste Geschäftsführer der Versammlung, Hr. Medizinalrath Dr. Groefer, das Wort. Er nannte die gegenwärtige Versammlung ein kostbares Glied in der Kette des Vereins der Naturforscher und Aerzte, das zwanzigste, das sich den übrigen an Form und Gehalt würdig anschließe; der sehnlichste Wunsch der Leiter dieser Versammlung, fügte er bei, sey dahin gegangen, mit den Mitteln, die ihnen zu Gebote gestanden, die hochansehnlichen Gäste zu befriedigen; wäre ihnen dies nicht gelungen, so müßten sie ihr Bedauern darüber zu erkennen geben; hätten sie das Ziel aber erreicht, so erfülle es ihn und Alle, die Theil daran genommen, mit der größten Freude. Mit Schmerz sehe er den Augenblick herannahen, wo die so achtbaren Gelehrten von hier wieder scheiden würden; ihn tröste dabei nur der Gedanke an das kostbare Andenken, welches diese Männer zurückließen; man habe sie kennen gelernt, man habe aus ihrem Munde die beredten Beweise ihrer Kenntnisse vernommen; das seyen veredelte Genüsse, deren man von Seiten der Geschäftsführer, von Seiten der Bevölkerung, der städtischen und der höchsten Staatsbehörden gewärtig gewesen, wegen deren man keine Anstrengung gescheut, um ihre Hieherkunft gehörig zu feiern. Auch Se. königl. Hoheit der Großherzog von Hessen, der die Wissenschaft schätze und unterstütze, habe deßhalb dieser gelehrten Versammlung seinen höchsten Schutz angedeihen lassen, und Mainz schließe sich so dem durch Gutenberg angeregten Bestreben zu Pflegung der Wissenschaften würdig an und werde dasselbe, durch das Beispiel so hochgebildeter Männer angefeuert, stets heilig zu halten wissen. Er danke für die der Stadt erzeigte Ehre, für die geistigen Genüsse und für die bewiesene Nachsicht, im Namen der Stadt Mainz, im Namen ihrer Bewohner und in seinem und seiner Collegen Namen, er empfehle sie alle in ein wohlwollendes Andenken. Diese so wohl gesprochenen, so herzlich gemeinten Worte wurden mit dem lebhaftesten Beifalle erwiedert. Hr. Dr. Mansfeld von Braunschweig verlangte nun das Wort; er brachte im Namen der Versammlung Sr. königl. Hoheit dem Großherzoge, den Vereinen und Bewohnern der Stadt Mainz, und den Herren Geschäftsführern, die mit Kraft und seltner Einsicht für das Gedeihen der Versammlung gesorgt, einen feierlichen Dank, der allgemeinen lebhaften Applaus fand. Hr. Dr. Groefer verkündete hierauf, daß die Casino-Gesellschaft am heutigen Abende noch eine große Reunion zu Ehren der anwesenden Gäste veranstaltet habe, und erklärte dann die Versammlung für geschlossen.

Mannichfaltigkeiten.

Die in Darmstadt bei Jonghaus erscheinende Wochenschrift „Das Vaterland", welche sich durch die Mannichfaltigkeit ihres unterhaltenden und belehrenden Inhaltes auszeichnet, sagt: Der Hofkupferstecher C. F. Grünewald in Darmstadt hat ein zierliches Büchlein unter dem Titel „Grotesken" (bei G. Jonghaus) herausgegeben; bunte Bilder aus dem modernen Künstlerleben, in humoristisch-ironischer Beleuchtung. Die Hauptfigur der Grotesken (welche sich in dramatischer Form bewegen) ist der Kupferstecher Valentin, ein treues Gemüth, das es ernst mit der Kunst meint und eben deßwegen mit drückenden Lebensverhältnissen zu kämpfen hat. Das Büchlein hat außer seinen humoristisch-ironischen Partien auch manche gelungene Genrebilder und wird vornämlich für Künstler von besonderem Interesse seyn.

(Stuttgart, 24. Sept.) Die heutige Nummer des „Schwäb. Merk." berichtet über die, vorgestern stattgehabte zweite Hauptsitzung der Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe, und theilt zugleich den Hauptinhalt mehrerer Vorträge mit, unter denen der des Professors Knaus über „die Folgen der Güterzerstückelung" besonders hervorzuheben ist. Der Redner erörterte vorzüglich die Frage, ob eine gesetzliche Einschreitung gegen die allzu weit getriebene Gütervertheilung zulässig sey. Er deutete mit kurzen, aber scharfen Zügen die Folgen der weitgehenden Güterzerstückelung an, so-

Digitized by Google

wohl die vortheilhaften wie die nachtheiligen. Er verkannte nicht, daß die Güterzerstückelung das Mittel der Vermehrung der Zahl der Grundbesitzer würde, daß sie gleiche Erbtheilungen beim Landmanne zulässig machte, daß sie den Werth des Grund und Bodens erhöhte und die Rohproduktion steigerte. Dagegen machte er aber auch auf die Verluste an Zeit und Arbeitskräften aufmerksam, welche mit dem kleinen Besitze verbunden wären. Er wies auf die Schwierigkeiten hin, die aus demselben für die Regierung des Landes entständen, und schilderte die nachtheiligen moralischen Wirkungen einer stets fortschreitenden Vermehrung der Bildung von Familien mit unzureichendem Grundbesitze. Nach diesen Erörterungen sprach sich der Redner entschieden für ein gesetzliches Einschreiten gegen die zu weit gehenden Güterzertheilungen und zwar für ein Einschreiten in der Richtung aus, daß für gleichartige Oertlichkeiten, nach genauer Untersuchung aller Verhältnisse, ein Minimum für die Theilbarkeit der Grundstücke bei den einzelnen Kulturarten festgestellt, aber auch dieses nicht für immer bemessen, sondern stets nur für Zeiträume von 25 Jahren bestimmt werden sollte. — Der Vortrag und die in ihm enthaltenen Anträge wurden einer besonderen Kommission, bestehend aus dem geheimen Hofrath Rau, dem Ministerialrath Vogelmann und dem Gutspächter Reinhardt, zur Berichterstattung überwiesen.

Doktor Sugenheim's neulich erschienene Schrift, „Bayerns Kirchen- und Volkszustände; Gießen, Verlag von G. F. Heyer", macht, wie bekannt, großes Aufsehen, besonders in Bayern. Der Hauptinhalt des Werkes ist historisch und schildert Verhältnisse des sechszehnten Jahrhunderts. Die Vorrede, als der frappanteste Theil des Ganzen, ist besonders abgedruckt erschienen und à 27 kr. zu haben. Es werden darin Dinge zur Sprache gebracht und Mißbräuche gerügt, wbrüber man erstaunen muß. Der Verfasser erklärt, aus den zuverlässigsten Quellen, die er sich zu verschaffen gewußt, die er aber einstweilen noch nicht ganz benutzen zu dürfen gelobt hat, geschöpft zu haben.

Die ausgezeichnete Sängerin Damoreau, welche vor kurzem mit großem Beifalle mehrere Conzerte in Baden-Baden gegeben hat, wäre bald das Opfer eines betrübenden Zufalles geworden. Von dem berühmten Violonisten Artot begleitet, will sie die unterirdischen Verließe des alten Schlosses von Baden-Baden besuchen. Man war eben in eine sehr dunkle Wendung eingetreten, als ein Mitglied der Gesellschaft aus Unachtsamkeit eine Thür zuschlug, die aus einem einzigen Steinblocke bestand. Man kann sich den Schrecken der Besucher denken, als ihr Begleiter tief erschüttert ihnen bekannt macht, daß die Thür nur von außen geöffnet werden könne. Erst nach vier langen qualvollen Stunden, und als das letzte Licht auf dem Punkte war, auszulöschen, wurden sie durch die Ankunft des Wächters der Ruinen aus ihrem Grabe befreit, der, ohne etwas von dem Vorfall zu ahnen, einer englischen Familie die unterirdischen Gänge zeigen wollte.

Als man im Jahre 1815 dem General Travol den Prozeß machte, sprachen seine Vertheidiger vor dem Revisionsrath in Rennes fünf Tage und fünf Nächte hinter einander. Wenn nämlich das Urtheil eines Kriegsgerichts durch einen Kriegsrath bestätigt ist, so darf die Vollziehung des Urtheils auch nicht für einen Augenblick verschoben werden. Nun war der General zum Tode verurtheilt worden, und es handelte sich darum, seiner Gemahlin die Zeit zur Reise nach Paris zu verschaffen, wo sie die königliche Gnade anflehen wollte. Die Advokaten lösten sich also einander von drei zu drei Stunden ab; zuletzt begann Hr. Bernhard von Rennes, der Hauptvertheidiger, jetzt Rath am Kassationshofe, das berühmte Memoire des Hrn. v. Lally-Tollendal für seinen Vater zu lesen, denn er selbst wußte nicht mehr, was er sagen sollte. — Mein Gott, wo wollen Sie denn damit hinaus? fragte ihn der Präsident. — Warten Sie nur, Herr Präsident, antwortete er, das werden Sie sehen, wenn ich fertig bin. Aber er wurde nie fertig. Es kam zuletzt so weit, daß die Richter sich bei den Vertheidigern eine Stunde Ruhe ausbaten. Und so hatten diese ihren Zweck erreicht; denn sie erlaubten dem Konseil nicht eher, seine Berathung zu beginnen, als bis sie erfahren hatten, daß die Begnadigung bewilligt worden.

(Der Zauberer F. Becker.) Die Anwesenheit dieses Magiers veranlaßt uns, dem lesenden Publikum nachstehende interessante, denselben betreffende Anekdoten, wie selbige sich erst vor kurzem in Berlin zugetragen, mitzutheilen. Der Obengenannte trat kürzlich in eine der renommirtesten Weinhandlungen Berlins, stand indessen schon im Begriff, das bereits überfüllte Lokal sofort wieder zu verlassen, als ihm der aufwartende Kellner mit zuvorkommender Bereitwilligkeit einen Platz ausmittelte und dadurch zum Bleiben nöthigte. Der Künstler, über diese Aufmerksamkeit sichtlich erfreut, leerte die ihm servirte Flasche Champagner und belohnte hierauf beim Weggehen die Zuvorkommenheit des Dieners mit einem Goldstück. Wer malt die Bestürzung des erfreuten und überraschten Schelmes, als er kurz darauf bei näherer Prüfung anstatt des erhaltenen Louisd'or urplötzlich eine mächtige Kartoffel hervorzieht! Wenige Tage darauf richtet unser Held, der zufällig oder aus Versehen seine Taschenuhr zurückgelassen, an einen unfern vom Brandenburger Thore unter den Linden promenirenden, äußerst fein gekleideten Herrn die Frage: „Wie viel an der Zeit?" Kaum daß der Gefragte Zeit gewinnt, dem Verlangen des Fragers zu genügen, als er auch schon zu nicht geringem Schreck an Stelle seiner goldenen Uhr eine colossale Zwiebel zum Vorschein bringt! Noch immer sprachlos und vor Verwunderung außer sich, erweckt ihn erst die Frage des Künstlers: „ob vielleicht die über ihm auf einem Baume hangende Uhr die seinige sey", aus seinen Träumen. Eine nähere Untersuchung bestätigte alsbald jene Vermuthung. Eine unlängst von dem Künstler eingegangene Wette, in deren Folge ersterer zu Ein und derselben Minute an drei Orten: nämlich in dem Königstädter Theater, im Colosseum und in den Zelten vor dem Brandenburger Thore zugleich sichtbar zu seyn versprach, fiel nicht allein zu Gunsten desselben, sondern auch zur größten Ueberraschung der Parenten aus.

Ein sächsischer Baron war sehr ermüdet in einem Gasthaus zu Wien abgestiegen und hatte den Kellner gefragt, was es zu essen gäbe? „Händel gibt's heut." Ei was! ich liebe den Frieden und brauch keine Händel; ich will essen. „Schoffen Euer Gnaden Roßbratel?" Glaubst du, ich fresse Pferdefleisch? „Euer Gnaden! alle Rasende essen es doch gerne?" Wie? ich ein Rasender? Der Baron griff nach dem Stock,

Digitized by Google

der Wirth aber erklärte diesen Irrthum in allen Ecken aufs beste; und als endlich der Sachse beruhigt äußerte, daß er wirklich ein Thor gewesen sey, so unschuldige Ausdrücke so böse zu verstehen, sagte der Wirth, ihn tröstend: Machen sich Euer Gnaden nichts draus, jeda Mensch hat ein Stroach!

Zschokke's „Selbstschau" ist vergriffen, und es erscheint demnächst eine zweite Auflage.

Die öffentlichen Blätter enthalten die Urkunde über die am 4. d. M. in Köln erfolgte Grundsteinlegung für den Fortbau des Domes. Dieselbe ist in lateinischer Sprache abgefaßt, was etwas seltsam erscheint, da das ganze Fest hauptsächlich der deutschen Einheit geweiht war. Den Deutschen ist ihre eigene Sprache immer noch nicht gut genug, wenn sie etwas recht Wichtiges vornehmen. So lange aber die Deutschen Das, was ihnen eigen ist, nicht höher achten lernen, so lange sie sich noch so gerne, besonders wenn sie in großem Staate erscheinen wollen, mit fremden Federn – ausländische oder alterthümliche — putzen, so lange auch kann die deutsche Einheit noch keine feste Wurzeln schlagen.

Korrespondenz.

Aus dem Großherzogthum Hessen, im Sept.

(Schluß.)

Die Stimmung, welche bei dem Festmahle herrschte, gab sich unter Anderem auch in den Toasten kund, welche in angemessenen Pausen ausgebracht wurden. Der erste derselben, gesprochen von dem Jubilar, galt Sr. k. Hoh. dem Großherzog von Hessen; der zweite, von Hrn. Seminarlehrer W. Roth, Sr. Hoh. dem Erbgroßherzog und dem ganzen großherzoglichen Hause. Beiden Toasten hallte ein lauter Jubel nach. Bald hierauf überreichte der Jubelgreis dem Festordner den erwähnten silbernen Pokal, mit dem Wunsche, dafür zu sorgen, daß jeder der anwesenden Freunde daraus trinken möchte. Dieses Auftrags entledigte sich Hr. Merz dadurch, daß er den gefeierten Lehrer aus vollster Seele hoch leben ließ, wobei er, unter Erwähnung der vielen Verdienste desselben, die trefflichen Worte sprach: daß er diesem seinem väterlichen Freunde, unter dessen Leitung er zwei Jahre auf dem Seminar zu Friedberg verlebte, seine geistige Wiedergeburt verdanke, welche ihm namentlich den Impuls für späteres Fortstreben gegeben habe. Daß solche Worte der Ausdruck der Herzen Aller waren, bewies das einhellige, lange anhaltende Lebehoch der ganzen Versammlung. Während der Pokal in der Gesellschaft freis'te, brachte ein anderer Schüler dem hochverehrten Lehrer in einem Gedichte seine Huldigung dar, worin unter Anderm gesagt wurde:

„Wie Er für Menschenbildung, Menschenheil
Auf Seiner Bahn, ob freudevoll, ob steil,
Des Lichtes Banner nur zum Sieg getragen."

Hierauf sprach Hr. Wilhelm Zinßer, Lehrer in Oberflörsheim, mit viel Wärme ein Gedicht, in welchem er ebenfalls der Hauptmomente des Wirkens und Strebens seines theuern Lehrers gedachte. Zugleich deutete der Redner darin auch einen Mann an, der sich auf den besprochenen Festtag sehr gefreut hatte, und welcher um die Gründung und um das Gedeihen der beiden großherzogl. Schullehrer-Seminare zu Friedberg und Bensheim, wie auch um das Volksschulwesen des Großherzogthums Hessen überhaupt sich bleibende Verdienste erworben hat — den im vorigen Jahre verstorbenen Oberschulraths-Director Wilhelm Hesse zu Darmstadt. „Hesse darf nicht unter uns fehlen", so sing der Festordner alsbald nach dem oben erwähnten, mit entschiedenem Beifall aufgenommenen Toaste an, und schloß mit den Worten: „Auch die Todten sollen leben", welche aus dem Munde des Jubilars gleichsam wie ein Echo bedeutungsvoll nachklangen. — Hr. Fr. A. Loos, Lehrer in Wallertheim, brachte den Familiengliedern des hochgeschätzten Greises ein herzliches Lebehoch, und so folgte während des Mahles Toast auf Toast; heiterer Ernst und freies Walten des Gemüthes, erhoben durch Dankbarkeit und kindliche Verehrung, begeistert durch den wichtigen Gegenstand, sprachen sich in schöner Stunde aus. Mit den Toasten wechselten muntere Gesellschaftslieder, dann wurden Briefe von abwesenden Freunden vorgelesen, die sich rühmend über die Wirksamkeit des Hrn. Roth aussprachen, deren einer, von Hrn. Lehrer Cämmerer in Mainz und eingeleitet von Hrn. Philippi von Osthofen, bezeichnend sagte, daß er Roth's Wirken an seinen Früchten erkenne. Kurz, in der ganzen Versammlung hatte sich ein geistiges Leben zur Herrschaft erhoben, welches wohl mindestens die Ahnung einer vielleicht baldigen glücklicheren Zukunft des Schullehrerstandes in Manchem hervorrief. In dieser Stimmung gedachte man der abwesenden Zöglinge und Verehrer des Jubilars: Hr. M. Steffan, Lehrer in Framersheim, brachte denselben ein Hoch aus, gestützt auf die Versicherung, daß dieselben, wiewohl abwesend, dennoch im Geiste bei dem Feste seyen, in Gesinnung den innigsten Antheil nähmen. Sodann sprach Hr. Dr. Weigand, Lehrer an der Realschule zu Gießen, über die Wichtigkeit des Lehrstandes tiefgefühlte, mit ungetheiltem Beifall aufgenommene Worte. Hr. J. Michel, Lehrer in Mölsheim, sagte in Beziehung auf den Jubelgreis, daß es Allen noch in frischem Andenken seyn werde, mit welchem heiligen Eifer er bei seinem Unterrichte für Recht und Intelligenz stets bemüht gewesen u. s. w., und: „Möchte doch dieser Geist, der Geist der Wahrheit, auch fernerhin die Landes-Schullehrer-Seminarien durchwehen ꝛc." Auf diesen Toast, der jubelnd aufgenommen ward, hätte kein passenderer folgen können, als der, welchen ein ehemaliger Zögling des katholischen Seminars zu Bensheim, Hr. Lehrer Heinrich Müller in Offenbach jetzt ausbrachte: „Theure Amtsgenossen! Die Eintracht und Liebe, welche bisher von den Zöglingen der beiden Schullehrer-Seminarien unseres hessischen Vaterlandes bethätigt und von den edlen Gründern dieser Anstalten so sorgsam genährt wurde, möge immer inniger werden! Dieser Eintracht und Liebe ein Lebehoch!" Wie diese wenigen Worte alle Anwesenden begeisterten, so wäre zu wünschen, daß sie weithin in vielen Tausend Herzen der Lehrer beider Confessionen (der katholischen und protestantischen) nachklingen möchten. Wenn solche Gesinnungen sich allgemein geltend machen, dann ist von dem Samenkorn unserer Zeit eine reiche Ernte des Segens und Friedens zu erwarten. — Schließlich brachte Hr. Lehrer Friedrich Zinßer zu Lich dem gemüthlichen Festordner aus Dankbarkeit für die musterhafte Leitung des Ganzen ein Hoch, in welches Alle und besonders auch der überaus vergnügte Jubelgreis freundlichst einstimmten. Hr. Merz, dem dieses Hoch galt, dankte bescheiden und sprach zugleich den Wunsch aus, daß dieses Mahl Allen ein Brudermahl geworden seyn und Alle brüderlich vereinigt haben möchte für Einen großen, heiligen Zweck! △

Auflösung der Charade in Nro. 265.

Zauberflöte.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 29. Sept. Othello, der Mohr von Venedig, große Oper in 3 Abth., Musik von Rossini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rehm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 270. Freitag, den 30. September 1842.

Die beiden Venetianer.

(Fortsetzung.)

II.

Die Glocken erklangen von allen Thürmen Venedigs, und den Inseln, welche sie umgeben. Ein buntes fröhliches Gewirre durchwogte alle Gassen und Gäßchen, vorzüglich aber den Markusplatz und die Piazzetta, während die Lagunen, der Canalazzo und die übrigen Kanäle mit großen und kleinen Fahrzeugen bedeckt schienen.

Jetzt erscholl Kanonendonner und verkündete das Nahen des Dogen, welcher seinen feierlichen Einzug auf dem Bucentoro hielt, und fünftausend gefangene Genueser, und alle ihre Kriegsschiffe mit sich brachte.

Mützen und Hüte, Lorbeer- und Orangenzweige flogen in die Lüfte, welche das Geschrei: Vittoria! Evviva Venezia Vincitrice! Evviva! erfüllte, das die Volksmenge bei Erscheinung des würdigen Greises erhob, der, die große Standarte der Republik in den Händen haltend, dieselbe, wie ein rückkehrender Vater seine Kinder, mit Freudenthränen im Auge begrüßte.

Die Pregadi, welche den Ausschuß des hohen Rathes bilden, und die geheimsten und wichtigsten Staatssachen verwalten, die Häupter der Zehner, und viele Nobili empfingen den Dogen unter Kanonendonner, und geleiteten ihn, nebst Pisani und mehreren der vorzüglichsten Offiziere in den Markuspallast.

Auch dem tapfern Zeno, in dessen Umgebung sich Francesco Paruta und Leopardo Lanzerotti befanden, wurde die Auszeichnung zu Theil, daß ihm zwei Senatoren in einer Gondel entgegenfuhren, um ihm im Namen der Republik zu danken und zu seinem Siege Glück zu wünschen.

Ein festliches Mahl, welches erst spät in der Nacht endete, erfolgte auf diesen feierlichen Empfang.

Kaum hatte Francesco Paruta Gelegenheit gefunden, den Dogenpallast, wohin er den Oberfeldherrn geleitete, verlassen zu können, so faßte er seinen Freund heftig am Arme, und zog ihn mit sich die Marmortreppe hinab und durch die Volksmenge fort.

„Wo stürmt Ihr hin, Signore?" fragte Leopardo.

„Folgt mir, Leopardo," erwiederte Francesco, „Ihr habt jetzt die Freude des Volkes gesehen, seyd nun auch Zeuge von dem Glücke Eures Waffenbruders."

„Und wo mag meine Madonna weilen?" fragte Leopardo und eine Wolke flog über seine Stirne.

Nach diesen Worten hatten Beide die Riva de Schiavoni erreicht. Hastig sprang Francesco in eine Gondel und hieß seinen Freund folgen.

„Nach dem Palazzo des Michele Mastino de Garofolis!" herrschte er dem Gondoliere zu, und die Barke flog, leicht wie ein Vogel, von dem gewandten Führer gelenkt, über die Lagunen der Sestieri de San Paolo zu.

Der Markuspallast mit der Ponte di Sospiri, der Kanal Rio de palazzo, das Gebäude mit den berüchtigten Piombi, nebst den anderen Gebäuden zu beiden Seiten des Kanal Grande waren wie Schattengebilde an ihnen vorübergeflogen, als sie die Rialtobrücke, dies weltberühmte Meisterstück des Antonius de Ponte, und gleich darauf den Palazzo de Nobile, welcher nur eine kurze Strecke von dieser entfernt war, erreichten.

Francesco warf dem Gondoliere einen Scudi hin, und zog seinen Freund in die Hallen des Pallastes.

„Francesco! Francesco!" erscholl es von innen. „Er ist's!" rief eine wohlklingende weibliche Stimme, während die Diener eiligst die Thüren aufrissen, und die beiden Hauptleute standen in einem reichverzierten Saale, ungeben von einer Schaar festlich gekleideter Herren und Damen.

Ein ehrwürdiger Greis, von noch kräftigem Ansehen, obwohl bleichen und tiefgefurchten Angesichts und schneeweißem Haare, der Nobile Michele Mastino de Garofolis, eilte auf Francesco zu, und schloß ihn voll freudiger Rührung in die Arme; während seine reizende Tochter Bianca, eine jener schlanken blassen venetianischen Schönheiten, welche durch ihren Teint, und die Schwärze ihrer Augen wie ihrer Haare, so bezaubernd auf uns wirken, ihn mit den Blicken der ungeheucheltsten Freude begrüßte.

„Willkommen, willkommen in Venedig, mein wackerer Francesco Paruta!" rief der Nobile, „wir haben Eurer geharrt mit bangem Herzen, und manch ein Thränlein des Schmerzes und der Sehnsucht ist Euch geflossen, während Ihr die Bahn des Helden verfolgtet."

„Signora," sprach hierauf Paruta, sich zu Bianca wendend und ihre Hand mit seinen Lippen berührend, „belehrt Ihr mich, ob ich die Rede Eures Vaters für Worte der Wahrheit oder des Scherzes nehmen soll."

„Wie könnt Ihr glauben," erwiederte Bianca, das dunkle Auge zu Boden schlagend, „daß mein Vater in diesem Augen-

Digitized by Google

blicke über Gefühle, welche die Besorgniß um Euch erregte, zu scherzen vermöchte?"

„Ihr habt uns noch mit einem werthen Gast beehrt?" nahm Michele Mastino de Garofolis das Wort, sich achtungsvoll gegen Leopardo verneigend, welcher stumm und reglos, gleich einer Bildsäule, am Eingange des Saales stehen geblieben war, und die Scene beobachtet hatte.

„Es ist Capitano Leopardo Lanzerotti," erwiederte Francesco, seinen Freund dem Nobile und der Gesellschaft vorstellend, „mein Waffenbruder, zugleich mein Lebensretter bei der Bestürmung der Schanzen von Chioggia."

„Nehmt unsern wärmsten Dank für diese schöne That," sprach hierauf der Nobile zu Leopardo, ihm warm die Hand drückend.

„Der Dank dafür," nahm Leopardo, mühsam seine Fassung erringend, das Wort, „wurde mir bereits durch Signor Francesco selbst erstattet, und zwar im nächsten Augenblicke, denn auch er schützte mein Haupt vor dem tödtenden Streiche eines Gegners."

„Ei, das heiße ich ausgeglichen!" sprach Michele, „doch ich weiß es ja, unser wackerer Francesco liebt es nicht, irgendwo lange Schuldner zu bleiben. Doch nun meine werthen Herren und Damen zur Tafel, laßt uns bei einem Glase glühenden Cyperweins die Rettung der Republik und die glückliche Zurückkunft der Sieger feiern."

„Evviva Venezia! Evviva Francesco Paruta!" erscholl es, und im wirren Getümmel drängte sich Alles mit den Angekommenen in den nächsten Saal, wo bereits eine prachtvolle, mit den ausgesuchtesten Gerichten besetzte Tafel der Gäste harrte.

Eine überaus fröhliche Stimmung hatte sich aller Anwesenden bemächtigt, und würzte das herrliche Mahl, bei welchem die mit edlem Rebensafte gefüllten Pokale oft und hell auf das Wohl der Republik und der Sieger aneinander klangen; doch schien Francesco an Leopardo zu bemerken, daß sich seiner eine finstere Gemüthsstimmung, die er vergebens zu verbergen suchte, bemächtiget habe, und wußte sich dieses Räthsel nicht zu erklären.

Allein, bald vergaß er im Gespräche mit seiner blassen Schönen, in welchem sich ihm der volle reiche Blüthengarten ihres Gemüthes entfaltete, die trübe Laune seines Waffenbruders, welcher wohl nichts Anderes, als der ihm bis jetzt noch unbekannte Aufenthalt seiner Bekanntschaft von Dolo zu Grunde liegen mochte.

(Fortsetzung folgt.)

Beitrag zur Kenntniß der deutschen Journal-Literatur in Nordamerika.

(Von Dr. Wilhelm Dieffenbach.)

Unter dem Titel: „Der Deutsche in Amerika" erscheint seit dem Monat Juli d. J. zu Harrisburg, im Staate Pennsylvanien, ein periodisches Blatt, welches für Literatur, Kunst, Wissenschaft, Musik, Poesie, Biographien, Tagesbegebenheiten ꝛc. bestimmt ist. Die erste Nummer dieser von G. A. Sage und Comp. herausgegebenen und von Otto Hoffmann redigirten Zeitung (die solch' ein imponirendes Aeußere hat, daß der ausgebreitete Bogen, auf den sie gedruckt ist, einen viereckigen Tisch bedeckt, woran sechs Personen bequem speisen können) wurde mir kürzlich direkt aus Nordamerika mitgetheilt, und war für mich eine um so willkommenere Erscheinung, als ich mit lebhaftem Interesse aus dem Inhalte ersah, daß dieses neue, deutsch-amerikanische Journal unter den in den vereinigten Staaten bereits erscheinenden deutschen Zeitungen (z. B. „Herold" in Baltimore, „die alte und neue Welt" in Philadelphia ꝛc.) eine ehrenvolle Stelle einzunehmen verspricht. Zur näheren Kenntniß und Würdigung des Inhalts der vor mir liegenden ersten Nummer dürfte es von Interesse seyn, Mehreres aus ihren vierundzwanzig Riesenspalten hier in Kürze anzuführen. Zuvor nur noch die Bemerkung, daß von der in den nordamerikanischen Zeitungen gewöhnlich vorkommenden heftigen und tiefeinschneidenden Polemik, die weder die Personen noch die Sachen schont, wenig oder nichts darin zu bemerken ist, ohne daß es ihr deßhalb an Interesse gebricht, da der anständige Ton, in dem sie geschrieben, die Absicht der Redaktion, von dem edlen Gut der Preßfreiheit nur einen würdigen Gebrauch machen zu wollen, deutlich genug bekundet. Unter den Aphorismen des Abschnitts „Unterhaltendes", womit das Blatt beginnt, hier nur eine, und zwar die originelle Charakteristik der Nordamerikaner, entworfen von einem ihrer Schriftsteller, der sich in folgender Weise ausdrückt: „Wir werden übereilt geboren, und in aller Eile erzogen. Wir erwerben Vermögen, wie man die Hand umwendet, und verlieren es eben so, um im Augenblicke ein neues zu gewinnen, und wieder zu verlieren. Unser Körper ist eine Locomotive, die zehn Meilen in einer Stunde zurücklegt, unser Geist eine Maschine mit Hochdruck; unser Leben gleicht einer Sternschnuppe, und der Tod überrascht uns wie ein elektrischer Schlag." Der folgende Abschnitt enthält die Biographien der acht Präsidenten Washington, John Adams, Jefferson, Madison, Monroe, J. Quincy Adams, Jackson und van Buren, mit ihren Bildnissen, nebst der Abbildung eines atlantischen Dampfbootes, in ziemlich sauberen Holzschnitten. Für „Humor und Scherz" ist durch den mit vieler Laune geschriebenen schönen Aufsatz: „Money, office and humbug" glücklich gesorgt. Geld, Amt und —. „Nur durch Praxis, fährt der Verfasser fort, läßt sich die Bedeutung des dritten Wortes erlernen und Amerika ist das gepriesene Land, dessen Millionen Zungen dieses Wort aussprechen und verstehen. Und wenn Amerika auch zu nichts nützte, für zwei Dinge ist es gut, ist es empfehlungswerth. Nämlich um den deutschen Freiheitsschwindlern ihr verrücktes Gehirn in Ordnung zu bringen, und um die Bedeutung des Worts „Humbug" praktisch zu studiren. Deutsche Regierungen werden ersucht, ihre überwarmen Vaterlandsfreunde einige Jahre in die Reitschule amerikanischer Demokratie zu schicken, Phantasten das Wort Humbug praktisch zu studiren. Und was meint dieses so inhaltsschwere Wort denn? Es meint Großthuerei, Prahlerei, Charlatanerie, Täuschung seiner selbst und Anderer, es meint lieben, weinen, seufzen, trinken, schreiben, liegen und stehen, es meint alles und doch nichts. Es ist so unendlich als die Weltschöpfung, es ist so unbegreiflich als diese, und doch gleich gewiß und sichtbar. Aber „exempla docent," fährt der Verfasser fort, und gibt nun durch die Aufzählung einer Reihe von Lebensbildern eine höchst ergötzliche Paraphrase des vieldeutigen Wortes Humbug. Hier zur Probe nur einen jener politischen Humbugs, wie man sie auch in Deutschland aus längerer Erfahrung zu kennen scheint. „Wie geht es,

Digitized by Google

lieber Meister, das ist schön, daß ich Euch sehe, kommt laßt uns Hände schütteln. Schönes Wetter heute. Laßt uns ein Glas trinken, kommt hier in diese Schenke! Prosit. Halt, ehe ich es vergesse, ich wünsche ein neues Pferdegeschirr zu haben. Schickt mir es, sobald es fertig ist. Lebt wohl. Ah, Meister noch ein Wort! Darf man wissen, für wen ihr morgen bei der Wahl stimmt?" — „Ha! ich denke, ich werde wohl für Sie stimmen, General! Sie sind so ein gemeiner Mann, thun mit uns Leut' grad, als wenn Sie unseres Gleiche wären, ja, ich werde wohl für Sie stimme, Sie könne sich fest druf verlosse." — „Ich danke euch, Meister, für Eure gute Meinung, die Ihr von mir habt. Also vergeßt ja nicht das Pferdegeschirr. Lebt wohl!" Ist dieses nicht Humbug? — Auf der zweiten Seite folgen amerikanische und europäische Correspondenzen, so wie auch Biographien von ausgezeichneten Deutschen in Amerika. Dieser Artikel, der zu den stehenden gehören soll, beginnt mit dem berühmten Würtemberger Johann Jakob Astor, der schon im Jahr 1815 zu den reichsten Einwohnern New-Yorks gehörte, im Jahre 1837 aber ein jährliches Einkommen von 1,500,000 Dollars hatte. Dann folgt die biographische Skizze von F. R. Haßler, gegenwärtig Chef der Küstenvermessung der vereinigten Staaten. Derselbe wird als ein sehr verdienstvoller Mann in seinem Fache geschildert, der durch seine unausgesetzt thätigen und kenntnißvollen Bemühungen die trefflichsten Karten über die ungeheueren Küstenstrecken der Union theils vorbereitet, theils ins Leben gerufen habe. Trotz seines vorgerückten Alters (er ist bereits ein Siebenziger) zeige er noch eine wahrhaft männliche Thatkraft und erhalte den wohlverdienten Gehalt von 6000 Dollars jährlich. Seit vierzig Jahren ist unser wackerer Landsmann Einwohner und Bürger der nordamerikanischen Freistaaten. Vor seiner jetzigen Anstellung hatte er die Stelle eines Professors der Mathematik an unterschiedlichen öffentlichen Lehranstalten bekleidet.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Um mehreren Anfragen wegen der in unserm Blatte mitgetheilten Auszüge aus Provisor Tollhausen's „Reisebildern aus der Moldau", zu begegnen, bringen wir zur Anzeige, daß der Verfasser beabsichtigt, sein vollständiges Werk über das genannte Land im Druck erscheinen zu lassen. Da wir dasselbe mit eben so viel Interesse als Aufmerksamkeit durchlesen haben, so glauben wir es nach bester Ueberzeugung als ein höchst werthvolles und gediegenes Werk, welches auf eigener Anschauung und vielseitigen Studien basirt ist, empfehlen zu dürfen. Da die Moldau ein im Ganzen noch wenig bekanntes und wenig beschriebenes Land ist, so würde die Schrift des Hrn. Provisor Tollhausen, welcher sieben Jahre lang dort verweilte, und an der Ritter-Akademie in Jassy deutsche Sprache und Literatur dozirte, eine noch vorhandene Lücke auszufüllen und einen zahlreichen Kreis von Lesern zu finden nicht ermangeln. W.

(China.) Unser Korrespondent, schreibt Lewald in seiner Europa, meldet uns vom 10. April nach dem Kanton Preß: „Man vernimmt, daß die Hongkaufleute beschlossen hatten, den Kaiser zu ermorden; weil seine Hartnäckigkeit, so wie seine Narrheit nicht mehr zu ertragen waren. Die Verschwörung war fürchterlich; die einflußreichsten Personen des Reichs waren hinein gezogen worden. Man wußte, daß Se. Maj. der Kaiser einen hohen Grad von Vorliebe für ein junges Mädchen tartarischer Abkunft hegte, welches bei einem Zuckerbäcker sich aufhielt, der ungefähr 300 englische Ellen vom kaiserlichen Palaste wohnte. Zweimal hatte schon Yang-Fu, das Haupt der Verschwörung, bemerkt, wie der Kaiser mit zärtlichen Blicken das Mädchen durch ein herrliches Augenglas betrachtete. Yang-Fu ging herauf zu ihr und theilte ihr mit, daß sie dem Kaiser eine heftige Leidenschaft eingeflößt habe; sie ließ sich dadurch verlocken und gab sogar Seiner Majestät ein Stelldichein, durch ein Billet, das sie ihm ohne Unterschrift sandte. Zugleich hatte aber auch Yang-Fu im Hofe des Vaters der Tartarin verschiedene große Kessel bemerkt, von dem einer zunächst an der Gartenmauer stand. Ueber diese Kessel legte nun Yang-Fu eine Art von Deckel, den er mit Blumenkränzen schmückte. Am bestimmten Tage und zur bestimmten Zeit erschien der Kaiser verkleidet und kletterte über die Mauer. Die Tartarin erwartete ihn und überließ sich seinen Liebkosungen, als plötzlich der Boden unter seinen Füßen zu weichen begann und er mit der Geliebten in den Kessel stürzte, wo sie beide das Leben verloren. Der Nachfolger des Kaisers soll: Yam-Flam-Dam-Boby-Brodle heißen, und man hofft, daß er das Christenthum annehmen werde."

Zu den sonderbaren Familiennamen, bei deren Anhörung man sich eines Lächelns nicht erwehren kann, gehört auch der, unter welchem Frau Marie Rahmmacher, geb. Wildegans, den Tod ihres beim Bade ertrunkenen theuren und unvergeßlichen Mannes in einem Provinzialblatte anzeigt, aus Kyritz vom 25. August d. J. datirt. Hätte dieser Verunglückte, ein Gastwirth, wie aus der Anzeige erhellt, statt Rahmmacher Zahmmacher geheißen, so wäre das Zusammentreffen seines Namens mit dem der Marie Wildegans noch drolliger gewesen.

Nach der letzten Zählung beläuft sich die Bevölkerung von London auf 1,870,727 Seelen.

Zu Avignon bemerkte ein Hausbesitzer, daß eine Schwalbe, die an seinem Hause nistete, ein Zettelchen unter dem Flügel habe. Er fing den Vogel und fand folgende Zeilen in französischer Sprache: Ich wohne auf dem Libanon, heiße Franz Barthol. Petit-Jean, aus Olargues in Frankreich gebürtig, verließ vor 30 Jahren mein Vaterland, um am Grabe des Heilands zu leben und hoffe, an der Stätte, die ich mir erwählte, zu sterben. Ist's ein Christ, der diese Zeilen findet, so bete er ein Ave für den Pater Franz.

Ueber den Eisenbahnzug durch Kurhessen.

Noch vor wenig Monaten war in diesem Lande die Meinung verbreitet, daß das Zustandekommen einer Eisenbahn über Marburg und Gießen, von Eisenach aus, zur Aufnahme des Leipzig-Frankfurter Handelszuges eine ausgemachte Sache sey und daß die Anwohner der ur-

Digitized by Google

deutlich dafür über Fulda bestandenen Richtung alle Hoffnung aufgeben könnten, jemals eine Bahn zu erhalten. Zwar hatten sich dagegen mehrere Stimmen, namentlich in zwei Werkchen, das eine vom Landbaumeister und das andere später von Prof. Arnd, erhoben, welche in Absicht auf den schon erwähnten Handelszug für eine Fortsetzung der Eisenbahn über Fulda nicht nur sehr gewichtige Gründe vorgebracht, sondern auch überzeugend entwickelt haben. Als bezeichnend muß es gelten, daß die Vertheidiger der Marburg-Gießener Bahn nirgends diese Schriften einer Erörterung unterwerfen, sondern sich den Anschein geben, als seyen ihnen dieselben ganz unbekannt. Es erschienen in der Kasseler allgemeinen Zeitung mehrere Aufsätze, welche stets nur die Fuldaer Eisenbahn nach allen Beziehungen im Gegensatze der übrigen zu verdächtigen suchten, ohne daß man je gesehen hätte, daß auch nur eine Erwiederung auf diese Vorwürfe, oder ein Aufsatz, der für die Fuldaer Richtung gesprochen, in diesem Blatte aufgenommen worden wäre. Dafür übernahmen es andere Blätter, namentlich das Frankfurter Journal, Nro. 226, Nro. 232, Beil., Mannheimer Zeitung, Nro. 226, Beil., und die Hanauer Zeitung, die unlautere, verdrehende Absicht jener Aufsätze in ihren Winkelzügen die deutsche Welt erkennen zu lassen. Nicht eine gegentheilige Stimme hat es gewagt, sich dagegen öffentlich auszusprechen, wenigstens ist uns der Art nichts bekannt geworden. Da aber möglicher Weise den gedachten Werken sowohl, als Zeitungsartikeln, welche die Fuldaer Richtung vertheidigten, bei aller gründlichen Behandlung der Vorwurf einer vaterländischen Absunft gemacht werden könnte, so dürfte es für den Augenblick zur richtigen Würdigung von Interesse seyn, mitzutheilen, was ein Gotha-Coburger Regierungsrath (Arzberger) in einem erst vor Kurzem erschienenen Werke, betitelt: „Eisenbahnen als Staats- und als Gesellschaftsunternehmungen ꝛc.; Hamburg und Gotha, bei Perthes 1842", sehr wahr in diesem Betreffe sagt Seite 17: „Ein Bedenken beruht in dem Umwege, der dadurch entstehen wird, wenn man von Weiterode bei Eisenach aus — anstatt über Hersfeld, Burghaun, Hünfeld, Fulda, Schlüchtern, Steinau, Salmünster, Wächtersbach, Hanau und Offenbach *) — über Rothenburg, Melsungen, Kassel **), Grifte, Treysa, Neustadt, Kirchhain, Marburg, Gießen und Wilbel nach Frankfurt baut. Erwägt man indessen, daß sich die auf der Fuldaer Richtung bei Schlüchtern darbietenden Schwierigkeiten nach der unter dem Titel: „Welche ist die zweckmäßigste Direktionslinie für die Eisenbahn zwischen Eisenach und Frankfurt?" erschienenen Abhandlung des kurhessischen Landbaumeisters Arnd überwinden lassen; ***) so ist auch zu erwarten, daß der Zug über Gießen den über Fulda für die Dauer nicht auszuschließen vermag, es müßte denn die kurhessische Staatsregierung niemals damit einverstanden werden, daß nach der Arnd'schen Darlegung die Linie über Fulda nicht allein dem Verkehre zwischen Eisenach nach Frankfurt, sondern auch dem Verkehre zwischen Kassel und Frankfurt günstiger, daß die Verkehrs- und Gewerbsbasis auf der Fuldaer Richtung überhaupt die mächtigere ist, daß die Rentabilität des Gießener Zugs weit geringer, als die des Fuldaer seyn wird, daß die Verarmung auf der letztern Strecke durch die Begünstigung der an der Gießener Bahn betheiligten Landestheile nicht aufgewogen werden kann, und daß der Gießener Zug mehr auf Vortheile des Großherzogthums Hessen, als auf die des Kurstaates berechnet ist. Nach den Erfahrungen, die der Eisenbahnverkehr an die Hand gibt, getraue ich mir zu behaupten, daß die Begünstigung von Oberhessen ihren Zweck verfehlen wird. Die Provinz Oberhessen bezeichnet man als eine gewerbsarme, stillere Gegend Kurhessens. An der Frankfurt-Kasseler Straße gibt es nicht so viele Communicationswege, nicht so lebhaften Verkehr, nicht solche städtische Gewerbe, wie an der Leipzig-Frankfurter Straße. Die Industrie Oberhessens — darin stimmen alle veröffentlichten statistischen Notizen überein — beschränkt sich fast nur auf ländliches Gewerbe. Der in keiner sonstigen Relation stehende Besitz eines Tracts Eisenbahnschienen und die Lokomotive, die darüber hinwegrollen, bringen aber nichts, als einen leeren Durchgang, der häufig eher Nothstand als Wohlstand hervorruft. Die Eisenbahnreisenden freuen sich, daß sie schneller über Strecken hinwegjagen, an die sie kein Interesse fesselt. Mecheln bildet den Mittelpunkt der Eisenbahnen Belgiens und es haben sich dessen Gewerbsverhältnisse noch nicht um ein günstiges Merkmal geändert. Die Provinzen Fulda und Hanau sind weit bedeutender. Während der Gewerbsfleiß der Gesammtlande — ohnerachtet der Anerkennung verdienenden Bemühungen der Regierung — im Allgemeinen nicht groß genannt werden kann, zeichnen sich jene beiden Provinzen durch günstigere klimatische Verhältnisse, durch eine erhöhtere Agrikultur und Industrie aus. Der Handel Kurhessens kann mit dem der Nachbarstaaten überhaupt noch nicht in die Schranken treten. Seiner Natur nach ist er vorzugsweise Transithandel, welcher hauptsächlich auf der Frankfurt-Leipziger Straße vertrieben wird, so daß diese Straße die allersorgfältigste Rücksicht verdient."

(Schluß folgt.)

*) Die Bahn auf der kurhessischen Seite verbleibend. D. B.

**) Die Residenz in der Entfernung von 2½ Stunden südwärts lassend. D. B.

***) Wie sich über diesen Punkt die spätere Arndsche Schrift noch entschiedener ausgesprochen hat.

Charade

(Zweisylbig.)

Spielball des fröhlichen munteren Lebens,
Abgott des Geizes, der Sinnlichkeit Wall,
Hebel so vielfachen mächtigen Strebens,
Zeigt sich die Erste mit Glanz überall.
Wo sie je winket mit drohenden Mienen,
Beugt sich die Wahrheit, erzittert das Recht.
Schmählich selbst mächtige Geister ihr dienen,
Ob sich an ihnen die Fama auch rächt.

Leer, ist die Letzte von keinem Bedeuten,
Werthlos, gering, nur der Dürftigkeit Bild.
In diesem Zustand sie darum den Leuten
Eben auch nicht als sehr wünschenswerth gilt.
Doch steht gefüllet sie kräftig, erhaben,
Trotzend der Schwäche, nur weichend der Kraft.
Spendend oft reichlich in Fülle die Gaben,
Die ihr des Fleißes Gefolge verschafft.

Voll von der Ersten bezauberndem Schimmer,
Hebt sich das Ganze im vollen Ornat.
Gräßlich ertönet der Armuth Gewimmer,
Wenn's ihr versperret den einzigen Pfad.
Immer hienieden spielt's wichtige Rollen,
Freveind verkündet es seine Gewalt.
Mancher sich beuget, ihm Ehrfurcht zu zollen,
Der selbst in höheren Sphären nur wallt.

Frankfurt, 14. Sept. M. P..l..p..l.

Auflösung der Charade in Nro. 267.

Weinstein.

Theater-Anzeige.

Freitag, 30. Sept. (Neu einstudirt): Die Wahnsinnige, Drama in 2 Abth., nach Melesville's „Ello est follo," von L. Angely. Hierauf folgt: Der Hirsch, Schauspiel in 2 Acten von Blum.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 271. Samstag den 1. October 1842.

Die beiden Venetianer.

(Fortsetzung.)

Der Mond war schon lange als eine rothe Feuerkugel aus den Fluthen der Adria gestiegen, und stand bereits in seinem vollsten Glanze am Himmel, mit seinem weißen Schimmer die Wogen der Lagunen versilbernd, als die beiden Freunde aufbrachen.

„Nun pflegt der Ruhe, Ihr Herren —" sagte der greise Michele Mastino de Garosolis. „Euch, Francesco, bringt uns, wie wir hoffen wollen, der nächste Morgen wieder, doch auch von Eurer Gegenwart, Signore Leopardo de Lanzerotti, wünschen wir, sobald es Eure Zeit zuläßt, beehrt zu werden. Da Ihr der Retter unseres theuren Francesco seyd, so gehört Ihr in den Kreis seiner Freunde, dem Ihr Euch nicht entziehen dürft."

„Ich nehme mit Freuden eine Einladung an, Signore Michele Mastino de Garosolis, welche eben so angenehm als ehrend für mich seyn muß, —" erwiederte Leopardo, „wenn Ihr mich versichert, daß jedes Mitglied Eurer Familie dieselben freundlichen Gesinnungen gegen mich hegt, welche Ihr jetzt auszusprechen die Güte habt."

„Wie könnt Ihr dem Gedanken Raum geben, daß es nicht so sey?" sprach der alte Nobile. „Einem Manne wie Euch muß jedes Herz, das Tapferkeit und Ehre zu schätzen weiß, entgegenschlagen."

Nach diesen Worten verbeugte sich Leopardo vor dem Nobile und nahm mit Francesco Abschied von Bianca und der Gesellschaft, worauf Beide den Pallast des Nobile verließen.

Die ganz ungleich gestimmten Freunde brachte hierauf eine Gondel wieder nach der Piazzetta, wo sie schieden, sich das Versprechen gebend, einander zu besuchen, sobald die Angelegenheiten, welche ihre Zurückkunft und ihre Verhältnisse erforderten, es erlaubten.

Francesco lebte nun Tage der Wonne, da er aus Allem mit Zuversicht schließen konnte, daß ihm der alte Nobile die Hand seiner Tochter nicht verweigern würde.

Bianca de Garosolis war die reizendste Jungfrau der Inselstadt, und schon durch mehrere Jahre der Gegenstand seiner geheimsten Gedanken, das Ziel seiner heißesten Wünsche, der Zenith seiner Hoffnungen. Doch minder bemittelt, als der reiche Michele, wagte er es nie, seine Wünsche laut werden zu lassen, seinen Empfindungen Worte zu verleihen.

Wohl bemerkte er aus der Innigkeit, mit welcher ihm Bianca entgegen kam, aus der Auszeichnung, mit welcher sie ihn vor Andern behandelte, daß auch sie ihm nicht abgeneigt sey, doch immer fürchtete er, sich in ihr zu täuschen, und ein freundliches Wohlwollen für Liebe auszulegen, und zitterte, im nächsten Augenblicke aus dem schönen Traum geweckt zu werden.

Als er aber zum letzten Male vor seinem Auszuge nach Chioggia vor Bianca stand, und sie, ihrem Gemüthe nicht Meister, unter heißen Thränen an seine Brust sank, da waren seine Zweifel für immer verschwunden, da wußte er, daß der Sieg über die Genueser auch ihn an das Ziel seiner Wünsche bringen würde.

In der seligen Gewißheit seines Glückes schwelgend, flogen nun die Tage, welche er, so viel es Schicklichkeit und Sitte erlaubten, in Gesellschaft des alten Nobile und seiner Tochter verlebte, wie Stunden an ihm vorüber; nur schmerzte es ihn insgeheim, daß Leopardo wenig Antheil an seinem Glücke zu nehmen schien, und nur wenn es eben der Zufall wollte, mit ihm zusammentraf, und sich auch dann mit einer Art Unruhe und Heftigkeit von ihm losmachte, die er sich schlechterdings nicht zu deuten wußte.

So mochte die Hälfte eines Monats bereits dahingeschwunden seyn, als Francesco eines Morgens wieder eine Gondel bestieg, und sich nach dem Palazzo des Nobile führen ließ.

Dort angelangt, eilte er die breite Marmortreppe hinan, ohne eines Dieners ansichtig zu werden, und wollte bei Michele vorsprechen, welcher den linken Flügel des Palazzo bewohnte, als er in einem Gemache, dessen Thüre auf den Corridor ging, mit Heftigkeit sprechen hörte; die Stimme schien ihm bekannt, doch achtete er ihrer nicht weiter und wollte seinen Weg fortsetzen, als er deutlich die Worte vernahm: „Ihr müßt mein werden, Bianca, oder Ihr seyd verloren!"

„Rasender!" erwiederte hierauf eine weibliche Stimme, in welcher Francesco sogleich Bianca's Stimme erkannte, worauf ein starkes Geräusch erfolgte.

Seiner nicht mehr mächtig, öffnete er hastig die Thüre des Gemaches; wer aber schildert sein Entsetzen, das ihn an die Schwelle festwurzelte, als er Leopardo vor Bianca auf den Knien erblickte, welche der Zorn, der ihre bleichen Wangen geröthet hatte, aus einer Lilie in eine Purpurrose verwandelt zu haben schien.

Beide gewahrten ihn nicht. „Mein mußt Du werden, geliebtes himmlisches Wesen, das schwöre ich bei der Gluth, die

Digitized by Google

mich verzehrt," rief Leopardo, sich rasch von der Erde raffend, und die machtlos Widerstrebende mit dem Feuer der heftigsten Leidenschaft an seine Brust drückend.

„Verräther!" rief Francesco mit Donnerstimme, sprang auf die Ueberraschten zu, und schleuderte Leopardo mit Riesenkraft zu Boden.

„Ha, Du Störer meines Glückes," schnaubte Leopardo, sich schnell aufraffend, „Deine letzte Stunde hat geschlagen!" und der Degen blitzte in seiner Hand.

In demselben Momente hatte auch schon Francesco seine Klinge aus der Scheide gerissen, und beide Degen trafen klirrend auf einander, während Bianca aus allen Kräften um Hülfe rief.

Schon im nächsten Augenblicke aber stand, entrüstet und mit finsterer Miene, der alte Nobile, den blanken Degen in der Rechten, nebst mehreren Dienern, zwischen den beiden Streitenden, einen zornglühenden Blick auf Leopardo werfend.

Eine lange Pause erfolgte, während welcher Leopardo mit hochfliegender Brust, den wilden Blick an den Boden geheftet, Francesco bleich und finster vor sich hinblickend, dastanden, Bianca aber, einer Ohnmacht nahe, von ihren Dienerinnen unterstützt wurde, und sich das Antlitz mit ihrer Zendale verhüllte.

„Signore," nahm hierauf Michele Mastino de Garosolis, zu Leopardo gewendet, das Wort, „nach dem, was sich hier zugetragen, werdet Ihr einsehen, daß Ihr die Schwelle dieses Hauses nicht wieder betreten könnt. Ihr aber Francesco," fuhr er fort, die Hand seiner Tochter ergreifend, und sie in die seine legend, „nehmt diese Hand und schützet die Besitzerin derselben in Zukunft selbst vor ähnlichen Unbilden."

Francesco ließ den Degen zu Boden fallen, und schloß Bianca heftig an seine Brust. Leopardo aber warf noch einen wüthenden Blick auf die Gruppe und stürzte aus dem Gemache.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schaustellung von Mordscenen auf Tableaux an Straßenecken.

Die Gegner der öffentlichen Hinrichtungen basiren ihre Behauptungen hauptsächlich auf die Sätze: daß eine öffentliche Hinrichtung das Volk roh mache; daß die Abschreckungs-Theorie eine falsche sey, welches aus den Umständen erhelle, daß wir viele Beispiele von Menschen haben, die kurz nach einer gesehenen öffentlichen Hinrichtung, ja oft schon während derselben einen Mord verübten; daß die Geschichte der Völker uns deutlich lehrt, daß in den Zeiten, in welchen alle Galgen angefüllt, in welchen an allen Wegen auf's Rad geflochtene Mörder und sonstige Uebelthäter zu sehen waren, die größte Unsittlichkeit und die meisten Gräuelthaten zu suchen sind.

Alles, was man gegen eine öffentliche Hinrichtung aufstellen kann, läßt sich mit noch größerem Rechte gegen die Schaustellung von gräßlichen Mordscenen auf Tableaux an Straßenecken, wie solche von herumziehenden Müßiggängern auf Jahrmärkten, Messen und bei ähnlichen Gelegenheiten veranstaltet wird, sagen. Bei einer Hinrichtung wird ein gesetzlicher momentaner Act gegen einen überwiesenen und geständigen Uebelthäter vollzogen; auf den Tableaux aber wird der Mord alle Tage in allen Nuancen vom Anfange bis zum Ende dargestellt. Erhobene Beile, gezückte Dolche, lodernde Brandfackeln, im Bette ruhende Menschen, Geldsäcke, greuliche Blutströme, schwarze Särge, das Schaffot, der Henkerstuhl, der Scharfrichter, der abgetrennte Kopf, das gleich der Fontäne aus dem Rumpfe emporspritzende Blut, oder das geschwungene Rad und die an Stricken die Extremitäten des Delinquenten ausreckenden Henkersknechte bilden die Hauptscenen auf solchen Tableaux. Ein erbärmlicher Leierkasten dudelt dazu eine entsetzliche Melodie, und der Orgeler singt mit gräulicher Stimme die Geschichte des Mörders ab, während sein Weib eine gedruckte Beschreibung des ganzen Vorganges an das Nase und Maul aufsperrende Publikum verkauft.

Was soll das Publikum aus solchen Scenen lernen? Welchen Gewinn soll es aus der Darstellung von blutigen Geschichten, in welchen Väter ihre Kinder mit der Axt erschlagen, Kinder ihre Eltern vergiften, der Mann seiner Frau den Hals abschneidet, oder ihr, der Schlummernden, glühendes Blei in den Hals gießt, oder umgekehrt diese ihrem schlafenden Ehemanne mit Hülfe ihres Buhlen einen Nagel in den Kopf schlägt, ziehen? Ich frage, was soll das niedere Volk in diesen schauerlichen Auftritten, den Aeußerungen der seltensten, äußersten, teuflischsten Bosheit erwerben? Rohheit, gänzliche Abstumpfung edler Gefühle, thierische Blutgier und Material zu ähnlichen, furchtbaren Thaten!

Ein unsittliches Buch, ein schamverletzendes Gemälde wird mit Recht für die Oeffentlichkeit verboten; warum untersagt man nicht die evidente Entsittlichung des Volks durch Schaustellung abgemalter, greulicher Blutscenen?!

Wollt Ihr dem Volke Etwas veranschaulichen, so malt ihm die Thaten der größten Männer seiner Nation, die Scenen ächter, heiliger Vaterlandsliebe, die Opfer, die der Edle der Tugend brachte, und stellt sie zur Schau; verkauft ihm dabei eine populäre Beschreibung der Thatsachen, und Ihr werdet für Menschenwohl, für König und Vaterland Größeres geleistet haben, als wenn Ihr dem Publikum die Ausgeburten der höllischen Verworfenheit vorführt! (Magdeb. Ztg.)

Beitrag zur Kenntniß der deutschen Journal-Literatur in Nordamerika.

(Von Dr. Wilhelm Dieffenbach.)

(Schluß.)

Auf der dritten Seite des „Deutschen in Amerika" lesen wir die nach dem Französischen frei bearbeitete Novelle „Judith" und außerdem noch vermischte Bemerkungen. Daran schließen sich „Musik und Poesie" — „Deutschlands jetzige Zustände" (von Karl Minigerode), statistische Bemerkungen über Nordamerika und die Auswanderungen in Deutschland. Bloß dieser Andeutungen scheint es zu bedürfen, um die große Mannichfaltigkeit des Inhalts der neuen amerikanischen Riesenzeitung im Wesentlichen hervorzuheben. Sie scheint für die Ausbreitung, Dauer und Befestigung von deutscher Art und Sitte in dem Staate von Pennsylvanien eine Garantie mehr darzubieten. Das deutsche Element, schreibt ein Correspondent aus Cincinnati, muß am Ende doch, trotz aller Nativsocietäten und deut-

Digitized by Google

scher Mauleseiel (ich muß diesen Ausdruck entschuldigen, allein ich kann solche Pinsel, welche sich schämen, Deutsche zu seyn, mit keinem andern bezeichnenden Namen nennen), sich seine verdiente Anerkennung verschaffen, und es ist eines Jeden Pflicht, da mitzuhelfen. Das Deutschthum hier im Westen, fährt er fort, bereitet sich zu einer großartigen Entwickelung vor; allerdings haben die Deutschen hier schon eine sehr ansehnliche und gewichtige Stellung eingenommen, allein gegen das, was in Zukunft daraus werden kann und muß, wenn nur der Wille und die Thatkraft dazu nicht fehlt, ist alles Gegenwärtige nur Vorbereitung. Die deutsche Bevölkerung von Cincinnati beträgt jetzt schon 17,000 Seelen. — In einem andern Schreiben aus Helena, Iowa County, Wisconsin Terr., macht der Correspondent seinem gepreßten Herzen folgendermaßen Luft: „Ja, wenn wir Deutschen nur wollten, wie herrlich, wie zufrieden, wie einig, wie mächtig könnten wir zusammen leben. Welchen unendlichen Raum sehe ich nicht um mich her, doch er ist öde und wild, nur das Knallen der Büchse des Jägers, nur die Feuergluth der Esse und das Brüllen der Ochsen vernehme ich, die mit schwer trabigem Schritt das erbeutete Blei aus den ergiebigen Minen nach dem nahe gelegenen Canal ziehen, der es nach den vier See'n bringt. — Und doch behagt es mir so wohl in dieser lieblichen Wildniß. Ferne ist das Geräusch der Städte und der Neid, die Habsucht, die Flüche, der Betrug und die Unzufriedenheit ꝛc." — Eine einzelne Nummer des „Deutschen in Amerika" kostet 18 Cents; für 5 Dollars gutes Geld werden dagegen 35 Exemplare verabfolgt. Diese Zeitung soll künftig regelmäßig jede Woche erscheinen und mit Correspondenzen aus allen Ländern Europa's reich ausgestattet werden. Wenn die Redaktion, wie ich nicht zweifle, dabei vornehmlich darauf sieht, mehr wohlbegründete und interessante Facta, als weitschichtige und vage Raisonnements zu erhalten, so dürfte dem „Deutschen in Amerika" nicht nur ein dauernd guter Erfolg an Ort und Stelle, sondern auch eine freundliche Aufnahme diesseits des Oceans gewiß seyn. Denn zur richtigen Beurtheilung von Nordamerika gehört unstreitig die Kenntniß der Erzeugnisse seiner periodischen Presse, und wer aus ihnen mit Unbefangenheit schöpft, wird nicht leicht Gefahr laufen, dieses merkwürdige Land zu verkennen und ihm auf Kosten der Wahrheit ein schlimmes Prognosticon stellen. Der vereinigten Staaten kurze, aber glänzende Geschichte offenbart des nordamerikanischen Volkes gewaltigen Aufschwung in den Künsten des Friedens, wie in denen des Kriegs, in dem Ackerbau, den Gewerben und dem Handel, ihm eine immer glücklichere Zukunft in dem herrlichsten Prospekt eröffnend. Das ist der Preis seiner Losreißung von England, die üppig wuchernde Frucht der Freiheit, welche das Lebenselement einer gut organisirten bürgerlichen Gesellschaft ist. Welche Mängel und Gebrechen man sonst auch an der Verfassung und Verwaltung der vereinigten Staaten im Allgemeinen wie im Besonderen zu entdecken geneigt seyn möchte, so steht doch die Thatsache über allen Zweifel erhaben, daß der Republikanismus die Grundbedingung ihrer Größe und Macht ist, und daß sie ohne diesen die sicherste Bürgschaft ihres gegenwärtigen und zukünftigen Glückes entbehren würden.

Darmstadt, im September 1842.

Mel.: Als ich noch im Flügelkleide.

Laßt uns unsern Geist versenken
In des Wissens tiefes Meer!
Laßt uns denken, immer denken!
Ei, das ziert den Deutschen sehr.
Und wenn man uns fragt: wie geht's?
Sagen wir: wir denken stets.

Alles denkt bei uns zu Lande,
Das ist deutsche Sitt' und Brauch;
Ja, man denkt in jedem Stande,
Schuster, Schneider denken auch.
Und wenn sie auch nichts gemacht,
Sagen sie: wir ha'n gedacht.

Denken muß der Deutsche immer,
Wo er sitzt und geht und steht,
Und er läßt das Denken nimmer,
Wenn's auch noch so schlecht ihm geht.
Und sein Trost, sein Glück und Heil
Ist: ich denke mir mein Theil.

„Du Gedankenland auf Erden,
Wenn dein Denken wird zur That,
Ei, was kann aus dir noch werden!
Kommt's nur etwa nicht zu spat,
Daß man fragt: was machtet ihr?
Und ihr sagt: stets dachten wir."

Köln, 23. September 1842. Hoffmann von Fallersleben.

Mannichfaltigkeiten.

Aus Leipzig vom 22. Sept. schreibt man: Das Jahr 1842 bringt namenloses Weh über ganze Länderstrecken, Städte und unzählige Ortschaften, die vom wilden Elemente des Feuers heimgesucht worden sind. Von allen deutschen Staaten leidet Sachsen unstreitig am meisten, da gar zu häufige Feuersbrünste gerade zum Theil arme oder gewerblose Städte und Ortschaften verheeren. Die kleine, arme Stadt Sayda ist ruinirt, Camenz und Oschatz großentheils niedergebrannt, die Stadt Hartha ist sogar vor wenigen Tagen zum zweiten Male von den Flammen zerstört worden, viele Dörfer sind niedergebrannt, und an der böhmischen Gränze hat noch ein Waldbrand den ergiebigsten Forst verwüstet. In der That, viel Unglück für ein kleines Land, dessen Bewohner bereits für fremdes Unglück im Laufe dieses Jahres fast über ihre Kräfte gegeben!

Um einen Begriff von der Ausdehnung und Thätigkeit der französischen Messagerieen zu geben, genügt es, anzuführen, daß blos bei der Pariser Messagerie Royale (trotz ihres Namens eine Privatunternehmung) die öffentliche Versteigerung der in dem Zeitraum eines Jahres auf den Wagen zurückgelassenen und nicht reklamirten Passagiereffekten, Felleisen, Reisesäcken, Mäntel, Wäsche, Stöcke u. s. w. volle acht Tage dauerte.

Digitized by Google

In Magdeburg debutirte neulich ein in der ganzen Stadt bekannter Koch als Hofmarschall Kalb, unter dem fürchterlichsten Gelächter des zahlreich versammelten Theaterpublikums. Bei der Stelle in der Rolle des Kalb: „Aber was soll ich denn machen? Sie sind ein studirter Mann, Herr Präsident! Aber wenn Seine Durchlaucht mich morgen aus dem Hofdienst entlassen, was fang ich dann an?" — gab eine Stimme taktfest und sonor die Antwort: „Nun, so kochst du wieder Mehlsuppen." Der Jubel im ganzen Theater über diese treffliche Kritik war ein beispielloser. Der Koch betritt die Bühne nicht wieder.

(München, 22. Sept.) Je mehr die Bauzeit des Jahres ihrem Ende entgegengeht, desto eifriger sieht man bei uns Hammer, Meißel und Kelle an allen öffentlichen Bauten sich regen, um das für heuer gesteckte Ziel rechtzeitig zu erreichen. Der gewaltige Loggiabau am Anfang der Ludwigsstraße zieht unter den der Vollendung noch am wenigsten nahen Werken schon seiner kolossalen Umrisse halber die meiste Aufmerksamkeit auf sich. So eben wölben sich hoch in der Luft die Riesenbogen auf acht gewaltigen Säulen. Noch wenige Tage, und die St. Ludwigskirche steht durchaus vollendet da, nach außen zu eine Zierde der Ludwigsstraße, im Innern einer der reichstgeschmückten Tempel der Jetztzeit. Dasselbe gilt vom Saalbau an der nördlichen und östlichen Seite der königl. Residenz. Schon ist Schaulustigen, die sich von der innern Pracht desselben zu überzeugen wünschen, zu den Hauptgemächern der Zutritt unter gewissen Beschränkungen wieder gestattet. Nur noch zwei Wochen sind zur Vollendung im Innern und Aeußern gegeben, eine Zeit, die nur da zur Lösung solcher Aufgaben ausreichen kann, wo man daran gewöhnt ist, und es auch versteht, rasch zu arbeiten. Hinter den öffentlichen stehen die Privatbauten nicht zurück. Dem flüchtigen Beschauer mag es manchmal vorkommen, als könnten sich die entlegneren Straßen der Neustadt mit ihren vielen leeren Bauplätzen nie füllen. Den Bewohner Münchens überzeugt das alljährliche Entstehen neuer Häuser neben den ältern vom Gegentheil. In allen diesen Neubauten zeigt sich, was in Bezug auf Architektur gegebene Beispiele vermögen; denn Häuser, die nicht nach Mustern öffentlicher Bauten aufgeführt wären, sieht man kaum mehr. Wieder ist der von Gärtner empfohlene Styl der vorherrschende.

Ueber den Eisenbahnzug durch Kurhessen.

(Schluß.

„Die Fabrikthätigkeit in Kurhessen — heißt es in der genannten Schrift weiter — hat sich noch nicht, wie in Sachsen, bis auf die Dörfer verbreitet; selbst in den Städten sind Fabrikunternehmungen Seltenheiten. Die Gewerbsthätigkeit gehört vorzugsweise derjenigen an, die durch den seitherigen Straßenverkehr bedungen ist. Die Frankfurt-Leipziger Handelsstraße hat in den Provinzen Fulda und Hanau eine Menge von Chausseen, Vicinalstraßen und Communicationswegen hervorgerufen, die die Existenz des städtischen Gewerbes auf der in Frage stehenden Strecke bedingen. Die Gewerbe von Hersfeld, Hünfeld, Fulda, Schlüchtern, Salmünster und Gelnhausen verdienen schon genannt zu werden, während die von Hanau sich auszeichnen. Die Gewerbsverhältnisse allein von Hersfeld sollen die von Marburg bedeutend überwiegen *) und nach Arnd soll sich die bei den kurfürstlichen und großherzoglichen Landen betheiligte Bevölkerung auf der Gießener und Fuldaer Direktionslinie wie zwei zu drei verhalten. Der Verlust der Leipziger Handelsstraße würde unter solchen Umständen ganz Hessen eine unheilbare Wunde schlagen, wie denn überhaupt der Verlust eines gewöhnten Handelszuges das Schlimmste ist, was einem Staate oder einem Bezirke begegnen kann, der durch eine von jeher betretene Verkehrsstraße darauf angewiesen ist. Die Geschichte beweis't dies vielfältig. Dann Kurhessen neben der Gießener Bahn nicht noch eine Collateralbahn, so muß es nicht nur auf den Frachttransport für jene Bahn verzichten; ich will sogar dahin gestellt seyn lassen, ob nicht das Gesammtland diesen Transport verliert, wenn er auf der Eisenach-Coburger Bahn und von da auf dem Maine billiger erlangt, oder wenn eine dem kurhessischen Interesse ohnedem gefährliche Eisenstraßenverbindung vom Werrathal hinüber in das Saalthal gen Gemünden nach dem Main hin abgezweigt werden kann. An diesen Verlust reiht sich die Einbuße der Spedition und Commission, der Zufuhr und Umladung und das tucrum cessans des wohlfeilern Waarenbezugs, des belebtern innern Verkehrs der Producte und Arbeiter, der erfahrungsmäßigen Verdoppelung der Anzahl der Reisenden, der Erhöhung des Bodenwerthes." — Weiter S. 59 desselben Werks: „Irre ich nicht, so bestimmten sich in Hessen-Darmstadt die Stände mit 24 Stimmen gegen 23 für den Staatsbau. Weßhalb Hessen-Darmstadt auf Staatskosten bauen muß, ist übrigens sehr erklärlich; eben so ist die Geneigtheit Kurhessens für einen solchen Bau nicht zu bewundern, da die dortige Staatsregierung bei der Wahl der Tracte nicht vom Standpunkte des allgemeinen Verkehrs, sondern von einer privatimen Staatsmaxime auszugehen scheint." — Es gewinnt nunmehr in jüngster Zeit den Anschein, und Privatnachrichten sprechen sich unverhohlen dahin aus, daß man in den Städten Kassel, Marburg, Gießen in Folge der öffentlichen Versprechungen nun schon daran glaubt, daß der Leipzig-Frankfurter Eisenbahnzug am Ende doch, der unvorbenklichen Handelsrichtung folgend, über Fulda gehen werde **), während zugleich die Residenz mittelst einer von Vebra dahin führenden Seitenbahn durch die mit den Weltplätzen Frankfurt und Leipzig mögliche schnelle und erfolgreiche Verbindung bedeutend gewinnen werde. Selbst Se. Hoh. der Kurprinz-Mitregent soll nicht mehr so sehr für den Bau der Marburg-Gießener Richtung eingenommen seyn, so wie bemerkt zu werden verdient, daß der Darmstädter Abgeordnete, der im Interesse des Kasseler Eisenbahnzuges nach den nordischen Höfen gesendet wurde, ohne definitive Zusicherung der über Marburg und Gießen zu nehmenden Richtung zurückgekommen ist, wohl zusammenhängend mit der nicht ganz erwünschten Aufnahme, die er bei der Hinreise am Kasseler Hofe laut eines Artikels der Leipziger Zeitung gefunden hatte. Wie konnte es aber auch anders kommen! Die Darmstädter Regierung, welche doch nur für die fragliche Eisenbahn von Frankfurt aus nicht mehr, als neun Meilen ungefähr durch ihr Land zu bauen hat, wird den Beruf nicht nachzuweisen vermögen, die ganze bis Leipzig zu nehmende Direktion des Eisenbahnzuges durch verschiedener Herren Lande bestimmen zu wollen, wobei letztere, ganz dem Interesse des allgemeinen deutschen Verkehrs entgegen, sogar einen Umweg von mehr als 12 Meilen, welcher der Gießener Richtung nachgewiesen ist, zugeben müßten. Wahrlich ein starkes Unternehmen!

---

*) Letztere sind viel zu unbedeutend, um nur mit ersteren verglichen werden zu können. D. H.

**) Man sehe in der neuesten Nummer 263 des Frankf. Journals den Kasseler Artikel.

Theater-Anzeige.

Samstag, 1. Okt. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. (Gastrolle) Amine: Dem. Pauline Marr, vom königl. Hoftheater zu Dresden.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 272. Sonntag, den 2. October 1842.

Die beiden Venetianer.

(Fortsetzung.)

III.

Francesco Paruta lehnte im leichten Hauskleide am nächsten Morgen eben auf dem Balkon seines Hauses, und erquickte sich an der kühlen Morgenluft, welche vom Meere zu ihm herüberwehte und in den buntseidenen Vorhängen der Dendina rauschte, die über ihm ausgespannt war, als er ein Geräusch in dem Gemache hinter sich vernahm.

Er trat in dasselbe zurück und erblickte seinen Cameriere, der ihm meldete, daß ihn Jemand zu sprechen wünschte.

Im Geiste noch mit der Scene des vorhergegangenen Tages beschäftiget, fragte Francesco: „Wer ist es?" — „Da ich erst seit vorgestern die Ehre habe, bei Illustrissimo in Diensten zu stehen," entschuldigte sich der Cameriere, „so ist mir der Herr noch unbekannt, auch erlaubte ich mir nicht, ihn um seinen Namen zu befragen."

„Gleichviel," erwiederte Francesco in voriger Zerstreutheit, laß ihn herein!"

Nach wenigen Sekunden trat ein Mann, in einen weiten weißen Mantel gehüllt, den Hut tief in das Gesicht gedrückt, mit raschen Schritten in das Gemach. Hier nahm er den Hut vom Haupte, und schlug den Mantel auseinander, es war Leopardo.

„Leopardo!" rief Francesco, und eine tiefe Furche bildete sich auf seiner Stirne.

„Ich bin es," — erwiederte dieser, — „und obgleich einen ähnlichen Empfang von Euch erwartend, konnte ich der Nothwendigkeit, mit Euch Zwiesprache zu pflegen, nicht weichen."

„Die Nothwendigkeit ist mir nicht klar," erwiederte Francesco kalt.

„Daß es klar werde zwischen uns, bin ich gekommen. — Es handelt sich um Bianca de Garosolis."

„Sprecht diesen Namen nicht aus," sagte Francesco mit Stolz, „der Name eines Engels gehört nicht in den Mund eines Verworfenen, eines Wüstlings Eures Gleichen."

„Erbittert Euch nicht, Signore," erwiederte Leopardo, die Aufregung, welche diese Worte in ihm hervorbrachten, gewaltsam unterdrückend, „das führt nicht zum Ziele. Ich bin gekommen, um Euch zu erweisen, daß ich eben so gültige Rechte auf Bianca, auf ihr Herz, auf ihre Liebe besitze, als Ihr."

„Ihr ein Recht?" fragte Francesco mit Hohn.

„So ist es; denn wißt, eben diese Bianca de Garosolis, zu der Ihr mich hinführtet, als wir von Chioggia zurückgekehrt, war dieselbe Dame, die ich bei dem Provveditore zu Dolo zuerst erblickte."

„Wie?" fragte Francesco erbleichend.

„Bianca de Garosolis war jener Engel, dessen Namen ich vergebens zu erforschen suchte, dessen Bild aber die Liebe mit Flammenzügen in meine Brust gegraben. Mein Ideal, deren Besitz mich in den Himmel erheben, deren Verlust mich in die Hölle der Verdammniß schleudern würde."

„Wahnsinniger!" unterbrach ihn Francesco, „Ihr sprecht von meiner Braut."

„Noch ist sie es nicht," fuhr Leopardo heftig fort, „noch hat sie Euch der Nobile in der ersten Aufwallung des Zorns der gekränkten Ehre, in blinder Uebereilung nur verlobt. Francesco, geht in Euch, bedenkt, es gilt ein Menschenleben, das Leben Eueres früheren Waffenbruders, oder — das Euere."

„Ich weiß es, Bianca haßt mich nicht. Gewohnheit, nicht Liebe fesselt sie an Euch. Ich weiß es, Bianca wird, ja muß mich lieben, wenn sie sich überzeugt, mit welcher Gluth der Leidenschaft ich sie verehre, sie liebe, wenn sie erfährt, wie nur sie mein Gedanke ist, wie nur ihr Bild mir vorschwebt, im Wachen und im Traume. Ihr seyd ein edler Mensch, seyd es auch jetzt gegen Euern Freund, Euern Waffenbruder. Tretet zurück!"

„Francesco," fuhr Leopardo mit allem Feuer der Beredsamkeit fort, „was wollt Ihr mit einem Herzen, das Euch nicht geneigt ist, das Euch wohl will, aber das Euch nicht liebt, das nicht auflodert in jener heißen heiligen Gluth für Euch, in jener lodernden Flamme, die uns mit feurigen Armen umschlingt und zum Himmel trägt, was wollt Ihr mit einem Herzen, das sich mit dem Gefühle der Freundschaft selbst täuscht, da es noch nicht jenes der Liebe kennt, und in seiner Taubenunschuld wähnt, es liebe Euch? Laßt mir nur den vierten Theil eines Jahres, die kurze Frist eines Monats, und Ihr werdet sehen, Bianca wird mich lieben, ihr Herz wird für mich erglühen, wie es nie für Euch erglühte, wie es nie für Euch erglühen wird."

„Ihr raset!" rief Francesco, sich unwillig von ihm wendend.

„Nein, ich rase nicht — fuhr Leopardo fort — insoferne wahre glühende Liebe nicht Raserei ist. Aber diese ist es, die sich meines ganzen Seyns bemächtigte, seit ich Bianca sah;

Digitized by Google

sie ist es, die wie Feuer durch meine Adern rollt, wie Lava in meinem Herzen brennt, die mir den Muth giebt, Leib, Leben und Seligkeit für sie hinzugeben."

„Zu viel Worte! —" erwiederte Francesco. „Ich bedaure Euch, daß Eure Wahl gerade auf meine Braut fallen mußte, doch hieße das doch etwas zu viel von der Freundschaft begehrt, wenn sie solche Opfer bringen sollte, wie Euer Liebeswahnsinn sie fordert, und somit, denke ich, wären wir zu Ende."

„Mit nichten. Francesco, Ihr müßt mir Bianca lassen, sey es in Güte, oder —"

„Oder? — was meint Ihr mit diesem Oder?"

„Denkt nicht, daß ich eines Bravo mich bedienen möchte, um Bianca's Liebe zu erringen. Ich bin ein Patrizier, denkt das nicht, aber erinnert Euch, daß auch Ihr ein Patrizier seyd."

„Ihr wollt einen Zweikampf?"

„Ich will Bianca, und wenn ich über hundert Leichen zu ihrem Besitze gelangen müßte."

„Ihr seyd ein Wahnsinniger, dessen nicht zu bändigende Leidenschaft schon zu viel der Schmach auf sein eigenes Haupt gebracht, ich kämpfe nicht mit Euch."

„Nicht? so seyd Ihr ein Feiger, ein —"

„Daß ich das nicht bin, bewies ich Euch vor Chioggia, wo ich Euch das Leben rettete."

„Wir sind quitt in diesem Punkte, und wie ich hier diese Fetzen meines Mantels hinwerfe und sie mit Füßen trete, so werfe ich Eure Freundschaft hin!" Mit diesen Worten riß er ein Stück von seinem Mantel herab und trat es mit Füßen. „Jetzt stehe ich blos vor dem Patrizier, und Eure Ehre, die Ehre Bianca's erfordert es, daß Ihr Euch mit mir schlagt, wenn nicht ewige Schande auf dem Namen Bianca de Garofolis haften soll."

„Leopardo!" donnerte Francesco.

„Ich wiederhole es," fuhr dieser in der heftigsten Extase fort, „Ihr seyd es, der unwürdige Geliebte, der hinterlistige Verführer, der durch seine Feigheit nicht zu verlöschende Schmach auf das Haupt der edelsten Venetianerin bringt."

„Zu viel," rief Francesco, „was Ihr über mich saget, konnte mich nicht wider Euch aufbringen, daß Ihr es aber wagt, das Reinste, den Namen Bianca's mit Eurem tollen Geifer zu besudeln, das fordert Züchtigung. Leopardo Lanzerotti, ich komme."

„So ist unser Geschäft geendet," nahm Leopardo rasch das Wort. „Morgen um vier Uhr auf der Ostseite des Lido."

„Ich komme."

„Vergeßt nicht, einen Begleiter mit Euch zu nehmen, daß er Zeuge sey bei dem Gottesgerichte, bis zu diesem gehabt Euch wohl!"

Nach diesen Worten war Leopardo verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Prehn'sche Schenkung.

Die Stadtbibliothek von Frankfurt ist um eine neue Zierde reicher geworden. In einem der untern Säle des Prachtbaues ist eine zahlreiche Sammlung kleiner ausgezeichneter Oelgemälde aufgestellt. Die kunstsinnige Hand, welche sie angelegt, hat sie der Vaterstadt zum Geschenke dargebracht. Man könnte im Zweifel seyn darüber, was mehr zu bewundern wäre, die beharrliche und glückliche Ausführung des Planes, eine ausschließlich aus kleinen Werken älterer und neuerer Meister aller Schulen bestehende Collection zu Stande zu bringen, oder die ächt patriotische Gesinnung, welcher das Gemeinwesen die Widmung einer mit so großem Eifer, so richtigem Takte, so ansehnlichen Kosten ins Leben gerufenen Sammlung verdankt, einer Sammlung, die einzig in ihrer Art genannt werden kann. — Es ist die Prehn'sche Gemälde-Sammlung, von der wir reden. Freundlicher Mittheilung verdanken wie einige näheren Angaben über dieselbe und Hr. Conditor Ernst Friedrich Karl Prehn hatte es sich zur Aufgabe gestellt, eine Galerie von Oelgemälden zu bilden, die allein aus Schöpfungen in kleineren Dimensionen zusammengesetzt seyn würde. Die umsichtige Wahl, mit welcher er bei der Ausführung dieses Vorhabens verfuhr, wurde nicht durch Vorliebe für diese oder jene Schule bestimmt, nicht durch eine Hinneigung zu diesen oder jenen Gegenständen geleitet; wie schon bemerkt, des fleißigen Sammlers Absicht ging lediglich dahin, einen nur in dem äußeren Umfange oder vielmehr der äußeren Kleine der Werke mehr oder weniger gleichförmigen Kreis von Oelgemälden tüchtiger und berühmter Meister zusammen zu tragen. Daher eine reiche Mannichfaltigkeit, eine eben so reizende wie unterhaltende Abwechslung zwischen Ernst und Milde, zwischen Erhabenem und Komischem, eine bunte, und doch nicht störende Mischung, die uns in der niedlichen Galerie wahrhaft erquickend, weil alle und jede Monotonie verbannend, entgegentritt. Nicht ohne großen Aufwand von Mühe und Mitteln verwirklichte Hr. Prehn sein Lieblingsprojekt; nach jahrelangem Sammeln sah er sich im Besitze von mehr als 900 kleinen Oelgemälden, die, von geschickten, viele selbst von den berühmtesten Künstlern herrührend, einen wahrhaften Schatz der zierlichsten Miniaturgemälde aller Schulen ausmachten. Und als er seinen Plan mit so achtungswerther Beharrlichkeit vollendet, als er seinem kunstsinnigen Eifer so herrlich Genüge geleistet, wußte er noch Schöneres zu vollbringen. Es widmete der Kunstfreund die mit seltener Consequenz ins Leben gerufene Galerie dem vaterstädtischen Gemeinwesen zum Geschenke. Den Wunsch des vor einigen Jahren hingeschiedenen Schenkers haben seine Erben, Hr. Conditor Joh. Friedr. Prehn und Frau Johanna Rosina Sänger, geborne Prehn, mit anerkennenswürdigster Bereitwilligkeit zu vollziehen sich beeilt. Sie haben die Galerie der Stadtbibliothek zum Eigenthum übergeben, und hier ist nun die Prehn'sche Schenkung, zugleich ein Denkmal eines schönen Kunstsinnes, eines edlen Patriotismus, einer frommen Pietät, in schöner Anordnung dem Besuche des Publikums zugänglich. Den freundlichsten Anblick gewähren die schimmernden Reihen der sämmtlich in Goldrahmen gefaßten Miniaturgemälde. Sie werden bei näherer Betrachtung den Laien sowohl, wie den Kunstkenner befriedigen. Von den bekanntesten Meistern, von welchen wir vollendeten Kunstwerken in der Prehn'schen Sammlung begegnen, wollen wir hier nur einige anführen: einen Cranach, Holbein, J. Ostade, A. Ostade, Tenier, Stöcklein, van der Velde, Hamilton, Carracci, Schütz, Morgenstern, Immr Radt, Roos, Seekatz, Berghem, van der Meulen, Vroom, de la Rue, le Brun, Bassano, delle Bella, Zuccarelli, Vitringa, Michault, Wouvermans, Gonzales Coques, Coloba, Amigoni, Francheschini, de Vadder, de Jode, Bourgignon, Lauri, d'Amstel, Savery u. s. w. Die Aufzählung dieser Na-

Digitized by Google

men genügt ſchon, die Aufmerkſamkeit des Publikums auf die eigenthümliche Galerie hinzulenken, (die wir dem ſammelnden Fleiße Prehn's*) verdanken. Es haben auch dieſe Zeilen keinen andern Zweck. Es mag nur noch beigefügt werden, daß wir in der Prehn'ſchen Galerie, deren Katalog, wie wir vernehmen, zum Drucke vorbereitet iſt, nicht nur eine neue Zierde unſerer Stadt, ſondern in dieſer patriotiſchen Schenkung und deren öffentlicher Aufſtellung eine Gelegenheit mehr begrüßen, den Sinn für aufopfernde Hingebung des Einzelnen für die Intereſſen des Gemeinweſens, dieſe ſchönſte und reinſte aller Bürgertugenden, zum allgemeinen Nutzen und Frommen zu pflegen und zu fördern. ∵

Die Ausſtellung von Blumen, Pflanzen, Obſt- und Gemüſeſorten in Mainz.

** Mainz, 29. September.

Die zwanzigſte Verſammlung der Naturforſcher und Aerzte gab auch Veranlaſſung zu den Ausſtellungen der Gegenſtände deutſcher Induſtrie, von Gemälden, Blumen, Pflanzen, Obſt- und Gemüſeſorten, die zu beſprechen wir bisher von dringenderen Ergebniſſen abgehalten wurden. Wir werden das Verſäumte nunmehr nachzuholen uns beſtreben. Die am 22. d. M. in der Militär-Reitſchule eröffnete Ausſtellung von Blumen, Pflanzen, Obſt und Gemüſe war, wenn auch nicht die am reichſten ausgeſtattete der bisherigen Ausſtellungen dieſer Art, doch gewiß die größte, und bot durch ihre Mannichfaltigkeit manche Vorzüge dar, die nach einem ſo trocknen Sommer nicht zu erwarten ſtanden. Der erſte Anblick bei dem Eintritte in das großartige Lokal war überraſchend. In einem weiten Halbbogen boten ſich Blumen von allen Farben, deren Hintergrund ein friſches ſchönes Grün bildete, den Ueberblickenden in Menge und Fülle dar. Vor dieſem Amphitheater lagen auf Tiſchen die ſchönſten Dahlien, Obſt, Trauben und Gemüſeſorten, und auf drei in der Mitte des Saales befindlichen Tiſchen Cactus aller Arten und Größen. Von dieſen Cactustiſchen hatte zwei Mad. Mayer, geb. Krätzer, und einen der k. k. öſterr. Hauptmann Hr. Puhiera geliefert. Das ausgezeichnet ſchöne Obſt der Herren Franz Probſt, Kilian und Burkard von Mainz, der Herren Pfarrer Kronberger und Jakob Becker von Weiſenau, und des Hrn. Dr. Mohr von Oberingelheim erregten allgemeine Bewunderung. Die ſchönen Trauben, wovon Herr Pfarrer Kronberger allein eine Sammlung von 27 verſchiedenen Sorten eingeſendet hatte; die Ananas des Hrn. Haber; die üppigen Pflanzen des Hrn. Bickes von Kaſtel, nach einer von ihm erfundenen Methode ohne Dünger gezogen, und die ausgezeichneten Gemüſe der Gonſenheimer und der hieſigen Gärtner übertrafen alle Erwartung.

Der zuvor ergangenen Bekanntmachung zufolge, wurden zu Preisrichtern erwählt der Hr. geheime Medizinalrath Dr. Willbrand von Gießen, Hr. Profeſſor Biſchoff von Heidelberg, Hr. Kunſtgärtner Rinz von Frankfurt, Hr. Profeſſor Fiſcher von Waldheim aus Moskau und Hr. Gartendirektor Zeiher von Schwetzingen. Den erſten Preis (eine goldene Medaille) erhielt für die drei ſchönſten Sämlinge von Dahlien Fr. v. Boyer von Schierſtein; das Acceſſit (eine große ſilberne Medaille) die Gebrüder Mardner, Kunſtgärtner von Mainz. Den zweiten Preis (eine große ſilberne Medaille) für die ſechs ſchönſten und neueſten Dahlien erhielten die Gebrüder Mardner, und das Acceſſit (eine kleine ſilberne Medaille) Hr. Platz Sohn aus Erfurt. Der dritte Preis für die zwölf ſchönſten Dahlien in Töpfen konnte nicht ausgegeben werden. Den vierten Preis für die ſchönſte Sammlung der neueſten Fuchſien (eine große ſilberne Medaille) erhielt Hr. Fr. Hock, Kunſtgärtner von hier, und das Acceſſit (eine kleine ſilberne Medaille) Hr. Ant. Hennemann, Kaufmann. Den fünften Preis für die ſchönſte Sammlung der neueſten Verbanea (eine große ſilberne Medaille) erhielt Hr. Franz Hock, das Acceſſit Hr. Anton Hennemann. Den ſechsten Preis für die reichſte Sammlung von wenigſtens 11 Sorten der ſchönſten Pfirſiche (eine große ſilberne Medaille) erhielt Hr. Hofgärtner Geier aus Darmſtadt; den ſiebenten Preis für die ſchönſte Sammlung der reichhaltigſten Obſtſorten (eine große ſilberne Medaille) erhielt Hr. Franz Probſt, Kaufmann, das Acceſſit Hr. Kilian, Kaufmann von hier; den achten Preis (eine große ſilberne Medaille) für die reichſte und ſchönſte Sammlung von Gemüſen erhielt Hr. Kunſtgärtner Reidel von hier und das Acceſſit ein Gärtner von Gonſenheim mit einer kleinen ſilbernen Medaille; den neunten Preis (eine große ſilberne Medaille) erhielt Hr. Kunſtgärtner Haber und den zehnten Preis (eine große ſilberne Medaille) für ſeine ſo vorzüglichen Cactus der k. k. öſterr. Hauptmann Hr. Puhiera. Welchen Fleiß, welche Nacheiferung dieſe Ausſtellungen und Preisvertheilungen in den wenigen Jahren ihrer Einführung hier ſchon hervor gerufen, das ſah man diesmal auf eine auffallende Weiſe.

Mannichfaltigkeiten.

(Freiburg, 19. Sept.) Die Regierung des Oberrheinkreiſes hat eine Warnung gegen zu frühzeitige Weinleſe erlaſſen, worin unter Anderem geſagt wird: Nach dem einſtimmigen Urtheil der ſachkundigen Rebleute iſt jeder ſonnige Tag, wo die Trauben am Stocke hängen bleiben, ein Gewinn, weil die unvollkommenen Beeren nachreifen, die vollkommenen aber mehr Zuckerſtoff entwickeln, wodurch ein beſſerer Wein erzielt, und mehr Geld dafür erlöſt wird. Die Weinkäufer wiſſen dies recht wohl; ſie übergehen die Orte, wo frühe geherbſtet wird, und holen zuerſt ihren Bedarf in denjenigen Orten, welche die rechte Zeit abgewartet haben. Aus dieſen Gründen warnen wir ſämmtliche Gemeinden vor dem ſo nachtheiligen frühzeitigen Leſen, und beauftragen die Bürgermeiſter, nach vorherigem Benehmen mit dem Gemeinderath, den Tag feſtzuſetzen, vor welchem in ihrem Orte nicht geleſen werden darf, den Uebertretern des Verbots aber Strafe anzuſetzen, und ſie überdies für den Schaden, welcher hieraus für die Nachbarn

---

*) Von Hrn. Prehn beſitzt die Stadtbibliothek noch folgende Geſchenke: 1) alte Frankfurter Drucke; Drucke mit intereſſanten Holzſchnitten; 2) Reliquien vom Blücherverein, nämlich a) eine geſchliffene Criſtallflaſche, deren ſich Fürſt Blücher in ſeinen letzten Lebensjahren bediente, b) ein in Gold gefaßtes Medaillon mit Haaren des Fürſten Blücher; 3) einen Originalbrief Friedrich II. von Preußen vom 2. Auguſt 1779 an den Frankfurter Bürger und Kunſthändler Rothnagel; 4) ein weibliches Portrait, Bruſtbild, Catharina von Bora vorſtellend, von dem berühmten Meiſter Hans Holbein.

Digitized by Google

entsteht, verantwortlich zu machen. Damit ein gleichförmiges Benehmen in den bannstößigen Gemeinden eintrete, werden die großherzogl. Aemter bei den Anordnungen der Bürgermeister mitwirken; im Falle aber einzelne Gemeinden des Abmahnens ungeachtet voreilig herbsten, ist der Name derselben unverweilt anzuzeigen. Wir haben ein sehr gutes Weinjahr, und es wäre unverantwortlich, wenn die Rebbesitzer durch ungeeignete Behandlung den Segen des Jahres theilweise wieder vernichten wollten ꝛc.

(Berchtesgaden, 23. Sept.) Ein Reisender (Rheinpreuße), welcher während seines Aufenthalts in Berchtesgaden eines der ländlichen Vergnügen mit ansah, welche König Ludwig seinen anwesenden Gästen, der Kaiserin Mutter von Oesterreich und den modenesischen Herrschaften zu bereiten sucht, schildert in einem ausführlichen Artikel in der „Allg. Ztg." das imposante Schauspiel eines Holzsturzes, welches am verflossenen Mittwoch den 21. Sept. auf Befehl Sr. Maj. doppelt statt fand. Es hatte damals auf den Bergen schon ziemlich Schnee, weshalb eine Anzahl Fremder aus der Umgebung, die gekommen waren, den „Watzmann" zu besteigen, der Gefahr wegen ihren Plan aufgeben mußten. Die Allerhöchsten Herrschaften fuhren in einer Gondel, die von achtzehn blau und weiß gekleideten Schiffern gerudert wurde, umgeben von etwa zwanzig andern kleinen und größern Schiffen und einer Musikbande auf dem Bartholomäus-See und landeten, nachdem das Schauspiel des Holzsturzes vorüber war, im Angesicht des Volkes am Bartholomäuskloster, jetzt einem k. Forsthause, speis'ten dort und zeigten sich nicht nur herablassend, sondern wahrhaft freundlich und herzlich. Auf der Rückfahrt hielt sich unser Boot (in welchem drei Augsburgerinnen, unter denen eine Dame dem Könige schon beim Landen durch ihre Schönheit aufgefallen zu seyn schien, ein österreichischer Rittmeister und ein deutsch-russischer Arzt sich mit mir befanden) in der Nähe des Königsschiffes und wir hatten Gelegenheit, ein Stück aus dem Familienleben zu sehen. Der König ist lebendig, mittheilsam, nichts entgeht ihm, er spricht mit Allen und erwiedert jeden Gruß mit zuvorkommender Artigkeit. „Die Freude eines Herrschers (so schließt der Briefsteller), der die Schönheiten der Natur zu würdigen versteht, und dem ein solcher Genuß in seinem Lande geboten wird, muß eine doppelte seyn, wenn er ihn so mit seinem Volke zu theilen bereit ist."

„Wir haben" — sagt Gutzkow in dem trefflichen Aufsatz: „Abhängigkeit vom Ausland" — „in Mainz die Dampfschifffkanonen gelöst, als Sir Edward Lytton Bulwer den Cockerill betrat. Als Uhland kam — schwiegen sie." Eine Weltliteratur in diesem Sinn wollte Göthe gewiß nicht.

(Frankfurt a. M., 30. Sept.) Da Hr. Maler Neukom seit mehreren Tagen einen neuen Cyclus seiner Schweizer-Ansichten und Hr. Grombach in seinem Panorama eine Ansicht des Sarner See's und die Eroberung von Vera-Cruz aufgestellt haben, so machen wir das Publikum um so mehr darauf aufmerksam, als beide Panoramen nur für einen Tag noch geöffnet sind.

Korrespondenz.

Darmstadt.

Den Cyclus der dramatischen Vorstellungen unseres Hoftheaters eröffnete würdig Gutzkow's „Patkul." Je gespannter auch die Erwartung war, mit welcher wir der Aufführung dieses an vielen Orten mit dem entschiedensten Beifall aufgenommenen Drama's entgegensahen, um so befriedigter wurde auch das zahlreiche Publikum sowohl durch den trefflichen, reichen Inhalt der Tragödie, als auch durch die ausgezeichneten Leistungen der Darstellenden. Mit genauer Bühnenkenntniß geschrieben, voll trefflich gehaltener Charaktere, spannender Handlung und in einer eleganten, kräftigen Sprache bewegt sich das Stück von Anfang bis zu Ende, ohne dem Zuschauer den unangenehmen Eindruck irgend einer Ermüdung, einer Uebersättigung zu gestatten. Das Rococo jener Zeit der Handlung hat in der Zeichnung des Dichters seine ganze Liebenswürdigkeit behalten, ohne die Steifheit und den modernen Puder der neueren Darsteller. Gutzkow's Talent und Beruf spricht sich auch in diesem Drama wieder unverkennbar aus, und mit Spannung sehen wir den weiteren dramatischen Erzeugnissen dieses Schriftstellers entgegen. Hr. Pirscher gab den Patkul mit Wahrheit und im Sinne des Verfassers. Er beurkundete durch seine Darstellung, daß er sich mit Liebe dem Studium seiner schwierigen Rolle unterzogen hat, und in den Geist derselben eingegangen ist. Wir wünschen, daß Hr. Pirscher, welcher mit so schönen Mitteln ausgestattet ist, auch ferner mit gleichem Eifer und Kunstsinn in seine Rollen eingehen möge, wie bisher, und freuen uns, ihn recht bald als Ingomar im „Sohn der Wildniß", von Halm, zu sehen, welches Drama nächstens auch über unsere Bretter gehen wird, wie denn überhaupt unsere neue Intendanz es sich angelegen seyn läßt, uns die besten Novitäten vorzuführen. Hr. Becker als König August war ganz an seinem Platze, und zeigte auch in dieser Rolle den gebildeten und routinirten Künstler. Fräul. Steck, Anna von Einsiedel, spielte und sprach trefflich. Außer diesen Hauptpersonen ist noch Fräul. Spengler lobend zu erwähnen. Es war die ganze Aufführung eine besonders gelungene zu nennen, und der allgemeine Beifall des Publikums läßt eine baldige Wiederholung des Drama's erwarten.

H.—

Genf, im Sept.

Auch hier hatten wir im vergangenen Frühjahre eine deutsche Operntruppe, die unter Leitung des Hrn. Edele die gute Meinung der Genfer von deutscher Musik rechtfertigte und erhöhte. Mit Fleiß vereinigte und mit Sorgfalt gewählte Elemente ließen ein Ganzes erscheinen, welches viel eher geeignet war, einen günstigen Eindruck zu hinterlassen, als die leider so offenkundig verunglückte ähnliche Unternehmung in Paris. So allein kann man unseren Nachbarn (und Genf ambitionnirt bekanntlich schon lange das Prädicat: Petit-Paris) die deutsche Musik und ihre vielen Vorzüge würdig vorführen, in dieser Weise wird deutsche Musik auch im Auslande immer mehr erkannt und verstanden werden. Es verdiente dabei auch das sorgfältig eingeübte Orchester eine freundliche Beachtung, und einer besonderen Erwähnung halten wir würdig Hrn. Heisterhagen, der als erster Violinist uns in verschiedenen einzelnen Vorträgen sehr genußvolle Stunden bereitet. Er ist ein Schüler von Spohr, und wohl erkannten wir die ausgezeichnete Schule des großen Meisters und begrüßten ihre Anklänge mit doppelter Freude. — Ueber das gesellige Thun und Treiben der vielen hier anwesenden Landsleute werde ich mir erlauben, später besonders zu berichten.

Auflösung der Charade in Nro. 270.

Geldsack.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 2. Okt. Marie, oder: die Regiments-Tochter, komische Oper in 2 Abth., Musik von Donizetti.

Redakteur: J. E. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 273. Montag, den 3. October 1842.

Die beiden Venetianer.

(Fortsetzung.)

Francesco warf sich, aufgeregt über die vorgefallene Scene, in seinen Armstuhl. Tausend Gedanken, ob er den bevorstehenden Zweikampf dem Nobile mittheilen sollte, oder nicht, kreuzten sich in seinem Gehirne.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Francesco noch immer unschlüssig, die Hand vor der Stirne, in seinem Gemache verweilte.

Endlich ließ er sich von seinem Cameriere ankleiden, und begab sich zu Michele de Garosolis, wo er seine finstere Gemüthsstimmung, welche sogleich Bianca's Besorgniß erregte, mit einem Unwohlseyn zu entschuldigen suchte.

Der Zufall, welcher oft auf die seltsamste Weise den armen Erdensöhnen mitspielt, und ihre Lebensschicksale entscheidet, wollte es jedoch, daß Francesco nie mit dem alten Nobile allein zusammen war, und so geschah es, daß er wieder den Palazzo verließ, wie er gekommen, ohne sich ihm mitgetheilt zu haben.

Voll Mißmuth über seine eigene Unentschlossenheit und über die Unruhe, die ihn quälte, und die ihm sonst fremd war, brachte er die folgenden Stunden zu. Endlich siegte die Kraft seiner Seele, und gewann über alles Andere die Oberhand.

Er sah, daß er seiner Ehre Genugthuung geben, daß er sich als Beleidigter und Geforderter schlagen müsse, und daher keine Zeit mehr zu versäumen habe, die nöthigen Vorkehrungen zu diesem Duelle zu treffen.

Hastig warf er einen Mantel über, und eilte zu einem ihm befreundeten Venetianer, den er ersuchte, Zeuge bei dem Zweikampfe zu seyn, was ihm auch dieser zusagte.

Den übrigen Theil des Abends und die größere Hälfte der Nacht brachte Francesco mit Ordnung seiner Papiere zu.

Die metallenen Riesen auf dem Thurme der Markusuhr hatten am nächsten Morgen mit ihren Hämmern noch nicht die vierte Stunde angedeutet, als Francesco von seinem Sekundanten abgeholt wurde, und mit ihm nach dem Lido hinüber fuhr.

Dort angelangt, gebot er dem Gondoliere, bei der Barke auf seine Zurückkunft zu harren, und schlug sodann mit seinem Begleiter den Weg nach dem entgegengesetzten Ufer ein.

Mühsam durch den von der Fluth angeschwemmten Sand sich arbeitend, gelangten sie endlich an die bestimmte Stelle der wüstgelegenen Insel.

Leopardo ging, in seinen Mantel gewickelt, bereits mit großen Schritten auf und nieder, während der Hauptmann Jacopo Facionelli, den er sich zum Sekundanten erwählt hatte, mit noch einem Fremden, in welchem Francesco sogleich einen Medico erkannte, in ein Zweigespräch vertieft war.

„Endlich," rief Leopardo, als er Francesco erblickte, „nun laßt uns ohne Zaudern an's Werk schreiten."

„Ich dächte, Signore," sprach jetzt der Begleiter Francesco's, gegen Leopardo gewendet, „daß früher noch ein ernstes Wort der Sache vielleicht eine günstigere Wendung geben könnte, und —"

„Mit nichten, Signore," fiel ihm Leopardo in die Rede, seinen Mantel auf die Erde werfend und den schwarzen Sammetrock ausziehend, „hier entscheidet nur Blut."

„Wenn das ist, dann ist freilich weiter nichts zu thun."

Die beiden Sekundanten traten, nebst dem Wundarzte, hierauf zur Seite.

Francesco, welcher nun, da es zu dem entscheidenden Schritte gekommen, seine volle Fassung wieder erlangt hatte, warf Mantel und Rock auf die Erde, und entblößte gelassen seinen Degen. Sodann wendete er sich zu seinem Begleiter und sprach: „Signore, im Falle ich bleiben sollte, so bringt dem Nobile Michele de Garosolis und seiner Tochter Bianca meinen letzten Gruß, und sagt ihnen, daß ich gefallen sey für meine Ehre, seiner Freundschaft würdig, wie ihrer Liebe."

„Zur Sache," mahnte Leopardo, welcher sich bereits in Position gestellt hatte.

Tiefe Stille herrschte auf der Insel, nur das Rauschen der Brandung erscholl in gleichmäßigen Wiederholungen; jetzt klirrten die Degen aneinander.

Die beiden Kämpfer hatten bereits einige Gänge gemacht, ohne daß der Eine oder der Andere eine Blöße gegeben hätte; dadurch gereizt, machte Leopardo einige Ausfälle, welchen Francesco jedoch gefaßt und mit großer Gewandtheit auszuweichen wußte. Je länger aber der Zweikampf währte, desto leidenschaftlicher focht Leopardo, desto kaltblütiger vertheidigte sich Francesco.

Erbittert darüber, daß ihn sein Feind gleichsam höhne, und selbst keinen Ausfall auf ihn wage, machte er nur noch tollkühnere Versuche, und streifte wirklich Francesco leicht am Arme.

Ohne aber darauf zu achten, setzten beide den Streit fort. Beinahe außer sich vor Wuth, focht Leopardo immer hitziger, bis er mit einem Coup den Kampf entscheiden wollte, und,

Digitized by Google

einen verzweifelten Ausfall auf Francesco wagend, sich selbst wie blind in dessen Degen stürzte.

Sogleich entfiel die Waffe Leopardo's Hand, ein Blutstrom drang aus seiner Brust; Jacopo und der Arzt sprangen ihm bei.

„Ist er todt?" fragte nach einer Pause Francesco den Wundarzt, welcher sich mit Leopardo beschäftigte, indem er seinen Degen wieder in die Scheide steckte.

„Der Stich," erwiederte dieser, „ging unter der sechsten Rippe hindurch, doch scheint kein edler Theil verletzt zu seyn."

„So bringt ihn nach Venedig, und sorgt für seine Rettung," sagte Francesco, Rock und Mantel über die Schulter werfend. „Addio Signori!"

„Addio Capitano!" erwiederte Jacopo, worauf sich Francesco mit seinem Begleiter entfernte.

Der Wundarzt und Jacopo Facionelli aber trugen den Verwundeten, der noch immer kein Lebenszeichen von sich gab, in ihre Gondel, während der Gondoliere, welcher Francesco zurückführte, vom Strande stieß, und sich eine Barcarole sang, deren Refrain ungefähr lautete:

Per un piacer mille dolori.

(Fortsetzung folgt.)

Freundschaft.*)

Geist und Körper, Himmel und Erde, Poesie und Prosa, das ist der leidige Dualismus der Welt. Es ist gräßlich, überall zu sehen, wie der Ochs den Pegasus in seinem Fluge hemmt, oder auch, wie der Pegasus den Ochsen in seinem gesetzten, ruhigen Gange stört, ihn rechts und links hinstößt, daß er stolpert und gar nicht weiß, wie ihm geschieht. — Und doch ist dieser Gegensatz zwischen Geist und Körper, zwischen Poesie und Prosa, diese sich überall vergegenwärtigende Doppelnatur, nothwendig, und der liebe Herrgott wußte ganz gut, warum er sie in dasselbe Joch spannte. Poesie ohne Prosa, Geist ohne Körper ist Wahnsinn, ein Gespenst; Prosa ohne Poesie, Körper ohne Geist ist eine faulende Leiche. Wenn sich diese Doppelnatur in einem einzelnen Menschen, oder in einem Volke zur Einheit auflösen könnte, so würde dies zu einem dieser beiden Extreme, zum Wahnsinn oder zum Tode, zur geistigen oder zur materiellen Vernichtung führen. — Wenn aber beide auch noch so fest in dasselbe Joch gespannt sind, Eines nicht ohne das Andere bestehen kann, so ist dennoch ihr beiderseitiges Leben ein ewiger Kampf, und der Sieg des Einen oder des Andern bedingt das Wesen jedes einzelnen Menschen, jedes Volkes. Die Deutschen sind Spiritualisten, die Franzosen Materialisten, was man meist so nennt; denn, wie gesagt, der reine Spiritualismus findet nur im Narrenhause, der reine Materialismus nur im Sarge seine Vertreter.

In allen ächt volksthümlichen Eigenschaften bekundet sich dieser Gegensatz zwischen Franzosen und Deutschen, und überall zeigt sich hier die vorherrschende geistige Richtung, während dort die materielle Seite des menschlichen Dualismus die Zügel führt. Und es ist das nicht erst seit heute und gestern der Fall. Die Encyclopädisten, Voltairisten, denen man gerne diese Richtung der Franzosen zuschreibt, waren nur Folgen, nicht aber Ursache jener Richtung, die tiefer liegt, als in der Laune, dem Witz und Talente von einem halben Dutzend Menschen, die in den Urgesetzen und Sitten der Celten, in dem Pfropfreise des Römerthums, das auf den Baum des Celtenthums gepflanzt wurde, so tief wurzelte, daß schon die erste Blüthe die Frucht verkünden mußte; wie denn nicht weniger die ersten Knospen germanischer Sitte schon bei den halbwilden riesigen Barbaren des Nordens die spiritualistische Richtung andeuteten.

Die bereits angeführten Sprüchwörter über die Liebe, die Ehe, die Familie haben diesen Gegensatz zwischen Franzosen und Deutschen klar genug gezeigt: die Idee beherrscht hier die Thatsache, die Thatsache dort die Idee. In der Freundschaft besteht nun dasselbe Verhältniß, derselbe Gegensatz.

Dem Deutschen mit poetischem Herzen ist die Freundschaft etwas Höheres als ein materielles Bedürfniß, dem Franzosen selten mehr; wenigstens berechtigen die Sprüchwörter beider Völker vollkommen zu diesem Schlusse. Wie es in Deutschland heißt: „Die Ehen werden im Himmel geschlossen", so sagt man hier ebenfalls: „Freundes Stimme ist Gottes Stimme", wodurch der Freundschaft gleichsam ihre höhere Weihe ertheilt wird. „Gleichgesinnt macht gute Freunde", zeigt die Quelle der Freundschaft, und so wie gleiche Gesinnung, gleiche Ansichten, Grundsätze und Gewohnheiten das Bündniß schließen, so ist dann auch „ein Freund des andern Spiegel." In diesen Sprüchwörtern bekundet sich das geistige Element der Freundschaft klar genug; ein anderes zeigt den Ernst an, mit dem der Deutsche bei der Wahl seines Freundes zu Werke geht: „Um den Freund zu erkennen, muß man erst einen Scheffel Salz mit ihm gegessen haben"; und darum heißt es denn auch: „Neuer Freund, neuer Wein"; er braust, betäubt, und das ist Alles. Im Gegentheile heißt es ferner: „Alter Freunde, alten Weines und alter Schwerter soll man sich trösten."

Gleichheit der Gesinnung, langjährige Prüfung und Ausdauer sind also die ersten Erfordernisse, die unerläßlichen Bedingungen einer Freundschaft, in der die Stimme des Freundes zur Stimme Gottes werden soll. Aber es gehört noch ein Weiteres dazu, um ihr diese hohe, geistige Stellung zu sichern, denn „verkehrte Freundschaft ist Feindschaft"; und dadurch deutet das Sprüchwort hinlänglich an, daß die Gleichheit der Gesinnung eben auf dem Moralprinzipe, auf höherem Recht- und Pflichtgefühl beruhen muß, wenn nicht eine Freundschaft, die sich auf entgegengesetzte Prinzipe, auf eine Gleichheit der Gesinnung im Schlechten, auf ein Bündniß des Unrechts oder gar des Verbrechens stützt, für beide Freunde die Folgen der Feindschaft haben, das Unglück und den Untergang Beider nach sich ziehen soll.

Sucht man hiernach die Basis, die Urelemente der Freundschaft im französischen Sprüchworte, so stößt man gleich auf den angedeuteten Gegensatz. Der praktische, etwas materielle Franzose geht von einer ganz andern Grundansicht aus, als der viel unpraktischere, spirituelle Deutsche. Die Ursache der Freundschaft ist ihm eine gute, untadelhafte Rechnung zwischen beiden Freunden: „Les bons comptes font les bons amis", und diese Freundschaft, die auf dem Interesse beruht, will natürlich auf dieselbe Weise, wie sie entstanden ist, auch

*) Aus den: „Die Deutschen und Franzosen nach dem Geiste ihrer Sprachen und Sprüchwörter von J. Venedey. Heidelberg, Akademische Verlagshandlung von C. F. Winter. 1842."

Digitized by Google

unterhalten seyn, und deßwegen heißt es: Les petits cadeaux entretiennent l'amitié.“ Die Weisheit auf der Straße kennt in Deutschland keinen einzigen Spruch, der diesen beiden auch nur annähernd an die Seite gesetzt werden könnte. Nur als Ironie heißt es mitunter in Deutschland: „Siedet der Topf, so blühet die Freundschaft“, wo aber wahrlich nicht von der Freundschaft die Rede ist, die aus gleicher Gesinnung und langer Prüfung hervorgeht.

Dieser Gegensatz läuft mehr oder weniger offenbar durch alle andern Sprüchwörter beider Völker durch. Der Franzose sagt:

Bien savoir fait amis,
Et vrai dire ennemis.

Das savoir faire der Franzosen schließt also die Freundschaftsbündnisse, und im Gegentheil, wer die Wahrheit sagt, kann sicher seyn, nur auf Feinde zu stoßen. Hier, wie oben, ist es also das materielle Interesse, welches vereinigt, die Wahrheit, das geistige Interesse, welches trennt. Die deutschen Sprüchwörter, die dem obigen halbwegs korrespondiren, huldigen einem ganz anderen Grundsatze. Hier heißt es vorerst: „Den Freund strafe heimlich, lobe ihn öffentlich.“ Also nicht bloß die Wahrheit darf der Deutsche seinem Freunde sagen, sondern er darf und soll ihn gar strafen, wo er Strafe verdient. Die Liebe aber, die Freundschaft verlangt von ihm das Opfer, daß er seinen Zorn zurückhalte, bis der Freund dem Freunde allein gegenüber steht. Und wahrlich, das Sprüchwort ist so schön, so tief gedacht, so mild menschlich und menschenfreundlich, daß kein Gesetz aller Weisen der Welt etwas Schöneres und Tieferes aufzuweisen hat. — Und in demselben Geiste setzt das Sprüchwort hinzu:

Freundes Gebrechen soll man kennen und tragen,
Nicht aber nennen und nagen.

Allein könnte dies Sprüchwort dem französischen: „et vrait dire fait ennemis“ nahe kommen; aber mit dem vorhergehenden zusammengestellt, zeigt sich der Unterschied: die Gebrechen öffentlich zu nennen und zu rügen, verbietet die Straßenwahrheit; kennen und tragen soll man sie und dann heimlich den Freund dafür strafen. Bei solcher Freundschaft ist es natürlich, daß „guter Freunde Schelten und Versöhnen sich von selbst findet.“

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Aus dem Badischen, 25. Sept.) Die im Karlsruher Kunstverlag erscheinende neue Prachtbibel mit vorzüglichen Stahlstichen, nach den meisterhaften Zeichnungen des Hrn. J. Klein gefertigt, erfreut sich allenthalben des größten Beifalls aller gemüthvollen Kunstfreunde, welche die originelle, ächt künstlerische Auffassung und Ausführung der trefflichen bildlichen Darstellungen nicht genug bewundern können. In allen Kreisen der Gesellschaft findet diese Prachtbibel jene Anerkennung, welche ein so schönes, den religiösen Geist förderndes Unternehmen in so hohem Grade verdient. Bis jetzt sind drei in jeder Hinsicht würdig ausgestattete Lieferungen erschienen, und jeder der beigefügten Stahlstiche darf als ein bedeutsames, sinnvolles, den ächten Geist des biblischen Alterthums bezeichnendes Kunstwerk angesehen werden. Das Patriarchenleben, die mosaische Gesetzgebung, das Prophetenthum, die Hauptmomente aus dem Leben Christi und der Apostel sind in trefflichen, in jeder Beziehung vollendeten, Geist und Gemüth ansprechenden Bildern dargestellt, in Bildern, aus denen uns eine wahrhafte Begeisterung, eine selige Beruhigung, eine innige, ächte Frömmigkeit anweht. Der Verlagshandlung, die stets Gediegenes produzirt, gereicht es zur Ehre, daß sie die herrlichen Stahlstiche, welche diese Prachtbibel schmücken, von ausgezeichneten deutschen Künstler fertigen ließ, und nicht für nöthig erachtete, sich an das Ausland zu wenden. Diese meisterhaften Darstellungen aus den lichten Kreisen der gläubigen Vorwelt dürfen den Bekennern aller Confessionen auf's beste empfohlen werden.

In Anbetracht des Nothstandes und der großen Bedrängniß, worin sich notorisch der Landwirth durch den heurigen Futtermangel und das Mißrathen vieler Sommergewächse befindet, hat die königl. Regierung von Mittelfranken verfügt: 1) daß die k. Forstämter aus den Staatswaldungen vorzugsweise an die ärarialischen Grundholden, welche sich nicht im Besitz oder Genuß eigener Waldungen oder Waldstreurechte und Streusurrogate befinden, und nach deren Befriedigung auch an andere höchst bedürftige Landwirthe im laufenden Herbst und nöthigenfalls auch im nächsten Frühjahr nicht blos das pro 1842 — 43 etatirte, sondern auch das pro 1843 — 44 treffende Quantum Herbststreu oder einen Theil desselben vorgriffsweise gegen tarmäßige Vergütung abgeben dürfen; ferner die Einsammlung von Sommerstreu dann von noch grünen, zur Viehfütterung tauglichen, im Walde gewachsenen Surrogaten und von Waldfrüchten, wo es ohne Gefahr geschehen kann, gegen Vergütung einer zu ermäßigenden Taxe, so wie den Genuß der Weidenschaft unter gehöriger Aufsicht gestatten; 2) soll ein gleiches Verhalten auch auf Gemeinde- und Stiftungs-Waldungen Anwendung finden, so wie den Privat-Wald-Inhabern anheimgestellt werden, auch ihrerseits in ihrem Besitzthum, mit Verbleiben in den gehörigen Schranken der Ordnung, demselben Folge zu geben.

Unter den englischen Kriegsdampfschiffen, welche China bewältigen sollen, ist eins, das den Namen „Nemesis“ führt. Einst hatte die Tochter der Nacht ihren Tempel auf dem Kapitol, jetzt ist sie herabgestiegen in kochende Dampfkessel und stöhnende Pumpenstangen. John Bull schickt sie über's Meer, China soll Christenthum und Opium verschlucken. Die Nemesis richtet ihre Kanonen auf das himmlische Reich, aber ihr Rad zermalmet früher oder später den, der in seine Speichen griff. Die Götter sind gerecht.

Ein englisches Journal erzählt von Napoleon auf St. Helena: Der Kaiser lebte mit der Familie Balcombe in dem kleinen weißen Hause, the Briars genannt, bekanntlich auf sehr vertrautem Fuß. Fräul. Balcombe war des Gefangenen Liebling; sie war sehr jung und Napoleon pflegte häufig mit ihr zu schäckern. Eines Tages aber zog das Mädchen des Kaisers Schwert, trieb ihn mit der Spitze in die Ecke des Zimmers und rief lachend: „Da habe ich den größten Mann der Welt

Digitized by Google

in meiner Macht." Von diesem Tage an hatte die Kleine des Kaisers Gunst verscherzt, er sprach und scherzte nie mehr mit ihr.

(Mannheim, 27. Sept.) Gestern trat Hr. Karl Grunert in der Rolle des Nathan von Lessing sein hiesiges Gastspiel an und fand den entschiedensten Beifall und wiederholte Hervorrufung. Ueber die schöne Kunstleistung dieses gediegenen Mimen sprechen sich die „Rheinischen Blätter" sehr vortheilhaft aus und bezeichnen ihn als einen vorzüglichen Darsteller der genannten Rolle.

(München, 20. Sept.) Ueber die Walhalla ist nun auch von dem Architekten des Gebäudes, geheimen Rath v. Klenze ein Werk erschienen, das vom artistischen und technischen Standpunkte aus den deutschen Ehrentempel beleuchtet, und durch 12 beigegebene Kupfertafeln erläutert.

(Berlin.) In der beim Publikum schnell zu allgemeinster Beliebtheit gelangten heitern Oper: „die Regimentstochter", von Donizetti, trat Dem. Tuczek nach ihrer vierwöchentlichen Erholungsreise zum Erstenmale wieder auf. Die beliebte Sängerin wurde mit lautestem Beifall begrüßt, und ihr naiv munteres Spiel, so wie ihr reiner, gesunder Gesang gewannen ihr diese laute Beistimmung des Publikums fast nach jeder bedeutenderen Nummer.

Korrespondenz.

Fulda, 23. Sept.

Unser thätige Künstler Adolph Henze, dessen bereits früher in fast allen deutschen und mehreren französischen Journalen wegen Erfindung neuer Musiknoten-Typen Erwähnung geschah, hat nunmehr öffentlich bekannt gemacht, daß sich seine Erfindung realisirt habe, und er jedes Notenwerk zur Ausführung übernähme. Er liefert übrigens die Musikalien nur stereotyp, wahrscheinlich deßwegen, damit Niemand seinem Geheimnisse auf die Spur kommen kann. Jedoch trotz dieses Umstandes, daß er Alles stereotyp liefert, berechnet er doch jeden einzelnen Charakter (Notenzeichen) mit nur ½ Pfennig, was natürlich zur Folge haben muß, daß die früher so theuern Musikalien nun recht billig werden. Die Henze'schen Noten zeichnen sich, wie Einsender selbst die Ueberzeugung gewonnen hat, dadurch aus, daß, obgleich die Noten auf der Buchdruckerpresse gedruckt werden, doch die 5 Linien durch die Notenköpfe gehen. Es scheint uns übrigens, als ob sich diese Noten vorzugsweise zu Musikalien mit Text eigneten, weil letzterer auf der Buchdruckerpresse weit billiger, schöner und correcter, als mittelst des Kupferstichs und der Lithographie geliefert werden kann.

Frankfurt a. M.

Der Templer und die Jüdin.

Das Gastspiel der Dem. Pauline Marr, welchem wir eine Reihe genußreicher Abende verdanken, wird am 3. d. M. mit der Rolle der Rebecca in Marschner's „Templer und Jüdin" beschlossen werden und es hat die Künstlerin diese Oper zu ihrem Benefize gewählt. Die Wahl ist um so willkommener, als Dem. Pauline Marr in der Partie der Rebecca sowohl ihr schönes Gesangstalent, wie auch ihre dramatische Befähigung in vollem Maße geltend zu machen Gelegenheit findet und die Rolle als eine ihrer vorzüglichsten anerkannt ist. So streng das hiesige Publikum gegen renommirte Mittelmäßigkeiten oft verfährt, so unterläßt es doch nie, wahre Vorzüge und wirkliches Talent zu würdigen. Bei dem lebhaften Beifall, womit die gediegenen, durch Gesangsvirtuosität und geistige Auffassung ausgezeichneten Darstellungen der Dem. Marr aufgenommen worden sind, werden die Opernfreunde mit Vergnügen die Veranlassung ergreifen, der uns leider schon verlassenden Benefiziantin wiederholte Achtung zu bethätigen. Zugleich machen wir auf die treffliche Leistung unseres mit Recht so viel beliebten Baritonisten Hrn. Pischek als Bois-Guilbert aufmerksam und behalten uns eine weitere Besprechung derselben vor. Möge die freundlichste Beachtung dieser Benefizvorstellung den Verehrern der dramatischen Gesangskunst bestens empfohlen seyn!

Charade
(Zweisylbig.)

Erste Sylbe.

Welcher Muth und welches Feuer
Doch aus seinen Augen sprühet!
Wie es, gleich im Sturmesfluge,
Mit Behendigkeit hinfliehet!
Wie es, stolz und gravitätisch,
In der Kraft der Jugend schreitet,
Und alsdann gar oftmals wieder
Auch an Alterschwäche leidet!

Zweite Sylbe.

Welches Wogen, welches Treiben
Bringt die Zweite, und Gedränge,
Welch ein buntbewegtes Leben
In die dichtgeschaarte Menge!
Wie sie suchen, wie sie finden,
Wie sie wünschen und begehren,
Und wie sie nun, reich an Gaben,
Endlich dann nach Hause kehren!

Das Ganze.

Sehr oft hatte mit der Ersten
Hier die Zweite stattgefunden,
Jedoch mit dem Zeitenwechsel
Ist dies Treiben auch verschwunden;
Selbst die Stätte hat verjünget
Sich in neuem, frischem Glanze,
Nur ihr Name ist geblieben:
Frankfurt's Zierde ist das Ganze.

K. Hartmann.

Berichtigung.

In der gestrigen Nummer der Dibaskalia ist S. 2, Sp. 2, Z. 11 v. o., statt: Angaben über dieselben und Hr. Conditor C. Fr. C. Prehn, zu setzen: Angaben über dieselbe. Hr. Conditor C. Fr. C. Prehn.

Theater-Anzeige.

Monag, 3. Okt. (Zum Vortheil der Dem. Pauline Marr): Der Templer und die Jüdin, große Oper in 3 Abth., Musik von Marschner. (Gastrolle) Rebecca: Dem: Pauline Marr, vom königl. Hoftheater zu Dresden. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 274. Dienstag, den 4. October 1842.

Die beiden Venetianer.

(Fortsetzung.)

IV.

Kurz nach Francesco's Rückkehr von Chioggia hatte der Nobile den Wunsch geäußert, daß er seine Stelle als Hauptmann niederlegen und dafür um eine ihm angemessene Bedienstung bei dem Gran Consiglio zu Venedig ansuchen sollte.

Francesco Paruta fügte sich gerne seinem Wunsche, und es war bei den Verdiensten, die er sich vor Chioggia um die Republik erworben hatte, und bei dem Umstande, daß Michele Garofolis selbst ein Mitglied des hohen Rathes gewesen, nicht schwer, eine solche Bedienstung zu erhalten.

Eben erst von seinem Zweikampfe zu Hause angekommen, erhielt er seine Ernennung als Sekretär des Gran Consiglio, zugleich aber auch den Befehl, in einer wichtigen Angelegenheit des Consiglietto sich sogleich nach Marghera zu verfügen.

So schwer es Francesco wurde, so mußte er sich von Bianca trennen, und sogleich die Reise antreten.

Seine Geschäfte in Marghera zogen sich zu seinem nicht geringen Unmuthe bedeutend in die Länge, und schon waren drei volle Monate entschwunden, als er erst wieder seine Rückreise antreten konnte.

Jubel und Freude empfingen ihn hier, und Bianca, deren Wangen die Sehnsucht noch schmachtender und bläßer gemacht hatte, als sie früher schon waren, schien ihm, seit er von ihr abwesend, noch um Vieles schöner geworden zu seyn.

Nichts stellte sich nunmehr den Wünschen des liebenden Paares entgegen, und schon die nächste Woche sollte die Glücklichen auf immer vereinigen.

Francesco erkundigte sich, was aus seinem wüthenden Nebenbuhler geworden, und erfuhr, daß er wieder hergestellt sey, und auch schon mehrere Male in der Gegend von Michele's Palazzo, bleich und verstört, gleich einem Wahnsinnigen, erblickt wurde, was jedoch Francesco nicht sonderlich beunruhigte.

Endlich war der langersehnte Abend, an welchem die Hochzeitsfeierlichkeit abgehalten werden sollte, erschienen.

Die Luft wehte milde und angenehm über die Lagunen, und kräuselte die dunklen Wogen, welche die Hochzeitgäste nach der Markuskirche hintrugen.

Gondel drängte sich an Gondel, und die Fackeln, welche die goldbetreßten Diener auf denselben trugen, bildeten von dem Palazzo des Nobile bis zur Piazetta eine bewegliche Flammenkette, welche einen imposanten Anblick gewährte.

Bunte Bänder und Guirlanden umflatterten die von Gold strotzende Gondel, in welcher das Brautpaar mit dem Nobile und den Zeugen fuhr, und liebliche Mandolinen- und Guitarrenklänge erschollen aus derselben zu den gleichmäßigen Schlägen der Ruder.

Jetzt hatten die Hochzeitgäste das Ufer erreicht. Weiß und blau gekleidete Mädchen und Pagen, Erstere mit Blumensträußen, Letztere mit Fackeln in den Händen, standen, von der obersten Stufe der Marmortreppe, welche vom Markuskanal auf die Piazetta führt, bis zu den fünf Eingängen in die Markuskirche gereiht.

In dichten Massen drängte sich das neugierige Volk von beiden Seiten hinzu, um all' die reichgeschmückten Damen und Herren aus den Gondeln steigen zu sehen.

Was der Reichthum und der Geschmack jener Zeit nur Kostbares und Schönes aufzubieten wußte, zeigte sich hier dem Auge des staunenden Beschauers. Jetzt trat der Nobile Michele Mastino de Garofolis, in aller Pracht und Herrlichkeit eines Venetianers strahlend, mit seiner Tochter und Francesco Paruta an das Land.

Gleich einer überirdischen Erscheinung zog Bianca, bei deren Anblick man unwillkürlich an jene herrlichen Schöpfungen, welche Phydias, Skopas von Paros und Praxiteles aus dem Marmor in's Leben riefen, erinnert wurde, aller Augen auf sich, und verdunkelte durch ihre Schönheit, durch die Grazie ihrer Gestalt, welche noch durch die Pracht ihres fürstlichen Schmuckes erhöht wurde, alle übrigen Damen des Brautzuges.

Ihr zur Seite ging Francesco, im einfachen, eng anliegenden schwarzen Kleide, einen Federhut von gleicher Farbe auf dem Haupte, als ein Ideal männlicher Schönheit.

Musik und Glockengeläute empfingen die Brautleute, in welches sich Worte der Verwunderung und der laute Jubel des sich herandrängenden Volkes mischten.

Schon waren die Vortreter des Zuges an dem düstern, mit geheimnißvollen Grauen umwehten Markus-Pallaste vorübergeschritten, das Brautpaar aber mit Michele und den Zeugen zu jenen beiden Granitsäulen gelangt, welche gleich Anfangs der Piazetta stehen, und zwischen denen, sonderbar genug, der Hinrichtungsplatz der Verbrecher sich befindet, der bei jeder Feierlichkeit, als eine Stelle der Ehrlosigkeit, umgangen zu werden

Digitized by Google

pflegt, als sich plötzlich in der Gegend der Campanilla ein furchtbarer Tumult erhob.

Ein Narr! ein Narr! riefen mehrere Stimmen, und gleich darauf stäubte das Volk erschrocken auseinander, und auf dem Platze der Gerichteten stand ein Mann, mit todtbleichem Antlitze, emporgesträubtem Haare und wildrollenden Augen, wie die Erscheinung eines Fluchbeladenen, der einst hier unter dem Beile des Henkers fiel.

Es war Leopardo.

Bianca schrie laut vor Entsetzen, selbst Francesco trat über diese unerwartete Begegnung, die Gesichtsfarbe wechselnd, einen Schritt zurück, und griff nach seinem Degen.

Aber schon blitzte die Klinge, welche Leopardo in der Rechten hielt, durch die Luft, ein Schrei des Entsetzens erschallt von allen Seiten, Francesco sinkt als Leiche zu Bianca's Füßen.

Eine gräßliche Verwirrung theilte sich hierauf allen Anwesenden mit, Bianca sank ohnmächtig in die Arme ihres Vaters, der um Aerzte, um Hülfe, um Rettung rief, die Blumenmädchen und Pagen wurden durch die herbeieilenden Sbirren über den Haufen gerannt, die Fackeln erloschen.

Alles, was Waffen führte, griff zu denselben, Alles suchte den verruchten Mörder, aber Leopardo war verschwunden, wie er gekommen, ein Gespenst der Nacht.

(Fortsetzung folgt.)

Freundschaft.

(Schluß.

Ganz in demselben Geiste fährt das französische Sprüchwort fort und sagt: „La complaisance fait connaître l'amitié; la franchise engendre la haine.“ Der Gegensatz tritt hier noch klarer hervor, und die deutschen Sprüchwörter, die hierher passen, sind die direkten Antipoden des französischen. Es heißt vor Allem: „Freundes Unrecht gestatten, ist selbst Unrecht thun“, und deßwegen ist denn in Deutschland auch, wie wir bereits gesehen, „verkehrte Freundschaft Feindschaft“; denn sie gestattet Freundes Unrecht und thut selbst Unrecht, indem sie nicht wagt, den Freund zurückzuhalten, indem sie die complaisance der franchise vorzieht. Ja, das deutsche Sprüchwort warnt vor dieser ewig lächelnden Freundschaft, die den Ernst des offenen Tadels nicht kennt, denn: „Es ist nicht jeder dein Freund, der dich anlacht“, oder noch klarer:

Lach mich an, gib mich hin,
Ist des falschen Freundes Sinn.

In Folge der ursprünglichen Auffassung der Freundschaft bei beiden Völkern sagt der Franzose: „Ami au prêter, ennemi au rendre“, eine Erfahrung, die der Deutsche ebenfalls mitunter gemacht haben muß, denn auch bei ihm heißt es: „Was du dem Freunde leihst, das mahnt der Feind.“ Der Deutsche bestätigt die bewährte Erfahrung durch eine klarere Klugheitsregel, welche heißt:

Bei jedem Freunde halte still,
Der dich nur, nicht das Deine will;

setzt aber noch hinzu: „Was der Freund bekommt, ist unverloren“, um so der Erfahrungswahrheit und der Klugheitsregel den höhern Grundsatz der aufopfernden Freundschaft an die Seite zu stellen, auf daß der Freund den Freund um der Klugheit willen nicht im Stiche lasse, aus Furcht, den Freund, dem er geliehen, als Feind mahnen zu müssen.

Trotz jenes „ami au prêter, ennemi au rendre“ fühlt doch der Franzose, so gut wie der Deutsche, daß die eigentlichen Probirsteine der Freundschaft Aufopferung und Hingebung sind, und sagt deßwegen: „au besoin on connaît l'ami“, was der Deutsche wörtlich übersetzt: „Den Freund erkennt man in der Noth.“ Die Freunde in der Noth aber sind selten:

Freunde in der Noth
Gehen zehn auf ein Loth,
Und so sie sollen behülflich seyn,
Gehen zehn auf ein Quintlein.

Da sollte es nun freilich schwer werden, ein Schock voll in der ganzen Welt zu finden. Die **wahren** Freunde mögen allerdings selten genug seyn; wo es aber solche gibt, da bleibt auch das deutsche Sprüchwort: „Glück macht Freunde, Unglück prüft sie“, ein Wahrwort.

Daß die wahren Freunde selten genug sind, weiß abermals das Sprüchwort in Frankreich so gut als in Deutschland, und deßwegen sagt der Franzose geistreich: „cent amis c'est peu, un ami c'est beaucoup;“ während der Deutsche ihm schlichtweg antwortet:

Eines Freund,
Keines Feind.

Ein solcher Freund ist dann aber auch ein wahrer Schatz: „un bon ami vaut mieux que cent parents.“ Das deutsche Sprüchwort ist noch schlagender, hier ist der Freund nicht nur ein Schatz, sondern ein Bedürfniß, denn es heißt: „Freunde thun mehr noth denn Feuer, Wasser und Brod“, oder auch: „Freunde sind über Silber und Gold“; endlich noch: „Ohne Bruder kann man leben, nicht ohne Freund“, was beinahe überflüssig macht, noch hinzuzusetzen: „Ein Freund in der Noth ist besser als ein Bruder in der Ferne.“ Bezeichnend genug in einer andern Beziehung ist aber wieder der Zusatz: ein Bruder in der Ferne; denn der Schluß liegt nahe, daß ein Bruder in der Nähe am Ende in Deutschland eben so viel werth seyn könnte, wie ein Freund in der Noth, wogegen der Franzose unbedingt einen wahren Freund hundert Verwandten vorzieht. Wir haben anderswo gesehen, wie los die Bande der Familie in Frankreich geschlungen sind, wie fest sie das deutsche Sprüchwort zusammenhält.

Zum Schlusse heißt es im französischen Sprüchworte noch: aujourd'hui ami, demain ennemi! Auf Deutsch würde sich das „heute Freund, morgen Feind“ fast noch besser reimen als selbst im Französischen. Wenn man nun aber trotz des schönen, verführerischen Reims das Sprüchwort vergebens im Munde der Deutschen sucht, so ist dies ein um so schlagenderer Beweis, daß es ihrem Wesen zuwider war.

In diesem Sprüchworte bekundet sich nun auch wieder die größere Leidenschaftlichkeit des Franzosen; denn sie allein erklärt es, daß es ihm schwer wird, den, den er einst als seinen Freund betrachtet, später, wenn Verhältnisse und Ansichten sich geändert haben, mit Gleichgültigkeit zu behandeln. Und diese Leidenschaftlichkeit führt auch mitunter in Frankreich zu Freund-

Digitized by Google

ſchaften, die der Gluth der begeiſtertſten Liebe nichts nachgeben mögen. Aber gerade bei ſolchen Freundſchaften iſt dann vielleicht das Sprüchwort: aujourd'hui ami, demain ennemi, wahrer als bei irgend einer andern, als insbeſondere bei der ruhigern, ernſtern, ausdauernden, und ſelbſt, nachdem ſie ſich überlebt, nur nach und nach erkaltenden, ſelten ganz erlöſchenden Freundſchaft zweier Deutſchen.

Die Franzoſen ſind die nächſten Erben, die erſtgebornen Söhne der Civiliſation des Alterthums, und in ihrem ganzen Weſen ſpukt der Geiſt, der einſt Griechenland und Rom beherrſchte. Ihre Sprüche, die ſich auf die Freundſchaft beziehen, fließen aus derſelben Quelle, aus der vor Jahrtauſenden ſchon ein Sokrates ſchöpfte, wenn er ſagte: „Ein treuer Freund iſt das beſte Beſitzthum", und die ſich noch klarer in ihrem innerſten Weſen zeigte, wenn er hinzuſetzte: „Wenn man einen guten Freund allen andern Gütern vergleicht, ſcheint jener nicht den Vorzug zu verdienen? Ein Hengſt, eine Stute, ſind ſie eben ſo nützlich? Gibt es einen ſo anhänglichen, ergebenen Sklaven, als einen Freund? Ihr pflanzt und pflegt die Bäume um der Früchte willen: ihr vernachläſſigt mit der ſtrafbarſten Unachtſamkeit den fruchtbarſten Fruchtgarten, den der Freundſchaft." In einer Unterhaltung mit Antiſthenes ſagt dieſer: „Ich habe Freunde, die mir zwei Minen werth ſind, andere kaum eine halbe, und wieder andere, die mir für mein ganzes Vermögen nicht zu theuer erſcheinen würden." Und Sokrates ſetzt hinzu: „Da dem ſo iſt, ſo würde Jeder wohl thun, zu unterſuchen, wie viel er in den Augen ſeiner Freunde werth ſeyn könne, und dahin zu arbeiten, daß er hoch genug im Preiſe ſteige, um nicht vernachläſſigt zu werden." — Das ſind die Großahnen des freilich etwas verkümmerten Enkels, der in Frankreich heißt: „Les bons comptes font les bons amis.“

Die Deutſchen erhielten von dem Erbe Roms und des Alterthums, als nachgeborne Söhne, nur eine Art Legat der fahrenden Habe in ihren Geſetzen, und waren in ihren Sitten auf ſich ſelbſt und auf die neu erworbenen Güter der neuern Zeit, auf germaniſche Gebräuche und chriſtliche Grundſätze angewieſen. Und in dieſem Geiſte des germaniſchen Gebrauches, des chriſtlichen Grundſatzes, der Pflicht und der Liebe, heißt es bei ihnen ohne egoiſtiſche Nebenabſicht: „Gleichgeſinnt macht gute Freunde", — „verkehrte Freundſchaft", — die, die nur auf bons comptes fußt, möchte oft genug mit unter dieſe Klaſſe gehören — „iſt Feindſchaft"; — „den Freund lobe öffentlich, ſtrafe ihn heimlich"; und ſo wurde „die Stimme des Freundes zur Stimme Gottes."

Amine.

An Fräul. Pauline Marr.

Der Liebe Glück, das Schönſte alles Schönen,
Die Himmelsblum', erblüht im Erdenthale,
Der ſel'ge Traum, verklärt vom Götterſtrahle,
Es grüßt uns lieblich in Bellini's Tönen.
Doch lange Dauer will es nimmer krönen;
Und leicht getrübt ſind ſeine Ideale;
Der Freudenbecher wird zur Wermuthſchale,
Schwer iſt des Lebens Zwieſpalt zu verſöhnen.

Was tief das Herz mit bitterm Leid durchdrungen,
Auch ihm hat eine Sprache er gegeben;
In zarten Melodie'n hat er geſungen
Gekränkter Liebe trauerndes Erbeben.
Bellini's luſt- und ſchmerzbewegte Lieder,
Sie tönen mild in allen Herzen wieder.

Des Meiſters Klänge haſt Du tief empfunden
Und ſie gepflegt mit ſinnigem Gemüthe;
Aus ſeines Zaubergartens duft'ger Blüthe
Haſt Du des Sanges holden Kranz gewunden.
Wir freu'n uns ſeiner in geweihten Stunden,
Und wie ſein Glanz beſel'gend Dich durchglühte,
So wirkt er fort in Deinem ſchönen Liede,
Worin Natur und Kunſt ſich treu verbunden.

Es mögen immer freundlich Dich umwalten
Der edlen Meiſter hohe Tongebilde!
Du ſollſt noch oft uns ihren Reiz entfalten,
Durch Deinen Sang, bald kräftig und bald milde.
Der Muſe Gunſt ſoll oft noch ſich erneuen
Und Deinen Pfad mit Blumen Dir beſtreuen!

W.

Mannichfaltigkeiten.

(Landwirthſchaftliches.) Der Vorſtand der landw. Kreisſtelle Frhr. v. Babo zu Weinheim macht Folgendes bekannt: Durch Hrn. Oekonomen Neukummet in Mannheim aufmerkſam gemacht, wollen wir unſern Landleuten dringend empfehlen, bei dem Ausmachen der Kartoffeln ſchon auf die nächſtjährigen Steckkartoffeln Rückſicht zu nehmen, denn nach den Erfahrungen dieſes aufmerkſamen und intelligenten Landwirthes ſollen Kartoffeln, welche durch Trockenheit im Wachsthum geſtört und durch nachfolgenden Regen zu neuem Triebe gereizt wurden, beim Stecken im nächſten Jahre faſt immer ausbleiben. Dies ſtimmt auch genau mit den Erfahrungen zuſammen, welche man am Niederrhein über dieſen Gegenſtand machte. Der Landwirth unſerer Gegend behandle denſelben aber ja nicht mit jener manchmal ſchon bemerkten Indolenz gegen wohlgemeinte Ermahnungen, weil hiervon das Gelingen der nächſtjährigen Kartoffelernte größtentheils abhängig iſt.

Von einer Familie in Augsburg wird ein durchlöcherter Kragen mit dem Bildniſſe Guſtav Adolph's in Wachs unter Glas und Rahmen aufbewahrt, dem eine ſchriftliche Erklärung, etwa folgender Art, beigefügt iſt: Dieſen Kragen, den Guſtavus Adolphus, König in Schweden, getragen, hat derſelbe meiner Eheliebſten, Jacobina Lauber, einer geborenen Augsburgerin, verehrt, weil dieſelbe zur Zeit, als höchſt gedachter König in Augsburg verweilte, die ſchönſte Jungfrau allda war, daher ſie höchſtgedachte Majeſtät gewürdigt, auf einem angeſtellten Balle öfters mit ihr zu tanzen. Die Urſache aber, warum der König ihr dieſen Kragen verehrte, war dieſe, weil ſie ſich, als der König dieſelbe gnädig liebkoſete, aus Schamhaftigkeit in etwas geweigert, mithin mit ihren Fingern die in

Digitized by Google

dem Kragen befindlichen Löcher geriſſen hatte. Der Kragen iſt ſo ſehr durchlöchert, daß man wohl daraus ſchließen kann, wie viel Mühe es dem guten König gekoſtet, die ehrbare Jungfer Lauber von ſeiner Werthſchätzung zu überzeugen.

Der Prozeß gegen die Eiſenbahn der Verſailler linken Seite wegen der Kataſtrophe vom 8. Mai kommt am 22. November vor die ſechſte Kammer. Es ſind ſchon über 60 Zeugen vernommen worden; die Spannung auf dieſen merkwürdigen Prozeß iſt ſehr groß.

Man lieſ't im „Telegraphen“: Beim Kölner Dombaufeſte, das leider zu wenig Volksfeſt war, machte ein Gedicht von Prutz an den König, das die Rhein. Ztg. veröffentlichte, beſonderes Aufſehen. Die nachfolgenden drei Verſe verdienen ganz beſonders hervorgehoben zu werden:

Warum nicht ihm? warum nur Steine tragen,
Nur Heil'ge meißeln, Wölbungen erbau'n?
Kein Herz wird Dir in dieſen Mauern ſchlagen,
Kein Auge wird aus dieſen Säulen ſchau'n.
Dort aber kannſt Du Herzen Dir entzünden,
Zum Tempel dort kannſt Du Dein Volk Dir weih'n —
O lockt's Dich nicht, den Tempel auch zu gründen?
Bauherr der Freiheit auch zu ſeyn?

Herr, zürne nicht! Wir wiſſen, was wir wollen,
Und daß wir's frei bekennen, das iſt Pflicht.
Herr, die Geſchichte drängt! Die Räder rollen!
Und wollt' es Gott, Gott ſelber hielt ſie nicht!
Gieb frei den Weg! Fürwahr, es iſt das Beſte,
Du bauſt zugleich, o Herr, den eig'nen Thron:
So ſprich das Wort zum zweiten Dombaufeſte,
Sprich aus das Wort: Conſtitution!

Das iſt der Bau, zu welchem Du berufen,
Auf dieſen Säulen gründe ſich Dein Ruhm!
Hier knie Du mit uns auf denſelben Stufen!
Denn auch die Freiheit iſt ein Heiligthum.
Paläſte fallen, Dome können brechen,
Die Freiheit nur währt ewig, ewig fort,
Und ewig dann zu Deinem Ruhm wird ſprechen,
Das heut Dich grüßt, das freie Wort!

Die Verfolgung der Preſſe in Frankreich wird mit einer wahrhaft unverſöhnlichen Conſequenz fortgeführt. Das zur gemäßigten Oppoſition gehörige Blatt „Temps“ ward bekanntlich vor mehreren Monden vom Caſſationshof zu der ungeheuren Summe von beinahe 100,000 Fr. Strafe verurtheilt. Dagegen waren Rechtsmittel eingelegt und die cour royal ſetzte die Summe bis auf 20,000 Fr. herab. Der königliche Procurator weiſet nun aber nach, daß die Appellation auf einem falſchen Grunde beruhe und will dies Urtheil caſſirt wiſſen. Die cour royal von Amiens wird das Endurtheil ſprechen. Das Blatt iſt ſeit einiger Zeit nicht erſchienen, und hat unberechenbar gelitten. (Telegraph.)

(Noch gröber.) Friedrich der Zweite, unwillig über die Exceſſe einiger jungen Offiziere, ließ einſt den als derb bekannten General Ramin, damals Gouverneur von Berlin, zu ſich kommen und ſagte ihm: „Er muß beſſere Ordnung halten in der Garniſon, Er muß den Fähnrichs grob kommen!“ — „Hm!“ — entgegnete Ramin — „noch gröber? Ew. Majeſtät, das wird nicht angehen, das iſt unmöglich!“

(Kindergeſchwätz.) Madame X., die Allgefällige, rief mit heißerer Stimme ihr Dienſtmädchen. „Mutter“ — fiel ihr vierjähriges Söhnchen ein — „laß mich rufen, Du haſt keinen guten Ruf!“

Victor Hugo's neueſtes, im Theatre français nächſtens zur Aufführung kommendes Stück heißt: „Mad. de Maintenon.“

(Frankfurt.) Der Violinvirtuoſe Heinrich Wolff, unſer Landsmann, iſt dieſer Tage hier wieder angekommen.

Korreſpondenz.

Berlin, 21. Sept.

Ueber die am 18. hier eröffnete Kunſtausſtellung läßt ſich bis jetzt noch wenig ſagen, da die meiſten der im Katalog angekündigten Bilder vorzüglicher Künſtler noch nicht aufgeſtellt ſind. Unter andern guten Bildern ziehen gegenwärtig zwei Landſchaften von dem jungen Huguet (einem Sohne unſeres tüchtigen Balletmeiſters gleichen Namens) und ein Genrebild von dem jungen Rabe, welche beide ihre Studien in Paris gemacht, die allgemeine Aufmerkſamkeit unſeres Publikums auf ſich. Beide Künſtler ſind geborne Berliner. — Das von der hieſigen Generalintendantur beabſichtigte Engagement des der Hamburger Bühne gegenwärtig angehörigen Schauſpielers Hendrichs iſt von höhern Perſonen nicht gebilligt worden. Abgeſehen aber davon, ſo wäre dies Engagement, den jetzigen Verhältniſſen nach, auch nicht vortheilhaft zu nennen, da durch den Eintritt des Hrn. Hendrichs Hr. v. Lavallade jedenfalls als deſſen Rival aus ſeiner jetzigen Thätigkeit treten und weniger beſchäftigt werden würde. Letzterer hat ſich aber als ſehr brauchbares Mitglied der hieſigen Bühne bewährt, und deßhalb Anerkenntniß unſeres Publikums erworben. Eben ſo iſt Frau v. Lavallade, frühere Dem. Hulda Erk, eine hier gebildete und beliebte Schauſpielerin, und ebenfalls ein ſehr nützliches Mitglied unſerer Bühne. Später dürfte dieſelbe auch mit Vortheil für das Fach der verſtorbenen Frau v. Wrochem, welche lange Zeit mit Beifall die komiſchen Rollen älterer Damen ſpielte, zu verwenden ſeyn.

Hamburg, 25. Sept.

In künſtleriſcher Hinſicht iſt hier Mad. Stöckl-Heinefetter die Königin des Tages, die durch ihren Glanz alles Uebrige verdunkelt. Sie iſt eine ächt dramatiſche Sängerin, mit einer wunderherrlichen Stimme; wird aber auch königlich honorirt, indem ſie für die Winterſaiſon bis Ende Febr. mit 20.000 Mk. engagirt iſt. — Unſere beliebte Dem. Eichbaum iſt auf Gaſtrollen nach Berlin gereiſ't; der Komiker Block iſt vom Stadttheater abgegangen und hat die Direktion der Altonaer Bühne übernommen, womit es bisher jedoch keinem Unternehmer glücken wollte.

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 4. Okt. Treue Liebe, Schauſpiel in 5 Abth., von E. Devrient.

Redakteur: J. K. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 275. Mittwoch, den 5. October 1842.

Die beiden Venetianer.

(Fortsetzung.)

V.

Fünf Jahre mochten seit dieser Begebenheit vorübergegangen, die grauenvolle Katastrophe aber selbst, längst in Venedig, durch neu aufeinander folgende Ereignisse, in Vergessenheit gerathen seyn, als an einem Abend des Augustmonats die Einwohner des Städtchens Friesach, an der Nordgränze von Oskärnthen gelegen, durch ein unerwartetes Ereigniß nicht wenig überrascht wurden.

Es berührte nämlich eine jener Geißelfahrten, welche damals von Italien aus ganz Deutschland durchkreuzten, und allenthalben, wo sie nicht Nachahmung fanden, Mord und Verwüstung zurückließen, auch die stille, freundliche Stadt an der Metritz.

Mit Verwunderung lauschten an dem bereits erwähnten Abend die heiteren und lebensfrohen Bewohner Friesachs dem Klagegesang der nahenden Pilger, der immer lauter und lauter, aber auch immer schauriger und melancholischer aus den Bergen zu ihnen herüberklang.

Als aber der Zug nun selbst herannahte, langsam wie ein Grabgeleite, voraus die schwarze Fahne, hinter ihr die Büßer, Männer, Greise, Weiber, Dirnen, mit vermummten Gesichtern und bis an den Gürtel entblößt, in fanatischer Wuth wider sich selbst wüthend, als sie das Gezische und Geklatsche der Geißeln, das Keuchen und Stöhnen der büßenden Pilger vernahmen, da entfärbten sich ihre Wangen, da trieb sie Ekel und Entsetzen über diesen Anblick in ihre Wohnungen zurück.

Auf dem großen Marktplatze zu Friesach, auf welchem sich auch ein künstlich aus Eisen gearbeiteter Brunnen befindet, steht ein Haus im uralten Style, an dessen Façade zwei steinerne Brustbilder, nebst ein Paar alter Reime zu sehen sind, welche bedeuten, daß dies die Bildnisse jener beiden Friesländer seyen, die sich das Haus erbaut, nachdem sie alldort ein reiches Silberwerk entdeckt hatten, dem zu Folge auch das dadurch in Flor gekommene Städtchen seinen früheren Namen: Bärenau, in seinen jetzigen umwandelte.

An diesem Hause nun war der schauervolle Büßerzug eben vorübergewallt, als zwei Dienstleute der jetzigen Eigenthümer dieses Domicils scheu aus dem Thore traten, um den finstern Schwärmern nachzusehen.

Wie erschraken sie aber, als sie nahe an dem Hause einen jener Büßer erblickten, welcher aus Entkräftung zusammengesunken war, und nicht weiter konnte.

Es war eine lange, abgemagerte, knochendürre Gestalt, mit einer Kapuze über dem Gesichte, und entblößtem Oberleibe, dessen blutige Striemen einen der eifrigsten Anhänger jener tollen Schaar erkennen ließen.

Voll Mitleid sprangen die Diener sogleich dem Ohnmächtigen zu Hülfe, und brachten ihn in eine Stube des Erdgeschosses, in welcher sie ihn auf eine Lagerstätte legten.

Hier nahmen sie ihm die Kapuze von seinem Gesichte, und erblickten einen alten, abgehärmten Mann, um dessen eingefallene Schläfe und tief gefurchte Wangen das graue Haar wirr und wild herunterfiel.

Der Arzt, welcher mittlerweile herbeigeholt wurde, erklärte, daß an dem Unglücklichen seine Kunst ihre Gränzen gefunden habe, doch versuchte er alle Mittel, ihn aus seiner Ohnmacht noch ein Mal in das Leben zurückzurufen. —

Nach langem fruchtlosen Bemühen gelang es ihm endlich, und der Pilger schlug sein tiefliegendes, erloschenes Auge auf, befremdend, und wie sinnenverwirrt, die Gegenstände um sich betrachtend.

Endlich kehrte seine volle Besinnung wieder, er begehrte im schlechten Deutsch zu trinken, und als er einige Tropfen Wein hinabgeschlürft, fragte er mit matter, erstorbener Stimme: „Wo befinde ich mich?"

„Beruhiget Euch," sprach hierauf einer jenen beiden Diener, welcher in ihm einen Landsmann erkannt, in welscher Sprache, „Ihr seyd an einem Orte, wo man Alles anwenden wird, um Euch zu helfen."

„Wie? ich höre noch ein Mal die Sprache meines Landes?" fragte der Büßende, „die Töne meiner Heimath, die ich nie mehr zu vernehmen dachte, und sie verheißen mir Hülfe, aber ach! für mich ist keine Hülfe, keine Rettung! —"

„Verzweifelt nicht, alter Mann, —" fuhr derselbe Diener fort, „Ihr habt schwer gebüßt, und werdet auch Gnade finden."

„Niemals, und wenn ich all mein Blut vergösse, es wäre zu wenig für das, was ich —" hier bedeckte er sich mit den Händen das Gesicht, und verweilte eine geraume Zeit in dieser Stellung. Endlich erhob er sich langsam wieder, und sprach: „Doch sagt, wer hat sich eines sterbenden Bettlers erbarmt, wem danke ich diese Labe in meiner letzten Stunde?"

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre des niederen

Digitized by Google

Gemaches, und herein trat, im Gefolge einer Dienerin, eine bleiche Frauengestalt, von hohem, schlankem Wuchse, in das einfache und geschmackvolle Kostume deutscher Edelfrauen jenes Zeitalters gekleidet.

„Wenn Ihr Euch dankverpflichtet glaubt, so seyd Ihr es gegen diese Dame, die Eigenthümerin des Hauses, in dem Ihr Euch befindet," antwortete der Diener, auf die Eintretende weisend.

Der Alte erhob sich mühsam, und mit Beihülfe des Dieners, und warf einen Blick auf dieselbe, fuhr aber, wie von einem Blitzstrahle getroffen, mit weit vorgetretenen Augen, emporgesträubten Haaren und verzerrten Gesichtsmuskeln zurück, indem er mit gräßlicher Stimme rief: „Furien der Hölle, wohin verfolgt Ihr mich noch! —" worauf er wieder auf sein Lager zurücksank, und verzweifelnd sein langes Haar durchwühlte.

(Schluß folgt.)

Französische Zustände.

(Aus den Briefen aus Paris, von Dr. K. Gutzkow.)

Wenn man in den Lesekabinetten die Unzahl von Zeitungen sieht, die man in Deutschland kaum dem Namen nach kennt, Zeitungen, die nicht aus der Nothwendigkeit eines politischen Dranges, sondern nur aus Geldspeculation entstehen, wenn man diese Gleichgültigkeit der Masse, die Interesselosigkeit der Verhandlungen in den gesetzgebenden Körpern zusammennimmt, so möchte man die gesammte politische Debatte Frankreichs, die ganze sociale Polemik, die uns im Auslande so beschäftigt, für eine Erfindung der Journale halten. Und doch, unter dem Einerlei der Alltäglichkeit sind alle diese Parteien, alle diese Gährungen und Leidenschaften da. Viertausend Arbeiter, die mitten in diesem so geregelt scheinenden Leben und Treiben täglich frühe auf dem Grève-Platze stehen und noch nicht wissen, wovon sie den Tag leben sollen, wenn sie keine Beschäftigung finden, zehntausend, die unsicher über den morgenden Tag, zwanzigtausend, die unsicher sind über die nächste Woche — das ist der Krankheitsstoff, der sich täglich von der äußern Haut dieser Stadt, von den Barrieren und den Faubourgs auf die innern Theile des gesellschaftlichen Körpers werfen kann, auf den Bund der Macht mit dem Reichthum, auf die Würden und das Besitzthum. Es ist wahr, immer schwächer wird jene politische Opposition, die nur aus Leidenschaft, wie bei den Legitimisten, nur aus Princip und Ehrgeiz, wie bei dem größten Theil der parlamentarischen Opposition, gegen die nun seit zwölf Jahren bestehende Ordnung der Dinge geführt wird; immer stärker aber dafür die Opposition des Bedürfnisses und der Widerspruch der arbeitenden gegen die genießenden Klassen. Hier in Frankreich, wo noch kein Steffens gewagt hat, zu sagen, daß den Armen ihre Arbeit Genuß, und den Reichen ihr Genuß Arbeit wäre, hier fängt durch die grellste Hervorstellung dieses Gesichtspunktes die politische Polemik an, sich immer mehr zu vereinfachen. Der Communismus ist nicht bloß das Glaubensbekenntniß einiger verworrenen Handwerker, sondern die wissenschaftliche Theorie einiger Denker geworden, die inmitten zwischen den Debats und dem National einen neuen methodischen Widerspruch begründen, der einen erstaunlichen Zulauf findet. Es ist dies die Partei, aus deren Schoße die Königsmörder kommen, die Partei, welcher zu Liebe George Sand ihren Frack mit der Blouse, die revue des deux mondes mit der revue indépendante vertauscht hat, dieselbe Partei, welche die Gedichte der Handwerker über die Gedichte Lamartine's und Victor Hugo's setzt und kürzlich erklärt hat, ein Gassenkehrer in Paris, der seine Gedichte so eben herausgegeben hat, wäre der größte jetzt lebende Dichter in Frankreich.

Die Noth der Zeiten drängt. Die Bedürfnisse des Volkes müssen uns heilig seyn. Ehre den Geistern, die ihre Gedanken einer so edlen Sache, der Wohlfahrt des Volkes widmen, die für ihre Betrachtungen, Vertheidigungen und Vorschläge den üblichen Undank der Masse dem Golde, den Belohnungen und Bestechungen der Reichen vorziehen! Aber der Weg, den die neue communistische Philosophie Frankreichs einschlägt, ist nicht der rechte. Er führt vom Ziele ab, er verdirbt die Wissenschaft und bessert nicht die Glückseligkeit. Er schleudert uns in den Materialismus des vorigen Jahrhunderts zurück und überliefert uns entweder der Revolution oder dem Aberglauben. Denn von diesem Materialismus zum Aberglauben ist nur ein Schritt. Wie Lamennais vom Katholicismus ausging und zum Communismus kam, so wird Pierre Lerour vom Communismus ausgehen und zum Katholicismus zurückkehren.

Frankreich hat jetzt die Sucht, neue Philosophien und neue Gesellschaften zu bauen. Die ersten sind geistlos, wie können die zweiten richtig seyn? Geistlos ist dies Schematisiren der Stände, der Beschäftigungen, der Arbeiten und des Lohnes, das die Communisten von St. Simon und Fourier geerbt haben. Man soll die Gesellschaft nicht deßhalb so hinnehmen, wie sie ist, weil die Geschichte sie so gebildet hat, sondern weil man nicht die Fähigkeit hat, auf dem Papier eine abstrakte Gesellschaftsbildung aus Nichts hervorzurufen. Alle unsere faktischen Verhältnisse, unsere Wünsche und Bedürfnisse drängen über eure Paragraphen hinaus, ihr zeichnet die Arbeit hin, wo die Menge schon Genuß will, ihr macht Unterscheidungen, die sich von selbst aufheben, ihr theilt und ordnet und wißt nicht, daß die Masse nach Einheit, alle Unterschiede nach Aufhebung streben! Ihr reißt die ganze gegenwärtige Gesellschaft ein, um diese Gesellschaft glücklich zu machen. Ihr wollt der Geschichte eine schöne Zukunft geben, ohne daß ihr die nachwirkende Kraft der Vergangenheit ersticken könnt!

Ich ziehe die Opposition im alten Sinne vor. Ich ziehe es vor, den Staat, wie er jetzt ist, nicht für einen Rechnungsfehler zu halten, den man nicht tilgen kann, wenn man nicht ganz auf den ersten Ansatz, auf das Einmaleins und die vier Spezies der Gesellschaft zurückkehrt, sondern ich halte ihn für einen erkrankten Organismus, der sich heilen läßt, ohne ihn darum zu zerstören. Die moderne Gesellschaft in ihrer ungleichen Vertheilung der Güter, in ihren Lasten auf die Arbeitenden, in allen den Ungerechtigkeiten, die die oft künstliche Zusammensetzung unserer Verhältnisse mit sich bringt, ist ein vegetativer Organismus, dessen Wurzeln zwar hie und da von der schützenden Erde entblößt sind, die aber noch tief genug in den Schoß der Geschichte greifen, um ihm noch auf lange Zeiten Wachsthum und kräftige Entfaltung zu sichern. Die wahre Philosophie und die politische Opposition, die so eben bei uns in Deutschland einen so erhabenen Bund mit der Philosophie geschlossen hat, beide sind berufen, diesen Organismus zu überwachen. Wuchernde Auswüchse — fort mit ihnen! Erstorbene Aeste — weggefägt! Grünes junges Laub,

Digitized by Google

wird an den Zweigen ansetzt — geschont, gepflegt! Die sociale Philosophie unserer Tage darf nie den historischen Boden verlieren, nie unsere objektiven Bedürfnisse, unsere faktischen Nothwendigkeiten absichtlich vergessen wollen. Man überwache die Entwickelung des modernen Staates, sorge aus reinem, edlem, rechtem Herzen für das Reine, Edle und Rechte, man verbessere die Gesellschaft, indem man sie ermuthigt, an ihren göttlichen, ihr inwohnenden Geist zu glauben, nicht indem man sie lehrt, sich für verworfen zu halten und sich neu zu begründen — aus Nichts!

Ich gehe noch einen Schritt weiter. Ich habe diese moderne, socialistische Philosophie Frankreichs einen veredelten Materialismus genannt. Ich nenne sie einen Materialismus, der sich auf Genußsucht begründet, und leite diese aus dem französischen Charakter her. Alles jammert jetzt in Frankreich über die Last der Arbeit. Niemand will arbeiten, weil es Menschen gibt, die genießen. Ja, sie wollen arbeiten, aber nur zehn Jahre, sie wollen in zehn Jahren so viel erwerben, daß sie dreißig Jahre lang von ihren Renten leben können. Arbeit, Renten. Um diese Begriffe dreht sich in Frankreich Alles. Man ist so erfaßt von der Genußsucht, so erschöpft vom Verlangen nach sinnlichen Anregungen, daß man das Proletariat in Renten umzaubern und die Mittelstraße, die einzig das Proletariat zu Renten bringen kann, die Arbeit, überspringen möchte. Alles träumt hier von plötzlichem Glück, Alles will mit einem Schlage haben, woran man in friedlichen und fleißigen Zeiten die ganze Kraft seines Lebens setzte. Die Erfindungen der Dichter sind voll von plötzlicher Umgestaltung häuslicher Existenzen, Alles schwärmt von Marquisinnen, Prinzessinnen, von den Wundern der Tausend und einen Nacht. Es ist ein Opiumrausch, der das ganze Volk ergriffen hat. Die Industrie hat hierin noch mehr verdorben, als die Poesie. Die Industrie hat den Aktienschwindel erzeugt, die Exploitationen aller möglichen Dinge, die man zu künstlichen Bedürfnissen machen wollte, und die Manie für Dividenden. Alle diese Neuerungen entsprechen dem Charakter der Franzosen. Wer weiß nicht, daß ein Franzose glücklich ist, es dahin zu bringen, endlich mit einer kleinen Rente sich zur Ruhe zu setzen? Und wäre die Rente noch so klein, wären es nur jährlich 1000 Franks, er hungert, er darbt sich die Bedürfnisse vom Munde weg, er ist mit 1000 Franks vor'm Hungertode gesichert, braucht nicht zu arbeiten, zieht nach Paris — und flanirt.

Als Europa noch nicht gesittet war, machten es, um zu Renten zu kommen, die Franzosen anders. Sie giengen in den Krieg. Sie plünderten und beraubten als Normannen die Küsten bis nach Sizilien, sie schlossen sich allen kriegerischen Expeditionen an. Die Kreuzzüge führten sie zu Hunderttausenden aus dem Lande, als Armagnacs dienten sie, wo sie Geld fanden. Napoleon verstand es vortrefflich, diesem alten französischen Räuber- und Erpressungssinn seine Befriedigung zu verschaffen. Millionen schleppten die Friedensschlüsse und Brandschatzungen nach Frankreich für das Ganze, Millionen schleppten mit ihnen die Einzelnen fort. Die nobelsten Charaktere des Schlachtfeldes waren Wucherer in der Einquartierung. Die größte Last der gegenwärtigen französischen Politik, die Eroberung Algiers, würde längst nicht mehr so drückend auf den Schultern des Landes liegen, wenn nicht die Offiziere und Beamten ihre Mission nach Afrika nur als eine Gelegenheit ansähen, in der Weise römischer Proconsuln sich dort ein Vermögen zu machen.

Mannichfaltigkeiten.

(Lüttich, 28. Sept.) Seit einigen Wochen giebt die deutsche Operngesellschaft des Hrn. Direktors Hehl von Aachen hier im Théatre Royal Vorstellungen, welche mit den größten Beifallsbezeigungen vom hiesigen Publikum aufgenommen werden. Die ersten Fächer sind gut besetzt, und man wünscht, daß es der Direktion gelingen möge, auch den gegenwärtig mit dem entschiedensten Beifalle hier gastirenden Sänger, Hrn. Stritt, erster Tenor des herzogl. Hoftheaters zu Wiesbaden, für das Unternehmen zu gewinnen. Die Rollen, in denen wir die angenehme kräftige Tenorstimme dieses Sängers zu vernehmen Gelegenheit hatten, waren bis jetzt: Sever, Alamir, Max, Gomez, Massaniello und Robert. Hr. Stritt wurde in allen diesen Rollen mit lebhaftem Beifalle belohnt. Zu Gastrollen werden erwartet: die rühmlichst bekannte königl. Hofsängerin Fräul. Marx von Dresden und der Bassist Hr. Dehrlein von Köln.

Ein Junggeselle zu Banbury in Oxfordshire hat eine eigene Manier ersonnen, eine Frau zu suchen. Er hat in einem Kaufladen sein daguerreotypirtes Porträt ausgestellt, mit der Unterschrift: Man sucht eine Frau für das Original. Lustbezeigende wollen sich an das Bureau des Guardian wenden.

Man meldet aus Leipzig, daß die Ausgabe des „Musenalmanachs für 1843, herausgegeben von Friedr. Steinmann", der auch den Aufruf an Deutschlands lyrische Dichter zu poetischen Beisteuern zu diesem Unternehmen erlassen, nahe bevorsteht. Er enthält Beiträge von 150 deutschen Dichtern; die Ausstattung ist geschmackvoll; die artistische Zugabe besteht aus vier Portraits deutscher lyrischer Dichter der Gegenwart. Das Format ist groß Duodez, während die frühern Musenalmanache in Sedezformat erschienen. Auch ist von der bisher üblichen Anordnungsweise des poetischen Materials abgegangen, indem der Almanach aus vier Abtheilungen besteht, nämlich: 1. Bildergallerie deutscher Lyriker der Gegenwart. 2. Zeitgedichte. 3. Balladen und Romanzen und 4. Lieder und vermischte Gedichte.

Wie ungeheuer groß die Abgaben in England sind, ergibt sich wieder bei dem Streite über die Hinterlassenschaft des Marquis von Hertford, dessen persönliches Eigenthum auf 700,000 Pf. St. angegeben wurde. Davon müssen nun die Erben 10,000 Pf. St. Erbschaftssteuer zahlen.

In Schottland gibt es noch ergiebige Jagden. Der Herzog von Cleveland schoß in der jetzigen Saison in seinem Moor in Aberdeenshire 333 Paar Waldhühner, und zwei Freunde, die sich dieser Jagd wegen bei ihm aufhielten, 265 Paare. — Zu dem Palaste von Scone, der dem Grafen Mansfield gehört und welchen die Königin von England auf ihrer schottischen Reise besuchte, gehört ein Park, der tausend Acker umfaßt.

(Florenz, 24. Sept.) Ein Diebstahl sehr frecher Art hat hier Aufsehen erregt. Die Diener der Misericordia — einer Gesellschaft, welche den wohlthätigen Zweck hat, Kranke oder Verunglückte nach den Hospitälern zu tragen oder auch gefährlich Kranke in ihren eigenen Wohnungen zu pflegen, und

Digitized by Google

deren Mitglieder, worunter sich viele Personen aus den höhern Ständen befinden, wenn sie im Dienst sind, öffentlich, um nicht erkannt zu werden, nur in einer Kutte, wie überhaupt dergleichen Brüderschaften, erscheinen dürfen — waren kürzlich zu einem Kranken gerufen worden. An der Thüre von dessen Haus angekommen, wurden sie von einem Manne empfangen, welcher ihnen sagte, daß ihre Hülfe nicht mehr nöthig sey, indem sich der Kranke bedeutend gebessert habe. Da dieselben aber einigen Zweifel hierein setzten, stiegen sie doch in die Wohnung des Kranken hinauf. Sie fanden hier den Zustand desselben sehr gefährlich und dessen Angehörige deßhalb alle in der größten Bestürzung. Zugleich waren mehrere Männer in der Kleidung der Misericordia gegenwärtig, welche bei ihrem Erscheinen sogleich die Flucht ergriffen und einige im Zimmer befindliche Kostbarkeiten mit wegzunehmen suchten.

In dem französischen Dorfe Thenailles sieht man das Wunderwerk eines Gärtners, nämlich eine Copie der Vendomesäule, mit der Statue Napoleon's darauf, und zwar eine Copie in ziemlich großem Maßstabe, da die Säule und Statue wenigstens acht bis zehn Klaftern hoch sind. Die Copie besteht weder aus Marmor noch aus Bronze, sondern aus den Zweigen einer gewöhnlichen Tanne. In einiger Entfernung ist die Illusion vollkommen. Die Säule ist völlig cylindrisch und die Haltung der Statue so natürlich, daß man kaum glauben kann, die Scheere eines Gärtners habe alles dies an einem lebendigen Baume bewirkt.

(Frankfurt a. M.) Der hier anwesende Pianist Joseph Schad beabsichtigt, vor seiner Abreise nach Paris demnächst ein Konzert zu geben, worüber wir Näheres mittheilen werden.

Literatur.

Karl Immermann. Blätter der Erinnerung an ihn. Herausgegeben von Ferdinand Freiligrath. Mit Immermann's Bildniß in Stahlstich, nach einer Zeichnung von C. F. Lessing. Stuttgart, bei Adolph Krabbe. 1842.

Der Herausgeber dieser interessanten Schrift beginnt sein „Vorwort" wie nachsteht: „Ein Buch, wie das vorliegende, muß sein Erscheinen durch sich selbst rechtfertigen. Wer Immermann's Briefe an mich lies't, wird es erklärlich finden, daß ich das Bedürfniß empfand, seinem Gedächtniß, so gut ich's vermochte, in dankbarer Liebe ein Denkmal zu setzen. Gleichgesinnte Freunde, die dem Verstorbenen zum Theil ebenfalls persönlich nahe standen, schlossen sich mir auf meine Aufforderung gern zur Erreichung meines Zweckes an, und damit in der kleinen Tempelhalle, die wir über seinem Grabe zu errichten beschlossen, auch Er selbst, weihend und tröstend, als Genius des Orts nicht fehlen möge, stiftete seine Wittwe mit frommer Bereitwilligkeit eine Reliquie aus seinem eigenen Nachlasse hinein, die in ihrer Trefflichkeit allein hinreichen würde, Allen, die ihn liebten, die von ihr beschirmte Stätte werth zu machen. — Das ist in Kurzem die Entstehungsgeschichte dieses Büchleins, das ich ursprünglich als „Immermann's-Album" in die Welt schicken wollte, und dessen unter diesem Titel schon seit längerer Zeit verkündigtes Erscheinen nur durch zufällige Hindernisse bis jetzt hinausgeschoben wurde." — Den übrigen Inhalt des Buches bilden: ein Gedicht bei Karl Immermann's Tode von G. Kinkel; zwei Aufsätze über Immermann's Merlin von G. Kinkel und L. Schücking; ein Aufsatz von O. L. B. Wolf: Mein Verhältniß zu Immermann; Briefe Immermann's an Freiligrath (1837 — 1839); Immermann in Weimar, von Fr. v. Müller; aus Immermann's Nachlaß; und Schlußgedicht, von F. Freiligrath. Schücking's und Kinkel's Aufsätze über Merlin, dieses größte, aber auch dunkelste und darum am wenigsten bekannt gewordene Werk des Dichters, ergänzen sich wechselseitig, und dabei zog Schücking das letzte Werk Immermann's, Tristan und Isolde, was leider nur Bruchstück geblieben, ebenfalls in den Kreis seiner ansprechenden und anmuthigen Betrachtung. Die Aufsätze von O. L. B. Wolff und Fr. v. Müller bringen die Persönlichkeit Immermann's, lebend, handelnd, sprechend, schreibend, dem Leser auf höchst dankbare Weise näher. Sehr sich selbst schildernd sind Immermann's Briefe an Freiligrath, und die treffliche Reliquie aus seinem Nachlasse. Sie ist: „Göthe's Haus" überschrieben, und behandelt Göthes erstes und letztes Haus in Weimar, das, was ihm Karl August geschenkt, und sein Grab. Gedankenreich, im edelsten poetischen Schmelze, singt Freiligrath am Schlusse dem geschiedenen Freunde eine Anzahl Strophen nach. Die Ausstattung der Schrift ist sehr anständig und das Titelkupfer wohlgerathen. Nur wäre zu wünschen gewesen, daß der Verleger stellenweise für korrekteren Druck gesorgt hätte.

Vierfylbige Charade.

Wenn der Mensch, mit sich zerfallen,
In Verzweiflung traurig schwebt,
Schreckensbilder ihn umwallen,
Er vor seinem Schatten bebt,
Und mit gräßlichen Geberden
Starr er in das Blaue blickt,
Dann kann er zum Ersten werden,
Dem sein freier Geist entrückt.

Jeder formt nach seinem Willen
Sich die Letzten, wie er kann,
Brüstet sich, und glaubt im Stillen,
Daß er weise so gethan.
Allen, die die Ersten nennen,
Halten ihre Letzten werth,
Und ich muß es frei bekennen:
Auch ich hab' mein Steckenpferd.

Nur den Ersten ist, wie billig,
Stets das Ganze Eigenthum;
Trägt's jedoch ein And'rer willig
Selbst als Zierde frei herum,
O dann spukt's in seinem Kopfe,
Glaubt, es ist kein weiser Mann.
Faßt ihn nur an seinem Zopfe
Und ihr habt die Ersten dann.

Frankfurt, 14. Sept. 1842. M. P..I....L.

Auflösung der Charade in Nro. 273.
Roßmarkt.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 5. Okt. Die Puritaner, große Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. (Gastrolle) Elvire: Dem. Pauline Marr, vom königl. Hoftheater zu Dresden. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 276. Donnerstag, den 6. October 1842.

Ein Lied aus meiner Zeit.

Ein politisch Lied, ein garstig Lied!
So dachten die Dichter mit Göthe'n
Und glaubten, sie hätten genug gethan,
Wenn sie könnten girren und flöten
Von Nachtigallen, von Lieb' und Wein,
Von blauen Bergesfernen,
Von Rosenduft und Lilienschein,
Von Sonne, Mond und Sternen.

Ein politisch Lied, ein garstig Lied!
So dachten die Dichter mit Göthe'n
Und glaubten, sie hätten genug gethan,
Wenn sie könnten girren und flöten —
Doch anders dachte das Vaterland:
Das will von der Dichter-Innung
Für den verbrauchten Leierstand
Nur Muth und bied're Gesinnung.

Ich sang nach alter Sitt' und Brauch
Von Mond und Sternen und Sonne,
Von Wein und Nachtigallen auch,
Von Liebeslust und Wonne.
Da rief mir zu das Vaterland:
Du sollst das Alte lassen,
Den alten verbrauchten Leierstand,
Du sollst die Zeit erfassen!

Denn anders geworden ist die Welt,
Es leben andere Leute;
Was gestern noch stand, schon heute fällt,
Was gestern nicht galt, gilt heute.
Und wer nicht die Kunst in unserer Zeit
Weiß gegen die Zeit zu richten,
Der werde nun endlich bei Zeiten gescheit
Und lasse lieber das Dichten!

Hoffmann von Fallersleben.

Die beiden Venetianer.

(Schluß.)

Die Dame trat, über dieses unerwartete Benehmen des Kranken betroffen, von dessen Lager, dem sie sich bereits mit mitleidiger Miene genähert hatte, zurück, und blickte verwundert auf den Arzt und die übrigen Anwesenden, welche sich jedoch eben so wenig als sie das Räthselhafte des Fremden zu erklären wußten.

„Was ergreift Euch so gewaltsam, armer Pilgersmann?" fragte ihn hierauf [illegible] als sie sich wieder etwas gesammelt hatte.

„Wie, Signora," [illegible]nte der Pilger in welscher Sprache, „kennt Ihr mich nicht [illegible]?"

„Ihr redet irre, alter Mann, —" erwiederte die Dame in derselben Mundart, „ich habe Euch nie gekannt, nie gesehen."

„Nie, nie? —" fragte der Pilger mit dumpfer Stimme. „O, daß es so wäre! — aber es ist nicht so, denn ich kenne Euch trotz des veränderten Gewandes, welches Ihr für ein kostbareres umgetauscht. Ich kenne diese Züge, dieses Auge, in dem noch immer ein Himmel liegt, diesen Mund, aus dem Musik der Sphären schallt, ich kenne sie so gut, als ich sie vor Jahren kannte."

„Vor Jahren?" fragte die Dame verwundert.

„Ja, —" erwiederte der Pilger, sie mit starren Blicken betrachtend. — „Ihr seyd Bianca de Garofolis."

„So nannte man mich einst —" sprach die Dame überrascht, — „doch Ihr, wer seyd Ihr, der eine Benennung von mir weiß, die von Niemand mehr gekannt, und deren Erwähnung nur schmerzliche Gefühle in meinem Inneren erweckt?" fragte Bianca, mit der gespanntesten Erwartung an seinen Lippen hängend.

„O, daß ich es ewig verschweigen könnte! — Ich bin Leopardo Lanzerotti, der Mörder Eures Bräutigams."

„Ihr! Ihr Leopardo?" fragte Bianca voll Entsetzen, den abgezehrten, verfallenen und gealterten Körper des Pilgers betrachtend, in dem sie auch nicht die geringste Spur von Leopardo's früherer Gestalt herausfinden konnte. „Nein, nein, das ist nicht möglich!" — rief sie sodann, — „diese Furchen, diese ergrauten Haare, dieser siechte Körper, nein, Ihr könnt nicht Lanzerotti seyn!"

„Und dennoch bin ich es," erwiederte Leopardo. — „Ihr seht die Früchte meiner That, —" fuhr er nach einer Pause

Digitized by Google

fort; — „Reue und Verzweiflung trieben mich umher, wie den ersten Mörder, nirgends Ruhe, nirgends Rast. Wie ich auch büßte, wie ich auch durch tausendfältige Qualen den innern Schmerz zu betäuben suchte; die Wunde brannte an meinem Leibe wie Feuer, aber die Wunde in meinem Herzen brannte noch tausend Mal heftiger. O, es war eine fürchterliche Zeit, allein sie geht zu Ende!"

Bianca warf einen fragenden Blick auf den Arzt, welcher ernst und bejahend das Haupt auf die Brust sinken ließ.

Nach einer langen Pause, während welcher Leopardo seine sichtbar schwindenden Kräfte noch ein Mal zusammen zu raffen suchte, fragte er mit sehr matter Stimme: „Erklärt aber Ihr mir's noch, Bianca, wie kommt Ihr hierher, Ihr, deren schönen Traum ich mit roher Mörderfaust vernichtete?"

„Wie konnte ich an einem Orte verweilen," erwiederte Bianca, „wo so Blutiges geschah? Bald nach jenem schrecklichen Ereigniß verließ ich Venedig, und suchte hier in diesem einsamen Thale, unter den friedlichen Bewohnern dieses Städtchens, ein Asyl."

„Ja, ja," — fuhr Leopardo fort, „ich habe großes Unheil angestiftet, ich bin dahingebraust wie der glühende Sturm der Wüste, der alles vernichtet, alles auseinander reißt, was er auf seinen Wegen findet. — O, [illegible] Ihr war't immer der Engel, dessen Bildniß ich [illegible]er Brust getragen, Ihr seyd es noch, der jetzt vor [illegible]weinend und milde in einer schweren Stunde, und [illegible]am träufelt in die Wunde, die sich nur im Grabe [illegible] O, Bianca!" rief Leopardo, mit unendlicher Wehmuth ihre Hand erfassend, und sie mit glühenden Thränen bedeckend, „könnt Ihr mir verzeihen?"

Bianca konnte nicht sprechen, Thränen erstickten ihre Stimme, sie drückte heftig seine kraftlose, dürre Hand und flog aus der Stube. Nicht lange aber, so kehrte sie wieder, einen Mann von frischem, kräftigem Aussehen und in deutscher Kleidung an der Hand hereinführend.

„Ich verzeihe Euch, —" rief Bianca zu Leopardo, — „so wie auch dieser Euch verzeiht!"

„Dieser?" fragte Leopardo, sein Haupt mit großer Anstrengung erhebend, und den Fremden anstarrend, in welchem er sogleich seinen Waffenbruder von Chioggia, Francesco Paruta erkannte. „Herr des Himmels! Francesco! Francesco lebt!"

„Er lebt," erwiederte Bianca, „obgleich von Euch auf den Tod verwundet, rettete ihn dennoch die Geschicklichkeit eines venezianischen Arztes. Sobald es Francesco's Kräfte wieder erlaubten, verließ er als mein Gatte die Inselstadt für immer, um Glanz und Würde für Frieden und häusliches Glück umzutauschen, was wir auch bis jetzt noch nicht zu bereuen Ursache hatten.

„Er lebt," rief Leopardo mit der letzten Anstrengung seiner Kräfte, seinen früheren Waffengefährten noch immer mit seinen Blicken verschlingend, dann faltete er aber fromm die Hände und sprach mit kaum mehr vernehmbarer, aber unendlich weicher und sanfter Stimme: „Ach, jetzt ist Alles, Alles gut, wenn nur Ihr mir noch verzeiht!"

Bianca und Francesco faßten lautschluchzend seine Hände, ein leiser Druck — Leopardo war nicht mehr.

Eine feierliche Stille herrsche im Gemache, alles ehrte den Abschied einer verirrten, aber reuigen Seele. Endlich faßte sich Francesco wieder, legte seine Rechte auf die Brust des verblichenen Waffenbruders, und sprach: „Er hatte schwer gesündigt, aber er sündigte aus Liebe, und um der Liebe Willen wird ihm vergeben werden."

Die Fischer von Scheveningen.

Die Habsucht der Fischer von Scheveningen ist sprüchwörtlich und sie haben sich nicht geändert seit Van der Velde, der sie nicht von der besten Seite kennen lernte. Adrian van der Velde hatte bereits einen großen Ruf durch seine Kunst erlangt und war geizig. Eines Abends im Jahr 1663 ging er nach seiner Gewohnheit an der Küste spazieren und begegnete einem jungen Mädchen von bewundernswürdiger Schönheit. Sie war die Tochter des reichen Kaufmanns van der Wen, der leidenschaftlich die Meisterwerke der großen Maler liebte und eine kostbare Gemäldesammlung besaß. Adrian war jung und schön; die Liebe machte ihn beredt und er gewann bald Wilhelminens Herz. Aber die Einwilligung ihres Vaters, des reichen van der Wen, war schwer zu erlangen. Der Maler faßte sich indeß ein Herz, ging eines Morgens zu dem Kaufherrn und sagte ihm, daß er seine Tochter liebe und von derselben wieder geliebt werde.

„Ich habe nichts dagegen", antwortete der Alte; „Ihr sollt einander heirathen, aber unter einer Bedingung. Du kennst gewiß das berühmte Gemälde Lingelbachs: die Abfahrt Karls II. von Scheveningen nach England; dies zu besitzen, ist mein höchster Wunsch, aber der Besitzer verkauft es um keinen Preis. Wenn Du meine Tochter wirklich liebst, mußt Du mir ein Gemälde liefern, das jenes von Lingelbach übertrifft; sobald die Küste von Scheveningen in meiner Gallerie hier zwischen Rubens und Snyders hängt, soll Wilhelmine die Deinige werden." Van der Velde eilte freudig nach Scheveningen, wählte sich einen günstigen Punkt an der Küste aus und ließ sich da eine bretterne Hütte bauen, damit er auch in Regen und Wind seine Arbeit fortsetzen könnte. Van der Velde besuchte ihn da alle Tage mit seiner Tochter. Eines Tages wunderten sie sich nicht wenig, als sie eine große Anzahl Fischer und deren Frauen um die Hütte des Malers drohend versammelt sahen. Ein habsüchtiger Fischer hatte zehn Gulden von dem Maler verlangt und ihm gedroht, das abergläubische Volk gegen ihn aufzuregen, indem er demselben beweise, der Maler sey ein Zauberer, der die Stürme errege, welche seit einiger Zeit an der Küste wütheten. Der Maler war geizig und weigerte sich, die zehn Gulden zu zahlen; der Fischer hielt dagegen sein Wort und fand sich mit einer großen Anzahl seiner aufgebrachten Cameraden ein, die den Maler in das Meer zu werfen drohten. Van der Wen erbot sich, die zehn Gulden zu zahlen, aber der Anstifter des Tumultes verlangte nun zwanzig, und erst als er diese erhalten hatte, vermochte er seine Freunde, mit ihm abzuziehen. Van der Velde arbeitete von nun an ungestört fort; eines Tages aber, als das Gemälde fertig war, und er nur hier und da noch nachbesserte, erhob sich ein fürchterlicher Sturm; die Wogen schlugen bis an die bretterne Hütte, ohne daß der Künstler darauf achtete. Ein Windstoß warf sie endlich um und eine gewaltige Woge riß den Maler mit sich fort, der zum Glück das Gemälde noch ergreifen konnte, das ihm die Hand Wilhelminens verschaffen sollte und das er hoch

by Google

über dem Haupte hielt. So kämpfte er mehrere Minuten mit den Wogen, als er den Fischer erscheinen sah, der früher zehn Gulden von ihm verlangt hatte und sich jetzt keineswegs beeilte, dem Unglücklichen zu Hülfe zu kommen. Er stellte sich vielmehr auf eine Erhöhung und rief ihm zu, er wollte ihn retten, wenn er hundert Gulden erhalte. Adrian machte fast übermenschliche Anstrengungen, um sich selbst zu befreien, und erst als er von neuem von einer Woge erfaßt und fortgerissen wurde, bot er zwanzig Gulden für seine Rettung. Der Fischer rührte sich nicht. „Vierzig!" bot Adrian. Der Fischer blieb ruhig stehen. „Funfzig!" — Der Fischer schlug sich gelassen Feuer an. — „Ich gebe hundert Gulden", sprach der Maler endlich und der Fischer eilte ihm zu Hülfe. Es war Zeit; Adrian war bereits versunken und nur seine Hand mit dem kostbaren Gemälde ragte noch aus der Fluth hervor. Halbtodt wurde er an das Land gebracht. Der alte Van der Wen fand das Gemälde würdig, den leeren Raum zwischen Rubens und Sneyders einzunehmen und labte sich noch fünfzehn Jahre lang an dem Kunstwerke Adrians, der sein Schwiegersohn geworden war. Nach dem Tode des Alten und des Künstlers selbst wurde die Gallerie zerstreuet; die meisten Gemälde aber blieben in Holland und bildeten den Kern zu dem jetzigen Museum im Haag, wo jene Küstenansicht von Scheveningen von Van der Velde noch heute bewundert wird.

Mannichfaltigkeiten.

Das Chronicle zeigt einen dreibändigen Seeroman von Kapitän Marryat: „Percival Keene" mit den Worten an: „Percival Keene ist ein sehr geschickt abgefaßtes und unterhaltendes Buch, voll Leben und Begebenheit. Es ist eine Mischung von derber Posse und anregenden Abenteuern, die Kapitän Marryat mit dem ihm eigenthümlichen kräftigen Humor beschreibt. Die Seescenen, die den Haupttheil bilden, sind lebhaft und natürlich; wenn aber der Autor das Schiffsdeck verläßt, so verfällt er in Uebertreibung und scheint sich nicht heimisch zu fühlen, ausgenommen in praktischen Späßen, die er mit großem Effekt vorbringt. Der Held ist eine unangenehme und unmögliche Kombination von Selbstsucht und Gemeinheit mit Tapferkeit und Edelmuth. Er ist der natürliche Sohn Kapitän Delmars, des Erben einer Pairie, und der Plan dreht sich um seine Bemühungen, die Anerkennung seines Vaters zu erlangen. Seine Mutter, deren Schande durch eine Heirath verhehlt worden, behandelt er in That und Wort mit der gefühllosesten Rücksichtslosigkeit, während er um die Gunst seines höher geborenen Vaters mit der niederträchtigsten Unterwürfigkeit buhlt. Der Hochsinn, den er in andern Dingen zeigt, reimt schlecht zu dieser berechnenden Demuth, und die Mischung beider Eigenschaften zerstört beim Leser alle Sympathie und Bewunderung für den Romanhelden. Das Interesse der Erzählung beruht aber nicht so sehr auf Charakteren wie auf Inzidentien und Situationen."

Ein bei König in Hanau erschienenes Schriftchen, „Das Unglücksjahr 1842" betitelt, enthält eine sehr trostreiche Prophezeiung von der im kommenden Winter zu erwartenden Witterung, welche die Besorgnisse einer bevorstehenden Theurung zerstreuen und die ängstlichen Gemüther beruhigen wird. Nach der in dem Schriftchen angeführten Berechnung würden nämlich die Monate Oktober, November, Dezember und Januar sehr gelind seyn, im Monat Februar erst Kälte eintreten, und die Monate März und April mit einer der Jahreszeit entsprechenden Temperatur einen schönen Frühling einleiten.

(München, 22. Sept.) Sehr häufig klagen unsere Localblätter über den hier immer mehr überhand nehmenden Wucher, unter dem vorzugsweise der Bedienstete und der Gewerbsmann zu leiden hat. Vielfach haben es Untersuchungen nachgewiesen, daß zerrüttete Vermögensumstände selbst bei höheren Beamten nur eine Folge des Unglücks waren, daß sich dieselben den Händen solcher Blutsauger nicht mehr zu entwinden vermochten. Im Anlasse solcher Wahrnehmungen macht eine so eben bekannt gewordene Verfügung unserer Regierung alle Polizeibehörden darauf aufmerksam, die gegen den Geldwucher längst bestehenden Gesetze strengstens zu überwachen, und vor Allem den üblichen Handel mit Besoldungs- und Pensions-Scheinen, wo solche nicht auf gerichtlichen Vergleichen ruhen, im wachsamen Auge zu haben, auch erforderlichen Falles die öffentlichen Kassen sogleich davon zu benachrichtigen, damit solche Scheine nicht an jeden Vorzeiger derselben honorirt werden u. s. w. Wie sehr man dafür der Regierung auch dankbar zu seyn hat, immerhin wird das Uebel des Wuchers nur schwer und ganz nie ausgerottet werden können, wenn nicht Anstalten in das Leben gerufen werden, bei denen der Beamte unter billigen Bedingungen erhält, was er bei den Wucherern unter den unbilligsten suchen muß.

Zu den stereotyp gewordenen Klagen gehört seit einigen Jahren auch die über angeblichen Holzmangel; es ist aber nicht eigentlicher Holzmangel sondern die Kipperei der Wucherer ꝛc. schuld an der unnatürlichen Holztheuerung. Mit wahrem Vergnügen lies't man daher in der Ausschreibung einer Holz-Versteigerung von Seite des k. bair. Rentamtes, als Trift-Inspektion Dachau am 24. Sept. die beiden Anfügen: „Holz-Händler werden bei dieser Verhandlung nicht zugelassen." „Auswärtige, dem Rentamte unbekannte Steigerungsliebhaber haben sich über den Bedarf des Holzes zum eigenen Betriebe legal auszuweisen." Würde es aber bei allen Rent-, Forst- und Trift-Aemtern so gehalten, und die Kipperer von den Holzmärkten entfernt werden, dann würde der Holzpreis bald wieder seinen natürlichen Standpunkt erreichen.

Im Toulonnais stattet der Naturforscher Germain über eine Entdeckung Bericht ab, von der sich die Regierung die erfreulichsten Resultate für die Kolonie verspricht. Der General Lamoriciere machte diese in Maskara durchaus zufällig. „Wir befinden uns hier jetzt in der Jahreszeit der sogenannten indischen oder Berber-Feigen, schreibt Hr. Germain, die Soldaten thun sich gütlich daran, da die Frucht so wohlschmeckend als gesund ist. General Lamoriciere bemerkte jedoch, daß die Soldaten die dicke Schale der Feigen allenthalben umherwarfen und durch deren Geruch die Luft verpesteten. Er gab deshalb Befehl, der Feigenabfall solle auf einen Haufen geworfen und vor der Stadt an einen Ort gebracht werden, wo die afrikanische Sonne denselben rasch austrockene und so den Mo-

Digitized by Google

bergeruch neutralisire. Die Weisung wurde streng befolgt, und bald bildeten sich an der bezeichneten Stelle große Haufen. Als der General einige Tage darauf die Runde machte, fiel es ihm auf, daß dieselben mit einer weißen Kruste überzogen waren; er trat hinzu, bemerkte, daß die Kruste ganz so aussah wie das Ansetzen von Salpeter, nahm eine ziemliche Quantität davon, und erkannte bei genauerer Prüfung, daß es eine weiße krystallinische und sehr süße Masse sey. Bald ergab die Analyse nun, daß dieselbe aus dem reinsten krystallisirten Zucker bestehe. Die indische Feige, wie deren Schale, enthält nämlich vielen Zuckerstoff; die große Sonnenhitze brachte die Masse in Gährung, der Saft verdickte sich durch Verdunstung der Wassertheile zu Syrup, und dieser krystallisirte sich an der Luft zu Zucker, was um so leichter geschah, da in der heißen Jahreszeit der Nachtthau fast Null war. Da die Berber- oder Kaktus-Feigen in Algerien außerordentlich billig sind, so hat man jetzt bereits berechnet, daß das Pfund dieses vortrefflichen Zuckers kaum auf 20 Cts. kommen kann, wobei die ganze Arbeit im Einärnten und Zerschneiden der Feigen besteht, die in die Sonne gelegt werden, und von denen die Zuckertheile dann mit einer welchen Bürste gesammelt werden. Daß dies rohe Verfahren durch die Industrie sehr vervollkommnet werden kann, versteht sich von selbst. Die Erfahrung hat längst gezeigt, wie leicht und sicher die Verbreitung dieser schätzbaren Berber-Feige ist; alle Wälle und die Gräben an den neuen Landstraßen sind bereits mit diesem Gewächs bepflanzt worden."

Zu den vielen Wohlthätigkeitsgesellschaften ist in Indien eine bisher noch nicht dagewesene hinzugekommen, nämlich „eine Gesellschaft zur Wiederverheirathung von Wittwen". Eine solche würde auch in Europa gern gesehen werden, die indische hat aber vorzugsweise den Zweck, die Selbstverbrennung der Hindu-Wittwen zu verhindern, welche sich meist den Tod nur deshalb geben, weil sie nach dem Tode ihres Mannes gänzlich verlassen sind, und jener schrecklichen Sitte gern entsagen würden, wenn sie wiederum Beschützer fänden, was die erwähnte Gesellschaft vermitteln will.

Der ehemalige preußische Hofbauinspektor Hallmann hat eine sehr werthvolle Schrift über die „Kunstbestrebungen der Gegenwart" herausgegeben, welcher Nachstehendes entnommen ist: Ich wollte, man könnte eine Glasglocke über das Griechenthum und das Mittelalter setzen, damit man es sehen, aber nicht umwühlen und in unsere Zeit hineintragen könnte. Nach 25 bis 30 Jahren anhaltenden Forschens sind wir also nur so weit gekommen auf dem Felde der Kunst, daß wir im Stande, einen griechischen Tempel nachzubauen und eine gothische Kathedrale fertig zu bauen, und der ganze Fortschritt besteht darin, daß wir den Tempel Walhalla und die Kirche Symbol der deutschen Einheit umtaufen! Wohl uns, wenn Deutschland das Bedürfniß fühlt, einig zu seyn, aber laßt, wenn wir Bedürfniß zu gemeinsamen Schöpfungen fühlen, auch diese selbst dem Gefühle analog und es verkörpernd seyn. Warum denn mit solch edlem Triebe Maskerade spielen? Was soll überhaupt der Symboldienst bei einem Volke, welches Gottlob so weit mündig, daß es die Idee selbst zu begreifen im Stande ist? Das Symbol soll nur zur Erkenntniß der Idee führen, ist sie aber als solche erkannt, so ist das Symbol an sich gar nichts mehr nütze, und will man eine Idee durch Thaten verwirklichen oder in's Leben treten lassen, so sollen es bei Gott keine symbolischen Thaten und Werke seyn, sondern solche, die das wahre Leben des Menschen bereichern und ihm nützlich sind.

Der häufigen Klage über die Langeweile der Welt, der Gesellschaft, der Bücher ꝛc. liegt eigentlich doch nur eine Abspannung dessen zu Grunde, der gerade klagt. Es kann freilich auch auf einen gesunden Menschen nicht Alles auf gleiche Weise einen erweckenden und frischen Eindruck machen, aber ein gesunder Mensch findet doch immer etwas, das ihn unterhält. Wenn seine Wünsche und Hoffnungen auf natürliche Weise gestimmt sind, da gibt auch das Gewöhnlichere von Außen noch einen erfreulichen Ton. Wenn man ausgeschöpft ist, da muß man freilich Lärm und Spectakel und durchwürzte Reizmittel um sich haben, um die müden Glieder und die welke Seele wieder in Gang zu bringen.

(Frankfurt a. M.) Morgen, Freitag den 7. d. M., wird das bereits in Aussicht gestellte Konzert des Pianisten Joseph Schad im Saale des Mülhens'schen Hauses, und unter Mitwirkung anerkannter Künstler, statt finden. Bei dem vortheilhaften Rufe, welcher Hrn. Schad vorausgeht, und den rühmlichen Erfolgen, die seinen Konzerten in andern Städten zu Theil geworden, läßt sich den Musikfreunden eine anziehende Soirée versprechen. Näheres über die vorzutragenden Pieçen wird das morgen erscheinende Programm mittheilen.

Museum.

Der erste Museumsabend des Wintersemesters 1842/43 ist auf Freitag den 28. October festgesetzt. Diejenigen Personen, welche, ohne Mitglieder der Anstalt zu seyn, an den Museums-Abenden Theil zu nehmen wünschen, werden ersucht, sich in Zeiten mit Abonnementskarten versehen zu wollen. Die verehrten Mitglieder haben wohl die Gefälligkeit, Freunde und Bekannte von dieser Aufforderung in Kenntniß zu setzen. Bei dem steigenden Kostenaufwand muß fortan die Bewilligung freier Eintrittskarten ganz aufhören. Zur Bequemlichkeit für hier verweilende Fremde ist darum die Einrichtung getroffen worden, daß sowohl vor dem 28. October Karten für das angehende Halbjahr zu 11 fl., als auch künftig solche für einzelne Museums-Abende zu 1 fl. 30 kr., ausgegeben werden sollen. Frankfurt a. M., am 5. October 1842.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 6. Okt. Capriccios a, Lustspiel in 3 Abth., frei nach dem Italienischen des Federici von C. Blum.

Redakteur: J. K. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 277. Freitag, den 7. October 1842.

№ 24,184.

Von

Ludwig Hub.

Von einem Sohn des alten Bundes
Nahm ich ein Achtellooß in Kauf;
Trau' ich der Rede seines Mundes,
Dann fällt der erste Hauptpreis d'rauf.
Die sechste Klasse wird gezogen,
Es sind so hübsche Treffer d'rin;
Fortuna, sey mir doch gewogen
Und spende mir den Hauptgewinn!

Zum Beispiel Zweimalhunderttausend!
Da käm' schon Etwas auf mein Theil;
Ich, jetzt in einer Sackgass' hausend,
Zög' unverweilt dann auf die „Zeil."
Das sollte eine Freude geben,
Erhöht noch durch Musik und Wein!
Wie wollt' ich so behaglich leben,
So lustig in den Tag hinein!

Ja, wenn so viele Guldenstücke
Mein würden durch ein Ohngefähr,
Nicht wüßt' ich, was zum höchsten Glücke
Mir dann noch weiter nöthig wär';
Enthoben jeder läst'gen Plage
Und hier schon frohen Göttern gleich,
Stellt' an den König ich die Frage,
Ob ihm nicht feil sein Königreich.

Es ist dem armen Erdensohne
Verbittert jeglicher Genuß,
Der hier bei einem schmalen Lohne
Von Hand zu Mund stets leben muß;
Er wird auf seiner Pilgerreise
Von Sorgen immerdar bedroht,
Doch so ein Theil vom großen Preise,
Der rettet den Mann aus aller Noth.

Fortuna, Herrscherin, ich flehe
Dich darum jetzt mit Innigkeit,
O gib, daß in Erfüllung gehe,
Was Moses Löb mir prophezeiht.
Ja, endige doch meinen Kummer
Und füge, daß der Waisenknab'
Zur rechten Zeit die rechte Nummer
Erwischt! Ich dank' dir's bis zum Grab.

So täglich zu Fortunen wende
Ich werbend mich um ihre Huld;
Wird mir nicht die gewünschte Spende,
So ist's gewiß nicht meine Schuld.
Doch ich will stets das Beste hoffen:
Mein Achtelchen — wer weiß! — gewinnt,
Und wird der Hauptpreis nicht getroffen,
So kommt es wenigstens doch — blind.

Frankfurt a. M., 5. Okt. 1842.

Der alte Ziethen.

(Die Nacht vom 21. auf den 22. Juli 1756.)

Unmuthig schritt der alte General-Major Otto von Schwerin, ein Vetter des Feldmarschalls, im Zimmer auf und ab. Lange schon waren die Lichter bis über die Hälfte herunter gebrannt, und die leeren Rheinweinflaschen auf dem kleinen zweibeinigen Marmortische in der Ecke bewiesen, daß die beiden Generale, die sich im Zimmer befanden, das vertraute Gespräch schon lange geführt, und noch immer sich nicht trennen konnten.

Schwerin, der seit dem Jahre 1748 den königlichen Dienst quittirt und als Landmann auf Dargebell bei Anclam gelebt hatte, war ein schöner, groß und regelmäßig gebauter Mann. Die sorgfältige Frisur jener Zeit umgab die freie offene Stirn. Das große herrische Auge wurde von edlen Braunen beschattet, und jede Bewegung, jede Stellung zeigte den kühnen Krieger — den schönen Mann.

Der andere General war viel kleiner als Schwerin. Die hohen Schultern ließen fast keinen Raum für den Hals, und der einfach gekämmte Schopf, der hinten bis beinahe auf den

Digitized by Google

halben Rücken fiel, ließ das Gesicht offen, dessen stark aufgeworfene Lippen und Habichtsnase den mächtigen Schnurrbart einklemmten. Aber in den Augen lebte ein Feuer, ein Ausdruck, eine Willensstärke, die Jedermann unwillkürlich anzog. Der General trug die rothe Husaren-Uniform des Regiments Ziethen und war — Ziethen selbst.

„Wenn ich nur wüßte, was der Alte von mir will? Da sitz' ich nun schon vier Tage in dem widerwärtigen Berlin, komme auf seinen ausdrücklichen Befehl hierher, und wollte Gott, es hätte sich schon ein Mensch um mich bekümmert."

„Wir sind Beide nicht mehr Mode bei Hofe, lieber Schwerin! Es überrascht mich, daß Du Dich darüber so geberdest. Bei Lein, bei Katholisch-Hennersdorf und Hohenfriedberg, da kannte man uns und wußte uns zu finden, aber jetzt — jetzt ist das Alles anders." — Dabei seufzte Ziethen tief auf.

„Wenn der Alte übrigens denkt, er kriegt mich herum, so irrt er sich. — Er hat mich zu sehr beleidigt. — Unverdient so bitter gekränkt zu werden, das thut weh — aber ich habe mein Ehrenwort als Cavalier gegeben, nie wieder den Degen vor der Front meines Regiments zu ziehen."

„Deines Regiments? — Du vergißt, Schwerin, daß Du den Dienst quittirt hast."

„Nie werde ich das Regiment Anspach und Bayreuth Dragoner anders nennen, als mein Regiment. Ich kommandirte es bei Hohenfriedberg, wo es 67 Fahnen, 5 Kanonen und ein Paar Pauken eroberte *) Damals war ich mein lieber Oberst Schwerin vorne und hinten. Und das Regiment, mit dem ich einen solchen Coup ausgeführt, sollte ich anders als mein nennen? Nimmermehr!"

„Und doch hat der König vier Jahre nachher das Regiment ein besoffenes Regiment genannt, und Dich in Gegenwart der ganzen Generalität geschuhriegelt wie einen Kammer-Lakai."

„Ja, das hat er, und mich hat er damit aus einem Dienst gebracht, der mein ganzes Leben war. Aber ich habe ihm geantwortet wie ein Edelmann. Der Teufel soll mich holen, wenn ich wieder den Degen vor der Front meines Regiments ziehe. Und ein Schwerin hält sein Wort."

„Ich habe dem König kein solches Wort gegeben; aber seit dem letzten Manöver, zwischen Spandau und Pichelsdorf, wird mein Name auch nicht mehr bei Hofe genannt. Ich bin so gut wie aus der Rangliste gestrichen. Ich exerziere mein Regiment nicht mehr — ich trage das Tigerfell nicht mehr — ich nehme keine Rapporte von meinen Offizieren mehr an, und hoffe, Dich bald 'mal in Anclam besuchen zu können, wenn das so fort geht."

„Sag' mir nur, um Gotteswillen! wie ist das aber mit Dir gekommen? Dein Regiment ist ja ein wahres Muster für die Armee, und der König hielt doch immer große Stücke auf Dich."

„Ja, wie das so zu kommen pflegt. — Die Sache schreibt sich eigentlich vom vorigen Jahre her. Ich war in Potsdam zur Tafel geladen, und da war der — der — nun, Du weißt schon, wen ich meine — ich spreche seinen Namen nie aus. Ich merkte, daß sie etwas mit mir vorhatten, denn bei Tafel brachten sie das Gespräch auf das Entwerfen von Dispositionen. Da schwatzten sie Alle erschrecklich viel von strategischen Verhältnissen — von maskirtem Deployement en echiquier — und, weiß der Teufel, von was für verfluchtem Zeug noch Alles! — Wie nun die Reihe an mich kam, und der Alte mich mit seinen großen Augen anglotzte — und dabei schnupfte, daß es ihm immer in's Gemüse fiel — da war ich kurz angebunden, und meinte: Hol' der Teufel alle Dispositionen! wenn ich den Feind vor mir sehe, und bin nicht blind, daß ich das Terrain sehe, so mache ich meine Disposition auf der Stelle, und dann: „Vorwärts marsch!" Das nahmen sie mir Alle gewaltig übel, und der Alte zuckte die Achseln."

„Federfuchser sind sie Alle, Maulhelden aus dem schreibenden Hauptquartier. Das sieht ihnen aber ähnlich, daß sie Dich in die Tinte reiten wollten. Aber das kann doch die Ursache nicht seyn, daß Du Dich nicht mehr um Dein Regiment bekümmerst? Was ist denn das für eine andere Geschichte, von der Du vorhin sprachst, da bei Spandau?"

„Das war so ein Stückchen von dem hergelaufenen Kerl, von dem Ungar, dem Radyschtzander. Der Kerl hat es ein Mal auf mein Regiment gemünzt, das er gern kommandiren möchte, und setzt dem Könige einen Floh über den andern in's Ohr! Wir hatten acht Tage Feld-Manöver angesagt bekommen, und gleich am ersten Tage, wie ich mit meinem Regiment eine Attake von der Stelle mache, krieg' ich mein Hundslohn. Der König sagte mir vor der ganzen Generalität: „Das ist ein loddriges Einhauen! Geh' Er mir aus den Augen, ich will Sein Regiment gar nicht mehr sehen! Versteht Er mich?"

„Nun, und was antwortetest Du?"

„Nichts; ich steckte meinen Säbel ein, kommandirte „Kehrt!" und ritt mit meinem Regimente ruhig vom Manöver fort nach Berlin."

„Das hast Du gewagt? Menschenkind, bist Du rasend? Und der König hat Dir nicht auf der Stelle den Säbel abgefordert und Dich cassirt?"

„Nein, er hat kein Wort gesagt. Das Manöver mußte geändert werden, und ich war ihm aus den Augen gegangen, damit er mein Regiment nicht mehr zu sehen brauchte."

„Das nimm mir nicht übel, Ziethen, das war stark! — Aber recht und wie ein braver Soldat gehandelt, der da fühlt, was er ist und was er gethan hat. Na, ich wollte, ich könnte es dem Alten ein Mal so recht von der Leber weg und in den Bart hinein sagen, wie mir's um's Herz ist — er sollte sich wahrhaftig wundern."

Da klopfte es an der Thür.

„Wer, zum Donnerwetter! stört uns denn heute noch in aller Nacht!" — Die Thür öffnete sich, und der König Friedrich II. trat ein.

„Bon soir, Messieurs!"

Wie versteinert standen Ziethen und Schwerin. Der Erstere war vom Sopha aufgesprungen und stand in ehrerbietiger militärischer Haltung neben Schwerin, der sich den Rock zuknöpfte und dessen Augen den Boden suchten.

(Schluß folgt.)

*) Das Regiment (jetzt zweites Kürassier-Regiment, genannt Königin) hat noch jetzt das Recht, in seinem Dienstsiegel 67 Fahnen, 5 Kanonen und ein Paar Pauken zu führen.

Toledo.

(Reisebild nach A. Dumas.)

Toledo ist in Neapel die Straße für Jedermann, die Straße der Restaurationen, der Kaffehäuser, der Kaufläden, die Pulsader, die alle Quartiere der Stadt belebt und durchzieht, der Strom, in den alle Flüsse der Volksmenge sich ergießen. Die Aristokratie fährt im Wagen, der Bürgerstand verkauft seine Waaren, das Volk hält seine Siesta; für den Adlichen ist sie eine Promenade, für den Handelsmann ein Bazar, für den Lazzarone eine Wohnung.

Toledo ist auch der erste Schritt Neapels zur modernen Civilisation in dem Sinne unserer Progressisten; sie ist das Verbindungsglied zwischen der poetischen und industriellen Stadt, ein neutrales Terrain, wo das aufmerksame Auge die Ueberreste der alten von uns scheidenden Welt und das Hereinströmen der neuen Welt beobachten kann. Neben der klassischen Osteria, mit den alten, fliegenbeschmutzten Vorhängen, trägt ein französischer Pastetenbäcker seine Frau, seine Brioches und seine Babas zur Schau; gegenüber einem respektabeln Antikenfabrikanten, zum Dienste der Herren Engländer, brüstet sich ein Händler mit Zündhölzchen; über einem Lotterie-Bureau erblicken wir den brillanten Salon eines Coiffeurs, — und um das Ganze mit einem charakteristischen Zuge zu schließen: die Straße Toledo ist mit Lava gepflastert, wie Herkulanum und Pompeji, und mit Gas erleuchtet, wie London und Paris.

Alles ist zu sehen in der Straße Toledo; weil man aber unmöglich Alles beschreiben kann, so bezeichnen wir nur drei Paläste als hervorstechend: den Palast des Königs am einen Ende, das Stadthaus am andern, das Palais Barbaja in der Mitte, — und handeln hier nur vom letztern, von Barbaja nämlich, was er ist, oder vielmehr war — denn leider ist er nicht mehr, der große Mann, das strahlende Gestirn ist erloschen, der Glanz verschwunden seit einigen Jahren.

Domenico Barbaja war der ächte Typ des italienischen Impresario, das heißt, des Direktors, Regisseurs, Kassiers, Kontroleurs und königlichen Kommissärs in einer Person vereinigt; der Impresario ist ein Despot, ein Sultan, er herrscht in seinem Theater kraft göttlichen Rechts, er hat, gleich den legitimen Königen, keine andere Regel, als seinen eigenen Willen, und ist von seiner Verwaltung Niemanden als Gott und seinem Gewissen Rechenschaft schuldig. Er ist ein Mann, der den Weißenhandel für seine Rechnung und nach Gutbefinden treibt, und Niemand auf der Welt das Recht der Visitation auf seinen Brettern zugesteht; er deckt die Waare durch seine Flagge, und vertheidigt die letztere mit wahrhaft amerikanischer Unerschrockenheit. Uebrigens hat der Impresario nicht allein das Recht für sich, sondern auch die Gewalt; er hat zu seinen Diensten ein Piket Kavallerie und ein Peloton Infanterie, einen Polizeikommissär und einen Platzkapitän, Sbirren, Karabiniers, Gendarmen, um Augenblicks die Sänger in Arrest zu schicken, die sich beigehen lassen, Launen zu haben, und das Publikum, wenn es wagen wollte, ohne Grund zu pfeifen.

Domenico Barbaja der Erste hat auf solche Weise in aller Machtvollkommenheit und Unbeschränktheit vierzig Jahre lang regiert. Er war von Mittelgröße, aber herkulischem Körperbau, breiter Brust, viereckigen Schultern, eiserner Faust, einem ziemlich gemeinen Kopfe und von Gesichtszügen, die nicht auf sonderliche Regelmäßigkeit Anspruch machten, wohl aber funkelten seine Augen von Geist, Verstand und Arglist.

Aus einem Mailänder Kaffehause hervorgegangen, wo er als Aufwärter diente, hatte er es so weit gebracht, daß er zu gleicher Zeit die Theater von San-Carlo, Della Scala und die italienische Oper in Wien dirigirte, das heißt, ohne Widerspruch und Kontrole ein italienisches und deutsches Publikum beherrschte, jenes, das für das eigensinnigste in der Welt, dieses, das für das am schwersten zu befriedigende gilt. Nachdem Barbaja sein Vermögen Sou für Sou zusammen gebracht hatte, verwendete er es auf großartige Weise mit königlicher Freigebigkeit und zu edelmüthigen Wohlthaten. Er hatte ein Palais zu Beherbergung der Künstler, eine Villa zu Bewirthung seiner Freunde, öffentliche Spiele zur Belustigung von Jedermann. Ein wahres Genie aus Instinkt, nicht im Stande, einen Brief zu schreiben, entwarf er mit der richtigsten Einsicht den Dichtern den Plan ihrer Libretti, den Componisten die Wahl ihrer Stücke; mit der mißtönigsten und kreischendsten Stimme begabt, bildete er durch seinen Rath die ersten Sänger Italiens; nur sein mailändisches Patois redend, wußte er sich den Königen und Kaisern vollkommen verständlich zu machen, mit denen er, wie eine Macht mit der andern, unterhandelte.

Auch ging er seine Verpflichtungen auf's Wort ein, ohne sich jemals zur geringsten Bedingung zu verstehen; man mußte sich ihm auf Discretion überlassen. Immer hatte er die Mittel zu reichlicher Belohnung oder zu unnachsichtlicher Bestrafung in der Hand. Zeigte sich eine Stadt nachgiebig in Dekorirung der Bühne, ermuthigte ein Publikum den Anfänger mit jenem Wohlwollen, welches die Kräfte des Künstlers verdreifacht, knauserte ein Gouvernement nicht mit Beisteuern, so war Stadt, Publikum, Gouvernement in Barbaja's Gnade aufgenommen; er sandte ihm Rubini, die Pasta, Lablache, die Elite seiner Truppe. Wenn dagegen eine Stadt sich begehrlich benahm, wenn ein Publikum das an der Thüre gekaufte Recht zu pfeifen mißbrauchte, oder ein Gouvernement seine Forderung übertrieb, so sandte ihnen Barbaja den Ausschuß seiner Sänger, seine „Hunde", wie er sie mit einem Kraftausdruck zu nennen pflegte, und ließ jenen die ganze Saison hindurch die Ohren zermartern; die Klagen und die Pfeifen der Pazienten hörte er an mit dem Gleichmuth eines römischen Kaisers in den Spielen des Circus.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) In dem heute, Freitag den 7. d. M., stattfindenden Konzerte des Pianisten Joseph Schad, an dessen ausgezeichnetem Spiele wir uns in einem Privatkreise zu erfreuen Gelegenheit hatten, werden die Herren Heinrich Wolff, Ballin und Pischek mitwirken. Da man beide Violin-Virtuosen und namentlich den trefflichen, seit fast einem Jahre von hier abwesenden Heinrich Wolff bei dieser Veranlassung wieder zu begrüßen Gelegenheit findet, und da Hrn. Pischek's schöner und gediegener Romanzen- und Lieder-Vortrag stets gerne vernommen wird, so sehen die Musikfreunde einem anziehenden Konzerte entgegen. Hr. Schad wird aus-

Digitized by Google

gewählte und werthvolle Musik-Pieçen mit bereits bewährter Virtuosität vortragen. Billets à fl. 1. 24 kr. sind in der Musikhandlung des Hrn. André (Zeil) und Abends an der Kasse à fl. 1. 45 kr. zu haben. Anfang: 7 Uhr.

(Fanny Elsler in Wien.) Am 29. Sept. fand endlich das lang erwartete erste und einzige Auftreten der Tänzerin Fanny Elsler statt. Fanny tanzte zum Besten der Kleinkinderbewahranstalten in Wien, und dieser Umstand, verbunden mit der natürlichen Neugierde, die berühmte Landsmännin wieder zu sehen, hatte eine förmliche Auction der Logen und Sperrsitze zur Folge, acht Tage vor der Vorstellung. Der ursprüngliche Preis einer Loge betrug 30 fl., der eines Sitzes 5 fl. C.-M.; allein durch Umtriebe jeder Art steigerte sich der Preis auf 50 bis 60 fl., ja in einzelnen Fällen bis auf 100 fl. C.-M., während man Sitze gewöhnlich mit 20 fl., bisweilen mit 30, ja 50 fl. bezahlte. Fanny tanzte ein Pas de deux aus dem „hinkenden Teufel" mit Dem. Rozier, die Cracovienne zwei Mal, den Jaleo de Xeres, spanischen Tanz nach dem Rhythmus der Gitana, zwei Mal, und die Cachucha. Ihre Grazie und Kunst hat nicht abgenommen, auch wurde sie im Ganzen etwa zwölf Mal gerufen, doch blieb der Beifall, welchen man ihren eminenten Leistungen zollte, hinter Dem zurück, was man erwartet hatte, oder auch hinter dem, welchen die Taglioni erhielt. Selbst der Empfang war nicht so stürmisch, als man geglaubt hatte. Am Schlusse gerufen, dankte sie mit gerührten Worten, auf ihre nahe Abreise nach Paris hindeutend. Nach der Vorstellung begleitete sie eine zahllose Menschenmenge nach Hause. Vor ihren Fenstern wiederholte sich der Spektakel, bis sich Fanny noch sechs Mal dem Volke zeigte, worauf sich die Besseren zerstreuten, während Janhagel noch mit Fäusten am Thore trommelte, und im Enthusiasmus ein Faß, welches zufällig in der Nähe war, einschlug.

Es ist in unsere Literatur zu viel Genie, zu viel Witz gekommen. Der Witz concentrirt und verflüchtigt zu sehr, und nimmt die ruhige Ausdauer, die zum Anbauen großer Gestalten nöthig ist; er ist schnell fertig und überdrüssig. Darum ist man jetzt geistreich genug; es gibt in Werken wunderschöne Stellen, aber an großen Gebäuden von überall gleicher Arbeit mangelt es.

(München, 2. Okt.) Bei der gestrigen Production der Liedertafel der k. Hoftheater-Chorsänger bildete die erste Gesangsnummer eine Komposition des „Morgengesanges in Neapel", eines Gedichtes vom Kronprinzen Maximilian von Bayern, welches bekanntlich in Schenk's „Charitas" für 1842 erschienen ist.

Der Maurermeister Grunert läßt in dem Leipziger Tageblatt einen Aufsatz an seine Mitbürger: „Zur Beruhigung" überschrieben, einrücken, der bestimmt ist, die übergroße Furcht vor Feuersgefahr zu mindern. Darin sagt dieser anerkannte Techniker über den Hamburger Brand: „Dieses große und schnell um sich greifende Feuer findet seine Hauptursache darin, daß der Oberspritzeninspektor keine unbedingte Vollmacht hatte, nach seinem besten Gutdünken und Einsicht dabei zu Werke zu gehen. Bei Anfang des Feuers hatte die Wuth desselben sieben Häuser ergriffen; der Spritzeninspektor meldete dem Senat, er wüßte jetzt der Wuth der Elemente keinen anderen Einhalt zu thun, als es würde das dem Feuer zunächst gelegene Magazin gesprengt, worauf derselbe den Bescheid erhielt, in einer halben Stunde wieder zu kommen; während dieser Zeit stand das fragliche Magazin nebst siebzehn Häusern in Flammen; der Inspektor machte nun, da er sonst alle menschliche Anstrengung vergebens sah, den Antrag, die Deichstraße zu sprengen, worauf er den Bescheid erhielt, man könne ohne Hinzuziehung der betreffenden Bürgerschaften dasselbe nicht anordnen, er solle in einer halben Stunde wieder kommen; nun war es zu spät. Der Erfolg dieser Zögerung hat gezeigt, welcher traurigen Katastrophe Hamburg entgangen seyn würde, hätte der Oberspritzeninspector unbedingte Vollmacht gehabt, nach seiner Einsicht zu handeln."

Korrespondenz.

Darmstadt, 4. Okt.

Wir waren hier nicht wenig gespannt darauf, Mad. Bishop, die gepriesene Sängerin, und Hrn. v. Bochsa, den berühmten Harfenspieler, zu hören, nachdem auswärtige Blätter als Herolde ihres Rufs vorangegangen und das gefeierte Künstlerpaar zur würdigen Aufnahme empfohlen hatten. Beide wurden hier nach Verdienst empfangen und ihnen das großherzogl. Hoftheater zu zwei Vorstellungen geöffnet. Das erste „dramatische Konzert" fand statt am 29. v. M. und das andere am gestrigen Abend. In beiden zeigte sich Mad. Bishop nicht nur als Meisterin des italienischen Gesangs, sondern auch als geübte darstellende Künstlerin, die ihre Aufgaben, sey es als Tankred, Anna Bolena, Norma oder Amina in der Nachtwandlerin ꝛc., mit großer Leichtigkeit und Gewandtheit zu lösen verstand, so daß die Zuschauer ihr abgerundetes ergreifendes Spiel eben so sehr als ihren einschmeichelnden italienischen Gesang zu bewundern schienen. Die Benennung „dramatische Konzerte" war daher keine gesuchte, sondern in der Wesenheit der Sache selber vollkommen gegründet. Die herrlichen Harfenklänge des Hrn. v. Bochsa, welche beide Konzerte wie Töne der Aeolsharfe und der Harmonika durchzogen, zeigten einestheils die technische Vollendung des Künstlers, anderntheils aber auch seine Originalität als Componist, die in seinen Tondichtungen, wie in seinen Improvisationen nicht zu verkennen ist. Beide Konzerte, denen volle Anerkennung von Seiten unseres kunstliebenden Publikums zu Theil wurde, bestanden aus lauter Glanz- und Prachtstücken der neueren Musik und endigten mit dem schönen Liede: Je suis la Bayadère, welches mit außerordentlichem Beifalle aufgenommen wurde. Wohin auch Mad. Bishop und Hr. v. Bochsa sich begeben werden (sie haben uns heute verlassen), so glauben wir doch im voraus überzeugt seyn zu dürfen, daß es ihnen nicht mißlingen werde, ihren künstlerischen Ruf gebührend zu rechtfertigen. Glück auf die Reise und Glück in den Kunsttempeln, wo sie sich demnächst hören lassen werden!

Theater-Anzeige.

Samstag, 8. Okt. Norma, große Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. (Letzte Gastrolle) Norma: Dem. Pauline Marr, vom k. Hoftheater zu Dresden.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 278. Samstag den 8. October 1842.

Der alte Ziethen.

(Die Nacht vom 21. auf den 22. Juli 1756.)

(Schluß.)

„Ich war bei Ihm, Schwerin," sagte der König, „suchte Ihn in Seinem Hause; aber da sagte man mir, daß Er bei Seinem Freunde Ziethen wäre. Habe jetzt viel zu thun, und mochte nicht bis morgen warten; wollte Ihm nur sagen, daß Sein Regiment morgen Marsch-Ordre bekömmt, und daß Er sich rasch nach Pasewalk macht, damit die Marsch-Ordre nicht früher in der Garnison ist, als der Chef."

„Ew. Majestät halten zu Gnaden, ich habe nicht mehr die Ehre, in Allerhöchstdero Diensten zu stehen."

„Er kann sich auch wegen der Reisekosten bei meinem Militär-Intendanten melden. Kommt ein bischen unverhofft, die Marsch-Ordre, Herr General-Major, nicht wahr? Aber kann nichts dafür. — Da sind Frauensleute schuld daran. Die Pompadour hat nicht geruht, bis sie die Veränderung im Ministerium durchgesetzt, und meine gute Cousine von Oesterreich will mich nun, mit Hülfe der Franzosen, zu einem Marquis von Brandenburg machen; aber so haben wir nicht gewettet. Wir wollen sie dürsten, nicht wahr, Ziethen?"

Mit fester und sehr ernster Stimme erwiederte Ziethen: „Zu Befehl, Ew. Majestät! Ich werde aber dies Mal nicht mit dabei seyn, denn meine Gesundheit ist durch die letzte Campagne zu sehr geschwächt, und da ich auch schwerlich im Stande seyn möchte, die nöthigen Dispositionen vorher zu entwerfen, so bitte ich unterthänigst um meine Quiescirung."

„Hör' Er mal, Ziethen, Er muckscht mit mir — sey Er stille — ich sage Ihm, Er muckscht! Er sollte sich was schämen, weiß Er das?! Seinen König um den Abschied zu bitten, wenn die Oesterreicher, Russen, Sachsen und Franzosen ihm auf den Pelz wollen."

„Ew. Majestät halten zu Gnaden — —"

„Sey Er stille — wir reden nachher noch zusammen; jetzt will ich erst mit Schwerin da reden — der ist auch muckscht, und trägt mir es wahrscheinlich nach, daß ich ihm den pour le mérite um den Hals gehängt habe."

„Ew. Majestät — ich muckscht nicht — aber ich kann nicht ferner die Ehre haben, Ew. Majestät zu dienen, weil ich kein besoffenes Regiment kommandiren will."

„Ist denn das so etwas Erschreckliches, besoffen zu seyn? Sag' Er mal, ist Er noch nicht besoffen gewesen, Schwerin?"

„Zu Befehl, Ew. Majestät, schon öfter; als Fähndrich beim Regiment Schwendy."

„Na, sieht Er wohl! — Und nun ziere Er sich nicht länger."

„Aber, Ew. Majestät, ich habe mein Ehrenwort gegeben, meinen Degen nicht wieder vor der Front des Regiments zu ziehen, und ich bin Cavalier."

„Wer verlangt denn von Ihm, daß Er den Degen ziehen soll? Kommandire Er mit der Reitpeitsche! Wenn Er nur kommandirt, womit, ist mir sehr egal."

„Ja, wenn Ew. Majestät so meinen?"

„Versteht sich, meine ich es so. Wo ein Schwerin kommandirt, da brauche ich weiter keine Sorge zu haben. Na, also? — Geb' Er mir die Hand. Fege Er die Oesterreicher mit der Reitpeitsche vor sich her, desto besser! — Sein Regiment wird sich recht freuen, Ihn wieder zu sehen. Ist doch ein schönes Regiment — grüß' Er es von mir. Wenn Er morgen auf der Parade die Parole: Hohenfriedberg, hört, so denke Er nur daran, daß der König von Preußen Ihm eine Aufmerksamkeit erweisen will."

Der König schwieg, und setzte sich auf das Sopha, indem er mit dem Krückstock Figuren auf den Boden zeichnete. Schwerin stand mit ganz verklärtem Gesicht da, denn er war mit Leib und Seele Soldat. Oft genug hatte er seine Uebereilung schon bereut, und war innig froh, trotz seines gegebenen Ehrenworts, wieder an die Spitze seines Regiments treten zu können. Ziethen aber stand schweigend da, und wartete, bis der König sprechen würde. Peinlich war die Stille für alle Anwesenden.

Endlich sprang der König auf, ging rasch auf Ziethen zu, faßte ihn am Kollet, und knöpfte, während dem er sprach, einen Knopf nach dem andern zu.

„Weiß Er denn schon, Ziethen, daß ich den Kerl, den Nadyschtzander, heut' Abend zum Teufel gejagt habe? — hat eine miserable Conduite hier geführt, der Filou — bin aber hinter seine Schliche gekommen! — Jetzt ist er fort, und läßt sich hoffentlich nie wieder in meinen Staaten sehen."

„Ich gratulire Ew. Majestät, daß Allerhöchstdieselben sich einen bösen Hofschranzen und Speichellecker vom Halse geschafft haben. Wenig ehrliche Cavaliere hätten mit dem schlechten Kerl fortdienen können, wenn er es wirklich dahin gebracht hätte, ein Regiment zu erschleichen."

Digitized by Google

„Aber mit Seiner Conduite bin ich auch nur sparsam contentirt, Ziethen. Er ist ein Hitzkopf — Er kann Sein Maul nicht halten — man kann gar nicht gehörig mit Ihm einen Discours führen — Er wird gleich grob. — Hätte Ihn gestern gern bei Tafel gehabt, wie die Rede auf die Affaire bei Moldau-Tein kam. — Da meinten die Andern — Ihr hättet viel fortune dabei gehabt — ich meinte aber, Ihr hättet ein großes mérite dabei gehabt, und bin davon so penetrirt, daß ich erpreß komme, um Euch noch vor dem Ausbruch des neuen Krieges für die Siege des alten zu danken. Es ist freilich übel, wenn meine Husaren-Regimenter in der Campagne fragen: „Wo ist denn unser Vater Ziethen?" und ich ihnen antworte: „Ziethen liegt zu Hause auf der faulen Haut, weil er seinem Freunde ein rasches Wort übel genommen, und mault mit der ganzen Armee." Schlimm, schlimm! Ich hatte mir das so gedacht: Er avancirt zum General-Lieutenant, ich gebe Ihm so ein 20 Schwadronen und 10 Bataillone zur Avant-Garde, da würde es denn schon gehen — die Oesterreicher kennen Ihn, und meine Cousine soll, wie ich höre, einen besondern Haß auf Ihn geworfen haben. Na, was meint Er, wir kommen wieder in die Gegend von Moldau-Tein, da kann Er ja das Schlachtfeld wieder ein Mal besehen, wo Er sich so distinguirt hat."

Wie ganz anders war der Ausdruck in Ziethen's Gesicht nach diesen, mit dem eigenthümlichen Ton Friedrich's II. gesprochenen Worten. Verwirrt und gerührt faßte der verdiente General des Königs Hand und wollte sie küssen, indem Thränen in seinem Auge standen, aber der König zog ihn hierauf zu sich, umarmte ihn herzlich, klopfte ihm dann die Backen und sagte:

„Schäme Er sich, General-Lieutenant von Ziethen, Er hat ja die Augen voll Wasser! Na, morgen kommt Er zu mir, und Er auch, Schwerin! — Jetzt aber, Kinder, bon soir, ich muß nach Hause, weil ich mir den Quanz noch bestellt habe. Wir wollen noch ein neues Flöten-Duett mit einander blasen, und es ist schon spät — bon soir — bon soir!"

Bruchstücke aus Heinrich Zschokke's „Selbstschau."

Zu den auf dem Gebiete der Literatur seltenen Erscheinungen, nach welchen alle Hände greifen, und die kein Gebildeter unbeachtet lassen darf, gehört Heinrich Zschokke's „Selbstschau" (Aarau bei Sauerländer, erster Band 1842). Das Buch hat aller Orten, wo die deutsche Zunge klingt, so zahlreiche Freunde gefunden, daß schon nach wenigen Monaten eine zweite, demnächst zu erscheinende Auflage nöthig geworden ist. Eine detaillirte Besprechung desselben den kritischen Organen überlassend, halten wir es für Pflicht, unsern Lesern Bruchstücke daraus mitzutheilen, und sind überzeugt, daß sie solche mit Vergnügen hinnehmen werden. Der Inhalt der „Selbstschau" ist ein ungemein reichhaltiger und höchst anziehender. Während der Verfasser von objectiver Seite eine Masse von Anschauungen, Erfahrungen und Erlebnissen vor uns entrollt, läßt er in subjectiver Hinsicht uns auf die reichen Schätze eines klaren Geistes und edeln Gemüthes blicken. Warm für alles Schöne und Gute, von dem milden Feuer der Humanität durchdrungen, für Recht und Wahrheit immer kampfbereit, besserer Zukunft Sterne nie aus den Augen verlierend, klar und besonnen, bieder und unverkünstelt tritt uns Heinrich Zschokke wie ein lieber Freund und Bekannter mit herzlichem Gruß und Händedruck entgegen, und wir freuen uns, ihn mit gleicher Gesinnung aufzunehmen und an seinem frischen Geistesleben das unserige zu erstarken. Obwohl auf den Höhen seiner irdischen Laufbahn angelangt, hat er noch immer die Frische der Jugend bewahrt, und viele Stellen von wahrer und tiefer Lebenspoesie ergreifen uns mächtig. Es war demnach ein schöner Gedanke, Zschokke's Lebensabend auf eine seiner würdige Weise zu verherrlichen und ihm statt eines silbernen Pokales oder sonst eines kostbaren Ehrengeschenkes dadurch Huldigung zu bringen, daß man eine Stiftung begründete, die seinen Namen führen soll. Er hat zwar diese Auszeichnung wiederholt und allen Ernstes abgelehnt, da er die Bescheidenheit des noch Lebenden dadurch verletzt glaubt, und diese Ablehnung war bei einem Manne seines Charakters zu erwarten. Nichts desto weniger mögen seine Verehrer bei dem gefaßten Entschluß bleiben. Sie errichten ihm ja kein Monument aus Erz und Marmor, worüber der noch Lebende, wenn auch dessen nicht unwürdig, beschämt erröthen könnte, sondern sie wollen unter seinen Augen den Baum einer Stiftung pflanzen, welcher der Menschheit Segen bringen und wohlthätige Früchte tragen wird.

Beginnen wir nun unsere Bruchstücke aus Zschokke's „Selbstschau." Seine ersten Eindrücke aus der Schweiz schildernd — damals stand er noch in der ersten Hälfte der Zwanzige — sagt er unter Anderm: „Besonders noch fesselten die Eigenthümlichkeiten und gesellschaftlichen Zustände der Bewohner von diesen Hochlanden und Thalgebieten meine Aufmerksamkeit. Ich war aber lange Zeit an ihnen irre. Der aus Deutschland mitgebrachte Maßstab, für Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft, war hier kaum anzulegen. Anfangs überraschte und ergötzte mich nur, wie es bei den meisten Reisenden der Fall ist, die Mannichfaltigkeit der Bauarten, Nationaltrachten, Bräuche, Religionen, Physiognomien und Mundarten, die von Thal zu Thal andere waren; dann die grellen Verschiedenheiten der Civilisation und Volksfreiheit, in dicht beisammen gelegenen Bezirken. Oft mußt' ich die kindliche Unwissenheit und die seltsamen Vorurtheile der Landleute belächeln; und dann wieder ihren treffenden Mutterwitz und Scharfsinn, in Angelegenheiten, bewundern, die in Deutschland gänzlich außer dem Gesichtskreis von Bauern und selbst von vielen Städtern zu liegen pflegten. Die Anhänglichkeit und Treue der Schweizer unter einander in fremden Ländern, wie ihr immerwährender Hader in den Heimathen, sind bekannt. Das Vaterland ist ihnen dabei über Alles theuer; ihr Heimweh ist sprüchwörtlich geworden.

Auch auf der Reise schrieb ich, nach alter Gewohnheit, nieder, theils was ich beobachtete, theils und mehr noch, was ich dabei dachte, oder fühlte. Es sey mir erlaubt, hier eine Ansicht von damals (1795) anzuführen, die mir noch heut nicht ganz verfehlt scheint.

„Die Vaterlandsliebe der Schweizer", schrieb ich, „entspringt wohl offenbar einer andern Quelle, als bei Griechen und Römern der Vorwelt, denen nur Freiheit, Vorrecht und Ruhm, oder Macht ihrer Städte, am höchsten galt; auch wohl einer andern, als in unsern Monarchien, wo Nationalstolz oder

Digitized by Google

gewohnte Verehrung des Throns, häufig mit Vaterlandsliebe verwechselt werden mag. Selbst der Republikanismus bildete jene Liebe der Schweizer schwerlich zu solcher Stärke aus, wie sie jedes Jahrhundert sah. Denn wahrhaftig, die politische und bürgerliche Freiheit ist den meisten Einwohnern der Schweiz kümmerlicher zugemessen, als den Unterthanen deutscher Fürsten. In den Hauptstädten wohnen Herren; auf dem Lande aber Heloten."

„In ebnen Ländern, wo, überall hin, Wege und Landstraßen leichten Verkehr nach Nähen und Fernen, und Veränderungen des Aufenthalts befördern, erzeugt die dadurch bewirkte Vermischung der Ansichten, Gewohnheiten und Sitten, unvermerkt eine gewisse Gleichförmigkeit des Volkscharakters und der Lebensart, trotz Ungleichheit des Standes und Reichthums Einzelner. Der Einfluß nämlicher Verwaltungsart und Gesetzgebung für ganze Reiche vergrößert allgemeine Verflachung des Nationallebens."

„Anders ist's in einem Gebirgslande, wie die Schweiz. Hier leben etwa gegen zwei Millionen Seelen, nicht nur durch politische Formen mehrerer Staatsgebiete, wie eigne Völkerschaften, mit besonderer Sprache und Herkunft, getrennt; sondern selbst durch die Natur und Gestaltung des Landes. Bergketten, Gletscher, reißende Ströme, große Seen, lange Winter, scheiden die Nachbarschaften; erschweren Verbindungen, und beschränken die Bewohner der kleinen Städte, Dörfer und Thalschaften nur auf Leben und Umgang unter sich selbst. Seit den Tagen der ersten Ansiedler, sind deren Nachkommen in ihren Ortschaften, durch Blutsverwandtschaft, ungetheilt gebliebene Gemeingüter, und einerlei bürgerliche Nutznießungen, eng verbrüdert. In jedem Dorf, in jedem Städtlein, stellt sich gleichsam nur eine größere Hausbaltung heraus, in welcher sich Reich und Arm, von Kindheit auf, kennt und nennt. Wer nicht dazu gehört, und wär' er aus dem nächsten Ort, ist da schon Fremder."

„Von dem, was jenseits des Berges, oder Sees, geschieht, wenig unterrichtet, oder gereizt, kennen die Leute nichts Wichtigeres, als die Ereignisse und Schicksale ihres eignen heimathlichen Thales. Sie kennen sie seit Jahrhunderten. Man erzählt sich von den Vorfahren und weiß oft, wie im alten Testament, die ganze Reihe ihrer Geschlechtsfolge. Jeder Kanton hat da seine besondere Staatsgeschichte; und eben so jede Thalgegend, jede Ortschaft, jede Haushaltung, ihre besonderen Ueberlieferungen aus ältern Zeiten. Es vererben sich da, von den Altvordern, Uebungen, Lebensarten, Vorurtheile, Sprachen, Dialekte, sogar die gleichen Taufnamen und Gesichtsähnlichkeiten der Dorfbewohner, wie Grundstücke, Wohnungen, Geräthschaften und Festtagskleider. Daher, bei dieser Vereinzelung aller Theile des Landes, ein starres Festhalten jedes Theils an gewohnter Art und Weise, und an die herkömmlichen Rechtsame. So haben Natur und Schicksal die Schweiz zum verworrensten Föderalismus hingedrängt, in welchem, jeder Kanton für sich, abermals ein kleiner Bundesstaat ganz verschieden berechtigter, und verschieden gesitteter Gemeinden und Thäler, geworden ist."

„Aber aus eben dieser Vereinzelung rief hinwieder Bedürfniß, oder vielmehr Gewöhnung, eine ausschließliche Anhänglichkeit des Schweizers am Schweizer, in Tagen der Gefahr, oder des Zusammentreffens im Auslande, hervor. Denn auch das größte Thal scheint wieder gewissermaßen nur Zubehör zum Eigenthum jeder einzelnen Hütte zu seyn. Hügel und Berge fern und nah, Wälder, Weiden, Felsen, Höfe und Dörfer des landschaftlichen Amphitheaters rings um, sind, was anderswo, Bildnisse an den Wänden des Wohnzimmers; beim täglichen Anblick derselben, etwas Vertrautes und Liebes. Es haften an allen diesen Gegenständen allerlei Erinnerungen. Jede Veränderung aber in der Umgegend, wird auch für den Menschen des Gebirgs, wie störende Aenderung im eignen Hause. So dehnt sich die Liebe der väterlichen Heimath wieder zur Liebe des ganzen Thals und dessen Oertlichkeiten aus. Die entlegnern Nachbarn betrachten einander nur, wie entferntere Verwandte, deren Wohnungen sie nicht, aber deren Bergspitzen sie noch sehen. Aus den Gemeindseinrichtungen ist ihre Staatseinrichtung; aus der Heimathsliebe ihre Vaterlandsliebe entsprossen, die, wie selten anderswo, tausend zarte Säugwurzeln in jedes Vorhandene und Gewesene treibt."

Commerslied.

Bei Gelegenheit des wissenschaftlichen Congresses zu Straßburg.

Mel. Gaudeamus igitur.

Schenket ein und stoßet an:
Vivat, was uns freute!
Ist es auch vor langen Jahren,
Daß wir flotte Bursche waren,
Ei, wir sind's noch heute.

Auch noch heute haben wir
Jugendvolle Herzen,
Und im fröhlichen Vereine
Wie dereinst bei Sang und Weine
Muth genug zu scherzen.

Hier soll kein Professor seyn,
Doctor noch Magister!
Werfet ab die Lebensbürden,
Titel, Orden, Rang und Würden,
Weg mit dem Philister!

Wenn wir auch durch dies und das
Sind getrennt im Leben,
Wollen wir doch treu verbunden,
Weil der Bursch den Bursch gefunden,
Jetzt das Glas erheben.

Ja, wir wollen jetzt vereint
Eines nur studieren:
Wie wir recht nach unserm Gfie
Auf dem Straßburger Congresse
Können commersiren.

Hoffmann von Fallersleben.

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

Am 26. September wurde auf dem Königsstädter Theater in Berlin „Ruy Blas", Drama in 5 Handlungen, nach dem Französischen des Victor Hugo, von Dräxler-Manfred zum Erstenmale aufgeführt. Die königl. priv. Berl. Ztg. bringt sowohl über dies Drama, wie auch über die Darstellung einen Bericht.

In Sachsen macht man jetzt Kartoffelkäse. Man kocht gute weiße Kartoffeln, schält sie kalt, verwandelt sie mittelst des Reibeisens oder Mörsers in eine weiche Masse, nimmt auf 3 Pf. ein Pf. Sauermilch und das nöthige Salz, trocknet das Ganze drei Tage, knetet es wieder und trocknet es dann in Weidenflechten noch 14 Tage, so hat man den Käse. Je älter er wird, desto besser schmeckt er. Die Würmer bleiben fern davon.

Ein Herr fragte zur Mittagszeit eine Berliner Höckerin, welche Zeit es wäre? — „Nischt!" war die Antwort. — „Wie so?" — „Nu, es ist noch nich 'mal Eens."

Hr. C. A. Gerlach aus Frankfurt a. M. hat sich um die Vervollkommnung der Galvanoplastik rühmliche Verdienste erworben. Die von demselben gefertigten, in der Mainzer Industrie-Ausstellung (Firma F. C. Vogel) aufliegenden Gegenstände dieser Art zeichnen sich durch ihre eigenthümliche Frische der Farbe und ihren Atlasschiller vortheilhaft aus.

Korrespondenz.

Wiesbaden, 30. Sept.

Die Aussichten, unter welchen die neue Theatersaison am 1. d. M. dahier begann, haben sich im Wesentlichen noch nicht besser gestaltet. Der Ankunft einer ersten und Bravourdsängerin sieht man fortwährend, doch vergebens, entgegen. Bis dahin, wo deren Acquisition erfolgt, wird unser Heldentenor Hr. Streit, dermalen in Lüttich mit Erfolg gastirend, wenig in Anspruch genommen werden. Eine anderweite bessere Besetzung des Faches der ersten Liebhaberinnen und jugendlichen Anstandsdamen erscheint nicht mehr als ein Ding der Unmöglichkeit, da die für dieses Fach dahier engagirte Dame zu einem Gastspiel nach Oldenburg gereis't ist. Einstweilen ist Hr. Meisinger für Tenorbuffo- und komische Partieen von neuem für die hiesige Bühne gewonnen und dadurch den laut geäußerten Wünschen des Publikums entsprochen worden. Dieser Künstler würde in Rollen der feinern und höheren Komik nicht leicht durch einen Anderen zu ersetzen gewesen seyn. Von der Thätigkeit der Opern-Regie gewahrte man bis jetzt wenig, da das Repertoir für den ganzen Monat September nur vier kleine Opern, darunter „Czaar und Zimmermann", brachte. In dieser Oper, welche nach dem Theaterzettel dem Souffleur Götz für 25jährige pünktliche Dienstleistungen als Benefizvorstellung von der Intendanz bewilligt worden war, wurde dem Publikum ein aus früherer Zeit dahier beliebter Komiker, Hr. Herbold, vom Mainzer Stadttheater, als Bürgermeister van Beet vorgeführt. Das Publikum bewies durch zahlreichen Besuch und stürmischen Empfang des Gastes, daß es seine Lieblinge nicht schnell vergißt. Dem Benefiziaten-Jubilar soll übrigens, trotz seiner 25jährigen Anstrengungen und obgleich der Theaterzettel eine Reservation nicht enthielt, nur die halbe Einnahme zu Theil geworden seyn! Das Sprüchwort: „Gut Ding will Weile haben", hat sich bei unserer neuen Opern-Direktion noch nicht bewährt. Denn obgleich von jenen vier kleinen Opern, welche als bloße Repetitionen täglich nur einer halben Probe bedurft hätten, viele Quartett- und Orchesterproben gehalten wurden, so ging doch keine derselben besser, wie früher. Als neu einstudirte (nicht neue) Oper soll in diesen Tagen schon „der Schnee" fallen, den man für immer in Wasser aufgelöst wähnte. Da unser Ballet bis auf eine Solotänzerin, anderwärts Figurantin genannt, zusammen geschmolzen ist, das Corps de Ballet aber aus einigen kleinen Mädchen von 6 — 10 Jahren besteht, die ihre Füßchen ungefähr eben so bewegen, wie andere Kinder desselben Alters, so ist an die würdige Aufführung großer Opern, die eine glänzende Ausstattung erheischen, vorerst nicht zu denken. Die Regie des Schauspiels und der Posse zeigte in den letzten vierzehn Tagen größere Regsamkeit und das Repertoir brachte mehrere Novitäten, die jedoch wieder den Nachtheil im Gefolge hatten, daß einige Mitglieder, durch übereiltes Einstudieren ihrer Rollen, vielleicht aber auch durch andere Ursachen genöthigt waren, zu den unterirdischen Hülfeleistungen des Souffleurs ihre Zuflucht zu nehmen. — Am 27. d. M. erlebte Donizetti's komische Oper „Marie, oder die Tochter des Regiments" ihre dritte Aufführung auf hiesiger Bühne. Statt der französischen Soldaten vom 10. Regiment wird hier diese Oper mit österreichischen Grenadieren, jedoch unter Beibehaltung französischer Redensarten und Sentimens, gegeben, was manche Ungereimtheit in die Handlung bringt. Das Glück, das diese Oper hier demungeachtet macht, wird zunächst durch die anziehende Darstellung der Marie durch Mad. Schumann erzeugt; denn es ist nicht wohl möglich, mit mehr Anmuth und heiterer Laune zu singen, zu spielen und zu marschiren, als dies durch Mad. Schumann geschieht. Die Scene, wo Marie beim Vortrag der Schäferarie (zum Clavier) in die alte Soldatenmanier verfällt und Sulpiz (Hr. Gerstel) derb dazwischen perorirt, war von drastischer Wirkung. Sehr brillant vorgetragen ward gleichfalls Mariens große Arie, die am Schluß durch einen Soldatenchor verstärkt wird. Mad. Schumann erhielt rauschenden Beifall und wurde gerufen. Hr. Gerstel (Sulpiz) war brav im Gesang; im Dialog machte er mehrmals Pausen, die das Libretto nicht gutheißt. Hr. Schrader gab den Tyroler Tonio, aus dem man hier einen Schweizer Partisan macht, mit viel Natürlichkeit und sang diese hohe Tenorpartie geschmackvoll und mit Leichtigkeit. Die Partie der Marchesa hätte jede Andere eben so gut singen und spielen können, als Mad. Hüttel, die zwar für das Fach der Mütter und Anstandsdamen in der Oper engagirt ist, den an sie zu machenden Anforderungen aber nicht entsprechen kann. Die Rolle des Haushofmeisters war in den Händen eines mit der Bussoneria noch wenig vertrauten Kunstsängers. Die obligate Cellobegleitung der großen Arie Marien's durch Hrn. Konzertmeister Schuppler fand verdienten Beifall. Ungenügend war dagegen die Orchesterbegleitung in den paar kleinen Recitativen, und den Sängern, wie den nicht genug energischen Chören entging die gewohnte mitwirkende Unterstützung des Orchesters. Sehr störend waren während der Vorstellung die lauten Signale des Souffleurs und das häufige Aufschlagen des Dirigenten, der die schöne Partitur Donizetti's etwas schonender behandeln sollte. Als nicht minder unpassend verdient das sehr laute Stimmen der Instrumente im Orchester gerügt zu werden.

Auflösung der Charade in Nro. 275.

Narrenkappe.

Theater-Anzeige.

Samstag, 8. Okt. Norma, große Oper in 3 Akth., Musik von Bellini. (Letzte Gastrolle) Norma: Dem. Pauline Marr, vom k. Hoftheater zu Dresden.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 279. Sonntag, den 9. October 1842.

Der schreckliche Reisegefährte.

Si non é vero, é ben trovato.

Ein bekannter englischer Schriftsteller erzählt folgendes Ereigniß, das er aus dem Munde eines berühmten Luftschiffers selbst erfahren haben will. Wir lassen nach seiner Erzählung den Letztern selbstredend auftreten:

„Bei einer meiner Auffahrten von dem Garten des Vauxhall hatte sich mir einer meiner Bekannten, mit Namen Mavor, als Begleiter auf meiner Luftreise selbst angetragen. Aber als die Stunde der Auffahrt kam, ließen ihn seine Nerven im Stich, und ich sah mich vergebens nach der Person um, welche den leeren Sitz im Korbe einnehmen sollte. Nachdem ich bis zum letzten Augenblick auf ihn gewartet, und die im Garten versammelte Menge bereits laute Beweise ihrer Ungeduld von sich gegeben, schickte ich mich an, allein aufzusteigen; und eben war ich im Begriff, den letzten Strick, der mich an die Erde knüpfte, von mir zu werfen, als plötzlich ein mir fremder Herr sich durch die Menge drängte, und sich mir als Begleiter auf meiner Wolkenreise antrug. Er wußte seine Bitte so dringend und ernstlich zu machen, daß ich, nachdem ich mich durch einige Fragen versichert, derselbe gehöre dem gebildeten und ehrenhaften Stande an, und sein Versprechen, sich in allen Dingen meinen Befehlen zu fügen, entgegengenommen, einwilligte, ihn anstatt des Ausgebliebenen aufzunehmen; worauf er denn mit großer Eile und Behendigkeit in das schwankende Luftschifflein stieg. Im nächsten Augenblick schon befanden wir uns über den Alleen der berühmten Gärten; und um meinem Gefährten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß ich gestehen, daß nach allen meinen früheren Erfahrungen nie Jemand bei der ersten Auffahrt eine so vollkommene Kaltblütigkeit und Selbstbeherrschung an den Tag gelegt hatte, wie dieser Unbekannte. Das schnelle Steigen des Ballons, die Neuheit der Lage, die wirklichen und eingebildeten Gefahren der Reise, und endlich die Jubelrufe der Zuschauer — Alles ist geeignet, den Kühnsten etwas zum Zittern zu bringen, oder wenigstens eine ungewöhnliche Aufregung zu veranlassen. Der Fremde hingegen war so gefaßt, und schien sich so wohlbehaglich zu fühlen, als wäre er bei sich zu Hause und säße gemächlich in seinem Lehnstuhle vor'm Schreibtisch. Ein Vogel hätte nicht lustiger seyn und sich froher in seinem Elemente fühlen können; und trotz dem versicherte er mir auf seine Ehre, auf das feierlichste, daß er nie in seinem Leben vorher aufgestiegen sey. Anstatt irgend eine Besorgniß über die große Höhe von der Erde, in der wir uns befanden, kund zu geben, gab er stets die lebhafteste Freude zu erkennen, wenn ich einen meiner Sandsäcke ausleerte, und ein bis zwei Mal drang er sogar in mich, mehr Ballast auszuwerfen, als ich eben wollte. Mittlerweile trieb uns der sehr günstige Wind langsam in nordöstlicher Richtung, und da der Himmel an diesem Tage ausnehmend klar und hell war, genossen wir einer wundervollen Vogelperspektive auf die große Metropole und die sie umgebende Landschaft. Mein Reisegenosse lieh mir ein aufmerksames Ohr, als ich ihm die verschiedenen Gegenstände bezeichnete, über die wir hinflogen, bis ich endlich zufällig bemerkte, daß der Ballon sich in diesem Augenblicke gerade über Horton befinden müsse. Da zum ersten Male verrieth mein Gefährte ein gewisses Unbehagen, und fragte ängstlich, ob ich glaube, daß er von irgend Jemanden unten auf der Erde erkannt werden könne. Ich erwiederte ihm, dies sey völlig unmöglich. Trotz dem fuhr er fort, sich ängstlich hin und her zu bewegen und öfters zu wiederholen: „Ich hoffe, sie werden mich nicht sehen," wobei er mich dringend anlag, noch mehr Ballast auszuwerfen. Zum ersten Mal fuhr mir nun der Gedanke durch den Kopf, daß sein Anerbieten, mit mir aufzusteigen, viel von einem Einfall augenblicklicher Laune an sich getragen, und daß er sich jetzt fürchte, von irgend wem seiner Familie erkannt zu werden. Ich fragte ihn deshalb, ob er zu Horton wohnhaft sey, worauf er mir eine bejahende Antwort gab, und auf's neue und mit größter Heftigkeit in mich drang, die noch übrigen Sandsäcke auszuleeren.

Das war jedoch in Betracht der Höhe, zu welcher wir aufgestiegen, und des Zuges des Windes, so wie wegen der Nähe der Meeresküste, durchaus nicht möglich. Aber mein Kamerad war taub für diese Gründe — er bestand darauf, noch höher zu gehen; und als ich mich weigerte, noch mehr Ballast auszuwerfen, zog er Hut, Rock und Weste aus und warf Alles über Bord.

„Hurrah, das erleichtert das Schiff!" rief er aus; „aber es ist noch nicht genug," und er begann seine Halsbinde loszubinden.

„Unsinn! mein Bester," sagte ich, „auf solche Entfernung kann Sie Niemand, wäre es auch mit dem Teleskop, entdecken."

„Verlassen Sie sich nicht so sicher darauf," erwiederte er ziemlich einfältig; „sie haben scharfe Augen zu Miles."

Digitized by Google

„Wo das?“ fragte ich.

„In Miles Irrenhause!“ erwiederte er.

Gnädiger Himmel! — Im Nu stand die Wahrheit klar vor meinen Augen. Ich saß in dem gebrechlichen Korbe des Luftballons, wenigstens eine Meile über der Erde, neben einem Verrückten! Das Furchtbare meiner Lage raubte mir den ersten Augenblick alle Ueberlegung. Ein plötzlicher Anfall des Irrsinnigen, ein Anfall von Wuth — der geringste Kampf konnte uns beide jeden Augenblick in die Ewigkeit senden! Mittlerweile wiederholte der Verrückte heftiger sein unsinniges Geschrei: „Höher! Höher! Höher!“ und entledigte sich dabei alles dessen, was er an Kleidern an sich trug, indem er jedes einzelne Kleidungsstück, sobald er es ausgezogen, über Bord warf und den Winden übergab. Die Ueberzeugung, daß jede Einwendung vergeblich seyn würde, oder vielmehr die Furcht, daß ein solcher Einwand möglicherweise eine verderbliche Aufregung hervorbringen könne, legte mir während dieses Treibens von seiner Seite Stillschweigen auf. „Wir sind noch nicht hoch genug; wir müssen noch zehntausend Meilen höher — Einer von uns muß den Andern hinauswerfen.“

Es ist unmöglich, meine Empfindungen bei diesen Worten zu beschreiben. Nicht nur das Fürchterliche meiner Lage, sondern noch mehr die Neuheit derselben, setzte meine Sinne in wilder fieberhafte Bewegung — denn nie hatte die kühnste Einbildungskraft, nie der schrecklichste Traum und die Angst des Alpdrückens mich in eine so verzweifelte, hoffnungslose Lage versetzt. Sie war schrecklich — schrecklich! Worte, Bitten, Gründe waren nutzlos — Widerstand wäre augenblicklicher Tod gewesen. Besser wäre es gewesen, ich hätte mich ohne Waffen in den amerikanischen Wüsteneien der Gnade amerikanischer Wilden preisgegeben befunden. Und während ich so keine Hand, um es zu vereiteln, zu rühren wagte, sah ich den Wahnsinnigen mit Wohlbedacht erst den einen, dann den andern der noch als Ballast übrigen Sandsäcke aus dem Korbe schleudern, wodurch der Ballon pfeilschnell in die Höhe stieg. — Höher, höher, höher hinauf flog er — in eine Höhe, an die ich nie zu denken gewagt — die Erde war aus meinen Augen entschwunden, und nichts als ein ungeheures Wolkenmeer wogte unter uns! Die Welt war, ich fühlte es, auf immer für mich verloren! Der Verrückte hingegen, noch nicht zufrieden mit unserer Höhenfahrt, begann auf's neue mürrisch vor sich hin zu sprechen.

Endlich fragte er plötzlich: „Haben Sie Weib und Kinder?“

Durch den Trieb der Natur und der Liebe zur „freundlichen Gewohnheit des Daseyns“ dazu gedrungen und mit einer gewiß verzeihlichen Verläugnung der Wahrheit entgegnete ich, daß ich verheirathet wäre und vierzehn unerzogene Kinder hätte, die ihren Vater und Erhalter in mir verlieren würden.

„Ha! ha! ha!“ lachte der Wahnsinnige, indem eine Gluth in seinen Augen brannte, die mein Blut zu Eis erstarren machte. „Ich habe dreihundert Weiber und fünftausend Kinder; und wenn der Ballon nicht durch die doppelte Belastung so schwer gewesen wäre, hätte ich mich schon längst bei ihnen befunden.“

„Und wo halten sie sich auf?“ fragte ich, ängstlich bemüht, durch irgend eine Frage, die sich mir gerade darbot, Zeit zu gewinnen.

„Im Monde,“ erwiederte der Verrückte, „und wenn ich den Korb leichter gemacht, werde ich im Nu dort seyn.“

Ich hörte nichts weiter; denn plötzlich trat er auf mich zu, schlang mich in seine Arme.“ —

* * *

Hier endete der Bericht über dies Ereigniß. Daß es erzählt wurde, scheint zu beweisen, daß es so glücklich abgelaufen, wie je ein anderes Mährchen.

Toledo.

(Reisebild nach A. Dumas.)

(Schluß.)

Man mußte den würdigen Impresario in seiner Prosceniumsloge sehen, dem König gegenüber, bei einer ersten Aufführung, ernst, unparteiisch, unerschütterlich, bald gegen die Schauspieler, bald gegen das Publikum sich wendend. War es der Schauspieler, der strauchelte, so war Barbaja der erste, der ihn aufopferte mit einer des Brutus würdigen Strenge, und ihm ein Can de Dio! zuwarf, daß der Saal zitterte; — war dagegen das Publikum im Unrecht, so wand sich Barbaja wie eine Viper hin und her, und schrie ihnen mit lauter Stimme entgegen: „Fioli d'una vacca (ihr Kälber), wollt Ihr schweigen! Ihr verdient nichts, als Gesindel!“ Vergaß vielleicht der König, zu gehörigen Zeit zu applaudiren, so begnügte Barbaja sich, die Schultern zu zucken und schmollend zur Loge hinaus zu gehen.

Barbaja überließ keinem die Sorge, seine Truppe zu formiren. Sein Grundsatz war, wo möglich unbekannte Künstler zu engagiren, weil ein Ruf, der seinen Höhepunkt erreicht hat, nur noch sinken kann, und mit den berühmtesten Talenten mehr zu verlieren als zu gewinnen stand. Lieber suchte er selbst sie heranzubilden, und begann in der Regel seine Versuche in anima vili. Seine Methode war diese:

Er ließ an einem schönen Mai- oder September-Morgen sich von seinem Kutscher in die Umgegend von Neapel fahren, dann stieg er aus und ging allein zu Fuße weiter, um sich das reine Brust-C ausfindig zu machen. Traf er auf einen hübschen, gewandten Bauer, der ihm überdies auch hinlänglich arbeitsscheu für einen Tenoristen zu seyn schien, so nahte er ihm freundlich, legte ihm die Hand auf die Schulter, und leitete ein Gespräch mit ihm ein, ungefähr so:

„Nun, mein Freund, die Arbeit macht etwas müde, nicht wahr? Die Hacke ist ein wenig schwer in der Hand?“

„Ich habe ausgeruht, Excellenza.“

„Weiß das! weiß das! der neapolitanische Bauer ruht immer aus.“

„'s ist eben eine erstickende Hitze. Auch der Boden ist so hart.“

„Ich wette, du hast eine schöne Stimme. Nichts in der Welt stärkt so und gibt Kräfte, als ein wenig Musik, singe mir einmal ein Lied.“

„Ich, Signor? in meinem Leben habe ich noch nicht gesungen.“

„Desto besser, deine Stimme wird dann um so frischer seyn!“

„Sie wollen spaßen.“

„Nein, ich will dich hören.“

„Was werde ich denn damit verdienen, wenn ich mich hören lasse?“

Digitized by Google

„Vielleicht, wenn deine Stimme mir gefällt, wirst du gar nicht mehr arbeiten müssen, ich nehme dich mit mir."

„Als Bedienten?"

„Besser als das."

„Als Koch?"

„Besser, sage ich dir."

„Warum denn aber?" fragte der Bauer etwas mißtrauisch.

„Was thut dir das? singe nur."

„Recht stark?"

„Mit aller Kraft deiner Lunge, und vor allem mache nur den Mund recht weit auf."

Wenn der Unglückliche nur eine Bariton- oder tiefe Tenorstimme hatte, so kehrte der Impresario sich kurz weg auf den Fersen um, und ließ ihm eine weise Lehre zurück über die Liebe zur Arbeit und das Glück des Landlebens; war aber sein Tagewerk durch die Entdeckung eines Tenors gekrönt worden, so nahm er ihn mit sich und ließ ihn aufsteigen — hinten auf die Kutsche.

Er verwöhnte seine Künstler nicht, der Mann.

War ein junger Sänger zu engagiren: — „wie viel sollst du haben, Junge?" fragte Barbaja mit seiner barschen Stimme und in seinem polternden Tone, „50 Franken des Monats sind genug zum Anfang — Schuhe, ein Kleid, Macaroni zum Essen, was brauchst du weiter — wirst du ein großer Künstler, dann machst du mir die Bedingungen, wie ich dir jetzt. Leider wird die Zeit nur zu bald kommen, du hast eine schöne Stimme, sonst würde ich dich nicht engagiren, du hast Verstand, das beweist, daß du mich prellen wolltest. Gedulde dich, mein Freund, Geld und Singen kommen mit einander — gäbe ich dir gleich jetzt schon viel Geld, so würdest du den Windbeutel spielen wollen, dich alle Tage betrinken, in ein paar Wochen wäre deine schöne Stimme fort."

Mit den Mädchen war seine Unterhandlung noch kürzer und einfacher.

„Mein liebes Kind, ich gebe dir keinen Sou: im Gegentheil, du mußt mir bezahlen; ich verschaffe dir jede Gelegenheit, dem Publikum alle deine natürliche Anmuth zu zeigen — du bist hübsch — wenn du Talent hast, kommst du schnell vorwärts, hast du keines, wohl noch schneller. Glaube mir, du dankst es mir einst, wenn du mehr Erfahrung hast."

Diese Logik war so bündig, daß die jungen Künstlerinnen sich um fünfzig Franken monatlich engagirten, aber in der Regel geschah es, daß sie nach dem ersten Quartal irgend einem Wucherer 6000 Franken schuldig waren; dann bezahlte Barbaja, um sie nicht im Gefängniß sehen zu müssen, ihre Schulden, und damit war die Rechnung saldirt.

Eine Anekdote über seine musikalische Kenntniß.

Es war im tiefen Winter, man studirte eine neue Oper ein, die ersten Sänger aber, die ihre Eiderdunen gar ungern verlassen mochten, kamen jedesmal über alle Gebühr zu spät. Der erboste Barbaja hatte Abends geschworen, er werde zuverlässig den ersten, der sich nicht auf den ersten Glockenschlag einfinde, in Strafe nehmen, und wäre es der erste Tenor oder die Prima Donna selbst, um ein Exempel zu statuiren.

Die Probe beginnt, Barbaja tritt eben hinter eine Coulisse, um den Maschinisten auszuhunzen, als mit einem Male alle Stimmen schweigen und das Orchester einhält, wie wenn es auf etwas wartete.

„Was gibt es?" schrie der Impresario, und lief an den Rand der Bühne.

„Nichts, Signor", antwortete der erste Violinist.

„Es fehlt etwas — wer fehlt? ich will es wissen."

„Es fehlt ein Re.*)"

„In Strafe verfallen!"

Mit alle dem verdanken doch Lablache, Tamburini, Rubini, Donzelli, die Colbron, die Pasta, die Fodor, Donizetti, Bellini, ja selbst Rossini, der große Rossini, Barbaja ihre Bildung.

Die größten Meisterwerke des souveränen Künstlers sind für Barbaja komponirt worden, und nur Gott allein kann es wissen, was es den armen Impresario Bitten, Gewalt und List mag gekostet haben, um das unabhängigste, sorgenloseste und glücklichste Talent, das jemals unter Italiens schönem Himmel dahin geschwebt ist, zum Arbeiten zu zwingen.

Ein Wort zur Berichtigung.

Der Verf. des referirenden Korrespondenzartikels der Kölnischen Zeitung spricht sich in Beziehung auf meinen in der Schlußsitzung der 20sten Versammlung der Naturforscher und Aerzte in Mainz gehaltenen Vortrag dahin aus: daß eine philosophisch-speculative Darlegung eines naturwissenschaftlichen Gegenstandes für Naturforscher, welche die sciences exactes cultiviren, nicht mehr an der Zeit sey. Einem so oberflächlichen und allgemein gehaltenen Urtheile, welches in seiner Anmaßung auch nicht Einer der dort mitgetheilten Ansichten erwähnt, wäre durch die Aussprüche der geachtetsten Männer, welche auf dem Gebiete der sciences exactes in keinem Falle minder stimmberechtiget sind, als jener ungenannte Referent, gar leicht zu berichtigen. Statt alles Anderen verweisen wir den Ref. auf die Aussprüche zweier Männer, deren Meisterschaft er doch wohl anerkennen dürfte. Wir verweisen ihn auf das, was von Martius im J. 1838 (in seinen Reden und Vorträgen über Gegenstände aus dem Gebiete der Naturforschung. S. 297) und was Schönbein (in „Supplémens à la bibliothèque universelle de Genève, Nro. 2. Septbr. 1841; deutsch in den anonym erschienenen Mittheilungen aus dem Reisetagebuch eines deutschen Naturforschers. Basel 1842, S. 327 u. ff.) in den Jahren 1841 und 1842 gesagt hat.

Der Hr. Ref. beliebe, die vorbemerkten Aussprüche jener auf dem Gebiete der sciences exactes so hochgestellten Männer mit seiner oberflächlichen, absprechenden Sentenz zusammen zu halten. Ich habe keine andere Bestrebungen, als die sind, welche dort von den Koryphäen auf dem Gebiete der Naturforschung als höchst ersprießlich und sogar als wesentlich hervorgehoben werden. — Ob indessen meine Untersuchung des Wesens und des inneren Zusammenhangs der Imponderabilien in der That aller factischen Unterlage entbehre, oder ob ich, nach der Meinung jenes Ref., die Imponderabilien „ohne Zuthat von Physik und Chemie construirt habe", das wird meine demnächst im Drucke erscheinende Abhandlung zur Entscheidung bringen. Vorläufig will ich nur noch bemerken, daß compe-

*) Re — König; hier die D Note.

Digitized by Google

tente Richter, die das Ganze meiner Arbeit kennen, ein dem des Ref. entgegengesetztes Urtheil gefällt haben.

Mainz, am 2. Oct. 1842. Dr. Kirnberger, jun.

Mannichfaltigkeiten.

Bisher halfen sich die, denen der Tod zu lange ausblieb, mit Erschießen, Erhängen, Ersäufen u. s. w. Die neueste schlechte Mode ist bei den Franzosen, einen Eisenbahnzug über sich hinwegehen lassen. Wieder hat ein Angestellter bei der Eisenbahn in Versailles, der entlassen worden war, sich quer über die Eisenbahn gelegt und sich von den Rädern der Locomotive zermalmen lassen.

Frage. Woher kommt es, daß jetzt, da so viele hübsche Mädchen existiren, verhältnißmäßig so wenige gegen sonst heirathen? Antwort: Weil die Mantillen, Burnusse, Uhren, Ketten und Sonstiges zu viel kosten, die Männer aber lieber diniren als entbehren wollen mit der Geliebten. Die Zeit ist aber eine Gewerbszeit. Die Burnusse sind Zölle und die Soupers sind auch Zölle der beiden Zollstaaten Mann und Weib.

Zwei Verbrecher wurden zum Schaffot geführt. Ein Fremder fragte einen Arzt, warum die armen Schelme sterben müßten? „Der Eine", war die Antwort, „hat ein um sich greifendes Uebel (Raub), und der Andere eine ansteckende Krankheit (Brandstifter)."

(Schwelm, 24. Sept.) Unter all den Festlichkeiten, welche die Liebe der Rheinländer zu ihrer Herrscherfamilie bekundeten und besonders die angestammte Liebe und Treue der Berger und Märker bethätigten, verdient eine kleine Emeute als Episode Erwähnung, nicht eben weil sie Schatten, sondern noch Licht auf die Reihe von Festtagen wirft, welche wir das Glück hatten, am Rheine zu erleben. JJ. kk. MM. geruhten nämlich den Grundstein zu einer neuen größeren Kirche hierselbst zu legen, und fuhren dann, nach vollbrachten üblichen Feierlichkeiten, nach Elberfeld. Der Bau-Inspektor, welcher den Auftrag erhalten, die Gründung zu leiten und den Plan auszuführen, bekam am Abend des Festes den unglücklichen Einfall, den ersten Stein anders zu legen, besser anzubringen, und versuchte diesen Einfall gleich auszuführen. Mehrere Arbeiter und Bürger, welche sich in der Nähe der Baustelle befanden und diesen Eingriff bemerkten, wurden darüber auf's höchste erzürnt, schlugen Lärmen, daß das ganze Städtchen auf die Beine kam und auf den erschreckten Architekten drohend eindrang. Den Stein, den der geliebte König gelegt, besser legen zu wollen, war allein ein Frevel, der schwer an dem Manne gerächt worden wäre, wenn er sich nicht rasch durch die Flucht entzogen hätte. Die laute Stimme des Volkes, das nach dem Auftritte noch die Gassen durchschwärmte, der Wohnung des Künstlers sich näherte, trieb dessen Angst auf's höchste, so daß er die wirklich unnöthige Flucht aus der Stadt vorzog, rasch abfuhr und bis jetzt noch nicht zurückgekehrt ist.

(Potsdam, 2. Okt.) Ein Ereigniß tragischer Natur, eine Todesart, wie sie in hiesiger Gegend wohl noch nie vorgekommen seyn mag, hat sich vor einigen Tagen im neuen königl. Wildpark ereignet. Ein junger Mann und ein oder zwei Knaben waren im Innern des königl. Wildparks schon eingegatterten Theils, wo sich bereits die Hirsche befinden, die bekanntlich zur Brunstzeit sehr bösartig sind. Einer dieser Hirsche, mit einem prächtigen Geweihe, wendete sich nun mit voller Wuth gegen den jungen Mann; vergebens sucht sich dieser hinter einen Baum zu retten; der Hirsch durchbohrt ihn mit seinem Geweihe, reißt ihm den Leib auf und wühlt in seinem Innern, bis endlich auf das Geschrei der Knaben Leute herbeieilen und der Hirsch von ihm abläßt; aber der Unglückliche war so zugerichtet, daß er schon vor Ablauf einer Stunde seinen Geist aufgab. Er soll aus Eiche seyn, und ist heute auf dem Kirchhofe zu Bornstädt beerdigt.

Literatur.

Leitfaden für angehende Lehrer und Lehrerinnen im Klavierspielen zum Behufe des ersten Unterrichts, wie auch für Gouvernanten und Hauslehrer, welche denselben zu leiten und zu recapituliren haben. Nebst Andeutung einiger Hülfsquellen in der Wahl anzuwendender Musikalien, und einem Notenheft, 89 Beispiele enthaltend. Von Carl Gollmick, Gesang- und Klavierlehrer in Frankfurt a. M. 70stes Werk. Erschienen in der Hofbuchhandlung von Gustav Jonghaus in Darmstadt.

Der Titel dieses Schriftchens deutet vollkommen dessen Zweck an, und daß es diesem auch entspricht, dafür bürgt uns der Name des geschätzten und thätigen Verfassers. Die Tendenz des Werkchens weicht von allen bestehenden Klavierschulen gänzlich ab, da sie für Solche berechnet ist, die sich dem Fache des Klavierunterrichts widmen, die aber ohngeachtet ihrer erworbenen Kenntnisse die Erfahrung einer einfachen und dabei doch gründlichen Mittheilung noch nicht haben können. In dem Glauben, daß Klavierunterricht ein bald fertiges und einträgliches Geschäft sey, strömen diesem Nahrungszweige täglich neue Candidaten zu. Wie ganz à propos und nützlich muß es also für diese seyn, sogleich ein Buch zur Hand zu haben, worin eine einfache, dem jungen Verstande angemessene Sprache herrscht, welche das Kind belehrt, ohne es zu verwirren, worin auf seine Fragen geantwortet, und in fortschreitender Ordnung Alles mitgetheilt wird, was es wissen muß, um in kurzer Zeit festen Grund und Boden zu einer später ausgedehnteren Ausbildung zu gewinnen. Vor allen Dingen stellt Gollmick die Begriffe einer Lehre fest, ehe er den Namen gibt, und läßt sich eine Lehre aus der andern logisch entwickeln. Indem das Werkchen nun angehenden Lehrern zur Grundlage dient, wird es zu Privatrecapitulationen, wie zum Selbstunterricht nicht minder gute Dienste thun, und selbst dem erfahrenen Lehrer eine nützliche Lectüre seyn. Das Format (groß Octav) ist zu einem Handbuche geeignet, die Ausstattung elegant, der Druck correct und der geringe Preis von 54 kr. sehr billig gestellt. Mit Vergnügen stimmen wir daher dem Lobe bei, welches bereits mehrere deutsche Blätter, namentlich die Europa und der Telegraph, diesem Schriftchen gespendet. W.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 9 Okt. Der Sohn der Wildniß, romantisches Schauspiel in 5 Abth., von Fr. Halm.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 280. Montag, den 10. October 1842.

Treue Liebe.

(Erzählung aus den Jahren 1396 bis 1398. Nach dem Russischen des Bestuschew) *).

I.

Warum, warum habt ihr zerrissen
Der Herzen Band?
Warum die Liebenden entrissen
Dem Glückes Rand?
Was nützet Gold und Prachtgeschmeid
Dem süßen Triebe?
Das schönste Glück, das sich dir beut,
Ist nur die Liebe!

Shukowski.

„Das kann nicht seyn!" sprach Simeon Wojeslaw, der reiche Kaufmann in Nowogrod, zu seinem Bruder Juri. „Es geschieht nicht, eben so wenig, als zwei Sonnen am Himmel stehen. Du hast nicht Unrecht, wenn Du sagst, daß Dein Liebling Roman Jassenski gut und hübsch sey; daß er Nowogrod treu und redlich gedient, und viel für das heilige Russenland gelitten hat; es ist wahr, sein Wort gilt viel auf den Volksversammlungen und Berathungen, er ist gewandt in kriegerischen Spielen, höflich gegen Jeden, — nur eins fehlt ihm" — setzte Simeon, mit dem Schlüsselbunde an seinem Gürtel spielend, stolz hinzu — „nur eins, er ist arm, und folglich wird meine Tochter nie die Seinige!" —

„Hast Du," entgegnete Juri, Vorsteher der Kaufmannschaft im Slavenskischen Stadttheile, „hast Du, Bruder! denn nicht des Goldes genug? Brauchst Du denn einen reichen Schwiegersohn, da Du seinen Weg vom Hause bis zum Traualtar mit Geld pflastern könntest?" —

„Ganz recht!" fiel der Andere ein; „wer bürgt mir aber, daß Roman nicht eben des Geldes wegen um meine Tochter freit?"

„Sein Herz und seine Thaten!" antwortete der Bruder. „Wer aus freiem Antrieb Blut und Jugend der Heimath opferte, wer zuerst den Brand in sein Erbe schleuderte, daß es nicht Nowogrod's Feinde zur Beute werde, der tauscht für seine Seele keine reiche Aussteuer eines Mädchens ein!"

„Verlangst Du nicht, geliebter Bruder!" fragte fast höhnend Simeon — „verlangst Du nicht, daß ich meine schönste, unbezahlbare Perle in die trüben Wogen des Wolchow werfe, daß ich meine Tochter einem Manne gebe, in dessen Brautbette sich nicht neun und dreißig Garben befinden, und dessen Lieblingsroß bei'm Nachbar auf die Weide geht? Ist ein solcher der Gatte für meine Olga? Ihr Eigenthum sind Schiffe auf dem Meere, was gehört ihm? Die Kraniche in der Luft!" —

Es gab in jener Zeit, in der die hier dargestellten Begebenheiten sich zutrugen, und giebt auch jetzt noch in dem nordischen Riesenreiche so viele, von andern Ländern abweichende Sitten und Gebräuche, daß wir nothwendiger Weise zur Verständniß des Lesers öfter den Lauf der Handlung mit Erläuterungen werden unterbrechen müssen. Die oben erwähnten „neun und dreißig Garben," die Simeon in dem Brautbette seines Eidams nicht vermissen will, beziehen sich auf eine Zeremonie bei der Vermählung, die in Rußland Anwendung fand und findet. Ehe man zur Kirche ging, traten Bräutigam und Braut auf einen Teppich, dann wurden ihnen Blumenkronen aufgesetzt und unter die Füße ein Zobelfell gelegt. War die Braut in des Bräutigams Hause angekommen, so flocht man ihr die Haarflechten los, die von jetzt an unter dem Schleier verhüllt bleiben mußten. Bei'm Hochzeitmahle sangen die Freundinnen der Neuvermählten Lieder. Betraten die jungen Gatten ihr Schlafgemach, so überschüttete man sie mit Hopfen und Geld, als Wunsch, daß sie froh und reich leben möchten. Der letztere Wunsch wiederholte sich darin, daß das Bett mit neun und dreißig Garben verschiedenen Getreides bedeckt wurde. Kehren wir von dieser kurzen Abschweifung wieder zu dem Gespräche der Brüder zurück.

Obgleich Juri durch die, seinen Liebling Roman unverschuldet treffenden Vorwürfe sich selbst gekränkt fühlte, antwortete er doch mit Ruhe: „Bruder! Du solltest einen braven Bürger nicht beschimpfen! Roman's Herz ist wohl so viel werth, wie Dein Gold, denn in seinen Adern rollt das edle Blut der Bojaren. Es kann meiner Nichte nicht Unehre bringen, ihre Hand dem Urenkel des hochherzigen, ruhmbekrönten Twerdislaw zu reichen." —

„Und wäre Wadim sein Ahn gewesen," grollte Simeon, „so sollte er meiner Olga Haar doch nicht ohne goldnen Kamm

*) Aus „Historische und romantische Erzählungen, Begebenheiten und Skizzen. Nach dem Russischen von Friedrich Tieß. Berlin. Voß'sche Buchhandlung."

Digitized by Google

streicheln, und mit seinem tapfern Säbel den Kasten mit der Aussteuer nicht öffnen." —

„Seltsamer Mensch! für Dein Gold willst Du Dir Kummer, Deiner Tochter Unglück erkaufen? Sie liebt Roman, ihre Thränen —"

„Sind Wasser!" fiel der Andere ein; „von ihrer Liebe, die sie ohne Einwilligung des Vaters anknüpfte, mag dieser nichts hören!" . .

„Simeon!" warnte der Bruder, „das Herz ist kein Sklav, und läßt sich nicht befehlen!" —

„Wollen sehen! Von dieser Stunde an verbiete ich den Beiden, sich zu sehen, verbiete Olga, auch nur an Roman zu denken. Die Tochter muß durch den Kopf der Eltern überliegen, nach alter Landessitte, und nicht nach ihrem Gefallen leben; sie soll nicht fremden, in's Land gebrachten Gebräuchen folgen. Schuld an allen dergleichen Dingen sind die Deutschen, und dürfte ich, wie ich wollte, so würde ich diese Fremdlinge alle, bis auf den letzten Mann, aus unserm rechtgläubigen Nowogrod hinaustreiben!"

(Fortsetzung folgt.)

Weibliche Bildungsanstalt in Rußland.

Man liest viel über russisches Schulwesen, wie aber dort alles oberflächlich und gekünstelt sey, schildert Kohl in seinem „Petersburg in Bildern und Skizzen" auf höchst interessante Weise. Folgende Stelle daraus ist besonders lehrreich:

„Die Schulen und Erziehungsanstalten für das weibliche Geschlecht sind in Petersburg fast nicht weniger zahlreich als die für das männliche. An der Spitze von allen steht das große Institut von Smolna. Es werden in diesem merkwürdigen Institute nicht weniger als 800 junge Mädchen erzogen und im Französischen, im Deutschen, in den schönen Künsten und Wissenschaften unterrichtet. Die meisten sind adelige Fräuleins. Die bürgerlichen sind in einem besonderen Gebäude von diesen geschieden und haben andere Kleidung, andere Bedienung, einen andern Tisch. Es ist dies Institut nebst den ihm in verschiedenen Gouvernementsstädten nachgebildeten anderen Instituten dieser Art für die Töchter des geringeren und minder begüterten Adels ungefähr dasselbe, was die Cadettencorps für die Söhne. Wenn man mit den Söhnen zu Hause nicht weiß, wohin, so gibt man sie in die Cadettencorps; eben so die Töchter, wenn man sie nicht zu Hause erziehen kann, in die Institute. Alle begüterten Russen ziehen die häusliche Privaterziehung der Töchter vor. Die Directricen dieser Institute und namentlich des genannten Petersburger Instituts sind gewöhnlich sehr vornehme Damen, Generalswittwen u. s. w., denen man durch ein solches Amt eine schickliche Stellung verschafft. Meistens sind sie sehr gebildete liefländische Edeldamen deutscher Nation. Das Gewicht und Ansehen jener Damen ist nicht gering, und sie, die bei uns nur einfache Lehrerinnen seyn würden, sind hier fast von dem Range und der Größe der Statthalter von Provinzen. Das Institut von Smolna kostet jährlich über 700,000 Rubel; zur Erziehung jeder jungen Dame werden also jährlich beinahe 1000 Rubel verwendet, wofür man gewiß etwas Brillantes erwarten kann. Allerdings glänzt auch Alles, was hier polirt wurde, nicht wenig. Doch ist es fast lauter Mondscheinglanz, lauter Licht ohne Wärme, ein Licht, welches freilich auch einen gewissen Reiz hat, schwerlich aber auch eine befruchtende und belebende Kraft, die besonders nöthig wäre, da die meisten jener jungen Damen dazu bestimmt sind, als Erzieherinnen oder Gouvernanten den Samen der Bildung weiter zu verbreiten. Uebrigens ist wahrscheinlich das Smolna-Institut einzig in der Welt und es lebt wohl nirgends mehr so viele junge Adelsblüthe, so viel jugendlich-frisches Fräuleinsblut unter einem Dache beisammen. Ueber die interessanten Geschichten und Erzählungen, die dem Fremden aus den Annalen dieser Anstalt hier und da mitgetheilt werden, ließe sich ein eigenes Buch schreiben. Es könnten daraus Mädchenkriege, Damenrevolutionen, Seraisintriguen, Romane und Novellen die Hülle und Fülle hervorgesponnen werden. Leider erscheinen die jungen Damen im Publikum nur sehr selten. Sie werden stets klösterlich gehalten. Nur dann und wann an hohen Festtagen sieht man eine lange Reihe von sechsspännigen Hofequipagen sich aus den Thoren des Klosters hervorbewegen, um die hübschen Zimmerblumen einmal an die frische Luft zu bringen. Außer diesen öffentlichen kaiserlichen Instituten gibt es in jeder russischen Stadt und natürlich besonders auch in Petersburg noch eine Menge von Privaterziehungs-Anstalten, in denen die Sache ganz fabrikmäßig abgemacht wird. Es ist sehr gewöhnlich, daß die Mütter ihre Töchter dahin geben mit der Bedingung, in zwei oder drei Jahren müsse die Erziehung vollendet seyn, alsdann müsse das junge Mädchen Französisch sprechen und eine Symphonie von Spontini vorspielen können. Auf einen je kürzeren Zeitraum das Institut sich einläßt, desto größeren pecuniären Vortheil gesteht man ihm zu. Die Examina in solchen Instituten sind die merkwürdigsten pädagogischen Festins, die man sehen kann. Zwei Wochen vorher wird zu einem solchen Examen — gewöhnlich um Ostern — das Institut gereinigt, polirt und geschmückt, und zwei Monate vorher ist Alles fleißig und unermüdlich im Auswendiglernen und Studiren, damit am bestimmten Tage Alles nach der Schnur gehe. Die Mütter, Schwestern und Tanten werden dazu eingeladen, wie zu einem großen Banquet, und fahren im vollen Staate in vierspännigen Carossen heran, um ihre Töchter, Schwestern oder Nichten glänzen zu sehen. Nach dem wissenschaftlichen Examen wird ein Conzert gegeben, in dem die Schülerinnen vorspielen, dann ein Ballet, in welchem sie ihre Tanzkünste produciren. Darnach findet unter Pauken- und Trompetenschall die Vertheilung der Prämien statt, und das Ganze schließt ein Souper und ein brillanter Ball, worauf dann die Eltern, entzückt über die geistige Bildung ihrer Kinder, nach Hause fahren."

Mannichfaltigkeiten.

Auf mehreren Schiffen der britischen Flotte glaubt man ein wirksames Ersatzmittel für die verrufene Peitschenstrafe erfunden zu haben: auf dem Hinterdeck steht ein großes offenes Faß, in welchem der Schuldige, zum Spott seiner Kameraden, sitzen muß mit einer Art Narrenmütze auf dem Kopf. Auf der Außenseite des Fasses stehen der Name des Schuldigen und sein Vergehen angeschrieben.

Digitized by Google

(Paris, 3. Okt.) Ein neues Setz-Klavier von der Erfindung des Hrn. Gaubert wurde von der Akademie der Wissenschaften geprüft und als sehr zweckmäßig befunden; — der Setzer berührt die Tasten eines Klaviers, die Buchstaben fallen durch sich hierauf öffnende Löcher in die Maschine, die sie ergreift, aufstellt, ordnet und setzt, während eine in jedem Augenblicke mögliche Revision das Einschleichen grober Fehler verhindert. Zu dieser neuen Setzmaschine kann jede der bisher üblichen Druckerschriften verwendet werden; — der Mechanismus ist sehr einfach und die Manipulation sehr leicht. — Die erste dieser Maschinen soll nun versuchsweise in der hiesigen königl. Buchdruckerei angewendet werden.

Das Journal de Havre berichtet über eine merkwürdige Verwegenheit, welche von einem Sklavenschiff auf der Rhede von Kongo verübt ward. Dasselbe lag mehrere Tage im Angesicht der englischen Brigg Rolla, während beide sich sorgfältig bewachten. Endlich schickte das Sklavenschiff, Alles zu wagen entschlossen, bei hellem Tage seine Boote an's Ufer, welche ihm eine Anzahl schon bereit gehaltener Neger an Bord brachten, und bereitete sich darauf zur Abfahrt vor. Die Brigg hatte dies Treiben wahrgenommen und sandte ihre Boote ab, um das Schiff zu durchsuchen und wegzunehmen; als sie sich jedoch näherten, enthüllte das Sklavenschiff plötzlich seine Kanonen, feuerte sie auf die Angreifer ab, tödtete 14 Mann und entkam glücklich in der Verwirrung, bevor die Brigg sich zur Verfolgung anschicken konnte.

(Das Fest der Amourins in Neufchatel.) Unter den Empfangsfeierlichkeiten zu Ehren des Königs von Preußen bei seiner Ankunft zu Neufchatel in der Schweiz am 24. Sept. wird auch des Festzuges der Amourins gedacht, welche nach alter Sitte den Landesherrn in feierlichem Aufzuge begrüßten. Dieser Festzug wird alle Jahre zu Anfang Novembers, zur Erinnerung einer merkwürdigen Errettung aus großer Gefahr, abgehalten. Zur Zeit, als noch die Grafen von Neuenburg auf dem Schlosse, welches einige Hundert Fuß über der Stadt liegt, ihre Residenz hatten, wollten die Burgunder, vermittelst heimlichen Ueberfalls, sich jenes Schlosses und der Stadt bemächtigen. In Salzfässern wurden bewaffnete Krieger zu Schiff über den See zur Stadt und als Waare auf den Schloßhof gebracht. Die List schien bereits in der Hauptsache gelungen, aber zufällig spielten Knaben in der Nähe dieser Fässer, hörten darin ein Geflüster, zeigten diese Entdeckung ihren Vätern an, welche sogleich in Wehr und Waffen nach dem Schlosse zogen, und den Grafen von der nahen Gefahr benachrichtigten. Bei Untersuchung der Fässer zeigte sich, daß die Muthmaßung der Knaben ganz begründet war. Die Feinde wurden in Kerker geworfen, die Bürgertreue und der Scharfsinn der Knaben in dem noch bestehenden jährlichen Festzuge verewigt. Beim Aufzuge der Amourins versammeln sich 30 bis 50 und mehr wohlhabende Bürger der Stadt Neufchatel des Abends auf dem Rathhause; alle ausgerüstet mit Harnischen, Helmen und Hellebarden aus der Ritterzeit, angeführt von einem Hauptmanne, ziehen sie durch die Hauptstraßen hinauf zum Schlosse. Voran geht eine Abtheilung der gewöhnlichen Stadtwache mit militärischer Musik, dann folgen die Geharnischten je zwei und zwei, und jedem Paare leuchten wenigstens vier festlich gekleidete, mit Federhüten und kleinen Seitengewehren geschmückte Knaben, brennende Fackeln tragend; den Zug beschließt wieder eine Abtheilung der Stadtwache, und alles Volk begleitet die Schaar. Der Landesherr, wenn er anwesend ist, sonst der Gouverneur oder dessen Stellvertreter, empfängt den Festzug an dem Thore des Schlosses; der Hauptmann der Amourins hält eine Anrede, dankt im Namen der Bürgerschaft für die väterliche Regierung, versichert den Fürsten der unveränderlichen Bürgertreue der Neuenburger, und rühmt, daß diese ihren Vorvätern darin nicht nachstehen werden, wenn irgend eine Gefahr den Fürsten oder das Land bedrohen sollte. Der Fürst oder sein Stellvertreter dankt für diese Zusicherung, und läßt den Ehrenwein reichen. So wie der Pokal kreist, folgen von Seite der Amourins die Trinksprüche und das Lebehoch zu Ehren des Fürsten, von der anderen Seite wird dagegen auf das Wohl der Bürgerschaft, der Amourins und der Stadt getrunken, und der lauteste Volksjubel bricht nun allgemein aus. Zum Schluß bewegt sich der Zug rückwärts nach dem Stadthause, wo mit einer fröhlichen Mahlzeit für Alt und Jung das Fest geendet wird.

Entführungen, die in Deutschland — sey es, daß man da über den Punkt der Ehe „philosophischer" denkt, oder daß Polizei und Geistlichkeit der Romantik mehr Schwierigkeit machen — so selten geworden sind, daß sie fast nur noch im Lustspiel vorkommen, fallen dagegen in England annoch sehr häufig vor. Gewöhnlich ist es eine junge Erbin (an heiress), die mit einem „fröhlichen Lothario" den Weg nach Gretnagreen einschlägt oder auch gleich in einem abgelegenen Kirchlein der Hauptstadt unter Abkauf der Kanzelverkündigung sich trauen läßt. So ging dieser Tage eine Miß E., die großjährige Tochter eines steinreichen Kaufmanns der City, mit einem jungen Arzt durch, obwohl der Sohn eines Lords um sie angehalten. Man denke sich den Schmerz des Vaters, dem die vornehme Verwandtschaft entging. Die Schöne hatte ein Billet hinterlassen, worin sie die lieben Eltern bat, ruhig zu seyn, „da sie bloß heirathe." („I have only gone to get married.")

Hier ein noch unbekannter Zug von der Güte des Königs Louis Philipp. Es gereicht derselbe Sr. Maj. zu allzu großer Ehre, als daß man denselben mit Stillschweigen übergehen sollte. Es starb letzthin in dem Schloß der Tuilerien ein alter Diener Karls X. Dieser ehemalige Kammerdiener des Königs erlebte, daß die Tuilerien auf eine andere Herrschaft übergingen, und seine Lage allein änderte sich nicht. Vergebens hatte man dem König Ludwig Philipp bemerklich gemacht, daß die von dem achtzigjährigen Greis bewohnten Zimmer zu Gunsten thätiger Beamten verwendet werden könnten, die wegen der Unzulänglichkeit des Lokals genöthigt sind, Wohnungen außerhalb dem Schlosse zu beziehen. Auf alle Gesuche der Art antwortete der König: „In dem Alter, das dieser rechtschaffene Mann erreicht hat, darf man in seiner Lebensweise nichts ändern. Er wird bis zu seinem Tod im Schloß bleiben; ich will ihn nicht ausstoßen." — Die wohlthätige Absicht des Königs erhielt ihre Vollziehung, und bewahrt vor der Erschütterung der Julirevolution, beschloß der alte Diener Karls X., in Folge der Güte Ludwig Philipps, seine lange Laufbahn in der Wohnung der Könige, denen er gedient.

Digitized by Google

Während in Deutschland die Oeffentlichkeit der Rechtspflege Gegenstand des allgemeinen Wunsches und die Heimlichkeit der Justiz nirgends mehr mit Erfolg vertheidigt ist, erscheint es auffallend, daß fortwährend in Preußen der Titel: „Geheimer Justizrath" verliehen wird, wie es bei dem zum Professor der Rechtswissenschaft an der Universität Berlin ernannten Professor Puchta, bisher in Leipzig, neuerdings wieder geschah. Wie vielfältig hängen uns noch die Schalen der Vergangenheit an.

Ein presbyterianer Prediger, der unter König Wilhelm III. in der Hofkirche zu Edinburgh den öffentlichen Gottesdienst versah, brauchte diese merkwürdige Formel am Schluß seines Gebets: „Herr, hab' Erbarmen mit allen Narren und Blödsinnigen, vorzüglich mit dem Stadtrath von Edinburgh."

Man hat Europa, sagt die Dorfzeitung, mit einer Uhr verglichen, und jedem der Hauptländer ein Uhrtheilchen zuerkannt. Frankreich ist die Unruhe, Preußen die Trommel, Oesterreich das Räderwerk, Rußland die Kette, Großbritannien das Goldgehäuse, Italien das Zifferblatt und Deutschland die Feder.

(Historisch wichtig!) Die „Rosen" berichtigen einen Artikel in dem Konversationslexikon, in welchem es heißt: „Der Tenorist Schmidt heißt Moriz" dahin, daß der Tenorist Schmidt Heinrich heißt!!! Weltgeschichte, paß' gut auf!

(Bremen.) Den 30. September trat auf der hiesigen Bühne Mad. Roth-Leclere aus Frankfurt a. M. zum Erstenmale als Claire im „Heirathsantrag auf Helgoland" auf. Die Darstellerin wurde mit reichlichem Beifall belohnt und am Schluß hervorgerufen. Am 2. Okt. gab sie die Rolle der Markita im „Hinko" mit gleichem Beifall und wurde von dem zahlreich versammelten Publikum mit Applaus empfangen. Die dritte Rolle wird die der Eboli in „Don Karlos" seyn. Unsere Bühne hat an dieser, durch anziehende Persönlichkeit, lebendiges Spiel bestens empfohlenen Schauspielerin eine vortheilhafte Acquisition gemacht.

Nachricht für die Herren Schneider: Die Herold'sche Buchhandlung in Hamburg bringt folgende Anzeige: „Westentaschen-Liederbuch. Gegen 100 der schönsten Lieder für vier Schillinge, gewiß beispiellos billig!!"

Die neueren Sprachen sind dem Schulplane der höheren französischen Lehranstalten nun förmlich durch eine Villemain'sche Verordnung einverleibt und die Lehrkandidaten haben fortan in denselben eine Prüfung zu bestehen. Die deutsche Sprache steht dabei in erster Linie.

In Cour-Cheverny ist eine Dame von ihrer eigenen Dogge, welche den Garten bewachte, gräßlich zerfleischt worden. Das Thier hatte sich so stark in ihr Bein verbissen, daß man ihm, um es loszubringen, glühende Eisen in die Zähne stoßen mußte.

Deutsches Lied.

„Kein Preußen! Kein Oesterreich!
„Ein einiges Deutschland!" —
Erzherzog Johann.

Mächtig tön' aus deutschen Herzen
Deutsches Lied mit deutschem Wort:
Kündend Freude, lindernd Schmerzen,
Hall's durch unsre Gauen fort!

Stets nur dem Wahren, dem Heil'gen und Schönen
Sollen germanische Lieder ertönen!

Kühn, wie unsre deutschen Dome
Heben sich zu Gottes Ehr',
Tönt's empor im mächt'gen Strome
Aus der Brust stets rein und hehr!

Dankend der Gottheit, die Vater uns Allen,
Sollen germanische Lieder erschallen!

Kräftig, wie die deutsche Eiche
Selbst im Sturm das Haupt erhebt,
Tön' es unserm Feind und zeige:
Daß der Deutsche niemals bebt!

Kündend dem Feinde, daß nimmer wir weichen,
Sollen germanische Lieder ihm zeigen!

Heiternd, wie die deutschen Weine,
Stärkend, wie des Rheines Fluth,
Töne deutsches Lied und eine
Alle, die von deutschem Blut!

Wo sich die Herzen in Eintracht verbunden,
Sollen's germanische Lieder bekunden!

Mächtig drum aus deutschem Munde
Töne deutsches Lied und Wort!
Brüder! Deutsche! auf'rem Bunde
Sey das Lied ein sich'rer Hort!

Ewig umschling' es mit heiligem Bande,
Innig vereinend germanische Lande!

Heppenheim. J. A. Kunkel.

Theater-Anzeige.

Montag, 10. Okt. Fidelio, große Oper in 2 Abth., Musik von Beethoven.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 281. Dienstag, den 11. October 1842.

Treue Liebe.

(Erzählung aus den Jahren 1396 bis 1398. Nach dem Russischen des Bestuschew)

(Fortsezung.)

„Ja, aber die Handelsvortheile!" unterbrach ihn Juri, lächelnd seinen Bart streichend.

„Das ist freilich wahr!" meinte Simeon. „Diese Vortheile haben mich zum reichsten Kaufmanne unserer Stadt, meine Tochter zur reichsten Braut gemacht; zur reichsten, zur ersehntesten, denn meine Schwelle ist flach getreten von den Freiwerbern der stattlichsten Bräutigame."

„Alles vergebens, Bruder Simeon! Olga wählt keinen Andern, wenn Du nicht ihren Erwählten wählst. Deine Handlungsrechnungen magst Du kennen, aber nicht menschliche Gefühle, menschliche Leidenschaften. Olga wird Dir gehorsam seyn und ihre Thränen verbergen, aber diese Thränen werden ihr das Herz vergiften; früh wird sie verwelken wie eine Blume, verdorren, wie das Gras auf dem Felsen! Du wirst sie unglücklich gemacht, wirst Deiner Familie Trauer, Dir selbst zu späte Reue bereitet haben. Simeon, nimm von Deinem Bruder, Deinem Freunde Rath an, damit Du die Thränen ersparst; höre auf meine Bitte, auf das Flehen der jungen Leute, und gieb Roman Deine Olga!" —

Simeon's Stolz erwachte bei dem Worte: „Rath", und indem er finster die Stirne zusammenzog, sprach er: „Spare Deinen Rath für Dich selbst! Es ziemt sich nicht, daß der ältere Bruder sich mit dem Verstande des jüngeren füttern läßt!"

Es trat ein langes Schweigen ein. Unzufrieden mit dem üblen Erfolg seiner Bewerbung, sah Juri ein, daß er die Eigenliebe des Bruders gekränkt. Simeon zürnte Jenem wegen des Widerspruchs, sich selbst aber, daß er seinem Bruder vorgeworfen, er wäre der Jüngere. Einer schaute durch das gewölbte Fenster, der Andere spielte mit den Enden seines Gürtels; beide suchten vergebens Worte, um wieder ein Gespräch anzuknüpfen. Um diese unangenehme Lage zu enden, beschloß endlich Juri zu gehen. — Die Pelzmütze vom Nagel langend, sprach er leise: „Leb' wohl, Bruder!"

„Gott geleite Dich!" antwortete der Andere. „Aber warum willst Du nicht bei mir zu Abend essen? Ich bewirthe Dich mit Sterlet, den ich so eben aus der Wolga erhalten, und mit ausländischem Weine. —"

„Und setztest Du mir fürstliche Pfauen vor, ich bliebe dennoch nicht! Olga's Kummer verdirbt mir Deine Speisen und vergiftet mir den kostbaren Malvasier."

„Nun, der Wille des Freien sey frei!" erwiederte Simeon, indem er seinen Bruder bis zur Thüre begleitete. Dann setzte er sich, in Gedanken verloren, unter den in der Ecke des Gemachs aufgestellten Heiligenschrank, den man in keinem russischen Hause vermißt, der sich hier aber durch das überflüssig angebrachte Gold und die mit Perlen und Juwelen geschmückten Kronen der Heiligenbilder auszeichnete. — Roman's Anspruch auf Olga beschäftigte den Sinn des alten Kaufherrn, sein Herz der Tochter Schicksal. Mit der väterlichen Liebe kämpfte sein Stolz. Ueber Alles liebte Simeon seine Vaterstadt Nowogrod, weshalb ihm auch Roman unbedeutend erschien, da der sonst verdienstvolle Jüngling sich durch eine große That vor seinen Mitbürgern noch nicht hervorgethan hatte und vom Glücke noch nicht begünstigt war. Außerdem hatte vor einiger Zeit Roman in der öffentlichen Volksversammlung sich kräftig einer Meinung Simeon's widersetzt, wovon in der Brust des Letzteren ein Groll zurückgeblieben war. Freilich hatte er damals bald die Unstatthaftigkeit seiner Meinung eingesehen, allein selten wird Widerspruch jüngerer Leute von älteren Männern verziehen; so auch hier. Seine Gefühle waren zwar in kaufmännischen Berechnungen nicht erstickt, allein dennoch bestimmte ihn Eitelkeit, für seine Tochter einen vornehmen, reichen Freier zu erwählen, und somit war Roman's Schicksal entschieden. Simeon wiederholte nicht gern, was er ein Mal gesagt. „Bruder Juri wird grollen," dachte er, „sich aber nachher besinnen. Olga's Liebe ist Eis im Frühling; sie wird vor Gram ein wenig weinen, — ein reicher Bräutigam trocknet aber leicht solche Thränen mit dem Aermel seines kostbaren Pelzes. —"

Erbleichend hörte Roman sein Urtheil aus seines Freiwerbers Munde. Juri, der ihm ein zweiter Vater war, gab sich Mühe, die Weigerung seines Bruders durch milde Worte zu lindern, indem er ihn tröstend auf die Zukunft verwies; dennoch ließ sich der Unglückliche nicht täuschen. Das Herz eines Liebenden ist wach, seine Blicke sehen scharf, darum las Roman sein Unheil schon von ferne aus dem Gesichte seines Wohlthäters. Stumm verzweifelnd, das Auge starr auf den Boden geheftet, so saß er lange auf der eichenen Bank. Bittre Seufzer schwellten seine Brust, und drohten ihn zu ersticken; end-

Digitized by Google

lich gewann die Natur den Sieg. Große Thränen netzten seine Wangen und schluchzend sank er an Juri's Brust.

In jenen guten, alten Zeiten schämten sich gute Menschen nicht, zu weinen, sie verbargen ihr Herz nicht unter erkünsteltem Lächeln; offen war ihre Freundschaft, offen ihre Feindschaft. Juri Wojeslaw's Thränen mischten sich mit denen Roman's; die Seele des Jünglings fühlte sich durch diesen Himmelsthau des Trostes erhoben und erquickt. —

(Fortsetzung folgt.)

Der Bauer J. H. Ramcke.

(Aus der Rheinischen Zeitung.)

Im Holsteinischen, in der Nähe Pinnebergs, sollte am 1. Sept. der Bauer J. H. Ramcke wegen Mordes, nächsten Versuchs zum Morde und Mordbrandes gerichtet werden. Eine zahllose Menschenmasse harrt auf der Richtstätte des Spektakels. Der Delinquent ist auf dem Wege zum Richtplatze; unterwegs versichert er noch dem ihn begleitenden Geistlichen: „er müsse heut mähen." Reiter sprengen von Pinneberg heran, es entsteht ein Halt im Zuge — „der Mörder ist begnadigt!" — Indeß ist der Angeklagte nicht begnadigt, vielmehr ist auf kräftige Verwendung des Dr. P. v. Kobbe bei dem König-Herzoge eine neue Untersuchung befohlen, da sich beim Inquisiten seit längerer Zeit Spuren von Wahnsinn zeigten, — die indeß die Inquisitionsbehörde für Verstellung hielt, — und da das durch härteres Gefängniß, Entziehung gewöhnlicher Nahrungsmittel und Bequemlichkeiten erpreßte, vom Inquisiten widerrufene Geständniß dem seiner Mitinquisiten widerspricht. Das heimliche Inquisitionsverfahren scheint sich einige himmelschreiende Unrechtfertigkeiten erlaubt und etwas Tortur, um den Angeklagten zum Geständniß zu bringen, für nothwendig gehalten zu haben, wie Unbefangene dies schon aus des Defensors des Angeklagten, des Advokaten Gülich lesenswerther „Vertheidigung des J. H. Ramcke", Altona bei Hammerich, ersehen werden. Defensor hatte, da „kein einziges wahres, jedenfalls kein nahes Indicium der That wider den Inquisiten vorliegt, dessen fragliche Geständnisse aber als nichtig und die Anschuldigungen der Mitinquisiten als falsch zu betrachten sind", darauf angetragen: „den Inquisiten von der wider ihn erhobenen peinlichen Anklage zu entbinden und ihn aus seiner langjährigen Haft wiederum zu entlassen." — Die „Vertheidigung" sagt (S. 91): „In welche Lage war der Angeklagte versetzt worden, als er sich endlich entschloß, sich für den Urheber jener schwarzen That auszugeben? Mehrere Monate lang hatte er in einer im Erdgeschoß befindlichen isolirten dunkeln Arrestkammer auf einem elenden Strohlager zugebracht. Die Ketten der schwersten Art, welche ihn schlossen, waren an seine Britsche geschmiedet, so daß ihm seine freie Bewegung im Kerkerraum auf zwei, höchstens drei Schritte beschränkt war, und außerdem trug er an Hand und Fuß schwere Eisenblöcke. In Folge seiner am 22. November 1838 beschafften Depositionen (gefänglich eingezogen war er seit dem Juni 1837) wurde diese Lage freilich um Vieles verbessert, allein es war nur eine ephemere Erleichterung, denn schon am folgenden Tage, da er jene Depositionen (sein Geständniß) zurückgenommen, wurde das bisherige Kerker- und Kettenverhältniß wieder hergestellt und seitdem ist dasselbe unverändert geblieben." Das Schauerliche der Gefängniß- und Kettenstrafe ist Mitveranlassung, Ursache des Geständnisses gewesen. Denn am 8. Februar 1839 erklärte der Angeklagte (S. 67 der Vertheidigung): „Excellenz sagte mir: wenn ich nichts gestände, könnte ich sitzen, daß ich schwarz werde (diese drohende Aeußerung hat das Gericht nicht desavouirt, S. 96); weiter sagte Excellenz aber nichts; ich meinte aber, es würde dann besser für mich seyn, wenn ich gestände, und ich würde dann frei kommen. Ich konnte es in meinem Gefängniß nicht aushalten; das ist die Wahrheit und darum habe ich es gesagt." Dasselbe versicherte er am 30. April 1839, betheuerte am 20. August wiederholt seine Unschuld, erklärte, es nicht länger im Gefangenhause aushalten zu können, und bat zu verschiedenen Malen, ihn nur je eher je lieber in's Zuchthaus zu schicken." (S. 73.) Dazu kamen vielfache Strafen. So berichtet die Vertheidigung (S. 98):

„Am 15. Oktober 1838 wurde Ramcke wegen überführter Wahrheitswidrigkeiten zu einer dreimal 24ständigen Gefängnißstrafe bei Wasser und Brod verurtheilt, es findet sich aber im Protokoll jenes Tages keine Wahrheitswidrigkeit, sondern nur ein Abläugnen verschiedener vorgehaltener Umstände." (Hört!!!) Eine gleiche Strafe erhielt er am 10. Januar 1839 wegen vorgebrachter Unwahrheiten, „allein es ist schwer, in dem Protokolle die Unwahrheiten zu entdecken." (S. 94.) Eine gleiche Strafe wurde an ihm im November 1838 vollzogen „wegen vorgebrachter Widersprüche" und so öfter. Dies hatte die ganz natürliche Folge, daß Inquisit das gestand, was man von ihm verlangte, und eine Sache so erzählte, wie man sie haben wollte. Es ward in ihn hineininquirirt, was man nachher herausinquirirte. So war die Krampe einer Stubenthür in jenem Hause, wo Mord und Brandstiftung vorgefallen, zugesteckt gefunden worden. Dies hatte die Bewohnerin des Zimmers dem Angeklagten vor seiner Verhaftung erzählt, ohne dabei zu bemerken, womit die Krampe zugesteckt gewesen sey. Gedrängt, die nähern Umstände der That anzugeben, erzählt Inquisit nun, wie er jene Thür zugesteckt, ganz richtig, so weit und so wie er die Umstände von der Bewohnerin gehört, behauptet aber, die Thür mit einer Furke, ein andermal mit einer Furkenzinke zugesteckt zu haben. Auf Vorhalten, daß es ein Haspelstock gewesen, gesteht er dies zu. Eben so beschreibt der Angeklagte, wie in der Stube seiner Schwiegermutter, wo der Mord verübt wurde, in jener Mordnacht vor dem Fensterschrank eine Gardine gehangen. Diese Gardine war aber in jener Mordnacht gar nicht mehr vorhanden, sie war schon zu einer Schürze verarbeitet. Er schildert die Lokalität, wie sie früher, nicht wie sie in jener Nacht war. Sein Geständniß, wie er den Mord versucht und vollführt, so wie seine sonstigen Angaben, enthalten „ungereimtes Zeug", wie sich denn am Tage nach dem Geständniß klare Spuren von Geisteszerrüttung zeigten, was indeß nach ärztlichem Gutachten „für reine Simulation zu halten." Naiv, möchte man sagen, klingt es, wenn es nicht auf Geisteszerrüttung deutete, wenn der Angeklagte, der bis dahin ein durchaus unbescholtener Mann, erzählt, er habe sich schon zweimal mit dem Gedanken, seine Stiefschwiegermutter umzubringen, zu Bette gelegt, jedoch beidmale die Zeit verschlafen. — Auffallend ist der Umstand, daß der Angeklagte Ramcke die That allein verübt haben will, Beihülfe oder Mitwissenschaft anderer abläugnet, während zwei Mitinquisiten, zugleich die An-

Digitized by Google

schuldiger und Hauptzeugen gegen ihn, seine Frau und sein Schwager, nach ihrem eigenen Geständnisse, an dem Verbrechen Theil genommen haben. Beide haben die größere Schuld auf Ramcke zu wälzen gewußt, sind aber neuerdings nicht, wie Ramcke, mit Behauptung ihrer Unschuld aufgetreten, wiewohl sie ein ganzes Gewebe von Lügen und Widersprüchen vorgebracht. Charakteristisch ist die Aeußerung des Schwagers, des Mitinquisiten, Hauptdenuntianten und ersten Anklägers des Ramcke: er gehe fast jeden Sonntag in die Kirche und sey erst (vor dem Morde) zum Abendmahl gewesen; ja, die Frau des Angeklagten hat zu einer Mitgefangenen geäußert: „sie und ihr Bruder lögen." — In dieser Beziehung äußert der Angeklagte Ramcke selbst aufgefordert, anzugeben, was ihn bewogen, seine Schuld zu bekennen: „Sie haben mir ja Alle was auf den Leib gelogen und da wollte ich ihnen nur auch mal lügen helfen." Ist das nicht der Humor des Wahnsinns! Dahin gehört auch die Aeußerung im ersten Geständnisse: „Daß ich hier so lange gesessen, ohne etwas zu gestehen, das habe ich den Andern da in Halstenbeck (seinem Wohnorte) zum Schabernack gethan, ꝛc." Ist darin ein vernünftiger Sinn, ist es nicht wahrhaft ungereimt, den Bewohnern eines Dorfes „zum Schabernack" unerträgliche Kettenstrafe ꝛc. zu dulden? Er sagt, er wolle „mal lügen helfen", das hat er denn auch redlich gethan, denn er behauptet, alles allein, ohne Mithülfe und Mitwissen vollbracht zu haben, wenn er einmal etwas gesteht, wenn ein Mitinquisit, sein Schwager, seine eigene Schwester, des Angeklagten Frau der Brandstiftung beschuldigt und diese der Brandstiftung durch ihre Hand geständig ist und das seit Jahren, seit dem 8. Juli, abgelegte Geständniß ist, wie schon gesagt, nie widerrufen worden. Mit Recht sagt der Defensor Ramcke's: es fragt sich, ob sie, die, wie ihr Bruder, die größere Schuld ableugnet und auf ihren Mann schiebt, nicht noch weit thätiger bei dem Verbrechen gewesen.

Zu welchen, mit der richterlichen Würde ganz unverträglichen Kunstgriffen sich ein Inquisitionsgericht verleiten läßt, wie es jedes Mittel hervorsucht, den Angeklagten zu überführen, durch Gemüthsbewegungen auf ihn einzuwirken, eine Geistesfolter nicht verschmäht, wird durch folgende Thatsache belegt. — Die Frau des Angeklagten Ramcke wurde am 18. Oktober 1837 von einem todten Kinde entbunden. Dieses wurde am 20. Oktober nach dem Gerichtszimmer gebracht und in einem Sarge angekleidet liegend auf einen Tisch mit einem Laken verhüllt und überdeckt hingestellt. Darauf wurde Ramcke (dem die Entbindung seiner Frau unbekannt war) vorgeführt und unter geeigneter Vorhaltung, daß man jetzt durchaus von Allem unterrichtet sey, zur Ablegung eines freien Bekenntnisses ermahnt; allein er betheuerte seine Unschuld. Sodann führte man ihn an den Sarg und zeigte ihm, nachdem das Tuch abgenommen worden, die Leiche seines todtgebornen Kindes. Obwohl er durch diesen Anblick heftig erschüttert zu werden schien, und in ein lautes und heftiges Heulen und Schluchzen ausbrach, auch mehrmals mit vor das Gesicht gehaltenen Händen im Gerichtszimmer auf- und ablief, so wich doch, wie es im Gerichtsprotokall heißt, auch diese Rührung, als man Anlaß nahm, ihn darauf aufmerksam zu machen, wie hier der Himmel selber zu sprechen scheine ꝛc., ob er in Gegenwart dieser Leiche und bei deren Anblick noch mit gutem und reinem Gewissen bei seinem früheren verstockten Ableugnen beharren dürfe und könne, — indem er darauf seine Ruhe und Besonnenheit wieder gewann und zu seinen gewöhnlichen Unschuldsbetheuerungen seine Zuflucht nahm. — Solche Schreckmittel, um die Gefühle des Vaters zu foltern, sind unmenschlich, und lassen wir es dahingestellt, wie solche Proceduren auf den Geist eines vielleicht unschuldig jahrelang in Ketten und Banden Gefesselten wirken müssen.

Krakau.

(Aus einem größern Aufsatz im Telegraphen.)

Wir gehen über die Brücke und den Casimirez nach Krakau zurück und kehren auf dem Stradom (eine breite Straße zwischen Haupt- und Judenstadt) in das Hotel de la Rose blanche ein, wo ein Italiener sehr gute Tafel hält und der Diktator Chlopizki jeden Tag zu diniren pflegt. Man sieht diesen polnischen Brücher sehr viel und überall in Krakau, das er auf sein Ehrenwort nicht verlassen darf. Eine stattliche Gestalt, die mit militärischem Aplomb und doch mit so viel Grazie, als ein vorgerücktes Alter nur immer zuläßt, einherschreitet. Ich sah ihn immer in einem grünen zugeknöpften Ueberrock, schwarzen Pantalons, eleganten Handschuhen, mit spanischem Rohrstock und nie ohne die brennende Cigarre; auch im Feld sah man ihn stets aus einer kurzen Pfeife schmauchend zu Pferd sitzen. Er hat ein rothes, starkliniges polnisches Generalsgesicht, eine gebogene Nase und kleine hitzige Augen. Das schneeweiße kurzgeschorne Haar scheint schon früh erbleicht und kein Merkmal des Greisenalters bei ihm zu seyn, denn er geht auf seinen zierlichen kleinen Füßen ganz rüstig einher.

Am Tage vor meiner Abreise besuchte ich noch den Mogila Kosciusko. Er ist der dritte und jüngste jener polnischen Nationalehrenhügel. Seine Entstehung ist aus Th. Mundts trefflicher Mittheilung über Krakau, die hier am Ort und überall in Polen, wohin sie gelangt, eine seltene Sensation gemacht hat, und auch in Krakau, ich weiß nicht auf wessen Betrieb, streng verboten ist, hinlänglich bekannt. Von allen Schlachtfeldern, wo der große Kosciuszko gefochten, hat man Erde zu diesem Denkmal geliefert, an dem Reich und Arm, Hoch und Niedrig mit Hand anlegte. Der eigentliche Denkmalhügel — ein Schneckenberg, den man mit ruhigen Pferden und sicherer Hand allenfalls hinanfahren könnte — erhebt sich bekanntlich auf dem Mogila Bronislawa, der steil einige Hundert Fuß über den Spiegel der Weichsel emporsteigt; eine kleine Kapelle auf der nordwestlichen Seite des Schneckenbergs soll die Gebeine der heiligen Bronislawa enthalten. Mundt hat schon auf die natürliche und poetische Beziehung aufmerksam gemacht, dem größten und edelsten Polen gerade auf dem Berg der St. Bronislawa und hart bei der ihr geweihten Grabkapelle ein Denkmal aufzuführen, da „Bronislawa" so viel heißt als „Beschützerin der Ehre." Auf der Südseite des Ehrenhügels halten einige schlanke lombardische Pappeln Wacht, die auf dem kalkfelsigen Boden recht schmuck in die Höhe geschossen sind. Da diese Bäume vom Gipfel des Schneckenberges ziemlich winzig aussehen, so glaub' ich wohl, daß er sich an 300 Fuß über den Bronislawaberg erhebt, so daß man oben wohl 800 bis 1000 Fuß über dem Spiegel der Weichsel steht. Die kreisförmige Platte des Berges schmücken zwei ganz einfache steinerne Sitze, in die viele Namen eingemeißelt worden sind, wie sich von selbst versteht. Die Aussicht ist eine der grandiosesten

Digitized by Google

und reichsten, selbst ohne die vielen historischen und poetischen Prospekte wäre sie es. Krakau mit seiner uralten Königsburg auf steilem Fels an der Weichsel ist, von hier aus gesehen, von einer malerischen Wirkung, die vielleicht unter den Binnenstädten nur Prag noch erreicht. . . . Ich befand mich allein auf dem Hügel, die Todtenstille rings umher in der Gegend wurde nur durch das leise Flüstern der vom Abendwind schwach bewegten Pappelwipfel unter mir schwermüthig gestört. Ein nur wenig melancholisches Gehirn kann hier die seltsamsten poetischen Phantasieblasen aufwerfen. Hier hat man das polnische Rom vor sich, ein morsches Bild der Vergänglichkeit menschlicher Macht und Größe, dort drüben die schimmernden Firnen der Karpathen, der Ausdruck des Ewigen; hier rechtshin wie mit der Ewigkeit um den Preis ringend — ein wohlerhaltenes Mönchskloster mit wohlerhaltenen Ordensbrüdern.

Mannichfaltigkeiten.

(Aus dem Tagebuche eines Breslauer Seminaristen.) Heute geh' ich auf die Schmiedebrücke, um mir in der Handlung des M. Papier zu holen. Ich trete ein, finde aber das Gewölbe leer von allen Waaren. Als ich in meiner Verwunderung mich nach allen vier Wänden umsehe, richtet ein junger Mensch die Frage an mich: Was wünschen Sie, mein Herr? „Papier!" Sogleich bringt derselbe junge Mann einen Stuhl, ersucht mich, Platz zu nehmen, und greift nach einem Handtuche, dabei aber blickt er mir sehr bedeutungsvoll in's Gesicht: denn ich bin ein Herr von kaum 17 Jahren und mein Kinn, alles männlichen Haarwuchses entbehrend, ist noch so glatt, wie geschliffener Marmor. Endlich fange ich an: „Zwischen uns muß ein bedeutendes Mißverständniß obwalten; denn ich verlange ja keinen Barbier, sondern Papier." Lautes Gelächter brach von beiden Seiten aus. Inzwischen ertheilte mir der dienstfertige Barbiergehülfe den Bescheid, daß Hr. M. ausgezogen sey und seine Papierhandlung auf die Altbüßerstraße verlegt habe.

Die beiden kunstreichsten Silberarbeiten der neuesten Zeit sind der silberne „Glaubensschild", den der König von Preußen für den Prinzen von Wales arbeiten läßt, und das prachtvolle Geschenk, das, 1300 Unzen schwer, von den Juden Englands und der Vereinigten Staaten ihrem berühmten Glaubensgenossen Sir M. Montefiore bestimmt ist als Belohnung für seine Bemühungen zu Gunsten der verfolgten Juden in Damascus. Der erstere ist schon oft beschrieben worden; das letztere zeigt in Relief die Landung des Sir Moses, seine Vorstellung bei dem Sultan und andere Scenen aus seiner Reise, ferner Darstellungen der Verfolgungen der Juden in Damascus (nach der Ermordung des Paters Thomas), den Untergang des egyptischen Heeres im rothen Meere ꝛc.

Die Londoner Blätter erwähnen als Merkwürdigkeit, daß die Ausstellung des dortigen Kunstvereins von 85,000 Personen besucht worden und — keines der Gemälde auf irgend eine Weise beschädigt worden sey.

Frankfurter Theater.

Treue Liebe, von Eduard Devrient.

Am 4. d. M. wurde Eduard Devrient's Schauspiel „Treue Liebe", welches auf unserem Repertoir festen Fuß gewonnen hat, wieder gegeben. Den Inhalt desselben haben wir unsern Lesern früher bereits mitgetheilt. Wenn auch die Erfindung der Handlung nicht gerade durch Originalität sich auszeichnet, so ist sie doch nicht ohne Interesse und nimmt die Theilnahme jedenfalls in Anspruch. Manche Unwahrscheinlichkeit muß man wie bei hundert andern Stücken übersehen, wozu besonders die für moderne Verhältnisse etwas unwahrscheinliche Entführungsgeschichte und der Umstand gehören, daß der Held des Drama's seine verlorne Geliebte mehrmals sieht, aber erst dann wieder erkennt, als es grade in den Bühneneffekt paßt; „auch sind" — wie ein Wiener Kritiker sehr richtig bemerkt hat — „zu viele Ohnmachten, Starrkrämpfe und sonstige bewußtlose und unwillkürliche Zustände als Kunstpausen in die Handlung gezogen." Die Charaktere sind theilweise etwas oberflächlich motivirt und ihre Handlungsweise geht mehr aus äußeren Anlässen als aus innerer Nothwendigkeit hervor. Bei der düstern Stimmung und Gemüthskrankheit des Grafen Ferdinand kann man nicht recht begreifen, wie er sich so schnell in die übermüthig fröhliche und weltlustige Amalie verlieben und bald darauf sie auch wieder aufgeben kann, um das alte Verhältniß mit Marie zu erneuern. Etwas Ueberspannung und mangelhafte Begründung der Charaktere und Verhältnisse abgerechnet, bietet dies Drama anziehende Momente und wird besonders darum immer fesseln, weil die Hauptfigur der Marie jenen in Deutschland so beliebten Anstrich von Schwärmerei trägt. Die Sprache ist fließend und abgerundet und erhebt sich über das Gewöhnliche. Auch bei uns hat das genannte Schauspiel freundliche Aufnahme gefunden, welche es theilweise der recht gelungenen und sorgfältigen Aufführung verdankt. Die Rolle der Marie wurde durch Mad. J. Hoffmann, die nach zweimonatlicher Pause unsere Bühne wieder betrat, und durch freundlichen Empfang begrüßt wurde, mit warmer Empfindung und in würdiger Darstellung ausgeführt. Sie gab uns ein treues Bild jenes tiefen und rührenden Gemüthslebens und jener elegischen Stimmung, die hier als Grundzüge vorliegen, und brachte die einzelnen Momente durch klare Exposition und unverkünstelten Ausdruck zur vollen Geltung. Die edle Resignation und den Schmerz des tiefgebeugten, gebrochenen Herzens, das Wiedererwachen desselben zu neuer Hoffnung und neuem Lebensmuth, den Ausdruck der wechselnden Gemüthszustände in den letzten Akten: die Darstellerin gab es mit so viel Wahrheit und Innigkeit wieder, daß man unwillkürlich in den Kreis gleicher Empfindungen hineingezogen wurde. Mad. J. Hoffmann ist für solche Rollen, wo es auf Gemüthlichkeit und unverkünstelten Ausdruck ankommt, sehr geeignet und wird in denselben um so lieber gesehen werden, als sie Fleiß und Sorgfalt auf das Studium derselben verwendet. Der lebhafteste Beifall und wiederholte Hervorrufungen bewiesen der geschätzten Darstellerin, daß man ihr Talent zu würdigen weiß und sie gewiß mit Vergnügen öfters beschäftigt sehen würde.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 11. Okt. (Zum Erstenmale): Das Sonett, Lustspiel in 3 Abth., von Kanpach. Vorher geht: Die Liebe im Eckhause, Lustspiel in 2 Abth., nach einer Idee des Calderon bearbeitet von K. Coelmar.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 282. Mittwoch, den 12. October 1842.

Treue Liebe.

(Erzählung aus den Jahren 1396 bis 1398. Nach dem Russischen des Bestuschew)

(Fortsetzung.)

II.

Der Mund halb offen, thränenlos das Auge,
So sitzt die Jungfrau weinend da;
Und aus dem düstern, starren Blicke
Spricht ihres Herzens tiefer Schmerz.

A. Puschkin.

Die schöne Olga, Simeon's Tochter, hatte von dem Vorgefallenen nichts erfahren. Sorgenlos saß sie in dem lindenbeschatteten Erker des väterlichen Hauses, umgeben von der Wärterin und den dienenden Mägden, einen seidenen Teppich stickend. Während die zarte Hand mit der Nadel liebliche Blumen der Natur nachbildete, gaukelte die Phantasie ihr holde Träume der Zukunft vor. Ein sanftes Roth, gleich dem der Rose, überflog ihre Wangen, wenn sie dachte, daß sie vielleicht als Braut mit dem Geliebten ihres Herzens diesen Teppich betreten sollte. Sie erinnerte sich an ihr erstes Zusammentreffen mit dem schönen Roman, wie er, verwirrt durch ihre Lieblichkeit, durch den Zauber ihrer Schönheit, sogar vergaß, sie zu grüßen. Sie erinnerte sich des Lenzes, als ihr Herz sich dem ersten Hauche der Liebe, wie die Blumenknospe dem säuselnden Zephyr, erschloß; jenes herrlichen Maifestes, als zum ersten Male ihre Hand in der Roman's bebte, als sie im heitern, ländlichen Spiele vor dem schönen Unbekannten floh und dann, absichtlich zaudernd, von ihm in seine Arme geschlossen wurde, als sie mit ihm Kränze von Birkenzweigen flocht und diese den Wellen des Wolchow preis gab, um aus diesem Spiele und auch wohl mehr aus des Jünglings Augen ihr künftiges Schicksal zu lesen. Ihre Gedanken kehrten auf alle Plätze zurück, wo die Liebenden sich sahen; sie gedachte der heimlichen Worte, des Ganges, der Kleidung des Geliebten. Seufzend ließ sie die Nadel sinken, und ihre Phantasie gaukelte ihr Roman's Bild vor; sie sah ihn vor sich stehen in dem blauen Kaftan mit silbernen Haken, der seine kräftige, aber dennoch schlanke Gestalt umschloß, — in den grünen, goldgestickten Stiefeln. Sie sah ihn mit gewohnter Freundlichkeit grüßen, die goldenen Locken schütteln, die befranzten Handschuhe in den Schamachanskischen Gürtel stecken, — sie hörte im säuselnden Luftzuge seine Stimme. Wie aufmerksam lauschte sie auf Roman's Erzählungen von den Feldzügen der Nowogroder am fernen Meeresstrande und in den Gebirgen; von den Kämpfen mit den eisengepanzerten Schwerttrittern, den Schweden, den grimmen Polowzern und Litthauern. — Leise öffnete sie dann das Fenster über der Treppe, wo der junge Krieger mit Wojeslaw's Brüdern bei'm schäumenden Methbecher zu sitzen pflegte in der Abendstunde des Sonnabends, wenn die Sorgen der Woche abgeschüttelt waren, der Dampf aus den Badstuben jenseits des Wolchows sich kräuselte, und der Strom von Badenden bevölkert war. — Zitternd, aber mit innerm Wohlgefallen hörte sie die Geschichten von dem letzten Zuge Tamerlan's, von dessen Verderben bringender Nähe Moskau durch die Allmacht Gottes, die Huld der gebenedeiten Mutter von Wladimir und den Glauben der Bürger gerettet wurde. Mit der regsten Theilnahme folgten ihre Gedanken Roman in die Gefangenschaft der Mongolen nach Jelez, die endlich durch ein unsichtbares Schwert aus Rußland vertrieben wurden. Sie sah mit dem Geliebten das immerblühende Astrachan, die grünen Ufer des Kuban, den Kaukasus, auf dessen, von Stürmen befiedertem Schneehelme des Himmels Gewölbe ruht; sie sah die Geißel der Welt, den furchtbaren Tamerlan, seinen üppigen Hof, seine raubgierigen Mannen im abenteuerlichen Kriegerschmucke. — „Der Raub aus der ganzen Welt, errungen durch das Blut von Millionen," sprach Roman, „lag hoch gethürmt im Zelte, wo Timur thronte. Asiens Könige und Fürsten beugten als Sklaven ihren Nacken dem Chan. Teppiche aus Bagdads Palästen deckten die Kameele; reiche Gürtel, die den schlanken Leib russischer Jungfrauen umschlossen hatten, dienten als Koppelstricke der Hunde, Purpurmäntel bezwungener Herrscher als Satteldecken auf den Rossen der übermüthigen Sieger. Unter Zelten, aus Tibet's kostbaren Shawl's zusammengefügt, lagerten die stolzen Mongolen, und berauschten sich im Weine des geplünderten Grusiens, der ihnen in geweihten Kirchenkelchen aus Byzanz gereicht wurde."

Olga's Herz bebte krampfhaft vor den Schrecknissen, die über Roman's Haupt während seiner Gefangenschaft schwebten und ihn auf seiner Flucht von den Ufern des schwarzen Meeres nach der Heimath begleiteten. Des Mannes Muth erhöht die Achtung in der Jungfrau Busen für ihn. Theilnahme verbindet und befreundet uns den Leidenden, und leise hauchend, wie der Zephyr im Lenze, zieht die Liebe in das Herz. Olga

Digitized by Google

fühlte sich begeistert von Roman's Heldensagen, — entzückt, wenn er zur liegenden Harfe, Gußli genannt, ein wehmuthklingendes Lied sang. In seinen klagenden Tönen klang der Wiederhall ihrer geheimsten Gefühle, und ihre Seele fühlte innig den Inhalt seiner Liebeslieder, noch lange, wenn er schon geschieden, tönte seine süße Stimme ihrem Ohre, sah ihr Auge des Sängers feurige Blicke. Da fragte dann Olga wohl ihre alte Wärterin: „Liegt Wahrheit wohl in den Worten des Liedes?" und diese antwortete bekräftigend: „Im Mährchen liegt die Phantasie, doch Wahrheit im Gesange." Dann summte die Alte Olga's Lieblingsgesänge, zu denen Roman die Melodie erfunden, und die sorglose Jungfrau schwelgte in unheilbringender Leidenschaft, und hörte so gern zu, wenn ihr Herz in leisen süßen Tönen sprach: „Ich liebe Roman!" — Armes Mädchen! halbverständliche Wünsche, Seufzer, Träume, die dir sein Bild vorgaukeln, begleiten dich, doch nicht ahnest du, wie bald sich alles ändert! — Süßer Täuschung gab sie sich hin, denn in der Neujahrsnacht erschien Roman ihr ja im Spiegel, führte sie im Traume am heiligen Weihnachtsabend, in dem alten, hergebrachten Spiele, über die hochzeitliche Brücke. Und wenn alle diese Anzeichen sie betrogen haben sollten, ihr Herz würde sie doch nicht täuschen? — So schmeichelte Olga ihren Wünschen, doch anders hatte das Schicksal es beschlossen. –

(Fortsetzung folgt.)

Das Pantheon in Paris.

Aus dem ersten Bande der Briefe aus Paris von Dr. Karl Gutzkow theilen wir noch das nachstehende Bruchstück mit. Dieser erste Band umfaßt zwanzig Briefe, welche der Besprechung der Kunst und Wissenschaft, wie des öffentlichen Lebens gewidmet sind, und in welchen wir Interessantes lesen über Dejazet, Bouffé, Souvestre, George Sand, Balzac, die Rachel, Jules Janin u. A., so wie über Handelsverhältnisse, das Pantheon, die Deputirtenkammer, die Fourieristen, das Invalidenhaus, das Luxemburg u. s. w.

Das Palais Luxemburg, erzählt der Verfasser, ist ganz den Kindern gewidmet. Vorn in dem schwerfällig verwickelten Gebäude versammeln sich die Pairs; hinten im Garten spielen die Bonnen mit ihren Zöglingen, dicht gegenüber wohnt Jules Janin.

Ich wollte aber heute das Pantheon sehen, das die Franzosen der Unsterblichkeit gewidmet haben. Aux grands hommes la patrie reconnaissante Man muß bergaufsteigen, um in die Nähe der Unsterblichen zu kommen.

Endlich erblickte ich das Gebäude. Sonderbar, auch hier noch Schuppen um den vor achtzig Jahren begonnenen Bau, auch hier noch nicht Alles fertig. Wie beim Arc de l'étoile noch Staub von den letzten Steinmetzen, die hier meißelten. Die Franzosen fingen an, ihrer Unsterblichkeit Tempel zu bauen, da sie noch Gelegenheit hatten, unsterblich zu werden. Jetzt in ihrer Pygmäenepoche werden die Tempel erst fertig, jetzt, wo es so leicht ist, berühmt, und so schwer, unsterblich zu werden.

Das Pantheon war ursprünglich die erste Kirche von Paris. Auf der Stelle, wo es später erbaut wurde, stand eine uralte Kapelle. Das Christenthum ist also hier dem Cultus des Genius erlegen. Das große, in der That imposante Gebäude, mit seiner Riesenkuppel, seinen großartigen, freien, innern Räumen, wurde von Lusflot auf Befehl des funfzehnten Ludwig erbaut. Es sollte eine Kirche der pariser Schutzheiligen, der heiligen Genoveva, werden. Genoveva, das duldende Weib, das Weib des Gehorsams und der Liebe, wich vielleicht gern den Männern. Die Jacobiner wollten ihre Unsterblichen in diese Kirche bringen. Die Altäre wurden weggeräumt, die Reliquien der Genoveva wurden mit denen Marat's vertauscht. Auch aux grandes femmes hätte man es der Genoveva zu Liebe widmen sollen. Die heilige Dulderin Genoveva würde Charlotte Corday mit ihrem Geisterkuß begrüßt haben.

Die Führer geleiteten uns aus den erhabenen Räumen dieses Tempels in die Gewölbe. Als die Bourbonen zurückkamen, gaben sie diese Räume wieder der Genoveva; als Louis Philipp kam, fielen sie wieder den großen Männern zu. So streitet jetzt der Cultus des Glaubens mit dem Cultus des Genius! Wer weiß, ob nicht die Heiligen einst hierher zurückkehren! Wenn in einer Zeit, wo Alles nach Größe strebt, die großen Männer zu sehr überhand nehmen, wird man anfangen, wieder den guten Menschen zu opfern. Wir stiegen in die Gewölbe hinab. Wie feucht, wie kalt ist es in der Nähe der Unsterblichkeit! Warum da unten in den trüben, dunkeln Räumen! Ihr habt Rousseau und Voltaire dort hingelegt. Voltaire würde nie diese dunkeln Gewölbe für seine Gebeine als Ruheort gewählt haben. Voltaire wollte Licht im Leben, er würde auch Licht im Tode gewollt haben. Rousseau hätte allerdings das Dunkel gesucht, aber das Dunkel eines verschwiegenen Parks, einen stillen, schattigen Blätterhain. Fröstelnder Gedanke, hier unsterblich zu liegen! Lieber seine Zeit, der Mitwelt genügen, und dann gebettet, wie Uhland singt, in Gras und Blumen, oder vergessen.

Rousseau, der arme, gute, schwache Rousseau, liegt im tiefsten, feuchtesten Dunkel. Aus seinem Sarkophag langt eine Hand heraus, die eine Fackel trägt. Es soll dies bedeuten, daß er noch im Grabe leuchtet. Man findet diese Idee sehr sinnig. Mir war sie schauerlich. Meine alte Mutter fiel mir ein, die mir oft sagte: Wer Vater und Mutter nicht ehrt, dem wächst die Hand aus dem Grabe. Auch an Rousseau hat sich die alte Sage bewährt. Rousseau ehrte seine Eltern, aber der Vater ehrte nicht seine Kinder. Im Pantheon wächst ihm die Hand aus dem Grabe.

Auf der entgegengesetzten Seite liegt Voltaire. Als hätte der eitle Mann es bestellt, sein Sarkophag ist vergoldet und aufgeputzt. Seine Statue blickt sarkastisch auf seine irdischen Ueberreste herab. Dieser ganze dunkle Winkel ist eine Ironie. Voltaire, der war, bezweifelt den Voltaire, der einst seyn wird. Dieser Winkel, der Voltaire gewidmet ist, ist keine Apotheose, sondern ein Epigramm. Das grinsende Lächeln des Philosophen von Ferney, durch Marmor verewigt, ist an dieser Stelle fast eine Blasphemie.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Schwyz.) Von glaubwürdiger Seite wird uns folgende Thatsache berichtet, die wir unseren Lesern mittheilen als zur Charakteristik einer vielbesprochenen Zeiterscheinung beitragend.

Digitized by Google

„Vor ein paar Monaten ging hier in Schwyz eine gutmüthige ſittſame Jungfer, Tochter braver Eltern, zu den Jeſuiten ins Klöſterli beichten. Ihr Beichtvater, dem man nicht nachſagen kann, daß er, um ſeine Beichtkinder genau zu kennen, in und außer der Beicht etwas verſäumt habe, ſagte zu ihr in der Beicht u. a.: „Es ſey für ſie hohe Zeit, daß ſie einmal ihren Blick von dem Zeitlichen ab- und dem Ewigen zuwende, ſie könne ſonſt nicht ſelig werden, er wolle ihr mit väterlicher Wohlgewogenheit helfen; er wiſſe, daß ſie ein Vermögen von 4 — 5000 Gulden beſitze; ſo lange ſie im Beſitze dieſes Vermögens ſey, ſo lange ſie an dieſem Mammon hänge, könne von Rechtbeichten und von ewiger Seligkeit einſtens keine Rede ſeyn; ſie müſſe ihm unter Gelübdeskraft das heilige Verſprechen machen, unverweilt ihr Vermögen ihm ganz einzuhändigen, für ihren lebenslänglichen Unterhalt wolle er ſchon ſorgen, er wolle ſie in das Frauenkloſter zu Brieg in Wallis führen, allwo ſie Gott und ihrem Seelenheile ungeſtört leben könne. Inzwiſchen könne und werde er ſie nicht abſolviren, bis ſie ihm ihr Vermögen werde eingehändigt haben. Eingenommen und ſo eingeſchüchtert von ihrem Seelenarzte, willigte die Jungfer in die Forderung deſſelben ein und verſprach, ſogleich ſich hiefür zu verwenden. Was geſchah? Sie ſann hin und her, ihrem beängſtigten Gewiſſen Folge zu leiſten, mußte aber in der nächſten Beicht ihrem Hrn. Beichtvater eröffnen, daß ihr Bruder, dem ſie die ganze Angelegenheit mitgetheilt habe und mittheilen habe müſſen, ihren Plan zornig ausgeſcholten habe. Was der Beichtvater über dieſe Eröffnung ihr mag erwiedert haben, läßt ſich allenfalls errathen. Von fernerer Sachlage kann Einſender Folgendes berichten: 1) Daß die fragliche Jungfer, ehedem eine blühende und in allen Ehren lebensfrohe Tochter, ſeit der fatalen Geſchichte gemüths- und geiſteskrank geworden, nun ein ganz verwelkendes Ausſehen hat. 2) Daß ihr Bruder, ein energiſcher Mann, perſönlich bei dem Rektor Drack über den Beichtvater Klage geführt hat. 3) Daß auf dieſe Klage hin, und als der Schleichhandel unter dem Volke zu rumoriren anfing, der Beichtvater plötzlich von Schwyz weg und nach dem Wallis verreiſ't iſt. Einſtweilen genügt dieſes Beiſpiel, ein anderes liegt ſo eben zur Hand: daß ebenfalls hier in Schwyz einer unſerer Jeſuiten auf eine ähnliche Weiſe bei einer Wittwe ein Vermächtniß herauslungern wollte, wobei jedoch die Wittwe erwiederte: ſie könne unmöglich das Vermögen herausgeben, indem ſie rechtmäßige Erben habe." (Baſ. Z.)

(Glarus, 27. Sept.) Gegenwärtig macht ſowohl das bei Anlaß der Bettagsfeier erſchienene Sittenmandat, als auch ein Kreisſchreiben des Rathes an die Stillſtände Aufſehen. Beide Aktenſtücke ſcheinen aus einem tiefgefühlten Bedürfniſſe hervorgegangen zu ſeyn, der geſunkenen Sittlichkeit im hieſigen Kanton wieder aufzuhelfen. Das Mandat beſteht aus zehn Artikeln und rügt ernſtlich die ländlich-ſittlichen Uebelſtände. Mit Nachdruck wird auf die Entheiligung des Sonntags durch Wirthshauslaufen während des Gottesdienſtes, durch Feilbieten, Arbeiten, Spielen, Herumſchweifen u. ſ. w. zur nämlichen Zeit hingewieſen und, unter Verantwortlichmachung der Stillſtände, die Ueberweiſung der Strafbaren an die Gerichte verlangt; eben ſo wird alles unſittliche Reden und das verſteckte Treiben in „Stubendenhäuſern" unterſagt, ferner das nächtliche Herumſchweifen auf den Gaſſen (Kinder ſollen ſich nach dem Betglockengeläute gar nicht mehr auf der Straße betreten laſſen); desgleichen dürfen die Aeltern lediger Weibsperſonen denſelben des Nachts ohne Noth das Ausgehen gar nicht erlauben. Jungen unverheiratheten Leuten, welche ihre Aeltern verlaſſen, um auf eigene Fauſt zu leben, wird Rückkehr in's älterliche Haus geboten, ſofern nicht ſtichhaltige Gründe ihr Fortgehen aus demſelben rechtfertigen, und endlich ſoll irreligiöſes Reden, welches „der Erfahrung zu Folge" auf den Verfall der Sitten einen höchſt nachtheiligen Einfluß übe, nach Beſchaffenheit des Vergehens unnachſichtlich beſtraft werden. In gleichem Sinne iſt das Rundſchreiben an die Stillſtände abgefaßt. — Sonderbar bleibt es immer, daß der Rath in den eben bezeichneten Erlaſſen ſich nicht auf die Pflichten eines chriſtlichen Volkes beruft, ſondern die Forderungen einer trockenen Moral für das Glarnervolk genügend findet.

An der Guillotine wurde ſonſt die Sicherheit gelobt, mit der die Hinrichtung vollzogen wird. Nun kam es aber kürzlich vor, daß ein Weib, Namens Henri, auf dem öffentlichen Platz von Gien in Frankreich enthauptet werden ſollte. Sie lag ſchon auf dem Brett, und der Hals war in die Lunette gebracht, als aber das Fallbeil losgelaſſen wurde, blieb es zwiſchen den durch den Regen aus ihrer geraden Richtung gewichenen Pfoſten in der Schwebe hängen. Die Unglückliche mußte wieder losgebunden und der Galgen zurecht gerichtet werden, was ungefähr zehn Minuten dauerte. Unterdeſſen ſetzte man ſie mit dem Rücken gegen das Schaffot gekehrt auf einen Stuhl. Dieſe Vorbereitungen müſſen für ſie gräßlich geweſen ſeyn, aber ſie benahm ſich mit vieler Faſſung. Nachdem die Henkersknechte die Maſchine an einem Bündel Stroh probirt hatten, wurde ſie erſt wieder unter das Meſſer gelegt und das Urtheil vollzogen. Die Preſſe äußert ſich über dieſes leichtſinnige Verfahren der Juſtiz mit den ſtärkſten Ausdrücken.

(Die feindliche Kugel.) Am 16. Juni 1815, als dem Tag, der ganz Deutſchland durch das ſich wieder erhobene Haupt der fremden Zwingherrſchaft den Untergang drohte, bot auch der Vaterlandsvertheidiger Andreas Haaſe, aus dem Dorfe Dahlenwarsleben, des landräthl. Kreiſes Wolmirſtedt, und Landwehrmann bei der 5. Kompagnie des königlich preuß. I. Landwehr-Regiments, die von preußiſchem Heldenmuthe ſich gehobene Bruſt als Schutzmauer des mütterlichen Herdes dem andringenden Feinde dar. Bis gegen fünf Uhr Abends focht dies Regiment mit heldenmüthigſter Tapferkeit, und nur die Uebermacht des Feindes brachte daſſelbe zum Weichen. Da durchbohrte eine Kugel aus einer feindlichen Musquete den linken Fuß des vorgedachten Wehrmannes, und er ſank zu Boden. Seine kräftige Conſtitution richtete ihn bald wieder empor und ließ ihn, auf ſein Gewehr geſtützt, den Weg zurücklegen, auf welchem er den Ort ärztlicher Pflege erreichte. Ein Jahr hatte derſelbe im Hoſpitale zugebracht und noch war keine Spur von einer Kugel in der Wunde zu finden. Er kehrte daher, geſtützt auf ſeinem Stabe, als Invalide in ſeinen Wohnort zurück. So gut es ſeine Kräfte vermochten, ſuchte er durch ſeiner Hände Arbeit bei dem erhaltenen Gnadenthaler ſeine Subſiſtenz zu ſichern; aber immer brach die Wunde von neuem auf. Späterhin unterzog ſich derſelbe auf ſieben Monate der ärztlichen Behandlung des berühmten königl. preuß. Stabsarztes Hrn. Dr. Haaſe zu M.; doch alle Mühe blieb fruchtlos! So trug dieſer Tapfere, bei auf eigene Koſten wiederholter Cur,

sein Geschick in Geduld. Unlängst fiel der Unglückliche auf seinen wunden Fuß und eine abermalige Entzündung der Wunde erforderte den Beistand des Wundarztes Hrn. Bertling aus Olvenstedt, der bei genauer Untersuchung jene Kugel entdeckte und sie, in Folge seiner geschickten Operation, aus dem Fuß löste, welche sich zwischen zwei Knochen eingeklemmt und seit 27 Jahren den oft bemitleideten Invaliden mit unsäglichen Schmerzen belastet hatte. Derselbe sieht nunmehr der Heilung hoffnungsvoll entgegen und dürfte sich des Abends seines Lebens noch erfreuen. (Magd. Z.)

Frankfurter Theater.

Dem. Pauline Marx hat ihr Gastspiel auf der hiesigen Bühne beschlossen und wir dürfen solches als ein von dem günstigsten Erfolg und zahlreichem Besuch begleitetes bezeichnen. Sie hat sich im Laufe desselben als eine gediegene dramatische Sängerin bekundet und ihres Renommée's würdig erwiesen. Wie in ihren frühern Partieen, gefiel sie auch in der Norma, die sie wiederholen mußte, in den Puritanern und im Templer und Jüdin. Als Norma wurde sie durch Dem. Kratky (Adalgise), deren gebildeten und geschmackvollen Gesangsvortrag man immer mit Vergnügen vernimmt und die in solcher Hinsicht mit Auszeichnung genannt werden muß, trefflich unterstützt. Auch die Nachtwandlerin wiederholte Dem. Marx unter dem lebhaftesten Beifall. In der Partie der Rebecca leistete sie Vorzügliches und imponirte durch die Kraft und Consequenz ihrer Durchführung. Wenn Dem. Capitain die weibliche Resignation und die zarten Gefühlstöne in dieser Partie mehr hervor hebt und den Charakter mehr in lieblicher Färbung hält, so erblickt man in der Auffassung der Dem. Marx mehr die Kraft und Entschlossenheit der hochherzigen Jungfrau, die mehr handelnd als leidend auftritt. Dem. Marx hat uns bereits verlassen, um auf der Stuttgarter Hofbühne einen Cyclus von Gastrollen zu eröffnen, wo sie gewiß eine eben so freundliche Aufnahme finden wird, wie es bei uns der Fall gewesen. — Hr. Pischek war in der Partie des Bois Guilbert neu und hat als Sänger, wie als Darsteller seinen schönen Künstlerberuf bethätigt und bewiesen, daß er in den Geist einer Tondichtung einzudringen und sie mit Kraft und Frische durchzuführen vermag. Die große Scene vor dem zweiten Finale, diese so ungemein schwierige Aufgabe, führte Hr. Pischek meisterhaft und ganz im Charakter des Tonstücks aus. In denjenigen Stellen, wo zarte und schmelzende Modulationen erforderlich sind, war sein Gesang lieblich und einschmeichelnd, während er in andern Muth und Ritterlichkeit energisch hervortreten ließ. Diese trefflich nüancirte und künstlerisch ausgeführte Rolle dürfen wir den vorzüglichsten Leistungen eines Sängers beizählen, welcher Talent und Studium in gleichem Maße vereinigt. — Bei den wieder eingetretenen längern Abenden und der rühmlichen Thätigkeit der Regie und des Personals von Oper und Schauspiel wird das Theater fortwährend zahlreich und gerne besucht. W.

Korrespondenz.

Darmstadt, 7. Okt.

Wir sind jetzt hier mit von reisenden Künstlern veranstalteten Konzerten recht im Zuge: kaum hat uns der Ritter v. Bochsa und seine Begleiterin, Mad. Bishop, verlassen, so ist auch schon der Violinvirtuose, Hr. M. Hauser aufgetreten, und ihm folgte gestern Abend Hr. Kaufmann, Professor der Musik aus Dresden, welcher sich in dem Saale der vereinigten Gesellschaft auf seinen selbsterfundenen musikalischen Instrumenten hören ließ. Für diesen und den folgenden Monat werden wir uns über Mangel an Konzerten der Art wohl schwerlich zu beklagen haben und ihr Zustandekommen würde bei der raschen Aufeinanderfolge nicht selten in Frage gestellt seyn, wenn nicht hochstehende Personen den reisenden Konzertgebern ihre wohlwollende Fürsorge zu widmen die Gewogenheit hätten. Uebrigens kamen die bisherigen Konzerte um so mehr zur gelegenen Zeit, da sie uns für manche Entbehrungen im Gebiete der Kunst einen erfreulichen Ersatz zu bieten vermochten. Sie dürften auch für die Folge, besonders wenn es dramatische Konzerte sind, wie sie Mad. Bishop gab, nicht als überflüssig erscheinen, wiewohl wir eine gewisse Oekonomie bei deren Veranstaltung, und zwar zunächst im Interesse der reisenden Künstler, dringend wünschen müssen. — Fräul. Diehl, dieses freudig aufblühende jugendliche Kunsttalent, an dessen ferneres Auftreten in der Oper sich die schönsten Erwartungen knüpften, hat seit ihrem Scheiden von der hiesigen Bühne bei der Wiener Oper ein Engagement gefunden, welches für sie in jeder Beziehung erwünscht und angenehm seyn soll. Ihr längeres Verweilen in dem eigentlichen Mittelpunkte der deutschen Musik kann ihrer künstlerischen Ausbildung nur zum größten Vortheile gereichen. Für die Integrität unserer Oper schien sie Vielen unentbehrlich bei dem Hinblick auf die Rollen, die ihr vorzugsweise überwiesen waren und die, wie man glaubt, nicht leicht zweckmäßiger und schöner hätten besetzt werden können. Ihre Uebersiedelung nach Wien schien daher weniger ein zweifelhaftes Wagniß, als eine auf ihren künstlerischen Beruf berechnete Unternehmung zu seyn, welche, wie zu erwarten, nur zu ihrem ferneren Glücke ausschlagen dürfte.

Charade

(Viersylbig.)

Wo die ersten Beiden schweben,
Tritt ein finst'rer Geist in's Leben,
Fällt, wie Gram am frühen Grab,
Manche Zähre heiß herab.

Wehet Sturm, fällt Regen nieder,
Dann bedeckt du deine Glieder
Mit den beiden Letzten dicht,
Und dich bangt und fröstelt nicht.

Schwarz, doch lieblich, schwebt das Ganze
Aber nie im Sonnenglanze,
Und der Kenner der Natur
Sucht es gern auf Haid' und Flur.

Logogryph.

Sagt, Rechenmeister, mir bestimmt,
Wie man das Ganze schreibt:
Wenn man ein Siebentel mir nimmt,
Daß noch ein Achtel bleibt.

Redakteur: J. K. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 283. Donnerstag, den 13. October 1842.

Politische Lieder.

Was ist wahr und schön zu nennen
Und was ächte Poesie?
Lehrt mich doch das Rechte kennen,
Denn, fürwahr, ich find' es nie.
Neue Theorieen liegen;
Anderes will jede Zeit,
Und die Kritiker, sie liegen
Mit den Musen stets im Streit.

An der Seine wird bewundert,
Was am Rhein Fiasco macht;
Shakespeare's Geist und sein Jahrhundert,
Voltaire hat sie ausgelacht.
Schiller's Heldenideale
Nennt gar Mancher überspannt;
Im romant'schen Rittersaale
Sind die Lampen ausgebrannt.

Hier im deutschen Vaterlande
Gab es eine fromme Zeit,
Wo man den nur Dichter nannte,
Der dem Himmel sich geweiht,
Eine and're, wo man gerne
Von Turnier und Burgfräulein
Und von Palästina's Sterne
Wollte unterhalten seyn, —

And're, wo man gerne schwärmte,
Wie Freund Siegwart thränenschwer,
Sich in Lieb' und Sehnsucht härmte,
Mit dem Mond nur im Verkehr,
And're noch, wo nur Sentenzen
Oder Xenien man verehrt,
Philosophischen Tendenzen
Nur ein lauschend Ohr gewährt.

Willst du jetzt dir Lob erringen,
Mußt du ein politisch Lied,
Eine Einheitshymne, singen,
Die vom Rhein zur Ostsee zieht,
Mußt du feurig uns ermahnen
Und ein Freiheitssänger seyn,
Mußt du neue Wege bahnen
Und dem Volke ganz dich weih'n.

So ist's bräuchlich jetzt geworden
Und der Brauch, er ist nicht schlecht;
Darum neue Siegespforten
Bau' der Wahrheit und dem Rechte!
Deutsche Einheit kehre wieder,
Wie sie einst gewaltet hat,
Aber macht nicht eure Lieder
Zum gereimten Zeitungsblatt!

W.

Treue Liebe.

(Erzählung aus den Jahren 1396 bis 1398. Nach dem Russischen des Bestuschew)

(Fortsetzung.)

Im Westen sank die Sonne des freundlichen Tages des Rjuen, wie man im Altrussischen den Septembermonat nannte. In Gedanken versunken, saß Olga unter dem breitästigen Apfelbaum des schattigen Gartens, der sich hinter dem väterlichen Hause hinzog. Ein Geräusch auf der andern Seite der Gartenmauer schreckte sie aus ihrem Sinnen auf, — Jemand kletterte herüber, nahte sich durch das Gebüsch und Roman stand vor ihr. Erschrocken wollte das Mädchen fliehen. „Bleib' und zürne mir nicht, Geliebte!" bat der Jüngling, stürmisch ihre Hand ergreifend. „Höre mich, denn dieser Augenblick bestimmt über mein Glück, über mein Leben!" — Vergebens suchte sich Olga seiner Hand zu entwinden; „fliehe!" sprach die Vernunft, „bleibe!" das Herz. „Was werden die Leute sprechen?" fragte die Vernunft, „wie betrübst Du den Geliebten, wenn Du fliehst!" zürnte das Herz. Der Kampf beider war noch nicht beendigt, als Olga schon, ohne zu wissen, wie das eigentlich

Digitized by Google

geschehen, Hand in Hand mit Roman auf der Rasenbank saß und den theuern Schmeichler mit süßem Liebesvorwurf beschuldigte, so unüberlegt gehandelt zu haben.

„Keine frohe Botschaft bringe ich Dir, meine theure Olga!“ sprach nun Roman. „Meiner Werbung um Deine Hand ward eine abschlägige Antwort. Leben kann und mag ich nicht ohne Dich, darum, wenn Deine Liebe nicht leerer Wortklang war, so mußt Du mit mir fliehen. Bei'm guten Fürsten Wladimir finden wir Schutz und unsere Herzen eine glückliche Zukunft.“

Im düstern Schweigen saß Olga, bestürzt, vernichtet, durch des Geliebten Worte. Dahin ist Alles! zertrümmert die glänzenden Bilder der Phantasie, die frohen Träume, die das Herz gehegt. Gesunken auf ewig ist die Hoffnung gleich dem Sterne, der sich vom heimathlichen Firmamente losreißt und zur dunkeln Erde niedersinkt. Und alles, ohne es zu ahnen! Lange durchstürmten, gleich wogendem Meere, Leidenschaften die jungfräuliche Brust; lange trübte der Gifthauch der Verzweiflung den klaren Spiegel der kalten Ueberlegung. Endlich tauchte der düstre Gedanke an die Flucht empor.

„Fliehen?“ rief Olga mit thränenerstickter Stimme. „Fliehen? Mir diesen Vorschlag von Dir, mein Roman? Ein Vorschlag, beschimpfend für meine Familie, unheilvoll für mich! Du hast mich nie geliebt, wenn Du meinen guten Ruf, die Fleckenlosigkeit meines Gewissens so vergessen konntest! Ich soll der Heimath liebe Au verlassen, die Eltern entehren, Gott und die heilige Sophia, unsere Schutzheilige, betrügen? Nein, Roman! Entsagen will ich der Liebe, die ein Verbrechen fordert, entsagen will ich Dir!“ — — Schluchzen erstickte ihre Stimme.

Mit umwölkter Stirne, mit düsterm Blicke vernahm der glühende Jüngling die Vorwürfe der Geliebten. — „Weiber, schwache Wesen!“ grollte er mit wildem Lächeln: „die ihr euch beständiger Liebe und felsenfester Treue rühmt, eure Gefühle sind nur die Geburten aufwallender Laune, nur aus Eitelkeit bezaubert ihr die Leichtgläubigen! Tand ist eure Liebe, flüchtig wie die Schwalbe und geschwätzig wie dieser Vogel. Doch fordert der Geliebte mehr als Worte von euch, fordert die That, dann seyd ihr reich und freigebig mit Entschuldigungen, kalten, herzlosen Rathschlägen, Mährchen und Vorwürfen! Warum ward ich getäuscht durch süße Blicke und schmeichelnde Hoffnungsworte? Vielleicht um durch das „Nein“ mein glühendes Herz in lebloses Eis zu verwandeln? Vergaß ich für Dich, Liebelose! nicht Alles, was meinem Herzen sonst werth und theuer war, sogar des beseligenden Ruhms? Ging ich nicht kalt vorüber, wenn auf dem Wege der Schleier mancher schönen Jungfrau sie weniger verhüllte, als er sollte; wenn meine reichen Nachbarinnen mir durch die Vorhänge süße Blicke spendeten? — Suchte ich nicht jede Gelegenheit auf, einen Strahl Deines Blickes, einen Ton Deiner Stimme, das Geräusch Deines schwebenden Schrittes zu erhaschen? War nicht mein Leben Dir allein geweiht? Und plötzlich raubst Du mir Alles, vertauschest die Hand des armen Jünglings mit dem schwelgenden Ueberfluß; willst mit dem goldenen Trauring Dich fesseln an die eiserne Kette einer gehässigen Ehe? Doch weibliche Liebe ist Gewohnheit, und in wenigen Wochen vergißt ein Mädchen die Vergangenheit! Und wenn mein Unglück mich nicht tödtet, so fordert Olga vielleicht mit süßkosenden Worten: „Vergiß die Liebe, Roman! sey mein Freund, und halte, wenn mein Gemahl mich heimführt, Wache mit dem Säbel in der Faust vor dem Fenster meines Hochzeitgemachs, daß kein Frevler die süße Ruhe der Neuvermählten stört!“ — —

Olga's Flehen, sie zu schonen, wurde von Roman in seinem Zorn überhört. Als er endlich erschöpft schwieg, schimmerten ihm der Geliebten Thränen entgegen; sie löschten seine Verzweiflung. Sein Grimm verschwand, wie der Schnee im warmen Schein der Sonne.

„Undankbarer!“ sprach das Mädchen, „Du konntest zweifeln, konntest aussprechen, daß Olga Dich nicht mehr liebe? Nie glaubte ich solche Vorwürfe, solchen Lohn zu empfangen, wenn Deine Seufzer meinen Busen glühender bewegten, wenn ich stundenlang auf die geheimnißvolle Sprache Deiner Augen hörte!“ —

„Vergieb der Liebe, was Liebe verbrach!“ bat Roman, sanft ihre Hand drückend. Unbewußt sank die Geliebte an des Jünglings pochende Brust, ihre Wangen flammten gleich dem Morgenroth, und der erste, süße Kuß der Liebe verscheuchte jeden Groll. „Bis in den Tod, bis über das Grab hinaus bleib' ich Dein!“ flüsterte Olga, und ein unbeschreibliches Entzücken durchglühte Roman's Seele. — Ihr, die ihr geliebt, ihr kennt jenen Moment, wo jeder Gedanke Wonne, jeder Pulsschlag süße Lust, jedes Gefühl Entzücken ist! —

„Nach drei Tagen, wenn wir mit den Deutschen das Fest des fünfjährigen Friedens begehen, in der dunkeln Stunde schweigender Mitternacht, harre ich Dein, meine Olga, an der Pforte des Gartens. Pfeilschnelle Rosse tragen uns fort von hier, der laute Jubel des Festes verdeckt unsere Flucht, und am Gestade des fernen Flusses winkt uns die Ruhe, das Glück, und in der Zukunft gewiß auch des Vaters Segen!“ —

Von den Lippen der Jungfrau tönte das einwilligende „Ja!“ — Mit langem Kusse trennten sich die Liebenden.

(Fortsetzung folgt.)

Das Pantheon in Paris.

(Schluß.)

Auch das Modell des Pantheon haben die Franzosen ins Pantheon gesetzt. Es mag der Sarkophag seines Erbauers seyn. In den übrigen Räumen, dunkeln, unheimlichen Kammern, sind steinerne Särge in beträchtlicher Zahl aufeinander geschichtet. Sie enthalten die Gebeine vieler Unsterblichen, von denen man in den Jahrbüchern der Geschichte und Wissenschaft einst vergebens nach bedeutendern Spuren suchen würde. In Ermangelung großer Männer, hat Talleyrand gesagt, setzt man Beamte ins Pantheon. Und in der That, diese Bureauchefs, diese Akademiker, diese Divisionsgenerale haben ihre Unsterblichkeit wohlfeil erkauft. Nicht daß Frankreich arm an Ruhm wäre, aber selten, daß die Mitwelt den Ruhm der Zeitgenossen zu schätzen weiß und die Nachwelt Zeit findet, an die Vergangenheit zu denken. Die wahren Größen Frankreichs wird man im Pantheon vergebens suchen.

Diejenigen Männer, die immer das Hergebrachte thun, können niemals groß werden. Um unsterblich zu werden, muß man wenigstens einmal in seinem Leben einen großen Irrthum begangen haben. Ich bin unsterblich, denn ich habe mich im Pantheon zwei Mal verirrt. Mit Schrecken denke ich an meine überstandenen Gefahren zurück. Ich verirrte mich einmal unten bei den Gräbern und das zweite Mal oben auf der Kuppel.

Digitized by Google

Der Führer eilte, den jungen Rekruten, Studenten, Grisetten, die sich hier die Möglichkeit ansahen, so berühmt als Napoleons Generale, so unsterblich wie ein Akademiker, so keusch wie die heilige Genoveva zu werden, die Gräber ihrer großen Urbilder zu nennen. Mich, den gefühligen Deutschen, den bei jedem Schritt auf historischem Boden historische Wehmuth überkommt, mich hielt es länger in den Todtenkammern zurück, als die Andern. Plötzlich war ich im Dunkel allein. Ich höre den Zug der Vorangehenden, höre die Stimme des Führers, taste aber an feuchte Wände, abgeschnitten von den Uebrigen, die mich nicht vermissen. Schrecklicher Gedanke, hier mit französischen Unsterblichen eingeschlossen zu bleiben, vergessen zu werden an der Stätte der Erinnerung, verirrt in dieser Finsterniß. Ich greife hier-, greife dorthin. „Quatre marches", hatte der Führer an vielen Oeten gesagt. Quatre marches! Ich konnte nichts sehen und fürchtete jeden Augenblick, von quatre zu quatre marches hinunterzustürzen. Vier Schritte bis zur Ewigkeit! Hungertod war eine Idee, die mir oft im Angesicht der französischen Speisezettel, im Angesicht der armseligen pariser Cotelettes, im Angesicht der Zweifrankenmahlzeiten des Palais Royal schon eingefallen war; wie konnt' ich sie hier zurückhalten, hier, wo es keine andere Nahrung für mich gab, als das sardonische Lächeln dieses boshaften Voltaire! Ich resignirte in allem Ernst darauf, das Tageslicht für heute wiederzusehen. Denn so viel Ehrfurcht hatte ich vor den Todten, daß ich nimmermehr gewagt hätte, hier, wo die Gebeine der Unsterblichen ruhen, einen kläglichen Hülferuf auszustoßen. Endlich, endlich erblickte ich in weiter Ferne den Schimmer eines Lichts. Er kam näher, wurde heller, ich fand mich zurecht und eilte mit dem Zuge hinaus aus diesen schreckhaften Gewölben zu einem neuen Abenteuer.

Ich stieg nämlich mit meinen Studenten, Rekruten, Grisetten in die Kuppel hinauf. Eine Höhe von 500 Fuß über dem Spiegel der Seine. Ich sah das frische und in der That anziehende Kuppelgemälde von Gros, das in bunter Gruppirung alle bedeutenden Personen, die sich an die Idee des Pantheons in kirchlicher Hinsicht knüpfen, darstellt. Die heilige Genoveva gilt für ein Meisterstück und hat dem Maler von Karl X. den Adel eingetragen. Sie ist hübsch hingehaucht, lustig und schwebend, verklärt und heilig; nur etwas zu heilig, zu sehr Nonne mit dem Gelübde einer Keuschheit, das der liebenden Mutter des Schmerzenreich widerspricht. Noch höher hinauf steht man in der Kuppel. Drinnen an den Wänden eine Unmasse von Namen, die, mit Bleistift auf die Wand gezeichnet, auf ihre Weise ins Pantheon zu kommen suchen. Warum nicht? Präfekten dort unten, Maires, Bureauchefs — warum hier oben nicht Commis, Epiciers und Champagnerreisende? Draußen das ungeheure Paris aus der Vogelperspective, dieses Paris, das so Großes erlebt hat, das Paris des vierten Heinrich, des vierzehnten Ludwig, das Paris der Jacobiner, Napoleons, das Paris der Julirevolution. Notre Dame, die nächste dem Thron des Pantheon, der erste Pair dieses majestätischen Reichs. Welche Fülle berühmter Gebäude, diese Säulen, diese Triumphbogen, und dazwischen die gelbe Seine. Dort der Cimetière Montmartre, drüben der Père Lachaise, ein Pantheon, romantischer noch, als dieses klassische steinerne.

Ich mochte nicht lange oben bleiben. Der wollte wissen, wo Boulogne, der, wo Orleans liegt. Die wollte unten in der Stadt einen Winkel sehen, wo vielleicht in diesem Augenblick ihr Freund ihr untreu ist. Jeder langte sich seine Neigungen, seine heiligen Stätten aus dem Panorama heraus. Ich eilte die Stufen hinunter, wählte auf Gerathewohl von zwei Treppen die nächste, springe über Drahtgitter weg, die ich für blinde Warnungen halte, hüpfe wohlgemuth auf den Vorsprung der Kirche, der etwa 200 Fuß tiefer ist, als die Kuppel, und will fort. Da fällt die Kuppelthür hinter mir zu. Ich suche eine neue und finde sie nicht. Ich finde sie, sie ist verschlossen. Ich warte auf den Führer. Er verschwindet mit seinem Zuge oben in den Lüften auf der Gallerie, ich zähle die Stufen, der Führer kommt nicht. Er ist die andere Treppe hinunter gegangen und ich bin hier wiederum allein. Vor- und rückwärts kein Weg. Rings nichts als Quadersteine, Gallerien, vor mir das noch immer vogelluftige Panorama, die Entfernung in die Tiefe viel zu weit, um meine Stimme hörbar zu machen. Dreihundert Fuß hoch klettere ich auf der Gallerie herum. Ich winke und schwenke mein Taschentuch in die Luft mit großer Selbstüberwindung, denn von der schlechten pariser Wäsche hatte es ein großes Loch, das ich mich genirte, dreihundert Fuß hoch dem medisanten Paris zu zeigen. Eine halbe Stunde resignirte ich mich, hier oben auf dem Pantheon, wie einst Quasimodo drüben auf Notre Dame, zu leben. Ich sah mich, da es regnen wollte, nach einer Glocke um, um mich unter ihr zu bergen. Endlich aber erblickte ich auf einem andern Flügel des großen Baues eine kleine Figur. Es war dunkel geworden. Ich hielt es für einen Gnomen, für den finstern Golo, der noch immer Genoveva mit seiner Liebe und seiner Bosheit verfolgt, für einen Mitesser der Unsterblichkeit, der sich ärgert daß Jemand, der mit ihm einst in einem Zimmer wohnte, unsterblich geworden ist und er nicht. Ich winkte dem schwarzen beweglichen Punkt. Er streckte ein Fragezeichen aus, einen schwarzen rußigen Besen. Es war ein Pantheonfeger, ein Decrotteur des Staubes der Unsterblichkeit. Er lachte, wie Voltaire in den Katakomben unter uns lacht. Er winkte mir Freiheit und Erlösung zu. Nach einer Viertelstunde öffnete sich die Thür. Für einen Franken entging ich der Gefahr, lebendig im Pantheon der Franzosen beigesetzt zu werden. Wenn ich den Eifer bedenke, mit dem ich nach diesem Doppelabenteuer im Hause des Ruhms auf die erste beste Carte du jour eines Restaurant im Palais Royal stürzte, so bin ich vollkommen der Meinung, daß der Hunger und der Ruhm Geschwisterkinder sind.

Mannichfaltigkeiten.

Die deutsche Improvisatrice Karoline Leonhardt-Lyser hat in Prag durch ihre Akademien so vielen Beifall gefunden, daß sich die evangelisch-deutsche Gemeinde bewogen fühlte, der Dichterin einen schönen silbernen Becher zum Andenken zu überreichen.

Der „Sch.väb. Merkur" meldet aus Stuttgart: Am 27. Sept. wurde auf dem Hoftheater die Oper: „Die Hugenotten", von Meyerbeer, zum Erstenmale aufgeführt. Die Ausführung, sowohl in musikalischer Beziehung, als hinsichtlich des äußeren Glanzes, entsprach allen Anforderungen der großartigen Tondichtung. Die Handlung trat ohne Verlegung in andere, dem wahren Sinne der Dichtung Scribe's ganz fremde, Sphären

Digitized by Google

vor uns und entwickelte sich, in Folge der trefflichen Ordnung des Scenischen, in allen Theilen, von der unbedeutendsten Nüancirung bis zum Erhabensten, vollkommen eindrucksvoll und abgerundet. In Dekorationen und Kostümen war eine dem geläutertsten Geschmack entfließende und historisch tadellose Pracht dargelegt.

Man lies't in der W. Th. Ztg.: Ein Biertrinker erster Größe. Vor einigen Jahren lebte in einer kleinen Residenz Thüringens ein Cantor, welcher sich durch seine Virtuosität im Biertrinken, wie durch eine überaus kräftige Baßstimme auszeichnete. Häufig unternahm er kleine Wanderungen in die Umgegend seines Wohnortes, um die verschiedenen Biere, die es gab, kennen zu lernen. Einst besuchte er in gleicher Absicht ein benachbartes reußisches Städtchen, und fand hier ein ganz vortreffliches Bier in einer der geringsten Schenken. Als er die ersten vierundzwanzig Stunden beim Bierkruge gezecht hatte, fragte er den Wirth, wie stark sein Vorrath von diesem Biere sey? — „Gegen sieben Eimer werde ich noch davon im Keller haben," erwiederte dieser. — Der Cantor zog seinen Beutel, überzählte sein Geld, besann sich eine Weile, und fuhr dann schnell mit den Worten heraus: „Ihre sieben Eimer sind mein. Hier ist das Geld dafür. Sie schenken nun von diesem Augenblicke an Niemand mehr davon." — Der Wirth strich das Geld ein, und fragte, wohin er das Bier schicken solle. — „Das Bier bleibt hier, ich trinke es bei Ihnen," antwortete der Cantor, der nun nicht aus der Wirthsstube wich, und nach acht Tagen — es scheint unglaublich, ist aber buchstäblich wahr — hatte er die sieben Eimer geleert. — Dieser gewaltige Bierzecher zeichnete sich auch, wie erwähnt, durch eine ungemein kräftige Baßstimme aus. So stark war diese, daß, wenn er mit voller Kraft in ein hohes Bierglas schrie, dasselbe Sprünge erhielt.

(Frankfurt a. M.) Wir halten es für Pflicht, auf eine Ausstellung aufmerksam zu machen, welche Bockenheimer Straße Nro. 59. zu sehen ist. Dies Tableau stellt die Stadt London im verjüngten Maßstabe figürlich dar. Die vielen Kirchen, Paläste und öffentlichen Gebäude, die Brücken über die Themse und das Gewirre der zahllosen Straßen geben dem Beschauer ein deutliches Bild von der Weltstadt an der Themse, wo fünf Welttheile ihre Schätze tauschen. Das Ganze ist aus Korkholz sehr kunstreich gearbeitet, und ein Resultat achtjährigen Fleißes. In mehreren Städten hat es bereits beifällige Aufnahme gefunden.

Moskau ist eine der wenigen großen Städte Europas, wo die männliche Bevölkerung die weibliche (um mehr als 8000 Individuen, bei 350,000 Einwohnern) übersteigt.

Auch ein Wort über den Eisenbahnzug durch Kurhessen.

So richtig auch die Angaben in dem Artikel: „Ueber den Eisenbahnzug durch Kurhessen" in der Didaskalia Nro. 270 und 271 vielleicht Manchem scheinen möchten, so trägt doch dessen Tendenz zu sehr das Gepräge des gespenstigen Systems der verpönten Sonder-Interessen-Absperrung in sich. Deßhalb findet man sich veranlaßt, auch ein Wort zu Rechtfertigung des Gegentheils zu sagen; doch wegen Kürze des Raumes wollen wir es hier nur andeuten, und zwar in Betreff der beiden Hauptfragen: 1) wegen dem Terrain und 2) wegen der Rentabilität. — Ad 1). Wird diese fragliche Eisenstraße von Sachsen-Eisenach über Kassel, Marburg, Gießen, Friedberg und Homburg nach Frankfurt geführt, so ist unstreitig ein sehr vortheilhafter Unterschied in den Terrainschwierigkeiten gegen jener protegirten Bahn von Eisenach über Fulda und Hanau nach Frankfurt vorhanden; denn es sind hier jene kostspielige Luft-, Erd- und Wasser-Kunstwerke nicht nöthig. Ad 2). Was die Rentabilität betrifft, so ist gewißlich der Vortheil, den die diesseitige Bahn gegen der Fuldaer darbietet, — und selbst bei dem, wiewohl nicht großen Umwege, — dennoch überwiegend, indem sowohl die Baukosten von ansehnlichem Minderbetrage sind, als auch die Befahrung bedeutender seyn dürfte, wie dort. Dazu wird nicht nur die alte Kasseler Landstraße das Ihrige beitragen, sondern auch die durch eine solche Bahnanlage erzielt werdende Vereinigung der größeren Städte mit den immer mehr in Aufnahme kommenden Badeorten am Taunus. Was in dem oben erwähnten Artikel über den Gewerbsbetrieb der Städte auf der Fuldaer Wegstrecke zum Nachtheil der diesseitigen gesagt ist, widerlegt sich von selbst dadurch, da wohl ein Jeder weiß, daß hier keine Todtenstraße ist, sondern überall, wohin man blickt, sowohl in den beiden fürstlichen Residenzstädten: Kassel und Kurstadt Homburg, als auch in den beiden Universitätsstädten: Marburg und Gießen, und in den übrigen Landstädtchen große Rege und Betriebsamkeit herrscht. Darum verdient die Erbauung dieser fraglichen Eisenbahn über Kassel und Homburg allen und jeden Vorzug.

Korrespondenz.

Würzburg.

Der historische Verein dahier hat in einer am 12. d. M. zur Feier des Namenstages und der Vermählung Sr. königl. Hoh. des durchlauchtigsten Kronprinzen Maximilian von Baiern stattgehabten Generalversammlung der Vereinsmitglieder nachstehende öffentliche Preisaufgabe aus der fränkischen Literaturgeschichte verkündigt: „Geschichte des Zustandes und des Entwicklungsganges der Literatur im Fürstbisthume Würzburg, von der Gründung der ersten Universität zu Würzburg im Jahre 1402 bis zur Stiftung der zweiten Hochschule daselbst im Jahre 1582." Die Beantwortungen dieser Preisfrage, deren gelungenste Lösung mit 25 Dukaten gekrönt werden wird, müssen bis zum 25. Juli 1843 an den Ausschuß des erwähnten Vereins eingesendet werden. — Unter den neuesten Erzeugnissen hiesiger Literatur hat das von dem k. Medizinalrathe Dr. Schmidt herausgegebene System einer encyclopädischen Naturphilosophie, unter dem Titel: „Leben und Wissenschaft in ihren Elementen und Gesetzen" großes Aufsehen erregt. Es schließt sich dieses, von hohem Scharfsinne und Speculationsgabe des Verfassers rühmlichst zeugende Werk nach Form und Inhalt den Schriften des an hiesiger Hochschule früher so bekannten J. J. Wagner an.

Berichtigung.

In der in Nro. 279 d. Bl. enthaltenen, von der Redaktion etwas gekürzten und abgeänderten Berichtigung, eingesendet von Hrn. Dr. Kirnberger jun. aus Mainz, ist zu lesen: Zeile 13 v. o. entgegnen, statt „berichtigen."

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 13. Okt. Der Barbier von Sevilla, komische Oper in 2 Abth., Musik von Rossini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 284. Freitag, den 14. October 1842.

Treue Liebe.

(Erzählung aus den Jahren 1396 bis 1398. Nach dem Russischen des Bestuschew)

(Fortsetzung.)

III.

Brust an Brust sich die Arme umschlingen,
Also beginnt das muthige Ringen;
Der Eichwald von ihrem Rufe tönt,
Die Erd' von dem Tritte der Kämpfer dröhnt.

Dmitriew.

Der festliche Tag hatte begonnen. Feierlicher Glockenklang tönte durch die heitre Luft, ein buntes Menschengewirr erfüllte Nowogorod. In der Kirche der heiligen Sophia versammelten sich die Bürger, in der des heiligen Petrus die Deutschen. Der Friedensvertrag mit dem gothischen und rigaischen Uferlande wurde vorgelesen, und als die Messe beendigt war, begaben sich Alle zum Mittagsmahl nach dem Gorodischtsche, einem nahe bei der Stadt belegenen freien Platze, wo in alter Zeit Jaroslaws Pallast stand. An der geschmückten Tafel Platz zu nehmen, ladet der Possadnik, der Vorsteher der Nowogorodschen Bürgerschaft, die fremden Kaufleute aus Reval, Lübeck und Armenien, so wie die litthauischen Bundesgenossen und russischen Landsleute ein. Der Erzbischof spricht den Segen über das Mahl, und auf das gegebene Zeichen mit dem lauttönenden Horne setzen sich Alle; der Niedere neben dem Vornehmen, der Arme neben dem Reichen, der Fremde neben dem Russen. Freundschaft und Bruderliebe herrscht in dem Männerkreise, über den sich, ein herrliches Zelt, der blaue Himmel wölbt. Drei Jahrhunderte sind verflossen seit dem Feste, das an eben diesem Ort, an demselben Tage, der angebetete Fürst Isiaßlaw seinem Volke gab. Nowogorod's Fürsten sind nicht mehr die Alten, wohl aber sind es noch die Nowogoroder. Noch braus't, wie sonst, ihr Muth auf, gleich dem Methe, wie sonst verfliegt rasch, gleich dem Schaume, der Zorn in ihrer Brust. Rache verschmähend, vertauschen sie gern den Becher des Friedens mit dem blutdürstenden Schwerte, und bei'm gastlichen Mahle theilen ehemalige Feinde jetzt als Freunde, nach altrussischer Sitte, mit einander Brod und Salz. — Es entrauschen die Stunden, in Strömen rinnt der Wein und wacker kreiset das Trinkhorn, angefüllt mit Beerenweinen, die die Wangen der Zecher erglühen machen. Scherz und Lachen beschließt das Mahl; indem man sich erhebt, tönen am Ufer frohe Gesänge. —

Da spricht der uns bereits bekannte Juri Wojeßlaw höflich zu den Anwesenden: „Herr Aldermann Bruno, Vogt von Rodenstein, und Ihr, hochedle Herren, deutsche Ritter und Pane Litthauens! ich bitte für ein russisches Liedlein um Eure Aufmerksamkeit; unser junger Sänger Roman wird gern mit einem solchen unsere lieben Gäste erfreuen." — Die Anwesenden bildeten einen Kreis, indeß Roman die Gußli stimmte und einen schüchternen Blick über die Versammlung sandte. Sein Lied handelte von Elisabeths, des Fürsten Jaroslaw Tochter, Liebe zu Harald, dem skandinavischen Helden, der, verbannt aus seinem Vaterlande, gastliche Aufnahme am Hofe zu Nowogorod fand. „Ich weiß," so sprach zu ihm der weise Jaroslaw, „daß meine Tochter Dich liebt, und das sey mir genug, um euch Herzen und Ringe wechseln zu lassen. Doch Elisabeth's Hand erringst Du nicht allein durch zarten Liedesklang, Dein Freiwerber sey der Ruhm." — „Zieh' hin und verdiene mich!" sprach zum Jüngling die Fürstentochter; und nach dem fernen Griechenland zog Harald und kämpfte Jahre lang für das heilige Kreuz. Ihm ward der Sieg, weil er treue Liebe im Herzen bewahrte und die Leidenschaft der Kaiserin Zoe zurückwies. So kehrte er, unter drohenden Gefahren, mit seiner treuen Wäringerschaar heim nach Nowogorod, legte Ruhm und Beute zu Elisabeth's Füßen nieder und ward beglückt mit ihrer Hand. —

Das Lied war geendet, die Erinnerung an jene Vorzeit beseelte die versammelten Hörer. Hocherröthend vernahm Roman das allgemeine Lob, das ihm gespendet wurde. Aber gleich dem gefesselten Adler, der, Beute sehend, sich von seinen Ketten losreißen will, so schlug des Jüngling's Herz, als er Olga, auf ihrem Gesichte des Beifalls Lächeln, erblickte; er fühlte sich hochbeglückt! —

„Heran zu den kriegerischen Spielen!" rief der Herold, der, auf tartarischem Rosse dahersprengend, auffordernd von Zeit zu Zeit in das silberne Horn stieß. Das herbeieilende Volk bildete für die Kämpfer und Wettläufer einen weiten Kreis. — Als des Festes erste Gäste, ritten die Deutschen auch die ersten in die Bahn. Zwei Ritter erscheinen. Von glänzendem Silber war des Einen Harnisch, gleiche Schienen deckten Arm und Bein. Stahlhandschuhe schützen die kräftige Faust, auf goldnem Kamm des Helmes wehen, gleich Blumenschmuck, buntfarbige Straußfedern. Herabgelassen ist sein Visir, auf der linken Brust ruht

Digitized by Google

das schwarze Ordenskreuz. Eine Schuppendecke klirrt auf dem Rosse, dessen Stirn durch einen stählernen Schild bedeckt ist. Den goldnen Sporn stößt der Ritter in des friesischen Renners Seite, und durch den emporwirbelnden Staub jagt er durch die Rennbahn, indeß er beim Anblick der Jungfrauen, die durch die Zweige des nahen Gartens lauschen, das Visir lüftet. — Im ernsten Schritt reitet der andere Ritter ein. Schwarz, gleich der sternenlosen Nacht, ist seine schwere Rüstung, an seiner Seite hängt das breite Schwert. Vom Helme weht ein weißer Reiherbusch, auf dem goldnen Schilde erblickt man das Haupt eines Mohren, und erkennt hieraus leicht ein Mitglied der kriegerischen Handelsgesellschaft der Schwarzenhäupter-Brüder von Reval und Riga, die in ihrem Wappen das Haupt des heiligen Mauritius führt. Aus dem Visir glänzen furchtlos und zum Kampfe auffordernd des Ritters Blicke, und muthig rennen beide Kämpfer gegen einander. Der Zuschauer Herzen beben. Ein neuer Stoß und die Lanzen sind zersplittert, die Rosse rasselnd zusammen gesunken; die Ritter, durch ihre schweren Rüstungen niedergedrückt, liegen regungslos, aber unbeschädigt unter ihren Pferden. — „Schön sind eure Harnische," sprachen die herzutretenden, helfenden Nowogoroder, „doch für uns nicht geeignet. Der Russe mag nicht in solchem Panzer eingeengt, wie in einem Gefängnisse, sitzen, und durch das Gitter des Visirs die reine Luft einathmen!" — Auf leichten Pferden trabten drei muntere Litthauer in die Bahn. Leichte Panzerhemden umschließen den schlanken Körper, die rechte Schulter ist in Bärenfell gehüllt, von den Helmen von Biberfell neigen sich große Adlerflügel auf den Rücken herab. Ihre Waffen sind krumme Säbel, lange Lanzen, mit bunten Fähnlein geschmückt. Die rothsaffianenen Sättel, mit Goldnägeln beschlagen, mit Troddeln von Korallen und dünnen Riemen behängt, geben den Rossen ein stattliches Ansehen. Auf der rechten Seite des Sattels hängt das Feuergewehr, auf der linken eine brennende Lunte in blecherner Rohre. Lautjauchzend jagen die Litthauer über den Platz, werfen die Peitschen hoch empor und fangen sie dann mit geschickter Wendung im vollen Rennen wieder auf. Dann ergreifen sie, den Zaum dem Rosse überlassend, die Feuerröhre, die damals seit ungefähr nur einem Jahre bekannte Waffe, und schmettern mit dem ungewohnten Donner aus hoher Luft Schwalben im Fluge nieder, zum Erstaunen des Volks, das ihre Gewandtheit bewundert. Doch sprechen die Nowogoroder unter sich: „Wohl sind die Reiter kühn und gewandt, und dennoch gelang es uns oft, diese Adler vom jenseitigen Düna-Ufer zu bändigen!"

Jetzt stellen sich die Russen. Es zischen die Schleudern, zum Ziele fliegen die Pfeile, gleich der Windsbraut stürmen Jünglinge im Wettrennen dahin, zu Fuß und zu Roß, von ermunterndem Beifallsruf begleitet, der sie antreibt, am Ziele den Preis zu gewinnen. Dann folgt der Slavenstämme Lieblingslust, das Ringen, den Sieg entscheidet der Faustkampf. Zwei Parteien treten einander gegenüber: die Handelspartei, die Sophienpartei. Zwei Hauptkämpfer folgen der gegenseitigen Ausforderung; Bußlawitsch für die Sophienseite, Aisal für die, diesseits des Flusses. Den Gürtel und das Gewand werfen sie ab, und entblößen die kräftigen Arme. Bußlawitsch steht unbeweglich und beantwortet mit spöttischem Schweigen die feurigen Drohungen des Andern. Nun nähern sie sich bis auf zwei Schritte einander, die Linke deckt den vorwärts gebeugten Körper, indeß die Rechte zum Schlage ausholt, — dieser fällt und trifft den riesigen Aisal. Rasch ergreifen sie einander, Töne der Anstrengung durchseufzen die Luft, noch ist der Sieg unentschieden, — da ertönt plötzlich die Versammlungsglocke — die Kämpfer, einander noch mit den Armen umschlingend, unterbrechen den Kampf und lauschen dem Klange der Glocke. Verwirrung herrscht rund umher. Kampf und Vergnügen ist vergessen, denn jene Glockentöne berufen eine Versammlung, die das Gemeinwohl betrifft. Alles eilt zu Jaroßlaw's Pallaste, Einer fragt den Andern: „was giebt es, was bedeutet es?" —

(Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke aus Heinrich Zschokke's „Selbstschau."

Es ist nicht leicht zu sagen, wie wunderfreundlich mich im stillen, schönen Reichenau Welt und Leben ansprachen. Mir war, als fing ich eigentlich jetzt erst an zu leben; als hätt' ich bisher nur ein pflanzenhaftes Daseyns geführt; nur mit allen Sinnen Nahrung eingesogen, ohne dafür nährende Frucht zurückzugeben; nur genossen und empfangen, ohne Rückwirkung und Gegenleistung; nur gezehrt vom Thun der Andern, bei Büchern und auf Reisen, ohne eignes Eingreifen in den Ganz der Umstände. Jetzt erst fühlt' ich mich in meinem Elemente schwimmen, wo ich mich selbstthätig, vielthätig nach allen Richtungen regen und bewegen konnte. Neben den reichhaltigen Geschäften des Erziehers, des Lehrers, des Predigers (auch in der Stadt Chur betrat ich zuweilen die Kanzel zur Unterstützung des mir befreundeten Stadtpfarrers Bawier), hatt' ich die vormals nie gekannten Sorgen einer sehr weitläufigen Haushaltung übernommen. Briefwechsel, Rechnungen, Besuche und andere Dinge, die den Geschäftsmann oft zur Unzeit plagen, fehlten nicht. Aber das that mir kein Genüge. Ich zog von Zeit zu Zeit mit meinen erwachsenen Zöglingen aus, das wenig bekannte, ungeheure Netz in einander verstrickter Thäler Graubündens zu durchwandern, und mit Sitten, Bildungszuständen, häuslichen und bürgerlichen Einrichtungen eines Volkes vertrauter zu werden, unter welchem ich bleiben sollte. Welch' ein weites, unangebautes Feld erblickt' ich, wo es der Mühe werth war, Hand an den Pflug zu legen!

Anfangs zu meiner eignen Belehrung, dann zum Unterricht im Seminar, dann zum Unterricht des ganzen Volks über seine ältern und neuern Schicksale, und wie das Gegenwärtige aus dem Vergangenen geworden, sammelte ich ältere und neuere Werke und Handschriften, und entwarf daraus ein Bild vom Lebenslaufe des Volks. Weil noch keine zusammenhängende, vollständige Landesgeschichte vorhanden war, konnte auch das Unvollkommene schon einigen Dienst leisten. Ich ließ die Arbeit drucken. *) Mit allen ihren Mängeln erschien sie dennoch willkommen; und dies beruhigte mich über mein erstes Wagstück.

Ich ging an ein zweites, an ein größeres und folgenreicheres. Ich nahm mir vor, für das unglaublich verwahrloste, verwilderte Volksschulwesen des Landes Besseres anzubahnen. Fürwahr,

*) Die „Geschichte des Freistaates der drei Bünde im Lande Rhätien", erlebte mehrere Auflagen und Uebersetzungen ins Italienische und Französische.

Digitized by Google

kein leichtes Unterfangen für einen Privatmann, für einen Fremdling. Aber der Gedanke beschäftigte mich Tag und Nacht; und lang sann' ich, wo beginnen und wie? Meine Kräfte waren beschränkt. Noch fehlte fast Alles, um solch' ein Werk einzuleiten.

Es bestand dafür nicht einmal eine eigene Staatsbehörde. Jeder Gemeinde war anheimgestellt, zu thun, was ihr in dieser Angelegenheit beliebte. Dem Landmann aber lag blutwenig daran, daß seine Kinder mehr lernten, als für Haus und Stall nöthig seyn konnte; den Magnaten in den Dörfern wenig an besserer Einsicht der Bauern. Vieler Orten hatte man nur Winterschulen; vieler Orten nicht einmal diese. Viehhirten und Sennen genossen höhern Lohn denn Schulmeister. Diese selbst waren meistens bildungslose Menschen. Daher herrschte in der Mehrheit des Volks, bei gesundem Menschenverstand und einer gewissen Verschmitztheit im Tagesverkehr, bodenloser Aberglaube aus Unwissenheit; gedankenloses Christenthum aus Gewohnheit; rohes Treiben aus Herkommen: und, selbst neben Wohlstand, Schmutz und Aermlichkeit, aus träger Unbeholfenheit. Niemand aber bildet sich mehr auf sein Wissen ein, als der Unwissende; und glaubt Alles besser zu verstehen, als der Unverständige. Wer hier den Reformator spielen wollte, mußte gar leise und linde auftreten. Denn unter geistig vernachlässigten Menschen, zumal in einer Demokratie, reicht schon das geringste Geräusch von Neuerung hin, einen Abscheu der blinden Menge gegen den Neuerer, nebst dem eifersüchtigen Argwohn der Herrschlustigen, gegen den Aufklärer in Harnisch zu jagen. — An bessere Bildung von Schullehrern war nicht zu denken. Wer, wenn nicht der Brodloseste, hätte sich zur Schulmeisterei hergegeben?

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Aus Deutschland, im Okt.) Während man von der Eider bis zu den Alpen immer kräftigerer Aufrichtung deutscher Nationalität stets lauter und kühner das Wort redet, während in allen Gauen Deutschlands mit immer größerer Begeisterung Arndts Nationallied ertönt, „so weit die deutsche Zunge klingt", während man sogar zu Köln am Rhein der gesegneten deutschen Eintracht, einem neugebornen Wunderkinde, wie Germanien noch nie eines geboren, den majestätischen Dom erbaut, der, mit seiner heiligen Felsenstirne, den zukünftigen Feinden zur Linken zurufen soll: Sie sollen ihn nicht haben! muß es einem Fremden, einem Franzosen, auffallend seyn und als ein Widerspruch mit jener Thatsache erscheinen, daß er in Deutschland, daß er namentlich am Rhein mitten in seinem Vaterlande sich zu befinden glaubt. Daß der Franzose, wohin er sich wendet, Deutsche findet, mit denen er, nur seiner Muttersprache kundig, in seiner Zunge conversiren kann, ist ehrenvoll für uns, und zeugt dem Franzosen von unserer allgemeinen Bildung. Allein warum müssen unsere Gasthöfe, die etwas seyn wollen, mit französischen Namen sich zieren? Warum tragen unsere von deutschen Meistern gefertigten Kupferstiche und Lithographien französische Unterschriften? Warum wurde neulich Einer von einer hohen Person mit einem Cadeau, statt mit einem Geschenk beglückt, und warum empfängt eine hohe deutsche Braut statt der Mitgift ein Trousseau? Warum findet sich in unseren deutschen Journalen, d. h. Tagesblättern, kaum eine Spalte ohne Französismen, wo ein besseres Studium unserer reichen Muttersprache gleich treffende deutsche Bezeichnungen darböte? Warum reden unsere feinen Zirkel ein zierliches Französisch, oder, wenn's die Mode verlangt, sogar Englisch, und wo sie einmal deutsch sprechen, da ist es mit ihren Pferden und Consorten, wie Kaiser Karl nur mit seinen Pferden deutsch sprach, wobei sich aber die Pferdesprache nie verleugnet, die dem gebildeten deutschen Ohre ein Grauen ist? Warum, um deutlicher zu reden, verwendet man alle Sorge auf die standesgemäße Erlernung der fremden Sprachen, während man die deutsche Muttersprache eben nur als Muttersprache redet, d. h. in derselben Form und in demselben Ton, wie der ungebildete Landmann, ein Fehler, dessen sich vor allen die Oberdeutschen schuldig machen? Warum trinkt die deutsche Begeisterung auf ihren Festen französischen Champagner und wagt es, dabei zu singen: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben"? Warum kaufen wir den Franzosen jährlich 479,000 Flaschen Champagner ab, während sie den Belgiern die Freundschaft aufkündigen, weil diese unsere Rheinweine gleich den französischen begünstigen? Warum geben unsere Tonkünstler ihren Compositionen noch immer französische Titel, da doch die deutsche Tonkunst einen Rang einnimmt, der den Fremden gebietet, auch die deutschen Titel verstehen zu lernen? Warum läßt sich ein in der deutschen Grafschaft Mark geborner, in deutschen Schulen erzogener und groß gewordener Künstler, nachdem er eine Zeit lang in Paris gelebt, in seinem Vaterlande (s. Didaskalia Nro. 258) „Charles Hallé" nennen, als ob er sich bei seiner nunmehrigen Berühmtheit seiner deutschen Herkunft schäme? Doch dieser Warum könnten noch viele hingestellt werden; die gegebenen werden schon hinreichen, wie bedeutende Fortschritte im Nationalgefühl wir noch zu machen haben, ehe die Fremden den deutschen Stimmen Vertrauen schenken können, die sich aller Orten so kräftig vernehmen lassen. Darum freuen wir uns als eines Fortschrittes, daß wir in Preußen von nun an wieder Hauptleute statt Capitäne haben werden, und es steht zu hoffen, daß wir allmälig in den militärischen Benennungen dem Beispiele Oesterreichs folgen, wo alle Beamte deutsche Titel führen. Ein solcher Vorgang Allerhöchsten Orts ist einflußreich; folge ihm Jeder an seinem Theile! (Elberf. Z.)

Dieser Tage fand man in dem Bremofen der Zeller Ziegelhütte bei Würzburg die ganz verbrannte Leiche eines dortigen Knechtes, noch die Laterne in der Hand haltend. Auf welche Art derselbe verunglückte, ist noch unbekannt.

Frankfurter Theater.

Dienstag, 11. Okt. (Zum Erstenmale): Das Sonett, Lustspiel in 3 Abth., von E. Raupach.

Der Oberjägermeister von Feuereisen ist in großer Verlegenheit, da er zum Geburtstag der Prinzessin Aurora ein Festgedicht überreichen soll, sich aber von der Muse ganz verlassen fühlt. Dennoch drängt die Zeit und ein Gedicht muß jedenfalls herbei geschafft werden. Freund Till, eine bekannte Raupachische Figur, weidet sich an dieser Verlegenheit, ohne ihr abzuhelfen. Da spielt der Zufall dem Oberjägermeister ein allerliebstes Geburtstags-Sonett in die Hände, welches ein Verh-

Digitized by Google

rer seiner Tochter, die auch Aurora heißt, dieser gewidmet hat. Aurora hat es verloren, — der Vater hat es gefunden. Jetzt ist ihm geholfen. Es für sein eigenes Machwerk ausgebend, liest er es seiner Tochter vor und läßt sich bewundern. Die Verlegenheit Aurora's kann man sich denken. Bei Hof wird dies Sonett höchst gnädig aufgenommen, der Oberjägermeister wird ein Petrarca genannt und erhält einen kostbaren Brillantring. Till hat unterdessen Alles erfahren und entwirft darnach seinen Operationsplan. Entweder muß der Vater dem Verehrer Aurora's deren Hand zugestehen, oder er wird als ein Sonettenräuber, der sich mit fremden Federn geschmückt hat, entlarvt und dem Gespötte des ganzen Hofes preisgegeben. Um seine Ehre und den Brillantring zu bewahren, willigt er in die Vermählung Aurora's mit dem Baron von Trautberg ein und somit ist das artige Lustspiel zu Ende, in welchem außer den genannten Personen noch zwei junge Schauspielerinnen als Episoden mitwirken. Handlung und Intrigue, denen des „Garrick in Bristol" ähnlich — (welches von beiden Lustspielen das ältere ist, wissen wir nicht) — sind einfach und schön. Die Charaktere gehören ganz dem Lustspiel an und bewegen sich leicht und ungekünstelt. Was aber dem Ganzen den wahren Werth verleiht, ist der geistreiche und treffliche Dialog, der sprudelnde Witz, der nicht versteckt, und die pikante Satyre, die überall vorwaltet. Vor diesem Dialog müssen Raupach's Gegner verstummen und eingestehen, daß ein solcher leicht zu tadeln, aber schwer zu machen ist. Wir nennen dies Stück um so mehr eine Bereicherung unseres Repertoirs, als es sehr gelungen gegeben wurde. Die Rolle des Till läßt sich, da sie eigentlich nur die Trägerin eines gedankenreichen Dialogs ist, auf verschiedene Weise ausführen; unerläßlich aber bedingt sie eine feine und gewandte Diction. Hr. C. Schneider entsprach dieser Anforderung vollkommen und exponirte seinen Till geistvoll und würdig. Alle Pointen traten scharf und klar heraus, alle Nüancen waren fein markirt und keine der vielen Beziehungen des Witzes und der Satyre ging verloren. Wir freuen uns, Hrn. C. Schneider als einen berufenen Träger Raupach'schen Geistes hervorheben und seine Darstellung auch in Bezug auf Charakteristik als eine wohldurchdachte rühmen und somit dem lebhaften Beifall des Publikums beistimmen zu können. — Die Rolle des Oberjägermeisters gehört in's Gebiet des Humoristischen und wurde als solche von Hrn. Meck richtig aufgefaßt. — Er gab eine wahrhaft originelle Figur und wußte die Geistesbeschränktheit und das prahlerische Wesen des bornirten Höflings und eingebildeten Poeten, so wie die stets wechselnden Verlegenheiten und komischen Situationen, in welche er fortwährend verwickelt ist, auf ungemein ergötzliche, jede Uebertreibung vermeidende Weise zu veranschaulichen. Auch er fand ungetheilte Anerkennung. Die kleineren Partieen der Aurora (Mad. Fruhauf), des Baron Trautberg (Hr. H. Schneider) und der beiden Schauspielerinnen (Mad. J. Hoffmann und Dem. Hermann) waren gut besetzt und das Lustspiel, wie dessen Aufführung bereitete den Zuhörern einen heiteren Abend.

W.

Korrespondenz.

Darmstadt, 10. Okt.

Man hat in unseren Tagen schon so viel von neuen Erfindungen gehört und gelesen, die sich in der Praxis nicht bewährten, daß man bei der Ankündigung von neuen nicht selten von einem durch die Erfahrung nur zu sehr gerechtfertigten Mißtrauen gegen die Erfinder und ihre angebliche Kunst beschlichen wird. Auf keinen unserer neueren Erfinder paßt jedoch diese Bemerkung weniger als auf Hrn. Professor Fr. Kaufmann aus Dresden, der kürzlich mit seinen musikalischen Instrumenten eigner Erfindung hier eingetroffen ist. Die Erwartungen, die er bei seinem Erscheinen in unserer Mitte rege gemacht hatte, sind nicht unerfüllt geblieben, im Gegentheil hat er dieselben in dem vor einigen Tagen gegebenen Konzert weit übertroffen. Besonders ist es das Harmonichord, dieses herrliche Instrument mit seinen Harmonika- und Aeolsharfenklängen, welches die Aufmerksamkeit erregte und dem Erfinder die schmeichelhaftesten Lobsprüche von Seite der Kenner und Liebhaber der musikalischen Kunst erwarb. Aber auch seine übrigen Instrumente, das Symphonion, das Chordaulodion, der Trompeten-Automat und das Salpingion, zeugen von einem reichen erfinderischen Geist, der die technischen Schwierigkeiten der Ausführung (Hr. K. ist zugleich Selbstverfertiger seiner mechanisch-künstlich zusammengesetzten Instrumente) den höheren Forderungen der Kunst unterthänig zu machen weiß. Noch ein zweites Konzert, und diesmal in dem Hoftheater, steht uns in Aussicht, was um so erfreulicher ist, da viele Musikliebhaber sich dafür thätig interessiren. Mit der seltensten Bereitwilligkeit ist übrigens Hr. K. bemüht, bei vorkommenden Gelegenheiten die innere Einrichtung und den Bau seiner Instrumente zu erklären, und bei solch einem Anlaß wird man des liebenswürdigen Künstlers ausgebreitete Kenntnisse in der Akustik und Theorie der Musik kennen und bewundern lernen.

D.

Hofheim, im Okt.

Künftigen Sonntag, den 16. Okt. findet bei uns die alljährlich abzuhaltende Kirchweihe, und Tags darauf, Montag, den 17., der bekannte Hofheimer Markt statt, welche gewöhnlich recht zahlreich besucht werden. Wir erfreuen uns zugleich eines annehmbaren Viehmarktes und einer Sitzung des herzoglichen landwirthschaftlichen Vereins, bei welcher Veranlassung auch Preisvertheilungen zum Vorschein kommen. Durch die Taunuseisenbahn hat man ein gutes, billiges und rasches Beförderungsmittel bis Hattersheim, und von da aus kann der Weg bis hierher nur für eine kleine, aber angenehme Promenade gehalten werden. An guter Aufnahme fehlt es nicht, und dafür sind wir nicht unbekannt.

Literatur.

Schwänke und Abenteuer des Pedrillo Molina. Nach dem Spanischen, von Dr. W. Guttenstein. Heilbronn, 1842.

Dieses Lebensgemälde eines castilischen Picaro, welches reich ist an überraschenden, pikanten, ächt nationalen Scenen und Schilderungen, darf allen Freunden humoristischer Lectüre bestens empfohlen werden. Auch norddeutsche Blätter haben diese amüsante, durch bunte Mannichfaltigkeit des Inhalts anziehende Schrift sehr günstig beurtheilt.

Räthsel.

Ihr verzehrt
Mich als Schwein;
Umgekehrt
Schenk' ich Wein.

Auflösungen in Nro. 282.

Charade: Trauermantel.
Logogryph: Wachtel, Achtel.

Theater-Anzeige.

Samstag, 15. Okt. Gebrüder Foster, oder: das Glück mit seinen Launen, Charaktergemälde aus dem 15. Jahrhundert in 5 Abth., nach einem engl. Plan, von C. Töpfer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 285. Samstag den 15. October 1842.

Bei Hamburg's Brand. *)

Von Georg Herwegh.

Ein freies Wort in Hamburg's Flammen!
Denn in den Flammen seht ihr's gern;
Es wird mich Fürst und Volk verdammen
Und doch — ich find' kein Lied, ihr Herr'n,
Kaum will in mir ein Laut sich regen,
Ein Laut für den Philisterſegen,
Der aus der heißen Asche bricht;
Laßt mich ein Sprüchlein niederlegen:
Bewahrt das Feuer und das Licht!

Ihr wißt, ich bin ein schlechter Reimer,
Dieß liegt trotz eurer Nacht am Tag;
Doch ist mein Vers kein Wassereimer,
Den man zum Löschen füllen mag;
Ich jauchzte, als die Feuerzungen
Jüngst so beredt durch's Land geklungen,
Ja, Feuer! rief noch mein Gedicht;
Ich hab' den Stürmen zugesungen:
Bewahrt das Feuer und das Licht!

Manch' trocken Auge ward gefeuchtet,
Manch' kalte Seele wurde heiß,
Und glühend hat das Eis geleuchtet,
Das starre, deutsche Gletschereis;
Der Bund der Eintracht ward beschworen,
Das Feuer hat uns neu geboren,
Des Rheines Wasser kannt' es nicht. —
O sey kein Funke drum verloren:
Bewahrt das Feuer und das Licht!

Laßt sie von Land zu Lande wallen,
Die Gluth, die uns solch Heil gebar.
Laßt alle, alle Tempel fallen,
Doch jede Seele werd' Altar.
„Mehr Licht!" nur Licht kann uns erretten,
Nur Feuer tilgt das Mal der Ketten,
Das Feuer halte sein Gericht.
Auf Feuer will die Freiheit betten:
Bewahrt das Feuer und das Licht!

*) Aus dem nächstens erscheinenden Hansa-Album von Harnisch.

Treue Liebe.

(Erzählung aus den Jahren 1396 bis 1398. Nach dem Russischen des Bestuschew)

(Fortsetzung.)

„Bürger Nowogorods!" hob Timofei, der Possadnick, das Stadthaupt, zu dem versammelten Volke an, „der Fürsten Waßili Dimitrijewitsch und Witowt, des Sohnes von Kestuti, Gesandte sind erschienen mit wichtiger Botschaft für Nowogorods Volk. Wann dürfen sie in der Versammlung erscheinen?" —

„Jetzt gleich!" antwortete die Versammlung. „Jetzt sey es ihnen erlaubt, sich zu neigen vor der heiligen Sophia und ihre Botschaft auszurichten!" — Und die Gesandten erschienen. Der Erste, Konstantin Putnü, der moskowische Bojar, stieg auf den erhöhten Platz, begrüßte mit entblößtem Haupte das Volk und las dann:

„Waßili Dimitrijewitsch, Großfürst von Moskau, Nishegorod, Shusdal, Nowogorod und ganz Rußland, sendet Gruß an seine treuen Mannen zu Nowogorod! Nachdem ich nach beendigtem Kampfe mit den widerspenstigen Städten mein Schwert in die Scheide senkte, warte ich schon seit drei Jahren der Huldigung Nowogorods gegen den Metropoliten von Moskau — allein umsonst! Wenn ihr glaubt, dies ewig zu verzögern, so bedenkt, daß meine Geduld nicht ewig ist. Doch hört noch etwas Anderes! Zum Nachtheil der Rechtgläubigen vergrößern und bereichern sich die Deutschen, indem sie die nachbarlichen, verbündeten Landschaften an sich reißen und aus eurem Eisen Pfeile für russische Herzen schmieden. Meinem Geschlechte, also mir, gebührt die Herrschaft, darum sorge ich auch für meine Unterthanen, und fühle mich bewogen, euch zu warnen vor dem Bösen, das um so unheilvoller ist, je mehr es dem Nützlichen ähnlich. — Wir, der Großfürst, im Bunde mit Witowt, unserm Schwiegervater, erklären dem Orden der Schwertbrüder den Krieg; und gebieten Nowogorod, ein Gleiches zu thun!"

Ein dumpfes Gemurmel des Erstaunens durchzog die Ver-

Digitized by Google

sammlung, da trat mit stolzem Gange Jamont, der litthauische Abgesandte, in den Kreis und begann:

„Bürger Nowogorods! Witowt, der Fürst von Tschernigow, von Weiß- und Roth-Rußland, vom Lande der Wjatitschen und vom ganzen Litthauen, grüßet euch! Zwischen mir und euch ist Frieden, dennoch haltet ihr mit meinen Feinden, den deutschen Rittern, Freundschaft. Jene, so sich gegen mich empört und meinem Zorn entflohen, nehmt ihr auf und belohnt sie. *) Handeln also Bundesgenossen? Bürger Nowogorods! ich will Entscheidung, ob ihr es mit mir oder dem Meister des Ordens halten mögt? Wählt ihr den Bund mit dem Letzteren, so wisset, daß Witowt nicht lange hinter dem Berge weilen wird, daß die Sümpfe Nowogorod nicht schirmen werden. Aus euren Wäldern werden meine muthigen Mannen sich Brücken bauen, Feuer und Schwert bringe ich in euer Land, und meine Rosse werden eure Felder zertreten. Eben das erwartet von meinem Schwiegersohn, euerm Herrn, der mit mir zu gleichem Zweck sein Kampfroß sattelt. Ihr habt zu wählen und mir zu antworten!" —

Der Unwille des Volkes machte sich in drohenden Ausrufungen bemerkbar. Ein alter Posssadnik begleitete die Gesandten nach ihrer Wohnung, die Bürger blieben, um zu rathschlagen, auf dem Platze. Der Erzbischof spendete, nach kurzem Gebet, Allen den Segen, zum rechten Rathe für die heilige Sache der Heimath. Die Häupter der Stadt und hohen Beamten verließen dann die Versammlung, wie das Gesetz es befahl, damit sie nicht durch ihren Einfluß die Berathung bestimmen möchten. Wie die Wogen des Meeres brauste es durch die Menge, bis endlich der Bürger Iwan Sawerebki, ein geachteter, aber den Frieden liebender Mann, die Rednerbühne bestieg, und um die Erlaubniß zu sprechen, bat. Man bewilligte ihm das Wort und er begann:

„Volk und Bürger des freien Nowogorods! Ihr habt vernommen das Wort der Fürsten, und fühlt die Ungerechtigkeit, die darin waltet, syd erzürnt über die Drohungen und den Hochmuth, der uns beleidigt; doch wißt ihr auch, wie weit unsere Kräfte reichen, und darum werde unsere Antwort von der Klugheit geleitet. Wir sollen brechen mit den Liefländern oder des Kriegs mit mächtigen Fürsten gewärtig seyn; ich meine, daß wir das kleinere Uebel wählen. Freilich erhalten wir von der Hanse die Waaren des Luxus, allein in Wassili's Händen sind die Lebensmittel. Leicht verwehrt er uns den Weg zum Uralgebirge, und was ist dann unser Handel, wenn wir das Ausland nicht mehr mit dem kostbaren Zobel versorgen können? Zudem kommt noch, daß die Deutschen uns nur Freunde im Kaufhause sind, aber im Felde Feinde, wie uns ihre Einfälle in unseres Landes Gränzen von der Newa und Welikaja bewiesen haben. Sollen wir also für die Gunst dieser Fremden russisches Brüderblut vergießen und Unheil dem Vaterlande bereiten? Noch liegen unsere Flecken, Dörfer und Klöster in der Asche, als Opfer, die wir vor kurzem mit Großmuth, aber fruchtlos darbrachten. Damals zog Wassili mit zwanzig Städten gegen uns, jetzt schon Witowt allein mit einer größern Macht, die uns, auch im muthigsten Kampfe, erdrücken wird. — Darum ist's besser, einiges Wenige, als Alles zu verlieren!" —

Viele Stimmen des Beifalls und der Beistimmung mit des Redners Vorschläge wurden laut, als Roman mit edlem Unwillen und aufloderndem Muth um das Wort bat, und dann folgende Rede hielt:

„Freie Bürger des freien Nowogorods! Es ist nicht befremdend, wenn die Botschafter der Fürsten uns Beschuldigungen aufbürden und mit Drohungen uns zu schrecken suchen. Wohl aber muß es befremden, wie ein Nowogoroder gegen den Nutzen seiner Mitbürger Vorschläge machen kann! Wir schwuren, unsere kirchlichen Angelegenheiten der Leitung unseres Erzbischofs anheim zu geben und küßten das Kreuz, daß wir Frieden mit den Rittern halten wollten; — sollen wir, Witowt zu Liebe, mit Eiden spielen und seiner Tochter unser Seelenheil zur Aussteuer geben? Nicht allein zu Eidbrüchigen, auch zu Verrätherd will er uns machen, indem er verlangt, daß wir ihm, unsere von Alters gerühmte Gastfreundschaft verletzend, Wassili Joannowitsch und Patriki ausliefern, damit er gegen sie mit gleicher Grausamkeit verfahre, wie gegen Skirgailo und Narimant. — Wollen wir nicht mehr das Gebot des Evangeliums befolgen, unsern Feinden wohl zu thun und zu verzeihen? Witowt, besudelt mit dem Blute unserer Landsleute, spricht prahlend von seinem Siege über die Feinde Nowogorods, schwelgt in Smolensk mit seinem Schwiegersohne und bewaffnet ihn gegen die Deutschen. Wassili schmäht die Deutschen, um uns zu beschuldigen. Wer aber bringt uns Waffen, Sammet, Tuch und Stoffe, wer macht Rußland mit Künsten, Handwerken und den Erzeugnissen fremder Länder bekannt? Durch wessen Hülfe mehrt sich unser Reichthum, unsere Macht? Verlieren wir den Handel, so werden wir zu Bettlern und die Beute irgend eines Fremdlings. Bedenkt das wohl, Bürger, und erinnert euch des alten Sprüchworts: die leere Haut hat kein Leben!" — Laute Zeichen des Beifalls unterbrachen seine Rede; als die Ruhe wieder hergestellt, fuhr er fort:

„Ihr meint, Wassili könne Nowogorods Kornkammer versperren, allein jenseits des Meeres wächst auch Getreide. Nicht leicht ist die Eroberung des Weges zum goldenen Boden Sibiriens für Wassili, denn im Gebiete der Dwina stehen unsere Mannen, die die Lanzen zu schwingen verstehen. Unser Feind ist stark, doch ohne Einigkeit. Witowt, stets freigebig mit Versprechungen und Drohworten, liebt, am fremden Feuer sich zu wärmen, und meint es nicht ernstlich, sich mit den Nachbarn in Kriege zu verwickeln, da er im Begriff steht, mit den Mongolen zu kämpfen. Es ist wahr, Wassili ist mächtig, aber desto kräftiger wollen wir uns rüsten. Er will, wir sollen den Frieden erkaufen durch einstweiliges Aufgeben unserer Rechte, durch eine unauslöschliche Schande unserer Heimath. Aufgeben seines Rechtes wird aber zum Rechte für den Andern. Haben unsere Vorfahren den Stahl des Andrei Bogolbjusski mit Silber zurückgeschlagen? Unsere Glocke im Kreml gönnt Wassili keinen Schlaf; sollen wir schlummern, wenn das Ungewitter uns umdröhnt? Habt ihr vergessen, wie Wassili unsere Brüder aus Torshok, siebenzig an der Zahl, auf dem Marktplatze zu Moskau zu todt martern ließ? Rollt in den Nowogorodern kein Nowogorod'sches Blut mehr, haben wir keine Schwerter, oder verlernt, sie im Kampf zu schwingen? Laßt sie sich erheben die Völker Rußlands gegen ihren Verfahren Groß-Nowo-

*) Es ist hier Wassili Joannowitsch, Fürst von Smolensk, gemeint, der sich vor dem Brudermörder Witowt nach Nowogorod flüchtete, als sein Land ihm verrätherisch genommen und Smolensk verbrannt war; so wie der litthauische Fürst Patriki, Sohn des Narimant, den die Nowogoroder zum Befehlshaber im Gebiete der Newa einsetzten. —

Digitized by Google

gorod! Mit uns ist Gott und unsere mütterliche Schutzpatronin, die heilige Sophia!"

Roman endete seine Rede. Die Versammlung ging auseinander; Furcht oder Hoffnung zog in die Herzen der Bürger ein. —

(Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke aus Heinrich Zschokke's „Selbstschau."

(Schluß.

Einstweilen blieb das Gerathenste, in die Dörfer nur ein kleines Schulbuch einzuschmuggeln, welches den Leuten wenig, oder auch gar nichts kostete; ein Büchlein, das Schulmeistern reichern Lehrstoff, Kindern, und durch sie den Eltern, wenigstens allgemeine Kunde vom Wissenswürdigsten geben konnte. Ich machte mich an den Versuch. Es schien mir in diesen Verhältnissen das zweckmäßigste und unschuldigste Mittel. Voraus setzt' ich einen bündigen Katechismus, dessen dogmatischen Theil ich den damaligen Dekanen zur Prüfung, oder zum Beweis seiner unbefleckten Rechtgläubigkeit, übersandte; dann abgesondert folgte die Moral; und nach dieser eine Art Weltbeschreibung, als Hauptheil des Ganzen, welches mit einer Geschichte des Vaterlandes schloß. Ich ließ das Büchlein auf meine Kosten drucken und schenkt' es dem Buchdrucker, daß er es auf's wohlfeilste hingebe. Ich bewog einige würdige, Einfluß besitzende Männer verschiedener Landesgegenden, ihre Namen, als Unterzeichner, beizufügen, und dann Exemplare in den Schulen ihrer Thäler auszutheilen. Alles gelang nach Wunsch. Die Dörfer nahmen das Buch. Ein Kinderfreund im Schamser-Thale, Pfarrer Conradi zu Andeer, übersetzte es in die romanische Sprache. Ja, ich vernahm sogar, daß es da und hier zuweilen von einem rhätischen Dorf-Demosthenes der Landsgemeinden, als Zeugniß vaterländischer Geschichten, angerufen werde.

Das brachte dem werdenden Reformator manche heimlich-frohe Stunde. Er kam bald in Ruf überschwänglicher Gelahrtheit. Man legte Werth auf seine Worte; auf seinen Aufenthalt in Bünden. Am Vorabend seines achtundzwanzigsten Geburtstages ward ihm ein großbesiegeltes Schreiben vom „Standespräsidenten und Landtage gemeiner drei Bünde" übergeben, worin ihm die „von den ehrsamen Räthen und Gemeinden" zuerkannte Schenkung des Staatsbürgerrechts verkündigt ward; eine seltene Gabe, welche, im Laufe des Jahrhunderts, nur einem Einzigen vor ihm gewährt, und sonst weder erbittlich noch erkäuflich war. Seine Freude, sich von einem neuen Vaterlande umarmt zu sehen, mußte um so größer werden, weil beide politische Parteien für ihn gesprochen, und beide ihm davon nichts hatten vorauswissen lassen. Auch trübte diese Freude selbst der Gedanke nicht, daß beide ihn vielleicht nicht so sehr für die Republik, als für ihre Partei-Interessen zu gewinnen und zu benutzen hofften.

Bald darauf bot mir auch die Stadt Chur ihr Bürgerrecht, aber unter Bedingung, mein Seminar in die Hauptstadt zu verlegen. Ein Geschenk, für das Zahlung verlangt ward, konnte mich eben nicht freuen. Ich lehnte es ab. Erquicklicher aber ward mir, fast zur nämlichen Zeit, der Ruf zur Rückkehr in die ältere Heimath und zur Uebernehmung einer außerordentlichen Professur in Frankfurt an der Oder. Irwing und Steinbart hatten dort noch ihres jungen Freundes gedacht. Aber, wie hätt' ich nun meinen freien, weiten Spielraum, welchen eine Republik thatlüchtigen Kräften darbot, gegen den engen Platz innerhalb eines Universitäts-Katheders austauschen mögen! Ich begehrte kein schöneres Loos aus der Urne des Verhängnisses für meine Zukunft; war auch schon mit dem Leben des wunderschönen Hochlandes zu innig verwachsen, in welchem ich Achtung und Freundschaft trefflicher Menschen, kindliche Liebe von Pflegesöhnen, und täglichen Umgang mit wissenschaftlichen Männern genoß, wie mit Escharner, wie mit Salis, dem Dichter, und dem Stadtpfarrer Bawier von Chur, oder dem kernguten, genialen Bartels, und dem besten Pädagogen, den ich je gekannt, dem ehrwürdigen Nesemann, welchen ich sogar meinem Vorbilde Schlaberndorf, ohne Scheu, zur Seite stellte.

Mannichfaltigkeiten.

* Es ist zum Erstaunen, wie viele, zum Theil gute, freilich mitunter ein wenig zu gelehrt und weitläufig geschriebene Belehrungen für Neuverehlichte unter den anlockendsten Titeln erscheinen. Es wäre zu wünschen, daß sie ihren Zweck erreichten, dem weiblichen Geschlechte seine Pflichten kennen lehrten und die Ausübung derselben erleichterten, damit auch die künftige Generation gewönne. Diesen Schriften und Brochüren wünscht Einsender dieses das Schicksal eines früher erschienenen Werkchens des geachteten Arztes Hofrath Dr. Hoffmann, das in ganz kurzer Zeit mehrere Auflagen erlebte, übersetzt, mehrere Mal nachgedruckt wurde und die günstigsten Recensionen erhielt. Es führte den Titel: „Wie können Frauenzimmer frohe Mütter gesunder Kinder werden und selbst dabei gesund und schön bleiben? Von Dr. G. F. Hoffmann dem Jüngern (jetzt Aeltern), ausübenden Arzte zu Frankfurt am Main." — Die strenge „Allgemeine Jenaer Literatur-Zeitung" schloß ihre ungemein günstige Recension über dieses Büchelchen mit folgenden Worten: „Wir können jeder Neuvermählten, die den Werth ihrer Bestimmung fühlt, diesen Rathgeber sicher und mit Ueberzeugung empfehlen." Dieses Werk erhielt damals gleich nach seinem Erscheinen den allgemeinen Beifall, und stiftete vielen Nutzen schon dadurch, daß es manches nachtheilige Vorurtheil aus den Wochenstuben vertrieb. Ueberhaupt hat der nur all' zu bescheidene Verfasser durch seine zahlreichen populären medizinischen Schriften in frühern Zeiten, z. B. bei herrschenden Krankheiten ꝛc., vielen Nutzen gestiftet, wie dies bei seinem am 18. August 1837 gefeierten 50jährigen Jubiläum einer seiner hiesigen Herren Kollegen in einer gehaltenen Rede kräftig anführte.

(München, 10. Okt.) Das Verzeichniß der erwählten Brautpaare, welche zum Gedächtniß der Vermählungs-Feier Sr. k. Hoh. des Kronprinzen theils durch gemeinsames Zusammenwirken sämmtlicher Bewohner der einzelnen Regierungsbezirke zum Lohne ihres sittlichen Wohlverhaltens, theils aus eignen Mitteln ausgesteuert, zum Oktoberfeste abgesendet werden, ist nun im Drucke bekannt gegeben worden, und enthält außer den Namen der betheiligten Paare auch eine detail-

Digitized by Google

zirte Schilderung der Lokaltrachten, in denen sie erscheinen. Sie treffen am 14. d. M. hier ein, und versammeln sich am 16., dem Tage des Oktoberfestes, auf dem Rathhause, um von dort aus, nach den acht Kreisen geordnet, ohne konfessionelle Scheidung in einem Zuge zur Trauung sich zu begeben. An der St. Michaels-Hofkirche, worin sämmtliche katholische Brautpaare getraut werden, treten die protestantischen Paare aus dem Zuge, und setzen den Weg in die protestantische Pfarrkirche fort. Nach der Trauung werden sich die Brautzüge sogleich nach der Theresienwiese begeben, auf dem Wege jedoch im großen Pschorrkeller ein Frühstück einnehmen, welches ihnen die Stadt München darbietet. Die 36 Brautzüge umfassen 400 Personen, denen sich mehrere Festwägen anschließen. Den Zügen jedes einzelnen Kreises geht ein Fahnenträger mit dem Wappen desselben voran. Dem Kreise Oberbayern gehören 6, Niederbayern 4, Pfalz 2, Oberpfalz 4, Oberfranken 6, Mittelfranken 5, Unterfranken 4, Schwaben und Neuburg 5 Paare an. Die Zahl der Begleitung ist bei den einzelnen Zügen verschieden von 4 — 20 Personen, und besteht je nach dem provinziellen Herkommen aus den Brautführern, Hochzeitladern, Kranzjungfern, Ehrenvätern und Ehrenmüttern, Zeugmännern, Musikanten u. s. f. Dem zweiten oberbayerischen Zug schließen sich 15 Bergschützen der im Gerichtsbezirk Reichenhall organisirten Schützencompagnie in ihrem malerischen Costüme an. Den vierten Zug der Oberpfalz werden 76 Bergknappen in ihrer Bergmannskleidung mit vorausgetragener Fahne und mit Musik begleiten. Bei dem dritten Zuge eben dieses Kreises geht nach alter Sitte der Brautführer dem Bräutigam mit einem Schwerte voran. Dem zweiten oberfränkischen Zug schließen sich zwei Mitglieder des Magistrats der Stadt Kronach in jener spanischen Tracht an, welche dem vormaligen Stadtrathe daselbst wegen Auszeichnung im 30jährigen Kriege durch Verleihungs-Urkunde des Fürstbischofs Melchior Otto von Bamberg d. d. 28. 1651 bei feierlichen Gelegenheiten zu tragen erlaubt worden war. Einer der besonders zahlreichen Züge ist der vierte oberfränkische, den 20 Personen in der seit Jahrhunderten üblichen Tracht der Mistelgauer bilden. Die zwei Brautzüge der Stadt Augsburg mit Einschluß der Musik berechnen sich auf 32 Personen.

(Frankfurt a. M., im Okt.) Am 7. d. M. gab Hr. Joseph Schad, Pianist, ein Konzert im Müthens'schen Saale. Wenn Konzerte überhaupt nur wenig beliebt und noch weniger von zahlenden Verehrern besucht sind, so gilt dies besonders da, wo sich Pianisten hören lassen. Der Klaviervirtuosen hat man schon gar zu viele vernommen und mit Liszt und Thalberg ist vorläufig der Superlativ erreicht. Hiervon abgesehen, fehlte es der Soirée des Hrn. Schad an Auditorium nicht und er selber zeigte sich als achtbarer und wackerer Künstler. Mit Ausdruck und gebildeter Technik trug er eigene Compositionen vor, die schöne Einzelnheiten und melodiöse Stellen enthielten, aber gedrängter und concentrirter hätten gehalten seyn dürfen. Lebhafter Beifall bewies, daß man Hrn. Schad's Leistungen freundlich entgegennahm, was in Frankfurt, wo man das Vorzüglichste gehört hat, schon als eine günstige Empfehlung zu betrachten ist. Hr. Heinrich Wolff errang durch den trefflichen Vortrag von Variationen für die Violine über ein Thema aus „Anna Bolena" den rauschendsten Beifall. Diese Composition des Konzertanten ist ein höchst ansprechendes und brillantes Salonstück und wurde mit so vollkommener Reinheit und Sicherheit, so abgerundeter Eleganz und Virtuosität, so klar und würdig vorgetragen, daß jeder Hörer sich zu freudiger Anerkennung des mit Recht gepriesenen und geschätzten Künstlers gedrungen fühlte. Neben ihm glänzte Hr. Pischek als meisterhafter Lieder- und Balladensänger und sein Vortrag der „drei Liebchen", Gedicht von H. Hofmann und Musik von W. Speyer, war von ächter Poesie, wie von gediegener Kunst belebt und erwärmt. Auch Hr. Rudersdorff bekundete sich in dem Chant de Madonne als einen soliden und ausgezeichneten Violinvirtuosen.

(Eine historische Antwort.) Bei dem letztverstorbenen Großherzog von Hessen, Ludwig I, ließ sich eines Tages sein verdienstvoller Leibarzt, Hr. v. Wedekind, melden, um dem Fürsten seine Aufwartung zu machen und nach desselben Befinden sich zu erkundigen. Der dienstthuende Kammerherr brachte dem Doktor die Antwort: „Es thue Sr. k. Hoheit sehr leid, Hochdero Leibarzt heute nicht empfangen zu können, weil Sie sich ernstlich unwohl befänden." (Malt. Welt.)

Korrespondenz.

Köln, 11. Okt.

Unsere heutige „Rheinische Zeitung" enthält einen Artikel aus Berlin über die dortige Gemäldeausstellung, der wirklich seinen Groll gegen die rheinische Kunstschule bis in's Komische steigert: Bilder, welche wir hier gesehen, welche ganz Deutschland bereits bewundert hat, z. B. Lessing's Kaiser und Papst, unter die Arbeiten eines 15jährigen Mädchens herabwürdigt. Wir hegen alle Achtung vor den liberalen Bemühungen der rheinischen Zeitung, bewundern die Großherzigkeit unserer Censoren, welche auch da, wo der Liberalismus über die Schnur streift, nicht wegstreichen und auf diese Weise mehr gewähren, als Preßfreiheit, können aber das Bestreben solcher Zeitschrift: alles Bestehende zu bekämpfen, nicht loben und gutheißen. Mehrere hiesige Künstler hatten sich vereint, diese Schmähungen gegen die Düsseldorfer Schule, gegen die deutsche Kunst, welche schon in einer frühern Nummer einmal aufgetaucht, gründlich zu widerlegen, sind aber aus den Spalten der rheinischen Zeitung verwiesen worden, was mit deren gerühmter Vielseitigkeit und Unparteilichkeit übel harmonieren will. Mögen die Interessenten dieses Blattes jenen Tadel, der vielleicht nur auf der Redaction lastet, beseitigen, damit nicht durch kindischen lächerlichen Widerspruchsgeist das Blatt in der Achtung des Volkes sinke, nicht der gute Ruf eingebüßt werde, den sich die Zeitung vor den anderen niederrheinischen erworben hat. — Hr. Musikdirektor Joseph Eschborn, zuletzt Direktor der Amsterdamer deutschen Oper, ist an der Stelle Konradin Kreutzer's zum Direktor hiesiger Oper gewonnen worden, und hat die Leitung derselben schon mit Erfolg übernommen. Hat uns Hr. Kreutzer mit den Werken seiner Muse beschenkt, so wird Hr. Eschborn uns noch im Laufe des Winters mit mehreren, leider bisher ruhenden klassischen Werken erfreuen, und unter andern mit Cimarosa's „heimlicher Ehe" in neuer Bearbeitung erfreuen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 15. Okt. Gebrüder Foster, oder: das Glück mit seinen Launen, Charaktergemälde aus dem 15. Jahrhundert in 5 Abth., nach einem engl. Plan, von C. Töpfer.

Sonntag, 16. Okt. Fidelio, große Oper in 2 Abth., Musik von Beethoven. Hierauf folgt: Die Landpartie nach Königstein, Localposse in 4 Bildern.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 286. Sonntag, den 16. October 1842.

Zeitrichtung.

Von J. Pirazzi.

Praktisch soll der Mensch jetzt seyn,
Praktisch auf' und innen,
Nur, was praktisch, kann allein
Beifall noch gewinnen.

Wenig gilt die Poesie
Auf dem Markt des Lebens,
Handel nur und Industrie
Ist das Ziel des Strebens.

Klugheit ist des Tages Held,
Der die Welt regieret
Und das Losungswort ist „Geld!"
Das ihr Banner zieret.

Wem es reichlich ward zu Theil,
Der ist hoch geehret,
Denn für Gold ist Alles feil,
Was Genuß gewähret.

Und so übt man nur die Kunst,
Diesem Gott zu dienen,
Buhlt und wirbt um seine Gunst,
Baut ihm — Maschinen.

Immer mehr entfernt man sich
Von dem Ideellen,
Sucht das Heil im lieben Ich
Und im Materiellen.

Ehmals hatte man nur Sinn
Für das Ideale,
Heute schwärmt man für Gewinn
Und für das Reale.

Die Extreme taugen nie,
Jedem gebt das Seine,
Geist und Stoff in Harmonie
Macht das Glück alleine.

Treue Liebe.

(Erzählung aus den Jahren 1396 bis 1398. Nach dem Russischen des Bestuschew)

(Fortsetzung.)

IV.

Schönes Mägdlein, mein geliebtes Herze,
Sitz' nicht durch die Nacht zum Morgenlicht!
Brenne nicht die flammendhelle Kerze,
Denn erharren wirst Du den Geliebten nicht!
Russisches Volkslied.

Lautloses Dunkel lag auf dem lebendigen Nowogorod, hinter den Fenstern der Häuser erloschen die Lichter, und der Schlaf beruhigte so manchen Kummer. An des Wolchows Ufer herrschte Ruhe, nur Dich, süße Olga, flieht der Schlummer! Es pocht Dein jungfräuliches Herz, die Brust bebt, Furcht, Erwartung und Reue ängstigen Dich. Die alte, gute Wärterin hat Deine blonden Haarflechten schon gelöst, Dich des festlichen Schmuckes entkleidet und das Abendgebet gesprochen. Jetzt macht sie über dem Bette das Zeichen des heiligen Kreuzes, besprengt die Herrin mit dem Weihwasser, murmelt unverständliche Formeln über das Kopfkissen, und schreitet dann mit Segenssprüchen, mit dem rechten Fuß zuerst, über die Schwelle des Schlafgemachs. Liebe Alte, warum hast Du keine Sprüche gegen die Zauberei der Liebe, damit Du Deine Gebieterin heilen kannst von dem Kummer und der Angst? Warum hast Du die Erinnerung an die Jugend verloren? Vorhergesehen hättest Du dann die Leidenschaft des holden Mädchens, und im Entstehen bekämpfen müssen durch weisen Rath und Zerstreuungen. Doch Du selbst hast das Feuer geschürt, indem Du Roman's Lieder sangst, sein Wesen, seine Schönheit lobtest. Armer Jüngling, wenn eine leichtfertige Maid Dich nur zu lieben glaubt; armes Mägdlein, wenn Du wahrhaft und aufrichtig liebst! — Im Kampfgewühl, im Kriegerleben vergißt der Jüngling die Geliebte beim Anblick neuer Schönheiten, doch in jungfräulichen Gemaches heiliger Stille flammt reiner und fester die Leidenschaft empor, und auf immer beseelt die Liebe das unschuldvolle Herz. — Liebe Alte, warum hast Du keine Sprüche gegen die Zauberei der Liebe, warum wurde Dein Auge vor Alter trübe und schwach?

Doch belauschen wir die schöne Olga! Die weiche Decke des Bettes wirft sie ab, ihre feine, weiße Hand schiebt die

Digitized by Google

damaſtenen Vorhänge zurück, ſie horcht! Kaum wagt ſie zu athmen, das Licht der Lampe vor dem Heiligenbilde beängſtigt ſie. Sich in den kurzen Zobelpelz hüllend, verläßt ſie das Lager, -- ſie bebt vor dem eigenen Tritte auf dem kalten Fußboden. Sie öffnet das Fenſter. Durch den Herbſtnebel wirft der Mond ſein bleiches Licht auf die ſtille Stadt. Das todte Schweigen wird nur von Zeit zu Zeit durch den Ruf einer Wachtel von der nahen Wieſe, von dem Klirren der Ketten, womit die Wächterhunde an dem Kaufhauſe in der Michailowſchen Straße gebunden ſind, unterbrochen. Kein lebendes Weſen erſcheint, nicht das verabredete Zeichen läßt ſich hören, das die Jungfrau zugleich erſehnt und fürchtet. — Das Haupt auf den Arm geſtützt, blickt die Schöne auf den in Mondlicht glänzenden Wolchow und Wehmuth erfüllt ihre Bruſt bei dem Gedanken, die liebe Heimath verlaſſen zu müſſen. „Mein letztes Lebewohl Allem, was mich ſeit ſiebzehn Jahren freundlich hier umgab! Euch, geliebten Eltern, der Tochter letztes Lebewohl!“ — Heiße Thränen netzten ihre Wangen, in glühendem Gebet warf ſie ſich vor dem Kreuze des Erlöſers nieder. Schwächer wurde ihre Leidenſchaft, ſtärker ihre Reue. Sie glaubte eine Stimme zu hören, die alſo ſprach: „Ungehorſames Kind, nirgend wird Dir die Ruhe, denn es fehlt Dir der Segen der von Dir zum Tode betrübten Eltern! Des Vaters Fluch, Gewiſſensbiſſe, die Verachtung der Welt folgen Dir durch das Leben und verſchließen Dir das Thor des Himmels! In Thränen wirſt Du vergehen, verwelken in des Mannes Armen! Fremde Erde wird Deine Augen verſchütten und Dein Name zu den ſchlechten gezählt werden!“ — Inbrünſtiger wurde Olga's Gebet, ein ſegenvoller Strahl, vom Höchſten geſendet, ſank auf ſie hernieder. „Meine Flucht ſoll meine Eltern nicht betrüben, nicht entehren!“ ſprach ſie feſt zu ſich ſelbſt; „die Liebe hat Roman verblendet, doch wird er meinem Rathe folgen; meine Bitten werden die Eltern rühren, oder ich muß den Geliebten beweinen. Mag ich dem Unglücke anheim fallen, doch nicht der Schuld!“ -- Sie hatte geſiegt über ſich ſelbſt; der Engel des Schlafs breitete wohlthuend ſeine Flügel über die Erſchöpfte. — Sanfter Schlummer ſey Dir, reine Jungfrau! Noch manche Nacht wird Dich wohl der Schlaf fliehen, noch oft wirſt Du Dein Lager mit Thränen benetzen, die nicht wie der Thau vor der Sonne vergehen werden, die nicht der zärtliche Kuß der Mutter, ſelbſt nicht die Zeit trocknet. Noch lange tönen Deine Klagen, noch lange harreſt Du des Geliebten!

(Fortſetzung folgt.)

Chiaja.

(Reiſebild nach A. Dumas.)

Chiaja iſt nichts als eine Straße in Neapel, ſie kann alſo auch keine andere Merkwürdigkeiten enthalten, als jede andere Straße, das heißt, eine lange Reihe moderner Gebäude, von mehr oder minder ſchlechtem Geſchmack. Die Parallellinie iſt von den laubenähnlich zugeſchnittenen Bäumen der Villa reale beſetzt, ſo daß man aus dem erſten Stockwerke der Häuſer, oder, wie man in Neapel ſagt, der Paläſte der Straße Chiaja jenen andern Theil des Golfs überſieht, der vom erſten durch das Caſtell Dell' Uovo geſchieden iſt.

Wenn indeſſen auch für ſich ſelbſt nicht merkwürdig, ſo führt die Straße Chiaja doch zu einem Theil der Merkwürdigkeiten Neapels; durch ſie gelangt man zum Grabe Virgils, zur Hundsgrotte, zum Lago Agnano, nach Puzzuoli, Bajä, zum Averner See, zu den elyſäiſchen Feldern. Ueberdies und vor allem Andern iſt Chiaja die Straße, wo täglich, im Winter von drei Uhr Nachmittags, und im Sommer von fünf Uhr an, die neapolitaniſche Ariſtokratie ihren Corſo hält.

Die Nobili von Neapel geben, wie die von Venedig, niemals die Zeit des Urſprungs ihrer Familien an; ſie werden vielleicht einmal ein Ende nehmen, aber ganz zuverläſſig haben ſie nie einen Anfang gehabt. Die blühende Epoche war, ſagen ſie, unter den römiſchen Kaiſern; ſie nennen ganz unbefangen unter ihren Ahnen die Fabier, Marcelle, Scipionen; diejenigen, deren Genealogie ſich mit Zuverläſſigkeit nicht über das zwölfte Jahrhundert zurückführen läßt, gehören nur zum kleinen Adel, zum Ausſchuß der Ariſtokratie.

Wie überall, mit wenigen Ausnahmen, iſt der neapolitaniſche Adel zu Grunde gerichtet; wenn ich ſage, zu Grunde gerichtet, ſo verſtehe ich das Wort in relativer Bedeutung: das heißt, die Reichſten ſind arm in Vergleichung mit dem, was ihre Ahnen geweſen ſind. Es ſind keine mehr in Neapel, deren Einkünfte die Summe von 500,000 Livres erreichen, zwanzig Familien etwa von mehr als 200,000, und fünfzig, die zwiſchen 100 und 150,000 ſchwanken; gewöhnlich ſtehen die Einkünfte zwiſchen 5 und 10,000 Dukaten; der große Reſt Märtyrer hat 1000 Thaler Renten, auch weniger. Von den Schulden ſprechen wir hier nicht.

Das Seltſame dabei iſt, daß man dieſe Verſchiedenheit kennen muß, um ſie zu bemerken; dem äußeren Anſcheine nach iſt das Vermögen überall gleich. Dies rührt daher, weil Jedermann in ſeiner Equipage und in ſeiner Loge lebt. Da nun, mit Ausnahme eines Herzogs von Eboli, eines Prinzen von St. Antimo oder eines Herzogs von San-Teodo, Jedermann eine mehr oder weniger neue Kaleſche, ein Paar mehr oder weniger alte Pferde und eine mehr oder weniger abgetragene Livree beſitzt, ſo bemerkt man beim erſten Anblick nur einen Abſtand zwiſchen zweierlei Vermögen, der aber ſehr groß iſt.

Die Häuſer ſind für die Fremden faſt hermetiſch verſchloſſen. Vier bis fünf fürſtliche Paläſte öffnen am Tage prunkend ihre Gallerien, und Abends glanzvoll ihre Salons; alle übrigen haben Trauer. Die Zeiten ſind vorüber, wo man, wie Ferdinando Orſini, Herzog von Gravina, über ſeine Pforte ſchrieb: Sibi, suisque et amicis omnibus.

Dies rührt daher, weil, jene reichen Häuſer ausgenommen, in denen die Gaſtfreiheit Neapels noch fortlebt, der Glanz aller übrigen mehr oder minder erloſchen iſt. Der Neugierige, der mit Asmodi's Beiſtand die Terraſſen der meiſten dieſer Paläſte abdecken könnte, würde bei einem Drittheil knappe Einſchränkung und bei zwei Drittheilen den Mangel entdecken.

Doch Dank dem Equipagen- und Logen-Leben, man gewahrt nichts von alle Dem. Man gibt im Palaſte ſeine Karte ab, aber man begegnet ſich im Corſo, man macht ſeine Viſiten im Fondo oder San-Carlo. So bleibt der Stolz ungekränkt; wie Franz I. hat man Alles verloren, nur die Ehre nicht.

Man wird mir einwenden, daß man leider von der Ehre nicht leben kann, und daß man eſſen muß, um zu leben. Nun aber iſt klar, daß, wenn man aus 1000 Thaler Renten die

Digitized by Google

Unterhaltung eines Wagens, das Futter für zwei Pferde, die Löhnung eines Kutschers und die Miethe einer Loge im Fondo oder San-Carlo bestreiten muß, gar nicht viel für die Bestellung der Tafel übrig bleiben kann. Darauf antworte ich: Gott ist groß, das Meer ist tief, die Macaroni kosten zwei Sous das Pfund, und der Asprino d'Aversa zwei Liards die Flasche. — Dies ist nämlich ein liebliches Weinchen, das zwischen Champagner und Cider etwa die Mitte hält. So läßt sich mit frischen Macaroni und Asprino zu Hause ein recht artiges Mittagsmahl halten, das nicht höher als vier Sous auf den Kopf zu stehen kommt. Ist nun die Familie fünf Personen stark, so bleiben neun Franken übrig, um die Ehre des Namens aufrecht zu erhalten. Das Frühstück fällt hinweg; es ist bewiesen, daß nichts gesunder, als in vierundzwanzig Stunden nur ein Mal zu essen; nur verändert sich nach der Jahrszeit Stunde und Benennung; im Winter dinirt man um 2 Uhr, und das reicht aus bis zum andern Tag um 2 Uhr; im Sommer soupirt man um Mitternacht, und das genügt ebenfalls bis zur nächsten Mitternachtsstunde. Dann gibt es auch noch Elegants, die Brod ohne Macaroni essen, oder umgekehrt, um Abends mit großem Gepränge eine Glace bei Donzelli oder Benvenuti zu nehmen.

Es versteht sich, daß diese Diät nur für die schmalen Börsen verordnet ist; die mit 500,000 Livres Rente haben einen französischen Koch, dessen Stammbaum von Certificaten so streng in der Ordnung ist, wie die Genealogie eines arabischen Pferdes. Jene halten zwei bis drei Mahlzeiten täglich, für sie gibt es kein Land, das Paradies findet sich überall.

Das Hauptvergnügen der neapolitanischen Aristokratie ist das Spiel; Vormittags geht man ins Casino und spielt, Nachmittags auf die Promenade, Abends ins Schauspiel, nach dem Schauspiel ins Casino, und spielt wieder.

Der Aristokratie steht nur ein Weg offen, die Diplomatie; doch beschäftigt, wie ausgedehnt seine Verhältnisse mit andern Mächten auch seyn mögen, der König von Neapel bei seinen Gesandtschaften und Consulaten höchstens sechzig Personen; die übrigen jungen Adelichen haben also nichts zu thun, und folglich thun sie nichts; die militärische Laufbahn hat keine Zukunft — die commerzielle steht in keiner Achtung.

Der literarischen oder scientivischen Carriere gedenken wir nicht, es gibt keine; man findet in Neapel wie aller Orten, mehr sogar als aller Orten, eine Anzahl Gelehrten, die über die Formen der griechischen und römischen Feuerzangen sich streiten, und über die große Mosaik zu Pompeji oder über die Statuen der beiden Bathus sich injuriiren, das sind aber Familienangelegenheiten, und Niemand kümmert sich um derglichen Kindereien.

Die Hauptsache ist die Liebe. Florenz ist die Stadt des Vergnügens, Rom der Liebe, Neapel die der Sinnlichkeit.

In Neapel ist das Loos eines Liebenden alsbald entschieden; sein erster Blick wirkt entweder sympathisirend oder antipathisch. Ist das letztere, so wird er es durch keine Bemühungen, keine Geschenke, keine Beharrlichkeit zur Gegenliebe bringen; sympathisirt man aber mit ihm, so wird er geliebt ohne vieles Harren; das Leben ist kurz, und die verlorene Zeit bringt sich nicht wieder ein. Der vorgezogene Liebhaber macht im Hause sich einheimisch, man erkennt ihn, trotz der ehrfurchtsvollen Entfernung, in der er gegen die Herrin des Hauses sich hält, an der bequemen Weise, mit der er sich niedersetzt, an der Ungezwungenheit, mit der er seinen Kopf an die Fresken anlehnt; überdies liegt ihm ob, den Domestiken zu klingeln, die Besuche zurück zu begleiten, und die rothen Flecken zu verwischen, die die Kinder aus dem Pokal auf's Parket fallen lassen. — Der unglückliche Liebhaber dagegen nimmt seinen Abschied ganz getrost, er weiß, daß sein Unglück nicht immer währen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Stuttgart, 9. Okt.) Seit einigen Tagen befindet sich Hr. Reventlow, Kandidat der Philologie, bekannt durch seine mnemotechnischen Leistungen, hier, und gab gestern Abend auf dem Museum vor einer ziemlich großen Versammlung Proben seiner Kunst. Seit einer Reihe von Jahren sehen wir die Kraft des Gedächtnisses, welche von unseren Alten durch frühe Einübung der Jugend genährt und erweitert wurde, und welche die letzten Generationen mit großem Unrecht vernachlässigten, von Einzelnen als eigene Kunst ausgebildet und öfters bis in's Unbegreifliche gesteigert. Doch haben die meisten dieser mnemotechnischen Künstler, welche die Städte durchziehen, uns nie etwas für's Leben Brauchbares gelehrt. Sie machen ihre Kunststücke; wir staunen sie an und verlassen die Schaustellung, wie jede andere Vorstellung eines in seinem Fache gewandten Taschenspielers, ohne irgend etwas gelernt zu haben. Mit solchen Uebungen nun dürfen wir die Leistungen des Hrn. Reventlow nicht in Eine Klasse setzen, nach dem, was er gestern leistete. Natürlich muß beim Gedächtnisse die eigene Uebung immer das Meiste thun, und wie der Magnet durch tägliches Zulegen von Gewicht an Stärke wächst, so auch das Gedächtniß. Wenn aber die Angaben Hrn. Reventlows gegründet sind, daß nach seiner Methode jedes Gedächtniß sich so außerordentlich steigern lasse, daß man in kurzer Lehrzeit im Stande sey, so sehr Vieles zu leisten, so lohnt es sich wohl der kurzen Mühe von acht Vorlesungen, inner welcher Hr. Reventlow seine Methode lehren will. Der gestrige Abend war nur zu einer Produktion dessen bestimmt, was der Meister leisten kann, ohne Eingehen in die Methode, welche Gegenstand seiner Vorlesungen werden soll. Die Probe begann mit Angabe einzelner Worte und Sätze durch die Mitglieder der Gesellschaft, welche von Mehreren nachgeschrieben, von Reventlow aber dem Gedächtnisse eingeprägt wurden. Es waren Namen der Anwesenden, andere Eigennamen, Motto's und Sprüche in deutscher, lateinischer, französischer und englischer Sprache, Zahlen, zum Theil bis in hunderttausend Millionen. Mit achtzig Sätzen verlangte die Gesellschaft aufzuhören, während Hr. Reventlow versicherte, mit gleicher Leichtigkeit noch lange Reihen behalten zu können. Er sagte sie alle ohne Fehl in gleicher Ordnung wieder, auch auf einzelne Fragen den zehnten, sechsten Satz oder Namen u. s. f. Ferner wurden Fragetafeln ausgetheilt mit Fragen aus den Pandekten, dem neuen würtembergischen Strafgesetzbuche, aus der Chemie, der Mathematik, der Statistik ꝛc., welche Reventlow alle fehlerlos beantwortete. Zuletzt spielte Reventlow mit einem Mitgliede der Gesellschaft Schach. Zwischen jeden seiner Züge wurden mehrere Fragen an ihn gerichtet, sowohl aus den Fragetafeln, als aus den am Anfange gebildeten achtzig Sätzen,

Digitized by Google

welche er ebenfalls fehlerlos beantwortete, und am Ende, da der Gegner nach dem 42sten Zuge matt geworden war, sagte er sämmtliche Züge des Schachspiels (welche zwei Zeugen nachgeschrieben hatten) richtig her. — Wird nun auch nicht leicht ein Schüler diese Fertigkeit des Meisters erreichen, so wäre es schon Gewinn genug, nur einen Theil seines Gedächtnisses sich zu eigen zu machen. Wie viele lange Seufzer zweifelnder Kandidaten würden sich in sichere Gewißheit verwandeln, wenn sie wenigstens eben so viel wüßten, als der gelehrte Herr Examinator; wie würden sich die das Landexamen mit Angst erwartenden Lateiner freuen, wenn sie statt des furchtbaren Steckens des strengen Hrn. Präzeptors die sanfte Methode des Hrn. Reventlow vor sich sähen, um wider Zumpt und Buttmann nicht zu fehlen, und glücklich durch das Bereschith Bara durchzukommen!

In Frankreich haben sich bekanntlich in letzter Zeit viele sogenannte Naturdichter aus dem Handwerksstande bekannt gemacht; dies brachte einen Buchhändler auf den Gedanken „Poésies des ouvriers" anzukündigen, aber nicht für Handwerker, sondern von denselben.

Im verflossenen Jahr wurden in Kurhessen durch Benutzung der Braunkohlen und des Torfs zur Feuerung 44,000 Klafter Buchenholz erspart.

Die Bereitung ächten Champagners gelingt in Deutschland immer besser und die Champagner-Fabriken mehren sich täglich. In Eßlingen, Dresden, Naumburg wird viel fabrizirt; die Handlung Döring in Würzburg setzt ihre moussirenden Weine nach Rußland und Amerika ab, und was wir davon gekostet haben, war, wie die Weinhändler sagen, „preiswürdig."

Bei der furchtbaren Ueberschwemmung der Stadt Faenza am 14. Sept. zeichnete sich das dort liegende Schweizerregiment Kalbermatten durch muthige und edle Hülfeleistung aus. Ein Tagsbefehl vom 22. erzählt darüber Folgendes: Hr. Kapitän von Quartery, an der Spitze von 20 Mann, machte sich mit einem Floß, den sie gezimmert hatten, schnell auf und mit Hülfe desselben gelang es ihnen, mehrere Familien der Vorstadt, vor dem Ravennaer Thor, in Sicherheit zu bringen. Die Häuser derselben, vom Wasser umringt, fingen an, vor den reißenden Fluthen zu wanken und drohten die unglücklichen Bewohner unter ihren Trümmern zu begraben, als zum Glück obige Hülfe kam. — Aber ganz vorzüglich muß hier das Benehmen des Hrn. Lieutenants Birbaum belobt werden, der, als der erste auf dem Platze, nur seinem Muthe und dem Hülferufe der Unglücklichen folgte, denen Hunderte von Zuschauern nicht zu helfen wagten. Ungesäumt warf er sich in die Wogen und ruderte, nachdem er durch die Gewalt des Wassers das erste Mal wieder zurückgeworfen war, hinüber. Er wurde der Retter eines kranken Mannes, einer schwangern Frau, zweier Mädchen und eines Kindes. Zum dritten Male stürzte er sich in das Wasser, seinem Beispiele folgten fünf Chasseurs; sie machten sich gegen ein entfernter liegendes Haus auf, wo sich viele Personen befanden und das der Gewalt des Wassers zu weichen drohte. Nach vieler Mühe und Ueberwindung von Schwierigkeiten, welche die Landung lange vereitelten, gelang es ihnen, durchzudringen und mit Hülfe einer Badewanne, die sie sich zu verschaffen gewußt, und schwimmend auf den Schultern trugen, brachten sie, nach viermaliger Rückkehr, acht Personen in Sicherheit, nachdem das Wasser bereits in den ersten Stock der Häuser gestiegen war.

In diesem Augenblicke steht die Frau eines gewissen Kärners Eccles zu Klein-Bolton bei Manchester vor Gericht, welche angeklagt ist, ihren ersten Mann, acht Kinder aus der Ehe mit demselben und endlich ihren Stiefsohn aus zweiter Ehe vergiftet zu haben. Bereits hat man in dem Leichname des Stiefsohnes und in dem des ältesten ihrer acht Kinder aus erster Ehe, welche ausgegraben worden sind, Gift vorgefunden. Alle waren ohne Krankheit gestorben.

(Ein Fagottist wird Capitän.) Der Bruder des bekannten Donizetti, welcher Musikdirektor des Sultans in Konstantinopel war oder noch ist, erzählt eine spaßhafte Anekdote von dem Sultan Mahmud. Derselbe fand großes Wohlgefallen an der Militärmusik, welche Donizetti leitete, und besonders gefielen ihm die Blasinstrumente. Eines Tages fragte er Donizetti namentlich nach dem Manne, welcher „in den langen Trichter" blase, womit er das Fagott meinte, dessen Töne ihm besonders zusagten. Donizetti antwortete, der Mann heiße Malbos, sey ein Aegypter, zeichne sich aus auf seinem Instrumente, singe im Nothfall recht gut Tenor und spiele in Konstantinopel am besten Pianoforte. Der Sultan hörte mit Vergnügen das gute Zeugniß für seinen Liebling an, der ihm auch noch deshalb gefiel, weil er ein riesenhafter Mensch war, und sagte endlich, er würde etwas für den Mann thun. Schon am nächsten Tage erschien Malbos nicht zur Probe und Donizetti, der sich nach ihm erkundigte, erfuhr, daß Mahmud, um dem Manne seine Gunst zu bezeugen, den ersten Fagottisten auf der Stelle — zum Kavalleriecapitän ernannt und befohlen habe, daß er sich sogleich nach Adrianopel aufmache, wo das Regiment, dem er zugetheilt worden war, in Garnison lag.

Jetzt ist es Mode, sagt die Dorfzeitung, daß bei Tisch die Gesundheiten von Frauen ausgebracht werden. So soll bei der silbernen Hochzeitfeier in Peterhof die Gesundheit des Kaiserpaars von der Fürstin Paskewitsch ausgebracht worden seyn. Diese Sitte ist empfehlenswerth; denn einmal werden die Damen in der Wahl der den Toast einleitenden Worte nicht verlegen seyn, weil sie stets sprechfertig, und zweitens werden sie die Anzahl der Toaste auf wenigere beschränken, als die Männer, welche stets trinklustig sind.

Auflösung des Räthsels in Nro. 284.
Eber — Rebe.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 16. Okt. Fidelio, große Oper in 2 Abth., Musik von Beethoven. Hierauf folgt: Die Landpartie nach Königstein, Localposse in 4 Bildern.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

No. 287. Montag, den 17. October 1842.

Treue Liebe.

(Erzählung aus den Jahren 1396 bis 1398. Nach dem Russischen des Bestuschew)

(Fortsetzung.)

V.

Dort der blaue Sternenhimmel wölbt sich mir als Zelt;
Mir verbunden sind gewesen der Gefährten vier:
Sieh! der erste der Gefährten war die dunkle Nacht,
Dann der zweite meiner Freunde war mein Schwert von Stahl,
Meiner Bundsgenossen dritter war mein gutes Roß,
Und der vierte war mein Bogen, scharf gespannet.
Meine Boten waren Pfeile, in dem Feuer hart geglühet.

(Altes Lied, gedichtet von dem Räuber Wanka Kain.)

Begünstigt von der finstern Nacht, schlich Roman durch das Sophien-Thor aus Nowogorod, und jagte dann auf seinem Rappen den Weg nach Moskau, als ob er dem nachgesendeten Pfeile des Verräthers entfliehen wollte. Ein kalter, schwerer Nebel hatte sich auf die Gegend gelagert, aber schwerer lastete der Kummer auf seinem Herzen. Der Sturm fuhr durch sein lockiges Haupthaar, der weite Mantel flatterte ihm über den tartarischen Sattel, und der krumme Säbel klirrte an den breiten Steigbügeln. Dumpfe Glockentöne vom grauen Thurme des Chutünskischen Klosters läuteten zum Nachtgebet und weckten Roman aus seinem Hinbrüten. Er blickte hinüber auf die dunkeln Kuppeln, auf deren Spitzen im Mondschein die goldenen Kreuze leuchteten, und gedachte, daß er bei der schnellen Abreise vergessen hatte, sich mit dem heiligen Kreuze zu bezeichnen. Er hielt das schweißtriefende Roß an, nahm die Mütze vom Haupte, und sich drei Mal neigend, betete er: „Hilf, heilige Jungfrau!“ Dann dachte er kummervoll: „Im Augenblicke, wo der Verlobungskranz unserer harrte, die Geliebte in Gram und Zweifeln zu verlassen, ist schwer; doch Gott wollte kein geheimes, segenentbehrendes Bündniß, sein Wille geschehe!“ — In tiefes Nachdenken versunken, ritt er weiter. Eindringlicher spricht das Gewissen, wenn selbst Entschlossenheit nicht half, eine schlechte That zu vollführen; — so ging es Roman. Gleich dem Geier nagte der Kummer an seinem Herzen. — Der Mond beleuchtete durch zerrissene Wolken den öden Waldweg; kein Blatt regte sich, nur selten schwirrte ein Nachtvogel durch die Bäume, und nur das Echo wiederholte den Hufschlag des Rosses und das Geräusch der vom Tritt des Thieres zerbrochenen, mürben Baumwurzeln. Mitternacht, die Stunde des Unheimlichen, nahte, doch machtlos ist die Hölle der Unschuld gegenüber, und wird von ihr verscheucht, wie von dem Hahnenschrei. Roman beschützt der lebendige Glaube, — nichts ist für ihn zu fürchten. —

Im raschen Rosselauf jagte der Jüngling längs dem hohen Ufer der Wischera, der Brücke zu, die ihn auf die andere Seite bringen sollte — da erschallte ein helles Pfeifen, ein zweites antwortete in dem Dickicht des Waldes. Das Pferd schnob, die Nüstern emporhebend, ein kalter Schauer durchrieselte den Reiter. Vor ihm die schwache, schmale Brücke, hinter ihm der düstre, undurchdringliche Wald, dessen hohe, schwankende Tannen keinen Mondstrahl auf das Wasser fallen ließen. Unter der Brücke, zwischen den großen, im Flußbette liegenden Steinen wurde ein leises Rauschen hörbar. Leise zog Roman den Säbel aus der Scheide und ritt langsam auf die Brücke; das Roß stutzte, als sähe es ein Gespenst, denn Alles war wieder still und nichts zu erblicken. —

„Halt, oder Du bist des Todes!“ rief eine unbekannte Stimme, und fünf fremde Gestalten, die plötzlich unter der Brücke hervorsprangen, umringten ihn. „Zurück, Elende!“ entgegnete Roman furchtlos, und hieb den, der seinem Pferde in den Zügel gefallen, zu Boden. „Schlagt ihn nieder!“ brüllten die Räuber, und eiserne Kugeln, an langen Riemen befestigt, schwirrten um den Jüngling, der sich muthig vertheidigte und sich durchzuschlagen versuchte; — doch plötzlich scheute sich sein Roß, und mit einem Seitensprunge stürzte er von der Brücke. Unter der Schwere des Rosses lag bewußtlos der Reiter in dem seichten Wasser des Baches. —

Der Tag dämmerte, als Roman aus seiner Betäubung erwachte und sich ihm ein wildes Schauspiel darbot. Um ein Feuer, das dem Erlöschen nahe war, schliefen die, mit langen Messern und Schießgewehren bewaffneten Räuber. Pfeilgefüllte Köcher und Riemenkugeln hingen an den Bäumen. Einige Rosse, unter ihnen Roman's Rappe, thaten sich in aufgehäufter Gerste gütlich. Der Wächter war, ein kleines Pfeifchen in der Hand haltend, auf vollen Mantelsäcken eingeschlummert, unbeschadet der Sicherheit der Bande, deren Hauptmann auf einem Bärenfelle, mit verbundenem Kopfe, in einem Papier lesend, da lag. — Roman konnte sich Anfangs nicht besinnen, wo er war, nur dunkel erinnerte er sich der vorgehabten Flucht mit Olga, der großen Volksversammlung, seiner Liebe zu dem

Digitized by Google

Mädchen, die er der Liebe zum Vaterlande zum Opfer brachte, dann seiner Reise. Bei diesem letzten Gedanken faßte er nach seiner Brust, wo er seine Aufträge, sein Geld verwahrt hatte; beides fehlte. Der Schreck beraubte ihn auf's neue der Besinnung, indessen der Räuberhauptmann laut das dem Jünglinge entrissene Papier durchlas:

„Der Tausendmann und die Possadnik's von Nowogorod an den Bojarensohn Roman Jassenski."

„Deine Rechtlichkeit ist bekannt, überzeugt sind wir von Deiner Treue, darum sey Dir ein Geheimniß anvertraut. Du bist freilich noch jung, allein der Bart macht nicht den Verstand, und wir brauchen einen Erfahrnen, aber keinen Greis. — Der Großfürst droht uns mit Krieg. Obgleich wir den nicht fürchten, wollen wir doch nicht Christenblut vergießen, wenn wir es vermeiden können, — vielleicht hilft dazu Gold! — Die moskowischen Bojaren, jetzt verbunden mit den Baskaken, den tartarischen Steuereinnehmern, bereichern sich gern mit dem Vermögen des Volkes. Doppelt treiben sie die Steuern ein, handeln mit dem Recht und betrügen Fürst und Volk. Begieb Dich eilig nach Moskau, lebe dort als ein Fremdling, und suche insgeheim die fürstlichen Kronbeamten für uns zu gewinnen, indem Du weder schöne Worte noch Gold sparst. Zeige ihnen die Ungerechtigkeit ihrer Anforderungen, das wechselnde Schlachtenglück, die Macht Nowogorods und die eiserne Festigkeit der Nowogoroder. Die Habsucht der Bojaren und ihre Abneigung gegen die Beschwerden eines Feldzugs werden Dir zu Hülfe kommen, und so dürfte, von Jenen überredet, der Zorn des jungen Fürsten sich leicht in Gnade verwandeln. — Doch sey behutsam, und traue nicht zu sehr auf die schmeichelnden Versprechungen der Herren vom Hofe, sey freundschaftlich mit ihnen, doch stütze Dich auf Deinen Säbel. Schlafe scheinbar, in der Wirklichkeit sey aber wach, damit der Fürst uns nicht überfalle, nicht komme wie der Schnee auf unser Haupt. Folge unserm Rath und sey vorsichtig; die übrigen Befehle diktire Dir Dein Verstand. — Beherzige unsere gerechte Sache, alsdann wird Dich die heilige Sophie schützen und Nowogorod nicht vergessen! — Gott sey mit Dir!" —

(Fortsetzung folgt.)

Chiaja.

(Reisebild nach A. Dumas.)

(Fortsetzung.)

Die neapolitanische Aristokratie ist nicht sehr unterrichtet; ihre Erziehung ist in intellektueller Richtung im Allgemeinen etwas vernachlässigt, was dem zuzuschreiben ist, daß man in ganz Neapel keine einzige gute Schulanstalt findet, die der Jesuiten ausgenommen. Dagegen haben die wirklich Unterrichteten sehr gute Kenntnisse, die sie von Professoren erlernt haben, welche man ihrer Person beigegeben hat. Ich habe Frauen gesehen, die stärker waren in Geschichte, Philosophie und Politik, als manche Historiker, Philosophen und Staatsmänner in Frankreich. — Körperliche Uebungen dagegen werden in Neapel sehr kultivirt, fast alle Männer sind gute Reiter, und ausgezeichnet in Führung der Feuergewehre und des Degens. Ihr Ruf in dieser Beziehung ist sogar ausgebreitet und fast unbestritten. Sie sind gefährliche Gegner im Duell.

Die neapolitanische Nation, überall mit Rücksicht auf die politische Lage des heutigen Italiens, ist weder eine militärische, wie Preußen, noch eine kriegerische, wie Frankreich; es ist eine leidenschaftliche Nation. Der Neapolitaner, wenn er an seiner Ehre gekränkt, wenn sein Patriotismus exaltirt, wenn seine Religion bedroht ist, schlägt sich mit einem Muthe, der hohe Anerkennung verdient. In Neapel wird ein Duell so schnell und muthvoll angenommen, als in Paris, London oder Petersburg, und führt zu einem eben so energischen Resultate, wenn auch vermöge lokaler Gewohnheiten die vorgängigen Förmlichkeiten etwas anders geregelt werden. — Hier einige Thatsachen.

Der Graf von Rocca Romana gerieth in Streit mit einem französischen Obristen; die Zusammenkunft wird sich nach Castellamare gegeben, die Waffe ist der Säbel. Der Obrist begibt sich zu Pferde dahin, Rocca Romana erscheint im Fiaker, der Obrist erinnert ihn an die Bedingung, daß das Duell zu Pferde stattfinden solle. „Es ist wahr", erwiedert Rocca Romana, „das war mir entfallen, aber das Versehen ist leicht zu verbessern." Sogleich spannt er eines der Pferde des Fiakers aus, besteigt es, schlägt sich ohne Sattel und Zügel, und tödtet seinen Gegner.

Zur Zeit der Restauration, gegen 1815, wollte Ferdinand, der Großvater des jetzigen Königs, nach seiner Rückkehr nach Neapel, das er seit zehn bis zwölf Jahren nicht mehr gesehen hatte, die Gardes du Corps wieder aufrichten. Man setzte dem gemäß dieses privilegirte Corps aus den ersten Familien der beiden Königreiche zusammen, man theilte es in fünf Compagnien, drei neapolitanische und zwei sicilianische. — Die gegenseitige Antipathie beider Völker ist bekannt; es konnte nicht fehlen, daß zu jener Epoche, wo der politische Haß noch in voller Hitze glühte, es bald zu Streitigkeiten kommen mußte. Zuerst gab es einige Duelle ohne besonderen Belang, bald aber beschloß man, die Sache der beiden Völker gewissermaßen von zwei aus den Söhnen eines jeden derselben gewählten Kämpfern verfechten zu lassen; es sollte damit nicht etwa bloß der entschieden erklärte Haß ausgesprochen werden, sondern man gedachte sogar abergläubig eine Enthüllung der Zukunft darin zu sehen. Die Wahl fiel auf den Marchese Crescimani, einen Sicilianer, und den Prinzen Mirelli, einen Neapolitaner. Es wurde ausgemacht, daß sie in zwanzig Schritten Entfernung sich auf Pistolen schlagen sollten, bis der eine oder andere Kämpfer schwer verwundet sey.

Keiner hatte gegen den andern einen persönlichen Haß, sie hatten im Gegentheil eher als Freunde denn als Feinde zusammen gelebt.

Bei der Ankunft am Kampfplatz gingen sie einander freundlich entgegen, schüttelten sich die Hände, und unterhielten sich von gleichgültigen Dingen, während die Sekundanten die Vorbereitungen des Kampfes anordneten. Im entscheidenden Augenblicke stellten sie sich auf zwanzig Schritte einander gegenüber, empfingen die geladenen Pistolen, und grüßten sich lächelnd — auf das gegebene Signal feuerten beide: kein Schuß hatte getroffen. — Während wieder geladen wurde, wechselten Mirelli und Crescimani einige Worte über ihre beiderseitige Ungeschicklichkeit, aber ohne von der Stelle zu weichen; man überreichte ihnen die Pistolen zum zweiten Male, sie schossen von neuem, aber auch dieses Mal fehlten beide. Beim dritten Schusse fiel Mirelli. Die Kugel hatte ihn oberhalb der Hüfte getroffen, man hielt ihn für todt, als man sich ihm aber nä-

Digitized by Go

hörte, fand man ihn nur verwundet. Allerdings war es eine gräßliche Wunde, die Kugel war durch den ganzen Leib und auf der andern Seite wieder herausgedrungen.

Man ließ eine Kutsche kommen, um den Verwundeten nach Hause zu bringen; man wollte ihm helfen hineinzusteigen, aber er stieß diejenigen von sich, die ihm Beistand leisten wollten, erhob sich mit wunderbarer Anstrengung, und schwang sich selbst in den Wagen, mit den Worten: „es soll nicht heißen, daß ich Hülfe zum Einsteigen nöthig hätte, es wäre denn in meinen Sarg." — Aber kaum im Wagen, so gewann der Schmerz die Oberhand, und er ward ohnmächtig.

Zu Hause angekommen, wollte er aussteigen, wie er eingestiegen war, man gab es jedoch nicht zu; zwei Männer faßten ihn an den Armen, und trugen ihn auf sein Bette. Man berief den geschicktesten Chirurgen Neapels, den Doktor Penza, er untersuchte die Wunde und erklärte, für nichts einstehen zu können; in jedem Falle würde die Kur langwierig und schrecklich schmerzhaft seyn. Mirelli hielt mit wunderbarer Standhaftigkeit die Operation aus, bei annähernder Nacht aber wurde er aufgeregter, unruhiger, er hatte ein furchtbares Fieber. Seine Mutter wachte bei ihm mit zwei seiner Freunde. Gegen elf Uhr schlummerte er ein, aber mit dem ersten Schlag der Mitternachtsstunde erwachte er; ohne daß er die Anwesenden zu bemerken schien, stützte er sich auf den Ellenbogen, und schien zu lauschen; er war todtenbleich, aber seine Augen glühten im Fieberwahnsinn. Nach und nach hefteten seine Blicke sich auf eine Thür, die in einen großen Salon führte. Seine Mutter stand auf und fragte ihn, ob er etwas verlange.

„Nein, nichts", sagte Mirelli; „er ist es — er kommt." — „Wer kommt?" fragte seine Mutter besorgt.

„Hört ihr im Saal seine Kutte rauschen?" rief der Kranke; „hört ihr ihn? — jetzt kommt er — seht, die Thür geht von selbst auf — da ist er — er schleppt sich herein auf seinen zerschmetterten Beinen — er kommt auf mein Bette zu — was willst du, Mönch? rede! kommst du, mich zu holen? Woher kommst du? aus der Erde? — seht ihr ihn — er hebt die Hände auf, er schlägt sie zusammen — es klappt hohl — es sind Knochenhände — nun ich höre — rede denn!"

Mirelli, statt der schrecklichen Vision auszuweichen, näherte sich dem Bettrande, um ihren Worten zu lauschen; nach einigen Sekunden aber sank er mit einem tiefen Seufzer zurück und murmelte: „der Mönch von St. Antimo!"

Erst jetzt erinnerte man sich eines Ereignisses, das vor fünf und zwanzig Jahren an seinem Geburtstage begegnet war, und sich nun in der kranken Phantasie des jungen Mannes verkörperte. Eine üble Vorbedeutung hatte seinen Eintritt ins Leben begleitet. Mirelli war im Dorfe St. Antimo, einem Lehen seiner Familie, geboren; im Augenblicke seiner Geburt wollte man die Glocke des Klosters anziehen lassen, um die freudige Begebenheit allen Einwohnern zu verkündigen. Der Sakristan war abwesend, ein Mönch übernahm das Geschäft; aber in dieser Verrichtung ungeübt, wurde er vom Glockenstrang in die Höhe gezogen, er verlor die Besinnung, ward vom Schwindel ergriffen, stürzte ins Chor hinab und zerbrach beide Schenkel. So verstümmelt schleppte er sich bis zur Pforte, und jammerte um Hülfe; er wurde nach seiner Zelle gebracht, wo er des andern Tages starb. — Dieses Ereigniß hatte in der Familie und im Gemüth des jungen Mirelli, dem die Geschichte mehrmals erzählt wurde, tiefen Eindruck hinterlassen; doch sprach er selten davon.

Am andern Morgen wollte Mirelli durchaus keine Frage begreifen, die man in dieser Beziehung an ihn richtete; sey es, daß er die Erscheinung vergessen hatte, oder daß er sich nicht darüber äußern mochte.

(Schluß folgt.)

Ein neuer Ehrentempel für Friedrich den Großen.

So eben ist im Verlag von Gustav Georg Lange und Carl Siebert in Darmstadt ein interessantes und trefflich gearbeitetes Kunstblatt, gezeichnet von Carl Friedrich Schulz in Berlin, und in Stahl gestochen von Carl Deucker in Frankfurt a. M., erschienen, — das Leben Friedrich des Großen bildlich darstellend. — Wer kennt ihn nicht, den großen Preußenkönig, den alten Fritz, den Begründer des Ansehens und der Macht seines Landes, den im Kriege erfahrenen und gewaltigen Feldherrn und Sieger in vielen Schlachten, den weisen und gerechten Fürsten, den aufgeklärten Denker und Beförderer von Kunst und Wissenschaft? Wer kennt ihn nicht, den erfolgreich thätigen Herrscher, der während seiner Regierung den Umfang des Landes, die Bevölkerung, das Kriegsheer und den Staatsschatz mehr als verdoppelte, und ein geordnetes, wohlorganisirtes und imponirendes Reich hinterließ? In seinen Werken und in der dankbaren Anerkennung des preußischen Volkes lebt Friedrich der Große fort, und es haben Dichter, Maler und Geschichtschreiber gewetteifert, sein Andenken zu verherrlichen. Als ein neuer, für ihn errichteter Ehrentempel ist das Kunstblatt zu betrachten, welches wir hier zur Anzeige bringen; bei den vaterländischen Tendenzen unserer Tage kommt man von der übertriebenen Verehrung des Ausländischen zurück und hält sich mehr an das Heimathliche. Warum immer diese Erinnerungen an den Kaiser Napoleon und seine große Armee, als ob die deutsche Geschichte nichts Großartiges und Denkwürdiges aufzuweisen hätte, und warum unsere Zimmer mit Darstellungen ausschmücken, die uns nur beschämen können, während wir andere besitzen, die wir mit Stolz betrachten dürfen? In dieser Beziehung wird das vorliegende Kunstblatt die freundlichste Aufnahme finden. Das mittlere und Hauptbild zeigt uns den König in der Schlacht bei Leuthen (den 5. Dez. 1757) und ist umgeben von sechzehn kleineren Tableaux, die Schlachten von Mollwitz, Chotusitz, Hohenfriedberg, Hennersdorf, Kesselsdorf u. s. w. veranschaulichend. Die schönen Zeichnungen des bekannten Malers Schulz sind von der kunstgeübten Hand C. Deuckers mit der rühmlichsten Sorgfalt und Eleganz in Stahl gestochen, und der Letztere hat eine höchst schwierige Aufgabe mit entschiedenem Glücke gelöst, so daß seine Arbeit sich des Beifalls der Kenner und der Freunde des Schönen zu erfreuen hat. Wer die vaterländische Geschichte liebt, wird dies Tableau mit Interesse betrachten, und wir zweifeln nicht, daß auch Viele es sich anzueignen nicht unterlassen werden. Um den Ankauf dieses trefflichen Blattes allen Ständen zugänglich zu machen, hat der Verleger drei Ausgaben veranstaltet und zwar: 1) Prachtausgabe auf gebleicht chinesisch Papier Rthlr. 10 = fl. 18 rhein. 2) Mittlere Ausgabe auf gewöhnlich chinesisch Papier Rthlr. 6 = fl. 10 48 kr. rhein. 3)

Digitized by Google

Ordinäre Ausgabe auf deutsch Maschinen-Papier Rthlr. 2 = fl. 3 36 kr. rhein. Wir empfehlen dies Kunstblatt dem Publikum, und wünschen dem Verleger, welcher auf dessen Herstellung bedeutende Summen verwendet hat, recht zahlreiche Subscribenten. W.

Mannichfaltigkeiten.

In einer Kirchenrechnung des Dorfes Utenbach bei Apolda, vom Jahre 1625, findet man in der Ausgabe: — „15 Groschen jährliche Besoldung an Hanßen Gärten, die Schlafenden in der Kirche aufzuwecken."

Es ist wahr, was deutsche Blätter verkündigen: Die Größe Deutschlands wird immer mehr erkannt, sein Ruhm geht von Land zu Land. Auch in Spanien steht man bewundernd vor deutscher Größe. Auf jedem Kaffeehause findet man bayerisches Bier, und das cerveza alemana schmeckt den Spaniern besser, als ihr feuriger Wein. Vielleicht, daß, wenn die Spanier es erst zu einiger Fertigkeit im Biertrinken gebracht haben, auch die vortreffliche deutsche Ruhe bei ihnen einkehrt. (Dorfztg.)

(Berlin.) Das neue Stück: „Der Vertraute", (Lustspiel in 3 Akten) ist bei der ersten Aufführung auf dem Hoftheater total durchgefallen. Im ersten Akte gähnte man, dann war aber der laute Lärm des Mißfallens nicht mehr zu beschwichtigen. Das komische Stück von L. Feldmann: „Der Sohn auf Reisen" hat sich auch hier bewährt und vielen Beifall erhalten.

Ein neues Stück: „Der Königsstuhl am Rhein, oder die Brautwerbung", wurde im Theater an der Wien gegeben. Es war nichts Anderes, als: „Otto von Wittelsbach". Was Menschenhände nicht Alles machen können!

(Paris.) Die glücklichen Italiener in Paris. Sie fangen auch dieses Jahr damit an, womit sie seit zehn Jahren aufgehört haben. Anna Bolena wird die Scene der vornehmen Welt eröffnen, und die Persiani wird als Rosine im Barbier gurgeln. Daß die vornehme Welt dazu verdammt ist, sich mit allem ihrem Gelde zu langweilen!

Ein Advokat gebraucht in einer Bittschrift dieses schöne Bild: „wenn die hohe Regierung diese schädliche Maßregel nicht zurücknimmt, so sehen viele rechtliche Familien sich an den Rand des Bettelstabes gebracht."

Der rheinische Adel will für die Erziehung seiner Söhne eine Ritterakademie oder dergleichen stiften. Es ist erfreulich, daß man von Staatswegen den rheinischen Rittern keine Hindernisse in den Weg legt; dem großen Grundsatze der Freiheit des Unterrichts muß unter allen Umständen und gegen Alle Rechnung getragen werden, aber die öffentliche Kritik wird dem neuen altmodischen Institut ihren Spott nicht schenken.

(Der grobe Gastwirth.) Bei dem Gastwirth „zum goldenen Storch" in Weseneck kehrten vor einigen Jahren im Sommer Engländer ein. Trotz der Armseligkeit des Städtchens und der wenig reizenden Gegend, verweilten sie lange im „goldenen Storch" und verzehrten viel Geld daselbst. Sie veranlaßten ferner ihre Landsleute, von Ems und anderwärts her nach Weseneck zu kommen und sich hier einige Tage aufzuhalten. Dem Wirthe gefiel dies sehr, aber er konnte durchaus nicht errathen, warum sein Gasthof den Briten so gar sehr zusage. Endlich erfuhr er die Ursache: seine außerordentliche Grobheit hatte den eigensinnigen Insulanern behagt und deshalb hatten sie so lange Wochen hindurch Quartier bei ihm genommen. Der Wirth hatte sich bis dahin gar nicht für grob gehalten. Ohne es selbst zu merken, änderte er sein Betragen, — und die Engländer reis'ten ab, denn die schönere Jahreszeit war ohnedies vorüber. Der Wirth war sehr betroffen. Er harrte und lauerte auf die Einkehr anderer Gäste aus England, aber der Herbst, der Winter, endlich sogar der Frühling ging hin, ohne daß Jemand erschien. Da erließ der Gastgeber vom „goldenen Storch" folgende Anzeige in den (rheinischen) Zeitungen (wörtlich): „Hiedurch mache ich Jedermann, besonders etwaigen Engländern, bekannt, daß ich gute Wohnungen zu vermiethen und in meinem Gasthofe für die beste Bedienung gesorgt habe. Grob aber bin ich wieder, sehr grob, noch viel gröber als voriges Jahr, was mir Zuspruch verschaffen wird. Weseneck, 17. Juni 1838. Ernst Nitzschmann."

Mehemet Ali hat Frankreich eine männliche Giraffe zum Geschenk angeboten, und der Staat sendet wirklich ein Dampfschiff ab, um den hohen Gast an Frankreichs Küste zu tragen.

Die Musikfeste in Norwich und Newcastle on Tyne werden größtentheils nur deutsche Meisterwerke zu Gehör bringen. In Norwich glänzen in erster Reihe Beethoven's Pastoralsymphonie, Haydn's Schöpfung, Vieles von Händl und Spohr's neuestes Werk: Babylon's Fall. In Newcastle werden gleichfalls: Haydn's Schöpfung, Mendelssohn's Paulus und Stücke von Händl, Beethoven, Mozart, Weber und Hummel gehört werden. Aber auch Rossini's Stabat wird hier wie dort dabei seyn.

Ein Wirth in einem schottischen Dorfe, wo die Königin von England auf ihrer Rückkehr vom Hochland angehalten, bekam ein Schreiben aus London mit der überraschenden Nachricht, die Königin habe ihn für seine gute Bewirthung mit der Ritterwürde belohnt. Der Wirth war vor Freuden außer sich, die Frau Wirthin aber meinte, die Ehre sey doch zu groß, und ihr Mann solle die Ritterschaft lieber zu verkaufen suchen; 3000 Pf., meinte sie, sey sie wohl unter Brüdern werth. Als das Ehepaar eben den Ritter im Ausstrich feil bieten wollte, klärte es sich auf, daß es ein schlechter Scherz gewesen.

Theater-Anzeige.

Montag, 17. Okt. Der Vetter aus Bremen, oder: die drei Schulmeister, Lustspiel in 1 Akt, von Th. Körner. Hierauf folgt: Der Heirathsantrag auf Helgoland, Lustspiel in 2 Akten, nach dem Bilde von Jordan, von L. Schneider.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 288. Dienstag, den 18. October 1842.

Zuruf an Herwegh.

Wagst Du Dich nach unserm Norden,
Wo die Berge nicht mehr sind? —
Ach! das Land ist flacher worden,
Feucht die Luft, und rauh der Wind! —

Spähst Du's aus, wo hell der Geist ist,
Und das Herz in Liebe warm? —
Aber ach! mein Freund! zumeist ist
Trüb' der Geist, das Herz so arm!

Dringe weiter, immer weiter,
Such' Ersatz für Berg und Thal;
Dort im Ost wird's wieder heiter,
Neu erglänzt der Sonne Strahl.

Und es blitzt an Holsteins Küste
Meeresschimmer fern daher,
Man vergißt der Haide, Wüste —
Heilig, heilig ist das Meer!

Berg und Meer — niemals versäum' ich
Anzubeten hier und dort;
Hocherhab'ne Träume träum' ich
Von der Freiheit ew'gem Wort! —

Dringe weiter! — dän'sche Gränze
Hebt nicht gleich bei Hamburg an;
Denn in Holstein wohnen Klenze,
Claussen, Löck und Balemann!

Dringe weiter! Deutsche Sitte
Blüht auch hier in Dorf und Stadt;
Immer sprießt in uns'rer Mitte
Noch manch' deutsches Nesselblatt! *)

Kiel. Chr. Feldmann.

*) Das holsteinische Militär hat seit der letzten Anwesenheit des Königs die uralte Fahne mit dem Nesselblatt, mit der Dannebrogsfahne vertauscht.

Treue Liebe.

(Erzählung aus den Jahren 1396 bis 1398. Nach dem Russischen des Bestuschew)

(Fortsetzung.)

Nachdem der Hauptmann das bei Roman gefundene Papier gelesen, nahte er sich besorgt dem noch immer Bewußtlosen, wusch ihm die Stirne mit kaltem Wasser, und bemühte sich, ihm Wein in die erstarrten Lippen zu flößen. Lange waren seine Bemühungen vergebens, endlich wich der todtenähnliche Schlaf von dem Jünglinge, und eine flüchtige Röthe, gleich dem aufdämmernden Morgenroth, kehrte auf die bleichen Wangen zurück; er schlug die Augen auf, und Erstaunen malte sich in seinen Gesichtszügen, als er den Räuber knieend, über sich gebeugt, erblickte. „Sey gegrüßt, Landsmann!" sprach erfreut der Hauptmann. Roman, noch glaubend, Alles sey ein Traum, richtete sich halb empor, und den halbgeöffneten Lippen entschlüpfte eine Frage, seine Zweifel zu lösen. „Wohl mag es Dir wunderbar scheinen," antwortete lächelnd der Hauptmann, „daß ein Räuber, dem Du gestern das unruhige Hirn einzuschlagen versuchtest, Dich jetzt behandelt wie eine zarte Braut. Wisse aber, der Bote Nowogorod's ist mir stets ein werther Gast. Möge meine Damascenerklinge verrosten, wenn ich gestern ahnte, Du seyst ein Nowogoroder. Das Sprüchwort redet aber wahr: dem Schicksal entgeht man auch nicht auf schnellem Rosse; wider Willen habe ich Dich gestern beraubt. Doch fasse Muth, mein braver Junge, Du bist nicht in die schlechtesten Hände gerathen, und nicht immer war ich, was ich jetzt bin!" —

Nachdem er Roman vom Boden erhoben und ihn zum Feuer geführt hatte, wusch er seine Wunden und Quetschungen mit heilendem Balsam und bereitete ihm glühenden Wein. — „Ich danke Dir!" sprach Roman; „noch trinke ich nicht das berauschende Getränk, denn es ist mir Gift!" — „Wohl wahr!" entgegnete der Hauptmann mit tiefem Seufzer: „mein Gewissen wäre reiner von Sünden, hätte der Wein nicht meinen Verstand umdüstert. Meinem Zorn gab er Nahrung, und das Blut der Unschuld floß von meiner Hand. Blicke mich nur an, junger Mann! mit Abscheu und Verachtung! Freilich gab es auch eine Zeit, wo meine Seele rein und klar war, wie das ruhige Meer, in dem sich der azurblaue Himmel spiegelt, wo ich, ohne zu erröthen, Deinem Blicke begegnet wäre. Müßiggang und Ueppigkeit haben mich sinken lassen. Elf Jahre sind

Digitized by Google

verflossen, da an meinem Tische der ganze Liudinskische Stadttheil zechte, und Berkut's Gastfreundschaft am Wolchow ward hoch gerühmt. Aber wie sich der Fluß in's Meer ergießt, so verschwand mein väterliches Erbe. An ein frohes Leben gewöhnt, ward mir die Armuth unerträglich, und mit Nowogorod'schen Banden von Abenteurern und Raubgesellen zog ich an die Wolga, um dort Gold zu erbeuten mit schmachbedecktem Schwerte. Laß mich schweigen von der Grausamkeit meiner Genossen, von dem brennenden Jaroslaw, von dem geplünderten Kostroma und dem Blutbade in Nishni-Nowogorod, wo Russen, von Russen erwordet, als Sklaven an die wilden Bulgaren verkauft wurden. Unter den Mauern von Astrachan ereilte uns die Gerechtigkeit des Himmels und das Verderben. Saltschei, der Mongolenfürst, lud uns zum festlichen Mahle, die Berauschten fielen als Opfer hinterlistiger Gastfreundschaft. Nur ich und einer meiner Gefährten entflohen dem Tode, und reuevoll kehrte ich zur Heimath zurück; doch dort auch harrte meiner das Unglück. Obgleich der Krieg mit Dimitri beendigt war, herrschte doch noch Zwietracht in Nowogorod, erregt durch den ungezähmten Stolz des Possadnik Joseph. Die Bewohner der Sophienseite waffneten sich gegen die Handelsstadttheile; man vernichtete die verbindende Brücke über den Wolchow, und verwüstete die Häuser des entflohenen Possadnik und seiner Verwandten. Auch mein Haus wurde zerstört, ich als Verräther geächtet, denn Josephs Enkelin war meine Braut, und mein Nebenbuhler der Gefährte meiner Gegner. Rache erfüllte mein Herz; in der Nacht des Waldes lauerte ich, gleich dem Tieger, auf meinen Feind; — er endete unter meiner Hand, aber mit ihm auch der letzte Rest meines Glücks, denn als eine unübersteigliche Scheidewand liegt der Ermordete zwischen mir und den Menschen. Mit fürchterlichem Schwure verband ich mich diesen Räubern und Mördern, häufe Verbrechen auf Verbrechen, um das Gewissen zu betäuben und das letzte menschliche Gefühl im Busen zu ersticken. Unaufhörlich tönt das Gestöhne der Ermordeten in mein Ohr, umweht mich der Pesthauch des Grabes. Blutig schaut die Sonne auf mich herab, wie gebrochene Augen eines Leichnams starren mich die Sterne an, die Blätter im Walde flüstern Flüche über mich. Ein ängstlicher Schlaf erquickt mich nicht, glühende Kohlen streut er auf meine Augenlieder. Fürchterlich, Jüngling! sind die Qualen des Mörders, denn er kann nicht vergessen die Vergangenheit, nicht die ewige Zukunft!" —

Ein tiefes, schmerzvolles Gestöhne arbeitete aus seiner Brust hervor, in Roman's Augen standen Thränen. „Glücklicher Mensch!" fuhr der Räuber fort, „Du kannst noch weinen; noch benetzt dieser Himmelsthau Dein Auge. Dem Verbrecher ist auch der Trost der lindernden Thräne versagt!" — Sich zur Erde werfend, verbarg er sein Gesicht in den Händen. Im düstern Schweigen entschwand die Stunde, bis die Herbstsonne sich über den nebelduftenden Wald erhob. Man setzte sich zu Roß und ritt im scharfen Trabe fort, bis zu einer Stelle, wo sich die Wege theilten. Hier hielten sie. „Unangetastet nimm Dein Gold zurück!" sprach Berkut zu Roman: „hier auch Deine Briefe; und nun zieh hin, wohin die Pflicht Dich ruft. Auch im Räuber noch schlägt ein Nowogorodisches Herz; Nowogoroder raubten mir mein irdisches Glück, mein ewiges Heil, und doch liebe ich sie, liebe mein Vaterland über Alles. Und nun leb' wohl und gedenke meiner nicht im Fluche!" — Sie schieden. Der Räuber verschwand mit seinen Genossen im Dickicht des Waldes, Roman schlug die Straße nach seinem Ziele ein.

(Fortsetzung folgt.)

Chiaja.

(Reisebild nach A. Dumas.)

(Schluß.

Drei Monate lang wiederholte die grausenvolle Erscheinung sich jede Nacht, und zerstörte immer in wenigen Minuten jeden neuen Fortschritt zur Genesung. Mirelli sah selbst einem Gespenst ähnlich. Zuletzt verlangte er in einer Nacht allein gelassen zu werden mit solcher Beharrlichkeit, daß seine Mutter und seine Freunde seinem Willen nicht widerstehen konnten. Um 9 Uhr verließ Jedermann sein Zimmer; er legte seinen Degen unter das Kissen und wartete. Ohne sein Wissen hatte einer seiner Freunde sich in einem anstoßenden Zimmer versteckt und konnte durch eine Glasthür beobachten, ob sein Beistand nöthig werden möchte. Um 10 Uhr schlief er ein, wie gewöhnlich, aber um 11 Uhr erwachte er, schaute unverwändten, brennenden Blickes nach der Thür, dann trocknete er den strömenden Schweiß von seiner Stirn, die Haare richteten sich empor, ein Lächeln trat auf seine Lippen, dann zog er den Degen aus der Scheide, sprang aus dem Bette, stieß zwei Mal, wie wenn er Jemand erstechen wollte, ließ einen Schrei hören, und stürzte ohnmächtig nieder. — Der Freund, der über ihn wachte, eilte herbei und trug ihn auf's Bette; er hielt das Degengefäß so fest in der Hand, daß man es ihm nicht nehmen konnte.

Am andern Tage ließ er den Superior von St. Antimo kommen und ersuchte ihn, er möge nun an den Folgen seiner Wunde sterben, oder zu jeder andern Zeit und an jedem andern Orte, ihm die Gunst zu erzeigen, daß er ihn in den Grüften seines Klosters beisetzen lasse. — Nun erzählte er seinen Freunden, er habe beschlossen gehabt, sich von dem Phantom durch einen Kampf zu befreien, sey aber besiegt worden, und nun habe er demselben zugesagt, sich in seinem Kloster begraben zu lassen, was er ihm vorher nie habe bewilligen wollen; so sehr widerstrebte er, dem Anschein einer Furcht nachzugeben, und wenn es sogar eine übernatürliche Furcht seyn sollte.

Nun auch vom religiösen Muthe des Volkes — obgleich dieser Artikel eigentlich der Aristokratie gewidmet ist.

Als Championnet 1799 auf Neapel losmarschirte und unterwegs die Freiheit der Völker verkündigte und Republiken erschuf, verbreiteten die Royalisten das Gerücht in der Stadt, die Franzosen kämen, um die Häuser zu verbrennen, die Kirchen zu plündern, Frauen und Mädchen wegzuführen, und die Statue des heiligen Januarius nach Frankreich zu bringen. Bei diesen Anschuldigungen, die um so lieber Glauben fanden, je abgeschmackter sie waren, erhoben sich die Lazzaroni, welche die Worte Ehre, Vaterland, Freiheit nicht aus ihrer Trägheit aufgeweckt haben würden, aus den Vorhallen der Paläste, wo sie ihre Wohnungen hatten, überströmten die öffentlichen Plätze, und bewaffneten sich mit Steinen und Prügeln; halbnackt, ohne Anführer, ohne militärische Taktik schlugen sie sich mit dem Instinkte des gejagten Wildes, welches für Lager, Weibchen und Jungen sich wehrt, unter dem Rufe: es lebe St. Januarius! es lebe der heilige Glaube! Tod den Jacobinern! sechzig Stunden lang mit den Soldaten, die zu Montenotte gesiegt, die

Digitized by Google

Brücke von Lodi gestürmt, Mantua erobert hatten. Nach sechzig Stunden war Championnet nicht weiter vorgedrungen als bis zum St. Januariusthor, und hatte auf allen übrigen Punkten keinen Zoll Terrain gewonnen.

Dem wird man die Revolution von 1820 entgegen halten wollen, wo der Engpaß in den Abruzzen fast ohne Schwertstreich aufgegeben wurde. Hierauf habe ich nur eine Antwort: Die Anführer dieser Armee, den österreichischen Bajonnetten gegenüber, hatten hinter sich die Blutgerüste und Galgen von 1799, sie wußten, daß sie zu Neapel verrathen waren; überdies war dies ein socialer Krieg, den Pepe und Carrascose auf ihre eigene Gefahr unternommen, und den das neapolitanische Volk nicht zur eigenen Sache gemacht hatte.

Wenn wir Neapel mit unseren liberalen Ideen durchwandern, die wir nicht aus individuellem Studium der Völker, sondern aus den Theorien der Publizisten geschöpft haben, und dann einen Blick werfen auf die Außenseite des Volkes, das fast nackt auf den Schwellen der Paläste und in den Ecken der öffentlichen Plätze sich lagert, ißt, schläft und erwacht; dann fühlt unser Herz sich gepreßt beim Anblick dieses anscheinenden Elendes, und wir rufen in unserem philanthropischen Eifer: „Das neapolitanische Volk ist das unglücklichste der Welt!"

Wir irren uns beträchtlich. — Nein, das neapolitanische Volk ist nicht unglücklich, denn seine Bedürfnisse sind im Einklange mit seinen Wünschen. Was braucht es zum Essen? eine Pizza (kleines Weißbrod) oder einen Schnitt von einer Wassermelone; — was braucht es zum Schlafen? einen Stein unter den Kopf. Seine Nacktheit, die wir für Leiden halten, ist im Gegentheil ein Genuß in dem brennenden Klima, wo die Sonnenhitze statt der Kleidung dient. Könnte es den Paläſten einen Baldachin beneiden, der prachtvoller wäre als der Himmel, der blauem Sammt ähnlich über seinem Haupte sich wölbt? und ist nicht jeder am Himmelsbogen funkelnde Stern in seinem Glauben eine Lampe zu Füßen der Madonna? — Verschafft sich nicht jeder mit zwei Grani täglich das Nothwendige, und bleibt ihm nicht noch etwas Ueberflüssiges, um den Improvisator des Molo und den Führer des Corricolo zu bezahlen?

Wer in Neapel unglücklich ist, das ist die Aristokratie, die mit fast nur wenigen Ausnahmen zu Grunde gerichtet ist durch die Aufhebung der Fideicommisse und Majorate; der Adel, der einen großen Namen trägt, und nichts mehr hat, ihm Glanz zu geben; der Paläſte besitzt, und seine Möbeln verkaufen läßt. — Unglücklich ist endlich die Mittelklasse, die weder Handel noch Industrie betreibt, die eine Feder hat, und nicht schreiben darf, einen Pinsel, und nicht malen, eine Stimme, und nicht sprechen; eine Klasse, die berechnen kann, daß sie Zeit haben wird, zu verhungern, ehe sie sich im Stande sehen wird, so vielen adelichen Philosophen und intelligenten Lazzaroni sich anzuschließen, um mit ihnen eine konstitutionelle Mehrheit zu bilden.

Die erste allgemeine deutsche Industrie-Ausstellung.

** Mainz, 14. Okt.

Der Augenblick des Schlusses unserer Ausstellung rückt heran. Es möchte daher wohl an der Zeit seyn, über die Veranlassung, Anordnung, Ausführung und die Folgen derselben einige Worte zu sagen. Nicht als apodiktische Wahrheit geben wir diese Darstellung, sondern als Inbegriff der Gefühle, welche bei dem Besuche des Ausstellungs-Lokals sich uns aufdrängten. Kaum hatte man hier erfahren, daß die 19te Versammlung der Naturforscher und Aerzte Mainz zu dem Versammlungsorte der 20sten Zusammenkunft bestimmt hatte, als sich sowohl bei der städtischen Behörde, wie auch bei den verschiedenen Vereinen ein reger Eifer kund that, um den der Stadt zugedachten Besuch nach Möglichkeit zu feiern. Der naturforschende und Kunst-Verein, die Liedertafel und die hiesige Sektion des Gewerb-Vereins faßten alsbald Beschlüsse zu Festen und Ausstellungen in den für Mainz ewig denkwürdigen Septembertagen. Der Vorstand des großherzogl. Gewerb-Vereins in Darmstadt, die der hiesigen Sektion vorgesetzte Behörde, schloß sich willig dem hier gefaßten Beschlusse einer Industrie-Ausstellung an, die sich aber auf das Großherzogthum Hessen beschränken sollte. Der Anstoß war gegeben, die Sache wurde unter den Mainzer Vereins-Mitgliedern besprochen. Jetzt thaten sich aber schon Stimmen für eine Industrie-Ausstellung der zum Zollverein gehörenden Staaten kund, und als die öffentliche Meinung sich für diese Beschränkung nicht günstig äußerte, so geschah der Antrag für eine allgemeine deutsche Ausstellung, der nicht allein hier und in Darmstadt, sondern in ganz Deutschland, mit wenigen Ausnahmen, den lebhaftesten Beifall, den wärmsten Anklang fand. Die Hoffnung eines günstigen Erfolgs war sonach begründet; aber nach der erschienenen offiziellen Bekanntmachung steigerte diese Hoffnung sich zur Gewißheit, indem aus allen Gegenden Deutschlands Anzeigen von Zusendungen eintrafen. Oesterreich, Preußen, Baiern, Würtemberg, Baden, Thüringen, die beiden Hessen, Nassau und Frankfurt waren die Staaten, die sich am thätigsten dabei zeigten; am lauesten dagegen erklärten sich Rheinpreußen, Berg und Cleve und Sachsen. Von diesen Gegenden, aus denen wir sehr viele, ja die meisten unserer Fabrikate beziehen, hätte man dies am wenigsten erwartet. Wien, Berlin, München, Frankfurt, Stuttgart, Hanau, Karlsruhe, Mannheim, Darmstadt und Mainz waren die Städte, aus denen die meisten Sendungen zugesagt wurden. Die Regierungen von Oesterreich, Preußen und die unsrige schenkten dem Unternehmen eine unausgesetzte, bis heute noch dauernde Aufmerksamkeit und Se. königl. Hoh. unser allverehrter Großherzog stellte sogar sein eignes, in der letzten Zeit restaurirtes Palais als Ausstellungs-Lokal zur Verfügung. Hr. Karl Friedr. Denninger, Präsident der hiesigen Lokalsektion des Gewerb-Vereins, Hr. Rößler von Darmstadt und die Mitglieder des hiesigen Comité's des Gewerb-Vereins bildeten die mit der Anordnung und Ausführung der Ausstellung ernannte Kommission. Welche Mühe und Arbeit diese Männer während mehreren Monaten vor der Ausstellung hatten, davon kann nur der sich einen Begriff machen, der die Größe und Ausdehnung derselben gesehen, der die Schwierigkeiten, die mit der Versendung und Aufstellung von Tausenden dem Verderben unterworfenen Gegenständen verbunden sind, kennt und der die Ansprüche, die öfter gemacht werden und deren Befriedigung meistens eine Unmöglichkeit ist, zu beurtheilen weiß. Beinahe hunderttausend Personen haben die Ausstellung besucht; bei allen lautete das Urtheil über die Einrichtung und Anordnungen günstig. Vox populi, vox dei! — Gegen die Mitte des September fand die Eröffnung statt. Erhebend war schon der erste Schritt in die im Hofe des Palastes aufgerichtete, von

Digitized by Google

Frankfurt hergeliehene Halle. Der erſte Blick fiel auf die hier ſtehenden eleganten Wagen der hieſigen Chaiſenfabrikanten Herren Gaſtell, Berdella, Harig und Röder, auf eine in Karlsruhe verfertigte Lokomotive von Keßler und Martinſen, eine überaus künſtliche Stiege von Eiſen von Buſchbaum in Darmſtadt, auf eine Cheminée von Mack in Frankfurt, auf eine Dampfmaſchine von Aleiter, eine Feuerſpritze von Rumpf, beide von hier, auf einen gothiſchen Tempel in Guß von Jordan in Darmſtadt, auf die Schnellpreſſen von König und Bauer und von Dingler, die Dampfapparate von Wolf und viele andere Gegenſtände, die zu erwähnen der Raum nicht geſtattet, meiſterhaft, fleißig und ſchön conſtruirt; dieſe Halle allein konnte für eine Ausſtellung gelten und einen günſtigen Begriff geben, und doch war ſie nur der Vorplatz.

(Fortſetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Den in unſerer Stadt ſehr zahlreichen Freunden und Kennern der franzöſiſchen Sprache und Literatur haben wir die angenehme Nachricht mitzutheilen, daß am 24. d. M. eine franzöſiſche Schauſpielergeſellſchaft einen Cyklus von Darſtellungen auf hieſiger Bühne eröffnen wird. Sie hat in Baſel, Karlsruhe und anderen Städten mit entſchiedenem Beifall geſpielt und iſt in Frankreich für das k. k. Hoftheater in Wien organiſirt und engagirt worden. Es beſteht dieſe Geſellſchaft aus bereits renommirten Talenten und Mitgliedern anerkannter Bühnen von Paris und aus der Provinz und ihr Repertoir iſt ein reichhaltiges und ausgewähltes. Neben den neueſten Vaudevilles und kleineren Luſtſpielen werden auch größere Schau- und Trauerſpiele aus der älteren klaſſiſchen und der neuen romantiſchen Schule gegeben, und ſomit wird den verſchiedenartigen Anforderungen des Geſchmackes entſprochen. Da frühere bei uns gaſtirende franzöſiſche Schauſpielergeſellſchaften in unſerer Stadt ſtets beifällige Aufnahme gefunden haben, ſo wird dies bei der gegenwärtigen um ſo mehr der Fall ſeyn, und wir glauben den bezeichneten Künſtlern eine wohlwollende Aufnahme im voraus verſprechen zu können.

Die vereinigte Ofner- und Peſther Zeitung enthält folgende amtliche Mittheilung aus Altofen: „Den 29. September wurde die Tags vorher begonnene Weinleſe durch ein furchtbares Ungewitter auf eine ſchaudervolle Art unterbrochen. Nach einer niederdrückend ſchwülen Hitze umſäumten unglücksſchwangere Wolken das Gebirge; um die fünfte Nachmittagsſtunde fing das losgefeſſelte Element zu wüthen an; Hagelſchlag und Regengüſſe, gepeitſcht von einem Orcan aus Südweſt, entluden ſich über das Weingebirge. Die Waſſer erreichten in den Hohlwegen mehr als Mannshöhe, und wälzten mit unwiderſtehlicher Gewalt Menſchen, Pferde, Maſchlaithen und Bodingen mit ſich fort. Dem ſtärkſten Andrange der aus den Gebirgen herabrollenden Fluthen war das an der Hauptſtraße ſituirte Radelwirthshaus blosgeſtellt; das Straßenthor wurde eingeſprengt, und das gegenüber liegende Feldthor mit einem Theile der Hofmauer niedergeriſſen. Im Wirthshauſe ſelbſt ſchwoll das Waſſer bis auf 4 Fuß an; die hier Sicherheit ſuchenden Weinleſer hatten das fürchterliche Schauſtück, lebende Menſchen und Pferde, mit den Wogen kämpfend, Maſchwägen und Leſegeſchirrtrümmer fortreißen zu ſehen, ohne helfen zu können. Vier Menſchen, darunter zwei Altofner, und zwei fremde, ereilte der ſchrecklichſte Tod, denn ihre Leichen zeigten deutliche Spuren, daß ſie von den mitrollenden Felsſtücken erſchlagen ſind; achtzehn auf gleiche Art umgekommene Pferde ſind vorgefunden; zwei Ochſen ſind zwar nicht todt, aber zum ferneren Gebrauche untauglich gemacht; außer dieſen mehrere Pferde ſtark beſchädigt; Wägen, Maſchlaithen, Bodingen und anderes Leſegeſchirr werden in den eingeſchlemmten Feldern in zertrümmertem Zuſtande ſtückweiſe zuſammengeklaubt; viele Eimer Maſch ſind weggeſchwemmt; viele Menſchen waren in offenbarer Gefahr, und ſind auf eine an's Wunderbare gränzende Weiſe erhalten. In den Weingebirgshuten „Grünthal", „Tranchement", „Kronawetberg" und „Brüderiſche Ried", wo die Weinleſe noch nicht überall in vollem Gange war, hat der Hagel, vereint mit den Gebirgswäſſern, einen bedeutenden Schaden verurſacht; die Maſch-Ausfuhrswege ſind unfahrbar gemacht; einige Weingärten angeſchlemmt, aus anderen wieder zum Theil die Erde weggeſchwemmt."

England, das ſeit Robert Burns, dem Schuhflicker Bloomfield und James Hog, dem Ettrickſchäfer, keinen „Naturdichter" mehr hervorgebracht, ſcheint jetzt einen ſolchen erhalten zu haben in der Perſon eines gewiſſen T. Croß. Derſelbe iſt ſeines Zeichens Kutſcher einer Stage Coach, die ſeit vielen Jahren zwiſchen London und Cambridge fährt. Die literariſche Atmoſphäre des letztern Ortes, meint der Sun, habe Croß angeſteckt, ſo daß er in ſeinen Mußeſtunden, oder wohl auch auf dem Bock den Eingebungen Melpomenens horchend, ein recht reſpektables Drama in fünf Aufzügen verfaßt habe, das jetzt bei Bell und Wood in London im Druck erſchienen iſt und nächſtens auch in Cambridge unter den Auſpizien mehrerer Profeſſoren und Fellows zur Aufführung kommen ſoll. Naturaliſten verſteigen ſich ſonſt ſelten über das Lied oder die poetiſche Erzählung. Das verſifizirte Drama heißt: „Edrick the Forester", und der Held iſt ein mächtiger angelſächſiſcher Edler, der nach der unglücklichen Schlacht auf Haſtingsfeld, in treuem Andenken an Harald, an den Ufern des Severn gegen den Normannen Wilhelm fortkämpft, endlich aber durch Ralph de Mortimer beſiegt und aller ſeiner Güter beraubt wird. Der Sun theilt aus dem Stück eine wirklich ſehr lebendige Schilderung des allmählig anbrechenden Morgens mit — eines Naturſchauſpiels, das der Dichter in ſeinem bürgerlichen Gewerbe vielfach zu beobachten Gelegenheit hatte. Die Sprache ſoll durchaus korrekt und kräftig ſeyn.

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 18. Okt. Marie, oder: die Regiments-Tochter, komiſche Oper in 2 Abth., Muſik von Donizetti.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 289. Donnerstag, den 20. October 1842.

Treue Liebe.

(Erzählung aus den Jahren 1396 bis 1398. Nach dem Russischen des Bestuschew)

(Fortsetzung.)

VI.

„Wer war Dein Bund'sgenoß?"
„„Mein treues Schwert
Und in der Heimath meiner Bürger Liebe!""
Oserow.

Schon seit drei Tagen warteten in Nowogorod die fürstlichen Gesandten auf einen Bescheid; endlich am vierten berief man sie in Jaroslaw's Pallast. Possadnick's, Kriegshauptleute, Bojaren, Bürger, Kaufleute und Volk umringten den Eingang; endlich, als die Gesandten auf dem erhöhten Platz erschienen und die Menge begrüßt hatten, gab der Possadnik Juri ein Zeichen und begann, nachdem die Stille hergestellt war:

„Gesandte der Fürsten von Moskau und Litthauen! Nach unsern Freiheiten und dem alten Rechte ist, auf den Antrag eurer Herren, in unserer Volksversammlung Folgendes beschlossen." Einen Bogen Papier entfaltend, las er:

„Dem erlauchten Großfürsten Wassili Dimitriewitsch Segen vom Erzbischofe, Gruß von den Possadnicks, den Bojaren, den Kriegern, Bürgern und Kaufleuten Groß-Nowogorod's! Großfürst! wir sind im Frieden mit Dir und Witowt! Wir sind im Frieden mit den Deutschen!" —

„Dies genüge!" fügte der Vorleser hinzu, indem er die, mit hängenden Siegeln versehene Schriftrolle dem bestürzten Bojaren Moskau's überreichte. „Dieselbe Antwort werde dem Fürsten Witowt von unserm Herrn Groß-Nowogorod!" — Lauter Beifall brach von allen Seiten los. Mit Mühe konnte Jamont, der Litthauer, mit seiner Stimme durchdringen.

„Nowogoroder!" rief er, „noch ein Mal frage ich Euch im Namen meines Herrn, wollt Ihr Frieden oder Krieg?" — „Frieden mit allen Nachbarn!" war die Antwort von Tausenden; „doch wie wir Schilde für unsere Freunde haben, so haben wir auch Schwerter für unsere Feinde!" — „Krieg und Untergang dir, Nowogorod!" schrie zornig der Litthauer, indem er forteilte. „Witowt mag thun, was ihm beliebt," riefen ihm einige Alte nach; „wir handeln, wie wir müssen!" — Jetzt begann der Gesandte von Moskau:

„Bürger Nowogorod's! Ueberlegt, noch ist es Zeit; noch schleudert Wassili nicht seine Donner über Euer Haupt, wie Ihr es verdient habt durch Euern Trotz, durch Eure widerrechtlichen Handlungen, Eure Räubereien an den Ufern der Wolga. Reue heischt er von seinen verirrten Kindern als Vater, doch als Fürst wird er die Ungehorsamen züchtigen. Wählt nun, und genügt entweder den Forderungen meines Herrn oder seyd seiner Rache gewärtig!" — Die ungerechten Vorwürfe des Redners erregten in der Versammlung lautes Murren. Der Possadnick Bogdan nahm das Wort im edlen Zornesglühen:

„Nicht zu den Dienern Deines Herrn sprichst Du, Bojar! denn noch ist Nowogorod nicht sein Eigenthum. Du weißt sehr gut, daß Verachtung und der Zorn des Himmels die Räuberbanden an der Wolga strafte, deren Schuld Du uns Allen aufbürden möchtest. Was unser Verhältniß zu den Deutschen betrifft, so hörtest Du, was die Volksversammlung beschloß, und das ist heilig. Der Großfürst hat es bekräftigt mit einem Kusse auf das Kreuz, daß er es mit uns halten wolle nach altem Brauch und nach den Urkunden Jaroslaw's; und jetzt bricht er den Eid, indem er Unbilliges von uns begehrt?" — „Wie wagt Ihr es, so beleidigende Rede gegen meinen Fürsten zu führen?" drohte Putnü: „dafür sollt tausendfach Ihr büßen! In Flammen vergehen soll Eure Stadt, daß von dem Brande des Wolchow's Wasser vertrocknet, und erleiden werdet ihr, was Torshok erlitten!" — „Und Ihr sollt erfahren, daß wir jene Gräuel noch nicht vergessen haben!" rief die Menge zornig; „doch lebt in unsern Mauern kein Verräther, wie in Nishni der schändliche Rumianez, der seinen Herrn Boris den Feinden verkaufte. Wir kämpfen für die alte Sitte, für unser gutes Recht! Wer ist es, der etwas gegen Gott und Groß-Nowogorod vermöchte?" — Unter dem Toben der Versammlung entfernte sich der Gesandte des Großfürsten.

VII.

Wo seyd ihr hin, ihr kühnen Helden alle,
Ihr, unsres Freiheitskampfes wilde Söhne?
Im Schnee erzeugt, im Toben der Natur,
Von Schwertern rings umgeben und von Lanzen.
Batiuschkow.

Roman hatte unterdeß seinen Weg über die noch in Asche liegenden Städte Torshok und Twer fortgesetzt. Nur selten be-

Digitized by Google

gegnete er Wagen mit Handelsprodukten beladen, und war erzürnt, wenn er sah, wie sie demüthig ausweichen vor den Tartaren, die auf flüchtigen Rossen ihnen entgegen kamen. Zwischen zerstörten Dörfern, einzelnen Häusern, wildverwachsenem Ackerfelde, standen im grellen Gegensatze unbeschädigte Kirchen und Klöster, Heiligthümer, die mit schlauer Berechnung von den Mongolen verschont waren, als letzte Zuflucht des unterdrückten Russenvolkes, dem in der Tartarensklaverei nichts übrig geblieben war, als das Leben, die Geduld und die Hoffnung auf eine glücklichere Zukunft, die ihnen das Gebet einflößte. Denn noch hatte die geistige Verderbniß sich nicht von den Bojaren über das Volk verbreitet, und in niederer Hütte fand Roman noch die alte Gastfreundschaft, die ihm an der Thüre ein freudiges „Willkommen!“ entgegenrief, ihn am Morgen, wenn er aufbrach, mit dem herzlichen Wunsch einer guten Reise und vielen Glücks entließ. — „Mir ist kein Glück beschieden!“ dachte dann trübsinnig der Jüngling; „wohl zeigte es mir die Hoffnung, verlockend wie der Gesang eines Paradiesvogels, allein schnell entschwand es wieder, wie des Schwertes Blitzen in düstrer Nacht!“ — Der neunte Abend seiner Reise dämmerte hernieder, als das gewaltige Moskau mit seinem Riesen-Kreml, mit seinen goldenen Kuppeln, Klöstern und Kirchen sich vor ihm ausbreitete, beglänzt von dem Blicke der scheidenden Sonne; harmonisches Glockengeläut stimmte ihn zur Andacht. Die Vergangenheit erschien dem Jüngling auf's neue, wie er leicht und lebensfroh zum ersten Mal einritt in die weißen Mauern Moskau's, wie Alles, was ihn umgab, durch seine Neuheit auf ihn einwirkte, wie er verwundert war über jede Kleinigkeit, die er sah — und nun — wie doch Alles so anders! — Ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust. In das Twer'sche Thor ritt er ein, und hinter ihm sank das eiserne Fallgitter.

(Fortsetzung folgt.)

Die erste allgemeine deutsche Industrie-Ausstellung.

** Mainz, 15. Okt.

(Fortsetzung.)

Noch ein Blick über die so reich dotirte Halle und treten wir dann die Stufen hinan zu dem geschichtlich höchst merkwürdigen Gebäude, dem seit 50 Jahren kein bedeutendes Weltereigniß fremd blieb, in dessen Mauern die zwei größten Heerführer neuer Zeit, Napoleon und Erzherzog Karl von Oesterreich, wohnten, das den ehemaligen Kaiser aufnahm, als er siegreich zurückkehrte und als er nach den Schlachten von Leipzig und Hanau die Trümmer seiner weiland großen Armee diesseits des Rheins sammelte; wo der Kriegsgott seinen Hauptsitz aufgeschlagen hatte, da thronen jetzt die Musen! Das ist der Wechsel menschlicher Dinge, über den die jetzige Generation keine Klage zu führen berufen ist.

Der mit Bäumen und Blumen gezierte Corridor, die festlich geschmückte Treppe und die offenen Säle bieten sich unserm Besuche jetzt dar. Dürften wir dem Drange unserer Gefühle folgen, wir würden die zwanzig Säle und Zimmer, die Gänge und Stiegen durchwandern, und bei jedem der hier ausgestellten Gegenstände der Industrie und Kunst eine Ansicht, eine Meinung aussprechen, die freilich mit wenigen Ausnahmen stets lobend ausfiele; aber sind Beurtheilungen Einzelner hier an der Stelle? Wäre es nicht voreilig, ohne Mitwirkung speziell beauftragter Personen solche dem Wunsche der Interessenten entsprechend liefern zu wollen? Sollte man hierin dem großherzoglichen Gewerbvereine vorgreifen, der hoffentlich eine Aufstellung sämmlicher Zweige mit gründlichen Beurtheilungen seinen Mitgliedern und somit dem größeren Publikum mittheilen wird? Beschränken wir uns aus diesen Gründen, eine Classification der Fabrikate zu geben und überlassen wir das weitere über diesen Gegenstand kompetenteren Richtern.

Stahl, Roheisen und Stabeisen waren ausgestellt von Hrn. Weinmeister in Singsdorf, von Krämer in St. Ingbert, von Gebr. Marr in München und von Loßen Söhne von der Michelbacher Hütte bei Wiesbaden.

Zink, Staniol und Spiegel von Baarens und Müller in Nürnberg und von Abetes Söhne aus Oesterreich.

Blei- und Zinnarbeiten von Franz Hagen in Köln und von Stumpf in Mainz.

Werkzeuge in Stahl und Eisen- und Eisenwaaren von Mack in Frankfurt, von Käsen in Köln, von Haueisen und Sohn in Stuttgart, von der königl. Werkzeug-Fabrik in Dresden u. s. w.

Messing und Tomback von Beck und Comp. in Augsburg, von Stohrer in Stuttgart, Seppel in Dresden, Rädler daselbst, von Schneider, Geisel und Comp. in Stuttgart, von Lang in Kehl, von Gebrüder Künstler in Mainz und von J. Einbigler in Frankfurt a. M.

Eisenguß- und Zinkgußarbeiten von der königl. Eisengießerei in Berlin, von Geiß daselbst, von Fries Sohn in Frankfurt a. M., von der königl. Eisengießerei in Gleiwick, bei Breslau, von Buschbaum im Darmstadt, von Seebaß und Comp. in Hanau, von Joseph Glanz in Wien, von Devaranne in Berlin, von Jordan in Darmstadt und Lukar und Leszki in Elberfeld.

Zinn- und Zinngußarbeit von Joseph Ehrlich in Mainz und von Franz Hirsche in Brünn.

Mechanische Arbeiten von Schöttle in Ebhausen, Finkh in Laichingen, Siener in Darmstadt, Teubner in Leipzig, Michel Stollberg in Mainz, Dietelbach in Stuttgart, Keller in Darmstadt, Salzer in Eßlingen, Jos. Böschl in Würzburg, Gebr. Stollberg in Mainz, Hänlein in Mainz, Peter Olff in Frankfurt a M., Metzlerische Buchhandlung in Stuttgart und Heinrich Brandt in Frankfurt a. M.

Optische Arbeiten von Karl Geiger in Stuttgart, Voigtländer und Sohn in Wien (Daguerrotyp-Apparate), Andr. Bogner in Mainz und W. Hirschmann in Berlin.

Uhren von Strasfeld in Köln, Christian Pilgrim in Diez, Lückhardt in Hanau, Hanisch in Mainz, Gieseke in Braunschweig, Schöppler in Mainz, Notermann daselbst, Fontaine in Ladenburg und Jäger in Bockenheim.

Messer von Andr. Kremm in Tuttlingen, Karp in Offenbach, Dreyer in Braunschweig, Phil. Bese in Mainz, Mies in Koblenz, Bayerle in Frankfurt, Lang in Schweinfurt, Fr. Berg in Mainz, Berbert in Darmstadt u. a. m.

Gewehre von Schüler in Suhl, Schäfer in Tübingen, Dikoré in Gießen, Wichmann in Oldenburg, Greis in München, Fr. Blank in Mainz, Schneevoigt in Lahr, Gebr. Lindenschmitt in Mainz, Georg Pfeifer in Darmstadt, Johann Dotter in Würzburg u. a.

Digitized by Google

Schwertfegerarbeit von Johannsen und Rohatscheck von Mainz.

Lampen und lackirte Blechwaaren von Coqui in Berlin, Bolm in Braunschweig, Jos. Buschmann in Mainz, Gebr. Müller in Berlin, Schaafhausen und Dietz in Coblenz, Christ. Heerdt in Mainz, Allebern in Darmstadt, Benkler und Comp. in Wiesbaden, Marold in München, Mart. Hofmann in Mainz, Gerh. Reitmayer daselbst, Louis Busch daselbst u. a. m.

Bronce und Vergoldung in Metall von Kasimir Münch in Stuttgart und J. A. Brückner in Frankfurt a. M.

Neusilber von Abking und Comp. in Berlin.

Plattirte Waaren von Georg Hoffauer in Berlin.

Silberwaaren von Johann Weiß in Wien, Reimker in Stuttgart, Gg. Batz in Offenbach, Caron Dropp und Comp. in Barmen, Bruckmann und Comp. in Heilbronn, Schleißner in Hanau, Mayerhofer in München, Ferdinand Martin Sohn von Mainz u. a.

Goldarbeiten von Joh. Kniewitz in Alzey, Wilh. Sauerwein in Mainz, Collin und Söhne in Hanau, Mart. Schnitzspahn in Darmstadt, Haulick in Hanau, Christ daselbst u. a.

Modelle von Weigand in Idstein, Michel Schneider in Linz, Jos. Dunst in Köln, Jos. Kübler in München, Jakob Schmidt aus Rüdesheim, Franz Becker in Wien, Schröder in Darmstadt und Wilhelm Henfinger in Kassel.

Leder und Lederarbeiten von Jäger und Comp. in Bergzabern, Scharf in Brieg, Prätorius in Alzey, Lasabatie in Luxemburg, Friedrichs in Norden, Riel. Lennig in Bingen, Nathan in Wiesbaden, König in Mainz, Mayer, Michel und Demminger in Mainz, Reinach und Herz daselbst, Faierer in Wien, Ph. Goldschmitt in Mainz, Peter Mayer daselbst, Travers in Lorch, Spicharz in Oberrad u. a.

Wagen von Röder und Sohn, Jos. Gastell, Th. Harig und Berdelle in Mainz.

Sattler-Arbeiten von Reger in Wien, Bergthold in Stuttgart, Quenzlein in Mainz, Weidlich in Braunschweig, Cathiau in Mainz, Hasenkamp in Braunschweig und Stephani in Kassel.

Schumacherarbeiten von Litzendorf in Mainz, Kranz in Dresden, Schumacher in Mainz, Jak. Hartmann in Frankfurt, Karl Stöhr in München, Hitzfeld und Holmeister in Mainz, Spangenberg in Mainz und Schlösser in Mannheim.

Musikalische Instrumente von Friedr. Rank in Rottenburg, Uhlmann in Wien, Rechel in Darmstadt, Biber in München, Euler in Frankfurt, Schreiß in Darmstadt, Mayer in München, Keßler in Bockenheim, Backofen aus Darmstadt, Brinkmann in Frankfurt, Knauß in Koblenz, Kausch in Mainz, Hekel in Biebrich, Bierbeller in Darmstadt, André, Greiner und Comp. in Bockenheim, Steiß und Comp. in Karlsruhe, Mand in Koblenz, Karl Heyl in Frankfurt, Mahr in Mainz, Schott Söhne daselbst, Johann Diehl daselbst, Louis Heck in Frankfurt und G. Wiener in Bessungen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Kürzlich wurde berichtet, daß in dem Atelier des Hrn. F. C. Vogel dahier die Galvanoplastik durch Hrn. C. A. Gerlach sehr vervollkommnet worden. Wir können heute von einem neuen Fortschritte dieser Kunst Mittheilung machen. Es ist nämlich Hrn. Vogel gelungen, galvanoplastische Reliefs in gediegenem Silber darzustellen. Mannichfaltige Formen, die man bisher nur in Kupfer auf galvanischem Wege darstellen konnte, liefert derselbe nun auch in Silber. Bei der Silberarbeiterei kann daraus großer Vortheil gezogen werden, da der Guß durch Schmelzen des Metalles keine so feine Ausführung wiedergibt, wie solche durch Galvanoplastik erlangt wird. Die Arbeiten des Hrn. Vogel sind schön ausgeführt, und er hat den Reliefs denselben zarten Schmelz gegeben, der die Kupfer-Galvanoplastik des Hrn. A. Gerlach so sehr auszeichnet, was sich in dem Silber besonders gut ausnimmt.

(Basel, 10. Okt.) Als vor einiger Zeit die Gesellschaft des Guten und Gemeinnützigen die Preisfrage gestellt hatte, wie sich auf Veredlung der Vergnügungen der arbeitenden Klassen hinwirken lasse, war in den eingegangenen Arbeiten vor Allem auch auf den veredelnden Einfluß des Gesanges hingewiesen, und eine Vereinigung der Arbeiter zu gemeinsamen Gesängen als ein vorzüglich bildendes Vergnügungsmittel anempfohlen worden. Die gemeinnützige Gesellschaft hat unterdessen nach Kräften diesen Gedanken zu verwirklichen gestrebt; durch sie unterstützt und durch von ihr bestellte Gesanglehrer geleitet, traten verschiedene Arbeiterchöre zu regelmäßigen Gesangübungen zusammen, und bethätigten bald durch fortgesetzt fleißigen Besuch derselben Lust und Sinn für diese edlere Erholungsart. Daß das löbliche Werk bereits feste Wurzel gefaßt, dafür konnte der gestrige Tag als Beweis gelten. Es gaben nämlich die verschiedenen Arbeiterchöre in der St. Leonhards-Kirche vor zahlreicher Zuhörerschaft eine öffentliche Gesangaufführung, welcher Nachmittags ein bescheidenes Festmahl folgte. Es wurden Gesangstücke von Fröhlich, Klein, Kreuzer, Mozart, Nägeli, Schuster u. a. aufgeführt, und die Zuhörer trugen die Ueberzeugung davon, daß sich durch Lust und Eifer für eine Sache mitunter auch längere Uebung ersetzen lasse. Einige Gesangstücke fielen vorzüglich aus, und es ließen sich einzelne Stimmen vernehmen, die kein Konzert zu verschmähen haben würde. Mit Vergnügen erblickt man in diesen Arbeitervereinen einen auf gutem Boden gepflanzten Stamm, der, wenn er auch noch des Wachsthums und der Ausdehnung bedarf, doch eine gedeihliche und erfreuliche Entwicklung nach dem angestrebten Ziele hin verspricht. (Bas. Z.)

Welche Anerkennung das rüstige Streben und Wirken des landwirthschaftlichen Vereins für das Großherzogthum Hessen auch im Auslande findet, beweist die Auszeichnung, welche dem verdienstvollen Oeconomierath Dr. C. Zeller in Darmstadt kürzlich von Seiten Rußlands, durch Zusendung des Ehrendiploms als wirkliches Mitglied der kaiserlichen landwirthschaftlichen Gesellschaft zu Moskau, zu Theil geworden.

(Frankfurt a. M.) Nächsten Freitag den 21. d. M. wird Hr. Prof. Kaufmann aus Dresden im Saale des

Digitized by Google

Weidenbusches eine Abendunterhaltung geben. Der Ruf der musikalischen Instrumente des Hrn. Kaufmann ist ein weitverbreiteter und seine jüngsten Konzerte in Karlsruhe, Mannheim und Darmstadt sind mit dem größten Beifalle aufgenommen worden; in Karlsruhe mußte derselbe bei Hofe noch eine besondere Vorstellung veranstalten. Die von ihm erfundenen Instrumente sind das: Chordaulodion, Symphonion, Salpingnion, das vielgepriesene Harmonichord und der Trompetenautomat, welche nicht nur für den Musikfreund, sondern auch für den Mechaniker ein gleiches Interesse bieten. Man stelle sich aber nicht nur einen präcis zusammengreifenden Mechanismus vor, sondern der Erfinder hat diesem auch eine Seele und einen edeln Ausdruck beizugeben gewußt und nach den Aussprüchen geachteter Sachkenner wird hier in jeder Beziehung Ausgezeichnetes geleistet. Wir sind demnach auf die bevorstehende Soirée nicht wenig gespannt und machen das kunstliebende Publikum auf dieselbe aufmerksam.

Korrespondenz.

Bingen, 13. Okt.

Es ist eine höchst erfreuliche Thatsache, daß nun, nachdem Preußens König das herrliche Stolzenfels erbaut, und das schöne Rheinufer nun zwei seiner Ruinen oberhalb Koblenz aufgebaut steht, wiederum die Hoffnung blüht, zwei andere Ruinen erstehen zu sehen, nämlich Schönburg bei Oberwesel und Soneck in unserer Nähe. Beide sollen vom Prinzen von Preußen aufgebaut werden. Wenn so die Ufer des Rheins, von der Natur so reich geschmückt, auch des Schmuckes der Kunst theilhaftig werden, so möchte man fragen, wie es doch komme, daß unsere herrliche Ruine Klopp, die, was ihre Lage betrifft, ihres Gleichen nicht hat, auf ihre Auferstehung so lange harrt, während der Besitzer ihren Aufbau soll beschlossen haben? Möchte doch Das wahr werden! Wie würde die Gegend Bingens verschönert, wenn hier sich eine stattliche Burg erhöbe und drüben bei Elisenhöhe das mittelalterliche Schloß eines preußischen Prinzen, das ja auch seinem Baue entgegen gehen soll! Richtet man den Blick weiter rheinabwärts, so ist es kaum begreiflich, wie eine Burg, wie Fürstenberg bei Rheindiebach, das so stolz auf seinem hohen Felsenberge ruht, übersehen werden konnte. Wie herrlich ist die Aussicht in das Oberdiebacher Seitenthal, nach Bacharach hinab, auf das alte Lorch und Lorchhausen! Wär' ich ein Fürst, Graf, oder sonst Einer, der über Mittel solcher Art zu verfügen hat, hier legte ich Hand an; hier, wo so reiche historische Erinnerungen ihre Stätte haben, wo die Natur so reich ist, die Traube so herrlich gedeiht; wo ein Thurm steht, wie ihn keine Ruine aufweisen kann in seiner stolzen Majestät. Und wenn auch keine Familienbeziehung statt fände — ist nicht der Namen beziehungsreich für den erlauchten Fürstenstamm der Fürstenberge oder den kräftig blühenden Grafenstamm am Niederrheine, der diesen schönen Namen trägt? Wohl ist der Berg, auf dem die Burg steht, ein fürstlicher in seiner imposanten Größe, die Burg eine fürstliche in ihrer stolzen Schönheit, der Wein, der zu ihren Füßen wächst, ein fürstlicher in seiner wohlberühmten Köstlichkeit. Da ist ein ächter Fürstenberg! Und doch harrt diese Ruine ihrer Urständ! Und doch wäre ihr Aufbau nicht mit außerordentlichen Ausgaben verbunden und böte mehr, als Rheinstein jemals bieten kann, weil seine Lage eben nur beschränkt ist. Möchte doch auch hier eine fürstliche Stimme das Wort der Aufbauung sprechen! —

Darmstadt, 10. Okt.

In diesen Tagen ist hier bei Hofbuchhändler Jonghaus ein ausgezeichnetes Werk des großherzogl. hessischen Oberbaudirektors Dr. J. L. Schleiermacher erschienen, betitelt: „Analitische Optik", welches Männern vom Fach gewiß sehr willkommen seyn wird. Der Hr. Verfasser beschäftigt sich in der genannten Schrift mit der genauen Berechnung der Lage der gebrochenen Strahlen, und geht dann zur Näherungsmethode über, wobei er sämmtliche Abweichungen der Lichtstrahlen mit hinlänglicher Schärfe und mit Berücksichtigung der in Betracht kommenden Nebenumstände bestimmt. Er gelangt dadurch zu der Auflösung der verschiedenen Probleme, welche bei der Construction der Instrumente vorkommen, sowohl derjenigen, bei denen die Abweichungen unberücksichtigt bleiben können, als derjenigen, welche eine genaue Kenntniß derselben erfordern und sich auf die Deutlichkeit und die Gestalt und Lage der durch die Instrumente hervorgebrachten Bilder beziehen. Bei den letzteren Problemen bedient er sich der in der Mathematik bekannten Methode der kleinsten Quadrate und erhält dadurch die Mittel, die bei der Construction der Instrumente willkürlich gebliebenen Einrichtungen so zu treffen, daß die größtmögliche Deutlichkeit erhalten wird. Außer der Undeutlichkeit kommt indessen bei den Instrumenten noch ein anderer Fehler vor, welcher bisher gewöhnlich der Rechnung nicht unterworfen wurde, nämlich der, daß die durch die Instrumente betrachteten Gegenstände oft mehr oder weniger verzerrt erscheinen. Auch mit diesem Fehler beschäftigt sich der Verfasser und findet dadurch die Bedingungen, unter welchen jene Verzerrung möglichst vermindert werden kann. Obgleich die Anwendung der gefundenen Formeln den speciellen Untersuchungen vorbehalten bleibt, so leitet doch der Verfasser daraus schon im Allgemeinen mehrere merkwürdige Resultate ab, welche an den geeigneten Stellen angegeben sind. Nach einer in der Vorrede enthaltenen Bemerkung soll der zweite Theil, dessen Publikation so viel als möglich beschleunigt werden wird, außer einigen theoretischen Untersuchungen die allgemeine Anwendung der im ersten Theile entwickelten Theorie auf Gläser und Spiegel, sodann die durch die Erfahrung geleiteten speciellen Anwendungen derselben auf die gebräuchlichen Instrumente enthalten und es sollen ihm die nöthigen Tafeln beigefügt werden, um die Dimensionen der Instrumente mit Leichtigkeit berechnen zu können. Man sieht hieraus, welchen hohen praktischen Werth das genannte Werk hat. Sehr zu loben ist dabei die genaue Korrektheit des Druckes, welche es möglich macht, daß man sich bei der Anwendung mit Zuversicht auf die Zahlenangaben des Verfassers verlassen kann. Der Preis von 9 fl. ist im Verhältniß zum Umfang (39 Bogen Großoktav) und zur Ausstattung mäßig.

Charade.

(Zweisylbig.)

Mög' Jeder ernstlich darauf sinnen,
Daß stets die Erste wohlbestellt.
Zu spät wär's, wollte man's beginnen
Erst kurz vor'm Abschied aus der Welt.

Obgleich die Zweite deinen Blicken
Sich stellet oft als heilig dar,
Kann ihre Last dich hart auch drücken,
Und das sogar noch — unsichtbar.

Es flieht die Ruh', die süße Freude
Da, wo das Ganze kehret ein,
Und — wehe! — der Verzweiflung Beute
Ward Mancher schon durch seine Pein.

B — Wilh. Schellenberg.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 20. Okt. Doktor Faust's Hauskäppchen, oder: Die Herberge im Walde, Posse in 3 Abth., Musik von Hebenstreit.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 290. Freitag, den 21. October 1842.

An den Rhein.

Auf der Reise nach Holland.

(Aus den nächstens erscheinenden „Reiseskizzen" von Louise von Plönnies.

Was ist aus dir geworden, schöner Rhein; —
Wie ist dein Wundertraum so rasch verflogen!
Wohin sind deine Hügel, grün von Wein,
Die reichen Auen, die du froh durchzogen,
Wo deine Burgen, die im Sonnenschein
Sich spiegelten in deinen klaren Wogen;
Wo die Romantik, die, voll Zauberpracht,
Vor allen Strömen herrlich dich gemacht? —

Das Schlimmste droht dir noch, du armer Rhein;
Du hast das Aergste noch nicht überstanden.
Bis jetzt blieb noch der edle Name dein;
Allein schon nahen wir den Niederlanden,
Dort erst beginnt die eigentliche Pein,
Dort machen sie dich, Hoher, ganz zu Schanden;
Nicht nur der Königsglanz sinkt dir vom Haupt,
Es wird sogar der Name dir geraubt.

Sie, die entsprossen deiner mächt'gen Fluth,
Die Waal, die Yssel, wie sie alle heißen,
Sie saugen aus dein bestes Herzensblut,
Und stoßen dich hinaus als schwachen Greisen.
Mein deutsches Herz entbrennt in Zornesgluth,
Ich möchte sie von deinem Herzen reißen.
Wie jenem unglückselgen König Lear,
Mein armer König Rhein, ergeht es dir.

An deinem Grab stand ich im Abendstrahl,
Sah dich, du armer Greis, voll tiefen Wehen
Hinschleichen in dem elenden Kanal,
Sah dich nach Leyden schmachvoll untergehen.
Da dacht' ich still: ist's denn das erste Mal,
Daß wir das Große also enden sehen!
Ach nicht allein dem armen König Lear, —
So manchem edlen Dichter ging's wie dir.

Wie Mancher hat einst, stolz wie du, geschäumt
Im Rausch der Phantasie und Liebeslust,
Hat ritterlich und königlich geträumt,
Der innern Kraft begeistert sich bewußt;
Wie Mancher trug den Himmel goldumsäumt
Mit allen seinen Sternen in der Brust,
Und wanderte durch Leiden und durch Qual,
Wie du durch Leyden hinschleichst im Kanal.

Denkt an Camoëns, dessen Phantasie
Den Wunderglanz der neuen Welten barg;
Den Sternenkranz gab ihm die Poesie, —
Im Hospital die Mitwelt einen Sarg;
An Spencer, dem den Glanz die Fee verlieh,
Und gegen den Britannia so karg; —
O denkt an ihn, der schuf das Paradies
Und den in Blindheit man im Elend ließ.

Nur wenig Dichter lebten schön wie du
Und sind so schön gestorben, Vater Göthe; —
Wie Thule's König, standst in heil'ger Ruh'
Du hehr und groß im Glanz der Abendröthe,
Und Keinem warfst du deinen Becher zu,
Daß schwächern Trank er deinem Volke böte;
Du trankst ihn aus und warfst ihn dann in's Meer,
Und aus der Tiefe holt ihn Keiner mehr.

O! es ist schön und herrlich, groß zu fallen,
Mit ungeschwächtem Geist, mit hellem Blick.
Ich will nicht mehr zu deinem Grabe wallen,
Sonst hadern muß ich, Rhein! mit dem Geschick.
Ich will dich thronen seh'n in Felsenhallen,
Im Königsglanz, in Kraft und Jugendglück;
In meinem theuren Vaterland allein,
In Deutschland, bist du groß, mein schöner Rhein!

Digitized by Google

Treue Liebe.

(Erzählung aus den Jahren 1396 bis 1398. Nach dem Russischen des Bestuschew)

(Fortsetzung.)

Was ihm die Vaterstadt befohlen, befolgte Roman genau. Wie die Pflicht es ihm gebot, wenn es auch seinem Herzen Kampf kostete, war er froh und zuvorkommend, und machte sich manchen von den Großen des Hofes zum Freunde. So wurden ihm die Gesinnungen des Großfürsten bekannt, die leider nicht günstig für Nowogorod waren. Mehr gewandt als Herrscher, wie der Vater einst gewesen, war der junge Wassili, doch hatte er vom Helden des Don's nicht Biederkeit, nicht den ritterlichen, persönlichen Muth geerbt. Wenn er auch die Rathschläge seiner Großen anhörte, so war er doch kein Werkzeug ihrer Hand, sondern handelte nach seinem Willen. Darum auch sandte er den Nowogorodern den Absagebrief, der ihnen den Krieg erklärte. Vorher aber hatte schon Roman, der dies erkundete, die Nowogoroder Kaufleute davon benachrichtigt; diese waren auf ihrer Hut, und keiner von ihnen, nichts von ihren Waaren fiel in die Hände des feindlichen Großfürsten. Die Nowogoroder jubelten, der Großfürst schäumte vor Zorn. — Roman harrte indeß mit heimlicher Ungeduld auf einen Boten aus der Heimath, der ihm weitere Befehle der Volksversammlung bringen sollte. So verstrich der Winter. —

Des Unglücks letzter Freund, der Schlaf, hatte sich auf Roman's Lager gesenkt. Süße Träume verscheuchten die Qual der Trennung, die düstre Zukunft, und trugen ihn hin zur Geliebten, die ihn mit holdem Kusse empfing. Da plötzlich knarrt die Thüre seines Schlafgemachs, Waffen klirrten, man faßt seine Hände. Vergebens will er sich emporrichten, man fesselt ihn, und mit verhülltem Angesicht führt man ihn zum Wagen, der ihn in einen unterirdischen Kerker bringt. Die schwere eisenbeschlagene Thüre schließt sich hinter ihm; Verzweiflung ergreift sein Herz, denn Alles ist verloren, er ist erkannt, und ein entehrender Tod erwartet ihn. —

Schon verkündete Glockengeläut den Anbruch der großen Fasten; Roman schien in seinem dumpfen Kerker vergessen, als eines Tages bei ihm der Bojar Jewstafi Shüta, früher großfürstlicher Statthalter in Nowogorod, erschien. — „Du bist es?" rief dieser aus, als er den Gefangenen erkannte: „sprich, Roman! was brachte Dich hierher?" — Der Jüngling erzählte, daß man ihn als Feind von Moskau gefangen halte. — „Ich bedaure Dich herzlich!" sprach Jewstafi; „mich sandte der Großfürst in die Gefängnisse, um, nach altem Brauch der Fasten, hier Almosen und Gnade zu ertheilen. Bevor er heute das Abendmahl empfängt, kann ich für Dich um Gnade bitten; doch setze ich Dir eine Bedingung: bleibe hier für immer! Ich weiß, wie viel Du werth bist, wie wenig Nowogorod Deinen Werth anerkennt. Hier soll es Dir besser ergehen; der Großfürst wird Dich mit seiner Gnade überhäufen, ich aber liebe Dich so, daß ich Dir meine Tochter zur Gattin geben will. Du gefällst ihr, und auch sie war Dir, glaube ich, früher nicht ganz gleichgültig. D'rum schlage ein, Freund Roman!"

„Nicht für alle Schätze der Erde," antwortete Roman mit kalter Ruhe, „verkaufe ich meine Heimath. Nicht in meinen Händen, sondern an ihnen klirrt das Eisen, darum unterhandle ich nicht mit den Feinden Nowogorod's. Ein Verräther wäre ich, ginge ich als freier Mann in Deinen Vorschlag ein — eine nichtswürdige Memme, thäte ich es jetzt als Gefangener. Jetzt harrt nur eine Braut auf mich, das ist der Tod; den mag der Großfürst mir geben!" —

„Dir soll geschehen, wie Du begehrst, Starrkopf!" zürnte Shüta, die Thüre hinter sich klirrend zuwerfend. — Roman war stolz, für sein Vaterland, für seine Liebe das Leben zum Opfer zu bringen.

VIII.

Was gehen mich der Leute Worte an?
Es liebt mein Herz und hört auf keinen Rath,
Fragt keinen Fremden d'rum, fragt nicht einmal mich selbst.
Mereljakow.

Längst war der Winter dahin, der Sommer verschwunden, wie die Morgendämmerung, und ein neuer Winter mit seinen Schneestürmen erschienen, aber Roman wurde vergebens von Olga erwartet. Des Ilmen-Sees blauer Eisspiegel war vergangen vor dem Blick der Frühlingssonne, und eilfertige Schwalben küßten spielend die klaren Wellen des Wolchow; auflebende Freude überall, nur nicht für Olga! Durch Thränen erscheint der Tag nicht hell, Qual des Herzens macht aus kurzer Nacht eine Ewigkeit! Des Mädchens Schönheit verschwand wie der Regenbogen nach dem Regen, bleich ward das liebliche Antlitz. Wohl schenkt der Vater seiner trauernden Tochter kostbare Zobel von Jakutsk, Perlen, Spangen und diamantnen Schmuck, wohl gaukeln vor Olga ihre Freundinnen in muntern Spielen nach dem Klang des Liedes; doch Olga flieht, und das Schloß ihrer Zimmerthüre frißt der Rost. Vom Morgen bis zum Abend schaut sie vom Fenster des Erkers nach dem, den sie zu sehen nicht mehr hoffen, dessen Namen sie nicht nennen darf. Wohl zürnte sie manchmal, daß Roman ohne Abschied, ohne zu sagen, wohin und warum, von ihr gegangen sey; Eifersucht schlug manchmal die verletzenden Krallen in ihr Herz; doch die Liebe beruhigte wieder den Sturm des Innern, und sie sprach dann wohl für sich: „Roman ist mir nicht ungetreu, denn zu sehr habe ich ihn geliebt. Wer der Liebe nicht Vertrauen schenkt, ist nicht der Liebe werth. O wäre ich ein Vögelein, ich würde durch die Welt fliegen, ihn zu suchen, und fände ich ihn todt, würd' ich auf seinem Grabe sterben!" — An der theilnehmenden Mutter Brust weinte Olga bittere Thränen; selten tauchte ein Lächeln auf dem trüben lieblichen Angesichte auf, wie ein Irrlicht auf dem Todtenfelde. — Oft sprach Simeon grollend zu ihr: „Laß das Trauern! Thränen füllen kein Meer; Thorheit ist's, wenn der Lebende sich um den Todten grämt, und Roman ist auf immer verloren. Erfülle meine Bitte, und erfreue mich, indem Du Dich vermählst, damit das geweihte Licht über dem Grabe dessen, der seinen Namen aussterben sieht, nicht verlöscht wird. Du hast die Wahl unter vielen schmucken Freiern!" — Thränen waren Olga's Antwort. — „Es wird sich ändern!" dachte ärgerlich Simeon, und irrte sich darin, wie vorher. —

Digitized by Google

Ueber Nowogorod brach das Ungewitter los. Andrei Alberdow, der Anführer von Wassili's Heer, brach in das Dwina-Gebiet ein, unterwarf die Einwohner, und verführte den Nowogorodischen Bojaren Joann, der in jenem Gebiete befehligte, zum Verrath am Vaterlande. Als diese Nachricht in Nowogorod ankam, fragten die Häupter der Stadt in der Versammlung: „Was werden wir beginnen?“ — „Friedensvorschläge nach Moskau senden, und uns zum Kriege rüsten!“ war die Antwort des Volkes. Der Possadnik Bogdan ging nach Moskau, und kehrte ohne Trost zurück, denn Wassili hatte ihn nicht hören wollen. — „Gottes Zorn treffe den Schuldigen!“ sagten die Nowogoroder, reichten sich brüderlich die Hände, empfingen den Segen des Erzbischofs und schwuren, zu siegen oder zu sterben. Die vornehmsten Bürger eilten in die fünf Gebiete, die zu Nowogorod gehörten, um Alles zu entflammen und zu den Waffen zu rufen; Simeon wollte in das Derewskische Gebiet abgehen, das zunächst an Moskau's Gränze lag, und so der drohendsten Gefahr ausgesetzt war. — —

Abschied zu nehmen von Weib und Kind, trat Simeon gewappnet ein. „Lebt wohl!“ sprach er; „im Dienst des Vaterlandes ziehe ich aus; was mir bestimmt, das wird geschehen! Führt Gott mich schützend heim, dann, Olga, feiern wir Deine Vermählung mit Michail Wolotoi, mit dem treuen Diener des Vaterlandes, der nicht allein jung und schön, sondern auch reich — sehr reich ist! Er hat meinen Beifall, und ich hoffe auch den Deinen. Drum bereite Dich zur Hochzeit!“ — Simeon hatte bei'm letzten Theil seiner Rede seitwärts geschaut, als könne er Olga's Schmerzensblick nicht ertragen. Ihr Auge umdunkelte die Nacht der Verzweiflung, sie sah nicht, wie der Priester den Vater mit dem geweihten Wasser segnete, wie bei'm Abschiednehmen, nach russischer Sitte, sich Alle auf einige Minuten stumm im Kreise niedersetzten, — hörte nicht, wie der Vater sie segnete. Armes Mädchen, welch' Schicksal erwartet Dich? —

(Fortsetzung folgt.)

Die erste allgemeine deutsche Industrie-Ausstellung.

** Mainz, 16. Okt.

(Fortsetzung.)

Eingelegte Möbel brachten zur Ausstellung M. Thonet in Boppard, Fr. Schweickle in Stuttgart, Freitag in Limburg, Fränkel in Lüneburg, Fortner in München (einen runden Tisch in gothischem Styl mit acht Feldern für 1500 fl.), Schmitts in Darmstadt, Lottermann aus Mainz, Echtermayer von Wiesbaden, Honard von Mainz, Jak. Bauer von Oppenheim, Hug in Freiburg, Kertell in Bingen, Wirth in Stuttgart, Hochstätter in Darmstadt, Jak. Dötsch in Mainz, Marschall in Frankfurt, Buck in Mannheim, Susenbeth in Frankfurt, Schüßler, Ant. Bembe und Grieger in Mainz, Kleemann in Stuttgart, Fischer, Kimbel, Wolfg. Kaußmann, Gg. Rilius, Joh. Heininger und Franz Fürstweger in Mainz, Anselm in Aschaffenburg.

Holzvergoldung: Ferdinand Buchheim in Leipzig, J. Eisengarthen in Kassel und Friedr. Karl von Stockum in Düsseldorf.

Glaswaaren: Friedrich Eyermann in Hayden, vorzügliche Crystalle von Blaschka und Söhne in Liebenau, Bopelius und Wagner in Sulzbach, Weber in Mannheim, Bührle und Sohn in Ulm, Fr. Stütz daselbst, Carl Marchisio in Mainz, Rebholz und Berger auf der Ludwigsthaler Glashütte, Karl Stölzle von Joachimsthal, Bernhard Mösch in Zell bei Lahr.

Wachs- und Glanzperlen: Anton Wagner von Mainz.

Marmorarbeiten: Die herzogl. nassauische Zuchthaus-Fabrik in Dietz, Görlitz in Idar (Großherzogthum Oldenburg).

Porzellainwaaren: Die königl. sächsische Porzellain-Fabrik in Meißen, Friedr. Pupke in Breslau, J. F. Lang in Zell bei Lahr, Beyermann aus Großbreitenbach in Thüringen und Karl Schmidt in Bamberg.

Steingut: Villeroy und Boch in Mettlach, Gebr. Haidinger in Elbogen, Wimpf in Weilburg, K. und L. Hardtmuth in Wien, J. F. Lenz in Hammersbach (Würtemberg), und J. F. Lenz in Zell bei Lahr.

Ordinäre und geformte Thonarbeiten: Scherer in Königsbronn, Joh. Wilh. Benkard in Frankfurt a. M., Gebr. Bizl in Waiblingen, G. W. Geiger in Worms und Ant. Schneider und Sohn von Mainz.

Dreherarbeiten: G. Geiber in Darmstadt, Heinrich Deus in Bensheim, J. Weber in Butzbach.

Geschnittene Arbeiten: H. G. Behl in Nürnberg zwei vorzügliche Meerschaumköpfe, Gg. Lang Erben in Oberammergau, Joh Laibinger in Ulm, Forstrath Höland in Gehren in Thüringen, Friedr. Sailer von Heilbronn, und Joh. Heinr. Friedrich in Darmstadt.

Hornarbeiten: J. Pokorny und Sohn in Berlin, K. Supp in Mainz, A. Dütsch daselbst, Joseph Holzmayer und Dominik Blettner daselbst.

Bürstenbinderarbeiten: Karl Klaus in Göttingen, J. D. Krätzsch in Dresden, Jos. Christ. Kähler daselbst, Peter Affenz in Mainz, J. G. Klein in Tübingen, J. H. Gredy in Mainz.

Nürnberger Spiel- und andere kleine Waaren: Joh. Lachner von Nürnberg dreizehn Schmuckkästchen und dergl., M. Ismayer daselbst Kinderspielwaaren in lackirtem Blech, Maederer daselbst, Hahn daselbst.

Baumwollen-Garn und Baumwollearbeiten: Chr. Fr. Krocker und Sohn in Zeulenrode, Jos. Gottfr. Schöne in Großröhrsdorf, Heinr. Scherz in Striessen, Herfurth und Römer in Heimberg, Paul Spohn in Ravensburg, Zwerger und Deffner daselbst, Rieker und Neunhöffer in Heidenheim, Schöllkopf und Grünzweig in Eßlingen, K. Z. C. von Erith in Wien, die mechanische Baumwollspinnerei und Weberei in Augsburg, Gg. Heinzelmann in Augsburg, mechanische Zwirnerei in Hohenstein, Oelsner und Rahlenbeck daselbst.

Weiße Baumwollewaaren: Enderlin in Lindau, Hirsch Neuburger und Söhne in Buchau, Meebold in Heidenheim, Gebr. Homberger und Söhne in Gießen, Eder und Eckhard in Plauen, J. Ch. Hauff in Offenbach, von Zwergern und Deffner in Ravensburg, Vonwiller und Comp. zu Haßlach bei Linz, F. A. Brune in Melle, Merz und Seher in Laichingen, Köchlin und Söhne in Lörrach und Gebr. Heynich in Plauen.

Spitzen und Fransen: Eisenstuck und Comp. in Annaberg, die königl. Klöppelschule in Johann-Georgenstadt, und Adolph Benkelberg in Lippe-Detmold.

Kattune: Pflugbeil und Comp. in Chemnitz, Rauen, Löve und Comp. in Berlin, Wapler und Richter in Stuttgart,

Digitized by Google

Bodemer und Comp. in Eulenburg, Ehrenberg und Richter daselbst, Jak. Zorn in Augsburg, P. Köchlin und Söhne in Lörrach, Gebr. d'Orville in Michelstadt, Friedrich Herose in Wehs in Baden.

Baumwolle- und Wollewaaren, halbseidene Stoffe: Joh. Jak. Weigele in Ludwigsburg, Joh. Mart. Landenberger in Ebingen, Wilh. Mathes jun. in Chemnitz, Lucius und Comp. in Erfurt, C. L. Koch in Frankfurt a. M., Bodemer und Comp. in Eilenburg, Jak. Zorn in Augsburg, Westermann und Söhne in Bielefeld.

Saiet, Seide und Seidewaaren: Dorothea Bck in Frankfurt a. M., C. G. Hornbostel in Wien, Karl Schneider in Frankfurt a. M., Abr. Rittershaus und Comp. in Barmen, Jak. Abr. Meyer und Comp. in Berlin, Regierungsrath von Türk in Berlin, G. Diehl, Apotheker in Winnweiler, Behr und Schubert in Frankenberg, Haid und Spring in Stuttgart, Paul Spohn in Ravensburg, Fr. Diergardt in Vörrsen bei Crefeld, Gg. Gabain in Berlin, C. Baudouin und Comp. daselbst, Karl Netz in Darmstadt, C. L. Koch in Frankfurt a. M., Eduard Springmann und Comp. in Elberfeld, Henning in Rudolstadt, Schmiedknecht in Blankenburg, Gebr. Rimpler in Berlin, und Ph. Jak. Pelzer in Mainz.

Leinen und farbige Leinenwaaren: Chr. Pflomm in Böblingen, mechanische Flachsspinnerei in Urach, Sophian Kolb in Baireuth, Ch. D. Wäntig und Söhne in Leipzig, und Anton Eikholt Erben in Warendorf.

Weiße Leinen: Andr. Fr. Lang in Blaubeuern bei Ulm, Janze und Rempel in Bielefeld, Peter Ostertag in Laichingen, C. G. Heinrich in Lochwitz bei Dresden, A. Kast in Laichingen, Joh. Gottl. Enslin in Nürvingen, Joh. Buzhuber jun. in Blaubeuern, K. Rubitschek in Neu-Gebhardsdorf, J. G. Lieske und Häbler in Großschönau, Weber, Lär und Niemann in Bielefeld, Joh. Gottfr. Schiffner in Großschönau, Bertelsmann und Sohn in Bielefeld, Frau Schöppler in Mainz, Steins Wittwe in Karlsruhe, Ch. D. Wäntig und Söhne in Leipzig, A. H. C. Westermann und Söhne in Bielefeld, Gebr. Becker in Oberlinghausen und Anton Eikholt, Erben in Warendorf.

Papier und Karten: Karl von Beck'sche Maschinen-Papier-Fabrik in Pasing bei München, Schwarz und Söhne in Göppingen, Wüst in Frankfurt a. M., Voß, Lehrer an der Schule zu Schönnar, Seppel in Dresden, Laiblin und Elbert in Pfullingen, Alois Dessauer in Aschaffenburg, Gustav Schäufelen in Heilbronn, Joh. Sutter in Scopfheim, Gebr. Wüst in Darmstadt, H. A. Tablee in Mainz, J. B. Weber in Offenbach und Gebr. Pioth und Comp. in Dillingen.

(Fortsezung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Wie wir vernehmen, wird Hr. Linker, welcher seit 12 Jahren die Regie der hiesigen Oper besorgt und seit 23 Jahren unserer Bühne angehört, am 4. Nov. im Saale des Weidenbusches unter Leitung des Hrn. Kapellmeister Guhr und Mitwirkung unserer hiesigen Kunstnotabilitäten, eine musikalische Soirée veranstalten, worüber Näheres das Programm mittheilen wird.

Die liebliche Sängerin Miß Novello befindet sich in München; man hofft, daß dieselbe sich dort wird hören lassen.

Korrespondenz.

Aus der Rheinprovinz, 13. Okt.

Wenn man in dem Frankf. Journale, Nro. 283, 13. Okt. c. von Berlin aus die wenig erfreuliche Bemerkung lies't, daß die versöhnlichen Maßregeln des Gouvernements gegen die katholische Kirche die Früchte versöhnender Liebe bei Katholiken nicht tragen, so ist das eine Erscheinung, die den wahrhaft christlich Durchgebildeten, sey er Katholik oder Protestant, nur tief betrüben kann, die aber zugleich Zeugniß ablegt, wie schwer es ist, tiefgewurzeltem Fanatismus zu entsagen. Sollte man aber glauben, daß noch am Rheine der alte Geist spuken könnte, nachdem ein hochherziger König wie Friedrich Wilhelm IV. durch Wort und That gezeigt, wie bei ihm hohe christliche Bildung als heiligste Frucht die Liebe trage, welche alle Seine Unterthanen gleich innig umfaßt? — Leider ist das Beispiel wie das Wort des Königs vielfach ohne Nachahmung geblieben. Das muß man wenigstens glauben, wenn man hört, daß in einer fast ganz katholischen Stadt, wo man dem Könige zu Ehren Feste gab, die protestantischen Geistlichen nicht unter den Geladenen waren, während die katholische Geistlichkeit vertreten war; wenn anderwärts eine Gemeinde ihren Geistlichen darum verdrängen möchte, weil er in Frieden mit den Protestanten lebt. Wahrlich, die Liebe hat noch nicht durchgeschlagen, wenn sich noch Thatsachen ergeben, wie die folgende: In dem am Rheine gelegenen Dorfe T....., im Kreise St. G..., starb ein Evangelischer, der sich durch Rechtlichkeit, Fleiß und stilles, friedliches Betragen die Achtung Aller erworben hatte, nachdem kurz vorher der evangelische Pfarrer von O....., wohin er eingepfarrt war, ihm das heilige Mahl und geistlichen Trost und Zuspruch gereicht, wobei er den Wunsch lebhaft ausgedrückt, wenn er sterben solle, nach dem Ritus seiner Kirche beerdigt zu werden. Der Mann starb. Der evangelische Pfarrer ging nun zu dem katholischen Ortspfarrer, um mit ihm wegen der Beerdigung eine freundliche Rücksprache zu nehmen, mußte aber, wie glaubwürdig verlautet, hier die überraschende Aeußerung hören, es dürfe von einer Beerdigung nach protestantischem Ritus auf dem katholischen Gottesacker (und eine evangelische Fürstin hatte doch in neuester Zeit mit vielem Aufwand von Geldmitteln die Kirche herstellen lassen, um die der Gottesacker liegt) durchaus nicht die Rede seyn; der protestantische Choralgesang würde der katholischen Gemeinde zum größten Aergerniß gereichen. Der evangelische Pfarrer, dem die Evangelischen, welche in dem Dorfe T. wohnen, als Seelsorger zugewiesen sind und der also hier völlig in seinem Rechte war, mußte nun bei der Behörde Schutz für seine Rechte suchen; der Kreis-Landrath nahm auch nicht eine Minute Anstand, das Nöthige zu verfügen; allein man wußte katholischer Seits dem zuvorzukommen. An dem Tage, an welchem die protestantische Leichenfeier statt finden sollte, ließ der katholische Pfarrer in aller Frühe des Morgens den verstorbenen Protestanten beerdigen und zwar verrichtete er, wie man sagt, die Functionen dabei, wahrscheinlich um seine Toleranz zu documentiren, die freilich mit der frühern und der spätern Aeußerung contrastirt, daß er dem protestantischen Pfarrer den Gottesacker nicht würde öffnen lassen, was denn auch die katholischen Familienglieder des Verstorbenen veranlaßte, in die katholische Beerdigung zu willigen. — Wer kann solche Dinge vernehmen, ohne Schmerz? Und wie contrastirt dies mit dem Wesen und Thun eines solchen Königs? —

Theater-Anzeige.

Samstag, 22. Okt. Der junge Ehemann, Lustspiel in 3 Abth., von Preuß. Hierauf folgt (zum Erstenmale wiederholt): Das Sonett, Lustspiel in 3 Abth., von E. Raupach.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 291. Samstag den 22. October 1842.

Treue Liebe.

(Erzählung aus den Jahren 1396 bis 1398. Nach dem Russischen des Bestuschew)

(Fortsetzung.)

IX.

„Das Gefängniß ist fest, aber Niemand hat daran Freude."
Russisches Sprüchwort.

„Sey mir gegrüßt, freundliche Lerche, Bote des Frühlings! freundlich singst du ein Lied auf die Flur herab, die jetzt vom Leichentuche des Winters befreit ist. Wanderer der Lüfte! du weißt nicht, wie qualvoll hinter den Eisengittern der Sklave leidet, wenn er dich freies Vöglein erblickt, wie es martert, hinter schwarzen Mauern das erwachende Leben der Natur zu schauen und den Tod zu erwarten! Schwinge dich über Berg und Thal, Frühlingsbote! in mein liebes Heimathland, und bringe mir Kunde, ob Olga noch den Treuen liebt, der an der Schwelle des Todes nur an sie und an das Vaterland denkt?" — So klagte Roman am Gitterfenster seines Kerkers, indem seine Blicke, mit der wirbelnden Lerche, weit über die Auen flogen. Der Tag verschwand allmählig und die dunkle Nacht senkte sich auf die Erde. Da wurde ein Geräusch vor dem Fenster hörbar.

„Schläfst Du, Kamerad?" fragte eine Stimme von außen.

„Wer fragt?" entgegnete Roman.

„Ein guter Freund!" antwortete man; „ein guter Freund, der gekommen ist, Dich vom Henkertode zu retten!"

„Vergeblich Mühen!" seufzte Roman, „zu dick sind diese Gitterstäbe!" —

„Doch zerfallen sie, wie feuchtes Salz, vor unserm Scheidewasser." — Man begann von außen den Rettungsversuch, indem man das Eisengitter durchfeilte. Kaum eine halbe Stunde, so konnte Roman schon hinausschlüpfen. Zwei kecke Burschen empfingen ihn, befreiten seine Füße von den Fesseln, und ließen sich mit ihm an Stricken über die Mauer hinab. Dort fanden sie Pferde, und im gestreckten Galopp fortsprengend, lag Moskau bald weit hinter ihnen. Noch wußte Roman nicht, wem er seine Rettung zu danken; denn ohne etwas zu antworten, jagten die beiden Unbekannten immer vorwärts, bis sie, von der großen Heerstraße abbiegend, in den Wald gelangten, wo sie die Rosse verschnaufen ließen. Ein heller Pfiff gellte durch das Dickicht, und gleich darauf erschien Berkut mit noch drei Gefährten. Ihm hatte Roman seine Rettung zu verdanken. —

„Sey gegrüßt, Landsmann!" sprach der Räuberhauptmann, Roman die Hand bietend. „Das Schicksal fügt's wunderbar! Nach Beute suchten meine Burschen in dem Kloster, in das Dich Wassili hatte stecken lassen, und fanden Dich, statt Gold, und zwar zu rechter Zeit, denn drei Tage später, und Dein Kopf wäre, wie eine Kirsche, von den Vöglein benagt worden. Viel zu bedenken war da nicht, und meinen Galgenvögeln ist es gelungen, mit Dir aus dem Käfich zu fliegen. Jetzt bist Du frei, wie der Hecht im Wasser, und nun sprich, wohin soll es gehen, zur Ruhe nach Nowogorod, oder zum Schlagen nach Orlez?"

„Mit dem Schwert auf unsere Feinde!" antwortete Roman. Man brach auf, und zog in das Gebiet an der Dwina, das sie, bei Dmitrow, Bieshezki, Krasnocholmski vorbeieilend, ohne weitere Gefahr, da sie die Hauptstraße vermieden, erreichten. Sie mochten ungefähr noch zwei Meilen von Orlez entfernt seyn, das seit den Ostertagen in den Händen der Dwinaschen Verräther, unter Anführung des fürstlichen Statthalters, Fedor Rostowski, war, als sie seitab vom Wege ein Feuer bemerkten. An Lanzen, die man in die Erde gesteckt, waren Pferde angebunden, von ungefähr zwanzig dazu gehörigen Reitern tränkten einige aus ihren Helmen die Rosse, andere lagen, trinkend und lachend, um das Feuer. In dem ganzen Benehmen zeigte sich große Unerfahrenheit in der Kriegskunst, denn keine Wache war ausgestellt, Bogen, Köcher und Säbel sorglos auf einen Haufen geworfen, und der Anführer der Reisigen schien nicht minder unbekümmert, wie seine Untergebenen; im muthwilligen Scherz hatte er, statt des abgelegten schweren Helms, den leichten Köcher aus Biberfellen wie eine hohe, spitze Mütze auf den Kopf gestülpt. Nicht fern von ihm lag ein mit Stricken gefesselter Mann, welcher, wie Roman, der sich unterdeß durch das Gestrüpp näher geschlichen hatte, deutlich hörte — den Anführer fragte: „wohin man ihn führe?" — Statt der Antwort ergriff der Krieger die Flasche, that daraus einen langen Zug, sah dann seinen Gefangenen an, gähnte und schwieg.

„Ihr Moskower," fuhr der Gefangene fort, „habt eine schwere Zunge!" — „Und ihr, starrköpfige Nowogoroder," antwortete der Andere, „einen leichten Mund; denn hättet ihr den im Zaum gehalten, so säßest Du, grauer Spaßvogel! nicht hier, und machtest nicht wider Willen am Stricke ein Tänzchen nach Moskau!" — „Was geschieht dort mit mir?" — „O dort

Digitized by Google

befördert man Dich zur Ruhe, indem man Dir ein Gebäude auf dem Felde schenkt, von zwei Balken, mit einem Querbalken darüber!" lachte der Anführer, mit der Hand die Figur eines Galgens beschreibend. —

(Schluß folgt.)

Sonette.

I.

Du wirst ein Kunstwerk nimmermehr vollenden,
Wenn dir die Gluth, zu formen und zu dichten,
Wenn dir Begeist'rung fehlt, wenn ihre lichten
Gestalten nicht die Götter freundlich senden.
Doch auch des Fleißes sorgliches Verwenden,
Der klare Geist, zu ordnen und zu richten,
Der streitenden Gefühle Kampf zu schlichten,
Sie müssen Hülfe deinem Werke spenden.

Das Herz allein kann nicht zum Ziele leiten,
Es muß der Geist die Pfade ihm erhellen;
Sie sollen Beide stets vereinigt schreiten
Und Eines schöpfen aus des Andern Quellen.
So wird das wahre Kunstwerk sich gestalten,
Um Kraft und Schönheit glänzend zu entfalten.

II.

Du wirst ein Kunstwerk nimmermehr verstehen,
Wenn dir die Liebe mangelt zu dem Schönen,
Wenn aus dem Bilde dir und aus den Tönen
Verwandte Klänge nicht entgegen wehen.
Die Kunst wird kalt an dir vorüber gehen,
Willst du an strenge Regel sie gewöhnen,
Was deiner Kritik nicht behagt, verpönen,
Nicht kleine Mängel liebreich übersehen.

Vollendet Kunstwerk ward noch nie gestaltet
Und leicht ist's, kleine Fehler zu entdecken;
Wer nur mit nüchternem Verstande waltet,
Sieht in den schönsten Farben selbst noch Flecken.
Du wirst ein Kunstwerk nimmermehr erfassen,
Willst du sein Recht nicht auch dem Herzen lassen.

W.

Die erste allgemeine deutsche Industrie-Ausstellung.

** Mainz, 18. Okt.

(Fortsetzung.)

Es waren ferner ausgestellt: Tapeten von L. Derblin und Comp. in Mannheim, von J. C. Arnold Söhne in Kassel, von Crismann und Comp. in Altbreisach, von Wilhelm Sattler in Schweinfurt, von Klobasser in Wien, von Forster und Comp. in Stuttgart, von Gg. Schütze in Hannover und von Franz Brazy Sohn in Mainz.

Buchbinder- und Etui-Arbeiten und Blumen von J. M. Berbert in Darmstadt, von Wilh. Leisegang in Berlin, von Alfr. Kehrer in Darmstadt, Sophie Zocher in Dresden, von J. C. Göppel in Dresden, von Wilh. Hellwig in Merseburg, von Em. Schenk und Comp. in Stuttgart, von Ad. Kastelezki daselbst, von Peter Burggraf in Mainz, von Karl Kühn und Sohn in Berlin, von Gust. Schön in Worms, von Fr. Reichardt in Leipzig, von Konradi in Mainz, von Pferrsdorf in Darmstadt, von J. A. Schenk in Fulda, von K. Krich in Mainz, von Wittwe Heß das., von Mart. Luft in Offenbach, von G. A. Weber das., von Ph. Selecka in Wiesbaden, von Ad. Izstein in Mainz, von Fr. Vorbauer daselbst, von Karl Heyl in Frankfurt, von Stenz und Comp. in Mainz, von J. C. Wohlfarth in Frankfurt, von Heinrich Kern in Mainz (zweiundvierzigerlei verschiedene ausgezeichnete Arbeiten), von K. Wikede in Mainz, von Kugelmann daselbst, von Selenka in Braunschweig und Karl Girardet in Wien.

Weibliche Arbeiten von Jos. Weiß in Ziegenhald, von Emeline Wagner in Darmstadt, von Clara Löhr in Mainz, von M. Stein in Mainz, von F. Leven, Konservator an der Universität zu Heidelberg, und von A. Ruzemer in Würzburg.

Stickereien von Elise Schulz in Frankfurt, von G. C. Falbe in Berlin, von Seiffert und Comp. in Berlin, von Hoch und Sommerfeld daselbst, von Peter Lieber in Hanau, von Karl Franke in Berlin und von Heinrich Kern in Mainz.

Possamentirarbeiten von Joh. Siemsan in Hannover, Joh. Gutjahr in Schweinfurt, Moritz Wolfskehl in Darmstadt, Heinrich Rauch daselbst und Jos. Gerhart in Mainz.

Papier-Maché-Arbeiten, von Hahn in Nürnberg ein Etui, von Meyer und Kreller in Freiberg Gemälde, von Gebr. Adt in Ensheim bei Zweibrücken Dosen, von C. Gropius in Berlin 76 verschiedene Gegenstände, vorzüglich Statüen, von Mayer und Wried in Braunschweig Gemälde und ein Ofenschirm, von August Fleck in Dresden Dosen, von W. Gropius in Berlin Masken, von Ch. F. Meurer in Lahr Dosen und von Heinr. Jakob in Schmölln bei Altenburg Dosen.

Schreibmaterialien von A. W. Haber in Stein bei Nürnberg, von Manuel J. Kohn in Mainbernheim, von J. J. Rehbach in Regensburg, von Gebr. Löwe in Prag, von Fr. Paul Augustin zu Hafnerzell und von J. J. Arndt in Fulda.

Literarische Werke, Artistik, von der Stettin'schen Verlagsbuchhandlung in Ulm, von der typographischen Kunstanstalt in Wien, von Aug. Ravenstein in Frankfurt a. M., von Louis Erbe jun. in Stuttgart, von Born und Comp. in Mainz, von der Ritter'schen Buchhandlung und Buchdruckerei in Zweibrücken, von Heinr. Felsing in Darmstadt, von Th. v. Zabern in Mainz, von G. K. Güllich in Großgerau, von der S. Schmerber'schen Buchhandlung in Frankfurt a. M., von Thomas Dickert in Clemensruhe bei Bonn, von Gust. Gg. Lange in Darmstadt und von C. W. Kummer in Berlin.

Ordinäre Wollwaaren, von Zahn und Söhne in Coblenz Flanelle und Decken, von G. K. Arnold in Aalen, von Friedr. Löchla in Oederan, von Schulz und Grünig in Eberstadt, von J. D. Raale in Kirdorf bei Homburg, von J. Fr. Wiedenmayer in Kalw, von J. P. Frenay in Mainz, von A. Geist u. Comp. in Köln, von Ballin u. Comp. in Gießen, von Winkler und Sohn in Rochlitz, von Mörschel, Wingenried u. Comp. in Herrenhaag, von Karl Benger in Degerloch und von der Häkel-Anstalt in Lindheim.

Wollene Tücher von C. H. Bieger in Dschatz, von Karl Hardtmann in Eßlingen, von Franz Hendrichs in Eupen,

Digitized by Google

von der k. k. priv. Kamlicker Tuch-Fabrik-Compagnie, von Gg. Fink in Reutlingen, von Mart. Simon in St. Lambrecht, von Finkenstein u. Comp. in Pforzheim, von L. Mühlberger in Erbach, von Joh. Finkh Wunderlich in Reutlingen, von K. G. Wolf in Ernstthal bei Chemnitz und von Ph. Lud. Arzt in Michelstadt.

Feine Wollenwaaren von Ernst Weber in Gera, von W. Reinhold in Wien, von Jos. Zeisel in Wien, 26 Sorten der schönsten Shawls von Gebr. Böddinghauß in Elberfeld, von Winkler und Sohn in Rochlitz, von Kohler und Ziegler in Göppingen, von Kirchhof und Füchsel in Schmölln, von Fr. Malfatti in Ala, von Floß und Sohn in Reichenbach, von C. K. Koch in Frankfurt, von Gebr. Götze in Glauchau und von Morand u. Comp. in Gera.

Teppiche von K. A. Tezner und Sohn in Burgstädt, von A. F. Dinglinger in Berlin, von Louis Fonrobert und Pruckner in Berlin, von Chr. Landauer in Stuttgart, von Joh. Joseph Vaconius in Frankfurt, von K. Fr. Becker in Berlin, und von Joh. Jak. Reuß in Münzingen auf der Alp.

Wachstuchdecken von Fr. Quast in Leipzig, von Gebr. Heisse in Braunschweig, von J. J. Schäfer sen. in Offenbach, von P. Wagner in Karlsruhe, von Ph. Hartmann in Frankfurt und von F. M. Lehmann in Berlin.

Haartücher von Meyerstein, Aronheim u. Comp. in Elberfeld, mit Wolle und Seide vermischt, H. Henrich von Frankfurt, eine Uhr von Pferdehaaren, und F. W. von der Steinen in Wölfrath.

Friseurarbeiten von Gebr. Struve in Mainz und Darmstadt.

Hüte und Filzarbeiten von W. Hesselbach von Schweinfurt, von J. M. Grebert in Mainz und von Heinr. Schuchard in Darmstadt.

Pelze von Liebel in Leipzig, ein Pelzteppich 262 fl. 30 kr. an Werth, von Heuser in Mainz, schöne Krägen und Teppiche, von Peter Dümmich in Mainz, Steucher, Schemel, Röcke u. s. w., von Valentin Kahn in Wiesbaden Schlitten- und Reitdecken.

Stöcke und Schirme, Pfeifen und Pfeifen-Röhren, von M. Jacquet in Frankfurt a. M., von Karl Siegling in Erfurt, von J. W. Astor in Mainz, von J. und R. Dieterich daselbst und von J. C. Schmiedt daselbst.

Gefärbte Stoffe von J. Bloch in Darmstadt.

Strohgeflechte und Arbeiten von Fr. Knoblauch jun. in Stuttgart, von Lindner in Konstanz, von Ph. Coqui in Berlin, von Ferd. Vieweg in Leipzig, von der Strohhut-Fabrik in Gedern, von Delathug in Mainz, von Dessart daselbst und von J. A. Bossing daselbst

Gypsabdrücke, Galvanoplastik von Marco Vanni jun. in Frankfurt, von Lindenmayer in Ulm, von F. C. Vogel in Frankfurt, von William Fardely in Mannheim, F. Vieweg und Sohn in Leipzig und Karl Reisser in Wien (Daguerrotyp-Bilder.)

Conditoreien, Confituren von Theodor Amend in Darmstadt, von Jordan und Timäus daselbst, von J. Heck in Wiesbaden, J. F. Bürkle in Großheppbach, F. K. Schlemmer und Sohn in Mainz und Adolf Röder in Wiesbaden.

Ein doppeltes Faß von Nik. Möbs von Mainz.

Stearin und Wachs von der Kerzen-Fabrik von J. L. Schäzler in München, von W. Fleischmann in Offenbach, von Gebr. Reuß in Stuttgart, von B. J. Ehlinger in Wetzlar, von M. Münzing in Heilbronn, von Hertel in Mainz und Heinr. Hase daselbst Lichterformen aller Art.

(Schluß folgt.)

Vorlesungen über Gesundheitspflege.

Wenn auch in einer Handelsstadt, wo die materiellen Interessen nothwendigerweise vorherrschen müssen, der Sinn für Kunst und Wissenschaft der dominirende nicht seyn kann, so finden sich doch in Frankfurt a. M. sehr Viele, welche den letzteren mit Liebe zugethan sind. Während der Wintersaison wird bei uns in allen Ständen der Gesellschaft nicht nur viel gelesen und manches ernstere Streben geistiger Thätigkeit gefördert, sondern es wird auch durch öffentliche Vorlesungen mancherlei Anregung wissenschaftlicher Art geboten. Das Senckenberg'sche Institut, der geographische, physikalische und polytechnische Verein sorgen dafür, und einzelne Gelehrten schließen sich denselben an. Auch im bevorstehenden Winter wird es in dieser Beziehung nicht fehlen, und bereits hat ein geachteter Arzt, Herr Dr. Heinrich Schwarzschild, Vorlesungen über Gesundheitspflege angekündigt, und in einem eben erschienenen gehaltvollen Programm die Grundlinien dessen, was er beabsichtigt, angedeutet. Herr Dr. S. gedenkt vor einem nicht gerade ärztlichen Publikum seine Ansichten über eine richtige Körper- und Seelendiätetik in einer Reihe mündlicher Vorträge auseinander zu setzen, und solche auf einer historischen Basis zu begründen; denn auch in der Lehre von der Gesundheit des menschlichen Organismus steht die Geschichte als die einzig unparteiische Richterin der Wahrheit da. Manches Extrem der Gegenwart wird uns durch die Beleuchtung von Extremen der Vorzeit klar, und manche Hypothese wurzelt in früheren. Je mehr Nachtheile für Körper und Seele mit der Ueberfeinerung unserer Tage verbunden sind, je mehr wir uns von Einfachheit und Natur entfernen, desto nothwendiger muß es erscheinen, auf die Grundsätze einer wahren Gesundheitspflege zurückzuführen und den Extremen entgegen zu arbeiten. Herr Dr. S. sagt in seinem Programm: „Je mehr das Vertrauen zur ächten Kunst nachläßt, je mehr der Glaube steigt an die Unzulänglichkeit ihrer Hülfsmittel, desto eifriger hascht man nach neuen Chimären, ausgeheckt in den Köpfen Einzelner, die, den Geist der Zeit wohl erkennend, denselben zu ihrem Vortheil zu benutzen verstehen. Jedes neue Luftgebäude, das mit prunkenden Worten, mit anmaßendem Selbstvertrauen dem Publikum vorgehalten wird, ergreift dieses mit Begierde, als neuen Lebensquell, als einen Zauberborn, woraus ihm frische Kräfte in die durch eigene Schuld erschlafften Glieder sich ergießen." Da der Raum dieser Blätter nicht verstattet, in Einzelnheiten einzugehen, so verweisen wir auf die angedeutete Broschüre, die wir mit Interesse gelesen haben, und in welcher praktische Wahrheiten in klarer und schöner Darstellung niedergelegt sind. In zwölf Vorlesungen wird Herr Dr. S. die wichtigsten Fragen eines so ausgedehnten Gegenstandes, wie es der vorliegende ist, möglichst befriedigend zu beantworten suchen. Die Vertheilung, Anordnung und den Inhalt der Vorträge finden wir in dem Programm exponirt, und es scheint uns der zu Grund liegende Plan ein dem Zweck vollkommen entsprechender

Digitized by Google

zu seyn. Möge nun besagter Cursus nicht nur einem hoffentlich zahlreichen Publikum lehrreiche Unterhaltung bieten, sondern auch dazu beitragen, Vielen einen richtigen Leitfaden für ihre Lebensweise und die Erhaltung oder Wiederherstellung ihrer Gesundheit an die Hand zu geben. — Ort und Zeit der Vorlesungen werden demnächst bekannt gemacht werden.

Mannichfaltigkeiten.

Die Poeten in München und Weimar halten jetzt auch ein Mal nach mehreren dürren Jahren eine reichliche Ernte. Es sind zu den fürstlichen Vermählungsfesten so viele Gedichte bestellt worden, daß in den stillen Dachstübchen der Dichter Tag und Nacht ein Leben und Treiben ist, daß man gleich sieht, daß da Fabriken etablirt sind. (Dorfz.)

(Macht der öffentlichen Meinung in Frankreich.) Der Pariser „Globe" wird mit Neujahr eingehen. Er hat 1300 Abonnenten, bezieht monatlich 3000 Fr. und in Wahlzeiten 5000 Fr. Subventionen von der Regierung, bedeutende Zuschüsse aus den Colonien, deren Sklaveninteressen er vertritt, und doch! Er hofft jetzt auf eine neue Unterstützung aus den Colonien, um wo möglich wieder für ein Jahr flott zu werden; von anständigen Blättern wird er nie, weder für noch wider, citirt, und darum geht er zu Grunde.

(Prag, im Sept.) Die bekannte Sängerin Franzilla Pixis, der Italien goldene Lorbeeren schenkten, wird den hiesigen Dichter Uffo Horn heirathen.

Die Wasserheilkunde hat in Frankreich jetzt einen Protector am alten Marschall Soult erhalten. Derselbe hat den Straßburger Dr. Scoutetten beauftragt, eine Rundreise in Deutschland anzutreten, um sich mit den Wirkungen der Prießnitzschen Methode bekannt zu machen.

(Frankfurt a. M.) Hr. Eliasſohn, Conzertmeister, früher Mitglied des hiesigen Orchesters, jetzt in London domicilirend, befindet sich gegenwärtig hier, und wird sich, wie wir vernehmen, demnächst öffentlich hören lassen.

Korreſpondenz.

Darmſtadt, 12. Okt.

Wie in der vorigen Theatersaison, so wird auch in dieser die Tanzkunst einen verschönernden Bestandtheil der Oper oder des Schauspiels bilden, da Hr. Balletmeister Teſcher und sein Personal mit Uebungen und Vorstudien fortwährend beschäftigt sind. Wir werden in dieser Beziehung für die Dauer der Saison manches Schöne und Gediegene zu sehen bekommen. Der Anfang ist schon sehr glänzend gemacht worden, und zwar bei der gestrigen Vorstellung durch das Auftreten von Fräul. Louiſa Weiß, erste Tänzerin der Theater zu Venedig und Triest. Alle Eigenschaften einer guten Tänzerin, Leichtigkeit, Anmuth, Angemessenheit und sinnvollen Ausdruck der Bewegungen, verbindet sie in so überraschender Weise, daß ihr bezaubernder elfenartiger Tanz fast als eine Protestation gegen Newton's Gesetz der Gravitation erscheint. Die Eliana, spanischer pas de caractère, tanzte sie zum Entzücken schön. Aus der Schule der Taglioni und Fanny Elsler, mit denen sie früher vereint tanzte, hat sie die Vorzüge dieser großen Muster der höheren Tanzkunst gründlich studirt und sich in dem Grade zu eigen gemacht, daß sie in mehreren Hauptstädten Italiens, wie zu Paris, wo sie im vorigen Frühjahr engagirt war, bei ihrem Erscheinen auf der Bühne die glänzendsten Lobsprüche erntete. Unser Dornewaß tanzte mit ihr den ersten Tanz, mit jener Behendigkeit und Energie, die wir an ihm gewöhnt sind. Da Fräul. Weiß, wie man hört, noch in mehreren Vorstellungen auftritt, so werden wir dann erst recht Gelegenheit haben, ihre ausgezeichnete Kunstfertigkeit sehen und bewundern zu können.

Uſingen, 12. Okt.

Die Straße, welche unser Amt mit der Wetterau in Verbindung setzen soll, ist fertig bis an die nassauische Gränze von dem Dorf Niedermörle in der Richtung nach dem sehr armen hassenheimischen Dorfe Wernborn. Niemand zweifelt, daß diese Straße sehr frequent seyn werde und deshalb hofft man bei uns auf die Fortsetzung derselben über Usingen nach Idstein. — An Hrn. Johann Georg Hartmannshenn zu Brandoberndorf gelangen fortwährend Briefe und schon mehr als fünfzig Landwirthe aus Preußen, den entfernteren Aemtern des Herzogthums Nassau, aus der Wetterau und der Pfalz haben demselben persönliche Besuche abgestattet und sich Abzeichnungen seines neuerfundenen Pfluges gemacht. Wie mir sehr glaubwürdige Leute versichern, so hat noch keiner dieser Besuchenden seine Reise bereut, und so wie der Pflug jeden Tag seine Trefflichkeit bewährt, so ist es nun auch außer allen Zweifel gesetzt, daß die Erfindung unseres Landsmannes, der auch in anderer Hinsicht als ein achtbarer und verständiger Mann erscheint, originell ist. Einige beschränkte Leute wollen ihm diese Ehre nicht gönnen; aber diese verweisen wir mit ihrem kindischen Neide auf die alte Geschichte vom Ei des Columbus. — In einem Jahre werden alle Consolidationsarbeiten in der großen Gemarkung Brandoberndorf beendigt seyn. Dies ist ein wahres Riesenwerk, welches den zehnjährigen Fleiß einer ganzen Gemeinde erforderte; aber die Grundrente ist um das Fünf- bis Sechsfache gesteigert worden. In einem Jahre von heute an ist das Werk vollendet und seine Vortheile dauern fort von Geschlecht zu Geschlecht.

Mainz, 13. Okt.

Wir haben dieser Tage die russische Sängerfamilie Kantrowietſch im hiesigen Theater gehört. Man fand, daß der Eindruck, den das Künstlerische dieser Leute auf die Gemüther zu machen geeignet ist, durch das Nationale und Traditionnelle ihrer Vorträge nur noch gehoben wird. Gewiß ist es, daß schon das Gesangsmaterial dieser Künstler Bewunderung verdient, denn sie verbinden den Schmelz der menschlichen Stimme mit der Kraft und Geläufigkeit der Instrumentalmusik, wie wir im Vortrag der Ouvertüre zur diebischen Elster, von Rossini, und mehreren andern modernen Gesangstücken gesehen haben. Merkwürdig sind dabei die seltenen Centrotöne des Bassisten und die Piccolotöne des Soprans, während Tenor und Bariton, wohlthuend wie sie sind, nicht ohne ergreifende Wirkung sich vernehmen lassen. Diese russische Sängerfamilie hat hier auf der Bühne entschiedenen Beifall gefunden. R.

Auflösung der Charade in Nro. 289.

Hauskreuz.

Theater-Anzeige.

Samstag, 22. Okt. Der junge Ehemann, Lustspiel in 3 Abth., von Preuß. Hierauf folgt (zum Erstenmale wiederholt): Das Sonett, Lustspiel in 3 Abth., von E. Raupach.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 292. Sonntag, den 23. October 1842.

Treue Liebe.

(Erzählung aus den Jahren 1398 bis 1398. Nach dem Russischen des Bestuschew)

(Schluß.)

Leise wandte sich Roman zu seinem Genossen: „Berkut, laß uns den gefangenen Landsmann retten. Wir sind freilich nur sieben und dort zwanzig, allein die Furcht ist blind. Willst Du nicht, so wage ich es allein!“ Ohne zu antworten, sprang Berkut, seine Axt erhebend, mit dem Rufe: „Mir nach, Gesellen!“ auf die unbekümmerten Moskower. Nur wenig Augenblicke dauerte der Kampf; ein Theil der Feinde floh, der andere blieb auf dem Platze. Man ließ die Pferde laufen, warf die Waffen in's Feuer und befreite den Gefangenen von seinen Banden. Es war Simeon Wojeslaw. — „Edler Roman!“ sagte er, „ich habe das um Dich nicht verdient, doch Olga soll die Schuld des Vaters Dir bezahlen und uns versöhnen. Jetzt aber ist jede Minute kostbar. Mein Bruder Juri und der Posadnick Timofei stehen vor Orlez, zum Sturm bereit. Noch haben wir zwei Meilen bis dorthin, d'rum laß uns eilen!“ — Roman, dem Kampf und Braut winkten, sprang auf sein Roß, die Uebrigen folgten, und so jagte man gen Orlez. —

Der Tag brach an, und im weiten Kreise umringten die Nowogoroder die Mauern der Stadt. Zum letzten Male forderte man die Belagerten auf, sich mit Ehren zu ergeben oder des Sturmes gewärtig zu seyn. — „Die Spitzen eurer Lanzen sind von Wachs!“ antworteten höhnend die Moskower; „kommt nur zu uns, wir werden euch den Osterkuß mit dem Schwerte geben!“ — Ein Pfeilregen stürzte von beiden Seiten herüber; die Nowogoroder wateten durch den Graben und zündeten die hölzernen Mauern an. Da erschien Roman mit den Seinigen. „Genossen!“ sprach Berkut zu den Räubern, „lang lebten wir ein ehrloses Räuberleben; laßt uns jetzt unsere Schmach tilgen, indem wir für die Heimath kämpfend fallen! Vorwärts!“ auf die moskowische Fahne zeigend, die noch auf den Mauern der Stadt wehte, kletterte er die Leiter hinan. Mit kräftiger Hand riß er das feindliche Panier herab, von einem Pfeile tödtlich getroffen, sank er mit ihm zurück in den Graben. Immer heißer entbrannte der Kampf, schwankend blieb der Sieg; da zeigte sich plötzlich, umgeben von Flammen, hoch oben auf der Mauer, Roman, gleich dem Engel der Zerstörung, seine Schaar zu sich winkend. Plötzlich krachte die Mauer, der Jüngling verschwand unter den Trümmern. —

Geendet war der Kampf, die Belagerten ergaben sich den Siegern.

X.

Gottes Tempel thu' dich auf!
Zu dem Himmel schwing' dich auf,
Schwur der ew'gen Treue!
Her zu mir nun Jung und Alt,
Stoßt an, daß der Becher hallt,
Singet: „viele Jahre!“

Shukowski.

Ueble Gerüchte hatten sich in Nowogorod verbreitet, von einer verlornen Schlacht, vom Untergange der besten Truppen, und dem Anrücken der Moskower. Das Volk drängte sich in den Straßen, um Neuigkeiten zu erfahren, allein Niemand wußte etwas Bestimmtes. —

An einem Abend betete Olga in ihrem Gemache für ihren Vater und ihren Geliebten, von Beiden hatte sie seit lange nichts gehört. Da tönte Pferdetrab die Michailow'sche Straße herauf, das Thor wird geöffnet, und auf dem Hofe steigen zwei Reiter von ihren Rossen. Im Hause ein eilfertiges Rennen, Lichter im Vorhof. — Olga liegt in den Armen ihres Vaters. „Nur gemach, mein liebes Kind!“ sprach der alte Simeon freundlich, „spare nur einige Küsse für Deinen Bräutigam!“ — Olga bebte ängstlich zusammen. „Mache mich nicht elend, Vater!“ bat sie weinend, „durch eine verhaßte Heirath! Laß mich im Kloster meine Tage beschließen!“ — „Dummer Schnack!“ entgegnete der Vater, „nichts als Ziererei! in einer halben Stunde bist Du munter wie eine Schwalbe, ich möchte darauf wetten!“ — „Nie, nie!“ antwortete Olga. — „Nie?“ fragte Simeon, „nun, wir wollen sehen! Schau Dich um! gefällt Dir der Bräutigam wirklich nicht?“ — Das Mädchen blickte um sich; vor ihr stand Roman Jassenski. —

„Umarmt euch, Kinder!“ sprach der Vater, die Hände der Liebenden in einander legend, „seyd glücklich, und erzählt euern Kindern, daß treue Liebe, wenn auch spät, dennoch von Gott belohnt wird!“ — Viel Ermahnendes sprach noch der Alte, wenig hörten aber die beiden jungen Brautleute. —

Digitized by Google

Bei der Hochzeit war großer Jubel in der ganzen Stadt, da sich die Nowogoroder durch mehrere Siege ihre alten Freiheiten und Rechte erkämpft hatten. Als Olga, unter der Brautkrone, mit Roman zum Traualtare ging, flüsterten die Männer: „wie schön ist die Braut!“ — die Weiber und Mädchen aber: „wie schmuck ist der Bräutigam!“ —

Die jungen Eheleute lebten glücklich. Der gute alte Juri hatte große Freude an dem Glücke seines Roman's, und fragte öfter seinen Bruder: „Hatte ich nicht Recht, Simeon?“ — „Gewiß!“ antwortete der dann: „mein war die Schuld, Gott aber hat es gut gefügt!“

Die erste allgemeine deutsche Industrie-Ausstellung.

** Mainz, 19. Okt.

(Schluß.)

An chemischen Produkten haben endlich zur Ausstellung gesendet: Püttners, J. Fries Sohn in Weinsberg Vitriole, schwefelsaures Kupfer und Eisensatz und Farben; Vinc. Ruziczka in Jungbunzlau Gummi-Surrogate aus Waizenstärke und Leiogomme aus Kartoffelstärke; Lennig und Comp. in Bingen eine Probe Leim; die kaiserl. königl. privilegirte Fabrik von Chiozzo und Sohn in Triest 47 Sorten von Seifen; Büchner und Wilkens in Darmstadt Schellack, Polituren und Firnisse; Dan. Straub in Geislingen Mehlmuster; Gg. Noll u. Comp. in Gießen Spirituose; Fr. Jung u. Comp. in Leipzig Tableaux aus Seife; Gg. Hofmann in Schweinfurt Metall- und Erdfarben; Frommann in Oggersheim Beinschwarz von Knochen und Hirschhorn; Ronstadt in Butzbach Leim; Jos. Denzinger in Göblingen Kartoffelstärke; Heinr. von Räsfeld in Mainz Kupferdruckerschwärze; Baldenecker in Frankfurt dieselbe Schwärze; Fr. Wilh. Hagedorn in Dresden Spirituose und Essenzen; die Nürnberger Ultramarinfabrik 21 Sorten Ultramarin; Gronau in Dresden Macaroni, Stärke und Mehl; Grassau in Wolfenbüttel Seifen; Busse und Lederhose in Stuttgart Zündhölzchen und Kerzen; die k. pr. Chem.-Fabrik in Schönebach 84 Sorten chemischer Produkte; Sam. Molfenter in Ulm Zunder; Zöppritz, Marklin u. Comp. in Freudenstadt Kali, Salmiak u. s. w.; Jos. Stetter in Isny Tischlerleim aus Hirschhäuten; Aug. Springmann in Osnabrück Farben; Kranz u. Comp. in Berlin Mineralien und Petrosakten; Otto Paul in Karlsruhe Kali und Phosphor; der badische Bergwerksverein Erdkobalt und dergl.; Gödemann und Comp. in Schweinfurt Farben; Bischer in München Soda und Glaubersalz; die k. k. Bleiweißfabrik von Fr. Paul Herbert in Klagenfurt mehrere Bleiweißsorten; Joh. Petri in Mainz Buchdruckerschwärze; Karl Droop in Osnabrück Farben; C. A. von Metternich in Mainz Essenzen; L. Heddäus in Worms Seife; Födisch u. Comp. in Prag 37 Liqueur-Sorten; Freudenvoll in Mainz Firnisse und Polituren; Kämmerer in Stuttgart Apparate für Farben; Grobhaus in Darmstadt feine Seifen; Frhr. von Herbert in Klagenfurt Minium und Glätte; J. A. Sevin in Mainz 61 Muster von Liqueuren, Essenzen, Essig und eingemachten Früchten; Moritz Sichel daselbst Kartoffelgeist und Liqueur; Ant. Müller in Prag Terpentinöl; die Brüder Bastian in Oberingelheim Seife; Ludwig Anton in Darmstadt Streichhölzchen und Streichzunder; C. Lauteren Sohn, Humann Sohn, Gebr. H. und C. Mappes und Gg. Dael in Mainz moussirenden Rheinwein; die Rheinische Ultramarinfabrik in Wermolskirchen Proben von mehreren Ultramarinsorten; Kuhn und Comp. in Schwäbisch-Gemünd Zündhölzchen; die Dampf-Walzmühle bei Mainz Waizenmehl und Gries; Jos. Bravé in Aschaffenburg 25 Sorten Seife; Heinr. Hase von Mainz Wachs, Stearin und Seife; Merz und Neunert daselbst Dextrinmuster; Wetter und Zulehner daselbst Macaroni, Suppenteig und Nudeln; Eman. Martin in Darmstadt Vasen mit Morphium, Strichnin u. dergl.; W. Braun in Mainz enthülsten Kohlsaamen und reine Oelkerne; Aubel in Gießen Proben von Natrum und Kalium; Gotthard Klaus in Speyer 4 Sorten Essig, und Karl Heck in Mainz Seife und Parfümerien.

Das ist die klassenweise Zusammenstellung der von 711 Industriellen, Fabrikanten und gewerbtreibenden Anstalten zu dieser ersten allgemeinen deutschen Ausstellung eingesendeten Produkte, deren Zahl mehrere Tausende beträgt. Sie wäre vielleicht mehr als doppelt so groß geworden, hätte man den Erfolg, dessen die Ausstellung sich erfreute, die große Theilnahme aus der Nähe und Ferne geahnt; der Besuch von wenigstens 100,000 Beschauern, die Abnahme von 15,500 Loosen sind hiefür eben so tristige Beweise, als die Ehre, die erste Idee dazu gehabt, den ersten Anstoß gegeben zu haben, die sich jetzt Jeder gern vindiciren möchte. Ueber dieses Letztere noch ein kurzes, auf schriftlichen Urkunden beruhendes Wort. Schon am 28. Juli 1841 wurde auf den Antrag des Vorstandes der Lokalsektion des Gewerbvereins zu Mainz von den vereinigten Ausschüssen des Centralvereins in Darmstadt beschlossen, daß die nächste Ausstellung hessischer Gewerbs-Erzeugnisse im Jahre 1842 in Mainz stattfinden sollte; auf die Bitte der Lokalsektion in Mainz geruhten Se. königl. Hoheit der Großherzog ihr eignes Palais zur Ausstellung zu bewilligen. Durch Beschluß der Lokalsektion von Mainz vom 3. März 1842 wurde ihr Vorstand ersucht, bei dem Centralvereine in Darmstadt den Antrag zu stellen, daß in Mainz abzuhaltenden Industrie-Ausstellung eine größere Ausdehnung als das Großherzogthum Hessen zu geben; von der Mainzer Lokalsection wurde darauf eine bedeutende Anzahl deutscher Fabrikanten freundlich ersucht, ihre Theilnahme an dem Unternehmen auszusprechen, und auf ihre Zusage in den vereinigten Sektionen der Beschluß gefaßt, eine allgemeine deutsche Industrie-Ausstellung in Mainz anzuordnen. Hier liegen also unzweifelhafte Facta vor, die die Frage, daß die Idee von Mainz ausgegangen, sicher stellen.

Ueber die Folgen der Ausstellung noch einige wenige Worte. Jedem Deutschen mußte es ein erfreuliches Zeichen seyn, endlich den Gewerbfleiß der verschiedenen so lange getrennten deutschen Lande gesammelt zu sehen; die deutsche Industrie, die von dem Auslande sich überflügelt und von den meisten Deutschen, selbst von großen Männern sich unbeachtet sah, hat sich mit dieser Ausstellung eine Bahn gebrochen, welche, richtig geführt, der sicherste Leitfaden für Deutschlands Erstarkung seyn wird.

Vom Kern der deutschen Völker wurde durch die erste Ausstellung ein Keim gelegt, der unfehlbar edle Früchte bringt; was vereinte Kräfte vermögen, und was andern großen Nationen gegenüber geleistet werden kann, das erkannte man hier am besten.

Den Industriellen unseres deutschen Vaterlandes, welche auf das Ersuchen der Sektion des hiesigen Gewerbvereins ihre Fabrikate eingesendet, welche dem ersten Versuche Vertrauen ge-

Digitized by Google

schenkt haben, gebührt öffentlicher Dank und Anerkennung; jene, welche diesmal zurückgeblieben sind, mögen bei der zweiten allgemeinen deutschen Industrie-Ausstellung, die, wie man hört, in Berlin stattfinden wird, ihre Kräfte verdoppeln, um das Versäumte gut zu machen.

Die industrielle Unabhängigkeit Deutschlands, deren Möglichkeit man lange bezweifelte, ist nun keine Chimäre mehr; von dem Willen der deutschen Gewerbtreibenden, von ihrer Anstrengung allein hängt sie von jetzt an ab. Daß die Regierungen den Gewerbfleiß gerne unterstützen, hat die jüngste Vergangenheit gezeigt; wenn Deutschlands Industrie nach dieser Ausstellung sich befleißt, sich von den Fesseln des Auslandes frei zu machen, dann sind die Folgen derselben unberechenbar und noch die fernste Nachwelt wird die erste allgemeine deutsche Industrie-Ausstellung in Mainz unter die Zahl der glücklichsten Ereignisse setzen.

Die Insel Cypern.

Bei Veranlassung der bevorstehenden ersten Aufführung der neuen Oper „Katharina Cornaro" dürften einige Notizen über die Insel Cypern, den Mittelpunkt jener Oper, nicht ohne Interesse seyn.

Schon im Alterthum war die Insel Cypern mit ihren waldigen Berghöhen und lieblichen, blumenreichen Thälern berühmt, und ihr klassischer Olympos erhob seinen Gipfel bis zu den Wolken. Wegen ihrer Fruchtbarkeit wurde die Insel auch Makarea (die Glückliche) genannt, und ihr mildes, herrliches Klima ward gepriesen. Man holte aus Cypern viele Handelsgegenstände, unter denen das Kupfer (Cuprum) sich befand. In Cypern blühte besonders der Dienst der Aphrodite, die hier an's Land geflogen seyn sollte, und es blieb von dem Dienste der Göttin den dasigen Mädchen der Ruf größter Ueppigkeit und Frechheit. Noch immer ist das Klima dieser schönen Insel sehr freundlich, die Kultur des Bodens aber ist sehr vernachlässigt, und die hier häufig wüthende Pest bringt den Bewohnern oft Verderben. Die Zahl der Einwohner, die sonst gegen eine Million betrug, ist bis auf 80,000 herabgekommen, wovon drei Viertheile Osmanen sind. Cypern steht heutigen Tags unter der Aufsicht des Kapudan Pascha, ist aber Domaine für den Großwessir.

Schon nach dem Fall von Troja hatten die Griechen an den Küsten dieser Insel Kolonien gegründet und später mehrere Städte, wie z. B. Salamis, hier erbaut. Nach ihnen kam sie in die Gewalt der Aegypter, und nach diesen in die der Perser. Alexander der Große trennte Cypern, als für seine Seemacht wichtig, von Persien und gab ihm 330 v. Chr. die Freiheit. Nach seinem Tode aber wurde es Zankapfel zwischen Antigonos und dem Aegypter Ptolemäos I., bis nach einem mehrjährigen Kampfe, in welchem die kleinen Fürsten des Landes, weil sie Partei genommen, ihren Untergang fanden, der Letztere unumschränkter Herr von Cypern blieb, und es mit Aegypten verband. Nachdem Cypern auch von den Römern durch Cato erobert worden war, blieb es längere Zeit unter deren Herrschaft. Nach der Theilung des römischen Reiches waren es Byzantiner, eigene Fürsten des Landes und Saracenen, die es wechselnd beherrschten. Während der Kreuzzüge nahm Richard Löwenherz Cypern in Beschlag, jedoch blieb es für die Engländer kein ruhiges Besitzthum, und sie hatten oft mit Aufständen und Empörungen zu kämpfen. Da Richard Löwenherz der fortwährenden Unruhe müde ward, und auch Geld brauchte, so verkaufte er Cypern um 25,000 Mark Silber an die Tempelherren; weil aber die Einwohner die stolze Regierung derselben nicht ertragen konnten, und beständig Kriege zwischen ihnen und den Templern waren, so gaben sie letztere 1192 wieder an die Engländer ab, die sie nun als englisches Lehn an die bisher in Jerusalem regierende Familie Lussignan, und zwar an Guido von Lussignan abtraten, der den Titel als König von Cypern annahm, und sich auch König von Jerusalem fort nannte. Nach abermaligem Wechsel der Dynastien finden wir im Jahr 1458 Charlotte, Gemahlin Ludwigs von Genevois, eines savoyischen Prinzen, auf dem cyprischen Thron. Diese wurde im Jahr 1464 von ihrem Bruder Jakob II. vertrieben, und solcher bemächtigte sich mit Zustimmung der Mamelucken der Regierung von Cypern; vermählte sich sodann 1470 mit Katharina Cornaro, einer edlen Venetianerin, die die Republik deßhalb zu ihrer Tochter ernannt hatte, und starb 1473 an erhaltenem Gift. Nach seinem Tode folgte sein Sohn Jakob III., der aber vermuthlich ebenfalls vergiftet wurde, wonach Katharina die Regierung fortführte. Da sie es nicht vermochte, sich gegen ihre Feinde und die Anhänger der vertriebenen Charlotte gehörig zu behaupten, so ließ sie sich von dem Dogen von Venedig bereden, ihre Regierung an die Republik abzutreten. Sie that es 1489, wurde ehrenvoll in Venedig empfangen, und starb daselbst 1510. Nachdem Cypern etwa 80 Jahre lang den Venetianern angehört hatte, wurde es von den Türken erobert, unter deren Oberherrschaft es bis auf den heutigen Tag geblieben ist. So war dies Inselland von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten ein Schauplatz von Kämpfen; Unruhen und Regierungswechseln, welche seinen Wohlstand zerrütteten und es nicht des Glückes theilhaftig werden ließen, wozu die Natur, die es so reich ausgestattet, es bestimmt zu haben schien.

W.

Mannichfaltigkeiten.

In der Wochenschrift „das Vaterland" liest man eine, Spindlers neuesten Volks-Roman „der Vogelhändler von Imst", sehr rühmlich besprechende Beurtheilung, die auch darum alle Beachtung verdient, weil sie verkehrte Richtungen des Zeitgeschmackes mit eben so viel Schärfe als Wahrheit rügt. Spindler offenbart im genannten Romane eine volksthümliche Richtung, und sein Werk ist daher nicht als ein Modeartikel, sondern als ein Dokument, in welchem ein charakteristisches Leben niedergelegt ist, zu betrachten. Es ist allen Denjenigen zu empfehlen, welche Einfachheit, Wahrheit und Ehrlichkeit lieben. Dagegen werden die Liebhaber unserer aristokratischen Literatur Dasjenige, was sie geistreich und pikant nennen, in Spindlers Volksroman nicht finden.

Die Indier belegen ihre Töchter nie mit der kleinsten körperlichen Züchtigung, nicht einmal mit Scheltworten; die höchste Strafe besteht darin, daß sie dieselben mit Wasser bespritzen. „Du sollst keine Tochter mehr haben", sagte nach einer solchen

Digitized by Google

Bestrafung die Tochter zu ihrer Mutter, verließ sie und erhenkte sich. Eine Mutter, die über die Unart ihrer Tochter gerührt war, und deshalb Thränen vergoß, sagte zu derselben, die nach der Ursache dieser Thränen fragte: „Du entehrst mich", und dies bewirkte sofort die Besserung.

Korrespondenz.

Bamberg, 14. Okt.

Unser Theater verdient es, daß seiner in diesem Jahre in der vielgelesenen Didaskalia gedacht werde. Der Unternehmer, Hr. Ferdinand Röder, führt nun dasselbe bereits im dritten Jahre, obwohl ihm ein Zuschuß von mehr als 2000 fl. schon nach Beendigung der ersten Theatersaison entzogen wurde. Kaum hielten wir es für denkbar, uns im heurigen Jahre einer Oper erfreuen zu dürfen, und schwerlich würde es dem rastlos thätigen und energischen Unternehmer gelungen seyn, bei dem Mangel jeglicher Unterstützung (die Commune bewilligt nur wenige 100 fl.) uns solche vorzuführen, hätte der glückliche Zufall es nicht gewollt, daß Hr. Direktor Röder unter vortheilhaften Bedingungen zugleich Unternehmer des Hoftheaters zu Meiningen geworden wäre, dessen Eröffnung mit dem 1. Dez. d. J. beginnen soll. So wurde es möglich, das vorzüglich für diese Bühne engagirte treffliche Opernpersonal auch uns in den Monaten Oktober und November zur Schau zu stellen, und uns einen Genuß — wenn auch nur von zwei Monaten — zu gewähren, wie wir uns seit drei Decennien nicht zu erinnern wissen. Wenn wir nun auch vom Dezember, nach Abgang der Gesellschaft nach Meiningen, bis Ende März uns mit Schau- und Lustspielen, Vaudevilles ꝛc. begnügen müssen (für den April verspricht der Unternehmer uns die Oper zurückzuführen), so entschädigt uns dieser verkürzte Operngenuß hinlänglich für die längste Dauer, wenn wir die Vollkommenheit der Oper berücksichtigen, die nur unter den angegebenen Verhältnissen sich so gestalten konnte. Denn welcher Kunstgesinnte wird nicht lieber nur ein Vierteljahr am Vollendeten sich weiden, als ein ganzes Jahr hindurch einer nie zu befriedigenden Mittelmäßigkeit sich hingeben! — Vom 1. Okt. bis heute sahen wir an Opern: „Norma" (zweimal). „Czaar und Zimmermann", „Freischütz" und „Belisar", mit einer solchen Präcision, wie sie von einer Gesellschaft, die sich erst innerhalb ein paar Wochen zusammenstellte, kaum zu erwarten stand. Die Chöre gingen vortrefflich, die Garderobe war glänzend und in den Solopartieen stand Jeder würdig an seinem Platze. Hr. Eichberger, früheres Mitglied des Berliner Hoftheaters, entzückte durch seinen kräftigen Helden-Tenor in den Partieen des Sever, Max und Alamir; Hr. Köckert, Regisseur der Oper, nicht minder durch seine eben so kräftige, als der mannichfachsten Modulation fähige Baßstimme, so wie durch sein im Tragischen wie Komischen gleich ausgezeichnetes Spiel. Er bewies dies vorzüglich als Caspar und van Bett; Dem. Meyrat, vom Karlsruher Hoftheater, im Besitz einer eben so kräftigen, als angenehmen Stimme, glänzte als Adalgisa, Agathe und Irene; eben so Mad. Egloff als Norma und Antonina. Von den Herren Braun (erster und zweiter Tenor) und Raberg (erster Baß und Bariton) können wir erst später berichten, wenn ihre Debütrollen vorübergegangen seyn werden. Was wir bis jetzt in untergeordneten Partieen von ihnen hörten, berechtigt zu den besten Erwartungen. Hr. Grenzebach, früher am Kasseler Hoftheater, steht als tüchtiger Musikdirektor an der Spitze der Oper, auf deren Details wir später eingehen werden. Es genüge für heute dieser kurze Bericht, und erwähnt möge nur noch werden, daß auch das Schauspiel bis jetzt schon sich schätzbarer Talente zu rühmen hat. Hr. Röder selbst steht oben an. Er entwickelte uns in den Rollen des Czaar (Steffen Langer) und in einem dem Französischen, von Kurländer, nachgebildeten Stücke: „Sie ist wahnsinnig", als Lord Harleigh, zwei psychologische Charaktergemälde in so logischer und konsequenter Durchführung, wie sie nur die schärfste Kritik zu analysiren vermag. Das Publikum belohnte den denkenden Künstler in beiden Stücken durch stürmischen Hervorruf. Hr. Witte hatte sich als Steffen Langer und Hans Sachs eines ähnlichen Beifalls zu erfreuen, so auch Dem. Hoffmann, eine liebenswürdige Soubrette, die wir vor einigen Jahren schon kennen lernten, als Klärchen in Steffen Langer und Kunigunde in Hans Sachs. Ueberhaupt sey schließlich bemerkt, daß fast jede Darstellung, Oper wie Schauspiel, am Schluß mit dem Hervorruf der hier genannten Mitglieder gekrönt wurde.

Charade.

(Zweisylbig.)

Wir wünschen uns die Erste jeden Tag;
Wohl Keiner lebt, der sie entbehren mag.
Soll sie an dir wohlthätig sich bewähren,
So darfst du nie die gift'ge Zweite nähren.

Das Ganze, höchst verwerflich, ist bekannt
Mehr in dem niedern, als im höhern Stand;
Es wohnt bei dem, der nimmer ist zufrieden
Mit dem, was Gott, der gütige, ihm beschieden.

B — Wilh. Schellenberg.

Museum.

Der erste Museumsabend des Wintersemesters 1842/43 ist auf Freitag den 28. October festgesetzt. Diejenigen Personen, welche, ohne Mitglieder der Anstalt zu seyn, an den Museums-Abenden Theil zu nehmen wünschen, werden ersucht, sich in Zeiten mit Abonnementskarten versehen zu wollen. Bei dem steigenden Kostenaufwand muß fortan die Bewilligung freier Eintrittskarten ganz aufhören. Zur Bequemlichkeit für hier verweilende Fremde ist darum die Einrichtung getroffen worden, daß sowohl vor dem 28. October Karten für das angehende Halbjahr zu 11 fl., als auch demnächst solche für einzelne Museums-Abende zu 1 fl. 30 kr. zu haben sind. Alle Mitglieder- und Abonnenten-Karten sind persönlich und müssen jedesmal am Eingang abgegeben werden. Den Herren Mitgliedern, welche das Recht haben, eine Dame einzuführen, werden besonders ausgefertigte Damen-Karten zugesendet werden, weil nach einer neu getroffenen und strenge zu beobachtenden Anordnung in Zukunft Niemand ohne Eingangskarte zugelassen wird.

Frankfurt a. M., am 22. October 1842.

Theater-Anzeige.

Sonntag, den 23. Oct. (Zum Erstenmale) Catharina Cornaro, Königin von Cypern. Große Oper in vier Abtheil., nach St. Georges von A. Büssel. Musik vom k. Kapellmeister Franz Lachner.

Montag, 24. Okt. Erste Vorstellung der französischen Schauspieler-Gesellschaft des k. k. Hoftheaters in Wien unter der Direktion des Hrn. Tronillet: La verre d'eau, ou: Les effets et les causes, par Mr. Eugène Scribe. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: L. k. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 293. Montag, den 24. October 1842.

Der Rabbi von Prag.

Erzählung von Therese v. M. *)

I.

In der jetzt sogenannten breiten Gasse der Prager Judenstadt steht ein Haus, durch nichts als eine kleine thurmartige Erhöhung auf dem Dache vor den andern ausgezeichnet. Ueber der Hausthüre zeigte im sechszehnten Jahrhunderte bereits der in Stein gehauene Löwe, der uns noch heute dies merkwürdige Asyl jüdischer Gelehrsamkeit kenntlich macht, den Namen seines Besitzers an. Dieser war kein geringerer, als Rabbi Löw, gemeinhin der hohe Rabbi Löw genannt, welchen Beinamen ihm auch seine nicht jüdischen Genossen gaben, und unter dem er noch heute im Munde seines Volkes lebt. Es war Abend, der Rabbi war aus der Schule zurückgekehrt, die Studierlampe vor ihm angezündet. Er schickte sich eben dazu an, in dem vor ihm aufgeschlagenen Folianten eine Stelle aufzusuchen, über die er heute mit einem seiner gelehrten Amtsgenossen in Streit gerathen war. Die Stube des Rabbi, selbst für seine Hausbewohner ein Heiligthum, in das, mit Ausnahme seines alten Aaron, Niemand Zutritt erhielt, war mit jenen geheimnißvollen Apparaten angefüllt, deren sich in jenem Zeitalter der Charlatanerie selbst die hellsten und gelehrtesten Köpfe bedienten.

Der Rabbi war Astrolog, Chemiker, Philologe und Arzt, und trieb, wie es im Munde des Volks lautete, noch allerlei geheimnißvolle Künste. Sein Ansehen war jedoch ein so bedeutendes, daß selbst die Orthodoxesten seiner Glaubensgenossen nichts gegen dieses Treiben einzuwenden wagten; und da sich der Rabbi von allen unmittelbaren Beziehungen mit den Christen ferne hielt, so wer ihm auch von dieser Seite nie etwas in den Weg gelegt worden. Selbst die gelehrte Welt, welche sich damals am kunstliebenden Hofe Rudolph's II. in Prag versammelt hatte, kannte ihn nur seinem Rufe nach, und die Neugierde, ihn ein Mal persönlich zu sehen, wurde, trotz mannichfacher Bedenklichkeiten, bei dem Kaiser selbst, und seinem Hofastronomen, dem Ritter Tycho de Brahe, so mächtig, daß sie beschlossen, ihn ein Mal heimlich zu besuchen.

Kaum hatte der Rabbi an diesem Abende seine Studien begonnen, als Aaron, ein kleines, graubärtiges Jüdchen, mit klugen Augen und einem grinsenden Lächeln durch die Seitenthüre hereinschlich, und wartete, bis der Rabbi das Auge vom Buche erhob.

„Was willst Du, Aaron?"

„Hoher Herr," antwortete der Diener nicht ohne einige Verlegenheit, „ein Ungläubiger ist draußen, ein Nazaräer!"

„Was will er?"

„Mit Euch sprechen. Er sieht wie einer von jenen Priestern aus, die dem neuen Dagon Feuer und Wein opfern, und besteht darauf, mit Euch selbst zu sprechen."

Der Rabbi lächelte, und erhob sich, um in das anstoßende Gemach zu gehen, wo Aaron kopfschüttelnd die Kerzen auf einem silbernen Armleuchter anzündete, und die Decke von zwei mit Sammt überzogenen Lehnstühlen riß. Einen Augenblick später trat der Fremde herein. Er schien ein Mann in den besten Jahren zu seyn, ein langer spitzer Bart hing von seinem Kinne herab, und das scharfe durchdringende Auge, wie die hohe imponirende Stirn, gaben ihm das Ansehen eines Denkers und selbstbewußten Mannes. Als er auf die Einladung des Rabbi, sich niederzusetzen, mit einem lateinischen Verse dankte, und zugleich eine blitzende Ordenskette auf dem seidenen Wamms sichtbar wurde, zweifelte der Rabbi nicht, daß er einen der Bedeutendsten aus des Kaisers gelehrter Umgebung vor sich habe. Der Fremde schlug den Mantel vollends zurück, und der Rabbi erkannte die Insignien des dänischen Elephantenordens, welche, wie er wohl wußte, Niemand Anderer am kaiserlichen Hofe trug, als Tycho de Brahe, der weltberühmte Astronom. Der Rabbi fragte daher freundlich nach dem Begehren des fremden Herrn, und ob er nicht die Ehre habe, Seiner Majestät Kämmerer und Hofastrologen vor sich zu sehen? Der Fremde gab sich mit verbindlichem Lächeln als diesen zu erkennen, und ersuchte den „Gelehrten und berühmten Rabbi," wie er sich ausdrückte, alle Umschweife und Ehrenbezeigungen bei Seite zu setzen, indem er dabei den Horazischen Vers citirte, daß die Gelehrtenwelt eine Republik sey. „Ich komme," fuhr er fort, „im Auftrage unsers allergnädigsten Herrn des Kaisers, der Euch, weil die Sterne diesem Vorhaben günstig sind, heute Abend in Eurem Hause besuchen und von Angesicht kennen lernen will."

*) Aus „Libussa, Jahrbuch für 1842." Dieses Taschenbuch, dessen Ertrag der Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für erwachsene Blinde und dem in der Errichtung stehenden Kinderhospitale für Prag und Böhmen bestimmt ist, verdient seines reichhaltigen Inhalts wegen eine recht allgemeine Verbreitung.

Digitized by Google

Der Rabbi war erstaunt von seinem Sessel aufgestanden, und entblößte mit tiefer, ehrfürchtiger Verbeugung das Haupt: „Ist es möglich? der gnädige Kaiser entschließt sich, in die dunkle Hütte des Geringsten seiner Knechte herabzusteigen? Wahrlich, ich kann mich kaum des Staunens bemeistern, mit dem diese große Kunde mich erfüllt."

„Wir kommen, wie es dunkel wird, um neun Uhr etwa von Hradschin herüber; da ich nun den Weg zu Euerem Hause kenne, so erwartet uns nur an der Thüre. Ich brauche Euch nicht erst zu sagen, Meister, daß der Kaiser die tiefste Verschwiegenheit über diesen Besuch beobachtet wissen will."

Der Rabbi neigte sein Haupt, und legte die Hand an's Herz.

Tycho de Brahe erhob sich, um zu gehen. Der Rabbi bat ihn, noch zu verweilen, indem der Besuch eines so gelehrten und berühmten Mannes ihm viel zu kostbar sey, als daß er nicht wünschen sollte, ihn nach Möglichkeit zu verlängern. „Doch tretet, wenn's Euch gefällig ist, in meine Studierstube, Herr! sie wird, obwohl alles äußern Prunkes entbehrend, der schicklichste Aufenthalt für Euch in meinem Hause seyn!"

Tycho nahm mit unverkennbarer Neugierde das Anerbieten des weisen Mannes an, der, den Armleuchter fassend, dem Gaste nachfolgte. „Ich bin wohl der erste Christ," hob der Ritter an, indem seine Augen das Gemach hastig überflogen, „der in dieses Kämmerlein, den Herd so vieler Weisheit und geheimnißvoller Kunst, gelangt ist?"

„Ihr seyd überhaupt der erste Fremde," antwortete der Rabbi, „der diesen Raum betritt; denn ich habe gleiche Ursache, vor meinen eigenen Stammesgenossen, wie vor den Christen, dies Gemach und Alles, was ich darin thue, geheim zu halten." Tycho hatte indeß ein und das andere Instrument genauer betrachtet, und schien überrascht zu seyn, daß ihm das Meiste bekannt sey. Der Rabbi, der in den Mienen seines Gastes las, sagte lächelnd: „Ihr werdet wenig finden, was Euch überrascht, vielleicht nichts, was Euch unbekannt ist." Er öffnete bei diesen Worten eine kleine Thüre, die in ein dunkles Laboratorium führte, auf dessen Herde Kohlen glimmten, und eine rothe Flüssigkeit in einer gläsernen Retorte brodelte. Auch hier fand der Astrologe nichts, dessen Bedeutung er sich nicht zu erklären gewußt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Der gastfreie Engländer.

(Aus dem Galignani's Messenger.)

Ohnlängst begab sich ein gewisser Herr Tessart zu einem auf dem Boulevard des Temple wohnenden Restaurateur, um dort zu diniren. Alle Tische waren bereits besetzt, bis auf einen, an dem ein wohlgenährter Herr in größter Gemüthsruhe und Behaglichkeit sein leckeres Mahl verzehrte. Es war noch Platz an dem Tische für drei Personen.

„Würden Sie wohl erlauben, mein Herr, mich hier nieder zu lassen?" fragte Herr Tessart höflich und deutete auf einen der leeren Plätze.

„Sehr gern, mein Herr", versetzte der Gourmand mit einem Accent, in dem sich der Englishman nicht verläugnete, und speiste ruhig fort. Der Franzmann nimmt gegenüber Platz und läßt es sich ebenfalls trefflich munden, ohne weiter ein Wort mit seinem Vis-à-vis zu wechseln.

Lord Plackatt, so nannte sich der Engländer, hatte früher als der Tischnachbar sein Mahl begonnen und auch eher vollendet; er wischt sich den Mund, erhebt sich, tritt ans Büffet, seine Rechnung zu bezahlen. Nachdem der Lord mit dem Inhaber des Büffets einige Worte gewechselt, schickt Letzterer einen Kellner zu dem noch speisenden Herrn Tessart.

„Ist Ihnen noch Einiges gefällig, mein Herr, so belieben Sie zu bestellen; Mylord ist so eben im Begriff, die Rechnung für beide Couverts zu berichtigen."

Der Speisende läßt die Gabel sinken und sieht den also sprechenden Kellner groß an.

„Für welche beide Couverts zahlt der Herr?" fragt er erstaunt.

„Ei nun, für das seine und das Ihre."

„Ist der Mann bei Sinnen?" fährt der Franzose auf, verläßt seinen Sitz und nähert sich dem Büffet.

Der Engländer stocherte in den Zähnen und wartete etwas ungeduldig auf des Wirths Rechnung.

„Mylord", hob Herr Tessart an, „Sie waren so gütig, mir einen Theil Ihres Tisches zu überlassen, wofür ich Ihnen Dank sage; Sie haben jedoch damit hinreichend der Höflichkeit Genüge geleistet und werden mir daher erlauben, meine Rechnung selbst zu zahlen."

„Das kann ich nicht zugeben, mein Herr", entgegnete Sir Plackatt; „ich kenne die Gesetze der Gastfreiheit, und ich werde Ihnen in Frankreich zeigen, wie man sie in England ausübt. Sie haben an meinem Tisch gespeist, und ich werde Ihre Rechnung bezahlen, so war ich Plackatt heiße!"

Nun erhob sich zwischen Beiden ein lebhafter Wortwechsel. Der Lord bestand darauf, das Couvert des Franzosen zu bezahlen, und dieser protestirte, obgleich unter Lachen, eben so standhaft dagegen. Den kaltblütigen Engländer verläßt endlich die Geduld; er ballt die Faust und stößt dem lachenden unbeugsamen Tischgenossen vor den Magen. Der Franzose, hierüber wüthend, glaubt die Beleidigung alsobald rächen zu müssen, ergreift eine naheliegende Flasche und schlägt sie seinem Gegner auf den Kopf, daß das Blut dem gastfreien Gentleman über beide Wangen träufelt. Der Wirth springt nun fluchend und lärmend dazwischen und trennt die beiden Combattants.

Sir Plackatt, der ein respectables Loch in der Hirnschale davon getragen, ließ, sobald seine gefährliche Wunde geheilt, seinen Gegner dafür zur Verantwortung vor das Tribunal correctionell de Police laden. Herr Tessart, dem der unglückliche Ausgang des harmlosen Diners herzlich leid that, wurde zu 150 Frs. Strafe verurtheilt, und schied von dem Polizeigericht mit dem festen Vorsatz: nie wieder die Gastfreiheit eines Engländers zu verschmähen.

Mannichfaltigkeiten.

(München, 18. Oct.) Das Taschenbuch „Charitas", gestiftet 1834 durch Eduard v. Schenk, dessen Fortsetzung nach dem Tode seines Begründers Karl Fernau (Dr. Darenberger, geheimer Secretär Sr. königl. Hoh. unseres Kronprinzen) übernommen; ist für 1843 in diesen Tagen (mit 5 Stahlsti-

Digitized by Google

chen) bei Manz in Regensburg erſchienen. Es enthält wie in den frühern Jahrgängen Dichtungen von König Ludwig und dem Kronprinzen Maximilian und vereinigt in ſich namhafte Beiträge von ausgezeichneten Schriftſtellern. Ich hebe aus einem Gedichte des Königs Ludwig, das die Ueberſchrift trägt: „Die Teutſchen ſeit dem Jahr 1840“, einige Strophen aus.

Endlich iſt gelöſ't des Bannes Siegel,
Freudig ſind die Herzen aufgethan,
Und das Leben wird des Denkens Spiegel,
Und zur Wahrheit, was erſchien als Wahn.

. . . .
Teutſcher Sinn erſchien verweht, verloren,
Ewig bleibend nur ein Ideal,
Das nie war, das niemals wird geboren,
Blos ein kalter, lebenloſer Strahl.

Doch der Lärmſchuß tönte aus dem Weſten,
Donnerte durch jegliches Gemüth,
Alle, die Geringſten wie die Beſten,
Sind von Lieb' zum Vaterland erglüht.

Was die Seelen Wen'ger nur durchdrungen,
Was die Meng' behandelte mit Hohn,
Hält die Teutſchen alle feſt umſchlungen,
Von der niedern Hütte bis zum Thron.

. . . .
Ja! der heil'ge Funken hat gezündet,
Wärmend, leuchtend, dieſer Flamme Licht,
Nicht gemeſſen wird ſie, noch ergründet,
Größer wird ſie, ſie verlöſchet nicht.

Der Vereinigung ein hehres Zeichen,
An dem alten Rhein, dem teutſchen Strom,
Dem kein anderer vermag zu gleichen,
Rag' gen Himmel Köln's ehrwürd'ger Dom.

Die Voß'ſche Ztg. begrüßte das Geburtsfeſt Sr. Maj. des Königs von Preußen mit einem Gedicht (von L. Rellſtab), das mit den Worten ſchließt:

„Drum offen ſey das Wort, frei die Gedanken,
So wird das Herz, ſo wird die That nie wanken.“

(Düſſeldorf, 17. Okt.) Wir haben vor kurzem wieder einen erfreulichen Beweis von der hohen Achtung erhalten, in welcher unſere vortreffliche Kunſtſchule auch im Auslande ſteht. Bekanntlich hat der Straßburger wiſſenſchaftliche Kongreß ſchon unſern verdienten Direktor Schadow zu ſeinem Vicepräſidenten ernannt. Bei Gelegenheit dieſes Kongreſſes kam eine andere Frage zur Sprache, angeregt wahrſcheinlich durch das ſchöne Streben Deutſchlands, ſeine Dome und andere ehrwürdige Denkmäler der Vergangenheit wieder in ihrer alten Würde herzuſtellen. Das Straßburger Münſter, dieſer Stolz der deutſchen Baukunſt, ſteht bekanntlich im Innern keineswegs in Uebereinſtimmung mit ſeinem erhabenen Aeußern; namentlich erinnert der Chor auf eine höchſt ſtörende Weiſe an die Geſchmackloſigkeit ſpäterer Zeiten. Dieſen auf eine angemeſſene Weiſe herzuſtellen, ihn in Einklang mit der Idee des Ganzen zu bringen, iſt ſchon oft Wunſch geweſen, ſoll aber jetzt zur Ausführung kommen. Die Mittel dazu ſind vorräthig, da die Revolution wohl die Stiftsgüter an ſich geriſſen, den Baufond aber nicht angegriffen hat. Man hat jetzt in Straßburg ein Comité gebildet, welches Pläne für jene Reſtauration vorſchlagen ſollte, und zu den ſieben Mitgliedern deſſelben hat man drei Deutſche, und zwar Düſſeldorfer, die geiſtreichen und in ihrer Kennerſchaft ſo erprobten Profeſſoren Wichmann und Mosler, ſo wie den um unſern Kunſtverein vielfach verdienten Prokurator Schnaaſe gewählt. Wenn dieſe Anerkennung an ſich ſchon erfreulich iſt, ſo wird es gewiß noch mehr Intereſſe erregen, daß die von jenen drei Herren bereits vorgelegten Pläne unbedingt von den übrigen Mitgliedern des Comité's genehmigt und angenommen worden ſind, ſo daß alſo, was deutſche Kunſt begonnen, jetzt auch von deutſcher Kunſt vollendet werden wird.

Man lieſt in einem auswärtigen Tagblatte: Dr. N. fuhr unlängſt auf dem Eilwagen von Frankfurt nach Darmſtadt, als er einem ihm gegenüberſitzenden Herrn anzuſehen glaubte, als habe derſelbe Bauchgrimmen und ſey des Ausſteigens benöthigt. Dienſtfertig rief Dr. N. dem Kondukteur zu, doch zu halten, wozu ſich dieſer endlich verſtand. Der ältliche Herr ſtieg aus und kehrte erleichtert zurück; als er ſich bei dem bekannten Literaten bedanken wollte, zog dieſer eilfertigſt ein Manuſcript aus der Taſche, und ſprach: „Ich höre, Sie ſind ein Buchhändler, ich bin ein Schriftſteller, ich hab' Ihnen geholfen, helfen Sie mir auch. Hier iſt ein Roman fertig; 10 Louisd'or und er iſt Ihnen! Der Buchhändler mußte nolens volens das Manuſcript zur Durchſicht mitnehmen und ein Freund rieth dem Dr. N. dieſe Aventure als Vorrede drucken zu laſſen, indem Sie, allen Reſpekt vor ſeinem Buche, mindeſtens ſo gut ſey, als ſein fertiger Roman.

(Baden, 15. Okt.) Geſtern Abend gegen 7 Uhr ſtand ein gewiſſer Fidel Stiefel von Oos vor der Hütte, worin das Geſchirr der Eiſenbahnarbeiter aufbewahrt wird, Wache, als ſeine Frau zu ihm kam, ihn zum Nachteſſen zu holen. Mit den barſchen Worten: „ich gehe nicht zum Nachteſſen“, fertigte er ſeine Frau ab, ſchlug aber zu gleicher Zeit ſeine Flinte auf einen in der Nähe befindlichen und nach dem Aufſeher ſich erkundigenden Eiſenbahnarbeiter, Bernhard Braunnagel von Oos, an und drückte ab. Der Schuß traf denſelben ſo auf der linken Seite, daß er ins Genick, in's Knie und den linken Arm Schrote erhielt, die theilweiſe noch nicht herausgezogen werden konnten. Glücklicherweiſe iſt die Verwundung nicht gefährlich. Der Thäter wurde bald darauf verhaftet und in's Amtsgefängniß nach Baden gebracht.

Georg Herwegh wird eine zweite Sammlung von Gedichten herausgeben und die Redaktion des „deutſchen Boten aus der Schweiz“ übernehmen.

Rheiniſche Blätter erzählen: „Als der König von Preußen noch vor dem Beginnen der Manöver das Lager bei Grimlinghauſen durchritt, das, in ganz ſchattenloſer Fläche liegend, der Sonnenhitze freien Spielraum ließ, äußerte er ſeinem Gefolge: „Unſere Manöver werden allerdings nun einen großen Lichtpunkt in der Zeitgeſchichte bilden, aber, bei Gott, ich

Digitized by Google

wollte, es wäre auch etwas Schattenseite dabei herauszufinden für meine braven Soldaten."

(Jung gefreit.) Die Griechinnen sind mit dem zehnten Jahre heirathsfähig; der englische Reisende Strong berichtet von einer „vierundzwanzigjährigen Großmutter."

Ein auf Eisenbahnen in England schon vorgekommenes Ereigniß setzte am 1. Oktober die auf dem Bahnhofe zu Buckau bei Magdeburg beschäftigten Personen in nicht geringes Erstaunen und große Bestürzung. Die Lokomotive, der Herkules, langte auf dem erwähnten Bahnhofe an, und wurde von einem Lokomotivführer zu einem anderweitigen Versuch ausersehen. Der Heizer verließ den Herkules, ohne das Ventil zu schließen, oder die Maschine zu bremsen. Herkules setzte sich in Bewegung, und fuhr, ohne Lenker und weiteres Gefolge, rasch von dannen, durch den Schönebecker Bahnhof, bis ihn endlich im Jungfernbusche bei Gnadau die Kraft verließ, und er von der eiligst nachgesendeten Lokomotive, die Jungfrau, daselbst eingefangen wurde. So komisch dieses Faktum klingt, so ist das Glück viel größer, daß kein Wagenzug dem Herkules begegnete, denn wir würden wahrscheinlich dann in dem verhängnißvollen Jahre 1842 noch um ein tragisches Ereigniß reicher geworden seyn.

Der ägyptische Joseph hatte die fetten und mageren Jahre prophezeiht. Ein Engländer, Howart, prophezeiht uns jetzt warme Jahre, weil wir die Reihe der kalten hinter uns hätten. Das Wetter, sagt er, hält immer einen Cyclus von 18 Jahren. Denkt euch nur: 18 warme Jahre vor uns, 18 Weinjahre à la 1842 (aber ohne die Unglücksfälle) eins besser als das andere. Es ist ein großartiger Gedanke; kommt, laßt uns drauf anstoßen! (Vaterland.)

Ein gar artiges Buch ist die „Naturgeschichte des deutschen Studenten"; der Verfasser, „Plinius der Jüngste" nennt er sich, hat treffenden Witz und sollte seine Maske nächstens ablegen.

Wozu allem das Gummielastikum doch verwendet wird! In London hat ein gewisser Aschardson es sogar zur Pflasterung empfohlen, besonders für Pferdeställe, damit die Herren Pferde ein Surrogat für weichen Rasen unter den Beinen haben.

Korrespondenz.

Wiesbaden, 17. Okt.

Als Novität sahen wir am 13. d. die Aufführung einer Uebersetzung des Scribe'schen Lustspiels: „Une chaine", unter dem deutschen Titel: „Liebefesseln." Dieses Lustspiel ist, wie gar manche andere der Scribe'schen Erzeugnisse zunächst für das Pariser Publikum bestimmt, und kann, in's Deutsche übertragen, nur dann das Interesse des Zuschauers erregen, wenn neben einem schönen und raschen Dialog französische Gewandtheit in Sprache und Spiel, unter richtiger Auffassung der Charaktere des Pariser Salon-Lebens, zur Anschauung gebracht wird. Dieses war aber dahier, mit Ausnahme des Hrn. Mayer (Graf St. Géran), der in Haltung und Sprache den mystifizirten Ehemann in ächt französischer Manier gab, keineswegs der Fall. Denn die beiden Damen, die Gräfin St. Géran und Aline darstellend, wetteiferten in auffallender Weise, die eine, um liebenswürdig, die andere, um naiv zu erscheinen, beide darin übereinstimmend, daß der Conversationston der einen so unrichtig war, wie der der andern. Mad. Flindt (Gräfin St. Géran) verfiel mehrmals in den declamatorischen Ton einer Jeanne d'Arc. Hr. Grabowsky lieferte ein ganz eigenthümliches, jedenfalls aber kein richtiges Gemälde von einem Pariser Advocat-Anwalt, der seiner Kenntnisse und Rechtlichkeit wegen allgemeine Achtung genießt und nur die Schwachheit besitzt, allzu großen Werth auf vornehme Bekanntschaften zu legen. Die Repräsentation dieses Charakters glich in mehreren Scenen dem eines Flüchtlings, der von seinen Häschern verfolgt wird. Von der einem Pariser Anwalt beiwohnenden Feinheit und Selbstgefälligkeit gewahrte man nichts. Die Aufführung dieses Lustspiels, in der deutschen Uebersetzung Schauspiel genannt, fand unter bewandten Umständen nur geringen Beifall. Die mangelhafte Bearbeitung verheißt demselben auch bei besserer Rollenbesetzung kein größeres Glück. — Zwei Tage vor dieser Vorstellung, am 11. d., wohnte der dahier angekommene Kapellmeister Conradin Kreutzer der Aufführung seiner Oper: „Das Nachtlager zu Granada" bei. Derselbe mag über die musikalische Ausführung eben nicht sehr erfreut gewesen seyn. Dem Zauber dieser zarten und lieblichen Tondichtung ist es allein zu verdanken, daß das Orchester die Oper nicht fallen ließ. In Beziehung auf den Gesangsvortrag fand dagegen Vieles verdiente Anerkennung. Dem. Cäcilie Kreutzer (Gabriele) excellirte in den meisten Nummern durch kunstgerechten, der schönen Composition ihres Vaters würdigen Vortrag und wurde darin durch die vorzüglichen Leistungen der Herren Jaskewitz und Stritt (Jäger und Gomez) unterstützt. Es war zu bedauern, daß bei der Anwesenheit des Componisten nicht Hr. Musikdirektor Foreit die Leitung des Orchesters übernommen, der bei einer früheren Aufführung viel Sicherheit und Präcision im Dirigiren, unter Berücksichtigung der Tempi im Geiste der Composition, gezeigt hatte. Am 15. d. sahen wir eine Wiederholung der Auber'schen Oper: „Der Schwur, oder: die Falschmünzer." Die Rollen des Gastwirths Andiol, des Pächters Edmund und des Capitän Johann waren besetzt durch die Herren Gerstel, Schrader und Jaskewitz; die Partie der Marie war in den Händen der Mad. Schumann. Die Leistungen der Genannten, insbesondere die der Letztern, fanden laute Anerkennung von Seiten des Publikums. Die große Arie im ersten Akt sang Mad. Schumann mit vieler Grazie und geschmackvoller Coloratur. In dem darauf folgenden schönen Abschiedsduett mit Edmund (Hrn. Schrader), von diesem sehr tüchtig unterstützt, war der Timbre ihrer Stimme schmelzend und dem Geiste der Composition entsprechend. In Beziehung auf musikalische Ausführung und Arrangement war die Vorstellung mangelhaft. Dem Orchester fehlte das Ensemble und die Blechinstrumente bildeten trotz aller Hiebe des Dirigenten häufig den Nachtrab. Im zweiten Acte wirkte der Mangel passender Decorationen, im dritten Acte aber der zeitgemäßer Costüme störend für das Auge. Eine Theaterprobe für die Comparsen schien nicht stattgefunden zu haben; die Regie mochte geglaubt haben, so etwas arrangire sich von selbst. Da die Handlung des dritten Acts in die Zeit kurz nach der Schlacht bei Marengo fällt, so überraschte es, den Erpächter Edmund geschmückt mit dem Kreuze der Ehrenlegion zurückkehren zu sehen, obgleich die Vorschläge zur Errichtung dieses Ordens erst zwei Jahre später gemacht wurden. Die fragliche Decorirung erscheint mithin als ein Anachronismus, den die Regie nicht hätte passiren lassen dürfen.

Theater-Anzeige.

Montag, 24. Okt. Erste Vorstellung der französischen Schauspieler-Gesellschaft des k. k. Hoftheaters in Wien unter der Direktion des Hrn. Trouillet: La verre d'eau, ou: Les effets et les causes, par Mr. Eugène Scribe. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Hellgr. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 294. Dienstag, den 23. October 1832.

Alter und Jugend.

Von K. E. Prutz.

Ihr könnt nicht uns verstehen,
Und wir nicht euren Rath:
Wohlan, so laßt uns gehen,
Ein Jeder seinen Pfad.
Ihr legt die Stirn in Falten,
Ihr nennt euch selbst die Alten,
Die Langsamen, die Kalten —
  Und wir sind jung und wir sind frisch,
  Und wir sind rasch und wir sind risch:
  Das kann nicht Friede halten.

Wir wollen euch nicht zürnen,
Ade, ihr alten Herr'n!
Vor euren kahlen Stirnen
Beugt unser Knie sich gern.
Doch sagt, vor unsern Locken,
Vor unser's Flaumes Flocken,
Warum steht ihr erschrocken?
  Auch euer Haupt war einmal braun,
  Auch euer Auge konnte schau'n —
  Nun aber ist es trocken.

Ihr habt ihn längst verloren,
Den Blick für unser Welt:
Euch dünkt ein Spott der Thoren,
Was uns die Seele schwellt.
Ihr mögt nur immer sagen,
Kopfschütteln nur und tragen,
Bedünken und klagen:
  Uns packt es an und reißt es fort,
  Nun sind wir hier, nun sind wir dort,
  Wir wollen einmal wagen.

Lebt wohl! Zum letzten Male
Kreuzt unser Bahn sich hier:
Ihr geht gemach im Thale,
Auf Klippen wandern wir.
Ruht aus in Abendgluthen,
Beim Murmeln kühler Fluthen,
Wie eure Väter ruhten:
  Denkt nie, daß ihr einst selber so
  Wart jugendfrisch und jugendfroh —
  Das Herz müßt' euch ja bluten!

Du aber, Reich der Jugend,
Steig' auf, du ewig jung,
Du Götterreich der Tugend
Und der Begeisterung!
Und sollten wir verderben,
Wir wollen für dich werben,
Die Zukunft soll dich erben!
  Das Alter mag im Lehnstuhl ruh'n —
  Doch will Gott uns was Gutes thun,
  So laß er jung uns sterben!

Der Rabbi von Prag.

Erzählung von Thereſe v. M.

(Fortsetzung.)

„Ihr glaubtet gewiß," fuhr der Rabbi fort, „bei mir viel Neues zu sehen, edler Herr; ich bedaure, daß Ihr Euch getäuscht findet."

„In der That, nach dem, was man von Eueren geheimen Künsten spricht, und von Eueren Zauberbüchern —"

„Wir lesen im Buche der Natur," unterbrach ihn der Rabbi, „dessen Schrift Euch eben so geläufig ist, als dem Weisesten unter uns."

„Warum verhüllt Ihr dann Eure Forschungen in ein so undurchdringliches Dunkel?"

„Auch Ihr, edler Herr," wandte bescheiden der Rabbi ein, „verhüllet sorgsam dem gemeinen Auge, was Euch der Gott der Weisheit in stillen Stunden vertraut. Um wie viel besorglicher müssen wir zu Werke gehen, die vom Volke verflucht sind, und über deren Haupte das Schwert des Zornes hängt. Von Kerker, Schmach und Feuertod bedroht, müssen wir uns wohl hüten, selbst mit wohlthätiger Kunst hervorzutreten, in welcher der Aberglaube und der angestammte Haß unserer Feinde nur Werke des Teufels und der Zauberei erblicken würde."

Digitized by Google

„Es ist wahr, man erzählt sich seltsame Geschichten, insbesondere von Euch, sogar der Kaiser weiß davon. Wir sprachen neulich mit einem Herrn, der steif und fest behauptete, Ihr hättet einen Teufel in Euerem Sold, den Ihr durch einen Zauberspruch so zu bannen wüßtet, daß er alle Euere Hausgeschäfte wie ein ordentlicher Dienstbote verrichtete. Wenn etwas an der Sache ist, so wäre ich recht neugierig, den sinnreichen Automaten zu sehen!"

„Das könnt Ihr sogleich," der Rabbi öffnete einen Kasten, in welchem eine menschliche Figur, mit anatomischer Genauigkeit aus Holz geschnitzt, lehnte.

Der Rabbi nahm den Kopf auseinander, und zog ein künstliches Uhrwerk auf. Der Golem zuckte, reckte sich, und ging in der Stube, wiewohl etwas steif, aber mit ziemlicher Hastigkeit umher. Freilich mußte ihn der Rabbi mit einem Stabe gängeln, damit er nicht geradezu auf die Gläser los ging, oder den Tisch mit der Studierlampe umwarf. Tycho de Brahe lachte aus vollem Halse über den possierlichen Anblick, und der Rabbi stimmte ein.

„Das ist also Euer spiritus familiaris? fürwahr, wenn Ihr solche Kunststücke macht, so dürft Ihr Euch gar nicht wundern, wenn Euch die Leute als einen intimen Freund des Teufels betrachten. Sagt mir jetzt, wie bringt Ihr den Burschen wieder zum Stehen, bevor sein Uhrwerk ganz abgelaufen ist?"

Der Rabbi zeigte auf eine Feder, welche er berührte, worauf der Golem, der noch vor einer Sekunde lustig mit Armen und Beinen gewackelt hatte, steif und starr umfiel. Der Rabbi schob ihn wieder in seinen Kasten, und verschloß diesen mit einem, wie es schien, nagelneuen Schlosse.

„Es ist noch nicht lange her," sagte er, „daß mir mein hölzerner Knecht sehr viel Rumor machte. Ich sperrte nämlich, um in die Schule zu gehen, das Räderwerk, stellte ihn in seinen Kasten, und entfernte mich, indem ich wie gewöhnlich die Thüre dieser Stube abschloß. Nun mochte die Feder, durch den oftmaligen Gebrauch abgenützt, nicht mehr stark genug seyn, den Trieb der Räder zu hemmen. Der Bursche wurde mit einem Mal lebendig, stieß endlich die Thüre seines Kastens auf, und machte, Alles umwerfend, einen Spaziergang durch die Stube, bis er an die Wand dort anprallte und umfiel. Mein Diener kam in halber Todesangst in die Schule gelaufen, wo ich eben das Abendgebet begonnen hatte, und flüsterte mir erschrocken zu, daß der Golem los sey, und Alles in meiner Stube zerschlage. Ich mußte daher das Gebet unterbrechen und eilig nach Hause gehen, wo ich ihn auf dem Boden zappelnd und um sich schlagend fand. Seit dieser Zeit halte ich ihn unter Schloß und Riegel. Daß dieser Umstand vielfach bekannt und besprochen wurde, wußte ich wohl, daß er aber dazu beitragen werde, die Aufmerksamkeit unsers gnädigen Kaisers auf meine unbedeutende Person zu lenken, hätte ich nicht erwartet."

„Ihr könnt versichert seyn, Meister, daß diese Geschichte dem gnädigen Herrn viel Vergnügen machen wird; er hat selbst ein paar tanzende Zigeuner und einen Löwen nach dem Muster der Beiden, welche im Thronsaale der byzantinischen Kaiser standen; gegen dieses Kunstwerk aber halten sie keinen Vergleich aus!"

Die beiden Gelehrten sprachen noch eine lange Weile, und machten sich über die Unwissenheit und den Aberglauben ihrer Zeitgenossen, besonders aber einzelner Stände derselben, lustig, wobei der Rabbi so viel beißenden Spott und gute Laune zeigte, daß der Astronom von ihm mit der Versicherung schied, dieser Abend sey einer der frohesten gewesen, welche er in Prag verlebt habe.

II.

Der Rabbi hatte seinen Gast gebührend begleitet, und war zu seinem Studium zurückgekehrt, als sein Diener neuerdings mit verdrießlichem Gesichte herein kam, und dem hohen Meister anzeigte, daß ihn ein Weib zu sprechen verlange, und sich nicht abweisen ließe. Obwohl ein solches Begehren, zu solcher Stunde besonders, ein seltsames, und in Betracht der damaligen Verhältnisse unziemliches erschien, gebot der Rabbi doch, sie in das anstoßende Gemach zu führen.

Damals waren die Rabbiner überhaupt, namentlich aber ein Mann von solchem Ansehen, wie Meister Löw, ihren eigenen Stammesgenossen bei weitem schwerer zugänglich als jetzt. Es mußte eine Sache von Wichtigkeit seyn, die ein Weib bewegen konnte, einen solchen Schritt zu wagen.

Als der Rabbi in die Stube trat, fand er eine verschleierte Gestalt, mit gebeugtem Haupte und merklich zitternd. Auf sein Geheiß schlug sie den Schleier zurück, und zeigte eines jener holden Gesichter, auf denen die ganze Pracht orientalischer Schönheit schimmert. Des Rabbi Auge hing eine Weile prüfend und theilnehmend zugleich an den roth übergossenen Zügen.

„Wer bist Du, und was willst Du, Jungfrau?"

Leise und verschüchtert antwortete sie: „Vergebt, hoher Herr und Meister, Euerer Magd, die sich zu Euch und vor Euer strahlendes Angesicht zu drängen wagt."

„Fasse Muth, und sprich."

„Ich bin Rachel, die Tochter Löb's Ben Isaak."

„Dein Vater ist ein frommer, gottesfürchtiger Mann."

Rachel preßte beide Hände an ihre Brust, und stammelte: „Ihr seyd so gnädig, und doch vermag ich's nicht. — "

„Fasse Muth," sagte der Rabbi mild, „und sage mir, was Dich drückt. Hast Du gegen das Gesetz gesündigt?"

Rachel faßte sich gewaltsam, und erzählte, durch die milden Worte des Meisters ermuthigt: „Vor drei Monaten, hoher Rabbi, ging ich, meine Base zu besuchen, eilig und wohl verschleiert, wie es einer Jungfrau geziemt. Die Base war aber plötzlich so schwer erkrankt, daß ich mich entschließen mußte, ihren Vater vom Trödelmarkt zu holen. Auf dem Wege dahin begegneten mir zwei Junker, die, meiner kaum ansichtig, mich verfolgten, bis Einer es wagte, meinen Schleier zu fassen. Als ich mich sträubte, wollte der Andere meine Hände halten, ich riß mich aber los, und floh, von ihnen verfolgt, bis ich über einen Stein stürzte, und bewußtlos liegen blieb. Wie aus einem dumpfen Traum erwachend, fand ich mich in einem Prunkgemach wieder, auf einem kostbaren Lager, an dessen Füßen ein Ritter stand, leuchtend im Schmuck der Waffen, wie Gideon, der Held unseres Volkes. Er neigte sich mild zu mir, und ich erfuhr, daß er mich, die bewußtlos auf der Straße gelegen, aufheben und in sein Haus hatte tragen lassen. Meine verletzte Stirn war verbunden worden, und da der Abend mittlerweile hereingebrochen war, geleitete er mich selbst bis an die Thüre meiner Base. Seit jenem Tage sah ich den Ritter oft, er harrte meiner auf jedem meiner Wege, und" — ihre Stimme war durch die Scham des Geständnisses und das

Digitized by Google

überwallende Gefühl fast erstickt — „er gestand mir seine Liebe. Seyd mir ein milder Richter, hoher Herr, ich habe die Wahrheit gesprochen.“

(Fortsetzung folgt.)

Meine Reise über das Meer.

Reisen ist Leben.
Kaiser Max.

Als ich fest entschlossen war, den neuen Welttheil mit dem alten zu vertauschen, that ich, was Jeder thun wird, in einem solchen Falle. Ich las viele Schriften über Amerika, französische, englische, deutsche. Toqueville gab mir eine vorläufige Kenntniß der Gesetze und Staatsverfassungen, Beaumont verstärkte meinen Ekel gegen die Sklaverei, wenn er irgend zu verstärken war. Was Hamilton und M. Trollope über amerikanisches Leben sagten, schien mir aus dem englischen Hasse gegen die der Herrschaft entwachsenen Colonieen hervorgegangen und also kaum der Beachtung werth. Am liebsten waren mir die deutschen Schriftsteller Grund, Duden und vor allen der Verfasser der Lebensbilder aus den beiden Hemisphären, die Alles in idealerem Lichte ansehen, als die kalten und nüchternen Engländer, die sich an Sachen halten und bei denen die Begeisterung durch die Urtheile des Verstandes gedämpft und gemäßigt wird. Warum ich Amerika liebte, hatte nur einen Grund und zwar den, weil ich die Freiheit liebte und weil die edelsten Charaktere des vorigen Jahrhunderts, Washington, Kosciusko, Lafayette, an der Wiege dieser transatlantischen Freiheit gestanden hatten.

So stark auch diese Liebe zur Freiheit war, so vermochte sie doch nicht meine Liebe zum Vaterlande zu vernichten, und wenn auch mein Herz einen mächtigen Hang hatte für republikanische und radical democratische Regierungsformen, so zerschnitt es mir doch die Seele, die schöne Heimath und ihre blauen Berge auf immer zu verlassen, deren liebliche Thäler und Eichenwälder, so wie die Fernsicht, die sie auf ihren Gipfeln über die deutschen Lande bieten, die größte Freude meiner Jugend gewesen sind.

In der Morgendämmerung eines schönen Herbsttages bestieg ich das elegante Dampfboot zu Mainz und in der Mittagsstunde war das ganze schöne Rheingau mit dem Johannisberg, dem Mäusethurm und dem Königsstuhl von Rhense an mir vorbei. Am Abend desselben Tages war ich dem Siebengebirge gegenüber und dem Landhause des alten Arndt, dessen Tugend mich immer mit Achtung erfüllt hatte, und dessen ganzes Seyn und Wesen mir der wahrste Ausdruck des deutschen Charakters zu seyn schien. Nach einer dreitägigen Fahrt, unendlich reich an schönen Aussichten und an Beobachtung der kommenden und wieder verschwindenden Reisenden, immer begünstigt vom hellen Sonnenschein und wolkenlosen Himmel, war ich in Rotterdam.

Mit dem Kapitän des Kauffahrteischiffes, das bestimmt war, mich von Europa nach Amerika zu tragen, war schon vor meiner Reise nach Holland ein Vertrag abgeschlossen worden, nach welchem ich als Kajütenpassagier reisen und 200 Gulden im Ganzen bezahlen sollte. Hoch erfreut war ich, alsbald zu vernehmen, daß noch acht volle Tage nöthig seyen, um die Ladung zu vollenden, und diese Zeit beschloß ich, zumal da das schöne Wetter noch dauerte, nach meiner Lust und Liebe zu benutzen, und so viel als möglich von meinem Aufenthalte in dem merkwürdigen Lande zu gewinnen.

Ich machte mich sogleich mit den Geldsorten bekannt, in die man sich sehr leicht finden kann, bei der Einfachheit des holländischen Münzwesens; sodann suchte ich mich einzurichten, so gut es gehen wollte, und mich auf diesem Boden zu orientiren. Den ersten Abend brachte ich hin in dem brillanten Café de Londres. Den folgenden Sonntag machte ich einen Ausflug über Delft nach Haag immer beim schönsten Herbstwetter. So reinlich das Kanalboot oder Treckschuit, auf dem ich zwei Stunden fuhr, auch in seinem Innern war, so vermochte ich dennoch nicht, auf meinem Sitze zu bleiben, denn zu sehr lockte mich der erquickliche Anblick der Landschaft, die reichen Landhäuser, die auf beiden Seiten jeden Augenblick mit schönen Gärten sich zeigten, die hinter Weidenhecken auf fetten Wiesen weidenden Heerden und alles Neue und Ueberraschende, das das halbdeutsche Holland mehr vielleicht als ein anderes uns verwandtes Land dem deutschen Reisenden darbietet. Ich erlaube mir, mich selbst in die Klasse von Reisenden zu zählen, welche Sterne den inquisitive traveller nennt, und deßhalb ging ich nicht gerades Wegs hindurch durch die weit ausgedehnte Stadt Delft, der man, wie z. B. auch unserm Wetzlar oder Constanz, den einstigen unermeßlichen Wohlstand einer bedeutenden Fabrikstadt ansieht an der verhältnißmäßig zu den Wohnungen geringen Bevölkerung, sondern mein Erstes war, den Weg in die Kirche zu finden, deren schönste Zierde das Denkmal des großen Oraniers, Wilhelm des Schweigsamen, ist. Wenn auch dieses Denkmal, das ein dankbares Volk seinem größten Wohlthäter errichtet hat, etwas an Ueberladung leidet, so ist es doch seines Gegenstandes würdig. Die Symbole zu den vier Seiten sind trefflich gewählt, wie der Hut mit der Aufschrift: aurea libertas; die Gerechtigkeit mit Wage und Schild, auf welchem die Worte: Te vindice juta libertas; der Muth mit dem Dornenzweig; die Religion mit der Bibel. Oranien selbst liegt auf einer fünf Fuß erhöheten Platte, in weißem Marmor gearbeitet, seinen treuen Hund zu Füßen, der nach der Ermordung seines Herrn weder Speise noch Trank nahm und neben der geliebten Leiche verhungerte. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die meisterhafte Charakterschilderung Oraniens von unserm Schiller die beste Zeichnung ist, die er je von einer historischen Person entworfen; aber eben deßhalb verdient de Keyser, der Bildhauer, eben so wohl als der Geschichtschreiber das Zutrauen, daß beide auf gleich unübertreffliche Weise den Helden dargestellt haben, nicht nach ihrer Phantasie, sondern wie er lebte, und wie er an der Spitze seines Unternehmens gestanden hat; denn hier sah ich Oranien ganz so, wie ich mir sein Bild nach Schillers Schilderung entworfen hatte.

Da es nicht meine Absicht seyn kann, nach einem so kurzen Aufenthalte in einem so eigenthümlichen Lande nur vom ersten Eindrucke geleitet von Allem, was mir begegnet, eine Schilderung oder gar Beurtheilung zu geben, so bemerke ich nur im Allgemeinen, daß das Museum im Haag den Besuch jedes Reisenden verdient, der Sinn hat für die Reliquien einer großen Zeit, der noch nie die bizarren Arbeiten der japanischen oder chinesischen Kultur gesehen, der ein Freund der holländischen Malerschule ist und Meisterstücke italienischer Maler nirgends zu sehen versäumt.

(Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Lesueur's Te Deum.

Lesueur war 1793 in das Gefängniß gebracht worden, weil er sich erlaubt hatte, Kirchenmusik zu schreiben. In Folge dieser Anklage hätte er offenbar seinen Kopf verloren, wenn nicht zum Glück für ihn ein exaltirter Clubbist, der blutdürstigste aller damaligen Schreckensmänner (wenigstens dem Anschein nach) den jungen Kapellmeister in dem Gefängnißhofe bemerkt hätte.

„Was machst Du hier, Aristokrat?" fuhr er ihn an.

„Ich componire ein Te Deum", antwortete Lesueur ganz ruhig.

„Wahrscheinlich um die Siege der Republik über ihre ehemaligen Herren zu feiern?"

„Nein, es ist ein Lob- und Dankgesang, den ich für den Tag vorbereite, an welchem ich aus diesem Kerker werde befreit werden."

Während dieses Gesprächs, in welchem Chenier, denn das war der Fragende, absichtlich in barschem Tone gesprochen, hatte sich die Menge der Gefangenen entfernt, um auf die schreckliche Verlesung zu antworten, nach welcher sie zur Guillotine geführt wurden. Als Chenier mit Lesueur allein war, sagte er mit bewegter Stimme: „Konnten Sie glauben, daß Ihr ehemaliger erster Contrebassist alles das vergessen habe, was er Ihnen verdankt? Ich habe durch die Terroristenrolle, die ich spielen muß, schon über sechszig Personen gerettet, die mir theuer waren. Auch bei Ihnen werde ich mein Heil versuchen." Er eilte darauf in den Clubb und sagte: „Bürger, ein talentvoller, jugendlicher Freund der Republik schmachtet in Ketten im Kerker, wo er, um sich zu trösten, ein Te Deum schreibt, das die Siege unserer Heere feiern soll. Wollet Ihr zugeben, daß der Tyrtäus der Nation länger das Glück entbehre, die Luft der Freiheit zu athmen?"

„Nein, nein, wir werden es nicht zugeben!" riefen sogleich tausend Stimmen. „Kommt sogleich in den Wohlfahrtsausschuß, damit wir seine Freilassung verlangen." Der Schritt der Clubbisten hatte das gewünschte Resultat und Chenier eilte zu Lesueur, um ihm den Befehl zu zeigen, der der Gesellschaft eine ihrer würdigsten Zierden zurückgeben sollte.

Das Te Deum, das in den feuchten Gewölben eines Kerkers begonnen wurde, hat nacheinander den Sieg von Austerlitz 1802, die Eroberung von Algier 1830, die Rettung der königlichen Familie nach dem Attentate Fieschi's und endlich die Geburt des Grafen von Paris 1838 gefeiert.

Mannichfaltigkeiten.

In Marseille spielt jetzt eine deutsche Operngesellschaft, nachdem sie das ganze südliche Frankreich durchzogen und überall großen Beifall gefunden hat.

Die Musik Mozarts, aber auch die Rossini's, ist bis in die Steppen der Kalmuken gedrungen. Als Humboldt 1829 den Kalmukenfürsten Lered-Dschab von Astrachan aus besuchte, führte während der Tafel die Kapelle des Fürsten, aus lauter Kalmuken bestehend, Ouvertüren von beiden Meistern mit vieler Fertigkeit aus.

Korrespondenz.

Mainz, 20. Okt.

Das Frankf. Journal vom 14. d. M. enthält eine Korrespondenz aus Darmstadt vom 11. Okt., in welcher die hier stattgehabte allgemeine deutsche Industrie-Ausstellung besprochen, und die erste Anregung zu diesem Unternehmen, wie auch die Ausführung desselben, dem Central-Gewerbverein des Großherzogthums Hessen zugeschrieben wird. Dies ist eine direkte Unwahrheit, zu deren Widerlegung uns nöthig erscheint, einen kleinen Protokoll-Auszug aus der Sitzung der hiesigen Lokal-Section des Gewerbvereins vom 16. April d. J. mitzutheilen. In der erwähnten Sitzung sprachen die versammelten Mitglieder ihre dankende Anerkennung aus: 1) Dem Vorstande der Section, Hrn. Karl Deninger, für die Verdienste, die er sich in der Angelegenheit der ersten deutschen Industrieausstellung dadurch erworben, daß er die glückliche Realisirung durch seine Bemühungen in Aussicht gestellt. 2) Dem ersten Urheber der Idee, dem Vereinsmitgliede Hrn. Philipp Jakob Schöppler, Uhrmacher in Mainz. 3) Dem Präsidenten des großherzoglich hessischen Gewerbvereins, Hrn. Geheimerath Eckhardt, für die loyale Unterstützung der von Hrn. Schöppler angeregten und durch den Vorstand, Hrn. Karl Deninger, thatkräftig weiter beförderten Idee. — Aus diesem der Wahrheit getreuen Auszuge geht hervor, daß der Central-Gewerbverein des Großherzogthums auf das Verdienst, den ersten Gedanken zu der allgemeinen Industrieausstellung angeregt zu haben, nicht den mindesten Anspruch hat, ja wir können weiter, der Wahrheit gemäß, versichern, daß die ganze geschmackvolle Einrichtung der Ausstellung nur von den Herren Karl Deninger und Köhler und den unter ihrer Leitung mitwirkenden Mitgliedern der hiesigen Lokalsection des Gewerbvereins ausgegangen ist, und daß es ausschließlich nur Hr. Deninger war, der sich bei Sr. königl. Hoh. unserm allverehrten Großherzoge darum verwendete, daß Allerhöchstdieselben geruhten, die Räume des großherzogl. Schlosses zur Ausstellung anzuweisen. Der Staat hat freilich das Unternehmen unter seinen Schutz genommen, und von dem Central-Gewerbverein des Großherzogthums aus sind im Auftrag der Regierung die Einladungen an die übrigen deutschen Staaten ergangen, ihre betreffenden Fabrikanten und Industriellen zur Theilnahme an der allgemeinen deutschen Industrieausstellung zu ermuntern. Indeß trotz dieser Einladungen haben die weitverzweigten Verbindungen der Industriellen von Mainz zur Realisirung des Unternehmens am wesentlichsten mitgewirkt, wie dies von allen Theilnehmern an der Industrieausstellung anerkannt worden ist. Darüber, daß der Central-Gewerbverein die Kosten bestritten hat, ist kein Wort zu verlieren; dafür sind auch die Einnahmen aus der Ausstellung in seine Kasse geflossen. Was nun gar die lächerliche Behauptung anbetrifft, als habe Mainz sich um die Ausstellung nicht bekümmert, weil es mit den Festivitäten für die Naturforscher beschäftigt gewesen, und als habe es die Ausstellung nur als Schmuck und Zierde jener Festlichkeiten benutzen wollen, so hat hier Jedermann über diese thörichte Beschuldigung gelächelt und in ihr und durch sie die armseligen Beweggründe erkannt, welche den Darmstädter Korrespondenten zur Aufstellung solcher Absurditäten veranlaßt haben mögen. Wenn sich der kleinliche Neid des Residenzstädters nur in solcher Weise Luft machen kann, so verdient er mitleidiges Bedauern; hat er aber geglaubt, es sey in der jetzigen Zeit immer noch leicht, der Wahrheit mit anmaßenden Lügen die Spitze zu bieten, so wird er sich hoffentlich jetzt überzeugt haben, daß es sehr gefährlich ist, mit Unwahrheiten in die Schranken der Oeffentlichkeit zu treten.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 25. Okt. Der Spieler, Schauspiel in 5 Abth., von Iffland.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 295. Mittwoch, den 26. October 1842.

Der Rabbi von Prag.

Erzählung von Thereſe v. M.

(Fortſetzung.)

Der Rabbi hatte Rachel ernſt und ſchweigend angehört, und ſprach noch immer gütig und mild: „Und Du liebſt ihn auch? und haſt es Deinem Vater verſchwiegen?“

„Wüßte er's, er würde mir fluchen in ſeinem Zorn,“ antwortete erſchreckt das Mädchen. „Ich habe ſeit jenem Abend keine ruhige Stunde gehabt, und mein letzter Troſt iſt die Strafe, die Ihr, hoher Meiſter, über mich verhängen werdet.“

Wenn Du bereuſt, und Deiner Liebe entſagſt, werde ich Dich nicht ſtrafen, aber ich fürchte, daß Deine Kraft geringer als Dein Wille iſt, und daß Du von Deiner ſündhaften und thörichten Liebe noch nicht geheilt biſt. Sey ſtandhaft, Mädchen, den kurzen Augenblick des Kampfes wiegt Deiner Zukunft Glück und Ruhe auf. Wenn Dich der Glanz des Gedankens verblendet, daß ein Ritter um Deine Liebe wirbt, ſo bedenke, welch' eine Kluft Euch Beide ſcheidet, und daß, wenn Du auch das Ziel Deiner Wünſche erreichen könnteſt, dies nur durch den ſchnöden Abfall vom Glauben Deiner Väter möglich iſt. Wenn Dir Dein Vater fluchte, würde die Gerechtigkeit des Himmels ein flammendes Schwert ſeinem Zorne leihen. Du würdeſt mit Recht verachtet werden von den Deinigen, weil Du um zeitlicher Ehre willen undankbar und unkindlich an Deinem Vater gehandelt, und Dich in die Gemeinſchaft der Feinde unſeres Volkes begeben hätteſt. Du würdeſt aber auch verachtet werden von Deinen neuen Genoſſen, und in ihrer Meinung die Jüdin bleiben, die durch Zauberkünſte einen edlen Herrn bethört und verblendet hat; kurze Zeit blüht die Roſe der Leidenſchaft, aber auf Dornen müßteſt Du gehen bis zu Deinem Grabe. Will Du entſagen?“

Rachel ſank zu des Rabbi Füßen nieder, und ſtammelte: „Ich will.“

Er hieß ſie aufſtehen, legte die Hand auf ihr Haupt, und als ſie das Gemach verlaſſen, ſtützte er wehmüthig die edle Stirn in die Hand, und ſprach in den weichen Flötentönen, in denen die Dichter ſeines Volkes deſſen unglückliches Loos beklagen:

„Wir büßen ſchwer die Sünden unſ'rer Väter,
Einſt hing das Schwert des Zornes über uns;
Der Tempel war zerſtört durch fremde Krieger,
Entweiht das alte Heiligthum des Volks.
An Babels Waſſern ſaßen ſeine Kinder,
Und weinten ob des bitteren Geſchicks;
Da hat der Herr ſich ihrer Noth erbarmt,
Und führte ſie zurück in's Land des Segens,
Wo der Propheten heilige Aſche ruht,
Und die Gebeine ihrer Ahnen liegen.“

Jetzt aber unterbrach mit ſchmerzlich aufgeregter Stimme der Rabbi ſein Klagelied: Iſt es ſchlimmer als in jener Zeit, wann, o Herr! wird die Trübſal Deines Volks endigen, und der Fluch nicht mehr wie giftiger Thau auf die Herzen Deiner Kinder fallen?

III.

Vor dem Hauſe Löb's Ben Iſaak, am Ende der Beleles-Gaſſe, ging, in ſeinen Mantel gehüllt, ein junger Mann auf und nieder, das Geſicht theils durch den Kragen ſeines Mantels, theils durch die tief über die Stirn gezogene ſchwarze Flügelkappe den Vorübergehenden verbergend. Am Ende der Gaſſe führt ein Seitenweg auf den alten Judenkirchhof, der um dieſe Zeit bereits ziemlich verlaſſen und einſam war, ſo daß er ſich zum Stelldichein zweier Liebenden wohl eignen mochte; denn ein ſolches ſchien der Mann im Mantel wohl zu erwarten. Mit Ausnahme eines Fenſters im Hinterhauſe Löb's, das nach dem Kirchhofe ging, brannte nirgends mehr ein Licht in dieſer Gegend. Der Mann im Mantel war wohl zwanzig Mal vom Kirchhofe an der Alt-Neuſchule vorbei, die ganze Gaſſe entlang gegangen, und wieder umgekehrt, hatte auf jedes ihm begegnende Weib einen aufmerkſamen Blick geworfen, und war wieder bis zum Kirchhofe zurück gegangen, ohne zu finden, was er ſuchte. Unmuthig ſetzte er ſich im tiefſten dunkelſten Schatten der Kirchhofmauer auf einen Stein, wickelte ſich in den grauen Mantel, und behielt die Ecke feſt im Auge, an der vorbei man in das Haus Löb's gelangte. Endlich erſchien eine ſchlanke, weiß verſchleierte Geſtalt, und ſchien beſorgt umher zu blicken. Als ſie das Hausthor öffnen wollte, fühlte ſie ſich haſtig am Arme gefaßt, und raſch von der Thüre weg in's Dunkel gezogen. Ehe ſie es hindern konnte, war ihr Schleier zurückgeſchlagen, und ein paar heiße Lippen brannten auf den ihrigen.

„Rachel, wo bleibſt Du ſo lange?“

Rachel ſeufzte, und erzählte mit thränenerſtickter Stimme, daß ſie bei'm Rabbi geweſen ſey, und ihm das Geheimniß ihrer Liebe geoffenbart habe.

Digitized by Google

Der Ritter schrak sichtlich zusammen, als er diese Kunde vernahm, und ließ mit schmerzlicher Bewegung die Arme sinken.

„Ich soll Euch und meiner Liebe entsagen, so lautet das unwiderrufliche Gebot, wir sehen uns heute zum letzten Male.“

Der Ritter ergriff die Hand der Jüdin: „So hast Du selbst den Scheidebrief geschrieben, der uns auf ewig trennt? Bedenke es wohl, Mädchen, was Du thust. Du mähst nicht allein in meiner Brust die jungen grünen Halme ab, auch in der Deinigen werden sie nicht mehr Blüthe und Frucht treiben, und Dein Herz wird verdorren, wie das meinige. Sey standhaft, und gieb die schöne Hoffnung nicht auf.“

„Sey standhaft, und tödte diese Hoffnung, sprach der Rabbi zu mir,“ entgegnete Rachel. „Wem von Euch Beiden soll ich glauben?“

„Mir, mir,“ fiel ihr hastig der Ritter in's Wort. „Wirf einen Blick in jene heitere Zukunft, die ich Dir so oft vorgemalt, und halte sie gegen das kärgliche Loos, das Deiner im väterlichen Hause harrt.“

Die Jüdin schüttelte das Haupt, und schickte sich, ihre Kräfte gewaltsam zusammenraffend, an, in das Haus ihres Vaters zu gehen.

Der Ritter hielt sie zurück: „Du gehst, Rachel, was bleibt mir von meinem Glück?“

„Die Erinnerung daran, und mir Euer Bild im Herzen.“

„Erinnerung!“ rief der Ritter, „wessen soll ich mich erinnern? Deiner, die verloren ist, seliger Zeit, die nicht wiederkehrt, und schöner Hoffnungen, die das Glück nie erfüllen wird? solche Erinnerungen würden, statt den Frieden des Himmels, die Unruhe und den Schmerz der Hölle in mein Herz bringen.“

„Auch meine Kraft,“ flüsterte Rachel, „verblutet in dem Kampf.“

„Was trieb Dich aber,“ fragte der Ritter, „dies selige Geheimniß zu entschleiern, die stumme Nacht war die Pflegerin unserer Liebe, und nährte sie mit ihrem Thau. Wir hätten so glücklich seyn können, wenn Du nicht selbst ein ganzes Leben zu wenig Monden verkürzt hättest. Warum hast Du das gethan?“

„Der Glaube scheidet uns.“

„Der Glaube? Entweihe dieses heilige Wort nicht dadurch, daß Du es zum Vorwande der Trennung nimmst. Glaube und Liebe sind unzertrennlich; der Glaube, der Liebe in Haß verwandelt, ist mißdeutet vom blinden Wahn, und diesem will ich meine Liebe nicht zum Opfer bringen. Dein Rabbi spricht, wie er muß, aber ich spreche, wie ich fühle. Wäre Dein Herz wirklich durch die Worte des Rabbi zur steinernen Gesetztafel geworden, das gestern noch ein fruchtbarer Rosengarten der Liebe war?“ Rachel weinte bittere Thränen, und ein krampfhafter Druck ihrer Hand zeugte von dem Kampfe ihrer Seele. „Laß uns der Welt ein Beispiel geben, Rachel,“ fuhr, immer heftiger werdend, der Ritter fort. „Laß unsere Herzen wie zwei Feuersäulen hoch zusammenschlagen, daß alle die Schiffer, die, vom Zweifel getrieben, unstät auf dem Meere des Lebens umher irren, den Weg zum Hafen erkennen. Du kannst ein Rettungsengel seyn, Rachel! Ein spätes Geschlecht wird unsere Liebe mit tausend Dankesthränen segnen, darum zögere nicht, und flieh in meinen Arm, der Dich umfangen und beschützen wird. An meinem Herzen kannst Du dem Geschick Trotz bieten, und im Schatten meines Wappenschildes sicher ruhen.“ Er breitete die Arme aus, Rachel stürzte, alle ihre Vorsätze vergessend, an seine Brust, als sie von einer knochigen Hand berührt wurde, und eine heisere Stimme fragte:

„In wessen Armen liegt mein einzig Kind?“

Rachel fuhr entsetzt zusammen, und schrie: „Mein Vater!“

(Fortsetzung folgt.)

Meine Reise über das Meer.

(Fortsetzung.)

Das berühmte Museum im Haag hat zwei Abtheilungen: im oberen Stockwerke die eigentliche Bildergallerie, und im untern die mannichfaltigen Reliquien holländischer Geschichte, unter denen mir der Degen des edlen van der Werft, der Hut Oraniens, eine kostbare, mit Verzierungen von Silber ausgelegte Kanone, die der Dey von Algier einst dem großen Ruyter geschenkt hatte, das in Mahagony gearbeitete Modell einer holländischen Wohnung, welches Peter der Große während seiner Lehrzeit als Seemann hatte arbeiten lassen, aber nicht mit sich nach Rußland genommen, sehr bemerkenswerth geschienen; aber unendlich gefiel mir die zarte Idee, daß man aus einem Stück Eisen, das von dem Blute des tapfern Lieutenants van Speyk benetzt war, eine Rose gearbeitet hatte, als schönstes Symbol der reinsten Vaterlandsliebe; solche einfach-große Verherrlichung einer edlen That ehret ein Volk, wie es auch die Engländer ehret, daß sie es als grobe Beleidigung ansehen, wenn ein Fremder, der Nelsons Admiralschiff Victor besucht, die Stelle, auf der er die Todeswunde erhalten, welche jetzt mit einer goldenen Platte bedeckt ist, mit dem Fuße berührt. In Deutschland ist mir keine so großartige Verehrung gegen einen Wohlthäter des Vaterlandes bekannt, und nie habe ich solche Züge der Dankbarkeit bei anderen Völkern gesehen, ohne mit gerechtem Schmerz an die Heimath und unsern Mangel an Nationalgefühl zu denken. Ferner sieht man ebenfalls im untern Stockwerke in den Sälen linker Hand die mannichfaltigsten Arbeiten und Erzeugnisse jener räthelhaften und geheimnißvollen Länder des Ostens. Der Fleiß, den man an diesen Arbeiten, z. B. an den elfenbeinernen Kapseln, deren neun in einander stecken, ohne daß man nur im geringsten eine Spur von Zusammenleimen oder Kitten bemerken könnte; an den seidenen Zeugen, an dem japanischen Dorfe Desima, welches das ganze Leben und den täglichen Verkehr jenes Volkes getreulich darstellen soll, und an so vielen andern unnützen Kunstwerken verschwendet sieht, ist außerordentlich, und dennoch möchte kaum ein einziges dieser Werke bei einem Europäer Beifall finden. Alles ist im höchsten Grade, wenigstens nach unsern Begriffen, geschmacklos und häßlich, wie z. B. der chinesische Offizier in seiner Rüstung mit Hörnern auf dem Kopfe und einem gewaltigen Schnurrbarte von Schweinsborsten, dabei, wie die Ritter des Mittelalters, von einer eisernen Rüstung von Kopf bis zu Fuß gedeckt.

In den geräumigen Sälen über diesen ist indeß die treffliche Bildergallerie, das Gegenstück zu jenen Künsteleien civilisirter Barbaren. Der Stier von Potter wird als Hauptstück dieser Sammlung betrachtet. Mit Entzücken wandelte ich aus einem Saale in den andern, und von allen Meisterwerken niederländischer Schule verweilte ich am längsten vor dem Paradiese von Rubens; nachdem ich mehrmals alle Säle hindurch-

Digitized by Google

gegangen, kehrte ich immer wieder zur Cleopatra von Guido Reni zurück, als zu dem Bilde, wo die Kunſt am meiſten ihre Aufgabe gelöſt und mit der höchſten Vollendung die tragiſche Handlung der unglücklichen Königin in aller Wahrheit der Natur durch ihre Meiſterhand verewigt hat.

Nach 14tägigem Anſchauen, Lernen und Beobachten nahete der Tag, wo ich mich einſchiffte. In dieſer kurzen Zeit begründete ich mein Urtheil über das Land, das ich froh war, zu verlaſſen, und wo ich um keinen Preis mein Leben zubringen möchte. Zwar iſt Alles, was ich hier geſehen und gehört, nicht viel mehr als die Kanäle, die Windmühlen, die fetten Heerden, die Glockenſpiele, das Leben auf Märkten und Straßen, die mir wenig zuſagende Sprache, von der ich kein Wort behalten habe, weil ich nur eine Sprache lerne, wenn mir ihre Kenntniß eine reiche Literatur erſchließt, wie die franzöſiſche, engliſche und italieniſche; auch laſſe ich die Wahrheit des Voltaire'ſchen Satzes: Il y a en Hollande beaucoup de canards, beaucoup de canaux et beaucoup de canailles, dahin geſtellt ſeyn, und habe auch alle Achtung vor der Standhaftigkeit der Holländer in ſchwierigen Verhältniſſen, vor der Reinlichkeit, vor dem Nationalgefühle derſelben; aber nie kann ich für ein Volk beſondere Zuneigung empfinden, das ganz im Handelsgeiſte aufgegangen, das in ſeinen beſten Tagen nur durch den zehnten Pfennig dahin gebracht wurde, der Tyrannei in Maſſe Widerſtand zu leiſten, und das kein anderes Element hat, wie z. B. Deutſchland in ſeinem Ackerbau, um dem übermächtigen Krämergeiſte die Wage zu halten. Indeß hoffe und wünſche ich, wie Arndt und Immermann, daß einſt die Zeit kommen möge, wo das halbdeutſche Holland mit oder gegen ſeinen Willen gezwungen wird, eine Provinz unſeres Vaterlandes zu werden, denn erſt dann iſt es möglich, daß wir, eine Küſte von 200 Stunden beſitzend, auch eine Flotte erhalten werden, die es, wenn auch nicht mit der engliſchen, doch mit der ruſſiſchen und franzöſiſchen aufnehmen kann, und daß wir dem großen Mangel an Kolonien abhelfen können, der unſern Handel bisher nie zur Blüthe kommen ließ und unſere Auswanderer nöthigte, auf ewig dem Vaterlande fremd zu werden und ſich ſpurlos in allen Welttheilen zu verlieren.

Mit dem Augenblicke, da ich den Fuß auf die Brigg Plymouth ſetzte, denn dies war der Name der verhängnißvollen Nußſchale, der ich mein Schickſal anvertraute, ging ein neues Leben an. Der Kapitän hieß Allen Robins aus Kingſton, im Staate Maſſachuſets, der Oberſteuerman M. Thiſſel aus Boſton und der Unterſteuermann war ein ſchöner Engländer aus Liverpool, Namens Forſter. Als ich an einem nebeligen Abende in einem Kahne heranruderte, wurde mir ſtillſchweigend die Strickleiter am Schiffe herabgelaſſen, eben ſo kaltblütig ward mir die Schlafſtelle in der Kajüte gezeigt, und der enge Raum, wo meine Koffer ſtanden; weiter ward nichts geredet; der Kapitän war noch in der Stadt; ich zündete meine Cigarre an und nahm ein Buch; wie überraſcht war ich aber, als nach einiger Zeit der Seeheld Mr. Thiſſel, ein Kerl von todesblaſſem Angeſicht, aber äußerſt ſtarkem Körper, anhub, dem Unterſteuermann Verſe aus Pope, Shakespeare, Byron zu declamiren, und nicht müde ward, damit fortzufahren, bis ich endlich, um etwas zu meiner Empfehlung zu thun, eine Flaſche guten rothen Weins erbrach und mit den beiden Genoſſen auf das Wohl des Kapitäns anſtieß. Die Erwiederung war ein freundliches Geſicht für einen Augenblick, aber gleich darauf fielen ſie in die alte Kaltblütigkeit zurück, ſo daß mir augenſcheinlich ward, ich ſey hier unter andern Menſchen, als ich bisher geweſen war.

(Fortſetzung folgt.

Die Walhalla

liegt am linken Ufer der Donau, dicht bei dem Marktflecken Donauſtauf und den maleriſchen Ruinen der Burgfeſte Stauf gegenüber, von Regensburg mäßige zwei Stunden entfernt. Der bewaldete Felshügel, auf welchem ſie erbaut iſt, ſteigt von der Tiefe ziemlich ſteil bis zu einer Höhe von 304 Fuß über dem Stromſpiegel auf. Schon aus weiter Ferne iſt das Gebäude dem Wanderer ſichtbar. Eben ſo iſt die Ausſicht von oben herab ſehr umfaſſend. Die Städte Regensburg und Straubing, mit ihnen eine zahlloſe Menge kleinerer Ortſchaften überſchaut das Auge, welches ungehindert weit hinab den Wendungen der Donau und den den Strom begleitenden Vorbergen des bayeriſchen Waldes folgen kann. An klaren Tagen erblickt man gegen Süden ſogar die Häupter der Alpenkette. Der Tempel ſelbſt iſt im altdoriſchen Style ganz aus Marmor ausgeführt. Der treffliche Baukünſtler, Leo v. Klenze, als Vorbild das Parthenon zu Athen wählend, entwarf den Plan; die Leitung der techniſchen Ausführung war zunächſt dem k. Kreisbaurathe Nadler und dem k. Baukondukteur Eſtner anvertraut. Das Hauptgebäude erhebt ſich auf drei übereinander emporſteigenden Terraſſen, die nach Art der uralten Cyklopen- oder Polygonmauern aus vieleckig behauenen Steinen aufgeführt ſind. Eine prachtvolle Treppe, welche ſich zweimal theilt und wieder vereint, ſteigt zum Portikus hinan. In der Mitte der Treppenhöhe befindet ſich ein zweiter, kleinerer Eingang, der in die unterirdiſchen Gewölbe führt, in welchen die Vorrichtungen zur Beheizung angebracht ſind. Zweiundfünfzig kanellirte doriſche Säulen, 5 Fuß 9 Zoll im Durchmeſſer haltend, und an der Hauptfronte in doppelter Reihe ſtehend, umgeben das längliche Viereck des Tempels und tragen das mit Triglyphen verzierte Fries und die Geſimsſtücke. Alle Stein-Arbeiten ſind mit einer Schärfe und Präziſion ausgeführt, wie man ſie vielleicht nirgend anderswo ſieht. Die Länge der Walhalla, mit Einſchluß des Terraſſenbaues, welcher ihr zum Fuße dient, beträgt 228 Fuß, die Breite 108 Fuß, die Höhe 69 Fuß. Ueberdies haben die ſüdlich vorſpringenden Treppen für ſich eine Längen-Ausdehnung von 200 Fuß, eine Höhe von 140 und eine Breite von 286 Fuß. Die Giebelfelder des Tempels ſind mit runden Bildwerken von Schwanthalers Meiſterhand geſchmückt. Jede der beiden Gruppen beſteht aus 15 Figuren. Die im ſüdlichen, gegen die Donau ausſchauenden Giebelfelde verſinnlichen Deutſchlands Wiederherſtellung nach dem letzten Befreiungskriege, und durch die nördliche Giebelgruppe, eine der gelungenſten Erfindungen Schwanthalers, iſt die welthiſtoriſche Hermannsſchlacht dargeſtellt. Der Dachſtuhl und die Dachbedeckung ſind ganz von Eiſen, und es findet ſich kein Stückchen Holz dabei.

Mannichfaltigkeiten.

(Dresden, 21. Oct.) Die geſtern Abend auf unſerm königl. Hoftheater bei erhöhten Preiſen vor einem überfüllten

Digitized by Google

Hause gegebene große tragische Oper: Rienzi, der letzte der Tribunen, in fünf Acten, Text und Musik von Richard Wagner, hat einen höchst glänzenden Erfolg gehabt. Der junge Componist (ein Leipziger) wurde drei Mal während der Vorstellung, und dann am Schlusse stürmisch hervorgerufen. Die nächste Wiederholung dieser Oper, in welcher die ausgezeichnetsten Kräfte unserer Bühne beschäftigt sind, und deren äußere glänzende Ausstattung wahrhaft königlich, ist für den 23. Okt. angesetzt.

Korrespondenz.

Darmstadt, 21. Okt.

Die altherkömmliche Gewohnheit, bei Hochzeitfesten auf dem Lande zu schießen, hat vorgestern in dem benachbarten Dorf Traysa ein Menschenleben gekostet. Ein junger Mann erschoß sich aus Unvorsichtigkeit, und zwar dadurch, daß er das geladene Pistol in verkehrter Richtung — in der Absicht, den Stein zu schärfen — gegen sich hielt, wodurch er ein Opfer dieses unglücklichen Versuchs wurde. — Heute sollte die „Norma" auf unserer Bühne zur Aufführung kommen, alle Anstalten waren bereits getroffen worden, und doch kam es nicht dazu, weil eine Sängerin kurz vor der Vorstellung sich durch Unwohlseyn entschuldigen ließ. Man suchte sich so gut zu helfen, als man konnte und tischte das „Duell" und den „Sohn auf Reisen" auf. Verfolgt man den Gang der Vorstellungen seit dem Beginn der neuen Saison, so kann man nicht umhin, die Aufführung des ersten Stücks, nämlich der Oper Casanova, als ominös zu betrachten. „Es geht ein finsterer Geist durch dieses Haus", hätte man schon damals ausrufen mögen, und in der That hat die Wahl und der Erfolg der bisherigen Vorstellungen bewiesen, daß diese Besorgniß nicht ungegründet war. Von dem „neuen, glänzend ausgestatteten Schauspiel-Repertoir" weiß man in der Wirklichkeit wenig zu rühmen, obschon es sich auf dem Papier recht stattlich ausnehmen mag. Mit Ausnahme der beiden Stücke: „der Heirathsantrag auf Helgoland" und „der Sohn auf Reisen", gehörten die übrigen Vorstellungen dem Kreise des Gewöhnlichen oder Bekannten an. Mit der Oper ging es nicht besser; denn außer dem verunglückten „Casanova", der auf den hiesigen Brettern so großen Rumor machte, wurde nichts Neues versucht, da blos Belisar, der Liebestrank, die Jüdin und andere bekannte Opern zur Aufführung kamen. — Der Grundsatz der Stabilität mag in der Politik unter Umständen seine Vorzüge haben, aber in dem Gebiete der wahren Kunst, die immer schöpferisch ist, ist er jedenfalls übel angebracht. Ist unsere Bühne etwa zu arm an kunstgerechten Mitteln für Oper und Schauspiel? Gewiß nicht. Es scheint blos an deren zweckmäßigen Verwendung und Leitung hin und wieder zu fehlen. Man gab bisher eben, was man konnte und wollte, vielleicht nicht ohne Hoffnung auf die Gunst und Inspiration der Musen, die früh oder spät Alles zum Besten lehren und zum erwünschten Ziele führen würden. Wenn die fremden Gäste, die theils schon hier sind, theils noch erwartet werden, nicht bald Leben und Bewegung in dieses Stillstandssystem unserer Bühne hineinbringen, so werden wir keine Ursache haben, uns über die neue Theatersaison besonders zu freuen, um so weniger, als sie die Erwartungen des Publikums im Anfange sehr hoch gespannt hatte. Hoffen wir indeß, daß unsere Theater-Chronik für die Folge noch recht viel Schönes und Erfreuliches zu berichten haben werde.

Kassel, 17. Okt.

In Folge einer Vereinbarung zwischen der Staatsregierung und dem Stadtrathe wurde der anhängige Rechtsstreit hinsichtlich des hiesigen Lyceums unter Anderem dahin verglichen, daß die Stadt das Gebäude selbst, so wie auch das des ehemaligen Seminars behufs eines Gymnasiums abtrat, was unter dem Namen „Lyceum Fridericianum" fortbestehen soll. Die Landstände bewilligten hierauf, auf Antrag der Staatsregierung, die Mittel zur Erbauung eines entsprechenden neuen Gymnasialgebäudes, was nun in seiner Vollendung so dasteht, wie wohl in Deutschland seines Gleichen zu solchem Zweck nicht aufzufinden seyn möchte. Ein herrliches, großartiges Gebäude, das hinsichtlich der Zweckmäßigkeit, der Eleganz und geschmackvollen, entsprechenden Einrichtung allen billig zu stellenden Anforderung entspricht. Heute Morgen um 10 Uhr fand seine Einweihung, oder mehr nicht Einweihung, sondern, wie das Programm besagt, der Einzug in das neue Gymnasialgebäude statt. Der innere große Hofraum, der zugleich als Turnplatz dienen soll, war mit Festons und Blumengewinden festlich geschmückt. Sämmtliche Schüler und die Lehrer, mit dem Direktor Hrn. Dr. Weber an der Spitze, bildeten ein Viereck. Die Feierlichkeit begann mit dem Gesang eines Chorals, unter Pauken- und Posaunenschall. Hr. Pfarrer Kraushar hielt hierauf eine Predigt, worin er über den Zweck und die Bedeutung des neuen Hauses sprach, mit der üblichen Formel es weihete und der Versammlung den Segen ertheilte. Unter Vortritt dieses Geistlichen setzte sich der Zug in Bewegung die große Treppe hinauf in die Aula. Da angelangt, begann der Gesang einer Cantatine unter Instrumentalbegleitung. Sie ist von Franz Dingelstedt zu diesem Zwecke gedichtet und führt das Motto: Non sit hoc artis, sed pietatis opus! Dingelstedt war früher Lehrer am hiesigen Gymnasium. Die Gymnasiasten Duising und Endemann sprachen hierauf, ersterer in lateinischer und letzterer in deutscher Sprache, und das hauptsächlich von den Verpflichtungen und dem Danke, womit die Schüler für diese Wohlthat Sr. Hoh. dem Kurprinzen und Mitregenten beseelt seyn müßten, mit historischen Hinweisungen auf das, was die Vorfahren unseres Regenten stets ebenwohl für die Künste und Wissenschaften Ersprießliches geleistet haben. Endemann forderte seine Mitschüler auf, so wie die Alten sich Schutzgötter gewählt, denen sie ein Gebäude geweiht, so möchten sie der Wissenschaft, dem Glauben und der Kunst dieses neue Gebäude weihen, und entwickelte diese drei Begriffe nun näher in ihrem Einfluß auf das ganze menschliche Leben. Ein Gesang folgte. Der Gymnasialdirektor Dr. Weber betrat nach demselben den Katheder und sprach hauptsächlich, nachdem er das hervorgehoben, was Hessens Fürsten stets für Künste und Wissenschaften geleistet, darüber, wozu die heutige Feier auffordere und fand diese Aufforderung darin zum Danke gegen den Regenten, zum Danke gegen die Stadt, welche bereitwillig die Baustätte gegeben und zum Danke gegen das ganze Vaterland, welches durch seine Organe, die Vertreter des Volkes, einstimmig die Mittel dazu bewilligte und schloß mit der Anforderung an die Schüler, den durch Fleiß und Tugend zu bethätigen und hat die Lehrer, ihn in seinem Streben, wie bisher, fort zu unterstützen. Die Schüler möchten ihre Herzen ihm als Baustätten zuwenden, damit sie zur Weisheit, Tugend und überhaupt einem christlichen Wandel herangebildet werden könnten. Mit einer Aufforderung zur Treue und Dankbarkeit gegen unser erhabenes Regentenhaus und dem Herabflehen des himmlischen Segens auf diese Anstalt schloß er seine Rede. Der Gesang fuhr fort und als er geendet hatte, erhob sich die Versammlung von den Sitzen und stimmte in das letzte Hoch! mit ein. Wir können die Feierlichkeit, obgleich ihr jeder äußere Glanz abging, da die höheren Dicasterien dabei theilnehmend nicht amtlich erschienen, nur eine entsprechende nennen. Die Aula führt über ihrem Haupteingang den alten Wahlspruch des Lyceums: Ora et labora, der wohl mit hätte zeitgemäß reformirt werden können.

Auflösung der Charade in Nro. 292.

Brodneid.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 26. Okt. Zweite Vorstellung der französischen Schauspieler-Gesellschaft des k. k. Hoftheaters in Wien unter der Direktion des Hrn. Trouillet: Les fées de Paris, vaudeville en deux actes, par Mr. Bayard. Précédé de: La Chanoinesse, vaudeville en un acte, par Mr. Scribe. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. f. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 296. Donnerstag, den 27. October 1842.

Der Rabbi von Prag.

Erzählung von Therese v. M.

(Fortsetzung.)

Es war Löb Ben Isaak, der, beunruhigt über das lange Ausbleiben seiner Tochter, vor die Hausthüre getreten war, und die heftigen Worte des Ritters, wenn auch nicht verstanden, doch vernommen hatte. Er war näher getreten, und hatte seine Tochter in selbem Augenblicke erkannt, als er sie an den Busen eines fremden Mannes sinken sah.

„Gib Antwort, wer ist der Mann?" herrschte er seiner Tochter zu.

Der Ritter, Anfangs betroffen, hatte sich schnell gefaßt, und gebot dem Juden mit gebietender Stimme, sich zu entfernen.

Löb Ben Isaak hatte kaum an der Sprache einen Christen erkannt, als er grimmig mit der einen Hand in seinen grauen Bart fuhr, und mit der andern den weißen Arm seiner Tochter faßte. Seine Augen funkelten durch die Nacht, wie die eines Raubthieres, dem man sein Junges entreißen will, und mit heiserer, zornbebender Stimme rief er aus: „Ein Christ bei meinem Kind, wehe geschrien über Euch Beide!"

„Mein Vater!" wimmerte Rachel.

„Schweig," fuhr sie der Alte an. „Gott Israels vertilge ihn mit den Feueraugen von Sodom, und Du, entartetes Kind —"

„Barmherzigkeit!" flehte die Tochter.

„Barmherzig soll ich seyn, mit Dir soll ich barmherzig seyn?" und er faßte sie bei'm Schleier und der schwarzen Haarflechte zugleich, um sie in sein Haus hinein zu zerren.

Da sprang der Ritter, der bis dahin mit Mühe an sich gehalten, auf den Alten los, schleuderte ihn bei Seite, und zückte den Dolch gegen ihn. „Laß sie, sonst stirbst Du."

„Er ist mein Vater," rief Rachel, ihm in den Arm fallend.

„Laß mich, er hat kein Recht mehr auf Dich; denn Du bist mein."

„Wer hat sie Euch geschenkt?" schrie der Jude erbittert.

Der Ritter hob auf's neue den Dolch, da faßte Rachel ihren Vater an der Hand, und zog ihn rasch durch die Thüre des Hauses, die hinter ihnen zufiel. Der Ritter blieb vernichtet zurück, das Eisen entfiel klirrend seiner Faust, und kraftlos sank er an die kalte Wand.

IV.

Rabbi Löw stand verabredeter Maßen an der Thüre seines Hauses, als die Glocken der Kirchthürme die neunte Stunde schlugen. Er hatte nur wenige Augenblicke geharrt, als, von der Moldau herkommend, zwei verhüllte Gestalten sichtbar wurden, die geradezu auf sein Haus gingen. Es war der Kaiser und sein Astronom. Er empfing sie mit tiefer Verneigung. Ein Wink mit der Hand bedeutete ihm aber, vorwärts zu gehen, und so stieg er denn auch ungesäumt, Beiden voranleuchtend, die Treppe hinauf bis in sein Gemach, an dessen Thüre er knieend den Kaiser empfing.

„Welch' eine hohe Gnade Euere Majestät dem Aermsten Euerer Knechte zugewendet hat, spricht meine Zunge unterwürfig aus. Der Boden, den ihr betretet, wird verherrlicht. —"

„Erhebt Euch, Meister," sprach Rudolph II. mit gütigem Ton, „und denkt nicht daran, daß es der Kaiser ist, der Euch in mitternächtlicher Stunde besucht, sondern ein lernbegieriger Schüler. Legt darum auch alle Scheu und Befangenheit ab."

„Die Nacht ist unserem Werke günstig," begann Tycho de Brahe, dem Rabbi die Hand reichend.

„Ja, ja, laßt uns die kurze Stunde rührig seyn," meinte der Kaiser, „Du hast Recht, amice, so eine Nacht ist bald hinweg, und wer weiß, wie lange es braucht, ehe wir uns wieder sehen können."

Rabbi Löw zeigte von seinen Instrumenten die wichtigsten, und endlich öffnete er auch den Kasten, aus dem sein Golem, dies Mal beständig mit dem Kopfe nickend, heraus fuhr, und surrend und schnurrend seinen Weg durch die Stube nahm.

Der Kaiser lachte über die possierlichen Bewegungen des hölzernen Famulus, dem der Rabbi zu mehrerer Unterhaltung seiner Gäste einen Kehrbesen in die Hand gab, mit dem er munter und flink den Fußboden fegte.

Nachdem er zu großer Belustigung des Kaisers alle seine Kunststücke gemacht, wurde er wieder in seinen Kasten gesperrt, und der Rabbi zog ein Tüchlein von zwei kleinen Silberbechern, innen reich vergoldet und mit arabischen Sprüchen bedeckt; dann entkorkte er eine wunderlich geformte, uralte Flasche, und mit bescheidenen Worten seine Gäste auffordernd, schenkte er beide Becher mit einer goldgelben Flüssigkeit voll.

Der Kaiser hielt den Becher zuerst prüfend an die Nase, warf einen Blick hinein, und machte dann einen kleinen Zug, gleichsam den Geschmack versuchend. „Euere tinctura aures

Digitized by Google

ist allerdings bedeutend würziger und stärker als die, welche wir selbst bereiten."

Tycho de Brahe, der gleich Anfangs einen herzhaften Schluck gemacht, trank nun den Becher vollends aus, und meinte, die Tinktur sey älter und abgelegener, als die von Sr. Majestät, von welcher fast nie genug bereitet werden könne; indem die Damen bei Hofe allzuviel Geschmack an dem süßen Lebenselixir fänden, und so oft die Großmuth Seiner Majestät ihnen solches anböte, demselben weiblich zusprächen.

Der Kaiser lachte, „ja, ja, absonderlich die alte polnische Fürstin, wie heißt sie doch, amice? die sich neulich an unserer tinctura aurea einen förmlichen habemus angetrunken, und in Folge dessen allerhand allotria in unserer Gegenwart discourirt hat."

Rabbi Löw hatte, während der Kaiser mit vieler Behaglichkeit, wie es schien, von dem Trunke nippte, von einem Kasten, der am Fenster stand, den Schleier abgezogen, und bat den Kaiser, durch ein rundes Glas zu blicken, das in demselben sichtbar wurde. Der Kaiser sah hinein, und alsbald glänzte ein zufriedenes Lächeln auf seinem Gesichte.

„Das ist ja unser Schloß auf dem Hradschin in voller Mondbeleuchtung, so treu, daß auch nicht ein Zug vergessen oder falsch ist. Ihr seyd also auch ein Maler, und nach diesem Probestücke zu urtheilen, ein ganz ausgezeichneter."

(Fortsetzung folgt.)

Meine Reise über das Meer.

(Fortsetzung.)

Nach einigen Stunden hörte man Ruderschläge und bald darauf den Ruf des Kapitäns. Wir eilten hinauf aufs Verdeck; die Strickleiter ward hinuntergeworfen und der Kapitän stand vor uns, ein Mann von 30 bis 40 Jahren, mit blondem Haar und blauem Auge, schlank wie alle Amerikaner, aber abgehärtet durch sein langes Leben auf dem Meere; ich begrüßte ihn und gab ihm die Hand, er aber wußte nicht, ob er danken sollte, und ließ mich nach ächt amerikanischer Weise unbeachtet stehen. Dieses mir ganz fremdartige Benehmen, an das ich mich später aber gewöhnen lernte, bewog mich, auch meinerseits zu schweigen, und nie, ohne die äußerste Nothwendigkeit, einen meiner Reisegefährten anzureden.

Des andern Morgens, noch ehe ich erwachte, war das Schiff in Bewegung und der eigenthümliche Gesang der Matrosen hub an; nie habe ich späterhin diesen bald frohen, bald wehmüthigen, aber immer taktmäßigen Gesang, nach dessen Steigen oder Fallen dieselben schnell oder langsam arbeiten, die Seile anziehen oder von neuem ausholen, ohne großes Wohlgefallen gehört. Die Worte dieses Gesanges sind mir unverständlich geblieben, ich glaube, daß sie keiner Sprache angehörten, denn die Matrosen aller seefahrenden Nationen singen auf dieselbe Weise. Dieser Matrosengesang, der bei Stürmen so laut wird, daß er das stärkste Brausen der Wogen übertönt, ist im Leben auf der See, was der feierliche Gesang der Bergleute im Erzgebirge oder der Kuhreihen in der Schweiz ist. Wenn einmal die Dampfschiffe alle Weltmeere befahren, und, wie es nicht ausbleibt, die Segelschiffe verdrängen, dann wird das Leben der Matrosen eine ganz andere, weniger poetische Gestalt annehmen, aber auch nicht mehr für dieselben den Reiz haben, wie jetzt; denn der Gesang wird nicht mehr gehört werden, die Gefahr in Stürmen und Ungewittern, welche des tüchtigen Seemannes höchste Lust ist, wird vermindert seyn, und ein Kapitän Marryat oder Trelawney wird keine Seeromane mehr schreiben; eben so wenig als man in Deutschland bei dem sich nach allen Richtungen ausbreitenden Eisenbahnwesen die gemüthlichen und an Abenteuern reichen sentimentalen Reisen in Landkutschen oder Retourchaisen nach einigen Jahren noch kennen wird.

Zwei volle und peinliche Tage dauerte das elende Hin- und Herschwanken auf den Kanälen, bis wir endlich am Abend in der äußersten Stadt Hollands, in Helvoetsluis, landeten, und ich zum ersten Mal das Meer erblickte. Aber noch mußte ich meine Ungeduld zügeln, und so gut als möglich die acht Tage hinbringen, die uns widrige Winde nöthigten, nicht das Land zu verlassen. Jeden Tag am frühen Morgen wanderte ich in die Stadt und fand bald ein gutes Gasthaus, wo ich zuweilen den ganzen Tag zubrachte und wo zugleich das Casino der holländischen Seeoffiziere war. Hier machte ich die Bekanntschaft eines jungen deutschen Arztes aus Göttingen, Namens Eberwein. Dieser benahm sich gegen mich, wie sich jeder Deutsche gegen seine Landsleute in der Fremde benehmen sollte; er war vor einigen Tagen aus Afrika zurückgekehrt, wohin die Holländer eine kriegerische Expedition gegen die wilden Stämme der Hantas und Ahantas gemacht und den König der Letztern aufgehängt hatten. Als Norddeutscher und guter Gesellschafter erzählte er mir alle Abenteuer dieser interessanten Reise, sowie seine eigenen Schicksale, und bat mich, ihn am Abend auf seinem Schiffe zu besuchen und den Thee bei ihm zu trinken. An diesen Abend habe ich mich oft erinnert; denn da ich, wenn auch nicht ungern, doch ohne große Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, dieser Einladung gefolgt war, so machte sich Alles um so besser, um mich unter den Seeoffizieren und Seecadetten in die größte Behaglichkeit zu versetzen. Eberwein zeigte mir alle Merkwürdigkeiten, die er von der Goldküste mitgebracht hatte: Schlangen und Nattern verschiedener Art in Spiritus, ausgebalgte Vögel, und besonders wunderschöne Papageien und vieles Andere. In der Gesellschaft, die durch guten Rheinwein in ungewöhnliche Aufregung gebracht war, zeichnete sich ein junger Mann aus, von schlankem, stattlichem Wuchse, dichtem blondem Haare und großen hellblauen, aber schielenden Augen, durch seine übertriebene Lebhaftigkeit, aber auch durch seine interessante Unterhaltung. Dieses Original war auf der Insel Ceylon geboren und hatte da bis ins Knabenalter gelebt; dann war er in das holländische Ostindien gekommen und endlich nach Holland selbst; er sprach viele Sprachen, und die französische und englische trefflich; seine Freunde nannten ihn Rob roy, welchen vielleicht auf ihn nicht ganz passenden Namen er mit großem Wohlgefallen zu hören schien.

Zwei Tage nach diesem Besuche war ich auf der hohen See; das Land war entschwunden, und ich war endlich im vollen Genusse des erhabenen Gefühls, allein zu seyn auf dem ewigen Meer, für immer geschieden von Europa, mein eigner Herr und frei von allen den erbärmlichen Rücksichten und Jämmerlichkeiten, unter denen die Seele auf dem Kontinente gedrückt wird, und die das Leben in den kleinen deutschen Städten so geisttödtend und unerträglich machen. Am Morgen des dritten Tages weckte mich der Steuermann, denn die Kreidefelsen von England waren erschienen. Welch' ein Anblick! und

Digitized by Google

für mich, der früher nie das Meer gesehen und nur aus Gedichten und Gemälden einen unzureichenden Begriff von dieser englischen Meeresküste hatte. Die hellstrahlende Morgensonne bedeckte diese ganze, weithin ausgedehnte Felsenmasse mit einem eigenthümlichen, wunderbaren Glanz, der ihr bald den Schein von Bergmassen in gebirgenem Gold und Silber, bald aber von hellen, glänzenden Kupferplatten, verlieh. Ewig ist mir dieser festliche Anblick gegenwärtig; denn alles Große, was in ihm lag, wurde noch großartiger durch das plötzliche Hervortreten des in der Sonne glänzenden uralten Schlosses Dover, und weiterhin durch die hin und wieder sichtbaren Leuchtthürme in rothem Sandstein. Das Dampfschiff nach Boulogne flog in diesem Augenblicke an uns vorbei, und die englischen Fischer kamen uns oft auf Sprechweite nahe in ihren kleinen, mit rothen Segeln überdeckten Booten, die beim leisesten Wehen des Windes, der die Wogen etwas höher trieb, in ein Tanzen geriethen, das mich für sie in lebhafte Unruhe versetzte.

Wie oft habe ich über diese Aengstlichkeit gelacht, die nur im fremden Anblick ihren Grund hatte, und die sich bei mir sehr bald in die größte Lust an Sturm und Ungewitter verwandelte.

Wir waren in ziemlicher Entfernung von England und dennoch flog ein Zaunkönig auf unser Schiff. Das arme Thierchen wurde nicht verscheucht, aber es konnte auch nicht gefangen werden. In größter Angst flog es von dem Vorder- nach dem Hinterdecke, von dem Schiffsschnabel nach dem Boote, das am andern Ende angebunden war. Wir sahen es noch am zweiten und am dritten Tage, aber dann nicht mehr.

(Schluß folgt.)

Die Brautzüge beim Münchener Oktoberfeste am 16. Oktober.

Jedem einzelnen Zuge ging ein Fahnenträger mit dem Wappen desselben voraus; die Wagen waren mit Kränzen, Fahnen, Guirlanden und Inschriften geziert, Musikchöre fehlten keiner Abtheilung; die Eltern und Vormünder (der Ehrenvater, die Ehrenmutter), die Hochzeitbitter, die Kranzeljungfern ꝛc., Alle nach der landesüblichen Tracht, dazu verschiedene Hochzeitgäste, wie sie die Sitte erheischt, die Umstände erlaubt, folgten zu Fuß und zu Wagen. Es war ein erfreulicher Anblick, vor den freundlichen, in schönstem Putze prangenden Mädchen die frischen bärtigen Gebirgsschützen, die schwarz gekleideten Bergleute, die Bürger- und Bauernburschen aller Weisen hergehen zu sehen. Ich kann mir nicht versagen, wenigstens in allgemeinen Umrissen ein Bild dieses höchst eigenthümlichen Aufzugs zu geben. Nach den Fahnenträgern eröffneten zwei Abtheilungen Gebirgsschützen mit Trommeln und Pfeifen den Zug: prächtige, kräftige Gestalten, im runden grünen Hut mit Gemsbart und Spielhahnfeder, im kurzen grauen Rock, rother Weste, schwarzledernen Hosen, bloßem Knie und gemusterten Strümpfen, dazu mit dem Stutzen und dem Waidmesser bewaffnet. Der erste mit Kränzen überwölbte Wagen führte die Münchener Brautpaare, die Mädchen in der Ringelhaube und mit dem silberbeschwerten Mieder, nach ihnen kamen die Reichenhaller. Das dritte Paar aus Starnberg war in Dunkelblau und Schwarz gekleidet, die Braut das gefältelte Hemd oben am Halse geschlossen, Blumenkränze auf Haupt und Brust. Das vierte Paar aus Schrobenhausen zeichnete sich durch den gepuderten Kopf der Braut und durch vorherrschendes Schwarz der Kleidung aus, war aber weniger charakteristisch; derselbe Fall bei dem fünften Paar aus Ismaning in der Nähe von München, wo jedoch die Pelzhauben der Mädchen und Frauen charakterisirten. Es stellte sich überhaupt die Bemerkung heraus, daß der Kopf in der Regel das einzige Bollwerk ist, das wider die Macht der Mode Stand gehalten, während der ganze Leib, von der Schuhschnalle bis zur Halskette so ziemlich preisgegeben ist. Das sechste Paar aus Niederaudorf im Innthale zeichnete sich mit seiner Begleitung durch die breitkrempigen grünen Hüte mit breiten Bändern und manche dem Bergvolk eigen gebliebene Form von Schleifen, Aermeln, Miedern ꝛc. aus. Nun kamen die Hochzeitgäste aus Niederbayern, die Straubinger mit ihrem in Scharlach gekleideten Brautpaare, die Passauer mit den prächtigen Goldhauben; die Landshuter mit den Goldknöpfen und der reichen Blumenkrone und dem Goldmieder der Braut; die Rotthaler mit ihrem fast fabelhaft ausgeputzten Costume, die Braut eine große Krone von Flittergold auf dem Kopf, am Leibe ein schwarzes, mondförmig ausgeschnittenes Mieder mit Goldborten und stark wattirt, und einem silbernen, geschuppten Gürtel. Die Rheinpfälzer kamen nun, die nächsten dem Lande, das die Mode bestimmt, und am meisten von ihr betroffen, doch immer noch mit Spuren alten Herkommens. Die Oberpfälzer dagegen, namentlich die Kemnather, erregten lebhafte Aufmerksamkeit, das Geld auf den Männerröcken, die hohen Kronen der Bräute, die Hüte mit aufgeschlagener Krempe, die großen silbernen Haarnadeln und vieles Andere hob diesen Zug hervor. So ging hier bei dem Hemauer Brautpaar nach alter Sitte der Brautführer dem Bräutigam mit einem Schwerte voran; das regensburger Brautpaar erschien ganz in Sammet und Seide gekleidet, nach dem altfränkischen Schnitt vom vorigen Jahrhundert; aber dem ganzen Zuge voraus ging eine Abtheilung von 76 Bergknappen in ihrer eigenthümlichen schönen Tracht und mit origineller, fast wehmüthiger Musik von Blasinstrumenten. Ihnen reihten sich die Oberfranken an, die Bamberger mit den kolossalen Haubenschleifen, die Kronacher mit ihrem aus dem dreißigjährigen Kriege datirenden spanischen Anzuge, die Mistelgauer mit ihrer höchst malerischen wendischen Tracht, die Voigtländer mit ihren seidenen Kopftüchern und vor Allem mit ihren derben, treuherzigen Physiognomien. Aus Mittelfranken führte das Brautpaar der Knoblauchbauern bei Nürnberg den Reigen an, reich mit Blumen geschmückt und auf dem Kopfe die Pelzhaube und den aufgekrempten runden Hut; sodann kamen die Eichstädter und andere Altmühlthaler, die Dinkelsbühler und Sugenheimer ohne auffallende Auszeichnung, als die mannichfach geformten Kränze und Kronen der Bräute. Die Unterfranken aus der Gegend von Würzburg und Aschaffenburg glänzten weniger durch Eigenthümlichkeiten als durch Reichthum der Tracht, und des, freilich nur für dieses Mal, bedeutend geschmälerten Gefolges, das in der Regel 40 — 50 Personen zählt. Den Schluß bildeten die Schwaben und Neuburger, die Frauen mit den runden Riesenhauben, die Männer mit dem Dreispitz, alle mit goldenen Blumenkränzen und silbernen Behängen reich geziert und von vorherrschend gutmüthiger Physiognomie. Auffallend erschien im ganzen Zuge das Altersverhältniß der Brautleute, bei denen mehrentheils der Bräutigam der Braut an Jahren

Digitized by Google

nachstand. Sämmtliche Brautzüge, mehr als 400 Personen, nahmen auf der dem königlichen Zelte gegenüber errichteten Tribune Platz, und erlebten so eine gewiß für ihr ganzes Leben denkwürdige Auszeichnung, indem sie die Freuden des Tages, zu denen sie einen der sichtbarsten Beiträge geliefert, auf das vollkommenste genießen konnten. Ohne die mindeste Störung und zu allgemeiner Befriedigung endete der heitere, hellglänzende Tag, und es scheint, daß für die Fortsetzung des Festes der Himmel die seltene Gunst des schönsten Oktoberwetters demselben fernerhin schenken will. (L. A. Z.)

Frankfurter Theater.

Im Kasseler „Salon" wird das Frankfurter Opernrepertoire im Vergleich zu dem der Kasseler Hofbühne rühmlich hervor gehoben und erwähnt, daß auf der letzteren im Laufe von mehr als zwei Monaten nur 16, während bei uns im Laufe von einem Monat 18 Opern gegeben wurden. Nicht nur die Werke der modernen, sondern auch die der ältern Componisten, nicht nur die komischen, sondern auch die tragischen Musen werden bei uns berücksichtigt und für die verschiedenen Anforderungen des Geschmacks wird in gehöriger Abwechslung gesorgt. Diesen Grundsatz, von Einseitigkeit entfernt zu bleiben, müssen wir billigen, wünschen aber, daß man so viel als möglich dem wahrhaft Schönen und Edeln Vorschub leisten möge. Während die meist oberflächlichen Erzeugnisse des leichtfertigen Tagesgeschmacks kein anderes Ziel erstreben, als uns ein paar Abendstunden, gleichviel auf welche Weise, zu verkürzen, ist es Kunstwerken von wahrer Bedeutung und geistiger Natur vorbehalten, nicht nur den Geschmack zu veredeln, sondern auch für das Große und Ideale die Liebe warm zu erhalten. — Zu den Kunstgenüssen rechter Art zählen wir, um zum Schauspiel überzugehen, die jüngste Aufführung des nach Göthe von Töpfer bearbeiteten Schauspiels „Hermann und Dorothea." Die Darstellung war eine ganz vorzügliche und wurde mit warmer Theilnahme hingenommen. Der alte Felbern und dessen Frau (Hr. und Mad. Meck) waren eben so bestimmt gezeichnete, als mit schöner Empfindung ausgestattete Charakterbilder eines heiteren und gutherzigen, aber leicht aufbrausenden und polternden Hausvaters und einer sanften, liebevollen Gattin. Hr. Grahn (Hermann) und Mad. J. Hoffmann (Dorothea) schlossen sich durch den schönen Ausdruck deutscher Herzlichkeit und sinniger Empfindung würdig an und die Herren Lußberger (Rector), S. Schneider (Apotheker) und Diehl (Richter) führten nicht minder die Charaktere gelungen und in consequenter Haltung aus. Man sollte diese Vorstellung bald wiederholen, da sie in sittlicher, wie in ästhetischer Beziehung gleich wohlthätig auf das Publikum wirken muß.

Am 23. d. M. wurde die vielbesprochene Oper „Catharina Cornaro" zum Erstenmale gegeben. Der Componist, Kapellmeister F. Lachner, hat sich, der Capacität deutscher Dichter wenig vertrauend, an den Franzosen St. Georges gewendet und von diesem um schweres Geld einen sehr leichten Operntext erkauft. Sollte aber wirklich in unserem lieben Vaterlande Niemand im Stande gewesen seyn, um billigeren Preis etwas weit Besseres zu liefern? Was bietet dieser französische Text anders, als die ganz gewöhnlichen, in ein paar Dutzend Opern bereits dagewesenen und vielfältig abgenutzten Motive, Situationen und Charaktere? was anders, als die gewöhnliche Verschrobenheit und Unnatur? Die Wahl des Stoffes, eines der interessantesten Momente aus der Geschichte der Insel Cypern, war eine glückliche, aber wie wenig geglückt ist die Ausführung! Abgenutzter Liebesjammer, drei Acte, die mit Ohnmachten schließen und ein vierter, der mit dem langsamen Absterben eines Vergifteten endet, ein König, der bei nächtlicher Weile ohne Gefolge auf der Gasse herumläuft und seinem Nebenbuhler das Leben rettet, ohne daß sich beide erkennen, ein Liebhaber, der in dem einen Augenblicke die ganze Welt zu zerschlagen droht und in dem andern so zahm ist wie ein Lamm, Banditen, die hinter einem Vorhang Versteckens spielen, eine edle Venetianerin, die vor lauter Ohnmachten und Kämpfen mit sich selbst gar nicht zum Handeln kommt und den Kopf verloren hat, ein ebenfalls schwacher und nichtssagender Oheim dazwischen ein paar Festmärsche und Brautzüge, feierlicher Gesang in der Kirche und lustige Tänze und Volksjubel vor derselben, dies Alles in ziemlicher Unordnung durcheinander gemengt, bildet ein Ganzes, wofür sich nur wenig Zuschauer interessiren werden und dessen Einzelheiten aus den gewöhnlichen Pariser Theaterfloskeln zusammen geflickt sind. An welcher dieser Personen soll man Theil nehmen? An der stets jammernden und stets ohnmächtigen Catharina, oder an dem traurigen Marco, der seiner Geliebten bald entsagt, bald ewige Treue schwört, bald ihrer Vermählung ruhig zusieht und ihr bald über's Meer bis nach Cypern folgt? Es wäre zum Verzweifeln, wenn man in Deutschland kein besseres Textbuch auftreiben könnte und Hr. Franz Lachner scheint für sein undeutsches Beginnen der Nemesis anheimgefallen. Ueber die Composition müssen wir unser Urtheil noch zurück halten, bis wir die etwas complizirte und theilweise schwer verständliche Musik wiederholt gehört haben. Die Stimmen über dieselbe sind sehr getheilt und in starker Opposition. Die von Fleiß und Sorgfalt zeugenden Darstellungen der Dem. Capitain (Catharina) und der Herren Chrudimsky (Marco), Pischek (Andrea), Conradi (Onofrio), Caspari (Jacob) u. A. behalten wir uns ebenfalls für einen nächsten Bericht zur Würdigung vor. D.

Räthsel.

Groß lebt's in königlichen Seelen,
Von Eigennutz und Selbstsucht fern;
Klein wird's ein ärmlich Schicksal wählen,
Und sklavisch huldigt's jedem Herrn.
Lang hält's dem Sünder Rückkehr offen
Zur Uebung oft verletzter Pflicht;
Hoch nährt's ein kühnes, stolzes Hoffen,
Dem's oft an Werth und Grund gebricht.
Es zieht mit an zu Frau'n, denn jede
Erhält's, wenn sie die Charis küßt,
Ja, mit der Hälfte ihrer Rede
Wird's Tugend, die so selten ist.
Mit England's Jungfrau eng verbunden,
Siehst trüb den hellen Sonnenschein;
Mit Weh' erneu'n sich alte Wunden,
Es kann nicht froh, nicht glücklich seyn,
Und will sich Wer mit ihm vereinen,
Wird immer Bitterkeit entsteh'n,
Doch sanft wird's tröstend dann erscheinen,
Und Frau'n und Männer ziert es schön,
Gleich findet's Rath für alle Lagen,
Und ruhig bleibt's in Freud' und Noth,
Schwer drückt es Manche, ihre Klagen,
Stillt heilend öfters nur der Tod.
Daß viel des Muthes war vonnöthen
Beim Räthsel, weiß, wer es errieth;
Der Dichter darf drum nicht erröthen,
Da er doch Uebermuth vermied!

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 27. Okt. Guido und Ginevra, oder: Die Pest in Florenz, große Oper in 4 Abth., von Scribe, Musik von Halevy.

Redakteur: J. K. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 297. Freitag, den 28. October 1842.

Der Rabbi von Prag.

Erzählung von Therese v. M.

(Fortsetzung.)

Nachdem der Kaiser seiner Schaulust Genüge gethan, und den Platz vor dem Glase dem Astronomen eingeräumt hatte, wandte sich der Rabbi mit der bescheidenen Erklärung zu ihm, daß dies kein Gemälde sey, sondern, daß sich jede Gegend, nach der das Glas gerichtet würde, bei gehörigem Lichte treulich abspiegele.

Der Kaiser war über diese schöne Erfindung sehr erfreut, und fragte, wie sie der Rabbi nenne.

„Camera obscura.“

„So, Ihr müßt mir auch eine machen.“

Auf die Versicherung des Rabbi, daß seine Kunst wie sein Leben dem Weisesten aller Fürsten gehöre, und daß er die Maschine selbst zu Herrn Tycho de Brahe schaffen wolle, hob sie der Kaiser behutsam auf, und da er sie sehr leicht fand, äußerte er sogleich: „Sie ist nicht schwer, wir wollen sie gleich mitnehmen, ich und amicus Tycho werden sie schon allein in unser Boot tragen.“

Der Kaiser setzte sich nun in den Lehnstuhl des Rabbi, und nachdenkend das Haupt hin und her wiegend, sprach er über die vielen Erfindungen, welche der menschliche Geist bereits gemacht, und welch' ein großer Abstand zwischen jetzt und den Zeiten sey, wo die Menschen nur des Lebens äußerste Nothdurft erjagt, und so wird es fort gehen. Auch auf unsere Zeit wird mitleidsvoll das Auge der Enkel blicken.

„Es ist leicht für den Enkel, das zu ärnten,“ sagte Tycho, „was sein Ahn mit Mühe gesäet und gepflanzet hat.“

„Wer weiß, ob unsere Enkel genießen werden,“ sprach, wie von trüber Ahnung überweht, der Rabbi, „was wir für sie gepflanzt und aufgebauet haben. Unsere Wünsche verwesen mit uns, der neue Geist erzeugt auch ein neues Wollen. Nicht Alles, was wir für gut angesehen, wird in der Zukunft Pläne und Gedanken passen.“

„Quod non, dann wäre es ja unnütz, für die Zukunft zu pflanzen.“

„Für uns nicht, erhabener Kaiser,“ fiel der Rabbi lebhaft ein; „denn wir gehen, weil wir das Ende des Werkes nicht erleben, mit frommer Segenshoffnung aus der Welt, und sehen im Geiste die Enkel sich an Frucht und Schatten unserer Pflanzung freuen. Aber wehe dem Garten, dessen Pfleger stirbt. Ein Reislein, das er mühsam herangezogen, bricht ein Knabe im Uebermuthe des Spieles ab, der schlanken Ruthe willen, und selbst wenn das Reis zum schattigen Baume gediehen wäre, denkt der Wanderer, der unter ihm ruht, dessen nicht, dem er diese Wohlthat schuldig ist. Die Nachwelt ist undankbar, und stolz darauf, das Vorhandene verbessert zu haben, denkt sie der Mühe des ersten Erfinders nicht.“

Der Astronom war indeß an's Fenster getreten, und sprach: „Der Syrius glänzt und die Plejaden.“ Der Kaiser und der Rabbi traten zu ihm, und Letzterer, mit dem Finger in die Nacht deutend, wies auf den Jupiter und den aufgehenden Mars.

„Was bedeutet wohl diese Constellation?“ fragte der Kaiser nachdenklicher.

Der Rabbi sprach mit weichen feierlichen Tönen, als ob eine Prophezeihung von seinen Lippen strömte: „Feindlich steht auf dem Felde des Himmels der blutige Gott dem Stern des Segens entgegen; aber trostreich glänzt das heilige Siebengestirn, des irrenden Schiffers Wahrzeichen auf hoher See.“

„Ein blutiger Krieg steht uns bevor,“ sagte ebenfalls mit tiefem Ernste der Astronom.

Indem wurde heftig an die Hausthüre gepocht, Alle horchten auf, und der Rabbi mit tiefer Verneigung erbat sich vom Kaiser die Erlaubniß, nach der Ursache solcher Störung zu sehen. Kaum hatte er jedoch die äußere Thüre geöffnet, als er bereits Aaron's scheltende Stimme vernahm, und über die Treppe poltend ein Mann vor ihm erschien, der hastig nach dem Rabbi fragte.

Der Kaiser, der die Kapuze seines Mantels über das Gesicht gezogen, horchte mit Tycho an der Thüre, sie vernahmen heftige Worte, und der Kaiser fragte halblaut: „Ist das nicht die Stimme unseres Kämmerers Chlum, des Grafen von Nowidwor?“

„Mir scheint es auch so. —“

„Wie kommt der her? hat sich zu Hause Etwas ereignet? aber Chlum hat ja heute nicht den Dienst in unserm Vorgemach, sondern unser getreue Graf Slawata. Seht doch zu, was es ist.“

Der Astronom ging hinaus, und sah den Ritter wie im Zustande des Wahnsinns in einen Stuhl gesunken, den Rabbi, der auf's höchste erstaunt und betroffen schien, mit seltsamen Worten bestürmend.

Digitized by Google

„Verzeiht, mein Herr,“ ſagte er, „ich weiß nicht, was Ihr zu ſo ungewöhnlicher Stunde begehrt.“

„Weiſer Rabbi,“ ſprach der Ritter heſtig, „wie die Meinung aller Menſchen ſpricht, ſeyd Ihr ein Vater der Bedrängten, helft auch mir, der nirgends Rettung ſieht als bei Euch, in ſeiner verzweifelten Noth.“

„Wie kann ich Euch helfen?“

„Euer Rath, Euer Anſehen.“

„Ihr ſcheint, Euerem Weſen und dem goldenen Schmucke nach, der auf Eurer Bruſt ſchimmert, ein edler Herr zu ſeyn. Was kann Euch der arme Jude nützen, der noch nicht ein Mal gefaßt hat, was Ihr begehrt.“

„Sie iſt vielleicht mißhandelt von ihrem Vater, und ringt im Schmerz die Hände. O Rachel, Rachel!“

Dem Rabbi ſtieg bei dieſem Namen ein Gedanke auf; meint Ihr Rachel, die Tochter des Löb?“

„Wen Anders, als ſie.“

Der Kaiſer war nun auch hereingetreten, und fragte den Aſtronomen, was dem Grafen fehle. Achſelzuckend erwiederte ihm Tycho, daß er ſelbſt noch kein Wort begriffen habe; der Graf ſcheine im Delirium zu ſeyn, denn er rede allerhand Unſinn.

Der Kaiſer ſchlug ſeine Verkappung zurück, und ſprach: „Was wollt Ihr hier, Graf Chlum?“

Der Graf fuhr bei'm Klange dieſer Stimme empor, ſtarrte den Kaiſer mit einem langen Blicke an, und ſtürzte dann zu deſſen Füßen, die huldreich dargebotene Hand mit Küſſen bedeckend.

Der ſcharfſinnige Rabbi, welcher, der Erzählung Rachel's eingedenk, nach den zerriſſenen Aeußerungen des Ritters den Hergang der Sache erkannte, brachte zuerſt mit Hülfe des Aſtronomen den Ritter in einen Lehnſtuhl, und theilte dem Kaiſer ſeine Muthmaßungen mit.

„Schickt um den Mann und ſeine Tochter,“ ſagte der Kaiſer, bei dem das Mitleid ſogleich die Oberhand über den Unwillen gewann; und während der Aſtronom ſich mit dem Grafen beſchäftigte, ging der Rabbi hinaus, ſeinen Diener zu Löb Ben Iſaak zu ſenden.

Der Kaiſer hatte ſich theilnehmend vor den Grafen geſtellt, und unterſuchte ſeinen Puls. „Er hat wirklich ein Fieber,“ ſagte er, „hat der Rabbi nicht etwas Niederſchlagendes bei der Hand? Wären wir zu Hauſe, ſo würde ich ihm gleich turturus stibiatus eingeben.“

(Fortſetzung folgt.)

Meine Reiſe über das Meer.

(Schluß.)

Nun war wieder alles Land aus dem Geſicht; kein Schiffer war zu ſehen, kein Dampfboot; der Himmel war ſchwarz mit Wolken bedeckt, die Seemöven flatterten auf und ab, das Meer nur im Fluge berührend, die Wogen gingen höher und der Sturm begann.

An der Seekrankheit litt ich nicht im geringſten, und nie war es mir wohler ums Herz, als in dieſem gewaltigen Toben und Brauſen des Meeres. In der Schweiz hatte ich auf dem Rigi geſtanden, eine ganze Nacht hindurch die ſchwerſten Gewitter, Blitz und Donner zu meinen Füßen; jetzt aber war ich auf einem kleinen Fahrzeuge inmitten der tobenden Elemente. Mit einem unbeſchreiblichen Entzücken ſah ich die mächtigen Wogen mit ihren weißen Häuptern ſich heranwälzen, und die Seemöven bald fern, bald nah unter Schiff umkreiſen. Der Geſang der Matroſen, der gellende Commandoruf und vor allem das kalte und ruhige Weſen dieſer Seeleute war für mich als Binnenländer vom höchſten Intereſſe. Dieſer mehrere Tage dauernde Sturm trieb uns weit hinab in die See von Biscaya. Ein ſchwediſches Schiff begegnete uns, der Plymouth näherte ſich ihm; der Kapitän beſtieg das Verdeck und redete durch das Sprachrohr. Die Länge- und Breitegrade wurden auf die gegenüberſtehenden Schiffsſeiten geſchrieben; man fragte nach dem Woher? und Wohin? um alles ins Logbuch einzutragen, das der vereidigte Oberſteuermann führt, und in das er jeden Abend alle Ereigniſſe einträgt.

Unter dieſen Beobachtungen hatte ich mich nach kurzer Zeit in das neue Leben hineingelebt, und nun fingen auch der Kapitän und die Steuerleute an aufzuthauen. Sie erwieſen mir manche kleine und große Aufmerkſamkeit, an die ſie früher nicht gedacht hatten; der Kapitän vor allen Dingen wurde ſo warm und zutraulich als ein Amerikaner es werden konnte. Wenn nach bedeutenden Arbeiten wieder einige Ruhe eintrat, dann ward die Kajüte erwärmt, der engliſche Comfort hergeſtellt, und die Abendunterhaltung ging an, an der der Oberſteuermann von ſeinem Bette aus Theil nahm und die bis in die ſpäte Nacht hinein dauerte. Der Kapitän, wenn er beſonders gut gelaunt war, lag rücklings auf dem Tiſch und erzählte mir beſtändig von Amerika. Er erklärte mir die Geſetze, erzählte mir von Lafayette's Zug durch die vereinigten Staaten, von den Duellen Jackſon's, und daß ihn der Lieutenant Randolph auf einer Reiſe mit dem Dampfboot von Philadelphia nach Baltimore weidlich an der Naſe gezupft habe; am liebſten verweilte er aber bei den Jägern von Kentucky und der battle of New-Orleans, bei der ſein Vater mitgefochten hatte, und von der er alle Einzelnheiten wußte.

Meine Luſt an dieſem Leben, die in eine wahre Behaglichkeit übergegangen war, ward einigermaßen erſchüttert durch einen argen Unfall, der uns betraf. Der alte Neger, unſer Koch, übrigens kein Sclave, ſondern freier Bürger der vereinigten Staaten, wurde plötzlich von einer harten Krankheit niedergeworfen, und obgleich ich nicht dachte, daß ſein Tod ſo nahe ſey, ſo mußte ich mir's doch gefallen laſſen, am frühen Morgen, noch vor dem Aufgange der Sonne, vom Kapitän geweckt zu werden, der weinend vor meinem Bette ſtand und mich aufforderte, auf's Verdeck zu kommen. Oben wurde ich ſchon erwartet; der Leichnam lag auf einem Brett in Schiffsleinwand angebunden, ein ſchweres Stück Eiſen an den Füßen; die Umſtehenden falteten die Hände zum Gebet, und auf ein Zeichen des Kapitäns, der ſich weinend hinwegwandte mit der einfachen Lobrede: he was a good man, flog Brett und Leiche über Bord.

Das Unglück hat einen breiten Fuß, ſagt Luther. Auch wir mußten das empfinden, denn der Abend deſſelben Tages, der uns eine wichtige Perſon geraubt hatte, brachte uns furchtbares Ungewitter. Dieſe Stürme, von kaltem Winde und Regenſchauern begleitet, wütheten acht Tage hinter einander und ließen die armen Matroſen keinen Augenblick trocken werden. Das Eſſen wurde erbärmlich; die Kajüte füllte ſich mit Waſſer und die Mannſchaft mußte ſich in den kargen Ruheſtunden zu

Digitized by Google

uns flüchten, weil sie in ihrem Raume wegen des Wassers nicht bleiben konnte; aber das Aergste traf uns, indem das Steuerruder brach. Wir waren indeß ganz nahe bei der spanischen Küste, und der Kapitän war schon entschlossen, in Ferrol oder Coronna zu landen, als ihm plötzlich Bedenklichkeiten aufstiegen. Er wußte nicht, ob in diesen Städten amerikanische Konsuln seyen, er verstand die Sprache nicht, und haßte die Spanier. Nun wurde, als sich der Wind änderte, wieder nach England hin gesteuert und das Steuerruder während der Fahrt ausgebessert; denn Niemand kann sich in Nöthen und Verlegenheiten besser helfen als ein Amerikaner. Nach vierwöchentlichem zwecklosen Hin- und Herfahren, unter manchen Entbehrungen, erlabte sich mein Auge endlich am Grün der Berge von Devonshire. Gegen Abend kamen die Lootsen und brachten die Nachricht mit, daß Lord Durham Tags zuvor, von Canada kommend, in Plymouth gelandet sey und noch daselbst verweile. Am Abend dieses Tages saß ich warm und behaglich an der englischen Feuerseite, zum ersten Male den ächten Porter von Guineß kostend und mich durch seinen Geist zu neuen Abenteuern stärkend.

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 20. Okt.) Unsere Stadt ist in Aufregung, aber fürchten, hoffen Sie Nichts, sie ist in einer berliner Aufregung. Es sind nicht etwa die Ausschüsse, welche dies Fragen, dies Jubeln, dies Ständchenbringen bewirkt haben, es ist Fanny Elsler. Vorgestern trat sie zum ersten Male hier auf, und Berlin fängt schon ganz gelinde an, außer sich zu kommen. Weiß der Himmel, welches Beispiel den Berlinern jenen Geschmack an einer rein platonischen Begeisterung für einen Künstler oder Künstlerin, ganz abgesehen von seiner persönlichen Liebenswürdigkeit, beigebracht hat. Vor einiger Zeit war es Franz Liszt, der Ritter des Verdienstordens, welcher die Berlinerinnen in Extase versetzte, und welchem die Studenten ein feierliches Comitat bereiteten. Jetzt ist es Fanny Elsler, welche bald jeden wohlproportionirten Mannskopf unfähig machen wird, einen vernünftigen Gedanken zu fassen. Man hat ihr vorgestern schon ein Ständchen gebracht. Man sagt, daß Fanny Elsler, um das Publikum zu einer Lisztigen Begeisterung zu bringen, alle Mittel anwenden wird, die Liszt schon anwendete. So tanzt sie nicht für sich, sondern für die Armen — eine Konzession an den kommunistischen Sinn der Berliner und ein Beweis, daß die Kunst nicht mehr für eine hochmüthige Aristokratie da ist, sondern in die niedrigsten Sphären der Gesellschaft hinabsteigt. Es heißt auch schon, daß Fanny Elsler in der Aula der Universität tanzen wird — ganz wie Liszt, nur daß dieser mit seinen Händen auf einem Flügel tanzte, während sie ihre Füße als Flügel gebraucht. Ein berühmter, in neuerer Zeit viel genannter Professor wird eigens über sie und über die „Philosophie des Tanzes" lesen. Besonders geistreich wird in diesem Kolleg die Vergleichung des Fußtanzes mit dem Kopftanze seyn, und der Nachweis, was für abenteuerliche Sprünge und Kapriolen oft ein Philosophengedanke machen kann. Die Studenten, diese an den Brüsten der Wissenschaft und an Krügen voll bayrischem Bier aufgezogenen Kinder, sollen schon ganz begeistert seyn für Fräulein Fanny. Schon sollen sie sich entschlossen haben, ihr ein ähnliches Comitat, wie dem Liszt zu geben. Die Pferde bei den Pferdeverleihern sind im Voraus vermiethet und ein großer Dichter arbeitet an einem Lied, welches man bei ihrer Abreise nach der Melodie: „Noch einmal, Robert, ehe wir scheiden", singen wird. Auch der Handelsstand hat die Anwesenheit der Fanny Elsler zur Speculation benutzt. Ein hiesiger Schuhhändler bietet Schuhe à la Elsler aus, für den Fall, daß die Nachfrage nach ächten Elslerschuhen zu stark und unmöglich zu befriedigen seyn sollte. Man hat Briefbogen mit dem Portrait der Elsler, andere, auf denen bloß ihr Schuh, andere, auf denen nur ihre Beine portraitirt sind. Schade daß Sie diesem Berichte nicht ein bezeichnendes Emblem oder ihr Portrait bei Seite drucken können. Das würde hier Furore machen.

---

* Am 11. d. M., Nachmittags 2 Uhr, ging ein Engländer am Bord eines in dem großen Dock des Antwerpener Hafens liegenden Schiffes, anscheinend zur Befriedigung seiner Neugierde; allein kaum hatte er mehrere Minuten auf dem Deck geweilt, als er plötzlich seinen Stock über Bord wirft, sans façon nachspringt und unter das Wasser tauchend verschwindet. Ein Mann über Bord! erscholl es jetzt von allen Seiten, und im Nu waren zwei Böte in's Wasser gelassen, um den Engländer zu fischen. Doch wohin auch die Leute ruderten, sie konnten ihn nirgends finden; man holte Haken herbei, ihn damit auf dem Grund zu suchen; vergebens. Plötzlich ruft vom Ufer ein unter der zuschauenden Menge stehender Knabe, welcher wohl denken mochte, ein Pudel producire seine Künste, den Seeleuten zu: Dort, dort schwimmt der Hund und hat den Stock im Maul! und deutete nach einer Richtung hin. Die Schiffer in den Böten wandten sich rasch dorthin, und als sie den vermeinten Hund in einiger Entfernung gewahrten, pfiffen und lockten sie ihm, und riefen ihm zu, heranzukommen; nicht wenig erstaunt aber hörten sie ihn in derbem Englisch antworten: God dam, meine Herren, lassen Sie mich in Ruhe und stören Sie mich nicht im Bade! Und somit schwamm er auf eine entferntere Barke zu, an deren Bord er ging und mit derselben sich an's Ufer bringen ließ, von wo er triefend und unter dem Hohngelächter, Zischen und Geschrei des ausgelassenen Pöbels in seinen Gasthof gelangte.

Auf dem Theater an der Wien wurde am 7. Okt. zum Erstenmale aufgeführt und seitdem mehrmals wiederholt: „Nacht und Morgen, oder: der Traufschein", Schauspiel in vier Abtheilungen und fünf Aufzügen, mit freier Benutzung des Bulwer'schen Romans, von Charlotte Birch-Pfeiffer. In der allgem. Wiener Theater-Ztg. wird dies Stück mit großem Lobe besprochen und bemerkt, daß unter den dramatischen Schriftstellern unserer Zeit Mad. Birch-Pfeiffer eine der ersten Stellen einnehme, und — so heißt es dort: „was die Kenntniß des theatralischen Effektes betrifft, die Wirksamkeit der Bühnenprodukte, jenes Etwas mit einem Worte, das unwiderstehlich die Gemüther ergreift, sie aufwirbelt und fortreißt, ohnen ihnen selbst Zeit zu lassen, sich Rechenschaft ihrer überraschten Gefühle zu geben, in dieser Hinsicht, sagen wir, steht Mad. Birch-Pfeiffer unerreicht da, nicht nur von ihren weiblichen Collegen, sondern auch von der Mehrzahl ihrer zahlreichen männlichen Feinde und Neider, die ein entschiedenes, fruchtbares Talent begeifern, weil sie es nicht wegläugnen können; es lächerlich zu machen suchen, weil es sich nicht unterdrücken läßt." Bulwer's Roman „Nacht

Digitized by Google

und Morgen" nimmt unter deſſen Dichtungen durch die Fülle der Handlung, die reichſte Abwechslung, die ſpannendſte Verwicklung, die einfachſte Löſung wohl die erſte Stelle ein. Die ungemein ſchwierige Aufgabe, den umfangreichen Stoff einer 3bändigen Novelle in den engen Rahmen eines Drama's zuſammen zu drängen, um mit geringeren Mitteln daſſelbe Ziel zu erreichen, ſoll Mad. Birch-Pfeiffer glücklich gelöſ't haben und ihr neues Drama wird als ein ungemein effectvolles und für die Theaterfreunde höchſt anziehendes gerühmt. Die Darſtellungen des Hrn. Fröhlich (Philipp) und des Hrn. Direktor Carl (Liburne) werden als vorzüglich bezeichnet und der Erfolg der Novität ſoll ein entſchieden günſtiger geweſen ſeyn.

Die „Königsberger Zeitung" berichtet: Ein achtzehnjähriges Dienſtmädchen iſt am 3. Okt. Abends auf der offenen Landſtraße in der Nähe des adeligen Gutes Gründen bei Labiau von zwei großen Hunden angefallen, total zerriſſen und ſogar großentheils aufgefreſſen worden. Der Schmied aus dem benachbarten Gute Gr. Scharlack, welcher auf dem Rückwege von Labiau begriffen war, wurde von den wüthenden Beſtien ebenfalls niedergeriſſen und ſo bedeutend verwundet, daß er wahrſcheinlich die eine Hand gar nicht mehr wird gebrauchen können. Der Nachtwächter eines andern nahen Guts hatte das Nothgeſchrei des Mädchens gehört, war aber nicht zur Hülfe herbeigeeilt, weil er — angeblich — keinen Stock zur Hand hatte. Den Leichnam des auf ſo grauſenerregende Weiſe umgekommenen Mädchens haben Vorübergehende noch am folgenden Tage auf der Landſtraße liegen ſehen. Eine Unterſuchung iſt deßhalb bereits eingeleitet worden, und dürfte dieſes Unglück die Schärfung der Verordnung in Betreff ſolcher wüthigen Hunde herbeiführen. Die beiden Beſtien ſind auf Anordnung des Kreislandraths erſchoſſen worden.

◆

Erziehung.

Fleißig geſchniegelt,
Weich und gebiegelt;
Kaum von Natur
Iſt noch die Spur;
Alles iſt nobel,
Glatt wie vom Hobel,
Zierlich geſchnürt
Wie ſich gebührt,
Alles lackirt
Glänzend polirt!

C. Känny.

◆

Korreſpondenz.

Mainz, 21. Okt.

Ein Mißbrauch der Gewalt, der aus bloßer Laune, oder Mißgunſt hier vorkam, erregt bei Allen, die davon hören, Mißbilligung und wird getadelt. Bei der letzten Ballotage, die zur Aufnahme von Kandidaten in das Caſino im Hofe zum Gutenberg ſtatt fand, wurden von 13 vorgeſchlagenen nur 8 angenommen und die übrigen 5, lauter anſtändige, wohlerzogene Leute, denen man keinen Vorwurf machen konnte, ausgekugelt. Dieſes Verfahren hatte zur Folge, daß 8 Mitglieder des Ausſchuſſes ihre Entlaſſung gaben und derſelbe alſo faktiſch aufgelöſ't iſt, und daß mehrere ſtimmberechtigte Caſinomitglieder übereingekommen ſind, bei der bevorſtehenden Generalverſammlung den Antrag zu ſtellen, den die Wahl des Ausſchuſſes betreffenden Artikel der Statuten dahin abzuändern, daß die Ausſchußmitglieder in Zukunft durch das Loos beſtimmt und nicht mehr durch geheimes Skrutinium ernannt werden ſollten. Man glaubt, durch Annahme dieſer Maßregel geheimen Verbindungen, Verabredungen und Launen einen Damm entgegen zu ſetzen.

Darmſtadt, 24. Okt.

Geſtern wurde auf dem Hoftheater das Göthe'ſche Trauerſpiel „Egmont" aufgeführt. Die Darſtellung war im Allgemeinen ſehr befriedigend und erhielt dadurch noch einen beſondern Reiz, daß Fräul. Hausmann vom Kölner Stadttheater die Rolle des Klärchen für Fräul. Steck, die am Tage der Vorſtellung unwohl wurde, ſchnell übernommen hatte. Im Verfolg ihres Gaſtſpiels wird Fräul. H. als Griſeldis und Jungfrau von Orleans auftreten. Beide Rollen werden ſie in den Stand ſetzen, ihr theatraliſches Talent, über welches auswärtige Blätter ſo günſtig urtheilen, auch dem hieſigen Theaterpublikum in dem vortheilhafteſten Lichte zeigen zu können.

◆

Programm des Muſeums.

Am 28. Oktober.

Symphonie von Beethoven (A dur).
Göthe und ſeine Zeit; literar-geſchichtliche Vorträge von Hrn. Dr. Th. Creizenach. (Erſter Vortrag.)
Vocalquartette von Mendelſohn-Bartholdy, geſungen von Fräul. Kratky, Fräul. Capitain, Hrn. Caspari und Hrn. Conradi.
Dramatiſche Vorträge aus Shakespeare und Calderon, geleſen von Hrn. Baiſon. (Erſter Vortrag: Scenen aus Shakespeare's Julius Cäſar.)
Romanze von Halevy, geſungen von Hrn. Caspari.
Terzett von Mozart, geſungen von Fräul. Capitän, Hrn. Caspari und Hrn. Conradi.
Großes Conzert für die Violine, von Beethoven, geſpielt von Hrn. Eliaſon aus London.

Der Anfang iſt um halb 7 Uhr; der Saal wird um halb 6 Uhr geöffnet; der Eingang für die Perſonen, welche in den Saal wollen, iſt nur vom Roßmarkt und der Töpfergaſſe her; zur Gallerie gelangt man vom Steinweg aus; alle Muſeumskarten ſind perſönlich; es wird durchaus Niemand ohne Eintrittskarte zugelaſſen; freie Gaſtkarten werden nicht mehr ausgegeben; Fremden-Karten zu 1 fl. 30 kr. ſind zu haben bei Hrn. Georg Krebs, Zeil, der Poſt gegenüber.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 29. Okt. Dritte Vorſtellung der franzöſiſchen Schauſpieler-Geſellſchaft des k. k. Hoftheaters in Wien unter der Direktion des Hrn. Trouillet: Le dépit amoureux, comédie en deux actes, par Molière. Suivi de: Les mémoires du diable, vaudeville en trois actes, par Etienne Aragot, Musique de Mr. Doetre.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 298. Samstag den 29. October 1842.

Der Rabbi von Prag.

Erzählung von Therese v. M.

(Fortsetzung und Schluß.)

V.

In ihrem Kämmerlein, dessen Thüre der zürnende Vater hinter sich verschlossen, saß auf ihrem Bette die schöne Rachel, ein Bild des tiefsten Schmerzes. Ueber den weißen Busen hing aufgelöst das glänzend schwarze Haar, ihre Augen glichen zwei Quellen, ihre Wange aber einer verdorrten Flur. Vor ihrem Gedächtnisse zogen wild und verworren die Bilder der jüngsten Vergangenheit vorüber, sie hörte die stürmischen Worte des Geliebten, und das heisere Wehgeschrei des greisen Vaters zugleich. Da kam es mir vor, als würde an die Thüre gepocht, sie horchte auf, und vernahm, wie der Vater die Treppe hinabschlurfte, und nach einigen Worten den Riegel zurückschob.

Als sich nach einer Weile ihrer Thüre Schritte näherten, schrak sie zusammen, als stünden blutige Rächer vor ihrer Thüre.

Der alte Löb Ben Isaak trat herein, und gebot ihr, sich anzukleiden, und ihm zu folgen. Sie hatte nicht den Muth, zu fragen, wohin, sondern ordnete schweigend ihr Gewand, und ging mit dem Vater auf die Straße hinab, wo Aaron, der Diener des Rabbi Löw, ihrer wartete. Schweigend schritt sie hinter den beiden Männern her, welche angelegentlich zusammen flüsterten; als sie sah, daß sie vor des Rabbi Thüre anlangten, faßte sie wieder Muth. Sie stiegen die Treppe hinauf und traten in das Gemach.

Der Kaiser hatte sein Haupt wieder verhüllt, der Graf und Rabbi Löw standen vor ihm. Ersterer gefaßter, wie es schien, der Rabbi aber mit tiefer Schwermuth in den Augen. Bei'm Anblicke Rachels zuckte Chlum in die Höhe, die verweinten Augen schienen ihn groß und vorwurfsvoll anzublicken.

„Ruhig, ruhig," flüsterte ihm Tycho de Brahe zu.

„Ruhig," antwortete mit wilder Heftigkeit der Graf, „wenn sie mir nahe ist? Befiehl dem stürmischen Meer, daß es sich plötzlich glätten soll, wie ein blauer Spiegel, oder dem Wachs, daß es der Flamme trotzen soll, die hartes Eisen zerschmilzt. Ruhig soll ich seyn? versuche es mit dem Stein, der zur Tiefe nieder rollt, ob er die Wucht des Laufes hemmen und stille stehen kann. Laß mich zu ihr!"

Der alte Isaak, der jede seiner Bewegungen argwöhnisch beobachtet hatte, faßte seine Tochter am Arm, und fragte: „Was befehlt Ihr, hoher Rabbi?"

Der Rabbi zog ihn bei Seite, und sprach nach einem Winke des Kaisers mit ernster tiefer Stimme: „Der Ritter liebt Deine Tochter, willst Du ihr entsagen, daß er sie heimführen kann in sein Haus und in den Tempel der Christen?"

Löb Ben Isaak prallte zurück und stotterte: „Was sagt Ihr, hoher Rabbi, meine Tochter soll eines Christen Weib seyn?"

„Bedenke es wohl," fuhr der Rabbi gewaltsam ein ungeheures Gefühl zurückdrängend, fort, „er ist ein edler Graf, der hoch in unsers gnädigen Kaisers Gunst steht, und dessen Fürsprache viel Nutzen unserer Gemeinde bringen könnte."

Mit stummer Verwunderung hatte der Jude den Rabbi angehört, und sprach jetzt mit den Zischlauten einer giftigen Schlange: „Ihr, hoher Rabbi, rathet mir, daß ich mein Kind aufgeben soll, mein einziges Kind — der böse Geist, der in den Nabuchodonosor gefahren, soll eher ihr Gatte seyn, als wie ein Christ."

Der Rabbi trat mit raschem Entschlusse zurück.

„Was, will der Jude nicht?" sagte Tycho de Brahe auflodernd, „befehlt es ihm!"

„Herr," antwortete festen Tones der Rabbi, „ich habe mir vielleicht jetzt schon siebentausend Herzen, die mir unbedingt vertrauten, in diesem Manne entfremdet, weil ich der Herold Eueres Willens war. Vergebt dem Knecht; denn über das Leben geht mir die Achtung und das Vertrauen meiner Brüder."

„Der arme Chlum," sagte der Kaiser, mitleidig den Grafen betrachtend, zu Tycho, „wir müssen ihm doch helfen. Sagt dem Manne im Namen des Kaisers, daß er seine Tochter aufgeben soll."

Ben Isaak faßte wieder die Hand seiner Tochter, diesmal mit dem Entschlusse, die Stube mit ihr zu verlassen. Da stürzte Chlum, Alles um sich her vergessend, auf sie los, stieß den Alten zurück, und schloß Rachel in seine Arme.

„Laßt mich, Herr Graf," flehte diese, „der Schritt zu Euch hinüber führt in die ewige Nacht."

„Nacht, wie kommst Du, Lichtgestalt, zu diesem Worte, denk' unserer Liebe, sie führt in den Himmel, laß Deine Vergangenheit hinter Dir, und mich die ewige Scheidewand seyn zwischen Dir und dem Zorn der Deinen."

Da riß sich Isaak los, den Tycho gebieterisch am Rockcloor

Digitized by Google

gefaßt hatte, und schrie: „Wer seyd Ihr, daß Ihr droht? Ich will nicht!“

„Zittre, Jude, vor dem Zorne des Kaisers!“

„Weh', wollt Ihr mir mein einzig Kind rauben? zu Hülfe, hoher Rabbi, zu Hülfe!“ und zu Chlum sich wendend, fuhr er mit gesteigerter Heftigkeit fort: „gebt mir mein Kind, gebt mir meine Rachel! Großer Gott, Gott Abrahams, tausend Jahre habt Ihr uns verfolgt mit Euerem Haß, habt unser Blut verspritzt, unser Gold geraubt, und nun verfolgt Ihr noch, nicht satt im Elende der Väter, unsere Kinder mit Eurer Liebe, und blendet die Augen der Töchter Israels mit dem Glanze Euerer Waffen, und bethört ihr Ohr mit dem Klang Euerer Sporne.“

Gleichgültig, fast hart, erwiederte Chlum: „Gieb Dich zufrieden, Alter, morgen soll sie mit mir vor dem Altare —“

„Weh', vor Euerem Altar! Und wo soll ich stehen? Vor der Thüre draußen? Nicht ein Mal vor der Thüre darf ich stehen, sonst würde mich der Büttel bei'm Bart fassen, und sein Stab mein graues Haupt schlagen.“

Rachel wollte sich, von den Wehlauten des Alten erschüttert, auf's neue dem Arme des Ritters entwinden. Dieser aber faßte sie um so stürmischer. Da rief Isaak aus: „Rachel, als Deine Mutter starb, da warst Du ein kleines Kind, sie legte die kalte Hand auf Dein Haupt, und sprach: Du sollst so fromm seyn wie Rachel, und Deinen Vater ehren, wie die Tochter Jefftas, der ein Held war vor Gott und seinem Volk. Willst Du die Mutter im Grabe weinen machen, und soll Dein alter Vater allein zurück bleiben, während Du in's Land der Fremden fliehst?“

Rachel verbarg das Gesicht in beide Hände, sie schwankte sichtbar hin und her.

Ben Isaak und der Rabbi blickten sie mit ängstlicher Spannung an, und aus krampfhaft bewegter Brust rief Chlum: „Halte aus, meine Liebe, es ist der letzte Kampf, den Du bestehst.“

Da schlug der Kaiser den Mantel zurück, und streckte die Hand befehlend gegen den Alten aus. Der Rabbi verhüllte das Haupt und wandte sich ab.

Ben Isaak hatte kaum das goldene Vließ erblickt, als ihm eine innere Stimme zuzurufen schien, daß ein Gewaltiger vor ihm stände, auf dessen Wink sein Kind rettungslos für ihn verloren sey. Er fuhr mit einem Schrei der Verzweiflung in die Tasche seines Rockeloors, ein Moment, und Rachel stürzte mit durchbohrter Brust in die Arme des Ritters.

Kaum aber fühlte der Alte, der den tödtlichen Streich geführt, sich vom hochaufspritzenden Blute seines Kindes getroffen, als er todtenbleich ward, und winselnd zu den Füßen des Rabbi zusammenbrach.

Alles war entsetzt über die ungeheure That, am meisten der Rabbi, der mit bebenden Lippen das Gesetz des Herrn aussprach: „Du sollst nicht tödten.“

Chlum von Rowidwor, erst erstarrt, dann wie eine Flamme auflodernd, hatte das Messer vom Boden aufgerafft, um den Alten zu durchbohren. Da umklammerte Rachel mit der letzten Kraft seine Knie, und Tycho de Brahe entwaffnete den Wüthenden.

Der Kaiser hatte bei'm Anblick des fließenden Blutes das Haupt abgewendet, und ergriff den Astronomen am Arm, um mit ihm das Gemach zu verlassen.

Tycho winkte dem Rabbi, den Alten zu entfernen, aber ein Blick in das gebrochene Auge des Greises überzeugte ihn, daß die Vergeltung der That so schnell gefolgt sey, wie der rollende Donner dem Blitz.

Der Rabbi hatte sogleich, vom ersten Schrecken sich erholend, alles angewendet, das unglückliche Opfer der Glaubenswuth zu retten. Aber sein sicherer Blick erkannte bald, daß menschliche Hülfe zu spät sey. Der Stoß war mit tödtlicher Kraft geführt worden.

Schweigend verließen der Kaiser und der Astronom das Haus des Schreckens.

Chlum, über Rachel's erblassende Leiche geworfen, küßte den schönen Mund, der den Druck seiner Lippe nicht mehr zu erwirdern vermochte.

Mitten in dieser Scene des Gräuels und der Zerstörung stand der Rabbi mit aufgerichtetem Haupt und die Hände erhoben, während er die Worte des Klageliedes sprach:

„Gebrochen ist die Blüthe und der Baum,
Die Art des Zorns hat seinen Stamm gefällt,
Jeschuruns Kinder, weint ob Euerem Loos,
Und mischet Euere Thränen in mein Lied!“

Spanische Verhältnisse.

Die „Preußische Staatszeitung“ schreibt: **Santander**, 11. Okt. Es wird Ihnen vielleicht nicht unangenehm seyn, den Eindruck kennen zu lernen, welchen auf mich das Betreten des spanischen Bodens machte. Es war sechs Uhr Abends, als man gestern mir und andern Reisenden, die wir uns in Antwerpen auf dem spanischen Kauffahrer „Serafin“ nach der Havanna eingeschifft hatten, die Erlaubniß ertheilte, hier ans Land zu steigen, da unser Schiff den Rest seiner Ladung in diesem Hafen einzunehmen hat. Sie können sich denken, daß wir sogleich von dieser Erlaubniß Gebrauch machten. Doch welch' ein Anblick bot sich unseren Augen dar, als wir die erste Straße von Santander betraten. Ein ungeheuerer Schwarm halbnackter Weiber mit ungekämmten Haaren, schmutzigen Gesichtern umringten uns auf der Stelle und streckten uns die Hände, um Almosen bittend, entgegen. Ich habe das Elend der ägyptischen Bettler mit eigenen Augen gesehen und ungeachtet man sie gewöhnlich als das non plus ultra der menschlichen Entartung betrachtet, muß ich bekennen, daß sie mir bei weitem nicht jenes ekelhafte Erbarmen einflößten, als das hiesige Bettelvolk. Die Lazzaroni von Neapel sind, in Vergleich damit, ein reinliches Volk. Die Straßen von Konstantinopel, die nie gekehrt werden und wo hundertjähriger Unflath liegt, sind weit sauberer als diese Stadt, die an den Thoren Frankreichs sich befindet. Nichts in der Welt kann Ihnen eine Idee von der wilden Vernachlässigung geben, worin hier die niederen Klassen der Bevölkerung schmachten. O, bei solchem Jammer vergißt man bald die blühenden Auen von Andalusien und die duftenden Gärten von Granada. Was man wünscht, ist, aus diesem Lande so bald als möglich heraus zu kommen. Man fürchtet fortwährend, von den zahllosen epidemischen Krankheiten, die hier wüthen und durch die Unreinlichkeit der Bewohner unterhalten werden, angesteckt zu werden. Ich habe gesucht, den

Digitized by Google

Charakter dieses Volkes zu erforschen. Faul und träge liegen Männer, Weiber und Kinder, Alles in bunter Vermischung, an der Sonne und ihre einzige Beschäftigung ist die Jagd nach den Insecten, die sie nähren.

Im grellsten Kontrast mit diesem traurigen Anblick ist die wahrhaft verschwenderische Pracht einiger Reichen, die einen Luxus treiben, wie man ihn kaum in den größten Residenzen Europa's zu sehen gewohnt ist. Bei jedem Schritte kann man darauf rechnen, die beiden Extreme in Spanien zu finden: hier größte körperliche Schönheit, dort abschreckende Scheußlichkeit; hier königliche Pracht, dort ekelhafter Schmutz; hier feiner Anstand und Würde, dort wilde Rohheit. Leider ist das bessere Extrem bei weitem seltner anzutreffen, als das traurige. Wenn man indessen bedenkt, welchen Nutzen eine weise Regierung von diesem reizenden, am vortheilhaftesten gelegenen Seehafen ziehen könnte, und damit die heutige Lage von Santander vergleicht, so erkennt man mit einem tiefen Wehgefühle, welche Wunden der Bürgerkrieg diesem unglücklichen Lande geschlagen hat und wie lange es noch dauern wird, bevor Spanien den ihm gebührenden Rang unter den civilisirten Nationen von Europa wieder wird einnehmen können.

Santander könnte einer der wichtigsten Stapelplätze des atlantischen Meeres werden, und dennoch befindet sich nicht ein einziges Kauffahrteischiff in diesem Hafen. Dies zeigt mehr, als jede Beschreibung, wie tief der spanische Seehandel gesunken ist; anstatt den Handelsverkehr mit fremden Staaten zu begünstigen, scheint die gegenwärtige Regierung von Madrid es darauf anzulegen, jede ähnliche Handelsverbindung einzuschränken. Dadurch wird der ohnehin armen Bevölkerung der Erwerb noch mehr verkümmert, und die wenigen Einwohner, die Lust hätten, zu arbeiten, sehen sich genöthigt, aus Mangel an Beschäftigung und Lebensunterhalt auszuwandern. Man versichert mich, daß jährlich nicht weniger als fünf Tausend Individuen nach Cuba und den spanischen Colonien von hier auszuwandern pflegen und daß die Hälfte davon unterwegs aus Mangel an einer gesunden Nahrung zu Grunde geht.

Die Regierung Espartero's ist hier nichts weniger als beliebt. Nur wagt man es nicht laut zu sagen, „denn," sagte mir der Banquier, an den ich empfohlen war, „bei uns ist, es jetzt, wie ehemals in Venedig: die Mauern haben Ohren und Augen." Der Terrorismus leitet dieses Land mit eiserner Hand. Nur die Truppen sind gut genährt, gut gekleidet und auch so viel als möglich gut bezahlt. Man erblickt eine Menge gemeiner Soldaten, die mit Ehrenmedaillen und Ordenszeichen bedeckt sind. Espartero wendet Alles an, um der Armee zu schmeicheln und sie für seine Sache zu gewinnen. Es herrscht keine Disciplin mehr in der Armee, und der Soldat erlaubt sich ungeahndet die größten Ausschweifungen und Unbilden; er begegnet dem Bürgersmann mit einer Verachtung, die wirklich empört. Der Paria in Indien wird nicht so hart behandelt, als der spanische Bürger von den Offizieren seines Vaterlandes. Was die Väter, Mütter und Ehegatten von der Ausgelassenheit der Truppen auszustehen haben, übersteigt jede Beschreibung.

Die Plackereien, denen selbst die inländischen Fahrzeuge von Seiten der hiesigen Zoll- und Hafen-Beamten ausgesetzt bleiben, sind ohne Ende, und widersprechen am schlagendsten den verbreiteten Gerüchten, als strebe die Regierung endlich dahin, der spanischen Handels-Marine einen neuen Aufschwung zu geben. Jeder Beamte in dieser Stadt benimmt sich wie ein König, schaltet und waltet nach Belieben; es giebt so viele verschiedene Gesetze und Verordnungen in der spanischen Gesetzgebung, daß die empörendsten Mißbräuche der Amtsgewalt durch irgend ein altes Gesetz gerechtfertigt werden kann. Das einzige Mittel, um mit den spanischen Beamten in Frieden zu leben, ist die Bestechung. Dabei muß man immer Acht geben, daß man nicht diesen oder jenen Beamten vernachlässigt, sonst erhebt sich unerwartet ein Hinderniß, welches abermals mit Gold aus dem Wege geräumt werden muß, und zwar immer theurer, als das erste Mal. Wer diesen Weg nicht befolgt, der büßt es schwer, wie unser Schiffscapitän. Als Spanier, der seine Landsleute gut kennt, hatte er gleich gestern Abends die meisten Zoll- und Hafen-Beamten gewonnen, damit man ihm die nothwendigen Papiere zur Abreise auf übermorgen bereit hielte. Er vergaß aber, einem Hafenaufseher das übliche Trinkgeld zu geben, und während wir hofften, übermorgen unsere Fahrt nach der Havanna fortzusetzen, meldete uns vor einer Stunde unser Schiffscapitän mit trauriger Miene, daß wir vielleicht in fünfzehn Tagen nicht würden abfahren können. Der Hafenaufseher sey diesen Morgen an Bord gekommen, und nach einer strengen Durchsuchung des Schiffes habe er zwei Alabastervasen gefunden. Da ein neuestes Gesetz verordnet, daß keine Marmorarten nach den spanischen Kolonien ausgeführt werden dürfen, außer, sie wären spanische Produkte, so wurden die beiden Alabastervasen mit Beschlag belegt, und um dem Capitän einen derben Streich zu spielen, hat der Hafenaufseher in Madrid angefragt, was er mit den Vasen thun soll. Bis die Antwort von dem Finanzminister zurückgekommen seyn wird, müssen wir, wie die Griechen vor Troja, unthätig in diesem gräulichen Nest liegen bleiben. Diese an sich unbedeutende Thatsache wird Ihnen einen Begriff von der hiesigen Verwaltung geben.

Mannichfaltigkeiten.

(Paris, 20. Okt.) Vor Kurzem trat der Sohn eines alten ausgezeichneten Obersten als Einsteher in's Heer und wurde einem der hier in Besatzung liegenden Regimenter zugeschickt. Sobald er angenommen war und das bedungene Einstandsgeld in Händen hatte, brachte er die ganze Summe seinem Obersten mit der Bitte, dieselbe seiner verwittweten Mutter, die ihr verstorbener Gatte in dürftigen Umständen zurückgelassen hatte, übersenden zu wollen. Diese Handlung der kindlichen Liebe überraschte und erfreute den Obersten so sehr, daß er ohne Säumen das ganze Regiment davon in Kenntniß setzte, und den Wunsch aussprach, der junge Mann möge von seinen Kameraden als ein regelmäßiger Rekrut und nicht als Einsteher behandelt werden. Man muß nämlich wissen, daß beim französischen Heer Einsteher im Allgemeinen geringer angesehen sind, als die andern Leute, weil man meint, sie hätten sich „um Geld verkauft."

Der vergnügte Berliner Weinhändler Louis Drucker hält jetzt in Danzig Vorträge in der Weinstube des Hrn. Detert und hat eine General-Versammlung ausgeschrieben.

Digitized by Google

(Von der Schwyzergränze, 20. Okt.) Schon lange beſchweren ſich in Schwyz zwei wackere und anerkannt ſorgſame Familienväter über den alle häuslichen Bande verletzenden Einfluß der Jeſuiten auf ihre ledigen Töchter. Die eine hatte früher ihren Vater bei ſeinen Geſchäften mit kindlicher Anhänglichkeit unterſtützt. Seit ſie aber bei einem Jeſuiten beichtet, verfiel ſie in frömmelnde Schwermuth. Statt zu arbeiten, ſoll ſie ſich ſtundenlang in ihre Kammer verſchließen und dem Gebete obliegen, ſo daß ſie dem Leben, der Geſellſchaft, ihrer häuslichen Umgebung entfremdet und fortwährend in religiöſe Träumereien vertieft iſt. Bei der Tochter des andern Familienvaters ſoll eine ähnliche Umwandlung ſtättgefunden haben. Es fand ſich derſelbe letzthin genöthigt, im Jeſuitenkollegium über das lange nächtliche Ausbleiben ſeiner Tochter Vorſtellungen machen und ſie heimführen zu laſſen. Man erzählt ſich auch hierbei von Gewiſſensbeängſtigungen, die der Beichtvater Cavin angewandt, um der Standeswahl dieſer beiden Töchter zuzuſetzen und vermittelſt deſſen an ihr Vermögen zu gelangen. Beide Töchter ſind nämlich wohlhabend. Wenn an der Richtigkeit dieſer in Schwyz allgemein bekannten Mittheilung gezweifelt werden will, ſo kann ich beide Familienväter nennen; man mag ſie ſodann ſelbſt darüber befragen. Der eine war früher Offizier in fremden Militärdienſten, der andere vor den Dreißigerjahren Kantonslandammann. Was am meiſten dabei auffällt, iſt der Widerſpruch einer ſolchen Handlungsweiſe der Jeſuiten mit ihrem beim Eintritt in Schwyz geleiſteten Verſprechen, ſich daſelbſt keine ſeelſorgerlichen Verrichtungen anzumaßen und weder der Gemeinde noch dem Bezirk zur Laſt zu fallen. Uebrigens bildet das ganze Verfahren der Jeſuiten, ſich überall einzudrängen und ihren Einfluß geltend zu machen, *ein* Syſtem. Ungeachtet Verfaſſung und Geſetze beſtehen, die in Zeiten zurückreichen, wo die Jeſuiten noch keinen Fuß auf ſchwyzeriſchen Boden geſetzt hatten, und zufolge welcher jede Ertheilung eines Bürgerrechtes oder einer Niederlaſſungsbewilligung der Genehmigung der Kantonalbehörden unterworfen iſt, ja ſogar ein Kantonsgemeindebeſchluß aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, der jeden Urheber eines Antrags für Einführung der Jeſuiten für vogelfrei erklärt, noch nicht aufgehoben iſt, ſo haben ſich die Jeſuiten doch im Kanton Schwyz angeſiedelt, ohne je eine Kantonalbehörde um Erlaubniß anzufragen. Ob ein ſolcher Orden geeignet iſt, dem Staate gute Bürger zu erziehen, mag ſich Jeder ſelbſt beantworten, der weiß, daß die Anerkennung von Verfaſſung, Geſetzen, Verträgen und von Familienleben zur bürgerlichen Erziehung gehört. Daß die Jeſuiten ihren Eintritt in Schwyz der Aſſociation mit politiſchen Zwecken zu verdanken haben, iſt bekannt. Seit ihrem Bauunternehmen haben ſie aber auch das materielle Intereſſe einzelner hochſtehender Männer zu ihrem Bundesgenoſſen zu machen gewußt. Gerade dieſer Umſtand brachte eine Veränderung in der Stimmung der Maſſe hervor, indem er zum Theil nur auf Unkoſten anderer Einwohner bewirkt werden konnte. Lebensmittel und Arbeitslohn ſind im Preiſe geſtiegen. Den Bürgern und Gemeinden werden unentgeldliche Hülfeleiſtungen oder Geldbeiträge für jene Bauten zugemuthet und moraliſche Zwangsmittel dafür in Bewegung geſetzt. Bei den Einen wird der kirchliche, bei den Andern der pädagogiſche, wieder bei Andern der politiſche Zweck vorgeſchoben, je nach der individuellen Empfänglichkeit. Allein die Maſſe bleibt im Allgemeinen kalt bei dieſen Zuſprüchen. Ohne Zufluß auswärtigen Geldes hätten die Jeſuiten ihre Bauten in hundert Jahren kaum zu Stande gebracht. Das den Jeſuiten im vorigen Winter von Gemeinden zugeführte Baumaterial mußte von den Unternehmern größtentheils ſelbſt beſtritten werden; der gute Wille ließ ſich nur durch Kanzelvorträge, Verſprechen geiſtlicher Segnungen und durch Verabreichung von Brod, Käſe und Wein oder Moſt aufrecht erhalten. Die Gemeinde Brunnen wußte wohl nicht, daß ihr Sand dazu dienen mußte, dem Publikum ſolchen in die Augen zu ſtreuen; denn ſie hatte ihn zum Jeſuitenbau beſtimmt.

Im Journal de St.-Etienne vom 19. Okt. lieſ't man: Geſtern Morgens erfolgte, als eben die Arbeiter in den Kohlenſchacht Saint-Charles, bei der Stadt Firminy, herabgeſtiegen waren, eine Exploſion des brennbaren Gaſes. Die Zahl der hinabgeſtiegenen Arbeiter war nach den Einen 40, nach den Andern 60. Von dieſen wurden 18 aus dem Schacht herausgezogen, 12 todt, worunter 10 Familienväter; 4 noch lebende wurden in das Spital gebracht, aber in einem Zuſtande, der keine Hoffnung läßt; 2, die ſich tiefer in der Grube befunden hatten, kamen unverſehrt hervor. Ein großer Theil der Arbeiter ſoll ſich in den Theilen befinden, wo das Feuer nicht ausgebrochen iſt, aber ſie ſollen durch die durch die Exploſion verurſachten Einſtürze eingeſperrt ſeyn. Die Nachſuchungen finden mittelſt Herumtappens, aber, aus Furcht vor einer neuen Exploſion, ohne Licht ſtatt.

Der Gerichtshof der Provinz Südholland wird ſich binnen Kurzem mit einem merkwürdigen Falle zu beſchäftigen haben. Ein Einwohner von Utrecht nämlich hat im Verein mit ſeiner Frau eine mit Arſenik durchmengte Torte gefertigt und ſeinem im Haag wohnhaften Oheim zugeſchickt, den er beerben ſollte. Der Oheim, die Tante und eine Magd genoſſen von der Torte, und die Folge war, daß alle drei erkrankten und der Oheim ſtarb, während man die Tante und die Magd noch zu retten hofft. Der Giftmörder nennt ſich Stenis, war Arzt in der kaiſerlichen Armee, trägt das Kreuz der Ehrenlegion und lebte zuletzt in Utrecht als Gaſtwirth und Poſthalter. Was ihn zu ſeinem Verbrechen verleitete, iſt wahrſcheinlich nicht blos Habſucht, ſondern auch der Wunſch geweſen, ein früheres Vergehen zu verdecken. Sein Oheim hatte ihm nämlich vor längerer Zeit 8000 fl. geſchickt, um ſie bei einem Utrechter Banquierhauſe zu hinterlegen. Das Haus hat fallirt, und in ſeinen Büchern findet ſich nicht die mindeſte Notiz in Betreff jener Summe, die alſo vermuthlich von Stenis unterſchlagen wurde.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 29. Okt. Dritte Vorſtellung der franzöſiſchen Schauſpieler-Geſellſchaft des k. k. Hoftheaters in Wien unter der Direktion des Hrn. Trouillet: *Le dépit amoureux*, comédie en deux actes, par Molière. Suivi de: *Les mémoires du diable*, vaudeville en trois actes, par Etienne Aragot, Musique de Mr. Doctre.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 299. Sonntag, den 30. October 1842.

Der Domprobst Cuno von Falkenstein und die Bürger von Bingen.

„Wer zieht dort von Mainz her mit reisigem Troß,
„So stattlich, Ihr Binger, zum Klopp, dem Schloß? —
„Wer ist der Mann, der stolze, der kecke,
„Im Priestergewande ein mächtiger Recke? —
„Wir Bürger von Bingen, wir kennen ihn fein;
„Es ist der Domprobst von Falkenstein!
„Wie? Bei dem Namen die Blicke glüh'n
„Und wilde Zornesflammen sprüh'n? —
„Er hat die Mauern von Klopp bewehrt,
„Und d'rauf den Zehnten von uns begehrt,
„Und Frohnde und Beet! Wo ist unser Recht?
„Und wo unsre Freiheit? Der Bürger ist Knecht!
„Wir brechen die Fesseln! —
„Welch kecks Wagen!
„Wie? Wollt Ihr den Zorn des Gewaltigen tragen?
„Wer reizt seinen Zorn, den trifft er schwer —
„Denn wen er nicht segnet, den strafet er.
„Und sollen unter Druck und Noth wir verderben,
„So wollen wir lieber den Rächertod sterben!
So zürnen die Bürger voll Grimm und Wuth. —
Derweilen Herr Cuno behaglich ruht,
Die Freuden der Tafel, der Scharlachwein,
Die wiegen in freundliche Träume ihn ein. —
Und draußen tobet der Wettersturm,
Als wollt' er in Trümmer begraben den Thurm.
Es brüllet der Rhein in der Tiefe da drunten,
Als hätt' er im Zorn sich den Bürgern verbunden.
Kein Sternlein leuchtet vom Himmel herab —
Die Welt liegt da, wie ein großes Grab.
Je wilder die Nacht, desto süßer die Ruh.
Auch dem Wächter sinket das Auge zu.
Er träumt von dem Liebchen in Bingen, der Stadt,
Das längst ihm die Treue bewahret hat.
„Das Licht ist erloschen! Auf Klopp ist's still!
„Wohlauf denn, wer mit uns kämpfen will,
„Der greife zur Streitart, zum Morgenstern,
„Der Domprobst ist unser, und wir sind Herrn!
Herr Cuno, erwache! Kein Wächter wacht
In dieser wilden, gespenstigen Nacht!
Viel dunkle Gestalten schleichen heran!
Sie klopfen leise an's Pförtlein an.
Wer pochet? Erwachend der Wächter fragt.
„Ach, öffne, Du Lieber, der treuen Magd,
„Zu kosen ein Stündchen!" — Es ist ihr Laut,
Er kennt sie, die Stimme, so süß und traut.
Er öffnet leise — da drückt ihn so warm
An die eiserne Brust ein Mannesarm,
Daß machtlos erstirbt der Ton der Brust,
Die Schrecken erfüllet, statt heimlicher Lust.
Jetzt schleichet leis der bewehrte Troß
In's schlechtbewachte, so feste Schloß.
Gefangen im Thurme betrauern all'
Die Mannen den nächtlichen Ueberfall.
Da stürmen sie jubelnd in Cuno's Gemach.
Erwachend erkennt er die schwere Schmach. —
Wohl beugt ihn der Schmerz, doch Cuno, der Mann
Voll Thatkraft, nicht muthlos werden kann!
„Heraus, Herr Domprobst! Wenn noch so fest,
„Hat Euch nicht beschirmet das Felsennest!
„Der Falke schwingt wohl sich vom hohen Stein,
„Doch muß er diesmal gefangen seyn!"
„Pfui, über den Hohn!" spricht mit strafendem Blick
Herr Cuno. „Ihr dankt's nicht dem Muthe, dem Glück
„Und meinem kläglichen Mißgeschick!"
„Nun säumt nicht, Herr Domprobst!" der Haufe schreit.
„Wie?" fragt er zornig, „soll ohne Kleid
„Das Kirchenhaupt werden zum Kinderspott?
„Ha! zittert, Verruchte, Euch zürnet Gott!"
Das trifft sie schwer. — „So kleidet Euch an
„Und spudet Euch wacker, und folget uns dann!"
Nun tritt er ans Fenster, sieht muthig hinaus
In die dunkele Nacht voll Sturm und Graus. —
Er kennt den Felsen, der drunten starrt
Und seiner verderbendrohend harrt.
„Doch lieber zerschellen am Felsengrab
„Als gefesselt gehen zur Stadt hinab!" —
O Wunder! Es fängt sich der Sturm im Gewand
Und trägt ihn sicher zum Felsenrand;
Dann stürmt er weiter zum schäumenden Rhein,
Reißt los den Kahn und wirft sich hinein,
Treibt durch die zischenden Wellen den Kahn
Und landet freudig am Ufer an,

Digitized by Google

Und eilet hinauf, wo Ehrenfels ſteht,
Wo des Bisthums Fahne vom Thurme weht.
Er rüttelt das Thor, daß die Angel kracht,
Und weckt aus dem Schlafe die Knechte der Wacht,
Wirft um ſich ein bergend und ſchirmend Kleid
Und führet die Mannen gen Klopp zum Streit.
An der Thüre harren derweile voll Hohn
Die Bürger und träumen vom Siege ſchon.
„Das währet ja lange", d'rauf Einer ſpricht,
„Bis daß er ſich kleidet, der ſtolze Wicht!"
Er öffnet die Thüre mit forſchendem Blick,
Fährt ſchnell mit ſtummem Entſetzen zurück,
Und rufet: „Den Domprobſt ſeh' ich nicht mehr!
Entfloh'n iſt der Vogel, das Neſt iſt leer!
Das offene Fenſter zeiget die Spur —
Und drunten liegt wohl eine Leiche nur!"
Da faßt ſie der Schrecken mit lähmender Macht.
An ſolche Flucht hatte wohl Keiner gedacht.
Die ſchlimme Folge der argen That
Mit Schrecken der Seelen der Meuterer naht,
Der Uebel Schlimmſtes, der Kirche Bann,
Weil ſie ſich vergriffen am Gottesmann.
Ihr Bürger von Bingen, was habt Ihr gethan? —
Jetzt heben die Tage des Jammers an!
Und keiner wagt von der Stelle ſich;
Der Schrecken der Armen iſt fürchterlich!
Da ſtehen ſie alle ſo rathlos und ſtill
Und keiner das Schweigen brechen will.
Und wie ſie muthlos ſtehn in der Halle,
Da öffnet das Thor ſich mit lautem Schalle —
Herein ſtürmt Herr Cuno — es ſchallet ſein Horn.
Sein Auge rollet, es ſprühet vor Zorn.
„Wer iſt der Gefang'ne?" So donnernd er ſpricht.
Doch keiner erhebet ſein Angeſicht.
Und wie er ſie ſiehet ſo angſtvoll und ſtill,
So rathlos — vor Lachen er berſten will. —
„Ei", ruft er, „ſo leichte Haſenjagd
„Die Klauen des Falken unnöthig macht!
„Geht heim, Ihr Bürger, doch präget's Euch ein,
„Ich heiße Cuno von Falkenſtein!"

S. D.

Eine Wahrheit aus dem Leben.

Es iſt eine alte, ſich aber immer erneuernde Erfahrung, daß Freundſchaften nur in der Zeit der Jugend, wo man noch für das Große und Edle ſchwärmt und Idealen ſich mit frommer Gläubigkeit hingibt, geſchloſſen werden, und daß ſie häufig die Feuerprobe der ſpätern Jahre nicht beſtehen. Die Freundſchaft wohnt gerne in dem friedlichſten Winkel des Herzens, wenn aber die Liebe kommen und die Ruhmſucht, die Selbſtſucht und die Begierde des Erwerbens von irdiſchen Gütern, dann wird die Freundſchaft oft aus jenem Winkel des Herzens nicht ſowohl mit Gewalt herausgeriſſen, als vielmehr ganz allmählig und faſt unvermerkt hinausgeſchoben. Bündniſſe, die wir in den ſchon höher hinangerückten Lebensjahren, wo Egoismus und Berechnung vorherrſchen, ſchließen, ſind weniger Freundſchaften, als vielmehr nur Bekanntſchaften. Dieſe ſind Reſultate des Verſtandes, während jene Kinder des Herzens geweſen. Auf hundert gute Bekannten kommen kaum zwei Freunde und von dieſen zweien bewährt ſich vielleicht nicht Einer in den Tagen des Mißgeſchicks. Darum ſuchet den Jugendfreund, mit welchem ihr geliebt und geſchwärmt habt, zu bewahren als ein köſtliches Gut, und entzweit Euch nicht um kleinliche Urſachen. Aber bei den neuen Bekanntſchaften ſeyd um ſo vorſichtiger und vermeidet den Fehler, ſie allzu vertrauensvoll zu beginnen. Sie werden, als des tieferen Fundamentes ermangelnd, gar leicht erſchüttert, und man bereut es dann, zu intim geweſen zu ſeyn, und in Berührungen geſtanden zu haben, die man ohne wechſelſeitige Beſchämung nicht auflöſen kann. Das Schauſpiel, wie ſich Leute, die heute noch als ſogenannte gute Bekannte zuſammen freundlich verkehren, morgen als Feinde befehden, verachten und auf alle Weiſe zu verkleinern ſuchen, iſt ein gar unerquickliches. Nur dem geprüften Freunde vertraue dein Herz, aber befürchte immer den Mißbrauch deines Vertrauens, wo du einen Ungeprüften vor dir haſt.

†

Mannichfaltigkeiten.

(Große Sonnenöffnung.) Profeſſor Gruithuiſen hat Folgendes in die Münchener Politiſche Zeitung einrücken laſſen: „Bei dem diesjährigen groſſen Fleckenmangel an der Sonne erſchien am 18. Okt. eine Oeffnung auf ihrer Oberfläche, von der Größe, daß ſie eine Kugel hätte aufnehmen können, die $3^{3}/_{4}$ mal mehr Raum-Inhalt gehabt hätte, als die Erde. Sie iſt unter den dieſes Jahr erſchienenen Oeffnungen die größte, und hat bis zum 19. an Größe noch mehr zugenommen. Sie wird am 29. d. M. am weſtlichen Sonnenrande verſchwinden. — Nächſtens mehr von ihr und von ihrer Wirkung auf unſere Witterung."

(Aus dem Leben Sr. Maj. des Königs Friedrich Wilhelm's IV.) Als der Unterzeichnete im verfloſſenen Nachſommer mehrere Wochen an den trefflichen Heilquellen zu Heſſen-Homburg Geneſung ſuchte und fand, beſuchte er die meiſten Abende in einem Gaſthofe eine Geſellſchaft alter, werther Bekannten aus Rheinbaiern. Um dieſelbe Zeit fingen die Feſtlichkeiten am Niederrheine an, und mit Begeiſterung wurden die Toaſte und die Rede des Köngs von Preußen bei der Grundſteinlegung zum Kölner Dombau beſprochen. Bei dieſer Gelegenheit erzählte der königl. bairiſche Regierungsbeamte zu Speier, Hr. Walter, folgende Anekdote von dieſem Monarchen, von welcher die ganze Geſellſchaft tief ergriffen war: „Vor mehreren Jahren war ich gerade in Saarlouis anweſend, als der jetzige König, damals noch Kronprinz, die Truppen dort muſterte. In denſelben Tagen wurde einem königl. preußiſchen Zollbeamten, einem ehemaligen Soldaten, ein Söhnlein geboren. Der glückliche Vater bat den Kronprinzen, dem Neugebornen in der Taufe deſſen Namen geben zu dürfen. Dieſer erklärte nun zugleich, bei der heiligen Taufe zugegen ſeyn zu wollen, und beſtimmte auf den nächſten Morgen die Stunde, wo er in der Kirche erſcheinen werde. Dies wurde bald im Orte bekannt, und um die beſtimmte Stunde war die Kirche gedrängt voll Menſchen. Der Pfarrer, ein Rheinländer, hielt eine geiſtreiche, gemüthliche Rede, und unmittelbar nach der

Digitized by Google

heiligen Handlung fing das Kind an zu weinen. Der Kronprinz wiegte es auf seinen Armen, um es zu beruhigen. Der Redner fuhr fort, indem er die Worte an den Kronprinzen richtete: „Möchte er einst als König sein Volk so liebevoll in seinem Herzen tragen, wie jetzt diesen Säugling auf seinen Armen.“ Da unterbrach ihn dieser mit den lauten Worten: „Das will ich“, und mit aufgehobenem rechtem Arme und ausgestreckten zwei Zeigefingern setzte er hinzu: „Ich gelobe es!“ Die vielen Zuhörer, welche in stiller Andacht dicht umher standen, waren davon tief ergriffen, und der Geistliche selbst brauchte einige Augenblicke, um sich zu sammeln und in seiner Rede fortzufahren.“

Wilhelm Weinerts,
Weinbergsbesitzer in Gutersblum bei Oppenheim.

General Buser erklärt im basellandschaftlichen Wochenblatt, warum er lieber aus dem Landrath getreten sey, als dem alten Martin, der dem Lande schon so viele Tausend Franken unnütz gekostet, Genugthuung gegeben habe: „Das thue ich nun und nimmermehr. Ich bin jetzt 75 Jahre alt und habe von Jugend auf für die Freiheit gestanden in guten und bösen Tagen. Ich habe allezeit den Vornehmen und Geringen die Wahrheit ins Gesicht geredet, und habe deßwegen schon in den 90r Jahren viele schwere Wochen im Kerker gesessen. Und Niemand hat noch gesehen, daß der General Buser davon gewichen ist. Mir sind die in der Seele zuwider, die immer Freiheit und Volk im Munde haben (die Freiheits-Apostel nach der neuen Mode), aber immer an den eigenen Sack denken, und die, wenn sie etwas im Kopfe haben, meinen, es müsse da durch, auch wenn das ganze Land darüber zu Grunde ginge. Solche Köpfe müssen gewaschen seyn.“

Der englische Schnellläufer Cootes hat neulich bei einem Wettrennen in Chantilly das beinahe unglaubliche Kunststück ausgeführt, binnen 30 Minuten (er brauchte aber nur 28!) einmal um die Bahn zu laufen, dabei über 40, je 4 Fuß 3 Zoll hohe Faschinen zu springen, und bei gebundenen Händen 50, je eine Elle weit von einander liegende Eier mit dem Munde aufzuheben, und, ohne eines zu zerbrechen, in einen Korb zu legen. Eine Anzahl Freunde der Wettrennen, worunter die Herren v. Rothschild, Lafitte, Latour du Pin, hatten ihm für den Fall des Gelingens eine Leibrente von 300 Francs ausgesetzt.

(Frankfurt, 29. Okt.) Die Trierer Zeitung enthält einen sehr günstigen Bericht über das Conzert, welches Hr. Steveniers, Violinvirtuose aus Brüssel, in Trier gegeben, und rühmt eben so sehr seine kunstreiche Bogenführung, sein gleichmäßiges Staccato, sein lautenartiges Harpeggio, wie seinen seelenvollen Vortrag. Hr. Steveniers wird heute im hiesigen Theater in den Zwischenakten spielen, was wir andurch den Musikfreunden zur Anzeige bringen.

Nach der Erstürmung von Regensburg marschirte Napoleon auf dem einen Donauufer nach Wien. Bei Mautern wird ein österreichisches Corps am gegenseitigen Ufer bemerklich. Napoleon wünscht zu wissen, ob solches der großen Armee des Erzherzogs Karl angehöre und läßt in einer stürmischen Nacht einen Offizier mit sechs ausgewählten Soldaten übersetzen. Diese fangen drei Soldaten ein, welche vom Kaiser nun ausgefragt werden. Der Eine dieser drei zeigt sich besonders befangen und traurig. Näheres Befragen ergibt, daß ihm von seinem Hauptmann eine Goldbörse vertraut gewesen war, und daß es ihn kränke, gefangen worden zu seyn, indem der Verdacht auf ihm laste, daß er freiwillig übergegangen sey. Der Kaiser sagte: „Man muß die Tugend achten, wo man sie findet“ und läßt ihn frei und wieder an das jenseitige Ufer bringen, um ihn von dem Verdachte frei zu machen.

Wenn elegische Dichter auf verfallenen Thürmen, Schlachtfeldern oder Gräbern stehen, da werden sie oft so muthlos gestimmt, daß sie meinen: was haben nun die Menschen, welche hier geherrscht und die Welt erschüttert haben, von allen ihren Kraftanstrengungen? Hier liegen sie besiegt und vermodern! Diesen Betrachtungen liegt doch immer eine arge Philisterei zum Grunde. Es ist damit gerade so, als wenn ein Philister, der wegen Trägheit nicht am Ball oder am Feste Antheil nehmen will, sich damit entschuldigt: morgen hat man ja doch nur müde Beine davon. Wie träge! Wir leben ja nicht morgen, sondern heute, und soll denn der Trieb oder die Begeisterung zur That sich zur Ruhe legen, weil er dereinst einmal aufhört? Davon würde man doch gegenwärtig wenig Genüge haben. Die Ruinen sollten vielmehr dazu auffordern, den Augenblick zu benutzen und so thätig zu seyn, wie möglich.

Schriftsteller und Verleger macht die Dorfzeitung darauf aufmerksam, daß sich in Preußen Gelegenheit zu einem bedeutenden Absatz ihrer neusten Werke zeigt. Das k. Artillerie-Depot sucht Patronen-Papier auf das Jahr 1843 in großen Massen.

(Wien, 21. Okt.) Seit gestern wieder schmückt der kaiserliche Doppeladler, auf ihm das Doppelkreuz, die Spitze unseres St. Stephans-Thurmes. Die Feierlichkeit war in religiöser Hinsicht erhebend, auch sonst von historischem und heimathlichem Interesse. Dieser ehrwürdige Riese unserer Kathedrale schaut als Zeuge und Theilnehmer einer mehr als sechshundertjährigen Vaterlandsgeschichte auf die Bewohner der Residenz hernieder, und bildet gleichsam den Mittelpunkt ihrer sprichwörtlichen Heimathliebe. Der Stephansplatz und alle Punkte, von wo eine günstige Aussicht gestattet war, erschienen dicht gedrängt von Menschen. Vom obersten, auf zwei Seitenstützen ruhenden Querbalken des Gerüstes wehten die kaiserliche und die erzherzogliche Landesfahne, unter ihnen in der Mitte das rothe Kirchenfähnlein. Die steinerne Gallerie oberhalb der Uhrblätter war ringsum mit einem rothen Baldachin überhängt, und vom bürgerlichen Musikkorps, von Geladenen und Honoratioren, so wie auch die übrigen Gerüste von Tausenden besetzt. Um die Kathedrale am St. Stephansplatze bildete das Bürgermilitär Spalier. Der hochwürdigste Herr Fürst-Erzbischof hielt unter zahlreicher Assistenz das Hochamt, und vollzog hierauf die Einweihung des Adlers und Kreuzes. Unter dem Klange des auf der Gallerie des Thurmes befindlichen Musikkorps wurde dasselbe in die Höhe gezogen, und, am Gipfel angelangt, in weniger als 10 Minuten, während dem die feierliche Volkshymne drei Mal wiederholt ertönte, daselbst befestigt. Die Musikweisen nahmen nun einen fröhlichen Charakter an. Der kühne und erfahrne Zimmermeister des Gerüstbaues, Hr. Fellner, steigt nun auf den Querbalken der höchsten Spitze, und die Kirchenfahne herunternehmend, schwingt er dieselbe unter bangem Erstaunen der Zuschauer, freistehend,

Digitized by Google

bei ziemlich heftigem Winde, nach allen Seiten hin grüßend. Dasselbe wiederholte er mit der kaiserlichen und erzherzoglichen Fahne zugleich, die wieder ihren Standort einnahmen, während erstere flatternd unter die Zuschauer geworfen wurde. Die bei'm Baue beschäftigten Arbeiter erfüllten das oberste Gerüst, und leerten, mit den Tüchern wehend, ihren Willkommstrank, der von Acclamationen der Volksmassen erwiedert wurde. Ihre Majestät die Kaiserin-Mutter wohnte von Seiten des allerhöchsten Hofes der feierlichen Ceremonie bei, die im Herzen und Gedächtnisse aller Anwesenden unvergeßlich bleiben wird.

In ganz Deutschland gilt das Sprichwort: „Mann und Weib sind ein Leib", nur auf der Dresden-Leipziger Eisenbahn nicht. Packt hier ein Mann sein Gepäcke mit dem seiner Frau zusammen in einen Koffer, so kann dies nicht für beide Reisende gelten, es wird nur für einen Reisenden gewogen, und man muß Ueberfracht bezahlen, auf die es denn auch allein abgesehen ist. Wir ermahnen daher die Ehepaare, ihre Effekten hübsch in zwei Koffer abzusondern. Der Gepäcktransport ist überhaupt noch ein wunder Fleck bei allen Eisenbahnen; die Reisenden werden dabei fast überall unerhört übernommen.

Bei dem großen Feuer in Liverpool vor einigen Wochen kam ein lächerlicher Umstand vor. Aus einem Speicher wurde eine große Masse halbverbrannter Kaffee auf die Straße hinausgeworfen; aus dem Feuermeer floß das hineingespritzte Wasser heißgeworden heraus und schwemmte auf der Straße den gerösteten Kaffe und geschmolzenen Zucker mit fort, so daß trinkfertiger Kaffee entstand. Der Pöbel hatte dies kaum bemerkt, als er über diesen zufällig gekochten Kaffee herfiel, mit Häfen und Händen ihn aufschöpfte und ihn trank.

* Die Musikvereine von Pesth-Ofen und der Dommusikverein (Mozarteum) in Salzburg haben dem großherzogl. badischen Hof-Musikdirektor Dr. F. S. Gassner, Herausgeber der Zeitschrift für Deutschlands Musikvereine und Dilettanten, die Diplome als Ehrenmitglied zugesandt.

Eine Uebersicht der frommen Vermächtnisse und Stiftungen, welche seit dem Jahre 1833 in Preußen gemacht wurden, zeigt, daß unsere Zeit noch nicht so arm an gutem Sinne ist, als Manche behaupten. Sie betrugen im Durchschnitt jährlich beinahe eine halbe Million Thaler. Bemerkenswerth ist, daß die Stiftungen für die katholische Kirche weit größer waren als für die evangelische.

Halms „Sohn der Wildniß" nennt der Humorist ein „bärtiges Seitenstück zu Griseldis."

Korrespondenz.

Mainz, 28. Okt.

Wie sehr den Forstmännern und Jagdliebhabern im Gebrauche ihrer Waffen die größtmöglichste Vorsicht anzuempfehlen ist, zeigt ein am 24. d. M. in der Gemarkung von Lörzweiler (2 Stunden von hier) vorgefallenes, höchst trauriges Ereigniß. Die Pächter dieser Feldjagd, welche durch Bodenheim sich nach ihrem Jagdrevier begaben, nahmen einige Knaben von da mit, um das zu erlegende Wild zu tragen. Gegen Mittag, als sich die Gesellschaft, aus 5 Schützen bestehend, versammelt hatte und von den Knaben umgeben war, hatte einer der Ersteren, ein hier wohnender pensionirter Offizier, das Unglück, einen dieser Knaben, Namens Jakob Trunk, 12 Jahre alt, in einer Entfernung von 6 Schritten zu erschießen. Er trug die Flinte mit zugelegten Hahnen unter dem Arme; bei einem leisen Ruck, welchen vor Ermüdung der Arm machte, blieb höchst wahrscheinlich der Hahn an der angeknüpften Jagdtasche hängen, zog sich von selbst auf und entlud sich dann in der Richtung des Knaben, der die ganze Ladung wie einen Kugelschuß in die Brust erhielt und ohne weiteres Lebenszeichen todt darnieder fiel. Zwei Familien sind dadurch mit Betrübniß erfüllt; die Eltern, durch den unersetzlichen Verlust ihres einzigen Sohnes, und der Pächter, ein braver, liebevoller Familienvater, den dieses Unglück, an dem er die unschuldige Ursache ist, tief darnieder gebeugt hat. — Möchte dieses und viele ähnliche Ereignisse die hiesigen Jagdliebhaber bestimmen, über Reglements in Bezug auf das Tragen der Schießgewehre sich zu vereinigen, und sich freiwillig Ordnungsstrafen bei Zuwiderhandlungen dagegen zu unterwerfen, um so viel als möglich, vorzüglich aber bei Treibjagden, Gefahren vorzubeugen. Der nah bevorstehende St. Hubertustag bietet zu einer solchen Uebereinkunft eine passende Gelegenheit.

Charade

(Zweisylbig.)

Was dir das Erste deutet,
Es ist bald lang, bald breit.
Den Fürsten nur ist eigen,
Im höhern Sinn, die Zweit'.

Oft mußt du auch durchschreiten,
Willst du zur Ersten hin,
Den Raum von meiner Zweiten,
Die hier im andern Sinn.

Du findest nun das Ganze
Zu Frankfurt an dem Main;
In ihm im Herrscherglanze
Einst kehrten Fürsten ein.

Wilhelm G.....g.

Auflösung des Räthsels in Nro. 296.

Muth.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 30. Okt. (Neu einstudirt): Zu ebener Erde und erster Stock, oder: Die Launen des Glücks, Posse mit Gesang in 3 Abth., von Nestroy, Musik von A. Müller.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 300. Montag, den 31. October 1842.

Kloster zu Camaldoli.

Von Kronprinz Maximilian von Bayern. *)

Seht ihr dort auf blauen Höhen,
Dort, wo dunkler Lorbeer winkt,
Fernhaft ein Kloster stehen,
Das bis zu den Wolken dringt?

Fromme Brüder wohnen oben,
Blüthenweiß ist ihr Gewand,
Wie von Himmelshand gewoben,
Stammend aus dem Morgenland.

Lesen in des Meeres Fläche,
In den Wundern der Natur;
Schau'n des Berges Feuerbäche,
Ueber sich den Aether nur.

Seh'n die Sonne sich erheben
Aus des Meeres tiefem Schacht,
Aus der Fluth die Inseln streben,
Die Natur in ros'ger Pracht.

Sprechen so den Morgensegen
Auf dem Altar der Natur;
Kaum noch hört man leises Regen
Unten an der Wellenflur.

Wenn die Sonne glüh'nde Strahlen
Ueber Berg' und Thäler streut,
Beten sie in hell'gen Hallen,
Wie der Orden es gebeut.

Wenn sich senkt der Sonne Wagen,
Frohen Blicks erscheint die Welt,
Hört man sie dem Licht entsagen,
Da kein irdisch Band sie hält.

Harren dann der ew'gen Sterne,
Schauen zu dem Herrn empor,
In die weite gold'ne Ferne —
Lauschen still dem Himmelschor.

Pflegen Solches Mond' und Jahre
In der hohen Einsamkeit,
Vor dem Auge stets die Bahre,
Loben sie die Ewigkeit.

*) Aus dem Taschenbuche „Charitas."

Der Kommandant Manco und der Soldat.

(Aus Eduard Magnien's „Excursions en Espagne.")

In einer Zeit, wo das Schloß Alhambra in Granada eher zu vertheidigen war wie gegenwärtig, nennt man unter den Gouverneuren desselben einen gewissen Kommandant Manco, dem der Verlust eines Arms im Kriege diesen Beinamen (der Linke) verschafft hatte, ein Mann, der, eifersüchtig auf die Wichtigkeit und Privilegien seines militärischen Postens, auf die Civilbehörde der Provinz mit Geringschätzung herab sah, denn er wußte wohl, daß die stolzen Thürme, über welche er befehligte, schon mehr als ein Mal Stadt und Königreich Granada in Schach gehalten hatten, so daß er sich, in seiner eitlen Aufgeblasenheit in die Heldenzeit des Alhambra's zurückversetzend, ein furchtbares Ansehen von seinen Zinnen herab zu geben, und zu sagen pflegte, daß, wenn er seinen Degen zöge, Granada zittere (templava Granada.)

Bei alle dem fühlte nicht Jedermann die respektvolle Furcht, die er zu erregen glaubte, und er entging daher nicht dem sehr verdrießlichen Unfall, der hier erzählt werden soll.

An einem schönen Morgen des St. Johannistags zog die letzte Nachtpatrouille, unter der Leitung eines Hellebardirers, längs den Mauern des Generalifs hin, um das Alhambra wieder zu erreichen, als ihre Aufmerksamkeit durch das ganz besondere Wiehern eines Schlachtrosses, zwischen welches sich die Töne einer rauhen männlichen Stimme mischten, welche ein kastilianisches Kriegslied sang, erregt wurde. Die Patrouille machte Halt, und fand sich bald wenig entfernt von einem munteren und fröhlichen schwärzlichen Manne, der einen grauen Bart hatte, und den gewöhnlichen Rock eines Infanteristen trug, in der Hand aber den Zügel eines prächtigen arabischen

Digitized by Google

Roſſes hielt, das auf arabiſche Weiſe aufgezäumt war. Wer da! rief der Hellebardirer, ſehr erſtaunt über dieſes Zuſammentreffen. — Ein armer Soldat, der aus dem Krieg mit einem leeren Beutel und einem zerſchlagenen Kopf zurückkömmt, antwortete der Fremde.

Er hatte in der That ein ſchwarzes Band um die Stirn geſchlungen, und die Ueberbleibſel ſeiner Uniform waren äußerſt abgenützt, was ihn jedoch nicht verhinderte, ein luſtiger, kurz entſchloſſener Kauz zu ſeyn. —

Kann ich auf meiner Seite erfahren, ſagte er, indem er ſeine Blicke ringsum ſpazieren ließ, wie einer, der ſich orientiren will, was das für eine Stadt am Fuß des Gebirgs iſt? Dieſe Stadt, erwiederte der Hellebardirer, noch mehr erſtaunt, bei Gott, das iſt ein wenig ſtark, da kommt einer aus dem Sonnengebirg herunter, und fragt nach dem Namen von Granada! — Granada? bei der Mutter Gottes, iſt das möglich? — Wahrhaftig, vielleicht auch nicht, antwortete der Andere in einem ſcherzhaften Tone, und vielleicht wüßt Ihr auch nicht, daß Ihr die Thürme des Alhambra's vor Euch habt? — Des Alhambra's? rief der Soldat aufſpringend, Hellebardirer, laßt uns nicht ſcherzen! . . . Wenn das in der That das Alhambra iſt, ſo habe ich dem Gouverneur wunderliche Dinge zu entdecken! — Ihr werdet dazu in kurzem die Gelegenheit haben, erwiederte der Anführer der Patrouille, denn ich habe die Abſicht, Euch vor ihn zu führen.

Zu gleicher Zeit bemächtigte er ſich der Zügel des Roſſes, ließ den Soldat in die Mitte zwiſchen ſeine Leute treten, und die Truppe ging längs den Ufern des Darro weiter, um durch die Straße des Gomelês in das Schloß zurückzukommen. Als ſie vor den Ruinen einer mauriſchen Brücke, durch welche ehedem das Alhambra mit dem Münzhaus in Verbindung ſtand, ankamen, ſtutzte das arabiſche Pferd plötzlich, und weigerte ſich, darüber zu gehen, indem es ſich bäumte und ſeine Zügel ſchüttelte. Der Hellebardirer, der nicht mit ihm fertig werden konnte, wendete ſich an den Gefangenen, der ſich ohne Verzug näherte und mit ſeinem Daumen ein doppeltes Kreuz auf die Stirn des Roſſes machte, worauf es ſogleich beruhigt ſeinen Weg weiter fortſetzte.

Indeſſen hatten ſich die Müßiggänger und Gevatterinnen zuſammen gruppirt. — Das iſt ein Hexenmeiſter, ſagte der Eine — das iſt ein Schleichhändler, ſagte der Andere — das iſt ein Räuber, meinte ein Dritter; Räuber oder Hexenmeiſter, ſetzten die Gevatterinnen hinzu, er muß ſehr ſchlau ſeyn, wenn es ihm gelingen ſoll, den Klauen des Kommandanten Manco zu entgehen, wenn der auch nur Einen Arm hat.

Als dieſe hohe Perſon benachrichtigt wurde, daß ein verdächtiges Subjekt um das Alhambra ſchleichend getroffen worden ſey, trank er eben ſeine Morgenchocolade in Geſellſchaft ſeines Beichtvaters, eines dicken Franziskanermönchs, und der Nichte ſeiner Gouvernante, eines jungen Mädchens aus Malaga, deſſen ſchwarze Augen, wie die Welt ſagte, Pfeile ſchoſſen, die im Stand waren, das bronzene Herz des Gouverneurs zu durchbohren, der nach demſelben Gerede ſie ſehr leutſelig behandelte.

Der Gefangene wurde von dem Hellebardirer und ſeinen Leuten hereingeführt und erwiederte den ausforſchenden Blick Sr. Excellenz mit einem unzerſtörlichen Gleichmuth und einer gewiſſen Ungezwungenheit, die dem alten Krieger nur wenig gefiel. — Nun wohl! Angeklagter, ſagte der Gouverneur, indem er ſich in ſeinem ungeheuren ſcarmoiſinfarbenen Lehnſtuhl majeſtätiſch umdrehte, was habt Ihr zu Eurer Vertheidigung zu ſagen? . . . Wer ſeyd Ihr? — Ein armer Soldat, der aus dem Krieg nichts als Schmarren und Erkältungen mitbringt. — Ein Soldat, hum! . . . ein Soldat, das mag ſeyn, aber hört einmal, es ſcheint, als wenn Ihr aus dem Krieg außer Euren Schmarren und Erkältungen auch ein prächtiges arabiſches Pferd mitgebracht habt? — Das iſt wahr, und es ſteht auch in Bezug auf dieſes Thier, was ich Ew. Excellenz mitzutheilen habe, Mittheilungen von der ſeltſamſten Art, ſo wie von der größten Wichtigkeit für die Sicherheit von dieſer Feſtung und von Granada; aber das ſind Geheimniſſe, die ich nur Eurem Ohr allein, oder doch nur in Gegenwart von Perſonen, die mit Eurem beſondern Zutrauen beehrt ſind, eröffnen kann.

Der Gouverneur befahl dem Hellebardirer, ſich mit ſeinen Leuten in den benachbarten Saal zurückzuziehen und daſelbſt ſeine Befehle zu erwarten. — Dieſer fromme Ordensgeiſtliche, ſetzte er hinzu, iſt mein Beichtvater, und Ihr könnt Alles in ſeiner Gegenwart ſagen; was aber dieſes junge Frauenzimmer betrifft, indem er auf die Nichte ſeiner Haushälterin zeigte, welche gar nicht die Abſicht zu haben ſchien, ihren Platz zu verlaſſen, ſo iſt ſie die Verſchwiegenheit ſelbſt und kann ebenfalls Alles hören.

Ich bin weit entfernt, etwas dagegen einzuwenden, erwiederte der Soldat, indem er das Dämchen militäriſch grüßte und ihr zublinzte. Er begann hierauf ſeinen Bericht mit folgenden Ausdrücken:

Wie ich Ew. Excellenz bereits geſagt habe, ich bin ein alter Soldat, der noch mehr Wunden zählt, als Feldzüge. Da aber meine Zeit um war, wurde ich zuletzt zu Valladolid verabſchiedet und begab mich auf den Weg nach meinem Dorf in Andaluſien. Geſtern Abend ging ich zu Fuß durch die lange Ebene von Altkaſtilien . . . — Halt da! unterbrach ihn der Gouverneur, ich will Euch bemerklich machen, daß Altkaſtilien einige hundert Stunden von hier iſt! — Ich widerſpreche dem nicht, antwortete ruhig der Soldat, aber ich habe Ew. Excellenz vorausgeſagt, daß ich wunderbare Dinge zu erzählen hätte, wie dieſelbe davon wird urtheilen können, wenn ſie ſo gnädig iſt, mir Gehör zu verleihen. — Fahrt fort, erwiederte der Gouverneur, indem er ſtolz ſeinen Schnurrbart in die Höhe ſtrich.

(Fortſetzung folgt.

Meine Reiſe über das Meer.

Aufenthalt in England.

So war ich denn in dem merkwürdigſten Lande der Welt, in dem Meere beherrſchenden England, das ſeine Befehle ſendet nach Hinterindien und China und in die einſamſten Inſeln des Stillen Meeres. Bei dem großen Intereſſe, welches England mir ſchon lange Jahre einflößte, und bei der wahrhaften Gierigkeit, mit der ich alle Nachrichten von dort in Zeitungen und Büchern verſchlang, hatte ich mir eine ſolche Vorſtellung von dem Stammlande der großartigſten Unternehmungen gebildet, wie man es kann, wenn man mehr erſtaunt als begreift, und wenn man keine größere Fabrikſtadt geſehen hat als Chemnitz und keinen größeren Hafen als Rotterdam. Alles war mir neu

Digitized by Google

und überraschend, denn ich hatte noch in keiner Stadt einen solchen unermeßlichen Reichthum, ein so buntes und wogendes Geschäftsleben gesehen als hier in Plymouth.

Erst als ich mit meinem lieben Kapitän Robbins im Dining room saß, bemerkte ich, was die Engländer unter Comfort verstehen, wovon wir andern Deutschen bei aller Gemüthlichkeit doch nur einen schwachen Begriff haben. Um sich im rechten englischen Sinne comfortable zu befinden, muß es draußen regnen und stürmen, und die Kohlen im Kamin müssen glühen; man darf nicht einsam seyn, sondern man muß, wie der Landprediger von Wakefield, im Kreise seiner Familie, oder, wie ich, in Gesellschaft eines traulichen Begleiters seyn; die angenehmste Wärme muß im Zimmer herrschen, der Fußboden muß mit Teppichen bedeckt und die Wände mit Darstellungen aus der englischen Geschichte geziert seyn. Der Kellner trat herein, wie ich ihn noch vor Augen sehe, mit einem gewaltigen Service, das fast eben so breit ist, als er nur die Arme ausstrecken kann, und welches lastet unter dem Gewichte von Theekannen, Beefsteaks, Eiern ꝛc. und andern animalischen und vegetabilischen Speisen.

Da ich voraus sah, daß die Ausbesserung unseres Schiffes, das im biscayischen Meer sehr bedeutende Verletzungen erhalten hatte, wenigstens vierzehn Tage wegnehmen würde, so war ich hoch erfreut, daß mir diese kostbare Zeit gegönnt war, tägliche Ausflüge in das wunderliebliche Land von Devonshire zu machen, nach den verschiedenen Landsitzen der Earls und Lords, die ich bei unserer Einfahrt in den Hafen wie Feenpaläste in der Abendsonne blinken und leuchten gesehen. — Da mir auf diesem Boden fast Alles neu war, so hatte ich nur einherzuwandern in den Straßen, auf den Hügeln und an dem Hafen, um allenthalben Ungewöhnliches zu sehen. Diese unermeßlich reiche und blühende Seestadt, Plymouth, ist rund um den Hafen gebaut, der nach einstimmigem Zeugniß der Seeleute unter den schönsten Häfen der Welt eine bedeutende Stelle einnimmt. Dieser dem Hafenbassin zunächst gelegene und um dasselbe herumgebaute Stadttheil nennt sich Stonehouse; an diesen schließt sich erst die eigentliche City oder der altehrwürdige Stadttheil, der vor zweihundert Jahren die ersten Ansiedler, jene weltberühmten Pilgrime von Plymouth nach dem damals von Urwald bedeckten und von Wilden durchstreiften Lande des amerikanischen Nordens schickte, und welche demzufolge die ersten Vorfahren der jetzigen Yankees wurden. Nach diesem Stadttheile gibt es noch einen dritten, der Devonport heißt und, sich in der Länge einer guten englischen Meile den Berg hinaufziehend mit neuen breiten Straßen, in denen immer das dritte Haus ein Kunstladen oder ein anderes großartiges kaufmännisches Etablissemen ist, die beiden anderen Stadttheile an Bedeutung übertrifft. Durch diese reichen, von fleißigen und wohlgekleideten Menschen wimmelnden Straßen war mein erster Gang bis hinauf auf des Berges Höhe, wo sich eine 50 bis 60 Fuß hohe Säule von rothem Sandstein erhebt zum Gedächtniß Wilhelms IV.

Gegenüber dieser Höhe, von wo man alle Stadttheile, den Hafen und einen großen Theil der prächtigen Grafschaft Devonshire überblickt, erschaute ich das Schloß Edgecombe, alten ehrwürdigen Ansehens auf dem Berge gleiches Namens, von dem ich durch einen kleinen Meeresarm getrennt war. Dahin lenkte ich meine Schritte, denn mir war häufig die Bereitwilligkeit und Freundlichkeit gerühmt worden, mit der dem wiß- und lehrbegierigen Reisenden diese Edelsitze mit ihrem Reichthum gezeigt werden.

Ich hätte wohlgethan, mir nicht so große Vorstellungen von dem Innern dieses Schlosses zu machen, denn bloßer Reichthum kann den Mangel an gutem Geschmack nicht ersetzen. Das Wichtigste eines solchen Gebäudes, wie es in Walter Scott's Romanen und in den letzten Gesängen von Byrons Don Juan beschrieben ist, bleibt immer der Zauber, den ihm hohes Alter und geschichtliche Erinnerungen, die bis zu den Zeiten Wilhelms des Eroberers hinaufreichen, verleihen. Der Park, der einem solchen Stammsitze altenglischer Lords niemals fehlt, trägt ebenfalls den Ausdruck des ächt englischen Lebens und nationaler Erinnerungen; denn auf der Anhöhe, hinter dem Hauptgebäude, erheben sich Mauern, die eine Burg des Mittelalters darstellen sollen, und dort sah ich Hirsche und Rehe weiden. In den Gängen des Parks waren hin und wieder einsame Sitze, kleine Tempel mit marmornen Säulen, Laubgewölbe, welche die Namen britischer Dichter führten. Bei dem Eintritte in das Mansionhouse ward ich zuerst von einem Anblicke überrascht, der einem Deutschen besonders fremd seyn mußte, weil in den Schlössern unseres Adels die Sitte nicht herrscht, in der unteren Schloßhalle rundum sämmtliche Wappen der Familie in schöngemalten Schilden auszuhängen. Hier bekleidete mich die stattliche Chambermaid mit den leinenen Ueberschuhen, und nun ging das Rennen an durch neunzig Zimmer, voll Spiegeln, Bibliotheken mit wohlerhaltenen Büchern, Gemälden ꝛc. Ich rannte, von der schnellfüßigen Dienerin geleitet, mit solcher Hast aus einem Zimmer in das andere, aus einem Saal in den andern, beinahe wie Mahomed durch den Himmel, der bekanntlich auf seiner Rückreise ein Nachtgeschirr mit dem Fuße wieder zurecht stellte und vor dem Umfallen hinderte, dem er bei seiner Hinreise einen Stoß gab; und von allen Eindrücken ist mir keiner dauernd geblieben, als der eines Gemäldes von Cromwell, der in seiner Rüstung in colossaler Größe an der Wand hing. Nur in den letztern Gemächern, die von Gemälden strotzten, vermochte ich meine Begleiterin, mir einige Rast zu gönnen, was sie um so lieber that, als sie mir mit großer Redseligkeit angab, welche Lady oder welcher Lord Edgecombe diese oder jene steife Figur gemalt hatte. Es waren Bilder, unerquicklich anzusehen; Frauen, denen prüdes Wesen, und Gentlemen, denen kalter Stolz aus den Augen leuchtete; Figuren, die überdies noch schlechten Malern unter die Finger gerathen waren, so daß ich mit jenem Satyriker sagen konnte: „Hier verdienen, statt der Gemälde, die Maler aufgehangen zu werden."

Vierzehn Tage lebte ich auf dem Boden der Freiheit, in der Heimath Byron's, Trelawney's und jener großen Charaktere in jeder Richtung, die nur aus dem Schooße eines solchen Volksthumes, als das englische ist, geboren werden konnten. Alles trägt hier das Gepräge niegeraubter Freiheit, der Geschwornengerichte, der Preßfreiheit und eines auf Bewußtseyn und Kraft gestützten Nationalgefühls. Man braucht den ganzen Löwen nicht zu sehen, um zu wissen, wer es ist, dazu reicht die bloße Tatze hin. So hat man auch nicht nöthig, in die innersten Tiefen eines Nationalcharakters einzudringen, um das National- und Freiheitsgefühl eines Volkes zu erkennen. Man glaube nur nicht, daß die ächte Vaterlandsliebe denkbar sey, ohne Freiheit, eben so wenig, als die Freiheit ohne Vaterland. Das englische Nationalgefühl ist neben den drei Grundpfeilern

Digitized by Google

eines freien Staats, Geschwornen, Preßfreiheit und Constitution, großgewachsen. Darum ist dieses Nationalgefühl so großartig und in seinen Resultaten so erstaunenswerth. Wie traurig macht es mich, wenn ich andere Völker Jahrhunderte meinem Vaterlande vorausgeeilt sehe, und wie erhebt mich die Hoffnung, daß auch einst das ganze deutsche Volk von der einen Idee ergriffen werde, wie sehr wir berufen sind, in der Mitte Europas, zwischen Frankreich und Rußland, mächtig dazustehen! Alsdann wird auch die ruchlose Versündigung an uns selbst, dieses Wüthen gegen unsere eignen Eingeweide noch mehr verschwinden, als dieses dreihundertjährige Grundübel unseres Lebens bereits verschwunden ist. Alsdann werden wir sehen, was ich in England sah, reiche Fabriken, blühenden Handel, größere Bildung des Bürgerstandes, ein freieres Wort in den Schriften; wir werden in jedem Hafen der Welt einen deutschen Consul finden, unsere Flagge und unser Namen wird geachtet werden von allen Völkern der Welt, die uns so lange als ein schwaches, uneiniges Volk verachtet haben. Wir sind auf dem besten Wege, dies alles zu erstreben! Werden wir dieses erreicht haben, so wird auch unsere trostlose Anbeterei des Fremden und unsere schimpfliche Verachtung des Einheimischen als solchen vollends verschwinden.

Diese schönen Tage von England, wie freundlich leben sie in meiner Erinnerung! wie wohlig war es mir in diesem Treiben und Wogen einer blühenden Handelsstadt, wie rastlos war ich auf den Beinen vom dämmernden Morgen bis zur Mitternachtsstunde, denn ich wußte, daß jede verschlafene Stunde meiner Belehrung und Erfahrung geraubt sey. — Ich fuhr nach Drakeseiland, nach Breakwater, und wanderte nach dem Schlosse Lord Marlborough's in einem Tage; und welcher Tag! so schöner ungetrübter Himmel, als zuweilen im September bei uns, aber milder, beinahe warmes Wetter, und schon war der Oktober vorbei. Drakeseiland, das von dem Kartoffelbringer den Namen hat, ist nun eine Festung zum Schutze des Hafens. Breakwater (Brechwasser) ist, wie der Name giebt, eine Vorrichtung, um die Meeresfluthen bei Stürmen abzuhalten, die Schiffe im Hafen zu zertrümmern, wie früher oft geschehen ist. Welch ein Werk! Man sollte denken, Riesen hätten es gebaut, Giganten hätten die gewaltigen Quadern auf den Meeresgrund gesenkt und befestigt, auf denen dieses massive Bollwerk sich erhebt, das dem Meere trotzt, gleich dem festen Land. Eine Stunde dauerte die Ueberfahrt, und nun konnte ich die Arbeiten sehen, die noch zu thun blieben, denn an beiden Seiten des eine halbe Meile langen Walles sollten noch Leuchtthürme errichtet werden. In melodischem Takte schlug das Meer an dieses kühne Menschenwerk und erhöhte die feierliche Stimmung, die mich ergriff bei'm Anschauen des großartigsten Unternehmens, das ich bis auf diese Stunde gesehen hatte. — Derselbe Mensch, der so Großes schafft, wenn er von der Gunst der Verhältnisse unterstützt wird, wie klein ist er, wenn sein Geist im zaghaften Schlendrian, im erbärmlichen Abderitenthum zusammenschrumpft! —

Mannichfaltigkeiten.

Ein Uhrmacher in London hat eine Maschine erfunden, die in einer gegebenen Zeit 300 Uhren verfertigen kann. Die erfahrensten Uhrmacher haben diese angefertigten Uhren für das Beste anerkannt, was je in diesem Fache geleistet worden ist; dabei sind die Uhren weit wohlfeiler. Die Regierung, welche den General-Prokurator mit der Untersuchung beauftragt hat, will diese wichtige Erfindung geheim halten, und die englische Uhren-Industrie hofft, mittels dieser Maschine die Konkurrenz auf der ganzen Erde zu unterdrücken und in der Welt der einzige Uhrenfabrikant zu werden.

Mit jedem Jahr seit seinem Entstehen haben sich die Einnahmen des deutschen Zollvereins gehoben. Im Jahr 1834 betrug die Nettoeinnahme 21,312,831 Gulden, im Jahr 1841 war sie bis auf 34,387,500 Gulden gestiegen. Wir zwei, Leser und Schreiber, thun aber auch das Unsrige im Kaffeetrinken.

(Dorfz.)

Korrespondenz.

Darmstadt, 26. Okt.

Das Repertoire für den gestrigen Theaterabend schien ganz dem Geschmack des hiesigen Publikums zu entsprechen; denn bei vollem Hause wurde gegeben: zuerst „die Wahnsinnige", Drama von L. Angely, in der Ausführung recht anziehend und unterhaltend, und dann das von Hrn. Balletmeister Telscher componirte pantomimische Ballet: „der Geburtstag, oder die alte Garde", auch dieses Mal wieder mit so viel Präcision, Zierlichkeit und Geschmack, daß das Haus mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und öfteren Ausbrüchen von Heiterkeit und Beifall die komischen Schöpfungen dieser kleinen phantastischen Welt kommen und verschwinden sah. Fräul. Louise Weiß glänzte in dem pas de deux sérieux (mit Hrn. Dornewaß) in höchst ausgezeichneter Weise, so daß sie den ihr zu Theil gewordenen Applaus wohl verdient hatte. Sie scheint alle Eigenschaften einer ausgebildeten Ballettänzerin zu besitzen, und wenn man sie auf der Bühne wie auf den Flügeln des Windes dahin schweben und sich bewegen sieht, so ist man fast zweifelhaft, was man mehr an ihr bewundern soll, ob die Grazie ihrer Stellungen, die Zierlichkeit ihrer Bewegungen, oder die Leichtigkeit ihrer Pas, welche sie über der Bühne gleichsam in der Schwebe zu erhalten scheinen. Aus einer guten Schule hervorgegangen, hat die treffliche junge Künstlerin ihr schönes Talent auf den ersten italienischen und französischen Theatern weiter entwickelt und ausgebildet, und wir dürfen es daher als einen wahren Gewinn für diese Saison ansehen, daß sie ein glücklicher Zufall für einige Zeit zu uns geführt hat. Erst wenn sie mehr getanzt haben wird, z. B. den Pas sylphide, der gestern auf dem Theaterzettel stand, aber nicht vorkam, werden wir dieses muthig aufstrebende, seltene Tanztalent ganz erkennen und würdigen können.

Theater-Anzeige.

Montag, 31. Okt. Vierte Vorstellung der französischen Schauspieler-Gesellschaft des k. k. Hoftheaters in Wien unter der Direktion des Hrn. Troutlet: L'oubli, ou la Chambre nuptiale, vaudeville en un acte de Duport. Hierauf folgt: La Grand'mère, comédie en trois actes de Mr. Scribe. Zum Beschluß: Les deux borgnes, Folie-vaudeville en un acte de MM. Cogniard frères.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 301. Dienstag, den 1. November 1842.

Der Kommandant Manco und der Soldat.

(Aus Eduard Magnien's „Excursions en Espagne.")

(Fortsetzung.)

Ich durchzog also die große Plane, fuhr der Fremde fort, wie eben die Sonne untergegangen war. So weit mein Blick reichen konnte, sah ich keine Spur einer Wohnung, und ich begriff, daß, wenn ich schlafen wollte, solches nur auf der Erde mit meinem Tornister als Kopfkissen und dem Firmament als Zelt seyn könnte. Aber Ew. Excellenz, welche im Krieg gewesen ist, weiß, daß ein Soldat sich wenig darum bekümmert, eine Nacht unter einem schönen Sternenhimmel zuzubringen.

Der Gouverneur machte ein bejahendes Zeichen, indem er ein Schnupftuch hervorzog, um eine Fliege zu verjagen, die seine Nase umschwirrte.

Indessen, erzählte weiter der Soldat, setzte ich meinen Weg bis zu einer Brücke fort, die über eine tiefe Schlucht geschlagen war, in der ein schmales Bächlein floß, das die Hitze fast ausgetrocknet hatte. Das andere Ende der Brücke war durch die Ueberbleibsel eines ganz eingestürzten maurischen Thurmes versperrt, hatte aber im Grunde ein wohlerhaltenes Gewölbe. Für das Mal, rief ich, giebt's da ein Nachtlager, und ich wette, daß Ew. Excellenz, welche im Krieg gewesen ist, meiner Meinung gewesen seyn würde. — Ich habe deren schlimmere kennen gelernt zu meiner Zeit, sagte der Gouverneur, indem er sein Schnupftuch in sein Degenkoppel steckte.

Aber vorher, fuhr der Soldat fort, stieg ich in die Schlucht herunter, um meinen Durst zu stillen; denn meine Kehle war wie ein Backofen und das Wasser war frisch. Hierauf nahm ich aus meinem Schnappsack eine Zwiebel und einige Brodkrusten und setzte mich an den Rand der Schlucht, um mein Abendessen anzufangen. Kaum hatte ich aber den ersten Mund voll hinunter geschluckt, als ich ein unterirdisches Geräusch zu hören glaubte. Ich horchte, es war der gemessene Schritt eines Rosses, und bald zeigte sich ein Mann, der aus einer Oeffnung in den Fundamenten des Gebäudes, mit einem Pferd am Zügel, heraufstieg. Ich konnte nur mit Mühe bei'm Sternenschein diese verdächtige Person unterscheiden, und glaube, daß eine ähnliche Erscheinung zu dieser Stunde, mitten unter Ruinen, jeden andern Reisenden wenig erfreut hätte. Was mich betrifft, welcher, dem Himmel und meiner leeren Börse sey es gedankt, nichts zu verlieren hatte, ich fuhr ruhig fort, meine Brodkrusten zu zerbrechen. Jetzt führte der Neuangekommene sein Pferd gerade zu dem Bach hinab, so daß ich die Gelegenheit hatte, ihn genauer zu betrachten, und zu meiner großen Verwunderung entdeckte, daß er wie die alten Mauren gekleidet und bewaffnet war; sein Pferd war eben so auf orientalische Weise aufgezäumt und mit großen schaufelartigen schneidenden Steigbügeln versehen. Es tauchte seinen Kopf bis zu den Augen in's Wasser und schien zu saufen bis zum Platzen. Sapperlot, Kamerad! sagte ich ohne Umschweife zu seinem Herrn, Euer Pferd hatte Durst. — Das will ich glauben, sagte der Fremde mit einem afrikanischen Accente, es ist auch heut ein Jahr verflossen, daß es nicht gesoffen hat. — Beim heiligen Jakob, erwiederte ich, das geht über die Kameele und Dromedare, die ich in Afrika kennen gelernt habe, aber laßt mal sehen, Ihr habt das Ansehen eines Soldaten, wollt Ihr das Mahl eines Soldaten theilen? Die Sache war eigentlich, daß es mir nicht unangenehm war, an diesem wilden und widerwärtigen Orte Gesellschaft gefunden zu haben, um mich zu zerstreuen, wenn auch die eines Ungläubigen; denn Ew. Excellenz weiß wohl, daß die Soldaten aller Länder und Religionen in Friedenszeiten Freunde sind. — Der Kommandant Manco gab ein neues Zeichen seiner Zustimmung.

Ich habe keine Zeit, mich aufzuhalten, um zu essen oder zu trinken, erwiederte der Sarazene; denn ich habe noch vor Sonnenaufgang eine weite Reise zu machen. — In welcher Richtung? — Nach Andalusien. — Halt, das ist gerade mein Weg! . . . Meiner Treu, Kamerad, weil Ihr mein Abendessen nicht angenommen habt, so solltet Ihr mich auf Eurem Pferd mitnehmen, das mir stark genug für doppelte Last scheint. — Topp! erwiederte er, und man muß zugeben, daß nach dem freundlichen Anerbieten, das ich ihm gemacht hatte, es ihm schlecht gestanden haben würde, mich zurückzuweisen. Er sprang also in den Sattel und ich hintenauf.

Haltet Euch gut, sagte er, mein Renner läuft wie der Wind in Afrika's Wüste. — Habt keine Sorge um mich — und so gingen wir ab.

Aus dem Schritt ging das Pferd unvermerkt in Trab über, aus dem Trab in Galopp, und aus dem Galopp in einen Gang, der ohne Zweifel weder auf der Reitbahn, noch in irgend einer andern Sprache unterm Mond einen Namen hat. Es war ein Lauf, der alle Dekane übertraf, oder eigentlich kein Lauf, sondern ein Flug, nicht wie der Vogel, sondern wie ein Pfeil, wie eine Musketenkugel. Flüsse, Felsen, Thäler, Hügel,

Digitized by Google

ſchienen durcheinander wirbelnd ſich hinter uns zu verlieren. — Was iſt das für eine Stadt? fragte ich meinen Begleiter. — Segovia, antwortete er, — und ſchon war der Alcazar von Segovia wieder verſchwunden. — Wie heißt dieſe Gebirgskette? — Guadarrama; und ſchon war das Eskurial vor unſeren Augen. Aber um unſere lange Geſchichte abzukürzen und um Ew. Excellenz nicht zu ermüden, nachdem wir Madrid, Toledo, die Gefilde der Mancha, und ich weiß nicht wie viel Städte und Länder, die im Schlaf begraben waren, durchzogen hatten, hielt mein Führer plötzlich auf dem Kamm eines Gebirgs ſtill, indem er mir ſagte, wir ſind an Ort und Stelle. Ich warf meine Blicke ringsum, konnte aber nichts bemerken, als den Eingang einer Höhle. — Nach einigen Augenblicken glaubte ich jedoch, ungeachtet der Dunkelheit, eine Menge Leute in orientaliſchem Koſtüme zu unterſcheiden, die Einen waren zu Pferd, die Anderen zu Fuß, ſie eilten von allen 32 Winden her, und drängten ſich nach dem Eingang des Schlundes, wie die Bienen nach dem Eingang eines Korbes. Ehe ich aber Zeit hatte, um Erklärung zu bitten, hatte mein Geleitsmann ſeinen Renner angetrieben, und war mit der Menge in die Höhle geſprengt. Wir zogen lange Zeit einen dunkeln, ſich ſpiralförmig windenden Weg hinab, ſo daß ich glaubte, zu unſern Gegenfüßlern zu kommen; endlich zeigte ſich eine ſchwache Helligkeit, deren Urſache ich nicht entdecken konnte, undeutlich und matt, wie der erſte Tagesſchimmer, doch nach und nach zunehmend, ſo daß ich im Stande war, alle Gegenſtände vollkommen zu unterſcheiden. Rechts und links von unſerem Weg waren große bogenförmige Säle in den Felſen gehauen, in dem einen ſah man eine Menge von Bruſtharniſchen, Helmen, Lanzen, Säbel, die wie in einem Zeughaus aufgeſtellt waren, andere enthielten Kriegs-Vorräthe und Bedürfniſſe aller Art. In einer anderen unabſehbaren Reihe unterirdiſcher Räume entdeckte man lange Reihen bis an die Zähne bewaffneter Ritter mit eingelegten Lanzen, als wollten ſie den Feind angreifen; ſie ſchienen aber auf ihren Sätteln verſteinert, wie eben ſo viel Statuen. Weiterhin war die Infanterie in eben ſo guter Ordnung, aber eben ſo unbeweglich. Alle dieſe Krieger trugen Koſtüme und Waffen der alten Mauren Andaluſiens. Endlich gelangten wir an den Eingang einer ungeheuren Grotte, deren Mauern mit Gold- und Silberadern durchzogen, von orientaliſchen Perlen und den ſchönſten Edelſteinen ſchimmerten. Im Hintergrunde derſelben ſaß ein mauriſcher König auf einem blendenden Throne, umgeben von ſeinem Hofſtaate und einer Wache ſchwarzer Sklaven, mit den Säbeln in den Händen, während eine unermeßliche Menge von Perſonen unaufhörlich herbeiſtrömten und hinwegzogen, nachdem dieſelben, vor dem Throne vorbeigehend, das Knie gebeugt hatten. Die Einen trugen prächtige weite Kleider, die Anderen Harniſche, die bald polirt und unverſehrt, bald aber beſchädigt und mit Roſt bedeckt waren. Ich rieb mir die Augen und konnte nicht länger ſtillſchweigen. — Kamerad, ſagte ich zu meinem Führer, indem ich das lange Stillſchweigen brach, ich bitte Euch, wo ſind wir, und was bedeutet das Alles? — Alles dies, antwortete er, iſt ein großes und furchtbares Geheimniß! Chriſt, Du ſiehſt vor Dir den Hofſtaat und die Armee des Boabdil, des letzten Königs von Granada! — Was Teufel erzählt Ihr mir da, es ſind mehrere Jahrhunderte, daß dieſer Fürſt und die Seinigen, vom Kontinent vertrieben, elendiglich in Afrika umgekommen ſind. —

(Fortſetzung folgt.)

Fachreddin, der Druſenfürſt.

(Hiſtoriſche Bilder aus der Geſchichte Syriens; von E. Matlea.)

I.

Wenn man in Syrien, von Tripolis aus, emporſteigt zu den Höhen des Libanon und dem Laufe dieſes Gebirges gegen Süden folgt, immer nach der Seite des ſyriſchen Meeres hin, ſo erreicht man deſſen Ende bei dem Fluß Kaſimich, der ſich drei Meilen ſüdlich von Zur, dem alten Tyrus, in's Meer ergießt. Auf dem jenſeitigen Ufer des Fluſſes beginnt der Antilibanon, der Anfangs eine ſchiefe Richtung von Abend gegen Süden und Morgen hat, bald darauf aber ſich von Süden gegen Mitternacht, der Morgenſeite des Libanon gegenüber, faſt in einer Parallellinie hinzieht.

Durch dieſe Lage bilden dieſe beiden Gebirge das weite Thal, welches die Alten Cöleſyrien nannten, in deſſen nördlichem Theile Baalbeck mit den berühmten Ruinen von Heliopolis liegt.

Die Mitternachtsſeite des Libanon bilden die ſteinigten und unfruchtbaren Gegenden von Achar, Drail und Damie. Südlicher liegen die anmuthigen Gegenden um die Küſtenſtadt Gibail oder Byblus. Südlich an das Gebiet von Gibail gränzt die Landſchaft Kesrewan, als ein Theil des äußern Libanon, der ſich hier mit ſeinen Felſen mehr als jeder andere Theil deſſelben den Küſten des ſyriſchen Meeres nähert.

Zwiſchen Gibail und Beirut, in der Landſchaft Kesrewan, wo ehedem die Cedern des Libanon zum Himmel ſtrebten, wohnt jetzt das kräftige Gebirgsvolk der Maroniten, eine chriſtliche Secte, welche bereits ſchon ſeit dem ſechſten Jahrhundert ſich in den Bergen des Libanon vorfindet. Dicht ihnen zur Seite, zum Theil mit ihnen vermiſcht, hauſen die kriegeriſchen Druſen, deren Gebiet ſich längs der ſyriſchen Küſte bis nach Zur erſtreckt, gegen Morgen aber an das Gebiet von Damaskus gränzt und den ſüdlichſten Theil des Libanon umfaßt.

Beide Völkerſchaften, in ihren religiöſen Elementen weſentlich von einander verſchieden und in neuerer Zeit oft feindſelig ſich einander gegenüber ſtehend, lebten zu Ende des ſechszehnten und zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts, trotz der Verſchiedenheit ihres Glaubens, einträchtig bei einander. Ihre Verfaſſung war die eines militäriſchen Freiſtaats unter ſelbſtgewählten Scheiks oder Emiren. Schroffer jetzt, wie damals, von einander geſchieden, iſt doch ihre Lebensweiſe und ihre Verfaſſung dieſelbe geblieben, ſie werden im Ganzen noch heute wie damals von alten Gewohnheitsrechten regiert, nähren ſich zwiſchen ihren Bergen vom Ackerbau, vom Ertrag des Weinſtocks und der Seidenzucht; an Einfalt der Sitten, Mäßigkeit und Gaſtfreiheit den Arabern, deren Sprache ſie reden, gleichend, und wie dieſe die Blutrache übend.

Die Maroniten, von ihrem Religionsſtifter, dem Mönch Johannes Maro, ſo genannt, bekennen ſich zum Monothelismus; die Druſen hingegen, welche ebenfalls ihren Namen einem ihrer Religionslehrer entlehnt haben, und urſprünglich ihren Wohnſitz am caspiſchen Meer unter dem Namen der Mardaiten gehabt haben ſollen, hüllen ihre Religion ſorgfältig in ein myſteriöſes Dunkel; doch ſoll ſie nichts als ein Gemiſch verſchiedener Glaubenslehren ſeyn, und hat nur das Eigenthümliche, daß ſie ſeit dem zwölften Jahrhundert den abgeſchmackteſten und aberwitzigſten aller Tyrannen, den Chalifen Hakimbiem rillach, den Zerſtörer des heiligen Grabes zu Jeruſalem, als eingefleiſchten Gott

Digitized by Google

unter dem Sinnbild eines goldenen Kalbes verehrt. In Ansehung der Gebräuche theilen sich die Druſen in Akâles oder Eingeweihte, Weiſe, Gelehrte, und Djahel oder Uneingeweihte, Unwiſſende, Laien. Die Eingeweihten üben ihren Cultus im Verborgenen, in geheiligten Schlupfwinkeln und abgelegenen Orten beim Kerzenſchein und im Dunkel der Nacht. Aber Akâles und Djahels beſuchen öffentlich ſowohl chriſtliche Kirchen wie türkiſche Moſcheen, und verrichten dortſelbſt ihre Gebete, machen auch wohl die darin üblichen Gebräuche mit, ohne die eine oder die andere Religion anzuerkennen.

Heiß hatte der erſte Tag des Septembers 1598 auf den Landſchaften des volkreichen Syriens gelegen, doch endlich nahte der Abend heran. Die Berge des Libanon warfen bereits Rieſenſchatten über die nach Oſten gelegenen Thäler; die Sonne neigte ſich mehr und mehr dem Horizont zu; von dem Meere fuhr ein leichter Weſtwind in das Land herein und löſchte mit ſeinen kühlen Strömen die Gluthen des Tages. Da erſchien außerhalb der Thore der Druſenſtadt Deiral-Kamr, das iſt, Mondkloſter, auf einem weißen, prächtig gezäumten arabiſchen Roß, begleitet von einem reich gekleideten und bewaffneten Gefolge, eine Dame, deren hohe, volle und kräftige Geſtalt, gepaart mit dem edelſten Anſtand, ihr ein majeſtätiſches Anſehen verlieh. Der orientaliſche Schnitt ihrer koſtbaren Kleider, der ſilberne, mit blitzenden Diamanten und edlen Steinen beſetzte pyramidenartig geformte Kopfſchmuck, von welchem ein langer Schleier herabfloß und ihr Antlitz bedeckte, ließ ſie als eine der vornehmſten Eingebornen des Landes erkennen. Ihr zur Seite, ſein Roß neben dem ihrigen immer einen Schritt zurückhaltend, ritt ein etwas ältlicher Mann mit einer gutmüthigen, freundlichen Miene.

Die Cavalcade eilte einem unfern von Deiral-Kamr gelegenen reizenden Landhaus entgegen, deſſen weiß angeſtrichene Gebäude freundlich hinter dem kleinen Gehölz dichtbelaubter Maulbeerbäume hervorſchimmerten. Hinter den Gebäuden hervor ragten aus dem daran ſtoßenden Garten die ſtolzen Blätterkronen mehrerer Dattelpalmen und die ſpitzen Wipfel ſchlanker Pinien; den tiefſten Hintergrund bildete eine zum Himmel ſtrebende Bergkette mit ihren mannichfaltigen Schattirungen. In einem Laubgang des erwähnten Gartens luſtwandelte der reiche Maronite Cheivan, der Herr des freundlichen Landguts, ein Mann, der durch ſeine Wohlthätigkeit die Verehrung der Armen, durch ſeine Milde die Liebe ſeiner Angehörigen und Untergebenen, und durch ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe, ſowie durch die Strenge ſeiner Sitten die Achtung ſeiner Landsleute ſich erworben hatte. Seine Erſcheinung war ehrwürdig und freundlich; ein milder Ernſt lag über ſeine Züge verbreitet, und ſein Antlitz hatte trotz des greiſen Bartes immer noch ein friſches, faſt jugendliches Anſehen. Er trug, nach der Sitte des Landes, ein bis an die Kniee reichendes geſtreiftes Oberkleid von Baumwollenſtoff, welches mit einer gelben wollenen Binde gegürtet war; ein blendend weißes, bis auf die Waden herabhängendes Hemde ragte darunter hervor, und ließ nur wenig von den faltigen Beinkleidern ſehen, welche über dem Knöchel des Fußes eng ſich anſchloſſen; ſeine halbnackten Füße waren mit Schuhen von rothem Corduan bekleidet, vornen ſpitz zulaufend und mit himmelblauen flockſeidenen Bändern verziert; auf dem Haupt trug er ein rothes wollenes Fes mit einem piſtaciengrünen Shawl maleriſch umwunden.

(Fortſetzung folgt.)

Die ſerbiſche Familie Petrowitſch.

Die Freiburger Ztg. theilt folgende Erinnerungen an die Familie Petrowitſch*) mit: „Zu Ende März 1816 reiſte Georg Petrowitſch, von Gräz kommend und ſeinen Weg durch Siebenbürgen nehmend, nach Petersburg. Ich lag im ſächſiſchen Marktflecken Teckendorf, 4 Meilen von Luſtriz, mit meiner Escadron in Cantonnirung; von höhern Orten war ſeine Durchreiſe mit ſeinem Gefolge angeſagt und der Befehl ertheilt, ihn als kaiſerl. ruſſiſchen Generallieutenant zu behandeln und ihm allen nöthigen Vorſchub zu leiſten. Es war an einem Sonntag Vormittags, als eben die Landleute die Kirche verließen: da kam in einem halb gedeckten Reiſewagen dieſer berühmte Mann an, um hier Pferde zu wechſeln. Da es zur Mittagsſtunde war und bis Luſtriz kein Gaſthaus befindlich, ſo lud ich ihn ein, an meinem militäriſchen Tiſche vorlieb zu nehmen, was er denn nicht ausſchlug. Bald darauf kam in einer zweiten Kaleſche, von einem ruſſiſchen Stabsoffizier begleitet, ſein Sohn Alexander an; beide ſtiegen ebenfalls bei mir ab; endlich noch zwei große Rüſt- oder Bagagewagen mit mehreren Anverwandten und Dienern beiderlei Geſchlechts. Georg Petrowitſch, in Serbien unter dem Namen Czerni Juri (der ſchwarze Georg) bekannt, ſchien ein Mann zwiſchen 40 und 50 zu ſeyn, ſehr großer Statur, mager, aber ſtarknochig, breitſchulterig, mit ſchwarzen Haaren, dünnen Augenbrauen über den kleinen, tiefliegenden, aber feurigen Augen, ſehr hoher Stirn, ohne Schnurrbart, mit kleiner ſpitziger Naſe. Er war in ruſſiſche Uniform gekleidet. Sein ihn begleitender jüngerer Sohn Alexander ſchien 16 bis 17 Jahr zu haben; ſeine Phyſiognomie hatte damals durchaus nichts vom ſerbiſchen Charakter, ſo auch ſein ganzes Benehmen. Er hatte ziemlich braune Geſichtsfarbe, pechſchwarze Haare und verhielt ſich beſcheiden, ohne deshalb ſchüchtern zu ſeyn. Er ſprach geläufig Deutſch, im öſterreichiſchen Dialekt, da er in Steyermark ſeine Erziehung erhalten hatte. Für ſein Alter war er groß, ſeine Unterhaltung einnehmend und gereiften Urtheils wie die eines jungen Mannes von 24 Jahren. (Ein älterer Bruder ſtand damals als Oberlieutenant bei einem öſterreichiſchen Huſarenregiment.) Während des Eſſens ließ der Vater nur dann und zwar in gebrochenem Deutſch ſeine Stimme hören, wenn er gefragt wurde, ob er von dieſer oder jener Speiſe wünſche: er aß wenig, trank noch weniger; erſt als ihm nach dem Eſſen zum Kaffee Zwetſchenbranntwein angeboten wurde, nahm er mehrere Gläſer davon zu ſich. Man ſah dem Vater den tiefen Kummer an und es ſcheint ſogar, daß er durch die letzten unglücklichen Vorfälle von ſeinem frühern verwegenen, kühnen und ſtolzen Charakter für den Augenblick etwas nachgelaſſen hatte und eingeſchüchtert, ja mißtrauiſch geworden war, welch letzteres ich daraus ſchloß, daß er mich fragte, was denn die Menge Landleute, die ſich vor meiner Wohnung geſammelt hatten, wollten; er hoffe doch, hier ſicher zu ſeyn und daß man nichts Feindſeliges gegen ihn im Schild führe. Ich muß geſtehen, daß dieſe Furchtäußerung von einem Manne, der ſonſt in allen Vorfällen ſeines vielbewegten Lebens, in den größten Gefahren, die er ſelbſt aufgeſucht und gefliſſentlich herbeigeführt hatte, eine außerordentliche Entſchloſſenheit und Kühnheit bewies, der auf

*) Der Verfaſſer, ein alter öſterreichiſcher Cavallerieoffizier, wohnt in Freiburg.

Digitized by Google

allen Theilen seines Körpers mit Narben bedeckt war, mich nicht wenig befremdete. Beim Gefolge befanden sich mehrere weibliche Verwandte, sämmtlich in serbischer Tracht, ärmlich, fast möchte man sagen von zigeunerähnlichem Aeußeren; ferner ein erst kürzlich aus Serbien entflohener Schwager Georgs, gleichfalls in serbischer Tracht, ein Mann von kolossaler Hunnengestalt, an dessen entblößtem Nacken noch eine klaffende Hiebwunde sichtbar war."

Mannichfaltigkeiten.

In Zug wurden vor kurzem gemäß einer vom Stadtrath erlassenen Verordnung (die Rettung im Wasser Verunglückter betreffend) Uebungsversuche zum fertigen Herausziehen in's Wasser geworfener Faschinen, an mehreren schwierigen Stellen des Seegestades, vermittelst eines großen Taues mit Angeln vorgenommen. Allmählig gelangen die Versuche und die Rettungsanstalt scheint ihrem Zweck zu genügen.

Das „Charivari" hat dem wissenschaftlichen Congreß zu Straßburg ein ergötzliches Bild gewidmet. Es stellt ein lustiges Banket dar, wo die Herren Gelehrten auf Tischen und Bänken mit den Champagnergläsern in der Hand Reden halten und auf die Ausrotturg der Kornwürmer, die Unabhängigkeit der Runkelrübe, die Ausbreitung der dochtlosen Kerzen ꝛc. Toaste ausbringen. Die Versammlung geht auseinander unter dem Ruf: „Es leben die Gansleberpasteten!" Die Thüre des Saales ist mit der Inschrift geziert: „In vino veritas!"

(Frankfurt, 29. Okt.) Man erinnert sich noch, wie im Frühling d. J. öffentliche Blätter (zuerst die Augsb. allg. Ztg.) von dem Aufsehen sprachen, welches damals die Erscheinung des Werkes: „Der neue Pitaval" von Criminaldirektor Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (Leipzig, bei Brockhaus) in der literarischen und juristischen Welt erregte. Vorzugsweise wurde dabei die Behandlung des berüchtigten Prozesses gegen die Juden in Damaskus von Seiten jener beiden berühmten Schriftsteller in Erwähnung gebracht. Hr. L. H. Löwenstein, der literarische Vertheidiger der Damascener Juden, fand sich jedoch veranlaßt, seine Glaubensgenossen gegen einige denselben nachtheilige, in jener Darstellung enthaltene Aeußerungen zu verwahren, was er in einer unterm 25. April an Hrn. Hitzig abgegangenen Denkschrift: „An die Herren Hitzig und Häring" sofort mit gewohnter Freimüthigkeit that. Als Belege zur Rechtfertigung seiner Clienten fügte Hr L. noch die von ihm schon früher erbetenen Gutachten eines berühmten protestantischen und eines berühmten katholischen Theologen, des Hrn. Schöffen Dr. theol J. F. v. Meyer (Präsidenten des Frankfurter Appellationsgerichts) und des Hrn. Prof. Dr. F. J. Molitor (Verfasser der „Philosophie der Geschichte") seiner „Denkschrift" an, mit dem Ersuchen an die Herren Verfasser des „neuen Pitaval", ihrerseits diese beiden Dokumente zu veröffentlichen und sich nachträglich zu Gunsten der unschuldig Angeklagten verbessernd zu erklären. Letztere Erklärung ist nunmehr, zur Ehre der Wahrheit, wie nicht minder der aufrichtigen Forscher nach derselben, in der Vorrede zu dem eben erschienenen zweiten Theil des „Pitaval" genügend erfolgt. Sie ist von beiden Herren Verfassern unterzeichnet und von den obenerwähnten, sehr schätzenswerthen Gutachten begleitet, auf welche wir die sich für die Sache Interessirenden besonders aufmerksam machen.

Korrespondenz.

Weimar, 27. Okt.

In unsern Mauern herrscht noch immer ein höchst bewegliches Leben. Doch bevor ich zu diesem übergehe, sey es mir erlaubt, einige Irrthümer zu berichtigen, die sich in den Bericht Ihres Journal-Korrespondenten über die Festlichkeiten des Einzuges, vielleicht unwissentlich, eingeschlichen haben. So war der Wagen, welcher den hohen Neuvermählten eine Stunde oberhalb der Residenz durch eine Deputation dargeboten worden ist und in welchem das fürstliche Paar in die festlich geschmückte Stadt einzog, derjenige, welcher als Festgeschenk von der hiesigen Bürgerschaft verfertigt worden war. Auch haben sich die Frau Großherzogin, der Großherzog und Herzog Bernhard nicht mit unter dem hohen Gefolge bei dem Einzuge befunden, sondern die hohen Neuvermählten sind von ihnen erst im Schlosse empfangen worden. Das Festspiel von unserm Riemer, welches am 24. d. über die Bühne ging, war leider eines von jenen Produkten, über welche die Stimme der Kritik am liebsten schweigt. Es war weder an Witz noch an Geist reich, sondern verursachte dem zahlreich versammelten Publikum die peinlichste Langeweile. Ein gebildeter, sonst höchst unwissender Holländer, wie es wohl selten einen geben mag, trifft nämlich mit einem Weimaraner zusammen und erkundigt sich auf das angelegentlichste nach den merkwürdigsten Sehenswürdigkeiten Weimar's. Dieser erzählt ihm hierauf von Belvedere, von Ettersburg, Tiefurt und der Wartburg und bemerkt, daß diese Oerter je zuweilen von den berühmtesten und geistreichsten Männern, als Göthe, Schiller, Herder, Wieland, Karl August und dem kühnen Glaubensverkünder Luther bewohnt und besucht worden wären, worüber sich der gutherzige Niederländer fast nicht genug wundern kann. Zuletzt wurden die Repräsentanten aus den Werken Schiller's und Göthe's von der Göttin der Muse citirt, womit das Ganze, nachdem es eine lange Stunde gespielt hatte endlich schloß. — Eine neue und vielleicht anziehendere Oper, deren Text Dr. Sondershausen zum Verfasser hat, wird nächstens erwartet. — Am 25. d. war glänzender Hofball, zu welchem alle zur Zeit hier anwesende hohe Personen geladen waren.

(Schluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nro. 299.

Saalhof.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 1. Nov. (Zum Erstenmale): Bob, oder: die Pulververschwörung, Lustspiel in 2 Akten, nach Duport und de Forges bearbeitet von Theodor Hell. Hierauf folgt (neu einstudirt): Die junge Pathe, Lustspiel in einem Akt, aus dem Französischen von Both.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 302. Mittwoch, den 2. November 1842.

Der Kommandant Manco und der Soldat.

(Aus Eduard Magnien's „Excursions en Espagne.")

(Fortsetzung.)

Das lieſt man in der That in Euren lügenhaften Geſchichtsbüchern, ſagte der Maure mit Ekel, aber erfahrt, daß Boabdil und ſeine Krieger, welche in dem letzten Kampf um Granada fochten, hier durch einen unüberwindlichen Zauber eingeſchloſſen und zurückgehalten ſind. Was den König und die Armee angeht, welche nach der Uebergabe der Stadt aus dem Alhambra ausrückten, ſo war das ein Heer von Geiſtern, welchen Allah erlaubt hatte, dieſe Geſtalt anzunehmen, um die chriſtlichen Monarchen zu täuſchen; denn Ihr wißt nicht, Freund, daß über ganz Spanien ein Zauber ruht, und daß es darin keine Höhle, keinen alten Thurm giebt, welcher nicht einige Kinder des Propheten verberge, die bis zur vollſtändigen Sühnung der Sünden, um derentwillen Allah geſtattete, daß der Beſitz dieſes Königreichs eine Zeitlang den wahren Gläubigen entriſſen wurde, in einen magnetiſchen Schlaf verſunken ſind. Ein Mal jedes Jahr, die Nacht vor Eurem heiligen Johannistag, wird dieſer unglückliche Zauber, der uns feſſelt, zwiſchen der untergehenden und aufgehenden Sonne aufgehoben, und in dieſem Zwiſchenraum eilen ſie von allen Enden Spaniens herbei, um ihrem alten Souverain zu huldigen, wie Ihr hier eben vor Augen ſeht. Ich ſelbſt komme, wie Ihr wißt, aus Altkaſtilien, wo ich morgen bei Tagesanbruch wieder ſeyn muß. Es iſt eine kurze und ſelten ſtattfindende Zerſtreuung; wir tröſten uns aber mit der Erinnerung, daß im Buch des Schickſals geſchrieben ſteht, am Ende unſerer Verzauberung ſoll Boabdil an der Spitze ſeiner tapferen Reiterſchaaren von dem Sonnengebirge herabziehen, und, nachdem er ſich wieder in den Beſitz von Granada geſetzt, dem Koran die ganze Halbinſel unterwerfen.

Wann werden dieſe ſchönen Geſchichten vorgehen? fragte ich. Das iſt Allah's Geheimniß. Vor einigen Jahren hofften wir, daß der Tag nahe wäre, unglücklicherweiſe aber hat man in das Alhambra einen alten Soldaten als Gouverneur geſetzt, der unter dem Namen des Kommandanten Manco wohl bekannt iſt, der mehr thut mit ſeinem einzigen Arm, als die thätigſten mit zweien, und der, wie man ſagt, des Nachts nur mit Einem Auge ſchläft, um mit dem andern auf die Feſtung zu blicken. Die Wahrheit zu ſagen, ſo lange ein ſolcher Kriegsheld dieſen Poſten einnimmt, und jeden Ueberfall zurückzuweiſen ſtets bereit iſt, glaube ich wohl, daß für Boabdil und ſeine Krieger nichts zu thun ſeyn wird. —

Bei dieſen Worten brachte der Kommandant ſein Wehrgehänge in Ordnung, ſtreichelte ſeinen Bart und warf ſich in ſeinem Lehnſtuhl in die Höhe, daß er drei Fauſt größer ſchien.

Um aber eine lange Geſchichte abzukürzen und die Augenblicke Ew. Excellenz nicht zu verſchwenden, mein Begleiter ſtieg ab, und ſagte mir: Bleibe hier und halte mein Pferd, während ich mich vor dem Könige verneige, und ſo verlor er ſich unter der Menge, die ſich nach dem Thron drängte. Während ich nun ſo allein bin, ſage ich zu mir ſelbſt, was iſt zu thun, ſoll ich hier warten, daß dieſer Ungläubige wieder kommt, um mich wieder auf ſeinem Renner aus der andern Welt, Gott weiß, wohin zu bringen, oder ſoll ich aus dieſem Haufen Geiſter geſchickt entwiſchen, um wieder an die friſche Luft zu kommen? Ein Soldat hat bald ſeine Partie ergriffen, ich entſchloß mich zu dem Letztern; was das Pferd betraf, das einem Feinde des Königreichs und des katholiſchen Glaubens gehörte, ſo war es nach allen Kriegsregeln eine gute Priſe, deshalb ſchob ich mich ſanft von dem Rücken des Pferdes in den Sattel, wandte den Zügel, ſtieß die mauriſchen Steigbügel in die Flanken des Roſſes und ließ es in aller Eile den Weg zurück nehmen, den es gekommen war.

Das war verwegen, denn während ich quer durch die Säle ritt, wo die Reiterſchaaren und Fußgänger-Abtheilungen hielten, hörte ich ein heftiges Fußſtampfen und drohendes Geſchrei, ich ſpornte nur um ſo heftiger, aber zu gleicher Zeit erhob ſich hinter mir ein dumpfes Geräuſch von einem furchtbaren Pferdegalopp, welches dieſe unterirdiſchen Gänge bis in die Tiefen erzittern machte, und bald erreichte mich eine eilende, unwiderſtehliche Menge, und riß mich mit ſich zum Eingang der Höhle fort, wo ſie ſich nach allen vier Weltgegenden zerſtreute. Mitten in dieſem ſchrecklichen Gewirre verlor ich, indem ich zur Erde geworfen wurde, mein Bewußtſeyn, und als ich wieder zur Beſinnung kam, befand ich mich auf der Spitze eines Gebirges, neben dem arabiſchen Pferde, deſſen Zügel an meinem Arm hing, was, wie ich denke, das Thier verhinderte, ſein Nachtlager in Altkaſtilien wieder zu erreichen. — Ich ſtieg, das Pferd an der Hand, vom Gebirg herab, denn ich ſcheute mich, ſolches wieder zu beſteigen, und begegnete bald einer Patrouille, die mich in Kenntniß ſetzte, daß ich mich bei der berühmten Stadt Granada befände.

Digitized by Google

Auf diese Nachricht drückte ich den Wunsch aus, Ew. Excellenz vorgestellt zu werden, um ihr die sie umgebenden unsichtbaren Gefahren zu entdecken, damit Mittel ergriffen werden könnten, diese Festung, so wie das ganze Königreich, gegen die Angriffe des Heers der Ungläubigen, welches einst aus den Eingeweiden des Sonnengebirgs hervordringen wird, zu sichern.

Das ist gut, sehr gut, sagte der Kommandant Manco mit einiger Verlegenheit, wie ein Mensch, der nicht recht weiß, was er von dieser Mittheilung denken soll, die übrigens mit dem Volksglauben übereinstimmte, und indem er vergebens in den Augen des Franziskaners, der solche unglücklicherweise anhaltend niederschlug, zu lesen suchte.

Aber Ihr, mein Freund, der Ihr mir ein Mann von Erfahrung und Verstand zu seyn scheint, was würdet Ihr mir rathen, gegen die fragliche Gefahr zu unternehmen?

Es kommt einem gemeinen Soldat nicht zu, seinen General unterweisen zu wollen, am wenigsten einen General von der Erfahrung und dem Scharfsinn Ew. Excellenz; aber es scheint mir, daß man zunächst die Grotte mit gutem festen Mauerwerk verschließen müßte, und hernach, setzte er hinzu, indem er sich demüthig bekreuzte und gegen den Mönch wandte, den Ort mittelst des Kreuzes, der Reliquien und Heiligenbilder hinreichend weihete, um den Zauber zu vernichten. Was denkt der ehrwürdige Vater davon?

Gewiß, sagte der Franziskaner mit einem zerstreuten Ansehen, denn in diesem Augenblick richtete sich seine Aufmerksamkeit auf eine goldene Quaste, welche unter der Kleidung des Soldaten hervorsah; er näherte sich ungestüm, und ungeachtet des Widerstandes desselben, gelangte er dazu, ihm eine große Börse von Sammt, die wohl gefüllt schien, zu entreißen; ihr Inhalt, auf den Tisch des Gouverneurs ausgeschüttet, ließ vor den geblendeten Augen der Zuschauer eine reiche Sammlung von Diamanten, Kreuzen, Perlenkränzen und alten Goldmünzen erglänzen.

(Schluß folgt.)

Fachreddin, der Drusenfürst.

(Historische Bilder aus der Geschichte Syriens; von S. Maclea.)

(Fortsetzung.)

Ein Diener trat mit der Meldung zu Cheivan, daß ein Trupp Reiter von Deiral-Kamr sich nahe. Letzterer bestieg die Plateforme seines Hauses und blickte in die Ferne hinaus, nach der lustig aufwirbelnden Staubwolke, welche näher und näher dem Landsitze sich zuwälzte und kaum die glänzende Cavalcade durchschimmern ließ. „Das ist Setnesep und ihr Gefolge", sagte der Greis vor sich hin, als er mit seinem scharfen Blick die Nahenden geprüft hatte; „sie kommt, wie ich's von ihr begehrte, das mir anvertraute Pfand aus meinen Händen zurück zu empfangen. Nun wohl, sie sey mir willkommen!"

Nach diesen Worten stieg er hinab und trat vor die Pforte des Hauses, um die Amazone zu empfangen. Nach wenigen Minuten stand sie vor ihm. Grüßend schlug sie den Schleier zurück und zeigte ein Antlitz von wunderbarer Schönheit, wenn auch nicht mehr in der Frische der Jugend prangend. Die Dame und ihr ältlicher Begleiter folgten dem Maroniten, der sie in ein herrliches Gemach führte, süßduftend und mit köstlichen Tapeten behangen, während das Gefolge vor dem Hause unter dem Schatten der Bäume die Rückkunft der Gebieterin erwartete.

Ein langes, ernstes Gespräch folgte nach den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeigungen zwischen dem Maroniten und seinen beiden Gästen.

„So findest Du es also an der Zeit, Cheivan, und Ihr, Scherefeddin, mein Vetter, den Jüngling mit seinem Schicksal bekannt zu machen; ihn mit dem Säbel seines Vaters zu umgürten, und ihn zu bewehren gegen die Feinde seines Hauses?" war die Schlußfrage der majestätischen Dame.

„Erhabene Fürstin! Ihr seyd die Weiseste unter den Frauen Eures Volkes, keine Fürstin Syriens kann sich mit Euch vergleichen", erwiederte der Maronite. „Dem untrüglichen Blick Eurer Augen wird es nicht entgangen seyn, daß der günstigste Zeitpunkt gekommen ist, das Volk der Drusen und Maroniten, wie vordem, unter den Schatten des Stammes Maan Oghli zu sammeln. Die Bewohner des Landes von Kesrava bis nach Zur und weiter bis nach Cäsarea ahnen und wünschen es, daß das Haus ihres glorreichsten Fürsten nicht erloschen sey; ihre Feinde fürchten es und zittern dafür. Ihr selbst habt den Samen der Hoffnung ausgestreut und die Anhänger Eures Hauses vorbereitet. Drusen und Maroniten hassen und verachten die Fesseln, mit denen feile türkische Sklaven uns zu sich herab zu zerren bemüht sind. So lasse denn den jungen Löwen des Libanons sich aufmachen, damit die Schakals scheu vor ihm zerstieben und in ihren Höhlen sich verkriechen."

„Cheivan spricht ganz aus meiner Seele, Fürstin von Schuf", bestätigte ihr Begleiter.

„So sey es denn!" erwiederte Setnesep. „Du bist verständig und gut, Cheivan, und ich segne die Stunde, da Maan Oghli, mein Gemahl, Dich zu seinem Freunde erkor. Lege nun noch die letzte Hand an den Bau Deiner Verdienste, und stehe mir bei, den Jüngling auf den Gipfel der Macht und des Ruhmes zu leiten, für welche ihn Gott durch seine Geburt bestimmt und durch alle Gefahren sicher hindurch geführt hat."

Der Maronite legte die Hand auf sein Herz und verneigte sich tief. „Ich werde morgen mit Fachreddin in Deinem Palast zu Deiral-Kamr vor Dir und den Ständen des Landes erscheinen", erwiederte er ehrerbietig.

Die Fürstin entfernte sich. Cheivan begleitete sie bis an die Pforte seines Hauses. Die ganze Cavalcade eilte zurück nach Deiral-Kamr.

„Wenn mein Sohn von der Jagd zurückkehrt, soll er unverzüglich vor mir erscheinen", befahl Cheivan dem Aufseher seines Hauses; dann zog er sich in eins der entlegensten Gemächer zurück, in welchem er oft emsig zu forschen pflegte in den Büchern und Schriften der Weisen.

Eine Stunde später stand vor Cheivan ein schöner Jüngling, von kaum fünfzehn Jahren; aber schlank und kräftig schon herangewachsen, konnte er für mehrere Jahre älter gelten. Seine Gestalt von mittler Größe hatte eine stolze Haltung, einen fast vornehmen Anstand; sein wohlgeformtes Gesicht war auf der Jagd, im Kampf mit den Raubthieren der heimathlichen Berge, von der Sonne gebräunt; seine Haare waren schwarz wie seine Augen, welche kühn und lebhaft umher blitzten. Er war gekleidet wie Cheivan, nur trug er noch über dem Kleid einen golddurchwirkten, gestreiften, wollenen Ueberwurf mit Aermeln, welche nicht über den Ellenbogen gingen. Ueber der wollenen rosenfarbenen Leibbinde trug er noch einen schmalen Gür-

Digitized by Google

tel von Cordvan, in welchem ein vorn zugespitztes riesenförmiges Messer stak, dessen elfenbeinener Handgriff mit kleinen Buckeln von Korallen verziert war; rückwärts im Gürtel befand sich ein scharf geschliffenes halbrundes Beil, und von der Schulter herab, schief über Brust und Rücken, hing eine starke, farbige, seidene Schnur, welche die Scheide der Damascenerklinge hielt.

„Du hast nach mir verlangt, mein Vater? Hier bin ich", sprach der Jüngling.

Cheivan führte ihn schweigend auf das flache Dach des Hauses und zeigte mit der Hand in die Ferne. „Kennst Du jene Stadt dort, mein Sohn, welche so eben im goldenen Schmuck der scheidenden Sonne uns entgegen glänzt?" fragte er.

„Wie sollte ich nicht, mein Vater?" entgegnete der Jüngling verwundert; „es ist Deiral-Kamr, wo Du ein schönes Haus besitzest, und ich den größten Theil meiner Jugend zugebracht habe; wo die erhabene und weise Setnesey, die Wittwe des großen Druſenfürsten Maan Ogdli, regiert, welche zuweilen Dein Haus heimsucht, und mich, da ich noch ein Kind, ein unbedeutender Knabe war, oft weinend in ihre Arme schloß, und an ihre Brust drückte; nachmals aber, als ich heranwuchs, mir Waffen schenkte, um in den Bergen zu jagen, und mir Lieder dichtete, voll lieblichen kriegerischen Inhalts."

„Ahntest Du wohl nie, Fachreddin, den Grund dieser Theilnahme der edlen Fürstin?"

Der Jüngling heftete sinnend das Flammenauge auf die Bläue des Himmels, dann erwiederte er: „Wohl hätte mir das Benehmen der Fürstin auffallen können, wenn ich nicht wüßte, daß auch sie einst zwei Söhne hatte, welche im zartesten Jugendalter der Tod ihr raubte. Mein Anblick mochte sie jederzeit wieder an ihren Verlust erinnert haben, um so mehr, da Du, mein Vater, sie einst in ihrer mütterlichen Herrlichkeit schauen durftest, und sie nun Dich um Deinen Erben beneiden muß."

„Die Fürstin darf mich nicht beneiden", seufzte Cheivan, „denn mein Weib hat mir keinen Erben geboren: Du bist nicht mein Sohn, Fachreddin."

„Was sagst Du!" fuhr Fachreddin im höchsten Erstaunen auf und sein schwarzes Auge starrte regungslos auf den Alten.

„Der Schleier des Geheimnisses", sprach der Maronite, „in welchen bisher die Klugheit Dein Daseyn zu hüllen erforderte, soll jetzt von Deinem Blicke fallen, und bald auch von dem Deiner Freunde und Deiner Feinde. Vernimm, Jüngling, meine Rede!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M., 30. Okt.) Der berühmte Klaviervirtuose Döhler wird demnächst hier eintreffen. Hoffentlich wird bei dieser Gelegenheit der Wunsch vieler hiesigen Musikfreunde, den ausgezeichneten Künstler in einem Konzert zu hören, in Erfüllung gehen.

Die allg. Wiener Theaterztg. von Bäuerle setzt fünfzig Dukaten in Gold für die beste von denjenigen Novellen fest, welche ihr bis zum letzten April 1843 zukommen werden. Ueber den Werth der Preisnovelle sollen aber nicht Preisrichter, sondern die Abonnenten der Theaterzeitung entscheiden, die um ihre Beurtheilung am Schlusse des Jahres gebeten werden, deren Stimmzettel abgedruckt, und nach deren Mehrzahl für die günstige Aufnahme des für diese Concurrenz eingelangten Beitrags der Preis alsogleich bezahlt wird. Unter gleichen Bedingnissen ist ein zweiter Preis von dreißig Dukaten festgesetzt. Ein dritter von zwanzig Dukaten soll dem besten Aufsatze gemeinnützigen Inhaltes aus den Gebieten von Kunst oder Wissenschaft, Industrie oder Handel, Eisenbahnwesen oder Dampfschifffahrt, Oeconomie oder Landwirthschaft u. dgl. zu Theil werden. Die außerdem noch werthvollen Einsendungen in Novellen sollen ebenfalls zum Abdruck benutzt und mit acht Dukaten per Druckbogen im Format der Theaterztg. honorirt werden. Die hier ausgebotenen Prämienhonorare sind ganz anständig und werden nicht ermangeln, Hunderte von Concurrenten in die Schranken eines literarischen Turniers zu rufen. Indessen wäre eine engere Begränzung und genauere Bestimmung der Aufgaben sehr zu wünschen, wenigstens hätte der äußere Umfang der Novellen, so wie die Gattung derselben, ob historisch, oder ob moderne Zustände schildernd, ob ernst, oder ob humoristisch u. s. w., angegeben werden sollen. Noch mehr gilt das von der Aufgabe über einen gemeinnützigen Gegenstand. Hier ist das Gebiet unermeßlich. Unter Abhandlungen, die einen über Eisenbahnen, Kartoffelbau oder Kochkunst, die anderen über Hegel'sche Philosophie, moderne Musik oder Kinderzucht, wie kann man da entscheiden, wofern sie alle mit Sachkenntniß und Geist geschrieben sind, welcher der Preis gebühre? Was die Abstimmung durch die Abonnenten betrifft, so ist dies ein wohl recht vortheilhaftes Redaktionsmanoeuvre, aber nichts weiter, und die abenteuerlichste Novelle oder die bizarreste Abhandlung werden auf diesem Wege ohne Zweifel den Preis davon tragen.

(Kopenhagen, 25. Okt.) Der Schmied, Meister Kirchhof, in Maribo, auf Falster, will, wie so Mancher sich schon eingebildet, die Quadratur des Kreises herausgebracht haben. Wie es nun auch immer um die eigentlich wissenschaftliche Lösung dieses Problems durch ihn stehen mag, scheint doch so viel zu erhellen, daß er durch unermüdete Anwendung eines gesunden Verstandes etwas Gemeinnütziches ausgesonnen haben dürfte; wenigstens haben die Adjuncten Berg und Hansen in Nykjöbing in einem Zeugniß, das sie ihm am 16. d. ausgestellt, von seinen Bestrebungen achtungsvoll gesprochen. Der Erstere sagt, der Maßstab, den K. erfunden, „sey so richtig als sinnreich, und werde sich gewiß als praktisch nützlich und richtig für Handwerker ausweisen, die ein einfaches, leicht anwendbares Mittel brauchen, um mit einer in praktischer Thätigkeit hinreichenden Genauigkeit Cirkel und Cylinder auszumessen und ein Quadrat von gleicher Größe mit einem gegebenen Kreise, oder umgekehrt, darzustellen."

Korrespondenz.

Weimar, 27. Okt.

(Schluß.)

Der gestrige Tag ging in tiefer Stille vorüber, aber desto lebhafter war der heutige. Mit dem frühsten Morgen schon waren alle Straßen der Stadt mit Menschen angefüllt, die geräuschvoll auf- und nie-

Digitized by Google

bewegten. Die Ursache war eine thüringische Bauernhochzeit, welche den hohen Neuvermählten zu Ehren die Harmoniegesellschaft veranstaltet hatte. Ein langer Zug von vier und zwanzig mit grünem Reisig, Blumen und Bändern geschmückter Wagen, mit Personen, in das ländliche Costüme der heitern, lebenslustigen Thüringer gekleidet, bewegte sich, von Tausenden von Menschen umwogt, unter Jubel- und Juchhegeschrei, durch alle Straßen der Stadt nach dem Schloßhofe, wo sämmtliche hohe und höchste Herrschaften bereits versammelt waren. Das Schloß schien wie belagert; jedes Fenster, jeder Winkel vom Parterre bis zur Mansarde war mit Neugierigen gefüllt, welche alle mit heitern Mienen dem freudigen Momente entgegen blickten. Da schlug endlich die bestimmte Stunde und lustige Hochzeitbitter zu Pferde, mit Blumen und Bändern verziert, eröffneten den Zug. Ihnen folgte ein Wagen mit Musikanten, welche flott aufspielten. Der zweite Wagen trug den Herrn Präceptor mit Zopf und Puderbeutel und einer Anzahl lebensfroher Kinder.

„Stirn und Wange zart bethaut,
Nahte drauf die schmucke Braut;
Aber Gluth vom Auge blitzt
Ihm, der ihr zur Seite sitzt."

Dem schmunzelnden und liebeglücklichen Brautpaare folgten

„Beider Freunde und Gespielen,
Die ein gleiches Loos erzielen."

Dann kamen

„Vater, Mutter, werthe Pathen,
So zu diesem Fest geladen."

Die erste Abtheilung schloß mit einem greisen Jubelpaare, mit seelenvergnügten Blicken, welches noch rüstig und munter dem Rufe der Freude zu folgen schien. — Ein Wagen mit dem Wahlspruch: „Glück auf!" brachte die Bergleute, welche, dießmal ebenfalls der Freude huldigend, dem Schooße der Erde entstiegen waren. Der folgende Wagen mit fleißigen Fischern und Fischerinnen stellte unsern „vaterländischen Strom" dar —

— „Und kennst du ihn nicht
Den Fluß, dessen Woge bescheiden sich bricht?
Der sehnend durch blumige Wiesen sich schlingt,
Wie stolz er zum Fuße der Herrscherburg dringt,
Wo manches unsterbliche Lied er belauscht,
Daß seufzend er wieder thalunter rauscht?
Noch einmal im Thale hält liebend er an
Und suchet ein Schlößlein mit zärtlichem Blicke,
Grüßt Denkmal und Tempel, umarmt eine Brücke
Und fluthet dann weiter, so eilig er kann."

Auch Ettersburg, das stattliche Waldschloß mit seinem reizenden Tannen- und Fichtenschmuck, zog zauberisch daher; unter dem duftigen Grün lagerte ein Chor fröhlicher Jäger. Und so folgten noch viele Wagen, unter andern auch ein zärtlicher Schäferverein an der Seite lieblicher Schäferinnen sammt den Lämmern; ein Wagen voll Heu mit Mäher und Mäherinnen; eben so der geputzte Erntewagen. Ihnen folgten fleißige Bäuerinnen in voller Beschäftigung. Dann

„Endlich kam der Herbst gegangen,
Und die Frucht mit rothen Wangen,
Die wir jüngst noch glänzen sah'n,
Süße Frucht vom Apfelbaume
Grüne Birn' und blaue Pflaume
Füllt die blanken Körbe an."

Winzer und Winzerinnen waren nicht weniger bemüht, die schöne Frucht der Reben zu sammeln und unter die Keller zu bringen. Lustige Spinnerinnen mit aufgeputzten Rocken, so wie eine lustige Schaar junger Tänzer und Tänzerinnen schlossen den Zug, welcher mit lauten Jubelgrüßen überall begrüßt wurde. Die fröhlichen Gäste waren herzlich willkommen. Das erbgroßherzogliche Paar, von der sinnigen Anordnung des Ganzen sehr freudig überrascht, und die muntere Schaar in da Schloß, wo sie äußerst huldreich und liebevoll empfangen und mit einigen Erfrischungen erfreut wurde. Dieser überaus freudige Tag schloß mit einer Abendmusik und einem langen Fackelzug, wobei ein mehrmaliges Lebehoch in der Stille der Nacht tausendfach wiedertönte.

Frankfurt a. M., 27. Okt.

In der letzten Versammlung des physikalischen Vereins — dessen Versammlungen neuern wissenschaftlichen Mittheilungen gewidmet sind — ergriff Hr. J. P. Wagner (der Erbauer der electro-magnetischen Maschine) das Wort, und theilte einen Vortrag mit, welchen Professor Jacobi (der Rivale Wagner's) in der Academie zu St. Petersburg über den gegenwärtigen Zustand der Versuche mit electro-magnetischen Maschinen gehalten. Hr. Wagner erklärte, daß, wenn er auch nicht mit allen Ansichten und Voraussetzungen des Hrn. Prof. Jacobi einverstanden sey, so glaube er doch dessen Vortrag mittheilen zu müssen, weil er wissenschaftliches Interesse habe, namentlich aber auf ein Factum aufmerksam mache, das zu Gunsten der Contacttheorie spreche. Besonders habe derselbe treffend die Schwierigkeiten bezeichnet, die electro-magnetische Kraft in's Leben zu führen: die Schwierigkeit, die Mittel aufzusuchen, welche dazu anzuwenden sind. Prof. Jacobi hebe in seinem Vortrag hervor, wie die Dampfkraft weit leichter zu entwickeln war. Die Wärme spreche zu uns auf mannigfache Weise; wir sehen, fühlen und messen, wie und mit welcher Kraft sie die Moleculen der Körper in Bewegung setzt. Aber schweigsam und starr, wie das Grab, sey das magnetische Eisen. (Es erinnert dies an das Motto, das als Facsimile von Wagner's Hand unter dessen Porträt steht:

„O Eisen, wie hast du mich lange geneckt,
Wie scheint so eigen, verborgen, versteckt
Dein Wesen, so schwer zu ergründen!")

Prof. Jacobi hofft von einer weitern wissenschaftlichen Entwicklung die Sicherung einer Zukunft für die electro-magnetischen Maschinen. Dieß bedürfe Zeit. Man gebe uns Zeit, fuhr er fort. Doch seyen wir leider in dem Falle, daß, wenn es den Astronomen gegönnt sey, sich wissenschaftliche Denkmale für eine ferne Zukunft zu errichten, unsere Gegenwart begierig darauf warte, ihre Kinder zu verschlingen, sobald sie sich dem Mutterschooße entwunden. — Hr. Wagner hat nicht gesagt, wie viel Zeit er selbst noch nöthig habe, seine Maschine in's praktische Leben zu bringen. Doch handelt es sich, sicherm Vernehmen nach, nicht mehr darum; Schwierigkeiten zu besiegen, sondern um Zeit zur Ausführung der als richtig anerkannten Prinzipien. — In derselben physikalischen Versammlung machte Hr. Prof. Reef Mittheilungen von den Fortschritten der Galvanoplastik (in welcher Hr. F. C. Vogel dahier bis jetzt das Bedeutendste in Deutschland geleistet). Hr. Prof. Reef bemerkte, daß man Platten für's Daguerreotyp damit anfertigen könne, und den Versuch gemacht habe, eine Leiche mit Kupfer zu überziehen, um sie, statt der Einbalsamirung, auf diesem Wege zu erhalten. Er sprach den Wunsch aus, man möge auch den lebenden Körper auf galvanischem Wege überziehen lernen, um den Aerzten ein Mittel zu geben, sich gegen Ansteckung zu sichern. Ferner bemerkte er, man möge fortschreiten, um die Hände auf galvanischem Wege zu übergolden; die Mode würde sich dann solcher vergoldeten Hände bedienen. — Die letztern Wünsche sind allerdings mehr humoristischer Natur.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 2. Nov. Vorletzte Vorstellung der französischen Schauspieler-Gesellschaft des k. k. Hoftheaters in Wien unter der Direktion des Hrn. Trouillet: Clemence, ou la fille de l'avocat, drame-vaudeville en deux actes par Mr. Angelot. Hierauf folgt: Madame et Monsieur Pinchon, vaudeville en un acte par MM. Bayard et Dumanoir. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 303. Donnerstag, den 3. November 1842.

Der Kommandant Manco und der Soldat.

(Aus Eduard Magnien's „Excursions en Espagne.")

(Schluß.)

Verruchter Kirchenräuber! rief der Mönch, außer sich vor Wuth über den Anblick der Kreuze und Rosenkränze. In welcher Kirche oder in welcher Kapelle hast Du diese geweihten Gegenstände entwendet?

Weder in einer Kirche, noch in einer Kapelle, antwortete der Soldat, ohne die Fassung zu verlieren. Eben als diese Unterbrechung stattfand, war ich im Begriff, Sr. Excellenz zu berichten, daß ich, indem ich mich des Pferdes des Ungläubigen bemächtigte, unter dem Kropfe des Sattels diese Börse entdeckte, die ich für die Beute seiner alten Streifzüge in christlichen Ländern hielt.

Diese neue Erklärung, und der Ton, in dem sie gegeben wurde, erneuerten die Bestürzung des tapferen Gouverneurs, aber einige Worte, die ihm sein geistlicher Führer heimlich sagte, machten dieselbe schnell verschwinden.

Wahrhaftig, Freund, sagte der Gouverneur zu dem Soldat, indem er seine Augenbraunen zusammenzog, Du täuschest Dich außerordentlich, wenn Du glaubst, mir mit Deinen Geschichten von Gebirgen und bezauberten Sarazenen etwas aufzubinden!

Ich betheuere Ew. Excellenz! . . .

Still! Du kannst ein alter Soldat seyn, aber Du hast noch einen älteren an mir gefunden, der ich wenig geneigt bin, mich zum besten halten zu lassen. Herbei, Wache! man bringe diesen Menschen in die rothen Thürme.

Das junge Mädchen von Malaga wollte zu Gunsten des Gefangenen sprechen, aber ein strenger Blick des Gouverneurs verschloß ihr den Mund.

Ew. Excellenz wird mit mir verfahren, wie es ihr gutdünkt, sagte der Soldat, stets ohne die mindeste Verlegenheit zu verrathen; aber ich kann nicht genug bitten, die Nachricht, welche ich hinsichtlich der Höhle von diesem Gebirge mitgetheilt habe, zu berücksichtigen . . .

Es ist gut, es ist gut, Kerl, Du wirst wohl thun, an Deine eigene Angelegenheit zu denken, die nicht auf dem besten Wege seyn möchte, auf Wiedersehen!

Der Gefangene wurde in die rothen Thürme geführt, und das arabische Pferd in die Ställe Sr. Excellenz. Was die Börse des Soldaten betraf, so legte sie der Kommandant Manco, ungeachtet einiger Gegenvorstellungen des Franziskaners, hinsichtlich der heiligen Kleinode, die sie enthielt, und von denen er behauptete, daß sie der Kirche zukämen, vorläufig in seinen Geldkasten nieder.

Um die gegen den Fremden angewendete strenge Maßregel zu erklären, muß man wissen, daß zu dieser Zeit das Alpujarrengebirg von Räubern, die unter der Anführung eines verwegenen Häuptlings, Namens Manuel Borasco, standen, unsicher gemacht wurde. Derselbe schlich sich selbst in die Stadt verkleidet ein, um Nachrichten über den Abgang von Waarentransporten oder wohlversehener Reisenden einzuziehen. Solche wiederholte verwegene Streiche hatten die Aufmerksamkeit der Behörden erregt und die strengste Achtsamkeit hinsichtlich der Fremden und Vagabunden hervorgerufen, so daß der Gouverneur des Alhambra sich schmeichelte, den Hauptmann dieser furchtbaren Bande verhaftet zu haben.

Das Gerücht hiervon verbreitete sich sehr schnell, Jeder erzählte, daß der gefürchtete Borasco, der Schrecken der Alpujarren, in die Gewalt des Kommandanten Manco gefallen sey. Alsbald strömten alle die, welche sich von ihm bestohlen glaubten, nach den rothen Thürmen, um sich an dem Anblick des Räubers im Hintergrund seines Gefängnisses, wie an der Beschauung einer Hyäne in ihrem eisernen Käfig, zu weiden. Aber kein Mensch erkannte in ihm den Manuel Borasco, denn derselbe hatte wilde und abstoßende Gesichtszüge, während unser Soldat der Freimuth und der gute Humor selbst zu seyn schien. Man raunte sich auch schon in's Ohr, daß wohl etwas Wahres an seiner Erzählung seyn könnte, und bald zog eine Menge Neugieriger nach dem Sonnengebirg, um den Eingang der Höhle zu untersuchen, einige stiegen sogar in dieselbe hinab, man weiß nicht wie tief, wollten aber niemals sagen, was sie gesehen oder gehört hätten.

Nach und nach interessirte man sich immer mehr für den Soldaten. Die Schleichhändler, die Gauner, und überhaupt die Industrieritter der Gebirge sind in Spanien nicht immer so verabscheut, wie in andern Ländern, sie sind im Gegentheil in den Augen des gemeinen Volks eine Art ritterlicher Abenteurer, und man fing schon an, laut über die Strenge gegen den Gefangenen zu murren, den man zuletzt wie einen Märtyrer betrachtete.

Dieser tröstete sich indessen mit einer schlechten Guitarre, die er zu einem unerschöpflichen Schatze von Balladen und Romanzen spielte, und damit die Vorübergehenden ergötzte.

Digitized by Google

Außerdem hatte er immer einige galante Redensarten für die Frauen in Bereitſchaft, bei denen ſeine Geſtalt, nachdem er ſeinen grauen Bart abgeſchnitten hatte, noch Gnade finden konnte. Das junge Mädchen von Malaga war nicht die letzte, die eine ſolche Theilnahme hegte; nachdem ſie vergebens von dem ungehaltenen Gouverneur einige Milderung zum Beſten des Soldaten erbeten hatte, beſchloß ſie, auf ihre eigene Gefahr eine zärtliche Sorge für ihn zu übernehmen, d. h. nämlich zu ſeinen Gunſten jede Nacht Speiſekammer und Keller des Gewalthabers des Alhambra in Kontribution zu ſetzen.

Unterdeſſen hatte der Franziskaner einige Worte von der Börſe des Soldaten dem Inquiſitionsgericht wiſſen laſſen, und dieſes verlangte die Beute des Kirchenraubs für die Kirche, und den Gefangenen für das nächſte Autodafe, aber weder das Eine noch das Andere wollte der Gouverneur bewilligen; der Streit wurde hitziger, und das Inquiſitionsgericht ſetzte einen beſtimmten Tag an, wo es den Eingang und freie Rechtsausübung für ſeine Leute im Alhambra verlangte.

Laßt ſie nur kommen, erwiederte Manco, da ihnen alle Thüren offen ſtehen, wir werden aber ſehen, ſetzte er leiſe für ſich hinzu, was erſt fertig ſeyn wird, das Bündel oder das Bindſeil, und hiernach traf er ſeine Anſtalten.

Sanchica, ſagte er unter Anderm zu ſeiner jungen Haushälterin, vergiß nicht, morgen bei'm erſten Hahnenſchrei an meiner Thüre zu klopfen, ich muß eine wichtige Angelegenheit unter meinen Augen beſorgen laſſen.

Der Hahn krähte, aber kein Menſch klopfte an die Thür des Gouverneurs, und die Sonne vergoldete ſchon lange Zeit die Eisſpitzen des Schneegebirges, als der alte Held plötzlich in ſeinen Morgenträumen durch den ſchon oben erwähnten Hellebardirer geſtört wurde, welcher, das Entſetzen auf der Stirn, folgende Worte ſtotterte:

Fort, Kommandant, fort.

Fort, wer?

Ei! der Soldat, der Schleichhändler, der Räuber, der Teufel . . . wer weiß es! Sein Gefängniß iſt leer, und ſeine Thüre iſt verſchloſſen, ſo daß man nicht weiß, wie er fortgekommen iſt, was in der That bewieſe, daß es der Satan oder Beelzebub iſt! —

Wer hat ihn geſtern zuletzt geſehen?

Sanchica, ſie hat ihm ſein Abendeſſen gebracht.

Man rufe ſie ſogleich.

Neues Mißgeſchick. Das Zimmer des Dämchens war ebenwohl leer; Niemand hatte in ihrem Bette geſchlafen, und es war klar, daß ſie die Flucht mit dem Gefangenen genommen hatte. Das war ein Dolchſtoß in's Herz des Kommandanten Manco; aber ein neuer Sturm folgte. Indem er in ſein Kabinet trat, fand er ſeinen Geldkaſten erbrochen und die Börſe des Soldaten weggenommen, ſo wie auch zwei große Säcke mit Dublonen, die ſeinen ganzen Reichthum ausmachten.

Aber welchen Weg hatten die Flüchtlinge genommen? Ein Hirt, der in der Nacht von dem Sonnengebirge herabgekommen war, erzählte, daß er in der Ferne, ein wenig vor Tagesanbruch, den Galopp eines Renners gehört habe, welchen ein mit heftigem Lachen unterbrochenes Zwiegeſpräch begleitete.

Man ſehe ein Mal im Stalle nach! rief der Gouverneur außer ſich; es geſchah, alle Pferde ſtanden an der Krippe, nur nicht der arabiſche Renner, und an ſeiner Stelle lag ein langer Beſenſtiel von der Krippe bis zur Erde, auf dem die Haut eines armen eben abgeſtreiften Eſels hing, mit der Schrift zwiſchen den Ohren: Präſent eines alten Soldaten an den Kommandant Manco!

Fachreddin, der Druſenfürſt.

(Hiſtoriſche Bilder aus der Geſchichte Syriens; von S. Maclea.)

(Fortſetzung.)

„Um die Zeit, als zu Stambul Murad III. auf dem Throne Osmans ſaß, beherrſchten das Land der Druſen fünf Scheiks. Der mächtigſte unter ihnen war der Emir von Schuf, Maan Oghli, aus dem Hauſe Schehab, der zu Deiral-Kamr wohnte, und ſeine Macht über Saida, Zur und Okka bis nach Cäſarea ausdehnte; er war der reichſte an Leuten, Gold, köſtlichen Waffen, Kleidern und anderen Gütern. Nächſt ihm war mächtig Ibn Manſſur, der das Land Kesrewan, Beirut und Tripolis beſaß. Dann folgte Ibn Firak, der über die Morgenſeite des Libanons bis an die Ebenen von Cöleſyrien herrſchte. Nach ihm kam Ibn Karſus, Herr der Ebenen von Cöleſyrien. Der Geringſte unter ihnen war Schereſeddin, der nur das Wenige zwiſchen Maan Oghlis und Ibn Manſſurs Gebiet inne hatte. Sie wohnten in Friede neben einander in dem Erbe ihrer Väter. Da ſtörte Manſſur zuerſt die Eintracht ſeines Vaterlandes, indem er ſich von der liebſten ſeiner Gemahlinnen bereden ließ, ein Mahomedaner zu werden, und mit den Türken, dieſen Erbfeinden ſeines Volkes, in Verbindung zu treten, wofür er den Zoll von Tripolis in Pacht erhalten, und von der Pforte zum Sandſchak von Bataochia ernannt werden ſollte. Das Beiſpiel reizte Ibn Firak und Karſus zur verderblichen Nachahmung; nur Maan, ein ächter Druſe, und Schereſeddin, den Verwandtſchaft und ſeine Unbedeutenheit an Erſteren band, wandten ſich verächtlich von den Lockungen des Feindes, und bewahrten ihre und ihres Volkes Freiheit in ihren Bergen."

„Jetzt glaubte Murad III., unverſchleiert ſeine Meinung an den Tag geben zu müſſen. Er ließ ſeinen erwählten Schwiegerſohn, Ibrahim Paſcha, von Kairo mit zwanzigtauſend Mann nach Syrien rücken. Ibn Karſus, Manſſur und Firak, die drei Scheiks, zogen ihm mit ſechstauſend Mann bis nach Jeruſalem entgegen, legten ihm anſehnliche Geſchenke zu Füßen, und ſtellten ihre Truppen zu ſeiner Verfügung; Maan Oghli aber wich nicht aus ſeinen Bergen und befeſtigte ſich zu Deir-al-Kamr. Vergebens ließ Ibrahim durch verſchiedene Geſandtſchaften ihn freundlich zu ſich entbieten; Maan Oghly verſchmähte ſeine gefährliche Freundſchaft und ließ ſogar den Nachtrab Ibrahims angreifen und zuſammen hauen.

Schereſeddin, der Bundesgenoſſe Maans, ließ ſich indeſſen bald durch die Schmeicheleien des Paſcha's verlocken, und wagte es, auf Treu und Glauben, ſich bei ihm einzufinden; doch kaum hatte er nach dem freundlichen Empfang Ibrahims demſelben demüthig einige Geſchenke überreicht und ihm ein tapfres Häuflein für ſeine Armee angeboten, als der Paſcha die Maske fallen und den Thörigten in Ketten legen ließ. Ibrahim lagerte ſich nun mit ſeinen Verbündeten zwiſchen Saida und Beirut, feſt entſchloſſen, den trotzigen Emir von Schuf zu unterwerfen; allein ſie wagten es nicht, den Löwen in ſeiner Höhle anzugreifen, der ruhig ihrer Ankunft harrte."

„Da nach einiger Zeit der künftige Schwiegerſohn des Sultans einſah, daß Gewalt jetzt nichts gegen den kühnen Scheik

auszurichten vermöchte, so begnügte er sich, zu Damaskus einige übersandte Höflichkeitsgeschenke von denselben in Empfang zu nehmen und Zwietracht unter die drusischen Fürsten zu säen. Er belehnte den Scheik Ibn Karfus mit Säbel und Fahne als ersten Fürsten des Libanon und ernannte ihn zum Pascha der ottomanischen Pforte über das Land der Drusen, Maan Oghli's Gebiet mit einbegriffen. Dafür mußte ihm Ibn Karfus hunderttausend Dukaten auszahlen. Zuletzt wurde das unterworfene Gebiet von dem Tyrannen, so weit sein Arm reichen konnte, entwaffnet und ausgeplündert, und um sich in seiner ganzen Treulosigkeit zu zeigen, ließ er die beiden andern Bundesgenossen, Mansfur und Firak, deren Wankelmuth er fürchtete, unter nichtigen Vorwänden gefangen nehmen und führte sie mit nach Konstantinopel. Dies war ihr Lohn für den Verrath des Vaterlandes."

„Sobald Ibrahim Pascha sich mit seinen Truppen eingeschifft und die Küsten von Syrien verlassen hatte, brach der tapfere Maan mit seinen Männern aus den Gebirgen hervor, rückte gegen seinen nunmehrigen Feind, den Emir Ibn Karfus, und jagte ihn aus seinem kaum eingenommenen neuen Besitzthum, demselben auch noch einen großen Theil seines früheren Gebietes entreißend. Ibn Karfus, der seinem Gegner keinen Widerstand zu leisten vermochte, barg sich zaghaft in seinem festen Schloß Gazir."

„Unterdessen schenkte Sultan Murad den drei gefangenen Scheiks ihre Freiheit wieder und sandte sie zurück nach Syrien, um die Zwietracht unter den Bergvölkern zu erneuern. Scherefeddin, der immer ein Freund Maans geblieben war, erhielt leicht Verzeihung von demselben und mit dieser sein Gebiet zurück; die beiden andern Emire aber sahen sich durch Maan ihrer Länder beraubt, und ohne Hoffnung, sich derselben wieder bemächtigen zu können. Da eilten sie nach Gazir zu Ibn Karfus, und verbanden sich mit ihm zum Untergange Maan Oghli's; weil sie aber keine offne Gewalt gegen den geachteten Helden wagen durften, so sannen sie auf Verrath."

„Maan Oghli hatte zwei Diener an seinem Hofe, der eine war Druse, der andere ein maronitischer Christ. Maan hielt sie beide hoch, und vernahm gerne ihren Rath; er behandelte sie wie seine Freunde und schenkte ihnen sein Vertrauen. Des Drusen Mund floß täglich über von Treue und Dankbarkeit; aber nur der Christ bewahrte sie in seinem Herzen. Setnesey, die Gemahlin Maan Oghli's, durchschaute zwar bald den zweideutigen Freund ihres Gemahls und warnte den Letzteren vor diesem; allein der stolze Emir glaubte keinen Werth auf die Rede eines Weibes legen zu dürfen und sollte es bald bereuen. Die drei feindlichen Scheiks gewannen den Drusen durch einen Akal oder Geweihten ihres Volks, durch hohe Versprechungen, und er verband sich mit ihnen, seinen Herrn, Freund und Wohlthäter zu verderben. In einer Tasse Kaffee trank der edle Maan seinen Tod. Der Mörder entfloh nach Gazir und überbrachte die Nachricht seiner That den verbündeten Scheiks."

„Nun, da der Löwe todt war, brachen die Schakale hervor, sich in sein Erbe zu theilen. Scherefeddin, des Ermordeten Bundesgenosse, war der Erste, welcher den Umschwung der Dinge erfuhr; er wurde aus seinem kleinen Gebiet vertrieben und mußte sich mit seinem Leben nach Dairal-Kamr, an den Hof der Wittwe Setnesip retten. Nur der heldenmüthigen Vertheidigung dieser Fürstin und ihren seltenen Fähigkeiten war es gelungen, sich noch einen bedeutenden Anhang unter ihrem Volk und wenigstens einen kleinen Theil der Länder ihres Gemahls zu erhalten. Die Feinde sprachen nun dem Namen Maan Oghli Hohn, denn der Säbel des großen Mannes rostete in der Scheide, und sie hatten keinen Rächer zu fürchten, da der Emir von Schuf nach der allgemeinen Annahme ohne Nachkommenschaft gestorben war. Aber die Rache wuchs und reifte im Verborgenen heran, da es Niemand ahnete."

„Schon beim ersten Beginn aller dieser Unruhen, als der Scheik Ibn Mansfur durch den Uebertritt zum Mahomedismus zuerst den Frieden seines Volkes brach, war dem Emir Maan ein Sohn geboren worden. Die weise Setnesey, welche bereits die wilden Parteien sich entwickeln sah, wollte das Kind, an welchem alle Hoffnungen der Zukunft hingen, vor jeder möglichen Gefahr, welche ihm, als dem Sohne Maans, hätte drohen können, bewahren, und übergab dasselbe bald nach seiner Geburt dem treusten Freund ihres Gemahls, dem schon mehr erwähnten Maroniten, um dasselbe im Geheimen zu erziehen; sie selbst aber verbreitete das Gerücht, der Sohn Maans sey gestorben. Einige Jahre darauf wurde die Fürstin Setnesey Mutter eines zweiten Sohnes, der von einem Drusen auf dieselbe Weise erzogen wird. Fünfzehn Jahre sind seitdem verflossen, und der Erstgeborne Maan Oghli's, unbewußt seines Schicksals, wuchs unter der Sorgfalt seines Pflegers zum kräftigen Jüngling heran, fähig, um den Tod des gemordeten Vaters zu rächen und den Glanz seines Hauses auf's neue zu begründen."

Fachreddin hatte der Erzählung des Alten im tiefsten Schweigen gelauscht, und nur das öftere Wechseln seiner Gesichtsfarbe, das wilde Rollen seiner schwarzen Augen und das leise momentane Zucken seiner Lippen verrieth die leidenschaftliche Aufregung, welche in seiner jugendlichen Brust stürmte. Jetzt fragt er mit erzwungener Ruhe: „Leben die Mörder und Feinde Maan Oghli's noch?"

„Sie leben in sicherer Ruhe und schwelgen in den geraubten Schätzen der Wittwe Setnesey," erwiederte Cheivan.

„So lasse den Rest Deines Geheimnisses fallen, und sage mir's endlich, Cheivan. Täuscht mich nicht Alles, so bin ich der Erstgeborne Maan Oghli's aus dem Hause Schehab!"

„So ist es", sprach Cheivan.

Die Mienen des beinahe noch knabenhaften Jünglings nahmen in diesem Augenblick einen wunderbaren Ausdruck von Hoheit an; seine Gestalt richtete sich stolzer und kühner empor; mit der Enthüllung des Geheimnisses war ein anderer Geist über ihn gekommen. Nicht Freude und Triumph über das unerwartete Fürstendiadem flammte aus seinen dunkeln Augen; es waren Blitze des furchtbaren Gewitters, welches in diesem Moment verderbendrohend an dem Himmel seiner Feinde emporstieg.

„Jetzt erst verstehe ich die Stimme in meiner Brust, welche mich oft in die Berge trieb, die Gazelle zu jagen und die Hyäne zu tödten; es war ein thatendurstiger Drang", sagte Fachreddin ernst. „Von nun an möge die Gazelle harmlos wandeln vor meinem Geschoß und die nimmersatte Hyäne ruhig ihrem Raub nachgehen; das Schicksal hat mir ein edleres Wild ausersehen. Komm, Cheivan, mein väterlicher Freund, und führe mich zu meiner Mutter, auf daß ich ihre Thränen trockne, und sie alsbald zurückführe auf den Gipfel der Macht, von welchem herab mein Vater Maan die Völker des Libanons regierte."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Wie in unserer Stadt in Vereinen und bei öffentlichen Veranlassungen, so wird auch in Privatkreisen viel musicirt. Die musikalischen Matinées des Hrn. C. A. André sind den Kunstfreunden bekannt und haben schon seit mehreren Jahren manches Interessante geboten und manchen Künstler von Renommée zu vernehmen uns Gelegenheit gegeben. Eben so wird den Verehrern gediegener Musik in den Matinées des als Componisten rühmlichst bekannten Hrn. Ferdinand Hiller in letzterer Zeit öfters der Genuß zu Theil, vorzügliche ältere und neuere Tonwerke zu hören, so wie auch Compositionen des genannten Künstlers, die sich durch Gediegenheit auszeichnen. Eine Symphonie von Mendelsohn-Bartholdy, noch Manuscript, wurde von diesem und Ferd. Hiller erst neuerlich in einer Matinée auf eine würdige Weise executirt und mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen. Nicht minder gefielen eine Sonate für Piano nnd Violoncello von Letzterem, so wie dessen ausgezeichnete Chöre mit Sopranstimme und mehrere treffliche, ausdrucksvolle Lieder, die, wie wir erfahren, demnächst sämmtlich im Druck erscheinen werden. In den genannten musikalischen Reunionen hatte man auch Gelegenheit, die meisterhaften Kunstleistungen eines Thalberg, Charles Hallé, Heinrich Wolf, Folz, Ellason u. A. zu vernehmen. Die Gattin des Künstlers vereinigt mit schöner klangvoller Stimme einen brillanten Vortrag und ihr Gesang bekundet eine gründliche Schule. Möchte uns doch das Vergnügen zu Theil werden einige größere Tonwerke, an welchen F. H. gegenwärtig arbeitet, bald hier zur öffentlichen Production gelangen zu sehen!

Frankfurter Theater.

Wenn auch Halevy's Musik zu Guido und Ginevra jenen gediegenen Tonschöpfungen nicht beigezählt werden darf, welche sich durch geistige Kraft, edeln, seelenvollen Ausdruck und Genialität der Erfindung auszeichnen, so macht sie doch die Vorzüge eines dramatischen Bühneneffektes im modernen Genre, einer wirksamen und imposanten Instrumentation und einer nicht gewöhnlichen musikalischen Combination geltend. Da sie mehr aus dem berechnenden Verstande, als aus der Inspiration des Genies hervorgegangen, ist auch ihre Wirkung keine hinreißende, wohl aber eine manchen Lichtpunkt zeigende. Bei vielen nicht zu verkennenden schönen Einzelnheiten und der sorgfältigen Aufführung auf unserer Bühne hat sie festen Fuß gewonnen und wird gerne gehört. Dem. Rudersdorff, von ihrem Gastspiel in Weimar zurückgekehrt, gab den Part der Ginevra mit Auszeichnung. Ihre Stimmmittel waren heute so kräftig und wurden so einsichtsvoll verwendet, daß sie diese höchst anstrengende Partie gleichmäßig durchführte. Die geistige Auffassung und den dramatischen Gehalt ihrer Gesangsleistung, besonders in der Grabesscene des dritten Actes, müssen wir sehr anerkennen, wie dies auch von Seiten des Publikums geschah, und wir fügen den Wunsch bei, eine so talentvolle, bei ihrem Engagement mit Enthusiasmus aufgenommene Sängerin die Gunst der Musikfreunde wohlbewahren zu sehen. — Hr. Ehrudimsky gab den Guido und es ist dies eine seiner besten Partieen. Die schöne Arie (Act 2) trug er trefflich vor und auch in den andern Gesangpiecen der Oper bewährte er sich rühmlich. Zwei Vorzüge sind an diesem Sänger besonders hervorzuheben, — seine stets reine und sichere Intonation und die Ausdauer und Kraft seiner Stimmmittel. Es gibt wohl wenig Tenoristen in Deutschland, die einem guten und feststehenden Repertoir so freundlichen Vorschub leisten, wie dieser. — Hr. Bischek (Manfred) hat nach der heutigen Rolle eine vierwöchentliche Urlaubsreise angetreten und wird in Leipzig und Berlin gastiren. An günstigen Erfolgen kann es einem so hervorragenden und gediegenen Baritonisten nicht fehlen. — Dem. Kratky, deren geschmackvoller, gebildeter Gesangsvortrag anerkannt ist, gab die Ricciarde und Hr. Conradi, dessen Streben und Kunsteifer ihn stets weiter führen, den Cosmus. — Hr. Nork weiß die Rolle des Fortebraccio durch Spiel und Gesang zu beleben. Er greift als ein sehr brauchbares Bühnenmitglied in's Repertoir und ist sowohl in ernsten und komischen Tenorspielpartieen der Oper als auch im Schauspiel ein gewandter und befähigter Darsteller. W.

Korrespondenz.

Mainz, 31. Okt.

Es ist uns heute die Freude, wieder etwas in der Kunst wahrhaft Ausgezeichnetes berichten zu können. Hr. Antonio Bazzini aus Mailand, den wir vor Kurzem im Theater gehört haben, bethätigte gestern in einem großen Konzerte dem zur höchsten Begeisterung fortgerissenen Auditorium, daß er den größten jetzt lebenden Violinvirtuosen beizuzählen, wenn nicht vorzusetzen ist. Es bleibt schwer zu bestimmen, ob wir mehr die Kraft, Innigkeit und Reinheit seines Tones, oder den eleganten und feurigen Vortrag, oder die enorme Meisterhaftigkeit in der Bewältigung des Allerschwersten, was der Violine zugemuthet werden darf, bewundern sollen. Paganini schien wieder verjüngt hervorgetreten zu seyn; wenigstens hörten wir seit jenem Großmeister keinen Violinspieler, der ihm mehr verglichen zu werden verdient, als eben Hr. Bazzini. Möge dem jungen Aar, bei seinem ersten Ausfluge in die Welt, stets ein heiterer Himmel und der Sonnenschein des Glücks strahlen, der zu einem immer höhern Aufschwunge so wohlthätig fördernd ist. Das angedeutete Konzert, von Hrn. Esser (wann wird das Publikum ihn, wie es mit Sehnsucht erwartet, als Dirigenten neuer Opern begrüßen können?) trefflich geleitet, brachte außer den Pieces des Konzertgebers, unter denen eine Elegie für die Violine von Esser und eine Fantaisie dramatique, von Bazzini componirt, am meisten gefielen, die herrliche Ouverture zur Lachner'schen Oper „Catharina Cornaro" und mehrere Gesangvorträge, die sämmtlich Beifall verdienten und erhielten. — Am verflossenen Samstage gaben die hiesigen Veteranen der ehemaligen französischen Armee und einige Veteranenfreunde ihrem Kameraden Hrn. Knußmann, wegen seiner Ernennung zum Gemeinderathe der Stadt Mainz, unter dem Vorsitze des Vereinspräsidenten Hrn. Metz in dem obern, neu erbauten und decorirten Saale des Gasthauses zum „Europäischen Hofe" ein Abendessen, das sich in jeder Hinsicht auszeichnete. Die dem Gefeierten ausgebrachten Toaste und die zu dem Feste gedichteten Gesänge erregten den lebhaftesten Anklang und allgemeine ungetrübte Freude.

Mainz, 31. Okt.

Am 27. d. feierte Hr. Kronenberger, bisher Pfarrer und Definitor in Weisenau, sein 25jähriges Pfarrjubiläum durch ein splendides Mahl im Kreise seiner ehrwürdigen Herren Kapitularen und Freunde, die von nah und fern herbei geeilt waren, um dem würdigen Manne nach einer so langen, segensreichen Pastoration ihre Glückwünsche darzubringen und zugleich auch dem bewährten Freunde bei seiner nunmehr erfolgten Beförderung auf die Pfarrei Wimpfen am Berge in Anerkennung seiner vielen Verdienste zum Abschied ein herzliches Lebewohl zuzurufen. Die stattgehabten Feierlichkeiten boten viele erhebende, den Jubilar ehrende Momente dar.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 3. Nov. Robert der Teufel, große Oper in 5 Haupt- und einer Zwischen-Abth., Musik von Meyerbeer.

Redakteur: L. ⁰. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 304. Freitag, den 4. November 1842.

Die erste Liebe. *)

Frei nach dem Französischen des Henry Berthoud.

Sie, die jetzt eine der berühmtesten Pariser Sängerinnen ist, und die jetzt dafür, daß sie zwei, drei Mal in der Woche singt, mehr Gehalt als ein Generallieutenant für den Oberbefehl eines Armeekorps bekommt; sie war damals nur eine arme Elève des Conservatoire, welche ein Loos in der Kunstlotterie genommen hatte, und mit Furcht und Hoffnung der Ziehung entgegen sah. Ob ihr der entscheidende Moment eine Niete bringen werde oder das große Loos, und mit ihm Gold und Ruhm, ob ihre Stimme nur ein Sternschnuppe oder ein Stern erster Größe werden würde? Das war die Frage, vor deren naher Entscheidung sie mehr bebte, als ein armer Kandidat vor dem Examen. Sagte das Glück nein, so war sie auf Lebenszeit dazu verdammt, für wenig Geld und viel Verdruß von Haus zu Haus Gesang- und Klavier-Unterricht zu geben, oder auf einem elenden Provinzialtheater mit den Intriguen mittelmäßiger Sänger und roher Seelen, und mit den Launen eines ungebildeten Publikums in ewiger Fehde zu liegen, und ihre jungen Jahre in Noth und Sorge zu vertrauern. Dieses Nein ist das Schicksal so vieler angehender Sängerinnen. Denn eine gute Stimme ist zwar etwas, aber nicht viel; erst der Probierstein der Schule entscheidet, ob sie Messing oder echtes Gold ist. Noch rang das arme Kind — und es war wirklich sehr arm — mit aller Kraft nach der Siegespalme; was rastloser Fleiß, unverwüstliche Geduld und Ausdauer vermochten, das suchte sie zu leisten; aber oft war ihr doch das Herz gar schwer. Eine gute Stimme und eine schöne Figur waren Alles, was ihr Mutter Natur verlieh, sonst fehlte es ihr oft an dem Allernöthigsten. Auf den ersten Anblick war das Jedem klar. Ein abgetragener, leider schon zu oft wieder den veränderlichen Launen der Mode anbequemter kleiner Hut bedeckte ihr volles schönes Haar; ihr Umschlagetuch war bereits mehr als ein Mal aufgefärbt worden, und die Lücken der Zeit, wie geschickt sie auch von der besorglichen Mutter Nadel wieder ausgefüllt wurden, protestirten doch mit jedem Tage auffallender gegen ferneres Tragen; und nun gar ihr Schuhwerk! Wenn sie die fünf Treppen aus ihrem Dachstübchen hinunter eilte und das nasse Straßenpflaster betrat, lief sie Gefahr — und welche Gefahr für eine Sängerin! — durch eine ernstliche Erkältung die Stimme zu verlieren; aber dennoch traf sie stets auf die Minute in ihres Gesanglehrers Paër Hause ein, wenn auch nicht gerade allzu vergnügt, doch in der Regel heiter und arglos, wie ein gutes Kind.

Um so mehr fiel dem berühmten Manne eines Morgens ihre Niedergeschlagenheit auf. Ihr Jugendmuth schien geknickt zu seyn, ihre Augen waren verweint; was mochte ihr widerfahren seyn? Gewiß etwas sehr Schmerzliches! Demungeachtet setzte sich Paër sogleich an den Flügel, und that, als sähe er den Ausdruck tiefsten Seelenleidens auf dem hübschen Gesichte der künftigen Sängerin gar nicht. Als sey Alles in der Ordnung, schlug er die ersten Akkorde des Amor timido an, einer von ihm komponirten Cantate, welche er der Schülerin einstudirte. Diese stand neben ihm, wollte anfangen zu singen; doch statt der Töne wurden tiefe Seufzer laut, sie verbarg das Gesicht trauernd mit beiden Händen, und kämpfte vergebens mit den hervorbrechenden Thränen. Jetzt wußte der alte Herr, wie es bei ihr stand; nur Liebesleid konnte das junge Herz so tief bewegen, da es der Armuth und Noth bisher stets ruhiges Vertrauen auf eine bessere Zukunft entgegen zu setzen pflegte, und die kleinen Leiden des Lebens bisher mit der Geduld eines kindlich reinen Herzens ertrug.

Paër, damals bereits ein Sechziger, sah sie prüfend an, schüttelte mit dem Kopfe, kreuzte die Arme und sagte:

Per Dio! Kind! wenn Du seufzen statt singen willst, so verschwenden wir Zeit und Mühe umsonst. Da dieser Verweis zu fruchten schien, so fing er wieder von vorn an, dies Mal jedoch machte die Schülerin nicht ein Mal den Versuch zu singen, sie weinte wie ein Kind.

Ach, rief sie, lieber todt, als .... Thränen erstickten ihre Stimme, und sie sank, wie außer sich, auf den nächsten Stuhl.

Nun, hob Paër nach einer langen Pause an, da es mit dem Singen heute nicht gehen will, so will ich Dir eine andere Lektion geben. Höre mir aufmerksam zu, ich will Dir eine Geschichte erzählen; setze Dich hieher, neben mich, und vergiß über dem Weinen nicht, was ich Dir zu sagen habe! — Zu Padua lebte einst ein junger Mann, der ganz wie Du, mein Kind, von der Kunst und der Zukunft Anerkennung und dadurch auch Geld erwartete, da er von Haus aus nicht mit Glücksgütern gesegnet war. Mit der Anerkennung ging es denn auch so ziemlich, und er wäre bald aller Noth enthoben worden, wenn er nicht den dummen Streich gemacht hätte, sich

*) Aus der Wiener Allgemeinen Theaterzeitung.

Digitized by Google

zu verlieben, gerade wie Du, mein Kind. Willst Du wissen, wer der verliebte Schäfer war? Er hieß — Ferdinand Paër! Du vermuthest, meine Lektion gleiche einer vertraulichen Mittheilung; nun, Du hast nicht ganz Unrecht.

Besagter angehender Maestro hatte das Glück oder Unglück, daß er einer jungen Dame, die schön und gefühlvoll war, wie Du, und auch eben so leicht weinte, Gesangsunterricht gab; und dies, ehe er sich's versah, mit solchem Eifer, daß er alles Andere, sogar die Proben der „Laodicea", welche in einigen Tagen zur Aufführung kommen sollte, rein vergaß. Trotz dieser beispiellosen Nachlässigkeit des Componisten machte die Oper Glück, und wunderlich genug, sie gefiel um so mehr, da sie nur zum Theil aufgeführt wurde.

Ei, ei, Du siehst mich verwundert an? So geht es mit den Menschen, die Neugier ist oft doch noch größer, als der Schmerz. Du brauchst die Augen nicht niederzuschlagen; wohl Jeder hat schon an sich die nämliche Erfahrung gemacht. Man hat in der Welt viel gewonnen, wenn man zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß uns selten etwas Besonderes im Leben widerfährt, sondern daß es schon vielen Menschen vor uns gerade eben so gut oder schlecht ging; auf einige Variationen kommt es dabei freilich nicht an.

Doch wieder zu meiner Erzählung zurück.

Du wüßtest also gern, weshalb meine Oper nur zum Theil aufgeführt wurde? Die Opernimpresa zu Padua trat dazwischen, und weigerte sich, den Schluß der „Laodicea" geben zu lassen.

Aber am andern Morgen wurde die Oper in den Himmel gehoben, und schon am nächsten Abende kam die Oper von Anfang bis zum Ende zur Aufführung, der Maestro ward mit unerhörtem Jubel gerufen; das Applaudiren wollte gar kein Ende nehmen.

Dem Komponisten hingen jetzt alle Himmel voll Geigen, denn er dachte bei sich nicht: Gott Lob und Dank, jetzt bin ich ein gemachter Komponist! sondern: Jetzt werden Rosalinda Sylva's Aeltern mir doch ihrer Tochter Hand gewiß nicht versagen! — Aber, Irren ist menschlich, zumal in der Jugend!

Der arme Verliebte! Rosalinda Sylva's Aeltern verweigerten ihm ganz klar und deutlich der Tochter Hand, und was noch schlimmer war, der Unterricht wurde eingestellt. Rosalinda, hieß es nun, ist nicht für das Theater bestimmt, heirathete sie einen Maestro, so würde er es sicher nicht über sich vermögen, daß er seine Kompositionen nicht von Rosalinda's herrlicher Glockenstimme, welche Sie so vortrefflich ausgebildet haben, singen ließe; wir Aeltern aber würden in Verzweiflung darüber gerathen, denn eines Kaufmanns Tochter ist zu einer Prima Donna zu gut. Geben Sie den Gedanken auf, Rosalinda ist nicht für Sie; unser Haus bleibt Ihnen fortan verschlossen. —

Denke Dir meine Verzweiflung, Kind! Bist Du, mit mir verglichen, nicht noch ganz glücklich daran? Das Leben war mir zur Last, ich ging mit Selbstmord um und kaufte mir ein Paar treffliche Pistolen. Da bekam ich einen Brief von Rosalinda, sie schwur mir, daß nichts auf der Welt ihre Liebe zu mir verändern sollte; daß sie Niemanden als mir ihre Hand geben würde.

Durch so traute Liebesworte wieder aufgerichtet, machte ich heiter und wohlgemuth eine Reise nach Bologna, wo ich zur Aufführung der „Soffonisbe" erwartet wurde. Als ich wieder heim kam, fand ich meine theure Rosalinda verheirathet. Du siehst mich verwundert an? Es war nicht anders, sie war die Frau eines unbedeutenden Marquis von Padua.

(Fortsetzung folgt.)

Fachreddin, der Drusenfürst.

(Historische Bilder aus der Geschichte Syriens; von S. Mackea.)

(Fortsetzung.)

II.

Pfeilschnell flog die Nachricht durch das Land der Drusen, daß das dunkel verbreitete Gerücht sich bestätigt habe, daß ein Erbe, ein Sohn des tapfern Maan Dghli aus seiner bisherigen Verborgenheit hervorgetreten, und an der Seite seiner Mutter, der fürstlichen Wittwe Setnesep, in seiner Stadt Deiral-Kamr eingezogen sey. Die Freunde des Hauses Maan Dghli und alle Drusen und Maroniten, welche ihr Vaterland liebten, hörten es mit Begeisterung; mit Schrecken vernahmen es die feindlichen Scheiks, Ibn Karfus, Firak und der Sohn Ibn Mansurs. Letzterer war fünf Jahre nach seinem Bund mit Ibrahim Pascha zum Lohn für seine Dienste meuchlings von dem Beglerbeg von Tripolis ermordet worden, denn die Nation hatte sich ihnen entfreundet und haßte sie, seitdem sie das Joch der Osmanen auf sich geladen. Mit Entsetzen hörte es der Mörder Maans, der Emir Jusuf, der das Gebiet Scherefeddins mit der Stadt Beirut zum Preis seiner Schandthat erhalten hatte; die Stunde der Rache und Vergeltung schien sich zu nahen. Selbst zu Stambul sah man bestürzt die unerwartete Bewegung auf dem Libanon; aber der Sultan mit seinem Divan war allzu sehr mit Ungarn und Persien beschäftigt und mit den unruhigen Natoliern, um die Statthalter der Pforte in Syrien anders als mit Versprechungen und frommen Wünschen unterstützen zu können; die Feinde des Hauses Maan Dghli blieben daher auf ihre eignen Mittel beschränkt, und da ihnen die drusische Nation ihre Kraft verweigerte, so ließ sich ihrer nächsten Zukunft kein gutes Prognostikon stellen.

Fachreddin, das ist Glaubensruhm, wollte in jugendlicher Ungeduld nicht lange säumen, und durch kriegerische Großthaten seinem Volk sich als der Erstgeborne Maans und als ein ächter Nachkomme des Hauses Schehab bewähren; allein sein Ungestüm mußte sich noch unter den Willen der weisen und erfahrnen Mutter beugen, welche das Ruder des kleinen Staats nicht aus den Händen geben wollte, bis der Sohn dasselbe mit sicherer und kräftiger Hand zu führen vermöchte. Ihrem Blick entging es nicht, daß allzu große Hast der Sache ihres Sohnes nur Verderben bringen könne, denn sein Anhang war noch nicht mächtig genug. Deßhalb vernahmen die lauernden Feinde immer noch Worte des Friedens, während sie im Stillen Vorbereitungen zum Kriege traf und sich rüstete. Der Araberstamm der Auranitiden, der schon ihrem Gemahl sich freundschaftlich bewiesen, erklärte sich auch jetzt bereit, das Haus Maan Dghli mit einem ansehnlichen Hülfskorps zu unterstützen.

Setnesep fand auch für gut, Fachreddin jetzt mit seinem jüngeren Bruder Junes bekannt zu machen, was keine große Schwierigkeit hatte, da sie schon als Kinder zusammen gespielt und Freundschaft gegen einander gehegt hatten, ohne ihre nahe Verwandtschaft zu ahnen. Fachreddin umarmte ihn bei der er-

ſten Vorſtellung in Gegenwart der verſammelten Oberhäupter des Volkes mit Freuden als ſeinen Bruder, worauf dieſer vom ganzen Volk als derſelbe anerkannt wurde.

Kaum waren die Stürme des Winters verſtummt, kaum ſeine Regengüſſe verſiegt, als auf den Gipfeln des Libanons und Antilibanons, ſo weit ſich das Gebiet Fachreddins erſtreckte, die herkömmlichen Ausrufer erſchienen, um die ſtreitbaren Männer und Jünglinge zum Kampfe zu entbieten. „Zum Kriege! zum Kriege!" erſcholl der Ruf durch Thäler und Klüfte, „ergreifet Flinte und Piſtolen! ſteigt zu Pferd, edle Scheiks, bewaffnet euch mit Lanze und Säbel, und ſtellt euch morgen zu Deiral-Kamr! Eifer Gottes! Eifer der Schlachten!"

Von allen Seiten zogen jetzt die wehrhaften Männer des Gebirgs, die ſich lange auf dieſen Tag vorbereitet hatten, wohlbewaffnet nach Deiral-Kamr. Es waren meiſtens große, wohlgebildete Leute, daheim an ihrem Herde gaſtfrei und menſchenfreundlich, ohne Arg und Betrug; im Felde, dem Feinde gegenüber, trotzig, kühn, tapfer, und alle Beſchwerlichkeiten des Krieges mit Gleichmuth ertragend. Die Scheiks oder Oberhäupter waren beritten, die Uebrigen erſchienen zu Fuß, und führten außer ihren Waffen einen kleinen Sack Mehl mit ſich. Der junge Emir wußte ſich durch edlen Anſtand, herablaſſende Freundlichkeit und fürſtliche Freigebigkeit ſchnell der Zuneigung dieſer rauhen, biederen Gebirgsmänner zu verſichern.

Mit einem wohlgerüſteten Heere brach Fachreddin von Deiral-Kamr auf. Ihn begleiteten ſeine Mutter, ſein Bruder, der Maronite Cheivan, jetzt ein eben ſo treuer Rathgeber als früher ein liebender und belehrender Vater, und der Emir Schereſeddin. Aber nicht nach Beirut ging es, wo der Mörder Maans hinter feſten Bollwerken ſich barg, noch eben ſo wenig nach dem Lande Kesrewan, wo zu Gazir Ibn Manſſur zahlreiche Söldnerhaufen um ſich verſammelte, ſondern nach den ſüdlich an der Meeresküſte gelegenen Städten.

Setneſey, einen höheren Plan verfolgend als ihre perſönliche Rache, hatte ihren Sohn ermahnt, vor Allem zuerſt das Stammgebiet des Hauſes Maan Oghli wieder zu erobern. Da die bedeutendſten Städte der Küſte die ottomaniſche Pforte an ſich geriſſen hatte und durch ihre Statthalter regieren ließ, ſo ſollte der kampfbegierige Emir kühn zuerſt gegen dieſen Feind in die Schranken treten, welcher, unvorbereitet und anderwärts bedrängt, am wenigſten dieſen Streich abzuwehren vermochte; auch durfte, da der Kampf zuerſt einem Feinde galt, welcher in allen Landſchaften des Libanon von Druſen und Maroniten gleich gehaßt war, Fachreddin um ſo mehr der Unterſtützung ſeiner Landsleute verſichert ſeyn, und einen täglichen Wachsthum ſeines Heeres erwarten.

Die Schaaren der Druſen und Maroniten, durch ein Hülfscorps Araber verſtärkt, fingen ihren Eroberungszug mit der Wegnahme mehrerer kleinen ſüdlich gelegenen Küſtenſtädte an; die Belagerung und Eroberung größerer folgten, und nach Verlauf zweier Jahre wehte die Fahne des Hauſes Maan Oghli von den Baſteien und Wällen Zur's, Acre's und anderer wichtigen Städte. Fachreddin zeigte bei dieſen Eroberungen nicht allein eine ungewöhnliche Tapferkeit; er war auch klug und gewandt, und wußte geſchickt jedes Mittel zu benützen, was ihn auf ſeiner Regentenbahn vorwärts bringen konnte. So hatte er ſich manchen Feind, den er beſiegt hatte, zum Freund erworben, indem er ihm, was er auf der einen Seite geraubt hatte, auf der andern wieder gab. Den Mächtigen ertheilte er den Titel eines Emirs unter ſeiner Oberherrſchaft, den Mindermächtigen den eines Schechs oder Oberhaupts; Einigen räumte er ſogar eine Stelle bei ſeinem Hof und in ſeinem Rathe ein, und gewann ſo die überwundenen Diener der Pforte zu ſeinen treueſten Bundesgenoſſen. So kam es, daß er binnen wenigen Jahren eine Macht beſaß, wie ſie vor ihm, außer ſeinem Vater, kein Scheik beſeſſen, und nur noch wenig an deſſen weitem Gebiete fehlte. Jetzt wandte er plötzlich ſeine ſiegreichen Waffen gegen Mitternacht und rückte längs der Meeresküſte hin, an dem feſten Saida vorüber auf Beirut los, um ſeinen Vetter Schereſeddin in ſein Erbe zurückzuführen, und die lange aufgeſchobene Rache an dem Mörder ſeines Vaters zu vollſtrecken.

Setneſey war längſt wieder nach Deiral-Kamr zurück, und vertheidigte von hier aus ihre und ihres Sohnes Sache. Zu verſchiedenen Malen war ſie mit einem Heerhaufen in Perſon den feindlichen Emiren entgegen gerückt, welche ſich, von den Siegen des jungen Eroberers geſchreckt, enger an einander geſchloſſen, und von Kesrewan und Cöleſyrien aus Diverſionen verſucht hatten; doch die kühne Druſenfürſtin warf ſie immer wieder in ihre Gränzen zurück. Jetzt ſammelten ſich die Feinde in den Thälern von Kesrewan-Becſaja, dieſſeits des Fluſſes Kielb, und ſtießen zu den Truppen des Emirs von Beirut. Juſuf, nun bedeutend verſtärkt und durch die Aufforderungen Ibn Karfus und Firaks ermuthigt, ſandte ſeinen tapfern Bruder Ahmed mit dem Heer Fachreddin entgegen. Einige Meilen unterhalb Beirut trafen beide Heere aufeinander. Ein kleiner Fluß, welcher aus einem Thal des Libanon ſich über die Küſtenebene ſchlängelt, und deſſen Bett in Folge der heißen Jahreszeit ziemlich ſeicht war, trennte ſie noch von einander. Junes, der an wilder Tapferkeit ſeinem Bruder gleich kam, ſtürmte die über den Fluß führende beſetzte Brücke, während Fachreddin ſeine Schaaren in der Flanke durch den Fluß führte, und die Feinde aus ihrer Stellung vertrieb. Der Angriff war ungeſtüm, die Vertheidigung verzweifelnd. Eine mehrſtündige Schlacht wand dem jungen Sieger einen neuen Lorbeerzweig um die Schläfe, und trieb ſeine Feinde in wilder Flucht auf Beirut zurück. Ibn Manſſur, Firak und Ibn Karfus entflohen in ihre Berge, und Juſuf ſchloß ſich in ſeine wohlbefeſtigte Stadt ein.

(Fortſetzung folgt.)

Die muſikaliſchen Inſtrumente und Automaten von Profeſſor Fr. Kaufmann aus Dresden.

Der bekannte Akuſtiker Fr. **Kaufmann** aus Dresden, welcher ſeit einer Reihe von Jahren, aber mit zeitweiſen Unterbrechungen, die Haupt- und Reſidenzſtädte Europa's mit ſeinen höchſt kunſtreichen Automaten und muſikaliſchen Inſtrumenten beſucht und überall Bewunderer gefunden hat, hat auch in unſerer Stadt zwei Abendunterhaltungen gegeben und die ihm gebührende Anerkennung errungen. Seine ebengenannten mechaniſchen Kunſtwerke leiſten in der That Ueberraſchendes und man begreift kaum, wie es möglich geworden, den Mechanismus auf eine ſolche Stufe der Ausbildung zu erheben. Dieſe Automaten führen nicht nur größere Muſikſtücke, Ouvertüren, Arien und Lieder mit Tonfülle, Kraft und Präciſion aus, ſondern es ſpielen auch deren mehrere zu gleicher Zeit zuſammen

Digitized by Google

und schließen ihre melodischen Klänge zum taktfesten, streng geordneten Ensemble ab. In unsern Tagen der neuen Erfindungen und Entdeckungen müssen solche Erzeugnisse der akustischen Kunst und der fortschreitenden Mechanik vielfältiges Interesse erregen. Daß dabei die Förderung der Musik in deren geistigen Beziehungen weniger in Betrachtung kommen kann, versteht sich von selbst, und indem wir den Werth der Kaufmann'schen Automaten anerkennen, wollen wir deren Bedeutung für die Kunst nicht überschätzen. Hauptsächlich dürfen wir aber nicht unbeachtet lassen, was die leitenden Ideen Kaufmann's bei dem Bau dieser Instrumente waren. Er wollte einerseits mehrere von ihm gemachte akustische Entdeckungen, z. B. das willkürliche Anschwellen und Abnehmen der Töne bei Saiten- und Pfeifenwerken, ferner die bisher für unmöglich gehaltene Hervorbringung von Doppeltönen auf der Trompete und endlich die eigenthümliche, vollkommen neue Tonbildung durch Reibung an Pianofortesaiten praktisch beweisen, andererseits aber bauete er diese und andere derartige Instrumente in seiner nur der Kunst geweihten Werkstatt zu Dresden, um sie an Freunde der Musik und Kunst käuflich zu überlassen, und es finden sich bereits Instrumente dieses Meisters sowohl an verschiedenen Höfen, als auch im Besitz von Privatpersonen in Wien, Berlin, Dresden, Hamburg, Petersburg, ja sogar in Amerika vor. Wir sind überzeugt, daß ein solches Instrument (namentlich eines im Genre des Symphonion und Chordaulaudion), welches, seinem Aeußern nach, eine Zierde jedes Zimmers ist und aus sich selbst, ohne alle Beihülfe, solche musikalische Genüsse bereitet, seinem Besitzer manche angenehme Stunden, sowohl im gesellschaftlichen, als im Privatleben verschafft, besonders da Hr. K. diesen Instrumenten jedes beliebige Musikstück in kurzer Zeit vermittelst Einschiebung von neuen Walzen einstudieren kann, selbst wenn er sich nicht an dem Ort befindet, wo sein Kunstwerk steht. Doch möchte auch das Salpingion für Freunde kräftiger Musik, und zumal bei Gelegenheit eines ausgebrachten Toastes ꝛc., von besonderem Interesse seyn. Die Instrumente, welche wir in Hrn. K's. Konzerten zu hören Gelegenheit hatten, waren folgende: Das Chordaulaudion, ein Flötenwerk mit Klavier, welches letztere auf's präciseste die Variationen oder Konzertsätze des ersteren begleitet; — das Salpingion, ein Trompetenwerk von 9 verschiedenen Trompeten mit 2 Pauken; — das Symphonion, welches sich dem Chordaulaudion nähert, nur ist das Flötenwerk schärfer intonirt und enthält außer dem Klavier auch eine vollständige Janitscharenmusik; — der Trompeter-Automat, im Ornate mittelalterlicher Hoftrompeter, bläst auf einer einfachen Es-Trompete seine Fanfaren mit der größten Kraft und Fertigkeit, ja er bläst sogar 2stimmige Sätze auf derselben Trompete und macht Skalenläufe auf- und abwärts.

Mannichfaltigkeiten.

(Das Vaterunser.) Wir haben schon alle möglichen poetischen Verwässerungen des Vaterunsers; aber „die Eilpost für Moden" überbietet Alles durch eine Erzählung, die den Titel führt: „Das Gebet des Herrn", und in jedem Kapitel eine Bitte, die zur Ueberschrift dient, abmacht. — Es giebt Dinge im Gemüthe, bei denen jede Veränderung Entweihung wird, bei denen die wahre Poesie mit stummer Achtung verweilt, und denen höchstens der unmittelbarste Ton des Herzens, die Musik, ihre Stimme erheben darf. Fromm seyn sollende Erzählungen solcher Art machen denselben Eindruck, wie ihre Antipoden, frivole Romane.

Ein Gymnasiast wurde auf einem Wirthschaftsamte, wo er eine Urkunde erheben sollte, von dem Praktikanten barsch gefragt: „Was ist Er?" — Beleidigt versetzte der junge Mann: „Er, ist ein persönliches Fürwort."

Korrespondenz.

Darmstadt, 29. Okt.

Zu den auch in dieser Saison auf dem Hoftheater wiederkehrenden Opern gehört „Zampa", welche gestern Abend aufgeführt wurde. Sie wurde, wie immer, auch dieses Mal gut gegeben und verlor gewiß nicht durch den Umstand, daß Hr. Thomas, vom Kölner Stadttheater, ein aus unserer Vaterstadt hervorgegangener junger Künstler, die Rolle des Zampa übernommen hatte. Sein Spiel wie sein Gesang lassen uns ihn in einem Stadium der Entwickelung erblicken, welches für die Gegenwart befriedigend und für die Zukunft vielversprechend ist. Man sieht der Fortsetzung seines Gastspiels mit Interesse entgegen. In die übrigen Rollen der Oper hatten sich Hr. v. Westen (Alphons), Frau v. Poißl (Camilla), Hr. Döring (Lapuzzi), Mad. Panny (Rita) und Hr. Kronfeld (Dandolo) getheilt. Mit diesen Gesangstalenten, die freilich nicht ohne Abstufungen sind, und durch Mitwirkung unseres trefflichen Orchesters war es allerdings möglich, ein im Ganzen wie in seinen Theilen gefälliges künstlerisches Ganze zur Anschauung zu bringen. — Gestern, gegen Abend, hatten zwei hiesige junge Handwerker, ein Dachdeckergeselle und ein Lehrling, das Unglück, von dem Dach des Residenzschlosses herab zu fallen und in den Hof zu stürzen, wo der Eine, in Folge eines Schenkelbruchs, für den Augenblick auf der Stelle liegen blieb, der Andere aber, der Sohn eines hiesigen braven Dachdeckermeisters, der schon vor zwei Jahren einen Sohn durch einen ähnlichen Unglücksfall verlor, keine bemerkbaren Spuren einer äußeren Verletzung zeigte. Man glaubt an der Wiederherstellung beider, trotz des schrecklichen Falles, noch zur Zeit nicht verzweifeln zu dürfen. Der Unfall soll dadurch entstanden seyn, daß ein dritter Arbeiter, der einen Anstrich vornehmen wollte, auf das kleine schwanke Gerüst trat, worauf die beiden jungen Leute saßen, und dadurch dessen Zusammenbrechen veranlaßte. Er würde mit in das Verderben gezogen worden seyn, wenn er nicht im ersten Moment des Zusammenbrechens die Geistesgegenwart gehabt hätte, einen verzweifelten Sprung gegen das zunächst liegende verschlossene Fenster zu thun und so mit Gewalt, wiewohl nicht ohne äußere Verletzung, sich einen Rettungsweg in das Zimmer zu öffnen. — Von einem andern jungen Manne, einem Zögling einer hiesiger höheren Lehranstalt, erzählt man sich, daß er vor einigen Tagen, von einem Fieberparoxismus in seiner Krankheit ergriffen, rasch das Bett verlassen habe und — da in dem Augenblick gerade Niemand bei ihm gewesen — ohne Weiteres dem Fenster hinaus in den Hof gesprungen sey, ohne durch diesen Sturz aus dem dritten Stock beschädigt zu werden. Das Dach einer Holzremise hatte ihm auf seiner lothrechten Luftreise zur Zwischenstation gedient, und vielleicht verdankte er diesem zufälligen Umstande seine Rettung.

Theater-Anzeige.

Freitag, 4. Nov. Letzte Vorstellung der französischen Schauspieler-Gesellschaft des k. k. Hoftheaters in Wien unter der Direktion des Hrn. Tronillet: Une Chaine, comédie en 5 actes par Mr. Scribe. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 305. Samstag den 5. November 1842.

Die erste Liebe.

Frei nach dem Französischen des Henry Berthoud.

(Fortsetzung.)

Als ich Rosalinden bald darauf am Arme ihres Gatten begegnete, grüßte sie mich mit einem freundlich seyn sollenden Kopfnicken, und sagte zu ihrem edlen Herrn Gemahl: Es ist mein ehemaliger Musiklehrer! — Sie stolzirte an mir vorüber, ich stand wie vom Blitze getroffen! Das war zu viel, und doch nur der Welt Lauf!

Dein Auge schwimmt in Thränen? Du Glückliche! Ich konnte nicht weinen, der Schmerz drückte mir das Herz ab. In die Tasche greifen, den Dolch ziehen, war mein erster Gedanke, — großer Gott, ich bekam nur meine Tabacksdose in die Hand! Wie wahnsinnig, einer Leiche gleich, schleppte ich mich nach Hause.

Ein Tag verging nach dem andern, mein Schmerz blieb derselbe; ein ganzes langes Jahr hindurch schrieb ich auch nicht eine Note. Zu Hause fand ich keine Ruhe, und draußen keinen Frieden. Ich folgte Rosalinden wie ihr Schatten, wo ich ihr begegnete, sah ich sie stolz über die Achsel an, und warf ihr verachtende, wuthkochende Blicke zu; sie blieb sich jedoch immer gleich — ein mildfreundliches Lächeln, ein Blick, welcher sagte: Du verkennst mich! entwaffnete meinen Haß; oft ärgerte ich mich über mich selbst, daß ich es mit ihr nicht zur Verachtung bringen konnte.

Zu meinem Glücke gerieth ich in Geldverlegenheit, die Grobheiten einiger Gläubiger donnerten mein Selbstgefühl aus dem Schlafe, es war hohe Zeit, daß ich wieder an die Arbeit ging. Also vollendete ich die Partitur der Oper „Cinna"; bereits seit mehr als einem halben Jahr trieb sich der Text dazu auf meinem verwaisten Pianoforte umher; „Cinna" machte Glück! — Bald nach der ersten Aufführung pochte Jemand an meine Thüre; es war früh Morgens, ich lag noch im Bette, richtete mich schnell auf, und rief: Herein! Die Thüre ging auf; wer stand vor mir? Rosalinda's Herr Gemahl. Von dem höchst unerwarteten Besuche betroffen, und gespannt durch den feierlichen Ernst, der auf seinem Gesichte ruhte, erwartete ich nichts mehr und minder, als eine Herausforderung, und des Marquis Anrede bestärkte mich in dieser Ansicht noch.

Mein Herr, begann er mit einem eisigen Lächeln, Sie waren Rosalinda Sylvas, meiner jetzigen Frau, Gesangslehrer?

Zu dienen, Herr. Und sie liebte ihren Lehrer! antwortete ich, um allen weitschichtigen lästigen Präliminarien dadurch zuvorzukommen.

Ganz recht, sie liebte ihren Lehrer; das Gefühl der Dankbarkeit war bei einem Manne, dem sie so unendlich viel Verbindlichkeiten schuldig war, etwas sehr Natürliches! erwiederte der Edelmann mit tiefer Verbeugung. Verwundert harrte ich der Dinge, die da kommen sollten. Er fuhr fort: Was meinen Sie dazu? Würde ich nicht ein Verbrechen am Vaterlande, an Italien, ja an der ganzen Menschheit begehen, wenn ich ein Talent, welches des Ruhmes so würdig ist, wie das der Marquise, in der Verborgenheit untergehen ließe?

Ich glaube ja!

Nun gut, so reichen Sie mir hülfreiche Hand zur Ausführung meines Vorhabens. Der Impresario des Theaters zu Reggio hörte meine Frau zufällig singen, und bietet uns nun eine nicht zu verachtende Summe Geldes, wenn Rosalinda sich als Prima Donna engagiren läßt.

Was sagt aber Rosalinda's Familie dazu?

Was kümmert das mich? Rosalinda ist meine Frau; ihre Familie hat in meinen häuslichen Angelegenheiten keine Stimme. Rosalinda möchte in Reggio gern mit einer Komposition ihres Lehrers auftreten; ich wollte Sie deshalb in unserer Beider Namen um eine Partitur einer neuen Oper bitten. Wir besprechen uns weiter darüber, wenn Sie die Güte haben, heute bei mir zu essen. Meine Frau freut sich sehr darauf.

Während der Mensch so schwatzte, sann ich hin und her, ob sich keine schändliche Verrätherei hinter den glatten Worten verberge, oder ob mich ein Morgentraum zum Narren mache. Indeß, ich sagte zu, speiste bei dem Marquis zu Nacht, und fand Gelegenheit, auch mit Rosalinda über ihren Verrath an meiner Liebe zu sprechen. Sie wich mir aus, und setzte meinen Vorwürfen die Freude entgegen, welche sie durch die endliche Verwirklichung ihrer Kunstträume empfände; sie war so glücklich darüber, daß sie nun ihrer Neigung zum Theater folgen dürfe, und in einer Oper ihres trefflichen Lehrers auftreten werde! Von nun an, sagte sie zum Schluß, soll all mein Denken und Streben einzig der Kunst gewidmet seyn. Ihr Gemahl trat zu uns, das Gespräch wurde abgebrochen, aber die Zauberin hatte wieder Gewalt über mich bekommen; ich machte mich noch in derselben Nacht an die Arbeit und komponirte wie im Fluge.

Bald reiste Rosalinda nach Reggio, während ich in Padua

Digitized by Google

für sie thätig war, und zugleich die Proben einer neuen Oper leitete. Ich wünschte das Stück, Sänger und Orchester, sammt dem hochachtbaren Publikum in Padua zum Teufel, besonders aber den Impresario, welcher einen Kontrakt in bester Form von mir in Händen hatte, und mich dadurch in Padua festhielt. Lange blieb es ihm kein Geheimniß, daß ich, gehe es, wie es wolle, nach Reggio zu ziehen dächte; was that er? Er deutete mir an, daß er mich auf Schritten und Tritten beobachten lassen würde, er sey sich das selber schuldig; wofern ich aber dennoch Lust bekommen sollte, durchzugehen, so dürfte ich mich darauf verlassen, daß ich von der Gensdarmerie, noch ehe ich in Reggio aus dem Wagen stiege, verhaftet werden würde. Mir blieb also kein anderer Rath, als in Padua zu bleiben, und hier erfuhr ich dann alsbald den Jubel, welchen Rosalinda's erstes Auftreten bewirkte.

(Schluß folgt.)

Fachreddin, der Druſenfürſt.

(Hiſtoriſche Bilder aus der Geſchichte Syriens; von S. Maclea.)

(Fortſetzung.)

Bis jetzt war Fachreddin von Sieg zu Sieg, von Triumph zu Triumph geeilt; vor den Mauern von Beirut zeigte ſich die Siegesgöttin, wenn nicht unerbittlich, doch etwas wankelmüthiger. Juſuf, welcher keine Gnade von dem Sieger hoffen durfte, war entſchloſſen, ſich auf's äußerſte zu vertheidigen; die wohlbefeſtigte Stadt, mit Vorräthen für die zahlreiche Beſatzung, wie für die Einwohner reichlich verſehen, ließ hierzu guten Erfolg hoffen. Zwei Stürme, welche Fachreddin mit den Seinen wagte, wurden mit großem Verluſt zurückgeſchlagen, und der junge Fürſt, bisher ein Schooßkind des Glücks, mußte ſich entweder in die Schmach fügen, unverrichteter Sache abzuziehen, oder die Belagerung fortſetzen. Da ihm das Erſtere unmöglich dünkte, ſo entſchloß er ſich hartnäckig zu dem Letzteren.

Monde vergingen; Beirut trotzte nach wie vor dem Feinde. Die Ungeduld des jungen Eroberers ſtieg mehr und mehr, je länger die Belagerung ſich verzögerte, und verzehrte ſich endlich in düſterem verſchloſſenem Gram. Der junge, ſonſt großmüthige und freundliche Fürſt, der bisher ſelbſt die Beſiegten an ſich zu feſſeln gewußt hatte, wurde durch die Ungunſt des Schickſals nun hart und grauſam gegen ſeine treuſten Krieger und Rathgeber, und erweckte dadurch eine gefährliche Mißſtimmung in ſeinem Lager. Oft lag er auch ganze Tage lang geiſtig und phyſiſch abgeſpannt in ſeinem Gezelt, gleichgültig für Alles, was um ihn her vorging, und nur über einen Gedanken brütend.

Eines Tages traten Cheivan, Schereſeddin und einige der angeſehenſten Oberhäupter zu ihm hinein. „Mein Scheik, darf Euer Diener reden?" fragte Cheivan mit bewegter Stimme, während ſein Auge mitleidig auf dem bleich gewordenen, abgemagerten Jüngling ruhte, der noch vor wenig Monden, umſtrahlt von der Siegesglorie, für den ſchönſten Fürſten Syriens gelten konnte.

Fachreddin antwortete ihm nicht.

„Erhabener Fürſt, den ich einſt Sohn nennen durfte, iſt Euch die Stimme Cheivans ſo fremd geworden, daß Ihr ſie nicht mehr Eurer Beachtung würdigt?"

„Rede, Cheivan, mein Vater", antwortete der junge Emir mit matter Stimme.

„Warum liegt Eure Herrlichkeit unthätig und gramerfüllt vor dieſer Stadt, deren Bollwerke Ihr jetzt nicht bewältigen könnt?" fragte Cheivan mit mildem Ton. „Schon ſammeln Eure Feinde auf's neue ſich in Kesrewan, um Euch in den Rücken zu fallen, und Euch von Eurer Stadt Deiral-Kamr abzuſchneiden. Euer Heer murrt, daß Ihr ſo lange zögert, dieſe Feinde zu unterwerfen, ehe ſie wieder mächtig werden; die Schechs der Araber, des langen Zauderns müde, drohen aufzubrechen und Euch zu verlaſſen; auch die Häupter Eures Volkes ſind bereit, auseinander zu gehen und zu den Ihrigen heimzukehren, wenn Ihr, mein Fürſt, nicht bald einen Entſchluß faßt, auf dieſe oder jene Weiſe zu handeln."

Fachreddin hatte während dieſer Rede ſich erhoben, der Zorn ſchwellte ſeine Stirnader und ſeine Augen flammten. „So wollen meine beſten Freunde an mir zum Verräther werden, wenn der Sonnenſchein des Glücks nachläßt, meinen Weg zu beleuchten!" rief er bitter; „was würden ſie erſt thun, wenn die Nacht des Unglücks mich heimſuchte? Sie mögen gehen, mich verlaſſen, alle, die mein Thun meiſtern wollen; ich aber, ſo lange noch in meiner Fauſt eine Waffe haftet, will nicht weichen von dieſer Stadt, bis meine Fahne von ihren Zinnen weht und ich dem Mörder meines Vaters ſein Recht angethan."

„Eure Freunde werden Euch nicht verlaſſen, ſobald ſie erfahren, daß der frühere Heldengeiſt in Eure Bruſt zurückgekehrt iſt!" rief Schereſeddin, erfreut, den jungen Fürſten aus ſeiner verderblichen Apathie geriſſen zu ſehen; „ſie werden Euch folgen, wohin Ihr ſie auch führen mögt, wider Eure Feinde, ſey es zum dritten Mal gegen die Mauern von Beirut, ſey es gegen Kesrewan oder in das weite Thal von Baalbeck, wo Ibn Karfus herrſcht."

„Ihr habt Recht, meine Freunde", erwiederte Fachreddin nach einigem Nachdenken beſänftigt. „Ich war thörigt, zu verzagen, und zu vergeſſen, daß ich ein Heerführer tapfrer Krieger bin. Das Schickſal zeigt mir jetzt eine finſtere Stirne — nun wohlan! ich will nicht ablaſſen, zu verſuchen, was ich ihm abgewinnen kann! Sagt meinem Heere an, daß es ſich bereit halte. Ich führe es morgen auf Beirut und dann in die Berge Kesruans, einem andern Feind entgegen."

(Fortſetzung folgt.)

Eine Pauſe.

Biſt Du endlich erſchöpft, ſchwärmendes Vaterland, von Deinen Feſten und goldnen Jubeltagen? Haſt Du endlich die Kränze aus Deinen Locken genommen, Germania, und die feſtlichen Kleider in die Tempel gehängt bis zur Jahrhundertwende? Sind ſie endlich ausgeraſ't die Träume des Entzückens, die Träume der Größe und jene ſchwindelnden Phantaſien, zu welchen die Könige die einlöſende Kraft ihrer Worte liehen? Iſt es nun Arbeitstag wieder, Wochenordnung und Werkeltag? Wir haben viel gefeiert; wir werden viel arbeiten müſſen.

Es iſt ein eignes Gefühl, den Schauplatz einer großen Handlung ſehen, einen Tag, nachdem ſie vorüber iſt. Wie feierlich dieſes Schweigen, wie beklemmend dieſe Ruhe! Noch

Digitized by Google

hallen in den festlichen Räumen die großen Worte und man sieht sich um nach den großen Thaten. Man erholt sich noch. Noch läßt man das Gerüst eine Weile stehen. Man zeigt dem Sockel, wo jener Redner gestanden, man zeigt die Bundesfahne, unter deren Schatten man sich umarmt hatte. Es ist eine Pause zwischen dem Wort und der That, eine Pause zwischen dem Versprechen und der Erfüllung, dem Beginn und der Vollendung. Auch diese Pause ist heilig. Wer wollte sie entweihen?

Ich war in Mainz, einen Tag nach dem Feste. Die Naturkundigen zerstoben nach allen Windrichtungen. Der gewaltige Raum der Fruchthalle, wo sie geredet, gegessen, gesungen, getanzt hatten, noch glatt parkettirt; die Fahnen und Wimpel, die Wappen der Fürsten und Wahrzeichen der Städte noch alle bunt an den Wänden, und in dem großen Raume hin und herwirbelnd so viel tausend jauchzende Grüße und Worte der anschmiegsamsten Behaglichkeit.

Ich war in Cöln, einige Wochen nach der Domrede. Ich sah die Ufer des Rheins vom Stolzenfels bis Cöln noch betäubt von den Tausenden der gesprochenen Alaafs, die Felsen noch geschwärzt vom Dampf der Pechkränze und riesenhohen Feuerbecken. Am Dome hofft' ich nun ein großes Regen und Weben zu finden, etwa wie man eine Festung zaubert, wo Tausende graben, hämmern, schütten, bauen. Man arbeitete um den Dom, aber mit Gemächlichkeit. Man wird sich Zeit nehmen. Man wird mit dem Ende des Jahrhunderts noch fertig werden. Vorn an der Fronte zählt' ich 5, schreibe fünf Steinmetzen, hinten aber und zur Seite waren ihrer mehre. Nach dem Dombaufeste hätte man glauben sollen, das würde ein Summen um den Krahn seyn, wie von einem Bienenschwarm; aber nur da und dort nistete ein Arbeiter und meißelte still für sich an der Nationaleinheit fort. Es wird eine Pracht seyn, wenn der Dom vollendet ist. Man zwirnt ihn fertig, aber es ist ja eine architektonische Spitzenarbeit. Möchte nur der Muth nicht sinken und Deutschlands Einheit nicht durch politische Freiheit vorher befestigt werden. Da der Dom unsere Einheit seyn soll, so könnte, wenn Deutschland durch sich selbst etwas würde, der Dom darunter leiden. Es wäre schade, wenn Deutschland schon vorher seine Größe und Würde in etwas Anderem, als im Dome fände.

Ich bin in Hamburg, Monate nach dem Brande. O das ist eine furchtbare Pause! Wie hab' ich dich verlassen, wie seh' ich dich wieder, du arme Hansastadt! Was früher in Hamburg Vorstadt war, ist die City und die City ist die Vorstadt geworden. Was früher eine so enge, unwegsame, winklichte und doch stolze Wirklichkeit war, ist jetzt eine windige, luftige Sage. So entstehen die Mythen. Wo der Verstand mit seinen Löschanstalten und Brandkassen aufhört, da fängt die Dichtung an. Aber diese Ruinen sind eine Threnodie, es ist eine Elegie, mit Thränen als Endreimen. Ich finde noch die Straßen. Wie hell jener dunkle Platz, wo du einst mit einem Freunde gesessen! Eine Trümmerhaide, die der Wind bestreicht und uns frösteln macht, frösteln vor Zugluft und Wehmuth. Nichts ist erhalten, als zu den Häusern, die fehlen, die Stiegen, die sonst zu ihnen führten. Diese steinernen Bliesen sind nicht geschmolzen mit den Eisenklammern, die sie zusammenhielten. Die wohlbekannte Stiege, die hier zu Deinem Beruf, dort zu einem traulichen Abend führte, sonst ist nichts mehr da. Dort stand ein Haus, das ich zwei Jahre in Freud' und Leid bewohnte! Ein Gärtchen lehnte sich daran, ein hoher Lindenbaum beschattete das kleine Arbeitszimmer. Der Lindenbaum, das Gärtchen, das Haus sind hin, und so hin, daß man suchen muß, wie sie einst können gewesen seyn.

Es giebt zwei Arten von Schriftstellern. Solche, die vor den Ereignissen kommen, und solche, die nach ihnen. Die Einen sind Vorreden, die Andern Register. Die Vorreden prahlen und versprechen oft mehr, als die Register halten. Die Masse läuft den Vorreden nach, und kommt selten über sie hinaus. Die Register, oft so nützlich, sind unpopulär.

Wo man jetzt hinblickt, sieht man Vorredenliteratur. Das ereifert sich, das lärmt, das jubelt! Alle Zeitungen sind voll Schlagworten, die überall den wohlfeilsten Effekt hervorbringen. Am Pregel singt man vom Rhein, und in der Schweiz machen sie Oden auf eine deutsche Flotte. Die Vorredenpublizistik bechert und trinkt am Mozartfeste in Salzburg, am Walhallatage in Regensburg, in Mainz, in Frankfurt, in Carlsruhe, am Zollkongreß in Stuttgart, in Köln bei'm Domfest. Wo ist jetzt ein Winkel, wo eine deutsche Zeitung, in der Deutschland nicht frei, groß und einig wäre?

Ihr armen Registerpoeten! Ihr kommt nach Mainz, wenn die Tafel abgedeckt ist, nach Köln, wenn die Alaafs verklungen sind, nach Hamburg, wenn nicht die Flammen mehr in begeisterter Rede für ein neues Leben zeugen, sondern nur noch die todten Steine. Verurtheilt uns! Aber dürfen wir denn nun jetzt endlich, da es zum Winter geht, schüchtern hervortreten und fragen: Sind die Feste vorüber, sind die Phantasieen verträumt, schweigen die großen Feiertagsglocken endlich, und rufen statt ihrer die kleinen Alltagsglöckchen zur Arbeit? Ist endlich der Montag da mit seiner Erfüllung der großen Sonntagsversprechungen? Rührt sich nun Alles und tummelt sich, Euren schönen Glauben wahr zu machen, Eure heiße Liebe zu bethätigen, Eure süße Hoffnung glorreich zu erfüllen? Klingt das Eisen und der Hammer da, wo früher der Becher geklungen? Und folgen auf die großen Worte nun die großen Thaten?

Karl Gutzkow.
(Telegraph.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt, 3. Nov.) Hr. Reißer aus Wien, dessen ausgezeichnete, nach einer ganz neuen Manier ausgeführte Daguerrotypen das hiesige Publikum auf der letzten Mainzer Ausstellung zu bewundern Gelegenheit hatte, ist heute hier angekommen. Leider wird er, dem Vernehmen nach, nur kurze Zeit hier bleiben. —

Zu dem gestrigen Bericht über die musikalischen Instrumente des Hrn. Prof. Kaufmann ist noch nachträglich zu bemerken, daß die ausdrucksvollen Klänge des von dem Konzertgeber gespielten Harmoniechords eine ergreifende Wirkung hervorbrachten, und daß sowohl sein Vortrag, wie auch die Macht und der Wohlklang des Tons zum Gemüth sprachen. Mit diesem herrlichen Instrumente begleitete Hr. K. Lieder, gesungen von Hrn. Hecht und Fräul. Rudersdorff, ein Violin-Solo, gespielt von Hrn. Rudersdorff, und Dichtungen, gesprochen von Fräul. Lindner und Hrn. Baison, und fand lebhaften Beifall.

Digitized by Google

Das Mainzer Theater.

Mainz, Ende Okt.

Seit einem Monate iſt unſere Bühne wieder eröffnet. Der jetzige Direktor, Hr. **Remie**, mußte, um dieſes bewerkſtelligen zu können, eine ganz neue Geſellſchaft gründen, was, da er erſt am Ende des Monats Juli ſeine Uebereinkunſt mit der ſtädtiſchen Behörde abſchloß, mit großen Schwierigkeiten verknüpft war. Aus allen Gegenden Deutſchlands kamen Sänger und Sängerinnen, Schauſpieler und Schauſpielerinnen hieher. Außer dem Orcheſter und einigen ältern Perſonen war von der frühern Geſellſchaft nichts geblieben; Repertoire, Garderobe und andere Nothwendigkeiten einer Bühne mußten geſchaffen werden und Alles in einem ſo kurzen Zeitraume, daß man bei dem großen Vertrauen in die Kenntniſſe, in die Thätigkeit des neuen Direktors an der Möglichkeit, eine befriedigende, den hieſigen Mitteln angemeſſene Oper, ein paſſendes Schauſpiel errichtet zu ſehen, beinahe zweifeln mußte. Allein jetzt iſt man ſchon über dieſe Angelegenheit im Reinen. Oper und Schauſpiel ſind gut; es liegt nur an der Unterſtützung des Publikums, daß beide noch beſſer werden. Uebrigens ſcheint es hieran nicht zu fehlen; der erſte Rang und das Parterre ſind ſtets gut beſetzt, nur die Sperrſitze und der zweite Rang zeigen noch bedeutende Lücken, die, wir hoffen es, wenn man vernimmt, daß die Vorſtellungen den Erwartungen entſprechen und ſie noch überſteigen, bald verſchwinden werden. Die Opern Norma, Johann von Paris, Othello und die weiße Dame, die im Laufe dieſes Monats gegeben wurden, zeigten uns die Kräfte der Hauptperſonen unſeres Opernperſonals auf eine genügende Weiſe. In allen dieſen Aufführungen trat Mad. **Ernſt** als Primadonna auf. In den Rollen der Norma, der Desdemona, der Prinzeſſin von Navarra und der Anna lieferte dieſe routinirte Sängerin den Beweis, daß ſie ſowohl in Geſang als Spiel ausgezeichnet iſt, daß ſie mit einem großen Umfange ihrer Stimme eine Beweglichkeit, eine Coloratur verbindet, wie ſie nur durch eine gute Schule und durch Praxis auf großen Bühnen erlangt wird. In den größeren Partieen der Norma und Desdemona erhielt ſie einen allgemeinen entſchiedenen Beifall und wurde gerufen. Dem. **Holzhäuſer** ſtand ihr in der Norma und in Othello als Adalgiſa und Emilie zur Seite; ſie verſpricht, durch Fleiß und Achtſamkeit ſich der Gunſt des Publikums, wovon ſie ſchon manche Beweiſe erhielt, vollkommen würdig zu machen. — Eine gute Soubrette haben wir an Dem. **Wettläufer**. Nach einer Schumann hier in dieſer Partie aufzutreten, war eine ſchwere Aufgabe. Dem. W. zeigte jedoch als Olivier in Johann von Paris und als Jenny in der weißen Dame, daß ſie ihre Vorgängerin im Geſange erſetzt; ſelbſt ihr Spiel befriedigte. — Die Partie des erſten Tenor wurde bisher von dem zweiten Tenor Hrn. **Peretti** und einem Gaſte Hrn. **Satorſſy**, vom Theater in Peſth, abwechſelnd geſungen. Hr. **Peretti**, ein junger Mann mit ſtarker, klangvoller Stimme, trat als Johann von Paris, als Rodrigo in Othello und als Georg in der weißen Dame auf. Ein Uebermaß von Mitteln riß ihn einigemal zu Ueberbietung ſeiner Geſangkräfte hin; aber im Ganzen kann man lobend ſeiner erwähnen. Hr. **Satorſſy** iſt im Beſitze einer guten, aber etwas ſchwachen Stimme; ſein Spiel iſt lebhaft, aber nicht ganz frei; doch überwiegen ſeine guten Eigenſchaften und er erhielt in den beiden Rollen des Othello und Sever manche Beweiſe von Beifall. — Die Baßpartieen wurden in den gegebenen Opern von Hrn. **Egner** und Hrn. **Retz** übernommen. Erſterer ſang in der Norma den Oroviſt, in der weißen Dame den Gaveſton und in Othello den Jago; er erfreut ſich einer umfangreichen, ſtarken Stimme und eines paſſenden Spiels; Letzterer trat in Johann von Paris als Obermarſchall und in Othello als Brabantio auf und gab Beweiſe ſeines Talents, die zu den beſten Hoffnungen berechtigen. — Aus dieſer kurzen Zuſammenſtellung mögen Sie erſehen, daß unſere Oper achtbare Kräfte zählt, und daß durch Fleiß und Beharrlichkeit in Kürze Bedeutendes geleiſtet werden kann. Ein erſter Tenor und ein Bariton, die beide ſchon hier ſind und wovon dem letztern ein ausgezeichneter Ruf vorangeht, werden in den nächſten Tagen auftreten. — Ueber der Oper hat Hr. **Remie** aber auch das Drama, das Schau- und Luſtſpiel nicht vernachläſſigt. Auch hier ſind die Fächer befriedigend beſetzt und wir hatten ſchon manche gute Vorſtellungen. Zriny von Körner, die Parteienwuth von Ziegler, die Bekenntniſſe von Bauernfeld, der Sohn auf Reiſen von Feldmann und noch einige andere Stücke, denen ich beiwohnte, zeigten die Anlagen der Hauptperſonen in ſchönem Lichte. — In Zriny gab Hr. **Steinbeck** die Titelrolle; ſein Spiel iſt den Charakteren angemeſſen. Hr. **Döbbelin** gab als Sir Gottlieb Kooke in der Parteienwuth eine Charakterrolle ausgezeichneter Art. Hr. v. **Othegraten** gefiel in dieſem Stücke als Sir Heinrich Land, in Zriny als Lorenz Juranitſch und in den Bekenntniſſen als Adolph. Die Herren **Hartig** und **Herbold** traten in allen dieſen Vorſtellungen mit Beifall auf. Die beiden Damen G. und M. **Fürſt** zeichnen ſich durch gutes Spiel aus und waren bisher jeden Abend, wo Drama's, Schau- oder Luſtſpiele gegeben wurden, beſchäftigt. — Unſer Theater beſitzt gegenwärtig, wie Sie ſehen, viele Mittel; wenn ſie gehörig verwendet werden, ſo läßt ſich viel Gutes erwarten. Orcheſter und Chöre ſind ausgezeichnet.

Charade

(Zweiſylbig.)

Erſte Sylbe.

Ein hartes Schickſal ward mir zuerkannt:
Ich muß gewalt'gen Schlägen unterliegen,
Bis ich zum wahren Seyn geworden bin, —
Doch werde ich mich ſtets geduldig fügen.
Vergeblich ſucht man Schönheit dann und Pracht
An mir, dem dürren, hageren und ſtraffen,
Wohl aber hat manch' kunſtgeübte Hand
Auch mich in ſchöne Form ſchon umgeſchaffen.

Zweite Sylbe.

Hab' immerhin ich auch alltäglich noch
Mit den Rivalen aller Art zu ſtreiten,
Den Rang, die Gränze der Nobilität,
Vermögen ſolche nicht zu überſchreiten.
Man wird mit mir an jedem hohen Ort
Mit Würde und mit Anſtand ſtets erſcheinen,
Doch aber jene Nebenbuhler dort
Sie werden beide nie in ſich vereinen.

Das Ganze.

Beſtehend aus der Erſten Qualität,
Und dann geformt durch Kunſt nach jener Zweiten,
War ich geſchätzt, geliebet und geſucht,
War ich willkommen oft zu manchen Zeiten.
Doch da mir huldigte ein Jeder nun,
Und ich vom Trödel ſelbſt ward gut befunden,
So kam es denn, daß ich in jüngſter Zeit
Faſt ganz aus der modernen Welt verſchwunden.
Und ſieht man hie und da mitunter auch
Bisweilen mich gar ſtolz hervor noch ragen,
So iſt die Zeit, wo nun ein Jeder mir
Gar bald auf läng're Zeit Valet wird ſagen.

K. H —.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 5. Nov. **Don Juan**, große Oper in 2 Abth., Muſik von Mozart. (Gaſtrolle) Don Juan: Hr. **Braſſin**, vom Hoftheater zu Mannheim.

Redakteur: J. L. **Heller**. — Druck und Verlag von **Heller** und **Rohm**.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 306. Sonntag, den 6. November 1842.

Bei dem Hinscheiden einer 16jährigen Jungfrau.

Von

J. Pirazzi.

Wenn die Rose sich erschlossen,
Die erst zarte Knospe war,
Bietet sie in voller Schönheit
Ihre reiche Blüthe dar,
Und wir freuen uns des Duftes,
Welcher ihrem Kelch entsteigt,
Freuen uns des Farbenschmelzes,
Bis er schwindet und erbleicht.

Wenn der Felder grüne Saaten,
Die wir keimen, wachsen sah'n,
Von der Sonne schon gebräunet,
Ihrer Zeitigung sich nah'n,
Beugen sich die vollen Aehren
Nieder zu dem dürren Land,
Bis sie, reif und schon erstorben,
Fallen von des Schnitters Hand.

Wenn ein Menschenleben endet,
Dessen Tagewerk vollbracht,
Dem kein Lenz und keine Sonne
Freundlich mehr entgegen lacht,
Wo vielleicht mit Sorg' und Leiden
Noch die müde Seele ringt,
Ist der Tod ein sanfter Engel,
Dessen Kuß Erlösung bringt.

Aber wenn die jungen Keime
Frühe schon ein Nachtfrost knickt,
Wenn die Knospe, kaum entfaltet,
Eine rauhe Hand zerdrückt,
Wenn der Tod die kalten Arme
Um das warme Leben schlingt,
Ist's ein Schmerz, der schwer verwundend
In des Herzens Tiefe dringt.

Und so seh'n wir trauernd heute
Eine Blüthe, zart und mild,
Welkend schon daniedersinken,
Die der Anmuth lieblich Bild.
Zu des Daseyns schönster Stufe
War sie kaum herangereift,
Als der eis'ge Hauch des Grabes
Sie ertödtend abgestreift.

Seht! des Hauptes blonde Locken
Schmückt der Bräute Myrthenkranz,
Aber weiße Rosen mildern
Seinen heitern Hochzeits-Glanz,
Und der Augen Doppelsterne,
Strahlend stets so hold und klar,
Sind von Wolken jetzt umschleiert,
Ausgelöscht auf immerdar.

Gäste kommen hergezogen,
Sammeln sich von fern und nah,
Eine lange Wagen-Reihe
Stehet, ihrer harrend, da.
Aber nicht der Freude Töne
Werden in dem Zuge laut,
Die sie stumm und ernst geleiten,
Ist des Himmels todte Braut! —

Kläget nicht um ihr Geschicke,
Ob es euch auch traurig dünkt,
Glänzt sie doch als Stern dort oben,
Der euch freundlich niederwinkt. *)
Unbefleckt vom Staub der Erde,
Sonnenklar und sonnenrein,
Und ein Engel schon hienieden,
Ging sie zu den Engeln ein.

*) Anspielung auf das Sternbild: der Delphin.

Digitized by Google

Die erste Liebe.

Frei nach dem Französischen des Henry Berthoud.

(Schluß.)

Rosalie schrieb mir unter Andern:

Mein theurer Lehrer und Freund, komponiren Sie doch für mich ein zweites Stück, und bringen Sie es persönlich nach Reggio . . . .

In einer einzigen Woche war die gewünschte Komposition vollendet; ich arbeitete Tag und Nacht; Freude, Sehnsucht und Hoffnung im Herzen, verließ ich Padua.

Die erste Person, welche mir in Reggio begegnete, war mein Marquis. Er erschien von Kopf bis zu den Zehen schwarz gekleidet, und war in einem lebhaften Gespräche mit einem Trödler begriffen. Schon aus der Ferne hörte ich seine gellende Stimme; er schrie, er feilschte, pries dem Fuchs die herrlichen Sachen, welche er ihm zum halben Preise verkaufen wollte, an, und arbeitete dazu so heftig mit den Armen, daß ihm der Schweiß auf der Stirne stand.

Nach einer kurzen Begrüßung fuhr er fort: Ein goldgesticktes Sammetkleid! und Sie bieten mir eine solche Lumperei? Ein herrlicher Halsschmuck mit unechten Steinen, und nur zwei Ducati? Sind Sie bei Sinnen?

Endlich gingen die saubern Leutchen mißvergnügt auseinander, der Marquis nahm mich bei'm Arm und sagte, als sey Alles, wie es seyn müßte: Jetzt, liebster Paër, stehe ich ganz zu Ihrem Befehl! Nun, Sie wissen doch schon, wie es mir geht? Gewiß machten Sie eine reiche Erbschaft? fragte ich lachend, und warf einen Blick auf seine Trauerkleider.

Nicht der Rede werth! antwortete er mit einem Seufzer; auf Ehre eine Lumperei! Was kann eine Sängerin auch viel in einem halben Jahre erübrigen? Doch was hilft das Klagen; ich bin ein Mann, und suche die Siebensachen so theuer als möglich anzubringen.

Eine Sängerin? rief ich zusammenfahrend; eine Sängerin? Gott, wen meinen Sie denn?

Ei, Sie wissen noch nichts davon? Erhielten Sie meinen Brief nicht? Meine Frau ist todt, ich bin Wittwer!

Todt! mein Kind, todt! begreifst Du, was das heißt, todt, verloren! — Sieh, er, um den Du weinst, lebt doch noch; aber meine erste Liebe war todt! — — Ach, was hilft es mir, daß er noch lebt, da er mich nicht liebt, da er mich verrieth? Aber woher wissen Sie denn, daß er die Ursache meiner Thränen ist? — Und wie trugen Sie den herben Verlust? Liebes Kind, anfangs war meine Verzweiflung groß, sehr groß; endlich reis'te ich nach Udine, wo die für Rosalinda componirte Oper aufgeführt wurde.

Ich kann es mir denken, die Kunst war fortan Ihr einziger Trost; Sie widmeten Herz und Leben von jetzt an nur der Musik! Ich will mir Ihre gute Lehre tief in die Seele schreiben, es auch wie Sie machen, mit der Begeisterung für die Kunst meinen Schmerz niederkämpfen, wenn ich kann!

Ich bin mit meiner Lektion noch nicht fertig; höre, was weiter geschah. Die Oper „Donna del Genio volubili" von Portogallo sollte zum Benefice einer hoffnungsvollen Sängerin, welche, wie Rosalinda, meine Schülerin war, gegeben werden, und diese Sängerin war, abgesehen von ihrer ausgezeichneten Sopranstimme, ein Engel an Schönheit und Liebenswürdigkeit. Es war Francesca di Riccardi. Nun ereignete es sich, daß ein Sänger, ein Comico, dem Francesca einen Korb gegeben, sich dadurch rächte, daß er plötzlich, als die Beneficevorstellung gegeben werden sollte, heiser wurde, und rund heraus erklärte, er werde wahrscheinlich Wochen lang nicht auftreten können. Der Schuft hatte mit dieser niederträchtigen Ausflucht übrigens bis zu dem kritischen Augenblicke hinter dem Berge gehalten, wo das Publikum bereits das Haus stürmte und die Ouverture beginnen sollte. Du kannst Dir denken, wie der Beneficiantin das Herz schlug! Sie war außer sich, jammerte, klagte, verwünschte den hinterlistigen Schurken und zerfloß nun in Thränen. Das haben die Weiber vor uns Männern voraus; wenn sie nichts Besseres zu thun wissen, so weinen sie sich wenigstens aus! — Während sie so über dem Weinen Gott, Welt und ihr Benefice vergaß, ereignete sich etwas, das sie wohl eher, als des Himmels Einsturz erwarten mochte. Sie sah nämlich plötzlich den Pipo, halb von einer Coulisse verdeckt, auf der Bühne, und eilte nun dankerfüllt und ausgesöhnt auf ihn zu, denn sie wähnte, der Ausreißer habe sich besonnen, wolle feurige Kohlen auf ihr Haupt sammeln und singen. — Eine neue Ueberraschung! Der Pipo war der Pipo, aber ein anderer als der Ersehnte! Kaum hatte Francesca diesem Pipo in's Gesicht gesehen, als sie schluchzte: Nein, nein! Ich dulde es nicht! Mein Gemahl darf und soll sich nicht so blos stellen. Ein Maestro, der bereits durch mehrere Kunstwerke einen guten Namen errang, darf sich dem Publikum nicht in rother Schminke und als Buffo-comico preisgeben. Lieber keinen Bajocco von der ganzen Einnahme! Mag das Publikum toben und rasen, mein lieber guter Mann tritt nun und nimmermehr auf.

Paër schwieg, sah seine Schülerin mit wehmüthigem Lächeln an und sagte darauf:

Und weißt Du, wer Francesca's lieber guter Mann war?

Wie sollt' ich doch! antwortete die Schülerin, welche über der Erzählung Seufzer und Thränen längst vergessen hatte.

Du räthst es nicht?

Nein, wirklich nicht.

Es war Niemand anders als Signor Ferdinando Paër!

Sie selbst?!

Ich war es leibhaftig.

Und Rosalinda?

Nun, ich machte es gerade wie sie. Sie vergaß mich im Leben, ich sie im Tode . . . Ich ward um Francesca's Hand und sie schlug ein.

O die Männer! die Männer! seufzte die angehende Sängerin.

Pipo nahm sich die Angst der Beneficiantin nicht sehr zu Herzen, er trat auf und wurde applaudirt, wie der echte Pipo es sich nicht rühmen konnte. Sein Spiel, seine Art zu singen, seine Stimme, sein Humor erfochten ihm einen Sieg, der mit einem, was weiß ich, wie oftmaligen Herausrufen gekrönt wurde. Am nächsten Morgen war der kranke Buffo wieder gesund, und erklärte dem Direktor, daß er sich die Rolle von dem untergeschobenen Pipo nicht ferner nehmen lassen wolle. Am Abend stand er wieder auf dem Zettel. Ich muß Dir nun noch sagen, daß sich dieser Vorfall während der Besetzung Italiens durch die französische Armee ereignete. Der dort kommandirende französische General war ein leidenschaftlicher Verehrer der Musik.

Er fand so viel Geschmack an dem untergeschobenen Pipo, daß er sich für den wirklichen schönstens bedankte. Darüber kam es zu Händeln, welche der General auf gut militärisch

Digitized by Google

dadurch löste, daß er dem Impresario durch seinen Adjutanten andeuten ließ, er werde schlimmsten Falls den widerspenstigen Pipo so lange festnehmen lassen, bis er sich zu einer Wiederholung verstände, denn wer A gesagt habe, der müsse auch B sagen. Welche Rathschläge der Direktor dem kühnen Kunstfreund gab, weiß ich nicht; Thatsache aber ist es, daß mein Haus mit Grenadieren besetzt und mir ein Befehl von dem General eingehändigt wurde, welcher im Ordonanzstyle besagte, daß ich dem Offizier zu folgen und mich zum Singen der Rolle noch für diesen Abend anzuschicken habe. Ich that, als wollte ich gehorchen, und bat den Offizier, er möge mir erlauben, im Nebenzimmer dazu Toilette machen zu dürfen; er willigte ein, und ich nahm durchs Fenster Reißaus. Der General tobte, Pipo der Alte wurde ausgepfiffen; schloß jedoch endlich noch einen ziemlich günstigen Frieden mit dem Publikum. Jetzt kam ich aus meinem Versteck wieder zum Vorschein, stellte mich dem General vor, versöhnte mich mit ihm, und arbeitete wieder ungestört an meiner Composition. — Nun, wie gefällt Dir meine Geschichte?

Sie haben Ihre erste Liebe vergessen, verschmerzt in weniger als einem Jahre!? fragte die Schülerin, welche des Lehrers Erzählung zuletzt nur noch mit halbem Ohre zugehört hatte.

Ja, verschmerzt! Auch Du wirst sie verschmerzen, liebes Kind, hast auch jetzt gar nicht Zeit, an solche Dinge zu denken, denn ich habe endlich die Bewilligung, daß Du auftreten sollst, in vierzehn Tage stehst Du mit dem Publikum Aug' in Auge; nimm Dich also zusammen!

In vierzehn Tagen schon? Gott, welch ein unverhofftes Glück!

Aber, Kind, Du bist ja zum Singen jetzt viel zu traurig, sagte der greise Lehrer mit einer kleinen Schadenfreude; ich denke, wir setzen unsere Uebungen bis zur künftigen Woche aus.

Wenn ich aber schon in vierzehn Tagen auftreten soll? Mir fehlt noch so viel!

Bist Du der Ansicht, so wollen wir singen. Frisch an's Werk! Sogleich fing er die Introduktion der Arie des Amor timido an. Als die Stunde zu Ende war, hatte sie alles Weheid hinter sich liegen; ihre Stimme war wieder rein und voll, und nur die Augen zeigten noch einige Thränenspuren.

Vierzehn Tage später trat sie auf und errang einen Sieg, der in Paris mit zwanzigtausend Franken gekrönt wird. Wie war die Arme, welche sich bisher monatlich mit vierzig Franken behalf, nun plötzlich so reich, so gefeiert, so glücklich. An ihre erste Liebe dachte sie nur noch, wenn Paër sie hin und wieder damit neckte. Jetzt haben sich die Verhältnisse geändert. Der Mann ihrer Jugendliebe, welchem sie nicht gut genug war, begleitet sie jetzt alle Abend, wo sie singt, in's Orchester, und läßt sich's für achthundert Franken Gage als Posaunbläser sauer genug werden. Er ist der begeistertste Lobredner der gefeierten Sängerin, setzt dann aber jedes Mal mit einer tüchtigen Dosis von Selbstgefälligkeit hinzu: Die wäre jetzt meine Frau, wenn ich gewollt hätte!

Fachreddin, der Drusenfürst.

(Historische Bilder aus der Geschichte Syriens; von G. Maclea.)

(Fortsetzung.)

Im ganzen Lager verbreitete der Entschluß des Emirs große Freude, und man rüstete sich zu dem bevorstehenden Sturm mit derselben Heiterkeit, als man ein Fest bereitet und erwartet; die Erinnerung der beiden früher mißlungenen Versuche stachelte nur um so mehr die tapfern Krieger, ihre Scharte wieder auszuwetzen.

Fachreddin, nachdem er seine Befehle ertheilt, die ihm als Heerführer oblagen, und das Wichtigste geordnet hatte, überließ sich jetzt zum ersten Mal wieder nach langer Zeit in den nahen Bergen dem Vergnügen der Jagd. Bald hatte er sich im Verfolgen einer Gazelle von seinem Gefolge entfernt. Das Thier flüchtete höher und höher auf die schroffen Klippen, und hatte bereits einen bedeutenden Vorsprung vor dem Geschoß seines Jägers gewonnen, als plötzlich ein zweiter Feind, ein ungeheurer Wolf, von der Seite herbeistürzte und im Nu es erwürgte. Fachreddin, dem das Raubthier eine noch willkommenere Beute war, säumte nicht, den Wolf anzugreifen. Während dieser mit dem Zerreißen des schlankfüßigen Thieres sich beschäftigte, erhob der Emir die mit einem Jagdspeer bewaffnete Faust und mit einem kräftigen Schwung schwirrte die Lanze durch die Luft. Doch eine zufällige Seitenbewegung, welche der Wolf so eben über seinem Fraße machte, rettete ihn vor dem tödtenden Wurf, und die Waffe streifte nur leicht seinen Schenkel. Der Wolf, der den Jäger nicht wahrgenommen, oder nicht geachtet zu haben schien, ließ jetzt seine Beute fahren und stürzte seinem Feind entgegen; Fachreddin erwartete ihn stehenden Fußes und zog das scharfgeladene, reich mit Silber garnirte Pistol aus dem Gürtel, es ruhig dem Wolf entgegenhaltend. Das Thier, welches den Jäger in einer entschlossenen Stellung sah, näherte sich ihm jetzt grimmig, die blutigen Zähne entgegenblecknd, mit langsamen Schritten. Plötzlich stürzte es mit einem gewaltigen Satz auf ihn zu; aber in demselben Augenblicke blitzte es aus dem Feuerrohr, und von einer Kugel durchbohrt, wandte sich mit gräßlichem Gebeul das Thier zur Flucht, und verschwand, von dem Emir verfolgt, in einer weit gähnenden tiefen Höhle, deren Eingang hinter einem Felsenvorsprung verborgen lag.

„Wer ist der Verwegene, der den Freund mir ermordet? Bei der heiligen Fahne des Propheten, ich will ihn meiner Rache opfern", tönte eine rauhe und starke Stimme aus der Tiefe des Felsengewölbes, gleich einem unterirdischen Donner. Fachreddin blieb erstaunt vor der entdeckten Höhlenöffnung stehen, griff nach dem Säbel, da seine beiden Pistolen abgefeuert waren.

„Wer ist's, der hier mit den wilden Thieren des Gebirges zusammen haust, und Freundschaft mit Wölfen schließt? Tritt hervor und zeige mir Dein Antlitz, ob's auch ein menschliches ist!" rief er schnell entschlossen und trotzig in die Höhle zurück.

„Ein Menschliches?" erwiederte es inwendig mit einem gräßlichen Gelächter. „Wäre ich doch ein Tiger unter Tigern geboren und nicht von dem Weib eines Menschen. Doch scheint mir nicht, daß Du in Wahrheit an meiner Menschlichkeit zweifelst, sonst würdest Du Dich nicht zum Ziel meiner Flinte hinstellen, welche so eben auf Dich gerichtet ist.

In diesem Augenblick hörte Fachreddin in dem Dunkel der Höhle das Rad eines Feuergewehrs knacken, und fand es für gut, von dem Eingang der Höhle sich auf die Seite zurückzuziehen, wo der Felsen ihn vor einem tückischen Angriff seines unsichtbaren Feindes deckte; nach wenigen Minuten trat dieser hervor an das Tageslicht.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Eine wichtige Entdeckung.

(Wien.) Es ist eine bekannte Thatsache, heißt es in der nord-amerikanischen Zeitschrift Silliman's Journ., daß Samen, welche schwer keimen oder die Fähigkeit dazu bereits verloren haben, dadurch zum Keimen gebracht werden können, daß man selbe längere Zeit in's Wasser legt, welches mit Chlor-Wasserstoffsäure schwach angesäuert worden ist. Diese Thatsache gab Veranlassung zu dem Versuche, ob nicht sehr verdünnte Chlor-Wasserstoffsäure, zum Begießen der bereits gekeimten Samen angewendet, das Wachsthum derselben zu befördern im Stande wäre. Die zu diesem Versuche angewandten Pflänzchen von Lactuca sativa zeigten alsbald die außerordentliche Wirkung dieses Mittels und waren bereits nach achtundvierzig Stunden zu einer Höhe von dritthalb Zollen emporgewachsen; in acht Tagen, bei fortgesetzter Behandlung, hatten sie den Grad von Ausbildung erreicht, der sonst nach Verlauf von fünf bis sechs Wochen einzutreten pflegt. Auch bei den jungen Pflänzchen von Fichten und Tannen zeigte sich dasselbe günstige Ergebniß. Nachdem diese jungen Gewächse auf obengenannte Art drei Monate lang behandelt worden waren, hatten sie in ihrer Entwickelung solche Fortschritte gemacht, daß sie von Sachverständigen für zweijährige Pflanzen angesehen wurden. Welche Fortschritte, schließt das obgenannte Blatt, werden nicht für Forst- und Landwirthschaft daraus erwachsen, wenn es gelingt, durch künstliche Mittel das Wachsthum der Wälder und Saaten so zu befördern und zu beschleunigen, daß die Zeit von der Aussaat bis zur Aernte um das Sechsfache verkürzt wird! Welches Licht verbreitet dieser einfache Versuch in der Wissenschaft! Von heute an zweifelt gewiß Niemand mehr, daß die Salzsäure der in Regenwasser enthaltenen Salze es ist, die der Vegetation die unentbehrlichsten und ersprießlichsten Dienste leistet. Man muß von nun an der Chlor-Wasserstoffsäure die wahrhaft wunderbare Kraft zuschreiben, die man bisher irrig dem Ammoniak einräumen zu müssen glaubte. Auch für die Viehzucht verspricht diese Entdeckung von Wichtigkeit zu werden, da das Vieh die mit Säure behandelten Gewächse des erhöhten Salzgehaltes wegen lieber frißt, als andere Pflanzen derselben Art, die nicht mit Säure behandelt wurden. Die Theuerheit des Materials kann nicht als Hinderniß angesehen werden, da nur geringe Quantitäten erforderlich sind, um eine große Wirkung zu erzielen, und in jedem Lande, wo der Preis des Kochsalzes nicht übermäßig hoch und die Manufaktur zur Vollkommenheit gelangt ist, die Chlor-Wasserstoffsäure die wohlfeilste Materie ist, die man in Strömen als Nebenprodukt erhält, wenn man die zur Seife- und Glas-Fabrikation erforderliche Soda aus Natrum-Chlorid (Kochsalz) bereitet, statt Wälder zu verbrennen, um die dadurch gewonnene Pottasche anstatt der Soda zu verwenden. (Wiener Ztg.)

Konzert des Pianisten Th. Döhler.

Die lange Reihe von unberühmten und berühmten, mittelmäßigen und ausgezeichneten Pianisten, welche in Frankfurt a. M. Konzerte gegeben haben, wird abermals um Einen vermehrt. Es gehört dieser den gepriesensten Virtuosen der Gegenwart an und sein klangvoller Name wird neben denen eines Liszt, Thalberg und Chopin mit Achtung genannt. In Paris und London, Wien und Mailand, Amsterdam und Rotterdam u. s. w. hat Döhler glänzende Erfolge gehabt, und die Kunstkritik hat über den Werth seiner Leistungen entschieden. Seine Compositionen, Nocturnen und Etuden, sind überall bekannt und beliebt. Indem wir nun den Musikfreunden die Anzeige des nächsten Dienstag den 8. d. M. im Saale des Weidenbusches stattfindenden Konzertes zur Kenntniß bringen, haben wir das Vergnügen, auf ein wirkliches Renommée und auf eine anerkannte Meisterschaft verweisen zu können. So überreich die Gegenwart auch an Künstlern ist, so ist die Zahl der vorzüglichen doch nur gering. Der bevorstehenden musikalischen Soirée als einer willkommenen entgegensehend, halten wir eine weitere Vorwortung derselben für überflüssig und verweisen auf das eben erschienene Programm, welches uns den Genuß verspricht, die beliebtesten Compositionen des Meisters in vorzüglicher Ausführung zu vernehmen.

Korrespondenz.

Wicker, unweit Hochheim, 3. Nov.

Schon seit einigen Jahren ist man in unserm gesegneten Lande mit der Zehntablösung beschäftigt. Viele Gemeinden haben den auf ihren Gemarkungen ruhenden Zehnten bereits abgelöst, und auch Wicker — nicht gewohnt, im Bessern zurück zu bleiben — hat dies jüngst gethan. Dies, und die angenehme Hoffnung zu einer gesegneten Weinlese machte letztere, welche am 25. v. M. begann und noch von Einzelnen nicht beendigt ist, zu einem wahren Freudenfeste. Reichlicher, als man erwartete, fiel unsere Weinlese aus, und der erhaltene Most ist ganz kostbar. Es wurde bis zur Zeit in kleinern, nicht gefüllten Quantitäten für die Ohm 32 — 36 fl. bezahlt. Größere und schon lagernde Quantitäten sind für diesen Preis nicht feil, weil man der Meinung ist, der 1842er dürfte im Preise noch steigen. — Das Jahr 1842 — für uns war es ein gesegnetes — geht seinem Ende entgegen und mit ihm schwinden auch die Leiden und Freuden, welche es brachte. Uns gewährt es hoffentlich noch zwei Gelegenheiten zu angenehmen Vergnügen. Wir meinen den am 7. und 8. d. M. gehalten werdenden Hochheimer Jahrmarkt und unser letztes Kirchweihfest. Bei günstiger Witterung ist der erwähnte berühmte Markt äußerst lebhaft und interessant. Das freundliche Hochheim thut Alles, um seine Gäste erwünschlich zu bewirthen. Nicht minder geschieht dies von unsern Gastwirthen, besonders am jährlichen Kirchweihfeste. Es beginnt am 21. und endigt mit dem 25. d. M. und dürfte, da in diesem Jahre Bachus so herrlich für uns sorgte, ihm zur Ehre recht lustig werden. H.

Auflösung der Charade in Nro. 305.

Strohhut.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 6. Nov. Die Erziehungsresultate, Lustspiel in 2 Abth., von Blum. Hierauf folgt (neu einstudirt): Die Jungfern Köchinnen, Lokalposse in 1 Akt.

Montag, 7. Nov. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt und zum Erstenmale wiederholt): Catharina Cornaro, Königin von Cypern. Große Oper in vier Abtheil., nach St. Georges von A. Büssel. Musik vom k. Kapellmeister Franz Lachner. (Gastrolle) Andrea Cornaro: Hr. Brassin, vom Hoftheater zu Mannheim. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 307. Montag, den 7. November 1842.

Der graue Ueberrock. *)

Großmütterlein, von ihm erzähle,
Von ihm erzähl', Großmütterlein.
Beranger.

Mein Freund Trollier nahm eben eine gewaltige Prise aus seiner großen Dose mit dem grau in grau gemalten Bildniß des Kaisers, als ich zu ihm sprach: „Sie besitzen diesen Ueberrock seit sechsundzwanzig Jahren . . .“

„Seit siebenundzwanzig,“ unterbrach er mich, berichtigend, und ohne zu ahnen, wo ich mit meiner Bemerkung hinauswollte.

„Also siebenundzwanzig Jahre. Um so mehr hab' ich Recht. Das Gedächtniß des Kaisers ist unsterblich, aber sein Ueberrock . . .“

Er unterbrach mich auf's neue. — „Der Ueberrock Seiner Majestät,“ sagte er feierlich, „war während der ganzen Zeit wohlverwahrt, und ich trag' ihn erst seit vier Wochen.“

Ich war überrascht.

„Die Armuth,“ fuhr er fort, „ist ein Unglück, keine Schmach. Ich habe bessere Tage gesehen, doch seit Jahren geht mir's sehr hinderlich, und in diesem Winter lernt' ich zum ersten Mal die bittre Noth kennen . . . Die Noth ist ein hartes Joch, Herr! . . . Nach und nach hab' ich versetzt und veräußert, was ich irgend nur besaß. In besseren Zeiten sind mir oft für diesen Rock bedeutende Summen geboten worden, die ich stets ablehnte, und vielleicht immer noch ablehnen würde. Doch jetzt fällt es keinem ein, mir Anerbietungen zu machen. Im Laufe dieses Winters nun ging mir's so schlecht, daß ich vier Wochen das Bett hütete, weil ich keinen Rock hatte, um darin auszugehen.“

„Und dieser Ueberrock?“

„Ich wagte nicht, ihn anzulegen. Bedenken Sie, des Kaisers eigener Leibrock. Nun aber drang das Gerücht von der Heimholung seiner Asche zu mir. Noch zauderte ich. Am Tage seiner Rückkehr jedoch vermochte ich nicht länger zu widerstehen. Glockenklang und Kanonendonner rissen mich gewaltsam fort. Ich wäre sonst närrisch geworden. Ich mußte dabei seyn, wo sie ihm die letzte Ehre erwiesen.“

Ich war gerührt, das Angedenken des großen Kaisers verklärte auch diesen armen Mann.

„Vergönnen Sie mir eine zudringliche Frage,“ sprach ich . . .,

„Ich verstehe,“ versetzte er: „allerdings hab' ich ein Geschäft. Ich, der ich früher einem wahren Herrscher zu dienen die Ehre hatte, bin jetzt der Diener von Schattenkönigen.“

„Sie sprechen in Räthseln.“

„Ich bin Figurant bei'm Theatre-Français, im Trauerspiel. Aber Fräulein Rachel tritt selten auf, das Trauerspiel ist nicht sehr Mode, und ich geh' oft hungrig zu Bett.“

Der arme Teufel machte sich über sein eigenes Elend lustig; sein Ton war traurig, doch nicht bitter.

„Auch geht mein Geschäft schlecht genug,“ berichtete er weiter; „eine bejahrte Schauspielerin sagt, ich würde bereits zu alt. Ein junger Mensch, der selber nicht hübsch ist, meint, ich sey zu häßlich. Freilich, was für Napoleon und Josephine einst nicht zu schlecht war, ist für die da lange nicht gut genug.“

Es war spät; ich verließ meinen neuen Freund mit dem Versprechen, ihm alle Tage eine Zeitung zu geben, so lange noch die Rede von der Reise der Belle-Poule seyn würde.

Täglich traf ich ihn nun im Palais-Royal; wo er nie versäumte, mich anzureden und sich zu bedanken. Dann gewöhnte er sich, sich neben mich zu setzen, oder mit mir herumzuschlendern. Wir sprachen nur vom Kaiser, und im Gespräch mit ihm ward dieser Gegenstand durchaus nicht lästig. Sein Anekdotenschatz schien unerschöpflich.

Unsere Bekanntschaft ward nach und nach zu einer Art Vertraulichkeit, und der Umgang zur Gewohnheit. Ich mochte mich befinden, wo ich wollte, wenn es zwei Uhr schlug, richtete ich schier unwillkürlich meine Schritte zum Palais-Royal, und suchte dort nichts, als den grauen Ueberrock. — Das dauerte über ein Jahr, und während der ganzen Zeit sah ich den grauen Rock stets mit derselben Empfindung wieder. Ich schritt hastig auf Trollier zu, voll Ungeduld, sein salbungsvolles „Seine Majestät“ zu vernehmen, und mich dadurch wie durch einen Zauberschlag in eine längstversunkene Zeit versetzt zu fühlen. Was der wackere Mann irgend nur sprach, trug den Stempel innerer Wahrheit.

Eines Tages endlich geschah es, daß mein Blick vergebens nach dem grauen Ueberrock spähte. Ich schaute rechts und links, lief überall durch die Bogengänge und Alleen hin und her, und suchte jede Bank ab. Indessen war ich, trotz meiner Befangenheit, nicht so zerstreut, daß ich nicht den zerlumpten Menschen bemerkt hätte, der mir wie mein Schatten in einer gewissen Entfernung folgte. Ich würdigte ihn kaum eines flüch-

*) Aus Lewald's Europa.

Digitized by Google

tigen Seitenblickes, und hielt ihn für irgend einen angehenden und noch ungeſchickten Polizeiſpürhund. — Vom Suchen ermüdet, wollte ich ſchon gehen, als der eben genannte Schatten, wie meine Abſicht errathend, mich anſtieß und bei Namen rief. Ich erkannte ſeine Stimme. Es war Trollier . . . aber Trollier ohne ſeinen grauen Ueberrock; meine gewohnte Erſcheinung, aber ohne ihr eigentliches Abzeichen; ein ganz gewöhnlicher Menſch, wie wir alle, nur nicht ſehr gut gekleidet.

(Schluß folgt.)

Fachreddin, der Druſenfürſt.

(Hiſtoriſche Bilder aus der Geſchichte Syriens; von S. Maclea.)

(Fortſetzung.)

Der Emir betrachtete einige Minuten verwundert den herkuliſchen Mann, der jetzt im Eingang der Höhle ſtand. Es war kein verachtungswürdiger Feind. Er war mit Flinte, Säbel, Dolch und Piſtole wohl gerüſtet, und das roh zuſammengefügte Oberkleid von Tigerfellen, der lange, ſchwarze Bart, der hohe Turban gaben ihm ein noch kriegeriſcheres Anſehen. Sein Anblick würde jeden minder Entſchloſſenen mit Furcht erfüllt haben; aber dieſes Gefühl kannte Fachreddin nicht in den Tagen ſeines Ruhms.

Drohend ſtanden ſich beide Feinde einige Minuten einander gegenüber; ſie muſterten ſich mit ſcharfem Blick; da erheiterten ſich plötzlich die finſteren Mienen des Höhlenbewohners; es ſchien, als habe ein freundlicher Gedanke ſeine Seele ergriffen. „Ihr ſeyd Fachreddin, der tapfre Emir von Schuf, der vor Beirut lagert", rief er. „Eure Jugend, die Pracht Eurer Waffen, Euer meergrüner Turban verräth es mir; und kein Anderer würde in dieſem Augenblick ſo furchtlos mir gegenüber ſtehen."

„Ich bin es", erwiederte der Druſenfürſt ſtolz, ungewiß, ob die unverhehlte Freude des Mannes günſtig oder ungünſtig zu deuten ſey.

„Dann laß uns Friede ſchließen und ſey mir willkommen, Sohn des Helden Maan Oghli, rüſtiger Feind der ottomaniſchen Pforte!" rief der Rieſe mit freudeblitzenden Augen und reichte dem Scheik ſeine Rechte dar. „Tretet herein in mein unterirdiſches Haus und ſeyd mein Gaſt, wenigſtens auf eine Stunde. Ihr habt mir einen Freund getödtet und ſeyd mir dafür Erſatz ſchuldig; der mögt Ihr nun ſelbſt von nun an ſeyn."

Fachreddin ſah den Sprechenden jetzt betroffen an, denn er glaubte einen Wahnſinnigen vor ſich zu ſehen.

„Ihr haltet mich von einem umherirrenden Geiſte beſeſſen?" ſprach der Unbekannte, der den Gedanken des Emirs zu errathen ſchien. „Ein Wunder iſt es freilich, daß es noch nicht geſchehen; aber Allah — er ſey gelobt! gab mir zu einem ſtarken Körper auch eine ſtarke Seele, denn er hatte mir Vieles zu ertragen beſtimmt. Aber dem ſey, wie ihm wolle, Eurer Freundſchaft, Emir von Schuf, bin ich werth, und ich bin werth, daß Ihr meine Wohnung betretet und mein Gaſt ſeyd."

„Sage mir zuvor, wer Du biſt, ſeltſamer Mann, und was trieb Dich in dieſe einſame Kluft, in die Geſellſchaft wilder Thiere?" fragte Fachreddin.

„Mein böſes Schickſal führte mich hierher", war die Antwort. „Ich bin freilich ein armer Mann, Effendi; meine Wohnung iſt dieſe Höhle; in die Häute der Thiere, die meine Waffe erlegt, muß ich mich kleiden, und von ihrem Fleiſche mich ſättigen; mein einziger Geſellſchafter war der von Euch getödtete Wolf, den ich mir gezähmt hatte; ehedem aber war es anders."

„Ich war Hauptmann der Segbanen und auf dem beſten Weg zum Oberſten, Aga und Weſir. Im Kampf nannten mich die Moslemin den Hammer Gottes, die Ungläubigen einen Teufel. Ruſtem, der Stallmeiſter Ibrahim Paſcha's, des mächtigen Großweſirs, ſchätzte mich, und war im Begriff, mir ſeine Schweſter Zuleima zur Gemahlin zu geben; mein Glück war gemacht. Da brach der Schlachttag von Kereſztes an. Ich ward mit meiner Schaar dem Beglerbeg von Haleb Sohrab zugetheilt. Die Schlacht hielt ſich lange ſchwankend; doch wir kämpften tapfer, wie gewohnt. Da rückten, als die Sonne zum Untergang ſich neigte, die wilden Ungarn und die ſchwer dreinſchlagenden Deutſchen auf das Centrum, wo der Sultan ſtand. Das Heer gerieth in Unordnung, und wir mußten uns zur Flucht wenden. Aber die Deutſchen und Ungarn verfolgten uns nicht, ſondern warfen ſich auf die Zelte des Sultans und beluden ſich mit Beute. In dieſer Stunde der Gefahr brach Cicala, des hingerichteten Großweſirs Ferchad Sohn, mit ſeinen Reiterſchaaren aus dem Hinterhalt hervor und wandte die Schlacht und den Sieg der heiligen Fahne zu. Nun ward Cicala Großweſir und fing an, ſeine Feinde und die Freunde ſeiner Feinde zu verfolgen. Unter dem Vorwand, daß ſie in der Schlacht die Flucht ergriffen hätten, ließ er Vielen die Köpfe abſchlagen, andere ächten und ſchimpflich entehren. Auch mich traf der Haß, und ich war genöthigt, meinen Kopf nach Natolien zu retten, wo ich viele tauſend Gefährten meines Unglücks fand. Wir vereinigten uns zur Rache und kündigten der Pforte den Gehorſam auf. Abdulhalim, der ſchwarze Schreiber genannt, trat an die Spitze. Die glorreichen Siege, die wir ſeit ſechs Jahren gegen die Weſire des Sultans erfochten, ſind Aſien und der ganzen Welt zu bekannt, als daß ich ſie Euch wiederholen dürfte. Der ſchwarze Schreiber ward endlich nach einer unglücklichen Schlacht in den Bergen von Dſchanik erdolcht; aber nicht der Geiſt der Rache. Drei Männer traten zuſammen, zerſtückten den Leichnam Abdulhalims in drei Theile, begruben ſie gegen Mittag, Mitternacht und Abend an den drei meerumfloſſenen Seiten Natoliens, und ſchwuren, ſo lange dieſe drei Stücke nicht zuſammen ſich fänden, keinen Frieden zu geben, dem Sultan und ſeinen Weſiren. Der erſte dieſer Männer war Schahwerdi, der zweite Julafkapdi, der dritte ich ſelbſt."

„So biſt Du Tavil, der Gefürchtetſte unter den Euren?" rief der Emir, und ſeine Augen glänzten wie in freudiger Ueberraſchung.

„Ja, ich bin der Lange", erwiederte Tavil mit Selbſtzufriedenheit, denn ſein Name war von ſeiner Rieſengeſtalt entlehnt.

„Wie kommt Ihr aber hieher, getrennt von Euren Schaaren?" fragte Fachreddin.

„Wißt Ihr denn noch nicht, daß meine Bundesgenoſſen eidbrüchig geworden ſind?" entgegnete der Lange giftig. „Delin Huſſein, der Bruder des ſchwarzen Schreibers, und Schahwerdi, haben ſich in Stambul wieder angebettelt und ſind mit ihren Banden hinüber gezogen nach Europa, um ihre Köpfe in Ungarn gegen die Ungläubigen zu laſſen. Julafkapdi ward erſchlagen, als er ſich ihrem Beginnen widerſetzen wollte. Ich allein mit einer kleinen tapfern, mir treu gebliebenen Schaar

Digitized by Google

blieb in den Bergen bei Konia. Zu schwach indessen, um in Natolien den Feinden die Spitze bieten zu können, beschloß ich, durch Kurdistan nach Persien zu ziehen, wo wir eine gute Aufnahme hoffen durften. Aber es war zu spät. Ein Heerhaufen Jaus Ali's, der zum Großwesir berufen, war von Aegypten über Damaskus heraufgezogen, und versperrte uns den Weg. Wir wurden angegriffen mit Uebermacht, geschlagen und zerstreut. Verwundet, und nichts rettend als das nackte Leben, begleitet von meinem treuen Kiaja, so nenne ich den von Euch verwundeten Wolf, entkam ich glücklich in diese Berge, wo ich seitdem das Leben eines Einsiedlers führe, da auf meinen Kopf ein Preis von zehntausend Piaster gesetzt ist, und ich unter diesen Umständen mich vor einem Verräther wohl zu wahren habe."

„In diesen Bergen soll Euch kein Verräther schaden, Tavil", sprach Fachreddin, denn der Lange war ein Mann nach seinem Herzen; „ich schütze Euch mit meiner ganzen Macht. Ich nenne diesen Tag einen glücklichen, der mich einen so tapfern Mann kennen lehrte."

Beide Männer traten jetzt in das Innere der Höhle, welche durch den hereindringenden Tag nur schwach erhellt war; doch gewöhnte sich das Auge bald an das matte Dämmerlicht. Aus einem Winkel leuchteten die Augen des Raubthiers wie zwei hellglühende Kohlen; der Anblick Fachreddins, und die fehlende Kraft, sich auf ihn stürzen zu können, entlockten ihm ein dumpfes Geheul.

„Still, mein Kiaja, das ist einer unserer Freunde, und seine Beleidigung an dir nur ein Mißverständniß", besänftigte der Lange, und das Thier, als ob es die Worte seines Herrn verstünde, schwieg still und leckte ruhig seine Wunde.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Im Hafen von Bordeaux brach am 20. Okt., Morgens 2 Uhr, an Bord des kürzlich von New-Orleans angelangten amerikanischen Kauffahrers „Havre" von 451 Tonnenlast Feuer aus, und griff trotz rascher Hülfe so gewaltig um sich, daß Nachmittags das ganze Schiff bis auf den Wasserspiegel niedergebrannt war, und gegen Abend die wiederkehrende Fluth den Rest begrub. Unverbürgt hieß es, daß die völlig trunkene Bemannung selbst das Schiff an vier Ecken angezündet habe, und daß hierauf die meisten Matrosen mit den werthvollsten Effekten geflüchtet hätten. Drei zur Mannschaft gehörige Neger sitzen bereits im Gefängnisse.

(Aus dem Kreise Heppenheim, 2. Nov.) Nachstehender trauriger Vorfall hat sich vorgestern zu Fürth ereignet. Der Bierbrauer Heinrich Heberer wollte zur Erweiterung seines Geschäfts hinter seinem Hause einen Bierkeller anlegen und veraccordirte diese Arbeit an den Bergmann Jakob Schick aus Wimpfen, der bereits viele Keller der fraglichen Art gebaut haben soll. Dieser betrieb auf's eifrigste mit mehreren Arbeitern das Unternehmen, unterließ jedoch hierbei die nöthigen Vorsichtsmaßregeln. Denn während nur ein kleiner Theil des Kellers ausgemauert war, hatte er die Decke des übrigen Theils, die aus leichtem Sandboden bestand, nicht gehörig unterstützt. Vorgestern Abend nun zwischen 10 und 11 Uhr stürzte plötzlich ein großer Theil der Decke ein und begrub den Unternehmer Schick und dessen vier Arbeiter. Zwei derselben wurden alsbald herausgegraben, konnten aber, aller Rettungsversuche ungeachtet, nicht wieder zum Leben gebracht werden. Die Leichen der übrigen Arbeiter wurden erst gestern Nachmittag aufgefunden. — Dieser Vorfall ist um so bedauerlicher, als die Polizeibehörde, das Gefährliche dieser Anlage erkennend, deren Fortsetzung zeitig untersagt hatte.

(Das Schloß Hambach.) Das bekanntlich im Allgemeinen trefflich redigirte „Journal des Debats" enthält in seiner Nummer vom 21. Okt. alles Ernstes folgenden, eine Fülle eigenthümlicher geographischer, topographischer und anderer Kenntnisse beurkundenden, offenbar in Paris fabricirten angeblichen Correspondenzartikel, den wir zur Unterhaltung unserer Leser wörtlich übersetzen: „Man schreibt aus München (Bayern) unter'm 14. Okt.: Bei Gelegenheit der Vermählung unseres Kronprinzen mit der Prinzessin Maria von Preußen hat die alte Provinz Pfalz, welche gegenwärtig die Kreise des Regens und des Obermains bildet, J. k. HH. ein Geschenk gemacht mit dem berühmten Schlosse von Hambach, am Rhein, sammt Allem, was es enthält, und mit seinen sämmtlichen Dependenzien, bestehend aus mehr als hundert Häusern und Ländereien von $2^1/_2$ □Meilen (ungefähr 5 französ. □Stunden) Ausdehnung, die meistens mit Waldungen bedeckt sind. Dieses im 12ten Jahrhundert erbaute Schloß ist eines der besterhaltenen mittelalterlichen Monumente, die in Deutschland existiren, und es ist in der pittoreskesten Lage. Es enthält, außer einem prächtigen antiken Mobiliar, eine Gemäldegallerie von den berühmtesten Meistern der altdeutschen Schule, und eine Kapelle, in welcher sich merkwürdige Holzschnitzwerke und eine große Anzahl Ornamente von massivem Silber befinden. — Die pfälzische Deputation, beauftragt, J. k. Hoheiten den Schenkungsakt dieser Besitzung, welcher mit goldenen Lettern auf Pelin geschrieben, und in einem silbernen Etui verwahrt ist, zu überreichen, hat auch den Auftrag, dem Prinzen zwei Fuder Wein von Deidesheim, bei Speyer, und hundert Flaschen Wein von Dürkheim, bei Worms, anzubieten, deren erster 180, der andere 315 Jahre alt ist, so wie einen sehr großen goldenen Becher (Humpen) von antiker Form, mit den Wappen aller Städte der Pfalz, auf dessen Deckel sich der Rheingott erhebt. — Diese Deputation ist bereits zu München angekommen, und wird morgen die Ehre haben, von Ihren k. Hoheiten dem Prinzen Maximilian und der Prinzessin Marie in einer Audienz empfangen zu werden."

(München, 26. Okt.) Von der Vorliebe, die hier und in der Umgegend für alle Arten des Scheiben- und Hirschschießens herrscht, dürfte die Summe der bei dem eben gehaltenen Festschießen auf der Theresienwiese von den Schützen bezahlten Einlagen zeugen. Dieselbe betrug über 15,000 fl., welche Summe sich auf 300 und einige Schützen vertheilt. Die Münchner waren diesmal sehr unglücklich, indem ihnen, mit Ausnahme eines einzigen, sämmtliche Ehrenpreise entführt wurden.

Auf den, an der französischen Küste gelegenen, aber unter englischer Botmäßigkeit stehenden Inseln Jersey und Guernsey besteht die Strafe der Deportation, nur mit dem Unterschiede, daß ihr Botany-Bay in England ist. So wurden jüngst mehrere Individuen, welche Birnen, und ein Kind, welches ein

Digitized by Google

Paar Stiefeln und ein Hemd gestohlen, zu kurzer Gefängnißstrafe, nach deren Uebersiehung aber zu 3- bis 5jähriger Verbannung nach England verurtheilt.

In Weimar wird die Eisenbahn auf Staatskosten gebaut und man spricht sogar von einer Seitenbahn direct über Naumburg nach Leipzig. Da werden die schlechten Postwägen von Erfurt nach Lützen sich freuen, endlich in Ruhe gesetzt zu werden.

Philipps in Cornwallis hat galvanoplastische Spitzen, welche zur Verfertigung von Zierräthen verwandt werden, hergestellt. Er ließ nämlich auf Netze oder Spitzen, welche mit Wachs und Graphit vorbereitet waren, Kupfer absetzen und versilberte und vergoldete alsdann dieses.

(Frankfurt a. M.) Hr. Heinrich Neeb, dessen Compositionen ihm bereits einen ehrenvollen Namen erworben haben, hat eine neue Tondichtung, deren baldiger Aufführung wir entgegen sehen, vollendet. Es ist dies eine dramatisirte Ballade in einem Act, unter dem Titel — „der Galeerensclave." Die Idee, eine Ballade zu dramatisiren und musikalisch durchzuführen, sie in Scene zu setzen und ihre Charaktere handelnd aufzuführen, ist eben so originell als glücklich zu nennen und wird ohne Zweifel bald Nachahmung finden. Die Bearbeitung des Textes, welche wir gelesen haben, ist sehr gelungen und bietet die schönsten musikalischen Momente, welche der Componist wohl benutzt und durch gefällige, fließende Melodien, wie durch consequente Charakteristik geltend gemacht hat. Möge Hrn. Neeb eine freundliche Aufnahme seiner eifrigen Kunstbestrebungen, die auf Talent begründet sind, auch bei dieser Veranlassung zu Theil werden.

Frankfurter Theater.

Die französische Schauspielergesellschaft des Hrn. Trouillet gab auf unserer Bühne eine Reihe von Vorstellungen. Sie zählt talentvolle Mitglieder, aber das Zusammenspiel fehlte in den größeren Stücken, die uns diese Gesellschaft brachte. Wir nennen nur das le verre d'eau und les mémoires du diable. Hr. Trouillet scheint der Wiener Bühne, wohin er beschieden ist, ein tüchtiges Ensemble zuführen zu wollen, da ihm aber das Repertoire fehlt, seine Gesellschaft sich vielmehr in dem ersten Stadium einer französischen Provinzialbühne befindet, die bekanntlich ihre Mitglieder jedes Jahr recrutirt, so hat er Karlsruhe, Frankfurt, Stuttgart und München gewählt, das Zusammenspiel einzuüben. Einzelne Vorstellungen waren vortrefflich; als solche sind le dépit amoureux, la grand'-mère, le charlatan ou les borgnes, la chanoinesse, les fées de Paris, la fille de l'avocat, kurz, die kleineren Pieces zu bezeichnen. Die Herren Villars, Varangot, Bigny, Benzeville, Séguy und die Damen Lefèbre, Georges, Alexandrine, Benzeville und Sen sind remarquable Darsteller, die den besseren Provinzialtheatern entnommen zu seyn scheinen. Mad. Lefèbre ist in den Couplets des Vaudeville vortrefflich. Die letzte Vorstellung der französischen Gesellschaft war la chaine, von Scribe. Diese Vorstellung bestätigte nur, was wir oben gesagt haben, nämlich daß die Mitglieder jener Gesellschaft vortrefflich sind, daß sie sich aber noch ein Repertoire zu machen haben. In der chaine vermißte man nicht nur nicht das Zusammenspiel, sondern man muß auch eingestehen, daß dieses Lustspiel schwerlich von deutschen Schauspielern so nobel französisch-charakteristisch und mit solcher gesellschaftlichen Grazie dargestellt werden wird, wie von der Gesellschaft des Hrn. Trouillet. Diese Vorstellung erinnerte uns an die vorzüglicheren, die wir während eines dreijährigen Aufenthalts in Frankreich erlebt haben. Wir nehmen hier selbst das Theater français nicht aus. Hr. und Mad. Benzeville, als Monsieur und Madame St. Géron verdienten den Kranz des Abends. Uebrigens wurden dieselben von allen Mitspielenden meisterhaft unterstützt und der Beifall war lebhaft. Das Publikum wird in den Darstellungen der französischen Comödie eine angenehme Abwechselung des Schauspielrepertoires gefunden haben. Das letztere brachte uns neu einstudirt Iffland's „Spieler" und zum Erstenmale: „Vopp, oder die Pulverschwörung." Wir glauben, das letztere Stück als eine spannende Intrigue bezeichnen zu dürfen, die durch das lebendige Spiel des Hrn. Grahn in der Hauptrolle Beifall erhielt. Iffland's Spieler gewährt durch seine sorgfältige Charakteristik und seine eben so natürlichen, wie effectvollen Situationen ein Interesse, das dieser Vorzüge wegen nicht leicht durch das moderne Drama verdrängt werden wird. Hier ist auch Spannung, aber jene, die der Kampf der Verhältnisse und der Leidenschaften gewährt. Hier ist auch Effect, aber kein an den Haaren herbeigezogener, sondern aus der unmittelbaren Natur der Dinge geschöpfter. Die Darstellung dieses Drama's war sehr gelungen. Hr. Baison (Baron Wallenfeld), Hr. Meck (Geheimerath), Hr. Lutzberger (Kriegsminister), Mad. Meck (Baronin Wallenfeld), Hr. Weidner (Posart), Hr. Hassel (Sabrecht) wetteiferten, ein vollendetes Ganzes herbeizuführen, indem sie nicht nur den Charakteren ihre volle Geltung gaben, sondern auch die Situationen durch ein meisterhaftes Zusammenspiel abrundeten. Hrn. Schneider (Lieutenant Stern) dürfte man empfehlen, sein Aeußeres etwas weniger hinfällig zu nehmen; ein Lieutenant im Dienst darf ungeachtet seines hohen Alters nicht so kraftlos thun: hier halten Geist und Charakter den Körper aufrecht. Bis auf diese Ausstellung war auch Hr. Schneider Herr seiner Rolle. Wir fügen diesen Bemerkungen den Wunsch hinzu, daß die Direktion unserem reichhaltigen Repertoire oft größere Stücke einverleiben möge. Das hiesige Publikum interessirt sich für die Tragödie und das Drama; ja, Kotzebue's Lustspiel würde, von unsern vortrefflichen Charakterkomikern dargestellt, seinen Zweck nicht verfehlen. Möge man das gute Alte dem oberflächlichen Neuen vorziehen und keine Zeit auf das Einstudiren und stete Wiederholen der kleinen französischen Intriguenstücke verwenden, die aus französischen Vaudevillen zu deutschen Lustspielen gemacht werden und höchstens durch eine pikante Darstellung einen augenblicklichen Reiz erhalten. Die Menschendarstellung gewinnt durch diese Stücke so wenig, wie die Kasse; denn die erstere verlangt Charaktere und daß die letztere bei ihnen leer ausgeht, wenn sie nicht an Tagen gegeben werden, wo ohnedies das Haus besucht ist, davon kann sich Jeder durch den Augenschein belehren. Zudem ist das hiesige Theaterpublikum klein, Wiederholungen eines Stückes mit Charakteren läßt man sich gern gefallen, Wiederholungen aber bloßer Intriguenstücke oder burlesker Figuren ermüden und stumpfen ab. Endlich besitzt unser Schauspiel nicht nur ein so zahlreiches, sondern auch ein so tüchtiges Personal, daß man das Repertoire nicht von Einzelnen abhängig zu machen braucht, sondern was den Einzelnen zu viel wird, auf Andere übertragen kann. Wir behaupten gewiß nicht zu viel, wenn wir den obigen Wunsch als einen Wunsch des Publikums bezeichnen. M.

Theater-Anzeige.

Montag, 7. Nov. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt und zum Erstenmale wiederholt): Catharina Cornaro, Königin von Cypern. Große Oper in vier Abtheil., nach St. Georges von A. Büssel. Musik vom k. Kapellmeister Franz Lachner. (Gastrolle) Andrea Cornaro: Hr. Brassin, vom Hoftheater zu Mannheim. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 308. Dienstag, den 8. November 1842.

Jugend und Alter.

Von Christian Schreiber.

(Seitenstück zu „Alter und Jugend" von K. G. Beuh, in Nro. 294 d. Bl.)

Gemach! du jorn'ge Jugend,
Schmäh' nicht der Alten Rath,
Zwar du bist Quell der Tugend,
Du hast die rasche That.
Doch strahlt die Weisheit immer
Aus deinem Rosenschimmer?
Ist's nicht oft eitel Flimmer?
Wohl ziemt dir tapf'rer Sinn und Muth,
Du kämpfst für Freiheit bis auf's Blut:
Recht so! ermüde nimmer.

Wer wollt' euch deshalb zürnen?
Wir nicht, ihr jungen Herr'n!
Auf en're glatten Stirnen
Seh'n wir den Lorbeer gern.
Doch seh'n „vor euern Locken,
Vor en'res Blaumes Flocken
Die Alten nicht erschrocken;"
Die rechten Alten schließen sich
An en're Phalanx ritterlich,
Ihr Mark ist noch nicht trocken.

Zwar, wer ihn je verloren,
„Den Blick in en're Welt,"
„Dem dünkt ein Spott der Thoren,
Was euch die Seele schwellt."
Doch sollt ihr nimmer sagen,
„Daß alle Alten klagen,
„Kopfschütteln nur und fragen:"
Nein! auch das Alter zieht und lenkt
Und macht's oft besser, als ihr denkt,
Und will's mit euch noch wagen.

Die Jugend, meint ihr, sprühe
Begeist'rungsfunken nur?
Im alten Hirn verglühe
Die göttliche Natur?
War Nestor nicht ein Alter?
War Blücher wohl ein Kalter,
Als er, ein Reichserhalter,
Sein Vorwärts rief? sang Göthe nicht
Als Greis noch manches Kraftgedicht,
Stets seines Ruhms Verwalter?

Drum steige, Reich der Jugend,
Nur auf, so lang du jung;
Doch wisse, Männertugend
Stählt die Erinnerung.
Ihr sollet nicht „verderben",
„Wir wollen für euch werben,
„Die Zukunft sollt ihr erben!"
Wir wollen nicht im Lehnstuhl ruh'n,
Und will euch Gott was Gutes thun,
So laß er alt euch sterben!

Der graue Ueberrock.

(Schluß.)

„Sie erkennen mich nicht," sagte Trollier, „ich habe mir das gedacht. Sie haben nie auf mein Gesicht gemerkt. Nur der graue Ueberrock erregt Ihre Theilnahme . . . oder Ihre Neugierde."

In dem letzten Worte lag einige Bitterkeit. Ich wünschte, den Vorwurf von mir abzuweisen; obschon jedoch das Palais-Royal für die Fashion ein neutrales Gebiet vorstellt, so war sein Anzug doch der Art . . . Und dennoch scheute ich mich, ihn schnöde stehen zu lassen. Ich fand indessen den Ausweg, meine armselige Eitelkeit mit seinem Stolze zu versöhnen, und sagte:

„Die Stunde ist versäumt, mein lieber Herr Trollier, und ich muß leider gehen. Da ich aber nicht zu kurz kommen möchte, bitt' ich um die Erlaubniß, Sie heut Abend besuchen zu dürfen." — Sein von Hunger und Kummer abgezehrtes Antlitz ward über und über roth, und weil ich fürchtete, ihn in Verlegenheit gesetzt zu haben, fügte ich hinzu: „Vorausgesetzt, daß ich Sie nicht im geringsten störe."

Trollier dachte ein Weilchen nach, bevor er, sich zusammennehmend, entgegnete: „Armuth ist keine Schmach. Ich werde

Digitized by Google

mir stets ein Vergnügen daraus machen, Sie bei mir zu empfangen."

An demselben Abend tappte ich mich durch die enge und dunkle Sackgasse, l'impasse du Doyenné genannt, um Nummer 5 zu suchen, das alte große Haus, wo Trollier seine armselige Speicherkammer bewohnt. Durch die schmale Lucke, die ein Fenster bedeuten soll, sieht er die Zinnen seiner ehemaligen Behausung, des Tuilerienschlosses. Ein minder ergebener Mensch würde diesen Anblick geflohen haben, aber Trollier ist in seiner Bescheidenheit ein wahrer Weiser; die Steine des alten Baues reden mit ihm in tausend Zungen, und Stunden lang pflegt er ein Gespräch mit ihnen. Als dort vor zwei Jahren ein Thronerbe geboren ward, gedachte er der Geburt des Königs von Rom, und schwelgte den ganzen Abend hindurch in seinem Schmerze.

Mit Mühe erklimmte ich die steile Treppe, und klopfte vergeblich an ein halbdutzend Thüren unbewohnter Zellen, bis ich zufällig die rechte fand. — Trollier hatte sich gelegt, und bei der grimmigen Kälte keine Bedeckung, als ein Leintuch und seine schlechten Kleider. Vergebens spähte mein Auge nach dem grauen Ueberrock. Ein hinfälliger Stuhl, auf dem ich mit der nothwendigen Vorsicht mich niederließ, und ein irdener Topf ... das war das sämmtliche Geräth der kahlen vier Wände. Angeklebt mit dem eigenen Fett, brannte ein Lichtstümpfchen.

Trollier begrüßte mich mit höflicher Würde, ganz unbefangen, und bat um Entschuldigung, daß ihn der Frost nöthige, mich liegend zu empfangen.

„Und wo ist . . ." platzte ich unbedachtsam heraus, und stockte dann plötzlich. Er hatte mich verstanden.

„Der Hunger, ach, der Hunger," rief er schmerzlich.

Ich wagte nicht, weiter mit Fragen in ihn zu dringen, und war überhaupt in peinlicher Verlegenheit.

„Ich hab' ihn nicht mehr," sprach er seufzend; „achtundvierzig Stunden lang hatt' ich keinen Bissen gegessen. Da ging ich zum Leihhaus, und wurde abgewiesen."

„Nun haben Sie ihn verkauft?"

„Dazu fehlte mir die Stärke. Noch gehört er dem Namen nach mir. Gestern trug ich ihn zu Davy, dem Kleidertrödler und Flickschneider, Nummer 6 in der Bibliothekstraße. Er wollte mir ohne Pfand etwas leihen, der wackere Mann, da aber meine Geschäfte im Theater so schlecht gehen, konnte ich sein Anerbieten nicht annehmen, und gab ihm den Ueberrock nebst noch ein paar vom Kaiser stammenden Kleinigkeiten für drei Francs und fünfundsiebenzig Centimen als Faustpfand.

„Drei Francs für einen kaiserlichen Rock!" rief ich.

„Der Himmel weiß, ob ich nur die werde je bezahlen können," seufzte er.

Hier wird mich der Leser fragen, ob ich so arm bin, daß ich nicht ein Mal einen Thaler für Trollier übrig hatte? Worauf ich antworte: das geht Dich nichts an. Meine Geschichte ist eine wahre, und keine erfundene, und daher muß ich darauf bestehen, Alles aus dem Spiele zu lassen, was mich betrifft. Verstanden?

Das Ende der Zusammenkunft war trübselig. Der Anblick des Armen, der seines letzten Kleinods sich hatte entäußern müssen, schnürte mir die Brust gewaltsam zusammen. Manch alter Krieger hat schon das Ehrenkreuz verkaufen müssen; ihm blieb das Band, dem armen Trollier aber gar nichts, und versiegt war die Quelle der Erinnerungen, von denen sein Daseyn zehrte.

Ich wäre gern gegangen, und kam doch nicht von der Stelle. Das Elend ist so reizbar und empfindlich! Ich blieb lange, so lange, bis er endlich einschlief. Da blies ich das Licht aus, und schlich auf den Zehen hinaus.

Oft war ich nahe daran, ihm den Vorschlag zu thun, den Rock zu kaufen. Er würde darauf eingehen, und dennoch wag' ich nicht, seine Lage so zu mißbrauchen.

Zuweilen sag' ich mir auch: bei jenem Trödler hängt eine kostbare Reliquie, die mancher wohl gern mit Gold aufwöge, wenn er davon wüßte, und die ich so wohlfeil haben könnte.

Armer Trollier! Was ich unterlasse, wird ein Anderer thun, und das Glück Deiner letzten Tage ist dahin!

Fachreddin, der Drusenfürst.

(Historische Bilder aus der Geschichte Syriens; von S. Maclea.)

(Fortsetzung und Schluß der ersten Abtheilung.)

Tavil bewirthete seinen fürstlichen Gast mit dem Ueberrest einer gebratenen Gazelle, Brod und Früchten, und Fachreddin ließ sich das einfache Mahl munden, denn die Mittheilungen und Vorschläge, die ihm sein Wirth während des Essens machte, däuchten ihm dazu pikante Würze. Was beide mit einander sprachen, sollte die nicht ferne Zukunft blutig enthüllen. Ihre Unterhaltung war so eifrig und anhaltend, daß Tavil endlich den Emir an die Heimkehr erinnern mußte, denn die Sonne war bereits hinter dem Horizont des Meeres verschwunden, und in der Höhle wurde es finster.

Fachreddin, der über der Unterhaltung mit seinem merkwürdigen Wirth ganz seines Gefolges vergessen hatte, welches in der größten Sorge um ihn seyn mußte, machte sich auf, um den Rückweg anzutreten. Tavil ging mit ihm, um ihn über sichere Steige aus den gefahrvollen Schluchten zu begleiten, in die er sich in der Hitze der Jagd verirrt hatte. Als sie mit einbrechender Dunkelheit aus den Gebirgswindungen heraustraten, fanden sie einen Theil des Jagdgefolges, welches mit den Pferden den Gebieter hier erwartete; der größte Theil suchte noch zerstreut in den Berggründen. Fachreddin schwang sich auf sein Roß und reichte dem neuen Bundesgenossen, der ihm trotz seines widrigen Schicksals viel werth zu seyn schien, noch einmal seine Rechte.

„Auf Wiedersehen denn!" entgegnete Tavil vertraulich, und drückte die Hand des Scheidenden. „Doch was bedeutet dort der Feuerstreif, der plötzlich wie die Schlange des Blitzes durch die Finsterniß herauf leuchtet?" fragte er, und deutete nach der vor ihnen liegenden Meeresküste hin, wo Beirut lag.

„Sie haben das Lager überfallen!" schrie Fachreddin und jagte dahin wie ein Sturmwind.

„Beim Mahomed, hier gibts eine Gelegenheit, mir seine Freundschaft zu befestigen", murmelte der Lange vor sich hin, stülpte einen Drusen kopfüber von seinem Pferd, nahm mit einem Schwung Platz in dessen Sattel und stürmte dem Emir nach; die übrigen Berittenen folgten.

Als Fachreddin mit seinem Jagdgefolge im Lager anlangte, wurden die kühnen Belagerer, an deren Spitze der Emir Achmed, Jusufs Bruder, einen Ausfall gewagt hatte, bereits zurück gedrängt; allein ein Theil des Lagers war verbrannt, und

Digitized by Google

der Emir Schereseddin, welcher den ersten Stoß des Feindes aufgehalten hatten, lag erschlagen vor dem nahen Ziele seiner Hoffnungen. Nur der klugen Umsicht Cheivans und der Tapferkeit des maronitischen Schechs Abdu Nader durfte Fachreddin es danken, daß der Feind noch zur rechten Zeit bewältigt wurde. Aber noch hielt sich Jusuf's Bruder hartnäckig in dem eroberten Theil des Lagers, bis die Nachricht von Fachreddins Anwesenheit erscholl, und dieser jetzt aus dem Hintergrund mit den berittenen Schaaren Arabiens wie eine Lawine daher brauste, Alles vor sich niederwerfend. An Fachreddins Seite kämpfte der Riese Tavil, schrecklich zusammen mähend, was seine furchtbare Klinge erreichen konnte. Die Feinde suchten in wilder Flucht die Thore zu erreichen.

„Laßt nicht ab vom Verfolgen; wir gewinnen die Stadt!" brüllte die Stimme des Langen und übertönte wie ein Donner das Wuthgeschrei der Kämpfenden, das Wehgeheul der Sterbenden. Das Schicksal von Beirut war jetzt entschieden. In wilder Hast und Unordnung drängten sich Freund und Feind in die Stadt; zu spät erscholl der Angstruf der Belagerten, die Thore zu schließen; schon war Fachreddin mit Tavil und seinen Tapfersten eingedrungen und hatte sich eines der Thore bemächtigt. Achmed war genöthigt, nach einem fruchtlosen erbitterten Kampfe in den Straßen, sich mit dem Rest seiner Truppen in das befestigte Schloß zurückzuziehen, wohin sich auch bereits Jusuf mit seiner Familie geflüchtet hatte.

Jetzt ruhten die Waffen bis zum Anbruch des Tages; aber kaum zeigte sich am Himmel die Morgenröthe, als der Sieger die Besatzung des Kastells aufforderte, sich zu ergeben. Jusuf, der keine Schonung von dem Sohne Maans erwarten durfte, verweigerte sie, da er sich noch zu halten, oder durch die Flucht zu retten hoffte; sein Bruder aber, der tapfere Achmed, welcher sich nicht mit dieser Hoffnung täuschte, hielt es für rühmlicher, im Kampfe zu fallen, als sich der Gnade eines ergrimmten, Rache schnaubenden Siegers, ein wehrloses Opfer, zu ergeben. Sofort erneuerte Fachreddin den Sturm, und trotz der verzweifelten Gegenwehr war das Schloß binnen einer Stunde erstürmt.

Der unglückliche Achmed hatte nicht das Glück, im Getümmel des Kampfes zu fallen; lebendig fiel er in die Hände des Feindes, und wurde vor Fachreddin geschleppt, der ihn, erbittert über den hartnäckigen Widerstand, und erhitzt vom wilden Kampfe, ohne Gnade zusammen hauen ließ.

Bleich und zitternd erwartete der Emir Jusuf den furchtbaren Rächer. Seine Leute hatten ihn verlassen; der gestern noch mächtige Gebieter einer volkreichen Stadt fand heute im eignen Haus kein williges Ohr, keine gehorsame Hand mehr für seine Befehle; nur die Glieder seiner Familie, durch Bande der Natur und Liebe an ihn gefesselt, hielten in der schrecklichen Stunde der Vergeltung bei ihm aus. Jetzt krachten die Thüren ein, welche zu dem letzten Zufluchtsort des unglücklichen Emirs führten; das Geräusch der Eindringenden näherte sich; die Stimme des rachedürstigen Siegers klang in die Seele Jusufs wie eine Posaune des Weltgerichts. Die Thüre des Gemachs öffnete sich. Blutig und todtenbleich stürzte ein Jüngling herein, der den Eingang des Vorzimmers vertheidigt hatte. Es war Hussein, der Sohn Jusufs; ohnmächtig sank er zu den Füßen seines Vaters nieder. Ihm auf der Ferse folgten die Feinde, an ihrer Spitze Fachreddin mit zorngeröthetem Antlitz, rollenden Augen, die Hand mit dem blitzenden Stahl bewehrt.

„Bist Du Jusuf, der Mörder Maans?" donnerte der Emir von Schuf dem Greis entgegen.

„Ich bin's", erwiederte Jusuf resignirt und blickte düster auf seinen Sohn herab.

„So fahre hin, Verfluchter, als Sühne für meinen Vater!" schrie Fachreddin und erhob die blutbefleckte Klinge.

In diesem Augenblick stürzte sich mit einem lauten Schrei des Entsetzens ein junges Mädchen zwischen den jungen Emir und sein Opfer, und zu des Ersteren Füßen niedersinkend, hielt sie dessen Knie krampfhaft umfaßt.

„Morde mich, grausamer Feind, wie Du meinen Bruder gemordet hast", rief sie mit erschütterndem Ton; „das ehrwürdige Haupt meines Vaters verschone!"

Fachreddin blickte nieder und sah in ein Antlitz, dessen Schönheit, durch den Ausdruck der Angst und der Verzweiflung noch erhöht, sein Herz allgewaltig ergriff; zum ersten Mal bemächtigte sich seiner ein Gefühl, welches ihm bis zu dieser Stunde unbekannt geblieben war: es war der erste Zauber der Liebe.

„Bist Du die Tochter dieses Mannes, Jungfrau?" fragte Fachreddin mit milderem Ton und ließ die Hand mit dem blutigen Stahl niedersinken.

„Ich bin Elpareh, seine Tochter; dieser Jüngling, den Dein Säbel erschlug, war sein einziger Sohn!"

„Dann habe ich ihm ein Leben geraubt, das ihm wohl theurer war, als das eigne", sprach Fachreddin halblaut vor sich hin, und sah einige Augenblicke unentschlossen bald auf das Mädchen, bald auf ihren Vater; der Anblick der reizenden Jungfrau siegte.

„Geist meines Vaters", rief der Drusenfürst in feierlichem Ton, „wenn Du noch nicht zurückgekehrt bist in die Gestalt eines Lebendigen,*) wenn Du vielleicht jetzt meine Nähe umschwebst, mich siehst und höreſt, so zürne mir nicht, wenn ich die Pflicht der Blutrache nicht ganz erfülle, wie mir gebührte. Ein Blick dieses Engels hat meinen Haß gelähmt. Jusuf, Dein Mörder, möge leben, um Elpareh, seiner Tochter, willen."

„So willst Du meinem Vater Gnade schenken, Herr?" sprach Elpareh und schlug mit einem dankbaren Blick ihre großen schönen Augen zu dem überwundenen Sieger empor. „Der allmächtige Hackimbiemrillach, unser Gott, segne Dich dafür!"

„Ja, Gott segnet mich durch Dich", erwiederte Fachreddin und ergriff ihre Hand. „Das Recht der Waffen hat Dich zu meiner Sklavin gemacht, aber Du sollst meine Gemahlin seyn, die Gebieterin meines Hauses."

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Zu Anfang d. M. hat der Violinist Hermann Ballin, dessen gesangreiches und ausdrucksvolles

*) Die Drusen glauben und ihre Akalas lehren es, daß die Seelen der Verstorbenen wieder, früher oder später, Besitz von menschlichen Körpern nehmen, und daß sie alsdann in ihrem neuen Individuum all das Vermögen an Geld und Gütern antreffen, welches sie in ihrem früheren Leben sich rechtmäßig erworben haben.
Marlit.

Spiel ihm jeder Zeit lebhaften Beifall errungen, seine Stellung am hiesigen Orchester verlassen, um eine Kunstreise anzutreten, für welche wir ihm die besten Erfolge wünschen, und sich alsdann nach Paris zu begeben. In Frankreich ist Hr. Ballin rühmlichst bekannt. Mit Vergnügen haben wir die Anzeige zu machen, daß an Ballin's Stelle Hr. Heinrich Wolff als erster Violinist in unser Orchester getreten ist. Dieser höchst ausgezeichnete, in der musikalischen Welt wohlbekannte und auf seinen Kunstreisen überall gefeierte Virtuose wird unserm trefflichen Orchester nicht nur zur wahren Zierde gereichen, sondern wird auch von dessen Mitgliedern wegen seiner Anspruchslosigkeit und Biederkeit auf's freundlichste willkommen geheißen, und wir freuen uns, denselben nun in seiner Vaterstadt für längere Zeit verweilen und wirken zu sehen.

---

* In dem Journal „Revue de Havre" lies't man einen fast unglaublichen Vorfall. In der Gegend von Neuschatel war ein Landmann mittelst einer Leiter auf seinen Heuboden gestiegen; als er ungewöhnlich lange oben blieb und nichts von sich hören ließ, obgleich ihm seine unten stehende Frau mehrmals gerufen, so stieg diese selbst hinauf und fand ihn -- todt. Da sie keine Hülfe hatte, den Leichnam herunter zu schaffen, so mußte sie ihn bis zum nächsten Tage liegen lassen, wo einer der Beerdigungsunternehmer, wie sie dort gebräuchlich, sich mit diesem Geschäft befaßte. — Er nahm den Todten auf seine Schulter, doch als er damit die morschen Sprossen der Leiter betrat, brach diese, und Beide stürzten in die Tiefe. Der Beerdigungsunternehmer kam mit einigen leichten Contusionen davon; der Landmann aber schlug zum freudigen Erstaunen seiner Angehörigen die Augen wieder auf und kehrte mit der Hülfe, die man ihm sogleich leistete, wieder vollständig in's Leben zurück. Die ungewöhnliche Luftreise und die damit verbundene Erschütterung hatte ihn vom Scheintod geweckt und vor dem schauderhaften Fall des Lebendigbegrabenwerdens gerettet.

(Bern.) Jüngst hatte zu Hellsau, im Kanton Bern, eine Weibsperson ihr neugebornes uneheliches Kind lebendig begraben. Glücklicherweise wurde diese schauerliche That noch zu rechter Zeit entdeckt und das Kind gerettet.

In Dr. Schilling's Jahrbüchern für Musik und deren Wissenschaften lies't man über das Gastspiel von Fräul. Pauline Marx auf der Stuttgarter Hofbühne einen sehr günstigen Bericht. Sie trat als Amine, Isabella, Rebecca und Norma auf und errang allgemeine Anerkennung. Dr. Schilling rühmt sowohl die Kraft und Fülle ihrer Stimmmittel, wie auch die Kunstfertigkeit und den Ausdruck ihres Gesanges und zählt sie den besten unserer heutigen Sängerinnen bei. Hierin werden die Musikfreunde mit ihm übereinstimmen.

Die französische Academie der Wissenschaften hat eine Commission ernannt, welche das von Hrn. Muzzio Muzzi erfundene Mittel, den Luftballon zu leiten, untersuchen soll.

(München, 3. Nov.) Gutzkow's Patkul ging gestern wieder über unsere Bühne und errang sich durch den dichterischen Gehalt, wie durch das glückliche Zusammenwirken der Darstellenden (unter denen Hr. Dahn als Patkul besondere Anerkennung erhielt) den verdienten Beifall. Wenn auch dies Trauerspiel hinsichtlich seiner politischen Tendenz auf unser größeres Publikum nicht jene Anziehungskraft ausübt, wie es anderwärts der Fall seyn mag, so ist es doch so reich an Handlung, Spannung des Interesses und kräftiger Charakterzeichnung, daß ihm ein dauernder Platz in dem Repertoire jeder deutschen Bühne gesichert scheint. (Münchn. pol. Z.)

(Baden, 4. Nov.) Gestern wurde das Conversationshaus und die Hazardspiele geschlossen. In dem letztern hat der Unternehmer außerordentlich gute Geschäfte gemacht, und sein Gewinn muß enorm seyn. Im Ganzen muß die Saison glänzend genannt werden, und die Zahl der Fremden erreichte fast die Zahl von 24,000. Gegenwärtig verweilen noch ziemlich Fremde hier, von denen die meisten den ganzen Winter bleiben werden.

(Freiburg in der Schweiz.) Ein Russe spazierte jüngst vor dem hiesigen Postbureau und amüsirte sich, die ausgestellten Adressen der wegen vergessener Frankatur nicht abgegangenen Briefe zu durchmustern; er tritt in's Bureau und spricht: Es sind da viele Briefe an Soldaten, Frauen ꝛc., da habt ihr Geld, macht, daß sie fortkommen.

Korrespondenz.

Darmstadt, 5. Nov.

Die gestrige Darstellung der Oper: „das Nachtlager von Granada", verdankten wir dem Zusammentreffen mehrerer günstigen Umstände, die der Erwähnung nicht unwerth seyn dürften. Für die glückliche Aufführung dieses Kunstwerks war es gewiß keine unbedeutende Garantie, daß sein Schöpfer, Hr. Kapellmeister Kreutzer, von Wiesbaden eigens herübergekommen war, um an der Spitze des Orchesters die obere musikalische Leitung selber zu übernehmen. Das Publikum wußte dieses nachbarliche Bezeigen eines so geschätzten Componisten richtig zu würdigen und bereitete ihm den schmeichelhaftesten Empfang, in welchem der unverkennbare Ausdruck achtungsvoller Gesinnungen lag. Er war aber nicht allein gekommen, sondern hatte uns auch seine Tochter mitgebracht, eine angenehme jugendliche Sängerin, welche in der Rolle der Gabriele nicht nur glückliche Proben ihres degagirten Spiels, sondern auch ihres ansprechenden Gesangs ablegte, der nicht verfehlte, die Sympathieen des Hauses zu erregen und ihr den freiwilligen Tribut aufrichtiger Kunstschätzung zu sichern. Der andere Gast, Hr. Thomas, als Jäger, war dieser anmuthigen Gabriele würdig, und an den Lorbeeren, welche dieses Künstlerpaar heute gemeinschaftlich errang, gebührte ihm ein hübscher Antheil. Beide Gastspiele waren eine schöne Ausstattung der Oper, die unter Mitwirkung unseres Künstlerpersonals mit allen von dem Componisten in sie gelegten Reize in hoher Vollendung gegeben wurde.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 8. Nov. Don Carlos, Trauerspiel in 5 Acten, von Schiller.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 309. Mittwoch, den 9. November 1842.

Die alte Wanduhr.*)

Schwank von Dr. Rödiger.

Der Eigenthümer eines eleganten Gasthofes in Richmond, unweit London, ist im Besitz einer alten Wanduhr, welche als Familienerbstück mehr wegen ihres Alters, als wegen ihres wirklichen Werthes in Ehren gehalten wird, obwohl sie bereits seit einer langen Reihe von Jahren die Stunden mit musterhafter Genauigkeit angezeigt hat. Die Uhr befindet sich in einem der sogenannten private rooms des Gasthofes, in denen Gäste von Distinction, getrennt von den gewöhnlichen Gastzimmern, zu speisen pflegen.

Unlängst kamen zwei Londoner Lions in einem eleganten Phaëton vor dem Gasthofe an. Sie stiegen aus, empfahlen dem Hausknecht die möglichste Sorge für das Pferd, und bestellten sich ein Zimmer für die Nacht. Der ältere der beiden neuangekommenen Gäste hatte etwas eigenthümlich Schlaues in seinen Zügen, und vorzüglich in seinen dunkeln glänzenden Augen, welche er von Zeit zu Zeit halb zu schließen pflegte, während eine leichte Bewegung seiner Mundwinkel ihn in den Augen eines aufmerksamen Beobachters leicht als einen „Jurmacher" bezeichnete. Der Jüngere lächelte fast beständig, vielleicht um seine blendend weißen Zähne zu zeigen; er strich von Zeit zu Zeit mit den Fingern durch die schön gekräuselten Haare, und war überhaupt zu sehr mit seiner Person beschäftigt, als daß man ihm eine mehr als passive Theilnahme an den Scherzen seines Gefährten hätte zumuthen können. Das Abendessen ward aufgetragen, und die beiden Gäste waren durchaus nicht so einsylbig und langweilig, wie sonst gewöhnlich zwei allein speisende Personen, zumal Engländer, zu seyn pflegen; Beide aßen und tranken mit einem Appetit, als hätten sie eine halsbrechende Steeple-chase mitgemacht, und waren so munter und guter Dinge, als freuten sie sich, den Hals nicht gebrochen zu haben. Endlich schlug die alte Wanduhr mit bedeutendem Geklirr und Geraffel die zwölfte Stunde. Der ältere der beiden Gäste schaute die Uhr eine Weile starr an, und brach endlich in ein lautes Gelächter aus, wodurch er den in einem Winkel schlummernden Kellner weckte.

„Was, im Namen des Momus, gieb's denn zu lachen?" fragte der jüngere, und blickte verwundert im Zimmer umher, um die verborgene Ursache des Gelächters aufzufinden. Der ältere antwortete ihm durch einen pfiffigen Blick, streckte den Zeigefinger seiner rechten Hand langsam aus, und legte den Daumen graziös an die Nase. Der andere verstand die geheimnißvolle Zeichensprache. Um sich indessen vollkommen zu verständigen, schickten sie den Kellner nach einer zweiten Flasche Champagner, und Beide hielten eine lange leise Unterredung, welche erst durch den wieder eintretenden Kellner unterbrochen wurde. Die Flasche Champagner wurde mit derselben Heiterkeit ausgestochen, wie die erste, und die Gäste begaben sich erst zur Ruhe, als die Wanduhr bereits Eins geschlagen hatte.

Gleichwohl waren Beide schon am frühen Morgen zur Reise gerüstet, das Pferd wurde auf ihren Befehl eingespannt und vorgeführt. Die Zeche ward im Gastzimmer pünktlich entrichtet, und der ältere der beiden Gäste, welcher den Wirth durch die Glasthüre bemerkte, fragte den Kellner ganz ernsthaft, ob er geneigt sey, die alte Wanduhr zu verkaufen. Der Kellner zögerte; er wußte nicht, was er antworten sollte. Die alte Uhr schien ihm so höchst unbedeutend, daß er einen Augenblick auf den Gedanken kam, sie könne wohl eben so gut als sein Eigenthum, wie als das seines Herrn angesehen werden; aber er konnte nicht begreifen, warum ein so vollkommener Gentleman, wie der Fremde, einen so geschmacklosen Gegenstand zu besitzen wünschen könnte. In diesem Augenblick trat der Wirth ein, und die Frage wurde nun ihm zur Beantwortung vorgelegt.

„Ich wünsche die alte Wanduhr im ersten Stock zu kaufen; sind Sie geneigt, sie mir zu überlassen?" fragte der ältere der beiden Gäste, während der jüngere eine Cigarre anzündete und mit gleichgültiger Miene in ein Zeitungsblatt schaute. Der Wirth, welcher die Uhr nur als ein altes Erbstück in Ehren hielt, glaubte einen Antiquitätensammler vor sich zu haben, der eine bedeutende Summe dafür zahlen würde; und die Drei gingen, fast ohne es zu wollen, in den ersten Stock hinauf in das Zimmer, wo die Uhr sich befand.

„Die Uhr interessirt mich vorzüglich deshalb," sagte der ältere, „weil ich einst durch eine ähnliche Uhr zwanzig Pfund Sterling gewann."

„Zwanzig Pfund Sterling!" rief der Wirth verwundert.

„Ja! Eine ganz ähnliche Uhr sah ich unlängst in Essex, und es bot mir Jemand eine Wette an, er wolle mit dem Zeigefinger eine Stunde lang den Schwingungen des Pendels folgen, und dabei die Worte sprechen: „Hier geht sie, da geht

*) Aus der Wiener Allgemeinen Theaterzeitung.

Digitized by Google

sie!" Er war es nicht im Stande;' es vergingen kaum fünf Minuten, so hatte ich meine Wette gewonnen."

„Wirklich! Bei mir würden Sie gewiß nicht gewinnen ich wette zehn Pfund, daß ich es auf der Stelle thue."

„Gut, es gilt!" erwiederte der Schlaukopf, mit den Augen blinfelnd.

Die Uhr schlug acht, und den Rücken dem Tische und der Thüre zugewendet, setzte sich der Wirth behaglich in einen Armstuhl. Seine Augen folgten aufmerksam den Schwingungen des Pendels, sein Zeigefinger hielt ziemlich Takt, und bei jeder Schwingung sprach er: „Hier geht sie, da geht sie."

Bald unterbrachen ihn die beiden Gäste. „Wo ist das Geld? Legen Sie das Geld auf."

Der Wirth ließ sich durch diese Störung nicht irre machen. Sein Zeigefinger folgte immerfort langsam und sicher dem Pendel, während er mit der linken Hand die Brieftasche hervorzog und hinter sich auf den Tisch warf. Alles war still, endlich fragte der jüngere: „Soll ich das Geld indessen dem Kellner einhändigen?"

„Hier geht sie, da geht sie!" war die Antwort.

Einer der beiden Gäste verließ das Zimmer. Der Wirth hörte ihn die Treppe hinuntergehen, aber er ließ sich durch diese Kriegslist nicht stören.

Bald darauf trat der Kellner ein, und sah ihm eine Weile erstaunt zu. Endlich ging er auf ihn zu, rüttelte ihn, und rief: „Sind Sie von Sinnen, Herr B**? Was machen Sie denn?"

„Hier geht sie, da geht sie!" antwortete der Wirth, und sein Zeigefinger folgte immer den Bewegungen des Pendels.

(Schluß folgt.)

Bei Anhörung des Harmonichord,

erfunden von Hrn. Professor Kaufmann aus Dresden.

Horch! welche Töne! ist's ein Geisterchor?
Es weht so süß und heilig durch die Seele!
Oft schwelgt' ich schon im Liede mancher Kehle,
Doch solche Töne hört' ich nie zuvor.

Wie Engelshymnen dringt es in mein Ohr,
Wie Sphärenklang; so singt nicht Philomele;
Es weht so süß und heilig durch die Seele,
Geöffnet scheint des Himmelslichtes Thor.

Mild aufgelöst in reine Harmonieen,
Ist nun der bange Mißklang stumm in mir,
Es strebt der Geist, von hinnen zu entfliehen:
O nehmt ihn mit, ihr Himmelsmelodieen,
Laßt frei mit euch ihn durch das Weltall ziehen
Und wandeln in der Sterne Lichtrevier.

Ad—b—r.

Einladung zu einer allgemeinen Versammlung der deutschen Charlatane und Quacksalber.

Da bin ich endlich wieder in der lieben Heimath, die ich eine gute Weile nicht gesehen, die sich aber während dieser Zeit nicht eben sonderlich verändert hat; und ich auch nicht. Ich habe den Sommer treulich hingebracht, wie andere Leute, und dann den Herbst noch drein gegeben; habe erst ein Bad bezogen, so früh es gehen wollte, dann kamen die Manöver, und die Feste mit ihren schönen Reden und Toasten; da durft' ich nicht fehlen. Zwar hab' ich nicht Alles sehen und hören können, besonders wo einem Hören und Sehen verging, und an Ungemächlichkeiten war kein Mangel; in Köln übernachtete ich in einer Kutsche zu Vieren, Jeder für einen Thaler, und überall hab' ich bezahlt wie ein Kurfürst. Aber das vergißt man über der Freude, recht viele seines Gleichen zu sehen, und nachher sagen zu können: Ich war auch dabei. Und das war ich auch. Denn die Aufstellung zu Mainz (der Frankfurter Messe gar nicht zu gedenken), und die gelehrten Versammlungen eben dort, und in Stuttgart, in Coblenz, in Ulm, in Straßburg, und wenn sonst wo noch eine war, die ich nicht weiß, ich habe sie alle mitgemacht, und es ging Alles genau so prächtig her, wie es in den Zeitungen steht. Nichts als Liebes und Gutes; mir war's ganz wie in meiner Jugend, wo ich sang: Mich lobt der Papa, Mich liebt die Mama, Alles freuet sich, Lobt und liebet mich. Was ist's doch für ein herrliches Ding um den Enthusiasmus, besonders um den falschen; denn der ächte ist gar zu zähe, und so wird er sich selbst und Andern bald zur Last, er brennt uns in Haut und Eingeweide; aber der falsche, der ist ein so schönes Modekleid, eine Uniform, die man anlegt, bald nach eignem Belieben, bald auf Befehl, und wenn's vorüber ist, macht sich's Jeder auf einige Zeit bequem. Manchmal freilich kommt's einem dann hintendrein doch etwas kahl und frostig vor, oder ein wenig jämmerlich, wie nach jedem Rausch. Und so ist mir's gegangen. Denn jetzt ist Alles vorüber, ich bin zu Hause, und soll nun leider auch an meine sogenannten Berufsgeschäfte gehen, denn auch der Glücklichste hat doch immer noch irgend etwas zu thun, und ich bin nicht einmal einer von den Allerglücklichsten. Bei dem seligen alten Goethe, der doch, nach Hoffmann von Fallersleben, nur girren und flöten konnte, hieß es noch: Tages Arbeit, Abends Gäste, Saure Wochen, frohe Feste; jetzt aber heißt es: Tages Gäste, Abends Gäste, Frohe Wochen, saure Feste; denn an den Sonntagen und Festen muß man arbeiten, oder auf die Jagd gehen. Aber auch das ist mir noch zu viel. Und das ist der Eine Druck, unter dem ich seufze. Der andere ist ein Stich, ein Stachel, ein Gedanke, den ich von den gelehrten Lustbarkeiten mitgebracht habe, um doch auch einen mitzubringen, wenn ich nämlich denke, wie sich zwar jetzt Alles versammelt, besonders zur Herbstzeit, und fortzieht, gleich den Bachstelzen und wilden Gänsen. Und nicht bloß die einzelnen Künste und Handwerke und allerlei Brüderschaften kommen zusammen, sondern die ganzen Völker sogar machen bereits Anstalt dazu, besonders das gute Volk der Deutschen wird demnächst bei seinem Hermann, wenn es ihn landstrichweise nach Haupt und Gliedern zusammengestiftet hat, zur Enthüllung in Person erscheinen, und in dreihundert Jahren bei dem vollendeten Kölner Dom wird es wieder zugegen seyn, falls es dann noch besteht, und das uralte ehrwürdige Geschlecht der Religionshasser bis dahin ausgestorben ist. Bald werden auch die verschiedenen Völker durch Ausschüsse, jedoch nur mit berathender Stimme, unter einander zusammen treten, und dann endlich erfüllt sich mein lang gehegter sehnlicher Wunsch, wenn mir die Nordamerikaner nicht einen Strich durch die Rechnung machen: Alles, was ein Mensch ist, subscribirt zu einem Denk-

Digitized by Google

mal für den alten Adam. Nur die Amerikaner fürcht' ich, wie gesagt, bei der Sache, weil sie behaupten werden, die Schwarzen seyen keine Menschen, wenigstens nicht wie wir, und es müsse ihnen, den Herren Amerikanern, das Durchsuchungsrecht auf nichtadamitische Unterschriften zustehen, und da werden ihnen wahrscheinlich die Franzosen aus purer Menschen- und Freiheitsliebe in diesem Riechen nach Schwarzen beitreten, und so würde die ganze schöne Sache unterbleiben müssen.

Aber ich habe meinen Stachel noch nicht vorgezeigt, das Aber zu dem Zwar, wenn es der geneigte Leser gemerkt hat. Das also schmerzt mich, daß zwar alle die privilegirten, zünftigen oder concessionirten Körperschaften nach und nach ihre Congresse abhalten, aber nicht die viel größeren, die deren Gegensatz bilden, die, oft ganz im Stillen, die Thätigkeit der andern vervollständigen, die Wirkungen derselben durch die ihrigen ausgleichen, den Mitgliedern derselben einen ehrenvollen Rückzug eröffnen, und so die Welt in Zufriedenheit und Gleichgewicht erhalten helfen. Sie müssen auch ihre Versammlungen haben. Von einer solchen für die Gastronomen und Durstmänner, falls die nicht ohnehin schon überall nebenbei mit abgehalten wird, der Mikrologen und Schulfüchse, der Giftmischer und Thierquäler u. s. w. kann ich auf Verlangen den Lesern ein andermal meine Gedanken mittheilen; jetzt gilt es um eine Versammlung der Charlatane und Quacksalber; die Uebrigen werden dann schon nachfolgen, denn das Spiel überhaupt ist heutzutage sehr mächtig, und also auch das Beispiel.

Da, wie Jedermann weiß, oder wissen sollte, die Gattungen stets in einander übergehen, und dadurch sogar die Gegensätze sich berühren, so müssen wir für unsern jetzigen Zweck zuerst den Begriff möglichst genau zu nehmen suchen, um ihn dann in der Anwendung so weit als möglich auszudehnen. Ich schlage daher vor, in der Einladung ungefähr so zu sagen: Zutritt zu der fraglichen Versammlung haben alle diejenigen Herren, welche sich theoretisch oder praktisch mit Charlatanerie oder Quacksalberei jemals beschäftigt, Stimmrecht aber alle diejenigen, welche etwas dahin Einschlagendes, ausdrücklich oder gelegentlich, im Druck haben ausgehen lassen. Hieran müßte sich dann die nähere Bestimmung dieser beiden wichtigen Berufsarten anschließen, die vielleicht jetzt Mancher unbewußt ausübt, der nun durch uns erfahren wird, daß auch er zu dem Congreß berechtigt ist, wenn er hört, Charlatanerie sey die Kunst, vermöge deren Jemand entweder unmögliche Dinge möglich zu machen, oder mögliche mit ungenügenden Mitteln und unzureichenden Fähigkeiten und Kenntnissen auszurichten verspricht, oder ausgerichtet zu haben behauptet. Offenbar gehören also unter andern hierher auch die Schatzgräber, Alchymisten, Wunderthäter, die Erzieher, welche ihre Institute, die Autoren (Beispiele anzuführen, ist nicht nöthig), die ihre Werke selbst anzeigen, recensiren und loben; die Chirurgen, denen Nichts unausführbar ist, welche z. B. den Magen exstirpiren, und aus den benachbarten Hauptpartieen einen neuen bilden, welche ein Auge an dem ellenlangen Sehnerv hin- und herbewegen und den Kranken damit sein eignes Angesicht sehen lassen; die Aerzte, denen nie ein Patient stirbt, wenn er hübsch einnimmt, die viel besser als die Kranken selbst wissen, wo es ihnen fehlt und was ihnen weh thut, welche Kröpfe und Höcker mit Streichen und Deuten, Beinbrüche und Schußwunden mit Pülverchen, oder Alles mit Wasser heilen; die Physiker und Chemiker, welche die letzten Gründe der Dinge in Gasform und in der Gestalt einer freischwebenden Nadel darstellen; die Wasserbeschauer und alle übrigen Hexenmeister.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Nach spanischen Blättern vom 13. Oktober hat man in den königl. Archiven zu Salamanca authentische Beweise entdeckt, daß der Schiffskapitain Don Blasco de Garray dem Kaiser Karl V. eine Maschine zeigte, welche „der Dampf des siedenden Wassers bewegte, so daß Schiffe, so groß sie wären, auf stillem Meer, ohne Ruder und Segel gehen könnten." Auf Befehl des Kaisers wurde auf der Rhede von Barcelona mit einem Schiff von 200 Tonnen, der Santissima Trinidad, unter Kommando des Capitains Don Pedro de Scarza, am 17. Juni 1543 ein Versuch angestellt, der vollkommen gelang. Der Kaiser und die andern ausgezeichneten Zuschauer waren erstaunt über die Leichtigkeit, mit welcher die Maschine das Schiff in Bewegung setzte, aber der Großschatzmeister Ravago rieth von Anwendung der Erfindung in der Staatsmarine ab, weil die Maschine zu complicirt und zu theuer, auch wegen des möglichen Zersprengens des Kessels gefährlich wäre. Die mit Berichterstattung über den Versuch beauftragte Kommission begnügte sich, zu beurkunden, daß das durch Dampf getriebene Schiff zuerst drei Leguas in zwei Stunden, hernach eine Legua in der Stunde zurückgelegt habe, und daß man ihm die doppelte Geschwindigkeit einer gewöhnlichen Galeere geben könne. So beschäftigte sich der Kaiser nicht mehr mit der Sache, doch ließ er dem Erfinder Don Blasco de Garray seine Kosten ersetzen und eine Belohnung von 200,000 Maravedis auszahlen.

Auf das Gesuch Lord Dudley Stuarts, des beharrlichen Polenfreundes, hat der Gemeinderath von London die Guildhalle auf den 9. Nov. für einen Ball zum Besten der nothleidenden Polen in England eingeräumt. Der edle Lord hielt dabei eine Anrede an den Gemeinderath, worin er die Aussichten der Polenfreunde wegen mancher ermuthigender Ereignisse als lichter darstellte. Eine dieser Ermuthigungen komme von Sir R. Peel, welcher im Parlament sich nachdrücklich gegen das Unterdrückungssystem in Polen ausgesprochen habe. Eine andere Hoffnung beruhe auf dem jetzigen Könige von Preußen, welcher den Zustand in seinem Reiche wesentlich verbessert und die Geneigtheit ausgedrückt habe, den Nationalsinn unter ihnen nicht zu zerstören, sondern zu fördern. Dadurch habe er sich einen Anspruch auf die Dankbarkeit der Polen erworben. Ueberhaupt seyen Aller Augen auf den König von Preußen mit ängstlicher Erwartung gerichtet, da von seiner Politik Manches abhange, was für ganz Europa von äußerster Wichtigkeit sey.

In der französischen Königsfamilie ist nicht der heiterste Himmel. Die Herzogin von Orleans will ihre Söhne auf gut deutsch selbst erziehen, still und einfach. Der König aber will ihr einen blühenden Abbé und Bischof zum Erzieher aufdringen. Die Herzogin lebt sehr eingezogen. Der König betreibt besonders die Befestigung von Paris und sieht oft selbst nach.

Digitized by Google

Im Schuldengefängnisse zu London starb kürzlich ein hartnäckiger Schuldner; wegen einer Schuld von 25 — 30 Pfund eingesperrt, welche er wohl hätte bezahlen können, blieb er 12 Jahre im Gefängnisse. Bei seinem Tode waren diese 25 — 30 Pfd. durch die Zinsen, Kosten ꝛc. auf 3750 Pfd. angewachsen.

(Neuer Ausfuhrartikel.) Die Deutschen in Griechenland sollen mit den dortigen Mädchen sehr übel berathen seyn; sie sind ungebildet und träg im Hauswesen. Der Verfasser der „Sechs Jahre in Griechenland" meint deshalb, eine Schifffracht deutscher Mädchen würde in Nauplia nicht nur äußerst willkommen seyn, sondern auch den raschesten Absatz finden.

(Düsseldorf, 5. Nov.) Eine höchst anziehende und in psychologischer Beziehung merkwürdige Verhandlung fand in diesen Tagen vor den hiesigen Assisen statt. Ein junger Mensch gerieth durch Verausgabungen, die seinen Verhältnissen unangemessen erschienen, in den durch andere Umstände verstärkten Verdacht eines Gelddiebstahls. Bei der Vernehmung gab er an, eine namhafte Summe von seiner Geliebten, einer durch die besten Zeugnisse ihrer Dienstherrschaft als durchaus rechtlich anerkannten Dienstmagd, zum Geschenk erhalten zu haben. Diese läugnete anfänglich, gestand aber, nachdem sie die hierdurch mißlicher werdende Lage ihres Liebhabers erkannt hatte, daß dem so sey, und daß sie durch heimliche Entwendung bei ihrer Herrschaft das Geld erlangt habe. Kein anderer erschwerender Umstand, als nur dies eigene Geständniß, war vorhanden, ihre Verurtheilung herbeizuführen; der Brodherr selbst stellte zwar die Möglichkeit, bestohlen worden zu seyn, nicht in Abrede, setzte aber die Schwierigkeit, daß die Angeklagte dies hätte bewerkstelligen können, und die Unwahrscheinlichkeit der Sache selbst klar auseinander. Hierzu kam noch der Umstand, daß sie seit acht Jahren bei derselben Herrschaft gedient und immer ein tadelloses Benehmen gezeigt, so wie auch ihre frühere Aufführung nichts darbot, was einen solchen Verdacht hätte können aufkommen lassen. Dessenungeachtet blieb die Angeklagte bei ihrer Aussage. Der Vertheidiger bewies mit warmer Beredtsamkeit, wie hier offenbar eines jener Selbstopfer zum Grunde liege, wessen grade das weibliche Geschlecht in dieser Beziehung am fähigsten sey, und welches die Erfahrung schon so oft bethätigte. Zudem wies der Vertheidiger nach, daß die Angeklagte zu jener Zeit, als sie gestohlen haben wollte, gar nicht im Besitze von Geld gewesen seyn könne, wie die Verhandlungen selbst es ergaben. Das Mädchen beharrte und bat um eine gnädige Strafe. Die Spannung des Auditoriums war aufs höchste gestiegen, als die Geschwornen abtraten. Nach kurzer Berathung kehrten sie zurück und sprachen das „Nichtschuldig" aus. (Düss. Ztg.)

(Frankfurt a. M.) In dem heute stattfindenden Konzert des Pianisten Th. Döhler wird derselbe die nachstehenden Piecen eigener Composition vortragen: 1) Fantasie über Thema's aus „Wilhelm Tell", für Piano. 2) a) Nocturne in D-dur, b) Etude in D-moll, c) Andante aus der Sonnambula von Bellini, d) Triller-Etude. 3) Großes Caprice über Motive aus der Oper „Guido und Ginevra". 4) Tarentelle. — Die Damen Rudersdorff und Capitain werden durch gewählte Gesangsstücke bei diesem durch den glänzenden Namen Döhler's im voraus empfohlenen Konzerte mitwirken. Es findet im Saale des Weidenbusches statt und beginnt Abends 7 Uhr.

Korrespondenz.

Lyon, Ende Okt.

Vor einigen Tagen ist hier die Operngesellschaft des Hrn. Edele, Direktors des Berner Theaters, durchgekommen. Sie hat sich vier Monate lang im südlichen Frankreich aufgehalten und im Ganzen gute Geschäfte gemacht. Das hiesige Theater wurde gerade neu decorirt und innerlich ganz umgeschaffen, als Edele von Chambery hier ankam. Deshalb hat er hier keine Vorstellungen geben können und vielleicht zu seinem Glücke. Von seiner Gesellschaft ist eine Sängerin in Nismes geblieben, um sich günstigen Falls bis Paris zu pousstren. Nach bedeutendem Schadenersatz, zu dem Mad. Eichfeld wegen Bruch des Vertrages mit Hrn. Edele von den französischen Gerichten verurtheilt war, in den Händen eines unglücklichen Direktors, könnte die glücklich begabte Sängerin leicht einen Mißgriff gethan haben. — Unser großes Theater ist dieser Tage zum Erstenmale eröffnet. Die hiesige Garnison hat 2300 Militär zum ersten Versuch hineingepfercht. Man kann also etwa auf 2000 Plätze rechnen. Die Oper ist sehr gut besetzt, so daß sich das Theater heben muß.

Verein gegen Thierquälerei.

Die verehrlichen Mitglieder des von Hohem Senate bestätigten Vereins gegen Thierquälerei werden ergebenst ersucht, Donnerstag, 17. November, Abends 7 Uhr, zu einer Generalversammlung in dem zu diesem Behufe gütigst überlassenen Lokale der löblichen Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und Wissenschaften sich einzufinden. Denjenigen, welche dem Vereine beizutreten wünschen, diene zur Anzeige, daß bei sämmtlichen Herren Quartiervorständen Listen zur Unterzeichnung aufliegen und die Statuten des Vereins zu haben sind. Eine Sache, die sich hinlänglich selbst empfiehlt, und deren Zweckmäßigkeit sich täglich dringender herausstellt, läßt hoffen, daß der Verein unter unsern hochgeschätzten Mitbürgern recht viele Gönner und Theilnehmer finden werde. Zugleich statten Unterzeichnete den verehrten Herren Quartiervorständen für die gütige Bereitwilligkeit, mit der sie sich der Beförderung eines nützlichen Unternehmens angenommen haben, ihren wärmsten und verbindlichsten Dank ab.

Der provisorische Vorstand.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 9. Nov. Norma, große Oper in 3 Abth., Musik von Bellini.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 310. Donnerstag, den 10. November 1842.

Die alte Wanduhr.

Schwank von Dr. Rödiger.

(Schluß.)

Der Kellner eilte hinab; er rief einen Nachbar, und führte ihn zu seinem Herrn. Der Nachbar ergriff Letzteren sanft bei'm Arm, und sagte mit bittender Stimme: „Stehen Sie doch auf, Herr B**. Kommen Sie mit mir hinunter in's Gastzimmer. Warum sitzen Sie denn hier?"

„Hier geht sie, da geht sie!" war die einzige Antwort, und das ernste Gesicht, der starr auf das Pendel gerichtete Blick, der langsam sich bewegende Finger, die halb feierliche, halb ängstliche Haltung, dies Alles führte alle Anwesenden zu demselben Schlusse: er habe den Verstand verloren.

„Er ist wahnsinnig," flüsterte der Nachbar, „wir müssen einen Doktor holen."

Der Wirth blieb indessen taktfest; er ließ sich nicht irre machen, und wäre auch die ganze Stadt gekommen, um ihn zu unterbrechen.

„Sie sollten die Frau rufen," fügte der Nachbar hinzu.

Während B** in seiner einförmigen Beschäftigung fortfuhr, hinterbrachte der Kellner die Schreckenskunde der Frau, welche in der größten Angst herbeieilte. „O schau mich doch an, lieber bester Dick. Ich bin's ja. Kennst Du mich denn nicht?"

„Hier geht sie, da geht sie!" wiederholte der Wirth, welcher nicht anders glaubte, als daß seine Frau, gleich den übrigen Anwesenden, es darauf angelegt habe, ihn zu stören. Alle Bitten und Thränen der Mrs. B** waren nicht im Stande, ihn irre zu machen. Sein Zeigefinger bewegte sich beständig hin und her, sein Mund sprach bei jeder Schwingung des Pendels dieselben Worte, und sein Blick ward durch die unablässige Verfolgung des Pendels immer starrer und gläserner. Ein schwaches Lächeln, welches auf die Anwesenden einen tiefen Eindruck machte, verbreitete sich über seine starren unbeweglichen Züge bei dem Gedanken an die vielen fruchtlosen Versuche, ihn aus der Fassung zu bringen. Endlich trat der Arzt ein. Er betrachtete den Geschäftigen eine Zeitlang mit Aufmerksamkeit, schüttelte dann bedenklich den Kopf, und erwiederte auf die ängstliche Nachfrage der Frau: „Der Patient muß so wenig Geräusch als möglich um sich haben. Je weniger Menschen hier, desto besser. Der Kellner sollte sich entfernen, und auch die Magd ist hier ganz überflüssig."

„Hier geht sie, da geht sie," sprach der Wirth in einem fort, und in Uebereinstimmung mit den Bewegungen des Fingers.

„Ich halte eine Consultation für nothwendig," fuhr der Arzt fort. „Wollen Sie nicht zum Doktor A** gehen?"

Der gefällige Nachbar nahm seinen Hut und eilte zum Zimmer hinaus.

In wenigen Minuten kam der Doktor A**.

„Das ist ein bedenklicher Zustand," sagte er achselzuckend zu seinem Kollegen.

Die beiden Aerzte zogen sich in einen Winkel zurück, und besprachen sich mit einander über die anzuwendenden Mittel.

„Lassen Sie schnell einen Barbier holen," sagte endlich Doktor A**, sich an die Frau wendend, „wir müssen ihm die Haare abrasiren und Blasenpflaster legen lassen."

„Ach! mein guter Dick!" rief Mrs. B**; „er wird gewiß seine arme Frau nicht wieder erkennen."

„Hier geht sie, da geht sie!" sagte der Wirth mit etwas mehr Nachdruck und mit stärkerer Fingerbewegung; denn der Minutenzeiger hatte jetzt die Zahl zwölf, seinen verhängnißvollen Punkt, beinahe erreicht, welcher ihm zehn Pfund Sterling einbringen sollte, wenn der Zeiger dahin gelangte, ohne daß er sich stören ließ. Die Stimme des Wirths wurde lauter, je näher der Minutenzeiger dem ersehnten Punkte rückte.

Der Barbier kam, und traf mit großer Geschwätzigkeit die Vorbereitungen zu der bevorstehenden Operation, wobei er unablässig die Vorzüglichkeit seiner Rasirmesser pries.

„Hier geht sie, da geht sie," rief der Wirth mit kreischender Stimme und immer heftigerer Handbewegung; sein Antlitz fing an sich zu verklären und sein ganzer Körper zuckte vor freudiger Ungeduld.

Der Barbier sah ihn erstaunt an. „Was?" rief er; „wohin geht sie?" Dann wandte er sich zu den Aerzten: „Wo soll ich anfangen?"

„Rasiren Sie den ganzen Kopf!" erwiederte Doktor A**. Mrs. B** sank ohnmächtig in einen Stuhl.

„Hier geht sie, da —" rief der Wirth zum letzten Male, als die Uhr neun schlug. Er sprang im Uebermaß seiner Freude auf, und rief, im Zimmer umherspringend: „Ich hab's gewonnen! Ich hab's gewonnen!"

„Was?" fragte der Kellner.

„Was?" riefen die Aerzte.

„Was?" wiederholte Mrs. B**, aus ihrer Ohnmacht erwachend.

Digitized by Google

„Nun, die Wette, zehn Pfund Sterling!“ Als er aber die beiden Gentlemen, denen er die Wette angeboten hatte, nicht im Zimmer fand, fragte er den Kellner, wo sie wären.

„Sie fuhren beinahe vor einer Stunde in ihrem Phaëton weg, war die Antwort.

Jetzt durchschaute er mit Einem Blick die Sache. Die beiden Industrieritter hatten sich mit seiner Brieftasche und der darin befindlichen Summe von 21 Pfund Sterling aus dem Staube gemacht. Die Geschichte bildet jetzt in der ganzen Umgegend von Richmond den Gegenstand des allgemeinen Gesprächs; sie ist buchstäblich wahr, und es ist nur zu bedauern, daß der ehrenwerthe Wirth bei der Verfolgung der Gauner umgeworfen und so bedeutend beschädigt ward, daß er das Zimmer hüten muß, und daher jetzt hinlängliche Muße hat, das Pendel seiner Wanduhr zu beobachten.

Dem Vernehmen nach sind noch andere mit dieser Geschichte in Verbindung stehende interessante Incidenzpunkte bekannt geworden, welche gegenwärtig von einem dramatischen Dichter zu einer Posse bearbeitet, nächstens auf einem Londoner Theater zur Aufführung kommen werden.

Einladung zu einer allgemeinen Versammlung der deutschen Charlatane und Quacksalber.

(Fortsetzung.)

Leichter scheint es dem geneigten Leser beim ersten Anblick, den Quacksalber zu erkennen und zu charakterisiren; denn ein wenig hat er zu Zeiten schon selbst gequacksalbert, mit Hausmittelchen, mit Arkanis, dann aus dem Haus- und Roßarzt, und wie die trefflichen Bücher alle heißen. Indessen wird es Sache der Festordner seyn, die feinen Nüancen und Uebergänge zu beachten, damit nicht bei der Prüfung mancher Berechtigte ausgeschlossen werde; denn strenger muß es nun einmal bei dieser Gelegenheit mit der Zulassung genommen werden, als es wohl anderswo geschehen ist, wegen des Raums, der doch keine ganze Armee fassen kann. Zu den Quacksalbern nun in höherem oder feinerem Sinne (wie man auch ja seine Lügner, Mörder u. dergl. von den leicht zu erkennenden groben unterscheidet), zu den feinen Quacksalbern rechne man auch Diejenigen, welche bei einer Kur der Krankheit erst eine entschiedene Richtung geben, um sie dann kunstmäßig zu heilen, ihr gleichsam erst, wie einem Pferde oder Hunde, die rohe Natur abgewöhnen, ehe sie eigentlich dressirt wird; Diejenigen, welche überhaupt die Natur nicht zum Worte kommen lassen, die Kinder mit Arzeneien großziehen, den jungen Leuten ihrer Gesundheit wegen, statt Luft, Wasser und Thätigkeit, das Tabakrauchen und noch andere Dinge anrathen; welche mit der Zunahme der Krankheit das Maß und die Anzahl der Mittel vermehren und sie dem Kranken von allen Seiten beibringen, welche ihn nöthigen, Nahrungsmittel zu sich zu nehmen wider seinen Willen, so oft als möglich; kurz, welche zu der Einsicht gekommen sind, daß alles Das, was einen Gesunden krank zu machen im Stande ist, den Kranken gesund machen muß. — Mit Obigem glaube ich den Festordnern hinlängliche Winke gegeben zu haben, und ich bin nicht der Ansicht meines sehr ehrenwerthen Collegen Dr. Schadenfroh, der auch ein erfahrner Charlatan und Quacksalber ist, wie ich, daß ich noch mehrere Kennzeichen unseres Ordens anführen müsse, z. B. der Heilkünstler, welche ihre Collegen bei den Leuten heruntersetzen, derer, die eine einträgliche Kur so lange als möglich, wie eine milchende Kuh, gleichsam giebig erhalten. Es mag an dem Gesagten genug seyn, und wir gehen zur Fortsetzung des Festprogramms über.

Die Herren Charlatane und Quacksalber also werden gebeten, sich bei dem Vorstande des Comité's (hier folgen die Namen) in Langenweila anzumelden. — Wer kennt nicht die berühmte Stadt Langenweila! Sie steht genau beschrieben in der kleinen Hausgeographie, und man kann das entsprechende Blatt insgemein frisch aufgeschlagen finden, wenn sich der Hausvater zum Gang ins Wirthshaus anschickt; muß er aber Abends bei seiner Familie bleiben, so wird die ganze Stelle vorgelesen, und Alle hören zu oder schlafen. Wir Reiser aber, wir gehen selbst jährlich an Ort und Stelle, und wie oft machen wir dann den Spaziergang von da nach Kurzweila und wieder zurück. Sie liegen ganz nahe bei einander, durch eine gerade, sandige, vielbefahrene und vielbegangene Straße mit einander verbunden; man kann vom Thore der einen Stadt das der andern sehen und den lebhaften Verkehr zwischen ihnen stündlich bewundern. — Die Anmeldungen müssen in Zeiten geschehen, damit für passende Unterkunft der Herren selbst sowohl, als auch, auf Verlangen, ihrer Weiber und Kinder gesorgt werden kann. Die Herren Wirthe nämlich werden aus Interesse für die Wissenschaft, die Humanität und das gemeinsame deutsche Vaterland, wie dies auch anderer Orten zu geschehen pflegt, ihre Preise nach der Concurrenz einrichten, und haben sich sogleich bei der ersten Anfrage mit Freuden bereit erklärt, dafür Sorge zu tragen, daß die Späterkommenden nicht den Vortheil des Mehrbezahlens vor den Früheren voraushaben.

Am letzten März 1843 Vormittags von 10 Uhr an ist feierliche Einholung der auswärtigen Theilnehmer durch alle Thore der goldnen Langenweila. Nachmittags melden sich die Herren bei der Kasse, und erhalten, wenn sie ihre Qualification gehörig nachgewiesen, auch ihre Namen in das Album eingetragen haben, gegen Erlegung von elf Gulden eine Karte, die ihnen, mit einigen Ausnahmen, zu den verschiedenen Festlichkeiten und Sehenswürdigkeiten den Zutritt eröffnet. Am 1. April ist die erste allgemeine und öffentliche Sitzung in der alten Aula des Irrenhauses, von dem Präsidenten mit einer Rede eingeleitet, in der er zuerst die Versammlung willkommen heißt, dann den dermaligen Stand der Wissenschaft und die ihm widerfahrene Ehre schildert, und endlich die weitgreifenden Folgen dieser Versammlung für die Thier- und Menschenwelt und für den Ruhm des Vaterlandes, mit Anknüpfung an die Geschichte der Stadt Langenweila und der aus ihrem Schoße hervorgegangenen wichtigen Erfindungen des Kartenspiels und Tabakrauchens, kürzlich darlegt. Hierauf folgen die Vorträge der Herren Theilnehmer, in der Ordnung, in der sie bei dem Comité angezeigt worden sind. Allgemeine unhaltbare Theorieen sind zwar natürlich nicht ausgeschlossen, denn unser Verein huldigt keineswegs einem rohen Empirismus, doch bittet man, auch einigermaßen auf das Praktische zu sehen; das Jedermann Bekannte soll zwar durchaus nicht übergangen werden, denn wir bewundern Nichts so sehr, als was uns so recht aus der Seele gesprochen ist, doch wird man auch neue Erfahrungen nicht ungerne vernehmen, welche freilich, als mehr dem Fach- und dem geheimeren Wissen angehörend, möglichst in die nicht öffentlichen

Digitized by Google

Sectionssitzungen zu verweisen sind. Oeffentlich nennen wir nämlich die Sitzungen, zu welchen außer der Frau Bürgermeisterin noch andere vier Damen aus den ersten Familien der Stadt freien Zutritt haben; jedoch dürfen sie nicht in einer Verfassung seyn, wo die Vorträge, oder die etwa vorzuzeigenden Fälle, Apparate und Präparate eine nachtheilige mißbildende Wirkung auf sie äußern könnten. Auch deßhalb schon wünscht man daher, daß die gedachten Fälle und Beispiele, die ohnehin dem Praktischen angehören, so viel als möglich in den Sectionen producirt werden möchten.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Auf der hiesigen Bühne wird demnächst ein neues Drama — Herzog Richelieu, oder: der Hof des Regenten — zur Aufführung kommen. Der Verfasser desselben ist Heinr. Schwarzschild, durch sein ausgezeichnetes romantisches Gedicht: „König Rübezahl" den Freunden der Poesie rühmlichst bekannt. Man sieht deshalb diesem Drama mit Spannung entgegen.

Vom 22. bis 24. Oktober wütheten im Kanal heftige Stürme, welche an der englischen Küste viel Verlust an Fahrzeugen und Menschenleben herbeigeführt haben. Auf den Sandbänken von Goodwin ging das Schiff Hoffnung unter, unter dem Schlosse von Deal die beiden Briggs Mandrigo und Felice-Rosse, zu Dungeneß ein Fischerfahrzeug mit 6 Mann. Zwei von Rouen kommende Briggs geriethen nicht weit von einander auf den Strand, und wurden zertrümmert, die Mannschaft ward halbtodt aus dem Wasser gezogen. Bei Ilfracombe ging die große Brigg Wilberforce mit 11 Mann unter, während man zu gleicher Zeit in der Entfernung einer geographischen Meile eine unbekannte Barke, mit angeblich 16 Mann, sinken sah. Alles dies geschah Sonnabend Nachts. Sonntag Morgens zerschellte die Goelette Watt auf der Bank von Boulder, bei Hastings, die Mannschaft ward gerettet, Schiff und Ladung wurden aber eine Beute der Wellen. Montag strandete bei Exemouth die Betty, deren Ankertaue gerissen waren; die zwölf Passagiere und das Schiffsvolk konnten nur vermittelst eines vom Ufer ihnen zugeworfenen Seiles einzelweise gerettet werden. An demselben Tage ging die Emma von Swansea auf den Felsen von Skerpoint total zu Grunde. Von vielen andern Schiffbrüchen, die sich ereignet, sind die Namen der Fahrzeuge und das Loos der Mannschaft noch unbekannt.

Bei der letzten Großrathswahl in Pruntrut sollen Viele der Unzufriedenen auf ihre Stimmzettel Frauennamen geschrieben haben, weil die Regierung kürzlich eine Salzfaktorei an eine Frau vergeben habe.

In Frankreich ist ein guter Fortschritt geschehen. Sämmtliche Schullehrer sind zu Sekretärs erhoben worden. Es war nämlich etwas laut geklagt worden, die Schullehrer und ihre Kinder hätten Hunger, was wohl denkbar ist, da in der Regel ein französischer Schulmeister das Jahr gegen 90 leichte Gulden Besoldung hat, was selbst für seine französische Mägen nicht zureichen will. Da aber das Erhöhen der Besoldungen Geld gekostet hätte, so wurde beschlossen, sie zu Sekretären der Schulzen zu erheben, wodurch ihre Einnahme und ihr Ansehen ohne Zulage blos auf Kosten der Schulzen außerordentlich erhöht worden seyn soll. Man glaubt, daß sie mit der Zeit es selbst noch zu Mairs, d. h. zu französischen Schulzen, bringen können.

(Nürnberg, 5. Nov.) Dieser Tage fiel hier ein Gaunerstreich vor, wie man sie nur in Paris und London bisher erhört hat, und der von Seite des Bestohlenen die größte Sorglosigkeit, so wie von Seite des Gauners die höchste Raffinirtheit bekundet. Zu einem Gold- und Bijouteriehändler kam ein wohlgekleideter Mann, angeblich Handelsmann in Bayreuth, und suchte sich um den Preis von circa 500 Gulden Waaren aus, packte sie in eine Schachtel und versiegelte dieselbe, versichernd, daß er das Geld dafür entweder selbst bringen oder schicken wolle. Nach einigen Augenblicken kam er wieder und sagte, er habe noch einen Gegenstand vergessen, welcher sofort auf die Schachtel, die man nicht mehr aufmachen wollte, gelegt und mit einem seidenen Taschentuch umwunden wurde. Bis die Bezahlung erfolge, sollte der Bijouteriehändler die wohlverwahrte und versiegelte Schachtel sofort aufheben. Ein Verdacht, der noch durch Andere bestärkt wurde, hieß den Verschluß öffnen, und zum Schrecken des Goldarbeiters befanden sich in der Schachtel nichts als Stückchen von Ziegelsteinen. Wie man heute erfährt, soll der Dieb in Haft gebracht worden seyn.

(Stuttgart, 4. Nov.) Die Vergehen gegen fremdes Eigenthum sind wieder häufiger, als im Sommer; auch Taschendiebe, die man früher nur vom Hörensagen kannte, fangen jetzt an, ihr Wesen zu treiben. Es sind den Frauen auf dem Markte im Gedränge schon viele Geldbeutel auf gewandte Weise aus den Taschen gestohlen worden; auch seidene Taschentücher, Uhren, Ketten und Dosen finden ihre Liebhaber, deren man noch nicht habhaft werden konnte. In der vorigen Nacht wurde einem Weinhändler in ein Parterrezimmer eingebrochen und eine Summe von fünfthalbtausend Gulden daraus entwendet.

Der „Patriote de la Meurthe" enthält Folgendes aus Flavigny: In der Nacht vom 18. auf den 19., ungefähr um 11 Uhr, wurde die Gattin des Hrn. Jeandel, Eigenthümer einer bei Flavigny gelegenen Meierei, plötzlich durch das Gebell der Hofhunde geweckt. Um die Ursache dieses Bellens, das bald in unmäßiges Heulen überging, zu erfahren, näherte diese Dame sich dem Fenster ihres Zimmers, das im untern Geschosse sich befand; aber kaum hatte sie es geöffnet, als sie ein wüthendes Ungeheuer erblickte, das sich an dem Gitter festhielt und in das Zimmer einzudringen suchte, ungeachtet des riesenhaften Kampfes mit vier Hunden, die sich diesem Sturme widersetzten. Während dieser Zeit hatte sich Hr. Jeandel mit seinem Degen in den Hof begeben. Das Ungeheuer will sich auf ihn werfen, aber er erlegt es in größter Eile. Es war eine wüthende Wölfin, die ein Halsband trug, an dem eine Kette hing. Vermuthlich ist sie aus einer jener Menagerieen entflohen, die sich stets auf den Jahrmärkten unserer Dörfer sehen lassen. Welche bedauernswerthe Folgen hätte dieser Fall nach sich ziehen können! Wäre es nicht an der Zeit, jenen herumziehenden Führern eine schärfere Controle aufzulegen?

Digitized by Google

Die Weber von Spitalfields haben der Herzogin von Kent ihr in Seide gewebtes Porträt überreicht.

Man lies't in den Oktoberheften der Pariser „Gazette musicale", daß die Herren Meyerbeer, Duprez, Carr, Herz, Pleyel ꝛc. sich zu einer Audition von Compositionen eines jungen Deutschen, des Hrn. Cäsar Franck, gegenwärtig in Paris, versammelt hätten. Es wurden von demselben mehrere Trios executirt und Meyerbeer sprach sich sehr günstig darüber aus. Wie unsere deutsche Musik, so finden auch deutsche Musiker und Componisten in Paris eine immer freundlichere Aufnahme.

Korrespondenz.

Wetzlar, 31. Okt.

Gleich so vielen andern Städten unseres deutschen Vaterlandes, haben sich auch in dieser sonst so stillen Stadt Gesangvereine gebildet. Man spricht schon von einem dritten Verein, der jedoch nur für Töchter bestimmt seyn soll und eben deswegen auf nicht leicht zu beseitigende Schwierigkeiten stoßen möchte. Indeß ist auch sein Aufkommen nur wünschenswerth. — Wir haben heute von der Liedertafel zu berichten, welche am gestrigen Tage ihr Gründungsfest in dem freundlichen Gartenlokale des Hrn. K. Hinckel feierte. Dieser erst vor wenigen Monaten in's Leben getretene Gesangverein hat bereits das Mögliche geleistet, wenn billige Anforderungen unter Berücksichtigung der kurzen Zeit des Bestehens an ihn gestellt werden. War es doch nur ein Gründungsfest, ein Fest, das blos durch einen Ball gefeiert werden sollte, in den sich, nebenbei nur, zur Probe der künftig zu erwartenden Leistungen, Gesang einmischte. In diesem Sinne sprach sich auch der Festredner mit den wärmsten Gefühlen aus; er wies darauf hin, daß die Hoffnungen und Erwartungen noch gerechtfertigt werden müßten, um sich den größeren Vereinen der Wetterau gegenüber würdig anschließen zu können. Bei dieser selbst gewonnenen Ansicht, und bei der unverkennbaren Theilnahme, welche die hiesigen Bürger diesem Vereine widmen, läßt sich wohl hoffen, daß das eifrige Bestreben der Liedertafel mit dem gewünschten Erfolge bald gekrönt seyn werde. Das Fest war überaus zahlreich besucht worden, und der Abend für alle Anwesenden im Ganzen so genußreich gewesen, wie er wohl selten bei ähnlichen Veranlassungen verlebt wird, wozu allerdings auch die ausgezeichnete Wirthschaftsführung des Lokalbesitzers mitgewirkt hat.

Wiesbaden, 7. Nov.

Wir vernehmen so eben, daß das während der diesjährigen Badesaison in unserer Residenzstadt ausgestellt gewesene Relief der Rheinlande von Aug. Ravenstein nunmehr von hier weg, und zwar nach Paris, gebracht werden soll. Ob es dort zur Schau ausgestellt wird, oder von irgend einem Kunstinstitut angekauft worden ist, wissen wir nicht. Letzteres möchten wir aus dem Grunde bezweifeln, weil noch vor Kurzem hier die Rede davon war, daß der Pächter desselben mit unserer Regierung wegen eines Ankaufes für diesseitige Staatszwecke in Unterhandlung stehe. Die Anerkennung, so wie der Beifall der Sachverständigen, der diesem Werke in so hohem Grade gezollt wurde, ließ an einem günstigen Erfolge jener Unterhandlungen kaum zweifeln und dies um so weniger, als das Werk nicht sowohl ein Relief der Rheinlande, als vielmehr ein Relief unseres Herzogthums genannt werden muß. Ohne nun entscheiden zu wollen, welcher unserer öffentlichen Anstalten, ob dem landwirthschaftlichen Institute, der Landesbibliothek, oder welcher anderen Bildungsanstalt sonst die Aufnahme und Obhut dieses ebenwohl auch für fürstliche Sammlungen geeigneten Cabinetsstückes am nächsten liege, so können wir doch nicht umhin, wenigstens den Wunsch auszusprechen, daß dasselbe jedenfalls in unserer Mitte bleiben und nicht in den Besitz einer Nation kommen möge, die nicht verfehlen wird, auch diese Veranlassung zu ergreifen, unsere Gleichgültigkeit zu Gunsten ihrer ländergierigen Absichten auszulegen und für einen Mangel an Patriotismus auszuschreien. Hoffen wir demnach, daß sich diese Angelegenheit zuletzt doch noch auf eine, unserem Nationalgefühle entsprechende Weise gestalten möge, zumal die dafür zu bringenden pecuniären Opfer doch in keinem Falle von so großem Belang seyn werden, um für sich allein ein unübersteigliches Hinderniß abzugeben.

Weimar, 4. Nov.

Die Schützenhöfe, welche aus zwölf verschiedenen und zum Theil sehr entfernten Städten des Großherzogthums am 30. v. M. sich hier vereinigt hatten, hielten am Abend dieses Tages in dem geschmackvoll decorirten Saale des Schützenhauses einen glänzenden Festball, welchen auch unsere hohen Herrschaften auf einige Stunden mit ihrer Gegenwart zu beehren geruhten. Besonderes Wohlgefallen erregte hier ein in Transparent angebrachtes Gemälde von dem weimarischen Künstler Markersteig in Paris, auf welchem eine Braut als Friedensengel über der Stadt Weimar schwebte. Ihr zur Seite, rechts und links, befanden sich zwei Brautjungfern, deren eine ihr die Friedenspalme überreichte, während die andere des Glückes Füllhorn über sie ergoß. — Auch die Armbrustschützen-Gesellschaft, ein seit mehreren Hundert Jahren schon bestehender geselliger Verein, hatte zur Nachfeier der Einzugsfestlichkeiten am 1. d. M. einen Festball veranstaltet und eine Einladung an die Glieder unseres Fürstenhauses gelangen lassen. Der Saal war auch hier auf eine sinnige Weise höchst geschmackvoll hergerichtet und mit einer Art von Tempelhalle verziert, deren vier Säulen kunstvoll mit Mousselin bekleidet waren, was ihnen das Ansehen vom schönsten Marmor gab. Hier wurde das erbgroßherzogliche Paar bei seinem Erscheinen von einem Kreise weißgekleideter Jungfrauen empfangen und mit einer kurzen Anrede begrüßt. Nach Beendigung derselben ertönte ein dreimaliges Lebehoch. Im Garten war ein zweiter Tempel errichtet, an welchem die Namenszüge der Familie des Fürstenhauses in Brillantfeuer strahlten. Eine Illumination und die Ausführung anderer sinniger Anordnungen wurden durch den heftig herabströmenden Regen gestört. In der Mitte dieses heitern Bürgerkreises weilten die hohen Herrschaften mit sichtlichem Wohlgefallen bis beinahe um Mitternacht, indem sie an den hier veranstalteten Vergnügungen den huldvollsten Antheil nahmen. Am 2. d. M. wurden die Feierlichkeiten durch einen Tanz beschlossen, welcher, unter der Leitung des Rittmeisters Schmidt, von acht Mann Husaren zu Pferde ausgeführt wurde. Auch diesem seltsamen Schauspiele geruhten die fürstlichen Personen mit vielem Beifall beizuwohnen. So endeten eine Reihe von gemüthvollen Festlichkeiten, welche die Liebe und Anhänglichkeit eines treuen Volkes seinem treu ergebenen Fürstenhause bereitet hatte. Möge daher der gute Geist, welcher in den Tagen der Freude sich überall in seiner ganzen Größe zeigte, immer als leitender Engel zwischen Fürst und Volk schweben, so werden auch die Jubeltöne nicht verklingen, die so laut und herzlich in den Lüften widerhallten. — Wie man vernimmt, ist einer unserer braven Künstler, der Hofkupferstecher Schwerdtgeburt, damit beschäftigt, den Zug der thüringischen Bauernhochzeit, welcher so allgemeinen Beifall gefunden und zu dessen gelungener Ausführung er wesentlich mit beigetragen hat, zu lithographiren. Ein solches Blatt wird gewiß für Viele ein Denkmal der angenehmsten Erinnerung werden.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 10. Nov. Der Wasserträger, große Oper in 3 Abth., Musik von Cherubini.

Montag, 14. Nov. (Zum Vortheil der Dem. Lindner und zum Erstenmale): Ein weißes Blatt, Schauspiel in 5 Aufzügen, von Carl Gutzkow.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 311. Freitag, den 11. November 1842.

Das Kloster Disibodenberg im Nahethale.

1.

Auf, auf, du Glaubensbote!
In deines Gottes Kraft,
Ermanne dich, beginne
Die weite Wanderschaft:
Zu bringen Licht und Leben
Dahin, wo beides fehlt;
Daß bald der arme Heide
Den Weg des Friedens wählt.

Durchseg'le frisch die Fluthen,
Ob Sturm und Klippe droht;
Es gilt ja, Seelen retten
Aus tiefer Nacht und Noth.
O zage nicht, es rufet
Der Heiland Jesus Christ,
Der aller Seelen Retter,
Freund und Erlöser ist.

Auf! steige über Höhen
Und zieh' durch Thäler hin,
Und fürchte nicht, durch Wälder
Und Wüstenei'n zu zieh'n.
Der Felsen sey dein Obdach,
Das Moos das Lager dein;
Der Herr wird dein Erretter
Und auch dein Führer seyn!

So wand're, bis Du siehst
Den Berg im Sonnenstrahl,
An dessen Fuß zwei Flüsse
Sich einigen im Thal;
Ein weißes Reh dich leitet
Zu klarer Quelle Rand,
Und Blüth' und Blätter sprießen
Am Stab in deiner Hand.

Da baue dir die Hütte,
Du bist am Ziel der Bahn;
Da gründe die Kapelle
Dem Herrn zur Ehre dann;
Da lehr' das Wort vom Kreuze
Und bau' an seinem Reich,
Bis er am Ziel dir bietet
Des Sieges Palmenzweig!

2.

Es brauset so wild der Nordsturm daher;
An Irlands Klippen bricht wild sich das Meer. —
„Und wagt sich in's Wellengebrause das Schiff,
„So muß es zerschellen am Felsenriff."

„Bleib hier bei den Deinen, du heiliger Mann!"
So flehen die Gläub'gen Sanct Disibod an.
Da spricht er voll Glauben: „Der Herr ist mein Hort,
„Der zu mir gesprochen das mahnende Wort!"

„Der selber einst wandelt' auf schäumender Fluth,
„Den Sturm einst bedräuet, daß schweigend er ruht;
„Der Petrus einst faßte mit rettender Hand —
„Der wird auch mich führen zum sicheren Land! —"

Da legt sich die Brandung, da schweiget die See;
Es lächelt die Sonne aus heiterer Höh.
„Ade, du mein Irland, du Heimath so schön,
„Mein Auge wird nimmer dich wieder seh'n!"

Und friedlich, als theilte die Wellen ein Schwan,
So gleitet das Schifflein auf spiegelnder Bahn.
Und Frankreichs Küste ist bald erreicht,
Und Disibod fröhlich an's Ufer steigt.

Und dankerfüllt kniet er am fremden Strand,
Das Auge zum Himmel empor gewandt:
„Zeig', Herr, nun den Weg und eb'ne den Pfad,
„Den fernhin dein Bote zu wandern hat!"

Nun ziehet er weiter, jahraus, jahrein,
Und mit ihm die treuen Gefährten sein.
Die Wanderschaft währt schon der Jahre vier,
Da führet der Weg sie zur Bischofsstadt Trier.

„Seyd hoch mir willkommen!" der Erzbischof spricht,
„Tragt hin in die Wälder des Heilandes Licht!
„Verkündet am Glan und am Ufer der Nah',
„Was Golgatha Großes geschehen sah!"

Digitized by Google

Und in der Sonne heiß sengendem Strahl,
Sie wandern geduldig in's waldige Thal;
Und langen nach weiter ermüdender Bahn,
Auf einem bewaldeten Gipfel an.

„Rings Waldes Nacht und ödes Gestein! —
„Wo mag doch das Plätzchen der Ruhe seyn? —
„Ha, siehst Du da drunten in saftigen Wiesen
„Die Nah' und den Glan vereinigt fließen?"

„Ist's endlich gefunden?" — Da hüpfet ein Reh,
So weiß wie der junge Winterschnee,
Aus Waldes Dunkel und scharret schnell
Aus dürrem Boden den perlenden Quell.

Da sinket von Disibod's Herzen die Last,
Gefunden ist endlich das Plätzchen der Rast.
Nun hebt er den Pilgerstab hoffend empor —
Und — Blätter und Blüthen treiben hervor!

Er sinket nieder, er danket heiß
Dem Herrn, der die rechte Stunde weiß,
Der selber ihm zeigte die rechte Stelle,
Wo wölben sich soll die kleine Kapelle.

An frischem Grün der Wald ist so reich
Er bietet zur Hütte den grünen Zweig.
So reich ist der Berg an festem Gestein —
„Bald soll die Kapelle erbauet seyn!"

Sie steiget empor. Der Heiden Schaar,
Sie kniet voll Glauben an Gottes Altar,
Und preiset den Gottesmann früh und spat,
Durch den der Herr sie gesegnet hat.

(Schluß folgt.)

Einladung zu einer allgemeinen Versammlung der deutschen Charlatane und Quacksalber.

(Schluß.)

Am Abend des ersten Tages ist großes Mittagessen, das Couvert zu elf Gulden, im Freien, unfern dem neuen Todtenhofe, wo sich den Gästen eine treffliche Aussicht darbietet. Zur Theilnahme an dieser Mahlzeit sind außer den gelehrten Herren alle Kranken eingeladen, welche sich entweder bereits unter der Behandlung derselben befinden, oder diese Gelegenheit benutzen wollen, um ihren ärztlichen Rath einzuholen. Dagegen bleiben diejenigen Kranken entschieden ausgeschlossen, welche ohne deren Zuziehung, und überhaupt ohne einen Arzt zu sterben oder gesund zu werden beabsichtigen. Man wird, nach dem Beispiele von andern Festen, bei dem Bankett weniger auf das Sattwerden der Gäste sehen, als auf zweckmäßige Dekoration der Umgebung und angemessene, mit Enthusiasmus aufzunehmende Toaste.

Jeder folgende Vormittag, mit Ausnahme des achten und des fünfzehnten, wo öffentliche Sitzungen statt haben, ist den Sectionen gewidmet. Man hat vor der Hand nicht mehr als zwei Wochen für diese erste Versammlung festsetzen wollen. Werden es aber die Herren künftig für ihre Weiber und Kinder vortheilhafter finden, vier Wochen beisammen zu seyn, so bleibt ein deßfallsiger Beschluß der letzten Hauptsitzung vorbehalten. Denn die jetzt im Schwange gehenden Congresse haben offenbar neben der Förderung der Wissenschaft durch mündlichen Verkehr, nach Art der frühesten Zeiten, statt des unvollkommneren Mittels der Presse, noch besonders den Nutzen, daß sich die Zunftgenossen nicht nur kennen lernen, sondern auch alle Jahre wiedersehen, und daß jeder Gelehrte, anstatt daß er sonst, woferne er Geld dazu hatte, in den Ferien auf gut Glück in die Welt hinausgehen mußte, jetzt weiß, wohin er sich wenden soll, und sogar alle Vergnügungen, die ihm ohne eignes Kopfbrechen entgegenkommen, aus dem Programm schon voraus genießen kann. Damit dieses auch unser Leser könne, fahren wir weiter fort.

Am zweiten Abend Festball der Gebrechlichen, Krüppel und Lahmen, wozu die Festkarte freien Eintritt gewährt; die Uebrigen tragen die Kosten. Jedoch sind alle und jede Naturkrüppel ausgeschlossen, nur Kunstkrüppel werden zugelassen, und zwar vorzugsweise diejenigen, bis zur Anfüllung des Saals, welche ihre dermalige Gesundheitsverfassung den anwesenden Herren Charlatanen und Quacksalbern verdanken. In der zweiten öffentlichen Sitzung wird die Redaktion der Statuten berathen werden, und man wird es, nach mehrfachem Hin- und Herreden, das ohnehin die Hauptsache ist, beim Alten bewenden lassen. Am Abend ist Freitheater für die Herren Gäste, gegen Erlegung eines Thalers und Vorzeigung der Karte. Man wird ein Trauerspiel, ein Schauspiel, ein Lustspiel, eine Oper und ein Ballet geben, verfaßt von auf den Kopf gefallenen und übel geheilten Dichtern und Componisten, und aufgeführt von Mimen, Sängern und Tänzern, an denen die Heilung des Schielens und Stammelns, der Sehnenschnitt, die künstliche Nasenbildung u. dergl. mißlungen, denen unnöthiger Weise zur Uebung des angehenden Talents Arme oder Beine abgeschnitten worden, oder die aus einer innerlichen Kur mit Gliederzittern, oder engbrüstig, haar- und zahnlos hervorgegangen sind. An den zwischenliegenden Sonntagen empfiehlt man den verehrten Gästen, während der Kirche, wo sie am ungestörtesten sind, Spaziergänge zu machen, um die einförmigen, zu tiefen Gedanken einladenden Umgebungen der alterthümlichen Langenweila zu genießen und durch etwas Natur und Fasten für die verschiedenen Mahlzeiten, Sitzungen und Kunstgenüsse neue Kräfte zu sammeln. Denn auch ein den gelehrten Herren zu Ehren auf Subscription veranstaltetes Concert der Stümper wird am Mittwoch der zweiten Woche abgehalten werden. Bereits hat sich eine bedeutende Anzahl Stümpervereine aus den näher und entfernter gelegenen Städten, Dörfern und Weilern zu unentgeltlicher Mitwirkung angeboten, und es wird einen erhebenden Anblick gewähren, wenn sie alle, ein Jeder mit seiner im langenweilaer Winde flatternden Ortsfahne, einziehen werden. Man hat das Erbieten dankbar angenommen, und die Gastwirthe werden, wie dies auch anderer Orten geschieht, dafür sorgen, daß die Herren Stümper ihrer Uneigennützigkeit gemäß bewirthet werden. Die Gastwirthe zu Langenweila begreifen vollkommen die Wichtigkeit ihrer Stellung gegen die Zeit. Sie bedingen sehr häufig die Verwirklichung der Zeittendenzen, welche meistens bei ihnen verhandelt werden. Auch sind sie von so vielseitigem und biegsamem Geiste, daß sie nach einan-

Digitized by Google

ander alle Farben und Confessionen annehmen können, ohne je ihren Hauptzweck aus den Augen zu verlieren. Ihre Häuser repräsentiren sogar die Natur selber, schon nach dem alten Kirchenliede, wo es heißt: In dieser Welt bin ich ein Gast; da hiernach die Welt ein Wirthshaus, und also das Wirthshaus eine Welt ist. Und wirklich, wenn einer meiner vielen Freunde von Langenweila oder aus einer anderen schönen Gegend zurückkommt, und ich frage ihn darnach, so erzählt er mir Nichts von der Natur und Vieles von den Gasthöfen.

Als einen sehr günstigen Umstand muß man es ansehen, daß unsere Versammlung gerade mit der Gemäldeausstellung der Pinseler und mit der Industrieausstellung der Pfuscher zusammen trifft. Die Stadt hat sich erboten, wenn es sie Nichts kostet, diesen Ausstellungen jährlich ihre Thore zu öffnen. Schon jetzt sind ausgezeichnete Stücke dort zu sehen, denn bei diesen Meistern vereinigen sich Genie und Fruchtbarkeit; und da wir also auf eine bedeutende Concurrenz zu rechnen Ursache haben, so wird sich in einem großartigen Ueberblick der gegenwärtige hohe Stand unserer vaterländischen Technik offenbaren, und der in ganz Deutschland verbreitete Verein der Rühmer wird nicht ermangeln, in den öffentlichen Blättern unsere bewundernswürdige Ueberlegenheit über das Ausland auch in dieser Beziehung auszuposaunen. Unter den Gemälden, die bereits die Aufmerksamkeit der langeweilaer Kunstkenner fesseln, zeichnen sich mehrere höchst unähnliche Portraite, Sommerlandschaften, deren Anblick Hitze erregt, Winterscenen, bei denen man friert, durch ihren Kunstwerth, andere, besonders aus einer bekannten Hauptstadt, durch ihren hohen Preis aus.

Die Industrieerzeugnisse überraschen durch ihre Mannichfaltigkeit. Frappant ist ein Automat, der fortwährend in die Trompete stößt, ein anderer, der auf einen gelinden Druck Vivat ruft, ein Perpetuum Mobile, das bisweilen stille steht, aber immer wieder in Bewegung gesetzt werden kann, ein Jacobiner, der sich in einen Jesuiten verwandelt, eine Leier, die immer wieder auf dasselbe Thema zurückkommt.

Doch wir eilen zum Schluß. Am fünfzehnten Tage ist die letzte allgemeine Sitzung. Der Präsident wird in einer gemüthlichen Rede Abschied nehmen, in welcher er auf eine sinnige Weise, von der Wahrheit ausgehend, daß unser Leben schon lang, und unsere Kunst noch kurz ist, zu einem recht zahlreichen Besuche der nächsten Versammlung einladet. Für diese wird der Ort gewählt werden, und die Gesellschaft wird hierbei genau so beschließen, wie man es ihr vorschlagen wird. Für den Rest des Tages überläßt man es den Herren, sich in engeren Kreisen zu langeweilen, oder mit Essen und Trinken und ähnlichen Beschäftigungen die Zeit zu tödten. Am Morgen des sechzehnten April stellt der Magistrat von Langenweila den anwesenden Herren Charlatanen und Quacksalbern zwei Wegweiser zur Disposition; den Einen, um sie die verschiedenen Richtungen besehen zu lassen, in welchen die Stadt, überzeugt von ihrer Wichtigkeit als Handelsplatz und Musensitz, verlangt, daß Wasserstraßen und Eisenbahnen durch ihr Gebiet geführt werden sollen; den Andern, der ihnen den kürzesten und praktikabelsten Weg zeigen wird, um mit vollem Herzen und leerem Beutel wieder dahin zurück zu gelangen, woher sie gekommen sind.

Vierter Jahresbericht
des
Verwaltungs-Ausschusses der Mozartstiftung
an
den löblichen Liederkranz dahier
über den Bestand und Fortgang der Mozartstiftung in dem abgelaufenen Geschäftsjahr 1841 — 1842.

Der unterzeichnete Verwaltungs-Ausschuß beehrt sich, über das abgelaufene vierte Geschäftsjahr der Mozartstiftung in Nachfolgendem pflichtschuldige Rechenschaft abzulegen.

Zuvörderst bemerken wir, daß, nachdem an die Stelle der am Schlusse des vorigen Jahrs statutenmäßig ausgetretenen drei Verwaltungsmitglieder — der beiden Unterzeichneten und des Buchführers Hrn. P. Finck — durch gesetzliche Wahl des Liederkranzes aus dessen Mitte dieselben Personen auf's neue für die drei folgenden Jahre berufen worden, selbige hierauf von dem Verwaltungs-Ausschuß durch Stimmenmehrheit gleichfalls sämmtlich in ihren respektiven frühern Aemtern bestätigt worden sind.

Hiernächst gehen wir zum Geschäftsbetrieb der Anstalt selbst über. Wenn wir die Thätigkeit der Verwaltung in dem abgelaufenen Jahre absichtlich etwas beschränken zu müssen glaubten, und wenn selbige deshalb zu nicht so ergiebigen Resultaten als in den vorhergegangenen führte, so lag dies lediglich in den ungünstigeren allgemeinen Verhältnissen. Minder wichtige Interessen müssen billig schweigen, wenn die wichtigsten die Aufmerksamkeit und Thatkraft der Gesammtheit des Vaterlandes in Anspruch nehmen. Das vergangene Jahr war ein verhängnißvolles, ein schmerzliches; aber aus der Asche untergegangenen Glücks und zerstörter Hoffnungen ist auch des Erfreulichen Vieles erblüht. Ein schmerzliches Jahr war es, weil wir in ihm das Mißgeschick, den Untergang aller Habe so vieler unserer Brüder zu beklagen hatten; ein erfreuliches war es, ein tröstliches, weil es inmitten der Drangsale erhebende Eintracht und nationalen Sinn, weil es die Biederkeit des deutschen Volkes, die Würdigkeit seines Charakters auf's neue und herrlich beurkundet hat.

Wenn unter solchen Umständen die Verwaltung, wie erwähnt, im Interesse der Anstalt für den Augenblick weniger Ansprüche zu machen sich verpflichtet erachtete, so rechtfertigt sich dies wohl von selbst; nichts destoweniger sind wir dennoch im Stande, rühmend und dankbar zu erwähnen, daß unsere Stiftung, wenigstens im ersten Semester des abgelaufenen Jahrs, sich in der Nähe und Ferne mancher schätzbaren Theilnahme zu erfreuen hatte.

So veranstalteten die verehrlichen Musikfreunde in Darmstadt dortselbst durch die vereinigten Kräfte des löblichen Dilettanten-Vereins und der großherzoglichen Hofkapelle zum Besten der Stiftung ein Konzert und übermachten uns das reine Einkommen desselben mit fl. 375 37 kr. unter dem Bemerken, daß sich hierbei ein namhafter Beitrag von Seiten Sr. königl. Hoh. des Großherzogs befinde.

Der bei dieser Aufführung bewiesenen Thätigkeit unseres verehrlichen Ehrenmitgliedes, Hrn. Musikdirektors C. A. Mangold, müssen wir hierbei besonders rühmend gedenken.

Ferner veranstaltete der hiesige löbliche Cäcilien-Verein zur Erinnerung an den 50jährigen Todestag Mozart's und zum

Digitized by Google

Besten unserer Stiftung eine Aufführung des Mozart'schen Requiems und übersendete uns den Ertrag mit fl. 247.

Ebenso übermachte uns der Gesanglehrer Hr. Ronconi dahier ein Geschenk von drei Friedrichsd'or oder fl. 28 30 kr., das bei einer zur Todesgedächtnißfeier Mozart's statt gehabten Abendunterhaltung von einem Verehrer dieses Tondichters gegeben worden.

Ferner erhielten wir von dem verehrlichen Mitgliede des Liederkranzes Hrn. Carl August André dahier fl. 35 6 kr. als Ertrag einer von ihm zum Besten der Stiftung veranstalteten musikalischen Aufführung.

Desgleichen von dem löblichen Vorstande der Liedertafel zu Witzenhausen in Kurhessen den Ertrag eines von ihr an ihrem Stiftungstage zum Besten der Mozartstiftung gegebenen Konzerts mit fl. 32 5 kr.

Ferner wurden uns an Geschenken zugewendet:

Von der löblichen Liedertafel in Duderstadt fünf preuß. Thaler oder fl. 8 45 kr.;

Von dem großherzogl. badischen Hoftheater-Comité in Mannheim von der Einnahme der zur Feier des 50sten Sterbetags Mozart's dortselbst gegebenen Vorstellung der Oper „Don Juan" ein Geschenk von fl. 150;

Von Hrn. Musikdirektor C. A. Mangold in Darmstadt ein zweites Heft vierstimmiger Männergesänge zur Verwerthung, wofür fl. 28 48 kr. eingegangen sind;

Von Hrn. Adolf Conrad, Lehrer und Dirigenten eines Liedervereins zu Rod an der Weil bei Usingen, mit Bewilligung des Hrn. Verfassers, das Manuscript eines von Hrn. Cantor Anthes, Musiklehrer am Seminarium zu Idstein, für die Liedervereine im Amte Usingen komponirten „deutschen Männergesangs";

Von Hrn. J. G. Nau, Musikdirektor in Fulda, mehrere seiner Compositionen, mit der Ermächtigung, selbige zu verwerthen.

Ferner widmete Hr. Cantor Kunkel in Bensheim unserer Stiftung den Erlös seiner in der Verlagshandlung des Hrn. Pabst in Darmstadt auf Subscription herausgekommenen fugirten Nachspiele für die Orgel, deren Ertrag wir noch entgegen sehen.

Endlich erhielten wir, nach Abzug der Kosten, fl. 301 27 kr. als den Reinertrag des vom Liederkranz am 14. Januar d. J. unter Mitwirkung des hiesigen Orchesters und mehrerer verehrlichen Bühnenmitglieder statutenmäßig gegebenen Konzerts.

Es ist bekannt, daß der erste Zögling der Stiftung, Johann Joseph Bott von Kassel, der sich zu diesem Zweck besonders hierher begeben hatte, in diesem Konzert gleichfalls mitwirkte, indem er mehrere Stücke auf der Violine vortrug. Derselbe beurkundete auch hierdurch in erfreulicher Weise seinen Beruf zur Kunst, und das Urtheil der öffentlichen Blätter, auf das wir uns hier beistimmend beziehen, so wie das des Publikums, sprach sich bei dieser Veranlassung so günstig für den Stipendiaten aus, daß wir uns sowohl dadurch, insbesondere aber durch die uns weiter vorgelegten Compositionen desselben und die erhaltenen Beweise von dem steten Fortschreiten desselben in dem Studium der Composition, als dem ausschließlichen Zweck der Stiftung, in unsern gehegten Erwartungen nur bestärkt finden dürfen.

Außerdem haben wir seitdem von dessen Lehrern die erfreulichsten Berichte erhalten, und erst kürzlich hat uns Herr Hofkapellmeister Spohr, der jetzt, statt des von Kassel abgegangenen Hrn. Moritz Hauptmann, den Unterricht des Stipendiaten in der Compositionslehre übernommen hat, versichert, daß er hoffen dürfe, Bott werde bald Arbeiten von entschiedenem Kunstwerthe einsenden können.

Aus allem diesem veranlaßt, haben wir denn auch mit Vergnügen und in voller Ueberzeugung der Würdigkeit dem jungen Bott das Stipendium von fl. 400 vom 1. Juni l. J. an auf ein ferneres Jahr verwilligt, und dahin Bestimmung getroffen, daß derselbe, unter den obwaltenden Umständen, noch ein weiteres Jahr in Kassel zu verbleiben hat.

Den Vermögensstand der Stiftung betreffend, so besteht das Aktivkapital dermalen in fl. 13,701 52 kr., hat sich sonach im abgelaufenen Jahr um fl. 1279 41 kr. vermehrt. Wir legen darüber, so wie über die Gesammt-Einnahme und Ausgabe des verwichenen Geschäftsjahrs in der Anlage die Bilanz vor, woraus zugleich ersichtlich ist, daß alle Gelder statutenmäßig angelegt sind.

Nach Vorschrift §. 24 der Statuten wird löbliche Direktion des Liederkranzes nunmehr die Revision der Rechnung anordnen und, nach darüber eingelangtem Bericht, die revidirte Bilanz zur öffentlichen Kenntniß bringen. *)

Noch bemerken wir, daß die nach unserm vorjährigen Berichte beschlossene käufliche Erwerbung eines Theils der Bach'schen Werke aus dem für Anschaffung klassischer Musikalien gegründeten besondern Fond im laufenden Jahre um den Betrag von fl. 239 30 kr. wirklich bewerkstelligt worden ist.

Hiernächst haben wir anzuzeigen, daß, nach §. 11 der Statuten, die beiden Verwaltungsmitglieder:

Hr. Dr. Giav und
Hr. Friedrich Schneider

nach dreijähriger Amtsführung nunmehr aus der Verwaltung auszutreten haben, und geben wir dem löblichen Liederkranze die alsbaldige Wiederbesetzung dieser Stellen mit dem Ersuchen geziemend anheim, von der getroffenen neuen Wahl demnächst den Verwaltungs-Ausschuß gefällig in Kenntniß setzen zu wollen.

Indem wir hiermit unsern Bericht schließen, und unsere Anstalt dem ferneren rühmlichen Wirkungseifer des Liederkranzes und der wohlwollenden Geneigtheit aller hiesigen und auswärtigen Musikfreunde und musikalischen Körperschaften angelegentlichst empfehlen, unterzeichnen wir mit achtungsvoller Ergebenheit.

Frankfurt a. M., den 31. Oktober 1842.

Der Verwaltungs-Ausschuß der Mozartstiftung
und in dessen Namen
Der Präsident: (gez.) W. Speyer.
contras.: Dr. A. Jost, d. z. Sekr.

*) Wir werden solche demnächst in diesen Blättern nachliefern.

Theater-Anzeige.

Samstag, 12. Nov. Molière, Drama in 4 Abth., aus dem Französischen, von A. Herrmann.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 312. Samstag den 12. November 1842.

Das Kloster Disibodenberg im Nahethal.

(Schluß.)

3.

Das ist des Glaubens reicher Segen,
Das ist der Liebe heil'ge Frucht,
Daß überall auf ihren Wegen
Erblühet fromme Sitt' und Zucht;
Denn wo das Wort vom Kreuze wohnet,
Da schafft es eine neue Welt;
Und süßer Himmelsfrieden lohnet,
Statt, daß die Zwietracht Aerndte hält.

So ist das Leben neu geworden
Im Nah'gebiet und an dem Glan,
Und was er wirkt, der fromme Orden,
Das kündigt tausendfach sich an;
Das thut sich kund im frommen Leben,
Das thut sich kund auf blüh'nder Flur.
Hier reift die Saat, dort grünen Reben,
Getilgt ist frühern Elends Spur.

Und zu des Berges Gipfel wallet
Der Beter stille, fromme Schaar —
Wenn hoch vom Thurm die Glocke schallet
Und ruft die Gläub'gen zum Altar,
Wo ruhen Disibod's Gebeine,
Wo noch sein Geist sie sanft umweht,
Und wo die gläubige Gemeine
Um seinen Segen brünstig fleht.

Doch Stürme toben und erschüttern
In ihrem Grunde schier die Welt;
Die alten, heil'gen Dome zittern,
Was ewig schien, in Trümmer fällt. —
So ist die Kirche auch zerfallen,
Die weit vom Berge schaut in's Thal;
So sanken hin des Klosters Hallen,
Und all' sein Glanz zerfiel zumal.

Du warst des Thales Hort und Segen,
Du warst des Thales Stolz und Ruhm,
Du, auf des Berges Stirn gelegen,
Du stilles, hehres Heiligthum!
Und ob auch finstere Gewalten
Zerstörten deiner Thürme Pracht —
Dein Namen hat sich frisch erhalten,
Und liebevoll wird dein gedacht!

S. D.

Englische Rednerinnen.

Die Chartistinnen kommen immer mehr in politisches Ansehen. Neben Fräul. Maria Anna Walker zeigen sich jetzt die Fräul. Susanna und Emma Mathilda auf der Rednerbühne. Die Lorbeeren der Ersteren haben die Letzteren nicht schlafen lassen. Miß Susanna gab dieser Tage in einem Meeting ihren Prospektus kund; leider giebt man uns nicht den Text ihrer Rede. Die englischen Schnellschreiber haben eine Schwäche für Miß Maria Anna. Miß Susanna hat ihren Namen zu prosaisch gefunden; sie läßt sich jetzt Klara Kleopatra nennen, und unter diesem Namen hielt sie ihre Antrittsrede. Allein Alles, was wir davon wissen, ist, daß Miß Klara Kleopatra sehr viel Böses von der Monarchie und den Priestern gesagt hat. Alle Ehren der Sitzung sind für Miß Emma Mathilda gewesen, ein kleines, hübsches und munteres Geschöpf von 22 Jahren, welches eine kleine hübsche, aber höchst excentrische Rede hielt. Miß Maria Anna Walker, die Perle der Chartisten, war zugegen, und ein lustiger Geselle, Namens Walls, nahm den Präsidentenstuhl ein. Fräul. Emma Mathilda Miles sprach: „Ich war so glücklich, die beredten Worte zu vernehmen, welche unsere Schwester in der heiligen Sache des Chartismus so eben an den geheiligten Verein der männlichen und weiblichen Chartisten gerichtet hat. (Beifallrauschen.) Die Frauen Englands haben jetzt das Gefühl nicht nur ihrer Erniedrigung, sondern auch das Gefühl der Erniedrigung ihrer Männer erhalten. Der stolze Aristokrat, der Modenarr, der Sklave des Reichthums, der erbliche Pair und das bestochene Mitglied des Unterhauses werden bald erfahren, was der Zorn, was die Rache eines Weibes ist! (Unermeßlicher Beifall.) Das schwache, vertheidigungslose Weib ist mißhandelt worden durch eine niederträchtige Aristokratie und durch eine noch schlechtere Presse. (Pfui!

Digitized by Google

Pfui!) Ja, die Frau, die alle Schmerzen des stolzen Königs der Schöpfung theilt, welcher weint, wenn er aus ihren Armen scheidet, und lächelt, wenn er in ihre Arme zurückkehrt, wie, man sagt ihr, sie soll zu Hause bleiben! (Grunzen.) Zu Hause bleiben! ja, das ist die Sprache unserer Tyrannen. (Neues Grunzen.) Was mich anbelangt, so werde ich mich solchen Demüthigungen nicht unterwerfen. Es giebt unter unserer Kasten-Gesetzgebung keinen häuslichen Herd! Die Pflicht des Weibes ist, sich in der ganzen Majestät seiner Geburtswürde zu zeigen und seinen Sklaven-Brüdern beizustehen, die politische Erlösung ihres Landes zu bewerkstelligen. Nicht Ehrzeiz treibt mich dazu, aus mir eine öffentliche Frau zu machen, sondern der Druck, welcher auf dem Armen lastet, drängt mich, zu sprechen. Der Einfluß, welchen ich besitze, ist gering, und doch habe ich schon viel für unsere Sache gethan. Ich habe schon viel Chartisten gemacht (Beifall), und ich hoffe, deren noch mehr zu machen. So lang ich Blut in den Adern fühle, werde ich mit den Chartisten fraternisiren. Schon lange Zeit bin ich eine Demokratin. Seit der Regierung des Tyrannen Saul bis zu diesem Tage hat die Monarchie nur Despotismus und Tyrannei hervorgebracht. Ich glaube an die Charte, wie ich an mich glaube, aber vernehmet es, wir werden die Charte nur erlangen, wenn wir unsere Unterdrücker in Schrecken setzen." Lang anhaltender Beifall folgte der demagogischen Rede der Fräul. Emma, und es erging nun an Miß Maria Anna Walker eine stürmische Aufforderung, den Rednerstuhl zu besteigen. Allein der Präsident entschuldigte diese, sie sey in diesem Augenblicke zu leidend, um heute sprechen zu können; blos ihr Eifer habe sie bestimmt, der Sitzung beizuwohnen. Eine Miß Elisabeth Elisa stellte den Antrag, der Klara Kleopatra für ihre herrliche Rede einen Dank zu votiren; dieser Antrag fand Beifall, allein Miß Klara Kleopatra erklärte, es stimme mit ihren demokratischen Grundsätzen nicht überein, Danksagungen für bloße Pflichterfüllung anzunehmen, und lehnte die Abstimmung ab. Da sich hierauf ein Chartist männlichen Geschlechts mit rohen Manieren durchaus zu dem Amte aufdrängen wollte, offiziell beauftragt zu werden, für die Charte Propaganda zu machen, und der Präsident den Zudringlichen nicht zur Ordnung bringen konnte, so rief Miß Walker, ihrer Unpäßlichkeit zum Trotze, aus: „Pfui, Herr Gardner! beträgt sich so ein Gentleman, der nach dem edlen Amte eines Chartistenpredigers strebt?" Ein Chartist in einer Flanelljacke: „Bravo, Miß Walker! Ich will gehängt werden, wenn die Weiber nicht die besten Chartisten vor Allen sind." Die Frauen verließen, da Ruhe nicht eintrat, entrüstet die Versammlung.

Conzert von Th. Döhler.

Wie die Instrumental-Virtuosität, die während der letzten Decennien eine so außerordentliche und Staunen erregende Höhe erreicht hat, von Vielen überschätzt, so ist sie auch von Andern angefeindet und als ein Verderben für die Kunst verschrieen worden. Bei gerechter und ruhig prüfender Vermittelung dürften sich als Resultate herausstellen, daß wir dem Fleiß und den Bestrebungen der Virtuosen jene Entwickelung und Ausbildung der Technik der Instrumente verdanken, deren wir uns jetzt erfreuen. Technik und mechanische Fertigkeit sind aber eben so wesentlich als wichtig, und bilden die Grundlagen, auf denen das geistige Gebäude der Kunst beruhen muß. Anderseits ist man allerdings zu weit gegangen, wenn man das Technische zur Hauptsache gemacht, den Zweck über den Mitteln vergessen und aus dem Gesicht verloren hat. Die Ausartungen und Verirrungen unserer neuen Virtuosität dürfen wir nicht verkennen und müssen leider zugestehen, daß sie dem guten Geschmack viel geschadet und der Produktivität manche Kraft entzogen, manches Talent entfremdet haben. Zu allen Zeiten jedoch zeigt uns die Geschichte der Kunst Extreme, in denen sie sich bewegt, und es wird stets so bleiben. Auf einem gewissen Punkte angelangt, tritt dann endlich die Ausgleichung wieder ein, und es stellt sich siegreich heraus, was das Rechte und Wahre ist. Die heutige Virtuosität befindet sich auf diesem Culminationspunkte; es bleibt ihr Nichts mehr zu leisten, Nichts mehr zu erobern übrig; ihre Triumphe sind abgenutzt, ihre Spitze ist abgestumpft, und sie muß nothgedrungen eine andere Richtung nehmen. Wohin diese sich zu wenden hat, ist oft genug angedeutet worden, — zur geistigen Schönheit, zur Kraft und Einfachheit, zum seelenvollen Ausdruck und zur Weihe der Kunst.

Nachdem wir fast alle berühmten und hervorragenden Virtuosen und namentlich Pianisten der neueren und neuesten Zeit in Frankfurt a. M. zu hören und zu bewundern Gelegenheit hatten, wurde uns dieselbe auch in Bezug auf Th. Döhler zu Theil, welcher am 8. d. M. im Saale des Weidenbusches eine musikalische Soirée gegeben. Neben dem Namen eines Liszt, Thalberg und Henselt wird der Th. Döhlers genannt, und sein Ruf ist in doppelter Hinsicht, als Virtuose und Componist, weit verbreitet.

Was den technischen Theil der uns heute gebotenen Kunstleistungen betrifft, so erschien dieser in solcher Vollendung, daß Nichts zu wünschen übrig blieb, und daß eine Hervorhebung von Einzelnheiten ganz überflüssig wäre. Th. Döhlers Spiel ist ein meisterhaftes und bewegt sich auf den Höhen der heutigen Virtuosität. Kraft und Anmuth, Eleganz und Abrundung sind hier vereinigt, und man kann nicht umhin, diesem herrlichen und brillanten Vortrag die verdiente Huldigung zu zollen. Dabei ergreift und erwärmt Th. Döhler durch die Frische und Lebendigkeit, wie durch die noble und feine Haltung seines Spiels. Er trug seine Phantasie über Thema's aus „Wilhelm Tell", und die Caprice über Motive aus der Oper „Guido und Ginevra", ferner mehrere seiner Etuden und die Tarentelle vor, und machte diese brillanten Conzertstücke im vollsten Maße geltend. Der ungetheilteste Beifall konnte nicht ausbleiben, und man war erfreut, dies gefeierte Renommée des Tages begrüßt und bewundert zu haben. Da der Künstler Frankfurt bereits verlassen hat, so bedauern wir, den Wunsch, ihn in einem zweiten Conzerte zu hören, nicht erfüllt zu sehen.

Der Conzertgeber spielte einen Patentflügel von J. B. Streicher aus Wien. Dies Instrument ist eins der vorzüglichsten des anerkannten Meisters, und zeichnet sich eben so sehr durch Kraft und Fülle, als durch Wohllaut und Gleichmäßigkeit des Tones aus. So sehr sich auch die Concurrenz in dieser Branche der Fabrikation gesteigert hat, so stehen doch die Streicher'schen Patentflügel noch immer in den ersten Reihen, die Solidität und sorgfältige Ausführung ihrer Mechanik sind anerkannt. Der Werth des genannten Instruments geht schon daraus hervor, daß ihn Th. Döhler zu seinen Kunstleistun-

Digitized by Google

gen für würdig erachtete und auswählte. — Durch den seelenvollen Vortrag zweier Lieder durch Dem. Capitain wurde das Konzert noch verschönert, und die geschätzte Sängerin fand den lebhaftesten Beifall. W.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt, 9. Nov.) Von den für diesen Winter angekündigten Vorlesungen mannichfaltiger Art haben die des Hrn. Dr. Schwarzschild „über Gesundheitspflege des Körpers und der Seele" bereits begonnen. Ref. glaubt Allen, die sich dafür interessiren und doch vielleicht zur Theilnahme noch nicht entschließen konnten, einen Dienst zu erweisen, wenn er sie besonders darauf aufmerksam macht. Hr. Dr. S. sprach, in der gestrigen ersten Vorlesung, vor einem gewählten Publikum in einem gediegenen, höchst ansprechenden Vortrag — dem Programm gemäß — über den menschlichen Organismus überhaupt und über die einzelnen Organe insbesondere, über Gesundheit und die Pflicht, sie zu erhalten, über Gemüth und Gemüthsbewegungen, über die vorherrschenden Bewegungen unserer Zeit und deren Rückwirkung auf den allgemeinen Gesundheitszustand ꝛc., und wußte den ohnehin interessanten Stoff so einzukleiden, daß er beinahe zwei Stunden seine sämmtlichen Zuhörer und Zuhörerinnen in ununterbrochener Spannung erhielt. Wir können nicht umhin, diese Vorlesungen jedem Gebildeten, besonders aber Müttern, Lehrern, Vorstehern von Instituten u. s. w. zu empfehlen, bedauern aber zugleich, daß der Preis um Einiges zu hoch angesetzt ist, was gewiß Manchen einzig abhielt, dieselben zu besuchen. Sollte Hr. Dr. S. bei Lehrern und Männern ähnlichen Berufes nicht einen Unterschied machen? A. F.

(Fortschreitende Liebe zur deutschen Literatur in England.) Hierüber berichtet ein Londoner Correspondent der „Preuß. Staatszeitung": „Die edelsten Geister Deutschlands haben immer auf England als das Muster alles Ernsten und Würdigen hingewiesen, und selbst als Deutschland noch keine Literatur hatte oder dieses im vorigen Jahrhundert zu sehr abgeschlossene Inselvolk sie noch nicht kannte, hielt man hier deutsche Redlichkeit und Treue hoch. In der neuesten Zeit hat deutsche Literatur, Wissenschaft und Kunst nirgends mehr Anerkennung gefunden, wie hier, nirgends wird die Sprache so vielfach und mit so großer Vorliebe betrieben. Nicht nur wird in allen neuen Gymnasien (Grammar schools) die Sprache gelehrt, sondern auch in mehreren der älteren ist sie als regelmäßiges Studium eingeführt worden, namentlich zu Rugby, Eton und Shrewsbury. Zu Eton, wo Prinz Albrecht einen Preis für die neueren Sprachen ausgesetzt hat, erstreckte sich das neuliche Examen nicht nur über die Grammatik, das Schreiben und Reden der Sprache, sondern auch über Schillers beide Geschichtswerke, dessen Wallenstein und Lessing's Laokoon. Hier in dem Kings-College lernen in diesem Augenblick 95 Knaben, in der Schule des Universitäts-Kollegiums über 70 und in der City-Schule an 50 Deutsch. Noch fleißiger und viel weiter treiben es die Damen damit, da es zum guten Ton gehört, nicht nur, daß sie deutsche Stunden gehabt haben sollen, sondern daß sie auch wenigstens die berühmtesten klassischen Werke in dieser Sprache gelesen haben. Die Folge davon ist ein ungeheurer Verbrauch von Grammatiken und andern Lehrbüchern, so daß z. B. binnen 10 Jahren von denen von Ahrts, Rowbotham 4 bis 5 Auflagen, jede von 1500 bis 2500 Exemplaren erschienen sind. Auch gehen wohl nach keinem Lande so viele Exemplare von Schillers sämmtlichen Werken, als eben nach England."

(Börne's Grabdenkmal auf dem Père Lachaise.) Börnes Grabdenkmal auf dem Kirchhofe des Père Lachaise, mit dessen Entwurfe der berühmte Bildhauer David beschäftigt war, ist nun vollendet und daselbst errichtet, in der Nähe der Gräber von Benjamin Constant, Foy und Manuel; eine gebührende Gesellschaft des tapfern deutschen Freiheitskämpfers, dessen Asche hier in fremder Erde liegt. Das Monument hat die Gestalt einer abgestumpften Pyramide, von ausgezeichnet schönem, an den Küsten der Bretagne brechendem, polirtem Granit, und ruht auf einem Unterbaue von gelbem Sandstein, welcher sich auf zwei Stufen erhebt. Das Ganze, vom Erdboden bis auf den Gipfel der Pyramide, mißt an 10 Pariser Fuß. Am obern Ende der Pyramide befindet sich in einer runden ausgehöhlten Vertiefung Börne's Büste, von David modellirt, von den HH. Richard und Eck gegossen, und in antiker Weise an Schultern und Brust glatt abgeschnitten. Der Charakter des David'schen Modells spricht sich in Bronze trefflich aus. Unterhalb der Büste, ungefähr in der Mitte der Pyramide, ist die einfache Inschrift mit Börne's Namen und den Daten seiner Geburt und seines Todes. Den untern Theil der Pyramide schmückt ein Bronzerelief, in allegorischen Figuren Frankreich und Deutschland vorstellend, deren Hände durch die Freiheitsgöttin zusammengegeben werden. Gewiß ist die Idee dieses ebenfalls in der Gießerei der HH. Richard und Eck besorgten Reliefs sehr glücklich zu nennen, und vollkommen an ihrem Platz auf dem Grabdenkmal eines Schriftstellers, durch dessen Werke diese Idee als Haupt- und Grundgedanke durchgeht; nur hätte sie meines Erachtens in der Darstellung schöner noch und energischer ausgesprochen werden können. Die schmalen Seiten zeigen in den Zwischenräumen zwischen den Figuren und der Füllung Gestelle mit Waffen und Trophäen, und am Fuße derselben liest man auf jeder Seite die Namen von vier berühmten Autoren französischer und deutscher Nation; links: Voltaire, J. J. Rousseau, Lamennais, Béranger; rechts: Lessing, Herder, Schiller, Jean Paul. In dem Unterbau ist das Gewölbe aufgemauert, wo Börne's Sarg aus der provisorischen Grabstätte, die nach hier üblichem Gebrauch einstweilen für ihn ausgesucht war, nächstens beigesetzt werden soll. Als Monument behauptet es ehrenvoll seinen Platz neben grandiosern Denkmalen, und zeichnet sich durch ernste Einfachheit sehr vortheilhaft aus vor vielen prunkvollen Mausoleen, deren Ziererein und Schnörkeln in diesen großstyligen Umgebungen unendlich wehe thun.

(Frankfurt a. M.) Am 14. d. M. wird zum Vortheil der Dem. Lindner zum Erstenmale Gutzkow's neuestes Drama: „Ein weißes Blatt" gegeben werden. In demselben sind die ersten Mitglieder unserer Bühne beschäftigt und die Hauptrollen werden durch die Herren Grahn, Lutzberger, Baison und Meck und die Damen Lindner, Meck, Frühauf und Hoffmann dargestellt, welche Besetzung uns Anziehendes erwarten läßt. Gutzkow's dramatische Erzeugnisse

gehören jedenfalls zu dem Vorzüglichsten, was gegenwärtig in Deutschland in dieser Gattung geboten wird, und daß man diese Vorzüge anerkennt, geht daraus hervor, daß diese Stücke auf allen Bühnen festen Fuß gewonnen haben und gerne gesehen werden. Wir freuen uns daher über die Wahl der Benefiziantin, welche seit vielen Jahren nicht nur eine Zierde unserer Bühne ist und uns manchen wahren Kunstgenuß bereitet hat, sondern auch zu den ausgezeichnetsten Darstellerinnen gehört, deren das deutsche Theater sich zu rühmen hat. Wir sind demnach überzeugt, daß die hier angezeigte Benefizvorstellung die freundlichste Aufnahme von Seiten unsres kunstsinnigen Publikums finden wird.

(Frankfurt a. M.) Es wird von vielen Seiten eine baldige Wiederholung der Oper „die Regimentstochter" gewünscht. Sollte die verehrliche Theater-Direktion hierauf eingehen wollen, so würde sie die Unterzeichneten doppelt verpflichten, wenn die Aufführung an einem Sonntage stattfände, und es würde bei der so beliebten und anziehenden Oper ein zahlreicher Besuch außer Zweifel seyn.

Mehrere Theaterfreunde.

Korrespondenz.

Darmstadt, 7. Nov.

Zwei hiesige Blätter, der schon seit mehreren Jahren erscheinende „hessische Hausfreund" und ein anderes von neuerer Entstehung, welches Namen und Bild von dem Erfinder der Buchdruckerkunst entliehen hat, lebten noch vor wenigen Tagen in offenem Kriegszustande, der nun, nach dem gegenseitigen Austausche der Präliminarien zu einem ewigen Frieden, im Interesse beider Blätter glücklicherweise und zur vollen Zufriedenheit ihrer Leser aufgehört hat. Die Redaction des zuletzt erwähnten Blattes hatte den ärgerlichen Streit hervorgerufen, ohne irgend eine dringende Veranlassung dazu gehabt zu haben; ihr lag es also zunächst ob, zur rechten Zeit einzulenken und unangenehmen Weiterungen vorzubeugen, was sie auch am Schluß der Beilage ihres am letzten Freitag herausgekommenen Blattes wirklich, und, wie es scheint, in guter Absicht, gethan hat. Wenn sie übrigens bei den von ihr in den Friedenspräliminarien ausgesprochenen Ansichten und Grundsätzen beharrt, was wir um ihrer selbst willen lebhaft wünschen müssen, und wenn wir überdies ihr so viel Lebenserfahrung und Unparteilichkeit zutrauen dürfen, daß sie der Ueberzeugung Raum gibt, auch andere Blätter und ihre Redaktoren wüßten den Anforderungen des Lesepublikums zu genügen; so wird sie für die Folge unangefochten ihre Bahn wandeln können, ohne einer Sauvegarde oder eines anderen Schutz- und Trutzmittels zu bedürfen. Es hat, unseres Wissens, hierorts noch Niemand daran gedacht, ihre Bestrebungen im Gebiete der unterhaltenden Literatur durch unberufenes kritisches Geraspel verunstalten oder verderben zu wollen; beobachte sie gegen Andere, im Geiste der gegen den „hessischen Hausfreund" ausgesprochenen Grundsätze, ein Gleiches, wenn es ihr ernstlich darum zu thun ist, keinen neuen Friedensbruch zu veranlassen. Sie und der Verleger, der blos das Gute will, werden nur dabei gewinnen können.

Offenbach a. M., 5. Nov.

Wie wir in der Nummer 76 Ihrer Didaskalia d. J. bereits erwähnt haben, so mag in keinem Orte das Bedürfniß einer Kleinkinderschule oder, besser gesagt, Kleinkinderbewahranstalt, stärker hervortreten, als gerade in den Fabrikstädten, zu welchen bekanntlich auch Offenbach gehört, wo es an einer solchen, für Kinder unbemittelter Eltern gewidmeten Anstalt noch fehlt. Auch sprachen wir in jenem Berichte die Hoffnung aus, daß Hr. Direktor Dr. Schaumann unbezweifelt sehr gern für eine solche Anstalt mit derselben Umsicht und Wärme wirksam seyn werde, mit welcher er der hiesigen Real- und Volksschule vorsteht. Daß diese unsere Hoffnung gegründet war, davon hat Hr. Dr. Schaumann uns überzeugt: schon im August d. J. hat derselbe und nicht ohne Hindeutung auf jenen Korrespondenzartikel Ihrer geschätzten Didaskalia in dem dahier erscheinenden Wochenblatt das Wesen der Kleinkinderschulen erläutert, so wie auch in seiner gemüthlichen Weise die hiesigen Bewohner zur Errichtung einer solchen Anstalt und gewiß nur in der Ueberzeugung ermuntert, daß dieselbe unter den durch Wohlthätigkeit bedingten Anstalten, deren Gründung hier etwa noch wünschenswerth seyn dürfte, vor Allem noth thue. Nicht weniger erfreulich war es auch, durch diesen Aufsatz zu vernehmen, daß der hiesige Sängerverein, wie auch die großh. Regimentsmusik dahier beabsichtigen, für die in Rede stehende Anstalt thätig zu seyn. Mehr als Dieses ist unseres Wissens jedoch bis jetzt hierin noch nicht geschehen, obschon wir wissen, daß einige Einwohner Offenbach's namhafte Summen für diesen humanen Zweck verwenden wollen. Gewiß fehlt es hier nicht an zahlreichen Menschenfreunden, die gern ihr Scherflein zu einer Anstalt beitragen, deren Nutzen sich, wie Hr. Dr. Schaumann in jenem Aufsatze sehr treffend auseinander setzte, außer dem für die kleinen Kinder selbst, noch auf vierfache Weise äußert: für die Eltern, für die größeren Geschwister, für die eigentliche Schule und endlich für die ganze Stadt. Nach einer so klaren Darlegung dieses daraus erwachsenden Nutzens können wir nicht im entferntesten daran zweifeln, daß auch hier noch eine Kleinkinderschule errichtet werde; aber wann? — dies ist die Frage, auf welche wir glauben antworten zu müssen: je eher, desto besser! Möchten daher auch andere Männer von Stellung und Ruf sich recht bald aufgefordert fühlen, dieser wichtigen und hier so überaus nothwendigen Sache ebenfalls eine thatkräftige Anregung zu geben, damit auch wir Offenbacher dem rühmlichen Beispiele der Bewohner anderer Orte des In- und Auslandes nicht länger mehr nachstehen! —

Programm des Museums.

Am 11. November.

Die Weihe der Töne; charakteristisches Tongemälde; große Symphonie von Spohr.

Dramatische Vorträge, aus Shakespeare und Calderon; gelesen von Hrn. Baison. (Zweiter Vortrag: Scenen aus Julius Cäsar.)

Arie von Mozart, gesungen von Fräul. Kratky.

Göthe und seine Zeit; literatur-geschichtliche Vorträge von Hrn. Dr. Th. Creizenach. (Zweiter Vortrag.)

Gedicht von Mosengeil, über Göthe's Egmont; Musik von Beethoven; vorgetragen von Hrn. Georg Steinmüller.

Lieder aus Göthe's Egmont, gesungen von Fräul. Capitain.

Der Anfang ist um Sechs Uhr.

Der Saal wird um halb 6 Uhr geöffnet; der Eingang für die Personen, welche in den Saal wollen, ist nur vom Roßmarkt und der Töpfergasse her; zur Gallerie gelangt man vom Steinweg aus; alle Museumskarten sind persönlich; es wird durchaus Niemand ohne Eintrittskarte zugelassen; freie Gastkarten werden nicht mehr ausgegeben; Karten für Fremde zu 1 fl. 30 kr. sind zu haben bei Hrn. Georg Krebs, Zeil, der Post gegenüber.

Theater-Anzeige.

Samstag, 12. Nov. Molière, Drama in 4 Abth., aus dem Französischen, von A. Herrmann.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 313. Sonntag, den 13. November 1842.

Der Verdächtige.

Das Haupt der Königin Maria Stuart war unter dem Beil des Henkers gefallen, und die blutige That war von den eifrigen Protestanten Englands mit derselben Freude begrüßt worden, wie zwei Jahrhunderte später von den eifrigen Republikanern Frankreichs die Hinrichtung Ludwigs XVI. Wie im Jahr 1793 alle Fürsten Europa's als Rächer von Ludwigs Tod die Waffen ergriffen, so schleuderte im Jahr 1587 das Haupt der katholischen Christenheit den Bannstrahl gegen England, und Philipp von Spanien rüstete seine unüberwindliche Armada, um die Mörder der katholischen Königin zu züchtigen. Und wie vor sieben und vierzig Jahren der Verdacht gegen heimliche Royalisten und Verbündete Englands in Paris an der Tagesordnung war, so war es in London während der großen Rüstungen Philipps II. der Argwohn gegen Papisten, Jesuiten und heimliche Freunde Spaniens.

An einem Herbstabend des Jahres 1587 stand Meister Wynfield, der Schnittwaarenhändler, in der Indischen Königin zu London, in seinen langen dunkelfarbigen Mantel gehüllt und auf seinen Ebenholzstock mit elfenbeinerner Krücke gestützt, an den drei Delphinen, der Indischen Königin gegenüber, und klopfte bei Meister Gottfried Lambard, dem Goldschmied, an.

„Kommt herauf, alter Freund," rief der Goldschmied aus dem Fenster heraus, „kommt herauf und trinkt einen Becher Sect."

„Ich kann nicht, Nachbar," erwiederte der Kaufmann. „Im Gegentheil, ich muß Euch sogar Euren Gesellschafter entführen, obwohl ich weiß, wie gern er bei Euch ist, und obwohl ich dem guten Jungen seine glücklichen Abende nicht mißgönne. Ich muß ihn abholen, wie schlechten Dank mir auch Malchen dafür wissen mag."

„Franz ist nicht hier," antwortete der Goldschmied. „Er läßt sich seit einiger Zeit seltener sehen, als sonst."

„Franz nicht hier?" rief der Handelsmann. „Wo in aller Welt soll er denn seyn? Er hat doch keinen andern Leitstern, der ihn aus meinem Hause zieht, als die schönen Augen Eures Malchens."

„Ach!" entgegnete der Goldschmied betrübt, „ich fürchte, es giebt nur zu viele Leitsterne, um junge Leute in diesen gefährlichen Zeiten irre zu führen. Seit drei Tagen hat uns Meister Franz nicht die Ehre seiner Gesellschaft geschenkt."

„Drei Tage, Meister Lambard? Drei Tage? Ei, wo war er denn gestern Abend?"

„Das muß Meister Franz selber am besten wissen. Aber Skelton der Constable versichert, daß lange nach neun Uhr — denkt, lange nach neun Uhr! — unser junger Springinsfeld ihm begegnet ist, die Mütze über die Stirn heruntergezogen und in seinen Mantel eingemummt, als ob der schärfste Ostwind bliese, und daß ein Unbekannter bei ihm war. Ihr wißt, was es jetzt für gefährliche Zeiten sind. Da giebt es Lügner, welche unter dem Vorgeben, Einfluß am Hofe zu besitzen, jungen Leuten ihr Geld abschwatzen. Da giebt es Goldmacher, die Euch Euren Dukaten in einen Sechser verwandeln. Und, was das Schlimmste ist, es treiben sich schlaue Papisten und bankerotte Abenteurer herum, welche junge Leute zu ihren staatsgefährlichen Planen werben. Kommt herein, Nachbar. Das Sprichwort sagt: „Die Wände haben Ohren; — wie viel mehr die Pflastersteine."

Wynfield folgte zögernd der Einladung. „So, setzt Euch, Nachbar," sprach Lambard. „Gott ist mein Zeuge, wie ungern ich von Eurem Neffen Uebels denke oder rede. Aber ich kann nicht mit offenen Augen blind seyn. Denkt Euch, heute Nachmittag ging ich auf den Paulsplatz, um einen jungen Herrn mit langem Degen und kurzer Börse zu erwarten, der mir versprochen hatte, mir eine schon vor zwei Jahren gekaufte goldene Kette heute endlich dort am Brunnen zu bezahlen. Ich ging meines Weges, ohne mich um das Lärmen und Wetten und Prahlen und um das Auskramen von Neuigkeiten zu kümmern. Und während ich meinen Schuldner suche, wen erblick' ich da in Gesellschaft eines Menschen, dessen Gesicht ich nicht sehen konnte? — Den Meister Franz."

„Ihr habt Euch versehen, Meister Lambard", rief der Oheim. „Franz hatte andere Dinge zu thun, als dazustehen und leeres Geschwätz anzuhören."

„Nein, lieber Nachbar", versicherte der Goldschmied, „ich hab' ihn so deutlich gesehen, wie ich hier mein Schild sehe. Gott gebe, daß er bloß leeres Geschwätz angehört hat. Ich ging an ihm vorbei, traf meinen Junker, strich mein Geld ein und machte mich auf den Heimweg. Und da fand ich ihn noch immer stehen in eifrigem Gespräch mit seinem unkenntlichen Begleiter."

„Er kann es nicht gewesen seyn", rief der Kaufmann. „Ich wette mein bestes Stück ungeschornen Sammet, daß er es nicht war. Auf dem Paulsplatz sieht man gar viele platte Mützen

d by Google

und bürgerliche Röcke. Es war Einer, der ihm gleicht, aber nicht er."

„Laßt mich doch nur ausreden, Meister Wynfield! Also ich sah ihn und ging nah' an ihn heran und hörte, wie sein Begleiter sagte: „Also ich kann mich auf Euch verlassen?" — „Auf meine Ehre", antwortete er. Darauf fragte der Andere: „Aber könnte man Euch nicht verfehlen?" und Franz antwortete so leise, daß ich weiter Nichts hörte, als: „Um acht Uhr." — „Nur ja nicht geplaudert!" sagte der Unbekannte zum Schluß. Franz drehte sich um, und ward mich gewahr. Sein Gesicht werd' ich so bald nicht vergessen. Er hätte nicht bleicher, nicht verstörter aussehen können, wenn er wegen Hochverrath ergriffen worden wäre. Ehe ich ein Wort mit ihm sprechen konnte, hatte er sich mit seinem Begleiter weggeschlichen."

Der Kaufmann saß eine Zeitlang schweigend da. Endlich sprach er: „Das ist eine sonderbare Geschichte, Meister Lambard. Und doch kann ich nichts Schlimmes argwohnen, wenn ich denke, wie folgsam und fleißig und ordentlich mein Franz immer gewesen ist. Hat er nicht immer böse Gesellschaften gemieden? Ist er nicht immer ein wahres Muster für alle jungen Leute gewesen? Nein, es wäre Unrecht, Schlimmes von ihm zu denken. Er mag auf dem Paulsplatz gewesen seyn, das will ich zugeben. Ich weiß auch, daß der Paulsplatz der Ort ist, wo die Schläger, Prahler, Würfeler und Verschwender sich versammeln. Aber eben so gut wissen wir auch, daß mancher arme Schüler und mancher verarmte Edelmann sich nothgedrungen dort herumtreibt."

(Fortsetzung folgt.)

Fachreddin, der Drusenfürst.

(Historische Bilder aus der Geschichte Syriens; von S. Maclea.)

Zweite Abtheilung.

III.

Fachreddin Maan Oghli war zwanzig Jahre alt, da ihm von den Drusen und Maroniten als Fürsten des Libanons gehuldigt wurde; in seinem zweiundzwanzigsten Jahre hatte er bereits seine Herrschaft im Süden, längs der syrischen Küste, bis nach Cäsarea hin ausgedehnt, wo der tapfere Araber-Schech Arkeby seine Eroberungen beschränkte. Bald nach der Einnahme von Beirut, welche Stadt er seinem nunmehrigen Schwiegervater Jusuf wieder zurückgegeben und sich nur die Oberherrschaft darüber vorbehalten hatte, entriß er den Söhnen Iben Firaks und Manssurs, deren Väter der Tod seiner Rache entzogen hatte, ihre Gebiete und vertrieb sie mit ihren Familien.

Der Divan zu Konstantinopel sah den Auftritten in Syrien ruhig zu, obgleich die von Fachreddin eroberten Städte an der Meeresküste seit geraumer Zeit von türkischen Statthaltern im Namen der hohen Pforte regiert worden waren. Der Fürst vom Libanon kannte das Mittel, durch ansehnliche Geschenke die Herren des Pfortenraths sich geneigt zu machen, und da er die Hauptsache nicht versäumte, den auf seinen Eroberungen haftenden Tribut regelmäßig nach Konstantinopel zu entrichten, so ließ man ihn dort bis auf gelegenere Zeit gewähren, und bestätigte ihn noch auf Kosten der früheren Statthalter in seinen neuen Besitzungen. Fachreddin warf jetzt sein Auge auf den letzten noch zu besiegenden Feind des Hauses Maan Oghli, den Emir Ibn Karfus, der zu Balbeck residirte; allein mitten in den Rüstungen zu dem bevorstehenden Feldzug trafen Nachrichten bei ihm ein, welche seine Thätigkeit anderweitig in Anspruch nahmen.

Seit dem Auftreten Abdul Halims, des infamirten Obersten der Segbanen oder Jäger, der unter dem Namen des schwarzen Schreibers eine furchtbare Berühmtheit erlangt hatte, war in den türkischen Provinzen Asiens das Feuer der Empörung nicht mehr erloschen. Meuchelmörderhände befreiten die Pforte vom schwarzen Schreiber; aber aus seinem Rumpfe erwuchsen hyderartig neue Häupter, und schienen durch ihre Reproduktionskraft das Elend der Länder Kleinasiens ins Unendliche dehnen zu wollen. Noch leuchteten die Flammen des Aufruhrs in der Landschaft Saruchan, um Brusa, der asiatischen Residenz der Sultane, um Seleucia und in den cilicischen Gebirgspässen von Adana, als eine neue Fackel sich in Syrien entzündete, welche alle vorhergehenden zu verdunkeln und die hohe Pforte in ihren Flammen zu begraben drohte.

Die kurdische Familie Dschanbulad, das ist Seelenstahl, war seit der Eroberung Syriens unter Sultan Selim I. im erblichen Besitze des Sandschaks von Klis, in der Nähe von Haleb oder Aleppo. Cicala, der Sieger von Keresztes, war zum Serakkier des persischen Krieges ernannt worden, und hatte Husein Dschanbulad, seinem Schützling, die Statthalterschaft von Haleb verliehen; doch als bei dem für die Türken unglücklichen Treffen beim See Tebris, am 6. August 1605, gegen den Schah Abba's, Husein Dschanbulad sich mit seinen Truppen etwas verspätet, und bei der ersten Nachricht von der verlornen Schlacht sich auf Wan zurückgezogen hatte, um die Trümmer des geschlagenen Heeres zu retten, ward er, trotz dieses klugen Benehmens, von dem ergrimmten Cicala bei dessen Ankunft in Wan ermordet. Erbittert über des Serakkiers tyrannische Handlung brachen Husein's Brüder, Alibeg und Chiserbeg, mit ihren dreißigtausend Mann alsogleich auf, gingen nach Haleb zurück, entfalteten die blutige Fahne des Aufruhrs und erschütterten die Herrschaft der Pforte in Syrien. Cicala aber, dessen Unklugheit in den Schlachten von Keresztes und Tebris, als Sieger und Besiegter, diese unseligen Bürgerkriege hervorgerufen hatte, grämte sich dermaßen über die von Schach Abbas erlittene Niederlage, daß er auf seinem Rückzug zu Diarbekr starb.

Tavil, der Rebellenhauptmann, hatte, nachdem er einige Zeit nach der Einnahme von Beirut bei dem Fürsten des Libanons verweilt, wieder eine starke Bande um sich versammelt, mit welcher er in Karmanien sein Wesen trieb. Bei Bulawadin, auf der Gränze zwischen den Statthalterschaften Kutahije und Konia, hatte er den wider ihn geschickten Serakkier Nassuhpascha aufs Haupt geschlagen und ihn zur Flucht nach Scutari und Konstantinopel genöthigt. Während Tavil von dem Kaimakan oder Stellvertreter des Großwesirs einen schmeichelhaften Brief empfing, und ihm die Aussicht auf ein Paschalik, als Preis seiner Unterwerfung, eröffnet wurde, dieser aber die Statthalterschaften Anatoli, Siwas und Haleb begehrte, hatte sich Mahomed, sein Sohn, zum Herrn von Bagdad aufgeworfen. Als Tavil Nachricht von dem Abfall der Dschanbulade zu Haleb erhielt, brach er die Unterhandlungen mit dem Kaimakan ab, und zog mit seinem Schlachthaufen dem nördlichen Syrien zu, um sich mit Ali Dschanbulad, dem Haupt des dortigen Aufruhrs, zu verbünden. Ali Seelenstahl, der seine Un-

zufriedenheit nicht wie die meisten der bisherigen Rebellenhaufen mit Mord und Raubzügen an den Tag gab, sondern sich ein dauerndes, von der Pforte unabhängiges Reich zu gründen hoffte, verschmähte keinen nahen, noch fernen Bundesgenossen, von dem er sich nur einigermaßen Vortheil versprechen durfte. Der Schach von Persien versprach ihm seine Hülfe; Tawils Sohn, der Usurpator von Bagdad, schloß, gleich seinem Vater, einen Schutz- und Trutzbund mit ihm; doch als der wichtigste Bundesgenosse, hinsichtlich der Nachbarschaft, der Macht und bereiten Mittel, erschien dem Gebieter von Haleb Fachreddin, der Fürst vom Libanon, der sich, begünstigt von den Vorfällen in Kleinasien, bereits Galiläa, so wie die ganze Küste des alten Phöniziens unterworfen hatte.

Aber auch mit christlichen Fürsten setzte sich Dschanbulad in Verbindung, und schloß mit dem Großherzog von Toscana, Ferdinand I., einen Freundschafts- und Handelsvertrag, in dessen Hauptartikel der Papst, Spanien und Toscana ihm ihre Hülfe zur Eroberung Jerusalems zusagten, mit dem Beding, daß den daselbst wohnenden und dahin pilgernden Christen freie Religionsübung zustände, ohne dafür eine Abgabe entrichten zu dürfen; die andern Punkte betrafen den Vortheil des toscanischen Handels.

Während dieser Tractat zur Ratification nach Florenz geschickt wurde, rückte Fachreddin mit seinen Schaaren gegen Mitternacht, an den Meeresküsten hin bis an die Gränze von Tripolis; Dschanbulad näherte sich ihm von Haleb aus, und nach wenigen Tagen hatten die Bundesgenossen sich vereinigt und die Stadt erobert. Um die Verlegenheit der Pforte zu vermehren, brach neuerdings der Krieg in Ungarn aus, und eine toscanische Flotte zog gegen Cypern, um aus der Insel ein christliches Königreich zu bilden. Aber das Schicksal war der hohen Pforte günstiger als ihren Feinden; die Flotte wurde vom Sturm zerstreut, und kam unverrichteter Sache nach Livorno zurück, und in dem Wesir Muradpascha, welcher vierzig Jahre früher Statthalter von Jemen gewesen, erstand ihr ein Retter, der alsbald den für die Türkei vortheilhaften Frieden von Silvatorock mit Oestreich abschloß. Bald darauf wurde dem Friedensschöpfer von Silvatorock das Reichssiegel und ein großherrliches Handschreiben folgenden Inhalts übersendet: „Du, der Du mein Wesir bist, Muradpascha! Ich habe Dir, ohne Jemands Eingebung und ohne Jemands Bitte, aus eigenem kaiserlichen Antriebe die Großwesirschaft verliehen, und mein kaiserliches Siegel gesendet. Ich hoffe, daß Gott der Allerhöchste Dir in allen Deinen Geschäften beistehen werde. Ich werde Zeuge seyn Deiner Thaten und Deines Bestrebens in allen Geschäften. Befleiße Dich, sobald als möglich an meine hohe Pforte zu kommen."

Der achtzigjährige Muradpascha, beigenannt der Brunnengräber, weil er in Persien in der unglücklichen Schlacht bei Tebris in einen Brunnen gefallen, hatte kaum die in Konstantinopel stattfindenden Wirren geordnet, als er sich mit einem wohlgerüsteten Heer gegen Haleb und den Libanon aufmachte, wo Dschanbulad und Fachreddin, durch ihre Bundesgenossen verstärkt, dem osmanischen Reiche unheilbare Wunden zu schlagen drohten. Die lange hagere Gestalt des alten Murad hatte nichts weniger als das Ansehen eines Rebellenbändigers; gutmüthig blickten seine Augen aus dem ehrwürdigen Antlitz umher, und seine Haltung auf dem stattlichen Karamanengaul schien mehr schlaff und nachlässig als kriegerisch.

Fachreddin und Dschanbulad mit ihren Bundesgenossen, den Brunnengräber von früher kennend, und wohl wissend, welch ein furchtbarer Geist in diesem morschen Gebäude wohne, hatten sich mit zwanzigtausend Fußgängern und zwanzigtausend Reitern an dem engen Passe von Bagraß verschanzt. Als dies Murad vernahm, umging er ihre Stellung und schlug den Weg von Arslanieli (Löwenlende) ein, und mündete im Felde des Taubenschlags (Göktschinlikbarahsi), das syrische Columbacz.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Die nächste Woche wird in der Kunstgeschichte unserer Stadt eine denkwürdige werden, indem drei der gefeiertsten Virtuosen unserer Zeit hier eingetroffen und bereit sind, durch ihre seltenen Talente den Enthusiasmus der Kunstfreunde hervorzurufen. Dienstag, den 15. d. Mts. werden die Herren Liszt und Rubini im Saale des Weidenbusches ein Konzert veranstalten und am 16. tritt der Violinspieler Ernst, einer der gepriesensten Virtuosen, dessen Namen keinem unserer Leser unbekannt ist, im hiesigen Schauspielhause auf. Bei Renommée's von solcher Auszeichnung ist jede weitere Anpreisung überflüssig und an der lebhaftesten Theilnahme der Kunstfreunde nicht zu zweifeln.

Am 6. d. Mts. hat Hr. Pischek sein Gastspiel in Berlin mit der Rolle des Richard in den Puritanern eröffnet und eine entschieden beifällige Aufnahme gefunden. Berliner Blätter sprechen sich sehr günstig über die Kunstleistungen dieses vorzüglichen Baritonisten aus.

(Wien, 1. Nov.) Im Hofburgtheater ist in dieser Woche das „weiße Blatt Papier" von Gutzkow zur Austheilung gekommen, eine erfreuliche Kunde für die zahlreichen Freunde dieses Theaters, welche seit langer Zeit einer gediegeneren Dichtung umsonst entgegen sahen, und sich mit dem Abhub der französischen Tafel begnügen mußten, an der gerade auch nicht lauter Leckerbissen servirt werden.

(München, 6. Nov.) Während der letzten Tage sah man in den Riesenhallen des Loggiabaues am Anfang der Ludwigsstraße die Modelle zu den zwei Standbildern (für die Feldherren Wrede und Deroi, hiesigen Blättern nach) aufgestellt, welche künftig da ihren Platz haben werden, um sich von ihrer Wirkung überzeugen zu können. Der Bau selbst ist bereits bis zur Aufstellung des Dachstuhles vorgerückt.

(Frankfurt.) Die Unternehmer der unstreitig zur Bequemlichkeit des Publikums errichteten Omnibus-Wagen zur Fahrt von hier nach Offenbach und zurück erlaubt man sich, darauf aufmerksam zu machen, daß es wünschenswerth wäre, auch in Sachsenhausen einen Platz, etwa am Affenthor, zu bestimmen, wo man auf- und absteigen könnte. — Außer der größeren Bequemlichkeit würde dieses aber auch ein Mittel seyn, die veralteten Wagen am Affenthor und die empörenden Mißhandlungen der Pferde zu verdrängen.

Digitized by Google

Korrespondenz.

Kassel, im Nov. *)

Die endliche Wahl eines Oberbürgermeisters unserer Residenz, so wie der Landtagsabgeordneten, mit allen sonstigen politischen Consequenzen, trat durch die gleichzeitig stattgehabte Gewerbe und Kunst-Ausstellung auf einige Zeit in den Hintergrund. Die erstere hatte vielleicht durch die deutsche in Mainz einigen Abbruch erlitten; sie gab aber dennoch jedem Vaterlandsfreund die freudige Ueberzeugung, daß die Fortschritte der Technik auch in Kurhessen von beachtungswerther Bedeutung sind und alle Stände drängten sich, die öffentlich ausgestellten Gewerbserzeugnisse in Augenschein zu nehmen. Ganz besondere Aufmerksamkeit und Bewunderung erregten: Brillantes Ultramarin von Gebrüder Habich, Porzellan von Thiel u. Comp, Papier von Arnold et Pfeiffer, die physikalischen Instrumente, von A. Hochapfel in der polytechnischen Schule gefertigt, elegante Schreinerarbeiten von Wack et Comp., die Fortepiano's von Luckhard ꝛc. Die Hanauer Bijouterien und Teppiche, die Kasseler Tapeten, die eisernen Gußsachen, die Henschel'schen Fabrikate ꝛc. erfreuten sich des längst bekannten Beifalls. Genießbare Erzeugnisse, als Bier, Champagner, mousirende Weine, Würste ꝛc. müssen wenigstens, wenn dieselben öffentlich ausgestellt werden sollen, der Prüfung der sachverständigen Kenner unterliegen. Das Bier, als Ersatzmittel des Branntweins und der Mäßigkeitsvereine, dürfte namentlich der Aufmerksamkeit und Ueberwachung der Behörden viel mehr unterliegen, als dies bis jetzt geschieht. Würden hier die gesetzlichen Bestimmungen getroffen wie in Baiern, dann würde der Bezug und Genuß ausländischer Biere bald unterbleiben. Dies zu bezwecken, kann es aber unmöglich genügen, wenn jeden Monat bekannt gemacht wird, wer von den Brauern das beste oder schlechteste Bier besitzt, ob Peilert, ob Schulz oder Eisengarten ꝛc., sondern es muß polizeilich dahin gewirkt werden, daß gar keine Verschiedenheit in der Qualität existirt und durch Anwendung einer bestimmten Brauzeit (etwa 4 Wintermonate für das ganze Jahr) und eines gewissen Quantums von gutem Hopfen und Gerste ein Produkt erzeugt wird, welches der Gesundheit nicht nur zuträglich ist, sondern durch seinen Wohlgeschmack andere Spiritusofen verdrängt. Auffallend ist es jedenfalls, daß bis jetzt noch keiner von den auf unserer polytechnischen Schule gebildeten Technikern in Concurrenz getreten und die Bierbrauerei als einen höchst einträglichen Nahrungszweig ergriffen hat, oder daß sich, wie dies bereits an andern Orten geschehen, ein Actienverein dazu organisirte. Ueberzeugen müssen sich unsere Brauer gewiß, daß ihre Einrichtungen, wie sie jetzt bestehen, unvollkommen und ungenügend sind, indem sie im andern Falle während des ganzen Jahres genugsamen Vorrath guten Biers besitzen müßten, ja es müßte sogar eine Ehrensache für diese Herren seyn, da fast alle im Besitze bedeutender materieller Mittel sind. — Möchten dies keine frommen Wünsche bleiben und namentlich auch kurf. Handels- und Gewerbsverein diesem wichtigen Gegenstand seine ganze Aufmerksamkeit schenken. Eine Uebersicht der bisherigen Brauweise ist um so leichter, als kurf. Haupt-Steuer-Amt sowohl den Pfannengehalt (daher das Quantum) als den dazu verwendeten Hopfen kennt.

Wetzlar, 5. Nov.

Wenn gleich unserer Zeit nicht ohne Grund der Vorwurf gemacht wird, daß Gelegenheiten zu Festivitäten oft zu häufig gesucht werden, und dadurch würdige Veranlassungen zu öffentlichen Feierlichkeiten nicht selten die gebührende Anerkennung und Theilnahme nicht finden, so zeigte es sich doch am 3. d. M., daß unsere Stadt und Umgegend Instituten, die eine Reihe von Jahren zum Segen der Menschheit zu wirken bemüht sind, gern ihre Wichtigkeit zuerkennt und jede Gelegenheit benutzt, dieses öffentlich darzuthun. Dieser Tag gab nämlich die Veranlassung, das 25jährige Bestehen unseres hiesigen königlichen Gymnasiums auf folgende Weise feierlich zu begehen. Die Anstalt selbst hielt in ihrer Aula, Morgens 10 Uhr, einen öffentlichen Fest-Actus, der mit einem vom Hrn. Prof. Dr. Schirlitz verfaßten passenden Liede und einem von ebendemselben gesprochenen Gebete eröffnet wurde. Obgleich nun der Hr. Oberlehrer Graff erst kürzlich bei Gelegenheit des Geburtstages Sr. Maj. unsers Königs als Festredner aufgetreten war, so hatte dieser doch in Berücksichtigung, daß er der einzige ordentliche Lehrer der Anstalt ist, der seit ihrer Gründung an derselben wirkt, den ehrenvollen Auftrag erhalten, den feierlichen Actus durch eine Festrede zu verherrlichen. Demzufolge theilte derselbe in allgemeinen Umrissen eine Geschichte des königlichen Gymnasiums mit. Sein Vortrag, der in Inhalt und Form äußerst schön gehalten war, fand vor einem zahlreichen Publikum den ihm gebührenden Beifall. Die Schüler des Gymnasiums sangen nun die vierstimmig gesetzte Ode: Jam sacran anno referente luces etc. Während derselben wurde eine vom Hrn. Prof. Dr. Schirlitz verfaßte lateinische Festode unter die Versammlung vertheilt. Nach Beendigung des Gesanges betrat der seit Ostern d. J. an das hiesige Gymnasium berufene Hr. Direktor Prof. Dr. Hantschke das Katheder und hielt in freier Darstellungsweise eine herzliche Rede, worin er besonders Wünsche und Hoffnungen der Anstalt für die Zukunft aussprach. Den Actus schloß der letzte Vers des zur Eröffnung gesungenen Liedes. Von Seiten der Stadt war im Gasthofe zum herzoglichen Hause ein Festmahl veranstaltet worden, dem auch noch viele frühere Schüler des Gymnasiums aus der Umgegend beiwohnten. Bei dieser Gelegenheit sprach sich in passenden Toasten die allgemeine Anerkennung des hiesigen, im Segen bereits 25 Jahre wirkenden Gymnasiums, so wie die Theilnahme am öffentlichen Unterrichte überhaupt auf das erfreulichste aus. Davon gab denn auch noch ein schöner Zug unseres Magistrats ein erhebendes Zeugniß. Dieser hatte nämlich in aller Stille dem Hrn. Oberlehrer Graff, aus dankbarer Anerkennung seines langjährigen gesegneten Wirkens am hiesigen Gymnasium, das Ehrenbürger-Diplom ausfertigen lassen, welches demselben am Festmorgen von zwei seiner früheren Schüler, dem Hrn. Stadtrathe Friedrich und dem Hrn. Stadtverordneten Friedrich Bepler feierlich überreicht wurde. Kaum war dieses laut geworden, so beeilte man sich von Seiten der Stadt und Schule, Glückwünsche dem Gefeierten darzubringen. Ehre, dem die Ehre gebühret, und Heil der Stadt, die treues Wirken so zu lohnen weiß!

*) Nicht von unserem ständigen Korrespondenten. Die Red.

** Vom Main, 11. Nov.

Den 14. Nov. wird im engeren Freundes- und Familienkreise zu Höchst a. M. ein Fest gefeiert, welches auch eine weiter verbreitete Theilnahme im Herzogthum Nassau, in der freien Stadt Frankfurt und anderwärts verdient und finden wird. An jenem Tage hat der herzogl. nassauische Ober-Schulrath Dr. Nikolaus Gottfried Eichhoff, den 23. April 1766 zu Frankfurt a. M. geboren, vor 50 Jahren sein erstes öffentliches Schulamt am Gymnasium zu Weilburg übernommen. Von Jugend auf war es ein entschiedener innerer Trieb, der ihn durch mancherlei äußere Schwierigkeiten in das Bereich der Wissenschaften, namentlich zur umfassenden Kenntniß des klassischen Alterthums und der Geschichte, so wie zu dem Berufe eines Lehrers vordringen ließ. Diesen Beruf hat er durch viele Jahre mit gleicher Kraft, mit gleicher Liebe zur Jugend und mit gleicher Erkenntniß dessen, was ihr noth thut, an dem Gymnasium zu Weilburg freudig und segensreich ausgeübt. — Seine Gelehrsamkeit, die durch mehrere philologisch-historische Werke hinreichend bekannt ist, ließ ihn nie den Lehrer vergessen, und umgekehrt entfernte ihn der Wunsch einer unmittelbaren und eindringlichen Lehre und Ergreifung jugendlicher Gemüther niemals von dem Boden der Wissenschaft, auf welchem höhere Lehr-Anstalten allein reife und gesunde Früchte zu tragen vermögen. Viele sind es daher seiner Schüler, die es in der Nähe und Ferne dankbar erkennen, wie sie durch seinen Unterricht und durch seine Anleitung einen innern, festen Halt gegen die wachsende Bewegung und Anfechtung eines sich täglich künstlicher gestaltenden Lebens gewonnen haben.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 13. Nov. (Auf vieles Verlangen): Marie, oder: die Regimentstochter, komische Oper in 2 Abth., von Gollmick, Musik von Donizetti.

Redakteur: F. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 314. Montag, den 14. November 1842.

Der Verdächtige.

(Fortsetzung.)

„Lieber Nachbar," entgegnete der Goldschmied, „der Schein trügt. Wie viele Leute haben wir gekannt, die Jahre lang zu den schönsten Hoffnungen berechtigten, und auf ein Mal schlugen sie um. Es ist gar betrübt, zu denken, daß ein sparsamer Bürger seine Marken und Rosenobel in der eisernen Kiste ansammelt, und daß dereinst sein ungerathener Erbe sie auf Kegelbahnen, bei Hahnenkämpfen und Würfelspielen vergeudet, oder daß der junge Herr sich von Abenteurern auf Entdeckungsreisen mitnehmen läßt, von denen er so arm zurückkommt, wie der verlorne Sohn. Und gibt es nicht verzweifelte Leute, die einen jungen Menschen in gefährliche Geschäfte verwickeln, für welche der Staat dem Bethörten nicht nur sein Vermögen, sondern auch seinen Kopf nimmt? Ihr wißt ja, in welche Gefahr der junge Saintlowe dadurch gerieth, daß er einen Brief trug, von dessen Inhalt er Nichts wußte."

„Ja wohl weiß ich's," erwiederte der Kaufmann. „Aber wie sah denn der Mensch aus, den er auf dem Paulsplatz bei sich hatte?"

„Ich konnte sein Gesicht nicht sehen," antwortete Meister Lambard, „und von seiner Kleidung konnt' ich Nichts weiter sehen, als einen grauen Mantel, in den er sich gewickelt hatte. Aber ich fürchte, es war ein gefährlicher Mensch, denn was soll das bedeuten, daß er Euren Franz fragte: ob man ihn nicht verfehlen würde, und daß er ihm anempfahl, nicht zu plaudern? und was die Hauptsache ist, warum ist Franz erblaßt, als er mich sah? Ich bitte Euch, Meister Wynfield, erforscht die Sache genau."

„Das will ich thun, Meister Lambard," entgegnete der Kaufmann. „Ich will die Sache so sorgfältig erforschen, wie ein Vertrauter Eidweigerer und papistische Priester ausfindig macht. Aber Ihr werdet sehen, daß Ihr auf der falschen Fährte seyd; er war immer ein braver Junge. Gute Nacht, Meister Lambard."

„Gute Nacht, Meister Wynfield," erwiederte der Goldschmied. „Es ist wahr, sonderbar wäre es, daß ein so christlich erzogener junger Mensch, der die Aussicht auf ein schönes Geschäft und obendrein auf ein schönes Weib hat, sich in solche Umtriebe verwickeln sollte. Aber der Schein trügt gar zu oft."

Ganz verstimmt verließ der gute Schnittwaarenhändler das Haus seines alten Nachbarn. „Franz! Franz!" sprach er für sich, „ich wollte lieber, daß sechs meiner vornehmen Schuldner in die Niederlande gingen, oder daß ich mein halbes Vermögen an eine Entdeckungsreise gehängt hätte, als solche Sachen zu hören! Wenn ich doch nur dem Ding auf dem Grund wäre! Und ich fürchte, wenn ich dahinter komme, werd' ich nicht viel Erfreuliches finden."

Mit schwerem Herzen klopfte er an seiner Thür an. Seine erste Frage an die Magd, welche ihm aufmachte, war die, ob Franz nicht zu Hause sey. Als es hieß: Nein, ging er stracks auf seines Neffen Zimmer und begann sein Spähergeschäft mit einer genauen Durchsuchung von Franzens Kleiderschrank. Aber er fand Nichts als Mäntel, Wämser, Hosen und Strümpfe. Weiter durchmusterte er das Bücherbret. Aber so sehr er auch Holybandes italienischen Schulmeister, Forens Marterbuch, Meister Robert Fabyans Historienconcordanz und verschiedene andere kleine Quartanten ausschüttelte, es fiel kein verdächtiges Briefchen heraus. Ein anderes Fachwerk bot seinen forschenden Blicken Nichts weiter dar, als Bogen, Pfeile, Rackete, Fechtstöcke, die Laute mit dem bunten Band und die Maskenkleidung von grünem Rasch mit Eichenlaub und Epheublättern, in welcher zwölf junge Leute aus der Altstadt den Bürgermeister feierlich einzuholen pflegten. Herzlich froh, daß seine Untersuchung kein Ergebniß geliefert hatte, war Meister Wynfield im Begriff, das Zimmer zu verlassen, als er unter der gesteppten Bettdecke seines Neffen Etwas hervorschimmern sah. Hastig wandte er sich um und zog unter der Decke hervor einen großen Mantel von Purpurplüsch, mit Goldschnüren am Rande besetzt und mit weißem gewässerten Taffet gefüttert. „Ei du mein Gott!" rief der Schnittwaarenhändler, während er mit einem Kennerblick den Mantel betrachtete; „ächter italienischer Plüsch, ächter Lyoner Taffet! Das ist ein Mantel, den Herr Walter bei der Audienz tragen, und mit dem er sein Glück machen könnte. Wer in diesem Hause ist reich und vornehm genug, um solch ein Kleid anzulegen!"

Dies Selbstgespräch ward durch ein Klopfen an der Hausthür unterbrochen, welches der Kaufmann als von seinem Neffen herrührend erkannte. Sorgfältig legte er den geheimnißvollen Mantel wieder an seine Stelle, und ging hinunter auf sein Zimmer, entschlossen, den Neffen auszuforschen, ohne ihm geradewegs vorzuhalten, was für Verdachtsgründe gegen ihn vorlägen. Allein wenn er auch diesmal den guten Willen besaß, den schlauen Verhörrichter zu spielen, so ging ihm doch alle

Digitized by Google

Befähigung dazu ab. Seine Fragen waren so ungeschickt gestellt, und Franzens Antworten so ungenügend, daß er am Ende gerade so viel wußte, wie am Anfang.

(Fortsetzung folgt.)

Fachreddin, der Drusenfürst.

(Historische Bilder aus der Geschichte Syriens; von S. Maclea.)

(Fortsetzung.)

Drei Tage verweilte Murad hier, bis das Heer durch den Paß gegangen, dann lagerte er sich in dem Felde Dereme, in der Nähe des Flusses Kanak. Als Dschanbulad und seine Genossen von dem Marsche des Großwesirs in dieser Richtung Kunde erhielten, gingen sie mit ihren vierzigtausend Mann ihm entgegen, und trafen ihn am Felde Urudsch owasi. Tags darauf, am einundzwanzigsten Oktober 1607, standen beide Heere schlagfertig sich gegenüber. Der alte Murad warf sich vom Pferde zur Erde, knetete den Staub unter den Hufen des Rosses mit seinen Thränen, strich sich denselben in den grauen Bart und die grauen Haare, und betete: „Mein Gott, beschäme mich, Deinen Diener, nicht heute im Kampfe wider die Feinde, erbarme Dich meines Greisenalters, Du kennst mein aufrichtiges Vorhaben zur Hülfe des Glaubens und des Gesetzes, zur Vernichtung der Böswichter, welche die Ehre des Reichs und des Rechtes zerstören." Dann bestieg er sein Pferd, zog den vierzig Jahre zuvor von arabischen Scheichen gesegneten indischen Säbel, schwenkte denselben ein Mal vor sich hin, ein Mal zur Rechten, ein Mal zur Linken, und führte die Truppen zum Angriffe.

Die Schlacht, eine der blutigsten, begann, und zwar zum Verderben Dschanbulad's und seiner Verbündeten. Die erprobten Janitscharen, unter ihnen Aga Chalil, fielen über die Segbanen oder Jäger, größtentheils ungeübte Milizen, her, wie Geier auf Sperlinge, wie Leoparden auf ihre Beute; alsbald begann das Heer von Haleb sich in wilde Flucht aufzulösen. Umsonst versuchten Dschanbulad, Fachreddin und andere tapfere Heerführer der unheilvollen Lawine sich entgegen zu stemmen; sie wurden mit fortgerissen oder unter ihrer Wucht zermalmt. Unter den Letzteren war der gefürchtete Tavil, der mit schrecklicher Entschlossenheit das Feld zu behaupten suchte; aber mehr und mehr lichteten sich seine Schaaren, die er führte, und mehr und mehr wurde ihm das Rettungsmittel der Flucht abgeschnitten. Zahllos waren die Feinde, die sein mörderischer Säbel fraß, oder die scharfen Zähne und Klauen Kioja's, des Wolfes, der seinen Herrn in Scherz und Ernst nicht verließ, zerrissen; aber ein wohlgezielter Schuß streckte endlich den schrecklichen Langen nieder, und ein kräftiger Keulenschlag das aus vielen Wunden blutende Thier.

Zwanzig Henker waren nun beschäftigt, die in Schaaren eingebrachten Gefangenen zu schlachten; sechsundzwanzigtausend Köpfe wurden vor dem alten Großwesir aufgeschichtet, der in seinem Zelt auf einem Sessel saß, Brunnen vor sich her graben ließ, um sie mit den Erschlagenen zu füllen, und so auf diese Art den ihm beigelegten Spitznamen des Brunnengräbers zu bewähren. Als Murad mit einer anscheinend bekümmerten Miene der Beschäftigung seiner Brunnen-Todtengräber zuschaute, sah er einen Sipahi, welcher mit einem lebenden Knaben davon reiten wollte; er ließ sogleich den Knaben vor sich führen.

„Ei, wie bist Du denn unter die bösen Rebellen gekommen, mein Söhnchen?" fragte der Großwesir mit zutraulichem Ton.

„Der Hunger trieb meinen Vater zum Heere des Dschanbulad, und ich mußte folgen", war des Knaben unbefangene Antwort.

„Was war denn Deines Vaters Beschäftigung, liebes Kind?" fragte Murad weiter.

„Er war ein Spielmann, der gar herrliche Lieder zu singen und dazu auf der Cither zu spielen wußte."

„Ei, ei", sagte der Brunnengräber und lächelte giftig, „er begeisterte also die Rebellen?" und sogleich gab er den Knaben zweien seiner Henker mit einem bedeutenden Wink.

Der Knabe, welcher jetzt eine Ahnung von seinem Schicksal bekam, fing bitterlich zu weinen an und rührte die beiden Henker. „Was sollen wir den unschuldigen Knaben tödten?" fragten sie sich. Und sie ließen den Wink des Großwesirs unerfüllt und schlichen sich davon.

Murad, als ihm der Knabe wieder vorgeführt und die Weigerung der Henker hinterbracht ward, befahl den anwesenden Janitscharen, den Knaben hinzurichten; doch diese sprachen: „Sind wir Henker, und sollen wir grausamer seyn als die, welche des Knaben Leben schonten?" Nun gab Murad seinen Pagen den Blutbefehl; doch auch diese entfernten sich, und der Knabe blieb allein bei ihm. Da zieht der bald neunzigjährige Unmensch seinen Pelz aus, greift den Knaben mit knöcherner Hand, ermordet ihn und wirft ihn selbsten in den nächsten Brunnen; dann schreit er den mit Entsetzen Zuschauenden zu: „Meint Ihr, daß Rebellen wie Dschanbulad, Tavil und ihre Genossen mit Lanze und Pferd von ihren Müttern geboren seyen! Sie sind alle Knaben gewesen, wie dieser, durch Raub und Mord großgezogen. Dieser Knabe hat ihre Grundsätze eingesaugt, und wenn er tausendmal wieder erzogen würde, so gebt doch der Reiz zum Bösen nimmer aus seinem Gehirn. Nur so wird das Unheil in der Wurzel vertilgt."

Fachreddin, dem Fürsten des Libanons, war es inzwischen gelungen, mit seinen Drusen und Maroniten in die Wüste und dann in seine Berge glücklich zu entkommen. Dschanbulad schlug den Weg nach seinem Geburtsorte Klis ein, und begab sich von da nach Haleb, wo er aber nur eine Nacht verweilte und sich dann mit einem Haufen berittener Segbanen nach Kleinasien flüchtete, von den Verwünschungen der Einwohner verfolgt, die noch vor wenigen Tagen ihn geehrt und sein Regiment gepriesen. Er eilte geraden Weges nach Konstantinopel, warf sich dem Sultan reuig zu Füßen, erhielt Begnadigung und die Statthalterschaft von Temeswar; doch schon nach einem Jahr ward er von den dortigen Einwohnern vertrieben und auf Muradpascha's Rath zu Belgrad hingerichtet. Mohamed, der Sohn des Langen, hatte zu Bagdad den Dolchtod gefunden; ihm war sein Bruder Mustafa in der usurpirten Herrschaft gefolgt, gegen diesen zog Mahmud Pascha, der Sohn Cicala's. Mustafa rettete sich nach Persien. Am sechzehnten Tag nach der Besiegung Dschanbulad's lagerte der Großwesir auf dem großen Platz zu Haleb, die himmlische Rennbahn genannt, dann ging er nach Siwas zurück, holte dort Mainun, das ist der Affe, den Bruder Tavils, ein, der seinem Neffen mit sechstausend Mann nach Persien folgen wollte, schlug und zernichtete ihn

Den seit elf Jahren in türkisch Asien um sich greifenden und von der ungeschickten Hand Cicala's entzündeten Brand des Aufruhrs hatte der schauerderbafte Brunnengräber nun gelöscht, die Hydra der Empörung gefällt. Ueber hunderttausend Rebellen lagen erschlagen und begraben in den verheerten Ländern, darunter achtundvierzig Häupter des Aufruhrs. Was noch in den Schlupfwinkeln Kleinasiens von Rebellenführern sich verborgen hielt, erlag später der List, dem Treubruch und der Verletzung der Gastfreiheit des alten Murad. Am 18. Dez. 1608 hielt der Großwesir seinen feierlichen Einzug zu Konstantinopel mit vierhundert Fahnen, auf welchen die Namen der bezwungenen Oberhäupter des Aufruhrs in großer Schrift zu lesen waren. Sultan Ahmed I. empfing den Sieger auf eine seinen Diensten entsprechende ehrenvolle Weise mit doppeltem Ehrenkleide und Reigen; die Thaten seines Feldzugs waren das allgemeine Gespräch der Stadt und der Stoff der Dichter, welche sich in Chronogrammen und Siegesgedichten überboten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Wien.) Die Tochter des k. k. Hofschauspielers und Regisseurs, Hrn. Löwe, welche wir künftigen Donnerstag, den 10. Nov. im Hoftheater nächst der Burg als Donna Diana in ihrem ersten Gastspiele sehen werden, hat einen äußerst vortheilhaften Engagementsantrag von dem Hoftheater in Berlin erhalten. Sie wird nach Beendigung ihres Gastspiels im Hofburgtheater nach Berlin reisen.

Unsern unlängst gemachten Mittheilungen über das Gastspiel von Fräulein Pauline Marr auf der Stuttgarter Hofbühne haben wir die uns eben zugekommene Nachricht beizufügen, daß die genannte Sängerin für die dortige Oper engagirt worden, und zwar mit einem jährlichen Gehalt von fl. 4000. — Dies Engagement soll ein lebenslängliches seyn. Es beginnt mit dem 1. Okt. 1843, da Dem. Marr bis dahin anderweitige Verbindungen, namentlich in Berlin, übernommen hat. Der Erfolg ihres Gastspiels war ein so glänzender, wie man sich seit einer Reihe von Jahren keines ähnlichen in Stuttgart erinnert. Am meisten gefiel sie als Lucia von Lammermoor, wo sie nach jeder Gesangsscene stürmisch applaudirt und mehrmals hervorgerufen wurde. Nach der Vorstellung wurde ihr vor ihrem Gasthof eine brillante Nachtmusik von der ersten Militär-Division gebracht, wobei die in Masse versammelten Zuhörer sich in Vivats und Lebehochs erschöpften. — So etwas kommt in Frankfurt a. M. nicht vor.

(Köln, 8. Nov.) Die Angelegenheiten unseres Theaters dürften nun bald eine entschieden erfreuliche Wendung nehmen, indem die Masse der Kölner Bürger, welche jetzt die Lage ihrer Stadt zu beherzigen beginnt, nicht gleichgültig bei der Makel bleibt, welche der Stadt dadurch anklebt, daß sie kein würdiges Theatergebäude hat, daß sie trotz ihrer Größe, ihres Einflusses noch nichts für ein Institut gethan, welches auf die Civilisation und die Sittlichkeit so großen Einfluß übt. Der bisherige Theater-Direktor, Hr. Spielberger, soll übrigens Willens seyn, im Falle die Stadt nichts thun will, auf eigne Kosten in einem schicklichen Stadttheile ein Theatergebäude zu errichten, um nicht länger von den Besitzern des gegenwärtig gebrauchten Hauses ausgebeutet zu werden, wozu ihm billiger Weise Regierung und Stadt nicht die Konzession verweigern könnten. Zu hoffen steht indessen, daß die Stadt selber das Einschreiten des Partikuliers unnöthig macht, den Bau betreibt, der nur zur Ehre der Stadt gereichen sollte, und denselben dem Direktor billig überläßt. Als den schicklichsten Platz bezeichnet man den sogenannten Heumarkt, und zwar die Stelle der jetzt nutzlosen, öde dastehenden Börse, gegenüber der neuen Hauptwache, einen Platz, auf welchem das Gebäude gerade jedem Ankömmling von der Rheinseite imponiren müßte. Hoffentlich wird ehestens für den Grundriß eine Konkurrenz unter den deutschen Architekten ausgeschrieben werden.

(Vom Rhein, 5. Nov.) Der große Dom, noch vor kurzem der Mittelpunkt des erregtesten Lebens, ist jetzt stumm geworden und steht schlafend in dem grauen Nebelmantel des Novembers da. Millionen, die früher von ihm voll waren, denken jetzt, an Gott weiß, was, nur nicht an den Dom, und sein Andenken wird nur kümmerlich jede Woche aufgefrischt durch das Domblatt, dessen Beiträge eben so mühsam zusammengebracht werden, als die Beiträge zu dem Bau, welchem es gewidmet ist. Selbst die Politik, die man so gewaltsam in die Dombauangelegenheit gemischt hat, und die heutzutage Alles, sogar die Poesie beherrscht, hat dem großen steinernen Gedicht zu Köln das ihm untergelegte Zeitinteresse nicht erhalten können.

Man versichert, daß Espartero dem Sänger Beranger den Orden Karl III. zugeschickt habe. Beranger, der dieses Beweises der Aufmerksamkeit von Seiten des Regenten Spaniens keineswegs gewärtig war, hat S. H. ein Danksagungsschreiben in Versen zugesandt, worin er sagt, daß, da er nicht zur Akademie gehören wollte, er keine Gunst von einer fremden Regierung annehmen könne, bei welcher er keinen Titel hat.

(Opladen, 8. Nov.) Obgleich die Kälte bis jetzt zu mehreren Graden gestiegen ist, so überdauern doch die Baumwollen-Blattläuse, welche nun seit zwei Jahren sich hier akklimatisirt und die Obstbäume des bekannten Pomologen, Justizrath Deyks, bedeckt haben, allen Frost, wie sie alle übrigen Mittel, welche gegen sie angewendet wurden, als Seifen- und Tabackslauge, Thran u. s. w. überstanden. Das früher unbekannte neuangekommene Ungeziefer ist um so verderblicher, da es nicht an eine beschränkte Jahreszeit, wie alles übrige, gebunden ist, sondern das ganze Jahr über seine Verheerungen anrichtet, nicht die Blätter, wie die früher bekannten Thiere dieses Geschlechts, anfrißt, sondern die Rinde abnagt, wodurch die Bäume zuletzt absterben müssen. Es wäre sehr zu wünschen gewesen, daß von Seiten des landwirthschaftlichen Vereins auf ein Mittel gesonnen worden, welches dieser Plage ein Ziel setze, die, wenn sie sich mehr verbreiten sollte, der Obstzucht der Rheinlande zum großen Nachtheil gereichen dürfte.

(Eine unglückliche Familie.) Hr. v. H. in Koppand (Ungarn) verlor schon im vorigen Sommer das Augenlicht und kränkelt seitdem ununterbrochen. Vor Kurzem erkrankte auch seine Frau. Als dieser am 8. d. M. plötzlich sehr übel wurde, stieß sie einen herzzerreißenden Schrei aus, um ihre ältere Tochter, die in der Küche beschäftigt war, herbeizurufen. Das Mäd-

Digitized by Google

chen erſchrak von dem entſetzlichen Schrei ſo, daß es gleich alle Beſinnung verlor, in's Zimmer hineinſtürzte, über die Mutter herfiel und ſie im gräßlichſten Wahnſinn zu zerfleiſchen anfing. Die Mutter, augenblicklich von einer gleichen Betäubung überfallen, erwiederte wüthend den Angriff ihrer Tochter, und die Raſenden hätten ſich gewiß einander auf die ſchrecklichſte Art getödtet, wenn nicht auf den Lärm einige Nachbarn herbeieilten und ſie mit Anſtrengung trennten. Das Mädchen riß ſich los, ergriff ein auf dem Tiſche ſtehendes Trinkglas, zerſchlug es in Scherben und verwundete ſich Hände und Arme auf vielen Seiten. Bald darauf wurden auf Anordnung des in der Nähe wohnenden Stuhlrichters die Kranken gebunden und in Pflege gebracht. Die Familie, zu der noch zwei kleine Mädchen gehören, befindet ſich zwar in guten Vermögensumſtänden, aber in der unglücklichſten Lage, die man ſich denken kann.

Ein Reiſender, der ſpät Abends müde in Linz angekommen und bei der Mauth noch lange aufgehalten worden war, nahm brummend den Nachtzettel des Wirthes und ſchrieb unter die Rubrik: Woher? „Von Paſſau"; wohin? „Ins Bett."

Korreſpondenz.

St. Wendel, im Nov.

Bei Durchſicht des aus der Wiener Zeitung entlehnten und durch dieſe Sillimanns Journal entnommenen Artikels der Didaskalia, Nro. 306, wird ſich ein nicht geringes Erſtaunen manches Leſers bemächtigen, wenn er darin von der wahrhaft wunderbaren Kraft der Chlorwaſſerſtoffſäure, das Wachsthum der Pflanzen zu befördern, hört. Es iſt jedoch dieſe, ſo wie die das Keimvermögen der Samen befördernde und erweckende Eigenſchaft der Chlorwaſſerſtoffſäure keineswegs ſo neu, als man fraglichem Artikel zufolge anzunehmen geneigt ſeyn dürfte, indem ſchon Ingenhouss zur Vermehrung der Fruchtbarkeit des Bodens verdünnte Schwefelſäure vorgeſchlagen hat. Noch irriger und einen großen Mangel an chemiſchen Kenntniſſen verrathend erſcheint die Vorſtellung über die daſelbſt angegebene Art und Weiſe der Wirkſamkeit der Chlorwaſſerſtoff- oder Salzſäure, wenn es heißt: — „man muß von nun an der Chlorwaſſerſtoffſäure die wahrhaft wunderbare Kraft zuſchreiben, die man bisher irrig dem Ammoniak einzuräumen glauben mußte;" denn gerade die Wirkſamkeit der genannten Säure iſt hier 1) durch die Abſorption (Bindung) des Ammoniaks (indem ſich die Chlorwaſſerſtoffſäure mit dem Ammoniak verbindet, verliert letzteres ſeine Flüchtigkeit) bedingt, indem das Ammoniak der Luft und des Düngers, das für ſich oder an Kohlenſäure gebunden, ſonſten für die Vegetation gänzlich verloren ginge. Eine zweite Art der Wirkſamkeit der Chlorwaſſerſtoffſäure können wir uns dadurch erklären, daß ſie ſich mit den Alcalien und Erden des Bodens, beſonders aber mit dem Kalk deſſelben zu ſalzſaurem Kalk, Chlorcalcium, verbindet, welches, ein leichtlösliches Salz, mit großer Begierde Waſſer aus der Luft anzieht und zurückhält und durch ſeine Umwandlung durch kohlenſaures Ammoniak in Salmiak und kohlenſauren Kalk den Gyps zu erſetzen im Stande ſeyn dürfte. Was nun den beſtimmten Ausſpruch betrifft, daß die Chlorwaſſerſtoffſäure der im Regenwaſſer enthaltenen Salze es iſt, die der Vegetation die unentbehrlichſten und erſprießlichſten Dienſte leiſtet, ſo diene hierauf die ganz einfache Bemerkung, daß das Regenwaſſer häufig völlig rein iſt, oder nur atmoſphäriſche Luft, Kohlenſäure und eine geringe Menge Ammoniak (bei Gewitterregen auch etwas Salpeterſäure) enthält. Daß das Regenwaſſer äußerſt geringe Menge von Chlorcalcium enthalte, iſt höchſt unwahrſcheinlich, weil dieſes Salz völlig feuerbeſtändig und bis jetzt ein Vorkommen deſſelben in Gasgeſtalt nicht bekannt iſt und bedarf daher dieſe Behauptung noch der Beſtätigung durch Verſuche. Es bedarf keiner Erwähnung, daß mechaniſche Unreinigkeiten, aufgeſchlämmter Staub ꝛc. ꝛc., hier nicht in Betracht kommen können. Auch dürfte der durch Anwendung von Salzſäure vermehrte Salzgehalt (Natrium chlorid oder Chlornatrium und nicht Natrumchlorid) der Pflanzen noch durch Verſuche nachzuweiſen (indem der Natrongehalt des Bodens und Düngers nicht bedeutend iſt) und die ausgeſprochene Wichtigkeit für die Viehzucht noch ſehr in Zweifel zu ziehen ſeyn. Was nun die außerordentliche Wirkung der Chlorwaſſerſtoffſäure bei den Verſuchen mit den Pflänzchen der Lactuca, Tannen und Fichten anbelangt, ſo können ſich die Humustheorie und Pflanzenphyſiologen, die in neuerer Zeit manchen, mitunter ziemlich unzarten Kämpfen ausgeſetzt waren, gratuliren, diesmal nur mit einer amerikaniſchen Münchhauſiade regalirt worden zu ſeyn. Es kann ſich die Wiſſenſchaft freuen über das Licht, das ihr dieſer einfache Verſuch, dieſe wichtige Entdeckung bringen wird, wodurch vielleicht die Frauenhofer'ſchen und ähnliche Inſtrumente entbehrlich gemacht werden! Schade, daß dieſe Entdeckung (ähnlich der Leinbergerſchen Erfindung, worüber Hr. Prof. Eiſenlohr ſehr ſchön referirte) nicht auch an die 20ſte Verſammlung deutſcher Naturforſcher und Aerzte in Mainz zur Begutachtung überſandt worden iſt, um ſo mehr, als die Journaliſten in letzterer Zeit gegen dieſe und ähnliche in dieſem Jahre abgehaltene Verſammlungen ihre Witze loszulaſſen für gut fanden und Eſſen und Trinken als den Hauptzweck dieſer Verſammlungen geltend zu machen ſich bemühten. Dieſe Herren bedenken aber nicht, daß nach einer 4ſtündigen Dauer der Sectionsſitzungen, reſp. einer 4ſtündigen geiſtigen Anſtrengung eine körperliche Stärkung (wie dies auch im gewöhnlichen Leben geſchieht) höchſt nöthig erſcheint, daß bei einer guten Tafel und bei einem Glaſe guten Weins eine vertrauliche Unterhaltung über wiſſenſchaftliche Gegenſtände, die Anknüpfung neuer intereſſanter, manchmal längſt erwünſchter Bekanntſchaften ſtattfinden kann und daß die Freude über das Wiederſehen ſo vieler Freunde auch ihre Rechte geltend macht. Jedenfalls dürfen wir die Verſammlung in Mainz als eine in wiſſenſchaftlichen (wie man aus dem zu erwartenden Bericht ſich wird überzeugen können), ſo wie in anderen Beziehungen höchſt intereſſante bezeichnen. Daß neben vielem Gelehrten auch manches Verkehrte vorkommen kann und vorkommt, wird Niemand läugnen können; denn es ſcheint bei dem am Dienſtag, den 20. Sept. ausgebrachten Toaſte auf den größten Mann der Welt wohl eine Namen- oder vielmehr Perſonen-Verwechſelung vorgefallen zu ſeyn. Die oben berührte, von deutſchen Journaliſten ausgeſprochene Anſicht zeigt übrigens wenig Delicateſſe und Achtung für die Vertreter deutſcher Wiſſenſchaft, zeigt von Undank gegen dieſelben, die ihnen durch ihre Verſammlung Stoff zur Füllung mancher Spalten ihrer Blätter gegeben haben. Ich für meinen Theil bin der Anſicht, daß dieſe Journaliſten über dem Geiſtigen auch nicht das Materielle vergeſſen. Cuique suum! oder, wie man in vulgärer Sprache ſich auszudrücken beliebt, ein Jeder zupf' an ſeiner Naſe!!

Dr. C. Riegel.

Gotha, 9. Nov.

Geſtern trafen Liſzt und Rubini hier ein. Noch denſelben Abend gaben ſie ein Konzert im herzogl. Hoftheater, wo, ohngeachtet der erhöhten Preiſe, das Haus gedrängt voll war. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß auch hier die Leiſtungen dieſer Heroen der Kunſt die glänzendſte Anerkennung fanden und auch hier die Begeiſterung erregten, zu welcher ihr Erſcheinen allgemein hinreißen muß. Nach dem Konzert hatte ſich ein dichter Kreis im Gaſthauſe zum „deutſchen Hof" verſammelt, und bei dem fröhlichen Abendeſſen fehlte es nicht an ehrenden und heiteren Trinkſprüchen. Insbeſondere wurde Liſzt's liebenswürdige Perſönlichkeit von Allen, die ihm nahten, erkannt und geprieſen.

Theater-Anzeige.

Montag, 14. Nov. (Zum Vortheil der Dem. Lindner und zum Erſtenmale): Ein weißes Blatt, Schauſpiel in 5 Aufzügen, von Carl Gutzkow.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 315. Dienstag, den 15. November 1842.

Der 7. September 1842 in Oschatz.

Motto: Nun aber bleibet Glaube, Liebe, Hoffnung diese drei
Aber die Liebe ist die größte unter ihnen.

So ist auch uns der Schreckenstag erschienen,
Wo Flammen Unheil uns gebracht und — Tod!
So steh'n auch wir — Verzweiflung in den Mienen —
„Ach gib uns, Herr, nur unser täglich Brod!"
So steh'n wir denn in rauchenden Ruinen
Und können weinen nur in unsrer Noth;
Was Jahre bauten — seufzen wir bekümmert, —
Das hat ein kurzer Augenblick zertrümmert!

Und sollten wir nicht bangbeklommen trauern,
Wo Mancher wohl sein ganzes Glück verlor?
Es überrieselt uns gleich Todesschauern,
Schau'n an den öden Trümmern wir empor;
Denn ach! aus jeder Höhle dieser Mauern
Grinst unser Elend, unsre Noth hervor,
Und furchtbar schwer wirft sich auf unsre Herzen
Die Zukunft noch mit ihren ganzen Schmerzen.

Doch Muth nur, Muth! der Glaube darf nicht wanken:
„Was Gott der Herr thut, das ist wohlgethan!"
Sind seine auch nicht unsere Gedanken,
Führt er uns dennoch auf der rechten Bahn!
Die Liebe siegt! es fallen alle Schranken,
Das Unglück leitet Herz an Herzen an,
Und die am Morgen noch sich ferne standen,
Die fand der Abend schon in Freundesbanden.

Ja Mancher hat in jenen Schreckensstunden
Vielleicht nur erst den wahren Freund erkannt;
Wohl Mancher hat ein treues Herz gefunden,
Das sich ihm nun auf's innigste verband,
Drum, schlug der Herr auch Vielen bitt're Wunden,
So hat er doch auch Retter uns gesandt,
Damit es klar und deutlich in uns bliebe,
Des Menschen schönste Pflicht sey — Bruderliebe!

Laßt diese Mahnung nie in euch erkalten,
Sie ist's, die deutlich aus den Trümmern spricht.
Wenn wir nur treu und fest zusammenhalten,
Dann beugt uns selbst das größte Unglück nicht!
An festem Sinn zertrümmern Schreckgestalten,
Wie an dem Felsen sich die Woge bricht:
Drum Lieb' und Muth! — Die Hoffnung kommt mit ihnen
Und neues Leben blüht aus den Ruinen!

Oschatz, im September 1842. L. Siegel.

Der Verdächtige.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Morgen blieb der Constable Skelton vor den drei Delphinen stehen, und knüpfte mit dem an der Hausthür sichtbaren Goldschmied ein Gespräch an. „Lieber Meister Lambard," sagte er, „dort drüben ist es nicht richtig. Warnt den armen Meister Wynfield. Heute Morgen, kurz vor Tagesanbruch, steckte der junge Meister Franz den Kopf zur Thüre heraus und sah sich um, und ein großer Mann im grauen Mantel ging in der Nähe des Hauses so auf und ab, als ob Beide etwas Heimliches miteinander hätten."

„Das ist wirklich sonderbar," erwiederte der Goldschmied, „ich weiß nicht, was ich davon denken soll."

„Nun, das wird sich mit der Zeit schon herausstellen," bemerkte der Constable. „Zeiten, wie diese, bringen in kurzem viel an den Tag. Ich werde auf der Lauer stehen und mich stellen, als säh' und hörte ich Nichts. Habt Ihr nicht die neueste Nachricht gehört, daß vierundzwanzig junge Leute auf Anstiften der teuflischen Jesuiten sich verschworen haben, aus den Niederlanden herüber zu kommen und die Königin und verschiedene Herren aus ihrem geheimen Rath umzubringen, und daß mehrere junge Damen (wie es heißt, aus Frankreich und Spanien, aber ich glaube mehr aus der Nähe) Geld und Juwelen zur Förderung dieses fluchwürdigen Unternehmens geschickt haben?"

„Was?" rief der Goldschmied. „Schon wieder Komplotte?"

„Ja, ja, Meister Lambard. Baining, der Vertraute, sagt, verschiedene verdächtige Personen trieben sich in der Stadt herum. Ohne Zweifel werden sie junge und unvorsichtige Leute in ihre Schlingen ziehen. Ich wünsche dem jungen Wynfield von Herzen alles Gute, aber es kam mir vor, als sähe der Mann im

Digitized by Google

grauen Mantel wie ein Jesuit aus. Ich will genau Acht haben, denn das müssen wir, als Obrigkeit, in solchen Zeiten."

Im Vollgefühl seiner Würde schritt der Constable von dannen. Meister Lambard ging in seinen Laden, setzte sich nieder, und hing seinen düstern Gedanken über seinen künftigen Schwiegersohn nach. Bald trat Nachbar Wynfield ein, um die Entdeckung des Purpurmantels mitzutheilen. „Es ist etwas Sonderbares in Franzens Benehmen," bemerkte er weiter. „Er wechselt die Farbe, wenn ich mit ihm spreche, und ist so behutsam in seinen Antworten, als stünde er vor dem geheimen Rath. Er ist wieder ausgegangen, und Niemand weiß, wohin, und eben hat der Graf von Hertford durch seinen Hofmeister drei Stücke fleischrothen oder dunkelorangegelben Sammet und einige Stücke schillernden Taffet für einen Faltenrock bestellt, und da hätte ich ihn gar zu gern mit dem Auslaufer, der das Zeug hinbringt, zu dem Grafen geschickt, denn er weiß zu sprechen, wie ein Buch. Aber er ist nicht zu finden."

„Ei, was hat denn den Grafen in die Stadt geführt?" fragte der Goldschmied. „Der verläßt nie seinen Landsitz, außer um Einem einen schlimmen Streich zu spielen oder um ein gewinnreiches Geschäft zu machen, obwohl er der reichste Herr in England ist."

„Ich weiß es nicht," antwortete der Schnittwaarenhändler. „Ich habe blos gehört, er hätte eine Bitte an die Königin, und weiter zu fragen, war ich nicht aufgelegt, da ich den Kopf voll genug von meinen eigenen Sachen habe."

„Das kann ich mir denken, Nachbar. Gott gebe, daß die Sachen ein gutes Ende nehmen. — Aber da kommt ja Euer Laufjunge; was will denn der?"

„Meister," sagte der Junge, „als ich mit dem Wasser nach Haus kam, da sah ich einen großen Mann vor der Thür stehen, als ob er Etwas suchte. Ich sprach ihn darauf an, und da war er gar höflich gegen mich und gab mir einen Groschen für meine Mühe, und hieß mich, diesen Brief dem Meister Wynfield geben, und ja sonst Niemanden Etwas davon wissen zu lassen. Aber ich weiß nicht, ob er mir gesagt hat, dem jungen oder dem alten, und so bring' ich ihn denn zuerst Euch."

Mit zitternder Hand nahm der Kaufmann das Briefchen, öffnete und las es. „Ich kann nicht daraus klug werden," sagte er endlich, „versucht Ihr es ein Mal," und damit gab er das Papier dem Goldschmied. Meister Lambard setzte die Brille auf und las, wie folgt:

„An Geld fehlt es, aber nicht an Juwelen. Wie Ihr unser Palinurus gewesen seyd, um uns zu führen, so seyd jetzt unser Alchymist. Wir verlangen von Euch nicht, daß Ihr Zinn in Gold verwandelt, sondern daß Ihr mit Hülfe der Adepten der Lombardstraße leichtere Verwandlungen zu Wege bringt. Der junge Löwe muß im Versteck liegen, aber der treue Schakal kann ohne Gefahr ausgehen. Wir warten den Tag über auf Euch; heute Nacht, te iuvente *) ostwärts marsch."

Der Goldschmied gab den Brief zurück, legte die Brille ab und schüttelte bedenklich den Kopf. „Was sagt Ihr dazu?" fragte ihn sein Nachbar. „Franz war immer ein guter Junge und ein eifriger Protestant, aber fast fürcht' ich, ein Jesuit hat hier die Hand im Spiel. Was sollen diese dunkeln Redensarten?"

*) Wenn Du uns hilfst.

„Die Sache ist bedenklich, Nachbar," antwortete der Goldschmied. „Ich rathe Euch, laßt Euren Neffen aufsuchen und führt ihn zum Altermann, daß der ihn in's Verhör nimmt."

(Fortsetzung folgt.)

Fachreddin, der Drusenfürst.

(Historische Bilder aus der Geschichte Syriens; von S. Metlea.)

(Fortsetzung.)

IV.

Es war im November des Jahres 1613, und sechs Jahre nach der Niederlage Dschanbulad's im Felde Urudschowasi, als eines Abends auf dem erleuchteten Quai des Molo Ferdinando zu Livorno unzählige Neugierige sich versammelt hatten, um die Debarkirung eines orientalischen Fürsten und seines zahlreichen Gefolges mit anzuschauen. Obgleich der Platz, an dem die Barken landeten, von Wachen und den gemietheten Sänftenträgern eingenommen war, und deßhalb nur Wenige der Zuschauermenge die Ankömmlinge in der Nähe betrachten konnten, so waren doch die Entfernteren schon zufrieden, wenn sie nur dann und wann einen beturbanten Kopf oder ein schimmerndes Gewand in fremdem Schnitt wahrnehmen konnten. Was indessen die staunende Neugierde des Volkes noch steigerte, waren die verschiedenen Geschichten, die man sich von den Fremden mittheilte. Ein langer, dünnbeiniger Mann, welcher sich mit Recht rühmte, Zutritt in den ersten Häusern Livorno's zu haben — es war nämlich der beste Haarkräusler der Stadt — erzählte einer um ihn versammelten Gruppe neugieriger Bekannten, daß er ganz genau wisse, welche Bewandtniß es mit der Ankunft der Fremden habe, denn Signora Marcomtino, die Gemahlin des Rudermeisters, habe es ihm mitgetheilt. Die Hauptperson dieser orientalischen Ankömmlinge sey der berühmte Emir Faccardino aus Syrien, den die Türken aus seinem Lande vertrieben, und der nun mit hundert schönen Gemahlinnen, tausend Dienern, unzählbaren Goldstücken und etwelchen Säcken, gefüllt mit Diamanten und Smaragden, in Livorno unter dem Schutz unseres glorreichen Großherzogs Cosmus von Medicis eine Zuflucht suche.

Die Umstehenden hörten mit großer Zufriedenheit diese und andere Details; sie gaben alle zu, daß es allerdings ein großes Unglück sey für einen Fürsten, von Land und Leuten vertrieben zu werden; übrigens meinten sie, lasse es sich mit hundert schönen Gemahlinnen, tausend Dienern, unzählbaren Goldstücken und etwelchen Säcken, gefüllt mit Smaragden, Rubinen und Diamanten, immer noch ganz passabel leben. Die Kleinhändler, Handwerker und sonstige Gewerbsleute überlegten sogleich bei sich im Stillen, ob es wohl auf eine oder die andere Weise nicht möglich sey, von den vielen Zechinen des Emirs eine erkleckliche Anzahl in den eignen Säckel zu leiten; kurz Alle, die zu schauen gekommen waren, gingen, von diesen Geschichten erbaut, vergnügt nach Hause, obgleich sie von dem fremden Emir und seinen hundert Gemahlinnen wenig oder nichts gesehen hatten.

An den Geschichten und Gerüchten im Munde des Volkes pflegt immer etwas Wahres zu seyn, wenn gleich entstellt; so auch hier. Allerdings war Fachreddin, den die Italiener Faccardino nannten, der Uebermacht seiner Feinde gewichen und nach Italien geflohen, um Hülfe und Schutz vom Großherzog

Digitized by Google

von Toscana zu fordern, mit dem er seit Dschanbulad's Untergang ein Bündniß geschlossen; allerdings hatte er auch eine zahlreiche Dienerschaft, wenn auch minder groß, als das Gerücht erwähnte, mitgebracht, und sein bei sich habender Reichthum an Juwelen, Gold, Silber und Seide war beträchtlich; allein die hundert Gemahlinnen reduzirten sich nur auf eine Einzige, die er bei sich hatte, und zwar auf Chaschia, die jüngste, schönste und von ihm geliebteste; seine drei anderen Gemahlinnen, unter ihnen Elparch, Jusuf's Tochter, mit denen er sich nach der uneingeschränkten Sitte seines Volkes vermählt, hatte er in seinen sicheren Schlössern auf dem Libanon zurückgelassen. Die übrigen zahlreichen Frauenzimmer, die mit ihm nach Italien gekommen waren, bildeten das Gefolge seiner Gemahlin und der Gemahlin Cheivan's, der ihn begleitet hatte.

Der Großherzog hatte dafür sorgen lassen, daß dem Drusenfürsten nichts mangle, um nach den Sitten und Gewohnheiten seines Vaterlandes leben zu können, und ihm deßhalb das geräumige Haus des Stadthauptmanns angewiesen; Cheivan und seine Familie bekam in einem andern Hause seine Wohnung. Ungeachtet des großen Vermögens, welches Fachreddin und seine Begleiter mitgebracht hatten, ließ der Hof von Toscana sie doch großmüthig in allen Lebensbedürfnissen freihalten.

Wenige Tage nach der Ankunft des syrischen Fürsten erging von Cosmus II. eine Einladung an denselben, nach Florenz zu kommen. Fachreddin machte sich daher alsbald auf den Weg dahin; ihn begleiteten Cheivan, sein Schwager Sidy Ali, Chaschias Bruder, und andere vornehme Personen seines Gefolges, nebst mehreren angesehenen Staatsmännern, welche von Florenz abgeschickt waren, ihn zu begrüßen. Die syrischen Damen blieben indessen in Livorno zurück.

Bis an die Villa der Ambrogiana war Don Johann, aus dem Hause Medicis, den orientalischen Gästen entgegen gereist; am Thor von Florenz empfing sie ein anderer mediceischer Prinz und führte sie durch das Nebenthor Boboli auf der Gartenseite nach dem Pallast der Pitti, der Residenz des Großherzogs.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Auf der Darmstädter Hofbühne gastirt gegenwärtig Dem. Hausmann vom Kölner Stadttheater, und ihre Darstellung der Maria Stuart wird uns von einem Kunstfreunde als eine gelungene und beifällig aufgenomme gerühmt.

An dem jährlichen Todtenfest haben sich viele Neugierige in Paris auf den Kirchhof des Mont Parnasse begeben, wo die Gruft der Opfer des fürchterlichen Unglücks vom 8. Mai sich befindet. Mitten auf diesem, mit hölzernem bemaltem Gitter umgebenen, und mit Bäumchen besetzten Grabe erhebt sich ein Denkstein mit der Inschrift: Unglück vom 8. Mai 1842 auf der Eisenbahn von Versailles (linkes Ufer): „Hier ruhen die unbekannten und durch die Sorgfalt der Verwaltung begrabenen Ueberreste."

(Leipzig, 5. Nov.) Großes Aufsehen macht hier eine kleine, aber sehr geistreiche Schrift: „Rede an die deutschen Studenten zum Reformations-Feste 1842 von Theodor Drobisch," da in ihr wieder ein Mal wahres Feuer akademischer Begeisterung gefunden wird. Die studirende Jugend wird an den alten Comment erinnert und ermahnt, alle Duckmäuserein wieder zu entfernen; besonders aber wird in diesem ächt burschikosen Gewande darauf hingewirkt, fleißig zu studiren, und wieder ächt deutsche Studenten zu werden. Davon wird dem deutschen Volke Heil versprochen, und der Redner schließt mit dem Ausruf: „Heil Deutschland, als die Stütze des Weltfriedens und der bleibenden Bildung der Völker!"

Neulich hat man in Brüssel einen der größten und beleibtesten Männer der Stadt begraben. Er hieß Jacques Brateas, war 38 Jahr alt und wog 250 Kilogramme (500 Pfund), als man ihn in's Grab senkte. Der Sarg, der den Leichnam dieses Mannes aufnahm, war $3^1/_2$ Fuß breit und $7^1/_4$ Fuß lang. Man hatte die Thüren des Leichenwagens herausnehmen müssen, um den Sarg hineinschaffen zu können, welches doch nicht vollkommen gelang. Zwölf Leute waren erforderlich, um den Sarg aufzuheben.

(Sachsen.) Bei 250 Tuchmacher-Meistern zählt Werdau gegen 30 Spinnereien, was beweist, wie bedeutend die Tuch-Fabrikation im Zunehmen begriffen seyn muß, da die Meisten ihre Entstehung der neuesten Zeit zu danken haben.

In der Gegend der Stadt Grüneberg in Schlesien wächst ein Wein, der gleich von der Kelter der sauerste Kamerad von der Welt ist. Nach seiner Güte wird der Grüneberger Wein in fünf Klassen eingetheilt. Der erste ist der Dreimännerwein; zwei Männer müssen den dritten festhalten, wenn er trinken soll; der zweite ist der Schulwein, womit man faulen Schülern droht; der dritte ist der Wendewein, nach dessen Genuß man sich alle 10 Minuten auf die andere Seite wenden muß, damit solche nicht durchfresse; der vierte ist der Strumpfwein, der durchlöcherte Strümpfe zusammenzieht, und der fünfte und stärkste ist der Kanonenwein, der selbst das Zündloch einer Kanone verenget. Die Mönche in Schlesien tranken den Grüneberger, wie sie sagten, nur in der Passionswoche, um damit ihre Sünden abzubüßen.

(Bemerkung.) Möchten sich doch manche unserer Recensenten den Spruch merken: bei'm Tadeln braucht es wenig Geist dazu, um den Schein zu erregen, man besitze viel; bei'm Lobe jedoch braucht es viel Geist, um die Leute zu überzeugen, man besitze auch nur ein Wenig.

(Mannheim, 9. Nov.) Beim Transport von Schießpulver, metallischen Giften ꝛc. und namentlich Arsenik, ist von jeher große Vorsicht nöthig gewesen, und auch bei Vermeidung scharfer Strafe polizeilich geboten, indem gerade letzterer nicht anders als „in leinene Säcke verpackt, in gute eichene Fässer mit eisernen Reifen gethan, diese wieder in getheertes Segeltuch emballirt, und dann erst mit Ueberfässern versehen, welche noch mit Heu oder Stroh ausgepolstert seyn müssen", versandt werden darf. Ferner noch sind die Faßdauben mit einem Todtenkopf zu bezeichnen, und müssen beim Wassertransport in besondere Fahrzeuge geladen werden. Wie sehr nöthig diese Vorsichtsmaßregeln sind, beweist neuerdings folgender Vorfall: Das der niederl. Gesellschaft gehörende Dampfboot „Prinz Joinville", von Rotterdam kommend und am letzten Sonntag im hiesigen Hafen seine Ladung löschend, hatte in dem einen

Digitized by Google

Ladraume 12 Kisten Zimmt und 2 Ballen feinen Kaffee (letzterer dem Vernehmen nach ein Geschenk für einen Privatmann in Straßburg), und auf diese Gegenstände 9 blos einfache und ganz schlecht beschaffene Fässer mit Arsenik geladen. Schon während der Reise stäubten durch die fortwährende Bewegung des Schiffes die Fässer bedeutend und theilten ihren fürchterlichen Inhalt dem beigeladenen Kaffee und Zimmt mit. Ob aus Unkenntniß, was die Fässer enthalten, oder ob aus unverzeihlicher Fahrlässigkeit von Seiten der Schiffmannschaft, dieses Gift zu andern Waaren beigeladen worden, ist zur Zeit noch nicht aufgeklärt. Unbegreiflich ist es, wie in Holland Giftfässer in so vorschriftswidrigem Zustande zur Verladung überhaupt nur zugelassen werden konnten. Diese gesetzwidrige Verladung wurde im hiesigen Hafen sogleich bei Abnahme des Raumverschlusses durch die Zollbeamten entdeckt und Untersuchung durch den großherzogl. Rheinzollrichter eingeleitet. Die Waare selbst wird der Vernichtung übergeben. — Blieb die Sache unentdeckt, welches Unglück hätte alsdann die vertrauensvoll in die Welt versandte Partie Kaffee und Zimmt angerichtet??

(Berlin, 10. Nov.) L. Rellstab bemerkt über die zweite Gastrolle des Sängers Pischek von Frankfurt a. M. Die zweite Gastrolle des Herrn Pischek war der Czaar in Lorzings beliebter Oper Czaar und Zimmermann. Es giebt gewisse Charaktere, die Jedermann, in dessen Fach sie nur einigermaßen einschlagen, gut stehen. Wir haben noch keinen Sänger gefunden, dem die Rolle des Czaars nicht zugesagt, seine Individualität vortheilhaft entwickelt hätte. Dies war auch bei Hrn. Pischek der Fall, dessen kräftig männliche Gestalt, verbunden mit seinem sonoren Organ, sich sehr glücklich für die Aufgabe eignete. Besonders loben wir es an dem Gast, daß er sich in den Ensemble's so aufmerksam und fleißig zeigt. Hr. P. erhielt lebhaften Beifall, wie bei seinem ersten Auftreten.

Korrespondenz.

Vom Main, im Nov. — Eingef.

Die Gastwirthe am Rheine arbeiten an einem Projekte, den Reisenden das (wie sie sich ausdrücken) lästige Trinkgeldgeben zu erleichtern und wollen zu diesem Zwecke in Zukunft einen französischen Franc per Tag für die Person in Rechnung bringen. Hr. Michel Hoche, Besitzer des Gasthofes zur „Bellevue" in Koblenz, soll zuerst diese Idee gehegt haben und sein thätiger, lebhafter Geist ließ ihn nicht rasten; er suchte seine Herren Collegen zu diesem gemeinnützigen Unternehmen anzufeuern, was ihm (wie hier beigefügte Copie des Circulars, welches derselbe seinen Herren Collegen zur Einladung zusendet, beweist) auch gelang.

„Herr College!

„Es ist schon häufig vom reisenden Publikum der Wunsch geäußert worden, dem lästigen Trinkgeldgeben an die Kellner überhoben zu seyn. Diesem Uebelstande abzuhelfen, liegt allein an den Herren Gastwirthen, und sogar erfordert es das eigene Interesse derselben, diesen Gebrauch abzuschaffen, welches am besten auf folgende Art einzurichten wäre. 1) Die Gastwirthe müßten darin übereinkommen, die Trinkgelder den Reisenden auf die Rechnung zu setzen. 2) Hätte der Gastwirth aus den auf solche Art eingehenden Geldern den Kellnern ein festes Jahrgehalt zu bezahlen, und zwar so, daß die Kellner damit ordentlich bestehen könnten. 3) Würde auf diese Art für die Moralität der Untergebenen gesorgt seyn, indem a) das Geldverschwenden aufhört, was doch nur aus den erhaltenen Trinkgeldern erübrigt wird; b) der Kellner hätte alsdann seine Bedürfnisse von dem festgesetzten Gehalte zu bestreiten, was er jedesmal von dem Prinzipal zu fordern hätte. 4) Hätte der Prinzipal bei allen Vorfällen durch den an den Kellner zu zahlenden Gehalt einige Garantie, so daß der Kellner nicht nach Willkür seinen Prinzipal verlassen könnte. Um nun über diese Punkte eine allgemeine Vereinigung unter den Gastwirthen zu treffen, so werden Sie höflichst eingeladen, sich am künftigen 19. November in Köln einzufinden, wo wir uns dann über diese Punkte einigen. Die Herren Collegen werden ebenfalls höflichst ersucht, alle im Allgemeinen unser Geschäft betreffenden Besprechungen zu notiren, um an Ort und Stelle sich über Alles zu verständigen, so wie auch dringend um ihre gefällige schriftliche Zusage gebeten wird, damit wir unsere Kölner Freunde sicher von Ihrer Ankunft unterrichten können. Die Herren Collegen in Köln werden ihnen das Local unserer Zusammenkunft näher bezeichnen. Die Stunde des Zusammentreffens ist auf den 19. November d. J., Morgens 9 Uhr, festgesetzt. Mit aller Hochachtung und collegialischem Gruß zeichnen ergebenst. Koblenz, im Oktober 1842. Die bereits vereinigten Gastwirthe. (Folgen die Original-Unterschriften.) Briefe werden in Koblenz an J. J. Schickhausen Wb. adressirt." — Dieses Maxim wäre sehr lobenswerth, würde nicht auf diese Weise dem dienenden Personal im Gasthofe das Trinkgeld gänzlich entzogen; denn wie ich schon öfter auf meinen Reisen erfahren, so kömmt seit längerer Zeit von Jahren den Kellnern im Gasthofe kein Theil des Trinkgeldes mehr zu, indem solche Alles dem Wirthe abliefern sollen. Nun mag aber, wie ich von mancher aufrichtigen Seele hörte, manches an den Fingern des Empfängers hängen geblieben seyn; dieses wird natürlicher Weise durch die Methode des Aufschreibens der Trinkgelder wegfallen und somit aber auch gleichzeitig der Zweck des Trinkgeldgebens gänzlich verfehlt; denn wenn ich Trinkgeld gebe, so bezwecke ich damit, den, der mich gut bedient, zu belohnen, seinen Eifer und seine Thätigkeitsliebe dadurch anzufeuern. Da nun aber diese Leute keinen Vortheil dabei sehen, wenn sie die Reisenden aufmerksam bedienen, so wird am Ende der Reisende am meisten darunter leiden; er wird außerdem, daß er dem Wirthe seine gute Rechnung bezahlt, auch noch Trinkgeld geben müssen, und am Ende doch noch schlecht bedient seyn. Diese Herren Gastwirthe werden vorgeben, sie würden alsdann ihre Leute besser bezahlen. Ob sie ihnen aber das, was ihnen durch diese neue Methode verloren geht, auf diese Weise ersetzen, steht zu bezweifeln. Die Bemerkung, daß dadurch bei den Kellnern die Moralität befördert würde, scheint mir sehr unrichtig, indem der junge Mann, welcher Anlagen zur Liederlichkeit besitzt, ebensowohl seinen rechtmäßigen, ihm zukommenden Salair, wie das sich selbst zugeeignete Trinkgeld verpressen und durchbringen wird. Ich halte es daher für weit besser, sowohl für den Reisenden, wie für den Dienstthuenden im Gasthofe, wenn, wie noch in manchen Gasthöfen von Norddeutschland, eine Gemeinbüchse aufgestellt wird, wo der Reisende nach Belieben das Trinkgeld hinein wirft, welches alsdann nach Verhältniß der Stellen, die jeder Dienstthuende im Hause begleitet, vertheilt wird, oder man solle die Leute schlechter bezahlen und jedem Reisenden es überlassen, dem, der ihn bedient, nach Verhältniß seiner Dienstleistung eine Belohnung zuzutheilen. Diese meine Meinung glaube ich ungehindert äußern zu dürfen, indem ich auf Reisen alt geworden bin und dabei manche Erfahrungen gemacht habe. (Folgt die Unterschrift des Einsenders, eines reisenden Ausländers.)

Theater-Anzeige.

Dienstag, 15. Nov. Die wandernden Komödianten, komische Oper in 2 Akth., Musik von Fioravanti.

Mittwoch, 16 Nov. Großes Konzert, worin Hr. Ernst folgende Piecen auf der Violine vorzutragen die Ehre haben wird: 1) Fantasie über den Marsch und die Romanze aus Othello, componirt von Hrn. Ernst. 2) Andante und Notturno, componirt von Ernst und Variationen von Mayseder. 3) Andante Spianato, und der Karneval von Venedig. — Abonnement suspendu.

Redakteur: L. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 316. Mittwoch, den 16. November 1842.

Der Verdächtige.

(Fortsezung.)

Betrübt ging der Kaufmann nach Hause und erfuhr, daß mittlerweile Franz zurückgekommen, und, nachdem er die Abgabe des Briefs an seinen Oheim erfahren, in großer Bestürzung wieder weggeeilt sey.

Der Tag verging, ohne daß Franz sich wieder zu Hause blicken ließ. Malchen, des Goldschmieds schöne Tochter, saß am Abend trostlos im Zimmer des Erdgeschosses, und dachte über die unerklärlichen Begebenheiten der beiden letzten Tage nach. Da hörte sie ein wohlbekanntes Anklopfen. Kommt herein, Meister Franz," sagte sie, „wenn Ihr den Weg nicht vergessen habt." Franz Wynfield trat ein. „Nun, was bringt Euch hierher?" fragte sie mit erzwungener Gleichgültigkeit. „Seyd Ihr Eurer neuen Freunde müde, daß Ihr wieder zu den alten kommt?"

„Liebes Malchen," erwiederte Franz, „sage mir keine so bittern Worte. Ich bin in der größten Verlegenheit, und wenn Du mir nicht helfen kannst, weiß ich mir nicht zu rathen."

„Ich Dir helfen?" entgegnete Malchen. „Nicht wahr, neue Freunde sind gut bei'm Gelage, aber treuen Dienst darf man so wenig bei ihnen suchen, wie Lerchengesang zur Winterzeit. Wie soll ich Dir helfen können?"

„Du kannst es; Du allein, Malchen. O verweigere es nicht!"

Malchen blickte auf und bemerkte mit Bestürzung, wie ihr sonst immer so frisch und heiter aussehender Geliebter jetzt bleich und verstört war. „Eure neuen Freunde," sprach sie, „haben Euch schlechte Dienste geleistet, indem sie Euch in so kurzer Zeit ein so übles Aussehen verschafft haben. Man hat so viele Beispiele, wohin solch heimliches Getreibe führt, und doch habt Ihr Euch nicht warnen lassen!"

„Liebes Malchen, kannst Du wirklich glauben, daß ich in ein Komplott verwickelt bin? Freilich, Dein Vater und mein Oheim glauben es ja. Kind, die Unternehmung, in welche ich mich eingelassen habe, muß durchgeführt werden, aber denke darum nichts Schlimmes von mir."

„Wie kann ich mich schlimmer Gedanken erwehren?" entgegnete Malchen. „Aber mach's kurz, und sage, wie ich Dir helfen soll. Mein Vater wird bald nach Hause kommen."

„Es ist eine ganz kleine Gefälligkeit," antwortete Franz, indem er zögernd ein Büchschen unter dem Mantel hervorlangte; „und doch, wenn ich sage, worin sie besteht, wirst Du vielleicht nur um so schlimmer von mir denken. Du kennst den Goldschmied Lacey schräg gegenüber. Wenn ich zu ihm ginge, würde es Verdacht erregen. Sey darum so gut, und bring' ihm das Armband, und sage, es sey zum augenblicklichen Verkauf zu euch gebracht worden, aber Dein Vater sey nicht zu Hause, und Du bätest ihn, Dir das Geld dafür zu geben. Er wird die Spange erkennen und sehen, daß sie einer vornehmen Frau gehört. Mit diesen Worten legte er ihr das Armband in die Hand.

„Einer vornehmen Frau?" rief Malchen erst erröthend, dann erbleichend, indem sie das kostbare Armband mit den großen Perlen und dem reich emaillirten Schloß betrachtete.

„Willst Du mir den Gefallen thun?" fragte Franz ungeduldig. „Du möchtest Aufschluß haben über die Eigenthümerin, aber ich habe mein Wort gegeben, für jetzt zu schweigen. In wenigen Tagen wirst Du Alles erfahren; aber heute Abend noch müssen wir das Geld haben, sonst ist Alles vergebens."

Das unglückliche Mädchen zweifelte nun keinen Augenblick weiter, daß Franz in ein Komplott verwickelt war. Seine Rettung, sein Leben, dachte sie, hing davon ab, daß er noch an diesem Abend die Mittel zur Flucht erhielt. Das Armband — was konnte es anders seyn, als das Geschenk einer papistischen Dame, vermuthlich einer fremden, welche ihn verlockt hatte? Es fiel ihr das Volkslied ein von dem spanischen Fräulein, die mit köstlichen Juwelen um den Engländer warb, und ihr Verdacht ward ihr zur unumstößlichen Gewißheit. „Meister Franz," sprach sie endlich, „ich will Euren Auftrag ausrichten. Was ich auch von Euch denken mag, ich kann Euch nicht in der Noth verlassen. Stellt Euch neben Lacey's Thür, da will ich Euch das Geld bringen. Lebt wohl! — Großer Gott, das wäre denn der letzte Liebesdienst, den ich Euch je erweisen werde?"

„Das wolle Gott in Gnaden verhüten!" rief Franz.

„Geht!" erwiederte sie. „Mein Vater darf Euch hier nicht sehen."

Franz ging auf seinen Posten. Malchen, statt ihm augenblicklich zu folgen, sank, von innerer Bewegung überwältigt, auf dem Fenstersitz nieder. Plötzlich hörte sie eine Stimme: „Was ist das? Wer hat das gebracht?" Es war ihr Vater, der unbemerkt eingetreten war und ihr die Spange aus der Hand genommen hatte.

Digitized by Google

Ohne zu wiſſen, was ſie that, antwortete Malchen: „Franz,“ und ſtarrte ihren Vater an.

„Franz?“ wiederholte Lambard. „Franz, die junge Schlange? Weshalb?“

„Ach, was hab' ich gemacht!“ rief Malchen, aus ihrer Betäubung erwachend. „Er iſt in großer Noth. Laßt uns ihm für dies Mal helfen; wer weiß, ob wir ihn je wiederſehen!“

(Fortſetzung folgt.)

Fachreddin, der Druſenfürſt.

(Hiſtoriſche Bilder aus der Geſchichte Syriens; von S. Maclea.)

(Fortſetzung.)

Der Fürſt vom Libanon wurde von dem florentiniſchen Hof auf das glänzendſte empfangen, und der alte Pallaſt der Mediceer ihm zur Wohnung eingeräumt. Cosmus, für alles Große Sinn hegend, ergriff mit Vergnügen eine ſolche Gelegenheit, die in ihren Folgen den chriſtlichen Mächten einen Halt- und Stützpunkt zur Wiedereroberung des heiligen Landes gewähren konnte. Großartige Pläne und Ideen kreuzten ſich im Kopfe dieſes kühnen, unternehmenden Fürſten. Aber Toscana ſelbſt war nicht mächtig genug, ſolche Pläne zu verwirklichen; es bedurfte der Hülfe Spaniens und des Pabſtes. Auf derſelben Grundlage, wie der Tractat mit Dſchanbulad, ſollte auch der mit Fachreddin abgeſchloſſen werden.

Der Emir, welcher auf ſchleunige Hülfe und Unterſtützung gegen ſeine Feinde gehofft hatte, ſah ſich in ſeiner Erwartung bitter getäuſcht, als Woche um Woche, Monat um Monat verſtrich, und noch kein Ende der Unterhandlungen abzuſehen war. Tiefer Mißmuth und düſtere Melancholie bemächtigte ſich bald ſeiner Seele, als ſich die Rückreiſe mehr und mehr in ungewiſſe Ferne verzog; es war das Heimweh, welches den Syrier mitten im Paradieſe Italiens ergriff. Umſonſt ſuchte der Großherzog durch Jagden, Maskeraden, Tänze, Gaukler, Schauſpiele und andere Luſtbarkeiten den orientaliſchen Gaſt zu zerſtreuen und zu erheitern; Fachreddin konnte nur auf Minuten ſich vergeſſen und ſeiner finſtern Laune entſagen; er ſehnte ſich nach ſeiner Mutter, ſeiner Familie, nach ſeinem Volk, nach ſeinen Bergen, nach Allem, was er liebte und was er nur im Vaterlande wiederfinden konnte. Und Chaschia, ſeine reizende Gemahlin, anſtatt ihn zu erheitern, wie ſie ſich wohl beſtrebte, vermehrte nur ſeinen Verdruß, denn ſie konnte und wollte es nicht verbergen, daß es ihr in dieſer neuen Welt, in dieſen neuen Umgebungen, bei dieſen glänzenden Luſtbarkeiten, denen ſie verſchleiert oder maskirt beiwohnen durfte, und von denen ſie früher keine Ahnung gehabt hatte, außerordentlich wohl gefiel, und daher nichts weniger als eine Rückkehr ins Vaterland wünſchte. Und Cheivans Gemahlin, obgleich ſchon Matrone, und deren zehnjährige Tochter Selabi, ein munteres, muthwilliges Mädchen, ſtimmten ihr vollkommen bei.

„Warum umzieht Ihr Eure Heldenſtirne mit den Falten des Unmuths, mein Effendi?“ fragte mit einſchmeichelndem Ton einſt die ſchöne Chaschia, und warf einen verſtohlenen Blick in den großen prächtigen venetianiſchen Spiegel, der ihre reizende Geſtalt, in die neueſte italiſche Mode gekleidet, zurückſtrahlte. „Ganz Toscana beeifert ſich, Euch zu ehren, und ſeine Fürſten wünſchen Euch zu erheitern.“

„Das iſt es, was mein Leben mir trübt“, erwiederte Fachreddin, und ſeine Stirne umwölkte ſich noch finſterer; „ich verlange Hülfe, Unterſtützung gegen meine Feinde von meinen Freunden: ſie laſſen mich das Wild ihrer Wälder jagen, ſie geben meiner Gemahlin und ihren Frauen Schauſpiele und luſtige Tänze, ſtatt Galeonen, Mannſchaften und Kriegsmunition mir zu gewähren.“

„Eure fürſtliche Herrlichkeit wolle erwägen, daß dieſe abendländiſche Fürſten ſehr behutſam und folgenberechnend bei der Erfüllung ihrer Verſprechungen ſind“, ließ ſich die Gemahlin Cheivans, eine kluge, gebildete Dame, vernehmen, deren Stimme im häuslichen Kreiſe ihres Fürſten nicht ohne Gewicht war. „Der Großherzog hat indeſſen nicht ermangelt, Schritte zur Verwirklichung ſeiner Zuſagen zu thun, wie dieß die Abſendung eines Schiffes mit mehreren geſchickten Ingenieuren und dem Emir Sidi Ali, Eurem erlauchten Schwager, nach den Staaten meines Gebieters darlegt. Sobald ſie die gegenwärtige Lage des Volkes in Augenſchein genommen, und das Beginnen der Feinde beobachtet haben, werden ſie zurückkehren, und dann ohne Zweifel Euer ſehnlichſter Wunſch der Erfüllung ſich nahen.“

„Warum wollt Ihr denn nicht in dieſem ſchönen Lande bleiben, mein Effendi?“ fragte die kleine Selabi naiv. „Iſt es denn nicht beſſer hier unter dieſen fröhlichen Menſchen, als in unſerem Syrien, wo man weder Carneval, noch alle die Freuden kennt, die ſich hier täglich uns aufdrängen? Und welche ſchöne Kleider trägt man hier. Ich, für meinen Theil, finde es hier ganz erträglich.“

„Leichtfertiges Geſchlecht!“ ſeufzte der Fürſt, und betrachtete nicht ohne Lächeln die kleine Schwätzerin; „eine luſtig tönende Flöte, ein prunkendes Gewand, und Du vergiſſeſt über Dir die drohenden Wolken des Sturmes.“

Die Fürſtin Chaschia, welche das wirkſamſte Mittel kannte, ihren Gemahl zu erheitern, war während dieſem kurzen Geſpräch in einem Nebenzimmer verſchwunden, und kam jetzt mit ihrem anderthalb Jahren alten Töchterchen Seide zurück, welches ſogleich vom Arm der Mutter aus verlangend die Händchen nach ihrem Vater ausſtreckte. Fachreddins Stirne glättete ſich ſichtlich bei dieſer Anhänglichkeit verrathenden Bewegung des Kindes; er küßte und liebkoſte es, und ließ dabei auch freundliche Worte deſſen reizende Mutter vernehmen. Die fürſtliche Familienſcene wurde durch Cheivans Ankunft unterbrochen, welcher dem Emir die freudige Nachricht brachte, daß ſein Schwager, der Emir Sidi Ali, von Syrien nach Livorno zurückgekehrt ſey, und daß der Schech Esbey, ein hochangeſehener und reicher Mann im Libanon, von den Druſen und Maroniten entſendet, ihn begleite, um ſeinem Fürſten Bericht über das ſeither Vorgefallene zu erſtatten, und ihn im Namen ſeiner Unterthanen einzuladen, in ſeine Staaten zurückzukehren. Voll neubelebter Hoffnung begab ſich der Fürſt mit Cheivan, ſeinem vertrauteſten Rath, und den Vornehmſten ſeines Gefolges nach Livorno, um ſeinen Schwager und Schech Esbey zu bewillkommen, und den Bericht des Letzteren zu vernehmen. Doch wollen wir ſelbſt auf den Schauplatz der Kriegsbegebenheiten zurückkehren, und den abgeriſſenen Faden der ſyriſchen Chronik wieder anknüpfen.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Ernſt's Kunſtreiſe in Holland.

Ueber die außerordentliche Senſation, die Ernſt im Haag erregte, ſagt das „Journal de la Haye" vom 22. Okt.:" Seit Rubini hat kein Künſtler außer Ernſt eine ſo glänzende und zahlreiche Aſſemblee zu einem Konzerte in unſerer Reſidenz zu verſammeln vermocht, als jene, welche vorgeſtern herbeigeeilt war, um die magiſchen Töne dieſes Meiſters, der bereits vor vier Jahren Alles, was Holland an competenten Kunſtrichtern und Muſikfreunden aufzuweiſen hat, mit Begeiſterung erfüllte, von neuem bewundern zu können. Keinem anderen Künſtler ſeit Rubini ward namentlich die Auszeichnung zu Theil, JJ. MM. den König und die Königin, ſo wie ſämmtliche Prinzen und Prinzeſſinnen der königlichen Familie im Konzerte zu ſehen, und ſo lebhafte Aeußerungen der Bewunderung einem Talente zu zollen, wie dies bei Ernſt der Fall war. Ernſt, bei ſeinem Erſcheinen mit einer dreimaligen Beifallsſalve empfangen, ſteigerte dieſen Beifall bis zu einem Enthuſiasmus, deſſen man ſich bei einem Konzerte hier kaum zu erinnern weiß. Schon der herrliche Vortrag des klaſſiſchen Spohr'ſchen Konzertes wäre hinreichend geweſen, Ernſt einen der erſten Ehrenplätze unter den Violiniſten der Gegenwart einzuräumen; allein wenn man die ſtaunenerregende Bravour, die er in den Variationen über ein holländiſches Nationallied entwickelte, wenn man die Eleganz und Originalität der herrlichen Capricen über ein Thema aus dem „Pirat" zu bewundern Gelegenheit hatte, ſo muß man ihn unſtreitig den erſten Sänger auf der Violine nennen, und ihm die Palme des Violinſpiels zuerkennen. Dieſe poetiſche Seele, dieſes tiefe Gemüth, dieſe ſchwärmeriſche Sehnſucht, die er ſeinen Tönen einzuhauchen verſteht, iſt mit Worten nicht zu ſchildern, und hierin eben liegt das Zauberhafte ſeines Spieles, welches ihn über alle anderen Virtuoſen dieſes Inſtrumentes hoch hinausſtellt. Den höchſten Grad der Extaſe erregte aber wieder ſein magiſcher „Carneval in Venedig", der ein wahres muſikaliſches Kaleidoſkop voll Humor und Laune iſt. Seine Majeſtät der König gab ſelbſt wiederholt das Signal zu den rauſchenden Beifallsbezeugungen, mit denen der Künſtler überſchüttet ward. Der königliche Hof hatte nach Beendigung des Konzertes bereits die Loge verlaſſen, als das entzückte Publikum den gefeierten Künſtler noch mehrere Male ſtürmiſch hervorrief, und den „Carneval von Venedig" mit Begeiſterung Dacapo verlangte, und als Ernſt dieſem Wunſche nachgab, kehrte auch die königliche Familie in ihre Loge zurück, um den Genuß, den großen Künſtler nochmals zu hören, nicht zu verſäumen. Gewiß war dieſe Attention einer der ſchmeichelhafteſten Beweiſe königlicher Anerkennung, deren ſich ein Künſtler je erfreuen kann! — Geſtern hatte Ernſt die Ehre, von JJ. MM. eingeladen zu werden, bei Hofe zu ſpielen, wo ſowohl der König und die Königin, als auch ſämmtliche königliche Prinzen und Prinzeſſinnen den Künſtler in der ſchmeichelhafteſten Weiſe auszeichneten. Als Merkmal der allerhöchſten Anerkennung überſandten ihm Se. Maj. der König einen koſtbaren Brillantring. Ernſt gab auch ein Konzert zum Beſten der Ueberſchwemmten in Scheveningen, und die Reſidenz Haag ehrte den bekannten Edelmuth des Künſtlers dadurch, daß ſie ihm das Ehrenbürgerrecht verlieh, deſſen Diplom ihm vom Bürgermeiſter der Stadt, von einem ſchmeichelhaften Schreiben begleitet, zugeſendet wurde." — Ueber die ferneren Triumphe dieſes Künſtlers erhalten wir ſo eben folgende direkte Mittheilung vom 28. Oktober: Am 25. hatte Ernſt die Ehre, bei Sr. königl. Hoheit dem Prinzen von Oranien zu ſpielen, der ihm Tags darauf eine prächtige, mit dem Namenszuge in Brillanten verzierte, goldene Tabatiere zuſtellen ließ. In Amſterdam gab Ernſt drei glänzende Konzerte, und der Enthuſiasmus, den er erregte, war ſo groß, daß das Orcheſter ihn bei ſeinem Erſcheinen mit einem dreifachen Tuſch von Trompeten- und Paukenſchall mitten im Konzerte begrüßte! Eines der größten Wunder, die Ernſt auf der Violine ausführt, iſt der „Erlkönig" von Schubert, den er für die Violine allein umgeſchrieben hat. Ernſt hat durch dieſe Piece bewieſen, daß die Violine für ihn keine beengenden Gränzen hat, und daß ſie wirklich der Köng der Inſtrumente ſey, denn er hat Combinationen des Violinſpieles entdeckt, an deren Möglichkeit bis jetzt Niemand gedacht hätte. Wer den „Erlkönig" von Ernſt vortragen hört, wird zu glauben verſucht, er habe anſtatt fünf Finger fünf Hände. Dieſes Stück iſt aber gewiß auch das Nec plus ultra des Violinſpieles, und hat es auch Mancher verſucht, Ernſt den „Carneval von Venedig" nachſpielen zu wollen, ſo wird es doch ſchwerlich einer der lebenden Violiniſten verſuchen, ihm den „Erlkönig" nachzuſpielen. Am 3. November giebt Ernſt ſein letztes Konzert in Rotterdam, und begiebt ſich dann über Frankfurt, Berlin und Warſchau nach St. Petersburg.

Mannichfaltigkeiten.

An der britiſchen Küſte iſt der Häringsfang in dieſem Jahr außerordentlich ergiebig geweſen. Ein einziges Fiſcherboot brachte 50,000 Stück nach London und verkaufte das halbe Dutzend Häringe um einen Pence (10 Pf.)

Auf Neuſeeland ſoll ein allgemeiner Aufſtand der Eingebornen gegen die Engländer ausgebrochen ſeyn. Wer noch dahin auswandern und mit todtgeſchlagen ſeyn will, muß eilen.

Die Arbeiten im Themſetunnel ſind jetzt ſo weit vorgerückt, daß man Anfangs Januar die Eröffnung deſſelben für Fußgänger erwartet.

Vor Kurzem ſtarb zu Bamborough, einem kleinen Küſtenort in Northumberland, ein im ganzen Lande bekannt und beliebt gewordenes Schiffermädchen, Garce Darling, 25 Jahre alt. Sie hatte — eine andere Johanna Sebus, nur glücklicher — im Herbſte 1838 mit heldenmüthiger Anſtrengung und mit Gefahr des eigenen Lebens die Mannſchaft des Dampfboots „Forfaſhire" gerettet, die an der Felſengruppe der dortigen Küſte geſcheitert war. Außer vielen reichen Geſchenken von Privaten empfing ſie durch eine Nationalſubſcription, als Anerkenntniß ihrer ſchönen That, 700 Pfd. St., die ihr der Herzog von Northumberland nutzbringend anlegte. Sie hat ihren kleinen Reichthum ihren Geſchwiſtern vermacht.

Neulich ward ein Engländer in Paris, der im Palais Royal gefrühſtückt hatte, halb todt in ſein Hotel zurückgebracht. Aus Anlaß einer Wette hatte er im Beiſeyn von Zeugen 150 Dutzend Auſtern, einen Seekrebs und ein gebratenes Huhn verzehrt und dazu eine Flaſche Rum nebſt fünf Flaſchen Wein getrunken.

Digitized by Google

In Schweden sind auf allen Krongütern die Branntweinbrennereien eingegangen, und ist ein Gesetz gegeben, wonach der Name dessen, der sich betrinkt, mit großen Buchstaben an die Kirchthüre angeschlagen wird, der Pfarrer für ihn betet und ihn der allgemeinen Fürbitte empfiehlt.

** (Berlin, 9. Nov.) Aus der hiesigen Medaillen-Münze von G. Loos sind wieder zwei neue Denkmünzen hervorgegangen, die so zeitgemäß, wie schön ausgeführt sind. Die erste ist zum Besten des ärmeren Theils der Hamburger Abgebrannten, und zeigt auf der einen Seite den ganzen Plan der Stadt Hamburg mit dem dunkel ciselirten abgebrannten Theile derselben. Diese Ansicht trägt die Umschrift: „Das durch Feuer zerstörte Hamburg, den 5. bis 8. Mai 1842." Die Rückseite zeigt einen aus glimmender Asche aufsteigenden Phönix mit der Umschrift: „Wird sich glänzender wieder erheben." Die Idee des Ganzen ist einfach, aber schön gehalten, und den Werth gibt ihr noch hauptsächlich das Ereigniß, welches sie hervorgerufen hat, so wie die gute Absicht, in welcher die Herausgabe unternommen ist. — Die zweite Medaille hat die Stadt Hildesheim zur Feier des vor drei Jahrhunderten angenommenen evangelischen Glaubensbekenntnisses anfertigen lassen. Die Hauptseite zeigt das Wappen der Stadt mit der Umschrift: Anno 1542. Senatus populus que Hildesheimensis Sincerum Christi Evangelium amplexi sunt, und die Kehrseite zeigt auf einem von einer Glorie umgebenen Altar das aufgeschlagene neue Testament mit der Umschrift: „Erhalt uns Herr bei Deinem Wort. Den 27. August 1842." — Diese Denkmünzen verdienen den reichlichsten Absatz.

Korrespondenz.

München, 10. Nov.

In unserer gestrigen außerordentlichen Abendunterhaltung im Theater hat Chevalier Bochsa den ihm vorausgegangenen Ruf eines ausgezeichneten Künstlers auf der Harfe allerdings gerechtfertigt, im Allgemeinen aber durch sein Spiel jedoch lange nicht jenen Eindruck hervorgebracht, dessen er überall so gewiß seyn sollte, und am wenigsten hat man sich veranlaßt sehen können, sein Compositions- und Improvisationstalent als ein so ganz eminentes zu erkennen, wie es uns im voraus angepriesen worden war. Weit entschiedeneren Beifall erntete Mad. Bishop, obschon auch von diesem ein guter Theil auf Rechnung der wohlberechneten scenischen Ausstattung und Einkleidung zu bringen ist, ohne welche die gefeierte Künstlerin kaum irgendwo dieselben Triumphe erlangen würde. Beide Gäste werden wiederholt auftreten. — Große Bewunderung erregt in diesem Augenblick eine bei unserm Kunsthändler Bolziano ausgestellte Neuigkeit aus Rom, Italienerinnen von Riedel, ein Bild, das Kunstkenner und Kunstfreunde zu den besten Arbeiten dieses Meisters zählen.

Kassel, im Nov.

Die Ausstellung des Kunstvereins bot diesmal der Zahl nach mehr als je zur Beschauung dar. Es mußten mehrere Abtheilungen gemacht werden, was dann wohl hätte unterbleiben können, wann, wie gesagt wurde, die Bilder von Kunsthändlern nicht angenommen worden wären. Die Zahl der Landschaften war wohl die überwiegende, wenn eine große Menge kleiner werthloser Genrebilder unberücksichtigt bleibt. Wie aber unter allen Umständen die Landschaftsmalerei eine untergeordnete bleibt, so war doch eine Regenlandschaft von Watelet in Paris (Eigenthum Sr. Maj. des Königs von Preußen) so ausgezeichnet, daß dieselbe mit den besten Bildern concurrirte. Hierzu gehörte zunächst der Chor eines Kapuzinerklosters von Campanella in Rom (Eigenthum des städtischen Museums in Königsberg); Kaulbach's in München Carton zur Hunnenschlacht; des in Rom verstorbenen Koch von den Nymphen der Erde entrückter Hylas; der Raub des Hylas von Prof. Sohn in Düsseldorf (Eigenthum Sr. Maj. des Königs von Preußen) u. a. m. Von hessischen Künstlern zeichnete sich auch diesmal wieder Carl Rahl vor allen durch seinen Wallenstein aus. Dieser noch so junge, reichbegabte und talentvolle Mann ist bei anspruchslosem Streben auf der glänzendsten Bahn künstlerischen Ansehens. Betrachtete man daneben Müller's, des Professors, heilige Elisabeth (andere Professoren hatten gar nichts geliefert), dann mußte man zu einem ganz besonderen Urtheile gelangen, welches aber mit dem in der Kassel'schen Zeitung himmelweit differirte. Von des Ersteren Zeitgenossen kann nirgends die Rede seyn; die Pferde von Wenderoth z. B., so wie Tonnelliers Viehmarkt ꝛc. bieten eine gewaltsam forcirte Darstellung und verschwinden unter dem Troß des vielen Mittelmäßigen; es sind Maler mit nothdürftigen Anlagen für die Gegenwart, ohne alle Zukunft und Unsterblichkeit. Friedrich Müller scheint durch seinen Wald den ihm gemachten Anforderungen entgegen zu seyn; er ist seiner nicht würdig und ohne Catalog würde ihm jede Aufmerksamkeit entzogen worden seyn. Gute Bilder lieferten noch Ihlé, Engelhard, Bromeis und Primavesi. Van Emden und Glinzer wurden allseitig vermißt. Die disponible Summe zum Ankauf von Bildern beträgt circa 1100 Thaler, wofür nachfolgende 15 Stück von der Auswahl-Commission erwählt wurden: Abendlandschaft von Bach in München; Strand bei Neapel von Herman in Berlin; trübes Wetter von Köster in München; Landschaft von Noel in München; stürmisches Wetter von Scheins in Düsseldorf; Landschaft von Bromeis aus Kassel in Rom; Marine von Schenren in Düsseldorf; Partie von Düsseldorf von Päh in Bückeburg; Klosterhof von Weiß in München; Auszug zur Jagd von Wenderoth in Kassel; Gehölze von Steffelaar in Amsterdam; italienische Ansicht von Engelhard in Kassel; Mühle von Schelfhout-mayer in München; Bachus und Amor von Anschütz in München; Thor des Städtchens Linz am Rhein von Verweertsch in München. Außer einigen Privaten haben auch Se. Hoh. der Kurprinz und Mitregent mehrere werthvolle Gemälde als Eigenthum auserwählt. Auch diesmal wie in allen Vorjahren sind hessische Künstler berücksichtigt worden, aber schwer ist es, Aller Hoffen und Wünsche zu befriedigen. Wahre Kunst läßt sich durch Unterstützungen nicht erzwingen, ein Bestehen auf dem Ankauf mittelmäßiger Leistungen wäre Förderung des Verfalls derselben durch den Kunstverein selbst. Der leitende Grundsatz: bei gleicher Qualität dem vaterländischen Künstler vor dem sogenannten Ausländer den Vorzug zu geben, muß gewiß jedem wohldenkenden Sachverständigen genügen. Ließe sich schließlich eine Vereinigung des noch bestehenden kurhessischen Kunstvereins mit dem besprochenen bezwecken, so dürfte viel Gutes daraus entspringen, da der Patriotismus am Ende doch erkaltet und die Zersplitterung der Kräfte jedenfalls nachtheilig ist.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 16. Nov. Großes Konzert, worin Hr. Ernst folgende Piecen auf der Violine vorzutragen die Ehre haben wird: 1) Fantasie über den Marsch und die Romanze aus Othello, componirt von Hrn. Ernst. 2) Andante und Notturno, componirt von Ernst und Variationen von Mayseder. 3) Andante Spianato, und der Karneval von Venedig. — Vorher geht: Die junge Pathe, Lustspiel in 1 Akt, von Voth. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. k. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 317. Donnerstag, den 17. November 1842.

Der Verdächtige.

(Fortsetzung.)

„Der undankbare Schurke!“ murmelte der Goldschmied, indem er in der Fenstervertiefung die verhängnißvolle Spange untersuchte. „Fremde Arbeit — Mailänder Schmelz — ja, ja, er sitzt bis an den Hals in der Geschichte! Und daß der Bursche die Keckheit haben konnte, mich ebenfalls hineinziehen zu wollen, daß er meiner Tochter ein Armband bringen konnte, welches er ohne Zweifel von einer papistischen Bettel erhalten! Aber warte, schöner Herr, der Handel soll Dir übel bekommen!“

Die letzten Worte waren mit einem Blick auf die Straße gesprochen, wo eben der Constabel Skelton vorüber ging. „Meister Skelton,“ rief der ergrimmte Goldschmied leise zum Fenster hinaus, „sieht dort nicht Franz Wynfield?“

„Freilich,“ antwortete der Wächter für Ruhe und Ordnung. „Er schleicht um Meister Lacey's Haus herum, als schämte er sich, sein Gesicht zu zeigen.“

„Er hat Ursache, sich zu schämen,“ bemerkte Meister Lambard. „Da hat er mir ein Armband in's Haus gebracht, welches wenigstens zehn Pfund werth ist. Es ist, wie Ihr gesagt habt. Dies Armband ist ohne Zweifel ein Theil der Juwelen. Nehmt ihn nur gleich fest.“

Der Constabel ging in der angedeuteten Richtung hinweg, nicht wenig erfreut, daß seine Worte in Erfüllung gegangen waren, und noch mehr über die Aussicht auf eine Gratification, eine Belobung, vielleicht gar auf Erhebung zum Rang eines Vertrauten.

Eine Stunde später ging Johanne Whitelock, die Ehefrau des Beigeordneten im Cornhiller Stadtviertel, am Thorhaus, dem dortigen Gefängniß, vorüber. Zwei Lehrlinge ihres Mannes, der eine mit einer Leuchte, der andere mit einer Keule, gingen vor ihr her, und hinter ihr ging der Bediente. Sie bemerkte einen Trupp Menschen, der vor dem Gefängniß stand, und rief dem Constabel zu: „Meister Skelton, was giebt's?“

„Madame Whitelock,“ antwortete Skelton, ehrfurchtsvoll die Mütze abnehmend, „der junge Wynfield aus der Indischen Königin ist auf Betreiben von Meister Lambard verhaftet worden, als Theilnehmer an einem Complott.“

„Der junge Wynfield? — Theilnehmer an einem Complott? Ei du allmächtiger Gott! Da kann man ja beten: „Vor dem Bischof zu Rom und seinen Gräuein bewahr uns lieber Herre Gott! —“ Wer sind denn die Anstifter?“

„Ja das weiß man eben noch nicht,“ antwortete der Constabel. „Einer hat sich davon gemacht, den, wollt' ich, hätten wir erwischt; das war allerwenigstens ein Jesuit! Seht, Madame, wir gingen behutsam zu Werk. Ich und zwei von der Wache packten den jungen Wynfield, während er neben Laceys stand. Er wehrte sich, und wir fürchteten, er möchte sich losreißen, denn der alte Watt ist seit dem letzten windigen März auf einer Seite lahm, und der Altermann Lederhaupt meint, zum Schaarwächter wär' er noch gut genug. Da rief ich im Namen der Königin um Hülfe, und wie ich so rufe, kommt derselbe Graumantel herbeigelaufen, mit dem sich Meister Franz seit drei Tagen herumgetrieben. „Nimm das!“ rief unser Gefangener, und warf dem Grauen einen versiegelten Pack zu, worauf dieser davoneilte, wie der Teufel im Doktor Faust. Da waren gewiß wichtige Papiere drin.“

„Das glaub' ich,“ sprach Frau Whitelock. „Für den jungen Wynfield ist es mir aber recht leid; es war gar ein lieber junger Mensch. Solche alte Pfaffen und Jesuiten, wie Ballard, Parsons u. s. w. könnten sie meinetwegen zu Dutzende henken. Aber dergleichen ist doch hoffentlich nicht für den jungen Wynfield zu fürchten?“

„Hm!“ antwortete das Stück Obrigkeit mit Achselzucken; „es wird ihm vermuthlich eine Viertelstunde schlecht gehen. Er müßte ein großes Glückskind seyn, wenn er nicht auf städtische Unkosten auf den Holborner Berg gefahren wird, und eine Hanfmahlzeit zu dreizehn Pfennig bekommt.“

Frau Whitelock ging nach Hause, und als sie am andern Morgen ihren Gevatterinnen die Neuigkeit von Franz Wynfield's Verhaftung erzählen wollte, wußten dieselben nicht nur dies, sondern auch ein Langes und Breites über eine jesuitische Verschwörung. Es war gerade Sonntag, wo sich das ganze Cornhiller Kirchspiel in der Michaeliskirche zusammenfand, wo sich also die Neuigkeit in wenigen Augenblicken in der ganzen Gemeinde verbreitete. Als zum Schluß des Gottesdienstes Dr. Bond den Vers singen ließ: „Erhalt uns Herr bei Deinem Wort, und steu'r des Papst's und Türken Mord!“ da stimmte die Gemeinde ihr Lieblingslied mit doppeltem Eifer und doppeltem Lärm an. Und als Meister Wynfield trostlos aus der Kirche ging, da umringten ihn seine Nachbarn, um ihm ihr Beileid auszudrücken, theilweise auch, um ihm Rath zu ertheilen. Zu den Letzteren gehörte Madame Whitelock. „Aber lie-

Digitized by Google

der Gott!" ſagte dieſe, als ſie zu ihren Gevatterinnen zurückkehrte; „unſere Reden machen gerade ſo viel Eindruck auf ihn, wie das Spiel der Stadtpfeifer auf einen Todten. Es hat eben Jedermann ſein Kreuz auf dieſer Welt, auch die Großen und Reichen. Ihr wüßt doch wohl, daß der Graf von Hertford in die Stadt gekommen iſt, um ſeinen Sohn, den Herrn von Beauchamp, in den Tower ſetzen zu laſſen. Und warum? Weil der junge Herr die Tochter eines unbegüterten Ritters geheirathet hat. Indeß des Einen Unglück wird oft des Andern Glück, und die Noth des jungen Freiherrn, den ſein Vater hieher verfolgt hat, giebt vielleicht Anlaß zur Rettung des jungen Wynfield. Die Frau Gräfin von Hertford hat nämlich den jungen Wynfield aus der Taufe gehoben, er iſt alſo in geiſtlicher Verwandtſchaft mit dem gräflichen Haus, und darum hab' ich dem alten Wynfield gerathen, eine Bittſchrift an den Grafen zu machen, daß dieſer ſich bei der Königin für ſeinen Neffen verwendet."

(Schluß folgt.)

Trübe Tage.

Trübe Wolken, — grau umzogen
Iſt des Himmels weiter Bogen,
Keine heit're Sonne lacht;
Schneegeſtöber, Windesſchauer!
An des Hauſes feuchter Mauer
Bricht der Regen ſich mit Macht,
Und der Bäume letztes Laub
Wird der kalten Stürme Raub.

Trübe Tage zu erhellen,
Laſſet uns in trauten Zellen,
Freunde, jetzt beiſammen ſeyn!
Bleibt der Geiſt doch friſch und heiter,
Wird das warme Herz doch weiter
Bei der Schönheit mildem Schein!
Drum, ihr Muſen, ſeyd willkommen
Gerne bei uns aufgenommen!

Iſt der Himmel auch umzogen,
Strahlt uns doch dein Irisbogen,
Holde, ewig heit're Kunſt!
Deine Blüthen welken nimmer;
Sonnenlicht und Roſenſchimmer
Spendet freundlich deine Gunſt.
Mögen trübe Wolken zieh'n,
Gram und Sorgen laßt uns flieh'n!

Fachreddin, der Druſenfürſt.

(Hiſtoriſche Bilder aus der Geſchichte Syriens; von S. Maclea.)

(Fortſetzung.)

Nach der Niederlage Dſchanbulad's im Felde Urudſch owaſi hatte Fachreddin wie ein verſcheuchter Löwe ſich in ſeine Berge geflüchtet, und hier auf einem ſeiner Felſenſchlöſſer der ferneren Entwickelung der Ereigniſſe geharrt. Den alten grauſamen Muradpaſcha in gefährlicher Nachbarſchaft, hielt er's für das Beſte, alle Feindſeligkeiten gegen die Pforte vorläufig aufzugeben, und um jeden Preis eine Ausſöhnung mit dem Großweſir zu bewerkſtelligen. Da Murad nicht unempfindlich gegen die anſehnlichen Geſchenke Fachreddins blieb, auch die weiſe Setneſep noch immer ihre mit Geld erkauften Protectoren im Serai zu Konſtantinopel unterhielt, ſo gelang dies vollkommen. Fachreddin erlangte den nachgeſuchten Frieden und ward in dem Beſitz aller von ihm eroberten Länder nicht im geringſten geſchmälert, nur mußte er davon einen Tribut bezahlen, welcher den, ehemals aus dieſen Gegenden dem Schatz der ottomaniſchen Pforte zugefloſſenen Einkünften gleich kam.

Der Fürſt vom Libanon hatte für dieſes Mal noch den ihm drohenden Sturm beſchworen; aber er traute der Redlichkeit der Pforte nur halb. In ſeiner Seele lebte immer noch der Plan, die Bande der Abhängigkeit endlich doch noch zu vernichten. Willkommen war ihm daher ein Bundesgenoſſe, welcher ſich ihm in der Perſon des Großherzogs von Toscana darbot. Dieſer Fürſt hatte den Gedanken, feſten Fuß auf der Küſte Syriens zu faſſen und Jeruſalem zu erobern, noch nicht aufgegeben. Nach Dſchanbulad's Fall ſah er in Fachreddin das tüchtige Werkzeug, ſeine Hoffnungen zu realiſiren. Fachreddin fühlte ſich geſchmeichelt in dem Bunde mit einem mächtigen abendländiſchen Fürſten, und ahnte nichts weniger, als daß dieſes Bündniß einſt ſeinen Untergang herbeiführen würde.

Lange wußte er klugerweiſe ſeiner politiſchen Verbindung den Titel einer Handelsfreundſchaft zu geben; als er jedoch, von toscaniſcher Kriegsmunition unterſtützt, wieder als Eroberer auftrat, entfiel ihm ziemlich ungeſchickt die Maske. Er rückte mit ſeinem Heer nach Cöleſyrien, ſtürmte Baalbeck, das ehevor berühmte Heliopolis und dermalen die Reſidenz Ibn Karfus, ſeines alten Feindes, und zerſtörte auch den bis dahin noch wohlerhaltenen Sonnentempel dortſelbſt. Emir Ibn Karfus fiel unter den feindlichen Waffen, und Fachreddin nahm den Titel eines Fürſten vom Antilibanon an.

Er ſtand jetzt auf dem Gipfel ſeiner Macht, leicht in den Stand geſetzt, der Pforte pünktlichen Tribut zu zahlen, äußerſt freigebig gegen ſeine bisherigen Freunde zu ſeyn, und ſo ferner den ruhigen Beſitz ſeiner Länder zu genießen. Allein die glücklichen Erfolge ſeiner Waffen, das Bewußtſeyn der allgemeinen Liebe ſeiner Unterthanen und der Bund mit einem abendländiſchen civiliſirten Staat, deſſen Hülfe er weit höher anſchlug, als er ihm in der That gewähren konnte, das Alles verblendete den unruhigen, unternehmenden Häuptling, der, begeiſtert von den Großthaten der Helden des Alterthums, deren Geſchichte er emſig ſtudirt hatte, wenigſtens im Kleinen ein Alexander oder Cyrus ſeyn wollte. Vergebens vernahm er die prophetiſchen Worte ſeiner Mutter Setneſep und ſeines vornehmſten Rathes Cheivan; er behielt in ihrer Gegenwart die gewöhnliche Ehrfurcht bei, aber er fing an, zu thun, was ihm gut däuchte.

Von Baalbeck aus unternahm er zunächſt einen Streifzug in das Gebiet von Damaskus, eine der reichſten Provinzen Syriens, drang bis unter die Mauern der Stadt, brandſchatzte ſie, und kehrte mit großer Beute nach Baalbeck zurück. Bereits hatte er den Neid der benachbarten Fürſten erregt, doch als er ſich rüſtete, Tripolis im Norden und Jeruſalem im Süden anzugreifen, und ſomit deutlich den Plan an den Tag

Digitized by Google

legte, ſeine Herrſchaft über ganz Syrien und Paläſtina auszudehnen, da entſtand eine große Gährung unter ſeinen Feinden: ſie klagten ihn zu Konſtantinopel an, und ſeine goldbezahlten Freunde im Divan waren jetzt nicht mehr vermögend, ſeine Handlungen dem Großweſir zu verbergen und zu beſchönigen. Die Pforte rüſtete jetzt ihre Schaaren zu Waſſer und zu Land, um den mächtigen Vaſallen zu vernichten.

Jetzt hielt es der Druſenfürſt für gut, den Rathſchlägen ſeiner Mutter zu folgen. Unter dem Vorwand, ſich perſönlich nach Konſtantinopel zu begeben, den Zorn des Sultans zu beſchwichtigen und mit ihm wegen den Gränzen ſeines Gebiets übereinzukommen, dabei ihm reiche Geſchenke an Geld, Kleidern und Stoffen zu überbringen, beſtieg Fachreddin mit einem zahlreichen Gefolge bei erſter günſtiger Gelegenheit mehrere gemiethete Schiffe, und ſegelte mit ſeiner jüngſten Gemahlin und ſeinem treuen Cheivan nach Italien, wo wir den fürſtlichen Flüchtling bereits getroffen haben.

Kaum hatte der Fürſt des Libanons Syrien verlaſſen, als auf ſeinen Befehl Emir Huſein, der Bruder ſeiner Gemahlin Elwareh, die ſchönen Häfen von Acre, Zur, Saida und Beirut verwüſten und ausplündern ließ, wovon noch heute die traurigen Spuren übrig ſind; indem dieſe ehemals tiefe, ſichere Häfen ſpäter nicht mehr in ihren vorigen Zuſtand gebracht werden konnten. Fachreddin hoffte dadurch den Feinden das momentane Einlaufen zu erſchweren, oder ſie von den unbrauchbar gewordenen Häfen abzuhalten.

(Fortſetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

„Wie finden Sie meine Gedichte?“ fragte jüngſt ein eitler Poet in einer Geſellſchaft. „Ihre Gedichte“, entgegnete der Gefragte, „gleichen einem Blumenbeete, das täglich begoſſen wird, aber dennoch nicht gedeiht.“ „Und warum?“ „An Waſſer fehlt es nicht, aber an Sonnenſchein.“

In Paris wird eine neue Oper von Halevy, Karl VI., in 5 Akten, einſtudirt. Auch von Victor Hugo ſoll demnächſt ein neues Drama zur Aufführung kommen, welches angeblich den Titel: „Eine Trilogie“, führen wird.

(Leipzig, 11. Nov.) Zum Erſatze für das Panier, welches bisher der hieſigen Bäcker-Innung bei feſtlichen Aufzügen diente, und das ihr einſt von dem proteſtantiſchen Glaubenshelden Guſtav Adolf verehrt worden war, iſt ihr von dem jetzt regierenden Könige von Schweden und Norwegen, Johann Karl XIV., eine neue Fahne als Geſchenk bewilligt worden. Die Uebergabe derſelben an die Innung erfolgte von dem damit beauftragten Stadtrathe am 9. d. M. in feierlicher Verſammlung, wobei der Bürgermeiſter, Hr. geheime Juſtizrath Dr. Groß in einer gehaltreichen Anrede auf die Verdienſte der alten Bäckerzunft, des frommen religiöſen Sinnes, der bewieſenen Treue für die proteſtantiſche Lehre, der frommen Hingebung und Aufopferung für den Retter der proteſtantiſchen Glaubensfreiheit, den frommen Schwedenkönig Guſtav Adolf, dem ſie einſtmals das königliche Geſchenk zu verdanken gehabt hätte, anerkennend hinwies. In angemeſſener und von dankerfülltem Herzen zeugender Weiſe ſprachen bei Uebernahme des neuen Zeichens königlicher Huld zwei Obermeiſter der Innung erwiedernd ihre Gefühle aus. Die neue Fahne iſt ſo ſchön und koſtbar, als wohl keine andere, die uns bei öffentlichen Gelegenheiten zu Geſicht gekommen iſt. In blau- und gelbfarbiger Seide befindet ſich in ihrer Mitte das ſchwediſche Reichs-Wappen, von zwei Löwen gehalten, unter dieſem eine Bretzel und die Jahreszahl 1631 mit der Umſchrift: „Die von Guſtav II. Adolf den Bäckern zu Leipzig gegebene Fahne wurde erneuert von Karl XIV. Johann.“

Als eine Vorrichtung gegen das Rinnen der Talglichte wendet man in England kleine Glasplättchen an, welche etwa den halben Durchmeſſer des Lichtes groß ſind. In der Mitte iſt ein Loch, wodurch die Dochte vor dem Gießen geſteckt werden, ſo daß die Platten an der Spitze des Lichtes feſtſitzen, und der Docht, ſo viel als zum Brennen nöthig, hervorragt. Während des Brennens ſinkt die kleine Platte immer tiefer ꝛc. Daß die Dochte knotenfrei ſeyn müſſen, verſteht ſich von ſelbſt.

(München.) Noch immer werden in öffentlichen Blättern die Dr. Ramçois'ſchen Zahnperlen als angeblich ſicheres Mittel, Kindern das Zahnen zu erleichtern, ausgeboten; wenn man weiß, daß ein Dr. Ramçois gar nie lebte, daß dieſe Perlen kaum 9 kr. werth ſind, aber zu dem enormen Preiſe von 1 fl. 48 kr. verkauft werden, ſo fragt ſich, wird Kindern hiedurch das Zahnen, oder leichtgläubigen Eltern der Geldbeutel erleichtert?! —

Miſſionar Ewald ſchreibt aus Jeruſalem vom 30. Juni: Der Bau der Kirche hierſelbſt ſchreitet ſo raſch vorwärts, als es in dieſem Lande möglich iſt; noch iſt man mit der Grundlegung nicht fertig. Am 1. Auguſt, ſagt der Baumeiſter, ſoll der Grundſtein auf dem 40 Fuß tief gemauerten Grunde gelegt werden. Es werden noch immer Jahre vorübergehen, bis das Gotteshaus auf Zion ſtehen wird. Wir haben aber eine Kapelle auf Zion, in der wir vor der Hand unſern Gottesdienſt halten. Unſer Arzt und ſeine Gehülfen haben die Hände voll zu thun; oft kommen täglich 100 Perſonen, um ſeine Hülfe anzuflehen, da kein Arzt hier iſt, der ſich der Menſchen annehmen kann. In und um Jeruſalem iſt Alles ruhig; in den Gebirgen iſt dies zwar nicht der Fall, das hat aber auf unſere Lage keinen Einfluß, denn in der Stadt ſelbſt herrſcht große Sicherheit, und der Paſcha hält gute Polizei. Kürzlich ließ er den Befehl ergehen, ein Jeder müſſe vor ſeiner Thüre kehren laſſen, um die Stadt rein zu halten. Dadurch haben wir nun reine Straßen bekommen. Auch werden einige Straßen neu mit Steinen gepflaſtert, ſo daß es das Anſehen hat, als ob Jeruſalem anfange, ſich aus dem Staube zu erheben.

Die „Leipziger Allg. Ztg.“ bringt Auszüge aus der Denkſchrift des Börſenvereins über Cenſur und Preßfreiheit in Deutſchland, welche durch einen außerordentlichen Ausſchuß berathen und abfaſſen zu laſſen in der Hauptverſammlung des Börſenvereins der deutſchen Buchhändler am 11. Mai 1841 beſchloſſen worden war, und die ſeitdem als Manuſkript gedruckt wurde. — In derſelben wird die bisherige Lage der Preſſe ſowohl vom geiſtigen, als vom induſtriellen Standpunkte aus geſchildert, und das Bedürfniß ihrer Hebung auch im nationalen Intereſſe, unter Hinweiſung auf die Leiſtungen der Preſſe

Digitized by Google

in den Jahren 1813 — 1815, jener Zeit der Noth und Gefahr, dargethan.

Frankfurter Theater.

Lachner's Catharina Cornaro und Donizetti's Tochter des Regiments.

Beide Opern fanden in vergangener Woche Wiederholungen auf unserer Bühne. Lachner's Cornaro ist mit einem Erfolg aufgenommen worden, der einem ungünstigen ähnlich sieht, und man hat Ursache, das Fortbestehen derselben auf unserem Repertoir zu bezweifeln. Donizetti's Regimentstochter hat dagegen festen Fuß gewonnen und ist eine Lieblingsoper unseres Publikums geworden. Wir verweilen zuerst bei dem Tonwerke Lachner's. Man hat es ein deutsches genannt und als ein mit klassischer Gediegenheit componirtes gepriesen. Wo aber liegt denn das deutsche Element und wo ist der klassische Kern? In dem Texte finden wir die gewöhnlichen Grundlagen der modernen französischen Spektakeloper und die zur Mode gewordenen Verirrungen der Hyper-Romantik. Wäre Lachner berufen gewesen, ein Werk deutscher Tonkunst zu schaffen, so hätte er es auf andern Grund und Boden, auf andere Empfindungen, auf andere Sympathieen bauen müssen. Wenn wir unter deutscher Musik eine solche verstehen, die auf Wahrheit und Tiefe der Empfindung, auf Einfachheit und Größe beruht, die auf Anregung schöner Seelenzustände und eines harmonischen Gemüthslebens abzielt, so könnte eine solche sich mit diesem Texte unmöglich vertragen. Man vergleiche die Tongebilde eines Mozart und Beethoven, Spohr und Weber mit denen zur Cornaro und man wird zugestehen müssen, daß Lachner in solchem Geiste nicht geschrieben hat, wohl aber fühlt man sich bei Anhörung seiner Tonmassen nur wenig im Bereiche der deutschen Gemüthswelt. Es würde schwer seyn, den deutschen Charakter dieser Oper geltend machen und beweisen zu wollen, und wäre er vorhanden, so würde er seinen Weg zur Mitempfindung nicht verfehlen. Manche ansprechende Nummer und manche schöne Einzelheit zeigen uns den Componisten als einen glücklichen Lyriker und gewinnen unser Interesse, dagegen aber vermissen wir den Beruf des Dramatikers. Hier reichte seine Inspiration nicht aus, hier mangeln Originalität und Erfindung, an deren Stelle der berechnende Verstand und die Combination getreten sind. Wie die Aufgabe eines Drama's für den Dichter, so ist die einer Oper für den Componisten am schwierigsten. Wie Viele haben treffliche Verse oder geistreiche Romane geschrieben, schöne Lieder oder gehaltvolle Konzertstücke componirt, ohne darum berufen zu seyn, dramatische Werke auszuführen! Wie Viele sind treffliche Lyriker, welchen die Befähigung zum Dramatiker abgeht! Auch auf Lachnern scheint dies bezogen werden zu müssen. Wo sich seine Oper in lyrischen Empfindungen bewegt, da begegnen wir schönen und freundlichen Blüthen, wo sie aber dramatische Situationen und tragische Momente festzuhalten hat, da bemerkt man die Berechnung und die Arbeit des Tonsetzers und vermißt den zündenden Funken des Genies, das Feuer der Begeisterung. Durch Fleiß und Studium läßt sich leider nicht erzwingen, was die Musen feindlich verweigern. Lachner ist ein ehrenwerther Theoretiker und besitzt auch praktische Kenntniß des Bühnen- und namentlich des Orchestereffektes, aber zu diesen Vorzügen haben sich die noch höheren der dramatischen Produktion nur als untergeordnet beigesellt. Das größere Publikum, welches durch ansprechende Melodien und durch ergreifende Momente mehr gefesselt wird, als durch theoretische Combinationen, bleibt daher im Ganzen ziemlich kalt bei dieser neuen Oper, wenigstens ist dies bei uns der Fall. Die rühmliche Absicht des Componisten, den oft seichten Productionen moderner Oberflächlichkeit ein würdiges, Achtung gebietendes Werk entgegen zu stellen, und die Consequenz des Styles wollen wir anerkennen, glauben aber, daß er zur Erreichung dieser Aufgabe nicht die nöthige Kraft besessen. Der weitere Erfolg der neuen Oper muß beweisen, ob diese kurzen Andeutungen über den Charakter derselben auf Wahrheit beruhen, oder ob sie aus Unkenntniß der Sache hervorgegangen sind. Die Würdigung der Einzelheiten der Lachner'schen Catharina Cornaro überlassen wir den Organen der musikalischen Literatur.

Wenn wir Donizetti's Regimentstochter mit Lachner's Catharina Cornaro in eine Art von Parallele bringen, so wissen wir wohl, daß beide Tonwerke ganz verschiedenen Gattungen angehören und nichts mit einander gemein haben. Wer könnte indessen in Abrede stellen, daß Donizetti's Musik weit mehr Frische und Anmuth, mehr Melodienfluß, mehr Originalität und mehr Lebendigkeit besitzt? Man kann ihr vielleicht von Seiten der Theorie manchen Vorwurf machen und manche ihrer Nummern ist vielleicht allzuleicht und tändelnd gehalten, aber man hört sie mit Interesse und wird von ihr gefesselt. Wohl möchte sich als Resultat einer Nebeneinanderstellung beider Opern ergeben, daß ein kurzweiliger Scherz dem langweiligen Ernste vorzuziehen seyn dürfte.

Die Rollen der Catharina Cornaro und der Marie wurden von Dem. Capitain ausgeführt. Bei dieser Veranlassung fühlen wir uns gedrungen, die trefflichen Kunstleistungen dieser Sängerin wiederholt rühmend hervorzuheben, so wie auch den Eifer und die Thätigkeit, welche dieselbe zum Besten der hiesigen Oper fortwährend an den Tag legt. Dem. Capitain verdient mit allem Rechte den Namen einer deutschen Sängerin; denn ihr ausdrucksvoller und edler Vortrag, ihre lieblichen Töne finden immer den Weg zum Herzen und sind von Poesie belebt und durchdrungen, dabei ist ihre Auffassung dramatisch, und ihr Spiel durchdacht und doch unverkünstelt. In beiden genannten Partieen wurde ihr die beifälligste Anerkennung eines Publikums, dessen Gunst sie seit einer Reihe von Jahren besitzt und behauptet. — Hr. Caspari sang den König von Cypern und den Toni; seine weiche und liebliche Tenorstimme macht ihn für lyrische Partieen sehr geeignet, dabei ist er gut musikalisch und singt mit schöner Empfindung. Beide Rollen wurden von ihm mit Auszeichnung sehr beifällig durchgeführt. — Hr. Conradi als Onofrio und Sulpiz zeigte sich des erhaltenen Beifalls würdig. Dieser mit schönen Stimmmitteln und mit dramatischer Befähigung begabte Sänger stellt sich in unserm jetzt so vielseitigen Repertoir immer wirksamer fest und weiß sein Fach mit bestem Erfolg auszufüllen. — Hr. Brassin, vom Hoftheater zu Mannheim, sang den Andrea Cornaro, und zeigte, daß er eine kräftige, wohlklingende Stimme und viel Lebendigkeit des Vortrags, der jedoch hin und wieder noch der Abrundung bedarf, besitzt. Das Spiel war der Rolle angemessen und die Aufnahme beifällig. W.

Frankfurt, 14. Nov.

In der Versammlung der Mitglieder des physikalischen Vereins am 5. Nov. hatte Hr. Carl Reiher auf seiner Rückreise nach Wien von Paris die Gefälligkeit, alle die wesentlichen Vervollkommnungen, welche die Daguerreotypie in der neuesten Zeit erfahren hat, so wie auch seine eigenen Erfahrungen, welche namentlich das Portraitiren vermittelst des Daguerreotyps auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit gebracht haben, vor einer sehr zahlreichen Versammlung mitzutheilen, und alle dabei vorkommende Manipulationen zur Veranschaulichung zu bringen. Auch war derselbe auf Veranlassung des Vorstandes so gütig, die Gesellschaft auf den andern Morgen einzuladen, um in ihrer Gegenwart Gruppen von etwa 40 Personen aufzunehmen. Bei dieser Gelegenheit kann man nicht versäumen, das Streben des Vorstandes dieser Gesellschaft rühmlichst anzuerkennen, der nichts unterläßt, den Mitgliedern, wenn es sich um eine ausgezeichnete Erscheinung auf dem Felde der Wissenschaft handelt, Gelegenheit zu bieten, um sie mit derselben bekannt zu machen. Da Hr. Reiher, wie man hört, beabsichtigt, nur kurze Zeit hier zu verweilen, so will man zu gleicher Zeit das Publikum darauf aufmerksam machen, die Gelegenheit zu so ausgezeichneten Daguerreotyp-Portraits, wie die Reiher'schen allgemein anerkannt sind, nicht unbenutzt vorüber gehen zu lassen.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 17. Nov. Die weiße Frau, große Oper in 3 Abth., Musik von Boieldieu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 318. Freitag, den 18. November 1842.

Der Verdächtige.

(Schluß.)

Die unermüdliche Frau Whitelock ließ es bei dem guten Rath nicht bewenden. Früh am Montag Morgen erschien sie in dem Hinterstübchen des Schnittwaarenhändlers, und fragte den Niedergeschlagenen: „Habt Ihr die Bittschrift an den Herrn Grafen fertig? Mein Mann und Meister Lacey und Meister Maynard und Dr. Bound wollen sie überreichen. Sie werden bald kommen. Laßt den Muth nicht sinken.“

„Ach, Madame Whitelock,“ erwiederte der Kaufmann, „ich habe noch Hoffnung gehabt bis vor zwei Stunden; aber seitdem habe ich sie aufgegeben.“

„Wie so, Meister Wynfield?“

„Ach, du großer Gott!“ jammerte der Kaufmann, „er steht schon vor dem geheimen Rath, und wir wissen ja, wenn Einer ein Mal in Untersuchung ist, da ist er verloren. Ich habe den Vorführungsbefehl gesehen, er ist eigenhändig vom Herrn Burghley unterzeichnet. Vor zwei Stunden haben sie ihn abgeführt.“

Diese unerwartete Neuigkeit machte selbst die sonst so gesprächige Frau Whitelock verstummen. Denn von den Hunderten, die unter Elisabeth's Regierung als des Hochverraths verdächtig eingezogen wurden, war noch selten Einer ganz unschuldig befunden worden, und man wußte kaum ein Beispiel, daß Einer, der von dem geheimen Rath verhört worden war, ohne langjährige harte Gefangenschaft oder ohne Todesurtheil davongekommen wäre.

Der Kaufmann und seine Freundin saßen schweigend da, als die Thür aufging und verschiedene Nachbarn eintraten. „Kommt, liebe Leute,“ sagte Frau Whitelock schluchzend, „hier ist es der Mühe werth, sein Beileid auszudrücken. Ich will und kann an kein Complott glauben, bei welchem Franz betheiligt wäre.“

„Nun, was sagt Ihr denn zu dem Mantel? und zu dem Unbekannten? und zu dem Päckchen? und zu dem Armband?“ fragte Meister Lambard, der Goldschmied.

„Mit all' diesen Dingen hat es seine Richtigkeit, Meister Lambard,“ nahm ein hübscher junger Mann in reicher Kleidung das Wort. „Aber der Schein trügt oft. — Guten Morgen, Meister Wynfield. Ich denke, Ihr kennt diesen Mantel.“ Der Kaufmann sah auf, und erkannte den purpurnen Plüschmantel.

Frau Whitelock betrachtete den Fremden genauer, und rief: „Ach, Herr von Beauchamp!“

„Niemand anders,“ sagte der junge Herr. „Ihr wißt, liebe Leute, wie zornig mein Vater war, als er meine Heirath erfuhr, wie er mich mehrere Monate eingesperrt hielt, und wie ich ihm entflohen bin. Als ich nach London kam, fiel mir ein, daß meine Frau Mutter den Franz Wynfield aus der Taufe gehoben hatte, und ich dachte, derselbe könnte mir hier von Nutzen seyn.“

„Ach, edler Herr, warum seyd Ihr nicht zu mir gekommen?“ rief der Kaufmann.

„Das würde mein Vater erfahren haben,“ antwortete der Herr von Beauchamp. „Ich hatte mich an Lord Burghley gewendet mit einer Bittschrift, daß die Königin mich unter ihre Vormundschaft nehmen möchte. Ich erhielt keine Antwort, erfuhr dagegen, daß mein Vater in London sey. Da ließ ich meine Gemahlin kommen und beschloß, außer Landes zu gehen. Geld hatten wir nicht, aber Juwelen. Mein guter Freund übernahm es, ein Armband meiner Frau zu Geld zu machen, und ward darüber verhaftet. Der Mann im grauen Mantel war mein Diener; das Päckchen, welches Franz ihm zuwarf, enthielt unsere übrigen Juwelen. Als ich sein Mißgeschick erfuhr, ritt ich zum Schatzmeister und überlieferte mich ihm. Ich hätte nichts Besseres thun können, denn durch seine Vermittlung habe ich die Gnade der Königin erlangt. Franz ist nur deshalb vor den geheimen Rath beschieden worden, um mit Ehren freigelassen zu werden. Kommt, Meister Lambard, und nehmt Eure harten Worte zurück. Franz ist nie anders gewesen, als er geschienen hat.“

Der Goldschmied trat scheu aus der Gruppe hervor und sprach: „Es ist wahr, gnädiger Herr, ich war entsetzlich erbos't über den armen Franz; aber hatte ich nicht, nach Allem, was mir vorgekommen war, Ursache dazu? — Ach, da ist er ja selber!“ fuhr Meister Lambard fort, als er den Geliebten seines Mädchens in der Thüre erblickte. „Verzeiht mir, Franz, um meiner Tochter willen, und denkt, daß ich jetzt mehr als je Ursache habe, zu sagen: der Schein trügt.“

Sechs Wochen später erscholl ein lustiges Geläut vom St. Michaelsthurm, und wer nicht bettlägerig war im Cornhiller Kirchspiel, der lief herbei, um einen prächtigen Brautzug zu sehen, der sich von der Kirche aus in Bewegung setzte nach

der Indischen Königin, wo der Hochzeitsschmaus der Gäste harrte. Nicht blos einer der Landrichter, sondern auch zwei Alterleute in ihren langen Scharlachröcken und der Freiherr und die Freifrau von Beauchamp verherrlichten den Zug, und an dem Arm des schönen Malchens glänzte dieselbe Spange mit kostbaren Perlen, welche ihrem Bräutigam so große Ungelegenheit verursacht hatte.

Fachreddin, der Drusenfürst.

(Historische Bilder aus der Geschichte Syriens; von S. Maclea.)

(Fortsetzung.)

Bei seiner Abreise hatte Fachreddin seinem ältesten Sohne Ali die Regierung förmlich abgetreten, und, da dieser noch minderjährig, die heroische Setnesep zur Vormünderin ihres Enkels und Verweserin des Landes bestimmt. Setnesep, welche nicht hinlängliche Streitmacht besaß, dem Feind die Stirne zu bieten, gab die schwer zu vertheidigenden Ebenen auf und zog sich in die Festung Wagnazzo, nächst der alten Stadt Panea, zurück, nachdem sie zuvor den jungen Ali bei dem auranitischen Emir Rabac in Sicherheit gebracht.

Kutschuk Ahmedpascha von Damascus, Fachreddins unversöhnlichster Feind, war von der Pforte zum Vollstrecker ihres Willens gegen den Großemir ernannt. Im Verein mit den umwohnenden Paschen, fiel er nach Fachreddins Abreise ungesäumt mit vierzigtausend Mann in dessen Länder ein, schlug den mit zehntausend Mann sich ihm entgegenstemmenden Emir Junes, Fachreddins Bruder, in seine Berge zurück, und belagerte abwechselnd Wagnazzo, Nika und Schif, wo die zurückgelassenen Gemahlinnen, Verwandten und Anhänger des Fürsten sich vertheidigten, und zwar mit so schlechtem Erfolg, daß die Belagerer viel Volk verloren und unverrichteter Sache abziehen mußten. Ergrimmt darüber, verbreiteten sich die Feinde nun in den Ebenen des Landes. Das Auflodern der Dörfer und Städte, das Flüchten ihrer Bewohner in die unzugänglichsten Bergschluchten, das Geschrei der Angst, Wuth und Verzweiflung, wo die Feinde unvermuthet einfielen, zeugten genugsam von ihrer Grausamkeit und Plünderungswuth.

Die heldenmüthige Setnesep, obgleich sicher und unüberwunden in Wagnazzo, ward doch durch des Landes Noth und Elend gerührt; sie sann auf Mittel, die Feinde zu versöhnen. Begleitet von wenigen Dienern und einer einzigen Sklavin, begab sie sich in das feindliche Lager. Kutschuk war nicht wenig überrascht, und zugleich erfreut, als ihm gemeldet wurde, daß die in allen asiatischen Provinzen des türkischen Reichs und selbst in Konstantinopel berühmte Frau seinem Zelte sich nähere. Er erhob sich von seinem Polster, sie ihrem Stande gemäß mit Ausdrücken der Hochachtung zu empfangen, und ging ihr bis zum Eingang entgegen. Nachdem die gewöhnlichen morgenländischen Höflichkeitsbezeigungen gewechselt waren, fragte endlich der Pascha nach dem Wunsch und Begehr der Fürstin.

„Ich komme als die Gesandtin meiner Unterthanen, als deren Beherrscherin, in Abwesenheit meines Sohnes, des Groß-Emirs", erwiederte die männlich-kluge Frau mit dem ihr eignen majestätischen Anstand. „Ich hoffe mit Eurer Herrlichkeit, als dem Stellvertreter Sr. Maj. des Großherrn, wegen den gegenwärtigen feindseligen Verhältnissen in Unterhandlungen treten zu können. Ich habe mich in Eure Gewalt mit unbegränztem Vertrauen gegeben, in der Voraussetzung, Völker- und Kriegsrecht von Euch beobachtet zu sehen."

Sie entwickelte nun in einer kühnen Sprache zuerst Klagen gegen seine Tyrannei und die Verwüstungen, die er über die unglücklichen syrischen Länder verhängt; sie tadelte ihn rücksichtslos, daß er aus unmäßiger Begierde nach anderen Gütern seinen Soldaten alle Ausschweifungen erlaube, die wie wilde zaumlose Thiere das Land durchstreifen und es zu einer traurigen Einöde machten. Ihr Sohn Fachreddin sey aber kein Rebell, gegen dessen Gebiet man also verfahren dürfe; er habe niemals ermangelt, dem Großherrn die schuldige Ehrfurcht zu bezeigen, und habe nie unterlassen, den von ihm verlangten Tribut nach Konstantinopel zu zahlen. Sie machte darauf den Pascha aufmerksam, daß er von der allgemeinen Verwüstung und dem Elende dem Sultan selbst werde Rechenschaft ablegen müssen, denn durch die Raubzüge, Zerstörungen und Feuersbrünste habe er nur verursacht, daß weder Fachreddin noch er, der Pascha, im Stande seyn würden, demnächst der Pforte die gewöhnlichen Summen zu übersenden. Die Nachricht sey zwar gegründet, daß der Fürst des Libanons nach Europa gereist sey, um Hülfe abendländischer Regenten zu verlangen, da der Divan verläumderischen Einflüsterungen mehr Gehör schenke, als seinen gerechten Bitten; aber nicht in der Absicht, um gegen seinen Herrn, den Sultan, sondern lediglich um gegen Ahmed und die anderen benachbarten Paschen Krieg zu führen, und auf diese Weise die Staaten des Großherrn zu vertheidigen, und wider ihre Tyrannei zu schützen. Nichtsdestoweniger aber sey sie, so schloß sie ihre Rede, um Ruhe und Friede in ihrer Familie zu erhalten, hierher gekommen, um mit dem mächtigsten Gegner ihres Sohnes wegen einer Versöhnung, womit beide Theile zufrieden seyn könnten, zu unterhandeln.

Mit der größten Aufmerksamkeit hatte Kutschuk die Rede der Drusenfürstin angehört; allein Ahmed war ein Türke, und nicht der Mann, sich durch die glänzende Beredsamkeit eines Weibes, wenn auch einer Fürstin, blenden zu lassen; sein Vortheil ging ihm über Alles, und Gewalt für Recht. Mit der größten Artigkeit ließ er sie nach morgenländischer Sitte mit Erfrischungen bedienen, und erwiederte ihr mit sanfter Stimme und lächelndem Angesicht, daß er recht gut wisse, was hierbei das Klügste für ihn sey; und in dem Augenblick, als das Räucherwerk, als ein Zeichen des Abschieds, herbeigebracht wurde, kündigte er ihr mit demselben Angesicht und derselben Stimme an, daß sie und ihr Gefolge seine Gefangenen seyen, doch von ihren Dienern ferner zu ihrer Bequemlichkeit Gebrauch machen könne.

Bald darauf brach die kalte Jahreszeit ein; Kutschuk überlegte, daß die Länder seines Feindes nun genug ausgesogen, und entließ daher seine Verbündeten; er selbst kehrte nach Damaskus zurück, wohin er auch die Mutter Fachreddins führte, die er jedoch in Gesellschaft seiner Frauen auf das anständigste behandeln ließ.

Setnesep, obgleich Gefangene, gab doch die Verfolgung ihrer Absicht nicht auf. Da nun Ahmedpascha wußte, daß ihr Einfluß sich bis in den Divan des großherrlichen Seraïs erstreckte und daß sie selbst im Innern des Harems ihre Gönner habe, so hielt er es am Ende doch für zuträglich, in Unter-

handlungen mit ihr zu treten, und der erste Schritt hiezu war, daß er sie gegen ein Lösegeld von zwanzigtausend Dukaten unter zahlreicher Bedeckung nach Bagnazzo zurücksandte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Der Verfasser der Pentarchie ist, wie jetzt der Pilot behauptet, der Dr. Goldmann, der als Censor und Referent über die deutsche Presse im Büreau des Fürsten Paskewitsch arbeitete, früher Herrnhuter war, dann in Leipzig studirte und Katholik wurde.

Mehrere bedeutende Fabrikanten des Zollvereins haben sich auf der letzten Leipziger Messe das Wort gegeben, statt wie bisher, fremde Etiketten auf ihre guten deutschen Fabrikate zu machen, künftig zu schreiben: „echt sächsisch" oder „echt deutsch" u. s. w., weil sie hoffen, In- und Ausland würden endlich so weit gekommen seyn, daß sich der Deutsche seiner Arbeit nicht mehr zu schämen brauche.

Der Dichter Georg Herwegh befindet sich seit einer Woche in Berlin. Wie es scheint, will er sich mehr zu den jüngern Schöngeistern halten; er hat auch die Gesellschaft der sogenannten „Freien" besucht, dieselben aber unter jeder Kritik befunden. Herwegh ist ein Talent, ich will es nicht leugnen, möchte aber eben so wenig behaupten, er werde Bedeutendes leisten. Dazu fehlt ihm der ewig frische innere Born. Für die mit seinem Lebensgang minder bekannten noch dieses: er ist ein geborner Stuttgarter, erhielt seine Bildung in den theologischen Instituten seines Vaterlandes, verließ aber bald die Theologie, vielleicht weil er sich für dieselbe zu gut hielt, trat unter das würtembergische Armeekorps, desertirte aus Ueberdruß am Garnisonsdienst und begab sich nach der Schweiz. Die von König Wilhelm bei dem Jubiläum ausgesprochene Amnestie hat auf H. ausdrücklich keine Anwendung. Soll H. etwas leisten, er ist erst 26 Jahre alt, so muß er vor allem Berlin meiden, wo das Hofiren jedes auch nur mittelmäßige Talent in Grund und Boden hinein verdirbt.

In Folge erhaltener Anzeige begaben sich am 7. Oktober Abends mehrere Polizeibeamten in Paris nach einem kleinen und unscheinbaren Hause nahe am Palais Royal, und fanden dort in einem großen Zimmer, welches eine gewisse Frau Delafalle gemiethet hatte, eine Menge Personen mit Ziehung einer verbotenen Lotterie beschäftigt. Die Loose dazu waren von einem Sous bis zu 20 Franken zu haben. Der Kommissar des Viertels nahm alles Geld und sonstiges Spielzubehör weg, und brachte die Frau, nebst sechs andern Personen, ihren Mitschuldigen, in's Gefängniß.

(Dombausteine.) Statt durch Geldbeiträge erwarben die Mitgliedschaft zum Dombauverein einige Kölner durch gar merkwürdige Gaben: Einer durch 2000 Stück zweizöllige Nägel, ein Anderer durch einen Brillantring, ein Dritter durch 25 Pfund „nach Vorschrift zu bearbeitenden" Eisens, und ein Vierter in der Pfarrei St. Maria in Lyskirchen „durch eine angemessene Quantität Branntwein!"

Die „Nordische Biene" enthält einen aus Petersburg datirten Artikel über Liszt, der den Berliner Enthusiasmus noch weit hinter sich läßt. Athemlos strömen alle Ausdrücke der Bewunderung uns entgegen; eine Heroide auf den größten Feldherrn, den Erretter eines ganzen Volks aus dem tiefsten Elende könnte nicht baubackiger, im Anstaunen bluterstarrender abgefaßt seyn, als diese — prosaische Anstimmung des gewaltigen Tastenbändigers, unter deren warmem Athem die Eisberge Sibiriens zu schmelzen drohen. — Jede Zeit hat ihre besondere Krankheit; unsere Zeit leidet an Dampf-, Monumenten- und Virtuosen-Fieber!! —

(Mannheim, 15. Nov.) Dem Vernehmen nach hat sich Hr. Grunert seinen, mit dem hiesigen Hoftheater kontraktlich eingegangenen Verpflichtungen durch die Flucht entzogen; dagegen wird seine Frau, Mad. Grunert, mit welcher ein gleichzeitiger Vertrag abgeschlossen wurde, der hiesigen Bühne erhalten werden, indem dieselbe auf der Festhaltung ihres Vertrags besteht, um das Publikum für den allerdings beklagenswerthen Verlust des Hrn. Grunert einigermaßen zu entschädigen.

Bei einer öffentlichen Versammlung in Dublin erzählte vor einigen Tagen O'Connell unter großem Gelächter: Ein Landjunker, Namens Tyssen Thurell, habe die englischen Viehzüchter hinsichtlich der durch den neuen Tarif eröffneten Konkurrenz damit getröstet, daß nordamerikanische Schweine nicht nach England kommen könnten, weil sie zu theuer seyen, denn sie würden mit Hammelfleisch gefüttert. „Wir rathen" — setzte O'Connell hinzu — „dem Edelmann, nicht nach Amerika zu gehen; er könnte für ein Schaf gehalten und den Schweinen vorgeworfen werden."

Der eine der am 9. Nov. bei Aachen ertrunkenen jungen Leute kam, wie man jetzt erfährt, über dem edelmüthigen Versuche um's Leben, den durch das Eis gebrochenen Freund zu retten.

Auf dem Gute Terworm bei Heerlen, unweit Aachen, ist binnen 12 bis 14 Tagen ein artesischer Brunnen mit solchem Erfolge gebohrt worden, daß das Wasser bis 10 Fuß über den Boden emporsteigt. Ein zweiter, etwa 50 — 60 Ruthen davon gemachter Versuch gelang eben so schnell und glücklich. Das Bohren geschah unter Leitung des in Heerlen wohnenden Hrn. v. Caritat.

In der Gegend bei Lützen hat, wie Naumburger Blätter melden, ein Gutsbesitzer seine besäeten Repssaat-Stücke gegen den Mäusefraß, mit Löchern und Töpfe darin, umstellen lassen. In dem Zeitraume von einigen Tagen waren etwa 36,000 Stück gefangen; in einem einzigen Topfe befanden sich 102 Mäuse.

Die Häuser von gegossenem Eisen vermehren sich in England auf eine wunderbare Weise. Ein dreistöckiges Haus mit 10 bis 12 Zimmern kostet nur etwa 1000 Pfd. Sterling, und wenn Einem der Nachbar nicht gefällt, kann man es mit einem Aufwand von nur etwa 25 Pfd. auseinandernehmen und an einem andern Ort aufbauen.

In Eisenach hat der Glasermeister Helmerich dem Erbgroßherzog von Weimar dieselbe Fahne beim Einzug vorgetragen, welche er vor 68 Jahren dessen Großvater und vor 28 Jahren

dessen Vater zum Vermählungsfeste vortrug. Man sieht daraus, daß der Fahnenträger und seine Fahne sich gut gehalten haben müssen.

Korrespondenz.

Mainz, 14. Nov.

Als Beweis, wie nothwendig Vereine zu Verhütung der Thierquälerei sind und wie sehr wünschenswerth deren allgemeine Verbreitung wäre, mag selbstredend nachstehende barbarische Handlung dienen, die gestern in der Nähe unserer Stadt von einem Jagdliebhaber an seinem Hunde verübt wurde und die bei Allen, welche Kenntniß davon erhielten, die größte Indignation erregt hat. Der bewußte Herr, noch nicht lange aus Paris zurückgekehrt, wo er längere Zeit verweilte, in der lobenswerthen Absicht, sich feinere Sitten anzueignen, wovon er denn auch (jedoch unverbürgt) schon manche Proben abgelegt haben soll, schoß einen Hasen, der von seinem Hunde zwar apportirt, jedoch nicht unmittelbar in die Hände seines strengen Gebieters abgeliefert wurde, worüber sich derselbe erzürnte und in eine solche Wuth gerieth, daß er mit einem langen dicken Prügel dem armen Thiere ein Vorderbein entzweischlug, ihm dann in Fortsetzung seines männlichen Muthes einige Rippen zerschmetterte, und, hiermit noch nicht zufrieden, dem jämmerlich schreienden Thiere, das sich auf den drei noch unbeschädigten Beinen mühsam fortschleppte, auf einer Entfernung von 40 Schritten auch noch die Hinterbeine entzwei schoß. Diese Jammerscene trug sich in Gegenwart mehrerer Zeugen, worunter achtungswerthe Männer, zu, aus deren Munde ich die Erzählung habe, die man sonst in unserm gebildeten Jahrhunderte für eine Erdichtung halten könnte.

. . . ł . .

Offenbach a. M., 12. Nov.

Eine Korrespondenz vom 5. d. Mts. in Nro. 312 dieser Blätter bringt abermals das Bedürfniß einer Kleinkinderbewahranstalt für unsere Stadt zur Sprache mit gerechtem Befremden, daß darüber bis jetzt nur gesprochen, nichts aber dafür gethan worden ist. Man richtet dabei in ganz lobenswerther Ungeduld eine Interpellation an Männer „von Stellung und Ruf", endlich der Sache thatkräftig sich anzunehmen. Dies veranlaßt zu einigen Bemerkungen darüber, wohin man in dieser Hinsicht die Blicke richten, woher man nun, nachdem die Sache klar gemacht ist, thätiges Eingreifen und nachhaltige Theilnahme erwarten sollte. Es liegt leider in der Richtung unserer Zeit, daß Privatwohlthätigkeit sich mehr und mehr zurückzieht, daß darum die Unterstützung von Armen mit Allem, was sich daran knüpft, beinahe ausschließlich zur Aufgabe der Obrigkeit geworden ist, daß man sich gewöhnt, von ihr Alles zu erwarten, ihr Alles zu überlassen, etwa Geldbeiträge nicht zu verweigern, dem schwereren Opfer der Zeit aber und dem näheren Anblick der Noth sich zu entziehen. Dabei bleibt denn die moralische Seite des Armenwesens ziemlich vernachlässigt, da die Thätigkeit dafür auf wenige Angestellte beschränkt ist, in welchen sich nicht wohl hinlängliche Kenntniß von Personen und Verhältnissen zu einer genügenden Wirksamkeit vereinigen kann und hierbei unausbleiblich eine Abstumpfung eintritt, welche auf die nähere Ergründung der Ursachen der Noth und deren Beseitigung sich nicht einläßt. Wenn nun in irgend einer Richtung der Mildthätigkeit die fortwährende lebendige Theilnahme von Privaten nöthig ist, so ist dies gerade bei einer Kleinkinderschule der Fall, welche großen Theils die Erziehung an der Stelle der Eltern zu übernehmen hat. Wenn hier allein durch Angestellte, durch bezahlte Angestellte gewirkt werden, wenn hier die beobachtende und aufsehende, die berathende und belebende Theilnahme von Männern und Frauen fehlen sollte, die nur ihr Herz dazu beruft, die, den Zweck im Auge, frei von Eitelkeit, mit Ausdauer und Mäßigung den mancherlei damit verknüpften Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten begegnen — dann müßte die Anstalt, wäre sie auch noch so reichlich unterstützt, was indessen ohne jene Theilnahme kaum denkbar ist, sehr bald in den Zustand völliger Erschlaffung versinken: als Polizeiinstitut kann sie sich nicht halten. Darum darf die Gründung einer Kleinkinderschule, soll sie nicht alsbald in wesentlichen Bedingungen ihrer Wirksamkeit gefährdet seyn, nur von einem Privatverein ausgehen; jede Einleitung von Seiten der öffentlichen Behörde scheint nachtheilig, da zuverlässig in dem Maße, in welchem sie die Initiative ergreift, die unentbehrliche Privatthätigkeit sich zurückzieht. Wem aber in der gesammten Einwohnerschaft könnte eine so segensreiche Unternehmung näher gelegt seyn, als den Inhabern unserer Fabriken? Bei wem dürfte man mehr Theilnahme für die Klasse von Eltern finden, welchen man dadurch in der Erziehung zu Hülfe kommen will? Für wen kann in den Verhältnissen seines Berufes selbst die Wirkung einer Kleinkinderschule erfreulicher seyn, als dem Fabrikherrn, dem die Zufriedenheit, die sittliche Tüchtigkeit des Fabrikarbeiters, in so hohem Grade abhängig von den häuslichen Verhältnissen, zu unmittelbarem Vortheil gereichen muß? Dahin wolle deshalb der Korrespondent seine Ansprache eindringlich richten. Wenn recht bald durch das Verdienst dieser einflußreichsten Klasse unserer Mitbürger in wahrhaft humaner Bestrebung, im lebendigen Gefühl für das Gute der Sache, nicht blos in Nacheiferung um des Namens unserer Stadt, um der Ehre willen, Hand an das Werk gelegt wird, so soll es dem Einsender um so erfreulicher seyn, als er aus guter Quelle versichern kann, daß die öffentliche Behörde dem Unternehmen jede nach Obigem ihrer Seits nützliche Beihülfe verspricht, daß in sehnlicher Erwartung bereits auf wesentliche Erleichterungen für das Unternehmen gedacht worden ist.

Es ist eine zu bekannte Thatsache, wie unangenehm es jedem Reisenden ist, bei seinem Abzuge aus einem Gasthofe und nach bezahlter Rechnung auch noch die Fronte einer Reihe Personen passiren zu müssen, welche auf Trinkgelder Anspruch machen, als da sind: Oberkellner, Zimmerkellner, Saalkellner, Auslaufer und mitunter auch Portiers und wie die Titel alle heißen. Nicht selten kommen die Trinkgelder der Zeche gleich. Einzelne Gasthöfe in Frankfurt, Aachen, Köln, Bonn haben schon früher diesem Uebelstande gesteuert und die Reisenden dadurch von einem dem jetzigen Standpunkte der rheinischen Gasthöfe nicht mehr anpassenden Gebrauche befreit, indem sie das sogenannte Trinkgeld in einem billigen Satze in Rechnung bringen. Dieses findet, wie ich mich vielfach zu überzeugen Gelegenheit hatte, bei dem reisenden Publikum den lebhaftesten Anklang. Es wurde daher die Idee in mir rege, diese Maßregel allgemein einzuführen, was mich und die übrigen hiesigen Gasthofbesitzer zu einer Einladung an unsere Herren Kollegen in den Rheinlanden veranlaßte. Das Zahlen eines Trinkgeldes ist ein eingeschlichener Mißbrauch, indem es Sache des Gasthofbesitzers ist, den Fremden anständig und zuvorkommend bedienen zu lassen und dafür seine Leute zu bezahlen; es soll also kein eigentliches Trinkgeld, sondern eine ganz geringe Taxe für das Fortbringen der Bagage und die kleinen Dienstleistungen in Rechnung gebracht werden, so daß der Reisende in keinerlei unangenehme Berührungen mit dem dienenden Personale mehr kommt. Ob meine übrigen Herren Kollegen diese Ansicht theilen, wird die auf den 19. d. in Köln anberaumte Generalversammlung der rheinischen Gasthofbesitzer zeigen.

Coblenz, den 15. November 1842.

Mich. Hoche,
Besitzer des „Hotel de Bellevue."

Theater-Anzeige.

Freitag, 18. Nov. Zweites großes Vocal- und Instrumental-Konzert, von Hrn. Ernst unter gefälliger Mitwirkung des Hrn. Döhler (vor seiner Abreise.) — Vorher geht: Das Sonett, Lustspiel in 3 Abth., von Raupach. Abonnement suspendu.

Samstag, 19. Nov. (Zum Erstenmale wiederholt): Ein weißes Blatt, Schauspiel in 5 Aufzügen, von Carl Gutzkow.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 319. Samstag den 19. November 1842.

Die Papageien und die Sterneuträger.

Novelle aus den Zeiten des Interregnums. Von S. Mackea.

Erste Abtheilung.
Der Kundschafter.

I.

Das Land, welches jetzt den Kanton Basel bildet, und auf der Nordseite des Jura in viele sich aneinander reihende niedrige Berge, mit den dazwischen gelegenen Thalungen, bis an den Rheinstrom erstreckt, wurde im Mittelalter die Landgrafschaft Sisgau genannt, und bildete den größten Theil des Bisthums Basel. Auf vielen Berggipfeln, Felsenzinken und Waldhügeln erblickt der Alterthumsfreund noch Ueberreste von Burgen und festen Rittersitzen, welche eine wilde zerstörende Zeit dem nachgebornen Geschlecht übergelassen, gleichsam als stereotype Buchstaben der Vergangenheit. Wir sehen im Geiste in den einst in schlechtem gothischen Geschmack aufgeführten Thürmen und Mauern ihre Bewohner umherwandeln; ihre Verfassung, Kultur, Thaten und Beschäftigungen schweben uns vor; wir sehen die Adelsherrschaft auf dem Gipfel ihrer Macht, und das geistige und physische Elend ihrer Unterthanen, des gemeinen leibeigenen Volkes, welches mit seinen Händen, im Schweiße seines Angesichts, unter der Peitsche des Frohnvogts die festen Schlösser bauen mußte, von denen es beherrscht, bedrückt und ausgesogen wurde; wir sehen auch hier, wie überall im deutschen Reiche, das Kirchenregiment mit den Monarchen und der hohen Aristokratie im schwankenden Kampfe um die Oberherrschaft; wir sehen die stillen Asyle der heimathlos gewordenen Künste und Wissenschaften, die als Klöster von frommem Wahn gestiftet, bevölkert und unterhalten, wie Eilande aus den Fluthen der sturmbewegten Zeiten hervorragen, bis auch sie von deren trüben Wogen erfaßt und bedeckt werden; wir sehen die Ritter und niedern Edelleute in zahllose Fehden verwickelt, bald ihrer eigenen Zwistigkeiten halber, bald der Kirche oder einem der weltlichen Fürsten anhängend. Wilde Kühnheit und Kampflust zeichnete besonders den Adel des Sisgaues und der umliegenden Gegend aus; in glänzenden Abenteuern und Thaten, oft auch in Unthaten, suchte er seinen Namen berühmt oder gefürchtet zu machen; nur Körperstärke und Waffengewandtheit galten ihm etwas; die Kräfte des Verstandes und Geistes blieben roh und unentwickelt. In den Städten allein begann in dem sich entwickelnden Bürgerthum allmählig eine bessere Zukunft heran zu blühen; und je mehr der Adel in seinen endlosen Zwistigkeiten sich anfiel und aufrieb, und die gewerbfleißigen rüstigen Städtebewohner sich zu Wohlhabenheit und Reichthum empor schwangen, je mehr ging auch die Masse des Volkes einer größeren Freiheit und Selbstständigkeit entgegen.

Unter den Städten, welche schon frühzeitig Bedeutung erlangten, gehört auch die alte und berühmte Baselstadt, am Saum des Sisgaues gelegen, das Stirnkleinod der stattlichen Gebirgskrone des Jura. Bespült von den Fluthen des Rheinstroms, hatte sie Gelegenheit, die Erzeugnisse ihrer fleißigen Bürger leichter und gefahrloser auf dem Fluß in den Handel zu senden, als es in jenen räuberreichen Zeitläuften jeder andern Stadt, welcher blos Heer- und Landstraßen zu Gebot standen, möglich war. Basel erhob sich deshalb schnell zu einer Stadt von Wichtigkeit, und behauptete sich darin, gleich andern Schwesterstädten, bis auf den heutigen Tag, während die adeligen Geschlechter, die sie einst anfeindeten und befehdeten, mit Ausnahme weniger, längst verschwunden und ihre Namen kaum noch in Chroniken zu finden sind.

Es war an einem freundlichen Oktobertag im Jahre unsers Herrn ein tausend zwei hundert und vierundfünfzig, als sich auf dem Kohlenberg, einem freien Platz, der auf einem Hügel am Ende der Stadt lag, viel Volks, und zwar der niedrigsten Klasse, versammelt hatte. Die Bettler, Landstreicher und sonst unehrlich geachtete Leute, worunter der Scharfrichter und seine Knechte die vornehmsten waren, hatten hier ein eignes Tribunal oder Gedinge, nach mittelalterlichem Ausdruck. Von der Stadt verordnete Sackträger, deren Geschäft außerdem es war, die obrigkeitlichen Früchte auf die städtischen Kornböden zu tragen, vertraten hier, unter Aufsicht des kaiserlichen Vogts und zweier Amtleute, die Stellen des Richters und der Geschwornen; denn man ging von dem Grundsatz aus, daß ein Jeder nur von Leuten seines Standes nach Recht und Billigkeit gerichtet werden könne. Die Justiz übenden Sackträger des Kohlenberges wurden Freiheitsknaben, auch blos Freiheiten genannt, genossen verschiedener Vorrechte, durften sich aber unter keinerlei Vorwand ihrer richterlichen Funktion entziehen, wenn deren begehrt wurde.

Auf einer kleinen Anhöhe, unter dem Schatten einer Linde und den weitausgebreiteten dickbelaubten Aesten eines andern Baumes, den man den Essigbaum nannte, saßen sieben Freiheitsknaben und sprachen Urtheil und Recht. Der älteste unter

Digitized by Google

ihnen hatte als Richter den mittleren Stuhl eingenommen, die Andern ſaßen neben ihm, drei auf jeder Seite. Der Richter hatte einen Stab in der Hand und das rechte Bein, bis unter dem Knie entblößt, in einem mit reinem Waſſer gefüllten neuen Zuber ſtehen; die Beiſitzer aber hatten nur den rechten Schenkel entblößt; denn alſo wollte es die uralte hergebrachte Ordnung und Vorſchrift. Hinter dem Richter, innerhalb der Schranken, ſtand der kaiſerliche Reichsvogt, Ritter Peter Schaler von Benken; zwei Amtleute mit aufgelegten Stäben ihm zur Seite, und hinter den Geſchwornen die zwei Fürſprecher oder Anwälte für Kläger und Beklagten. Am Stamm der Linde ſaß ein Gerichtsſchreiber, bereit, um Lohn die Urtheile, oder was ſonſt befohlen wurde, niederzuſchreiben.

Als bereits mancher Handel geſchlichtet, mancher Friedensſtörer zur Buße verurtheilt war, und die rieſig heranwachſenden Schatten der Bäume den Untergang der Sonne anzeigten, wurde noch zum Schluß ein Mann vor die Schranken geſtellt, welchen man am Abend zuvor bei einer argen Rauferei ergriffen und in's Gefängniß gelegt hatte; ihm trat ein Anderer als Kläger gegenüber.

(Fortſetzung folgt.)

Fachreddin, der Druſenfürſt.

(Hiſtoriſche Bilder aus der Geſchichte Syriens; von S. Maclea.)

(Fortſetzung.)

So weit waren die Sachen in Syrien gediehen, als Schech Esbey daſſelbe verließ, um ſeinem Fürſten darüber zu Livorno Bericht zu erſtatten. Fachreddin hörte dieſe Nachrichten mit unterſchiedlichen Gefühlen, doch knüpfte er an die letzten derſelben ſeine beſten Hoffnungen. Auch der Hof von Toscana, welcher eine ſehr günſtige Schilderung von dem Lande des Groß-Emirs durch ausgeſendete und zurückkehrende Ingenieure erhalten hatte, war geneigter als je, dem Verlangen Fachreddins Genüge zu leiſten. Cosmus von Medici war entſchloſſen, die ganze Laſt einer Expedition zu übernehmen, dabei ſich ſelbſt eine Niederlaſſung in Syrien zu erwerben, und gegen Jeden zu befeſtigen, der ihn in deren Beſitz zu ſtören geneigt ſeyn ſollte.

Es lag in Fachreddins Charakter, kühn zu ſeyn, unternehmend und vor keiner Gefahr zurückbebend, ſo lange das Glück ihm lächelte; allein anhaltendes Mißgeſchick lähmte die Schwingen ſeines Geiſtes, und er bedurfte dann erſt eines glänzenden Erfolges, um ſich zur alten Kraft zu ermannen. Die Ausrüſtung der Kriegsfahrzeuge und die großmüthig gewährte Hülfe, auf welche er ſo lange vergeblich gehofft hatte, erfüllte ihn jetzt mit Mißtrauen gegen ſeinen großmüthigen Beſchützer, ob es dieſer auch ganz redlich mit ihm meine, und nicht ſelbſtſüchtige Pläne verfolge. Wenn indeſſen auch Cosmus von dieſem Verdacht nicht ganz frei ſeyn mochte, ſo hätte doch wohl ſchwerlich das Auftreten ſeiner Macht in Syrien dem Bundesgenoſſen ſolchen Eintrag gethan, wie er ihn ſpäter von ſeinen Feinden erdulden mußte. Im geheimen Rath Fachreddin's war man hierüber nicht weniger getheilter Meinung. Auch Chaschia, der es ausnehmend in dem ſchönen Florenz gefiel, ſparte ihre geheimen Intriguen nicht, die Abreiſe nach Syrien zu verzögern. Die Ausführung der Expedition wurde daher verſchoben und fand ſpäter nicht mehr ſtatt.

Die Fürſtin Setneſey hatte unterdeſſen, während Fachreddin in Italien den günſtigen Augenblick verſäumte, mittelſt der Freundſchaft des toscaniſchen Hofes ſich von der Pforte unabhängig zu machen, nicht aufgehört, den einmal betretenen Weg zu verfolgen. Bei ihrem Wiedereintreffen auf dem Schloß Bagnazzo zweifelte ſie keinen Augenblick, daß Ahmedpaſcha den Schluß der Unterhandlungen verzögern werde; ſie wußte es daher ſo zu lenken, daß er von Konſtantinopel aus gleichſam dazu genöthigt wurde.

Die von der Wittwe Maan Oghli's den Pfortenminiſtern und Serailbeamten überſandten Geſchenke bewirkten alsbald, daß dem Paſcha von Damuskus Kutſchuk Ahmed im Namen des Großherrn angekündigt wurde, er ſolle ſich auf eine der Pforte vortheilhafte Art mit der Fürſtin Setneſey vergleichen; der Nutzen der Pforte, welche mit Perſien Krieg führe, bringe es mit ſich, daß in Syrien Ruhe herrſche, damit ſie ſich nicht genöthigt ſehe, ihre Kräfte zu zerſplittern. In einem Artikel war auch beſtimmt, daß, ſobald Fachreddin mit den Geſinnungen eines treuen Vaſallen in Syrien eintreffe, ihm das ganze Land, ſo weit er es vor ſeiner Abreiſe beſeſſen habe, wieder eingeräumt werden ſolle; nur müſſe er die gewöhnlichen Tributſummen der Pforte auszahlen.

Als Fachreddin die Nachricht von dem zu Stand gekommenen Vergleich vernahm, erwachte die Sehnſucht in ihm, als Herr ſeiner Staaten nach Syrien zurückzukehren, und wenige Wochen darauf landete Fachreddin in dem bereits wieder unter ſeine Botmäßigkeit gebrachten Hafen von Beirut, freudig begrüßt von ſeiner Familie und dem tauſendſtimmigen Jubel ſeiner Unterthanen.

(Fortſetzung folgt.)

Die große Woche.

Wann der Krieg mit ſeinem eiſernen Wagen durch die Länder fährt und die Saaten des friedlichen Landmanns zernichtet, wann ſeine donnernden Geſchoſſe die Mauern der Städte niederreißen und wann das Blut der Ermordeten in Strömen umher fließt, dann ſind die Zeiten, wenn auch trüb und unglücksſchwer, doch groß und gewaltig. Es drängen ſich dann Thaten auf Thaten, jeder Tag bringt ein neues Ereigniß und die Weltbühne entfaltet ein Wunder um das andere. Aus den Schlachten gehen Helden ſiegreich hervor, Armeen wachſen aus der Erde, und aus den dunkelſten Winkeln, aus der Hefe des Volkes erheben ſich große Männer; die Stühle der Könige werden umgeſtürzt, um Andern Platz zu machen und die Beſitzungen der Herrſcher werden zerſchnitten und zerſtückelt; Alles ſcheint aus ſeinen Fugen getreten, um eine neue Zeit zu gebären. Anders in den Tagen des Friedens, da ſchleichen die Stunden ſtill und ſpurlos dahin und alle großen Kräfte ſcheinen erſchöpft, alle großen Männer erſtorben; man vernimmt nur alltägliche Kunden und hört nur von den Reiſen hoher und höchſter Herrſchaften, von den Mahlzeiten und Bällen, die ihnen zu Ehren gegeben worden, von den Ordensbändern und Medaillen, die ſie vertheilt haben, nur von Wachtparaden und friedlichen Avancements eines Lieutenants zum Hauptmann, nur von Sitzungen der Comités zur Feier eines Stiftungstages, oder von alterſchwachen Jubelgreiſen, oder von fürſtlichen

Digitized by Google

Brautzügen; ſtatt der Thaten nur Worte, ſtatt der Schlachten nur Federkriege, ſtatt der Helden nur Sänger. Auch wir leben ſeit einem Menſchenalter in dieſen ſtillen Zeiten und da wir doch Etwas thun und treiben, etwas anſtaunen und bewundern müſſen, ſo bauen wir Triumphbogen für unſere kleinen Menſchen, ſchreiben Iliaden über unſere Alltagsgeſchichten, vergöttern unſere Tänzerinnen und begnügen uns mit den Kriegerſchaaren unſerer Oper und den Jubelgeſängen unſerer Choriſten. Was ſollten wir anders anfangen und wo dem Enthuſiasmus Luft machen, von was uns unterhalten im Salon und in der Bierſtube, im Hörſaal und im Plauderſtübchen, womit unſere Zeitungen, unſere Almanache, unſere Luſtſpiele ausfüllen? —

Unter ſolchen Umſtänden wird man es erklärlich finden, daß eine Fanny Elsler, eine Taglioni, ein Donizetti, ein Liſzt, ein Rubini, ein Ernſt u. A. als erſte Sterne unſerer Zeit glänzen und daß ihre gefeierten Namen von Provinz zu Provinz fliegen, daß die begeiſterte Jugend ihnen die Pferde aus- und ſich ſelber einſpannt, daß man ſie mit allen erdenklichen Ehren überhäuft und zur Nachtzeit mit Pechfackeln, mit Pauken und Trompeten vor ihre Hotels rückt und das donnernde Lebehoch bis zu den Sternen ſchlagen läßt. Wie arm und klein wäre unſere Zeit ohne dieſe Heroen, ohne dieſe Lieblinge der Muſen, dieſe Schooßkinder Fortuna's! Wie im Krieg ritterliche Feldherren Städte und Feſtungen, ſo erobern jetzt Sänger und Tänzerinnen unſere Herzen, und wie dort feſte Burgen, ſo werden hier Schauſpielhäuſer und Konzertſäle belagert. Man kämpft um Eintrittskarten und ſchlägt ſich um einen freien Stuhl, man erſtürmt die Treppe und ſprengt die Pforten des Saales, man zählt mit Ungeduld die Minuten, bis der ſtrahlende Gott an's Piano tritt, oder bis der Vorhang aufrollt, hinter welchem die ſchwebende Sylphide erſcheint. Draußen rollen die glänzenden Equipagen, ſtampfen die ungeduldigen Roſſe und drängt ſich der lärmende Dienertroß, draußen ein Tumult, als ſey ein ganzes Volk in wilde Gährung gerathen. Drinnen aber, welch ein herrliches Leben! Die vergoldeten Lüſtres verbreiten Tageshelle, die Damen ſtarren in Sammt und Seide, Gold und Juwelen werfen Blitze umher, alle Zauberkünſte der Toilette ſind entfaltet, und die Schätze beider Indien ſcheinen aufgehäuft; die Sprachen von ſechs Ländern und die Dialekte von zwanzig Provinzen ſchwirren durcheinander, man begrüßt und bekomplimentirt ſich, man wünſcht ſich Glück, den großen Künſtler auch in unſern Mauern zu beſitzen, man hat geſtern die Ehre ſeines Beſuchs gehabt, und wird ihm morgen ein glänzendes Diner geben; er hat vor acht Tagen vor dem König und dem ganzen Hofe geſpielt und einen glänzenden Ruf nach dem Norden erhalten. Wie beneidenswerth iſt das Loos eines ſo gefeierten Künſtlers oder einer ſo vergötterten Tänzerin! Die Sprache iſt nicht reich genug, um Worte der Huldigung zu finden, und wenn ein Tag hundert Stunden hätte, ſo würde eine jede durch Beſuche, Feſtlichkeiten und Entzückungen aller Art ausgefüllt werden, dabei ſtrömen dem Gefeierten die Schätze des Plutus zu, und er muß zum Crösus werden, wofern er das Geld nicht mit vollen Händen wegwirft. Doch die Glücklichen ſind ſelten, und auf Einen derſelben kommen Hunderte, die ſich arm und kümmerlich durchs Leben ſchlagen und ihre Nächte ſorgenſchwer durchwachen müſſen. Dieſe Stiefkinder Fortuna's tragen vielleicht auch den Gott im Buſen, ſind vielleicht auch befähigt, ihren Inſtrumenten oder Kehlen Zaubertöne zu entlocken, aber die Mode hat ſie nicht anerkannt und die geſchwätzige Fama hat ihren Ruf nicht ausposaunt; ja, nur ſelten ſind die Glücklichen, und in der Lotterie des Künſtlerlebens kommen tauſend Nieten auf Einen Treffer; doch beneidet ihn, der auf ſchwindelnder Höhe ſteht, nicht allzu ſehr! in unſerer ſchnellen und wechſelnden Zeit kann ihn bald ein Anderer verdrängen; wir fahren jetzt auf dem Dampfwagen, bald vielleicht im Luftballon. An dieſe glänzenden Stunden, wo man ihn bewundert und betäubt, ſchließen ſich andere der Erſchöpfung und der Armuth, der Ermattung und der Leere, der Zerwürfniſſe und der Ueberſättigung. Doch fort mit der Moral, fort mit dem Ernſte, der ſich hierher nicht paßt, wir haben von wichtigeren Dingen zu reden, von der großen Woche, die in den Annalen der Stadt Frankfurt a. M. eine ewig denkwürdige ſeyn wird.

Die gewöhnlichen Wochen bringen uns nichts Neues, wenigſtens nichts von Bedeutung. Die Witterung wechſelt, das Oel ſchlägt auf oder ab, ein Maurer ſtürzt vom Gerüſt, es wird ein Pferd ſcheu, ein armer Teufel bringt ſich um's Leben, ein Handlungshaus ſtellt ſeine Zahlungen ein, zwei Zeitungsſchreiber liegen ſich in den Haaren, es werden Waaren unter dem Preis und doch ſehr theuer verkauft. Der Nachtwächter führt einen Betrunkenen nach Haus, eine Sängerin wird hervorgerufen, die Martinsgans verſchmauſt u. dgl.; was iſt darüber zu ſagen, oder zu berichten? Darum nenne ich die Woche, in welcher ein Liſzt, Rubini und Ernſt hier verweilten, in welcher die beiden Erſteren ihr epochemachendes Konzert gegeben haben, die große Woche, vielleicht die ſchönſte Woche des ganzen Jahres, in welcher der Sonntag auf den Dienſtag fiel und der weiter nichts fehlt als ein Börne, um ſie nach Verdienſt zu beſchreiben. Alles war nur Liſzt und Rubini. Gehen Sie in's Konzert, oder ſind Sie darin geweſen? — waren des Tages erſte und letzte Worte. Sie tönten Einem entgegen, wenn man in einen Laden trat, um ſich ein paar Cigarren oder einen Zahnſtocher zu kaufen, wenn man vor's Thor ging, um friſche Luft zu ſchöpfen, wenn man zum Buchhändler kam, um den Kindern ein Bilderbuch für die langen Winterabende auszuwählen, kurz man könnte wohl einen Preis von hundert Ducaten für denjenigen ausſetzen, der die beiden großen Namen in der großen Woche nicht wenigſtens ein paar dutzendmale ausgeſprochen. Doch wir wollen des ſchönen Augenblicks froh werden und mit Börne ausrufen: „Wer weiß, wie lange es dauert, bis man uns wieder einmal erlaubt, unſere Bewunderung laut auszuſprechen und einer Gottheit zu huldigen, die wir gewählt, der wir nicht zugefallen."

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Was iſt ein Detailgeiſt?) Im geſelligen Leben hört man jetzt öfter dieſe Benennung. Ja, es ſcheint faſt, als ob der Name ein förmliches Bürgerrecht bei uns erlangen ſollte. Manche wiſſen ſich keinen rechten Begriff davon zu machen und fragen wohl hin und wieder um die eigentliche Definition eines ſolchen Weſens. Am richtigſten bezeichnet es Pölitz in ſeiner Encyklopädie der geſammten philoſophiſchen Wiſſenſchaften 2r. Thl. Pag. 199 (Leipzig 1808), unter der Ueber-

schrift: „Empirische Psychologie — Schlechter Kopf.“ „Es gibt Menschen, bei denen die geistigen Anlagen so dürftig und karg vorhanden, und so wenig zu einem harmonischen Spiele unter sich verbunden sind, daß sie, bei völliger Passivität dieser Kräfte, nicht nur selbst keinen eigenen neuen Gedanken hervorzubringen, sondern auch der Gedankenfolge Anderer sich nur schwer, und nie vollständig und umschließend zu bemächtigen im Stande sind, die in der Masse des Details untergehen, ohne je eine Totalität in ihre Erkenntniß zu bringen, und bei denen sich diese Schwäche aller Geisteskräfte theils durch Aengstlichkeit, theils durch Abneigung und Haß gegen alles freiere Leben des Geistes ankündiget. Sie sind im Reiche der Geister die traurigsten Erscheinungen!“ — Dazu kommen die Eiteln und Selbstgefälligen, die entweder voll Anmaßung und Absprechung, oder auch äußerlich voll Demuth und Sanftmuth, innerlich aber voll Hochmuth und Dünkel sind, denen es meist nur um ihr eigenes Selbst, nicht um die Sache, um den Schein mehr als um das Wesen zu thun ist, die sich mit einem goldpapiernen Nimbus umgeben und sich unter einander (d. h. Leute gleichen Schlages) den Hof machen und Weihrauch streuen, wie weiland die Priester Egyptens, und in sich alles Wissen vereinigt glauben, während es doch häufig mit ihren Kenntnissen gar kläglich bestellt ist, und ihr Unverstand nicht selten von besser Unterrichteten an das Licht gezogen wird. Von einem wahrhaft edeln und höhern Streben, von einer Anerkennung fremden (von ihnen unabhängigen, selbstständigen) Verdienstes, von einem billigen und gerechten Urtheile über Andere, von einem bescheidenen Zurücktreten, wo es nöthig, — ist bei dieser Klasse von Menschen keine Rede. Eben so wenig von einer eigenen freien, belebenden und erwärmenden Thätigkeit des Geistes. Nur der Schein, nur die Glorie soll gelten. Was nicht von ihnen ausgeht, ist vom Uebel. Sie allein sind die Auserwählten, die Unfehlbaren, die von den Göttern Begünstigten! Bei der Schwäche der großen Menge (welche sich leicht vom falschen Glanze blenden läßt), und dadurch, daß sie zuweilen in der bürgerlichen Welt eine gewisse Stellung behaupten und geschlossene Coterien bilden, haben sie schon unendlichen Schaden gestiftet, sind aber, Gottlob, jetzt im Abnehmen, und werden immer mehr für das erkannt, was sie wirklich sind, nämlich für Leute, denen es, in den meisten Fällen, mehr um ihr eigenes Lob, um gute Fleischtöpfe und irdische Gaben, als um die weniger schimmernden, aber weit edleren und beseligenderen Geistesfrüchte, zu thun ist.

Auf der Eisenbahn zwischen Sunderland und Bolton wurde vor einigen Tagen ein Pferd, welches bei'm Herannahen des Zuges sich zwischen den Schienen befand, von der Lokomotive zerquetscht. Das Thier blieb augenblicklich todt. Dabei kamen aber die Maschine und der Tender selbst aus dem Geleise, und stürzten mit den Wägen über den Damm in ein Feld hinab. Letztere wurden sehr beschädigt, die Reisenden kamen aber glücklicher Weise mit heiler Haut davon.

Korrespondenz.

Offenbach, 12. Nov.

In Nro. 312 d. Bl. wird die projektirte Kleinkinderschule in Offenbach besprochen, und bei der guten Absicht, welche den Einsender jenes Artikels sichtbar geleitet hat, glaubt man es ihm und allen Gleichgesinnten schuldig zu seyn, nach eingezogenen genauen Erkundigungen hier über den Stand der Sache einige Worte niederzulegen. Als Hr. Direktor Schaumann in Nro. 33 und 34 des hiesigen Wochenblattes das Wesen und den Nutzen der Kleinkinderschule erläutert und diese wichtige Angelegenheit dem Publikum dringend an's Herz gelegt hatte, erklärte sich sofort eine große Zahl von Männern und Frauen aus jedem Stande gegen ihn bereit, die von ihm angeregte Errichtung und Unterhaltung einer Kleinkinderschule für Unbemittelte durch freiwillige Beiträge zu unterstützen. So war die Theilnahme für eine solche Anstalt auf eine äußerst erfreuliche Weise geweckt, und sobald sich der genannte Hr. Schuldirektor davon überzeugt zu haben glaubte, daß es dem Unternehmen nicht an der gehörigen Theilnahme fehlen werde, schien es ihm das Beste, vor Allem den Schulvorstand, welcher außer dem Schuldirektor aus sämmtlichen hiesigen Herren Geistlichen, aus dem Hrn. Bürgermeister der Stadt und aus vier Deputirten der einzelnen Kirchengemeinden besteht, in's Interesse der Sache zu ziehen. Der Schulvorstand übertrug hierauf ihm und zwei andern Mitgliedern die Vorbereitung der Sache, und diese Commission trat nicht allein in Korrespondenz mit den Verwaltungen auswärtiger Kleinkinderschulen, sondern nahm auch persönlich von mehreren Anstalten in Frankfurt und Sachsenhausen Einsicht und hat die Statuten, die Kostenüberschläge ꝛc. sicherem Vernehmen nach jetzt so weit ausgearbeitet, daß sie demnächst dem Schulvorstande vorgelegt und dann zur Genehmigung versendet werden können. So viel ist bisher im Stillen geschehen, weil man erst mit allen Vorarbeiten (namentlich auch mit der hier sehr schwierigen Auffindung eines mit passenden Zimmern und einem geräumigen freien Platze versehenen Locals, so wie mit der Frage, ob mit der Anstalt auch die Verköstigung der Kinder zu verbinden sey, oder nicht ꝛc.) im Reinen seyn und diese dem Publikum vorlegen zu müssen glaubte, ehe man zur Sammlung von Subscriptionen schritte, an deren günstigem Resultat man durchaus nicht zweifelt. Jeder Zweifel daran würde ein höchst ungerechter Mangel an Vertrauen zu den edeln und menschenfreundlichen Gesinnungen der hiesigen Bewohner seyn, aber man hat sie mit Absicht nicht eher in Anspruch nehmen wollen, bis man einen sicheren und ausführlichen Plan des ganzen Unternehmens vorzulegen vermöchte, der jedem Wohlthäter die größtmögliche Bürgschaft für das Gelingen der Sache darböte. Die in Nro. 312 d. Bl. erschienene öffentliche Anregung der Sache kann übrigens nur mit dem freundlichsten Danke erkannt werden, und jeder Betheiligte wird Winke und Andeutungen, welche aus so ehrenwerther Absicht hervorgehen, gerne annehmen und zum Besten der Sache benutzen. Nur wünscht man, daß diese wichtige Angelegenheit nicht übereilt werde, und dem Vernehmen nach soll der Schulvorstand der Ansicht seyn, daß zwar im Laufe der nächsten Wintermonate die beabsichtigte Kleinkinderschule noch völlig arrangirt werden müsse, daß aber doch, bis alle Einrichtungen, Anstellungen ꝛc. mit gehöriger Umsicht bewerkstelligt seyen, das Frühjahr herankommen werde, eine Jahrszeit, in welcher die junge Anstalt ohnehin mit weit geringeren Schwierigkeiten zu kämpfen haben dürfte.

Theater-Anzeige.

Samstag, 19. Nov. Die Memoiren des Teufels, Lustspiel in 3 Abth., nach Arago und Vermond von C. A. Herrmann. — Vorher geht: Der häusliche Zwist, Lustspiel in 1 Act, von Kotzebue.

Montag, 21. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. Hallenstein, neu einstudirt): Richard Löwenherz, Oper in 3 Abth., aus dem Französischen von Andre, Musik von Gretry. Hierauf folgt (zum Erstenmale): Der Peter in der Fremde, oder: „Prosit Neujahr!“ Localposse in 1 Act und 4 Tableaux. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 320. Sonntag, den 20. November 1842.

Die Papageien und die Sternenträger.

Novelle aus den Zeiten des Interregnums.

(Fortsetzung.)

Obgleich das äußere Ansehen des Klägers und Angeklagten mit dem übrigen anwesenden Volk des Kohlenberges ganz gut harmonirte, so herrschte doch zwischen Beiden selbst der auffallendste Kontrast. Beide Männer waren von Natur verwahrlos'te Menschen; allein die Natur schien auch in ihrer höchsten Ungunst sich noch im Launenhaften und Extremen gefallen zu haben. Der Kläger war von sehr großen und plumpen Formen, bewegte aber die herkulischen Glieder nur mittelst zweier Krücken von der Stelle; der Andere hingegen, ein Männlein etwas unter mittler Größe, stand fest auf seinen convex-gebogenen Säbelbeinen, und trug seinen starkgefügelten Rückgrat mit vielem Anstand; indessen zeugten seine grobknochigen Fäuste, trotz seiner Mißgestalt, keineswegs von Körperschwäche; seine Bewegungen waren flink und gewandt, und die schwarzen tiefliegenden Augen in seinem noch ziemlich lebensfrischen edelgeformten Antlitz blickten lebhaft und durchdringend umher.

Der ungeschlachte Mann an der Krücke, der seinen ungeheuern Kopf mit einem schmutzigen blutbesudelten Fetzen umwunden hatte, verzog sein breites rothbraunes Gesicht in eine klägliche Fratze, als wolle er das Mitleid der Richter zum voraus bestechen, und hob seine Klage mit der üblichen Formel an: „Richter, ich begehre einen Fürsprecher."

„Nimm Dir einen, entgegnete gravitätisch der obrigkeitliche Sackträger in seiner seltsamen Attitüde.

„Ich begehre Wolfgang Zwylgenbart."

Der erwählte Anwalt, den der Klient schon zuvor mit der Klage vertraut gemacht hatte, wandte sich nun an dessen Statt an den mittleren Freiheitsknaben, mit der Aufforderung, das Gericht zu beginnen. Einer der Amtleute erhob jetzt seinen Stab und rief mit lauter Stimme: „Ich verbürge Dir Richter Dein Recht, zu einem Mal, zum andern Mal und zum dritten Mal! Niemand rede ohne seinen Fürsprecher, es werde ihm denn erlaubt."

„Richter," nahm jetzt der Anwalt das Wort, „und desgleichen ihr, die übrigen geschwornen Freiheiten, seine Beisitzer, als in solchen Fällen Urtheilsprecher, es erscheint hier vor euch Michel Trittherfür von Zyfen, der lahme Güllermichel benamset, und befiehlt mir, nach dieses Gerichtes Recht anzuklagen diesen Mann, seinen Gegenpart, der sich Lux Datz nennt und als seine Heimath den Aargau angiebt, daß er ihn, den Trittherfür, gar schmählich mit einem Stück Holz traktiret und blutrünstig geschlagen habe, wie auch das Wahrzeichen am Kopf des Klägers genugsam darzuthun vermag, und viele anwesende Zeugen bestätigen können; daß ferner besagter Lux Datz das Messer gezückt, und als einige Stadtknechte herbeieilten, ihn zu fahen, gar lästerliche Reden gegen sie und andere achtbare Leute ausgestoßen habe."

Lux Datz hörte mit trotziger Miene, wessen er beschuldigt wurde; doch wußte er recht gut, was ihn erwartete, wenn es ihm nicht gelang, durch List und Verschlagenheit sich aus diesem schlimmen Handel zu wickeln. Er ließ einen forschenden Blick über die ihn umgebende Menge streifen, warf einen lauernden auf den Vogt, und war schnell mit seinem Plan im Reinen.

„Richter, ich begehre auch einen Fürsprecher!" rief er mit starker Stimme, wie man sie kaum in seiner Schildkrötengestalt vermuthet hätte.

„Nimm Dir einen," entgegnete dieser wie zuvor.

„Des Brauches halber möge es Alban zer Sunnen seyn," versetzte der Bucklige, und gab seiner Mißgestalt die möglichst stolzeste Haltung; „aber ich wollte meinen Herrn, den Vogt, und Dich, Richter, so wie Deine Beisitzer, zuvörderst angehen, meine Sache, vorbehaltlich dieses Gerichtes Recht, selbst führen zu dürfen; nicht, als wolle ich meinen Fürsprecher um seinen Schilling Gebühr bringen, die ihm so oder so werden muß; aber es däucht mir leichter, wenn ich selber meinen Handel vor diesem Gericht zur Schlichtung bringen darf, als durch den Mund eines Andern."

Der Richter, dem der Fall noch nicht vorgekommen seyn mochte, daß ein Inculpat den Beistand seines Fürsprechers verschmähte, und sich mit eignem Munde vertheidigen wollte, wandte sich etwas verblüfft nach dem Vogt um; doch als dieser mit einem leichten Kopfneigen seine Beistimmung gab, entgegnete er dem Buckligen: „Es sey Dir erlaubt."

„Es ist euch Allen bekannt," bevorwortete Lux Datz seine Vertheidigung, „daß die edlen Herren und Ritter, so ihre Gesellschaftsstube zur Mucke haben, die Papageien genannt werden, weil sie in ihrem Schilde und Wappen einen grünen Papageien im weißen Felde führen. Die aber von der Herrenstube zur Mucke haben, wie ihr wißt, große Feindschaft mit denen Rittern und edlen Herren, welche sich auf der Stube

by Google

zum] Seufzen, jenseits des Birsecks, versammeln, die zum Unterschied von jenen einen weißen Stern im rothen Feld zum Wahrzeichen haben, und deshalb sich die Sternenträger nennen. Als ich nun gestern, am Tage der heiligen Ursula, um die Abendzeit mit mehreren armen Leuten und diesem armen Gülermichel vor der Thüre der Herrenstube zur Mucke stand, und wir durch die offenen Fenster sahen, wie sich die versammelten Ritter und Edlen mit ihren Frauen und Töchtern bei allerlei Lustbarkeit gütlich thaten, da deuteten Etliche von der Straße hinauf und fragten: Wer sind diese? und die Uebrigen riefen jubelnd: Es sind die Schaler und Mönchen von Basel! denn sie wußten, daß das die Papageien gerne hörten, da die Mönchen und Schaler ihre Vornehmsten sind, und bei Turnieren und Banketten im Reich vom Volk gewöhnlich mit diesem Zuruf begrüßt werden, weshalb sie auch gar dicke thun und die Gesellen von der Herrenstube zum Seufzen scheel ansehen."

(Fortsetzung folgt.)

Fachreddin, der Drusenfürst.

(Historische Bilder aus der Geschichte Syriens; von G. Macleo.)

(Fortsetzung.)

V.

Neunzehn Jahre waren vergangen seit Fachreddins Rückkunft von Toscana, und sechsundzwanzig, seit Muradpascha der Brunnengräber den Völkeraufruhr in Kleinasien gedämpft. Der Fürst des Libanons hatte damals eigentlich nur eine Nebenrolle gespielt; jetzt aber bereitete sich in Syrien ein Trauerspiel vor, in welchem er die Hauptrolle übernehmen sollte.

Begünstigt durch die verschiedenen gewaltsamen Thronveränderungen zu Konstantinopel, durch die Soldatenaufstände in der Hauptstadt und andern Theilen des Reichs, so wie durch den wenig unterbrochenen Krieg der Pforte mit Persien, hatte sich Fachreddin glücklich auf dem Gipfel seiner Macht behauptet, ja dieselbe noch gesteigert; aber der lauernde Neid der Nachbarn schlief nicht; er wartete lange auf eine Gelegenheit, den Uebermächtigen und Gefürchteten zu verderben, und am Ende nicht vergebens.

Dem für Fachreddin nachsichtigen Sultan Ahmed I. war sein blödsinniger Bruder Mustafa I. gefolgt; diesen stieß nach dreimonatlicher Regierung sein Neffe Osman II., Ahmed's Sohn, vom Throne. Osman II. wurde wegen seiner Strenge und seines Geizes von seinen Leibgarden, den Janitscharen, abgesetzt, und von dem neu ernannten Großwesir Daudpascha, dem Eidam Mustafa's, im Gefängniß der sieben Thürme erwürgt. Zum zweiten Mal ward der wahnsinnige Mustafa Beherrscher der Osmanen, und nach kaum einjähriger Machthabung von seinen Wesiren und dem Mufti entthront und eingesperrt, worauf dem Bruder Osman's II., dem elfjährigen Murad IV., als Sultan gehuldigt wurde.

Murad IV. entwickelte, je mehr er heranwuchs, einen grausamen, blutdürstigen Charakter, und unter seiner Regierung erhob sich der zweite Sturm gegen das mächtige Haus Maan Dghli in Syrien, dem es nach einer kurzen verzweifelten Gegenwehr endlich erlag.

Die erste Veranlassung hierzu war Chosrewpascha, der dem letzten Gönner Fachreddins, Chalilpascha, im Großwesirat gefolgt war. Chosrewpascha, welcher den persischen Krieg fortsetzte, und noch nicht von dem Drusenfürsten durch Gold und reiche Geschenke bestochen war, rückte im Monat Dezember 1631 mit zwanzigtausend Mann heran, um in Syrien Winterquartier zu nehmen. Fachreddin, von Toscana aus reichlich mit Kriegsmunition versehen, hatte keine Lust, diese unwillkommenen Gäste in seinem Gebiet den Winter über zu beherbergen und sie das Mark des Landes aussaugen zu lassen; er rückte deßhalb mit zehntausend Mann Fußvolk und fünftausend Reitern dem Großwesir entgegen. Zu gleicher Zeit schickte er nach Konstantinopel, dem Großherrn versichern zu lassen, daß diese Feindseligkeit nicht gegen ihn, sondern nur gegen den Chosrewpascha gerichtet sey, welcher, wie ein Eroberer, ohne ihm zuvor Nachricht zu geben, und ohne den Wohlstand zu beobachten, in sein Land einfallen wolle. Seinen Staaten stände dadurch ein völliger Ruin bevor, weil unter den Truppen des Großwesirs keine Mannszucht herrsche, und dadurch ihre Raub- und Plünderungssucht die Einkünfte für den Schatz nothwendig schmälern müsse.

Seine Freunde im Divan und Serail ließen Nichts unversucht, um diese Gründe geltend zu machen, und der Sultan würde sie vielleicht glaubwürdig gefunden haben, hätte nicht Fachreddin die Truppen des Großwesirs besiegt und sie nach Haleb zurück gejagt. Von diesem Augenblick an, als die Kunde davon nach Konstantinopel drang, hatte Murad IV. den Untergang des Fürsten der Drusen und Maroniten beschlossen, obgleich er dem Großwesir den Befehl zuschickte, mit den Truppen in den Gebieten von Haleb und Damaskus zu überwintern. Doch verzog sich die Vollstreckung der über Fachreddin ausgesprochenen Acht, denn dieser hatte indessen den Großwesir durch Haufen Goldes zu beschwichtigen gewußt. Als indessen nach Verlauf zweier Jahre Mohamed, der Pascha von Kairo, einer seiner persönlichen Feinde, zum Großwesirate gelangte, und dieser die Sache auf's neue beim Großherrn anregte, da fand sich Murad sehr bereitwillig, seinem ersten Minister zu willfahren.

Mit dem Eintritt des Frühlings 1633 wurden in Konstantinopel die Befehle zur Ausrüstung einer Flotte ertheilt, welche die Küste Syriens blokiren sollte. Keine Schmeichelworte, keine Geschenke, keine Versprechungen fanden Eingang mehr durch die feilen Gönner im Divan und Serail; das Wetter stieg drohend und unaufhaltsam am Horizont herauf. Im Monat Julius nahten sich der syrischen Küste vier türkische Galeassen und vierzig Galeeren und Galeotten.

Fachreddin war plötzlich in eine schwierige Lage versetzt. Von Toscana, mit welchem Staat er immer noch in den freundschaftlichsten Verhältnissen stand, blieben alle Nachrichten aus; seine Mutter Setnefep und sein treuer Rath Cheiwan, welche so oft einen rettenden Ausweg in Zeiten der Gefahr gefunden, waren gestorben. Die an der Küste gelegenen Städte, wie Saida, Acre, Tyrus, machten keine Miene zum Widerstand, und die neuen Gouverneure, welche die Pforte durch ihren Kapudan Pascha in denselben einsetzen ließ, vermehrten die Feinde Fachreddins um so viel mehr. Von der Landseite drohten sein alter Feind von Damaskus, so wie die von ihm öfter gereizten Paschen von Jerusalem, Gaza, der tapfere Emir Tarabey und andere kleine arabische Schechs hereinzubrechen. Vierzigtausend Mann zu Land sollte der Fürst vom Libanon

Digitized by Google

bekämpfen, und vierunddreißig Kriegsschiffe, denen er kein einziges entgegen zu setzen vermochte. Ueberall um ihn wehten die feindlichen Roßschweife, Fahnen und Wimpeln, und nur die Gegend Kuranitide war ihm noch offen, wo die Araber nach wie vor seine Feinde blieben.

(Fortsetzung folgt.)

Die große Woche.

(Schluß.)

Das Konzert der Herren Liszt und Rubini am 15. d. M. war ein wahrhaft glänzendes, nicht nur durch die Kunstleistungen der Meister, sondern auch durch die Pracht und den Reichthum der Toiletten. Die erhöheten Eintrittspreise hatten die Lust zum Eintritt gesteigert und der weite Saal konnte die Menge derjenigen, die man im gewöhnlichen Leben Kunstfreunde zu nennen pflegt, kaum fassen. Wie lange währt es und wie Wenigen nur gelingt es, wie viel Entsagungen und Mühen, schlaflose Nächte und ruhelose Tage kostet es, um ein Renommée zu erlangen! Wem aber der große Wurf gelungen, wen die kleinen Menschen zu ihrem großen Gott erhoben, der kommt und siegt. Ihn zu sehen und zu bewundern, wird Lebensbedürfniß. Die freien Söhne Ungarns und die gemüthlichen Bewohner der großen Kaiserstadt Wien haben den genialen Liszt anerkannt; die geistreichen Berliner haben im Angesicht von Europa gezeigt, wie man einen der größten Männer des Jahrhunderts ehren müsse; an den Ufern der Newa hat er die Gluth des Südens erweckt und über die Ruinen des trauernden Hamburg ist er als ein milder Tröster geschritten. Sollten wir Frankfurter zurück bleiben bei dem allgemeinen Jubel? Gewiß nicht, und wann nach einem Vierteljahrhundert unsere Kinder und Enkel den Großvaterstuhl umgeben, wie schön, wann wir dann von den großen Ereignissen der Vergangenheit ihnen erzählen und mit Stolz sagen können: „Auch ich habe ihn gesehen und bewundert.“ In frühern Zeiten war es genug, einen Virtuosen zu hören, jetzt muß man ihn auch sehen. Sonst war die Technik nur Mittel und durch Einfachheit und Größe, durch tiefe Empfindung suchte man die Herzen zu rühren; jetzt ist Technik zum Zwecke geworden und man begnügt sich mit der Bewunderung; wir sind hinaus über die Periode der Empfindelei und halten uns an Dasjenige, was wir sehen. Die Virtuosität ist zur Sehenswürdigkeit geworden und wären wir nicht so aufgeklärt, so würden wir sie vielleicht für Zauberei halten. Der beste Platz in einem Konzert ist jetzt derjenige, welcher dem Künstler am nächsten, und wer sich in einen entfernten Winkel des Saales setzen wollte, um still und ungestört sich in die Wunderwelt der Harmonie und der göttlichen Tonkunst zu versenken, der wäre ein thörichter Schwärmer und hätte es sich selber zuzuschreiben, wenn er unbefriedigt bliebe. Um indessen Mißverständnisse zu vermeiden, müssen wir ohne Umschweife bekennen, daß Franz Liszt den Namen eines großen Virtuosen der Gegenwart im vollen Maße verdient; er, von innerer Gährung gewaltig getrieben, hat alle excentrischen Formen der Genialität bis zur äußersten Ausdehnung producirt; „er ist,“ wie ein Kunstkenner richtig bemerkt hat, „ohne Zweifel der geistvollste, genialste Spieler, der die Größen und Krankhaftigkeiten der ganzen Zeitperiode auf eine merkwürdige Weise im Virtuosenthum ausprägt“; er ist eine so seltene Erscheinung, ein so reich begabter und höchst origineller Künstler, eine so sprühende und blitzende Individualität, daß es unverzeihlich wäre, wenn man ihm auf irgend eine Weise zu nahe treten und seinen Ruhm antasten wollte. Wenn sein Genie uns Bewunderung abzwingt, so müssen wir es auch darum hochachten, weil er stets bereit ist, es zu edeln und humanen Zwecken mit großartiger Uneigennützigkeit zu verwenden, und auch in dieser Hinsicht steht er als Muster da.

Kommen wir nun zu Rubini, im Jahre 1793 zu Bergamo geboren, war er der Sohn eines Postillons. Er hat besser gefahren wie sein Vater. Sein Siegeswagen ist durch Italien, Frankreich und England gezogen, und hat ihm ein prächtiges Schloß und reiche Besitzungen gewonnen. Im Jahr 1828, wo er der italienischen Oper in Paris beitrat, war sein Ruhm auf der Höhe, und man nannte ihn Europa's ersten Tenoristen. Zwölf Jahre lang entzückte er nun alle Welt, und wer ihn in Paris nicht gehört hatte, der durfte sich nicht rühmen, in der Seinestadt gewesen zu seyn. Seit 1841 hat er der Bühne entsagt, und macht nun eine Kunstreise durch Europa, welches früher die Kunstreise zu ihm machen mußte. Noch immer ist seine Stimme stark und kräftig genug, wenigstens für einen Saal, aber ihr Schmelz und ihre Frische sind dahin, und bei Anhörung seines meisterhaften Gesanges fühlt man sich wehmüthig durch den Gedanken bewegt, daß alles Schöne in der Welt eben so schnell schwindet und verblüht, als es selten ist, und doch ist an der Schönheit gerade die Jugend das Schönste, und doch geht die Wärme des Herzens noch über die Klarheit der Kunst; seine seltene Kehlenfertigkeit, die Vollendung seines künstlerischen Vortrags, das Feuer, das noch immer aus seinen Tönen sprüht, sie entzückten alle Anwesenden und machten ihn zum gefährlichen Nebenbuhler des gefeierten Liszt. Die menschliche Stimme bleibt immer das erste und schönste, vielleicht auch das schwierigste von allen Instrumenten, und neben einem wahren Gesangskünstler, in dessen Brust die Tonfluth wogt, zu der er aber sagen kann — bis hierher und nicht weiter — darf kein Anderer in die Schranken treten. Die neuere italienische Gesangsschule besitzt Vorzüge, welche nur die Einseitigkeit mißachten kann, leidet aber auch an jenen Ueberladungen, welche, gleich dem überfüllten Putze, den Eindruck der Schönheit schwächen. Warum — dürfte Mancher fragen — warum tritt Rubini nicht zurück, um auf seinen Lorbeeren zu ruhen, und wäre dies nicht besser für seinen Ruhm? für sein Alter ist gesorgt, und an die Erweiterung seiner Schätze braucht er nicht zu denken. Wer zwanzig Jahre lang hinter Akten gesessen, oder die monotonen Rechnungsbücher eines Handelshauses geführt, wer in dumpfer Schulstube die Stunden und Tage des Jahres abgeleiert, oder die schwere Bürde eines lästigen Handwerks bis in's Greisenalter hinauf geschleppt hat, der mag sich nach seinem Jubiläum und nach seinem Rücktritt sehnen; — wer aber der Liebling und Abgott des Volks gewesen, wen sie auf den Händen getragen und durch ihre Huldigungen entzückt haben, wer auf jenen Brettern, welche die Welt bedeuten, heute ein König und morgen ein Held, heute ein beglückter Liebhaber und morgen ein gekrönter Sieger gewesen, wer sich in all' diesen Glanz und Jubel, und all' diese Herrlichkeit einer phantastischen Welt hineingelebt hat, der wird nicht so leicht zurücktreten. Der Ruhm ist ein berauschender Nektar, wer an ihn gewöhnt ist, dem

Digitized by Google

kann ein Trunk aus dem Brunnen der nüchternen Alltäglichkeit nicht mehr genügen. Die friedlichen Tage einer philosophischen Zurückgezogenheit können den nicht beglücken, der die halbe Welt zu seinen Füßen gesehen hat. Darum bereis't Rubini jetzt die Provinzen, und sucht seine Triumphe zu verlängern, so lange es gehen mag.

Das Conzert war zu Ende, die vornehme Welt, die schönen Damen und die Elite der Künstlerschaft drängten sich heran, um die Sieger des Abends, die herrlichen Meister zu begrüßen. Aller Luxus der Sprache, aller Aufwand der Schmeichelei, alle Süßigkeiten der Galanterie wurden erschöpft, und vor lauter Dank konnten die Gefeierten nicht zum Danke kommen. Dann strömten die glücklichen Enthusiasten hinaus voll überschwänglichen Lobes eines so unvergeßlichen Abends; die Equipagen rollten wieder heran, es drängte sich der eilfertige Dienertroß, die muthigen Rosse brausten davon. Dann ward es stille, immer stiller, und bald mit dem Erlöschen des letzten Gaslichtes waren die Magie und der selige Traum versunken. Das ist das Loos des Schönen auf der Erde. Nach Mitternacht fuhren ein paar zierliche Reisewagen durch die öden Straßen unserer Stadt; die Nachtwächter staunten sie an und wußten nicht, daß zwei Männer uns entrilten, die vor wenig Stunden noch uns so hoch entzückt hatten. Sie können nicht länger verweilen, denn auch andere Städte wollen beglückt seyn, und auch andere Herzen schlagen ihnen mit Sehnsucht entgegen. So lebt denn wohl und gedenkt unserer. Wir aber wollen die Segnungen des Friedens preisen und wünschen, daß er noch recht lange währen möge. W.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) In der nächsten Dienstag, den 22. Nov. stattfindenden Aufführung des Instrumental-Musikvereins werden nachstehende Piecen vorkommen: Symphonie von L. v. Beethoven, D dur; Gesang; Violin-Konzert in A moll von Rode; Ouverture „Alceste" von Gluck; Erinnerung an Field, Rondo für Pianoforte mit Orchesterbegleitung von Aloys Schmitt; Lieder für Tenor; Ouverture „Così fan tutte" von W. A. Mozart.

Man sprach neulich von der jetzt so oft genannten Sängerin Schebest und stritt darüber, welches ihre beste Partie gewesen. Unstreitig der Dr. Strauß, meinte Beckmann.

Es war von der Reinlichkeit die Rede: „Ach!" sagte Franz in Gegenwart seines Bruders Kaspar, „das vergeß' ich mein Lebtag nicht, was mir mein Vater gesagt hat -- Kaspar, was hat er gesagt?"

Den Oberoffizieren der chinesischen Armee kann mans an den Füßen ansehen, wie sie in Gunst ihres Kaisers stehen. Bis jetzt war der Kaiser gewohnt, alljährlich jedem Oberoffizier des mandschu-tartarischen Heeres ein Paar schöne seidene Stiefel zum Geschenk zu machen. Für gegenwärtiges Jahr aber wurde verkündigt, daß bloß der Hälfte der Offiziere diese ausgezeichnete Gunstbezeigung zu Theil werden soll. Seine goldfüßige Majestät, der Kaiser von China, ist wahrscheinlich ungehalten darüber, daß seine leichtfüßigen Offiziere vor den rothhärigen Barbaren, den Engländern, nicht Stand gehalten haben, und er meint, zum Davonlaufen sind ordinäre Stiefel gut genug. Dazu bedürfe es keiner glänzenden Ehrenstiefel.

Erklärung.

Mit höchstem Erstaunen haben wir ein Circular gelesen, enthaltend eine Einladung zu einer in Köln stattfindenden Generalversammlung der Herren Gastwirthe.

Der Hauptgegenstand der Berathung dieser Versammlung wäre: Abschaffung des so lästigen Trinkgeldgebens an die Herren Kellner. Ferner enthält dasselbe Circular unter Rubrik 3 und a einige ominöse, höchst kränkende Andeutungen in Bezug auf den moralischen Zustand der etzigen Kellnerschaft, als dessen alleinige Ursache das Trinkgeldgeben bezeichnet wird.

Abgesehen davon, in wie weit es passend und dem Range eines Gasthalters angemessen sey, eine solche geringfügige Sache wie die des Trinkgeldgebens resp. Empfangens zum Gegenstande einer überall ausgerufenen öffentlichen Versammlung zu machen, müssen wir uns mit vollem Rechte gegen eine Anmaßung verwahren, wodurch man sich zum unberufenen polizeilichen Sittenrichter unserer Handlungen aufwirft und sich erlaubt, den ganzen Kellnerstand, ohne alle Ausnahme, in ein zweideutiges Licht zu stellen. Solche öffentliche, liebelose Verdächtigungen müssen uns um so mehr befremden, als sie einerseits von solchen Herren herrühren, die erst kürzlich unsern Stand verließen, in welchem sie jedoch nie als Muster glänzten, anderseits von solchen Herren, die gegenwärtig auf dem Punkte stehen, im Fall daß ihnen in der Folge das für die Kellner bestimmte Trinkgeld nicht zugetheilt wird, den verlassenen Stand wieder zu ergreifen gezwungen sind.

Betrachtungen über Vergangenheit und Zukunft dürften daher sehr geeignet seyn, manchen von den unterschriebenen Herren Gastwirthen zu ganz andern Gesinnungen, als die im genannten Circular ausgesprochenen, zu bestimmen.

Was nun die eigentliche Frage, nämlich die des Trinkgeldes-Empfangens betrifft, so bitten wir unsere geschätzten Herren Prinzipale, nicht allein ihre Herren Kollegen, sondern auch das ganze reisende deutsche Publikum zu der bevorstehenden Versammlung einzuladen.

Gewiß, manches Douceur würde jetzt schon ganz anders ausfallen, wenn der gütige Geber wüßte, daß die Hand des Kellners nur als klingender Klingelbeutel diene, um den schon arg angefüllten Geldbeutel des so väterlich besorgten Herrn Prinzipals noch mehr zu garniren; aber schwerlich wird sich je das deutsche Publikum dasjenige mit Gewalt abzwingen lassen, zu dessen Gabe es sich früher nur durch die Dienstfertigkeit und Zuvorkommenheit des Kellners veranlaßt fand.

Dieses zur Aufklärung des Publikums und zur Antwort dem bekannten wohlmeinenden Verfasser der fraglichen Circulare.

Mehrere Kellner aus der Ferne und Umgegend.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 20. Nov. Robert der Teufel, große Oper in 5 Haupt- und einer Zwischen-Abth., Musik von Meyerbeer.

Mittwoch, 23. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. Hellenstein, neu einstudirt): Richard Löwenherz, Oper in 3 Abth., aus dem Französischen von Andre, Musik von Gretry. Hierauf folgt (zum Erstenmale): Der Peter in der Fremde, oder: „Prost Neujahr!" Localposse in 1 Act und 4 Tableaux. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 321. Montag, den 21. November 1842.

Drei Becher.

Drei Becher nur, Freunde, trinket mit mir,
Zum sinnigen Trinken sind wir ja hier,
D'rum füllet das Glas für die Wahrheit!
Die Wahrheit — das ist ein Wort voll Gehalt,
Einfach von Wesen, dreifach von Gestalt,
Ergänzend, wie Wein, und voll Klarheit!
Ja, füllet die Gläser, hebt hoch sie empor!
Dreieiniger Wahrheit! — so schalle der Chor!

Der Wahrheit zuerst zwischen Mann und Mann,
Die nie so tief sich erniedern kann,
Daß schlau sie den Nächsten betrüge!
Das Ja sey ja, das Nein sey nein,
Das Herz sey warm, das Wort sey rein,
Verbannt sey die höllische Lüge! —
Nun trinket, ihr Brüder, das Glas ist geweiht
Gebannet die Lüge — in Ewigkeit!

Der Wahrheit ferner in Wissenschaft,
Die, spröde wehrend der rohen Kraft,
Zuerst voll Scham sich verhüllet,
Doch wenn der Werber sich selbst vertraut,
Durch Liebe gewonnen, als keusche Braut
Das treue Sehnen doch stillet!
Auf! bringet den zweiten Becher ihr dar:
Das Herz sey muthig, das Auge klar!

Und endlich der Wahrheit in Sinn und That,
Die nicht der Schminke vonnöthen hat,
Mit falschem Schein sich nicht brüstend,
Viel lieber geständig: noch bin ich schlecht,
Als, heuchelnd den Kämpfer für Wahrheit und Recht,
Nach Lob vor den Leuten gelüstend.
In Sinn und That nur eins und treu —
D'rauf trinket — der guten Dinge sind drei!

Kiel, im Nov. Chr. Feldmann.

Die Papageien und die Sternenträger.

Novelle aus den Zeiten des Interregnums.

(Fortsetzung.)

„Als die Leute," fuhr der Bucklige fort, „solchergestalt mehrmals auf der Straße diese Worte sich zugerufen hatten, erschien alsbald der Stubenknecht und seine Aufwärter und brachten uns auf Befehl der Ritter Brod und fette Brocken heraus. Und der Stubenknecht vertheilte kleine Münze, die ihm die Edelleute gegeben, und hieß uns jenseits des Birsecks ziehen, vor die Herrenstube zum Seufzen, um dort unser Sprüchlein zu wiederholen, damit die Sternenträger einen Aerger daran nehmen möchten. Wir machten uns auf und zogen zum Seufzen, woselbst es ebenfalls lustig herging. Auch der Bettel vor der Thüre fehlte nicht, und wie wir ankamen, wurden leckere Ueberbleibsel vertheilt, wovon auch wir unser redlich Theil erhielten. Da fingen alsbald einige von denen, die mit mir gekommen waren, höhnend zu fragen an: Wer sind diese? und die, so vom Stubenknecht zur Mucke Münze empfangen hatten, antworteten: Die Mönchen und die Schaler von Basel! Ich aber, der ich es mit den Sternenträgern halte, rief so laut, daß sich Alle überschrie: Pereat den Mönchen und Schaler! Hoch die tapfern Herren von Eptingen und alle edle Gesellen zum Seufzen! Alle die, so keine Münze empfangen hatten, und auch nicht drüben bei den Papageien gewesen waren, riefen's mir jubelnd nach. Das verdroß den lahmen Mann da, der neben mir stand, und der sich eifrig zu den Papageien hält, dieweil sein Bruder Rübenjunge bei den Schalern ist. Er hob seine Faust, um mir Eins auf's Dach zu geben; ich aber duckte mich, daß der Schlag nicht traf, und riß ihm seine Krücken unter den Armen weg, daß er hinfiel und der Länge nach Gottes Erdboden maß. Als ich das sah, drosch ich mit der erbeuteten Krücke weidlich auf ihn los, und mag wohl ein paar Mal seinen unfläthigen Schädel getroffen haben. Als ich nicht ablassen wollte, sprangen Einige ihm zu Hülfe, und wollten mit Fäusten und Knütteln mir zu Leibe, und die Stadtknechte eilten herbei, mich zu greifen; da stach und hieb ich tapfer um mich, bis ich nicht mehr konnte und bewältigt wurde, worauf sie mich in einen Kerker warfen. — Das ist's, wessen man mich anklagt. Ich habe mich meiner Haut gewehrt; wer kann mich d'rum schelten?"

Diese Rede des schlauen Lux war weniger auf die Entkräftung der Anklage berechnet, als vielmehr sich des Beistandes

Digitized by Google

eines ſtattlichen Ritters zu verſichern, welcher mit mehreren Reiſigen hinter der zerlumpten Volksmenge hielt und der Gerichtsverhandlung ein aufmerkſames Auge und Ohr ſchenkte. Von irgend einem Ritt heimkehrend, kam er gerade in dem Augenblick den Gerichtsſchranken des Kohlenberges vorbei, als Michel Trittherfür und Lux Datz vor den Richter traten; er hielt ſein Roß an, und vernahm nicht ohne Intereſſe die Vertheidigung des Buckligen.

Nachdem ſich Richter, Beiſitzer und die Amtleute berathen, ließ ſich der Richter alſo vernehmen: „Nach geſchehener Umfrage der Geſchwornen biſt Du Lux Datz aus dem Aargau alles Deſſen für ſchuldig erkannt, weſſen Dich Dein Gegenpart anklagt. Dieweil Du nun freventlich und ſchalkiſch ein Geläufe verurſacht und den Landfrieden geſtört haſt, ſo ſollſt Du ſofort zehn Pfund Silbers büßen, ungerechnet, was meinem Herrn, dem Vogt, was dem Fürſprecher und dem Schreiber gebührt; und ſo Du die Buße nicht ehrlich zahlen kannſt, ſoll man Dich über den Birſeck führen, an den Ort, wo Du gefrevelt, und ſoll Dir daſelbſt nach Recht und Brauch durch den Scharfrichter oder einen der Freiknechte die rechte Hand abgeſtoßen werden.“

Einer der Amtleute, welche an der Seite des Vogts ſtanden, nahm jetzt das Wort: „Richter, ich erkenne, daß in allen dieſen Dingen geſchehen ſey nach Recht und Gewohnheit der Stadt Baſel und dieſes Gerichts. Falls Jemand, wer es auch ſey, ſich wider eines oder einige der heute gefällten Urtheile ſetzte, mit Worten oder Werken, und darwider thäte, der ſoll zur gleichen oder einer andern Buße verfällt ſeyn, wie der verurtheilte Thäter. Nachdem nun alle und vorgemeldete Urtheile ergangen, und Niemand etwas darwider geredet hat, ſo beſchließe ich im Allgemeinen und in's Beſondere zu einem Mal, zum andern Mal, und zum dritten Mal. Dich aber, Lux Datz, den Aargauer, frage ich, ob Du gewillt biſt und es vermagſt, Dich mit einigem Gelde nach Gebühr zu löſen?“

„Ich will es wohl, wenn Ihr mir etliche Tage Friſt geben wollt,“ antwortete Datz unbedenklich.

„Das kann nicht ſeyn, auch wenn Jemand für Dich bürgen wollte,“ refuſirte jetzt Ritter Schaler von Benken, der Vogt. „Du biſt, nach mancherlei eingezogenen Erkundigungen, noch anderer Malefizſachen verdächtig, die nicht vor dieſes Gericht gehören, weshalb Du, ſobald Du Dich auf eine oder die andere Weiſe von dieſem Gericht gelöſ't, ſofort wieder in Gewahrſam ſollſt genommen werden, bis Du Dich genugſam von allen Dich erwartenden Beſchuldigungen gereinigt.“

(Fortſetzung folgt.)

Fachreddin, der Druſenfürſt.

(Hiſtoriſche Bilder aus der Geſchichte Syriens; von E. Maclea.)

(Fortſetzung.)

Dſchaaferpaſcha, der türkiſche Admiral, der, wie die meiſten Weſire, angebotenes Geld nie ausſchlug, ließ ſich durch eine anſehnliche Summe beſtechen, und verhielt ſich an der Meeresküſte ruhig; Kutſchuk Ahmedpaſcha hingegen, den ſein Haß gegen den unruhigen Nachbar jedes Anerbieten verſchmähen ließ, rückte mit ſeinen Verbündeten in das Gebiet der Druſen. Emir Ali, der älteſte Sohn Fachreddins, rückte mit den beſten Truppen ihnen entgegen. Kühn und feurig, wie er war, ließ er ſich aus ſeinen Bergen in das freie Feld locken und erlitt eine große Niederlage; es ging ſogar das Gerücht, Ali ſey in der Schlacht geblieben und ſein Haupt werde zu Damaskus im Triumph herumgetragen.

Niedergebeugt durch dieſe Schreckensnachricht, aber noch nicht entmuthigt, warf ſich Fachreddin mit achttauſend Druſen und Maroniten in ſeine wohlverwahrte Bergfeſte Nika, und ſuchte auf gleiche Weiſe auch die übrigen Schlöſſer des Gebirges mit hinlänglicher Beſatzung zu verſehen. Mitten unter den Anordnungen einer verzweifelten Gegenwehr traf ein Bote von ſeinem Sohne Emir Ali ein. Er hatte ſich glücklich zu dem Araber Rabac, dem Emir der Auranitiden, gerettet, und befand ſich wohl. Dieſe freudige Nachricht erweckte den alten Heldengeiſt in Fachreddin. Er fing nun an, mit ſeinen Druſen und Maroniten Streifereien gegen ſeine Feinde zu unternehmen, welche ſich in den Ebenen gelagert hatten. Nachts auf ſteilen Wegen, die nur den Eingeborenen bekannt waren, ſtieg er oft aus ſeinen Bergſchluchten nieder und überfiel die Lager zu einer Zeit, wo er die Türken entwaffnet und ſchlafend wußte. Am Tage zeigte er ſich mit ſeinen Schaaren auf den Höhen, ließ die Feinde höhnen und ſie einladen, ihn in ſeiner vortheilhaften Stellung anzugreifen. Kutſchuk gewahrte, daß die Druſen, welche Fachreddin befehligte, nicht zu einer Schlacht in die Ebene zu locken waren, ſein Heer aber täglich mehr zuſammenſchmolz; er dachte deshalb auf eine Liſt. Ahmed ſtellte ſich, als glaube er dem Gerücht, daß Ali, der älteſte Sohn Fachreddins, in der Schlacht geblieben ſey, und ließ ihm vorſchlagen, daß, wenn er ihm viermalhunderttauſend Piaſter auszahle, ſein zweiter Sohn Manſſur mit Fachreddins Ländern belehnt werden ſollte. Fachreddin, welcher ſchon ſeit ſeiner Abreiſe nach Florenz ſeine Länder an ſeinen Erſtgeborenen abgegeben hatte, und ſeit ſeiner Rückkunſt nur im Namen deſſelben regiert hatte, ging den Vorſchlag ein und ſchickte Manſſur mit ſechszig mit verſchiedenen Geſchenken belaſtete Maulthiere in das Lager Ahmeds, um die Friedensunterhandlungen zu beginnen. Alle Feindſeligkeiten wurden ſogleich eingeſtellt.

Der Paſcha empfing Fachreddins Sohn mit allen ſeinem Stande gebührenden Ehrenbezeigungen, und ging mit ihm um, wie mit einem Freunde. Nach einigen Tagen ſchickte der Druſenfürſt einen ſeiner Räthe, einen angeſehenen Maroniten, mit einem großen Gefolge und mit der ausbedungenen Summe von viermalhunderttauſend Piaſtern. Der Paſcha, ſobald er das Geld empfangen hatte, ließ den Abgeſandten erdroſſeln und ſchickte den Emir Manſſur als Gefangenen dem Kapudanpaſcha nach Saida.

Fachreddin ergrimmte bei dieſer Nachricht, und um ſo mehr, da er ſich durch die plumpen Verſprechungen Kutſchuks hatte überliſten laſſen, da er doch die Perfidie der Türken genugſam kennen mußte. Um indeſſen nicht noch größere Unfälle zu erleiden, entſchloß er ſich, alle Kräfte zur Erhaltung ſeiner Staaten aufzubieten, welche er jetzt mehr als je in Gefahr ſtand zu verlieren. Er vertraute daher ſeine Feſtungen dem erprobten und tapfern Schech Abu Nader, und empfahl ihm ſeine Familie; ſeinem Bruder Junes überließ er das freie Feld, um den Feind fortwährend zu beunruhigen; er ſelbſt aber begab ſich zu ſeinem Freund und Bundesgenoſſen Rabac, dem Araberſcheik.

An der Spitze eines anſehnlichen Heeres, aus auranitidiſchen

Digitized by Google

Arabern und den Truppen, welche er aus den eignen Staaten an sich gezogen hatte, begleitet von seinem Sohn Ali und dem Emir Rabac, kehrte der Fürst des Libanons zurück, entschlossen, seinen Feinden ernstlich zu begegnen und sie aus seinen Staaten zu vertreiben; aber bereits hatten mehrere für ihn günstige Ereignisse eine Entscheidung auf dem Schlachtfelde überflüssig gemacht. Die türkische Flotte hatte die syrische Küste verlassen, und die Perser waren siegreich bis gegen Halep vorgedrungen; das Heer des Sultans war dortselbst in großer Bestürzung. Ferner hatte sich Kutschuk Ahmedpascha mit seinen Verbündeten entzweit, und war nach Damaskus zurückgegangen; seinem Beispiel waren die übrigen Pascha's und Emire gefolgt. Fachreddin fand nur noch eine unbedeutende Macht vor, welche der Feind zur Bedeckung seiner Eroberungen zurückgelassen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

J. F. Schierek.

Der als Mathematiker und Erfinder mathematischer Instrumente rühmlichst bekannte J. F. Schierek hat bei seinem Versuche einer Erfindung ein trauriges, seine Bekannten und Freunde tief betrübendes Ende genommen. *) Derselbe wollte mittelst Pferdekraft die Dampfkraft ersetzen, und durch seine Maschine bei verhältnißmäßiger Verminderung der Last dieselbe Schnelligkeit, und nach Belieben größere, als die Dampfwagen, bedeutend wohlfeiler und gefahrloser herstellen. Die Ausführung sollte ebensowohl durch Wagen auf gewöhnlicher Kunststraße, als auf Eisenbahnen und an Schiffen geschehen können. Nachdem er zu einem Versuche auf einer Eisenbahn nicht gelangen konnte, zog er den auf dem Wasser dem ersten vor. Er äußerte sich über das Gelingen seines Unternehmens mit der zweifellosesten Sicherheit und Gewißheit; kein vorgelegter Zweifel konnte ihn darin wankend machen. Nachdem er einige Monate mit vergeblichen Arbeiten und Versuchen gekämpft hatte, indem bei den Versuchen das Eisenwerk, erst Ketten, dann Haken, zuletzt Charniere zerbrachen und die erwartete Schnelligkeit nur auf ganz kurze Distanzen im Anfang sich gezeigt haben soll, erfolgte die traurige Katastrophe. Ob er selbst an der Ausführbarkeit seiner Idee zuletzt verzweifelte, oder von derselben noch überzeugt war, dürfte schwer zu entscheiden seyn, obgleich er dieselbe bis vor dem letzten Versuche behauptete. — Sch., aus Posen gebürtig, war vor länger als 30 Jahren bei der Steuerrectification des Großherzogthums Hessen angestellt, und wurde damals wegen seines mathematischen Talents und seiner eminenten practischen Gewandtheit und Fertigkeit im Rechnen allgemein bewundert. Nach Auflösung derselben lebte er an verschiedenen Orten, in Frankfurt a. M., in Köln und den Rheinlanden, mit Privatunterricht, Vermessungen ꝛc. beschäftigt, wobei er auch Geometern Vorlesungen gehalten hat. Als er im Jahr 1840 aus England, wo er vier Jahre gewesen, zurückgekehrt war, und einen alten Freund, der im Jahre 1813 ꝛc. in Gießen mit ihm studirt hatte, besuchte, wurde ihm, da er im Augenblicke ohne alle Bestimmung war, von diesem sein Haus gastfrei geöffnet. Hier nun trat er mit der Ausführung seines Plans in Bezug auf die oben genannte Erfindung hervor, welcher jedoch die Ausführung einer andern nachfolgen sollte. Er hatte nämlich in England eine Erfindung in's Werk setzen wollen, wozu die Admiralität ein Schiff zur Benutzung gestellt hatte, war jedoch vor Vollendung derselben weggegangen, weil ihm durch Vertrag mit einem Privaten die Vollendung unmöglich gemacht worden. Man hätte, da die Sache der Vollendung nahe, irrigerweise seiner nicht mehr zu bedürfen geglaubt, und er hätte nach den dortigen Gesetzen nicht dagegen auftreten können. Durch diese Erfindung wollte er den Wind und Sturm auf dem Meere, gleichgültig ob Gegenwind, oder aus welcher Richtung, zum beliebigen Laufe des Schiffes verwenden. Diese nun dort unbeendigt gebliebene Ausführung später dort ins Werk zu setzen, daran hing seine ganze Seele, und der gehoffte Ertrag der Erfindung, in deren Herstellung er verunglückte, sollte ihm die Mittel verschaffen, das in England Begonnene zu vollenden. — In England hatte Sch. ein von ihm erfundenes Instrument, Pediometer, an die Lordschaft verwerthet, nachdem vorher Versuche mit den Vortheilen desselben waren angestellt worden. Aus diesen Versuchen hatte sich ergeben, daß der Inhalt der aufgenommenen Flächen mit dem kleinen Instrument genauer als nach der gewöhnlichen Weise ermittelt, und daß dazu weniger Zeit gebraucht wurde. Sch. hat im verflossenen Jahre in Dinglers polytechnischem Journal die Einrichtung des Pediometers dargelegt, und zwei andere seiner kleineren Erfindungen dabei mitgetheilt: einen Constructionscirkel und ein Ovalograph. Die genannten Erfindungen waren bei demselben nicht plötzlich aufgetauchte Ideen, vielmehr hatte er sie lange Zeit in sich bearbeitet, oder vollendet; das Ovalograph z. B. schon zu seiner Studienzeit, und er glaubte nun, „den Abend seines Lebens sich durch Ausführung derselben zu erheitern." — Seine Schriften, Polygonometrie, Handbuch für Geometer, errathende Rechenkunst ꝛc. ꝛc. sind den Mathematikern bekannt. Auch war derselbe eine Autorität praktisch im Schachspiele und theoretisch durch seine deutsche Bearbeitung von Walkers Anweisung zum Schachspiele. — Sch. war ein ruhiger, besonnener Mann, und eine Täuschung in seinem Unternehmen um so mehr auffallend, als er gegen jede angekündigte mechanische Erfindung höchst mißtrauisch war, als von unrichtigen Principien gewöhnlich ausgehend. Zweifel gegen das Eigne fand bei ihm, wie bemerkt, nicht leicht Eingang; er war sich seines mathematischen Talentes bewußt, ohne sich jedoch darin, seinem Charakter gemäß, unbescheiden zu zeigen. Gleich seinen mathematischen Talenten und Kenntnissen war auch sein Charakter als Mensch zu schätzen und zu achten. Mit wenig Bedürfnissen scheinbar zufrieden, war er stets wissenschaftlich thätig, mathematisch meist ohne Bücher mit allen Gedanken, in anderer Weise mit deutschen und englischen Classikern, wobei er nicht verschmähte, für sich zu lernen wie der Schüler in der Schule. Besondere Anhänglichkeit hatte er an das Land, in welchem ihm zuerst bei seinen Bestrebungen Unterstützung und Beschäftigung, wo ihm durch sein Talent die Zuneigung hochgestellter Männer früh zu Theil geworden war, und wo er der alten Freunde und Erinnerungen so manche hatte. In Verkennung, Mißachtung oder Zurücksetzung seiner Bestrebungen fand er den Mangel seines Lebensglückes; die geringste Anerkennung erheiterte sein ganzes Wesen. Durch die Ausführung seiner Erfindung wollte er einen Triumph der Mathematik über

*) Wie öffentliche Blätter meldeten, schied er, nach Verunglückung seines letzten Versuchs, in der Gegend von Mainz, freiwillig aus dem Leben. Anm. d. Red. der Hess. Z.

Digitized by Google

die Empirie herstellen; der Unglückliche ist geschieden, da er sich nach seinem Versuche noch unglücklicher fühlte wie vorher. „Bedaure nicht Einen, der gar kein Lebensglück hatte", waren Worte seines letzten Schreibens an einen Freund. — Mit diesem Schmerze nehmen seine Freunde Theil an seinem Unglücke, gleichwie er so gerne sich erfreute an ihrem Glücke.

(Hess. Ztg.)

Mannichfaltigkeiten.

(Wien, 14. Nov.) Hrn. Haumann's zweites Konzert am 11. d. gab uns (meldet der Humorist) noch mehr Gelegenheit, ihn zu bewundern, als die erste, und riß die Zuhörer zur Begeisterung hin. Wir sind ihm Dank schuldig, daß er die vortreffliche, hier noch nie gehörte Komposition von Vieuxtemps uns vorführte, die er mit meisterhafter Vollendung durchführte. Wenn wir den riesigen Grad seiner technischen Virtuosität anstaunen, wenn wir bewundernd seines Pizzicato's lauschen, so werden wir dabei nicht desto minder von der Kraft seines Tones, von der hohen Eleganz seiner Spielweise, und von dem Gefühle seines innigen Vortrags ergriffen. Die Schluß-Variationen, eigene brillante Komposition des Hrn. H., machten Furore. Diese Bravour, dieses spielende, graziöse Ueberwinden der kolossalsten Schwierigkeiten, und bei all' diesen glücklichen, enormen Wagnissen eine solche Reinheit, eine solche Weichheit des Tones — das Alles brachte mit Recht den glänzendsten Erfolg hervor. Hr. H. erntete jenen Applaus und jene fliegende Acclamation, die seine eminente Virtuosität so reichlich verdient; er wurde stürmisch und oft gerufen. Unter den etwas kärglichen Beigaben dieses Konzertes machte sich blos eine Gesangspiece bemerkbar, gesungen von Dem. Müller, welche eine hübsche Stimme hat, jedoch im Vortrag und Wesen etwas zu affektirt erscheint. Auch Hr. Radkowsky kam und sang.

Korrespondenz.

Kassel, im Nov.

Die in unserer Nähe befindliche Wasserheilanstalt zu Wolfsanger hatte sich im verflossenen Sommer eines eben so häufigen Zuspruchs zu erfreuen, als in der vorigen Saison. Man sieht stets langwierige Krankheiten in solchen Anstalten besser werden und fand hiesch Gelegenheit genug, bekannte abgezehrte, gelbe und leidenvolle Physiognomieen aus Wolfsanger frisch, blühend und kräftig zurückkehren zu sehen. Doch ist die Zeit der Uebertreibung wohl vorbei und die einsichtsvolleren Aerzte wenden diese Kurart jetzt an vielen Orten Deutschlands mit andern Heilmitteln an. Auf solche Weise sind, wie man hört, auch durch den Arzt der hiesigen Anstalt mehrere Kranke von bösartigen Nervenfiebern, die hier einen oft tödtlichen Ausgang nehmen, hergestellt worden. — Für das folgende Jahr haben zwar die Worte des hochherzigen österreichischen Erzherzogs die deutschen Naturforscher und Aerzte nach Grätz hingezogen, doch hofft man hier, daß für die Zukunft auch einmal die Wahl auf unser schönes und freundliches Kassel fallen werde. Wie dasselbe materiell geeignet ist, eine solche Versammlung aufzunehmen und zu fesseln, so sind auch der intellectuellen Kräfte genug vorhanden, die deutschen Naturforscher und Aerzte würdig zu empfangen. Unsere naturforschende Gesellschaft, welche durch einzelne Branchen ausgezeichnet ist und Männer zu ihren Mitgliedern zählt, wie die Docteren Philippi, Winkelblech, die Herren v. Waitz, Schwarzenberg, Hoyse, Setzekorn, Wild u. s. w., würde brüderlich die Hand reichen. Auch unter unseren Aerzten sind mehrere durch ihre literarische Thätigkeit in Deutschland wohlbekannte Namen, wie die Herren Harnier, Cramer, Bäumler, die Gebr. Schneckenberg, Stilling, Krupp, Pfeiffer ꝛc., die selbst Mitglieder und den meisten andern Mitgliedern des Vereins persönlich oder literarisch bekannt, den wissenschaftlichen Zwecken der Versammlung ihre lebhafteste Theilnahme schenken würden. Doch — die Zeit bringt Rosen — und vielleicht auch noch Naturforscher. — Von hiesigen literarischen Bestrebungen der neuesten Zeit läßt sich nicht viel nachweisen. Für die periodische Presse fehlen uns Blätter und jetzt auch ihre Schreiber; es würde freilich ein Fortkommen derselben in hohen Zweifel zu stellen seyn, da es den unausgesetzten Bemühungen des thätigen Verlegers des „Salons" (einem Unterhaltungsblatte) kaum möglich ist, demselben den gebührenden Antheil zu verschaffen. Buchhändler und Buchdruckereien leben so fast nur von dem Localbetrieb, indem oft wiederholter Verlagsversuch kein glückliches Gedeihen versprach. Die Herren Hotop und Fischer bieten aber immer noch alle Kräfte auf, derlei Unternehmungen auch von hier aus realisiren zu können, während die Appel'sche Buchhandlung sich mehr dem Kunstverlag hinzugeben scheint. Für Musikalien sind hier nur wenige Versuche gemacht worden. Spohr's Compositionen erscheinen bei allen Freunden auswärts und so sehen wir meistens nur des thätigen und talentvollen Musikdirektors Bochmann Tänze und Märsche ꝛc. mit dem Verlagsorte Kassel bezeichnet. Die so eben von dem Musikalienhändler Loeber dahier errichtete Musikalien-Leihanstalt ist ein sehr löbliches Unternehmen und findet allgemeinen Beifall. Die Preise sind billiger gestellt, als wie die an allen andern Orten; der starke Catalog zeugt von der Vollständigkeit des Lagers und dürfte durch Theilnahme der Umgegend dem Eigenthümer für die vielen Opfer die gebührende Anerkennung zu Theil werden.

Mainz, 17. Nov.

Bei der heute Nachmittags, um 3 Uhr, im Lokale des hiesigen Kunstvereins stattgefundenen Verloosung von Gemälden und plastischen Werken unter die Actionäre des diesjährigen rheinischen Kunstturnus in unserer Stadt gewann den ersten Preis das Bild Nro. 14 des Katalogs: „ein Mädchen erwartet den ärztlichen Ausspruch eines Hirten über ihre kranke Ziege", von C. Kreul, die Actie Nro. 108 (Hr. Hotter, Agent der Kölnischen Dampfschifffahrt); den zweiten Preis das Bild Nro. 477: „ein Ritter mit seinen Knechten", von L. Lindenschmit, die Actie Nro. 91 (Hr. Klemens Lauteren, Präsident des Handelsgerichts); den dritten Preis das Bild Nro. 89: „ein nebliger Morgen am Chiemsee", von F. Schiller, die Actie Nro. 120 (Hr. Dr. F. X. Geier, Bauunternehmer); den vierten Preis das Bild Nro. 216: „der Thurm bei Andernach", von K. Euler, die Actie Nro. 149 (Hr. Le Fort, k. k. östr. Verpflege-Verwalter); den fünften Preis: „Kaiser Maximilian I. und seine Gemahlin", Statuetten von J. Cauer, die Actie Nro. 105 (Hr. Reitz, Steinkohlenhändler); den sechsten Preis: „Franz von Sickingen und seine Gattin", von Cauer, die Actie Nro. 36 (Hr. Verdelle, Chaisen-Fabrikant); den siebenten Preis: „Kaiser Karl V. und Ulrich von Hutten", von Cauer, die Actie Nro. 53; den achten Preis: „eine knieende Maria mit dem Kinde", von Cauer, die Actie Nro. 116 (Hr. C. Probst, Kaufmann). Alle diese Statuetten sind unter die Katalogsnummer 431 begriffen.

Theater-Anzeige.

Montag, 21. Nov. Drittes großes Vocal- und Instrumental-Konzert, von Hrn. Ernst, in welchem derselbe mehrere Pieces eigener Composition auf der Violine vorzutragen die Ehre haben wird. Vorher geht: Das Conett, Lustspiel in 3 Acten, von Raupach. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Mittwoch, 23. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. Hallenstein, neu einstudirt): Richard Löwenherz, Oper in 3 Abth., aus dem Französischen von Andre, Musik von Gretry. Hierauf folgt (zum Erstenmale): Der Peter in der Fremde, oder: „Prost Neujahr!" Localposse in 1 Act und 4 Tableaux. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 322. Dienstag, den 22. November 1842.

Die Papageien und die Sternenträger.

Novelle aus den Zeiten des Interregnums.

(Fortsetzung.)

Jetzt schien es dem bedrängten Lux doch etwas bänglich zu werden; er sah sich mit scheuen Blicken um, ob sich Niemand zu seinen Gunsten regen würde; aber Alles, selbst der Ritter an den Schranken, blieb still, und wartete mit gespannter Aufmerksamkeit, wie er sich aus dieser gefährlichen Lage herauszuziehen vermög'. Doch Lux Datz verlor den Kopf nicht.

„Wissen man mich auch, außer meinem Handel mit dem lahmen U· flath da, beschuldigen mag, es ist falscher Leumund," versetzte Lux trotzig. „Ich habe nichts verbrochen, als was vor dieses Gericht gehört, und so sich Jemand findet, der für mich Bürge seyn will, so könnt Ihr mich nicht zurückhalten, denn ich bin ein eigner Mann des Grafen Rudolph von Habsburg, der es nicht ungerächt lassen würde, so Ihr mich zwangsweise zurückhieltet oder gar mir ein Leids anthätet."

Der Name des kampflustigen gefürchteten Habsburgers schien großen Eindruck auf das Gerichtspersonal zu machen, und durch die Menge lief ein leises Murmeln; doch der alte Ritter Schaler schien wenig davon berührt.

„Hier befiehlt unser hochwürdiger Herr Bischof von Basel, und diesem zunächst ich, des Kaisers Vogt," entgegnete er kurz und rauh. „Was Du hier gefrevelt, sollst Du auch hier büßen. Eben weil Du ein eigner Mann des Grafen von Habsburg bist, will ich Dich nicht lassen."

Die Knechte des Vogts machten Miene, den Verurtheilten zu greifen.

„So helft Ihr mir dort, edler Sternenträger, tapferer Geselle von der Herrenstube zum Seufzen!" rief jetzt aus Leibeskräften der Hartbedrängte dem vor den Schranken haltenden Ritter. „Euretwegen geschieht's ja nur, daß sie mir an's Leder wollen! Ich habe es mit den Sternenträgern gehalten, das verdrießt den Papageien dort, den Gott verdammen möge!"

Der Ritter und seine Reisigen lachten toll auf bei der treuherzigen Zuthätigkeit des Buckligen zu den Sternenträgern.

„Lacht nicht, und helft mir!" rief Lux in steigender Angst; „ich will Euch wohl Gegendienste leisten, die Euch zehnfach vergelten sollen, Herr Ritter!"

Das versammelte Bettelvolk gerieth in große Heiterkeit.

„Fort mit dem Strolch!" donnerte der Vogt den zaudernden Knechten zu; doch schon brach der stattliche Sternenträger mit seinen Reisigen sich Bahn.

„Platz da," rief er mit sonorer Stimme. „Das Männlein hat Recht; wir dürfen's nicht in der Klemme stecken lassen, da es unsere Hülfe anruft."

„Was soll das, Ritter Eptingen von Eichenberg?" fragte mit wuthbebender Stimme der Vogt. „Wagt Ihr's, die Freiheit dieses Gerichts anzutasten, das unter dem Schutze des Kaisers und des Bischofs steht?"

„Mit nichten bin ich gesonnen, das Gedinge zu schmälern," war des Ritters Antwort. „Ich habe die Freiheitsknaben gewähren lassen nach Herzenslust; aber nun ist's genug. Der kleine Mann da hat kein sonderlich Fehl gethan, wenn er den langen lahmen Schelm brav durchgebläut, und was er sonst gefrevelt, das soll er binnen wenigen Tagen nach Urtheil und Recht mit blankem Silber büßen, deß bin ich Bürge."

„Wohl, Ritter Eptingen, ich werde Euch an Euer Wort mahnen," versetzte der Vogt höhnisch; „doch will ich d'rum den Mann nicht frei geben, da ich jetzt gewiß bin, daß er ein Kundschafter des Habsburgers ist."

„Wir haben weder mit Rudolph von Habsburg, noch mit sonst einem der umliegenden Grafen und Herren Fehde; wie habt Ihr ein Recht, diesen Mann als Kundschafter zu richten?"

„Darüber bin ich Euch nicht Red' noch Antwort schuldig," entgegnete Ritter Schaler hochmüthig.

„Nun, so will ich's eben so halten." Mit diesen Worten zog der Ritter sein Schwert und trieb die Knechte des Vogts zurück. Die Menge stob vor Eptingen und seinen Leuten schnell auseinander, und schien wenig geneigt, ihm in seinem Beginnen hinderlich seyn zu wollen.

„Wenn Du reiten kannst, mein kleiner Mann, so schwinge Dich hurtig hinter einen meiner Knechte, so sollst Du geborgen seyn," raunte der Junker Lux Datz zu.

„Ich bin der Sohn eines Roßkamms, und ein Gaul war meine Wiege," entgegnete der Bucklige, voltigirte über den Hintertheil eines Rosses wie der geschickteste Reiter, und hielt sich am Gurt seines Vordermanns. „Ich sitze!" rief er.

„Dann auf und davon, ehe wir auf das Fähnlein der Mönchen stoßen, die dort vom Steinenthor heransprengen!" kommandirte der Ritter, drückte seinem Pferd die Sporen in die Weichen und jagte davon; seine Reisigen mit Lux Datz ihm nach unter dem brüllenden Jubel der Menge.

Der Vogt schäumte vor Wuth, doch war die Entführung

Digitized by Google

des Buckligen mit ſolcher Behendigkeit und Schnelle vollbracht, daß er in ſeinem Grimm kein anderes Mittel wußte, als einem nahe ſtehenden Knecht den Speer zu entreißen und dem leichtbewaffneten Ritter nachzuſchleudern, der ihn jedoch glücklicherweiſe nicht mehr erreichte.

Als der Stadtſchultheiß Mönch von Mönchenſtein mit ſeinem Fähnlein auf dem Schauplatz anlangte, hatte Eptingen ſchon einen großen Vorſprung gewonnen und ſeinen Weg nach den nahen Bergen des Jura eingeſchlagen.

(Fortſetzung folgt.)

Fachreddin, der Druſenfürſt.

(Hiſtoriſche Bilder aus der Geſchichte Syriens; von S. Maclea.)

(Fortſetzung.)

Hätte jetzt Fachreddin den richtigen Zeitpunkt erkannt, ſo würde er ohne Zweifel als Sieger aus dieſem Kampfe hervorgegangen ſeyn; allein anſtatt mit ſeinem wohlgerüſteten Heer die Feinde einzeln zu überraſchen, zu ſchlagen, zu vernichten, entließ er den Bundesgenoſſen mit ſeinen kampfluſtigen Arabern, die in dieſem Augenblick den Kern ſeines Heeres bildeten, und behielt ſich nur deren Hülfe für wichtigere Gelegenheiten vor; er hielt ſich allein für ſtark genug, die wenigen feindlichen Truppen aus ſeinem Land zu ſchlagen. Mochte nun dieſe fehlerhafte Maßregel aus Kurzſicht oder aus Mißtrauen gegen ſeinen mächtigen Freund genommen ſeyn, Fachreddin hatte ſie bald bitter zu bereuen.

Rabac zog heim mit ſeinen Schaaren und der Druſenfürſt ging in ſeine Berge; ſeine Söhne Ali und Huſein, ſo wie ſein Bruder Junes hielten das Feld, von den Rathſchlägen des tapfern und weiſen Schechs Abu Nader geleitet. Sie blieben in der Nähe der Truppen ſtehen, welche der Paſcha von Damaskus in der Abſicht zurückgelaſſen hatte, auf die Bewegung des feindlichen Heeres ein wachſames Auge zu haben.

Unterdeſſen nun die Emire Ali und Junes die Truppen Kutſchuks attakirten, unterließ dieſer nicht, dem Fürſten vom Libanon neue Vorſchläge und Anerbietungen zu machen, die meiſtentheils auf Koſten ſeines Beutels ausgeführt werden ſollten; allein obgleich Fachreddin, durch die letzte bittere Erfahrung abgeſchreckt, von keiner Unterhandlung wiſſen wollte, und ſich mehr und mehr in ſeinen Bergſchlöſſern befeſtigte, ſo wußte doch der ſchlaue Kutſchuk dadurch Zeit zu gewinnen, ſich zu verſtärken, und die Wegnahme der Städte und Häfen, welche der Kapudanpaſcha bei ſeiner Abreiſe nur mit geringer Beſatzung verſehen hatte, zu verhindern.

Es iſt auffallend, daß der ſonſt ſo ſcharfſichtige Fachreddin die nahe Hülfe Rabac's in dieſen kritiſchen Umſtänden, wo offenbar für die Länge ſeine Macht nicht ausreichte, ausſchlug, und ſich nach einer fremden und ungewiſſen Hülfe umſah. Er hatte, nachdem er dem Rabac für ſeinen guten Willen gedankt, einen Geſandten nach Toscana geſchickt, um dem daſigen Hof von den Vorfällen und ſeiner Lage Nachricht zu geben. Er ließ den Großherzog Ferdinand II. um Hülfe, und zum wenigſten um Ueberſendung eines Schiffes, worauf er ſich auf jeden Fall mit ſeiner Familie und ſeinem Vermögen einſchiffen könnte, erſuchen.

Immer noch in betrüglichen Hoffnungen ſich wiegend, durch die demnächſt eintreffende abendländiſche Hülfe ſeine Feinde vollſtändig zu beſiegen und zu demüthigen, harrte Fachreddin zu Deiral-Kamr der Entwickelung ſeines Verhängniſſes. Am fünfzehnten Oktober 1634 entſchied es ſich; aber nicht, wie er erwartet.

Mit ſchweißbedecktem Roſſe ſprengten den folgenden des genannten Tages einige Reiter durch die Thore von Deiral-Kamr; vor dem Palaſt des Fürſten hielten ſie an, und einer derſelben, Fachreddins General Abu Nader, kaum kennbar in der blutbeſudelten und beſtaubten Kleidung, trat ohne Säumniß ein.

„Wo iſt mein Gebieter?“ fragte er mit bleichem, verſtörtem Antlitz. „Führt mich zu ihm, ich habe ihm Entſetzenvolles zu verkünden.“

Zitternd und das Schlimmſte ahnend, führte ihn der Hebräer Abraham Namias, der Sekretär und Vertraute Fachreddins, in ein mit koſtbaren Tapeten behangenes Gemach, wo an einem kleinen runden, zierlich mit Elfenbein ausgelegten Tiſch der Fürſt des Libanons mit ſeinem Schwager Sidi Ali Schach ſpielte. Fachreddin ſtieß, als er die Geſtalt Abu Naders erblickte, erſchrocken das koſtbare und kunſtreich von Bernſtein und Gold gearbeitete Spiel, welches ihm vor mehreren Jahren der Hof von Toscana zum Geſchenk überſandt hatte, von ſich.

„Abu Nader, mein kühner Schech, Du hier!? Wo haſt Du Deine kühnen Schaaren gelaſſen?“ waren die erſten Fragen, welche ſich über die bebenden Lippen des Fürſten drängten.

Abu Nader warf ſich zu Boden und küßte die Füße ſeines Gebieters. „Mein erhabener Scheik, ich verfluche den Tag, der mich zum Boten des Unglücks macht.“

„Rede, Bote des Unglücks!“ rief Fachreddin, „ſey's auch das Schlimmſte, was Du mir zu berichten haſt, ich will es hören.“

„Euer Heer wurde bei Safed geſchlagen, mein Scheik, es iſt vernichtet“, berichtete Abu Nader; „Euern Bruder warf ein tödtender Lanzenwurf vom Roß, und Euer älteſter Sohn Ali fiel unter dem Säbel eines Janitſcharen, der ſein Haupt um guten Lohn nach Damaskus Deinem Feind Kutſchuk überſandte.“

„Fürwahr, viel Schlimmes in wenig Worten“, murmelte todtenbleich der unglückliche Fürſt vor ſich hin. „Und wo iſt mein Sohn Huſein?“ fragte er nach einer Pauſe.

Abu Nader zögerte mit der Antwort, denn Huſein war ein Sohn der Chaſchia und der Liebling ſeines Vaters.

„Wo iſt mein Sohn Huſein?“ fragte der Fürſt wiederholt, und ſtarrte den Schech mit geiſterhaften Augen an.

„Euer Sohn Huſein hat tapfer gefochten und den Heldenruhm Eures Hauſes wie keiner Eurer Söhne bewährt,“ erwiederte Abu Nader ausweichend.

„Lebt mein Sohn Huſein, oder iſt er ſeinem Bruder gefolgt?“

„Er ſuchte, obgleich vergeblich, nach dem Tode ſeines Bruders und ſeines Oheims den geſunkenen Muth Eurer Völker auf's neue zu beleben und ihre Flucht zu hemmen. Ich ſelbſt hatte mich mit einer entſchloſſenen Schaar durch den feindlichen Schlachthaufen, der unſere Linie getrennt, glücklich wieder hindurch geſchlagen; aber als ich in der Nähe des Emirs ankam, war er bereits in die Hände der Feinde gefallen, welche ihn gefangen davon führten. Das Volk floh hierauf in allen Rich-

Digitized by Google

tungen nach den heimathlichen Hütten, und mir blieb nichts übrig, als hierher zu fliegen und meinem Gebieter das Unabwendbare ſelbſt zu berichten."

(Fortſetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt, 20. Nov.) So eben iſt aus der Berliner Medaillen-Münze von G. Loos eine Denkmünze auf die Vermählung J. k. Hoh. der Prinzeſſin Marie von Preußen mit S. k. Hoh. dem Kronprinzen Maximilian von Baiern erſchienen. Die Idee, welcher in dieſer Medaille liegt, iſt von dem rühmlichſt anerkannten Künſtler mit einer großen Vorzüglichkeit ausgeführt worden und verdient, allgemein beachtet und empfohlen zu werden. Die Hauptſeite der Denkmünze iſt mit den Bildniſſen des höchſten Paares geſchmückt und hat die Umſchrift: Maria Regia Borussiae et Maximilianus Regni Bavariae Heres, zu deutſch: Marie, königl. Prinzeſſin von Preußen und Maximilian, Kronprinz von Baiern. Auf der Kehrſeite führt Boruſſia, im Waffenſchmuck und in der Hand den mit dem eiſernen Kreuze gezierten Herrſcherſtab, die mit dem Brautſchleier und der königl. Krone geſchmückte Verlobte dem Königsſohne entgegen, welchen Bavaria geleitet, kenntlich durch Bekleidung, der Mauerkrone, dem Schwerte und beſonders durch den Löwen zu ihren Füßen. Zu beiden Seiten ſieht man die Thronſtühle, welche durch ihre Verzierungen das beiderſeitige Vaterland andeuten. Die Umſchrift heißt: Principum Amor Populorum Fiducia, zu deutſch: Der Fürſten Liebe iſt ihrer Völker Vertrauen, und im Abſchnitte iſt der Tag des glücklichen Bundes mit den Worten bezeichnet: Nuptiae Augustissimorum Principum Celebratae Berolini die V. Octobr. MDCCGXXXXII, d. h. zur höchſten Vermählungsfeier, Berlin, am 5. October 1842.

Ein junges Mädchen aus einer elſäſſiſchen Ortſchaft wohnte kürzlich der Meſſe bei, und horchte ſehr aufmerkſam auf die Ausrufung der Verlöbniſſe, als ſie plötzlich ihren eigenen Namen nebſt dem eines Burſchen ihres Dorfes ausſprechen hörte. Mit Mühe ihre Röthe und ihre ſehr natürliche Verlegenheit verbergend, eilte ſie nach Hauſe, zu fragen, was das bedeute, und es ſtellte ſich heraus, daß die Eltern dieſes Mädchens vergeſſen hatten, ihr zu ſagen, daß ſie ihre Hand dem bewilligt hatten, der um ſie warb, und dieſer ließ das Verlöbniß ausrufen, ohne ſeine Braut davon zu benachrichtigen.

(Berlin, 17. Nov.) Der politiſche Schriftſteller und Dichter, Dr. von Moſen, lebt ſeit einigen Tagen in unſerer Mitte.

Das Schillerfeſt iſt in Leipzig auch in dieſem Jahre (am 10. und 11. Nov.) durch eine Vorfeier im Theater und einen feierlichen Zug nach Gohlis, wo die Gedächtnißtafel an dem von Schiller bewohnten Hauſe bekränzt wurde, begangen worden. Hieran knüpfte ſich die Verleihung von hundert Bänden guter Schriften als eine Gemeindebibliothek und Schillerſtiftung, welche der Schillerverein jährlich vermehren wird, und Vertheilung von Prämien an zwölf fleißige Kinder der Dorfjugend. Am Abend war Feſtmahl im Hotel de Pologne.

Den ſächſiſchen Vaterlandsblättern wird aus dem Badiſchen folgender Schwank geſchrieben: „Dem Bürgermeiſter in G. wurde eine Subſcriptionsliſte für Itzſteins Denkmünze mit dem Bemerken zugeſchickt, ſie komme vom Hrn. Biſchof in Freiburg (dem Papierfabrikanten), und dieſer ließe ihn bitten, für recht zahlreiche Unterſchriften in ſeiner Gemeinde zu ſorgen. Der Bürgermeiſter beeilte ſich, dieſer Aufforderung zu entſprechen. Der biſchöfliche Wunſch war ihm genügend, mit allem Eifer zu verfahren, und nur einen flüchtigen Blick in die Liſte werfend, trug er der eiligſt zuſammengerufenen Gemeinde vor, daß Se. Gnaden der Herr Erzbiſchof ihm die aufliegende Liſte mit dem Wunſche zugeſchickt hätte, daß von der Gemeinde G. für den Grundſtein recht viel beigeſteuert werde. Alle Mitglieder der Gemeinde unterzeichneten, auch der Pfarrer in blindem Eifer für den Wunſch ſeines Oberhirten, ohne den Inhalt der Liſte näher zu prüfen. Nach Verlauf einer Woche wurde der Letztere vor ſeinen Decan geladen und darüber hart angelaſſen: „wie er für Itzſteins Denkmünze zu unterzeichnen gewagt?" Der Pfarrer leugnete, und betheuerte bei allen Heiligen ſeine Unſchuld. Darob wurde der Decan nur noch mehr aufgebracht und hielt ihm mit den heftigſten Worten ſeine eigene Unterſchrift vor (die Polizei hatte nämlich die Liſte aufgegriffen). Der Pfarrer, wie vom Donner gerührt, war nunmehr im Stande, ſeine Vertheidigung zu führen, und zum großen Ergötzen des Oberlandes klärte ſich der weitere Sachverhalt auf."

(Zur Beachtung!) Der Gubitz'ſche Volkskalender für 1842 macht aufmerkſam, wie jährlich um die Weihnachtszeit, freilich für einen ſchönen Zweck, die Wälder ihre ſchönſten und zierlichſten jungen Bäume hergeben müſſen, und berechnet, daß in Deutſchland, das 30. Mill. Einwohner in wenigſtens 5,000,000 Familien hat — nur etwa angenommen, daß in dem zehnten Theil von dieſen das Weihnachtsfeſt auf herkömmliche Weiſe gefeiert werde — jährlich 500,000 junge Tannen, uns und unſern Nachkommen zum höchſten Nachtheil, geopfert, und in der Regel nicht durch neue Anpflanzungen erſetzt werden. Es wird zugleich der vernünftige Vorſchlag gemacht, nur Tannenzweige zu dieſem Zweck zu verwenden, welche um einfache Stäbe in Geſtalt von Armleuchtern, Kreuzen, Kronen, Bögen und Lauben u. ſ. w. gebunden werden, und dadurch an Mannichfaltigkeit und Zierlichkeit nur gewinnen.

(Brüſſel, 17. Nov.) Die Entweichung des Hrn. Vandersmiſſen erinnert an eine ähnliche, durch welche der jetzige ſpaniſche Geſandte Hr. Olozaga 1829 zu Matrid dem Galgen entging. Angeklagt, das Haupt einer liberalen Verſchwörung zu ſeyn, ward er von dem berüchtigten Miniſter Calomardo in's Gefängniß geworfen und verurtheilt, in Geſellſchaft von 2 Mitſchuldigen auf dem Platze der Cebada aufgeknüpft zu werden. Hr. Olozaga bewirkte erſt die Flucht ſeiner Freunde und verließ ſpäter ſelbſt als Sänfteträger verkleidet das Gefängniß; auf dem Hofe begab er ſich zur Wache, zündete ſeine Cigarre bei ihrem Feuer an, plauderte mit den Soldaten und gab ſich das Anſehen, als erwarte er Jemanden, und als dieſer nicht erſchien, entfernte er ſich und grüßte den Galgen von Cebada.

Digitized by Google

In dem weiblichen Irrenhaus zu Paris, der Salpetrière, haben neuerdings die Doktoren Fabret und Trelat mit Erfolg den Verſuch gemacht, einen Theil der Irren mit Geſang, Deklamation und dramatiſchen Vorſtellungen zu beſchäftigen. Dieſe Produktionen machten nicht nur auf die Mitwirkenden ſelbſt, ſondern auch auf die Zuhörenden einen ſichtbar günſtigen Eindruck.

Im Verlag von F. **Ricker** zu Gießen iſt erſchienen: „Erinnerungen in Predigten." Zum Beſten der armen Abgebrannten zu Niedereiſenhauſen, herausgegeben von **Rudolph Frank**, evangel. Pfarrer des Kirchſpiels Obereiſenhauſen. Man glaubt um ſo mehr auf dieſe Pretigtſammlung aufmerkſam machen zu müſſen, als ſie ſich durch den ächt-chriſtlichen Geiſt, der ſie durchdringt, auszeichnet, und als ſie in einigen Betrachtungen mehrere zeitgemäße Gegenſtände eben ſo ſchön, als wahr und erſchöpfend behandelt.

(**Neue Ueberſetzung.**) Der franzöſiſche „National" ſchreibt: „In Deutſchland gibt es drei freiſinnige Zeitungen, zwei in Preußen, die Königsberger und die Rheiniſche, und eine in Sachſen, die Leipziger Allgemeine." Das überſetzt die Augsburger Allg. Zeitung alſo in's Augsburgiſche: „Es gibt in Deutſchland drei freiſinnige Zeitungen: die **Augsburger**, die Leipziger und die Rheiniſche."

(**Berlin.**) Nachdem die Geneſung unſeres nunmehrigen geheimen Rathes **Tieck** ſich im Fortſchreiten befindet, hört man wieder von der uns bald bevorſtehenden Aufführung der Tragödien altgriechiſcher Klaſſiker, die Tieck auf den Wunſch des Königs in Scene ſetzen wird. Der **Oedyp** des Sophokles und die **Medea** des Euripides ſollen einſtweilen zur Darſtellung beſtimmt ſeyn. Mendelsſohn will nur die Chöre des erſtgenannten griechiſchen Trauerſpiels in Muſik ſetzen. Die Chöre der Medea eignen ſich nach deſſen Anſicht nicht zur Kompoſition.

(**Frankfurt a. M.**) Nächſten Mittwoch, d. 23. d. M., wird zum Vortheil des Hrn. **Hallenſtein** eine Benefiz-Vorſtellung ſtattfinden, welche demſelben von der Theater-Direktion als Anerkennung und Aufmunterung ſeines Talentes und in Rückſicht, daß die von ihm geſchriebenen Lokalpiecen der Caſſa pekuniären Vortheil gebracht haben, bewilligt worden. Zu dieſer Vorſtellung iſt die eben ſo treffliche, als ſeit einer Reihe von Jahren bei uns nicht aufgeführte Oper von Gretry: **Richard Löwenherz**, durch Sujet und Muſik gleich anziehend, die gegenwärtig in Paris wiederum ſo vieles Aufſehen erregt, in Berlin dieſer Tage als Feſtoper gegeben wurde, — gewählt worden, und damit zum Ernſt auch der Scherz ſich freundlich geſelle, ſo folgt zum Beſchluß des Abends die Lokalpoſſe in vier Abtheilungen, betitelt: **Der Peter in der Fremde** oder **Proſ't Neujahr!** — Wie wir vernehmen, beabſichtigen die Herren **Rudersdorff**, **Haupt** und **Poſch**, unter Mitwirkung von Hrn. B., einen Cyclus von Soiréen zu veranſtalten, in welchen, wie dies früher unter Leitung des Hrn. **Riefſtahl** geſchehen, die ſchönſten und ausgewählteſten Inſtrumental-Quartette anerkannter älterer und neuerer Meiſter auf würdige Weiſe executirt werden ſollen. Den in unſerer Stadt nicht ſeltenen Verehrern klaſſiſcher und gediegener Muſik werden dieſe Abendunterhaltungen um ſo willkommener ſeyn, als ſie durch den Vortrag vorzüglicher Lieder und Geſangsſtücke noch bereichert werden. Wir wünſchen einem ſo löblichen Unternehmen die freundlichſte Aufnahme und die Betheiligung zahlreicher Subſcribenten. Das Nähere wird ſpäter bekannt gemacht werden.

Korreſpondenz.

Offenbach a. M., im Nov.

Dieſer Tage iſt eine neue Omnibus-Fahrt zwiſchen hier und Frankfurt in's Leben getreten. Die Wagen ſind bequem und von gefälliger Form. — Daß an ein ſolches Unternehmen erſt jetzt gedacht wird, iſt allerdings zu verwundern, denn ſicherlich iſt es bei weitem nicht mehr ſo vortheilhaft, als es in früheren Jahren geweſen wäre, wo die Poſt die Bedürfniſſe des Publikums und ihren eigenen Nutzen ſo ganz außer Acht ließ. Wenn nun nicht in Abrede zu ſtellen iſt, daß alle dieſe Fahrgelegenheiten von den Bewohnern Offenbachs ungleich häufiger benutzt werden, als von Frankfurtern, indem jene zum großen Theil ihres täglichen Erwerbs wegen nach Frankfurt gehen müſſen, ferner, daß es jedenfalls für das geſammte Publikum angenehmer und vortheilhafter iſt, jede halbe Stunde in einem guten Wagen abfahren zu können, als nur jede Stunde in einem unbequemen, endlich daß nach bekannter Erfahrung durch vermehrte und verbeſſerte Reiſegelegenheit auch die Zahl der Paſſagiere, d. i. der gegenſeitige Verkehr, zunimmt, wobei natürlich Offenbach mehr intereſſirt iſt, wie Frankfurt; ſo ſollte man meinen, das neue Unternehmen könne uns nur erwünſcht geweſen und wir müßten erfreut ſeyn, daß fremde Kutſcher, trotz der Zweifelhaftigkeit des Gelingens, es gewagt haben, mit der im Beſitz mancher Begünſtigungen ſich befindenden Poſt in Concurrenz zu treten, und dadurch unſerer Stadt einen in die Augen fallenden Nutzen zu verſchaffen. Wie ſehr nun wird man ſtaunen, wenn man hört, daß dem nicht alſo war. Wir wollen jedoch hoffen, daß von nun an und ſo lange hieſige Kutſcher zu einem ſolchen Unternehmen weder Luſt noch Geld haben, Fremde nicht gehindert werden, uns recht oft und viele Gäſte zuzuführen. Ein entgegengeſetztes Verfahren widerſpräche einer geſunden Politik und dem hieſigen Intereſſe.

Stuttgart, 14. Nov.

Fräul. **Marr**, die vielfach Gefeierte, hat uns in voriger Woche verlaſſen, um wieder im nächſten Jahre und, wie man hört, für immer zu uns zu kommen. Fräul. **Evers** dagegen ſoll eine Reiſe nach Italien beabſichtigen. — Gegenwärtig gibt die in öffentlichen Blättern ſchon beſprochene franzöſiſche Schauſpielergeſellſchaft Vorſtellungen im hieſigen k. Hoftheater. — Ein in dieſen Tagen bei nach Umſtänden milder Witterung eingetretener Regen hat uns nicht nur den Schnee, ſondern auch (zunächſt wenigſtens) die Furcht vor einem neuen Aufſchlage der ohnehin ſo hohen Brodpreiſe genommen, indem nunmehr zugleich die Ausſaat der Winterfrüchte möglich gemacht und das Einheimſen der da und dort noch außen ſtehenden erleichtert iſt.

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 22. Nov. (Zum Erſtenmale wiederholt): **Ein weißes Blatt**, Schauſpiel in 5 Aufzügen, von Carl Gutzkow.

Mittwoch, 23. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. **Hallenſtein**, neu einſtudirt): **Richard Löwenherz**, Oper in 3 Abth., aus dem Franzöſiſchen von Andre, Muſik von Gretry. Hierauf folgt (zum Erſtenmale): **Der Peter in der Fremde**, oder: „Proſ't Neujahr!" Localpoſſe in 1 Act und 4 Tableaux. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. F. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 323. Mittwoch, den 23. November 1842.

Die Papageien und die Sternenträger.

Novelle aus den Zeiten des Interregnums.

(Fortsezung.)

II.

Ritter Eglin Eptingen, Herr zu Eichenberg, war ein Mann von kaum acht und zwanzig Jahren; er hatte einen hohen Wuchs, einen starken Körperbau, und ein Gesicht, in welchem Trotz und Gutmüthigkeit sich paarten; Frauen und Jungfrauen hielten ihn für einen schönen Mann. Eglin war unter den Augen eines tapfern, stolzen und rauhen Vaters, des Ritters Gottfried von Eptingen, herangewachsen; er konnte seinen Namen nicht schreiben, aber ein Roß tummeln, wie Keiner, und Schwert und Speer handhaben wie der tapferste Edelmann im Reich; solches hatte er auch in den vielen kleinen Fehden seiner Vaterstadt und seines Hauses sattsam dargethan, und deshalb schon im zwanzigsten Jahre seines Alters sich den Ritterschlag erworben. Bis zu seinem drei und zwanzigsten Jahre hatte des jungen Ritters Herz kein anderes Gelüste empfunden, als in seinen Wäldern den wilden Eber und den flüchtigen Hirsch zu jagen, und nach Umständen einem Feind den Schädel zu spalten, ganz so wie er es von seinem Vater gesehen und gelernt hatte; seit dieser Zeit aber war eine Veränderung in seinem Innern vorgegangen. Die Bärenhetzen und Saujagden wollten ihm nicht mehr das frühere Vergnügen gewähren, noch weniger lustige Trinkgelage, bei denen er sonst der ausgelassenste Geselle gewesen. Ritter Eglin wurde plötzlich sentimental, ging im Mondschein spazieren, und versuchte sogar Reimleins zu fertigen, um die Gefühle seines Herzens auszudrücken. Wer errätd nicht, daß Ritter Eglin verliebt war?

Zu Straßburg, bei einem glänzenden Turnier war es, wo seine Stunde geschlagen. Der Ritter, welcher mit vielen anderen Baseler Herren dem Turniere beigewohnt, hatte sich am Tage in schwere Rüstung gehüllt, wacker in den Schranken herum getummelt, manch tapferen Kämpen in den Sand streckend, und Abends, in Sammt und Seide gekleidet, dem Bankett, dem Turnierplatz der Minne, beigewohnt. Viele herrliche Frauen waren zugegen mit ihren gefährlichen Blicken und süßtönenden Worten, und der tapfere Eptingen, dessen Herz bisher allen Pfeilen Amors männlich widerstanden, ward hier von einem schlanken, braunlockigen fünfzehnjährigen Fräulein besiegt. Zwar hätte es dem Ritter zu einigem Trost gereichen können, daß die Siegerin gar nicht abgeneigt schien, sich dem Besiegten auf Gnade und Ungnade zu ergeben, da sie sein Bild schon seit mehreren Monden in ihrem jungen und jungfräulichen Herzen getragen, ohne daß er eine Ahnung davon gehabt hatte; aber die Feindschaft der Väter, die zu allen Zeiten, und besonders in der romantischen Ritterzeit, stets eine so bedeutende Rolle in den Liebesromanen gespielt, trat auch hier als finstres Schicksal dazwischen. Fräulein Gieda war nämlich die Tochter des alten Ritters Mönch von Mönchenstein, Stadtschultheißen von Basel, des grimmigsten Feindes derer von Eptingen und das Haupt der Papageien.

Ritter Eptingen von Eichenberg, welcher zwar alsbald, noch während des abendlichen Banketts zu Straßburg, hinter dieses Sachverhältniß kam, gab doch, wie gewöhnlich Verliebte zu thun pflegen, die Hoffnung nicht auf, alle Schwierigkeiten mit Hülfe seines Schutzpatrons zu überwinden und sein Fräulein dennoch heimzuführen. Fräulein Gieda war dieser Meinung auch, und da Beide an der Verwirklichung ihrer Hoffnung nicht im mindesten zweifelten, so glaubten sie auch keine Ursache zu haben, ihrer Neigung zu entsagen, und fuhren fort, sich dann und wann heimlich zu sehen, versteht sich in aller Ehrbarkeit, wie es einem frommen Rittersmann und einem tugendsamen Fräulein des dreizehnten Jahrhunderts geziemte.

Der alte Ritter Gottfried von Eptingen war Anfangs gar nicht abgeneigt, den Mönchensteinen von Benken die Hand zur Versöhnung zu bieten, und hielt eine eheliche Verbindung seines Sohnes mit einem Fräulein von Mönchenstein als das geeignetste Mittel hiezu. Aber kaum entdeckte Herr Hug, des Fräuleins Vater, das unwillkommene Liebesverhältniß, als er schroffer denn je denen von Eptingen gegenüber trat, seine Tochter, bis sich ein willkommnerer Freier für sie fände, in das Kloster St. Maria Magdalena wies, wo ihrer Mutter Schwester, die ehrwürdige Frau Brunhilde ze Rhin, Priorin war, wodurch jede fernere geheime Zusammenkunft der Liebenden unmöglich wurde.

Die nun hervorbrechende größere Erbitterung der Häupter der beiden Ritterparteien erstreckte sich natürlich auch auf die übrigen Glieder derselben; ihre Anfangs aus geringfügigen Anlässen entstandene Feindschaft hatte sich bereits dermaßen gesteigert, daß sie eine blutige Katastrophe herbeizuführen drohte, was für die Stadt Basel um so bedenklicher war, da das Ansehen des damaligen Bischofs noch wenig befestigt; das des

Digitized by Google

Kaisers, seit dem Fall der Hohenstaufen, fast Null war, hohe und niedere Vasallen aber nicht säumten, die Bande ihrer Lehnespflicht allmählig zu lockern, und der Stärkere den Schwächeren zu bewältigen suchte.

Die Sonne war längst untergegangen, als Ritter Eglin mit seinen Knechten und dem befreiten Lux Daß langsam die Höhen des Jura hinauf ritt, um nach Burg Eptingen zu gelangen, wo Eglins Vater, der alte Ritter Gottfried, hauste. Eglin war etwas voraus, um sich ungestört den Gedanken an seine Liebe überlassen zu können, und Plänen nachzugrübeln, wie er mit List oder Gewalt dennoch in den Besitz seiner Gieda kommen könne, dem alten Mönchenstein zum Hohn und Trotz.

Die Reisigen hörten mittlerweile mit gedankenlosem Wohlbehagen die Schnurren, Mährleins und Legenden, die ihnen der bucklige Lux mit geläufiger Zunge und heiterm Humor zum besten gab. Sie ritten eben durch einen engen Paß, den man die Teufelsschlucht nannte, und mußten wegen dem schmalen Raum sich einzeln hintereinander reihen.

(Fortsetzung folgt.)

Fachreddin, der Drusenfürst.

(Historische Bilder aus der Geschichte Syriens; von S. Mactea.)

(Fortsetzung.)

Der unglückliche Fürst des Libanons warf jetzt in trostlosem Schmerz seinen Turban zur Erde und zerraufte die schwarzen Haare seines Hauptes und seines langen dichten Bartes.

„Die Sonne meines Lebens ist untergegangen", jammerte er mit lauter Stimme, „und unheilbares Verderben hereingebrochen über das Haus Maan Oghli! Zwei meiner Söhne sind lebendig begraben in dem Haß meiner Feinde, und das Haupt meines Erstgebornen wird verhöhnt auf den Thoren von Damaskus. Nicht ist mir der schmerzliche Trost vergönnt, nach der Sitte meines Volkes seinen Leichnam mit köstlichen Kleidern zu schmücken und mit seinen schönsten Waffen zu zieren; die Verwandten und Befreundeten werden nicht klagen und weinen im Gezelt der Trauer vor dem gefällten herrlichen Sprößling Maan Oghli's, noch die Helden seines Volkes auf ihren Rossen ihn zu Grab geleiten; kein heiliger Akal wird ihn zur Ruhe beten; sein Rumpf wird ungekannt unter den Haufen erschlagener Freunde und Feinde in gemeinsamer Grube vermodern; Schakale und Hyänen werden seinen Todtenhügel besuchen und darauf heulen durch die nächtliche Stille! Und ihr meine Söhne, Manssur und Husein! Manssur, Du Stolz Deines Hauses, und Du, Husein, Liebling meiner Seele und Augenweide Deiner Mutter! ach, zu Sklaven wird man Euch machen von Sklaven und in Euch höhnen die bisherige Freiheit Eures Volkes! Ach, warum mußte ich diesen Tag der Schmach erleben und des Jammers!"

So klagte der fürstliche Vater um seine Söhne, aber unbeschreiblich war der Schmerz seiner geliebten Gemahlin, der leidenschaftlichen Chaschia, als sie das Loos ihres Sohnes Husein erfuhr; ihr Schmerz glich wilder Raserei und vermehrte des Emirs Gram und Kummer, der sich bald in jene düstere Apathie verwandelte, welche ihn immer bei widrigem Geschick heimzusuchen pflegte. Das Haus Maan Oghli ging jetzt mit Riesenschritten seinem Untergang entgegen.

Noch würde vielleicht das Schicksal Fachreddins sich gewendet haben, hätte er bei Rabac, dem geschlossenen Freundschaftsbündniß zu Folge, Schutz gesucht; aber er hoffte in unbegreiflicher Verblendung immer allein noch auf Hülfe und Rettung des befreundeten abendländischen Fürsten. Vielleicht auch würde ihm Toscana's Hülfe nicht entgangen seyn, hätte nicht gerade um diese Zeit die schrecklichste Pest jenes Land heimgesucht; der Vatican aber ließ es wie früher bei Versprechungen bewenden.

Während Fachreddin mit solchen trügerischen Hoffnungen sich täuschte und die zweckmäßigsten Rettungsmittel versäumte, verstrich der Winter, und die türkische Flotte unter Dschaaferpascha landete neuerdings an der syrischen Küste. Diesmal hatte der Kapudan Pascha den freundschaftlichen Wink von seinem Gebieter erhalten, wenn er seinen eignen Kopf behalten wolle, so möge er ihm den Kopf des Drusenhäuptlings liefern, gleichviel, ob todt oder lebendig. Da nun der türkische Admiral natürlich seinen eignen Kopf nicht verlieren wollte, so konnte der unglückliche Fachreddin mit allen seinen Schätzen nicht mehr den seinigen loskaufen. Dschaaferpascha blokirte streng die ganze Küste, daß nicht eine Barke durchzuschlüpfen vermochte, und der Fürst, ohne Aussicht auf Flucht, mußte in der Unüberwindlichkeit seiner Burgen seine Rettung suchen.

Aber der von herbem Mißgeschick Heimgesuchte mußte nun noch die bittere Erfahrung machen, wie seine treuesten Anhänger beim Erbleichen seines Glückssterns sich von ihm abwandten, ihn verließen und seine Festungen übergaben; nur noch einige seiner Getreuen hielten bei ihm aus, und vielleicht auch diese nur in der Hoffnung, aus dem bevorstehenden Schiffbruch köstliche Trümmer zu erbeuten.

Die unzugänglichen Berghöhlen von Schuf am südlichsten Ende des Libanons suchte der entmuthigte Fachreddin als letzten Zufluchtsort, nachdem er sie mit Vorräthen für ein halbes Jahr hatte versehen lassen. Nur vermittelst einiger Balken, unter welchen sich ein ungeheurer Abgrund befand, konnte man in diese Räume gelangen. Hier verbarg sich der ehedem so mächtige Fürst des Libanons mit seinen jüngeren Söhnen und fünfzig Männern, die er für seine geprüftesten Freunde und Diener hielt; seine vier Gemahlinnen ließ er zu Deiral-Kamr.

Der Winter mit seinen Stürmen rückte bereits heran, und noch blokirte der türkische Admiral Dschaaferpascha vergeblich den Schlupfwinkel Fachreddins. Kutschuk, Statthalter von Damaskus, welcher den Kapudan Pascha nachdrücklich unterstützt hatte, zog ab, da er in seinem eignen Gebiet von den Auranitiden bedroht wurde; selbst Dschaaferpascha sann schon bekümmert auf den Heimzug, da die nahenden Winterstürme seiner Flotte keinen Aufenthalt an diesen gefährlichen unsichern Küsten gestatteten. Der gebeugte Drusenfürst wäre wohl dieses Mal noch seinem tragischen Geschick entgangen, hätte nicht der Verrath ihn in die Hände seiner Feinde gespielt.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Beitrag zur Feier der 25jährigen Stiftung der Senckenbergiſchen naturforſchenden Geſellſchaft am 22. November 1842.

So eben hat eine Schrift die Preſſe verlaſſen, welche von den zahlreichen Freunden der Wiſſenſchaft in Frankfurt a. M. mit der freundlichſten Theilnahme aufgenommen und mit Intereſſe geleſen werden wird. Der Inhalt derſelben iſt einerſeits als ein ſchöner Beitrag zur Culturgeſchichte unſerer Stadt und namentlich eines der wichtigſten Inſtitute derſelben zu betrachten, anderntheils ſpricht ſich in demſelben ein klarer und auf den Höhen der Zeit ſich bewegender Geiſt in gehaltvoller Darlegung aus. Einer der geachtetſten Aerzte und freiſinnigſten Männer unſerer Mainſtadt, Hr. Dr. med. J. M. Mappes, ſpendet hier, als einen Beitrag zur Feier der 25jährigen Stiftung der Senckenbergiſchen naturforſchenden Geſellſchaft am 22. Nov. 1842, die Sammlung ſeiner im hieſigen naturgeſchichtlichen Muſeum gehaltenen Feſtreden. Der Ertrag dieſer werthvollen Schrift iſt für die Senckenbergiſche mediciniſch-naturwiſſenſchaftliche Bibliothek beſtimmt. Zweck und Inhalt des vorliegenden Buches können wir nicht beſſer bezeichnen, als durch Mittheilung einer Stelle des Vorworts, in welchem der geſchätzte Verfaſſer ſich alſo vernehmen läßt: „Der am 22. Nov. 1817 hier geſtifteten und mit einem verehrungswürdigen Namen bezeichneten naturforſchenden Geſellſchaft lag die Idee zu Grunde, ſowohl die wirklichen Pfleger der Naturwiſſenſchaften zu gemeinſamem Wirken im engern Kreiſe zu vereinigen, als auch mit allen Denen in Beziehung zu treten, welche Freunde dieſer Wiſſenſchaften, aus ihnen gerne Belehrung und Anregung ſchöpfen und ſie ſelbſt fördern helfen wollten. Zu dieſem Zwecke iſt unter Anderem auch in den Statuten verordnet, daß alljährlich eine öffentliche Sitzung veranſtaltet werden ſolle, in welcher für das größere Publikum geeignete Vorträge gehalten und über den Zuſtand und die Leiſtungen der Geſellſchaft Bericht erſtattet würde. Dieſe öffentlichen Jahres-Sitzungen, zum erſten Mal am Stiftungstage im Jahre 1821, dann jedesmal am erſten Sonntage des Frühlingsmonates, waren durch den Geiſt der Theilnehmenden nicht weniger als durch die dabei getroffenen Anordnungen zu ſchönen in einmüthiger Freude begangenen Feſten geworden, deren manche gewiß heute noch Vielen in angenehmer Erinnerung ſeyn werden. Seit dem Jahre 1821 fortwährend in der Eigenſchaft eines Sekretärs in die Direktion gewählt, bis ich es zu Ende des Jahres 1840 für gut fand, von dieſer Stelle abzutreten, war es zunächſt mein Beruf, jene geſetzlich vorgeſchriebenen Berichte abzuſtatten, denen ich bemüht war durch beigefügte weitere Mittheilungen das Ermüdende der Einförmigkeit zu benehmen.“ — In vierzehn Abſchnitten und Jahresberichten finden wir hier intereſſante Momente und wichtige Ereigniſſe aus der Geſchichte einer Anſtalt verzeichnet, welche nicht wenig dazu beigetragen hat, den Sinn für Naturforſchung und Naturgeſchichte bei uns zu beleben und zu verbreiten, und deren reiche Sammlungen von Fremden und Einheimiſchen mit Nutzen und Vergnügen betrachtet werden. Außer einer Gallerie von Schilderungen und Skizzen hiſtoriſchen und biographiſchen Inhaltes ſind es nicht minder die geiſtvollen und klaren Anſichten des Verfaſſers über mancherlei Gegenſtände und Fragen der Wiſſenſchaft und des Lebens, die hier unſere Aufmerkſamkeit feſſeln und bei denen wir mit Theilnahme verweilen. Indem wir uns der angenehmen Pflicht entledigen, das Erſcheinen dieſer vaterſtädtiſchen Schrift zur Anzeige gebracht zu haben, zweifeln wir nicht, daß dieſelbe überall Eingang finden und von zahlreichen Verehrern der Senckenbergiſchen Anſtalt acquirirt werden wird. Druck und Papier (J. D. Sauerländer) ſind ſchön und geſchmackvoll.

Mannichfaltigkeiten.

(Bamberg, 15. Nov.) Die Schiffbarmachung der Altmühl im Donau-Mainkanal iſt ſo weit fortgeſchritten, daß ſie von mit einigen Hundert Centnern beladenen Schiffen bald wird befahren werden können. Die Felſenſchichte bei Oberau iſt vollkommen in einer Breite von 25 Fuß bis zu einer Tiefe von 6 Fuß ausgebrochen. Die Beſchränkungsarbeiten von da abwärts bis Kelheim ſind ſehr weit fortgeſchriten; doch fanden ſich auch hier mehrere Stellen, an welchen ſich der Fluß wegen feſten Bodens, ungeachtet der Beſchränkung auf die Normalbreite, nicht ſelbſt vertiefen kann, ſondern dazu künſtlicher Hülfe bedarf. Ueberhaupt kann der Zeitpunkt der Erreichung der vollkommenen Tiefe des Fluſſes nicht vorausgeſehen und beſtimmt werden, weil dieſer ſie größtentheils ſelbſt hervorbringen muß, und die Kunſt ihm hiebei nur behülflich ſeyn kann, und wann und in welchem Maße dies geſchehen muß, erſt während der Ausführung der dafür nothwendigen Arbeiten ermeſſen werden kann. Da übrigens die Arbeiten bei Kelheim zwiſchen der Donau und der Altmühl vollendet ſind, und der Fahrt aus dem einen Fluſſe in den andern kein Hinderniß mehr im Wege ſteht, und eben ſo die Schleußen zur Umgehung der Wehre bei Schellenck und Riedenburg, ſo kann die Altmühl von Kelheim bis Dietfurt, wenn auch nur erſt mit unvollſtändiger Ladung befahren werden. Man irrt ſehr, wenn man glaubt, daß, wenn alle für die Ausführung eines Kanals nothwendigen Arbeiten vollendet ſind, dieſer auch ſelbſt vollendet ſey: denn nun wird erſt die Mitwirkung der Natur für denſelben nothwendig, und dieſe vorzüglich für die erſte Füllung deſſelben mit Waſſer und für die Erhaltung der für die Fahrbarkeit des Kanals hinlänglichen Tiefe. Der Ludwigkanal wird eine Waſſermenge von ungefähr 125 Millionen Kubikfuß faſſen. Allein allen bisher an dieſem Kanale gemachten Beobachtungen zufolge, wird ſeine erſte Füllung ungefähr dreißig Mal ſo viel, folglich ungefähr 3750 Millionen Kubikfuß Waſſer bedürfen. Dieſe können nur während den im Herbſt und Frühling eintretenden Regen und bei dem Schmelzen des Schnees erwartet werden, und dann iſt die baldige Füllung des Kanals und die Erhaltung der nöthigen Waſſertiefe in demſelben nur durch die künſtliche Trübung des Waſſers, die mit einer günſtig und ſchnell erfolgenden Wirkung an dieſem Kanale, ſo viel wir wiſſen, zuerſt angewendet worden, möglich, denn die Erfahrung hat bisher an allen anderen Kanälen, an welchen dieſes Mittel nicht angewendet worden, hinlänglich gezeigt, daß ohne daſſelbe Jahre erfordert werden, bis ein Kanal ſo waſſerdicht wird, als er es werden kann und ſoll.

(Dresden, 16. Nov.) Einen ſchmerzlichen Verluſt erlitt die hieſige Kapelle durch den geſtern Morgen erfolgten Tod des Muſikdirektors Ritter Raſtrelli, eines Mannes, welcher der

Digitized by Google

muſikaliſchen Welt durch mehrere ſehr gute Compoſitionen bekannt iſt, bei den Mitgliedern der Kapelle aber, eben ſo wie bei denen der Oper wegen der beſondern Sorgfalt und Unverdroſſenheit beliebt war, mit denen er ſein Dirigentenamt verwaltete.

In einer „Begrüßung", welche der Hofrath Dr. **Förſter** unlängſt bei dem Feſtmahle auf dem Bahnhofe bei Frankfurt a. d. O. ſprach, kommt folgende Stelle vor:

Nun aber wirkt ein neues Element,
Dampf, Aether, Geiſterhauch — wie Ihr es nennt,
Nicht ein vorüberfliegender Gedankenträger,
Nicht ein aufblitzender Sternſchnuppen-Jäger,
Vielmehr der Raum- und Zeiten-Ueberwinder,
Der Tauſend Meilen weit Entfernungen-Verbinder,
Und wer ſich ihm vertraut, als ſchönſten Lohn,
Er nimmt Euch mit in eigenſter Perſon.
Der Wunderkräfte Lob ſey heut geſungen,
In ihrem Ruhme freudig angeklungen,
Vorwärts, wir laſſen uns nicht mahnen,
„Gedanken! Licht! und Eiſenbahnen!"

Unter fröhlichem Gläſerklang ſtimmte die Verſammlung in dieſen, der guten Sache geltenden Toaſt ein.

Hr. **Piſchek** iſt in Berlin in einer dritten Gaſtrolle als Figaro im Barbier von Sevilla aufgetreten und hat ſich fortwährend einer freundlichen Aufnahme ſeines dortigen Gaſtſpieles zu erfreuen. Derſelbe wird, wie wir vernehmen, in den letzten Tagen d. Mts. in Frankfurt wieder eintreffen.

Wenn's ſo fortgeht (meint die Dorfzeitung), ſo kann man in der Nähe gar Niemanden mehr beſuchen. Wieder will Einer eine Erfindung gemacht haben, durch die man 60 Stunden in einer Stunde fährt; ein Anderer, Namens Schanz, will über die höchſten Berge mit der Eiſenbahn fahren. In Paris ſoll man ſchon die Sache unterſucht haben. Iſt nach zwei Monaten wieder vorzulegen.

(**Frankfurt**, im Nov.) Unſere gemüthliche Sängerin Dem. **Capitain** wird Anfangs Januar eine Reiſe nach Paris antreten und während ihrer Abweſenheit Mad. **Lehmann-Rauch** vom Mannheimer Hoftheater hier gaſtiren, welche Kunde den Kunſtfreunden beſondere Freude macht.

Korreſpondenz.

Mainz, 19. Nov.

„Halt' ein mit deinem Segen!" möchten wir faſt ausrufen bei der Uebermenge von Abendunterhaltungen, die uns in der letzten Zeit überfluthen, wenn ſie uns gleich viel Treffliches geboten haben: wir hörten und ſahen nämlich kurz hintereinander im Caſinoſaale **Döhler**, **Steiner**, **Bazzini** (zum zweiten Mal) und **Kaufmann**. Wie intereſſant war es für Viele, Hrn. **Döhler**, deſſen Compoſitionen und Meiſterruhm längſt ſchon zu uns gekommen war, auch perſönlich kennen zu lernen und zu bewundern! Mögen jetzt unſere Kunſtrichter und Richterinnen dem Würdigſten, Liebenswürdigſten, der drei Pianoforte-Heroen der Neuzeit, **Döhler**, **Liſzt**, **Thalberg** die Palme zuerkennen! **Döhler** ſpielte auf 2 Flügeln aus der Fabrik von B. Schott's Söhnen, und gab auf's neue den Beweis, daß dieſe Inſtrumente, durch ſorgfältige, geſchmackvolle und ſolide Arbeit weithin bekannt, ſich auch durch Kraft und Fülle zum Konzertvortrage eignen. — **Steiner's** elektromagnetiſchen und galvaniſchen Experimenten und **Kaufmann's** mechaniſchen Tonwerkzeugen mit den wunderlichen Namen wurden auch bei uns der gebührende Beifall gezollt. — In Betreff **Bazzini's** haben wir mitzutheilen, daß er in ſeinem letzten Konzerte ein noch größeres Auditorium anzog und entzückte. Auch ſeine Compoſitionen (beſonders anſprechend war ein Quartett für die Violine allein) zeugen von Genialität und wahrer Befähigung des jungen Violin-Virtuoſen, deſſen Namen ohne Zweifel ſehr bald in der Kunſtwelt allgemeinen Klang und Glanz erlangen wird. — Inzwiſchen geht es in unſerm Theater ſo ſo. Die neue Direktion hat uns ein großentheils neues Perſonale herbeigebracht, mit dem ſich wohl etwas Tüchtiges anfangen läßt; — aber außer einigen neuen (und wohl produzirten) Luſtſpielen wurden uns bis heute faſt lauter Antiquitäten vorgeführt, — ein Mißſtand, der beſonders den Opernfreunden nachgerade zu lange dauert. Wem die Urſache davon zuzuſchreiben, ob der Taktſtock den alten Schlendrian recht bequem fortzuhämmern wünſcht, oder ob unſere erſte Nachtigall, die für die Jahreszeit noch recht fertige Triller ſchlägt, dabei jedoch leider durch Schreien und mannigfache Affectation oft die Kraft erſetzen und Beifall der getäuſchten Menge gewinnen zu wollen ſcheint, ſich in den Bezirken ihrer frühern Triumphe am liebſten herumbewegt, oder wo ſonſt die Schuld liegt: wer könnte dies entſcheiden? —

Oberrad. —

Bei Einführung der Geſellſchaftswagen zwiſchen Frankfurt und Offenbach ſpricht ſich auch der Wunſch bei den Einwohnern von Oberrad aus, daß ſolche in Mitte des Orts (an der Kirche) einige Minuten anhalten möchten, um Perſonen ein- und ausſteigen zu laſſen; da Oberrad den Mittelpunkt von Frankfurt und Offenbach bildet, ſo ließe ſich erwarten, daß bis hierher auch nur die Hälfte der Taxe bezahlt würde. Da Oberrad in letzteren Jahren von dem Beſuch der Frankfurter ſehr zurückgeſetzt worden, wodurch namentlich die Wirthe ſehr verloren haben, ſo wäre es vielleicht möglich, daß dieſer gewiß ſo ſchön gelegene Frankfurter Ort wieder die Aufmerkſamkeit der uns ſo lieben Frankfurter durch Vermittelung dieſer Anſtalt gewänne.

Muſeum.

Wegen des auf nächſten Freitag den 25. November fallenden **Buß- und Bettags** muß das Muſeum ausgeſetzt bleiben. Dagegen iſt die Einrichtung getroffen worden, daß die noch für dieſes Jahr beſtimmten **drei Muſeumsabende**

Am 2. Dezember,
Am 9. Dezember, und
Am 23. Dezember

ſtattfinden ſollen.

Frankfurt a. M., den 21. November 1842.

Der Vorſtand.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 23. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. **Hallenſtein**, neu einſtudirt): **Richard Löwenherz**, Oper in 3 Abth., aus dem Franzöſiſchen von André, Muſik von Gretry. Hierauf folgt (zum Erſtenmale): **Der Peter in der Fremde**, oder: „Proſ't Neujahr!" Localpoſſe in 1 Act und 4 Tableaux. Abonnement suspendu.

Redakteur: J. F. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 324. Donnerstag, den 24. November 1842.

Kleine Freuden.

(Von Ludwig Hub.)

Süße, kleine Lebensfreuden,
Die so Mancher übersieht
Von den stolzen, reichen Leuten,
Euch ertöne froh ein Lied!
Wer's versteht, euch zu genießen,
Sieht euch allenthalben sprießen;
Sey die Hütte noch so klein,
Ueberall könnt ihr gedeih'n.

Schöpferlust, die wir empfinden,
Wenn der zarte Flor gedeiht
Treugepflegter Hyazinthen
Unter Glas zur Winterszeit!
Wie belohnet sich das Mühen,
Wenn in vollem Schmuck sie blühen!
Keine Blum' in Florens Reich
Kommt den selbstgezog'nen gleich.

Hoffnung, schön und voller Süße,
Die das Elternherz durchdringt,
Wenn das Kind voll Gickelsfüße
Seine erste Schreibschrift bringt!
Jeder Vater glaubt zu haben
Einen wahren Wunderknaben;
Weich Entzücken ihn durchbebt,
Weiß nur der, der's selbst erlebt.

Nach der Arbeit saurer Wochen
Rastet jetzt die fleiß'ge Hand;
Feiertag ist angebrochen
Und man trägt das Festgewand.
Wie erquickend und wie labend
Ist schon so ein Samstag-Abend!
Welches köstliche Gefühl
Nach dem Werkeltagsgewühl!

O wie schön, wenn um die Weile
Sturm und Regen tobt mit Wuth
Und man in dem weichen Pfeile,
Träumend von dem Süden, ruht!
Wenn an unsern Fensterscheiben
Sich der Nordwind übt im Schreiben
Und am wärmenden Kamin
Pfeifchens Wolken uns umzieh'n.

Der ist wahrlich zu beklagen
Als ein Neuling im Genuß,
Der noch nicht im Schach geschlagen
Einen alten Praktikus, —
Dem noch holde Phantaseen
Nie ein neuer Rock verliehen, —
Dem ein Tagesblatt noch nicht
Abgedruckt hat sein Gedicht. *)

Kleine Freuden dutzendweise
Blüh'n auf jedem Lebenspfad;
Auch in dem beschränkten Kreise
Wuchert reichlich ihre Saat.
Frühling, Sommer, Herbst und Winter
Bieten sie dem weisen Finder,
Und so arm ist wohl kein Tag,
Der nicht eine bringen mag.

Schmückt mich auch kein äuß'rer Schimmer,
Hab' ich auch kein Gut und Gold,
Dennoch bleib' ich treulich immer
Meinen kleinen Freuden hold;
Sie auch können hoch beglücken,
Drum will ich sie dankbar pflücken.
Mögt die Rose ihr erhöh'n,
Auch das Veilchen find' ich schön.

*) Von Gedichten zu reden! Demnächst erscheint auf Subscription im Verlage der Buchdruckerei von J. F. Bach, Allerheiligengasse, Lit. B Nro. 140, eine zweite Folge meiner „Gesammelten Gedichte", die, in Form und Umfang der ersten gleich, außer den neuesten, in hiesigen Zeitblättern enthaltenen Stücken, auch mehrere bisher noch ungedruckte enthalten wird. Indem ich alle meine Freunde und Gönner zu recht zahlreicher baldiger Betheiligung an diesem zu meinem Benefize veranstalteten Unternehmen einlade, bemerke ich noch, daß Listen zur Unterzeichnung sowohl bei mir als auch bei dem genannten Verleger aufliegen. Der Subscriptionspreis ist 36 Kr. (später 48) und wird erst bei der Ablieferung des Bändchens entrichtet. L. Hub.

Digitized by Google

Die Papageien und die Sternenträger.

Novelle aus den Zeiten des Interregnums.

(Fortſetzung.)

„Bei den Kühen der heiligen Chriſchona, Du biſt ein Kauz, wie er mir noch nicht vorgekommen," brach während einer eingetretenen Pauſe der Knappe Kurt, welcher zuletzt ritt und den launigen Datz hinter ſich auf dem Pferd hatte, beifällig aus. „Wahrhaftig, Männlein, Du ſiehſt einem Froſch ähnlicher als einem Menſchen; aber wenn nicht der Leviathan in dem Juwelenkäſtlein hockt, das Du zwiſchen Deinen Schultern trägſt, ſo will ich vierzehn Tage keinen Humpen Weins anrühren."

„Und wer ſagt Dir denn, daß dem nicht ſo iſt?" raunte Lur ſeinem Vordermann zu. „Was meinſt Du, mein Junge, wenn ich nun wirklich ein Geſelle der Hölle, oder gar der böſe Feind ſelbſt wäre?"

Dem Knappen blieb das Gelächter, das er ſo eben ſeinem eigenen Witz zollen wollte, vor Schrecken in der Kehle ſtecken; eiskalt krabbelte das Entſetzen ihm über den Rücken und ſträubte unter der Blechhaube ſeine borſtigen Haare. Die Unheimlichkeit des verrufenen Ortes, an dem ſie ſich in dieſem Augenblick befanden, und die noch unheimlicheren Reden ſeines Hintermannes, der einem geſpenſtigen Kobold ähnlich ſah wie ein Ei dem andern, mußte natürlich einem Kriegsmann des dreizehnten Jahrhunderts den Angſtſchweiß auf die Stirne treiben, der ſonſt vor Nichts zu zittern gewohnt war, als vor dem Teufel und deſſen Geſellen. Lur Datz ergötzte ſich einige Augenblicke an der Furcht des ſich eifrig bekreuzenden Knappen, der jeden Augenblick fürchtete, für ſeinen Spott des Zauberers Tücke oder gar die Krallen Leviathans in ſeinem Nacken zu fühlen.

„Mögen Dich alle Heiligen in ihren abſonderlichen Schutz nehmen, mein guter Kurt," beruhigte endlich der Bucklige lachend den Furchtſamen; „aber mir däucht, daß Du ein Bruder Haſenherz biſt. Fürchte nichts, ich bin, trotz meiner Froſchgeſtalt, ein eben ſo frommer Chriſt wie Du, und der ganz ehrliche Sohn eines Roßtäuſchers, den vor Jahren der alte Mönch von Mönchenſtein an dem Thorflügel ſeiner Burg aufknüpfen ließ. D'rum Pereat den Mönchenſteinern, ſo lange ich lebe!"

Kurt ſchöpfte wieder leichteren Athem; aber nun ſchwell ihm erſt der Kamm.

„Ich bin ein Kerl, dem das Herz immer auf dem rechten Flecke ſitzt, wenn es d'rauf und d'ran geht," fuhr er erboſ't auf; „aber mit derlei Späßen und Redensarten mußt Du mir vom Leibe bleiben, Männlein, oder Du fliegſt in den Koth wie eine Eichel, die man den Schweinen vorwirft."

Die berüchtigte Schlucht war jetzt ohne allen Unfall paſſirt und die Reiſigen gelangten in einen breiteren Bergweg. Kurt, der mit ſeinem Schutzbefohlenen etwas zurück geblieben war, ſpornte ſein Roß, um ſich dieſen wieder zuzugeſellen.

„He! Ritter vom Kohlenberg, erzählt uns noch ein ſchnurriges Mährlein oder eine erbauliche Legende! 's iſt Keiner im ganzen Schweizerland, der's ſo prächtig kann als Ihr!" rief Einer aus dem Reitertroß.

„Meinetwegen, ich will es thun," erwiederte der Geſchmeichelte bereitwillig, und begann ſofort: „Es war ein Mal in Engelland eines Königs Tochter, die hieß Urſula. Dieſe Prinzeſſin war weit und breit berühmt ob ihrer gar großen Frömmigkeit und Gottesfurcht. Eines Tages überkam ſie der unwiderſtehliche Eifer, gen Rom zu ziehen, um das Angeſicht des heiligen Vaters zu ſchauen, und auf dem Grabe der Apoſtel Petri und Pauli anzubeten. Als das in Engelland ruchbar wurde, erhoben ſich bei ſiebenzigtauſend Jungfrauen, die alle gewillt waren, der Pilgrimſchaft der frommen und tugendſamen Prinzeſſin Urſula ſich anzuſchließen. Sie machten ſich auf und kamen ihres Weges längs dem Rheine hin nach Baſel, wo ſie den heiligen Pantalus, den erſten Biſchof dieſes Biſthums, begrüßten. Als Herr Pantalus den Entſchluß der ſiebenzigtauſend Jungfrauen vernahm, da gedachte er, daß es nicht gut ſey, wenn eine ſo große Heerde ohne Hirten wandle, und machte ſich auf und zog mit ihnen und geleitete ſie. Und ſie kamen gen Rom, beteten auf dem Grabe der Apoſtel Petri und Pauli, ſchauten das Angeſicht des heiligen Vaters und empfingen ſeinen Segen. Herr Pantalus und Jungfrau Urſula machten ſich hierauf mit den Ihrigen alsbald wieder auf den Heimweg."

„Es waren aber während der Reiſe etwelche Jungfrauen durch Krankheit, Schiffbruch und allerlei Unfälle umgekommen, ſo daß ſich, als ſie wieder gen Baſel kamen, nunmehr noch an die elftauſend vorhanden. Und es begab ſich, daß die heilige Chriſchona, die Vertraute der frommen Prinzeſſin, ſiech und krank nach Baſel kam und allda ſtarb. Als man nun dieſe heilige Jungfrau in das Grab legen wollte, konnte man den Leichnam nicht von der Stelle bringen, und es mußten zuvor zwei junge milchweiße Kühe, die noch kein Joch getragen, aufgeſucht werden. Als man nach langem Suchen die Kühe endlich gefunden und herbeigebracht hatte, erhob ſich der Sarg von ſelbſt und ließ ſich ſonder Mühe auf einem Karren wegführen. Die Kühe aber brachten die Heilige nicht an das ſchon bereitete Grab, ſondern führten ſie auf einen hohen Berg; und auf ihrer Fahrt gingen ihnen Bäume und Felſen, ſo im Wege ſtanden, ehrfürchtig aus dem Wege, bis der Leichnam oben auf dem Gipfel ankam und daſelbſt begraben wurde. Nachmals wurde auf dieſe Grabſtätte die euch Allen bekannte Kapelle der heiligen Chriſchona gebaut."

„Nachdem nun die Prinzeſſin Urſula ſehr ob dem Tod ihrer Trauten geweint, zog ſie mit den übriggebliebenen Jungfrauen ihres Weges fürbaß, und Sankt Pantalus geleitete ſie, bis ſie kamen gen Köln. In Köln aber hauſeten dazumal Heiden, Kinder des Teufels, welche von den engelländiſchen chriſtlichen Jungfrauen Ungebührliches verlangten; als dieſe aber feſthielten an ihrer Frömmigkeit und Tugend, ergrimmten die Heiden und fielen über ſie her und erſchlugen ſie ſammt und ſonders, daß weder der Biſchof Pantalus, noch die Prinzeſſin Urſula, noch eine der elftauſend Jungfrauen überblieb, ſondern alle an dieſem Tage die heilige Märtyrkrone verdienten.

(Fortſetzung folgt.)

Fachreddin, der Druſenfürſt.

(Hiſtoriſche Bilder aus der Geſchichte Syriens; von E. Marlea.)

(Schluß.)

Von trüben Ahnungen beunruhigt, ſeine vertrauteſten Freunde beargwohnend und doch in ſeiner Muthloſigkeit unfähig, durch irgend eine entſchloſſene That ſeine klägliche Lage zu ändern oder zu enden, ſchreckte er die wenigen unter ſeinen Gefährten,

Digitized by Google

die ihm wirklich noch treu anhingen, von ſich weg, und die übrigen erblickten einen unheimlichen Gebieter in ihm; ſie beſchleunigten die Kataſtrophe, welche er durch ſeinen düſteren Argwohn von ſich entfernt zu halten ſuchte. Als er einſt nach langem anhaltenden Wachen vom Schlaf überwältigt ward, ließ einer ſeiner Vertrauteſten an einem Stricke einen kleinen Knaben von den Felſen herab, und verrieth durch dieſen dem Kapudan Paſcha die Lage der Höhle, und wie ihr am beſten beizukommen. Dſchaaferpaſcha, der bereits zum Abzug Anſtalten getroffen, begann ſogleich auf den Vorſchlag des Verräthers einzugehen.

Schon am folgenden Tag vernahm Fachreddin unter ſich ein ſeltſames Geräuſch, ein dumpfes Klopfen und Hämmern und Klirrer.

„Was iſt das?“ fragte der beſtürzte Fürſt. „Hauſen Geiſter in dieſem Berge, die ſich zu regen beginnen, uns aus dieſer letzten Zuflucht zu vertreiben?“

„Ich fürchte, mein Scheik“, war des Verräthers kalte Antwort, „es iſt ein menſchliches Beginnen. Dſchaaferpaſcha wird Minen graben laſſen, um uns in die Luft zu ſprengen.“

Entſetzen ergriff den verrathenen Fürſten und ſeine ganze Umgebung; ſeine Freunde und Diener warfen ſich jetzt ihm zu Füßen und beſchworen ihn, ſie nicht alle zu verderben, und der Gnade des Sultans ſich zu ergeben, von welchem in dieſem Falle noch Sühnung zu hoffen. Fachreddin ſah ein, daß er unrettbar verloren war, und willigte endlich in den Rath, ſich unter billigen Bedingungen dem Kapudan Paſcha zu ergeben. Dſchaaferpaſcha, ſich ſo unerwartet und plötzlich am Ziele ſehend, verſprach unbedingt Alles, was man von ihm verlangte, ohne im geringſten gewillt zu ſeyn, ſich an ſeine Verſprechungen zu binden.

So ergab ſich denn Fachreddin mit ſeinen Söhnen und ſeinen wenigen Leuten und einem großen Theil ſeiner Schätze am vierzehnten November 1634 an den türkiſchen Admiral, welcher wenige Tage darauf auch die vier Gemahlinnen des Emirs und ſeine Tochter, welche bisher in Deiral-Kamr der Entſcheidung ihres Schickſals geharrt, in ſeine Gewalt bekam. Die Letzteren ſchickte er bis auf weiteren Befehl des Großherrn nach Damaskus; er ſelbſt ſegelte mit ſeinem Gefangenen ſchleunigſt nach Konſtantinopel. Von der Familie Maan Oghli blieben nur Ahmed und Korkmas, die beiden kleinen Söhne des bei Safed gebliebenen Emirs Ali, und zwar unter dem Schutz des Scheiks Rabac in Freiheit, wie auch Melchem, ein Sohn des Emir Juneß.

Sultan Murad IV. nahm den gefangenen Druſenfürſt freundlich auf und ließ ihn anſtändig behandeln, denn Fachreddin war ihm als ein Mann von vielen edlen Eigenſchaften bekannt; auch hatte der Großherr ſich bereits ſchon von des Syriers heimlichen Gönnern überreden laſſen, daß der Fürſt zwar ſehr willkürlich gehandelt habe, doch aber immer mit Pünktlichkeit die ſchuldigen Geldtribute, wie auch Geſchenke mit großer Verſchwendung an den Schatz abgetragen habe.

Melchem, der Neffe Fachreddins, verdarb indeſſen, was gut zu werden ſchien. Ohne die Lage ſeiner gefangenen Verwandten zu berückſichtigen, war er mit einem Heer Arabern aus Auranitide in das Gebiet von Damaskus eingefallen, und hatte in einer Schlacht Kutſchuk Ahmedpaſcha, den unverſöhnlichen Feind ſeiner Familie, beſiegt und erſchlagen. Als Sultan Murad die Nachricht von dieſem neuen Vorgang in Syrien erhielt, war er gerade auf einem Kriegszug nach Perſien begriffen, und ſchon fünfundzwanzig Tagreiſen von Konſtantinopel entfernt. Ergrimmt, ſandte er ſogleich Todesboten nach Damaskus und zurück nach Konſtantinopel.

Des neuen Paſcha von Damaskus Regierungsantritt begann mit der Hinrichtung der zurückgelaſſenen Familie des gefangenen Druſenfürſten. Am Morgen des 13. April 1635 wurde auf dem großen Platz vor dem Serai ein Leichnam zur Schau ausgeſtellt, und davor auf einer Pike deſſen Haupt mit der Ueberſchrift: „Dies iſt das Haupt des Emirs Fachreddin, eines Abtrünnigen und Rebellen des Großherrn.“

Der ältere Sohn Fachreddins ward im Meer ertränkt; die beiden jüngern aber unter den Pagen des Serais aufgenommen; dieſe wurden ſpäter angeſehene Beamte der Pforte.

H. W. Ernſt in Frankfurt a. M.

Unter allen muſikaliſchen Inſtrumenten nimmt unſtreitig die Violine den erſten Rang ein, und iſt daher mit Recht die Königin derſelben genannt worden. Sie vermag nicht nur die Technik in weiteſter Ausdehnung und in vollſtem Glanze zu entfalten, und bietet nicht allein der Virtuoſität den freieſten Spielraum, ſondern wirkt auch mehr, als irgend ein anderes durch die Kraft und Fülle, Anmuth und Lieblichkeit ihres Tones und den innigen Gefühlsausdruck, den ſie verſtattet; nur ihr iſt es möglich, dem ſeelenvollen Ausdruck der menſchlichen Stimme und dem Zauber des Geſanges, der alle Herzen ergreift, ſich zu nähern und ſie ſogar zu erreichen. Die Violine ſteht mit ihrem Spieler in innigem Zuſammenhang und geiſtigem Rapport; was dieſen bewegt, freudvoll oder leidvoll, das ſtrömt in ſie über, und wird dann weiter getragen in melodiſcher Tonfluth bis zum Ohr und zum Herzen des entzückten Lauſchers; Alles an ihr ſcheint lebendig zu werden und wie von elektriſchen Funken durchglüht zu ſeyn. Einen Pianiſten mag man bewundern und ſeine Kunſtfertigkeit, ſeinen ſchönen geſchmackvollen Vortrag mag man anſtaunen; aber von einem Meiſter der Violine wird man hingeriſſen, erſchüttert und gerührt. Sein Schmerz und ſeine Thränen werden zu den unſrigen; ſeine Freude und ſein Lächeln erheitern uns und verſcheuchen den Mißmuth; die mächtigen Klänge dringen bis in den verborgenſten Winkel unſerer Seele und wecken alle Sympathien des Edeln und Schönen; wo die Zauberin Violine erſcheint, von einem berufenen Meiſter beherrſcht, da tritt ſie ſiegreich auf, und es iſt Niemand, der ſeine Huldigung ihr verweigern könnte.

Der Violinſpieler H. W. Ernſt, deſſen meiſterhafte Kunſtleiſtungen ihm den Rang unter den erſten Virtuoſen des genannten Inſtruments errungen und ſeinem Namen eine weit ausgreifende Celebrität verſchafft haben, befindet ſich gegenwärtig in Frankfurt a. M., und nimmt die ungetheilte Anerkennung der Muſikfreunde wie der Kenner in vollen Anſpruch. Drei von ihm im Schauſpielhauſe bereits gegebene Konzerte waren nicht nur ſehr ſtark beſucht, eine Ausnahme von der Regel, ſondern erweckten auch jenen Enthuſiasmus, den der Künſtler überall gefunden, und zu welchem man vom Vorzüglichen unwillkürlich hingeriſſen wird.

So groß nun die Anzahl der ſeit Paganini ſich ſo

Digitized by Google

zu sagen überstürzenden Violinspieler, von denen die ausgezeichneten und die mittelmäßigen fast alle in unserm Landhause an der europäischen Heerstraße gastlich eingekehrt sind, auch gewesen, so hat doch keiner derselben Hrn. H. W. Ernst überragt, und er ist es, welcher uns an die außerordentlichen Leistungen des genialen und originellen Genuesers am lebhaftesten erinnert. Was bei Paganini's Erscheinen durch Neuheit und Tiefe, aber auch durch Bizarrerie mächtig imponirte, und den Vortheil des ersten Eindrucks für sich hatte, ist seitdem öfters, wenn auch nicht in gleicher Vollendung, uns vorgeführt worden. Die Technik hat weite Verbreitung gewonnen, und von der Virtuosität sind wir übersättigt. Um so ruhmvoller für Ernst, daß er durch sein Meisterspiel die entschiedensten Triumphe zu erlangen nicht verfehlt. Auf der durch Paganini gebrochenen Bahn fortwandelnd, ist er seines berühmten Vorbildes würdig geblieben, und vereinigt in seinem Spiele alle glänzenden Eigenschaften und alle Sonderbarkeiten und romantischen Excesse der neueren, gegenwärtig auf dem Culminationspunkte stehenden Schule. Kraft, Schönheit und Abrundung des Tones, meisterhafte Bogenführung, Reinheit und Präcision, vollkommene Ueberwindung der technischen Schwierigkeiten, kurz Alles, was zum Virtuosenthum gehört, ist bei Ernst vereinigt, aber noch mehr, er ist ein Sänger auf seinem Instrumente. Er macht jenen Zauber des Tones, jene Kraft und Sprache des Vortrags, jene Innigkeit der Empfindung und Gluth der Leidenschaft geltend, die den Hörer ergreifen und fortreißen, und dazwischen verstattet er seinem bizarren, oft tollkühnen Humor, der nicht selten jede Gränze überspringt, die freieste Entfaltung.

Indem wir uns Spezielleres über die einzelnen Piecen und den Gehalt der von Ernst vorgetragenen Tonstücke vorbehalten, können wir nicht umhin, die demselben vom Publikum so reichlich gespendeten Huldigungen zu theilen, und sehen wir seinen weiteren Konzerten mit Interesse entgegen. Die von uns unlängst geschilderte große Woche ist durch ihn verlängert worden und seine Erfolge schließen sich denen von Liszt und Rubini an. Wenn man bei solchen Veranlassungen die Farben des Lebens etwas stärker aufträgt als sonst, so ist dies Verhältniß durch das Außergewöhnliche der Kunstleistungen genugsam begründet. W.

Mannichfaltigkeiten.

Ein wohlthätiges Gefühl für jedes Herz ist es stets, in Erfahrung zu bringen, daß überall und in allen Zonen das menschliche Gemüth bereit ist, das Unglück zu mildern, wo es ihm auf eine besonders sichtbare Weise entgegentritt. Daher dürfte wohl die Stelle aus einem, dieser Tage aus Kasan eingelaufenen, von der Hand eines deutschen Gelehrten geschriebenen Briefes von allgemeinem Interesse seyn. Sie lautet: „Die Ueberschwemmung von St. Petersburg, der Brand von Moskau und der Brand von Hamburg sind schreckliche Vorfälle, zu denen das Mißgeschick Kasans ein Seitenstück liefert. Der Schaden ist unermeßlich und Vieles, was verloren ging, unersetzlich. Dennoch wird die Wirkung dieses Unglücks nicht bleibend seyn; obgleich fern vom civilisirten Europa, wird man doch die Herstellung der vorigen Verhältnisse nicht der folgenden Generation überlassen. Kräftig wie bei allen solchen Vorfällen in seinem weiten Reiche greift die Hand des Kaisers ein. Die Kaufmannsgilden von Petersburg und Moskau fahren fort mit reichen Sendungen an baarem Gelde. Ganze Communen, wie einzelne Bürger bringen ihre Opfer vom Goldstücke bis zur Kopeke. Gleich nach dem Brande trafen zwei Secretäre aus St. Petersburg hier ein, um den ersten Balsam in die noch blutenden Wunden zu gießen. Russen, Tartaren, Juden und Türken eilten mit reichen Gaben herbei, und der reiche Adel der Umgegend öffnete seine Schlösser und Höfe, um die des Obdachs beraubten, vom Schicksal schwer getroffenen Bewohner Kasans gastlich zu pflegen."

Korrespondenz.

Wiesbaden, im Nov.

Wie sehr das Emporblühen des hiesigen Theaters der Wunsch unseres kunstsinnigen Herzogs ist, beweist die vor Kurzem erfolgte Inziehung der als ausgezeichnet bekannten herzogl. Hofkapelle zum Theaterorchester. Der Hofkapellmeister Rummel, unter dessen Leitung dieses Institut sich in der Musikwelt einen bedeutenden Namen erwarb, ist jetzt als Musikdirektor an die Spitze der Oper gestellt worden, und ist von diesem mit gediegenen Kenntnissen ausgerüsteten Manne in seiner jetzigen Stellung, sobald er in derselben einige Zeit wird fungirt haben, nur das Beste zu erwarten. Hr. Rummel hat durch ungünstiges Zusammentreffen der Umstände in seinem neuen Wirkungskreise allerdings eine höchst schwierige Stellung. Er betritt ein für ihn in praktischer Hinsicht neues Terrain und arbeitet mit einem zum Theil neu besetzten Orchester. Das Opernrepertoir ist durch den Abgang der Damen Geisland und v. Keßlern zerrissen worden, und obgleich die hierdurch erledigten Fächer durch Fräul. Kreutzer und Mad. Schumann würdig wieder besetzt wurden, so ist es doch unmöglich, das Repertoir sogleich in der früheren Reichhaltigkeit wieder hinzustellen. Höchst nachtheilig wirkt auf dasselbe der Mangel einer ersten Sängerin, dem aber, wie wir zu unserer Freude hören, sehr bald abgeholfen wird. Unter diesen Umständen mußten, trotz der längst bewährten Thätigkeit des Opernregisseurs Hrn. Meyer und dem eifrigen Bestreben des Hrn. Kapellmeisters Rummel, die Opernaufführungen in dieser Zeit größtentheils auf Conversations- und komische Opern beschränkt werden, bei welchen Aufführungen (wovon wir namentlich die des Barbier von Sevilla und des Zampa als sehr gelungen hervorheben) Hr. Rummel seine Befähigung zur Opernleitung bewährte. Um so auffallender erscheinen daher Anfeindungen desselben, die ihm namentlich und allein die Schuld an der eben beregten Einseitigkeit des Repertoirs aufzubürden suchen, und wohl vorzüglich im Neide ihren Quell haben. Bevor Hrn. Rummel seine jetzige Stelle übertragen wurde, fand von anderer Seite eifrige, aber erfolglose Bewerbung um dieselbe statt. Hrn. Rummel mögen daher solche Angriffe allerdings kränken, doch möge er sich dadurch nicht irre leiten lassen und, ruhig den von ihm betretenen Weg verfolgend, stets eifrig bemüht seyn, Tüchtiges zu leisten und die Kunst auf jede Weise zu fördern.

Theater-Anzeige.

Freitag, 25. Nov. Viertes großes Konzert, von Hrn. Ernst, in welchem derselbe mehrere Piecen auf der Violine vorzutragen die Ehre haben wird. Vorher geht: Großes Oratorium. Stabat mater, von Rossini. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 325. Freitag, den 25. November 1842.

Die Papageien und die Sternenträger.

Novelle aus den Zeiten des Interregnums.

(Fortsetzung.)

„In der Kapelle der heiligen Chrischona aber," fuhr der Bucklige fort, „geschahen große Wunder, und wurden viele Kranke gesund, viele Blinde sehend und viele Lahme gehend; und Alle, die gläubig gekommen waren, gingen getröstet und geheilt hinweg. Das ärgerte alsbald den Teufel über die Maßen, daß er beschloß, die Andetung der heiligen Chrischona zu vereiteln. Und er legte sich als ein gräuliches Ungethüm mitten auf den Weg, der zur Kapelle der Heiligen führte; und damit ihm Niemand entginge, rückte er die weit auseinanderstehenden Felsen dicht zu sich heran und bildete solchergestalt die enge Schlucht, die wir so eben im Rücken ließen. Wer nun vorüber wollte zur Kapelle, den hielt der Böse an und suchte ihn zu seinen Werken zu verführen; und wer nicht frommen Herzens war, der erlag seinen Fallstricken. So trieb Leviathan viele Jahre sein Wesen in der Schlucht, und nur die Frommen und Gläubigen konnten in die Kapelle und zu Trost und Heilung gelangen, bis endlich ein anderes wunderthätiges Bild in der Nähe die Verehrer der heiligen Chrischona verminderte, und Leviathan ausfuhr und nur je zuweilen noch auf seinem Lieblingsplätzlein einzelne Wanderer und Reisende schreckt."

Während Lux seine Legende der heiligen Ursula und Chrischona oder Christina vortrug, hatten die Reisigen die Höhe des Bergweges erreicht. Der Mond war aufgegangen, doch der graue eintönige Wolkenschleier hatte ihn bedeckt, und ließ nur ein mattes fahles Dämmerlicht durchdringen; die Gegenstände umher traten undeutlich hervor und schwammen weiterhin in ein dunkelgraues verworrenes Chaos. Von dem Junker war Nichts zu sehen noch zu hören; aber aus dem vor ihnen liegenden Thalgrund, welcher von einem andern Thal von rechts nach links durchzogen und von der Straße nach Burg Eptingen und den weiterhin liegenden Schlössern durchkreuzt wurde, tönten verworrene Stimmen, wie von Streitenden, durch die nächtliche Stille herauf.

„Heya! Ich witt're da unten ein Abenteuer!" rief einer der reisigen Knechte.

„Horcht! War das nicht die kreischende Stimme eines Weibes?" fragte ein Anderer.

„Still! 's ist Waffengeklirr," versetzte der Dritte.

„Bei den Kühen der heiligen Chrischona, da unten setzt's Kopfnüsse!" schrie Kurt, und drückte seinem Roß die Fersen in die Weichen, daß es mit ihm und dem buckligen Dutz, seinem Appendix, wie toll den sanften Abhang des Berges hinab rasete; die Uebrigen folgten im donnernden Galopp.

Je mehr sie der breiten Thalsohle sich näherten, um so deutlicher ward das Getöse, welches ihnen entgegenschallte; Geklirr aneinanderschlagender Schwerter, Frauengeschrei, Kampfgebrüll der Männer, aus dem die Kernflüche des Ritters Eptingen von Eichenberg ganz vernehmlich heraustönten. Binnen zehn Minuten hatten die Reisigen den Kampfplatz an der äußersten Spitze eines östlich durch das Thal sich hinziehenden Waldes erreicht, und zwar im entscheidensten Augenblick.

Es waren ungefähr fünfzehn Männer übereinander her, einige lagen schon ausgestreckt und regungslos am Boden. Die Partei, welcher sich Ritter Eglin angeschlossen hatte, war bei weitem die schwächste und erliegende. In einiger Entfernung gewahrte man; an der scharf vortretenden Waldecke, hoch zu Roß, die Umrisse zweier Frauengestalten, in Reisemäntel vermummt; vor ihnen stand ein Knecht mit blitzender Partisane und hielt die Zügel ihrer Rosse; ihr Hülferuf war verstummt, und sie schienen resignirt des Kampfes Ausgang zu harren.

Als die Knechte Eptingens herbei eilten und dem Kampfe eine andere Wendung gaben, suchte ein Geharnischter, an dessen blinkender Rüstung und wehendem Helmbusch man den Anführer der Gegner erkennen konnte, das Weite zu gewinnen, und sprengte gerade auf die beiden Frauengestalten los, welche bei seiner Annäherung ein neues Angstgeschrei erhoben. Seine Absicht war wohl, die Frauen in das Dickicht zu entführen und sie den Augen der Retter schleunigst zu entziehen; aber schon hatte Eptingen das Beginnen des Fliehenden wahrgenommen und eilte im Sturmflug ihm nach, während seine Reisigen die Feinde vollends zu Boden warfen. Dem Gewaffneten blieb nichts übrig, als sein Roß herumzuwerfen und dem Verfolger zu begegnen. Ehe sich jedoch Beide erreichten, strauchelte plötzlich Eptingens Roß, und dieser, für solchen Fall unvorbereitet, und nur den Feind im Auge habend, ward durch den unerwarteten Stoß bügellos und stürzte über den Kopf seines Pferdes zu Boden. Der Unbekannte donnerte jetzt mit lautem Hohngelächter herbei und neigte die Spitze seines Speeres, um den Wehrlosen an den Boden zu spießen: da faßte ihn selbst unerwartet der schnelle Tod. Die scharfe Spitze einer Glane drang ihm zwischen Brustpanzer und Hüftenschiene tief in die Seite,

Digitized by Google

daß er mit einem furchtbaren Schrei in die Höhe fuhr, dann leblos von seinem Roß herab sank, und von demselben noch eine Strecke weit in dem Steigbügel, in welchem er mit dem Fuße hängen geblieben, fortgeschleift wurde.

Als Ritter Eglin, betäubt vom schweren Falle, sich erhob und aufschaute, glaubte er sich von einem Zauber befangen. Die todtdrohende Gestalt des in Stahl gehüllten Feindes war verschwunden, und statt seiner hielt eine reitende Spukgestalt vor ihm. Der Ritter, von der Gespensterfurcht seiner Zeit befangen, bekreuzte sich, und wollte eben die bebenden Lippen öffnen, um die gebenedeite Jungfrau und alle Heiligen zum Schutz gegen diesen vermeinten neuen und gefährlicheren Feind anzurufen.

„Ei, laßt doch das Kreuzschlagen, gestrenger Herr Ritter!“ lachte das kleine reitende Ungethüm. „Hat der Schreck des gehabten Sturzes Euch so verwirrt, daß Ihr den Lux Datz nicht mehr kennt? Eure Knechte machen dort saubere Arbeit, und um nicht allein müßig bei dem lustigen Tanze zu bleiben, habe ich einem Gefallenen die Glane und das Schwert abgenommen, mich auf ein ledig Roß geschwungen, und kam noch gerade zur rechten Zeit, um Euch das Wiederaufstehen möglich zu machen. Euer Gegner ist an dem Stoß meiner Lanze erstickt und baumelt dort am Steigbügel seines Rosses. Einen Theil meiner Schuld habe ich Euch nun abgetragen, Herr Ritter, und die zehn Pfund löthigen Silbers, für die Eure Großmuth Bürge war, will ich Euch in etlichen Tagen zustellen; dann sollt Ihr auch gar Mancherlei erfahren, was Euch wichtig dünken mag; bis dahin gehabt Euch wohl!“

Und ohne die Antwort des Erstaunten abzuwarten, jagte der Bucklige davon, wie ein Dämon der Nacht, und verlor sich schnell in der Finsterniß des Waldes. Eptingen, dessen schwache Seite es eben nicht war, über räthselhafte Dinge lange nachzugrübeln, hatte den mysteriösen Bettler bald außer Acht, als seine Augen neuerdings auf die zwei hülflosen weiblichen Gestalten fielen, deren Wächter bei der Niederlage seines Herrn das Weite gesucht hatte; er schwang sich sofort wieder auf seinen Friesengaul, der sich nach seinem Sturz schnell erhoben und klug und treu neben seinem Herrn stehen geblieben war, und nach wenigen Minuten hatte er mit Hülfe des herbeieilenden Kurt sich der scheugewordenen Rosse der Frauen bemächtigt. Kurt berichtete jetzt in wenigen Worten, daß die Feinde bewältigt und so eben mit Stricken gebunden würden, der bucklige Lux Datz aber verloren gegangen sey, er wisse selbst nicht wie.

(Fortsetzung folgt.

Der Hof des Regenten.

Unter diesem Titel wird nächsten Montag den 28. d. M. ein von H. Schwarzschild verfaßtes Drama zur Aufführung auf der Frankfurter Bühne gelangen, als Benefizvorstellung für eines der beliebtesten und in erster Reihe stehenden Mitglieder hiesiger Bühne, des Hrn. Baison. Um den gewiß zahlreichen Besuchern dieser Benefizvorstellung die wichtigsten Momente der Ereignisse jener Zeit, in welcher das Drama spielt, ins Gedächtniß zurückzurufen, dürfte die nachstehende kurze historische Skizze willkommen seyn und als eine geeignete Einleitung der genannten Novität erscheinen:

Die Regentschaft Philipp's II., Herzogs von Orleans, ist in jeder Hinsicht eine merkwürdige zu nennen. Auf der einen Seite kräftiges Wirken nach Außen, auf der andern Demoralisation und Zerrissenheit nach Innen. Die Persönlichkeit des Regenten war, abgesehen von seinem, durch ein lockres Leben schon früh geschwächten Körper, eine liebenswürdige und einnehmende; ja, sein Charakter hätte, bei mehr Festigkeit und Würde, ein erhabener werden können!

Seine zahlreichen Feinde sagten ihm bekanntlich Manches nach, wozu, nach dem Zeugniß Anderer, seine angeborne Biederkeit nicht fähig war, z. B. die Vergiftung mehrerer Prinzen, die noch zu den Lebzeiten Ludwigs XIV. starben. Er entkräftete diese Nachrede am besten durch die sorgfältige Pflege, die er dem in seinen Kinderjahren äußerst schwächlichen Ludwig XV. angedeihen ließ, — obgleich es ihm in seiner nächsten Nähe nicht an Versuchern fehlte, die ihm den bequemen und kurzen Weg zum Throne zeigten.

Aber trotz aller guten Seiten wird Philipp's Regentschaft doch ewig ein Flecken in der Geschichte Frankreichs bleiben, und sie half nicht minder, als der Despotismus seines Vorgängers und die Schlaffheit seines Nachfolgers, die Katastrophe herbeiführen, die nicht nur Frankreich, sondern die ganze civilisirte Welt erschütterte und umwälzte.

Unter Ludwig XIV. ward, bei aller innern Demoralisation, doch wenigstens der äußere Anstand, die äußere Sitte am Hofe streng beobachtet. Unter Orleans Regentschaft hingegen trat die ungehemmteste Zügellosigkeit, Frivolität und Liederlichkeit an die Stelle des äußern Anstandes. Man schämte sich fast, nach dem Vorbild des Hofes, solide zu handeln oder nur zu scheinen. Männer, Frauen, Jünglinge und Jungfrauen wurden vom verderblichen Beispiele angesteckt, und der Name: Roué (Galgenstrick, oder vielmehr „Geräderter“, weil jene liederliche Gesellen nach dem Ausdruck des Regenten gerädert zu werden verdienten!) ward bald eine Art von Ehrenname für die jungen Leute am Hofe. — Zu diesem zügellosen Leben gesellte sich noch die durch Law's Finanzsystem eingerissene Verschleuderung des Geldes, die leichte Art, sich zu bereichern, und die darauf folgende bittere Enttäuschung.

Unter solchen Umständen konnte es nicht fehlen, daß — im In- und Auslande — sich manche Parteien wider den Regenten erhoben, gegen ihn conspirirten, und selbst Aussichten auf den französischen Thron an den Tag legten. In Frankreich waren es die natürlichen Kinder Ludwigs XIV. (die sogenannten legitimirten Prinzen), besonders der Herzog von Maine (oder vielmehr seine kräftige Gemahlin), mit einem großen Anhang, die sich seit Ludwigs XIV. Tod plötzlich zurückgesetzt und in den Hintergrund gedrängt sahen, ferner die unterdrückte Jesuitenpartei; im Auslande waren es Philipp von Spanien, ebenfalls ein Bourbon, und seine herrschsüchtige Gemahlin, die in Verbindung mit dem schlauen Minister Alberoni gegen Frankreich intriguirten und ihre Ansprüche auf den Thron geltend zu machen suchten. Alberoni verband sich deßhalb mit dem spanischen Gesandten von Paris, Prinzen Cellamare, mit den Familien von Maine, Conti, der Jesuitenpartei und andern Unzufriedenen; jedoch diese Verschwörung gegen den Regenten (unter dem Namen der Alberonischen Verschwörung bekannt) scheiterte an der Wachsamkeit der eben so schlauen Cres-

Digitized by Google

turm des Regenten, Dubois und d'Argenson, so wie an der Ungeschicklichkeit der Verschwörer selbst.

Diese Episode nun benutzte der Dichter, um den Hof des Regenten (ohne ihn selbst auf die Bühne zu bringen), die Intriguen gegen denselben, die Sittenlosigkeit und Sorglosigkeit der sogenannten Roué's, und selbst die Ungebundenheit der Frauen am Hofe in einem dramatischen Gemälde darzustellen. Er nennt sein Drama deßhalb ein „Zeitbild", und nicht blos einzelne Liebesintriguen und fesselnde Situationen sind es, sondern die lebendige Charakteristik der berühmtesten Männer und Frauen jener Zeit (wie Dubois, d'Argenson's, Law's, der Herzogin von Maine, und besonders Richelieu's, als des Repräsentanten jener Roués, so wie noch vieler Anderer) ist's, was diesem Drama ein besonderes Interesse verleihen muß.

Aus dem Allen übrigens läßt sich's schon abnehmen, daß der Dichter sich eine schwere Aufgabe gesetzt hat, um so schwerer, als er bei der Darstellung einer so sittenlosen Zeit viele gefährliche Klippen zu vermeiden hat, ohne deßhalb doch von der Wahrheit abzuweichen. — Daß der Dichter, den wir aus früheren werthvollen Arbeiten kennen, diese schwierige Aufgabe glücklich gelöst hat, bezweifeln wir nicht.

Musikalische Celebritäten in Frankfurt a. M.

Noch nie drängten sich fremde Künstler so sehr, sich hier zu produziren, wie in dieser Zeit, und man sollte glauben, es sey irgendwo eine Virtuosen-Völkerwanderung entstanden und Frankfurt zur großen Station erwählt worden. Theater und Weidenbusch werden nicht leer und Jeder versucht sein Glück, unbekümmert um die Erfahrungen seines Vorgängers. Die selbstspielenden Instrumente des Akustikers und Professors Kauffmann schienen eine Ironie auf alles mechanische Princip des jetzigen Virtuosenthums. Die Bewunderung des letzteren mußte nach Anstaunen jener im Preise sinken, und nur wer Geist und Seele mit seiner Technik verband, konnte uns die todte Mechanik jener Automatenschule vergessen machen. In einem Zeitraum von wenigen Wochen hörten wir die Geiger Bazzini, Wolff, Ernst und Eliason. Die beiden ersteren wollen wir nicht post festum rühmen; Ernst hat einen europäischen Ruf und steigert noch in diesem Augenblick das Entzücken unseres Publikums. Eliason bewährte seinen soliden Sinn in der Wahl seiner Compositionen, denn er geigte unter Anderm im hiesigen Museum das einzige unvergleichliche Beethoven'sche Violinkonzert. Schöner Ton, besonders edle Haltung im Adagio, zeichnen diesen hoffnungsvollen Künstler aus, dem im Allegro nur noch die Ruhe als Schlußstein fehlt. Ferdinand Hiller spielte mit Felix Mendelsohn-Bartholdy in einer seiner schönen Matinéen die neueste Simfonie des Letztern vierhändig, und mit Wolff die große Beethoven'sche Sonate in A moll für Geige und Piano. In der That klassische Genüsse! — Der edle Thalberg, der elegante Döhler und Liszt, der Herzensbezwinger, der Repräsentant des Kunstzeitgeistes, traten fast gleichzeitig auf und ließen dem Nachdenken kaum so viel Muße, zu bestimmen, wem von ihnen der Vorzug gebührt. Hallé, dessen geschmeidige Fertigkeit wir öfter anzuerkennen Gelegenheit fanden, verdient nach diesen genannt zu werden. Unter den schönen Flügeln, die hier concurrirten, zeichneten sich wieder die Streicher'schen aus, an Abrundung, Egalität und Würde des Tons, wie an edler Kraft noch unübertroffen. Liszt hat sich in einem Schreiben an Hrn. C. A. André dahin ausgesprochen: „qu'il a été non seulement content, mais enchanté du Piano de Mr. Streicher et qu'il voudrait exprimer sa satisfaction à l'ingénieux facteur de l'instrument." Rubini bewies, wie hoch kunstgerechter Vortrag und Geschmack über der Stimme stehen, die vor ihrer Abnahme zu den schönsten Italiens gezählt wurde. Der Sänger erwärmt noch mit den letzten Strahlen derselben, gleich der untergehenden Sonne. Die Sängerinnen Fräul. Liszt und Fräul. Ostergaard waren angenehme, wenn auch nicht hervorstechende Erscheinungen. Auch den Flötisten Hrn. Folz nicht zu vergessen, der wieder ungemein viel Fertigkeit producirte und sich hier und da hören ließ. Daß derselbe unser Urtheil durch seinem Programm beigedruckte französische und englische Recensionen anticipiren wollte, hat man ihm übel genommen. Aber das ist noch nicht genug. Immer noch stehen Kunstpriester vor unsern Tempeln und begehren Einlaß, z. B. das kleine Geschwisterpaar Milanolo, welche überall die größte Sensation erregten; der wackere Pianist Conrad Baldenecker, unser Mitbürger, den wir so lange nicht gehört haben, daß unter der Zeit sein jüngerer Bruder Aloys, ein Knabe von 8 Jahren, zu einem hoffnungsvollen Geiger heranwachsen; und endlich Hr. Haupt, ein Mitglied unseres Orchesters, der eine seltene Ausnahme von der Regel zu machen und uns wieder einmal ein Konzert mit ganzem Orchester vorzuführen gedenkt, wie noch in der alten soliden Zeit. So viel, was wir wissen! Was, während wir dieses schreiben, sich noch Alles hinter dem großen Schleier Zukunft rüstet, mag diese Zukunft enthüllen.

C. G.

Mannichfaltigkeiten.

In einer neulichen Chartisten- und Chartistinnen-Versammlung zu London äußerte Oberst Thompson: „Ich erkläre mich für einen Kämpen der weiblichen Rechte. Das Weib ist, die physische Stärke ausgenommen, dem Mann überlegen, und gälte nicht der unmännliche Grundsatz, daß Gewalt vor Recht geht, so hätten wir schon lange weibliche Legislatoren, und von allen Ungerechtigkeiten, durch welche englische Ministerien seit Jahrhunderten sich entehrten, wäre nichts vernommen worden."

Die „Leipziger Freikugeln" melden aus Breslau: „Religionsschwärmerei veranlaßte vor einigen Tagen eine Dame aus den höhern Ständen, aus der werthvollen Bibliothek ihres Mannes einen ungeheuren Scheiterhaufen auf dem Herde zu machen und selben den Flammen zu übergeben. Als der Geruch des verbrannten Papiers ihre Angehörigen in die Küche trieb, fand man sie dort mit innigem Wohlgefallen vor den brennenden Büchern stehen. Die Bibel war das einzige Buch, welches dem Feuertode entgangen war, und sie erklärte, daß alle anderen Schriften unnütz und verdammlich wären, und deßhalb vertilgt werden müßten."

(Wie doch der Zufall spielt!) Am Mittwoch den 13. Juli dieses Jahres, Nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr,

Digitized by Google

saß eine Gesellschaft von Herren und Damen auf der Saline Münster bei dem Bade Kreuznach um den Kaffeetisch vereinigt, als ein Herr mit außerordentlichem Scharfsinn durch eine Combination von Zahlen nachwies, daß in diesem Jahre ein Glied der Familie Orleans nothwendig sterben müsse. In derselben Stunde that der Herzog von Orleans seinen tödtlichen Sturz. — Das Factum kann durch 10 glaubwürdige Personen erhärtet werden.

(Literatur über China.) Das Augustheft des von Dr. Mundt mit großer Umsicht redigirten „Freihafens" bringt eine Beurtheilung der vor einiger Zeit bei Leske in Darmstadt erschienenen Schrift: „Duft der Blume der Mitte" von Dr. G. Bacherer, worin es u. A. heißt: Es erwächst aus den hier mit geschichtlichem Geist zusammengestellten Notizen ein Lebensbild von China, das bei den gegenwärtigen Conflicten, von welchen wir das Reich der Mitte betroffen sehen, vielen Lesern nicht unwillkommen seyn wird. Die sittlichen, religiösen und gesellschaftlichen Vorstellungen wie Einrichtungen der Chinesen werden durch treffende Thatsachen geschildert. Man hat diese bei all' ihrer pedantischen Verfessenheit doch großartige und bewunderungswürdige Nationalität so oft zum Gegenstand der Komik und zu einer Fundgrube des Humors gemacht; viel richtiger und angemessener erscheint aber der tragische Eindruck, den sie gewährt, wenn man ihr uraltes unverrücktes Festhalten an ihr selbst, und das ihr in den jetzigen europäischen Conflicten noch bevorstehende Schicksal erwägt. Interessant ist besonders auch die Erzählung von dem Patriarchen Mezzabarba, welcher im Jahr 1720 als päbstlicher Legat an den Kaiser Kanghi von China gesandt wurde, um die kirchlichen Zustände und Gebräuche der dortigen Christen zu reguliren.

Die Holz- und Waldfrevel im Spessart scheinen, trotz des thätigsten ausdauerndsten Forst- und Jagdschutzes von Seite des betreffenden Forstpersonals, in neuester Zeit wieder überhand zu nehmen, leicht mit eine Folge des so frühe sich ankündigenden Winters und der Steigerung der Nahrungspreise. Dieser Tage wurde, wie man vernimmt, in einem dieser Walddistrikte ein bejahrter Oberförster von mehr als zwanzig Holz- und Wilddieben überfallen und auf eine so unmenschliche Weise mißhandelt, daß dem Leben desselben ernstlich Gefahr drohen soll.

Bendeler, Bassist bei der braunschweigischen Hofkapelle (geb. 1683) präludirte einst in der Hauptkirche zu Danzig auf der Orgel und ließ endlich das Fortissimo seiner Stimme erschallen. Alles staunte, bis eine Bewegung unter den Frauen den Gesang unterbrach. Die Gattin eines angesehenen Senators, erschüttert durch Bendelers furchtbare Stimme, ward von einem Sohne entbunden. Ihr Gemahl litt an der Gicht; das Entzücken über die frohe Botschaft heilte ihn. Dankbar lud er Bendeler zur Taufe, legte ihm 300 Dukaten unter den Teller, und pries ihn als den glücklichsten Accoucheur und Arzt.

Das neue Stück von Nestroy, welches in einigen Tagen im k. k. priv. Theater an der Wien gegeben wird, führt den Titel: „Die Papiere des Teufels, oder der Zufall", Locale Posse mit Gesang in drei Acten mit einem Vorspiele.

Korrespondenz.

Köln, 21. Nov.

Gestern Abend entstand im hiesigen Schauspielhause ein lebhafter Tumult. Der bekannte Schauspieler W. Kunst, der seit einiger Zeit hier gastirte, fühlte nämlich seine Eitelkeit verletzt von mehreren Kritiken der hier erscheinenden „rheinischen Thalia", einer Zeitschrift, die sich durch gediegene, freimüthige Beurtheilungen rühmlich auszeichnet. Deshalb erlaubte er sich, eine ungebührliche Aeußerung gegen deren Recensenten zu extemporiren. Sogleich erschallte aber von allen Seiten lebhaftes Zischen und gellendes Pfeifen, welches ihn nicht zu Ende sprechen ließ. Ein großer Theil des Sonntags-Publikums bildete eine Opposition; so dauerte der Scandal wohl über eine Viertelstunde. Im Zwischenakt trat Kunst hervor und bat wegen seiner Unart um Verzeihung — wurde aber mit wiederholtem anhaltendem Zischen und Pfeifen abgewiesen. Eine wohlthätige Lection für arrogante Komödianten!

Mainz, 19. Nov.

Hr. Professor Kaufmann aus Dresden gab gestern Abend in dem hiesigen Casinosaale im Hofe zum Gutenberg auf seinen fünf von ihm erfundenen und selbst verfertigten Instrumenten vor einer zahlreichen, ausgesuchten Gesellschaft ein Konzert, in dem man ersehen konnte, was menschliche Einsicht, gepaart mit Kenntnissen und Geduld, hervorzubringen vermag. Die Leichtigkeit der Behandlung der Instrumente, die Reinheit ihrer Töne, die sichere und korrekte Art des Vortrags erregten wahrhafte Bewunderung und entschiedenen Beifall. Am meisten sprach das Harmonichord an, ein Tasteninstrument mit Stahlsaiten, die durch eine Walze gestrichen werden, wodurch Töne entstehen, die ganz eigener ergreifender Art sind und nur mit den Tönen der Aeolsharfe einigen Conner haben. Mit diesem Instrumente begleitete Hr. Kaufmann die Gesangs- und Deklamations-Vorträge der vorzüglichsten Mitglieder unserer Bühne mit einer Sicherheit, die ihn, den Artisten, auch als gewandten ausführenden Musiker bewährte. — Der Trompeten-Automat löste die schwierigsten Aufgaben eines Trompeters in Doppeltönen und Zungenschlag auf eine Erstaunen hervorrufende Weise. Das Zusammenwirken und Einfallen der getrennten, so verschiedenartigen Instrumente, die in ihrer Gesammtheit ein stark besetztes vollständiges Orchester bilden, erschien um so schwieriger, als man sich die Art ihrer Verbindung nicht erklären konnte. — Die erste Sängerin unserer Bühne, Mad. Ernst, der wir so manche angenehme Abende schon verdanken, sang drei Arien unter Begleitung des Harmonichord, die wir zu den gelungensten ihrer Vorträge zählen dürfen. Fräul. M. Fürst declamirte unter Begleitung desselben Instruments sehr brav und Hr. Lanz, unser neuer Bariton, sang das pax vobiscum von Schubert und der Wirthin Töchterlein von Konradin Kreutzer mit Gefühl und Ausdruck; Hr. Kaufmann und alle Mitwirkenden erhielten vielfache Beweise von der Zufriedenheit der Anwesenden mit ihren Leistungen.

Theater-Anzeige.

Freitag, 25. Nov. Viertes großes Konzert, von Hrn. Ernst, in welchem derselbe mehrere Pieçen auf der Violine vorzutragen die Ehre haben wird. Vorher geht: Großes Oratorium. Stabat mater, von Rossini. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Samstag, 26. Nov. Der lange Israel, Lustspiel in 4 Akt., von Benedix.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 326. Samstag den 26. November 1842.

Die Papageien und die Sternenträger.

Novelle aus den Zeiten des Interregnums. Von E. Mörike.

(Fortsetzung.)

III.

Im Saale des bischöflichen Palastes zu Basel hatten sich am nächsten Morgen der kaiserliche Reichsvogt Ritter Peter Schaler von Benken, der Stadtschultheiß Ritter Hugo Mönch von Mönchenstein, der Bürgermeister Ritter Heinrich Steinlin, so wie die vornehmsten Officialen und Dienstmannen des geistlichen Fürsten versammelt. Es waren zugleich mit den Koryphäen der Papageien die der Sternenträger anwesend, und der lang genährte Groll und Haß beider Parteien sollte in dem friedengeweihten Haus in offene Zwietracht und langwierige Fehde ausbrechen. Der Reichsvogt führte das Wort; er beklagte sich bitter über die Sternenträger, welche täglich mehr ihr Haupt emporhöben, kein Regiment noch Gesetz mehr anerkennen wollten, sondern frei zu schalten und zu walten gedächten nach dem Beispiel anderer Adeligen im Reich, die Raub, Mord und Gewaltthat zu ihrem Gewerbe gemacht hätten; er führte als Beispiel das gestrige frevelhafte Einschreiten des Ritters Eptingen von Eichenberg bei dem Gericht der Freiheitsknaben an, und drang darauf, daß er dieserhalb hart gebüßt werde, und so er sich dessen nicht fügen wolle, ihm Fehde anzukündigen und seine Burg zu berennen.

Bischof Berchtold, ein frommer und gelehrter Herr aus dem mächtigen Grafenhaus derer von Pfirt, welcher über Alles Ruhe und Frieden liebte und das leidige Kriegswesen in tiefster Seele verabscheute, hörte nur mit Verdruß und Bekümmerniß das trotzige Verlangen des Vogts. Längst schon hatte ihn die Zwietracht der Ritterschaft von Basel mit Angst und Sorge erfüllt, und nur mit Entsetzen dachte er sich die Möglichkeit, den Hirtenstab mit dem Schwert vertauschen und einen Theil seiner Dienstmannen und Diöcesanen gegen den andern feindlich senden zu müssen. Auch jetzt sprach er noch Worte des Friedens und der Versöhnung; aber die Herren vom Papageien, erfreut, einen triftigen Vorwand gefunden zu haben, den verhaßtesten ihrer Gegner in Anklagestand versetzen zu können, ließen nicht so schnell ihren Vortheil fahren.

„Hofft Euer bischöfliche Gnaden, die Eptingen und ihre Helfer würden Frieden halten, wenn Ihr mildiglich ihnen ihren Uebermuth nachseht?“ fragte im kaum gemilderten Ton des Trotzes der alte Mönchensteiner. „Versucht's, gnädiger Herr, laßt sie in Eurer unerschöpflichen Großmuth genugsam erstarken, und Ihr werdet noch erleben, daß sie Euch in Eurer eignen Burg belagern.“

Unter den Sternenträgern entstand ein Gemurmel, und Blicke des Zornes blitzten auf den rauhen leidenschaftlichen Redner.

„Herr Hug vom Mönchenstein,“ grollte ihm der Bürgermeister Heinrich Steinlin entgegen, „das Alter, scheint mir, macht Euch geschwätzig, und Ihr redet, was Ihr nicht verantworten könnt.“

„Will ein emporgekommener Achtbürger, dem kaum die Sporen eines Ritters angeschnallt wurden, mich zur Rede stellen?“ tobte der alte Ritter, alles Maß der Rücksichten überschreitend; „bei St. Michael, meine alte Faust ist des Schwertes noch nicht ungewohnt genug, um solche Frechheit dulden zu können. Noch ein Mal behaupte ich's, so lange es in Basel Edle giebt, die zu dem Banner des Sterns halten, und Eptingen an ihrer Spitze steht, so lange ist die Stadt und unser hochwürdiger Bischof vor Falschheit und Verrath nicht sicher!“

Jetzt erhob sich funkelnden Auges der Domprobst, Graf Heinrich von Neufchatel, ein schlauer und herrschsüchtiger Mann, der es besser verstand, aus dem Zwiespalt des niedern Adels Vortheil zu ziehen, als der Bischof, der ihn zwar an Gelehrsamkeit überragte, aber an der in jenem stürmischen Zeitalter so nöthigen Kraft und Energie ihm weit nachstand, weshalb derselbe im Domkapitel eine große Gewalt übte, und sein Wort fast mehr galt als das des geistlichen Fürsten, nach dessen Insul sein geheimes Streben ging. „Ihr geht zu weit in Eurem Eifer, Schultheiß von Basel!“ ließ sich der Probst mit sonorer Stimme vernehmen, und gab seiner majestätischen Gestalt eine imponirende Haltung. „Ihr möchtet Eure Stubenzwiste gerne zur Sache des Episcopats machen; allein dem wird sich Seine Eminenz der Herr Bischof und das Domkapitel kräftiglich widersetzen. Wir mögen es wohl leiden, wenn Ihr die Gerechtsame der Kirche und ihr Eigenthum vertheidigt; aber es ziemt Euch nicht, um kleinlicher Ursachen halber Zwietracht und Fehde in unsere friedlichen Mauern zu tragen. Euer Stolz und Hochmuth, mit dem Ihr jetzt vor Euerm Lehnsherrn steht, hat auch die Ritterschaft von Basel gespalten; es wäre daher weise von Euch, eh' ein Wort zur Sühne zu reden. Was aber den gestrigen Handel mit dem Ritter Eglin von Eptingen anlangt, so

Digitized by Google

mag ihn der Vogt immerhin vor sein Gericht laden und ihn an Gelde strafen nach Billigkeit."

„Ew. Hochwürden spricht ganz aus meiner Seele," betheuerte der Bischof mit beifälliger Miene. „Was Milde zum Ziele führen kann, soll nicht des Schwertes Schärfe entscheiden. Es ziemt Euch Gotteshausdienstmannen schlecht, fort und fort mit einander zu hadern. Wir befehlen daher, daß Ihr Euch künftig in christlicher Liebe und Demuth zu einander vertragt und duldet."

„Gnädigster Herr," erwiederte Ritter Schaler mit mehr Mäßigung als zuvor, „wie können wir mit Leuten Friede halten, die des Kaisers Institutionen mit Füßen treten und dieser Reichsvogtei Hohn sprechen? Doch Euerm Befehl zufolge will ich als kaiserlicher Vogt mich billig gegen den Ritter von Eptingen finden lassen wegen des gestrigen Frevels, wenn er mir den Aargauer Mann ausliefert, den er gewaltsamerweise meiner Gerichtsbarkeit entrissen."

„Was kann Euch doch so viel an dem mißgestalteten Bettler liegen?" fragte der Domprobst, sich eine spöttische Miene gebend.

„Sehr viel liegt mir an ihm, hochwürdiger Herr," versetzte der Vogt mit einem durchbohrenden Blick. „Dieser Bettler ist durchaus nicht, was er scheint. Es ist entdeckt und klar am Tage, daß er der Kundschafter irgend eines mächtigen Herrn ist, weshalb er sich einige Zeit hier umher trieb und mit gemeinen und vornehmen Leuten, insonderheit mit mehreren adligen Gesellen zum Seufzen eifrig verkehrte."

„Wär's möglich?" fragte der erstaunte Bischof; „sollte irgend ein mächtiger Nachbar etwas gegen das mir von Gott anvertraute Bisthum im Schilde führen?"

„Ich kann Eurer Eminenz Beweise liefern," war Ritter Schalers Versicherung. „Auch die Eptingen halte ich als im Einverständniß mit Euern Feinden," fuhr er fort, „und das Erscheinen Ritter Eglin's an den Schranken der Freiknaben nicht für ein bloßes Ungefähr. Ich dringe daher auf die Auslieferung des Kundschafters, und so dieselbe verweigert wird, dann bin ich dessen gewiß, daß Eglin von Eptingen ein Verräther ist an seinem Lehnsherrn, wie ein Frevler am Hause Gottes und seiner Diener."

(Fortsetzung folgt.)

Erfolgreiche Nachgrabungen im Kloster Disibodenberg.

Kreuznach, im Nov. 1842.

Vor einem Jahre brachte die Didaskalia einen Aufsatz über das drei Stunden von hier liegende Kloster Disibodenberg, dessen Geschichte er mittheilte und zugleich auch der Arbeiten gedachte, welche mit großen Kosten der Besitzer, Herr Wannemann, vornehmen ließ, um die Ruine vom Schutte zu reinigen und den Berg zu einer großartigen Anlage umzuschaffen. Unstreitig verdient dies Unternehmen allseitige Aufmerksamkeit, und zwar aus zweien Gründen. Einmal übernimmt der Besitzer die Schuld des ganzen Nahe- und Glanthales, welches diesem Kloster seine christliche und Lebensbildung, seine gesammte Cultur in ihren ersten Anfängen und Jahrhunderte dauernder Pflege verdankt, um sie mit seltener Pietät dadurch abzuzahlen, daß er die bedeutsame Stätte sinnig schmückt und auf's neue in's Andenken der Bewohner ruft; sodann, weil er in einer ächt kosmopolitischen Gesinnung einen der reizendsten Orte des Nahe- und Glanthales zu einer Anlage umwandelt, die an Größe und Eigenthümlichkeit, so wie an Reiz und Schönheit der Aussicht in weiter Ferne ihres Gleichen nicht findet, und somit eine Gegend, die so ungemein reizend ist, noch mit einem neuen Reize bereichert, und dem Publikum gestattet, sich des Hochgenusses mit ihm zu freuen.

Der Disibodenberg liegt bekanntlich im lieblichsten Theile des Nahethales und gehört eben sowohl dem Glanthale an, da beide Flüsse sich am Fuße des Berges vereinigen, und er das Glanthal gleichsam abschließt. Es war gewiß ein luminöser Gedanke, diese, beide Thäler beherrschende Höhe zu einer großartigen Anlage zu verwenden, und es zeugt eben sowohl von einem gebildeten Geschmacke, da sich nicht leicht sonst wo ausführen läßt, was hier die schönste Lokalität darbietet.

Schon im vorigen Jahre waren im wörtlichen Sinne Hunderte von Menschen auf dem Berge beschäftigt, dessen ganzen Scheitel die großartigen Ruinen bedecken. Er glich einem ungeheuren Ameisenhaufen, aus der Ferne gesehen, und, näher betrachtet, konnte es scheinen, als gälte es, hier die Schätze der Tiefe, die Metalle, aus den Eingeweiden des Berges zu Tage zu fördern; und doch war es nur zunächst Plan, die Grundlage der Gebäude, den Bauplan des Klosters darzulegen, und die unendlichen Massen des Schuttes, welcher die ungeheueren Räume deckte und füllte, hinwegzuschaffen; denn über den Ruinen hatte die Vegetation ihren Wucher begonnen und man ahnete nicht, wenn man über dies große Grab hinschritt, was Alles darunter lag. Aus den vorhandenen Urkunden und Beschreibungen wußte man eben wohl, welche Gebäude hier gestanden, und wie sie im Laufe der Jahrhunderte sich an einander gereihet hatten; aber wo ihre Stätte war, das konnte man nicht errathen. Nach einem selbstentworfenen, im Fortgange der Arbeit sich immer mehr feststellenden, aber auch mannichfach erweiternden Plane leitete der Besitzer persönlich die Ausgrabungen mit einer Ausdauer, wie sie nur die Liebe zu einem Lieblingsplane zu geben vermag; mit einer Sorgfalt, die jeden auch noch so kleinen Ueberrest alter Skulptur wahrte, daß nicht die rohe Hand der Arbeiter etwas verletze, und mit einem Aufwande von Kosten, wie sie nicht leicht wieder ein Privatmann an die Verwirklichung eines schönen Gedankens wenden möchte.

So traten denn schon im vorigen Jahre Rutbard's große, herrliche Kirche in ihren Fundamenten und einzelnen Resten des Mauerwerks, die alte Kirche des Erzbischofs Willigis, eine dritte Kapelle, die Räume des Kapitelhauses, die Cisternen, die ökonomischen Gebäude hervor, mit ihren Verbindungen durch die Kreuzgänge und den theils gepflasterten, theils mit Platten belegten freien Raum. Man konnte sich ein Bild machen von dem Haushalte der Mönche, und von dem innern Getriebe einer solchen, an Gefällen ungemein reichen Gemeinschaft. Man sah aber auch, wie sich allmählig Eins an das Andere gereiht, Gebäude zu Gebäuden traten; wie Neues großartiger, schöner, geschmackvoller sich an das Alte, Schlichte, Einfache anschloß; ja, es würde nicht schwer werden, die Geschichte des Mönchswesens und, in gewissem Betrachte, die Geschichte der Kirche in diesen Ruinen nachzuweisen. Leider war das Gericht einer wilden und rohen Zeit schauerlich über das verödete Kloster hereingebrochen, und schnöder Undank und herz-

Digitized by Go

loser Vandalismus hatten von den Ruinen nur kaum mehr stehen lassen, als einige Schuhe über dem Niveau.

Dem Besitzer trat nun der Gartendirektor, Hr. Metzger von Heidelberg, an die Seite, der mit seinem sicheren Kennerblicke das Ganze überschaute, und nun die Anlagen in Uebereinstimmung mit den Ansichten des Besitzers anordnete. So entstanden drei über einander liegende geräumige Terrassen, deren jede hinter die andere zurücktritt, je mehr sie sich dem Gipfel des Berges nahen, deren jede in anderer und umfassenderer Weise das bezaubernde Landschaftsbild des Gesichtskreises hervortreten läßt und es in immer weiterer Ausdehnung beherrscht; so entstanden zwei bequeme Wege zu dem Gipfel des Berges, und großartige Gruppen zu Anpflanzungen und Rasenpartien; und im Spätherbste wurden noch die Anpflanzungen selbst vorgenommen, deren Material an seltenen und zierenden Gesträuchen und Bäumen von Metz zeitig genug ankam, um dem Schoße der nährenden Erde anvertraut werden zu können. Mit dieser Arbeit schloß das Werk für das Jahr 1841. Wer den Berg früher kannte, und nun sah, möchte es allein beurtheilen können, welch' ein riesiges Stück Arbeit gethan worden, und wie außerordentlich weit das Ganze seinem Ziele zugeschritten war — aber auch zugleich, wie viel dem folgenden, ja — den folgenden Jahren vorbehalten bleibt, wenn anders das erreicht werden soll, was als Zielpunkt vorschwebt.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Vor einigen Tagen machte die Gräfin Talbot, Schwester der Lady Schrewsbury, eine Spazierfahrt im Boulognerwald bei Paris in einem geschlossenen Wagen. Die Pferde, welche durch einen Gegenstand scheu wurden, nahmen das Reißaus und zogen den Wagen in das stärkste Dickigt des Waldes. Die Gräfin Talbot fiel sogleich ohnmächtig nieder. Die Bedienten schrien um Hülfe. Eine Dame und ein Herr, welche in diesem Augenblick durch den Boulognerwald fuhren, gaben sogleich ihren Bedienten den Befehl, sich zur Gräfin zu begeben. Der Herr stieg selbst vom Wagen herunter und befahl, das Leitseil der Pferde abzuschneiden, welche in den jungen Bäumen verwickelt waren und sich heftig bäumten. Er ließ hierauf Mad. Talbot in seinen Wagen tragen, und da er erfuhr, daß sie in der Straße St. Dominique St. Germain wohne, befahl er dem Kutscher, sogleich dahin zu fahren. Mad. Talbot war kaum zu sich gekommen, als sie, an der Concordebrücke angelangt, die Augen aufschlug und sogleich den König Leopold und die Prinzessin Adelheide, Schwester des Königs Ludwig Philipp, erkannte.

Im Königreich Baiern ist die Pflasterung der Straßen mit Holz verboten worden, auch ist der Handel mit chemischen Streichhölzchen nur solchen Personen erlaubt, welche eine Concession dazu erhalten haben. An Kinder dürfen diese Zündhölzchen nicht mehr verkauft werden, selbst wenn sie im Auftrag der Eltern kaufen wollen, und dürfen nicht mehr in Gefäßen von Holz, Pappe und Papier aufbewahrt werden.

Die Elberfelder Zeitung bringt folgendes Gedicht: „An die deutschen Dichter."

Was singen um die Wette
Die deutschen Sänger all'
Von Schmach der Sklavenkette
Und von der Freiheit Fall?
Mit Gott und sich zerfallen
Seh'n sie nur Nacht und Graus,
Und in der Dämm'rung wallen
Gespenster durch das Haus.

Was hallt in deutschen Landen
Zu jedem Zitherspiel
Von schweren Geistesbanden
Des Klaggesangs so viel?
Dem Sänger stand's sonst besser,
Zu feiern Lieb' und Wein;
Wer nicht Tyrannenfresser,
Kann jetzt nicht Dichter seyn.

Sonst nahm die Muse gerne
Den Kranz als Sängers Gut.
Jetzt ruft sie: bleib' mir ferne,
Bringst du nicht Dolch und Blut!
O schweigt, ihr Freiheitsboten,
Besänftigt euern Grimm!
Geht ihr bei uns Despoten,
So geht zu Ibrahim!

Ein Privatmann aus der Gegend von Straßburg wurde dieser Tage zu einem Monat Thurmstrafe und einer Geldbuße von dem Zuchtpolizeigericht jener Stadt wegen gesetzwidriger Ausübung der Heilkunde verurtheilt.

(Zwei Vögel in einem Schlag.) Vor einigen Tagen sah ein Polizeidiener der Stadt Colmar eine Frau aus einem Bäckerladen mit einem Laib Brod herauskommen. Er hielt sie an, nahm den Laib und legte ihn bei einem Spezereihändler auf die Wage; es fehlte beinahe ein Hektogramm. „Kommt mit mir zum Bäcker", sagte er zur Frau; als er sich aber umdrehte, sah er mit Erstaunen, daß die Frau fort war. Er ging allein zum Bäcker, um ihm einen Verbalprozeß wegen falschen Gewichts zu notifiziren. „So eben hat mir eine Frau einen Laib Brod gestohlen", sagte der Bäcker, als er den Polizeidiener sah. — „Ja, und der Laib hat das Gewicht nicht", erwiederte dieser. „Ich reiche einen Verbalprozeß gegen Euch ein, und bringe Euch den Laib zurück." Bald darauf erschien die Frau, deren Namen man entdeckt hat, wegen Broddiebstahl vor der Zuchtpolizei, und der Bäcker wegen falschen Gewichts vor dem Polizeikommissär.

Die Anzahl der Ehescheidungen beträgt in Frankreich ungefähr jährlich 1000; im Jahre 1840 waren es 940, wovon 882 durch die Frauen und nur 58 durch die Männer verlangt wurden.

Der Raum von Paris, von der jetzigen Accise-Mauer begränzt, umfaßt 34,398,800 Geviert-Metres. Wird einmal die jetzt errichtete Ringmauer als Gränzscheide der Stadt angenom-

Digitized by Google

men, so beträgt alsdann der Raum 267,558,000 Geviert-Metres, oder 26,755 Hektaren, ungefähr denselben Flächenraum wie die Stadt London. Die Bevölkerung von Paris betrug im Jahre 1841 912,330 Seelen. Die Besatzungstruppen und die Fremden mitgerechnet 1,035,000.

(Frankfurt a. M.) Inzwischen eingetretene Hindernisse veranlassen mich zu der Anzeige, daß das von mir zu geben beabsichtigte Konzert vor der Hand nicht stattfinden wird.

M. Haupt.

Kongreß der Gastwirthe in Köln.

Vom Rhein, 22. Nov.

Erst heute sind wir im Stande, nähere Mittheilung über die hier am 19. Nov. gehaltene Versammlung rheinischer Gastwirthe zu machen. So wenig versprechend die Anzeige und Einladung der Herren Hoche und Schickhausen von Koblenz zu einem Gasthalter-Kongresse in Köln, angeblich zur Fixirung der lästigen Trinkgelder der Reisenden, war, desto befriedigender waren die Ideen, die im Interesse des reisenden Publikums hier zur Erörterung kamen. Die renommirtesten Gasthalter Deutschlands wohnten dieser zahlreichen Versammlung bei. Kurhessen (Kassel), Straßburg, Holland, Belgien, Nassau, die Rheinprovinzen und Westphalen ꝛc. hatten Abgeordnete gesendet, deren Gesammtzahl sich auf 120 erstreckt haben mag. Außerdem waren viele der anwesenden Gasthalter noch mit Vollmachten ihrer nicht hierschienenen Kollegen versehen. Eine Menge von Zuschriften wurden verlesen, nach welchen sehr achtbare und angesehene Gastwirthe ihr persönliches Erscheinen durch Verhinderung mit dem Bemerken entschuldigt haben, daß sie bereit seyen, den Beschlüssen dieser Versammlung beizutreten. Die freundliche, zuvorkommende Aufnahme und dankenswerthe Gastfreundschaft der Kölner Gasthalter gegen ihre auswärtigen Kollegen war höchst lobenswerth. Sie sorgten nicht allein für Erheiterungen, sondern auch für Geist und Kunstsinn. Zu allen Sehenswürdigkeiten Kölns, zum Theater, so wie zum Konzert der Herren Liszt und Rubini ertheilten sie Freikarten. Selbst der das Interesse seiner Gesellschaft so hoch schätzende und befördernde Hr. Präsident Merker von der Kölner Dampfschifffahrt hatte eins der schönsten Schiffe der Versammlung zu einer Lustfahrt zur Verfügung gestellt. In dem Saale des „Königlichen Hofs" bei Dipmann hielten die Gastwirthe ihre Versammlung, wobei ein Präsident und sechs Ausschußmitglieder erwählt wurden; letztere ernannten unter sich einen Protocollführer und Secretär in der Person des Hrn. Baumann zum „Hof von Holland" in Wiesbaden. In der Ueberzeugung, daß ein Präsident, umgeben von stimmberechtigten Mitgliedern, in den Verhandlungen Vertrauen erwecken werde, nenne ich deren Namen. Als Präsident fungirte Hr. W. Illig im „Hof von Holland" in Köln; als Ausschußmitglieder die Herren J. L. Lang im „Römischen Kaiser" in Kassel, Dremel zum „großen Monarchen" in Aachen, A. Staudt zum „Rheinischen Hof" in Köln, Capellen-Heydenthal in Düsseldorf, F. Baumann im „Hof von Holland" in Wiesbaden, M. Hoche zur „Belle-vue" in Koblenz. — Nach vielerlei Verhandlungen und Debatten sind folgende Beschlüsse vorläufig, bis zur nächsten Versammlung, gefaßt worden: 1) Je nachdem es die Einrichtungen, bestehende Verträge und sonstige Verhältnisse gestatten, möge man dem so vielseitigen Wunsche des reisenden Publikums entsprechen und das Trinkgeld desselben für alle und jede Dienstleistungen des Wirthschaftspersonals unter einer Rubrik vom 1. Januar oder 1. April zur Rechnung bringen, und den Ansatz bei Handlungsreisenden ꝛc. von 5 Silbergroschen oder 18 Kr. per Tag nicht überschreiten, dagegen bei Fremden mit Familien es dem Wirthe nach Billigkeit anzusetzen überlassen, und bei Herrschaften keinen Gebrauch von diesem § machen. Ferner aber auch jedes Dienstpersonal auf solchen fixen Gehalt setzen, daß es anständig bestehen kann, und bei besonderer Zufriedenheit diesen durch Geschenke oder Gehaltzulage erhöhen, und daß darnach bei strengem Verbot das Dienstpersonal keinem Fremden Etwas fordern dürfe. 2) Wurde es gegenseitig zur Pflicht gemacht, daß man bei Ertheilung von Dienstzeugnissen auf's strengste bei der Wahrheit bleiben soll, und daß, wenn ein Individuum eines gerechten Tadels sich schuldig gemacht, es unter keiner Bedingung von den Vereinsmitgliedern angenommen werden darf. 3) Gegenseitige Mittheilung über Industrieritter, falls sich solche Leute herumtreiben, sollen durch den Secretär des Vereins mittelst Circulare in Umlauf gesetzt werden. — Außerdem sind verschiedene andere gemeinnützige, das Interesse der Reisenden und der Gastwirthe berührende Vorträge gehalten worden. Hr. Weiler, Gasthalter und Eigenthümer des Mainzer Hofs in Köln, erntete durch ein treffliches Diner allgemeinen Dank.

Korrespondenz.

Mainz, 20. Nov.

In dem heute erschienenen „Rheinlande" ist ein Artikel zu lesen, welcher geradezu den in der Nummer 318 der Didaskalia befindlichen Bericht über Thierquälerei als unwahr bezeichnet. Es ist schwer, einzusehen, falls eine unwahre Berichterstattung vorliegt, warum der bekannte Jagdliebhaber sich nicht ganz einfach auf das Zeugniß derjenigen Herren berief, welche an zwei aufeinander folgenden Tagen Augenzeugen seiner allgemein als unmenschlich dargestellten Handlungen waren; denn könnte von denselben, die zu den achtbarsten Personen der Stadt gehören, dieses Zeugniß im Sinne des Artikels im Rheinlande gegeben werden und vermöchte der bewußte Herr vielleicht gar selbst seine eigenen Aeußerungen über das Resultat seiner körperlichen Kraftentwickelung in Abrede zu stellen, so wäre der von mehreren Personen gut gekannte Berichterstatter nicht nur ein boshafter Mensch, sondern vielmehr ein Verläumder; er müßte sich unverzüglich nennen und würde sehr zufrieden seyn, wenn keine andere Genugthuung als eine mündliche Abbitte von ihm verlangt würde. Uebrigens muß Einsender bemerken, daß bei ihm auch im entferntesten Persönlichkeit nicht zu Grunde lag, sondern er durch seine Rüge vor Allem die Einführung von Vereinen zu Abschaffung der Thierquälerei bezwecken, im besondern Falle aber den bewußten Jagdliebhaber veranlassen wollte, für die Zukunft doch von seinem bekannten Zartgefühle gegen Menschen auch einen kleinen Theil auf die ihm zugehörigen Thiere zu übertragen. — Um auf den Hrn. Doktor zurückzukommen, so sieht man hier in der langen Ausschmückung desselben nur ein Potpourri des unfeinsten Geruchs, hauptsächlich gegen die Redaktion der Didaskalia gerichtet, die sich jedoch zu hoch achten muß, um irgend eine Erwiederung darauf zu geben. Der Hr. Doktor wird jedoch im Namen des Korrespondenten der Didaskalia, als auch vieler andern Betheiligten, erinnert, die endliche Aufführung der Soirée musicale, wofür er bereits vor länger als 18 Monaten den Subscriptionspreis erhoben hat, doch nicht zu vergessen! ...z..

Leipzig, im Nov.

Ein Hauptinteresse bezieht sich jetzt auf das Theater, da der Pachtvertrag des bisherigen Unternehmers, Hrn. Ringelhardt, aufgekündigt worden ist. Dieser Direktor hat unstreitig die Autorität der obersten Leitung gegen die einzelnen Mitglieder zu behaupten gewußt und dadurch die Anfall vor dem Auseinanderfallen gesichert; aber sehr wird bezweifelt, ob die Kunst durch seine Verwaltung auf derjenigen Höhe gehalten worden sey, wie es einer so gebildeten Weltstadt, wie Leipzig, würdig ist. Die Wirthschaft war gewiß gut und er selbst hat sich dabei nicht übel gestanden, aber ein Theater, wie wir besitzen möchten, ist doch auch etwas mehr, als ein gewöhnlicher Vergnügungsort.

Theater-Anzeige.

Samstag, 26. Nov. Der lange Israel, Lustspiel in 4 Akt., von Benedix.

Redacteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 327. Sonntag, den 27. November 1842.

Die Papageien und die Sternenträger.

Novelle aus den Zeiten des Interregnums.

(Fortsetzung.)

Der Domprobst, welcher sich während der letzten Reden einige Male auffallend verfärbt hatte, wollte so eben das Wort wieder ergreifen, als der schwere Vorhang am Eingang von einander rauschte und ein vom Scheitel bis zur Fußsohle in Stahl und Eisen gehüllter Mann dröhnenden Schrittes eintrat.

„Wer bewegt die Verläumderzunge und nennt mich Verräther?" fragte der Geharnischte, und warf klirrend das Visir in die Höhe. Die zornblitzenden Augen und die trotzige Miene des Angeschuldigten wurden sichtbar.

Der Bischof staunte über die unerwartete Erscheinung, die anwesenden Domherren, eine blutige Katastrophe fürchtend, erbebten, und die Ritter des Papageien fuhren bestürzt nach dem Schwert; Heinrich von Neufchatel, der Domprobst, allein blieb ruhig.

„Was wollt Ihr, Herr Eptingen von Eichenberg?" fragte er. „Habt Ihr Euch gerüstet, dem Hause Gottes Euern Gehorsam aufzukündigen, und dem Bischof in seinem eigenen Palast Trotz zu bieten, vor dem Ihr als ein Reuiger und Flehender erscheinen sollte?"

„Ich bin mir kein Fehl gegen meinen Lehnsherrn bewußt, weshalb ich als ein Reuiger und Flehender erscheinen müßte," erwiederte der Ritter im bescheidenen Ton; „doch konnte ich vermuthen, daß geschäftige Zungen hier nicht ruhen würden, mich anzuschwärzen, deshalb kam ich her, ihr Mühen zu vereitlen und sie zu Schanden zu machen."

„Ihr habt Art und Weise, solches zu thun, schlecht gewählt," sagte der Bischof stirnrunzelnd. „Dringt Ihr doch zu Unserm Bischofsstuhl wie ein Raufbold, der uns den Fehdehandschuh vor die Füße werfen möchte."

„Das sey ferne von mir, gnädigster Herr, daß ich solches thue," entgegnete Eptingen ruhig, und indem er seine Feinde, welche auf der rechten Seite des bischöflichen Stuhles standen, mit einem stolzen, verächtlichen Blick maß, fuhr er fort: „Ich bin der Sohn Gottfrieds von Eptingen, der Sohn Eures und des Reiches treuesten Vasallen, und bereit, gleich meinem Vater und meinen tapfern Ahnen, welche ein Theil ihres Besitzthums von diesem Gotteshaus zu Lehen empfingen, auch für dasselbe mein Schwert zu ziehen und mein Blut zu verspritzen doch sehe ich hier Leute, deren Wolfsnatur mir nicht unbekannt, und gegen deren Grimm ich mich zu rüsten für nöthig fand, da ich einem der Ihrigen sein Bubenstück vereitelte. Dies Schreiben an Seine Hochwürden den Domprobst wird mein Thun genügend erklären."

Mit diesen Worten übergab Eptingen dem genannten Prälaten ein versiegeltes Schreiben, welches dieser sofort entfaltete und las. Tiefe Stille herrschte in dem Saal, und Aller Blicke waren gespannt auf das Gesicht des Lesenden gerichtet.

„Bei Gottes kostbarem Blute! das ist unerhört schelmisch und niederträchtig!" rief endlich Heinrich von Neufchatel mit zornglühender Stirne.

„Was ist's, das Ihr unerhört schelmisch findet?" fragte der Bischof hochaufhorchend.

„Eure Eminenz weiß, daß ich meine theure Nichte und Anverwandte, die Freiin Ottilia von Gransee, eine vater- und mutterlose Waise, erwarte," erwiederte der Domprobst; „sie ist eine sanfte, gottesfürchtige Jungfrau, welche von frühester Jugend an kein anderes Verlangen trug, als in einem Kloster ihrer Frömmigkeit leben zu können. Sie ersuchte mich, ihr den Aufenthalt in einem der hiesigen Frauenklöster zu bewilligen, um in meiner Nähe leben zu können, da sie mir, ihrem nächsten Verwandten, zugethan ist, wie eine fromme Tochter ihrem Vater. Um ihrem Willen zu willfahren, beschloß ich, ihr auf einige Zeit den Aufenthalt im Cönobium Sankta Maria Magdalena zu gestatten, ohne sie dessen strengen Regeln zu unterwerfen. Ich entsandte den Junker Monrad von Mönchenstein, den jüngsten Sohn des Stadtschultheißen, nach Neuenburg, wo die junge Freiin bisher wohnte, um sie daselbst abzuholen und zu geleiten. Hört nun, was sie mir schreibt:"

„„Gott zum Gruß und seine Gnade zuvor, hochwürdiger Herr und lieber Ohm! Ihr werdet Euch wundern, daß Ihr nicht mich selbst, sondern nur das Geschrift meiner zitternden Hand vor Euern Augen seht; aber Ihr seyd selbst die unschuldige Ursache dessen, da Ihr mich schlimmen Händen anvertrautet. Der Junker, der mich auf Euer Gnaden Befehl gen Basel geleiten sollte, war ein arger Bösewicht, der mich mit allerlei weltlichem Gerede zu versuchen und mein Herz zu verlocken trachtete; doch als ich sein thöricht Beginnen hart und verächtlich von mir wies, da sann er auf schnöde Rache. In einem einsamen Thal, als ich bereits Basel zu erreichen hoffte, ereilte uns die Nacht; hier gedachte der Junker sein Scheimenstück zu vollführen. Plötzlich fielen seine Reisigen über die we-

Digitized by Google

nigen treuen Knechte und Diener her, die mir von Neuenburg aus gefolgt waren, und mich unter keinerlei Vorwand eher als in Basel unter dem Schutz von Eur Gnaden lassen wollten. Der Junker gedachte mich und meine Zofe verrätherischer Weise auf einen unfern gelegenen einsamen Thurm zu entführen. Doch noch zur rechten Zeit sandte mir die gebenedeite Jungfrau auf mein inbrünstiges Flehen einen Retter, den Herrn Eptingen von Eichenberg, der mich befreite und mich auf die nahe gelegene Burg seines Vaters führte. Der gehabte Schrecken aber hat mich elend und siech auf's Krankenlager geworfen, und ich muß wohl noch einige Tage der alten würdigen Frau von Eptingen, der Mutter meines Retters, zur Last fallen, ehe ich meine Reise vollenden kann; bis dahin erwarte ich Euch selbst, oder Eure Befehle. Ottilia von Gransee.""

Als der Prälat den Brief zu Ende gelesen, herrschte noch geraume Weile tiefe Stille in der Versammlung. Die Sternenträger blickten verächtlich und schadenfroh hinüber nach den Papageien, welche unwillig und halb beschämt ihren Blick auf den alten Stadtschultheißen hefteten, welchen diese unerwartete Kunde am meisten berühren mußte.

(Fortsetzung folgt.

Wasserkur.

Das Wasser ist die Losung jetzt zur Stunde,
Nur Wasser! schreit die ganze Welt,
In's Wasser schickt man Kranke und Gesunde,
Das Wasser kostet jetzt das meiste Geld.
Nicht zeitgemäß ist es, mit Bier den Durst zu löschen,
Wer Zeitgeist hat, der trinkt jetzt mit den Fröschen. —
Der alten Heilkunst Puff, man schießt ihr Bresche.
Das neueste System ist: pudelnaß,
Die Kranken, die traktirt man jetzt wie Wäsche,
Die Medicin! sie ist das Wasserfaß.
Man wird geseift, gewalkt, gestriegelt,
Getrocknet, eingeschlagen und gebügelt.
Der Hoffnungslose stürzt sich nicht in's Wasser,
O nein, er stürzt das Wasser jetzt in sich.
Wie glücklich sind jetzt Dichter und Verfasser,
Ein jeder sagt: mein Gräfenberg bin ich!
Die Heilkunst bracht' es endlich schon zuwegen,
Die Leut' wie Wassergurken einzulegen.

Erfolgreiche Nachgrabungen im Kloster Disibodenberg.

Kreuznach, im Nov. 1842.

(Schluß.)

So kam denn das Jahr 1842 und auf's neue regte sich's auf der Klosterhöhe geschäftig und rührig. Noch war das Meiste auf der nord-östlichen Seite des Klosters zu thun. Da lagen noch die Außenmauern, die großartigen Gewölbe, und neben dem Kapitelhause noch ein weiter Raum, wo der Besitzer die vierte, bisher noch nicht entdeckte Kirche vermuthete. Mit rüstiger Hand griff er das Ganze an, und im Laufe der Arbeiten, die denn auch das schauerliche Gefängniß finden ließen, wo, wie Feßler seiner Zeit dem edlen Kaiser Joseph mittheilte, die unglücklichen Opfer des Neides und Haders, der Abtsmacht und des freiern Regens geistiger Kraft unter dem Namen der „Löwen" der Verzweiflung anheimfielen, zeigte sich's klar, wie richtig jene Vermuthung war; es trat, vom Schutte der Jahrhunderte befreit, diese vierte Kirche ans Licht des Himmels. Nun wurde ein Weg rings um die Ruine gemacht und geebnet; das Trümmergerölle wurde gesichtet und gutes Erdreich aus der Tiefe gehoben, daß es den Pflanzungen zum wurzelfähigen Boden diene; vieles Mauerwerk trat jetzt in seiner Eigenthümlichkeit mehr hervor und ließ seine einstige Bestimmung klar erkennen; die ökonomischen Räume machten sich bis in das kleinste Detail kenntlich, und die Anlagen, welche die Gartenkunst Metzger's schaffen will, um das Ganze effektvoll hervorzuheben, hier Einzelnes zu maskiren, damit es, von der andern Seite geschaut, in seiner ganzen Wirksamkeit sich geltend mache, dort die Räume in geeigneter Weise zu verbinden — lassen erst jetzt ahnen, was sie sollen und wie sie es sollen. In der That, es wird ein großartiges Werk, zumal wenn nun das Jahr 1843 dem Ganzen die Vollendung gibt, und im alten Gebäude, das gen Westen liegt, ein Salon eingerichtet wird, wo die herrlichen Reste alter Skulptur niedergelegt werden, und unter ihm die Orangerieräume, um die zärtern Gewächse zu bergen; wenn aus den alten Resten hier und dort Gruppen gebildet werden, welche das Grün schöner Gewächse umrankt; wenn später Schlingpflanzen die Mauern dekoriren mit ihren natürlichen Festons und die Bäume einmal ihre Aeste ausbreiten; wenn im Schmucke gothischer Baukunst die Marienkapelle sich erhebt, und am Fuße der Ruine und der Anlagen die Cottage erbaut seyn wird, wo der, hier vielfach begüterte Besitzer seine Sommerwohnung nimmt.

Man sagt keineswegs zuviel, daß diese eigenthümliche Anlage zahlreiche Besucher hierherlocken wird, wie die des Heidelberger Schlosses sie anzieht, wenn auch dort Anderes sich ausprägt, und die Ruine selbst großartiger ist. Unter dem, was der Besitzer gefunden, sind Werke des Meisels von seltener Zartheit und Schönheit und von einem Kunstgeschmacke, der der Steinmetzenhütte des Nahgau's, die in Alten-Simmern blühte, zur höchsten Ehre gereichet. Ein Fund von mittelalterlichen Goldmünzen hat manches Interessante in numismatischer Beziehung gegeben — und der goldene Ring eines Abtes, der eine Reliquie umschließt, gehört mit zu dem Bedeutsamsten. Schließen wir mit einigen Versen, die ein Freund des Besitzers diesem Ringfunde widmete:

Der Abtsring.

Trauernd stehet um die Leiche ihres Abts die Brüderschaft,
Will versenken den Geliebten in des Grabes dunkle Haft;
Glänzt der Reif von seinem Finger, der das Heiligthum umschlingt;
„Soll der auch da unten ruhen, wohin nie ein Lichtstrahl dringt!"
„Laßt ihn ruh'n! — Es kommen Zeiten, wo sich Trümmer häufen will,
Und dies Kloster stiller Andacht bietet der Zerstörung Bild.
Laßt ihn ruh'n! Er sey uns Bürge, daß mit ihm ans Tageslicht
Auch für dieses Klosters Trümmer einst ein neuer Morgen bricht!"
Also eines Alten Stimme, die so dumpf prophetisch klang,
Daß ein banger Schauer plötzlich in der Brüder Seelen drang.

Digitized by Google

Und die Gruft, sie schließt sich schaurig, und im Grabe ruht der Ring,
Wie des Alten Prophezeihung ihre Deutung jetzt empfing.
Der nur ist des Ringes Erbe, der erfüllt das alte Wort,
Und des Klosters Trümmer schmücket, ihm allein gebühret der Hort.

* * *

Mannichfaltigkeiten.

(Von den Vogesen, 20. Nov.) Der frühe Eintritt des Winters weissagt nichts Gutes. Schon spuken in einzelnen Fällen ansteckende Krankheiten auf dem Lande in Folge des ungewöhnlichen Witterungswechsels, und man fürchtet (hoffentlich ohne Grund!) ein schnelles Umsichgreifen derselben, besonders bei dem üblen Zustand mancher Nahrungsmittel, da viele Kartoffeln und Rüben in der Erde erfroren sind.

(Spey. Ztg.)

Die durch ihre Virtuosität und Gediegenheit renommirten Klavierspieler J. B. Cramer und J. Rosenhain werden nächstens in Paris einen Cours de Piano eröffnen, welcher zum Zweck hat, das Klavierspiel wieder auf eine ästhetischere Bahn zurückzuführen, und den Mechanismus nicht als Zweck auszubilden, sondern nur als Mittel zu einem gediegenen und wahrhaft künstlerischen Vortrage. Die besten Werke, von Scarlatti bis auf unsere Zeit sollen darin gespielt werden. Cramer wird die Etuden und die ältere Musik lehren, Rosenhain die neuere. Beide werden abwechselnd vor ihren Schülern die gediegensten Ensemble-Stücke vortragen, so deren Geschmack und Urtheil bilden, und sie mit den Meisterwerken aller Zeiten bekannt machen. Dies Unternehmen ist ein rühmliches, über welches man sich nur freuen und ihm den besten Erfolg wünschen kann.

(Darmstadt, 18. Nov.) Die Bauten an unserm Ludwigs-Monument sind seit kurzem für dieses Jahr eingestellt worden. Nach dem bisherigen Fortgang der Arbeiten zu schließen, dürfte leicht noch das ganze folgende Jahr zur Aufrichtung der eigentlichen Säule (deren Postament bis jetzt blos aufgeführt ist) erforderlich seyn. — Die wöchentlichen Winterversammlungen der hiesigen Lokalsection des Landes-Gewerbvereins haben wieder begonnen und bieten außer dem gewerblichen Interesse auch ein rein wissenschaftliches dar, da Dr. Külp, Lehrer der Mathematik und Physik an der hiesigen höheren Gewerbschule, mit seinen Vorträgen über Mechanik bereits begonnen hat.

(London, 18. Nov.) Schon seit längerer Zeit führen die Hemdennäherinnen die bittersten Klagen über den erbärmlichen Lohn, welchen ihnen die mit diesem Artikel handelnden Ladenbesitzer und Kaufleute zahlen. Vorgestern wurde nun unter dem Vorsitze des Geistlichen Allen eine Versammlung gehalten, um die Noth jener zahlreichen Klasse, welche sich durch Nadelarbeit nähren muß, in Erwägung zu ziehen und über Abhülfsmittel zu berathen. Aus den mitgetheilten Notizen ging hervor, daß für ein Hemd, welches 14 Stunden ununterbrochener Arbeit erfordert, höchstens 6 Pence bezahlt werden, und daß mehrere tausend Näherinnen, wenn sie den ganzen Tag und einen Theil der Nacht arbeiten, nur 4½ Pence verdienen können, so daß dieser unzureichende Verdienst schon viele Frauenzimmer auf die Bahn des Lasters gebracht und in einzelen Fällen sogar Selbstmorde und Selbstmordsversuche herbeigeführt hat. Die Versammlung beschloß die Ernennung eines Komités, welches die Hemdenhändler durch Vorstellungen zur Bewilligung höhern Arbeitslohnes, bei welchem sowohl der Käufer als der Verkäufer bestehen könne, bewegen und nöthigen Falls eine öffentliche Versammlung zu weiterer Berathung über diesen für Tausende von Familien und für die öffentliche Sittlichkeit hochwichtigen Gegenstand zusammenberufen solle.

⊙ (Darmstadt, 24. November.) Die Ludwigs- und Luisen-Stiftung dahier, vorzüglich durch die Bemühungen des verdienstvollen Geheimeraths Krönke im Februar 1827 gegründet, hat bekanntlich den Zweck, durch jährliche Beiträge, deren Größe nach dem Alter des Vaters sich bestimmt und unverändert bleibt, Töchtern, deren Aufnahme jedoch vor ihrem zurückgelegten fünften Jahre verlangt werden muß, eine jährliche Pension vom 21. Jahre an für den Fall zu sichern, daß der Vater stirbt und sie noch unverheirathet sind. Diese Anstalt, woran Theil zu nehmen jedem Inländer ohne Rücksicht auf Stand, Beruf und Religion freisteht, so lange er noch nicht über 60 Jahre alt ist, hat seit ihrem 15jährigen Bestand schon sehr wohlthätige Früchte getragen. Die ganze Pension (denn man kann auch beliebig Theile einer solchen versichern) beträgt gegenwärtig zweihundert Gulden jährlich, und nach dem so eben unter die Mitglieder (241 an der Zahl) vertheilten gedruckten Auszug aus der abgehörten Rechnung für 1841 belief sich das Vermögen der Gesellschaft zu Ende vorigen Jahres auf 165,969 fl. 15 kr. Statutenmäßig wird alle fünf Jahre, und so wiederum am 26. dieses Monats November, in einer Generalversammlung dahier über etwaige Erhöhung der Pension berathen.

(Steinkohlen in Rheinhessen.) Die Bohrunternehmungen auf Steinkohlen, welche Hr. Franz Deninger von Mainz seit dem September d. J. zwischen Üffhofen und Wendelsheim, unfern Flonheim, betreibt, bieten die immer gegründetere Aussicht, daß dadurch ein befriedigendes Ergebniß erzielt werden wird. Man ist bereits bis zu einer senkrechten Tiefe von 200 Fuß gelangt, und seit vier oder fünf Tagen ist der Steinbohrer in eins jener spröden Thonbetten gedrungen, welche in Wales und in Belgien, wie in den Zechen an der Ruhr und der Saar ꝛc. gewöhnlich Steinkohlenlager zu decken und zu umschließen pflegen. Welch' ein sehr wesentlicher Vortheil wäre es für das Großherzogthum Hessen und die benachbarten Länder, wenn sich, wie es zu erwarten steht, an der vorbezeichneten Oertlichkeit wirklich ein bedeutendes Steinkohlenlager, mit einem Gehalt von guter Qualität, böte! — — Derselbe thätige und umsichtsvolle Mann (dem das Großherzogthum Hessen die Heranbildung eines wichtigen Industriezweiges, der Leder- und Saffian-Zubereitung, verdankt, welche jetzt unter seinen Nachfolgern über 500 Arbeiter beschäftigt, deren Erzeugnisse nach allen Weltgegenden, vorzüglich häufig nach dem Norden und Osten Europa's versandt werden), derselbe Mann, von dem 1804 der erste artesische Brunnen zu Idstein (im Herzogthum Nassau) gebohrt wurde, und der seitdem noch fünf ähnliche Brunnen angelegt (wovon einer von 416 Fuß Tiefe, in seiner Fabrik), betreibt seit dem Mai v. J. gleichzeitig Bohrunternehmungen auf Asphalt bei Mettenheim, zwischen Guntersblum und Osthofen, auf Braunkohlen bei Be-

Digitized by Google

enheim, zwischen Mainz und Oppenheim, und ebenfalls auf Braunkohlen bei Osthofen und Westhofen. In Verbindung mit einigen andern erfahrungsreichen Männern wird er in kurzem die Gegend am Mittelrhein mit einem eben so nützlichen als wohlfeilen Brennmaterial versorgen, und somit seinem Lande sehr große Summen bewahren, welche bisher alljährlich nach außen verausgabt werden mußten. (Großh. Hess. Ztg.)

Meyerbeer hat eine religiöse Hymne unter dem Titel: „Lied des Trappisten" (Cantique du Trappiste), componirt. Dieselbe ist zunächst für die Stimme des Pariser Opernsängers Géraldy berechnet.

Eine bejahrte, ziemlich eitle Dame, die sich malen ließ, fragte ihren Maler so lange, ob sie recht sitze, daß er ihr endlich ganz verdrossen zur Antwort gab: „Nein, gnädige Frau, Sie sind verrückt."

So viel man hört, hat die Walhalla bei Regensburg bis jetzt gegen 14 Millionen gekostet u. s. w.

Korrespondenz.

Guntersblum, 21. Nov.

Noch vor wenigen Wochen war der Weinstock mit seinem Erträgniß der Mittelpunkt aller unserer Interessen, die nun, wo der neue Wein im Faß liegt, und von Tag zu Tag an Güte zu gewinnen scheint, in einem wichtigen Gemeindeakt, der neuen Bürgermeisterwahl, welche am 16., 17. und 18. Nov. hier stattfand, einen andern gemeinschaftlichen Berührungspunkt gefunden haben. Man zweifelt aber sehr, daß dieselbe aufrecht werde erhalten werden können, da Unregelmäßigkeiten dabei untergelaufen seyn sollen, die das Gesetz ausdrücklich als solche bezeichnet, und wonach die höhere Anerkennung der Gültigkeit des neuen Wahlakts nicht vorausgesetzt werden darf. Diesfällige Reclamationen sollen an den Hrn. Wahlkommissär bereits gelangt seyn. — Unsere restaurirte Kirche, die fast so gut als neu zu betrachten ist, da sie noch einen zweiten Thurm erhalten und im Innern ganz neu hergestellt worden ist, wird in kurzem dem gottesdienstlichen Gebrauch übergeben werden. Man bedauert nur, daß die Orgel nicht mit Rücksicht auf festliche Veranlassungen placirt worden ist, wo z. B. ein Sängerchor Mühe haben würde, der Gemeinde gegenüber sich zweckmäßig aufstellen zu können. Dieser Mißstand dürfte für die Folge unangenehm empfunden werden. — Uebrigens sehen wir hier dem schon eingetretenen Winter mit Ruhe und behaglicher Selbstzufriedenheit entgegen, die der Rheinländer nie verläugnet, wenn Speicher und Keller voll ist und in letzterem ein Wein gährt, der manche selige Stunde in den langen Winterabenden in Aussicht stellt und über die unvermeidlichen Beschwerden dieses Lebens leichter hinweghilft. Die Ohm des neuen edlen Gewächses hat jetzt hier einen Preis von 35 bis 40 fl., um den wir nicht einmal gerne verkaufen, indem das jüngstgeborne Kind des Rebgottes sich in seiner Wiege gar zu unruhig gebärdet und somit als ein kräftiger, muthwilliger Knabe zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Diese könnten aber leicht zu Wasser werden unter der hydropathischen Behandlung der Speculanten, die uns umschwärmen.

Darmstadt, 23. Nov.

Die vorige Woche war für unser Theaterrepertoir die „große Woche", da nichts als Opern zur Aufführung kamen; in der neu begonnenen scheint das Schauspiel zu prädominiren, und der Anfang ward gestern mit der Darstellung des beliebten Lustspiels von Bauernfeld: „Bürgerlich und Romantisch" gemacht. Wir müssen bekennen, in langer Zeit keiner Vorstellung beigewohnt zu haben, welche uns so sehr ergötzt hätte, als diese, und wenn auch der Dichter durch seine heitere, von der glücklichsten Laune durchdrungene Schöpfung daran den nächsten Antheil hat, so sind doch die Verdienste des darstellenden Kunstpersonals deshalb nicht geringer, ja im Gegentheil eher größer, da die besseren theatralischen Stücke auch bessere Darsteller bedürfen. Hr. Bünte gab den Präsidenten mit Würde und edler Haltung; Hr. Becker, als Baron Ringelstern, erregte durch sein anziehendes Spiel jenes Interesse, welches man an dem geistreichen Weltmanne, der mit den herrschenden Meinungen in Opposition zu treten wagt, gewöhnlich zu nehmen pflegt; Hr. Steck war ein gar gemüthlicher Rath Zadern, mit dem man alle Freuden und Leiden seiner Badekur theilte, wie mit seiner ganzen werthen Familie, welche durch die Damen Grahn (Räthin), Fräul. Lehr (Cäcilie) ꝛc. recht brav repräsentirt wurde. Hr. Wisthaler, als Sittig, und seine Cäcilie gefielen in ihren verschiedenen Situationen, die von dem Dichter in das Ganze so schön verflochten sind. Fräul. Steck, als Katharine von Rosen, bewegte sich mit Feinheit und Geschick innerhalb der Gränzen ihrer Rolle, und das Kammermädchen, Fräul. Spengler, zeigte sich ihrer gnädigen Herrschaft nicht unwürdig. Hr. Kronfeld war in seiner Rolle als Lohnlakai Unruh recht brav, frei von störender Uebertreibung und äußerst ergötzlich. Uebrigens waren die öfteren Ausbrüche der heiteren Laune des Hauses wohl der beste Probirstein der Güte der Darstellung, die in dieser Form ihres Eindrucks nimmer verfehlen dürfte. Das heutige Lustspiel hatte überdies auch noch das Verdienst, daß es gleichsam in einen vergoldeten Rahmen eingefaßt war durch die herrlichen Tänze, welche Fräul. Louise Weiß am Anfange und am Schluß der Darstellung, theils mit Hrn. Dornewas, theils allein ausführte. Sie wurde mit oft wiederholtem rauschendem Beifall empfangen, sowohl in dem pas sylphide, als auch in der Littuana, welche sie mit unnachahmlicher Grazie und bewundernswürdiger Gewandtheit tanzte. Ihr Kostüme in der Littuana war überaus reizend und fast an das Idealische gränzend. Man bemerkt bei allen ihren Produktionen, daß sie zu Paris und in den Hauptstädten Italiens gute Kunststudien gemacht hat.

Charade

(Zweisylbig.)

Das Erste sind wir Alle hier,
So Reich wie Arm, auf Erden,
Bis wir in's heimische Quartier
Einst wiederkehren werden.
Die Zweite hilft für gutes Geld,
Wenn Durst und Schwäche uns befällt;
Die Erste strebt, daß sie erreicht
Das Ganze, wenn der Tag sich neigt.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 27. Nov. Richard Löwenherz, Oper in 3 Abth., aus dem Französischen von Andre, Musik von Grétry. Vorher geht: Erste Liebelei und erste Liebe, Lustspiel in 1 Akt, nach Scribe von Th. Hell.

Montag, 28. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. Batson und zum Erstenmale): Herzog Richelieu, oder: der Hof des Regenten, dramatisches Zeitbild in 5 Abtheilungen, von Heinrich Schwarzschild. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 328. Montag, den 28. November 1842.

Die Papageien und die Sternenträger.

Novelle aus den Zeiten des Interregnums.

(Fortsetzung.)

„Es ist eine Lüge, ein Mährlein, ihr Herren, das unsere Feinde uns zu Schimpf ersonnen haben!“ rief endlich ungestüm der Mönchensteiner.

„Ja, eine Lüge, ein Mährlein!“ wiederholte sein Anhang.

„Der Brief redet die Wahrheit, denn es ist die Hand meiner Nichte, die ich einst selbst schreiben lehrte und gar wohl kenne,“ widersprach Heinrich von Neufchatel mit sonorer durchdringender Stimme dem Toben.

„Und die Wahrheit wird sich fürder erweisen,“ ergänzte Eptingen, „denn Monrad von Mönchenstein ward bei seinem Bubenstück erschlagen, und seine noch lebenden gefangenen Reisigen sollen Euch jeden Zweifel darüber verscheuchen.“

„Mein Sohn von der Hand eines Eptingen erschlagen? Ha, Pest und Tod! Ich will dafür ihr ganzes Geschlecht ausrotten, so wahr ich ein Mönchenstein bin! Und Dich, Verdammter, treffe meines Schwertes Spitze zuerst!“ schrie der Stadtschultheiß außer sich, indem er sein Schwert aus der Scheide riß und auf Eglin zustürzte.

Ein allgemeines Blutbad drohte den bischöflichen Saal zu entweihen, denn beide Parteien hatten im Nu ihre Schwerter oder Dolche entblößt und standen kampf- und rachedürstend sich gegenüber.

„Bei dem Fluch der Kirche haltet ein!“ donnerte noch zu rechter Zeit der Bischof mit der ganzen Kraft seiner Stimme dazwischen, sich mit zorngeröthetem Antlitz erhebend. Die Nichtachtung, mit welcher die rohen erbitterten Gemüther seine hohe Gegenwart vergaßen, empörte die Langmuth des geistlichen Fürsten; zum ersten Mal hatte er den ihm gebührenden Herrscherton gefunden. „Fluch und Bannstrahl und ewige Verdammniß treffe den, dessen Waffe nicht sofort die Scheide sucht!“ drohte der Erzürnte weiter. Zögernd, aber doch gehorsam den gewichtigen Worten, ließen die hadernden Ritter ihre blanken Stähle in's Gehäuse zurückgleiten, während unversöhnlicher Haß in ihren Augen fortloderte.

„Heiliger Pantalus! was muß ich erleben!“ fuhr der Bischof in seinem eifernden Zorne fort. „Ist das die Ehrfurcht, e ihr Gott und Unserm Bischofsstuhle schuldig seyd? Ist es so weit gekommen, daß eure verdammliche Zwietracht sich nicht scheut, Kampf und Mord in diese friedlichen geweihten Hallen zu tragen? Wer es noch ein Mal wagt, vor Unserem Angesicht den Gegner mit schrödem Wort zu verunglimpfen oder gar die Waffe zu zücken, den soll mein strafender Arm zermalmen, so wahr ich ein Fürst unserer heiligen Kirche bin! — Ihr, Schultheiß von Basel,“ fuhr er, an den Ritter von Mönchenstein gewendet, fort, „habt nicht klug gethan, Euch also von Eurer Leidenschaft hinreißen zu lassen. Euer Sohn war unstreitig in den Stricken des Teufels befangen, als er diese unziemliche That beging, deßhalb traf ihn Gottes Rache; doch glaubt nicht, wenn dadurch der Glanz Eures Wappen in Etwas getrübt wurde, denselben dadurch wieder herzustellen, wenn Ihr in wildem Grimm das Werkzeug zu zerstören trachtet, dessen sich die Allmacht bediente. Laßt für die Seele Eures unglücklichen Sohnes hundert Messen lesen und Euren Vaterschmerz in milden Thränen sich auflösen, so werdet Ihr Gott wohlgefälliger seyn. Ihr aber, Eptingen, sollt so lange aus den Mauern Unserer Stadt verbannt seyn, bis Ihr Eure Sache mit dem Vogt gebührlich ausgeglichen, und mit Euch Eure nächsten Anverwandten und Befreundete. Also ist's mein Wille.“

Der gutmüthige Bischof, erschöpft von seinem Zorn und der Anstrengung der Rede, lehnte sich zurück in seinen Sessel und suchte das Auge des hämisch lächelnden Domprobstes, um darin einigen Beifall für seine momentane Energie zu lesen, und ihm nun das fernere Wort zu überlassen; auch die Edeln erwarteten seinen Entscheid; doch da er in gleichmüthigem Schweigen verharrte, so verbeugte sich Eglin von Eptingen demuthsvoll vor dem Stuhl des Bischofs und verließ stolzen Schrittes den Saal, von Etwelchen seiner Partei gefolgt.

IV.

Zwischen der Habsburg und dem Städtlein Bruck im Aargau, wo öfters der tapfere und mächtige Graf Rudolph von Habsburg residirte, lag abseits der Heerstraße eine kleine unscheinliche und ziemlich verfallene Meierei, aus einem Häuslein, einer Scheune und einiger Stallung bestehend; die wenigen dazu gehörigen Felder und Wiesen umher waren nicht weniger in vernachlässigtem Zustand, und erweckten von dem Fleiß des Besitzers keine sonderlich gute Meinung. Die geräumige Stube des kleinen Wohnhauses harmonirte ganz mit dem Aeußeren desselben: Unreinlichkeit und Unordnung herrschten darin im Uebermaß; doch verriethen die Geräthschaften, mit denen sie

Digitized by Google

versehen war, und deren keins zum Dienste der Bequemlichkeit eines Landmannes fehlte, einen gewissen Grad von Wohlhabenheit.

Bei dem düster glimmenden Feuer des rußigen Kamins saß ein Weib, in tiefes Nachdenken versunken; eine Spindel ruhte in ihrer Hand, aber das wenige Garn darauf bewies, wie sehr sie es bei dem bloßen Willen zur Thätigkeit gelassen hatte. Das Weib war für eine Bäuerin, wenn auch nachlässig, doch gut gekleidet, ja einiger Zierrath und Geschmuck, welchen sie an sich trug, ließen Eitelkeit und Prunksucht bei ihr vermuthen. Ihre Persönlichkeit stach sehr von der gewöhnlichen Erscheinung der Weiber ihres Gleichen ab; ihre hohe Gestalt hatte eine gewisse edle Haltung, und in dem gealterten verdrossen schauenden Antlitz zeigten sich noch deutliche Spuren ausgezeichneter Schönheit.

Die tiefste Stille herrschte in dem Gemach, denn das Weib saß regungslos, gleich einem Steinbilde, in ihrem Sessel, und nur die tiefen Athemzüge verriethen das in ihr wohnende Leben; kecke Mäuslein, die sich aus ihren Löchern heraus gewagt hatten, tanzten daher gar lustig auf dem massiven Tisch umher und fraßen an den stehengebliebenen Ueberbleibseln des Mittagsmahles; draußen aber heulte der Sturm, und der Regen schlug in großen Tropfen an die Hornscheiben der beiden Fenster, durch welche nur ein spärliches Licht des trüben Tages herein fiel.

Jetzt ließ sich im Hofraum der Hufschlag eines Rosses vernehmen; aus dem Bellen und freundlichen Gewinsel einer ungeheuern Dogge, welche die kleine Meierei bewachte, ließ sich wahrnehmen, daß sie einen Bekannten begrüße. Das Weib am Kamin erwachte bei diesem Ton aus ihrem düstern Nachgrübeln; sie erhob sich und trat etwas hastigen Schrittes an's Fenster.

„Bist Du's, Lux?" fragte sie hinaus.

„Ich bin's, liebe Mutter! Grüße Euch Gott und seine Heiligen!" antwortete eine männliche Stimme draußen.

Das Weib schlug das Fenster zu, ohne den Gruß zu erwiedern. „Deine Mutter?" murmelte sie mit tückischem Lächeln vor sich hin, „Deine Mutter? Möge sie vermaledeit seyn und einst ewig brennen im Pfuhl des Fegefeuers."

Nach wenigen Minuten trat der mißgestaltete Lux herein, heimkehrend von Basel. Er schaute verdrießlich in das Gesicht des Weibes, welches er Mutter nannte, welches ihn aber weder bewillkommte, wie es von der Mutterliebe zu erwarten gewesen wäre, noch über seine Ankunft eine besondere Freude oder Theilnahme an den Tag legte.

(Fortsetzung folgt.)

Beim Weine. *)

Was wollet ihr mit Trinken
Auf frischer, grüner Flur?
Der Wein macht mich nicht glühen,
Das thut die Liebe nur.

Doch will Bescheid ich geben:
„Ein Glas für Recht und Treu'!"
Erkannt, geschätzt von Allen,
Das Gute immer sey!

Das Zweite will ich trinken
Auf edler Brüder Heil.
Euch sey der Ehre Krone
Nicht Goldeswillen feil!

Das Dritte, das soll gelten
Dem theuren Vaterland,
Und Allen, die da wohnen
Am schönen Rheinesstrand.

Das Vierte und das Letzte,
Für wen? Geb' ich nicht kund,
Das laßt die Gläser klingen,
Im wackern Freundesbund.

Ich weiß, ihr laßt mich schweigen,
Das Letzte, das ist mein,
Wohlan, lebt wohl, ihr Brüder!
Jetzt muß geschieden seyn. —

*) Aus den „Gedichten von Moriz Brandes. Mannheim, Buchdruckerei von Fr. Moriz Hähner. 1843."

Ueber Auswanderungen nach den vereinigten Staaten von Nordamerika.

Die „Großh. hess. Ztg." enthält die nachstehenden beachtungswerthen Bemerkungen über Auswanderung nach den vereinigten Staaten von Nordamerika:

Dieser wichtige Gegenstand ist neuerdings wieder öfters im Interesse der Auswandernden sowohl, als des deutschen Vaterlandes überhaupt zur Sprache gekommen. Nachstehende Betrachtungen und Bemerkungen aus zuverlässiger Quelle dürften darum die Aufmerksamkeit unserer Leser verdienen. Wir verdanken sie einem uns von dem großherzoglichen Minister der auswärtigen Angelegenheiten mitgetheilten Consularberichte. Ausdrücklich müssen wir dabei bemerken, daß dieser Bericht nicht aus der Absicht abgefaßt wurde, die Deutschen von der mit jedem Jahre zunehmenden Einwanderung in die vereinigten Staaten von Nordamerika abzuhalten, sondern vielmehr nur in der wohlmeinenden Absicht, sie vor unüberlegtem und nicht gehörig vorbereiteten Auswandern zu warnen. Vieljährige, sich noch fast täglich wiederholende Erfahrungen lehrten, daß ein großer Theil der Einwanderer es zu spät bereut, durch falsche Berichte zu diesem Schritte verleitet worden zu seyn, und, sich in die verlassenen Verhältnisse vergebens zurückwünschend, oft im Elende zu Grunde geht. Viele traurige Beispiele von unglücklichen Folgen, welche die ohne den Besitz der erforderlichen Geldmittel unternommenen Einwanderungen hatten, veranlaßten den Ge. Consul — Hrn. Bollermann zu Neuyork — zu seinen belehrenden Bemerkungen, die er, wie folgt, für die verschiedenen Classen von Einwandernden gibt, und die wir Allen, welche die Absicht haben, sich nach Amerika überzusiedeln, zur Beherzigung und reiflichen Ueberlegung empfehlen.

I. Professionisten, Handwerker. — Seit dem

Digitized by Google

Jahre 1840 ist eine große Stockung in allen Geschäften eingetreten, und für einwandernde Professionisten aller Art haben sich große Schwierigkeiten in Hinsicht des Unterkommens bei ihren verschiedenen Gewerben gefunden, so daß Hunderte derselben zu gewöhnlichen Arbeiten an den Kanälen und Eisenbahnen ihre Zuflucht nehmen mußten, um sich nur ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Aber auch diese öffentlichen Arbeiten sind wegen eingetretenen Geldmangels größtentheils eingestellt worden. Besonders muß man noch den Professionisten bemerken, daß selbst der beste Meister in seinem Handwerke hier in Amerika die erste Zeit noch zu lernen hat. Abgesehen von dem großen Mechanismus, der hier, wo es nur immer anwendbar, angebracht ist, wird selbst jede Handarbeit mit größerer Fertigkeit und Zeitersparniß, wenn auch nicht immer so solide, vollendet, und es bedarf einiger Ausdauer, bevor der neue Ankömmling diese Kunstgriffe und Vortheile wegbekommt und solche zu seinem eigenen Vortheile benutzen kann. Schneider, Schuhmacher, feine Möbelarbeiter, Instrumenten- und Orgelbauer, Kupferschmiede, Steinhauer, Böttger, Grobschmiede (besonders wenn selbige das Pferdbeschlagen nach hiesiger Art verstehen), Wagenbauer und Gerber sind noch diejenigen Professionisten, die, wenn sie wenigstens noch 20 Dollar oder 50 fl. bei ihrer Ankunft in der Tasche haben, um es die ersten sechs Wochen mit ansehen zu können, ihren Lebensunterhalt erwerben und bei Sparsamkeit etwas vor sich bringen können. Dagegen wird es Bäckern, Brauern, Fleischern, Müllern, Destillateurs, Tuchmachern, Lein- und Seidenwebern, Schlossern, Töpfern u. s. w. selten gelingen, ihren Lebensunterhalt durch ihre Profession zu erwerben. Auch sind keine Zünfte und Innungen in den vereinigten Staaten vorhanden, so daß der wandernde Handwerker die in Deutschland bei Meistern üblichen Geschenke hier nicht erwarten kann, und ihm daher, wenn er ohne Arbeit bleibt, alle Wege und Mittel, selbst der Rückweg nach seiner Heimath abgeschnitten sind.

II. Oeconomen und Landbauer. Für den Landmann, der sich Land kaufen will und kann, bestehen noch große Vortheile, jedoch hat er Folgendes zu erwägen, wenn er sich nicht, wie so viele, in seinen Erwartungen und Hoffnungen betrogen finden will. Erstens hat er zu bedenken, daß das Land, welches er für einen geringen Preis erkaufen und mit Nutzen bearbeiten kann, weit entfernt von den Landungsplätzen liegt. Er muß sich daher einen richtigen Ueberschlag von den Transport- und Reisekosten, sowohl bis zur Küste als in's Innere des Landes, wohin er zu gehen gedenkt, um sich anzukaufen, vorher machen, damit er nicht aus Mangel an den nöthigen Mitteln, weiter zu kommen, gezwungen wird, in Neuyork, Philadelphia oder Baltimore zu bleiben, wo Miethe und Lebensmittel bedeutend theurer als im Innern des Landes sind. Auch hält es für den Landmann weit schwerer, in diesen großen Städten Arbeit zu erhalten, weil die Arbeit, die er versteht, hier nicht getrieben wird, und arbeitslos in einer großen Stadt zu seyn, zieht Mißmuth und Armuth nach sich. — 2) Wenn er auch diesen Punkt beseitigt hat, so muß er immer noch bedenken, daß er sich das Land zwar am vortheilhaftesten von der Regierung der vereinigten Staaten für den geringen Preis von 1 Dollar und 25 Cents oder 3 fl. $7^{1}/_{2}$ kr. per Acker kauft. Dieses ist aber noch in ganz wildem Zustande, und nachdem er die weite Reise von mehreren hundert deutschen Meilen über Gebirge, Kanäle und Seen glücklich zurückgelegt hat, muß er mit unendlichen Schwierigkeiten das erste Jahr in einer noch nicht sehr bevölkerten Landschaft kämpfen, bis er so viel Land, als er zur Erhaltung seiner Wirthschaft nöthig hat, urbar gemacht. Er muß auch in der ersten Zeit auf alle gewohnte Ordnung und Bequemlichkeit, allen geselligen Umgang und den nöthigen Schulunterricht seiner Kinder verzichten. Um nun alle diese Schwierigkeiten zu vermeiden, kann der Landmann zwar schon theilweis urbar gemachtes Land und eingerichtete Wirthschaft kaufen, allein diese werden in der Nähe der großen Städte von 20 bis 50 Dollar der Acker bezahlt, und selbst im Staate von Ohio und weiter in Westen ist der Preis 10 bis 20 Dollar der Acker.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Mainz, 24. Nov.) Nächsten Montag den 28. d. M. beginnen unter dem Präsidium des Hrn. Obergerichtsrathes Aull die Sitzungen des hiesigen Assisengerichtshofes für das letzte Quartal dieses Jahres. Die Zahl der Prozesse ist nur vier, wovon drei wegen Fälschung von Urkunden und betrügerischen Gebrauchs verfälschter Urkunden. — Am 2. Dezember findet eine Sitzung des Spezialgerichtshofes statt, worin die gegen Mathias Bösmann, Schneider, von Großwinternheim, wegen Raubes erhobene Anklage zur Entscheidung kommt. Die Verhandlungen dieses Prozesses dürften von großem Interesse seyn, da sie über das eigenthümliche Treiben der Kunden oder Strohmer (d. h. Gauner) vielfache Aufschlüsse geben werden.

(Mainz. Ztg.)

(Köln, 16. Nov.) Jahrhunderte lang glaubte man alle Nachrichten über den früheren Dombau verloren gegangen, die Namen der Baumeister in ewige Vergessenheit begraben, bis ein Fremder, der als Kunstkritiker bekannte, als Rechtsbeamter verfolgte A. Fahne nach Köln kam, dort die Schreinsurkunden durchsuchte, und die Reihe der Dombaumeister, welche von Konrad von Hochstäden an bis zur spätesten Bauzeit dem Bau vorgestanden, in den Urkunden entdeckte, in Urkunden, welche er ehester Tage dem Publikum im Auszuge vorlegen wird. Der erste Meister in der Reihe war ein Rheinländer dicht vor Köln in der Vorstadt Riel zu Hause, Gerhart von Riel. Engelbert I. bleibt also wohl der Erfinder des Planes, den der späte Enkel (Friedrich Wilhelm IV.) zur Ausführung bringen mag.

(Freiburg, 24. Nov.) Eine gräßliche That, die in dem nahen Ehrenstetten vor wenig Tagen verübt wurde, ist hier zur Anzeige gebracht worden. Zwei Söhne haben ihren Vater ermordet. Es wird erzählt, daß sie, nachdem ihre Mutter jüngst gestorben, Ansprüche erhoben hätten auf die Ausbezahlung von 50 fl., daß sich aber der Vater deß geweigert habe, worauf sie kaltblütig das Entsetzlichste beschlossen. Der Eine derselben soll die Frechheit noch so weit getrieben haben, daß er einem Nachbarn selbst anzeigte, sein Vater liege zu Hause todt, und er scheine am Blutsturz gestorben zu seyn. Man fand den alten Mann, den Hals durchschnitten, und einen Messerstich in der Brust. Die Thäter sind verhaftet.

Digitized by Google

(Straßburg, 22. Nov.) In den gestrigen Assisenverhandlungen wurde ein ehemaliger Bürgermeister aus dem Innern Frankreichs, welcher ein bedeutendes Vermögen besitzt, zu vierjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt. Derselbe war angeklagt, einen Diebstahl in einem der hiesigen Gasthöfe begangen zu haben. Aus den Debatten ging hervor, daß der Verurtheilte im Laufe dieses Sommers nicht unbedeutende Geldverluste auf der Bank zu Homburg v. d. H. erlitten hatte, und daß es einer seiner Spielgenossen war, mit dem er die Reise hierher gemacht, und an welchem er die Entwendung begangen hatte.

(Frankfurt a. M., 27. Nov.) Mit Vergnügen machen wir die Theaterfreunde wiederholt auf die morgen zum Vortheil des Hrn. Baison stattfindende Vorstellung aufmerksam, eines Künstlers, der durch Vielseitigkeit und Gediegenheit seiner dramatischen Leistungen der gerechten Anerkennung des Publikums sich zu erfreuen hat, und dessen Talent wir manchen erheiternden und erhebenden Genuß verdanken. In dieser Beziehung halten wir eine weitere Anregung für überflüssig, und steht die freundliche Beachtung der genannten Vorstellung nicht zu bezweifeln.

Frankfurter Theater.

Wenn während der schönen Sommertage die Räume unseres Schauspielhauses Monate lang verödet und die Bemühungen der Direktion und der Künstler vergeblich waren, so ist in letzterer Zeit ein um so günstigeres Resultat hervorgetreten und das Theater macht seine Anziehungskraft in vollem Maße geltend. Oper und Schauspiel entfalten rühmlichen Wetteifer und die Thätigkeit der Verwaltung, wie des Personals sind nicht zu verkennen. Zu den neuesten der uns gebotenen Novitäten gehört K. Gutzkow's „weißes Blatt", welches bereits zweimal zur Aufführung gekommen. Der geistreiche Verfasser hat seinem Drama die Veranschaulichung der Erfahrung zu Grunde gelegt, daß der Augenblick der Beherrscher des Lebens ist und daß im Laufe der Jahre unsere Gedanken und Gefühle wechseln und sich umgestalten. Der Gang der Handlung ist einfach, aber aus dem Gebiete der Wirklichkeit genommen. Ein junger Gelehrter und Naturforscher kehrt von seinen wissenschaftlichen Reisen aus fremden Welttheilen nach Europa zurück und freut sich, nach fünfjähriger Trennung seine ihm verlobte Braut in der Heimath wieder zu begrüßen. Auf diesem Rückweg ist er in England mit einer achtbaren Familie bekannt geworden und in freundschaftliche Verhältnisse getreten. Die Tochter derselben (Eveline) empfindet für den Gelehrten (Holm) eine innige Liebe, welche sie aber zu verbergen sucht und die von Holm kaum bemerkt, noch weniger erwiedert wird. Beim Abschied gibt sie ihm ein weißes Blatt aus ihrem Stammbuch, worauf er ihr ein Wort der Erinnerung schreiben soll. In seiner Verlobten zurückgekehrt, bemerkt Holm bald, daß die fünfjährige Trennung zwischen ihm und seiner Braut (Beate) Vieles geändert hat und daß letztere ihn nicht mehr zu fesseln vermag. Zeit und Umstände haben Manches anders gestaltet. Als ihm jetzt Evelinens Blatt, das noch unbeschrieben ist, wieder zur Hand kommt, wird er sich einer neuen Liebe bewußt und geräth in einen Kampf zwischen Pflicht und Neigung, der ihm viel Sorgen bereitet und auch Beaten nicht unbemerkt bleibt; da unterdessen der Zufall Evelinen in Beaten's und Holm's Nähe führt, so enthüllt sich das neue Verhältniß der Herzen und Beate ist edel genug, ihren frühern Ansprüchen zu Gunsten Evelinens zu entsagen. Die trüben Wolken entweichen und ein milder Sonnenschein verbreitet seine Wärme. Das weiße Blatt kann nun mit Worten der Liebe beschrieben werden, denn Holm heirathet Evelinen. — An diese Handlung sind einige Episoden und besonders die trefflich gezeichneten Charaktere der Tony, Beatens Schwester, und des Professor Steiner, Evelinens Bruder, gereiht. Auch der Oeconomierath von Seeburg, ein Verwandter der Familie Steiner, ist in den Gang der Begebenheiten verflochten. Wenn es keine leichte Aufgabe gewesen, die zarten geistigen Fäden eines solchen Drama's innig zu verweben und diese Seelenzustände vollkommen genügend zu motiviren, so wird man hierüber eine strenge Abrechnung mit dem Autor um so eher unterlassen, als man durch einen ausgezeichneten, gedankenreichen Dialog und eine reiche Ausbeute poetischer Einzelheiten fortwährend gefesselt und angeregt wird. Bei der zweiten Aufführung waren einige sehr zweckmäßige Verbesserungen, namentlich im vierten Acte, angebracht, wodurch der Totaleindruck wesentlich gewonnen hat.

Die Sorgfalt, womit die Darstellung der Rollen des Holm (Hr. Baison), der Beate (Dem. Lindner), der Eveline (Mad. Hoffmann), der Tony (Mad. Frühauf) und des Oeconomierath (Hr. Lußberger) ausgeführt wurde, verdient und fand Anerkennung. Wie wir vernehmen, geht das „weiße Blatt" auf dem Punkte, auf mehreren deutschen Bühnen in Scene zu gehen.

Wie die erste Vorstellung des genannten Drama's zum Vortheil unserer geschätzten Dem. Lindner, bei stark besuchtem Hause, so fand ebenfalls eine andere zum Benefiz des Hrn. Hallenstein, des Verfassers mehrerer Localstücke, statt. Gretry's liebliche Oper „Richard Löwenherz" wurde mit jenem Beifalle hingenommen, den man der Natur und Wahrheit und der in ihrer Einfachheit liebenswürdigen Kunst nicht versagen kann. Wie Richard Löwenherz früher bei uns so beliebt gewesen, so wird er von neuem die alten Rechte geltend machen. Für die äußere Ausstattung hätte mehr geschehen und die eingeschobene Sehnsuchts-Arie des Richard hätte als ein fremdartiger Bestandtheil wegbleiben können. Der Oper folgte eine Localposse: „Der Peter in der Fremde, oder: Prosit Neujahr." Einerseits gehören Possen dieser Gattung eigentlich nur auf Bühnen, die gleichsam für solche nur bestimmt sind, ein Monopol damit treiben und ihr eigenes Publikum dafür haben, anderntheils scheint man bei uns die frühere Liebhaberei an dergleichen Stücken durch Uebersättigung verloren zu haben. Die Welt wird immer aufgeklärter, und will nicht mehr auf der Bühne beschauen, was man an allen Straßenecken besser sehen kann. Uebrigens ist die Anlage der Handlung des „Peter in der Fremde" so übel nicht, und namentlich enthält das erste Tableau manches Pikante; auch ist die Zeichnung des Peter bei Hrn. Hassel's trefflicher Darstellung und draftischer Komik eine wirklich ergötzliche. Sollte eine Wiederholung stattfinden, so wären mehrere etwas starke Trivialitäten, anstößige Bezüglichkeiten, die ohnehin, wie man zu sagen pflegt, abbrühen, und besonders der Gassenhauer (Tableau 2) wegzulassen. Letzterer paßt freilich in die Situation, wirft aber auch zugleich das ganze Tableau um. Können Handwerksbursche nicht auch ein schönes Lied singen, zumal in unserer Zeit, wo das ärmste Bauerndorf einen Singverein hat?

Raupachs geistreiches Lustspiel: „Das Sonett", wurde wiederholt und fand großen Beifall; die Herren C. Schneider (Till) und Meck (Oberjägermeister) rief man hervor. Auch Scribe's „Junge Pathe gefiel durch die schönen Darstellungen unserer beliebten Mad. Frühauf (Frau von Lucy) und des Hrn. H. Schneider (Eduard), welcher im Fache jugendlicher Liebhaber durch anziehende Persönlichkeit und gefällige Natürlichkeit seine Stellung würdig ausfüllt, und dessen eifrige Kunstbestrebungen anerkannt werden.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 27. Nov. Richard Löwenherz, Oper in 3 Abth., aus dem Französischen von Andre, Musik von Gretry. Hierauf folgt: Fünftes und vorletztes Konzert, von H. W. Ernst.

Montag, 28. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. Baison und zum Erstenmale): Herzog Richelieu, oder: der Hof des Regenten, dramatisches Zeitbild in 5 Abtheilungen, von Heinrich Schwarzschild. — Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. G. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 329. Dienstag, den 29. November 1842.

Die Papageien und die Sternenträger.

Novelle aus den Zeiten des Interregnums.

(Fortsetzung.)

„Ihr scheint ein Mal wieder in Eurer schlimmen Laune zu seyn, Mutter Elsbeth?“ grollte Lur; „begrüßt Ihr mich doch wie einen überlästigen Gast, den man lieber scheiden als kommen sieht.“

„Weiß ich doch nie, wohin Du gehst, noch wann und woher Du wiederkehrst,“ murmelte Frau Elsbeth. „Kann sich die Mutter über die Wiederkehr des Sohnes freuen, die nie die Ursache seines Scheidens erfährt? Zu Fuß zogst Du aus, wie ein demüthiger Bettler; zu Roß, wie ein Wegelagerer, der den Leuten die Beutel legt, kehrst Du wieder.“

„Ich habe es Euch ja schon oft gesagt, daß ich meine Streifzüge durch's Land im Dienste unsers gnädigen Grafen mache, der mich dafür gut belohnt,“ erwiederte Lur ärgerlich; „was kümmert's Euch doch, wo ich bin und was ich treibe? Die Zungen der Frauen sind geschwätzig, und schon mancher arme Scheim mußte hängen, weil er nicht zu rechter Zeit gegen ein Weibsen zu schweigen wußte. Lasse ich Euch doch keinen Mangel leiden und Euch in der Wirthschaft so schlecht und so gut schalten und walten, als es Euch nur gelüstet. Doch genug des Plauderns. Bringt mir ein trocknes Wamms und andere Stiefel, dann seht, was sich noch in Küche und Keller für mich vorfindet; könnt Ihr mir hurtig ein kräftig Süpplein bereiten, so will ich's loben, denn Regen und Wind haben mich gepeitscht wie eine Wetterfahne, und es fröstelt mich, daß ich klappern möchte wie ein Storch. Aber sputet Euch ein wenig; ich muß noch vor Abend gen Bruck, dem edlen Grafen Kunde zu bringen von gar Mancherlei.“

Die Alte brachte finstern Blickes aus der anstoßenden Kammer die verlangten Kleidungsstücke, dann ging sie hinaus in die Küche, für den Heimgekehrten einen Imbiß zu bereiten. Als Lur die nassen Lumpen, die ihn bedeckten, mit den besseren Kleidern vertauscht und sich wieder im Trocknen fühlte, ward ihm gar wohl zu Muth; er warf ein Bündel Reisig auf die noch glimmenden Kohlen und fachte sie zu einem helllodernden Feuer an, dann rückte er den ledernen Sessel näher an das Kamin, dehnte behaglich darin seine ungestalteten Glieder, und begann folgendes Selbstgespräch: „Herr Rudolph wird mit mir zufrieden seyn; die Kunde, die ich ihm bringe, wird seine Hoffnungen blähen und ihm die Zukunft lachend in Aussicht stellen. Des Grafen Vater hat mir wohlgethan und sich meiner und der Mutter Elsbeth thätig angenommen, als ich noch ein hülfloses Kind war und die Mönchensteiner meinen Vater aufhängten; ich will dafür seinem Sohn vergelten nach Kräften. Bin ich gleich ein wenig mißgestaltet, so sind doch die Sehnen meiner Fäuste von Eisen, und das Streitroß zittert unter dem Druck meiner Schenkel; der alte gemüthliche Burgvasse auf Habsburg schloß mir mit einiger Gelehrsamkeit den Schädel auf, und lehrte mich das Schreibrohr führen, als sey ich zum Kanzler eines Kurfürsten bestimmt, die fürtrefflich von des Reiches Wohl zu salbadern, ihren Säckel zu füllen und die Gewaltigen aneinander zu hetzen wissen. Das Glück ist dem Grafen Rudolph günstig; ich will daher gerne ein Werkzeug seiner steigenden Größe seyn, weiß ich doch auch, daß er nicht karg im Lohnen ist. Darum vorwärts, wackerer Kämpe! Der Kaiser ist weit, und lock in der Scheid das Schwert an der Seit' — wie's im Liedlein heißt; klimmst du dem Gipfel der Macht und Größe zu, so will ich mich wie ein Käferlein an deine Fersen hängen, daß du mich aus meinem Schmutz und Koth ein Weniges mit emporhebst. Nun, mag es kommen, wie's will: je größer und gewaltiger der Herr wird, um so viel mehr gelten auch seine Diener und Dienstmannen.“

Dem Buckligen fielen jetzt ermüdet die Augen zu, denn er hatte seit einigen Tagen und Nächten nicht geschlafen, und die Natur forderte ungestüm ihr Recht; aber seine ruhmsüchtigen Gedanken zogen mit hinüber in das Reich der Träume und gestalteten sich zu grotesken, phantastischen Bildern. Da war es ihm, als sey er nicht mehr der säbelbeinige Lur mit seinem Höcker, der Leibeigene des Grafen von Habsburg, sondern ein schmucker, wohlgewachsener Rittersmann; und die goldenen Sporen klirrten an seinen Füßen, von seinem glänzenden Helme wehte ein Busch der herrlichsten Straußfedern, und auf der Brust flimmerte eine prächtige Gnadenkette, ein Lohn seiner glorreichen Tapferkeit. Und er jagte dahin durch eine nächtliche Gegend auf einem feurigen Streitroß, in seinen Armen ein bleiches Mägdlein haltend, schön wie die heilige Agnes; im fernen Hintergrund aber loderte eine Feuersbrunst hoch zum Himmel auf, und auf den Flammen ragte riesengroß ein rothglühend Kreuz hervor, mit seinem düstern Lichte dem dahineilenden Reiter die Heerstraße beleuchtend. Jetzt bemerkte er plötzlich, wie ein scheußliches Gespenst, in dessen gräulich verzerrtem Antlitz er die Züge der Mutter Elsbeth erkannte, an

Digitized by Google

ſeiner Seite mit ihm dahin rannte; und das Geſpenſt nickte ihm freundlich grinſend zu, und reckte aus ſeinem neblichten Gewande den knöchernen Arm mit der entfleiſchten Hand, ſie vertraulich auf ſeine Schulter legend; da ſchnurrte ſeine ganze Geſtalt zuſammen, Jungfrau und Roß und glänzende Rüſtung verſchwanden, und er war wieder der mißgeſtaltete Lur wie vordem. Und der Traumgott ſchob ein anderes ſeltſames Bild vor. Der Träumende ſah eine glänzende Verſammlung mächtiger Herren und Fürſten, und unter einem Baldachin auf einem goldenen Stuhl ſaß ſein Gebieter, der Graf von Habsburg, geſchmückt wie ein König mit einer Krone, im Purpurmantel und Hermelin. Und Herr Rudolph winkte ihn freundlich zu ſich heran, obgleich er nur mit dem dürftigen Gewand eines Klausners angethan, und hielt ihm eine goldene Kette entgegen, woran ein juwelenfunkelndes Prälatenkreuz hing; aber ehe er noch den königlichen Stuhl erreicht, hörte er laut ſeinen Namen rufen mit dumpfer Grabesſtimme; da konnte er nicht mehr vorwärts noch rückwärts, und eine eiskalte Hand tippte ihm auf die Stirne, daß er mit einem Schrei des Entſetzens in die Höhe fuhr und — erwachte.

„Daß dich die Peſt! was Ihr mich erſchreckt habt!“ barſchte der Erwachte Frau Elsbeth an, welche vor ihm ſtand und ihn mit einem faſt höhniſchen Lächeln betrachtete.

„Ei, warum ſchläfſt Du ſo feſt und träumſt ſo laut?“ erwiederte ſie tückiſch; „das Eſſen dampft dort auf dem Tiſch, das Du Dir beſtellt; es wird kalt, wenn Du nicht zugreifſt.“

„Dann hättet Ihr mich ein klein wenig glimpflicher wecken dürfen,“ brummte Lur, ſich an dem Tiſch niederlaſſend, um die Suppe und den für ihn bereiteten Imbiß zu verzehren, während Frau Elsbeth ſich an die andere Seite des Kamins ſetzte und langſam und bedächtig nach der Spindel griff.

Mit der Befriedigung des hungernden Magens verlor ſich auch alsbald des Erzürnten Verdruß; es that ihm leid, Frau Elsbeth, deren wunderliche Launen er ſonſt geduldig ertrug, ſo ungeſtüm angefahren zu haben.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber Auswanderungen nach den vereinigten Staaten von Nordamerika.

(Fortſetzung.)

Durch die hohen Preiſe des Bodens gehen beſonders bei den jetzigen niedrigen Produkten-Preiſen alle Vortheile verloren. Entſchließt ſich der Landmann, trotz dieſer Hinderniſſe einzuwandern, ſo thut er am beſten, ſobald er in Neuyork ankömmt, ſich an den von ſeiner Regierung beſtellten Conſul oder an die Vorſteher der daſigen deutſchen Geſellſchaft, oder an die des allgemeinen deutſchen Wohlfahrts-Vereins zu wenden, ſelbige mit ſeinem Vorhaben bekannt zu machen, und deren Rath, ſowohl wegen ſeiner weitern Reiſe, als auch wegen des Ankaufs von Ländereien und der Wege zu ſeinem weitern Fortkommen einzuholen, der ihm gerne aufrichtig und unentgeldlich ertheilt wird. Alle, welche den ihnen ertheilten Rath benützten, haben noch nie Urſache gehabt, es zu bereuen, und immer ihren Vortheil dabei gefunden. Leider laſſen ſich aber viele neue Ankömmlinge durch ſchlechte eigennützige Vorſpiegelungen der Gaſtwirthe und herumtreibender Deutſchen, Makler ſowohl der Wirthe als der verſchiedenen Weiterbeförderungs-Comptoire, irre machen, befolgen den Rath ihres Conſuls oder der Vorſteher der Geſellſchaften nicht, ſetzen ſich vielen Prellereien und Betrügereien aus, und ſtürzen ſich auf dieſe Weiſe ſelbſt ins Unglück. Der allgemeine deutſche Wohlfahrtsverein hat es ſich deßhalb hauptſächlich zum Zwecke gemacht, für das Beſte der deutſchen Einwanderer zu ſorgen, da dieſe größtentheils mit völliger Unkenntniß und mit ſo vielen fremden Urtheilen und Anſichten ankommen, weder die engliſche Sprache ſprechen, noch ſich unter den obwaltenden, von denen in Europa ſo ganz verſchiedenen Verhältniſſen augenblicklich zurecht finden können, daher ſo oft dem Betrug und der Liſt, ſelbſt ihrer eignen Landsleute, ausgeſetzt ſind.

III. **Gelehrte.** — Die vereinigten Staaten von Nordamerika ſind ein Land, wo außer dem Kaufmann ſich Alles durch Handarbeit zu ernähren hat, daher ſollten beſonders Gelehrte, als: Theologen, Aerzte, Lehrer, Kameraliſten, Advokaten, Literaten überhaupt es wohl überlegen, bevor ſie ſich entſchließen, einzuwandern. Ihr Loos iſt in der Regel das ſchwierigſte von Allen, wenn ſie nicht ein Vermögen haben, das erſte Jahr von ihren eigenen Mitteln leben zu können, und einige Kenntniſſe in der engliſchen Sprache beſitzen. Die Schwierigkeit, ſich Bekanntſchaften zu knüpfen und Vertrauen zu erwerben, iſt für dieſen Stand zu groß. Ueberdies ſind alle Wiſſenſchaften und Kenntniſſe hier noch in ihrem erſten Entſtehen. Die Univerſitäten ſind kaum guten deutſchen Gymnaſien gleich zu ſtellen. Auch werden alle Wiſſenſchaften und die Gelehrſamkeit nach kaufmänniſchem Maßſtabe berechnet, das heißt, der Amerikaner zahlt nur für die Wiſſenſchaften, wenn ſie ihm unmittelbaren Nutzen verſchaffen, daher iſt hier alles ſpekulative Wiſſen für den praktiſchen Eingebornen verloren. Es bedarf für den deutſchen Gelehrten lange Zeit, ſich ſoweit mit dem Charakter und der ganzen Weiſe der hieſigen Einwohner vertraut zu machen, um durch ſeine Kenntniſſe ihnen und ſich ſelbſt nützlich werden zu können.

IV. **Künſtler.** — Von den Künſtlern können höchſtens Muſiklehrer und Maler ihren Lebensunterhalt hier finden. Aber auch von ihnen gilt, daß ſie ſo viel Mittel beſitzen müſſen, um in den größern Städten wenigſtens Ein Jahr zu leben, um ſich Ruf und durch dieſen Bekanntſchaft zu erwerben. Selbſt unter dieſen Umſtänden iſt ihnen noch anzurathen, allem Künſtlerſtolz zu entſagen und für irdiſchen Gewinn die Unſterblichkeit aufzugeben, indem der Amerikaner einen Tanz oder Marſch dem ſchönſten Conzerte, das Bild einer elenden Caricatur dem prächtigſten Gemälde eines Raphaels vorzieht, und die Gemälde auch nach dieſem Maßſtabe bezahlt.

V. **Handlungsdiener und angehende Kaufleute.** — Das traurigſte Loos von Allen aber ſteht dem einwandernden Handlungsdiener bevor. Er muß ſehr glücklich ſeyn, wenn er — nachdem er ſich mit beſonders guten Empfehlungsſchreiben an hieſige bedeutende Handlungshäuſer verſehen, die engliſche Sprache correct ſpricht und ſchreibt — nach ſechs Monaten ein Unterkommen finden kann. Er muß daher wenigſtens 100 Dollars oder 250 fl. zu ſeinen Kenntniſſen und Empfehlungen noch bei ſeiner Ankunft hier beſitzen, und nicht auf Bequemlichkeit und ſtandesmäßigen geſelligen Umgang Anſpruch machen. Iſt er aber mit allem oben Erwähnten nicht verſehen und wagt es dennoch, hier einzuwandern, ſo bleibt ihm wirklich nichts Anderes übrig, als zu den gröbſten und ſchwer-

Digitized by Google

ſten Handarbeiten ſeine Zuflucht zu nehmen; Arbeiten, welche robuſte und daran gewöhnte Körper erfordern. Glücklich kann er ſich dann noch ſchätzen, wenn er es — nachdem er Alles, was er beſeſſen, ſelbſt ſeine Kleidungsſtücke zugeſetzt — dahin gebracht, daß er durch menſchenfreundliche Hülfe im Zwiſchendeck in ſein Vaterland zurückgeſchickt wird. Junge angehende Kaufleute, welche ſich in irgend einem Platze in Nordamerika etabliren wollen, thun am beſten, wenn ſie mit ihrer Baarſchaft und Empfehlungsſchreiben verſehen wenigſtens 3 Monate ſich unbeſchäftigt hier aufhalten, um ſich mit dem hieſigen Geſchäftsgange u. ſ. w. bekannt zu machen, und mögen nach vorhergegangener Prüfung und Berechnung dann erſt ihre hier erworbenen und in Europa hinterlaſſenen Handelsconnexionen zu ihrem Vortheile benützen. — Hier wird es auch nicht an der unrechten Stelle ſeyn, ſowohl den Kaufmann als jeden hier Einwandernden darauf aufmerkſam zu machen, daß er ſich in ſeiner Heimath nie verleiten laſſen möge, für ſeine mit ſich führende Baarſchaft auf's bloße Ohngefähr irgend eine Art von Waaren einzukaufen, in der Hoffnung, durch den dabei entſtehenden Gewinn ſein Capital zu vergrößern; denn die Erfahrung lehrt, daß demſelben nur Schaden, Umſtände und Zeitverluſt dadurch entſtehen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

In einem Artikel des Feuilleton des „Journal des Debats" vom 13. d. M. ſagt der geniale **Berlioz** über den Virtuoſen H. W. Ernſt: „**Ernſt** durchreiſ't gegenwärtig Holland, wo ſein außerordentliches Talent den lebhafteſten und gerechteſten Enthuſiasmus erweckt. Man kann ohne Uebertreibung ſagen, daß er der wahre Paganini der gegenwärtigen Zeit iſt. Ich habe ihn vor zwei Monaten in Brüſſel mit einem Entzücken gehört, dem Nichts gleich kam, als meine Ueberraſchung. Ich will nicht von den kühnen und neuen Effecten, die er auf ſeinem Inſtrumente hervorgebracht hat, ſprechen, denn höher noch ſtelle ich den Ausdruck ſeines Spieles, und als er in ſeiner Phantaſie über Motive aus Othello jene herrliche Arie geſungen hatte, mußte Jedermann eingeſtehen, daß er hinſichtlich des ergreifenden und leidenſchaftlichen Ausdrucks und der Poeſie des Geſanges die berühmteſten Sängerinnen weit hinter ſich gelaſſen hat. Das war ſchön und hinreißend und man fühlte ſich vom Zauber der edelſten Kunſt wahrhaft überwältigt." — So ſchreibt Berlioz. Man iſt in Frankfurt a. M., wo **Ernſt** bereits fünf Konzerte gegeben hat, über die ausgezeichneten Kunſtleiſtungen dieſes Virtuoſen mit dem Pariſer Feuilletoniſten einverſtanden.

(**Braunſchweig**, 20. Nov.) Die kleine Kapelle des neben dem Grabmale **Schill's** und ſeiner erſchoſſenen Krieger vor den Thoren der hieſigen Stadt erbauten Invalidenhauſes bewahrt mehrere Gegenſtände, die früher dem deutſchen Helden zugehörten und welche die innigſte Pietät ehemaliger Kampfgenoſſen des Tapfern der vaterländiſchen Stiftung bei deren Entſtehen ſchenkte. Vor wenigen Tagen hat dieſelbe wiederum einen Gegenſtand erhalten, welcher ihr ein unſchätzbares Kleinod bleiben wird. Preußens erhabener Monarch überſandte dem Gründer dieſer Stiftung die dem kühnen Schill bei ſeinem Tode in dem Blutbade von Stralſund abgenommene Brieftaſche, mit dem Wunſche, daß dieſelbe für ewige Zeiten in jener Kapelle aufbewahrt werden möge. (Hannov. Ztg.)

Der engliſche Premierminiſter Sir Robert Peel hatte vor einiger Zeit **Cornelius** aufgefordert, ihm die Frage zu beantworten, ob er glaube, daß die großen Freskomalereien zur Ausſchmückung der neuen Parlamentshäuſer von engliſchen Künſtlern ausgeführt werden könnten. Cornelius hat dieſe Frage mit „Nein" beantwortet, und deſſen freimüthige Abhandlung über dieſen Gegenſtand hat Sir Robert Peel nun in einer engliſchen Ueberſetzung veröffentlicht. Vermuthlich wird nun die engl. Regierung entweder engliſche Künſtler nach Deutſchland ſenden, um ſich im Malen al fresco auszubilden, oder deutſche Künſtler nach London rufen, um die Frescomalereien dort auszuführen. Natürlich iſt man ſehr geſpannt, zu welcher Maßnahme die engliſche Regierung in dieſer Hinſicht ſich entſcheiden werde. Jedenfalls gereicht es unſerm Cornelius zur größten Ehre, daß er, ſelbſt auf die Gefahr hin, das engliſche Nationalgefühl in dieſer Hinſicht zu verletzen, ſeine Meinung frei und unumwunden einer ganzen Nation gegenüber ausgeſprochen hat.

(**München**, 21. Nov.) Der Pianiſt Hr. J. **Schad** befindet ſich ſeit einigen Tagen in unſerer Stadt, und ließ ſich geſtern im großen Odeonsſaale mit ſo entſchiedenem Beifall hören, daß er nach jeder Piece hervorgerufen wurde.

Aus **Leipzig** ſchreibt die Allg. Ztg., daß die Sterblichkeit dort fortwährend ſehr groß ſey; vorzüglich iſt es das Nervenfieber, welches ſtark graſſirt. In dieſem ganzen Jahr verhielt ſich die Zahl der Gebornen zu der der Geſtorbenen wie 3 zu 4.

(**Dresden**, 21. Nov.) Dresden akademiſirt ſich in dieſem Winter auf eine erfreuliche Weiſe, und wie es früherhin noch nie der Fall war. Sieben verſchiedene Vorleſungen ſind angekündigt und haben zum Theil ſchon begonnen. Der Paſtor Jaspis lieſt über Paſtoraltheologie; der Hofrath Choulant Geſchichte der Medizin; ein Hr. Snell Encyklopädie der Mathematik. Die HH. Charlies und Maliznon leſen in franzöſiſcher Sprache über franzöſiſche dramatiſche Literatur, und Hr. Franz Brendel trägt Geſchichte der Muſik vor, begleitet mit Geſang und Orcheſter. Hr. Dr. Echtermeier hat Vorträge über Geſchichte der deutſchen Literatur wöchentlich ein Mal eröffnet. Dr. Vehſe endlich, der ſchon im vorigen Jahre mit Beifall hiſtoriſche Vorleſungen hielt, hat Vorträge über die Stellung der Frauen in England, Frankreich, Deutſchland und Amerika begonnen. Für ſpäter hat Hr. Vehſe noch einen zweiten, einen hiſtoriſchen Curſus angekündigt.

(**Berlin**, 22. Nov.) Der hier gaſtirende Baritoniſt **Piſchek** aus Franckfurt a. M. gefällt ſehr unſerm Publikum, und wird vermuthlich nach Ablauf ſeines Kontrakts mit der Frankfurter Bühne für unſere königl. Oper vortheilhaft engagirt werden. (Würzb. Z.)

(**Weimar**, 20. Nov.) Im hieſigen Hoftheater wurde geſtern „**Karl von Bourbon**" von R. E. **Prutz** gegeben. Das Haus war gefüllt und in geſpannter Erwartung; das

Digitized by Google

Stück entſprach aber den Hoffnungen nicht, die man ſich gemacht hatte. Einzelnes wurde gut aufgenommen; das Ganze mißfiel. Karl von Bourbon dürfte demnach ſchwerlich auf der hieſigen Bühne zu einer zweiten Aufführung gelangen.

Korreſpondenz.

Gießen, 18. Nov.

In unſerer Stadt iſt gegenwärtig eine Unterſuchung gegen 6 bis 8 Individuen im Gange, welche ſich gegen Studenten nicht nur eines unerlaubten übermäßigen **Wuchers**, ſondern auch verbrecheriſcher — bedeutender — Fälſchungen an ſogenannten Ehrenwortſcheinen ſollen zu Schulden haben kommen laſſen. Da man ſchon von lange her wußte, daß eine Anzahl arbeitsſcheuer Subjekte es ſich zum ausſchließlichen, einträglichen Geſchäfte machten, zum Verſchaffen baaren Geldes Unterhändler abzugeben, denen ſich Studenten in eintretenden Geldbedrängniſſen anzuvertrauen pflegten, und, in Ermangelung an Geldeswerth, Scheine auf Ehrenwort ausſtellten, wobei ſie leider nur allzu oft zu dem ſpäteren größten Nachtheile der Eltern auf die unredlichſte Weiſe übernommen worden ſind, indem dabei der allerübelſte Mißbrauch ihrer augenblicklichen Noth gemacht wurde. Jenen Subjekten war der thätige, den Studenten wohlgeſinnte Univerſitätsrichter zwar ſchon lange auf der Spur; es blieben aber ſeine Bemühungen, einen oder den andern jener Mäkler auf der That der Uebervortheilung zu ergreifen, darum immer fruchtlos, weil kein Student den wirklichen Hergang einer ſolchen an ihm verübten unredlichen Handlung gegen ihn ausſprach; ſey dies nun, daß ein Schamgefühl ihn davon abhielt, oder daß einem Helfer in der Noth das — wenn auch unehrliche — Handwerk nicht gelegt werden ſolle, um ihn für zukünftige Fälle der — freilich ſehr theuren — Aushülfe für ſich oder für ſeine Freunde aufzubewahren, und ſo wurden denn dieſe ſchlechten Geſchäfte bis daher und viele Jahre lang fortbetrieben, doch ſcheint nun endlich und zwar zur größten Freude des ganzen Publikums hier dem unſauberen Krüglein, welches ſo lange zum Born getragen worden, das Oehrlein abgebrochen zu ſeyn, denn es ſind nicht nur mehrere jener bekannten Mäkler, ſondern auch, außer einigen ſchon lange her in übelm Geruch ſtehenden gewiſſenloſen Handelsleuten, noch andere Männer in ſtrengen Gewahrſam und Unterſuchung genommen worden, von denen die öffentliche Meinung früher nichts Arges wußte, und hofft man mit allgemeiner Theilnahme für die Betrogenen, daß nicht nur wo möglich alle Prellereien jetzt an das Tageslicht gezogen und abſchreckend beſtraft werden möchten, ſondern daß auch den Eltern der ſtudierenden Jugend der Muth gegeben werde, ihre noch unverdorbenen, mit der Wichtigkeit des Geldes aber in der Regel noch nicht vertrauten Söhne auf eine Hochſchule zu ſenden, ohne ſie der Gefahr auszuſetzen, durch momentane Geldverlegenheiten in die Fallſtricke von Wucherern fallen zu ſehen, welche emſig darauf aus ſind, ihre Netze dem Unbefangenen und Unerfahrenen überzuwerfen, und ſolchen wo möglich immer mehr und ſo lange zu umſtricken, bis die Eltern oft nicht mehr im Stande ſind, die bis zu Bergen angewachſenen Schulden zu tilgen, vielmehr oft gezwungen ſind, den unglücklich gewordenen Sohn ohne Bezahlung der andern aufrichtigen Schulden von der Univerſität zurück zu nehmen und dem harten Vorwurf preiszugeben, daß er auch ehrliche, ja oft ſehr bedürftige Leute unbezahlt gelaſſen habe. Außer einigen Wirthen und Hauderern ſieht es hier Niemand gerne, daß der Aufwand bei der ſtudierenden Jugend in neueſter Zeit ſo ſehr zunimmt, und daß ihr die häufigen, glänzend ausgeführten Fahrten und Feſte mit fürſtlichem Prunk Zeit und allzu vieles Geld koſtet. Gewiß wäre es recht wünſchenswerth, wenn alle die, welche durch ihre Stellung hier Einfluß auf die Gemüther der Studierenden beſitzen, es ſich aufrichtig und eifrig angelegen ſeyn laſſen wollten, dieſelben von dem moraliſchen und pecuniären Nachtheil der oft zu pomphaften, ihre Mittel gar häufig überſchreitenden und dadurch zu ſchlimmen Geldaufnahmen zwingenden Aufzüge und Feſte zu überzeugen und ſie zu veranlaſſen, ſolche zu beſchränken. Das Schuldenweſen der Studierenden iſt überhaupt noch ein ſchadhafter Theil aller Hochſchulen, an dem zwar ſchon viel gedoktert worden iſt, ohne jedoch einen glücklichen Erfolg hervorgebracht zu haben, man will mit dem Heilmittel keinen Theil verletzen; die Eltern der Studenten, aber auch die Bürger ſollen einen gerechten Schutz genießen, und doch iſt es oft ſchwer, das Intereſſe und das Recht des Einen zu ſchützen, ohne dem Andern wehe zu thun. Wie verlautet, ſo geht man damit um, manche Schulden, welche bis daher am Univerſitätsgericht nicht klagbar waren, ſondern auf dem ſehr koſtſpieligen, langwierigen Weg des Hofgerichts betrieben werden mußten, nun ebenfalls vor das Univerſitätsgericht zu ziehen. Auch ſollen dem oft übermäßigen Verborgen an Studierende und den Koſten der Ausklage am Hofgerichte dadurch Schranken geſetzt werden, daß über gewiſſe, noch zu beſtimmende Summen hinaus alles jetzige und zukünftige Klagrecht, ſelbſt auf gegebene Ehrenwortſcheine, ganz und gar aufgehoben werde. Es iſt hierbei der gute Wille der Geſetzgeber zwar mit Dank aufzunehmen, aber leider zu bezweifeln, daß dieſe Maßregel das Uebel ausheilen werde, denn der Student entnimmt, glaubt er, durch die Noth gezwungen zu ſeyn, den geſetzlich (legal) gewordenen Credit leicht, ſtatt bei einem oder zwei, von nun an bei zehn, zwölf; die getäuſchten Eltern ſind alsdann gehalten, alle dieſe als geſetzlich eingegebenen Rechnungen zu bezahlen und werden alſo nur zu bald die Unzulänglichkeit eines Dammes gewahren, den man in beſter Abſicht gegen die Ueberſchwemmung von Schulden geſetzt zu haben glaubt; indem werden junge Leute, die den richtigen Begriff von wahrer Ehre in ſich tragen, gerade wegen gerichtlicher Strafloſigkeit ſich um ſo ſtrenger verpflichtet halten, einen Ehrenwortſchein, wenn auch erſt in ſpäteren beſſeren Zeiten, gewiſſenhaft einzulöſen, wenn ſolcher auch in den ſchlechteſten, ja in den verruchteſten Händen liegt, da es ihm dabei wohl weniger um die Befriedigung des Wucherers zu thun iſt, als vielmehr um die Rettung ſeiner Ehre, dem Theuerſten, was er auf Erden hat, und um ſein einmal gegebenes Wort zu halten. Von Seiten unſerer Behörden ſcheint es daher ſchwer zu ſeyn, dem Uebel des Schuldenmachens mit wünſchenswerthem Erfolg entgegen zu wirken, doch dürfte eine andere Seite eine günſtigere Ausſicht dazu eröffnen, und iſt das Mittel ſchon von manchen ſorglichen, wachſamen Eltern mit erfreulichem, lohnendem Erfolge angewendet worden, indem ſie ſich nämlich mit Koſtgebern, Handwerksleuten, Krämern, Buchhändlern ꝛc. in direkte Verbindung ſetzten, ſtets ihre Rechnungen einforderten, und die Beträge unmittelbar an ſie einſandten, ſo auch die Kolleggelder direkt in die Univerſitätskaſſe; und indem ſie ſich, trotz ihrem möglichſt oſten Beſuch der Stadt Gießen, — bei Verhinderung des Vaters durch ein vertrautes Familienglied — einen treuen Freund hier gewannen, der dem Sohne das feſtgeſetzte Taſchengeld aushändigte, ſein Wohl als aufrichtiger Freund überwachte und ſeinetwegen in fortdauerndem Briefwechſel mit den Eltern ſtand. Es verletzt gewiß nicht das Ehrgefühl der Söhne, mit dem Uebergeben großer Geldſummen an ſie zurückhaltend zu ſeyn (es war das Gegentheil dieſer Vorſicht ſchon oft die erſte und hauptſächliche Veranlaſſung zu den betrübendſten Folgen), da die jungen Leute den hohen Werth und den Gebrauch des Geldes in den Lebensjahren, in welchen ſie zur Univerſität gehen, ſelten kennen und — fehlt es etwa an Beiſpielen? — oft verlockt werden, dieſe zu feſtgeſetzten Zwecken miterhaltenen Gelder anders auszugeben, was denn bald zu Verlegenheiten und dieſe in wucheriſche Schlingen führen, wodurch aus 100 fl. Schulden leider oft genug tauſend werden.

Auflöſung der Charade in Nro. 327.

Gaſtwirth.

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 29 Nov. **Iphigenia in Aulis**, große Oper in 3 Abth., Muſik von Gluck.

Redakteur: J. B. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 330. Mittwoch, den 30. November 1842.

Die Papageien und die Sternenträger.

Novelle aus den Zeiten des Interregnums.

(Fortsetzung.)

„Das ist ein recht erquicklicher Imbiß, den Ihr mir da bereitet habt, Mutter," hob Lux nach einiger Pause im versöhnlichsten Tone an; „d'rum will ich Euch auch gerne den Gruß ausrichten von meiner Schwester Veronica, der Pförtnerin zu Sankt Maria Magdalena."

„So warst Du zu Basel, bei meiner Tochter?" fragte die Alte mit einiger Theilnahme.

„Ich war zu Basel, und habe dort gar Mancherlei hantiert, was meinem Grafen und mir frommen mag, und auch Euch, Mutter," antwortete Lux, und erzählte der Alten dann von seiner Gefangennahme, seiner Befreiung und dem Abenteuer im Jurathal. „Und wer meint Ihr wohl, Mutter, wer der Ritter gewesen sey, den ich unversehens in's Fegefeuer schickte?"

Frau Elsbeth stierte ihn fragend an.

„Niemand anders als der Junker Monrad von Mönchenstein, der jüngere Sohn unseres Todfeindes, der meinen Vater Ullo hängen ließ," ergänzte Lux.

Wie von einem elektrischen Schlag getroffen, sprang das Weib bei dieser Mittheilung von ihrem Sessel auf. „Du! Du hast den Sohn des Mönchensteiners erschlagen?!" schrie sie.

„Wenn ich anders den letzten Worten eines Knechtes des Mönchensteiners glauben darf, dem ich im Walde nach dem gehabten Strauß auf die Fersen kam und mit der Gläne das Weiterlaufen vergällte."

Das Gesicht des unheimlichen Weibes verzog sich in einen unbeschreiblichen Ausdruck diabolischer Freude. „Hahaha! der Sohn des Mönchensteiners erschlagen von dem buckligen Lux. — Da sage noch Einer, es gäbe auf Erden keine Vergeltung," lachte sie auf in einem Ton, der selbst dem furchtlosen Kundschafter kalt durch Mark und Bein schnitt, ohne daß er die eigentliche, auf ihn bezügliche Bedeutung dieses infernalischen Freudenausbruches verstanden hätte. „Jahrelang habe ich meine Knie wund gelegen und meine Hände zu Gott und allen Heiligen emporgehoben, damit sie mich rächen möchten an dem stolzen und grausamen Geschlechte vom Mönchenstein," fuhr sie fort, und die Muskeln ihres Antlitzes zuckten hin und wieder wie Irrlichter über einen pesthauchenden Sumpf „aber Gott und seine Heiligen erhörten mich nicht; da wandte ich mein Herz von ihnen ab und dem Bösen zu, und seitdem wuchert die Saat der Rache üppig und vergeltend empor."

„Wahnwitzige Mutter!" schalt Lux, „wollt Ihr Euer Seelenheil um solch sündhaftes Gerede verlieren?"

„O, die Hölle dürfte leicht mir labevoller seyn, als diese schnöde Welt, wo es nur Herren und leibeigene Knechte, Gewaltthat und Unterdrückung, Hochmuth und Schmach giebt, wenn ich meiner Feinde ganze Sippschaft mit hinabzureißen vermöchte!" frevelte die Unversöhnliche. „Weißt Du auch, Du Wurm, was sie mir alles zu Leide gethan?" fuhr sie auf, den Schmähenden mit einem durchbohrenden Blick messend; „nein! Du weißt es nicht! Du weißt nur das Glimpflichste ihrer Gewaltthaten, die sie Herrenrecht nennen."

„Daß Herr Hug von Mönchenstein meinen Vater hängen ließ auf seiner Gemahlin Geheiß, das nennt Ihr das Glimpflichste?"

„Deinen Vater hängen ließ? Deinen Vater —" wiederholte Frau Elsbeth hämisch; „Du meinst Ullo Datz, den Roßkamm?"

„Was, Frau? Bin ich nicht der ehrlich geborne Sohn meines Vaters?" fuhr Lux auf.

„Sachte! sachte, mein Söhnchen! Du bist ehrlich geborn — und so hoch, daß Du selbst ein Junkerlein seyn könntest, wenn ich es haben wollte."

„Weib, macht mich nicht toll, daß ich nicht in Euch die Mutter vergesse!" schrie Lux, alle Geduld verlierend. „Ich habe bisher langmüthiglich Eure wunderlichen Launen ertragen; aber ich werde es nicht leiden, daß Ihr Euch selbst oder meinen Vater verunglimpft mir zu Schimpf und Schaden; habe ich Euch doch ohnedem Nichts zu danken als das nackte Leben in dieser Mißgestalt."

Das Weib schrak bei diesen Worten sichtlich zusammen. „Ja, diese Mißgestalt hat er mir zu danken — und nun mordet er noch mit eigner Hand einen Mönchenstein — meine Rache ist doch fast furchtbar und entsetzlich," murmelte sie mit gesenktem Haupt dumpf in sich hinein. „Sey wieder gut, Lux," wandte sie sich begütigend an den Eifernden, ihm versöhnlich die Hand hinstreckend. „Du weißt ja, daß zuweilen ein böser Geist in mir spukt, und meine Sinne dermaßen verwirrt, daß ich oft gotteslästerliche Dinge spreche. Ach! ich habe viel Ungemach erlebt! Die Erinnerung daran nagt wie ein böses Geschwür an meinem Herzen und macht mich zu einem Gräuel unter den Menschen; aber warum schuf auch Gott Herren und

Digitized by Google

Leibeigene, Gewaltige und Unterdrückte von einem und demselben Gebilde?"

„Ihr seyd ein unglückliches Weib, Mutter," entgegnete Lux versöhnt und nicht ohne Theilnahme; „Ihr seyd mit Euch selbst, mit Gott, unserer heiligen Kirche und der ganzen Menschheit zerfallen, fürchte ich; aber mir, Euerm Sohne, solltet Ihr vertrauen, und mir das Geheimniß Eurer Vergangenheit darthun, damit die starre Scheidewand niedersänke, welche mein Herz von dem Eurigen scheidet."

„Laß das, Lux," entgegnete das räthselhafte Weib düster; „kein lebend Wesen, und Du am wenigsten, soll das in Finsterniß Verborgene am Tageslicht schauen. Vielleicht kommt einst ein Tag, wo ich Dir eine Leuchte anzünde, die eine grauenhafte Helle über das Vergangene wirft; allein dann mag wohl leicht ihre Flamme mich ergreifen und verzehren."

„So kann ich denn nichts, als Euch beklagen, Mutter, und zu meinem heiligen Schutzpatron für Euch um Fürbitte flehen," versetzte Lux mitleidig. „Möge die heilige Jungfrau, die Mutter aller Schmerzen, Euch gnädig seyn und trösten." Nach diesen Worten stülpte er seinen breitkrämpigen Filzhut auf, kroch in einen grobzwilchenen Ueberwurf, steckte sein breites Dolchmesser in den Gürtel und machte sich auf den Weg gen Bruck; Frau Elsbeth sah ihm lange mit starrem Blick durch das niedrige Fensterlein nach.

„Zum Werkzeug meiner Rache erzog ich ihn, und vermaß mich einst im frevelnden Grimme, die Lenkerin seines Geschickes zu seyn," sagte sie sinnend und eintönig vor sich hin; „aber das Rad entglitt meiner Hand und rollt schneller dem Ziel im Abgrund zu, als ich gewillt war. Schon ruht eine Todsünde auf seinem Haupt, und er hat keine Ahnung davon, daß der tödtliche Streich seinen eigenen Stamm traf, dem ich ihn entrissen."

Schaudernd schlug sie das Fenster zu und schlich zum Kamin.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Auswanderungen nach den vereinigten Staaten von Nordamerika.

(Schluß.)

Es wird nicht überflüssig seyn, noch im allgemeinen zu bemerken, daß für die Süddeutschen Havre, und für alle andern Bremen und Hamburg der günstigste Ort zum Einschiffen sey. Aber auch da muß der Einwanderer sehr vorsichtig zu Werke gehen, daß er nicht von den sich gewöhnlich in der Nähe des Hafens aufhaltenden Schiffsmaklern betrogen wird, und wo möglich mit den Eigenthümern des Schiffes oder dem Capitän selbst contrahiren. In Havre hat er sich selbst für die Reise zu verproviantiren, welches bei den deutschen Paketschiffen nicht der Fall ist, dort wird er beköstiget, und hat sich allenfalls nur kleine Erfrischungen, als Citronen, dürres Obst, Weinessig u. s. w. einzukaufen. Ueber Holland oder England zu gehen, ist weit kostspieliger und mit längerem Zeitaufwande verknüpft (wovon wohlhabende Reisende, die mit den Dampfböten sich einschiffen wollen, natürlich eine Ausnahme machen). Auch ist es jedem Einwanderer zu widerrathen, daß er New-Orleans als Ausschiffungsplatz wähle; es ist dort im Sommer bis Ende November sehr ungesund, und Tausende von Deutschen sind auf dem Mississippi von New-Orleans bis St. Louis hinauf durch Krankheiten und Unglücksfälle um's Leben gekommen. Außerdem ist (Alles zusammen berechnet) auch die Reise über New-Orleans nach St. Louis nicht wohlfeiler als über New-York und bei weitem gefährlicher. Auch hat der Einwanderer hier den Vortheil, daß er durch die größten und bevölkertsten Staaten Nordamerikas, als: die Staaten New-York, Pensylvania, Ohio, Kentucky reiset und schon etwas mit der neuen Heimath und deren Sitten und Gebräuchen bekannt wird. — Es ist am besten, vom Monate Mai bis Oktober an irgend einem Punkte der vereinigten Staaten einzutreffen, indem nur in dieser Zeit alle Canäle fahrbar sind, und dadurch viel an Reisekosten gespart wird. Auch tritt außer jener Zeit gewöhnlich eine Stockung in Geschäften und Mangel an Arbeiten und Unterkommen ein. — Alle Einwanderer, die ins Innere gehen wollen, thun am besten, wenn sie bei ihrer Ankunft in New-York nicht in Wirthshäusern einkehren, sondern sich gleich ohne Einmischung der Makler mit ihren Effecten zu dem Weiterbeförderungs-Comptoir begeben. — Ackergeräthe hat der Landmann nicht nöthig mitzubringen, indem er für den Betrag der Transportkosten sich hier neues Geräthe anschaffen kann.

Damit der Einwanderer schon zu Hause einen ziemlich sichern Ueberschlag machen kann, wie viel ihn die weitere Reise von New-York aus ins Innere kostet, so sey eine kurze Uebersicht der Transportationskosten hier noch beigefügt.

Von New-York nach Philadelphia pr. Dampfschiff (täglich) kostet 2 Dollars oder 5 fl. für jede Person auf dem Deck. — Von Philadelphia nach Pitsburg gehen täglich Canalboote; die Passage für jede erwachsene Person kostet gewöhnlich 7 Dollars, ohne Beköstigung, Kinder unter 12 Jahren zahlen die Hälfte. (Nimmt 4 bis 5 Tage.) — Von Pitsburg nach Cincinati pr. Person 5 Dollars. (Die Zeit dieser Reise ist nicht zu bestimmen, indem es auf den Wasserstand ankömmt. Bei hohem Wasser 2 Tage. Hier geht es pr. Dampfschiff.) Alles Gepäcke u. s. w. muß mit 3 Dollars jede 100 Pfd. bezahlt werden. — Der mehr zu empfehlende Weg ist: Von New-York nach Buffalo bei Canal (nimmt 9 Tage) und kostet für jede erwachsene Person 4 Doll. oder 10 fl. ohne Beköstigung. Von Buffalo nach Cleveland pr. Dampfschiff 1 Doll. 50 Cent. (1 Tag.) Von Cleveland nach Cincinati pr. Canalboot 5 Doll. (5 Tage.) Von Cincinati nach St. Louis auf dem Deck des Dampfschiffes (unbestimmt.) Die Person kann im Durchschnitt 30 Cent. oder 45 kr. für ihre tägliche Beköstigung rechnen. — Eine Familie, bestehend aus 3 erwachsenen Personen und 3 Kindern von 4 bis 12 Jahren, kann die Reise von New-York nach St. Louis bei hohem Wasserstand in 3 Wochen, Beköstigung mit eingerechnet, für 100 Dollars oder 250 fl. bestreiten. — Von Buffalo nach Detroit (Michigain) pr. Dampfschiff (2 Tage) kostet pr. erwachsene Person 5 Dollars. Von Buffalo bis Chigago pr. Dampfschiff (5 Tage) kostet 12 Dollars.

H. W. Ernst in Frankfurt a. M.

II.

Es wird viel und theilweise auch mit Recht über die Masse und Ueberhäufung von Künstlern und Virtuosen geklagt. Bei ruhiger Betrachtung stellt sich jedoch heraus, daß es in anderen

Digitized by Google

Fächern und Branchen eben so und nicht anders ist. Es gibt heutigen Tages fast mehr Schriftsteller als Leser, mehr Bücher als Menschen, mehr Aerzte als Kranke, mehr Advokaten als Prozesse, und wenn man in materieller Beziehung die Berge von aufgehäuften Waaren und Gegenständen der Industrie oder des Luxus betrachtet, wenn man sieht, wie Einer den Andern zu überflügeln und zu verdrängen sucht, so muß man eingestehen, daß die Produktion den Bedarf übersteigt. Das sind die Segnungen des Friedens, welcher den großen wie den kleinen Kräften die ungestörteste Bewegung verstattet. Ungemein schwierig aber wird es, und viel Glück gehört dazu, in diesem Drängen und Treiben durchzudringen, oder gar einen Höhepunkt zu erreichen; Hunderte fallen, ehe Einer siegt; Hunderte werden vergessen, ehe Einer sich berühmt macht, und was den Künstler betrifft, so werden an ihn größere Anforderungen gestellt als zuvor, und er soll Vieles, wenn nicht Alles, in sich vereinigen, die einfache Größe der alten und den modernen Glanz der neuen Schule. Sonst hatte der Künstler der Vorbilder zu wenig, jetzt hat er deren zu viel. Zu den Glücklichen, welchen es durchzudringen gelungen, zu den Wenigen, welche Beruf und Fleiß zum glänzenden Ziele geführt, gehört H. W. Ernst, dessen Virtuosenthum ihm ein festes Renommée begründet hat. Seine Leistungen sind vielseitig, und wie er den Geist und die Bedeutung klassischer Tonstücke versteht und wiedergibt, so entspricht er den Bedingungen moderner Künstlerschaft, und wer könnte es ihm verargen, wenn er den letzteren gern huldigt, da er bei einer ausschließlich klassischen Bestrebung vielleicht darben und um die Gunst derjenigen flehen müßte, welche sich jetzt um die seinige bewerben. Der Weg der Vermittlung bleibt wohl der beste.

In fünf bereits gegebenen Konzerten im Frankfurter Schauspielhause hat H. W. Ernst ein stets zahlreiches, und ihm den reichsten Beifall spendendes Publikum versammelt gesehen, woraus sich ergibt, daß sein weit verbreiteter Ruf kein erkünstelter, sondern ein wirklicher ist und die Probe besteht. Unter den Pièces dieser Konzerte erregte keine größere Sensation, als der Carneval von Venedig, an dessen frisches und liebliches Motiv sich eben so heiter ansprechende und elegante, als humoristische Variationen schließen, welche das bunte, phantastische Treiben eines Carnevals auf höchst originelle Weise darstellen. Wie an andern Orten, so mußte auch hier diese schöne Composition mehrmals wiederholt werden. Ueber die Fantasie über den Marsch und die Romanze aus Othello haben wir ein Urtheil von Berlioz bereits mitgetheilt; auch sie wurde mehrmals wiederholt. Das Andante Notturno von Ernst und Variationen von Mayseder, auch mehrmals vorgetragen, zeigte uns den Konzertgeber als brillanten und stets geschmackvollen Spieler. Die im vierten Konzert gespielte Preghiera aus Moses und darauf folgende Variationen über ein Originalthema Sonata (auf der G-Saite allein), componirt von Paganini, erweckten den ungetheiltesten Applaus und erinnerten lebhaft an den berühmten Geiger aus Genua, den auch wir vor mehr als zwölf Jahren auf derselben Stätte, wo heute sein würdigster Nachfolger E. stand, in einer Reihe von Konzerten zu bewundern Gelegenheit hatten. Das achte Konzert für die Violine von Spohr (Scena cantante) bewährte E's. Gediegenheit im Vortrag classischer Musik; Kraft und Ausdruck waren hier mit Bravour vereint und errangen stürmischen Beifall. Da es zu weit führen würde, die verschiedenen, vom Künstler noch vorgetragenen Stücke alle einzelnen zu besprechen, so verstatten wir uns nur noch einige Worte über den Erlkönig. Bekanntlich hat Liszt zuerst Schubert'sche Lieder auf das Klavier übertragen, und ihm gebührt das Verdienst, diese vortrefflichen Erzeugnisse der lyrischen Muse des zu früh verstorbenen Komponisten weiter verbreitet zu haben. — Eine Bearbeitung dieser und ähnlicher Gesänge für die Violine konnte nur einem Virtuosen in den Sinn kommen, der, in dem Besitz der Paganinischen Kunstgeheimnisse, zugleich die Stufe des höchsten Virtuosenthums erreicht hat. Und somit konnte nur Ernst, der ebenbürtigste Nachfolger Paganini's, den Gedanken fassen, eine der schwierigsten, harmonisch complicirtesten Balladen, Schubert's „Erlkönig", für die Violine allein zu übertragen. — Um das Wunderbare dieses Tonstückes zu würdigen, muß man selbst Geiger seyn; man muß die ungeheure Schwierigkeit erkennen, mit vier Fingern den beständigen Wechsel der Harmonie, den Grundbaß, die Melodie und die complicirteste Führung der Mittelstimmen auszuführen. Eine solche Polyphonie auf der Geige ist wohl noch nicht da gewesen, und die kluge Benutzung der Effekte welche das Instrument vorzugsweise bietet, hat uns überrascht. So hören wir den Gesang des Erlkönigs in Flageolettönen gleichsam wie aus einer andern Sphäre herüberklingen, eine wunderbare Wirkung, die weder durch eine menschliche Stimme, noch durch ein anderes Instrument hervorgebracht werden kann. Eben so wird der Angstruf des Kindes durch das hohe schrillende F vortrefflich ausgedrückt, was wohl von manchem Unkundigen als dissonirende Töne qualificirt werden dürfte. Zu bemerken ist noch, daß der Vortrag dieses Stückes für den kleineren Raum des Salons sich besser eignet, als für den weiteren des Schauspielhauses. Hrn. Kapellmeister Guhr sind wir für das interessante Enrangement der Zwischenstücke genannter Konzerte zu Dank verpflichtet, so wie auch unser treffliches Orchester sich wieder vielseitig bewährt hat.

Bei einem Künstler und seinem Kunstwerk kommt es hauptsächlich auf den Totaleindruck an. Nimmt dieser des gebildeten Hörers oder Beschauers volle Theilnahme in Anspruch, empfindet er dabei jenes unwillkürliche Behagen und jene Wärme des Herzens, deren er sich nicht erwehren kann, wird er von dem Eindruck des Schönen oder Außerordentlichen überwältigt, so ist der Eindruck der rechte und es haben Kunst und Künstler sich bewährt. Das Vorzügliche bedarf keines Beweises und keiner Analyse und einzelne, vielleicht auch begründete Nachweisungen von kleinen Mängeln oder Fehlern können die Wirkung des Ganzen nicht aufheben. Daß auch bei H. W. Ernst der hier bezeichnete Totaleindruck der rechte ist, wird man nicht in Abrede stellen und ihm den Rang unter den ersten Virtuosen gerne einräumen. Indem wir auf sein am 30. d. M. stattfindendes sechstes und letztes Auftreten, bei welchem er sein „großes Konzert", seinen Carneval und Paganini's Variationen auf der G-Saite vortragen wird, aufmerksam machen, sagen wir ihm den besten Dank für die seltenen Kunstgenüsse, die uns sein hervorragendes Talent bereitet hat. W.

Mannichfaltigkeiten.

(Stockholm, 4. Nov.) Am 1. Nov. wurde hier das neue Theater eröffnet, welches der ehemalige Capitän und

Digitized by Google

Exredakteur von Aftonbladet Lindeberg zu Stande gebracht hat. Es iſt merkwürdig, daß die nämliche Perſon, welche vor einigen Jahren zum Tode verurtheilt wurde, weil er mit aller Gewalt ein Theater bauen wollte, welches wegen der Concurrenz mit der königlichen Bühne für unzuläſſig erklärt wurde, jetzt ohne irgend ein Hinderniß von Seiten der Autoritäten ein ziemlich bedeutendes Theater öffnen darf. Da unſere königliche Bühne faſt gar nichts für die Aufmunterung einer nationalen dramatiſchen Literatur gethan hat, ſondern meiſt nur von Ueberſetzungen lebt, der neue Unternehmer aber es als ſeine Hauptaufgabe bezeichnet, ein Nationaltheater zu gründen, ſo iſt ihm allerdings Glück zu wünſchen.

Korreſpondenz.

Köln, 25. Nov.

Die Ernennung unſeres beliebten Dichters und Schriftſtellers, des Geiſtlichen Dr. **Smets**, zum Stiftskanonikus in Aachen iſt jetzt Seitens der betreffenden geiſtlichen und weltlichen Behörden definitiv erfolgt, und derſelbe wird ſich im Frühjahre an ſeinen neuen Aufenthaltsort begeben. Als Mitarbeiter am Feuilleton der Kölniſchen Zeitung, in welcher Wirkſamkeit er ſeit Jahren eine erfreuliche Thätigkeit entwickelte, iſt **Smets** durch Hrn. **Büttmann** erſetzt worden, den Kunſtkritiken, Gedichte und andere literariſche Leiſtungen dem größeren Publikum ſchon mehrfach und vortheilhaft bekannt gemacht haben. — Unſer Dombaumeiſter **Zwirner**, der nach längerem Verweilen in Berlin, wohin er vom Könige beſchieden war, jetzt zurückgekehrt iſt, ſoll in Bezug auf den Fortgang des ſeiner Leitung anvertrauten Baues, inſoweit derſelbe auf der Mitwirkung unſeres kunſtſinnigen Königs beruht, die erfreulichſten Zuſicherungen zurückgebracht haben. Trotz des ſchlechten Wetters werden die Arbeiten fortwährend mit großer Thätigkeit betrieben, und ſollen auch den Winter hindurch, inſoweit es angeht, unabläſſig fortgeſetzt werden. — Die Stadt Münſter in Weſtphalen wird jetzt ebenfalls Gasbeleuchtung erhalten; wahrſcheinlich dürfte ſich die eine der hier beſtehenden Geſellſchaften um die Uebernahme bewerben. Hoffentlich werden auch diejenigen größeren Städte unſerer Provinz, denen die Wohlthat dieſer Beleuchtung noch fehlt, recht bald dem Beiſpiele von Münſter folgen.

Lyon, 21. Nov.

Die mit vielem Geſchrei angekündigte Theaterſaiſon wird nicht ſo glänzend, als man glaubte. Täglich wird gepfiffen und geſchrieen über Decorationen, lahme Tänzerinnen, kreiſchende Sänger und miſerable Chöre. Lebten wir in einem Augenblicke politiſcher Gährung, ſo könnte dieſer Spektakel bedeutend werden. Aber bis jetzt wenigſtens laſſen uns die Nachrichten aus China, Kabul und ſelbſt aus Barcelona in unſerer gemüthlichen Apathie. Die Zahl der hieſigen Deutſchen vermehrt ſich täglich. Das „Café de la Perle", „de la jeune France" und „Sainte Anne" ſind ihre gewöhnlichen Verſammlungsorte. Doch haben die Handwerker andere Orte, wiewohl es ihnen an einem Vereine, wie der der deutſchen Handwerker in Genf, Lauſanne, Straßburg u. ſ. w. gänzlich zu fehlen ſcheint. Wir haben jetzt drei deutſche Muſiker, worunter der Horniſt **Willmann** aus Darmſtadt und ein Violoncelliſt **Schunke**, in unſerm Orcheſter. Die Deutſchen niſten ſich überall ein; denn ſie ſind brauchbar.

Homburg v. d. Höhe, 26. Nov.

Mehrere öffentliche Blätter ſcheinen es ſich zur Aufgabe gemacht zu haben, falſche Nachrichten über unſern Kurort zu verbreiten, und unſere Winterſaiſon als ganz aufgegeben, oder wenigſtens als unbedeutend hinzuſtellen. Wir können hiergegen verſichern, daß auch während dieſes Winters mancher Leidende den guten Erfolg des Gebrauchs unſerer Heilquellen im Hauſe an ſich zu rühmen hat, und daß durch die Gegenwart einer zahlreichen und gewählten Geſellſchaft von Fremden unſere Winterſaiſon als eine ſehr glänzende erſcheint. Der Beſuch der Jagden in der Ebene und in den zahlreichen Waldungen der Umgegend bildet einen Theil der Unterhaltung, ſo wie man auch in den Spielſälen eine ſtarke Frequenz findet, da dieſelben den ſich hier aufhaltenden Fremden ſtets geöffnet ſind.

Mainz, 27. Nov.

Die morgen unter dem Vorſitze des Hrn. Obergerichtsraths **Kull** beginnende Aſſiſenſitzung des vierten Quartals dauert fünf Tage und es kommen dabei vor: 1) Jakob **Kahn** von Udenheim, des betrügeriſchen Gebrauchs einer falſchen Unterſchrift beſchuldigt; ſein Vertheidiger: Hr. Anwalt **Kull**. 2) Karl Philipp **Pfannenbecker** von Oberndorf in der Rheinpfalz, der Unzucht beſchuldigt; Vertheidiger: Hr. Anwalt **Ziz**. 3) Philipp **Jung** von Erbesbüdesheim, des betrügeriſchen Gebrauchs eines verfälſchten Aktes; Vertheidiger: Hr. Anwalt **Glaubrech** jun. 4) Niklaus **Michel** von Wackernheim, Verfertigung falſcher Akten. (Flüchtig). 5) Moſes **Bößmann** von Großwinternheim, des Raubes angeklagt; Vertheidiger: Hr. Anwalt **Herrnsheim**, Spezialgericht.

Aus der rheinbaieriſchen Pfalz.

Wie wir vernehmen, beabſichtigen die hervorragendſten Geiſter der pfälziſchen deutſchen Schullehrer, mit dem Beginne des neuen Jahres eine pädagogiſche Zeitſchrift unter dem Titel „Pfälzer Schulblatt" zur Beſprechung und zeitgemäßen Entwickelung des innern und äußern Volksſchulweſens der Pfalz erſcheinen zu laſſen. Das Blatt ſollte, wie ein vor mehreren Monaten ausgegebener Proſpectus beſagt, ſchon mit dem Monate Juli abhin in's Leben treten; allein Redaktions- und Verlagsverhältniſſe haben die zeitige Herausgabe verzögert. Uebrigens dürfte die Verzögerung nur von den erſprießlichſten Folgen für das Gedeihen der Zeitſchrift ſeyn, indem inzwiſchen den Herausgebern Zeit geboten iſt, ſich mit reichhaltigem Material vorzuſehen, um recht Intereſſantes und Gediegenes ihren Leſern zu liefern. Wir zweifeln aber auch keineswegs an der Realiſirung dieſes letztern, da ſich an die Spitze der Redaction Männer mit energiſcher Lebensfriſche geſtellt haben, die Muth und Kraft beſitzen, ſich für das Gute und Nützliche im Gebiete der Erziehung und des Unterrichts geſchickt und thätig zu erweiſen. Unter Andern ſoll vorzüglich ein rüſtiger Lehrer aus Neuſtadt, der ſich ſchon als Verfaſſer mehrerer wichtigen Schulſchriften in der pädagogiſchen Literatur bemerklich machte, als Mitarbeiter gewonnen ſeyn. Und ſo dürfen wir hoffen, daß, wenn ſich die hie und da verborgenen Kräfte vereinigen und ſich einander innig anſchließen, recht viel Gutes für eine immer gedeihlichere Entwicklung unſeres inneren Volksſchulweſens erreicht werden kann. Obgleich die Herausgeber des Schulblattes weit entfernt ſind, zu glauben, daß die Wirkſamkeit der Volksſchule als erſter Factor aller Intelligenz und Kultur zu betrachten ſey, ſo fühlen ſie ſich doch berufen, den Forderungen unſerer nach einer geiſtig-nationalen Volksentwickelung ſtrebenden Zeit nachzukommen. Indem wir dem Pfälzer Schulblatt unſern freundlichen Gruß entbieten, heißen wir deſſen baldige Erſcheinung herzlich willkommen.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 30. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. H. W. **Ernſt**): **Sechstes und letztes Konzert.** Vorher geht: Zweiter Act der Oper „**Beliſar**" von Donizetti. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 331. Donnerstag, den 1. December 1842.

Die Papageien und die Sternenträger.

Novelle aus den Zeiten des Interregnums.

(Fortsetzung.)

V.

Fräulein Ottilia von Granfee war von ihrer Krankheit genesen, die ihr der Schrecken über die Verrätherei des Junkers Monrad von Mönchenstein zugezogen, und der Tag war erschienen, wo ihr Ohm, der Domprobst Graf von Neufchatel, nach mehrmaligem Besuch sie abzuholen und gen Basel zu führen beschlossen hatte. Das junge, noch etwas bleiche Fräulein sah, obgleich darauf vorbereitet, doch dieser Ankunft des Oheims mit schwermüthigem Herzen entgegen, denn er kam ja nur, um sie nach dem Kloster Skt. Maria Magdalena zu geleiten, nach ihrem eigenen Willen. Noch vor wenigen Tagen schien ihr das Leben im Kloster das wünschenswertheste Ziel auf Erden, und jetzt suchten weltliche Wünsche und Träume die himmlischen zu verdrängen. Daß der kurze Aufenthalt auf Burg Eptingen zu dieser Sinnesverwandlung beigetragen, das konnte sie sich nicht läugnen; aber den eigentlichen geheimen Grund mochte sie kaum und nur mit dem tiefsten Erröthen sich eingestehen. Es war der Ritter Eglin, dessen kräftige Gestalt, wohlgeformtes offenes Antlitz und biederherziges Benehmen diese Wechselwirkung in der frommsinnigen Jungfrau hervorgebracht hatte; sie liebte den Ritter, und zwar mit einer Gluth, wie sie nur solche stille verschlossene Gemüther empfinden können. Doch diesem seligen Gefühl der ersten Liebe mußte sich sogleich auch das Bittre der Entsagung beigesellen. Sie, höhern Ranges, und durch ein früheres voreiliges Gelübde dem Kloster geweiht; er bereits ein ehrbürtiges Fräulein liebend und die Gefühle der jungen Freiin kaum ahnend — welche Hoffnungen hatten ihr noch blühen können? Auch hegte sie keine Hoffnungen; allein der allgewaltigen Regung der Natur vermochte sie nicht zu widerstehen, so sehr sie auch trachtete, ihre Empfindungen im Tiefsten ihres Herzens zu verschließen.

Eglin von Eptingen hatte indessen, wie gesagt, keine Ahnung von der Liebe des jungen, schönen und reichen Freifräuleins; seine Gedanken waren fortwährend bei dem Fräulein Gieda von Mönchenstein, deren Besitz ihm, seit dem Tode Monrads von Mönchenstein, ihres jüngeren Bruders, ferner denn je entrückt war. Was ihn am meisten bekümmerte, war die Ungewißheit, ob sich Gieda's Herz seit jenem verhängnißvollen blutigen Ereigniß nicht von ihm in Haß abgewandt. So lange er ihre Liebe noch besaß, so lange verzweifelte er nicht an einer günstigen Wendung seines Geschickes; dann konnte er nöthigen Falles durch eine ritterliche Gewaltthat, durch eine Entführung seiner Geliebten, wie sie sich vor ihm schon mancher Edle, gegenüber einem harten Vater oder Vormund, erlaubt hatte, zum Ziele seines ehrlichen Minnestrebens gelangen. Allein bis jetzt hatte der liebende Ritter vergebens einem Mittel nachgedacht, wie er von dem Fräulein Kunde erlangen möge, da sie sich noch immer in dem Kloster Sankta Maria Magdalena zu Basel unter der Obhut ihrer Tante, der ehrwürdigen Priorin Brunhilde ze Rhin, befand, in demselben Kloster, wo auch das Fräulein von Granfee ihre vermeintlichen sündigen Gefühle und Wünsche unter Gebet und Kasteiung zu überwinden hoffte; doch hatte Ritter Eglin bis jetzt weder eine Nachricht von Gieda erhalten, noch eine Botschaft an sie gelangen lassen können. Er selbst war seit seinem Zwiespalt mit dem Reichsvogt aus Baſels Mauern verbannt, und da er trotziglich jede Ausgleichung mit demselben verweigerte, so war keine Hoffnung vorhanden zur baldigen Rückkehr. Auch die meisten Sternenträger hatten sich vom Hoflager des Bischofs auf ihre Burgen zurückgezogen, voll innern Grimmes gegen ihren Lehnsherrn und die Stadt, welche jetzt von den Papageien dominirt wurde. Eine finstere Stimmung herrschte durch den ganzen Sisgau unter dem niedern Adel, und ganz in der Stille zog sich das Wetter zusammen, welches demnächst über der Stadt Basel und dem Bischofsstuhl losbrechen sollte.

Obgleich Ritter Eglin bereits das feste Schloß Eichenberg von einem Oheim ererbt hatte, so wollte er, als ein Unbeweibter, doch immer noch nicht der mütterlichen Pflege entbehren und des väterlichen Raths, weshalb er meistentheils auf Burg Eptingen hauste, und in Abwesenheit des alten Burgherrn dessen Stelle vertrat. Auch heute war der alte Ritter Gottfried gen Ramstein geritten, um sich mit Herrn Heinrich von Ramstein, seinem alten Freund, über des Gaues Angelegenheiten zu berathen und zu besprechen. Ritter Eglin war auf den Söller der väterlichen Burg gestiegen, welche sich stolz nächst dem höchsten Grat des Jura erhob, und schaute sinnend und sehnend in die Gegend hinab, wo Basel lag. Das Fräulein von Granfee stand an seiner Seite, um der herrlichen Aussicht zu genießen, und ihre Blicke waren nach derselben Gegend gerichtet; allein mit ganz entgegengesetzten Gefühlen. Jetzt gewahrte der Ritter auf einem entfernten, tiefer gelegenen Berg-

Digitized by Google

rain, über welchen der Weg von Basel nach der Burg führte, ein lustiges Gewimmel von Rossen und Reitern, ihre Richtung auf Eptingen zu nehmend.

„Seht Ihr dort Euern Ohm herauf ziehen mit seinem zahlreichen Gefolge?“ wandte sich der Ritter an seine schweigende Nachbarin. „Er kommt, Euch dieser Burg zu entführen, deren Schutzheilige Ihr gewissermaßen in diesen Tagen gewesen seyd; denn nur Eurer Anwesenheit haben wir es zu danken, daß nicht die Mönchen und Schaler ihre Starrköpfe an diesen Felsen erprobten.“

Ottilia, der zeigenden Hand des Ritters mit den Augen folgend, bemerkte jetzt ebenfalls die Herannahenden. Ein lautes Ach! drängte sich aus ihrer Brust, von dem es zweifelhaft war, ob es ein Ausruf der Freude oder des Schreckens sey; doch der Ritter ward überrascht von dem Letzteren überzeugt, als er das Fräulein wanken und den geisterhaften Ausdruck ihres Antlitzes sah; schnell faßte er sie in seine Arme, um sie vor hartem Fall zu wahren. Das Fräulein, sich erholend, erbebte bei des Junkers helfender Berührung; ein Wonneschauer durchrieselte sie; doch die jungfräuliche Schamhaftigkeit entwand sie schnell den gefährlichen, sie umstrickenden Armen, und eine Purpurröthe überzog in diesem Augenblick die Marmorblässe ihres Antlitzes.

(Fortsetzung folgt.)

Heimath.

Von

Dr. S. Zirndorfer.

Wie sich der Abend auch lieblich niedersenkt,
Wie auch die Landschaft in Gold sich malt,
Wie die Traube auch duftig im Laube hängt,
Von lautester Freude und glänzendem Aug' umstrahlt,
Schöner, ach schöner lacht stets und mild,
Heimath, dein freundliches, stilles Bild.

Heimath, dein Name ist süß und traut,
Wo uns das trauliche Dach und die Wohnung steht,
Wo wir der Jugend erste Entwürfe gebaut,
Die ach, die Zeit uns, die rauhe, so tückisch verweht,
Wieder doch kehren sie stets mir so sanft und mild,
Sehe ich, Heimath, dein freundliches, liebes Bild.

Thränen, ach! gibt's in der Heimath auch wahrlich gar viel,
Nicht in der öden Fremde allein wohnt der Schmerz;
Doch im freudelos fremden Lebensgewühl,
Ach — da fühlt sich in Leiden verwaist'ter das Herz,
Doch zu Hause wirkt lindernd stets sanft und mild,
Heimath, dein freundliches, süßes Bild.

Drum mag die Fremde mich nicht erfreu'n,
Ihre Rosen duften wohl schön auch und süß,
Ihre Mägdlein sind wohl recht schmuck und fein,
Mir doch blühet zu Hause mein Paradies.
Alles erscheint mir dann doppelt schön und mild,
Heimath, in deinem freundlichen Bild.

Frankfurt a. M., 27. Nov.

Meine Reise über das Meer.

(Von Friedrich Emminghaus.)

Von England nach New-York.

(Vergl. Nro. 300 d. Bl.)

Once more upon the waters! yet once more!
And the waves bound beneath me as a steed
That knows his rider. Welcome to their roar!
Swift be their guidance, wheresoe'er it lead!

Childe Harold.

Wenn die letzten sonnigen Herbsttage, wie vielfach behauptet wird, einen eigenthümlichen Reiz haben für ernste Gemüther, so wurde diese schwermüthige Stimmung in mir gesteigert bis zur Melancholie, bis zu einer Düsterkeit der Lebensansicht, wie sie meines Freundes Byron sich bemächtigte auf seiner Pilgerfahrt durch das heilige Land von Hellas, als er die Akropolis geplündert und die Söhne des Harmodius und Aristogeiton schmachvoll geknechtet sah. Aber mein herznagender Gram hatte eine andere Quelle. Ich stand am vorletzten Tage meines Aufenthaltes in Europa auf einem weitschauenden Berge, wo ich den ganzen Hafen übersehen konnte nebst der reichen Stadt von einem Ende zum andern, und dann noch 10 — 12 Meilen in die Runde auf die schönen grünenden Felder, auf die prächtigen Paläste, die mit hundert Fenstern das Bild der Sonne zurückstrahlten. Wie ein Blatt von der deutschen Eiche war ich hineingeworfen in ein fremdes Land, jedem Zufalle, jedem Windstoß preisgegeben! Man sagt es so leicht hin: „er hat Deutschland verlassen und ist nach Amerika gegangen!“ aber die Thränen des Exilirten, des Flüchtlings, haben keinen Zeugen als ihn selbst. Wahrlich, der ärmste Bauer, der sich und seine Familie auf einem Morgen Landes ernährt, ist nicht so arm, als jener Mann, dessen Herz mit tausend Fäden am Vaterlande hängt, und der es verläßt, um endlich eine Ruhestätte zu finden, und nicht mehr wie ein scheues Reh gehetzt und gejagt zu werden von einer Stadt in die andere, von einem Land in das andere, von einem Theile der Welt in den andern.

Hier an dieser Stelle kämpfte ich meinen letzten Kampf und ich blieb Sieger. Ich richtete mein Gefühl empor an dem Gedanken, daß fünf Millionen gute Deutsche jenseits des Meeres wohnen. Ach, dachte ich, so weit die deutsche Zunge klingt, ist auch Deutschland, und wo die reichen Bauern auf Schwaben und Bayern wohnen in den steinernen hohen Häusern, deren Scheuern noch einmal so hoch sind als das Wohngebäude, wo die deutschen Ansiedelungen Hermann, Highland, Neuulm sich bevölkern mit neuen Ankömmlingen, da kannst auch du ein besseres deutsches Vaterland wiederfinden, ein junges, grünendes, weit vorzuziehen dem alten, dessen Krone längst zerbrochen und dessen morscher Stamm keine Kraft mehr hat, ein neues Leben emporzutreiben.

Der Mann, dem das harte Loos gefallen, fern von den Freunden und Bekannten seiner Jugend unter Menschen einer anderen Sprache und andern Sinnesart sein Leben zuzubringen, darf wohl für einen Augenblick der Uebermacht seines Schmerzes unterliegen, aber die Erde trägt keinen erbärmlicheren Schwächling, als den, der immer zagt und zaudert und nie zu einem Entschluß kommt. In dieser düstern Stunde gedachte ich eines schönen Liedes, das ein Schriftsetzer aus Stuttgart, Namens Niclas Müller, auf seiner Wanderschaft dichtete, und das in

Digitized by Google

ſeiner tiefgefühlten ſinnigen Weiſe die damalige Stimmung meines Gemüthes, mein Sehnen und Verlangen nach Deutſchland, und die trübe Ausſicht, es auf lange verlaſſen zu müſſen, ausſprach:

Der Wanderer.

Armer Baum auf fremdem Grund,
Iſt dein Herz dir nicht geſund,
Oder trägſt du Liebeskummer,
Daß beraubt vom ſanften Schlummer
In die Nacht dein Wipfel ragt
Und ſo einſam ſchauernd klagt!

Der Baum.

Habe für die Frage Dank;
Wohl bin ich im Herzen krank,
Denn ich muß die Heimath miſſen,
Der ſie grauſam mich entriſſen,
Und ſo eben ſah im Traum
Ich den lieben Nachbarsbaum.

Der Wanderer.

Auch ich bin im fremden Land,
Abgeriſſen iſt das Band,
Fremde Schauer mich umbrauſen,
Einſamkeit und nächtlich Grauſen,
Und der Freundſchaft ſüße Luſt
Lebt mir in entfernter Bruſt.

Der Baum.

O ſo komm in meinen Arm
Und verſchlumm're deinen Harm,
Laß uns auf der kahlen Haide
Einſam klagen, trauernd beide,
Denn es ziehet Herz an Herz
Gleiche Sehnſucht, gleicher Schmerz.

(Fortſetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(*München*, 26. Nov.) Wir freuen uns (meldet die hieſige Zeitung), über die geſtern zum erſten Mal auf der königl. Hofbühne ſtattgefundene Aufführung der Oper des k. Capellmeiſters *Röder* „*die Schweden in Prag*" das Allergünſtigſte berichten zu können. Ihr *Erfolg konnte ein vollſtändiger*, und, inſofern unſer Publikum ſich nicht allzuleicht enthuſiasmiren läßt, ein *ſeltener* und *ungewöhnlicher* genannt werden. Schon nach dem erſten Chore äußerte ſich die beifällige Stimmung der Zuhörer, deren dichtgedrängte Maſſen das Haus kaum in ſeinen weiten Räumen aufzunehmen im Stande geweſen war. Mit jeder einzelnen Nummer ſteigerte ſich die Anerkennung der gründlichen und gediegenen Muſik, die, durch unſere erſten Geſangstalente, ſo wie durch die äußern Zuthaten neu gefertigter Decorationen und Coſtüme unterſtützt, bereits nach dem erſten Akte dem Compoſiteur die Ehre des lauten Hervorrufens erwarb. Nach dem zweiten Akte wiederholte ſich dies Zeichen der allgemeinen Befriedigung, und wuchs am Schluſſe der Oper zu ſolcher Stärke, daß wir uns ſeit langem keines ähnlichen Beifallsſturmes erinnern, als zugleich mit Hrn. Röder die Ehre des Abends theilend die Hrn. Pellegrini und Diez, Dem. Hetzneker und Dem. Rettich erſchienen. Der Glanz, mit dem die Oper in Scene geſetzt wurde, ließ nichts zu wünſchen übrig. Wir zweifeln nicht, daß dies an muſikaliſchen Schönheiten, wie an effektvollen Situationen reiche Tonwerk unſers vaterländiſchen Meiſters bald auch auf andern deutſchen Bühnen (zunächſt wohl auf der Wiener- und Pragerbühne, da ſich dort mit dem muſikaliſchen noch das Intereſſe des der Geſchichte Böhmens entnommenen Sujets knüpft) die gebührende Würdigung finden werde!

Das Marnedepartement verſendet jährlich im Durchſchnitt 2,700,000 Flaſchen *Champagner in's Ausland*, während Frankreich ſelbſt nur 626,000 Flaſchen verbraucht, eine Angabe, die freilich ſehr niedrig lautet.

Die „Allg. Preuß. Staatszig." vom 24. November meldet in ihrem amtlichen Theile, daß der Bratwurſt-Fabrikant Gottlieb Fiſcher zu Jauer das Prädikat „Hof-Liferant" erhalten habe.

(*Weimar*, 23. Nov.) „Carl von Bourbon", Tragödie von Prutz, iſt auf unſerer Bühne zuerſt zur Aufführung gebracht und ſeitdem wiederholt worden. Es gibt dieſes Stück wiederum Zeugniß, daß es den Dichtern der jüngern Schule nicht an Geiſt, wohl aber an Wärme des Gemüths — an Poeſie fehlt; was durch den Verſtand errungen werden kann, geben ſie in ihren Produktionen, die darum wohl unterhalten, auch anregen, aber nicht die innige Theilnahme in Anſpruch nehmen, nicht ergreifen. Zunächſt wird unſere Bühne Halm's „Sohn der Wildniß" und „Ein weißes Blatt" von Gutzkow bringen.

(Magdeb. Ztg.)

In Frankreich wendet man jetzt die *Galvanoplaſtik zur Conſervation der Leichen* an. Cornay und Ganal haben ſich damit beſchäftigt. Cornay legte der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris eine auf dieſem Wege mit Kupfer überzogene Leiche eines Kindes vor, und Ganal producirte einen eben ſo präparirten Widderkopf. Man wird alſo jetzt ſeine verſtorbenen Verwandten und Freunde vergoldet, verſilbert und verkupfert aufbewahren können.

Die bereits früher den Behörden eröffnete Willensmeinung Sr. Maj. des Königs von Baiern, daß in allen Städten des Königreichs, welche mit Ringmauern, Thürmen, Gräben und ſonſtigen Vorwerken verſehen ſind, dieſe Schutzmittel fortbeſtehen ſollen, und daß jede Abänderung ihrer Formen durch gewaltſame Beſchädigungen, Abbrechen der Mauern oder Thürme und Einfüllung der Gräben verboten ſey, iſt durch Miniſterialreſcript vom 13. Nov. neuerdings den Polizeibehörden in nachdrückliche Erinnerung gebracht und den k. Bau-Inſpektionen die ſtrengſte Ueberwachung des Vollzugs aufgetragen worden.

(Schw. M.)

(*Kopenhagen*, 19. Nov.) Frau Heiberg, die ſo oft das Publikum in's Theater gezogen, wurde geſtern Abend nach Aufführung der „Dina" von einem Theil deſſelben aus dem Theater nach ihrer Wohnung in Mac-Evoys Palais gezogen, nachdem ſie im Theater zu Anfang des zweiten Akts mit einem

solchen Sturm von Beifallsäußerungen überwältigt worden, daß sie nur mit großer Noth zu Wort kommen konnte. Der Vorspann bemerkte in seinem Enthusiasmus wohl kaum den Umstand, wovon wir ihn zu benachrichtigen uns ein Vergnügen machen, daß er außer der Triumphatrix zugleich die Ehre hatte, zwei nicht unbekannte Figurantinnen zu ziehen, wie auch einen Theaterschneider, der in Hoffnung auf freie Beförderung sich das Ansehen eines Bedienten gegeben hatte; auf dem halben Wege indeß wurde dieser von den selbstconstituirten Pferden angegangen, sich nebst den abgesetzten Pferden weg zu begeben; letztere sollen dem Vernehmen nach diejenigen seyn, welche sich bei der ganzen Affaire am meisten erbaut haben. Was wird man nun für die Mad. Forconi (die prima donna in der ital. Oper) noch übrig haben? Und wie soll man sie künftig vom Hoftheater zu Hause kriegen? (Alt. Merk.)

(Straßburg, 27. Nov.) Das „Elsaß" berichtet: „Die Polizei hat so eben eine Bande Diebe von 12 bis 13 Jahren erwischt, die seit geraumer Zeit nach Herzenslust die Kramläden der kleinen Gewerbslaube und andere Kaufläden plünderten. Der Hauptmann der Bande war ein Gassenjunge von 14 Jahren, Namens Karl Kirschmann. Die Diebstähle dieser jungen Banditen verrathen eine furchtbare Kühnheit. Vor wenig Tagen hatten sie von einem Wagen 13 Krautköpfe entwendet, die sie ganz frech auf dem Markte feil boten."

* Auf der Kirchweihe in Planig, im Kreise Bingen, entfuhr am 13. Nov. der schwere Kirmeßbaum den Burschen, die denselben aufrichten wollten, fiel auf den Boden und traf bei seinem Sturze einen 16jährigen Knaben, welcher am folgenden Tage unter unaussprechlichen Schmerzen verschied. Sollte ein so trauriger Vorfall nicht genügen, das Verbot gegen das Setzen der Kirmeßbäume hervorzurufen?

Korrespondenz.

Aus dem Herzogthum Nassau, im Nov.

Das Herzogthum Nassau ist von der Natur in jedem Bezuge so vorzüglich bedacht, daß ihm fast kein Produkt fehlt, was sowohl zur Befriedigung der Bedürfnisse seiner Bewohner, als auch zu erhöhteren, verfeinerten Genüssen, so wie nicht minder zum Gebrauche in den meisten bürgerlichen Gewerben und fast dem Gesammtgebiete der Technologie erforderlich wäre. Es hat hierin gewiß vor den meisten Ländern gleichen Umfanges entschiedene Vorzüge, und kann mit Recht deßhalb eine der schönsten Perlen im Länderkranze des gesegneten Germaniens genannt werden. Nicht zu gedenken der dem Herzogthum angehörenden paradiesischen Rheingegend, wie auch der außerordentlich frucht- und metallreichen Lahngegend, soll hier nur die Rede von einem dem Fremden nicht genug bekannten Theile des Herzogthums, nämlich vom Westerwalde, seyn. Auch hier ist das Herzogthum reich, denn außer seinen schmackhaften Kartoffeln, seinem vorzüglichen Hafer, seinen fetten Ochsen, deren Fleisch überall höher im Werthe steht, als das von Ochsen aus andern Gegenden, verbirgt der Westerwald, so weit sich dessen Gebiet erstreckt, einen Schatz in der Erde, dessen Werth unberechenbar ist. Dies sind seine Braunkohlen. — Ueber die Qualität dieser Kohlen braucht nichts mehr gesagt zu werden; darüber herrscht nur eine Stimme, nämlich die, daß sie an Güte alle andern bekannten Braunkohlen übertreffen. Was aber die Mächtigkeit seiner Ablagerungen betrifft, so ist dieselbe der Art, daß bei einem zweifach stärkern Betriebe und bei einer dreifach stärkeren Gewinnung als gegenwärtig der Bergbau darauf noch Jahrhunderte bestehen könnte. Ein stärkerer Betrieb ist aber erforderlich, wenn unser Braunkohlenbergbau aus seiner ersten Kindheit, worin er sich bis heute noch befindet, hervortreten soll. Ich will hier kurz die Ursachen an's Licht stellen, woran es bisher gelegen hat, daß der Bergbau hiesiger Gegend nicht kräftig gedeihen konnte, und weßhalb derselbe niemals zu einer bedeutenden Stufe gelangen wird, wenn nicht andere Mittel angewendet werden. Von Seiten der Gewerksbehörde im Staate ist Alles geschehen, was sich bis jetzt thun ließ, um den hiesigen Bergbau möglichst schwunghaft zu machen und alle gewonnenen Geschicke zu verwerthen. Auch gibt es einzelne Gewerke, welche recht gut einsehen, daß ihr Hauptvortheil in dem möglichst größten Förderungsquantum besteht, und es gefällt mir deshalb die Aeußerung eines derselben in H., der jederzeit, wenn Bedenken getragen wird über den Absatz, zu sagen pflegt: „Schafft mir nur recht viel Kohlen heraus, für den Verkauf will ich schon sorgen." — So denken aber nicht Alle, und leider werden die meisten Gewerke von Furcht befallen, wenn ihnen einige Hundert Zain Kohlen einen oder etliche Monate liegen bleiben. Alsdann heißt es gleich, es müssen Leute abgelegt werden, oder gar dahinter her, man müsse die Kohlen an den Meistbietenden versteigern. Beides ist Verderben für den Bergbau, gründet sich aber auf weiter nichts, als auf die pecuniären Verhältnisse der meisten Gewerke. — Wenn diese Leute auch vermögend genug sind, so besteht ihre Habe meistens aus liegenden Gütern, Vieh u. dgl., und es ist eine bekannte Sache, daß Leute der Art, wenn sie auch Geld einnehmen, es gerne wieder auf die Gegenstände verwenden, wofür sie den Erlös gemacht haben, nicht leicht aber etwas von Belang unternehmen, wovon der Vortheil nicht gleich in die Augen leuchtet, daher der schwankende, ängstliche und knickerige Betrieb bei den meisten Braunkohlengruben des Westerwaldes.

(Schluß folgt.)

Charade
(Zweisylbig.)

Bei Reichen nicht, bei armen Leuten
Trifft man die Erste an.
Sie nährt sich gerne von der Zweiten,
Wenn sie sie haben kann.
Zu schatt'gen Lauben dient das Ganze,
Die wohlbekannte Pflanze.

Gießen. Schz.

Geographischer Verein.

Freitag, am 2. Dez., 7 — 8, Abd. im Hörsaale, Hr. Dr. Vogner, über das neu aufgefundene Mineralwasser bei Ahmannshausen und seine Bestandtheile unter Vorzeigung desselben; als Einleitung in die demnächst folgenden Vorträge über Entstehung der Quellen im Allgemeinen und Bildung der Mineralquellen im Besondern.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 1. Dez. Die Fremde, Schauspiel in 5 Acten, von J. Franul v. Weissenthurn.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 332. Freitag, den 2. December 1842.

Die Papageien und die Sternenträger.

Novelle aus den Zeiten des Interregnums.

(Fortsetzung.)

„Ihr seyd noch sehr von Euerm kurzen Siechthum angegriffen, gnädiges Fräulein, daß Euch die Freude über des Oheims Ankunft also bewältigt," sagte der Ritter leise forschend.

Ottilia sah ihn an mit einem traurigen, fast vorwurfsvollen Blick. „Könnte es nicht eben so gut der Schmerz gewesen seyn, daß ich diese gastliche Burg, Eure wackre Mutter, Euren biedern Vater und — auch Euch, Herr Eptingen von Eichenberg, verlassen muß?" fragte sie leise und beklommen.

„Bestimmt Ihr nicht selbst und freiwillig diese Trennung und Verbannung von Euern Freunden, indem Ihr in ein Kloster Euch einzuschließen und den Schleier zu nehmen begehrt?" entgegnete Eglin nicht ohne Wärme; „doch vielleicht gelingt es noch der Ueberredung Eures Ohms, der nur ungern Euerm Willen zu willfahren scheint, daß Ihr Euern Entschluß ändert; denn wahrlich, es wäre zu beklagen, wenn so viel Anmuth und Schönheit hinter dumpfen Klostermauern verblühen sollte."

In den Augen Ottilia's glänzten Thränen. „Ich habe keine irdischen Hoffnungen mehr, die mich noch an diese Welt zu fesseln vermöchten," erwiederte sie bebend; „kann mein Herz auch nicht in der einsamen Zelle des Cönobiums den ersehnten Frieden finden, so werde ich doch meine Thränen darin weinen können, ungesehen von den Glücklichen und Neidenswerthen. Doch laßt Euch mein empfindsam Gesprächsel nicht länger langweilen, Herr Ritter, und geleitet mich hinab zu Eurer würdigen Mutter, auf daß wir ihr die Ankunft der Gäste melden."

Eglin geleitete die Freiin ernst und schweigend hinab; ihr räthselhaft Benehmen hatte ihm Stoff zum Nachdenken gegeben, und ein momentanes zwiespältiges Gefühl in seinem Busen erregt.

Der Thurmwächter stieß in's Horn und verkündete die Nähe des bereits erwarteten Domprobstes mit seinem zahlreichen Gefolge. In der Burg herrschte ein reges Leben. Während in Küche und Keller unter der Leitung der thätigen Frau Mirgilis von Eptingen hantirt wurde, um den vornehmen Gast nach den Kräften des Hauses zu bewirthen, eilten bewaffnete Knechte auf Ritter Eglin's Befehl auf die Mauerzinnen, und sahen mit wachsamen Augen den Kommenden entgegen, denn er war in diesen kritischen Zeitläuften nicht ganz ohne Argwohn vor Verrath und Ueberfall. Nur dem Domprobst mit einigen Domherren und sonstigen Begleitern ward der Einzug in die Burg gestattet, wo dieselben indessen mit allen denen ihnen gebührenden Ehrenbezeigungen empfangen wurden; das übrige Gefolge aber mußte im Dorfe unten zurückbleiben, wo es jedoch ebenfalls an Speise und Trank nicht verkürzt wurde.

Der Graf von Neufchatel schien ob dieser mißtrauischen Vorsicht des Ritters, der in Abwesenheit des alten Gottfrieds die Burgherrnstelle versah, keineswegs beleidigt; ein leises zufriedenes Lächeln lag während seiner Anwesenheit auf Eptingens stolzen herrischen Zügen. Als er sich nach wenigen Stunden Aufenthalts zum Abzug rüstete, trat er aus dem Lärm des Prunksaals, wo sein Gefolge lustig tafelte, mit dem gastlichen Wirth in ein Nebengemach.

„Ritter," hob der stolze Domprobst in freundlichem und vertraulichem Ton an, „Ihr habt mir und meinem Hause einen wackern Dienst geleistet, dessen sollt Ihr Euch nicht gereuen lassen, obgleich Ihr Euch den größeren Haß Eurer Gegner darüber zugezogen. Auch der hochwürdige Bischof ist Euch gram, und trachtet nach Eurem und der Eurigen Verderben; seyd daher fürder auf der Hut. Eure Rettung und Euer Heil habt Ihr aber allein noch von dem Habsburger zu erwarten; dorthin schaut, und ergreift die Hand, die man Euch bietet. Der Graf ist den Sternenträgern zugethan, und absonderlich Euch, ihrem Tapfersten; unter seinem Banner könnt Ihr allen Euern Feinden, selbst dem von Pfirt, welcher sich dermalen unter der Inful von Basel bläht, Trotz bieten, Euch rächen und vergelten; ich aber werde Euch ein helfender und schützender Freund bleiben, was Ihr auch beginnen möget."

Nach diesen Worten, ohne die Entgegnung des Ritters abzuwarten, wandte sich der Domprobst unter einem bedeutungsvollen Lächeln und kehrte zu der schmausenden und zechenden Gesellschaft zurück. Eglin schaute ihm betroffen nach. Schon mehrere Edle und Genossen hatten ihn und seinen Vater vergeblich gemahnt, sich mit ihnen unter den Schutz des Grafen von Habsburg zu begeben, und sich von dem Bischof Berchtold zeitweilig loszusagen; allein vom Domprobst, dem Nächsten am Bischofsstuhl, dieselbe Mahnung zu erhalten, das kam ihm so unerwartet, als es ihm räthselhaft däuchte.

Der Prälat nahm alsbald Abschied von dem Erben von Eptingen und von Frau Mirgilis, seiner Mutter. Ottilia warf sich schluchzend an den Hals der ehrwürdigen Matrone; keiner der Umstehenden, selbst die Frau von Eptingen nicht, ahnete die

Digitized by Google

eigentliche Ursache dieser heißen Abschiedsthränen. Eglin begleitete seine Gäste bis vor das Burgthor; noch ein Blick des unglücklichen Fräuleins fiel auf ihn zurück — der Scheidegruß für dieses Leben schien darin zu liegen, — dann wandte sie sich ab und trieb ihr Roß zu schnellerem Schritt.

Niemand, außer einem anscheinend altersschwachen Männlein, war dieser Scheideblick aufgefallen, und selbst dem, dem er gegolten, war er unbemerkt verloren gegangen; der alte kleine Mann aber mit seinem schneeweißen Haupthaar, seinem langen Ziegenbart und seinen listig blitzenden Augen hatte das Benehmen des Fräuleins wahrgenommen, und aus seinem leisen verschmitzten Lächeln leuchtete hervor, daß er ihr Geheimniß durchschaut. Demüthig stand er indessen an der Zugbrücke, gebeugt von der Last seiner Jahre, wie es schien, den breitkrämpigen Hut ehrfurchtsvoll in der Hand haltend, bis der stattliche Zug vorüber war, dann trat er in den Thorweg und schritt dicht hinter dem Ritter her.

„Wohin, Du altes Fell, so eilfertig?" rief ihm der Thorwächter nach, an dem der Alte rasch und rüstig bereits vorüber war.

„Ei, zum gestrengen Herrn Ritter Eglin von Eptingen," antwortete mit gellender Stimme der Alte, ohne sich in seinem mächtigen Ausschreiten aufhalten zu lassen.

Der Ritter, der diese Worte noch hörte, wandte sich um und fragte barsch: „Wer bist Du, und was willst Du von mir?"

„Wollt doch die Gnade haben und diese Fragen in einem Eurer einsamen Gemächer wiederholen, gestrenger Herr; ich habe Euch Dinge mitzutheilen, die nicht für anderer Leute Ohren taugen."

Der Ritter maß den Alten mit einem scharfen Blick. „So komm und folge mir," befahl er dann, und trat voran in das Herrenhaus.

(Fortsetzung folgt.)

Meine Reise über das Meer.

(Fortsetzung.)

Die Stimmen der Dichter sind tröstende Geisterstimmen; das Herz des Dichters ist das Herz der Welt, und nur diesen Lieblingskindern der Gottheit ist die magische Kraft verliehen, den angeschlagenen Ton in allen fühlenden Herzen der Menschheit wiedertönen zu lassen. Wer diese himmlische Geistersprache verstehet, erträgt leichter die Wunden und Schmerzen, die uns auf der dornigten Lebensreise geschlagen werden; nur mit den Edleren des Menschengeschlechts im geselligen Verkehre, erhebt er sich kühn und stolz über jene unglücklichen Abderiten und Philister, die keiner Begeisterung, keines hohen Gedankens, keines edlen Gefühles fähig sind, und die nach Jean Pauls Ausdruck: „Nach dem Fraß und Goldglimmer die Hände ausstrecken und mit dem edlen Menschenantlitz auf der Erde liegen."

Dieses deutsche Lied ergoß Ruhe in meine Seele, ich befreite mich von meinem Sehnen und Verlangen nach der Heimath, und erwägend, daß das Glück hienieden nicht zu finden sey, stürzte ich mich mit Entschlossenheit von neuem in das wogende Leben und freute mich des Tages, an dem der Plymouth die Anker lichten und ich von dem Decke des gleitenden Schiffleins dem Vaterlande der größten Männer, der Heimath gesetzlicher Freiheit und jener Riesenunternehmungen, die in keinem anderen Lande der Welt ihres Gleichen finden, das letzte Lebewohl zurufen sollte.

Wahrlich, ich ehre dieses stolze alte England, das seinen gebietenden Dreizack schwingt über alle Meere der Welt, und wenn auch alle Völker des Festlandes es als einen Giftbaum betrachten, der sich nährt von den gesunden Nahrungssäften aller Völker, als einen Vampyr, der das Blut der ganzen Menschheit saugt, und wenn ich auch für meine Person keinen sehnlicheren Herzenswunsch hege, als die Vollendung und Abrundung des deutschen Zollvereins, damit die noch jugendliche, aber dennoch erfreuliche deutsche Industrie gegen die erdrückende Wucht britischer Ueberproduktion geschützt werde, so klage ich doch England seiner selbstsüchtigen Politik nicht an. Die Engländer sind die Kinder der Nothwendigkeit, gezwungen durch ihre Geschichte, durch ihre geographische Lage und durch hundert Verhältnisse, so zu handeln, wie sie thun, und jene selbstsüchtige Politik zu befolgen, gegen die ja die andern Völker sich durch Gegenmaßregeln beschützen können. Alle Völker können von England lernen, denn England ist reicher an Erfahrung, an Schöpfungen des forschenden Geistes und der praktischen Unternehmungen, als irgend ein anderes Volk. Wie großartig sind sie in der Auffassung des Lebens, wie weit entfernt von der französischen Eitelkeit, wie erhaben über die Kleinlichkeit und Krähwinkelei, die bei uns den Geist erdrückt. Man sehe nur ihre Riesenzeitungen, man schiffe über den Kanal und lande, wo es beliebt, überall und allenthalben wird man Bauten, Brücken, Maschinen sehen, wie man sie bei uns nicht kennt. Wie belästigend ist es auf den Dampfschiffen, in Wirthshäusern, in Postwagen bei uns, immer mit den Fragen der deutschen Reisenden incommodirt zu werden: „Um Vergebung, wie heißen Sie?" „wer sind Sie?" „kennen Sie den und den?" ꝛc. Ich gebe zu, daß diese Untugend nur den Kleinstädtern bei uns eigen ist, aber in England ist das Großartige vorherrschend und bei uns das Kleinliche. Wie groß, wie stark ist der public spirit der englischen Gemeinden, und wie ist er in kleinen Städten Deutschlands häufig so schwach, so winzig und zwergartig klein.

Aber auch bei uns scheint ein Kampf des großartigen Nationalgeistes mit dem stupiden Abderitnthum und der ekelhaften Kleinstädterei, ein Kampf des vernünftigen Unternehmungsgeistes mit dem zagenden und trostlosen Schlendrian zu beginnen. Es scheint, als wenn das ganze Deutschland jenen freien und großen Geist der alten Sachsen, der in England die Geschwornengerichte einführte und bewahrte, der dem britischen Volksthum die Energie, die Lebensdauer und die zähe Kraft verlieh, die, vermischt mit dem lebendigen französischen und dem ernsten tiefsinnigen celtischen Element, das heutige Britenthum erzeugte; es scheint, als wenn dieses alte Anlehen Englands von unsern Vorfahren wieder an uns zurückfallen solle mit erhöhten Zinsen.

Ich kehre zurück in den Tobacco room, wo ich meinen ehrlichen Kapitän Robins und den Steuermann im Sturm, Mr. Thissel aus Boston, beim englischen Porter zusammentraf. Das Zimmer war voller Gentlemen, deren zuweilen einer und der andere, des starken Geistes voll, wie der sinkende Mond, mit rothem Gesicht unter den Tisch fiel, ohne eben großes Aufsehen zu machen. Die Gentlemen an der Seite des gefallenen Helden erhoben ihren tapferen Bruder auf die Beine, drückten ihm den Hut in den Kopf und führten ihn still und schweigend aus dem Zimmer. Ich trank eine Flasche dieses stärkenden

Digitized by Google

Krankes nach der andern mit meinen Gefährten auf eine glückliche Reise nach dem Yankeeland. Indem wir so saßen und die Stunden verplauderten, ward dem Kapitän der neue Schiffskoch herbeigeführt. Ein kläglicher Gesell mit krummen Beinen, wie zwei Damascenerklingen eines Türken, eine schottische Zipfelmütze auf dem Kopf und in graue Leinwand gekleidet, wie ein deutscher Turner. Dieser Unglücksvogel war seinem Wirthe verschuldet, und der Kapitän mußte demselben die Löhnung vorausbezahlen für einen Koch, von dessen Kunst er noch keine Probe hatte. Ein Amerikaner, und auch der beste, bezahlt nicht gern, und mit einem zweifelhaften, mit einem sehr zweifelhaften Blick auf den so warm empfohlenen Schüler Carême's, der dieses Lob so wenig zu verdienen schien, zahlte Herr Robins mit sträubender Hand die geforderten Dollars.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Aus Würzburg wird vom 24. Nov. berichtet: „Eine gestern stattgefundene Fahrt mit dem „Verein" nach Kitzingen hat das vorgesteckte Ziel ihrer Reise nicht erreicht, sondern nach mehreren in den Weg getretenen Hindernissen bereits von Marktbreit aus ihre Rückfahrt hierher wieder angetreten. Nicht Mangel an Umsicht und Aufmerksamkeit des das Boot leitenden Personals trägt die Schuld dieses neuen Unfalls, wohl aber hauptsächlich der während der Nacht beinahe um 4 Zoll zurückgetretene Wasserstand, und eine zu starke Besetzung des Boots mit Passagieren, welche nicht wie Transportgüter unbeweglich ein und denselben Platz auf dem Schiffe einnehmen. Ueberdies bietet gerade die ominöse Stelle zunächst der Brücke zu Ochsenfurt, selbst bei höherem Fahrwasser, durch das fortwährende Anschwemmen des Sandes, das nicht selten im Verlaufe von 48 Stunden die Bahn ändert, mannichfache Schwierigkeiten dar, und mußten solche um so mehr hervortreten, da sich plötzlich beinahe sämmtliche Passagiere auf dem vordern Theile des Schiffes befanden, wodurch dasselbe an dieser Stelle um einige Zoll hinabsank, während der hintere Theil um so viel weniger Wasserzug hatte, und es dadurch dem Steurer unmöglich war, mit Sicherheit die Mitte zu halten. Das Dampfboot traf gestern Abends gegen 5 Uhr wieder hier ein; dagegen verließ das Dampfboot „Neptun" heute Mittag unsere Rhede, um seine Rückreise nach Mainz anzutreten."

Den 16. Nov. führte ein Hirtenknabe aus Bischofsheim, mit einer Flinte bewaffnet, die Heerde seines Herrn auf die Weide. Ein Kind von 10 Jahren, Heinrich Gabriel, welches ihn begleitete, wollte ihm das Gewehr aus den Händen reißen. Der Hirte wollte ihm dasselbe nicht anvertrauen, allein das Kind zog die Flinte an dem Lauf mit aller Gewalt an sich. Der Kampf dauerte nur einen Augenblick; die Flinte ging los und traf den jungen Gabriel an die Stirne. Eine Stunde darauf hatte er zu leben aufgehört.

(Wien, 24. Nov.) Die vergangene Woche war an Unthaten reich. Drei Soldaten von den hier kantonnirenden Infanterie-Regimentern Hessen-Homburg und Deutschmeister haben todeswürdige Verbrechen begangen, unter welchen das eine psychologisch-merkwürdig ist. Ein Korporal wurde wegen unerlaubten Umganges mit Weibspersonen in der Kaserne degradirt, und bezog Tags darauf die erste Wache als Gemeiner an der Taborbrücke. Da faßt er den Entschluß, das erste weibliche Wesen zu tödten, das ihm unterkommen würde, und bald darauf erschießt er eine böhmische Magd, die des Weges geht. Bei der schnellen Prozedur der Militärgerichte dürften That und Lohn nicht sehr weit aus einander liegen. — Auch an Selbstmorden weis't diese verhängnißvolle Woche Einiges auf, und hier erwähne ich besonders den eines Kaufmanns, der aus Habsucht ein altes Weib genommen, sich in seinen Hoffnungen betrogen sah und sich das Leben zu nehmen beschloß. Ein unglücklicher Pistolenschluß zerriß sein Gesicht, ohne ihn zu tödten; kaum geheilt, erhängte sich der Verzweifelte, und erreichte diesmal seinen Zweck nach Wunsch. — Auch für die Theater war es eine düstere Zeit. Nestroy, unser genialer Nestroy, fiel mit seinen „Papieren des Teufels" total durch, und selbst seine Verehrer können nur das Gerechte dieses Ausspruches einsehen. „Das System" ist ein Stück ohne System, und Niemand zeigt sich begierig, zu sehen, wie Holtei's Heldin „an sich selbst schreibt." Endlich hat des talentvollen Lachner's „Katharina Cornaro" nur theilweise angesprochen, und während die Freunde des Komponisteurs sagen, diese Oper wäre eine herrliche Symphonie, behaupten die Feinde, sie gäbe ein noch besseres Requiem. Ein gründliches Urtheil läßt sich wohl nur nach mehrmaligem Anhören fällen, und somit behalte ich es mir vor, in Bälde Näheres über den weiteren Erfolg dieses jedenfalls klassischen Werkes zu berichten. (Nürnb. C.)

Neulich hatte ein Setzer aus einem leitenden Artikel einen leidenden gemacht. Jedermann hielt dies für einen Setzfehler, aber es lag tiefer Sinn darin, der Artikel hatte wirklich viel durch die Censur gelitten.

Ein Kunstenthusiast schreibt uns aus Lüttich einen höchst poetischen Bericht über das Gastspiel der Sängerin Heinefetter auf der dortigen Bühne. Wir entnehmen diesem Schreiben den nachstehenden, ganz originellen Passus: Gestern hatten wir das Glück, Fräul. Heinefetter als Lucrezia Borgia auf hiesiger Bühne zu bewundern. Zu beschreiben, welche Gefühle unsere erhabene Künstlerin allgemein erregte, ist mir eben so wenig möglich, als ihr für den himmlischen Genuß zu danken, den sie mir durch ihr kunstvolles Spiel und ihre bezaubernden Töne verschaffte. Welche sanfte, zärtliche Mutter? Welche erhabene, edle Gattin? Wie schön, wie bewundernswürdig schön, selbst bei aller Häßlichkeit einer Vergifterin?

Die französischen Malleposwagen werden jetzt mit Gas beleuchtet, wodurch die Wagen schon von weitem sichtbar sind und das Zusammenstoßen derselben vermieden wird.

Korrespondenz.

Aus dem Herzogthum Nassau, im Nov.

(Schluß.)

Es ist traurig, daß man jetzt Fuhrleute hier an den Gruben zwei bis drei Tage auf ein oder etliche Zain Kohlen warten sehen muß, was

Alles nicht ſeyn würde, wenn man in früheren Jahren, ſo wie auch noch jetzt, auf jeder Grube einige Tauſend Gulden Koſten nicht geſcheut hätte, wodurch die Aufſchlüſſe in den Gruben ſowohl erweitert, als auch für die erforderlichen Aufbewahrungsſtellen der Kohlen über Tage und für die nöthigen Vorräthe an Kohlen für jede Jahreszeit geſorgt und wodurch alſo kein Fuhrmann mehrere Tage mit ſeiner Ladung hingehalten geweſen wäre. Dieſes Zögern, dieſes ängſtliche Winden, um neben unausweichbaren Koſten vorbei zu kommen, hat nicht nur den Gewerken in ihrem Beutel geſchadet, ſondern auch viele Kohlen-Conſumenten abgehalten, hierher zu fahren, und obſchon die Kohlen-Conſumtion bei den immer ſteigenden Holzpreiſen von Jahr zu Jahr zugenommen hat, ſo bin ich dennoch vollkommen überzeugt, daß ſie in dieſem und dem verfloſſenen Jahr um das Dreifache geſteigert worden wäre, wenn die Abnehmer hätten voraus ſehen können, daß man ſie befriedigen würde, ohne vorher zwei oder drei Tage auf ihre Ladung zu lauern. Aus dem zuvor Geſagten ſchließe ich alſo: wenn unſer weſterwälder Braunkohlen-Bergbau gedeihen ſoll, ſo muß er eben ſo kräftig betrieben werden, wie der Steinkohlen-Bergbau in der Gegend von Aachen durch die Steinkohlen-Geſellſchaft und die Familie Cockerill daſelbſt, und wie der metalliſche Bergbau durch die metallurgiſche Geſellſchaft zu Stollberg; d. h. es müſſen Männer als Gewerke auftreten, die tüchtige Fonds haben, die ſo kleinlich nicht denken, daß ſie ſchon großen Gewinn von einem ein- oder zweijährigen Betriebe erwarten, die zum Wohle der armen Volksklaſſe eine Vorlage machen, welche ihnen ſpäter eine reichliche Ausbeute bringt, die die Koſten zur Herſtellung von tüchtigen Maſchinenſchächten, wodurch ſtets ein bedeutendes Quantum Kohlen gewonnen werden kann, und von Magazinen zur Aufbewahrung der Kohlen, damit ſie dem Verderben durch Einwirkung ſcharfer Luft in der Sonne nicht ausgeſetzt ſind, und damit man auch jederzeit preiswürdige Kohlen zum Verkaufe vorräthig hat, nicht ſcheuen. — Nur in der Art kann dem hieſigen Braunkohlen-Bergbau aufgeholfen werden, und zu beklagen wäre es, wenn es nicht geſchähe; denn ſolche vorzügliche Ablagerungen als die hieſigen finden ſich vielleicht nirgends und jedem Wohlmeinenden und Spekulativen, deſſen Vermögensumſtände es erlauben, wird es zum Ruhm und Nutzen gereichen, wenn er ſich bemüht, eine Geſellſchaft zu begründen oder zu vermehren, welche ſich den hieſigen Braunkohlen-Bergbau angelegen ſeyn läßt und durch deren Einwirken dieſem höchſt wichtigen Zweige des weſterwälder Erwerbs mehr aufgeholfen und deshalb einem blühenden Zuſtande entgegen geführt wird. Dies iſt der Wunſch aller Freunde des Guten in unſerer Gegend und man hofft zuverſichtlich, daß der Gegenſtand auch andern Orts Anklang finden wird. Ein Weſterwälder.

Darmſtadt, 28. Nov.

Morgen geht unſere Beigeordnetenwahl zu Ende. Sie hat wieder mehrere jener außerordentlichen Anſtrengungen hervorgerufen, die hier ſelten oder nie zu fehlen pflegen, wenn ein Gemeindeamt durch Wahl der Bürgerſchaft beſetzt werden ſoll. Geſtern Abend erlebten wir wieder einen intereſſanten Fall der Art, welcher mit einem überraſchenden Theatercoup viel Aehnlichkeit hat. Der von ſeinen wöchentlichen Anſtrengungen ermüdete Bürger ſollte nicht einmal ungeſtört das Vergnügen genießen, ſich in dem Gaſthauſe bei dem gewohnten Sonntagsſchoppen mit ſeinen Freunden unterhalten und behaglich ſein Pfeifchen rauchen zu können. In Mitte dieſer Erheiterungen öffnete ſich die Thüre des Wirthſchaftsſaales, eine Maſſe von Blättern, wie von unſichtbarer Hand geſchleudert, flog hinein und allarmirte die dicht gedrängten Gäſte, die dieſe von oben kommende Gabe (denn ſie fiel aus der Region der Kronleuchter herab) auf die Köpfe bekamen und ein ſolches Phänomen am erſten Advent, wofern es nicht erbaulicher Art war, am wenigſten erwartet hatten. Der bekannte Brief des Peter von Amiens konnte auf keine geheimnißvollere Weiſe in die Welt gekommen ſeyn, als jene Anzahl von Blättern, welche ein drolliges Intermezzo in der gewohnten Abendunterhaltung hervorriefen. Es wird ein politiſches Schneegeſtöber ſeyn, welches im November nicht zur ungelegenen Zeit kommt, hörte man eine Stimme aus der Geſellſchaft rufen, und in dieſem Augenblick waren auch ſchon Viele mit dem Leſen der myſteriöſen Zettel beſchäftigt. Die bedeutungsvolle Ueberſchrift: „Das letzte Wort!“ erſchreckte Anfangs, weil man das Weltgericht vor der Thüre glaubte; allein glücklicherweiſe galt es nur einem minder erheblichen Umſtande, nämlich dem jetzt im Gange befindlichen Wahlakt und der deutlich genug ausgeſprochenen Abſicht, einen der beiden jetzigen Beigeordneten, der auf öffentliche Anerkennung gegründete Anſprüche hat, aus der Wahl wo möglich ganz zu verdrängen. Man wurde unwillkürlich an das Scherbengericht der Athenienſer und die alte Wahrheit erinnert, daß es nichts Neues unter der Sonne gebe. Angeblich war das Manöver, welches ſich faſt in allen Wirthshäuſern wiederholte, von „einer Anzahl Burger“, ſo lautet buchſtäblich die Unterſchrift jener kumäiſchen Blätter, ausgegangen. Man hatte dadurch zugleich auf ein von 22 unſerer achtbarſten Bürger unterm 25. d. im wohlverſtandenen Intereſſe der Wahl erlaſſenes und von ihnen unterzeichnetes Schreiben an ihre Mitbürger antworten wollen. Allein das letzte Wort iſt nicht immer das beſte, und die zwei und zwanzig werden ſchwerlich für nöthig erachten, auf die Replik ihrer ungenannten Gegner einzugehen. Wahrſcheinlich ſind die Akten über dieſen Wahlſtreit, der, wie gewöhnlich, eine Menge Flugblätter hervorgerufen, damit geſchloſſen und das leſeluſtige Publikum unſerer Stadt wird nunmehr wieder mit mehr Intereſſe ſeine Aufmerkſamkeit den Ereigniſſen in der großen Tartarei und den Halbinſeln dieſſeits und jenſeits des Ganges widmen können.

Programm des Muſeums.

Am 2. Dezember.

Ouvertüre zur ſchönen Meluſine von Mendelſohn-Bartholdy.

Fantaſie über den Marſch und die Romanze aus Othello, componirt und vorgetragen von Hrn. Ernſt.

Göthe und ſeine Zeit; literatur-geſchichtliche Vorträge von Hrn. Dr. Th. Creizenach. (Dritter Vortrag.)

Die Loreley-Romanze von Seidler, mit Muſik von Steinkühler, vorgetragen von Fräulein Capitain.

Conzert von Beethoven aus Es-dur, vorgetragen von Hrn. Ferdinand Hiller.

Dramatiſche Vorträge, aus Shakespeare und Calderon; geleſen von Hrn. Baiſon. (Dritter Vortrag: Scenen aus Shakespeare's Heinrich IV.)

Capricen über ein Thema aus dem Piraten; componirt und vorgetragen von Hrn. Ernſt.

Der Anfang iſt um Sechs Uhr.

Der Saal wird um halb 6 Uhr geöffnet; der Eingang für die Perſonen, welche in den Saal wollen, iſt nur vom Roßmarkt und der Töpfergaſſe her; zur Gallerie gelangt man vom Steinweg aus; alle Muſeumskarten ſind perſönlich; es wird durchaus Niemand ohne Eintrittskarte zugelaſſen; freie Gaſtkarten werden nicht mehr ausgegeben; Karten für Fremde zu 1 fl. 30 kr. ſind zu haben bei Hrn. Georg Krebs, Zeil, der Poſt gegenüber.

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 1. Dez. Vocal- und Inſtrumental-Konzert, von Fräul. Eliſe Liſt, unter gefälliger Mitwirkung des Hrn. H. W. Ernſt. Vorher geht: Die Wahnſinnige, Drama in 2 Abth., nach Meleſville's „Elle est folle,“ von L. Angely.

Samſtag, 3. Dez. (Zum Erſtenmale wiederholt): Herzog Richelieu, oder: der Hof des Regenten, dramatiſches Zeitbild in 5 Abtheilungen, von Heinrich Schwarzſchild.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 333. Samstag den 3. December 1842.

Die Papageien und die Sternenträger.

Novelle aus den Zeiten des Interregnums.

(Fortsetzung.)

In einem einsamen Gemach angekommen, stellte sich der Alte vor Eglin hin. „Kennt Ihr mich denn nicht mehr?“ fragte er endlich mit veränderter Stimme.

„Bei den Nägeln des heiligen Kreuzes! ich weiß nicht, wer Du bist.“

„So schaut mich doch recht an,“ rief das Männlein wieder, und riß die weiße Perücke und den Bart vom Haupt.

„Potz heiliges Blut! Mein kleines Ungethüm vom Kohlenberg!“ stieß der Ritter überrascht aus.

„Ich komme, Euch das Bußgeld, so Ihr am Kohlenberg für mich verbürgt, gebührendermaßen zu behändigen,“ erwiederte Lux, und schüttelte aus einem Beutel blanke Goldthaler auf den Tisch.

„Aber weißt Du auch, mein Kobold, daß Du nicht wohl gethan hast, Dich wieder in meine Hände zu liefern? Weißt Du auch, daß ich Deinethalben aus Basel verbannt bin, und in Gefahr stehe, von dem Reichsvogt und den Mönchensteinern befehdet zu werden, wenn ich Dich nicht an das Vogtsgericht überliefere?“ fragte Eglin in verdächtig scherzhaftem Ton.

„Das werdet Ihr nicht thun,“ erwiederte Lux zuversichtlich; „denn es liegt dem Schaler nicht sowohl an mir, als vielmehr an einer Gelegenheit, mit Euch anzubinden.“

„Wenn ich ihn jedoch der Gelegenheit durch Deine Auslieferung zuvörderst beraube?“

„Dann hättet Ihr Euch um einen mächtigen Freund ärmer und um einen mächtigen Feind reicher gemacht. Mein Herr und Meister würde mich nicht ungerächt lassen.“

„Wer ist Dein Herr und Meister?“

„Der Graf von Habsburg.“

„Schon wieder der Habsburger,“ murmelte Eglin halblaut; „was hat der Graf für Absichten, daß er mich allenthalben wie ein Wild umstellt?“

„Er will Euch gewinnen,“ erwiederte Lux dreist.

„Zu welchem Zweck?“

„Den Hochmuth Derer vom Mönchenstein und ihres Anhangs zu züchtigen und zu demüthigen, dieweil sie es wagten, den Bischof Berchtold zur Besitznahme von Breisach anzureizen. Die Hälfte von Breisach aber war, wie männiglich bekannt, ein Lehen, welches ehedem Heinrich von Hornberg, Bischof von Basel, dem Sohn des Kaisers und erwählten Thronfolger Heinrich VI. verlieh, und welches dermalen dem jungen Konradin von Schwaben gebührt, trotz aller Interdicte des heiligen Vaters zu Rom.“

„Wohl ist mir des Grafen von Habsburg Anhänglichkeit an das erhabene Haus der Hohenstaufen bekannt, denn der glorreiche Kaiser Friedrich war ja sein Pathe, der ihn aus der Taufe gehoben, und ihn nachmals zu Cortenuova, als der Kaiser seine schöne Tochter Selvaggia dem tapfern Ezzelino von Romano vermählte, zum Ritter geschlagen; aber wie soll das Alles mich bewegen, meinen Lehnseid zu brechen, indem ich mich dem Grafen verbinde.“

„Ihr brecht mit nichten Euern Eid,“ versetzte der bucklige Versucher listig; „Ihr wehrt Euch nur Eurer Haut, wenn Ihr Euch gegen Eure Feinde verbündet, die bereits Euren und aller Sternenträger Untergang beschlossen haben.“

„Woher wißt Ihr das?“

„Von dem schönen Fräulein Gieda von Mönchenstein,“ versetzte Lux mit unbefangenem Ton und lauerndem Blicke.

„Von Gieda von Mönchenstein!“ rief Eglin zurückprallend. „Spottest Du meiner, Bube, so lasse ich Dich, bei Gottes kostbarem Blut! zu todt peitschen, und wärest Du des Kaisers Leibdiener.“

„Möge mich der heilige Matern behüten, daß ich eines so tapfern und trefflichen Edelmannes spotten sollte,“ war des Kundschafters ruhige Antwort. „Seht hier das Wahrzeichen, das ich Euch als Bürge meiner Worte überbringe,“ fuhr Lux fort, und reichte dem mißtrauischen Junker ein funkelndes Ringlein dar.

„Bei der heiligen Jungfrau! das Ringlein kenne ich; ich streifte es einst selbst in Straßburg an ihren rechten Daum!“ rief der Junker jetzt mit freudestrahlenden Augen und drückte zärtlich das goldne Reiflein an die bärtigen Lippen. „Sag an, Du Strahlbub, wie kommst Du zu diesem Kleinod? wie mit ihr zu Rede und Antwort?“

„Sonder Zauberei und Teufelskünste,“ versetzte der bucklige Minnebote. „Meine Schwester ist Pförtnerin zu Sankta Maria Magdalena, und ist dem schönen und traurigen Fräulein Gieda absonderlich zugethan; diese hat mir die Botschaft sammt dem goldnen Daumenreiflein anvertraut. Das Fräulein hat, wie Ihr wißt, eine böseliche Mutter, die manchmal kommt, um sie zu quälen, da Fräulein Gieda Euch noch immer nicht

Digitized by Google

gram ſeyn kann, obgleich ſie glaubt, Ihr hättet den Bruder ihr erſchlagen, was ich aber beſſer weiß, daß dem nicht ſo iſt. Das Fräulein läßt Euch nun bitten, fürder nicht mehr daran zu denken, ihr eheliches Gemahl zu werden, da ſie die Todſünde ſcheue, dem Mörder ihres Bruders in die Brautkammer zu folgen; doch wolle ſie auch keines Andern Weib werden, und derohalb unwiderruflich den Schleier nehmen.“

„Aber hämiſches Schelmengeſicht, warum haſt Du ihr denn nicht die Wahrheit dargethan, daß nicht ich, ſondern Deine unglückſelige Fauſt den Junker erſchlug,“ eiferte Eptingen.

„Ei, geſtrenger Herr, zürnt nicht auf meine unglückſelige Hand,“ entgegnete Lux; „wäre ſie nicht geweſen, ſo wäre das Fräulein um kein Haar beſſer d'ran; und ſie mag wohl leichter den Bruder verſchmerzen, als ſie den Liebſten verſchmerzt hätte. Doch muß ich Euch ſagen, daß ich das Fräulein gar nicht zu ſchauen bekam, und nur durch meine fromme Schweſter ihren Willen erfuhr. Fräulein Gieda läßt Euch nun warnen, daß Ihr und die Eurigen wohl auf der Hut ſeyn möchtet, denn Frau Sibylla von Mönchenſtein hat in ihrer hämiſchen Schwatzhaftigkeit ein Mal zu rechter Zeit ihre Zunge in Bewegung geſetzt, und dem Fräulein dargethan, daß ein Streich im Werke ſey, der Euch genugſam demüthigen, niederbeugen und wo möglich vernichten ſolle.“

(Fortſetzung folgt.)

Epilog,

geſprochen von Hrn. Brandt nach dem Schauſpiel: „Otto der Schütz, Prinz von Heſſen“, welches zur Jahresfeier der Befreiung Frankfurt's durch die Deutſchen am 2. Dezember 1793 aufgeführt wurde. *)

Groß und herrlich ſteht der deutſche Mann,
Unerreicht an Muth und Treue,
In der Nationen Reyhe
Als ein Muſter oben an.
Mit Entzükken ſtehn wir bey dem Bilde,
Das, von unſern Ahnen, die Geſchichte mahlt.
Ha! wie da ſo männlich kühn und doch ſo milde
Ihre Biederſeele durch die rauhen Thaten ſtrahlt!
Nie hat Sklaverey den deutſchen Mann entehrt;
Nie ein fremdes Volk Germanien bezwungen:
Was auch je des Fremdlings Liſt gelungen,
O! das rächte immer unſrer Krieger Schwerdt.
Schrecklich büßten einſt des Römers Heere
Die den Vätern angethane Schmach.
Todt und Schande folgte des Tribunen Feerſe nach,
Und dem Muth des Deutſchen Ruhm und Ehre.
Von der heiligſten Begeiſterung durchglüht,
Prangt ſein Name in des Barden kühnem Lied.
Dort, und in dem Herzen edler Enkel nur,
Steht mit Flammenſchrift die That geſchrieben,
Doch die Stelle, wo der Held geblieben,
Zeichnet Gras und Moos, die ſimple Aufſchrift der Natur.
Unſrer Väter ungeſchminkte Tugend hörte
Seltener dem Rufe der ſie ehrte;
Treu und Tapferkeit war ihre erſte Pflicht,
Furcht und Feigheit kannten die Heroen nicht. —
Noch durchwallt des Deutſchen Blut,
Jene ſtille Größe, jener anſpruchloſe Muth.
Treu dem Fürſten, treu dem väterlichen Heerde;
Dankbar für das Fleckchen Erde,
Das dem heißgeliebten Weibe Brod
Und dem frohen Kinde Raum zum Spiele bot,
Schwingt der Mann die kampfgeübte Rechte,
Und erkämpft ſich Ehre oder Todt, im blutigen Gefechte. —
Heil mir! daß auch ich, ein deutſcher Mann,
Hier vor Deutſchlands treuſten Bürgern ſtehe;
Daß ich ihre Liebe für die gute Sache ſehe,
Sie bewundern und verſtehen kann!
Heil mir! daß ich unterm Schutz der Künſte,
Hier dem kriegriſchen Verdienſte
Meiner Brüder, darf ein Blümchen der Verehrung ſtreun! —
Inniglich geliebt, und unvergeſſen,
Werden ſtets die biedern, treuen Heſſen
Für die Nachwelt ſeyn.
Ewig ehrt die Edlen jener Stein
Den für Sie der gute, allgeliebte König ſetzte,
Der im Hüttenſohn den Menſchen ſchätzte;
Deſſen Vateraug' es ſah, welch hoher Muth,
Dieſes brave Volk beſeelte,
Und zur Sühne für verſpritztes Heldenblut,
Ihre Namen mit der Ewigkeit vermählte. —
Blikket her! Ihr, die ihr uns als Sklaven,
Als Tirannenknechte frech verſchmäht.
Unſre Fürſten weinen wo ſie ſtrafen
Und belohnen huldvoll und mit Majeſtät.
Nicht aus Furcht vor der Deſpotenpeitſche
— Dieſe haben wir noch nie gekannt —
Frey und ungezwungen giebt der Deutſche
Gut und Leben für ſein Vaterland.
Er verſchmähet ſtolz die Rechte
Auf des Bruders Blut und Eigenthum,
Weiſe Freyheit, Lieb' und Duldung, das ſind ſeine Rechte,
Der Gehorſam und die Treu ſein Ruhm.
Dort am Denkmahl vaterländſcher Tapferkeit,
Wird in fernen, kummerloſen Tagen
Noch der ſpäte Enkel ſagen —
„Hier fand fremde Herrſchſucht ihre Schranken,
„Hier zerſplitterte der Uebermuth des Franken
„An dem Felſen deutſcher Redlichkeit!
„Hier errang — O! Friede ihren Schatten! —
„Hier errang das biedre Volk der Catten
„Sich den Lorbeer der Unſterblichkeit.
„Hier erſchien, in einer großen Stunde,
„Rettung für mein deutſches Vaterland.

---

*) Da die guten Bürger Frankfurt's, ſo wie die tapfern Heſſen, welche ſich bei der Belagerung unſerer Stadt vor 50 Jahren ſo ſehr auszeichneten, in vorſtehendem, ein Jahr nach dem Ereigniß auf hieſiger Bühne geſprochenen Epilog ganz würdig geſchildert ſind, auch derſelbe als Frankfurter Dichter-Production damaliger Zeit eine ſchöne Erinnerung an unſeren verſtorbenen wackeren Ihlee darbietet, ſo glauben wir, daß die Mittheilung deſſelben den Leſern unſeres Blattes willkommen ſeyn dürfte. D. Red.

„Hier goß Lindrung in des Kriegers Wunde
„Unſrer guten Bürger milde Hand!
„Segen dieſen Edlen! ihrem Biederſinne Ruhm und Ehre!
„Und den Manen der gefallnen Helden, dieſe brüderliche Zähre!

Ihlee.

Meine Reiſe über das Meer.

(Fortſetzung.)

Den Tag nach Weihnachten, in der Morgenſtunde, wurden die Anker gelichtet und am folgenden Abend gleitete unſer Schifflein auf dem ſpiegelglatten Meere langſam und ſchläfrig. Die grünen Hügel und Berge von Devonſhire wurden blauer und immer kleiner, bis ſie endlich nur einen ſchwachen Streifen am Rande des Horinzontes bildeten. Da ſchwenkte ich meinen Hut in die Luft wie einſt Schubart, mit dem Ausruf: „Nur dieſen Hut voll engliſcher Freiheit und Laune.“ Entſchwunden war Europa und ich war auf dem weiten, weiten Meere allein mit fünf Matroſen, einem ſchweigſamen, guten, aber grämlichen Kapitän, zwei Steuerleuten und einem krummbeinigen Koch. Nach dieſem troſtloſen Hinkriechen des Schiffes kam ein guter Wind, der die Segel blähte und die Wogen peitſchte. Welches wonnige Gefühl! Das eigenthümliche Hoiho! ho! der Matroſen hub wieder an; die langen Braunfiſche tummelten ſich zu Hunderten um das hin- und herfliegende Schiff, die Seemöven fuhren auf und nieder, und als die Nacht herankam und die Einſamkeit mich umgab, und ich mit Gott allein war, da ward dieſer atlantiſche Ocean ein Lethestrom für mich, in den ich meinen Haß, mein Rachegefühl und alle ſchmerzlichen Erinnerungen, die noch in meiner Seele zuckten, verſenkte.

Es iſt bekannt, daß man auf der Hinreiſe nach Amerika weit mehr mit widrigen Stürmen zu kämpfen hat, als auf der Rückreiſe. Erſt am Neujahrstage, dem Geburtstage meines Vaters, war ich den Azoreninſeln gegenüber, an deren Strand man vor vierhundert Jahren die Leichname jener beiden fremden kupferfarbenen Menſchen fand, die in Chriſtoph Columbus die langgehegte Vermuthung, daß im fernen Weſten ein neuer Welttheil zu entdecken ſey, zur feſten Ueberzeugung machten. Ich gehöre nicht zu jenen Unglücklichen, deren ganzes Streben darin beſteht, wirkliche Verdienſte um die Menſchheit und um's Vaterland in ſcheinbare zu verkleinern; ich gehöre nicht zu „jenen Hunden, die den Mond anbellen“, weil ſie ihn nicht erreichen können: aber ich bewundere in Chriſtoph Columbus glorreichen Andenkens nicht den Scharfſinn, ſondern den kühnen Todesmuth, der ſich mit ſtupiden und bigotten Pfaffen und Mönchen herumbalgen mußte, nachdem Galilei, Newton, Leibniz, Herder und die ganze ruhmreiche Phalanx ſcharfſinniger Denker und reiner Menſchenfreunde über die Erde gegangen ſind, die finſtere Nacht erhellend mit den Sonnenſtrahlen ihres Genius. Ich bewundere den Muth des großen Märtyrers, der, ſein großes Werk zu vollenden, ſein Leben in die Schanze ſchlug und der ſich den Wellen preisgegeben mit wilden Reiſegefährten, die nicht den Geiſt ihres Führers zu würdigen verſtanden. Dieſen Muth verehre ich, aber ich glaube, daß ſelbſt in jenen dunkeln Zeiten nur ein dummer Mönch das Daſeyn eines vierten Welttheils bezweifeln konnte, denn ſchon bei den Azoren kann jeder Reiſende ganze Bündel jenes eigenthümlichen Graſes erblicken, das durch die Brandung von den Bahamabanks in Weſtindien abgeriſſen und in ungeheuerer Maſſe nach dem Oſten hin getrieben wird.

Unſer neuer krummer Koch ſpielte eine traurige Rolle. Wie wünſchte ich den alten ehrlichen Neger zurück, der in dem Meer von Biſcaya den Fiſchen eine Beute geworden war. Ach, dieſes ewige ſchlechtgekochte Salzfleiſch, dieſer läppiſche Kaffee ohne Milch mit ſchlechtem Zucker, dieſer bittere Thee, und ach, dieſer Pudding, der jeden Tag den Nachtiſch machte. Einmal war er hoch aufgedrungen, wie mit einem Blaſebalg aufgeblaſen, ein andermal lag er platt auf dem Boden in unerquicklicher Form. Jedesmal, wenn der furchtſame Küchenmeiſter dieſes mißrathene engliſch-amerikaniſche Nationalgericht auf den Tiſch ſtellte, warf er einen ſcheuen Blick auf Mr. Thiſſel, den Steuermann im Sturm, der ihm regelmäßig ein tiefausgeholtes god damn entgegenrief. Die Lage dieſes armen Schelms ward immer bedenklicher, denn es iſt keine Kleinigkeit, in einem engen Schifflein die ſämmtliche Mannſchaft gegen ſich zu haben, und von allen Seiten Tag und Nacht geſtumpft und geſtoßen zu werden. Ach der arme Ritter von der Nadel! Denn, damit es der Leſer wiſſe, unſer Koch war ein armer engliſcher Schneider, der die Wahl hatte zwiſchen dem Schuldthurm oder ſeinem jetzigen Poſten. Durch das ewige god damn cook! welches ihm von allen Seiten in die Ohren gedonnert wurde, und bei dem ewigen Scheelſehen der unſanften Matroſen, verlor er ſchier die Beſinnung, und ließ eines Abends das Spundloch an dem Syrupfaſſe offen in der Schlafkammer des Kapitäns. Bis zum Morgen war das ganze Faß ausgelaufen, und indem der Kapitän mit den Strümpfen auf den Boden ſprang, watete er bis an die Knöchel in dem klebrigen Saft. Jetzt zogen ſich die Gewitter immer enger über dem Haupt des pauvre malheureux zuſammen, und dieſes Gewitter ſollte ſich an einem ſtürmiſchen Mittag entladen.

(Fortſetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) In der unlängſt ſtattgehabten jüngſten Aufführung des ſeit einer Reihe von Jahren unter der Leitung des Hrn. Aloys Schmitt hier beſtehenden Inſtrumental-Muſikvereins wurde mit Befriedigung bemerkt, daß namentlich das Enſemble an Uebereinſtimmung und Präciſion gewonnen hat. Wem die Schwierigkeiten der Ausführung von größeren Muſikſtücken, Ouvertüren und Symphonien durch ein aus Dilettanten beſtehendes Orcheſter bekannt ſind, und wer zugleich in Beachtung zieht, wie hoch heutigen Tages die Anforderungen geſtiegen ſind, der wird nicht umhin können, die eifrigen Beſtrebungen des genannten Vereines rühmlich anzuerkennen. Hr. Aloys Schmitt verliert die Förderung des guten Geſchmacks und der Kunſt in höherer Bedeutung nicht aus den Augen, und es werden vorherrſchend nur ſolche Compoſitionen executirt, deren innerer Werth feſtſteht und die als claſſiſch bezeichnet ſind. Dieſe Tendenz erſcheint um ſo löblicher, als der Tagesgeſchmack ſich den gediegenen älteren Tonwerken ſtets mehr entfremdet. Möge daher der Inſtrumental-Verein unter Leitung ſeines kunſtſinnigen und in der muſikaliſchen Welt geſchätzten Direktors fortfahren, dem Edeln und Schönen Vorſchub zu leiſten, und auf ſolche Weiſe ſeine ehrenvolle Stellung zu behaupten. In

der hier beſprochenen Aufführung wurden Tonſtücke von Beethoven, Mozart und Gluck geboten. Ein junger Mann, Hr. Herrmann, Schüler des geſchätzten Muſikers Hrn. Mohr, trug ein Violin-Conzert in A moll von Rode mit rühmlicher Fertigkeit und gediegenem Ausdruck vor, und Hr. Aloys Schmitt jun. zeigte ſich als einen hoffnungsvollen jugendlichen Pianiſten. Das zahlreich verſammelte Auditorium ſprach ſich günſtig über die Kunſtleiſtungen dieſer muſikaliſchen Abendunterhaltung aus.

Die geräuſchvolle Muſik reißt offenbar auf allen Bühnen Europa's ein. Die genialſten Köpfe werden von dieſem Hange mit fortgeriſſen. Spontini, der berühmte Compoſiteur der Veſtalin, ſcheint ebenfalls mit dem Strome zu ſchwimmen. Jüngſt hat ihn aber ein Witzwort Sr. Maj. des Königs von Preußen nachdrücklich getroffen. Se. Maj. war zur Aufführung einer ganz in dem neuen Style verfaßten Compoſition des Maeſtro's eingeladen worden, und erſchrak nicht wenig über die unberechenbare Zahl von Trompeten, Poſaunen, Tamtams und anderer in dieſem neuen Stück angewandter Lärminſtrumente. Nachdem der König einige Stunden dieſe Ohrenqual beſtanden, verließ er den Saal, und da bei ſeinem Austritt 30 Trommelſchläger den Zapfenſtreich ſchlugen, rief Se. Majeſtät aus: „Nun höre ich doch endlich ein Mal Melodie!“

(Berlin.) Carl Blum's nach dem Franzöſiſchen bearbeitete Luſtſpiel: „Die Kunſt zu gefallen“, kam dieſer Tage Abends vor einem ſehr zahlreichen Publikum auf der Hofbühne zur Aufführung, und gefiel ſehr des darin vorkommenden Pikanten und der Handlung wegen, ſo wie durch die Darſtellung, wobei Charl. v. Hagn wieder Außerordentliches leiſtete. Wenn auch der Stoff aus der Zeit Ludwigs XV. genommen, ſo ſind doch darin viele Anſpielungen angebracht, die unſere Gegenwart berühren, und deshalb das Luſtſpiel ſehr intereſſant und unterhaltend machen.

(Brüſſel.) Ein königl. Erlaß vom 23. Nov. bewilligt die von der diesjährigen Ausſtellungs-Kommiſſion gemachten Vorſchläge. Die goldene Medaille iſt zuerkannt unter andern: dem Hrn. Achenbach, Maler in Düſſeldorf; die ſilberne Medaille u. a. Hrn. J. Becker, Maler in Frankfurt a. M.; E. Leutze, Maler zu Düſſeldorf; C. Haſſenpflug, Maler zu Halberſtadt.

(Mainz, 29. Nov.) In der geſtrigen Sitzung des Aſſiſengerichtshofes wurde Jakob Kahn, Metzger und Viehhändler in Udenheim wohnhaft, von der gegen ihn erhobenen Anklage des betrügeriſchen Gebrauchs eines verfälſchten Privatakts durch die Jury für nicht ſchuldig erklärt. — In der heutigen Aſſiſengerichts-Sitzung wurde Karl Philipp Pfannebecker, Schuhmachergeſelle von Oberndorf, eines ſcheußlichen widernatürlichen Verbrechens, verübt an einem achtjährigen Kinde, ſchuldig erklärt und durch den Gerichtshof zu fünfjähriger Zuchthausſtrafe verurtheilt. Die Verhandlungen über dieſe ekelhafte That fanden bei verſchloſſenen Thüren ſtatt. (Mainz. Z.)

(St. Petersburg; 8. Nov.) In dieſem Moment werden in unſerer Reſidenz mehrere große Bauten aufgeführt. Von ihnen verdienen erwähnt zu werden: die gigantiſche Erweiterung der blauen Brücke längs der ganzen Façade des im Bau begriffenen Leuchtenberg'ſchen Palais, dann der Bau des Gewölbes über den ganzen Krjukowcanal, auf welchem im nächſten Jahr ein Boulevard angelegt werden wird. Während des Herbſtes waren hier täglich einige Tauſend Arbeiter beſchäftigt; ſchon mit dem Eintritt des Winters ſoll der Canal ganz bedeckt ſeyn.

Eine nicht unintereſſante ſtatiſtiſche Arbeit über die Heirathen des weiblichen Geſchlechtes in Paris giebt, auf einen Zeitraum von 18 Jahren gegründet, folgende Ergebniſſe. Es verheiratheten ſich in dieſen 18 Jahren 121,525 Frauenzimmer in Paris. Hiervon waren am Hochzeitstage in dem Alter von 12 bis 15 Jahren: 811, von 16 J.: 1920, 17: 3950, 18: 5816, 19: 6957, 20: 7618, 21: 8017, von 22 und 23 J. blieben zwiſchen 7—8000, 24 und 25 fallen auf 6000, 26, 27 und 28 auf ungefähr 5000, und ſo geht es nun raſch fallend abwärts, z. B. von 31 J. 3651, von 37: 1798, 42: 1015, 48: 586, 56: 226, 60jährige: 126, und in dem Alter von 61 bis 70 Jahren noch immer 578. Im Allgemeinen heirathet die Hälfte aller Neuvermählten in Paris vor ihrem 26ſten Jahre.

(Frankfurt.) Samſtag, den 3. d. M., wird im Marmor-Saale des „Ruſſiſchen Hofes“ (Parterre) eine zum Vortheil unſerer Mozart-Stiftung veranſtaltete Soirée ſtattfinden, zu welcher Eintrittskarten à fl. 1 45 kr. bei Hrn. Muſikalienhändler André auf der Zeil zu haben ſind. Ausgeführt werden: 1) Mozarts großes G moll Quintett, geſpielt erſte Violine von Hrn. Ernſt, zweite Violine von Hrn. H. Wolff, erſte Bratſche von Hrn. Kapellmeiſter Guhr, zweite Bratſche von Hrn. Eliaſon, Violoncell von Hrn. Ripfel; 2) Beethovens großes Es-dur Quartett; 3) Beethovens C moll Sonate (HH. Hiller und Ernſt); 4) Erlkönig von Hrn. Ernſt und 5) Geſang-Quintette, componirt von Hiller. Möge unſer kunſtſinniges Publikum ſich bei dieſer Soirée freundlichſt betheiligen!

Montag, den 5. December, werden die jungen italieniſchen Violinſpielerinnen Demoiſelles Marie und Thereſe Milanollo im Frankfurter Schauſpielhauſe auftreten. Der außerordentliche Ruf, welcher dieſen Künſtlerinnen vorausgeht, und der Enthuſiasmus, den ihre Conzerte in Köln und Mainz angeregt, läßt uns Vorzügliches erwarten. Da der Genre der Demoiſelles Milanollo von dem anderer Violinvirtuoſen ſehr abweicht, ſo ſieht man dem Auftreten derſelben mit Spannung entgegen.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 3. Dez. (Zum Erſtenmale wiederholt): Herzog Richelieu, oder: der Hof des Regenten, dramatiſches Zeitbild in 5 Abtheilungen, von Heinrich Schwarzſchild.

Montag, 5. Dez. Konzert der jungen italieniſchen Violinſpielerinnen Dem. Thereſe und Marie Milanollo. — Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 334. Sonntag, den 4. December 1842.

Die Papageien und die Sternenträger.

Novelle aus den Zeiten des Interregnums.

(Fortsetzung.)

„Ja, Du herzige Maid, Du liebst mich noch immer, obgleich Du mich für den Mörder des schändlichen Monrads hältst!“ rief der Ritter begeistert.

„Und was beschließt Ihr jetzt, das ich meinem Herrn melden soll?“ fragte Lux.

„Ich will auf meiner Hut seyn und den Streich meiner Feinde abwarten; so lange aber der Bischof mir oder meinem Vater oder einem meiner Freunde keine Unbill zufügt, so lange will ich sein treuer Dienstmann bleiben.“

„Wenn aber das sanftmüthige Lamm Berchtold von Pfirt sich unter der Bischofsmütze plötzlich in einen reißenden Wolf verwandelte?“

„Wir wollen uns wahren und geduldig abwarten, ob das Lamm zum Wolf werden kann.“

„Wenigstens könnten schlaue Füchse ihm ein Wolfsfell überhängen.“

In diesem Augenblick ertönte abermals des Thurmwächters Horn. Eglin trat an's Fenster und sah einen Herold, von einem Trompeter begleitet, eilig den Burgweg herauf reiten; beide trugen das bischöfliche Wappen des Bisthums Basel. Bei der Zugbrücke angekommen, stieß des Herolds Begleiter drei Mal in die Trompete und der Herold reckte seinen weißen Stab in die Höhe, entrollte darauf ein Pergamentblatt und begann mit lauter Stimme zu lesen:

„Wir Berchtold von Pfirt, von göttlichem Verhängniß Bischof des Bisthums Basel, thun hiermit kund und zu wissen denen Rittern Eptingen und ihren Befreundeten, daß Wir Unsere und des Reiches getreue Dienstmannen und Vasallen, die Edlen Schaler von Benken, kaiserlichen Reichsvogts, und Mönch von Mönchenstein, Stadtschultheißen von Basel, ermächtiget und ihnen befohlen, obgemeldete, dem Gotteshaus ungehorsame Ritter zu befehden, ihre Burgen zu verbrennen und sie zu fahen, wo sie ihrer habhaft werden können, dieweil sie die Frist, die Wir zu friedfertiger Ausgleichung ihres Span's ihnen gesetzt, körrig verstreichen ließen. Deß zu Urkund haben Wir diesen Brief mit Unserm und des Capitels Insiegeln versehen lassen. Dies ist geschehen in unserm Gotteshaus zu Basel 1254 am letzten Tag des Oktobers, an einem Donnerstag in der römischen Zinszahl.“

„Da habt Ihr die Füchse und das Lamm unter dem Wolfspelz,“ triumphirte Lux, nachdem der Herold die bischöfliche Manifestation abgelesen, und noch eiliger davon geritten als gekommen war.

„So mögen sie sich jetzt hüten, daß ich nicht der dickhäutige Bär sey, der sie zermalmt wie reife Birnen,“ zürnte Eglin.

„Wie wär's, wenn der Bär von Eptingen einen Bund schlösse mit dem Adler der Habsburg?“ schlug Lux vor, seinen Plan wie ein gewandter Diplomat an das Gleichniß knüpfend.

„Topp! es gilt!“ war des Ritters Erwiederung. „Du kannst dem Grafen meine Lanze zusagen, wenn er mir seinen Schild verspricht.“

Kaum hatte der Ritter seinen Bund mit dem Grafen zugesagt, als Lärmen auf dem Burghof entstand. Nach wenigen Minuten stürmte der Knappe Kurt herein, der mit dem alten Ritter Gottfried gen Ramstein geritten war.

„Gestrenger Herr, das ist ein rechtes Unglück!“ flotterte er mit einem Armensündergesicht.

„Was bringst Du? Deine Miene verkündet eine Hiobsbotschaft!“

„Ach! die vermaledeiten Schelme!“

„Wo ist mein Vater?“

„Euer Vater? Ach, du Kreuz des heiligen Andreas!“

„Wirst Du reden! Wo ist mein Vater?“

„Die Mönchensteiner haben ihn von der Heerstraße aufgegriffen und davon geführt.“

„Kreuz, Pest und Leviathan!“ fluchte der Ritter, und stampfte den Boden, daß das Gemach erdröhnte.

„Mathis, Jakob, Heman, Friedlich und Lienhard wurden zu Boden geschlagen; ich selbst entrann nur mit Hülfe meines guten Gaules, um's Euch anzusagen,“ ergänzte Kurt.

„Verderben dafür auf der Mönchensteiner Haupt!“ tobte der Ritter. „Hurtig, Kurt!“ rief er nach kurzem Ueberlegen hastig, „rufe mir die flinksten Reiter herauf; sie sollen flugs die Edlen von Usheim, Craft, Vizthum, Ramstein, Amkornmarkt, Frick und Marcerell zu mir entbieten.“

Kurt eilte ab, dem Befehl seines Ritters nachzukommen, während letzterer mit großen Schritten das Gemach maß. „Die Duckmäuser haben jetzt einen großen Vortheil voraus, und mir gleichsam das Heft aus der Hand gewunden,“ knirschte er vor sich hin und ballte ergrimmt die Faust.

Digitized by Google

„Die Gefangennahme Eures Vaters kommt freilich sehr zur ungelegenen Zeit," meinte der schlaue Kundschafter; „aber es ist noch nichts verloren, so lange sich Herr Gottfried nicht bewegen läßt, schimpfliche Friedensbedingungen einzugehen oder gar die Urfehde zu schwören. Ihr müßt alsbald eine gleiche Gewaltthat ausführen."

„Potz Christi Blut und Wunden, was fällt mir da ein!" rief Ritter Eglin plötzlich und blieb nachdenklich stehen. „Ich will dem Domprobst nachjagen mit meinen Knechten und ihn zum Geißel nehmen für meinen Vater."

„Wollt Ihr dem wärmsten Freund der Sternenträger, der im Domkapitel sitzt, die Hände binden, wenn wir sie am nöthigsten brauchen?"

„Ich traue dem Pfaffen nicht."

„Und ich würde Euch Recht geben, wenn ich nicht wüßte, daß Ihr und Euer Anhang ihm auf schnellerem Wege zu der ersehnten Inful und dem lockenden Krummstab verhelfen sollet, als ihm das zähe Leben des Grafen Berchthold von Pfirt zu versprechen scheint. Ich weiß einen besseren Fang für Euch, als den Domprobst und sein frommes, blasses Bäslein, obgleich die Jungfrau bis über die Ohren in Euch verliebt ist. Binnen wenigen Tagen habt Ihr Gelegenheit, Euch vortheilhafter zu rächen, und wollen es die Heiligen, so mag leicht die Fehde mit einer Hochzeit endigen. Laßt mich nur die gehörige Vorbereitung hiezu treffen, und Euern Vater werde ich auf irgend eine Weise zu verständigen suchen, daß die Befreiung nicht ferne, und er zu keiner Voreiligkeit sich hinreißen läßt.

(Fortsetzung folgt.)

Meine Reise über das Meer.

(Fortsetzung.)

Immer, wenn der furchtsame Koch mit seinem mißrathenen Pudding herankam, eilte ich die Stiegen hinauf, drückte den grünen Schieber zurück, und sprang mit aller Gewandtheit, die mir noch aus meinen Turnerzeiten übrig geblieben war, über die verschlossene Thüre auf's Verdeck, um einen tüchtigen Spaziergang zu machen. Nicht sobald war ich oben in vollem Auf- und Abmarsche begriffen, als Mr. Thissel, der Steuermann im Sturm, der über die Mannschaft mehr herrschte, als der fromme und grämliche Kapitän, mir nachfolgte, die Puddingschüssel auf der flachen Hand. Wehe dir, armer Ritter von der Nadel! wehe! Ein furchtbares cook! cook! entströmte der Brust des grimmen Seehelden, und endlich streckte der arme Koch seinen Kopf aus der Küche wie ein aufgescheuchter Hase, der die Büchsen von allen Seiten knallen hört. Er schlich zagend heran mit bittendem Auge, aber ein ausgelaufenes Syrupfaß und ein täglich verfehltes Nationalgericht waren zu schwere Anklagen. Take here! take here! Nimm! nimm! rief der wüthende Steuermann, der indeß ein doppeltes Schiffstau um die Hand gewickelt hatte, um damit den falschen Koch, indem er den Pudding von der Erde hob, gehörig durchzupeitschen. Nach dieser Züchtigung wurde die Stimmung der Mannschaft etwas versöhnter, und es blieb dabei, dem Pfuscher durch Scherz und zuweilen einen Rippenstoß die Lehre beizubringen, daß ein Schuster bei seinem Leisten und ein Schneider bei seiner Nadel zu bleiben habe.

Wie meine Republikaner die Geschichte ihres Vaterlandes kennen, wie sie alle Einzelnheiten aus dem Leben des großen Washington wissen, von den Tagen seiner Jugend, seines ersten Auftretens, den ganzen hitzigen Kampf hindurch bis zu den patriarchalischen Ruhe- und Rasttagen auf Mount Vernon! wie sie Lafayette und den guten Kapitän Marion verehren und wie sie die deutschen Helfer im Kampf, den kriegsgewandten Steuben und den edlen uneigennützigen Herrn von Kalb, in dankbarer Erinnerung tragen! Wie oft citirten sie mir die rührenden Worte Washingtons an Kalb's Grabe in Georgien, wie oft versicherten sie mich, was übrigens nicht der geringsten Versicherung bedarf, daß die deutschen Bauern in Ohio und Pensylvanien, und jetzt auch im fernen Westen, in Jowa Territory, Missouri, Illinois die besten Farmers seyen, und wie ohne diese die Städte des Osten nicht bestehen könnten. Von England sprachen sie nicht mit Geringschätzung, sondern wie von ihrem Stammlande. Die englischen Schriftsteller und Dichter betrachteten sie wie ihrem Volke angehörig, und eines Abends bei schönem blauen Himmel und heiterm Sonnenuntergang richtete Mr. Thissel das Schifflein gerade nach dem Punkte, von wo die halbe Sonnenscheibe uns entgegenblitzte, und rief mit begeisterter Stimme die schönen Verse aus Childe Harold:

You sun that sets upon the sea
We follow in his flight etc.

Der Sänger des Childe Harold, der himmelanstrebende Byron, den die Alltagsmenschen einen Weltschmerzdichter nennen, vermochte es allein, in unerreichbarer Schönheit und Pracht der Sprache die Erhabenheit des Oceans zu schildern, aber ich vermag es nicht. Die Majestät der Alpenwelt verschwindet gegen die überwältigende Größe des Oceans. Der Anblick der im Abendrothe glühenden Gletscher zwingt den Menschen zur Anbetung, das Meer vernichtet und zermalmt unsern Stolz, und würde dem kältesten Gotteslängner den verlornen Glauben an den Weltenvater wiedergeben! Nur der tief religiöse Byron, den der Blödsinn des Unglaubens anklagte, weil er Gott in der Natur anbetete und weil ihn das Formenwesen des englischen Gottesdienstes zurückstieß, nur Byron und kein anderer Dichter, den ich kenne, hat in seelenvoller Sprache in den drei vorletzten Versen des Childe Harold gesagt, was ich so tief empfinde wie er, was ich aber unfähig bin, mit andern Worten auszusprechen. Der Leser entschuldige mich, wenn ich nur den Gedanken wiedergebe, weil jede Uebersetzung, auch die beste, nach Göthe's Meinung, eine verschleierte Schönheit oder die Kehrseite eines Teppichs ist: „Deine Gestade sind Königreiche; in allem verändert, nur in dir nicht. — Was ist Assyrien, Griechenland, Rom, Karthago? Deine Wogen zerstörten sie, als sie frei waren, und viele Tyrannen seit dieser Zeit. Ihre Länder gehorchen dem Fremden, dem Sklaven oder Wilden. Ihr Verfall hat Staaten in Einöden verwandelt; nicht so du. Unwandelbar, außer in dem Spiele deiner wilden Wogen, schreibt die Zeit an deine azurne Stirne keine Furchen. Wie der Schöpfungsmorgen dich erblickte, rollst du heute.

Du glorreicher Spiegel, wo die Gestalt des Allmächtigen in Stürmen wiederstrahlt; zu jeder Zeit, ruhig oder tobend — beim Wehen sanfter Winde, bei Sturm oder dem Brausen des Orkans, am eisigen Pol oder in der heißen Zone dunkel wogend, — gränzenlos, unendlich, erhaben — das Bild der

Digitized by Google

Ewigkeit — der Thron des Unsichtbaren; sogar von deinem Schaume sind die Ungeheuer der Tiefe gebildet; jede Zone gehorcht dir; du wandelst deinen Weg, furchtbar, unergründlich, einsam!"

(Schluß folgt.)

Vereine gegen Thierquälerei.

Der „Nürnb. Corresp." berichtet: „Der Verein gegen Thierquälerei für München hat auf Mittwoch den 11. Januar eine Generalversammlung anberaumt, worin über die bisherige Wirksamkeit Bericht erstattet werden soll. Eine deßfallsige Bekanntmachung des Ausschußvorstands bemerkt, daß der Verein in der kurzen Zeit seines Bestands schon bedeutende Wirkungen geäußert hat; der Transport der Kälber mit herabhängenden Köpfen, und das Binden mit bloßen einschneidenden Stricken ist fast gänzlich beseitigt; die österreichische Regierung hat, veranlaßt durch die Einschreitungen des Vereins, jenen Mißbrauch für Tyrol und Vorarlberg bereits ebenfalls, ja sie hat auch das Binden der Kälber während des Transports bei Strafe verboten. Es sind alle möglichen Einleitungen getroffen, um ein solches Verbot auch für Bayern ins Leben zu rufen, und so kann jedes Vereinsmitglied der Wahrheit gemäß schon in dieser Beziehung sich selbst sagen: „auch ich habe dazu mitgewirkt, daß bisher schon mehrere Hunderttausende von nützlichen und unglücklichen Thieren von schauderhaft qualvollen Leiden befreit, oder diese Leiden ihnen wenigstens vermindert wurden, auch ich habe mir einen Theil davon zuzuschreiben, daß dieses in Bälde von Millionen Thieren gelten wird." Aber auch in sonstigen Beziehungen hat der Verein schon Bedeutendes erwirkt. Das hochwürdigste Erzbisthum München-Freising, Geistliche, Lehrer, Erzieher, Polizeibehörden u. dergl. haben eifrig mitgewirkt, die Polizeidirektion München insbesondere straft schnell und mit Strenge alle zur Anzeige kommenden Thierquälereien; diese Anzeigen sind durch den Verein viel zahlreicher geworden, als sie früher waren, und diese Strafen äußern ihren abschreckenden Einfluß. Durch fortwährende Aufsätze in öffentlichen Blättern ist die öffentliche Meinung und Aufmerksamkeit angeregt worden, und Tausende von Menschen unterlassen jetzt unnütze Thierquälereien, während sie früher gedankenlos über diesen Gegenstand hinweggingen. Freilich sieht man die Früchte des Vereins nicht so, wie die Früchte eines Baumes, weil jene Früchte ihrer Natur nach negativ sind, weil sie nämlich gerade darin bestehen, daß etwas unterbleibt, das außerdem geschehen wäre. Jene Früchte wachsen aber demungeachtet, dieses liegt in der Natur der Sache, ist eine unwidersprechliche Nothwendigkeit, und der aufmerksame Beobachter sieht jene Früchte, indem er Gegenwart und Vergangenheit mit einander vergleicht. Bücher wurden auf Vereinskosten in den Schulen vertheilt, Materialien für Bearbeitung neuer Bücher zur Beförderung der Vereinszwecke wurden gesammelt, und ein berühmter Schriftsteller ist mit dieser Bearbeitung beschäftigt, ein Schriftsteller, der über die Menschen, das Volk und das Schulwesen mit tiefen Kenntnissen und Erfahrungen ausgerüstet ist. Der Ankauf alter, ganz gebrechlicher Pferde hat ebenfalls begonnen, die Mißhandlung dieser besonders unglücklichen Thiere ist wenigstens schon etwas seltener und milder geworden, und das Publikum nimmt sich in den öffentlichen Straßen von München bereitwillig um Jeden an, der solcher Mißhandlung entgegentritt."

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 29. Nov.) Uebermorgen beginnt Hr. Dr. J. B. Rousseau einen Cyklus von Vorträgen über die geistlichen Romanzen und poetischen Legenden, deren Ertrag wohlthätigen Zwecken gewidmet ist.

(Kopenhagen, 25. Nov.) Von der Veterinairschule wird gegen die Maulfäule des Viehes das Heidekraut (Erica vulgaris) als ein wirksames und erprobtes Mittel empfohlen, welches vornehmlich zur Ausspritzung der Wunden, sowohl im Maule als zwischen den Klauen anzuwenden ist, so wie denn unter andern der Professor Prinz in Dresden täglich einen Absud von 6 Loth dieses Krauts auf 1 Pott Wasser für jedes Stück Vieh angewandt und bemerkt hat, daß darnach die Krankheit nicht nur in einer milderen Form erschien, sondern auch von kürzerer Dauer war. Innerlich gebraucht, muß das Heidekraut, seiner zusammenziehenden Eigenschaft wegen, mit abführenden Mitteln verbunden werden, um so mehr, da die Maulfäule immer von Verstopfung begleitet ist.

Der Mechanikus Rasmussen in Rudkjöbing hat ein Gewehr erfunden, mit welchem man in der Minute bequem gegen 30 Schüsse thun kann, und welches zugleich, nach den angestellten Proben, auf eine Entfernung von 80 Schritt mit der größten Genauigkeit trifft. Die Geschwindigkeit kann sogar noch bedeutend vermehrt werden, so daß man ein Mal mit einem dieser Gewehre 16 Schüsse in 20 Sekunden gethan hat. Für Jäger, einzeln fechtende Infanteristen ꝛc. ist diese Erfindung, welche in einer äußerst einfachen Composition bestehen soll, von großer Wichtigkeit.

Der schleswigische Verein zur Verbreitung dänischer Lektüre im Herzogthum Schleswig hat seinen Jahresbericht von 1841—42 herausgegeben, aus dem man ersieht, daß er ungefähr 3000 Bücher nach Schleswig übersandt hat. Er erfreut sich der kräftigsten Unterstützung sowohl aus dem Herzogthum Schleswig als aus dem Königreich. Aus ersterem hat er eine Einnahme von 717 Rbthlr. 40 ß. gehabt, von Sr. Maj. dem König empfing der Verein einen Beitrag von 100 Rbthlr. und eine bedeutende Sammlung Bücher, und von Sr. königl. Hoheit dem Kronprinzen gleichfalls 100 Rbthlr.

(Regensburg, 27. Nov.) Wie zuerst Se. Maj. der König von Würtemberg, dann Se. königl. Hoheit der Großherzog von Baden, hat nun auch Se. Maj. der Kaiser von Oesterreich der Fahnenträgerin seines Landes im Germaniazuge bei'm Walhallafeste ein Andenken (nämlich ein sehr werthvolles goldenes Halsband und goldene Ohrgehänge) zustellen lassen; ingleichen der Großherzog von Hessen königl. Hoheit, dessen Geschenk an die Fahnenträgerin von Hessen in einer goldenen Busennadel und goldenen Ohrringen besteht.

Digitized by Google

Die vierte Auflage von Herwegh's Gedichten ist kaum in Zürich erschienen, als dieselbe gleich wieder vergriffen war und daher eine fünfte veranstaltet werden mußte.

In Breslau will man wissen, daß der zweite Hauptgewinn der letzthin in Berlin gezogenen Lotterie von 100,000 Thlr. von der in Frankfurt a. d. O. anwesenden Böttner'schen Schauspielergesellschaft gewonnen worden sey.

(Kreuznach, 29. Nov.) In dem hiesigen Gast- und Badehaus „zum Russischen Hof" fand sich dieser Tage gegen Abend ein Frauenzimmer zum Logiren ein, dem der Wirth, da es ihm bekannt war, Obdach gab. Nach der Abendtafel erklärte sie im Vertrauen der Wirthin, daß sie in hoher Verbindung stände und nächstens ihr Liebhaber sie heimführen würde. Als Morgens in der Nähe sich eine Musik hören ließ, schrie sie entzückt: „Ach, sie kommen, sie kommen!" fiel aber gleich darauf in Raserei, wo sie im Wahn, man wolle sie morden, man gönne ihr den jungen Herzog nicht, alles zerschlug. Der Wirth holte Hülfe und man fand für gut, sie dadurch zu besänftigen, daß man einen Wagen mit verkleideten uniformirten Leuten, als vom Herrn Herzog kommend, vorfahren, und sie ins rheinbayerische Gebiet zur Heimath bringen ließ, wo sie nun ärztlicher Pflege heimgegeben ist. Die fixe Idee hatte sich bei dem Frauenzimmer dadurch gebildet, daß es in Wiesbaden oft den Herzog von Nassau hatte ausreiten sehen.

(Düsseld. Ztg.)

Ueber die 5 Sgr.- oder 18 Kr.-Taxe der Kongreß-Gastwirthe in Köln. *)

Das viel reisende Publikum, namentlich die Handlungsreisenden, wissen den häufig sehr theuren Rechnungen der rheinischen Gastwirthe (von jenen, die Maß und Ziel halten, ist hier keine Rede), so wie den äußerst lästigen Trinkgeldern gewiß die beste Würdigung zu geben, und würden gern vorziehen, täglich eine kleine Vergütung für besondere Dienstleistungen, als: Stiefel- und Kleiderreinigung u. s. w., anrechnen zu lassen, wie ich einzelne Gasthöfe, besonders in der Schweiz, kenne, die täglich 10 Cent. für die sämmtliche Bedienung in Rechnung bringen, worüber meines Wissens bisher keine Beschwerde erhoben wurde. Man muß auch gestehen, daß selbst der wenigste Bedienung Fordernde damit zufrieden seyn kann und der Einzelne, welcher keine bedarf, diese 10 Cent., der Geringfügigkeit wegen, mit Stillschweigen übergeht. Wenn aber den rheinischen Gastwirthen beliebt, unter sich 5 Sgr. oder 18 Kr. täglich zur Anrechnung festzusetzen, so darf man billig fragen, für welche Dienstleistungen sie denn gefordert werden. Etwa dafür, daß der Kellner den Kaffee auf das Zimmer bringt und die Tafel servirt? Wird das Alles nicht theuer genug berechnet? Kostet bekanntlich die Bedienung auf dem Zimmer nicht mehr? Für was also ist die abschreckende, hohe 5 Sgr.-Taxe? Für die Bedienung des Hauskuechtes wäre sie wahrlich zu hoch! — Ist der Gastwirth jedoch zu vornehm zur Bedienung und fährt lieber in glänzenden Equipagen zu Vergnügungen, so ziehe er sein Schild ein und überlasse nunmehr andern fleißigen Händen, was ihm zu wenig ist; oder auch, er möge dann Leute dafür an seine Stelle setzen, wie jede Familie, die ihr Dienstpersonal hält und zahlt. So finde ich es in seinem wahren Recht! Uebergriffe, wie ich die 5 Sgr.-Taxe ansehen muß, und die ein schöner und bequemer Beitrag zur Equipage u. s. w. seyn möchte, hat Jedermann das Recht, zurück zu weisen, wie ich auch hoffen darf, daß es allgemein geschehen werde. Wer gibt denn den rheinischen Gastwirthen das Vorrecht, über den Geldbeutel der Reisenden zu verfügen? Es ist übrigens eine klare Sache, daß zu Verträgen besonders die Personen gehören, von welchen man etwas haben will, also resp. betheiligt sind, und diese sind von den rheinischen Gastwirthen ja gar nicht befragt worden, ob sie die 5 Sgr. per Tag vergüten wollen. Das heißt wahrlich die Rechnung ohne den Wirth gemacht, wie man sich auszudrücken pflegt. Ist es leider nicht allgemein — nahe und ferne — genug bekannt, wie sehr gut sich die rheinischen Gastwirthe bezahlen lassen? Wahrlich, meine Ohren haben diese Klage in- und außerhalb Deutschlands mehr wie zu oft vernommen. Wie weit Uebertreibungen übrigens führen, sieht man an den Engländern, die die theuern Rechnungen der Schweizer dadurch entgegnen, daß jetzt ein großer Theil derselben sich nach Tyrol wendet, wo sie sich besser befriedigt finden. Kann es den rheinischen Gastwirthen nicht ähnlich ergehen? Können, frage ich, die Handlungsreisenden sich nicht Gasthöfe wählen und sogar schnell haben, die ihnen besser zusagen, als ihre bisherigen mit der 5 Sgr.-Taxe? — Ich kenne solche Beispiele mehrere, an welchen ich mich selbst dabei sehr gern betheiligt habe. Wenn jeder meiner Kollegen mit mir eines Sinnes ist, läßt er die Herren mit ihrer anmaßenden 5 Sgr.-Taxe sitzen und wählt jene Gasthöfe, die uns sehr gerne, auch ohne deren Erlegung, aufnehmen, deren es in jeder Stadt mehr oder weniger hat. Ich will nichts von dem oftmals gar hohen Ton der Gastwirthe sprechen, welchen es sogar zu wenig ist, sich um ihre Fremden zu bekümmern, sich bei der Tafel mit der Gemahlin zuerst bedienen lassen, was mir auch schon vorgekommen, nichts von der nachlässigen Bedienung, von den Additionsfehlern u. s. w. Das all' hat man bei den besten Trinkgeldern; das all' weiß jeder Reisende, der, wie ich, auch eine Reihe von Jahren viele Staaten bereis't. Was soll erst werden, wenn die Trinkgelder (der allein mächtige Hebel für prompte Bedienung) wegfallen?! Wer sich je die Mühe genommen hat, nach der inneren Einrichtung des Gasthofs zu fragen, in welchem er gut oder schlecht bedient wurde, wird vernommen haben, wie die Trinkgelder in diese oder jene Tasche wandern und die Bedienung dafür als Maßstab anlegen können. Mögen alle theuren Gastwirthe aus meiner lebenstreuen Schilderung das Interesse der Reisenden besser wahren als bisher und besonders noch in Hinsicht der 5 Sgr.-Taxe keinen abstoßenden Unterschied in der Begegnung gegen Jene machen, welche entweder aus Neigung, oder pecuniären Verhältnissen weniger verzehren und vor Allem weniger Wein trinken: dann, und nur dann allein, wird sich von denselben sagen lassen, daß sie ihr wahres Interesse verstehen und ihnen der Besuch nie fehlen wird, möge ihr Gasthof weniger angenehm gelegen seyn, oder prunkvoll hervorragen.

Bingen, 27. Nov. 1842. K. F. Pf—r.

*) Wir erklären mit der Aufnahme dieses Artikels alle weiteren Erörterungen über diesen Gegenstand für geschlossen. Die Red.

Auflösung der Charade in Nro. 331.

Beiblatt.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 4. Dez. Die Favorite, große Oper in 4 Akth., Musik von Donizetti.

Montag, 5. Dez. Konzert der jungen italienischen Violinspielerinnen Dem. Therese und Marie Milanollo. — Abonnement suspendu.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

No. 335. Montag, den 5. December 1842.

An Mozart's Todestage.
(5 Dezemb.)

Nun wieder habt ihr glänzend auferbauet
Ein ehr'nes Denkmal und mit Stolz beschauet
Ihr hat Gebäude eurer Dankbarkeit.
„Es ehren wir den König edler Klänge,
Den Meister schöner, rührender Gesänge,
Und seinem Ruhm war unser Fest geweiht."
So strahlt ihr, hieltet Reden, sanget Lieder
Und tausendfach tönt' Mozart's Name wieder.

Ihr jubeltet beim reich besetzten Mahle;
Champagner schäumte perlend im Pokale;
Es reihte sich ein Toast dem andern an.
„Es sollen — riefst ihr — hoch die Künstler leben,
Die Himmelsblumen uns in's Daseyn weben!
Wann sie geendet wie der Dichtung Schwan,
Es wollen wir dem theuern Angedenken
Ein Monument erbau'n und Huld'gung schenken."

Schön war der Jubel beim Enthüllungsfeste;
Doch ist er nicht das Schönste, nicht das Beste;
Nur wenig frommt der Toaste prunkend Werk.
D'rum frag' ich euch in dieser ernsten Stunde:
Seyd ihr auch Jünger im geweihten Bunde,
Lebt Mozart auch in eurem Herzen fort?
Durchglühet euch die Weihe seiner Töne
Und liebt auch ihr begeistert nur das Schöne?

Seyd ihr der Kunst mit reinem Sinn ergeben,
Den Klängen, die empor zum Himmel heben,
Dem Göttlichen, das aus dem Liede spricht?
Bewahret ihr im unentweihten Busen
Ein Heiligthum der Schönheit und der Musen,
Und huldigt ihr den falschen Göttern nicht?
Heut' an des Meisters ernstem Todestage
Gebt Antwort auf die Mahnung dieser Frage!

Ein ehr'nes Denkmal habt ihr ihm errichtet,
Ein schöneres, von höherm Glanz umlichtet,
Soll in den Herzen unerschüttert steh'n;
Unwandelbar soll hier der Meister leben.
Welch' einen Frühling hat er uns gegeben
Von Blüthen, deren Düfte nie verweh'n!
Mozart, du Priester in dem Reich des Schönen,
Unsterblich lebst du in geweihten Tönen!

W. Wagner.

Die Papageien und die Sternenträger.
Novelle aus den Zeiten des Interregnums. Von S. Maclea.

(Fortsetzung.)

VI.

So war denn die Fackel des Krieges angezündet, die auf viele Jahre den blühenden Sisgau verheeren sollte. Noch war indessen von den in Zwietracht gespaltenen Parteien, außer einigen Rekereien, kein Hauptschlag vollführt, und Alles hatte blos noch den Anschein einer Ritterfehde zwischen den Geschlechtern Mönchenstein, Schaler von Brinken und Eptingen.

Zwei Tage nach der Gefangennehmung Gottfrieds von Eptingen saß in einer geräumigen Höhle, die in einer versteckten, dicht mit Holz bewachsenen Thalschlucht ihren Eingang hatte, und auf der Rückseite in den schmalen Spalt einer senkrechten hohen Felsenwand mündete, Lux Datz, eines der ergebensten und brauchbarsten Werkzeuge des tapfern und verschlagenen Rudolphs von Habsburg, der bereits zu der bedeutenden Stufe der Macht und Größe hinanklomm, von welcher aus er später im Sturmflug deren Gipfel erreichte. Von den Wohlthaten des gräflichen Hauses von Habsburg von frühester Jugend an erhalten und auferzogen, hatte Lux Datz, trotz seiner Mißgestalt, nach und nach eine seltene und auffallende Geisteskraft und Körperstärke entwickelt; es schien, als ob die Natur für ihre Vernachlässigung ihn auf einer andern Seite um so reichlicher entschädigen wolle. Mit seinem scharfen Verstand und seiner Körperstärke paarte sich zugleich ein unbändiger Ehrgeiz, zum Vorwärts gestachelt von den räthselhaften Mahnungen der rachebrütenden Elsbeth, die nur ein Gefühl im Herzen trug: Haß gegen den tyrannischen Adel; und nur einen Wunsch: den Untergang des edlen Geschlechtes vom Mönchenstein; den miß-

Digitized by Google

gestalteten Lux hatte sie in infernalischer Ueberlegung zum Vollstrecker ihrer düstern Pläne erzogen.

Es war früh am Morgen, und draußen lag noch dichte Finsterniß auf der herbstlichen Natur, als Lux in einem Winkel der Höhle an einem hellglühenden Kohlenhaufen Theile eines Wildes röstete, das er am vorigen Abend erlegt hatte. Die Höhle lag unfern der Kapelle der heiligen Christina oder Chrischona und in der Nähe der sogenannten Teufelsschlucht; im Hintergrund konnte man bei hellem Wetter einen großen Theil der Wege, die von Basel in die Thalungen des Jura führten, und auch die Stadt selbst überschauen; tiefer unten, in einiger Entfernung, ragte der Mönchenstein mit seinen ritterlichen Bollwerken empor. Kein gelegneres Plätzchen war im ganzen Umkreis zu finden, das sich für einen Kundschafter, der sein Gewerbe in der Gegend treiben wollte, besser geeignet hätte. Deßhalb hatte auch Lux diesen Versteck, zu dessen Entdeckung ihn die Verfolgung eines schweißenden Wildes geführt, ganz bequem zu seinen Absichten eingerichtet. In einer trockenen Vertiefung hatte er sich ein weiches Lager von Rauchwerk, aus Lämmerfellen und Bärenhäuten bestehend, eingerichtet; und eine große wohlverschlossene Truhe enthielt einiges Geld und die verschiedenen Vermummungen, deren er zu seinen Zwecken bedurfte, und in denen er oft inmitten seiner Feinde und Auflaurer umherwandelte, ohne daß sie eine Ahnung davon gehabt hätten. Auch mit aufzubewahrenden Lebensmitteln versah der Bucklige zeitweise seine unterirdische Behausung, im Falle er sich mehrere Tage vor seinen Verfolgern verborgen halten mußte.

Nachdem Lux seine Wildstücke gebraten und Einiges davon für das Bedürfniß des Tages vorläufig verzehrt, das Uebrige in einen umgehängten Reisesack geschoben, dann aus einer mit Wein gefüllten Kürbisflasche einen bescheidenen Zug gethan hatte, faßte er nach dem Wanderstab und schritt dem Ausgang der Höhle zu. Er war heute wieder ein Anderer als gestern, und hatte das ehrwürdige Ansehen eines alten Pilgrims angenommen, der auf der Rückfahrt vom heiligen Grabe begriffen. Ein auf beiden Seiten aufgekrämpter Muschelhut bedeckte den anscheinend ergrauten Kopf, ein langer Bart floß auf einen bis an den hänfenen Gürtel reichenden ledernen Kragen, ebenfalls mit flachen Muscheln verziert; ein langes dunkles faltenreiches Pilgergewand verhüllte seine übrige Gestalt, und staubige Stiefel, im schlechtesten Zustand, bedeckten seine Füße; auf der Linken trug er Reisesack und Kürbisflasche, auf der Rechten den Rosenkranz.

Als er hinaus trat vor die Felsengrotte, bedeckte ein fahlgrauer Morgennebel die enge Thalung vor ihm, und der feuchte Westwind entblätterte knisternd die Bäume und Gesträuche umher; sonst störte kein Geräusch die tiefe Stille. Vorsichtig und behutsam stieg der als Pilgrim Verkappte jetzt herab von seinem Versteck, und gelangte auf einen schmalen Waldpfad, der ihn in die Teufelsschlucht führte. Auf demselben Weg, auf dem ihn vor kurzem Eglin von Eptingen den Schranken des Kohlenberges entführt hatte, eilte er nun hastigen Schrittes hinab, bis er bei'm späten Anbruch des Tages in die belebtere Thalmündung gelangte und an dem Mönchenstein vorbei allmählig der Stadt sich nahte. Jetzt nahm er den langsameren und bedächtigeren Schritt des von ihm vorgestellten Alters an, welches er bei seiner Mißgestalt am leichtesten nachahmen konnte. Unfern der Stadt beschaute er sich noch ein Mal in einem still dahinfließenden Waldbächlein, ob sich nichts an seiner Vermummung verschoben; aber noch saß fest und unverrückt der greise Bart um Wange und Kinn, die grauen Locken flossen in natürlicher Spärlichkeit unter dem tief in den Kopf gedrückten Muschelhut hervor, und das übrige Gewand trug nicht das Geringste an sich, was irgend einen Verdacht gegen den Pilgrim hätte erregen können. Lux schritt jetzt geraden Weges auf das Frauenkloster Sankta Maria Magdalena los, welches am Ende Basels in der sogenannten Steinenvorstadt lag, und zog die Glocke, die an der Pforte angebracht war. Er mußte geraume Zeit in dem im plumpen gothischen Styl erbauten Vorsprung harren, welcher vor der eigentlichen Klosterpforte sich befand, und dessen Raum, mit Bänken, Betschemeln und dem hölzernen Bilde der heiligen Magdalena versehen, dazu diente, den vorüber wallfahrenden armen Pilgern, so wie den sich täglich zu jeder Zeit hier einfindenden und von den barmherzigen Büßerinnen Speise empfangenden Bettlern Schutz und Obdach gegen schlimme Witterung zu gewähren. Endlich erschien am Schieber der Pforte ein noch ziemlich hübsches, circa achtundzwanzigjähriges Frauengesicht.

(Fortsetzung folgt.)

Meine Reise über das Meer.

(Schluß.)

Die englische Sprache hat einen Vorzug vor der deutschen und allen andern, die spanische vielleicht ausgenommen, durch die reichen Adern des Humors, mit denen sie durchwachsen ist. Jean Paul hat zwar bewiesen, daß man auch in deutscher Sprache Humorist seyn könne, aber er hat mit seinem Genie unsere Sprache bemeistert, indeß im Englischen uns der humoristische Ausdruck entgegenkommt und nicht gesucht werden muß, sondern in so reichem Maße selbst der alltäglichen Rede zuströmt, daß er dem Engländer vollkommen das französische bon mot und den Calembour ersetzt. In allen englischen Schriftstellern findet man diese Behauptung bestätigt, ich meine nicht in den vorzugsweise humoristischen, Sterne, Swift, Smollet, sondern sogar in Walter Scott und Byron. Man verändere nur ein einziges Wort und der Zauber ist entschwunden. In der glücklichen Einsamkeit des Meeres, als ich immer noch der Plagen des Festlandes nicht vergessen konnte, hatte ich dem Capitän gesagt: Sir! wie glücklich sind Sie, der Herr und Gebieter auf diesem Schifflein, Niemanden unterthan, von Niemanden verfolgt und gekränkt, von Allen geachtet und geehrt! Schade, ewig Schade, daß ich kein Seemann geworden bin!" Darauf antwortete der Capitän mit einem grämlichen Blick und sprach: „Sie nennen mich glücklich, und mein Weib und Kind sind ein paar tausend Meilen von mir zu Kingston im Staate Massachusetts. Ich kenne kein Glück ferne von Weib und Kind!" Als nun wiederum der Orkan die Wogen peitschte und das Schifflein thurmhoch auf einer hohen Welle tanzte und tief hinabsank, als sollte es auf den Abgrund fahren, als das Wasser in die Kajüte drang und schuhhoch den Boden deckte, als das schauerliche Hoiho! ho! der Matrosen erscholl, und nur die grelle Stimme des Rufens im Sturm des vielerfahrenen Mr. Thissel dieses Wüthen des Meeres und das Getümmel der rastlos Tag und Nacht fortarbeitenden Mannschaft beherrschte, da rief mir der grämliche Capitän aus seiner Bettstelle in die meinige, in der ich keinen Schlaf gewinnen konnte:

Digitized by Google

„Sir, you see now the plaisir of sailors life!“ Diese drollige Anrede reizte mich zu einem herzlichen Lachen, über dem ich alle Schmerzen vergaß. Hätte er aber auf Deutsch gesagt: „Da sehen Sie nun das Vergnügen des Seelebens“, dann wäre das humoristische des Ausdrucks verschwunden, und die Anrede ohne jene glückliche Wirkung geblieben.

Die Frau von Staël sagt in der Corinna: Der Mond ist das Gestirn der Ruinen, und ich glaube, daß auch der Mond das Gestirn des Meeres sey. In diesen lauen, lieblichen Nächten, wo die Mondsichel hellstrahlend am Himmel stand, daß selbst der feurige Orion verbleichte, ergriff mich ein Gefühl der Gottesnähe und Andacht, das ich nie empfunden. Diese Nächte machte ich zu meinen Tagen, und dem schönen Untersteuermann Forster aus Liverpool zur Seite, dem die Nachtwache oblag, wandelte ich auf dem Verdeck. Dieser treuherzige Bursche hatte von den drei Befehlshabern am meisten Gemüth, er erwies mir manchen Dienst, erzählte mir von seiner Geliebten in England, die seiner Rückkehr harrte, und lehrte mir einige Liederchen von Burns. Wie alle Liebende, war er schwärmerisch, blickte häufig nach den Sternen und zeigte mir Sternbilder, die ich noch nicht kannte, und die hier heller strahlten als in den reinsten Winternächten Deutschlands. Er deutete mir die Kassiopeja, die Andromeda, den Perseus ꝛc. Auch wußte er Vieles aus der griechischen Geschichte, aus den Annalen der göttlichen Hellenen, die, wohl wissend, daß alles Werk von Menschenhänden der nagenden Zeit nicht trotzen könne, und daß selbst der Jupiter von Olympia in Staub zermalmt werde von dem Gräuel barbarischer Jahrhunderte, die Namen ihrer Götter und Helden in die unwandelbaren Gestirne schrieben.

Ich bin kein vereidigter Obersteuermann, der jeden Abend gewissenhaft in sein Logbuch die Stellungen der Windrose und die kleinen Erlebnisse jeglichen Tages einträgt, ich bin kein zweiter Campe, der eine Reise beschreibt zur Belehrung der Jugend, deßhalb wird mich der geneigte Leser, der mich bis jetzt begleitet hat, der Mühe überheben, ihm eine Vorlesung zu halten über die Electricität des Meeres, das St. Elms-Feuer, die Wasserhosen bei Gewittern, das Messen der Tagreisen mit der Schnur, die Ortsbestimmung vermittelst des Quadranten. Nur das möge er wissen, daß wir erst dann von der Kälte litten, als wir uns dem Lande näherten. Tag für Tag bedeckte ein dickeres Eis die Schiffswände, und die armen Matrosen hatten einen üblen Stand. Man denke sich bei diesem Frieren und Erstarren des Takelwerks noch die nie ruhenden Stürme, und man wird einen Begriff bekommen, wie lebhaft die Phantasie jener Dichter seyn müsse, die in dem Matrosenleben so große Reize finden. Endlich am achtunddreißigsten Tage unserer Abfahrt von England kamen wir in den warmen Golfstrom, der das Schiff von seiner schweren Eiskruste befreite und uns mit reißender Gewalt dem Land entgegentrieb. Nun zählte ich die Tage, bis endlich der amerikanische Lootse an Bord stieg und uns amerikanische Zeitungen mitbrachte. Am siebenundvierzigsten Tage unserer Abfahrt von Plymouth und dem siebenundneunzigsten meiner Entfernung aus dem elterlichen Hause sahen wir die schmale Landzunge von Longeiland. Schiffe in Menge von allen Seiten heranziehend, wie Schwäne mit gespreztem Gefieder, näherten sich mit uns dem Hafen von New-York. Am achtundneunzigsten Tage meiner glücklichen Ueberfahrt senkte das Schiff die Anker, ohne das wir Quarantäne hielten. Mein erster Blick ans Gestade zeigte mir einige Amerikaner mit bleichen Wachsgesichtern und gewinnsüchtigen Blicken, stolz und kalt; neben ihnen etliche zwanzig Neger, schmuzig und widerlich. „Auch im Vaterlande Washingtons die Sklaverei, auch in diesem Freistaate Heloten! Immer die Schande, die alte verjährte Schande, so in der neuen wie in der alten Zeit!“ Dies war mein letzter Gedanke auf dem Schifflein Plymouth, und nach einigen Schritten über das schmale Bret stand ich auf dem ersehnten Boden meines neuen Vaterlandes.

Mannichfaltigkeiten.

(Düsseldorf, 30. Nov.) Ritter Lessing ist nach einer mehrmonatlichen Reise wieder in unsere Musenstadt zurückgekehrt. Er hat während seiner Abwesenheit das ganze Harzgebirge durchstreift und aus demselben herrliche Landschaftsstudien zu künftigen Bildern mitgebracht. Während eines Abstechers nach Berlin wollte die dortige Künstlerwelt dem rheinischen Meister einen Fackelzug und ein Fest geben, welches derselbe doch aus gewohnter Bescheidenheit ablehnte. (Rh. u. Mosel.)

In der ersten Versammlung deutscher Architekten zu Leipzig am 10. und 12. September d. J., ist die erfreuliche Aufforderung zu Bildung eines allgemeinen deutschen Vereins zur Erforschung, Erhaltung und Herausgabe der alten Bauwerke unseres Vaterlandes beschlossen worden. Sie findet allgemeinen Beifall, und so steht zu hoffen, daß die bisher noch vereinzelnten Bemühungen begeisterter Freunde deutscher Kunst und deutscher Vorzeit Halt und Unterstützung finden, und ihre Bestrebungen in Zusammenhang mit dem größeren Zweck des ganzen Vaterlandes gebracht werden. (N. C.)

Das Duellgerücht aus Augsburg, welches vor einigen Wochen die Runde durch alle Zeitungen gemacht, hat auf dem Wege der Untersuchung zu der unerwarteten Entdeckung geführt, daß sich Lieutenant Sch. in Folge eines Versehens selbst eine Kugel durch den Leib geschossen hat. Er schreitet übrigens in seiner Wiedergenesung fort. — Zu Grenoble duellirten sich am 21. Nov. zwei Jäger-Lieutenants. Beide blieben — höchst seltsam und schrecklich — todt auf dem Platze, obgleich sie sich nur mit dem Degen schlugen.

Ein Berliner Correspondent des „Schwäb. Merk.“ nennt als ein Haupthinderniß der Einrichtung der öffentlichen Sitzungen der Berliner Stadtverordneten, — man sollte es kaum glauben, — die beschränkte Lokalität! Gebe der Himmel, daß diese Beschränktheit allüberall das einzige Hinderniß besserer und zeitgemäßer Einrichtungen wäre; ihm würde schon abzuhelfen seyn! (Rh.- u. M.-Ztg.)

(Bern.) In der Sitzung des gr. Rathes vom 22. Nov. erhob sich eine lebhafte Discussion über den Antrag des Regierungsrathes auf Umwandlung der gegen die Kindesmörderin B. Marti ausgesprochenen Todesstrafe. Die Strafumwandlung ward grundsätzlich mit 93 gegen 39 Stimmen und die beantragte zwanzigjährige Kettenstrafe mit großer Mehrheit ausgesprochen.

Digitized by Google

Vierte Bilanz der Mozart-Stiftung am 30. September 1842.

	fl.	kr.
Hypotheken-Conto:		
für ein Inſatz-Kapital und einen Inſatz-Kapital-Antheil . . .	10,300	—
Obligationen-Conto:		
vorräthige 3½% Frankfurter Stadt-Obligationen zuſammen fl. 3000 à 103⅛%.	3093	45
Intereſſen-Conto:		
bis heute abgelaufene, aber noch nicht eingegangene Zinſen . .	159	31
Muſikalien-Conto:		
für eine angekaufte Sammlung klaſſiſcher Werke . . fl. 239 30 kr.		
abzüglich der für dieſen Zweck eingegangenen Geſchenke „ 112 58 „	126	32
Caſſa-Conto:		
baar in Caſſa	22	4
	13 701	52

	fl.	kr.	fl.	kr.
Capital-Conto:				
Capital-Fonds am Schluſſe des dritten Verwaltungs-Jahres .	12,422	11		
Erlös aus:				
einem von Hrn. C. A. Mangold in Darmſtadt verehrten Manuſcript von deſſen Compoſition	28	48		
38 Exemplaren des von Hrn. Conrad Quilling für Klavier arrangirten Feſtmarſches von Wm. Speyer. . . .	11	24		
Ertrag:				
eines von dem verehrl. Dilettanten-Verein und der großherzogl. Hofkapelle in Darmſtadt daſelbſt veranſtalteten Konzertes	375	37		
eines von der verehrl. Liedertafel in Witzenhauſen daſelbſt veranſtalteten Konzertes	32	5		
des von dem Liederkranz ſtatutengemäß am 14. Januar d. J. gegebenen Konzertes	301	27		
Geſchenk von der verehrl. Liedertafel in Duderſtadt . .	8	45		
Jährliche Beiträge und eingeſandte Miethpfennige . . .	8	21		
Verehrungen aus Anlaß des 50jährigen Sterbetags Mozart's:				
Von löblichem Cäcilien-Verein dahier den Ertrag eines von demſelben gegebenen Konzertes	247	—		
Von Hrn. C. A. André dahier den Ertrag einer von demſelben veranſtalteten muſikaliſchen Morgen-Unterhaltung . . .	35	6		
Von löblichem Theater-Comité in Mannheim einen Theil des Ertrags einer gegebenen Vorſtellung	150	—		
Geſchenk eines Verehrers Mozart's durch Hrn. Felix Ronconi	28	30		
Cours-Differenz auf vorräthige Obligationen	—	15		
Eingegangene und laufende Zinſen . . fl. 496 11 kr.				
abzüglich des zweiten und dritten Semeſters von dem verwilligten Stipendium . . „ 400 — „	96	11		
Hiervon ab:	13 745	40		
Unkoſten-Conto:				
die im Laufe dieſes Verwaltungs-Jahres ſtatt gehabten Unkoſten	43	48		
			13.701	52
			13 701	52

Frankfurt a. M., den 30. September 1842.

Der Verwaltungs-Ausſchuß der Mozart-Stiftung.

Wm. Speyer. Präſident. **Dr. A. Joſt.** Sekretär. **Joh. Friedr. Quilling.** Caſſier. **Peter Finck.** Buchführer.

Dr. A. Giar. Fritz Schneider. Dr. H. Weismann.

Vorſtehende Bilanz mit den Büchern der Mozartſtiftung genau verglichen und richtig gefunden, auch die angeführten

a) Einen Inſatz-Kapital-Antheil von Sechs Tauſend Gulden,
b) Ein Inſatz-Kapital von Vier Tauſend Drei Hundert Gulden,
c) Acht Stück 3½% hieſige Stadt-Obligationen, im Nominal-Werth von Drei Tauſend Gulden,
d) Den Caſſa-Beſtand von Zwei und Zwanzig Gulden Vier Kreuzer

vorgefunden zu haben, bezeugen hiermit

Frankfurt, 6. Nov. 1842.

Die von der Geſellſchaft des Liederkranzes aus ihrer Mitte zur Reviſion erwählten Mitglieder:

Wm. Backet. Louis Heſſemer. J. Falta.

Vierſylbige Charade.

Die Erſte, ſo hold, ſo beglückend und milde —
Sie thronet im Herzen der menſchlichen Bruſt,
Verſetzet uns hier ſchon in Edens Gefilde
Und Götter beneiden die himmliſche Luſt.
Auf's innigſte hält ſie die Geiſter verkettet,
Tyrannen ſelbſt macht ſie oft ſanfter geſinnt;
Doch wehe dem, den ſie in's Unglück gebettet,
Weil Leben und Freude in Nichts ihm zerrinnt.
Die Zweite und Dritte bezeichnen uns Weſen,
Die zauberiſch-mächtig die Erſte durchglüht.
Sie ſind's, die der Schöpfer hat auserleſen,
Damit uns hier ſchon ein Eden erblüht.
Die Letzte, geſpendet von Thieren und Pflanzen,
Hat alle uns einſt in der Jugend genährt.
Den ſchönſten der Namen erkennſt du im Ganzen —
Ein Nektar, der Stärkung und Labung gewährt.

Gießen. Schn.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 336. Dienstag, den 6. December 1842.

Bacharach. *)

Fahr', Schiffer, mich nach Bacharach,
Nach Bacharach am Rhein!
Vergessen sey jetzt Weh' und Ach,
Ich schütte von mir jede Plag'
Und trink' den gold'nen Wein
Zu Bacharach am Rhein.

Wohl herrlich ist's zu Bacharach,
Zu Bacharach am Rhein!
Das wußten auch die Römer schon,
Drum bauten sie den Götterthron **)
Und kränzten ihn mit Wein
Zu Bacharach am Rhein.

O edler Wein von Bacharach,
Von Bacharach am Rhein!
Der Kaiser Wenzeslaus ***) vergaß
Die Krone selbst beim edlen Naß,
Beim königlichen Wein
Zu Bacharach am Rhein.

Und toll geht's noch zu Bacharach,
Zu Bacharach am Rhein!
Es spukt da noch der alte Gott
Und treibt mit Jung und Alt den Spott,
Berauscht sie all' mit Wein
Zu Bacharach am Rhein.

Wie wohl wird's mir zu Bacharach,
Zu Bacharach am Rhein!
Ich sitz' auf Bachus altem Thron,
Rings tanzen alle Berge schon,
Die Welt ist voll von Wein
Zu Bacharach am Rhein.

Du liebes, traut'nes Bacharach,
O Bacharach am Rhein!
Ein trautes Oertlein bist du doch,
Ich stammle nur die Worte noch:
Hoch leb' der edle Wein
Und Bacharach am Rhein.

*) Bei Gelegenheit des öfteren Genusses feurigen, köstlichen Weines, wie solcher hier gewachsen ist, glaubt Einsender dieses, sich den Dank, wenn auch der bleichsüchtigen Wassertrinker nicht, doch den der jovialen Verehrer unseres vaterländischen Nektars zu verdienen, wenn er letztere auf vorstehendes in dem von Bernhard Brach herausgegebenen Buche: „Rheinweinlieder" (Köln, bei J. C. Eisen) enthaltene Gedicht aufmerksam macht.

**) Unter der Rheinoberfläche, und nur bei hitzigen, trockenen Jahren (z. B. 1811) gesehen werdend, liegt unfern Bacharach, nahe an der „Heilesen Insel" der Elter- oder Altarstein (Ara Bachi — Bachus ara), so genannt wegen seiner einem Altar ähnlichen Gestalt, auf welchem denn die Alten dem Abgott Bacho geopfert haben sollen.

***) Dieser Kaiser ertheilte für 4 Fuder Bacharacher Wein der Stadt Nürnberg bedeutende Gerechtsame und Freiheiten. — Auch Pabst Pius II. (bekannter unter dem Namen „Aeneas Sylvius") muß ebenfalls ein großer Verehrer des „Bacharachers" gewesen seyn, indem er sich davon jährlich ein Fuder nach Rom bringen ließ.

Die Papageien und die Sternenträger.

Novelle aus den Zeiten des Interregnums.

(Fortsetzung.)

„Gelobt sey Jesus Christ!" grüßte der Pilger in salbungsvollem Ton.

„In Ewigkeit Amen!" entgegnete die Nonne mit zum Himmel gerichteten Blick. „Was ist Euer Begehr, frommer Pilger? Woher schon so früh des Wegs?"

„Ich komme vom heiligen Grabe über Rom, und will meines Weges gen Straßburg, meine Heimath," hob der vermeintliche Pilgrim ein Mährlein an. „Als ich gestern Abend über einen Bergpfad zog, der mich schneller in diese Stadt führen sollte, ereilte mich die Nacht und führte mich in die Irre, so daß ich unter einem Baum des Waldes herbergen mußte. Ich bitte Euch nun, ehrwürdige Schwester, um Gottes und der heiligen Magdalena Willen, mir eine warme Morgensuppe und einen Bissen Brodes zu reichen, auf daß ich meine alten morschen Glieder erquicken und fürder meines Weges ziehen kann."

Digitized by Google

„Setzt Euch nur auf die hölzerne Bank dort, es soll Euch alsbald gebracht werden, was Ihr begehrt."

Die Pförtnerin wollte sich vom Schieber entfernen.

„Halt, trautes Schwesterlein! Kennst Du mich denn schon wieder nicht?" zischelte der Kundschafter, ganz nahe heran tretend. „Ich begehre weder Speise noch Trank, sondern nur ein vernünftiges Wörtlein mit Dir zu reden."

„Ach!" stieß die Nonne überrascht aus, „Du bist's, mein Bruder! Wechselst Du doch Deine Gestalt so oft, wie der Versucher aus der Hölle, der uns in Träumen und in der Einsamkeit mit sündigen Gelüsten zu verlocken trachtet. — Die heilige Magdalena wolle mich behüten und bewahren!"

„Ach, ich mag wohl etwelche Aehnlichkeit mit dem Fürsten der Finsterniß gemein haben, meine fromme Schwester, und meinen Höcker und meine Sichelbeine kann ich eben so wenig los werden, als er seinen Pferdefuß."

Die Nonne entsetzte sich ob der gottlosen Rede ihres Bruders, und schlug eifrig das Zeichen des heiligen Kreuzes; doch konnte sie ihm d'rum nicht gram seyn, denn er war ja das einzige Wesen in der Welt, das noch einige Anhänglichkeit für sie zeigte; für sie, die einst den Freuden der Welt absonderlich zugethan, und die das starre Gelübde einer liebelosen Mutter für Lebenszeit unter die Büßerinnen gestoßen. „Was ist's denn heute wieder, das Dich zu mir treibt? denn ohne irgend ein Anliegen suchst Du mich selten heim," fragte die Nonne gutmüthig. „Hast Du wieder eine schwere Sünde begangen und bedarfst meines inbrünstigen Gebetes?"

„Ja, heilige Schwester Veronica, ich bin ein großer Sünder; vergiß meiner nicht in Deinen frommen Gebeten. Aber zuvörderst verschaffe mir eine Unterredung mit dem Fräulein von Mönchenstein."

„Das ist unmöglich."

„Ich habe ihr ein Brieflein von ihrem getreuen Buhlen zu behändigen und sonst noch Dinge von großer Wichtigkeit zu verkünden."

„Dinge von großer Wichtigkeit?" fragte die barmherzige Schwester neugierig. „Darf man sie nicht wissen?"

„I freilich darfst Du Alles wissen, Schwester Pförtnerin; aber ich muß dem Fräulein die Botschaft selbst bringen, da ich stracks Rede und Antwort mitnehmen muß, denn sie leidet keinen Aufschub; doch sollst Du Theil daran nehmen nach Herzenslust."

„Aber das Fräulein, obgleich in unserm Kloster nur ein Gast, hat doch so gut wie strenge Klausur, und Niemand, außer Vater und Mutter, darf sie besuchen. Und die würdige Mutter Domina ist auch nicht in der besten Laune, daß ich's d'rauf wagen dürfte. Seit Se. Hochwürden der Herr Domprobst seine Nichte und Mündel, die Freiin von Gransee, als Gast hierher brachte, ist die Domina unausstehlich geworden, und mehrere arme Schwestern der dritten Samenung haben ihr Mißvergnügen schon in harter Buße entgelten müssen. Einige alte Schwestern der ersten Samenung zischeln sich in's Ohr, daß einst der Freiherr von Gransee die Domina, als sie noch als Ritterfräulein den Weltfreuden angehörte, zu seinem Herzlieb erwählt, nachmals ihr aber ungetreu und der Gemahl einer Andern geworden sey, worauf sie den Schleier der heiligen Magdalena genommen habe. Nun wird es Dir einleuchten, Bruder Lur, daß die Tochter einer frühern Nebenbuhlerin, die ihr noch dazu sehr ähnlich sehen soll, kein willkommener Gast für eine Oberin im Kloster der Büßerinnen ist, und da die Domina ihre schlimme Laune nicht an der jungen Freiin auslassen darf, um es nicht bei dem stolzen Domprobst zu verderben, so müssen natürlich wir arme Klosterschwestern es entgelten."

Lur ließ geduldig die redselige Pförtnerin plaudern, und suchte indessen in seinem erfinderischen Kopf nach einem Mittel, Schwester Veronica seinen Wünschen geneigter zu machen.

„Arme Mechtilde," unterbrach er sie jetzt, sein Gesicht in eine betrübte Miene verziehend, „wärest Du doch nie in's Kloster gegangen."

Die Nonne, welche sich bei ihrem weltlichen Namen nennen hörte und dadurch auch unwillkürlich an ihre einstigen weltlichen Freuden erinnert wurde, seufzte tief auf und lispelte: „Ach! ich mußte ja das Opfer werden des Gelübdes meiner Mutter, die mich schon in der Wiege lebenslanger Pönitenz geweiht, wie Du ja selbst weißt, Bruder."

„Ach, der lange Niklas, des Grafen Rüdenwärter, hat noch immer ein großes Herzeleid darüber, daß Du in's Kloster gegangen bist!"

Die arme Nonne seufzte noch tiefer auf.

„Er schaut seitdem keine Dirne mehr an, denn keine gefällt ihm so wohl als Du."

„Der gute Niklas! So denkt er noch an mich?"

„Was, denken? Er hat mir's schon oft vorgeheult und gewinselt, daß er ohne Dich nicht leben könne, und daß er Dich schon längst aus dem Kloster würde gestohlen haben, wenn es ihm nur möglich wäre."

Der Pförtnerin gingen die Augen über, und unwillkürlich rasselte sie mit dem Schlüsselbund, das an ihrer Seite hing.

„Jeden Abend und Morgen liegt der lange Niklas vor seinem Schutzpatron und fleht ihn an, seinem Leiden durch den Tod ein Ende zu machen, oder ihm einen wackern Gedanken einzugeben, wie er Deiner noch theilhaftig werden könne."

„Oh! oh! oh!" stöhnte tiefgerührt das arme Mädchen.

(Fortsetzung folgt.)

Der deutsche Komponist in Paris.

Meyerbeer hat allerdings von Paris aus seinen Opern Eingang zu allen Theatern gebahnt. Man weiß jedoch, welche Mittel und Wege ihm zu Gebote standen, oder vielmehr man weiß es noch nicht einmal recht. So viel ist gewiß, um in Paris nachhaltigen Erfolg darin zu haben, muß man sich gewissen Bedingungen fügen, die jetzt so ziemlich mit dem Erfolg auf allen übrigen Theatern eng zusammenhängen. Dies glänzende Beispiel hat nun aber so manchen jungen Komponisten, der von Paris und den dortigen Verhältnissen nicht das Geringste wußte, den Entschluß fassen lassen, auch hinzupilgern mit seinen Ideen im Kopfe, seine Noten im Ränzel und einigen Hundert-Sousstücken im Beutel. Er träumt von Beschützern, von der Zuvorkommenheit Scribe's oder St. Georges, die sogleich entzückt von seiner Ideen seyn und sich anbieten würden, jeden Vorschub zu leisten und mit Eifer den Stoff in das Französische zu übersetzen. Er ist der Meinung, man werde ihn, als einen Landsmann des großen Webers und Meyerbeers, sogleich mit offenen Armen empfangen, man schwärme ja für

Digitized by Google

deutsche Musik u. s. w. u. s. w. Aber welche Enttäuschung folgt bald diesen schönen Erwartungen. Er mußte die Kränkung erfahren, daß Scribe ihn nicht vorließ; er mußte mit Erstaunen sehen, daß St. Georges aus einer Menge von Folianten ihm einen herbei zu holen so gütig war, worin der von ihm als glücklich aufgefundene Stoff bereits für kommende Verlegenheit vorgemerkt war, jedoch mit dem Beisatze, daß nicht viel davon zu hoffen sey. Er begegnete, statt der offenen Arme in traulichen Zimmern, kalten Geschäftsleuten in glänzenden Bureaux, kurzen Abweisungen oder höflichen Versprechungen. So kam schon Mancher zurück, nachdem er in Paris Entbehrungen, Demüthigungen erfuhr und vermeinte Kabalen zu bekämpfen hatte, welche letztere jedoch nur selten Jemand von den daheim Mächtigen gegen den Fremden ohne irgend einen Einfluß anzuzetteln sich die Mühe gibt. Wohl Viele, die mit großen Projekten hingehen, werfen sich dort mit Eifer auf das Kleine und Leichte: sie geben Musikunterricht und beschäftigen sich mit den Arrangements beliebter Opernsachen und Tänze für die Musikhändler; Andere spielen in den Orchestern der Konzerte mit; und nur Wenige retten sich „mit dem Gott im Busen" auf heimischen Boden. Von einem dieser Letztern erzählt man sich, er habe seine Oper als unaufführbar von dem Direktor zurückerhalten, allein aus besonderer Rücksicht sey ihm „die Idee" für fünfhundert Franken abgekauft worden. Jetzt soll der junge deutsche Tonsetzer sein Werk auf einem unserer Theater zur Aufführung bringen, und fast zu gleicher Zeit werde das nach seiner Idee in Paris verfaßte Buch mit der Musik eines französischen Komponisten in Scene gehen. Dieser Fall ist fast umgekehrt derselbe von Lachner und Halevy. Wir wünschen jedoch unserm wackern deutschen Tonsetzer von Herzen ein besseres Glück als Hrn. Lachner, der leider das Halevysche Werk dem seinigen fast überall vorgezogen sieht. Ein ähnliches Schicksal als das hier der Wahrheit nach geschilderte hatte Hr. Richard Wagner, der schon vor mehren Jahren mit dem Plane umging, Scribe für ein von ihm verfaßtes Werk zu interessiren, damit es auf dem Theater der großen Oper zur Aufführung käme, und nach deßhalb mit ihm gepflogenem Briefwechsel selbst nach Paris ging, dort manches versuchte und nun — wahrscheinlich enttäuscht wie Viele — ins Vaterland zurückgekehrt ist. Von ihm wurde in diesen Tagen eine tragische Oper in fünf Akten „Rienzi", der letzte der Tribunen, in Dresden mit Beifall gegeben. (Lewald's Europa.)

Mannichfaltigkeiten.

Man schreibt dem Telegr. f. Deutschl. aus Berlin: „Clavigo ging am Schluß des letzten Monats glänzend über die Bühne. Es ist ein wahres Vergnügen, zu sehen, welche Andacht und Aufmerksamkeit das Berliner Publikum mit in's Schauspielhaus bringt; da ist nichts von dem ewigen Husten, Flüstern und Thürschlagen, das in manchen andern Theatern so störend für den Schauspieler und Zuschauer. — Seydelmann als Carlos war vortrefflich; man wirft ihm Absichtlichkeit vor, in jedem Rollenstudium aber ist Absicht; es bleibt immer zu bewundern, daß durch Studium so viel erreicht wird, und dies bei so wenig äußern Mitteln. Man sieht Seydelmann schon an der Bewegung des Mundes an, daß das Sprechen ihm schwer fällt; mit wie vieler Mühe mag er sich von der fehlerhaften Aussprache des S freigemacht haben, die doch noch dann und wann durchklingt."

Sehr sinnreich sagt Sternau in den Wiener Sonntagsblättern, angeregt durch die Lamartine'sche Apologie der Maschine: „Im Alterthume waren die Sklaven die Maschinen der Menschen, jetzt sind die Menschen die Sklaven der Maschinen. Wenn die Spinnmaschinen in England rasten, hungern Millionen. Zwischen der einfachen antiken Spindel der Andromache und dem Webstuhl Jaquard's, zwischen dem heißen Wasser, womit die alten Aegypter die Felsenmassen zum Baue der Pyramiden gesprengt haben sollen, und unsern Dampfmaschinen, zwischen den wachsgefügten Schwingen des Dädalus und dem Luftschlosse des Herrn Leinberger, zwischen der rohen römischen Wurfmaschine und der Mathematik unserer Kanonen à la Pairhans — liegt die Weltgeschichte. Die Geschichte der Maschinen ist die Geschichte der Menschheit, ein physikalisches Kabinet ist ihr Spiegel. Jede Maschine ist ein Stück verkörperten Verstandes, die Industrie die fleischgewordene Intelligenz. Die älteste Maschine ist die Welt. Planeten kreisen in gemessenen, Kometen stürmen in wilden Bahnen um Sonnen; ganze Sonnensysteme und Sternenheere durchschwingen nach ewigen Gesetzen jene Räume, deren Unermeßlichkeit zu denken das menschliche Gemüth zermalmt."

Gläserne Dachziegel werden in der Fabrik des Oberamtmanns Südow zu Steinbusch in der Mark Brandenburg verfertigt. Dieselben haben ganz die Form und die Größenverhältnisse der landüblichen Dachsteine; die Masse ist von grünem Glase, ungefähr $^1/_4$ Zoll dick, und sie haben statt der Nase ein Loch, womit sie auf einen auf die Dachplatte eingeschlagenen Nagel ohne Kopf aufgehängt werden. Der Zweck solcher Ziegel ist, die Räume unter den Ziegeldächern zu erhellen, ohne der kostspieligen und stets nachtheiligen Dachluken zu bedürfen, indem man sie überall auf Erfordern da anbringt, wo man Licht zu haben wünscht. Die Zweckmäßigkeit solcher Ziegel leuchtet von selbst ein, und sie werden aus Erfahrung als höchst praktisch empfohlen.

„Humor — sagt Hr. Feodor Wehl, der für den Berliner Figaro schreibt — Humor ist nicht Witz, nicht Laune, nicht Satyre, nicht Ironie, nicht Persiflage. Humor ist das Nießen der Schöpfung. Schöpfung ist der größte, der heiligste Ernst. Humor aber ist der Kitzel, der eintritt, wenn der Humor eine zu starke Prise aus der Dose der Allmacht genommen hat. Humor ist das Kichern der Weltgeschichte. — Die größten Humoristen sind Gott und Shakespeare ꝛc." Was soll man zu solchem Unsinne sagen? Berlin hat einmal seinen Humor für sich in Anspruch genommen; er ist bei gewissen Leuten ganz eigner Art. Aber die Nießwurz, welche solche Geistesverzerrungen erweckt, ist eine verkrüppelte Spielart des helleborus vom Oeta, in die Berliner Hasenhaide verpflanzt. (Teleg. f. D.)

Die Verfasser des Vaudevilles „la Grace de Dieu", in Deutschland als „neue Fanchon" bekannt, wollten die Aufführung der Oper von Donizetti „Linda von Chamounix" in Paris hintertreiben, weil sie darin ihr Stück erkennen und über Plagiat schreien.

Digitized by Google

Es iſt eine bekannte Sache, daß Frauenzimmer ihren Briefen ſtets eine Entſchuldigung am Fuße derſelben anfügen und zwar gewöhnlich: „In Eile", oder „verzeihen Sie die ſchlechte Schrift" und dergleichen. Jemand aber bekam dieſer Tage ein Schreiben, wo unter der Namens-Unterſchrift noch ſtehet: „In Zerſtreuung."

Im Augsburger Tagblatt lieſt man unter andern folgende Anzeige: Verlornes. Vergangenen Freitag verlor eine Brauersköchin aus der Vorſtadt ihre Unterhoſe auf dem Markt. Der redliche Finder wird erſucht, die Anzeige bei der Expedition dieſes Blattes zu machen.

Die Londoner Sun berichtet, daß in Neuſeeland eine neue Zeitung in der Sprache der Eingebornen erſchienen ſey. Sie führt den Titel „Te Kavere o Nai Tireni, na, te Rawana, Imea Kia taia;" die beiden erſten Nummern ſollen in England angekommen ſeyn, und mehrere Briefe von Eingebornen enthalten. (??)

In England thut es bekanntlich keine Geſellſchaft für irgend einen wohlthätigen, adminiſtrativen und anderen Zweck ohne ein jährliches großes Diner, wobei wacker geſchmaust wird. So berichtet die Times, daß die Verwaltung der Brücke von Stockton-upon-Wells vor kurzem ihr ſtatutengemäßes Diner abgehalten hat, deſſen Koſten ſich auf 99 Pfd. St. 8 Schill. beliefen. Die Netto-Jahreseinnahme des Brückenzolls beſagter Brücke aber betrug 68 Pfd. 3 Schill. — Defizit: 31 Pfd. 5 Schill., welches auf die Aktionäre vertheilt worden iſt.

(Das höchſte Compliment für eine Spanierin.) Die Damen von Sevilla namentlich beſitzen in hohem Grade das, was die Spanier la sal nennen. Es iſt dies ein Etwas, von dem ſich bei uns ſchwer eine Vorſtellung geben läßt, eine Miſchung nämlich von Sichgehenlaſſen und Lebhaftigkeit, von raſchen kecken Antworten und einem kindlich unbefangenen Weſen, eine eigenthümliche Grazie, mit einem Worte etwas Pikantes, das man auch an Frauen finden kann, die nichts weniger als ſchön ſind, und das man der Schönheit oft vorzieht. Deshalb ſagt man denn auch in Spanien zu einer Dame: „Wie geſalzen (pikant, salada) ſind Sie!" und das iſt das höchſte Compliment, das man einer Spanierin machen kann.

Wieder eine Zeitung — für den guten Ton! In Quedlinburg bei Schmaltz finden wir ein Journal — für den Pianoforte-Bau angekündigt.

(Frankfurt a. M.) Multa in minimo. In dem rivaliſirenden Treiben auf dem Gebiete der Oeffentlichkeit werden wir das Streben der Vervollkommnung in jeglichem Genre ſich in einer Weiſe ausſprechen ſehen, die ſowohl dem artiſtiſchen wie dem ſpekulativen Publikum unſeres Jahrhunderts zur höchſten Ehre gereicht. Nicht allein der Künſtler, ſondern auch der der Kunſt Verwandte hat Anſprüche auf unſere Anerkennung, oft ſogar auf unſere Verehrung, je nachdem er mehr oder minder vollkommen in ſeinem Fache vor uns erſcheint. Unter obigem Titel zeigt der rühmlich bekannte Debersky im Lokale des Ruſſiſchen Hofes eine in der That bewundernswürdige Ausſtellung der auf's kunſtvollſte ausgeführten mechaniſchen, von ihm ſelbſt verfertigten Gegenſtände. Die wahrhaft überraſchende Eleganz des Kabinettes, das in Zeltform mit dem feinſten Geſchmacke dekorirt iſt, iſt keineswegs die Hülle eines unwerthen Innern. Die einzelnen Gegenſtände zu beſprechen, müſſen wir hier unterlaſſen. Möge für Niemand eine ſo günſtige Gelegenheit vorübergehen, das intereſſante Kabinet, das ſeinem Erfinder und Verfertiger einen Ruf nach Berlin von Seiten des Königs von Preußen verſchafft hat, ſelbſt zu bewundern und verdientermaßen zu würdigen. Hr. Debersky iſt der Erſte und Einzige, der in dieſem Genre der Mechanik ſo Ausgezeichnetes geleiſtet hat.

Korreſpondenz.

Darmſtadt, 2. Dez.

Mad. Ducreſt, Sängerin, und Hr. Rhein, Pianiſt, gaben geſtern Abend im großen Saale des Darmſtädter Hofs vor einem zahlreichen und gewählten Kreiſe von Zuhörern ein Konzert, welches zu den beſſeren gehörte, welche wir im Laufe dieſes Herbſtes hier gehört haben. Beide Künſtler, beſonders Mad. Ducreſt, bewährten ihre vieljährige Bekanntſchaft mit der Muſe der Muſik, und es war erfreulich, zu ſehen, daß ihre Abſichten, wie ihre Leiſtungen die verdiente Anerkennung fanden. Von Seite des Hofes hatten JJ. HH. die Prinzen Emil und Alexander dieſes Konzert mit ihrer Gegenwart beehrt. Auch Se. Durchl. der Prinz Wittgenſtein und Se. Exc. der Hr. Staatsminiſter du Thil waren zugegen.

Von der Moſel, im Nov.

Nach der alten Weiſe aller Korreſpondenten von der Moſel will ich Ihnen nach beendigtem Herbſte auch einige Nachrichten über den gegenwärtigen Stand der Weinpreiſe mittheilen. Von firnen kann hier keine Rede ſeyn, da außer dem von 1841, der gar keinen Preis hat, weil keine Verkäufe darin vorkommen, faſt keine beſſeren Weine mehr in erſter Hand vorhanden ſind. Was nun den neuen Wein betrifft, der übrigens in Rückſicht auf die Qualität nach allen Anzeichen, wenn nicht über, doch gewiß neben den 34r geſtellt werden kann, ſo ſind auch die Preiſe deſſelben recht befriedigend zu nennen. In Einzelverkäufen wurde die Ohm bisher mit 15 — 25 Thlrn. bezahlt, und neulich wurde ein Fuder, das hier 6 Ohm ſtark iſt, Braunenberger für 260 Thlr., mittlere Sorten für 180 — 190 und geringere zu 100 — 130 Thlr. verkauft, Preiſe, die freilich im Stande wären, den Winzer aus ſeiner bedrängten Lage zu reißen, wenn nicht die vielen Mißjahre zwiſchen den wenigen ausgezeichneten lägen. Die Quantität betrug ungefähr drei Viertel eines vollen Herbſtes.

Auflöſung der Charade in Nro. 335.

Liebfrauenmilch.

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 6. Dez. Steffen Langer aus Glogau, oder: Der holländiſche Kamin, Originalluſtſpiel in 4 Abth., mit einem Vorſpiel: Der Kaiſer und der Seiler, in einem Akt, von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 337. Mittwoch, den 7. December 1842.

Die Papageien und die Sternenträger.

Novelle aus den Zeiten des Interregnums.

(Fortsetzung.)

„Sag' mir, Schwester, bist Du dem Fräulein Gieda zugethan?"

„Wenn gleich meine Mutter auch Alles haßt, was den Namen Mönchenstein führt, und sie auch mir schon mit der Muttermilch diesen Haß einzuflößen suchte, so kann ich doch nicht umhin, zu gestehen, daß ich das Fräulein liebe wie meine leibliche Schwester. Aber sag' mir, Bruder, ist denn der lange Niklas —"

„Wenn Du das Fräulein liebst, mußt Du mich zu ihr führen."

„Ach, wenn es nur ginge! aber die Domina ließe mich's schlimm büßen, wenn sie's erführe. Glaubst Du, daß der lange Niklas —"

„Des Fräuleins und des Ritter Eglin's Leben, ja Beider ewiges Seelenheil steht auf dem Spiel."

„Wenn nur der lange Niklas ein Mal —"

„Bei der herzinnigen unvergänglichen Liebe des langen Niklas, mache mich nicht toll! Willst Du mich zu dem Fräulein führen oder nicht?"

Die sonst getreue Pfortenwächterin hatte die zärtliche Erinnerung an den noch immer geliebten langen Niklas ganz wirbelicht gemacht. „Zu dem Fräulein führen?" versetzte sie nachdenkend, „nein, das geht nicht; denn das Fräulein Ottilia von Gransee wohnt mit ihr in demselben Gemach; aber ich will versuchen, ob ich sie unbemerkt in mein Pfortenstüblein führen kann. Die Domina ist jetzt mit den Schwestern erster Samenung im Chor, und spricht mit ihnen das kleine Amt der heiligen Jungfrau; die Schwestern der Samenung von St. Martha beten im Refectorium ihren Rosenkranz, und unter den Schwestern vom heiligen Lazarus darf ich keine Verrätherin fürchten, da sie öfter meine Nachsicht nöthig haben. — Ja, es wird gehen. Tritt herein, Bruder, in mein Stüblein, und halte Dich ruhig, bis ich wiederkehre."

Lux that, wie ihm geheißen, und nicht lange dauerte es, so kehrte Schwester Veronica mit Fräulein Gieda zurück. Was indessen in dem Pfortenstüblein verhandelt wurde, welche Botschaft der Kundschafter dem Fräulein vom Ritter Eglin gebracht, und welche Antwort er entgegen genommen, darüber hat kein Chronist verzeichnet, und wir können nur aus den bald darauf folgenden Thatsachen des Gespräches Inhalt muthmaßen. Erst nach einiger Weile, als bereits der Chorus der Nonnen das Ende des kleinen Amtes der heiligen Jungfrau verkündete, trat Lux aus der Klosterpforte wieder heraus.

„Das Fräulein ist eine Thörin," raunte er scheidend seiner Schwester zu; „doch will sie nicht gütiglich das Kloster verlassen und dem Ritter auf seine Burg folgen als seine Gemahlin, so werden wir sie gewaltsam entführen."

„Ach! ihr werdet doch keine solche Todsünde begehen?" flüsterte Schwester Veronica erschrocken, die es fast zu bereuen schien, dem verwegenen Bruder Gehör gegeben zu haben. „Ist gleich das Fräulein keine Schwester des Ordens," warnte sie, „so steht sie doch unter dem Schutz des Klosters, und ein solches Sacrilegium würde zeitliches und ewiges Verderben über euch bringen."

„Nun, und wenn der lange Niklas mit uns käme, würdest Du ihm nicht folgen, trotz zeitlichen und ewigen Verderbens?" fragte Lux mit tückischem Lächeln.

„Ach! ach!" schrie die Nonne laut auf, in einen Winkel des Vorhauses deutend, und schnell flog die Pforte vor dem Kundschafter zu.

Lux sah sich bestürzten Blickes um, und sah in einer dunkeln Ecke auf einer der niedern Bänke einen Mann kauern, in dem er augenblicklich den lahmen Gülermichel erkannte, der ihn vor kurzem vor die Schranken des Kohlenberges gebracht. Seine Hand fuhr rasch unter das Pilgergewand an den Griff des darunter verborgenen Dolches, denn er argwöhnte, von dem Bettler belauscht worden zu seyn.

„Armer Mann! lahmer Mann! bitt' um eine kleine Gab!" erhob Gülermichel mit der einfältigsten und unbefangensten Miene seine gewöhnliche Bettlerlitanei.

Lux prüfte ihn mit einem durchbohrenden Blick, doch da ihn Michel Trittherfür dumm und verwundert anglotzte und sein klägliches Sprüchlein gleichmüthig wiederholte, so glaubte der Verkappte Nichts von ihm fürchten zu dürfen, und zog deshalb, statt der mörderischen Klinge, eine kleine Kupfermünze hervor, welche er in den dargereichten Hut des Bettlers gleiten ließ, und dann ungesäumten Schrittes den Vorbau verließ.

Gülermichel blieb eine kleine Weile ruhig an seinem Platz, bis die Fußtritte des Pilgers nicht mehr zu hören waren, dann schielte er nach dem Schieber an der Pforte, und als er denselben verschlossen sah, kroch er behutsam nach dem Ausgang hin und schaute dem Davoneilenden mit pfiffiger Miene nach,

Digitized by Google

bis die Krümmung des mit Gebüsch bewachsenen Weges ihn seinen Blicken entzog.

„Wenn das nicht der Aargauer Lux ist, so will ich ein ehrloser Bastard seyn!“ murmelte der Bettler in sich hinein. Ich hätt' ihn nimmer erkannt unter der Verkappung, aber solche Augen, solchen Blick hat nur Einer, und das ist Lux. Und auch seine Stimme war's, als er mit der Schwester Pförtnerin sprach. Er that sehr vertraut mit ihr und sprach so absonderlich verdächtige Worte. — Holla! da geht was vor! Dem Kloster, vielleicht selbst der Stadt, droht irgend Gefahr. — Stracks will ich mich aufmachen zu meinem Bruder Jörg, und ihm's verrathen, daß sich die krummbeinige Bestie abermals innerhalb der Bannmeile unserer Stadt herumtreibt und arge Ränke spinnt. Jörg ist Rüdenjunge bei'm gestrengen Landvogt, und wird sich nicht übel bei ihm einkalfatern, wenn er ihm den Ausreißer wieder schafft; mir aber kann's ein gutes Trankgeld eintragen, wenn Jörg ehrlich theilt, und ich noch kann dazu dem Aargauer für die Beulen, die er mir schlug, einen erklecklichen Possen spielen. Hoho! da geht er ja gerade nach dem Mönchenstein, wie 'ne Maus in die Falle, — flugs will ich mich da der Stadt zu wenden und in die Lärmtrompete stoßen.“ Also sprechend, kehrte der Bettler dem Kloster den Rücken zu und stelzte eilig in die Stadt nach dem Hause Schalers von Benken.

(Fortsetzung folgt.)

Wie und durch wen starb Theodor Körner den Heldentod?

(Erinnerungen an die Feldzüge in den Jahren 1813 — 15.)

Es möchte wohl Jedem, der Antheil an dem Schicksal des für die Befreiung seines Vaterlandes begeisterten Helden und Sängers Theodor Körner genommen und noch nimmt, gewiß sehr interessant seyn, zu erfahren, daß es ein Deutscher, und zwar ein dermaliger Rheinpreuße gewesen ist, welcher ihn und sein Pferd zwischen Gadenbusch und Schwerin am 29. August 1813 erschossen hat.

Der würdige, alles Zutrauen verdienende evangelische Schullehrer Schönborn zu Dhaun, Kreis Kreuznach, erzählte die Begebenheit dem Einsender dieses, wie folgt:

„Es war am 29. August 1813, als eine französische Militär-Abtheilung, bestehend aus neunzig Grenadieren und Musketieren des 105. französischen Linien-Infanterie-Regiments, unter dem Befehle eines Lieutenants, einen Transport Lebensmittel, Zwieback, Branntwein u. s. w., auf achtzig Wagen geladen, von Gadenbusch nach Schwerin führen sollte, wo die Armee des Marschalls Davoust stand. Den Wagen ging eine Avantgarde voraus, und hinter denselben folgte eine Abtheilung Arriergarde von einem Unteroffizier und zehn Mann. Zu dieser Arriergarde gehörte der Musketier Franz, jetzt Ackerer zu Bibern, Kreis Simmern, und ich, damals Grenadier in dem Regimente. Der Lieutenant, im Rücken der Armee keine Gefahr ahnend, hatte die übrigen Mannschaften bei die Wagen, auf welchen die Soldaten mehrentheils schlafend lagen, vertheilt und keine Seitenpatrouillen ausgesandt. Die Straße, worauf sich die Wagen fortbewegten, ging durch einen Wald; rechter Hand war ein geschlossener Fichtenwald und linker Hand ein Gebüsch von kleinen gemischten Holzgattungen. Als die Arriergarde eben den Saum des Waldes zum Eintreten in denselben erreicht hatte, stürzten aus dem Fichtenwalde preußische schwarze Jäger zu Pferd auf dieselbe, welche in den Wald sprang und ein Tirailleurfeuer eröffnete. Ein Offizier der Jäger hieb auf den Musketier Franz ein, der von Jugend auf mit dem Gewehr recht gut umzugehen wußte. Er bog dem Hiebe aus, ließ sich in den Straßengraben fallen, schlug an und gab Feuer. Das Pferd des Offiziers fiel sogleich zusammen und er selbst, ebenfalls getroffen, herunter. Während der Zeit hatten die schwarzen Jäger, weil die Franzosen die Flucht in das Gebüsch ergriffen, das Convoi weggenommen. Wir machten uns nun auch davon, sahen aber noch deutlich, wie der blutende Offizier von seinen Kameraden weggetragen wurde. Aufmerksam bin ich auf den Gegenstand geworden durch die Lebensgeschichte des Theodor Körner, die ich während meiner jetzigen Beinkrankheit, durch welche ich bereits seit einigen Monaten das Bett hüten muß, gelesen habe. Ich fand, daß sein darin beschriebener Tod mit Demjenigen, was ich als Augenzeuge dabei gesehen und erfahren, ganz übereinstimmte. Nur ist in derselben angegeben, das Commando sey zwei Kompagnien stark gewesen, welcher Irrthum wohl daher kommen mag, daß es zur Hälfte aus Grenadieren und zur Hälfte aus Musketieren zusammengesetzt war, wodurch die Jäger leicht schließen konnten, es bestände aus zwei verschiedenen Compagnien.“

Es geht aus dieser, vor einigen Tagen wörtlich aufgenommenen Erzählung klar hervor, daß Theodor Körner nicht von der Hand eines Franzosen, sondern von der eines Deutschen, welcher leider die Waffen, durch den mächtigen Dictator gezwungen, damals gegen sein jetziges wahres Vaterland tragen mußte, fiel.

Martinstein, Kreis Kreuznach, den 1. Dec. 1842.

Storck, Premier-Lieutenant a. D.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Musik und wieder Musik! — Es steht zu erwarten, daß sich bald Alles in lauter Einklang und Harmonie verwandele, und daß jeder Mißlaut verschwinden wird. Das jüngste Museum brachte Mendelssohn's Ouverture zur schönen Melusine, ein edles, herrliches Tonstück, und Beethovens Concert aus Es-dur für das Pianoforte, würdig vorgetragen von Ferd. Hiller; H. W. Ernst spielte zwei seiner glänzenden Concertpiecen, schloß sich somit den Reihen jener Virtuosen an, welche der Verschönerung der Museumsabende ihre Talente widmeten, und erntete rauschenden Beifall. Auch die Composition eines jungen Tonkünstlers und Schülers von Aloys Schmidt, des Hrn. Steinkühler, wurde executirt und freundlich aufgenommen. Derselbe hat die Loreley-Romanze von Seidler für eine Sopran-Stimme mit obligater Clarinette und Cello-Begleitung nebst Pianoforte bearbeitet, und seine Composition wurde durch Dem. Capitän und die Herren Mehner und B. sehr gelungen vorgetragen. Die Ausführung und Behandlung der Piece zeugen von fleißigem Studium und rühmlichem Streben. Die Begleitung der beiden Instrumente ist effektvoll, wenn auch das beständige Zusammenwirken derselben mit der Singstimme die letztere etwas beeinträchtigt. Das Ganze hat schöne und gelungene Momente, und

Digitized by Google

berechtigt zu erfreulichen Erwartungen von dieſem jungen, in guter Schule gebildeten Künſtler. — Eine am 3. d. zum Beſten der Mozart-Stiftung von Hrn. H. W. Ernſt veranſtaltete Soirée erwarb dieſem Virtuoſen nicht nur gerechten Anſpruch auf den Dank des genannten Inſtitutes und der Freunde deſſelben, ſondern bereitete auch ſchöne Kunſtgenüſſe, ſowohl durch die Auswahl klaſſiſcher Tonwerke, die hier zur Ausführung kamen, wie auch durch das Zuſammenwirken von anerkannten Künſtlern, der Herren H. W. Ernſt, Ferd. Hiller, H. Wolff, Kapellmeiſter Guhr, Eliaſon und Ripfel. Wir dürfen demnach dieſe Soirée in doppelter Beziehung als eine ausgezeichnete und willkommene bezeichnen. Dem Veranſtalter derſelben iſt die ehrenvolle Einladung von Sr. Durchlaucht dem Herzog von Naſſau zugegangen, in einer Soirée am 4. d. M. bei Hof zu ſpielen, und am 5. d. M. wird er in Wiesbaden bei einem Conzerte mitwirken, deſſen Ertrag für milde Zwecke beſtimmt iſt. Auch in Darmſtadt erwartet man den Virtuoſen, worauf er ſich nach Caſſel und Bremen, und von da nach den Hauptſtädten des Nordens begeben wird.

Im Dresdner Anzeiger vom 3. Febr. lieſt man eine Bekanntmachung, in welcher die Familie Dornauer aus Tyrol ihre berühmten Hühneraugenpfläſterchen nicht blos dem gewöhnlichen hochzuverehrendſten Publikum, ſondern inſonderheit auch „dem hohen Adel Dresdens und der Umgegend" anempfiehlt. Ueber dieſe Bekanntmachung äußert ſich nun ein Adeliger wie folgt: Die Trennung des hohen Adels in dieſer Bekanntmachung von dem übrigen hochzuverehrenden Publikum kann nicht befremden. Denn jeder vernünftige und gebildete Zeitgenoſſe wird in Sachſen die Kluft gebührend anerkennen, welche die Natur zwiſchen den hohen Adel und das übrige Publikum gelegt hat. Der verderbliche Zeitgeiſt hat ſchon manche ehrwürdige Schranke niedergeriſſen. Er wird aber niemals ſo weit ausarten, den hohen Adel zu dem hochzuverehrendſten Publikum und dieſes zu dem hohen Adel zu rechnen, eben ſo wenig, als es ihm je gelingen wird, das einzige untrügliche Unterſcheidungszeichen zwiſchen Menſchen beſſerer und ſchlechterer Geburt, welches wir in den claſſiſchen Bezeichnungen „Hochgeboren, Hochwohlgeboren, Wohlgeboren, Hochedelgeboren und ſonſt geboren" finden — auszurotten. — In ſoweit müſſen wir alſo der ausdrücklichen Trennung des hohen Adels von dem übrigen hochzuverehrenden Publikum aus vollſter Ueberzeugung beipflichten.

Tief verletzt müſſen wir uns aber fühlen, wenn beſagte Familie Dornauer es wagt, ihre Hühneraugenpfläſterchen ganz beſonders auch dem hohen Adel zu empfehlen. Es erſcheint dies als eine Rückſichtsloſigkeit, welche der ernſteſten Rüge bedarf. Wenn den Bauer oder den Bürger bei Ausübung ſeiner Berufsgeſchäfte bisweilen der Schuh drückt und in Folge deſſen an der gedrückten Stelle ein Hühnerauge entſteht, ſo iſt dies ganz in der Ordnung und der Gedrückte mag immerhin ein Dornauer'ſches Hühneraugenpfläſterchen auflegen, um die Schmerzen wenigſtens an dieſer Stelle los zu werden. Unerhört bleibt es aber, dem hohen Adel Dresdens und der Umgegend zuzutrauen, daß er an Hühneraugen leiden könne. Die Hühneraugen werden dem Menſchen nicht, wie andere Gebrechen, angeboren, ſondern ſind alle Mal die Folgen eines drückenden Schuhes. Nur der gemüthlichen Einfalt eines Tyrolers kann es zu gute gerechnet werden, wenn er nicht weiß, daß die ganze Erziehung des hohen Adels und ſeine Stellung im bürgerlichen Leben von ſolcher Beſchaffenheit iſt, daß ihn der Schuh nicht drücken, derſelbe auch nie Hühneraugen bekommen kann. Letztere gehören vielmehr zu den vorzubehaltenden Laſten des hochzuverehrenden Publikums. — Dies wird genügen, um jeden Unbefangenen von der Unſchicklichkeit jener Bekanntmachung im Dresdner Anzeiger hinlänglich zu überzeugen, und wir haben nur noch unſere Verwunderung über die Freiſinnigkeit der Cenſur, welche dergleichen Ungehörigkeiten paſſiren läßt, zu erkennen zu geben. (Henneb. Kreisbl.)

(Dresden, 25. Nov.) Auch bei uns bereitet ſich ein Advokaten-Verein vor. Ein proviſoriſches Comité von zehn Mitgliedern des hieſigen ſehr zahlreichen Advokatenſtandes beſchäftigt ſich mit der Ausarbeitung der bis auf Weiteres zur Norm anzunehmenden Statuten und mit den ſonſtigen Vorarbeiten. Zu den Maßregeln des Vereins zählt man vorzugsweiſe die Einſetzung eines unter Autorität der Staatsbehörden wirkenden, aus dem Vereine hervorgehenden Disciplinargerichts, wie es Paris und London haben. Ein anderes Zeichen ſeiner Wirkſamkeit wird der Verein durch eine Eingabe an den Landtag für Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Strafverfahren geben. Man glaubt, es werden die Advokaten außerhalb Dresdens ihre Theilnahme an dem Verein durch Bildung von Zweigvereinen bethätigen.

(München, 2. Dec.) Geſtern wurde Kapellmeiſter Röder's, in unſern Blättern bereits rühmlichſt beſprochene neue Oper „die Schweden in Prag" bei vollem Hauſe zum zweiten Male und mit nicht geringerem Beifalle, als bei der erſten Aufführung gegeben. Der Compoſiteur und die Mitwirkenden der Hauptpartieen wurden am Schluſſe ſtürmiſch gerufen.

(So muntert man Talente auf!) Hypolite Violeau ernährte kümmerlich ſeine Mutter und Schweſter. Da erregten Gedichte von ihm ein ſolches Aufſehen in der Bretagne, daß der Munizipalrath von Breſt ihm eine Anzahl werthvoller Bücher, zwiſchen die eine Geldrolle mit 1000 Francs gelegt war, zum Geſchenk machte und ihm das erſte erledigte Amt in ſeiner Vaterſtadt Breſt, das ſich für ihn eigne, zu übergeben verſprach.

Man lieſ't im Nürnb. Korreſp.: Unter den gediegenen literariſchen Erſcheinungen der jüngſten Zeit nimmt das „Taſchenbuch der neueſten Geſchichte (Geſchichte des Jahres 1841)", von Dr. Guſtav Bacherer (Darmſtadt bei Leske), eine ehrenvolle Stelle ein. Dieſes Buch iſt der erſte Jahrgang einer neuen Folge des Taſchenbuches der neueſten Geſchichte von Dr. G. Bacherer, und vorzugsweiſe beſtimmt, „das in geſchichtlicher Entwicklung fortſchreitende Staats- und Volksleben des deutſchen Vaterlandes ausführlich wiederzuſpiegeln." In unabhängiger, patriotiſcher Geſinnung, ein ernſter Beobachter der Ereigniſſe im Staats- und Volksleben, ein gründlicher Forſcher nach den Urſachen derſelben, hat Dr. Bacherer die ſich geſtellte Aufgabe vollkommen gelöſ't, und auch die Geſchichte des Auslandes nach ihren beſtimmenden Hauptmomenten dargeſtellt. Wir zweifeln nicht daran, daß dies Taſchenbuch — das überdies mit vier Porträts geſchmückt und in Druck und Papier von dem Verleger vortrefflich ausgeſtattet iſt — ſich der beſten Aufnahme zu erfreuen haben wird.

Digitized by Google

(München, 3. Dez.) Ein neues vieraktiges Drama von Fr. Löhle, betitelt Angelina, nach einer Novelle von Meinert, ging gestern zum Erstenmal über unsere Bühne und wurde beifällig aufgenommen. Rasche Handlung, Spannung des Interesses und lobenswerthes Streben nach Charakterzeichnung lassen die Fortschritte des Verfassers in der Behandlung dramatischer Stoffe nicht verkennen. Er wurde am Schlusse des Stückes mit den Darstellern der Hauptrollen (Dem. Denker, Hr. Schenk, Heigel und Dahn) gerufen. (Münchn. Z.)

Fanny Elsler und der Direktor der großen Oper zu Paris sind ausgesöhnt; Leon Pillet erläßt der berühmten Tänzerin den Schadenersatz von 60,000 Frcs., die sie wegen Nichterfüllung des früheren Contracts schuldet; dafür muß sie aber zwei Monate zum Besten des Pensionsfonds der großen Oper gratis tanzen.

In der medizinischen und chirurgischen Societät zu London wurde kürzlich der Bericht eines Dr. Topham verlesen, welcher einem 42jährigen Arbeiter das Bein abgenommen hatte, während dieser im magnetischen Schlafe lag. Derselbe verspürte dabei nicht den geringsten Schmerz und erfuhr erst nach dem Erwachen, was vorgegangen war.

Korrespondenz.

Aschaffenburg, 29. Nov.

Es dürfte an der Zeit seyn, auch einmal in Ihrem vielgelesenen Blatte etwas über unsere Liedertafel zu sagen, die uns schon manchen musikalischen Genuß bereitet hat. Das Bedürfniß nach einem solchen Verein hatte sich längst hier ausgesprochen, aber stets war es mißlungen, ein dauerndes Zusammenwirken der hiesigen musikalischen Kräfte zu Stande zu bringen, bis sich vor drei Jahren eine Anzahl von Freunden des Gesanges vereinigte, um die Liedertafel zu gründen, die neben einer heitern harmlosen Geselligkeit sich die Belebung der Musik im Allgemeinen und vorzugsweise des Männergesanges zum Zweck gestellt hatte. Unter der umsichtigen und talentvollen Leitung des Hrn. Musikdirektors Brand ist es dem Eifer der activen Mitglieder gelungen, uns manches tüchtiges musikalisches Werk vorzuführen; wir rechnen darunter besonders einige größere Konzerte zu wohlthätigen Zwecken im hiesigen Theatergebäude, dann eine Aufführung der unsterblichen Haydn'schen „Sieben Worte am Kreuze" am vorl. stenen Charfreitage, welche gemeinschaftlich mit dem Damen-Sangvereine und dem Instrumental-Vereine gegeben wurden, welche ebenfalls unter der Leitung des Hrn. Brand bestehen. Außerdem fanden häufige Productionen statt, die während des Sommers bei günstiger Witterung im Freien in unserer, an Naturschönheiten so reichen Gegend (zuweilen auch mit Wasserpartieen verbunden), im Winter in den Localen hiesiger Gasthöfe vor den zuhörenden Mitgliedern ausgeführt wurden. Auch an dem diesjährigen Musikfeste zu Mainz hatte die hiesige Liedertafel, auf an sie ergangene Einladung, Antheil genommen, und die activen Mitglieder erinnern sich mit wahrem Vergnügen der gastfreundlichen und herzlichen Aufnahme, die ihnen in Mainz geworden war. — Am Cäcilientage feierte unsere Liedertafel ihr Stiftungsfest durch ein gemeinschaftliches Abendessen sämmtlicher activen und vieler zuhörenden Mitglieder im Baierischen Hofe. Während des Mahles erklangen Tafellieder heiterer und ernster Art, und die allgemein herrschende frohe Stimmung lieferte den Beweis, daß die vielen Opfer an Zeit und Mühe von Seiten des Hrn. Musikdirektors Brand nicht ohne die verdiente Anerkennung blieben, die ein hochstehendes zuhörendes Mitglied der Liedertafel in seinem Toaste dabei auch ausgesprochen hat. — Möge Einigkeit und gleicher Eifer, wie bisher, den schönen Verein erhalten, und sein wackerer Dirigent dadurch den Lohn seines anspruchslosen Wirkens finden. D. D.

Darmstadt, 27. Nov.

Zu Bensheim wurde kürzlich ein schönes Fest gefeiert. Die Ortsvorstände des Kreises dieses Namens wollten nämlich die Epoche der 25jährigen Dienstzeit ihres verehrten Kreisrathes nicht vorübergehen lassen, ohne ihm ein Merkmal ihrer Hochachtung und Ergebenheit dargebracht zu haben. Man hatte den 12. Nov., seinen Geburtstag, hierzu ausersehen. An diesem Tage waren sämmtliche Ortsvorstände des Kreises in Bensheim zu einem Festessen versammelt, bei welchem aus einem dem Jubilar verehrten schweren silbernen Pokal auf seine Gesundheit getrunken wurde. Derselbe trägt die Inschrift: „Dem vieljährigen segensreichen Wirken des großh. hess. Kreisraths Joseph v. Rüding als Anerkennung gewidmet von den Ortsvorständen des Kreises Bensheim", und ist aus dem Atelier der hiesigen Gold- und Silberarbeiter J. Körnlein und Sohn hervorgegangen. Geschmückt mit Guirlanden und Figuren, unter denen Ceres und Themis wohl angebracht sind, hat der schöne Pokal (er kostet nahe an 400 fl.) einen um so größeren Kunstwerth, als alle darauf angebrachte erhabene Arbeit ciselirt ist und dadurch an Feinheit und Eleganz bedeutend gewonnen hat. — Aus gleicher Veranlassung verehrten die Mitglieder der großh. Steuercontrole ihrem Chef, dem großh. Oberfinanzrath Görz, am 12. v. M. einen Pokal unter Beifügung einer Adresse, welche die Geber wie den Empfänger ehrt. Se. Exc. der großh. Finanzminister v. Kopp bewilligte nicht nur die Annahme des Ehrengeschenks mit großer Zuvorkommenheit, sondern benutzte auch diesen Anlaß, dem Beschenkten seine persönliche Theilnahme in den verbindlichsten Ausdrücken zu bezeigen. — In der Kanzlei der großh. Oberforstdirektion sieht man jetzt eine für unsere Stadt naturhistorische Merkwürdigkeit, nämlich eine bis zur schönsten Frucht entwickelte Baumwollenstaude, welche durch die sorgsame Pflege des großh. Botenmeisters Harteneck so weit gediehen ist. Kenner und Liebhaber der Pflanzenkunde widmen ihr um so mehr Aufmerksamkeit, als, ihrer Versicherung zufolge, alle bisher hier gemachten Versuche, die Baumwollenstaude bis zu dem letzten Grade der Entwickelung zu bringen, erfolglos geblieben seyen.

Charade
(Dreisylbig.)

Das Erste bereiten Insekten mit Mühe,
Geschäftig am Abend, in dämmernder Frühe;
Die Zweite blüht lustig auf Fluren und Auen,
In bläulichen Dolden gar lieblich zu schauen;
Wie Vieles am Tisch, in der Kleidung entbehrt
Die Wirthschaft, wenn dies nicht dem Leben gehört!
Das Dritte bestimmt uns die Länge der Zimmer,
Oft bunt oder einfach, bemalet fast immer;
Das Ganze beleidet oft Tisch' und umgiebt
Hier Hüte, dort Zimmer, wie's Jedem beliebt.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 7. Dez. Konzert der jungen italienischen Violinspielerinnen Dem. Therese und Marie Milanollo. — Vorher geht: Erste Liebelei und erste Liebe, Lustspiel in 1 Akt, nach Scribe von Th. Hell. — Abonnement suspendu.

Redaktion: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 338. Donnerstag, den 8. December 1842.

Die Papageien und die Sternenträger.

Novelle aus den Zeiten des Interregnums.

(Fortsetzung.)

VII.

Auf einem Bergstoß der weitausreichenden Aeste des Jura erhob sich der Mönchenstein auf steilem isolirten Felsen, und hatte, gegen andere Schlösser der Umgegend, eine niedrige, obgleich nicht weniger feste Lage. Zwei tiefe Gräben, von Natur und nachhelfender Kunst gebildet, zogen sich zu beiden Seiten des Schlosses bis zum dazu gehörenden Dorf herab. Das Schloß bildete ein langes Gebäude, an welchem zwei runde Thürme, als Vertheidigungslagen, angebracht waren; der große Hofraum gegen Basel, um welchen eine Mauer von beträchtlicher Dicke sich zog, hieß der Greiner; und auf der entgegengesetzten Seite waren neben dem abschüssigen Felsen zwei Zwinger angebracht, über welchen ein Vorgebäude errichtet stand. Eine lange Treppe führte aus dem Dorf aufwärts in das Schloß, längs welcher von unten bis zum obern Eingang eine gezahnte Streitmauer sich hinzog, so daß das Ganze von außen einen imposanten Anblick gewährte. Aus den Fenstern der Burg genoß man einer reizenden Aussicht; das ganze untere Birsthal mit seinen herrlichen Umgebungen und selbst ein Theil der Fluren von Basel bot sich von dort aus dem Auge dar. Am westlichen Fuße des Burgfelsens, auf einer kleinen Anhöhe über dem Birsfluß lag das ebenfalls mit Mauern umgebene und mit zwei Thürmen wohlverwahrte Dorf.

Lur Daz hatte unangefochten den Fuß des Felsens erreicht, auf dem die Bollwerke des Mönchensteins lagen; gedankenvoll sah er zu ihnen empor, denn es war kein kleines Wagstück für ihn, sich in eine Burg zu begeben, wo ein ihm feindlich gesinnter Ritter hauste, den er sammt seinem Geschlecht von früher Jugend auf zu hassen gelernt hatte. Selbst der anscheinend freundliche Antheil, den er seit kurzem an dem Fräulein Gieda von Mönchenstein nahm, entsprang allein aus dem Bestreben, in ihrem Geliebten, dem Ritter Eglin von Eptingen, seinem Grafen einen bedeutsamen Bundesgenossen unter der Ritterschaft des Sisgaues zu erwerben und zu erhalten; schlau und gewandt hatte er diesen bereits zu dem Entschluß gewaltsamer Maßregeln zu bereden gewußt, um ihn mit dem bischöflichen Stuhl und den Papageien unwiderruflich zu entzweien, und ihn zu nöthigen, sich fürder fester und inniger an Rudolph von Habsburg anzuschließen.

Lur Daz bebte vor keiner Gefahr zurück, wenn es seinem Herrn und dessen Verbündeten einen Dienst galt. So war es auch jetzt seine Aufgabe, auf den fehdegerüsteten Mönchenstein zu dringen, seine Stärke und Schwäche auszuspähen und dem gefangenen Ritter Gottfried von Eptingen Kunde seiner baldigen Befreiung zu bringen, damit der alte Ritter dem Feinde keine voreiligen Zugeständnisse mache.

„Ist der fromme und ehrenhafte Herr Stadtschultheiß von Basel, Ritter Hug von Mönchenstein, daheim?“ fragte Lur in demüthig bescheidenem Ton einen der Thorwächter, als er den Eingang der Burg erreicht hatte.

„Der gestrenge Ritter ist über Land,“ war die rauhe, kurz abfertigende Antwort.

„Recht erwünscht,“ murmelte der Kundschafter in den Bart. „So giebt mir wohl die ehrsame Burgfrau ein willig Gehör,“ wandte er sich weiter an den Knecht. „Ich komme aus dem heiligen Lande, und bringe Botschaft vom Ritter Sigismund von Mönchenstein.“

„Da werdet Ihr willkommen seyn, wenn Eure Botschaft wohl lautet,“ entgegnete Walther, ein herzutretender Knappe. „Wartet ein wenig, ich will Euch anmelden.“

Nach wenigen Minuten kehrte der Knappe eilig wieder.

„Die Burgfrau erwartet Euch, Pilgrim.“

Lur folgte dem Führer über den Greiner, der von Reisigen und Fußknechten, die sich in den Waffen übten, wimmelte; sie traten in das Herrenhaus, stiegen eine breite steinerne Stiege hinan und erreichten ein Vorgemach, in welchem Walther vor einer starken, mit Schnitzwerk verzierten Thüre anhielt und seinem Begleiter andeutete, durch dieselbe einzutreten.

Lur trat in ein reichverziertes Gemach, und fand eine vom Scheitel bis zu den Fußspitzen in schwarzes Gewand gehüllte ältliche Dame mittler Größe und von vornehmem Anstand. Sie saß auf einem kostbaren Sessel und empfing den Eintretenden mit einem forschenden Blick. Der Ausdruck ihres Gesichts war düster und menschenfeindlich, und es war schwer zu entscheiden, ob starrer Hochmuth oder lauernde, stets zum Ausbruch bereite Bosheit darin vorherrsche.

„Gottes und seiner Heiligen Schutz und Segen über Euch und die Eurigen, gestrenge sehr ehrenhafte Frau,“ grüßte Lur mit fromm verdrehten Augen die Dame Sibylla von Mönchenstein.

Digitized by Google

Sie neigte ein wenig das Haupt, und ein leises bitteres Lächeln flog bei diesem Gruß über ihre ernsterstarrten Züge.

„Ihr kommt aus dem heiligen Lande und bringt mir Nachricht von meinem Sohne Sigismund; aber Eure Mienen verkünden mir keinen Boten der Freude."

„So ist's, gestrenge Frau. Wie schmerzt es mich, Euch ein Bote des Unglücks seyn zu müssen," erwiederte, seiner Rolle getreu, der Kundschafter mit betrübter Miene.

Im Antlitz der Frau von Mönchenstein kämpfte es, als wollte der Mutterschmerz die Oberhand gewinnen.

„Verkündet mir immerhin, was Ihr wißt, Pilger, und wär's das Schlimmste," erwiederte sie gefaßt nach einiger Pause; „ich bin schon lange des Rabengesanges gewohnt. Ist auch dieser, mein letzter Sohn, unter den Todten?"

Lux seufzte und zuckte die Achseln.

„Nun, Rabe, warum krächzest du nicht ein vernehmlich Ja?"

„Es ist leider so, wie Ihr gesagt, gestrenge Frau und unglückliche Mutter."

„Ha! so ging der Fluch der verhaßten Dirne in Erfüllung, und ich muß meine Söhne alle in das Grab sinken sehen," murmelte die Dame dumpf in sich hinein; aber nicht der Schmerz einer unglücklichen Mutter, sondern nur der ohnmächtige Grimm eines stolzen Weibes gegen das Schicksal brannte in ihren Augen. „Wie und wo starb er?" fragte sie, sich den Anschein starrer Resignation gebend.

(Fortsetzung folgt.)

Haardt, in der Pfalz.

Zu den classischen Stellen unseres Vaterlandes gehören unstreitig die Rheingegenden, und unter diesen hat sich wiederum die Bergstraße eines wohlverdienten Rufes zu erfreuen, so daß nicht leicht ein Rheinreisender es versäumen wird, dieselbe zu besuchen. Dagegen ist das auf dem linken Rheinufer der Bergstraße parallel ziehende Haardtgebirge bisher wenig beachtet worden, obgleich dasselbe, nach dem Urtheile unbefangener Richter, der Schönheiten nicht weniger darbietet, als die Bergstraße, ja an Menge von interessanten und historisch-merkwürdigen Punkten dieselbe noch übertrifft. Unter allen diesen wollen wir jetzt nur des in der Nähe von Neustadt gelegenen Dorfes Haardt erwähnen, welches sich einer Lage erfreut, wie an dem ganzen Gebirge keine ähnliche gefunden werden dürfte. Dem von dem Rheinufer Kommenden glänzt es schon aus weiter Ferne freundlich entgegen. Wie ein breiter Gürtel schmiegt es sich, in einer Länge von einer halben Stunde, an den ihm zum Hintergrunde dienenden Berg an, und bringt durch seine meistens weiß angestrichenen Häuser einen eigenen Reiz in die große prachtvolle Landschaft. Ein weit großartigerer und mannichfaltigerer Anblick aber bietet sich dar, wenn wir von Haardt aus unsern Blick auf die zu unsern Füßen weithin sich ausdehnende Ebene richten. Rebenpflanzungen und Getreidefelder, Wiesen und Wälder wechseln hier in der lieblichsten Mischung mit einander ab, und die ganze Gegend wird belebt durch die Menge der darin zerstreuten Dörfer. Bei klarer Luft ist Speier, Heidelberg und Mannheim deutlich zu sehen, und hie und da schimmert der Rhein silberglänzend hervor. Den Horizont begränzen die in blauem Duft verschwimmenden Berge des Schwarz- und Odenwaldes, die wir ungefähr von Karlsruhe an bis hinab zum Melibocus verfolgen können. Das Ganze bildet gleichsam ein verkörpertes Idyll, das durch die in es hinüberspielende Romantik eine eigenthümliche anziehende Färbung erhält.

Seiner Lage, so wie seiner milden, reinen Luft wegen möchte Haardt recht eigentlich zu einem Sommeraufenthalt zu empfehlen seyn, vornehmlich für solche, welche aus Gesundheitsrücksichten und zur Erholung eine Veränderung ihres Aufenthaltsortes vornehmen. Durch die Nähe der Stadt, deren Angenehmes man genießen kann, ohne ihrem Unangenehmen ausgesetzt zu seyn, ist für die täglichen Bedürfnisse gesorgt, sowie auch geistige Ansprüche, wenn sie nicht zu hoch gespannt sind, dort ihre Befriedigung finden. Den größten Genuß wird aber immerhin die reizende Umgebung gewähren. Die berühmte Hambacher Schloßruine ist für einen Spaziergang dahin nicht zu entfernt; ein angenehmer, schattiger Waldweg führt zu der im Neustadter Thale auf einem Bergvorsprung sich erhebenden Ruine der Wolfsburg, von wo aus sich eine herrliche Aussicht darbietet, und von dem nahen Weinbiet, einem der höchsten Berge des ganzen Gebirges, blickt das Auge überrascht in das unabsehlich sich hinziehende Rheinthal mit seinen malerisch gelegenen Dörfern und Städten. Allein Haardt selber wird die Wünsche des Naturfreundes in so vollem Maße befriedigen, daß kaum das Verlangen in ihm entstehen wird, sich in der etwas entfernteren Umgebung umzusehen. Zur Bekräftigung des Gesagten verweisen wir auf das oberhalb des Dorfes auf einer Vorhöhe gelegene sogenannte Haardter Schlößchen. Dasselbe besteht aus den Ruinen der ehemaligen Burg Winzingen, wo die alten Pfalzgrafen im Sommer zu residiren pflegten, und deren Inneres jetzt zu einer Gartenanlage umgewandelt ist, und aus einem Landhause der jetzigen Besitzer. Von hier aus überblickt das Auge nicht blos die weite Ebene, sondern auch einen Theil des Neustadter Thales, an dessen Ausgang Neustadt gelagert ist. Leider ist der Besuch dieses Schlößchens seit neuerer Zeit für Fremde, wie für Einheimische, erschwert. Dagegen hat zu der nicht minder sehenswerthen neuen parkartigen Anlage des Herrn Banquier Grohe von Neustadt, eines einfachen, höchst leutseligen Mannes, Jedermann und zu jeder Zeit ungehinderten Zutritt. Mit einem schön angelegten, mit Bildsäulen geschmückten Blumengarten beginnend, zieht sich dieselbe in kunstloser Weise einen mit Kastanien, Eichen und Fichten bewachsenen Berg hinan. Auf sinnige Art sind an den schönsten Punkten, wo sich Fernsichten öffnen, Ruheplätze angebracht, die von selber zu längerem Verweilen einladen. Hr. Grohe, der für Haardt, wo er seine Erholungsstunden zuzubringen pflegt, eine besondere Vorliebe zu haben scheint, weiß außerdem durch sein freundliches, zuvorkommendes Benehmen den Besuchern seiner Anlage dieselbe auch von einer andern Seite anziehend zu machen, so daß gewiß Jeder alle seine gerechten Anforderungen befriedigt finden wird.

Haben wir der Lichtseiten von Haardt erwähnt, so erfordert es die Wahrhaftigkeit, mit einigen Worten auch die Schattenseite zu berühren. Die Wege, welche dahin führen, sind nämlich beinahe sämmtlich in einem erbärmlichen Zustande, und erschweren dadurch, bei nur einigermaßen ungünstiger Witterung, den Besuch von Haardt sehr. Doch ist in der letzten Zeit diesem Mißstande theilweise schon abgeholfen worden, und es steht zu erwarten, daß derselbe bald ganz verschwinden werde.

Digitized by Google

Ist dies einmal geschehen, so wird es hinreichen, darauf aufmerksam gemacht zu haben, um dem Dorfe Haardt recht viele Besucher zuzuführen, unter denen gewiß Manche sich entschließen werden, einen längeren Aufenthalt daselbst zu nehmen.

Die Schwestern Milanollo.

(Frankfurt o. M.) Man ist gegen die Lobpreisungen in öffentlichen Blättern etwas mißtrauisch geworden, und dies theilweise nicht ohne Grund. Auch in Bezug auf die Schwestern Milanollo glaubte man den begeisterten Zeitungsberichten keinen rechten Glauben beimessen zu dürfen. Diesmal jedoch haben sie nicht übertrieben, und wir müssen eben so überrascht als freudig eingestehen, daß sie ganz außerordentliche Erscheinungen und von der Natur mit seltenen Gaben beschenkt worden sind. Am 5. d. M. im hiesigen Schauspielhause zum ersten Mal auftretend, erweckten ihre wahrhaft genialen Leistungen den Enthusiasmus des Publikums, obwohl dasselbe durch die Masse von Conzerten der letzten Zeit übersättigt und abgestumpft, und obwohl seine Anforderungen auf den höchsten Punkt gesteigert worden. Die italienischen Violinspielerinnen Theresa und Maria Milanollo, von etwa dreizehn die ältere und zehn Jahren die jüngere, stehen, wenngleich noch im zarten Kindesalter, bereits auf der Höhe der Kunst, und man weiß nicht, ob man mehr ihre technische Ausbildung oder den tiefen, seelenvollen Ausdruck ihres Spieles bewundern soll, muß aber eingestehen, daß solche Leistungen nur da möglich sind, wo der Genius seinen reichsten Segen gespendet und die Natur ihre besten Gaben verschwenderisch ausgetheilt hat. Der geschätzte Biograph Beethovens, A. Schindler, theilt in der Aachner Zeitung einen kurzen Abriß der Bildungsgeschichte der genannten Schwestern mit, den wir unsern Lesern hier vorlegen: „Theresa Milanollo, das älteste Kind des Lautenmachers M. zu Savigliano, unweit Turin, zeigte von ihrer frühesten Kindheit an ein sehr feines Gehör, das sie selbst eine kaum bemerkbare Unreinheit des Tones unterscheiden ließ; ihre Liedchen sang sie stets rein, und da ihr Gedächtniß sich schon bedeutend entwickelt hatte, so erwartete man, daß es einstens eine Sängerin geben werde. Fünf Jahre zählte das Kind, als es die Mutter mit in ein Hochamt nahen, wo zufällig ein Solo auf der Violine gespielt wurde. Der Ton dieses Instruments, der in den weiten Hallen einer Kirche gewöhnlich von ergreifender Wirkung ist, machte auf unsere kleine Theresa einen so tiefen Eindruck, daß sie sogleich das Verlangen äußerte, Violinspielen lernen zu dürfen, was die Eltern aber, für Kinderlaune haltend, unbeachtet ließen. Da jedoch ihre Bitten immer dringender wurden, so bemühte man sich, ihr begreiflich zu machen, daß es sich für Mädchen nicht schicke, Violine zu spielen, daß es nur ein Instrument für Männer sey. Die Eltern versprachen ihr überdies, sie im Gesang und auf dem Piano unterrichten zu lassen, sobald sie etwas älter werde. Theresa fing indessen an zu kränkeln und gab sich der Melancholie hin, ließ aber nichts mehr von ihrem Lieblingswunsche verlauten. Wollte man sie wieder gesund haben, so mußte man dem Anscheine nach ihr willfahren. Es wurde daher eine alte Violine mit vier Saiten bezogen, der Vater zeigte ihr die Griffe der Tonleiter, und das Kind strich nun freudig darauf herum. Bald hatte sie die Melodien einiger ihrer Liedchen darauf gefunden, konnte sie auch bald recht sauber und rein abspielen, ohne noch mehr als die einfache Gamme in Notenzeichen vor sich zu haben. Dieses Alleinsichforthelfen, nicht ohne große Hindernisse, bewog den Vater, ihr einen Lehrer kommen zu lassen, allein blos in der Absicht, damit die Neigung zu der Violine eher ab- als zunehmen, die Beschäftigung damit nicht den ganzen Tag, sondern nur auf eine Stunde beschränkt, die anderen Stunden aber dem öffentlichen Schulunterricht angehören sollten. Diese einzige Stunde Unterricht reichte jedoch schon hin, in sehr kurzer Zeit Vater und Lehrer über das große Talent des Kindes die Augen zu öffnen. An Zurückgehen war nicht mehr zu denken, ohne das Kind einer Gemüthskrankheit auszusetzen. Hr. Milanollo übergab demnach das Mädchen einem bessern Lehrer in Turin. Mit ungewöhnlicher Schnelligkeit ging es vorwärts, daß Therese eben so durch ihre Fertigkeit, wie durch tiefe Intelligenz alles in Erstaunen setzte. So vorgeschritten, fand sie der berühmte Violinist Lafont, als Therese 7 Jahre alt und zum ersten Male in Paris war. Ueberrascht von dieser merkwürdigen Erscheinung, erbot er sich zu ihrem Lehrer; jedoch nicht mehr als 6 Monate folgte ihm Hr. M. mit seinem Kinde, weil das beständige Reisen dieses Virtuosen zu mancherlei Ungemächlichkeiten führte, wobei auch der Unterricht der nothwendigen Regelmäßigkeit entbehrte. Indessen hatte sich die kleine Schülerin bereits so viel Selbstständigkeit erworben, daß sie sich allein forthelfen konnte, und wirklich blieb es von jener Zeit an nur dem Zufall überlassen, der sie dann und wann auf kurze Zeit mit irgend einem Meister ihres Instrumentes zusammen führte, bei dem sie sich Raths erholen konnte. So z. B. nahm sich ihrer Hr. Direktor Habeneck in Paris freundlichst an, in letzter Zeit wieder Hr. de Beriot in Brüssel, der ihr sein drittes Konzert, das vortreffliche Werk, das sie uns so eben vollständig vorgetragen, nicht nur im Manuscript anvertraute, sondern auch dedicirte.

Wir ersehen aus diesem gedrängten Abriß, daß der Bildungsgang dieser Auserwählten der himmlischen Muse nichts weniger als streng geordnet war, ja zuweilen sogar etwas mißlich, wie Freunde der Familie wissen; und dennoch dieser außerordentliche, Kenner und Nichtkenner gleich in Erstaunen setzende Erfolg! Soll man dabei nicht an eine höhere Mission dieses Wesens glauben?"

Indem wir uns eine Besprechung der genannten Künstlerinnen vorbehalten, fühlen wir uns gedrungen, auf diese außerordentliche Erscheinung alle Musikfreunde um so mehr aufmerksam zu machen, als hier die moderne Virtuosität mit ihren Extravaganzen nicht vorherrschend ist, sondern der Zauber der edelsten, unentweihten Kunst unverkennbar vorwaltet.

Mannichfaltigkeiten.

Das Darmstädter Frag- und Anzeigeblatt vom 3. Dec. des Jahres 1842 kündigt an: „Ein neuer, schön gearbeiteter Hühner- und Gänsestall in 2 Abtheilungen 3' tief und 5' hoch für Gasthalter und Herrschaften besonders geeignet, steht zu verkaufen."

Digitized by Google

(Erlangen.) Am 23. Nov. fand in der neunten Morgenſtunde das Leichenbegängniß des Stud. jur. Karl Maurer ſtatt. Maurer hatte eine Todesahnung. Bei ſeiner letzten Abreiſe aus ſeinem väterlichen Hauſe entgegnete er, als ihm die Magd unter der Hausthüre eine glückliche Reiſe auf ein baldiges Wiederſehen an den Feiertagen wünſchte: „ja erſtochen." — — Schreckliche Worte, welche leider nur zu bald in Erfüllung gingen.

Korreſpondenz.

Gießen, Ende Nov.

Wollte man den Ausdruck „Muſenſitz" nicht in weiterer Bedeutung nehmen, ſondern in nähere Beziehung auf Kunſt ſetzen, ſo müßte man ſich bedenken, ob er auf Gießen ſo recht anwendbar ſey. Die Muſen haben hier nur ein ephemeres Daſeyn, ein Schmetterlingsleben; ſie ſcheinen das zweideutige, halb ſüdliche, halb nördliche Klima, die reſidenzlich-bürgerliche Miſchluft nicht gut vertragen zu können. Die eine findet erſt Gehör, wenn man mit allem Uebrigen fertig iſt, die andere kommt nicht eher, als bis ſie alle andere Viſiten ſchon abgemacht hat, eine dritte ſcheint blos hier zu bleiben, um ſich kliniſch behandeln zu laſſen. Die Univerſität iſt die Axe der ſocialen Welt, man lebt von Curs zu Curs, die Ferien ſind das ſtändige Interim, — man möchte ſagen, die Schlafzeit des hieſigen Lebens. In dieſer Zeit kommen geräuſchlos Drama und Komik. Ihre Repräſentanten logiren in den beſcheidenſten Seitengäßchen, ſcheuen nicht die ſchiefen Ebenen der Fußböden, nicht die ſtumpf- und ſpitzwinkeligen Conſtructionen der Zimmer, nicht den ſcrupulöſen Treppenbau der Bürgerwohnungen aus dem vorigen Jahrhundert; ihre Kunſt hat ihre unſcheinbare Bude in einem Winkel zwiſchen den ſtolzen Häuſern ihrer bevorzugten Schweſter — der Wiſſenſchaft, in der Nähe der Gebäranſtalt. Hier gibt es begreiflicherweiſe keinen Sperrſitz, kein Parterre und keine Logen erſten Rangs, man möchte den Raum lieber ein allmählig aufſteigendes, dreigetheiltes Souterre nennen, der das Publikum aufnimmt. Hier tanzt uns kein Fuß ein Stück Weltgeſchichte vor, kein Triller ertönt, der eine That oder ein Ereigniß genannt werden müßte, keine Couliſſenwand iſt gefrorne Muſik. — Ich wohnte neulich der Aufführung des „Freiſchütz" bei. Man ſieht, was der Menſch vermag. Eine Oper ohne Sänger, Stimmen ohne Geſang, Mangel an aller muſikaliſchen Bildung. Warum hat man das Stück nicht lieber blos „Wolfsſchlucht" genannt? Sie haben mich gedauert die guten Leute; wie Automaten waren ſie abgerichtet, — einmal nicht recht eingeſetzt, und die ganze Maſchine hätte ſich ſelbſt zerſtört. Tamen laudanda voluntas, und, was das Beſte war, das Publikum ſpendete reichlich klingenden Lohn. Dieſer wird jedesmal nach feſtgeſetzten Normen, wie ich höre, unter die Mitglieder vertheilt. Unter den ambulanten Schauſpielertruppen iſt übrigens die Frieſe'ſche ſicher eine der vorzüglichſten und reſpektabelſten. Sie zählt nicht blos einige Mitglieder, wie die Damen Treſſert und Pohlmann, die Herren Spahn und v. Schütz, die ſelbſt einer größern theatraliſchen Anſtalt nicht zur Unehre gereichen würden, und bemüht ſich, möglichſt die neueſten Erzeugniſſe der dramatiſchen Poeſie vorzuführen, ſondern leiſtet im Einzelnen, zumal im Gebiete des Luſtſpiels — ſelbſt des höhern — ſehr Anerkennungswerthes. Außerdem rühmt man von ihr einen geregelten Haushalt, ſo wie wohlgeordnete Disciplin. Die Geſellſchaft hat nun nach einer etwa zweimonatlichen Saiſon Gießen wieder verlaſſen. — Eine Kunſtausſtellung iſt gefolgt. Dieſes Inſtitut iſt ein Abſenker des großen rheiniſchen Turnus. Die gegenwärtig ausgeſtellte Sammlung enthält Weniges, was die Aufmerkſamkeit feſſeln könnte. Von eigentlicher Kunſt iſt kaum die Rede, wohl aber zeugen einige, beſonders Genrebilder, von ſeltener Kunſtgeſchicklichkeit. Unter dieſen ſind mir beſonders zwei von Ruſtige aufgefallen, das eine eine goldene Hochzeit, das andere ein Gewitter darſtellend, obſchon das unendliche Detail an erſterem etwas ermüdet und von den Hauptfiguren abzieht. Es iſt gleichſam ein ganzes bürgerliches Schauſpiel auf ein einziges Tableau zuſammengemalt. Nur Ein hiſtoriſches Bild verdient einige Auszeichnung, eine Scene aus dem Tyroler Befreiungskrieg von Artaria. Alles Lob gebührt jedoch einer Landſchaft aus der Bergſtraße von unſerm wackern Lucas aus Darmſtadt. Alles lebendige, greifbare, friſche Natur. Von Porträts nenne ich die von Trautſchold. Dieſer treffliche, beſcheidene Künſtler möchte leicht den vorzüglichern Portraitmalern jetziger Zeit zuzugeſellen ſeyn. — Von der Kunſt, die beſtändig unter uns bleibt, der Muſik, iſt nicht viel zu reden. Sie hat ein ſo ſieches, hektiſches Daſeyn, daß ſie mehr vegetirt als lebt. Soll ſie zu geſunder Lebensfriſche ſich erheben, ſo wird ſie innerlich und äußerlich zugleich curirt werden müſſen. Man beſucht die regelmäßigen Konzerte fleißig, hat übrigens bei Anhörung derſelben eine ähnliche Praxis wie die Italiener in der Oper. — Das Studienſemeſter iſt bereits in vollem Gange, die Zahl der Studierenden iſt jedoch, wie man hört, nicht in der arithmetiſchen Progreſſion geſtiegen, wie früher. Doch ſoll dies weſentlich an Gymnaſialverhältniſſen gelegen ſeyn. Nur das chemiſche Laboratorium iſt wieder überfüllt; der Weltruf unſeres Liebig führt Jünglinge wie Männer, ſelbſt mit Familien, aus allen Ländern herzu.

Kaſſel, 27. Nov.

Kürzlich hatten wir hier einen muſikaliſchen Hochgenuß durch die Aufführung des herrlichen Oratoriums „Paulus" von Mendelsſohn, welche die hieſige Singacademie im Saale des neuen Stadtbaues, zum Beſten des Frauenvereins für Armen- und Krankenpflege, veranſtaltet hatte. Dies iſt nun das dritte Mal (zuerſt unter der Leitung von Hrn. Hofkapellmeiſter Spohr, dann unter der des Hrn. Chordirektors Baldewein und zuletzt unter jener des Hrn. Gymnaſialmuſiklehrers Wiegand), daß wir dieſes klaſſiſche Tonwerk hören, und zwar, wie wir mit Vergnügen geſehen haben, mit ſtets erhöhter Theilnahme und mit geſteigertem Intereſſe von Seiten des Publikums. Man kann auch in der That nicht genug die mannichfachen Schönheiten dieſer Compoſition und die charakteriſtiſche Verbindung des Textes mit der Muſik bewundern. Die Ausführung war präcis und abgerundet, ſowohl in choraler als in ſoliſtiſcher Beziehung; beſonders effectvoll und mit gehöriger Berückſichtigung der Piano- und Forte-Stellen wurden die meiſten Chöre geſungen. Warme Anerkennung und Dank verdient Hr. Wiegand, der Direktor und Gründer der Sing-Academie — in der muſikaliſchen Welt durch mehrere Compoſitionen, namentlich durch ſeine große Cantate: „die Auferſtehung Jeſu" mit Achtung bekannt — für ſeine edlen Bemühungen und für ſeinen uneigennützigen Eifer, mit dem er ſich, ungeachtet mancher lokaler Hinderniſſe, unausgeſetzt der Förderung des Guten und Schönen zuwendet. — Nachahmungswürdig iſt die oben gedachte wohlthätige Anſtalt, die es ſich zur ſchönen Aufgabe geſtellt hat, durch ihre Mitglieder ſelbſt Hülfe, Pflege und Troſt den Nothleidenden und Kranken zu bringen und über die nützliche Anwendung der Gaben perſönlich zu wachen. Die Achtung und Theilnahme, deren ſich dieſer Verein hier zu erfreuen hat, würden der Gründung ähnlicher Inſtitute an jedem andern Orte gewiß eben ſo folgen, mit dem Danke und den Segnungen der leidenden Menſchheit.

Auflöſung der Charade in Nro. 337.

Wachsleinwand.

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 8. Dez. Zampa, oder: Die Marmorbraut, große Oper in 3 Abth., Muſik von Herald.

Redakteur: J. [illegible] Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 339. Freitag, den 9. December 1842.

Die Papageien und die Sternenträger.

Novelle aus den Zeiten des Interregnums.

(Fortsetzung.)

„Als ich im Begriff war," fuhr Lux fort, „mich aus dem heiligen Lande nach Neapel und Rom überzuschiffen, da traf ich zu Joppe, einer Stadt an der Küste des heiligen Landes, in einem Kloster der Hospitaliterinnen Herrn Sigismund mit dem Tode ringend; ein gräulich Fieber hatte ihn niedergeworfen. Noch ein Mal gelangte er zum Bewußtseyn, als er die letzte Oelung empfing. Da führte mich eine der barmherzigen Schwestern, die eine Deutsche aus der Pfalz war und ihn pflegte, zu ihm hin, damit ich seine letzten Grüße in die Heimath mitnähme und sie den Seinigen überbrächte. Wenige Stunden darauf war er todt, und ich verließ betrübten Herzens darüber die Küste von Palästina."

„Hahaha!" lachte die Frau von Mönchenstein in grimmiger Verzweiflung vor sich hin, „so gingen sie denn wahrhaftiglich Alle unrühmlich unter, wie die leibeigene Magd in ihrer ohnmächtigen Wuth mir verheißen. Meinen ältesten Sohn zerriß ein wildes Thier, als seine Amme d'runten im Thal mit ihrem Buhlen dahlte; vergebens ließ ich sie todt peitschen, den Sohn konnte sie mir nicht wiederschaffen; meinen jüngsten Sohn erschlug ein Feind auf dem Dirnenraub; möge die Hand, die sich gegen ihn bewehrt, ewig dorren in der Qual und Gluth der Hölle! und Sigismund, mein Stolz, meine Freude, starb den Tod eines Siechen in fernem Lande, in den Armen einer barmherzigen Schwester. Unsere Feinde werden triumphiren über unser Unglück — aber noch steht der Mönchenstein, und der Arm Herrn Hugo's ist noch nicht so schlaff; wir wollen ihnen dafür so viel Herzeleid zufügen, als in unserer Macht steht. O, dieser alte Gottfried von Eptingen — wenn mein Eheherr auf meine Worte achten wollte — er ginge nimmer wieder von dieser Burg."

Lux, mit dem scharfen Gehör eines Raubthiers begabt, entging keines der Worte, welche die in ihren Hoffnungen erschütterte, in ihrem Stolz verletzte und nun Rache brütende Frau vor sich hinmurmelte; schnell hatte er einen neuen Plan gewonnen.

„Mögen Gott und seine Heiligen Euer Gebet erhören!" hob er mit fester Stimme an, und heftete einen Blick auf sie, als habe er in ihrem Innersten gelesen.

„Wie? was meint Ihr damit, Pilgersmann?"

„War mir's doch, als sprächet Ihr einen Fluch aus über das Geschlecht der Eptingen, mit denen Ihr jetzt Fehde habt, wie ich vernommen, und ich stimmte von Herzen mit ein."

„Was sieht Euch unsere Feindschaft mit den Eptingen an?"

„Euer Haß kann nicht größer seyn als der meinige ist. Die Eptingen haben mich schwer verunglimpft und beschimpft."

„Wie so?" fragte die Dame aufmerksamer. „Wer seyd Ihr denn eigentlich, daß Euch die von Eptingen verunglimpfen konnten? Habt Ihr denn ein Wappen, das sie beschimpften? Seyd Ihr turnierfähig?"

„Nein, gestrenge Frau, ich bin kein Edler; ich bin nur ein schlichter freier Bürgersmann, ein Goldschmied aus Straßburg," erwiederte der Kundschafter, in schlauer Gewandtheit einen andern Charakter annehmend.

„Nun, auf welche Weise könnt Ihr Euch von einem Adeligen beschimpft wähnen?" fragte die Dame mit etwas hochmüthig emporgeworfenem Haupt.

„Es giebt Beleidigungen, die ein Mann nie vergißt, wenn sie ihm oder den Seinigen angethan, und wäre er ein leibeigener Knecht," erwiederte Lux mit bedeutsamem Ton; „er wird sie rächen, sobald die Gelegenheit sich darbeut."

„Hm! weiter!"

„Es war vor mehreren Jahren bei einem glanzvollen Turnier zu Straßburg," fuhr Lux fort, Lügen und ihm bekannte Thatsachen geschickt untereinander mischend, „als Ritter Eglin von Eichenberg in meine Werkstatt trat, mir vielerlei Geschmuck abzukaufen. Es waren goldene Halskettlein, Fingerreife und Armspangen, womit er einem Fräulein, dessen Namen mir unbekannt blieb, Freude machen wollte. Wir wurden Handels einig um hundert Mark, und der Ritter verbriefte es mit seinem Insiegel und einem Kreuz als Unterschrift, binnen Monatsfrist die Schuld mir in blankem Silber oder Gold zu behändigen. Als die Frist um war, und kein Sendling mit der Summe sich einfand, da machte sich Felix, mein ältester Sohn, auf gen Eptingen, das Geld zu begehren. Ritter Eglin aber war gen St. Gallen geritten und hatte seinem Vater fünfzig Mark übergeben, die dieser meinem Sohne Felix baar auszahlte; allein mein Sohn zog jetzt den Schuldbrief hervor, und wies dem alten Ritter, daß er nicht fünfzig, sondern hundert Mark zu empfangen habe, und bestand kecklich auf seiner gerechten Forderung. Da ergrimmte Ritter Gottfried, hieß mich und meinen Sohn Schelme und Betrüger, und schwur, daß

Digitized by Google

er keinen Rappen mehr zahlen würde denn fünfzig Mark; und da mein Sohn ſich weigerte, mit dem erhaltenen Geld abzuziehen, ſo ließ ihn der Ritter greifen, ſtäupen wie einen leibeigenen Knecht und darauf zur Burg hinaus werfen, ſich hoch und theuer vermeſſend, ihn am Halſe aufzuhängen, wenn er ſich die Rückkehr gelüſten ließe. Mein Sohn Felix kehrte heim, und der Grimm über die empfangene Schmach und Verunglimpfung warf ihn auf's Siechlager, daß er alsbald ſtarb; ich aber dachte: aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben! der Tag der Rache wird mir erſcheinen, und ſey es erſt nach Jahren."

Lux hatte geſchickt eine Geſchichte benützt, die ſich wirklich zu Straßburg, als Ritter Eglin für ſeine Geliebte einen Schmuck gekauft, zwiſchen ihm und einem betrügeriſchen Goldſchmied, der des Ritters Unkunde im Schreiben und Leſen mißbraucht, zugetragen hatte. Frau Sibylla von Mönchenſtein, welcher einige Kunde davon zu Ohren gekommen, zweifelte nun nicht daran, jenen Goldſchmied vor ſich zu ſehen, und in ihm das geeignete Werkzeug ihrer beabſichtigten Rache, das ſie unter dem Burggeſinde nicht zu finden hoffen durfte.

(Fortſetzung folgt.)

Liebe, Vermählung und Hausglück.

(Aus H. Zſchokke's »Selbſtſchau.« 1. Thl.)

„Der Frühling des Jahres 1802 war erſchienen" — erzählt Zſchokke in ſeiner „Selbſtſchau." — „Ich ſehnte mich recht ſehr nach jener Abgeſchiedenheit vom Weltgetümmel, die mich einſt in Reichenau beglückt hatte. Doch, nach Graubünden zurück, lockte mich einſtweilen noch kein Gelüſt. Denn dort waren nun beide kämpfenden Parteien, Sieger wie Beſiegte, während der Staatsumwälzungen und Empörungen, und Kriege zwiſchen Franzoſen, Oeſterreichern, Ruſſen, dem gemeinſchaftlichen Unglück unterlegen; jede nun tief gebeugt, und jede der andern die Schuld der allgemeinen Zerſtörung beimeſſend. Durft' ich da ein freundliches Geſicht erwarten? Ich zog vor, mich in einer anmuthigen Landſchaft des Kantons Aargau anzukaufen, wo ich unbekannt wohnen, und dem wilden, aber fruchtloſen Gezänke politiſcher Faktionen fern ſtehen könnte. Noch einmal, beim Abſchiede bat ich den guten Reding, im Einverſtändniß mit den einſichtsvollſten und redlichſten Häuptern jeder Partei, Verſöhnung Aller zu verſuchen, und durch Ausgleichung ihrer gegenſeitigen Forderungen gegenſeitiges Vertrauen und innern Frieden des Vaterlandes herzuſtellen. Allerdings fand ich ſelber die Aufgabe ſchwierig; er ſie unmöglich. Er wähnte ſich auf den Willen des ganzen Schweizervolkes ſtützen zu können, den er nicht kannte.

Ich verließ mit trauriger Ahnung ihn, und bald darauf Bern. — Kleiſt und Wieland begleiteten mich auf der Fußwanderung nach Aarau. Wir wählten eben nicht den nächſten Weg. Man mag ſich leicht das ergötzliche Umherfahren der drei jungen Poeten vorſtellen, die überall Paradieſe und Wüſten, Göttinnen und Ungeheuer ſahen, wo ſie kein anderes Auge fand. Es war das Umherſchwärmen von Schmetterlingen, die, der winterlichen Verpuppung eben entſchlüpft, über Wieſen gaukeln, von jeder Blume gelockt, von keiner gehalten.

In Aarau hatt' ich das Glück, einen ehrwürdigen Freund, den ehemaligen Senator Rudolf Meyer, zu beſitzen. Es war derſelbe verdienſtvolle Greis, welcher, auf ſeine Koſten, die Schweiz jahrelang von Geometern und Malern hatte bereiſen, und dann den bekannten Atlas der Schweiz anfertigen laſſen; den erſten von dieſem Gebirgslande. Er und ſeine Gemahlin ſtanden mir, zur Erfüllung meiner Wünſche, treulich mit Rath und That bei. Ich miethete vorläufig das unbewohnt ſtehende Schloß Biberſtein, kaum eine Stunde Wegs von Aarau entlegen; einſt ein Sitz der Johanniter-Ritter, dann der berniſchen Landvögte; damals Staatseigenthum.

Hier, am Fuße des Juragebirgs, welches über Schloß und Dorf ſeinen Felſengipfel, die Gyſulaflue, bei 3000 Fuß hoch, maleriſch aufſtreckt, gedacht' ich in tiefſter Eingezogenheit, das Ende der politiſchen Unruhen und Umtriebe zu erwarten. Hier wollt' ich, neben Studien der Phyſik, Chemie, Geognoſie, Botanik, des Forſtweſens und, der Himmel weiß, welches Wiſſenswürdigen allen, dichten, philoſophiren; der Freieſte und in ſich Glücklichſte der Sterblichen zu ſeyn. Ich ließ das obere Stockwerk des Schloſſes bequem herſtellen, für mich, meinen Bedienten und einen treuen Pudelhund; drunten in's Erdgeſchoß den obrigkeitlichen Schaffner, mit ſeiner zahlreichen Familie, einziehen, um neben der Verwaltung von Staatsgütern auch die Bedürfniſſe meiner kleinen Haushaltung zu beſorgen. Ein Gärtchen und dabei, auf dem Felſen über dem Aarſtrom, ein heiteres Kabinet, mit weiter Fernſicht durch das anmuthige Thalgelände und deſſen Dörfer, Burgen, Höfe, und aufſchwellende Hügel, bis zum zackigen Silberſaum der Gletſcher und Firnen am Horizont, verliehen meinem Pathmos den höchſten Reiz.

Den höchſten ſollt' ich ihn freilich nicht nennen! Noch Anderes war, das die alterthümliche Burg zum Feenſchloß umwandelte. Denn, kaum ein Viertelſtündchen von Biberſtein, erhob ſich ein einſamer Hügel, und darauf eine Kirche und das Pfarrhaus für zwei abgelegene Dörfer. Da wohnte der greiſe Seelſorger derſelben, Pfarrer Nüsperli, mit ſeiner liebenswürdigen Familie. Und, als das Liebenswürdigſte derſelben, galt, in Jedermanns Augen, ein Mädchen von ſechszehn Frühlingen; es war ſelber das friſcheſte Frühlingsbild; Nanny genannt. Man ſagt, gute Ehen ſind im Himmel geſchloſſen; ich glaube ſelbſt daran, und recht gern. Denn daſſelbe Engelsköpfchen, welches ich hier zum erſten Male zu bewundern glaubte, hatte mich früher ſchon einmal durch ſeine Anmuth überraſcht, nicht im Traum; aber flüchtig und vergeſſen, wie ein Traum.

Als ich zu Baſel eines Tages, in Begleitung meiner Chaſſeurs (Bürgerſöhnen aus den beſten Familien der Stadt), durch die Straßen ritt, bemerkt' ich mehrere Frauenzimmer an einigen Fenſtern zuſammengedrängt, neugierig, ihren jungen Regierungsſtatthalter zu ſehen. Indem ich dankbar für ſchmeichelnde Aufmerkſamkeit, und wohl eben ſo neugierig, wie die Schönen, grüßend zu ihnen hinausblickte, nahm ich das Unſchuldsgeſicht einer jugendlichen Geſtalt wahr, die mir werth ſchien, eine von denen zu ſeyn, welche Raphaels Madonnen geflügelt zu umſchweben pflegen. Mir that die Strenge des Wohlſtands leid, welche nicht erlaubte, unter den Fenſtern der Damen Halt zu machen, was auch meinem kriegeriſchen Geleite gewiß nicht ungelegen geweſen ſeyn würde. Kaum einige Schritte vorüber, ward die Eine unſer Geſpräch. Aber Keiner kannte ſie. Sie

Digitized by Google

mußte eine Fremde ſeyn. Der Genuß des Augenblicks war, wie mancher andere, verſchwunden und vergeſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin.) Ein hieſiger Kaufmann (Materialiſt), welcher zwei Lehrlinge hielt, fand ſich im Monat Juli d. J. veranlaßt, den einen derſelben wegen Untreue zu entlaſſen. In dem Laden des Kaufmanns verkehrte öfters ein Schuhmachergeſelle Namens H. Obgleich verheirathet, hatte derſelbe keine Luſt zum Arbeiten, ſondern trieb ſich geſchäftlos umher. Durch Zufall hatte er davon Wiſſenſchaft erlangt, daß die beiden Lehrlinge ſich eines Tages, in Abweſenheit des Principals, Grog bereitet hatten. Dieſen Umſtand benutzte er zuerſt, um von dem zweiten Lehrling, Theodor, Geld zu erpreſſen. Er ſteckte ihm einen Brief zu, worin er ihm drohte, die Geſchichte mit dem Grog dem Principal anzuzeigen, wenn er ihm nicht 5 Thlr. aus der Ladenkaſſe gebe. Der Lehrling, ein ſehr ſimpler junger Menſch von auswärts, wurde dadurch in die größte Angſt verſetzt. Er war ſich bewußt, etwas Unrechtes gethan zu haben, und fürchtete, wie der andere Lehrling, entlaſſen zu werden, wenn ſein Principal davon Kunde erhielte. Um dem, wie er glaubte, vorzubeugen, ſtahl er ſeinem Herrn wirklich die 5 Thlr. aus der Ladenkaſſe und gab ſie dem gefährlichen Denuncianten. Er meinte, nun deſſen Stillſchweigen ſich erkauft zu haben, aber darin hatte er ſich gänzlich geirrt. Der Nichtswürdige ſchrieb ihm jetzt einen Brief, worin er ihm drohte, den Diebſtahl der 5 Thaler ſeinem Herrn anzuzeigen, wenn er ihm nicht fernerhin „Darlehen", wie er es nannte, zugehen ließe. Auf dieſe Weiſe hat der arbeitsſcheue Taugenichts in Zeit von drei Monaten mehr als 500 Thaler erpreßt, die der junge Menſch ſeinem Principal aus der Ladenkaſſe entwendet hat. Dies ganze Geld hat er geſtändlich in Faro verſpielt. Er hat, wie er ſelbſt ſagt, keine Neigung zur Arbeit gehabt, und ſich vom Spiel ernähren wollen, wobei er jedoch ſtets unglücklich geweſen iſt. Das Bejammernswertheſte dabei iſt die untergrabene Zukunft des ſo ſchändlich verführten jungen Mannes.

(Stuttgart.) Se. Maj. der König geruhten der neuerrichteten Kinderheilanſtalt, zur Begründung ihres Fonds, ein Geſchenk von 2000 fl. aus höchſtihrer Privatkaſſe zuweiſen zu laſſen, desgl. J. M. die Königin 200 fl. und JJ. kk. HH. die Prinzeſſinnen Marie von Würtemberg und Sophie von Oranien je 100 fl. Dieſe reichen Gaben ſichern den Fortbeſtand der mit ſchwachen Mitteln begonnenen Anſtalt.

Man lieſt in Lewald's Europa über E. M. Oettinger's Narrenalmanach für 1843 (Leipzig bei Philipp Reclam jun., erſter Band): „Dieſem Almanach liegt eine neue Idee zum Grunde, doch iſt der Inhalt nicht ganz ſo luſtig, als es der Titel wohl vermuthen ließe. Das Buch beſteht aus ſiebenzehn von einander unabhängigen Aufſätzen, die jedoch durch die Grundidee verbunden ſind: die Narrheiten der Menſchen, die der Verfaſſer auf humoriſtiſche Weiſe in ſehr lebhaften Schilderungen darſtellt. Die Vorrede und Dedikation zählt des Verfaſſers Freunde und Feinde auf; er widmet ihnen ſein Werk. Hier ſpielt ihm offenbar die Selbſtironie einen Streich. Ich bin z. B. überzeugt, daß Janin's oder Berangers Freundſchaft und Lewald's Feindſchaft für den Verfaſſer ganz auf dem Niveau ſtehen. Der Verfaſſer des Narrenalmanachs zeigt zu viel Verſtand und Geiſt in ſeinem Buche, als daß er ſich nicht ſelbſt über die Schwäche, die er geißelt, erheben ſollte. Oder wollte er blos zeigen, daß wir eben alle Menſchen ſind, die ihre Narrheiten haben."

Als Anlage zu der rühmlichſt bekannten und in dieſen Blätern bereits mit gebührender Anerkennung beſprochenen Schrift „Damascia", von L. H. Löwenſtein (Rödelheim, bei J. Lehrberger und Comp.), iſt eine gehaltvolle Broſchüre von demſelben Verfaſſer erſchienen, unter dem Titel: „Stimmen berühmter Chriſten über den Damascener Blutprozeß." Den Leſern und Beſitzern der „Damascia" wird dieſer Nachtrag ein willkommener ſeyn.

Von dem gehaltvollen Schriftchen: „Zeitgemäße, von jedem Deutſchen zu beherzigende Anſichten und Wünſche aus dem politiſch-militäriſchen Standpunkte betrachtet", oder: „Was müſſen die Deutſchen thun, um gegen jeglichen äußeren Feind, namentlich gegen Frankreich, ſtets gerüſtet zu ſeyn?" iſt die fünfte umgearbeitete Ausgabe erſchienen.

Das Lied vom freien Wort.

Es klingt ein hehres, hohes Lied
Durch Deutſchlands Gau'n zumal,
Die Sänger werden's nimmer müd',
Es brauſ't durch Berg und Thal.
„So ſage das wackere Lied mir an,
„Daß ich es mitſingen und ſpielen kann!"

Das Lied, das hat gar ernſten Klang,
Es will verſtanden ſeyn.
Und mancher Deutſche hört den Sang
Und ſtimmet nicht mit ein.
„So ſage das wackere Lied mir an,
„Daß ich es mitſingen und ſpielen kann!"

Wohlan, wenn du die Wahrheit liebſt,
So lauter und ſo rein,
Für Freiheit Gut und Leben giebſt,
So ſtimme friſch mit ein!
„Ich liebe ſie glühend, ich ſtimme mit ein!
„Ihr Wälder, ihr Ströme, auf, jauchzet darein."

Ja, von der Freiheit tönt das Lied
Und von dem freien Wort,
Das jetzt durch Deutſchlands Gauen zieht,
Ein feſter Schirm und Hort!
„Die Eichen, ſie brauſen's, es rauſchet der Strom,
„Von Mitten der Erde, zum himmliſchen Dom."

Und in des Preußen Vaterland
Da liegt das Kleinod auch,
Doch ruht es unter Schloß und Band.
Bei Gott! Ein ſchlimmer Brauch!
„Der König, der Edle, der läßt es heraus,
„Und fluthen voll Segen in's Land hinaus."

Digitized by Google

Drum, Preußen, die ihr's ſingen hört,
  Stimmt ein von Ort zu Ort!
Das Lied iſt wohl des Singens werth,
  Das Lied vom freien Wort.
„Das Wort, Herr König, Alaaf denn heraus,
„Laß fluthen voll Segen in's Land hinaus!“

Korreſpondenz.

Wiesbaden, 3. Dez.

Einige neueren Maßnahmen unſerer, auf die **Hebung des Volksſchulweſens** von jeher eifrig bedachten Regierung zeugen von einem ſo richtigen und hohen Standpunkt, den dieſelbe fortwährend behauptet, daß wir uns gedrungen fühlen, dieſelben der Oeffentlichkeit zu übergeben. Es iſt bekannt, daß durch die neue Organiſation unſeres Schulweſens vor beiläufig einem Vierteljahrhundert Naſſau ganz beſonders die Aufmerkſamkeit des übrigen Deutſchlands auf ſich gezogen und die Billigung der einſichtsvolleren Zeitgenoſſen in hohem Grade ſich verdient hat. — Es bedarf keiner weitläufigern Ausführung, daß zur Hebung unſerer Volksſchulen vor allen Dingen eine, der Wichtigkeit ihrer Zwecke angemeſſene **Belohnung der Lehrer** die erſte Lebensbedingung ſey. Nun ſind zwar, Gottlob! im Naſſauiſchen ſolche Fälle, wie ſie leider nur allzu oft noch in andern deutſchen Ländern vorkommen, daß der Schullehrer hinſichtlich ſeiner Einnahme mit dem Nachtwächter und Geishirten auf ganz gleichem Fuße ſteht, für immer beſeitigt, da der niedrigſte Gehalt der Anfänger ſich hier noch immer auf 150 fl. beläuft; indeß muß demungeachtet die Belohnung einer der wichtigſten Klaſſen im Staate noch immer als den eminenten Dienſten, die dieſelbe leiſtet, für nicht adäquat erklärt werden. Die eben ſo einſichtsvolle als wohlwollende naſſauiſche Regierung hat daher für das laufende Jahr nicht nur von den Landſtänden, außer der von denſelben ſchon für Zwecke der Volksbildung verwilligten Summe von 6000 fl., noch die weitere Summe von 4000 fl. verlangt und auf das bereitwilligſte erhalten, um vermittelſt derſelben ſchlechte Stellen, beſonders älterer verdienter Lehrer, die aus den Localfonds nicht über 2 — 300 fl. beziehen können, aufzubeſſern (womit ſo mancher gedrückten Lehrerfamilie die größte Wohlthat erzeigt werden kann), ſondern auch zur nachhaltigen Verbeſſerung der Schulſtellen im Allgemeinen ſich an alle Gemeindevorſtände gewandt, um, wo möglich, gegen unentgeltliche Ablaſſung von Gemeindegütern an die Schulſtellen, behufs der Ernährung von ein paar Milchkühen, die öconomiſche Lage der Schullehrer ſorgenfreier zu machen. Es gereicht uns zu einer wahren Herzensfreude, berichten zu können, wie dieſer wohlwollenden Aufforderung der Regierung viele Gemeinden im Lande ſchon mit der größten Bereitwilligkeit entgegen gekommen ſind, was dem geſunden Sinne derſelben zur höchſten Ehre gereicht, und wie man mit Zuverſicht erwarte, daß von allen ohne Ausnahme das Streben der Regierung gebührend werde unterſtützt werden. — Eine andere Maßregel der Regierung, auf die wir die Aufmerkſamkeit des größern Publikums gerne hinlenken möchten, betrifft den **israelitiſchen Religionsunterricht**. Ich ſetze die Thatſache als allgemein bekannt voraus, daß die israelitiſchen Kinder mit den unſrigen in den Elementarſchulen des Herzogthums erzogen und mit den letzteren auf dem ganz gleichen Fuße gehalten werden. Nur war bisher für Ertheilung eines entſprechenden israelitiſchen Religionsunterrichts noch nicht durchgreifend geſorgt geweſen. Dieſe Lücke iſt jetzt durch einen Erlaß der herzogl. Regierung, d. d. 3. Aug. 1842, ausgefüllt worden. Durch dieſe Verordnung wird ausgeſprochen, daß die israelitiſchen Religionslehrer, die zum Antritt ihres Dienſtes einer ſpeciellen Genehmigung der Regierung, die nur nach beſtandener Prüfung ertheilt wird, bedürfen, ihre Gehalte von mindeſtens 150 fl. beziehen ſollen. Sie beſtimmt weiter, daß die Entlaſſung dieſer Lehrer nicht von der Willkür der Judengemeinde abhänge, daß dieſelben wohl das Vorſänger-Amt bekleiden, in keinem Fall aber den Schächterdienſt verſehen dürfen. Ueber den zu ertheilenden Unterricht wird ſodann feſtgeſetzt: daß er ſich auf Glaubens- und Sittenlehre der Israeliten, Kenntniß ihres Ceremonial-Geſetzes, ihrer ſpecielleren Religionsgeſchichte, verbunden mit einer ausführlichern Geſchichte ihres Volkes und der Geographie Paläſtina's, Synagogen-Geſang und hebräiſche Sprache zu beſchränken habe. Da die israelitiſchen Kinder wöchentlich, **durch ihren Sabbath** und Nichtbeſuch der chriſtlichen Religionsſtunden in der Elementarſchule, in der Regel acht Stunden erübrigen, ſo können auf obige Gegenſtände acht bis neun Stunden wöchentlich verwendet werden, ohne die israelitiſchen Kinder mit Stunden zu überladen. Die Aufnahme in dieſe israelitiſchen Religionsſchulen geſchieht im achten, die Entlaſſung aus denſelben, mit dem Austritt aus der Elementarſchule, im vierzehnten Jahre. Der Unterricht wird in zwei Klaſſen ertheilt; als Lehrbücher ſind Fleſſingers Erzählungen aus den h. Schriften der Israeliten, das würtembergiſche Lehrbuch der israelitiſchen Religion, und der Leitfaden für die jüdiſche Geſchichte und Geographie von Elkan empfohlen. Die hebräiſche Sprache wird in wöchentlich drei Stunden, vier Jahre hindurch, gelehrt; das Leſen und Schreiben des ſogenannten Judendeutſchen aber überall, wo es noch beſtehen ſollte, abgeſchafft. Als Local wird, wo nur immer thunlich, die Elementarſchule angewieſen, ein beſonderer Confirmationsunterricht angeordnet und im Frühling und Herbſt öffentliche Prüfungen in Gegenwart des herzogl. Schulinſpectors zur Pflicht gemacht. — Dies ſind die Grundzüge einer vom Geiſte der ächteſten Humanität dictirten Verordnung, die, mit gewiſſen Vorgängen in andern Staaten, wo man die bürgerliche Stellung der Israeliten herabzudrücken, anſtatt ſie zu heben, gefliſſentlich bemüht ſcheint, zuſammengehalten, allerdings in einem auffallenden, aber, unſerer Meinung nach, der naſſ. Regierung nur zur höchſten Ehre gereichenden Gegenſatze ſteht. Durch die eben ſkizzirte Verordnung werden die Israeliten hinſichtlich ihrer intellectuellen, moraliſchen und religiöſen Erziehung auf ganz gleichen Fuß mit den Chriſten geſtellt, was nothwendig zu immer größerer Hebung und endlich zu einer vollſtändigen Emancipation derſelben führen muß, welche die fortgeſchrittene Bildung des Zeitalters, wie eine geſunde Politik gleich ſtark zu fordern ſcheinen.

Programm des Muſeums.

Am 9. Dezember.

Simfonia eroica von **Beethoven.**
Göthe und ſeine Zeit; literatur-geſchichtliche Vorträge von Hrn. Dr. **Th. Creizenach.** (**Vierter Vortrag.**)
Oberon's Zauberhorn, Fantaſie für das Pianoforte von Hummel, geſpielt von Hrn. **Noe Getz.**
Dramatiſche Vorträge, aus Shakespeare und Calderon; geleſen von Hrn. **Baiſon.** (**Vierter Vortrag:** Scenen aus König Richard III.)
Lieder, geſungen von Hrn. **Piſcheck.**
Variationen für den Contrabaß, componirt und geſpielt von Hrn. **Sachar.**

Der Anfang iſt um Sechs Uhr.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 10. Dez. **Kabale und Liebe**, Trauerſpiel in 5 Acten, von Schiller.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 340. Samſtag den 10. December 1842.

Die Papageien und die Sternenträger.

Novelle aus den Zeiten des Interregnums.

(Fortſetzung.)

„In der That, man ging ſchimpflich mit Euch um, und Ihr ſeyd doch ein freier Mann und Keinem zu eigen," ſagte die Frau von Mönchenſtein langſam und mit einigem Nachdruck; „aber hättet Ihr auch den Muth, Euch dafür zu rächen, wenn Gelegenheit ſich darböte?"

„Muth?" erwiederte der verſchmitzte Kundſchafter, den forſchenden Blick der rachſüchtigen Dame feſt erwiedernd. „Im heiligen Lande habe ich zur Ehre des Erlöſers ſechs Saracenenhunde ihrem Lügenpropheten in die Hölle nachgeſendet. — Stellt mich auf die Probe, wenn es Euch gefällt."

„Wißt Ihr auch, daß Gottfried von Eptingen, der Euch ſtäupen ließ, auf dieſer Burg gefangen ſitzt?"

„Ich habe es in meiner letzten Nachtherberge erfahren," erwiederte Lux unbefangen, „und ich habe meinen heiligen Schutzpatron angefleht, mich den Verhaßten ſchauen zu laſſen in ſeiner Schmach, damit ich ihm Hohn ſprechen könne zur Vergeltung."

„Kann Euch das genügen?"

„Genügen? Nur ſein Tod kann es."

„Dann treffen unſere Wünſche zuſammen, Pilgrim. Ihr könnt den Gefangenen ſehen und ſprechen, wenn es Euch beliebt."

„Und —" der Verkappte machte die Pantomime des Niederſtoßens.

„Mit nichten; kein Blut darf fließen. Eptingen befindet ſich in ritterlicher Haft, und das Wappenſchild meines Hauſes würde beſudelt ob ſolcher offenkundigen That; auch würde mein Eheherr es nimmer gut heißen."

„Wie dann?"

„Es giebt ein Tränklein, langſam und unverdächtig wirkend —" ein Schauder ſchnitt durch die Gebeine der von leidenſchaftlicher Rachſucht Verblendeten, und ihr Geſicht verfärbte ſich, als ſolle ſie ſelbſt den teufliſchen Trank nehmen.

„Ich verſtehe," erwiederte Lux langſam, den lauernden, ſchadenfrohen Blick auf die Burgfrau gerichtet. „Wo habt Ihr das köſtliche Säftlein? Gebt mir's; ich will's ihm reichen unverzüglich."

„Aber — es iſt doch eine ſchreckliche That," murmelte ſie, mit ihrem Gewiſſen kämpfend.

„Auf mein Haupt falle die Verantwortung hier und jenſeits," drängte der Verſucher, um ſeinem Ziele näher zu kommen. „War ich doch zwei Jahre in Paläſtina und kämpfte unter dem Banner des heiligen Ludwig von Frankreich für das Grab des Herrn, und zu Rom empfing ich den apoſtoliſchen Segen und Ablaß für alle vergangenen Sünden, und für alle Sünden, die ich noch zu begehen gewillt ſeyn möchte. Ihr ſeht, ich bin gerüſtet für die Ewigkeit, und des morſchen Lebens eines Greiſes halber kann mir die Hölle nichts anhaben; das weltliche Gericht aber hat dermalen blöde Augen und einen kurzen Arm. Dann werdet Ihr mir zwanzig Goldgulden reichen, dafür will ich Meſſen leſen laſſen für die arme Seele des alten Ritters, auf daß ſie bald aus den Flammen des Fegefeuers erlöſet werde, und ſo thu' ich eh' ein verdienſtlich Werk denn ein ſchlimmes."

Die Frau von Mönchenſtein, ſicher gemacht durch des Kundſchafters Finte, und wegen ihrem Seelenheil ſichtlich beruhigt, ging in ihr Schlafgemach, welches ſich nebenan befand, und nach wenigen Minuten kehrte ſie zurück, in der einen Hand einen Beutel mit Gold, in der andern eine kleine Phiole. „So nehmt, und thut nach Euerm Gelüſte," ſagte ſie jetzt entſchloſſen, ihm Beides darreichend; „aber ſein Blut komme über Euch und die Eurigen; ich waſche meine Hände in Unſchuld."

„Laßt mich denn zu dem alten Ritter führen."

„Er ſoll in dieſem Gemach vor Euch erſcheinen, und ich werde in dem anſtoßenden Cloſet Zeuge Eurer Unterredung ſeyn," erwiederte ſie, nicht ganz von Mißtrauen frei.

„Wie es Euch gefällt," ſagte Lux mit ruhiger Stirne. „Doch habt zuvor die Güte, mir einen guten Morgenimbiß auftiſchen zu laſſen, denn ich habe heute noch weiter nichts als ein paar geröſtete Erbſen genoſſen, und mit vollem Magen läßt es ſich gemächlicher ein ſolches Stücklein vollführen; auch Wein laßt bringen und zwei Humpen, auf daß mir der Herr von Eptingen Beſcheid thue — Ihr verſteht mich; — ich will mich zuvörderſt für einen Waffenbruder ſeines Ohms Ottmann von Butenheim ausgeben, der in heiliger Erde begraben wurde; auch alle läſtigen Zeugen entfernt, damit ſie unſere Zwieſprache nicht erlauern und nicht zu Verräthern werden können."

„Es ſoll geſchehen, wie Ihr ſagt."

Die Dame gab ihre Befehle, und bald ſtand ein leckeres Frühſtück auf dem Tiſch, nebſt einer großen Kanne Weines und zwei Bechern. Lux langte wacker zu, ließ aber während dem ganz unbemerkt keine Bewegung der intriguanten Burg-

Digitized by Google

ſrau außer Acht. Endlich, als er des Leibes genugſam gepflegt, goß er vor ihren Augen beide Becher bis zum Rande voll, und leerte in einen derſelben die Phiole aus, ihn vor einen leerſtehenden Seſſel ſchiebend. Nach wenigen Minuten ward Ritter Gottfried, aller Rüſtung und Waffen baar, herein geführt. Frau Sibylla hatte ſich in ihr Cloſet zurückgezogen, und die Knechte entfernten ſich, wie ihnen geheißen.

Lux, als er ſich mit dem Ritter allein ſah, lauſchte aufmerkſam nach allen Seiten hin, dann eilte er in's Vorgemach, ſchob die Riegel vor die feſte Eiſenthüre, kehrte in das Gemach zurück, und that hier daſſelbe; der alte Ritter ſah ihm erſtaunt zu.

„Seyd gegrüßt, Herr Ritter von Eptingen," hob der Kundſchafter jetzt mit lauter Stimme an, indeſſen er durch Pantomime dem Ritter begreiflich zu machen ſuchte, was er ihm laut nicht ſagen durfte, und dabei öfter nach der unverſchloſſenen Tapetenthüre des anſtoßenden Cabinets ſchielte.

„Was habt Ihr mir zu ſagen, Pilgrim?" fragte Gottfried von Eptingen verwundert, da er das ſeltſame Benehmen deſſelben ſich nicht erklären konnte, und keine Ahnung von der beabſichtigten Teufelei der Burgfrau, ſeiner entſetzlichen Feindin, hatte.

„Ich bringe Euch Botſchaft aus Paläſtina — doch ſtill! da drunten im Burghof erhebt ſich ein verdächtig Regen — mich däucht, der Mummenſchanz hat ein Ende," unterbrach ſich ſelbſt Lux, indem er an's Fenſter eilte. „Ein ſtaubbedeckter Reiſiger — ſie ſperren das Thor — ſie ſprechen von Kundſchafter von Pilgrim — Peſt und Tod, ich bin verrathen!"

(Fortſetzung folgt.)

Liebe, Vermählung und Hausglück.

(Aus H. Zſchokke's »Selbſtſchau.« 1. Thl.)

(Fortſetzung.)

Während der erſten Tage aber, nach meiner Ankunft in Aarau, hatte man mich in ein Konzert geführt. An ſolchem Orte gönnt man wohl auch, wie den Ohren, ſo den Augen ein ſtilles Conzert. Ich muſterte die Blumenflor der verſammelten Schönen durch alle Reihen. Doch nur an einer einzigen dieſer Blumen blieb mein Blick behangen, zweifelnd, ob ſie eine halberſchloſſene Roſenknoſpe, oder eine Blüte aus Eden, ſey? das Letzte gewann die höchſte Wahrſcheinlichkeit. „Wer iſt ſie?" fragt' ich einen Nachbarn, „Die Tochter des Pfarrers von Kirchberg!" lautete die Antwort. Ich erinnerte mich dunkel dieſes Geiſtlichen. Er hatte mich einſt in Baſel beſucht. Natürlich kannt' ich keine dringendere Pflicht, als ihm den Beſuch, ſobald wie möglich, zu erwiedern.

So ſah' ich die „Blüte aus Eden" wieder; aber, in ihrer Wohnung, irdiſcher; aber ſchöner; in häuslicher Einfachheit, ſchmucklos, geſchäftig umherflatternd. Mir ahnete nicht, daß ich hier abermals das Unſchuldsgeſichtchen von Baſel bewunderte. Ich erfuhr es erſt lange nachher, und von ihm ſelbſt. Mit ſehr unruhigem Herzen verließ ich das Pfarrhaus und dachte: „Gefährliche Nachbarſchaft für einen Nachfahren der Johanniter-Ritter!" Mir träumte nicht, daß Nanny bald Aehnliches denken würde, wenn ſie den Blick, vom Kirchhügel, auf Biberſtein warf.

Eingezogen und ungeſtört ſchwelgt' ich von nun an in allen Schätzen der Wiſſenſchaft; oder ſtreifte durch Berge und Wälder; ſammelte Pflanzen, Steine, Hartflügler und Netzflügler; las und ſchrieb. Doch leider an's Philoſophiren war nicht mehr zu denken. Alles ward in mir und außer mir, Poeſie. Ich ſetzte das ſchöne Lied von Salis in Muſik, und ſang in glühender Andacht am Klavier:

Wann, o Schickſal, wann wird endlich
Mir der letzte Wunſch gewährt.

Der letzte war's auch wohl nicht, aber der ſehnlichſte, und dabei der verzeihlichſte von der Welt für einen jungen Mann, der „keine Seele auf dem Erdenrund" die ſeine nennen konnte. Und doch ſchämte ich mich wieder heimlich dieſer Trunkenheit des Gemüths, die mir für alles Andere den Sinn raubte; mich vielleicht ſogar über Nanny's Eigenthümlichkeiten und allfällige Launen blendete. Denn man weiß, daß auch die Engel, ſobald ſie unterhalb dem Himmel wohnen, ebenfalls Launen haben. Ehmals verflog mir dergleichen Räuſchchen oft ſchon über Nacht; jetzt ſchien das Uebel mit den Tagen zu wachſen. Das ward mir bedenklich. Es war Zeit, mich zu ermannen. Und ich ermannte mich; beſuchte von dem Augenblick an das Pfarrhaus, als guter Nachbar, wöchentlich nur einmal, oder zweimal; beobachtete gar abgemeſſenes Betragen; ſtrenge Wachſamkeit gegen Selbſtverrath in Wort und Miene, und am ſtrengſten, ſobald ich wahrnahm, vielleicht früher, als die fromme Unſchuld ſelber, daß ſich ihre Neigungen zu mir wandten. Zwar entſchiedener, denn je, ward in mir das Gelübde: „dieſe, oder nie eine, zur Gefährtin des Lebens! — aber auch nie eines Lebens, welches ſie in Gefahr und Verderben mit mir reißen könnte!" Wie hätt' ich die kleine Heilige zur Genoſſin von Schickſalen machen dürfen, die mich noch in fortdauernden Stürmen der Staatsumwälzungen erwarten mochten? Oder wie hätt' ich den Frieden eines unerfahrnen Herzens leichtſinnig mit Hoffnungen ſtören ſollen, die vielleicht unerfüllbar bleiben mußten?

Unterdeſſen waren beinahe drei Jahre vergangen, deren wechſelnde Ereigniſſe Zſchokke ſeinen Leſern mittheilt und darauf ſeine Vermählung folgendermaßen erzählt: Um Pflanzenleben, atmoſphäriſches und geognoſtiſches Verhalten der Pyrenäen, mit dem der Alpen, zu vergleichen, hatt' ich noch den Plan, eine Reiſe zu jener fernen Gebirgskette zu machen. Der gelehrte Ramond, in Paris, zeigte ſich geneigt, mich dahin zu begleiten. Der Gedanke ward jedoch bald wieder aufgegeben. Ich hatte ja ſchon jene freiherrliche Gewalt verloren, mit der ich ſonſt allein über mich verfügen konnte. Mehr, als die Flora des Montperdu, Marboré und Gabiſos, zog mich immer die Flora des Nachbarhügels von Kirchberg an; und ſtatt der Pyrenäenfahrt, beredeten Nanny und ich eine Brautfahrt, die für mich faſt, es fehlte wenig, zur Himmelfahrt unter Donner und Blitz, wie die des Elias und Quirinus, geworden wäre.

Während ich eines Abends ſpät, nach heißem Sommertage, und bei heranziehenden Wetterwolken, in meinem Schlafgemach noch ein Buch zum Leſen auf den Nachttiſch legte, erloſch plötzlich auf demſelben das Licht der Kerze. Statt deſſen leuchtete einige Sekunden lang, in der Finſterniß, vor mir ein funkenſprühender Feuer-Ballon, faſt ſchuhdick, der vom obern Eiſenkloben und Angelband des Fenſterladens zum untern niederſprang. Es ergab ſich bald, daß der Blitz, vom gefährlichen Schmuck der Dachfirſt, hohen Metallknöpfen, angezogen, in einem Doppelſtrom vor und hinter mir niedergefahren war, daß

Wandgetäfel des Schlafzimmers zerriſſen, die dicke Schloßmauer von oben nach unten geſpalten und die beiden Fenſter des Eckzimmers ſo zerſchmettert hatte, daß die Glasſplittern Boden und Stubengeräth bedeckten. Obgleich mich ſelbſt der blitziſche Funke, an Nacken und Hüfte, mit Brandmalen gezeichnet hatte, empfand ich doch, während deſſen, weder Erſchütterung, oder Luftdruck, noch überlauten Schall, und ſo wenig Erſchrecken, daß ich dem Glanz der Feuerkugel mit ruhiger Verwunderung, oder Neugier zuſah. Beſonnen durch die Finſterniß tappend, verließ ich das Gemach. Dieſe Unerſchrockenheit, oder Unempfindlichkeit, war jedoch, glaub' ich, mehr auf Rechnung des ſchnellen Werdens und Vergehns der furchtbaren Erſcheinung, als meiner Geiſtesgegenwart, zu ſetzen. Der Wetterſtrahl hatte zum Glück nicht gezündet; aber in der Hausflur mehrere Perſonen leblos zu Boden geſchlagen. Es gelang mir, ſie alle, binnen zwo Stunden, durch die in ſolchem Fall üblichen Mittel, in's Leben zurückzubringen, ehe noch der von Aarau berufene Arzt kam. Es iſt nicht das erſte und nicht das letzte Mal, daß ich vom Blitze dergleichen Beſuche empfangen habe.

(Schluß folgt.)

Der Schäfer zu Niederempt.

Wer die leidende Menſchheit in der bejammernswertheſten Geſtaltung ſehen will, wer moraliſches und phyſiſches Krankſeyn der menſchlichen Natur zu beobachten Beruf fühlt, der muß ſich nach Niederempt begeben zur Zeit, wenn der Schäfer Heinrich Mohr dort ſein Weſen treibt. Worin hat dies ſeinen Grund? Leider, in dem unglücklichſten Irrwahne, in dem traurigſten Glauben, den je die Vernunft ſich zu Schulden kommen laſſen kann und der von der Religion auf das äußerſte mißbilligt werden muß.

Niederempt, ein Dorf im Kreiſe Bergheim, iſt jetzt an drei Wochentagen ein ungeheuer großes Lazareth, und könnte wohl als die größte aller Kliniken anzuſehen ſeyn. Von nah und fern ſtrömen Kranke dorthin, die nach allen möglichen Heilverſuchen krank blieben, und nun ihre letzte Hoffnung auf die wunderbaren Folgen dieſer mühſamen Reiſe ſetzen. Perſonen aller Lebensalter, vom Greiſe bis zum Wickelkinde, ſieht man hier zuſammen, behaftet mit den härteſten Gebrechen und den ekelerregendſten Krankheiten, und Alle in dem feſten Wahne, von dem Schäfer geheilt zu werden. In den Straßen des Ortes ſteht Wagen an Wagen, Karre an Karre, worin ſich Kranke befinden, die in die Wirthshäuſer entweder nicht einkehren mögen, oder wegen Ueberfüllung derſelben nicht einkehren können. Die Wirthshäuſer ſelbſt, ſo wie die meiſten andern Bauernhäuſer ſind der Art angefüllt mit Kranken und Gebrechlichen, daß der Geſunde in denſelben ſich nicht wohl aufhalten kann und der Kranke bei dem Mangel an Pflege und bei der ungeſunden Zimmerluft nothwendig kränker werden muß. Die Kranken, die ſich ſelbſt fortzubewegen im Stande ſind, verſuchen es, durch die kloakigen Straßen ſich nach des Schäfers Wohnung hinzuſchleppen, und ſo ſieht man denn Jammergeſtalten, alte Männer und Frauen, die ihr Lebensziel erreicht zu haben ſcheinen; junge Mädchen mit lilienweißen Geſichtern und todtmatten, tiefliegenden Augen; abgezehrte Kinder, wie Todesengel; geiſtesſchwache Menſchen, die geführt werden müſſen, und Gebrechliche aller Beſchaffenheit dort ſich verſammeln, harrend oft Tag und Nacht in der heißeſten Sehnſucht, dem wunderbaren Schäfer nahe zu kommen und in der Zuverſicht, von ihm berührt und geheilt zu werden.

Wer iſt dieſer Heilkünſtler, der der Menge ein ſo großes Zutrauen einflößt? Ein Bauer, Namens Heinrich Mohr, aus der Gegend von Niederempt gebürtig, der früher auf mehreren Höfen in und um Niederempt als Schäfer gedient hat. Seine früheren Brodherren geben ihm ſammt und ſonders das Zeugniß eines braven Menſchen und ſein Lebenswandel ſoll ganz unbeſcholten ſeyn. Er iſt ein großer und geſetzter Mann mit einem freien, offenen und geſunden Geſichte. Sein blondes Haar iſt militäriſch geſchnitten. Sein Auge iſt blau, groß, lebhaft und unverkennbar ſchalkhaft. Den etwas röthlichen Bart trägt er à la jeune france, welches ihm nicht übel ſteht. Sein Anzug iſt der eines ſchlichten Landmannes. Die von ihm bis jetzt erſchienenen Portraits ſind unähnlich und ſcheinen Phantaſie-Zeichnungen zu ſeyn, welches übrigens auch gleichgültig ſeyn kann.

Was verſteht denn dieſer Schäfer, und womit und wodurch heilt er die leidenden Menſchen? Außer einer Schaafheerde zu hüten, außer etwas Leſen und Schreiben, dürfte er ſchwerlich etwas verſtehen, und niemals iſt etwas Außergewöhnliches an ihm wahrgenommen worden, bis er vor einiger Zeit mit ſeinen Wunderkuren begonnen hat, und darin, leider, von Menſchen, geiſtesſchwacher wie er ſelbſt, dergeſtalt bekräftigt worden iſt, daß ſich jetzt der Glaube an die von ihm ausſtrömende Wunderkraft auch in ihm feſtgeſetzt zu haben ſcheint.

Seine Kurmethode iſt folgende: Die Kranken kommen, ihr Leid klagend, zu ihm; er betupft dann mit zugeſpitzter Hand die leidende Stelle, welche, wenn es eine offene Wunde iſt, entblößt werden muß. Nach dieſer ſchnellen Betupfung macht er an dem Leidenden ein Zeichen des Kreuzes, ſodann an ſich ſelbſt, und murmelt dabei etwas Unverſtändliches in den Bart. Dieſes wiederholt er einige Male und verordnet dann die Verrichtung eines Gebetes mit der poſitiven Zuſicherung, daß die Geneſung binnen ſo und ſo viel Zeit erfolgen würde, und mit der Andeutung, daß bei Gott Alles möglich ſey. Dieſes iſt der ganze Zauber, der ganze Troſt, den die Kranken mit nach Hauſe nehmen. Geldſucht und Eigennutz dürften dem Schäfer weniger zur Laſt zu legen ſeyn. Er ſoll Arm und Reich gleichmäßig behandeln und von Niemand etwas begehren. Aber einen Anhang hat er im Dorfe, ſogenannte Geſellen und Gehülfen, arbeitsſcheue Taugenichtſe, faule Tagdiebe, die ſich ein Geſchäft daraus machen, Mittelsperſonen zwiſchen ihm und den Kranken zu ſeyn, ihn letzteren durch allerlei Wundererzählungen anpreiſen und ſich zur Vermittelung einer baldigen Audienz, allerdings propter opes, anbieten. Auf dieſe Weiſe werden nicht unanſehnliche Geldgeſchäfte gemacht.

Dort im Orte und in deſſen Umgegend glaubt kein Menſch an des Schäfers Wunderkraft, wodurch die Wahrheit des Sprüchworts nullus propheta acceptus in patria beſtätigt wird. Die Leute meinen aber, das Treiben des Schäfers ſey für die Gegend vortheilbringend, weil die Kranken Geld verzehrten. Daß die Niederempter daher mitleidig auf die Maſſe der armen Leichtgläubigen, die ſie krank und leidend ankommen und eben ſo wieder wegziehen ſehen, hinblicken, iſt wohl zu denken, und dies um ſo mehr, als auch noch kein Menſch eine vom Schäfer ausgegangene radikale Heilung wahrgenommen

Digitized by Google

haben will. Daß die gewaltſame Aufregung des Gemüths, die Stärke des Köhlerglaubens und des blinden Zutrauens hin und wieder momentane Linderung eines Leidens hervorgebracht haben mögen, iſt hier ebenſo, wie auch unter anderen Umſtänden anzunehmen; daß aber das ganze Treiben des Schäfers eine ſchale Myſtifikation, ein lächerlicher Hokus-Pokus iſt, kann als unumſtößlich angenommen werden.

Es gibt zu den traurigſten Bemerkungen über die Richtung des menſchlichen Geiſtes Veranlaſſung, wenn man in dem Gewoge der bethörten Heilſuchenden auch Perſonen aus den höheren und intelligenteren Ständen aller Konfeſſionen erblickt, und hier nur kann durch den Mangel wahren Glaubens der kraſſe Aberglaube entſtehen und leicht ſich verbreiten auf die unwiſſendere Menge. Darum iſt es heilige Pflicht der Geiſtlichen, der Blödſichtigen Augen zu öffnen, die Leichtgläubigen zu belehren und dem offen liegenden Unfuge zu ſteuern, wie ſolches bereits auch von mehreren achtungswerthen Männern geſchehen iſt. (Aachn. Ztg.)

Mannichfaltigkeiten.

Zur Beantwortung der Frage, ob die Staatsdiener in Kurheſſen als Bürger und Beiſitzer verpflichtet ſind, Gemeinde-Abgaben zu bezahlen, iſt eine von H..... verfaßte Broſchüre (Kaſſel bei Hotop. 1842) erſchienen. Da dieſe Frage tief in das kurheſſiſche Gemeindeweſen eingreift, und mehr oder minder auf das Gedeihen deſſelben einwirkt, ſo wird die genannte Flugſchrift mit Intereſſe geleſen werden. Die Abfaſſung zeugt von Sachkenntniß und iſt in würdigem Ton gehalten.

In der Kaſſeler Zeitung kündigte unlängſt ein Herr Arnold Hull unſterbliche Weſtphäler-Schinken an: „Schinken", ſagt er, „die ſich hundert Jahre und drüber friſch und gut erhalten; Schinken, die nie übelriechend werden; Schinken, die, ein Bischen aufgeſotten, wie Lavendel mit Ananas ſchmecken; Schinken, die auf dem Meere, je länger ſie eine Reiſe machen, deſto mürber bleiben; Schinken, welche die Männer ſtark und die Frauen friſch erhalten; Schinken, welche das Alter verſchönern und die gute Laune erwecken; Schinken, welche ein Kind im Mutterleibe eſſen kann, ohne eine Uebelkeit zu verſpüren; Schinken für Wöchnerinnen, Ammen und Ballfräuleins; Schinken, die ſich ſelbſt, ihren Erfinder und ihre Verzehrer unſterblich machen, mit einem Worte, Schinken, von welchen — das Pfund einen halben Gulden koſtet!"

Frankfurter Theater.

Der Baritoniſt Piſchek. — Richard Löwenherz.

Von ſeiner Kunſtreiſe aus Berlin zurück gekehrt, wo ſein Gaſtſpiel von dem günſtigſten Erfolge, wie wir bereits gemeldet haben, begleitet geweſen, und wo ihm Engagements-Anträge, auf welche er jedoch in Betracht ſeines hieſigen Contractes nicht eingehen konnte, gemacht worden, iſt unſer allgemein geſchätzter und trefflicher Baritoniſt Piſchek zweimal wieder aufgetreten und auf eine Weiſe empfangen und begrüßt worden, die ihm als Beweis gelten kann, wie ſehr man ſeine ausgezeichneten Geſangsleiſtungen hier zu würdigen weiß und wie ſehr man wünſcht, ihn unſerer Oper erhalten zu ſehen. Piſchek, unſtreitig einer der erſten jetzigen Baritoniſten, verbindet mit Kraft, Fülle und Wohllaut eines umfangreichen Stimmorgans die Vorzüge einer gründlichen Geſangsbildung und eines edeln, geſchmackvollen Vortrags. Aus dem vielſeitigen Repertoir dieſes Sängers deuten wir einige ſeiner Hauptpartieen zum Beleg des Geſagten kurz an. In den Puritanern und als Zampa trägt er die Cantabile's mit eben ſo viel Empfindung und Ausdruck vor, als er, wo es die Situation erfordert, Kraft und Bravour entfaltet; daſſelbe gilt von Bois-Guilbert in Templer und Jüdin, wo er namentlich in der großen und ſchwierigen Geſangsſcene (Act 2) eben ſo viel Ausdauer und Energie, als abgerundete Nuancirung zeigt. Seine meiſterhafte Leiſtung als Beliſar iſt nicht minder anerkannt und wir erinnern nur an den ergreifenden und ſeelenvollen Ausdruck ſeines Geſanges im zweiten Act, wo ihm unſere Capitain ſo würdig zur Seite ſteht. Als Jäger im Nachtlager von Granada, Graf Rudolph in der Nachtwandlerin und Czaar Peter in Lortzing's Oper zeigt uns Piſchek den lyriſchen Sänger in gleicher Vollendung und in letzterer Oper wirkt er beſonders durch den trefflichen Vortrag der Lieder, in welcher Gattung er, wie bekannt, Vorzügliches leiſtet. Aus dem Bereiche der klaſſiſchen Oper haben wir ſeinen Don Juan, Fauſt, Agamemnon in Gluck's Iphigenia und Figaro im Barbier von Sevilla, welches letztere Tonwerk den klaſſiſchen Compoſitionen wohl beizuzählen iſt, anzudeuten, in welchen Partieen er durch geiſtige Auffaſſung und meiſterhafte Ausführung glänzend hervortritt. Als Alphonſe der Elfte in Donizetti's Favorite (am 4. d. M.) fand ſein gediegener und edler Geſang den ungetheilteſten Beifall. Dieſen kurzen Hinweiſungen fügen wir, in Uebereinſtimmung mit gewiß allen Freunden der hieſigen Oper, den Wunſch bei, Hrn. Piſchek noch lange einem Publikum erhalten zu ſehen, deſſen Gunſt er ſich in vollem Maße zu erfreuen hat und welches an ſeinem ſchönen Geſangstalente den lebhafteſten Antheil zu nehmen nie unterläßt.

Bei Gelegenheit der jüngſten Aufführung von Gretry's „Richard Löwenherz" und Gluck's „Iphigenia in Aulis" haben wir geſehen, daß auch der Sinn für die einfachen, wie für die großartigen Tonwerke noch vorhanden iſt. Mit dem Aufwand an Kunſt- und Geldmitteln, welchen ſo manche unſerer modernen Parade- und Lärmopern in Anſpruch nehmen, könnte man die Bühne mit ſo vielen andern edleren Gebilden der Kunſt verſorgen, die jetzt zum Theil vergeſſen und unbeachtet bleiben. Die Partieen des Richard (Hr. Caspari) und Blondel (Hr. Rork) ſprachen ſehr an, jedoch hätte Hr. Caspari ſich die Aufgabe ſtellen dürfen, den ritterlichen Richard etwas heroiſcher und weniger ſentimental zu halten. Hr. Rork führte den Blondel trefflich aus, machte geſchmackvollen Geſang und gewandtes Spiel geltend und wurde zweimal hervorgerufen. In ihm beſitzt unſere Bühne ein in Oper und Schauſpiel vielſeitig brauchbares und thätiges Mitglied. Dem. Rudersdorff (Gräfin von Artois) wirkte durch ihre ruhig gehaltene und den Situationen angemeſſene Darſtellung. W.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 10. Dez. Kabale und Liebe, Trauerſpiel in 5 Acten, von Schiller.

Montag, 12. Dez. Großes Vocal- und Inſtrumental-Konzert der jungen italieniſchen Violinſpielerinnen Dem. Thereſe und Marie Milanollo. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 341. Sonntag, den 11. December 1842.

Die Papageien und die Sternenträger.

Novelle aus den Zeiten des Interregnums.

(Fortsetzung.)

„Gilt das beginnende Laufen und Rennen Euch?“ fragte der Ritter, der ebenfalls an's Fenster getreten war.

„Es gilt mir,“ erwiderte Lux hastig. „Doch hört — die Augenblicke sind gezählt. Ich komme von Ritter Eglin, Eurem Sohne — wollte Euch gute Botschaft und die Hoffnung baldiger Befreiung bringen. — Frau Sibylla von Mönchenstein trachtet nach Eurem Leben — ich gab mich für Euern Feind aus, und gelobte, Euch zu morden mit dem Humpen Weines dort auf dem Tisch, damit mir Gelegenheit würde, Euch zu warnen.“

Der alte Ritter prallte zurück. „Ist der Mönchenstein ein Sitz tückischen Meuchelmordes geworden?“

„Es wäre nicht die erste Unthat, deren sich die Gemahlin Hug's von Mönchenstein theilhaftig machte,“ entgegnete Lux; „allein besorgt nichts, wir werden diesem entmenschten Weib entrinnen. Seyd mir aber nicht hinderlich, Herr Ritter, was ich auch beginnen möge, denn nur Kühnheit und Verwegenheit können uns retten.“

Kaum hätte der Kundschafter diese Worte eilig dem Herrn von Eptingen zugeraunt, als Frau Sibylla zornergötheten Antlitzes in der Thüre des Nebengemaches erschien.

„Drunten im Hofraum verkündet ein Bote von Basel, daß ein berüchtigter Kundschafter des Grafen von Habsburg sich unter der Vermummung eines Pilgrim in die Burg geschlichen, um sie zu erspähen,“ hob sie an, und der Ausdruck ihres Gesichtes sah dem einer Furie ähnlich. „Bist Du es, Bube, der ein solch freches Spiel sich unterfing?“

„Ja, ich bin es, Dame vom Mönchenstein,“ [illegible]erte Lux trotzig.

„Dafür sollst Du Zeter und Wehe heulen, heuchlerischer Verräther!“ keuchte die Ergrimmte, und wollte nach der verschlossenen Thüre zum Vorgemach schreiten; Lux vertrat ihr den Weg.

„Gestrenge Frau, wollt Ihr nicht lieber Schonung walten lassen?“

„Schonung!“ fragte sie mit dem Ausdruck fürchterlichen Hohns. „Meine Schonung sollst Du kennen lernen, wenn Du in dem tiefsten Verließ des Kerkerthurmes unter den Zähnen hungerwüthigen Ungeziefers Deine Verrätherseele aushauchest.“

„Hoho! Frau!“ lachte Lux höhnisch auf; „hab' ich mich dessen von Euch zu versehen? dann habt Ihr nicht klug gethan, mir's so geradezu in den Bart hinein zu verkünden, denn Ihr seyd in meiner Gewalt, ich nicht in der Eurigen!“ Und im Nu hatte er das Pilgergewand entgürtet und von sich geschleudert, und wohlgerüstet stand er vor der Erbleichenden, einem Kampf auf Leben und Tod entgegen sehend.

Jetzt hörte man an der starken Eisenthüre des Vorgemaches heftig pochen, und Frau Sibylla erhob zu gleicher Zeit ein Zetergeschrei, um Hülfe herbeizulocken.

„Keinen Laut weiter, oder die Spitze dieser Klinge fährt tief in Euer schwarzes Herz!“ donnerte der Kundschafter, und faßte mit den eisernen Sehnen seiner gewaltigen Faust den Arm der Erbebenden. „Wählt jetzt schnell und hurtig,“ fuhr er mit gemäßigterer Stimme fort: „entweder Ihr leert sogleich diesen Becher Weines, den Ihr mir für diesen Ritter mit tödtlichem Saft zu mischen auftrugt, und sterbt so, wie der Scorpion, an Eurem eigenen Gift, oder Ihr bringt mich und diesen Ritter sonder Gefahr auf geheimen Wegen aus Eurer Mordgrube. Wagt keinen Vorwand, noch eine Einrede; Ihr müßt ohne Barmherzigkeit sterben, wenn Ihr unsere Flucht nicht möglich zu machen wißt.“

„Ha! Herr von Eptingen!“ schrie Frau Sibylla, sich ermannend; „gedenkt Ihr also Eurer Ritterpflicht und Eures Rittereides, daß Ihr eine wehr- und hülflose Dame von den unfläthigen Fäusten eines leibeigenen Knechtes mißhandeln laßt?“

„Tückische Schlange, Du zischest vergebens!“ höhnte Lux. „Der Ritter ist wehrlos; ich würde ihn stracks niederstoßen, wenn er in anwandelnder Großmuth die geringste Bewegung zur Befreiung seiner Feindin machte. Kein Hoffnungsstrahl leuchtet Euch, als allein die Möglichkeit unserer Befreiung und Flucht. Diese Burg hat der geheimen Ausgänge mehrere, ich weiß es; bringt uns auf einem derselben sicher außerhalb Eurer Ringmauern, und, bei dem ewigen Heil meiner Seele! der gehabte Schreck soll die ganze Strafe seyn für Euern bösen Willen; wo nicht, so seyd Ihr ein Weib des Todes.“

Noch zögerte die Dame hartnäckig mit einem Entschluß, und draußen, im Vorgemach, krachte die Thüre unter den Axten der Burgleute, welche mit Recht die Gefahr ihrer Gebieterin muthmaßten, und auf dem Greiner begann man schwere

Digitized by Google

Leitern herbei zu ſchleppen, um durch die Fenſter in die verriegelten Gemächer zu dringen.

„In aller böſen Geiſter und Geſpenſter Namen! entſchließt Euch kurz!" brüllte Lux, die näher rückende Gefahr gewahrend. „Ihr ſeyd eine blaſſe Leiche, ehe noch eine Hand zu Eurer Hülfe heran bringt; ich ermorde Euch, wenn Ihr noch eine Minute zögert!" und ſchon ſetzte der furchtbare Dränger ihr des Dolches Spitze auf die Bruſt; ſchon drang das Mordeiſen langſam durch ihr Gewand — da gewann die Liebe zum Leben die Oberhand über ihren Haß und ihren Grimm.

„Halt! Ich will thun, was Ihr begehrt!" rief ſie dumpf.

„So geht voran, und vergeßt nicht, daß die geringſte Eurer Bewegungen von meiner blanken Waffe überwacht iſt."

Die Dame ging jetzt finſteren Angeſichts nach dem Cloſet zurück, beide Männer ihr dicht auf der Ferſe; hier nahm ſie ein großes Schlüſſelbund, öffnete im Tafelwerk eine verborgene Thüre, die Lux wieder ſorgfältig hinter ſich ſchloß, und trat mit ihnen in ein gewölbtes Gemach, welches durch ein in der Höhe angebrachtes enges Mauerfenſter nur ſpärlich erhellt wurde. Dem Eingang über befand ſich eine kleine eiſerne Pforte; Geräthſchaften, Fackeln, Pechkränze und Waffen verſchiedener Gattungen lagen und ſtanden umher. Die Herrin vom Mönchenſtein, von des Kundſchafters Dolch fortwährend bedroht, zündete eine Laterne an und ſchloß mit zitternder widerſtrebender Hand die kleine Pforte auf; dichte Finſterniß gähnte aus dem dahinter liegenden Raum ihnen entgegen und ein feuchter Modergeruch qualmte in das Gemach.

(Fortſetzung folgt.)

Liebe, Vermählung und Hausglück.

(Aus H. Zſchokke's »Selbſtſchau.« 1. Thl.)

(Schluß.)

Das Ereigniß hatte der Familie des Pfarrhauſes größeres Entſetzen, als mir, verurſacht. Nanny verrieth unverholen, daß ihr Leben am meinigen hange. Ich aber richtete nun den von mir bewohnten Theil des Schloſſes mit Veränderungen bequemlicher für eine künftige Haushaltung ein und feierte darauf im Winter*) mit der Verlobten, auf einfachſte, patriarchaliſche Weiſe das Vermählungsfeſt. Außer der auch mir lieben Jugendgeſpielin der jungen Braut**), erſchien dabei kein fremder Zeuge. Kein Zurſchauſtellen eiteln Gepränges ſtörte Andacht und Luſt des ſchönen Tages. Die Braut, wie ich, blieben im alltäglichen Gewande. Der im Silberhaar ehrwürdige Pfarrer Nüsperli traute mir, mit Worten herzlicher Rührung, ſeine Erſtgeborne, neben demſelben Taufſtein an, über welchem er ihr einſt die erſte chriſtliche Weihe gegeben hatte. So hatt' ich's mir gewünſcht.

Doch der Feiertag war umſonſt verheimlicht gehalten, um uns ſeine Luſt in aller Reinheit zu geben, unverwäſſert durch Glückwünſche und Fraubaſereien. Während des fröhlichen Mahles trat ein junger Bauersmann ins Zimmer, und überreichte mir einen mächtigen Brief. Wie angenehm überraſchte mich der liebenswürdige allemanniſche Sänger, vom fernen Karlsruhe her, Hebel, mit ſeinem naiven Liede „an den aufrichtigen und wohlerfahrnen Schweizerboten zu ſeinem Hochzeittage!" Da leibte und lebte nun um mich her Voſſens reizendſte Idylle, „Louiſe" in der Wirklichkeit. Wohl nicht mit Unrecht argwohnt' ich, Freund Remigius Sauerländer ſtehe mit dem Prälaten von Karlsruhe hinter dem Spiele verborgen, das meiner ſelbſtſüchtigen Geheimnißkrämerei Trotz bieten ſollte.

Im Roman iſt das Sichſuchen und Finden der Liebenden, Würze und Kern; in der Wirklichkeit aber, eine glückliche Ehe, der ſchönſte Roman. Wir athmen in einer neuen Welt, weil wir ein Dopelleben im eignen Selbſt empfangen. Das Einförmige der Tage löſet ſich in ein magiſches, mildes Farbenſpiel auf, worin das Gemeinſte höhere Bedeutſamkeit annimmt. Ich will daher glauben, daß unglückliche Ehen Höllen auf Erden werden, weil glückliche ein Himmelreich ſind. Jenes aber zu verhüten, ſchloß ich, in den erſten Stunden alleinigen Beiſammenſeyns, mit dem jungen Weibchen einen Ehevertrag, beſſern Werthes, als jeder gewöhnliche, in welchem man ſich gegentig um Geldſummen und Ausſteuern oder Wittwengehalte vergleicht. Und was für uns damals nur noch gute Grundſätze ſeyn konnten, erhärtete mit den Jahren zu guten Grundgewohnheiten. Wir beide lebten in dieſen allein nur uns ſelbſt; täglich einander klar und durchſichtig, ſelbſt ohne Verhüllung des Fehlers; nur uns vertrauend und Gott, Niemandem ſonſt, ſelbſt Blutsverwandten und Freunden, und Vater und Mutter nicht. Einfach und ſchlicht in äußern Umgebungen, hüteten wir häuslichen Wohlſtand, der uns Unabhängigkeit von Menſchen, aber auch Mittel bewahrte, ihnen zu helfen. Ohne geſelligen Vergnügungen zu entſagen, leiſteten wir doch Verzicht auf jene, welche von Konvenienz, Etikette oder langer Weile geſchaffen, in üppigen Gaſtmahlen, zierlichen Abendzirkeln, am Spieltiſch, oder in höfiſcher Mediſance, gewöhnlich Geld- und Zeitverſchwendung, oft Frieden in und außer dem Hauſe, zum Opfer verlangen; mittlerweile man für Leidende, oder für gemeinnützige Werke, weder Sinn, noch Zeit, noch den Thaler erübrigen mag. Eine ſo dicht um uns abgeſchloſſene Lebensweiſe, die wir auch dann fortſetzten, als ich, einige Jahre ſpäter, das romantiſche Biberſtein, mancher Bequemlichkeit willen, mit dem eignen Hauſe in Aarau vertauſcht hatte, konnte wohl Manchen ſonderlingshaft dünken. Doch wir beide ließen uns nicht irre machen.

So baut' ich mir die beſte der Republiken inner meinen vier Pfählen: Liebe ihr Geſetz; die übrige Welt mit ihrem Getümmel, draußen unter den Fenſtern, nur Schauſpiel, belehrend, beluſtigend, warnend oder ermuthigend. Die junge, erfahrungsloſe Hausfrau in Mannichfaltigkeit von Geſchäften und Sorgen [illegible] einzugewöhnen, umringt' ich ſie mit einer Menge derſelbe[illegible]ielleicht etwas unbarmherzig, ſchon in den Flitterwochen. Ich nahm vier junge deutſche Gelehrte zu mir ins Schloß, auf Anſuchen eines Freundes, die nach ſeinen Angaben bei mir ein großes phyſikaliſches Werk zu bearbeiten hatten.

Genug an dieſer flüchtigen Bezeichnung unſeres Stilllebens. Die wichtigen Kleinigkeiten einer friedlichen Haushaltung ſind jedem Andern ohne Intereſſe; höchſtens dürftiges Futter für die Neugier des Nachbars. So übergeht ja auch die Weltgeſchichte ſchweigend Glückszeiten der Nationen, und wird nur bei deren Wehklagen laut, in Zeiten des Trübſals. Mir fehlten dieſe. Und ſchlich zuweilen ein Wölkchen des Kummers, oder Mißmuths, über unſer Paradies, konnt' es doch allein nur den

---

*) Am 25. Febr. 1805.

**) Charlotte Frey, Gemahlin des nachmaligen Oberrichters Friedrich Frey.

Reiz des Hausglücks ſtärken, wie der Schatten ſein Licht. Schöpfer ſeines Uebels iſt der Menſch allein; Schöpfer alles Beſeligenden, Gott. Er gab mir die ungeahneten Freuden des Vaters im Anblick eines erſtgebornen Sohnes. Das ſetzte die geſammte Zukunft in Gegenwart um. Ich pflanzte nun in dieſer; und ſah, in jener, ſchon Blüten und Früchte prangen. Das erſte Lächeln; das erſte Wort, die erſten Schritte des Kindes ſind Weiſſagungen. — Warum fehlt dies fromme, häusliche Seyn, in geregelter Tagesordnung, Millionen Sterblichen, die auf Erden, ſtatt eines Vorhimmels, ein Thränen- und Jammerthal ſehn wollen? Wie vielen Elendes bin ich in Paläſten und Hütten Zeuge geworden! Der Großtheil der Menſchheit iſt noch nicht menſchlich genug; er betet noch falſche Götter in Thiergeſtalten an.

Feier des Jahrestages der polniſchen Revolution in Paris.

(Paris, 30. Nov.) Die Völker haben ſelten einen Feſttag zu feiern; die Tage, deren ſie ſich von Jahr zu Jahr wieder entſinnen, gehören meiſt zu den ſchwarzen, zu den blutigen, an denen ſie Buße thun ſollten. Zu den Ausnahmen gehören diejenigen, an denen ein unterjochtes Volk ſeine Ketten zu ſprengen ſuchte; dieſe ſollten Völkerfeſte ſeyn, und ſind leider wieder meiſt in ihrer Art die herzzerreißendſten Trauertage. — Der Jahrestag der polniſchen Revolution wurde geſtern hier in Paris mit aller möglichen Andacht gefeiert. Eine Meſſe verſammelte alle in Paris lebenden Polen, ſo wie Alle, die mit ihrer Sache oder ihrem Unglücke harmoniren, in der dunkeln Grabkapelle der Kirche St.-Roch. Lautlos beteten hier wohl tauſend Unglückliche um eine beſſere Zukunft für ihr Vaterland. Während der Meſſe communicirten mehrere Polen und Polinnen, und als die Meſſe zu Ende war, trat ein Prieſter auf die Kanzel, ein Pole, und hielt in ſeiner Mutterſprache eine Rede. Er ſprach über das Heil, das Polen im Katholicismus finden könne, und ſuchte zu zeigen, wie grade das Aufgeben der Religion, die Lauheit, mit der man ihr angehangen, die Urſache des Untergangs Polens geweſen. Es mag dieſe Anſicht in Polen ſicher nicht ſo ganz ohne Grund ſeyn. In der Kapelle zum Grabe Chriſti der St.-Roch-Kirche waren alle Polen ohne Ausnahme vereinigt, hier gab es keine Partei, keine Spaltung. Sobald ſie die Kirche verließen, gingen die Einen rechts und folgten dem Fürſten Czartoryiski, die Andern links, ſich dieſer oder jener Partei anſchließend. Es iſt daher nicht möglich, allen Feſtlichkeiten zugleich beizuwohnen; denn während der Fürſt mit ſeinen Anhängern in einem polniſchen Leſevereine den Jahrestag feierte, verſammelten ſich die Vorſteher der vor einiger Zeit hier errichteten polniſchen Schule in dem Locale des polniſchen Clubs zu einer Art Familienfeſt im Kreiſe der Schüler. Ich wohnte demſelben bei und glaube, daß mir der beſte Theil geworden iſt. Der Graf Ledochowski, die Generale Dwernicki und mehrere andere namhafte Polen ſtehen an der Spitze dieſer Schule, oder beſſer, ſind die Begründer und geiſtigen Vorſteher derſelben. Graf Ledochowski hat dieſelbe mit 30,000 Fr. dotirt und geſtern ſich neuerdings zu einem jährlichen Zuſchuſſe von 2000 Fr. anheiſchig gemacht. Das Comité de surveillance der Schule, die Lehrer, die Schüler und deren Eltern waren zu einem einfachen Frühſtück vereinigt. Nach dem Eſſen brachte Graf Ledochowski den erſten Toaſt auf die Jugend Polens aus. An dem Tiſche ſaßen die alten, grauen Krieger des polniſchen Aufſtandes, um dieſelben reihten ſich die Schüler in polniſcher Nationaltracht. Es war tief ergreifend, als Graf Ledochowski mit feſter, aber tief bewegter Stimme von der gegenwärtigen Generation Polens an die zukünftige appellirte. Das weiße Haar des Helden Dwernicki ſchien hier ſeine letzten Hoffnungen an die blonden Locken des ſchon als Flüchtling geborenen Knaben abtreten zu wollen. Die Männer ſchienen mit ihrem Geſchick abzurechnen, um den Knaben, was ihnen blieb, als heiliges Erbe zu übertragen. Faſt noch ergreifender aber war es, für mich wenigſtens, als der Redner ſich in einer fremden Sprache an die jungen Polen wendete, „weil dieſe zum Theil die Sprache ihrer Väter nicht kannten.“ Das ganze Feſt vom Anfang bis zum Ende hatte einen ernſten, wahrhaft elegiſchen Charakter. Und je mehr ſich die Alten hier feſt an den Gedanken gewöhnt hatten, daß für ſie keine Hoffnung der Heimkehr mehr blühe; je weniger die Knaben noch fühlten, welcher Fluch in dem Worte „Flüchtling“ liegt; je weniger ſie ahneten, was das heutige Feſt für ſie war und einſt ſeyn wird, deſto lebendiger, deſto gräßlicher trat das furchtbare Geſchick, das auf dieſen Vätern und ihren Söhnen laſtet, hervor. In der Kirche St.-Roch ſah ich, nachdem der Gottesdienſt beendigt war, einen jungen Mann ſich auf die Erde werfen und hier mit ausgeſtreckten Armen, das Geſicht an dem kalten Steine kühlend, zum Himmel beten und weinen. Die Steine blieben hart, als ob ſie Herzen wären. Dem jungen Manne hatten Schmerz und Gram das Licht des Geiſtes ausgelöſcht. Kalte Schauer überfuhren mich bei dieſem Bilde; aber jene unſchuldigen Kinder, die kaum ruhig zuhören konnten, als ihnen ihre grauen Helden von Heimath und Vaterland, von Freiheit und dereinſtiger Rückkehr ſprachen, verlöſchten das grauſige Andenken an jenen Unglücklichen, drängten ſich an ſeine Stelle, und ihr unſchuldiges Lächeln ging mir ganz anders durch's Herz als die heißen Thränen des Irren. Der Himmel möge ſie ſchützen und ihnen ein Vaterland geben. Dieſes Kinderfeſt war gewiß das ſinnigſte von allen, die geſtern gefeiert wurden. Es iſt ein ehrenwerthes Streben, wenn der Mann ſeines Vaterlandes Reliquien ſeinen Nachkommen, wenn er das Kleinod ſeiner Sprache, das heiligſte Erbe ſeiner Väter, auch ſeinen Enkeln treu zu bewahren ſucht. Dieſe Schule, mit den höchſten Opfern gegründet, enthält mehr Hoffnungen für eine beſſere Zukunft Polens als alle Reden, die geſtern gehalten wurden. Mehrere, die ich Abends bei der allgemeinen Feier der demokratiſchen Partei hörte, erinnerten an die tapfern Kämpfer von Grochow, Bialenka ꝛc., aber auch an den Zwieſpalt, der Polens Unglück verurſachte. Uebrigens ſind im Ganzen auch die Polen im beſten Fortſchritten begriffen, denn ich entſinne mich, daß ich noch vor nicht vielen Jahren in dem Feſte des 29. Nov. nur ſelten eine Hoffnung für Polen ſelbſt einärntete. „Noch iſt Polen nicht verloren“, klang zwar an jenen Tagen vielfach in mir wieder, aber ſtets überhallte es der Mißklang wilder, ungeordneter Stimmen. Ich geſtehe gern, daß der Charakter des diesjährigen Feſtes im Ganzen ein viel beruhigenderes Gefühl hervorzurufen im Stande war. Andere zu beſiegen, haben die Polen ſtets verſtanden; da galt es, ſich ſelbſt zu beſiegen, und

Digitized by Google

das wußten ſie nur ſelten zu verwirklichen. Die Ruhe, mit der Diejenigen in die Zukunft ſehen, die bei dem Gefühle der eignen Manneskraft ſich an die Zukunft ihrer Söhne und Enkel wenden, auf dieſe hoffen und ſich berufen können, iſt mehr werth als die keckſte Kampfesluſt. (Leipz. Allg. Ztg.)

Mannichfaltigkeiten.

Der größte Tunnel auf dem Continente iſt der Königsdorfer, unweit Köln, auf der Rheiniſchen Eiſenbahn. Er liegt 130 Fuß unter der Oberfläche des Berges, iſt mit einer dreifachen Lage von Ziegelſteinen gewölbt und 430 Fuß lang. Er iſt 24 Fuß breit und die Höhe deſſelben beträgt von der genannten Sohle bis zum Scheitel des Gewölbes 26 Fuß. Will man ihn in ſchnellem Schritte durchgehen, ſo bedarf man dazu einer Zeit von circa 20 Minuten. Die Koſten dieſes Tunnels belaufen ſich auf eine Million Thaler. Nach dem bekannten Tunnel unter der Themſe bei London iſt dieſer der bedeutendſte.

„Freund, was halten ſie von der Waſſerkur?“ „Nicht viel.“ „Nicht viel? Recht, ich habe auch immer nicht viel davon gehalten; aber jetzt fange ich an, ganz anders darüber zu denken, ich ſage Ihnen, ganz anders.“ „Anders?“ „Allerdings. Anders und beſſer, ich halte viel, ich ſage Ihnen, ſehr viel davon, und ſchon einer einzigen Eigenſchaft wegen gebe ich ihr var jeder andern Kur den Vorzug.“ „Und dieſe wunderbare Eigenſchaft wäre?“ „Ganz einfach die: Jede andere Kur macht das Geld zu Waſſer, aber dieſe macht das Waſſer zu Gelde.“

Als Nachtrag zu den in Nro. 338 d. Bl. enthaltenen biographiſchen Notizen über die Schweſtern Milanollo haben wir theilweiſe berichtigend beizufügen, daß der Vater derſelben, welcher ſie auf ihren Reiſen begleitet, früher nicht Lautenmacher, ſondern Maſchiniſt in einer Seidenſpinnerei geweſen, welches Gewerbe in der Familie ſeit lange gleichſam erblich geweſen. Thereſa M. war 7 Jahre alt, als der Vater mit ihr ſchon einen Theil von Italien bereiſ'te. Darauf begaben ſie ſich nach Marſeille und dann nach Paris, wo Thereſa ſechs Konzerte in der Opera comique gab. Hier lernte ſie Lafont kennen, und erhielt Unterricht von demſelben; darauf machte ſie mit Lafont eine Kunſtreiſe durch Holland. Auch in England verweilte ſie $1^{1}/_{2}$ Jahre lang, ging dann nach Paris zurück und bereiſ'te zuletzt Belgien. An ihre jüngſten Konzerte in Aachen, Düſſeldorf, Köln und Mainz ſchließen ſich ihre jetzigen in Frankfurt a. M. an. Die jüngere Schweſter Marie, ebenfalls mit reichen muſikaliſchen Talenten begabt, iſt Schülerin ihrer älteren Schweſter, und hat kaum ihr achtes Lebensjahr zurückgelegt. Sie neigt ſich mehr zum brillanten Spiele, während Thereſa vorherrſchend durch die einfache Größe und die tiefe Empfindung des Vortrags wirkt. Die Familie Milanollo wird, wie verlautet, einen Theil der gegenwärtigen Winterſaiſon in Frankfurt a. M. zubringen.

(Heidelberg, 6. Dez.) Um 12 Uhr heute Mittag waren wir Zeuge eines tragiſchen Auftritts. Aus einem Hauſe ſtürzt ein Mädchen, das ganz in Flammen gehüllt iſt, auf die Straße, mit den jammervollſten Tönen um Hülfe rufend. Der gegenüber wohnende Controlleur des Leihhauſes eilte ſchnell zu Hülfe, und war ſo glücklich, obſchon dies Mädchen in ſeiner Todesangſt ihm mehrmals wieder entronnen, daſſelbe dem ſichern Tode zu entreißen; er ſelbſt hat in ſeiner humanen Hingebung die Hände ſich dermaßen verbrannt, daß er ſolche ſobald nicht wird wieder gebrauchen können. Das Dienſtmädchen hatte ſich bei'm Feueranmachen unvorſichtiger Weiſe die Kleider angeſteckt, und war, von Angſt und Schmerz getrieben, auf die Straße geeilt; ſie iſt in das akademiſche Spital gebracht worden.

(St. Gallen.) Das Kriminalgericht erſter Inſtanz verurtheilte vorgeſtern eine Frau Gröble von Algentshauſen, welche vor beiläufig 20 Jahren ein Haus abbrannte, zu 20jähriger Zuchthausſtrafe.

Man meldet uns aus Köln, daß Hr. Wilhelm Kunſt am 4. Dez. ſein Gaſtſpiel auf dortiger Bühne zum zweiten Mal eröffnet hat. Er gab den Wilhelm Tell und das Haus war eben ſo überfüllt, als der Beifall lebhaft und allgemein. Der geehrte Gaſt wird noch in einer Reihe von Rollen zum Vergnügen der Theaterfreunde auftreten. Auch in Düſſeldorf hat er bei ſtets beſetztem Hauſe einen Cyclus von Darſtellungen gegeben und als Otto von Wittelsbach, Wallenſtein, Carl Moor und Wilhelm Tell verdiente Anerkennung gefunden.

Korreſpondenz.

Mainz, 7. Dez.

Mit lebhaftem Intereſſe haben wir im „Rheiniſchen Telegraphen“ einen Artikel geleſen, welcher von einer Beſchlußnahme des hieſigen israelitiſchen Caſino's berichtet, die zum Zwecke hat, dem verſtorbenen unvergeßlichen Lehrer Dr. Michael Creizenach durch Stiftung einer Wohlthätigkeits-Anſtalt, die für ewige Zeiten ſeinen Namen tragen ſoll, ein unvergängliches Monument zu errichten. — Laſſen wir aber auch auf's Wort ſogleich die Ausführung folgen! Man lade ungeſäumt ſeine hieſigen Schüler und Verehrer zu einer in kürzeſter Friſt in beſagtem Caſino abzuhaltenden General-Verſammlung ein, um ſich allda wegen dieſer Angelegenheit zu beſprechen und ſofort die erforderlichen Statuten zu entwerfen. Mehrere Schüler des Verewigten.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 11. Dez. (Neu einſtudirt): Das Konzert am Hofe, komiſche Oper in 1 Akt, Muſik von Auber. Hierauf folgt: Das Stell dich ein im Tivoli, oder: Schuſter und Schneider als Nebenbuhler, Localpoſſe in 2 Abth.

Montag, 12. Dez. Großes Vocal- und Inſtrumental-Konzert der jungen italieniſchen Violinſpielerinnen Dem. Thereſe und Marie Milanollo. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 342. Montag, den 12. December 1842.

Die Papageien und die Sternenträger.

Novelle aus den Zeiten des Interregnums.

(Fortsetzung.)

Lur drängte die zögernde Wegweiserin zum Weiterschreiten, denn ihm lag daran, die Burg so schnell als möglich im Rücken zu haben, um den muthmaßlichen späteren Verfolgern so viel wie möglich Vorsprung abzugewinnen. Innerhalb einer Mauer von ungeheurer Dicke gelangten sie durch mehrere, den meisten Burgleuten unbekannte Gänge an eine Fallthüre, unter welcher sich der verborgene Corridor über Felsenstufen plötzlich in die Tiefe senkte. Endlich hatten sie den Boden der Tiefe erreicht, und standen abermals vor einer eisernen Pforte; auch ihre Riegel sprangen zurück, und als sie in ihren Angeln sich drehte, blitzte ihnen freundliches Sonnenlicht entgegen.

„Ihr habt uns wohl geleitet, gestrenge Frau, wie Ihr's versprochen, d'rum wollen wir minder feindselig scheiden," ließ sich Lur mit heiterer Stirne vernehmen, als er sich überzeugt, daß sie wirklich außerhalb der Burg und in Freiheit sich befanden. „Ich scheide mit diesem Ritter friedlich von Euch, obgleich ich gerechtere Ursache zum Haß und zur Rache hätte als Ihr, denn wißt, ich bin der Sohn der von Euch ehedem gequälten, mißhandelten Elsbeth und jenes Roßtäuschers, den Euer Gemahl, auf Euer Geheiß, aufknüpfen ließ, wie einen Dieb, blos weil er Eurer Grausamkeit entsprungen und sich einem andern Herrn, dem Grafen von Habsburg, zu eigen gegeben, der ihn Euch darnach aber ehrlich vergütet; für Eure Tücke habe ich mich nun genugsam gerächt, denn ich war es, dessen Hand Euern Sohn Monrad vor kurzer Zeit bei seinem Bubenstück erschlug."

Lur hatte diese Worte schon außerhalb des Felsenganges gesprochen; die ergrimmte Rittersfrau antwortete ihm mit einer Verwünschung. Mit einem mächtigen Stoß warf sie das schwere Pförtlein in's Schloß, daß der scharfe Zugwind das Flämmlein ihrer Laterne ergriff und auslöschte. Frau Sibylla, von der plötzlichen Dunkelheit überrascht, tappte die Stufen hinan; ihre abergläubische Furcht, die in dieser finstern Einsamkeit und Verlassenheit schnell erwachte und ihre Phantasie aufregte, verfolgte sie mit grinsenden Schreckbildern. Banges Geächze und Gestöhne drang in ihre Ohren, und in ihrem Entsetzen bemerkte sie nicht, daß es das von den Wänden abprallende Echo ihrer eigenen Angstlaute war; tolle Spukgestalten tanzten vor ihr her oder nickten ihr aus den Wänden entgegen mit verzerrten bekannten Gesichtern und reckten die gespenstigen Arme nach ihr aus; es waren die Phantome ehemaliger armer Unterthanen und Leibeigenen, die sie in tyrannischer Willkür ihrem grausamen Gemüth geopfert; zum ersten Mal im Leben erwachte das Bewußtseyn in ihr, daß sie ein eben so schwaches, hinfälliges, von demselben Stoff geborenes und sterbliches Geschöpf sey, wie diese armen Leibeigenen, über deren Geschick, Leben und Tod sie oft im stolzen Uebermuth verfügt. Mit erdfahlem Antlitz, triefend vom Schweiß des Entsetzens, erreichte sie endlich das hellere gewölbte Gemach, wo sie bewußtlos niedersank, mit dem heranschleichenden Tod in den krampfhaft zitternden Gebeinen.

VIII.

Einige Tage nach des alten Ritters von Eptingen Befreiung lag die Nacht schwarz auf dem Sisgau. Auf der Straße von Liestal her wälzte sich in möglichster Stille eine ansehnliche Heeresabtheilung gen Basel heran. Es war der kriegerische Graf Rudolph von Habsburg, welcher die Stadt zu überfallen und ihren Bischof zu züchtigen gedachte. Seine Mithelfer und Verbündete waren die Freiherren Gerhard von Gösken, Heinrich von Palen, Rudolph von Wedeschwil, Heinrich von Kienberg, Gerung und Tegernfelden, die Ritter von Eptingen, Ramstein, Frick, Ufheim, Marcerell, nebst den meisten Sternenträgern, und noch andere Herren und Edelleute aus den Städten und Diöcesen Basel und Konstanz. Der Bürgermeister von Basel aber, Ritter Heinrich Steinlin, kurz zuvor noch ein eifriger Sternenträger, war zum Papageien übergetreten, und da er von dem Unternehmen der nunmehrigen feindlichen Partei schon früher einige Kunde erhalten hatte, so war die Stadt auf ihrer Hut.

In dem bereits erwähnten gothischen Vorsprung an der Pforte des Klosters Skt. Maria Magdalena brannte noch um dieselbe Zeit matt und düster eine Lampe vor dem hölzernen und bunt mit Oelfarbe bemalten Bilde der Heiligen, welcher zu Ehren das Kloster gestiftet war. In kurzen Zwischenräumen erschien im Eingang des kleinen Bethauses eine tief in einen Mantel gehüllte kleine Mannsgestalt, welche aufmerksam auf den Schieber der Pforte hinstarrte, lauschte, leise hustete, und dann wieder verschwand, einige Flüche ungeduldig vor sich hinmurmelnd. Plötzlich ließen sich die flüchtigen Hufritte mehrerer Rosse in der Ferne vernehmen, welche näher kamen und dicht bei'm Eingang in das Kloster anhielten. Nach wenigen

Digitized by Google

Minuten trat raschen Schrittes, vom Mönchenstein kommend, der Knappe Walther herein, und zog heftig an dem Strang der Pfortenglocke, daß man sie innerhalb des Klosters laut tönen hörte; doch erst nach mehrmaliger Wiederholung seines ungestümen Beginnens öffnete sich der Pfortenschieber, und ein altes häßliches Gesicht mit drohend glotzenden Augen ward sichtbar.

„Was begehrt Ihr noch zu so später Stunde, daß Ihr durch Euer Toben das ganze Kloster in Furcht und Schrecken setzt?" fragte eine rauhe weibliche Stimme.

„Potz Jerusalem! was habt Ihr Euch doch verändert, ehrwürdige Schwester Veronica, seit ich Euch nicht gesehen!" rief der Ungestüme etwas verblüfft.

„Ich bin die Schwester Barbara," erwiederte das häßliche Gesicht in der Luke. „Schwester Veronica ist zurückgestoßen in die dritte Sammung vom heiligen Lazarus, und mit schwerer Buße belegt, dieweil sie sich unterfing, mit ihrem sündigen Bruder, einem Bösewicht und Kundschafter, Verständniß verdächtiger Art zu unterhalten. Doch sagt mir jetzt Euer Begehr, wenn Ihr nicht wollt, daß ich mich entferne, ohne es gehört zu haben."

„Laßt mich ungesäumt eintreten," drängte der Knappe, seiner Botschaft gedenkend. „Ich komme vom Mönchenstein, und habe der hochwürdigen Priorin traurige Kunde von ihrer Schwester, der gestrengen Burgfrau, zu überbringen. Auch soll ich Fräulein Gieda stracks mit mir nehmen nach der Burg; Frau Sibylla will sie noch ein Mal vor ihrem Ende sehen und segnen."

(Fortsetzung folgt.)

Sonst und Jetzt.

Sonst.

In dem mit allerlei Kisten, Ballen, Fässern und Säcken wohlausgerüsteten Waarenlager war ein mit Glasfenstern und grünen Vorhängen versehener kleiner Verschlag, in welchem der Principal, Herr Joseph Redlich, vor einem eichenen Stehpulte stand, und mit den kleinen, klugen Augen in ein großes Buch blickte und von Zeit zu Zeit auf ein nebenliegendes Papier etwas notirte. Wir wollen uns den Mann näher betrachten.

Herr Redlich war ein noch immer schöner Mann im vorgerückten Alter, mit hoher freier Stirne, auf welcher Klugheit und milder, heiterer Sinn ihren Stempel aufgedrückt hatten. Seine grauen Haare waren leicht gekraust und zeigten mitunter Spuren reingewischter Federkiele. Er trug einen erblaßten grünen Rock, dessen Aermel zu noch möglichst langer Erhaltung des Kleides in graue Canevas-Ueberzüge gehüllt waren. Während seiner stillen Arbeit blickte er oft auf und durch die Glasthüre hinaus auf das emsige Treiben seiner Handlungsgehülfen, die in bescheidenen, ihrer strapazierenden Arbeit angemessenen Kleidern mit Lust und Liebe ihr Geschäft verrichteten. Endlich schien Hrn. Redlich's Arbeit ihrem Ende zu nahen, denn er zog mit etwas größerer Schnelligkeit als sonst, aber mit fester Hand auf dem oben bemerkten Papiere rechts und links zwei Querstriche, und beide Seiten vorher ruhig addirend, subtrahirte er eine Hauptsumme von der andern und schrieb den Rest in schönen, deutlichen Ziffern hin und eine leichte Röthe überflog des Kaufmanns Antlitz, und sein Mund verzog sich zu einem wohlgefälligen Lächeln. Er hatte, es war gerade Jahresschluß, die Bilanz gemacht, und diese fiel nun über alle Erwartung äußerst vortheilhaft aus.

Da rief er nun mit lauter Stimme seinem Sohne, der auf ein wegzuspedirendes Faß Kaffee mit wahrer Meisterschaft das Signum des Hauses hinpinselte. Der Sohn trat jetzt rasch zu seinem Vater hinein, der ihn feierlich zum Pulte führte und ihm schweigend die Bilanz wies. Der Sohn warf einen Blick auf das Papier, das sowohl von Redlichs kalligraphischer Virtuosität, als auch hauptsächlich von dem glücklichen Gange der Geschäfte deutliches Zeugniß gab. Mit freudestrahlenden Augen blickte er dann wieder auf seinen Vater, der den Sohn bei der Hand nahm, und ihn anredete:

„Mein Sohn, Du siehst, der Himmel hat auch in diesem Jahre, wie in den dreißig Jahren des merkantilischen Bestehens, mein Streben gesegnet. Du hast aber auch gesehen, daß ich immer den geraden Weg ging, thätig und sparsam war, nie ohne reifliche Ueberlegung etwas unternahm, aber auch nie auf den Schaden Anderer speculirte; daß ich wohl klug in allem zu Werke zu gehen suchte, nie aber dem merkantilischen Satan: Schwindel, mein Ohr lieh. Und so sey Dir dies, mein Sohn, der Du, wie ich es sehnlichst wünsche, mein Geschäft fortführen sollst, ein Vorbild, damit Du den guten Namen und innern Wohlstand meines Hauses immer blühend erhalten mögest, denn guter Namen und innerer Wohlstand sind nicht immer beisammen, und wo dies nicht der Fall, da geht, da muß es schief gehen. Doch ich weiß, Du hast ohnedem meine Lehren Dir bereits eingeprägt, und so laß uns denn unseres gemeinsamen Glückes froh seyn!"

Und die mit schweren Gewichten versehene Schwarzwälder Uhr ließ die zwölfte Stunde ertönen, und es war Mittagszeit, und die Handlungsgehülfen lösten ihre grünen Tuchschürzen auf, wuschen sich und nachdem sie das Lager für eine Stunde sperrten, folgten sie ehrerbietig und fröhlich ihrem fröhlichen Principale in die Wohnung, wo sie sich zu Tische setzten unter dem Vorsitz der Redlich'schen Familie. Diese bestand außer Vater und Sohn noch aus der immer geschäftigen Hausfrau und der liebenswürdigen Tochter, welche beide Muster der Wirthschaftlichkeit waren, und von den Lüsten und Vergnügen der Noblesse nichts wußten, auch nichts begehrten, obwohl es die Umstände ihnen eher erlaubten, als manchen Großthuern, daran es auch sonst keinen Mangel gab.

Alle aber, die wohl wußten, mit welchem Gegenstande sich ihr Principal befaßt hatte, sahen aus der, diesmal besonders lebhaften, beinahe humoristischen Conversation des gewöhnlich ernsten Chefs, daß Alles recht gut stehen müsse, und über die ganze Tischgesellschaft verbreitete sich dadurch als Reflex ein froher Anstrich, und es wird hierdurch der Beweis geliefert, wie sehr sie an ihrem Oberhaupte mit Liebe hingen. Redlich war aber auch ein so achtungswerther Mann, dessen eigentliches Leben aus Recht und Fleiß bestand, daß Jedermann ihm gut werden mußte. Er behandelte seine Diener wohl streng, aber wahrhaft freundschaftlich, und gar mancher Commis ist durch ihn selbstständig geworden, und in merkantilischen Verlegenheiten unterstützte er den braven Mann mit starker Hand. Und so war Redlich der Vater der Seinen, der Freund seiner Freunde, und je weniger er äußeren Prunk liebte und zeigte, desto heller leuchtete der Glanz seines soliden Rufes, und wenn

Digitized by Google

Redlich durch die Straßen ging, zog Jedermann achtungsvoll den Hut vor ihm, und wenn er am Sonntage mit seiner Familie einen Spaziergang um die innere Stadt machte, was, nebst monatlich einmaligem Besuche des Theaters zu den besondern Unterhaltungen gehörte, da pries Jedermann den glücklichen Familienvater, der seine lieben Kinder so bescheiden erzogen hatte, und gar viele geschniegelte Herren aus den höhern Klassen suchten sich an das Töchterlein zu drängen, und gar viele noble Mädchen und deren speculative Mütter warfen ihre glühenden Blicke auf den jungen, schönen und reichen Redlich, aber der Vater wich immer bescheiden solchen Anträgen aus, und wählte bald für seine Tochter seinen ersten, musterhaften Commis zum Gemahl, und für seinen Sohn eine mit ihm entfernt verwandte, arme, aber tugendhafte und hübsche Waise zur Gattin, und blieb auch hierin wie in Allem seinen Grundsätzen getreu, was die Herren der Neuzeit freilich nicht nachmachen können, aus dem einfachen Grunde — weil sie keine Grundsätze haben.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Lindpaintner in Stuttgart schreibt eine neue Oper, deren Vollendung bald bevorsteht. Sie führt den Titel: „die sicilianische Vesper", und den Text liefert: Hr. Heribert Rau, Verfasser verschiedener Romane und Novellen.

In Livorno ist das neue Teatro-Rossini mit des Meisters „Moses" eingeweiht worden. Das Werk erregte großen Enthusiasmus.

Mad. Noblet, die berühmte Sängerin der großen Oper zu Paris, einst die bewunderte Stumme von Portici, soll in heimlicher Ehe mit dem jüngst verstorbenen General Claporède gelebt haben, und macht jetzt Ansprüche auf die Pension einer Generallieutenants-Wittwe.

In Berlin begeht man noch immer die Geschmacklosigkeit, daß man zu dem sogenannten Champagnerliede im „Don Juan" einen von dem verstorbenen Dichter Maltitz unterlegten Text, ein Lob Mozart's enthaltend, singen läßt. Don Juan, das Lob Mozart's singend, ist und bleibt ein Unding, selbst wenn das Publikum darüber in Extase geräth.

Der Glaserwirth Paul von Neubeuern, bayer. Ldgs. Rosenheim, begab sich am 5. v. M. in Geschäften nach Rosenheim, kehrte Abends im Nachhausegehen in einigen Wirthshäusern ein, wodurch er etwas berauscht wurde, kam aber zur Zeit, wo man ihn zu Hause erwartete, nicht mehr an; es entstand also die Vermuthung, daß er in seiner Trunkenheit in den Innstrom gefallen und ertrunken sey. Kürzlich trat aber ein Bauer von Sachsenkam als Traumdeuter auf, welcher wahrsagte, daß der Vermißte nicht ertrunken, sondern ermordet worden ist. Die Sache machte einiges Aufsehen, noch mehr Entsetzen aber, als sich der Träumer in das sogenannte Ziegelholz am Schamberg führen ließ und daselbst die beiden abgehauenen Hände des Vermißten, den Körper aber nicht mehr fand. Der Träumer wurde verhaftet, da zu vermuthen ist, daß ihm über das entsetzliche Schicksal des Vermißten noch etwas Näheres träumen könnte.

Der grausame Dictator Rosas hat im Inneren der argentinischen Provinzen ein Decret ergehen lassen, welchem gemäß alle Unitarier (Gegner von Rosas, ursprünglich Gegner des Föderativ-Systems) für wahnsinnig erklärt und die hauptsächlichsten darunter in ein Hospital gesperrt werden sollen, bis sie daselbst „einer politischen Genesung" sich erfreuen. Während dieser Zeit werden ihre Güter mit Beschlag belegt und durch Vertraute des Dictators verwaltet. Sie dürfen weder kaufen noch verkaufen, und können auch weder in öffentlichen noch Privat-Angelegenheiten als Zeugen dienen.

(Luzern.) Ein gewisser Daniel Motter von Zofingen wurde zur Gefängnißstrafe verurtheilt, weil er sich selbst fälschlich zweier Entwendungen angeklagt hatte, in der Absicht, den Winter über ins Zuchthaus zu kommen; als Grund dieses sonderbaren Schrittes schützte er Arbeitsmangel vor.

(Berlin, 6. December.) Die Einnahme der diesjährigen Kunstausstellung beläuft sich auf 13,000 und einige hundert Thaler, die nach Abzug der Transport- und anderweitigen Kosten an unbemittelte Künstler vertheilt werden sollen.

(Düsseldorf, 4. Dec.) Mit großer Freude vernimmt man, daß Lessing's Huß vom Könige von Preußen gekauft worden ist. Es verstand sich von selbst, daß ein preußischer Herrscher dieses Meisterstück der protestantischen Kunst nicht außer Landes gehen lassen konnte. Alle Zänkereien über den Werth des Gemäldes, alle Angriffe aus confessioneller Befangenheit sind unwürdig und lächerlich. Ein meisterhafter Artikel in der Berliner Allg. Kirchenzeitung vom 30. Nov. hat uns sehr angesprochen; seine weiteste Verbreitung steht zu wünschen. Es wird darin sehr richtig bemerkt, daß der ernste Ritter auf dem Gemälde wahrscheinlich der böhmische Edle Johannes Chlum ist. Hoffentlich wird bald ein guter Stich dieses einzige Meisterwerk überall zugänglich machen. Der Kunstverein hat keine dringendere Aufgabe. (Elberf. Kreisbl.)

(Planimeter.) Ein Mechaniker zu Paris, Hr. Ernst, hat ein Instrument erfunden, vermittelst dessen man den Flächenraum ebener Figuren, von welchen geraden oder krummen Linien sie immer eingeschlossen seyn mögen, bestimmen, und an einer Skala ablesen kann. Das Prinzip, welches der Konstruktion dieses von seinem Erfinder so geheißenen Planimeters zum Grunde liegt, ist sehr sinnreich, und kann am kürzesten dadurch bezeichnet werden, daß durch doppelte Bewegung einer Scheibe an der Oberfläche eines Kegels die Methoden der Infinitesimalrechnung dem Auge versinnlicht werden. Die Brauchbarkeit der ziemlich einfachen Vorrichtung hängt übrigens von einer äußerst genauen Konstruktion derselben ab. Als Beglaubigung für die Richtigkeit des Instruments wird angeführt, daß die damit vorgenommene Messung krummliniger Figuren, deren Quadratur durch Rechnung bekannt war, ein genau übereinstimmendes Resultat ergab. Die nähere Beschreibung siehe in Dingler's polytechn. Journal, Oktober 1842.

Kaum dürfte ein Industriezweig in so kurzer Zeit eine so bedeutende Ausdehnung gewonnen haben, als die Fabrication seidener Herrenhüte. Diese Hüte wurden bekanntlich 1827 von

Digitized by Google

Mallard und Chambry in Paris erfunden, und es gibt jetzt blos in Paris 135 Fabriken ſeidenen Hüte, die nahe an 4000 Arbeiter beſchäftigen, und jährlich anderthalb Million Hüte liefern, von denen 300,000 in das Ausland gehen.

Die engliſchen Zeitungen zeigen an, daß von den beliebten Werken von Boz eine türkiſche Ueberſetzung erſcheint, wohl das erſte Beiſpiel, daß die Türken ein Werk unſerer neuen europäiſchen Erzähler in ihre Sprache übertragen. Es erſcheint von dem Verfaſſer mit dem 1. Januar ein neues Werk. Auch von **Bulwer** wird ein neuer Roman: „Der letzte Baron", und von **Cooper** ein neuer Seeroman: „Le feu follet, oder: der Seeräuber," angekündigt.

(**Berlin**, 5. Dez.) Vorgeſtern Abend kam hier das von Carl v. **Holtei** verfaßte Originalſchauſpiel „Erich, der Geizhals" zum Erſtenmal zur Aufführung, das keinen Beifall fand, und als durchgefallen betrachtet werden kann.

Scribe's neueſtes Drama: „Une restauration, ou la fille de Cromwell" iſt am 22. November auf der Bühne des Theatre français zu Paris zum Erſtenmale und mit ziemlichem Beifall aufgeführt worden.

Korreſpondenz.

Kaſſel, 7. Dez.

Am 2. d. Mts. feierten nur wenige hier noch lebende, alte heſſiſche Krieger, welche am 2. Dez. 1792 bei der Einnahme von Frankfurt mitgefochten, den **fünfzigſten Jahrestag** dieſes Ereigniſſes. Nur wenigen Menſchen wird das Loos zu Theil, den Tag feſtlich zu begehen, wo ſie vor fünfzig Jahren bei einem wichtigen Ereigniß mitgewirkt, ſey es im öffentlichen, der Geſchichte anheim fallenden, oder im Privatleben. Da, wo Tauſende bereits vorangegangen in eine andere Welt und die noch Lebenden an einem ſolchen Tage ihre Zeit, jenes Ereigniß repräſentiren, da ſtehen ſie nur als beſonders von der Vorſehung begünſtigte Menſchen da, für die nur ein Jubiläum, das des Alters, erblühte. Ob General oder gemeiner Soldat, das iſt dann gleich. Die gefurchten Wangen zeugen nur von mehr oder weniger kummer- und ſorgenvoll verbrachten Jahren. Deshalb aber auch erregte es allgemein unangenehme Empfindung und bildete mehrere Tage einzig und allein das Tagesgeſpräch, als man hörte, daß die Perſonen, welche jetzt einen höheren Rang in der bürgerlichen Geſellſchaft einnehmen, den Tag im Militärcaſino unter Theilnahme vieler anderen Offiziere und höheren Civilſtaatsdiener feierten. Es waren hier zehn Veteranen anweſend. Die noch lebenden Unteroffiziere und Soldaten, welche bei der Einnahme von Frankfurt waren, hatten ſich dagegen beim Weinwirth Berninger vereinigt, um den Tag feſtlich zu begehen; hier ſpeiſ'ten **fünf** Veteranen im Kreiſe von Bekannten und Freunden, die ſie dazu geladen. Da über die Urſache der Trennung zu verſchiedenartige Gerüchte im Umlauf ſind, ſo erwähnen wir keins. Nur das müſſen wir bemerken, daß die, welche damals Unteroffiziere und Soldaten waren, noch jetzt hier in allgemeiner Achtung ſtehen, und ſomit, wer auch die Schuld tragen mag, daß **fünfzehn** hier noch lebende Veteranen, die alle das ſiebenzigſte Lebensjahr überſchritten, ſich zur Feier nicht einigten, der mag es ſich ſelbſt verantworten.

Mainz, 8. Dez.

Unſere Armen dürfen ſich freuen, daß trotz der übervielen, durch Zeit und Umſtände herbeigeführten Unterhaltungen aller Art dennoch der humane Eifer der Muſikfreunde, die ſchönen Blüthen der lieblichſten Kunſt zu ſegenreichen Früchten für die Nothleidenden heranreifen zu machen, keineswegs erſtorben iſt. Das geſtern zum Vortheile der Armen im Theatergebäude von der hieſigen Liedertafel, in Zuſammenwirkung mit dem Damengeſangvereine und dem Inſtrumentalmuſikvereine, veranſtaltete Konzert bot manches recht Schöne, was auch durchaus tüchtig und würdig ausgeführt und mit großem Beifalle aufgenommen wurde. Die drei verbundenen Vereine (Schade, daß ſie nicht einen entſprechenden Collectivnamen haben!), von **Eſſer** trefflich geleitet, zeigen wie in numeriſcher, ſo auch beſonders in artiſtiſcher Hinſicht fortwährend ein erfreuliches Gedeihen und leiſten, was gewiß nur wenige andere. Das genannte Konzert war ſchon deshalb höchſt intereſſant, weil damit zugleich eine muſikaliſche Gedächtnißfeier des Meiſterſängers **Heinrich Frauenlob**, der in Mainz gelebt und das Lob der Frauen geſungen hat, verbunden war. Zur Verherrlichung deſſelben hat **Schwanthaler** mit rühmlicher Uneigennützigkeit ein Denkmal gefertigt, das nun, im Kreuzgange, dem Orte, wo Frauenlob begraben liegt, aufgeſtellt, die ſchönſte Zierde dieſes ſo äußerſt ſehenswerthen Theils unſerer Kathedrale iſt. Die zur Inauguration des Schwanthaler'ſchen Denkmals von unſerm verehrten Mitbürger J. **Reus** mit edelfrommem Gefühle gedichtete und von H. **Eſſer** in Muſik geſetzte Cantate „Frauenlob's Gedächtnißfeier" wurde geſtern aufgeführt und lieferte eben ſo wie das wundernette, von Hrn. **Abreſch** allerliebſt vorgetragene Rückert'ſche Lied „Frauenlob" neue Beweiſe von der reichen Compoſitionsgabe **Eſſer's** und von ſeiner muſikaliſchen Durchbildung.

Koblenz, 5. Dez.

Unſere königliche Burg Stolzenfels, welche in ihren äußeren Formen jetzt vollendet daſteht, wird binnen zwei bis drei Jahren ebenfalls in ihrem Inneren ausgeſchmückt daſtehen, indem der Decorationsmaler **Tänius** den Ritterſaal und mehrere untergeordnete Räume vollendet, **Laſinski**, der Schüler Veit's, die Thorhalle durch Malerei geſchmückt hat, und H. **Stielke**, der Cornelianer, mit dem Frühlinge beginnen wird, die Ritterhalle nach ſeinen geprieſenen Cartons in eine kleine Walhalla umzuſchaffen. Der Kölniſche Glasmaler **Gras** hat indeſſen ſchon an 40 Fenſter in gemaltem Glaſe hergeſtellt, und wird im künftigen Sommer wahrſcheinlich ſchon ſeine Arbeiten zu Ende führen. Der wunderbaren Rheingegend um Moſel- und Lahnmündung, welche durch Schloß Stolzenfels und den wiederbegonnenen Königſtuhl einen neuen Reiz erhalten hat, droht in dieſen Zeiten ein empfindlicher Verluſt, indem die St. Johanniskirche in Lahnſtein, gerade gen Stolzenfels über, welche wegen ihres ſchönen Geläutes am Rheine berühmt iſt, und ſeit dem Frankeneinfalle als Ruine da liegt, jetzt durch neue Einſtürze ſo gefährdet, daß ſie leicht ganz einſtürzen könnte. Da dieſe Perle der Gegend auf herzoglich naſſauiſchem Boden liegt, ſo konnte unſer kunſtſinniger König direkt nichts für deren Rettung und Unterhaltung unternehmen; dem Verlauten gemäß ſoll aber Se. Durchl. der Herzog von Naſſau auf den ſchönen byzantiniſchen Bau aufmerkſam geworden ſeyn, und beſchloſſen haben, denſelben dem Verderben zu entreißen, und als Simultankirche wieder der Gottesverehrung zu widmen, was für das katholiſche Dorf Lahnſtein, wie für die evangeliſche Bevölkerung der ganzen Gegend beider Rheinufer von großer Bedeutung ſeyn dürfte, die gewiß den Hochſinn der beiden Fürſten ſegnen werden.

Theater-Anzeige.

Montag, 12. Dez. **Großes Vocal- und Inſtrumental-Konzert der jungen italieniſchen Violinſpielerinnen Dem. Thereſe und Marie Milanollo.** Vorher geht: **Der Barbier von Sevilla**, komiſche Oper in 2 Abth., Muſik von Roſſini. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: . L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 343. Dienstag, den 13. December 1842.

Wanderlied. *)

Blaue Luft,
Blumenduft,
Und der Winde Weh'n.
Immerzu,
Ohne Ruh'
Ueber Thal und Höh'n.

Ohne Geld
Durch die Welt
Flieg' ich froh und reich;
Durch die Gunft
Meiner Kunft
Jedem König gleich.

Waldesnacht,
Blätterpracht,
Du ift mein Pallaft.
Muſikcorps
Schallt hervor
Mir aus Busch und Aſt.

Und der Quell,
Der ſo hell
Rieſelt über Stein,
Murmelt mich
Minniglich
In den Schlummer ein.

Sorgenlos
Auf dem Moos
Träumt es ſich ſo ſüß,
Und die Bruft
Athmet Luft
Wie im Paradies.

Aufgeweckt,
Aufgeſchreckt
Durch der Vögel Sang,
Zieh' ich dann,
Wandersmann,
Meiner Straß' entlang.

Wie der Ort
Immerfort
Wechſelt Lieb' und Schwur.
Jede Maid
Wird gefreit,
Iſt ſie reizend nur.

Lieb' und Luft
In der Bruft,
Trotz' ich Sturm und Noth.
Man wird alt,
Und zu bald
Winkt uns nur der Tod.

*) Aus: „Gedichte von Heribert Rau; Stuttgart, Verlag der Franckh'ſchen Buchhandlung."

Die Papageien und die Sternenträger.

Novelle aus den Zeiten des Interregnums.

(Fortſetzung.)

„Heilige Mutter Gottes! Liegt denn die gnädige Frau von Mönchenſtein am Sterben?" fragte die Pförtnerin.

„Sie wird den Morgen nicht mehr erleben," entgegnete Walther achſelzuckend. „Seit dem Freitage, wo ein Hexenmeiſter und Zauberer ſich in Geſtalt eines Pilgrims in die Burg einſchlich und den alten gefangenen Ritter von Eptingen mittelſt teufliſcher Künſte davon führte, hat die geſtrenge Frau das böſe Weſen gehabt, hat gräulich gewüthet und getobt und gar ſchlimme Worte ausgeſtoßen. Jetzt iſt ſie ruhig geworden, und Pater Anſelm, der Burgpfaffe, hat den böſen Geiſt, der ſie beſeſſen, weggebetet; aber nun hat auch ihr letztes Stündlein geſchlagen, und Keines der Ihrigen ſteht an ihrem Sterbelager, ſie zu tröſten. Der geſtrenge Ritter wurde um die Mittagsglocke ſchleunigſt zum hochwürdigen Biſchof gen Baſel entboten, und iſt ſeitdem nicht wiedergekehrt. Laßt mich nun nicht länger hier plaudern und öffnet mir die Pforte, damit ich der ehrwürdigen

Digitized by Google

Priorin die Botſchaft Pater Anſelms ausrichte und das Fräulein mit mir nehme."

„Ich darf Niemanden zu ſo ſpäter Stunde Einlaß gewähren, bevor ich's nicht der Mutter Domina gemeldet und ihre Erlaubniß dazu erhalten habe; doch geduldet Euch einen Augenblick, ich bin ſchleunigſt wieder zurück."

Das häßliche Geſicht der Schweſter Barbara verſchwand am Schieber, und der Knappe pfiff ſich bis zu ihrer Rückkehr ein Liedlein, ſorglos und heiter, als wolle er die Tochter ſeines Ritters zu einem Luſtgelage abholen.

„Die Mutter Domina harrt Eurer Botſchaft; kommt herein, Herr Knappe," ſagte die rückkehrende Nonne, und öffnete ihm die Pforte, die ſie ſchnell wieder nach ſeinem Eintritt verſchloß.

Während der Unterredung des Knappen vom Mönchenſtein mit der alten Pförtnerin hatte ſich der vermummte kleine Mann behutſam in die Nähe geſchlichen und dicht am Eingang jedes der geſprochenen Worte erlauſcht.

„Der Zufall iſt uns günſtig, wenn gleich das Verſtändniß zwiſchen Veronica und mir entdeckt iſt," flüſterte er leiſe vor ſich hin, als Walther in das Kloſter getreten war. „Wenn die Priorin das Fräulein dem Knappen vertraut, ſo gelingt der Anſchlag dennoch; denn er hat nur drei Reiſige bei ſich, wir aber ſind unſerer Sechſe. Verdammt! hätte ich nur noch ein Ave Maria lang gezögert, ehe ich dem Ritter melden ließ, daß wir durch Liſt des Fräuleins nicht habhaft werden könnten, indem die Priorin, vielleicht von dem lahmen Hund, dem Gülermichel, gewarnt, Verdacht geſchöpft, und Veronica von der Pforte entfernt habe. Nun wird Graf Rudolph mit ſeinem Heerhaufen binnen einer Stunde vor Baſel eintreffen, und Ritter Eglin, auf meine Meldung hin, ſich mit ſeinen reiſigen Leuten dem Kloſter zuwenden und es vielleicht ſtürmen, während ich das Fräulein ſchon davon geführt und in Sicherheit gebracht habe. Doch was ſchadet's, wenn die ehrwürdigen Schweſtern ein Mal von einem nächtlichen Beſuch heimgeſucht werden; die unerwarteten Gäſte ſind oft die willkommenſten."

Der Vermummte ſchlich ſich leiſe wie eine Katze davon und umging die harrenden Gefährten des Knappen Walther, welche in geringer Entfernung auf ihren Pferden hielten, und, außer dem Roß des Knappen, noch ein lediges für Gieda bereit hielten.

Das Fräulein von Mönchenſtein und Ottilia von Granſee bewohnten, ſeit der Letzteren Ankunft, auf ihren beiderſeitigen Wunſch eines der geräumigen Gemächer des Kloſters, welche für hin und wieder einkehrende vornehme Gäſte eingerichtet waren. Die beiden jungen Mädchen, welche ſich gleich den Ordensſchweſtern trugen, ohne deren ſtrengen Verhaltungsregeln unterworfen zu ſeyn, hatten ſchnell ein trauliches Freundſchaftsverhältniß geknüpft; umſchlang doch *ein* Band ihre jungfräulichen Herzen: die Liebe für Ritter Eglin. Beide waren von ſeinem Bilde erfüllt, Beide hatten ihm entſagt, und Beide glaubten ihm in dieſem Leben nie wieder zu begegnen; jedoch ihr Gefühl äußerte ſich auf ganz verſchiedene Weiſe. Gieda, von Natur ein heiteres, lebensfrohes, mittheilendes Weſen, hatte die Erleichterung, den Kummer ihres Herzens im Buſen ihrer neuen Freundin ausſchütten zu können; Ottilia hingegen, verſchloſſeneren Gemüthes, verbarg ſorgfältig ihre glühende Neigung für den Ritter der Offenherzigen, obgleich jedes Wort derſelben, wenn ſie von Eglin ſprach, als ein Echo im eignen Innern wiedertönte, ja, ſie ſelbſt ſchlau und unvermerkt die Rede meiſtens auf den geliebten Gegenſtand lenkte. Gieda hatte keine Ahnung von der Leidenſchaft Ottilia's, da dieſelbe nur wenig ihres Aufenthalts auf Eptingen berührte, und des Ritters Eglin mit eignem Munde faſt gar nicht erwähnte.

Gieda war ſo eben in einer lebhaften Schilderung des Turniers zu Straßburg begriffen, wo ſie das Herz ihres Ritters erobert hatte, als die Thüre ſich öffnete und unerwartet die Priorin Brunhildis eintrat. Die beiden Mädchen erſchraken, und befürchteten, ihre weltlichen Geſpräche möchten belauſcht worden ſeyn; doch die klägliche Miene und die thränengefüllten Augen der alten korpulenten geiſtlichen Dame verkündeten keineswegs den Zorn und Unwillen einer Oberin, ſondern Trauer und Bekümmerniß über irgend ein unglückliches Ereigniß.

„Ich kann es nun nicht mehr umgehen, meine arme Nichte," hob ſie im bewegteſten Ton an; „ich muß Dich mit ſehr Bedauerlichem bekannt machen, was ich Dir gerne länger aufbehalten hätte, wenn noch einige Hoffnung vorhanden wäre."

Gieda erbleichte. Mit demſelben Ton hatte ihr unlängſt Muhme Brunhildis den Tod Monrad's, ihres Bruders, verkündet.

„Walther, der Knappe Deines Vaters, iſt hier, und will Dich auf den Mönchenſtein abholen; Deine Mutter begehrt nach Dir," fuhr die Priorin fort, und ſeufzte tief auf.

„Jeſus! Maria! Iſt denn meine Mutter krank?"

„Es ſteht ſchlimm mit ihr! fürcht' ich. Schon ſeit einigen Tagen, ſeitdem Ritter Gottfried von Eptingen mit einem Pilgersmann auf unbegreifliche Weiſe aus der Burg verſchwand, iſt ein böſer Geiſt über ſie gekommen, der ihre Sinne verwirrte, und ihr Gott mißfällige Worte in den Mund legte. Jetzt iſt ſie wieder ihres Verſtandes mächtig und weiß, was ſie ſpricht; allein ſie fühlt auch, daß der Tod an ihrem Bette ſteht."

Gieda erbebte innerlich. Wo ein Unglück ihre Familie traf, wurde der Name Eptingen genannt, und es war ihr in dieſem Augenblick, als habe ſie ſelbſt durch ihre Liebe zu Eglin all' dies Wehe über die Ihrigen gebracht. Der Pilger, deſſen die Domina erwähnt, war ja derſelbe Bote, den ihr vor wenigen Tagen Eglin geſandt, um ſie zu unziemlicher Flucht aus dem Kloſter zu bereden; es war der Bruder Veronica's geweſen, wie ſie wußte, die jetzt wegen ihres Einverſtändniſſes mit demſelben im Geißelgewölbe, wo ungehorſame Nonnen gezüchtigt wurden, ihre Buße erhielt.

(Fortſetzung folgt.)

Sonſt und Jetzt.

(Schluß.)

Jetzt.

In einer der belebteſten Straßen vor dem hübſcheſten Hauſe hält eine elegante Equipage an, und mit Mühe iſt der prächtig gekleidete Kutſcher im Stande, die feurigen, ſtampfenden Roſſe im Zaume zu halten. Ein ebenfalls reich gallonirter Lakai ſpringt vom Wagen herab, öffnet mit wo möglich vielem Geräuſch die Wagenthüre, ſchlägt den Tritt herunter und hebt einen Dandy von erſter Qualität heraus. Es iſt Herr Schleidermann, ein wohlbebärteter, von Gunkel gekleideter und von Jaquemar behandſchuheter Mann mit baumelnder Lorgnette

Digitized by Google

und zierlichem Städchen ausgerüstet, und zwanzig Schritte weit Wohlgerüche verbreitend. Er schwebt in zierlichen Lackstiefletten ins vierte Stockwerk des bezeichneten Hauses hinauf in die Wohnung des Hausherrn.

„Mit wem habe ich die Ehre?“ fragt der Hausherr verwundert den leichthin grüßenden Herrn von Schleidermann.

Schleidermann (sich leger in einen Sessel werfend.) Ich bin der Kaufmann Schleidermann.

Hausherr (der vermuthet, den fremden Herrn führe eine Leihangelegenheit zu ihm.) Freut' mich, die Ehre zu haben. Aber ich mache, seit ich mich aus dem Handelsstande zurückzog, gar keine Geschäfte mehr.

Schleidermann (sich in die Brust werfend.) O! Sie irren, mein Herr. — Ha! ha! Ich komme nicht, um mir Geld von Ihnen zu borgen! Ha! ha! — Es ist wirklich recht komisch! Ich sehe wohl, mein Name ist Ihnen nicht bekannt. Der Chef jedoch des Hauses Schleidermann kann im Nothfalle selbst einem so reichen Hausherrn, wie Sie, so viel Geld, als er nur will, vorstrecken.

Hausherr. O! bitte! bitte! Es war nicht so gemeint. — Darf ich jedoch um die Ursache fragen, die mir einen so werthen Besuch verschafft?

Schleidermann. Ich wollte Sie nur fragen, wie viel der Zins beträgt für das Eckgewölbe in Ihrem Hause, das jetzt der Krämer da, wie heißt er doch? gemiethet hat.

Hausherr (etwas piquirt.) Mein Herr! Ich weiß nicht, wohin diese Frage führen soll, und, was den Krämer betrifft, so ist dies ein tüchtiger Kaufmann, der allgemein geachtet wird. Indeß, um nicht unhöflich zu seyn, so sag' ich Ihnen, daß für das in Rede stehende Lokal 800 fl. bezahlt werden.

Schleidermann. Ah! Das ist doch fast unglaublich!

Hausherr. Hm! Ich glaube, daß Sie nirgends in der Stadt ein solches Lokal um solchen Preis bekommen werden.

Schleidermann. Mein Gott, verstehen Sie mich doch recht! diese Wohlfeilheit ist es eben, die mir unglaublich scheint. — Mein Herr, ich bezahle Ihnen für dasselbe statt 800 fl. — 1600! Ueberlassen Sie mir das Lokal!

Hausherr (überrascht.) Sehr annehmbar! Aber — der jetzige Miethmann ist es schon seit zwanzig Jahren, und es wäre beinahe grausam, einen so achtungswerthen —

Schleidermann. Nun ich — zahl' Ihnen 2000 fl.

Hausherr (noch mehr überrascht). Mein Gott, Sie haben mich da beinahe erschreckt! — Aber verzeihen Sie, ich mein' es nicht böse! wie wollen Sie dabei bestehen?

Schleidermann (stolz.) Das sey meine Sorge! — Also willigen Sie ein? Ich mache gleich Contract auf zehn Jahre!

Der Hausherr fühlte hinsichtlich des alten Miethmannes das bessere Gefühl in sich rege werden, aber die hausherrliche Natur war in ihm die stärkere, und — ein halbes Jahr später war der alte Miethmann aus seinem zwanzig Jahre bewohnten Lokale aus- und Herr Schleidermann eingezogen, und wandelte das alte, geschwärzte Gewölbe in einen Feenpalast um.

Ah! Ah! Ah! ruft und flüstert den ganzen Tag hindurch die gaffende Menge vor Schleidermanns „Salon des Modes.“ Aber es ist auch Alles so herrlich und blendend beleuchtet, so fernhaft arrangirt, es flimmert und flirrt, es regt und bewegt sich so mährchenhaft in diesem Kaufladen, die kostbarsten Stoffe flattern gleich Fahnen so lockend in die Luft hinaus, und das Schild: „Zum Cagliostro“, ist so kunstvoll gemalt, daß man wirklich nicht ohne Ausruf der Bewunderung da vorübergehen könnte. Und Herr Schleidermann und sein Commis und auch der Lehrling sind so elegant, so glänzend gekleidet, frisirt u. s. w., daß man sie, um den Mährchentraum fortzusetzen, für aus einer kummerlosen Welt herabgekommene Wesen, für Zauberfürsten oder so was Aehnliches zu halten nicht ungeneigt ist. Und wenn du Morgens hineinblickest, so sind sie wundervoll gekleidet, und Mittags wieder anders, aber noch wundernetter, Nachmittags wieder anders, aber noch eleganter, und Abends wieder anders, aber noch prinzenhafter.

Und Herr Schleidermann ist in der Oper abonnirt und seine Gattin hat einen „Hausfreund“, und sein Sohn ist der fidelste Jüngling der Stadt, und er hat sich in Manieren und Ausgaben den reichen Grafen N. zum Muster genommen, und seine Tochter spricht nur französisch und ist durch und durch „Löwin.“ Und Hr. Schleidermann genießt, seines reichen Aussehens wegen, eines großen Credits und er betreibt sein Geschäft nicht en gros — denn das wäre noch zu krämerisch — sondern colossal oder gar pyramidal. Daher er aber auch auf das „Kleinliche, Krämerische“ sein Augenmerk nicht richten kann. Und sein kühner Geist strebt, dem Prometheus gleich, immer höher und er verkauft seine Waaren unter dem Einkaufspreis, damit er „mit dem alten Plunder aufräumen“ könne. Und er trägt sich mit der Idee herum, sein Etablissement in noch größerm Maßstabe als bisher anzulegen. Er gedenkt ein ganzes Haus zu miethen und selbes in einen kostbar verzierten Salon zu verwandeln, seine Leute in Locomotiven darin herumfahren zu lassen, sich selbst einen Thron aufzuschlagen, dem Käufer z. B. eines Halstuches zwölf feine Hemden gratis zu geben, und dergleichen großartig schöne Gedanken mehr.

Und es ist im letzten Monate des Jahres, da sitzt der Lehrling des Hrn. Schleidermann vor einem großen Buche (denn der Chef überläßt die so unwichtige Buchführung dem Praktikanten), und Schweißtropfen rinnen dem Ungeschickten bei dieser Arbeit von der Stirne. Denn wißt, er macht die Bilanz. Er addirt Soll und Haben und subtrahirt endlich letzteres von ersterem. Aber siehe! und das Gehirn war dem Lehrling plötzlich wie verbrannt, er war confus, er bekam Schwindel, denn auf so Etwas war er in der Schule nicht vorbereitet worden, das Haben war zwanzigfach größer als das Soll! Wie sollte er nun da eine Subtraction vornehmen? Und der Schweiß triefte noch reichlicher von seinem Antlitz und es flimmerte ihm vor den Augen, und als er sich endlich mit wunderbarer Fassung überzeugt hatte, daß er doch recht addirt habe, wandte er sich verzweifelt an seinen behaglich Cigarren rauchenden Chef. — Dieser jedoch war bald im Reinen mit dem fraglichen Gegenstand, dessen Auflösung dem Lehrlinge beinahe das noch übrige Bischen Verstand gekostet hätte, und der Herr Schleidermann ließ sich also vernehmen:

Man sieht, junger Freund, daß Sie in der Buchhaltung noch wenig routinirt sind, sonst hätten Sie sich von einer so einfachen Sache nicht aus der Contenance bringen lassen, und es liegt Ihnen doch so nahe. Wenn die Summe des Habens größer ist, als jene des Soll, nun da zieht man natürlich die letztere von der ersteren ab.

Und der Lehrling war beschämt ob seiner Unwissenheit. Schade, daß der lernbegierige Lehrling bei dem Herrn Schlei-

Digitized by Google

dermann nicht noch mehr lernen konnte', denn einige Wochen nach der gemeldeten Bilanzlehre — hatte Herr Schleidermann — fallirt.

Schade, jammerschade um Herrn Schleidermann, er hatte noch so Großes im Sinne. (Elberf. Kreisbl.)

Mannichfaltigkeiten.

Bei den Verhandlungen vor einem französischen Criminalgerichtshofe wegen eines Mordes, der einem Corsen zur Last gelegt wurde, sagte der Arzt, welcher den Todten untersucht hatte, aus, daß nach der eigenthümlichen Beschaffenheit der Wunde dieselbe von einem Corsen herrühren müsse, „weil die Bewohner Corsicas die charakteristische Gewohnheit hätten, das Messer in der Wunde umzudrehen." Der Angeklagte wurde verurtheilt.

Der durch mehrere seiner Schul- und Lehrbücher, wie auch namentlich durch seine unlängst gekrönte Preisschrift: „Die Schule und das Leben" rühmlichst bekannte pädagogische Schriftsteller Dr. W. J. G. Curtmann, Seminar-Direktor in Friedberg, hat ein sehr empfehlungswerthes „Vorlesebuch für Kinder von 7 — 10 Jahren" herausgegeben (Offenbach bei Ernst Heinemann 1842). Es schließt sich diese aus 113 kleinen Erzählungen, Fabeln, Parabeln, Legenden u. s. w. bestehende Sammlung den mit so großem Beifall aufgenommenen „Geschichten für Kinder, die noch nicht lesen können," an. Aus der Masse von ähnlichen Schriften tritt Curtmann's Vorlesebuch als eine der werthvollsten, dem kindlichen Fassungsvermögen angemessene und auf das jugendliche Gemüth begründete, mit Auszeichnung hervor, und wird gewiß die freundlichste Aufnahme finden, da es Eltern und Lehrern ein reichhaltiges und anziehendes Material bietet, die Verstandeskräfte der Kinder zu entwickeln, ihr Herz zu veredeln und ihnen zugleich angenehme Unterhaltung zu bereiten. Wir empfehlen das genannte Vorlesebuch aus bester Ueberzeugung als ein sehr werthvolles, und für ein Festgeschenk besonders geeignetes.

Man sage doch nicht, daß es den öffentlichen Blättern an Stoff fehle. Die neueste Köln. Ztg. enthält ein Schreiben aus Berlin, das sich des Langen und Breiten über den Berliner — Straßenschmutz ausläßt, gewiß ein Gegenstand, der selbst für den denkenden Zeitungsleser sehr interessant ist, und der es verdient, unter den Politicis eine lange Spalte auszufüllen; der Korrespondent scheint auch in der fraglichen Sache eine gute Autorität zu seyn, da er, seiner eigenen Angabe zu Folge, in einer Straße wohnt, worin sich noch nie ein Besen hat sehen lassen. (Rh. u. Moselztg.)

Korrespondenz.

Bingen, 29. Nov.

Es ist ein großer Abstand und Unterschied zwischen einem Volksfeste, welches durch eine neue frohe Veranlassung, durch eine von uns selbst erlebte und von uns selbst empfundene Begebenheit begangen wird, und zwischen einem stereotypen, zum Andenken früherer glücklichen Ereignisse gefeierten Feste. Jenes ist eine reife, frische, vom Baum gebrochene Frucht, in voller Saft und Kraft, dieses eine durch Kunst und Sorgfalt erhaltene. Ein Fest nach der ersten Art wurde gestern in dem Gasthofe „Victoria" zur Ehre unseres Kreisraths, Hrn. Regierungsraths Wieger, gefeiert, dem eine große Menge Beamten und Bürger der Stadt Bingen und des Kreises beiwohnte. So wenig erfreulich die Veranlassung zu diesem Feste auch ist, so ehrenvoll ist es für den Gefeierten. Es beurkundet die Liebe und Anhänglichkeit, die seine Verwaltete in Anerkennung seiner Würde und seiner Verdienste für ihn hegen. Se. k. Hoh. unser gnädiger Großherzog nämlich geruhten, unsern Kreisrath, Hrn. Regierungsrath Wie..r, unter Bezeigung der Allerhöchsten Zufriedenheit für treu geleistete Dienste, wegen geschwächter Gesundheit in den Ruhestand zu setzen und ihm das Ritterkreuz des Verdienstordens Philipp des Großmüthigen zu verleihen. Bei dem nun baldigen Uebertritt des Gefeierten aus dem wirkenden schaffenden Leben in die Ruhe und Oxlescenz wollte man sich bei einem fröhlichen Mahle mit ihm verabschieden und ihn mit einem Lebehoch und unsern frommen Wünschen begleiten. Dieser Erguß aller Herzen ist ein kleiner Tribut der Dankbarkeit, der Liebe und der Hochachtung, die wir ihm als hochstehenden Beamten, als Mensch und als Binger Bürger schuldig sind. Etliche vierzig Jahre hat er anhaltend in verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung in wichtigen Sphären thätig gearbeitet. Nachdem er einige Zeit im Justizfache beschäftigt war, wurde er als Notar des Kantons Bingen ernannt. Er erfreute sich einer sehr besuchten Etude und des allgemeinen Vertrauens. Später wurde ihm von der französischen Regierung die Würde eines Departementalraths verliehen. Und als die Deutschen wieder in Besitz des linken Rheinufers kamen, wurde ihm von der provisorischen Regierung die obere Leitung aller Geschäfte der damals besonders schwierigen Administration übertragen, die er vom Alzey aus unter dem Titel „Kreisdirektor" mit unermüdlichem Eifer, Pünktlichkeit und Uneigennützigkeit zur allgemeinen Zufriedenheit versah. Als nachher ein großer Theil des Departements von Donnersberg unter dem Namen „Provinz Rheinhessen" mit dem Großherzogthum Hessen einverleibt und in Mainz eine Regierung niedergesetzt wurde, kehrte er hierher, im Kreise seiner Familie und seiner Geschäfte, zurück mit dem Titel „Regierungsrath" und mit einer lebenslänglichen starken Pension. Im Jahr 1835, als die Regierung in Mainz aufgelöst und unsere Provinz gleich den jenseitigen beiden Provinzen in Kreise eingetheilt wurde, ist ihm die Stelle als Kreisrath von Bingen mit erhöhtem Gehalt übertragen worden, welchem Amte er auch bis jetzt mit der ihm eigenen Pünktlichkeit und Redlichkeit zur allgemeinen Zufriedenheit vorgestanden. Auf den ersten sechs, theils höchst wichtigen Landtägen trat er als Abgeordneter in der zweiten Kammer und sogar als Vicepräsident auf. Hier bewährte er sich nicht nur als weit sehender, höchst erfahrener Beamter, als einen mit einem glücklichen Organ begabten, vortrefflichen Redner, sondern auch als wohlmeinender, guter Bürger und gleichzeitig als redlicher Staatsdiener, wovon die Protokolle ein glänzendes Zeugniß geben. In allen Lagen und Stellungen seines Lebens war er Mensch. In seinem hohen Alter, in seinen ernsten Beschäftigungen, waren seine Thüren und seine Ohren keinem Hülfe- und Rathsuchenden verschlossen, und wo seine Mittel und seine Kräfte nicht ausreichten, gab er wohlmeinenden Trost und Rath. Ganz besonders lag ihm das Wohl der Stadt Bingen am Herzen. Von jeher mit den Mitteln und Bedürfnissen der Stadt bekannt, suchte er bei jeder Gelegenheit, die sich auch bei seiner hohen Stellung oft darbot, ihr Interesse und ihren Vortheil zu wahren und zu befördern. Was er für die Stadt gethan, steht mit unauslöschlichem Griffel in die Annalen der Stadt Bingen eingegraben, und mancher Samen des Guten ist gestreuet, der später zur Frucht gedeihen wird. — Möge der Himmel ihn noch recht lange erhalten, auf daß er die Früchte seines Verdienstes und die ihm gewordene Gnade seines gütigen Fürsten in Ruhe und Friede genieße! Möge er noch lange seiner Familie als Stütze und liebender Vater und den Bewohnern Bingens und des Kreises als guter, fühlender Mensch, als treuer Rathgeber erhalten werden.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 344. Mittwoch, den 14. December 1842.

Die Papageien und die Sternenträger.

Novelle aus den Zeiten des Interregnums.

(Fortsetzung.)

Das Fräulein hatte sich schnell zur kurzen Reise gerüstet, indem sie über das Nonnengewand ihren pelzverbrämten Reisemantel warf, und auf dem Kopf, unter dem weiten Schleier, ein schwarzsammtnes Häubchen befestigte. Die Sehnsucht nach ihrer sterbenden Mutter trieb sie zu solcher Eile an, obgleich diese ihr unter ihren Kindern am wenigsten zugethan gewesen; weinend umarmte sie noch ein Mal ihre Tante, ihre Freundin Ottilia, und enteilte dann ungesäumt dem mehrjährigen klösterlichen Aufenthalt, den ihr einst des Vaters Zorn angewiesen.

Erfüllt von düsterer Ahnung, bestieg Gieda das für sie bereit gehaltene Roß, und eilte mit bang klopfendem Herzen, von Walther und den wenigen Reisigen gefolgt, dem Mönchenstein entgegen. Zwei der Reiter sprengten mit leuchtenden Flambeau's voran, und erhellten auf eine Strecke die sie umgebende dichte Finsterniß.

Graf Rudolph, welcher die Stadt zu überrumpeln und an dem Bischof seinen Groll zu kühlen gedacht, hatte die Bürger unerwartet und über die Maßen wachsam gefunden. Auf die erste Kunde, daß der Gefürchtete vor den Thoren sey, eilten sie schaarenweise und wohlbewaffnet auf die Mauern und Basteien, den Angriff des Feindes muthig erwartend. Der Graf ließ stürmen. Die Ritter mit ihren Leuten, die sich in der Stadt befanden und zum Bischof hielten, die Schaler, Mönche und Steinlin an der Spitze, so wie die rüstigen Bürger, schlugen jeden Versuch, in die Stadt zu dringen, kräftiglich zurück, und Rudolph hatte mit seinen Verbündeten den Verdruß, sich in seinen stolzen Hoffnungen betrogen zu sehen. Die Wuth der getäuschten Kriegsvölker, die jetzt ihre Aussicht auf gute Beute verloren, erschöpfte sich nun an der wehrlosen Steinenvorstadt, welche sie inne hatten, und nun total plünderten. Der Graf von Habsburg, welcher gerne diesem Rauben Einhalt gethan hätte, da es meistens arme Bürger traf, die die Vorstadt bewohnten, und bei dem feindlichen Einfall sich nicht schnell genug in die Stadt zu retten vermocht hatten, konnte nicht ein Mal deren Weiber und Töchter vor den Mißhandlungen der rohen Soldateska bewahren, die in ihrer entfesselten Brutalität Alles dem Kriegsrecht unterworfen hielt, was ihrer gewaltthätigen Faust nicht zu widerstehen vermochte; doch die in ihren Folgen für Rudolph bei weitem schlimmere Ausschweifung seiner Verbündeten traf das Kloster der Büßerinnen in derselben Vorstadt.

Ritter Eglin von Eptingen hatte von dem Kundschafter die Nachricht erhalten, daß sein Plan, mit Hülfe der Pförtnerin Veronica schnell in das Kloster zu dringen, und mit wenigen Leuten das Fräulein Gieda wider ihren Willen nach Eptingen zu entführen, gescheitert sey. Das feindliche Heer war gerade in tiefster Stille bis in die Nähe der Steinenvorstadt gedrungen, als der von Eur abgeschickte Reisige ihn traf. Der Ritter ergrimmte und schwur, das Fräulein von Mönchenstein dennoch zu entführen, und müsse er darüber das ganze Kloster der Erde gleich machen. Mit Ungestüm drang Graf Rudolphs Heer in die Vorstadt, auf das Steinenthor zu, und mit ihm Ritter Eglin und die Sternenträger; aber der Empfang vor dem Thore und auf den Mauern war nicht weniger ungestüm; sie mußten sich nach mehrmaliger Anstrengung mit Verlust zurückziehen.

„Nun, spielen uns die Baseler so wacker auf, so wollen wir uns Dirnen suchen, mit denen wir ein Tänzlein beginnen!" rief der Ritter Eptingen von Eichenberg hohnlachend, und forenate, von seinen Freunden gefolgt, ungesäumt auf das Kloster Skt. Maria Magdalena zu; ein ansehnlicher Heerhaufe wälzte brüllend sich ihnen nach.

Vor der Klosterpforte fand Eptingen indessen einigen Widerstand. Ritter Mönch von Landskron, der Schirm- und Kastenvogt des Klosters, war von einer andern Seite aus der Stadt demselben zu Hülfe geeilt, und versuchte jetzt mit seinen Leuten dem in Masse herandringenden Feind den Weg zu versperren; allein sein Mühen war vergebens. Er wurde in das Kloster zurückgeworfen, und vermochte kaum, dem nachdringenden Feind die Pforte zu verschließen und zu verrammeln. Doch die durch den Widerstand noch mehr Gereizten hieben rasch mit ihren Streitäxten die Pforte ein, indessen Andere die Mauer überstiegen. In weniger denn einer Viertelstunde war der Schirmvogt überwältigt und gefangen, seine Leute theils erschlagen, theils zerstreut und entflohen.

Während dem der Kampf um das Kloster tobte, herrschte in dessen Innern unter den Magdalenotten große Angst und Bestürzung. Die Priorin Brunhildis war in die Kirche geeilt und hatte sich vor dem Bilde der heiligen Büßerin niedergeworfen, und sie angefleht, ihr Kloster zu schützen und des Himmels Rache auf die frechen Gotteshausschänder herab zu sen-

Digitized by Google

den. Die älteren Schwestern hatten sich um die Mutter Domina geschaart, wie eine scheue Heerde um den Hirten, ihr Gebet mit dem ihrigen vereinigend; die jüngeren Schwestern hingegen, der zweiten und dritten Klasse oder Samenung angehörend, hatten sich zitternd in ihren Zellen eingeschlossen und verriegelt, oder rannten, aus dem Schlafe aufgeschreckt und nicht im nonnenhaftesten Aufzug, angstvoll, und ohne zu wissen wohin, in den Klostergängen umher, Zetergeschrei und Wehklagen erhebend.

Die rohen Kriegsgesellen, kein Gebot der Führer mehr achtend, verbreiteten sich jetzt in dem eroberten Kloster, das Heiligste nicht schonend, und raubend oder entweihend. Die Priorin, aus der Kirche mit ihren Nonnen vertrieben, flüchtete sich mit denselben in das Refectorium. Da trat mit erhitztem Antlitz, das blanke Schwert in der Hand, Ritter Eglin von Eptingen und ein Theil seiner Genossen herein.

„Wo ist das Fräulein von Mönchenstein?" fragte er rauh, einen drohenden Blick auf die Oberin heftend. „Ist sie hier unter euch, so gebt sie heraus, und wir wollen ungesäumt wieder abziehen."

„Das Fräulein ist wohl aufgehoben und außer dem Bereich Eurer Frevelthaten; Ihr werdet nimmer ihrer habhaft werden, weder in Güte noch mit Gewalt," erwiederte die Priorin mit ruhigem Nachdruck.

„Triumphirt nicht zu früh!" schrie Eglin; „wo Ihr sie auch verborgen und eingekerkert haben mögt, ich werde sie suchen; ich werde sie finden, und müßte ich Stein für Stein von Euerm Gotteshaus niederreißen."

In diesem Augenblick drang ein greller rother Schein in den schwach erleuchteten Saal.

„Das Kloster brennt! Heilige Mütter aller Gnaden steh' uns bei! Heilige Magdalena schütze Dein Haus!" schrieen entsetzt die Nonnen durcheinander.

„So mögen diese Flammen ewig an Deiner Seele zehren! verruchter Schänder und Zerstörer des Heiligthums Gottes!" rief die Priorin außer sich.

(Fortsetzung folgt.)

Das Konzert des Liederkranzes zu Frankfurt zum Besten der Mozartstiftung.

(Von einem Nicht-Frankfurter.)

Es wächst der Mensch mit seinen höhern Zwecken.
Schiller.

Ich bin schon einige Mal so glücklich gewesen, den Konzerten des Liederkranzes beizuwohnen, und preise auch jetzt mein Geschick, daß mir am 6. Dec. diese Freude nicht entging. Das Programm berechtigte zu großen Erwartungen, indem Fräulein Capitain, die Herren Wolf und Pischek unter den Mitwirkenden genannt waren. Und diese Erwartungen wurden nicht getäuscht, und das Publikum, das ohngeachtet der vielfachen musikalischen Genüsse, die im Laufe dieses Winters zu Frankfurt geboten wurden, sich sehr zahlreich eingefunden, wird wohl noch lange das Andenken an diesen heiteren Abend bewahren.

Der Ertrag dieses Konzertes ist wiederum jener schönen Mozartstiftung gewidmet, deren Vergrößerung und Erhebung zu großartig nationaler Bedeutung der Liederkranz sich zum Ziele und zur Lebensaufgabe gemacht hat. Die Mozartstiftung soll, so ist die Idee der Gründer, einer jener Horte und Haltpunkte des deutschen Nationalgefühls und der deutschen Nationalehre seyn, deren wir mehr bedürfen, als jedes andere Volk. Denn mehr als irgend ein anderes Volk Europa's ist das deutsche der Gefahr einer unglücklichen, nicht allein statistischen und geographischen, sondern auch geistigen Absonderung in kleine Provinzen und Ländlein unterworfen. Aus dieser Noth und diesem Jammer, von dem wir glücklicherweise allmählig zu genesen scheinen, kann uns nichts retten und vollständig befreien, als ein starkes Gefühl der Nationaleinheit. Je mehr dieses Gefühl der Nationaleinheit erstarkt, desto mehr wird jenes unheimliche Gespenst des Städte- und Provinzialgeistes, das so unsägliches Unglück über uns gebracht hat, verschwinden. Dahin laßt uns streben und trachten und mit allen Kräften ringen, deutsche Männer und Brüder! Laßt uns bedenken, daß alles Große, dessen jubelnde Zeugen wir in jüngster Vergangenheit gewesen sind, aus diesem Hochgefühle großartiger Vaterlandsliebe entstanden ist, und daß nie und nimmermehr die Unterstützung Hamburgs, die allgemeine deutsche Gewerbausstellung und das Hermannsdenkmal, als Sinnbild deutscher Nationaleinheit, aus dem kleinlichen Städte- und Provinzialgeist entsprungen wäre.

Wer von dieser Ansicht ausgehet (und so denken jetzt hoffentlich alle Freunde des Vaterlandes), der wird auch sehnlichst wünschen, daß solche patriotische Unternehmungen, wie deren die Mozartstiftung eine ist, gleichsam der Maßstab seyen, mit dem diese unsere freudig wachsende Nationalehre zu messen ist; er wird es beklagenswerth finden, wenn die Verehrer Mozarts zu Nürnberg noch länger zögern, dem Beispiele des Hrn. Dr. Zimmermann zu Darmstadt zu folgen, das dieser so vernünftig und klug war in Beziehung auf die Gustav-Adolf-Stiftung zu geben. An dieser vernünftigen Handlungsweise des Herrn Dr. Zimmermann läßt sich ermessen, wie viel ihm an der Verwirklichung der Idee, arme protestantische Gemeinden zu unterstützen, gelegen ist, und wie ferne ihm jegliches andere Interesse, als das segensreiche Gelingen seiner reinen und ächtchristlichen Idee, gelegen seyn muß. — Concordia res parvae crescunt, discordia res maximae dilabuntur, dachte dieser würdige Geistliche, und deßhalb ergriff er freudig die Gelegenheit, die Sammlungen seines Vereins mit jenen der weiter vorgeschrittenen Gustav-Adolf-Stiftung zu verschmelzen. So und gewiß nicht anders sollten auch die Verehrer Mozarts zu Nürnberg und Salzburg denken; sie sollten freudig ihren gleichgesinnten Brüdern zu Frankfurt die Hand zur Vereinigung bieten, und mit den Ergebnissen ihres Fleißes die weiter gediehenen Mittel von beiläufig 13 — 14,000 Gulden, welche der Liederkranz zu Frankfurt besitzt, verstärken. So könnten jene beiden Vereine der Mozartfreunde zu Nürnberg und Salzburg am besten den großen Tönemeister ehren, und gewiß würde die Kunde dieser wünschenswerthen Vereinigung mit eben solcher Freude von allen Freunden der Kunst in Deutschland begrüßt werden und von ebenso guten Folgen seyn für die Erstrebung des gemeinsamen hohen Zweckes, als es der edle und vernünftige Entschluß des Hrn. Dr. Zimmermann für seinen Zweck gewesen ist.

Wenn auch das Kapital der Mozartstiftung noch nicht so hoch gestiegen ist, daß der Liederkranz zur Wahl eines zweiten

Digitized by Google

Schillers schreiten konnte, so ist doch soviel gewiß, daß in Zeit von vier Jahren schon sehr Erfreuliches geschehen ist, und daß die Stiftung unaufhaltsam ihrer nationalen Bedeutung entgegenschreitet. Darmstadt und Mannheim haben sich bedeutend für dieselbe interessirt, und es ist Hoffnung vorhanden, daß diese patriotische Idee bald die Reise durch ganz Deutschland machen und die Verehrer der verschwisterten Künste des Gesanges und der Musik zur Unterstützung der Mozartstiftung begeistern wird. Dem Vernehmen nach wird die Aachener Liedertafel ein Konzert für sie veranstalten, und Mainz und Wiesbaden werden alsdann nicht länger säumen, eine gute deutsche Sache zu unterstützen. Die Eisenbahnen haben gleichsam die Städte Mainz, Wiesbaden und Frankfurt vereinigt, und befremdend wäre es, wenn bei dieser Annäherung der Personen im täglichen Verkehr nicht auch die Geister sich nähern sollten!

Mannichfaltigkeiten.

Der ächte Hamburger hat nur Sinn für sein Hamburg, seinen Handel und Gewerbe. Der reiche Handelsherr gilt hier allein, und wer dem Handel in die Hände arbeitet, ist hier Etwas; die Andern sind alle Nichts. Ein Hamburger Karrenschieber sagte seinem Sohne, der sein Glück in der Fremde gesucht hatte, und als stattlicher Offizier, geschmückt mit einem halb Dutzend Orden, vor ihn trat: „Geh, Pauli! mit deiner bunten Jacke, du könntest jetzt Stangenherr (erster Karrenschieber) seyn!"

Der „Sun" enthält folgende Vision: „In kurzem vielleicht sehen wir in London einen chinesischen Botschafter, mit einem Zopfe, zweimal so lang, als Dans seiner, und einem gelben Gesichte, so flach, wie ein Pfannkuchen. Man denke sich den Eindruck, welchen solch eine Erscheinung in der Hauptstadt machen würde! Jegliches Barbaren-Auge vom Hydepark-Corner bis zum Schlagbaume von Mile-end würde sich zwei Mal so weit öffnen, als gewöhnlich, um diesen interessanten Einfuhrgegenstand zu schauen. Man denke sich Quang fu in einer Rangloge im Conventgarden-Theater und O si, seinen Sekretär, mit dem Opernglase eine Schauspielerin beäugelnd. In der That, Wunder hören nimmer auf, aber ein chinesischer Botschafter in London, mit einem Zopfe so lang und so lebhaft wie ein räsonnirender Artikel im „Herald", ist das größte aller erdenklichen Wunder!"

(Köln, 9. Dec.) Der hiesige Theaterscandal, so fern er gerichtlich anhängig gewesen, ist vorgestern vor den Schranken hiesigen Zuchtpolizeigerichtes beendigt worden, und zwar dadurch, daß sowohl der extemporirende Schauspieler, als der vorlaute (vor dem eigentlichen Spiele schon) pfeifende Rezensent einer gleichen Geldbuße verfallen sind.

(Rh.- u. M.-Ztg.)

(Der Maler Lessing.) Karl Friedr. Lessing, Prof. an der Akademie zu Düsseldorf und Einer der bedeutendsten Maler der Düsseldorfer Schule und unserer Zeit, wurde am 8. Febr. 1808 in Breslau geboren und zeigte bald Neigung zu bildlichen Darstellungen, dagegen eine große Unempfänglichkeit für jeden Unterricht. Der Vater sah sich deßhalb genöthiget, ihn von dem Gymnasium wegzunehmen, bestimmte ihn für das Baufach, und schickte ihn nach Berlin. Aber auch gegen diesen Beruf äußerte sich Lessing's Widerwillen bald, während seine Liebe für Malerei täglich höher stieg, und er faßte endlich den Entschluß, auch ohne die Einwilligung des Vaters die Malerkunst zum Lebensberufe zu wählen. Sein erstes Bild, das Aufsehen erregte, war „der Kirchhof", das von dem Berliner Kunstvereine das Doppelte des verlangten Preises erhielt. Lessing folgte darauf Schadow nach Düsseldorf, wo er seitdem geblieben ist und viele Meisterwerke im historischen Genre und in der Landschaftsmalerei geschaffen hat. Allgemein bekannt sind von ihm, „das Schloß am Meere", „der Klosterhof im Schnee", „das Königspaar", „der Räuber", vor allem „die Hussitenpredigt", dann „Ezzelino" und viele herrliche Landschaften. Auf der diesjährigen Kunstausstellung in Berlin wird sein neuestes großes Werk, „Huß vor dem Concile zu Kostnitz" allgemein bewundert.

(Wien, 5. December.) Die neue Methode der Straßenpflasterung in unserer Residenz, wornach statt der unbehauenen Steine durchaus Granitwürfelsteine von 7 — 8 Zoll im Durchmesser verwendet werden, bewährt sich sehr gut, und wird die größeren Auslagen für die Zukunft durch Zweckmäßigkeit, Schönheit und Dauer mehr als ersetzen. Bei Reparaturen können diese Würfel sechs Mal wieder umgelegt und ihre Haltbarkeit auf 120 Jahre angenommen werden. Während noch im Jahre 1780 nur die innere Stadt ein Pflaster, und zwar aus Schiefersteinen, hatte, besitzt Wien jetzt ein Granitpflaster von mehr als 300,000 Quadratklafter Flächenraum, dessen Herstellungskosten sich auf 4 Millionen Gulden C. M. erheben. Nach der neuen Art mit Würfelsteinen sind bis jetzt 50,000 Quadratklafter mit einem Aufwande von fast Einer Million Gulden vollendet.

Die Herren Ferdinand Hiller und H. W. Ernst, sind sowohl in Anerkennung ihrer ausgezeichneten Stellung und ihrer künstlerischen Leistungen, wie auch ihrer Verdienste und erfolgreichen Mitwirkung zum Besten der Mozart-Stiftung vom Frankfurter Liederkranze zu dessen Ehrenmitgliedern ernannt worden.

(Aus Rheinhessen, im Dez.) Unsere Nachbarn, die kunstliebenden Pfalzbaiern, haben ein Unternehmen begonnen, das bei allen Freunden der Natur, Kunst und Geschichte Anklang und Unterstützung finden dürfte. Auf dem Donnersberg soll ein Thurm erbaut werden, wo der Reisende bequem die majestätische Aussicht weit in's Land genießen, nöthigenfalls Schutz gegen Sturm und Wetter erhalten und sich durch Ruhe, Speise und Trank soll erquicken können. Der desfallsige Plan, welcher vor uns liegt, wurde von der höchsten Baubehörde in München genehmigt, und ist eben so geschmackvoll als zweckmäßig. Die Baukosten sind auf 4 — 5000 Gulden rheinisch veranschlagt; doch dürfte diese Summe leicht überschritten werden. In Kirchheimbolanden hat sich ein Verein gebildet, der sich mit Collecten in allen deutschen Gauen zur Aufbringung dieser Kosten befaßt. Die bedeutendste Beisteuer hat Hr. v. Gienandt in Hochstein zugesagt; derselbe wird die Gallerie und Tragverzierungen in Eisen, 800 — 1000 fl. werth, gratis liefern. — Auch die Damen blieben hier in dem Wetteifer für das Schöne und Nützliche nicht zurück; mehrere Hundert in

Digitized by Google

Kirchheim und der Umgegend haben Arbeiten ihrer Hände bereits eingesendet oder zugesagt, welche Ende Dez. l. J. in Kirchheimbolanden verloos't werden sollen. — Am 12. Oct. wurde der Grundstein feierlichst gelegt. Wir wünschen diesem schönen und nützlichen Unternehmen das beste Gedeihen.

(Worms. Ztg.)

Korrespondenz.

Bonn, 8. Dez.

Unter den literarischen Erscheinungen am poetischen Himmel Bonn's hat sich in letzterer Zeit ein Hr. Thomas, ein würdiger Nachfolger des hiesigen Naturdichters Hrn. Buchbinder Löle, auf imposante Weise hervorgethan, der bald als Entdecker einer neuen Dichtart allenthalben begrüßt werden dürfte. Prosa und Poesie, Deutsch, Französisch und Englisch wechseln hier in bunter Reihe zum Besten des neuen Hospitals freundlich ab; auch Satyrisches mischt sich in die heitere Gabe des neuen Apollojüngers, dem wir, irren wir nicht, auch schon ein geniales, einen Bonner Volksgesang nachahmendes Fastnachtslied zu verdanken haben; denn hier hat die fröhliche Zeit des Helden Karneval bereits begonnen, wohl früher, als irgendwo im ganzen deutschen Lande, und schon sprüht feischer Witz und reiche Narrenweisheit aus allen Köpfen, schon sind „Schultheiß und Schöppenrath" wohl bestallt und das neue „Frohsinnthum" steht glänzenden Erfolgen in Bälde entgegen. Auch hat Hr. Geheimerath Prof. Bischoff eine mit vieler Laune, seltener Kenntniß und „religiösem" Ernste abgefaßte Schrift über „Einiges, was den deutschen Universitäten noth thut", zur Manifestation gebracht und darin manche Entdeckungen mitgetheilt, welche um so mehr zu beachten seyn dürften, als sie fast ad's Unglaubliche zu approximiren scheinen. Besonders wird hier die dialogisch-sokratische Methode als die einzig vitale und wahrhaftig wirksame mit so viel Einsicht und realer Doktrin empfohlen, daß der Erfolg einer solchen Empfehlung über allen Zweifel hinweggehoben seyn muß. Indessen ist der Verf. so entfernt, die Axt an den Baum legen zu wollen, daß er die Krone desselben als dauernden Ruhesitz für bewährte Ordinarien, die mit ihm eines Sinnes sind, auf ewige Zeiten zu sichern und nur die abzuwehren sucht, welche die „unentbehrliche" Existenz derselben zu beunruhigen irgendwo versuchen dürften, könnten, möchten, wollten oder gar sollten. Nirgendwo dürften die Verhältnisse unserer Universitäten mit so viel freiem deutschen Sinne und ächter Seelenwürde besprochen seyn, als grade hier; würden nur überall die Gebrechen und Mängel so ungescheut enthüllt, so dürfte die Herstellung des Bessern nicht so weit seyn. Freilich wollen sich Einige durch Bischoff's Beschuldigungen verletzt finden, aber die offene Art, mit der er über alle Verhältnisse spricht, läßt nur die strengste Gerechtigkeit voraussetzen, die über alle Zwecke egoistischer Beschränkung erhaben ist. Lies't er doch in diesem Semester mit seltener Uneigennützigkeit „im Triumphe seiner erleuchteten Lehrpraxis" sein Hauptcollegium gratis, von dessen Wirksamkeit man sehr viel im Publikum hört. Die Worte: Nec aspera terrent, die als Umschrift auf manchem Thaler zu lesen sind, mögen ihn stets auf seinem betretenen Reformatorwege geleiten! Auch ein Ulrich von Hutten hatte harte Kämpfe zu bestehen; ein Ernst Bischoff wird sich durch hinterhaltige Angriffe nicht abschrecken lassen, da uns die Hoffnung einer Umgestaltung der aller Fesseln entbundenen Lehrerverhältnisse unserer Universitäten allein aufrecht halten kann. Nur da, wo die Ordinarien die gebührende Alleinherrschaft haben und Jeder auf sein bestimmtes Fach streng angewiesen ist, kann wahre Ordnung dauernd bestehen! Der Wahn akademischer Freiheit muß endlich verscheucht werden; dies frei und ungescheut bekannt zu haben, wird Bischoff's unsterbliches Verdienst bleiben. Have, pia anima!

Vom Main, im Dez.

Bei meiner letzten Anwesenheit zu Durlach besuchte ich eine der physikalischen Abendunterhaltungen des reisenden Physikers Hrn. Börtha und hatte das Vergnügen, mich sowohl durch seine electromagnetischen Versuche, als auch durch seine übrigen Darstellungen aus dem Gebiete der Naturlehre und Magie angenehm unterhalten zu sehen. Sehr zu loben ist es übrigens, daß Hr. B. nicht nach der zweideutigen Ehre strebt, bloße physikalische Spielereien und leere Taschenspielerkünste zu machen, vielmehr eifrig bemüht ist, seine Experimente zum Nutzen und Vergnügen der lernbegierigen Jugend einzurichten. So kann er nur nützen und so sehen wir die Physik gerne auf Reisen.

Aus dem Herzogthum Nassau, im Dez.

In unserer lichtvollen Zeit, wo das Ausschließen des Menschen um seines Glaubens willen unter dem Einflusse humaner Regierungen immer seltener wird, indem selbst in Rußland mittelst Anstellung eines deutschen Rabbiners zu mannichfachen Verbesserungen für die in 16 Gouvernements wohnenden Juden ernstlich geschritten wird, dürfte es nicht uninteressant seyn, zu erfahren, daß auch bei uns in letzter Zeit von Seite hoher Landesregierung ein gleiches Streben angeregt worden ist. Bereits ist für die jüdische Schule manche zweckmäßige Anordnung schon in's Leben getreten und mit der Einführung eines Rabbinats mitten im Lande (wahrscheinlich in der Lahngegend) ist man jetzt beschäftigt. Dieses hochwichtige Amt soll, dem Vernehmen nach, dem Rabbiner Dr. Wormser zu Schwalbach übertragen werden, einem Manne, dessen Namen als Gelehrter und Prediger in unserm Lande einen guten Klang hat und der bereits schon mehrere Jahre hindurch im Sprengel seines Vaters mit vieler Umsicht und Gewissenhaftigkeit fungirt hat. Ist dem so und wird derselbe alsdann in seinem bisherigen Geiste zu lehren und zu schreiben fortfahren, so hoffen wir, daß er nicht nur im Dienste der Synagoge für die Bildung seiner Glaubensgenossen, sondern auch im Dienste der Menschheit für das Reich der Wahrheit segensvoll wirken werde.

Offenbach, 6. Dez.

Jüngsten Samstag gab der israelitische Sängerverein „Orpheus", der erst seit einigen Monaten besteht, eine öffentliche Production. Wir würden dies nicht berichten, wenn wir es nicht als einen Beweis mehr vom steten Fortschreiten der Israeliten ansähen. Denn daß dieser Verein von israelitischen Jünglingen in's Leben gerufen wurde, zeigt, daß ihre Brust von der Liebe zum Schönen und Guten beseelt ist, zeigt, daß der Jude sich immer mehr der Zeit anzuschmiegen und ihren Anforderungen zu genügen sucht, zeigt endlich, daß der Jude wenigstens sich selbst emancipire, wenn ihm die Emancipation vom Staate versagt wird. Indem wir nur dieses anzudeuten suchten, versparen wir uns das Besprechen der einzelnen Leistungen auf ein andermal und wollen nur noch lobend des Musiklehrers Hrn. Schmidt erwähnen, der sich mit regem Eifer und warmer Liebe der Sache widmet. Wir schließen diesen einfachen Bericht mit dem Wunsche, daß dieser Verein immer mehr gedeihen und segensreiche Früchte tragen möge! Dr. W.

Logogryph.

Mir dankt ihr manch' schmuckes, manch' zierliches Kleid,
Doch kopflos der Jäger dem Tode mich weiht.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 14. Dez. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abth., Musik von Lortzing.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 345. Donnerstag, den 15. December 1842.

Die Papageien und die Sternenträger.

Novelle aus den Zeiten des Interregnums.

(Fortsetzung.)

Eglin wandte sich bestürzt nach einem der Fenster, und sah aus den gegenüberstehenden Gebäuden die Flammenlohe hoch empor schlagen.

„Verdammt! die entfesselten Bestien machen mich zum Mordbrenner, und ich werde meinen Zweck nur um so schwieriger erreichen," murmelte er ingrimmig vor sich hin. „Fort von diesen störrischen Weibern, von denen weder genügend Wort noch Rede zu gewinnen! Mein Schwert soll der Schlüssel zu euern Zellen und Kerkern seyn. Doch wenn ich wiederkehre, ohne das Fräulein gefunden zu haben, und ihr verbergt mir sie fürder, dann Wehe euch und meiner armen Seele."

Nach diesen Worten verließ der Ritter und seine Schaar eilig den Saal und schritt durch die flammenerhellten Gänge, laut den Namen Gieda's rufend. Die Nonnen entwichen von weitem den Suchenden, und flüchteten sich durch Gemächer und ihnen allein bekannte Corridore in's Refectorium zur Priorin und den übrigen Schwestern; nur das Echo gab spottend den gerufenen Namen wieder. Da trat ihnen plötzlich im Bußgewand, abgehärmt und bleich, eine Nonne entgegen.

„Ihr sucht das Fräulein von Mönchenstein, Herr Ritter? Habt Ihr sie denn nicht bei der Mutter Domina gefunden?" fragte die Nonne.

„Sie ist nicht bei der Priorin, und Niemand im Kloster will uns Rede stehen, wo wir sie finden können," erwiederte Eptingen.

„Heilige Magdalena!" schrie die Nonne auf, dann ist Fräulein Gieda wohl noch in ihrem Gemach. Da drüben, wo bereits die Flammen empor züngeln, dort wohnt sie ja! Von jenem Thürmlein aus führt ein schmaler Gang in das Innere des Gebäudes nach dem tiefgelegenen Klostergarten; dort ist der Eingang zu ihrem Gemach, die Thüre rechts, neben einer Nische mit dem Steinbilde der heiligen Martha."

Die Nonne hatte kaum diese Beschreibung gegeben, als Ritter Eglin fortstürmte, das bezeichnete Gemach aufzusuchen, und seine Begleiter ihm nach. Die zurückgelassene Nonne sah ihnen traurig nach.

„Du glückliche Gieda!" seufzte sie, „Dein Ritter kommt, Dich zu retten, Dich zu befreien aus diesem Kerker, den sie ein Gotteshaus nennen. Ach! warum kam nicht auch der lange Niklas, mir ein Gleiches zu thun, wie Lur es versprochen? O der schlaue Lur hat mich wohl nur getäuscht, um seinen Zweck zu erreichen, und die arme Veronica muß nach wie vor ihr Leben hier vertrauern, bis ein Kreuzlein ihr Grab schmückt." Also sprechend, wankte die Nonne ihres Weges dem Refectorium zu.

„Die Basler kommen! Der Graf hat sich auf dem Weg nach Liestal zurückgezogen! Wir werden von dem Heer abgeschnitten!" riefen so eben viele rauhen Stimmen auf dem Klosterhof, und das plündernde Kriegsvolk rannte wild durcheinander. Eglin, unbekümmert ob diesem Schreckensruf, eilte vorwärts auf den kleinen Klosterthurm zu; dichte Rauchmassen wälzten sich ihm daraus entgegen. Als er in den Eingang trat, däuchte es ihm, als höre er am fernen Ende des vor ihm sich ausdehnenden Corridors eine weibliche hülferufende Stimme; hastig drang er weiter vor; schon verkündete ihm eine ungewöhnliche Hitze die nahen, immer mehr um sich greifenden Flammen. Jetzt hatte er die bezeichnete Thüre erreicht; sie war von innen verriegelt, und hinter ihr herrschte Todtenstille. Er pochte an — keine Antwort; hatte die Bewohnerin der Zelle auf einem andern Weg sich bereits gerettet? Der Ritter wollte Ueberzeugung haben. Einige kräftige Fußtritte, mit der ganzen Gewalt seiner Riesenstärke geführt, sprengten die Thüre. Er trat hinein, denn die näher rückende Gluth ließ ihm keinen Augenblick Zögerung mehr. Mitten in einem freundlich geschmückten Gemach, welches an der einen Seite durch eine offen stehende Thüre mit einem zweiten ähnlichen verbunden war, und von der schmucklosen Zelle einer Ordensschwester sich weit unterschied, lag eine weibliche Gestalt im Nonnenkleide, das Antlitz von ihrem lang herabwallenden Schleier bedeckt, bewußtlos am Boden; durch die kleinen vergitterten Fenster warf der Widerschein der Flammen, welche von oben und von der Seite sich heran fraßen, ein düsteres unbestimmtes Licht.

„Gieda! Gieda!" rief der Ritter, von Entzücken und Entsetzen zugleich erfaßt, nahm die Ohnmächtige in seine starken Arme, stürzte durch die Thüre, durch den schmalen Gang, durch Rauch und Flamme zurück, und erreichte mit seiner schönen Last glücklich den Hofraum. Hier aber drohten neue Gefahren. Ein wildes Getümmel hatte sich an der engen Klosterpforte erhoben; das habsburgische Kriegsvolk suchte das Freie zu gewinnen, da die Basler schon ganz nahe waren und Alles niederhieben, was sie auf ihrem Wege trafen. Durch die gewöhn-

Digitized by Google

liche Pforte war es also unmöglich zu entkommen; da sprang zu rechter Zeit Kurt, des Eptingen Knappe, herbei.

„Herr Ritter! Dem heiligen Michael sey Dank, daß ich Euch gefunden!“ rief der Knappe fröhlich. „Ich habe Euch einen andern Weg geöffnet, da ich diesen Fall voraus sah. Dort unten, hinter der Klostermauer, stehen die Pferde für Euch bereit, wie Ihr befohlen; da habe ich mit etlichen Eurer Reisigen ein Stücklein der Mauer eingerissen, und Ihr könnt durch die Lücke mit dem Fräulein sonder Gefährde hinausschreiten. Aber wir müssen einen andern Weg einschlagen, da uns die Basler den nach Liestal schon verrennt haben.“

In wenigen Minuten hatte der Ritter, die Ohnmächtige auf seinem Arm, das Freie gewonnen, sich mit ihr auf's Roß geschwungen, und sprengte nun mit seinem ihm übrig gebliebenen geringen Gefolge gerade auf den Mönchenstein zu, da der Weg dorthin allein noch offen, und von diesem auf abweichenden Nebenwegen, welche in die Thalungen des Jura führten, der Gefangenschaft zu entrinnen war.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwestern Milanollo.

Aus der Lotterie des Schicksals wird für jeden Sterblichen bei seiner Geburt eine Niete oder ein Treffer gezogen. Die ersteren sind selten, denn Jedem ist eine gewisse Fähigkeit, ein gewisses Talent, ein Anspruch auf Glück gegeben, und nur Wenige gehen ganz leer aus. Die Meisten aber erhalten Treffer, auf welche nur ein geringer Preis fällt, und sie selber werden auf jene Mittelstraße gewiesen, auf welcher sie in Gesellschaft mit vielen Tausenden durch das Leben wandeln, ohne Glanz und Ruhm, ohne besondere Gaben und Geschenke Fortuna's, aber auch ziemlich friedlich und unbeneidet. Nur Wenigen sind Hauptpreise aus dieser Lotterie des Schicksals bestimmt, und nur Wenigen neigen die gnädigen Götter ihre Huld und ihren Segen zu. Diese Auserwählten stehen gleichsam wie Wesen höherer Art vor unsern erstaunten Blicken, und ihr Glanz verbreitet sich weit umher. Sie haben den Sieg, bevor sie noch gekämpft, und den Lohn, bevor sie noch gerungen. Zu solchen seltenen und auserkorenen Lieblingen des Himmels gehören die lieblichen Schwestern Milanollo, welche gegenwärtig in Frankfurt a. M. weilen, und den Enthusiasmus aller Freunde des Schönen für sich in Anspruch nehmen. An ihrer Wiege hat die Muse der Tonkunst als Pathin gestanden, ihnen duftige Kränze gewunden und holde Gaben gespendet. Unter dem Segen und der Weihe ihrer himmlischen Freundin sind sie aufgeblüht, und es wird von Rührung und von Bewunderung erfaßt, wer in den wundersamen Kreis ihrer holden Kunstgebilde tritt; von Rührung, weil das Schöne und Edle so selten ist, und so oft untergeht, ehe es zur Entfaltung kommt; von Bewunderung, weil hier der Einfalt des kindlichen Gemüthes mehr offenbart ist und Größeres gelingt, als dem Verstande der Verständigen und der Kraft und Erfahrung des gereiften Alters. Hier ist es nicht jene mit Gewalt hervorgetriebene Frühreife einer Treibhauscultur, noch die Verkrüpplung einer harten Zucht, die wir vor uns haben, sondern es sind die unmittelbaren Ergießungen des Genies, die unverkümmerten, dem Frühlinge der Andern nur vorangeeilten Blüthen der Kunst, die uns entzücken; hier vernehmen wir den vollen Zauber jenes Instrumental-Gesanges, der aus der Seele in den Arm, aus dem Arm in die Saiten der Violine überfließt, und der alle Herzen mächtig zwingt, unwiderstehlich fesselt. Nicht Kunststücke, nicht halsbrechende Schwierigkeiten überraschen uns hier, sondern die edle Einfachheit und tiefe Innigkeit der wahren Kunst, die vom Himmel stammt, ergreift uns. Solche Poesie ist Jedem verständlich, und überzeugt Jeden von dem ächten Beruf ihrer jugendlichen Meisterin. Bei ihrem dritten Konzerte war das Schauspielhaus so überfüllt, wie wir es nur selten gesehen, und der Beifall erreichte den höchsten Punkt. Man schreibe diese Erfolge nicht der außerordentlichen Erscheinung und der Seltenheit des Schauspieles einer solchen Frühreife zu, — nein, diese beide Mädchen von dreizehn und neun Jahren leisten an und für sich so Vollendetes, daß sie von Keinem der vielen und zum Theil berühmten Künstler, die wir seit Paganini hier gehört haben, übertroffen werden, und daß sie kühn mit Jedem derselben in die Schranken treten können. Das Spiel, namentlich der älteren Schwester, Theresa, vereinigt nicht nur die höchste Reinheit, den schönsten und kräftigsten Ton, perlende Scala und vielseitigste Fertigkeit, treffliche Bogenführung und edle Behandlung des Instrumentes, sondern auch die höchste Wahrheit und Innigkeit des Ausdrucks und einen gewaltigen Zauber der Empfindung, welcher vielleicht einzig in seiner Art ist. In ihrem schwärmerischen Auge liest man, daß sie warm und tief empfunden hat, was sie uns in Tönen wiedergibt, und daß der Gott, der mit uns geboren wird, in ihr lebt. Diese Töne sind so unentweiht, daß man sie ohne Erhebung und Rührung nicht vernehmen kann, und zur Ueberzeugung gelangt, daß unser modernes Virtuosenthum auf diesen Weg zurückkehren müsse, auf den Weg der wahren Kunst. Die gediegenen Compositionen eines Beriot, Lafont, Artot, Vieuxtemps u. A. trägt sie ganz im eigenthümlichen Geiste derselben mit Kraft und Anmuth vor, und bekundet dadurch, daß ihr die geistigen Elemente der Musik nicht verschlossen sind. Bei dem Auftreten der 9jährigen Maria wird man unwillkürlich an das Wunderkind Mozart erinnert, welcher seiner Zeit auf gleiche Weise Staunen erregte. Man lächelt, wenn man sieht, wie diesem holden, braun gelockten Kinde ein Schemel unter die Füße geschoben wird, damit es die Noten auf dem Pulte lesen und abspielen könne, und man ist auf eine artige, die Neugierde befriedigende Spielerei gefaßt. Bald aber wandelt sich dies Lächeln in Bewunderung, wenn das kleine Mädchen zugreift wie ein Mann, wenn sie der kleinen Geige volle und kräftige Töne entlockt, und jede Schwierigkeit, dieselbe kaum kennend, spielend beseitigt. Der Hörer verstummt, wagt kaum zu athmen, und glaubt sich in ein Zauberland versetzt, wo bei einem Feste Eines der holden Feenkinder seinen Zauber entfaltet. Wer es für übertrieben hält, was wir hier gesagt haben, der höre diese seltenen jungen Künstlerinnen, und er wird dann gewiß der Meinung seyn, daß wir nur noch zu wenig gesagt haben. A. Schindler schließt eine Betrachtung über Theresa M. unter andern mit folgenden Worten: „Du Wundermädchen, laß Dich durch falschen Schein und Tand von dem Wege, den Du bisher gewandelt, nicht abbringen, damit Du die wahrhaft Geweihte fortan bleibest! Schließe Dich fest an die klassischen Namen Viotti, Rhode und Baillot an, und Du rufst Todte aus ihren Gräbern, die den Lorbeer, die Krone des Künstlers, auf

Digitized by Google

Deinem Haupte festhalten werden! Nur dadurch, glaube es mir, wirst Du Deine Sendung ganz erfüllen. Du wirst die Königin in Deinem Reiche allein seyn, und der Beifall aller Guten wird Dir in hohem Grade zu Theil werden." So sehr wir die Leistungen der modernen Virtuosen, deren wir in den letzteren Jahren viel in Frankfurt a. M. gehört haben, anerkennen, und so manchen Nutzen sie auch der Erweiterung und Fortbildung der Technik gebracht haben, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, daß es an der Zeit ist, zur Wahrheit und Einfachheit der Kunst mit weiser Benutzung der neuen Eroberungen zurück zu kehren, und daß nur da wahrhaft Edles gebildet wird, wo in schöner Form die schöne Seele erscheint. Dies Facit haben uns Kinder gelehrt, und diesen Kindern rufen wir unsern besten Dank und herzlichsten Gruß dafür zu.

W.

Madame.

In unsern Tagen, wo unter uns Deutschen das Gefühl für reine deutsche Richtung so lebhaft als je erwacht ist, hat man auch begonnen, die vielen Fremdwörter, namentlich die französischen, die sich in unsere Sprache so tief eingewurzelt haben, auszumerzen. Man möge mit aller Kraft an dem begonnenen Werke fortfahren, und besonders die Lächerlichkeit dieses Fremdwörter-Gebrauchs darthun. Beim preußischen Kriegswesen hat der deutsche Titel „Hauptmann" den französischen „Capitän" vertrieben. Auch hat man es schon vielfach getadelt, unter deutschen Kupferstichen und Lithographien französische Unterschriften zu setzen; eben so, daß man die meisten Gasthäuser, namentlich die ersten Ranges, französisch benennt, daß der Tanzmeister sich als „Maitre de danse", der Fechtmeister als „Maitre d'armes", der Speisewirth als „traiteur" oder „restaurateur", der Kleidermacher als „tailleur" ankündigt, und dergleichen Thorheiten mehr, wodurch sich Viele um eine Stufe höher erhoben wähnen mögen, so sie ein fremdes Wort hinsetzen. Man wird dadurch nur zu dem Glauben verleitet, es halte sich Mancher für erniedrigt, wenn auf seinem Geschäftsschilde das deutsche Wort, statt des fremdartigen, stehe; denn blos zur besseren Verständigung für den, der deutschen Sprache unkundigen Fremden allein scheint es denn doch oftmals nicht abgesehen zu seyn! Aber bei diesem Allen ist gewiß kein fremdes Wort mehr im Gebrauch, als das Prädicat „Madame", als ob das schöne vielsagende deutsche „Frau" nicht gut genug sey, um es mit Ehren vor der ehrbaren deutschen Hausfrau Namen zu setzen. Wohlan denn, Ihr deutschen Hausfrauen! hinweg mit der „Madame!" Wollt Ihr deutsche Frauen seyn, gebt's auch durch den Namen zu erkennen; Ihr könnt' es, wenn Ihr wollt; laßt Euch vor Allem von Euerem Dienstgesinde als „Frau" benennen in dem eigenen Hause, und wenn Ihr es mit Aufträgen aussendet, so wird es immer weiter fortgehen. Schon längst ist die französische „Mademoiselle" dem „Fräulein" gewichen. Doch mag es Manchem dünken, er wolle lieber statt des „Fräuleins" die ehrbar sittsame deutsche „Jungfrau" nehmen.

Mannichfaltigkeiten.

Als vor einiger Zeit der König von Preußen auf seiner Rheinreise im Hotel de H. in M. abstieg, erbat sich der Wirth dieses Gasthauses eine Privataudienz. Der König in guter Laune bewilligte sie augenblicklich. Hr. L. erschien, dankte demüthig für die Gnade, frug nach den Bedürfnissen seines hohen Gastes und als der König mit der Bedienung sich zufrieden zeigte, brach er das gastwirthliche Gespräch ab und begann ein politisches. Lächelnd hörte der König zu, wie Hr. L. gegen Louis Philipp polemisirte, den Minister Peel verdammte, die Zollfrage erörterte und den König von Hannover vertheidigte. Endlich war L. so unverschämt, zu fragen: „Glauben Ew. Majestät wohl, daß Espartero verrätherische Absichten gegen die Thronerbin von Spanien hegt?" Der König wurde plötzlich sehr ernst, legte seine Hand auf die Achsel des Gastwirths und sagte mit feierlicher Stimme: „L., könnt Ihr schweigen?" „Wie das Grab Ew. Majestät!" „Nun, ich auch," war die Antwort des Königs und damit drehte er dem lästigen und verdutzten Frager den Rücken zu.

In England wird jetzt ein verbessertes Microscop gezeigt, das 74 Millionen Mal vergrößert. Das Auge einer Fliege, das 750 Facetten hat, wird so vergrößert, daß jede Facette wie eine Fläche von 14 Zoll Durchmesser erscheint!

Das Volk in Schlesien behauptet steif und fest, an dem dürren Sommer und an dem strengen Winter, der bereits eingetreten, sey nichts als die Eisenbahn schuld. Mit ihr sey der Teufel eingezogen und halte das gute Wetter ab.

In Breslau fängt man jetzt an, Särge von Zink zu gebrauchen, welche, dort wenigstens, wohlfeiler seyn sollen als die hölzernen.

In der „Königsb. Ztg." wird folgende Broschure à 2 Sgr. angekündigt: „Das 1842r Schweineschlachten zu Königsberg in Preußen, oder Louis Drucker's unseligen Andenkens Niedermetzelung. Ein Sendschreiben an Freimuth sen. von J. Freimuth jun."

(Hannover.) Auch unser Ministerium hat ein Gesetz erlassen, wodurch den Apothekern bei Strafe verboten ist, ferner den Aerzten Neujahrsgeschenke zuzuschicken; so wie auch den Kunden bei Bezahlung der Rechnungen unter keinem Vorwande Geschenke zu überreichen, um dem eingerissenen Mißbrauch, dadurch Kunden anzuziehen, Einhalt zu thun. Gewiß eine zeitgemäße Verordnung, da selbst das Publikum hierbei nur gewinnen kann, indem nur zu oft solche Gaben doppelt bezahlt werden mußten.

Hr. White, der Redakteur des „Flemingsburg Rutuckiam", eines nordamerikanischen Blattes, erschoß am 18. Oktober einen Mann, der in sein Bureau kam, um ihm Stockschläge zu geben.

In Ulm hat sich ein Verein zur Beförderung der Pferdezucht gebildet, welcher am 30. November seine erste Versammlung unter Vorsitz des Generalmajors Freiherrn von Gaisberg hielt.

Digitized by Google

In Marseille machte seit einiger Zeit ein junges hübsches Mädchen Aufsehen, das in Lauten sprach, die keiner der vielen dort bekannten Sprachen angehörten, und welches, nachdem man seine Heimath bald nach Asien, bald nach Amerika verlegt hatte, zuletzt das schöne Mädchen aus der Ukraine genannt ward und allgemeines Interesse erregte. Jetzt hat sich ermittelt, daß dies Mädchen aus der Fremde eine Französin aus der Gegend von Bergerac ist, welche ihre Betrügerrolle nicht übel gespielt hat und jetzt von ihren Verwandten nach Hause gebracht werden soll. Das leidige Romanelesen hatte ihr den Gedanken erweckt, eine so abenteuerliche Rolle zu spielen.

„Das Buch der Sagen und Legenden jüdischer Vorzeit. Nach den Quellen bearbeitet von A. M. Kendlau. Stuttgart; bei J. F. Cast. 1842." — Wenn die frische Gegenwart ihre Rechte behauptet und ihre Ansprüche geltend zu machen strebt, so darf darum auch die Vergangenheit, in welcher die Gegenwart wurzelt, nicht unbeachtet bleiben, und müssen ihre Schätze und Hinterlassenschaften möglichst erhalten und aufbewahrt bleiben. In dieser Beziehung war es rühmlich, daß der Verfasser es unternommen hat, die jüdischen Sagen und Legenden, die sich nur zerstreut in theils vergilbten, oft nur dem rabbinisch Gebildeten verständlichen Büchern finden, und nur noch hie und da im Munde Einzelner leben, einer drohenden Vergessenheit zu entreißen und in neuer Bearbeitung und neuer Gestalt dem Publikum zu bieten. Wenn auch diese Sagen und Legenden ein vorherrschendes Interesse für den Juden haben müssen, so werden sie gewiß auch von dem nicht jüdischen Publikum willkommen geheißen werden, um so mehr, da nur solche Aufnahme gefunden haben, in welchen sich ein poetisches Leben, eine Idee oder ein Charakter ausspricht. Behandlung und Form sind anziehend und gewandt. In den beigefügten Anmerkungen und Erläuterungen hat der Verfasser die von ihm benutzten Quellen angegeben. Bei dem reichen Inhalte, dem historischen Interesse und poetischen Werth dieser Sammlung steht nicht zu bezweifeln, daß sie die freundlichste Aufnahme und einen zahlreichen Leserkreis finden wird.

Korrespondenz.

Berlin, im Dez.

Die hiesige Freimaurerloge zu den drei Weltkugeln wurde in den ersten Regierungsjahren Friedrich's d. Gr. „Königl. Mutterloge zu den drei Weltkugeln" (aux trois globes) genannt. Von ihr sind nach und nach alle hiesigen großen und kleinen Logen ausgegangen. Im Jahre 1772, als der Herzog von Braunschweig-Oels hier Großmeister wurde, hatte sie den Namen: „große National-Mutterloge" angenommen. Sie erhielt am 9. Febr. 1796 ein königl. Confirmationspatent und Protektorium. Ihr Lokal ist im Jahre 1834 sehr bedeutend erweitert und verschönert worden. Uebrigens befinden sich in der Gegenwart in Berlin, außer dieser ältesten Mutterloge, noch zwei andere Hauptlogen, nämlich die Loge „Royal York", die kurz vor dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges als eine Tochterloge der Loge zu „den drei Weltkugeln" gegründet und im Jahre 1767 zu einer großen Mutterloge erhoben ward. Und im Jahre 1770 entstand die dritte große Direktionslege, die „Landesloge von Deutschland." Der hochselige König Friedrich Wilhelm III. hatte bald nach dem Antritt seiner Regierung verordnet, daß diese drei erwähnten großen Logen die Direktionslogen aller preußischen Logen seyn sollten, und ein am 20. Okt. 1798 von diesem Monarchen erlassenes Edikt schloß auf eine für den Orden sehr ehrenvolle Weise die Freimaurer von dem Verbot aus, welches gegen alle geheimen Gesellschaften ergangen war. Uebrigens darf man es nicht verschweigen, daß trotz dieser Erlaubniß die Freimaurerei schon seit einigen Decennien immer mehr aus dem Gesichtskreise der höheren Stände verschwunden und mehr Sache der kleineren Städte und der wohlhabenderen Bürger derselben geworden ist. In Berlin ist der Orden in mancher Beziehung durch den Umstand, daß der Prinz von Preußen vor ungefähr zwei Jahren das Protektorat über denselben übernahm, zu neuem Ansehen gelangt, oder doch zum Gegenstande neuer Aufmerksamkeit geworden. Die früher so reiche Literatur des Ordens hatte lange keinen erheblichen Beitrag erhalten, als im Jahre 1836 ein Feind desselben mit der in Leipzig erschienenen Schrift „Hephata" gegen ihn auftrat. Darauf erschien im Jahre 1837 ebenfalls in Leipzig unter dem Titel: „Antihephata, oder Apologie der hohen königlichen Kunst der Freimaurerei" von dem Dr. Werdt eine Art Vertheidigung, in der man jedoch sehr bald einen noch ärgern Feind der Freimaurer erkannte, indem seine Schrift die bitterste Satyre auf den Orden enthielt.

Mannheim, 9. Dez.

Das hiesige Theater wankt und schwankt hin und her wie ein Schiff auf stürmischer See. Gäste kommen und verschwinden, aber sie sind meist von geringer Bedeutung. Grunert erregte hier bei seinem Gastspiel vielen Antheil. Er spielte wirklich mehrere Rollen vortrefflich und verdiente den Beifall, der ihm gezollt wurde. Später verdarb er aber wieder Alles durch das Engagement seiner Frau, die er als erste Künstlerin ankündigte, welche jedoch den Erwartungen nicht entsprach. Daher die Zänkereien zwischen der hiesigen Intendanz und ihm, daher auch seine heimliche Abreise. Es ist darüber schon genug gesprochen worden. Hr. Grunert ist ein wackerer Künstler und Selbstgefühl seines Werthes gebührt ihm — aber Bescheidenheit ist und bleibt stets eine der schönsten Blumen im Künstlerkranze und diese fehlt Hrn. G. Er ist nicht mehr ganz jung — aber er wird stets in Kämpfen leben und an Gegnern wird es ihm nicht fehlen. — Ein Gewerbverein hat sich hier gebildet, der jetzt 200 Mitglieder zählt und unter der Leitung einiger tüchtiger Männer in herrlichem Emporblühen ist. Zu Ehrenmitgliedern wurden bis jetzt ernannt: Hr. Professor Schröder von der höhern Bürgerschule, die Herren Hegewald, Brandes und Fartly. — Die Nachricht verlautet, daß die Redaction der „Mannheimer Abendzeitung", welche bisher von Hrn. Dr. Grün besorgt wurde, vom 1. Jan. 1843 an Hrn. Dr. Carl Herzog übertragen worden ist. Das Journal erregt seiner Opposition wegen bedeutendes Interesse und fesselt die Aufmerksamkeit aller Parteien. Dr. Herzog ist der Gründer der „Rhenania" (jetzt Rheinland). Er ist bekanntlich Verfasser einer freisinnig geschriebenen Geschichte von Polen. Zuletzt war derselbe Redacteur einer schwäbischen Zeitschrift.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 15. Dezember. Großes Instrumental-Konzert der jungen italienischen Violinspielerinnen Dem. Therese und Marie Milanollo. Vorher geht: Fidelio, große Oper in 2 Abth., Musik von Beethoven.

Montag, 19. Dez. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt und zum Erstenmale): Nacht und Morgen, Drama in 4 Abth. und 5 Akten, mit freier Benutzung des Bulwer'schen Romans, von Charlotte Birch-Pfeiffer. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 346. Freitag, den 16. December 1842.

Die Papageien und die Sternenträger.

Novelle aus den Zeiten des Interregnums.

(Fortsetzung.)

Weithin erhellte der Brand des Klosters die Gegend, und beleuchtete die Straße des fliehenden Ritters, an dessen Stahlpanzer, eisigkalt, gleich diesem, und immer noch in tiefer Bewußtlosigkeit verharrend, das entführte Weib im Nonnengewand sich anlehnte. Dem Ritter blieb kein Augenblick übrig, die Ohnmächtige durch einen hülfreichen Versuch in's Leben zurück zu rufen; ja, er hatte sich noch nicht ein Mal die Zeit genommen, ihren Schleier zu lüften und ihr in's Antlitz zu schauen; denn hinter sich, in mäßiger Ferne, hörte er Rossehufen donnern, als sicheres Zeichen, daß er von den Feinden verfolgt werde.

„Haltet um Gottes Barmherzigkeit Willen eure Rosse an, daß sie uns nicht zerstampfen, ihr Herren. Ach, habt Erbarmen mit uns Unglücklichen!" schrieen plötzlich dicht vor den Flüchtigen zwei derbe Stimmen aus Leibeskräften.

Die Pferde bäumten schnell zurück. Eptingen stutzte, und erblickte im Staub des Weges die Umrisse zweier Männergestalten, geknebelt, wie ihm schien.

„Wer seyd ihr? und wie kommt ihr in diesem Zustand hierher?" fragte er kurz.

„Ach! gestrenger Ritter, welcher Partei Ihr auch angehören möget, ob den Sternenträgern, ob den Papageien, habt Erbarmen und entledigt uns unserer Bande, auf daß wir unseres Weges gehen können," erwiederte im kläglichen Ton einer der Gebundenen. „Wir sind Dienstleute vom Mönchenstein; ich heiße Walther und mein Genosse da Klaus. Wir wollten das Fräulein von Mönchenstein aus dem Kloster St. Magdalena auf die Burg zu ihrer sterbenden Mutter geleiten, da überfielen uns Eptingens Leute, nahmen uns das Fräulein ab, und ließen uns, hier inmitten des Weges, gebunden liegen."

„Was? Gieda ist schon in der Gewalt meiner Leute?!" rief Eglin höchlich überrascht. „Gottes Haupt! wen habe ich denn da dem Kloster entführt?"

„Gestrenger Ritter, wenn wir noch eine Minute zögern, so entrinnen wir nimmer. Bei meiner Treu, es sind uns wenigstens dreißig Verfolger auf der Ferse, und es könnte leicht der Stadtschultheiß seyn, auf den Mönchenstein heimkehrend," raunte Kurt seinem Herrn zu.

Eptingen ließ sich die Warnung nicht noch ein Mal wiederholen; mit einem Satz war er über die beiden an der Erde sich krümmenden Männer weg, ohne ihrer weiter zu achten, und entkam mit seinen Leuten in einem Seitenweg, wo er gegen Morgen auf bekannten Bergpfaden, die wie in Todesschlaf versunkene, ihm nun jetzt unbekannte Klosterfrau im Arme haltend, mit sehr unbehaglichem Gefühl auf seiner Burg Eichenberg anlangte. Der Ritter übergab seine Entführte einigen Mägden, welche sie in das für Gieda gewärmte und bereitete Prunkgemach trugen, und sich mühten, durch Einflößung wirksamer Tropfen und Arzneien das noch nicht ganz entflohene Leben in dem erstarrten Körper wieder zu wecken. Was in dieser Nacht aus dem erwarteten und ausgebliebenen Fräulein von Mönchenstein geworden, davon hatte bis jetzt auf Burg Eichenberg kein Wort verlautet; Ritter Eglin war deshalb in höchster Unruhe und im Begriff, Boten auszusenden und selbst wieder aufzusitzen, um das Fräulein zu suchen oder Kunde von ihr zu erhalten. Zuvor wollte er jedoch das Antlitz der unbekannten Klosterfrau schauen, deren Retter und Entführer er auf so seltsame Weise geworden war; wie erstaunte er aber, als er an das seidene Bett trat, in welches die Dienerinnen die Fremde gelegt, und, von dem hochrothen Atlaskissen umschwellt, das schöne marmorblasse Antlitz des Fräuleins von Gransee erkannte, welches so eben die Augen aufschlug, und ihn mit einer Miene anlächelte, als erwache sie im Paradiese.

IX.

In derselben Stunde, in welcher der Graf von Habsburg das Faustrecht an der Stadt Basel und ihrem Bischof üben wollte, das er in spätern Zeiten an Andern so streng zu verpönen wußte, stand in der Höhle des Kundschafters, an dem offenen Felsenspalt, vor dem der ganze Schauplatz des nächtlichen Angriffs sich ausdehnte, Frau Elsbeth Datz, jenes unheimliche düstre Weib, deren unheilvolle Hand bis jetzt unsichtbar die Fäden gesponnen hatte, die das Geschlecht der Mönchensteiner nach einander in's Verderben führen sollten und theilweise schon geführt hatten. Schwarze Nacht bedeckte die ganze Gegend draußen, doch Elsbeth wich nicht von der Stelle; ihre Augen strengten sich an, die Dunkelheit zu durchdringen, und ihr Ohr lauschte scharf in das Land hinaus, ob es nichts vernähme; doch Alles war noch still wie das Grab.

„Nur führte mich hieher," murmelte sie vor sich hin, „um mich den Sturm und den Brand der Baselstadt hören und schauen zu lassen, und versprach mir, daß morgen derselbe

Digitized by Google

Kanz den verhaßten Mönchenstein treffen solle, zu welchem er einen Schlüssel besitze; aber noch vermag ich weder zu hören noch zu schauen. Sollte der Plan des Grafen verrathen und gescheitert seyn? dann möge den Verräther ewiger Fluch treffen, der mich um meines Herzens Freude bringt!"

Jetzt tönte vernehmlich ein Glöcklein aus der Tiefe herauf. „Was ist das? auf dem Mönchenstein läuten sie? — Klingt es doch wie ein Sterbeglöcklein! — wie der Anfang zu einem Todtenamt! — Sollte Sibylla, die tödtlich Gehaßte, die mich so unaussprechlich elend gemacht — sollte sie gestorben seyn? — Lux sagte mir, die Burgfrau von Mönchenstein sey gleich nach seiner Einkehr bei ihr, als er den alten Eptingen entführt, von einem gefährlichen und tödtlichen Wesen befallen worden, wovon sie wohl nimmer genesen würde. — Ha! Sibylla! dürfte ich doch an Deinem Siechlager, an Deinem Sterbebette stehen, und Dir in's Ohr schreien: daß ich die Urheberin Deines und der Deinigen Verderben bin! dürfte ich Dir's doch als letzten Gedanken mit in's Grab geben: wer es eigentlich war, der Deinen schleunigen Tod herbeiführte! Doch diese süße Rache ist mir wohl nicht beschert; — die Dame vom Mönchenstein stieg vielleicht schon hinab in die Hölle, ohne die Vergelterin erkannt zu haben. Immerhin! Ist sie todt? — ich lebe noch! Tod und Vernichtung ist ja auch Rache! Mag ihr Geist umgehen — ihr Gespenst soll mich nicht erschrecken! — — Doch still! — Schallt dort nicht aus der Ferne ein dumpfes Gesumse? — Es klingt, als wenn Tausende von Männern ein Geschrei erhöben — — ha! dort schießt ein Feuerstrahl in die Höhe! — — Ein Licht bricht hervor; — es wird größer! — größer! — es greift um sich wie eine rasende Flamme! — Die Stadt brennt! — — Doch wie? ist das nicht die Gegend, wo das Kloster der heiligen Magdalena steht? — Ja! dort tritt ihre Kirche, von den nahen Flammen beleuchtet, aus der Dunkelheit hervor! — Hahaha! Skt. Maria Magdalena steht in lohen Flammen! — Doch — Veronica, meine Tochter! — Still! still! die Heilige wird ihr Opfer schirmen! Möge sie alle Schwestern, die dulden müssen, wie ich einst duldete, in ihren besonderen Schutz nehmen! O! großer Triumph wird mir heute zu Theil, und ich will nun gerne sterben, da ich so viel Lust erlebt!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Gustav-Adolph-Stiftung.

Da in diesen Blättern schon mehrmals der Gustav-Adolph-Stiftung in Sachsen erwähnt ist, und das vaterländische Publikum zur Theilnahme aufgefordert wurde, so dürften einige Notizen über jene Stiftung, ihre Gründung und Tendenz manchen Lesern nicht unwillkommen seyn.

Es war vor zehn Jahren am 6. Nov. 1832, am Tage der zweiten Säcularfeier des Todes, den der heldenmüthige König Gustav Adolph von Schweden für den evangelischen Glauben bei Lützen starb, als man in den beiden Hauptstädten Sachsens, in Dresden und Leipzig, zuerst auf den Gedanken kam, das Andenken dieses großen christlichen Königs durch eine Stiftung zu ehren, welche zum Zweck hätte, bedrängte protestantische Gemeinden, namentlich in nicht protestantischen Ländern, die mit ihrem Kirchen- und Schulwesen in Nothstand gekommen wären, zu unterstützen. Man sammelte daher in den beiden genannten Städten, nach Art der Penny-Sammlungen in England, freiwillige Beiträge von einem Sechser pr. Kopf, was einen erwünschten Erfolg hatte, und da das Unternehmen auch außerhalb Sachsens, in verschiedenen Gegenden Deutschlands, Theilnahme und Unterstützung fand, namentlich auch in Schweden, wo zu Gunsten desselben mehrere Collecten veranstaltet wurden, so kam bald ein ansehnlicher Fond zusammen, der sich jetzt bereits auf circa 13,000 Rthlr. beläuft. Von den Zinsen dieses mit jedem neuen Jahre vermehrten Capitals sind schon viele evangelische Gemeinden in Böhmen, im k. k. Salzkammergute, in Mähren, in Ungarn, in der Moldau u. a. unterstützt worden.

Da jedoch diese Stiftung immer nur mit beschränkten Mitteln in einem engern Kreise wirken konnte, auch noch nicht überall in ganz Deutschland bekannt geworden war, so faßte im vorigen Jahre Dr. Zimmermann, Hofprediger in Darmstadt, den Gedanken auf, das Streben und Wirken dieser Stiftung zu einem allgemeinen, wo möglich, der ganzen evangelischen Kirche in und außer Deutschland zu machen, und erließ zu dem Ende am 31. Okt. v. J. in der Allgemeinen Kirchenzeitung einen Aufruf, wodurch er zur Gründung eines allgemeinen evangelischen Vereins zur Unterstützung hülfsbedürftiger protestantischer Gemeinden aufforderte. Zugleich verband er damit eine Einladung zu einer Versammlung, auf welcher über diese gemeinsame Angelegenheit der protestantischen Kirche berathen werden sollte. Diese Versammlung, für welche zuerst die Stadt Wittenberg bestimmt war, kam am 16. Sept. d. J. in Leipzig zu Stande. Viele Freunde des Unternehmens aus der Nähe nicht nur, sondern auch aus der Ferne hatten sich eingefunden, ungefähr 500 an der Zahl, größtentheils Prediger, jedoch auch mehrere academische Lehrer und Schulmänner. Auch von der theologischen Facultät der Universität Kiel war ein Professor der Theologie und von mehreren Predigervereinen Schleswig-Holsteins ein Prediger dahin gesandt. Das Resultat der Versammlung, die durch große Eintracht sich auszeichnete, war, daß der Gedanke, zu dem Einen gemeinsamen Liebeswerk alle Kräfte zu vereinen, allgemeine Zustimmung fand. Die Gustav-Adolph-Stiftung vereinigte sich sofort mit dem Dr. Zimmermann und dem Verein, der an ihn bereits sich angeschlossen hatte, und erklärte, wenn erst mehrere Vereine in andern Gegenden Deutschlands zu demselben Zweck sich gebildet haben würden, auch mit diesen in Verbindung treten zu wollen, damit ein allgemeiner protestantischer Verein zur Unterstützung der bedrängten Glaubensbrüder sich organisire.

Wenn es nun gleich bei diesem Unternehmen auf eine Demonstration gegen die Schwesterkirchen nicht abgesehen ist, so dürfte das Zeitgemäße desselben doch einleuchten. Es ist nicht die Absicht, einer andern Kirche Abbruch zu thun, wohl aber unsere protestantische Kirche in ihrem Besitzthum zu conserviren. Wie sehr unsere protestantischen Glaubensbrüder der Hülfe oft bedürftig sind, das hat durch manche Erscheinungen auch der neuesten Zeiten sich genugsam herausgestellt. Ist doch schon manche protestantische Gemeinde verwildert, oder gar von ihrem Glauben abgefallen und hat in eine andere Kirche sich aufgelöst, weil es an den nöthigen Unterrichts- und Erbauungsmitteln fehlte. Wir, die wir in einem Lande leben, in welchem die evangelische Religion die Landesreligion ist, die wir daher

Digitized by Google

die Segnungen der Reformation in Frieden genießen, erfahren nichts von dem Druck und der Noth, in welcher unſere Glaubensgenoſſen in anderen Ländern ſich oft befinden, außer wenn ein Hülferuf von dorther in unſere Ohren dringt; daß wir aber den Beruf und die Pflicht haben, ihnen Hülfe zu gewähren, gemäß der Ermahnung: „Laſſet uns Gutes thun Jedermann, allermeiſt aber den Glaubensgenoſſen“ — das wird wohl kein evangeliſcher Chriſt in Zweifel ziehen. Bisher haben ſie durch Anſprachen in öffentlichen Blättern, durch Reiſen, die ihre Prediger oder Vorſteher unternahmen, um milde Gaben zu ſammeln zum Bau eines Bethauſes oder einer Schule, ſich helfen müſſen; es iſt auch mancher Gemeinde dadurch Hülfe geworden, die aber, weil eine vereinzelte, wenig ausreichend war. Wie viel läßt ſich von vereinten Kräften hoffen!

In dieſer Hoffnung hat ſich denn neuerdings in Kiel ein evangeliſcher Landesverein für den bezeichneten Zweck gebildet, dem hoffentlich eine rege Theilnahme im ſchleswig-holſteiniſchen Vaterlande nicht fehlen wird. Möchten denn die erfreulichen Vorgänge in Kiel am 23. Nov. viele Nachahmung finden, und der dort geſtiftete Verein durch Zuwachs in allen Gemeinden ſich bald verſtärken! (Alt. Merk.)

Der deutſche Waffenrock.

Die Einführung des kurzen Ueberrocks bei dem preußiſchen Heer beſchäftigt gegenwärtig in außergewöhnlicher Weiſe den Kaſernengeiſt, welcher von jeher keine Rückſicht darauf nahm, daß der Kriegsgott ſeine Opfer mehr im Spital als auf dem Feld der Ehre ſucht. Frankreich hat ſeit Jahren ſeine Erfahrungen in Algier theuer erkauft, und doch erſt jetzt wird der Soldat um 18 Pfd. durch Vereinfachungen erleichtert und überhaupt bequemer ausgerüſtet. Wenn man den Gamaſchendienſt im deutſchen Heerweſen betrachtet und wahrnimmt, daß vom Kopf bis zum Fuß mehr auf ſtutzermäßige Eleganz als auf Schutz des Körpers und auf Wohlbehagen des Soldaten Rückſicht genommen iſt, ſo ermißt man leicht, daß dieſe Ausartung des Garniſonsdienſtes von den Grundſätzen, die im Krieg praktiſch und nützlich ſind, viel Geld und Blut unnütz koſten würde, bis man durch Erfahrung wieder auf die Spur der Natur zurückkäme. Preußen fühlte zuerſt, daß nicht alles auf die erſte ſcharfe Patrone geſchoben werden dürfe; bald wird ſein Heer nicht mehr in ſteifen, enganklebenden Uniformen paradiren, ſondern im komlichen Rock erſcheinen, der den Unterleib beſſer ſchützt und ungünſtiges Beinwerk mehr verbirgt. Dieſer Rock, der ſeit dem Befreiungskriege ganz in Abgang kam, würde wohl noch lange nicht wieder zum Vorſchein gekommen ſeyn, wenn er nicht von Frankreich zuerſt bei den Chaſſeurs d'Orleans eingeführt und bewährt gefunden worden wäre. Das Deutſchmichelthum, welches alles aus ſich werden, nichts von andern lernen, nichts andern zu verdanken haben will, hat die neue Herkunft dieſes Rockes gar ſchlau vertuſcht, indem es das einfache Kleidungsſtück bombaſtiſch „deutſchen Waffenrock“ nennt. Dies iſt wohl noch lächerlicher als die Prahlerei mit „deutſchen Eichen“, welchen die ſpaniſchen wie ein Ei dem andern gleichen. (Seebl.)

Mannichfaltigkeiten.

(Köln, 9. Dec.) Der Maler Eduard Steinle aus Frankfurt, welcher mit der Ausführung der Fresken in den Gurtbogenfeldern des Domchores beauftragt iſt, hat ſich im Laufe dieſer Woche hier aufgehalten und genaue Einſicht der betreffenden Lokalitäten genommen. Der Künſtler hat die ſämmtlichen Entwürfe bereits vollendet und wird unverweilt zur Anfertigung der Cartone und Farbenſcizzen ſchreiten, ſo daß alle Hoffnung vorhanden iſt, daß noch im Laufe des künftigen Sommers zur Ausführung an Ort und Stelle geſchritten werde. Nach den Entwürfen zu urtheilen, wird das Werk der Herrlichkeit des Baudenkmals, für welches daſſelbe beſtimmt iſt, in würdigſter Weiſe entſprechen.

(München, 8. Dez.) Der Abgeordnete Stöcker hatte, wie wir bereits erwähnten, in ſeinem Antrage, die Erlaſſung eines Kulturgeſetzes betreffend, u. a. geäußert, daß man auf den landwirthſchaftlichen Feſten nichts thue, als Eſſen, Trinken und Tanzen. Dagegen äußerte ſich der Abgeordnete Forſtmeiſter Dr. Müller: „Ich war bei dem letzten landwirthſchaftlichen Feſte in Würzburg ſelbſt anweſend, und fand auch die ernſtere, die Agrikulturverhältniſſe des Vaterlandes erfaſſende und beherzigende Seite vertreten. In dieſem Geiſte ſprachen allda mehrere Redner, und bei dieſer Gelegenheit erſtattete auch ich einen Vortrag, enthaltend allgemeine Bemerkungen über die Forderungen unſerer Zeit an die Agrikultur und die Agrikulturgeſetzgebung. So viel ich mich erinnere, wurde dieſer Vortrag, ſo wie alle übrigen, mit Beifall und allgemeinem Intereſſe aufgenommen. Dies glaubte ich kurz bemerken zu müſſen zur Steuer der Wahrheit und zur Rechtfertigung der Anordner des berührten Feſtes.“

Im Kanton Waadt leben noch fünf Soldaten des Schweizer-Regiments, welches in der Nacht vom 10. Auguſt 1792 die Tuilerien vertheidigte. Im Jahre 1819 wurden alle, welche dieſe Schreckenſcene überlebt hatten, und in ihr Vaterland zurückgekehrt waren, nach Luzern berufen, und ihre Namen in ein Regiſter eingetragen.

Von Heribert Rau, durch mehrere ſeiner Novellen der Leſewelt bekannt, iſt in Stuttgart bei Franckh eine Sammlung von Gedichten erſchienen, die in bunter Abwechſelung Romanzen, Balladen, Lieder vermiſchten Inhalts, und poetiſche Erzählungen enthält, und auch die jetzt ſo beliebten politiſchen Gedichte werden nicht vermißt. Der Verfaſſer hat ſich demnach in faſt allen Dichtungsarten und Formen verſucht, in vielen mit Glück, in manchen auch mit minderem Erfolg, wie dies bei einer 26 Druckbogen umfaſſenden Sammlung kaum anders ſeyn konnte. Der ſinnige Wanderer durch dieſen poetiſchen Blüthengarten wird indeß, wenn auch keine morgenländiſchen Wunderblumen, doch manches duftende Veilchen und manche Wohlgeruch ſpendende Roſe zu finden wiſſen. Mit Vergnügen begegnen wir hier Dichtungen, namentlich im erzählenden Genre, die ſich durch Lebendigkeit der Schilderungen und raſches Fortſchreiten der Begebenheit, wie durch gutgewählten Inhalt auszeichnen. Als gelungen dürften namentlich außer mehreren größeren Balladen und Romanzen zu nennen ſeyn: Touſſaint l'Ouverture, — Alles zum Guten, — Aus des Teu-

Digitized by Google

ſels Wanderbuch, — Der Dichter, — Der Fels der Mutter, Wanderlieder, — Der Roſenſtock u. m. a. Die politiſchen Gedichte bilden die ſchwächere Seite der Sammlung; beſonders müſſen wir uns gegen Profanirungen, wie z. B. das politiſche Vaterunſer, tadelnd ausſprechen. Wir werden in unſern nächſten Blättern noch mehrere Proben aus gedachter Sammlung, die auch als Feſtgeſchenk zu empfehlen ſeyn dürfte, mittheilen.

In Paſſau iſt am 10. Dez. der Grundſtein zu der neuen Innbrücke feierlich gelegt worden.

Korreſpondenz.

Gießen, im Dez.

Unſer neuer Kreisrath, Hr. Regierungsrath Prinz, hat bereits ſein neues Amt angetreten und wurde ihm zu Ehren im Gaſthaus „zum Einhorn“ von den angeſehenſten Bürgern ein ſolennes Souper veranſtaltet. Es waltete dabei die ungebundenſte Heiterkeit vor und mit Recht glauben wir, nach den daſelbſt gehaltenen freiſinnigen Reden und Gegenreden, auf eine für unſere Provinz glückliche Zukunft ſchließen zu dürfen. Hr. Regierungsrath Prinz beſitzt neben tüchtiger Geſchäftskenntniß und Energie ein warmes Herz für alles Edle und Gute, ſo daß ſich für das wahre Wohl der Unterthanen unter ſeiner Dienſtführung gewiß Ausgezeichnetes erwarten läßt. — Wie allgemein verlautet, ſo haben wir in Bälde ein neues Straßenpflaſter zu erwarten. Wem es bekannt iſt, in welchem traurigen Zuſtande unſere Straßen ſind, und von welchem geringen Erfolge das Ausſchütten kleiner Chauſſeeſteine geweſen iſt, der wird unſeren ehr- und achtbaren Schuhmachern nicht beiſtimmen, die gegen die Verbeſſerung des Pflaſters aus bekannten Gründen ſtark proteſtiren ſollen. — Die hieſige evangeliſche Kirche iſt wieder durch eine große Zierde bereichert worden; und zwar hat der Bürgergeſangverein, durch Konzerteinnahmen und durch andere freiwillige Beiträge der Bürgerſchaft unterſtützt, ein Lutherbild in Lebensgröße, nach dem Originalgemälde von Lucas Cranach in der Schloßkirche zu Wittenberg, malen laſſen. Hr. Brünitzer in Weimar iſt der rühmlichſt anerkannte Maler, der das Bild angefertigt, und ſoll es nach dem Urtheile des hieſigen Comité's, welches aus gediegenen Kunſtkennern beſteht, ſehr gelungen ſeyn, wiewohl der Eindruck deſſelben bei dem Publikum nicht durchgängig derſelbe zu ſeyn ſcheint. — Die Kunſtausſtellung iſt ſchon ſeit einigen Wochen eröffnet; ſie bot eine ſpärliche Anzahl von Bildern dar, deren einige gut zu nennen waren. Ueberraſchende und für die hieſigen Bewohner erfreuliche Bilder waren die Porträts von Wilh. Trautſchold, ein ehemaliger Schüler der Düſſeldorfer Kunſtſchule. Eine kräftige, nahe Farbe, korrekte Zeichnung, frappante Aehnlichkeit, verbunden mit einer ſtets richtigen, geiſtigen Auffaſſung, laſſen in ihm den talentvollen Künſtler auf den erſten Blick erkennen. — Eine ſchon jahrelang gehegte Lieblingsidee, eine Gallerie hiſtoriſcher Notabilitäten in gelungenen Oelbildern nach dem Muſter der Walhalla zu errichten, muß vor der Hand aufgegeben werden, indem die Geldkräfte der hieſigen Einwohner durch die Ausführung verſchiedener wichtiger Projekte, als den Bau der Eiſenbahn, die Schiffbarmachung der Lahn, die Erbauung einer neuen Brücke über die Lahn, eines Schlachthauſes, ſowie die Aufführung einer Fruchthalle ꝛc. zerſplittert ſind. — Das ſo viel beſprochene Werk von Sugenheim: „Ueber bairiſche Zuſtände“ hat man auch hier geleſen. Von dem kräftigen, ſtets auf das Reelle gerichteten Sinne unſerer Einwohner durfte man erwarten, daß das Buch keine Sympathie erregen würde, wie das denn auch wirklich der Fall geweſen iſt. Eben ſo hat ſich auch die lobenswerthe Legalität unſerer Mitbürger bei anderen ſogenannten volksthümlichen Erſcheinungen im Gebiete der Literatur, wie die unpolitiſchen Lieder von Hoffmann von Fallersleben, die Lieder eines Lebendigen ꝛc. bewährt. Das in vielen Zeitungen über jene Sachen verdient oder unverdient erhobene Geſchrei iſt hier ohne Spur vorüber gegangen. Deſto mehr freut es uns, die gelehrte Welt auf ein ſo eben in G. F. Heyer's Verlag erſchienenes, wichtiges, literar-hiſtoriſches Werk aufmerkſam machen zu können, welches unter allen wiſſenſchaftlichen Philologen und Hiſtorikern großes Aufſehen machen muß. Es iſt dieſes eine von dem Collaborator des philologiſchen Seminars Dr. Otto in lateiniſcher Sprache geſchriebene kritiſche Unterſuchung der philologiſchen und mittelalterlichen, geſchichtlichen, lateiniſchen Manuſcripte hieſiger Univerſitätsbibliothek. Es iſt die erſte Arbeit dieſer Art, welche uns bekannt, und iſt dieſelbe, ſo weit uns eine Einſicht geſtattet war, ſowohl mit außerordentlichem Fleiße als großer Sachkenntniß beſorgt. Der Hr. Verfaſſer wird ſich hierdurch den Dank aller Gelehrten erwerben und iſt zu wünſchen, daß nach ſeinem Beiſpiele über die Schätze anderer Bibliotheken ähnliche Ueberſichten erſcheinen möchten. Denn was helfen dem Gelehrten die Bibliotheken und Inventarien von Handſchriften, wenn ſich über den Werth des Einzelnen entweder gar keine oder eine nur ſpärliche, größtentheils ungenügende Beleuchtung beigegeben findet. Dem werthvollen Innern des Werkes entſpricht von Seiten der Verlagshandlung eine Ausſtattung, welche ſich den vorzüglichſten derartigen Arbeiten des Auslandes kühn an die Seite ſtellen kann; beſonders aber dürfte ein auf Kupferpapier dem ſtärkſten Pergamente gleiches Prachtexemplar, welches wir ebenfalls einzuſehen Gelegenheit hatten, ſchwerlich von typographiſcher Seite weder von einer inländiſchen noch ausländiſchen Offizin übertroffen werden. — Die Studenten ſind nunmehr nach beendigten Ferien in unſere Stadt zurückgekehrt, wodurch das gewohnte wache Leben wieder ſichtbar geworden iſt. Die Zahl der Studierenden ſtellt ſich nach den bis jetzt ſtattgefundenen Inſcriptionen geringer als im Sommerſemeſter. Es herrſcht unter den jungen Leuten im Allgemeinen ein ſehr ruhiger, humaner Ton. — Der als Folge des heißen Sommers ſo ſehr gefürchtete Futtermangel iſt zur Beruhigung der Landwirthſchaft Betreibenden bei uns bis jetzt nicht eingetreten. Das Vieh, ſo wie die davon gewonnene Butter und Käſe, kauft man nach wie vor auf unſeren Wochenmärkten noch zu den gewohnten Preiſen.

Wiesbaden, 9. Dez.

Geſtern feierte das Corps der berittenen Ehrengarde, aus der Elite hieſiger Bürger, ſeinen vierten Jahres- und Stiftungstag und gleichzeitig den der Erhebung der Stadt Wiesbaden zur Reſidenz des Herzogthums und des Einzugs der durchlauchtigſten Regentenfamilie in dieſelbe. Ein glänzendes Souper im grünen Saale des Adlers, welcher kunſtreich decorirt und mit den Büſten des Herzogs Wilhelm und Adolph geziert war, erhöhte die beziehungsreiche Feier des Tages. Humor und Freundlichkeit war das Loſungswort der Geſellſchaft. Bei dem Ausbringen der Toaſte auf das Wohl Sr. Durchl. des Herzogs und Ih. k. Hoh. der verwittweten Frau Herzogin konnte man mit Freuden vernehmen, mit welcher Ergebenheit das Corps ſeinem Fürſtenhaus anhängt.

Auflöſung des Logogryph's in Nro. 344.

Weber — Eber.

Theater-Anzeige.

Samſtag, 17. Dez. Der Bevollmächtigte, Luſtſpiel in 1 Akt. Hierauf folgt: Der Heirathsantrag auf Helgoland, Luſtſpiel in 2 Akten von L. Schneider.

Montag, 19. Dez. (Zum Vortheil der Penſions-Anſtalt und zum Erſtenmale): Nacht und Morgen, Drama in 4 Abth. und 5 Akten, mit freier Benutzung des Bulwer'ſchen Romans, von Charlotte Birch-Pfeiffer. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 347. Samstag den 17. December 1842.

Die Papageien und die Sternenträger.

Novelle aus den Zeiten des Interregnums.

(Fortsetzung.)

Elsbeth weidete sich noch lange an dem grauenerregenden Anblick der Feuersbrunst, welche immer weiter um sich griff, so lange ihre Flammenarme noch Etwas zu ergreifen hatten. Drunten auf dem Mönchenstein tönte fort und fort hell und klar das Todtengöcklein herauf, während die entfernteren Glocken der Stadt Basel schauerlich Sturm dazwischen drummten, und das ferne Kampfgeschrei, Wuthgebrüll, Hülferufen von Tausenden von Menschen eine seltsame Melodie dazu summte.

Allmählig ward es draußen in der Gegend wieder ruhiger; das Todtengöcklein auf dem Mönchenstein war verstummt, und das Getöse aus weiterer Ferne ließ nach; die brennenden Gebäude des Klosters sah man allmählig zusammen schwinden, und die Flammen wurden niedriger. Elsbeth hatte sich vor der Höhlenöffnung auf einen vorspringenden Stein niedergelassen und starrte unverwandt bald hinab, wo der Mönchenstein liegen mußte, bald hinaus nach den glühenden Klostertrümmern. Ihr Mund war verstummt, doch ihre Phantasie sprach um so reger; düstre Bilder der Vergangenheit tauchten in ihrer Erinnerung auf.

„Sie haben mich einst mit Füßen getreten, mich gemartert, mir Alles gewürgt, was mir lieb und theuer — und ich habe furchtbare Rache geübt, und noch weiß ich nicht, wann und wie sie enden wird;" sagte sie dumpf und selbstverloren vor sich hinbrütend. „Wer kann den Wurm schelten, der unter dem Fußtritt seines Feindes den Stachel gebraucht? Sie haben mir das Herz aus dem Leibe gerissen; wie sollte sich noch Mitleid in mir regen können? — Ich habe vielleicht böslich — wie ein Teufel gehandelt; aber warum ward ich auch nicht im Stande der Freien, in des Reichthums Fülle und Bequemlichkeit geboren, wo es mir wohl leicht geworden wäre, ein Engel zu seyn?"

„Mutter! wo steckt Ihr doch?" rief jetzt laut eine Stimme in der Höhle.

„Das ist Lux!" sagte Elsbeth, aus ihren düsteren Träumereien erwachend; „was will er denn jetzt hier? Ich dachte ihn im Schlachtgetümmel vor Basel, oder feindlich den Felsen des Mönchensteins erklimmend; — das ist kein gutes Zeichen, daß er um diese Zeit seinen Schlupfwinkel sucht."

Bei diesen Worten stieg sie von ihrem Sitz auf und trat in die Höhle. Ihre hohe Gestalt mochte, in der lichten Oeffnung des Hintergrundes erscheinend, etwas Grauenerregendes haben, denn ein greller Angstlaut schallte ihr aus dem Dunkel der inneren Höhle entgegen, der aus der Brust eines Weibes zu kommen schien.

„Fürchtet Euch nicht, es ist meine Mutter," ließ sich beruhigend des Kundschafters Stimme vernehmen.

„Wen hast Du denn bei Dir, Lux?" fragte Elsbeth verwundert.

„Einen Gast, den ich bis Tagesanbruch hier herbergen muß, da mir alle Wege durch die umherstreifenden Feinde verrannt sind, und ich die Reisigen, die bei mir waren, gen Basel zurückschickte."

„Einen Gast? Mich däuchte, als hätte ich die Stimme eines Weibes gehört?"

„Nun ja doch, unser Gast ist ein Weib! Doch spart jetzt Eure lästigen Fragen, und sucht das Feuer dort im Winkel wieder anzufachen, das fast erloschen ist; dann bereitet eine Mahlzeit, so gut, als Euch die Mittel dazu zu Gebot stehen."

Elsbeth brummte unverständliche Worte vor sich hin, und that, wie ihr geheißen.

„Ihr seyd erschöpft, Fräulein; fühlt, hier an der Felsenwand befindet sich eine Steinbank; laßt Euch darauf nieder," ließ sich Lux weiter vernehmen. „Ihr habt hier nichts zu befürchten, weder von mir, noch von diesem Weibe, meiner Mutter, obgleich sie ein düster menschenfeindliches Gemüth hat. Morgen geleite ich Euch auf sicheren Wegen auf Ritter Eglin's Burg, und Ihr mögt Euch dann selbst, ob dieser gewaltsamen Entführung, mit ihm abfinden, wie's Euer Herz Euch eingiebt und Ihr für gut findet."

Das Feuer, welches die mürrische Elsbeth angefacht und mit frischem Reisholz versehen, prasselte jetzt hoch auf und verbreitete eine grelle Helle in der Höhle. Auf der Steinbank, im größeren Raum der Höhle, saß das Fräulein Gieda von Mönchenstein, in halb weltliches, halb Nonnengewand gehüllt; ihr reizendes Gesicht drückte tiefe Erschöpfung und stumpfe Ergebung in ihr Schicksal aus. Elsbeth betrachtete sie mit einem einzigen forschenden durchdringenden Blick, dann beschäftigte sie sich mit der Bereitung des Mahles, immer seltsam vor sich hin lächelnd.

„Ich verlasse Euch jetzt auf kurze Zeit, gnädiges Fräulein, um zu forschen, ob mir die Wege wieder offen sind," hob nach einiger Zeit der Kundschafter ehrerbietig an, nachdem er der

Digitized by Google

beschäftigten Elsbeth in Einigem geholfen. „Thut und befehlt, als ob Ihr Euch in Eurem Eigenthum befändet. Und Ihr, Mutter," wandte er sich mit strenger Miene an Elsbeth, „Ihr habt des Fräuleins Geboten, in so weit sie ihre Bequemlichkeiten anlangen, unbedenklich zu gehorsamen; und laßt mich bei meiner Zurückkunft nicht finden, daß die junge Edeldame irgend eine Klage gegen Euch zu erheben hätte. Und sollte das Fräulein, von dem Ungemach dieser Nacht der Ruhe bedürfen und pflegen wollen, so überlaßt ihr das weiche Lager von Moos und Bärenfellen, welches ich für Euch bereitet hatte, und begnügt Euch für diese Nacht, bei dem Fräulein zu wachen, damit sie unbesorgt und sonder Furcht sich dem Schlummer überlassen kann. Belästigt sie nicht mit Fragen, die sie in Verlegenheit bringen könnten; zähmt Eure Neugierde; morgen will ich sie selbst Euch befriedigen."

„Gut, gut, ganz gut!" erwiederte Elsbeth.

„Seyd freundlich mit ihr, denn sie ist eine schüchterne Dirne."

„O! ich will ihr Schalksnarr seyn, wenn sie's haben will; denn sie ist ja eine Adelige, ich bin nur eine leibeigene Magd."

„Sprecht nicht also. Wir sind jetzt freie Leute. Hat uns nicht vor wenigen Tagen erst der Graf die Freiheit geschenkt, und uns einen Brief darüber ausfertigen lassen? Hat er uns nicht das kleine Besitzthum bei Bruck als Freigut zugesprochen, zum Lohn für meine bisher ihm geleisteten Dienste?"

„Eine Frage noch: hast Du den Brand von Skt. Maria Magdalena gesehen?"

„Ich habe ihn gesehen. Gott schütze Veronica, meine Schwester!"

„Die heilige Jungfrau möge sie schirmen."

(Fortsezung folgt.)

Die Schwestern Milanollo.

Sonett von S. Maclea.

Ich stand entzückt und lauschte ihrer Töne,
Die aus den Saiten feenhaft erklangen.
Fürwahr, Euterpe selbst hält, die Kamöne,
Die zarten Schwestern liebevoll umfangen.

Es füllte mir die Brust mit süßem Bangen; —
Ich hörte sanft es klagen, leis' Gestöhne,
Des Seraphs Schmerz; — dann wieder tanzend sprangen
Darüber hin des Scherzes heit're Töne.

Theresa *) nennst du kleine Zauberin,
Mit schwärmerischem Aug' und schwarzen Flechten,
Mit Recht dich: Erntende und Jägerin.

Und du, Maria, blondgelocktes Kind,
Ein Liebesgott, den Bogen in der Rechten,
Wo deine Pfeile Zaubertöne sind.

*) Theresa heißt bekanntlich nach der Namenauslegung: Erntende und Jägerin.

Die Confirmation des jetzigen Königs Friedrich Wilhelm IV. *)

Eine der merkwürdigsten und letzten kirchlichen Amtshandlungen des seligen Bischofs Sack war die Confirmation und Einsegnung des Kronprinzen, des jetzt regierenden Königs, Friedrich Wilhelm IV., Majestät: merkwürdig auch wegen des Zeitpunktes, in welchem sie geschah, den 20. Januar 1813, im Schlosse zu Potsdam.

Der Entschluß des Königs, mit seinem treuen Volke gegen die Despotie Frankreichs sich mit Gott zu erheben, war, wenn auch noch nicht ausgesprochen, doch gefaßt, und stand eben jetzt auf dem Punkte der Ausführung. Denn am 22. Januar, also zwei Tage nach der Confirmation des Kronprinzen, ging der König, von allen Seiten mit französischen Soldaten umgeben, bei dem damaligen Stande der Dinge, nicht ohne Gefahr für Seine Person, mit den Prinzen des Hauses nach Breslau, wo er den Focus der zu sammelnden Kräfte bildete, und wohin bald auch die Garden folgten. Die Confirmation des Kronprinzen fiel also gerade in den Moment, wo es sich entscheiden mußte, ob Preußens monarchischer Thron noch tiefer sollte gestürzt, vielleicht vernichtet, oder aber restaurirt und zu seiner vorigen ruhmvollen Stärke zurückgeführt werden; und eben jetzt sollte der Kronprinz die heilige Weihe für seine große Bestimmung empfangen.

Alle zu dieser frommen Feier Eingeladenen, die Minister, Generale, Geheimräthe, Geistlichen u. s. f. erkannten und fühlten den hohen Ernst und die tiefe Bedeutung einer solchen, schon an sich heiligen Handlung; und nun vollends unter solchen Zeitumständen! Der Kronprinz stand mit dem Bischof Sack am Altare, zunächst dem Kreise der königlichen Familie, vor Seinem hohen königlichen Vater, und Aller Augen waren auf ihn, den königlichen, schönen Jüngling, damals 17 Jahre alt, gerichtet, und alle Herzen ihm zugewandt. Gebet, Rede, Prüfung, Alles trug den Charakter der ernsten Würde, Ruhe und Andacht.

Der Prinz beantwortete die ihm vorgelegten Fragen freimüthig, klar und bestimmt, und, wie man deutlich merkte, nicht so sehr aus dem Gedächtnisse mit dem auswendig Gelernten, als vielmehr mit Geistesgegenwart im freien Selbstdenken. Sack war nach der systematischen Reihenfolge der Hauptwahrheiten des Christenthums, die er kurz durchgehen wollte,

*) Aus dem von Bischof Eylert so eben erschienenen ersten Bande der „Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm III." Es ist wohl seit lange kein herrlicheres und köstlicheres Buch erschienen, dessen Werth ein wahrhaft gediegener ist; Geist und Herz werden einem voll und warm bei der Lesung desselben. Solche Bücher laben im Zeitgetümmel, und wie uns Eylert das Bild eines ächt christlichen Königs schildert, so gibt er uns die gerechtesten Gründe zu großen Hoffnungen für die Zukunft. Das Buch ist freilich zunächst ein preußisches, aber sodann auch ein europäisches, und verdient in fremde Sprachen übertragen zu werden. Wir empfehlen es auf das überzeugungsvollste; gibt es doch, Gott sey Dank, in Deutschland noch Viele, die am Vorbilde des Erhabenen und Edlen sich selbst erheben und veredeln mögen. Auch über Altenstein, Schleiermacher, Sack finden sich sehr interessante Notizen, obschon sonst politische Memoirenschreibereien oder gar Hofklatschereien nicht darin vorkommen.

(Anmerk. des Elberf. Kreisblattes.)

Digitized by Google

noch in der erſten Hälfte der Prüfung, als er, bei dem Capitel vom Glauben an die göttliche Verſehung dem Kronprinzen die Frage vorlegte: „Und was ſoll dieſer Glaube an die Alles umfaſſende, allweiſe und allgütige Weltregierung Gottes bei ſchweren Unglücksfällen in einer dunkeln, räthſelhaften Zeit, wie die gegenwärtige, auf Sie wirken?“

Und den edlen, hochſinnigen Herrn ergriff das ſchwere Gewicht einer ſolchen Frage und des darauf zu gebenden Bekenntniſſes, fühlend das Feuer einer heiligen Begeiſterung; es erhob ſich ſeine Bruſt, erfüllt mit frommen Gelübden und großen Hoffnungen, und kühn und heldenmüthig antwortete er mit verſtärkter Stimme:

„Dieſer Glaube ſoll und wird mich erheben, ſtärken, kräftigen. Feſt und ruhig glaube ich an Den, der zum Uebermuthe ſpricht: „Bis hieher und nicht weiter! hier ſollen ſich legen deine ſtolzen Wellen.“ Ich glaube an den Allgerechten, der den Frommen das Licht läßt aufgehen in der Finſterniß und Freude den redlichen Herzen. Das Morgenroth eines beſſern Tages bricht an. Ich hoffe mit freudiger Zuverſicht, der allmächtige, gnädige Gott wird mit meinem königlichen Vater, Seinem Hauſe und treuem Volke ſeyn. Amen.“ Dies Amen durchzuckte wie ein elektriſcher Schlag alle Anweſenden; eine allgemeine Bewegung trat ein und die tiefe Rührung ergoß ſich in Thränen.

Der Culminationspunkt der heiligen Feier war damit eingetreten; Sack fühlte in ſeinem richtigen, reinen Takte, daß Alles, was nun noch nachfolgen könnte, dagegen matt ſeyn würde. Mit voller Geiſtesgegenwart und Ruhe ſchloß er an das Amen des Kronprinzen ein kurzes, ſalbungsvolles Gebet, ſegnete mit kräftigen Bibelſprüchen ihn ein, und der geweihte Thronerbe ſank in kindlicher Pietät Seinem königlichen Vater an das bewegte treue Herz.

Wohl nie hat es eine Confirmation gegeben, die ihrem innern Gehalte nach reicher, in der Theilnahme der Feiernden glänzender, in den vorliegenden Zeitumſtänden großartiger und in ihren Wirkungen ſegensreicher geweſen wäre, als dieſe. Wer ihr beigewohnt hat, vergißt ſie nicht. Der Eindruck, den ſie machte, war ſo tief und ſtill, daß die Schwingungen der in der Bruſt angeregten reinen Saiten fort und fort nachklangen.

Des anderen Tages, den 21. Januar 1813, hatte der König einen öffentlichen Gottesdienſt in der Hof- und Garniſonkirche zur erſten Abendmahlsfeier des Kronprinzen angeordnet. Alle, welche der Confirmation beigewohnt hatten, waren gegenwärtig, und die Einwohner der Stadt, aus allen Gemeinden, überfüllten die große Kirche. Referenten war der Auftrag geworden, die Predigt zu halten, und nach derſelben empfing der Kronprinz in tiefer, frommer Rührung das heilige Abendmahl aus Sack's und meinen Händen.

Keinen ſeligern Stand gibt es auf Erden, als den eines chriſtlichen Geiſtlichen, wenn zugleich ſein Herz dem heiligen Amte und der ewigen Wahrheit, die es verkündigt, in inniger Zuneigung und frommer Liebe angehört. Nach treu vollbrachtem, der chriſtlichen Gemeinde gewidmeten Werke, erfüllet die Seele des guten Hirten eine ſtille Heiterkeit, ein innerer Friede, der ſich nur empfinden und erfahren, aber nicht durch Worte ausdrücken läßt. In dieſer milden frommen Stimmung, welche die heilige Schrift bedeutungsvoll ein Pfand des heiligen Geiſtes nennt, befand ſich der ehrwürdige Biſchof Sack, wie wir ernſt und ſchweigend nach meiner Wohnung gingen, und den Tag in heiterer Stille verlebten. Er hatte die ſchöne, reiche Saat beſtellt, und ſein frommer Blick ſchaute nach Oben, um Segen flehend. Und welche Saat, in dem Herzen des Thronerben, in welchem ſie ſegensreiche Früchte für Millionen bringen würde! Welche Ausſicht, welche Hoffnung! und zugleich welche Spannung, welche Erwartung, welche Beſorgniß! denn ſchon des andern Tages ging der König mit Seinem geweihten Sohne entſchloſſen zum letzten Kampfe gegen den gewaltigen Weltbeſtürmer nach Breslau.

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 10. Dec.) Unſer Weihnachtsverkehr fängt ſeit geſtern an in Gang zu kommen. Unter die mancherlei neuern Merkwürdigkeiten, die er darbietet, iſt das Waarenlager eines Hamburgers zu zählen, der ein Aſſortiment von Körpern, Stoffen und Curioſitäten ausgeſtellt hat, die aus dem Hamburger Brande herrühren. Dieſes eigenthümliche Waarenlager hat auch einen wiſſenſchaftlichen Werth, da es Zuſammenſchmelzungen und Oxydationen darbietet, die bisher nur als vulkaniſche Körper gekannt waren: ein Beweis von der Furchtbarkeit der Flammengluth, die doch noch etwas über unſere Schmelztiegel hinaus gegangen iſt.

Bei Gelegenheit der erſten Aufführung (9. Dec.) der „Regimentstochter“ auf der Augsburger Bühne ſagt das dortige Abendblatt: Die geſtern zum erſten Mal aufgeführte Oper: „Die Regimentstochter“, Muſik von Donizetti, gehört unſtreitig zu den angenehmſten Erſcheinungen der Bühnen-Erzeugniſſe. Sowohl das liebliche der Muſik, als das Originelle der Handlung werden dieſelbe lange auf dem Repertoir erhalten.“

In Gubitz „Volkskalender für 1842“ (erſchienen im Herbſt 1841) findet ſich unter Anderem eine Abbildung der im Jahr 1479 erbauten Kirche zu Meiſenheim (Landgrafſchaft Heſſen-Homburg), und eine Abhandlung darüber, worin das Geſchichtliche und Bedeutſame dieſes Bauwerks, ſo wie ſein jetziger hülfefordernder Zuſtand dargelegt und die Theilnahme zur Wiederherſtellung in kräftiger Weiſe aufgerufen wird. Dies that der genannte „Volkskalender“ beſonders in Bezug auf Baiern, da in der merkwürdigen (evangeliſchen) Kirche in mehr als vierzig Särgen Ahnen des jetzigen baieriſchen Königsſtammes ruhen. Vor kurzem hat nun, wie das Frankfurter Journal berichtete, der König von Baiern Bauverſtändige nach Meiſenheim beordert, und den Befehl ertheilt: daß „dieſes Meiſterſtück altdeutſcher Baukunſt“ (es ſoll von demſelben Baumeiſter ſeyn, der auch die Sebaldus-Kirche in Nürnberg ausführte) wieder hergeſtellt und in ſeiner Eigenthümlichkeit fortan erhalten werde.

(Berlin, 10. Dec.) In der letzten Verſammlung des hieſigen Vereins gegen Thierquälerei ließ ſich unter vielen tüchtigen Rednern auch unſer würdiger Kommandant, General v. Colomb, in ſehr gemüthlichen Worten vernehmen, welche bei der zahlreichen Verſammlung großen Anklang fanden, und ſehr weſentlich zur Beförderung dieſes edlen Vereins beitragen dürften. Die Mittel, durch welche der Verein vorzüglich ſeinen Zweck zu erreichen gedenkt, ſind: durch Belehrung, gutes

Digitized by Google

Beispiel und Ermahnung überall das Mitgefühl für die den Menschen untergeordnete Thierwelt zu erwecken, und mit Hülfe aller Bessern, der fortschreitenden Bildung, der Presse und der öffentlichen Stimme, Grausamkeiten gegen Thiere, wo dieselben sich zeigen mögen, zu verhindern und wirksam zu bekämpfen. Diese Wirksamkeit soll sich besonders auch im Familienleben geltend machen, und mit Beistand der Geistlichkeit und der Lehrer durch Unterricht und Wort auf Erziehung der Jugend, welche so häufig aus Muthwillen und Unbesonnenheit Frevel gegen Thiere verübt, wirken, u. s. w.

Die Dorfztg. fragt, ob die Berliner criminalistische Zeitung aus Mangel an Spitzbuben oder aus Mangel an Abonnenten aufgehört habe.

Korrespondenz.

Bern, im Dez.

Im Laufe des vorigen Monats gastirte die großherzogl. badische Sängerin von Mannheim, Fräul. Marie Neukäufler, mit dem glänzendsten Erfolge auf hiesiger Bühne. Dieselbe sang neun Mal mit steigendem Beifall und zwar: Amine, Julia, Irene, Isabelle im Robert, Donna Anna u. A., wurde bei jedesmaligem Erscheinen empfangen, so wie am Schlusse der Oper gerufen. Man wünschte, die Sängerin noch in mehreren Partieen zu hören, was aber ihres abgelaufenen Urlaubs wegen nicht geschehen konnte. Somit wurde die junge Künstlerin, nachdem Robert der Teufel auf allgemeines Verlangen wiederholt worden war, bei ihrem Benefiz (Zauberflöte) von dem zahlreich versammelten Publikum unter den ehrenvollsten Beifallsbezeigungen entlassen, was ihr beweisen mag, daß ihr schönes Talent die rühmlichste Anerkennung gefunden. — Eine ebenfalls interessante Erscheinung ist die zur Zeit noch als Gast verweilende Sängerin Mad. Schön-Deissentrieder, ebenfalls von Mannheim. P....n.

Darmstadt, 13. Dez.

Das unter der Regierung des Landgrafen Ludwig des Neunten erbaute, seiner innern Construction nach zu den Merkwürdigkeiten der Residenz gehörende Exerciergebäude dient schon seit längerer Zeit als Zeughaus und wird für die Folge auch diese Bestimmung behalten, da man schon seit einiger Zeit damit beschäftigt ist, den hohen Exercirsaal zu zwei Etagen abzutheilen, wodurch der doppelte Raum gewonnen wird. Einer der dabei beschäftigten Arbeiter hatte kürzlich das Unglück, durch den Stoß eines fallenden Balkens an dem Rückgrat schwer verletzt zu werden, so daß er wahrscheinlich zeitlebens gelähmt bleiben wird. — Wie verlautet, geht man gegenwärtig hier mit dem Gedanken um, die berühmte Lampe des Hrn. Benkler zu Wiesbaden bei der hiesigen Straßenbeleuchtung einzuführen.

Mainz, 13. Dez.

Am 19. d. M. wird zum Benefiz des Hrn. J. Hartig, welcher durch eine vieljährige Wirksamkeit als Mitglied und Regisseur der hiesigen Bühne sich zahlreiche Freunde und verdiente Anerkennung erworben, aufgeführt: Die Memoiren des Satans. Dies an überraschenden Bühneneffekten und originellen Situationen reiche Drama der neueren französischen Schule ist überall vom größeren Publikum mit Beifall aufgenommen und oft wiederholt worden. Indem wir demnach einem unterhaltenden Bühnenabend entgegen sehen, finden wir zugleich Gelegenheit, einem geschätzten Mitgliede des Theaters unsere Achtung thätig zu bezeugen.

Hofheim, 13. Dez.

In unserer Nähe, zwischen hier, Marxheim und Kriftel, findet durch Hrn. Archivrath Habel, Mitglied der herzogl. Alterthumskunde und Geschichtsforschung, seit einiger Zeit eine Nachgrabung statt, um einem Mauerwerk auf die Spur zu kommen, wo einstmals nach bestehenden Urkunden eine große Stadt gestanden haben soll. Da die Sache interessant ist und von vielen Freunden der Alterthumskunde u. s. w. in Augenschein genommen wird, so sieht man hierüber näherem und gefälligen Mittheilungen entgegen. — Es ist schon seit einigen Jahren im Plan, daß zwischen Kriftel und Hattersheim ein neues Viehwalzwerk zur Anlegung kommen und darüber auch die Concession von der höheren Behörde erfolgt seyn soll. Da hiermit keine Fortschritte gemacht werden, so sind schon einige Male andere Baulustige um das Privilegium zu sonstigen Anlagen eingekommen und man ist gespannt, wie die Sache ausfällt.

Frankfurt a. M., im Dez.

Die unlängst stattgehabte musikalische und gesellige Abendunterhaltung im Saale des Weidenbusch, vom Frankfurter Orpheus, der unter Hrn. Jungmann's thätiger Leitung sich immer fester begründet und erfreulicher entfaltet, veranstaltet, war zahlreich besucht. Die Ausführung der vierstimmigen Männergesänge, wie auch der vorkommenden Solo's war wirklich ausgezeichnet und der Orpheus steht in dieser Hinsicht keinem der anderen hiesigen Gesangvereine nach, ja er übertrifft jene zum Theil, was Frische der Stimmen und Lebendigkeit des Vortrags anbelangt. Ein Mitglied unseres Orchesters, Hr. Posch, trug Violinvariationen mit Beifall vor. — Vergangenen 10. d. Mts. gab auch die Frankfurter Liedertafel ihre Soirée in demselben Style, dessen Art und Weise auf die Geselligkeit des bürgerlichen Publikums so wesentlich einwirkt. Schwierige und complicirte Männerchöre von Dilettanten mit reiner Intonation, ja oft geschmackvoll und declamatorisch vortragen zu hören, ist jetzt nichts Seltenes mehr. Dazwischen hörten wir Solovorträge von gesunden, mitunter sehr schönen Stimmen, wovon einige nur einer Schule bedurft hätten, um in einem öffentlichen Charakter zu glänzen. Die Instrumental-Vorträge werden in diesen Soiréen von Künstlern gegeben, die sich ein Vergnügen daraus machen, dieselben zu unterstützen. In der heutigen hörten wir die excentrischen Instrumente Trompete und Contrabaß, die schon ihrer Eigenheiten wegen große Aufmerksamkeit erregt hätten, auch wenn beide Instrumente weniger kunstfertig gespielt worden wären. Hr. Triebel bläst die chromatische Trompete mit großer Reinheit und Bravour, und Hr. Sachar zeichnet sich auf dem Contrabaß nicht blos durch einen hohen Grad von Virtuosität, sondern auch durch interessante Erfindungen der Composition selbst aus. Ein doppelt besetztes Quartett sang unter Andern ein Lied von Mangold, „Lebe wohl", das seines überaus zarten Vortrags wegen eine besondere Erwähnung verdient. Der Chor selbst, vielleicht 50 — 60 Sänger, ist im Ganzen am stärksten im Ausdruck der Kraft und Jovialität. Chöre, die besonders hervorstachen, waren: die Märznacht von Kreutzer, die Unken von Esser und das Nachtwächterlied von Reeb. Der Direktor der Liedertafel, Hr. Gollmick, verstand es, den Genuß so vieler Piecen durch Wahl und Abwechselung zu erhöhen und ein so großes Auditorium vor Ermüdung zu schützen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 17. Dez. Der Bevollmächtigte, Lustspiel in 1 Akt. Hierauf folgt: Der Heirathsantrag auf Helgoland, Lustspiel in 2 Akten von L. Schneider.

Montag, 19. Dez. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt und zum Erstenmale): Nacht und Morgen, Drama in 4 Abth. und 5 Akten, mit freier Benutzung des Bulwer'schen Romans, von Charlotte Birch-Pfeiffer. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 348. Sonntag, den 18. December 1842.

Alles zum Guten. *)

Im Morgenlande fern und heiß
Kehrt' einst von einer weiten Reis',
Das Saumthier führend an der Hand,
Ein Derwisch in sein Vaterland.

Die Nacht brach an, es war schon spät,
Als er vor einem Stadtthor steht,
Und flehend sprach: „O laßt mich ein,
„Und euer Gast für heute seyn."

Die aber wiesen ihn zurück.
Er fügt sich ruhig dem Geschick
Und spricht mit heit'rem, frommem Muth:
„Was Gott thut, das ist immer gut."

D'rauf wählet er den nächsten Wald
Für diese Nacht zum Aufenthalt,
Wo er bei eines Feuers Gluth
Und bei dem Saumthier köstlich ruht.

Und Sturmwind kam mit Saus und Braus
Und löschte ihm das Feuer aus.
Des Löwen furchtbares Gebiß
Sein einz'g Gut, das Thier, zerriß.

Und er erwacht. Beim Dämmerschein
Sieht er sich einsam und allein.
Er tröstet sich und spricht mit Muth:
„Was Gott thut, das ist immer gut."

Den andern Morgen geht er dann
Gemächlich an die Stadt heran.
O Schrecken! sie hat Räuberhand
Grausam verheert durch Mord und Brand.

„Wie gut, daß gestern mir die Stadt
„Den Eintritt hart verweigert hat.
„Daß mir der Löw' den Esel nahm,
„Noch eh' die Räuberhorde kam.

„Und daß erlöscht des Feuers Gluth.
„Was Gott thut, das ist immer gut!
„Nur seh'n wir meist erst, wenn es tagt,
„Warum uns Manches ward versagt."

*) Aus: „Gedichte von Heribert Rau; Stuttgart, Verlag der Franckh'schen Buchhandlung."

Die Papageien und die Sternenträger.

Novelle aus den Zeiten des Interregnums.

(Fortsetzung.)

„Hast Du das Sterbeläuten auf dem Mönchenstein gehört?" fragte Elsbeth weiter.

„St! sprecht nicht so laut von Feuersbrünsten und Sterbeglocken!" wisperte Lur, und sah sich besorgt nach Gieda um; „das Fräulein dort ist gar zarten Wesens. Ich habe gesehen und gehört, konnte mich aber darüber nicht freuen. Die Unsern wollten Basel einnehmen, und haben nur ein Kloster niedergebrannt; sie wollten morgen den Mönchenstein stürmen; aber der Mönchenstein wird ferner stehen, und ihm ist noch eine Wohlthat widerfahren, denn er büßte diese Nacht ein böslich Weib ein. Doch ich muß jetzt wieder hinaus, und Euch mit dieser Jungfrau allein lassen. Versäumt nicht zu thun, wie ich's Euch aufgetragen. Ihr wißt, ich vermag Eure wunderliche Launen zu ertragen, so lange sie nur in Worten sich auslassen; aber in Eurem Thun will ich sie missen."

Lur ging davon, und Gieda blieb allein der Gesellschaft des unfreundlichen Weibes überlassen.

„Für mich ist diese Nacht eine Nacht der Rache, eine Nacht des Triumphes!" zischelte Elsbeth kaum hörbar vor sich hin. „Thörichter Lur! ich weiß gar wohl, wen Du mir da gebracht hast; wer die Jungfrau ist, die dort starr und unbeweglich wie ein Steinbild sitzt, obgleich Du so heimlich thust; schimmert doch das goldgestickte und mir sehr erinnerliche und bekannte Wappen derer vom Mönchenstein hell und klar in den Zipfeln ihres Mantels, und an ihrem Hals prunkt ein Kreuzlein von funkelnden Steinen, das einst die gestrenge Sibylla, und vordem ich selbst, trug; — es ist wahrhaftig und gewiß ein Fräulein von Mönchenstein!"

Gieda saß noch auf derselben Stelle, die ihr Lur bei ihrem Eintritt angewiesen; ihre Gedanken umfaßten nur zwei Gegenstände: ihre Mutter und Eglin. Während die Erstere auf dem Todtenbette lag — denn auch Gieda hatte des bekannten Glück-

Digitized by Google

leins deutungsvollen Ton auf ihrem Weg hierher vernommen —, ſollte ſie in die Arme ihres Buhlen geführt werden, an deſſen Wappen noch das friſche Blut ihres Bruders Konrad klebte; — ihr Herz, ihre ganze Seele ſträubte und empörte ſich gegen dieſe Vorſtellung. Ihre gewaltſame Entführung, vielleicht zu jeder andern Stunde minder ihr verdammlich erſcheinend, hatte ihn jetzt ihrer Liebe entfremdet; ſie ſah in ſich nur noch ein Opfer roher Willkür und Eigenmacht, vielleicht beſtimmt, unter Hochzeitshymnen den Myrthenzweig in die Locken zu ſchlingen und mit dem Mörder ihres Bruders vor den Traualtar zu treten, während noch das Requiem für ihre Mutter in dem Hauſe Gottes wiederhallte. Ein Fieberfröſteln befiel ſie, und Eglin's ſonſt ſo ſchönes Bild trat jetzt verzerrt und ſcheußlich vor ihre Seele. Zwar regte ſich noch ganz im Hintergrund des Herzens eine Stimme für den gewaltthätigen Ritter, welche das Geſchehene zu entſchuldigen und als eine Folge ſeiner heftigen unbegränzten Leidenſchaft darzuſtellen ſuchte; aber immer wieder trat ihr das Sterbeantlitz ihrer Mutter und die blaſſe Leiche des Bruders, mit der weitklaffenden Wunde in der Seite, wie ſie ihn zum letzten Mal geſehen, vor Augen, und die Stimme in ihrer Bruſt erſtarrte und verſtummte. — Abgeſpannt von dieſem zwieſpältigen Gefühl, betäubt von den Ereigniſſen der Nacht und dem modrigen Dunſt des unheimlichen Aufenthalts, gleichgültig für Alles, was ſie umgab, hatte das Fräulein weder des Kundſchafters Entfernung, noch Elsbeths Treiben bemerkt. Jetzt trat die Letztere vor ſie hin.

„Die Speiſen ſind bereitet und dort auf dem flachen Felsblock angerichtet, ehrwürdige Schweſter oder edle Dame, oder wie Ihr ſonſt befehlt, daß ich Euch nenne,“ redete ſie in einem der Ironie nahe verwandten Ton das Fräulein an, und bemühte ſich, ihr Geſicht in freundliche Falten zu ziehen. „Wenn es Euch gefällt, ſo langt zu, und nehmt vorlieb mit der Küche eines gemeinen Weibes. Ihr ſeyd freilich köſtlichere Biſſen gewohnt, denn auf dem Mönchenſtein lebt man üppig und wohlauf, wie ich weiß; und auch drüben zu Skt. Maria Magdalena führt die fromme Mutter Domina Brunhildis, Eure Muhme, mit ihren Lieblingen einen guten Tiſch, indeſſen die andern Schweſtern, nach des Ordens ſtrenger Regel, ſich an Brod und Gemüſe laben.“

„Kennt Ihr mich denn?“ fragte das Fräulein verwundert.

„Wie ſollte ich nicht?“ erwiederte tückiſch lächelnd das Weib; „ſeyd Ihr doch Eurer Mutter, der geſtrengen Frau Sibylla, — Gott wolle jetzt ihrer armen Seele gnädig ſeyn! wie aus dem Geſicht geſchnitten; doch dieſe fein gebogene ſtolze Naſe habt Ihr von Euerm Vater, Herrn Hug, der den meinigen, einen Leibeigenen des Grafen Albrecht IV. von Habsburg, aufhängen ließ an dem Thorflügel des Mönchenſteins. Aber wollt Ihr denn nicht eſſen, mein gnädiges Fräulein?“

„Ich danke Euch! Eure Worte dünken mich keine Würze dazu. Wenn Ihr mir wirklich gefällig ſeyn wollt, ſo gönnt mir etwas Ruhe; ich bin todtmüde.“

„Ei, ſo laßt Euch doch auf dem weichen Lager dort nieder, von Moos und Bärenfellen ausgebreitet. So — ſo! — Nicht wahr, es ruht ſich ſanft und weich darauf? ſo gut wie in den Gaſtbetten zu Skt. Maria Magdalena? — Doch, weil wir gerade vom Kloſter ſprechen — die Entführung kam Euch wohl ſo recht gelegen — nicht? Wenn man auch die Priorin zur Muhme hat, 's iſt doch immer ein einförmig, traurig Leben im Kloſter; und wenn man noch jung und froh und lebensluſtig iſt, und hoffnungslos eingeſperrt mit dem finſtern, menſchenfeindlichen, heuchleriſchen Kloſtervolk. — O! o! man gäbe ſeiner Seele Seligkeit dahin für einen Tag Freiheit! Iſt dem nicht ſo, mein ſchönes Fräulein?“

„Obgleich ich das Gewand des Ordens der heiligen Magdalena trage, ſo gehöre ich doch nicht dem Kloſter an,“ erwiederte unmuthig Gieda.

„Ja, ja, ich ſeh's, daß Ihr keine Ordensſchweſter ſeyd,“ unterbrach ſie Elsbeth; „an Euren braunen glänzenden Locken, die ſich unter der prächtigen Sammthaube hervorſtehlen, ſeh' ich's. Den armen Schweſtern ſchneidet man die Haare ab, und wären ſie noch ſo ſchön und lockig.“

„Der freche Raub, den Euer Sohn, auf eines gottloſen Ritters Geheiß, an mir verübte, wird nicht unvergolten bleiben,“ zürnte Gieda.

„Das iſt ja eben die Vergeltung, daß Euch gerade Lux, den Ihr meinen Sohn nennt, entführte, als Ihr auf dem Weg zu Eurer ſterbenden Mutter waret!“ triumphirte das Weib. „Glaubt Ihr's nicht? — Ich ſage Euch, das Leben der Menſchen greift wunderlich ineinander, und die Mächtigen, die die Geringen unter die Füße treten wie verächtlichen Staub, thun es am Ende doch nur ihrem eigenen Fleiſch und Blut. Hört, ich will Euch zur Kurzweil eine Geſchichte erzählen von einer barmherzigen Schweſter der Samenung der heiligen Maria Magdalena. Die Geſchichte wird Euch erbauen und unterhalten zugleich, denn Ihr werdet Gottes Finger darin wahrnehmen, oder auch des Teufels Finger, wie Ihr's nehmen wollt; jeden Falls aber werdet Ihr in Euerm Herzen Chriſtus und allen Heiligen danken, daß Ihr von Haus aus ein Fräulein ſeyd, und nicht eine leibeigene Magd, wie die Büßerin, von der ich Euch ſo eben erzählen will.“

(Fortſetzung folgt.)

Zur Widerlegung der Gegner des öffentlichen und mündlichen gerichtlichen Verfahrens in den Rheinprovinzen.

Mainz, 12. December.

Das Freiſprechungs-Urtheil in der Sache der wegen non révelation in Mainz Angeſchuldigten dürfte, nach einem quasi officiellen Artikel der Gr. Heſſ. Zeitung, nunmehr die Rechtskraft beſchritten haben, da von der Staatsbehörde (was ſich indeß ſchon nach deren Concluſionen in öffentlicher Sitzung vermuthen ließ) kein Rechtsmittel dagegen eingelegt wurde, noch eingelegt wird. Nothwendig war es aber, daß die bisher unvollſtändig und nur ſelten in Betreff der Divergenz der zur Zeit beſtandenen dieſſeitigen und jenſeitigen Geſetzgebung mitgetheilten Verhandlungen von ſicherer Hand mit der nöthigen Kürze und Gründlichkeit vor das Forum der Oeffentlichkeit gebracht wurden. Mögen daher jetzt auch, wo dies unangefochtene, die Rechtspunkte wie die Thatfragen vollſtändig erſchöpfende Urtheil den Annalen der Juſtiz angehört, und keinerlei Rückſicht mehr obwaltet, welche während der Verhandlung entgegentreten konnte, noch einige Schlußbetrachtungen über dieſe Sache an ihrem Platze ſeyn, welche mit Recht wegen der Art und Weiſe ihrer Behandlung das allgemeine Intereſſe in Anſpruch nahm. Dieſelbe enthält nämlich ſehr nachhaltige

Momente zur Widerlegung der Gegner des öffentlichen und mündlichen gerichtlichen Verfahrens in den Rheinprovinzen. Hätten die wirklich aufrichtigen Gegner dieſer, fünfzehn Tage andauernden Verhandlung beigewohnt, ihre Bedenklichkeiten, namentlich wegen Mangels der Gründlichkeit, würden ſicher geſchwunden ſeyn! Denen aber, welche aus blindem Eifer gegen das Licht anſtreben, hätte eine innere Stimme zugerufen: „Bekehre dich, Paulus, und ſtreite für die gute Sache!“ Mächtige Stöße von Akten, geſammelt in achtzehn Bundesſtaaten, ergänzt durch eine nicht minder complicirte, zwei Jahre andauernde, von dem verſtorbenen Richter Brellinger allerdings nicht unbefangen geführte, ſchriftliche Vorunterſuchung, lagen vor drei Richtern in öffentlicher Sitzung aufgehäuft, um durch nunmehr lebendiges Anſehen der Perſonen und Auffaſſen ihrer Ausſagen, unter vollſtändigem nachträglichem Vorhalt und ſteter Rückſicht auf jeden Widerſpruch mit der Depoſition in der Vorunterſuchung ein aus dem Leben geſchöpftes, ins Leben gehen ſollendes praktiſch geſundes Urtheil über That und Rechtsfrage zu fällen, dabei dem lebendigen Wort der Anklage und der Vertheidigung zugleich Gehör gebend. Den faſt undurchdringlichen Wuſt von freien und unfreien Geſtändniſſen, aufgenommen vor den jeweiligen Inquirenten der einzelnen Bundesſtaaten, ſowie der Verhöre von über dreißig Beſchuldigten in Rheinheſſen allein, welche das Weſentlichſte ihrer früheren Ausſagen zurücknahmen oder Zuſätze machten, hättet ihr durch Relation und Correlation aus dieſen Protokollen ins Klare ſetzen und daraufhin in kurzer Zeit ein alle Punkte umfaſſendes, jeden Beſchuldigten mit der nöthigen Aufmerkſamkeit behandelndes gerechtes Urtheil fällen wollen?! Aus jenen lebloſen, immerhin irreleitenden Aktenſtößen hättet ihr ohne öffentliche mündliche Verhandlung Lebendiges zu ſchaffen vermögen? Welchem Richter wolltet ihr zumuthen, daß er einem fünfzehn Tage lang eine Relation vorleſenden Referenten nur aufmerkſam folgen, geſchweige denn, daß er ein von dem Urtheil des Referenten verſchiedenes, ſelbſtſtändiges und gründliches unparteiiſches Urtheil ſich ſelber bilden ſoll? und ohne den Beſchuldigten, ohne die bezeugenden Perſonen nach ihrer ganzen Eigenthümlichkeit vor ſich geſehen und ihre Ausſagen gehört, dem Beſchuldigten gegenüber, dem Publikum gegenüber, gehört zu haben?! Ihr muthet euren Richtern, die ihr in der Dreigeſtalt von Ankläger, Vertheidiger und Richter noch obendrein vor der Welt verborgen auftreten laßt, Uebermenſchliches zu. Und damit ja das Ganze recht klüglich noch vollendet werde, ſo ſchöpft der urtheilende Richter bei euch aus den Protokollen, die der Unterſuchende aufgenommen hat, damit das Original der Beweiſe, die bezeugende Perſon, dem urtheilenden Richter ganz von den Augen weggerückt werde. Verlangt ihr doch bei dem Urkunden-Beweiſe, daß man euch das Original präſentire; ja die Partie hat das Recht, die Vorlegung der Original-Urkunden in Sachen über Mein und Dein zu verlangen. Und in dem Strafverfahren entzieht ihr abſichtlich dem erkennenden Richter das Original der Beweiſe, die lebendige Zeugen-Ausſage, woraufhin er allein nur mit Sicherheit zu erkennen vermag. Und ihr wollt noch die Gründlichkeit des geheimen ſchriftlichen Verfahrens anpreiſen, oder gar dem öffentlichen und mündlichen Verfahren, dem euer ganzes Hauptverfahren nur als Vorunterſuchung vorausgeht, mit dem Vorwurfe der Oberflächlichkeit begegnen? Warum kämpft ihr immer mit Worten, — warum begebt ihr euch nicht auf Wochen, auf Monate lang zu uns, damit ihr, von euern Irrthümern geheilt, erkennen mögt, wie hier lebendige Verhandlung mit Gründlichkeit im Einklang ſteht! Doch, ich höre auch noch mit Zuſtimmung Manchen ſagen: „Wozu das Publikum?“ — Habt ihr die Controle zu fürchten, ſo ſeyd ihr keine würdigen Gegner; habt ihr ſie nicht zu fürchten, ſo glaubt, ſeyd ihr einmal das Publikum gewöhnt, ihr wünſcht es nie ohne Noth entfernt zu wiſſen. Wer euch ſelbſt auf die geführte Vorunterſuchung hin mit dem ganzen Ernſt und der Würde des Richters die Verhandlungen öffentlich unparteiiſch leiten, die producirten Beweiſe vernehmen und prüfen ſieht; wer mit anhört, wie die Anklage die Schuldbeweiſe dem Richter zuſammengedrängt vor Augen führt, wie die Vertheidigung ſolche mit der nöthigen Freimüthigkeit nach ihrem Werthe beleuchtet, und euch dann, je nach Sachlage, ſogleich oder bald darauf öffentlich das Urtheil fällen hört: vor dem Publikum, glaubt's, ihr mögt verurtheilen oder freiſprechen, habt ihr nichts zu fürchten! Ihr hättet bei dieſen politiſchen Verhandlungen, ſowie bei dem öffentlichen und mündlichen Verfahren überhaupt ſeit 40 Jahren hier ſolches fortan mit Aug' und Ohr gewahren können. Und ihr, die ihr ſelber ſtets wach, jene beiden Punkte angeblich als Schattenſeiten des öffentlichen Verfahrens ſtets hervorzuheben euch bemüht (denn die Vorzüge deſſelben werden durch die Beobachtung deſſelben Verfahrens bei den civiliſirteſten Nationen praktiſch bewieſen, und bedürfen ſchon darum, abgeſehen von Anderem, nicht meiner weiteren Rechtfertigung), glaubt ihr wohl, daß ein Richter bei dem öffentlichen Verfahren minder wach erhalten werde, als bei dem geheimen ſchriftlichen? — Oder nennt ihr's Blendwerk, wenn der Richter in wacher Thätigkeit ſeine Funktionen öffentlich übt?

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Nachdem in jüngſter Zeit mehrere Dramen, welche hier zur Aufführung gekommen, von wenig günſtigen Erfolgen begleitet geweſen ſind, da ihnen das Intereſſe der Handlung und der Charakteriſtik fehlt, ſehen wir jetzt der Darſtellung einer Novität entgegen, von deren beifälliger Aufnahme wir im voraus überzeugt ſeyn dürfen. Es iſt dies — „Nacht und Morgen“ — nach einem Romane von Bulwer, bearbeitet von Mad. Birch-Pfeiffer, welches Stück in Wien noch immer an der Tagesordnung iſt und volle Häuſer macht. So wenig Mad. Birch-Pfeiffer ſich den klaſſiſchen Dichtern anſchließt, ſo iſt doch nicht in Abrede zu ſtellen, daß ihre Dramen ſich durch Bühneneffekt, raſche Folge der Handlung und lebendige Charaktere auszeichnen und angenehme Unterhaltung gewähren. „Nacht und Morgen“ wird zum Vortheil des Penſionsfonds gegeben, einer Anſtalt, die des freundlichſten Wohlwollens gewiß ſeyn darf, und welche bedeutende Verpflichtungen zu erfüllen hat; wir zweifeln nicht, daß unſer zur Förderung ſchöner und humaner Zwecke ſtets bereitwilliges Publikum gerne ſein Scherflein zum Beſten des Penſionfonds bei bevorſtehender Veranlaſſung beitragen werde.

(London, 6. Dec.) In der geographiſchen Geſellſchaft am 28. v. M. wurde ein vom Colonialminiſter Lord Stanley er-

Digitized by Google

statteter Bericht über unsere jüngste Colonie, die Falklands-Inseln, vorgelesen. Ost-Falkland umfaßt 3000, West-Falkland 3000 und der Rest der Gruppe noch 1000 □Miles. Die erstere Insel wird von einer Gebirgsreihe in der Richtung von Ost nach West durchsetzt. Die höchste Spitze Mount Usborn, ist 2300 Fuß hoch. Hauptflüsse in Ost-Falkland sind San Carlos und der Matson. Die Felsart ist meist Quarz. Wird die Insel in 20 Theile getheilt, so sind 3 davon vorzüglich gut, 8 mittler Qualität, 5 mageres Wiesenland und 4 Sumpf- und Steinboden. Das interessanteste Produkt ist das Tussac-Gras (Festuca flabellata D'Urv.). Auch die Balsampflanze (Bolax Gummifera), welche in runden Massen wächst und oft die Höhe eines Heuschobers erreicht, kommt vor. Von wilden Pferden sind 3000, und von anderm wilden Vieh 30,000 Stück auf der Insel. Der Torf ist vortrefflich, dagegen haben die Inseln keine Bäume. Zur Schweinemast soll das Tussac-Gras so vorzüglich seyn, daß man damit umgeht, es in England anzubauen.

Um die Bevölkerung von Paris zufrieden zu erhalten, hat die Polizei das Brod abermals herabgesetzt, und ist, außer den Bäckern, den Holz- und Kohlenverkäufern gewaltig auf dem Dach, daß sie nicht falsches Maß und Gewicht haben.

Die Eisenbahn-Anlagen verhelfen, neben manchen geognostischen Entdeckungen, auch der vaterländischen Alterthumskunde zu mancher Ausbeute. So ist auf der im Bau begriffenen Bahnlinie zwischen Breslau und Freiburg vor einigen Monaten ein altes Urnenlager mit einigen Gefäßen von besonders schöner Form und Arbeit aufgefunden worden. Ferner entdeckte man auf derselben Bahnlinie am linken Ufer des Weistritzflusses bei einem Brückenbau die Ueberreste einer Mühlen-Anlage, welche, nach den Terrain-Verhältnissen, noch einer uns geschichtlich unbekannten Vorzeit angehören mag.

Korrespondenz.

Kassel, im Nov. — Verspätet.

Die Nachricht des Frankfurter Journals über die kurhessische Eisenbahnangelegenheit und die Verlegung des Bahnhofes auf das fast zwei Meilen von Kassel entfernte Dorf Grifte ist hier mit großem Interesse gelesen worden und bildet der Gegenstand derselben das Tagesgespräch, da sie mit dem, was über die Sache bekannt ist, übereinstimmt. Allerdings darf dabei nicht übersehen werden, daß, wenn die baldige Ausführung einer Eisenbahn in Kurhessen zu hoffen ist, dieses zuerst nicht die Bahn von Eisenach nach Frankfurt, sondern von Eisenach über Kassel nach Lippstadt, zum Anschluß an die von Köln nach Preußisch-Minden führende Eisenbahn seyn möchte und wie es wohl keinem Zweifel unterliegt, daß ein Bahnhof für diese Bahn nach Kassel kommen werde. Derselbe würde nun zugleich der Anfangspunkt einer von Kassel nach Frankfurt führenden Zweigbahn werden können, wenn es nicht nach der Meinung der von der kurhessischen Staatsregierung mit der Untersuchung der Localitäten beauftragten Baubeflissenen durchaus nothwendig wäre, die Bahn von Eisenach nach Kassel wegen der Gebirgsbeschaffenheiten viel weiter südlich, als die jetzige Chaussee (die sogenannte alte Leipziger Straße), welche über Bischhausen und Metra geht, zu legen, um die Wasserscheide zwischen Werre und Fulde in der Gegend von Ronshausen und Wetterode (zwei kurhessischen Dörfchen zwischen Berka und Rotenburg) zu passiren, so daß die nächste Richtung der Bahn von Eisenach aus auf Berka gehen würde. Hiernach erreichte man aber die Fulde an einem viel südlicher gelegenen Punkte, als Kassel ist, und würde also, von da nach Kassel fahrend, eigentlich, von Frankfurt zu kommen, nicht dahin zu reisen scheinen, auch einen beträchtlichen Umweg in der Reise von Eisenach über Kassel nach Lippstadt machen. Unterrichtete Personen sind daher der Meinung, daß es weit zweckmäßiger sey, eine nördlichere Richtung von Eisenach aus nach Kassel zu wählen, welches auch ausführbar seyn soll, wenn man von Eisenach aus durch das Hörselthal an die Werre und dann an der Werre herunter gehe und eine noch nördlicher, wie die alte Leipziger Straße gelegene Wasserscheide zwischen Werre und Fulde überwinde. Die Vertheidiger dieser Meinung führen namentlich für dieselbe an, daß diese Direktion noch gar nicht gründlich untersucht, vielmehr blos nach dem Augenschein, bei dem man die richtige Gegend nicht berührt habe, verworfen sey. Die kurhessische Staatsregierung soll aber diese nördlichere Richtung der Eisenbahn sehr wünschen und es läßt sich daher hoffen, daß sie dieselbe durch andere für die südlichere Direktion nicht gerade vorzüglich günstig gestimmte, unabhängige und mit den vollständigsten Lokalkenntnissen versehene Sachverständige werde untersuchen lassen. Führt aber eine solche Untersuchung zu einem günstigen Resultate, so würde man von Eisenach aus nicht erst nach Grifte und dann nach Kassel, sondern erst nach Kassel kommen und dann von Kassel aus über Grifte die Zweigbahn nach Frankfurt führen können, so daß der Bahnhof in Kassel sowohl für die Hauptbahn von Kassel nach Lippstadt als für die Zweigbahn von Kassel nach Frankfurt dienen würde, ein für die Residenz allerdings so sehr wesentlicher Gewinn, daß derselbe auch eine größere Kostspieligkeit der nördlicheren Richtung aufwiegen würde, die doch noch gar nicht einmal erwiesen ist, während in der südlicheren Direktion von einem Tunnel in der Gegend von Ronshausen, der eine halbe Stunde lang werden soll und also viel Geld und Zeit kosten würde, die Rede ist. Ob Negrelli's Erfindung, mit gewöhnlichen Dampfwägen über Anhöhen und Wasserscheiden zu fahren, für unsere Gegenden zu empfehlen sey, müssen die Lokalitäten ergeben, denn wenn solche auch unbezweifelt richtig und dabei weit weniger gefährlich ist, als die seither bekannten Mittel, Anhöhen mit Eisenbahnen zu übersteigen, so ist sie doch äußerst kostspielig und auch zeitraubend, da sie den Weg sehr verlängert, indem z. B. in dem Projekt, welches Negrelli seiner Broschüre über den Gegenstand beigefügt hat *), 4780 Klaftern Eisenbahnen nöthig sind, um eine Höhe von $21^3/_5$ Klaftern zu erreichen, während man mit jenen 4780 Klaftern nur 38 Klaftern in der wagerechten Linie dem Ziele näher rückt. Es ist daher diese Einrichtung nur in besonderen Fällen, z. B. wenn man eine lange Hochebene an einem Felsen, nicht zu umgehenden Abhange ersteigen muß, anwendbar, wie dieses auch der Erfinder anerkennt, während sie nützliche Anwendung ohne große Kosten in ebenen Gegenden finden kann, um mit einem Bahnzuge in einem ganz spitzen Winkel umzuwenden, was freilich schon in einer ähnlichen Weise geschieht. Die kurhessische Eisenbahnangelegenheit ist übrigens jetzt von einem allgemeinen europäischen Interesse, da die Bahn nach Frankfurt diese Stadt mit Leipzig, Berlin und Stettin, also mit der Ostsee, die Bahn von Eisenach aber über Kassel nach Lippstadt demnächst Berlin mit Brüssel und Paris, so wie Antwerpen mit Frankfurt a. M., Leipzig, Magdeburg, Stettin und Frankfurt a. d. Oder durch Eisenbahnen in Verbindung bringen wird.

*) Wien, 1842, in der F. Beck'schen Universitäts-Buchhandlung.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 18. Dez. Marie, oder: Die Regimentstochter, komische Oper in 2 Abth., Musik von Donizetti.

Montag, 19. Dez. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt und zum Erstenmale): Nacht und Morgen, Drama in 4 Abth. und 5 Akten, mit freier Benutzung des Bulwer'schen Romans, von Charlotte Birch-Pfeiffer. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 349. Montag, den 19. December 1842.

Die Papageien und die Sternenträger.

Novelle aus den Zeiten des Interregnums.

(Fortsetzung.)

„Gute Frau, erspart mir Eure Geschichte, und überlaßt mich lieber zuvor eine Stunde ungestört der Ruhe," bat das Fräulein, Erschöpfung und Ungeduld in den Augen.

„Ruhe? — die finden wir wahrhaft nur im Grabe, was unsern sterblichen Leib betrifft. Ihr sollt Ruhe haben, darauf verlaßt Euch, Ruhe genug, um von allen Euern Mühen auszuruhen; doch zuvor hört die Geschichte, die ich Euch erzählen will; sie soll Euch nur kurz von langem Elend und Jammer berichten, das über ein menschlich Leben kommen kann," erwiederte Elsbeth in bestimmtem Ton, sich neben Bieda auf einen vorspringenden Stein niederkauernd und ihre Erzählung sofort beginnend.

„In einem Dorf, über welchem auf steilen Felsen eine stolze Ritterburg sich erhob, wie des Geiers Horst über einem Hühnerhof, lebte schlecht und recht mit seiner Familie ein schon bejahrter Wittwer, der Bauer Mathis. Sein Vater schon und Aeltervater hatten sich durch Fleiß und guten Haushalt zu einigem Wohlstand empor gearbeitet. Mathis war darauf bedacht, da fortzusetzen, wo seine Vorfahren es gelassen. Mathis und seine Sippschaft aber waren von jeher Hörige und Leibeigene des Ritters, der hoch über ihm auf der Felsenburg hauste. Mathis hegte jedoch seit Langem die Hoffnung, für ein erkleckliches Gewicht Silbers mit den Seinigen und seinem Eigenthum von dem Zwingherrn sich loszukaufen; und derselbe war auch nicht abgeneigt, dem Bauern um guten Preis seinen Freibrief fertigen zu lassen. Aber Mathis hatte, nebst zwei emporwachsenden Buben, auch zu seinem Unglück eine Tochter, die Elsbeth hieß, und die hübscheste Dirne im ganzen Dorfe war; und der Ritter hatte einen Sohn, wild, unbändig, lüstern, ganz ein adelig Blut, der warf seine Augen auf die hübsche Maid und flüsterte ihr allerlei Dinge in die Ohren von Minne und Minneluſt. Die Dirne jedoch wies ihn spröde zurück, denn sie hatte ihr Herzlein schon Ullo, einem jungen rüstigen Burschen im Dorfe, geschenkt, der sie zu seinem Weib zu nehmen begehrte. Der Junker ergrimmte innerlich sehr, und hintertrieb bei dem alten schwachen Ritter, seinem Vater, des Bauern Mathis Freibrief. Da starb der Burgherr, und der Junker, sein Sohn, trat nun sein Erbe an, und holte sich zu Regensburg bei'm Kaiser den Ritterschlag."

„Mathis trat nun auch vor den neuen Burgherrn demüthiglich, und bot ihm guten Preis für den Freibrief; der aber entgegnete: Dein Gut und Blut ist mein Eigenthum; wie willst Du mir mit dem Meinen das Meine abkaufen? Es will mir nicht gefallen, daß ein Bauer sein eigner Herr seyn will; habe ich doch genug Verdruß an den Städtern, die anfangen, es dem Edelmanne gleich zu thun in Prunk und Gelagen, und ihm gelegentlich frech und unverschämt in's Antlitz schauen. Gehe heim, und lasse Dir nicht zum andern Mal solch thörichtes Begehr gelüsten; ich möchte Dich sonst die Peitsche meines Vogts kosten lassen."

„Vater Mathis kehrte mit Furcht und Bangen in seine Hütte zurück, denn die Worte des Zwingherrn verhießen ihm eine schlimme Zukunft; sie blieb nicht aus. Ullo fand es an der Zeit, seine Elsbeth zum Weib zu nehmen, und arglistig gab der neue Burgherr seine Einwilligung dazu; als aber am Hochzeitstag die jungen Brautleute mit ihren Gästen fröhlich und guter Dinge waren, und der Abend heranmahte, und die Lichter im Brautkämmerlein schimmerten, da trat der Vogt mit etlichen Knechten herzu, und wollte, dem althergebrachten Herrenrecht zufolge, die Braut auf die Burg dem gebietenden Edelmann zuführen. Der Bräutigam vergaß, daß er nur ein leibeigener Mann sey, und schlug in der Wuth der Eifersucht den trotzig fordernden und gewaltsam zugreifenden Vogt, und warf ihn, sammt seinen Knechten, zum Hause hinaus; aber nun mußte er auch noch in derselben Stunde für immer flüchtig gehen, denn sein Verderben, der qualvollste Tod, war ihm gewiß, wenn er länger weilte. So war das junge Weib in der entsetzlichen Brautnacht schon zur Wittwe geworden, und der nächste Morgen fand sie in einsamer Kammer mit wundgeweintem Augenpaar. Der Zwingherr ließ es indessen nicht dabei bewenden. Vater Mathis wurde auf die Burg beschieden und von ihm hart angefahren und gescholten, daß er den widerspenstigen Ullo habe entrinnen lassen. Der alte Mann kehrte dieses Mal nicht wieder in seine Hütte; im tiefsten Burgverließ ward er gefangen gehalten, und seine beiden Knaben dazu."

„Elsbeth, die Tochter des Leibeigenen und eines Leibeigenen Weib, war nun in der verödeten väterlichen Hütte ohne Schirm und Schutz mit ihrem Jammer allein zurückgeblieben, und ihre Befreundeten zogen sich scheu zurück, und ließen sie ohne Trost, denn

Digitized by Google

des Gebieters Grimm lastete ja schwer auf ihr und den Ihrigen; doch das Maß ihres Elends war noch lange nicht gefüllt."

„Und wiederum trat der Vogt vor das leibeigene Weib hin, und kündigte ihr an, daß am nächsten Morgen ihr Vater gehängt würde, wenn sie nicht heute noch bei dem gestrengen Ritter eine Fürbitte für ihn einlege. Diese Nachricht preßte das Herz der jungfräulichen Wittwe zu einem Stein zusammen; ihre Augen wurden trocken, und ihre Stirne glatt und starr wie das entschlossene Laster. Da machte sie sich auf nach der Burg, und ließ vor dem Zwingherrn sich nieder, und hob an: Gott und seine Heiligen wollen mir nicht gnädig seyn, so laß Du mich Gnade finden, o Herr, und gieb meinen Vater ledig und meine beiden unschuldigen Brüder; dann handle mit mir nach Deinem Willen und Wohlgefallen! Nun erheiterte sich das unglückdrohende Gesicht des Ritters, seine Augen blickten freundlich und mild, als hätte nimmer Zorn und Grimm darin geleuchtet. Und er gab den alten Mathis ledig, und seine beiden Söhne; Elsbeth aber blieb auf der Burg und führte die Wirthschaft des gnädigen Herrn."

„Zwei Jahre verstrichen, und des alten Mathis Tochter schaltete und waltete im Haushalt ihres Gebieters wie eine Edeldame im Eigenthum ihres Gemahls; der Ritter gab ihr Alles, woran ihr Wunsch hing, seidene Gewänder und köstliche Geschmeide; nur aber nicht den Freibrief, weder ihr noch den Ihrigen. Doch Elsbeth ließ sich's auch so gefallen, da sie's nicht zu ändern wußte; lebte sie doch Tag für Tag herrlich und im Ueberfluß; wähnte sie doch, die Stunden der Eitelkeit und Lust würden nimmer vorüber gehen; allein sie fanden schneller ihr Ende, als sie ihren Anfang gefunden hatten."

„Dem jungen Burgherrn fiel plötzlich bei, was er seinem adeligen Stamme schulde, und sah sich um unter den Ritterfräulein der benachbarten Schlösser und Burgen, bis er eine fand, mit der er sich vermählte. Elsbeth mußte wieder in's Dorf hinab wandern, zum Hause ihres Vaters; und mit ihrem Geschmuck und Geschmeide prunkte nun hinführo die neue Burgfrau, die anfänglich von der leibeigenen Magd im Dorfe keine Kunde hatte; doch auch i h r Himmel war bald umwölkt. Der Ritter, ihr Gemahl, fing an, sich bei der kalten abgemessenen Edeldame, die ihn von nichts Anderem, als von ihrem Stammbaum zu unterhalten wußte, zu langweilen, und er sehnte sich gar sehr wieder nach der Tochter des Leibeigenen, die, durch herbe Erfahrung schlau und klug gemacht, seine Launen und Schwächen erspäht, und sich geschmeidig darein zu fügen gewußt hatte. Es verging bald kein Abend mehr, daß nicht der Burgherr den Weg in die Hütte seines Eigenen, des alten Mathis, gefunden hätte; alsbald zischelte die Schmähsucht der Dörfler, und der Argwohn der Burgfrau vernahm es."

„Eines Tages, der Ritter war just über Land gezogen, traten Reisige in Mathis Stube, banden den Alten und seine Söhne und schleppten sie in einen Kerker; seine Tochter rissen sie aus ihrer Kammer und führten sie in ein benachbartes Kloster der Büßerinnen, woselbst die Schwester der Burgfrau Priorin war. Hier ward Elsbeth gewaltsam in das Gewand des Ordens gekleidet, und durch grausame Züchtigungen ihr Starrsinn gebrochen, mit dem sie dem frommen Beginnen der ehrwürdigen Klosterfrauen sich zu widersetzen trachtete; da fügte sich endlich des Leibeigenen Tochter in das Unvermeidliche, nahm die Maske frömmelnder Heuchelei und Verstellung vor, und zeigte sich dem Himmel ergeben, während ihr Herz fort und fort am Weltlichen hing."

„Flucht aus den Mauern des finstern Gotteshauses, das ihr ein Kerker, ein Grab dünkte, war Elsbeth's einzig Ziel; aber das ging nicht so leicht, als sie's Anfangs sich dachte. Ihr Thun, ihr Lassen, jeder ihrer Schritte wurde scharf beobtet; doch sie befolgte pünktlich des Ordens Regeln, klagte nie über ihre strenge Clausur, und verschloß ihr Vorhaben tief im Herzen. So gewann sie allmählig das Vertrauen der Oberin und der angesehensten Schwestern. Elsbeth wurde bald in die Samenung von Skt. Martha, des Ordens zweite Klasse, aufgenommen. Jetzt hatte sie schon ein erträglicheres Loos; jedoch sie mußte bis in die Samenung von Skt. Magdalena gelangen, wenn ihr Flucht möglich werden sollte. Noch ein zweijähriges Noviziat hatte sie bis zu diesem Ziele zu überstehen; allein es fehlte ihr nicht an Zeit, sich in der Geduld zu üben. So erschien endlich der Tag, wo sie würdig befunden wurde, unter dem Namen Beata als wirkliche Klosterfrau in den Orden der heiligen Magdalena aufgenommen zu werden. Im Chor der Klosterkirche, in Gegenwart des ganzen Convents und vieler vornehmen und geringen Laien, legte sie folgendes Gelübde vor dem Superior des Klosters ab: Im Namen der Dreieinigkeit, und zu Ehren der glorreichen Jungfrau Maria und der heiligen Magdalena, gelobe und verspreche ich Schwester Beata vor dem ganzen himmlischen Hofstaat und im Angesicht unserer Mutter, der heiligen Kirche, der Braut Christi, Gott Gehorsam, Armuth, Keuschheit, nach der Regel des heiligen Augustin und den Satzungen des Klosters, welches ich mit der Gnade unsers Herrn bis an den Tod beobachten will."

„Während Elsbeth, nunmehrige Klosterfrau Beata, diese Worte sprach, war sie von dem feierlichen Augenblick dermaßen hingerissen, daß auch ihre ganze Seele von dem Gelöbniß erfüllt wurde; wohl hätte sie von nun an in Frieden in den nunmehro gewohnten Hallen des Klosters wandeln mögen, hätten nicht von neuem die Flammen der Hölle an ihrem Herzen geleckt. Als sie, im weitern Verlauf der Ceremonie, den schwarzen Weihel empfangen, sich damit auf die Erde niedergeworfen hatte, von den Schwestern mit dem Leichentuch bedeckt und mit Weihwasser besprengt worden war, indessen der Chor die Todesgebete und das Absolve quaerismus anstimmte — da fielen ihre Augen von ungefähr, in demselben Augenblick, als sie von der Erde aufgehoben und mit einer Dornenkrone geschmückt wurde, auf einen nahen, abgesperrten Betstuhl, und sie erkannte unter dem halb hinaufgeschobenen Gitterwerk ihren ehemaligen Zwingherrn, der ernsten Blickes auf sie herab sah, und neben ihm das hohnlächelnde, triumphirende Antlitz seiner Gemahlin. In diesem Augenblick fühlte Beata im empörten Herzen, daß das so eben feierlich abgelegte Gelübde nur eine Lüge gewesen sey."

(Fortsetzung folgt.)

Zur Widerlegung der Gegner des öffentlichen und mündlichen gerichtlichen Verfahrens in den Rheinprovinzen.

(Schluß.)

Ihr nennt es, und das ist euer dritter Vorwurf, einen Tummelplatz der Leidenschaften für Ankläger und Vertheidiger!

Digitized by Google

— Wer sagt euch, daß die Staatsprokuratur bei uns die Stellung eines öffentlichen Anklägers in eurem Sinne hat? Ihr müßt euch zuerst aufklären, bevor ihr solche ungründliche, nur zum Blenden geeignete Reden in die Welt schickt. Die Staatsprokuratur, oder das öffentliche Ministerium, hat nach unserem Verfahren über die Aufrechthaltung der Gesetze im Allgemeinen zu wachen, sowohl der Civil- als der Strafgesetze; sie kann nur als das Auge des Gouvernements bei dem Gerichte betrachtet werden, nicht aber als bei Gericht bestellter Ankläger. Die Würde dieses Amtes, welches Schuldige nicht zu suchen, sondern nur nach den dem Richter in der öffentlichen Sitzung producirten, von dem Untersuchungsrichter vorher gesammelten, und von einer besondern Section des Gerichts vorläufig geprüften Beweismitteln, resp. nach dem Resultate derselben, die Anklage soutenirt und Strafanträge nimmt, — läßt eure Behauptung gar nicht zu. Wollt ihr Beweise? — Seht auf die politische Prozedur! Die Staatsprokuratur läßt, nachdem am zwölften Tage das Beweisverfahren beendet ist, nachdem die Vertheidigung ihre Mittel vorgebracht — die Anklage gegen sämmtliche Beschuldigten mit Ausnahme von drei derselben fallen, und selbst bezüglich dieser überläßt sie das Strafmaß dem Gerichte. Dem öffentlichen Ministerium ist bei uns, wie ihr seht, aufgegeben, über die Aufrechthaltung der Gesetze zu wachen, und daher auch selbst den Angeschuldigten, für den Fall das Gesetz nicht verletzt ist, mit zu vertheidigen. — Habt ihr von Excessen der Vertheidigung bei uns gehört? Und wenn ein Advokat kräftig sich seines Clienten annimmt, die Blößen der Untersuchung aufdeckt: nennt ihr das Excesse oder einen Tummelplatz der Leidenschaften? Welches Unheil für die Gerechtigkeit wollt' ihr aus solchem Verfahren folgern? — Von den Uebeln des geheimen schriftlichen Verfahrens will ich nicht besonders reden; denn was ich sagte, soll nur eine auf jene politische Prozedur zurückgeführte zeitgemäße Widerlegung der dem öffentlichen und mündlichen Verfahren gewöhnlich gemachten Vorwürfe seyn. Aber wollte man nur eines einzigen, nämlich des so wesentlichen Punktes der Vertheidigung nach eurem System gedenken, so findet man zwar auch gründlich gearbeitete Defensionsschriften, manchmal auch nur nach Bogenzahl taxirte, die dem Gericht überreicht werden, aber immer doch einen Actenbündel mehr, kein lebenskräftig Wort, was zum Kopf und Herzen eurer Richter dringt. Ist doch die Vertheidigung bei euch nicht im Stande, die von dem Referenten und Correferenten eruirt wordenen Momente der Schuld in Gegenwart des Gerichts in dem Augenblick, wo solche Einwirkung nothwendig ist, zu widerlegen! Oder glaubt ihr, daß der Soldat seinen Posten wirklich vertheidigen könne, der nur eine geladene Flinte dahin stellen darf, wo er selbst mitanwesend seyn soll, und der es dem Schicksal überlassen muß, ob, wie und wann man davon Gebrauch machen will? Seht die Vertheidigung in dem öffentlichen und mündlichen Gerichtsverfahren, wie sie, nach vorausgegangenem Studium der Voruntersuchungsacten und der darin ergangenen Beschlüsse, bei der Verhandlung in der öffentlichen Sitzung ihre Gegenbeweismittel producirt, wie sie Schritt vor Schritt dem, in Anwesenheit des Angeklagten eröffneten Prozesse folgt, mit ihm conferirt, jeden zweifelhaften Punkt in's gehörige Licht stellt, die Vertheidigungsmittel gedrängt vorträgt, die Anklage bekämpft, jeden Einwurf beseitigt oder ihn, insofern Thatsächliches betreffend, durch den Angeklagten selbst dem Gerichte aufklären läßt. Seyd auch überzeugt, seine, des Beschuldigten, Lage bildet keinen Gegenstand ergötzlicher Unterhaltung; sie erregt vielmehr Mitgefühl bei dem Publikum. Vor irgend nachtheiligen Folgen bewahrt aber der gewöhnlich sehr ernste Schluß des ganzen Gerichts-Drama's, der seinen Eindruck nicht verfehlt. Welche ruhige Haltung des Publikums findet sich aber auch fortan in unseren Gerichtssälen! Welche musterhafte Haltung beobachtete dasselbe in der gedachten lang andauernden politischen Prozedur, die, wir dürfen es nicht unberührt vorüber gehen lassen, durch den als ausgezeichneten Juriß bekannten Präsidenten der Sitzung, Hrn. Dr. Levita, allerdings meisterhaft geleitet wurde, und der darin eben so sehr den Rechtsgelehrten vollkommen befriedigte, als er durch sein humanes Benehmen auf alle, die den Verhandlungen beiwohnten, den wohlthuendsten Eindruck machte. — Bildet doch auch das Eingangs erwähnte, nunmehr rechtskräftige Urtheil einen würdigen Schlußact dieser Verhandlung, welches Urtheil ich die Gegner des öffentlichen Gerichtsverfahrens zu lesen und zu prüfen bitte, damit sie von der kranken Ansicht: „es entbehre dieses Verfahren der Gründlichkeit", vollkommen geheilt werden mögen. Wer aber wollte die Sonne, die den Tag schafft und erwärmt, deßhalb nicht dem Halbdunkel vorziehen, weil sie das Aug' der Eule blendet oder die Nebel zertheilt? Sapienti sat!

Mannichfaltigkeiten.

(Konstantinopel, 22. Nov.) Die Turkomanie nimmt mit jedem Tage hier zu. Vor kurzem sind wieder ein Italiener und ein Moldauer, Beide von guten Familien, Muselmänner geworden, und vor drei Tagen ist ein ehemaliger dänischer Offizier, v. Matthissen — Derselbe, welcher in die de l'Or-Angelegenheit verwickelt war — mit großem Pompe zum Islamismus übergetreten. Er begab sich in seiner völligen europäischen Offiziersuniform en grande tenue auf das Seriaskerat, wo er sein Glaubensbekenntniß ablegte und den Namen Rifaat-Mehmed erhielt. Am Abende spielte auf Befehl des Seriaskers die dortige Militärmusik unter den Fenstern des Neubekehrten. Damit nicht einige Unglückliche oder Abenteurer durch die Hoffnung, ein großes Glück zu machen, hierher gelockt werden und sich dann später sehr enttäuscht finden, bemerke ich bei dieser Gelegenheit, daß die in einem andern Blatte mitgetheilte Nachricht, daß Renegaten hier sehr gut aufgenommen werden, daß der Baron v. Wetzlar, früher österreichischer Hauptmann, bereits bis zum Bey befördert sey und eine sehr reiche Heirath gethan habe, nicht ganz richtig ist. Baron Wetzlar v. Blankenstein, früher österreichischer Cadet, trat vor einem Jahre zum Islamismus über, wurde dann zum Kolagasi (Adjutantmajor, etwas mehr als Hauptmann und etwas weniger als Major) bei der Infanterie ernannt, was er bis jetzt noch ist. Sein Monatsgeld mag sich auf 50 Fl. Münze belaufen. Das Mädchen, mit welchem er sich vor einigen Monaten verheirathete, ist von mittelmäßiger Herkunft und besitzt zwar einige pecuniaire Mittel, ohne jedoch reich oder nur wohlhabend genannt werden zu können. Man ersieht hieraus, daß Baron v. Wetzlar wenigstens in dieser Beziehung kein sehr großes Glück gemacht hat. Jene Zeiten, wo Renegaten bis zu den höchsten Staatsämtern emporstiegen, Kapudan-Pascha, Seriasker rc. wurden, sind vorüber. Die Renega-

Digitized by Google

ten genießen jetzt im Allgemeinen keiner sehr großen Achtung. Der jetzige zu große Andrang von Abenteurern aller Art hat die Türken mißtrauisch gemacht, und meistens wird ihr Mißtrauen durch die spätere Aufführung dieser Leute gerechtfertigt. So ist erst vor kurzem wieder ein französischer Schweizer, der im verflossenen Jahre Türke geworden, nachdem er sich einiges Geld zusammengespart, durchgegangen. Das einzige Beispiel in neuerer Zeit, daß es Renegaten zu etwas gebracht haben, ist Omar-Pascha. Allein er ist schon seit mehr als 15 Jahren in der Türkei und vereinigt mit einer wissenschaftlichen Bildung Geist und eine moralisch gute Aufführung. Das gewöhnliche Schicksal der Renegaten ist jetzt, daß man sie im Anfange mit einiger Zuvorkommenheit behandelt, ihnen einen nicht sehr hohen Grad gibt, der ihnen ihr tägliches Brot gewährt, später gleichgültig gegen sie wird, und sie, wenn sie sich gut aufführen, in diesem Grade läßt, oder, wenn das Gegentheil stattfindet, degradirt.

(Hannover, 12. Dec.) Döring vom Stuttgarter Hoftheater ist für die hiesige Bühne unter sehr großartigen Bedingungen engagirt worden, nämlich auf 15 Jahre mit 3000 Thlr. jährlich und einer demnächstigen lebenslänglichen Pension von 800 Thlr.

Korrespondenz.

Mainz, 15. Dez.

In der gestrigen Generalversammlung des Casino's zum Gutenbergshofe ging es etwas lebhafter als gewöhnlich her. Da man wußte, daß finanzielle Fragen von Belang zur Sprache kommen würden, so hatten sich die stimmfähigen Mitglieder viel zahlreicher, als sonst eingefunden. Nach einer klaren Auseinandersetzung des befriedigenden Standes der stets sich mehrenden Gesellschaft und ihrer finanziellen Lage lenkte Hr. Präsident Pitschaft die Aufmerksamkeit der Versammlung auf einen Plan, den großen Saal, wo die Konzerte und Bälle gehalten werden, der erst vor wenigen Jahren neu decorirt worden ist, im künftigen Sommer mit Gypsmarmor verkleiden zu lassen, was eine Ausgabe von ungefähr 6000 fl. verursachen würde. Dagegen erhob sich ein Mitglied mit der Erinnerung an einen schon vor Jahren gemachten Vorschlag zu Einführung der Gasbeleuchtung, die nicht allein nöthiger sey, wie die neue Herstellung des Saales, sondern auch große Ersparnisse zur Folge haben würde. Der Hr. Präsident kam diesem Antrage mit großer Bereitwilligkeit entgegen und ersuchte das ehrenwerthe Mitglied um nähere Vorschläge und Angaben, die es nächstens zu liefern versprach. Die Casinogesellschaft schmeichelt sich daher wieder mit der schon oft genährten Hoffnung, bald eine bessere und wohlfeilere Beleuchtung zu erhalten. Mit dem Antrage wegen der Saalverschönerung wollte es nicht recht gehen; die Mittel und Wege, mittelst deren das Projekt ausgeführt werden sollte, lagen zu sehr im Dunkeln und das Gas, mit dem sie hätten beleuchtet werden können; ein regelmäßiger Voranschlag über die Einnahmen und Ausgaben des künftigen Jahrs steht auch noch zu erwarten. Es wäre deshalb sehr zu wünschen, daß der, wie der Hr. Präsident äußerte, in Kürze zu berufenden zweiten Generalversammlung nicht nur die Vorschläge zu Einrichtung der Gasbeleuchtung und zur Verschönerung des Saales, sondern auch ein Budget für das Jahr 1843 möchte vorgelegt werden. — Andere, die Wahl des Ausschusses betreffende Anträge hatten diesmal keine Folgen; aber wir glauben mit Zuversicht, daß nach reifer Ueberlegung die Direktion sowohl als die Mitglieder sich bemühen werden, den Mängeln, die, was diesen Gegenstand betrifft, in den Statuten obwalten, abzuhelfen.

Darmstadt, im Dez.

Daß sich unsere Zeiten in Rücksicht auf Intelligenz über alle früheren Zeiten weit erheben, und daß dies besonders in Beziehung auf die große Masse des Volkes der Fall ist, wenigstens der Fall ist auf deutschem Boden, ist allgemein bekannt. Denn nicht nur die obersten Regierungen, sondern auch unmittelbare Vorstände in Städten und Dörfern sorgen, daß auch da und in solchen Stücken Erkenntniß und Licht verbreitet wird, wo und in welchen sonst eine tiefe Finsterniß und Nacht regierte. Früher war es genug, wenn Bauernkinder in den Dörfern und gemeine Bürgerskinder in den Städten im Lesen und Schreiben einige Fertigkeit erlangten, und ihren Katechismus nebst einigen Gebeten auswendig lernten. Aber auf etwas weiter erstreckte sich der Unterricht derselben nicht. Die Beschaffenheit der in der Nähe und Ferne sie umgebenden Welt, große und wichtige Ereignisse, die sich in derselben zugetragen haben, große und wichtige Länder, die neben ihrem Vaterland, bedeutende, volkreiche Städte, die außer ihrem Dorfe oder ihrer Vaterstadt vorhanden waren, und so noch vieles Andere, das einem vernünftigen Bewohner und Bürger eben dieser Welt zu wissen wohlanständig oder auch nöthig und nützlich ist, dies Alles blieb ihnen ein Geheimniß, und in den meisten Fällen war es auch ein solches für ihre Lehrer selbst. Denn unter diesen Lehrern gab es sogar solche, die im Sommer das Vieh des Dorfes und im Winter die lernenden Kinder desselben weideten. Aber auch nur fünfzehn bis fünf und zwanzig Gulden war ihr Schulgehalt. Und wenn in andern Dörfern besondere bestallte Schullehrer vorhanden waren, deren Gehalt auf hundert bis zwei hundert Gulden stieg, so fand doch in den meisten dieser Dörfer während der Sommerzeit und Feldarbeit entweder gar keine Schule, oder solche doch nur an wenigen Tagen oder in wenigen Stunden in der Woche statt. Dies Alles hat sich jedoch glücklich abgeändert und bessert sich noch immer mehr. Nirgends sind es wohl noch Hirten, die in der einen Jahreshälfte die Kühe oder Gänse in dem Felde, und in der andern die Kinder in der Schule hüten. Es sind selbst unterrichtete Jünglinge oder Männer, die auch in den geringsten Dörfern Unterricht ertheilen. Und ihr Unterricht dehnt sich auch in diesen Dörfern, wie in allen Städten, auf mehr als auf die vorher genannten Gegenstände aus. Selbst in den geringsten Dorfschulen wird aus der allgemeinen Welt- und Vaterlandsgeschichte, wie aus der Natur- und Länderkunde das Nöthigste und Wichtigste mitgetheilt. Und in den Bürgerschulen größerer und großer Städte dehnt sich dieser Unterricht nicht blos für die männliche, sondern auch für die weibliche Jugend noch viel weiter aus. Auch für die letztere ist es, neben dem übrigen Wissenswürdigen und Wissensnöthigen, nicht blos ihre Muttersprache, deren Orthologie und Orthographie gelehret, es ist auch die, neben der mütterlichen, zum Bedürfniß gewordene französische Sprache, die gelehret und gelernt wird, wie dies in den hiesigen sogenannten höheren Töchterschulen schon seit längerer Zeit geschieht. Auch unser achtbarer Gemeinderath hat sich in dieser Rücksicht für gar manche nicht sehr bemittelte, aber doch gebildete und für die Bildung ihrer Töchter sorgende Familie ein besonderes Verdienst erworben, daß er vor nicht sehr langer Zeit eine solche neue höhere Töchterschule gestiftet hat. Denn leisten und können gleich auch diese öffentlichen höhern Töchterschulen das nicht leisten, was die noch höher stehenden Privatanstalten für die weibliche Bildung und Erziehung leisten, da in jenen nur einige wenige Personen Unterricht ertheilen, während in diesen, wenigstens in den hiesigen, zehn bis zwölf Lehrer und Lehrerinnen mit dem Unterricht in Allem, was die geistigen Reize der Tochter, wie der künftigen Mutter mehret, sich beschäftigen: so sind und bleiben doch auch bei diesem sehr begreiflichen Unterschied solche verbesserte öffentliche Töchterschulen, wegen des geringen Schulgeldes, das an sie gegeben wird, noch immer eine große Wohlthat für solche Eltern, die bei beschränkteren Vermögensumständen und ohne sich selbst zu schaden, nicht im Stande sind, ihren Töchtern an einer solchen noch vorzüglicheren Privatanstalt Theil zu geben und ein zweimal oder dreimal höheres Jahrgeld, als eine öffentliche Schule fordert, dafür zu entrichten.

(Schluß folgt.)

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 250. Dienstag, den 20. December 1842.

Die Papageien und die Sternenträger.

Novelle aus den Zeiten des Interregnums.

(Fortsetzung.)

„Es war wenige Wochen nach Beata's Einweihung, als in der Nähe ihres Klosters ein Roßtäuscher des Grafen Albrecht von Habsburg verunglückte. Ein scheugewordenes Roß hatte den Mann unsanft abgeschleudert, und derselbe bei dem Niederfall sich am Kopfe schwer verletzt; er wurde in das Hospital des Klosters gebracht, und der Pflege Schwester Beata's übergeben. Der Halbtodte war aber Ullo, der entflohene Leibeigene, ihr Bräutigam, ihr Gatte. Nun, ich brauche Euch wohl nicht zu erzählen, wie sie sein pflegte und wie er genas. Kurze Zeit darauf, als der Roßkamm wieder Abschied von dem wohlthätigen Kloster genommen, war auch die fromme Schwester Beata spurlos aus demselben verschwunden. Ullo brachte sie in weltlichen Kleidern gen Bruck, und gab sie daselbst für eines Gauklers Tochter aus. Mit des Grafen Genehmhaltung segnete ein Leutpriester das Paar zur Ehe ein. So ward Elsbeth zum zweiten Male Ullo's Weib. Der alte Mathis war indessen längst vor Kummer gestorben, und seine beiden Söhne hatte der Burgherr an einen andern Edelmann gegen einige Rüden vertauscht; sie waren mit ihrem neuen Herrn nach Italien gezogen, und hatten im Kampfe für das kaiserliche Haus der Hohenstaufen ihren Tod gefunden."

„Drei Jahre lebte nun Elsbeth mit Ullo ein zufriedenes Leben. Der Himmel hatte ihre Ehe mit einem Töchterlein und einem Söhnlein beschenkt. Niemand vermuthete in Ullo's Weib die entsprungene Klosterfrau, denn sie lebte still für sich hin, und bekam kaum ein anderes Antlitz zu sehen, als das ihres Mannes. Ullo hatte sich, als er in jener entsetzlichen Brautnacht flüchten mußte, in den Aargau zum Grafen Albrecht gerettet, und sich ihm zu eigen gegeben. Der edle Graf hatte sich seiner angenommen, ihn mit blankem Geld von seinem früheren Herrn gelöst, und ihm eine kleine Meierei, nächst seiner Burg, zur Bestellung gegeben. Hier erzog Elsbeth ihre Kinder. Das Töchterlein hatte sie zur Sühne der heiligen Magdalena verlobt, die sie so gröblich beleidiget; auf den Knaben aber baute sie fröhlich und guter Dinge ihrer Zukunft Hoffnungen; doch wie oft sinkt dieser luftige Bau in klägliche Trümmer zusammen und verschwindet ohne Spur."

„Ullo war wohl bewandert im Kennen der Füllen und erwachsenen Rosse, und der Graf sandte ihn öfter hinaus zum Kauf und Tausch derselben. So kam er einst abermals auf das Besitzthum des ehemaligen Zwingherrn, wo er guten Handel zu machen wußte, und auf welchem er sich schon öfter vermummt und entstellt herum getrieben hatte, ohne erkannt worden zu seyn; dieses Mal war's zu seinem Unglück. Er wurde von einem Knecht aufgespürt und vor den früheren Gebieter gebracht. Vergebens berief sich Ullo darauf, daß der Graf von Habsburg ihn ehrlich mit blankem Silber gelöst; er fand kein Erbarmen. Die Gemahlin des Ritters bestand darauf, daß man ihn zur Warnung für alle widerspenstigen Bauern aufhänge; und so geschah's."

„Ullo's Weib saß daheim gerade am Lager des kleinen Lur, ihres siech gewordenen Söhnleins, und beobachtete mit angstvollen Mutterblicken des Kindes steigende Krankheit, als ihr die Kunde von dem gewaltsamen Tode ihres Mannes ward; und in derselben Nacht starb auch noch ihr sieches Knäblein, kaum achtzehn Monden alt. Da verscharrte schweigend und thränenlos Elsbeth ihr Kind in das Gärtlein hinter dem Hause, trug ihr zweijährig Töchterlein zu einer Nachbarin, und empfahl es in ihrem Herzen dem Schutz der heiligen Magdalena; dann kehrte sie in ihre Hütte zurück, trat in die Kammer, in welcher ihres Mannes Rüstzeug sich befand, suchte sich darin ein langes, spitzes, haarscharfes Messer, und verbarg es unter ihrem weiten Kittel, den sie übergeworfen. Jetzt ergriff sie den Wanderstab, trat hinaus auf die Heerstraße und zog ihres Weges fürbaß. Sie war gewillt, das tückische verfluchte Weib, das ihr schon so viel Herzeleid bereitet, aufzusuchen, und sie mitten unter ihrem Gesinde, inmitten ihrer Macht und ihres Reichthums, mit dem funkelnden Stahl zu durchbohren, dann sich willig dem qualvollsten Tod zu überliefern."

„Schon am andern Tag erblickte Elsbeth die Zinnen der Burg, auf welcher sie einst im Ueberfluß und Ueppigkeit geschaltet und gewaltet, und von welcher aus, vor und nachher, ihr und den Ihrigen so viel Schmach und Böses widerfahren. Ihr Herz schwoll freudiger, je mehr sie sich dem Ort näherte, wo ihre Feindin in stolzem Uebermuth und sichrer Ruhe hauste; sie schritt rascher vorwärts, damit sie bald das kaum erträgliche Gefühl ihres Hasses, ihren Drang nach Rache in dem Herzblut der Todtgeweihten lösche. Schon sah sie durch eine Waldschneiße das Dorf, in dem sie geboren und zu ihren Leiden aufgewachsen war; und auf einem kleinen Hügel, neben der Dorfkirche, das Strohdach der nun entfremdeten väterlichen

Digitized by Google

Hütte, unter welcher ihre Wiege geſtanden, und unter welchem ſie eine tugendhafte Jungfrau und ein laſterhaftes Weib geweſen; unzählige ſich widerſtreitende Gefühle ſtürmten und wogten zugleich in ihrer Bruſt und trieben ſie zu haſtigerer Eile.“

„Plötzlich und unerwartet hemmte das Geſchrei eines Kindleins, welches aus einem nahen Gebüſch kam, ihren flink ausſchreitenden Fuß. Es wurde ihr ſeltſam weich um's Herz; es war ihr, als höre ſie die weinende Stimme ihres kleinen Lux, der daheim im Gärtlein verſcharrt lag. Sie ging auf den Buſch zu, und als ſie die Zweige auseinander bog, erblickte ſie einen Knaben, geſund und roſig, wie ihr eigenes Söhnlein noch vor wenig Tagen geweſen, und von demſelben Alter. Nirgends war die Wärterin zu ſehen oder zu hören; ſie mochte wohl mit ihrem Buhlen im Dickicht koſen, und über ihrer Minne ihre Obliegenheiten vergeſſen haben. Elsbeth hob das Knäblein auf und erkannte an der geſtickten Windel, dem köſtlichen Kinderzeug und den darin angebrachten Wappenzeichen, daß es das Söhnlein ihres ehemaligen Herrn und deſſen Hausfrau ſey. Hui! blitzte es in ihr auf, ſich des Kindes zu bemächtigen, und es zu einer klügeren und ausgeſuchteren Rache heran zu ziehen, als ſie ſo eben zu vollſtrecken im Begriff war. Das Bübel, das die Fremde eine Weile ſtill und mit klugen Augen angeſtarrt hatte, fing, als ſey ihm das Vorhaben des Weibes bewußt, unverſehens ſich wild und unbändig zu gebärden an, daß es ihr aus den Händen auf den Boden glitt, und das Blut ihm, von dem Fall, aus Mund und Naſe quoll und den grünen Raſen beſudelte. Elsbeth gebrauchte dieſen Zufall zu ihrem Vortheil; ſie zerriß die in Händen habende Windel in Fetzen, tauchte ſie in das friſche Blut am Raſen, und ſtreuete ſie umher, als habe ein wildes Thier das Kind zerriſſen und verſchlungen; dem Knäblein hielt ſie den ſchreienden Mund zu, barg es unter ihrem weiten Reiſegewand und floh eilig den einſamen Weg zurück, den ſie gekommen war, durch Gebüſch und dichte Waldung. Ohne Unfall langte ſie wieder in ihrer Hütte an, wo ſie jeden Verdacht mit dem Vorgeben beſeitigte, daß ſie mit ihrem kranken Kinde bei einem berühmten Arzt in Zürich geweſen ſey; des kleinen Junkherrn Kleider jedoch verbrannte ſie ſorgfältig in ihrem Kamin, damit nie eine Spur von dem Kindesraub entdeckt werden könne.“

„So wuchs das adelige Kind unter dem Namen eines Leibeigenen empor, von ſeiner Pflegemutter frühzeitig zum Haß gegen ſein Haus und Geſchlecht geſtachelt und angereizt. Es wurde klug und gewann eine unerhörte Körperſtärke; doch jener ſchwere Fall auf den Raſen gab ihm allmählig ein krüppelhaftes Anſehen, ſo daß der längſt erwachſene Junker jetzt einem Pickelhäring ähnlicher ſieht, als einem ritterlichen Kämpen; aber er gab dennoch ein tüchtiges Werkzeug der Rache des Weibes des gehängten Ullo.“

Elsbeth ſchwieg einige Minuten, dann fragte ſie mit einer Stimme, in welcher Hohn und die Schadenfreude eines Dämon's lag: „Nun, mein ſchönes gnädiges Fräulein vom Mönchenſtein, wie hat Euch der Inhalt dieſer Hiſtorie gefallen? - - Leuchtet Euch wohl ein, daß ſie die reinſte Wahrheit enthält, und auch kein Wörtlein davon Lüge iſt? — Errathet Ihr es auch, wer jener Zwingherr, wer ſeine grauſame Gemahlin — und auch wer Ullo's Weib, und wer ihr Pflegling iſt? — Was würdet Ihr dazu ſagen, wenn es Euer eigener Vater, wenn es Euere eigene Mutter; — und die beiden Andern, wenn ich's ſelbſt, und wenn es Euer Entführer, der geraubte Junker Heinrich, Euer Bruder, wäre, der Euch in meine ſchwertreffende Hand gab? — Wie? Ihr antwortet nicht? — Hat Euch der Schrecken ſtumm gemacht? oder gar getödtet? — oder — ſchlaft Ihr? — —“

(Fortſetzung folgt.)

Dannecker und Guſtav Schwab.

Herr William Howitt, der Verfaſſer der „Visits to remarkable places“ und Ueberſetzer des „Student Life of Germany“, hat jetzt ein allgemeines Skizzenbuch von Deutſchland herausgegeben, welches, obwohl im Ganzen etwas oberflächlich — da, wie das Londoner „Athenäum“ bemerkt, der innere Kern von Hauptſtädten, die ſo himmelweit von einander verſchieden ſeyen, wie Wien, Berlin, München und Dresden, ſich im Durchfluge unmöglich beobachten laſſe — doch ſo mannichfaltige Notizen und Belehrungen enthält, daß es von dem reiſeluſtigen engliſchen Publikum als eine wahre Fundgrube zur Benutzung bei ſeiner „general tour“ angeſehen wird. Das Buch iſt mit zahlreichen Illuſtrationen nach Zeichnungen von Sargent ausgeſtattet, die ſowohl landſchaftliche als architektoniſche Scenerieen darſtellen und zum Theil ſehr kunſtvoll ausgeführt ſind. Wir denken nach und nach einige Mittheilungen aus und über Howitt's Buch zu machen, ſofern ſie für deutſche Leſer Intereſſe haben, und beginnen hier mit des Verfaſſers Beſuch bei Dannecker und Guſtav Schwab in Stuttgart:

„Es machte uns außerordentliches Vergnügen, nachdem wir das Atelier beſichtigt hatten, bei dem ehrwürdigen Bildhauer ſelbſt eingeführt zu werden. Es war eben noch zeitig genug — denn diejenigen, die ihn jetzt ſuchen, finden ihn nicht mehr, da der Greis ſeitdem verſtorben iſt. Wir fanden ihn im Garten, auf einer erhöhten hölzernen Bank, im Schatten eines Birnbaums ſitzend, von wo er den Platz, auf welchem das k. Schloß und das Schauſpielhaus gebaut ſind, überſehen und ſich mit der Betrachtung der vorübergehenden Leute unterhalten konnte. Er war mehr als achtzig Jahre alt, von geſundem, aber ſchwächlichem Aeußeren und ſah wie einer von Homer's Alten aus, die, im Sonnenſchein auf der Mauer von Troja ſitzend, ſich des Lebens da draußen erfreuen. Wir hatten gehört, er ſey faſt kindiſch geworden, und waren daher angenehm überraſcht, ihn ſo vollkommen ſeines Verſtandes mächtig und geſammelten Geiſtes zu finden; nur etwas furchtſam erſchien er uns, wie dies jedoch gewöhnlich bei altersſchwachen Leuten der Fall iſt. In ſeinem ehrwürdigen Geſichte und ſeinem Haupte mit langen weißen Locken erkannten wir den einfachen frommen Charakter, der in ſeiner Chriſtus-Statue ſich ausſpricht, und ſein freundliches Weſen ſpiegelte den Geiſt wieder, den er aus Chriſti Lehren geſchöpft. Er kam uns entgegen, erzählte uns, er habe dieſen Birnbaum, wie faſt Alles, was im Garten ſey, mit eigener Hand gepflanzt, und ſammelte Früchte und Blumen für meine Tochter. Madame Dannecker, die viel jünger iſt, erſchien uns wie ein Schutzengel ſeines Alters. Friede ſey mit der Aſche des trefflichen Greiſes!“

„Unſer nächſter Beſuch galt Guſtav Schwab, einem der ſinnigſten und populärſten jetzt lebenden Schriftſteller in Deutſchland. Guſtav Schwab iſt ein proteſtantiſcher Geiſtlicher und ein voll

Digitized by Google

ſtändiges Bild eines guten Schwaben (der Verfaſſer ſchreibt: „Der gute Swaben“). Er ſcheint ſich ganz beſonders über Alles zu freuen, was ſeinem ſchönen Geburtslande Würtemberg zur Ehre gereicht. Er war der Freund Hauff's, des jungen ſehr beliebten Novelliſten, den ein frühzeitiger Tod hinweggerafft. Wir fanden Herrn Schwab in ſeinem großen altmodiſchen Pfarrhauſe, wohin er ſo eben zurückgekehrt war, nachdem er die Vormittags-Predigt gehalten. Er empfing uns auf die herzlichſte Weiſe, und in der That ſtellt er ſich uns auf den erſten Blick mehr als ein gemüthlicher Menſch, denn als poetiſcher Charakter dar. Er iſt mittler Größe, breit gebaut, mit einem gerötheten Geſicht, ſehr runden braunen Augen und ſchlichtem kurzen grauen Haar. Er trat aus einer Seitenthür mit einer tiefen Verbeugung und verwunderter Miene; nachdem wir jedoch uns ausgeſprochen, bewillkommnete er uns auf das freundlichſte, und wenige Augenblicke darauf ſprachen wir von Hauff, Lichtenſtein (?), von Schwaben und von der Poeſie, als ob wir ſchon ſeit Jahren mit einander bekannt geweſen wären. Er führte uns nach ſeinem Studirzimmer, einem weiten Raume voller Bücher und geſchmückt mit einer Büſte Hauff's, ſo wie mit einem Bildniß von Uhland. Er ſtellte uns ſeiner Tochter und ſeiner Frau vor, welche Letztere, wie es ſcheint, eine echte deutſche Hausfrau iſt. Es freute ihn, als er erfuhr, daß ich eines oder mehrere ſeiner Burſchenlieder, beſonders ſein „Des Burſchen Abſchied“, in meinem Student Life of Germany überſetzt. Er theilte dies ſeiner Frau mit großer Lebhaftigkeit mit und ſagte zu uns, indem er auf ſie wies: „Das iſt das Liebchen aus dem Liede.“

(Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Und dennoch bleibt er der deutſche Waffenrock.

(Eingeſendet.)

Der Herr Einſender des auf dieſe Körperbekleidung Bezug habenden Artikels in der vielgeleſenen Didaskalia Nro. 346 iſt beſonders am Schluſſe deſſelben mit ſich in regem Widerſpruche, indem er zugeſteht, daß dieſer Rock ſchon im deutſchen Befreiungskriege getragen, nachher aber bei den orleaniſchen Jägern eingeführt worden, und daher als franzöſiſche Erfindung (?) zu betrachten ſey. — Der Herr Einſender möge wiſſen, daß mehrere Abtheilungen des preußiſchen Heeres dieſen Waffenrock zur Zeit des Befreiungskrieges trugen, und, wenn dieſe Bekleidung ſeither einer andern weichen mußte, dafür aber in Frankreich eine Aufnahme fand, der deutſche Urſprung deßhalb nicht verloren geht. Der Herr Verfaſſer thut ſeinem Deutſchmichelthume endlich ſehr Unrecht, daß er ihm Gelehrigkeit und Nachahmungsſucht fremder Moden, unter Bezichtigung des Undanks gegen das Ausland, abſpricht. Er ſehe ſich nur ein wenig um, um allenthalben franzöſiſch-afrikaniſche Mützen zu erblicken, die ſich auf deutſchen Köpfen, wo noch kurz vorher eine zweckmäßige germaniſche Bedeckung wahrzunehmen war, gar nicht zurecht finden wollen.

Mannichfaltigkeiten.

Von zwei Stutzern, welche beiſammen auf der Straße ſtanden, fragte einer den andern: „Wie viel haſt Du auf Deiner Uhr?“ — „Drei Gulden“, antwortete dieſer. „Mehr haben ſie mir im Verſatzhauſe nicht gegeben.“

(Recht zum Küſſen.) Ein Araber machte durch ſeinen Blick ein junges Mädchen erröthen. Und er ſprach zu ihr: Meine Blicke haben Roſen auf Deine Wangen geſäet; kannſt Du mir verbieten, ſie zu pflücken? denn das Geſetz erlaubt uns zu ernten, was wir gepflanzt haben.

Durch die „Sächſiſchen Vaterlandsblätter“ erfährt man, daß der Profeſſor Biedermann für ſeine Vorleſung über „conſtitutionelles Staatsrecht“ keine Zuhörer finden kann. Als er mit dieſer Vorleſung zum erſten Male auftrat, hatte er nur 6 Zuhörer und darunter 5 Ausländer, beim zweiten Male fanden ſich nur 2 Zuhörer ein und darunter kein Sachſe!

Die zeitigen Dichter erſten und zweiten Ranges ſcheinen ſich alle vor und nach dem Drama zuwenden zu wollen. Vorgegangen, ohne bisherigen ecclatanten Erfolg, ſind bekanntlich: Gutzkow, Laube, Moſen, Braunfels, Prutz; jetzt folgen Rückert (Proben im Darmſtädter „Vaterland“), Emanuel Geibel (ſ. Morgenblatt Nr. 297), Guſtav Kühne (Iſaura von Caſtilien, Trauerſpiel, ſ. Gränzboten 1843, Nr. 2) ꝛc. — Nun es wird hoffentlich zuletzt ein Phönix aus dem Feuer dieſer allgemeinen dramatiſchen Begeiſterung emporſteigen! (Köln. Z.)

In den letzten Tagen hat es ſehr unruhige Auftritte in dem Orte Niederempt, wo der Schäfer Mohr als Wunderdoktor bekanntlich ſein Unweſen treibt, gegeben, da viele Patienten in ſchlimmerem Zuſtande zurückkamen und den Wundermann zur Rechenſchaft zogen, wogegen dieſer den blinden Theil ſeiner Anhänger zu Hülfe rief und die Widerſpenſtigen und Ungläubigen zur Ruhe bringen ließ. Carricatur und Schrift haben ſich bereits ſeiner Perſon bemächtigt, doch hat die Cenſur mehreren der marktſchreieriſchen Flugſchriften voll Liſt und Betrug das Imprimatur verweigert, obgleich ſonſt im Ganzen ſich die Regierung bei der Sache nur paſſiv verhält, nach dem richtigen Grundſatz, daß die Erkenntniß durch Einſicht in den Irrthum am ſicherſten erreicht werde.

In Mannheim hielt am 18. Dez. ein „Verein von Freiwilligen zur Hülfe bei Feuersgefahr“ eine Generalverſammlung, um die nöthig gewordenen Abänderungen der Statuten zu berathen.

Der Magiſtrat der Reſidenzſtadt München bringt eine Entſchließung der königl. Regierung von Oberbaiern, wonach Se. Maj. der König den dortigen Verein zur Verhütung der Thierquälerei und die Satzungen deſſelben, unter Bezeigung des Allerhöchſten Wohlgefallens, genehmigt hat, zur öffentlichen Kenntniß, und nimmt hieraus Veranlaſſung, die durch Menſchlichkeit, wie durch ausdrückliche polizeiliche Vorſchriften gebotenen Zweck jenes Vereins zur allgemeinen Förderung kräftigſt zu empfehlen

Digitized by Google

Literatur.

Der Krieg Oeſterreich's gegen Frankreich, deſſen Alliirte und den Rheinbund im Jahre 1809. Oder: ausführliche Geſchichte der Feldzüge in Deutſchland, Italien, Polen und Holland; der Inſurrectionen Tyrol's und Vorarlbergs; der Aufſtände in der Altmark und in Heſſen und der Züge des Herzogs Wilhelm von Braunſchweig und des Majors F. v. Schill im Jahre 1809. Von Franz Joſeph Adolph Schneidawind. Erſter Band. Schaffhauſen. Hurter'ſche Buchhandlung. 1842.

Die Geſchichte des Krieges von 1809 iſt für uns Deutſche von hoher Wichtigkeit und Bedeutung. Napoleon, ſeit ſeinem Auftreten noch in keiner Schlacht überwunden, wurde jetzt von Erzherzog Karl von Oeſterreich, den Deutſchland ſchon zwei Male als Erretter begrüßt hatte, geſchlagen und ſo verlor er den Zauber der Unbeſiegbarkeit. So hat der Krieg von 1809, den ſchon damals Oeſterreich im Sinne der Weltbefreiung unternommen, dem ſpäteren Einheitskriege von 1813 moraliſch gewaltig vorgearbeitet. So hat das Wollen Schil's, Dörnberg's, Braunſchweig's u. A. im Jahre 1809 zu Thaten im Jahre 1813 begeiſtert. Deßhalb iſt der Krieg von 1809 der Vorläufer der ſogenannten Freiheitskriege und verdient nicht minder Anerkennung und Bewunderung; denn nicht Rußland's Winter hat Napoleon's Macht gebrochen: die geiſtige Erkräftigung der deutſchen Völker zur Freiheit, die ſie aus dem ritterlichen, ſelbſt im Mißgeſchicke nie an dem endlichen Sieg der Sache der Völker verzweifelnden Widerſtande des Jahres 1809 gezogen, hat dieſes bewirkt. Eine Geſchichte des berühmten Kriegsjahres von 1809, welche mit gleicher Sorgfalt und gleicher Ausführlichkeit alle Partieen dieſes über ſo viele Länder ausgebreiteten Kampfes behandelte, wurde ſchon längſt gewünſcht, und um ſo mehr, da Stutterheim's Werk unvollendet blieb, und Pelet, Valentini, Mufknan, Rothenburg, Mortonval u. A. nicht allen Partieen dieſes Krieges gleiche Sorgfalt oder Ausführlichkeit, oder auch gleiche Luſt und Kritik in ihren Werken zugewandt haben. Es iſt alſo ſehr dankenswerth und erfreulich, daß der ſchon längſt als militär-hiſtoriſcher Schriftſteller geſchätzte Verfaſſer ſich der Bearbeitung einer ſolchen Geſchichte unterzogen hat. Seine Abſicht war lediglich auf die Sache, nicht auf die Perſon gerichtet; Niemanden wollte er verletzen und ſuchte Alles an ſeinen rechten Platz zu ſtellen. Der vorliegende erſte Theil ſchließt mit der glorreichen, trefflich geſchilderten Schlacht von Aſpern. Ueberhaupt iſt der ganze erſte Theil ein lebenvolles Tableau mit den gelungenſten Situationen und Gruppen, anpaſſender Staffage und der vollendetſten Miſchung von Licht und Schatten. Somit ſcheint das Werk eine wichtige Stellung in unſerer Literatur einnehmen zu wollen. Wir empfehlen daſſelbe ſehr, weil es der Empfehlung würdig iſt. Die äußere Ausſtattung iſt ebenfalls ſehr lobenswerth.

W.

Korreſpondenz.

Darmſtadt, im Dez.

(Schluß.)

Wenn ſich aber der Unterricht für die weibliche, wie für die männliche Jugend nicht nur in großen, ſondern auch in kleinen Städten und Dörfern erweitert und verbeſſert hat, und dadurch unſere Zeiten in intellectueller Rückſicht über frühere Zeiten ſich weit erhoben haben: woher mag es nun wohl kommen, daß auch eben dieſe unſere Zeiten in religiöſer Rückſicht und in Vergleichung mit jenen frühern ſo tief geſunken ſind, da doch Intelligenz und Religion, oder Erkenntniß und Glaube nebſt der Verehrung einer Gottheit nicht als gegenſeitige Feindinnen ſich bekämpfen, ſondern als Freundinnen ſich die Hände bieten, aber jene Senkung des religiöſen Zuſtandes unſerer Zeit nicht blos der Gegenſtand einer allgemeinen Klage iſt, ſondern auch vor Augen liegt? Woher mag dies kommen? Man irrt ſich nämlich, wenn man wähnt, dieſe Klage beziehe ſich nur auf große Städte. Denn lieſ't man die bei Ferd. Boſelli zu Frankfurt erſchienene kleine Schrift: „Hat der Staat das Recht, ſeine Diener und Unterthanen auf irgend eine geſetzliche Weiſe zur Beobachtung der öffentlichen Religionsfeier anzuhalten?“ ſo findet man, daß der (öffentliche und folglich auch der verborgene) Religionsverfall in unzähligen Dörfern und kleinen Städten noch größer als in großen iſt; man findet, daß in ſehr vielen kleinen Oertern kaum der vierte oder fünfte Theil der Einwohner an der öffentlichen Verehrung des höchſten Weſens Antheil nimmt, und wird von einem unwillkürlichen Erſtaunen überfallen, wenn ein Beobachter bei dem Morgengottesdienſte eines Dorfes von achtzehn hundert Menſchen nur zwei erwachſene Perſonen wahrgenommen hat und daß daher die in eben dieſem Schriftchen enthaltene Bemerkung: „dieſes Verhalten der Chriſten ſtehet in einem ſehr ſonderbaren und auffallenden Contraſt mit dem in dieſer Rückſicht würdigern Verhalten der Juden, Türken und Heiden. Denn der Jude beſucht ſeine Synagoge, der Moslim ſeine Moſchee und der Heide ſeine Pagode. Alle verehren öffentlich ihren Gott oder ihre ſtummen und hülfloſen Götzen. Welch ein Contraſt iſt es demnach, wenn Chriſten nicht auch ihrem Gott, dem lebendigen Gott, eine öffentliche Verehrung beweiſen?“ ſehr gegründet iſt. Und dieſer öffentliche Religionsverfall findet nicht nur in der proteſtantiſchen, vom Staat abhängigen, ſondern auch in der katholiſchen, vom Staat unabhängigen Kirche ſtatt. Denn die neueſten, aus Wien gegebenen, öffentlichen Nachrichten (welche die Mittheilung der hier ausgeſprochenen Gedanken veranlaßt haben) theilen mit, daß es der Kaiſer für nöthig erachtet habe, ſeinen Beamten die Weiſung zugehen zu laſſen, den öffentlichen Gottesdienſt nicht zu vernachläſſigen, eine Weiſung, welche dieſe Vernachläſſigung vorausſetzt. Eine kurzgefaßte, in dieſem, oder in einem andern öffentlichen Blatte mitgetheilte Beantwortung der Frage, oder die Auflöſung des Räthſels: Woher es komme, daß ſich während der Verbeſſerung oder Erhöhung des intellectuellen Zuſtandes unſerer Zeit der religiöſe ſo ſehr verſchlimmert oder geſenkt hat, möchte daher ſehr intereſſant ſeyn.

Weimar, 15. Dez.

Unter den mancherlei hier beſtehenden wohlthätigen und nützlichen Vereinen, welche für die weibliche Bevölkerung des Landes überaus wichtig und von ſegensreichen Folgen ſind, verdient beſonders der Frauenverein hervorgehoben zu werden. Nach dem veröffentlichten Jahresberichte dieſer patriotiſchen Anſtalten befanden ſich im Jahre 1841 in den Induſtrieſchulen der Centralvereine von Weimar 1148 Kinder, von Jena 472, von Ilmenau 185, von Allſtedt 256, von Neuſtadt a. d. O. 105, des Eiſenacher Unterlandes 307, des Eiſenacher Oberlandes 1181, im Ganzen alſo 3714 Kinder, welchen Unterricht faſt in allen Fächern der weiblichen Arbeiten ertheilt wurde. Dieſe außerordentliche Wirkſamkeit verdient um ſo dankbarer anerkannt zu werden, da dieſe Wohlthat des Unterrichts in der Regel nur den Armern oder verwaiſ'ten Kindern zu Theil wird, welche außerdem nur ſelten Gelegenheit haben dürften, ſich für ihren künftigen Beruf in dieſer Weiſe ausbilden zu können. Dem hieſigen Frauenvereine, deſſen Arbeiten ſeit einigen Tagen öffentlich ausgeſtellt ſind, iſt vor Kurzem auf ſeltſame Weiſe ein werthvolles Geſchenk zugetheilt worden. Daſſelbe beſteht in ſehr ſchönen und feinen Stick- und Strickarbeiten, die urſprünglich einem adelichen Fräulein zum Brautgeſchenk beſtimmt waren, deſſen Annahme aber eben ihres hohen Werthes wegen abgelehnt worden war.

Logogryph.

Ein Muſter für Gatten, dem Untreu' ſtets fern,
Iſt, kopflos, der Tonwelt ein ſtrahlender Stern.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 351. Mittwoch, den 21. December 1842.

Der Meister und seine Violine.

(Nach Anhörung der Milanollo.)

So liege denn im Staube,
Du treuloſe Inſtrument;
Der Scham bin ich zum Raube
Und meine Wange brennt.
Und meine Pulſe ſchlagen,
Die Lippe zuckt vor Schmerz,
Ich kann es nicht ertragen,
Wie mir es iſt um's Herz.

Noch geſtern hielt ich fröhlich
Und trunken dich im Arm,
Beglückt und überſelig,
Anbetend, liebewarm.
Hin, wo die Muſen wohnen,
Bis zu Apollo's Thron,
In jene Regionen,
Trug mich dein Zauberton.

Und heute iſt's vorüber
Mit meinem Künſtler-Stolz;
Ich geb' für einen Stüber
Dich hin, du Stückchen Holz!
Hab' treu an dir gehalten,
War fleißig Tag und Nacht;
Nicht fühlte ich Erkalten,
Mich hob's mit höh'rer Macht.

Hab' Alles dir gegeben,
Selbſt meine Jugendzeit,
Und führt' ein eiſern Leben
In deiner Dienſtbarkeit.
Daß ich zum Opfer brachte
All' meine Freuden dir,
Tyranniſch mich bewachte, —
Was hab' ich nun dafür?

Ein Kind von wenig Spannen
Zerſtört mein feſtes Haus,
Beſchämt geh' ich von dannen,
Mit meinem Ruhm iſt's aus.

Zerbrich, du armer Bogen,
Was ſoll mir deine Kraft?
Die Kunſt hat mich belogen
Und meine Meiſterſchaft.

Was nützen meine Siege?
Ich war ein eit'ler Thor.
Die Kinder in der Wiege
Sie thun es jetzt uns vor.
Schon war mein Fuß gehoben
Zu der Vernichtung Stoß —
Da tönt es wie nach oben
Aus meiner Geige Schooß:

„Was zürnſt du ſo verwegen,
Was hab' ich dir gethan?
Ich ſpende einen Segen,
Der Jedem werden kann.
Willſt du die Roſe meiden,
Die And're auch entzückt?
Willſt du vom Frühling ſcheiden,
Weil er die Welt beglückt?

Die Kunſt iſt wie die Tugend,
Die nach dem Höchſten ringt,
Iſt ew'ge Lebensjugend,
Die jedes Herz durchdringt.
Die, welche an mich glauben,
Sie kennen meine Luſt.
Kein And'rer kann dir rauben
Den Gott in deiner Bruſt.

In wechſelnden Geſtalten
Beſchenkt er Arm' und Reich';
Laß ſeine Zauber walten,
Begeiſt'rung macht euch gleich.
Drum woll' ſo ſtreng nicht richten
Dein ſchuldlos Inſtrument.
Du kannſt mich nicht zernichten,
Bin ich dein Element."

Carl Gollmick.

Digitized by Google

Die Papageien und die Sterneuträger.

Novelle aus den Zeiten des Interregnums.

(Fortsetzung.)

Das Weib sprang auf. In der Höhle war es dunkel, und auf dem Herd glimmten nur noch einige Kohlen. Sie zündete eine Kienfackel daran an und leuchtete dem Fräulein in's Gesicht. Gieda hatte auf ihrem Lager die Augen geschlossen und schlief fest und ruhig; sie hatte kaum den Anfang der düsteren Geschichte des feindseligen Weibes vernommen.

„Sie schläft? — bei meinem grimmigen Haß! sie schläft!" grollte Elsbeth. „Wie ein verlornes Lamm liegt sie unter den Klauen einer Wölfin, und schläft, als läge sie daheim auf ihrer Felsenburg in dem schwellenden Flaum ihres seidenen Bettes? — Wie? Und meine Leidensgeschichte fand nicht ein Mal Eingang in ihr Ohr? erfüllte ihre Brust nicht mit Zweifeln, Zagen, Angst und Entsetzen? — Todverlorenes Kind des Mönchensteins, Du schliefst, und ließest mich nur den schroffen, tauben Felswänden meine erstandenen Qualen klagen?"

„Du irrst! Deine Geschichte fand just das rechte Ohr! Keines Deiner Worte ist mir entgangen!" tönte vom Eingang der Höhle her die mächtige Stimme des Kundschafters.

„Tod und Höllenqual auf Dich und die ganze Brut des Mönchensteins!" schrie das Weib ihm entgegen, sprang in einen Winkel und wieder zurück, und stürzte mit einer drohend gehobenen Axt dem Eintretenden wüthend entgegen; doch Lux wich dem Streich gewandt aus, und im Nu war Elsbeth entwaffnet.

„Gräuliche Geburt der Hölle in Gestalt eines Weibes!" schnaubte Lux sie grimmig an; „so hast Du an einem unschuldigen, wehrlosen Wesen Deine tückische und teuflische Rache geübt? so hast Du mich, der ich aus edlem Stamm entsprossen, zu Dir hinabgezogen in Deinen Schmutz? Du hast einen leibeigenen Knecht aus mir gemacht, der ich zum Herrscher geboren war? Und diese Mißgestalt — sie ist kein Spiel übellauniger Natur; ich habe sie nur Deiner Bosheit zu danken? Mich selbst hast Du zum Einreißer meines Hauses gemacht?"

„Ja, das habe ich gethan!"

„Ha! Weib! fährt nicht lähmendes Entsetzen durch Dein Gebein und wirst Dich zu meinen Füßen? Bebe! Zittre! Du siehst endlich vor Deinem vergeltenden Richter, und die von Dir beabsichtigte Rache wendet Dir nun selbst ihr furchtbares Antlitz zu!"

„Gemach, Herr Junkherr!" entgegnete mit kaltem Hohn die Unerschütterliche. „Besinnt Euch, daß nur in meiner Zunge Eure Adelschaft ruht; daß keine Seele auf der Welt, außer mir und Euch, noch darum weiß; daß Euer noch Vorhandenseyn außer aller Ahnung der Eurigen liegt; und daß jede Eurer darauf bezüglichen Aussagen für Lug und Trug gelten werden, wenn ich nicht durch unumstößliche Beweise Zeugniß dafür ablege! Blickt nach jener Euch so nahe verwandten Jungfrau dort im Winkel; weder meine Erzählung, noch Euer Schnauben hat bis jetzt ihre Augen zu öffnen vermocht. — Dank sey's den unterirdischen Geistern, die in ihre Augenlider bleierne Schwere gossen und ihr Ohr meiner und Eurer Stimme verriegelten! Begreift Ihr's nun, daß Euer Schicksal noch ganz — ganz in meiner Gewalt ist?"

„Giftig Ungethüm, Du hast Dich betrogen! Den schrecklichsten Folterqualen wird Deine verruchte Zunge nicht widerstehen, und unter den fürchterlichsten Marterwerkzeugen sollst Du Deine Beichte laut schreien und heulen."

„Meinst Du? Ohnmächtige Kreatur! wie willst Du ein Weib schrecken, das seit Jahren schon dem Tode sich geweiht!"

„He! Fräulein! Gieda! Schwester! wacht auf! Zuckt Euer frommes Herz nicht krampfhaft zusammen in der Nähe dieses Teufels?" rief der Ergrimmte, und eilte hastig auf die schlafende Jungfrau zu, sie zu wecken. Elsbeth stürzte nach dem offenen Felsspalt.

„Merk' auf, mein Söhnchen!" rief sie im hohnneckenden Ton zurück. „In diesen Abgrund will ich jetzt mich und mein Geheimniß retten; tief da unten sind wir für immer verstummt! Du aber sollst ein niedrig geborner Knecht bleiben und nimmer ein Wappen führen noch aus dem Helm eines Ritters schauen!"

„Halt! halt!" brüllte Lux mit rollenden Augen und schweißtropfender Stirne. „Tretet vom Abgrund zurück, Elsbeth! wir wollen unterhandeln, uns vergleichen!"

„Hahaha! Kann es zwischen uns noch einen Vergleich geben? Nein! Ich sterbe, und Du mußt die Todesangst leiden! Todt werde ich in meiner Rache fortleben; Du bleibst ein Lebendigtodter! An der Schwelle des Paradieses sollst Du gebannt stehen und sie nicht überschreiten dürfen! — Horch! abermals tönt das Glöcklein vom Mönchenstein — es läutet zum Todtenamt der gestrengen Frau Sibylla! hahaha! — auch zu meiner Seelenmesse läutet es! — und drüben die Gluthen von Sct. Magdalena sind die Kerzen an meinem Sarg! — Hu! tief und schwarz gähnt das weite Felsengrab mich an; —. doch ruht sich's majestätischer darin, als eingemauert in einer Nische des Klosters!"

„Halt! Ihr dürft noch nicht hinab!" rief die Donnerstimme ihres enttäuschten Pflealings abermals und mit mächtigen Sätzen eilte er an die Höhlenöffnung, vor welcher, wenige Schritte außerhalb, die schroffe Felsenwand in die ungeheure Tiefe sich hinabsenkte, in einer engen Schlucht fußend; aber er hörte nur noch den Fall der Hinabstürzenden, welche von den aus der Wand hervorragenden Klippenarmen aufgefangen und weiter in die Tiefe geschleudert wurde, verfolgt von abgelöstem, nachprasselndem Gestein.

Mit erdfahlem Gesicht trat der Kundschafter in die Höhle zurück, in deren Mitte die aufgeschreckte Gieda stand und an allen Gliedern zitterte und bebte.

„Herr Gott! was ist geschehen? Ihr habt doch nicht Eure Mutter in jenen Abgrund gestürzt?" fragte sie entsetzt. „War mir's doch, als hörte ich gräßliche Stimmen, die mich zu wecken versuchten; und doch vermochte ich nicht die Augen aufzuschlagen, mich dem Schlaf und der Betäubung, die mich gefangen hielten, zu entreißen."

„Wohl müssen böse Geister Eure Sinne umnebelt haben, Euer Erwachen zu verhindern," erwiederte Lux traurig und in seltsam weichem Ton. „Wäre die Geschichte jenes furchtbaren Weibes, die sich meine Mutter nannte, in Eure Ohren gedrungen, als sie Euch dieselbe mitzutheilen vermeint war, Ihr würdet jetzt an meine Brust sinken, mein Schicksal bewei-nen, mir Eure Theilnahme schenken, mich vielleicht lieben ler-nen; doch das ist nun vorbei. Wollte ich Euch ihre Worte, die ich unbemerkt erlauscht, wiedererzählen, Ihr würdet es als ein fein erdachtes Mährlein achten und mich einen abgefeimten Schalk heißen. Mein Leben war und bleibt ein verlornes. Gestern blickte ich noch mit stolzem Selbstbewußtseyn um mich,

Digitized by Google

unverrückt ein Ziel vor Augen; von heute an werde ich ein entmuthigter Strolch und Landstreicher seyn, einsam und zwecklos mich umhertreibend in dem edlen Gewirre der Menschen, lebensatt, von den Meinigen verkannt, verfolgt, verflucht. Doch kommt nun, Fräulein, draußen vor der Höhle harren die Rosse. Ich führe Euch nun nicht nach Eichenberg zu Ritter Eglin, sondern nach Eurer Burg Mörchenstein an den Sarg Eurer Mutter, für die ich, gleich Euch, trauern und beten will, als sey sie auch meine Mutter. Kommt!

(Fortsetzung folgt.)

Zuchtpolizeigericht.

** Mainz, 19. December.

Je mehr uns heutzutage durch die unendlichen Fortschritte eines jeden Zweiges der Cultur Verwunderung abgenöthigt wird, je freudiger wir überall das rege Streben thätig sehen, durch Schulen, durch Vereine, durch Beispiele in Wort und That die edelsten menschlichen Gefühle und Regungen zu wecken und zu fördern, desto mehr müssen wir erstaunen, desto schmerzlicher muß es uns bewegen, dennoch Handlungen zur Sprache kommen zu hören, für die wir längst in unserm gebildeten Zeitalter keinen Raum mehr glaubten, Handlungen, die einen Jeden, der sie vernimmt, und der nicht entmenscht und gefühllos ist, bis zum Abscheu empören, bis zu Thränen rühren müssen.

Es standen nämlich am 13. d. M. Georg Schwarz, Schornsteinfeger in Mainz, und dessen Frau zweiter Ehe vor der in Strafsachen erkennenden II. Sektion des Kreisgerichts zu Mainz, beschuldigt: Der öfteren wiederholten Mißhandlung ihres leiblichen, resp. Stiefkindes Felicitas Schwarz, während der Jahre 1835 bis 1842.

Unter einem stürmischen Andrange vieler Hundert Menschen, die das Gerichtslokal zu fassen zu enge war, und die deßhalb haufenweise auf der Straße standen, um doch wenigstens bisweilen Nachrichten von dem Gange und den Ergebnissen der Verhandlung zu hören, begann die Sitzung des Morgens um 9 Uhr, und nahm die Thätigkeit des Gerichts nicht nur diesen ganzen Tag, sondern auch den darauf folgenden Donnerstag bis Abends ½ 9 Uhr in Anspruch.

Die Staatsbehörde, vertreten durch Hrn. Substituten Schalk, präsentirte dem Gerichte 39 Belastungszeugen, meist ehemalige Dienstboten, Lehrlinge, Gesellen oder Nachbarn der Schwarz'schen Eheleute; der Vertheidiger Hr. Dr. Zitz seinerseits 12 Entlastungszeugen.

Aus den eidlich bekräftigten Angaben der Belastungszeugen erhellt nun folgendes Sachverhältniß: Schon seit längerer Zeit sprach man, wenn auch nicht laut und öffentlich, doch in vielen Häusern von Mainz von unmenschlichen Mißhandlungen und Züchtigungen, die Schwarz an seinem Kinde erster Ehe verübe, und Schwarz selbst sagt, daß er fast in allen Häusern, in die er kam, deßhalb zur Rede gestellt worden sey. Obschon nun die vielfachen Gerüchte den Familienmitgliedern nicht verborgen bleiben konnten, so dauerte es doch, aus welchen Gründen es auch immer sey, längere Zeit, bis von dieser Seite ein Schritt zur Abhülfe gethan wurde. Endlich wurde auf Veranlassung des Beivormunders und Oheims des Kindes ein Familienrath berufen, um darin zu deliberiren, ob Schwarz wegen seiner vielfachen Mißhandlungen seines Kindes von der ihm als Vater gesetzlich zustehenden Vormundschaft zu destituiren sey, was jedoch der Familienrath auf das Versprechen des Schwarz, sogleich sein Kind in eine auswärtige Erziehungsanstalt geben zu wollen, nicht that. Allein Schwarz erfüllte sein Versprechen nicht, sondern behielt das Kind fortwährend bei sich, und schickte es nur in Mainz in das sogenannte Institut der englischen Fräulein, wo es den Tag über die Lehrstunden besuchte, des Nachmittags und Abends aber wieder nach Hause ging. So blieb die Sache längere Zeit, und an dem Kinde bemerkte man in dem Institute allerdings immer eine große Aengstlichkeit und Schüchternheit, so wie auch öfter Spuren körperlicher Züchtigungen, fand sich jedoch nicht veranlaßt, hierin etwas Anderes zu finden, als die verdienten Strafen für begangene Fehler, sowie auch der Umstand weiter nicht berücksichtigt wurde, daß das Kind oft tagelang, angeblichen Unwohlseyns wegen, nicht die Schule besuchte. In der Zeit vor Ostern d. J. aber traten Ereignisse ein, die über die Lage des Kindes Licht verbreiteten, und durch die der Grund dieser Verhandlungen gelegt wurde. Die als Zeugin abgehörte Lehrerin des besagten Institutes, Fräulein Elisabetha Trunk, eine alte, ehrwürdige Dame, gab mit einer eigenthümlich ergreifenden Stimme, und mit Worten, die jeden Zuhörer tief bewegten, über jene Begebenheiten folgende Erzählung: „In der Woche vor der Charwoche d. J. kam Schwarz zu uns in das Institut, und gab an, seine Tochter Felicitas habe ihm ein Goldstück gestohlen; er fordere uns deßhalb auf, sie 6 Wochen lang bei uns in einer dunkeln Stube bei Wasser und Brod einzusperren. Wir wiesen jedoch dieses Ansinnen mit dem Bemerken zurück, daß diese Strafe viel zu hart sey, und dem Kinde eher schaden, als nützen könnte, indem eine sechswöchentliche Versäumung der Lehrstunden das Kind zu weit im Unterrichte zurückbringe. Schwarz entfernte sich, ohne noch etwas Weiteres zu sagen, und das Kind kam vor wie nach täglich in die Schule. Nach und nach bemerkten wir jedoch, daß es in einem elenden erbärmlichen Zustande sey, indem es meist von Kälte starrend und zitternd erschien, seine Hand war aufgeschwollen, sichtbar von erlittenen Mißhandlungen, und am Arme lief das Blut herab. Entsetzt über diesen Zustand des Kindes, entkleideten wir es, und fanden es am ganzen Körper schwarz und blau; am Arme war eine Wunde. Voll Mitleid stellten und setzten wir das arme Kind, um es wieder zu erwärmen, und zum Unterrichte tauglich zu machen, auf warme Platten, und bogen ihm von Zeit zu Zeit die gekrümmten Finger der kranken Hand, um ihnen ihre natürliche Lage und Gelenkigkeit wieder zu geben. Wir befragten das Kind nach der Ursache seines jammervollen Zustandes, und mit Weinen und Zittern erzählte es uns, daß es für sein Vergehen zu Hause auf das grausamste mißhandelt werde; zwei Mal des Tages werde es ganz entkleidet, und von seinem Vater auf allen Theilen des Körpers mit einer Ruthe gepeitscht; darauf müsse es anhaltend eine längere Zeit knien, und erhielte nach jeder Züchtigung mit der Ruthe auch noch mit einem spanischen Rohre jedesmal vierundzwanzig Schläge auf die Hand, welche ihm auch öfter eine halbe Stunde lang an den Cylinder, aus dem es das Goldstück nahm, auf das heftigste aufgeschlagen werde; es müsse

fortwährend, nur mit einem Teppiche bedeckt, in einem dunkeln und kalten Zimmer auf flacher Erde schlafen, und des Morgens ganz frühe bekomme es von seinem Vater ein paar Lumpen hingeworfen, um seinen Kopf darauf zu legen; später komme alsdann sein Vater, reiße es bei den Haaren in die Höhe, peitsche es, und befehle ihm zu knieen, bis zur Schulzeit. So habe er es auch einmal an den Haaren aufgerissen, es schwebend und zappelnd in der Höhe gehalten, und dann zu Boden geschleudert, wobei es sich am Ellenbogen verwundete. Zugleich klagte das Kind über große Schmerzen im Leibe, und bat und flehte fortwährend, doch ja seinem Vater nichts von seinen Klagen zu verrathen, weil es sonst unglücklich wäre. Elf Tage vor dem von Hrn. Physikatsarzt Dr. Leo aufgenommenen Fundberichte fand ich mich abermals veranlaßt, das Kind zu entkleiden und zu untersuchen. Ich that es, und hatte einen empörenden, ekelhaften Anblick, denn die Oberfläche des Körpers des Kindes sah aus wie ein abgezogener Hase, und aus dem Ellenbogen floß das Blut; ich bekam eine Ohnmacht, denn das Unmenschliche ergreift den Menschen. Wir ließen auf Gründonnerstag den Vater Schwarz kommen, stellten ihm die unmenschliche Behandlung seines Kindes vor, und er versprach uns auf seine Ehre, dem Kinde von nun an nichts mehr zu thun. Trotz unserer Bitten, das Kind bei uns zu lassen, nahm er es mit sich nach Hause. Am folgenden Tage kam das Kind wieder, und sein Zustand war, wo möglich, noch elender, als zuvor, denn sein Vater hatte es, wie es uns auf unser Befragen angab, wegen seiner Klagen bei uns, wieder hart gezüchtigt, die ganze Nacht auf dem Boden liegen lassen, es am Morgen bei den Haaren in die Höhe gezogen und dann zu Boden geworfen, so daß die eben heilende Wunde am Ellenbogen wieder aufgegangen, und blutend, und das Kind seinen Arm zu bewegen nicht im Stande war. Am Tage vor Ostern kam Schwarz wieder zu mir und zeigte und las mir Briefe vor von hiesigen achtbaren Bürgern, die ihm seine Unthaten vorstellten, und ihn zu Besserem zu bewegen suchten; allein statt dies zu bewirken, sagte mir Schwarz: weil mich mein Kind der Verachtung meiner Mitbürger preis gab, werde ich es nun noch zehnmal ärger züchtigen, als ich es bisher gethan.

So weit die Zeugin Trunk.

Während dieser Begebenheiten hatten mehrere Mitschülerinnen des unglücklichen Kindes, voll Mitleid mit seinem Schicksal, den Zustand desselben ihren Eltern erzählt, und sie um Hülfe gegen den rauhen Vater gebeten. Es fühlten sich deßhalb mehrere ehrenwerthe Männer endlich veranlaßt, sich selbst von dem Zustande des Kindes zu überzeugen; sie gingen in das Institut, und fanden leider bestätigt, was die Fama ihnen schon längst zu Ohren gebracht hatte. Unverzüglich begaben sie sich zu dem Beivormunde des Kindes, ließen Schwarz zu sich rufen, machten ihm die ergreifendsten Vorstellungen, und baten ihn, das Kind in eine auswärtige Erziehungsanstalt zu thun, es vor der Hand aber in dem englischen Fräuleinstifte zu lassen. Schwarz versprach es, dankte den Männern noch für ihre menschenfreundliche Theilnahme, und ging mit ihnen in das Stift zu dem Kinde.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

H. König hat seine neueste Novelle „Regina, eine Herzensgeschichte" seinem Freunde Berthold Auerbach, dem Spinoza-Dichter am Rheine, gewidmet. In unsern Tagen, wo die Autoren nur allzuhäufig in Fehde begriffen sind, ist es erfreulich, auch ein Mal etwas vom Gegentheil zu sehen. König's Novelle gehört zu den vorzüglichsten Erscheinungen in diesem Fache. Stoff und Behandlung sind so eigenthümlich und frisch, daß sie das gebildete Publikum anziehen werden. Der Ort, auf dem sich die Handlung dieser Novelle bewegt, ist Frankfurt a. M. und seine Umgebungen. Die neuerlich wieder erwachte besondere Regsamkeit in der deutschen Literatur ist höchst erfreulich, und es bedarf deren um so mehr, um der Ausländerei der Boz-Lektüre und dem übertriebenen Enthusiasmus für Friederike Bremer entgegen zu wirken. J. Mosen mit seinem Romane „der Congreß zu Verona", Spindler mit seinem „Vogelhändler von Imst" und die Frau Paalzow mit „Thomas Thyrnau" bringen entschieden dichterische Werke, die wir getrost den fremdländischen entgegensetzen dürfen; zu ihnen gesellt sich nun die Novelle H. König's, welche hinsichtlich der zarten und poetischen Weise ihrer Auffassung und Durchführung mit Göthe's „Werther" in Vergleichung gebracht werden könnte. Varnhagen von Ense spricht sich in einem uns zur Ansicht gekommenen Privatschreiben mit größter Anerkennung über König's „Regina" aus, und zählt sie zu den besten Erscheinungen neuester Novellistik.

Die „Aachener Zeitung" meldet aus Düren vom 16. Dec.: In der Nacht vom 10. auf den 11. d. M. brachen plötzlich sechs vermummte Männer, wovon zwei mit spießartigen Instrumenten, einer mit einem Gewehre bewaffnet war, mittels Durchbrechung einer Fachwand in das Haus eines Ackerers zu Stammeln ein. Sie drangen bis in dessen Schlafzimmer vor, versetzten ihm und seiner Frau, die ihnen entgegen sprangen, mehrere Stiche, und entfernten sich dann mit einem Schreibpulte, das gegen 800 Thaler enthielt, auf demselben Wege, den sie gekommen. Des Morgens fand man dicht an dem Loche, durch welches sie eingebrochen, ein Geldstück, und so, wahrscheinlich durch eine Ritze des Pultes entfallen, noch mehrere derselben hin und wieder auf dem Weg nach dem benachbarten Dorfe Merken. Wie es scheint, wird diese seltsame Spur auf die Entdeckung der Verbrecher führen, zu deren Verfolgung die gerichtlichen Behörden bereits energische Maßregeln ergriffen haben.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 21. Dezember. Großes Instrumental-Konzert der jungen italienischen Violinspielerinnen Dem. Therese und Marie Milanollo. Vorher geht: Das bemoos'te Haupt, oder: Der lange Israel, Lustspiel in 4 Akten, von Benedix. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 352. Donnerstag, den 22. December 1842.

Die Papageien und die Sternenträger.

Novelle aus den Zeiten des Interregnums. Von E. Maclea.

(Fortsetzung.)

Zweite Abtheilung.

Der Graf von Habsburg.

XI.

Der Graf Rudolph von Habsburg, auch Titular-Landgraf vom Elsaß, war zur Herrschaft geboren; er fühlte aber vor der Zeit seine Bestimmung. Schon in seinen jüngern Jahren durchglühte ihn ein nicht zu bändiger Thatendrang, und seine eigenen Verwandten mußten zuerst die emporstrebende Kraft des werdenden Helden empfinden. Zuerst lag er mit seines Vaters Bruder, dem Grafen von Laufenburg, in beständigem Hader; Schmälerung der Familiengüter gab die Veranlassung: aber fast hätte er sich dieses Streites gereuen lassen, denn er fand in seinem Vetter einen starken Gegner, und von seiner Habsburg aus konnte er die Flammen der ihm gehörigen Stadt Bruck sehen. Doch übermannte er ihn endlich so, daß der erbitterte Ohm ihm das künftige Erbe zu entziehen suchte, und verschiedene Schlösser und Güter an U. L. Frauen-Münster zu Zürich verschenkte, und sich von der Aebtissin wieder damit belehnen ließ gegen Erstattung eines jährlichen Zinses. Auch mit seinem mütterlichen Oheim, dem Grafen Hartmann von Kyburg, lebte er lange Zeit auf feindlichem Fuß. Der ebenfalls kinderlose Graf Hartmann trat deshalb, zum Schaden seines Erben Rudolph, das ganze Kyburg'sche und Lenzburg'sche Erbgut an den Bischof von Straßburg, seinen getreuesten Freund, ab, und band sich selbst, für alle möglichen Fälle, die Hand zum Widerruf.

Die unerschütterliche Treue für den größten aller Hohenstaufen brachte Rudolph zum Ueberfluß auch noch in den Fluch der Kirche. Zu denselben Tagen, da durch Otto's IV. Tod die Hoffnung der Ghibellinen wieder neu sich erhoben, war Rudolph gerade geboren, und, wie schon früher erwähnt wurde, von Kaiser Friedrich II. aus der Taufe gehoben worden. Niemand ahnete damals, daß dieses Kind bestimmt sey, nach Erfüllung des Geschickes aller Hohenstaufen, der von den Päpsten geschändeten Krone des Reichs den alten Glanz wieder zu geben.

Die Aussöhnung mit Laufenburg sowohl als mit Kyburg erfolgte später dennoch. Graf Gottfried war durch Fortsetzung der Fehde mit dem so streitbaren als vielgewandten Neffen arm geworden, und suchte, nachdem er zuvor mit Rudolph sich versöhnt und wieder Freundschaft geschlossen, in England ein neues Glück, und wurde dort der Stammvater einer frischen Dynastie, dessen Zweige sich bis auf unsere Zeiten erstreckt haben sollen. Graf Hartmann aber, zu freundlicheren Gefühlen gegen die Geschlechtsverwandten bewegt, hatte die übereilte Vergebung des Kyburgischen Erbes zurück zu erhalten gesucht. Die Waffen und die Unterhandlungen seines Neffen brachten, trotz des Bischofs von Straßburg Widerstreben, die Sache endlich zum befriedigenden Ziel. Als nun Graf Hartmann alt und kraftlos war, vermeinten die kühnen Bürger von Winterthur das Joch seiner Herrschaft abschütteln zu können, und überfielen ihn unversehens, und brachen ihm seine Burg, zwischen der Stadt und dem heiligen Berg gelegen. Der alte Graf schickte eilends nach Rudolph, seinem Erben und Schwestersohn, welcher gerade in Basel beschäftigt war, seinen Freunden ein großes Fest zu bereiten. Rudolph eilte auf die erhaltene Kunde sogleich nach Winterthur, und entging so dem Untergang, den ihm insgeheim die Papageien und Bürger von Basel zugedacht hatten. Auf dem Weg jedoch erhielt er schon die Nachricht, daß der greise Oheim, im Gram der erlittenen Schmach, gestorben sey, und empfing nun sogleich von allen Vasallen und Dienstmannen der Grafschaft die Huldigung. Das reiche Erbe bestand in der Stadt und Burg Kyburg, Winterthur, Baden im Aargau, in den Burgen Ustri, Windegk, Wandelberg, Schaniß, zwei Liebenberg, Morsperg, Sebenbern und sonst noch viel Lands um Thurgau.

Mit seinem Vetter Heinrich von Neufchatel, nunmehrigen Bischof von Basel, stand Rudolph in früheren Zeiten, wie in dieser Erzählung bereits berichtet wurde, in genauer freundschaftlicher Verbindung. Der Hauptgrund hierzu mochte damals der seyn, daß Beide dahin strebten, den jungen unglücklichen Conradin von Schwaben wieder auf den Kaiserthron zu erheben, weshalb sie sich in allen ihren Interessen und Plänen unterstützten und förderten. Der deutsche Kaiser oder König Richard von Cornwallis hatte sich damals in Deutschland aufgehalten, der Papst Alexander II. war diesem gewogen, und die Bischöfe von Basel und Straßburg, Berchtold von Pfirt, und Heinrich von Stahleck, hielten es ebenfalls mit ihm, während die Gegenpartei in Deutschland, zu welcher auch Rudolph von Habsburg und der Domprobst Heinrich gehörten, insgeheim für den jungen Conradin arbeitete. Richard mußte 1260

Digitized by Google

Deutſchland verlaſſen, und dieſe Abweſenheit ſuchte die Conradin'ſche Partei zu benutzen; die Bürger von Straßburg, gleichwie in Baſel, von dem Grafen Rudolph unterſtützt, empörten ſich wider ihren Biſchof. Berchtold von Pfirt mußte den Geſchäften entſagen und ſich in ein Kloſter zurückziehen, und der Domprobſt Heinrich von Neufchatel wurde zum Biſchof erhoben, wofür er der Bürgerſchaft von Baſel ihre berühmten Privilegien oder die Handveſte ertheilte.

(Fortſetzung folgt.)

Zuchtpolizeigericht.

(Fortſetzung.)

Tief erſchütternd und ergreifend ſoll nun der Auftritt geweſen ſeyn zwiſchen Vater und Kind, und Schwarz ſelbſt konnte ſich der Thränen nicht enthalten; es fiel ihm um den Hals, es umklammerte ſeine Kniee und flehte ihn unter einem Strome von Thränen um Vergebung an, und verſprach mit rührenden Worten, ihn nie mehr durch einen Fehler beleidigen zu wollen. Schwarz erklärte hier den Lehrerinnen ſeinen Entſchluß, das Kind in eine auswärtige Erziehungsanſtalt thun, bis dahin es aber bei ihnen im Inſtitute laſſen zu wollen. Jedoch ſchon denſelben Abend kam die Stiefmutter, es zu holen, wurde aber ohne weiters mit ihrem Anſinnen abgewieſen. Als jedoch Tags darauf, alſo am erſten Oſtertage, Schwarz ſelbſt kam und das Kind holen wollte, und man auch ihm die Herausgabe, geſtützt auf den Willen der Schulkommiſſion, verweigerte, ſo reklamirte er die Hülfe der Polizei, und bedrohte die unterdeß hinzugerufenen Männer, die ſich bisher ſo lebhaft und edel der Sache angenommen hatten, wegen widerrechtlichen Eingreifens in ſeine väterliche Gewalt mit einer Klage. Dieſe kamen ihm aber zuvor und machten über die unmenſchliche Behandlung von Schwarz gegen ſein leibliches Kind die Anzeige bei Hrn. General-Staatsprokurator Parcus. Requirirt, verfügte ſich Hr. Dr. Leo in Begleitung eines Polizeikommiſſärs in das Inſtitut, um über den Zuſtand des Kindes einen Fundbericht aufzunehmen, deſſen Inhalt in einem auffallenden Widerſpruche ſteht mit dem, was die Zeugen Eliſabetha Trunk, Schott und Muffang geſagt, geſehen und gehört haben. Hr. Dr. Leo erklärte die vorhandenen Verletzungen für höchſt unbedeutend, und der anweſende Polizeikommiſſär ließ deshalb das Kind dem Vater verabfolgen.

Doch die Anzeige war gemacht, und die gerichtliche Unterſuchung wurde ſofort eingeleitet. Ihre Reſultate erhellen aus den Depoſitionen der einzelnen Zeugen, die alle darin übereinſtimmen, daß das Kind in ſteter Angſt und Furcht vor ſeinen Eltern war und bei jedem Rufe derſelben zitterte und bebte, daß es hart und unbillig gehalten, über den geringſten Fehltritt ſtreng gezüchtigt und oft unmenſchlich mißhandelt wurde. So gab die Zeugin Barbara Küſter, eine ehemalige Dienſtmagd der Schwarziſchen Eheleute, an: Das Kind, das erſt 5 Jahre alt war, kam eines Tages nach Hauſe und ſeine Stiefmutter fand in ſeinem Arbeitsbeutelchen eine Traubenbeere; als es die Mutter deshalb hart anfuhr, weinte das Kind und bat, es nicht zu ſtrafen, ſeine Tante habe ihm eine Traube geſchenkt und aus Unvorſichtigkeit müſſe eine Beere in den Beutel gefallen ſeyn. Allein die Mutter ſtieß es mit den Worten: „Gehe hin zu deiner Tante!“ auf die Straße, und als die Nachbarſchaft, aufmerkſam gemacht durch das Wimmern des Kindes, ſich entrüſtet über die Ehefrau Schwarz ausließ, riß ſie das Kind wieder in das Haus, und nun ſchlugen beide Eltern erboſt mit Fäuſten auf das kleine Kind und ſperrten es einen halben Tag lang ein. — Eine andere Zeugin, die in der Nachbarſchaft der Schwarziſchen Eheleute wohnte, hörte einmal mehrere Tage lang die kleine Felicitas jammern und ſchreien; ſie rief deshalb das Kind zu ſich und fand, daß es vom Rücken bis zu den Beinen herab blutig geſchlagen war. — Ein dritter Zeuge, Joſeph Ronnemacher, deponirte: Einmal ſah ich, wie Frau Schwarz, weßhalb, weiß ich nicht, das Kind an den Haaren im Hausgange herumſchleifte und es mit Fäuſten ſchlug. Sein Vater, der bald darauf nach Hauſe kam, ſchlug es mit dem ſpaniſchen Rohre, band ihm mit einem Stricke die Hände auf den Rücken und ſperrte es in ein Zimmer ein. Ein andermal ſah ich, daß, während das Kind ruhig unter der Hausthüre ſtand, Frau Schwarz herbeikam, es an dem Halstüchelchen ergriff, und ſo heftig in den Gang zurückſchleuderte, daß es zu Boden ſtürzte. — Ferner gab eine ehemalige Dienſtmagd von Schwarz an: Eines Tages wurde Felicitas fortgeſchickt, um Wein zu holen. Auf dem Heimwege fiel das Kind, zerbrach die Flaſche und verwundete ſich nicht unbedeutend an der Hand. Trotz dem wurde es von ſeiner Stiefmutter, weil es die Flaſche zerbrochen hatte, auf das unbarmherzigſte geſchlagen, von ſeinem Vater aber, bei dem es von ſeiner Mutter verklagt wurde, ſo lange getreten, bis es auf ſein Bettchen fiel. — Catharina Franz, ebenfalls früher in Dienſten bei Schwarz, ſagte aus, daß das Kind eines Abends im Winter zur Strafe 1½ Stunde im Schnee habe ſtehen müſſen. Ein andermal ſey das Kind weinend zu ihr in die Küche gekommen und habe mit Löſchpapier und kaltem Waſſer ſein Geſicht getupft; es hatte nämlich vergeſſen, für ſeine Stiefgeſchwiſter den Thee zu kochen und wurde deshalb mit dem Stocke in's Geſicht geſchlagen. Noch einige Tage ſah man im Geſichte die blauen Male. — Chriſtina Franz und Clara Schwind, beide früher Dienſtmägde bei Schwarz, gaben folgende Thatſache an: In einer Chriſtnacht ſchlief das Kind in dem Zimmer, in welchem Schwarz einen Chriſtbaum zierte. Während ſeiner Beſchäftigung ging er mehremal an des Kindes Bett, deckte es auf, und ſo oft es im Schlafe ſich krumm gelegt hatte, faßte er es an den Beinen, zerrte es gerade und ſchlug es auf das unbarmherzigſte. — Die ehemalige Dienſtmagd Catharina Gabel gibt an: daß, als das Kind eines Tages einen Weck zu holen fortgeſchickt wurde und denſelben unterwegs angebiſſen hatte, ihm zu Hauſe von ſeinen beiden Eltern derart mit Fäuſten in's Geſicht geſchlagen wurde, daß ihm aus Mund und Naſe das Blut ſtrömte, und ſie es in der Küche haben abwäſchen müſſen. — Eliſabetha Schierſtein, ebenfalls früher Magd bei Schwarz, deponirte: Sehr oft ſah ich, wie Schwarz das Kind an den Haaren in die Höhe hob, und es wie einen Hund wegſchleuderte. Einmal war die Urſache einer ſolchen Mißhandlung die, daß das Kind, etwas zu holen fortgeſchickt, nicht ſchnell

Digitized by Google

genug wiederkam. Ein andermal brachte es seinem Vater nicht rasch genug die Stiefel, wurde deshalb von demselben an den Haaren in die Höhe gezogen, und ihm Mund und Nase blutig geschlagen. Wieder ein andermal kam es zu spät aus der Schule, und wurde deßhalb 3 Tage lang in den Keller gesperrt. — Catharina Baus, ebenfalls früher Magd bei Schwarz, sagte, daß sie ein Mal nach einer Züchtigung des Kindes Blutstropfen auf dem Boden gefunden habe. — Die Zeugin Grebert, früher Wärterin bei Frau Schwarz, sah zwei Mal, daß dem Kind, ein Mal, weil es ein Glas Wasser, das andere Mal, weil es den Schlafrock für seinen Vater zu spät gebracht hatte, von demselben mit Fäusten auf die Kinnlade gestoßen wurde. Ein ander Mal, als das Kind wieder etwas der Art verbrochen hatte, schleppte es der Vater vor die Thüre; hier hörte es die Zeugin nur wimmern, sah aber kurz nachher seinen ganzen Hals zerkratzt. — Die Zeugin Gundersdorf sagte aus, daß sie gesehen habe, wie Schwarz das Kind, weil es die Milch überlaufen ließ, mit einem am Ofen liegenden Stück Holz furchtbar mißhandelte. Der Zeuge Gräf, ein Oheim des Kindes, sagte aus, daß eines Tages seine Schwägerin in ganz exaltirtem Zustande zu ihm gekommen sey, und ihm gesagt habe, sie habe gesehen, wie die Eheleute Schwarz ihr Töchterchen zur Strafe stehend essen und lesen ließen, und daß, wenn das Kind ermattet niedersinke, es durch Schläge gezwungen werde, wieder aufzustehen, und sich wie vorher zu stellen. —

Wenn nun schon die bisher erzählten Thatsachen unser Gefühl im hohen Grade empören, so muß aber unsere Entrüstung auf das höchste steigen, wenn wir die Zeugen Christina Hild, Anna Maria Thomas und Anna Götz deponiren hören. Christina Hild macht nämlich folgende Angabe: Als Nachbarin der Schwarzischen Eheleute sey sie das tägliche Jammergeschrei des gezüchtigt werdenden Kindes so gewöhnt gewesen, daß sie es gar nicht mehr geachtet habe. So sey es ihr auch nicht aufgefallen, als eines Tages zwischen 9 und 10 Uhr des Morgens das Kind laut jammerte und schrie. Als jedoch am zweiten Tage um dieselbe Stunde das Schreien des Kindes wieder begann, und länger dauerte, als gewöhnlich, so sey sie in das Schwarzische Haus gegangen, und habe gesehen, wie Schwarz und seine Frau das Kind in der Stube herum schleiften und mit Fäusten schlugen. Am dritten Tage um dieselbe Stunde habe das Jammern des Kindes von neuem begonnen. Sie sey wieder in das Haus hinüber gegangen, und habe gesehen, wie das Kind in's hintere Zimmer der Schwarzischen Wohnung, unter fortwährenden Mißhandlungen seiner Eltern, geschleppt wurde. Fürchtend, Schwarz möchte sie sehen, und ihr hart begegnen, sey sie in dem Hause eine Stiege hinauf gegangen, von welcher man auf die Thüre des hintern Zimmers sehen konnte. Kaum habe sie hier gestanden, so sey dieselbe aufgegangen, die Ehefrau Schwarz herausgekommen, und nun habe sie bestimmt und deutlich gesehen, wie das Kind, nur mit Hemd und Unterrock bekleidet, an Händen und Füßen geknebelt, jammernd auf dem Boden lag. Und wie war es geknebelt! Die zusammengebundenen Händchen waren zwischen den Beinen durchgesteckt, und hinten zwischen Beinen und Händen sah ein Stock. Empört über diesen Anblick, sey sie, Zeugin, sofort zum Oheim und Beivormund des Kindes gegangen, um ihn um Hülfe und Schutz gegen diese Unmenschen anzurufen. Der Oheim verfügte sich sogleich in die Schwarzische Wohnung, und fand wirklich das Kind, jedoch jetzt nur noch an den Händen, geknebelt, im Schranke stehen, und zwar waren dieselben so fest zusammengeschnürt, daß er den Strick nicht aufbinden konnte und er ihn deshalb entzwei schneiden mußte. Noch lange sah man die Spuren dieser Mißhandlung an den Armen des Kindes. Diese ganze Thatsache wird noch unterstützt durch die Aussage der Anna Maria Thomas, die zu jener Zeit bei Schwarz diente, das Factum gerade so, wie die Zeugin Hild erzählte und außerdem noch hinzufügte, daß sie gesehen habe, wie die Ehefrau Schwarz das am Boden liegende wimmernde Kind mit Füßen trat. Dieselbe Zeugin Hild sagte auch aus, daß sie öfter gesehen habe, wie Schwarz das Kind an den Haaren faßte und ihm sein Köpfchen so lange auf die Tischkante stieß, bis das Blut rann, und als sie sich einmal um die Ursache dieser Strafen erkundigte, erfuhr sie, das Kind habe einen Griffel zerbrochen! So war sie auch mehremal Zeuge, wie die Ehefrau Schwarz das Kind, aus welcher Ursache wisse sie nicht, mit einem Bündelchen beladen, scheltend zur Hausthüre hinausjagte und wie dann das kleine Kind bittend und flehend seine Händchen gegen die harte Mutter ausstreckte und mit den rührendsten Worten versprach, brav seyn zu wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Frau oder Madame.

(Ein offenes Sendschreiben an den Redakteur der Didaskalia.)

Mein Herr oder besser Monsieur!

Die Ansprüche, welche Sie in No. 345 Ihres geschätzten Blattes an eine sogenannte „rein deutsche Richtung" gemacht haben, mögen im Ganzen richtig seyn. Ich gebe auch zu, daß es mir lächerlich vorkommt, wenn sich mein Schneider, ein Bayer oder Schwabe, ich weiß es nicht genau, Tailleur de Paris nennt, und gebe zu, daß ich auf einer empfindsamen Reise mit meinem Manne, die ich verwichenen Sommer gemacht, im Hôtel de ober au géant, riesenmäßig geprellt worden bin, was vielleicht in einem bescheidenen deutschen Gasthofe, wo die Kellner noch das Deutsche nicht verlernt haben, nicht geschehen wäre. Ich gebe auch zu, daß sogar mancher deutsche Gasthof mit seinem Hôtel de la oder au und à la höchst komisch germano-gallisch lautet. Exempla sunt odiosa, sagt mein Mann und meint, daß in dieser Hinsicht der wunde Fleck, am allerwenigsten in Frankfurt, zu berühren sey. — Alles möglichst richtig und wahr! Hinsichtlich Ihres Zurufs aber an die deutschen Madamen, sich statt dieses Ehrentitels des eintönigen Vorworts Frau zu bedienen, sogar dem Hausgesinde deßwegen eine Anwartschaft und Gleichstellung (Emancipation) zu geben, haben Sie nicht nur eine Unkenntniß der Gründe verrathen, welche deutsche Madamen zu diesem Prädicat berechtigen, sondern dieselben deutschen Madamen müssen auch feierlichst gegen eine solche, durch Emancipation hervorgerufene Aufregung des Haus-

Digitized by Google

geſindes proteſtiren. Hier der Beweis für Ihre gänzliche Unkenntniß der Gründe! Schlechtweg werden wir Frauen die Ehehälfte des Mannes genannt, uns kommt daher auch die Hälfte der ihm gewordenen Ehre zu. Daher, wenn wir auch weder promovirt, noch doctorirt, noch (lateiniſch wenigſtens) diſputirt haben, wenn wir auch weder gebaut haben, noch wenn uns etwas eingefallen iſt, wenn wir weder etwas inſpicirt, noch jemals ein Decret geſchrieben haben, werden wir dennoch zur Profeſſorin, Doctorin, Bauräthin, Inſpectorin und Secretairin. Hierbei erhalten wir den Vornamen Frau, das Anhängſel in fällt als veraltet weg, wir werden ganz zur Frau Doctor, Profeſſor ꝛc. Indem wir in dieſem Falle auf der Stufenleiter der ſtaatsbürgerlichen Rangordnung mit einem Beine über den niederen, untitulirten Menſchenkindern ſtehen, fußen wir mit dem andern Beine bei dieſen und laſſen uns ſo das Prädicat: Frau gefallen. Haben Sie ſchon jemals von einer Madame Doctor, Madame Geh. Hofrath ꝛc. gehört? Wollen Sie perfiderweiſe das Wort Madame im Preis ſinken laſſen, ſo ſprechen Sie nur jene Titulaturen aus! Was aber entſchädigt uns für den mangelnden Titel, mit welchem wir uns ſo wohl gefallen, wenn wir ihn — alle hätten? Das Beiwort Madame! Heil unſern Männern, daß ſie uns Erſatz für die nackte, eintönige Benennung Frau da gegeben haben, wo das Höchſte, was der Deutſche erreichen kann — ein Titel oder ein Adelsdiplom, ihm noch nicht geworden! Darum, ſehen Sie, gehört uns Titelloſen der Name Madame, ſo lange wir noch nicht auf die Stufe nationaler Bildung und Ehre gekommen ſind, wie die Franzoſen, wo das Weib des Königs, im Namen, nicht das geringſte Vorrecht vor dem Weibe des Geringſten ſeiner Unterthanen hat. Behalten wir vor der Hand das, was vielleicht Mancher als einen mit uns auf die Welt gekommenen Plunder erklären möchte! — Aber wie? das Geſinde ſogar ſoll den ſchönen Titel Madame, dieſes nur einigermaßen entſchädigende Prädicat, vergeſſen, wo der Frau Rath, Frau Doctor, Profeſſor, Inſpector ꝛc. der Titel in Küche, Kinderſtube, Keller und Geräthkammer nachfolgt? Haben Sie nicht ſchon Männer geſehen, welche, nachdem ſie die Würde des Galarocks abgelegt, in einem, auch gemeineren Menſchenkindern, eigenen Schlafrock einherwandelten, und den Orden, ſey's auch mit einem Zipfelchen Band nur, darauf geheftet trugen, auf daß der Reſpekt nicht weiche beim Anblick der gröberen Hülle? Sollen auch wir vergeſſen, was man ſich in den Augen Anderer ſchuldig iſt, und ſoll die „ſtolze Perſönlichkeit“, wie ſich ein geiſtreicher Mann ausdrückt, im Hinblick auf das Gemein-Menſchliche weichen? Seiner Zeit — es war eine altmodiſche, die Dichter ſprachen Deutſch und die Wörterbücher der Proſaiker waren die Hälfte ſo dick wie jetzt — ſeiner Zeit konnten ſich die Frauen noch die Ueberſchrift von Schillers Gedicht: Die „Würde der Frauen“ gefallen laſſen, jetzt würden wir die Würde der Madamen erwarten. Es gibt nur eine ſchwache Stelle (ich ſage es Ihnen im Vertrauen), wo wir aus der Rolle der Madamen fallen. Es geſchieht dies, wenn wir zu einander und von einander ſprechen. Hier kommen ſich die unbetitelte Madame und die betitelte Frau auf halbem Wege der Stufenleiter der Rangordnung entgegen und begrüßen und beſprechen ſich als Frauen, als Arten des Generis feminini — ſagt mein Mann. Hinſichtlich der Entſtehung und des Gebrauchs des Wortes „Fräulein“ ſtatt „Mademoiſelle“ ſind Sie übrigens auch im Irrthum. Jene deutſche Bezeichnung iſt theils ein Ueberbleibſel aus der deutſchthümlichen Zeit, wo auch die Madamen mit Stumpf und Stiel ausgerottet waren, und wo uns noch ein Rock nach deutſchem Schnitte einig umfing; theils betrachten wir die Bezeichnung Fräulein als eine Gleichſtellung mit dem hohen Adel, deren Töchtern ſie allein ſonſt zukam. Das iſt der Grund, mein Herr, nicht unſere ſogenannte rein deutſche Geſinnung! Denn wir geſtatten nicht im Hauſe, daß uns die Stubenmagd mit der Waſchfrau durch den Zuruf „Frau“ auf eine gleiche Stufe ſetzt, wir geben für unſer Theil, als Unbetitelte, nicht die „Madame“ auf, aber wir hören es gerne, wenn das kleine Abbild unſerer ſtolzen Perſönlichkeit, wenn die Tochter des Hauſes dem Diminutiv der „adeligen Frau“ gleich wird! Freilich ſpielt uns auch hierin der immer mehr überhand nehmende Freiheits- und Gleichheitsgeiſt den ärgerlichen Streich, daß wir unſere Schneidermamſells und Handwerkstöchter ebenfalls zu „Fräuleins“ erhoben ſehen müſſen; aber wir tröſten uns damit, daß ihre Mütter von uns und unſern Männern nie zu Madamen erhoben werden, ſo eiferſüchtig dieſe auch den Namen für ſich im Hauſe in Anſpruch nehmen.

Dieß, Herr Redakteur, die Gründe, warum uns deutſchen untitulirten Frauen die Benennung „Madame“ von Gott und Rechtswegen gebührt und warum wir uns im Angeſicht des in dieſer Hinſicht — einigen Deutſchlands gegen die einſylbige deutſche Benennung „Frau“ feierlichſt verwahren.

Frankfurt, den 17. Dec. 1842.

Madame N. N., née N. N.

Korreſpondenz.

Gotha, 15. Dez.

So eben ſind „Gotha's Erinnerungen“ von Adolf Bube erſchienen, welche in einer höchſt anſprechenden Darſtellung die ſchönen Tage ſchildern, welche Gotha — Stadt und Land — beim Einzuge der durchlauchtigſten Erbherrſchaften ſah. Wir machen Alle, die an dem für das regierende Haus Coburg-Gotha ſo frohen Ereigniſſe, wie überhaupt an einer volksthümlichen Begeiſterung ein Intereſſe nehmen, auf jene Schrift aufmerkſam, indem wir überzeugt ſind, daß ſie dieſelbe nur mit hoher Befriedigung leſen werden. Außer der höchſt anziehenden Schilderung der Feſtlichkeiten ſelbſt, unter welchen die Erbherrſchaft ihren Einzug in Gotha hielt, ſind uns hier auch mehrere Gedichte mitgetheilt worden, die bei dieſer Gelegenheit dem jungen Fürſtenpaare geweiht wurden. Unter jenen Gedichten finden ſich einige von Bube ſelbſt. Außerdem müſſen wir aber auch auf die höchſt prachtvolle Ausſtattung des Werkchens aufmerkſam machen; die beigegebenen Darſtellungen ſind nach Zeichnungen des Hofbauraths Eberhard und des Hofmalers Krüppel in der berühmten artiſtiſchen Anſtalt von Arnz in Düſſeldorf gefertigt worden und gewiß eine recht erfreuliche Zugabe.

Theater-Anzeige.

Donnerſtag, 22. Dez. Der Sohn der Wildniß, Drama in 5 Abth., von Fr. Halm.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 353. Freitag, den 23. December 1842.

Das ewige Gotteswort. *)

Gepriesen sey allüberall
Das ew'ge Gotteswort,
Gepriesen sey mit lautem Schall
Der Wahrheit starker Hort!
Da es vom Himmel ward gegeben,
Um zu entzünden Licht und Leben,
Um zu heilen der Menschheit Schaden,
Um zu warnen vor Todespfaden,
Um zu reißen aus Sklavenketten
Und verlor'ne Kinder zu retten,
Auf daß beglückt nach oben, nach oben
Alles Unsterbliche werde gehoben —
Da wurden geweckt
Die finstern Gewalten;
Sie sahen erschreckt
Das Wort sich gestalten,
In himmlischen Flammen
Den Geist sich ergeh'n,
Und traten zusammen,
Den Kampf zu besteh'n.

Sie wollten das Wort vernarren,
Entreißen seinen mächt'gen Geist.
Aber mitten durch die Speere
Unüberwundener Heere
Ging es ihrer spottend dreist.
Sie wähnten es tief gebettet,
Wo keinen Strahl hinschickt das Licht.
Sie wähnten es fest gekettet
Mit Banden, die kein Arm zerbricht.
Nacht sollte es ewig verbergen,
Sie dachten sich, Wunder, wie klug!
Da rauschte hoch über den Zwergen
Weithin der entfesselte Flug.

Sie wollten das Wort erwürgen,
Tödten seinen mächt'gen Geist.
Erschlugen die treuen Boten,
Da wuchs aus der blutig rothen
Befruchtung das Wort zumeist.
Aus jedem Tropfen vergossen,
Der heil'gen, Gottbeschirmten Saat,
Geharnischte sind entsprossen,
Aus jedem Opfer eine That!
Umsonst, daß metallene Hände
Zerbrachen die Hülle vom Wort;
Die himmlischen Stimmen ohn' Ende,
Sie tönten beseligend fort.

Sie wollten das Wort vergiften,
Fälschen seinen mächt'gen Geist.
Die Wahrheit sollte sich schmiegen
Fein unter das Joch der Lügen,
Von Wahn und Tücke umkreis't.
Das Netz war listig gesponnen,
Die Nacht des Sieges schon gewiß:
Da scheuchten ewige Sonnen
Zur rechten Zeit die Finsterniß.
Pfingststürme befreieten wieder
Der Kirche verdunkelten Stern,
Und über geweihete Glieder
Ergoß sich die Fülle des Herrn.

Nun wollen das Wort sie läugnen,
Lästern seinen mächt'gen Geist.
Sie wollen mit Federstreichen
Zerschmettern die Siegeszeichen,
Die Himmel und Erde preis't.
Der Armuth lüstet's zu richten,
Was reichste Gotteshuld vollbracht.
Der Dünkel strebt zu vernichten
Die starken Burgen seiner Macht.
Doch während die göttlichen Quellen
Verschütten gar möchte ihr Zorn,
Strömt labende Wellen auf Wellen
Stets weiter der himmlische Born.

*) Aus: „Ich weiß, an wen ich glaube. Stimmen des Lebens in evangelischen Liedern von Dr. K. M. Kirchner, ev. lutherischem Stadtprediger in Frankfurt am Main. Mit einem Stahlstiche. Frankfurt a. M., Verlag der Hermann'schen Buchhandlung. J. C. Eschland. 1843."

Digitized by Google

Gepriesen drum sey überall
Das ew'ge Gotteswort!
Gepriesen sey mit lautem Schall
Der Wahrheit starker Hort!
Vom Himmel ward es uns gegeben,
Zum Himmel soll es uns erheben.
O Kleinod, das die Seele schmücket!
O Wonne, die den Sinn entzücket!
Du Licht auf allen unsern Wegen,
Des Weltenvaters bester Segen —
Kraft Gottes, erreitend Alle, die glauben,
Dich soll kein Feind uns Begnadigten rauben!
Wir halten bei dir,
Und stehen geschaaret
Um Gottes Panier,
Vom Geiste bewahret.
Ja, allwärts erscheinen
Die Banner des Herrn:
Der Sieg des Dreieinen
Ist nimmermehr fern!

Die Papageien und die Sternenträger.

Novelle aus den Zeiten des Interregnums.

(Fortsetzung.)

Nun aber hatte sich mit der Zeit Alles anders gestaltet, und andere Endzwecke wurden verfolgt. Conradin von Schwaben hatte zu Neapel sein Haupt unter Henkershand verloren, und das Band, welches den neuen Bischof von Basel und den Grafen von Habsburg hauptsächlich zusammen gehalten, war nun gelöst worden. Heinrich von Neuschatel bedurfte jetzt nicht mehr der Unterstützung seines streitbaren Vetters, und scheute dessen mächtig um sich greifende Hand; Rudolph hingegen wollte sich nicht durch den hochmüthig gewordenen Bischof auf seiner Heldenbahn hemmen lassen. So konnte es nicht fehlen, daß der bereit liegende Zunder bald Feuer fing, und der Haß in hellen Flammen zwischen den beiden ehemaligen Freunden auflohderte. Der Bischof gab zuerst seinen Groll an den Tag, als seiner Schwester Söhne, die Grafen von Toggenburg, von der Stadt Zürich befehdet wurden, und Rudolph von Habsburg ihnen half; aber bald hatte es der geistliche Fürst bitter zu bereuen. Graf Rudolph fing jetzt an, ihn hin und wieder zu necken, und der Bischof mußte ihm mehrere Male erkleckliche Summen zahlen, um ihn sich vom Halse zu schaffen. Aber bald wollte sich der Habsburger nicht mehr damit begnügen; er wollte Hauptmann oder Schirmvogt der Stadt Basel werden. Die Reichsländer Schwyz, Uri und Unterwalden, die Stadt Zürich, die Bürger von Straßburg, hatten schon das Beispiel hievon gegeben, und auch die Gotteshausleute von St. Gallen waren demselben gefolgt. Zu Wohlen, unfern den Ufern der Reuß, stand einst Habsburgs Ahnherrn, Guntrams des Reichen, unansehnliche Wohnung, als er 973 von Kaiser Otto gröchtet war; im Laufe von 300 Jahren hatten sich seine Nachkommen zu den mächtigsten Grafen des Schweizerlandes empor geschwungen, und mit Riesenschritten ging sein Urenkel Rudolph nie geahnter Macht und Größe entgegen.

Das Städtethum, begünstigt durch die Wirren des verwaist'ten Reiches, durch den ununterbrochenen Hader der Gewaltigen, erstarkte indessen zusehends; die Masse der Bürger fing bereits an, ihr Gewicht in die Wagschale der Ereignisse zu legen. Es entstanden Zünfte und bürgerliche Corporationen, den adeligen entgegengesetzt; und wollten die dominirenden Herren ihres Beistandes sich versichern und ihre Treue sich erhalten, so mußten sie denselben Rechte einräumen und Privilegien zugestehen. Schon 1247 stiftete der mächtige Bürger Watbodo zu Mainz den rheinischen Städtebund; zu ihm gehörten Aachen, Köln, Bonn, Worms, Speier, Straßburg, Schlettstadt, Colmar, Basel, Zürich, Freiburg, Heidelberg und Frankfurt. 1255 wurden in einer Tagsatzung, durch Vermittlung eines kaiserlichen Hofrichters, die Artikel des Bundes festgesetzt. So erwuchs aus dem Interregnum des Reichs rasch eine neue und günstigere Aera für das deutsche Volk in den Städten, als die Vergangenheit war, und nur der Bauernstand schmachtete noch, mit Ausnahme weniger Freien, in den eisernen Banden der Leibeigenschaft.

Ein Zeitraum von fast zwei Decennien war verflossen, seitdem der Graf von Habsburg die Stadt Basel zu überrumpeln versucht, und seine Krieger das Kloster St. Magdalena niedergebrannt hatten, und noch immer dauerte die Feindschaft und Fehde zwischen den Ritterschaftsparteien des Sisgaues als Sternenträger und Papageien fort; erstere waren sogar, als die im Nachtheil stehenden, ganz aus den Ringmauern der Stadt verbannt, und hielten sich zum Theil in ihren festen Burgen eingeschlossen, theils trieben sie sich, ihrer Stamm- und Lehnssitze beraubt, bei ihren mächtigen Freunden unter dem hohen Adel, oder in fremden Ländern als Abenteurer umher. Das deutsche Reich war ohne Oberhaupt und der päpstliche Stuhl ohne Papst; die Mächtigsten des Reichs und der Kirche thaten, was ihnen eben beliebte.

Im Sisgau hatte sich in den früheren Verhältnissen der Personen Vieles geändert. Die Insul Bischofs Berchtold trug jetzt, wie schon gesagt wurde, Heinrich von Neuschatel, der nun auf dem geistlichen Fürstenstuhl ganz andere, den früheren meist entgegengesetzte Gesinnungen hegte, als er als dem Bischof untergeordneter Domprobst einst an den Tag gegeben; die ehemaligen Freunde hatten sich nun größtentheils in Feinde, und die früheren Feinde in Freunde verwandelt, je nachdem die verschiedenen Interessen es erheischten. So waren jetzt die Papageien mit dem neuen Bischof Heinrich eng verbündet, während das gräfliche Haus derer von Pfirt die Sternenträger unterstützte

(Fortsetzung folgt.)

Zuchtpolizeigericht.

(Fortsetzung.)

Die Anna Maria Göz, früher Dienstmagd bei Schwarz, deponirte Folgendes: Ich habe oft und zur Genüge gesehen, daß das Kind hart und unmenschlich behandelt wurde. Beständig schwebte es vor seinen Eltern in Angst, wie konnte es denselben etwas recht machen; saß es z. B. bei Tische nicht ganz gerade, oder hielt es Löffel und Gabel nicht so, wie sein Vater es ihm befohlen hatte, so wurde es mit den abscheulichsten Schimpfworten belegt, und mit den Händen

Digitized by Google

in's Gesicht geschlagen. Ein Mal klagte das Kind beim Schlafengehen über große Schmerzen im Rücken, angeblich, weil es sein Vater dahin getreten habe, und als ich darnach sah, fand ich in seiner Seite eine blutende Wunde.

In dem immer wachsenden Abscheu des Publikums gegen so unnatürliche Eltern kam aber noch der größte Ekel, als diese Zeugin, wiederholt von dem Herrn Vice-Präsidenten auf die Wichtigkeit ihres Eides, auf das fast Unglaubliche ihrer Aussage aufmerksam gemacht, dennoch fest und bestimmt, und unter Versicherung der Wahrheit ihrer Angabe, erzählte: Eines Morgens sey das Kind blaß und übel aussehend zu ihr gekommen; sie habe es nach der Ursache gefragt, und von dem Kinde gehört: sein Vater rufe ihm öfters des Nachts zu, und frage es, wie viel Uhr es sey; könne es alsdann seinem Wunsche nicht genügen, so ergreife er es voll Wuth, zerre es unter beständigen Schlägen aus dem Bette, reiße ihm den Mund auf, und speie ihm hinein! Darüber ekle es sich, und es sey ihm deshalb, weil sein Vater es auch wieder diese Nacht gethan habe, übel. Und wirklich, fährt die Zeugin fort, mußte sich das Kind in meiner Gegenwart erbrechen, was noch an mehreren der folgenden Tage geschah, immer, wie mir das Kind sagte, aus derselben Ursache!

Allerdings beruht diese Aussage der A. M. Götz, so wie noch viele andere Aussagen, nur allein auf der Angabe des Kindes, und es hat sie deshalb der Herr Vertheidiger als unwahr, und als von dem sich gerne interessant machenden Kinde erlogen, bestritten. Allein bedenkt man die vielen andern graven Mißhandlungen, nicht angegeben vom Kinde, sondern von Augenzeugen; bedenkt man, daß das Kind selbst schon beim Rufe seiner Eltern vor Angst zitterte und bebte, und daß es, wohl wissend, wie hart es schon wegen des kleinsten Vergehens gezüchtigt wird, sich gewiß nicht unterstanden haben würde, derartige Beschuldigungen gegen seine Eltern zu erlügen, denen es ja immer nach der einstimmigen Aussage aller Zeugen mit kindlicher Ehrfurcht und Liebe begegnete, indem es nie das Haus verließ, ohne ihnen mit den Worten: „Adieu, lieb' Väterchen, Adieu, lieb' Mütterchen!" die Hand zu küssen, so wird man zwar zugeben, daß die Angaben des Kindes vielleicht übertrieben, aber gewiß nicht grundlos und rein erlogen sind.

Und welche Ursachen lagen diesen beispiellosen Züchtigungen zu Grunde? Wahrlich, die kleinen Vergehen des Kindes, wie das Zerbrechen eines Griffels, das Verkritzeln der Stühle, das Verlieren, Beschmutzen oder Verleihen eines Schulbuches ꝛc. ꝛc. mögen wohl eher ein Deckmantel, als ein wirklicher Grund der Mißhandlungen gewesen seyn. Das wahre Verhältniß, die wahre causa movens möchte sich vielmehr ergeben aus dem, was die Zeugen Sonntag und Gundersdorf deponiren. Letztere nämlich, früher Dienstmagd bei Schwarz, gab an, daß sie oft gesehen habe, wie die kleine Felicitas, das Kind erster Ehe, vom Vater sowohl als auch von der Stiefmutter aus bloßem Hasse übel behandelt wurde. So habe unter andern einmal die Frau Schwarz in ihrem, der Zeugin, Beisein das Kind, ehe es in die Schule ging, und seiner Mutter adieu sagte, zurückgestoßen und gesagt: es sey gerade so ein Dickkopf, wie seine Mutter; (die Ehefrau Schwarz erster Ehe)! Der Zeuge Sonntag sagte in der Sitzung: sie war die Hetzerin von Allem, und diese Angabe wird vielfach unterstützt durch andere Zeugen, welche zugegen waren, wie die Ehefrau Schwarz ihrem Manne bei seiner Nachhausekunft alle möglichen Vergehen des Kindes anzeigte, worauf derselbe, ohne vorherige Untersuchung, mit Allem, was ihm zur Hand war, auf das Kind schlug. Und so möchte die Staatsbehörde wohl Recht haben, wenn sie sagte, die Ehefrau Schwarz habe das alte Sprüchwort zur fürchterlichen Wahrheit gemacht, daß, wo eine Stiefmutter, auch meist ein Stiefvater sey!

Das grelle Licht, in dem die Eheleute Schwarz bisher erschienen, wird allerdings einigermaßen gemildert, wenn wir durch glaubhafte und unverdächtige Entlastungszeugen Thatsachen erzählen hören, die wirklich eine große Verdorbenheit des Kindes verrathen. So ist unter anderen folgende Begebenheit, der Grund der von der Zeugin Trunk angegebenen Mißhandlung, wirklich constatirt. In der Zeit vor Weihnachten 1841 stand eines Nachts das Kind aus seinem Bette auf, schlich sich in das Schlafzimmer seiner Eltern, nahm aus den Kleidern seines Vaters den Schlüssel zum Cylinder, eskamotirte aus demselben ein Zehnguldenstück, und brachte mit derselben Geschicklichkeit auch wieder den Schlüssel an seinen ursprünglichen Ort zurück. Des andern Tags verständigte es sich mit einer Kamerädin, ließ durch diese das Goldstück wechseln, versteckte einen Theil des gewechselten Geldes unter der Schulbank, den andern Theil trug die Helferin in einem Beutelchen unter den Kleidern. Von diesem Gelde zehrten nun die beiden Mädchen bis gegen Ostern 1842, und verschafften sich dafür Naschwerk und sonstige Ergötzlichkeiten. Schwarz, dem schon öfter Silbergeld entwendet worden war, mußte diesen bedeutenden Diebstahl natürlich sogleich entdecken, und da er nirgends die Spur des Thäters fand, es ihm auch unbegreiflich war, wie aus dem Cylinder, zu dem er doch den Schlüssel stets in der Tasche hatte, das Geld entwendet worden seyn konnte, so fing er an, einen schlimmen Verdacht zu hegen, und es fanden schon Mißhelligkeiten unter den Eheleuten selbst statt. Nicht im entferntesten vermutheten sie in Felicitas den Dieb, zudem, da dieses Mädchen immerwährend seine Verwunderung aussprach, wie doch das Geld habe entwendet werden können! Natürlich gingen die Eheleute Schwarz auch ihre damalige Dienstmagd an, die aber im Gefühl ihrer Unschuld hoch und theuer versicherte, nicht der Thäter zu seyn, und endlich selbst auf Aufforderung und in Begleitung der Ehefrau Schwarz auf diese Versicherung im Dome das heilige Abendmahl nahm, Felicitas sah und hörte dies Alles, verwunderte sich vor wie nach über das Abhandenkommen des Geldes, und gab sogar zu, daß die Magd trotz ihrer durch ein Sakrament bekräftigten Versicherung das Haus und den Dienst verlassen mußte. Endlich wurde die schlaue Diebin entdeckt, als sie sich über eine neue Stahlfeder, die sie mit dem gestohlenen Gelde erkauft hatte, nicht ausweisen konnte. Bedrängt, gestand sie, und den Ueberrest des Geldes fand man noch theils unter der Schulbank, theils im Verwahr der getreuen Kamerädin.

Diese und ähnliche Begebenheiten lassen es allerdings entschuldbar finden, wenn ein Vater in der ersten Aufregung sein Kind hart züchtigt, ja vielleicht mißhandelt, denn er ist das Ausrotten eines solchen Fehlers seinem Kinde selbst, sich und der Ehre seines Hauses schuldig. Allein diese Strafen müßten in der ersten Aufregung und wegen so graver Veranlassungen vorgenommen werden, nicht aber wegen des Zerbrechen eines Griffels ꝛc., und noch weniger dürfen sie in

Digitized by Google

ein wahres Marter- und Prügel-System ausarten, wie es bei Schwarz eingeführt gewesen zu seyn scheint.

(Schluß folgt.)

Festgeschenke.

Wenn die bei weitem größere Zahl der Festgeschenke, welche gegenwärtig zur Feier des schönsten Abends im Jahre ausgewählt und gekauft werden, sich auf äußerliches Bedürfniß, auf Toilette und Putz, auf Ausschmückung der Gemächer, auf angenehme Ueberraschung oder Spiel und Zeitvertreibe beziehen, so ist nur ein kleiner Theil auf geistige Bedürfnisse berechnet. Bücher werden am wenigsten zu Gaben der Liebe und Freundschaft verwendet, da sie am wenigsten in die Augen fallen und weder auf der Promenade noch im Theater zur Schau getragen werden können. Höchstens wird ein Bilderbuch für den kleinen Fritz, ein Kochbuch für die Mutter, oder ein Gebetbuch für die Tante gekauft. Doch gibt es der guten und vortrefflichen Schriften so viele, aus denen man eben so viel lernen könnte, als aus ein Paar neuen Ohrringen, einem Muff oder einem seidenen Kleide. Um nicht in das Gebiet der Satyre zu gerathen, und nicht das Höchste, was es für uns gibt, die Gunst unserer schönen Leserinnen, auf's Spiel zu setzen, gehen wir gleich zu unserer Aufgabe über und heben aus der Menge freundlicher Bücher zwei fast ganz neue, zu Festgeschenken besonders geeignete, hervor. Das erste ist die so eben erschienene neue Taschenausgabe der Gedichte von Ferd. Freiligrath (Stuttgart, bei Cotta.) Fünf Auflagen und eine demnächstige, schon unter der Presse sich befindliche sechste beweisen, daß der genannte Dichter, trotz aller Befehdungen, sein Publikum gefunden und im deutschen Vaterlande festen Fuß gewonnen hat. Langweilig ist der Vorwurf, daß er am liebsten die Sandsteppen von Arabien und Afrika durchwandere und gerne auf hoher See oder unter den Palmen verweile. Warum sollte dem Dichter die freie Wahl seines Stoffes nicht verstattet seyn, und warum sollte er ein neues Gebiet nicht erobern und behaupten dürfen? Freiligrath hat sich nicht, gleich hundert Andern, auf breitgetretener Straße bewegt, sondern er geht auf eigenem Wege, er ist orginal, und dies gerade scheint uns die Hauptsache zu seyn. Man lese den ersten oder den letzten seiner Verse, und man wird ihn, nicht einen Andern, erkennen. Wie in der Wahl seiner Stoffe, so ist er auch in Form und Behandlung derselben selbstständig. Seine Dichtungen sind Malereien, die wir mit Vergnügen betrachten, und die unsere Phantasie nicht minder anregen, als sie dem Gemüthe wohl thun. Da sie bereits genugsam bekannt und oft besprochen worden sind, so halten wir jede Kritik oder weitere Lobpreisung derselben für überflüssig, und haben nur darauf aufmerksam zu machen, daß die neue Taschenausgabe, in Veilchenblau und Gold gebunden, auf schönstem Papier trefflich gedruckt, unter einem Christbaume ganz an ihrem Platze seyn und außer dem inneren Gehalte auch den äußeren Schein für sich haben wird. Wollt ihr ein zweites Weihnachtsbüchlein, so nehmt das bei J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. erschienene, ebenfalls höchst elegante, in Hellblau und Gold gebundene Rheinische Taschenbuch. Es zeichnet sich durch einen werthvollen Salon von Stahlstichen nach Gemälden lebender Künstler vor allen anderen Taschenbüchern vortheilhaft aus, und besitzt in dieser Beziehung einen höhern Kunstwerth. Die hier dargestellten Tableaux sind nach Gemälden von Schadow, Folz, Teichs, Jacobs, Zwecker, Begas und Becker trefflich ausgeführt. Nach dem Miniatur-Salon folgen Novellen, deren erste — Der Sternwirth, von Gustav von Heeringen — so anziehend und unterhaltend geschrieben ist, daß bereits mehrere Beiblätter zu politischen Journalen der Versuchung nicht widerstehen konnten, sie ab- und nachzudrucken, und dadurch dem Verleger offenbaren Schaden zufügen. Eduard Duller bringt im „Grafen Balduin von Flandern" eine nicht minder anziehende und werthvolle Arbeit seiner geschätzten Muse. W. Müller, H. Schmidt und C. Dräxler-Manfred u. A. sind Namen von gutem Klang, die hier Freundliches gespendet haben. Da die genannten zwei Büchlein weit billiger sind, als manche kostbare und nutzlose Kleinigkeit aus einem unserer elegantesten Waarenlager, so empfehlen wir sie den Freunden des Schönen als geeignete Festgeschenke.

Auflösung des Logogryph's in Nro. 350.

Tauber. Auber.

Programm des Museums.

Am 23. Dezember.

Symphonie von Beethoven. (in C minor.)
Göthe und seine Zeit; literatur-geschichtliche Vorträge von Hrn. Dr. Th. Creizenach. (Fünfter Vortrag.)
Der Walzer, Gedicht von Hofmann, Musik von W. Speyer, gesungen von Fräulein Capitain.
Italienisches Duett von Rossini, gesungen von Fräul. Kratky und Hrn. Pischeck.
Scenen aus dem Oedipus in Kolonos des Sophokles; metrisch übersetzt von Dr. Heinrich Weil.
Lied von Proch, gesungen von Fräul. Capitain.
Rheinsehnsucht, Lied, gesungen von Hrn. Pischeck.
Ouvertüre von Beethoven.

Der Anfang ist um Sechs Uhr.

Theater-Anzeige.

Sonntag, 25. Dezember. Großes Instrumental-Konzert der jungen italienischen Violinspielerinnen Dem. Therese und Marie Milanollo. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 351. Samstag den 24. December 1842.

Die Papageien und die Sternenträger.

Novelle aus den Zeiten des Interregnums.

(Fortsetzung.)

Auch in den Rittergeschlechtern, welche in unserer Erzählung eine Hauptstelle einnehmen, hatte die Zeit eine wesentliche Veränderung hervorgebracht. Ritter Gottfried von Eptingen und seine eheliche Hausfrau Mirgilis waren seit Jahren in die Gruft ihrer Ahnen gestiegen, und Eglin hauste in ihrem Erbe. Eglin von Eptingen war indessen sechzehn Jahre der glückliche Gemahl der reizenden Ottilia von Granser gewesen, die er einst im Kloster durch seltsames Spiel des Zufalls vom Feuertod gerettet und irrthümlicher Weise entführt; doch die Entführung hatte ihm das schöne Fräulein unwillkürlich werther gemacht, und er hatte sie endlich liebgewonnen; und da er aller Hoffnung entsagen mußte, je die Hand des zu ihrem Vater zurückgekehrten Fräuleins von Mönchenstein zu erlangen, so hatte er sich mit der Freiin von Granser vermählt, trotz der Einsprache ihres Ohms, und selbst des Papstes, der den Grafen von Habsburg und seine Helfer, wegen des an Kl. Magdalena verübten Sacrilegiums, geraume Zeit mit dem Interdict belegt hatte. Doch auch Ottilia war bereits seit zwei Jahren in die Gruft gesenkt, und hatte ihren tiefbetrübten Gemahl als Vater eines fünfzehnjährigen lieblich blühenden Töchterleins und dreier hoffnungsvollen Knaben zurückgelassen. In dem Herrenhaus des Mönchensteins war es still und öde, obgleich seine festen Werke mit zahlreichen Söldnerhaufen besetzt waren. Noch lebte zwar Herr Hug, nunmehr Reichsvogt an des verstorbenen Peter Schalers von Benken Stelle; aber er war zum gebeugten schwachen Greis geworden, und konnte, wegen anhaltendem Siechthum, sein Gemach nicht mehr verlassen. Mit seinem nur noch kurz gesteckten Lebensziel schien der stolze Hauptstamm der Mönche von Mönchenstein für immer zu sinken, und seine reichen Besitzungen dem minder mächtigen Nebenast der Mönche Landskron anheim zu fallen; denn von seinem Sohne Sigismund, der vor einigen zwanzig Jahren mit dem heiligen Ludwig von Frankreich nach Palästina gezogen, und dortselbst in die Gefangenschaft der Sarazenen gerathen war, war alle und jede Spur verloren gegangen, und man hielt ihn allgemein für todt. Herrn Hug's einzige Tochter, die noch immer schöne Gieda, war unvermählt geblieben, und pflegte sein freudeloses Alter. Doch wenden wir uns jetzt vorläufig auf einen andern Schauplatz unserer Erzählung.

Die warme Frühlingssonne brach aus den Wolken hervor, und ließ ihre Strahlen auf ein Thal des lieblichen Aargaus fallen, während der Südost, der den Himmel verschleiernden West abgelöst, noch rings umher auf den Bergen mit den regenschweren Nebelmassen kämpfte und sie zu zerstreuen suchte. Das junge Laub, an welchem noch, gleich Diamanten, funkelnde Tröpfchen von dem gefallenen Mairegen hingen, verbreitete einen angenehmen Duft um sich, und drängte die grünen jugendlichen Spitzen schneller aus Aesten und Zweigen in die verjüngte Natur hinaus. An dem Saum eines anmuthigen Waldes, unfern der Habsburg, ritten zwei stattliche Reiter dahin. Der eine von ihnen war ein hoher schlanker Mann mit einnehmenden, edlen Gesichtszügen, sanftblickenden Augen und einem freundlichen, Zutrauen einflößenden Wesen. Er trug einen grünen schlichten Jagdrock mit übergeschlagenem einfachen Linnenkragen, das Haupt bedeckt mit einem schwarzen schmucklosen Barett; die Unterkleider und Stiefel von Wildleder; über die Schulter hatte er ein Hüfthorn hängen, am Gurt ein kurzes Schwert, und in der einen Hand trug er einen Jagdspieß, während die andere das feurige Roß lenkte. Der zweite Reiter war mit dem ersteren von fast gleicher Größe, nur seine Formen waren derber, und sein nicht unschönes bräunliches Gesicht hatte einen etwas wilden und finsteren Ausdruck; er war eben so leicht bewaffnet und gekleidet, als sein freundlich aussehender Jagdgenosse; doch die Farbe seines Waffenrocks war schwarz, desgleichen seine übrigen Oberkleider, was den melancholischen Ausdruck seines Gesichts noch erhöhte.

„Syd sonder Sorge, Herr von Eptingen," ließ sich der leutselige Grünrock gegen seinen Gesellschafter im schwarzen Waffenrock vernehmen, „Euer Töchterlein Mathilde soll wohl bewahrt und gehalten seyn auf meiner Habsburg bei meiner lieben Hausfrauen und bei meinen Töchtern, die das aufgeweckte Jungfräulein gar wohl leiden mögen; und sie wird sich bei den Lustbarkeiten, welche ich je zuweilen in meinem geräumigen Hause zu Brugk für meine Freunde und getreuen Vasallen veranstalte, mehr kurzweilen, als auf Eurer vereinsamten Stammburg in Gesellschaft Eurer griesgrämigen alten Haushälterin und im Kreise Eurer drei wilden Jungen."

„Ich bin Euch sehr verpflichtet, Herr Graf von Habsburg, wenn Ihr dem Mägdlein eine Weile den Umgang mit Eurer tugendsamen Gemahlin und Euren liebwerthen Töchtern ver

Digitized by Google

gönnen wollt," erwiederte der Angeredete; „ihre Mutter, meine traute Ottilia, starb mir leider zu frühe, und Mathilde ist nun gerade in dem Alter, wo sie des Rathes, der Leitung und nöthigen Falls der Zurechtweisung einer erfahrnen Hausfrau am ehesten bedarf, was ihr Alles daheim die alte treue, aber unwissende und nachsichtige Anne, meine Beschließerin, nicht gewähren kann, noch weniger ich verwilderter Kriegsgeselle."

„Aber wollt Ihr denn ein nimmer zu tröstender Wittwer bleiben, und nimmer wieder die Gewänder der Trauer mit hochzeitlichen vertauschen?" fragte der Graf mit scherzhaftem Ton und forschendem Blick. „Ihr seyd noch immer ein sehr wohlaussehender Mann, und manches Euch ebenbürtige Fräulein würde sich glücklich schätzen, wenn es als Euer zweites Ehegespons Euch erheitern und das Andenken an Eure erste Gemahlin schwächen dürfte. Wäre es vielleicht nicht gegen mein eigenes Interesse, so wüßte ich Euch wohl eine solche zu nennen; nicht mehr gar so jung ist sie, aber doch noch recht schön und liebenswerth, just ganz so für ein betrübtes Wittwerherz geeignet."

„Euch gefällt's zu scherzen, Herr Graf. Wüßte ich mich doch keines solchen Fräuleins zu erinnern, weder im Sisgau, noch im Aargau, noch sonst wo im Schweizerland, und ich bin doch in letzterer Zeit so ziemlich weit und breit herum gekommen."

(Fortsetzung folgt.)

Zuchtpolizeigericht.

(Schluß.)

In den mitunter schweren Vergehen, und in der daraus erhellenden Verdorbenheit des Kindes fand auch der Herr Vertheidiger der Eheleute Schwarz einen bedeutenden Anhaltspunkt für seine Vertheidigung, und in einem klaren, sachgemäßen, die Aufregung des Publikums wirklich sehr mildernden Vortrage suchte derselbe zu beweisen, daß Schwarz sein väterliches Correktionsrecht nicht überschritten habe, daß er zur Ausrottung der großen und tief eingewurzelten Fehler des Kindes schwere Strafen habe verhängen müssen, daß er sich vielleicht nur in der Art der Strafen vergriffen habe, daß Schwarz um so mehr befugt gewesen sey, sein Kind selbst hart zu züchtigen, als auch das Schuledikt von 1832 bei großer Verstocktheit und Verdorbenheit eines Kindes bedeutende körperliche Züchtigungen angewandt wissen will, und selbst nach dem Art. 115 des Strafgesetzbuches dem Vater harte Züchtigungen gestattet seyn möchten, indem hiernach ein Kind zwischen dem 12. und 16. Lebensjahre, das ohne hinlängliche Unterscheidungskraft ein Vergehen sich zu schulden kommen ließ, der häuslichen Züchtigung überlassen werden soll, daß übrigens die Thatsachen, die das Kind allein angibt, unwahr, und die andern, meist beruhend auf weiblicher Wahrnehmung bei dem schreckbaren Gemüth der Damen, gewiß übertrieben seyen, daß außerdem die vor dem 27. März 1839 angeblich stattgehabten Mißhandlungen, also alle, mit Ausnahme deren, über welche die Zeugen: Catharina Franz, Klippel, Gabel, Goetz, Schierstein, Gundersdorf, Sonntag, Ammermüller und Grebert deponiren, verjährt seyen, deßhalb für die Ehefrau Schwarz auch gar keine Belastung mehr vorläge, daß dieselbe somit von Ladung und Kosten frei zu geben sey, subsidiarisch für Schwarz den Art. 463 des Code pénal, resp. den Art. 263 des Strafgesetzbuchs, weil er jedenfalls im Affekt gehandelt habe, in Anwendung zu bringen.

Nach vollendetem Vortrage des Herrn Vertheidigers ergriff die Staatsbehörde, und zwar, an der Stelle des Herrn Substituten Schalk, Herr Accessist Belluc das Wort. In einem geeigneten Eingange schilderte er mit vielem Gefühle das Häßliche und Unnatürliche des vorliegenden Vergehens, eines Vergehens, das heute zum ersten Male in der Provinz Rheinhessen vor den Schranken des Gerichts zur Sprache käme, ging dann mit gewandtem Redefluß auf die schon verjährten Fakta über, theils um aus ihnen eine allgemeine Charakteristik der Beschuldigten zu deduziren, theils auch, um durch sie den Standpunkt anzugeben, von welchem aus man die nichtverjährten Thatsachen beurtheilen müsse. Nachdem er diejenigen einzeln aufgezählt und beleuchtet hatte, die den Beschuldigten Schwarz gravirten, zeigte er die die Ehefrau Schwarz belastenden Momente, wies nach, daß sie im Sinne des Art. 60 Code pénal durch ihre machinations ou artifices coupables Complice des Vergehens, und deßhalb eben so strafbar sey, wie Schwarz, erwähnte die Nothwendigkeit, das Kind seinen unnatürlichen Eltern zu entziehen, und es anderer Pflege zu übergeben, und schlug zur künftigen Pflegemutter des Kindes die Wittwe Boschè aus Mainz, eine Verwandte, vor, die auf eine so edle, lebhafte Anerkennung findende Art im Laufe der Sitzung sich zur fernern Erziehung des Kindes angeboten hatte. Gestützt auf die entwickelten Prämissen stellte Hr. Belluc den Antrag: unter Anwendung des Strafgesetzbuches und zwar der Artikel 268 und 271 den Beschuldigten Schwarz zu zwei Jahren, die Ehefrau Schwarz zu 1/4 Jahr Correktionshaus und solidarisch in die Kosten zu verurtheilen, die Einsperrung des Beschuldigten Schwarz aber in der Art zu schärfen, daß er zu Anfang des ersten, Anfang des zweiten und Ende des zweiten Jahres die letzten 4 Wochen einsam und bei Wasser und Brod, die letzten 4 Tage der jedesmaligen 4 Wochen aber ohne Beschränkung der Kost, jedoch im Dunkelarrest zubringen müsse, ferner zu verordnen, daß das Kind seinen Eltern entzogen und gegen eine von Schwarz zu prästirende Entschädigung von 200 Gulden der Wittwe Boschè zur fernern Erziehung übergeben werden solle.

Nachdem hierauf noch Herr Substitut Schalk gründlich und klar die Frage erörtert hatte, welches Strafgesetz hier in Anwendung zu bringen sey, da das vorliegende Vergehen theils unter der Herrschaft des Code pénal, theils unter der des Strafgesetzbuches begangen wurde, zog sich das Gericht zur Berathung zurück, verschob jedoch die Publikation des Urtheils in die Sitzung vom 28. d. M., und Jedermann sieht demselben mit der gespanntesten Erwartung entgegen.

Unendlich lebhaft war das Interesse, das die Mainzer Bewohner an dieser Prozedur nahmen, laut und stürmisch der Haß, den sie gegen die Beschuldigten faßten, und den sie selbst während der Sitzung durch Aeußerungen des Mitleids, des Beifalls und des Abscheus kund gaben. Oefter wurde das Zeugenverhör auf einige Minuten unterbrochen, wenn das Publikum beim Anhören einer neuen Unthat in lautem Murren und Pochen sein Entsetzen an den Tag legte, und als einer der Entlastungszeugen durch seine Aussagen und sein Benehmen den allerdings gerechten Unmuth des Publikums erregte,

Digitized by Google

war das Zischen und Rufen von Worten der Mißbilligung so stark, daß die Staatsbehörde den Antrag zu stellen sich genöthigt sah, das Publikum aus dem Saale zu verweisen, und die Verhandlungen bei verschlossenen Thüren fortzusetzen, welchem Antrage jedoch nicht deferirt wurde, indem Herr Vice-Präsident den Wunsch und die Erwartung aussprach, daß das Publikum seine frühere ruhige und würdige Haltung auch fortwährend beibehalten werde. Eine unzählige Menge umstand nach jedes Mal vollendeter Sitzung den Justiz-Pallast, um die Beschuldigten zu erwarten, die, zur Vermeidung von sonst unausbleiblich gewesenen Exzessen, durch das hinter dem Pallaste befindliche Arrestlokal und in schützender Begleitung ihren Heimweg nehmen mußten, aber auch selbst zu Hause noch bedroht waren, indem, besonders am Abende des ersten Sitzungstages, eine große Menge vor der Wohnung der Schwarzischen Eheleute versammelt war, ihnen wider Thüre und Läden schlugen, und unter lauten Verwünschungen und Drohungen, die sie sicher auch, wären jene in ihrer Gewalt gewesen, exequirt hätten, ihren Namen riefen. -- Vox populi, vox Dei! —

Mannichfaltigkeiten.

(Mannheim, 15. Dec.) Am 9. d. M. kam die Oper von Lortzing „Die beiden Schützen" hier zum ersten Male zur Aufführung, und gefiel allgemein, weil die darin Beschäftigten mit allem Eifer bemüht waren, dem Ganzen jene gefällige Rundung zu geben, die bei einer Spieloper so unerläßlich ist. Besonderen Beifall fand die Ausführung der Rolle des dummen, mißhandelten und geneckten Peter durch Hrn. Diskant, welchem es gelang, das Publikum in die heiterste Stimmung zu versetzen, die sich nach der großen Prügelarie lebhaft äußerte. Im dritten Akte mußte der Darsteller seine Couplets unter stürmischem Applaus wiederholen, in welchen zeitgemäße Anspielungen enthalten waren. Am 11. d. M. wurde die Oper bei überfülltem Hause wiederholt, und machte noch größere Sensation als das erste Mal. Wegen der eingelegten Impromptus wurde folgenden Tages Hr. Diskant vor das Polizei-Amt geladen. Man ist hier auf den Ausgang der Sache gespannt.

(Brüssel, 14. Dec.) Gestern Abend hat Dem. Heinefetter die Bühne wieder betreten. Die Indignation über eine solche Hintansetzung aller Schicklichkeit war allgemein. Es ist kaum ein Monat vergangen, daß jene Mordthat in dem Zimmer der Sängerin vorfiel, und sie gibt sich bereits wieder dem Publikum zur Schau. Die Polizei, die unruhige Scenen im Theater erwartete, hatte große Vorsichtsmaßregeln getroffen, die aber durch jene, welche die Künstlerin selbst vorbereitete, unnöthig gemacht wurden. Die Heinefetter (Kathinka) ist eine ziemlich mittelmäßige Sängerin, aber ein sehr hübsches, gewandtes Frauenzimmer, welches mit öffentlichen Stimmführern sich auf guten Fuß zu setzen versteht. Von dieser Seite wurde nun alles Mögliche gethan, um das Publikum versöhnlich zu stimmen, und es gelang auch in soweit, daß kein Scandal das Wiederauftreten der Sängerin begleitete. Die Affaire Caumartin zieht sich übrigens in die Länge, und der Thäter, den einige deutsche Blätter frei in Brüssel herumwandeln lassen, ist bisher, trotz seiner pompösen Ankündigungen, noch mit keinem Auge zu sehen gewesen. — Vor den Assisen wurde heute ein anderer Mörder hier freigesprochen, ein Bauer, der vor einigen Monaten eine Nonne auf öffentlicher Straße angefallen und ihr 22 Wunden beigebracht hatte, um ihr 2 Franken zu rauben. Die Nonne, ein junges Mädchen von 24 Jahren, hatte am Morgen das Kloster der grauen Schwestern in Lamay (bei Lüttich) verlassen, um sich nach einem, eine Stunde weit entfernten Dorfe zu begeben, wo ihr Vater an diesem Tage beerdigt wurde. Auf halbem Wege wurde sie überfallen, beraubt, und für todt liegen gelassen. Aber sie überlebte den Ueberfall noch mehrere Tage, und da der Mörder ein bekannter Bauer aus der Umgegend ist, der oft, Stockfische verkaufend, in das Kloster kam, so wurde er auf ihre Aussage eingezogen; man konfrontirte ihn mit seinem Schlachtopfer, welches sich bei seinem Anblicke mit Entsetzen wegwandte, die Aussage wiederholte, und später bei Empfang der letzten Oelung von neuem bestätigte. Auch fand man in der Behausung des Angeklagten den Regenschirm und zwei Betttücher, welche das unglückliche Mädchen an jenem Morgen mitgenommen, vergraben. Nichtsdestoweniger läugnete Jener. Ein junger Advokat, Herr Jamar, vertheidigte ihn mit vieler Beredsamkeit, und zum großen Erstaunen des Gerichts und der Zuschauer hörte man, daß die Geschwornen ein Nichtschuldig ausgesprochen hätten. Der Angeklagte wurde sogleich in Freiheit gesetzt.

(Berlin, 10. Dec.) Gestern wurde hierselbst, wie alljährlich, Winckelmanns Geburtstag durch einen Kreis von Gelehrten, Künstlern und Kunstfreunden, hauptsächlich aber Altmärkern, die in dem berühmten Mann ihren nächsten Landsmann verehren, gefeiert. Eine Reihe von Vorträgen über archäologische Gegenstände wurden gehalten, unter denen sich einer des Prof. Gerhardt auszeichnete. Im verwichenen Jahr hatte man den Anfang einer Sammlung zu einem Denkmal für Winckelmann gemacht. In diesem war schon das Modell dazu durch den hiesigen Bildhauer Prof. Wichmann gefertigt aufgestellt. Es bildet den großen Archäologen ab, wie er in ernstem Nachdenken an den Schaft einer abgebrochenen antiken Säule gelehnt ist.

Die Wiener und Leipziger Theater-Zeitungen enthalten sehr günstige Berichte über das Talent und die Leistungen der bei der Zürcher Bühne, unter der Direktion der Mad. Birch-Pfeiffer, engagirten Dem. Bräutigam aus Frankfurt a. M. Dieselbe wirkt in Oper und Schauspiel und hat sich von Seiten des Publikums fortwährend freundlicher Aufmunterung zu erfreuen.

Zu Montpellier wurde am 7. Dec. ein Kerl zum Tode verurtheilt, welcher zwei Mordthaten, fünf Mordversuche, 19 Straßenräubereien und 31 Raubversuche, und zwar im Verlaufe weniger Jahre, begangen hatte.

(Der Elementarunterricht an der Tretmühle.) Hr. Gardner, der einsichtsvolle Vorstand des Hafthauses zu Bristol, hat eine verbesserte Tretmühle (die bekannte Strafvorrichtung in engl. Korrektionshäusern u. s. w.) erfunden, wovon er bereits ein Modell bauen ließ. Das Princip dieser neuen Erfindung zum „Klassen"-Unterricht ist: daß parallel mit dem horizontalen Zylinder (unten), von dem die Stufen

Digitized by Google

Es bleibt von Wen'gen nur ein Denkmal stehen,
Der Andern Name wird in Nacht versenkt;
Doch, Freund, das Wirken eines schönen Lebens,
Ob's auch vergessen wird, war nicht vergebens.

Der Wand'rer, der in heißen Sommertagen
Im Schattenzelt des Baumes mit Behagen
Ausruht, er fragt nach seinem Pflanzer nicht;
Doch freut er sich der hochgewölbten Zelle
Des Baumgezweiges und der frischen Welle
Des Aethers, der ihm kühlt sein Angesicht;
Er freuet sich der munteren Gesänge
Der Vögel und der fernen Glockenklänge.

Komm, trauter Freund, bei weihnachtlichen Kerzen
Laß uns erneu'n das Bündniß unsrer Herzen,
Komm, treue Mutter, Kinder, kommt herbei!
O, es gibt schöne Stunden noch im Leben!
Zum Himmel laßt die Blicke uns erheben,
Daß Gottes Segen immer bei uns sey!
Er führe uns auf heil'ger Stufenleiter
Von einem Stern zum andern gnädig weiter!

Die Papageien und die Sternenträger.

Novelle aus den Zeiten des Interregnums.

(Fortsetzung.)

„Habt Ihr denn wirklich das Fräulein von Mönchenstein vergessen?" platzte der Graf heraus.

„Gieda?! Euer Scherz wird bitter, Graf," entgegnete Eptingen stirnrunzelnd.

„Pah! Alt Lieb rostet nicht!" lachte der Graf von Habsburg. „Daß Euch das Fräulein von Mönchenstein noch herzlich zugethan, trotz dem, daß sie Euch ihre Hand verweigert, und Ihr eine Andere zur Trauung führtet, das hat sie Euch auf jener bösen Fastnacht, vor neun Jahren, unzweifelhaft bewiesen. Ich hatte, wie Ihr Euch noch erinnern werdet, die Ritterschaft des Sisgaues und viele andere Herren der Nachbarschaft zu einem Bankett nach Basel geladen, als plötzlich, während der Festlichkeiten, meuchlings die zahlreicheren Papageien über Euch Sternenträger herfielen und ihrer viele erschlugen, sie mochten sich selbst in den Schoß und in die Arme ihrer Frauen oder Herzliebsten geflüchtet haben. Hätte Fräulein Gieda damals nicht schnell besonnen Euch gerettet, indem sie Euch eine Thüre zu sicherer Flucht aufthat, und mit ihrem eigenen Körper den Eingang gegen die Wüthenden deckte, so wäre es auch sicherlich um Euch geschehen gewesen; ich selbst aber, auf den es eigentlich abgesehen war, hatte ihren Plan zum Theil vereitelt, indem ich noch an demselben Abend, ehe der Streich fiel, durch einen Eilboten gen Winterthur zu meinem Ohm von Kyburg gerufen wurde, gegen den seine Stadt sich rebellisch erhoben, ihn arg drängend."

„Wohl hatte ich an jenem Abend dem Fräulein mein Leben zu danken, und ich müßte es lügen wie ein Scheim, wenn ich sagen wollte, Gieda sey meinem Gedächtniß gänzlich entfallen; aber wenn auch die Zeit vielleicht die Scrupel ihres Gewissens gelöst, und auch meine Hand frei ist, so steht doch fort und fort das Banner des Papageien zwischen ihr und mir."

„Hm! wer weiß, ob das Fräulein ihrer Partei so eifrig zugethan?" war des Grafen Einwand. „Der Mönch von Landskron, das jetzige Haupt der Papageien, spielt ziemlich unsläthig und voreilig den Herrn und Erben auf dem Mönchenstein, und giebt es dem alten Hug nicht undeutlich zu verstehen, daß er ihm die ungestörteste Ruhe in der Familiengruft, und seiner Seele die ewigen Freuden des Himmels gönne. Stirbt nun aber der alte Mönchenstein, was bleibt alsdann dem Fräulein anders übrig, als die Burg ihrer Väter zu räumen und sich in ein Kloster zurückzuziehen, oder in ihrem Haus zu Basel ein vereinsamtes Leben zu führen? Käme aber so ein wackerer Rittersmann, der des Fräuleins Hand erhielte und wäre er auch vom Stern, er erhielte sie, dessen bin ich überzeugt — so schlüge man sonder Mühe den aufgeblähten Landskron zum Mönchenstein hinaus, und Eure Partei hätte ein unschätzbares Besitzthum erworben, eine Mücke, so recht auf der Nase meines vortrefflichen Vetters, des Bischofs Heinrich."

„Wahrhaftig, Herr Graf," entgegnete Eptingen, seine trübe Miene in ein Lächeln verziehend; „Ihr wißt nicht allein wacker mit dem Schwert d'rein zu schlagen, Ihr seyd auch ein schlauer und gewandter Ränkeschmied."

„Werfen wir den Plan nicht so geradezu weg, und überlegen ihn reiflicher ein anderes Mal," meinte der Habsburger. „Doch noch eine Neuigkeit habe ich vergessen Euch, meinem lieben Gast und wertheften Bundesgenossen, mitzutheilen, die Euch vielleicht ebenfalls von einigem Belang dünken möchte. Lux Datz, mein ehemaliger Kundschafter, der, wenn es Euch noch erinnerlich ist, wenige Tage nach dem Brand des Klosters der heiligen Magdalena eine Wallfahrt nach Jerusalem antrat, und seitdem weder von sich hören noch sehen ließ, ist neuerlich wieder heimgekehrt, reich beladen mit Gold, Kleinodien und Seltenheiten mancherlei Art. Er scheint, auf seine Weise, seine Zeit besser angewandt zu haben als wir, die wir, niedergeschmettert von dem Bannstrahl des heiligen Vaters Innocenz IV., uns bequemen mußten, einen Kreuzzug wider die wilden heidnischen Preußen zu unternehmen, um Absolution zu erlangen, wo wir, des unnützen Kriegführens mit jenen unbändigen Völkern herzlich müde, bald darauf wieder umwandten mit leerem Säckel, aber reich an Wunden und Beulen. Lux war immer ein kluger Kopf und durchtriebener Schalk, und ich möchte mich gerne seiner jetzt wieder bedienen, dieweil ich dem hochehrwürdigen Bischof Heinrich von Basel ein klein wenig über seine geschorne Glatze herfahren will; aber der Freibauer hat sich dermalen hoch zu Pferde gesetzt, und will meinem Begehr nicht willfahren; er dünkt sich jetzt, däucht mir, zum Kundschafter und gemeinen Kriegsgesellen zu gut, möchte wohl Hauptmann eines Fähnleins seyn oder so was dergleichen; und wir müssen ihm wohl den Willen thun, wenn wir seine schlaue Gewandtheit, seine Entschlossenheit und seinen Muth nicht entbehren wollen. Seht da drüben das kleine Gehöft, das ich ihm einst zum Lohn seiner Dienste in ein Freigütlein umgewandelt, dort hauf't Meister Lux mit einigen Knechten, die er auf seiner Rückreise in Aegypten aus der Sklaverei befreit, und die ihm nun folgten und freiwillig dienten. Er hält sich von aller Welt abgeschlossen, und das Landvolk im Umkreis hat nicht übel Lust, ihn für einen Zauberer und Hexenmeister zu halten ob seinem heimlichen Thun und Getreibe. Gefällt es

Digitized by Google

Euch, so wollen wir des viertelstündigen Umweges nicht scheuen und selbander das Männlein in seinem Besitzthum freundlich heimsuchen. Das Jagdgefolge habe ich in den Forst von Toggenburg geschickt, wo wir's in einer Stunde treffen werden."

„Ich bin's wohl zufrieden, Herr Graf," erwiederte Eptingen.

Die beiden Reiter drückten ihren Rossen die Sporen in die Weichen, und sprengten quer durch's Saatfeld nach dem kleinen Freigut hinüber. Als sie dem Gehöft sich näherten, vernahmen sie eine kräftige jugendliche Stimme, welche ein Liedlein sang, und zwar in einer Sprache, die ihnen gänzlich unbekannt war; über den fremdklingenden Gesang noch neugieriger als zuvor, langten sie vor dem verschlossenen Hofthor an, an welches sie mit ihren Jagdspeeren laut anpochten. Der Gesang verstummte und wechselte mit heftigem Hundegebell.

„Kusch, Bajazed! Kusch, Zuleima!" ließ sich's im Innern des Hofraums vernehmen, und die wohltönende Stimme verrieth den lieblichen Sänger. Alsbald öffneten sich die Thorflügel der kleinen Meierei, und ein herrlicher Jüngling mit blondem lang herabwallendem Haupthaar und einem großen glänzenden schwarzen Augenpaar ließ sich sehen. Er war in die ländliche Tracht der Umgegend gekleidet, doch mit feinerem Geschmack und besonderer Zierlichkeit; zu beiden Seiten standen ihm, wie schützend, zwei schöne ungeheure Windhunde, die das furchtbare Gebiß den Ankömmlingen grimmig entgegen fletschten.

„Kusch, Zuleima! Kusch, Bajazed!" rief der Jüngling noch ein Mal begütigend den Hunden zu, und legte jedem zutraulich die Hand auf den Kopf.

„Was begehren die Herren?" fragte er im bescheidenen Ton, und der fremde Accent verrieth den Ausländer. „Ohm Eur ist schon ein paar Tage nicht daheim."

„Scheint Euch dies nicht wirklich ein Zauberwerk Eures koboldartigen Schützlings zu seyn?" fragte höchlich erstaunt der Ritter von Eptingen; „sah ich doch nie einen schöneren Jüngling!"

„Ich bin gleich Euch erstaunt," erwiederte Graf Rudolph. „Von diesem Jüngling hat mir der Scheim noch kein Wörtlein vertraut, obgleich er auf meiner Habsburg kein so seltener Gast ist. Wo befindet sich denn Eur Daz, den Du Deinen Ohm nennst, mein hübscher Junge?" wandte er sich wieder an diesen.

„Ich weiß nicht, Herr," war die kurze Antwort des Jünglings.

„Wann kehrt er wieder?"

„Ich weiß nicht, Herr!"

„Sage mir doch, auf welche Weise bist Du denn der Neffe dieses Oheims? Er hatte doch nur eine Schwester, so viel mir bewußt ist, die that ihre Mutter frühzeitig in's Kloster, wo sie auch vor vielen Jahren schon verstarb; wie kannst Du demnach sein Neffe seyn?"

„Ich weiß nicht, Herr," war abermals des Jünglings Erwiederung.

„Du weißt aber auch gar nichts, trauter Freund," grämelte der Graf ärgerlich; „ich muß mir wohl Alles von Deinem Ohm selbst erzählen lassen?"

„Der Ohm wird's Euch wohl sagen können, Herr; er weiß gar wohl zu reden, wenn es seyn muß."

„Nun, so sage Deinem Ohm, sobald er heimkehrt, daß ich ihn unfehlbar auf meiner Burg erwarte."

„Herr, wohin soll ich den Ohm schicken? Ich kenne Euch noch nicht."

„Sage ihm nur, sein gnädiger Graf entbiete ihn freundlich auf seine Habsburg."

„O! so seyd Ihr Herr Rudolph von Habsburg, von dem mir der Ohm so viel Wackres erzählt?" rief der freudig überraschte Jüngling, ohne die geringste Spur von Befangenheit zu verrathen.

„Unter diesem Namen kennen mich meine Freunde und meine Feinde," entgegnete lächelnd und leutselig der geschmeichelte Graf, denn große Geister sind nicht frei von Eitelkeit, und hören ihr Lob gern in eines Jeden Mund.

„O, Herr! Ich möchte wohl dienen unter Euch, und das Schwert führen für Euch!" rief der junge Mann mit leuchtenden Augen.

„Wirklich, mein lieber Junge?" entgegnete der Graf, und sah ihn mit jenem bezaubernden Lächeln an, mit dem er immer die Herzen zu gewinnen und zu fesseln wußte. „Nun, ich will mit Deinem Ohm sprechen, und Du sollst unter dem besten Fähnlein meiner Reisigen Deinen Muth erproben."

„Ich will nicht ein gemeiner Reisiger, nicht ein Knecht seyn!" versetzte der Jüngling mit stolzem Ton und finsterem Blick. „Ich bin adelig, so gut adelig wie Ihr, nur nicht so hoch. Wenn Ihr mich nicht unter Eure Knappen und Edelknechte aufzunehmen für würdig haltet, so will ich Euch auch nicht dienen."

Die beiden Herren lachten laut auf.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Die bisher unter dem Titel: „Frankfurter Fiacre" erschienene belletristische Zeitschrift, redigirt von Dr. S. Zirndorfer, erscheint, dem Vernehmen nach, vom neuen Jahre an unter dem Titel: „Frankfurter Blätter für Humoristik, Literatur und Theater."

(Heidelberg, 19. Dec.) Heute war hier öffentliche Sitzung des großen Bürgerausschusses, in welcher man sich über die Annahme eines neuen Stadtbauplanes berieth. Die Versammlung erklärte sich für nicht hinlänglich unterrichtet und beschloß, sich durch eine aus möglichst verschiedenen Meinungen zusammengesetzte Baukommission vorher Bericht erstatten zu lassen. Durchweg herrschte die Meinung, der Schönheit der Stadt keine unverhältnißmäßige Kosten zu opfern, und den Bürgern ohne Noth keine Servituten aufzuerlegen.

Der vom Markgrafen Maximilian von Baden ausgesetzte Preis von hundert Dukaten ist, auf Antrag des landwirthschaftlichen Vereins, der Schrift des Direktors A. v. Weckerlin in Hohenheim: „über englische Landwirthschaft und deren Anwendung auf andere landwirthschaftliche Verhältnisse, insbesondere Deutschlands", zuerkannt worden.

(Köln, 16. Dec.) Einen seltenen Beweis von Dienstboten-Treue und Ausdauer bewies die vor einigen Tagen im he-

Digitized by Google

hen Alter hier verstorbene Dienstmagd Gertrud Denz. Dieselbe trat mit dem Beginne ihres zweiundzwanzigsten Jahres zu Neujahr 1768 bei dem Kaufmann Ludowigs in Dienst und blieb in demselben Hause und auch in derselben Familie bis zu ihrem Lebensende, mithin 75 Jahre. Zwei Mal erlebte sie während dieser langen Zeit den Wechsel ihrer Brodherrschaft; die sie überlebende Generation der Familie Ludowig betrachtete sie gleichsam als Familienmitglied und bewies dies äußerlich durch die zahlreiche Begleitung zur Ruhestätte.

(Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1843. 28. Jahrgang. Heidelberg, bei Joseph Engelmann.) An die Stelle des verdienstvollen und verewigten Literaten A. Schreiber, unter dessen Leitung sich dieses schöne Taschenbuch seit einer langen Reihe von Jahren des Beifalls erfreute, ist nun, als würdige Nachfolgerin, eine Dame (Amalie Schoppe) getreten, deren Geisteswerke dem gebildeten Publikum rühmlich bekannt sind. Das fortgesetzte Pantheon ausgezeichneter Frauen eröffnet eine Darstellung von Dr. Günther, der Wirksamkeit einer edlen Banquierswittwe, Namens Elisabeth Fry, in England, welche sich um die wohlthätigere Einrichtung des Gefängnißwesens und die moralische Besserung weiblicher Sträflinge so große Verdienste erworben hat, gewidmet. An diese reihen sich folgende interessante und unterhaltende Erzählungen: 1) Die Bruderfahrt, Reise-Novelle von Walter Tesche. 2) Die Kronprätendentin, historische Novelle von der Herausgeberin Amalie Schoppe. 3) Goldlichter, Novelle von Bernd von Guseck. 4) Die griechische Mutter, von Lina Reinhard. 5) Virginia, oder Liebe und Opfer, historische Erzählung von C. M. Ed. Der Verlagshandlung gebührt alles Lob für die geschmackvolle Ausstattung des Werkchens. Die sechs feinen Stahlstiche von Ed. Schuler stellen Scenen aus den verschiedenen Erzählungen dar. Als Titelkupfer sehen wir das Bildniß der liebenswürdigen Herzogin von Nemours, Prinzessin von Sachsen-Coburg-Gotha, dem ein kurzer biographischer Abriß beigefügt ist. Gewand, Druck und Papier des Taschenbuchs sind elegant und gefällig.

Der „Telegraph" bemerkt: „Wilhelm Speyer ist gewiß einer unserer graziösesten Liedercomponisten. Sein Walzer von Kopisch, der auch zugleich eine Serenade ist, ist ein kleines Meisterstück von Lieblichkeit und Grazie. Er ist in Deutschland sehr populär geworden, und sogar in Paris hört man ihn in den Salons der „France musicale" singen. Speyer hat nun einen zweiten Walzer componirt — bei André in Frankfurt verlegt; — dieser ist in einem ganz andern Style gedacht. Der erste Theil, als Walzerritornell, rauscht rasch melodisch vorüber. Darin aber liegt nicht die Stärke der Composition. Diese ist vielmehr in dem Andante, in dem zweiten Theil des Walzers, worin sich die elegisch-dramatische Ader Speyer's auf das poetischste abspiegelt. Wir empfehlen diesen Walzer allen Musik- und Liederliebhabern Deutschlands."

Korrespondenz.

Aus Rheinhessen, im Dez.

Zur Ergänzung des Korrespondenzartikels in Nro. 343 der Didaskalia von Dienstag den 13. Dez. 1842 über das amtliche Wirken des nunmehr quiescirten großh. Kreisrathes Hrn. Wieger in Bingen mag noch Folgendes gesagt seyn: Hr. Kreisrath Wieger eröffnete seine amtliche Laufbahn im Justizfache im Jahre 1798 als Gerichtsschreiber bei dem Friedensgerichte des Cantons Bingen und gehört somit in jene große Zahl von Beamten, welche aus der Klasse der Friedensgerichtsschreiber hervorgegangen sind, als solche die Grundlage ihrer praktischen Befähigung und vielseitigen Ausbildung erhalten und sich später in der gerichtlichen Magistratur, wie in der Administration ausgezeichnet haben.

Mainz, 20. Dez.

Ein Festmahl einziger Art, das zugleich wegen seiner guten Anordnung und Schönheit Erwähnung verdient, fand am verflossenen Sonntage im hiesigen Gasthause zum rheinischen Hofe statt. Die Veranlassung dazu war folgende: Mad. Mayer, eine geborne Krätzer, eine junge Wittwe, steht auf dem Punkte, mit einem Professor an der Universität Würzburg, dessen Bekanntschaft sie bei der Versammlung der Naturforscher und Aerzte hier gemacht hat, ein zweites Ehebündniß einzugehen und Mainz, ihre Vaterstadt, zu verlassen. Mad. Mayer war seit der Gründung des Damengesangvereins eines von dessen vorzüglichsten Mitgliedern, mit einer schönen Stimme und einer sehr guten musikalischen Ausbildung begabt, übernahm sie willig die Solopartien und sang noch die schwierigen Soli's in dem letzten Konzerte zum Besten der Armen, nachdem mehrere andere Damen dieselben ausgeschlagen hatten. Ihr eine öffentliche Anerkennung werden zu lassen, ihr zu zeigen, wie sehr man sie schätze, wie tief man ihr Scheiden empfinde, machte die hiesige Liedertafel sich zur Aufgabe und veranstaltete deshalb das Festmahl, zu dem sie nicht allein die Gefeierte, sondern alle Damen des Gesangvereins einlud. Ohngefähr 60 Herren und eben so viele Damen fanden sich deshalb in dem, dem Gegenstande des Festes angemessen verzierten Saale ein. Hinter dem Sessel der Königin der Feier entfaltete man die von den Damen zu dem Gaudeamusfeste gestickte Fahne der Liedertafel. Bei ihrem Eintritte erschallten Trompeten und Pauken und vielstimmige Vivats. Während der Tafel wechselten Gesänge und Toaste in schönster Harmonie. Unter den letztern gedenken wir nur derjenigen, die im nächsten Contakte zu der Gefeierten standen. Hieher gehört der von dem Hrn. Regierungspräsidenten Freiherrn v. Lichtenberg auf das Wohl der Mad. Mayer, der Zierde des Damengesangvereins, und auf ihr ferneres Wohlergehen in ihrem neuen Wohnorte ausgebrachte. Die Erwiederung auf diesen Toast übernahm Mad. Mayer selbst. In wohlgeordneter, fließender Rede dankte sie für die Beweise von Anhänglichkeit und sprach ihre Liebe zu ihrer Vaterstadt, zu den Vereinen, mit Rührung aus, wobei man Thränen in ihren Augen bemerkte. Das Lebehoch, das sie Allen brachte, erregte eine Begeisterung ohne Gleichen. Ein anderer, von einer anwesenden jungen Dame, Fräul. Diehl, ausgebrachter Toast verdient gleichfalls einer besondern Erwähnung; er enthielt den Vorschlag, Mad. Mayer zum Ehrenmitgliede des Damengesangvereins zu ernennen und deshalb im Protokolle Meldung zu thun. Auch Fräul. Diehl sprach gut. Sie sehen, nicht allein London und Paris besitzen Damen mit Rednertalent, auch Mainz kann sich derselben rühmen; aber sie sind keine Chartistinnen!

Theater-Anzeige.

Sonntag, 25. Dezember. Großes Instrumental-Konzert der jungen italienischen Violinspielerinnen Dem. Therese und Marie Milanollo. Mit aufgehobenem Abonnement.

Montag, 26. Dez. (Zum Erstenmale wiederholt): Nacht und Morgen, Drama in 4 Abth. und 5 Akten, mit freier Benutzung des Bulwer'schen Romans, von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№ 356. Dienstag, den 27. December 1842.

Das Christfest. *)

Christfest, du theures Fest,
Aufgang des Lichtes
Begrüß' ich in dir!

Ja, herrlich ist der Tag entglommen,
Vergangen ist die Weltennacht,
Und alle Finsterniß verschwommen
In lichter, hehrer Himmelspracht.

So sammelt euch, geweihte Schaaren,
Froh um des Lichtes Heiligthum!
Wir wollen kämpfend dich bewahren,
Kraft Gottes, Evangelium!

Und wer sich auch entgegenstelle,
Mit Gottes Hülfe sey's vollbracht!
Es kämpft sich muthig in der Helle,
Doch siegend selbst erliegt die Nacht.

Christfest, du theures Fest,
Sendung der Liebe
Begrüß' ich in dir!

Erschlossen sind des Himmels Pforten,
Und in der Erde wüsten Gram
Ertönt mit heilig süßen Worten
Die Kunde, daß der Retter kam.

O jedes Herz sey ihm geschmücket,
O jeder Geist sey ihm geweiht!
Ihm, der die Seinigen beglücket
Mit Gaben der Barmherzigkeit.

Der Haß, der Groll, die Zwietracht ende,
Getilgt sey jede alte Schuld,
Daß nicht im Zorn sich von uns wende
Er, der da kommt voll Lieb' und Huld.

Christfest, du theures Fest,
Botschaft des Trostes
Begrüß' ich in dir!

Du ladest, Herr, nach allen Pfaden
Die Boten deiner Majestät.
Der Aermste auch wird eingeladen,
Und der Geringste nicht verschmäht.

Ja, wen du gnadenvoll gerufen,
Dem öffnet sich das Vaterhaus,
Der ruht, an deines Thrones Stufen,
Von jeder Last des Lebens aus.

In dir zerrinnen alle Schmerzen,
Durch dich wird Alles still und hell;
Aus deinem göttlich reichen Herzen
Entspringt ein ew'ger Labequell.

Christfest, du theures Fest,
Aussaat der Hoffnung
Begrüß' ich in dir!

O sehet von unzähl'gen Flammen
Durchbrochen allerwärts die Nacht!
Woher mag diese Feier stammen
Mit ihrer süßen Zaubermacht?

Sie deuten auf die Eine Leuchte,
Sie stellen jenen Schimmer dar,
Der einst die schwerste Nacht verscheuchte,
So tröstlich und so wunderbar.

Wie lieblich durch den Glanz der Freude
Schlingt sich der Hoffnung sanftes Grün!
Ja, selbst auf Gräbern seh'n wir heute
Die Saat des holden Engels blüh'n.

*) Aus: „Ich weiß, an wen ich glaube. Stimmen des Lebens in evangelischen Liedern von Dr. K. M. Kirchner, ev. lutherischem Stadtprediger in Frankfurt am Main. Mit einem Stahlstiche. Frankfurt a. M., Verlag der Hermann'schen Buchhandlung. F. C. Sucholand. 1843."

Die Papageien und die Sternenträger.

Novelle aus den Zeiten des Interregnums.

(Fortsetzung.)

„Poh Fastnacht und Narrentheidung!" rief der Graf, noch immer lachend; „da hat Dir Dein Ohm Lux einen Sporn in

den Kopf gesetzt, mein junger Brausekopf. Von dem Adel Deines Ohms Lux Datz, der ehedem mein Leibeigener war, ist mir wenigstens bis diese Minute kein Sylblein zu Ohren gekommen. Nun, wie heißt Ihr denn, mein stolzer Junkherr?" fragte er spottend weiter.

„Siegfried?"

„Und wer war Euer Vater?"

„Ein deutscher Ritter."

„Wohlgesprochen! Aber wie nannte sich sein Geschlecht?"

„Ich weiß nicht, Herr."

„Ihr wißt es nicht? Ei, das ist schlimm, wenn man seinen Vater nicht kennt und doch auf seinen Adel pocht. So sagt mir, wer Eure Mutter war."

„Ein italisch Fräulein aus edlem Stamm."

„Sie hieß?"

„Cäcilia."

„Wessen Tochter?"

„Ich weiß es nicht."

„Woher wißt Ihr aber, daß Ihr aus einem edlen Geschlecht seyd?"

„Der Ohm hat es mir vor wenigen Tagen erst gesagt; früher wußte ich nichts."

„Fürwahr, Euer Stolz und Trotz verräth ein adelig Blut. Aber warum habt Ihr ihn nicht um die Beweise gefragt?"

„Wohl that ich's; aber er antwortete mir, es sey noch zu frühe, mich Alles wissen zu lassen."

„Hm! das ist doch seltsam!" meinte der Graf jetzt etwas ernsthafter. „Wißt Ihr auch nicht, wo Ihr geboren seyd?"

„An der ägyptischen Küste, unfern Alexandrien, wurde ich geboren. Doch weiß ich noch mehr. Mein Vater, dessen Namen mir bis jetzt noch nicht bekannt ist, hatte sich mit der Tochter eines armen italischen Edlen vermählt, die mit ihrem Vater nach Palästina gekommen war, am befreiten Grab des Erlösers zu beten. Wenige Monden nach der Vermählung ward das Lager der Christen nächtlicherweile von den Sarazenen überfallen, mein Großvater ward im Kampf getödtet, mein Vater und meine Mutter fielen den Ungläubigen lebendig in die Hände, und wurden, von einander getrennt, als Beute davon geführt. Meine Mutter ward nach Aegypten geschleppt und in Alexandrien auf dem Sklavenmarkt an einen alten muselmännischen Greis verkauft, der sie auf sein Landhaus, nahe der Meeresküste, mitnahm, woselbst ich auch geboren wurde. Ich war ein Knäblein von vier Jahren, als eines Tages ein Mann in's Haus kam, der sich mit meiner Mutter lange besprach. Ich fürchtete mich anfangs vor dem Manne, denn er war sehr mißgestaltet und mochte mir abschreckend vorkommen; er aber nahm mich auf seinen Arm, so sehr ich auch schrie, herzte und küßte mich, und sagte mir, er wäre mein Ohm. Er kaufte mich und meine Mutter von dem Gebieter los, und schiffte sich mit uns nach einer Stadt an der syrischen Küste ein; meine Mutter starb jedoch, ehe wir noch an Ort und Stelle anlangten. Ich ward nun auf dem Berge Carmel in einem Kloster erzogen. Den Ohm sah ich in dieser Zeit oft jahrelang nicht; bald kämpfte er im Kreuzheer gegen die Ungläubigen, bald machte er Wanderungen in's Land hinein, bis nach Arabien und Persien, um die Spur meines Vaters zu suchen; doch wenn er auch zuweilen sie glücklich gefunden glaubte, so verlor er sie doch immer wieder. Endlich lud er seine Reichthümer, die er von den Ungläubigen erbeutet oder auf seinen Wanderzügen im Handel erworben hatte, auf ein Schiff, und wir segelten, nebst zwei afrikanischen Knechten, gen Rom, wo wir zwei Jahre blieben, und wo der Ohm mich die Waffen handhaben lehrte; alsdann zogen wir hieher in das schlechte Bauernhaus. Das ist Alles, ihr edlen Herren, was ich Euch von mir und dem Ohm zu erzählen weiß."

„Deine ganze Erzählung macht das Räthsel nur noch schwieriger," sagte der Graf von Habsburg nachdenklich; „und ich muß mich wohl getrösten, bis Dein vermeintlicher Ohm es mir selber löst. Ich fürchte aber, mein guter Junkherr, daß es mit Deinem adeligen Wappen gar zweifelhaft ausschaut."

Auf des Jünglings Stirne lagerten sich Wolken des Unmuths. „Ich kann Euch das Wappen meines Vaters zeigen, Herr," erwiederte er mit glühenden Wangen. „Ohm Lux hat in einem Kloster des Libanons eine Rüstung meines Vaters, sammt Wehrschild, aufgefunden und an sich gekauft. Wenn Ihr's begehrt, so kann ich's Euch wohl zeigen, und Ihr mögt vielleicht das edle Geschlecht, dem ich angehöre, in dem Wappen des Schildes erkennen."

„Ei, da plagt mich gewaltig die Neugier," erwiederte der Graf; „folgen wir immerhin dem Blondlockigen, Ritter Eptingen."

Sie ritten in den kleinen Hofraum. Ein Knecht, dessen dunkle Farbe sein afrikanisches Vaterland verrieth, eilte aus einem Stall herbei und nahm die Rosse in Empfang. Der Graf und Eptingen folgten dem räthselhaften Junker durch die kleine Hausflur des Hauptgebäudes in das geräumige Wohngemach, in dessen Mitte noch, wie vor zwanzig Jahren, der große massive eichene Tisch stand, vor dem einst Lux den verhängnißvollen Traum gehabt, und die alten plumpen Hausgeräthe der unglücklichen Elsbeth; doch waren jetzt, in sonderbarem Contrast damit, die rußigen Wände mit venetianischen Tapeten behangen, und die zierlichen kostbaren Geräthschaften, mit denen der alte Hausrath melirt war, zeugten von dem Reichthum des zurückgekehrten Abenteurers. Man sah indessen der ganzen Einrichtung an, daß sie nicht für die Dauer, sondern nur zu einem kurzen, doch möglichst bequemen Aufenthalt berechnet war. Der Graf und sein Begleiter schenkten indessen dem seltsam ausgestatteten Gemach nur wenige Blicke, denn Siegfried schritt rasch voran und öffnete die Thüre einer anstoßenden Kammer. Sie traten hinein.

Das kleine schmucklose Gemach hatte in der Höhe ein stark vergittertes Fenster, durch welches so eben die Sonnenstrahlen herein fielen, und eine grelle Helle verbreiteten. An den Wänden umher standen mehrere eisenbeschlagene Truhen; aber was der Eintretenden Aufmerksamkeit sogleich fesselte, war eine vollständige Ritterrüstung, welche der Thüre gegenüber, inmitten der Kammer, gleich einer Kriegstrophäe aufgerichtet stand; ein großer, mit einem Tuch verhängter Schild war an der linken Armschiene befestigt.

„Ist's dieser verdeckte Schild, der Deines Hauses Wappen trägt, mein Junge?" fragte der Graf nicht ohne Ueberraschung und Verwunderung.

„So ist's, mein hoher Herr," erwiederte der Jüngling, und zog das Tuch weg.

„Bei St. Michael! das ist das Wappenschild der Mönche von Mönchenstein, das ich wohl kenne wie mein eigenes!" rief Ritter Eglin von Eptingen höchlich erstaunt.

„Hm! bin ich in der Behausung eines Tollen? Dieser

Jüngling — Lux sein Ohm — und das Wappen der Mönchensteine — wie hängt das Alles zusammen?" murmelte der Habsburger vor sich hin. „Fürwahr, ich bin begierig, wie der durchtriebene Schalk das zusammen reimen will."

„Also ein Mönchenstein bin ich, dies haben mir die Worte des Ritters nun verrathen!" rief der Jüngling mit Stolz, als der Graf mit Eptingen wieder davon geritten war. „Das Geschlecht der Mönchensteine ist edel, tapfer und berühmt; ich habe auf dem weiten Weg von Palästina hierher viel davon sprechen hören, ohne zu ahnen, daß ich ihm angehöre."

Einige Stunden später langte Lux Datz auf seinem Freigut an. Er war gekleidet wie ein reicher Bürger und gefolgt von einem äthiopischen Sklaven. Die Zeit hatte seine Wangen und seine Stirne gefurcht, die Südsonne ihn gebräunt, die erstandenen Beschwerden ihn einer Mumie gleich gemacht; aber noch lag der kecke Trotz in seinen Mienen, List und Verschlagenheit in seinen Augen. Mißvergnügten Antlitzes schwang er sich aus dem Sattel und überließ sich der Bewillkommnung seines Neffen.

„Der Graf von Habsburg war hier, bester Ohm," erzählte der Jüngling.

„Wie? Und sah er Dich?"

„Er sah mich, und sprach mit mir. Ich zeigte ihm auch die Rüstung meines Vaters."

„Eitler, thörichter Jüngling!" fuhr sein Ohm auf. „Wie leicht hätte das mir und Dir verderblich seyn können, stünden jetzt die Sachen nicht so, wie sie stehen."

„Ich gehöre also dem berühmten Geschlecht der Mönchensteine an?"

„Dein Vater war Sigismund Mönch von Mönchenstein, und Du bist sein rechtmäßiger Sohn, da Du nun ein Mal in das Geheimniß gedrungen bist."

„So seyd Ihr also auch ein Mönch von Mönchenstein, weil Ihr mein Ohm seyd?"

„Ich bin's. Doch vor der Welt kann ich nicht wirklich dafür gelten, da ich für sie längst todt bin, und keine Beweise führen kann, daß ich noch lebe. Ein anderes Mal werde ich Dir das ausführlicher erzählen, und Du sollst mir dann bei Deinem Heiligsten schwören, das Geheimniß bis zu meinem Tod zu bewahren."

„Gewiß, mein Ohm, was Ihr mir auch vertrauen mögt, es soll ohne Euere Erlaubniß nie meine Zunge überschreiten," betheuerte Siegfried. „Aber werdet Ihr mich bald meiner Sippschaft vorstellen?"

„Geduld, mein Sohn! Was frommt es Dir, Deine Sippschaft zu kennen, wenn sie Dich verläugnet und Dein Daseyn nicht anerkennen will? Dein Großvater ist ein kraftloser Greis, dessen Wille keinen Klang mehr im Lande hat, und auf der Burg Deiner Ahnen führt Gundibert Mönch von Landskron, einer Deiner Vettern, das Regiment, der der Erbe und Majoratherr aller Lehnsgüter Deines Hauses wird, wenn die Mönche von Mönchenstein ohne männliche Nachkommen aussterben; mir aber fehlen die rechtsgültigen Beweise, Deine Ansprüche auf das Erbe Deines Vaters genügend darzuthun; und vielleicht würdest Du mein eigenes Schicksal haben, wenn ich nicht hoffte, daß ein dunkles Gerücht, welches in Rom von der Rückkehr Deines Vaters aus sarazenischer Gefangenschaft umging, sich bestätigen würde. Doch für alle Fälle wollen wir uns nun dem Grafen von Habsburg in die Arme werfen, und ich bin es jetzt wohl zufrieden, daß er einigermaßen vorbereitet ist. Er ist gerecht und billig, und sein Schwert gewaltig."

Am andern Tag ritt Lux Datz mit Siegfried auf die Habsburg, und hatte mit dem Grafen eine lange Unterredung; er legte ihm verschiedene wichtige Dokumente vor, und die Folge davon war, daß Siegfried unter die Edelknechte des Grafen aufgenommen wurde, und sogleich seinen Dienst antrat.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kunst, Wein zu machen,

hat in den Rheingegenden eine Höhe und Ausdehnung gewonnen, welche der ernstesten Aufmerksamkeit der Regierungen in mehr als einer Rücksicht werth ist, aber auch von dem großen Publikum sorgfältig beachtet werden sollte. Man hat große Ursache, diese Fabrikation mit Mißtrauen zu betrachten. Die Weinhändler behandeln sie mit dem größten Geheimniß. Daß Zucker angewendet wird, ist bekannt, und dieser Bestandtheil auch so wenig schädlich und so allgemein für nützlich anerkannt, daß alle größeren Weinproducenten seine Beimischung, ohne sie zu verhehlen, anwenden. Man weiß, daß dadurch nur das Verhältniß des Zuckerstoffes in dem Most vermehrt wird, daß sich der Colonialzucker mit dem Weinzuckerstoff auf das innigste verbindet und der geistige Weinproceß dadurch auffallend gewinnt. Es wird dadurch nicht nur eine bessere, sondern auch eine haltbarere Sorte von Wein erzeugt. Die Beimischung des Zuckers ist also gerade ein sehr wichtiger Fortschritt für die allgemeine Weincultur. Dessen ungeachtet kann der Producent mit allem Aufwand von Zucker die Concurrenz des Weinhändlers nicht mehr bestehen. Dieser besitzt andere, noch nicht allgemein bekannt gewordene Mittel, um den geringsten Weinsorten eine höhere Qualität zu geben. Was man im Publikum darüber hört, ist in der That beängstigend. Früher haben diese Verbesserungen durch Beimischung der wohlfeilen und südfranzösischen und der schweren spanischen Weine, namentlich des Benicarloweins stattgefunden. Allein die hohen Zölle, die inzwischen auf diese Weine gelegt worden sind, erhöhten die Preise zu sehr, als daß die Weinhändler bei solchen Mischungen noch ihre Rechnung finden könnten. Dafür versichert man, daß jene schweren spanischen Weine nun in einer Form eingeführt werden, welche sie den hohen Zöllen entzieht. Zollbeamte selbst sollen es angegeben haben, und diese Form in Lumpen bestehen, die in den schweren spanischen Weinsorten getränkt und wieder getrocknet sind und in ganzen Schiffsladungen eingeführt werden. Auf solche Weise würde die Farbe, der adstringirende Stoff der Weine, ihr Zuckergehalt, ihr Arom und vielleicht auch ein Theil des Geistes derselben ausgeführt. Diese Lumpen sollen bei den geheimnißvollen Weinfabrikationen gebraucht, sodann wieder gebleicht und zur Papierfabrikation verwendet werden. Bedenkt man nun, woher diese Lumpen stammen, wie sie die schlechtesten Reste der Hemden und Bettlaken der ärmsten Classen eines südlichen Landes sind, wo die Reinlichkeit überhaupt nicht hoch anzuschlagen ist, daß sie in Hospitälern und aus dem Auskehricht der großen Städte gesammelt werden, und wenn auch eine Reinigung damit vorgeht, solche doch nur oberflächlich seyn kann, so schaudert man bei dem Gedanken, daß man in den meisten Gasthöfen, ja vielleicht selbst an Privattischen keinen Wein mehr zu trinken bekommt,

Digitized by Google

bei deſſen Genuß man nicht an ſolche Hexenküche denken müßte. Denn auch das iſt eine Eigenthümlichkeit des heutigen Weinhandels, daß die Gaſtwirthe ihren ganzen Bedarf von Landweinen von den Weinhändlern beziehen. Früher hielt jeder Wirth, der kleinſte wie der größte, ſein eigenes Weinlager. Er kaufte in der Weinleſe ſelbſt den Wein von den Producenten, und verſah ſich, je nachdem Preis und Qualität es ihm räthlich machten, auf mehrere, ja auf eine längere Reihe von Jahren. Er zog die Weine, wie er es nannte, ſelbſt, das heißt, er widmete ihrer Erhaltung und Verbeſſerung durch ſorgfältige Pflege derſelben fortwährend die größte Aufmerkſamkeit. Er machte damit einen bedeutenden Gewinn; aber er bedurfte auch ein anſehnliches Capital dazu, deſſen Zinſen ſich Jahre lang durch ſich ſelber vermehren mußten, ehe ſie ihm zu gut kamen. Bei der heutigen Schwindelei, von der auch die Gaſtwirthe durch die außerordentliche Vermehrung der Reiſenden ergriffen werden mußten, und den großen Capitalien, welche bei den Anforderungen an den Luxus der Einrichtung der Gaſthöfe nöthig ſind, müſſen viele Wirthe außer Stand ſeyn, dergleichen Capitalien in die Zukunft zu ſtellen. (A. A. Z.)

Mannichfaltigkeiten.

(**Berlin**, 18. Dec.) Das in einem früheren Berichte erwähnte, bei dem Blücherfeſte am 16. d. ausgegebene Facſimile einer Rede, welche der Feldmarſchall mit aller ſeiner Eigenthümlichkeit in Rede und Schrift für das Feſt der Einweihung des Denkmals an die Schlacht an der Katzbach, am 26. Auguſt 1817, alſo gerade zwei Jahre vor ſeinem Tode, niedergeſchrieben und gehalten hat, geben wir hier, dem Inhalte nach, ohne die Beibehaltung der unleſerlichen Schrift und der ſonderlichen Orthographie, welche ganz an die Zeit erinnert, in die die Jugendjahre des 1817 ſchon greiſen Feldherrn fielen, wieder: „Laßt uns in die Vergangenheit zurückſehen, es war eine Zeit, wo ein großer Hauſe den Thron für erſchüttert und die Nation für unterjocht wähnte; nur ein gemäßigter Herrſcher verlor den Muth nicht, verhielt ſich leidend, und hoffte, wenn die Noth am größten, iſt die Hülfe am nächſten. Dieſes alte Sprüchwort bewährte ſich auch hier. Preußens Schutzgeiſt hatte gleichſam nur geruht. Gemeinſinn und Vereinigung aller Stände trat an die Stelle der unnatürlichen Furcht. Vertrauen zur Vorſehung und Zutrauen zu unſerer eigenen Kraft krönte und erhob unſere Macht. Hier, wo wir auf den Gebeinen unſerer erſchlagenen Brüder Gott unſern Dank gebracht haben, begann ein feſtlicher Tag, und der ſtolze Tyrann wurde belehrt, daß man der Preußen Macht wohl noch heben, aber nicht vernichten kann. — Welche ſegensreiche Folgen der Sieg an der Katzbach hatte, iſt bekannt. Nicht allein begeiſterte er unſere Nation, alle echt geſinnte Deutſche wurden gleichſam aus ihrem Schlummer erweckt, und ſehnten ſich wie wir, die dem Deutſchen unwürdige Unterjochung zu entfernen. Wir verfolgten unſern Sieg, überſchritten die Elbe, den Rhein, und drangen vor zur Seine. Hier erkämpften wir den Frieden, deſſen wir uns erfreuen! — **Blücher**.“

Die ruſſiſche Fürſtin Jadimerowska, welche kürzlich zu St. Petersburg geſtorben iſt, hat in ihrem Teſtamente zwei ſeltſame Legate vermacht. Es heißt darin wörtlich: „Drei Jahre lang bin ich in das Theater gegangen und habe darin wahrhafte Gemüthserſchütterungen erlitten — die einzigen meines Lebens; ich glaube dafür Diejenigen belohnen zu müſſen, welche ſie mir verſchafft haben. Ich vermache daher dem Karatiguin (Rußlands Talma), der mich ſo oft zu einem wohlthätigen Weinen gebracht, die Summe von 50,000 Rubeln. Weiters vermache ich dem jungen Schauſpieler, deſſen Name mir entfallen iſt, der aber leicht zu entdecken ſeyn wird, ich meine den, der mich ſo oft erſchüttert hat in ſeiner Rolle des Gamin von Paris und des Chatterton, im Michaelstheater, die Summe von 30,000 Rubeln.“ Obgleich man keinen Zweifel hat, daß der zuletzt bedachte Glückliche kein Anderer als ein Hr. Laferriere iſt, ſo ſollen, da im Teſtamente der Name nicht genannt iſt, die Verwandten nunmehr dieſen Theil deſſelben umſtoßen wollen.

Die jungen Herren werden immer galanter. Ein roſenfarbiges Knäblein engagirte neulich auf einem Balle eine Frau von 28 bis 30 Jahren. Nachdem das Herrchen das erſte Mal mit ſeiner Dame an der Reihe geſtanden war, bemerkte er: „daß er nicht geglaubt hätte, daß eine Frau in ihrem Alter noch ſo ſchnell tanzen könne.“

(**Dresden**, 20. Dec.) Die von den öffentlichen Blättern gegebene Nachricht, **Döring** habe bereits mit dem königl. hannovriſchen Hoftheater abgeſchloſſen, iſt voreilig, denn er ſteht noch mit dem hieſigen Hoftheater in Unterhandlung und man hofft, daß er Dresden Hannover vorziehen werde. — Der Abgang **Emil Devrients** von unſerer Hofbühne ſoll entſchieden ſeyn, hat aber lediglich ſeinen Grund in Familienverhältniſſen. — Das neue Schauſpiel „Ein weißes Blatt“ von Karl Gutzkow wurde am 18. d. M. hier zum Erſtenmale gegeben und ſehr gut aufgenommen. Das Haus war, trotz des aufgehobenen Abonnements, ſehr voll und die erſte Wiederholung des Stückes findet ſchon morgen ſtatt. (M. J.)

(**Leipzig**, 12. Dec.) Gewiß als eine erfreuliche Erſcheinung darf es betrachtet werden, daß der Privatdocent an hieſiger Univerſität Dr. **Schletter**, das Intereſſe der Gegenwart richtig wahrnehmend, Vorleſungen über das Weſen und die geſchichtliche Entwickelung des **öffentlichen und mündlichen Verfahrens**, obſchon er ſie im Lectionskatalog nicht angekündigt, begonnen, und ſo den Studirenden Gelegenheit gegeben hat, ſich über dieſen höchſt wichtigen Gegenſtand zu belehren und ein Urtheil zu bilden.

Theater-Anzeige.

Dienſtag, 27. Dez. **Die Hugenotten**, große Oper in 5 Abth., Muſik von Meyerbeer.

Mittwoch, 28. Dezember. (Zum Vortheil der Dem. **Thereſe und Marie Milanollo**): **Großes Konzert dieſer jungen italieniſchen Violinſpielerinnen.** Vorher geht: **Das Kaſernenzimmer**, Luſtſpiel in 2 Acten. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität.

Nro. 357. Mittwoch, den 28. December 1842.

Die Papageien und die Sternenträger.

Novelle aus den Zeiten des Interregnums.

(Fortſetzung.)

XII.

Um das Reich vor völliger Auflöſung zu bewahren, und der Anarchie unter dem hohen und niedern Adel Einhalt zu thun, entſchloſſen ſich endlich die Kurfürſten, unter Mitwirkung der übrigen Häupter des deutſchen Volkes, zu der Wahl eines neuen Kaiſers. Die kraftloſe Ausübung der kaiſerlichen Gewalt in den Händen ausländiſcher Regenten gab ihnen endlich die Ueberzeugung, daß von denſelben kein Heil zu erwarten ſey, und daß nur ein kräftiger ſtreitbarer Fürſt aus ihrer Mitte, mit redlichem Willen begabt, das Reich vom Untergang erretten könne. Nur war es ſchwierig, wen die Wahl treffen ſolle, denn die mächtigeren Fürſten, welche ſeit Friedrichs II. Tod allgemach das Band der Lehnspflicht gelockert hatten, die ſie an den Kaiſerthron band, und faſt mit voller Souverainetät herrſchten, waren nicht gewillt, nur einen Splitter ihrer Macht fahren zu laſſen. Mit Mißtrauen wurde daher jeder Bewerber um die erledigte Krone des Reichs betrachtet, deſſen Macht überwiegend und gefahrdrohend für die Mindermächtigen war.

Während nun Wähler und Kron-Kandidaten mit großem Pomp gen Frankfurt zogen zum Fürſten-Kongreß, um dort den Kampf der Kabalen und Intriguen zu beginnen, rüſtete ſich, unbekümmert um die allgemeine Spannung im Reich, der Graf von Habsburg zu ernſtlichem Angriff der Stadt Baſel. An ſämmtliche Sternenträger erging ſein Aufgebot, ſo wie an die Kriegsvölker von Zürich, St. Gallen, Schwyz, Uri und Unterwalden; auch der Graf Heinrich von Freiburg und andere mächtige Herren ſagten ihm ihre Hülfe zu. Ritter Eglin von Eptingen, das Haupt der Sternenträger, war auf Einladung Rudolphs ſelbſt gen Habsburg gekommen, wie wir bereits geſehen haben, um ſich mit dem Grafen über den bevorſtehenden Kriegszug zu berathen, und hatte bei dieſer Gelegenheit ſein ſchönes Töchterlein Mathilde mitgebracht und der Obhut der Gemahlin Rudolphs und ſeiner Töchter übergeben. Die Gräfin Anna von Habsburg, eine geborne Gräfin von Hochberg, und ihre Töchter hatten das Ritterfräulein bald liebgewonnen, und Mathilde fühlte ſich in ihrer Umgebung recht heimiſch.

Was aber am meiſten dazu beitrug, dem jungen Fräulein von Eptingen den Aufenthalt auf der Habsburg angenehm zu machen, das war die gleichzeitige Ankunft Junker Siegfrieds des ſchönen Edelknechts des Grafen, von dem eigentlich Niemand auf der Burg, außer dem Grafen, wußte, von wannen er gekommen, noch welch adeligem Geſchlecht er angehöre. Daß er kein Eingeborner ſey, das hörte an ſeiner fremdklingenden Mundart Jedermann; über ſeiner Perſon lag überhaupt viel Geheimnißvolles, was den Burgleuten Mancherlei zu ſprechen gab; darin kamen aber die Männer bald überein, daß er ein gewandter, gutmüthiger und biederherziger Jüngling ſey; und die Frauen und Jungfrauen, daß es in des Grafen Gebiet nicht leicht einen liebenswürdigeren Junker geben könne, als der neue Edelknecht Siegfried.

Siegfried ſeinerſeits hatte kaum das ſchöne Fräulein Mathilde wahrgenommen, als er in ſeiner Bruſt eine wunderbare Bewegung fühlte, die er bisher noch bei keiner Jungfrauen Anblick empfunden. Von dieſem Augenblick wußte er ſelbſt nicht, wie es kam, daß er ſo oft in des Fräuleins Nähe ſich befand, ſie mochte nun im Burggarten luſtwandeln oder in der Burg bei des Grafen Töchtern ſich befinden, oder in der Burgkapelle am Altar zu der heiligen Jungfrau beten; wenn keine andere Pflicht für den Grafen ihm oblag, ſo pflegte der Edelknecht Siegfried gewiß nicht weit entfernt zu ſeyn. Wenn der Junker und das Fräulein ſich begegneten, was auf dieſe Weiſe natürlich gar oft geſchah, ſo zog Siegfried gar beſcheidentlich ſein Barettlein vom blondlockigen Haupt und verneigte ſich tief vor dem Fräulein, wie er ſonſt nur vor der Gräfin und ihren Töchtern zu thun pflegte, konnte aber dabei nicht verhindern, daß jedes Mal die Flammen ſeines Herzens hell leuchtend ſich an Stirne und Wangen wiederſpiegelten; das Fräulein dankte dann mit einem freundlichen Blick, erröthete gleichfalls, ſenkte die langen dunkeln Augenwimpern und eilte mit ſchnelleren Schritten vorüber. So dauerte dieſes ſtumme Minneſpiel eine geraume Weile.

An einem ſchönen Abend ſaß das Fräulein von Eptingen in einer einſamen Laube des Burggartens und hing ihren Gedanken nach. Des Grafen Töchter arbeiteten noch emſig in ihrem Gemach an einem prächtigen Banner für den Heerhaufen ihres Vaters, welcher demnächſt gegen die Stadt Baſel ziehen ſollte. Mathilde, heute wehmüthig, mißlaunig, unzufrieden geſtimmt, ſie wußte ſelbſt nicht warum, hatte ſich aus ihrer Geſellſchaft hinweggeſtohlen, und war in dieſe ihre Lieblingslaube geeilt. Hier konnte ſie ungeſtört und unbelauſcht ihren Träumen nachhängen; ſie konnte an ihn denken, von deſſen

Digitized by Google

Bild bereits ihr Herz und ihre Seele erfüllt waren. Aber gepreßte Seufzer entſtiegen heute ihrem jugendlichen Buſen, und ihr ſchönes Auge füllte ſich mit Thränen, wenn ſie ſeiner gedachte; denn morgen ſchon zog der Graf mit ſeinem Gefolge gen Baſel und Siegfried mit ihm. Plötzlich bemerkte ſie im Eingang der Laube einen Schatten; ſie ſchlug die Augen auf und ſah vor ſich den Edelknecht ſtehen. Mit einem Schrei der Ueberraſchung ſprang ſie auf.

„Ihr zürnt wohl meiner Verwegenheit, die Euch hier in Euern einſamen Betrachtungen zu ſtören wagt?“ fragte Siegfried mit beklommener Stimme.

„Ach nein, Herr Junker“, erwiederte das Fräulein mit Purpur übergoſſen, „ich war nur überraſcht, weil — weil — ich grade an Euch dachte, als Ihr erſchienet.“

Mathilde erſchrak, als unwillkürlich der Mund ihres Herzens Verräther ward, und ihre Verlegenheit ſteigerte ſich noch höher.

„Ihr dachtet an mich?“ rief der Jüngling mit glänzenden Augen. „O Mathilde, dann gedachtet Ihr meiner nicht in Böſem.“

„Wie ſollte ich doch Eurer anders gedenken als mit Wohlwollen,“ erwiederte ſie mit verlegenem Lächeln.

„Mathilde, dürfte ich ein kühnes Wort wagen? Werdet Ihr mir nicht zürnen?“

„Zürnen? Warum? Ein kühner Mann führt auch ein kühnes Wort.“

„Ich liebe Euch.“

Eine neue Gluth überzog Mathildens Antlitz. „Iſt Lieben eine Kühnheit?“ liſpelte ſie mit verklärter Miene.

„Und Ihr nehmt mein Geſtändniß freundlich auf?“

„Ich zürne Euch deshalb nicht, und — freue mich faſt darüber.“

„O dann bin ich der glücklichſte aller Menſchen!“ rief Siegfried begeiſtert, und drückte ihre Hand inbrünſtig an ſeine Lippen.

Mathilde duldete es mit verſchämtem Lächeln. „Ihr werdet morgen mit dem Grafen ausziehen gen Baſel?“ fragte ſie nach einer kurzen Pauſe, in welcher ſie ſich mit freudeſtrahlenden Augen betrachtet.

„Es iſt der erſte Kriegszug, dem ich beiwohne,“ erwiederte er zuverſichtlich, „und ich gedenke, mir die goldnen Sporen dabei zu verdienen und Eurer würdig zu werden. Ich kam eigentlich deßhalb hierher, um mich von Euch zu beurlauben und mein Schickſal aus Eurem ſchönen Munde zu vernehmen. Ihr habt mich unausſprechlich beſeligt.“

Ein Blick, aus welchem die ganze Gluth ihrer Liebe ſtrahlte, war ihre Antwort. „Ach, Junker Siegfried,“ liſpelte ſie, „ſeyd um meinetwillen nicht zu tollkühn in den Gefahren der Schlacht. Ich zittre, daß Euch ein Unfall begegnen könnte.“

„Der Gedanke, von Euch beweint zu werden, würde mich ſelbſt noch unter dem Streich des Todes beſeligen. Aber fürchtet nichts. Die Liebe iſt ein guter Panzer für des Mannes Bruſt; ſie belebt den Muth und führt ſicher durch Gefahr und Ungemach. Gebt mir ein Pfand Eurer Liebe mit; ich will es auf meinem Herzen tragen, und es ſoll mein Talisman ſeyn in des Kampfes wilden Wogen. Sey es ein Band, eine Schleife, ein Blümlein, das Eure Hand berührt, oder irgend ein unbedeutend Kleinod; ich bringe es Euch zurück, wenn's der Tod mir nicht entreißt.“.

Mathilde ſtreifte einen Ring von einem ihrer Finger und reichte ihn dem Junker dar. „Dieſes goldne Reiflein erinnere Euch ſtets, daß in der Ferne für Euch ein liebend Herz in Furcht und banger Erwartung ſchlägt und für Euch betet.“

„Unendlich, wie dieſer deutungvolle Reif, wird meine Treue und Ergebenheit für Euch ſeyn!“ rief der Edelknecht entzückt, indem er den Ring empfing. „Und wenn ich einſt, vielleicht bald, im Beſitz meines väterlichen Erbe, Herr meiner Burgen bin,“ fuhr er in treuherzigem Tone fort, „und dann vor Euren Vater trete, und geziemend um Eure Hand freie, nicht wahr, dann werdet Ihr mit Freuden einwilligen, mein eheliches Gemahl zu werden?“

Das Fräulein erröthete jungfräulich und ſah ſinnig lächelnd vor ſich nieder, was der liebende Jüngling für ein herzlich Ja nehmen konnte.

(Fortſetzung folgt.)

Das Lager bei Grimlinghauſen.

(Aus den Bemerkungen eines britiſchen Offiziers.)

Bei der Beſichtigung des 15. Linien-Regiments, das zur Prüfung der neuen, von Sr. k. Hoheit dem Prinzen Friedrich vorgeſchlagenen Uniform — im Ganzen eine offenbare Verbeſſerung — auserſehen worden war, überraſchte mich namentlich der gefällige, leichte und bequeme Helm von polirtem Leder, ein vortrefflicher Stellvertreter jenes läſtigen und unförmlichen Artikels, der unter dem Namen „Tſchako“ bekannt iſt. Er ſchließt ſich dem Kopfe vortrefflich an, hat nach oben kein Uebergewicht, gewährt ein kriegeriſches Anſehen, iſt leicht zu reinigen, und wiegt nur 2 Pfund. Einige Exemplare dieſes Helmes ſind an unſer Kriegsminiſterium geſchickt worden und werden ohne Zweifel dem Herzog von Wellington ſehr gefallen, deſſen große Aufmerkſamkeit auf die Bequemlichkeit und das Aeußere des gemeinen Soldaten ſo bekannt iſt. Ich muß geſtehen, daß in der Uniform des Prinzen Friedrich der preußiſche Infanteriſt jetzt ein wahres beau ideal militaire iſt. Hierzu kommt ſeine ſchlanke Geſtalt, ſeine aufrechte ungezwungene Haltung, ſeine Leichtigkeit in den Bewegungen und ſein reinliches Aeußere. In der kurzen Zeit von anderthalb Jahren erwirbt er ſich nicht nur die Haltung eines alten Kriegers, ſondern auch eine vollkommene Kunde aller ſeiner Pflichten. Nach meiner unmaßgeblichen Meinung iſt die jetzt zur Prüfung vorliegende Uniformirung des 15. Regiments die Vollkommenheit ſelbſt: nur gegen die beſtändige Verbindung des Bajonnets mit dem Gewehr könnte man Einwendungen machen, denn auf einem längeren Marſche muß dies den Soldaten ſehr ermüden und für die Bewegungen der leichten Infanterie ein ernſtes Hinderniß ſeyn. Was das Gepäck betrifft, ſo würden unſere Capitäne und Subalternoffiziere ſchon vor dem Gedanken daran zurückſchrecken: der preußiſche Infanterie-Offizier trägt aber in der That einen kleinen Torniſter von Patentleder, der ihm in dem, im Felde unvermeidlichen Falle, wo er auf längere Zeit von ſeinem Gepäck getrennt iſt, von weſentlichem Nutzen ſeyn muß: er enthält ein reines Hemde, Raſirmeſſer, Bürſten ꝛc. Bei dieſem meinem erſten Beſuch im Lager und bei allen nachfolgenden ward mir von Seiten der preußiſchen Offiziere ſtets der verbindlichſte Empfang, ſo wie man mir auf alle meine Erkundi-

Digitized by Google

gungen den zuvorkommendſten Beſcheid gab; das preußiſche Offiziercorps iſt eine noble Cameradſchaft (a noble set of fellows). Nicht wenig überraſchten mich die ausgedehnten Kenntniſſe der jüngern Offiziere, von denen manche kaum den Knabenjahren entwachſen waren. Möchten doch unſere jungen Aſpiranten nach kriegeriſchem Ruhm ihnen gleichkommen! Leider ſtudiren ſie aber häufig genug die Kriegskunſt an den Billardkugeln und in der Belagerung einer hübſchen Griſette oder einer zarten Putzmachergehülfin. — Die Erſcheinung der preußiſchen Infanterie unter Waffen iſt in der That glänzend; der Unparteiiſche muß eingeſtehen, daß unſere beſten britiſchen Truppen ihr hierin nicht gleichkommen: ihre Bewegungen ſtehen indeß mit ihrem äußern Anſehen nicht auf gleicher Höhe und waren unſern hier anweſenden Offizieren in mancher Hinſicht ein Gegenſtand ſcharfer Kritik; namentlich ward ihr Syſtem, zum Angriff ſtets in dichten Colonnenmaſſen vorzurücken und die Formatiosweiſe zum Widerſtand gegen Cavallerie getadelt. Die Landwehr-Infanterie und Landwehr-Cavallerie haben ein ſchönes ſoldatiſches Anſehen und die Sicherheit der Bewegungen der letztern erregte unſer Erſtaunen und Bewunderung. Die Cavallerie, die ich ſah, waren Huſaren und Uhlanen von der Linie: ihre Pferde ſind klein, aber kräftig und munter, jedenfalls aber wohl überladen und ſchwerlich im Stande, die gewaltige Laſt eines vollſtändig equipirten Huſaren zu tragen, welche 265 Pfd. betragen ſoll. Für die bezahlten Preiſe, welche ſelten 10—12 Pfd. Sterl. überſteigen, dürfte ſich aber freilich keine beſſere Qualität beſchaffen laſſen.

Mannichfaltigkeiten.

Es äußerte Jemand gegen ein Frauenzimmer ſeine Verwunderung, daß ſie einen Mann heirathen wollte, der in allen Stücken ein Sonderling war, dabei jedoch vom beſten Charakter. Sie antwortete hierauf mit vieler Feinheit: „Ich heirathe ihn, weil ich hoffe, er wird aus Sonderbarkeit ein guter Ehemann ſeyn.“

(**Geſinnung und Geſinnungsloſigkeit.**) Wenn ein Volk tüchtig, derjenigen Freiheit würdig ſeyn ſoll, welche der Vernunft gemäß iſt und deßhalb Zweck ſeyn muß, ſo iſt Charakter, Geſinnung erforderlich. Ein Staat kann nur dann zum Bewußtſeyn ſeiner Macht kommen, wenn er weiß, auf wen und wie weit in jedem Stücke er zu zählen hat. Der blinde, ſchweigende Gehorſam, der Alles gut findet, weil es von oben kommt, iſt nur eine andere Art von Schmeichelei, oder Bequemlichkeit des Nichtdenkens, oder Theilnahmloſigkeit. Mit dem Allen iſt aber einer rechten Regierung nicht gedient, denn ſie wird nicht geſtärkt dadurch, ſie wird nicht vor Irrthümern, die Niemand vermeiden kann, gewarnt, ſie wird von jedem Fortſchritte zurückgehalten. Die Bürger, welche ſich in dieſem Kreiſe bewegen, hängen nicht mit dem Staate, ſondern nur mit dem Glück des Staats zuſammen; ſie opfern ſich nicht für ihn, ſondern verlaſſen ihn, wenn der Vortheil von einer anderen Seite winkt. Die echte Geſinnung aber iſt durch eine lebendige Liebe mit dem Vaterlande verknüpft, und wenn ſie auch den Formen opponirt, ſo bleibt ſie doch dem Weſen treu, wenn dieſe Treue ſelbſt zur Vernichtung führte. Darin liegt der Unterſchied zwiſchen geſinnungsvoller Loyalität und fauler oder eigennütziger Liebedienerei, zwiſchen geſinnungsvoller Oppoſition und dem hohlen Raiſonniren, das ſich heut' mit der größtmöglichen Konzeſſion in liberalem Sinne nicht begnügen will und morgen die Freiheitsliebe durch eine kurze Wendung mit dem drückendſten, wenn auch glänzenden Despotismus zu akkomodiren weiß.

(**Nürnberg**, 19. Dec.) Am vergangenen Donnerſtage konſtituirte ſich dahier, mit höchſter Genehmigung, ein **Verein für prunkloſe Leichenbegängniſſe.** Derſelbe zählt bereits gegen 100 Mitglieder aus den angeſehenſten Ständen und wird mit dem 1. Januar k. J. ſeine längſt gewünſchte Wirkſamkeit beginnen.

(**Frankfurt.**) Die Zeitung für die elegante Welt theilt jetzt Frankfurter Briefe mit, welche hier, ihres Unſinnes wegen, den ſie bis jetzt über die hieſigen Verhältniſſe manifeſtiren, mannichfach erheitern. Der Verfaſſer ſtellt Frankfurt das ſchreckenerregende Prognoſtikon, daß es in dreißig Jahren **verarmt** ſey.

(Würzb. Ztg.)

(**Genf.**) Ein vornehmer Engländer, Lord H., der längere Zeit in Genf herrlich und in Freuden lebte, hatte ſich mit 20,000 Fr. Schulden davon gemacht. Ein ſchnellfüßiger Kutſcher, dem er mehrere Hundert Franken ſchuldete, eilte ihm nach und erreichte ihn glücklich in Baſel, wo er ſogleich die Rückreiſe mit ihm antrat.

Von **Benedict Dalei** ſind (im Verlage von Jenni Sohn in Bern), „Schwarze Lieder“ erſchienen. Es wird nicht lange währen, ſo erhalten wir vermuthlich auch blutrothe oder grasgrüne oder veilchenblaue Lieder, und die deutſche Lyrik trägt wie die Politik beſtimmte Farben. — In dem Verlage der ſchwarzen Lieder iſt zugleich ein anderes intereſſantes Schriftchen erſchienen mit dem ſchönen Titel: „Der Katzenjammer heilbar. Eine frohe Botſchaft von 7.“

(**Wien**, 17. Dec.) Was hier von Seite der Kunſt und Künſtler für Wohlthätigkeitsanſtalten geſchieht, dürfte ſchwerlich in einer Hauptſtadt Europa's ein Seitenſtück haben. M. G. Saphir z. B., unſer beliebter Humoriſt, hat allein zu dieſem Zwecke durch ſeine Vorleſungen ſeit vier Jahren die Summe von etwa 50,000 fl. C. M. beigeſteuert. Se. Maj. der Kaiſer beſchenkte ihn, aus Anlaß ſeiner überreichten Schriften, auch mit einem höchſt koſtbaren Brillantringe, und der Oberſtkämmerer, Graf Czernin, iſt beauftragt worden, „denſelben als ein Zeichen des allerhöchſten Wohlgefallens, insbeſondere der Anerkennung ſeines nützlichen Wirkens durch ſchriftſtelleriſche Erzeugniſſe und veranſtaltete Akademien für wohlthätige Fonds“, dem Empfänger zuzumitteln.

Die „Preuß. Staats-Zeitung“ ſchließt einen Brief aus Paris (über den Hourdequin'ſchen Preceß) mit der Bemerkung: „Wenn man die von dem Kriegs- und dem Marineminiſterium abgeſchloſſenen Käufe mit einiger Strenge unterſuchen wollte, ſo würden ſonderbare Dinge zu Tage kommen. Dieſe Unordnungen hangen mit den Sitten und dem Geiſte der Zeit, ſo wie mit dem Syſtem der Centralverwaltung zuſammen.“ Der „Deutſche Courier“ fragt: „Wie iſt es doch mit der Unterſuchung über die großen Unterſchleiſe und Verſchleuderungen bei

Digitized by Google

der Arſenalverwaltung und im Kriegsminiſterium zu Berlin, von welcher vor einiger Zeit die Zeitungen ſo viel geſprochen? Hangen dieſe „Unordnungen“ auch mit den „Sitten und dem Geiſte der Zeit“, ſo wie mit dem „Syſtem der Centralverwaltung“ zuſammen?“ — In demſelben Blatte wird bemerkt: „Einſtimmig haben die Ausſchüſſe der preußiſchen Provinzialſtände den Antrag, daß die Provinzen ſich pro rata für den Kölner Dombau intereſſiren möchten, abgelehnt. Wie iſt es nun mit dieſer „Nationalſache“, dieſem „Dom deutſcher Einheit“ u. ſ. w.? Es iſt der ſeligen „Oberdeutſchen Zeitung“ zu gönnen, daß ſie Das nicht mehr erlebte.“

Das engliſche Opernhaus in London, welches in letzterer Zeit ſchlechte Geſchäfte machte, iſt jetzt von dem bekannten Thierbändiger van Amburgh zur Aufſtellung ſeiner großen Menagerie gemiethet worden. Am 5. Dec. hielt der Löwenzähmer ſeinen öffentlichen Einzug in die britiſche Hauptſtadt auf einem von acht rahmfarbigen Roſſen gezogenen Wagen, den er ſelbſt lenkte. Reiter umgaben denſelben, und eine vollſtändige Muſik von Blasinſtrumenten folgte. Hinter dieſer erſchien ſeine ganze Menagerie in zwölf eleganten blauen Wagen, jeder von vier Pferden gezogen. Ein prächtiges Geſtüt von 50 Pferden machte den Beſchluß.

Am 11. d. M. trank zu Würzburg in einem Brauhauſe ein Taglöhner nicht weniger als 59 Gläschen Schnaps, welche mitanweſende Gäſte aus Gutmüthigkeit, oder um ſich einen Spaß zu machen, bezahlten. Wenige Stunden darauf war der **Säufer eine Leiche! Werden da der Wirth und die freigebigen Gäſte ungeſtraft bleiben?**

Der Direktor der Petersburger Sternwarte, Staatsrath Struve, hält dieſen Winter populäre Vorleſungen über Aſtronomie für Herren und Damen, von welchen Letzteren er ſagt, es ſcheine, daß das weibliche Gemüth mit beſonderer Vorliebe zu den Wahrheiten der Aſtronomie hingezogen werde.

Korreſpondenz.

Köln, 16. Dez.

Unſer Theaterſtreit wird ſich wahrſcheinlich dahin enden, daß der jetzige Direktor, Hr. Spielberger, ſeinen Kontrakt nicht einſeitig brechen darf und zu ſeinem Schaden alle Bedingungen, und führten ſie zu ſeinem Ruin, erfüllen muß. Die Theaterunternehmer werden alſo wohl gegen den einzelnen Mann ihr formelles Recht zu behaupten wiſſen; ob ſie aber gegenüber der ganzen Stadt beſtehen, iſt eine andere Frage. Zuverſichtlich wird die Stadt hier den Handſchuh aufnehmen, muß ihn aufnehmen, ſo lange noch ein Funken von Billigkeit und Ehre in den Herzen der Bürger glüht. Und in der That glüht dieſe Ehre, dieſes Rechtsgefühl in der geſammten Bevölkerung Kölns, obgleich einzelne Wenige, durch ihren Vortheil verlockt, oder durch Verkehrtheit bewogen, gerne den Ruf ihrer Mutterſtadt ſchänden möchten. Schon vor einem Jahrzehnt waren alle Bürger Kölns einig: daß eine Stadt wie die ihre eine Bühne haben müſſe, ein Inſtitut ſo einflußreich wie das Theater nicht einzelnen Spekulanten zur Goldwäſche überlaſſen dürfte. Damals war man über den Bau einig, ſtritt ſich nur, ob dieſer auf dem Auguſtinerplatze oder dem Heumarkte beſſer anzubringen ſey, und Alles hatte den Anſchein, daß die Stadt bald das Dringende ins Leben rufen werde. Während den Streitigkeiten über den Ort waren aber die bisherigen Spekulanten, welche von jeher gute Geſchäfte gemacht hatten, ſchneller entſchloſſen und vergrößerten ihr altes Haus, wußten es dann durch Hausmittelchen dahin zu bringen, daß die Theaterfrage im Magiſtrate niedergeſchlagen wurde, und zogen ſo von dieſer Zeit an von den armen Theaterunternehmern ihre Apothekerzinſen, welche nicht ermangeln konnten, alle nach der Reihe zu ruiniren. Bisher haben die Magiſtraten, welche unſere Stadt repräſentirten, zugeſehen, daß dieſer Wucher mit dem Hauſe ſtatt fand, daß der Theaterunternehmer, auf's äußerſte geſpannt, weder Rückſicht auf Sittlichkeit, Geſchmack, noch Schönheit nehmen konnte, ſich das zu geben verſtändigen mußte, was ihm die meiſten Vorwitzigen und Schauluſtigen in's Haus lockte, und kein Menſch konnte es dem Bedrängten übelnehmen, ſelbſt wenn er das Schändlichſte und Sittenloſeſte gegeben hätte, da in dieſem Falle Alles auf die Stadt zurückfallen muß, welche durch die verzweifelten Bedingungen den Mann hinreißen läßt. Der Magiſtrat ging aber noch weiter und legte obendrein dem unglücklichen Direktor noch eine Armenſteuer auf. Der ohnehin ſchon Verarmte ſollte noch die Armen unterſtützen. Alle anderen Verwaltungen haben es ſich bisher zur Ehre gerechnet, Anſtalten der Bildung nicht nur nicht zu beſteuern, ſondern mit Mitteln zu unterſtützen; nur Köln hat ſeinen Vortheil beſſer erwogen, beſteuert das Theater, würde eine Maleracademie beſteuern, wenn es eine hätte, würde ein muſikaliſches Conſervatorium beſteuern und wird vielleicht, wenn es ſo fortgeht, ſeine Schulen beſteuern.

Frankfurt, im Dez.

Die großh. heſſiſche Staatsregierung hat kürzlich nach dem Beiſpiele der Krone Baiern geſchärfte polizeiliche Anordnungen zur Beſchränkung der Ausbreitung der ſogenannten Zündhölzchen und des Zündſchwammes ergehen laſſen, und gewiß ſteht zu hoffen, daß dieſe weiſen Verfügungen, in Betracht der großen Feuergefährlichkeit dieſer Produkte, auch in den übrigen deutſchen Vereinsſtaaten Nachahmung finden und damit manche gerechte Beſorgniß für boshafte Feueranlegung heben werden. Außer der Feuersgefährlichkeit dieſer Streichhölzchen und des Zündzunders will Einſender dieſes noch auf eine Eigenſchaft derſelben, die ſeines Wiſſens nach noch wenig bekannt ſeyn dürfte, aufmerkſam machen und die darin beſteht, daß mittelſt dieſer Zündhölzchen Vergiftungen an Menſchen und Thieren auf die leichteſte Art ſtattfinden können, denn wenn nämlich die Spitzen dieſer Zündhölzchen, woran ſich der Zündſtoff befindet, auf einem Gefäß, worin ſich ein wenig Waſſer befindet, abgerieben werden, ſo ergibt ſich alsdann eine röthliche Maſſe, welche, ſüßlich von Geſchmack, den ſchnellſten Tod herbeiführt. Gewiß Urſache genug, um ſie vom allgemeinen Verkehr ganz auszuſchließen!

Wir ſind erſucht worden, der Wahrheit gemäß zu erklären, daß die in der Didaskalia erſchienenen Berichte über die Verhandlungen bei dem hieſigen Zuchtpolizeigerichte, wegen Mißhandlung eines 12jährigen Mädchens durch ſeinen Vater, Hrn. Carl Kull weder zum Verfaſſer, noch zum Einſender gehabt haben. Die Redaktion.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 28. Dezember. (Zum Vortheil der Dem. Thereſe und Marie Milanollo): Großes Konzert dieſer jungen italieniſchen Violinſpielerinnen. Vorher geht: Das Kaſernenzimmer, Luſtſpiel in 2 Acten. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 358. Donnerstag, den 29. December 1842.

Vorwärts!

(Gesungen zu Berlin am Blücherfeste den 16. Dez.)

Denkt Ihr daran, wie wir in jenen Jahren,
Als auf uns lag des Himmels schwere Hand,
Zum Kampfe zogen in vereinten Scharen,
Mit Gott, für König und für Vaterland?
Die Adler Friedrich's trauerten bezwungen,
Doch unbezwungen blieb der Preußen Muth,
Da ist ein Ruf uns tief in's Herz gedrungen,
Und Jeder war bereit mit Gut und Blut.
Chor. Da ist ein Ruf ꝛc.

Der König rief, und Alle, Alle kamen,
Ein ganzes Volk erhob sich kampfbewehrt,
Nicht eitle Titel galten, leere Namen,
Es galt die That, es galt ein gutes Schwert.
Das Vaterland vom Feinde zu befreien,
Zur Fahne stellte sich der Heeresbann,
Freiwill'ge traten in der Krieger Reihen,
Die Landwehr schloß in tapf'rer Schaar sich an.
Chor. Freiwill'ge ꝛc.

Da ist in unserm Volk ein Held erstanden,
Ein Jüngling noch, und doch schon sieb'zig Jahr,
Den Vater wir und Marschall Vorwärts nannten,
Kühn, unverwüstlich, muthig in Gefahr.
Und stand der Kaiser selbst ihm gegenüber,
Dann strich der Alte sich den Knebelbart:
„Ihr Kinder", rief er, „jetzo frisch hinüber!
Man vorwärts, braus! nach guter preuß'scher Art!"
Chor. Ihr Kinder ꝛc.

Und wie er uns vordem in Kriegesflammen,
Beim Schlachtendonnerwetter oft vereint,
So führt er heut' noch einmal uns zusammen.
Da mild des Friedens gold'ne Sonne scheint.
Wir denken sein, und gleich in frischen Zügen
Belebt sein Bild uns die Erinnerung,
Wir hören ihn, wir seh'n zum Sieg ihn fliegen,
Die alten Herzen schlagen wieder jung.
Chor. Wir hören ihn ꝛc.

Und gilt es, für das Vaterland zu streiten,
Es ist sein Wort, das mächtig zu uns dringt,
Es wird sein Geist durch unsre Reihen schreiten,
Sein Name wie ein Schlachtruf donnernd klingt.
Heil, Blücher, Dir! Du wirst unsterblich leben,
Den deutschen Heldenfürsten zugesellt.
Heil! Preußen, Heil! Dir ist der Sieg gegeben,
Du hast zum Wahlspruch „Vorwärts!" Dir erwählt!
Chor. Heil! Preußen, ꝛc.

Friedrich Förster.

Die Papageien und die Sternenträger.

Novelle aus den Zeiten des Interregnums.

(Fortsetzung.)

„Liegen denn Eure Burgen weit vom Stägau und vom Schweizerland?" fragte das Fräulein naiv, um nur etwas zu sprechen; „Ihr habt uns ja noch gar nicht Euer Vaterland genannt."

„Und würdet Ihr meine Hand verschmähen, wenn ich Euch in ein fremdes Land zu führen begehrte?" fragte der Junker forschend.

„Ich würde Euer eigen seyn, und Euch folgen, und läge Euer Besitzthum am äußersten Ende der Christenheit," erwiederte sie ohne Ziererei; „Ihr würdet es mir ja zu einem freudigen Aufenthalt, zu einem Paradies machen; aber mein Vater —"

„Mathilde, Ihr seyd ein Engel!" rief der Edelknecht, und preßte die Geliebte, im Uebermaß seiner Wonne, sonder Umstände in seine Arme. „Seyd ohne Sorge! Bin ich gleich unter einem glühenden Himmelsstrich geboren, weshalb mein Blut so leicht siedet und braus't, so liegen doch meine künftigen Besitzungen unfern den Gränzen vom Gebiet Eures Vaters. O, daß ich Euch noch nicht Alles erklären darf! daß ein Gelöbniß meine Zunge bindet! Aber zweifelt nicht an meinen Worten; sie werden sich verwirklichen, wie sich mein schönster Traum, von Euch geliebt zu seyn, verwirklicht hat."

„Ei, wenn Junker Siegfried's Schwert sich so wacker in die Herzen der Feinde nistet, als hier seine Minne in das Herz einer schönen Jungfrau, so wird es sicher an den goldenen Sporen nicht fehlen," ließ sich eine bekannte Stimme im Ein-

Digitized by Google

gang der Laube vernehmen, und schreckte die Liebenden aus ihrer abermaligen Umarmung. Bestürzt sahen sie auf und gewahrten den Grafen.

„Ihr werdet mich darüber keines Fehls zeihen, mein Herr und Gebieter, daß ich diese Jungfrau liebe," sagte Siegfried gefaßt und freimüthig, und hielt fest die Hand der zitternden Mathilde.

„Deine Liebe zu diesem Fräulein ist allerdings eine Unbesonnenheit, aber sicherlich keine Sünde," erwiederte der Graf mit seiner freundlichen Gutmüthigkeit. „Du hast Mathilde von Eptingen Dir zur Gemahlin erkieset, und willst sie auf Deine Burgen, in Dein väterliches Erbe einführen; aber Du hast nicht der mancherlei Hindernisse bedacht, die noch in Deinem Wege liegen."

„Unter dem Schutze Gottes und mit Eurer großmüthigen Hülfe hoffe ich sie alle zu überwinden, erlauchter Gebieter," versicherte Siegfried. „Von Mathilden geliebt, von Euch beschützt, trete ich kühn dem Schicksal entgegen."

„Gemach, Junkerlein!" drohte mit sanftem Ernst der Graf; „jene unergründliche Gewalt, die wir Vorsehung Gottes, Schicksal, Verhängniß nennen, beugt sich weder vor den Thränen eines zärtlichen Mädchens, noch vor dem Schwert eines Fürsten, und sey er noch so gewaltig. Klink ist die Liebe, den Riß zu einem Eden zu entwerfen, das sie zukünftig bewohnen will, aber des Zufalls Laune säet oft nur Disteln statt der Blumen, und setzt schroffe nackte Felsen statt der schattengebenden Bäume hinein. Nicht daß ich solches aus eigener schlimmer Erfahrung spreche. Das Glück war mir — Dank sey's dem allgütigen Gott! bis heute selten unhold; aber das Geschick geht immer seine eigenen Wege, und nicht die, welche wir ihm vorschreiben wollen. Ich will daher nicht der Popanz eurer Minne seyn, und es Gott anheim stellen, was er damit zu Ende führen will. Zeit ist es aber, Siegfried, daß ich Dich von hier wegführe und im wilden Kriegswechsel Dein Herz auf die Probe stelle, ob es auch männlich ist, und die zärtliche Neigung eines Fräuleins von Eptingen verdient."

„Das ist mein heißester Wunsch, Herr!" entgegnete der Jüngling mit freudiger Stimme. „Mathilde soll sich ihrer Wahl nicht zu schämen haben."

XIII.

Der Bischof Heinrich von Basel hörte mit einiger Bestürzung von der ernstlichen Rüstung und dem feindlichen Beginnen seines Vetters, des Grafen von Habsburg. Er wußte, daß die vertriebenen Sternenträger immer noch einen geheimen Anhang in der Stadt hatten, sowohl unter der Bürgerschaft, als auch unter den Achtbürgern oder Patriziern, und unter den Rittern, mit denen sie theilweise durch die Bande der Verwandtschaft verknüpft waren. Auch wußte er, daß der Graf die vornehmsten Kriegsleute und Bürger durch ansehnliche Geschenke zu bestechen suchte, obwohl diese insgeheim den Grafen sowohl als den Bischof verspotteten. Er berief daher schleunigst die für am treuesten geachteten Vasallen und Dienstmannen in seinen bischöflichen Palast auf der Burg oder Pfalz der Stadt. Unter ihnen befanden sich Gundibert Mönch von Landskron, das nunmehrige Haupt der Papageien, Vogt und prätendirender Erbe der Herrschaft Mönchenstein, nebst seinen Brüdern und Vettern, den Mönchen von Mönchsberg; ferner sämmtliche Schaler, Kämmerer, der Bürgermeister Marschalk, die Achtbürger von Tietensheim und von Gundolsdorf, lauter berühmte Namen in der Geschichte Basels. Den alten Reichsvogt Hug von Mönchenstein hielt auf seiner Burg schweres Siechthum an's Lager gefesselt.

„Ich habe Euch zu mir beschieden, meine Getreuen und Tapferen, um mit Euch zu erwägen, welche Mittel wir der Fehde unsers gottlosen Vetters von Habsburg entgegen zu setzen vermögen," redete der Kirchenfürst seine Kriegshauptleute an. „Ihr wißt es selbst, daß Rudolph ein nimmer ruhender Feind unseres Gotteshauses von Basel ist, trotz dem zweimaligen Bannstrahl des heiligen Vaters, und daß er in unzusättigender Herrschgier die Stadt sammt dem Sisgau verschlingen möchte. Leider wird er von den Sternenträgern, unsern grimmigsten Feinden, die wir bisher zu fahrlässig ihres Weges gehen ließen, nur allzugetreulich unterstützt; und auch unsere übrigen Unterthanen in Stadt und Land sind unzuverlässig gesinnt. Bereits wurde mein festes Schloß Werra, welches mein Neffe, der Freiherr von Rötelheim, vertheidigte, durch Verrätherei in des Grafen Hände gespielt, und der Freiherr gefangen genommen; auch sind wir keinen Augenblick sicher, daß er mit seiner Heeresmacht plötzlich heranzieht, und die Stadt zu drängen und zu überfallen sucht. Wie mögen wir in dieser schwierigen Lage dem Feind am besten begegnen? Was haltet Ihr für rathsam?"

„Ich halte dafür," nahm Ritter Marschalk, der tapfere Bürgermeister, das Wort, „daß wir mit etlichem Kriegsvolk stracks in den Aargau einfallen, da sich dessen der Habsburger am wenigsten versieht, und seine Dörfer und Weiler verheeren und seine Stammburg bedrohen; doch müssen wir die offene Feldschlacht vermeiden, und ihn nur hinzuhalten suchen, bis wir die Stadt hinlänglich in Stand gesetzt, Belagerung und Stürme männlich auszuhalten."

„Wer bürgt uns aber dafür," entgegnete Gundibert Mönch, „daß nicht Graf Rudolph, während wir die Stadt von ihrem zuverlässigen Kriegsvolk entblößen, uns plötzlich überfällt?"

„Haben wir nicht die Arme unserer kräftigen Bürger?" warf der Herr von Gundolsdorf, einer der Achtbürger, ein; „wer wird die Vaterstadt, den heimischen Herd muthiger vertheidigen?"

„Geht mir doch mit Euerm Bürgervolk!" entgegnete Ritter Hermann Schaler verächtlich; „Hans dem Schuster und Caspar dem Krämer gilt's am Ende gleich, wer seine Steuern verzehrt, ob der Graf von Habsburg oder Ihro Eminenz, unser glorreicher Herr Bischof, das Regiment über ihn hat, wenn er nur seine Kunden nicht verliert, und Abends bei einer Kanne Most sein Schachzabel spielen kann um etliche Baselplappert. Und zieht er ja ein Mal die rostige Wehre vom Leder, so geschieht's nicht anders als um ein Privilegium für die Zunft."

„Ei, Ritter Schaler, scheltet mir nicht meine wackeren Bürger," erwiederte Bischof Heinrich unmuthig und verletzt. „In Zeiten der Noth müssen sich alle Kräfte des Vaterlandes die Hand bieten, und es wäre thöricht, nach den verschiedenen Quellen des Patriotismus zu forschen. Weit besser gezieme es Euch, Eure Meinung zu sagen, ob Ihr dem Vorschlag des Bürgermeisters beistimmt oder ob nicht."

„Ich halte dafür, daß es nützlicher sey, das Kriegsvolk in der Stadt zu behalten, und noch mehr dazu zu sammeln; so

Digitized by Google

lange der fremde Söldner seinen Sold richtig erhält, ist er treu, und wird die Stadt vor äußeren und inneren Feinden wahren."

(Fortsetzung folgt.)

Hundestreue.

Im Tiroler Befreiungskriege von 1809 lag bei der Familie des Einsenders dieser Erzählung ein feindlicher Offizier längere Zeit im Quartier. Sein freundliches Betragen gegen Jedermann und die feine Bildung im geselligen Umgange erwarben ihm bald unsere Liebe und Achtung, und als der entscheidende Augenblick kam, wo ihn die Pflicht rief, den gefährlichen Gang nach den Felsspitzen zu wagen, von denen herab tausend und aber tausend sicher gerichtete Tiroler-Stutzen ihr tödtlich Blei zu entladen bereitlagen, da brachen wir in Thränen aus, und auch der uns theuer gewordene Mann schien von Ahnungen ergriffen, die ihn nichts Gutes erwarten ließen; nur sein treuer Jagdhund Nero betrachtete den Abmarsch von einer fröhlichen Seite, denn dieses gute Thier, das schon in mehreren hitzigen Gefechten unerschrocken aushielt, sprang in langen Sätzen voraus, seine Freude bezeigend. Nach wenigen Tagen hatte der Heldenmuth und die Tapferkeit der Tiroler über die nicht minder kühnen und muthvollen Feinde gesiegt. Das Regiment, bei dem unser Freund stand, wurde in einem Defilée durch abgelassene Felsstücke und durch einen Kugelregen, der von den zu beiden Seiten postirten Scharfschützen niederfiel, beinahe ganz aufgerieben, und nur Einigen gelang es, zu entkommen, um die schreckliche Nachricht von der Vernichtung ihrer Kameraden zu überbringen. Unter diesen dem Tode Entronnenen befand sich auch des Offiziers Fouriirschütze, der, auf der Retirade begriffen, bei uns auf nur ein paar Augenblicke einkehrte, um seine Befürchtungen kund zu geben, daß sein theuerer Herr auf dem Schlachtfelde geblieben seyn müsse. Wir Brüder konnten den kommenden Tag nicht abwarten, und noch in finsterer Nacht eilten wir, mit Stärkungsmitteln und Verbandgeräthschaften versehen, der vier Stunden entfernten Bergschlucht zu, um unseren Liebling aufzusuchen. Die Scene, so sich bei unserem Eintritt in das Thal unsern Blicken aufthat, war herzzerreißend, und meine Feder würde mir den Dienst versagen, wollte ich's versuchen, ein Schlachtfeld zu beschreiben, auf dem ganze Bataillone unter dem Schutte der herabgestürzten Felsmassen begraben lagen! Nach zweitägigem fruchtlosen Suchen nach unserem vermißten Freunde waren wir schon auf dem Heimwege begriffen, als auf einmal das scharfe Auge des ältern Bruders in einem tiefen Thalgrund, am Wiesengelände eines dahinbrausenden Wildbaches, einen weißen Gegenstand gewahrte, der, wie es ihm bedünken wollte, hin- und her schlich. Wie ein Blitz fuhr ihm der Gedanke, dies könnte Nero, der treue Jagdhund, seyn, durch die Seele. „Nero! Nero!" schrien wir aus vollem Halse, und sprangen, Gemsen gleich, von Klippe zu Klippe, in den Abgrund hinunter. Der reißende Waldstrom, an den wir nun kamen, erlaubte nur der Kraft des ältern Bruders, überzusetzen; er steuerte durch, und angelangt auf der Wiese, kam ihm Nero entgegen, aber so von Hunger abgemattet und elend, daß er sich auf den Füßen nicht mehr zu halten vermochte. Später gelangten auch wir auf Umwegen hinüber, von wo aus uns des Bruders Ruf, herbeizukommen, unaufhörlich entgegenscholl. Näher gekommen endlich, sahen wir unsern Bruder mit gefaltenen Händen an der Leiche des Offiziers knien, der auf dieser Stelle, an einer Schußwunde durch die linke Schulter sich verblutend, seinen Geist ausgehaucht hatte. Es wurde beschlossen, den Entseelten nach dem eine Stunde entlegenen Pfarrdorf zu tragen, um ihn zu Grabe bringen zu lassen. Nero, dem wir, um ihn uns folgen zu machen, warme Milch eingegossen hatten, wich nicht von der Seite seines entseelten Herrn, und weder Schmeichelworte noch Drohungen vermochten ihn von der Grabstätte fortzubringen. Wir übergaben das jammernde Thier der Sorgfalt des Dorfschultheißen, der ihm drei Tage hindurch frische Nahrung nach dem Friedhofe tragen ließ; aber Nero rührte nichts mehr an, und zog es vor, auf dem Grabhügel seines geliebten Herrn den Hungertod zu sterben. W....stin.

Ueber das Stehen der Frauen im Schauspielhause dahier.

(Eingesendet.)

Jeder Frankfurter und viele Fremde haben sich schon so oft in dem Falle befunden, diesen Mißstand bei einem vollen Hause dahier zu beobachten; und dennoch geschieht es zu oft, daß Herren einen ganzen Abend hindurch ihnen unbekannten Frauen und Jungfrauen keinen Platz einräumen, und so den ersten Forderungen der Höflichkeit nicht nachkommen; daher auch das starke Gedränge der Damen bei den Vorstellungen großer Künstler und sonstiger interessanten Erscheinungen. Dies Letztere kommt nur daher, daß unsere schönere Hälfte Furcht hat, keinen Platz zum Sitzen zu erhalten, und sich daher lieber einer momentanen Unannehmlichkeit hingibt, als später in dem Fall seyn zu müssen, von 5 bis ½ 10 Uhr stehend zuzubringen. Einsender dieses, der schon so oft auf Bällen und in Gesellschaften die Artigkeit der Frankfurter Herren zu beobachten Gelegenheit hatte, kann sich von diesem Mangel an Zartgefühl bei dieser Gelegenheit keinen rechten Grund angeben. Freilich sagt Mancher: „Für meine 48 kr. will ich bequem (?) sitzen, mögen die Leute auch früh kommen!" Allein wenn auch das Recht des Besitzes für ihn momentan spricht, so sollte doch die Sitte der Galanterie hier gewiß sich geltend machen. Daher rufe man in Zukunft mit Anstand und Würde jedesmal, wenn eine Dame steht, einstimmig: „Platz den Frauen!" und der Einsender ist fest überzeugt, daß dieses nur einige Mal stattzufinden braucht, um eine Unanständigkeit, die sich hier eingenistet hat, auf immer zu vernichten. Und wie gering ist dieses Opfer, welches wir der schöneren Hälfte darbringen; — ja es sollte unter allen Fällen selbst gegen alte Männer auch der Fall seyn, denn das Alter zu ehren, ist Pflicht und Sitte!

Ein Frankfurter Bürger.

Mannichfaltigkeiten.

Zwei Herren in einem Wagen begegnen einem Handwerksburschen, welcher, sein Pfeifchen schmauchend, des Weges zieht.

Digitized by Google

Der ältere Herr läßt halten und ruft: „Heda! ich sehe, Du rauchst, kannst Du mir nicht Feuer geben?" „O ja, Bruder, sehr gerne", erwiederte der Angeredete, worauf der Herr zornig entgegnete: „Höre Du, ich bin der Amtmann von Schm...n!" Aber ohne sich im mindesten verblüffen zu lassen, antwortete der Handwerksbursche: „Schad't nix, Bruder, wenn Du auch der Amtmann von Schm...n bist, ich gebe Dir doch Feuer!"

(St. Petersburg.) Auf mehreren Punkten Sibiriens finden sich Spuren von einem ewig unter dem Boden dauernden Eise vor. Dieser Gegenstand unterliegt jetzt von Seiten des Finanz-Ministeriums den Forschungen einiger Beamten des Bergbaues im Bergwerks-Distrikt von Nertschinsk; der Akademiker Kupfer, der bekanntlich im vergangenen Sommer zur Inspektion der magnetischen Observatorien Sibirien bereiste, unterwarf ihn gleichfalls seinen genauen Beobachtungen. Er untersuchte für diesen Zweck die unterirdischen Eisfelder in der jenseit des Baikalsees gelegenen Landschaft.

Die „Augsb. Allg. Ztg." enthält in einer Pariser Correspondenz von Heine folgende Stelle: „Welch' ein schreckliches Unglück war z. B. der Brand auf der Versailler Eisenbahn! Ich spreche nicht von dem verunglückten Sonntags-Publikum, das bei dieser Gelegenheit gebraten und gesotten wurde ꝛc." Ist es nicht eine auserlesene Gemeinheit, in solchem Tone, in solchen Ausdrücken von jener furchtbaren Katastrophe zu sprechen? Freilich wird Hr. Heine wieder hinterher sagen: Die Stelle müsse ironisch verstanden werden! Der Himmel bewahre uns vor dieser faulen und nichtsnutzigen Ironie! Er bewahre uns auch vor dem „unübertrefflichen Witze" seines neuen Gedichtes, welches uns in Aussicht stehen soll, im Falle es in diesem gebratenen und gesottenen Genre gehalten ist!

Korrespondenz.

Darmstadt, 21. Dez.

Auf unserem Theaterrepertoir glänzte gestern Karl Gutzkow's neues Trauerspiel „Patkul." Schon zu Anfang der Saison war dasselbe zum Erstenmale gegeben worden und hatte eine überaus günstige Aufnahme gefunden. Die Wiederholung war daher ganz an ihrem Orte und hätte schon früher statt finden können. Hr. Gutzkow hat durch diese Tragödie seinen Beruf zur dramatischen Dichtkunst außer allen Zweifel gesetzt; denn die Wahl des historischen Stoffs ist eben so glücklich, als seine dramatische Behandlung, und folgt man dem Gange und der Entwickelung des Stücks mit Aufmerksamkeit und Interesse, so wird man, selbst bei strenger Prüfung, bekennen müssen, daß es ihm sehr gut gelungen, sich der Ereignisse, der Personen und der Zeit, in welcher sie handeln, zu bemeistern und ihre gegenseitige Wechselwirkung zu einem lebensvollen dramatischen Gemälde zu gestalten. Der rasch fortschreitende Dialog, der die auftretenden Personen nicht mehr sagen läßt, als was sie in ihrer jeweiligen Beziehung zur Handlung nothwendig sagen müssen, und die eleganten Redeformen, in welchen dies geschieht, müssen den denkenden Theaterfreund eben so sehr erfreuen, als die ganze poetische Anlage und Durchführung der an inneren Schönheiten reichen dramatischen Dichtung, welche, als das Erzeugniß eines guten Geschmacks, der alles Schwülstige, Phantastische und Unverständliche ausschließt, unstreitig zu den schätzbarsten neueren Tragödien gezählt werden darf. Man kann sie nicht lesen oder vorstellen sehen, ohne an Lessings edle Simplicität, an seine silberreine Prosa und an seine sonstigen Vorzüge als dramatischer Dichter öfter erinnert zu werden. Wir stellen „Patkul" weit über „Richard Savage", wiewohl auch diese Dichtung ihre guten Seiten hat. Was nun die gestrige Darstellung, welcher der Dichter persönlich beiwohnte, insbesondere betrifft, so war dieselbe im Ganzen genommen nicht nur befriedigend, sondern in mehreren ihrer Hauptpartieen als sehr gelungen zu betrachten. Hr. Becker, als König und Kurfürst, zeigte in seinem Spiel, daß er den Geist und die Tendenz der ihm zu Theil gewordenen Rolle mit Vorliebe und Studium sich angeeignet hatte. Wenn die theatralischen Erfolge des auftretenden Schauspielers zunächst dadurch bedingt sind, so kommt doch dabei noch ein anderer wesentlicher Umstand mit in Betrachtung, der Hrn. Becker stets sehr zu Statten kommt. Meister in der Kunst einer angemessenen und sorgfältigen Theatertoilette, ist er im Besitz eines bleibenden äußeren Vorzugs, der für den darstellenden Künstler, welchem Fache er auch angehören mag, stets von hoher Bedeutung ist. Mad. Köhler, als Königin-Kurfürstin, war zu weltlich in ihrem Auftreten und in ihrer Costümirung, fast das Gegentheil von dem, was der Dichter in diese Rolle gelegt hat. Einer der schönsten Kontraste ging dadurch in der Anschauung großentheils verloren. Dagegen gewahrten wir an Hrn. Pirscher (Patkul) ein recht resolutes Eingehen in seine Rolle und überhaupt eine äußere Repräsentation, die den jeweiligen Momenten der Handlung gut zu entsprechen schien. Hr. Zahrt (Graf Flemming) zeigte sich wieder als bewährter Veteran unserer Bühne; Fräul. Steck (Anna) erregte Sympathie; Mad. Grahn (Frau von Nostiz) war eine gute Oberhofmeisterin, Hr. Peters ein recht wackerer Julius von Einsiedel. Dies nur als flüchtige Andeutung, keineswegs aber als eine Zergliederung der Darstellung, welche nicht in dem Plane unserer heutigen Mittheilung liegt. Schließlich noch die Bemerkung, daß das ganze Arrangement und die schöne äußere Ausstattung des Stücks kaum etwas zu wünschen übrig ließ, und daß die Regie auch dabei ihren richtigen Takt und Kunstgeschmack bewährte.

Gießen, 26. Dez.

Am ersten Christtage fand hier eine religiöse Handlung statt, die wohl auch anderwärts Theilnahme erregen dürfte: eine Grabrede eines christlichen Geistlichen auf dem israelitischen Friedhof vor der Leiche einer vortrefflichen israelitischen Frau. Die Hingeschiedene, eine geborene Mannheimerin, in glücklicher Ehe verbunden mit dem hiesigen Rabbiner Dr. Levi und Mutter von vier Kindern in noch zartem Alter, hatte als gleich ausgezeichnete Gattin, Mutter und Hausfrau im Leben allgemeine Achtung genossen, die noch erhöht ward durch ihre feine Bildung, ihre schönen Kunstfertigkeiten, vor Allem durch die trefflichen Eigenschaften ihres Gemüths, die ihr namentlich viele Freundinnen unter den gebildeten Frauen der Stadt gewonnen hatten. Je größer die Achtung und Zuneigung war, die ihr im Leben geworden, um so allgemeiner sprach sich bei der Kunde von ihrem Hinscheiden die öffentliche Theilnahme aus. Als nun nach dem Wunsche des hinterbliebenen Gatten und mehrerer seiner Glaubensgenossen der erste evangelische Stadtgeistliche dahier, Kirchenrath Dr. Engel, an ihrem Grabe auf dem israelitischen Friedhof am ersten Festtage die Leichenrede hielt, und in dieser ergreifenden Stunde die herrlichen Eigenschaften und Tugenden der Entschlafenen in zweckgemäßen und gemüthvollen Worten schilderte, da feierte in der allgemeinen Rührung, in dem tiefen Ergriffensein der Zuhörer von beiden Religionen das Edelste im Menschen seinen schönsten Triumph; das Judenthum stellte es auf, das Christenthum erkannte es an. Vor der Allmacht der schönsten Gefühle der Menschenbrust sank hier die Scheidewand der zwei Religionen nieder und Ein Gefühl beseelte Christen und Israeliten. Der Friede Jehova's der edeln Israelitin, die noch im Grabe veredelnd wirkte! Und Dank dem ächtchristlichen Geistlichen, der dem bewegten Gemüthe des Christen wie des Israeliten die Worte lieh!

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 29. Dez. Der Schwur, oder: die Falschmünzer, komische Oper in 3 Akth., Musik von Auber.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

Nro. 359. Freitag, den 30. December 1842.

Die Papageien und die Sternenträger.

Novelle aus den Zeiten des Interregnums.

(Fortsetzung.)

„Was sagt Ihr dazu, Ritter Mönch von Landskron?“ wandte sich der Bischof an das Haupt der Papageien.

„Ich stimme den Worten Ritter Schalers bei,“ antwortete der Gefragte. „Die Ränke des Grafen von Habsburg sind bekannt, und daß er nicht eine Partei in der Stadt habe, die unter gewissen Umständen gefährlich werden könnte, wer wollte es läugnen? Hat er doch durch einen Schalk und Betrüger dem Mönchenstein einen Erben seiner Erfindung aufdrängen wollen, um diese Burg, den Schild von Basel, in seine Gewalt zu bekommen.“

„Wie? Was? Der Graf von Habsburg? Ein Betrüger Erbe des Mönchenstein?“ fragten die Ritter durcheinander.

„Berichtet uns den Zusammenhang, wenn wir Euch verstehen sollen,“ befahl der Bischof.

„Wahrlich, ich hätte dieser feingesponnenen Schnurre kaum mehr gedacht, wäre sie mir nicht bei Erwähnung des Grafen wieder eingefallen,“ entgegnete Landskron lachend; „dieweil Ew. Eminenz mir nun befiehlt, das tolle Mährlein zu wiederholen, so will ich in meinem Gedächtniß nachsuchen, was sich noch davon vorfindet. Vor etlichen Wochen kam zum Reichsvogt ein Männlein von kurzweiligem Anschauen, mit krummen Beinen, einem Höcker und einem Gesicht, auf welchem die Schelmerei von zwanzig Kohlenbergern eingegraben war; er begehrte geheimes Gehör bei Herrn Hug. Da aber der alte Reichsvogt weder mich noch seine Tochter Gieda aus dem Gemach lassen wollte, überdies von seinem Weh geplagt wurde, so erwiederte er ihm kurz, er möge sein Anliegen nur vorbringen. Das Männlein erzählte nun mit frecher Stirne, daß er lange Zeit in Palästina und Aegypten sich aufgehalten, und in der Nähe Alexandriens eine italische Edelfrau in der Sklaverei getroffen habe, die mit meinem Vetter Sigismund vermählt gewesen, und daß ihr Sohn die Frucht dieser Verbindung sey.“

„Nun, ich erinnere mich, daß ein Mal vor langer Zeit, es mögen etwa achtzehn Jahre seyn, ein unbestimmtes Gerücht davon umging, welches jedoch weiter keinen Nachklang fand, da Ritter Sigismund in sarazenische Gefangenschaft gerieth, und in dem Kreuzheer unter dem tapfern Gottfried von Sergines, der den Oberbefehl von dem heiligen Ludwig empfing, keine Spur mehr von sich hinterließ. Möglich also wäre es immer, daß ein Sohn unseres Vetters Sigismund am Leben sey,“ warf ein Mönch von Mönchsberg ein, der das prätendirte fette Erbe dem von Landskron mißgönnte.

„Ihr habt ganz Recht, Vetter; das dachte ich auch,“ erwiederte Gundibert mit einem bösen Blick und freundlich gleißendem Antlitz. „Ich verlangte deshalb die schriftlichen und gültigen Urkunden darüber, da das kleine Ungethüm vorgab, die Dame sey gestorben, und nur ihr Söhnlein noch am Leben; aber der Schelm brachte nichts vor, als einiges Geschreibsel, angeblich von der Verstorbenen, worin ein Mährlein von der Vermählung zwischen ihr und Sigismund von Mönchenstein erzählt wird; Priester und Zeugen jedoch, auf welche sich das Geschrift beruft, sind Namen, die längst zu den Todten geschrieben sind. Der Reichsvogt, welcher sich von der Aussicht blenden ließ, unerwartet noch zu einem Enkel zu kommen, war fast gewillt, sich den Buben zeigen zu lassen, ob er auch die Züge seines Vaters trüge; ich aber hielt dafür, den falschen Boten fest zu nehmen und in sicheres Gewahrsam zu bringen. Ich ging deshalb hinaus, um einige Knechte herbei zu holen; als ich aber zurückkehrte, hatte sich der schlaue Kauz davon gemacht, und meine empfindsame Base Gieda ihm selbst eine Seitenpforte geöffnet, durch die er entkam. Aufgebracht hierüber, stellte ich das Fräulein von Mönchenstein zur Rede; da gestand sie mir, daß dieser menschliche Mißwachs einst ein Kundschafter des Grafen von Habsburg gewesen, dem sie aus früheren Zeiten zu Dank verpflichtet sey, weshalb sie ihn hier dem Verderben habe entreißen wollen.“

„Ei, der drollige Pickelhäring würde mit seiner Faschingsposse übel gefahren seyn, hättet Ihr ihn nur ruhig gewähren lassen, Herr Mönch von Landskron,“ ließ sich der Achtbürger Nikolaus von Tiefensheim vernehmen, welcher erst gestern von einer Reise aus dem Reich zurückgekehrt war; „der Betrug wäre bald offenbar geworden, denn ein schwäbischer Ritter versicherte mir bei der Ehre seines Namens, daß Ritter Sigismund in der That noch am Leben sey; daß er in Person mit ihm die Ueberfahrt von Tunis nach Neapel gemacht habe, und da allein nach Rom gezogen sey, um sich vor der Heimkehr noch den Segen des heiligen Vaters zu holen.“

Wie einem gewinnberechnenden Kaufherrn, der sein rückkehrendes Schiff, auf das er sein ganzes Vermögen verwendet, im Angesicht des Hafens plötzlich rettungslos von den stürmenden Meereswogen verschlungen sieht, also war es dem Ritter

Digitized by Google

Gundibert Mönch von Landskron zu Muthe, als er diese unverhofften Worte vernahm. Seine Lippen wurden blau, seine etwas röthliche Nase kreideweiß, und seine schwammigen Wangen aschgrau, der Athem in seiner keuchenden Brust wollte ihm stocken, und zwischen seinen Zähnen hervor wälzte sich unwillkürlich ein gräßlicher Fluch. Aber sein wie Aller Erstaunen wurde durch die darauf folgende Scene schnell unterbrochen. Ein Trabant brachte hastig die Nachricht, daß Graf Rudolph von Habsburg mit wenigem Gefolg dicht vor den Thoren der Stadt streife. Sogleich gerieth die ganze Versammlung in ungestüme Bewegung.

„Ha! diese herausfordernde Kühnheit des thörichten Feindes soll der Fehde ein schleuniges Ende machen!" rief Bischof Heinrich mit triumphirender Miene. „Auf, meine getreuen Vasallen! Eilt hinaus und ergreift den Antichrist, den Widersacher unseres heiligen Gotteshauses! Eine goldene Gnadenkette und das halbe Lehen meiner Burg Birseck dem, der mir den Habsburger lebendig greift oder todt niederschlägt!"

„Ueberlaßt es mir, gnädigster Herr, und Euren vom Adel verachteten Bürgern, den Verwegenen zu fahen!" drängte der Bürgermeister. „Bei Gottes kostbarem Blut! ohne den Habsburger will ich nicht lebendig wiederkehren!"

„So sey es, Ritter Marschalk," entgegnete der Bischof; „fallt mit den Bürgern aus, und die Ritterschaft soll Euch decken, wenn sich unerwartete Gefahr zeigen sollte."

Die Ritter und Achtbürger verließen den Saal, und eilten zu ihren Obliegenheiten. Der Bürgermeister stürmte nach dem Rathhaus.

„Hurtig, ihr Rathsknechte!" befahl er mit sonorer Stimme; „lauft an den Rheinsprung, jenseits des Birsigs, wo die Handwerker wohnen; Gerber, Schneider, Metzger, Sattler, Schuster, und Alles, was dort hantirt, soll Nadel, Pfriem und Werkeisen bei Seite werfen, sich bewehren und hier versammeln; der Habsburger ist vor den Thoren und wir wollen ihn greifen ganz und gar."

Trommeln rasselten durch die Gassen der Stadt, Hifthörner ertönten, und die Männer des Volks warfen Schurzfell und Hausbarett von sich, stülpten die Pickelhaube auf, schnallten Brustpanzer an, ergriffen die schwere Partisane oder den stacheligen Streitkolben, oder die scharfgeschliffene Streitaxt, und spudeten sich, den Versammlungsplatz zu erreichen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Aetna.

(Catania, 1. Dec.) Ich habe mich von Palermo hierher begeben, um Augenzeuge des Aetna-Ausbruchs zu seyn. Wenn man nicht dem Gipfel des Berges durch den dichten Wolkenkranz, welcher denselben immer umgibt, von Zeit zu Zeit eine Rauchsäule hätte entsteigen sehen, welche bei stürmischer Witterung dichter, schwärzer und heftiger getrieben zu erscheinen pflegte, so würde sich, wer in den letzten Jahren hierher kam, nicht in der Nähe eines feuerspeienden Berges vermuthet haben. Seit dem letzten Ausbruch, der vom 17. Julius bis 27. November 1838 dauerte, gab der Aetna kaum Beweise seines Daseyns als Vulcan. Am letzten 26. Nov. aber bemerkte man bei eintretender Nacht durch die dichte Nebelhülle, welche seit mehreren Tagen den Bergriesen umgab, eine starke Feuersäule dem Krater entsteigen, welche von einem heftigen Stein- und Aschenregen begleitet war. Rasch folgten sich hierauf die Auswürfe, die einen aus Asche und Steinen, die andern aus lichtem Feuer bestehend. Am 27. umlagerten wieder dichte Wolken den obern Theil des Berges. Der Tag war stürmisch und regnerisch; es war nicht möglich, zu bemerken, was da oben vorging. Da sich aber Abends die Luft reinigte, so sah man bald deutlich unermeßliche Feuersäulen aus drei Oeffnungen abwechselnd sich drängen, als stände der Himmel in Flammen. Da einige Erdstöße bemerkt worden waren, so befand sich die ganze Bevölkerung der schönen Stadt Catania in den Straßen, theils durch die Furcht herausgetrieben, theils auch um das erhabene Schauspiel zu bewundern. Die Spitze des Gipfels war Eine Feuermasse, die Wände, der Rand des Kraters Alles Feuer. Im Innern desselben sah man deutlich die tobende Lavamasse auf- und niedersteigen, sich eine Bahn suchend. Endlich brach sie sich durch und stürzte mit Blitzesschnelle wie ein lichter Feuerstrom an der südlichen Wand des Kegels in der Richtung der sogenannten „Casa Inglese" hin. Hier stieß der Strom auf das Bett der Lava von 1787 und floß in demselben fort. Unbedeutender waren die Auswürfe am 28. und 29. Das Wetter war heiter und warm. Bei Einbruch der Nacht am 29. wurden wieder zahlreichere und heftiger getriebene Feuersäulen bemerkt. Statt dem ersten Lavastrom, der versiegt schien, brach sich ein zweiter Bahn und stürzte in zwei Armen nach dem Thal von Bronte (Geschenk König Ferdinands I. an Lord Nelson), wo dieselben in einer schönen Waldung — für Sicilien eine Seltenheit — große Verheerung anrichteten. In der letzten Nacht hatten wir ein noch schöneres Schauspiel: in der Mitte des flammenden Kraters hatte sich ein zweiter Feuerkegel gebildet. Dieser stürzte ein, und mit demselben die lichtentbrannten Wände des Kraterbeckens. Eine ungeheure Feuerwolke erhob sich aus der unermeßlichen Esse zum glühenden Himmel. Hierauf erfolgten noch einige Auswürfe, doch mit geringerer Heftigkeit. Seither sahen wir nur noch Aschen- und Steinregen und dichte schwarze Rauchwolken. Hr. v. Waltershausen, schon seit sieben Jahren hier zur Erforschung des Aetna, hat diese erhabene Erscheinung mit Aufmerksamkeit beobachtet. Hr. v. Wurstemberger aus Bern, Offizier in österreichischen Diensten, war eben im Begriff, den Berg zu ersteigen, und war der erste Zeuge des Ausbruchs.

Catania, 6. Dec. Ich habe seit meinem Hierseyn die meisten Nächte unter freiem Himmel zugebracht. Das schönste Frühlingswetter, muntere und zahlreiche Gesellschaft ladet fortwährend zum Anschauen der dem Gipfel des Aetna entsteigenden Feuersäulen ein. Jeden Augenblick gehen Gesellschaften von Fremden zum Ersteigen des Berges ab, soweit dies ohne Gefahr geschehen kann. Die Lava ergießt sich fortwährend und beinahe ohne Unterbrechung nach dem Valle del Bove, und bis jetzt wenigstens droht weder Catania noch sonst einem der anliegenden Orte die geringste Gefahr. (A. Z.)

Mannichfaltigkeiten.

(Justizpflege in Duderstadt, im Königreich Hannover.) In der „Rheinischen Zeitung" wird folgendes (im

Digitized by Google

Frankfurter Journal schon kurz erwähnte) Beispiel aus dem geheimen Inquisitionsverfahren deutscher Rechtspflege mitgetheilt (vergl. Nro. 358 des Frankf. Journals, Art. „Vom Rhein"): „Ein Taglöhner, verheirathet und Vater von zwei Kindern, wird bei einem Felddiebstahl ertappt, wo er einige Horste Spätkartoffeln aufgerodet, angeblich, weil Frau und Kinder nichts zum Leben gehabt. Ein solches Vergehen wird mit 8, höchstens 14 Tagen Gefängniß bestraft. Der Inquisit wurde am 4. Nov. 1816 verhaftet. Am 31. Dec. 1816 schrieb er aus seinem Gefängniß einen kläglichen Brief an die Justizkanzlei zu Göttingen, daß er, ohnerachtet er täglich darum gebeten, noch nicht verhört sey. Ein Mandat (datirt vom 1. Januar 1817) der Justizkanzlei zu Göttingen ertheilt dem Amtsassessor L — r, als instruirendem Richter, den Befehl, sofort den Inhaftirten zu verhören. Am 19. April 1817 schreibt der Gefangene anderweit an die Justizkanzlei und bittet, endlich doch ein Mal verhört zu werden, und man muß dies selbst lesen, um mit dem Unglücklichen zu fühlen. Am 20. April dekretirt die Justizkanzlei, bei 5 Thaler Strafe solle der Gefangene sofort verhört werden. Am 17. Oktober 1817 schreibt der Gefangene noch kläglicher an die Justizkanzlei, bis jetzt sey er noch nicht verhört. Am 18. Oktober dekretirt die Justizkanzlei, der Amtsassessor L — r werde in 5 Thaler Strafe genommen und ihm befohlen, sofort den Inhaftirten zu verhören. Am 29. März 1818 schreibt der Gefangene an die Justizkanzlei, noch immer sey er nicht vernommen. Am 30. März dekretirt die Justizkanzlei, die 5 Thaler sollten mit Exekution beigetrieben werden, der Richter werde in 10 Thlr. Strafe verurtheilt, und er solle solche binnen 8 Tagen zahlen und sofort den Gefangenen vernehmen. Am 30. Sept. 1818 schreibt der Gefangene als ein bald Verzweifelter wieder an die Justizkanzlei. Es erfolgte sofort ein Mandat, worin anderweit die Exekution auf die 5 Thlr. wiederholt, die Exekution auf die 10 Thlr. erkannt und dem Amtsassessor L — r bei 20 Thlr. Strafe anbefohlen wird, sofort den Gefangenen zu vernehmen. Am 15. Okt. 1818 kam die Nachricht von Wien wegen des Handwerksburschen, und in Folge derselben wurde dieser Familienvater seiner zweijährigen Haft entlassen. — So weit die Akten. Von Duderstadt bin ich benachrichtigt, daß während der Gefangenschaft des Unglücklichen Frau und Kinder gestorben sind und der Unglückliche selbst sich an einem Weidenbaume erhängt hat. Bei den Akten finde ich ein Reskript des Justizministeriums zu Hannover über dieses Ereigniß, worin es heißt, die Herren hätten angemessener gehandelt, wenn sie statt der vielen Mandate sofort einen benachbarten Beamten kommittirt hätten, an Ort und Stelle die Sache zu untersuchen und eventuell den Verhafteten aus dem Kerker zu entlassen. Mit diesem Verweise war die Sache abgemacht. An den Unglücklichen, der sich an einem Weidenbaum erhängt hat, dessen Frau und Kinder gestorben wurden, ist weiter nicht gedacht. — Nun, meine Herren Deputirten in der würtembergischen Kammer (fragt der Referent, der hier aus den Aktenstücken referirt), was sagt denn Ihre Weisheit dazu?"

Aus Pesth wird gemeldet: Hier hat sich ein wahrhaft tragisches Ereigniß zugetragen, das wohl zu beweisen geeignet ist, wie sehr man bei Anschuldigungen vorsichtig seyn muß. Eine Frau ließ sich durch ihr Dienstmädchen eine Banknote wechseln, und als diese zurückkehrte, schickte die Frau, nachdem sie das Geld flüchtig nachgezählt, und angeblich um 5 fl. Münze weniger gefunden hatte, sofort nach einem Trabanten, der das arme Mädchen, trotz der Betheuerungen ihrer Unschuld und ihres unbescholtenen Lebenswandels während mehrerer Dienstjahre, auf das Stadthaus führte. Einige Stunden darauf zählte die Dame das Geld nochmals, und fand es richtig. Natürlich, daß sie es für Pflicht hielt, die Freilassung des Mädchens zu erbitten, was auch sofort geschah. Das Mädchen aber, statt nach Hause zu gehen, ging zur Donau, und begrub sich in den Wellen.

(Köln, 25. Dez.) Das heutige „Domblatt" enthält das Protokoll der Sitzung des Dombau-Vereins-Vorstandes vom 22. d. Man ersieht aus demselben, daß die Gesammteinnahme der Vereinskasse bis auf 38,715 Thlr. sich beläuft, und, da noch bedeutende Eingänge von auswärtigen Hülfsvereinen für das ablaufende Dienstjahr zu erwarten stehen, unbedenklich mindestens 40,000 Thlr. zur sofortigen Verwendung angewiesen werden können. In derselben Sitzung kam die wichtige Frage, wie zunächst der Fonds des Vereines verwendet werden solle, zur Berathung und Abstimmung. Die zur Prüfung der Frage ernannte Spezialkommission stellte folgenden Antrag: „Es möge dem Vorstand gefallen, zu beschließen, daß, unter Vorbehalt der Genehmigung der kompetenten Stelle, die Mittel des Vereins vorzugsweise zur Aufrichtung des nördlichen Querschiffes des Domes mit Strebewerk, so wie zur Mithülfe am Baue des nördlichen Thurmes, Beides nach dem ursprünglichen Plane, verwendet werden sollen, und daß zu diesem Ende, zum Zwecke und unter der Bedingung des sofortigen Angriffs, die Summe von 30,000 Thlrn. für das bezeichnete Querschiff, die Summe von 10,000 Thlrn. aber für den nördlichen Thurm während des Kalenderjahres 1843 der betreffenden Behörde zur Verfügung gestellt werden sollen, dem zu Folge den Verwaltungsausschuß zu ermächtigen, nach Maßgabe der in dem Art. 113 des kaiserlichen Dekrets vom 30. Dec. 1809 enthaltenen gesetzlichen Bestimmung der hohen erzbischöflichen Behörde, behufs der Acceptation, von vorstehendem Beschlusse Kenntniß zu geben." Der Antrag wurde von der Versammlung einstimmig angenommen. Der Hr. Dombaumeister Zwirner ersuchte den Präsidenten, für die beschleunigte Realisirung des Antrages möglichst wirksam zu seyn, was der Präsident mit der ausdrücklichen Erklärung zusagte, daß Seitens des Verwaltungsausschusses kein Tag verzögert und zur Urkunde dessen seine Erklärung zu Protokoll genommen werden solle.

Korrespondenz.

Darmstadt, 26. Dez.

Ueber den vorgestern dahier verstorbenen quiescirten großh. geheimen Oberbergrath Emmerling gebe ich Ihnen folgende biographische Notizen: Nach Vollendung seiner wissenschaftlichen Studien an der Universität Gießen und der Bergacademie zu Freiberg (1786) habilitirte er sich an ersterer als Privatdocent, nachdem er an letzterer schon früher mehrere Vorlesungen über Berg- und Hüttenwesen gehalten hatte. Diesem sollte er jedoch bald wieder näher gebracht werden, indem er bereits im Jahr 1783 zum Bergmeister zu Thalitter, mit dem Charakter eines Berginspectors, ernannt wurde. Späterhin erhielt er den Titel „Bergrath", in Folge der besonderen Verdienste, die er sich um das dortige Werk erworben hatte. Den ihm im Jahr 1808 zu Theil ge-

Digitized by Google

worbenen ehrenvollen Ruf an die Universität Salzburg nahm er nicht an, wurde aber für diese Verzichtleistung durch seine Ernennung als wirklicher Rath an der Hofkammer zu Gießen entschädigt. Das Referat in Bergwerkssachen war ihm dabei zunächst überwiesen worden, und die Art, wie er es behandelte, zeigte deutlich, daß er die Früchte seiner früheren theoretischen und praktischen Studien im Interesse des Staatsdienstes wohl anzuwenden gelernt hatte. Seine Arbeiten waren des Studiums junger Kameralisten würdig, und wer in Geschäftssachen das Bessere von dem Mittelmäßigen nur einigermaßen unterscheiden gelernt hatte, säumte gewiß nicht, sich mit seinen, auch durch äußere Eleganz der Darstellung sich auszeichnenden Arbeiten näher bekannt zu machen. Das Geschäftsleben während seiner Anstellung an der Hofkammer zu Gießen absorbirte jedoch seine Zeit nicht in dem Maße, daß er nicht noch nebenbei den Musen manche nützliche Stunde hätte widmen können. Er that es, und zwar im Interesse der akademischen Jugend, welcher er von Zeit zu Zeit mineralogische Vorlesungen nach seinem bei G. J. Heyer in den Jahren 1793 — 1797 erschienenen Lehrbuche hielt. Nach Auflösung des Hofkammer-Kollegs ward er als ältester Rath an die neuconstituirte Ober-Finanz-Kammer zu Darmstadt versetzt und der dritten Section derselben, der nunmehrigen Oberbaudirektion, zugetheilt, bei welcher er bis zu seiner vor wenigen Jahren erfolgten Pensionirung verblieb. Im geselligen, wie im Geschäftsleben wußte der Verewigte (Einsender dieses spricht aus eigener früherer Erfahrung) stets jene gleichmäßig gute und verbindliche Laune zu behaupten, welche ihm die Zuneigung Anderer erwarb und erhielt. Sein besseres Selbst war in der todten Aktenwelt nicht untergegangen, und was er in seinen jüngeren Jahren eifrig gewollt und muthig erstrebt hatte, dem huldigte er auch noch im reiferen Alter durch Wort und That. D.

Mainz, 23. Dez.

Wir sahen in diesen Tagen im Lokale des hiesigen Kunstvereins zwei Bilder von unserm Mitbürger Rustige, die seinem in der Kunstwelt wohlbegründeten Rufe von neuem zur Ehre gereichen; das eine, „Spielers Heimkehr", ist nach Idee und Ausführung ein treffliches Lebensbild; es veranschaulicht auf eine erschütternde Weise die gräßlichen Folgen des Spieles: bei einer einsamen, düster brennenden Lampe ist die Frau mit ihren Kindern im Erwarten des verlornen Menschen eingeschlummert. Der Unglückliche tritt eben herein, die ganze Stube trägt die Spuren ehemaliger Wohlhabenheit und jetzigen Zerfalls. Die ganze Gruppirung, der Lichteffekt, die Gestalten, Alles ist meisterhaft ausgeführt. Das andere Bild, ein „vis à vis" darstellend, veranschaulicht uns schön das Sehnen und die stillen Freuden zweier jugendlich liebenden Herzen. Die zarte Behandlung des Colorits wie der Figuren ist hier besonders ansprechend. Es ist gewiß wohlgethan, wenn in einer Stadt wohnende Künstler die Erzeugnisse ihres schaffenden Geistes auch dem Genusse ihrer Mitbürger freistellen und verdient Hr. Rustige dafür unsern Dank, und mag ihm dies eine Aufforderung zur Fortsetzung solcher Ausstellungen seyn!

Köln, 24. Dez.

Die hiesigen Maler, Gebrüder Meister werden mit ihrem trefflichen Panorama, welches den Rheinübergang des Generals Hoche darstellt, im Januar oder Februar nach Paris abreisen, wo dasselbe längere Zeit aufgestellt bleiben soll und den Eigenthümern gewiß die Quelle reicher Einnahmen werden wird. Beide Maler sind übrigens mit Anfertigung eines zweiten Kunstwerks beschäftigt, dessen Gegenstand die Schlacht bei Kulm bildet und von dem man sich Bedeutendes verspricht. Man hofft, dasselbe im Laufe des nächsten Herbstes hier aufgestellt zu sehen. — Bis jetzt haben wir noch wenig Hoffnung, unsere zwei Karnevalsgesellschaften in eine vereinigt und dadurch die Zwietracht gehoben zu sehen, welche, wenn sie fortdauern sollte, auf die sonst so heitere Feier höchst störend und hemmend einwirken muß.

Bingen, 22. Dez.

Heute feierte man hier die Installation unseres neuen Kreisrathes, des Hrn. Dr. Camesasca. Mehr als 300 Beamten und Honoratioren des Kreises Bingen nahmen Theil an dem Festmahle, wobei die Reden und Toaste den Sinn der Rheinkinder klar abspiegelten. Vor Allem brachte der großh. Friedensrichter unserm Großherzoge einen mit Freudigkeit aufgenommenen Toast; hieran reihete nach kurzer Pause der großh. Steuerkommissär nach einer schönen Einleitung unserem Erbprinzen und dem ganzen regierenden Hause ein Lebehoch. Hr. Bürgermeister Kertell aber sprach in würdiger Kürze über den Zweck des Festes und schloß mit einem Toaste zu Ehren unseres neuen Kreisrathes, welcher hierauf in einer Rede seine Mission mit einer Klarheit darlegte, die jedem Zuhörer deutlich zeigen mußte, daß wir zum Troste so manches Aengstlichen an dem Ersatzmanne unseres Regierungsrathes Hrn. Wieger einen Würdigen gewonnen haben. Unser Naturdichter Maus, ein wohlhabender Landmann, las mehrere seiner für dieses Fest aufgezeichneten Impromptu's vor, welche zur allgemeinen Heiterkeit durch ihre zwanglose Artigkeit das Ihrige beitrugen. Schließlich muß ich dem Gastwirthe des englischen Hofes nicht nur wegen seines schönen Lokales, welches das einzige in unserm Kreise ist, so viele Gäste aufnehmen zu können, ein gebührendes Lob sagen, sondern auch der trefflichen Bewirthung rühmlich Erwähnung thun.

Hachenburg, 26. Dez.

In unserem freundlichen Nisterthale beginnt ein reges Leben. Die vor längeren Jahren von dem verstorbenen Hrn. Finanzrathe Drucker erbauten Eisen- und Drahtwerke, welche seit geraumer Zeit nicht mehr in Betrieb waren, sind durch die Bemühungen unseres achtungswerthen Landsmannes, des Hrn. Maximilian Drucker aus London, in die Hände einer englischen Actiengesellschaft käuflich übergegangen und soll, wie wir vernehmen, Hr. M. Drucker selbst sich sehr bedeutend bei diesem Geschäfte betheiligt haben. Die Gesellschaft beabsichtigt, großartige Etablissements in unserer Gegend zu errichten, und ist jetzt im Bauen eines Walzwerkes begriffen, welches im nächsten Jahre bereits in Betrieb gesetzt werden soll. — Wir wünschen diesem Unternehmen das beste Gedeihen, da dem Uebelstand unserer an Ackerbau und Viehzucht reichen, aber an Geldcirculation sehr armen Gegend durch solche ausgedehnte Fabrikanlagen allein abgeholfen werden kann, und wir fühlen uns gedrungen, dem Hrn. M. Drucker öffentlich unseren Dank für seine rastlose Thätigkeit, diese Entreprise in's Leben zu rufen, darzubringen. Wir können uns übrigens im Interesse besagter Gesellschaft nicht enthalten, derselben den auf Erfahrung gestützten Rath zu ertheilen, hiesige Sachverständige bei ihren vorzunehmenden Bauereien zuzuziehen, indem es sich schon öfter erwiesen hat, daß Ausländer in fremden Gegenden durch völlige Unbekanntschaft mit den Materialien und den climatischen Einwirkungen große, nur zu spät eingesehene Fehler gemacht und hierdurch enorme Verluste herbeigeführt haben.

Mehrere Bürger aus Hachenburg.

Darmstadt, 26. Dez.

Man spricht jetzt viel von einem Modell, welches der hiesige Mechaniker L. Anton gefertigt hat, um eine Idee, die er gelegentlich eines Gespräches am hiesigen Gewerbverein über die Möglichkeit, eine Eisenbahn über beträchtliche Anhöhen zu führen, gefaßt hatte, zu verwirklichen. Die Sache ist einfach und doch sehr wohl berechnet, indem das kleine Locomotiv, das freilich nicht durch Dampf, sondern von einer Uhrfeder in Bewegung gesetzt wird, die steilste Böschung von 40 Graden und mehr rasch auf Eisenschienen in die Höhe steigt. Ob früher schon ähnliche Ideen zum Vorschein gekommen, wissen wir nicht und eben so wenig, ob sich die Ausführung im Großen mit besonderm Gewinn bewähren wird; jedenfalls ist das erwähnte Locomotiv eine Erfindung des Hrn. Anton und verdient allerdings die Beachtung der Kenner, welche der Verfertiger nach seiner bekannten Bescheidenheit kaum in Anspruch genommen hat. .....r.

Theater-Anzeige.

Freitag, 30. Dezember. Letztes Konzert der jungen italienischen Violinspielerinnen Dem. Therese und Marie Milanollo. Vorher geht: Die eifersüchtige Frau, Lustspiel in 3 Akten, von Kotzebue. Mit aufgehobenem Abonnement.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publizität.

№. 360. Samstag den 31. December 1842.

Die Papageien und die Sternenträger.

Novelle aus den Zeiten des Interregnums.

(Fortsetzung und Schluß der zweiten Abtheilung.)

„Hört ihr die Mäuse von Basel pfeifen? Sie vermeinen den Kater zu fangen," wandte sich Graf Rudolph lachend zu seinem geringen Gefolge; denn das Getöse in der Stadt drang heraus bis vor das Thor, an welchem der Habsburger ruhig und heiter hinritt, als lebe er mit dem Bischof und den Papageien im besten Vernehmen. Da öffneten sich plötzlich die Thorflügel, und heraus fluthete die bewaffnete Bürgerschaft, den Bürgermeister an der Spitze. Rudolph ließ sie ganz nahe kommen, bis die Pfeile und Bolzen um ihn zu schwirren begannen. „Gebt die Sporen!" befahl er nun, und dahin jagte er mit seinen wenigen Reisigen wie eine vom Sturm gejagte Wetterwolke, das halbe bewehrte Basel dicht hinter ihm drein. Doch bald mußten die Fußgänger erschöpft zurück bleiben, und nur der Ritter Marschalk mit wenigen Berittenen konnte die Davoneilenden verfolgen. Das war's, was der Graf erwartete. Blitzschnell warfen die Verfolgten die Rosse herum und zeigten den Nachjagenden das Weiße im Auge; das Gefolge des Bürgermeisters wandte sich in scheuer Flucht; der aber jagte, unbekümmert darum, allein vorwärts, gerade dem Feinde entgegen.

„Laßt mich an diesem Kämpen meine Sporen verdienen, erlauchter Herr!" rief ein blondlockiger Jüngling, und warf das dunkle Flammenauge bittend auf den Grafen.

„Es sey Dir gewährt, lieber Junge," entgegnete der Graf freundlich; „versuche Dein Heil an ihm."

Der junge Kriegsgeselle flog mit eingelegter Lanze dem Baseler Ritter entgegen; wie Glas zersplitterte Beider Speer bei dem wohl aufgefangenen Stoß. Ein kurzer, aber furchtbarer Schwertkampf entspann sich jetzt zwischen dem schlanken Jüngling und dem kräftigen Manne. Der Ritter hatte seine Kampfgeübtheit und seine Stärke für sich, der Jüngling seine jugendliche Behendigkeit und seine besonnene Kühnheit und Verwegenheit; wie Blitze fielen die Streiche des Bürgermeisters; flink und geschickt parirte sie sein Gegner. Plötzlich gab Ritter Marschalk durch eine fehlerhafte Wendung eine Blöße, und in demselben Augenblick drang ihm des Blondgelockten Schwert durch den Helm tief in das Haupt, daß er todt vom Roß herab sank. Ein furchtbares Geschrei der eben anlangenden Baseler erhob sich bei dem Fall ihres Bürgermeisters. Doch auch um die Freiheit des tapfern Jünglings war es jetzt geschehen; er war umringt und bügellos gemacht, ehe er noch Zeit gewann, sein Roß zur Flucht zu wenden. Graf Rudolph vermochte ihn nicht mehr aus dem ergrimmten Volkshaufen heraus zu hauen, und mußte mit seinen wenigen Reisigen davon jagen, um nicht selbst gefangen zu werden. Dem jungen Kriegsmann, ermattet und von dem schrecklichen Kampf noch ganz außer Athem, blieb nichts übrig, als sich zu ergeben.

„Haut ihn nieder! Reißt ihn in Stücke! Bindet ihn an einen Roßschweif und schleift ihn so zur Stadt!" schrie der tobende Haufen durcheinander, und schon drängten sich Etliche herbei, ihre Worte zu verwirklichen.

„Halt! Keiner wage, diesen Gefangenen zu verunglimpfen, wenn er nicht auf der Stelle des Todes seyn will!" rief der herbeieilende Achtbürger Heinrich von Gundolzdorf, und deckte den Bedrohten mit seinem Schwert. „Er hat einen ehrlichen Kampf gefochten, und daß unser wackere Bürgermeister ihm erlag, darüber laßt uns trauern und klagen; aber deshalb keine Unbill an dem Sieger üben. Laßt uns vielmehr diesen jungen Gesellen und diese Leiche nach der Stadt führen und vernehmen, was unser Herr, der Bischof, befiehlt."

Der Gefangene wurde gänzlich entwaffnet und auf seinem Roß festgebunden, damit ihm das Entrinnen unmöglich werde; dann setzte sich die bewaffnete Bürgerschaft nach der Stadt zurück in Bewegung. Als sie in das Thor einzogen, wogten dichte Volksmassen in den Gassen, welche nach dem Rathhaus führten. Die Männer brüllten unzählige Verwünschungen dem Gefangenen nach, als sie von dem Unfall ihres tapfern Bürgermeisters Kunde bekamen; die Frauen aber und Jungfrauen blickten mitleidig auf den schönen Jüngling, welcher muthmaßlich einem bösen Geschick entgegen ritt. Auf dem Rathhaus angekommen, empfing Heinrich von Gundolzdorf den Befehl, seinen Gefangenen allsogleich auf die Pfalz vor den Bischof zu führen. Bald darauf stand der habsburgische junge Kriegsmann vor dem geistlichen Fürsten und der versammelten Ritterschaft.

„Du hast mir einen meiner treuesten Dienstmannen erschlagen, Habsburger, und ich könnte dafür Blut um Blut von Dir fordern," redete der Bischof mit funkelndem Blick ihn an; „doch ich will Dir Gnade widerfahren lassen unter einer Bedingung, ob Du gleich der gottlose Diener eines noch gottlosern, wider die Kirche wüthenden, Fürsten bist."

„Unter welcher Bedingung wollt Ihr mir Gnade gewäh-

Digitized by Google

ren?" fragte unerschrocken der junge Mann, und ließ ruhig seine Blicke über die Versammlung der Edlen streifen.

„Daß Du mir unverhohlen Kunde von den Anschlägen Deines Grafen giebst, in so weit Du davon Kenntniß hast; wo des Grafen Hauptlager ist, und wie stark seine Heerhaufen sind."

„Wenn Ihr das wissen wollt, hoher Herr, dann laßt mich immerhin Eure Ungnade treffen; ich bin ein treuer Diener meines Herrn und kein Verräther," entgegnete freimüthig der Gefangene.

„Du bist Deinem Herrn keine Treue mehr schuldig. Wir haben in göttlicher Vollmacht das Anathem über den Grafen von Habsburg ausgesprochen," war des hohen Prälaten salbungsvolle Erwiederung.

„Nun, wenn Ihr mich auch meiner Treue entbindet, hochwürdigster Herr, so will ich sie ihm doch redlich und aus freiem Willen bewahren."

Mehrere der anwesenden Ritter neigten beifällig das Haupt, und selbst der Bischof war unschlüssig, welchen Weg er mit dem Unerschütterlichen einschlagen sollte. Da öffnete sich die Thüre, und ein Edelknecht brachte dem Bischof ein Schreiben, welches ein Herold am Thore der Stadt abgegeben hatte. Der Bischof entfaltete es und las.

„Dem Grafen scheint viel an diesem Knecht zu liegen," wandte er sich an seine Vasallen; „er droht mir, jedes Haar, das auf seinem Haupt gekrümmt würde, meinen gefangenen Neffen von Rötelheim zehnfach entgelten zu lassen."

„Ha! das dachte ich mir, daß der edle Graf mich nicht verlassen würde!" rief der junge Gefangene freudig.

„Wer bist Du denn, daß der Graf so viel Aufhebens von Dir macht?" fragte der Bischof jetzt mit Stirnrunzeln. „Du bist wohl mehr, als für was ich Dich bis jetzt Deinem schlichten Ansehen nach hielt?"

„Ich bin das, für was Ihr mich gehalten habt, ein schlichter Edelknecht des Grafen."

„Euer Namen?"

„Ich heiße Siegfried Mönch von Mönchenstein."

Die dritte Abtheilung der vorstehenden Novelle war nicht mehr im laufenden Jahrgange unterzubringen, und wird in den ersten Nummern des Jahrgangs 1843 folgen.

William Howitt's Besuch bei Uhland.

In W. Howitt's kürzlich erwähnten Buche über Deutschland, aus welchem wir nach dem Mag. f. d. Lit. d. Ausl. die kurze Charakteristik Dannecker's und Schwab's mitgetheilt, berichtet derselbe in ähnlicher Weise über einen Besuch bei Uhland. „In Tübingen", sagt er, „das so viele der berühmtesten Männer Deutschlands erzog und in den stürmischen Zeiten des Landes manche Belagerung und manchen Sturm aushielt, lebt Uhland, einer der ältesten und besten lyrischen Dichter seines Volkes. Er hat niemals die Heimath lange verlassen; seine Art und Weise ist derb, und zwar ist dies um so bemerkenswerther bei einem Manne, der sich in der würtembergischen Kammer als ein freimüthiger Redner und als Vertheidiger der liberalsten Grundsätze ausgezeichnet hat. Eben in Folge seiner sehr liberalen politischen Ansichten hat er sich sowohl von der Kammer als vom Lehrstuhle der Universität zurückgezogen, und da er ein ausreichendes Vermögen besitzt, so widmet er sein Leben der glücklichsten und einer der edelsten Beschäftigungen des Lebens, der Dichtkunst. Ein witziger Landsmann sagte von ihm, Uhland sey eine echte Nachtigall, die man hören, aber nicht sehen müsse. Doch das ist wohl zu hart. Obgleich im Aeußeren mehr als schlicht und etwas unruhig in seinen Bewegungen, vergißt man diese Dinge doch sehr bald in dem Enthusiasmus geistiger Unterhaltung. Er wohnt in einem Hause auf der Bergseite, von wo man auf der Straße nach Ulm die Neckarbrücke übersieht. Oben liegt sein herrlicher Garten nebst Weinberg, und hier hat man eine vollständige Aussicht auf die entfernten schwäbischen Alpen, die innerhalb ihrer sich durchkreuzenden Linien eine der reichsten, schönsten und belebtesten Landschaften des heiteren Schwabenlandes einschließen. Seine Frau, eine sehr freundliche Dame, kam aus dem Garten mit ihrem Arbeitskorb, in welchem eine englische Ausgabe von Milton's Verlorenem Paradiese lag, worin sie eben gelesen hatte. Die beiden Gatten sind kinderlos, doch haben sie einen hübschen Knaben als Pflegesohn adoptirt. Uhland scheint hier ein sehr glückliches, unabhängiges Leben zu führen, glücklich in seiner liebenswürdigen sehr gebildeten Frau, die seinen Genius ungemein bewundert, und so recht mitten in seinem Geburtslande, welchem er, wie alle Schwaben, sehr zugethan ist, während er in ganz Deutschland eines großen und gesicherten Rufes sich erfreut."

Mannichfaltigkeiten.

(Baden, 20. December.) Heute in der Abenddämmerung zwischen vier und fünf Uhr war südwestlich von Baden etwa fünf Minuten lang eine ungewöhnlich große, feurige, blutrothe Lufterscheinung sichtbar, und wurde von den zahlreichen Eisenbahnarbeitern, Fuhrleuten, Reisenden und vielen in dortiger Gegend im Freien beschäftigten Personen bemerkt. Das ungewöhnliche Meteor mochte etwa 400 bis 600 Fuß über der Erde schweben, hatte die täuschend ähnliche Form eines ausgespannten Luftballons mit Schiff und Flagge, alles scharf begränzt und blutroth. Ersteres war durch einen starken Streifen mit der ballonartigen obern Hälfte verbunden; die Flagge erschien in östlicher Richtung, gegen 20 Fuß lang, und die Größe der übrigen Erscheinung mochte 15 bis 20 Fuß betragen.

(Ueber den Zweikampf.) Der Rector der Würzburger Universität, Doctor Nector, gedachte in seiner Antritts-Rede auch des Zweikampfes, dieser tragischen Seite des geselligen Universitätslebens, dieses Ausfluß-Ueberrestes einer längst vergangenen Zeit und nur durch verkehrte Vorstellungen vom Punkte der Ehre noch festgehalten. In letzter Beziehung ward gesagt: Ohne Zweifel ist die Todesverachtung eine große Tugend, aber nur wenn sie einen edlen, großen Zweck zum Ziele hat. Allein bei den Studirenden drehe sich diese Sache um den sogenannten Ehrenpunkt; Ehrhaftigkeit in der wahren Bedeutung des Worts werde zwar von jedem angestrebt; die unter Studirenden so häufig herrschenden Ansichten von Ehre da-

Digitized by Google

gegen ſeyen irrthümlich und hielten jedenfalls die ſtrenge Kritik nicht aus, abgeſehen davon, daß die Frage unbeachtet bleibe, ob der Zweikampf das rechte oder gar das einzige Mittel ſey, die Ehre zu ſchützen. Jedenfalls wären Ehrenſachen bei gebildeten Völkern durch den Zweikampf weder ausgeglichen worden, noch wäre es gegenwärtig allenthalben der Fall. Die Ehrenkränkung gehöre jedenfalls in die Klaſſe der Rechtsverletzungen, Niemand könne dabei als Richter und Partei erſcheinen; es ſey vernunftwidrig, unſittlich und dem Rechte entgegen, dabei von einem ſtillſchweigenden gegenſeitigen Vertrag ausgehen zu wollen. Worauf beruht alſo, ruft der Redner aus, der Zweikampf? Er beruht auf Vorurtheilen, Verkehrtheit der Begriffe, auf falſchem Ehrgeiz. Man erblickt etwas Großes darin, ſich zu ſchlagen, Blut und Leben für den ſogenannten Ehrenpunkt einzuſetzen. Die Sache hat einen beſondern Reiz, weil die Mehrzahl der Menſchen dieſes nicht thun kann, oder will. Man glaubt ein Vorrecht zu haben, ſich vor jenen auszuzeichnen, welche ihre Händel gerichtlich oder friedlich beizulegen ſuchen. Muth und Thatkraft ſind löblich, aber, gegen ſich ſelbſt und eigenmächtig gegen andere mißbraucht, widerrechtlich und unchriſtlich. Wie iſt es möglich, noch ſolchen barbariſchen Sitten zu begegnen, wo die Schläger für Beweiſe gelten, alſo Tödtung den höchſten Grad deſſelben liefern müßte, in Mitte von Räumen und Anſtalten, welche für die höchſte Ausbildung beſtimmt ſind? Fürwahr, dieſe momentane Wildheit, fährt er fort, wirft einen düſteren Schatten auf die Sitten unſerer Zeit, die vorzüglich durch das Chriſtenthum geheiligt und gereinigt ſeyn ſollten. Während die wichtigſten Angelegenheiten der Mächte, ohne an die Gewalt des Schwerts zu appelliren, auf ruhig völkerrechtlichem Wege beigelegt werden, wollen unbedeutende Prätenſionen aufbrauſender Charaktere ſich in das ordnende Geſetz nicht fügen, die Unſitte der Gewalt und Rohheit ſoll im ſonſt geſetzlichen Staat geſetzgebend und vollziehend fortwirken! Das iſt zu verkehrt, zu unvernünftig. Es kann nicht bleiben, es muß fallen, wie alles Verkehrte, Böſe und Vernunftwidrige. Mögen dieſe Worte, wie die Schlußbemerkung, daß Wiſſenſchaft und gute Sitte Hand in Hand bei den Studirenden ſtets wandeln mögen, die erwünſchten Früchte tragen.

(W. Z.)

(Lyon, 20. Dec.) Geſtern hat der Proceß Beſſon-Marcellange vor unſern Aſſiſen bei überfüllteſtem Saale begonnen. Hr. v. Marcellange in der Auvergne wird eines Abends auf ſeinem Landgute im Zimmer mitten unter ſeinen Leuten ſitzend von unſichtbarer Hand erſchoſſen. Beſſon, ein von ihm entlaſſener Bedienter, der früher einen tyranniſchen Einfluß in dem Hauſe ausgeübt hatte, iſt als des Mordes verdächtig angeklagt und zum Tode verurtheilt. Das Urtheil wird wegen Formfehler umgeſtoßen und Beſſon erſcheint von neuem vor den Aſſiſen. Es ſcheint, daß Hr. v. Marcellange ſeit lange in Uneinigkeit mit ſeiner Frau und dieſe in einem geheimen Verſtändniß mit Beſſon lebte. Der Advocat Bac, aus dem Proceß der Lafarge ſo bekannt geworden, vertritt die Familie Marcellange. Die Frau von Marcellange wird von aller Welt, ſelbſt von ihren hieſigen Bekannten und auch wohl Verwandten, als Mitwiſſerin oder gar Anſtifterin des Mordes angeſehen. Sie iſt in England. Ihre Verwandten bekennen gegen Jedermann, daß, wenn ſie ſchuldig iſt, ſie lieber ihren Tod wünſchten, als ſie feiger Weiſe einen Menſchen aufopfern zu ſehen, der nur ihr Inſtrument war. Das ſcheint man ihr auch geſchrieben zu haben, aber ohne Erfolg. Hätte dies Verbrechen eines Gattenmordes in einer der älteſten Familien ſeine Richtigkeit, ſo wäre es weit verdammlicher als das der Lafarge, deren Mann keinen ſo guten Ruf hatte als Hr. v. Marcellange. In unſern höchſten Familien, ſo wie im tiefen Volke läßt der Proceß China, Barcelona und England vergeſſen. Die Verworfenheit des menſchlichen Herzens hat auch in der reinſten Bruſt eine vibrirende Saite. Man ſchaudert, wie Shakſpeare, wenn man Alles bedenkt, deſſen man fähig ſeyn könnte!

(Mainz, 27. Dec.) Vorgeſtern verbreitete ſich hier das Gerücht, das von ſeinen Eltern ſo ſchändlich mißhandelte Kind, wodurch der bekannte Zuchtpolizeigerichtsfall hervorgerufen wurde, ſey geſtorben. Dieſe Nachricht wurde mit tiefem Schmerze von allen denjenigen aufgenommen, die dem unglücklichen Kinde freundlich zugethan ſind, und man darf ſagen, daß das die ganze Mainzer Bevölkerung iſt. Das Gerücht beruht auf etwas Wahrem. Einige Verwandte dieſes unnatürlichen Vaters verfügten ſich nämlich zu der braven Frau, welche jetzt das Kind zu ſich genommen hat und Mutterſtelle bei ihm vertritt, mit dem Anſinnen, ſie möchte das Kind nicht ſo oft in die Oeffentlichkeit bringen, weil bei ſeinem Anblicke das Publikum immer mehr aufgeregt würde. Als das Kind dieſe ihm wohlbekannten Perſonen anſichtig wurde, wurde ihm vor Schrecken unwohl; das Kind glaubte, ſie wollten es wieder in's väterliche Haus bringen. Das Unwohlſeyn war aber von keiner Bedeutung, und das merkwürdige Kind, das ſo viel erduldete, iſt jetzt friſch und geſund. Einen Beweis, wie groß die Theilnahme bei der hieſigen Bevölkerung für dieſes Kind iſt, giebt noch der Umſtand, daß ihm am Vorabende des Chriſtfeſtes von verſchiedenen Seiten anonyme Geſchenke aller Art zugeſchickt wurden, ein Mal, um es aufzuheitern, und dann, um ihm die Ueberzeugung beizubringen, daß es wohl unnatürliche Eltern, aber um ſo mehr Freunde und Beſchützer habe.

Das Mainzer Theater.

Mainz, 26. Dez.

Die Darſtellungen auf der hieſigen Bühne boten im Laufe des nun zu Ende gehenden Monats manches Intereſſante und mitunter auch ſehr Gediegenes dar. Das Haus war jeden Tag beſucht und öfters überfüllt; die Direktion, durch dieſe günſtige Stimmung des Publikums ermuntert, läßt es ſich angelegen ſeyn, zu leiſten, was man von einer Bühne, die keiner namhaften Unterſtützung von oben ſich erfreut, zu erwarten berechtigt iſt. Die Oper ſteht immer noch in vorzüglicher Gunſt; ebenfalls großen Beifall gewannen zwei neue Luſtſpiele und ein Drama. Eines der erſteren, „Doktor Weſpe“, ein Preisſtück von Roderich Benedix, wurde zweimal kurz hintereinander gegeben und war jedesmal außerordentlich beſucht. Die Anlage des Stücks, die feine Satyre, die Verwicklungen, die nicht zu Athem kommen laſſen, erwecken das lebhafteſte Intereſſe. Hr. Döbbelin gab den Helden des Stücks; ſein launiges Spiel, die Copie eines gewiſſen Doktorgenie's in Sprache, Gang und Manieren erhielten glänzenden, anhaltenden Beifall. Die Scene, wo Eliſabeth, Thekla und Theudolinde, Tochter, Nichte und Schweſter des Herrn von Zündorf den auf dem Schuldthurm ſitzenden Doktor Weſpe zum Gatten begehren, iſt köſtlich. Das andere Luſtſpiel, das beſondere Erwähnung verdient, iſt „der Pariſer Taugenichts“, nicht ſowohl wegen der Originalität des Stücks, ſondern weil Hr. Kunſt, der ausgezeichnete Mime, der uns mit einem Gaſtrollen-Cyclus erfreuen wird, darin zum Erſtenmale auftrat; er gab den General Graf Ro-

Digitized by Google

ren mit einer Wahrheit, Kraft und Sicherheit, die ihm den glänzendſten Beifall verſchafften. Er wurde zweimal gerufen und die Worte des Willkomms, die er dabei ſprach, gewannen ihm alle Gemüther. Drei Tage ſpäter wurde das Drama aufgeführt, von dem wir ſprechen wollten, „Hedwig die Banditenbraut“ von Körner, ein Stück, worin unſere M. Fürſt ſo ſehr gefällt. Kunſt gab den Jäger Rudolph mit demſelben Beifalle, unter derſelben Auszeichnung, wie ſolche ihm in dem Pariſer Taugenichts geworden. Das Publikum ſtellte Vergleiche an zwiſchen den Verſchiedenheiten der beiden Charaktere, zwiſchen dem des ehrlichen Generals Morin und jenem des Böſewichts Rudolph, die, mit ſo viel Wahrheit von einer und derſelben Perſon gegeben, eine Vielſeitigkeit des Talents und der Ausbildung beurkundeten, wie ſie ſich ſelten beiſammen finden. Das Talent und die Befähigung des Hrn. Kunſt zum Charakter- und Heldendarſteller ſind zu ſehr anerkannt, als daß es weiterer Auseinanderſetzungen bedürfte; wohl findet auch er manche Anfeindungen und Neider, aber was benimmt das dem Eindrucke, den er bei ſeinem Auftreten auf das große Publikum macht? Was ſchadete ihm noch neuerlich die von gewiſſen Perſonen in Köln weniger gegen ihn, als vielmehr gegen die dortige Theaterdirektion gerichtete Kabale? Während Kunſt mit Wohlwollen überhäuft wurde, vernahm man nur Mißfallsäußerungen gegen die, welche man für ſeine Widerſacher hielt. Hr. Kunſt verläßt uns vorläufig, um auf der Bühne zu Heidelberg zu gaſtiren, und ſo hoffen wir ihn alsdann wieder nach Mainz zurückkehren zu ſehen. — Unter den gegebenen Opern nennen wir „die Stumme“; Hr. Lehmann, vom Stadttheater in Hamburg, ſang den Maſaniello mit Beifall, Mad. Ernſt, Elvira, und Hr. Peretti, Alphonſo, gefielen; Hr. Beneſch, Lorenzo, war, wie gewöhnlich, nicht bei Stimme. „Don Juan“; Hr. Jaskewitz, vom Hoftheater in Wiesbaden, gab die Titelrolle ſehr gut; er hat ſeit ſeiner Abreiſe von hier viel gewonnen und wurde gerufen. Mad. Ernſt, Dem. Holzhäuſer und Dem. Wettläufer, Donna Anna, Donna Elvira und Zerline, zeichneten ſich aus. Des größten Beifalls erfreute ſich jedoch die Aufführung der „Zauberflöte“ am verfloſſenen Donnerſtage, die man die gelungenſte von allen in dieſer Saiſon bis jetzt gegebenen Opern nennen konnte. Hr. Eſſer, welcher zum Erſtenmale dirigirte, wurde auf's freundlichſte empfangen. Für das Publikum war dieſe Vorſtellung ein wahrer Genuß und man ſieht ihrer baldigen Wiederholung ſehnlichſt entgegen. Mad. Ernſt, als Königin der Nacht, ſtand in Beziehung auf den Vortrag ihrer beiden großen Arien oben an. Das Duett zwiſchen Papageno und Papagena mußte nach ſtürmiſchem Applauſe wiederholt werden. Hr. Eſſer dirigirte ohne Prunk und ohne ſich bemerkbar machen zu wollen. Möchte uns das bevorſtehende neue Jahr recht bald die Aufführung der Hugenotten bringen, die, wie wir vernehmen, Hr. Eſſer dermalen mit dem Opernperſonale einſtudirt.

Frankfurter Theater.

Es iſt und bleibt jedenfalls eine erfreuliche Erſcheinung, daß ſich ſeit einer Reihe von Jahren viele unſerer jüngeren, mit gediegener Bildung und mit Geiſt ausgeſtatteten Schriftſteller und Dichter dem Drama und der Bühne zugewendet haben. Ihren Beſtrebungen iſt es einerſeits gelungen, dem leidigen und überhäuften Ueberſetzungs-Fabrikweſen Schranken zu ſetzen und den deutſchen Theatern in ihrer Noth und Armuth etwas unter die Arme zu greifen, andererſeits kann man ihnen das Verdienſt nicht abſprechen, daß ſie die Vorzüge eines intereſſanten und mitunter geiſtreichen Dialogs, einer poetiſchen Verſification und mancher feineren Nüancirung geltend gemacht haben. Wenn wir ihnen übrigens nur wenig Dramen verdanken, die als Ganzes und hinſichtlich einer anziehenden Handlung, conſequenten Charakteriſtik und gleichmäßigen Ausführung befriedigen und für die Dauer auf den Repertoiren ſich erhalten können, ſo dürfen wir nicht unbeachtet laſſen, daß Vorzügliches immer ſelten und daß von allen Dichtungsarten die dramatiſche die ſchwierigſte iſt. Gerne wird man daher mit Billigkeit urtheilen, aber auch eine gleiche gegen Andere von dieſen unſern jüngern Bühnendichtern erwarten. Solche Billigkeit wird von ihnen und ihren Schildträgern häufig außer Acht gelaſſen und ſie wollen oft für Diamanten ausgeben, was dieſen doch nur wenig gleich kommt. Die Erfolge müſſen und werden hier entſcheiden. Den Theaterdirektionen muß man dafür Dank zollen, daß ſie es nicht unterlaſſen, die beſſern Stücke der genannten Dichter in Scene zu ſetzen, aber man darf es ihnen auch nicht zum Vorwurf machen, wenn ſie nach ſolchen Stücken greifen, welche das größere ſchauluſtige Publikum anziehen und der Kaſſe pecuniäre Vortheile bringen. Zu dieſen gehören vor allen die Dramen der Mad. Birch-Pfeiffer. Wir wollen den Werth derſelben nicht überſchätzen und ihnen keinen Rang auf dem Gebiete der Literatur anweiſen, aber Bühnenkenntniß und das Talent, Effekte zu erzielen und dem Darſteller Spielraum für ſeine Wirkſamkeit zu vergönnen, ſind ihr nicht abzuſprechen und dieſen Vorzügen iſt es zuzurechnen, daß ihre Arbeiten auf allen Theatern feſten Fuß gewonnen haben. Das von ihr nach Bulwer bearbeitete Schauſpiel — Nacht und Morgen — iſt auf unſerer Bühne bereits zweimal gegeben und mit entſchiedenem Beifall aufgenommen worden. Die ſchwierige Aufgabe, die mannigfaltigen Begebenheiten und Verwickelungen eines dreibändigen Romans in dramatiſche Handlung umzugießen, die große Anzahl der im Roman erſcheinenden Charaktere im Drama paſſend unterzubringen, die überraſchenden Effekte und Situationen Bulwer's beizubehalten, hat Mad. B.-P. im Ganzen mit glücklichem Erfolge gelöſ't, wobei ihr freilich kein anderes Verdienſt, als das der Umformung, die mit geſchickter Hand vollendet worden, bleibt. Erfindung, Charaktere und ſelbſt der größte Theil des Dialogs gehören nicht ihr, ſondern dem engliſchen Novelliſten an. Wer Bulwer's höchſt intereſſantes und treffliches Werk — Nacht und Morgen — geleſen, für den wird die B.-P'ſche Umſchmelzung freilich manches Lückenhafte und Zerſtückelte zeigen; wer aber das Original nicht kennt, dem wird das nach ihm zugeſchnittene Schauſpiel einen unterhaltenden Theaterabend bereiten. Höhere Anforderungen darf man hier nicht ſtellen und die ſchriftſtelleriſchen Arbeiten der Verfaſſerin gehören weniger in's Bereich literariſcher Beſprechung, als in dasjenige einfach referirender Theaterberichte, weßhalb wir eine detaillirte Kritik genannter Novität unterlaſſen zu dürfen glauben.

Die Aufführung von Nacht und Morgen war eine ſehr gelungene. Sowohl auf die äußere ſceniſche Ausſtattung, namentlich auf die Falſchmünzerei im dritten Akte, als auch auf die Darſtellung der verſchiedenen Rollen und das Zuſammengreifen derſelben war die löblichſte Sorgfalt verwendet. Hr. **Meck** (Lord Lilburne) gab ein engliſches Lebens- und Originalbild. Die Herren **Balſon** (Philipp Beaufort) und **Lußberger** (Gavetty), **H. Schneider** (Artur) und **C. Schneider** (Lord Robert), **Weidner** (Virale) und **Grahn** (Beaufort) und die Damen **Lindner** (K. Morton), **Frühauf** (Eugenie) und **J. Hofmann** (Sidonie) führten uns die darzuſtellenden Charaktere lebendig und effektvoll vor; an lebhaftem Beifall fehlte es nicht und die Herren **Lußberger**, **Meck**, **Batſon** und Mad. **Frühauf** wurden in den Zwiſchenakten und am Schluſſe gerufen. Die Novität wird nicht ermangeln, ein Kaſſenſtück zu werden und noch manche Wiederholung zu erleben.

W.

Dank dem Einſender des Artikels in der Didaskalia Nro. 358: „Ueber das Stehen der Frauen im Schauſpielhauſe zu Frankfurt“ für den guten Rath des Ausrufes: „**Platz den Frauen!**“ Der Einſender dieſes iſt feſt überzeugt, daß ein ſolcher Ausruf nur einigemal ſtatt zu finden braucht und die bereits ſitzenden Frauenzimmer werden durch nur weniges Zuſammennehmen ihrer Mäntel oder Hüte einem andern Frauenzimmer einen Platz neben ſich einräumen können.

(Ein es mit dem Intereſſe der Theater-Direktion und ſich ſelbſt Gutmeinender.)

Theater-Anzeige.

Samſtag, 31. Dez. **Othello, der Mohr von Venedig.** Oper in 3 Abth., Muſik von Roſſini. (Gaſtrolle) Othello: Hr. **Klein**, vom Theater zu Breslau.

Redakteur: J. L. Heller. — Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google